Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Illustr. Konversations-Lexikon. VIII.

Wien aus der Vogelschau.

# Illustrirtes

# Konversations-Lexikon für das Volk.

---

Achter Band.

T—Z.

Zum achten Bande gehören als Extrabeigaben: ein Irisfarbenbild sowie sechs Tonbilder (12 Tafeln), und zwar

| | zu Spalte: |
|---|---|
| Titelbild, Tafel CXVIII. **Wien aus der Vogelschau** (Irisbild). | |
| Tafel CVI. CVII. **Hauptgruppen der Thiere. Vögel** | 199—203. 762—765 |
| „ CVIII. CIX. **Thüringen** | 232—237 |
| „ CX. CXI. **Tirol** | 266—270 |
| „ CXII. **Waffen** | 826—828. 900 |
| „ CXIII. CXIV. CXV. **Wappen der hauptsächlichsten Staaten der Erde** | 826—828. 900 |
| „ CXVI. CXVII. **Wien** | 1108—1133. |

---

Ausserdem gelangen mit diesem Bande die letzten Karten des als Gratis-Beigabe versprochenen geographisch-statistischen Atlas zur Ausgabe, und zwar

1. **Die wichtigsten Rohprodukte der Erde,** besonders Weizen und Baumwolle, sowie andere Getreidearten, Kolonialprodukte, Faser- und Webstoffe. Von Prof. Dr. Otto Delitsch. (Doppelformat.)

2./3. **Oestliche und westliche Halbkugel.**

4. **Verbreitung der Pflanzen auf der Erde.** Von Prof. Dr. Otto Delitsch. (Doppelformat.)
5. Die **Mineralschätze der Erde** und ihre Ausbeutung. — Weltverkehrskarte, kontinentale Eisenbahnen, Seepostkurse und Telegraphenlinien 1879. Von Prof. Dr. Otto Delitsch. (Doppelformat.)
6. Die **Rassen** und **Völker der Erde.** Von Prof. Dr. Otto Delitsch. (Doppelformat.)
8. **Industrie- und Kohlenkarte von Mitteleuropa.** Von Prof. Dr. Otto Delitsch. (Doppelformat.)
9. **Bevölkerungsdichtigkeit** und **Vertheilung der Sprachstämme von Mitteleuropa.** (Doppelformat.)
10. **Eisenbahnkarte von Mitteleuropa.** Bearbeitet von E. Winkler. (Doppelformat.)
11. **Europa.**
12. **Deutsches Reich.**
13. **Nordöstliches Deutschland.**
14. **Südwestliches Deutschland.**
15. **Nordwestliches Deutschland, Niederlande und Belgien.**
16. **Oesterreichisch-Ungarische Monarchie.**

# Illustrirtes Konversations-Lexikon.

Vergleichendes

Nachschlagebuch für den täglichen Gebrauch.

Hausschatz

für das deutsche Volk und „Orbis pictus“ für die studirende Jugend.

## Achter Band.

## T—Z.

Nebst Namen- und Sachregister.

Leipzig und Berlin.

Verlagsbuchhandlung von Otto Spamer.

1880.

statisti

1. L
ur
d
(
2.
3.
4

5. Die
Weltve
und Te
at.)
Völker der Erde. ... Dr. Otto Delitsch. | 15. Nordwestliches ... B



Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

**T, t, T, t**, auch in den 2 ..., im deutschen Alphabet der 20., im griech. u. lat. sowie
gehört zu den ' ... Alphabeten der romanischen Sprachen der 19. Buchstab;
ihn hervorbrin... Verschlußlauten (Mutae), hinsichtlich des Organes, welches
Zahlzeichen be... gt, zu den Zahnlauten (Dentales, s. „Laut“). Als griech.
Abkürzung au... t deutet τ′ 300, ‚τ 300,000; als lat. T 160, T̄ 160,000; als
Titulus; auf r... röm. Münzen od. Inschriften den Namen Titus, auch
s. v. w. Tara; ... neueren franz. Münzen die Münzstätte Nantes; im Handel
... in der Musik Tenor od. Tutti.

**Taasinge** ... od. Thorsenge, eine dem Stammhause Thorsenge ge
hörige dänische ... Insel, 1¾ □M., liegt südlich von der Insel Fünen u.
wird daher de... Fünen'schen Inselgruppe, speziell dem Amte Svendborg
zugerechnet. T... das im Ganzen flache Eiland hat im 74,7 m. hohen Breg
ninger Kirchbe... rge im N. seine höchste Erhebung. Die Natur des Bodens
begünstigt Acke... rbau u. Viehzucht, die Hauptbeschäftigung der Bewohner, die
daneben auch S... chiffahrt u. Fischfang treiben. T. zerfällt in 3 Kirchspiele;
größter Ort ist ... das Schifferdorf Trönse, 700 E., mit Schiffswerften.

**Tabägo** (e... ngl. Tobago), eine der Kleinen Antillen, speziell zu den
Windward Isl... lands gehörig, im Besitze der Engländer, 6 M. nordöstlich
von Trinidad, ... 5,65 □M. mit 17,901 E. (1875), von denen kaum 1%
Weiße, die U... ebrigen christliche Farbige u. Neger sind. Der nordöstl.
Theil steigt ste... l aus dem Meere bis über 600 m. Höhe empor u. ist der
gebirgigste, der ... r südwestliche senkt sich nach dem Meere u. läuft in der
„Sandspitze“ ... us. Die Küste hat mehrere schöne Baien, das fruchtbare
Hügelland des ... Inneren bringt herrliche Orangen, Feigen u. Trauben
hervor, auch d... e Viehzucht ist nicht unbedeutend. Doch ist das Klima für
Europäer verd... erblich. Hauptprodukte u. Ausfuhrartikel sind die Nüsse
der Kokospalme, Zucker, Melasse u. Rum; die Ausfuhr betrug 1875:
92,000 Pfd. S... terl., die Einfuhr, bes. Getreide, Mehl, Fleisch u. Holz,
68,000 Pfd. St... erl., der Schiffsverkehr ohne den Küstenhandel 18,000 Tons.
Bekannt sind ... die sog. Tabagorohre, Spazierstöcke von den Bactris-
arten in Westin... dien u. Columbien. Die Regierung wird von einem un-
mittelbar von ... der britischen Krone abhängigen Gouverneur, einem Rathe
u. einer Repräs... entantenkammer geleitet. Die Einnahmen betrugen 1875:
12,000 Pfd. S... terl., die Ausgaben 10,000 Pfd. Sterl. T. hat 2 Stationen
der Herrnhuter ... Die Hauptstadt Scarborough an der Südostküste mit
ca. 3000 E. h... t einen guten Hafen. Das Fort King George liegt auf
dem 137 m. h... ohen Georgehill. An gleichnamigen guten Ankerplätzen
liegen Courla... nd u. Rockly. — T. wurde von Columbus auf der dritten
Reise 1498 ent... deckt, 1632 von Holländern besiedelt, die aber nach längerem
Kampfe den S... paniern wieder weichen mußten, war 1677–1763 u. 1783
bis 1793 in fr... anz., 1763–83 u. 1793–1814 in engl. Händen u. wurde
im Pariser Fr... ieden formell von Frankreich an England abgetreten.

**Tabak** (Ni... cotiana), Pflanzengattung der Kartoffelgewächse od. Sola-
naceen, mit kra... utigem od. holzartigem Stengel u. großen wechselständigen
Blättern von e... iförmiger od. auch zugespitzter Form, welche durch Drüsen-
haare mehr od. weniger klebrig sind; mit rothen od. gelben Blumen, die
eine Rispe bild... end, aus einem fünfspaltigen Kelche über denselben röhren-
förmig u. fünfz... ipfelig hinausragen, 5 Staubgefäße u. einen Griffel haben,
endlich mit e... iner zweifächerigen, vielsamigen weichen Kapselfrucht.
Sämmtliche A... rten, von denen einige bes. in der Blumenrispe einen
sehr beizenden Saft entwickeln, sind mehr od. weniger giftig, indem
sie, schon an sich widerwärtig u. betäubend riechend, zwei narkotische
Stoffe in sich beherbergen: das Nicotin (s. d.) u. das Nicotianin.

Die Tabaksarten gehören meist der tropischen od. wärmeren Zone Ame-
rika's an: Mexiko, Peru, Chili, Brasilien, Cuba, Argentinien u. den
südl. Verein. Staaten, aber auch das Kapland, Südchina, Neuholland ꝛc.
sind Länder ihres Vorkommens. Sie werden fast sämmtlich zur Be
reitung narkotischer Genußmittel gepflegt, soweit sie Sommergewächse,
also Stauden sind; von den holzartigen wird nur N. fruticosa in Süd
asien u. am Kap gebaut. Zu unterst in der Reihe dieser wichtigen Kultur
pflanzen steht der Bauerntabak (N. rustica), mit eiförmigen u. blasigen,
sehr klebrigen Blättern u. rundlichen gelben Blumengipfeln, stammt aus ...
Amerika u. ist eine der nicotinreichsten Arten, welche trotzdem selbst ... dem
Deutschland u. im Orient gebaut wird. Weit edler ist der gemeine ...
virginische T. (N. Tabacum) mit meist zugespitzten Blättern, ab... schon seit
mit rothen, tief eingeschnittenen Blumen, eine Art, welche gegenw... oten u.
in mehreren Spielarten am häufigsten zur Kultur gelangt. Noch ... Pfund,
steht der Maryland-T. (N. macrophylla *Spr.* od. N. latissima ... je nach
auch wol Baumknaster genannt, der dem vorigen sehr nahe verwa... T. sind
aber bei größeren Blättern weniger tief eingeschnittene, rothe Blume ... schnittlich
Diese drei Arten werden bei uns sowie in Amerika fast ausschli... ber auch
gebaut, soweit es sich um Fabrikationszwecke handelt. Es giebt aber ... Anbau
eine große Anzahl von Arten, die auch theilweise in manchen Län... Tabak
als Genußmittel kultivirt werden. So liefert z. B. der Missouri... um der
(N. quadrivalvis) in seinen Blumen einen wohlriechenden T.; der aro-
matische T. von Schiras in Persien stammt von dem pers. T. (N. Per-
sica); der südamerikanische Jungfern-T. von N. paniculata, der
Soldaten-T. von N. glutinosa. In Brasilien baut man auch noch
N. Brasiliensis u. N. sanguinea; auf Cuba N. repanda, im andia
nischen Südamerika N. Loxensis, andicola u. undulata, in Argenti
nien N. viscosa, in Asien N. Asiatica sowie N. Chinensis, der auf
den Sundainseln u. in Südchina vorkommt: der sicherste Beweis, daß
sämmtliche Arten in ihren Eigenschaften sich mehr od. weniger ähneln,
wenn sie auch in ihren Produkten weit auseinander gehen.

Die getrockneten u. mitunter noch bes. zubereiteten Blätter der Tabaks-
pflanze geben das wol fast allen Völkern der Erde bekannte Genußmittel,
welches im gewöhnlichen Leben schlechthin den Namen T. führt. Bekannt-
lich ist die Kultur u. die eigenthümliche Verwendung des T.s vom Westen
nach Europa gekommen. Die ersten, allerdings noch sehr mangelhaften
Nachrichten vom T. verdanken wir dem span. Pater Romano Pano, der im
J. 1496, Columbus auf seinen Reisen begleitend, auf Domingo zurück
blieb. Dort nannte man dieses Kraut, das aus zweitheiligen Thonpfeifen,
deren Enden man in die Nasenlöcher steckte, geraucht wurde, Cahoba,
auch wol Gioia u. Yoli. Der Name T. soll nach Einigen von der Insel
Tabago, nach Anderen von der Provinz Tabasco in Yucatan, wo die
Spanier schon im J. 1520 diese Pflanze fanden, wieder nach anderen
Forschern von Tabaco abstammen, mit welchem Worte die Eingeborenen
von Guanahani (San Salvador) das getrocknete Kraut belegten, welches
sie, in Cylinder geformt u. in Maisblätter gewickelt, ähnlich wie bei uns
die Cigarren rauchten. Später erwähnten Hernandez de Oviedo (1535),
ferner Geronimo Benzono aus Mailand, Pater André Thevet u. der
Naturforscher Fr. Hern. de Toledo in ihren Schriften den T. u. die Be-
nutzung desselben zum Rauchen. In Portugal wurde bereits 1558 T.
kultivirt, von da gelangte er nach Spanien (1569) u. Frankreich, das ihn
von seinem Gesandten am Hofe zu Lissabon, Jean Nicot (daher der Name
Nicotiana), als ein Wunderkraut zugeschickt erhielt. Nach Italien scheint

der T. von Frankreich aus ungefähr um 1580 gekommen zu sein. Die Engländer lernten das Rauchen von den Wilden in Virginien. Dort gründete Raleigh im J. 1585 Kolonien, von denen die erste Tabaksendung nach England kam. Ueber die Einführung des T.s u. des Tabaksbaues in Deutschland ist nur so viel bekannt, daß in der Mitte des 16. Jahrh. ein gewisser Adolf Occo, Stadtphysikus zu Augsburg, Tabakspflanzen an den Arzt Johann Funk in Memmingen u. dieser sie an Gesner in Zürich sandte. Das Rauchen u. Schnupfen des T.s soll in Deutschland durch die Spanier aufgekommen sein, die unter Karl V. hierher kamen. Der Erste, der in Deutschland T. angebaut haben soll (1659), war Wilhelm Hanmann in Wasungen; 1676 wurde der Anbau des T.s in der Mark Brandenburg u. 1697 in Hessen u. der Pfalz eingeführt. In der Türkei kam das Rauchen 1610 auf, einige Jahre später auch in Rußland. Das Tabakschnupfen ist jünger als das Rauchen, aber eben so wie das Kauen sehr zeitig schon in Uebung gekommen u. ersteres, wenigstens zu Zeiten, wo das Tabakrauchen durch Sitte od. Gesetze verpönt war, zu großer Ausdehnung gelangt. Alle Tabaksorten verlangen, um zu gedeihen, einen reichen, gutgedüngten, sandigen Lehmboden. Die Güte des T.s hängt nicht allein ab von der Art der Pflanze, sondern auch von dem Orte, dem Boden, Klima, der mehr od. weniger sorgfältigen Pflege u. nachherigen Behandlung. Da man beim Anbau des T.s auf größtmögliche Ausbildung der Blätter sein Augenmerk richten muß, so schneidet man gewöhnlich den Stengel, ehe die Blütenknospen sich entwickelt haben, bis zu einer gewissen Höhe ab, damit die Pflanze alle Kraft nur den Blättern zuwende. Ebenso werden auch die später zum Vorschein kommenden

Nr. 5158. Bauerntabak (Nicotiana rustica).

Seitenäste, der sog. Geiz, ausgeschnitten. — Die Ernte der Blätter geschieht nur selten so, daß man die ganzen Stengel mit den Blättern abschneidet, weil die Blätter nicht alle gleichzeitig die nöthige Reife erlangen; man beginnt vielmehr gewöhnlich die Ernte mit der Abnahme der untersten Blätter, die zuerst reif werden, u. fährt damit nach obenhin fort in dem Maße, wie die Reife vorschreitet. Den Grad der Reife erkennt man daran, daß das lebhafte Grün der Blätter matter wird u. diese selbst anfangen, gegen die Sonne gehalten, gelbliche Flecken zu zeigen sowie ihre Festigkeit zu verlieren u. schlaffer zu werden. Die eingesammelten Blätter werden zuerst in dünnen Schichten ausgebreitet, um oberflächlich abzutrocknen, u. dann an Fäden gereiht in luftigen Lokalen od. im Schatten so aufgehängt, daß sich die einzelnen Blätter nicht berühren. Das Trocknen an der Sonne ist nicht so gut. Nach dem Abtrocknen packt man die sorgfältig sortirten Blätter in kleine Bündel u. bringt diese entweder so in den Handel, od. man unterwirft sie vorher noch einer Art Gährung, was vorzüglich mit den in Europa gebauten, nicotinreicheren Sorten geschieht. Das Eintreten dieser Gährung (Fermentation) giebt sich durch Wärmeentwicklung u. Braunwerden der Blätter zu erkennen. Ist der Prozeß beendet, so trocknet man den T. sorgfältig, legt die Bündel in hohe Schichten übereinander u. preßt sie zu Ballen. Hierbei muß auf die zu Cigarren-Deckblättern bestimmten Tabaksorten besondere Sorgfalt verwendet werden, um einem Zerreißen vorzubeugen.



Die T.e werden nach ihrer Verwendung eingetheilt in Carottengut zu Schnupftabak, Schneidegut zu Rauchtabak, Cigar rentabake für die Cigarrenfabrikation u. Spinngut zu Kau od. Ro lltabak. Außerdem unterscheidet man nach den hauptsächlichsten Pro duktionsländern noch folgende Handelssorten: **nordamerikan.** T.e: Ma ryland, Virginia, Kentucky, Florida; westindische: Hava na od. Cuba, Domingo u. Portorico; südamerikan.: Vari nas, Brasil, Orinoco, Cumana u. Columbia. Von asiat. T.en haben nur der Java u. Manilla T. für unseren Handel Bedeutung; chinesischer u. **japanischer** T. werden wenig importirt. Dasselbe g t auch von den afrikan. Sorten, dem algerischen u. ägyptischen T., die meist im Lande selbst verbraucht werden. Unter den **europ.** Sorten sin zu erwähnen: türk., ungar., holländ. u. deutscher T., von welch letzterem nam. der **Pfälzer** T. eine gesuchte Sorte bildet.

Bestandtheile des T.s. Die Tabaksblätter entha lten außer den gewöhnlichen Pflanzenbestandtheilen zwei eigenthümlic e Stoffe, das Nicotianin u. das Nicotin. Das erstere ist eine flü chtige kamphorartige Substanz von aromatischem, betäubendem Geruch u. bitterem Geschmack, u. bestimmt eigentlich den Geschmack u. Wohlger uch des T.s, ist also für dessen Güte der maßgebendste Bestandtheil; das Nicotin (s. d.) dagegen ist ein Alkaloid u. gehört zu den stärksten Giften des Pflanzenreichs. Dem Nicotingehalt verdankt der T. seine nark otischen u. bei größeren Quantitäten giftigen Wirkungen, denn nicht blo s durch direkte Aufsaugung beim Kauen od. Schnupfen, auch durch den Ra uch gelangt das Nicotin, dessen Dämpfe wie die des Nicotianin flüchtig sind, in den Körper.

Nr. 5159. Virginischer Tabak (Nicotiana Tabacum).

Der Nicotingehalt der T.e ist sehr verschieden, u. gera de die besseren Sorten sind es, die ärmer an Nicotin, aber reicher an Nicotianin sich erweisen. Ein guter T. darf nicht über 4 % Nic otin enthalten, Havañatabak nicht über 2 %. Viele französische u. d eutsche T.e besitzen einen Nicotingehalt bis zu 8 u. 9 %. — Der A schegehalt der Tabaksblätter ist sehr bedeutend; ca. 100 % getrockneter Blätter geben beim Verbrennen 17–24 % Asche, die reich an kohlens aurem Kali ist u. viel kohlensauren u. schwefelsauren Kalk enthält. — Der Genuß des T.s erfolgt entweder durch Rauchen od. durch Schn upfen, seltener durch Kauen; je nach seiner Verwendung erfährt der T. eine besondere Zubereitung. Das Rauchen des T.s geschieht theils in Form von Cigarren (s. d.) od. Cigaretten, theils mit Hülf e von Pfeifen (Tabakspfeifen). Zum Rauchen in Pfeifen wird der T. entweder in Rollen od. in geschnittener Form in den Handel gebracht, u. auch für die Cigarretten verwendet man geschnittenen, meist türk. od. russ. T. Die Herstellung des **Rollen-** od. **Stangentabaks** geschieht auf der sog. Spinnmühle, einer einfachen Maschine, die durch die Han d bewegt wird. Zunächst werden die Blätter sortirt u. die großen zur Herstellung der Außenseite als Wickelblätter, die kleinen als Einlage be i. gelegt; dann befeuchtet man sie mit etwas Wasser, um sie weich u. geschmeidig zu machen, worauf sie durch Spinnen in die allgemein bekannten Rollen geformt werden. Der beste Rollentabak ist der Vari naskanaster.

Der geschnittene od. Kraustabak wird auf Tabakschneidemaschinen hergestellt. Zur Bereitung von Schnupftabak nimmt man Tabaksorten, die auf stark gedüngtem Boden gewachsen sind u. sich durch ihre dunkele Farbe u. fettige Beschaffenheit auszeichnen. Die Blätter werden zunächst mittels eines geeigneten Messers entrippt u. dann in die sog. Sauce getaucht od. auch nur damit besprengt, was man Beizen od. Sauciren nennt. Die mit der Sauce getränkten u. über einander gelegten Blätter gehen in eine Art Gährung über, die im Sommer 4—10, im Winter 8—14 Tage dauert, für gewisse Sorten auch noch länger unterhalten wird. Hierbei werden die Blätter öfter umgelegt. Die erwähnte Sauce wird, ebenso wie die zum Parfümeriren des Schnupftabaks dienende Mischung, verschieden zusammengesetzt, u. sind die Vorschriften hierzu meist Geheimnisse der betreffenden Fabrikanten. Eine Mischung von Wasser, Rothwein, Kochsa', od. Salmiak u. Weinstein soll häufig angewendet werden; zum Parfümiren Tonkobohnen, Veilchenwurzel, Zimmt, Nelken, Rosenholz 2c. Nach der Gährung werden die Blätter geschnitten, gestampft, gemahlen, gesiebt u. verpackt. Wenn es sich dagegen darum handelt, die Blätter mehrere Jahre lang aufzuheben, so formt man sie vor der Zerkleinerung in sog. Carotten, das sind länglich eiförmige, aus den gebeizten Blättern gebildete u. sehr stark gepreßte Wickel, welche behufs der Schnupftabakbereitung auf einer Art Reibeisen od. mittels eigens konstruirter Wiegemesser zerkleinert werden, was man das Rappiren nennt. Die feinen Carotten fertigt man hauptsächlich aus Virginiablättern. Die Zahl der in den Handel kommenden Schnupftabaksorten ist sehr groß; bekannte Sorten sind: St. Omer, Spaniol, Macouba 2c. Die früher übliche Verpackung des Schnupftabaks in Bleifolie hat man jetzt u. mit Recht überall aufgegeben, da bei starken Schnupfern häufig gefährliche Bleivergiftungen eintraten. — Der Kautabak wird ebenfalls mittels verschiedener, meist gewürzter Saucen bes. aus Virginiablättern hergestellt u. in Form kleiner, schwarzer, fingerdicker Röllchen in den Handel gebracht. — Die Sitte des Tabakkauens ist nam. bei Matrosen noch gebräuchlich, wol mehr aus Bequemlichkeit u. Gewohnheit, als, wie angegeben wird, um die Erkrankung an Skorbut zu verhüten.

Statistisches: Die gesammte Tabaksproduktion beträgt gegenwärtig in runden Durchschnittszahlen jährlich in

| | | | |
|---|---|---|---|
| Deutschland | 700,000 Ctr. | Türkei | 350,000 Ctr. |
| Oesterreich | 90,000 „ | Griechenland | 30,000 „ |
| Ungarn | 800,000 „ | Nordamerika | 2,500,000 „ |
| Holland | 120,000 „ | Cuba | 200,000 „ |
| Belgien | 10,000 „ | Portorico | 40,000 „ |
| Frankreich | 400,000 „ | Domingo | 100,000 „ |
| Spanien | 10,000 „ | Brasilien | 250,000 „ |
| Dänemark | 2000 „ | Columbien | 80,000 „ |
| Schweiz | 5000 „ | Ecuador | 5000 „ |
| Italien | 70,000 „ | Venezuela | 5000 „ |
| Rußland | 150,000 „ | Philippinen (Manila) | 100,000 „ |
| Rumänien | 12,000 „ | Java u. Sumatra | 150,000 „ |

Insgesammt 6,179,000 Centner.

Die Produktion der hier nicht genannten Länder, wie z. B. Japan, China, Afrika, Indien, Persien 2c., wird auf nahezu eben so hoch veranschlagt, so daß die Summe von 12 Millionen Centnern als jährliche Gesammtproduktion anzunehmen sein dürfte. In Deutschland umfaßt der Anbau von T. ca. 25,000 Hektaren, wovon entfallen auf

| | | | |
|---|---|---|---|
| Baden | 7600 Hekt. Land, | Hessen | 1100 Hekt. Land, |
| Preußen | 7500 „ „ | Thüringen | 180 „ „ |
| Bayern | 4900 „ „ | Württemberg | 170 „ „ |

Elsaß-Lothringen 4000 Hekt. Land.

Der Ertrag pro Hektare beträgt jährlich im Durchschnitt 28 Ctr.; der Durchschnittswerth des deutschen Tabaks 24 Mk. pro Ctr. (= 50 Kg). Der Konsum der Bevölkerung an T. überhaupt wird in Deutschland auf 1,59 Kg. pro Kopf berechnet. Die Größe des Imports von T. in Deutschland wird angegeben für:

| | Blätter. | Rollen u. geschnittener T. | Cigarren. |
|---|---|---|---|
| 1870 | 620,420 Ctr. | 8640 Ctr. | 10,554 Ctr. |
| 1871 | 870,191 „ | 8867 „ | 12,548 „ |
| 1873 | 1,112,660 „ | 8580 „ | 14,556 „ |

Die Ausfuhr belief sich auf:

| | Blätter. | Rollen u. geschnittener T. | Cigarren. |
|---|---|---|---|
| 1870 | 176,925 Ctr. | 35,031 Ctr. | 50,105 Ctr. |
| 1871 | 112,082 „ | 31,611 „ | 42,774 „ |
| 1873 | 85,100 „ | 41,930 „ | 30,800 „ |

**Tabakskollegium** hieß die Abendgesellschaft, welche König Friedrich Wilhelm I. von Preußen fast täglich Abends 5 Uhr um sich zu versammeln pflegte, je nach seinem wechselnden Aufenthalte in Berlin, Potsdam od. Wusterhausen. Selten waren dabei mehr als 8 Personen anwesend, meist Minister, hohe Offiziere, Gelehrte, durchreisende Standespersonen, auch einzelne ehrbare Bürger, die alle der König im T. seine „guten Freunde“ nannte; ständiges Mitglied war der Schulmeister von Wusterhausen. Man rauchte aus kurzen holländ. Pfeifen, u. wer nicht rauchte, mußte wenigstens dem Könige zu Gefallen so thun u. eine Pfeife im Munde halten. Dazu ward aus weißen Steinkrügen Bier getrunken u. Brot mit Butter u. Käse gegessen; später gab es zuweilen Wein. Die Unterhaltung drehte sich gewöhnlich um die neuesten Zeitereignisse, Politik u. Kriegsgeschichte; der König ließ sich im T. zu Manchem überreden, wozu er sonst nicht zu bewegen gewesen wäre, weshalb die fremden Gesandten auch häufig darin erschienen u. über die dort gepflogenen Unterhaltungen an ihre Höfe berichteten. Der Ton war im T. ein sehr freier, u. es wurden oft selbst derbe Späße getrieben, denen gewöhnlich Gundling (s. d.) zur Zielscheibe dienen mußte. Jeden Abend erschienen zum Schlusse die königlichen Prinzen, um gute Nacht zu sagen. Man spielte im T. Schach, Dame u. andere Bretspiele, während Kartenspiele verboten waren. Gesetz war, daß Niemand aufstehen durfte, wenn ein Anderer, selbst der König, eintrat; als nun einst bei dem Eintritt des Kronprinzen in den Saal die Anwesenden sich erhoben, wurde der König so zornig, daß er wegging u. dem T. das Schloß verbot. So endigte das kulturgeschichtlich wie geschichtlich interessante T. Eine Schilderung desselben ist in der Lebensbeschreibung Gundling's in Oettinger's „Narrenalmanach“ für 1846 enthalten, auch in dem Buche von Franz Otto „Aus dem T. u. der Zopfzeit“ (Lpz. 1872). Auf die Bühne wurde das T. von K. Gutzkow gebracht in „Zopf u. Schwert“.

**Tabaksteuer, Tabakmonopol.** Von der Ansicht ausgehend, daß der Tabak ein Genußmittel sei, das ohne Nachtheil für Leib u. Leben entbehrt werden kann, auf das aber Jemand, der sich daran gewöhnt hat, ungern u. selbst dann noch nicht verzichtet, wenn der eingebildete od. wirkliche Genuß nur unter größeren Geldopfern zu erreichen ist, muß man den Tabak allerdings als ein ganz vorzügliches Steuerobjekt ansehen, u. die meisten Staaten haben auch nicht gesäumt, sich desselben für ihre Einnahmen zu bemächtigen. Man unterscheidet vier verschiedene Arten der Besteuerung des Tabaks. 1. Der Tabakbau ist im Inlande verboten; aller Tabak muß daher von auswärts eingeführt werden u. wird bei dem Eingange über die Grenze mit einer Steuer (Zoll) belegt. Dies System ist konsequent in England durchgeführt worden, denn dort ist schon seit Anfang des 17. Jahrh. die Anpflanzung von Tabak absolut verboten u. wird jetzt von eingeführten Cigarren ein Zoll von 5 Schilling pro Pfund, von Rohtabak ein Zoll von 3 Schilling bis 3 Schilling 6 Pence (je nach dessen Feuchtigkeit) erhoben. Die Resultate dieser überaus hohen T. sind für die engl. Finanzen sehr glänzende, sie belaufen sich durchschnittlich auf 7¼ Mill. Pfd. Sterl. (pro Kopf etwa 4,7 Mk.), dafür sind aber auch Tabak u. Cigarren nirgends so theuer wie in England. 2. Der Anbau von Tabak ist gegen eine bestimmte Abgabe, die sich nach der mit Tabak bepflanzten Bodenfläche od. nach dem Ertrage (nach dem Quantum der erbauten Tabaksblätter) richten kann, erlaubt; ausländischer Tabak zahlt einen Eingangszoll, dessen Höhe sich nach der Steuer des im Inlande erbauten Tabaks richtet. Dieses Besteuerungssystem ist gegenwärtig in Deutschland eingeführt, u. zwar sind für den mit Tabak bepflanzten Boden pro preuß. Morgen 18 Mk. Tabak-Arealsteuer zu entrichten. Fremder eingehender Rohtabak zahlt jetzt pro Ctr. 12 Mk. Zoll, Rollentabak 33 Mk., Schnupftabak u. Cigarren 60 Mk. pro Ctr. Sowol Steuer als Zoll sind in Deutschland sehr mäßig zu nennen. Ein im J. 1878 dem Reichstage vorgelegter Entwurf beabsichtigt jedoch, die Arealsteuer in eine Ertragssteuer umzuwandeln, u. zwar allen im Deutschen Reiche erbauten Tabak mit 24 Mk. pro Ctr. zu besteuern, den Zoll für Rohtabak auf 42 Mk., für Cigarren auf 90 Mk., für die übrigen Tabakfabrikate auf 60 Mk. zu erhöhen. Die bisherige Besteuerung des Tabaks ergab im Durchschnitt 15 Mill. Mk., während man aus der neu vorgeschlagenen Steuer das Doppelte, 30 Mill. Mk., zu erzielen hofft. 3. Der Rohtabak, sowol der im Inlande erzeugte wie der eingeführte, wird besteuert, daneben besteuert man aber noch das Fabrikat (Rauchtabak, Cigarren 2c.), entweder dadurch, daß der Tabakfabrikant eine hohe Extrasteuer für die Anfertigung von Tabakprodukten entrichten muß, od. daß die Händler verpflichtet werden, Cigarren u. Rauchtabak nur in steueramtlich verschlossenen u. mit hohen Stempelabgaben versehenen Enveloppen u. Umschlägen (Banderolen, daher auch Banderolensteuer) zu verkaufen. Derartige Vorschriften bestehen in Rußland u. Nordamerika. Rußland erhebt für eingehenden Rohtabak 10 Rubel pro Pud (32 Pfd.) u. 2 Rubel pro Pfd. Cigarren. Die Fabrikate dürfen nur in gestempelten Banderolen verkauft werden, u. werden letztere von den Steuerbehörden nur in Beträgen von 10,000 Rubeln abgelassen. Trotz Alledem bringt die russ. T. nur etwa 7—8 Mill. Rubel pro Jahr, etwa 0,40 Mk. pro Kopf, wonach die Umgehung der Steuer dort die Regel, die Zahlung derselben die Ausnahme zu sein scheint. — In Nordamerika ist zwar der Tabakbau frei, die Bearbeitung des Tabaks jedoch nur solchen Personen gestattet, welche sich dazu einen Erlaubnißschein kaufen. Die Taxe für diesen Schein wechselt je nach dem Umfange der Fabrikation, sie muß

indessen von dem Arbeiter eben so gut wie vom Fabrikanten entrichtet werden. Außerdem sind die Tabake u. Cigarren in gestempelten Umschlagen zu verpacken, deren Preis je nach dem Werthe des Fabrikats wechselt. Dieser Stempel beträgt beispielsweise für die 1000 Stück Kiste Cigarren von 5—15 Dollar Werth 9 Dollar, für Cigarren von 50 Dollar jedoch schon 11 Dollar. Obgleich nur ungefähr ⅔ des in den Ver. Staaten konsumirten Tabaks zur Versteuerung gelangen sollen, bringt diese Steuer doch über 30 Mill. Dollar (etwa 1½ Mk. pro Kopf) ein. 4) Das Tabakmonopol. Bei dieser Besteuerungsmodalität ist der inländische Tabakbau nur gegen besondere Erlaubniß gestattet. Was erbaut wird, muß nach Abzug eines kleinen Quantums für den Hausbedarf der Regierung zu einem Preise, welchen diese selbst bestimmt, überlassen werden. Allen Privaten ist die Bearbeitung des Tabaks zu irgend welchem Fabrikat verboten. Die Regierung (Fiskus) übernimmt in ihren Etablissements die Tabak- u. Cigarrenfabrikation selbst u. bestimmt auch den Preis, zu dem dieselben von den Händlern verkauft werden. Fremde Tabakfabrikate können nur gegen hohe Eingangszölle eingeführt werden. Das Tabakmonopol ist unter Anderem in Frankreich, Oesterreich u. Italien eingeführt, in letzterem Lande verpachtet. Seine Erträge sind allerdings sehr hoch: in Frankreich 240 Mill. Frcs. (5,6 Mk. pro Kopf), in Oesterreich-Ungarn durchschnittlich 70 Mill. Gulden (etwas über 4 Mk. pro Kopf); um so geringer sind indessen trotz sehr hoher Preise die Fabrikate. Da, wo das Monopol einmal besteht, kann allerdings von einer Schädigung der Privatindustrie nicht mehr die Rede sein; da aber, wo dasselbe erst eingeführt werden soll, muß eine solche Erwägung schwer ins Gewicht fallen. Empfindlich geschädigt wird ferner die Landwirthschaft, denn in allen Ländern, welche das Monopol eingeführt haben, ist der Tabakbau zu rechter Blüte nicht gelangt. — Trotzdem wird die Frage, welche von obigen Steuermodalitäten die empfehlenswertheste sei, für jedes Land nach der histor. Entwicklung seiner Tabakbesteuerung u. nach seinen Eigenthümlichkeiten besonders zu beantworten sein. Für Deutschland dürfte die Beibehaltung des bisherigen Systems am geeignetsten sein, wobei eine höhere Besteuerung des Tabaks, welche die Bevölkerung nicht zu sehr belastet, dem Staate dagegen bessere Einnahmen sichert, nicht ausgeschlossen zu sein braucht.

**Tabasco**, einer der Golfstaaten der Republik Mexiko, 557,3 □M. mit 84.000 E.; grenzt im O. an Campeche, im S. an Las Chiapas, im SW. an Oaxaca, im W. an Veracruz, u. wird im N. vom Meerbusen von Mexiko bespült. Fast das ganze Land ist Niederung u. nur im SO. sollen Berge bis gegen 1000 m. Höhe erreichen. Von den zahlreichen, in der Regenzeit fast den halben Staat überschwemmenden Flüssen, die in der trockenen Zeit andererseits zahlreiche Seen u. Sümpfe zurücklassen, ist der wichtigste der Rio Tabasco, der den Staat in eine östl. u. westl. Hälfte theilt, u. wie der Rio Usumasinta u. der Rio Tulija weit hinauf, bis S. Juan Bautista, schiffbar ist. An der Nordostgrenze liegt die Laguna Terminos, durch die Inseln del Fortin u. del Carmen vom Meere getrennt. Wegen der Ueberschwemmungen ist das hafenlose Küstenland weit weniger bewohnt als das Innere. Das Klima ist selbst den Eingeborenen verderblich, daher ist die Bevölkerung trotz des sehr fruchtbaren Bodens gering. Weithin dehnen sich noch riesige Urwälder mit kostbaren Hölzern, bes. Blauholz; die wichtigsten Ausfuhrartikel sind [illegible] u. Tabak, welch letzterer bes. in den südl. Distrikten Katao, Gelbho[illegible] zu Cigarren [illegible]en gedeiht u. großentheils in [illegible] verarbeitet wird; Baumwolle, Zuckerrohr, Kaffee 2c. geben reichen Ertrag, sind aber wenig angebaut; auch die Viehzucht liefert nur in geringer Menge Häute u. Fett zur Ausfuhr. Der Verkehr geschieht meist zu Wasser, da Straßen fehlen. Fabriken existiren nicht, auch die Bildung steht sehr niedrig. Die Hauptstadt San Juan Bautista am Tabasco ist ein schmuziges, meist aus Holz gebautes Städtchen mit 6000 E., darunter viele Europäer. Eben so groß ist das reinlichere u. besser gebaute Teapa an dem gleichnamigen Flusse. Die Mayas, die alten Einwohner des Landes, stellten den Spaniern 1518—37 hartnäckigen Widerstand entgegen; auf der Stelle der jetzigen Hauptstadt, die deshalb auch früher Victoria hieß, erfocht Cortez seinen ersten Sieg über sie.

**Tabellen** (vom lat. tabella, Verkleinerungswort von tabula, Bret, Tafel), übersichtliche, meist nur aus Zahlen, Namen u. kurzen Angaben bestehende Zusammenstellungen, dienen bald zur bequemen Uebersicht über einen ganzen Zweig der Wissenschaft, bald zur Veranschaulichung einzelner Gegenstände derselben. Die Grammatik hat Deklinations- u. Konjugations-T., die Mathematik Logarithmen- u. trigonometrische Funktionen-T., ja die Statistik besteht in ihrem materiellen Theile fast ganz aus T. Diese sog. tabellarische Form erleichtert hauptsächlich die Vergleichung, eine wichtige Untersuchungsmethode der modernen Wissenschaft, doch dürfen T. nur Mittel, nie Zweck der letzteren sein. Durch ihre Uebersichtlichkeit, u. da sie sich dem Gedächtnisse bes. leicht einprägen, haben die T. auch pädagogischen Werth, nam. im geschichtlichen, literaturgeschichtlichen Unterricht 2c. sind sie sehr brauchbar als Memorirstoff u. gewissermaßen als Gerippe des Lehrgegenstandes, wozu das lebendige Wort des Lehrers u. geeignete Lektüre (Geschichtsbilder 2c.) die nöthige Ergänzung zu geben haben. Lennis hat die Tabellenform mit Erfolg auch für den naturgeschichtlichen Unterricht verwerthet. Zu erwähnen sind endlich die genealogischen T. (s. „Genealogie").

**Tabernakel** (lat. tabernaculum, d. i. Hütte od. Zelt, daher z. B. in der lat. Bibel Bezeichnung der Stiftshütte) heißen in der Katholischen Kirche die verschließbaren Häuschen, die zur Aufbewahrung der geweihten Hostien dienen (auch Sakraments- od. Herrgottshäuschen genannt). Dieselben pflegten im Mittelalter seitwärts vom Altar angebracht zu sein;

Nr. 5160. Tabernakel zu Bartfeld in Ungarn.

jetzt stehen sie überall auf dem Altar, in der Regel reich mit Gold u. edlen Steinen verziert. Andere T. dienen als Behälter für die Monstranz (s. d.) bei Prozessionen. Bei den Methodisten (s. d.) kam der Name T. für die Hütten in Gebrauch, die man zum Behuf von Massenbekehrungen im Freien aufschlug, dann für Gotteshäuser überhaupt. Bei den Mormonen (s. d.) heißt der menschliche Leib T. (als Hütte der Seele).

**Taberne** (vom lat. taberna; in Oberdeutschland meist Tabérn od. Taférn, niederdeutsch Taverne), Bude, Schankwirthschaft.

**Tableau** (frz., spr. Tabloh, vom lat. tabŭla), Gemälde, Bild; Schilderung, Verzeichniß. Tableau vivant (spr. wiwang), lebendes Bild, d. h. Darstellung von Werken der Malerei od. Plastik durch lebende Personen.

**Table d'hôte** (franz., spr. Tab'l doht), Wirthstafel.

**Tabor**, ein schön bewaldeter isolirter Bergkegel, der sich 2 Stunden östlich von Nazareth 321 m. über die umliegende galiläische Ebene (615 m. über das Mittelmeer) erhebt. Die abgestumpfte Spitze des Kegels (ca. ½ Stunde im Umfange) trägt jetzt ein lat. u. ein griech. Kloster. Beide rühmen sich, die Stätte der Verklärung Christi (Matth. 17) in ihren Mauern zu bergen. Doch war der Berg schon zu Jesu Zeit oben stark befestigt u. bewohnt. Im Alten Testament wird der T. bereits zur Zeit der Richterin Deborah (Richt. 4, 6 ff.) genannt; vgl. auch Psalm 89, 13; Jerem. 46, 18.

**Tabor**, Hauptstadt eines Bezirksamtes in Böhmen mit 6717 E. (1869), in 427 m. Seehöhe auf einem Berge an der Luschnitz, einem rechten Nebenflusse der Moldau, u. an der Zweiglinie Gmünd-Prag der

Franz Josefsbahn; ist Sitz der Bezirksbehörden, hat Tuch- u. Papierfabrikation, eine Wollmaschinenspinnerei, Potaschesiederei u. ein Bleibergwerk. T. ist eine Schöpfung der strengeren Hussitenpartei, die den Namen der **Taboriten** führt (s. „Hussiten"). Aus dem 1420 hier unter Ziska's Leitung angelegten befestigten Lager (tabor bedeutet befestigte Anhöhe, fester Platz, Wagenburg) erwuchs später die Stadt T., die ein Muster einer auf kommunistischer Grundlage errichteten Gemeinde sein sollte.

**Tabouret** (franz., spr. Taburäh), ein Stuhl ohne Lehne.

**Täbris** (unrichtig Tauris), größte Stadt Persiens u. Hauptstadt der nordwestl. Provinz Aserbeidschan; liegt 1500 m. hoch in kahler Ebene am Fuße steiler Felsenberge am Flusse Adschi, östl. vom Urumiahsee. Im J. 790 gegründet, war T. im 13. Jahrh. die glänzende Residenz des Mongolenkhans Hulagu, im 16. die der Sofiden, u. zählte ½ Mill. E. Jetzt ist T., immer noch von Mauern u. Gräben umgeben, stark verfallen, u. hat nur noch ca. 120,000 E. Seine hervorragendsten Gebäude, zum Theil noch aus der Zeit seiner Blüte stammend, sind die Citadelle mit dem Arsenal, das große Schloß u. zahlreiche Moscheen. Immer aber ist T. noch der wichtigste Handelsplatz Persiens mit Kleinasien u. Europa, ist Sitz eines britischen, eines türk. u. eines russ. Generalkonsuls, telegraphisch mit Teheran verbunden, besitzt eine den europäischen nachgebildete Universität u. zeigt in seinen Straßen das lebendigste Handels- u. Industrieleben. Es giebt hier große Baumwollen-, Seiden- u. Chagrinfabriken, Töpfereien, Stärkefabrikation, eine Kanonengießerei u. eine Pulvermühle. In den Bazars, von denen der „Kaisarieh" genannte für den schönsten Persiens gilt, lagern alle Waaren des Orients wie des Abendlandes bunt durcheinander. 1605 war T. der Schauplatz eines Sieges der Perser über die Türken; 1827 wurde hier der Friede zwischen Rußland u. Persien abgeschlossen, in welchem letzteres das Khanat Eriwan abtrat.

**Tabu** bezeichnet bei den Bewohnern der Südseeinseln die Heiligkeit u. Unverletzlichkeit gewisser, der betreffenden Lokalgottheit geweihten Gegenstände, Personen u. Orte.

**Tabŭla** (lat.), Tafel, Bret, in der Mehrheit (tabulae) Schriften, Papiere, Urkunden. Tabula rasa (frz. table rase), eine Wachstafel, auf der das mit dem Griffel Eingegrabene durch Umkehrung des Griffels u. Glättung wieder getilgt worden ist. Tabula rasa machen, s. v. w. Alles aufarbeiten, mit etwas Bestehendem gründlich aufräumen zum Zweck neuer Schöpfungen.

**Tabulatur**, eine aus Buchstaben u. gewissen Zeichen zusammengesetzte Tonschrift. Allgemein genommen bedeutet das vom lat. tabula (Tafel) herkommende Wort eine übersichtliche Zusammenstellung der zu einem Musikstück gehörenden Stimmen, also s. v. w. Partitur; u. ebenso, wenn das zu notirende Tonstück nur einstimmig ist, die Veranschaulichung dieser einen Stimme durch Tonzeichen. Der Ausdruck intabuliren (ital. intavolare) wurde auch in ganz allgemeinem Sinne gebraucht für Notiren, Musikaufschreiben u. auch Drucken, u. auf jede Notirungsart angewendet. Intavolatura ist eine Uebersichtstafel der in einem Tonsatze vereinigten Stimmen, nach welchem Begriffe unsere Partitur auch eine Notentabulatur heißen kann, u. der gegen Ende des 16. Jahrhunderts in Italien aufgekommene bezifferte Baß ebenfalls T. genannt wurde, u. zwar in Deutschland italienische T., zur Unterscheidung von den deutschen Buchstaben-T.en. Ueber den Begriff T. im Sprachgebrauch der Meistersänger s. „Meistersänger".

**Tabulet** (lat.), ein leichter Breterkasten; Tabuletkrämer, ein seine Waaren auf einem T. feilbietender Hausirer.

**Tachygraph** (vom griech. ταχύς, schnell, u. γράφειν, schreiben), ein Schnellschreiber; Tachygraphie, Schnellschreibekunst (s. „Stenographie").

**Tachyhydrit** od. Tachhydrit, ein in dem Abraumsalze des Staßfurter Steinsalzlagers vorkommendes Mineral, aus Chlormagnesium u. Chlorcalcium bestehend, mit einem Wassergehalte von 42%; es bildet im dichten Anhydrit rundliche Massen von wachs- bis honiggelber Farbe, ist nach zwei Richtungen hin deutlich spaltbar, also krystallinisch, durchsichtig bis durchscheinend. An der Luft zieht der T. Feuchtigkeit an u. zerfließt.

**Tacitus**, Cornelius (so nach der Sitte seines Zeitalters genannt; ob sein Vorname Cajus od., was wahrscheinlicher ist, Publius war, bleibt streitig), der bedeutendste Geschichtschreiber der röm. Kaiserzeit, wurde um das J. 54 n. Chr. angeblich in Interamna geb. Ueber seine Lebensumstände ist wenig bekannt. Unter Vespasian (69—79 n. Chr.) mag er die Reihenfolge der öffentlichen Aemter begonnen haben. Früh verheirathete er sich mit der Tochter des Julius Agricola. Während der Regierung Domitian's lebte er zum Theil fern von Rom. Im J. 77 n. Chr. wurde er bei einer plötzlichen Vakanz nachgewählter Konsul (consul suffectus) u. erwarb sich in dieser Zeit seines Lebens hohes Ansehen als Redner u. Rechtsanwalt. Später, in den ruhigeren Zeiten unter Trajan, widmete er sich ganz der Geschichtschreibung. Sein Todesjahr ist unbekannt, jedenfalls war er 115 n. Chr. noch am Leben. T. ist eine der wohlthuendsten Erscheinungen aus der verderbten röm. Kaiserzeit. Früh mit Seneca's stoischer Philosophie u. ihren Lehren vertraut, zeigt er wie die Stoiker große Selbstbeherrschung, sittliche Strenge u. edelste Gesinnung, damit einen klaren, scharfen Blick u. feinste Menschenkenntniß verbindend. Von dem Strome der Verderbniß, in dem die meisten seiner vornehmen Zeitgenossen schwammen, ließ er sich nicht fortreißen; die Erkenntniß der Zerrüttung verlieh ihm zwar etwas Verschlossenes, machte ihn aber nicht zum Pessimisten. Vom Hofe hielt er sich, trotz seiner vornehmen Geburt, geflissentlich fern. Den Fall der Republik beklagt er, hält aber diese Staatsverfassung in seiner Zeit nicht mehr für möglich, da es keine Römer mit den alten republikanischen Tugenden mehr gäbe; ein straffes monarchisches Regiment scheint ihm für das damalige Rom das beste. Das Gepräge dieses seines festgefugten, strengen u. sittlich-ernsten Charakters trägt auch sein Stil: eigenartig, voll poetischer Wendungen, verschmäht er nicht freiere, dem Griech. nachgebildete Wort- u. Satzfügungen u. zeigt oft einen scharfen Witz, häufig ist er auch kurz u. abgebrochen, stellenweise nicht frei von Geschraubtheit u. Manier. — Seine früheste literarische Leistung war der „Dialogus de oratoribus", eine geschichtlich-theoretische Skizze über die Rednerkunst, in schöner, leichter, den Cicero zum Muster nehmender Sprache. Es folgte dann die „Vita Juli Agricolae", die Lebensbeschreibung seines Schwiegervaters Julius Agricola, das wahre Muster einer Biographie, einfach u. wahr, voll pietätvoller Anerkennung der Verdienste des Gefeierten, aber ohne jede lobhudelnde Uebertreibung. Wenn T. schon in diesem Schriftchen sich mit der Schilderung fremder Länder befaßt, so geschieht dies noch ausdrücklicher in seiner „Germania", eigentlich „De origine, situ, moribus ac populis Germaniae". Dieses für die älteste Geschichte unseres Volkes hochwichtige, um 99 n. Chr. geschriebene Werkchen, auf fleißigem Studium, wenn auch kaum auf eigener Anschauung beruhend, ist eine sinnige, liebevolle Schilderung des Lebens u. der Sitten unserer Vorfahren, nicht ohne Seitenblicke auf die Sittenlosigkeit des damaligen röm. Lebens. Mit der Schrift „Historiae", von deren 14 Büchern die ersten 4 u. ein Stück des 5. erhalten sind, betrat T. das Gebiet der großen Geschichtschreibung, u. zwar schildert er seine Gegenwart, bes. die J. 69—96 unter den Kaisern Galba, Otho, Vitellius, Vespasianus u. Domitianus, mit scharfen Zügen, kräftigen Farben u. großer Menschenkenntniß. Gleich vortrefflich ist sein letztes Werk, gewöhnlich „Annales" genannt, eigentlich „Ab excessu divi Augusti libri XVI", eine Darstellung der Ereignisse seit dem Regierungsantritt des Tiberius bis zum Tode Nero's, also der J. 14—68 n. Chr. Von den 16 Büchern sind uns leider nur die ersten 6, dazu das 5. nur in Bruchstücken erhalten. Die erste Gesammtausgabe der Schriften des T. ist die von Vendelin de Spira (Venedig, um 1470); fernere Ausgaben lieferten Beroaldus (Rom 1515), Rhenanus (Basel 1519), Lipsius (Antwerpen 1573), Gronovius (Amsterdam 1672) 2c.; von Neueren sind bes. wichtig die von Imm. Bekker (2 Bde., Lpz. 1831), L. Döderlein (2 Bde., Halle 1841—47), J. C. Orelli (mit Kommentar, 2 Bde., Zürich 1846) u. Halm (2 Bde., Lpz. 1863). Uebersetzungen veranstalteten Bahrdt (2 Bde., Halle 1807), Woltmann (Berl. 1811—17), Strombeck (3 Bde., Braunschw. 1816), Bötticher (4 Bde., Berl. 1831—34), Roth (2. Aufl., 3 Bde., Stuttg. 1868) 2c. Ueber die sehr oft herausgegebene u. erklärte „Germania" vgl. Holtzmann, „German. Alterthümer mit Text, Uebersetzung u. Erklärung von T.' Germania" (herausgeg. von Holder, Lpz. 1873).

**Tacitus**, Marcus Claudius (od. Aurelius), röm. Kaiser, wurde im Sept. 275 nach dem Tode des Aurelianus vom Senat, dessen angesehenstes u. reichstes Mitglied er war, zum Kaiser gewählt, gegen die Gewohnheit vieler Jahrzehnte zuvor, da in der Regel das Heer die Kaiser proklamirte. Bei seiner Wahl bereits 75 Jahre zählend, zeigte T. zwar den redlichsten Willen, aber nicht die feste Hand, welche die Zeiten verlangten. Auf einem Kriegszuge gegen die Skythen starb T. zu Tarsos in Kleinasien im April 276, nach einigen Berichten eines natürlichen Todes, nach anderen von den Soldaten ermordet. Ihm folgte auf dem Throne sein Bruder Florianus.

T. leitete sein Geschlecht von dem Geschichtschreiber Tacitus (s. d.) ab u. sorgte für die Verbreitung der Schriften desselben.

**Tadema,** vollständiger **Alma-T.**, Lourens, berühmter ethnographischer Genremaler, geb. 8. Jan. 1836 zu Dronryp in Westfriesland als Sohn eines Notars, besuchte das Gymnasium in Leeuwarden, bezog nach Beseitigung großer Hindernisse 1852 die Akademie in Antwerpen u. lernte hier, während er Schüler von Wappers u. Dyckmans war, auch Henry Leys kennen, dessen archaisirende Manier großen Einfluß auf ihn ausübte. Er wählte nämlich seine Stoffe zwar auch aus entlegenen Zeiten, führte sie aber in modernem Stil als historische Sittenbilder aus. Sein erstes prägnantes Kulturbild, „Die Erziehung der Söhne Clotildens", gemalt 1861, trug ihm bereits die goldene Medaille ein; 1862 folgte „Venantius Fortunatus", 1864 „Fredegunde u. Prätextatus" u. das ägypt. Bild „Wie man sich vor 3000 Jahren unterhielt", u. 1865 Anderes aus dem ägypt. Leben, das er mit wunderbarer Beseelung u. Korrektheit darzustellen weiß. Dann wandte er sich auch der röm. Geschichte u. Kultur zu u. brachte den „Eintritt in ein röm. Theater" (1866), einen röm. Tanz u. das koloristische Meisterwerk „Agrippina mit der Asche des Germanicus". 1867 entstanden der weniger bedeutende „Tarquinius Superbus", 1868 die fast verunglückte „Siesta", 1869 „Der Pyrrhichische Tanz" u. „Phidias u. der Parthenon". Nachdem er sich 1870 in London niedergelassen hatte, schuf er noch mehrere röm. Kulturbilder, unter denen „Das Fest der Weinlese im alten Rom" ein Meisterwerk ist. Zu seinen neuesten Bildern gehören „Die Werkstatt des Bildhauers" u. „Das Kabinet eines Kunstliebhabers", neue Beweise gründlichsten archäologischen Studiums u. vollendetster Farbengebung.

**Tael,** engl., portug. Taël, chines. Liang, d. h. die Unze, ist die Rechnungseinheit in China, welche eingetheilt ist in 10 Thsian (engl. Mace, holl. Mas) à 10 Fen (engl. u. holl. Candorin) à 10 Li (engl. Cash, holl. Pitjes). 1000 span. Piaster werden = 717 T.s gerechnet. Die Theeverkäufer rechnen 100 Piaster od. Dollar = 72 T. Als Gold- u. Silbergewicht ist das T. = 580 engl. Troygrän = 37,583 Gr. 16 T. = 1 Gin od. 1 chines. Pfund u. $11^{2}/_{9}$ T. = 1 Pfd. russ. beim Theehandel in Kiachta. Auch Japan hatte seine T.s, deren 16 = 10 span. Piaster od. jetzige japan. Yens gerechnet wurden. Auf der Insel Sumatra beträgt der Werth eines T. = $18^{2}/_{3}$ Mk. Als Gewicht ist der T. = 480 Mgr. Auf der Insel Java wird der T. = 38,45 Gr. schwer angenommen, 1600 T. = 1 Pikul. Der siamesische T. zu 4 Ticals = dem chines. T.

**Tafelbai,** kleiner afrik. Meerbusen im äußersten SW., welcher die Nordküste der kleinen Halbinsel des Kaps der guten Hoffnung bespült. An ihrer Südküste liegt die Kapstadt (s. d.). Umgeben wird die T. von kahlen Bergen, unter denen im S. bes. der Tafelberg (s. d.) hervorragt. Die Robbeninsel liegt am Ausgang zum Meere, sonst ist die T. nach W. hin offen, also nicht gerade sicher für die hier ankernden Schiffe, am wenigsten vom Mai bis September während der Nordwestwinde. Doch ist sie seit 1870 durch einen großen Molo besser geschützt. Auf der Süd- u. Ostseite liegen mehrere Forts u. ein Kastell, welche die T. beherrschen.

**Tafelberg,** Berg zwischen der Tafelbai u. dem Kap der guten Hoffnung, erhebt sich südl. hart über der Kapstadt bis zu 1082 m. als eine schwarze, würfelförmige, fast senkrechte riesige Felsmasse, weit hinaus den Schiffen sichtbar. Den Namen hat der Berg von der ½ Stunde breiten tafelförmigen Fläche erhalten, welche den Gipfel bildet. Hart an dem T. erheben sich im NO. der fast gleich hohe Teufelsberg, im S. der ebenfalls gegen 1000 m. erreichende Constantiaberg u. im NW. der zweigipflige Löwenkopf. Abb. s. bei „Kapstadt".

**Tafelgüter** (lat. bona mensalia) hießen ehemals solche Güter, deren Ertrag sonst zur Bestreitung der Kosten des Unterhaltes des landesherrlichen Hofes, bes. in den ehemaligen geistlichen Staaten, bestimmt war. Waren es Lehngüter, so wurden sie Tafellehen genannt.

**Tafelrunde.** Die Sage von der T. erzählt, der Zauberer Merlin habe dem altbritischen König Uther Pendragon eine wunderbare runde Tafel gefertigt, die ursprünglich zu Cardeul in Wales stand, aber bei der Vermählung von Uther's Sohne, König Artus (s. d.), mit Ginevra durch Zauberei nach Kaerlleon am Usk, dem Sitze Artus', gerückt wurde. Die T., ein Verein von Rittern, die um jene (die Gleichheit aller Daransitzenden zu bezeichnen) runde Tafel herumsaßen, bildete den Mittelpunkt des Artushofes, nam. der glänzenden Hoffeste, die König Artus um Pfingsten abzuhalten pflegte. Die T. wurde zu einer Art von Orden, in den nur durch edle Geburt, Frömmigkeit, bewährte Heldenhaftigkeit u. Treue gegen den König ausgezeichnete Ritter aufgenommen werden konnten u. dessen Mitglieder verpflichtet waren, Abenteuerfahrten zu unternehmen, die Frauen zu beschützen, Verzauberte zu erlösen, Riesen u. Zwerge zu bändigen, Drachen zu tödten ꝛc. Die sagenberühmtesten Helden der T. sind: Parcival (walisisch Peredur), Lohengrin (Loherangrin), Tristan, Iwein, Erec, Gawain, Wigalois, Wigamur, Gauriel u. Lanzelot. Nach der einen Ueberlieferung waren es immer zwölf Ritter; nach der anderen war an der Tafel stets für so viel Ritter Raum, als daran zu sitzen würdig waren. Der Name eines jeden Ritters, der sich dieser Ehre würdig gemacht hatte, erschien in goldener Schrift auf einem der die Tafel umstehenden Stühle, aber verschwand wieder, wenn er starb od. durch Verstoß gegen die Ordensgesetze unwürdig wurde, der T. anzugehören. Nach Artus' Tode soll die zauberische Tafel verschwunden sein. — Die T. soll ihre eigenen Chronisten gehabt haben, die Sires-Cleres, die alle Abenteuer u. Großthaten der Helden aufzeichneten; der Oberste unter ihnen, Arundian von Köln, wurde als der Verfasser des Romans von „König Artus u. seine T." bezeichnet. Während die eigentliche Artussage auf alter geschichtlich-nationaler Grundlage ruht, ist die Sage von der T. erst um das Ende des 11. Jahrh. in der Bretagne entstanden: ihre Helden waren erdichtete ideale Vorbilder aller höfischen u. ritterlichen Tugenden. Nach einander verschmolzen mit diesem Stoffe die weit älteren Sagen von König Artus, vom Zauberer Merlin (s. d.) u. vom heiligen Gral (s. d.), so daß die Ritter der T. zuletzt auch als Hüter des letzteren erschienen. Selbst mit der Abendmahlstafel Christi wurde die T. in geheimnißvolle Verbindung gebracht. Aus der Bretagne kam die Sage von der T. nach Nordfrankreich, wo sie bes. durch Chrestien von Troyes bearbeitet u. dichterisch ausgebildet wurde, doch ohne jeden sittlichen Gehalt, den ihr erst deutsche Dichter verliehen. Jahrhunderte lang blieb sie im Volke u. in der Literatur lebendig. Die wichtigsten franz. Quellenschriftsteller außer Chrestien sind Raoul de Houdenc u. Renaud de Beaujean. Der mittelhochdeutschen Dichtung dienten die Mythen von den Helden der T. vielfach als Stoff: Hartmann v. Aue (s. d.) behandelte sie im „Erec" u. „Iwein", Wirnt von Gravenberg im „Wigalois", Wolfram von Eschenbach (s. d.) im „Parcival" u. „Titurel", Gottfried von Straßburg (s. d.) im „Tristan", Ulrich von Zatzikhoven im „Lanzelot" ꝛc. Die letzte zusammenfassende dichterische Bearbeitung der Sage von der T. lieferte der Münchener Maler Ulrich Füterer Ende des 15. Jahrh. Vgl. San Marte, „Die Arthursage u. die Märchen des rothen Buches von Hergest" (Quedlinb. 1842).



**Taffet,** ein glattes Seidengewebe, bei welchem die auf einander folgenden Kettenfäden abwechselnd über u. unter jedem Schußfaden liegen, also dieselbe Fädenverbindung wie bei der gewöhnlichen Leinwand stattfindet. Da die taffetartigen Gewebe die meisten Kreuzungs- u. Verbindungsstellen zwischen den einzelnen Fäden haben, so besitzen sie verhältnißmäßig auch die größte Festigkeit. Ganz leichte Seidentaffete sind die Futtertaffete; die Kleidertaffete sind schwerere Stoffe, bei denen die Kette einfädig, der Einschuß ein- bis dreifädig ist. Doppeltaffet (Marceline) hat durchaus zweifädige Kette u. zwei- bis dreifädigen Einschuß. Die dichtesten T.e heißen Gros (Gros des Naples, Gros de Tours etc.).

**Tag** nennt man im gewöhnlichen Leben die Zeit, während welcher die Sonne **über** dem Horizonte steht, im Gegensatz zur **Nacht**, während der sie **unter** dem Horizonte steht. Der T. in diesem Sinne des Wortes ist ungleich lang, je nach der Jahreszeit u. dem Orte, wo man sich auf der Erde befindet. An Orten u. Zeiten, da die Sonne gerade im Ost- u. Westpunkt auf- u. untergeht, sind T. u. Nacht beide genau gleichlang. Je weiter auf unserer Hemisphäre der Auf- u. Untergangspunkt der Sonne nach Norden zu rücken, desto länger wird der T. auf Kosten der Nacht, je weiter nach dem Südpunkt zu, desto kürzer. Auf der südl. Hemisphäre ist die Erscheinung die umgekehrte. Oft aber wird T. u. Nacht in obigem Sinne zusammengenommen, d. i. die Zeit, welche die Sonne zu einem scheinbaren Umlaufe braucht, also wenn man diese genau messen will, die Zeit zwischen zwei Durchgängen der Sonne durch die Mittagslinie (Meridian), od. die Zeit zwischen zwei Sonnenkulminationen. Dieser Zeitraum ist je nach dem Punkte der Erdbahn, an welchem sich die Erde befindet, bald etwas kürzer, bald etwas länger. Diesen **bürgerlichen** od. **Sonnentag** hat man zum Behufe der Zeitmessung in 24 Stunden ꝛc. eingetheilt. Die Astronomie dagegen benutzt als Zeitmaß den etwas kürzeren, ebenfalls in 24 Stunden getheilten u. sich stets gleich bleibenden astronomischen od. **Sternentag**, d. i. die Zeit zwischen zwei Kulminationen eines Fixsternes. Die Dauer des Sternentages ist nach bürgerlichen Stunden gemessen genau gleich 23 Stunden 56 Min. 4,091 Sek.

**Tagal** od. **Tegal**, Hauptort der gleichnamigen niederländ. Residentie der Sundainsel Java; liegt an der Nordküste fast in der Mitte an dem Flusse gleichen Namens in heißer Region, an der Dampferlinie, welche die Nordküste entlang führt, u. an der Straße von Batavia nach Samarang u. der Ostspitze. Der alte, ehemals blühende Ort zählt jetzt nur 7000 E., hat ein Fort u. einen flachen Hafen.

**Taganrog,** Stadt mit 25,027 großentheils griech. E. 1867 im südruss. Gouvernement Jekaterinoslaw, in fruchtbarer Gegend auf hohem Vorgebirge am Taganrog'schen Busen des Asow'schen Meeres u. an der Bahn Kursk-Charkow-Asow, hat Citadelle u. Festungswerke, 7 Kirchen, Theater, schöne Börse u. Bazar, ein Denkmal des hier am 1. Dez. 1825 gestorbenen Kaisers Alexander I. u. einen kaiserlichen Garten. T. hat bedeutende Fabrikation von Lichten, Seife, Leder, Tauen, Segeltuch, hat in der neuen russ. Mannufaktur eine treffliche Eisenhütte erhalten u. treibt wichtigen Handel u. Fischfang. Sein Hafen ist sicher u. geräumig, doch leidet die Schifffahrt an der Seichtigkeit des Meeres, die großen Schiffen die Einfahrt verwehrt. 1872 liefen 874 Schiffe mit 238,869 Tonnen gehalt ein. Die Einfuhr betrug 1873: 5,457,188, die Ausfuhr 11,131,155 Rubel. Erstere bestand in frischen u. getrockneten Früchten, Oel, Wein, Porter, Tabak, Thee, Mannufakturen 2c.; letztere in Getreide, bes. Weizen, in Leinsaat, Rapssaat, Wolle, Talg, Butter, Kaviar 2c. Ein großer Theil der Einwohner sind Griechen. T. wurde als Troizkaja 1698 nach der Einnahme von Asow erbaut, mußte aber schon 1711 nach den Stipulationen des Pruther Friedens wieder zerstört u. verlassen werden. Seit 1769 aufs Neue hergestellt, wurde es 1784 befestigt. Ein Bombardement der engl.-franz. Flottille 22. Mai 1855 fügte der Stadt vielen Schaden zu, seit dieser Zeit aber ist sie in stetem Aufschwunge begriffen.

**Tagebogen** eines Gestirnes heißt in der sphärischen Astronomie der scheinbare Kreisbogen, welchen das betreffende Gestirn (z. B. die Sonne 2c.) von seinem Aufgange bis zum Untergange am Himmelsgewölbe beschreibt. Der Theil des scheinbaren Weges, den man sich unter dem Horizonte zu denken hat vom Untergang bis wieder zum Aufgange heißt der Nachtbogen. Nur für Gestirne, die gerade im Ostpunkte aufgehen, sind T. u. Nachtbogen einander gleich (= 180°); für nördlicher aufgehende sind die T. größer, für südlicher aufgehende kleiner als der Nachtbogen. Die nördl. Circumpolarsterne haben gar keinen Nachtbogen (gehen gar nicht unter), die südl. haben gar keinen T. (gehen für uns nicht auf).

**Tagesbefehl** heißt im militärischen Leben eine Ansprache, welche nach großen Kriegsereignissen, Schlachten, Einnahmen von Festungen 2c. erlassen u. geschrieben od. gedruckt an die Truppen vertheilt wird. Der T. dient als Anerkennung, Belebung, Aufmunterung der Truppen, kann aber auch Tadel enthalten.

**Tagesordnung** wird bei berathenden u. beschließenden, bez. parlamentarischen Versammlungen die festgesetzte Vertheilung der Geschäfte auf die einzelnen Tagessitzungen genannt. Daher bedeutet „zur T. übergehen", daß auf einen im Laufe der Sitzung angeregten Gegenstand, insbes. auf einen außerordentlichen Antrag, nicht näher eingegangen, sondern nur die auf der T. stehenden Gegenstände der Verhandlung erledigt werden sollen; ist auch sonst als geflügeltes Wort gebräuchlich.

**Tagewerk,** ein früheres Feldmaß in Deutschland, welches in der Regel soviel wie 1 Acker od. 2 Morgen betrug. Das bayer. T. (Juchert) hatte 40,000 □Fuß; das württ. 384 □Ruthen à 100 □Fuß. In der Schweiz hat das T. od. Juchert 400 schweizer. □Ruthen od. 3600 □m. Das ital. T. od. die Giornata zu 100 Tavole = 3800 □m.

**Tagfalter** (Diurna, Rhopalocera), eine schon von Linné begrenzte Schmetterlingsfamilie mit schmächtigem Körper, großen u. breiten, in der Ruhe senkrecht über dem Körper aufgeschlagenen Flügeln u. an der Spitze keulenförmigen Fühlern. Ihre sechzehnbeinigen, meist unbehaarten, oft bedornten Raupen verwandeln sich ohne Cocon in glatte, eckige, oft metallglänzende Puppen (Chrysaliden). Wie die Lebensthätigkeit dieser Schmetterlinge, die oft im schönsten Farbenschmuck prangen, an Licht u. Wärme gebunden ist, so finden sich auch die meisten Individuen u. Arten in warmen Ländern. Nam. anzuführen sind von europ. Arten die Weißlinge, der Schwalbenschwanz, Perlmutterfalter, Trauermantel, das Pfauenauge, der Schillerfalter, die Bläulinge, Dickköpfe 2c.; exotische Arten erreichen eine Flügelspannweite von 14 cm. u. mehr.

**Tag- u. Nachtgleiche,** s. „Aequinoktien".

**Täglichsbeck,** Thomas, verdienter deutscher Violinspieler u. Komponist, geb. zu Ansbach 31. Dez. 1799; erhielt seit seinem vierten Lebensjahre durch seinen 1800 nach Hof übergesiedelten Vater den ersten Musikunterricht u. ging 1816 nach München, um bei Rovelli auf der Violine, die er zu seinem Hauptinstrument gemacht, sich zu vervollkommnen u. bei Gratz die Komposition zu studiren. Bereits 1817 schrieb er eine Messe, die auch aufgeführt wurde, u. erhielt eine Anstellung als Violinist am Isarthortheater, an welchem er später auch als Kapellmeister (als Nachfolger Lindpaintner's) fungirte, bis er 1822 als Violinist zur königl. Hofkapelle übertrat. 1823 kam in München seine Operette „Weber's Bild" mit Beifall zur Aufführung; in demselben Jahre machte er seine erste Kunstreise durch Bayern, der sich 1824 eine zweite über Stuttgart, Frankfurt, Mannheim, Karlsruhe in die Schweiz anschloß. 1827 wurde T. Kapellmeister des Fürsten von Hohenzollern-Hechingen u. bekleidete diese Stelle bis 1857 (1827—52 zu Hechingen, von da ab bis 1857 zu Lewenberg in Schlesien), machte während dieser Zeit noch verschiedene Kunstreisen (u. a. nach Paris, wo 1835 u. 1839 Sinfonien seiner Komposition in Conservatoirekonzerten zur Aufführung kamen), lebte seit 1857 privatisirend theils in München, theils in Dresden, u. starb 1. Okt. 1867 zu Baden-Baden. Von seinen Kompositionen sind im Druck erschienen: eine Sinfonie, mehrere Violinkonzerte, Variationen u. Fantasien für Violine, Stücke für Klavier u. Violine, Violinduette 2c.; ferner gab er heraus: „Orpheon, Album für Gesang u. Pianoforte" (5 Bde., Stuttg. 1846); „Deutsche Lieder im Schleswig-Holstein für 4stimmigen Männerchor" (ebd. 1848); „Das Buch der Lieder" (2 Bde., ebd. 1849); „Germania, ein Freiheitsliederkranz 2c." (ebd. 1849); „Odeon, für Quartett u. Chorgesang ohne Begleitung" (5 Bde., 1846—51); „Philomele, Gesänge für Frauen- u. Männerstimmen" (ebd. 1849); „Deutsche Banner- u. Schwertlieder" (ebd. 1850) 2c.

**Taglioni** (spr. Taljoni), ital. Künstlerfamilie, aus der mehrere bedeutende Talente auf dem Gebiete der Tanzkunst hervorgegangen sind. Philipp **T.**, geb. 1777 zu Mailand, studirte seine Kunst bei dem seiner Zeit berühmten Ballettänzer Coulon in Paris, debütirte auf der Bühne der Großen Oper u. erhielt bald darauf die Stelle eines Balletmeisters in Stockholm, wo er in der Folge nicht blos zum Reformator des dortigen Ballets wurde, sondern auch, indem er vorzugsweise die Kunstformen einer eleganten natürlichen Umwandlung unterwarf. Von Stockholm folgte T. einem Rufe nach Kassel, um hier jene glänzenden Hof- u. Theaterfestlichkeiten zu leiten, die den König Hieronymus von Westfalen alle Regierungssorgen vergessen ließen, bis dessen Herrlichkeit 1813 ein jähes Ende nahm. Kaum hatte damit auch die Wirksamkeit T.'s ihr Ende gefunden, als er ein Engagement am Hofoperntheater in Wien erhielt. Aus der Wiener Zeit datiren seine größten Triumphe im Gebiete der choreographischen Kompositionen. Zu diesen gehören insbes.: „Die Sylphide", „Der Aufruhr im Serail", „Die neue Amazone", „Lodoiska", „Das Donauweibchen", „Die Zigeunerin", „Das Schweizer Milchmädchen" u. „Meereswellen". Seit 1840 Balletmeister beim kaiserl. Theater in Warschau, erwarb er sich die Gunst des Kaisers Nikolaus, die Freundschaft des Fürsten Paskiewitsch u. des Intendanten Generals Abramowitsch, aber auch die Liebe seiner Untergebenen. Nach 10 Jahren trat er in den Ruhestand, ließ sich am Comersee nieder und starb daselbst 11. Febr. 1871. — Seine Tochter, Marie **T.**, geb. zu Stockholm 23. April 1804, trat als Ballettänzerin zuerst 1822 unter den Auspizien ihres Vaters in Wien auf, dann in Stuttgart u. München, gehörte seit 1827 der Großen Oper in Paris an, ward 1832 am Hoftheater in Berlin engagirt u. machte später höchst erfolgreiche Gastspielreisen durch Deutschland, Frankreich, Italien, England u. Rußland. 1847 trat sie von ihrer Bühnenthätigkeit zurück, um fortan in Venedig od. am Comersee zu leben. Aus ihrer inzwischen durch den Tod getrennten Ehe mit dem Grafen Gilbert de Voissins hat sie einen Sohn, der Offizier in franz. Diensten, u. eine Tochter, die mit einem Fürsten Trubetzkoi vermählt ist. — Paul **T.**, Bruder der Vorigen, geb. zu Wien 12. Jan. 1809, bildete sich gleichfalls zu einem berühmten Ballettänzer u. Balletdichter aus. Seit 1829 Solotänzer an der Berliner Hofbühne, ward er daselbst 1849 Balletmeister u. 1869 Balletdirektor. Seine choreographische Wirksamkeit begann er 1831 mit der Einstudirung des Ballets „Die Pagen des Herzogs von Vendôme"; seine erste eigene große Balletkomposition war „Undine" (1836); dieser folgten: „Der Seeräuber", „Don Quixote", „Liebeshändel", „Die Insel der Liebe", „Der Schutzgeist", „Thea", „Satanella", „Militaria", „Fantaska" 2c. — Marie **T.**, Tochter des Vorigen aus dessen Ehe mit der Ballettänzerin Amalie **Galster** (auch eine Schwester derselben, Hulda Galster, gest. zu Berlin 9. Mai 1874, war eine renommirte Solotänzerin), geb. zu Berlin 27. Okt. 1833, war ebenfalls ein eigenthümliches Tanzgenie. Sie trat zuerst 1849 in London auf u. gehörte dann der Berliner Hofbühne an, bis sich 24. Sept. 1866 Prinz Joseph Windischgrätz mit ihr vermählte. Ihre Schwester Auguste ist Schauspielerin in Berlin

Von anderen Mitgliedern ihrer Familie, die sich gleichfalls dem Ballet widmeten, ist noch ein Bruder Philipp T.'s zu nennen: Salvator T., geb. 1795, längere Zeit Balletmeister in Turin u. Neapel, gest. zu Neapel 3. Okt. 1868.

**Tagsatzung** (später auch Tagleistung), wurde sonst die Versammlung der Abgeordneten der verschiedenen Schweizerkantone (Stände) zur Berathung der eidgenössischen Angelegenheiten genannt. Auf Grund eines Bundesbeschlusses vom 7. Aug. 1815 waren seitdem Zürich, Bern u. Luzern die Orte, an denen mit regelmäßiger Abwechslung solche Versammlungen stattfanden, bis diese durch die Bundesverfassung vom 12. Sept. 1848 gänzlich in Wegfall kamen.

**Tahiti,** mit Artikel O-Taheiti, franz. Taïti, Hauptinsel der zu den Gesellschaftsinseln (s. d.) gerechneten austral. Inselgruppe der T. od. Georgiainseln, unter franz. Schutzherrlichkeit stehend; mit Hinzurechnung der übrigen, ebenfalls franz. Nachbarinseln Maitea, Tetuaroa u. Moorea od. Eimeo mit dem Hafen Opanchu u. der Stadt Griffiestown, deren Centralverwaltung auf T. ist, zählte es 1874: 10,113 E. auf 1133,92 □Km. Die Hauptinsel T. umfaßt 19 □M. u. zerfällt in einen 14½ □M. großen Rumpf T.-nui (d. i. Großtahiti), das gleichmäßig von der ungegliederten Küste bis zu über 2000 m. in dem Orohena u. dem Aorai aufsteigt, u. eine 4½ □M. große Halbinsel T.-iti (d. h. Kleintahiti) od. Taiarabu, die südöstl. liegend durch einen weniger als 1 M. breiten Isthmus mit dem Rumpfe verbunden ist. Das Nordkap bildet die Venusspitze od. das Tehuroakap, von der südwestl. die Matawai- u. südöstl. die Whowpabai liegen. Beide Theile der Insel erheben sich langsam nach dem Innern zu, sind bis zu ihren höchsten Spitzen mit Bäumen u. nutzbaren Gewächsen bedeckt u. reichlich von den zahllosen Flüßchen bewässert. Nur in den hin u. wieder zur See sich senkenden Thälern, vor Allem in der zwischen dem Fuß der Berge u. der Küste gelegenen schmalen Küstenebene, liegen die zerstreuten Wohnungen der Eingeborenen u. der europ. Ansiedler. Die Küste ist von einem Korallenriff umgeben, welches den Schiffen durch mehrere Oeffnungen das Einlaufen gestattet. Klima u. Produkte sind die der Gesellschaftsinseln (s. d.) u. die hier gewonnenen Brotfrüchte übertreffen alle anderen; eingeführt sind Wein u. alle europ. Gemüse. Vortrefflicher Zucker ist ein Ausfuhrartikel der europ. Kolonisten. Hauptort ist der Hafen Papeiti im NW., der wie ein großes reizendes Dorf erscheint, da die Häuser der Eingeborenen zu 8–10 vereint zwischen Kokospalmen, Brotfruchtbäumen ꝛc. liegen. Den Strand entlang zieht sich der am meisten zusammenhängende Theil, hier liegen der franz. Gouverneurspalast, das königl. einstöckige Schloß, die Wohnungen der europ. u. amerik. Konsuln, eine protest. u. eine kathol. Kirche, große Magazine u. Arsenale der Franzosen. In einiger Entfernung steht die riesige, 1819 von dem König Pomare II. erbaute protest. Kirche. 1872 existirten 4 Km. Eisenbahn. Oestl. von Papeiti, noch an der Nordküste, liegt der Landungsplatz Papaua, dem Nordkap am nächsten Matawai mit Kirche, Fort u. Leuchtthurm, im Innern das die Insel beherrschende Fort Fatuahua.

Nr. 5161. Papeiti, Hauptstadt von Tahiti.

**Taillandier** (spr. Taljandjeh), René Gaspard Ernest, genannt Saint René, franz. Literarhistoriker, geb. zu Paris 16. Dez. 1817; studirte daselbst die Rechte, wandte sich aber dann mehr u. mehr dem Studium der Philosophie u. Literatur zu, setzte 1839 seine Studien in Heidelberg fort u. bereiste dann auch die Rheinländer, Bayern, Sachsen u. Preußen, wurde 1841 supplirender Professor an der Faculté des lettres in Straßburg u. übernahm im Nov. 1843 die Professur der franz. Literatur in Montpellier. Damals veröffentlichte er auch in der „Revue des deux mondes“ die ersten seiner zahlreichen Artikel über die deutsche Literatur; 1863 nach Paris berufen, um Saint Marc Girardin auf dem Lehrstuhl für franz. Poesie an der Sorbonne zu vertreten, ward T. 1868 zum Professor der Beredsamkeit an der nämlichen Universität ernannt u. erhielt er im Jan. 1870 den Posten eines Generalsekretärs im Unterrichtsministerium. Seit 22. Jan. 1874 ist er auch Mitglied der Akademie. Zu seinen Schriften gehören: „Béatrice“ (ein Gedicht, Par. 1840); „Scott Érigène et la philosophie scolastique“ (ebd. 1843); „Histoire de la jeune Allemagne“ (ebd. 1849); „Études sur la révolution en Allemagne“ (2 Bde., ebd. 1853); „Le poète du Caucase, ou la vie et les oeuvres de Michel Lermontoff“ (ebd. 1856); „Histoire et philosophie religieuse“ (ebd. 1860); „Littérature étrangère“ (ebd. 1861); „Comtesse d'Albany“ (ebd. 1862); „Lettres inédites de Sismondi“ (ebd. 1863); „Maurice de Saxe“ (2 Bdchn., ebd. 1865); „Corneille et ses contemporains“ (ebd. 1864) ꝛc.

**tailliren** (franz., spr. taljiren), eigentlich schneiden; dann Karten mischen u. abziehen; davon Taille, das Abziehen der Karten beim Pharaospiel, auch sämmtliche Karten selbst; ferner der Wuchs, die Gestalt, bes. der Theil des Leibes zwischen den Hüften u. der Brust; auch der Schnitt eines Kleides. Tailleur (spr. Taljöhr), Schneider.

**Taine** (spr. Tähn), Hippolyte Adolphe, ausgezeichneter franz. Philosoph, Literatur- u. Kunsthistoriker, geb. zu Vouziers in den Ardennen 21. April 1828; studirte in Paris zuerst im Collége Bourbon u. seit 1848 in der Normalschule, war 1851—53 Hülfslehrer der Philosophie u. Rhetorik in Nevers u. Poitiers, kehrte dann nach Paris zurück, wo er noch mehrere Jahre lang ernstliche Studien in den Naturwissenschaften, der Medizin u. den modernen Sprachen trieb, widmete sich nachher vorzugsweise der Literatur u. wurde im Okt. 1864 Professor der Kunstgeschichte u. Aesthetik an der Ecole des Beaux-Arts. Als Schriftsteller debütirte er, abgesehen von den Dissertationen „De personis Platonicis" u. „Essai sur les fables de Lafontaine" (Par. 1853), mit einem „Essai sur Tite-Live" (ebd. 1854), den die Akademie mit einem Preise krönte. Einen großen Ruf gewann er durch seine „Histoire de la littérature anglaise" (4 Bde., ebd. 1864; öfters aufgelegt; deutsch von Katscher, Lpz. 1877 ff., 3 Bde.); dieselbe zog ihm heftige Anklagen des Bischofs Dupanloup von Orleans wegen Atheismus zu u. wurde auch von der Akademie als gefährlich bezeichnet; dagegen betrachten sie die Engländer selbst als das beste, bisher von einem Ausländer über ihre Literatur geschriebene Werk. Ein zweites Hauptwerk ist: „Des origines de la société moderne" (3 Bde., Par. 1876; 1. Bd. „L'ancien régime", deutsch unter dem Titel „Das vorrevolutionäre Frankreich" von Katscher, Lpz. 1876). Außerdem schrieb T.: „Voyage aux eaux des Pyrénées" (Par. 1855 u. öfter); „Les philosophes françaises du XIX siècle" (ebd. 1856; 2. Aufl. 1860); „Essais de critique et d'histoire" (ebd. 1857; neue Folge 1865); „Lafontaine et ses fables" (ebd. 1860); „Philosophie de l'art" (ebd. 1865); „Philosophie de l'art en Italie" (ebd. 1866); „Voyage en Italie" (2 Bde., ebd. 1866); „Notes sur Paris" (ebd. 1867); „Philosophie de l'art dans les Pays-Bas" (ebd. 1868); „Notes sur l'Angleterre" (ebd. 1871) 2c. Auch ist T. Mitarbeiter am „Journal des Débats", an der „Revue de l'instruction publique" u. der „Revue des deux Mondes".

**Tajo** (span., spr. Tacho) od. Tejo (port., spr. Teschu), lat. Tagus, der größte Fluß Spaniens, 120 Meilen lang, entspringt in der Serrania de Cuenca, am Westabhange der Muela de S. Juan, einem Gliede des iberischen Scheidegebirges, fließt zunächst nordwestlich, vom Einflusse des ihm ebenbürtigen Gallo aber wendet er sich nach WSW. u. behält im Ganzen diese Richtung bis zur Mündung bei. Er durchfließt zuerst über 20 Meilen lang die eintönige neucastilische Steppe, in der sein schmuziges Wasser sich langsam zwischen nackten od. wenig bewachsenen Sandbänken hindurchschlängelt u. manchmal ganz inne zu halten scheint. Nur bei Aranjuez sind grüne Wiesen ihm zur Seite u. bedeckt ein üppiger Baumwuchs seine Ufer. Von Toledo an rauscht er öfter zwischen wildromantischen Felsschluchten hindurch u. bei Almaraz ist er sogar von über 300 m. hohen Uferwänden eingeengt. Kurz hinter Alcantara verläßt er das Plateau von Estremadura, bildet gegen 6 Meilen die Grenze zwischen Spanien u. Portugal u. eilt hinab nach Alemtejo. Der von hier ab zunächst reißende Strom führt nun den Namen Tejo. In die Küstenebene bei Villa Velha de Rodao eingetreten, wird er noch 25 Meilen lang schiffbar. Die regelmäßige Schiffahrt aber beginnt erst bei Abrantes, 18 Meilen vor der Mündung, u. Seedampfer können ihn nur die letzten 10 Meilen bis Santarem befahren. Unterhalb Salvaterra theilt er sich in den östl. Mar de Pedro u. in den westl. Tejo novo. Die Arme lassen zwischen sich ein 3 Meilen langes u. 1 Meile breites sumpfiges Marschland, das, da die Flut bis hierher über 2 m. beträgt, eingedeicht ist u. reichlich den Ackerbau lohnt. Sie treten dann in die prachtvolle, 18,5 Km. lange u. 11 Km. breite Bai von Lissabon, die, bereits mit Salzwasser gefüllt, durch die Entrada do Tejo mit dem Meere in Verbindung steht. — Die Zuflüsse des T. sind von geringer Bedeutung, da sich die Wasserscheide zwischen ihm u. seinen Nachbarflüssen nur an wenigen Punkten mehr als 10 Meilen von seinem Ufer entfernt. Der größte rechte Nebenfluß ist der Jarama, dem von rechts her der Manzanares, an dem Madrid liegt, zufließt. Unbedeutend sind Guadarrama, Alberche u. Tiétar; etwas größer Alagon u. Zezere. Links sind zu nennen Guadiela, Algador, Almonte, Salor, Sever, Zatas u. Canha.

**Takt,** in der Musik in weiterem Sinne die gleichmäßige Bewegung, in welcher die Töne nach einander erklingen, die Zeit in gleiche Theile dergestalt theilend, daß Ohr u. Gefühl die rhythmische Periode als Einheitliches zu erfassen u. zu schätzen vermögen. In engerem Sinne bezeichnet T. den Zeitabschnitt zwischen dem Anfang einer solchen Periode u. deren Wiederholung, der durch die Bewegung der Hand am besten versinnlicht werden kann, indem man abwechselnd niederschlägt u., die Hand aufhebend, einen od. zwei Schläge in die Luft macht, je nachdem die Zeitdauer der Periode durch deren Rhythmus in zwei od. drei gleiche Theile getheilt wird. Daraus entstehen nun die Taktarten, welche nach dem Gesagten entweder gerade, d. h. zweitheilig, od. ungerade, nämlich dreitheilig sind, wozu noch die vermischten od. zusammengesetzten Taktarten kommen, wo gerade u. ungerade sich vereinen. Die einfachen geraden Taktarten sind: 1. der Zweihalbetakt (Allabreve, 2/2 od. ₵), dessen Element die halbe Note; 2. der Zweivierteltakt mit der Viertelnote; 3. der selten gebrauchte Zweiachteltakt mit der Achtelnote; — die zusammengesetzten Taktarten: 4. der Vierzweiteltakt (4/2 od. auch ()) mit vier halben, 5. der Viervierteltakt (4/4 od. C) mit vier Viertel, 6. der seltene Vierachteltakt mit vier Achtelnoten; — die einfachen ungeraden od. dreitheiligen Taktarten: 7. der Dreihalbetakt (3/2, auch 3) aus drei halben, 8. der Dreivierteltakt (3/4), aus drei Viertel, 9. der Dreiachteltakt (3/8), aus drei Achtelnoten bestehend. Um die vermischten Taktarten aufzufassen, darf man sich nur vorstellen, daß z. B. von den zwei Viertelnoten eines Zweivierteltaktes die erste in zwei, die zweite in drei Achtelnoten aufgelöst sei; dadurch wird eine Triole entstehen; werden beide Viertelnoten in drei Achtelnoten zersetzt, so entstehen natürlich zwei Triolen od. eine Sextole, die beide zufällig sind. Wird aber diese drei- od. sechstheilige Auflösung fortgesetzt u. gestaltet sie sich bleibend, so werden zwar die Haupttheile des Vier- od. Zweivierteltaktes bleiben, aber die Bewegung der Zwischennoten wird anders sein, woraus 10. der (selten vorkommende) Zwölfvierteltakt (12/4), 11. der Zwölfachtel (12/8), 12. der Sechsviertel (6/4) u. 13. der Sechsachteltakt (6/8) entstehen, welche Viertel u. Achtelnoten zum Elemente haben u. mit vier od. zwei Schlagen angegeben werden. Dasselbe auf den dreitheiligen Takt angewendet, giebt 14. dem Neunvierteltakt (9/4, selten gebraucht), 15. dem Neunachtel (9/8) u. 16. dem Neunsechzehnteltakt (9/16) ihre Entstehung, bei welchen auch die langsamere od. schnellere Bewegung bestimmt, ob man beim Taktiren die Viertel od. die Achtel angeben soll. — Taktheil od. Taktglied nennt man jede der Hauptnoten des Taktes u. theilt sie ein: in gute — auf welche der Nachdruck od. der Accent fällt, im 4/4-T. die erste u. dritte Viertelnote, im 3/4-T. die erste Viertelnote 2c. — u. schlechte — die accentlosen od. Nebennoten eines jeden Taktes. Der gute Takttheil wird auch Niederschlag od. Thesis, der schlechte Aufschlag od. Arsis genannt. — Taktstriche sind die zwischen den Noten durch das Liniensystem geführten senkrechten Striche, welche den Anfang der T.e bezeichnen. Sie wurden erst gegen die Mitte des 17. Jahrh. allgemeiner eingeführt. — Taktiren, Taktschlagen nennt man die Bewegungen, welche der einen Chor od. ein Orchester leitende Dirigent mit der Hand od. einem Stabe (dem Takt- od. Dirigentenstabe) ausführt, um alle Mitwirkenden in richtigem Tempo u. T. zusammenzuhalten.

**Taktik** ist die Lehre von der Gefechtsführung u. von der Vorbereitung der Truppen für das Gefecht, bekanntlich der letzte Endzweck aller kriegerischen Ausbildung der Truppen.

**Taktmesser,** s. „Metronom."

**Talar** (vom lat. talāris, d. h. bis auf die Knöchel reichend) heißt ein langes, den ganzen Körper umhüllendes Aermelgewand, wie es noch jetzt als Amtstracht der evangelischen Geistlichen, hier u. da auch der Richter, Professoren 2c., im Gebrauche ist.

**Talavera de la Reyna,** Stadt mit etwa 7000 E. in der span. Provinz Toledo, in 351 m. Seehöhe in fruchtbarer Ebene am rechten Ufer des Tajo, über den hier eine lange Brücke von 25 Bogen führt; ist gut gebaut, aber von krummen u. schmuzigen Straßen gebildet, hat 7 Thore, 7 Kirchen, worunter die goth. Hauptkirche u. die Kirche der Virgen del Prado vor dem Madrider Thore, bei welcher nach Ostern ein vielbesuchtes Volksfest „las mondas de T.", gefeiert wird, mehrere Klöster, ehemals 14, u. Spitäler, treibt etwas Töpferei u. hatte ehemals bedeutende Seidenweberei, die aber ganz darnieder liegt. — T. hieß bei den Römern Talabriga, im Mittelalter Elbora u. war westgothischer Bischofssitz; 914 wurde es den Mauren durch den König von Oviedo, Ordogno II., entrissen u. geschleift; 949 siegten hier die christlichen Heere über die Mauren; später war T. Erbgut der Königinnen von Castilien (daher der Beiname de la Reyna, d. h. der Königin); 1809 schlug hier Wellington die Franzosen unter König Joseph Bonaparte.

**Talbot** (spr. Tahlbot), John, engl. Kriegsheld, geb. um 1373 in Shropshire, stammte aus der normännischen Familie der Barone v. Clenville. Als Erbe seiner Frau, der die Grafschaft Furnival gehört hatte, trat er 1410 in das Parlament, übernahm aber bald darauf ein Kommando in Irland u. wurde nach der Niederwerfung des Empörers Donald Mac Murghe Gouverneur. Seit 1417 fand er den Schauplatz seiner kriegerischen Thätigkeit in Frankreich, half Caen u. Rouen einnehmen, drang unter der Regierung Heinrich's VI.

1427 in Anjou, Maine u. Bretagne ein, bemächtigte sich Pontorsons u. wurde 1428 Gouverneur von Mans. Als er jedoch mit einer ganzen Armee vor Orleans zog, nöthigte ihn Jeanne d'Arc 8. Mai 1429 zum Abzug u. nahm ihn, als er zurückkehrte, 18. Juni bei Patay gefangen. Kaum war er 1433 ausgewechselt, so erschien er wieder kämpfend vor Jorgny, 1434 vor Beaumont, 1435 bei Treville, Louviers u. St. Denis, 1438—43 bei Neufchâtel, Longueville, Meaux, Harfleur, Pontoise, Conches u. Dieppe u. half 1444 den Waffenstillstand vermitteln. Obwol jene Kämpfe bei der Unzulänglichkeit der englischen Rüstungen u. der Unfähigkeit des Königs vergeblich gewesen waren, so überhäufte ihn doch der Letztere mit Auszeichnungen. 1434 wurde T. zum Grafen von Clermont, bald darauf zum Marschall, 1442 zum Grafen von Shrewsbury, 1446 zum Grafen von Wexford u. Waterford erhoben. Bei der Erneuerung des Krieges 1449 in Rouen zur Kapitulation gezwungen, wurde er von Karl VII. von Frankreich mit Auszeichnung behandelt u. 1450 ohne Lösegeld frei gegeben. Bald darauf machte er eine Pilgerfahrt nach Rom. Als er 1452 der Stadt Bordeaux, die sich empört hatte, zu Hülfe geschickt wurde, trieb ihn Dunois zurück u. er fiel in der Schlacht bei Castillon 17. Juli 1453. Der bedeutendste von seinen drei Söhnen, John, fand sein Ende 20. Juli 1460 in der Schlacht bei Northampton, als er für Lancaster gegen York kämpfte. Die Familie existirt noch in hochangesehener Stellung.

**Talent** (griech. *τάλαντον*, lat. talentum), eigentlich die Wage, dann auch das Gewogene. Als Gewicht war das griech. T. = 26,2 Kg. T. hieß ferner eine diesem Gewichte ursprünglich entsprechende Geldsumme, deren Werth aber nicht überall der gleiche war. Das attische T. war = 60 Minen (= 4715 Mk. 25 Pf.); nach ihm rechnete man auch in Korinth, Thessalien, Makedonien seit Alexander d. Gr., in Tarent u. Sizilien. Dagegen hielt das babylonische T., welchem das von Aegina gleichwerthig war, 100 Minen (= 7680 Mk.) u. das weit verbreitete euböische T. 83⅓ Minen (= 6550 Mk.). In uneigentlichem Sinne, gleichsam das Zuertheilte, Zugewogene, das anvertraute Pfund (nach dem Sprachgebrauch der Bibel), bedeutet T. theils die allgemeine höhere Begabung für wissenschaftliche, künstlerische od. technische Beschäftigungen, theils die ausgesprochene Begabung für einzelne Fächer der Kunst od. Wissenschaft. Die schwierige Frage nach dem Unterschied zwischen T. u. Genie (s. d.) läßt sich im Allgemeinen so beantworten, daß letzteres die Fähigkeit zu durchaus selbständigem, schöpferischem Wirken bezeichnet, während sich das T. vor Allem in der gewandten Benutzung, Gliederung u. Kombinirung des Gegebenen offenbart.

**Talg** (Sevum) heißen im Allgemeinen diejenigen Fette, die sich durch eine festere Konsistenz u. höheren Schmelzpunkt von den weicheren, leichter flüssig werdenden Fetten unterscheiden. So wird das Fett der Rinder, Hirsche u. Schafe gewöhnlich als T. bezeichnet. Auch gewissen Fetten aus dem Pflanzenreiche hat man diesen Namen gegeben, so z. B. Mafuratalg od. ostindischer Pflanzentalg.

**Talgdrüsen**, s. unter „Haut." **Talipotpalme**, s. „Corypha."

**Talisman** (nach Einigen von arab. tilism od. tilsam [Mehrzahl talâsim od. tilsamât], Zauberbild; nach Anderen von einem Gebirge in Asien, dessen Steinen die dort hausenden Geister Zauberkraft verliehen), irgend ein tragbarer Gegenstand von Stein, Metall 2c., der vermöge der Beschreibung mit Zauberformeln den Träger vor Gefahren (bes. vor Bezauberung) schützen, zur Auffindung von Schätzen befähigen u. überhaupt glücklich machen soll. Der Gebrauch der T.e hat sich von Osten (Indien, Persien) her schon im frühen Mittelalter über Vorderasien u. das Abendland verbreitet u. allmählich die verschiedensten Formen angenommen. In der Regel unterscheidet man den T. als steinernes od. metallenes Zaubermittel vom sog. Amulet (s. d.), welches aus anderen Stoffen besteht.

**taliter qualiter** (lat.), so so, einigermaßen.

**Talk u. Talkerde**, s. „Magnesia."

**Tallart** (spr. Tallahr), Camille, Graf v., seit 1712 Herzog von **Hostun**, Marquis **de la Baume**, Marschall von Frankreich, geb. 14. Febr. 1652, stammt aus einer alten Familie in der Dauphiné u. gelangte durch seinen Vetter, den Marschall Villeroi, früh zu Ansehen u. Stellung. Schon im Alter von 22 Jahren kommandirte er ein eigenes kleines Corps bei Mülhausen 1674 u. unter Turenne's Oberbefehl 1675 bei Türkheim im Elsaß. 1678 wurde er zum Brigadier der Kavallerie erhoben, lag aber eine Zeit lang an einer Wunde danieder, die er bei der Brücke von Rheinfelden erhalten hatte. Nachdem er im Pfälzischen Kriege für die Einnahme einiger belgischen Städte 1688 zum Generalmajor erhoben war, ging er 1692 über den gefrorenen Rhein, war 1693 mit thätig bei der grausamen Zerstörung von Heidelberg u. wurde 1693 Generalleutnant. Fast geschickter als Diplomat denn als Feldherr, half er 1697 den Frieden zu Ryswyk, 1698 u. 1700 in London die beiden Theilungsverträge über die spanische Erbschaft vermitteln. Als dennoch der Krieg ausbrach, zeichnete er sich unter dem Oberbefehl Boufflers's 1701 bei Kaiserswerth u. 1702 bei Nymwegen aus, nahm im Oktober dess. Jahres Trier, besetzte Mainz u. die Rheinpfalz, nöthigte im Sept. dess. Jahres Alt-Breisach zur Kapitulation u. nahm dem Prinzen von Hessen-Kassel die Pfalz wieder ab. Seit dem Jan. 1703 zum Marschall ernannt u. zusammen mit Marsin an die Spitze einer Hülfsarmee nach Bayern entsandt, verlor er 13. Aug. 1704 gegen Marlborough u. den Prinzen Eugen die Schlacht bei Höchstädt, in welcher er mit 15,000 Mann in engl. Gefangenschaft gerieth. Trotzdem erlangte er nicht nur in London durch sein diplomatisches Geschick die Gunst der Königin Anna, welche ihn 1711 ohne Lösegeld freigab, sondern Ludwig XIV. ernannte ihn 1712 auch zum Herzog, weil er durch seine Verhandlungen einen günstigen Frieden vorbereitet hatte, u. 1714 durch sein Testament zum Mitgliede der Regentschaft. Obwol der Regent jenes durch das Parlament umstoßen ließ, berief er T. doch 1717 in das Conseil u. erhob ihn 1726 zum Staatsminister. Sogar die Akademie machte ihn 1723 zum Ehrenmitgliede. Er starb 30. Mai 1728. Nach seinem Tode erschienen seine „Campagnes du maréchal de T. en Allemagne etc." (Amsterd. 1762).

**Talleyrand** (spr. Tallráng), ein altes franz. Geschlecht, das von einer jüngeren Linie der Grafen de la Marche abstammt u. früher die souveräne Grafschaft Périgord besaß. Die heute blühenden drei Linien haben zum Ahnherrn den Daniel Marie Anne **de T.** (9. Mai 1745 vor Tournay gefallen), zu dessen Gunsten die Herrschaft Chalais zum Fürstenthum erhoben ward. Von seinen fünf Söhnen erhielt Gabriel Marie **de T.** (geb. 1. Okt. 1726, gest. als Generalleutnant zu Paris im Sept. 1795) die Würde eines Grafen v. Périgord zurück. Dessen Sohn u. Erbe, Elie Charles, Graf **v. T.**, Fürst **v. Chalais**, Herzog **v. Périgord**, geb. zu Versailles 4. Aug. 1754, ward 1814 Pair von Frankreich u. starb zu Paris 31. Jan. 1829. Ihn beerbte sein einziger Sohn Augustin Marie Elie Charles, Fürst **v. T.**, Herzog **v. Périgord**, geb. 10. Jan. 1788, der noch gegenwärtig das Haupt der Familie, bezüglich das der ersten Linie ist. Derselbe hat zwei Söhne, Roger (geb. 1809) u. Paul (geb. 1811), beide ohne männliche Nachkommenschaft. — Gründer der zweiten Linie wurde Daniel's zweiter Sohn, Charles Daniel **de T.** (geb. zu Paris 16. Juni 1734, gest. daselbst als Generalleutnant 4. Nov. 1788), dessen Sohn Charles Maurice, Fürst v. T.-Périgord, (s. d.) war. Der vorige Repräsentant dieser Linie, Alexandre Edmond, Herzog **v. Périgord**, Herzog **v. Valençay** (geb. 2. Aug. 1787, gest. zu Florenz 14. Mai 1872), war in seiner ersten Ehe seit 1809 mit der Prinzessin Dorothea v. Biron, Herzogin v. Sagan (s. d. unter „Sagan"), vermählt. Aus dieser Ehe stammt das jetzige Haupt der zweiten Linie, Napoléon Louis, Herzog **v. T.-Périgord**, geb. 12. März 1811, der nach dem Tode seiner Mutter das preuß. Lehenfürstenthum Sagan erhielt u. sich daher seitdem auch Herzog **v. Sagan** nennt, während sein jüngerer Bruder, Alexandre Edmond, Marquis **v. T.-Périgord**, geb. 15. Dez. 1813, der durch Cession seines Vaters Herzog **v. Dino** geworden, von seiner Mutter die Herrschaft Deutsch-Wartenberg in preußisch Schlesien mit dem Schlosse Günthersdorf erbte. Der zweite Sohn des Letztgenannten, Archimbaud, geb. 25. März 1845, dient im preuß. Heere u. vermählte sich 1876 mit einer Tochter Gontaut-Biron's, des damaligen franz. Botschafters in Berlin. — Die dritte Linie wurde vom 5. Sohne Daniel's, Louis Marie Anne **de T.**, begründet, der 1788 franz. Gesandter in Neapel war. Ihr gegenwärtiges Haupt ist Graf Louis Marie **de T.-Périgord**, geb. 3. Juli 1810. Sein Neffe, Charles Angélique, Frhr. **v. T.-Périgord**, geb. 8. Nov. 1821, war 1852—54 franz. Gesandter in Weimar, dann Mitglied der europ. Kommission in den Donaufürstenthümern, seit 1858 Gesandter in Brüssel, seit Okt. 1862 Botschafter in Berlin u. vom Nov. 1864 bis Nov. 1869 in Petersburg, von wo er nach

Paris zurückkehrte, um in den Senat einzutreten. — Alexandre Angélique **de T.-Périgord,** der vierte Sohn Daniel's, bekannt als **Abbé Périgord,** geb. zu Paris 18. Okt. 1736, ward 1777 Erzbischof von Reims, wanderte 1791 aus u. lebte in Deutschland, bis er sich 1801 zum nachmaligen König Ludwig XVIII. nach Mitau begab. Als dessen Beichtvater folgte er demselben später nach England u. kehrte 1814 nach Frankreich zurück, wo er 1816 sehr eifrig den Abschluß des Konkordats betrieb. Seit 1817 Kardinal u. Erzbischof von Paris, starb er daselbst 20. Okt. 1821. Sein Bruder, der dritte Sohn Daniel's, Augustin Louis **de T.-Périgord,** hinterließ gleichfalls keine Nachkommen.

**Talleyrand-Périgord** (spr. Tallrang-Perigohr), Charles Maurice, Fürst v., franz. Staatsmann u. Diplomat, geb. zu Paris 13. Febr. 1754, ward, weil von frühauf hinkend, von seiner Familie vernachlässigt u. zurückgesetzt u. mußte sich, obgleich erstgeborener Sohn, dem geistlichen Stande widmen, zu welchem Behufe er im Seminar St. Sulpice studirte. Seit 1780 Generalagent des Klerus u. seit 1788 Bischof von Autun, ward er als solcher Mitglied der Generalstaaten, u. schon durch das mit vorzüglichen politischen Ideen ausgearbeitete Programm, mit dem er vor die Versammlung trat, erwies er sich als einer der aufgeklärtesten u. einsichtsvollsten Köpfe seiner Zeit; insbes. wurde er das hauptsächlichste Triebrad u. Organ der Partei, welche den Verkauf der geistlichen Güter zum Besten der Nation, die Aufhebung des Zehnten u. die Einführung gleichen Maßes u. Gewichts in Frankreich betrieb. Pozzo di Borgo, neidisch auf seine Erfolge, traf das Richtige, als er von ihm sagte: „Dieser Mann ist groß geworden, indem er sich unter die Kleinen stellte u. Denjenigen half, die ihn am nöthigsten hatten." Nach Erstürmung der Bastille las T. beim Bundesfeste (14. Juli 1790) auf dem Marsfelde das Hochamt, half dann die Civilkonstitution des Klerus durchsetzen u. weihte die ersten konstitutionellen Priester. Deshalb in den Bann gethan, legte er 1791 sein Bisthum nieder. Schon damals begann aber auch sein Intriguenspiel, u. da bei der Revolution vom 10. Aug. 1792 (er kehrte am nächsten Tage von einer im Auftrage des Hofs nach London unternommenen Reise zurück) Schriften in den Tuilerien gefunden worden waren, die ihn kompromittirten, so floh T. nach Nordamerika, wo er Handelsgeschäfte trieb, bis er im Sept. 1795 wieder nach Frankreich gehen durfte. Seit Juli 1797 Minister des Auswärtigen, mußte er von diesem Posten bald zurücktreten, weil er von allen Parteien zu sehr angefeindet ward. Dem rasch aufsteigenden General Bonaparte machte er bestechende Anerbietungen, doch stand er zu demselben immer zweideutig, fortwährend gebraucht u. fortwährend abgestoßen, ja mit Insulten traktirt, die für einen Mann von Ehre tödlich gewesen wären. Nachdem er den Staatsstreich vom 18. Brumaire hatte vollbringen helfen, erhielt T. im Nov. 1797 das Ministerium des Auswärtigen zurück, u. seitdem ward er die Seele aller diplomatischen Unterhandlungen. Pius VII. entband ihn 1802 seiner Priesterweihen u. bestätigte seine Ehe mit Mad. Grant, die er bei seiner Rückkehr aus Amerika in Hamburg kennen gelernt u. geheirathet hatte. In der Sache des unglücklichen Herzogs v. Enghien war T. höchst wahrscheinlich ein Hauptstachler; zu beweisen ist aber eine Menge von Dingen dieser Art nicht, da T. später sorgfältig alle ihn kompromittirenden Papiere aus den Archiven entfernte. Als sich Napoleon 1804 zum Kaiser gemacht, ernannte er T. zum Oberkammerherrn u. 5. Juli 1806 erhob er ihn zum souveränen Fürsten von Benevent, doch nahm er ihm infolge von Meinungsdifferenzen nach dem Frieden von Tilsit das Ministerportefeuille. Zwar verlieh er ihm gleich darauf die Würde eines Vize-Großwahlherrn des Reichs, der Zwiespalt zwischen dem Kaiser u. T. ward aber immer größer, so daß sich Letzterer gegen Ende des J. 1808 auf sein Landgut in Valençay im Indre Departement zurückzog, wo ihn Napoleon von Geheimpolizisten bewachen ließ. 1812, als dessen Thron zu wanken begann, trat T. in geheime Unterhandlungen mit den Bourbons. Sein Werk, der große politische Akt seines Lebens u. der Triumph seiner Machinationen war die erste Restauration, nach welcher ihn Ludwig XVIII. auch seinerseits in den Fürstenrang u. zum Pair erhob, sowie zum Oberkammerherrn u. Minister des Aeußeren ernannte. In letzterer Eigenschaft begab sich T. zum Wiener Kongreß, auf dem er die Interessen der Mächte zu verwirren wußte u. ein geheimes Bündniß zwischen Frankreich, Oesterreich u. England gegen Rußland u. Preußen zu Stande brachte. Da ihn Napoleon nach seiner Rückkehr von Elba von der Amnestie vom 12. März 1815 ausgeschlossen hatte, so betrieb er dessen Aechtung seitens der verbündeten Mächte. Nach der zweiten Restauration übernahm er 8. Juli 1815 den Vorsitz im Ministerrathe, trat aber schon im Sept. zurück, weil er den für Frankreich ungünstigeren zweiten Pariser Frieden nicht unterzeichnen wollte. Vom König von Sizilien, dem er wieder zum Throne verholfen hatte, ward er 1816 für das Fürstenthum Benevent durch eine reiche Dotation entschädigt u. mit dem Herzogthum Dino in Neapel beschenkt. In der Pairskammer stimmte er wiederholentlich mit der Opposition u. trat insbesondere 1821 u. 1823 als Vertheidiger der Presse gegen die Reaktion auf.

Nr. 5162. Charles Maurice, Fürst von Talleyrand-Périgord (geb. 13. Febr. 1754, gest. 17. Mai 1838).

Nachdem Karl X. den Thron bestiegen, lebte T. auf seinem Gute in Valençay. Die Juli-Revolution überraschte ihn nicht; er intervenirte auf seine Weise u. soll durch sein Wort „Il faut accepter" Ludwig Philipp hauptsächlich zur Annahme der Krone bestimmt haben. Indem er im Sept. 1830 als Botschafter nach London ging, leistete er der Regierung den allerwesentlichsten Dienst. Es gelang ihm auf den Londoner Konferenzen, den Frieden zu erhalten, u. in diesen Tagen errang er seinen größten diplomatischen Sieg. Auch Prinz Leopold von Sachsen-Koburg verdankte der Gewandtheit T.'s seine Anerkennung als König der Belgier. Am 22. April 1834 brachte T. die Quadrupelallianz zwischen Frankreich, Großbritannien, Spanien u. Portugal zu Stande. 1835 zog er sich ins Privatleben zurück u. 17. Mai 1838 starb er zu Paris. Sein hervorragender Geist, der sich vor jeder Thorheit scheute, diente ihm blos als Mittel. Am Ende seiner Laufbahn pflegte er gern die theologische Bildung als die rechte Schulung zur Diplomatie zu bezeichnen, da sie den Gedanken die rechte Geschmeidigkeit gebe; ihm aber hatte die Gewohnheit, ohne alle Ueberzeugung geistliche Funktionen zu verrichten, noch einen anderen Grundzug des Charakters gegeben, die Heuchelei. Sein Ausspruch, daß die Sprache dem Menschen gegeben sei, um seine Gedanken zu verbergen, hat eine traurige Berühmtheit erlangt. Und so wird er auch seine noch immer nicht veröffentlichten Memoiren nur geschrieben haben, um sein Leben zu koloriren, nicht aber, um es zu enthüllen. Frau v. Staël, die ihn einst „mit der hingebendsten Freundschaft" liebte, hat ihn folgendermaßen charakterisirt: „T. ist allen unfreiwilligen Empfindungen abgestorben; aus dem Dasein hat er eine Berechnung gemacht, wobei Ehre, Ruhm u. Liebe nicht in Betracht kommen." Vgl. Bulwer, „Historical characters" (2 Bde., Lond. 1860; deutsch von Lanz, Lpz. 1871 f.); Sainte-Beuve, „Monsieur de T." (Par. 1870).

**Tallien** (spr. Taljeng), Jean Lambert, franz. Revolutionär, geb. 1769 zu Paris, war der Sohn des Hausmeisters bei einem Marquis de Bercy, wurde auf Kosten des Letzteren erzogen u. erhielt, obwohl Notar, eine Stellung bei der Redaktion des „Moniteur". Im Jan. 1792 veröffentlichte er in diesem den Prospekt seines „Ami des citoyens", welcher auf Kosten der Jakobiner erscheinen sollte, aber nach kurzem Bestehen einging. Als Anhänger Danton's erhielt T. im Aug. 1792 im Justizministerium die Stelle eines Sekretärs u. verfaßte das Cirkular, welches ganz Frankreich zur Nachahmung der Pariser Septembermorde aufforderte. Zum Konventsdeputirten gewählt, stimmte er für sofortige Hinrichtung des Königs „aus Humanität". Dagegen ward er im Febr. 1793 Vertheidiger Marat's u. ließ als Kommissär des Konvents im Sept. zu Hunderten in Bordeaux die Theilnehmer am Girondistenaufstande abschlachten, während er selbst ein prunkendes Schlemmerleben führte. Plötzlich änderte er seine Gesinnung, als er in einem Gefängnisse Therese de Fontenay, die Gemahlin eines Parlamentsraths, eine geborene Spanierin von ausgezeichneter Schönheit, gefunden u. sich mit ihr vermählt hatte. Allein kaum war er im März 1794 nach Paris zurückberufen, wo er vergebens die Aussöhnung Danton's mit Robespierre versuchte, so entriß ihm der Letztere die Geliebte u. ließ sie wieder in das Gefängniß bringen. Um sie u. sich zu retten, affektirte er eine Zeit lang die frühere jakobinische Mordlust, aber Robespierre durchschaute ihn, ließ ihn Anfang Juli 1794 aus dem Jakobinerklub ausstoßen u. war im Begriff, ihn mit vielen Anderen zu Grunde zu richten, als T. mit dem Muthe der Verzweiflung am 9. Thermidor Robespierre's Sturz herbeiführte. Da er selbst weder Charakter noch Fähigkeit genug besaß, um etwas Neues zu schaffen, so verhandelte er Ende 1794 mit den ausgewanderten Prinzen u. wüthete doch nach alter Art gegen die Aufständischen vom 1. Prairial (20. Mai 1795) u. gegen die Royalisten, welche im Juli 1795 auf Quiberon gefangen genommen worden waren. Während der Direktorialregierung als Royalist verrufen, schied er aus dem Rathe der Fünfhundert im März 1798 aus u. ging „als Gelehrter" mit Napoleon nach Aegypten. Da er mit Menou zerfiel u. von diesem zurückgeschickt wurde, fiel er den Engländern in die Hände u. wurde in London von den Wighs als Revolutionär gefeiert. Als er 1802 nach Frankreich heimkehrte, hatte sich seine Gattin bereits von ihm losgesagt. Unter dem Kaiserthum war er eine Zeit lang französischer Konsul in Alicante u. lebte später in Paris von einem Gnadengehalte. Seit der Restauration gänzlich verarmt, starb er 16. Nov. 1820. Seine frühere Gemahlin war bereits seit 1805 mit dem Fürsten von Chimay vermählt u. starb 1835 in Brüssel.

**Talma**, François Joseph, berühmter franz. Schauspieler, geb. zu Paris 15. Jan. 1763; verlebte seine Jugend bis ins 16. Lebensjahr in England, kehrte dann nach Paris zurück u. ging, nachdem er dort studirt hatte, wieder nach London, verband sich daselbst mit einigen jungen Franzosen zur Aufführung von Theaterstücken u. legte hierbei ein so außerordentliches Talent an den Tag, daß man ihm den Rath gab, sich ganz der Bühne zu widmen. Diesem Rathe folgte er, als er, durch Familienverhältnisse veranlaßt, nach seiner Vaterstadt zurückgekehrt war. 1787 trat er zuerst in der neuerrichteten königlichen Deklamationsschule als Orest in „Iphigenia in Tauris" auf u. erzielte gleich einen solchen Erfolg, daß er alsbald im Théâtre Français als Saïde in Voltaire's „Mahomet" debütiren durfte. Auch hier fand er großen Beifall u. seitdem arbeitete er aufs Eifrigste an seiner künstlerischen Ausbildung. Sein Aeußeres hatte nichts Bedeutendes, aber er besaß einen regelmäßig gebauten Körper, edle Gesichtszüge u. ein geschmeidiges, wohltönendes Organ, womit sich lebhafte Phantasie, warme Empfindung, ein klarer Geist u. tüchtige Bildung verbanden. So brachte er es durch sein ernstes Streben zu einer seltenen Vollendung im tragischen Fache. Auch begründete er durch die lebensvolle Wahrheit seiner Darstellungen, durch Natürlichkeit seines genialen Spiels u. die Einführung eines geschichtlich treuen Kostüms eine neue Epoche in der franz. Schauspielkunst. Als sich während der Revolution die Mitglieder des Théâtre Français theilten, übernahm T. die Leitung der in der Rue de Richelieu spielenden Sektion; er führte dieselbe bis zur Wiedervereinigung unter dem Direktorium. Napoleon I. schätzte ihn von jeher, zog ihn oft in seine Nähe u. zeichnete ihn mehrfach aus. 1808 gehörte T. zu der franz. Schauspielergesellschaft, welche während des Kongresses vor dem „Parterre von Königen" in Erfurt spielte; 1813 folgte er dem Kaiser nach Dresden u. Leipzig; 1817 gastirte er in England u. in Brüssel. Er starb zu Paris 19. Okt. 1826 u. wurde auf dem Père Lachaise begraben. Vermählt war T. mit der gleichfalls ausgezeichneten Schauspielerin **Charlotte Vanhove** (später als Madame **Petit-Vanhove** bekannt, geb. im Haag 10. Sept. 1771, gest. zu Paris 11. April 1860). Er schrieb „Reflexions sur Lekain et sur l'art théâtral" (Par. 1815) u. gab die Memoiren Lekain's heraus. Vgl. Moreau, „Mémoires historiques et litteraires sur Fr. Jos. T." (ebd. 1826).

Nr. 5163. François Joseph Talma (geb. 15. Jan. 1763, gest. 19. Okt. 1826).

**Talmigold**, eine goldähnliche Metalllegirung, aus Zinn, Zink u. Kupfer bestehend, wird hauptsächlich zu Uhrketten verarbeitet.

**Talmud** (hebr., d. h. Lehre) ist der Gesammtname des Riesenwerks, in welchem die jüdischen Ueberlieferungen über die Auslegung des Mosaischen Gesetzes zu einem Ganzen vereinigt sind. Seit dem Babylonischen Exil waren die Ansichten berühmter Gesetzeslehrer über die Bedeutung der einzelnen Gesetze, sowie über die Anwendung derselben in allen denkbaren Fällen, zunächst nur mündlich fortgepflanzt worden. Im 2. Jahrh. n. Chr. begann man das Ueberlieferte auch schriftlich festzustellen, u. so entstand schließlich um 200 durch Rabbi Juda den Heiligen u. seine Schüler zu Tiberias die Mischna (s. d.) als die gesetzlich verbindliche Grundlage des T. Die Sprache der Mischna ist die hebräische, allerdings vielfach mit aramäischen Bestandtheilen versetzt. Als eine Sammlung von Aussprüchen mehrerer Jahrhunderte wurde nun die Mischna selbst wieder der Ausgangspunkt einer umfassenden gelehrten Thätigkeit. Noch waren bei weitem nicht alle Möglichkeiten der Gesetzesanwendung erschöpft u. der Sinn der Mischnaworte war vielfach streitig. Mit rastlosem Eifer u. unglaublicher Spitzfindigkeit gingen die jüdischen Gelehrtenschulen ans Werk, den Inhalt der Mischna zu erläutern u. zu ergänzen. So entstanden in engem Anschluß an die Mischna die beiden Gemaren (gemara, d. i. Vollendung), die eine zu Tiberias in Palästina, die andere in den Schulen Babyloniens (bes. zu Sura am Euphrat); die Vereinigung der Gemara mit der Mischna aber bildet den T. Somit giebt es eigentlich zwei T.e: 1. den palästinensischen od. jerusalemischen (d. i. die Mischna mit der Gemara von Tiberias), der um 350 n. Chr. abgeschlossen wurde, u. 2. den babylonischen T. (gewöhnlich kurzweg T. Babli genannt), der um 550 n. Chr. zu Sura vollendet wurde. Der letztere ist nicht nur viermal größer als der jerusalemische, sondern steht auch bei den Juden in bei weitem größerem Ansehen. Die Sprache der Gemaren ist die aramäische, obschon sich die einzelnen Theile dialektisch stark von einander unterscheiden u. außerdem zahllose Fremdwörter (griech., lat., persische 2c.) bes. in den Babli Eingang gefunden haben. Uebrigens enthalten beide T.e nicht zu allen Mischnatraktaten die entsprechenden Gemaren; zu 15 Traktaten fehlen sie ganz.

Geradezu unabsehbar ist die Literatur, die sich im Verlaufe der Jahrhunderte an den T. zum Behuf der Erklärung desselben angeschlossen hat; zu den berühmtesten Werken dieser Art gehört der Kommentar des R. Jizchaki (gewöhnlich Raschi [s. d.] genannt, † 1105) zum babylon. T. Die Erklärungen der franz. Rabbiner des Mittelalters wurden unter dem Namen Tosaphot (d. i. Zuthaten) gesammelt u. den späteren Ausgaben des T. beigegeben. Der erste Druck des jerusalem. T. ist der von Bomberg (Venedig um 1523); der erste vollständige Druck des T. Babli erschien bei Bomberg (Venedig 1520 ff., 12 Folianten). Nach dieser Ausgabe sind alle folgenden eingetheilt u. paginirt, so daß die Talmudcitate überall auf derselben Seite zu finden sind. Eine der umfassendsten Ausgaben des Babylonischen T. ist die von Landau (24 Bde., Prag 1840—46); eine schöne Stereotypausgabe erschien Berlin 1862 ff. (bei Sittenfeld, 12 Folianten). Dazu kommen noch zahlreiche Ausgaben der Mischna allein (am besten von Surenhus; Amsterd. 1698 ff. in 6 Folianten, u. von Jost, Berl. 1832 ff. in 6 Bdn.) u. zahllose Ausgaben einzelner Traktate. Während die Mischna wiederholt ins Lateinische, Deutsche 2c., auch der Jerusalemische T. zum größten Theil ins Lateinische (in Ugolino's „Thesaurus") übersetzt ward, ist bis jetzt der Babylonische T. als Ganzes unübersetzt geblieben. Eine großartig angelegte Ausgabe mit deutscher Uebersetzung wurde auf Veranlassung Kaiser Nikolaus' von Rußland von Pinner unternommen, kam aber nicht über den ersten Traktat (Berl. 1842) hinaus. Der T. ist ohne Zweifel eines der merkwürdigsten kultur- u. religionsgeschichtlichen Monumente, welches die Geschichte aufzuweisen hat; ein wahrhaft unbefangenes Urtheil über die Bedeutung dieses Werkes ist jedoch außerordentlich schwierig. Der bei den Juden übliche blinden Ueberschätzung des T. entsprach bei den Christen Jahrhunderte lang eine ebenso unverständige Verachtung u. Verfolgung desselben, die zur Vernichtung seiner Handschriften, zur zwangsweisen Unterdrückung vieler Stellen 2c. führte. Erst in neuerer Zeit haben sich auch christliche Gelehrte entschlossen, die ungeheuren Schwierigkeiten, die das Studium des T. bes. in sprachlicher Hinsicht bietet, zu überwinden u. den Wust von Aberwitz zu durchdringen (von dem der T. trotz aller jüdischen Vertheidigungen strotzt), um die reichen Schätze zu heben, die in philologischer, antiquarischer u. geographischer Hinsicht darin aufgespeichert sind. Doch werden noch Jahrhunderte vergehen, ehe die vollständige Ausbeute gelungen sein wird. Vorläufig muß die Forderung der Juden als berechtigt anerkannt werden, daß Niemand über Talmudstellen urtheile, der sie nur aus ihrem Zusammenhang herausgerissen kennen lernt, u. sodann, daß überall der Unterschied der sog. Halacha (des gesetzlich Verbindlichen) u. der Haggada (s. d.) od. erbaulichen Erörterung sorgfältig berücksichtigt werde.

**Talon** (frz., spr. Talong), Ferse, Hacke, Absatz am Schuh; beim Kartenspiel der Rest der nicht vertheilten Karten; an Bastionen der Vorsprung der Außenmauer; über T.s bei Staatspapieren s. „Staatspapiere."

**Talvj,** s. „Robinson".

**Tamān** (griech. Tamatarcha, ital. Materca, bei den Eingeborenen Mintana), eine Halbinsel im Kuban'schen Landstrich des Europäischen Rußland, zwischen dem Asow'schen u. Schwarzen Meere, die mit dem gegenüberliegenden Ostvorsprunge der Halbinsel Krim den Kymmerischen Bosporus od. die Straße von Kertsch bildet, deren schmalster Theil im N. die Enge von Jéni Kalé genannt wird. Die vielfach zerrissene Halbinsel springt vorzugsweise in zwei Aesten nach W. vor, die zwischen sich einen weiten Busen lassen. Die Küsten sind meist steil, das Innere ist mit Hügeln besetzt, ohne Baumwuchs, aber nicht unfruchtbar. Eigenthümlich ist der Halbinsel eine große Zahl von Schlammvulkanen. Der größte von ihnen, der Kuku Oba od. Gorela, ist ein über 60 m. hoher, fast aus dem Meere aufsteigender Kegel, der 1794 eine starke Eruption hatte, bei welcher unter Erdbeben eine hohe Feuersäule von dicken Wolken begleitet aufstieg, worauf 6 Schlammgüsse hervorstürzten, deren einer gegen 650,000 Kbm. Schlamm lieferte. In dieser Gegend schöpft man auch viel Steinöl aus dem Wasser. Im Uebrigen sind Salz u. Naphtha die Hauptprodukte. — Die Halbinsel bildet mit ihrem Hinterlande einen bes. Kreis des Kuban'schen Gebiets, der 1867: 56,390 Bewohner zählte, theils tschernomorische Kosaken od. Tschernomorzen, die wegen ihrer Unzuverlässigkeit in den Türkenkriegen von den Dnieprgegenden hierher versetzt wurden, theils Schegets, die ursprünglichen Bewohner des Landes, u. theils russ. Kolonisten. Die Halbinsel kam mit dem früher zur Krim gehörigen Kuban, wie diese, 1782 an Rußland. Im Alterthum war sie mit griech. Pflanzstädten bedeckt. In der erwähnten Bucht zwischen den beiden Vorsprüngen lag das 640 v. Chr. erbaute Phanagoria, die Hauptstadt der asiatischen Bosporaner, mit ausgedehntem Handel. Die von den Russen angelegte Erdfestung Fanagoria, 2 Werst von den Ruinen des ersteren entfernt, ist verfallen. Auf dem südl. Vorsprunge liegt die Kreishauptstadt, das im Mittelalter blühende T. od. Tmutarakan, 1441 E. (1867), mit Trümmern eines alten Schlosses, mit einem seichten Hafen, aber nicht unbeträchtlichem Handel mit Salz, Honig, Wachs, Häuten, Wolle, wollenen Zeugen, Filzmänteln u. Seiden 2c.

**Tamanaken,** Name der alten indianischen Bewohner Venezuela's. Dieselben besitzen eine interessante lokale Mythologie u. sehr alte, darauf sich beziehende Bilder, an Felsen im Orinocogebiet eingegraben. Der Vater der Tamanaken, d. h. der Schöpfer des Menschengeschlechts, Amalivaca, kam in einer Barke an, als sich bei der großen Ueberschwemmung, welche wie bei den alten Mexikanern die Wasserzeit heißt, die Wellen des Ozeans mitten im Lande an den Bergen der Encaramada am Einfluß des Apure in den Orinoco brachen, u. als von allen Menschen nur ein Mann u. eine Frau auf den Berg Cuchivero (den Ararat der Semiten u. den Colhuacan der Mexikaner) entkommen waren. Dort hat Amalivaca an dem noch heute gezeigten „gemalten Felsen", dem Tepumereme, die Bilder von Sonne u. Mond eingegraben. Vergl. Humboldt's „Reise in den Aequinoctialgegenden" (Bd. III u. IV). Auch die heutigen, wenig zahlreichen christlichen T. haben manche eigenthümliche Sitten, nam. Leichengebräuche, bewahrt.

Nr. 5161. Fruchtzweig von Tamarindus Indica.

**Tamarinde** (Tamarindus Indica), ein allbekannter, wenigstens vielgenannter Baum aus der Familie der Schmetterlingsblumigen od. Papilionaceen, Gruppe der Cäsalpiniaceen, der ebensowol auf den Molukken, in Ostindien, Westindien u. dem tropischen Amerika überhaupt wächst, wie er auch in Arabien, Aegypten u. in Westafrika gedeiht. Ueberall entwickelt er einen ansehnlichen Stamm mit schwärzlicher rissiger Rinde u. ausgebreiteter Krone. Seine Blätter ähneln in ihrer gefiederten Form der Akazie u. besitzen länglich-elliptische, gegen 2 cm. lange Fiederchen. Die Blumen stehen zu 7—12 in einfachen Trauben u. haben rothgeaderte weiße, später gelbliche Blumenblätter in Kelchen, deren äußerer eiförmiger Saum rosenroth ist, während der innere länglich, gelblich-weiß u. zurückgeschlagen auftritt. Die Frucht bildet eine 8—13 cm. lange, $1\frac{1}{2}$—2 cm. breite, etwas sichelförmig gekrümmte braune Hülse mit trockner Außenschale, weichhäutiger Innenschale u. einem säuerlichen schwarzbraunen Marke, in welchem die großen, festen, rundlich-eiförmigen Samen liegen. Dieses Mark (Pulpa Tamarindorum der Apotheken) enthält unter Anderem Wein-, Citronen- u. Aepfelsäure, Zucker, Gallerte u. Gummi u. wird zu kühlenden Getränken verwendet od. auch roh u. mit Zucker eingemacht (die ganzen Hülsen) genossen.

**Tamariske** (Tamarix), Pflanzengattung der Tamariscineen, einer kleinen natürlichen Familie, von welcher Deutschland nur die Gattung Myricaria besitzt, während Tamarix erst im Süden erscheint. Es sind Sträucher, welche ihre Blätter cypressenartig gestalten u. anordnen, so daß die Zweige ruthenartig erscheinen. Ihre Blumen treten an den Enden dieser Zweige in den Achseln der Blättchen in zarten Trauben auf, wodurch die Sträucher zur Blütezeit ein höchst angenehmes Kolorit empfangen; die Frucht ist eine balgartige, einfächerige Kapsel, welche beim Aufspringen, gleich Pappeln u. Weiden, eine Samenwolle entleert, da die zahlreichen Samen mit einem flügelartigen Häutchen od. einem

seinen Haarschopfe versehen sind. Die T. n gehören sämmtlich der wärmeren Zone der Alten Welt an, bewohnen am liebsten die ausgetrockneten Betten steiniger Flüsse u. kommen selbst in den Steppen u. Wüsten Nordafrika's u. Asiens vor. Am bekanntesten ist T. Gallica des Mittelmeergebietes, welche in der Abart T. Gallica var. Libanotica die bekannte rothblühende Zierpflanze unserer Gärten u. Parkanlagen bildet. Eine andere Spielart, T. G. mannifera, vom Sinai u. überhaupt aus Arabien gilt als die Manna liefernde Pflanze der Bibel, indem sie, von einem Insekt in der braunen Rinde angestochen, aus den Wunden einen mit Schleim verbundenen Zuckersaft — das Manna — ausschwitzt. In Südrußland u. der Tatarei wächst T. hispida, in Aegypten, Arabien u. Persien T. orientalis, in Ostindien T. dioica. Die beiden letzteren erzeugen Gallen, die man zum Gerben u. Färben verwendet.

**Tamaulipas,** nördlichster der mexikanischen Golfstaaten, 1421,6 □M. mit gegen 140,000 E.; grenzt im N. an die Ver. Staaten (Texas), im NW. an Coahuila, im W. an Nuevo Leon u. San Luis Potosi, im S. an Veracruz u. wird im O. vom Mexikanischen Golf bespült, ist zu 2/3 niedrige Küstenebene, zu 1/3 Abfall der Hochebene u. von den östl. Ausläufern der Sierra Madre durchzogen. Die Küstenebene ist heiß u. feucht, daher ungesund u. trotz aller Fruchtbarkeit des Bodens nur dünn bevölkert; das Innere hat gemäßigtes, gesundes Klima, der nördl. Theil schon einen Winter. An der Küste ziehen sich viele Lagunen hin, deren größte die Laguna Madre ist, doch fehlen gute Häfen; man gewinnt hier viel Seesalz. Grenzflüsse sind im N. der Rio grande del Norte, im S. der Rio Panuco; der wichtigste im Innern ist der Rio rapido de Santander. Die Bodenkultur, bes. in Baumwolle, Zuckerrohr u. Reis, ist noch nicht weit verbreitet, auch die Viehzucht nur in einigen Distrikten erheblich, doch geben die großen Wälder viel Holz zur Ausfuhr u. der Handel ist nicht unbedeutend. Der Bergbau auf Gold, Silber u. Kupfer ist sehr zurückgegangen, Industrie kaum vorhanden. Vorherrschende Bevölkerungsklasse sind die Mestizen; die einheimischen Indianer, Nachkommen der Huasteken, haben in den südlichsten Gegenden noch ihre eigene Sprache. Die Hauptstadt Victoria, unter span. Herrschaft Nuevo Santander genannt, am Santanderflusse, liegt 300 m. hoch im Binnenlande, ist ziemlich gut angelegt u. hat gegen 7000 E. Bedeutender sind Matamoros (s. d.) u. Tampico (s. d.).

**Tambora** (unrichtig Tomboro), Vulkan an der Westküste der Insel Sumbawa (s. d.).

**Tambour** ist der Soldat, welcher bei der Infanterie die Trommel schlägt u. damit sowol Signale als auch das Tempo bei Märschen angiebt. Die T.s gehören zu den sog. Spielleuten, aber nicht zur Musik, welcher in der Regel nur ein sog. Roulier-T. zugetheilt ist. Trommler finden sich schon bei den Landsknechten. In der Befestigungskunst bezeichnet man mit T. kleinere, oft nur von Palissaden hergestellte Umschließungen zur Bestreichung bestimmter Linien der Festungswerke. In der Baukunst heißt T. (frz. tambour de dôme od. tholobate) der trommelförmige, also cylindrische, oft aber auch nur polygone Unterbau einer Kuppel, der sich über einer Bogenstellung od. über vortragenden Pendentifs erhebt, überhaupt jeder trommelartige Bautheil; T. de porte, Windfang innerlich an einer Thüre; T. de Basque, s. „Tamburino".

**Tambow,** großruss. Gouvernement, 1208,671 □M. mit 2,150,971 E. (1870); liegt zwischen den Gouvernements Rjäsan, Wladimir, Nishnij-Nowgorod, Pensa, Saratow, Woronesch, Orel u. Tula, auf der Wasserscheide zwischen dem Gebiete der Wolga u. dem des Don. Den ganzen N. bewässert der Zna, der zum Wolganebenflusse Oka geht, den S. die Donzuflüsse Worona, Bitjuga u. Woronesch. Das Gouvernement ist größtentheils eben u. zur Hälfte Kulturland von großer Fruchtbarkeit; 1/15 wird als Weide u. Wiese benutzt; der Wald bedeckt nur noch 18%. Die große Fruchtbarkeit erzeugt bei dem immer noch schweren Absatz der Produkte große Wohlfeilheit. Rindvieh-, Schaf- u. Schweinezucht werden stark getrieben, ansehnlich ist auch die Pferdezucht; man zählt über 170 Stutereien mit etwa 550 Zuchthengsten. An industriellen Etablissements giebt es Eisengießereien, Tuchfabriken, Talg- u. Zuckersiedereien; die Hauptindustrie ist aber die Branntweinbrennerei, die 1873 für 11,096,052 Rubel Branntwein lieferte. Die Bewohner sind Großrussen, mit etwa 75,000 Mordwinen u. 13,000 Karakalpaken untermischt. Von den Städten des Gouvernements hatten 1867 über 10,000 E. folgende: T. mit 28,617, Koslow mit 24,616, Morschansk mit 19,819, Lipezk mit 14,239 u. Borissoglebsk mit 12,254 E. — Der Hauptort T., an der Zna u. an den Eisenbahnlinien T.-Koslow u. T.-Saratow ist ein regelmäßig gebauter Ort mit vielen Kirchen, Gymnasium, Priesterseminar, Militärschule 2c., hat Fabrikation in wollenen Shawls u. Tuchen, Talgsiedereien u. hält bedeutende Jahrmärkte ab.

**Tamburini,** Antonio, berühmter ital. Baritonist, geb. zu Faenza 28. März 1800; kam mit seinem Vater, einem Militärmusikmeister, in seinen ersten Lebensjahren nach Fossombrone (in der Mark Ancona), lernte hier als Knabe das Horn blasen, mußte aber dieses Instrument als ihn zu sehr anstrengend aufgeben, worauf der Vater seiner schönen Altstimme Aufmerksamkeit zuzuwenden begann. Unter dem Kapellmeister Aldobrando Bossi machte T. Gesangstudien, sang zu Faenza im Theater als Chorist u. in den Kirchen der Umgegend als Solist u. war, nachdem die Mutation seiner Altstimme in einen prächtigen Bariton vollendet war, zuerst bei einer ambulanten Operngesellschaft engagirt, seit 1819 in Piacenza, bald darauf am Teatro Nuovo in Neapel u. nach der durch die Unruhen des J. 1820 herbeigeführten Schließung sämmtlicher dortiger Theater in Florenz, sang dann bis 1832 auf den bedeutendsten anderen ital. Bühnen, sowie auch in Wien, u. wirkte seit Okt. 1832 an der Ital. Oper in Paris, mit der er in jeder Saison auch London besuchte. Seit Mitte der 40er Jahre sang er einige Winter in Petersburg bei der Ital. Oper, lebte dann zurückgezogen in Italien u. starb November 1876 zu Nizza. — T.'s Gesang war durch wundervolle Stimme, ungewöhnliche Kehlfertigkeit u. vorzügliche Vortragsmanier ausgezeichnet.



**Tamburino** (ital.) od. Tamburin, eine Handtrommel, bestehend aus einem breiten Reifen, auf der einen Seite mit einem Fell bezogen, welches mit der Hand geschlagen wird. Außerdem befinden sich im Reifen od. außen an demselben kleine Schellen od. Castagnetten von Metall, welche beim Anschlagen des Felles erklingen. Das T. ist uralt u. findet sich u. A. schon auf Abbildungen aus Herculanum; gegenwärtig wird es im südlichen Europa noch viel bei Volkstänzen gebraucht u. gewöhnlich von den Tanzenden selbst geschlagen. Von seinem bes. häufigen Gebrauch in den baskischen Provinzen nennen es die Franzosen auch Tambour de Basque (baskische Trommel). **Tambourin** (spr. Tangburäng) heißt auch ein französischer gavottenartiger Tanz im Zweivierteltakt von munterem Charakter u. geschwinder Bewegung.

**Tamerlan,** s. „Timur".

**Tamīna,** ein linker Nebenfluß des Rheins im Schweizerkanton St. Gallen, entspringt am Sardonagletscher, durchrauscht in wildem Laufe das Kalfeuser Thal, strömt bei Bad Pfäffers durch die schauerliche Taminaschlucht u. mündet bei Ragatz.

**Tampico de Tamaulipas** od. Santa Anna de Tamaulipas, nächst Veracruz der wichtigste mexikanische Hafenort am Golf von Mexiko; liegt im Staate Tamaulipas (s. d.) in sumpfiger Niederung, 1 M. oberhalb der Mündung des Rio Panuco in die Tampicolagune u. den Mexikan. Meerbusen u. hat 10,000 E. Bemerkenswerthe Gebäude in der gut u. regelmäßig gebauten Stadt sind die 2 Kirchen, 2 Hospitäler, ein Zollhaus, ein Gefängniß. T. hat schlechtes Trinkwasser u. wird durch drückende Hitze u. zahllose Insekten geplagt; der Fluß ist durch Kaimans, das Meer durch Haifische unsicher, auch das Gelbe Fieber stellt sich oft ein. Der innere Hafen ist tief, aber durch eine gefährliche Barre vom Meere getrennt, die Rhede ist vor Nord- u. Nordostwinden nicht sicher. Erst 1824 angelegt, vermittelt heute T. für die mittleren u. nördl. Staaten Mexiko's die Ein- u. Ausfuhr; der wirkliche Werth der Einfuhr betrug 1872 - 73: 1,163,000 Doll., der der Ausfuhr 2,904,000 Doll. Letztere bestand in Metallen, Farbhölzern, Häuten, Talg, Knochen, Pökelfleisch 2c. Auch deutsche Häuser nehmen an diesem Handel lebhaften Antheil.

**Tampon,** Pfropf, wird in der Chirurgie bei Verbänden der meist aus Charpie, Baumwolle 2c. bestehende Bausch genannt, mit welchem zugängliche Körperhöhlen, wie Nase, Scheide 2c., verstopft werden, um Blutungen zu stillen. Statt der Charpiebausche benutzt man als T.s jetzt auch Kautschukblasen, die mit einem Rohr versehen sind u., in die Körperhöhle eingeführt, durch Einfüllen von Wasser od. Einblasen von Luft ausgedehnt werden.

**Tamtam,** s. „Gong-Gongs".

**Tamulen,** vorderind. Volksstamm, der zu den Urbewohnern des Landes gehört. Die T. wohnen im Dekan an der Koromandelküste, wo sie sich bis heute rein erhalten haben, wie auch in der Westhälfte, hier aber dem Andrang des Fremdartigen u. Ausländischen mehr ausgesetzt. Letztere trennt man von den echten, reinen T. als die malabarischen T. Ihre Hautfarbe ist sehr dunkel, das Haar schwarz u. gekräuselt, die Körpergröße gewöhnlich unter dem Mittel. Ihre Sprache, d. h. das reine Tamul od. Tamili, ist die entwickeltste u. reichste der Sprachen des südl. Hindostan u. wird noch von 10—12 Mill. Menschen gesprochen. Ihr Bereich liegt auf der Ostküste vom Kap Komorin bis über die Polhöhe von Madras u. vom Bengal. Golf bis zum Kamm der westl. Ghats; auch die Nordhälfte von Ceylon gehört zu ihr. Sie ist agglutinirend, sehr einfach u. grammatisch durchsichtig, hat ein eigenes Alphabet, zerfällt in eine höhere Schrift- u. in eine gewöhnliche Umgangssprache u. hat unter

drei mächtigen Dynastien geblüht, deren eine, die Tscholas, der ganzen Küste Koromandel (Tscholamandal) den Namen geliehen hat. Die T. besitzen eine reiche, alte Literatur, u. auch heute sind noch keine Sanskrit- od. Prakritelemente eingedrungen. Schon in der ersten Zeit der christlichen Aera wurde in Madura eine tamulische Akademie gestiftet, das Auftreten ihres Dichterkönigs **Tiruvalluver** fällt dagegen zwischen 200 u. 800. Die heutigen T. theilen sich in drei Kasten nach der Beschäftigung mit Ackerbau, Viehzucht u. Handel. Lebensweise u. Bekleidung sind einfach. Für ihre Bekehrung wirken seit langer Zeit die protestantischen Missionsgesellschaften in England u. Deutschland mit großer Aufopferung u. gutem Erfolge. Die erste Missionsanstalt gründete 1706 der Dänenkönig Friedrich IV. zu Trankebar.

**Tanagra,** bedeutende Stadt in Böotien, am linken Ufer des Flusses Asopos, mit reichem Oel u. bes. berühmtem Weinbau. Mehrfach in die Zwistigkeiten zwischen Theben u. Athen verwickelt, ward T. geschichtlich bes. bekannt durch den Sieg, welchen hier 458 v. Chr. die Spartaner über die Athener erfochten. 457 v. Chr. wurde die Stadt von dem athen. Feldherrn Myronides erobert u. ihre Mauern zerstört. Später politisch mehr zurücktretend, blühte sie noch lange; jetzt finden sich von ihr nur noch einige Ruinen bei dem heutigen **Grimala** od. **Grimadha**. Die gewerbfleißigen Bewohner von T. waren bes. ausgezeichnet mit der Verfertigung kleiner Thonfiguren, die, soweit sie erhalten sind, zu den reizendsten Erzeugnissen griech. Kunst gehören (vgl. „Griech. Thonfiguren aus T., im Auftrage des kaiserl. deutschen Archäologischen Instituts zu Berlin, Rom u. Athen herausgegeben von R. Kekulé", Stuttg. 1878).

**Tancred,** einer der Haupthelden des ersten Kreuzzuges, geboren 1078, war der Sohn des Markgrafen Odo u. der Emma, der Schwester von Robert Guiscard (s. d.). Als echter Normann kriegerisch, listig, habsüchtig u. voll versteckten Ehrgeizes, nahm er im Alter von 18 Jahren das Kreuz u. begleitete mit 80 Rittern seinen Vetter Boemund von Tarent Anfang 1097 zunächst nach Dyrrhachion in Epeiros, durchzog plündernd das byzantinische Griechenland, ging in Verkleidung über den Bosporus, um dem Kaiser Alexius den Lehnseid nicht leisten zu dürfen, half Nikäa erobern u. ließ sich nur nach heftigen Scenen von Boemund bewegen, dem Kaiser, der nachgekommen war, Treue zu schwören. Durch kühne Bekämpfung der Türken rettete er vor der Schlacht bei Dorylãon 1. Juli 1097 das Lager der Geistlichen, Frauen u. Kinder. Schon hatte er Tarsos gewonnen, als Balduin von Flandern ihn daraus verdrängte. Seitdem schloß T. sich enger an Raimund von Toulouse an, der ihm u. den Seinigen reichlichen Sold gewährte, trennte sich aber von ihm schon während der Kämpfe u. Leiden bei Antiochia u. trat seitdem zu Gottfried von Lothringen über. Schon im Juni 1099 nahm er Bethlehem in Besitz, besetzte den Oelberg u. drang am 15. Juli mit Robert von der Normandie vom Stephansthore zuerst in die Stadt Jerusalem. Eilig eroberte er den Tempelschatz auf Morija, wurde aber nach der Umwandlung der Moschee Omar's in eine Kirche genöthigt, ihn herauszugeben. Seinen Lohn erhielt er erst, nachdem er vergeblich Streifzüge gegen Damaskus u. Arabien unternommen hatte, als Gottfried ihn zum Fürsten von Galiläa od. Tiberias ernannte. Als solcher gründete er Kirchen in Nazareth, Tiberias u. auf dem Berge Tabor u. half das neue christliche Königreich durch den Sieg bei Askalon beschützen (14. Aug. 1100). Vergebens suchte T. nach Gottfried's Tode (18. Juli 1100) die Königskrone von Jerusalem seinem Vetter Boemund zu verschaffen, u. gerieth dadurch in eine schlimme Lage zu Balduin von Edessa, der sie erlangte. Dennoch sicherte er sein Fürstenthum u. sogar Antiochia vor den Angriffen der Seldschuken u. Griechen, da Boemund mehrere Jahre in der Gefangenschaft der Türken war u. dann nach Europa zurückkehrte, um neue Streiter zu werben. Selbst Edessa erkannte ihn als Herrn an, da Balduin u. Joscelin von den Türken gefangen genommen waren, u. er benutzte die vereinigten Streitkräfte beider Fürstenthümer, um Artah, Laodikea u. Apamea zu erobern. Als aber Balduin u. Joscelin aus der Gefangenschaft 1109 heimkehrten, nahmen sie ihm Edessa mit Gewalt. Beschäftigt, die syr. Fürsten in Abhängigkeit u. Zinspflicht zu bringen, starb er 1112 zu Antiochia. — Vergl. Schmerbauch, „T., Fürst von Galiläa" (Erfurt 1830), u. v. Sybel, „Geschichte des ersten Kreuzzugs" (Düsseldorf 1841).

**Tang,** s. „Fucus".

**Tanganjika** od. **Udschidschi**, afrik. Binnensee, der sich in der Richtung von SO. nach NW. von 8° 42′ südl. Breite bis 3° 18′ 49″ südl. Breite zwischen 29 u. 32° 30′ östl. Länge von Greenwich in einer Länge von etwa 95 geographischen M. hinzieht. Das Areal berechnete Livingstone auf 675, B. Trognitz planimetrisch auf 689 □ M., die Höhe des Wasserspiegels Cameron auf 823 m über dem Meeresspiegel. Seine größte Breite übertrifft nicht 15 M., seine Tiefe aber ist bedeutender als die der meisten Binnenseen, südl. von Udschidschi z. B. 645 m. Zwischen Gebirgen u. Plateaux mehrere tausend Fuß tief eingesenkt, liegt er zwischen den Quellseen des Nil u. den Hauptquellseen des Kongo, scheint aber mit dem letzteren zusammenzuhangen, da Cameron 3. Mai 1874 an seiner Westseite einen Abfluß in dem zum Lualaba (Kongo) abfließenden **Lukuga** od. **Luindi** entdeckt hat, doch ist dieser noch nicht genauer erforscht. Zum Nilgebiet gehört der T. auf keinen Fall, da er im N. einen größeren Zufluß in dem **Rusizi**, aber keinen Abfluß hat. Andere Zuflüsse sind im O. der **Malagarasi** u. der **Rukwa**, im S. der **Rufuyu**; sein Südende wurde einige Zeit als gesonderter See unter dem Namen **Liemba** aufgeführt. Ortschaften an seinen Ufern sind auf der Ostseite von N. nach S. **Kisuka**, **Mokungo**, **Kigoma**, **Udschidschi** (4° 58′ 3″ südl. Br. u. 30° 1′ 30″ östl. Länge von Greenwich), **Urimba**, **Kilata** u. **Liemba**, auf der Westseite von S. nach N. **Marambo**, **Katonga** u. **Uguha**; am Südende liegt **Sombe**, an der Nordspitze **Mutamba** u. **Uvira**. Das Wasser des Sees ist süß, obwol an seinen Ufern u. bes. im Malagarazithal Salzgruben sich befinden; in der Regenzeit steht der Spiegel ein Meter höher als in der trockenen. Es giebt nur solche Strömungen, wie sie die herrschenden Winde, bes. die Südostpassate, hervorrufen. Die Ufer sind herrlich bewaldet, auch meist stark bevölkert von verschiedenen Negerstämmen. Von den Inseln im T., von denen die meisten u. größten die Nordwestseite begleiten, sind die bedeutendsten die Musimu, die Kirira u. die Mwumainseln. Der T. wurde 1858 von Burton u. Speke zuerst besucht; die größten Verdienste aber um seine Erforschung gebühren Livingstone u. Stanley, die 1871 seine Nordhälfte, Cameron, der 1874 den südl. Theil, u. Stanley, der ihn 1876 ganz umfuhr.

**Tangente** od. Berührungslinie nennt man in der Geometrie jede gerade Linie, welche eine krumme Linie (Kurve), ohne sie zu schneiden, nur in einem Punkte berührt. Eine Ebene, welche eine krumme Oberfläche in diesem Sinne nur in einem Punkte od. einer (geraden od. krummen) Linie berührt, heißt eine **Tangentialebene**. Die Tangentialebene sowol wie die T. stehen stets auf dem Krümmungsradius im Berührungspunkte senkrecht. — In der Goniometrie u. Trigonometrie ist die T. eine von den sog. **Winkelfunktionen**. Ist z. B. BAC irgend ein spitzer Winkel x u. BC der Bogen x, so ist BE, die Länge also, welche der verlängerte eine Schenkel von der Berührungslinie am Endpunkte des andern Schenkels abschneidet, die T. des **Winkels** x, geschrieben tang. od. tg. x. Die T. DF des Komplementwinkels (90°—x) heißt auch Cotangente von x (cotang. od. cotg. x). Der Radius (AB od. AD) wird für die Aufstellung fester Verhältnißwerthe gleich 1 angenommen. Man kann die T. eines Winkels auch als Seitenverhältniß im rechtwinkligen Dreieck ausdrücken. Es ist dann:

Nr. 5165.

$$\text{tang. } x = \frac{\text{Gegenkathete}}{\text{Nebenkathete}} = \frac{BE}{AB}, \quad \text{cotang. } x = \frac{\text{Nebenkathete}}{\text{Gegenkathete}} = \frac{AB}{BE} \left(= \frac{DF}{AD}\right).$$

Vgl. auch „Sinus".

**Tangentialkraft,** s. „Centralbewegung".

**Tanger** (arab. Tandscha), der wichtigste Hafenplatz des Kaiserthums Marokko, an der **Tandschabai**, einem kleinen Busen an der Südseite der Straße von Gibraltar, östl. vom Kap Spartel; zieht sich amphitheatralisch zwei Hügel hinan, hat enge Straßen u. weiß übertünchte niedrige Häuser ohne Fenster nach außen u. 20,000 E., darunter viele Juden. Die Wohnungen der fremden Konsuln, ferner eine schöne Moschee, ein Franziskanerkloster, die verfallende Citadelle mit röm. u. arab. Alterthümern u. mehrere Synagogen sind die bedeutendsten Gebäude. T. ist der Sitz eines Scherifs, hat einen kleinen, von mehreren schlechten Forts vertheidigten Hafen, aber die beste Rhede der Küste u. bedeutenden Handel. 1875 gingen ein 516 Schiffe von 73,806 Tons, bes. mit Geweben, Zucker u. Seide. Der Werth der Einfuhr betrug 10,970,000 Francs, der der Ausfuhr 7,280,000 Francs, letztere besteht vorzüglich in Wolle. Die Garnison von Gibraltar bezieht von T. ihre Verpflegung, rationenweise

wird aus den großen engl. Schlachthäusern in T. das Fleisch gegen eine Abgabe hinübergeführt. T. steht in täglicher Postverbindung mit Spanien, in fast täglichem Dampferverkehr mit Gibraltar u. in regelmäßiger Dampfschiffverbindung mit Marseille. Im Alterthum hieß T. Tingis, war röm. Kolonie, später westgoth., dann arab., zwei Jahrhunderte hindurch portug., 1662–84 engl. u. gehört seit 1745 zu Marokko. 1844 wurde es von den Franzosen bombardirt.

**Tangermünde,** Stadt mit 4854 E. (1871), Kreis Stendal, Reg.-Bez. Magdeburg der preuß. Provinz Sachsen, liegt malerisch auf hohem Ufer am Einfluße der Tanger in die Elbe, hat ein altes Schloß, ehemals Residenz der Markgrafen von Brandenburg, ein altes Rathhaus, Pulver- u. Schrotfabriken, Tuchfabrikation, Oelmühlen, Zuckerraffinerie, Schiffbau u. Schiffahrt. Kaiser Karl IV., der 1373 die Mark Brandenburg durch Kauf erworben hatte, gedachte T. zu einem großen Handelsemporium an der Elbe zu machen, welches den Verkehr des slavischen Ostens mit dem Westen vermitteln sollte.

Nr. 5166. Tanger.

**Tanne,** fälschlich im gewöhnlichen Leben der Ausdruck für alle einheimischen Nadelhölzer, während die Pflanzenkunde den Namen nur einer bestimmten Gruppe derselben (Abies) beilegt. Diese Gruppe wird bei uns nur von einer einzigen Art vertreten, der Weißtanne (Abies alba, früher Abies pectinata od. Pinus Abies Dur.). Sie zeichnet sich durch ihre flachen Nadeln aus, die, zweireihig gestellt, auf der Unterseite zwei weiße Linien tragen, während ihre Zapfen nicht hängen, wie bei der Fichte, sondern aufrecht stehen (vgl. „Pinus“ u. „Nadelhölzer“).

**Tännengebirge,** ein 3½ Stunden langer u. 2 St. breiter Gebirgsstock der Salzburger Alpen, erstreckt sich vom Paß Lueg an der Salzach gerade nach O. hin u. erreicht seine höchste Erhebung in der Raucheck (2428 m.).

**Tannhäuser** od. Tanhuser, ein ritterlicher Minnesinger im 13. Jahrh., angeblich aus dem Geschlechte der Freiherren v. Thannhausen in Bayern u. Salzburg, von dem einige Lieder in der Manessischen Sammlung (gedruckt in v. d. Hagen's „Minnesinger“, Bd. II u. III) vorhanden sind. Derselbe scheint weit in der Welt herumgekommen zu sein, selbst als Kreuzfahrer einen großen Theil des Orients durchzogen zu haben. Endlich fand er an Herzog Friedrich dem Streitbaren, dem letzten Babenberger, einen freigebigen Herrn; leider starb derselbe schon 1246, u. T. zog nun an den Hof Otto's des Erlauchten zu Landshut, u. als auch dieser gestorben war, zu mehreren anderen vornehmen Herren. Von seinem Ende weiß man nichts, doch lebte er bestimmt 1273 nicht mehr. Der sinnliche Charakter seiner Lieder u. ein zu ihm verfaßtes Bußlied könnten Veranlassung geworden sein, ihn mit dem Ritter T. zu identifiziren, von dessen wunderbaren Schicksalen wir ein altes Volkslied des 15. Jahrh. besitzen. Dasselbe erzählt nämlich, ein (fränkischer) Ritter dieses Namens sei einst in der Dämmerung am Fuße des Hörselberges in Thüringen, der von jeher als Sitz von bösen Geistern galt, vorbeigezogen u. habe daselbst eine Höhle (das Hörselloch, dessen Zugang jetzt aber verwachsen ist) u. an derselben eine wunderschöne Frau, die Göttin Venus selbst, gesehen. Dieselbe habe ihn eingeladen, mit ihr in den Berg zu gehen u. die Freuden der Liebe zu theilen. Er habe dies auch gethan u. sei ein Jahr (nach Anderen sieben Jahre) bei ihr geblieben, dann habe ihn Reue erfaßt u. er Frau Venus gebeten, ihn wieder ziehen zu lassen. Als dieselbe ihm seine Bitte abgeschlagen, habe der Ritter sich heimlich davon gemacht u. sei von einem Priester zum andern gegangen, um Absolution für sein unheiliges Leben zu erlangen. Keiner habe ihm aber solche geben wollen, sondern alle verwiesen ihn an den Papst selbst nach Rom. Als er diesem jedoch seine Sünde bekannt, da stieß ihn derselbe zornig von sich u. sprach, wenn der dürre Stecken, den er gerade in der Hand hielt, wieder grünen u. blühen werde, dann würden ihm auch seine Sünden verziehen werden. T. zog nun untröstlich wieder nach Thüringen u. beschloß, da er einmal verdammt sei, wieder zu seiner Frau Venus zurückzukehren. Dieselbe nahm ihn auch voller Freude auf, u. als der Papst den dritten Tag nach T.'s Abreise mit Schrecken sah, daß sein Stab wieder grün wurde, u. dem Ritter Boten nachsandte, die ihn zurückholen sollten, war er schon wieder im Hörselberge u. ward nie mehr gesehen, muß auch in demselben bleiben bis zum Jüngsten Tage. Seitdem sitzt der treue Eckart vor dem Hörselloche u. warnt Jeden, der dort hinkommt, hinein zu gehen, daß ihm nicht also geschehe. Da nun jener Papst im Volksliede Urban benannt wird, der Minnesinger T. aber, wie er selbst sagt,

zu Rom war, hat man an Papst Urban IV. (1264—68) gedacht u. die Begebenheit in dessen Zeit versetzt. Man hat nun in neuerer Zeit diese Sage verschieden zu deuten gesucht. Wahrscheinlich liegt ihr nur eine einfache Elbengeschichte zu Grunde, wie deren das Mittelalter mehrere hat. Bekanntlich liebten die Geister die Menschenkinder u. suchten sie durch Gesang zu verführen, aber nach dem alten Volksglauben muß, wer die Geister geschaut, es mit dem Leben bezahlen, u. so war einfach die Sage ursprünglich in ihrer heidnischen Form, dann christianisirte sie sich u. übertrug sich endlich auf unsern Minnesinger, der zufällig denselben Namen hatte wie der Waldhäusler (Tanhuser) der alten Sage. Diese ist von L. Tieck („Romantische Dichtungen", Jena 1799) u. E. Duller (in G. Döring's „Phantasiegemälden", 1835) zu anziehenden Erzählungen benutzt, von Bechstein, Heine u. v. Sallet lyrisch bearbeitet worden u. in neuester Zeit durch Richard Wagner's gleichnamige Oper (in dem Text hat die Sage jedoch einen versöhnenden Abschluß erhalten) wieder allgemein bekannt geworden. — Vgl. Gräße, „Der T. u. der Ewige Jude" (2. Aufl., Dresd. 1861).

Nr. 5167. Tannhäuser. (Aus der Manessischen Handschrift.)

**Tannin,** s. „Gerbsäure".

**Tann-Rathsamhausen,** Ludwig Samson, Reichsfreiherr v. u. zu der, bayr. General, geb. zu Darmstadt 18. Juni 1815, stammt aus der Aelteren Speziallinie der seit 7. Juni 1704 reichsfreiherrlichen Konradischen Hauptlinie des in Bayern (bez. Franken) u. Preußen (bez. Hessen-Nassau) verzweigten Adelsgeschlechts von u. zu der Tann, der 21. Mai 1868 vom König von Bayern die Bewilligung ertheilt wurde, Namen u. Wappen des im Mannesstamme erloschenen freiherrlichen Geschlechts v. Rathsamhausen mit den ihrigen zu vereinigen. T. wurde im Pageninstitut zu München erzogen, trat 1833 als Leutnant in die bayr. Armee ein, wurde 1840 als Oberleutnant in den Generalstab berufen u. 1844 zum Adjutanten des Kronprinzen Maximilian ernannt, mit dem er Griechenland bereiste. Er war Major, als er 1848 bei Ausbruch des Krieges gegen Dänemark nach Schleswig-Holstein eilte, wo es ihm gelang, Ordnung in das Freischarenwesen zu bringen u. als Führer der stärksten Freischar mehrere glänzende Waffenthaten auszuführen, so den Sieg bei Hoptrup, die Vertheidigung von Apenrade u. die Vernichtung des Dampfers „Hertha". Im Feldzuge von 1849 fungirte er als Stabschef der unter dem Prinzen Eduard von Sachsen-Altenburg stehenden bayr. Division u. im Juli 1850 trat er als Oberst u. Generalstabschef des Generals Willisen in die schleswig-holsteinische Armee. Kurz vor Beendigung des Krieges kehrte er aber nach Bayern zurück, wo er wieder als Major eingestellt u. bald zum Oberstleutnant befördert wurde. Seit 1860 Generalleutnant u. Befehlshaber einer Division, befand sich T. 1866 als Generalstabschef an der Seite des Oberkommandirenden, Prinzen Karl von Bayern, u. schloß zu Olmütz die Konvention vom 14. Juni ab. Er trat keineswegs mit Siegesgewißheit in den Kampf gegen Preußen ein u. sollte sich bekanntlich auch in seinen Befürchtungen nicht geirrt haben. Während es aber jedem Unparteiischen bald klar wurde, daß die Mißerfolge der süddeutschen Waffen nur einer verfehlten höheren Kriegsleitung zuzuschreiben waren, wurde T. von den Organen der Partikularisten u. Ultramontanen der Unfähigkeit, ja selbst des Verraths beschuldigt, so daß er schließlich die Hülfe der Gerichte in Anspruch nehmen mußte. Da es seinen Widersachern nicht gelungen war, ihn zu stürzen, trat er nach dem Frieden in sein früheres Dienstverhältniß zurück u. ward im

Nr. 5168. Ludwig Samson von u. zu der Tann-Rathsamhausen (geb. 18. Juni 1815).

Jan. 1869 als General der Infanterie mit der Führung des 1. bayr. Armeecorps betraut. An dessen Spitze war es dem vielgekränkten Manne im Deutsch-franz. Kriege möglich, sich volle Genugthuung zu verschaffen. Die Tage von Wörth, Beaumont, Sedan u. Orleans waren für seine tapferen Truppen ebenso ruhmreich als blutig, u. auch der Angesichts der franz. Uebermacht nothwendige Rückzug des T.'schen Corps von Orleans im Nov. 1870 ist von kompetentester Seite als unerläßlich u. in seiner Ausführung musterhaft anerkannt worden. Uebrigens drang T. sehr bald unter dem Oberbefehl des Großherzogs von Mecklenburg wieder vor u. erntete bei Bazoches-les-Hautes, Orleans u. Beaugency neuen Ruhm. Ende Dez. 1870 ward er mit seinem Corps dem Belagerungsheere vor Paris zugetheilt, um das nach Osten vordringende preuß. 2. Armeecorps zu ersetzen. Nach dem Friedensschlusse wohnte T. 16. Juni 1871 dem Einzuge der Truppen in Berlin bei, führte 16. Juli den Einzug in München an u. blieb dann daselbst als General-Kommandant des 1. Armeecorps. Von seinen beiden Brüdern ist der ältere, Reichsfrhr. Hugo **von u. zu der T.-R.**, geb. 31. Jan. 1817, bayr. Artillerieoberst, u. der jüngere, Reichsfreiherr Rudolf, geb. 21. Okt. 1820, bayr. Generalleutnant u. Divisionskommandant in Augsburg.

**Tanta,** ägypt. Stadt in der Mitte des Delta, echt arab. gebaut; liegt an der Linie Alexandria-Kairo der unterägypt. Bahn, ist Ausgangspunkt der Bahnen T.-Damiette u. T.-Schibin el Kom, u. hat 60,000 E. (1872). Für ganz Aegypten von Bedeutung ist das hier befindliche Grab des 1199 in T. gestorbenen Derwischordensgründers Ahmed el Bedawi; zu Ehren dieses Schutzpatrons von Unterägypten finden jährlich zweimal außerordentlich stark besuchte Feste u. Märkte statt. Das prächtige, wunderthätige Grab soll vor Allem die Kraft haben, Frauen fruchtbar zu machen.

**Tantal** (Tantalum, Columbium), ein metallisches Element, welches in der Natur nur mit Sauerstoff verbunden als Tantalsäure äußerst selten vorkommt, so im Tantalit, Yttrotantalit, Pyrochlor, Fergusonit u. Uranotantal. Entdeckt wurde die Tantalsäure 1801 von Hatchette in einem amerik. Mineral u. als Oxydationsstoff eines Metalles angesehen, welches Hatchette Columbium nannte. 1802 fand Ekeberg in zwei schwed. Mineralien eine metallische Säure, deren Metall er Tantalum nannte; 1809 zeigte Wollaston, daß diese beiden Säuren identisch seien, aber erst 1824 wurde das darin enthaltene Metall, das T., von Berzelius in reiner Form abgeschieden; seine Eigenschaften sind auch heute noch wenig bekannt, da es nur selten u. in geringer Menge dargestellt worden ist. Man hat das T. als schwarzes Pulver erhalten, welches unter dem Polirstahl Metallglanz annimmt u. sehr schwer schmelzbar ist. Sein chemisches Zeichen ist Ta; das Aequivalent u. Atomgewicht 182; das spezifische Gewicht 10,78. Die Verbindungen des T. wurden außer von den oben genannten Chemikern nam. noch von Marignac, Wöhler, Blumstrand u. Hermann untersucht. Mit dem Sauerstoff bildet das T. zwei Verbindungen, das Tantaloxyd u. die Tantalsäure; nur die letztere ist genauer untersucht. Sie erscheint, ebenso wie ihre Verbindung mit Wasser, das Tantalsäurehydrat, als ein weißes, geruch- u. geschmackloses, in Wasser unlösliches Pulver, das sich sowol mit Säuren als auch mit Basen zu verbinden vermag. Die tantalsauren Salze werden Tantalate genannt. Mit Chlor bildet das T. eine der Tantalsäure analog zusammengesetzte Verbindung, das Tantalchlorid od. Chlortantal, eine gelbe, schmelzbare u. sublimirbare Masse, die durch Wasser unter Abscheidung von Tantalsäurehydrat zersetzt wird. Eine Verwendung hat bis jetzt weder das T. noch eine seiner Verbindungen gefunden.

**Tantalit u. Columbit,** zwei nur äußerst selten vorkommende, in ihrer äußeren Erscheinung sowie ihrer Zusammensetzung nach sehr ähnliche Mineralien, welche in mannichfachen Varietäten auftreten, die sich durch ihre Krystallkombinationen u. kleinen Abweichungen in ihrer chemischen Zusammensetzung von einander unterscheiden. Beide Mineralien enthalten als Basen vorzugsweise Eisenoxydul mit etwas Manganoxydul, welche im Tantalit mit Tantalsäure, im Columbit mit Niobsäure verbunden sind. Diese Säuren sind in einigen Varietäten zum Theil durch Zinnsäure u. im Columbit auch durch einige Prozente Wolframsäure vertreten; ferner enthalten manche Columbite etwas Zirkonerde. Beide Mineralien krystallisiren im rhombischen Systeme, sind schwarz, stark glänzend, undurchsichtig u. sehr schwer (Tantalit 7—8, Columbit 5—6mal schwerer als Wasser). Sie finden sich in Granit eingewachsen in Finnland u. Schweden, die Columbite auch bei Bodenmais in Bayern, im Ilmengebirge in Sibirien u., in Kryolith eingewachsen, in Grönland.

**Tantalos,** in der griechischen Sage ein Sohn des Zeus (od. des Tmolos) u. der Pluto, König von Phrygien (auch König von Lydien, von Paphlagonien, von Argos, von Korinth genannt), Vater des Pelops, des Broteas u. der Niobe. Liebling der Götter, wurde er zu deren Mahlen gezogen. Dadurch übermüthig gemacht, soll er dort Nektar u. Ambrosia entwendet od. die Gespräche der Götter ausgeplaudert, einen Meineid geschworen od. endlich die Allwissenheit der Götter dadurch auf die Probe gestellt haben, daß er seinen Sohn Pelops schlachtete u. ihnen denselben zum Mahle vorsetzte. Zur Strafe dafür ward er in einen See der Unterwelt gebannt, wo er von ewigem Hunger u. Durst gepeinigt wird, obwol er bis zum Munde im Wasser steht u. über ihm die herrlichsten Früchte hängen; denn so oft er sich zum Trinken bückt, weicht das Wasser zurück, u. greift er nach den Früchten, so schnellen dieselben in die Höhe. Daher die sprüchwörtliche Redensart „Tantalusqualen erdulden".

**Tantième** (frz., spr. Tangtjähm), der so u. so vielste Theil des Gewinnes aus einem Unternehmen als Antheil, insbes. der Antheil dramatischer Dichter u. Komponisten an der bei der Aufführung ihrer Werke erzielten Einnahme. Diese T. ward in Frankreich schon 1791 gesetzlich eingeführt u. ein Dekret vom 8. Juni 1806 bestätigte dieses Gesetz. Nach dem „Bulletin de la société des auteurs et compositeurs" erzielten allein die franz. Komponisten in der Zeit vom 1. April 1876 bis 31. März 1877 von den Pariser Theatern, den Provinzialtheatern u. aus dem Auslande eine T. von zusammen 1,215,599 Francs. In Deutschland dagegen liegt das Tantièmenwesen noch immer in den ersten Anfängen trotz der 1847 von der Generalintendantur der königl. Schauspiele in Berlin u. von der Direktion des Burgtheaters in Wien ergriffenen Initiative, indem sie damals bereits eine T. von 10% bewilligten, sowie trotz des deutschen Gesetzes über die Urheberrechte vom 25. Juni 1865 (§. 15) u. des Reglements vom 13. Febr. 1867 (Art. 21). So hatte die „Deutsche Genossenschaft dramatischer Autoren u. Komponisten" im J. 1876 nur einen Gesammtumschlag von 98,226 Mk. Allerdings treten bei uns einerseits frühere Verträge u. das Widerstreben vieler Theaterverwaltungen der gewünschten Entwicklung des Tantièmenwesens in den Weg; andererseits fehlt es häufig den deutschen Dichtern u. Komponisten an der erforderlichen Energie, an dem nöthigen Zusammenhalt, wodurch allein befriedigende Erfolge erzielt werden können.

**Tanzkunst.** Alle Völker u. alle Zeiten kannten den Tanz u. überall hat er sich eigenthümlich, dem Lande, dem Charakter des Volkes, dem Klima, den Vorstellungen u. Umgebungen der Menschen gemäß ausgebildet. Schon in den frühesten Zeiten u. bei den Völkern des Alterthums war der Tanz ein nothwendiges Erforderniß bei allen religiösen u. weltlichen Darstellungen. In Aegypten tanzte man nicht nur bei den Festlichkeiten, die zu Ehren des wiedergefundenen Apis veranstaltet wurden, u. bei sonstigen mit dem religiösen Kultus zusammenhängenden Veranlassungen, sondern man betrachtete den Tanz wie bei den Griechen als eine körperliche Uebung u. als ein nothwendiges Requisit guter Erziehung. Der altägyptische Tanz drückte in seinen verschiedenen Modalitäten nicht eine bloße wilde u. ungebundene Freude, wie bei den Tänzen der meisten unkultivirten Völkerschaften, od. Gefühle roher Sinnlichkeit, wie bei den Bewohnern Aegyptens heute noch, sondern freudige, mit Ernst u. Würde gepaarte Gefühle aus. Wie das Griechenthum überhaupt eine Vergöttlichung der Form, eine Anbetung des Höchsten als erhabene, schöne Erscheinung annahm, so wurde auch der ganze Gottesdienst ein plastischer, u. eine Folge davon, ein Bestandtheil dieses Gottesdienstes bildeten die denselben begleitenden religiösen Tänze, die später auch in die christliche Kirche übergingen u. deren Ueberreste sich bis heute in der Kathedrale von Sevilla erhalten haben, wo während der Oktava del Corpus jeden Abend vor dem Hochaltar ein Tanz aufgeführt wird: die Tänzer dabei sind Knaben in reicher altspanischer Tracht, ihre Bewegungen ernst u. gehalten. Der Tanz ist od. kann wenigstens eine Kunst sein, die sich zu den ernstesten Zwecken verwenden läßt. Auch die Kunst des scenischen Tanzes, das Ballet u. das von jenem streng zu unterscheidende Divertissement, war den Griechen bekannt. Während das Ballet, wie jedes andere dramatische Kunstwerk, eine Exposition, eine Verwicklung u. eine Lösung des Knotens verlangt, ist dem Divertissement keine zusammenhängende u. durchgeführte Intrigue nothwendig. Die Hochzeit des Bakchos mit der Ariadne, die Xenophon beschreibt, u. das Schönheitsgericht des Paris über die nach dem goldenen Apfel trachtenden Göttinnen (von Apulejus geschildert) waren zwei sehr beliebte traditionelle altgriechische Ballets. Wenn indeß der gelehrte Scalinger den pyrrhichischen Tanz in vollständiger Rüstung vor Kaiser Maximilian aufführte, u. der steife Professor Meibom zur allgemeinen Erheiterung Angesichts des schwedischen Hofes unter der Königin Christine nach einer altgriechischen Arie altgriechisch zu tanzen versuchte, so waren dies eben nichts weiter als Charlatanerien, an die Beide vielleicht selbst glaubten, die aber von der Kritik zurückgewiesen werden müssen, da selbst Meursius, der über diese Tänze ein besonderes Werk verfaßt hat, in welchem man 189 derselben aufgeführt findet, von vielen wenig mehr als den Namen zu berichten weiß. In Rom stand der Tanz Anfangs in nicht so hohem Ansehen wie in Griechenland. Scipio Aemilianus schildert in einer seiner Reden mit lebhaftem Unwillen eine Tanzschule, in der damals über fünfhundert Knaben u. Mädchen, die Hefe des Volkes u. Kinder von Männern in Amt u. Würden durcheinander, von einem Balletmeister Anweisung erhielten zu wenig ehrbaren Castagnettentänzen, zu entsprechenden Gesängen u. zum Gebrauch der verrufenen griechischen Saiteninstrumente. Aber trotz der Abneigung, die fast alle berühmten Schriftsteller u. Staatsmänner gegen den Tanz an den Tag legten, stieg derselbe doch immermehr im Ansehen der Vornehmen, denn nicht nur Tänzerinnen von Profession waren es, die bei Tafel u. sonst auf Bestellung ihre Künste produzirten, sondern auch hochgestellten Damen u. selbst Konsularen wird es vorgehalten, daß sie im kleinen Cirkel sich mit Tanzvorstellungen belustigten. Nach Einführung der sog. „griechischen Spiele", bei denen für das römische Publikum Tanz u. Musik die Hauptsache gewesen zu sein scheinen, mag es in Rom kaum ein einträglicheres Gewerbe gegeben haben als das des Schauspielers u. der Tänzerin ersten Ranges. Es wird uns berichtet, daß Roscius, der gefeierte Zeitgenosse des Cicero, seine Jahreseinnahme auf 600,000 Sesterzen (129,000 Mk.) u. die Tänzerin Dionysia die ihrige auf 200,000 Sesterzen (42,000 Mk.) anschlug. Indessen erschienen bei den Tänzen der Alten die Geschlechter vollständig getrennt, u.

es tanzten entweder Männer allein u. Frauen allein, od. beide zusammen, aber jedes Geschlecht für sich. Die Vereinigung beider Geschlechter beim Tanz gehört erst dem Mittelalter an, welches an die Stelle der religiösen Bedeutung des Tanzes ein anderes Prinzip, die Liebe, setzte. Dieser Grundzug der neueren Tänze ist es, welcher den charakteristischen Unterschied zwischen dem antiken u. dem romantischen Tanze bildet. Nachdem die mönchische Weltflucht des Mittelalters, welche den bösen Feind als den Schutzpatron des Tanzes betrachtete, einigermaßen überwunden, entfaltete das Kulturleben der christlichen Völker eine üppige Mannichfaltigkeit nationaler Typen auch auf dem Gebiete der T. Schon früh, u. zwar seit dem 12. u. 13. Jahrh., waren in Deutschland wie in Frankreich, Italien u. den nordischen Ländern zwei Hauptarten von Tänzen üblich, nämlich Schreit- od. Schleiftänze u. Springtänze. Der ruhigere, blos getretene od. gegangene Tanz wurde als der vorzugsweise höfische betrachtet. Merkwürdig ist es dabei, daß der höfische Tanz, der am meisten fremder Mode unterworfen sein mußte, eine größere Einförmigkeit zeigt als der ländliche, obschon wir bei der Unkenntniß der Tanzmelodien kein ganz sicheres Urtheil fällen können. Aus dem höfisch ritterlichen Tanze des Mittelalters, dem umme gênden tanz (carole), entstanden in Frankreich die niedrigen Tänze (danses basses), bei welchen man sich nicht von der Erde erhob u. weder sprang noch hüpfte, über die ein aus dem Besitz Margarethens von Oesterreich, Herzogin von Savoyen u. Tochter Philipp's des Schönen, in die Bibliothek de Bourgogne zu Brüssel übergegangenes Manuskript, „Le livre des basses danses", umständlichen Bericht giebt. Eigentlich theoretische Werke über die T. jener frühen Zeit existiren nicht mehr; das Früheste, was darüber vorhanden ist, wird uns, außer in dem genannten Manuskript, zuerst in den Büchern zweier italienischer Tanzmeister (Caroso u. Negri) u. eines franz. Domherrn (Jean Tabourot) aus dem 16. Jahrh. eingehend mitgetheilt, von denen das Buch des Letzteren insofern von größerer Wichtigkeit ist, als der Autor in ihm alle zu seiner Zeit üblichen Tänze beschreibt, ihre gesellschaftliche Bedeutung nachweist, dann die Tanzmelodien u. die zu ihrer Ausführung nöthigen Instrumente bezeichnet, während in den italienischen Werken neben der altitalienischen Tanzschule nur Divertissements (zu besonderen Festgelegenheiten arrangirte Tanzaufführungen) angeführt werden (vergl. Albert Czerwinski, „Die Tänze des 16. Jahrh. nach Jean Tabourot's Orchésographie", Danzig 1878). — Diese Tänze des 16. Jahrh. (Pavane, Gaillarde, Volte, Branle, Gavotte 2c.) sind es, die im gebildeten Europa zuerst allgemeine Verbreitung erlangten, die an allen Höfen u. in allen vornehmen Gesellschaften getanzt wurden. Ihnen folgte die Sarabande aus Spanien u. die Menuett, die in musikalischer wie in tanzfiguraler Hinsicht als der höchste Ausdruck choreographischer Erfindung zu betrachten ist. Neben dem Gesellschaftstanz wurde das italienische Ballet von Beaujoyeux, den der Marschall von Brisac der Königin Katharina von Medici empfohlen hatte, in Paris eingeführt, wo es schon Anfangs des 17. Jahrh. durch den Italiener Rinuncini bedeutende Verbesserungen erfuhr. Doch waren diese Ballets, in welchen Könige u. Fürsten, Prinzessinnen u. Große des Hofes tanzten, deklamirten u. sangen, sowol in ihrem überladenen u. schwerfälligen Prunk als in Hinsicht auf die eigentliche Kunst noch sehr geschmacklos. In einem derselben wurde z. B. der erste Akt mit einem Tanze von Affen u. Bären, der zweite von Straußen u. der dritte von Papageien geschlossen. Nichtsdestoweniger fanden sie den größten Beifall bei Hofe; bis 1610 zählte man schon gegen 80 Ballets, die zur Aufführung gelangt waren. Einen eigentlichen Aufschwung u. eine weitere Ausbildung erhielt der Tanz in Frankreich aber erst unter Ludwig XIV. Nicht nur daß Molière, Lully u. Quinault sich mit der Komposition von Hofballets beschäftigten u. hier einen für jene Zeit bedeutenden Fortschritt in Musik, Pantomime u. Tanz anbahnten, auch die eigentliche Kunst des Tanzes wurde durch die Bemühungen Beauchamps' u. Pécour's um einen Schritt weitergeführt. Der König selbst liebte den Tanz leidenschaftlich u. soll bei Beauchamps nicht weniger als 20 Jahre hindurch täglich Tanzunterricht genommen haben. In jener Zeit, wo die Oper noch nichts Anderes war als eine Hoffestlichkeit, u. Prinzen, Prinzessinnen u. Andere vom Hofe, dem Beispiel ihres Königs folgend, in den Balleten mitwirkten, durfte einem Ministerialbefehl von 1669 zufolge jeder Mann von Stand in der Oper singen, auch Gehalt annehmen, unbeschadet seiner Standesrechte. Am 30. März 1662 wurde in Paris eine königliche Tanzakademie errichtet u. Beauchamps zwei Jahre später mit dem Titel Docteur de l'académie de l'art de la danse an derselben angestellt. Bei der Darstellung des Ballets „Les triomphes de l'Amour" (1681) wurde Beauchamps die Ehre zu Theil, als Dame verkleidet mit Ludwig XIV. zu tanzen; als aber dieses Ballet kurze Zeit darauf in Paris auf dem Odeon-Theater wiederholt wurde, wagte man zum ersten Male den Versuch, Tänzerinnen auftreten zu lassen, deren Rollen bisher stets von Männern in Frauenkleidern ausgeführt worden waren. Man ist gewöhnlich geneigt, diese Umgestaltung Lully zuzuschreiben, indessen gehört sie Beauchamps an. Es dauerte übrigens lange, ehe Frauen als Tänzerinnen zu einiger Berühmtheit gelangten, wir finden die ersten von Bedeutung erst 1730. — Beauchamps' Verdienst um die T. besteht darin, daß er die Tänze auf der Bühne lebhafter, mannichfaltiger u. charakteristischer zu machen versuchte, als sie es bisher gewesen waren; denn bis zu seiner Zeit verstand man unter einem Ballet die Ausführung einer Pavane, Gavotte, Courante od. irgend eines anderen Reihentanzes, der in dem Stück als Intermezzo eingeschaltet wurde. Er war ferner der Erste, der in Frankreich den Tanz gewissen Regeln unterwarf, von denen sich einige noch heute in den Tanzschulen als Traditionen u. choreographische Ueberlieferungen erhalten haben. Die Tanzakademie, deren Chef er war u. die aus dreizehn Mitgliedern bestand, hatte keine geringere Bestimmung, als darüber zu wachen, daß der Tanz von Fehlern gereinigt u. bewahrt wurde. Leider kamen aber die Akademiker ihrer Verpflichtung, sich über das Technische der T. zu berathen u. ein System aufzustellen, nicht nach u. haben uns nichts hinterlassen als ihre Namen. — Während bisher in den mythologischen Balleten Hirten, Furien, Bauern, Kyklopen u. Titanen auf einerlei Art getanzt hatten, fing man zur Zeit Lully's an, für jeden dieser verschiedenen Charaktere bestimmte Pas u. Bewegungen festzustellen. Die Künstler zählten sechzehn verschiedene Tanzgenres, deren jedes seine eigenen Schritte, Stellungen u. Figuren hatte. Zu einem jeden theatralischen Tanze war ein besonderer Tänzer erforderlich, der dann auch in der von ihm gewählten Spezialität vortrefflich sein konnte. Pécour tanzte die Sarabanden u. Chaconnen, Ballon die Giguen u. Entréen, Dupré die Chaconnen u. Passacaillen, Blondy die Furien, Dumoulin u. Mlle. Sallé die Müsetten, Mlle. Camargo die Tambourins u. Mlle. Prévôt lief ein zierliches Passepied. Als etwas ganz Besonderes wird es hervorgehoben, daß selbst die Tänzerinnen sich nach u. nach in diese verschiedenen Tanzgenres finden lernten u. bald den richtigen Ausdruck eben so gut trafen wie die Tänzer. Sonst herrschten in diesen Balleten die hölzernste Symmetrie u. die steifsten Tanzmeistertouren. Die Herren beschritten in biscayischem Kostüm, mit Schärpe u. Schulterquaste, den Hofdegen an der Seite, die Breter u. tanzten mit ungeheuren Allongeperrücken, aus denen bei bes. gewagten u. hohen Sprüngen der Mehlstaub wirbelte. Die Damen betraten geschminkten u. beschönpflasterten Antlitzes in weiten Reifröcken u. Poschen u. mit thurmhohen Haaraufsätzen die Bühne. Jeder Akt eines Ballets war regelmäßig in 3, 6, 9, zuweilen auch in 12 sog. Entrées abgetheilt, die aus einer od. mehreren Quadrillen bestanden, u. die von den uniform gekleideten Tänzern in denselben Figuren ausgeführt wurden. Die alten Operntänze, die majestätisch stolzirenden Sarabanden, die feierlich bewegten Louren u. Chaconnen, die schäferlich zierlichen Müsetten, die fröhlich hüpfenden Giguen u. der maßvoll schwebende Siciliano waren solche Entrées od. einzelne Theile, aus denen das Ballet einer Oper zusammengesetzt war. Sie standen in keiner Beziehung zu dem dargestellten Sujet, sondern boten eben nur eine angenehme Abwechslung für das Publikum u. den

Nr. 5169. Schritt- oder Schleiftanz im 14. Jahrh.

Sängern Zeit zur Erholung. In der von Quinault u. Lully erfundenen u. „Ballet“ genannten gemischten Gattung von Recitation, Gesang, Musik, Tanz u. Pantomime wurde der Tanz dem lyrisch musikalischen Theil völlig untergeordnet, so daß er eigentlich nur dazu diente, die Handlung, Rede u. den Gesang zu schmücken u. zu beleben. Alle ferneren Versuche, das Ballet zu einem selbständigen, nur aus Tanz u. Musik bestehenden Schauspiel zu erheben, blieben ohne Erfolg. Houdart de la Motte's „Europe galante“ (1697) war noch so wenig charakteristisch in den Tänzen, daß z. B. alle vier darin auftretenden Nationen in gleicher Weise tanzten. Aehnlich den theatralischen Tänzen waren im 17. u. 18. Jahrh. auch die Salon- od. Gesellschaftstänze, die man damals aber mit dem anspruchsloseren Namen „Kammertänze“ zu bezeichnen pflegte. Alle jene ernsten u. würdevollen Tänze, meist in langsamem Dreivierteltakt, mit gehaltenen Bewegungen u. graziösen, genau vorgeschriebenen Stellungen, verlangten von Seiten der Tänzer nicht nur große Muskelstärke u. einen hohen Anstand, sondern auch ein musikalisches Gehör, wie es heute nicht mehr im Ballsaal gefunden wird.

Nr. 5170. Sarabande (nach einem niederländ. Gemälde des 17. Jahrh.).

In allen herrschte die gemessene Würde, der geregelte Zuschnitt, die höfische Kühle, das gezierte Sprödethun, die schäferliche Spielerei. Bei der innigen Verwandtschaft zwischen Tanz u. Musik u. dem Einfluß, den die Vervollkommnung der letzteren auf den erstern haben mußte, können von uns hier die im 17. Jahrh. hauptsächlich durch deutsche Meister bewirkten Fortschritte in der Tonkunst nicht übergangen werden. Sie waren jedenfalls von größerer Bedeutung für die Ausbildung der Tanzmusik als die reformatorischen Bestrebungen Lully's auf musikalischem Gebiet, die meist u. bes. von Frankreich aus viel zu hoch angeschlagen worden sind. Lully's Hauptverdienst bestand darin, daß er die Oper durch Einmischung nationaler u. volksthümlicher Melodien u. Tänze populärer u. der Menge zugänglicher machte. Von entschiedener Wichtigkeit waren die in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. zuerst erscheinenden u. schnell allgemeine Verbreitung u. Beliebtheit erlangenden Suiten u. Sonaten; in ihnen erhielten die Allemanden, Couranten, Giguen, Passacaillen, Bourréen, Passepieds &c. erst ihre hohe, in der Geschichte der Ton- u. Tanzkunst einzig dastehende Ausbildung, durch die sie ihren bedeutsamen klassischen Werth für alle Zeiten behalten werden. Da aber das Tempo in der Tanzmusik mit der Stimmung der Zeit in Ursache u. Wirkung fest zusammenhängt, u. die mehr od. minder scharfe Rhythmik der Tänze im Völkerleben nicht als etwas nur Zufälliges u. Beliebiges zu betrachten ist, so kann es nicht befremden, daß die langsame Tanzmusik, die uns als ein Widerspruch in sich erscheint, bei allen diesen Tänzen, bis in die erste Hälfte des 18. Jahrh. hinein, geradezu geboten war.

Kommen wir nun auf die Bälle zu sprechen, welche bei dem kanonischen Ansehen, welches die französische Geschmacksbildung überhaupt im Zeitalter Ludwig's XIV. im ganzen übrigen Europa erlangte, in ihrer Form überall nachgeahmt wurden. Bemerkenswerth sind zuerst die Ceremonienbälle, die um besonderer feierlicher Gelegenheiten willen nach einem bestimmten vorgeschriebenen Ceremoniell angeordnet waren, das ehedem am französischen Hofe ein bis zur Peinlichkeit steifes war. Wenn der König tanzte, durfte Niemand sitzen, Alles mußte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit seinen Bewegungen folgen; hatte er den Tanz beendet u. sich an seinen Platz begeben, so konnte sich auch die ganze Gesellschaft niedersetzen. Der erste Tanz war gewöhnlich der Branle; ihm schloß sich die Courante u. Gavotte an, welchen dann die Menuett folgte. Ein solcher ceremoniöser Hofball, bei dem die stete Gegenwart eines Tanzmeisters unentbehrlich war, um während des Tanzes Acht zu geben, daß keine Fehler geschehen konnten, od. in diesem Falle die Tänzer sogleich zurecht zu weisen, hieß im 16. u. 17. Jahrh. auch Bal paré, weil er eine vorzüglich ausgesuchte Parure der Tanzenden erforderte, während man unter dieser Bezeichnung gegenwärtig jeden glänzenden Ball versteht, der von einer vornehmen Gesellschaft gebildet u. mit einer besonderen Eleganz ausgestattet ist. Unter Bal réglé verstand man eine Nachahmung der Hofbälle durch den Adel od. andere hohe Personen, wobei die Tanzenden vormals auch einem ungleich steifern Ceremoniell unterworfen waren als heutzutage, wo die Manieren geradezu schlecht geworden sind. In den Salons des 18. Jahrh. gab es ein großmüthiges, ein prahlerisches, ein respektvolles u. ein leichtfertiges Auftreten. Man studirte u. probirte den ersten Schritt, den man in die Gesellschaft that, u. durch den man sogleich die Aufmerksamkeit der Anwesenden auf sich zu lenken beabsichtigte. Jene Menuettstellungen, jene Tänzerschritte, der kleine trippelnde u. der eilig geflügelte Lauf, das schmachtende Stillestehen u. die Paradeschwenkungen beim Führen der Dame zur Tafel, alles Dieses sind Koketterien, die wir längst vergessen haben, die aber unleugbar einen Vorzug hatten vor dem gleichmäßigen Einerlei, mit dem wir uns heute in unseren Salons gehen lassen. Gewöhnlich tanzte auf den Bällen bis zu Anfang des 18. Jahrh. immer nur ein Paar, so groß die Gesellschaft auch sein mochte, u. nur an der figurirten Courante u. am Branle, der die Stelle unserer Polonaise vertrat, durften mehrere od. alle Tänzer gleichzeitig Theil nehmen. — Erst gegen die Mitte des 18. Jahrh. trat für das Ballet in Frankreich der Glanzpunkt u. die höchste Stufe seiner Entwicklung ein. Ausgezeichnete Tänzer, unter denen bes. die Familie Vestris hervorragte, erhoben es zu einer Vollendung, die von Kennern als einzig dastehend u. nie wieder erreicht bezeichnet wird. Der eigentliche Schöpfer des modernen Ballets u. der Regenerator der höhern T. überhaupt war Jean George Noverre. Ihm muß der Ruhm zugestanden werden, das Ballet zu einer selbständigen rhythmisch-plastischen Gattung der schönen Künste erhoben zu haben. Sein großes Verdienst war, daß er das Mißliche jener ungeheuerlichen Kunstproduktionen einsah, die aus Schauspiel, Oper u. Tanz bestanden, u. das Ballet, als eine besondere Gattung der theatralischen Kunst, von seinen Schwesterkünsten Schauspiel u. Oper trennte, wodurch er es zur selbständigen, nur durch Tanz, Mimik u. Musik ausgeführten Handlung machte. Die ganze Geschichte der T. hat keinen zweiten Mann aufzuweisen, der sich wie Noverre als ausübender Künstler u. theoretischer Schriftsteller einen solchen Ruhm in dieser Kunst erworben hätte. Wien, Neapel, Turin, Lissabon, Mailand, London &c. waren die Schauplätze seiner nicht nur für die Zeitgenossen, sondern zum Theil für die folgenden Generationen bedeutsamen persönlichen Wirksamkeit, denn fast in allen Städten Europa's datirt der dauernde Bestand eines Balletcorps von der Periode seiner Gegenwart. Ohne Zweifel die glänzendste Zeit seines Lebens war sein Aufenthalt in Stuttgart am Hofe des Herzogs Karl Eugen von Württemberg. Noverre setzte seinen Stolz darein, in Stuttgart ein Institut zu schaffen, das mit der Großen Oper in Paris wetteiferte, denn diese hatte ihn noch immer nicht in ihre Mitte berufen. Das gelang ihm für eine Zeit lang vollständig; Paris wurde von dem Stuttgarter Geschmack dominirt; der große Vestris kam nach Württemberg, um die neuen Ballets zu studiren, u. die Pariser Oper ließ ihre Kostüme in Schwaben anfertigen. Als Noverre durch den Einfluß der Dauphine Marie Antoinette endlich als erster Balletmeister an die Große Oper zu Paris berufen wurde, fand er seine Ideen hier

bereits zur Herrschaft gelangt u. hatte er seitdem wenig mehr zu thun. Mit dem Ende des 18. Jahrh. verlor sich auch der Geschmack der Franzosen an ihren edlen u. ernsten Gesellschaftstänzen. Mit dem Verschwinden der zum Ceremonientanz umgeschaffenen Courante, die das wahrhafte Ideal der steifen altfranzösischen Grazie war, u. der Menuett, die sich schon in leichteren Formen bewegte, trat der Tanz in ein neues Stadium seiner Entwicklung. Die englischen Kolonnentänze, die in schnellem Tempo u. mit hüpfenden Schritten ausgeführt werden mußten, nahmen zuerst die Stelle jener alten, Jahrhunderte lang beliebten Tänze ein. Der Geschmack wechselte von nun an schneller. Nachdem man das majestätische Tempo aufgegeben u. den langsamen Dreivierteltakt mit dem **Zweivierteltakt im Allegro vertauscht hatte, entstand die Quadrille**, die in der Form u. im Reichthum der Figuren den alten Tänzen überlegen war, in der Ausführung aber hinter jenen zurückstand, weil das lebhafte Tempo u. die unzähligen Variationen des Tanzes den Mangel an Grazie bei den Tänzern weniger sichtbar machten. Doch auch sie mußte dem Zeitgeschmack weichen u. dem Contretanz das Feld räumen. Aus der unendlichen Menge der seit 1710 in Frankreich erschienenen Contretänze (von dem englischen Country dance, d. h. ländlicher Tanz) wurden die noch jetzt beliebten 5 Nummern ausgewählt u. in ihrer heutigen Reihenfolge seit 1821 bekannt, wo man sie zum ersten Male bei Hofe in Berlin tanzte u. der königl. Balletmeister Albert Lauchery sie zuerst in Becker's **„Taschenbuch zum geselligen Vergnügen" mittheilt.** Aus der Zeit der Geschmacklosigkeit in Tanz u. Tanzmusik, den 20er Jahren unseres Jahrhunderts, stammt der Cotillon (Unterrock), ein Gesellschaftsspiel in Tanzform, der noch heute auf unseren Bällen den Beschluß macht u. stark an die naive Zeit der Pfänderspiele erinnert. Gegenwärtig hat der Rundtanz (der deutsche Galopp u. Walzer, die böhmische Polka rc.) u. zwar der recht schnelle, rapide, als bloßer Ausdruck allgemein heiterer Stimmung, ohne daß sich diese in ihm bes. individualisirte, bei den meisten Tänzern den Vorzug vor dem Tourentanz (Quadrille des Lanciers, seit 1856 zuerst in Paris u. dann bei uns eingeführt, u. dem schon erwähnten Contretanz), der schon ein bedeutendes ästhetisches Bewußtsein voraussetzt, wenn er recht zur Geltung kommen soll. Ueberhaupt hat die T. mit den anderen Künsten nicht gleichen Schritt gehalten; **es kann von ihr als ästhetischem Bildungsmittel, wenn wir die moderne Praxis in ihrer ganzen Dürftigkeit u. Gedankenlosigkeit überblicken, kaum mehr die Rede sein. Es liegt dies einfach darin, daß man hier nur** empirisch verfahren ist. Niemals hat man die Erfahrung früherer Zeiten u. Meister zur Rathe gezogen, sondern Jeder lehrte nur das, was er von seinem Lehrer (der auf ebenso niedriger Bildungsstufe stand, wie er selbst) übernommen hatte, od. was er sich selbst ausdachte. Von größtem Nachtheil war es aber, daß sich in unserer Zeit keine intelligenten, wissenschaftlich gebildeten Männer mit der T. abgegeben haben. Ein Tanzlehrer, wie ihn Iffland in seinem Hoftanzmeister Mereau schildert, dürfte heute nicht mehr gefunden werden. Und wenn wir wenigstens noch die höhere Kunstform unverfälscht herübergerettet hätten, so wäre vielleicht zu hoffen, **daß von daher ein belebender Hauch durch den gesellschaftlichen Tanz gehen könnte**, aber da steht es vielleicht noch schlimmer. Der Kunsttanz der heraustretenden Tänzer u. Tänzerinnen ist fast ausdruckslos u. zum **widerwärtigen Kunststück herabgesunken, welches das Schwierige mit dem Schönen verwechselt; dies führt nothwendig zur häßlichen Verrenkung, in dem die Beleidigung der Anmuth durch den Kitzel der Entblößungen entschädigt werden soll. Einzelne hochbegabte Tänzerinnen, wie** Fanny Elßler, Lucile Grahn u. noch neuerdings Adele Granzow, **konnten den Verfall der T. nicht aufhalten, da ihnen das Bewußtsein der ästhetischen Prinzipien sowie die historische Wissenschaft ihrer** Kunst abging. Von Jean François Coulon († 1836), der 20 Jahre **hindurch als erster Professor der höheren T. an der Großen Oper in Paris mit eminentestem Erfolge wirkte, bis auf seine Schüler, den auch schon verstorbenen Hoguet u. den noch lebenden Taglioni herab, hatte kein Balletmeister eine Ahnung von einer gründlichen historischen** Detailwissenschaft der T. Gleichviel, in welchem Jahrhundert das Ballet **od. das Divertissement spielt: immer wird in gleicher od. doch ähnlicher** Weise battirt u. pirouettirt. Erst eine neue Generation von Tänzern, **die von ganz anderen Vorkenntnissen ausgeht, die sich nicht an den in** den **Balletschulen traditionell überkommenen Fußspitzenpromenaden, dem Bilden eines stumpfen Winkels mit den Beinen od. dem Stehen auf einer Zehe Genüge sein lassen wird, kann den Tanz wieder zu Ehre u. Ansehen bringen. In Molière's „Bürgerlichem Edelmann" (1670) behauptet der Tanzlehrer in vollem Bewußtsein seiner Würde, daß der** Tanz eine Wissenschaft sei, die man nicht hoch genug ehren **könne. Dieser Ausspruch, der uns heute im Hinblick auf die gegenwärtigen Ballet- u. Tanzmeister mindestens ziemlich sonderbar vorkommen wird, beweist aber, daß die ihre Kunst aus so erhabenem Gesichtspunkte betrachtenden Berufsgenossen des 17. Jahrh. doch andere** Kenntnisse ihr Eigen genannt haben müssen als ihre Nachfolger. Ueber die einzelnen Tänze in Spanien, Italien, Deutschland rc. vergl. Albert **Czerwinski, „Geschichte der T." (Lpz. 1862).**

**Tanzmusik** ist alle jene Musik, bei welcher getanzt wird od. getanzt werden kann. Daher gehören zur T. nicht allein Tänze (wie Walzer, Galopps, Contretänze, Masurken rc.), sondern auch alle Tanzstücke im Ballet, welche von der den mimischen Theil begleitenden Musik wohl zu **unterscheiden sind, obgleich sie gewöhnlich zur Balletmusik gezählt werden. Die Haupteigenschaft jeder T. ist, durch stark markirte Taktbewegung**, durch faßliche Melodien allgemein die Tanzlust zu erwecken u. den Tanzenden im Rhythmus u. im Schwunge zu erhalten. Die echte Tanzmelodie wurzelt im Volke, insoweit es nämlich Tänze betrifft, die auch das Volk **mittanzt, z. B. den Walzer in Deutschland, den Contretanz in Frankreich, die Furlane in Oberitalien rc. Bei den Volksmusikanten, den sog. Tanzgeigern, sind die echten Tanzmelodien zu finden, u. der neueren Zeit war es vorbehalten, Spezialitäten wie Lanner u. Strauß in Deutschland,** Musard in Frankreich hervorzubringen. In den ältesten Zeiten war **es wol bei keiner Nation üblich, mit mehr als blos einem od. überhaupt** mit anderen als blos rhythmischen Instrumenten (Trommeln, Tambourins rc.) ihre tanzenden Bewegungen zu begleiten (wie das bei wilden

Nr. 5171. Gavotte zur Zeit des Ersten Kaiserreichs in Paris.

Völkerschaften noch heutzutage der Fall ist). Allein mit dem Aufhören des Naturzustandes der Völker fingen diese an, ihre Tänze mit solchen Melodien- u. Instrumenten zu begleiten, die theils zwar immer noch die **rhythmischen Accente des Tanzes selbst markirten, theils aber auch dem Charakter des Tanzes an sich u. dem allgemeinen Geschmack mehr entsprachen. Die Griechen begleiteten ihre Tänze zunächst mit Gesang, wie es noch heute geschieht bei einigen Nationaltänzen südlicher Völker, bes. der Spanier, deren Bolero's u. Fandango's nicht anders als unter Gesang** mit Begleitung von Instrumenten getanzt werden. Wo nach u. nach **freilich die Tanzfiguren selbst einen so hohen Grad von Mannichfaltigkeit erhielten, daß bei der steten u. zwar raschen Bewegung des Körpers diesem nicht mehr die zum Singen nöthige Ruhe blieb, mußte der Gesang zum Tanze aufhören u. dieser nur mit Instrumenten begleitet werden. Anfänglich begnügte man sich wol meist damit, auf den Instrumenten die Melodien der entsprechenden Lieder zu spielen**, welche man **früher zu den Tänzen gesungen hatte; nachgehends erst entwickelte sich die eigentliche T., d. h. die dem Charakter des jedesmaligen Tanzes angemessene melodisch-rhythmische Tonform.**

**Taormina**, Stadt mit 2458 E. (1871) an der Ostküste der Insel **Sizilien, Prov. Messina; liegt auf der Höhe hinter dem Kap S. Andrea u. ist jetzt ein unbedeutender Ort, interessant aber wegen seiner Alterthümer. Von dem Theater mit 109 m. Durchmesser, höchst malerisch auf einem vorspringenden Felsen über der jetzigen Stadt gelegen u. theilweise in denselben eingehauen, ist die Bühne mit ihren drei Thoren noch ziemlich unversehrt. Von der alten Naumachie ist noch eine 113 m. lange Seite vollständig erhalten; ebenso existiren noch Ueberreste von Wasserreservoirs u. Cisternen. Ueber der Stadt, in 396 m. Seehöhe, liegen die Ruinen einer sarazenischen Festung, u. dahinter erhebt sich der**

883 m hohe Monte Venere. T. wurde als Tauromenion (lat. Tauromenium) 396 v. Chr. von den Sikulern auf dem Berge Taurus angelegt; 358 siedelten sich hier die vertriebenen Bewohner der am Fuße des Berges gelegenen Stadt Naxos an u. verhalfen T. zu nicht geringer Blüte, die aber durch den Sklavenkrieg u. den Krieg Octavian's gegen Sextus Pompejus gebrochen wurde. Im 10. Jahrh. wurde T. mehrmals von den Sarazenen genommen, kam aber 1078 in die Hände der Normannen u. gelangte wieder zu Wohlstand. Am 2. April 1849 eroberten es die Neapolitaner unter Filangieri (s. d.), der dafür den Titel eines Herzogs v. T. erhielt.

**Tapeten,** s. „Teppiche".

**Tapir** (Tapirus), eine Säugethiergattung aus der Ordnung der Vielhufer, mit rüsselförmig verlängerter Nase, vorn 4, hinten 3 Zehen u. einer nur spärlich mit Borsten besetzten Haut. Die Lebensweise der T.e ist die der Schweine; sie lieben feuchte Wälder, schwimmen u. tauchen gut u. nähren sich von Früchten u. Baumblättern; ihr Fleisch ist wohlschmeckend. Von den 3 bekannten Arten bewohnt der eselgroße Anta (T. americanus) das amerikanische Niederland vom 12.° n. Br. an u. wird in Guyana u. Brasilien auch gezähmt gehalten; in den Cordilleren haust der kleinere T. villosus, während der Maiba (T. indicus) die Wälder Hinterindiens bewohnt.

**Tapisserie,** s. v. w. Stickerei.

**Tara** (ital.), Abzug, Abgang, das Gewicht der beim Transport der Waaren gebrauchten Verpackung od. Umhüllung (des Fasses, der Kiste, der Verschnürung 2c.). Zieht man von dem Gesammtgewicht die T. ab, so erhält man das reine od. Netto-Gewicht der Waare. Eine große Anzahl Artikel, z. B. Spiritus, Wein, auch überseeische Waaren, werden nicht nach ihrem Nettogewichte, sondern mit der T. gehandelt u. bezahlt, od. es kommt als Gewichtsabzug ein usuell feststehender Prozentsatz in Abrechnung. Auch die Zolltarife enthalten meist feststehende Sätze für die Verpackung od. Umhüllung der zollpflichtigen Artikel, deren Beträge vor der Zollentrichtung in Abzug gebracht werden. Das Abwägen der Verpackung zum Zwecke der Tara-Ermittlung nennt man das Tariren.

**Tarantel** (Lycosa tarantula), eine 4 cm. lange italienische Spinne aus der Familie der Jagd- u. Wolfsspinnen. Dieselbe spinnt kein Gewebe, sondern blos einen Eiersack (vgl. „Spinnen"), gräbt sich Erdlöcher u. ist wegen ihres mehr gefürchteten als gefährlichen Bisses berüchtigt. Angeblich sollte dieser eigenthümliche, mit dem Namen Taranteltanz od. Tarantismus bezeichnete Zustand Krankheitssymptome herbeiführen, die jedoch in keinerlei Beziehung zur Spinne stehen, sondern viel mehr der Ausdruck chronischer Nervenleiden u. anämischer Zustände sind.

**Tarantella,** ein Tanz, der vornehmlich im Tarentinischen u. in Neapel bei den niederen Volksklassen gebräuchlich ist. Sein Charakter athmet Leidenschaftlichkeit, u. demgemäß ist auch seine Melodie in einem schnellen 6/8 Takt gesetzt; zur Hervorhebung der rhythmischen Accente dienen Castagnetten u. vor allen Dingen das Tambourin. — Angeblich rührt der Name daher, daß die von der Tarantel (s. d.) Gebissenen dadurch geheilt wurden, daß man ihnen eine gewisse Melodie vorspielte u. sie nöthigte, nach derselben bis zu völliger Erschöpfung zu tanzen; diese Melodie hätte dann den Namen T. bekommen.

**Taranto,** Stadt mit 20,547 E. (1871) in der südital. Provinz Lecce; liegt auf einer Felseninsel, auf der früher nur das Kastell der alten Stadt stand, zwischen dem Außenmeere (dem Meerbusen von T.) u. einem kleinen, tief in das Land eindringenden Meerbusen (dem Mare piccolo), u. steht durch steinerne Brücken mit dem Festlande in Verbindung. T. ist Sitz eines Erzbischofs, hat eine Kathedrale, S. Cataldo, die ganz modernisirt ist, aber interessante Denkmäler birgt, dazu viele andere Kirchen u. Klöster, ein festes Schloß u. einige andere Befestigungen, Ruinen eines Amphitheaters u. der alten Mauern 2c. Es fertigt Strümpfe, Handschuhe (zum Theil aus der Seide der Steckmuscheln), hat einige Wollweberei u. treibt bedeutende Fischerei auf Austern, Korallen, Sardellen, Thunfische 2c. Mit der Versandung des Hafens ist auch sein Getreidehandel gesunken. Die fruchtbare Umgebung liefert Pomeranzen, Citronen, Feigen, Mandeln u. Granatäpfel in Fülle. — T. wurde von Japygern gegründet. Der Heraklide Phalanthos vertrieb die Japyger u. gründete 707 v. Chr. mit einer Kolonie Parthenier eine Stadt, nach einem alten Heros Taras, lat. Tarentum, genannt. Sie lag auf der schmalen Landzunge, die den inneren Meerbusen von dem äußeren trennt. Die Akropolis war durch Mauern u. Gräben vollständig von der Stadt geschieden. Durch Schiffahrt u. Handel u. durch strenges Regiment im Innern wurde T. bald reich u. mächtig, bes. nach dem Falle von Sybaris; ihre Kriegsmacht betrug zu Zeiten 30,000 Mann, daneben aber blühten in T. Künste u. Wissenschaften, in hohem Ansehen stand die Schule des Pythagoras. Die ursprüngliche Regierungsform war ein Königthum mit Altbürgern. Bald aber entwickelte sich aus der Aristokratie eine Demokratie. T. war ein Hauptsitz der Purpurfärberei, lieferte treffliche Wolle u. allerhand Bodenerzeugnisse. Es verehrte außer Poseidon bes. Herakles u. Bakchos. Die Todten begrub man vor dem Hause, in dem sie gestorben waren, so daß sich schließlich Denksteine mit dem Namen der Verstorbenen vor jedem Hause befanden. Der attische Dialekt war die offizielle Sprache, u. noch jetzt ist die Mundart der Tarantiner voll von griech. Worten. 281 v. Chr. entspannen sich Verwicklungen mit Rom, weil T. eine kleine röm. Flotte, die sich über die durch Vertrag festgesetzte Linie T. genähert hatte, wegnahm, die Mannschaft als Sklaven behandelte u. die dafür Genugthuung fordernden röm. Gesandten beleidigte. In dem nun ausbrechenden Kriege rief T. den König Pyrrhos (s. d.) von Epeiros zu Hülfe, mußte sich aber, nachdem Pyrrhos Italien verlassen hatte, 272 den Römern ergeben u. erhielt röm. Besatzung. Im zweiten Punischen Kriege bemächtigte sich Hannibal 211 v. Chr. durch Verrätherei mißvergnügter Bürger der Stadt, mit Ausnahme der Akropolis, u. von dieser aus gelang 209 ebenfalls durch Verrath die Wiedernahme der Stadt. Die Römer verkauften damals 30,000 Bürger in die Sklaverei, schafften eine Menge Kostbarkeiten nach Rom u. ließen nur wenige treugebliebene Bürger in der leeren Stadt zurück. 123 sandten sie eine röm. Kolonie hierher, u. bald gelangte T. zu neuer Blüte. Gegen Ende des 2. Jahrh. n. Chr. predigte Cataldus den Tarentinern das Christenthum u. ward ihr erster Bischof; das Erzbisthum datirt von 387. Nach der Zerstörung des Röm. Reichs gehorchte T. erst den byzantinischen Kaisern, dann den Sarazenen, wurde darauf dem Königreich Neapel einverleibt u. gehört wie dieses seit 1861 zum Königreich Italien.

**Tarare** (spr. Tarahr), Stadt mit 12,888 E. (1872) im franz. Dep. Rhone; liegt am Fuße des 1000 m. hohen Tarare am Tardine, der in den Rhonezufluß Brevonne geht, u. an der Zweiglinie St. Germain des Fosses-Vichy der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn. Es besitzt die ältesten franz. Musselin- u. Strickereifabriken, fabrizirt allein jährl. für 7 Mill. Frcs. Seidenplüsch, außerdem façonnirte Seidenzeuge, Mousselin, Tarlatan, Sammet u. Leder u. hat Färbereien, Appreturanstalten u. Töpfereien.

**Tarascon** (spr. Taraskong), Stadt mit 8479 E. (1872) im franz. Dep. Bouches du Rhône; liegt am linken Rhoneufer (daher T. sur Rhône, zum Unterschiede von T. sur Ariége im Dep. Ariége), an der Eisenbahn Paris-Lyon-Mittelmeer u. deren Nebenlinie T.-Cette, u. ist durch Schiffbrücke mit dem gegenüberliegenden Beaucaire verbunden. Es ist von einer alten verfallenden, von Thürmen flankirten Ringmauer umgeben, hat ein im 13. Jahrh. auf den Ruinen eines Jupitertempels erbautes Schloß der Grafen von Provence, das jetzt als Zuchthaus dient, mehrere Kirchen, unter denen die der heil. Martha mit schönem Portal u. guten Gemälden u. Grabdenkmälern die werthvollste ist, treibt Seiden-, Baumwollen- u. Leinenfabrikation, Schiffbau u. Handel mit Arzneipflanzen, Kleesamen 2c. — T. war schon bei den Römern Militär- u. Schiffsstation; seine Blütezeit erlebte es im Mittelalter, wo es häufig Zeuge glänzender Feste der Grafen von Provence war.

**Tarasp** od. Trasp, Pfarrdorf von etwa 300 E. im Schweizer Kanton Graubünden; liegt im Unterengadin rechts vom Inn u. ist das einzige katholische u. deutsche Dorf im Engadin. T. hat ein Kapuzinerhospiz, auf der Höhe ein verfallenes Schloß, in welchem bis 1803 die österr. Vögte residirten, in einiger Entfernung Mineralquellen (sehr starke Natronsäuerlinge) u. ein besuchtes Bad. — T. war ursprünglich Eigenthum der Herren von T. u. kam nach deren Aussterben (1192) an das Bisthum Chur. Im 13. Jahrh. kauften es die Grafen von Tirol, 1686 schenkte es Kaiser Leopold dem Fürsten von Dietrichstein u. im Wiener Frieden wurde es an Graubünden abgetreten.

**Taraxacum,** s. „Leontodon".

**Tarbes** (spr. Tarrb'), Hauptort des franz. Dep. Hautes Pyrénées (Oberpyrenäen) mit 16,400 E. (1872); liegt in 312 m. Seehöhe am Adour, im Netze der franz. Südbahn Agen à T. Die von Bächen durchflossene hübsche Stadt ist Sitz der Departementsbehörden u. eines Bischofs, hat eine Kathedrale, die auf den Ruinen der Festung Bigerra erbaut ist, ein altes Schloß der Grafen v. Bigorre, das jetzt als Gefängniß dient, ein stattliches Präfekturgebäude, ein großes Hospital, Kasernen, ein Nationalgestüt 2c. T. fertigt Spielkarten, Posamentier- u. Marmorarbeiten, gefirnißtes Leder, Papier, hat Filzweberei, Wollen- u. Flachsspinnerei, ist Mittelpunkt des Handels für das Departement u. wird von den span. Viehhändlern stark besucht. — T. ist das alte Tarba u. war die Stadt der Bigerri od. Bigerrones, einer der neun Völkerschaften von Novempopulanien. Im 5. Jahrh. wurde es von den Germanen, im 8. von den Arabern, im 9. von den Normannen zerstört. Bis 1370 war es in den Händen der Engländer.

**Tardieu** (spr. Tardjöh), franz. Künstlerfamilie, die sich bes. im Kupferstich hervorgethan hat. Das älteste Mitglied derselben ist Nicolas Henri **T.**, geb. 18. Jan. 1674 zu Paris, der sich als Schüler von Le Pautre u. Gérard Audran auszeichnete, 1720 Mitglied der Akademie wurde u. 27. Jan. 1749 starb. Er stach sowol

nach den gleichzeitigen franz. Malern Antoine Coypel, Lebrun u. Bertin, als auch nach Domenichino u. anderen Italienern. Sein Sohn u. Schüler Jacques Nicolas T., geb. zu Paris 2. Sept. 1718, stach mehrere Blätter nach G. Dow, Teniers u. franz. Malern u. starb 9. Juli 1795. Dessen Sohn, Jean Charles T., geb. zu Paris 3. Sept. 1765, widmete sich der Malerei, wurde Schüler von Jean Baptiste Regnault u. schuf sowol historische u. biblische Scenen als Landschaften, die viel Talent, aber auch einen Mangel an künstlerischer Ausbildung verriethen. Er starb 3. April 1830. Neffen des Jacques Nicolas T. waren die Kupferstecher Jean Baptiste Pierre T., geb. 1746, gest. 18. Sept. 1816, Pierre Alex. T., geb. 2. März 1756, gest. 3. Aug. 1844, u. Antoine François T., geb. 17. Febr. 1757, gest. 14. Jan. 1822, von denen der Erste u. der Dritte bes. Landkarten stachen. Diesem Zweige widmete sich auch Ambroise T., Sohn des Ant. François, geb. 2. März 1788, gest. 17. Jan. 1841, der bes. für wissenschaftliche Werke Kupferstiche lieferte.

**Tardigraden** (Bärthierchen), eine Ordnung spinnenartiger Thiere, deren Kopfbruststücke mit dem undeutlich vierringeligen Hinterleibe verschmolzen ist; sie haben 4 Paar Fußstummel mit je 3 - 4 Paar Klauen u. sind Zwitter. Ihre wenigen, aber großen Eier legen sie, während sie sich häuten, so daß die abgestreifte Haut als Eihülle dient. Die T. besitzen eine nur mikroskopische Größe u. leben in feuchtem Moos (z. B. Macrobiotus Hufelandii), im Schmuze der Dachrinnen u. in Wassergräben (Milnesium tardigradum). Merkwürdig ist ihre große Lebenszähigkeit. Nachdem sie eine lange Zeit ausgetrocknet im Scheintod gelegen, leben sie angefeuchtet alsbald wieder auf. T. nannte Illiger die Familie der Faulthiere (Bradypoda).

**Tarent**, s. „Taranto".

**Targum** (Mehrz. Targumim), d. i. Verdolmetschung, heißen die Uebersetzungen, od. vielmehr Paraphrasen alttestamentlicher Bücher, die seit dem Aussterben des Hebräischen von Juden in aramäischer (sog. chaldäischer) Sprache angefertigt wurden. Die wichtigsten dieser Targumim sind: 1. der des Onkelos zum Pentateuch, angeblich im 1. Jahrh. n. Chr. entstanden, eine verhältnißmäßig treue Uebersetzung in reinem Aramäisch; 2. der ziemlich willkürliche des Jonathan ben Uziel (angeblich Zeitgenosse des Onkelos od. noch älter als dieser) zu den Propheten, einschließlich Josua, Richter, Samuel, Könige; 3. T. des Pseudo-Jonathan über den Pentateuch, irrthümlich dem Jonathan ben Uziel zugeschrieben, in verderbtem Aramäisch u. in seiner jetzigen Gestalt aus späterer Zeit; 4. T. über einzelne Bücher, z. B. die fünf Festrollen od. Megilloth (Ruth, Klagelieder, Prediger, Esther, Daniel), die Psalmen, Hiob, Sprüche, Chronik. Durch neuere Untersuchungen (vgl. bes. Geiger, „Urschrift u. Uebersetzungen der Bibel" (Bresl. 1857) ist es wahrscheinlich geworden, daß die gegenwärtigen Targumim fast sämmtlich auf den Bemühungen mehrerer Jahrhunderte (vom 1. v. Chr. bis zum 4. n. Chr. u. zum Theil weiter hinab) beruhen, indem der Text unausgesetzt wieder umgestaltet wurde. Deutlich lassen sich dabei bes. zwei verschiedene Schichten, eine palästinensische u. eine babylonische, unterscheiden, obschon die Bestimmung des Einzelnen äußerst schwierig ist.

**Tarif** (arab. Ta'rîf, d. h. Erklärung, Anzeige, Nachricht), bezeichnet eine Preisliste, ein Verzeichniß der zu zahlenden Beträge bald für zu entrichtende Gebühren u. Steuern (Zolltarif für die zollpflichtigen Güter, Steuertarif als Angabe der zu entrichtenden Steuern), bald für Dienstleistungen, für welche von den Behörden od. den Unternehmern feststehende Sätze aufgestellt worden sind. Hierher gehören die T.e der Eisenbahnen für Personen- u. Güterverkehr, die T.e der Droschken, der Chaussée-, Pflaster- u. Brückengelder, der Gasthäuser 2c.

**Tarn**, ein rechter Nebenfluß der Garonne, entspringt am Lozère-Gebirgsstock im franz. Departement Lozère, durchfließt in allgemein westlicher Richtung die Departements Aveyron, Tarn u. Haute-Garonne u. mündet im Departement Tarn-et-Garonne in die Garonne. Seine Lauflänge beträgt 50,5 Meilen, von denen die letzten 20 Meilen schiffbar sind. Seine bedeutendsten Nebenflüsse sind links der 24¼ Meilen lange Agout u. rechts der 32½ Meilen lange Aveyron. Die größten Städte an seinen Ufern sind Montauban u. Albi.

**Tarn**, franz. Departement in der Landschaft Languedoc, 104,28 □M. mit 352,718 E. (1872), wird begrenzt von den Departements Aveyron, Hérault, Aude, Haute-Garonne u. Tarn-et-Garonne. Das Gebiet ist im S. gebirgig, in der Mitte Hügelland u. in NW. eben. Der Tarn, der hier den Agout mit dem Adou aufnimmt, u. der Ceron u. die Verre, die in den nördl. Grenzfluß Viaur gehen, bewässern das Departement, welches, je weiter von den Gebirgen entfernt u. nach NW. sich erstreckend, desto fruchtbarer wird. Die Gebirgspartien sind gut bewaldet u. liefern Bauholz od. geben prächtige Weiden; die Hügellandschaften u. Niederungen gestatten lohnenden Anbau von Getreide, Hülsenfrüchten, Gemüse, Handelgewächsen, bes. Anis u. Safran, Obst, Wein u. Maulbeerpflanzungen zur Seidenzucht. An Vieh werden bes. Schafe, Schweine u. Gänse gezüchtet. Das Mineralreich liefert Steinkohle, Marmor, Gips u. etwas Eisen. Von den Bewohnern sind etwa 12% reformirt, die übrigen katholisch. Ihre Industrie beschäftigt sich vorwaltend mit der Verarbeitung von Wolle u. Baumwolle. Das Departement zerfällt in die Arrondissements Albi, Castres, Gaillac u. Lavaur. Hauptstadt ist Albi mit 15,298 E. (1872). Ueber 10,000 E. haben noch Castres 18,177 u. Mazamet 10,500.



**Tarn-et-Garonne** (spr. Tarn-eh-Garonn'), franz. Departement im alten Herzogthum Guyenne, 67,56 □M. mit 221,610 E. (1872), begrenzt von den Departements Lot, Aveyron, Tarn, Haute-Garonne, Gers u. Lot-et-Garonne, ist großentheils eben u. wird von der Garonne durchflossen, die hier rechts den Tarn, der sich kurz vorher mit dem Aveyron vereinigt hat, links die Gimone aufnimmt u. der zur Seite ein Kanal geführt ist. Auf den fruchtbaren, gut bebauten, von Hecken u. Gebüschen umgebenen Feldern wird viel Weizen gewonnen. Auch Hülsenfrüchte, Gemüse, Tabak, Flachs u. Hanf baut man stark. Die Weinernte liefert durchschnittlich jährlich über 300,000 HL., von dem die Hälfte zu Branntwein verwendet wird. Der weiße Maulbeerbaum zum Betriebe der Seidenzucht ist überall angepflanzt. An Vieh züchtet man bes. Pferde u. Maulthiere, wovon letztere viel nach Spanien gehen. Etwas Steinkohle, Marmor u. Eisen liefert das Mineralreich. Von den Bewohnern sind gegen 16% reformirt, die anderen katholisch. Die Industrie beschäftigt sich mit dem Fertigen von wollenen, baumwollenen u. seidenen Waaren, bes. mit seidenen Strümpfen, mit Schreibfederfabrikation u. Destillation. Das Departement zerfällt in die Arrondissements Montauban, Moissac und Castelsarrasin. Hauptort ist Montauban mit 18,855 E. (1872). Alle übrigen Städte sind unbedeutend.

**Tarnopol**, Bezirkshauptstadt in Galizien, mit 20,087 zur Hälfte jüdischen E. (1869); liegt anmuthig in 303 m. Seehöhe an einem großen Teiche links vom Sered, einem Dnjestr-Nebenflusse, u. an der Eisenbahnlinie Lemberg-Krasne-Podwołoczyska der galiz. Karl-Ludwigsbahn. Die gut gebaute Stadt ist Sitz der Bezirksbehörden, hat ein Obergymnasium, ein Spital, seit 1857 ein städtisches Krankenhaus, zahlreiche Wachs- u. Honigsiedereien, Runkelrüben-Zuckerfabriken, lebhaften Handel u. Pferdemärkte, oft verbunden mit Pferderennen. — T. wurde im 16. Jahrh. von dem Krakauer Kastellan Tarnowski gegründet, von Polens Königen vielfach privilegirt u. 1846 zu einer königl. Stadt erhoben.

**Tarnów**, galizische Bezirkshauptstadt mit 21,779 zu ½ jüdischen E. (1869); liegt unweit der Mündung der Biala in den Dunajec, einen rechten Weichselnebenfluß, an der Eisenbahnstrecke Krakau-Lemberg der galizischen Karl-Ludwigsbahn u. an der Nebenlinie T.-Leluchow. Die gut gebaute Stadt mit weitläufigen Vorstädten ist Sitz der Bezirksbehörden, hat eine theologische Lehranstalt, ein Obergymnasium, ein Bernhardinerkloster, einen schönen Dom, ein stattliches Rathhaus u. auf dem Martinsberge eine hölzerne Kirche aus der ältesten christlichen Zeit. T. hat ansehnliche Leinen- u. Lederindustrie, Fabrikation von Ackerbaugeräthen u. Handel. — T. ist Eigenthum des Fürsten Sanguszko.

**Tarnowitz**, Kreisstadt mit 7249 E. (1875) im Reg.-Bez. Oppeln der preuß. Provinz Schlesien; liegt in 299 m. Seehöhe an einem Zuflusse der Malapane, an der Strecke Breslau-Dziedit der Rechten-Oder-Ufer- u. an der Zweiglinie Morgenroth-T. der oberschles. Bahn, ist umgeben von Blei- u. Eisengruben u. Sitz des oberschles. Bergamtes. 1872 wurden hier 217,000 Ctr. Bleierze gefördert, u. das 1784 gegründete Blei- u. Silberhüttenwerk Friedrichshütte stellte 15,000 Ctr. Blei, 21,000 Ctr. Glätte u. 122 Ctr. Silber dar. Steinkohlen- u. Galmeigruben, mehrere Poch- u. Walzwerke sind in der Nähe. Die Stadt hat noch Cementfabriken, Dampfmühlen, Tuchmacherei, Färberei u. Brauerei.

**Tarok**, ein schwieriges, in hohem Grade unterhaltendes Spiel, das in seiner Hauptform unter Dreien gespielt wird, u. zwar mit 78 großen Blättern, von denen 52 einer vollständigen Whistkarte entsprechen, wozu dann noch 4 sog. Cavals u. 22 Trumpfkarten od. T.s kommen, nämlich 21 mit röm. Ziffern (I bis XXI) bezeichnete Blätter u. der Sküs (auch Excuse). Die XXI ist höchster Trumpf u. zählt an u. für sich 5 Points; der Pagat od. I ist niederster Trumpf. Er zählt 5, 10 od. 20, je nachdem er gleich, in der Mitte od. am Ende des Spieles (ultimo) gemacht od. verloren wird. Der ebenfalls 5 Points zählende Sküs darf weder gestochen werden noch selbst stechen: sein Besitzer legt ihn nämlich im Laufe des Spieles, jedoch vor den drei letzten Stichen, auf eine beliebige der ausgespielten Karten (er sküsirt od. excüsirt sich) zu seinem Vortheil (5 Points à Person) bei Seite u. giebt dafür einen Ladon (Blätter, die weder T.s noch Figuren sind) an Denjenigen, der den Stich gemacht hat. Die 56 Nichttrümpfe gelten beim Tarokspiel in der Reihenfolge: a. in Schwarz (Pique u. Trefle): König, Dame, Caval, Valet, 10, 9, 8, 7, 6 . . . . 1 od. As; b. in Roth (Coeur u. Carreau): König, Dame, Caval, Valet, As

od. Pointe 2, 3, 4 ... 10. Der König zählt 5, die Dame 4, der Caval 3, der Valet 2 Points in den Stichen; die übrigen Blätter (wohin auch die T.s außer den drei ersten Matadors XXI, 1 u. Sküs gehören) zählen, 3 zusammengenommen, nur 1 Point. König, Dame, Cav. u. Valet von einer Farbe heißen eine ganze Cavallerie, zählt 10, mit Sküs 20 Points; drei Figuren von einer Farbe bilden eine halbe Cavallerie von 5 bez. 10 Points Werth. 3 Könige gelten 5 Points, u. jeder König steigt mit 5 Points, so daß alle 7 Könige 25 Points gelten. Die 3 Matadors zählen als solche 10 u. als 3 Könige (zu welchen sie rechnen) noch 5, mithin 15 Points. Folgen die Trümpfe in ihrer natürlichen Ordnung auf die XXI, dann gilt jeder 5 Points; 10 u. mehr nicht auf einander folgende Trümpfe zählen 10 bez. 10 + 5, 10 + 2 × 5 2c. Points. Der Kartengeber reicht rechts herum 5mal 5 Blätter u. legt dann 3 für sich in den Stat, die er nach erfolgtem Besehen gegen 3 Blätter seiner Handkarte austauschen darf. Hierauf hat er zu erklären, ob er eine Angabe od. Meldung machen kann, worauf seine Nachbarn zur Rechten in gleichem Sinne folgen. Es muß bekannt od. getrumpft werden. Ist der Pagat abgefordert worden, so muß Derjenige, der ihn verloren hat, an Jeden 10 Points bezahlen, u. verliert er ihn ultimo, 20 Points. Umgekehrt erhält er von Jedem 10 bez. 20 Points, wenn er den Pagat macht. Hat der Pagat ohne Verschulden des Spielers fallen müssen, so erhält ihn derjenige von den Mitspielenden, der das wenigste an Honneurs angegeben hat. Ist der Pagat gemacht od. verloren, so spielt man in ähnlichem Sinne auf die Könige. Am Schlusse zählt Jeder seine Points in den Stichen in Abtheilungen von je drei Karten nach besonderen Regeln. Außer dem hier beschriebenen giebt es noch ein T. mit Pot-Berechnung, ein T. zu Zweien, verschiedene Arten des T. L'Hombre, T. Tapp 2c., die alle mit gleicher Karte, beziehentlich nach Wegnahme einiger Blätter, gespielt werden. In Süddeutschland versteht man hier u. da unter T. ein mit 36 Blättern der franz. Karte zu treibendes einfaches Spiel (Solo, sansprendre, Tapp 2c.).

**Tarpeja,** nach altröm. Sage die Tochter des Spurius, des Vertheidigers des Tarpejus, kapitolinischen Hügels, gegen die denselben belagernden Sabiner, welche den Raub der sabinischen Jungfrauen rächen wollten. T. verrieth den Feinden einen Zugang u. forderte dafür von ihnen als Belohnung das, was sie am linken Arme trügen, womit sie die metallenen Schmuckringe der Krieger meinte. Nachdem die Sabiner den Platz genommen hatten, bedeckten sie T. mit ihren Schilden, die sie auch am linken Arme trugen, u. tödteten sie so.

**Tarpejischer Fels** (lat. Rupes Tarpeja od. Saxum Tarpejum), der südwestl. steile Abhang des Mons Capitolinus, eines der sieben Hügel, auf denen Rom steht, angeblich so genannt, weil Tarpeius, Vater der Tarpeja (s. d.), des Verrathes überführt, zur Strafe von diesem Felsen hinabgestürzt sein soll. Diese Art der Hinrichtung wurde in der älteren Zeit Roms an Solchen vollzogen, die des Vaterlandsverrathes, der Blutschande u. anderer schwerer Verbrechen schuldig befunden worden waren, kam aber schon in den Zeiten der Republik fast gar nicht mehr, in der Kaiserzeit nur noch einige Male zur Anwendung, obgleich sie gesetzlich noch lange zu Rechte bestand.

**Tarquinius Priscus,** fünfter König Roms. Nach altröm. Sage soll der Korinther Demaratos nach der Stadt Tarquinii in Etrurien geflohen, dort sich verheirathet u. zwei Söhne, Aruns u. Lucumo, gezeugt haben. Der Letztere heirathete die in der etruskischen Wahrsagekunst erfahrene Tarquinierin Tanaquil, welche ihn bestimmte, nach Rom überzusiedeln. Auf dem Wege dahin soll ein Adler des Lucumo Hut erfaßt, mit diesem sich in die Luft emporgeschwungen u. ihn dann dem Lucumo wieder aufs Haupt gesetzt haben, woraus Tanaquil künftige hohe Ehren prophezeite. In Rom wegen seines Reichthums u. seiner griechisch-etruskischen Bildung an den Hof gezogen, erlangte Lucumo, der sich nun römisch Lucius Tarquinius (d. i. aus Tarquinii) nannte, die volle Gunst des Königs Ancus Martius, der ihn bei seinem Ableben 616 v. Chr. zum Vormund seiner Söhne machte. T. gewann aber den Senat u. das Volk für sich, so daß die Herrschaft in seine Hände gelegt wurde. Seine 38jährige Regierung soll nach einigen Quellen von Kriegen mit den Sabinern u. den latinischen Städten bewegt, nach anderen die eines friedlichen, baulustigen Herrschers gewesen sein. 578 v. Chr. wurde er nach der Sage von den erbitterten Söhnen des Ancus Martius ermordet. In verschiedenen Quellen wird ihm die Erweiterung des Senates u. die Vermehrung der Zahl der patriz. Familien Roms zugeschrieben.

**Tarquinius Superbus,** Sohn (od. Enkel) des Vorigen, war der Schwiegersohn u. Nachfolger des sechsten röm. Königs, des Servius Tullius, den er mit Beihülfe seiner Gattin Tullia 534 v. Chr. bei Seite schaffte. Durch Strenge, hochfahrendes Wesen u. Gewaltthaten erbitterte er das Volk wie den Senat gegen sich, u. nachdem er schließlich eine vornehme Römerin, Lucretia, Gemahlin des Tarquinius Collatinus, entehrt u. zum Selbstmord getrieben hatte, brach eine von Junius Brutus geleitete Empörung aus, bei welcher T. u. seine Familie vertrieben wurden (510 v. Chr.). Verschiedene Versuche der Tarquinier, wieder eingesetzt zu werden, blieben erfolglos, bei nachdem 196 v. Chr. die gegen Rom aufgehetzten Latiner in der [illegible] hatte, See Regillus geschlagen worden waren u. 195 auch T., der bei Aristodemus, dem Tyrannen von Cumä, Aufnahme gefunden hatte, starb.

**Tarragona,** span. Provinz, 115,30 □M. mit 350,395 E. nach der Berechnung für 1870 (s. „Spanien“), liegt am Mittelmeere im Fürstenthum Catalonien u. ist auf der Landseite im Bogen von N. durch W. nach S. von den Provinzen Barcelona, Lerida, Teruël u. Castellon umgeben. Das Terrain ist nur an der Küste eben; die zerstreuten Bergmassen des iberischen Gebirgssystems erfüllen den größten Theil der Provinz; sie bergen Bleierz bei Falset, Manganerz bei Selva, Silbererze bei Farena u. Kupfererz bei Maspujol; bei Beceite sind reiche Steinkohlenlager, hier u. da Salinen. Der Hauptfluß ist der Ebro, der die Provinz in südöstl. Richtung durchschneidet; die größten Küstenflüsse sind der Gaya, der Francoli u. der südl. Grenzfluß Cenia. Das Gebiet ist, soweit es den Anbau gestattet, recht fruchtbar; es liefert für mehr als 10 Mill. Frcs. Wein, für 5–6 Mill. Frcs. Nüsse, gegen 5 Mill. Liter Oel, über 10 Mill. Kg. Mandeln u. Orangen, Johannisbrot, Feigen 2c. für den Export. Die Industrie beschränkt sich auf Baumwollenspinnerei u. Baumwollenmanufaktur, deren Hauptsitz Reus (s. d.) ist, auf Seide, Leder-, Seife- u. Maschinenfabrikation u. Böttcherei. Die Provinz zerfällt in die Bezirke T., Valls, Reus, Perelló, Flix, Miravét, Tortosa u. Amposta. — Die Provinzialhauptstadt **T.** mit 18,433 E. (1860) liegt malerisch auf einem Hügel am Strande u. Hafen Francoli, am Rande des gut bewässerten Campo de T., einer mit etwa 60 Dörfern besäeten Fruchtebene, u. hat Eisenbahnverbindung nach NO. hin mit Barcelona, nach SW. mit Valencia u. nach NW. über Reus mit Lerida. Die alte Oberstadt mit starken Festungswerken ist ganz getrennt von der regelmäßigen Unterstadt, welche durch das hochliegende Fort Oliveto u. das Fuerte Real geschützt wird; zum Schutze des Hafens ist das Fort Francoli erbaut. T. ist Sitz der Provinzialregierung u. eines Erzbischofs, der den Titel „Fürst von T.“ führt, hat eine prächtige normannische Kathedrale von 1120 u. viele andere Kirchen, einen erzbischöflichen Palast, ein Priesterseminar, eine Akademie der schönen Künste, ein Theater, ein Alterthumsmuseum u. großartige Ueberreste aus der Römerzeit: ein in den Fels gehauenes Amphitheater, den 284 m. langen u. 31 m. hohen Aquädukt Puente de las Ferreras, Reste von den Palästen des Kaisers Augustus u. des angeblich hier geborenen Pontius Pilatus, viele Inschriften u. in der Nähe den Thurm der Scipionen, ein röm. Grabmal, u. auf der Straße nach Barcelona den schönen röm. Triumphbogen Arco de Sura 2c. Die Industrie erstreckt sich auf Baumwollen- u. Seidenspinnerei u. Weberei, starke Böttcherei, etwas Spitzenfabrikation u. Korkschneiderei. Bedeutender ist der Handel. Die Ausfuhr repräsentirte 1872 einen Werth von gegen 19 Mill. Frcs., wovon über 10 Mill. auf Wein, $4^1/_2$ Mill. auf Oel, 3 Mill. auf Nüsse, die meist in dem großen Haselnußwalde in der Nähe der Stadt gesammelt werden, u. 1 Mill. auf Mandeln kamen. Die Einfuhr betrug 7,520,000 Frcs. für Manufakturen verschiedener Art, Stockfisch, Faßdauben, Schwefel u. Steinkohlen. Die Zahl der einlaufenden Schiffe war 1990 von 218,822 Tonnengehalt. — T. wurde als Tarraco von den Massiliern gegründet u. war zur Zeit der Scipionen der Hauptwaffenplatz Roms gegen die Karthager. Nach seiner Zerstörung wurde es von den Römern wieder aufgebaut u. kolonisirt (Colonia Julia victrix) u. war Hauptstadt des tarraconensischen Hispaniens; es soll damals über 1 Mill. E. gehabt haben u. war die zweitgrößte Stadt des Röm. Reichs. Durch die Einfälle der Sueven, Vandalen u. Gothen hatte T. viel zu leiden, fiel 484 in die Hände der Westgothen, wurde 714 von den Arabern erobert u. theilweise zerstört, ihnen aber 1119 von Alfons I. von Aragonien wieder entrissen. Die Franzosen belagerten es 1641 vergeblich, dagegen mußte es sich Karl III. von Oesterreich 1706 ergeben. Am 13. Jan. 1809 siegten hier die Franzosen über die Spanier u. nahmen 28. Juni 1811 T. mit Sturm; erst 18. Aug. 1813 kam es wieder in span. Hände.

**Tarsus,** türk. Stadt in Kleinasien, Provinz Adana, am T. Tschai, östl. vom Yedi Karadaschberg, mit etwa 15,000 E.; liegt, von Gärten umgeben, in einer weiten Ebene, 6 M. westlich von Adana, beherrscht von einem Schlosse, das man dem Sultan Bajazet I. zuschreibt, hat ein zweites wohlerhaltenes Schloß an der Westseite u. zahlreiche Ruinen u.

Alterthümer in Stadt u. Umgebung: ein antikes Theater, ein rundes Monument von unbekannter Bestimmung; am interessantesten ist der Dönük Tasch, d. h. drehender Stein, ein 81 m. langes, 40½ m. breites u. 7 m. hohes, mit Marmorstücken reich verziertes Bauwerk, das man für ein Grab hält. T. ist ein wichtiger Handelsplatz, Entrepot für den Kaffee aus Arabien u. für die reichen Ernten an Citronen, Orangen, Weizen u. Baumwolle der benachbarten fruchtbaren Ebene Tschucur Owa, im Uebrigen aber sehr ungesund: die vielen Lagunen im Flußdelta erzeugen bei großer Hitze Faulfieber, u. deshalb wie wegen der Hitze bleiben im [illegible] der Bewohner in der Stadt, die übrigen begeben sich in die [illegible] in den Hafen von T., **Mersina**, welches also das Sommerquartier der Konsuln von T. ist. Im Winter halten sich wieder viele auswärtige griech. u. armenische Kaufleute in T. auf. T. war im Alterthum eine volkreiche Stadt, Sitz von Vasallenkönigen Persiens, unter den Seleukiden angesehen wegen seiner hohen Schule für Philosophie u. Grammatik, später röm. Provinzhauptstadt. T. ist Geburtsort des Apostels Paulus; der Kaiser Julianus Apostata liegt hier begraben. In dem vorbeiströmenden Flusse, dem **Kydnos** der Alten, der gegen 3000 m. hoch aus mächtigen Kalkfelsen in 3 Quellen mit einer Wärme von 5° wild hervorsprudelt u. in jähen Abstürzen den Südhang des Taurus hinabeilt, wäre 333 v. Chr. Alexander d. Gr. fast umgekommen.

**Tartarei**, s. „Tatarei.

**Tartaros** ist nach der griech. Mythe der Sohn der Gäa u. des Chaos od., nach Anderen, des Aether; mit seiner Mutter zeugte er die Titanen. — Unpersönlich, als Ort gefaßt, ist der T. ein finsterer Abgrund, in den von Zeus die Titanen verbannt wurden; nach späterer Vorstellung, seit eine Scheidung der Todten zu Lohn u. Strafe angenommen war, der Ort der Qual, entgegengesetzt dem Elysium (s. d.).

**Tartarus** (chemisch), s. v. w. Weinstein.

**Tartini,** Giuseppe, berühmter Violinspieler, auch verdienter Komponist u. Theoretiker, geb. zu Pirano (in Istrien) 12. April 1692; erhielt in Capo d'Istria seine Gymnasialbildung u. den ersten Violinunterricht, ging 1710, um die Rechte zu studiren, nach Padua, führte aber hier ein wildes Leben, verheirathete sich heimlich mit einem Mädchen aus der Familie des Kardinals Cornaro (damaligen Bischofs von Padua) u. mußte, als die Sache ruchbar wurde, aus Padua flüchten. In einem Kloster zu Assisi fand er Aufnahme, lebte hier zwei Jahre lang in stiller Verborgenheit u. vervollkommnete während dieser Zeit sein Violinspiel, nahm auch bei dem Organisten des Klosters, dem Pater Boëmo, Unterricht in der Tonsetzkunst. In seinen Sitten gesänftigt u. mit der Familie seiner Frau ausgesöhnt, kehrte T. nach Padua zurück, ging aber nach nicht langer Zeit nach Venedig, wo er den berühmten Violinisten Veracini hörte u. auf die Mängel seiner eigenen Ausbildung aufmerksam wurde; deshalb zog er sich 1714 nach Ancona zurück u. widmete sich ernsten musikalischen Studien, stellte ganz neue Prinzipien für die Bogenführung auf u. entdeckte das Phänomen vom sog. „dritten Klange" od. vom Mittlingen eines tieferen Tones, wenn zwei höhere konsonirende angestrichen werden, auf welche Erscheinung er nachgehends ein neues, allerdings vielfach angefochtenes System der Harmonik gründete. Aus der Zurückgezogenheit in Ancona wieder in die Welt getreten, ließ sich T. mit größtem Beifall als Geiger hören u. wurde 1721 erster Geiger bei der Kirche San Antonio zu Padua. Zu den bei der Krönung Karl's VI. zum böhm. König stattfindenden Festlichkeiten nach Prag berufen, nahm T. eine Anstellung in der Kapelle des kunstsinnigen Grafen Kinsky an, kehrte aber nach zwei Jahren nach Padua zurück, wo er zunächst in seine Kirchenstelle wieder eintrat u. 1728 eine bald weltberühmte Musik- u. hauptsächlich Violinschule gründete. Trotz glänzendster Berufungen nach auswärts verließ T. Padua nicht mehr u. starb daselbst 16. Febr. 1770. — Von seinen zahlreichen Violinkompositionen sind seit 1734 ungefähr zehn Sammlungen Konzerte u. Sonaten im Druck erschienen; viel mehr hat er im Manuskript hinterlassen, darunter sein bekanntestes Werk, die sog. „Teufelssonate" (später öfter aufgelegt), so genannt, weil dem Komponisten einst im Traume der Teufel erschien u. ihm auf der Violine eine wunderbare Sonate vorspielte, welche T. nach dem Erwachen aus der Erinnerung niederschrieb. Sein Harmoniesystem (s. o.) legte er nieder in dem „Trattato di musica, secondo la vera scienza dell armonia" (Padua 1754) u. in „De' principj dell' armonia musicale contenuta nel diatonico genere" (Padua 1767).

**Tartsche** ist ein Schild von im Allgemeinen eckiger Gestalt u. meist aus Holz, mit Leder überzogen. Die T.n kommen schon im 9. Jahrh. vor u. finden sich dann noch im 11., 15. u. 16. Jahrh., in der Größe stets ab, aber an Schmuck vielfach zunehmend. Der Name T. od. targe soll nach Einigen aus dem arab. dardy u. tarcha, nach Anderen von dem ital. targa = das starke Leder aus der Rückenhaut des Stieres, kommen.

**Tartufe** od. Tartuffe (spr. Tartüff) ist der Titel u. die Hauptperson eines 1664 geschriebenen, aber erst nach jahrelangen Bemühungen auf die Bühne gebrachten Lustspiels von Molière. Der Name des Helden, eines scheinheiligen Geistlichen, wird verschieden erklärt: nach den Einen rührt er daher, daß T. ein Abbild des Charakters des Paters Lachaise (s. d.) sei, den Molière einst Trüffeln essen sah (tartufo, ital. s. v. w. Trüffel); nach Anderen habe Molière bei dem päpstlichen Nuntius in Paris einmal zwei Ordensgeistliche getroffen, die scheinbar in andächtiges Beten versunken waren, aber als ein Savoyard Trüffeln zum Verkauf ausbot, sogleich begierig riefen: „O signore! tartuffe! tartuffe!" Seit Molière ist T. die geläufige Bezeichnung eines Scheinheiligen od. Heuchlers geworden.

Nr. 5172. Tarsus.

**Tarudant,** marokkanische Stadt in der südlichsten Provinz Sus am linken Susufer, südl. vom Westende des Atlas; liegt mitten in Palmen- u. Olivenhainen u. zählt 20,000 E. Unter den fast nur einstöckigen Gebäuden ist kein einziges bemerkenswerthes, selbst nicht unter den zahlreichen Moscheen. Um die sehr umfangreiche Stadt zieht sich eine zerfallene Mauer. Kupferschlägerei ist das Haupthandwerk der Bewohner. Durch die sehr fruchtbare Gegend führt eine wichtige Karawanenstraße von Agadir in die Wüste, bes. in das Drâa.

**Taschenspieler** nennt man Leute, die vor den Augen ihrer Zuschauer überraschende, selbst bei wiederholtem aufmerksamen Zusehen schwer erklärbare Kunststückchen aufführen. Der T. erreicht die beabsichtigte Täuschung durch einen hohen Grad von Fingerfertigkeit u. Gewandtheit, nam. im Verschwindenlassen u. Wiederhervorzaubern verschiedener Gegenstände, wobei er durch überzeugende Rede u. anderes Blendwerk die Aufmerksamkeit des Publikums von dem Punkte abzulenken versteht, wo er die Ueberraschung vorbereitet. Die verschiedenartigsten Apparate u. Geräthschaften, chemische Präparate (z. B. für überraschende Farbenwirkungen) u. physikalische Werkzeuge (Magnete, elektrische Batterien), gewöhnliche u. auf eigenthümliche Weise vorbereitete Spielkarten, abgerichtete Vögel ꝛc. sind wichtige Hülfsmittel des T.s, zu denen sich schließlich noch die Mitwirkung eines od. mehrerer Gehülfen — diese oft unter den Zuschauern sitzend — gesellt. Als das Vaterland der T. wird Aegypten angesehen; in Griechenland u. Rom spielten sie eine große Rolle. In Deutschland hielt man sie während des Mittelalters für wirkliche, mit dem Bösen im Bunde stehende Zauberer, denen oft übel mitgespielt wurde. Ihren Namen sollen sie von der (jetzt noch im Morgenlande herrschenden) Sitte haben, ihre Zaubergeräthe in einer besonderen Tasche zu verwahren. Jedenfalls spielten die Taschen u. Falten in den Gewändern

früherer Gaukler eine eben so große Rolle, wie bei den modernen „Professoren der höheren Magie“, „Prestidigitateurs“ ꝛc. Bes. berühmte Namen von T.n sind Dr. Faust, Philadelphia, Bosco, Dobler, Becker, Bellachini ꝛc.

**Täschkent** (d. h. Steinfeste), die bedeutendste Stadt des Asiatischen Rußland, in dem gleichnamigen Kreise des Syr Darjagebietes im Generalgouvernement Turkestan, östl. vom Syr Darja zwischen kleinen Zuflüssen desselben am Fuße des Almaty Tau in fruchtbarer Niederung gelegen, mit 80,000 E.; ist von einem Lehmwall umgeben, von zahlreichen Kanälen durchzogen u. zerfällt in die Alte Stadt mit engen, krummen Gassen, deren Häuser, mit Ausnahme der nach Hunderten zählenden, aus gebrannten Steinen aufgeführten Moscheen, der beiden Bazars u. der 13 großen Karawanserais, nur aus Lehm aufgeführt sind u. in das russ. Stadtviertel, Neutäschkent, mit regelmäßigen, reinlichen Straßen u. einstöckigen steinernen Häusern mit flachen Dächern. T. besitzt ein Schloß, 16 höhere Lehranstalten, Medresses, Elementarschulen so viel als Moscheen, Eisenschmelzen, eine Kanonengießerei u. Pulvermühle, u. ist Sitz der höchsten militärischen Behörden des Gebiets Syr Darja u. des Generalgouvernements Turkestan. Die Hauptbeschäftigung der aus Persern, Juden, Russen ꝛc. bunt gemischten Bevölkerung bildet der Handel u. die Kleinkramerei. Zahlreiche Karawanenstraßen kreuzen sich hier u. führen nach T. die Waaren aus Rußland, der Kirgisensteppe, aus Khokand, Kaschgar, Buchara, Indien ꝛc. Die eigene Produktion, in Baumwolle, Seide geringer Qualität, Wollenstoffen, Lederwaaren, getrockneten Früchten, bes. Rosinen ꝛc. bestehend, ist unbedeutend; am werthvollsten sind noch die Musterstickwaaren. T. hat Telegraphenverbindung mit den wichtigsten Plätzen des Europ. u. Asiat. Rußland; eine Bahnlinie von Orenburg nach T. ist projektirt. — Im 15. Jahrh. öfter Residenz Timurlenk's, war T. bis zu Anfange des 19. Jahrh. seit dem Zerfall der Mongolenherrschaft Hauptstadt eines gleichnamigen freien Khanats, wurde 1810 von Khokand erobert u. endlich 28. Juni 1865 von dem russ. General Tschernajeff nach einem Bombardement u. hartnäckigem Widerstande eingenommen.

Nr. 5173. Bazar in Taschkent.

**Tasman,** Abel Janszoon, holländ. Seefahrer, geb. zu Lutkegast in der holländ. Provinz Groningen, trat in den Dienst der Ostindischen Compagnie, schwang sich dann zum Kapitän auf, als welcher er auf dem Großen Ozean zwischen Japan u. Amerika kreuzte, bis er 1639 mit der Führung eines jener beiden Schiffe betraut wurde, welche van Diemen, der Generalgouverneur von Batavia, zur Aufsuchung einer Insel im Osten Japans aussandte, die reiche Gold- u. Silberminen haben sollte. Die ersten Expeditionen waren erfolglos; erst auf derjenigen, die er 14. Aug. 1642 von Batavia aus antrat, u. von der er 15. Juni 1643 zurückkehrte, entdeckte er (24. Nov. 1642) die von ihm nach van Diemen, jetzt nach ihm selbst Tasmania genannte Insel u. dann noch Staatenland, einen Theil Neuseelands, die Dreikönigsinseln u. die Prinz-Wilhelmsinseln. Er starb zu Batavia im Okt. 1659. Sein Reisetagebuch veröffentlichte Hook in engl. (Lond. 1682) u. Valentin in holl. Sprache (Dordr. 1725 f.).

**Tasmania,** bis 1853 Van Diemensland genannt, große austral. Insel zwischen 41° u. 42° 32′ südl. Br. u. 144° 45′ u. 147° 56′ östl. Länge von Greenwich), von dem Südostende des Festlandes durch die 32 M. breite u. im Mittel nur 70 m. tiefe Baßstraße getrennt, 1233 □ M. mit 103,663 E. (1875). Mitgerechnet zu der brit. Kolonie T. werden heute die nördl. u. östl. an der Küste liegenden Inseln, bes. die Kinginsel im W. u. die Flinders- u. Barreninsel im O. der Baßstraße, ohne welches dasselbe nur 990 □ M. umfaßt. Durchschnittlich 25 M. breit u. 40 M. lang, bildet T. ein gleichseitiges Dreieck mit dem Kap Portland im NO., dem Kap Grim im NW. u. dem Southkap im S. Halbinseln auf der Ostseite sind die Freycinet- u. die größere Tasmanhalbinsel, welche den Oyster- u. Stormbusen bilden. Im äußersten SO. liegt die Brunyinsel, durch den Entrecasteauxkanal von T. getrennt; die tiefsten Baien der Westseite sind der Port Davey u. der Macquariehafen, auf der Nordseite bes. der Port Dalrymple, die Anderson- u. die Ringaromabai. Die vorzüglich im SW. u. SO. fjordähnlich eingeschnittenen Küsten haben treffliche Häfen; im Inneren wechseln rauhe Bergplateaux, schöne Niederungen u. fruchtbare Hochebenen; die drei höchsten Berge, zwischen 1600 bis 1700 m., sind der Ben Lomond im O., der Cradle im W., der Humboldt, der höchste, im SW. Größere Seen fast genau in der Mitte sind der Great Lake, der Elcho Lake, der St. Clair Lake u. der Sorell Lake; der größte Fluß des überhaupt reich bewässerten Landes ist der 30 M. lange Derwent im S. u. SO., der nächste der Tamar im N., beide schiffbar. Das Klima ist ein mildes, feuchtes Seeklima, der Boden meist fruchtbar. Fette Wiese u. prachtvolle Waldungen, z. B. von riesigen Myrthen, von Hunde- u. von Pinkholz, reiche Bodenschätze, bes. Eisenstein u. Steinkohlen, auch Kupfer u. Gold, auch gute Straßen zeichnen die Insel aus; gleichwol haben diese Vorzüge ein zeitweiliges Stocken des Aufschwunges u. ein Zurückgehen der Bevölkerung infolge stärkerer Aus- als Einwanderung nicht gehindert. Die Ureinwohner sind infolge unerhörter Grausamkeiten von Seiten der engl. Deportirten u. ersten Kolonisten so schnell wie sonst nirgends (seit 1869 gänzlich) ausgestorben. Die Kolonisation begann 1803; seit 1826 ist T. ein eigenes Gouvernement mit eigenem Gouverneur u. Oberbefehlshaber, seit 1853 nicht mehr Deportirtenstation u. hat geordnete Zustände. Neben der exekutiven steht die legislative Gewalt in der Repräsentantenkammer. Die Einnahmen betrugen 1875: 343,676 Pfd. Sterl., davon 213,642 Pfd. Sterl. Steuern, die Ausgaben: 385,731 Pfd. Sterl., die Schulden 1,489,400 Pfd. Sterl. Es giebt über 100 Schulen, 241 Km. Eisenbahnen, außerdem 27 im Bau, 170 Post- u. 32 Telegraphenbureaux mit 637 Km. Linien in Betrieb u. 188 im Bau. Die Engl. wie die Kathol. Kirche haben hier je einen Bischof. Die Hauptbeschäftigung ist Ackerbau, Viehzucht u. Handel; die bedeutendsten Ausfuhrartikel sind Wolle (1875 über 60,000 Centner), Getreide, Nutzholz, Wein, Rinde, Butter u. Käse, Früchte u. Eingemachtes ꝛc. Die Gesammtausfuhr hatte 1875 den Werth von 1,086,000 Pfd. Sterl., wovon 14,000 für edle Metalle, die Einfuhr von 1,186,000 Pfd. Sterl. Der Schiffsverkehr betrug 1295 Schiffe von 262,209 Tons. Ein submarines Kabel verbindet T. mit Victoria, lebhafter Dampferverkehr mit allen Erdtheilen. Die besten Häfen sind Hobarton im SO., Macquarie im W., Port Dalrymple im N., die größten Städte Hobarton (s. d.) u. Launceston mit 10,000 E.

**Tassilo** (unrichtig Thassilo), Herzog von Bayern seit dem Tode seines Vaters Odilo, wurde 748, eben sechsjährig, von Pipin's Halbbruder Grifo vertrieben, aber von jenem sofort wieder hergestellt u. blieb dessen treuer Vasall bis 763. Allein die Hoffnung, sich von der Oberhoheit der fränk. Könige zu befreien, trieb ihn an, sich von einem Zuge Pipin's gegen das abtrünnige Aquitanien plötzlich zu entfernen. Er herrschte seitdem in Bayern wie ein König, berief Synoden, auf denen die „Gesetze T.'s“ zusammengestellt wurden, sicherte die Grenze gegen die zum größten Theil noch heidnischen Karantanen durch Kämpfe, Fortführung von Geiseln u. Predigt des Christenthums u. verband sich mit der langobardischen Königstochter Liutberga, um an ihrem Vater Desiderius eine Stütze für seine selbständige Macht zu besitzen. Auch den Papst suchte er zu gewinnen, indem er ihm 772 seinen Sohn Theodo nach Rom zur Taufe schickte u. sowol in Bayern als in dem

772 vollkommen unterworfenen Kärnten die Kirche reich beschenkte. Dennoch schickte Papst Hadrian 780 auch seine Gesandten zusammen mit denen König Karl's zu T., um ihn ernstlich an seine Lehnspflichten zu mahnen. Nothgedrungen beugte sich dieser in Worms vor Karl. Da er sich jedoch nicht so eifrig zeigte, seinem Eide nachzukommen, 785 offen um das Etschthal mit den Franken kämpfte, der Ermahnung des Papstes u. der Aufforderung des Königs, seinen Eid 787 zu Worms zu erneuern, nicht nachgab, so wurde er von jenem in den Bann, von diesem in die Acht gethan. Verlassen von seinen Unterthanen, unterwarf er sich Karl 3. Okt. auf dem Lechfelde, empfing sein Herzogthum zu Lehn u. stellte 13 Geiseln, darunter seinen Sohn u. Mitregenten Theodo. Dennoch gab er dem Andrängen seiner Gemahlin nach u. schloß heimlich mit den Avaren einen Bund gegen den König. Da aber Karl von diesen Umtrieben Kenntniß erhielt, so wurde T., als er im Juli 788 auf dem Reichstage zu Ingelheim erschien, sofort verhaftet u. von eigenen Unterthanen des Verraths angeklagt. Obwol ihm nichts bewiesen werden konnte, wurde T. von der Reichsversammlung zum Tode verurtheilt u. von Karl zur Klosterhaft begnadigt. In St. Goar wurde er geschoren u. lebte dann als Mönch zu Jumièges an der Seine, später in Lorsch, wo er nach 794 starb. Auch seine beiden Söhne, seine Gemahlin u. seine beiden Töchter wurden verhaftet u. in verschiedene Klöster geschickt. Das bayer. Herzogthum hörte vorläufig auf. Vgl. S. Abel, „Jahrbücher des Fränk. Reiches unter Karl d. Gr." (Bd. 1, Berl. 1866).

**Tasso**, Torquato, berühmter ital. Dichter, wurde 11. März 1544 zu Sorrento geboren. Sein Vater Bernardo, ein in damaliger Zeit eines gewissen Rufes sich erfreuender Dichter (geb. zu Bergamo 1493, gest. 1569 als Gouverneur von Ostiglia), hatte an dem Hofe des Fürsten Ferrante Sanseverino von Salerno eine behagliche Stellung gefunden, welche er jedoch bereits 1347, als Sanseverino sich der Einführung der Inquisition in Neapel widersetzt hatte u. deshalb von der Regierung Karl's V. sammt allen seinen Anhängern geächtet u. verbannt worden war, aufgeben u. mit einem unsteten Wanderleben vertauschen mußte. Er begab sich zunächst nach Frankreich u. später nach Mantua u. Rom, während der junge Torquato, der mütterlichen Obhut anvertraut, in Italien zurückblieb u. in einem Jesuitenkolleg seine erste Jugendbildung empfing. 1554 nahm Bernardo, inzwischen Wittwer geworden, den Knaben wieder zu sich u. behielt ihn bei sich, bis 1560 Torquato, der von seinem Vater eine gute wissenschaftliche Bildung u. vielseitige Anregung empfangen u. auch bereits Proben einer großen poetischen Begabung abgelegt hatte, die Universität Padua bezog, um sich dem Studium der Rechtswissenschaft zu widmen. Indessen bald entsagte er der ihm nicht zusagenden Beschäftigung mit der Jurisprudenz u. gab sich philosophischen u. poetischen Studien hin, wie er denn auch bereits während dieser Jugendjahre seine bedeutendsten Dichterwerke theils verfaßt, theils doch entworfen hat. Ein günstiges Geschick fügte es, daß er unbehindert von materiellen Sorgen sich ganz seinem Dichterberufe widmen durfte. Er wurde dem Kardinal Luigi von Este, dem Bruder des Herzogs Alfonso II. von Ferrara, bekannt u., ohne bestimmte Verpflichtungen übernehmen zu müssen, 1565 in das Gefolge desselben aufgenommen; 1571 aber konnte er in die Dienste des Herzogs Alfonso selbst eintreten. In Ferrara, damals einer der schönsten Stätten der Renaissancebildung u. anmuthigster geistreicher Geselligkeit, verlebte T. vier glückliche u. an Dichtungen fruchtbare Jahre. Bald aber sollte sein Geschick sich trüben. Von Natur zur religiösen Schwärmerei u. Sentimentalität neigend, welche Anlage durch seine von Jesuiten geleitete erste Jugenderziehung gesteigert worden war, wurde er mächtig von jener religiösen Bewegung ergriffen, welche in dieser Zeit nach einer Neubelebung u. Verinnerlichung des Katholizismus hinstrebte, u. begann sich mit religiösen Skrupeln zu peinigen. Kleinliche kritische Bedenken, welche von ihm mißgünstig gesinnten Personen gegen seine Dichtungen erhoben wurden, u. durch welche er sich in seiner persönlichen Ehre schwer verletzt fühlte, trugen vollends dazu bei, seine Stimmung zu umdüstern u. ihn in Schwermuth versinken zu lassen. In solchem Gemüthszustande beschloß er, den Aufenthalt in Ferrara abzubrechen. Daß dieser Entschluß veranlaßt worden sei durch ein Liebesverhältniß T.'s zu des Herzogs Schwester Leonore, ist unhistorisch. So verließ T. 1575 Ferrara u. begab sich nach Rom; doch auch hier keine Befriedigung u. Ruhe findend, kehrte er bereits im Beginne des folgenden Jahres nach Ferrara zurück. Sein Gemüthszustand steigerte sich jetzt zur wirklichen Geisteskrankheit: er wähnte von seiner Umgebung verfolgt u. verachtet zu werden u. ließ selbst seinen gütigen Gönner Alfonso ein beleidigendes Mißtrauen empfinden. Dadurch wurde natürlich des Dichters Stellung am Hofe unhaltbar u. er mußte 1577 Ferrara verlassen, kehrte aber nichtsdestoweniger nach kurzem Aufenthalte in Sorrento dahin zurück. Solche Flucht u. Rückkehr wiederholte sich noch öfters in den folgenden Jahren. Als endlich im März 1579 T. wieder nach Ferrara gekommen war, sah Alfonso, um sich gegen die unsinnigen Schmähungen u. Drohungen des Geisteskranken zu sichern, sich genöthigt, ihn seiner persönlichen Freiheit zu berauben u. in der Irrenanstalt des St. Annenhospitals zu verwahren. Erst im Juli 1586 wurde auf Verwendung des Herzogs von Mantua T. wieder in Freiheit gesetzt, doch seine Kraft war gebrochen. Er führte fortan ein unruhvolles Wanderleben, bald in diesem, bald in jenem Kloster verweilend, bis er endlich im Kloster St. Onofrio bei Rom 25. April 1595 starb. — T.'s bedeutendste Dichtung, durch welche er sich einen Platz unter den ersten Epikern der Neuzeit errungen hat,

Nr. 5174. Torquato Tasso (geb. 11. März 1544, gest. 25. April 1595)

ist sein Epos „Gerusalemme liberata" (zuerst gedruckt 1581 zu Parma; gute Ausgabe von Scartazzini in „Biblioteca d'autori italiani", Bd. 12, Lpz. 1871; beste Uebersetzungen von Gries, 12. Aufl., Berl. 1865, u. Streckfuß, 2 Bde., 4. Aufl., Lpz. 1847), in welchem er, in der edelsten u. formvollendetsten Sprache u. der anmuthigen Strophe der ottava rima mit unnachahmlicher Kunst sich bedienend, eine romantische Erzählung des ersten Kreuzzuges giebt. Ungleich geringeren Werth besitzt T.'s Jugendepos „Rinaldo" (zuerst Venedig 1562 erschienen) u. noch weit geringeren seine in streng kathol. Sinne unternommene Bearbeitung des „Befreiten Jerusalem", welcher er den Titel „Gerusalemme conquistata" (zuerst 1593 gedruckt) gab. T.'s zahlreiche lyrische Gedichte unter dem Titel „Rime" (Canzonen, Sonette, Madrigale, Balladen; eine Auswahl derselben übersetzte Förster, 2. Aufl., Lpz. 1844) zeichnen sich durch große Anmuth u. Eleganz aus, leiden aber auch vielfach an übertriebener Sentimentalität, Weichlichkeit u. Künstelei. Ferner verfaßte T. auch ein Schäferspiel „Aminta" u. schrieb eine Reihe zum Theil werthvoller u. interessanter Prosaabhandlungen über philosophische u. bes. über ästhetische Fragen. Von Gesammtausgaben der Werke T.'s ist die vollständigste die von Rosini (30 Bde., Pisa 1820 ff.); eine Auswahl („Opere scelte") erschien in Mailand (5 Bde., 1823 ff.). Die in mehrfachen Beziehungen wichtigen Briefe T.'s gab Guasti heraus (5 Bde., Flor.

1852—55); die von dem Conte M. Alberti veröffentlichten „Manoscritti inediti di Torquato T." (Lucca 1837) sind eine Fälschung. Biographien des Dichters schrieben Manso (Neapel 1619) u. Serassi (Rom 1785; neue Ausg. Flor. 1858).

**Tassoni,** Alessandro, ital. Dichter u. Schriftsteller, geb. 1565 zu Modena, führte ein bewegtes Leben im Dienste verschiedener weltlicher u. geistlicher Fürsten (des Kardinals Ascanio Colonna, des Herzogs Karl Emmanuel von Savoyen, des Herzogs Francesco I. von Modena) u. starb 1635 in seiner Vaterstadt. T.'s berühmtestes u. bedeutendstes Werk ist sein komisches Epos „La Secchia rapita" („Der geraubte Eimer", Par. 1622; deutsch von Kritz, Lpz. 1842), in welchem er mit anmuthigem Witze u. feinem Spotte den Krieg besang, den einst im Mittelalter die Modenesen mit den Bolognesen wegen eines Wassereimers geführt hatten. Diese Dichtung, in welcher der großartige Apparat des Epos sehr gewandt zur Erreichung komischer Effekte gebraucht wird, ist viel bewundert u. nachgeahmt worden; sie wurde z. B. das Vorbild für Boileau's „Lutrin" u. für Pope's „Lockenraub". Außerdem schrieb er „Pensieri diversi" u. „Considerazioni sopra il Petrarca" (1609), welche beiden Werke zu ihrer Zeit viel Aufsehen erregten, letzteres nam. dadurch, daß T. den seiner Meinung nach überschätzten Petrarca herabzusetzen suchte. Eine Auswahl von T.'s Briefen gab Gamba (Venedig 1827) heraus.

**Tastsinn** ist derjenige der fünf Sinne, welcher die Gefühls- od. Tastempfindungen vermittelt. Die Tastempfindungen sind theils Druck-, theils Temperaturempfindungen. Bei heftiger, unangenehmer Einwirkung werden sie auch als Schmerzempfindung bezeichnet. Diese Empfindungen kommen dadurch zu Stande, daß ein auf die äußersten Zellenlagen der Oberhaut (Epidermis) ausgeübter Druck sich durch diese hindurch bis zu den Nervenendigungen hin fortsetzt od. eine beliebige Temperatur derartige Veränderungen in den einzelnen Zellenlagen der Epidermis u. vielleicht in den Nervenendigungen selbst hervorruft, daß dadurch ein entsprechendes Kälte- od. Wärmegefühl entsteht. Zu diesem Zwecke ist die von den verschiedenen Zellenlagen der Oberhaut bedeckte eigentliche Haut (Lederhaut, Cutis) mit einer unendlichen Zahl kleiner warzenähnlicher Organe versehen, die sich in drei Formen unter dem Mikroskope darstellen u. als die Endorgane der sensiblen (Empfindungs-) Nerven zu betrachten sind. Man hat 1. die einfachen Endkolben, diese kolben- od. schlauchförmigen Gebilde von sehr verschiedener Größe u. Struktur in der äußeren Haut, in den Papillen der Zunge u. des rothen Lippenrandes sowie in der Bindehaut des Auges aufgefunden; sie sind $^1/_{80}$ bis $^1/_{20}$''' lang u. $^1/_{150}$–$^1/_{100}$''' breit. Die Nervenfaser tritt am einen Ende in den Kolben ein u. endigt meist mit einer leichten Anschwellung am entgegengesetzten Ende. 2. Die Tastkörperchen sind etwas größere Gebilde, die man nur in den Papillen der durch besondere Empfindlichkeit sich auszeichnenden Hautstellen vorfindet; auch in ihre Basis treten Nervenfasern, doch ist noch nicht festgestellt, wie dieselben in dem Körperchen endigen. 3. Die Pacini'schen od. Vater'schen Körperchen sind weit größer u. können schon mit bloßem Auge wahrgenommen werden. Sie finden sich, $^1/_2$—2''' groß, nam. im Unterhautzellgewebe als Endorgane der Handfläche u. der Fußsohle, zum Theil u. ausnahmsweise an anderen Hautstellen, sowie am sympathischen Nervengeflecht der Bauchhöhle. Sie sind eiförmig u. bestehen aus konzentrischen Bindegewebsschichten; in ihnen verläuft die eintretende Nervenfaser u. endet spitz od. in mehrere Endzweige gespalten. Die Qualität der mittels dieser Organe wahrgenommenen Empfindungen ist sehr mannichfach. Die Tastempfindung wird durch mechanische Einwirkung verschiedenen Grades hervorgebracht; wir können aus der eigenthümlichen Wirkung, welche die Berührung einer Hautfläche in den Nervenenden hervorbringt, auf die Beschaffenheit des belasteten Körpers schließen; wir können das Dasein einer Flüssigkeit, die härtere u. weichere Konsistenz des Stoffes 2c. wahrnehmen. Diese verschiedenen Schlüsse werden häufig als besondere „Sinne", als Ortssinn, Drucksinn 2c. aufgezählt. Unter Ortssinn versteht man die Fähigkeit, die Druck- od. Temperatureindrücke auf die Hautstelle zurück zu beziehen, auf welche sie einwirken. Die Feinheit dieses Ortssinns bemißt man nach der Vollkommenheit, mit welcher die Eindrücke lokalisirt werden. Durch Uebung kann man seine Feinheit ungemein vervollkommnen; dies ist nam. bei Blinden der Fall.

**Tatarei** ist ein wegen seiner Unbestimmtheit ziemlich außer Gebrauch gekommener geographischer Name für gewisse, einst od. jetzt von Tataren (s. d.) bewohnte Landstriche in Asien u. selbst in Europa. Im Mittelalter begriff man darunter das große Mongolen- od. Tatarenreich, sowol Dschingis Khan's als Timur's; der Stamm des Ersteren soll Tata geheißen haben; nach Anderen benannte dieser erste Eroberer alle anderen Stämme außer seinem eigenen mit „Tataren", d. i. Tributpflichtige. Noch im Anfange des 16. Jahrh. nannte man Kleine od. Europ. T. einen großen Theil des heutigen Europ. Rußland, das Gebiet der sog. Turk-tataren; noch heute spricht man von Krimtataren, u. sitzen viele Tataren an der Wolga. Die Asiatische od. Große T. wurde gewöhnlich getheilt in die Freie T., das heutige Tiefland von Turan, die Hohe T., das heutige Kaschgarien mit dem Iligebiet, auch die Kleine Bucharei genannt, u. die Chinesische T., die eigentliche Mongolei; sie umfaßt also alle von den Nomadenstämmen der Tataren noch heute, wenn auch nicht allein, bewohnten Gegenden, nämlich die Mongolei, Dsungarei u. einen Theil der begrenzenden Tiefländer. Wie der Name Mongolen den der Tataren immer mehr verdrängt hat, so dürfte man streng genommen heute auch nur die Mongolei noch T. nennen.

**Tataren** nennt man in weiterem Sinne jene große Völkergruppe Asiens, deren westlichste Ausläufer schon seit der Völkerwanderung u. vielleicht früher bis Europa hereinreichen, deren Kern aber noch heute die asiat. Türken, viele sibirische Völkerschaften, die Tungusen u. die Mongolen bilden. Sie gehören alle, auch die durch lange Vermischung uns Kaukasiern ähnlicher gewordenen Finnen, Ungarn u. Türken, zu der mongol. Rasse, u. ihre Sprachen, von gleichem Bau u. eng verwandt, bilden die sog. ural-altai'sche (von Einigen auch turanisch, von Anderen tatarisch genannte) Sprachfamilie. Zu den T. werden nun gerechnet a. in Europa: 1. die Finnen, Esthen, Lappen, Mordwinen, Wotjaken, Sirjänen u. A., wie die Ungarn. Die Sprachen dieser aller rechnet man zum finn. Zweig der ural-altai'schen Sprachen. 2. Die Osmanli od. Westtürken. b. in Asien: 1. Die Turkmenen, Usbeken, Baschkiren, sibir. Türken (T. in engerem Sinne), Jakuten u. einige andere Nomadenvölker des nordwestl. Asiens. Sie alle bilden mit den europ. (od. West-) Türken in sprachlicher Beziehung den türk. Zweig der ural-altai'schen od. tatar. Sprachfamilie. 2. Die tungus. Stämme in Sibirien u. die Mandschu genannten Tungusen Nordchina's; ihre Sprachen bilden den tungus. Zweig jenes Sprachstammes; u. endlich 3. die Mongolen, deren Sprache mit ihren Dialekten unter den tatar. eine besondere Familie, den mongol. Zweig, bildet. — Der Charakter u. Bau der tatar. od. ural-altai'schen Sprachen ist ein von dem der indogerman. (s. d.) wie semit. (s. d.) ganz verschiedener; alle Bildungselemente werden nur lose hinten ans Wort angeleimt (agglutinirt) — so sind unsere Präpositionen dort Postpositionen — nach einem starren Gesetz der Reihenfolge, welchem sich auch die Syntax in ihrer Weise unterzuordnen hat. In der Periodenbildung wiederholen sich nämlich die Gesetze der Wortbildung, so daß stets diejenigen Satztheile, die zu näherer Beziehung dienen, den anderen fast wie Suffixe angeschlossen, nie aber vor- od. dazwischen gesetzt werden, wie das in unseren Sprachen geschehen kann. Ferner haben die meisten dieser Sprachen eine fast regelmäßig durchgeführte Vokalharmonie, indem, wenn das Stamm- od. Wurzelwort, das der Träger des Hauptbegriffs ist, einen hellen Vokal hat, auch sämmtliche ihm angehängte Suffixe hellvokalig ausgesprochen werden müssen u. umgekehrt (z. B. türk. seur-me-mek, nicht lieben, aber bak-ma-mak, nicht betrachten; ten, Körper, pl. ten-ler, pl. abl. ten-ler-den, von den Körpern; aber at, Pferd, pl. at-lar, Pferde, u. at-lar-dan, von den Pferden). — Von Literaturdenkmälern dieser im Ganzen ziemlich uncivilisirten Völker besitzen wir, wie kaum anders zu erwarten, verhältnißmäßig wenig (s. die finn. u. türk. Literatur in den Artikeln „Finnen" u. „Türken"; die mongol. Literatur besteht außer einigen Volksliedern, Heldengesängen u. Geschichtswerken meist aus Uebersetzungen tibetanischer u. chines. Originale), u. keines nach Sprache u. Abfassung früher als einige Jahrhunderte zurückreichend. Eine uralte Literatur, die des sumerischen Volkes (s. „Sinear"), würde hierher zu rechnen sein, wenn sicher zu erweisen wäre, daß das Sumerische wirklich mit den ural-altai'schen Sprachen verwandt sei; denn das Sumerische hat zwar auch Ansätze zur Vokalharmonie u. ist ebenfalls eine agglutinirende Sprache zu nennen, nur leimt es die meisten seiner Bildungselemente vorn statt hinten an, weicht somit also stark von dem Bau obiger Sprachen ab. Trotzdem ist die Zusammengehörigkeit des Sumerischen mit den Sprachen der tatar. Völker heute den bedeutendsten Assyriologen eine ausgemachte Sache.

**Tatius,** Titus, König der Sabiner, in der Stadt Cures residirend, zog gegen Rom, um den Raub der sabinischen Jungfrauen zu rächen. Nach längerem wechselreichen Kampfe vermittelten der Sage nach die geraubten Frauen den Frieden zwischen den Stammesgenossen u. den Römern u. beide Völker vereinigten sich zu einem Staate, über welchen T. gemeinschaftlich mit Romulus die Herrschaft führte. Schon 5 Jahre nach dieser Vereinigung wurde T. zu Lanuvium bei einem Opfer erschlagen, weil er die Blutsühne für ein von seinen Verwandten den Gesandten der Laurentiner zugefügtes Unrecht verweigert hatte.

**tätowiren,** d. i. die Haut des Körpers mit Figuren verzieren, indem mittels eines spitzen Instrumentes Punkte od. Einschnitte in dieselbe gemacht u. in diese dann bunte mineralische Farbstoffe od. Kohlen- u. Rußpulver eingerieben werden, so daß nach der Vernarbung der kleinen Wunde der Farbstoff in der Haut verbleibt u. durch sie hindurchschimmert. Während sich bei europ. Völkern nur noch einzelne aus den niederen Ständen (Matrosen, Gefangene 2c.) Arme od. Brust mit symbolischen Merkmalen (Anker, Herzen 2c.) od. Buchstaben t., spielt das T. bei vielen unkultivirten Völkern eine sehr große Rolle, u. wie es einerseits als eine Verzierung angesehen wird, die sogar in manchen Fällen zum Ersatz der Kleidung wird, hängt es andererseits mit symbolischen, politischen wie religiösen Gebräuchen zusammen. Manche Völkerschaften, z. B. einige Negervölker in Afrika, versehen sich durch das T. mit besonderen Stammesabzeichen; andere, wie die Neuseeländer u. gewisse austral. Völker, erklären durch das T. den jungen Mann für mannbar; einige Südamerikaner hingegen, wie die Abiponer, t. die jungen Mädchen beim Eintritt in das reife Alter; bei den Südseeinsulanern u. den Eskimo hat das T. eine religiöse Bedeutung; die Betschuanen t. die Kinder, um sie vor Zauber zu schützen; die Birmanen t. ebenfalls die kleinen Knaben mit Figuren, welche Tiger u. andere reißende Thiere darstellen. Diese u. die Neuseeländer leisten in der Kunst des T.s wol das Vorzüglichste; oft ist bei ihnen fast der ganze Körper mit Zeichnungen bedeckt. Unter den Ostjaken t. sich die Frauen Hand, Unterarm u. vordere Fläche des Beins, die Männer nur das Handgelenk. Die Frauen der Araber wählen je nach den verschiedenen Stämmen, zu denen sie gehören, zum T. verschiedene Körpertheile, die von Ammour die Knöchel, die von Aenezi die Lippen 2c.

**Tatra,** der höchste Gebirgsstock der Karpaten (s. d.).

**Tattersall** ist eine Anstalt, in welcher Pferde in Wartung u. Pflege genommen werden. Die Pferde werden daselbst geritten u. gefahren, überhaupt im Stande gehalten, u. nach Wunsch der Besitzer, welche das Einstellen, Füttern, Fahren od. Reiten ihrer Pferde nach einer gewissen Taxe zu bezahlen haben, auch verkauft. Der Name könnte von dem engl. tatter-sale, wörtlich Trödel- od. Lumpenverkauf, abgeleitet werden u. wurde zuerst in London für eine Anstalt angewendet, in welcher man bereits gebrauchte, od. mit Fehlern behaftete, überhaupt schwer verkäufliche Pferde einstellte, um sie zu verhandeln. Nach Anderen soll der erste Besitzer dieser Anstalt Tattersal geheißen haben u. daher der Name stammen.

**Tatti,** s. „Sansovino".

**Täubchen von Amsterdam,** s. „Dyveke".

**Tauben** (Gyrantes), eine Ordnung von Vögeln mit am Grunde weichem Schnabel, weichen, aufgetriebenen Nasenklappen, kurzen Läufen u. Füßen mit langen, gespaltenen Zehen u. mäßig langen, aber spitzen Flügeln, die ihnen ein ausgezeichnetes Flugvermögen ertheilen. Während die Steppentauben an der Erde leben u. nisten, wohnen die eigentlichen T. (Familie Columbida) auf Bäumen. Sie nähren sich von vegetabilischen Substanzen, Körnern, Hülsenfrüchten u. zeitweise von allerhand Grünem. Beim Fressen füllt die Taube den Kropf, welcher ein wahrer Ablagerungsort für Futter u. Wasser ist, wie für alle ihm zugeführten Substanzen, die darin durch die abgesonderte Feuchtigkeit erweicht u. verdünnt werden. Kleine Theile des so verdünnten Futters gehen nach u. nach durch den Vormagen, wo sie mit Hülfe des Verdauungssaftes vollends verarbeitet werden, um sodann in den Hauptmagen zu gelangen. Sie leben in Monogamie, aber oft in großen Gesellschaften beisammen, bauen kunstlose Nester aus Reisern, legen gewöhnlich nur zwei Eier, die abwechselnd vom Tauber u. seinem Weibchen bebrütet werden, u. atzen ihre blinden Jungen mit käseartigem Brei aus dem Kropfe. Die Aufbewahrung dieses breiartigen Futters kann keinen Aufschub erleiden, weshalb die Alten, wenn am 18. Tage des Brütens keine Jungen erscheinen, das Nest verlassen. Dagegen pflegt die Erzeugung dieses Nahrbreies auch einen od. zwei Tage früher als das Auslaufen der Jungen zu erfolgen, denn wenn man dem Auslaufen nahe Eier einem brütenden Paare, welches 16 Tage gesessen, unterlegt, findet sich für die ausschlüpfenden Jungen doch sofort in den Kröpfen Nahrung. Die Bildung dieser sog. Taubenmilch scheint durch den Brutprozeß vor sich zu gehen; sie findet bei den beiden Alten statt, obgleich die Taubin in der Regel 20 Stunden, der Tauber aber nur 4 Stunden, von 10 od. 11 Uhr früh bis 2 od. 3 Uhr Nachmittags brütet. Je nachdem die Jungen wachsen, wird das breiartige Futter mit Körnern od. Sämereien, welche zur Nahrung der Alten dienen, gemischt, nach Verlauf von 8 bis 10 Tagen aber werden sie nur mit Körnern u. dergl. aus dem Kropfe der Eltern gefüttert, bis sie soweit herangewachsen sind, fliegen u. sich ihre Nahrung selbst suchen zu können. Wo T. in großer Menge auftreten, können sie Feldern u. Waldsaaten schädlich werden.

Nr. 5175. Tätowirung eines neuseeländischen Häuptlings

Taubenmist kommt oft unter dem Namen Columbin als geschätzter Dünger in den Handel. Man kennt ca. 300 Taubenarten, deren einige des zarten Fleisches wegen gezüchtet werden. Schon seit den ältesten Zeiten ist die Taube Hausthier u. vor allen Vögeln ein Liebling der Menschen. Sie findet sich auf altägypt. Denkmälern, u. keines Geschöpfes erwähnt die Heilige Schrift häufiger u. ehrenvoller. Die zahlreichen, in Gestalt u. Färbung außerordentlich mannichfaltigen Varietäten unserer Haustaube stammen von der in der Mittelmeerregion heimischen Feld- od. Steintaube (Columba livia). Dieselbe hat einen schwarzen Schnabel, gelbrothe Augen, bis zur Hälfte des Laufs befiederte Beine, einen metallschillernden, bald grünlichen, bald purpurrothen Hals u. eine schwarze Binde über den mohnblauen Schwanz. Von ihren Varietäten sind insbes. zu nennen: Kropftauben, Kröpfer (Pouter pigeons, Grosses-gorges, Boulans), Botentauben (Carriers, Dragons), Runttauben (Scanderoons, Pigeon bagadais), ind. od. Barbtauben (Pigeon polonais), Pfautauben (Fantail, Trembleurs), Möventauben (Turbit, Owl, Pigeons à Cravate), Burzeltauben od. Tümmler (Tumblers, Culbutants), Jakobiner (Nonnains), Trommeltauben (Trumpeter-pigeon, Glougou). Nach der von den ausgezeichneten Taubenkennern Deutschlands, z. B. H. Dietz in Frankfurt a. M. und G. Prütz in Stettin, aufgestellten Klassifikation u. Nomenklatur theilt man die Haustauben in folgende Hauptgruppen ein:

I. Gruppe (T., welche sich nur durch Farbe od. Zeichnung auszeichnen).
**I. Felstauben.** 1. Die blaue Fels- od. gewöhnliche Landtaube (Columba

(Columba domestica agrestris). 2. der Hohlflügel. 3. die hohlblaue Taube. 4. die Flechttaube. 5. die Elbe. 6. die Feuertaube. 7. die Gimpeltaube (illyrische Taube). 8. die Eistaube. Melirte Felstauben: 1. Die hammerschlägige Taube. 2. die gelerchte Taube. 3. die schimmelige Taube. 4. die karpfenschuppigen T.

**II. Farbentauben.** 1. Der Staarhals. 2. die Schweizertaube. 3. die weißblasigen T. 4. die Pfaffentaube. 5. die Mondtaube. 6. die Mausertaube. 7. die Maskentaube. 8. die Elstertaube. 9. die Storch- od. Schwingentaube. 10. die Schwalbentaube. 11. der Mohrenkopf. 12. die Latztaube. 13. die Brusttaube. 14. die Schildtaube.

**III. Hof- od. Rassetauben.** I. Gruppe (T., welche sich durch die Eigenthümlichkeit der Stimme auszeichnen): Die Trommeltauben (Altenburger, russ., bucharische). II. Gruppe (T., welche sich durch die Eigenthümlichkeit des Fluges auszeichnen): 1. Die Tummlerarten, inclusive Nonnchen. 2. der Ringschlager od. die Klatschtaube. III. Gruppe (T., welche sich durch die Struktur der Federn auszeichnen): 1. Die Pfautaube, 2. die Perrückentaube. 3. die Mähnentaube. 4. die Lockentaube, 5. die Strupptaube. 6. die Seidenhaartaube. 7. die Mövchenarten (deutsche, chinesische, ägyptische). IV. Gruppe (T., welche sich durch den Bau des Körpers auszeichnen): 1. Die großen Kröpfer (deutsche, Breslauer, franz., engl., pommersche, sächs., holl., österr.), 2. die kleinen Kröpfer (Brünner, Prager, holl. Ballenkropftauben). Zweite Unterabtheilung. a. Die orientalischen T. 1. Die franz. Bagdette. 2. die deutsche Nürnberger Bagdette, 3. die engl. Bagdette (der Carrier), 4. die kreuzschnäbelige Badette (türk. Taube), 5. die oriental. u. die europ. Brieftauben, 6. die Indianer od. cyprische Taube (der Berber), 7. die röm. Taube, 8. die Montaubantaube. V. Gruppe. Die Huhntauben. 1. Die Maltesertaube. 2. die Rebhuhntaube. 3. die Florentinertaube. 4. die Huhnschecke.

Nr. 5176. Die hauptsächlichsten Rassen der Zuchttauben.
1 Perrückentaube, 2 ägyptisches Mövchen, 3 Berbertaube, 4 deutsches Schildmövchen, 5 englischer Kröpfer, 6 bucharische Trommeltaube, 7 Nonnchen, 8 Carrier, 9 Pfautaube, 10 Almondstümmler.

Von allen diesen Taubenrassen giebt es eine Unzahl u. Varietäten, die jedoch nur für den wirklichen Züchter von Interesse sind. — Noch ungezähmte Taubenarten sind: die Holztaube (Columba Oenas) u. die überaus scheue Ringeltaube (Columba palumbus) unserer Wälder, während die Turteltaube (Turtur auritus) u. die ursprünglich Westasien u. Nordafrika angehörende Lachtaube (Turtur risorius) gezähmt gehalten werden. Zu Millionen geschart zieht die Wandertaube (Ectopistes migratorius) in den Wäldern Nordamerika's umher u. veranlaßt eine allgemeine Jagd. Die mit einer Federkrone geschmückte Kronentaube (Goura coronata) Neuguinea's erreicht fast die Größe einer Truthenne. — Der Pflege der T. u. ihrer Varietäten wird durch Vereine für Geflügelzucht, eigene Taubenklubs (bes. in England) u. Privatliebhaberei Rechnung getragen. Die Taubenzucht wird namentlich in Mittel- und Süddeutschland leidenschaftlich betrieben; in Norddeutschland sind es nur einzelne Rassen, welche sich der besonderen Aufmerksamkeit der Liebhaber erfreuen, u. gehören hierher namentlich die Tummler od. Flugtauben. Um die Zucht der Rassetauben mit Erfolg zu betreiben, ist es nothwendig, daß man von vornherein nur mit ganz gesundem Material züchtet, vor Allem nur mit solchen jungen Thieren, welche von Geburt an stets ganz gesund waren; anderenfalls wird man immer schwächliche Nachzucht erhalten, welche im Juli jeden Jahres krank wird u. zum Theil eingeht. Die Anlage eines Taubenbodens, Taubenschlages, hängt von den zur Disposition stehenden Räumlichkeiten ab. Indessen sollte man ihn niemals zu ebener Erde anlegen, da die T. Feuchtigkeit u. Kälte zugleich durchaus nicht vertragen können. Die geeignetste Lage wird immer der Oberboden des Hauses sein; man gebe ihm besonders ein ziemlich großes Fenster nach Osten, welches in den Sommermonaten durch ein Drahtfenster ersetzt wird, so daß stets frische Luft hereindringt. Nach S. zu wird die Hitze im Sommer zu groß, wodurch Krankheiten u. Ungeziefer begünstigt werden. Zu groß kann der Taubenraum nicht leicht werden; damit er nicht zu klein werde, sollte er nicht weniger Raum als für jedes Paar 1 Kubikmeter enthalten. Die tägliche Reinigung ist sehr zu empfehlen, weil durch die Ausdünstungen des Mistes schlechte Luft entsteht; das Bestreuen des Bodens mit fein gestoßenem alten Mörtel ist anzurathen, weil dadurch die Nässe vermieden u. das Ungeziefer vertrieben wird. Als bestes Futter empfiehlt sich eine Mischung von Erbsen, Wicken, Weizen, Buchweizen u. Gerste. Die erste Bedingung dabei ist jedoch gesundes Korn. Die Quantität des zu verabreichenden Futters hängt von verschiedenen Umständen ab; bei großer Hitze fressen die T. weniger, bei Kälte mehr, und wenn sie Junge haben, am meisten. Durchschnittlich kann man auf jede Taube eine gute Handvoll Futter täglich rechnen, wobei sie auch noch ihre Jungen füttern können. Abgestandenes, nicht frisches Brunnenwasser gebe man ihnen Morgens u. Mittags in ausreichender Menge, jedoch reinige man die Saufgefäße jedesmal recht gründlich. Die Art u. Weise, wie u. wo die T. brüten, ist sehr wichtig. Die Hauptsache ist, daß jedes Paar ein bestimmtes, für sich abgegrenztes Revier als Brut- u. Vorplatz hat, daß die Brutstelle etwas dunkel u. das Nest leicht zu reinigen ist. Für jedes Paar genügt ein Regal, welches 90 cm. breit, 30 hoch u. 28 tief ist; zu beiden Seiten wird ein 28 cm. breites, abnehmbares Bret angebracht, hinter welchem je ein Nest aus Gips steht, worin die Tauben mit Vorliebe brüten. Nicht zu dünne Sitzstangen müssen in genügender Zahl angebracht sein, so daß alle T. Nachts darauf Platz haben. Ende März setzt man gewöhnlich die Paare zusammen; sind die Thiere gesund, so haben sie in 7—10 Tagen Eier. Die ersten Jungen, die im Frühjahr ausgebrütet werden, sind die besten zur weiteren Zucht, da sie stets größer u. kräftiger sind als die aus den späteren Bruten. Vgl. „Columbia“, Zeitschrift für Taubenliebhaber, -Züchter u. -Händler, u. Organ der deutschen Brieftaubenliebhaber-Vereine, von Gustav Prütz (Stettin). Schriftsteller auf diesem Gebiete überhaupt sind: Riedel („Die Taubenzucht“, 1824), Boitard et Corbier („Les Pigeons de Volière et de Colombier“, 1824), J. M. Eaton („Treatise on Pigeons“, 1852), Brehm („Die Naturgeschichte u. Zucht der T.“, 1857), B. P. Brent („The Pigeon Book“, 1859), Neumeister („Das Ganze der Taubenzucht“, 1863), Charles Darwin („Das Variiren“, deutsch von Carus, 1868), G. Neumeister-Prütz („Das Ganze der Taubenzucht“, 3. Aufl., Weimar 1876) u. G. Prütz („Die Arten der Haustaube“, 3. Aufl., Lpz. 1878).

**Taubenposten,** d. h. die Verwendung der ortssinnigen, heimatliebenden u. rasch fliegenden Taube als Bote, bestanden nach Plinius u. Aelian schon im Alterthum. Eine systematische Ausbildung soll bereits Khalif Nureddin von Bagdad der Taubenpost gegeben haben, der sie in seinen Ländern förmlich organisirte. In Europa tauchte die Brieftaube (s. „Taube“) zuerst während des Niederländ. Krieges, u. zwar bei der Belagerung von Harlem (1573) u. von Leyden (1574), auf. Zur Zeit Napoleon's I. nam. dienten die T. vielfach Privatspekulationen; Nathan Rothschild in London ließ den Napoleonischen Heeren gewandte Agenten folgen, welche wichtige Ereignisse durch Brieftauben nach London melden mußten, u. selbst als es schon optische Telegraphenlinien gab, wurden Brieftauben noch vielfach in Börsenangelegenheiten verwendet. Als 1849 der Telegraph zwischen Berlin u. Aachen bereits arbeitete, von da bis Brüssel aber keinen Anschluß hatte, richtete Reuter's Bureau in London zur Ausfüllung dieser Lücke T. ein. Der elektrische Telegraph hatte die T. jedoch ganz in den Hintergrund gedrängt, u. erst der Deutsch-franz. Krieg gab dem Brieftaubensport wieder einen mächtigen Impuls, denn bekanntlich unterhielt das eingeschlossene Paris mittels Luftballons u. Brieftauben einen lebhaften Verkehr mit der Außenwelt. Die franz. Regierung hat denn auch in dankbarer Anerkennung der geleisteten Dienste, sowol in Paris wie in allen Festungen des Landes, großartige Taubenzuchtanstalten errichtet. Was die Praxis der T. anlangt, so bediente man sich in den ältesten Zeiten der Brieftauben zur Ueberbringung verabredeter Zeichen, z. B. Purpurläppchen; später schritt man zu schriftlichen Mittheilungen, die, auf ganz dünnem Papier gemacht, unter den Flügel befestigt, um den Fuß gerollt od. mittels eines Federkieles an eine Schwanzfeder gehängt wurden. Auch durch das verabredete Bemalen einzelner Federn wußte man sich Mittheilungen zu machen. Während der Belagerung von Paris bediente man sich anfänglich ganz feinen Papieres,

später bes. präparirter zarter Häutchen, auf welche die Schriftdepeschen, Zeichnungen ꝛc. in so mikroskopischer Kleinheit photographirt wurden, daß ein solches Häutchen bis zu 3000 Depeschen enthielt u. 18 solche Häutchen, im Gesammtgewicht von 1/2 Gr., durch den Vogel bequem befördert werden konnten. Dieselben wurden sorgfältig zusammengerollt in einen Federkiel gesteckt u. mit einem Seidenfaden unter der unteren Schwanzfeder der Taube befestigt. An der Empfangsstation wurden die einzelnen Häutchen in bes. hierzu konstruirte optische Apparate eingeschoben, deren Linsen die durch elektrisches Licht beleuchteten Depeschen in lesbarer Größe auf einen weißen Schirm warfen. Die T. verdanken ihre Existenz dem Umstande, daß die Brieftaube, ein höchst rascher u. ausdauernd fliegender Vogel, stets nach dem Orte zurückzukehren strebt, wo sie erzogen u. gefüttert wurde. Ihre Abrichtung beginnt schon im vierten Monat; man entnimmt die gut gepflegten Thierchen ihrem Käfig u. schenkt ihnen, erst in einem nahe gelegenen, später in einem entfernteren Orte die Freiheit. Der Vogel erhebt sich, orientirt sich in kreisendem Fluge u. schlägt dann mit wunderbarer Sicherheit u. Schnelligkeit (20—25 M. in der Stunde) die Richtung nach der Heimat ein. Tauben, die in einem hochfliegenden Luftballon freigegeben werden, stürzen fast senkrecht in niedere Luftschichten herab, beschreiben ebenfalls einige Kreise od. Spiralen u. eilen der Abgangsstation zu.

**Tauber**, ein linker Nebenfluß des Main, entspringt in 455 m. Seehöhe unweit den Quellen der Aisch, fränk. Rezat u. Altmühl, in einem Teiche, der den Namen Taubersee trägt, bei dem Dorfe Wertingen in der Nähe von Rothenburg in Bayern. Ihre allgemeine Laufrichtung ist nordwestl., 1/2 Stunde hinter Rothenburg bildet sie eine kurze Strecke die Grenze zwischen Bayern u. Württemberg, durchfließt dann mit einer kleinen Ausweichung ins Bayer. zurück den württemberg. Jagstkreis, tritt unterhalb Mergentheim nach Baden über u. mündet nach 25 M. langem Laufe bei Wertheim. Ihr Gebiet ist schmal u. deshalb ihre Wassermenge gering; nur unter günstigen Umständen kann sie von Bischofsheim an für kleine Kähne benutzt werden. Ihr Thal, der Taubergrund, ist durch Fruchtbarkeit u. Schönheit ausgezeichnet. — **Tauber-Bischofsheim**, Stadt mit 2833 E. (1871) im Kreise Mosbach des bad. Bezirkes Mannheim, in freundlicher Lage am linken Ufer der T. u. an der Strecke Lauda-Wertheim der bad. Staatsbahn. Feld- u. Weinbau sind die Hauptbeschäftigung der Bewohner. — Im Preuß.-österr. Kriege 1866 war an der unteren T. u. dem Raum zwischen ihr u. Würzburg der spezielle Kriegsschauplatz für den Mainfeldzug. Nachdem schon am 23. Juli die bad. Division unter dem Prinzen Wilhelm mit Truppen der preuß. Division Flies bei dem bad. Dorfe Hundheim gekämpft hatte, forcirten 24. Juli die Preußen, Hanseaten u. Oldenburger unter den Generalen v. Beyer u. v. Manteuffel die Tauberlinie u. fanden gleichzeitige Gefechte gegen die bad. Division bei Werbach (rechts an der T., 3/4 Stunde von Tauber-Bischofsheim) u. gegen die vom Prinzen Alexander von Hessen kommandirten Oesterreicher, Hessen, Nassauer u. Württemberger bei Tauber-Bischofsheim statt, infolge derer das 8. Bundescorps die Tauberlinie aufgeben u. sich gegen Würzburg zurückziehen mußte. Erneuerte Kämpfe am 25. Juli bei dem badischen Dorfe Gerchsheim (2 Meilen nordöstl. von Tauber-Bischofsheim), dem bayerischen Flecken Helmstadt (2 Meilen östl. von Wertheim) u. am 26. Juli bei dem bayer. Dorfe Roßbrunn (3/4 M. nordöstl. von Helmstadt), welche gleichfalls für das 8. Bundescorps ungünstig ausfielen, zwangen dann dasselbe zum Zurückweichen über den Main.

**Taubert**, Karl Gottfried Wilhelm, Tonsetzer, Klavierspieler u. Dirigent, geb. zu Berlin 23. März 1811; erhielt den ersten Klavierunterricht von Neidthardt u. wurde nachgehends Schüler Ludwig Berger's im Klavierspiel u. Bernh. Klein's in der Komposition. Mit 13 Jahren trat er öffentlich als Klavierspieler auf, machte von seinem 16. Jahre ab auf der Berliner Universität philosophische Studien u. wirkte dann in erfolgreicher Weise als Musiklehrer. 1831 erhielt er den Titel eines königlichen Musikdirektors u. wurde mit der Leitung der Hofkonzerte betraut; in demselben Jahre kam auch seine erste Sinfonie (C-dur) zur Aufführung. 1832 ging seine erste Oper „Die Kirmeß" in Scene, 1833 machte er eine erfolgreiche Kunstreise nach Leipzig u. Dresden, lieferte 1834 u. A. die Musik zu Ed. Devrient's Schauspiel „Das graue Männlein" u. die Oper „Der Zigeuner", ließ sich 1836 in England, Schottland, Holland u. am Rhein, 1839 in München als Klavierspieler hören; 1840 entstanden die ersten seiner berühmten „Kinderlieder"; 1842 führte er seine einaktige Oper „Marquis u. Dieb" auf, wurde an Möser's Stelle Kapellmeister an der königlichen Oper u. rief im Winter 1842/43 die Sinfonie-Soiréen der königlichen Kapelle ins Leben. An Schöpfungen der Jahre 1843—46 sind zu nennen: die Musik zur „Medea" des Euripides, die zu Tieck's „Blaubart" u. die Sinfonie in F dur. Im Winter 1846 ging T. mit Jenny Lind nach Wien u. producirte sich daselbst als Komponist, Virtuos u. Dirigent; 1850 entstand seine Sinfonie in H-moll, welcher in den nächsten Jahren, abgesehen von zahlreichen Liedern u. Gesängen, Kompositionen für Klavier u. Kammermusik ꝛc., die Oper „Joggeli", die Sinfonie in C moll, die Musik zu Shakespeare's „Sturm", die Opern „Macbeth" u. „Cesario", eine Ouverture „Aus Tausend u. eine Nacht" folgten. Gegenwärtig fungirt T., der auch Mitglied der Akademie der Künste in Berlin ist, mit dem Titel Oberkapellmeister nur noch als Leiter der Hofkonzerte. Als Komponist zeichnet T. sich im Allgemeinen durch Solidität der Bildung u. durch Feinsinnigkeit aus; im Besondern ist er in den kleineren Formen — dem Liede, dem Klavier-Charakterstück ꝛc. — mehr an seinem Platze als in den größeren (z. B. der Sinfonie, der Ouverture ꝛc. od. gar der Oper).

**Taubheit** ist die mehr od. weniger vollständige Unfähigkeit, mittels des Gehörorganes Töne wahrzunehmen. Wenn die Unfähigkeit zu hören schon von Geburt an auftritt, so wird sich auch die Fähigkeit, sprechen zu lernen, nicht ohne die Hülfe einer besonderen Lehrmethode entwickeln (s. „taubstumm"). Erworben kann die T. werden durch Krankheiten des äußeren Gehörgangs, Verstopfung desselben durch fremde Körper, Ohrenschmalz ꝛc., ferner durch Erkrankung, z. B. Verdickung od. Verletzung des Trommelfells, durch chronischen Katarrh u. eitrige Entzündung des mittleren Ohres, durch Verschließung des inneren Gehörgangs sowie durch Erkrankung des nervösen, die Schallempfindung vermittelnden Apparates od. des Gehörnerven an seiner Ursprungsstelle im Gehirn. Letzteres ist die sog. nervöse T., welche man vermuthet, wenn diejenigen Theile des Gehörapparates, die genau untersucht werden können, eine krankhafte Veränderung nicht erkennen lassen. Die unvollkommene T. heißt Schwerhörigkeit. Die T. kann nur dann geheilt werden, wenn es gelingt, die ihr zu Grunde liegende Krankheit zu heilen. Schwerhörige bedienen sich mit Nutzen sog. Hörmaschinen, d. h. künstlicher Apparate, durch welche eine bessere Leitung des Schalles in den äußeren Gehörgang vermittelt wird. Man benutzt dazu theils einfache Hörrohre von Blech, Hartgummi, Horn, Guttapercha, Holz ꝛc., od. die Hörtrompete nach Curtis, ferner das Göppert'sche, aus Guttapercha gefertigte Hörrohr, an dessen in den Gehörgang einzuführendem Endtheil ein mehrere Fuß langer Gummischlauch befestigt werden kann, der sich leicht in den Gehörgang einfügen läßt. Gute Dienste leistet indessen auch in vielen Fällen ein ca. 1 m. langes Rohr aus mit Draht umsponnenem Leder mit zwei Ansätzen von Horn, deren einer in den äußeren Gehörgang eingeschoben wird, während der andere trichterförmige Ansatz, das sog. Mundstück, von dem Sprechenden in der Weise benutzt wird, daß er es in geringer Entfernung von seinem Munde hält. Bei theilweisem od. gänzlichem Verlust des Trommelfells hat man die Hörfähigkeit bisweilen durch Einlegen eines künstlichen Trommelfells verbessern können („Das Ohr u. seine Pflege in gesundem u. krankem Zustande" von E. R. Hagen, Lpz., J. J. Weber 1872).

**taubstumm** ist Derjenige, der aus Mangel des Gehörs die Sprache nicht erlernen konnte od. mit dem Verlust des Gehörs die Sprache wieder verlernte. Die Taubstummheit kann also angeboren, aber auch erworben sein, u. in letzterem Falle braucht das Kind das besessene Gehör nicht schon in dem Alter verloren zu haben, wo es noch nicht sprechen konnte, sondern es bildet Taubstummheit auch bei schon sprechenden Kindern nach Verlust des Gehörs sich aus, indem mit dem Verlust des Gehöres bald auch die Sprache wieder vergessen wurde. Dies kann bei Kindern vor dem siebenten Jahre stattfinden, doch giebt es Kinder, die im dritten od. vierten Jahre das Gehör verloren, ohne das Sprechen zu verlernen. Schon eine hochgradige Schwerhörigkeit kann das Nichterlernen der Sprache nach sich ziehen. — Angeborene Taubstummheit wird oft bedingt durch erbliche Anlage, durch Heirathen unter nahen Verwandten u. durch krankhafte Veränderungen in den hauptsächlich die Schallleitung im Ohre vermittelnden Organen od. im Gehörnerven. Als Ursachen der erworbenen Taubstummheit gelten vorzüglich Scharlach, Masern, Blattern; ferner Erschütterungen u. Entzündungen des Gehirns, Schreck, plötzliche Kälteeinwirkung u. örtliche Erkrankung des Ohrs. Es ist schwer zu erkennen, in wie weit ein Kind t. ist; am wahrscheinlichsten darf man dasselbe als t. betrachten, wenn es im 3. Jahre noch keinen Anfang zum Sprechen gemacht hat, wenn dabei erbliche Anlage in seiner Familie vorhanden ist, u. wenn sich endlich solche Mißbildungen am äußeren Ohr vorfinden, die oft mit inneren Störungen verknüpft sind. Ist die Taubstummheit festgestellt, so muß das Kind im 6. od. 7. Lebensjahre einer Taubstummenanstalt anvertraut werden. Es ist anzunehmen, daß manches schwerhörige Kind nicht stumm geblieben sein würde, wenn die Angehörigen desselben es sich bei Zeiten hätten angelegen sein lassen, mit ihm so laut

zu sprechen, daß es die gesprochenen Worte auch wirklich hört, u. darauf zu halten, daß das Kind das gehörte Wort nachspreche, anstatt sich ihm durch Zeichen verständlich zu machen. **Taubstummenunterricht.** Im Alterthum u. im Mittelalter kümmerte man sich nicht um die Bildung der Taubstummen; man stellte sie auf gleiche Stufe mit den Blödsinnige. Der Kirchenvater Augustin 400 n. Chr. sprach ihnen sogar die ewige Seligkeit ab, da sie niemals Glauben empfangen u. Glauben haben könnten, überhaupt nicht einmal lesen u. schreiben lernten. John de Béverley, Erzbischof von York 700 n. Chr., war der Erste, der dies praktisch widerlegte u. einen t.en Bettler im Christenthume unterrichtete. Indeß sein Beispiel blieb ohne Nachahmung. Spanien muß als die Wiege der Taubstummenlehrkunst betrachtet werden. Hier im Benediktinerkloster St. Salvator zu Sahagun unterrichtete 1570 ein Mönch, Pedro de Ponce, verschiedene Taubstumme mit solchem Erfolg, daß die Zeitgenossen davon bemerkenswerthe Erfolge erzählen. Er lehrte bereits seine Schüler sprechen. Sein Verfahren wurde 1620 in Madrid durch Juan Pablo Bonet veröffentlicht. Mit Bonet gleichzeitig befaßte sich Emanuel Ramirez de Carrion mit dem Unterricht Taubstummer. Aber auch hier blieben diese Versuche ohne jede Nachahmung. Weitere, aber auch nur sehr vereinzelt auftretende Versuche, Taubstumme zu unterrichten, wurden in England durch Bulwers 1648, John Wallis 1653, William Holder 1659 u. Sibscota 1670, in Holland durch Helmont 1667 u. Amman 1692, in Deutschland durch Conradi 1698, Kerger 1704, Elias Schultze 1711, Georg Raphel 1715 u. Solbrig 1727 unternommen. Die Aufzeichnungen Amman's u. Raphel's sind bes. hervorzuheben, da sie werthvolle Fingerzeige für die Entwicklung der Lautsprache enthalten. Alle diese Versuche kamen aber nur Einzelnen zu Gute, für die Gesammtheit der Taubstummen blieben sie ohne Erfolg. Erst mit dem Abbé de l'Epée (s. d.) in Frankreich u. mit Samuel Heinicke (s. d.) in Deutschland beginnt für diese Unglücklichen eine bessere Zeit. Man errichtete nun Anstalten für Taubstumme, in welchen ein planmäßiger, auf wissenschaftlichen Prinzipien beruhender Unterricht ertheilt wurde. De l'Epée gründete 1760 die Pariser Taubstummenschule; Samuel Heinicke, der bereits 1754 sich mit einem Taubstummen beschäftigt hatte, gründete 1778 in Leipzig die erste deutsche Taubstummenanstalt, u. Sachsen hat das Verdienst, die erste Staatsanstalt dieser Art zu besitzen, da die Pariser erst nach ihres Gründers Tode Staatsanstalt wurde. 1779 folgte Wien, 1786 Prag, 1788 Berlin ꝛc. Gegenwärtig befinden sich derartige Anstalten in allen kultivirten Ländern der Erde, allen voran aber steht Deutschland, obgleich auch hier noch viel zu thun übrig bleibt.

Am besten ist in den deutschen Mittelstaaten für die Ausbildung der Taubstummen Sorge getragen, nam. in Sachsen, Württemberg, Baden, Hessen ꝛc., bes. aber auch in der preuß. Provinz Hannover. Die beiden Stifter der ersten Taubstummenanstalten wurden auch die Gründer von zwei sich scharf gegenüber stehenden Lehrmethoden, der französischen u. der deutschen. Dem Abbé de l'Epée diente die Geberdensprache u. Schrift als Grundlage seines Unterrichts. Er gab bes. der Geberdensprache (Mimik) eine weitere Ausbildung u. benutzte zu diesem Zwecke dreierlei methodische Zeichen: 1. für einzelne Buchstaben, wobei das Bonet'sche Fingeralphabet, 2. für Wörter u. die dadurch angezeigten Begriffe u. 3. für grammatische Bestimmungen. Da aber diese Zeichen zu sehr der Willkür unterworfen u. schwankend sind, so konnten sie nicht als Grundlage eines klaren Denkens dienen. Dann erwiesen sich Pantomimen wie Fingersprache ganz nutzlos im Umgange mit hörenden Menschen, welche dieselben nicht verstanden. Heinicke, der Gründer der deutschen Methode, ging dagegen von dem Grundsatze aus, daß auch für die Taubstummen das gesprochene Wort nicht allein die sicherste Form für ihr Denken u. das wichtigste Mittel zu ihrer geistigen u. sittlichen Bildung sei, sondern daß nur dadurch auch ein unmittelbarer Verkehr zwischen Taubstummen u. Hörenden ermöglicht werde. Deshalb übte er seine Schüler darin, ihre Augen unverwandt auf den Mund des Sprechenden zu richten u. das gesprochene Wort von seinen Lippen abzulesen; andererseits lehrte er sie sprechen u. suchte ihrer Aussprache die möglichste Deutlichkeit zu geben. Als weitere Hülfsmittel benutzte Heinicke noch die Geberdensprache u. die Schrift. Im Anfang gewann die franz. Methode überwiegenden Einfluß, in der Neuzeit dagegen werden jetzt fast überall die Ansichten Heinicke's als die richtigen erkannt. In den deutschen Anstalten ist das Fingeralphabet gänzlich verschwunden, die Pantomime tritt auch mehr u. mehr zurück, während das Sprechen auf das Eifrigste gepflegt wird. Unter den Taubstummenlehrern, welche der Methode des Abbé de l'Epée folgten, sind bes. Sicard, Guyot, Stork, Czech ꝛc. hervorzuheben. Die deutsche Methode ward weiter entwickelt durch Eschke, Reich, Jäger, Hill ꝛc. Der erste Unterricht der Taubstummen ist vorzugsweise Sprechunterricht. Jeder Laut erfordert eine besondere Stellung der Sprachwerkzeuge, u. mit derselben Mundstellung, mit der man a spricht, kann man nicht u od. i sprechen. Der kleine Taubstumme lernt nach u. nach durch Nachahmung der Mundstellung u. mit Hülfe des Gefühls die einzelnen Laute aussprechen u. mit einander zu Worten verbinden, zu gleicher Zeit lernt er auch dieselben vom Munde seines Lehrers ablesen. Mit dem Sprechen lernen geht Hand in Hand das Schreiben. Von Anfang an wird streng darauf gehalten, daß der Schüler mit den gelernten Worten auch Begriffe verbindet. Wort u. Sachkenntniß sind unzertrennlich. Zunächst lernt der Taubstumme die Dinge seiner Umgebung, deren Eigenschaften u. Verhältniß zu einander kennen u. benennen. Im weiterem Verlaufe des Unterrichts werden die Schüler mit den verschiedenen Sprachformen bekannt gemacht, so daß sie allmählich die Fähigkeit erlangen, ihre Gedanken mündlich u. schriftlich auszudrücken. Es wird dann Anschauungsunterricht in weiterem Sinne des Worts getrieben, es folgen Besprechungen über Bilder, einfache Aufsätze ꝛc. Auf den oberen Stufen nähert sich der Unterricht mehr u. mehr dem der Volksschule, u. die Schüler werden in Naturkunde, Geographie, Geschichte, biblischer Geschichte, Religionslehre ꝛc. unterrichtet. Immer muß die möglichst einfachste Form gewählt u. so anschaulich wie möglich verfahren werden. Jeder Unterricht ist hier zugleich Sprach- u. Sprechunterricht. Rechnen, Schreiben u. Zeichnen wird von den unteren bis zu den obersten Stufen getrieben. Verlangt schon die Volksschule 8 Schuljahre, so mit vollem Rechte auch die Taubstummenschule. Leider ist zur Zeit in manchen Taubstummenanstalten die Schulzeit so kärglich abgemessen, daß kaum das Nothdürftigste erreicht werden kann. Da ferner bei diesem Unterrichte mehr als anderswo individualisirt werden muß, der Lehrer also jeden einzelnen Schüler bes. ins Auge zu fassen hat, so darf hier eine Ueberfüllung der Klassen auf keinen Fall eintreten. Man rechnet demnach in der Regel auf 10 Schüler einen Lehrer. Besondere Bildungsanstalten für Taubstummenlehrer giebt es nicht. Die meisten Lehrer haben ihre allgemeine Ausbildung auf Seminarien erlangt u. sich dann später an der Taubstummenanstalt selbst die nothwendige Fachbildung angeeignet. In Preußen sind deshalb viele Taubstummenanstalten mit Seminarien vereinigt. — Vgl. „Organ für Taubstummenanstalten ꝛc.", redigirt von Dr. Matthias Friedberg in Hessen, Schimpf u. Bindernagel; Hill, „Der gegenwärtige Zustand des Taubstummen-Bildungswesens in Deutschland" (Weim. 1866); Heil, „Der Taubstumme u. seine Bildung" (2. Aufl., Hildburgh. 1871); Schöttle, „Lehrbuch der Taubstummenbildung" (Tüb. 1874); dann die Lehr- u. Sprachbücher von Hill, Cüppers, Vatter, Arnold, Rößler ꝛc.; die Bildersammlungen von Wilke, Hill, Rößler ꝛc.; die biblischen Geschichten von Hill, Arnold ꝛc.; die Religionsbücher von Danger u. Körting. Eine eingehende Geschichte des Taubstummenunterrichts fehlt noch bis jetzt. Ueber Amman, Raphel, Abbé de l'Epée, Heinicke ꝛc. vergl. bes. Stötzner, „Samuel Heinicke. Sein Leben u. Wirken" (Lpz. 1870).

**Taucha**, Stadt mit 2698 E. (1875) in der Kreishauptmannschaft Leipzig des Königreichs Sachsen, 2 Stunden nordöstlich von Leipzig an der Parthe, einem Zuflusse der Pleiße, u. an der Zweiglinie Leipzig-Eilenburg der Halle-Sorau-Gubener Eisenbahn; hat etwas Stellmacherei, Tischlerei u. Marktschuhmacherei. — T. kommt schon im 10. Jahrh. als zum Erzbisthum Magdeburg gehörig vor; der Erzbischof Albrecht erbaute hier 1120 ein Schloß, welches 1280 vom Markgrafen Dietrich von Landsberg zerstört wurde. Im Mittelalter war T. ein nicht unbedeutender Handelsplatz, ging aber seit seiner Verwüstung durch die Hussiten sehr zurück; ein kleiner Rest seiner Bedeutung in Bezug auf Handel hat sich noch in dem im September stattfindenden T.er Jahrmarkte erhalten, der zu einer Art Volksfest für die Umgegend, selbst für Leipzig, geworden ist, aber auch von Jahr zu Jahr verliert. 1569 ging T. durch Kauf in den Besitz des Rathes der Stadt Leipzig über.

**Taucherapparate.** Die Unfähigkeit des Menschen, sich längere Zeit unter Wasser u. nam. in großen Tiefen aufhalten zu können, hat längst zu dem Gedanken geführt, durch Anwendung besonderer Hülfsmittel die sich jedem frei Tauchenden entgegensetzenden Hindernisse zu überwinden. Für manche Zwecke, z. B. die der Perlenfischerei, leistet die Kunst des Schwimmens u. des freien Tauchens zwar noch heute ersprießliche Dienste, für andere dagegen reicht sie nicht aus. Dies gilt nam. für alle unter Wasser vorzunehmenden Arbeiten, deren Bewältigung einen größeren Zeitaufwand verlangt, z. B. die Vornahme untermeerischer Sprengarbeiten, Reinigen des Ankergrundes von großen Steinen, Heben gesunkener Gegenstände, Fundamentirung von Wasserbauten ꝛc. Die erste dem Taucher gewährte Hülfe bestand darin, daß man seine Füße durch Gewichte beschwerte, ihn an einem Seile auf den Grund ließ u. wieder emporzog; später verwandte man große kesselartige Gefäße, die umgestülpt, an einem Seil gehalten u. durch Gewichte am Umschlagen verhindert u. zum Sinken veranlaßt wurden. Die im Innern dieser eigentlichen Taucherglocke befindliche Luft gestattete einem od. mehreren Menschen die Fahrt nach u. den längeren Aufenthalt in einer mäßigen Tiefe. Derartige Vorrichtungen, Taucherglocken, waren schon Aristoteles bekannt; Roger Bacon beschreibt sie ausführlich. Vor Karl's V. Augen versenkten sich einst

zwei Griechen in einem „umgekehrten Kessel", u. Sinclair erzählt, daß 1655 bei Mull versunkene Kanonen mit Hülfe solcher Apparate gehoben worden seien. Dieselben haben jedoch den großen Nachtheil, daß die in ihnen enthaltene Luft rasch zum Athmen unbrauchbar wird u. außerdem in größeren Tiefen einen Druck erfährt, dem der menschliche Organismus nicht gewachsen ist. Ferner ist ein solcher Apparat schwer beweglich u. in seiner Anwendbarkeit von der Beschaffenheit des Grundes abhängig, ein Fehler, der um so höher anzuschlagen ist, als der Taucher sich nur bedingungsweise aus seiner Glocke entfernen kann. Um diesen Uebelständen abzuhelfen, brachte man an der Glocke zwei Schläuche an, von denen der eine die verdorbene Luft ab , der andere frische Luft zuführte. Der Taucher befand sich mit seinem Körper unterhalb der Glocke, die wenigstens so weit über ihn hinwegreichte, daß die Athmungswerkzeuge sich in dem Luftraume befanden, wenn auch Füße u. Arme unter dem Rande der Glocke freie Bewegung hatten. Späterhin behandelte man die Glocke wol auch nur als Luftreservoir, mit welchem der durch Gewichte beschwerte Taucher, wenn er auf dem Meeresgrunde hinging, durch einen Schlauch in Verbindung gesetzt war. Endlich aber ließ man die Glocke ganz fallen u. versah den Taucher vielmehr mit einem wasserdichten Anzuge u. einem mit diesem verbundenen, den Kopf umschließenden, mit Glasfenstern u. Luftschläuchen versehenen metallenen Helm (engl. T.).

Nr 5177. Hamburger Taucherglocke.

Bei diesem T. strömt die Luft auch in den Anzug des mit Bleigewichten beschwerten Tauchers. Rouquairal u. Denayrouze führen die Luft von einem auf dem Rücken befestigten eisernen Cylinder durch einen Schlauch nach dem Munde des Tauchers, der sie durch die Nase in den Anzug abgiebt, von wo sie aus geschickt angebrachten Ventilen entweicht. Der Cylinder wird von oben mit Luft gespeist, die der Wassertiefe entsprechend komprimirt ist u. deshalb dem auf dem Taucher lastenden Wasserdrucke das Gleichgewicht halten kann. Eine besondere Ventileinrichtung gestattet dem Manne, gerade so viel Luft einzuathmen, als er braucht; verschließt der Taucher die für den Austritt der verbrauchten Luft im Anzuge angebrachten Ventile, dann hebt die das Taucherkleid förmlich aufblasende Luft ihn so lange, bis er die Ventile wieder öffnet u. die Luft ausströmen läßt. Unsere Abbildung Nr. 5178 zeigt eine ähnlich eingerichtete amerikanische Taucherausrüstung. Das Luftreservoir A ist mit dem Helme des Tauchers durch das mit einem Ventil versehene Rohr B verbunden; die ausgeathmete Luft entweicht bei C. Unter jedem Arme trägt der Mann ein Kautschukluftkissen DD, welches je nach Bedürfniß durch die Ventilröhren E H aus dem Luftbehälter A gespeist od. vermittels der Röhre O u. des Ventils K entleert werden kann u. dann wie die Blase eines Fisches wirkt.

**Taucherboote u. Taucherschiffe** verdanken ihre Entstehung dem Wunsche, sich ungesehen dem feindlichen Schiffe nähern u. dieses durch irgendwelche Mittel zerstören zu können. Die Amerikaner Bushnel u. Fulton, der Engländer Nasmyth u. der Deutsche Wilhelm Bauer haben sich nach einander mit der Konstruktion solcher Fahrzeuge beschäftigt, ohne jedoch die großen Hoffnungen verwirklichen zu können, die vielfach an ihre Unternehmungen geknüpft wurden. Flachgehende gepanzerte Boote u. Torpedos erfüllen gegenwärtig vollkommen die von den T.n erstrebten Ziele. Die Entwicklung des Torpedowesens (s. „Torpedo") stützt sich vornehmlich auf die mit T.n angestellten Versuche.

**Tauchnitz,** Karl Christoph Traugott, Buchdrucker u. Buchhändler, geb. zu Großpardau bei Grimma 29. Okt. 1761; erlernte in Leipzig u. Berlin die Buchdruckerkunst, war seit 1792 im Sommer'schen Geschäft zu Leipzig Faktor u. gründete daselbst 1796 eine eigene Druckerei, mit der er 1798 eine Verlagshandlung u. 1800 eine Schriftgießerei verband. Dazu kam 1816 eine Stereotypengießerei (die erste in Deutschland), in der er seine, 1809 begonnenen u. zu ihrer Zeit berühmten Ausgaben alter Klassiker, mehrere Bibelausgaben, selbst Musikwerke 2c. stereotypiren ließ. Er starb zu Leipzig 14. Jan. 1836. Sein Sohn, Karl Christian Philipp **T.**, geb. 1798, setzte das Geschäft bis 1865 fort, in welchem Jahre der Verlag an Otto Holtze überging. – Christian Bernhard, Frhr. **v. T.**, Neffe des Erstgenannten, geb. zu Leipzig 25. Aug. 1816; begründete daselbst 1. Febr. 1837 unter der Firma „Bernh. T." gleichfalls eine Verlagshandlung mit Buchdruckerei u. Stereotypiranstalt u. hat sich insbes. durch Herausgabe der „Collection of British autors" (gewöhnl. „Tauchnitz Edition" genannt), von der seit 1841 circa 1500 Bände erschienen sind, bekannt gemacht. Am 1. Dez. 1860 ward er vom Herzog von Sachsen-Koburg-Gotha in den Freiherrenstand erhoben u. im Dez. 1877 von König Albert in die sächs. Erste Ständekammer berufen. Sein Bruder, Christian Theodor **T.**, geb. zu Leipzig 17. April 1812, widmete sich dem Studium der Rechte, praktizirte zuerst als Sachwalter in seiner Vaterstadt, trat später als Rath ins dortige Appellationsgericht ein, war seit 1. Mai 1866 Mitglied des Oberappellationsgerichts in Dresden u. starb zu Berlin 18. Jan. 1870. Er vertrat Sachsen 1857—60 bei der Nürnberger Konferenz zur Berathung des allgemeinen deutschen Handelsgesetzbuchs, ebenso später in der Prozeßkommission zu Hannover u. seit 1868 in der zu Berlin tagenden Kommission zur Berathung einer norddeutschen Civilprozeßordnung. In der Fachliteratur machte sich T. als Herausgeber der „Zeitschrift für Rechtspflege" sowie des „Wochenblatts für merkwürdige Rechtsfälle" u. als Mitbegründer des „Archivs für Handelsrecht u. Wechselrecht" bekannt.

Nr. 5178. Amerikanische Taucherrüstung.

**Tauentzien von Wittenberg,** Friedrich Boguslaus Emanuel, Graf, geb. 15. Sept. 1760 zu Potsdam, war der Sohn des Generals Bogislaus Friedrich v. T. (geb. 18. April 1710, gest. 20. März 1791), welcher im Juli 1760 mit 3000 Mann Breslau gegen Laudon's 50,000 Mann vertheidigte, bis Prinz Heinrich zum Entsatz herbeizog, desselben, dem Lessing (s. d.) 5 Jahre als Sekretär diente. Seit seinem 15. Lebensjahre Militär, nach dem Tode des Vaters 1791 in den Grafenstand erhoben, war er 1801 bis zum Generalmajor emporgestiegen, als er 7. Okt. 1806, obgleich man noch nicht einmal eine entschiedene Kriegserklärung von Napoleon in Händen hatte, von Soult mit großer Uebermacht bei Hof angegriffen u. zum hastigen Rückzuge über Schleiz, Triptis u. Mittel-Pölnitz

nach Jena genöthigt wurde. Hier erlitt er mit dem Fürsten Hohenlohe die Niederlage am 14. Okt. u. wurde am 27. durch die Kapitulation von Prenzlau zum Austritt aus dem Militär genöthigt. Gleich nach dem Tilsiter Frieden zum Generallieutnant erhoben, stand er 1813 als Militärgouverneur in Pommern, als der Krieg ausbrach. Er belagerte sofort Stettin, wurde aber im Mai zur Nordarmee unter dem Befehl des Kronprinzen von Schweden berufen u. nahm seitdem an den großen Siegen Bülow's bei Großbeeren u. Dennewitz den thätigsten Antheil. Mit Absicht entfernte er sich seitdem möglichst weit von dem Hauptquartier des Kronprinzen, dem er nicht traute, nach Süden, um mit Blücher Fühlung zu bekommen u. mehr nach dessen Wunsch zu operiren. Anfang Oktober, als der Kronprinz u. Blücher hinter der Saale standen, empfing T. den Auftrag, die Mulde u. den Roslaer Brückenkopf zu decken, nöthigenfalls die Marken zu schützen. Von Regnier u. Ney angegriffen, die über die Elbe drangen, zog er sich kämpfend gegen Potsdam hin u. erhielt erst nach der Schlacht bei Leipzig den Befehl, die Elbfestungen anzugreifen.

Nr. 5179. Friedrich Boguslaus Emanuel Graf Tauentzien von Wittenberg (geb. 15. Sept. 1760, gest. 20. Febr. 1824).

Am 16. Dez. ergab sich Torgau, in der Nacht vom 12. auf den 13. Jan. 1814 wurde Wittenberg mit Sturm genommen, 24. Mai Magdeburg zur Uebergabe gezwungen. Von Paris aus ernannte Friedrich Wilhelm III. T. zum Grafen von Wittenberg. Während des Feldzugs von 1815 mußte er als Befehlshaber des 6. Armeecorps an der Elbe zurückbleiben u. wurde erst nach dem zweiten Einzuge in Paris zur Okkupation der Bretagne kommandirt. Er starb 20. Febr. 1824 als Gouverneur von Berlin.

**Tauern** (von kelt. Taur, d. i. Hochgebirge) heißen eine Anzahl Bergzüge u. Berggruppen zwischen Salzache- u. Drauthal u. östlich davon zwischen der Enns u. der Mur. Sie zerfallen in die beiden Partien der Hohen u. der Radstädter u. Rottenmanner Tauernkette. Die erstere reicht von der Birnlücke od. dem Ahren- u. Krimler Achenthale, nahe der Grenze zwischen dem östlichsten Zipfel Salzburgs u. Tirol, bis zum Arl- u. Mulleinthale, streckt sich demnach in einer Länge von 18 M. von W. nach O., hat bis 6 M. Breite u. bedeckt etwa 104 □M. Sie ist im großen Ganzen das Grenzgebirge zwischen Salzburg im N. u. Tirol u. Kärnthen im S. Ihr Verbindungsglied mit den Zillerthaler Alpen im W. bilden die 2785 m. hohen Krimler od. Schlachter T.; darauf folgt östlich der mächtige Granitstock des Venediger, der von Glimmerschiefer überlagert strahlenförmig ausläuft u. weite Gletschermassen, hier Kees genannt, trägt, wie den Prettauer Kees im W., den Obersulzbacher Kees im N., den Schlattenkees im O. 2c. Die höchste Spitze, eine Felsennadel, erreicht 3674 m., der östlich davon liegende Dreiherrnspitz 3503 m. Weiter östlich liegt hinter dem breiten Tauernthale, Windisch Matrei genannt, die aus Glimmer- u. Kalkglimmerschiefer (Cipollin) u. in untergeordneter Weise aus Dolomit u. Serpentin bestehende Großglockner Gruppe. In ihrem Mittelpunkte liegt der Hohe Kastenberg (3435 m.); die höchste Erhebung aber ist der Großglockner (3796,5 m.). Die ganze Partie vom Hohen Kastenberge bis zur östlich davon liegenden Oberen Pfandlscharte (2687 m.) ist vergletschert. Die Glocknerin (3353 m.) u. der Große Barenkopf (3418 m.) erheben sich daraus hervor. Einzelne Partien dieser Gruppe sind der Velber T. (2494 m.), der Stubach Kalser T. (2567 m.), der Heiligenbluter T. (2606 m.) u. der Rauriser T. (1254 m.). Weiter nach O. zu liegen der Goldberg- od. Fraganten T. (2760 m.), der Korn- od. Hoch T. (2455 m.) u. der Mallnitzer od. Naßfelder T. (2450 m.). Mit der Ankogelgruppe (3253 m.) schließt die Hohe Tauernkette im O. — Die Radstädter u. Rottenmanner Tauernkette (Murthaler Alpen) liegt zwischen Enns u. Mur, streckt sich im weitesten Sinne vom Rothhorn bis gegen das Mürzthal 24 M. hin u. bedeckt gegen 80 □M. Sie ist weniger hoch als die erstere, keiner ihrer Punkte erreicht 3000 m. Höhe, ja im O. senken sich einzelne Partien des Kammes sogar in die Waldregion hinab. Weite Schneefelder sind nicht mehr vorhanden. Als einzelne Partien lassen sich in der Richtung von O. nach W. unterscheiden die Radstädter T., die Wölzer Alpen, die Rottenmanner T., die Sackauer Alpen, die Reichensteiner u. Hochschwabgruppe u. die Hohe Veitsch. Hervorragende Punkte sind der Tappenkar (2191 m.), das Rothhorn (2491 m.), der Hochgailing (2872 m.), der Hohenwarth (2357 m.), der große Rosenstein (2476 m.), die Hohe Wildstelle (2742 m.) 2c.

**Taufe,** eines der von allen christlichen Kirchenparteien anerkannten Sakramente (s. d.), u. zwar das der Einweihung für den Christenbund. Als Vorbild für die christliche T. können schon die Waschungen u. Reinigungen gelten, die das Mosaische Gesetz vorschrieb; ebenso die von Johannes dem Täufer vorgenommenen Taufhandlungen, denen sich auch Jesus selbst unterzog. Dagegen ist die sog. Proselytentaufe der Juden (zur Aufnahme von Nichtjuden) nachchristlichen Ursprungs. Die T. als unentbehrliche Bedingung der Zugehörigkeit zum Neuen Bunde beruht auf dem sog. Taufbefehl Jesu (Matth. 28, 19). Gemäß dieser Stelle wurde sie seit der Stiftung der christlichen Kirche durch dreimaliges vollständiges Untertauchen des Täuflings in reines Wasser vollzogen im Namen des Vaters, des Sohnes u. des heil. Geistes. Die Bedeutung des Untertauchens ist aus Stellen, wie Röm. 6, 3; Eph. 5, 26, ersichtlich: darnach ist die T. Symbol u. Pfand für die Abwaschung der Sünden u. die vollzogene Wiedergeburt. Nach protestantischer Kirchenlehre beruht die sakramentale Wirkung der T. auf der Verbindung des Wortes Gottes (der Taufformel) mit dem äußeren Element des Wassers. Daß man schon zu der Apostel Zeit neugeborene Kinder getauft habe, läßt sich aus dem Neuen Testament nicht beweisen; doch geschah es schon sehr frühe u. wurde seit Augustin († 430 n. Chr.) allgemein, im Zusammenhang mit der Lehre, daß alle Ungetauften verdammt seien. Noch im 4. Jahrh. pflegte man dagegen die T. möglichst lange, selbst bis zum Tode hinauszuschieben, um dann der Vergebung aller Sünden durch die T. gewiß zu sein. Die Praxis der Kindertaufe hatte zur Folge, daß die Taufzeugen (s. „Pathen") eine andere Bedeutung bekamen u. an Stelle des Kindes den Glauben bekannten, während früher der Täufling selbst das Taufbekenntniß (aus welchem allmählich die längeren Glaubensbekenntnisse hervorgingen) ausgesprochen hatte, nachdem eine längere Vorbereitung in den verschiedenen Stufen des Katechumenats (s. d.) vorangegangen war. Der Streit über die sog. Ketzertaufe wurde schon im 3. Jahrh. dahin entschieden, daß jede T. giltig sei, die im Namen der heil. Dreieinigkeit vollzogen wurde. An die Stelle des Untertauchens, wie es noch von der Griech.-Katholischen Kirche geübt wird, trat im 8. Jahrh. in dem kälteren Abendlande die bloße Besprengung des Täuflings. Zu den von Alters her mit der T. verbundenen Handlungen (Ertheilung eines christlichen Namens, Lossagung vom Teufel, Austreibung desselben durch Anhauchen [s. „Exorcismus"], Oeffnung der Ohren u. Nase, Salbung mit Oel) kamen im katholischen Mittelalter noch einige andere, wie die Einführung von Salz in den Mund, die Bekreuzigung, die Berührung der Nase u. Ohren mit Speichel 2c. Noch hat sich von diesen Bräuchen auch in der Evangelischen Kirche die Auflegung des sog. Westerhemdchens (vom lat. vestis, Kleid), d. i. des Kleides der Unschuld, erhalten. Mißbräuchlich wurde übrigens die T. auch auf ungeborene Kinder u. bisweilen selbst auf Todte, sowie auf kirchliche Geräthe, bes. Glocken (s. „Glockentaufe"), ausgedehnt. — Die Evangelische Kirche hat alles dies beseitigt, dagegen an der sakramentalen Kraft der T. sowie an der Nothwendigkeit der Kindertaufe gegenüber den immer wieder auftauchenden Bestrebungen der Wiedertäufer (Anabaptisten) festgehalten. Hinsichtlich der Namengebung hat die T. neuerdings infolge der Einführung des sog. Civilstandes die frühere Bedeutung verloren. Unter Nothtaufe versteht man eine solche T., die bei drohender Gefahr eines baldigen Todes des Täuflings auch von Laien u. selbst von Frauen verrichtet werden kann.

**Taufgesinnte,** s. „Mennoniten". **Taufkapelle,** s. „Kapelle".

**Taufname** ist der Name, welcher einer Person in der Taufe beigelegt wird, also s. v. w. Vorname. Schon in den ersten Zeiten des Christenthums war es Sitte, den Täuflingen, gleichviel ob es Kinder od. Erwachsene waren, andere Namen beizulegen. Es waren diese meist Heiligennamen, u. da sie mit den früheren Namen zugleich geführt wurden, so wurden sie zu Vornamen. Vgl. Grätze, „Unsere Vor- u. Taufnamen etymologisch erklärt" (Dresd. 1876). — Wir geben im Nachstehenden ein Verzeichniß der am häufigsten vorkommenden T. n.; die in Klammern stehenden Abkürzungen bedeuten a. altdeutsch, ar. arabisch, b. böhmisch, ch. chaldäisch, g. griech., gl. gälisch, go. gothisch, h. hebräisch, i. italienisch, k. keltisch, l. lateinisch, p. persisch, ph. phönizisch, s. indisch, sl. slavisch.

Abel (h.) Vergänglichkeit.
Abraham (h.) Vater der Macht.
Absalom (h.) Vater des Friedens.
Achilles (g.) Trauriger.
Adalbert (a.) Prachtedler.
Adalgis (a.) Der durch Edelsinn Berühmte.
Adam (h.) Erdmann, Mensch.
Adelgunde (a.) Adelsverwandte.
Adelhard (a.) Edles Herz.
Adelheid (a.) Edle.
Adelstan (a.) Edler.
Adolar (a.) Edler.
Adolph (a.) Edler Wolf, edler Helfer.
Aegidius (g.) Schildträger, Starker.
Aemil (Emil) (g.) Einnehmender.
Aemilia (Emile) (g.) Einnehmende.
Aglaja (g.) Die Heitere.
Agnes (g.) Die Reine.
Alarich (a.) Sehr reich.
Alban (k.) Edler Sohn.
Albert, Albrecht (a.) Prachtedler.
Albin (l.) Weißer.
Alcuin (a.) Allfreund.
Alexander, Alexis (g.) Abwehrer.
Alfred (a.) Allfriedlicher.
Aline (a.) Adeline (a.) Edle.
Allwin (a.) Allbesieger.
Aloys (g.) Zermalmer.
Alphons (k.) Großer Sohn.
Amandeus (l.) Gottlieb.
Amalie (a.) Unbefleckte.
Amanda (l.) Die zu Liebende.
Amarant (g.) Unverwelklicher.
Ambrosius (g.) Unsterblicher.
Amos (h.) Träger.
Ananias (h.) Der Herr hat sich erbarmt.
Anastasius (g.) Auferstandener.
Andreas (g.) Männlicher.
Angela (l.) Engel.
Angelica (g.) Botin.
Anna (h.) Liebliche.
Anselmus (a.) Behender Kriegsgenosse.
Antonius (g.) Unschätzbarer.
Apollinaris (g.) Verderber.
Arabella (l.) Schöner Altar.
Arminius (a.) Tapferer Kriegsmann.
Arnold (a.) Ehrenhold.
Arnolph (a.) Adler Wolf.
Arsinoë (g.) Männlichgesinnte.
Arthur (a.) Kraftvoller.
Athanasius (g.) Unsterblicher.
August (l.) Erhabener.
Aurelius (l.) Goldener.
Aurora (l.) Morgenröthe.
Axel (k.) Vollgroß.
Balduin (a.) Kühner Ueberwinder.
Balthasar (ch.) Fürst d. Glaubens.
Baptist (g.) Täufer.
Barbara (l.) Fremde.
Bartholomäus (h.) Sohn, der Wasser aufhält.
Beatrix (l.) Glückselige.
Benedict (l.) Gesegneter.
Benjamin (h.) Sohn des Glücks.
Bernhard (a.) Bärenherz.
Bertha (a.) Prächtige.
Berthold (a.) Prachtgreis.
Bertram (a.) Prachtheld.
Blanca (l.) Glänzende.
Blasius (i.) Sorgloser.

Bodo (a.) Bote.
Bonifacius (l.) Wohlthäter.
Brigitta (a.) Strahlende.
Brunhilde (a.) Braunkind.
Burchard (a.) Rinderherz.
Busso (a.) Kurzer.
Cäcilie (l.) Blinde.
Cäsar (l.) Mit schönem Haupthaar.
Chloe (g.) Grünende.
Christian (g.) Gesalbter.
Christoph (g.) Christusträger.
Chrysostomus (g.) Goldmund.
Claudia (l.) Hinkende.
Clemens (l.) Sanfter.
Cölestin (l.) Himmlischer.
Concordia (l.) Eintracht.
Constanze (l.) Beständige.
Cordula (l.) Herzchen.
Cornelia (l.) Starke.
Crescentia (l.) Wachsende.
Crispin (l.) Kraushaariger.
Cyriacus (g.) Herrscher.
Dagobert (a.) Prächtiger Held.
Daniel (h.) Richter Gottes.
David (h.) Geliebter.
Debora (h.) Sprecherin.
Demetrius (g.) Ernährender.
Desiderius (l.) Sehnender.
Dietrich (a.) Volksfürst (jüngere Namensform von Theodorich).
Dominik (l.) Mächtiger.
Dorothea (g.) Von Gott Gegebene.
Eberhard (a.) Eberherz.
Eckhard (a.) Schreckherz.
Edgar (k.) Höriger Mann, (a.) Unbescholtener.
Edmund (a.) Heiliger Schirmer, (k.) Vasall der Alten.
Eduard (a.) Diener der Gottesverehrung.
Edwin (k.) Hoher Mann.
Eginhard (a.) Einfaches Herz.
Eleonore (g.) Erbarmerin.
Elias (h.) Jehova ist mein Name.
Elisabeth (h.) Gott hat geschworen.
Emanuel (h.) Gott sei mit uns.
Emmerich (a.) Bienenreicher.
Engelhard (a.) Jünglingsherz.
Erasmus (g.) Liebenswürdiger.
Erich (a.) Heiliger Mann.
Ernst (a.) Ernsthafter.
Esther (h.) Stern.
Eugenie (g.) Von gutem Geschlecht.
Euphemia (g.) In gutem Rufe Stehende.
Euphrosyne (g.) Fröhliche.
Eusebius (g.) Gottesfürchtiger.
Eva (h.) Lebendige.
Ewald (a.) Kraftvoller.
Fabian (l.) Bohnenmann.
Fausta (l.) Glückliche.
Felix (l.) Glücklicher.
Ferdinand (a.) Verdienender.
Fidelis (l.) Getreuer.
Florentine (l.) Blühende.
Franciscus, Franz (l.) Der Franke, Freie.
Friedrich, Friederike (a.) Friedlicher.
Gabriel (h.) Mann Gottes.
Gebhard (a.) Mildthätiges Herz.
Genoveva (k.) Tochter des Hohen.
Georg (g.) Ackerbauer.
Gerhard (a.) Gierherz.
Germanus (l.) Echter.
Gertrud (a.) Speerjungfrau, Speerkämpferin.

Gilbert (a.) Munterer, Stattlicher.
Gisela (a.) Mächtige, junge Geiß.
Goswin (k.) Kampfmann.
Gothard (a.) Gutherz.
Gregor (g.) Wachsamer.
Guido (Veit) (a.) Führer.
Günther (a.) Edler Held.
Gustav (a.) Kriegsstab.
Hadrian (l.) Mann aus Hadria.
Hannibal (ph.) Gotthold.
Harald (a.) Ehrenfest.
Hartwig (a.) Weichherz.
Hedwig (a.) Sanfte Mutter.
Heinrich (a.) Muthiger, Reicher; (k.) Gerechter Mann, Lehnsmann.
Helene (g.) Lichtvolle.
Heloïse (g.) Zermalmerin.
Herbert (a.) Berühmter Kämpfer.
Hermann (a.) Wehrhafter Mann.
Hieronymus (g.) Mit heiligem Namen.
Hilarius (g.) Fröhlicher.
Hildebrand (a.) Berühmter Held.
Hildegard (a.) Kühne Beschützerin.
Hilmar (a.) Ruhmvoller Krieger.
Hippolyt (g.) Rosselöser.
Honorius (l.) Geehrter.
Horatius (g.) Sehenswerther.
Hubert, Hugo (a.) Erhabener.
Hyacinth (g.) Thränenblume.
Ida (a.) Kleine Gute.
Iduna (a.) Unsterbliche.
Ignaz (l.) Feuriger.
Innocenz (l.) Unschuldiger.
Irene (g.) Friede.
Irmgard (a.) Oeffentl. Wärterin.
Isaac (h.) Kind der Freude.
Isabella (h.) Gott hat geschworen.
Isidor (g.) Geschenk der Isis.
Jakob (h.) Fersenhalter, Hinterlistiger.
Januarius (l.) Pförtner.
Jeremias (h.) Jehova schleudert Blitze.
Joachim (h.) Jehova gründet.
Johann (h.) Dem Jehova Angenehmer.
Jonathan (h.) Jehova giebt.
Joseph (h.) Hinzugefügter.
Josua (h.) Jehova hilft, Gotthelf.
Jucunde (l.) Angenehme.
Judith (h.) Jehovaverehrerin.
Julie, Juliane (l.) Jugendliche.
Justine (l.) Gerechte.
Justus (l.) Gerechter.
Jutta (a.) Gute, Sanfte.
Karl (a.) Mannhafter.
Karoline (a.) Mannhafte.
Kasimir (sl.) Friedfertiger.
Kaspar (k.) Burgvogt.
Katharina (g.) Reine.
Klodwig (a.) Berühmter Sieger.
Klotilde (a.) Holdes Kind.
Konrad (a.) Mächtiger Sprecher.
Kora, Korinna (g.) Jungfrau.
Kunigunde (a.) Edle, Muthige.
Kuno, Kunz (a.) Kühner.
Kurt (l.) Kurzer.
Lätitia (l.) Freude.
Lancelot (k.) Lanzenmann.
Laura, Laurenzia, Lorenz (l.) Lorberbekränzte.
Lazarus (h.) Gott hilft.
Lenhard, Leonhard (a.) Hingebendes Herz.

Leocadia (g.) Freundlich Geschmückte.
Leopold, Luitpold, Lippold (a.) Lieber Treiter.
Levin (h.) Herzlieber.
Lothar (k.) Berühmter Mann, (a.) Mann mit ungebundenem Haar.
Lucas (l.) Leuchtender.
Lucie, Lucinde (l.) Leuchtende.
Ludmilla (sl.) Die beim Volke Beliebte.
Ludwig (a.) Weltberühmter Krieger.
Lydie (g.) Lydierin.
Magdalene (s.) Prächtige.
Makar (g.) Glücklicher.
Malwine (gl.) Mit sanften Augen.
Manfred (a.) Friedlicher Mann.
Marcella (l.) Streitbare.
Margareta (g.) Perle.
Maria, Mariane (h.) Traurige.
Martha (h.) Bittere, Lehrerin.
Martin (l.) Muthiger.
Mathilde (a.) Liebes Mädchen.
Matthäus, Matthias (h.) Geschenkter.
Maximilian (l.) Hochsteinnehmender.
Mechtild (a.) Magdskind.
Melchior (h.) Königlicher.
Michael (h.) Wer ist wie Gott?
Moriz (l.) Mohr.
Moses (l.) Aus d. Wasser gezogen.
Napoleon (g.) Löwe des Thals.
Natalis (l.) Lebensfreudiger.
Nathanael (h.) Gottesgabe.
Nepomuk (sl.) Einer aus der Stadt Nepomuk.
Odilie, Ottilie (a.) Wenigbegüterte.
Odoaker (a.) Ackersmann.
Olivier, Olfert (a.) Helfer.
Oskar (gl.) Sohn des Gebirges, (k.) Furchtloser.
Oswald (a.) Hausherr.
Ottfried (a.) Guter, Friedlicher.
Otto, Odo (a.) Reicher, (k.) Alter.
Ottokar (a.) Vortrefflicher.
Paschalis (g.) Leidender.
Paul (g.) Kleiner.
Perpetua (l.) Beständige.
Peter (g.) Felsenfester.
Philemon (g.) Geliebter.
Philipp (g.) Roßfreund.
Pilgram (a.) Zornpfeil.
Pius (l.) Frommer.
Polyxena (g.) Gastfreundliche.
Poppo (a.) Kind männlichen Geschlechts, Bube.
Porzia (l.) Vom Schweine.
Prisca (l.) Alte.
Prokop (g.) Fortschreitender.
Prosper (l.) Glücklicher.
Pulcheria (l.) Schöne.
Quirin (g.) Herrschender.
Radbod (a.) Kühner Rathgeber.
Rahel (h.) Mutterlamm.
Raimund, Rainald (a.) Unbefleckter Mann.
Raphael (h.) Gott heilt.
Rebecca (h.) Dicke.
Regina (l.) Königin.
Reichard (a.) Angesehener Held.
Reinhard (a.) Rathstarker.
Reinhold (a.) Thätig Ergebener.
Remigius (l.) Ruderer.
Richard (a.) Ansehnlicher Held.
Robert (a.) Prächtiger.

Rochus (l.) Erhabener.
Roderich (a.) Rothhaar.
Roger (a.) Rathgeber.
Roland (a.) Erschütterer.
Romanus (l.) Ein Römer.
Rosalia (l.) Rosige.
Rudolf (a.) Rathender Helfer, R. Rother Wolf.
Rüdiger (a.) Starker Rath.
Ruth (h.) Aengstliche.
Sabine (l.) Eine Sabinerin.
Salome (h.) Friedfertige.
Salomo (h.) Friedfertiger.
Salvator (l.) Erretter.
Samuel (h.) Name Gottes.
Sarah (h.) Herrin.
Scholastica (l.) Gelehrte.
Sebald (a.) Hitzkopf.
Sebastian (g.) Ehrwürdiger.
Selma (gl.) Schöne Aussicht.
Seraphine (h.) Leuchtende.
Serene (l.) Heitere.
Severin (l.) Ernster.
Sibylle (g.) Gottes Rathschluß.
Sidonie (g.) Eine Sidonierin.
Sigfried (a.) Friedlicher Sieger.
Sigismund (a.) Siegr. Mann.
Sigwart (a.) Siegreicher Beschützer.
Silvan (l.) Waldmann.
Silvester (l.) Waldfreund.
Sixtus (l.) Der Sechste.
Sophie (g.) Weisheit.
Stephan (g.) Bekränzter.
Susanna (h.) Lilie.
Swanhilde (a.) Kind eines Richters.
Symmachus (g.) Bundesgenosse.
Tancred (a.) Oeffentlicher Dank sprecher.
Thaddäus (ch.) Kluger.
Thalia (g.) Blühende.
Thekla (a.) Bewährte, Wackere.
Theobald, Dippold (a.) Volksmächtiger.
Theodor (g.) Gottesgabe.
Theodorich (a.) Volksfürst.
Theophil (g.) Gottlieb.

**Taufzeugen**, s. „Pathen".

**Tauler** od. Tauweler, Johannes, einer der gewaltigsten Prediger des Mittelalters, geb. 1290 zu Straßburg (nach anderen Angaben zu Köln); trat frühzeitig in den Orden der Dominikaner u. studirte zu Paris Theologie. Die Beschäftigung mit den Schriften der großen Mystiker Bernhard v. Clairvaux, Hugo u. Richard von St. Victor gewann auch ihn für die mystische Richtung, in der er alsdann zu Straßburg durch den persönlichen Verkehr mit Meister Eckhardt (s. d.) u. die Verbindung mit den sog. Gottesfreunden bestärkt wurde. Seine tiefsinnige u. gewaltige Beredsamkeit machte ihn bald in den weitesten Kreisen bekannt u. erwarb ihm auch die Freundschaft Heinrich Suso's (s. d.); den tiefsten Einfluß aber gewann auf ihn Nikolaus v. Basel, das Haupt der „Gottesfreunde im Oberland", der ihn 1340 zu Straßburg aufsuchte u. in längerem Verkehr dazu bewog, unter völligem Verzicht auf alles weltliche Wesen nur der Verkündigung des Evangeliums zu leben. Als T. diese Thätigkeit auch 1348 trotz des auf Straßburg lastenden Bannes fortsetzte, wurde er aus der Stadt verwiesen u. wirkte einige Jahre zu Köln, kehrte aber später nach Straßburg zurück, wo er 16. Juni 1361 starb. Von den Schriften T.'s ist außer seinen Predigten bes. das Büchlein „Nachfolgung des armen Lebens Christi" berühmt. Wie kaum ein Anderer hat sich T. des Namens eines Vorläufers der Reformation u. des Beinamens Doctor illuminatus (erleuchteter Lehrer) würdig gemacht. Fern von aller Gefühlsüberschwänglichkeit predigte er die Seligkeit, die ein mit Gott verbundenes Gemüth in seiner geistlichen Armuth u. in der Richtung auf praktische Frömmigkeit empfindet. — Das Leben T.'s behandelten K. Schmidt (Hamb. 1841) u. Böhringer in „Die Kirche Christi u. ihre Zeugen" (Bd. II., Abth. 3, Zür. 1855). Neuere Ausgaben der „Nachfolge" sind die Frankfurter von 1833 (auch Konstanz 1850) u. die Regensburger von 1855. Predigten T.'s gab zuletzt Hamberger (3 Bde., 2. Aufl., Frankf. 1864) heraus. Die T. beigelegten Lieder sind abgedruckt bei Ph. Wackernagel, „Das deutsche Kirchenlied" (Bd. 2, Lpz. 1863).

**Taunton** (spr. Tahnt'n). 1. **T.**, Stadt mit 14,957 E. (1871) in der engl. Grafschaft Somerset; liegt an dem hier durch Kanalisation schiffbar gemachten Tone u. an der Eisenbahn Bristol-Plymouth, hat Fabriken in Seidenstoffen, Spitzen u. Strohhüten u. treibt ansehnlichen Handel. — 2. **T.**, Stadt im Staate Massachusetts der Vereinigten Staaten von Nordamerika mit 18,629 E. (1870); liegt südl. von Boston am Taunton River, dem Hauptfluß des Staates Rhode-Island, der 5 Meilen abwärts von T. in die Mount Hope-Bai mündet, u. an der Old Colony- u. der Newport Bahn, hat eine Akademie, bedeutende Lokomotiv-, Nägel-, Baumwoll-, Leder- u. Papierfabriken u. treibt lebhaften Handel, bes. mit Brotstoffen.

**Taunus**, im Volksmund „die Höhe" genannt, ein Glied des niederrheinisch Schiefergebirges, wird im S. u. W. vom Rhein, im N. von der Lahn u. im SO. vom Main umflossen; nordöstl. liegt vor ihm die Ebene der Wetterau. Der gegen 44 □M. bedeckende T. kann als rechtsrhein. Fortsetzung des Hunsrück betrachtet werden, denn er ist wie dieser aus Thonschiefer gebildet, aus dem hier wie dort Quarzrücken hervorragen; nur die Basaltdurchbrüche in der Lahngegend sind ihm eigenthümlich.



Therese (g.) Jägerin.
Thilo (a.) Mächtiger.
Thomas (h.) Zwilling.
Thusnelde (a.) Erhabene.
Timotheus (g.) Ehregott.
Tobias (h.) Herzensgute.
Tranquilla (l.) Ruhige.
Tristan (l.) Trauriger.
Ulrich (a.) Reichbegüterter.
Ulrike (a.) Allreiche.
Urania (g.) Himmlische.
Urbanus (g.) Höflicher.
Ursula (l.) Junge Bärin.
Valentin, Valerian (l.) Starker.
Veit, s. „Guido".
Veronica (g.) Wahrhaftes Bild od. Siegesbringerin.
Victor (l.) Sieger.
Victoria (l.) Siegerin.
Vincenz (l.) Siegender.
Virginia (l.) Jungfräuliche.
Volkmar (a.) Volksbeschützer.
Walburga (a.) Schützende Walterin.
Waldrada (a.) Waldrednerin.
Walter (a.) Herrscher.
Wenzel (sl.) Ruhmgekrönter.
Werner (a.) Warner.
Wigand (a.) Starker Kämpfer.
Wilhelm (a.) Angenehmer, behelmter Kriegsmann.
Wilibald (a.) Kampflustiger.
Winfried (a.) Sanfter Freund.
Wittekind (a.) Verständiges Kind, Waldgeborener.
Wladimir (sl.) Friedewaltend.
Woldemar (a.) Mächtiger Beschützer.
Wolfgang (a.) Hülfreicher.
Wolfram (a.) Schwarzwolf.
Xaver (ar.) Glänzender.
Zachäus (s.) Reiner.
Zacharias (h.) Gedächtniß des Jehova.
Zeno (g.) Belebender.
Zenobia (g.) Lebenskräftige.
Zephyrine (g.) Sanfte.

Das Gebirge erhebt sich sanft aus der Wetterauebene, fällt etwas steiler zu der des Main, ziemlich schroff nach S. zum Rhein hin ab u. läßt hier nur einen schmalen Uferstreifen übrig. Die Mittelhöhe des Ganzen beträgt etwa 400 m. Darüber erheben sich im NO. der Große Feldberg, die höchste Erhebung des T. (880,6 m.), der Kleine Feldberg (826,7 m.), der Altkönig (798 m.), der Rossert in der Mitte (516 m.) u. die Platte bei Wiesbaden (500 m.). Alle diese Berge haben runde Kuppen u. sind bis weit hinauf stark bewaldet, wie überhaupt die ganze Höhe mit Buchen u. Fichten dicht bestanden ist u. in den Thälern sich ein prächtiger Laubwald entwickelt hat. Der südwestl. Theil, das Rheingaugebirge, trägt an seinen Abhängen die Reben, die den besten Rheinwein liefern, u. der südwestlichste Vorsprung, der **Niederwald** (s. d.), 340 m. hoch, ist mit mächtigen Buchen ganz bedeckt. Von den zahlreichen Mineralquellen des T. haben die in Homburg, Soden, Wiesbaden, Schwalbach, Schlangenbad, Selters u. Ems europäischen Ruf. Durch die Steinringwälle der alten Deutschen, durch den Pfahlgraben, einen röm. Grenzgraben, der den N. umzieht, durch das mit Doppelwall umgebene Römerkastell Saalburg bei Homburg 2c. hat der T. auch historisches Interesse.

**Taurien**, südruss. Gouvernement, ist nordwestl. durch den Dnjepr vom Gouvernement Cherson getrennt, nordöstl. vom Gouvernement Jekaterinoslaw u. nach den anderen Richtungen hin vom Asow'schen u. Schwarzen Meere begrenzt; in letzteres reicht es mit der Halbinsel Krim tief hinein. T. umfaßt 1154,193 □M. (wovon 2,885 auf die Inseln im Meere, 4,361 auf die Inseln des binnenseeartigen Faulen Meeres, 12,603 auf die Binnenseen u. 43,131 auf das Faule Meer kommen) u. besteht wesentlich aus dem Küstenlande der Nogaïschen Steppe u. der durch den Isthmus von Perekop mit ihr verbundenen, 467 □M. großen Halbinsel Krim. Die erstere, das alte Mäotien, ist eine von Schluchten unterbrochene Niederung, die im Ganzen zwar mit fruchtbarem Boden überdeckt ist, aber wegen des salzigen Untergrundes Mangel an Trinkwasser leidet u., innerhalb der Region der periodischen Regenfälle gelegen, zur Steppe sich entwickelt hat. Das Kulturland macht noch nicht den 5. Theil des Ganzen aus; zerstreut finden sich kleine Wälder, u. dem ausdauernden Fleiße deutscher Kolonisten ist es gelungen, Obstbäume u. Maulbeerpflanzungen zu kultiviren. Ungefähr die Hälfte kann als Weideland benutzt werden. Großentheils anders geartet sind die Verhältnisse der Halbinsel Krim (s. d.). — Die Bewohner, nach den Berechnungen für 1870: 704,997 an Zahl, sind zum größten Theil Nogaïer u. Tataren; seit aber infolge des Krimkrieges viele von ihnen nach der Dobrudscha auswanderten, sind Kleinrussen nachgerückt, deren Anzahl schon über 200,000 betragen mag. Deutsche, jetzt an 30,000, sind schon seit Ende des 18. Jahrh. hier seßhaft. 1789 kamen die ersten 346 mennonitischen Familien aus der Danziger Niederung hier an u. gründeten 7 Kolonien am unteren Dnjepr. 1803 u. 1806 folgten ihnen 362 Familien nach, die vorzugsweise das Land am Flüßchen Molotschna, das in das Asow'sche Meer fließt, kolonisirten. Durch weitere Einwanderung vermehrt, zählten sie 1855 bereits 17,148 Seelen in 50 Kolonien im Melitópol'schen Kreise. Sie treiben Ackerbau u. Vieh-, bes. Schafzucht, Obstbau u. Seidenzucht u. entwickeln nebenbei so viel industrielle Thätigkeit, daß sie ihren eigenen Bedarf decken können. Beunruhigt durch eine neuere Verfügung aber, die sie zum Militärdienst heranzuziehen befiehlt, fangen sie an nach Nordamerika auszuwandern. Von anderen Nationen finden sich im Gouvernement 4000 Armenier, eben so viele Juden, die gleiche Zahl Karaïms, 8000 Zigeuner u. 2500 Bulgaren. T. zerfällt in die Kreise

Simferopol, Berdjansk, Feodosia, Jalta, Aleschki, Melitópol, Perekop u. Kertsch). Die Hauptstadt ist Simferopol (s. d.); andere Städte mit über 10,000 E., mit Ausnahme von Berdjansk sämmtlich auf der Krim, sind Kertsch-Jenikale (s. d.), Karassubasar (11,397 E.), Berdjansk (s. d.), Baktschisarai (s. d.) u. Sewastopol (s. d.).

**Taurische Halbinsel,** s. v. w. Krim.

**Tauroggen,** Stadt mit 2131 E. (1867) im westruss. Gouvernement Kowno; liegt unweit der ostpreuß. Grenze an der Jura, die zum Memel fließt, u. an der Hauptstraße von Tilsit nach Petersburg, kam als Hauptstadt einer Herrschaft, die außer T. noch 31 Dörfer umfaßte, zu Preußen, 1795 aber durch Vertrag an Rußland. In der nahen Mühle von Poscheran fand 30. Dez. 1812 die berühmte Uebereinkunft, die sog. Konvention von T., zwischen dem preuß. General York u. dem russ. General Diebitsch statt, infolge deren das preuß. Corps von Napoleon abfiel.

**Taurus** (syr. tura, Gebirge) ist in weiterem Sinne der geographische Kollektivname für die Gebirge des Hochlands westl. von Armenien, also bes. Kleinasiens, in engerem die südl. der das kleinasiat. Hochland umrahmenden Ketten, welche vom Meerbusen von Iskenderun od. Alexandrette an unter verschiedenen einheimischen Namen als das höchste Gebirge der Halbinsel in öfteren Krümmungen, die Meeresküste bestimmend, von O. nach W. bis zum Vorgebirge Krio zieht. Dieser T. in engerem Sinne, zwischen 36 u. 38° n. Br. u. 27—36° östl. L. von Greenwich, schließt sich im O. an die Amanus, im NO. an die Antitauruskette an, welche nach N., dann nach NO. sich wendend, die Wasserscheide zwischen Euphrat u. Kisil Irmak bildet, bis über 3000 m. steigt, u. in welcher der Chanzir Dagh liegt. Nach S. stürzt das Gebirge schroff ab u. läßt nur einen schmalen Küstensaum, den breitesten ganz im O. in der Ebene Tschukur Owa bei Tarsus; nach W. senkt es sich sanfter, in Terrassen auseinander gehend, ins Meer, nach N. aber dacht es sich allmählich zu der Hochebene von Kleinasien ab, auf der als höchster Gipfel der Halbinsel bei Kaisarieh isolirt der erloschene Vulkan Erdschisch od. Argäus fast 4000 m. hoch liegt. Der höchste Theil des eigentlichen T. ist der östliche, der Ala Dagh, dessen Gipfel (der Apischtar Dagh) 3570 m. erreicht, nördl. von Adana, u. der westl. an ihn sich schließende Bulghar Dagh mit dem Ala Tepessi u. dem Metdesis, dem zweithöchsten Berge der Halbinsel. Dieser Theil trennt die türkischen Vilajets Adana u. Konia, bildet eine geschlossene, ziemlich unzugängliche Gebirgswand, über welche in dem Gülekpasse nördl. von Tarsus, den alten kilikischen Pässen, die uralte große Karawanen- u. Heerstraße von Kleinasien nach Syrien führt, u. hatte früher mit den westl. die Fortsetzung bildenden Dümbelek-, Guglnk-, Sumak-, Hadschibaba- u. Gök-Dagh den gemeinsamen Namen: Kilikischer T. Er wird von dem Lykischen T. nach W. hin fortgesetzt, der mehr gegliedert ist u. aus mannichfach zusammenhängenden u. wieder unterbrochenen Gruppen u. Ketten besteht. Nördlich vom Zusammentreffen des Kilikischen u. Lykischen T. liegen die größten Alpenseen (türk. göl), darunter der Beischehr- u. Egerdirgöl. Das Ganze ist ein wahres Alpengebirgsland mit wild aufstarrenden riesigen Schneegipfeln u. tiefen Felsschlünden, zu denen die gegen die Gestade des Kyprischen Meeres sich senkenden romantischen u. üppig bekleideten Thalgründe einen wirkungsvollen Kontrast bieten. Unter den zahlreichen, vom T. herabströmenden Flüssen sind auf der Südseite die wichtigsten von O. nach W.: der Tarsus-Tschai (Kydnos), der Gök-Su od. Selef (Kalykadnos), der Manangat-Su, der Köprü-Su (Eurymedon), Ak-Su, Kotscha-Tschai u. der Gerenis-Tschai, auf der Nordseite nur der Kisiltschasu, der in den Ereglisee, u. der Beischehrsu, der in den Soghlagöl sich ergießt.

**Taus** (tschechisch Domažlice u. Drastow), Hauptstadt eines Bezirkes im westl. Böhmen, mit 6969 E. (1869); liegt in 400 m. Seehöhe inmitten einer Region zahlreicher Glas- u. Spiegelfabriken an der böhm. Westbahn Furth-Prag, hat 6 Kirchen u. ein altes Kloster der Eremiten St. Augustini, treibt Band- u. Leinenfabrikation, hat Alaunsiederei u. bereitet viel Wachholderwasser u. Oel. — Bei T. siegten 1040 die Böhmen über Kaiser Heinrich III. u. 14. Aug. 1431 die Hussiten über die Deutschen.

**Tauschhandel,** die primitivste Form des Handels bei allen Völkern u. jetzt noch bei wilden Volksstämmen gebräuchlich. So lange ein bestimmter, allgemein anerkannter Werthmesser, als den wir gegenwärtig die gemünzten Edelmetalle in der Form des Geldes betrachten, fehlte, wurden die angebotenen Rohstoffe u. Fabrikate gegen andere Rohprodukte u. gewerbliche Erzeugnisse in natura eingetauscht. Ein solcher Ausgleich kann nur sehr ungenau u. muß oft sogar sehr schwierig sein. Sobald daher ein Volk in seiner Kulturentwicklung nur einigermaßen Fortschritte gemacht hat, wird es auch die Form des T.s verbessern, indem es sich allmählich über einen allgemeinen Werthmesser stillschweigend einigt, u. es haben, ehe die Edelmetalle in der Form von Barren od. Münzen (Geld) diese Ausgleichsrolle übernahmen, je nach den einzelnen Ländern die verschiedensten Stoffe (Pelze, Muscheln, Kakaobohnen, Packetchen von Thee od. Tabak ꝛc.) die Stelle des Geldes vertreten. Tauschgeschäfte kommen auch in kultivirten Staaten jetzt noch täglich vor, doch wol niemals ohne daß die Kontrahenten dabei den Werth der umzutauschenden Objekte jeder für sich in Geldwerth umsetzen, so daß in solchem Falle von einem eigentlichen Tauschhandel nicht mehr die Rede sein kann (s. „Handel").

**Tauschiren,** das, alter deutscher, von dem ital. Worte tausia abzuleitender Handwerksausdruck für eine in manchen Stücken der Tamascirung (s. d.) ähnliche Arbeit, welche in dem Ein- od. Auflegen von edlem Metall in od. auf Eisen u. Stahl besteht. Wenn Eisen tauschirt werden soll, so wird zuerst entweder die ganze Oberfläche od. die Zeichnung, welche man aus Gold od. Silber bilden will, mit der Feile od. durch Aetzung aufgerauht, damit die daraufgelegten u. mit dem Hammer od. dem Polirstahl angedrückten dünnen Metallblättchen haften bleiben. Feinere Details können dann noch nachträglich mit dem Stichel in das Gold od. Silber eingezeichnet werden. Die Kunst der Tauschirung stammt aus dem Orient, woselbst sie noch sehr im Schwunge ist, obwol die neueren Arbeiten sehr hinter den alten zurückstehen; in Europa wird sie bes. in Rußland, neuerdings in großer Vollkommenheit auch in Spanien von Zuluoga geübt.

Nr. 5180. Tausendfuß (Julus terrestris).

**Tausendfüßer** (Myriapoda), Gliederthiere mit langgestrecktem, walzenförmigem od. abgeplattetem, aus zahlreichen (bis 160) Leibesringen bestehendem Körper, von welchem der Kopf mit einem Fühlerpaar u. meist einfachen, selten zusammengesetzten Augen abgesondert ist, mit je 1 od. 2 Paar gegliederten, mit einer Klaue endenden Füßen an jedem Leibesring, vom 5. od. 6. an, u. mit Tracheenathmung. Ihre äußere Erscheinung ist mehr od. weniger die von Insektenlarven. Sie sind getrennten Geschlechts, die Weibchen übertreffen die Männchen gewöhnlich an Größe. Die Eier werden, oft haufenweise, in die Erde gelegt, die ausschlüpfenden Jungen sind fußlos od. blos sechsfüßig; jede Häutung führt zur Vermehrung der Leibesringe u. Beine, indem sich neue Ringe zwischen die bestehenden einschieben. Einige von den T.n (die Scolopendren z. B.) gebären lebende Junge. Alle T. sind lichtscheue Thiere, die sich Tags unter Steinen, Moos u. in Erdlöchern aufhalten; ihre Nahrung besteht in modernden Pflanzen- u. Thierstoffen, manche greifen auch lebende Thiere an. Zur Vertheidigung sondern sie einen scharfen, stechend riechenden Saft ab. Von den 5—600 bekannten Arten gehört die Mehrzahl den Tropen; auch giebt es einige fossile in der Oolithperiode u. tertiäre im Bernstein. Die Zoologen unterscheiden Chilopoden od. Bandasseln, zu denen die giftigen Scolopender Ostindiens, die eine Länge von 25 cm. erreichen, gehören, sowie unser 5 cm. langer, im Dunkeln leuchtender Geophilus electricus, u. Chilognathen od. Doppelfüßer (so genannt, weil deren Ringe je 2 Fußpaare tragen), mit den Gattungen Glomeris (Schalenassel), Julus (Sandassel) ꝛc.

**Tausendgüldenkraut** (Erythraea Centaurium), Pflanzenart der Gentianeen od. Enziangewächse, eine niedliche, krautartige Pflanze von Spannenlänge od. darüber, aufrechten Wuchses, mit gegenständigen, ganzrandigen, eilänglichen Blättern an einem vierkantigen, mehr od. weniger ästigen Stengel u. in Doldentrauben an der Spitze des Stengels stehenden, langröhrigen röthlichen Blumen, deren 5 Zipfel einen lieblichen, unterhalb eingeschnürten Saum bilden. Das T. enthält einen eigenthümlichen Bitterstoff in dem krystallinischen Centaurin, wegen dessen es früher vielfache Verwendung gegen allerlei Leiden, bes. der Verdauungsorgane, fand u., wie sein Name andeutet, in hoher Werthschätzung stand; es heißt auch Fieberkraut, weil es gegen Wechselfieber benutzt wird, sowie rother Aurin od. Erdgalle (wegen seiner Bitterkeit). Das Kraut wächst gern auf Bergwiesen, am Rande der Wälder u. hat bei uns noch einige Verwandte (E. linearifolia u. pulchella), die erstere an salzhaltigen Orten, die letztere auf feuchten Wiesen, Aeckern u. Triften.

**Tausendschön,** s. „Bellis".

**Tausend u. eine Nacht.** Unter diesem Namen ist uns eine Sammlung anmuthiger oriental. Märchen von den Arabern in einer aus dem 15. Jahrh. stammenden, in Aegypten gemachten arabischen Redaktion

überliefert u. aus dieser sind die Uebersetzungen sämmtlich geflossen. Mit einem in die Farbenpracht orientalischer Phantasie getauchten Pinsel geschrieben, üben diese Märchen einen wahrhaft zauberischen Eindruck; so plastisch wie nirgend anders tritt uns aus ihnen das Leben u. Treiben der Mohammedaner zur Blütezeit ihrer Herrschaft, unter den abbassidischen Khalifen in Bagdad, entgegen, auch viele Sitten u. Anschauungen des mohammedanischen Aegyptens, wie sie dort im späteren Mittelalter lebten, werden darin gezeichnet; letzteres ist auf Rechnung der von ägyptischen Arabern vorgenommenen Ueberarbeitung zu setzen. Das eigentliche Stammland dieser Märchen aber ist Indien, die Urheimat der Märchenliteratur überhaupt (vgl. „Sanskrit"); von dort wanderten die Stoffe jener Märchen schon in sehr früher Zeit nach Persien, wie sich denn noch in der neupersischen Literatur des Mittelalters mehrere ähnliche, meist metrisch abgefaßte Sammlungen finden, u. von da dann ins mohammedanische Mesopotamien u. Aegypten. Ausgaben des arabischen Textes lieferten u. A. Habicht u. Fleischer (12 Bde., Bresl. 1825—43) u. arabische Gelehrte in Kairo (4 Bde., Bulak 1835). Die Uebersetzung von Weil (4 Bde., Stuttg. 1837 ff., 4. Aufl. 1871) ist als die beste in deutscher Sprache zu bezeichnen.

**Tausig,** Karl Friedrich, einer der bedeutendsten Klaviervirtuosen der neuesten Zeit, geb. zu Warschau 4. Nov. 1841 als Sohn des geachteten Klavierlehrers Aloys **T.**, der ihm auch bis zu seinem 14. Lebensjahre Unterricht auf dem Pianoforte ertheilte, worauf Liszt die weitere Ausbildung übernahm. Mit diesem besuchte T. bis 1859 verschiedene Städte Deutschlands, damals schon ungewöhnliches Interesse erregend, hielt sich dann in Paris, Dresden u. anderen Orten vorübergehend auf u. wählte endlich 1861 Wien zum Wohnorte, daselbst hauptsächlich für die Wagner-Liszt'sche Kunstrichtung wirkend. 1865 unternahm er von Berlin aus eine größere Konzertreise nach Hamburg, Dänemark u. Schweden, ließ sich dann, nachdem er zum königl. Hofpianisten ernannt worden, in Berlin dauernd nieder u. errichtete daselbst eine Schule für höheres Klavierspiel, die bis 1870 bestand. Aeußerst erfolgreiche Kunstreisen führten T. durch Deutschland, Holland u. Rußland. Mittlerweile leidend geworden, ging er 1870 zu längerem Aufenthalte nach Italien u. beabsichtigte im Sommer 1871 das Bad Ragaz zu besuchen, erkrankte aber unterwegs in Leipzig am Typhus u. starb daselbst 17. Juli 1871. Seine Leiche wurde zur Beerdigung nach Berlin gebracht. — In Beziehung auf das Technische des Klavierspiels war T. neben Liszt wol der bedeutendste Pianist der Neuzeit; doch stand er an Genialität u. Beseelung des Vortrags hinter manchen seiner Zeitgenossen (vor Allen z. B. Rubinstein) zurück. Als Komponist ist er nur mit einigen größeren Charakterstücken u. Etuden hervorgetreten; außerdem hat er modernisirende Bearbeitungen älterer Klavierstücke herausgegeben.

**tautochronisch,** s. v. w. isochronisch (s. d.).

**Tautologie** (v. griech. ταυτό, dasselbe, u. λόγος, Rede), die Wiederholung eines bereits ausgesprochenen Gedankens mit anderen Worten.

**Tavastehus,** Län im russ. Großfürstenthum Finnland, 391,995 □M., wovon 321,597 auf das Festland, 4,553 auf die Inseln in den Seen u. 65,845 auf die Binnenseen kommen, mit 193,477 ausschließlich lutherischen E. (1872), wird im S. von den Länen Nyland u. Åbo-Björneborg, im W. nur von letzterem, im N. von Wasa u. im O. von St. Michel begrenzt; ist reich an Flüssen, Seen u. Wäldern, u. obgleich zum Theil gebirgig, doch im Allgemeinen fruchtbar. Ackerbau, Viehzucht, Jagd u. Fischfang sind Hauptbeschäftigungen; die Industrie ist unbedeutend. Der Hauptort **T.** (finnisch Hämeenkaupungi u. Hämeenlinna) mit 3150 E. (1867) liegt an einem See u. an der Eisenbahn Riihimäki-T.-Tammerfors. Sein befestigtes Schloß Kronoborg od. Tavasteborg mit Zeughaus, Magazinen, Kasernen u. russ. Besatzung stammt aus dem J. 1249. — Tavastland hieß seit 1042 in der alten nordischen Geographie der fruchtbarste Strich im Süden Finnlands von etwa 470 □M. Größe. In ihm wurde zuerst der Ackerbau eingeführt, u. seine Einwohner, die Tavaster, traten zuerst von allen Finnländern mit den Schweden in nähere Beziehung.

**Tavernier** (spr. Tawernjeh), Jean Baptiste, franz. Juwelier u. Reisender, geb. als Sohn eines Landkartenhändlers aus Antwerpen 1605 zu Paris; erlernte die Goldschmiedekunst, in der er es zu großer Vollkommenheit brachte, durchreiste seit seinem 22. Jahre die meisten Länder Europa's u. dann die Türkei, Persien u. Indien. Erst um 1667 kehrte er von seinen Reisen, auf denen er sich ein bedeutendes Vermögen erworben hatte, zurück u. kaufte, um als Protestant in einem freien Staate zu leben, die Baronie Aubonne am Genfer See. 1687 verkaufte er aber dieselbe wieder u. unternahm eine abermalige Reise nach dem Orient, auf welcher er jedoch im Juli 1689 zu Moskau starb. Seine früher im Morgenlande gesammelten Beobachtungen u. Erfahrungen bearbeiteten Chappuzeau u. Lachapelle in dem Buche „Six voyages en Turquie, en Perse et aux Indes" (Par. 1676—79, 3 Thle.; ebd. 1724, 6 Thle.; deutsch von Wiederhold, 3 Bde., Genf 1681, u. von J. Menudier, 3 Bde., Nürnb. 1681, Fol.).

**Taxe** (frz. taxe, mittellat. taxa; davon taxare, abschätzen, taxiren) nennt man die von einer öffentlichen, Glauben verdienenden Person ausgehende Abschätzung einer Sache od. Forderung. Wichtig ist nam. die Taxation von Grundstücken, welche, außer in Erbfällen, nam. auch vorkommt, wenn ein Grundstück zwangsweise versteigert werden soll. Sie geschieht alsdann zumeist unter Zuziehung eines Maurer- od. Zimmermeisters durch das Gericht u. soll den Erstehungslustigen einen Anhalt dafür bieten, wie hoch sie mit ihren Geboten gehen können. Eine Garantie für die Richtigkeit der T. übernimmt der Staat dadurch allerdings nicht. Sehr häufig kommt eine T. bei der Abpfändung von Gegenständen vor. Nach § 716 der deutschen Reichscivilprozeßordnung ist im Zwangsverfahren eine T. nur bei Kostbarkeiten vorgeschrieben. — Ferner nennt man T. eine von der Obrigkeit erlassene Satzung, durch welche der Preis für gewisse Sachen od. Leistungen festgesetzt wird; so spricht man von einer Brot- od. Fleischtaxe, einer Droschkentaxe 2c. Die Bedeutung des Wortes in letzterem Sinne berührt sich danach mit der von Tarif (s. d.).

**Taxidermie** (v. griech. τάξις, Anordnung, u. δέρμα, Haut), das Ausstopfen von Thieren (s. d.).

**Taxis,** s. „Thurn u. Taxis".

**Taxus** (Eibe, Eibenbaum, Eien, Eben, Ebe, Rotheibe, Ibe, Ife, Eise, Iwe, If, Isen, Eva, Eisen- u. Esenbaum, Gyenbaum, Bogenbaum, Taxbaum, Taxus baccata *L.*), eines der merkwürdigsten u. seinem Ursprunge nach wol auch ältesten Nadelhölzer Europa's, hier und da in Deutschland noch ursprünglich wild, sowol in Gebirgen wie in der norddeutschen Ebene, in der Regel aber nur als Zierpflanze in Gärten u. Parkanlagen gehegt. Der T. ist nicht nur dadurch merkwürdig, daß er den Typus einer eigenen Gruppe der Nadelhölzer, der Taxineen, darstellt, welche sich durch sog. Beerenzapfen (rothe, beerenartige Früchte) auszeichnet, sondern auch dadurch, daß er an seinem Stamme vielfach ausschlägt, was wir an unseren anderweitigen Coniferen fast gänzlich vermissen. Damit Hand in Hand geht die Fähigkeit des Stammes, sich strauchartig am Gipfel zu verästeln. Sonst hat der Baum große Aehnlichkeit mit der echten Tanne, deren flache Nadeln auch er besitzt u. die er ebenso in gegenüberstehender Weise am Zweige entwickelt. Die Pflanze ist getrennten Geschlechts u. kommen, wie beim Wacholder, die beiderlei Blumen auf verschiedenen Stämmen vor, die männlichen als Kätzchen mit schildförmigen, mehrlappigen Antheren (Staubblättern), die weiblichen Kätzchen mit einem scheibenförmigen Fruchtblatte, welches später zu einer beerenartigen Becherhülle (offenen Beere) auswächst, u. welchem die gipfelständige Blüte aufsitzt. Die Blätter sollen einigen Thieren, z. B. Kühen u. Pferden, gefährlich sein, Ziegen dagegen nichts schaden. Die Beeren sind nicht giftig; die Früchte einer nahe verwandten Art genießt man in Japan allgemein. Lange Zeit bereitete man aus ihnen einen Sirup gegen Brustbeschwerden. Das Holz, das man auch gegen Wasserscheu gebrauchte, gehört zu den härtesten Hölzern unserer Zone; fein u. schwer, wie es ist, eignet es sich auch wegen seiner röthlich-braun geflammten Maser zu schönen Dreher- u. Tischlerarbeiten. Da der T. nur

Nr. 5181. Taxus, links Staubblüten, rechts Fruchtzweig.

äußerst langsam wächst, so ist er bei uns ziemlich ausgerottet u. in wildem Zustande dem Aussterben nahe. Sonderbar genug, ihn bewohnt kein einziges Insekt, woraus man schließen konnte, daß die Geschöpfe, welche auf ihm lebten, längst ausgestorben sind, u. daß er somit selbst nur als Rest einer sonst vergangenen Flora betrachtet werden müsse.

**Tay** (spr. Täh), der größte Fluß Schottlands; entspringt an der Westgrenze der Grafschaft Perth, bildet bald 2 langgestreckte Gebirgsseen, von denen der größere, der Loch of T., 3 Meilen lang u. $\frac{1}{2}$ Meile breit ist; nimmt rechts die Flüsse Earn u. Almond, links den Lyon, den ihm an Wasserfülle fast gleichen Tummel u. die Isla auf u. bildet nach 25 Meilen langem Laufe, $1\frac{1}{2}$ Meile unterhalb Perth, den langgedehnten Meerbusen Firth of T. Schiffbar ist der T. von Perth ab, bis wohin die Flut steigt. Sein Gebiet, zur größeren Hälfte den Grampian Mountains angehörig, umfaßt 94 □M.

**Taygëton** od. Taygetos, jetzt Pentedaktylon (d. h. das Fünffingerige), die längste u. höchste Bergkette des Peloponnes, streckt sich vom Becken von Megalopolis bis zum Kap Matapan od. nach der alten Geographie von Arkadien zwischen Lakonika u. Messenien bis zum Vorgebirge Tänaron. Aus der ihr östl. vorlagernden hügeligen Ebene thürmt sich die Gebirgsmauer mit wunderbar wechselnden Farbentönen schroff auf u. bildet mit ihren prächtig geformten Gipfeln, die $\frac{3}{4}$ des Jahres mit Schnee bedeckt sind, einen wundervollen Kontrast zu den niedriger liegenden Wäldern u. der üppigen Vegetation der Ebene, die durch zahlreiche Quellen u. Bäche, die aus den tiefen Schluchten des Gebirges hervorbrechen, bewässert wird. Der höchste Gipfel ist der Heil. Ilias- od. Makrynoberg (im Alterthum Taleton) von 2409 m. Höhe. Das ganze Gebiet ist reich an Marmorbrüchen u. Metallen.

**Taylor** (spr. Tehl'r), Bayard, nordamerikan. Dichter u. Romanschriftsteller, Reisender u. Diplomat, geb. zu Kennett Square (Pennsylvanien) 11. Jan. 1825; trat 1842 als Lehrling in eine Buchdruckerei zu West Chester, machte 1844—45 eine Fußreise durch Europa u. legte nach seiner Rückkehr die gewonnenen Anschauungen u. Erfahrungen in seinem Erstlingswerke nieder: „Views a foot, or Europa seen with knapsack and staff“ (Philad. 1846). Nachdem er dann ein Jahr lang in Phönixville (Pennsylvanien) eine Zeitung herausgegeben, ging er nach New York, schrieb daselbst für die „Literary World“ u. betheiligte sich später an der Herausgabe der „Daily Tribune“. 1849 besuchte er Kalifornien u. Mexiko, 1851 Aegypten, Kleinasien u. Syrien u. 1852 Indien u. Japan. Zurückgekehrt lebte er abwechselnd in New-York u. auf seinem Landgute Cedarcroft in Pennsylvanien. 1862—63 war er Gesandtschaftssekretär, dann eine Zeit lang Geschäftsträger in Petersburg. 1874 weilte er wieder in Aegypten u. nahm hierauf an der 1000jähr. Jubelfeier in Island Theil, die er durch ein ins Isländische übersetztes Gedicht verherrlichte. Im Febr. 1878 vom Präsidenten Hayes für den Posten eines Gesandten der Union beim Deutschen Reiche in Vorschlag gebracht, ward er als solcher im März vom Senat bestätigt; zu dieser Stellung ist er um so mehr geeignet, als er deutsche Sitte u. deutsches Wesen, vorzüglich aber auch Deutschlands Literatur, gründlich studirt hat. Daher konnte er auch nicht blos eine vielbewunderte engl. Uebersetzung von Goethe's „Faust“ (1870) liefern u. 1872 eine Lebensbeschreibung Goethe's u. Schiller's unternehmen, sondern auch eine „Geschichte Deutschlands“ verfassen, die von seiner Gattin, einer Tochter des Astronomen Hansen (s. d.), ins Deutsche übertragen wurde (Stuttg. 1875, mit 8 historischen Karten). In Amerika sind seine lebensvollen Reisewerke ebenso beliebt wie seine Romane, Gedichte, Dramen 2c. Die erste Sammlung seiner „Works“ erschien 1856 (6 Bde., Boston).

**Taylor** (spr. Tehl'r), Zachary, nordamerikanischer General u. 12. Präsident der Vereinigten Staaten, geb. in Orange-County (Staat Virginien) 24. Nov. 1784; trat 1808 als Leutnant in das reguläre Heer der Union ein, zeichnete sich als Hauptmann in dem vier Jahre später ausbrechenden Kriege mit England durch die heldenmüthige Vertheidigung des Forts Harrison am Wabashflusse aus, wofür er den Majorsrang erhielt, ward 1819 Oberstleutnant u. 1832 Oberst, als welcher er sich im Black-Hawk-Kriege hervorthat u. Ende Dez. 1835 nach Florida marschirte, wo er bis 1840 unter den schwierigsten Verhältnissen mit glücklichem Erfolg gegen die Indianer focht. Inzwischen zum Brigadegeneral aufgerückt, übernahm er nach seiner Rückkehr das Kommando im 1. Militärdepartement (Louisiana, Mississippi u. Alabama) u. rückte, als 1845 die Vereinigung von Texas mit der Union ausgesprochen worden war, mit seinen Truppen bis zum Rio Grande vor. Diesen überschritt er 1846 nach Ausbruch des Krieges gegen Mexiko, ohne erst die für ihn bestimmten Verstärkungen u. Zufuhren abzuwarten. Nach verschiedenen kleineren Erfolgen siegte er 22. u. 23. Febr. 1847 bei Buenavista mit seinen 6000 Mann über das 21,000 Mann starke Heer Santa Anna's (s. d.), so daß nunmehr das nordamerikanische Hauptheer unter General Scott (s. d.) von der Seeseite aus, ohne großen Widerstand zu finden, gegen die Hauptstadt Mexiko's vordringen konnte. Am 1. Juni 1848 wurde T. vom Whigkonvent in Philadelphia als Kandidat für die Präsidentenwürde aufgestellt u. 7. Nov. mit großer Stimmenmehrheit gewählt. Am 1. März 1849 trat T. sein Amt an, starb aber schon 9. Juli 1850 zu Washington. — Vgl. u. A. Fry, „Life of general T.“ (Philadelphia 1847); „General T. and his companions“ (ebd. 1848).

**Tazette** (Narcissus Tazetta), ein aus dem Orient stammendes Zwiebelgewächs, mit langen flachen, breiten, graugrünen Blättern, runden u. dicken Blumenschäften, auf denen sich viele weiße od. gelbe wohlriechende Blumen von der Form der Narcisse (s. d.) bilden. Gleich den Hyazinthen u. Tulpen kultivirt man die T.n in zahlreichen Abarten als eines der beliebtesten Zimmergewächse entweder in Töpfen od. in langen, mit Wasser gefüllten Gläsern. Ihre Zwiebel wirkt Brechen erregend; aus den Blumen dieser wie noch anderer Narcissenarten kann das wohlriechende Narcissenöl bereitet werden.

**Te,** chemisches Zeichen für Tellur.

**Teakholz** (spr. Tiek-), das Holz des Teak- od. Tekbaumes (Tectonia grandis) in Ostindien, wo derselbe auf Ceylon, den Vorgebirgen des Himalaja u. auf Java (hier Djadi genannt) große Waldungen bildet. Der Teakbaum gehört zu der natürlichen Familie der Verbenaceen od. Eisenkrautgewächse, deren wichtigsten u. schönsten Vertreter er darstellt. Seines stattlichen Wuchses wegen nennt man ihn auch „ind. Eiche“. Der Stamm erhebt sich schnurgerade in oft erstaunlicher Dicke u. bedeckt sich mit einer aschfarbigen Rinde. Die in der trockenen Jahreszeit abfallenden, ihrer Form nach verkehrt eiförmigen Blätter erreichen bei jungen Bäumen eine Länge bis zu 0,5 m. u. eine Breite bis zu 0,35 m. Die Blumen stehen an den Enden der Zweige in großen Rispen, sind klein, weiß u. von durchdringendem Geruche. Die Samen befinden sich in vierfächerigen holzigen Nüssen, welche, vom blasig aufgetriebenen Kelche umgeben, in einem herben grünlichen Fleische liegen. Man benutzt Blumen u. Früchte arzneilich, färbt mit den Blättern Seide u. Wolle purpurroth, verspeist dieselben auch jung, wo sie noch zart sind; das Holz ist eines der werthvollsten, u. der Baum deswegen auch den Hindu ein heiliger; denn dieses Holz besitzt nicht nur die Eigenschaft, nicht zu splittern, sondern auch die, im Seewasser so gut wie unverwüstlich zu sein: es wird weder von den Bohrwürmern des Ind. Meeres noch von den weißen Ameisen des asiat. Festlandes zernagt. Aus diesem Grunde wird es in Indien, wo die Engländer den Baum forstwirthschaftlich aufs Sorgsamste pflegen, fast ausschließlich zum Schiffsbau verwendet. Seine Dauerhaftigkeit erklärt sich durch den großen Kieselgehalt der Holzzellen. Der Haupthandel mit T. für den Schiffsbau wird in Kalkutta u. Madras betrieben, das Holz selbst aber von Ava u. Pegu bezogen, da der Baum in den Königreichen Birma u. Pegu vorzugsweise zu Hause ist. Auch hier bildet er nun eine der imposantesten Baumarten, indem sein Stamm gegen 200 engl. Fuß hoch emporstrebt u. eine entsprechende Krone ausbildet. Auf Java scheint indeß der Stamm, welchen man für diese Insel auf 20 m. Höhe angibt, mehr krumm zu wachsen u. sich in ein Gewirr von Aesten aufzulösen, so daß der Baum Alles unter sich verdrängt. Das siamesische T. aus Bankok gilt als das beste; das meiste davon geht nach England. Frisch geschnitten ist es hellgelbbraun, färbt sich aber an der

Nr. 5182. Blatt u. Blüte des Teakbaumes (Tectonia grandis).

Luft bald dunkler, wie es scheint infolge seines Gehaltes an einem eigenthümlichen Harze, das sich in den Zellen neben oxalsaurem Kalke u. Kieselsäure reichlich findet. In neuerer Zeit unterscheidet man auch ein afrik. T., welches von der Westküste Afrika's aus Liberia kommt u. von einer baumartigen Wolfsmilchpflanze (Oldfieldia Africana) mit gefingerten Blättern stammt. Selbst Australien liefert ein sog. T., das aber von einem baumartigen Lorbergewächse (Endiandra glauca) herrührt.

**Tebeth,** der vierte Monat des jüd. Jahres.

**Tebris,** s. „Täbris".

**Technik** (vom griech. τέχνη, Kunst), zunächst die Bezeichnung für die geschickte Anwendung der Regeln, Erfahrungssätze u. Fingerzeige bei der Ausübung des materiellen Theiles einer Kunst; sie hat zur Aufgabe, die äußeren Mittel zur künstlerischen Ausführung eines schönen Gedankens zu schaffen, der Idee zu einem Kunstwerke Form zu verleihen, sie zur Erscheinung zu bringen. Der Auffassung eines zu schaffenden Kunstwerkes steht mithin die Ausführung gegenüber. Der große Künstler wird beiden Theilen gerecht, indem er sie in schönster Harmonie vereinigt. Der höchste Gedankenflug aber u. die kühnste Phantasie allein vermögen kein wahres Kunstwerk zu schaffen, wenn ihr Besitzer sie nicht durch Hülfe der T. zu verkörpern versteht. Letzteres kann dauernd geschehen (z. B. Malerei, Bildhauerei, Dichtkunst, Tonsetzkunst) od. vorübergehend (Schauspielkunst, Musik ꝛc.). Da man bei den Gewerben ebenfalls zwischen leitendem Gedanken u. Ausführung unterscheidet, so wird der Ausdruck T., Techniker, technisch ꝛc. auch hier gebraucht. — Die sog. technischen Ausdrücke bezeichnen alle auf die Gewerbe u. den materiellen Theil der Künste bezüglichen Verrichtungen, die dazu nothwendigen Hülfsmittel ꝛc.

**Technologie** bedeutet von Haus aus die Lehre von den Künsten, doch beschränkt der moderne Sprachgebrauch ihr Gebiet auf die systematische Beschreibung u. rationelle Erklärung derjenigen Verfahrungsarten u. Hülfsmittel, vermöge welcher die rohen Naturprodukte zu Gegenständen des physischen Gebrauchs durch menschlichen Kunstfleiß verarbeitet werden (Karmarsch). Die T. wird dadurch in gewisser Hinsicht zur Gewerbelehre od. Gewerbekunde. Bergbau, Landwirthschaft u. Handel gehören wol zur Gewerbelehre, aber nicht zur T.; ebenso unterliegen Wirthschafts- u. Betriebslehre, Straßen-, Brücken- u. Eisenbahnbau, Schiffahrt, die technischen Waffen, die Baukunst (dieselbe zerfällt in Zimmermannskunst u. Maurerkunst), obgleich dieselben vielfach in das Gebiet der T. herübergreifen, meist einer ganz speziellen Behandlung. Dagegen zählen die Hüttenkunde, die Werkzeug- u. Maschinenlehre zur T. Die T. ist keine selbständige Wissenschaft, da sie die wichtigsten Mittel zur Erreichung ihrer Zwecke aus den Naturwissenschaften schöpft, speziell aus der Mechanik, Physik u. Chemie. Man unterscheidet demnach auch zwischen mechanischer u. chemischer T., je nachdem die Rohstoffe nur ihrer Form od. auch ihrer Materie, ihrer inneren Natur nach verändert werden; bei ersterer spielen das Werkzeug u. die Maschine eine Hauptrolle, bei letzterer die chemischen Prozesse. Eine strenge Unterscheidung dieser beiden Theile der T. ist nicht möglich; dieselben berühren sich od. gehen ineinander über. Vgl. Karmarsch, „Geschichte der T. seit der Mitte des 18. Jahrh." (Münch. 1872).

**Teatotaler** od. Teatotaller (engl. [spr. Tihtotäller], von tea, Thee, u. total, gänzlich, demnach eigentlich Nurtheetrinker; nach Anderen vom irischen teetotal, ganz u. gar, dann also Teetotaler zu schreiben), in England Name der Mitglieder jener Mäßigkeitsvereine, welche sich des Genusses geistiger Getränke ganz u. gar enthalten.

**Teck,** ein 776,1 m. hoher Berg am Nordabhange der Schwäb. Alp im württemberg. Donaukreise, mit der Ruine einer gleichnamigen Burg, die dem ehemaligen Herzogthum T. den Namen gab. Dasselbe kam 1019 durch Heirath der Erbtochter Agnes, der Mutter Kaiser Heinrich's IV., an das Haus Habsburg. Ihr Schwiegersohn Rudolf von Rheinfelden, der das Herzogthum von ihr empfangen hatte, gab es 1077 an Berthold von Hechingen zu Lehen. Dessen Sohn Konrad erbte nur T. u. einen kleinen Theil des Herzogthums, während das Uebrige an den Herzog von Schwaben, Friedrich von Hohenstaufen, fiel. Später führten den Namen „Herzog von T." Albrecht II. u. Konrad I. († 1292). 1379 u. 1385 ging T. theils durch Kauf, theils durch Waffengewalt an Württemberg über, u. 1493 sprach Kaiser Maximilian Herzogthum nebst Titel u. Wappen Württemberg endgiltig zu. Den Titel „Fürst (bez. Fürstin) von T." führen jetzt die Nachkommen Herzog Alexander's von Württemberg (geb. 1804) u. seiner Gemahlin, der Gräfin Claudine von Hohenstein, geb. Gräfin Rhédey (gest. 1841).

**Tecklenburg,** Kreisstadt von 991 E. (1871) im Reg.-Bez. Münster der preuß. Provinz Westfalen, in 227 m. Seehöhe zwischen zwei Bergrücken in den letzten Ausläufern des Teutoburger Waldes gelegen; ist Sitz der Kreisbehörden u. einer Superintendentur, hat eine Burgruine, das gräflich T'sche Erbbegräbniß u. fabrizirt Leinwand, Wollenzeuge u. Garn. — T., ehemals die Hauptstadt einer Grafschaft von 6 □M., kam nach dem Aussterben der Grafen (1556) an die Grafen von Bentheim, die 1699 das Schloß u. ³/₄ der Besitzung an die Grafen Solms-Braunfels abtraten. Diese wieder verkauften ihren Antheil 1707 an den König von Preußen. 1810 wurde T. ein Bestandtheil des Großherzogthums Berg, wurde dann zum Departement Oberems des franz. Kaiserreichs geschlagen u. fiel 1814 wieder an Preußen zurück.

**Te Deum laudamus** (lat., d. i. „Dich Gott loben wir") ist der Anfang eines uralten Liedes, des sog. Ambrosianischen Lobgesanges, welcher in die Kathol. Kirche seit dem 6. Jahrh. an allen kirchlichen Festen u. Sonntagen (außer den Fasten) angestimmt wird. Doch ist der Bischof Ambrosius von Mailand (gest. 397) nicht der Verfasser, sondern nur der Uebersetzer dieses ursprünglich griech. Psalms, der von uralter Zeit her in der morgenländischen Kirche als Abendlied diente. Durch Luther's Uebersetzung von 1533 („Herr Gott, dich loben wir") hat sich das „T. D. l." als hohes Fest- u. Siegeslied auch in der Evangel. Kirche eingebürgert.

**Tegel,** Dorf u. Gut mit 511 E. (1871) im Reg.-Bez. Potsdam, preuß. Provinz Brandenburg; liegt 15 Km. nordwestl. von Berlin, mit dem es durch Pferdebahn verbunden ist, am Tegeler See (1 M. lang), der durch einen Kanal mit der Spree in Verbindung steht. Früher ein Jagdschloß des Großen Kurfürsten, ist T. jetzt Eigenthum der Familie v. Humboldt u. wurde 1822 durch Schinkel im Stil einer röm. Villa umgebaut. Im Park liegen die Grabstätten der Gebrüder Wilhelm u. Alexander v. Humboldt (s. d.). In der Nähe befindet sich der Schießplatz der in Berlin garnisonirenden Artillerie.

**Tegernsee,** ein in 722 m. Seehöhe gelegener, 0,193 □M. großer u. bis 155 m. tiefer See in Oberbayern; streckt sich, ¹/₂ Stunde breit, 1¹/₂ Stunde lang, von S. nach N., hat im N. beim Ausfluß der Mangfall, die zum Inn geht, flache Ufer, wird aber im W. von der Ringspitze, dem Hirschberge u. dem Kampen, im S. vom Wall- u. vom Setzberge, die gegen 1000 m. über ihn sich erheben, umrahmt. An seinem romantischen Ostufer liegt malerisch das Pfarrdorf **T.** mit etwa 900 E. Das Schloß, jetzt Eigenthum des Herzogs Karl Theodor in Bayern, war früher Benediktinerabtei, die, 736 gestiftet, 1804 aufgehoben wurde. In der Nähe liegt der große Paraplui mit schönem Blick auf den südl. Theil des Sees. T. ist einer der bekanntesten Sommerfrischplätze Oberbayerns.

**Tegetthoff,** Wilhelm v., österr. Vizeadmiral, geb. zu Marburg in Steiermark 23. Dez. 1827, stammte aus einer aus Livland in Oesterreich eingewanderten Familie. Sein Urgroßvater, Joh. Wilh. T., wurde 1765 als Husarenrittmeister wegen Tapferkeit geadelt; sein Großvater, der 1819 zu Brünn verstorbene Oberleutnant Joseph v. T., rettete in der Schlacht bei Stockach dem Erzherzog Karl das Leben; sein Vater, Karl v. T., geb. 15. Febr. 1790, starb als pensionirter Oberstleutnant zu Graz 9. Mai 1858. T. wurde seit 1840 in der Kadettenakademie zu Venedig für den Marinedienst vorgebildet, ging 1845 als Kadett zur See, wurde 1848 Schiffsfähnrich u. 1849 Adjutant des Flottenoberbefehlshabers v. Martini, als welcher er sich beim Blockadegeschwader vor Venedig befand. 1854 befehligte er als Linienschiffsleutnant den Dampfer „Taurus", mit dem er im Krimkriege an den Sulinamündungen kreuzte. 1857—58 befuhr er mit Heuglin die Küsten des Rothen Meeres u. des Golfs von Aden, wo er in die Hände der Eingeborenen fiel; nach seiner Befreiung reiste er von Kosseir nach Socotra, untersuchte dabei die Ankerplätze u. die Verbindungen mit dem Inneren u. kehrte über Suez u. Alexandria nach Europa zurück. Hierauf zum Korvettenkapitän u. Chef des Marinekommando's in Triest ernannt, ward T. 1859 Chef der 1. Sektion des Marineoberkommando's u. Adjutant des Erzherzogs Ferdinand Maximilian, den er auf seiner Reise nach Brasilien begleitete. Nach seiner Rückkehr erfolgte 1860 seine Beförderung zum Fregatten- u. 1861 zum Linienschiffskapitän. Im Deutsch-dän. Kriege ging er mit seiner Flottenabtheilung nach der Nordsee, wo er 9. Mai 1864 bei Helgoland gegen das überlegene dän. Geschwader kämpfte; der vollständige Sieg ward ihm freilich durch den Brand der Fregatte „Schwarzenberg" entrissen. T. rückte hierauf zum Contreadmiral auf u. befehligte bis 1866 im Adriatischen u. Mittelmeere. Im Kriege gegen Italien gewann er 20. Juli 1866 die große Seeschlacht bei Lissa (s. d.), einen Seesieg, wie seit Nelson's Tagen keiner erfochten worden war. Infolge jenes Sieges ward T. zum Vizeadmiral ernannt. Im November dess. J. machte er eine Reise nach Frankreich, England u. Nordamerika, wo man ihn wie eine Größe der Zeit feierte. Am 1. April 1867 in das österr. Herrenhaus berufen, nahm er hier seinen Platz auf der äußersten Linken; treu hielt er zur Verfassung,

stand in allen konfessionellen Fragen auf Seite des Liberalismus u. widerstand allen Hohenwart'schen Versuchungen. Im Juli 1867 erhielt er den Auftrag, die Leiche des unglücklichen Kaisers Maximilian I. von Mexiko auf der „Novara" nach Oesterreich zu holen. Nachdem er denselben ausgeführt, ward er 25. Febr. 1868 bei der neuen Organisation der Marinesektion deren Chef (Generalinspektor) u. Kommandant der Kriegsmarine. Als solcher starb er, zu früh für sein Vaterland, 7. April 1871 zu Wien; seine Leiche wurde später nach Graz gebracht u. dort 29. Okt. 1872 auf dem St. Leonharder Friedhofe beigesetzt. Am 20. Juli 1877 wurde in Pola sein von Joh. Schilling modellirtes Denkmal enthüllt. Daß T. auch die Feder vortrefflich zu führen verstand, zeigen verschiedene Arbeiten, die er in die Wiener „Neue Freie Presse", in die „Oesterreichische Revue" u. andere Zeitschriften geliefert hat. — **Albrecht v. T.**, Bruder des Vorigen, geb. 12. Juni 1841, gest. zu Graz 22. Juli 1871, war einer der bedeutendsten Mathematiker u. Hydrographen Oesterreichs; derselbe bekleidete eine Professur an der Marineakademie in Fiume. Ein dritter Bruder, **Karl v. T.**, ist österr. Linienoffizier.

Nr. 5183. Wilhelm v. Tegetthoff (geb. 23. Dez. 1827, gest. 7. April 1871).

**Tegnér,** Esaias, berühmter schwed. Dichter, geb. 13. Nov. 1782 als Sohn eines Landpredigers in dem Dorfe Millesnik. Der Vater starb, als Esaias kaum 10 Jahre alt war; die Wittwe lebte in ärmlichen Verhältnissen, u. Esaias lernte früh den Ernst des Lebens kennen. Nach seiner Konfirmation kam er in das Haus eines seinem Vater befreundeten Steuereinnehmers, Namens Brauting, in der Provinz Wermland, deren große Naturschönheiten anregend auf seinen Geist wirkten. Sein poetisches Talent entwickelte sich hier früh. Schon sein in Alexandrinern geschriebenes, aber später verlorenes Erstlingsgedicht „Atle" gab Zeugniß von einer technischen Fertigkeit u. einer Herrschaft über die Sprache, wie sie damals in Schweden selten war. Die hohe Begabung des damals 14jährigen Knaben erkennend, brachte ihn Brauting in das Haus eines Kapitäns Lövenhjelm auf dem Gute Malmahaus, mit dessen Söhnen Esaias nun unterrichtet wurde, u. zwar durch seinen dort als Hauslehrer fungirenden älteren Bruder. Als dieser später in ähnlicher Stellung zu dem Bergrath Myhrmann, Besitzer des Gutes Rämen im Gebirge bei Filipstadt ging, nahm er seinen Bruder mit, der hier eifrige Studien trieb u. in der jüngsten Tochter des Hauses, seiner späteren Gattin, das Vorbild seiner Ingeborg fand; was in dem ersten Gesange seiner Frithjofssage geschildert wird, sind zum Theil seine eigenen Erlebnisse. Im Herbste 1799 bezog T. die Universität zu Lund zum Studium der Theologie, beschäftigte sich aber daneben viel mit Mathematik u. Philosophie. 1802 bestand er sein Kandidatenexamen, u. unter 30 jungen Magistern, die nach schwed. Sitte im Dome zu Lund mit dem Lorber gekrönt wurden, nahm der 19jährige T. den Ehrenplatz ein. Schon während seiner Studienzeit hatte er zwei lat. Abhandlungen, über Anakreon u. über die Aesopische Fabel, veröffentlicht; nach einem kurzen Aufenthalte in Stockholm, wo er sich mit dem Historiker Geijer befreundete, wurde er zum Dozenten der Aesthetik in Lund ernannt, 1812 Professor des Griechischen u. zugleich Prediger zweier Gemeinden in der Nähe von Lund, 1818 Mitglied der Schwed. Akademie, der sog. „Achtzehn", u. 1824 Bischof von Wexiö, in welcher Stellung er sich besondere Verdienste, nam. um das Unterrichtswesen, u. großes Ansehen als Redner erwarb (vgl. seine „Reden", deutsch von Mohnike, Stralf. u. Lpz. 1829, u. „Schulreden", deutsch von demselben, Stralf. 1833). Seit 1840 zeitweilig an Geistesstörung leidend, aber in der Irrenanstalt in Schleswig geheilt, starb T. zu Wexiö 2. Nov. 1846. Als Dichter erregte T. zuerst durch eine kriegerische Dithyrambe „Für die schonische Landwehr" allgemeines Aufsehen. Das 1811 folgende große Gedicht „Svea" erhielt von der Schwed. Akademie den großen Ehrenpreis. 1814 erschien das Gedicht „Nore", das die Vereinigung der skandinavischen Reiche prophetisch verkündet, 1820 das schöne Idyll in Hexametern „Die Nachtmahlskinder", 1821 der „Axel" (deutsch von E. Wilken, Lpz. 1876), 1825 zuerst vollständig die „Frithjofssage", auf welcher T.'s Weltruf als Dichter beruht (gegen zwanzigmal ins Deutsche übersetzt, darunter von Amalie v. Helvig, Stuttg. 1826 u. ö., von Mohnike, Stralf. 1826 u. ö.). Seit seiner Uebersiedelung nach Wexiö war T.'s dichterische Thätigkeit gehemmt, das große Gedicht „Helgonabacken" blieb unvollendet. Eine Gesammtausgabe seiner Werke besorgte sein Schwiegersohn Böttiger (7 Bde., Stockh. 1847—50); eine Uebersetzung seiner „Sämmtlichen Gedichte" lieferte Mohnike (Lpz. 1840, mit Biographie). — T. gilt für den größten schwed. Dichter; zwischen den schwed. sog. Akademikern u. Romantikern od. Fosforisten nimmt er eine Mittelstellung ein; er forderte größere Nüchternheit u. Klarheit als die Romantiker, zugleich aber mehr Gemüthstiefe, Innigkeit u. Schwung, als die in franz. Schule gebildeten Akademiker, die ihm vorausgingen. In Lund ist 1853 ihm ein Denkmal errichtet, modellirt von Quarnström, auch wird seine ehemalige dortige Wohnung, von der Stadt angekauft u. restaurirt, gezeigt. Auch in T.'s Geburtsorte steht sein Denkmal mit der Inschrift: „Hier seine Wiege, in Wexiö sein Grab, im Gesange sein Gedächtniß." Vgl. Böttiger, „T.'s Leben" (deutsch von Wilken, Lpz. 1847).

**Tegucigalpa** od. Tejucicalpa, die größte u. betriebsamste Stadt der centralamerik. Republik Honduras, Hauptstadt des gleichnamigen Depart. (139,77 □M. mit 60,000 E.), des metallreichsten des Staates, liegt in einem über 1000 m. hohen, waldigen u. gesunden Hochthale am Rio grande de T. od. Rio Choluteca, ist gut gebaut, hat eine schöne Kathedrale u. an dieser die einzige öffentliche Uhr des Landes, eine sog. Universität, ein Münzamt, ansehnlichen Handel u. 12,000 E. (1865).

**Teheran** (d. h. Reine), auch Dâr-el-chelâfeh (d. h. Wohnung des Khalifats), Hauptstadt der pers. Provinz Irak-Adschemi u. Residenz des Schah; liegt im SW. des Demawend (s. d.) 1150 m. hoch in einer kahlen, gut bevölkerten u. bebauten Ebene mit feuchtem, fiebererzeugendem Salzboden, hat ³/₄ M. Umfang u. im Winter etwa 120,000 E., während im Sommer, wo wegen der Hitze u. der Fieberluft die Wohlhabenden in den nördlich liegenden Schamirandörfern weilen, nur 80,000 E. geschätzt werden. Die von einer Mauer mit sechs Thoren umgebene Stadt macht keinen bedeutenden Eindruck: die Straßen sind eng u. unregelmäßig, auch der auf der Nordseite liegende ausgedehnte u. mit einer zweiten Mauer versehene Palast des Schahs ist als Bauwerk nicht hervorragend, doch umschließt er den Marmorthron aus Yezd (südöstl. von T.), den Pfauenthron aus Delhi, überhaupt viel Glanz u. Reichthum, bes. auch unvergleichliche Rosengärten. T. hat 11 Moscheen, eine Gelehrtenschule mit Bibliothek, zahlreiche theologische Hoch- u. Elementarschulen, ausgedehnte Bazars, die sehenswerthesten Gebäude der Stadt, eine Menge Karawanserais, eine Kanonengießerei und eine Pulverfabrik. Als Kreuzungspunkt mehrerer wichtiger Karawanenstraßen hat T. bedeutenden Handel; von Wichtigkeit ist auch seine Seiden- u. Baumwollmanufaktur, Teppichweberei u. Eisenwaarenfabrikation. In der Nähe südl. liegen die zwei königl. Lustschlösser Nigaristan u. Tacht-i-Kadchar mit prächtigen Rosengärten, ferner eine mächtige kaiserliche Baumwollenspinnerei u. Weberei mit vielen Maschinen, endlich am Südabhang des Elburs die milden u. schönen Sommersitze der pers. Großen u. der Fremden.

An der Stelle der alten Hauptstadt von Ostmedien, Rhagä (jetzt Ruinen von Rei), das noch unter Harun ar Raschid einmal blühte, aber von Tschingis Khan zerstört wurde, liegt heute, nahe T., das große Dorf Schachzadeh Abdulazim. In T. wurde 1746 ein Friede zwischen Persien u. der Türkei geschlossen; politische Gründe veranlaßten 1798 die Verlegung der Residenz von Ispahan hierher.

Nr. 5184. Teheran.

**Tehuantepec,** mexikan. Hafen u. Handelsstadt im Staate Oaxaca, am gleichnamigen Flusse in fruchtbarer Gegend gelegen, 3 M. westl. von dem geräumigen, aber durch eine Barre gesperrten u. seichten Hafen am Großen Ozean, ist verhältnißmäßig gut gebaut, hat eine 1530 von dem letzten Zapatekenfürsten erbaute Kathedrale, 16 Kirchen u. 9000 fast nur indian. E., welche gewerbfleißig sind u. Handel bes. mit dem in der Nähe gewonnenen Salz treiben. An dem 1 M. entfernten Berge Guiengola liegen weitläufige Ruinen einer alten Stadt. Nach T. benannt sind der anliegende Meerbusen des Großen Ozeans, den man als nordwestl. Endpunkt Centralamerika's auffaßt, u. der durch diesen u. die Bucht von Coatzagualco am Südende des Golfs von Veracruz entstehende Isthmus.

Nr. 5185. Das Thor Schah-Abdulazim's in Teheran.

Dieser ist nur 25 M. breit; der niedrigste Paßübergang über ihn, der von Tarifa, hat nur eine Höhe von 200 m.; daher hat man schon seit Cortez daran gedacht, durch einen Kanalbau ihn zu durchstechen u. den Großen mit dem Atlantischen Ozean zu verbinden. Doch sind wegen der Bodenschwierigkeiten alle bes. seit 1842 ausgearbeiteten, dahin zielenden Projekte nicht weiter verfolgt worden. Noch 1870–71 ließen die Verein. Staaten den Isthmus durch Kapitän Schufeldt darauf untersuchen; der neueste Plan taxirt die Herstellungskosten auf 31,630,000, die jährlichen Einnahmen auf 7,625,000 Dollars.

**Teiche,** Weiher, größere, durch künstliche od. natürliche Ufer eingeschlossene Wasserbehälter, deren Abfluß bei einer geregelten Benutzung gewöhnlich durch Schleußen ꝛc. regulirt werden kann. Das in den T.n aufgestaute Wasser dient entweder zum Maschinenbetrieb, zur Aufzucht von Fischen, zur Bereithaltung für Feuersgefahr, zur Bewässerung ꝛc. T. werden bei geringem Wasserzufluß als Reservoirs bes. für den Mühlenbetrieb benutzt. Bei den Fischteichen unterscheidet man 1. Streichteiche, in welche im Frühjahr die Laichkarpfen gesetzt werden; 2. Streckteiche, in welche im nächsten Jahre die Brut gebracht wird, damit sie sich streckt, d. h. wächst; 3. Karpfenteiche, Besatzteiche, Hauptteiche, in denen sich die Verkaufswaare ausbildet; 4. Winterhaltungen zur Pflege u. zum Schutz der Fische im Winter. Ein sog. Fischlager (Kesselloch), worunter man die tiefste Stelle des T.s od. Hälters versteht, erlaubt den Fischen, sich beim Ablassen des Wassers darin zu sammeln. Die Teichfischerei ist in den letzten Dezennien bisweilen zum wirthschaftlichen Nachtheil immer mehr eingeschränkt u. der Teichgrund für den Wiesen- u. Feldbau herangezogen worden. Die Karpfenzucht in T.n ist heute nam. in Bayern, Holstein, um Halberstadt in Thüringen, Altenburg u. im Vogtlande sehr ausgedehnt. Bisweilen werden bei der sog. Teichwirthschaft große T. in der Weise landwirthschaftlich benutzt, daß ihr Grund in bestimmter Aufeinanderfolge der Früchte mehrere Jahre bestellt u. dann unter Wasser gesetzt bez. wieder mehrere Jahre zur Fischerei benutzt wird.

**Teichmuschel** (Anodonta, d. h. Zahnlose), eine vielgestaltige Gattung von Süßwassermuscheln mit zahnlosem Schloß. Ihre in den Kiemen sich entwickelnden Jungen weichen in der Form so sehr von den Alten ab, daß sie ehemals für besondere parasitische Thiere (Glochidium) gehalten wurden. Die T.n halten sich meist im Schlamme stehender Wässer auf. Eine sehr gemeine Art ist die in Bächen lebende Ententeichmuschel (Anodonta anatina), deren Schale 7 cm. lang ist, während die Schwanenteichmuschel (Anodonta cygnea) eine Größe von 18 cm. erreicht.

**Teichner,** Heinrich der, deutscher Dichter von bürgerlicher Herkunft, wahrscheinlich ein Oesterreicher von Geburt, wie er auch meist in Wien lebte; dichtete 1250–77 über 700 lehrhafte, moralische Gedichte von zusammen etwa 70,000 Versen, von denen aber nur wenige gedruckt sind. Der T. besaß eine ungewöhnliche Bildung; seinen Gedichten liegt eine tief religiöse, sittliche Weltanschauung zu Grunde, die er auch durch sein Handeln bethätigte; nach dem Zeugniß seines Freundes Suchenwirth (s. d.) bewies er sich, in günstigen äußeren Verhältnissen lebend, bes. gegen Kirchen u. Spitäler freigebig. Doch war er nicht blind gegen die Mißstände in der Kirche; daneben zieht er bes. gegen das entartete Ritterthum zu Felde. — Vgl. v. Karajan, „Ueber Heinrich den T." (Wien 1855).

**Teifuns** (engl. Typhoons, vom chines. Ti-fung, d. i. starker Wind) heißen die Wirbelstürme (Cyklonen) im Chines. Meere, auf den Philippinen u. den südl. Inselgruppen Japans, etwa zwischen 10 u. 30° n. Br. u. 105 u. 143° östl. Länge von Greenwich. Die Richtung ihres Fortschreitens ist meist von W. nach O. u. die Drehung der Luft im Wirbel entgegengesetzt der Drehung des Uhrzeigers. Sie treten wol zuweilen auch ohne Vorzeichen an, gewöhnlich aber deutet eine dicke, sehr schwarze, oben kupferrothe Wolke ihr Erscheinen an. Mit der Bewegung derselben bricht der Sturm los, der gegen 12 Stunden andauert u. nach einer darauf folgenden Stunde Windstille mit fast gleicher Heftigkeit in die entgegengesetzte Windrichtung umzuschlagen pflegt. In den Monaten Juni bis Nov. kommen sie am häufigsten vor, finden sich aber selten mehr als einmal im Laufe von drei bis vier Jahren

**Teikun**, s. „Japan, Geschichte".

**Teint** (franz., spr. Täng), Gesichts- u. Hautfarbe.

**Teiresias** (lat. Tiresias), Sohn des Eueres, nach Anderen des Phorbas u. der Chariklo, der berühmteste Seher u. Wahrsager des griech. Heldenzeitalters, war vom 7. Jahre an blind, weil er Dinge, die den Menschen nach dem Rathschluß der Götter verborgen bleiben sollten, ausgeplaudert hatte; nach anderen Berichten soll er Athene im Bade überrascht haben u. dafür von ihr geblendet worden sein. Auf Bitten seiner Mutter schenkte ihm Athene, da sie ihn nicht wieder sehend machen konnte, einen Wunderstab, der ihn vor jedem Straucheln schützte, u. die Gabe, die Stimmen der Vögel zu verstehen. — Nach Hesiod's Erzählung erschlug T. von einem Schlangenpaar das Weibchen u. wurde alsbald in ein Weib verwandelt, bis er nach sieben Jahren das Männchen erschlug u. sein ursprüngliches Geschlecht wieder erhielt. Deshalb beriefen ihn Zeus u. Here als sachverständigen Schiedsrichter bei einem Streite über das Verhältniß des Vergnügens der beiden Geschlechter in der Liebe, wo T. dem Zeus Recht gab u. dem weiblichen Geschlecht neun Zehntel, dem männlichen nur ein Zehntel des Genusses zusprach. Erzürnt über dieses Urtheil, soll ihn Here blind, Zeus dagegen zum Wahrsager gemacht u. ihm eine Lebensdauer von sieben (od. neun) Menschenaltern verliehen haben. T. weissagte zur Zeit des Oedipus (s. d.) u. der beiden thebanischen Kriege. Von den siegreichen Epigonen nach dem Falle Thebens nebst seiner Tochter Manto gefangen weggeführt, starb T. unterwegs an der Quelle Tilphossa im Gebiet von Haliartos; hier zeigte man noch zur Zeit des Pausanias (s. d.) sein Grab, während er in Theben ein Kenotaph hatte. Von allen Schatten der Unterwelt hat T. allein noch ungeschwächte Erinnerung. Zu ihm sendete Kirke den Odysseus, um ihn wegen der Heimkehr zu befragen.

**Tejada** (spr. Techāda), Sebastiano Lerdo de, Präsident der Mexikan. Republik, geb. zu Jalapa im mexikan. Staate Veracruz 25. April 1827; studirte die Rechte am Kollegium San Ildefonso u. betrat 1855 als Mitglied des Obersten Gerichtshofes seine politische Laufbahn. 1857 zum Minister des Auswärtigen u. Ministerpräsidenten ernannt, sah er sich schon nach drei Monaten durch Differenzen, in die er mit Comonfort, dem Präsidenten der Republik, hinsichtlich der Verfassung vom 5. Febr. 1857 gerathen war, zum Rücktritt veranlaßt. Auch trat er erst 1861, nachdem er in den Kongreß gewählt worden, wieder in die Oeffentlichkeit. Er führte den Vorsitz im Abgeordnetenhause, bis im Mai 1863 bei Annäherung des franz. Heeres die Regierung zur Flucht nach dem Norden genöthigt ward u. er dem Präsidenten Juarez (s. d.) als Mitglied der permanenten Deputation folgte. Seit Sept. 1863 Minister der Justiz u. dann abermals solcher des Aeußeren, gehörte T. während der Kämpfe gegen das Kaiserreich u. die franz. Herrschaft zu den eifrigsten Parteigängern des Präsidenten u. half den Widerstand in den der republikanischen Regierung treu gebliebenen Landestheilen organisiren; ebenso wirkte er nam. nach der Gefangennahme des unglücklichen Kaisers Maximilian auf Juarez dahin ein, die Tragödie von Queretaro in Scene setzen zu lassen. Im Juli 1867 ward T. Vorsitzender des Obersten Gerichtshofes u. bei der Präsidentenwahl im Sommer 1871 trat er neben dem General Porfirio Diaz als Gegenkandidat des bisherigen Präsidenten Juarez auf. Letzterer siegte zwar, als er aber 18. Juli 1872 plötzlich starb, übernahm T., der betreffenden Verfassungsbestimmung gemäß, als provisorischer Präsident die Regierung u. wurde auch bei der Wahl im Herbste 1872 fast einstimmig bestätigt, so daß sein einziger noch bedeutender Gegner, Porfirio Diaz, 23. Okt. seine Unterwerfung ankündigte. Aber T. erfüllte als Präsident nicht die von ihm gehegten Erwartungen. Infolge dessen erstand ihm, als er im Juli 1876 wieder zum Präsidenten gewählt worden war, nicht blos im Oberrichter Iglesias, dem Führer der Reaktion, ein Gegenkandidat, sondern Diaz konnte auch einen neuen Aufstand hervorrufen, in welchem T. mit seinem ganzen Kabinet im Dez. 1876 dem aufständischen General in die Hände fiel; doch ward er später wieder frei gegeben.

**Tejo**, s. „Tajo".

**Tektonik** (vom griech. τέκτων, Zimmermann) bedeutet eigentlich Zimmermannskunst; dann theils allgemein die Kunst, einen rohen (auch geistigen) Stoff durch Be- od. Umarbeitung zu formen, theils speziell die Erziehungskunst als Formung einer noch ungeformten Persönlichkeit od. endlich die Anordnung eines wissenschaftlichen Stoffes behufs rhetorischer od. literarischer Ausführung.



**Telamon**, nach der griech. Mythologie der Sohn des Aeakos u. der Endeïs, Bruder des Peleus. T. u. Peleus erschlugen ihren Stiefbruder Phokos u. wurden deshalb von Aeakos verbannt. T. ging nach Salamis zum Könige Kychreus, heirathete dessen Tochter Glauke u. erbte die Herrschaft der Insel. Seine zweite Gemahlin Periböa, Tochter des Pelopiden Alkathoos, gebar ihm den Aias (s. d.). Als Freund des Herakles (s. d.) begleitete er diesen auf dem Zuge gegen König Laomedon von Troja u. erhielt nach der Eroberung der Stadt als Beute Laomedon's Tochter Hesione, die durch ihn Mutter des Teukros wurde. T. gehörte zu den Theilnehmern der Jagd auf den Kalydonischen Eber (s. d.) u. des Argonautenzuges (s. d.).

**Telamonen**, bei den Römern der Name der kolossalen männlichen Gestalten, die als Gebälk- od. Balkonträger dienen, also den griech. Atlanten (s. d.) entsprechende Figuren. Der Name kommt von dem mythischen Helden Telamon (s. d.).

**Telegramm** (vom griech. τῆλε, in die Ferne, u. γράμμα, Schrift), das durch den Telegraphen (s. d.) Gemeldete.

**Telegraphie** (vom griech. τῆλε, in die Ferne, u. γράφειν, schreiben), also die Kunst, in die Ferne zu schreiben, einen Gedankenaustausch mit einer mehr od. weniger weit entfernten Person zu unterhalten mittels geeigneter Vorrichtungen (Telegraphen), welche von unserm Standorte aus an dem entfernten Orte sinnlich wahrnehmbare Wirkungen (Zeichen) hervorbringen, durch die sich unsere Gedanken ausdrücken lassen. Hiernach haben wir es weder bei einer unmittelbar durch ein gesprochenes Wort od. einen Zuruf gemachten Mittheilung, noch bei einer von einem Boten mündlich od. schriftlich überbrachten Nachricht, noch bei einem Briefe, welcher mit der Post durch thierische Kräfte od. mit der Rohrpost durch Luftdruck fortgeschafft wird, mit einer telegraphischen Beförderung zu thun. Die T. befördert, ganz wie die Rede, den Gedanken nicht als ein fertiges Ganzes, sondern in seinen einzelnen Bestandtheilen, in welche er sich sprachlich auflösen läßt. Muß demnach die T. auf die Massenbeförderung verzichten, so muß sie dafür durch allzeitige Dienstbereitschaft u. durch einen im Verhältniß zur Entfernung außerordentlich geringen Zeitverbrauch den Sieg über die postalische Beförderung davon zu tragen suchen. Die telegraphisch hervorgebrachten Zeichen nehmen wir fast ausnahmslos durch das Auge od. durch das Ohr wahr. Die hörbaren Zeichen sind zwar schnell vorübergehend, doch sind sie insofern eindringlicher, als sie sich auch für Jemand wahrnehmbar machen, der nicht eben ihrer Ankunft gewärtig ist; die sichtbaren Zeichen können leichter unbemerkt bleiben, doch kann man ihnen dafür leicht eine längere Dauer geben, sie bleibend, ja nahezu unvergänglich machen. In vielen Fällen werden Zeichen vorzuziehen sein, welche auf Auge u. Ohr zugleich wirken. Sollen blos einige wenige Nachrichten befördert werden, die sich obendrein noch im Voraus festsetzen lassen, z. B. blos der Eintritt gewisser zu erwartender Ereignisse angezeigt werden, dann kann man mit eben so wenigen einfachen Zeichen (Signalen) ausreichen; ein solches Signalisiren kommt zum Theil bei den Eisenbahnen (s. d. Sp. 1318), bei der Schiffahrt ꝛc. vor. Da aber bei dem eigentlichen Telegraphiren es sich um die Beförderung von Mittheilungen von unbeschränktem Umfange u. von beliebigem Inhalte handelt, so sind dazu meistens auch ausgebildetere Apparate erforderlich; u. da diese Mittheilungen vorwiegend solche sind, welche sich durch Worte ausdrücken lassen, so verabredet man entweder für die einzelnen Wörter u. Wortformen eine ausreichende Anzahl von telegraphischen Zeichen, welche man zu einem Chiffre-Lexikon zusammenstellt, od. man stellt für jeden Buchstaben, jede Ziffer, jedes Unterscheidungszeichen ꝛc. ein eignes telegraphisches Zeichen fest u. buchstabirt (spricht od. schreibt) dann die Nachricht in diesen Zeichen dem Empfänger vor. Als Mittel zum Telegraphiren bieten sich zunächst starre u. flüssige Körper, da sich durch die ersteren unmittelbar, durch die letzteren, wenn sie in Röhren eingeschlossen werden, Bewegungen übertragen u. in die Ferne fortpflanzen, daher auch dem Auge od. dem Ohre wahrnehmbare Zeichen hervorbringen lassen; man hätte es im ersteren Falle mit einem Draht- od. Klingelzug-Telegraphen zu thun, im andern mit einem hydraulischen od. pneumatischen Telegraphen, je nachdem man einen tropfbar flüssigen (Wasser) od. einen elastisch flüssigen (Luft) Körper wählt. Bei den akustischen Telegraphen werden die zwischen dem Ausgangs- u. Bestimmungsorte der Nachricht gelegenen festen od. flüssigen Körper nur als Schallleiter benutzt, u. der Schall dient als Träger u. Ueberbringer der Nachricht (vgl. „Telephon"). Die optischen Telegraphen wirken eben so unmittelbar auf das Auge des Empfängers wie die akustischen auf das Ohr.

Mittelbar dagegen bringen die elektrischen Telegraphen die Zeichen hervor, indem sie mittels der Elektrizität am Empfangsorte entweder Lichteffekte od. Töne (vgl. auch „Telephon") entstehen lassen, od. solche bald mechanische, bald chemische Wirkungen, welche dem Ohr od. dem Auge wahrnehmbar gemacht werden können. Klingelzüge, pneumatische u. hydraulische Telegraphen sind nur in wenigen Fällen u. bei höchst bescheidenen Ansprüchen brauchbar. Akustische Telegraphen bieten häufig, doch nur für mäßige Entfernungen, ein sehr bequemes, freilich von der Witterung u. nam. dem Winde nicht unabhängiges Signalmittel. Optische Telegraphen sind zwar höchst einfach, wenn auch nicht immer billig in Anlage, Unterhaltung u. Bedienung, in ihrer Benutzung aber manchen Beschränkungen unterworfen. Als die vollkommensten u. unabhängigsten Telegraphen aber sind die elektrischen anzusehen, welche rücksichtlich der Ferne, in die sie auf einmal die Nachricht weiterzugeben vermögen, ferner bezüglich der Schnelligkeit, mit welcher sich die einzelnen Zeichen folgen können, daher auch bez. der Geschwindigkeit der Beförderung alle anderen Telegraphen übertreffen, dabei jederzeit dienstbereit sind u. verhältnißmäßig niedrige Anlage- u. Unterhaltungskosten erfordern.

I. Hydraulische Telegraphen sind auf größere Fernen nicht ausführbar, sobald man dabei eine mit Wasser gefüllte Röhre von einem Orte zum andern haben muß, mag man übrigens, wie zuerst Bramah 1796, durch Zufüllen od. Ablassen von Wasser zwei Kolben in den nach oben umgebogenen Enden der Röhre heben od. senken u. so das telegraphirte Zeichen an einer Skala ablesen wollen, od. mag man durch veränderlichen Druck auf das Wasser entweder, wie Jobard in Brüssel 1827, einen Kolben auf verschiedene Höhen heben, od., wie Tabourin in Lyon 1867, einen Fühlhebel über einer Skala bewegen, welcher mit dem einen Ende auf einem das Rohr abschließenden elastischen Deckel ruht. Bei dem einfacheren hydraulischen Telegraph des Aeneas Taktikos schwammen auf zwei getrennten Gefäßen Korke mit Schrifttäfelchen. Durch ein Fackelsignal sollte das Oeffnen u. Wiederschließen eines Ausflußhahnes an jedem Gefäße befohlen werden, u. dasjenige Zeichen als telegraphirt gelten, welches beim Schließen in der Höhe des Gefäßrandes stand.

Nr. 5186. Hydraulischer Telegraph des Aeneas Taktikos.

II. Pneumatische Telegraphen stoßen auf dieselben Schwierigkeiten u. sind kaum zuverlässiger als die hydraulischen. Rowley wollte 1838 durch 6 Bleiröhren Luftblasen aus einem an dem einen Orte befindlichen Behälter in 6 Wassergefäße am anderen Orte austreten lassen, Crosley mittels einer einzigen Röhre u. 10 verschieden schwerer, auf einen Luftbehälter aufzulegender Gewichte telegraphiren. Mit besserem Erfolg bemühten sich Sparre seit 1867 u. Guattari in Berlin seit 1872 um die Herstellung pneumatischer Haustelegraphen (atmosphärischer Klingelzüge), indem sie mittels eines zusammendrückbaren Ballons od. eines kleinen Blasebalges einen Luftstrahl durch ein 3 mm. weites Zinn- od. Bleirohr nach einem Kautschuksäckchen trieben, dieses aufblähten u. damit entweder ein Glockenzeichen gaben od. einen Zeiger bewegten.

III. Die akustische T. reicht mit ihren Anfängen bis ins Alterthum. Xerxes, der in seinem Reiche berittene Posten hatte, stellte von Persien bis Griechenland Rufposten auf, die sich einander die weiter zu befördernden Nachrichten zuriefen u. sie so in 1 Tage so weit brachten, wie ein Läufer in 30 Tagen. Aehnliches berichtet Cäsar von den Galliern. Wo die Nachrichten nur auf geringere Entfernungen fortzupflanzen sind, benutzen wir auch jetzt vielfach mit bestem Erfolg Verstärkungsmittel für unsere Sprachorgane: Sprachrohre, Hörner, Pfeifen, Trompeten; zu einfachen Signalen häufig auch Glocken; für etwas größere Entfernungen Lärmkanonen. Auf ziemlich große Entfernungen würden sich die schon 1589 von dem Neapolitaner J. B. Porta vorgeschlagenen metallenen Schallröhren benutzen lassen, wenn sie nicht zu theuer wären. Im Kleinen, in Privathäusern, Gasthöfen, Werkstätten, Dampfschiffen 2c., lassen sich aber solche Schallröhren, in die man ohne Weiteres mit einem Mundstücke hineinspricht, oft zweckmäßig anwenden. Auch das Wasser hat man in gleicher Weise akustisch telegraphisch zu verwerthen versucht. Bei den sog. musikalischen Telegraphen gedachte man als telegraphische Zeichen verschieden hohe Töne zu verwenden.

IV. Die optischen Telegraphen bieten den Vortheil, daß sie bei einer nicht unbedeutenden Tragweite keine der Beschädigung u. Zerstörung ausgesetzte materielle Verbindung der beiden Stationen erfordern. a. Die Lichtblick-Telegraphen erregen am Absendungsorte in geeigneten Pausen am Empfangsorte sichtbares künstliches Licht, od. sie werfen ihm durch Spiegel Sonnenstrahlen zu. So soll Klytämnestra 1184 v. Chr. die Kunde von der Eroberung Troja's noch in derselben Nacht durch Feuersignale, auf 9 Zwischenstationen, nach dem 70 Meilen entfernten Argos befördert haben. Aehnliche Feuer- u. Rauchsignale benutzten auch andere Völker Europa's u. Amerika's. 450 v. Chr. aber sollen Kleoxenos u. Demokritos einen Buchstabentelegraphen hergestellt haben,

Nr. 5187. Fackeltelegraph bei den alten Römern.

indem sie (vgl. Nr. 5187) die 25 Buchstaben in fünf Reihen auf eine Tafel schrieben u. nun durch 1 bis 5 auf der linken Seite einer Blende vorgehaltene Fackeln (am Tage durch Flaggen) angaben, in welcher Reihe der zu telegraphirende Buchstabe stand, während sie durch 1 bis 5 gleichzeitig auf der rechten Seite vorgehaltene Fackeln anzeigten, der wievielste Buchstabe in dieser Reihe gemeint war. Keßler in Wetzlar empfahl 1617, ein mittels einer Klappe verdecktes, in einer Tonne brennendes Licht so vielmal sehen zu lassen, als die Stelle des zu telegraphirenden Buchstaben im Alphabete erfordert. Bei Vermessungsarbeiten u. im Kriege kommen auch jetzt noch telegraphische Lichtblicke (mittels des Heliostaten, s. d.) vielfach zur Verwendung, u. zwar greift man neuerdings mit Vortheil zu Blicken von verschiedener Dauer, die man in derselben Weise zu einem Alphabete gruppirt, wie die Striche u. Punkte bei dem Morse'schen Telegraphen. — b. Mit den weit vollkommeneren Zeichentelegraphen (Semaphoren) machte 1633 die ersten Versuche der Marquis von Worcester, worauf 1684 der engl. Mathematiker Rob. Hooke mittels beweglicher Lineale geometrische Figuren bildete, welche er, wie auch der Franzose Amontons, mittels eines Fernrohrs telegraphisch aufnahm. Aber erst Claude Chappe u. seine Brüder stellten unter Mithülfe des Konsuls Delaunay u. des Uhrmachers Breguet einen brauchbaren optischen Telegraphen (Chappe bezeichnete seine Maschine als Tachygraph; den Namen Telegraph brachte der Divisionschef Miot erst 1793 auf) her, u. 1793 befahl der franz. Nationalkonvent die Anlage der ersten Telegraphenlinie mit 22 Stationen zwischen Paris u. Lille; der eigentliche Telegraph befand sich am oberen Ende eines Mastes, welcher das eine weite Aussicht bietende Gebäude um etwa 4,5 m. überragte; am Maste war zunächst der Regulator AB (Nr. 5188) drehbar befestigt, dieser aber trug die beiden ebenfalls drehbaren Flügel od. Indikatoren AC u. BD. Im Beobachtungszimmer war ein kleinerer, ähnlicher Hebelapparat cabd vorhanden u. mit CABD durch Rollen u. endlose Ketten so verbunden, daß jede Verstellung von ab, bd, ac die nämliche Verstellung von AB, BD, AC zur Folge hatte. Für jeden Flügel waren 7 verschiedene Stellungen festgesetzt, indem die 4 schrägen nach oben u. unten, u. die 2 lothrechten beibehalten, von den beiden wagrechten aber diejenige ausgeschieden war, bei welcher der Flügel den Regulator deckte. Damit hatte man 98 Zeichen, welche theils die einzelnen Buchstaben theils ganze Wörter u. Begriffe bedeuteten. Die zur Aufnahme, Stellung u. richtigen Weitergabe eines Zeichens nöthigen Arbeiten erforderten in

Nr. 5188. Optischer Telegraph von Chappe.

jeder Station mindestens 20 Sekunden. In Frankreich wurden bis zum J. 1813 von Paris aus optische Linien strahlenförmig nach allen Richtungen hin gebaut, vorwiegend für Kriegszwecke; sie blieben, nachdem sie noch 1830 durch konzentrische Linien zu einem förmlichen Netz verknüpft worden waren, zum Theil bis 1855 in Betrieb. Auch viele andere Länder legten ähnliche Linien an, wählten dabei aber andere Anordnungen der zeichengebenden Theile. In Preußen wurde 1832 die erste Linie von Berlin nach Köln u. Trier ausgeführt; hier hatte jeder Telegraph 3 Paar Flügel, welche sich in 4 Stellungen (↓ ↗ ← ↘) bringen ließen. Zum Telegraphiren bei Nacht sind mehrere sinnreiche Vorschläge gemacht worden; meistens greift man indessen zu einfachen Laternen mit farbigen Gläsern od. versieht die Flügel gleich mit farbigen Blenden aus Glas, welche sich bei Stellung der Flügel vor die Laterne schieben. Im Kriege benutzt man als optische Signalmittel nicht selten Fähnchen, Scheiben, Gewehre 2c. u. beschränkt sich dabei neuerdings gern auf 2 telegraphische Elemente, ähnlich dem Punkt u. Strich im Morse'schen Alphabete.

V. Die elektrische T., welche in den Anfängen ihrer Entwicklung willig den allmählichen Fortschritten der Elektrizitätslehre folgte, hat sich seit Beginn der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts aber nicht nur ganz auf eigene Füße gestellt, sondern vielfach selbst die Weiterentwicklung der Elektrizitätslehre gefördert. Zur elektrischen T. braucht man eine geeignete Elektrizitätsquelle, einen die beiden Stationen verbindenden isolirten Leiter der Elektrizität, u. die eigentlichen Telegraphen, d. h. passende Apparate zum Versenden u. Empfangen der Telegramme. Lange bevor man übrigens an elektrische Telegraphen dachte, hielt man schon eine magnetische T. für ausführbar; die erste Erwähnung davon findet sich in einem etwa 1553 erschienenen Werke von Joh. Bapt. Porta; in der 2. Aufl. (1589) dieses Werkes schweigt Porta über den Vorschlag, mittels der sympathischen Schwingungen eines natürlichen u. eines durch diesen erzeugten künstlichen Magnetes zu telegraphiren, an dessen Ausführung er also in der That wol selbst nie geglaubt hat.

Als bei der Untersuchung der Reibungselektrizität (s. „Elektrizität") u. bereits vor 1750 durch die Versuche von Winkler in Leipzig, Nollet in Paris, Franz in Wien, Franklin in Philadelphia u. A. die Möglichkeit einer Fortleitung dieser Elektrizität in den Leitern u. ihre große Geschwindigkeit dargethan hatten, verfiel man sehr bald auf den Gedanken, mittels Elektrizität zu telegraphiren; man überzeugte sich auch schon damals von der Fähigkeit des Wassers u. des Erdbodens, die Elektrizität zu leiten. Bereits im J. 1753 wurde denn auch in einem mit C. M. unterzeichneten, höchst wahrscheinlich von dem Schotten Charles Marshall herrührenden Briefe vorgeschlagen, für jeden Buchstaben einen Draht auszuspannen, an festen Trägern zu befestigen, gegen diese Träger aber durch Glas od. Harzkitt zu isoliren, u. sein Ende, sobald der Buchstabe telegraphirt werden sollte, mit dem Konduktor einer Elektrisirmaschine (s. d.) in Berührung zu bringen, damit eine mit dem andern Ende des Drahtes leitend verbundene Kugel elektrisirt würde, u. nun ein unter ihr liegendes, mit dem Buchstaben beschriebenes Papierstück anzöge, od. auch damit ein Funke tönend auf die zu dem betreffenden Buchstaben gehörige von einer Anzahl Glocken von verschiedener Größe u. deshalb auch verschiedener Stimmung überspränge. Aehnliche Vorschläge von Lesage (1774), Lomond, Reusser u. A. haben für uns nur noch ein geringes Interesse; der vollkommenste dieser Reibungselektrizitäts-Telegraphen, der von Ronalds (1816), muß als der erste Zeigertelegraph angesehen werden; übrigens kam Highton selbst in den vierziger Jahren noch auf die Anwendung der Reibungselektrizität zur T. zurück, jedoch ohne Erfolg, da mittlerweile der galvanische Strom als ungleich tüchtiger dazu sich erwiesen hatte.

Galvanische Ströme sind zuerst 1809 von Samuel Thomas v. Sömmering (s. d.) in München für die T. verwerthet worden. Als Stromerzeuger benutzte derselbe eine Volta'sche Säule (s. d.) aus Brabanter Thalern u. Zinkplatten; verschieden gestaltete Stöpsel, woran die Poldrähte dieser Säule A (Nr. 5189) geführt waren, wurden beim Telegraphiren in die Löcher metallischer Stifte eingesteckt (vgl. $B_1$, $B_2$ u. $B_3$ in Nr. 5189); dadurch traten sie in Verbindung mit zweien der zu einem „Leitungsseil" E vereinigten Drähte, deren andere Enden als Spitzen in einem mit Wasser gefüllten Glaskasten frei lagen; die so geschlossene Säule zersetzte das Wasser, dessen Bestandtheile an den beiden mit den Polen der Säule verbundenen Spitzen in gasartiger Gestalt, u. zwar an der einen Spitze als Sauerstoffblasen, an der andern in reichlicherer Menge als Wasserstoffblasen emporstiegen (vgl. die Buchstaben B u. C in $C_2$ Nr. 5189); der an letzterer Spitze stehende Buchstabe hatte als der erste, der an der Sauerstoffspitze stehende als der zweite der beiden zugleich telegraphirten Buchstaben zu gelten. Als Wecker diente seit 1810 ein Weckerwerk D, welches ausgelöst wurde, sobald bei Beginn des Telegraphirens die Gasblasen an den unter dem umgekehrten gläsernen Löffel befindlichen Spitzen entwickelt wurden, so daß der Hebel in die punktirte Stellung überging u. eine das Weckerwerk auslösende Kugel durch den Trichter herabfallen ließ. Schweigger wollte die Zahl der Leitungsdrähte von 35, bez. 27 auf 2 beschränken u. Gasentwicklungen von verschiedener Dauer zur Bezeichnung der Buchstaben benutzen. — Jetzt verwendet man in der T. statt der Volta'schen Säule nur noch die bequemeren galvanischen Batterien u. zwar sind hier nur die einen für längere Zeit gleich stark (konstant) bleibenden Strom liefernden Elemente brauchbar.

Durch elektrische Ströme induzirte Induktionsströme (s. d.) sind nur wenig in der T. verwendet worden, so z. B. von Siemens. Magnetinduktoren dagegen bieten bes. für nicht zu lange Telegraphenlinien manche Vortheile. Die Verwendung der in ihrer Richtung (+ −) regelmäßig alternirenden Wechselströme erhöht unter Umständen sogar die Zuverlässigkeit der Telegraphen, was nam. bei gewissen Eisenbahnsignalen ins Gewicht fällt. — Endlich hat man auch thermoelektrische Ströme (s. „Thermoelektrizität") für die T. zu verwenden gesucht.

Nr. 5189. Erster galvanischer Telegraph, erfunden von Sömmering.

Was die Telegraphenleitung anlangt, so wollten Lesage 1774, Reusser u. Böckmann 1794 sie in Thon- od. Glasröhren unter der Erde hinführen; Sömmering suchte schon 1809 sie auch unter Wasser weiter zu führen. Die ersten wirklich ausgeführten Telegraphen waren jedoch oberirdische, u. zwar verwendeten Gauß u. Weber 1833 in Göttingen Kupferdraht, Steinheil 1837 in und bei München theils Kupfer-, theils Eisendraht; die ersten engl. Leitungen legten Wheatstone u. Cooke in eiserne u. hölzerne Röhren theils unter die Erde, theils auf niedrigen Pfosten oberirdisch; der Kupferdraht ward dabei mit Baumwolle überzogen u. sorgfältig gefirnißt. In Amerika versuchte Morse bei der ersten, 1844 vollendeten Linie zuerst mit Baumwolle u. Gummilack überzogene Kupferdrähte in Bleiröhren unterirdisch zu legen, sah sich aber genöthigt, dieselben auf 9 m. hohe Stangen zu übertragen. Als Dr. Werner Siemens in der Guttapercha 1846 einen geeigneten Isolator für Telegraphendrähte erkannt hatte, glaubte man zu unterirdischen Linien greifen zu sollen, die unvollkommene Ausführung jedoch ließ das Vertrauen bald wieder schwinden, u. erst in den letzten Jahren haben die inzwischen erlangten günstigen Resultate auf unterseeischen Leitungen von sehr beträchtlicher Länge die Herstellung längerer unterirdischer Linien wieder aufnehmen lassen.

Die oberirdische od. Luftleitung wurde früher aus Kupferdraht hergestellt, seit 1856 etwa ging man zur Verwendung von Eisendraht über, den man jedoch von etwas größerer Dicke verwenden muß als den besser leitenden Kupferdraht; für größere Linien nimmt man ihn gewöhnlich 5 mm. dick. Gegen das Rosten schützt man ihn durch Verzinken

od. dadurch, daß man ihn durch heißes Leinöl zieht. Wo größere Spannungen nöthig sind, z. B. bei Flußübersetzungen, greift man zu Stahldraht od. zu Drahtseilen. Wichtig ist eine gut metallische Verbindung der einzelnen Drahtenden; man schlingt dieselben mehrfach um einander, umwickelt sie mit Bindedraht u. verlöthet den ganzen Bund; auch durch Muffen od. Klemmen verbindet man mitunter die Enden. Als Träger des Drahtes verwendet man meist hölzerne, hier u. da auch eiserne od. steinerne Säulen. Auf diese legt man die Drähte nicht unmittelbar, sondern immer auf einen *Isolator*, der mittels einer eisernen Stütze od. durch Schrauben an der Säule befestigt wird. Gläserne u. thönerne Isolatoren kommen jetzt nur selten noch vor; vorwiegend werden dieselben aus Porzellan u. in mancherlei, mehr od. minder zweckmäßigen Formen dargestellt, auch in verschiedener Weise an den Tragsäulen befestigt.

In den *unterirdischen u. unterseeischen Leitungen Kabel* wird als Leiter stets möglichst reines Kupfer verwendet, aber nur selten ein einfacher Draht, gewöhnlich eine Litze aus 3–12 Drähten. Als Isolator dient hier fast ausschließlich gut gereinigte Guttapercha, von welcher nach einander 3–4 Lagen mittels einer Presse mit ununterbrochenem Gange über den stetig hindurchgezogenen, vorher mit einer gut leitenden Mischung überzogenen Leiter gepreßt werden (vgl. den Art. „Kabel", woselbst auch Abb.). Auf dem Schiffe ist das Kabel sorgfältig vor zu großer Wärme zu bewahren, weil durch diese die Guttapercha leidet.

Nr. 5190. Dynamometer u. Bremsvorrichtung für unterseeische Kabellegung.

Beim Auslegen muß die Geschwindigkeit des Auslaufens nach der Tiefe u. der Schiffsgeschwindigkeit regulirt werden; dazu brachte Dr. Werner Siemens 1857 bei der ersten gelungenen Tiefseekabellegung, Cagliari–Bona, eine eigenartige Bremse sowie ein von ihm erfundenes *Dynamometer* zur Anwendung. Das bei der atlantischen Kabellegung 1858 benutzte Dynamometer ist in Nr. 5190 abgebildet; das Kabel lauft in der Richtung C′ C″ unter der Rolle G hin u. hebt, je nach seiner Ablaufgeschwindigkeit, diese Rolle, an welcher ein schweres Gewicht K an einer (zum Schutz gegen zu heftige Schwankungen) unten in einen mit Wasser gefüllten Cylinder U eintauchenden Stange hängt, mehr od. weniger, u. der Mann an dem Steuerrade T wird nun durch dieses mittels der über die Rollen P laufenden Ketten die Bremsbacken mehr od. weniger an die Bremsräder anziehen, je nach dem Stande des mit G verbundenen Zeigers. Während der Versenkung, wie auch schon während der Fabrikation u. Verladung, muß das Kabel beständig auf Stromfähigkeit u. Isolirung geprüft werden. Jetzt stehen 149 Unterseekabel von 59 548 Km. Gesammtlänge u. 63,344 Km. Länge der Leitungsdrähte im Betriebe von Privatgesellschaften, im Staatsbetriebe aber 420 Unterseekabel in einer Gesammtlänge von 1112 Km. bei 5727 Km. Drahtlänge. Für andere Zwecke stellt man isolirte Telegraphenleitungen einfacher u. billiger her; so genügt für Haus- u. Zimmerleitungen ein mit Baumwolle übersponnener u. mit Wachs getränkter Draht (Wachsdraht); für Feldtelegraphenleitungen verwendet man zweckmäßig einen mit Kautschuk isolirten Draht mit einer Hülle aus spiralförmig um ihn gewickelten Kupfer- od. Messingstreifen.

Da der elektrische Strom nur in einem leitenden, sich von dem einen Pole der Batterie zum andern erstreckenden Schließungskreise zu Stande kommen kann u. da in diesen Kreis die telegraphischen Apparate nur eingeschaltet sind, um das Eintreten u. Aufhören des Stromes zu bewirken (Sender) od. anzuzeigen (Empfänger), so mußte jede Telegraphenleitung eigentlich aus einem doppelten, hin- u. herlaufenden Drahte bestehen. Nach Steinheil's epochemachender Entdeckung 1838 kann jedoch die Erde als Rückleiter des Stromes benutzt werden, indem man einfach den rückleitenden Draht auf beiden Stationen in große Metallplatten ausgehen läßt u. diese in das feuchte Erdreich versenkt. Ob dabei die Erde dieselbe Rolle spielt wie der durch sie ersetzte Draht, od. ob sie blos als Reservoir für die Elektrizität wirkt, ist für den Erfolg gleichgiltig.

Die *Telegraphen*, d. h. die zum Telegraphiren nöthigen Apparate, sind, je nachdem sie zum Absenden od. Empfangen der Telegramme eingerichtet sind, verschieden. Der das Telegramm absendende Ort (Telegraphenamt, Telegraphenstation) braucht einen Apparat, den *Sender* od. *Geber*, mittels dessen er die Elektrizität der vorhandenen Quelle der nach dem empfangenden Orte führenden Leitung in einer Weise zuleitet, daß sie an letzterem Orte, welcher dazu einen andern Apparat, den *Empfänger*, nöthig hat, telegraphische Zeichen hervorbringen kann. Außer diesen unentbehrlichen Apparaten kommen in den Stationen meist noch verschiedene *Neben- od. Hülfsapparate* zur Verwendung. Von den Hauptapparaten ist der Empfänger der maßgebende; nach der Art u. Weise, wie er die telegraphischen Zeichen hervorbringt, richtet sich zugleich die Art u. Weise, in welcher der Geber die Elektrizität zu diesem Zwecke der Leitung zuführen muß. Das telegraphische Zeichen, mag es nun sichtbar od. hörbar sein, wird immer durch eine Aenderung des bestehenden elektrischen Zustandes der Leitung hervorgerufen; soll also ein fortgesetztes Telegraphiren möglich sein, so muß entweder nach jeder Abänderung der ursprüngliche Zustand wieder hergestellt werden, od. es muß sich der durch die Abänderung erzeugte Zustand als neuer Ausgangspunkt, als Urzustand für die nächstfolgende Abänderung, benutzen lassen. Beim Telegraphiren mit *gleichgerichteten* elektrischen Strömen können die Zustandsänderungen durch Aenderungen in der Stromstärke allein hervorgebracht werden. Telegraphirt man dagegen mit *Strömen von verschiedener Richtung* (+ u. –), so vermag man, außer etwaigen Wirkungen durch Stromstärkenänderungen, durch die positiven (+) Ströme andere Zustandsänderungen zu veranlassen als durch die negativen (—); man kann jedoch auch darauf ausgehen, durch den –Strom die durch den +Strom hervorgebrachte Aenderung wieder verschwinden zu lassen, bez. den Urzustand wieder herzustellen; dann ist zur Fertigstellung jedes Zeichens ein *Strompaar* von verschiedener Richtung nöthig, u. es müssen die + u. — Ströme in unabänderlicher Folge mit einander abwechseln (Wechselströme). Diese Ströme lassen sich auch zur regelmäßig abwechselnden Herstellung zweier verschiedener Zustände verwenden. Im Gegensatze hierzu muß bei dem Telegraphiren mit *einfachen Strömen* von gleicher od. verschiedener Richtung außer der Elektrizität noch eine *Gegenkraft* beschafft werden, welche den Urzustand aufrecht zu erhalten strebt u. wiederherstellt, so oft er abgeändert wird; dazu verwendet man Gegengewichte, Triebgewichte, die Spannkraft von Federn, magnetische u. elektrische Kräfte. Außerdem nimmt man in den Fällen, wo die gewünschten Zeichen nur durch eine große Kraftwirkung hervorgebracht werden können, neben der Elektrizität noch die Mitwirkung einer *Hülfskraft* in Anspruch, wie es u. A. bei den elektrischen Schlagwerken der Eisenbahnen geschieht; dient als Hülfskraft ebenfalls Elektrizität in Gestalt eines durch den *Telegraphir-* od. *Linienstrom* geschlossenen u. unterbrochenen *Lokalstromes*, so nennt man den diesen Lokalstrom schließenden u. unterbrechenden Apparat ein *Relais*.

Zum Telegraphiren sind nun gelegentlich alle Wirkungen des elektrischen Stromes (vgl. „Galvanismus") in Vorschlag gebracht u. versucht worden. So muthete 1839 Vorsselmann de Heer den Telegraphisten zu, die Ströme durch ihre Finger gehen zu lassen, weil er die Verwendung der physiologischen Wirkungen für zweckmäßig hielt. Wie etwa die Lichtwirkungen u. die mechanische Anziehung leichter Körper sich verwerthen ließen, wurde schon erwähnt. Um die Wärmewirkungen auszunutzen, wollte man mittels der Elektrizität Löcher in Papier brennen lassen. Bewährt haben sich in der Praxis aber nur solche Telegraphen, welche sich auf die Benutzung der chemischen oder elektromagnetischen Stromwirkungen gründen, mögen sie nun in letzterem Falle auf die Ablenkung von Magnetnadeln, od. auf die von Elektromagneten auf eiserne od. magnetische Anker ausgeübte Anziehung, od. auf die Anziehung zwischen Stromleitern u. Magneten berechnet sein. Diese beiden Arten elektrischer Telegraphen können ebensowol *vorübergehende* als *bleibende* Elementarzeichen liefern. Die bleibenden werden vorwiegend auf einem Streifen od. einem Blatt Papier hervorgebracht durch die *Schreib- u. Drucktelegraphen*. Die Schreibtelegraphen lassen, was man nur während der Entstehung der Zeichen beobachten kann, jedes einzelne Elementarzeichen od. auch (wiewol seltener) gleich ein ganzes Schriftzeichen mittels eines längere Zeit währenden *Zuges* entstehen — ähnlich wie die Schriftzüge beim Schreiben erzeugt werden —, also einen Theil nach dem andern. Die Drucktelegraphen dagegen bringen alle Theile des Zeichens gleichzeitig hervor, mit einem Male od. mit einem *Drucke*, ähnlich wie es beim Buchdruck geschieht, u. zwar liefern die Drucktelegraphen zugleich das Telegramm meistentheils in gewöhnlicher Druckschrift, seltener in einer Schrift, deren Buchstaben nach besonderer

Verabredung durch Gruppirung aus Elementarzeichen gebildet sind. Nach der Beschaffenheit der telegraphischen Zeichen u. der Art u. Weise, wie sie hervorgebracht werden, lassen sich folgende 5 Arten von elektrischen Telegraphen unterscheiden:

1. Die Nadeltelegraphen wurden zwar schon 1820, also unmittelbar nach der Entdeckung der Ablenkung der Magnetnadel durch den elektrischen Strom u. der Erfindung des Multiplikators (vgl. „Galvanomagnetismus“) von Ampère in Paris angeregt, aber erst 1833 von Gauß u. Weber in Göttingen lebensfähig gemacht u. wirklich ausgeführt; etwa um dieselbe Zeit trat auch Sömmering's Freund u. Mitarbeiter, Schilling v. Canstadt, mit einem Nadeltelegraphen hervor, welcher 1835 in Deutschland bekannt wurde u. von da 1836 durch Cooke nach England übertragen wurde. Daselbst wurden die Nadeltelegraphen durch Cooke u. Wheatstone weiter ausgebildet u. werden dort in beschränktem Maße noch jetzt benutzt. C. A. Steinheil in München erfand 1836 einen Nadeltelegraph, welcher die Nadelablenkungen als Punkte in zwei Zeilen bleibend niederzuschreiben vermochte, u. benutzte ihn auf der 1837 gebauten, etwa 37,500 Pariser Fuß langen Telegraphenlinie München-Bogenhausen. — Das Wesen der Nadeltelegraphen liegt darin, daß durch den elektrischen Strom hervorgebrachte Bewegungen selbst u. unmittelbar als telegraphische Zeichen benutzt werden. Am einfachsten verwendet man in solche Telegraphen durch den Strom abzulenkende Magnetnadeln in Multiplikatorgewinden, doch sind auch Magnetstäbe u. weiche Eisenanker in Verbindung mit Elektromagneten zu gebrauchen. Der erste Nadeltelegraph von Gauß u. Weber, der älteste wirklich zum Telegraphiren benutzte elektrische Telegraph überhaupt, hatte ganz die nämliche Anordnung wie das bei „Galvanometer“ in Nr. 2997 abgebildete Spiegelgalvanometer; er arbeitete 1833 in Göttingen in einer fast 2730 m. langen, zwischen der Sternwarte u. dem magnetischen Observatorium hin u. her laufenden Drahtleitung. Nahezu die nämliche Einrichtung besitzt das Spiegelgalvanometer von Thomson, das seit 1858 auf längeren Unterseelinien benutzt wird, nur daß dieses u. das ihm ähnliche Marinegalvanometer eine sehr kleine u. äußerst leichte Magnetnadel besitzen u. daß bei ihnen ein durch den Spalt eines Schirmes auf das Spiegelchen fallender u. von diesem auf die Skala zurückgeworfener Lichtstrahl bei der Ablenkung der das Spiegelchen tragenden Nadel über die Skala hin u. her läuft. Cooke u. Wheatstone ließen sich 1837 einen Fünfnadeltelegraph patentiren, für den 5 od. 6 Leitungsdrähte erforderlich gewesen wären (Nr. 5191); je 2 Nadeln sollten durch den Strom gleichzeitig, aber nach entgegengesetzten Seiten abgelenkt werden, so daß ihre Richtungslinien auf einem Punkte der Tafel zusammentreffen mußten, wo der zu telegraphirende Buchstabe des Alphabets verzeichnet war. Um das J. 1841 gingen Wheatstone u. Cooke zu dem Doppelnadeltelegraph und dem erst 1845 patentirten einfachen Nadeltelegraph über. Der letztere ist in Nr. 5192 abgebildet; wird durch entsprechendes Drehen des unten sichtbaren Handgriffes seine Nadel rasch nach einander zweimal mit dem obern Ende nach links od. dreimal nach rechts abgelenkt, so bedeutet dies A od. O; zu ersterem müssen 2 Ströme der einen, zu letzterem 3 Ströme der anderen Richtung durch die Leitung gesendet werden. Alex. Bain u. A. versuchten noch andere Einrichtungen. Mitunter ließ man die Nadel zugleich unmittelbar od. mittelbar an zwei verschieden gestimmten Glöckchen anschlagen 2c.

Nr. 5191. Fünfnadeltelegraph von Cooke u. Wheatstone.

2. Einen Zeigertelegraph suchte Cooke schon 1836 durch Nachahmung der Spieldosen herzustellen; ähnlich hatte Ronalds durch ein elektrisches Signal den Zeitpunkt zu bezeichnen vorgeschlagen, an welchem auf den beiden Stationen zwei gleichgehende Uhrwerke losgelassen u. wieder angehalten werden sollten, damit sie zwei gleichgestellte Buchstabenscheiben um gleichviel drehen u. so den zu telegraphirenden Buchstaben durch ein Fensterchen sichtbar werden lassen sollten. Bei den Zeigertelegraphen werden nicht die von dem elektrischen Strome direkt hervorgebrachten Bewegungen selbst zum Telegraphiren benutzt, sondern



man überträgt dieselben erst entweder auf einen Zeiger, welcher über einer Buchstabenscheibe umläuft, od. auf eine Buchstabenscheibe, die hinter einem mit einem Fenster versehenen Schirme in Umdrehung versetzt wird.

Nr. 5192. Nadeltelegraph mit einer einzigen Nadel von Cooke u. Wheatstone.

Man kann dies (wie Ronalds wollte) mittels gleichgehender Triebwerke erreichen, zweckmäßiger jedoch erwies sich eine schrittweise Bewegung des Zeigers, indem man entweder eine Hemmung, ähnlich der Hemmung in den Uhren, durch elektrische Ströme hin u. her bewegt u. durch sie den Gang eines durch ein beliebiges Triebwerk getriebenen Steigrades u. des auf der Achse desselben sitzenden Zeigers beherrscht, od. indem man durch die Ströme selbst ohne jedes Triebwerk mittels der Hemmung das Steigrad schrittweise in Umdrehung versetzt. Die Zeigertelegraphen arbeiten etwas langsamer als andere Telegraphen, man bevorzugt sie indessen in vielen Fällen, z. B. bei Haustelegraphen, Feuerwehrtelegraphen 2c., wegen ihrer einfachen Bedienung, zu der bei den mit Magnetinduktions-Wechselströmen betriebenen Magnetzeigertelegraphen noch der Wegfall der Batterien kommt. Die Zuverlässigkeit der Zeigertelegraphen wächst, freilich zum Theil auf Kosten der Leistung, wenn man sie so einrichtet, daß nach jedem gegebenen Zeichen der Zeiger auf das durch ein † bezeichnete Ausgangsfeld zurückgeführt wird od. den Rest des begonnenen Umlaufs in einem Sprunge zurücklegt.

Um die Ausbildung der Zeigertelegraphen haben sich vorzüglich die Deutschen u. die Franzosen verdient gemacht. Bes. sind es die Apparate von Bréguet in Paris, welcher zunächst einen den Chappe'schen Telegraph nachahmenden Zeigertelegraph lieferte, später aber die aus Nr. 5193 ersichtliche Form dafür annahm, u. Siemens u. Halske in Berlin, deren

Nr. 5193. Zeigertelegraph von Bréguet.

Apparate eine sehr weite Verbreitung gefunden haben. Während die zur Bewegung des Zeigers erforderliche Unterbrechung od. Schließung des galvanischen Stromes bei den Bréguet'schen Telegraphen durch einen

Kontakthebel A (Nr. 5194) bewirkt wird, welcher seine hin u. her gehende Bewegung mittels eines Metallstiftes B erhält, der in der wellenförmigen Nuth einer auf die Kurbelachse des Senders M aufgesteckten Buchstabenscheibe geführt wird, geschieht dies bei dem Magnetzeiger von

Nr. 5194. Mechanismus des Bréguet'schen Zeigertelegraphen.

Siemens-Halske mittels einer Kurbel H (Nr. 5195), welche über die den einzelnen Buchstaben entsprechenden Zähne eines metallenen Cylinders hinweggleitet. Bei jeder Drehung des Hebels um ein Buchstabenfeld macht der eigenthümlich eingerichtete Induktor eine halbe Umdrehung u. bewirkt dabei durch die Entsendung eines Stromes auf der entfernten Station das Anziehen eines Magnetes, welcher einen Zeiger auf der Alphabetscheibe um einen Buchstaben weiterrückt. Ist der Zeiger auf dem zu telegraphirenden Buchstaben angekommen, so genügt ein kurzer Halt, um diesen Buchstaben als telegraphirt zu markiren.

Nr. 5195. Magnetzeigertelegraph von Siemens u. Halske.

3. Die Drucktelegraphen haben das Charakteristische, daß sie mittels Druck bleibende Zeichen auf Papier od. einem andern Stoffe erzeugen; werden die Zeichen in Typenschrift ausgeführt, so kann die Depesche dem Empfänger gleich im Original überliefert werden, ohne daß es erst abgeschrieben od. in gewöhnliche Schrift übertragen zu werden braucht. Dem Eindrücken der Buchstaben ins Papier zieht man in der Regel das Aufdrucken derselben mit einer geeigneten Druckfarbe vor. Es ergeben sich dann für diese Typendrucktelegraphen folgende Hauptmomente ihrer Thätigkeit: Die das abzudruckende Schriftzeichen tragende Type muß durch den Apparat im entsprechenden Momente an diejenige Stelle gebracht werden, wo das Papier damit bedruckt wird; vor od. während dieses Einstellens muß die Type mit Farbe versehen, dann durch mechanischen Druck das Schriftzeichen auf das Papier übertragen, u. endlich muß nach jedem Abdrucken einer Type das Papier, das meist in Form eines Streifens verwendet wird, um ein entsprechendes Stück fortgerückt werden, damit das nächste Schriftzeichen einen freien Platz findet. Das Auftragen der Farbe u. die Papierbewegung wird auf rein mechanischem Wege bewirkt; die Einstellung erfolgt unter Mitwirkung elektrischer Ströme. Es ist die hier gestellte Aufgabe in sehr mannichfacher Weise gelöst worden; doch ist, wie leicht begreiflich, die Einrichtung der Typendrucker eine ziemlich verwickelte; deshalb möge hier der Hinweis darauf genügen, daß der verbreitetste derselben, der von dem Amerikaner Hughes herrührende, durch gleichgehende (synchrone) Triebwerke die Typenräder einstellt, vor dem Druck noch einen etwa untergelaufenen kleinen Fehler in der Einstellung selbstthätig korrigirt u. darauf den Druck vollzieht, ohne daß das Typenrad zum wirklichen Stillstande gebracht würde.

4. Die Schreibtelegraphen liefern fast ausschließlich eine Schrift, welche nach besonderer Verabredung aus eigenthümlichen Elementen gebildet u. nur dem Eingeweihten lesbar ist. Mitunter besteht diese Schrift aus Zickzacklinien, wie z. B. bei W. Thomson's Heberschreibapparat u. bei dem Rußschreiber von Werner Siemens, die beide nam. für unterseeische u. unterirdische Linien bestimmt sind; gewöhnlich besteht diese Schrift aus Punkten in ein od. zwei Zeilen, od. aus Punkten u. Strichen in einer Zeile. Das verbreitetste unter diesen Alphabeten ist das aus Punkten u. Strichen in einer Zeile gebildete, im internationalen Verkehr für die Morse'schen Telegraphen benutzte, welches wesentlich mit jenem zusammenfällt, welches der deutsch-österr. Telegraphenverein 1850 aufstellte.

Nr. 5196. Schreibtelegraph von Siemens u. Halske (1850).

Die Art u. Weise nun, wie die betr. Schrift auf dem vorübergeführten Papiere hervorgebracht wird, kann verschieden sein; es können durch elektrochemische Zersetzungen während der Dauer des Stromes farbige Striche u. Punkte hervorgerufen, od. durch die Anziehung eines Elektromagnetes auf seinen Anker die Zeichen mechanisch auf dem Papier hervorgebracht werden. In ersterem Falle wird das Papier vorher mit einer Lösung getränkt, welche der elektrische Strom unter Ausscheidung eines farbigen Bestandtheiles zersetzt; es haben sich um die Ausbildung dieser chemischen Telegraphen bes. Bain, Gintl u. Stöhrer verdient gemacht. Vorzuziehen sind denselben jedoch die elektromagnetischen Schreibtelegraphen, welche wieder die Schrift entweder als Stiftschreiber (Reliefschreiber) mittels eines Stahlstiftes in das Papier eindrücken, od. als Blau- od. Farbschreiber farbig auf das Papier auftragen. Die Bewegung der schreibenden Theile u. des Papiers gegen einander, wie die Rückbewegung derselben, vermittelt der von den elektrischen Strömen durchlaufene Elektromagnet im Verein mit einer auf seinem Ankerhebel wirkenden Abrißfeder, sofern man nicht, wie bei den polarisirten Farbschreibern, mit Wechselströmen arbeitet. In Nr. 5196 ist der älteste von Siemens u. Halske in Berlin (1850) gebaute Stiftschreiber abgebildet. Das treibende Gewicht G hängt in der Schleife $x_1 x_3$ einer endlosen Kette u. wird beim Aufziehen mittels des Handgriffs A gehoben, wobei sich die Schleife $x_2 x_4$ vergrößert; beim Lüften einer Bremse setzt G das Räderwerk C in Bewegung; dadurch kommt die Walze w mit in Umdrehung, gegen welche die Walze w' durch Federn y angepreßt wird; da nun der von einer Rolle kommende Papierstreifen durch die über w' sichtbare Papierführung u. zwischen w u. w' hindurchläuft, so drückt der Schreibstift s den Streifen so oft u. so lange in die Furche der Walze w' ein, als der Elektromagnet EE' vom

Telegraphirstrom durchlaufen wird u. deshalb seinen Anker o anzieht, den später die mittels der Schraube f entsprechend zu spannende Feder abreißt, welche auf den Arm h des um die Achse n' drehbaren Schreibhebels ns wirkt; das Spiel dieses Hebels begrenzen die Stellschrauben u u. b. — Bei dem Farbschreiber von Digney u. Beaudoin in Paris wird der von einer Rolle ablaufende Papierstreifen YY, Nr. 5197, von der Schneide p am Ende des Ankerhebels LL gegen das Schreibrädchen n heranbewegt,

Nr. 5197. Farbschreiber von Digney u. Beaudoin in Paris.

auf welches die um s drehbare, täglich ein- bis zweimal frisch mit öliger Farbe zu tränkende Filz- od. Tuchrolle t die Farbe überträgt; n wird durch das Federtriebwerk mit in Umdrehung versetzt; die Stellung von p gegen n läßt sich durch die Schraube v reguliren; die Einlegung des Streifens YY zwischen die links von s u. p liegenden Papierzugwalzen ist sehr bequem zu bewirken, wenn man die obere der beiden Walzen ein wenig hebt. Seit 1861 werden von Siemens u. Halske auch Farbschreiber gebaut, bei denen das Schreibrädchen in ein Farbkästchen eintaucht, u. von dem Triebwerke beständig mit umgedreht, gegen den Papierstreifen aber heranbewegt wird, wenn der Elektromagnet seinen Anker o anzieht.

Bei den Morsetelegraphen muß, wenn man mit Arbeitsstrom telegraphirt, der Strom zur Erzeugung der Punkte auf kurze, zur Erzeugung der Striche auf längere Zeit geschlossen werden. Dies geschieht durch Niederdrücken eines in Nr. 5198 abgebildeten Tasters, dessen metallener Hebel für gewöhnlich durch eine Feder in die Höhe gehalten wird u. dabei die an die Tasterachse geführte Leitung mit dem in Nr. 5198 links sichtbaren Drahte leitend verbindet, welcher an dem Metallplättchen (Ruhekontakte) endet, worauf die Stellschraube am linken Ende des Hebels jetzt ruht; beim Niederdrücken dagegen trifft der Hebel auf das rechts sichtbare Plättchen (Arbeitskontakt) u. setzt dadurch die Leitung mit dem einen Poldrahte der Batterie in Verbindung, deren zweiter Pol zur Erde abgeleitet ist. Beim Telegraphiren mit Ruhestrom ist die Telegraphenleitung beständig von einem elektrischen Strome durchflossen, u. dieser wird nur so oft u. so lange mittels des Tasters unterbrochen, als Punkte u. Striche zu telegraphiren sind.

Nr. 5198. Taster zum Morse'schen Apparat.

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| A | · — | I | · · | R | · — · |
| Ä | · — · — | J | · — — — | S | · · · |
| B | — · · · | K | — · — | T | — |
| C | — · — · | L | · — · · | U | · · — |
| D | — · · | M | — — | Ü | · · — — |
| E | · | N | — · | V | · · · — |
| É | · · — · · | O | — — — | W | · — — |
| F | · · — · | Ö | — — — · | X | — · · — |
| G | — — · | P | · — — · | Y | — · — — |
| H | · · · · | Q | — — · — | Z | — — · · |

Nr. 5199. Das Morse'sche Alphabet.

5. Von den Schreibtelegraphen unterscheiden sich die Kopirtelegraphen dadurch, daß sie je den beliebigen Schriftzug, jede Zeichnung ꝛc. telegraphisch, u. zwar facsimile kopiren, was unter Umständen wol werthvoll sein kann. Dies wird erreicht, indem man entweder die Züge aus kleinen Strichelchen zusammensetzt, bald farbig in weißem Grunde, wie Nr. 5201 als Nachbildung der Originalabbildung Nr. 5200 zeigt, bald umgekehrt weiß in farbig gestricheltem Grunde, od. bildet man die Züge, ähnlich wie beim Strickmuster, in zwar zusammenhängenden, aber treppenförmig abgesetzten Strichen wieder. Die Schriftzüge selbst erzeugt man besser elektromagnetisch als elektrochemisch. Der erste Kopirtelegraph wurde 1847 von dem Engländer Bakewell ausgeführt; bei demselben hatten beide Stationen gleichlaufende Triebwerke, welche eine größere metallene Walze in Umdrehung zu versetzen u. zugleich entlang derselben eine Schreibspitze zu verschieben hatten; das Original wurde mit Firniß auf Zinnfolie geschrieben u. auf die Walze der gebenden Station gelegt; auf die Walze der empfangenden kam ein getränktes Papier; die gebende Spitze schloß dabei den Strom, so oft sie die isolirenden Schriftzüge verließ, u. in diesen Momenten setzte dann die empfangende Spitze in ihrem, eine Schraubenlinie auf dem auf der Walze liegenden Papierblatte bildenden Zuge ab. Trotz der Bemühungen von Bain, Caselli (Pantelegraph), Meyer u. A. bleibt ein zuverlässiger u. leistungsfähiger Kopirtelegraph noch zu erfinden.

Nr. 5200. Originalschrift für den Kopirtelegraphen.

Nr. 5201. Telegraphirte Kopie.

Das Telegraphiren. Außer den telegraphischen Hauptapparaten, dem Sender u. dem Empfänger, enthält eine vollständig eingerichtete Telegraphenstation noch eine nicht geringe Zahl von Nebenapparaten. Dazu gehören 1. die Blitzableiter, welche jedoch nicht allein auf den Apparattischen aufgestellt, sondern auch an den Leitungen angebracht werden u. den Zweck haben, Leitungen, Apparate u. Beamte gegen Beschädigung durch atmosphärische Elektrizität (Gewitter) zu schützen. Da diese Elektrizität isolirende Zwischenräume zwischen zwei Leiter zu überspringen vermag, was der galvanische Strom nicht im Stande ist, so kann man der Gewitterelektrizität einen Abfluß verschaffen, indem man einen zur Erde führenden Leiter einem geeigneten Theile der Telegraphenleitung nahe gegenüber stellt; wenn dann ein Blitzschlag die Telegraphenleitung trifft, findet erstere Elektrizität einen Weg zur Erde, welchen letztere nicht nehmen kann. In Deutschland verwendet man jetzt vorwiegend Blitzplatten, anderwärts vielfach Spitzenableiter. 2. Das Galvanoskop (die Bussole), ein thunlichst vereinfachtes Galvanometer (s. d.), welches Aufschluß über den jeweiligen Zustand u. die Benutzung der Leitung geben soll. 3. Die Wechsel od. Umschalter ermöglichen Abänderungen der Stromläufe in den Stationen, ohne Lösung der Verbindungsdrähte. Jetzt sind vorwiegend Stöpsel- od. Schienenumschalter in Gebrauch, welche mehrere, gegen einander isolirte, mit den Leitungsdrähten zu verbindende Metallschienen od. Platten enthalten, welche in passender Lage neben od. unter einander angeordnet u. mit Löchern versehen sind, so daß sie durch eingesteckte metallische Stifte leitend mit einander verbunden werden können. Bei den Kurbelumschaltern werden diese Verbindungen in ähnlicher Weise durch drehbare metallene Hebel hergestellt od. unterbrochen. 4. Das Relais enthält, in wie verschiedenen Formen es auch ausgeführt worden ist, immer einen Elektromagnet, welcher, indem er seinen Anker anzieht od. losläßt, durch den zwischen Kontaktschrauben spielenden Ankerhebel eine Lokalbatterie schließt u. öffnet. In der Morsetelegraphie werden die Relais bes. für die Stiftschreiber verwendet, weil das Eindrücken des Stiftes ins Papier viel Kraft erfordert, also ohne Relais überaus kräftige Linienbatterien aufgestellt werden müßten.

Bei der **Translation** (od. **Uebertragung**) sind die Apparate zweier in eine Station einmündender Linien derart eingerichtet u. mit einander verbunden, daß jedes auf der einen Linie in der Station einlangende Zeichen durch die Apparate selbstthätig, ohne Mitwirkung eines Beamten, in die andere Linie weitergegeben wird. Jeder sog. Translator (Uebertrager) spielt für die eine Linie die Rolle des Empfängers u. zugleich für die andere die Rolle des Senders.

Die **automatische Telegraphie** bedient sich einer automatischen Stromsendung, welche die Telegraphirströme der Linie nicht durch die Hand des Telegraphisten, z. B. mittels des Tasters, sondern durch eine Maschine zuführt. Man erlangt dabei eine größere Richtigkeit u. Regelmäßigkeit der Schrift u. größere Telegraphirgeschwindigkeit, Vortheile, die man aber durch eine besondere Vorbereitung des abzutelegraphirenden Telegramms, z. B. Durchlochen eines Papierstreifens od. dgl., erkaufen muß; auch vermag die Maschine bei etwa auftretenden, das Telegraphiren erschwerenden Umständen diesen nicht in gleichem Umfange Rechnung zu tragen, wie der denkende Telegraphist.

Die **mehrfache T.** befördert mehrere Telegramme zugleich auf demselben Leitungsdrahte. Bei der **absatzweisen vielfachen T.** werden der Reihe nach abwechselnd u. nach einander Theile, meist je ein Buchstabe, von mehreren Telegrammen befördert; ein Vorschlag dazu tauchte schon 1851 auf, in befriedigender Weise löste aber erst B. Meyer in Paris 1872 diese Aufgabe. Bei der **gleichzeitigen mehrfachen T.** werden wirklich zu gleicher Zeit Zeichen von verschiedenen Telegrammen gegeben u. zwar beim **Gegensprechen** (Duplextelegraphie) Zeichen von zwei in entgegengesetzter Richtung, bei dem **Doppelsprechen** Zeichen von zwei in gleicher Richtung zu befördernden Telegrammen, beim **Doppelgegensprechen** (Quadruplextelegraphie) Zeichen von vier Telegrammen, u. zwar von je zwei in jeder der beiden Richtungen. Die elektrischen Vorgänge auf der Telegraphenlinie spielen hierbei eine ziemlich untergeordnete Rolle; wesentlich sind dagegen die Vorgänge in den Apparaten. So muß z. B. beim Gegensprechen jeder Empfänger beständig in der Linie liegen u. dem ankommenden Strome zugänglich u. für ihn immer möglichst gleich empfänglich sein; für die von seiner Station entsendeten Ströme dagegen muß er unempfindlich sein, was man auf verschiedene Weise erreichen kann. Für das Gegensprechen u. bald darauf auch für das Doppelsprechen wurden seit 1853 in Europa u. bes. in Deutschland mehrere sehr scharfsinnig erdachte Einrichtungen angegeben, fanden aber aus verschiedenen Ursachen keinen Eingang; erst in jüngster Zeit brachten bes. die Bemühungen der Amerikaner die gleichzeitige mehrfache T. zu ausgedehnterer Verwendung, zumeist unter Verwendung der alten Vorschläge mit nur unwesentlichen Abänderungen, ja z. Th. selbst mit Verschlechterungen.

**Teleki,** ein altes, wahrscheinlich aus Dalmatien nach Ungarn eingewandertes Adelsgeschlecht, das ursprünglich **Garazda** hieß u. aus dem die Mutter des Königs Matthias Corvinus hervorging. Im 15. Jahrh. theilte es sich in die 3 Linien Zagorhid, Szek u. T., welch letztere jedoch schon nach kurzer Zeit den Namen u. die Güter der zweiten Linie erbte u. sich daher seitdem **T. v. Szék** nannte. Dieser Linie, die 1685, bez. 1767 in den Reichsgrafenstand erhoben wurde, entsprossen mehrere hervorragende Persönlichkeiten, unter denen insbes. zu nennen ist: Graf **Ladislaus** IV. **T. v. Szék,** geb. zu Pest 11. Nov. 1811, ein Halbbruder des Grafen **Joseph** IV. **T. v. Szék** (geb. zu Pest 24. Okt. 1790, gest. das. 16. Febr. 1855), der 1840 bis 1848 Gouverneur von Siebenbürgen u. zuletzt Präsident der von ihm mitbegründeten Ungar. Akademie der Wissenschaften war. Graf Ladislaus studirte in Pest, im Reformirten Kollegium zu Patak u. in Berlin die Rechte u. Staatswissenschaften, trat 1843, nachdem er schon im siebenbürg. Landtag gesessen, als Magnat in das Oberhaus des ungar. Reichstags zu Preßburg, näherte sich hier der liberalen Partei u. stellte sich mit dem Grafen Ludwig Batthyányi an die Spitze der Opposition. Im Sept. 1848 vom ungar. Ministerium nach Paris gesandt, um dort die Interessen Ungarns zu vertreten, protestirte er nach der Invasion der Russen u. der Kapitulation Görgey's bei Vilagos (1849) im Namen seines Vaterlandes gegen die Maßregeln Oesterreichs u. ward infolge dessen mit auf die Liste jener Vierzig gesetzt, die in contumaciam zum Tode verurtheilt u. in effigie gehenkt wurden. Seitdem lebte er, in stetem Verkehr mit der ungar. Emigration, theils zu Paris, theils zu Genf. Als das österr. Oktoberdiplom von 1860 (Verleihung einer Verfassung) erschienen war, glaubte er daraus für die ungar. Nationalpartei Nutzen ziehen zu können u. begab sich, mit einem engl. Paß versehen, unter dem Namen John Harrold nach Dresden, wurde jedoch daselbst 18. Dez. verhaftet u. an das Landgericht Wien ausgeliefert. Nach einer persönlichen Unterredung mit dem Kaiser sollte er unter der Bedingung amnestirt werden, daß er sich nicht mehr aus der Oesterr. Monarchie entferne, seine Verbindungen mit den auswärtigen Feinden Oesterreichs abbreche u. sich vor der Hand jeder politischen Thätigkeit enthalte. Da T. dies versprach, erfolgte sofort seine Freilassung. Schon im April 1861 aber nahm er ein Mandat in den ungar. Landtag an, wo er alsbald als Führer der Linken galt. So kam er mehr u. mehr mit jenem Versprechen in Konflikt. Gewissensbisse trieben ihn zur Verzweiflung, u. in der Nacht vom 7. zum 8. Mai 1861 erschoß er sich zu Pest. Er schrieb u. A. eine Tragödie: „A Kegyencz" („Der Günstling", Pest 1842).

**Telemachos,** nach der griech. Heldensage der Sohn des Odysseus (s. d.) u. der Penelope. Bei dem Abzuge des Vaters nach Troja war T. noch ein Säugling. Als im Rathe der Götter beschlossen worden war, dem Odysseus die endliche Heimkehr zu gestatten, u. als die übermüthigen Freier, welche Penelope umwarben u. des Odysseus Habe verpraßten, dem jungen T. nach dem Leben trachteten, da er ihnen hart entgegentrat, besuchte Athene in Gestalt des befreundeten Taphierkönigs Mentes den T. u. rieth ihm, auf Kundschaft nach dem Vater auszuziehen. In des Mentor Gestalt begleitete Athene den Jüngling nach Pylos zum Könige Nestor u. nach Sparta zu Menelaos; bei Letzterem erhielt T. Nachricht von der Weissagung des Proteus über die Heimkehr des Odysseus. Wieder in Ithaka angelangt, findet er den inzwischen in Bettlergestalt eingetroffenen Odysseus, der sich ihm u. einigen treuen Dienern zu erkennen giebt u. mit ihrer Hülfe die Frevel der Freier rächt, wobei T. besondere Tapferkeit an den Tag legt. Dann geleitet T. den Odysseus aufs Land zu seinem Großvater Laërtes. So weit geht der Bericht der „Odyssee". Nachhomerische Sagen erzählen, daß T. sich mit Kirke vermählt u. mit ihr den Latinos gezeugt habe; od. sie lassen ihn die Kassiphone, die Tochter der Kirke, heirathen, darnach aber die Kirke tödten u. aus Rache dafür von Kassiphone ermordet werden. Noch wieder andere Sagen geben ihm eine Tochter Roma, welche die Gattin des Aeneas wurde; mit Polykaste, der Tochter des Nestor, od. mit Nausikaa, Tochter des Alkinoos, soll er den Persepolis gezeugt haben.

**Teleologie** (vom griech. τέλος, Zweck) heißt im philosophischen Sprachgebrauch die Lehre von dem Walten solcher Kräfte, die auf die Erreichung vernünftiger Zwecke gerichtet sind. Dabei besteht immer die Voraussetzung, daß diese Zwecke zugleich weise u. den Geschöpfen ersprießliche seien. Auf der Annahme eines dahin gerichteten bewußten Willens beruht der sog. teleologische (od. physiko-theologische) Beweis für das Dasein Gottes (s. „Gottesbeweise"). Doch ist die sog. teleologische Weltanschauung auch mit dem Pantheismus (s. d.) vereinbar. Die neuere Philosophie hat die Betonung der T. vielfach dadurch eingeschränkt, daß sie einestheils auf vorhandene Zweckwidrigkeiten im Naturverlauf hinwies, anderentheils den Zweckbegriff nur für eine Form des menschlichen Denkens erklärte. Der Materialismus (s. d.) verwirft den Zweckbegriff (im Sinne eines bewußten Anstrebens ersprießlicher Ziele) gänzlich, ohne freilich die dafür sprechenden Gründe entkräften zu können.

**Telephon** (Fernsprecher). Bei der elektrischen Telephonie wird der Schall nicht in einem zwischen zwei entfernten Orten vorhandenen Schallleiter unmittelbar fortgepflanzt, wie dies u. a. in der Luft beim gewöhnlichen Sprechen u. Rufen geschieht, od. in Schallröhren bei der **akustischen Telegraphie,** od. auch in einem zwischen zwei Schallkästchen ausgespannten Bindfaden bei einer rein mechanischen Vorrichtung, die ebenfalls hier u. da als T. bezeichnet worden ist; vielmehr werden durch den elektrischen Strom auf der entfernten Station nur Anregungen zu wellenförmigen Erschütterungen der Luft gegeben, welche in derselben Art u. Aufeinanderfolge stattfinden, wie sie auf der Ausgangsstation durch die Stimme, musikalische Instrumente od. dgl. erregt werden, u. die also auf der Endstation den Eindruck auf das Ohr machen, als ob die Schallursache in nächster Nähe sich befände. Es unterscheiden sich also die elektrischen T.e auch ganz wesentlich von denjenigen elektrischen Telegraphen, welche hörbare Zeichen hervorbringen, wie z. B. die elektrischen Klingeln u. Eisenbahnläutewerke. Bei der elektrischen Telephonie ist die Wiedererzeugung der Töne in der Ferne entweder **Selbstzweck** od. nur **Mittel zum Zweck**. In letzterem Falle ist man bisher meist darauf ausgegangen, die am Empfangsorte erzeugten Töne zum Niederschreiben von Telegrammen in irgend einer vereinbarten Schrift (z. B. den Punkten u. Strichen des

Morse-Alphabetes (Nr. 5199) zu verwerthen; nicht unpassend nennt man ein solches Vorgehen: Phonotelegraphie. Die eigentliche Telephonie dagegen erzeugt eine vorgetragene Melodie, ein Musikstück, einen Gesang, eine gesprochene Rede an einem andern Orte telegraphisch wieder; hierbei nennt man die zur Wiedergabe der menschlichen Rede geeigneten T.e oft noch bestimmter sprechende T.e. — Das erste T. wurde 1860 von Philipp Reis, Lehrer der Naturwissenschaften in Friedrichsdorf bei Homburg vor der Höhe, hergestellt. Wurde bei diesem T. in eine konische Höhlung eines Holzwürfels gesungen (od. gesprochen) u. dadurch eine die Höhlung abschließende Membran in Schwingungen versetzt, so schloß u. unterbrach die Membran in einer der Tonhöhe entsprechenden raschen Folge einen galvanischen Strom (s. „Galvanismus"), welcher am Empfangsorte eine Drahtspule durchlief u. einen in die Spule eingesteckten, auf einem Resonanzboden liegenden, ganz dünnen Eisenkern in mehr od. minder deutlich vernehmbare u. die in die Höhlung gesprochenen Töne wiedergebende Längsschwingungen versetzte (s. u.). Später ließ Reis mittels eines Elektromagnetes einen zweiarmigen Hebel in tönende Schwingungen versetzen. — Ebenfalls galvanische Ströme benutzten u. A. seit 1874 Professor Elisha Gray in Chicago, Paul La Cour in Kopenhagen u. Thomas Alva Edison in Newark (New Jersey). Gray entsendet die Ströme durch schwingende Stahlstäbe u. bringt im Empfänger gleichgestimmte Stahlbänder od. Stäbe zum Theil unter Mitwirkung von Resonanzkästen zum Tönen, od. er läßt die Stäbe einen Lokalstrom für Morse-Apparate schließen. La Cour verwendet im Sender u. Empfänger gleichgestimmte Stimmgabeln zur Erzeugung von Morseschrift. Edison ersetzte die Membran im Reis'schen T. durch eine Messingplatte u. versetzt im Empfänger in eigenthümlicher Weise die Wand eines Resonanzkastens in

Nr. 5202. Das erste Telephon, erfunden von Reis 1860.

tönende Schwingungen. — Das vollkommenste sprechende T. hat der aus Edinburgh gebürtige Professor Alex. Graham Bell in Boston nach mehrjährigen Bemühungen zu Stande gebracht. Die handlichste Form desselben ist in halber natürlicher Größe in Nr. 5203 in der äußeren Ansicht, in Nr. 5204 im Längsschnitte abgebildet. Ein Holzrohr J ist so weit ausgebohrt, daß ein Magnetstab A darin Platz hat; über das eine Polende desselben ist eine Spule B mit etwa 900 Windungen feinen, übersponnenen Kupferdrahtes geschoben, vor dem Pole selbst aber liegt eine dünne Weißblechplatte EE, welche durch das mit 3 od. 4 Schrauben auf dem dickeren Theile F des Rohres J befestigte Mundstück G festgehalten wird, während mittels einer Schraube der Magnetstab A in passende Entfernung von der Platte eingestellt wird; die Drahtenden der Spule B sind an zwei dickere Drähte C gelöthet, welche in die Klemmschrauben D auslaufen u. hier mit den Leitungsdrähten L verbunden werden. Von dem einen T. laufen die Drähte LL nach einem zweiten u. stellen mit diesem eine geschlossene Schleifenleitung her; beim Sprechen auf große Entfernungen dagegen ersetzt man zweckmäßig den einen Zweig der Schleife durch die Erde, wie beim Telegraphiren. Der Magnet A macht die Platte EE durch Vertheilung selbst zum Magnete, u. deshalb müssen, wenn man durch das Mundstück G (wie Nr. 5205 bei $T_1$ zeigt) gegen die Platte E spricht u. dieselbe dadurch zu Schwingungen nach dem Pole hin u. zurück anregt, in rascher Folge Aenderungen in der Anordnung des ganzen magnetischen Systems eintreten, welche wieder in der Spule B, sofern nur deren Enden LL leitend mit einander verbunden sind, Magnetinduktionsströme erregen, von regelmäßig wechselnder Richtung. Ist daher in die Leitung LL ein zweites T. ($T_2$, Nr. 5205) eingeschaltet, so ändern in diesem die Induktionsströme in eben so rascher Folge umgekehrt die anziehende Wirkung des Magnetes A auf die Eisenplatte E

Nr. 5203. Das Bell'sche Telephon. Nr. 5204.

u. versetzen dadurch diese in Schwingungen, welche das Ohr an $T_2$ als die in $T_1$ gesprochenen od. gesungenen Worte empfindet, mit solcher Treue, daß selbst die Stimme des Sprechenden wieder zu erkennen ist. Die Empfindlichkeit dieses T.s u. die Feinheit unserer Gehörorgane gestattet ein Sprechen auf Telegraphenlinien von über 100 Km. Länge, z. B. zwischen Dresden u. Leipzig. Daher eignet sich das T. nicht blos zur Benutzung für Privatverhältnisse, sondern es konnte von der Telegraphenverwaltung des Deutschen Reichs unter der amtlichen Bezeichnung als Fernsprecher selbst für den weiteren Ausbau des Telegraphennetzes ins Auge gefaßt werden. Läuft die Telephonleitung LL neben anderen Telegraphenleitungen hin, so hört man im T. auch das in diesen Telegraphirte als ein knackendes u. knisterndes Geräusch, welches das Verständniß der Worte etwas erschwert. Um das Gesprochene im T. zu hören, muß man das T. $T_2$ nahe ans Ohr, od. besser noch an jedes Ohr ein T. halten; damit also zunächst die Aufmerksamkeit erregt werde, daß eine telephonische Depesche im Anzuge ist, muß man dem T. einen telegraphischen Apparat beigeben, welcher ein weiterhin hörbares Zeichen hervorbringt. Eine galvanische Klingel dazu zu nehmen ist kaum zu empfehlen; besser wäre schon eine Klingel mit einer kleinen Magnetinduktionsmaschine; am besten wählt man einen telephonischen Wecker, der sich in seiner Einrichtung enger an das T. anschließt. Solche telephonische Wecker sind von verschiedenen Seiten angegeben worden, theils mit Glocken, theils mit Stimmgabeln. — Wesentliche Verbesserungen des Bell'schen T.s in Betreff der magnetischen Anordnungen wurden ganz neuerdings für Siemens u. Halske patentirt. Beim Sprechen in die Höhlung A des Reis'schen T.s (Nr. 5202) geräth die Membran u in Schwingungen, das an ihr befestigte Plättchen p berührt abwechselnd u. verläßt den Metallstift an m, schließt u. unterbricht dabei den Strom der Batterie in B in dem Schließungskreise B a p m b C C d e B u. bringt den Eisenkern in der Spule zum Tönen, der auf den Lagern ff auf dem Resonator g liegt. h u. k sind zwei Taster zum beliebigen Unterbrechen des Stromes.

Nr. 5205. Das Bell'sche Telephon.

**Teleskop**, s. „Fernrohr u. Spiegelteleskop".

**Telestereoskop**, s. „Stereoskop".

**Tel est notre plaisir** (franz., spr. Tel eh not'r pläsihr), wörtlich: „So ist unser Gefallen", gewöhnlicher Schluß der Reskripte u. Befehle der franz. Könige vor der Revolution.

**Tell**, Wilhelm, schweiz. Volksheld, durch Schiller's Drama allbekannt, wird als einer jener Männer genannt, welche die drei Urkantone Uri, Schwyz u. Unterwalden von der österr. Herrschaft befreiten. Durch den Landvogt Geßler dazu gezwungen, schoß er seinem Knaben einen Apfel vom Haupte. Da er aber bekannte, daß er, wenn er sein Kind getroffen, sofort den Vogt getödtet hätte, ließ ihn Geßler binden u. über den Vierwaldstädtersee führen. T., dem beim losbrechenden Föhnsturm die Führung des Schiffes anvertraut wurde, rettete sich durch einen kühnen Sprung ans Land. Dies geschah an der Tellenplatte, wo eine vielbesuchte Kapelle steht. Nach dem einen, älteren Berichte erschoß T. den Vogt schon hier; nach dem anderen, allgemein angenommenen erst, als er dem inzwischen ebenfalls glücklich ans Land Gelangten in der Hohlen Gasse bei Küßnacht auflauerte. Die ältesten Berichte setzen diese Begebenheiten ins J. 1296, Stumpf's „Schweizerchronik" ins J. 1314, Tschudi ins J. 1307. Erst um 1600 wird Bürglen als T.'s Geburtsort genannt; auch die Erzählungen von seiner Theilnahme an der Schlacht bei Morgarten u. von seinem Tode bei einer Ueberschwemmung des Schächenbaches, von Uhland in einem Gedichte verherrlicht, sind späteren Ursprungs. Ebenso tritt der Name Geßler erst später auf u. ist als eine Rückerinnerung an österr. Vögte dieses Namens aus dem 15. Jahrh. zu betrachten. — Die neuere Forschung hat überzeugend nachgewiesen, daß wir es in Bezug auf T. ausschließlich mit Sagen zu thun haben, welche eine nach u. nach wachsende Entwicklung in eine spannende, rasch vorwärts schreitende Handlung zusammengedrängt u. den Kampf für die Freiheit des Landes, an welchem mehrere Generationen Antheil genommen, auf wenige Personen zurückgeführt haben (s. „Schweiz", Bd. VII, S. 959). Die Chronik des Berners Justinger 1420 kennt die Einzelheiten der Erzählung von T. noch nicht. Sodann sind zwei, ursprünglich selbständige, später mit einander vermischte Sagen deutlich zu unterscheiden: die von den Männern des Rütlibundes („Stauffacher's Gesellschaft"), u. die von T. (auch Tall od. Thäll geschrieben). Jene finden wir zuerst in dem (vom Einband so benannten) „weißen Buche von Obwalden" 1470; diese aber in dem vor 1474 in Luzern entstandenen „Lied vom Apfelschuß", sodann schon durch den Sturm auf dem See u. den Tod Geßler's erweitert in der Chronik des Luzerners Melchior Ruß, 1480. Um 1512 erschien in dem „Urner Spiel von dem Wilhelm Thellen" die erste dramatische Ausbildung. Auf alle ihre wesentlichen Züge vervollständigt, findet sich die Sage in der Chronik von Gilg Tschudi (s. d.). Auf das Sagenhafte aller dieser Berichte wirft auch der Umstand ein Licht, daß wir überall bei den germanischen Völkern des nördl. u. mittleren Europa eine mehr od. weniger ähnliche Geschichte von einem geschickten Schützen finden, der einen kleinen Gegenstand vom Haupte einer geliebten Person (meistens des Sohnes, einmal des Bruders) schießen soll. Es entstammen wol alle einer gemeinsamen, mit mythologischen Elementen versetzten Urquelle. Ein bestimmter Zusammenhang mit der Sage von der Herkunft der Schwyzer u. Oberhasler aus Schweden u. Friesland, welche nur der Rest ist einer südalemannischen Wandersage, während diese hinwieder auf der allgemeinen germanischen Wandersage beruhte, ist schwer nachzuweisen. — Aus der reichen Literatur über den Gegenstand sind bes. anzuführen: Hiselv, „Recherches critiques sur l'histoire de Guill. Tell" (Lausanne 1843); Aliens Huber, „Die Waldstädte Uri, Schwyz, Unterwalden bis zur festen Begründung der Eidgenossenschaft" (Innsbr. 1861); W. Vischer, „Die Sage von der Befreiung der Waldstädte nach ihrer allmählichen Ausbildung." Nebst einer Beilage: „Das älteste Tellenschauspiel" (Lpz. 1867); Baucher, „Des traditions relatives aux origines de la confederation Suisse" (Genf 1868); Rilliet, „Origines de la confédération Suisse" (2. Aufl., Genf u. Basel 1869; deutsch von Brunner, Aarau 1873); Meyer v. Knonau, „Die Sage von der Befreiung der Waldstädte" (Basel 1873); Secretan, „Galerie Suisse" (Bd. I, Lausanne 1873, enthält: „Guill. Tell" von W. Vischer); Rochholz, „T. u. Geßler in Sage u. Geschichte" (Heilbronn 1877) u. „Die Aargauer Geßler in Urkunden von 1250—1513" (ebd. 1877); Vetter, „Ueber die Sage von der Herkunft der Schwyzer u. Oberhasler aus Schweden u. Friesland" (Bern 1877). Ferner Pallmann in Glaser's „Jahrbuch für Gesellschafts- u. Staatsrecht" (1866); Rochholz in Pfeiffer's „Germania" (1868); Hungerbühler in „St. Galler Mittheilungen zur vaterländ. Geschichte" (1871); K. Meyer in Bartsch's „Germanistischen Studien" (1873); Baucher im „Anzeiger für schweizer. Geschichte" (1877, Heft 5 u. 6) 2c.

**Teller**, Wilhelm Abraham, einer der Stimmführer des Rationalismus im 18. Jahrh., geb. 13. Jan. 1734 zu Leipzig, studirte daselbst Theologie u. habilitirte sich 1755 an der Universität. 1761 wurde er Professor u. Generalsuperintendent zu Helmstädt; hier verfaßte er das „Lehrbuch des christlichen Glaubens" (Halle 1763), das durch seine Neuerungen einen Sturm der Entrüstung gegen ihn hervorrief u. beinahe seine Absetzung zur Folge gehabt hätte. Aus diesen Kämpfen befreite ihn plötzlich die Berufung als Propst u. Oberkonsistorialrath nach Berlin (1767). Hier konnte er seinen aufklärerischen Bestrebungen freien Lauf lassen u. that dies bes. in dem „Wörterbuch des Neuen Testaments zur Erklärung der christlichen Lehre" (Berl. 1772; 6. Aufl. 1805). T. begnügte sich nicht blos mit Umsetzung (u. starker Verflachung) der biblischen Ausdrücke, sondern forderte zugleich, man müsse die ganze, nur bildlich gemeinte hebräisch-griech. Redeweise der Bilder entkleiden u. so auf ihre wahre Bedeutung zurückführen. Von diesem Standpunkte aus erkannte T. die Juden wegen ihres Glaubens an Gott, Tugend u. Unsterblichkeit als echte Christen an. Als er sich jedoch 1792 in dem Prozeß gegen den Prediger Schulz zu Gielsdorf für den Angeklagten erklärte, entsetzte ihn der König auf drei Monate seines Amtes; sein Gehalt wurde während dessen an das Irrenhaus abgeliefert. Trotzdem hatte T. den Muth, noch in demselben Jahre in der Schrift „Die Religion der Vollkommeneren" eine unausgesetzte Vervollkommnung der christlichen Lehre zu behaupten, bis sie schließlich ganz in der Moral aufgegangen sein werde, als eine Sache des Herzens, nicht des Wissens od. Glaubens. T. starb 9. Dez. 1804. Von T.'s Schriften war bes. das „Neue Magazin f. Prediger" (12 Bde. Züllichau, 1792—1802) weit verbreitet.

**Tellkampf**, Johann Ludwig, Universitätslehrer der Staatswissenschaft, Nationalökonom u. Politiker, geb. zu Bückeburg 28. Jan. 1808; studirte in Göttingen die Rechts- u. Staatswissenschaften, ließ sich 1833 als Rechtsanwalt in Hannover nieder, habilitirte sich 1835 als Privatdozent in Göttingen, verließ aber 1838 wegen Umsturzes der hannov. Verfassung die Universität u. begab sich nach Nordamerika, wo er alsbald Professor der Staatswissenschaften am Union College in New York u. 1843 am Columbia College ebendas. wurde. Bei Gelegenheit einer Reise durch England u. Deutschland wurde T. von der preuß. Regierung zu einer in Berlin stattfindenden Berathung über die Wirkungen der Einzelhaft u. die gesetzliche Regelung der Freiheitsstrafen zugezogen. 1846 kehrte er nach Deutschland zurück u. übernahm, nachdem er im Auftrag der preuß. Regierung zum Studium eben der erwähnten Fragen eine Reise nach England u. Frankreich gemacht, die ord. Professur der Staatswissenschaften in Breslau, die er bis an seinen Tod bekleidete. 1848 ins Frankfurter Parlament gewählt u. 1849—51 Mitglied der preuß. II. Kammer, nahm er dort wie hier an den Arbeiten der Verfassungskommission hervorragenden Antheil. Seit 1855 saß er im preuß. Herrenhause, wo er zur liberalen Minderheit gehörte, u. seit 1871 vertrat er als Nationalliberaler den Wahlkreis Liegnitz-Hirschberg im Deutschen Reichstage. Er starb zu Berlin 15. Febr. 1876. In Amerika schrieb er verschiedene Abhandlungen über deutsche u. amerikan. Handelsverhältnisse sowie mit A. Potter eine „Political economy" (New York 1840), in Deutschland: „Beiträge zur Nationalökonomie u. Handelspolitik" (Lpz. 1853); „Ueber die neuere Entwicklung des Bankwesens in Deutschland" (1. Aufl., Bresl. 1857); „Essays on law reform, commercial policy, banks etc." (Lond. 1859); „Der Norddeutsche Bund u. die Verfassung des Deutschen Reichs" (1866); „Die Prinzipien des Bank- u. Geldwesens" (Berl. 1867); „Ueber Arbeiter- u. Erwerbs-Genossenschaften in England u. Nordamerika" (Halle 1870); „Selbstverwaltung u. Reform der Gemeinde- u. Kreisordnungen in Preußen

u. Selfgovernment in England u. Nordamerika" (Berl. 1872); „Erforderniß voller Metalldeckung der Banknoten" (ebd. 1873); „Vorschläge zur Verbesserung des Aktiengesellschaftswesens" (ebd. 1876). Auch übersetzte er mit Bergius die Schrift M'Culloch's „Ueber Geld u. Banken" (Lpz. 1859) u. fügte derselben vier Abhandlungen bei.

**Tellur** (Tellurium), ein in der Natur nur sehr spärlich vorkommender chemischer Grundstoff, der hinsichtlich seiner chemischen Eigenschaften mit dem Selen u. Schwefel in eine Gruppe zusammengefaßt werden muß. Das T. wurde zuerst von Müller v. Reichenstein im J. 1782 im Blättererz aufgefunden u. als neuer Stoff erkannt, aber erst von Klaproth, der 1798 die Angaben Müller's bestätigte, näher untersucht; Berzelius, Davy, Wöhler u. andere Chemiker haben dann die Kenntnisse über diesen Stoff u. seine Verbindungen mit anderen Elementen erweitert. In unverbundenem Zustande findet sich das T. nur ganz vereinzelt; die noch am häufigsten vorkommenden Verbindungen sind: Tellurwismuth od. Tetradymit, Tellurblei, Tellursilber, Sylvanit, Weißtellur od. Schrifterz, aus T., Gold u. Silber bestehend, u. Nagyagit, T., Gold, Kupfer, Blei, Antimon u. Schwefel enthaltend. Solche Tellurerze werden in Siebenbürgen, in Kalifornien, Südamerika u. am Altai gefunden. Das reine, aus seinen Verbindungen abgeschiedene T. ist ein metallglänzender, krystallinischer Körper von bläulichweißer Farbe; durch Fällung erhalten erscheint es als braunes Pulver. Das spezifische Gewicht des T. ist: 6,183, sein Aequivalent: 64, sein Atomgewicht: 128, das chemische Zeichen = Te. Beim Erhitzen unter Luftabschluß läßt sich das T. sublimiren, nachdem es zuvor geschmolzen war; an der Luft erhitzt, verbrennt es dagegen mit bläulich grüner Flamme unter Bildung eines dicken weißen Rauches von telluriger Säure ($Te\,O_2$). Diese der schwefligen u. selenigen Säure entsprechende Tellurverbindung ist eine weiße, feinkrystallinische Masse; in Wasser fast unlöslich, bildet sie jedoch mit diesem ein Hydrat, welches in kaltem Wasser sich löst; beim Erhitzen dieser Lösung über 40° wird jedoch wieder wasserfreie tellurige Säure abgeschieden. Die tellurigsauren Salze wirken stark brechenerregend. Mit 3 Aequivalenten Sauerstoff bildet das T. die Tellursäure ($Te\,O_3$). Mit Wasserstoff kann sich das T. zwar nicht direkt, wol aber indirekt zu einer gasförmigen Verbindung, dem Tellurwasserstoff (H Te), vereinigen. Eine Verwendung hat bis jetzt weder das T. noch eine seiner Verbindungen gefunden.

**Tellus**, bei den Römern die Götter der Erde (s. „Gäa"); auch die Erde selbst in kosmologischem Sinne; davon tellurisch, irdisch, der Erde angehörend, von ihrer Kraft od. Wirkung ausgehend; **Tellurium**, ein die Bewegung der Erde u. des Mondes um die Sonne sowie die Entstehung der Jahreszeiten infolge der Stellung der Erdachse gegen die Sonne veranschaulichender Apparat.

**Teltow**, Kreisstadt mit 2039 E. (1871) im Reg.-Bez. Potsdam der preuß. Provinz Brandenburg; liegt 2 Meilen südsüdwestl. von Berlin an der T. od. Bäke, die zur Havel fließt, ist Sitz der Kreisbehörden u. einer Superintendentur, hat Baumwollen- u. Leinweberei u. berühmten Rübenbau (Teltower Rübchen).

**Temes** (spr. Temesch) od. Temesvárer Gespanschaft, Komitat im südl. Ungarn, 107,66 □M. mit 356,174 Seelen Civilbevölkerung (1869); liegt jenseit der Theiß, gehörte bis 1861 zur Wojwodschaft Serbien u. dem Temeswarer Banate; ist nördl. durch den Fluß Maros vom Kom. Arad geschieden u. grenzt östl. an das Krassóer, westl. an das Torontaler Kom. u. südl. an das Banater Grenzgebiet. Es ist, mit Ausnahme einiger Striche im O., bis wohin sich die letzten Ausläufer des Dobri-Vrch erstrecken, durchaus eben u. sehr fruchtbar, aber heiß u. ungesund. Die Flüsse gehen durchgängig in südwestl. Richtung zur Donau. Den NW. bewässert die Bega. Durch die Mitte fließt die Temes mit mehreren Nebenflüssen durch theilweise sehr sumpfiges Gebiet; die Flüsse im S. gehen direkt zur Donau. Angebaut wird vorzugsweise Weizen, neuerdings auch Baumwolle. Aus den vielen Zwetschen bereitet man Slibowitz. Die meist serbischen u. rumänischen Bewohner treiben außer Ackerbau viel Vieh-, Seiden- u. Bienenzucht. Dem Bekenntnisse nach sind $^2/_3$ der Bevölkerung nicht-unirte Griechen. Hauptort ist **Temesvár** (spr. Temeschwär), in 93 m. Seehöhe in ziemlich sumpfiger Gegend am Anfange des Begakanals, an der österr. südöstl. Staatsbahn Wien-Marchegg-Bazias u. Arad-T. (die Linie T.-Orsowa ist noch nicht ganz vollendet), u. hatte 1869: 32,223 E., von denen fast die Hälfte Deutsche, die übrigen in absteigender Zahl Rumänen, Magyaren, Serben u. Juden waren. Die Stadt ist als Festung mit dreifachen Mauern u. Gräben umgeben. Um ihre vier entfernten Vorstädte breiten sich Sümpfe aus. T. ist Sitz der Komitatsregierung, eines röm.-kathol. u. eines nicht-unirten griech. Bischofs, hat ein kathol. Priesterseminar, ein Obergymnasium ꝛc., eine kath. Domkirche, eine schöne Kathedrale der nicht-unirten Griechen, ein Hunyad'sches Schloß, großes Zeughaus u. Kaserne, Theater ꝛc., fabrizirt Leder, Tuch, Seide, Papier u. Oel u. hat lebhaften Handel nach Siebenbürgen, Serbien u. Rumänien. T. ist das ehemalige Zambara in Dacia riparia. Es war schon im Mittelalter eine feste u. volkreiche Stadt. Johann Corvinus wurde 1442 zum Grafen von T. ernannt. 1552 wurde T. von den Türken erobert u. durch den Frieden von Carlowitz 1669 der Türkei zugesprochen, aber 1716 durch Prinz Eugen wieder entrissen. Während der ungar. Revolution 1849 vertheidigte sich in T. der österr. General Rukawina 107 Tage lang gegen die Aufständischen, bis die Festung 9. Aug. durch Haynau entsetzt wurde.

**Temme**, Jodokus, Rechtslehrer u. fruchtbarer belletristischer Schriftsteller, geb. 22. Okt. 1798 (nicht 1799) zu Lette in Westfalen; studirte in Münster u. Göttingen, wurde schon 1817 Auskultator in Göttingen u. war dann in verschiedenen Stellungen in Lithauen, in Stendal, Greifswald, Berlin u. Tilsit, 1848 als Staatsanwalt beim Kriminalgericht in Berlin, nachher als Direktor des Oberlandesgerichts in Münster thätig. Als Mitglied der Berliner Nationalversammlung stand er auf der demokratischen Linken. Als Theilnehmer an dem Beschluß der Steuerverweigerung sollte er seines Amtes entlassen werden u. sah sich in eine Untersuchung wegen Hochverrath verwickelt, wurde aber während der Untersuchungshaft ins Frankfurter Parlament u. bald darauf wiederholt in die preuß. Nationalversammlung gewählt. Nach Auflösung des Stuttgarter Rumpfparlamentes, an dem er Theil genommen hatte, nach Münster zurückgekehrt, wurde T. 1. Juli 1849 abermals verhaftet u. wegen Hochverraths in Untersuchung gezogen, wurde zwar vom Schwurgericht freigesprochen, aber 1851 durch Disziplinarurtheil aus dem Staatsdienst entlassen. Vergl. seine Schrift „Die Prozesse gegen Jodokus T." (Braunschw. 1851). T. übernahm nun die Redaktion der „Neuen Oderzeitung" in Breslau, siedelte aber schon 1852 als Professor an die Universität in Zürich über, wo er noch lebt. Mehr noch als durch seine zahlreichen juristischen Schriften („Handbuch des Preuß. Civilrechts", 2. Aufl., Lpz. 1846; „Handbuch des Preuß. Kriminalrechts", ebd. 1837; „Lehrbuch des Preuß. Strafrechts", Berl. 1853; „Lehrbuch des gemeinen deutschen Strafrechts", Stuttg. 1876 ꝛc.) hat er sich in der Unterhaltungs-Literatur einen bedeutenden Namen gemacht. In den dreißiger Jahren ließ er nach einander die Volkssagen Westfalens, Ost- u. Westpreußens u. Lithauens, der Altmark, Pommerns u. Rügens erscheinen. Seine ersten, anonym als „Neue deutsche Zeitbilder" (9 Bde., Eisleben 1850—52) erschienenen Romane wurden für die preuß. Leihbibliotheken verboten. Ihnen folgte eine große Reihe anderer, zuletzt „Die Generalin" (Lpz. 1877). Seine zahlreichen Novellen sind meistens Kriminalgeschichten, in spannender, realistisch packender Weise erzählt, z. B. „Deutsche Kriminalnovellen" (4 Bde., Lpz. 1858—59), „Kriminalnovellen" (10 Bde., Berl. 1860—63), „Dunkle Wege" (3 Bde., Berl. 1862—63); „Kriminalnovellen" (3 Bde., Berl. 1873) ꝛc.

**Tempe**, das Felsenthal des Peneiosflusses zwischen den Bergen Olympos u. Ossa in Thessalien, heute Paß von Lykostomo genannt, ist durch Erdbeben entstanden; die Sage erzählt, Herakles habe die früher ein Ganzes bildenden Berge aus einander gerissen, um dem Flusse Peneios eine Bahn zu schaffen. Bald zu einer düsteren schmalen Schlucht sich verengend, bald, bes. auf der südöstlichen, dem Ossa zu gelegenen Seite, zu grünen, fruchtbaren Ebenen sich ausbreitend, verband T. die Anmuth eines Flußthales mit der wilden Großartigkeit einer Felsschlucht. Die mittlere Breite des Thales beträgt gegen 120 m.; eine lat. Inschrift bezeugt, daß es einst an einer Stelle aus strategischen Gründen durch Longinus künstlich noch verengt wurde. Der Name T. wurde im Alterthum typische Bezeichnung für schöne u. zugleich großartige Felsthäler; so gab es Heloria T. am Heloros auf Sizilien, u. auch das Flußthal des Velinus bei Reate im Sabinerlande wurde T. genannt.

**Tempel** (lat. templum, von griech. τέμνειν, schneiden) ist eigentlich ein kleiner, abgegrenzter Bezirk, bes. der vom Augur mit dem lituus (Krummstab) am Himmel u. auf der Erde abgegrenzte u. in Regionen eingetheilte geweihte Gesichtskreis zur Beobachtung des Vogelfluges; dann die übliche Bezeichnung für solche Gebäude, die zur Verehrung heidnischer Götter (bes. der Griechen, Römer ꝛc.) bestimmt waren od. noch bestimmt sind (T. der Buddhisten ꝛc.). Doch pflegt man auch die Hauptanbetungsstätte der Juden zu Jerusalem (s. u.) als T. zu bezeichnen u. danach überhaupt von Judentempeln (Synagogen) zu reden, im Gegensatz zu den christl. Kirchen. Endlich werden auch diese letzteren im höheren Stil als T. des Herrn ꝛc. bezeichnet. Die T. der klassischen Völker haben fast

alle das gemein (s. den Art. „Baukunst“), daß sich von dem Hauptraum noch ein bes. heiliger Hinterraum (die sog. Cella) absondert, in welcher das Götterbild aufgestellt war. Fast alle größeren Tempel waren ganz od. zum Theil mit einer Säulenreihe (Peristyl) umgeben, die durch eine Ueberdachung mit der eigentlichen Tempelmauer verbunden war. Das Dach selbst ließ auf den Schmalseiten dreieckige Giebelfelder frei, auf deren plastische Ausschmückung (z. B. am Parthenon zu Athen, dem T. zu Aegina ꝛc.) die höchste Kunst verwendet wurde. Der jüdische T. zu Jerusalem hat im Laufe eines Jahrtausends drei verschiedene Perioden erlebt: 1. Der Salomonische T. Ohne Zweifel hatte schon David den Bau eines T.s beabsichtigt u. daher nicht nur einen Platz für denselben geweiht (die Tenne des Jebusiters Aravna, s. 2 Sam. 24, 18 ff.), sondern auch nach 1 Chron. 29 allerlei Baumaterial gesammelt. Doch wurde der Bau erst im 4. Jahrh. Salomo's (um 1012) begonnen u. nach 7½ Jahren beendigt. Der T. selbst stand auf der Spitze des kleineren östlichen Hügels, der damals durch eine tiefe Schlucht von dem westlichen Hügel (der nachmaligen Oberstadt) getrennt war. Wahrscheinlich kam ursprünglich nur diesem östl. Hügel (dem Tempelberg) der Name Zion zu; jedenfalls ist die Bezeichnung des Tempelbergs als Berg Morijah (2 Chron. 3, 1) viel späteren Ursprungs. Ob der T. Salomo's den sog. heiligen Felsen im Innern der heutigen Es Sachramoschee mit einschloß od. ob dieser den Brandopferaltar trug, läßt sich nicht entscheiden. Dagegen ist gewiß, daß schon Salomo gewaltige Futtermauern aufführte, um für den Vorhof des Tempels eine ebene Fläche zu gewinnen. Dieser Salomonischen Mauer gehören wahrscheinlich die gewaltigen Steine an, die man an der Südwestecke 25 m. unter dem Boden als Basis der jetzigen Mauer gefunden hat. Ueber die Verbindung Salomo's mit dem König Hiram von Tyrus, um phönikische Bauleute (bes. Erzgießer) u. Cedernbalken vom Libanon zu gewinnen, s. 1 Kön. Kap. 5. Daselbst wird auch erzählt, welchen ungeheuren Frohndienst die Israeliten zum Bau des T.s auf sich nehmen mußten. Der T. selbst bildete ein Rechteck, das von O. nach W. lag, mit dem Haupteingang auf der östl. Schmalseite, u. zwar 20 Ellen breit, 60 lang, 30 hoch. Er zerfiel in den eigentlichen T. (40 Ellen lang) mit dem goldnen Räucheraltar, dem Tisch für die Schaubrote u. zehn Leuchtern u. den „Hinterraum“ od. das Allerheiligste. Dieses bildete einen Würfel von 20 Ellen (da der ganze T. 30 Ellen hoch war, muß sich also ein blinder Raum darüber befunden haben) u. war völlig finster. Es enthielt die Bundeslade mit den Gesetztafeln u. zwei aus wildem Oelbaum geschnitzte Cherubim, die sich mit den inneren Spitzen der ausgebreiteten Flügel berührten, mit den äußeren an die Wand stießen. Vor dem T. standen zwei aus Erz gegossene Säulen (Jachin u. Boas genannt), nach den Einen frei, nach Andern in die 10 Ellen tiefe Vorhalle eingefügt. Rechnet man die hebr. Elle zu (knapp) 18½ cm., so ergiebt sich, daß der ganze Bau nach unseren Begriffen sehr klein war. Dazu kommt, daß er auf drei Seiten (außer der Vorhalle) mit einem Anbau von 18 Ellen Höhe in 3 Stockwerken (von je 5 Ellen Höhe) umgeben war, welcher den eigentlichen T. fast ganz verdeckte u. durch die Niedrigkeit der Stockwerke den Eindruck sehr geschmälert haben muß. Doch blieben so für das Heilige noch 10 Ellen zur Anbringung einwärts geschlitzter Oeffnungen, die mehr der Ventilation als der Erleuchtung dienten. Die kleinen Maße des Baues wurden indeß aufgewogen durch die Verschwendung edler Stoffe. Im Innern waren die Wände ganz mit Cedernholz getäfelt, so daß man keinen Stein sah; das Cederngetäfel war theils mit Schnitzwerk (Cherubim, Blumen ꝛc.) versehen, theils mit Gold ausgelegt. Müßig ist die Frage, ob in dem T. der phönikische od. ägyptische od. ein anderer Baustil zur Anwendung gekommen sei. Als Versinnlichung einer eigenartigen religiösen Idee, nämlich der Einwohnung Gottes in seinem Volke, aber in unnahbarer Heiligkeit, entspricht der jüdische T. keinem jener heidnischen Baustile ganz, obwol er mit ihnen die Unterscheidung eines Heiligen u. Allerheiligsten gemein hat. Den T. umgab ein Vorhof, der von einer starken Mauer eingefaßt war u. nachmals als der „innere“ od. „Vorhof der Priester“ von dem „äußeren Vorhof“ des Volks unterschieden wurde. Letzterer, erst allmählich nach Salomo's Zeiten ausgebaut, lag tiefer u. war durch Stufen mit dem oberen (inneren) Vorhof verbunden. Dieser wurde schon von Salomo mit dem großen Brandopferaltar, dem ehernen Meer (einem ungeheuern Spülbecken, das auf 12 ehernen Rindern ruhte) u. anderen Gerathen versehen; s. das Einzelne 1 Kön. 6, 7. Dagegen gehören viele im Alten Testament erwähnte Bauten in u. an den Vorhöfen (bes. auch Thore) erst den späteren Königen an. Nach mannichfachen Schicksalen (öfterer Plünderung seiner Schätze, auch Verunreinigung durch Götzendienst, wurde dieser T. 588 v. Chr. durch die Chaldäer (Nebukadnezar) verbrannt u. sammt seiner Umgebung gründlich zerstört. — 2. Der T. Serubabel's (so genannt nach dem Statthalter Serubabel) wurde von den heimgekehrten Exulanten erst im 2. Jahre des Perserkönigs Darius (520 v. Chr.) in Angriff genommen u. nach 4 Jahren 5 Monaten beendigt, bei der Armuth jener Gemeinde allerdings als ein sehr dürftiger Bau (Esra 3, 12) u. noch dazu ohne Bundeslade. Doch war man seit dieser Zeit auf die immer stärkere Befestigung des Tempelplatzes bedacht, so daß der T. in den zahllosen Kämpfen des 2. Jahrh. fast die Rolle einer Citadelle gespielt hat. Nach der gänzlichen Plünderung u. Entweihung durch Antiochos Epiphanes (168 v. Chr.) wurde der T. 165 von Judas Makkabi aufs Neue geweiht u. befestigt; Pompejus vermochte ihn (63 vor Chr.) erst nach dreimonatlicher Belagerung zu erobern; ebenso fiel er 37 v. Chr. erst nach großen Anstrengungen in die Hände Herodes' d. Gr. Dieser unternahm im J. 20 v. Chr. einen totalen Umbau des T.s u. so entstand der dritte od. Herodianische T. Von der Großartigkeit dieses Umbaues legen noch heute die gewaltigen Quadern an der Südwestecke des Haram (über der Erde) Zeugniß ab. Durch Auffüllung der Ränder des Hügels wurde Raum für mehrere terrassenförmig angelegte Vorhöfe u. prachtvolle Säulenhallen gewonnen; bei der Verschwendung von Marmor u. Gold machte das Ganze, bes. vom Oelberg aus gesehen, einen überwältigenden Eindruck. Das Heiligthum selbst wurde beträchtlich erweitert. Auch nach dem Tode des Herodes wurde beständig an den Umgebungen weiter gebaut, bis 64 n. Chr. Aber bereits 70 n. Chr. wurde der Tempelplatz nach verzweifelter Gegenwehr von Titus erobert u. alle Gebäude auf ihm verbrannt. Erwähnung verdient noch, daß auch die großartigen Gewölbe u. Säulenhallen unter dem Tempelplatz (bes. unter der heutigen El Aksamoschee) wol größtentheils dem Bau des Herodes angehören. — Die eingehendste Untersuchung über die Geschichte ꝛc. des jüd. Tempels enthält das Prachtwerk von de Vogüé, „Le temple de Jérusalem“ (Par. 1864).

**Tempelherren** od. Templer, s. unter „Geistliche Ritterorden“.

**Temperamalerei** (von ital. témpera, flüssiges Mischmittel für trockene Farben) heißt diejenige Technik der Malerei, welche, vor der Erfindung der Oelmalerei (s. „Malerei“, Bd. VI, S. 88), also vor 1410, zu Tafelgemälden u. auch jetzt noch vielfach zu Wand- u. Dekorationsmalerei benutzt, die Farben mit Leimwasser anreibt u. mit Eiweiß, Honig od. anderen Bindemitteln mischt.

**Temperament** nannte man ursprünglich den Wärmegrad des Körpers, welchen man sich abhängig von der Mischung der Körpersäfte dachte. Der altröm. Arzt Galenos legte in möglichster Uebereinstimmung mit den damals angenommenen 4 Elementen dem Körper vier Kardinalsäfte bei, u. so bildete man daraus die Theorie von vier T.en: 1. sanguinisches od. warmes, durch Vorherrschen von Blut (sanguis) od. warmer Feuchtigkeit, 2. melancholisches od. kaltes, durch Vorherrschen von schwarzer Galle (atrabilarisch) od. kalter Trockenheit, 3. cholerisches od. trockenes, durch Vorherrschen von gelber Galle (Chole-Galle) od. warmer Trockenheit, 4. phlegmatisches od. feuchtes T., durch Vorherrschen von Schleim (Phlegma od. Lymphe) od. kalter Feuchtigkeit im Körper. Für den heutigen Stand der Wissenschaft hat diese Eintheilung natürlich keinen Werth mehr u. die Bezeichnungen sanguinisches, melancholisches, cholerisches u. phlegmatisches T. haben andere Bedeutung gewonnen. Wir bringen nämlich bei der Charakterisirung der T.e die hauptsächlichsten Systeme des Körpers in Verbindung mit dem Faktor, von dem alle übrigen Systeme gewissermaßen geleitet werden, nämlich in Verbindung mit dem Nervensystem u. dadurch mit dem geistigen Leben. So nennt man phlegmatisches T. diejenige Verfassung des Menschen, die sich im Allgemeinen charakterisirt durch geringe Rezeptivität u. Reaktion überhaupt, nam. geringes Bestreben zur Aufnahme geistiger Einflüsse, geringe psychische Beweglichkeit, wenig Willenskraft, kaltblütige Besonnenheit, langsame aber ziemlich sichere Bildung des Urtheils, wenig rege Phantasie, geringe Aeußerung der Leidenschaften. Die körperlichen Merkmale dieses T.s sind: blonde Haare, blaue Augen, kühle Haut, wenig lebhafter Gesichtsausdruck, schlaffe Muskeln, Fettreichthum. — Das melancholische T. trägt zwar auch den Charakter geringer Rezeptivität, daneben aber bedeutender Reaktion, u. nach Kant den tiefen Gefühles. Es zeichnet sich aus durch Ausdauer, Ruhe in geistigen Arbeiten, große Beharrlichkeit u. Festigkeit in Entschlüssen, die trotz aller Hindernisse realisirt werden, durch langsame Auffassungsfähigkeit, aber Durchdringung des Aufgenommenen bis zur vollkommenen Klarheit, endlich durch bedeutende geistige Anlagen, die, auf geeignete Weise erweckt, den Menschen Erstaunliches leisten lassen. Auch die gemüthliche Seite des Melancholikers zeigt sich schwerer erregbar als bei Menschen anderer T.e, aber der Eindruck ist bleibender u. tiefer. Physisch spricht sich das melancholische T. aus durch fahle Hautfarbe, kühle, trockene Haut, langsame Cirkulation u. Respiration, ziemlich großen Kopf, ausdrucksvolle, oft ganz eigenthümliche Gesichtszüge, dunkle Haare u. Augen, gemessene, feste Bewegung. — Das sanguinische T. ist bei Menschen mit leichtem Sinne eigen, u. giebt sich zu erkennen durch bedeutende Rezeptivität u. geringe Reaktion, durch leichte Erregbarkeit des Gemüths u. Leidenschaftlichkeit, die wenig Beharrlichkeit zeigt, durch schnelles

Auffassen, ebenso rasches Vergessen, durch schnelles, aber nicht tiefes Urtheil, durch mangelnde Neigung zu tiefgehenden geistigen Arbeiten, durch heitere Stimmung u. Lebenslust. In physischer Hinsicht sind die Sanguiniker Besitzer von hoher Gestalt, warmer Haut, langem Hals, kleinem Kopfe, lichtem Haar, blauen Augen, zarter Organisation, rascher Blutbewegung u. Respiration, behender Bewegung 2c. Das cholerische T. hat den Charakter des raschen Muthes u. großer Rezeptivität bei geringer Reaktion; ihm ist ein gut entwickeltes Gemeingefühl eigen, scharfe Sinne, scharfer Verstand, großes Auffassungsvermögen u. rasches Urtheil, Ausdauer, Muth u. sehr fester Wille, große Erregbarkeit des Gemüths u. Anlage zu den verschiedensten Leidenschaften, Neigung zu Herrschsucht, Stolz, Eitelkeit, Eifersucht u. Rachsucht; nam. Zornmüthigkeit macht sich beim Choleriker geltend. Hinsichtlich der Körperlichkeit erscheint bei ihm das Gehirn u. die gallige Konstitution vorzüglich entwickelt; erdfahle Hautfarbe, trockne Haut, dunkle Haare u. Augen, ausdrucksvolles Gesicht, kräftiger Puls u. Herzschlag, ebensolche Respiration, starker Knochenbau, straffe Muskeln, geringe Fettbildung u. feste Haltung des Körpers sind für das cholerische T. charakteristisch. Die Charaktere der T.e, wie man sie zu unterscheiden sich gewöhnt hat, finden sich jedoch selten ganz rein vor, man ist vielmehr meist genöthigt, von gemischten T.en zu sprechen. Da die T.e verschiedene Krankheitsanlagen zeigen, so hat auch die Gesundheitspflege für jedes T. verschiedene diätetische Regeln vorzuschreiben.

**Temperanzgesellschaften** (vom lat. temperāre, sich mäßigen, enthalten), ein Zweig der sog. Inneren Mission (s. d.), ist gleichbedeutend mit Mäßigkeitsvereine (s. d.). Doch haben sich die T. zum Theil auch die Unterdrückung des Tabak- u. Opiumrauchens zur Aufgabe gemacht.

**Temperatur** (vom lat. temperāre, mäßigen) ist ein zur Bezeichnung mehrerer physikalischer Beziehungen benutzter Ausdruck. In der Wärmelehre bezeichnet T. zunächst weiter nichts als den bestimmten Grad des subjektiven Wärmegefühls, das in uns bei Berührung mit irgend welchen, sei es starren, flüssigen od. luftförmigen Körpern entsteht, dann aber den Gehalt der Körper an freier Wärme, den diese ohne Weiteres an kältere Körper abzugeben vermögen. Da sich mit der Wärmeaufnahme entsprechend das Volumen der Körper vergrößert, so wendet man statt unseres Gefühls diese Ausdehnung der Körper durch die Wärme zu einer sichereren Temperaturbestimmung an u. nennt solche dazu dienliche Vorrichtungen Thermometer (s. d.). In der Meteorologie spielt die mittlere T. eine große Rolle; sie drückt den Durchschnittswerth aus, der sich aus einer möglichst großen Zahl methodisch vorgenommener Temperaturmessungen für einen bestimmten Ort während der Zeit eines Jahres od. eines gewissen Monats ergiebt; die mittlere T. des Bodens, des Meerwassers, der Quellen 2c. ist in ähnlicher Weise zur Kenntniß der physischen Beschaffenheit unsrer Erde von Wichtigkeit. In der Akustik bezeichnet T. die Art u. Weise der Vertheilung der musikalischen Unreinheiten in der sog. chromatischen Tonleiter, welche sich daraus ergeben, daß man durch successives Fortschreiten nach reinen Quinten, Terzen 2c. nicht genau auf ein Vielfaches von 2 kommt, wie es der Fall sein müßte, wenn innerhalb unsrer Tonleiter nur akustisch reine Intervalle vorkommen sollten. Man unterscheidet zwei Arten der T., nämlich einerseits die sog. ungleich schwebende od. Kirnberger'sche T. u. andererseits die gleichschwebende. Die erstere, die ältere, legte die Ausgleichung jener Unreinheiten auf die weniger gebrauchten Intervalle u. stimmte die anderen rein. Die gleichschwebende T. vertheilt sie auf alle Töne gleichmäßig, indem sie die Oktave in 12 genau gleiche Intervalle eintheilt.

**temperiren** (lat. temperare), mäßigen, mildern, lindern; im Hüttenwesen heißt t. (auch tempern), Gußwaaren durch Glühen die Sprödigkeit benehmen; temperirte Luft, mäßig warme Luft; Temperantia, lindernde, kühlende Mittel; Temperanz, Mäßigkeit; temperirte Stimmung der Klaviere, s. „Temperatur".

**Tempesta** (ital.), Sturm, Ungewitter; in der Malerei ein sog. Sturm- od. Gewittergemälde.

**Tempesta,** ein dem holländischen Maler Pieter **Molyn** d. J. (geb. 1637 zu Harlem) von der Schilderbent (s. d.) gegebener Beiname, weil er, Anfangs in der Weise des Franz Snyders Jagden u. Thierstücke malend, sich mit großem Erfolge der Malerei von Seestürmen u. Schiffbrüchen widmete. Weniger bedeutend sind seine in Italien ausgeführten italienischen Landschaften. Er soll aus Liebe zu einer Genueserin seine Gattin durch einen Banditen haben ermorden lassen, deswegen langjährige Kerkerstrafe erduldet haben, aber aus dem Kerker, in welchem er während seiner Gefangenschaft viele treffliche Bilder malte, bei dem Bombardement von Genua 1684 entkommen u. in Piacenza 1701 gestorben sein. Mehrere Bilder von ihm besitzen die Museen von Dresden u. Wien. Sein Vater, Pieter **Molyn** d. Aelt., lebte in Harlem in der 1. Hälfte des 17. Jahrh. u. that sich als Landschaftsmaler u. Radirer hervor. Ein [illegible] als Kupferstecher bekannter Künstler war Antonio **T.**, in Florenz; geb. 1555 u. gest. 1630, der nicht nur viele Stiche u. Radirungen, sondern auch während seines langen Aufenthalts in Rom Landschaften, Marinen u. Schlachten in großartigem Stil, aber von wenig anziehendem Kolorit lieferte.

**Tempi passati** (ital.), vergangene Zeiten.

**tempiren** (lat. tempus, Zeit) heißt einen Zeit- od. Brennzünder für ein Hohlgeschoß so einrichten, daß er das Geschoß in einem bestimmten Punkte seiner Bahn, allgemein nach einer bestimmten Zeit durch Entzündung der Sprengladung zur Explosion bringt.

**Temple** (le Temple [spr. lö tangpl]) hieß das fast nur aus zwei großen, festen Thürmen bestehende Gebäude, in welchem Ludwig XVI. nach seiner Entsetzung 10. Aug. 1792 mit Gemahlin, Schwester u. Kindern gefangen gehalten wurde. Jene Drei wurden zur Hinrichtung abgeführt,

Nr. 5206. Der Temple zu Paris.

der Dauphin (s. „Ludwig XVII.") blieb hier bis zu seinem Tode, seine Schwester Therese bis zu ihrer Auswechselung gegen den General Drouet 26. Dez. 1795. Das Gebäude hatten die Templer um 1222 errichten lassen. Philipp IV. bewohnte es kurze Zeit nach der Vernichtung des Ordens (1312) u. schenkte es dann an die Johanniter. Die Revolution machte ein Gefängniß, die Prinzessin Louise von Condé ein Nonnenkloster daraus, dem sie selbst 1806—24 vorstand. Napoleon III. ließ es abtragen. Das Gedächtniß an den T. lebt noch in den Namen Rue du T., Boulevard du T. u. Faubourg du T. in Paris.

**Temple** (spr. Tämpel), Sir William, engl. Diplomat u. politischer Schriftsteller, geb. 1628 zu London, studirte in Cambridge u. bereiste dann 6 Jahre lang den Kontinent. Seine öffentliche Wirksamkeit begann er erst 1660 als Mitglied der irländischen Konvention, in der er sich durch seine Freisinnigkeit u. insbes. seinen Widerstand gegen die Einführung einer Kopfsteuer hervorthat. 1661 ins Parlament gewählt u. von diesem im nächsten Jahre zum Kommissar beim König ernannt, ward er von diesem 1665 mit einer geheimen Sendung an den Bischof von Münster betraut u., da es ihm gelang, diesen für England gegen Holland zu gewinnen, zum Baronet erhoben. Hierauf vertrat er den engl. Hof in Brüssel, bis er 1667 nach dem Haag ging, um das unter dem Namen „Tripelallianz" bekannt gewordene Bündniß zwischen England, Holland u. Schweden abzuschließen, das im Jan. 1668 zu Stande kam. Nachdem er dann in Aachen den Frieden zwischen Frankreich u. Spanien vermittelt hatte, kehrte er als Gesandter nach dem Haag zurück. Da jedoch 1669 Karl II., von Ludwig XIV. gewonnen, seinen Verbündeten abtrünnig ward, verließ T. den Staatsdienst u. ging auf sein Gut Sheen bei Richmond. 1674 wurde ihm die Genugthuung, daß ihn der König infolge der allgemeinen Unzufriedenheit über den ungerechten, 1672 mit Frankreich unternommenen Krieg gegen die Niederlande wieder herbeirief u. mit der Anbahnung des Friedens beauftragte, der 1676

in Nymwegen zur Thatsache wurde. Nun blieb T. Gesandter im Haag, bis er 1679 nach London u. ins Parlament zurückkehrte. Auf seinen Vorschlag ward alsbald ein aus 30 der angesehensten Regierungsbeamten u. Parlamentsmitglieder bestehender Staatsrath gebildet. Als aber Karl II. 1681 das Parlament auflöste, empörte diese Maßregel T. so sehr, daß er sich für immer auf sein Gut zurückzog, wo er 27. Jan. 1699 starb. Seine in Bezug auf Stil u. Inhalt ausgezeichneten politischen Schriften erschienen gesammelt in 2 Bdn. (Lond. 1750; n. Aufl. 1814); seine „Memoirs" (2 Bde., ebd. 1709) u. seine „Letters" (2 Bde., ebd. 1710) gab Swift heraus. — Vgl. Luden, „T.'s Biographie" (Gött. 1808); Courtenay, „Memoirs of the life, works and correspondence of Sir Will. T." (2 Bde., Lond. 1836); Emerton, „Sir Will. T. u. die Tripelallianz vom J. 1668" (Berl. 1877).

Nr. 5207. Tenedos.

**Tempo** (ital., Zeit; Mehrzahl Tempi) heißt in der Musik der Schnelligkeitsgrad der Gesammtbewegung eines Tonstücks, das relative Zeitmaß, insofern als je nachdem die Bewegung schneller od. langsamer ist, eine u. dieselbe Notengattung bald mehr, bald weniger Zeitdauer hat. Das T. eines Tonstücks ist nichts Willkürliches, sondern charakteristische Eigenschaft desselben, u. steht mit der gesammten Art der Tonbewegung im innigsten Zusammenhang; daher ein vergriffenes (falsches) T. auch nothwendigerweise einen störenden Einfluß auf die Charakteristik des Tonganges üben muß. Gemeiniglich unterscheidet man drei Hauptgattungen von Tempobewegungen: langsame, mittlere od. gemäßigte u. schnelle, deren jede mehrere Untergrade enthält, welche mit folgenden ital. Ausdrücken angezeigt werden: a. langsame: Largo, Grave, Lento, Adagio, Larghetto; b. mittlere od. gemäßigte: Andante, Moderato, **Maestoso, Andantino u. Allegretto; c. schnelle: Allegro, Vivace,** Presto, Prestissimo. Durch Beifügung näher bestimmender Ausdrücke, als poco, non tanto, molto, assai, kann man noch eine große Zahl von **Mittelgraden bezeichnen, z. B. Molto Allegro, recht schnell, sehr schnell;** Allegro non tanto, nicht zu schnell; Poco Andante, etwas mäßig, etwas ruhig; Presto assai, in sehr schneller Bewegung ꝛc. Im Wesentlichen bleibt das richtige Erkennen des einem Tonstücke eigenen T. dem Ausführenden od. Dirigenten überlassen, selbst wenn der Bewegungsgrad metronomisch (s. „Metronom") angegeben ist.

**Temporalien** (lat. eigentlich temporalia bona, d. i. „zeitliche" Güter) heißen bei in der Katholischen Kirche alle Arten von Einkünften, welche den Geistlichen für ihre geistlichen Dienste (spiritualia) zu Theil werden. Die Zurückhaltung der vom Staate od. den Kirchengemeinden gewährten T. heißt Temporaliensperre (temporalia clausa). Eine solche wurde z. B. im gegenwärtigen Kulturkampfe durch das sog. Brotkorbgesetz (vom 22. April 1875) über alle die kath. Bischöfe u. Geistlichen in Preußen verhängt, welche sich weigerten, die sog. Maigesetze von 1873 anzuerkennen.

**Tempora mutantur, nos et mutamur in illis** (lat., „Die Zeiten ändern sich u. wir ändern uns mit ihnen"), ein zum geflügelten Worte gewordener Vers des engl. Dichters John Owen († 1622).

**temporisiren** (mittellat. temporizare, von tempus, Zeit), sich in die Zeit schicken, sich nach den Zeitumständen richten; Etwas für günstigere Zeiten aufschieben; hinhalten, zögern.

**Tempus** (lat., d. h. Zeit; Mehrzahl tempŏra). **Tempora heißen nach dem Vorgang der lat. Grammatiker die verschiedenen Formen eines** Zeitworts, durch welche die Zeit des Stattfindens einer Handlung od. eines Zustandes näher bestimmt wird. Im Deutschen unterscheidet man **(nach dem Lat.) sechs tempora, nämlich eine Gegenwart, drei Vergangenheiten, zwei Zukunftsformen. Doch existiren nur für die Gegenwart u. die erste Vergangenheit besondere Formen. Siehe die einzelnen Tempora in den Artikeln: Praesens (ich gebe), Imperfectum (ich gab), Perfectum od. Praeteritum (ich habe gegeben), Plusquamperfectum (ich hatte gegeben), Futurum (ich werde geben) u. Futurum exactum (ich werde gegeben haben).**

**Tenaille,** s. „Befestigung".

**Tenakel** (lat. tenaculum, von tenēre, halten), der Manuskripthalter der Setzer in den Buchdruckereien; ein chirurgisches Instrument, dessen man sich bedient, um Geschwülste zu halten, die aufgeschnitten werden sollen.

**Tendenz** (neulat. tendentia, von tendĕre, spannen, trachten, abzielen, bezwecken), Streben, Richtung, Absicht, Zweck; tendenziös, auf ein bestimmtes Ziel gerichtet, einen bestimmten Zweck verfolgend.

**Tender** (engl., von tend = attend, warten, bedienen, **begleiten) ist der Beiwagen der Lokomotive, welcher Kohlen u. Wasser mitführt u. unmittelbar hinter der Lokomotive** in den Zug eingereiht wird; auch heißt so das ein Linienschiff begleitende Schiff, welches etwaige Befehle u. Nachrichten zu überbringen hat.

**Tenĕdos od. Tenedo (türk. Bogdscha), Insel im osmanischen Vilajet Dschesaïri-Bahri-Sefid (d. i. Inseln des Weißen Meeres), im Aegäischen Meere, unweit der Einfahrt in die Dardanellenstraße, nahe der Ebene von Troja, 0,67 □M. mit etwa 5000 Bewohnern, erhebt sich fast überall steil aus dem Meere, trägt einen vulkanischen Doppelberg (in welchen das Alterthum die Schmiede des** Hephästos od. Vulkan verlegte), ist aber im Ganzen fruchtbar, **gut angebaut u. liefert nam. viel Wein. Der Haupthafen, nicht selten Station der türk. Flotte, liegt nach der Festlandküste zu u. ist bekannt unter dem Namen Besikabai. Die Bewohner sind Griechen u. Türken. — Der Hauptort T. liegt an der Ostseite, ist mit Mauern u. Thürmen umgeben, Sitz des Kaimakams u. eines griech. Bischofs, fertigt Töpferwaaren u. treibt Handel. — Der ursprüngliche Name der Insel war Leukophrys, d. i. die Weißgipfelige; ihre wichtige Lage verschaffte ihr früh eine gewisse Bedeutung; in den Perserkriegen wurde sie von den Persern besetzt, hielt im Peloponnesischen Kriege treu** zu Athen, kam aber durch den Antalkidischen Frieden (s. d.) wieder unter persische Oberhoheit. Im Mittelalter diente sie lange Zeit Seeräubern **zum Aufenthalte, bis sie 1302 in die Hände der Türken fiel, die sie nur vorübergehend 1656 an die Venetianer u. 1807 an die Russen verloren. Am 4. April 1807 siegte hier die russ. Flotte über die türkische, u. 22. Nov. 1822 wurden mehrere Schiffe der hier vor Anker liegenden türk. Flotte** von Kanaris (s. d.) durch Brander vernichtet.

**Tenerani,** Pietro, der bedeutendste italienische Bildhauer des 19. Jahrh., geb. 11. Nov. 1798 in dem durch seine Marmorbrüche bekannten Dorfe Torano bei Carrara; wurde in Rom Schüler von Thorwaldsen u. bald dessen Mitarbeiter bei seinen bedeutendsten Werken, z. B. bei dem Denkmal des Herzogs Eugen von Leuchtenberg in der Michaelskirche in München. Anfangs wählte sich T. vorzugsweise mythologische Stoffe, unter denen wir nur eine reizende verlassene Psyche, einen Amor, welcher der Venus einen Dorn aus dem Fuße zieht, beide mehrmals wiederholt, nennen; dann wandte er sich aber auch der christlichen Skulptur u. der monumentalen Portraitstatue zu. Dahin gehören die ausdrucksvolle Gestalt eines Christus am Kreuz, in Silber ausgeführt, in der Kirche S. Stefano in Pisa, die Statue des heil. Alphons von Liguori in der Peterskirche zu Rom u. 1834 die des Evangelisten Johannes in der von S. Francesco di **Paola in Neapel. Zu den besten seiner übrigen Arbeiten zählt man eine** eherne Statue des Königs Ferdinand II. von Neapel (in Messina), eine sitzende Statue des Grafen Orloff, ein Basrelief für das Grabdenkmal der Marquise von Northampton, das noch schönere Hautrelief der Kreuzabnahme (Kapelle Torlonia in S. Giovanni in Laterano) u. der Auferstehungsengel am Grabmal der Fürstin Lante

in S. Maria sopra Minerva, zwei Werke von höchstem Adel der Empfindung u. des Ausdrucks. Nicht minder ausgezeichnet ist das Relief eines christlichen Liebespaares nach Chateaubriand's Epos „Les Martyrs". Dazu noch mehrere Portraitstatuen, z. B. Bolivar (in Bogotà), den er in drei Denkmalen darstellte, u. eine Menge von Büsten. Eines seiner letzten Werke ist das Grabmal Pius' VIII. in der Peterskirche. T. starb in Rom 14. Dez. 1869.

**Teneriffa** (span. Tenerife), die größte der Kanarischen Inseln (s. d.), liegt zwischen den Inseln Gran Canaria u. Gomera u. umfaßt 41,6 □M. mit 93,709 E. (1860). Das Massiv der ganzen Insel ist ein festes Gestein, es fällt oft steil zum Meere ab u. trägt im S. den 3728,5 m. hohen, vom Nov. bis April mit Schnee bedeckten Pico de Teide; doch giebt es auch viele fruchtbare Ebenen u. Thäler, u. da die Insel gut bewässert ist, so hat sie Bodenprodukte im Ueberfluß. Die den Pik umgebende, etwa 2250 m. hohe Ebene, Llano de las Retamas, ist zwar nur mit Ginstergebüschen bedeckt, aber die den NO. erfüllende 870 m. hohe Montaña de Anaga ist schon vegetationsreicher, u. noch tiefer gedeihen alle Arten Südfrüchte, selbst die Dattel u. Kokospalme. Bes. viel wird der gelbbraune Teneriffawein gewonnen, dessen bessere Sorten an Feuer dem Madeira ähneln, u. in Baumwolle, allerlei Gemüse, Obst u. Getreide ist die Insel exportfähig; Zuckerrohr u. Pisang werden zwar gepflegt, aber nicht ausgeführt. Von Bäumen sind vor Allem die Drachenbäume zu erwähnen, deren berühmtestes Exemplar bei Orotava, auf 6000 Jahre alt geschätzt, durch einen Sturm 1867 umgeworfen wurde. Die Fauna weist allerhand Hausthiere, Maulthiere, auch Kameele, viel Wild, Kaninchen u. verschiedenes zahmes u. wildes Geflügel auf. Das Klima ist höchst angenehm u. gesund. Die Bewohner sind ein Gemisch von Spaniern u. den eingebornen Guanchen (spr. Wantschen; nach F. v. Löher Nachkommen der Vandalen), deren Typus besonders in den Bewohnern der Bandas do Sul unverkennbar ist, die also nicht, wie gewöhnlich angenommen wird, von den Spaniern ausgerottet worden sind. Außerdem sind auch normännische, flandrische u. maurische Elemente zu bemerken. Ihre Hauptbeschäftigung ist Ackerbau, Viehzucht u. Fischerei. T. zählt 34 Ortschaften; Hauptort u. Sitz des Generalkapitäns der Canaren ist der stark befestigte u. viel besuchte Hafenplatz Santa Cruz mit 14,160 E. (1860). Andere Städte sind S. Cristobal de la Laguna (gegen 10,000 E.), das reizend gelegene Orotava (über 8000 E.) u. 1 Meile unterhalb letzterem Puerto de la Orotava (gegen 5000 E.).

**Tenesmus,** Stuhlzwang, ist eines der lästigsten Symptome bei Ruhr u. entzündlichem Katarrh des Mastdarms. An der Aftermündung empfindet der Kranke ein Brennen, das von heftigem Drängen zur Stuhlentleerung begleitet ist; dieses Drängen ist meist erfolglos, doch um so schmerzhafter, u. bewirkt zuweilen, nam. bei kleinen Kindern, das Austreten eines Theils des Mastdarms aus der Afteröffnung (Mastdarmvorfall). Man wendet gegen T. einfache Stärkeklystiere mit od. ohne Eigelb, zumeist mit Zusatz von Opium, auch äußerliche Einreibung von Opium- od. Belladonnasalbe an.

**Teniers** (spr. Tönjeh), David, der Aeltere, der eigentliche Begründer der niederländischen Genremalerei, geb. zu Antwerpen 1582, gest. daselbst 1649; soll zwar ein Schüler des Rubens gewesen sein, bildete sich aber hauptsächlich nach Elzheimer, in dessen Manier er auch nach seiner Rückkehr aus Italien Genrebilder malte, vorzugsweise aus dem Leben der Landleute, Rauch-, Tanz- u. Trinkgesellschaften, aber auch Scenen aus der heiligen Geschichte u. der Mythologie, häufig mit vorherrschender Landschaft. Es ist nicht immer leicht, seine Bilder u. die seines berühmteren Sohnes auseinander zu halten. Dieser, David **T.** d. J., geb. im Dez. 1610 zu Antwerpen, nimmt unter den niederländischen Genremalern des 17. Jahrh. die erste Stelle ein. Er war zwar seines Vaters Schüler, wurde aber ungleich mehr durch Rubens beeinflußt. Schon 1632 od. 1633 wurde er in die Malergilde aufgenommen, heirathete 1637 eine Tochter des Malers Jan Breughel (Sammetbreughel) u. schloß nach dem Tode derselben 1656 eine zweite Ehe. Sein großes Talent u. seine anziehende Persönlichkeit verschafften ihm eine angesehene Stellung; er wurde von Erzherzog Wilhelm, Statthalter der span. Niederlande, zum Hofmaler, Kammerherrn u. Direktor seiner Bildergalerie (die T. selbst in einem Bilde, jetzt im Belvedere in Wien, dargestellt hat) gemacht, u. behielt diese Aemter auch unter Wilhelm's Nachfolger, Don Juan von Oesterreich. Auch andere Fürsten der damaligen Zeit, z. B. die Königin Christine von Schweden, überhäuften ihn mit Ehren u. Aufträgen. Sehr verdient machte sich T. auch durch die Gründung der Akademie der schönen Künste in Antwerpen (1663). Bis an sein Lebensende (er starb in Brüssel 5. April 1694) scheint er seine vielschaffende Thätigkeit fortgesetzt zu haben. Das in seinen fast unzähligen Genrebildern wiederkehrende Thema ist das große Geheimniß des menschlichen Glückes unter beschränkten Verhältnissen; er stellte es dar in dem Leben der ihn umgebenden Bauern, in der Dürftigkeit ihrer Behausungen, in ihren Beschäftigungen, ihrem kleinen u. großen Verkehr, ihren Freuden u. Leiden; daneben behandelte er aber auch, wie sein Vater u. sein Schwiegervater, phantastische Scenen von Hexen u. Zauberern, von Alchymisten u. den beliebten Stoff der Versuchung des heil. Antonius. Selten malte er Thierstücke, Landschaften u. Gegenstände aus der biblischen Geschichte. Die Venezianer verstand er täuschend nachzuahmen. Seine größte Meisterschaft entwickelte er in der malerischen Anordnung, der herrlichen Harmonie des Kolorits, das je nach den verschiedenen Perioden seines Lebens bald mehr licht u. gold-, bald mehr kühl u. silberartig ist, u. in der feinen Durchsichtigkeit der Schattenpartien. Der Humor seiner Gestalten ist zwar oft sehr ergötzlich, aber da die Köpfe doch eine gewisse Einförmigkeit u. die Gesichter eine stets wiederkehrende Häßlichkeit haben, so sind unter seinen Bildern die mit wenigen Figuren den figurenreicheren vorzuziehen. Am reichsten an Werken seiner Hand sind die Galerien von Dresden, Wien, München, Paris, Petersburg u. vor Allem Madrid; nicht wenige, u. zwar einige der besten, befinden sich in englischen Privatsammlungen, bes. in der der Königin im Buckingham Palast. T. radirte eine beträchtliche Zahl von Blättern, die ähnliche Gegenstände enthalten wie seine Oelbilder, aber nicht alle sorgfältig behandelt sind. Die Gunst, in der T. beim Publikum stand, veranlaßte mehrere Maler, z. B. seinen Bruder Abraham **T.** (1619 bis 1691) u. Michael Abshoven, zur möglichst treuen Nachahmung seiner Manier.

**Tennecker,** Christian Ehrenfried **Seifert** v., ausgezeichneter Hippolog, geb. 1770 zu Braunsdorf bei Freiberg; studirte seit 1786 in Dresden Thierarzneikunde, ward 1789 kurfürstlicher Unterbereiter, trat 1791 in das neu errichtete sächs. Husarenregiment, rückte 1792 zum Offizier auf, als welcher er die Rheinfeldzüge mitmachte, u. nahm 1799 seinen Abschied, um in Leipzig ein Institut für die Roßarzneikunde u. die Reitkunst zu errichten. Später ward er Stallmeister des Herzogs von Sachsen-Koburg u. trieb einen ausgedehnten Pferdehandel, durch den er aber um sein Vermögen kam. Seit Okt. 1805 Direktor des sächs. Trainwesens u. Oberroßarzt, errichtete er 1806 die erste reitende Batterie in Sachsen. 1810 ward er Rittmeister, 1815 Major u. 1817 Direktor der Thierarzneischule in Dresden, wo er 23. Nov. 1839 starb. Zu seinen zahlreichen Schriften gehören insbes.: „Handbuch der praktischen Heilmittellehre für Roßärzte" (2 Bde., Mannh. 1799 f.; 3. Aufl., Lpz. 1830); „Taschenbuch für Pferdeliebhaber" (3 Bde., Mannh. 1800—1803); „Der Roßarzt" (2 Bde., Tüb. 1803 f.); „Die Hausthiere" (2 Bde., Lpz. 1805); „Handbuch der höhern u. niederen Reitkunst" (3 Bde., ebd. 1805—1807); „Lehrbuch der Veterinärchirurgie" (3 Bde., Prag 1819—21); „Lehrbuch der Gestütewissenschaft" (ebd. 1820); „Unterricht in der thierärztlichen Klinik" (ebd. 1821); „Lehrbuch des Pferdehandels u. der Roßtäuscherkünste" (2. Aufl., Hann. 1829); „Lehrbuch der Hufbeschlagskunst" (2 Bde., Altenb. 1822); „Lehrbuch der äußeren Pferdekenntniß" (ebd. 1823); „Handbuch über die Erkenntniß u. Kur der gewöhnlichsten Pferdekrankheiten" (3. Aufl., Stuttg. 1828). Auch gab er mit Weidenkeller heraus: das „Archiv für Pferdekenntniß" (6 Bde., Altenb. 1823—28) u. das „Jahrbuch für Pferdezucht, Pferdekenntniß u. Pferdehandel" (Weim. 1823—28).

**Tennessee** (spr. Tennessih), einer der südl. Binnenstaaten der Verein. Staaten von Nordamerika, grenzt im N. an Kentucky u. Virginia, im O. an Nordcarolina, im S. an Georgia, Alabama u. Mississippi, im W. an Arkansas u. Missouri, von welchen es der Mississippi trennt, u. umfaßt 2144,8 □M. = 118,099 □Km. mit 1,258,520 E. (1870), wovon 936,119 Weiße, 322,331 Farbige u. 70 Indianer. Während der W. eben ist, erhebt sich das Land in der Mitte zu einem wellenförmigen Plateau mit Prairiecharakter u. wird in der ganzen östlichen Hälfte von Ketten der Alleghanies (s. d.) durchzogen, bis zu deren Kamm es reicht. Die 32 M. lange Strecke des Mississippi, die zu T. gehört, bietet mehrere treffliche Ankerplätze u. empfängt etliche schiffbare Zuflüsse, den Forked Deer, den Hatchee u. den Obion. Der größte Theil der Gewässer des

Landes geht aber dem Ohio zu, der T. selbst jedoch nicht berührt. Hauptfluß ist der T. Dieser entspringt in Virginia, fließt dann in T. nach SW. in einem Längenthale der Alleghanies, durchbricht bei Chattanooga die westlichste Kette, tritt in den Staat Alabama ein, in welchem er meist direkt nach W. fließt u. bei Florence für Dampfschiffe fahrbar wird, u. strömt dann, zum zweiten Male, in entgegengesetzter nördl. Richtung den Staat T. schneidend, dem Ohio zu, den er aber erst in Kentucky erreicht. Sein Lauf ist 180 (nach anderen Angaben 217 od. 240) M. lang, von denen 80 dem Staate T. angehören; für Boote ist er 100 M. aufwärts schiffbar, auch mehrere seiner Nebenflüsse, wie der Elk- u. Duckriver, haben genügende Wassermenge. Der zweite bedeutende Nebenfluß des Ohio in T. ist der **Cumberland** (s. d.). Das Klima ist gemäßigt; zwar geht kein Winter ohne viel Schnee vorüber, doch verschwindet dieser sehr rasch; das Vieh bleibt den ganzen Winter im Freien. Ungesund sind nur schmale Striche am Mississippi u. T., wo von den Ueberschwemmungen Sümpfe zurückbleiben. Fast überall, bes. in den Thälern, ist der Boden sehr fruchtbar, im W. wird viel Plantagenbau getrieben, der S. u. O. ist großentheils noch mit dichten Waldungen bedeckt. Ausgedehnte Kohlenlager sind vorhanden, Eisen findet sich im N., im O. u. in der Mitte Kupfer, Blei, Zink, Salpeter, Salz, Marmor, Gips u. Silber, Alles aber nur ungenügend ausgebeutet. In den Cumberlandmountains, dem westlichsten Zuge der Alleghanies, giebt es viele Höhlen. Gebaut wird: Baumwolle (1870: 181,842 Ballen), Zuckerrohr (1410 Ctr. gewöhnlicher Zucker u. 3629 Gallonen Melasse, von Sorghum 1,254,701 Gallonen), Mais (41,343,614 Bushels), auch Weizen u. Hafer in großen Quantitäten. In der Tabakskultur (10,732,726 Kg.) nimmt T. die dritte Stelle in der Union ein. Obst gedeiht in Ueberfluß, aus den östl. Wäldern wird viel Ahornzucker gewonnen. Die Viehzucht hat trotz der trefflichen Weiden seit 1850 abgenommen, die Industrie noch keinen großen Aufschwung erreicht. Der Gesammtwerth der Produktion betrug 1870: 34,262,636 Dollars; die wichtigsten Zweige sind: Gerberei, Baumwollspinnerei, Weberei, Eisengießerei, Holzschneiderei 2c. Kanäle giebt es nicht, dagegen ein Eisenbahnnetz von 320 M. Länge. Während T. nach dem Kongreß in Washington 2 Senatoren u. 10 Repräsentanten sendet, besteht der Einzelkongreß aus 25 Senatoren u. 75 Repräsentanten; die Schuldenlast beträgt 22,908,000 Dollars (Ende 1874). Viel Sorge wird auf den Unterricht verwendet; 1870 gab es 2794 Schulen; fast in allen Städten sind Akademien u. Colleges; in Nashville ist eine Universität. Ferner bestehen elf Kunstinstitute. Die Sekten der Methodisten, Baptisten u. Presbyterianer herrschen weit vor. Getheilt ist T. in 25 Counties. Hauptstadt ist **Nashville** (s. d.), größte Stadt **Memphis** (s. d.). Von kleineren Orten sind erwähnenswerth: **Murfreesboro**, südöstl. von Nashville, mit 3502 E., in dessen Nähe 1. Jan. 1863 eine große Schlacht geschlagen wurde; **Chattanooga** am oberen T. (6093 E.), ebenfalls durch eine Schlacht vom 20.—26. Nov. 1863 berühmt, u. **Knoxville**, nördl. von Chattanooga, am Holstonflusse, mit 8682 E., die bedeutendste Stadt von Osttennessee. — Ursprünglich zu Nordcarolina gerechnet u. 1757 mit der ersten Kolonie versehen, wurde T. 1790 getrennt u. zu einem Territorium, 1796 zu einem Staat umgewandelt. Es gehörte zu den Sklavenstaaten u. besaß 1860: 275,719 Sklaven.

**Tennyson** (spr. Tenniss'n), **Alfred**, engl. Dichter, geb. 1809 als dritter Sohn eines wohlbegüterten Geistlichen zu Somersby, einem Dorfe in der Grafschaft Lincoln, erhielt von seinem Vater den ersten Unterricht u. studirte seit 1829 mit seinem Bruder Charles in Cambridge. Nachdem T. schon 1827 gemeinschaftlich mit seinem Bruder Charles einen Band „Gedichte" veröffentlicht hatte, trat er, durch einen Universitätspreis für das beste Gedicht auf „Timbuctoo" ermuthigt, 1830 mit einem selbständigen Werke vor das Publikum: den „Poems chiefly lyrical", die eine ungewöhnliche Reife der Auffassung u. Feinheit der poetischen Form bekundeten, jene Ungebundenheit aber, worin sich sonst die Ueberkraft eines jugendlichen Dichtergeistes zu ergeben pflegt, fast vermissen ließen. 1833 ließ er einen 2. Band „Gedichte" erscheinen, u. die ausgewählten Stücke beider Sammlungen bilden mit einer Anzahl neuer Gedichte den Inhalt der „Poems" (Lond. 1842), die, sehr oft aufgelegt, den Ruhm ihres Autors begründet haben. Denselben ließ er 1847 die „Princess" (ein die Emanzipation der Frauen behandelndes Gedicht) u. 1850 eine anonym erschienene Sammlung elegischer Ergüsse unter dem Titel „In memoriam" (deutsch als „Freundesklage" von Robert Waldmüller, Hamb. 1870, 3. Aufl. 1878) folgen. Als 1850 Will. Wordsworth, der bisherige poeta laureatus Englands, gestorben war, erhielt T. den Lorber aus der Hand der Königin. Seitdem ruht seine Muse nicht aus. Seine edelste u. vollendetste Dichtung ist die poetische Erzählung „Enoch Arden" (deutsch von Rob. Waldmüller, Hamb. 1868; 7. Aufl. 1875; von Karl Hessel, Berl. 1873). Außerdem sind von seinen Werken zu nennen: „Maud" (Mathilde, 1855); „Idylls of the King" (Gedichte aus der Artussage, 1859—1870) u. sein fünfaktiges Drama „Queen Mary" (1875). Uebersetzungen ausgewählter Gedichte T.'s lieferten W. Hertzberg (Dessau 1854) u. Strodtmann (Hamb. 1867). Lange Zeit lebte der „Klassiker unter den engl. Romantikern" in Twickenham bei London; nach seiner Verheirathung nahm er seinen Wohnsitz in Freshwater, einem Dörfchen auf der Insel Wight. Die ihm im Jan. 1875 angebotene Baronetswürde lehnte er ab.

**Tenor** (lat. von tenēre, halten), Haltung, ununterbrochene Fortdauer, daher uno tenore (lat.), in einem Zuge, ununterbrochen; weiterhin der Inhalt. In der Musik bezeichnet T. (ital. tenōre) die höhere Gattung der männlichen Singstimme, welche sich zum Baß verhält wie der Sopran zum Alt. Die Tenorstimme hat einen Umfang vom kleinen c bis zum eingestrichenen g u. a; zwar erreicht sie nicht selten in der Höhe das eingestrichene b u. auch das zweigestrichene c (Brustregister), indessen pflegt man auf die höheren Töne nicht zu rechnen. Nach dem Klangcharakter unterscheidet man den **lyrischen T.**, von weichem, schmelzendem Klange, bes. für empfindungsvolle cantable Partien, u. den **Heldentenor**, von kräftigerem, markigerem Klange, mehr zu leidenschaftlichem u. heroischem Vortrag geeignet. Notirt wird der T. eigentlich im C-Schlüssel auf der vierten Linie, in neuerer Zeit aber gewöhnlich im Violinschlüssel mit Transposition um eine Oktave tiefer. — In den Messen, Motetten u. anderen kontrapunktischen Sätzen der alten Kontrapunktisten hieß T. der zu Grunde liegende, entweder aus dem gregorianischen Cantus planus od. auch (in Messen) der weltlichen Musik entlehnte feste Gesang od. Cantus firmus, welcher meist in gehaltenen Noten sich bewegt. Die den T. führende Stimme, gegen welche od. zu welcher die anderen Stimmen sich kontrapunktirend verhielten, war aber nicht die Oberstimme, sondern im vierstimmigen Satze die zweittiefste, also die höhere Gattung der männlichen Stimme, die demnach auch jetzt noch den Namen T. führt.

**Tenos** (neugriech. **Tinos** [spr. Tino]), eine der östl. Kykladen zwischen Andros u. Mykonos, 3,6 □M. mit 11,022 E. (1870), bildet die gleichnamige griech. Eparchie mit den Demos (Bez.) Tinos von neun Gemeinden u. 4124 E., Panormos (5 Gemeinden u. 2998 E.), Sosthenion (11 Gemeinden u. 1778 E.) u. Peräa (17 Gemeinden u. 2122 E.). Die Insel ist ein fast ununterbrochener, langgestreckter Kalkgebirgsrücken, der sich im Skionia bis 715 m. erhebt. Sie ist, soweit es die Verhältnisse gestatten, gut angebaut u. die gewerbfleißigste aller Kykladen. Roher u. verarbeiteter Marmor, Porphyr, Seide (auch zu Strümpfen u. Schuhen verarbeitet) u. marinirte Tauben werden ausgeführt. Das aus Marmor gebaute Kloster Panagia ist ein vielbesuchter Wallfahrtsort. Hauptstadt ist T. mit etwa 2000, der zweitgrößte Ort **Pyrgos** mit gegen 1500 E.

**Tenrek** od. **Borstenigel** (Centetes ecaudatus), ein schwanzloser Igel, der nur am Hals, Nacken u. Hinterkopf Stacheln, übrigens aber Borsten trägt u. sich nicht zusammenkugeln kann, wie der eigentliche Igel, von welchem er sich auch noch durch den Besitz großer Eckzähne unterscheidet. Er bewohnt Madagascar u., von da eingeführt, Mauritius, hält einen dreimonatlichen Sommerschlaf u. bringt 12 bis 22 Junge zur Welt. Seines wohlschmeckenden Fleisches wegen stellt man ihm nach.

**Tentakeln** heißen gewisse hohle od. solide, in vielen Fällen der Zusammenziehung od. der Einstülpung fähige, mehr od. weniger fadenförmige Fortsätze der Körperoberfläche, welche verschiedenen niederen Thieren (Cölenteraten [s. d.] 2c.) als Tast- u. Fangwerkzeuge dienen.

**Tenzone**, d. h. Streitgedicht, eine bei den Provençalen sehr beliebte Dichtungsform, welche eine Mittelstellung zwischen der Lyrik u. dem Drama einnahm. Der Dichter der T. fingirt, daß er einem anderen Dichter zwei, in der Regel einander widerstreitende Sätze vorlege u. ihn auffordere, sich für einen derselben zu entscheiden. So entspinnt sich dann zwischen beiden Dichtern ein Wortgefecht, indem ein jeder abwechselnd Strophe um Strophe den einen der beiden aufgestellten Sätze vertheidigt, bis sie zuletzt einen od. mehrere Schiedsrichter bestellen, welche entscheiden sollen, wer Recht habe. Meistentheils behandeln die T.n, von denen übrigens einzelne wirklich das Werk zweier Dichter sein mögen, Fragen aus dem Liebesleben, oft in höchst spitzfindiger u. kleinlicher, wenn nicht gar absurder Weise.

**Teocalli** (d. h. Haus Gottes) od. **Teopan** (Platz Gottes), die Tempel od. riesigen vierseitigen Pyramiden der alten mexikan. Völker. Es sind genau nach den vier Himmelsgegenden gerichtete Gebäude, welche auf konischen od. terrassenartig aufsteigenden Hügeln errichtet sind. Die davon noch vorhandenen Ruinen zeigen, daß die T. selbst aus terrassenförmigen Stockwerken bestanden, von denen das zweite den Eingang enthielt, u. daß sich in vier weiteren Stockwerken Thürme über der Masse der Gebäude erhoben.

Einer der bedeutendsten T.s ist der von Xochicalco bei Cuernavaca, auf einem 117 m. hohen Felsen erbaut, der in eine fünfstufige, von einem Graben umgebene Pyramide umgewandelt ist. Er hat an der Nordseite eine Reihe von Gemächern u. trägt eine Plattform von 84 m. Breite bei 95 m. Länge, zu der an der Westseite eine große Freitreppe hinaufführt. Auf dieser, ehemals von einer Mauer umgeben gewesenen Plattform stand der eigentliche Tempel, der, in fünf Absätzen etwa 20 m. hoch ansteigend, oben ein Götterbild trug u. auf der Ostseite zwei Thürme hatte. Die Terrassen sind überkleidet mit Porphyrtafeln, die ganz mit Hieroglyphen bedeckt sind (Abb. s. Bd. II, Nr. 1298).

**Teos,** ionische Stadt an der Küste Lydiens in Kleinasien auf dem Isthmos, den das Gebirge Mimas bildet, war eine blühende Handelsstadt, litt aber unter persischem Drucke dergestalt, daß die Bewohner zahlreich nach Abdera auswanderten; eine Stadt von mittlerer Bedeutung blieb es jedoch auch später u. prägte noch in der röm. Kaiserzeit eigene Münzen. Ruinen von T. finden sich noch bei dem heutigen Segigiek. T. ist Geburtsort des Lyrikers Anakreon (s. d.).

**Tepl,** Hauptstadt eines Bezirkes im westl. Böhmen; sie hat 2421 E. (1871) u. liegt in 647 m. Seehöhe rechts am T., einem linken Egerzuflusse, hat etwas Wollenzeug u. Leinweberei u. Getreidehandel. Das links an T. liegende Prämonstratenser Chorherrenstift T. wurde 1192 gegründet, hat reiche Bibliothek, Mineralienkabinet, Kupferstichsammlung 2c. In seiner Nähe befindet sich ein Sauerbrunnen. Die Herrschaft dieser Abtei hat ansehnliche Waldungen, Eisen- u. Hammerwerke, Steinbrüche u. über 30 Gesundbrunnen (worunter auch Marienbad), deren Salzquellen das sog. Tepler od. Auschinowitzer Salz liefern.

**Teplitz** (slav. Teplice, d. h. Warmort). 1. **T.,** Dorf von etwa 500 E. im ungar. Komitat Trentschin, liegt in 244 m. Seehöhe in der Nähe von Trentschin u. hat eine der stärksten ungarischen Schwefelquellen, die schon seit 4 Jahrh. benutzt wird. Es gehört seit 1835 dem Baron Sina, der großartige Badegebäude u. Marmorbassins angelegt hat, u. wird von etwa 2000 Badegästen jährlich besucht. — 2. **T.,** Marktflecken von gegen 1100 E. im ungar. Komitat Zips, liegt rechts am Poprad, hat eine schon 1613 errichtete Papiermühle, Heilquelle u. Bad. — 3. **T.,** Bezirkshauptstadt von 10,155, mit Vorstadt Schönau von 11,618 E. (1869) im nördl. Böhmen, liegt in 193 m. Seehöhe lieblich im Bielathale, zwischen dem böhm. Mittelgebirge u. dem Erzgebirge, an der Außig-T.er u. der Dux-Bodenbacher Bahn, ist Sitz eines Bezirks-, eines Hauptzoll- u. Steueramtes, hat ein schönes Schloß des Fürsten Clary, eine Dechanteikirche, seit 1862 eine evangel. Kirche, ein Theater, mehrere Spitäler, bes. solche für verwundete Militärs, prächtige Gärten 2c. T. verdankt seinen Ruf seinen warmen Quellen, deren wärmste, die Hauptquelle, 47,4° C. hat. Zwischen dieser u. der Gartenquelle mit 25° steht die Temperatur der anderen. Die Heilkraft des geruch- u. farblosen Wassers, das bes. zum Baden benutzt wird, gründet sich auf die natürliche Wärme u. auf den Gehalt an kohlensauren Salzen. Alle Quellen gehören zu den alkalisch-salinischen Mineralwässern. Sie erweisen sich bei Rheumatismus, Gicht, bei Verhärtungen im Zellgewebe, bei Lähmungen u. Steifigkeiten, in den Folgen schwerer Verwundungen 2c. höchst wirksam u. werden jährlich von gegen 10,000 Leidenden benutzt. Die reizende Umgebung aber, der prächtige Schloßgarten, das Rendezvous der Badegäste, die Schlackenburg, der Schloßberg aus Phonolith, seine Ruine u. viele schön gelegene Punkte am nahen Abhange des Erzgebirges u. im Mittelgebirge ziehen eben so viele Touristen an. T. hat keinen nennenswerthen Industriezweig, seine Umgebung fertigt aber viel Siderolithwaaren. Die Quellen sollen angeblich im J. 762 durch Hirten entdeckt worden sein, die hier Schweine hüteten u. durch das Geschrei ihrer sich verbrennenden Thiere aufmerksam wurden. Urkundlich kommt jedoch T. erst 1153 vor, als Judith, die Gemahlin des böhm. Herzogs Wladislaw, hier ein Benediktinernonnenkloster stiftete, das der Hussitenkrieg zerstörte. Die ersten zweckentsprechenden Bäder sind in der Mitte des 16. Jahrh. angelegt worden. Damals wurde auch das Schloß auf dem Schloßberge erbaut. 1585 kam T. durch Kauf an Radislaw Kinsky, der das Fürstenbad erbaute u. die Quelle des Stadtbades fassen ließ. Seine Nachfolger vermehrten die Zahl der Bäder. Im Dreißigjährigen Kriege aber verödete T. fast ganz, u. als der Besitzer Wilhelm v. Kinsky bei der Ermordung Wallenstein's (25. Febr. 1634) mit umkam, wurde T. seiner Familie genommen u. dem General Grafen Aldringer geschenkt. 1639 erstürmten die Schweden das Schloß, u. 1655 ließ es der Kaiser schleifen. 1664 ging T. nach Erlöschen des Mannesstammes der Aldringer auf Anna v. Aldringen über, die, an Hieronymus von Clary vermählt, dieses Geschlecht zum Besitz von T. brachte, bei dem es bis heute verblieben ist. Die Glanzperiode von T. beginnt in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Seit dieser Zeit ist es auch mehrfach Konferenzort für Fürsten gewesen. Nach der Schlacht bei Kulm (30. Aug. 1813) war es Hauptquartier der verbündeten Monarchen; 1835 konferirten hier die Monarchen von Oesterreich, Rußland, Preußen u. Sachsen, 1849 der Kaiser von Oesterreich u. die Könige von Preußen u. Sachsen, 1860 der österr. Kaiser u. der Prinzregent von Preußen, u. 1866 hielt sich hier vor dem Friedensschluß mit Preußen König Johann von Sachsen auf.

**Teppiche u. Tapeten** (griech. τάπης, lat. tapes, tapetum, vielleicht vom pers. tabsch, tabeh) haben ihren gemeinsamen Ursprung in den schnell aufgerichteten u. ebenso schnell wieder abgebrochenen Zelten od. Hütten der wandernden Völker. Aus starken gewebten Stoffen bestehend, bildeten sie die äußeren Wände dieser Behausungen u. theilten als Vorhänge den Innenraum in mehrere Gemächer, od. sie bedeckten den Fußboden od. dienten als Ruhelager. Als Bekleidung der Wände u. des Fußbodens gingen sie dann auch in die feststehenden Wohnungen über; als wollene Bedeckung der Sitze u. der Betten erscheinen sie bei Homer u. wurden zu letzteren Zwecken schon von den späteren Griechen immer künstlerischer ausgestattet. So zeigen sowol die schriftlichen Ueberlieferungen des Alterthums als auch die Reste antiker Bauwerke des Orients die Teppichweberei bereits auf hoher Stufe. Von den Arabern bes. geübt, gelangte diese Kunst nach Europa u. fand im frühen Mittelalter vielfach Nachahmung, insbes. für die Kirchen, wo sie zum Belegen des Fußbodens, zum Verschluß der Fenster u. Thüren, zum Bekleiden der inneren Wände der Chorschranken, od., von Säule zu Säule gespannt, zur Ausschmückung des Kirchenschiffes, od. auch (im späteren Mittelalter) als Rücklaken der Chorstühle dienten. Während man in südl. Ländern, wie Italien u. Frankreich, die orientalischen Gewebe solcher Teppiche in Seide nachahmte, führte im Norden das Bedürfniß nach größerer Wärme vorzüglich zur Verwendung der Wolle, nicht nur in den Kirchen, sondern auch in den Privatwohnungen, wo sie zu ganz ähnlichen Zwecken wie in den Kirchen dienten. Als Bedeckung der Fußböden waren sie meist nur mit geometrischen Mustern u. Ornamenten, höchstens mit Darstellung verächtlichen od. bösen „Gewürmes" unter strenger Vermeidung heiliger Symbole u. Bilder versehen; zu anderen Zwecken aber häufig mit figürlichen Darstellungen. Mit dem Beginn des 11. Jahrh. beschäftigten sich die Laienbrüder der Klöster viel mit dem Weben, Nonnen u. Jungfrauen mit dem Sticken der Teppiche auf grober Leinwand od. Stramin, sowol im Kreuzstich wie im Plattstich (s. „Stickerei"). Malereien, in Temperafarben ausgeführt, kommen erst in späterem Mittelalter als Wandteppiche vor. Unter den noch vorhandenen kirchlichen Teppichen ist einer der ältesten der im Munizipalpalast zu Genua, eine orientalische Arbeit des 11. Jahrh., unter den nicht kirchlichen der berühmteste u. größte der bis zum J. 1871 in der Stadtbibliothek zu Bayeux befindliche (seitdem in Verborgenheit gehaltene) Teppich, der in Plattstich mit verschiedenen Richtungen des Fadens ausgeführt ist (s. unter „Bayeux"). Die späteren,

Nr. 5208. Das Kaiserbad in Teplitz.

für die Wohnungen der Großen bestimmten Teppiche enthalten oft kulturgeschichtlich sehr interessante Jagd- od. Liebesscenen, od. wenn sie zur Ausschmückung von Feldlazarethen dienten, Kriegsbilder, wie z. B. die kostbaren Teppiche mit den Kriegsthaten Julius Cäsar's, die, jetzt in der Stadtbibliothek zu Bern aufbewahrt, einst das Zelt Karl's des Kühnen (Schlacht bei Granson 1476) schmückten. Wie diese letzteren, als Hautelisse in Wolle mit Gold u. Silber durchwirkt, auf flandrischen Ursprung hinweisen, so standen überhaupt im 14., 15. u. 16. Jahrh. die Städte Antwerpen, Brügge u. Brüssel in der Wirkerei solcher Teppiche od. Tapeten in höchstem Rufe. Bei den Italienern hießen sie Arrazzi, nach der Stadt Arras. Sehr reich an solchen Teppichen aus Arras u. flandrischen Städten war ehemals Rom, wo bekanntlich Rafael im Auftrage Leo's X. für dergleichen Arbeiten die Cartons lieferte. Neben diesen gewebten od. gewirkten Teppichen erhielt sich aber auch die Sitte, leinene u. seidene Tapeten mit Wasserfarben zu bemalen. In Frankreich kam unter Ludwig XIV. die Teppichweberei zum Behängen der Wände sehr in Schwung, als Colbert die große Fabrik in dem Etablissement der Familie Gobelin (s. d.) anlegte, von dem noch heutzutage die gewirkten Tapeten (aus Wolle od. Seide od. beiden Stoffen) mit bildlichen Darstellungen Gobelins heißen. Wenn bei der Ausführung der eigentlichen Gobelins der Arbeiter stets die Rückseite der Tapete vor sich hat, so hat er dagegen bei den nach Art der pers. od. türk. Teppiche geknüpften Teppichen à la Savonnerie (so genannt von der ehemaligen Seifenfabrik zu Chaillot) die Vorderseite vor sich. Bei diesen wird das Muster aus lauter einzelnen Maschen od. Schleifen (sog. Noppen) zusammengesetzt, welche einzeln um die aufgezogenen Kettenfäden geknüpft werden u. kurz geschoren die sammetartige Oberfläche bilden. Derartige pers. od. türk. Teppiche werden gegenwärtig auch in Deutschland, bes. in Berlin, in Wien u. in Düren bei Aachen u. s. w., sowie in England (Durham, Halifax, Glasgow) nachgeahmt. Das natürliche Verlangen nach weniger kostspieliger, aber doch dauerhafter u. schöner Wandbekleidung brachte, angeblich zuerst in Spanien, in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. auf den Gedanken, das Leder dazu zu verwenden. Dergleichen Leder- (od. Cordova-) Tapeten wurden gepreßt od. mit bloßen Ornamenten od. mit Figurendarstellungen in Farben, Silber od. Gold bedruckt u. dann mit Firniß überzogen. Sehr vorübergehend waren auch die bedruckten Wachstuchtapeten u., wenigstens bei den Holländern, die Kattuntapeten in Gebrauch. Die wirklichen Teppiche, welche die Gegenwart fast ausschließlich zur Bedeckung der Fußböden verwendet, zerfallen nach ihrer Fabrikationsweise in drei Gruppen: einfache, doppelte u. sammetartige Gewebe. Zu der ersten gehören die kuhhaarenen, die groben Tiroler, die gewöhnlichen engl. u. die niederländ. Teppiche, welche letztere ohne eigentlichen Stuhl mit der Hand verfertigt werden, u. wenn die Kette horizontal ausgespannt ist, tiefschäftig (Basselisse), wenn sie vertikal ausgespannt ist, hochschäftig (Hautelisse) heißen (s. „Gobelin"). Zu der zweiten Art gehören die englischen sog. Kidderminsterteppiche (jetzt nicht mehr in Kidderminster, sondern hauptsächlich in Kilmarnock, Glasgow, Rochdale verfertigt), die aus zwei leinwandartigen Geweben bestehen, welche dadurch mit einander verbunden sind, daß die Ketten den Platz wechseln, so daß, wenn z. B. die eine roth, die andere grün ist, auf der einen Seite das Roth die Zeichnung, das Grün den Grund bildet, auf der anderen Seite umgekehrt. Dasselbe Verfahren kommt in vermehrte Anwendung bei den schottischen Teppichen, die dreifach sind (triple carpet), also dicker u. mannichfaltiger in der Farbenwechselung. Die dritte, theuerste Art sind die oben erwähnten Savonnerie- od. türk. Teppiche, auch Velours- od. Plüschteppiche genannt, bei denen nur die Kette aus fortlaufenden Fäden besteht, während der Einschlag aus lauter einzelnen, um die Kettenfäden geknüpften, verschieden farbigen Fadenenden gebildet wird. Zur Bekleidung der Wände dagegen bedient sich die heutige Zeit fast nur der um die Mitte des 17. Jahrh. aufgekommenen Papiertapeten, die, Anfangs aus einzelnen Bogen bestehend, mit der Hand patronirt wurden. Jetzt werden diese Tapeten in langen Blättern (Stücken von 9 m. Länge u. 0,50 m. Breite) aus weißem od. schon gefärbtem Papier mit Mustern nach Art der Kattune gedruckt, entweder vermittels des Modells od. der Walzendruckmaschine, od. auch durch Kombination der Maschinen- u. der Handarbeit. Dabei kommen alle verschiedene Arten der Papierfärbung u. des Papierdrucks oft neben einander vor, so daß z. B. eine mit mehreren Farben bedruckte Tapete an bestimmten Stellen velutirt, d. h. mit fein geriebener Scherwolle bestreut u. dadurch sammetartig geworden, an anderen Stellen vergoldet wird. Andere in neuester Zeit vielfach angewandte Arten von Tapeten sind die gepreßten (gaufrirten), denen ein Reliefmuster ohne Farbe aufgedruckt ist, u. die bes. zur Imitation der alten Ledertapeten verwendet werden, ferner die gefirnißten (Lacktapeten), die, mit einem Ueberzug von Kopalfirniß versehen, abgewaschen werden können, Holztapeten aus ganz feinen Holzfournieren, die mittels langer scharfer Messerklingen durch Maschinen aus dem Holzblock geschnitten u. auf Papier aufgeklebt werden ꝛc.

**Terāmo,** italienische Provinz in der Region Abruzzen u. Molise, 60,381 □M. mit 246,004 E. (1871), im ehemaligen Königreich Neapel die Provinz Abruzzo Ulteriore I.; stößt östlich an das Adriatische Meer u. ist nördlich von der Provinz Ascoli Piceno, westlich von Aquila u. südlich von Chieti begrenzt. Im W. ein vollständiges Gebirgsland mit dem 2513 m. hohen Pizzo di Sevo, senkt sie sich nach O. bis zu einer am Meere sich hinziehenden schmalen Niederung. Alle Flüsse vom nördl. Grenzflusse Tronto bis zur Pescara im S. haben daher eine mehr od. weniger entschiedene östl. Richtung u. gehen dem Adriatischen Meere zu. Das ganze Gebiet ist gut bewässert u. liefert Getreide in Fülle; der Oelbaum gedeiht bis an die Gebirge, giebt aber ein weniger gutes Produkt als anderwärts; dem Weinbau fängt man an Sorgfalt zuzuwenden, überhaupt nimmt die Kultur des Bodens zu, so daß die Herden mehr u. mehr auf die Gebirgsregion beschränkt werden. Die Provinz zerfällt in die Distrikte T. u. Penne, mit zusammen 407 Ortschaften. Der größte Ort u. zugleich Provinzialhauptstadt, **T.** (Interamna Lirinas) mit 8829 E. (1871), liegt in 276 m. Seehöhe am Tordino, hat einige Befestigungen, eine Kathedrale, Ueberreste antiker Thermen, Aquädukte, Tempel u. eines Amphitheaters. Man fertigt Thongefäße, Leder, Florentiner Strohhüte, Luxusmöbel, hat Färbereien u. Filanden, Fabrikation von Wachs u. Cremor tartari.

**Terbium u. Terbinerde.** Mosander glaubte in einigen seltenen yttererdehaltigen Mineralien zwei neue Erden gefunden zu haben, denen er die Namen Erbinerde u. Terbinerde, u. den in diesen enthaltenen metallischen Elementen Erbium u. Terbium gab. Später stellte es sich jedoch heraus, daß blos eine solche Erde vorhanden ist; dieser wurde der Name Erbinerde belassen, während die Namen Terbium u. Terbinerde aus der chemischen Wissenschaft wieder gestrichen wurden.

**Terburg** od. Terborch, Gerard, der erste holländ. Genremaler, welcher vorzugsweise das Leben der höheren Stände darstellte, geb. 1608 in Zwoll, lernte die Kunst bei seinem Vater u. bereiste dann Deutschland u. Italien, indem er überall Portraits malte. So führte er 1648 in Münster die Portraits sämmtlicher Mitglieder des Friedenskongresses auf einem Bilde aus (beim Grafen Demidoff in Petersburg). Von dort als Begleiter des spanischen Gesandten nach Madrid gegangen, wo er in ähnlicher Weise thätig war, kehrte er über Paris u. England zurück, ließ sich in Deventer nieder, wo er nachgehends zum Bürgermeister gewählt wurde, u. 1681 starb. Gegen Ende seines Lebens malte er nur noch gelegentlich Portraits (bisweilen in Lebensgröße), hauptsächlich aber beschäftigte er sich mit der Darstellung von ruhigen Scenen aus dem täglichen Leben der höheren Gesellschaft, in denen er gewöhnlich nur wenige Personen in ausgesuchter Eleganz des Anzugs, feiner Haltung u. höchst sauberer, durchaus nicht geleckter Farbengebung vorführt. Besonders berühmt sind die weißen Atlaskleider seiner Damen. Seine Portraits sind im Allgemeinen selten, dagegen besitzen von seinen Genrebildern fast alle größeren Galerien Europa's mehrere; als die hervorragendsten nennen wir nur die mehrmals wiederholte „Väterliche Ermahnung" im Museum zu Amsterdam, den „Offizier mit dem Trompeter" im Haag, den „Offizier, der einer jungen Frau Goldstücke bietet", u. „den die Laute spielenden Herrn" im Louvre, die durch Feinheit des Silbertons ausgezeichnete „Lautenspielerin" in Kassel u. das „Mädchen, das ihrer Mutter einen Brief vorliest" im Buckingham Palast zu London.

**Terceira** (portug., d. h. die Dritte, nämlich in der Reihenfolge der Entdeckung), eine der Azoren (s. d.), u. zwar in der Centralgruppe, $17^1/_2$° westl. L. von Greenwich u. 38–39° n. Br., nach der neuesten Berechnung 7,64 □M. groß mit 10,000 E., bildet den administrativen Mittelpunkt der ganzen Gruppe, da der Gouverneur u. auch der Bischof hier residiren. Wie alle Azoren vulkanisch, hat es sogar eine noch thätige Solfatara, ist öfter von Erdbeben heimgesucht u. die steilen Küsten bilden Lavawände. Doch ist der Boden fruchtbar u. gut bewässert, Handel aber u. Industrie sind unbedeutend. Hauptstadt der Insel ist Angra mit befestigtem, gutem Hafen, schönen Kirchen u. Häusern, einer Militärakademie u. 12,000 E. Einen Hafen hat auch die Stadt Praia da Victoria (gegen 1000 E.). Im J. 1450 vom Infanten Heinrich seinem Diener Jakob v. Brügge geschenkt u. durch diesen mit Kolonisten aus Madeira besiedelt, erhielt sich T. während der spanischen Herrschaft über Portugal 1580–1640 allein frei u. hielt auch 1828–32 während Dom Miguel's Usurpation zum alten Herrscherhause u. zu Dom Pedro, der von hier aus Portugal wieder befreite.

**Terceronen,** s. „Kreolen".

**Terebinthe** (Pistacia Terebinthus), ein sumachartiger Baum des südl. Europa u. des nordl. Afrika, von welchem man durch Einschnitte in

die Rinde einen sehr feinen balsamischen Terpentin gewinnt. Die Früchte schmecken ebenfalls nach diesem Safte, werden aber trotzdem gegessen od. zu einem Oele verwendet, das man gegen Rheumatismen benutzt. Auf den Aesten, Blättern u. Blumenstielen lebt eine Gallwespe (Aphis Pistaciae), durch deren Stich die Pistazien- od. Terpentin-Galläpfel des Handels erzeugt werden. Dieselben haben eine rundliche od. schotenartige Form u. dienen im Orient zum Rothfärben der Seide.

**Terek,** grusinisch Terghi od. Lomechi, armenisch Terchuk, ein 66 M. langer Fluß im russ. Gouvernement Kaukasus, entspringt im Lande der Osseten am Fuße des Kasbek u. fließt als reißender Bergstrom zuerst nördlich, während an seiner westl. Seite die große Militärstraße Tiflis-Wladikawkas sich hinzieht; an seinem Oberlauf liegt der Ort Kasbek. Von Wladikawkas an wendet er sich nach NW., von einer Bahnlinie begleitet, nimmt hier von links bedeutende Zuflüsse auf, wie den Ardon, Urruch, Tscherech, Tschegem u. Baksan, u. wendet sich in der Ebene von Jekaterinograd, durch die Malka verstärkt, im rechten Winkel nach O., von da ab am Gebirgsfuße, bei Mosdok vorbei, hinfließend. Nachdem ihm von rechts her noch die Sundscha mit den Nebenflüssen Ossa u. Argun u. endlich der Axai zugeströmt sind, wendet er sich bei Schelkozawodsk wieder rechtwinklig nach NO. u. theilt sich bei Kisljär in viele Arme, die sich in das Kaspische Meer ergießen. Bis Kisljär ist sein Lauf noch reißend; von Mosdok bis zum Delta ist er 11—22 m. tief in die flache, thonige Wüste eingeschnitten, im Delta aber tritt er zwischen Mai u. August befruchtend über seine Ufer. Nach ihm wird benannt das Terekgebiet, 1104 □M. mit 485,237 E. (1871).

**Terentius,** Name eines plebejischen Geschlechts in Rom, von dessen Gliedern bes. zu nennen sind: Cajus T. Varro, Sohn eines Fleischers u. eine Zeit lang Gehülfe seines Vaters, bildete sich später zum Sachwalter aus u. gelangte zur Quästur, Aedilität u. Prätur, 216 zum Konsulat. Mit seinem Kollegen Lucius Aemilius Paulus gegen Hannibal gesandt, führte er durch seine Unvorsichtigkeit die Niederlage von Cannä herbei; trotzdem erhielt er, nach Rom zurückgekehrt, den Dank des Senates, daß er nach dem Verluste der Schlacht nicht an der Rettung des Staates verzweifelt habe, u. 215 u. 214 den Befehl in Picenum. Auch war er Theilnehmer der Gesandtschaften, welche 202 zu Philipp von Makedonien, 200 nach Karthago geschickt wurden. — Marcus T. Varro, s. „Varro". — Publius T. Varro, geb. im Flecken Atar im Narbonensischen Gallien, daher Atacinus genannt, etwa 82—37 v. Chr. lebend, schrieb Satiren u. epische wie Lehrgedichte, unter denen eines „De bello Sequanico", ein anderes über den Argonautenzug u. ein drittes, das sog. „Iter Varronis", astronomischen Inhaltes, genannt werden. — Terentia, seit 79 (nach Andern seit 77) v. Chr. die Gemahlin Cicero's, eine Frau von festem u. energischem, aber auch schroffem u. herrischem Charakter, bestärkte ihren Gatten in seiner Strenge gegen die Genossen Catilina's u. hatte nach Cicero's Abreise ins Exil durch die Feindschaft des Clodius (s. d.) zu leiden. Zurückgekehrt, überwarf sich Cicero mit ihr wegen ihrer Verwaltung seines Vermögens u. trennte sich von ihr 46 v. Chr. Sie gebar ihrem Gatten einen Sohn Marcus u. eine Tochter Tullia u. soll im Alter von 103 Jahren gestorben sein. — T. Scaurus, Grammatiker zur Zeit des Kaisers Hadrian, Lehrer des späteren Kaisers Lucius Verus, verfaßte eine lat. Grammatik, eine Poetik sowie Kommentare zu Plautus u. Vergil, vielleicht auch zu „De arte poetica" des Horaz. Erhalten ist von seinen Werken nur eine kleine, für die Sprachgeschichte wichtige Schrift „De orthographia".

**Terentius,** mit vollem Namen Publius T. Afer (d. h. der Afrikaner), berühmter röm. Komödiendichter. Nach des Suetonius (s. d.) „Vita Terentii" wurde T. gegen Ende des 2. Jahrh. v. Chr. in Karthago geb. u. kam sehr jung als Sklave in das Haus des Senators Terentius Lucanus (wahrscheinlich Verwechselung mit Terentius Culeo), erhielt eine gute Erziehung u. erwarb sich durch seine Bildung sowie durch seine äußere Schönheit die Gunst vieler Vornehmen, bes. der beiden Freunde Lälius u. Scipio; nach dem Gerede seiner Neider sollten seine Komödien, deren erste 166 v. Chr. den Aedilen zur Aufführung angeboten wurde u. das ungetheilte Lob des als Sachverständigen zugezogenen, damals hochgefeierten Komödiendichters Lucilius Statius fand, die Arbeiten dieser beiden Männer sein, was jedoch sehr unwahrscheinlich ist. Noch nicht 35 Jahre alt, machte T. eine Reise nach Griechenland, wo er nur kurz verweilte. Nach Rom aber kam er nicht zurück: er starb nach Einigen in einem Schiffbruch auf der Rückreise, nach Anderen auf der Insel Leukadia od. in Stymphalos an einer Krankheit u. aus Aerger über seine voran geschickten, unterwegs aber verloren gegangenen neuen Stücke, etwa 159 v. Chr. Alle 6 Stücke von T. sind uns erhalten: „Andria" (das Mädchen von Andros), „Eunuchus" (der Verschnittene), „Heautontimorumenos" (der Selbstquäler), „Phormio", „Hecyra" (die Schwiegermutter) u. „Adelphi" (die Brüder). Von ihnen zeichnen sich „Eunuchus" u. „Phormio" durch kecke dramatische Lebendigkeit, u. die „Adelphi" durch Feinheit des Dialogs u. der Charakteristik aus. Die Stücke schildern Personen u. Zustände des griech. Lebens u. sind nach griech. Mustern (Menander u. Apollodor) gearbeitet. Doch war T. nicht ein bloßer Uebersetzer seiner Vorlagen, sondern er verfuhr „kontaminirend", wie er selbst es nennt, d. h. er benutzte mehr als eine Vorlage, nahm einzelne Scenen u. Personen aus anderen Stücken herüber u. verschmolz so gleichsam mehrere Stücke in eines. Die Stücke des T. wurden, als sie nicht mehr aufgeführt wurden, nicht nur im Alterthum lange noch gelesen, sondern auch im Mittelalter, u. selbst in noch späterer Zeit beeinflußte T. unsere deutsche Literatur u. Bühne. 1486 übersetzte Hans Nydhart den „Eunuchus", 1499 erschienen in Straßburg alle Komödien des T. unter dem Titel: „T. der hochgelert u. allerbrüchlichst Poet von latein zu tütsch transferiert nach dem Text u. der Gloss in seinen VI Büchern." Auch Hans Sachs hat vom „Eunuchus" 1554 eine Bearbeitung herausgegeben. Die erste Ausgabe erschien in Straßburg 1470; Muretus, Heinsius, Lindenbrog u. andere ältere Philologen edirten u. erklärten den Terenz; bes. bemerkenswerth ist die Arbeit von Bentley (Cambridge u. Lond. 1726); kritisch bedeutend sind Ritschl's „Parerga Plautina atque Terentiana" (Lpz. 1845). Neuere Ausgaben haben wir von Fleckeisen (Lpz. 1857), Umpfenbach (Berl. 1870) ꝛc. Uebersetzungen lieferten F. H. v. Einsiedel (Lpz. 1806), Köpke (Berl. 1809), Fr. Jacob (Berl. 1845), Benfey (Stuttg. 1857) u. Donner (2 Bde., Lpz. 1864).

**Termin** heißt in der Rechtssprache derjenige Tag, an welchem eine Partei od. ein sonst bei einer Rechtssache Betheiligter vor Gericht erscheinen soll, um eine Prozeßhandlung selbst vorzunehmen od. der Vornahme einer solchen beizuwohnen. Regelmäßig wird eine Vorladung (Citation, s. d.) vorausgesetzt, durch welche man von der Anberaumung u. dem Zweck des T.es Kenntniß erhält. Die T.e beginnen regelmäßig mit dem Aufrufe der Sache u. der Betheiligten u. schließen mit der Erklärung des Vorsitzenden od. Beamten, daß die Verhandlung od. der T. beendet sei. Nach der neuen Prozeßordnung für das Deutsche Reich ist die Verhandlung in den T.en in Deutschland durchgehends eine mündliche. Dieselbe wird durch den Vorsitzenden geleitet, er ertheilt das Wort u. kann es Demjenigen, welcher seinen Anordnungen nicht Folge leistet, entziehen. Auf Sonntage u. allgemeine Feiertage sind T.e nur in Nothfällen anzuberaumen. Die T.e werden an der Gerichtsstelle abgehalten, sofern nicht die Einnahme eines Augenscheins an Ort u. Stelle, die Verhandlung mit einer am Erscheinen vor Gericht verhinderten Person od. eine sonstige Handlung erforderlich ist, welche an der Gerichtsstelle nicht vorgenommen werden kann. Die T.e können auf Antrag od. von Amtswegen verlegt werden.

**Termini Imerese,** Stadt mit 19,560 E. (1871) in der sizil. Provinz Palermo, liegt an der Nordküste Siziliens, im Val di Mazzara, an der Mündung des Flüßchens Termini u. an der Eisenbahn Palermo-Cammarata. Der lebhafte Ort hat einige Befestigungen, ein Kastell, eine Kathedrale, einen ziemlich besuchten Hafen u. Schwefelquellen, deren Temperatur 41° C. beträgt. Er fabrizirt die besten Maccaroni Siziliens, treibt Thunfisch- u. Sardellenfang u. hat ansehnlichen Handel mit Getreide, Mandeln, Weinstein ꝛc. — T. ist, wie der entstellte Name andeutet, entstanden aus den Thermen (heißen Quellen, Bädern) des alten Himera, welches 648 v. Chr. von Chalkidiern aus Zankle gegründet, 409 v. Chr. durch die Karthager gänzlich zerstört wurde.

**Terminus** (lat.), eigentlich die Grenze, Grenzlinie, daher auch Name des röm. Gottes, der am 23. Febr. durch die sog. Terminalien als Beschützer der Grenzen gefeiert wurde. Das Bild dieses Gottes diente zugleich in der Regel als Grenzstein auf Aeckern ꝛc. — Weiter heißt T. die Zeitgrenze; daher z. B. „einen Termin bestimmen", d. h. eine Frist festsetzen, ferner die Ausdrücke: terminus a quo (der Zeitpunkt, von welchem an man Etwas rechnen muß), terminus ad quem (der Zeitpunkt, bis zu welchem man Etwas rechnen muß) ꝛc. In der Gerichtssprache heißt T. auch der Zeitpunkt od. Tag, an welchem über Etwas verhandelt werden soll (daher „einen T. ansetzen"). In der wissenschaftlichen Sprache heißt T. jeder Ausdruck, durch welchen irgend ein Begriff in bestimmter

Abgrenzung bezeichnet wird; T. ist also s. v. w. Bezeichnung. Insbes. heißt **terminus technicus** od. Kunstausdruck jede Bezeichnung, die in einer bestimmten Wissenschaft od. Kunst, auch in Handel u. Gewerbe, für bestimmte Dinge od. Handlungen üblich ist u. in der Regel nur von den Fachgenossen angewendet u. verstanden wird. Die Gesammtheit der Kunstausdrücke bildet die **Terminologie** (gleichsam „Bezeichnungskunde") einer Wissenschaft.

**Termiten** (weiße Ameisen, Termes), Insekten der Ordnung der Geradflügler (Orthopteren), die in warmen Ländern nach Art der Ameisen in großen Gesellschaften beisammen leben u. sich nam. durch ihre kunstvollen u. umfänglichen Wohnungsanlagen auszeichnen. Diese ihre Bauten

Nr. 5209. Termitenbau, im Vordergrunde Termiten.
Arbeiter. Weibchen. Geflügeltes Männchen

legen die T. entweder in Baumstämmen an od. sie errichten pyramidenförmige, 3–4 m. hohe Erdhügel, in denen Gänge u. Wohnkammern mit großer Regelmäßigkeit angeordnet sind. Im Freien bauen sie nur des Nachts, im Innern des Hauptbaues auch bei Tage. Die Hügel mancher Termitenarten tragen schornsteinartige, aber offene Aufsätze. Diese planmäßigen Bauten schon deuten auf ein wohlgeordnetes Gemeinleben der T., welches in der That mit dem der Bienen manche Aehnlichkeit zeigt. Man unterscheidet außer Männchen, Weibchen, – beide mit häutigen Flügeln, die sie nach der in der Luft – wie bei den Bienen – vollzogenen Begattung einbüßen, u. ungeflügelte geschlechtslose „Arbeiter" u. ebensolche „Soldaten". Während die Arbeiter die Brut zu pflegen u. Vorräthe einzutragen haben, liegt den Soldaten die Vertheidigung ob, u. sind sie deshalb mit sehr starken Kiefern ausgerüstet. Das seiner Flügel entledigte befruchtete Weibchen, die „Königin", im trächtigen Zustande 80 mm. lang, hat seine Zelle in der Mitte des Baues; dieselbe wird umgeben von den Zellen für die Eier, deren es 80,000 legt. Die Arbeiter- u. Soldatenzellen liegen im Umkreis der Eier- u. Larven-Zellen. Außer Ameisen sind insektenfressende Vögel, unter den Säugethieren die Ameisenscharrer ihre Feinde, ja selbst von manchen rohen Naturvölkern werden die T. mit Appetit gegessen. Andererseits aber sind sie als Zerstörer von allem Holzwerk, Hausgeräth, Kleidern, Papieren, Eßwaaren gefürchtet. Man kennt an 100 Arten, deren einige aus ihrer tropischen Heimat nach Südeuropa eingeschleppt wurden.

**ternär** (vom lat. ternarius, von ter, dreimal), aus drei Einheiten bestehend, in drei zerfallend.

**Ternate**, s. „Molukken". **Terne**, s. „Lotto".

**Terni**, Stadt mit 9115 E. (1871) in der ital. Provinz Perugia; liegt von wilden Bergen umgeben im fruchtbar lieblichen Thale der Nera u. an der Strecke Terentola-Foligno-Orte der röm. Eisenbahnen, ist Bischofssitz, hat eine Kathedrale u. mehrere andere Kirchen, einige Klöster, Paläste des umbrischen Adels u. Ruinen eines Amphitheaters u. alter Bäder. T. ist das alte Interamna. — Am 17. Nov. 1798 siegten hier die Franzosen über die Neapolitaner. Etwa 1 Meile von T. entfernt ist der schönste Wasserfall Italiens, die Marmorkaskade des Velino (Cadutta delle Marmore), der durch den Konsul Manius Curius Dentatus 106 v. Chr. dadurch geschaffen wurde, daß er den Velino, der das Becken von Rieti in einen See verwandelte, durch einen Felsen in die gegen 300 m. tiefer fließende Nera leitete.

**Terpander** (griech. Terpandros), wahrscheinlich in Antissa, einer Stadt auf der Insel Lesbos, u. nicht, wie Suidas (s. d.) mittheilt, in Cumä od. in Arnä geboren, war Dichter u. Komponist. In letzterer Eigenschaft hat er große Bedeutung für die Entwicklung der Tonkunst bei den Griechen. In Sparta, dem Schauplatz seiner Thätigkeit, wo er 676 v. Chr. in dem ersten musikalischen Wettkampfe den Sieg davontrug, verbesserte er die volksthümliche altdorische Weise, indem er deren Härte u. Ernst milderte u. sie der weicheren, leichteren äolischen Art näherte. Ferner führte er statt der viersaitigen älteren Kithara die siebensaitige ein, auch soll er das Barbiton erfunden haben. Um seine Person bildeten sich später mannichfache Sagen. Von seinen Liedern haben sich nur zwei Verse erhalten, deren Echtheit überdies bestritten wird (abgedruckt in Bergk's „Poetae lyrici Graeci", 3. Aufl., Lpz. 1867).

**Terpentin** (Terebinthina) bezeichnet ursprünglich den Balsam von Pistacia Terebinthinus, eines im Oriente wachsenden, zu den Terebinthinaceen gehörigen Baumes; gegenwärtig führen aber den Namen T. die Balsame od. flüchtigen Weichharze der Abietineen (Fichten, Tannen, Kiefern, Lärchen), da jener ursprüngliche Pistacienterpentin schon seit längerer Zeit gar nicht mehr in den Handel kommt. Man gewinnt den T. in ganz Europa u. Nordamerika, in neuerer Zeit auch in Australien u. in Algier; im Allgemeinen ist dabei wenig mehr zu thun, als das entweder freiwillig od. durch in die Rinde gemachte Einschnitte ausfließende Harz zu sammeln. Im Handel unterscheidet man in der Regel zwei Sorten von T., den **gewöhnlichen**, Terebinthus communis, u. den sogenannten **venetianischen** T. Ersterer ist eine sehr dickflüssige, zähe, klebrige, undurchsichtige Masse von graugelber Farbe; letzterer klar u. durchsichtig, ist klebriger als jener u. besitzt einen feineren Geruch. Der venetianische T. wird hauptsächlich in Tirol aus Lärchenbäumen gewonnen u. heißt dort **Largat** od. **Largo**. Auch in Frankreich gewinnt man diese Sorte. Die Terpentinsorten enthalten 8—33 % **Terpentinöl**, das je nach seiner Abstammung sowol hinsichtlich seines Geruches als auch wegen seiner physikalischen Eigenschaften verschieden ist, u. außerdem festes Harz.

**Terpentinöl**, wird aus dem Terpentin durch Destillation gewonnen, wobei das Harz in dem Destillationsgefäße zurückbleibt (s. Fichtenharz). Das rohe T. ist eine dünne, gelbliche, stark riechende Flüssigkeit, die durch nochmalige Destillation (rektifizirtes T.) farblos wird u. einen milderen u. feineren Geruch erhält. Man unterscheidet im Handel **deutsches**, **amerikanisches** u. **französisches** T., letzteres wegen seines besseren Geruchs bes. geschätzt. Das deutsche T. wird auch **Kienöl** genannt. Durch Rektifikation über gebrannten Kalk erhält man das T. in reinerer Form; dieses Produkt führt den Namen **Camphin** u. wurde früher, ehe das Petroleum aufkam, in Lampen gebrannt. Das T. gehört zu den sauerstofffreien ätherischen Oelen u. besteht nur aus Kohle u. Wasserstoff.

es bildet mit Wasser eine krystallisirbare weiße Verbindung, das Terpentinölhydrat od. Terpin. Auch mit Chlorwasserstoff geht es eine krystallinische Verbindung ein, die unter dem Namen Terpentinölkampher od. künstlicher Kampher bekannt ist, mit dem eigentlichen Kampher jedoch nur die Aehnlichkeit des Geruchs theilt, bis jetzt auch noch keine Anwendung gefunden hat. Dem T. ganz ähnliche Oele sind das Fichtennadelöl, Kiefernnadelöl u. Tannenzapfenöl; dieselben besitzen einen feineren Geruch als das gewöhnliche T. u. werden medizinisch zu Einreibungen, vielfach auch zur Verfälschung anderer ätherischer Oele verwendet. Von dem eigentlichen Tannenzapfenöl ist das auch denselben Namen führende Krummholzöl, Templinöl od. Latschenöl zu unterscheiden, welches aus den jungen Zweigen der Krummholzkiefer destillirt wird. Das T. benutzt man vielfach als Auflösungsmittel für Harze in der Lackfabrikation sowie zum Verdünnen von Lacken u. Firnissen, den Terpentin als Zusatz zu Lacken, um ihnen die Sprödigkeit zu nehmen, zur Fabrikation von Siegellack, Kitten ꝛc.

**Terracina** (spr. Terratschina), Stadt mit 6224 E. (1871) in der ital. Provinz Roma, liegt südlich der Pontinischen Sümpfe, von Myrten- u. Olivenwaldungen umgeben, am Abhange des Monte S. Angelo; die neue Unterstadt reicht bis ans Meeresufer. T. hat ein Bisthum u. eine Kathedrale, auf der Höhe Ruinen eines Palastes, den der Gothenkönig Theodorich bewohnt haben soll, röm. Alterthümer, Reste der Appischen Straße ꝛc. So trümmerhaft aber der Anblick der Stadt, so überreich hat die Natur ihr Füllhorn auf die Umgebung ausgegossen. Orangen- u. Citronenwäldchen, Granaten, die saftige Ranke der Opuntie, die amerikan. Agave, der Johannisbrotbaum, vereinzelte Palmen ꝛc. erinnern daran, daß hier der Eingang zu Süditalien ist. – T. (bei den Römern Tarracina) war als Anxur eine uralte pelasgische, später volskische Stadt; 328 v. Chr. kolonisirten sie die Römer, u. unter Kaiser Antoninus war sie als wichtige Station an der Via Appia ein bedeutender Hafenplatz, hatte eine Citadelle u. auf dem steilen Berge einen Tempel des Jupiter Anxurus, wahrscheinlich auf der Stelle der heutigen Kathedrale.

**Terra cotta** (frz. terre cuite), eigentlich gebrannte Erde, bezeichnet im großen Ganzen alle diejenigen Irdenwaaren, welche aus Thonen gebrannt werden, die gar keine od. sehr geringe Mengen von alkalischen od. kieseligen Bindemitteln enthalten, infolge dessen beim Brennen in ihrer Masse nicht zusammensintern, freilich aber auch geringere Dichtigkeit u. Härte erlangen als die Steinzeuge u. das Porzellan. Die Terracotten haben einen matten Bruch u. kleben mit der frischen Bruchfläche an der Zunge, sie können bei geringerem Feuer gebrannt werden als das Steinzeug. Da sie sich in der Brennhitze nicht erweichen u. nur wenig schwinden, so sind sie nam. für plastische, ornamentale Darstellungen geeignet, die darin in viel größerem Maßstabe ausgeführt werden können als in sinternden Thonen. Obgleich nun die gewöhnlichen Töpferwaaren zum größten Theil unter die Terracotten gehören, gebraucht man den Namen jedoch vorzugsweise für die zu ornamentalen Zwecken modellirten Gegenstände, die oberflächlich entweder die natürlichen Farben des gebrannten Thones, Gelb, Roth, Braun, zeigen, od. aber bemalt (antike Vasen) od. auch glasirt werden. In letzterem Falle geht die T. c. in die Majolika über.

**Terra di Lavoro,** eine Provinz im ehemaligen Königreich Neapel, ein Theil der ursprünglichen Landschaft gleichen Namens, die den größten Theil des alten Campanien ausmachte u. später in die Provinzen Napoli, T. d. L., Principato Citeriore u. Princ. Ulteriore getheilt wurde. Die Provinz T. d. L. bildete den nördlichsten Theil Campaniens, fast das ganze Gebiet des Volturno u. Garigliano vom Apennin bis an das Tyrrhenische Meer, u. umfaßte 118 □M. mit 441,800 E. Sie wurde seiner Zeit in 5 Bezirke mit 50 Kreisen eingetheilt, zählte 236 Gemeinden, hatte zur Hauptstadt Caserta u. bildet jetzt die Provinz Caserta (108,51 □M. mit 697,403 E. [1871]).

**Terra di Siena** (ital., Erde von Siena), eine Ockerfarbe, u. zwar die feinste, die nach ihrem Fundorte bei der Stadt Siena im Toscanischen den Namen hat. Sie kommt in verschiedenen Farbentönen vor, gelbbraun bis dunkelbraun, die sich durch Brennen noch mannichfach verändern lassen, u. wird ebensowol zu Aquarell- als zu Oelfarben verwendet.

**Terra firma** (lat.), d. i. das feste Land, im Gegensatz zu den Inseln. So nannte man früher bes. zwei Landschaften, nämlich die der Herrschaft der Venetianer unterworfenen Landschaften auf dem festen Lande Italiens, u. den nördlichen Theil von Südamerika (span. Tierra firme) um die Landenge bis Panama hin.



**Terrain** (franz., spr. Terrang, vom lat. terra, die Erde), der Boden, der Grund, bes. auch der Baugrund, Platz; in den Kriegswissenschaften die Bezeichnung für die Erdoberfläche, od. vielmehr einen bewußten Theil derselben mit allen darauf befindlichen Natur- u. Kulturgegenständen, sobald man deren Bedeutung für Truppenbewegungen u. Gefechte ins Auge faßt (Terrainlehre).

**Terra sancta** (lat.), das heilige Land. Im engeren Sinne versteht man unter T. s. (gewöhnlich in ital. Form Terra santa) einen Komplex von im Besitz der Franziskaner befindlichen Klöstern an den sog. heiligen Stätten, d. h. den durch die Legende geheiligten Orten, hauptsächlich in u. um Jerusalem, dann auch an anderen Orten Palästina's u. Syriens, Aegyptens, Cyperns, Konstantinopels ꝛc. Diese Klöster, welche Pilgerhäuser, Hospitaler, Schulen ꝛc. enthalten, sind im Besitz eines bedeutenden Vermögens, dessen Verwaltung einem auf je 6 Jahre gewählten Vorsteher ital. Nationalität (derselbe führt den Titel Pater Custos des heil. Grabes od. Pater reverendissimus u. residirt im St. Salvator-Kloster in Jerusalem), unter Assistenz eines Ausschusses, des sog. Sagro discretorio, zusteht. Der in den Jahren 1851 u. 52 geführte sog. Streit um die heil. Stätten drehte sich um die im Besitz der Griechen u. Armenier befindlichen Heiligthümer, auf welche die T. s. Ansprüche erhob; er führte durch die Einmischung der Schutzmächte Frankreich (von kathol. Seite) u. Rußland (von griech. Seite) schließlich zum Krimkriege.

Nr. 5210. Terracina vom Meere aus gesehen.

**Terrasse** heißt ein mehr od. weniger breiter, ebener Terrainvorsprung, welcher an einem äußeren Rande mehr od. weniger steil in die Tiefe abfällt.

**terrestrisch** (vom lat. terra, Erde), irdisch, Alles was die Erde betrifft.

**terribel** (vom lat. terribilis), schrecklich.

**Territorialprinzip** (vom lat. territorium, s. d.) heißt der in der Reformationszeit aufgekommene Grundsatz, daß der Fürst eines jeden Landes deshalb als oberster Bischof u. Regent der Landeskirche zu betrachten sei, weil er ohnehin als Oberhaupt des Staates die höchste Gewalt über alle Unterthanen desselben besitze. Das T. war ein Nothbehelf, um nach der Abschaffung der bischöflichen Gewalt den thatsächlich bestehenden Zustand des landesherrlichen Kirchenregiments zu rechtfertigen. Praktisch erhielt das T. seinen Ausdruck schon auf dem Reichstage zu Speyer von 1526 in dem Grundsatz „cujus regio, ejus religio", d. h. wem das Gebiet gehört, der bestimmt über die Religion desselben. Dieser Grundsatz wurde im Augsburger Religionsfrieden (1555) u. im Westfälischen Frieden (1648) bestätigt; die wissenschaftliche Begründung u. die Erhebung des T.s zum Territorialsystem, als einem bes. System der Kirchenverfassung (s. d.), erfolgte erst durch die großen Juristen S. Pufendorf († 1694), Chr. Thomasius († 1728) u. den Kirchenrechtslehrer Böhmer († 1749). Die neuere Verfassungsgeschichte der Evangel. Kirche ist großentheils noch von dem Kampfe gegen das T. ausgefüllt zu Gunsten des Synodal- u. Presbyterialsystems (s. „Kirchengewalt").

**Territorium** (lat., d. h. Gebiet; engl. Territory [Mehrzahl Territories]) ist der offizielle Name für diejenigen abgegrenzten Länderstrecken

in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, welche als Nationaleigenthum der Union angesehen werden u. keine souveräne Staaten derselben sind, sondern vom Kongreß durch Gouverneure u. Richter, welche der Präsident ernennt, verwaltet werden. Die übrigen Beamten wählt das Volk, ebenso die Delegaten zum Kongreß, wo sie aber keine Stimme haben. Die Territorien müssen eine republikanische Verfassung haben u. genießen dieselben Grundrechte wie die übrigen Staaten. Für ihre Organisation ist noch jetzt die Ordonnanz des Präsidenten Jefferson vom 13. Juli 1787 in Geltung, nur daß in neuester Zeit als Bedingung der Aufnahme (welche vom Ermessen des Kongresses abhängt) 150,000 E. gefordert werden, nicht mehr wie früher nur 60,000 E., denn auf je 150,000 E. fällt in den Ver. Staaten ein Kongreßmitglied. Die Territorien haben eine besondere Gerichtsverfassung u. jedes derselben eine eigene Union-Gerichtsbehörde, bestehend aus einem Oberrichter, zwei beigeordneten Richtern, einem Staatsanwalt u. einem Verein.-Staaten-Marschall. Die bis heute (1878) organisirten Territorien sind New-Mexiko (313,898 □Km. mit 91,874 E. [1870]), Arizona (295,030 □Km. mit 9658 E.), Utah (218,784 □Km. mit 86,786 E.), Washington (181,275 □Km. mit 23,955 E.), Idaho (223,492 □Km. mit 14,999 E.), Montana (372,367 □Km. mit 20,595 E.), Dakota (390,898 □Km. mit 14,181 E.) u. Wyoming (253,506 □Km. mit 9118 E.). Diese acht haben je einen Rath u. ein Repräsentantenhaus. Das von Rußland erworbene Gebiet Alaska (1,495,380 □Km. mit 70,461 E.) wurde 1873 als County mit dem T. Washington vereinigt. Ueber das Indianer-T. s. den betr. Artikel.

**Terrorismus** (vom lat. terror, Schrecken), Schreckensherrschaft, welche durch Furcht u. Schrecken mittels Willkür u. blutiger Härte geführt wird; eine solche Schreckensherrschaft (franz. régime de la terreur, auch blos la Terreur) war die Periode der Franz. Revolution von der Vernichtung der Girondisten (Ende Mai 1793) bis zum Sturze Robespierre's (27. Juli 1794). Terrorist, Schreckensmann, Anhänger der Schreckensregierung; terrorisiren, mit Furcht u. Schrecken erfüllen, durch Erregung dieser Empfindungen im Zaume halten.

**Tersteegen,** Gerhard, hervorragender evangelischer Liederdichter, geb. 25. Nov. 1697 zu Meurs bei Crefeld (damals niederländisch) von reformirten Eltern; besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt u. trat 1713 zu Mühlheim a. d. R. bei seinem Schwager, einem Kaufmann, in die Lehre. Hier wurde er durch Labadisten (s. d.) in die pietistische Strömung hineingezogen u. gab sich seitdem immer mehr einer die Welt fliehenden Mystik hin. Diese Neigung bewog ihn auch, ein 1717 gegründetes kaufmännisches Geschäft 1719 wieder aufzugeben u. sich dürftig u. einsam durch das Weben seidener Bänder zu ernähren. Dabei wurde er beständig durch Zweifel u. innere Kämpfe geplagt, bis ihm 1724 auf einer Reise die „innere Offenbarung" zu Theil wurde, infolge deren er sich Jesu für immer mit seinem Blute verschrieb. Erst 1726 begann er auch als Schriftsteller aufzutreten, zuerst mit Uebersetzungen franz. u. lat. Mystiker, dann mit eigenen Schriften u. Liedern. Seit 1727 wurde er genöthigt, als erbaulicher Redner in Konventikeln zu wirken, u. wurde so, ohne es selbst gewollt zu haben, allmählich der Mittelpunkt einer großen Schar von „Erweckten" im nordwestl. Deutschland u. weit über die Grenzen desselben hinaus. Er gab deshalb die Weberei auf u. nährte sich nebenbei durch die Anfertigung von Hausmitteln; Geschenke wies er beharrlich zurück. Gegen die Landeskirche gleichgiltig, ging er doch nicht auf die Stiftung einer besonderen Sekte aus u. fügte sich willig dem Verbot der Konventikel von 1740. Um so eifriger aber wirkte er nun im Privatverkehr, richtete 1746 sein Haus für Armen- u. Krankenpflege her, ein anderes (die sog. Pilgerhütte) als Herberge für die zahllosen ihn besuchenden Fremden, u. errang sich durch seine aufopfernde Thätigkeit 1750 die Erlaubniß, öffentliche Versammlungen zu halten, aus denen die weitverbreiteten geistlichen Reden, „Geistliche Brosamen" (4 Thle., 1769—73), entstanden. Aufgerieben durch endlose Anstrengung, zuletzt wassersüchtig, starb er 3. April 1769. Die erste Sammlung seiner Gedichte, die sich mit den besten Erzeugnissen einer edlen u. gottinnigen Mystik messen können, gab er als „Geistliches Blumengärtlein inniger Seelen" (Frankf. u. Lpz. 1729, 15. Aufl., Essen 1855) heraus. Die „Gesammelten Schriften" T.'s erschienen Stuttg. 1844—46 (8 Bde.). — Vgl. Koch, „Geschichte des Kirchenlieds" (Bd. 6, 3. Aufl. Stuttg. 1869) u. die Biographie T.'s von Keerlen (2. Aufl., Mühlh. 1853).

**Tertia** (lat., „die Dritte") ist übliche Bezeichnung der dritten Klasse an Gymnasien u. anderen höheren Schulen. Als Zeitmaß heißt Tertie auch der 60. Theil einer Sekunde (als 3. Theilung der Minute, s. d.). Tertie in der Musik s. d. Art. „Terz".



**Tertiärformation.** Mit diesem Namen faßt man diejenigen Gebirgsschichten zusammen, welche jünger als die Kreideformation u. älter als das Diluvium od. die quartäre Formation sind. Man theilt die T. in vier Etagen, welche die neuere Geologie als 1. eocäne, 2. oligocäne, 3. miocäne, 4. pliocäne T. unterscheidet. Von diesen ist die letzte die jüngste, die erste die älteste. Die Unterscheidung dieser Etagen beruht auf dem Vorhandensein od. Fehlen besonderer Leitfossilien. Diese Versteinerungen zeigen in den oberen Etagen der T. viele Thierklassen, die auch in der Jetztwelt lebende Repräsentanten haben, während in der unter der T. lagernden Kreideformation nur ausgestorbene Thierarten vorkommen. Die Schichten der T., die auch Molasseformation od., wegen des häufigen Vorkommens von Braunkohlen, Braunkohlenformation genannt wird, sind theils Meeres-, theils Süßwasserbildungen u. bestehen aus Sand u. Sandsteinen, Mergeln, Thonen, Konglomeraten (Nagelfluhe), Kalksteinen u. Braunkohle.

**Tertiarier** (d. i. Mitglieder der dritten Abtheilung) hießen zu ihrer Zeit die Angehörigen des Franziskanerordens (s. d.), welche in ihrem gewöhnlichen Stande verblieben u. daher nur theilweise auf die Ordensregeln verpflichtet wurden.

**Tertiogenitur** (vom lat. tertius, der Dritte, u. genitura, Geburt), das nach einigen Hausgesetzen dem Drittgeborenen od. dessen Familie zustehende Recht auf die Regierung eines Staates od. den Besitz eines Fideikommisses; so war z. B. Parma die spanische T. der Bourbonen. — Vgl. „Primogenitur" u. „Sekundogenitur".

**Tertium non datur** (vollständig: t. n. d. comparationis), d. i. lat. „ein Drittes giebt es nicht (für die Vergleichung)" heißt eine Formel der Mathematik u. Logik, durch welche man die Möglichkeit eines dritten Urtheils neben zwei zur Wahl gelassenen ausschließt. Tertium comparationis, Vergleichungs- od. Aehnlichkeitspunkt zweier verglichenen Dinge.

**Tertullianus,** Quintus Septimius Florens, einer der hervorragendsten unter den sog. Kirchenvätern, der Schöpfer der lat. Kirchensprache, geb. um 160 n. Chr. zu Karthago, wurde in aller Bildung der damaligen Zeit erzogen u. widmete sich zuerst der juristischen Laufbahn. Erst in reiferen Jahren (etwa um 195) wurde er für das Christenthum gewonnen, das er früher als eine Thorheit verlacht hatte u. nun um so freudiger ergriff mit der ganzen Kraft eines energischen u. düsteren Charakters. Obwol verheirathet, trat er doch in den Dienst eines Presbyters ein, wahrscheinlich zu Rom. Seine Laufbahn als Schriftsteller eröffnete er wahrscheinlich 197 mit der Schrift „Ad martyres". Aber bald regte sich sein Mißfallen gegen die milde Zucht der orthodoxen Katholischen Kirche, u. um 201 trat er der durch eiserne Kirchenstrenge ausgezeichneten Sekte der Montanisten (s. d.) bei, denen er durch Beseitigung der schwärmerischen Seite an der Lehre des Montanus einen festen Halt gab, die er in Zusammenhang mit dem Glauben der Katholischen Kirche erhielt u. denen er durch sein Ansehen als kirchlicher Schriftsteller Achtung errang. Bis um 208 blieb sogar die montanistische Gemeinde, an deren Spitze er stand, noch innerhalb der Katholischen Kirche u. trennte sich erst dann als eine besondere Sekte; letztere erhielt sich unter dem Namen der Tertullianisten bis ins 5. Jahrh. n. Chr. — T. starb 220 (nach Anderen noch später). Obwol ein abgesagter Feind heidnischer Philosophie, Kunst u. Bildung, hat er doch mit den Mitteln derselben, wie wenig Andere, den Grund zu dem Gebäude der röm. Kirchenlehre gelegt u. sich nam. durch seine äußerst schroffe u. scharfe Polemik gegen Heiden, Juden u. Ketzer (bes. die Gnostiker) ausgezeichnet. Sein merkwürdig gedrungener u. schwerfälliger Stil, den man als „punische Latinität" zu bezeichnen pflegt, hat die lat. Sprache mit vielen neuen u. kühnen Wörtern bereichert. Wegen seines Abfalls zum Montanismus erkennt jedoch die Katholische Kirche diesen großen Bahnbrecher ihrer Theologie nur als „Kirchenschriftsteller" an. Seine sehr zahlreichen Schriften lassen sich in apologetische (Vertheidigungen des Christenthums u. speziell des Montanismus), polemische (Angriffe gegen Heiden u. Ketzer) u. moralische (in Betreff kirchlicher Zucht u. Gebräuche) eintheilen. Die beste Ausgabe ist die von F. Oehler (3 Bde., Lpz. 1853—54). Vgl. Neander, „Antignostikus. Geist des T." (2. Aufl., Berl. 1849); Grotemeyer, „Ueber T.'s Leben u. Schriften" (2 Thle., Kempen 1863—65), u. Hauck, „T.'s Leben u. Schriften" (Erl. 1877). — Eine Uebersetzung „sämmtlicher Schriften T.'s" lieferte Besnard (2 Thle., Augsb. 1837—38).

**Teruël**, span. Provinz, 258,11 □M. mit 252,201 E. (Berechnung für 1870; s. „Spanien“), bildet den südl. Theil des Königreichs Aragonien u. ist umschlossen in der Richtung nach N. durch O., S. u. W. von den Provinzen Zaragoza, Huesca, Tarragona, Castellon, Valencia, Cuenca u. Guadalajara. Der größte Theil der Provinz liegt im Gebiete des iber. Gebirgssystems, nur der NO. streift bis in die Ebene am Ebro. Die Flüsse gehen entweder wie der Guadalupe zum Ebro, od. wie der Guadalaviar u. der Mijares direkt zum Mittelmeere. Der W. ist waldreich, im S. sind reiche Weiden; die fruchtbaren Striche bringen Weizen, Oel, Wein, Hanf, Flachs u. Gartenfrüchte. An Fruchtbarkeit zeichnen sich bes. das Jilocothal, das Becken von T. u. die Tierra de Alcanzi aus. Schaf- u. Seidenzucht wird gepflegt. Das Gebirgsgestein liefert Eisen- u. Bleierze; es giebt Schwefelgruben, Steinkohlen- u. Alaunlager, Salinen u. Mineralquellen. Die Provinz zerfällt in die Bezirke Monreal, Albarracin, T., Alcala de la Selva, Cantavieja, Aliaga, Montalvan, Albalate u. Alcañiz. Die Hauptstadt **T.**, mit 10,132 E. (1860), liegt in 892 m. Seehöhe malerisch auf steilem Hügel links am Turia, einem Nebenflusse des Guadalaviar, ist alterthümlich u. unregelmäßig gebaut u. mit Mauern umgeben, ist Sitz der Provinzialregierung u. eines Bischofs, hat eine schöne goth. Kathedrale, mehrere andere Kirchen u. Klöster, einen Aquädukt (los Arcos) aus dem 17. Jahrh. von zwei übereinander stehenden Bogenreihen, etwas Lederfabrikation u. Speditionshandel. Die Stadt soll keltiberischen Ursprungs sein u. ehemals Turdeto geheißen haben.

**Terz** (ital. terza, vom lat. tertius, der Dritte) heißt in der Musik der dritte Ton, von einem angenommenen Grundton aus, od. ein Intervall von drei Stufen, welches auf dreierlei Weise vorkommen kann: als groß, klein u. vermindert. Die große u. kleine T. sind Konsonanzen, die verminderte aber ist eine Dissonanz. Die große T. besteht aus zwei ganzen Tönen (c—e, d—fis 2c.) u. wurde von den Alten deshalb auch Ditonus (griech. δίτονος, d. h. von zwei Tönen) genannt; die kleine T. aus einem ganzen u. großen halben Tone (e—g, c—es 2c.); die verminderte T. aus zwei großen halben Tönen (cis—es, dis—f 2c.). Das Verhältniß der Schwingungszahlen ist für die große T. 5 : 4, für die kleine 6 : 5, für die verminderte T. 9 : 8. T., Grundton u. Quinte geben zusammen den Dreiklang. In der Orgel ist T. (Tertia) eine offene Flötenstimme von Prinzipalmensur, welche die große T. des Eigentones einer jeden Clavis giebt.

**Terzerol** ist eine Pistole kleinen Kalibers, eine Taschenpistole.

**Terzett** (ital. terzetto, d. h. Dreigesang, Dreispiel), ein Tonstück, welches von drei konzertirenden (obligaten) Vokal- od. Instrumentalstimmen ausgeführt wird. Als Vokalstück kommt es sowol in Opern, Oratorien 2c., wie auch als einzelnes Tonstück für sich vor. Das Instrumentalterzett wird zum Unterschiede von jenem Trio genannt, es ist wie das Quartett, Quintett 2c. eine Gattung der Sonate (s. d.). — In der Metrik nennt man T.e die beiden dreizeiligen Schlußstrophen des Sonettes.

**Terzine** (ital. terzina) ist der Name einer aus drei elfsilbigen Versen mit der Reimstellung a b a sich zusammensetzenden Strophe. Werden mehrere T.n zu einem Gedichte verbunden, so geschieht dies in der Weise, daß der mittlere Vers einer jeden Strophe den Reim für den ersten u. dritten Vers der folgenden Strophe liefert (also: a b a b c b c d c 2c.); da infolge dessen der mittlere Vers der letzten Strophe ohne entsprechenden Reim bleiben würde, so wird ein auf ihn reimender einzelner Vers zur Ergänzung angefügt (also: a b a b c b c d c d); der technische Name des Ergänzungsverses ist il tornello. Der erste Dichter, welcher die T. für eine Dichtung größeren Umfanges zur Anwendung brachte, war Dante in seiner „Divina Commedia“. Im Deutschen stellt sich dem Gebrauche der T. die Reimarmuth der Sprache als ein Hinderniß entgegen, doch haben von neueren Dichtern bes. Rückert u. Chamisso, auch Bartsch in seiner Uebersetzung der „Göttlichen Komödie“ (Lpz. 1877), in diesem Versmaß Treffliches geleistet.

**Teschen** (tschech. Těšín, poln. Cieszyn), Hauptort des acht Bezirksämter umfassenden Herzogthums T. in österr. Schlesien, Bezirkshauptstadt mit 9779 E. (1869); liegt in 279 m. Seehöhe am Nordfuße der Beskiden, im weiten Thale der Oelsa, einem rechten Oderzuflusse, u. an der Kaschau-Oderberger Bahn. Die freundliche, halb auf deutsche, halb auf poln. Art gebaute Stadt mit weitem Markte, stattlichem Rathhaus u. einem alten Schlosse auf vorspringendem Felsen ist Sitz der Bezirksregierung, eines Hauptsteuer- u. Zollamtes, des Breslauer fürstbischöflichen Generalvikars, hat ein protest. u. ein kathol. Gymnasium, Real- u. Handelsschule, Theater, Museum 2c. u. treibt Tuch- u. Wollweberei, Leder-, Gewehr- (Teschinge) u. Rosogliofabrikation. Sein Handel ist bedeutend, denn durch seine günstige Lage fast am Zusammenstoßen von Schlesien, Mähren, Galizien u. Ungarn ist es Exportplatz für schles. u. mähr. Fabrikate nach Galizien u. Ungarn hin u. ebenso Ausfuhrort des galiz. Flachses für die mähr. u. schles. Spinnerei u. Weberei u. des Ungarweins für den N. geworden. — Der Ursprung der Stadt ist sagenhaft. Der erste Herzog [illegible] von Mieczislaw, hatte seine Residenz in T. 1298 wurde das Fürstenthum böhm. Lehen u. kommt nach dem Aussterben des Fürstenhauses 1625 an Böhmen. Karl IV. gab es 1722 dem Herzog Karl von Lothringen, von dem es sein Sohn Franz, Gemahl der Kaiserin Maria Theresia, erbte. Dann erhielt es der mit einer Erzherzogin verheirathete Prinz Albert von Sachsen, darauf der Erzherzog Karl, Bruder von Kaiser Franz II., von dem es 1847 auf seinen Sohn, Erzherzog Albrecht, übergegangen ist. Durch den zwischen Maria Theresia u. Friedrich II. von Preußen abgeschlossenen Frieden von T. (13. Mai 1779) wurde der Bayer. Erbfolgekrieg beendigt.





**Tesching**, angeblich nach der Stadt Teschen (s. d.) benannt, heißt ein Zimmergewehr, dessen sehr kleines, kaum erbsengroßes Kaliber derartig die Spannung der Gase begünstigt, daß schon die aus einem stark geladenen Zündhütchen entwickelten Gase genügen, um das Geschoß auf 10—20 m. durch ein mäßig starkes Bret zu treiben.

**tesseral** (vom griech. τέσσαρα, der Würfel), würfelförmig; Tesseralsystem ist dasjenige Krystallsystem, in welches der Würfel (Hexaëder od. Sechsflächner) gehört u. dessen Grundform das Oktaëder ist. Die Krystalle des Tesseralsystems lassen sich sämmtlich auf ein Achsensystem zurückführen, das aus drei rechtwinklig aufeinander stehenden, gleich langen Achsen besteht. Infolge davon zeigen sie gegenüber denen anderer Systeme die verhältnißmäßig größte Regelmäßigkeit in der Anordnung ihrer Flächen; das Tesseralsystem ist daher auch von einigen Krystallographen das reguläre System genannt worden. In diesem Systeme krystallisiren: Diamant, Flußspath, Bleiglanz, Alaun 2c.

**Tessin** (ital. Ticino [spr. Titschino]), 1. **T.**, ein linker Nebenfluß des Po; entspringt im SW. des Gotthard, in den Alpen von Ronco, durchfließt zunächst bis Airolo das Valle Bedretto (Birkenthal), dann das Valle Leventina bis Bellinzona, empfängt bis dahin an größeren Zuflüssen links den aus dem Blegnothal (Val Blenio) kommenden Brenno u. den am Bernhardin entspringenden Moësa aus dem Misoccothale u. mündet, noch 197 m. hoch, in den Lago maggiore (s. d.), den er, geläutert u. nun schiffbar, bei Sesto Calende verläßt. Im breiten Bette, mannichfach getheilt, bildet er die lombardische Westgrenze u. mündet unterhalb Pavia in den Po. — 2. **T.**, der der Größe nach 5., der Einwohnerzahl nach 7. schweizerische Kanton, 51,178 □M. mit 119,619 E. (1870), bildet die ital. Schweiz, denn mit Ausnahme der 355 deutsch redenden E. des Dorfes Bosco od. Gurin, am Passe, der vom Cavernerthale in das piemontes. Formazzathal führt, sprechen die Tessiner durchweg ital., wie auch alle ihre Lebensgewohnheiten u. die Bauart ihrer Häuser an Italien erinnern. Der Kanton liegt südl. der Centralalpenkette u. umfaßt, mit Ausnahme des Misoccothales, das Gebiet der von N. in den Lago maggiore mündenden Flüsse. Das vom T. durchflossene Bedretto-, Leventina- u. Marobbiathal u. das sich anschließende Gelände der Riviera (Seeufer) bilden den Haupttheil. Das größte Nebenthal des T. ist das Blegnothal; westliche Parallelthäler sind das 8 Stunden lange Verzasca-, das großartige, sich oben in das Rovana-, Bavona- u. Lavizzara- u. ihre Nebenthäler verzweigende Maggiathal, das freundliche Centovalli u. das schluchtartige Val d'Onsernone 2c. Südl. vom Luganer See reicht der Kanton noch mit einem Zipfel in das Mailändische hinein. Das Gebiet ist rauh u. wild im N., wo eine Kette von ewigen Schneefeldern den Kanton begrenzt, im S. hat es fast ewigen Sommer u. Italiens üppige Vegetation, u. während in den hohen Lagen kaum noch der Hafer reifen will, gewinnt man in der Riviera u. anderen günstig gelegenen Punkten zwei Ernten; der Mais reift noch auf dem Felde, auf dem der Weizen bereits geerntet wurde; Stein- u. Kernobst, Pfirsichen, Kastanien u. Feigen giebt es in Menge; ganze Aecker sind mit Weinreben bepflanzt, die wie in der lombard. u. venetian. Ebene an Pappeln, Maulbeerbäumen u. Ulmen emporranken; nur die Orange muß im Winter geschützt werden. Beklagenswerth ist nur der Ruin seiner sonst so schönen Forsten; der Wald bedeckt nicht mehr 20%, u. nur südl. des Luganer Sees sind noch kräftige Waldungen anzutreffen. Der Viehstand ist wenig bedeutend, man zählt gegen 45,000 Rinder von geringer Güte, kaum 2000 Pferde, 5000 Schweine, 45,000 Ziegen, 26,000 Schafe u. 12,000 Bienenstöcke. Die Industrie liefert nur Strohgeflechte (Val d'Onsernone) u. Seide, außerdem aber führt der Kanton noch Vieh, Käse, Felle u. Häute, Kastanien, Kohlen, Topfstein (Lavezstein von Lavizzara) u. Marmor aus. Dem Bekenntniß nach sind die Tessiner katholisch. — Die Volksbildung steht hinter der der meisten Kantone zurück, u. es giebt noch jetzt zur Heranbildung der Volksschullehrer kein eigentliches Seminar. Doch hat seit 1864, seitdem ein neues Volksschulgesetz den Einfluß der Geistlichkeit auf die Schule beschränkt u. jeder Gemeinde den Besitz einer Primarschule als Pflicht auferlegt hat, die Zahl der Analphabeten bedeutend abgenommen, die bis in die 30er Jahre 1/3 der Bevölkerung ausmachte. Die Zahl der Primarschulen (Volksschulen) betrug für die 262 Gemeinden des Kantons 1870 bereits 466 öffentliche u. 14 private (bis 1804 hatte man gar keine Volksschulen

im Kanton. Der Unterricht in den Primarschulen ist unentgeltlich. Höhere Elementarschulen, deren jeder der 16 Schülerbezirke wenigstens eine haben soll, wenn er nicht ein Gymnasium hat, gab es 1868 erst 7. Gymnasien u. Industrieschulen, welche die Rolle von Vorbereitungsanstalten für das kantonale Lyceum in Lugano zu spielen scheinen, gab es 1868: 5. Die Verfassung stammt vom J. 1830; sie wurde 1855 u. 1861 theilweise revidirt. T. ist darnach eine Repräsentativdemokratie. Dem Volke ist nur die Abstimmung über Annahme u. Revision der Verfassung u. die Wahl seiner Vertreter eingeräumt. Die Staatshoheit ist dem Großen Rathe anvertraut, der aus 114 Mitgliedern besteht u. vom Volke auf je vier Jahre gewählt wird. Zur Wahlfähigkeit gehört die Kantonsbürgerschaft u. ein Alter von 20 Jahren; die Wählbarkeit verlangt ein Alter von 25 Jahren. Die vollziehende Gewalt, der aus sieben Mitgliedern bestehende Staatsrath, wird vom Großen Rathe gewählt, u. die Präsidentschaft desselben wechselt unter den betreffenden Mitgliedern alle sechs Monate. Zur Pflege des Rechtes ist in jedem Kreise ein Friedensrichter eingesetzt. Jeder Bezirk hat ein aus fünf Mitgliedern bestehendes Kreisgericht, welches die bürgerlichen Streitigkeiten erstinstanzlich beurtheilt. Für Kriminalfälle besteht ein Schwurgericht, als höchste Gerichtsbehörde fungirt für den gesammten Kanton ein aus neun Mitgliedern bestehendes Obergericht, das in letzter Instanz über Civilprozesse spricht. Aktive Advokaten u. Staatsräthe können nicht zugleich Richter sein. In kirchlicher Beziehung ist der Kanton dem Bischof von Como u. dem Erzbischof von Mailand unterstellt. T. zerfällt in acht Bezirke: Mendrisio, Lugano, Locarno, Vallemaggia, Bellinzona, Riviera, Blenio u. Leventina. Es wurde in seiner jetzigen Ausdehnung erst 1798 konstituirt u. aus den früher mailänd. Provinzen Bellinzona, Riviera u. Bollenz u. dem bis dahin zum Kanton Uri gehörigen Livinerthale gebildet. Der Sitz sämmtlicher Regierungsbehörden des Kantons wechselte bisher von sechs zu sechs Jahren zwischen Lugano (s. d.), Locarno (s. d.) u. Bellinzona (s. d.); doch wurde im März 1878 Bellinzona vom Volke endgiltig zur ständigen Hauptstadt des Kantons gewählt.

**tessularisches Krystallsystem** nennen Werner, Mohs u. Haidinger das Tesseralsystem, s. „Tesseral".

**Test**, vom lat. testum, eine dicke, zähe Unreinigkeit, ferner die aus geschlämmter Holzasche u. Ziegelmehl gebildete, zum Schmelzen des abzutreibenden Metalles bestimmte kesselförmige Vertiefung auf dem Treibherde, sowie auch der Grind u. Schmutz auf dem Kopfe der Neugeborenen u. der auf Eiterwunden sich bildende Schorf. Außerdem heißt T. auch s. v. w. Kapelle u. s. v. w. Wasserblei.

**Testaceen**, s. „Conchylien".

**Testakte** (vom engl. test, Probe, Prüfung) ist der Name eines im März 1673 durch das engl. Parlament beschlossenen u. von Karl II., der Subsidien zum Kriege gegen Holland brauchte, unterschriebenen Gesetzes, dessen Zweck war, dem Eindringen des Katholizismus zu wehren, indem es verlangte, daß „Niemand zu einem Amte od. einer öffentlichen Thätigkeit gelangen dürfe, der nicht das Dogma von der Transsubstantiation abschwöre u. die Lehre bekenne, daß in dem Sakrament die Substanz von Brot u. Wein bleibe" (der sog. Testeid). Der eigene Bruder des Königs (s. „Jakob II.") mußte infolge dessen seine Stelle als Admiral niederlegen. Fast unhaltbar wurde die T., seitdem die Abgeordneten Irlands zusammen mit denen Englands tagen sollten, seit der Union vom 1. Jan. 1801. Allein erst die Wahl des Katholiken O'Connel (s. d.) u. die Besorgniß vor einem irischen Bürgerkriege bewogen den König, das Ministerium Wellington u. das Parlament, durch die Emanzipationsakte vom 13. April 1829 die T. aufzuheben. Seitdem dürfen Katholiken zu Aemtern u. in das Parlament gelangen, wenn sie eidlich versprechen, nichts gegen die Protest. Staatskirche unternehmen zu wollen.

**Testament** (lat. testamentum), d. i. letzter Wille, ist die einseitige Verfügung eines Menschen über das, was nach seinem Tode, insbes. mit seinem Vermögen, geschehen soll. Zumeist werden dadurch diejenigen Rechtsgrundsätze, welche die Gesetze über die Nachfolge in das Vermögen eines Verstorbenen aufstellen, abgeändert, denn es gehen die testamentarischen Bestimmungen den gesetzlichen Vorschriften über die Beerbung einer Person (über die sog. Intestaterbfolge [s. d.]) vor. Ein T. erlangt erst mit dem Tode des Errichters (des Testators) Kraft u. Geltung u. kann bis dahin widerrufen werden. In einem T. pflegen Erben (s. d.) ernannt, es können aber auch Vermächtnisse, Anwartschaften 2c. errichtet od. sonstige Verfügungen getroffen werden. Die Errichtung eines T.es kann nur in Person geschehen, die Errichtung durch Stellvertreter ist unbedingt ausgeschlossen. Das T. ist eines der wichtigsten Rechtsgeschäfte u. daher an eine Mehrzahl von Formen geknüpft, deren Nichtbeachtung Ungiltigkeit des ganzen Rechtsgeschäftes zur Folge hat. Man hat nach den meisten Gesetzgebungen zwischen öffentlichen u. Privattestamenten zu unterscheiden. Die wichtigste Art der ersteren sind die vor einer Gerichtsdeputation errichteten T.e. Ein außergerichtlich errichteter letzter Wille kann entweder mündlich od. schriftlich errichtet werden. In beiden Fällen wird zu seiner Giltigkeit fernerweit die Zuziehung einer bestimmten Anzahl Zeugen (meist sieben) erfordert. Die Errichtung muß von Anfang an ununterbrochen ohne Einmischung fremdartiger Geschäfte vor sich gehen. Die Zeugen müssen ferner zum Zeugnisse ausdrücklich aufgefordert werden u. bei der Errichtung des letzten Willens gleichzeitig gegenwärtig sein. Will der Erblasser seinen letzten Willen schriftlich errichten, so muß er den Zeugen erklären, daß die ihnen vorgezeigte Urkunde seinen letzten Willen enthalte, er muß auch die Urkunde in Gegenwart der Zeugen unterschreiben. Alsdann haben die Zeugen unter Beifügung dieser ihrer Eigenschaft zu unterzeichnen. Bei mündlicher Errichtung muß der Erblasser den Zeugen den Inhalt des T.s in einer diesen verständlichen Sprache vernehmlich vortragen. Den hauptsächlichsten Bestandtheil eines T.es bildet in der Regel die Erbeinsetzung; es ist hierzu nicht unbedingt erforderlich, daß das Wort „Erbe" gebraucht worden sei; es genügt, wenn sich die auf Erbeinsetzung gerichtete Absicht sonst aus dem letzten Willen ergiebt; nam. wird Derjenige als Erbe zu betrachten sein, dem der Erblasser seinen ganzen Nachlaß od. einen ideellen Theil desselben letztwillig zugewendet hat. Es können auch zwei od. mehrere Personen gemeinschaftlich einen letzten Willen errichten, es brauchen alsdann die für die Errichtung letzter Willen vorgeschriebenen Formen blos einmal beobachtet zu werden. Hierbei können mehrere Erblasser sich auch gegenseitig selbst bedenken od. ihren beiderseitigen Nachlaß einem Dritten gemeinschaftlich hinterlassen. Solchenfalls hängt das eine T. von dem andern ab, dergestalt, daß mit der einen Verfügung auch die andere wegfällt. Nach dem Tode des Erblassers ist der od. sind die von ihm hinterlassenen letzten Willen zu eröffnen u. bekannt zu machen. In einem letzten Willen kann sich der Erblasser auch einen Testamentsvollstrecker ernennen; ein solcher kann auch durch Vertrag der Erben bestellt werden. Derselbe hat für Aufrechterhaltung u. Ausführung des letzten Willens, für Anfertigung eines Nachlaßverzeichnisses u. für Sicherung der Erbschaft zu sorgen; er kann auch auf Erfüllung der Verfügungen klagen, bei welchen es sich blos um das persönliche Interesse des Erben, z. B. um Erhaltung seines Grabdenkmales handelt; zur Verwaltung der Erbschaft dagegen ist er nur berechtigt, wenn diese ihm bes. aufgetragen ist. Fähig zur Errichtung eines T.es sind alle Personen, welche 14 Jahre alt sind (nach gemeinem Rechte Personen weiblichen Geschlechts schon mit vollendetem 12. Lebensjahre). Des Vernunftgebrauches Beraubte können nur in lichten Zwischenräumen u. auch dann unter Beobachtung besonderer Vorsichtsmaßregeln einen letzten Willen vor Gericht errichten. Blinde, Taube, Stumme u. Taubstumme dürfen meist nur gerichtlich testiren. Verschwender können, so lange sie unter Vormundschaft stehen, keinen letzten Willen errichten. Die Fähigkeit zur Testamentserrichtung muß übrigens am Tage der Abfassung vorhanden sein.

**Testament**, Altes u. Neues, s. „Bibel".

**Testat** (vom lat. testári, bescheinigen, also eigentlich Bescheinigung) pflegt man an Universitäten die schriftlichen Zeugnisse zu nennen, durch welche den Studenten von Seiten der Dozenten der Besuch der Vorlesungen bescheinigt wird. Für Bescheinigungen anderer Art ist im Allgemeinen der Ausdruck „Attestat" (s. d.) üblich. Ein T. ausstellen heißt testiren (also in anderer Bedeutung als gewöhnlich, wo „testiren" heißt: ein Testament machen).

**Testator**, s. „Testament".

**Testimonium** (lat.), Zeugniß. Der Ausdruck ist bes. noch an den Universitäten u. höheren Schulen üblich, theils für die Zeugnisse über erlangte wissenschaftliche Reife (T. maturitatis), theils für Sittenzeugnisse (T. morum). T. paupertatis (Armuthszeugniß) heißt eine (bes. obrigkeitliche) Bescheinigung über die Vermögensverhältnisse Jemandes. Solche testimonia paupertatis werden bes. an Universitäten behufs der Verleihung von Stipendien erfordert.

**testiren**, s. „Testat".

**Testudo** (lat.), Schildkröte; dann ein schildkrötenförmiges Schirmdach, welches die alten Römer bei Belagerungen zur Deckung des Sturmbockes u. derjenigen Soldaten, welche mit dem Ebnen des Terrains für die leichtere Beweglichkeit der großen Maschinen u. mit dem Ausfüllen der Gräben beschäftigt waren; endlich ein ursprünglich aus einer Schildkrötenschale gemachtes Saiteninstrument, Laute, Cither.

**Tetanus**, s. „Starrkrampf".

**Tête** (franz. [spr. Täht]) Kopf, Spitze (z. B. eines Heerhaufens); T. à t., Kopf gegen Kopf, Stirn gegen Stirn, eine Zusammenkunft od. Unterredung unter vier Augen.

**Tethys**, in der griech. Mythologie Tochter des Uranos u. der Ge (des Himmels u. der Erde), Schwester u. Gemahlin des Okeanos, eine der ältesten u. erhabensten Meergöttinnen u. Mutter

von 6000 Kindern, Stromgöttern u. Oceaniden. Der Name T. bedeutet Amme, T. ist also die Alles nährende Feuchtigkeit; auch hatte sie die Hera der Sage nach gesäugt.

**Tetrachord** (vom griech. τέσσαρα od. τέτταρα, in Zusammensetzungen τέτρα, vier, u. χορδή, Saite), ein System von vier Tönen im Gesammtumfang einer reinen Quart, die Grundform des griech. Tonsystems (vgl. auch „Griech. Musik“ unter „Griechenland“).

**Tetraëder** (Vierflächner) ist die hemiëdrische, d. h. halb ausgebildete Form des Oktaëders, welche nur die abwechselnden Oktaëderflächen aufweist. Das T. besteht demnach aus vier gleichseitigen, in der Weise gegen einander geneigten Dreiecken, daß je zwei derselben mit der Spitze nach oben, die anderen beiden mit der Spitze nach unten gerichtet sind; die T. gehören dem Tesseralsysteme an. Wären die Dreiecke nicht gleichseitig, sondern gleichschenklig, so würde ein solcher Krystall nicht mehr T., sondern Sphenoid heißen, aber dann auch nicht mehr dem Tesseralsystem zugezählt werden können.

**Tetragonalsystem,** nach Naumann das zweite Krystallsystem, ist gleichbedeutend mit dem zwei- u. einachsigen od. viergliedrigen Systeme nach Weiß, dem Pyramidalsystem nach Mohs u. dem monodimetrischen Krystallsystem nach Hausmann. Die Krystalle dieses Systems lassen sich auf drei Achsen zurückführen, die rechtwinklig auf einander stehen; von diesen sind zwei gleichlang, während die dritte länger od. kürzer als die beiden anderen ist u. als die Hauptachse angesehen wird. Infolge dieser Achsenverhältnisse zeigen die Krystalle dieses Systems vorherrschend einen säulenförmigen od. tafelartigen Typus. Die Grundform ist die tetragonale Pyramide, die sich von dem Oktaëder des Tesseralsystemes, welches von acht gleichseitigen Dreiecken umschlossen ist, dadurch unterscheidet, daß die Dreiecke nicht gleichseitig, sondern gleichschenklig sind. In dem T. krystallisiren z. B. Zirkon, Zinnerz, gelbes Blutlaugensalz &c.

**Tetralogie** (griech.), eine Reihe von vier zusammengehörigen Bühnenstücken. Bei den tragischen Wettkämpfen an den Dionysosfesten hatte jeder der um den Preis sich bewerbenden Dichter mit vier Dramen in die Schranken zu treten, nämlich mit drei Tragödien u. einem Satyrspiel, die zusammen die T. bildeten.

**Tetschen** (tschechisch Děčín), Bezirkshauptstadt mit 3580 E. (1869) im nördl. Böhmen; liegt in 125 m. Seehöhe in reizender Umgebung am Südfußende der Sächs.-böhm. Schweiz rechts an der Elbe, über die hier eine Ketten- u. eine steinerne Eisenbahnbrücke führt, an der böhm. Nordbahn, der österr. Nordwestbahn u. der Verbindungslinie mit der sächs. Staatsbahn Mittelgrund T. Es ist Sitz der Bezirksbehörden u. eines Hauptzoll- u. Steueramtes, hat auf 39 m. hohem Felsen ein stattliches Schloß des Grafen Thun mit Bibliothek, Sammlungen, Treibhäusern u. Park, ist mit dem gegenüberliegenden Bodenbach ein lebhafter Industrieplatz geworden u. treibt ausgebreiteten Handel u. Schiffahrt. — T. war früher ein fester Platz u. spielte im Dreißigjährigen, im Oesterr. Erbfolge- u. im Siebenjährigen Kriege eine Rolle.

**Tettenborn,** Friedrich Karl, Frhr. v., Parteigänger im Deutschen Befreiungskriege, geb. zu T. in der damaligen Grafschaft Hohnstein (jetzt zur Provinz Sachsen gehörig) 19. Febr. 1778; studirte seit 1792 in Waltershausen, Göttingen u. Jena die Forstwissenschaft, trat 1794 als Kadett ins österr. Heer ein, focht als Rittmeister 1805 bei Ulm u. 1809 bei Wagram mit, wurde in letztgenannter Schlacht vom Erzherzog Karl zum Major ernannt, trat aber 1812 als Oberstleutnant in russ. Dienste, wo er bald zum Obersten befördert ward. An der Spitze eines Corps leichter Reiterei rückte er beim Rückzuge der Franzosen über die Weichsel u. die Oder vor u. überraschte sie nach seiner Vereinigung mit dem russ. General Tschernitscheff 20. Febr. 1813 in Berlin. Am 14. März erschien er in Ludwigslust, wo sich der Herzog von Mecklenburg-Schwerin sogleich gegen die Franzosen erklärte, u. 18. März rückte er in Hamburg ein, das er indeß 30. Mai wieder räumen mußte. Unter dem Oberbefehl Walmoden's zwang er 15. Okt. Bremen zur Uebergabe, u. unter dem Kronprinzen von Schweden focht er dann gegen die Dänen. 1814 leistete er im Feldzuge gegen Frankreich durch Unterhaltung der Verbindung zwischen den einzelnen Heeresabtheilungen &c. den Verbündeten große Dienste. Inzwischen zum General befördert, vertauschte er 1818 den russischen mit dem badischen Dienste, leitete die Verhandlungen zwischen Baden u. Bayern u. ging 1819 als Gesandter nach Wien, wo er 9. Dez. 1845 starb. Vgl. Varnhagen von Ense, „Geschichte der Kriegszüge des Generals T.“ (Stuttg. 1815).

**Tetuan** od. Titwân, Stadt im nordwestlichen Afrika, Kaiserthum Marokko, mit gegen 20,000 E., von denen über die Hälfte Mauren, über ein Viertel Juden sind; liegt südl. von Ceuta auf einer Anhöhe zwei Stunden vom Mittelmeer zwischen Bergen des kleinen Atlas, überragt von dem Berge El Dersa, an dem reißenden Fluß Rio de Martil, dessen Mündung den Hafen von T. bildet. Die Stadt zerfällt in einen maurischen u. einen jüdischen Stadttheil, hat ein Kastell, 40 Moscheen, ein Sommerschloß des Sultans u. ist von einer alten, bethürmten Mauer umschlossen. T. hat viel Handel u. Gewerbsamkeit, verfertigt die meisten Feuerwaffen in Marokko u. führt Wolle, Gerste, Seide, Leder, Pantoffeln, Vieh &c. aus. Die Umgegend bringt viel Wein u. Südfrüchte hervor. Von Mauren, die aus Spanien vertrieben wurden, gegründet, war T. seit 1770 den Europäern verboten; 1860 lieferte hier der span. Marschall O'Donnell den Marokkanern zwei Treffen (4. Febr. u. 23. März), worauf 26. April der Friede von T. abgeschlossen wurde. T. blieb bis zur Bezahlung der Kriegsentschädigung (400 Mill. Realen) in span. Händen.

**Tetzel** (eigentl. Diezel), Johann, der Ablaßprediger, geb. gegen 1460 zu Leipzig, studirte daselbst Philosophie u. Theologie u. trat 1489 in das Dominikanerkloster zu St. Pauli. Seine Begabung als Volksredner hatte zur Folge, daß er 1502 vom Papste zum Ablaßverkäufer bestellt wurde. Doch hat er damals nicht blos für den Bau der Peterskirche, sondern auch für andere Zwecke Gelder gesammelt. Seit 1507 war Sachsen das Hauptfeld für seine Thätigkeit; manche Anekdoten (wie der Ablaß für einen Raub, der dann seinen eignen Geldkasten betraf) mögen freilich erfunden sein. Uebrigens regte sich schon um 1510 der Unwille gegen ihn so stark, daß ihm der Bischof von Meißen den Handel auf seinem Gebiet untersagte. Von einer Reise nach Rom zurückgekehrt, trieb sich T. an verschiedenen Orten umher, wurde wegen schlimmer Händel in Ulm (Ehebruch &c.) zum Tode verurtheilt u. verdankte nur der Gnade des Kaisers sein Leben. Sogar aus der in Leipzig angetretenen lebenslangen Haft wurde er durch mächtige Fürsprache befreit u. trieb nun den Ablaßhandel ärger u. frecher als zuvor. Papst Leo X. hatte um dieselbe Zeit einen großen Ablaß ausgeschrieben u. denselben an drei Unternehmer verpachtet; von diesen wurden dann wieder Einzelverkäufer bestellt. So trat T. 1516 in den Dienst des einen Hauptunternehmers (Arcimboldi) u. bereiste mit kaiserlicher Konzession bes. Sachsen u. Thüringen; 1517 aber warb ihn der Kurfürst Albrecht von Mainz an, verschaffte ihm den Titel eines Ketzermeisters u. zugleich die päpstliche Erlaubniß, seinen Handel über ganz Deutschland ausdehnen zu dürfen. Seine Frechheit überstieg jetzt alle Grenzen. Er fing an, die Ablaßbriefe in seinem eignen Namen auszustellen, u. vergebens ist von katholischer Seite geleugnet worden, daß er auch für die gröbsten Verbrechen ohne weitere Bedingungen, als tüchtige Geldspenden, Ablaß verkaufte. Als er nun Okt. 1517 in Jüterbogk sein Wesen trieb, lernte Luther die verderblichen Folgen desselben an seinen Beichtkindern kennen u. predigte gegen den Unfug. Vergebens drohte ihm T. als Ketzermeister mit dem Scheiterhaufen. Luther lud vielmehr 31. Okt. durch die berühmten 95 Thesen über den Mißbrauch des Ablasses zu einer Disputation ein; T. erschien jedoch nicht, sondern verbrannte die Thesen auf dem Markte zu Jüterbogk. Dasselbe thaten die Wittenberger Studenten mit den Thesen Wimpina's, durch deren Vertheidigung T. 1518 in Frankfurt Doktor der Theologie werden wollte. Zu spät erkannte die päpstliche Partei, wie viel ihr das plumpe Auftreten T.'s geschadet habe. Derselbe wurde 1519 von dem päpstlichen Legaten Karl v. Miltiz in Leipzig vorgefordert u. mit dem Zorn des Papstes für seine Schandthaten bedroht. Schon wollte T. fliehen, als er in eine schwere Krankheit verfiel, die sogar Luther zum Mitleid u. zur Absendung eines Trostbriefes an ihn bewog. T. starb 4. Juli 1519 in Leipzig im Kloster St. Pauli u. wurde in (dem jetzt abgebrochenen Theile) der Paulinerkirche begraben.

**Teubner,** Benedikt Gotthelf, Buchdrucker u. Verlagsbuchhändler, geb. als Predigerssohn zu Großkraußnigk in der Oberlausitz 16. Juni 1784; erlernte in Dresden die Buchdruckerkunst, arbeitete dann als Schriftsetzer in Leipzig u. in Preßburg, kaufte 1811 die von ihm seit 1806 geleitete Weinedel'sche Druckerei in Leipzig, erweiterte dieselbe beträchtlich, führte auch längere Zeit die Direktion der von ihm eingerichteten Druckerei für F. A. Brockhaus, verlegte 1821 die seinige in sein eigenes dazu errichtetes Haus u. vervollkommnete sie durch Anschaffung von Schnellpressen u. anderen Maschinen, durch Anlage einer Graviranstalt, Schriftgießerei, Stereotypie u. galvanoplastischen Anstalt derart, daß sie mit der Zeit eine der bedeutendsten

u. angesehensten in Deutschland wurde u. gegenwärtig 34 Schnellpressen beschäftigt. Seit 1832 besaß er auch eine Druckerei in Dresden (zur Zeit mit 6 Schnellpressen), nachdem er schon 1824 daneben eine eigene Verlagsbuchhandlung in Leipzig begründet hatte. Großen u. wohlverdienten Ruf erlangte diese durch zahlreiche Unternehmungen auf dem Gebiete der philologischen u. mathematischen Wissenschaften u. namentlich durch die Sammlung griech. u. lat. Klassiker („Bibliotheca Teubneriana"). Er starb zu Leipzig 21. Jan. 1856. Seine Schwiegersöhne Adolf **Roßbach** (geb. 26. Dez. 1822) u. Albin **Ackermann** (geb. 14. Febr. 1826), denen der Sohn des Ersteren, Arthur **Roßbach**, 1. Juli 1875 als Associé beitrat, führen die Geschäfte in Leipzig u. Dresden fort. Ihnen zur Seite steht als Theilhaber der Verlagsbuchhandlung Aug. **Schmitt** (geb. 13. Sept. 1816).

**Teufe**, bergmännischer Ausdruck für Tiefe.

**Teufel** (vom griech. διάβολος, d. i. Verleumder) heißt in der christl. Kirchenlehre ein ursprünglich guter Engel, der jedoch in vorweltlicher Zeit (nach Anderen erst nach dem Sündenfall) von Gott abfiel u. nun als Verkörperung alles Bösen das Haupt eines Gott feindlich gegenüberstehenden Reiches wurde, beständig bemüht, das Reich Gottes zu schädigen u. die Menschen durch Verführung u. höllische Künste zu sich herüberzuziehen. Die Uebermacht des T.s wurde zwar durch das Erlösungswerk Jesu Christi gebrochen, aber auch dann noch blieb ihm Gewalt über ein höllisches Reich u. alle Diejenigen, welche die Erlösung verschmähen, bis seine Herrschaft bei dem Endgericht beseitigt werden wird. Nur in weiterem Sinne heißen T. auch die höllischen Geister als die Anhänger des T.s. Obige Lehre hat sich nur allmählich u. nicht ohne mannichfaltige Schwankungen aus den alttestamentlichen Stellen über den Satan (s. d.) herausentwickelt, bes. als im Babylonischen Exil der parsische Dualismus (s. d.) auf die jüdische Lehre Einfluß gewann. Vor dem Exil kennt das Alte Testament zwar mancherlei Gestalten von Dämonen, aber mehr als Bestandtheile des Volksglaubens, nicht der eigentlichen religiösen Lehre. Der Satan (d. i. Widersacher) erscheint Hiob 1, 6 noch unter den Gottessöhnen, allerdings schon als Verdächtiger des Frommen, aber doch Gott durchaus unterworfen u. gehorsam. Ueberhaupt steht die Idee eines gottfeindlichen Reiches mit dem strengen Monotheismus (s. d.) des Alten Testaments durchaus in Widerspruch. Erst nach dem Exil (Sach. 3, 1 ff.) erscheint der Satan, zwar noch nicht als Fürst der Hölle, aber doch schon als Verleumder des Frommen u. als Verführer zum Bösen (vgl. 1 Chr. 21, 1 mit 2 Sam. 24, 1). Die Auffassung des T.s von dualistischem Standpunkt muß sich dann immer entschiedener gestaltet haben, denn schon im apokryphischen Buche der Weisheit (2, 24) wird die Schlange des Paradieses als Werkzeug des T.s betrachtet. Im Neuen Testament erscheint die Vorstellung vom T. als dem Fürsten der Hölle in Verbindung mit einem vielgestaltigen Dämonenglauben als allgemein getheilte Voraussetzung, u. es ist eine äußerst schwierige Frage, wie viel in den eignen Aussprüchen Jesu u. der Apostel auf Rechnung einer bestimmten Anschauung über den T. zu setzen u. wie viel andererseits der blos bildlichen Redeweise od. der Anbequemung an den Volksglauben zuzuschreiben sei. Jedenfalls steht fest, daß man bei der Allgemeinheit u. Unbestimmtheit jener Aussagen nicht von einer eigentlichen Lehre des Neuen Testaments über den T. reden kann. Dabei kann jedoch nicht geleugnet werden, daß z. B. Matth. 13, 24 ff. in dem Gleichniß Jesu vom Unkraut unter dem Weizen die Einmischung des Bösen ausdrücklich auf eine persönliche, Gott feindliche Macht zurückgeführt wird. Ueber die Natur u. die Herkunft dieser Macht wird indeß kein näherer Aufschluß gegeben, so oft auch die Namen dafür wechseln („der Böse", „der Feind", „Belial", d. i. Nichtswürdigkeit, „Beelzebub", d. i. Fliegengott, „Beelzebul", d. i. Mistgott). Am schärfsten tritt der Kampf des T.s (als „des Fürsten dieser Welt") mit Gott u. Christus im Evang. Johannis auf. Reichen Stoff erhielt die urchristliche Vorstellung vom T. u. seinem schließlichen Schicksal bes. durch die Offenb. Johannis Kap. 20 u. nicht minder durch die Gewohnung, das ganze Heidenthum mit seinen Göttern, Opfern 2c., ja selbst die heidnische Kunst u. Wissenschaft als ein Werk des T.s zu betrachten. Nur langsam eignete sich die orthodoxe Kirchenlehre diese Auffassung an, wie sie denn überhaupt das ganze Gebiet allezeit nur nebensächlich behandelt hat. Doch konnte es geschehen, daß ein Theil der Kirchenväter den Erlösungstod Christi als ein dem T. gebrachtes Opfer ansah, um welches derselbe freilich zuletzt wieder betrogen worden sei. Auf der Annahme, daß jeder Ungetaufte dem Reiche des T.s angehöre, beruht der sog. Exorcismus od. die Austreibung des T.s. Die Vorstellungen von der Hölle, als dem Sitze des T.s, erhielten neue Nahrung durch die Lehre Gregor's d. Gr. (um 600) vom Fegefeuer (s. d.). So sehr man übrigens die Macht des T.s erweiterte, indem man ihn nicht blos zum Urheber des sittlich Bösen, sondern auch aller physischen Uebel machte, so galt doch immer der Satz, daß ihm nur eine beschränkte Gewalt verliehen sei, welche von dem Frommen durch Gottes Wort, durch das Zeichen des Kreuzes 2c. gebrochen werden kann.

Eine vielfach anders gestaltete, aber zugleich weit vielseitigere Entfaltung erfuhr der Teufelsglaube u. die mit ihm zusammenhängenden Vorstellungen bei der Einführung des Christenthums unter den germanischen Völkern, um so mehr, als sich hier Gelegenheit bot, theils den überkommenen heidnischen Aberglauben auf christlichem Boden unterzubringen, theils die dem menschlichen Gemüth innewohnende Sucht nach dem Grauenhaften u. Dämonischen zu befriedigen. Zum Theil von der Kirche begünstigt od. doch unangefochten, schuf der Volksglaube bestimmte Formen für die Vorstellungen von Hölle, T. u. der Wirksamkeit desselben; im Gefolge davon auch den Wahn von Teufelsbündnissen, Hexerei, schwarzen Künsten 2c. Nicht am wenigsten verfiel jedoch der T. auch dem Volkshumor u. der „betrogene, dumme od. arme T." spielt eine Rolle in zahllosen Geschichten. Charakteristisch für den Volksglauben ist dabei die außerordentliche Mannichfaltigkeit der Formen, in der man sich die Gestalt des T.s od. die Erscheinungen desselben dachte. In der Hauptsache herrscht die Vorstellung von einem bocksfüßigen, gehörnten u. geschwänzten, schwarzen Ungeheuer vor, welche von den Satyrn u. Faunen der griech.-röm. Mythologie übernommen worden war. Dagegen gehört die mehr menschliche Gestalt mit dem nach Kräften verhüllten Pferdefuß der german. Mythologie an; das oft erwähnte (auch von Goethe im „Faust" dem Mephistopheles zugeschriebene) Hinken erinnert an Wieland den Schmied, welcher in der german. Götterlehre dem gleichfalls hinkenden Vulkan entspricht. Doch bedient sich der T. in der deutschen Sage auch anderer Gestalten, bes. des Pferdes, des Wolfs (vgl. „Werwolf"), des Schweines, Bockes od. Hundes, letzteres vielleicht in Erinnerung an den antiken Höllenhund. Als Pudel wird der T. auch in Goethe's „Faust" eingeführt. Auch der feurige Drache, der durch den Schornstein aus- u. eingeht, gehört der german. Mythologie an, obwol sich dieselbe hier mit dem biblischen Bilde (s. u.) berührt. Die Auffassung des T.s als Schlange folgt der biblischen Erzählung 1. Mos. 3. Erwähnung verdient noch, daß auch die weit verbreitete Rede von des T.s Großmutter auf einem german.-heidnischen Glauben an Teufelinnen beruht. Die Darstellung des T.s in der volksthümlichen kirchlichen Kunst hielt sich fast durchaus an das Bild der Schlange (bei der Abbildung des Sündenfalls) u. des Drachen (nach Offenb. 12, 9 u. 20, 2 an, letzteren bes. in den Bildern vom Jüngsten Gericht u. der Besiegung des T.s durch den Erzengel Michael. Eine schrankenlose Phantasie wurde dagegen von der kirchlichen Kunst in der Darstellung des T.s u. der höllischen Geister entwickelt. In den Zeiten der sog. Aufklärung (18. Jahrh.) waren Theologen u. Philosophen eifrigst bemüht, nicht nur allen den schlimmen Aberglauben, der mit dem T. zusammenhing (vor Allem die Hexenprozesse), sondern auch den persönlichen T. selbst zu beseitigen, indem man denselben für eine grundlos ersonnene Verkörperung der Idee des Bösen erklärte. Auf die Dauer ist jedoch dadurch der T. weder aus dem Aberglauben des Volkes noch aus den theologischen Systemen verbannt worden. Im Gegentheil ist derselbe von gewissen pietistischen Richtungen u. ebenso von der neulutherischen Orthodoxie in einer Weise wieder in den Vordergrund gezogen worden, die weit über die Aussagen des Neuen Testaments hinausgeht. — Die umfassendste Erörterung des ganzen Stoffs bietet Roskoff, „Geschichte des T.s" (2 Bde., Lpz. 1869).

**Teufelsbrücke** heißt die letzte der acht Brücken im Reußthale (Schweizerkanton Uri), über welche die Gotthardstraße vom Vierwaldstätter See bis Andermatt führt. Sie ist in der wilden, von senkrechten Granitfelsen eingefaßten Schlucht der Schellenen in einem Bogen von 9 m Weite in 30 m Höhe über die Reuß gespannt unmittelbar vor dem 1707 durch den Kilchberg gesprengten Urner Loch, u. wurde von 1828—30 erbaut. 6 m. tiefer steht noch die alte, schmale T., über die der Weg führte, bevor der Saumpfad über den Gotthard zu einer Straße umgebaut war. — Denselben Namen tragen auch: die Brücke über die Sihl bei Einsiedeln im Kanton Schwyz, die Bodebrücke unter der Roßtrappe; die Brücke am Hockstein bei Hohnstein in der Sächs. Schweiz, die von der Natur gebildete Brücke bei Willimowitz in Mähren; die Strecke der zwischen La Kruśta u. Kimpolung gelegenen Fahrstraße, die von Kronstadt in Siebenbürgen nach der Walachei führt 2c.

**Teufelsdreck**, s. „Asa foetida".

**Teufelsmauer** heißt eine Kette wunderbar geformter Sandsteinfelsen am Unterharz. Sie zieht sich von Blankenburg im Herzogthum Braunschweig bis zu den Gegensteinen bei Ballenstedt im Anhaltischen. Die mauerartig abstürzenden Felsen erreichen stellenweise eine Höhe von 250 m. — Mit demselben Namen belegt man noch den mächtigen Quarzgang des Pfahls im Bayer. Walde u. andere mauerartig sich erhebende Gesteinsmassen bei Wasserdämme.

**Teufelszwirn**, s. „Cuscuta".

**Teuffel**, Wilhelm Sigmund v., deutscher Philolog, geb. zu Ludwigsburg 27. Sept. 1820; besuchte die Lateinschule seiner Vaterstadt u. das Evangelisch theologische Seminar zu Urach u. studirte seit 1838 in Tübingen (im „Stift") Theologie unter Baur u. Philologie unter Tafel u. Walz. 1845 habilitirte er sich als Privatdozent für klassische Philologie in Tübingen, ging 1847 als Gymnasiallehrer nach Stuttgart, wurde 1849 als außerord. Professor nach Tübingen zurückberufen, 1857 zum ord. Professor ernannt u. starb in dieser Stellung 8. März 1878. T.'s Lehrthätigkeit fand ihren Mittelpunkt in dem von ihm geleiteten philologischen Seminar. Auf literarischem Gebiete ist sein Hauptwerk die treffliche „Geschichte der röm. Literatur" (Lpz. 1870, 3. Aufl. 1875). Das umfassendste philologische Sammelwerk, die Pauly'sche „Realencyklopädie des klassischen Alterthums", redigirte T. nach Pauly's Tode mit Walz gemeinschaftlich (beendet 1866) u. lieferte dazu viele gediegene Aufsätze. Aeschylos' „Perser", Aristophanes' „Wolken" u. a. Werke der altklassischen Literatur gab T. mit Erläuterungen heraus; Tüchtiges leistete er auch als Uebersetzer griech. u. röm. Dichter u. Schriftsteller (Lucian, Aristophanes, Platon, Tibull, Horaz, Persius, Tacitus ꝛc.) für die Klassiker des Alterthums. Eine Sammlung seiner kleinen Schriften erschien unter dem Titel „Studien u. Charakteristiken" (Lpz. 1871). Die Vollendung einer im Verein mit einer Anzahl hervorragender Gelehrten unternommenen, nach einem ähnlichen Plane wie die Röm. angelegten Griech. Literaturgeschichte hinderte sein Tod. Seit 1875 hatte T. als Ritter des Ordens der Württemb. Krone den persönlichen Adel.

**Teut**, s. v. w. Tuisco.

**Teutoburger Wald** heißt eine Reihe bewaldeter Gebirgszüge, die zwischen Warburg u. Stadtberge am linken Diemelufer beginnen, zunächst nördl. u. dann nordwestl. verlaufen, im Allgemeinen die Wasserscheide zwischen Rhein u. Weser, später zwischen Ems u. Weser bilden u. nach einer Gesammtlänge von 24 Meilen bei Bevergern, unfern der Ems im N. des westfälischen Reg. Bez. Münster, endigen. Sie bestehen hauptsächlich aus Hilssandstein. Der erste Zug, nach N. gerichtet, hängt durch das Bergland von Brilon mit dem niederrheinischen Schiefergebirge zusammen, bildet den Ostrand der Paderborner Hochfläche, fällt steil nach W., aber sehr allmählich nach O. ab, ist mit schönem Laubwald, bes. hochstämmigen Buchen, bestanden u. endigt im 464.5 m. hohen Völmerstoot, dem höchsten Berge des Waldes. Die Kassel Paderborner Bahn durchschneidet ihn in der Schlucht bei Heerse. Sein Westrand trägt im Volksmunde den Namen Egge, die nördl. Partie wird „Auf dem Walde" genannt; längs seines fast wagerechten Rückens führt ein Weg mit freier Aussicht nach beiden Seiten. Der zweite Zug reicht vom Völmerstoot in nordwestl. Richtung bis zur Dörenschlucht, durch welche die Straße von Lage nach Paderborn führt. Seine westl. Hauptkette steht unmittelbar auf der von der Ems bewässerten traurigen Ebene der Senne; sie ist wie die östl. Parallelkette mit den prächtigsten Buchenwäldern geschmückt u. wird im S. wol auch noch als große u. kleine Egge bezeichnet, während der östl. Hauptzug u. die ihn östl. begleitende kleine Vorkette von den Anwohnern „Lippe'scher Wald" od. blos „Wald" genannt wird. Zu ihm gehören die Externsteine bei Horn, südl. von Detmold die aus der Ostkette vorspringende, oben unbewaldete Grotenburg (388 m.) mit dem Hermannsdenkmale, der hohe Steinberg (441 m.) bei Holzhausen u. der Barnacken (451,5 m.). Der dritte Zug, von der Dörenschlucht bis zum Passe von Bielefeld, durch welche die Köln-Mindener Eisenbahn den Weg nimmt, ist ebenfalls parallelkettig, wird schon seit dem Mittelalter in seiner westlichen Partie als Osning bezeichnet (ein Name, welcher auch für den ganzen T. W. gebraucht wird), u. heißt östl., so weit er noch in Lippe liegt, „Lippe'scher Wald". In der mittleren Kette liegt der Tönsod. St. Antonsberg (341 m.) mit der Tönskapelle. Vom Bielefelder Passe an löst sich die bis dahin deutlich ausgesprochene Kettenbildung allmählich in isolirte Hügel auf, die selten noch 300 m. erreichen, so daß schon der scharf vorspringende Ravensberg bei Halle in Westfalen (217,3 m.) zu imponiren vermag. Nur der Dörenberg bei Iburg, die hohe Warte des Landes, steigt noch bis 341 m. auf. Als letzten nordwestl. Ausläufer kann man noch die Hügelreihe des Ibbenbürener Kohlengebirges nördl. von Tecklenburg bezeichnen. — Der Schauplatz der Schlacht im T. W. im J. 10 (nicht 9, nach dem Ergebniß der neuesten Forschungen) n. Chr. ist nicht genau zu ermitteln. Er wird von Einigen in die Gegend zwischen Horn u. Lippspringe, von Anderen zwischen Kreuzburg u. Osterholz verlegt, während wiederum Andere ihn in der hohen, waldlosen Blöße an der westl. Hauptkette, dem sog. Winnfeld, u. schließlich Einige in der Nähe des alten Aliso an der Alma suchen.

**Teutonen**, von Cicero, Livius u. Mela Teutoni, von Plinius auch Teutones genannt, sind unzweifelhaft ein germanischer Volksstamm, welcher nach dem Berichte des Pytheas von Massilia (um 330 v. Chr.) von den Bewohnern der Insel Abalus, die entweder in der Nord- od. Ostsee zu suchen ist, den Bernstein empfing u. weiter nach dem S. bis zu den griechischen Kolonien in Südfrankreich verhandelte. Demnach wohnten sie jedenfalls an der Niederelbe bis zur Küste der Nord- od. Ostsee. In die Geschichte treten sie erst ein, nachdem sie aus unbekannten Gründen sich bis in das Gebiet der Seine begeben u. 103 v. Chr. mit den aus Spanien zurückkehrenden Cimbern (s. d.) verbunden hatten. Im Begriff, mit den keltischen Ambronen nach Italien zu ziehen, wurden sie im Sommer 102 v. Chr. von Marius bei Aqua Sextia geschlagen u. fast vernichtet, ihr König Teutobod gefangen genommen. Da spätere Schriftsteller noch T. in ihrer germanischen Heimat kennen, so sind dies offenbar Nachkommen der Zurückgebliebenen, die im 2. Jahrh. mit den dort seßhaften Sachsen allmählich sich verschmelzen. — Vgl. Müllenhof, „Deutsche Alterthumskunde" (Bd. I, Berl. 1870).

**Texas** od. Tejas (spr. Techas), der südwestlichste der Vereinigten Staaten von Nordamerika, am Mexikanischen Golf; grenzt im NW. u. N. an das Territorium Neumexiko u. den Red River entlang an das Indianergebiet, im O. an Arkansas u. Louisiana, von welch letzterem der Sabinefluß T. trennt, im S. an das Meer u. im SW. an die Republik Mexiko, gegen welche der Rio Grande del Norte die Grenze bildet. Zwischen 26° u. 36° 30' n. Br. u. 93° 30' u. 110° w. L. v. Greenwich sich dehnend, ist T. der größte der Unionsstaaten mit 12,904,4 □M., hatte aber 1875 nur 1,275,000 E. Man unterscheidet 4 Regionen: 1. die 6 bis 12 Meilen breite, fruchtbare u. dicht bewaldete, ungesunde Küstenebene, mit Zuckerrohr-, Reis- u. Baumwollenplantagen in den Alluvialgegenden, mit flacher u. stark versandeter Küste u. zahlreichen Strandlagunen; die größte Insel ist die südlichste, Del Padre; 2. das sanft bis 180 m. ansteigende, 30—40 Meilen breite, von NO. nach SW. streichende Hügelland, aus Prairien u. engen Flußthälern bestehend, die Baumwoll- u. Reisgegend, für Bodenkultur u. Viehzucht vortrefflich geeignet, reich an Schlangen, Alligatoren, Schildkröten, Moskitos ꝛc.; 3. das abschüssig sich erhebende, 50 Meilen breite u. bis ca. 600 m. hohe Felsplateau, das durch die südwestwärts ziehende Sierra Guadelupe mit der Sierra Madre zusammenhängt, in den Croß Timbers bis zum Red River reicht u. trefflichen Weizenboden trägt, an Fruchtbarkeit u. gesundem Klima dem mexikanischen Hochlande nicht unähnlich, ein Getreideland, das aber wie fast ganz T. mit Ausnahme der 1. Region an Baumwuchs u. oft auch an Wasser Mangel leidet; 4. das meist wilde, durchschnittlich 500 m. hohe, aber stellenweise über 1300 m. steigende Plateau der Comanchen u. Apachen, 80—100 Meilen breit u. im NW. sich in die Llanos Estacados, eine sandige, wasserlose, nur dünn mit grobem Gras bedeckte Wüste verlierend, unterbrochen von felsigen Bergrücken u. vulkanischen Kegeln, wie dem Mount Cooper u. den Double Mountains. Im Ganzen herrscht in T. der Prairiecharakter. Die zahlreichen Flüsse schneiden meist tief ein, sind in der trockenen Jahreszeit wasserarm u. entwässern das Land mehr, als daß sie es befruchten. Die wichtigsten außer den Grenzflüssen sind von O. nach W.: der Trinity River, der in die Galvestonbai mündet u. allein regelmäßig schiffbar ist, für kleine Dampfer in der einen Hälfte des Jahres 40 Meilen weit; der Rio Brazos in der Mitte des Landes, etwa 25 Meilen weit bis Washington schiffbar; der Colorado, bis Austin für kleine Dampfer fahrbar, aber vor seiner Mündung in die Matagordabai (in seinem flachen Delta wieder unpassirbar; endlich der dem Guadelupegebirge entströmende u. in die Corpus-Christibai mündende Rio Nueces. Wie die Mündungen für größere Schiffe fast alle durch Barren gesperrt sind, so machen auch oberhalb derselben öfter sog. Rafts, d. h. große Massen von Treibholz u. Bäumen, die sich festgesetzt haben, eine ununterbrochene Wasserverbindung unmöglich. Das Klima von T. ist tropisch; es giebt eine trockene Jahreszeit (März bis Oktober), während welcher die Südwinde, u. eine nasse in welcher die Nordwinde herrschen. Die Plateaulandschaften sind durchaus gesund, an den Küsten u. in den Flußthälern ist das Gelbe Fieber nicht selten. An Erzen ist bes. der NW. reich; am Big Wichita River, einem Zuflusse des Red River, giebt es großartige, erst 1872 wieder neu erforschte, aber noch nicht ausgebeutete Kohlengruben u. Kupfererzlager; in den Llanos Estacados findet sich Silber, Eisen, Kupfer, Blei u. Wismuth, doch ist die Bearbeitung durch die Indianer gestört. Das größte Magneteisenlager liegt am Jackson Creek, ein fast eben so bedeutendes am Llano River, im NW. von Austin. Viele Flüsse führen Gold, Salz wird in bedeutender Menge gewonnen. Die Fauna u. Flora ist dieselbe wie die von Louisiana u. Arkansas; bes. zahlreich sind Bisons, wilde Pferde u. Vögel, andrerseits Eichen, Zuckerahorn u. Medizinpflanzen. Den Grundstock der meist erst neuerdings eingewanderten Bevölkerung bilden Spanier, deren Sprache auch die herrschende ist. Es giebt gegen 25,000

fremdgeborene Deutsche u. 4000 Irländer. Die Indianer sind zur Hälfte nomadisch, zur Hälfte angesiedelt; auch hier nimmt ihre Zahl immer mehr ab. Die Hauptbeschäftigung in T. ist die Rindviehzucht, auch die Pferde-, Schaf- u. Schweinezucht ist stark entwickelt. Dem in T. höchst dankbaren Ackerbau fehlen nur immer noch die Arbeiter; durch die Sklavenemanzipation ist die Produktion des Haupterzeugnisses, des Mais, auf die Hälfte gefallen (1870: 20,554,538 Bushels); der Baumwollenbau lieferte 350,628 Ballen. Die Zuckerrohrkultur nimmt zu (1870: 2020 Centner Rohrzucker, 246,062 Gallonen Melasse, 174,509 Gallonen Sorghum-Melasse). Auch etwas Tabak u. Reis wird gebaut. Die Industrie ist noch unentwickelt; ihre Gesammtproduktion hatte 1870 den Werth von 11,517,302 Dollars; sie liefert Breter, Mehl, eingepökeltes Fleisch, Baumwollen- u. Eisenwaaren. Der Handel mit Landesprodukten ist lebhaft, vor Allem mit Baumwolle; Exportplatz ist Galveston. An Kanälen u. Straßen mangelt es noch sehr. Eisenbahnen waren 1871: 182 Meilen in Betrieb; Hauptknotenpunkt ist Houston, zwischen Austin u. Galveston. Auch das Unterrichtswesen ist noch nicht entwickelt; es gab 1870: 548 Schulen, 4 höhere Lehranstalten für Recht, Theologie, Medizin u. Handel, 1 Universität, 3 Colleges u. mehrere Akademien. Kirchlich herrschen die Methodisten, Baptisten u. Presbyterianer weit vor; Baseler Missionäre wirken unter den Indianern. T. hat eine eigene Volksvertretung von 30 Senatoren u. 90 Repräsentanten; in den Kongreß der Vereinigten Staaten sendet es 2 Senatoren u. 6 Repräsentanten. Die Schuld betrug 1875: 4,822,000 Dollars. T. zerfällt in 161 Counties; Hauptort ist Austin (s. d.), wichtigster Handelsplatz Galveston (s. d.). Frühere Hauptstadt unter mexikanischer Herrschaft war San Antonio, südwestl. von Austin, mit 12,256 E. Drittgrößte Stadt ist Houston mit 9382 E. Meist deutsche Einwohner haben: New Braunfels, Fredericksburg u. Marshall. Die erste Ansiedlung erfolgte im 17. Jahrh. durch Franzosen, die sich in Matagorda niederließen; 1690 kam T. an Spanien u. wurde ein Theil der mexikanischen Provinz Tamaulipas. 1836 riß es sich von Mexiko los u. trat 1846 in die Union. Im nordamerikan. Bürgerkriege stand T. auf Seite der Sklavenstaaten.

**Texel** (spr. Teßel), niederländ. Insel, 2,6 □M. mit 6145 E. (1869); sie schließt nordwestl. die Zuydersee von der Nordsee ab, ist durch eine etwa 1 Stunde breite Meerstraße von dem Helder getrennt u. gehört in administrativer Beziehung zum Kreise Alkmaar der Provinz Nord-Holland. Sie besteht aus dem eigentlichen T. u. der ehemaligen Halbinsel Eijerland (Eierland) im N., die infolge der Eindeichung mit T. verbunden ist. Das Ganze ist eine fast vollständig ebene Niederung, die im N. u. O. durch Deiche geschützt werden muß, über 1 □M. Weide- u. Grasland hat u. 7 Dörfer trägt. Der Hauptort ist den Burg mit 1360 E. Die Bewohner sind gute Fischer u. ausgezeichnete Seeleute, treiben aber auch bedeutende Schafzucht: sie führen allein gegen 18,000 Lämmer u. Schafe u. über 1400 Ctr. gute Wolle aus u. bereiten den berühmten Texeler Schafkäse von grüner Farbe u. pikantem Geschmacke; die Austernfischerei liefert gegen 1½ Mill. Austern jährlich, der Export von trockenem Seegrase beträgt über 5000 Ctr. — Der Texeler Stern ist eine Wasserstraße, die von T. zwischen Sandbänken hindurch in die innere Zuydersee führt.

**Text** (vom lat. textus, d. i. Gewebe, in weiterem Sinne der Zusammenhang einer Rede) heißt im gegenwärtigen Sprachgebrauch der zusammenhängende Wortlaut eines Schriftstückes. Daher spricht man von einem Predigttext, d. h. dem Abschnitt der Bibel, welcher der Predigt zu Grunde liegt, von dem T. der alten Klassiker ꝛc. Die Beurtheilung u. Berichtigung eines T.es heißt Textkritik. Ist dieselbe schon bei solchen T.en nöthig, welche von Anfang an gedruckt vorlagen, wie z. B. der Bibelübersetzung Luther's, u. selbst bei den Werken neuerer Klassiker, wie Schiller u. Goethe, so noch mehr bei T.en, die lange Zeit nur handschriftlich überliefert wurden. Hier bildet die Feststellung des richtigen T.es, d. h. der ursprünglichen Lesarten, einen der wichtigsten Zweige der modernen Philologie; zu dem Range einer Wissenschaft ist die Textkritik bes. von Bentley (s. d.) u. Lachmann (s. d.) erhoben worden. Ueber das große Feld der biblischen Textkritik vgl. „Bibel“. — Der Ausdruck „authentischer (d. i. wörtlich „von Jemand selbst herrührender“) T.“ bezeichnet den genauen Wortlaut eines Vertrages, einer Urkunde ꝛc. im Gegensatz zu der blos ungefähren od. gedächtnißmäßigen Anführung. Die Redensart „Jemand den T. lesen“ stammt von einem Gebrauch in den Mönchsklöstern, nach welchem der Abt seine Rügen gegen die Mönche an die Vorlesung eines biblischen T.es anknüpfte; meist geschah dies im Anschluß an das 3. Buch Mose (den Leviticus), daher auch „die Leviten lesen“.

**Textilindustrie** (von lat. textus, das Gewebe) umfaßt alle diejenigen Industriezweige, die sich mit der Ver- u. Bearbeitung der Faserstoffe zu Gespinnsten, Geflechten, Geweben, Filzen ꝛc. beschäftigen, also die Spinnerei, Weberei, Wirkerei, Nähen u. Sticken, Spitzenklöppeln, die verschiedenen Arten der Appretur, wie auch Bleicherei, Färberei, Druckerei ꝛc.

**Thackeray** (spr. Thäckerey), William Makepeace, engl. Romanschriftsteller, berühmt als Meister in der realistischen Sittenschilderung u. großer Humorist, geb. 12. Aug. 1811 zu Kalkutta, wo sein aus Yorkshire stammender Vater ein höherer Civilbeamter im Dienste der Ostindischen Compagnie war, erhielt seine Erziehung in England u. studirte in Cambridge, worauf er, durch den Tod seines Vaters in den Besitz eines bedeutenden Vermögens gelangt, seinen persönlichen Neigungen lebte. Einige Zeit hielt er sich in Weimar auf, wo er mit Goethe bekannt wurde, bereiste dann die Schweiz, Italien u. Frankreich u. lebte seit 1832 in Paris, wo er sich zum Maler ausbilden wollte. 1836 nach London zurückgekehrt, betheiligte er sich an der Herausgabe des „Public Ledger“, verlor aber dabei den größten Theil seines Vermögens. Nun widmete er sich ganz der Schriftstellerei, für die er schon durch einige in „Fraser's Magazine“ veröffentlichte humoristische Arbeiten sein Talent bekundet hatte; auch dem „Punch“ hatte er zahlreiche Artikel geliefert, die einen ebenso

Nr. 5211. William Makepeace Thackeray (geb. 12. Aug. 1811, gest. 23. Dez. 1863).

scharfen als feinen Witz verriethen. 1845 bereiste er den Orient u. 1852 u. 1856 Nordamerika, um dort seine literarisch-kritischen u. kulturgeschichtlichen Vorlesungen zu wiederholen, die er seit 1851 mit großem Beifall öffentlich in England hielt. Er starb zu London 23. Dez. 1863. Längere Zeit ließ er seine Schriften unter dem Pseudonym Michel Angelo Titmarsh erscheinen, so insbes. das „Parish sketch-book“ (Lond. 1840), das von ihm selbst illustrirte „Irish sketch-book“ (1842), die „Notes of a journey from Cornhill to Grand-Cairo“ (1846), die Novellen „The great Hoggarty diamond“, „Mrs Perkins' ball“, „Our street“ ꝛc. Erst der 1846—48 erschienene Roman „Vanity fair“ („Der Jahrmarkt des Lebens“), der seinen literarischen Ruf begründete, trug seinen wirklichen Autornamen. Demselben folgten: der burleske Roman „Rebecca and Rowena“ (1849), die Novelle „The Kickleburies on the Rhine“ (1850), die Romane „Pendennis“ (1850), „Esmond“ (1852), „The Newcomes“ (3 Bde., 1854 f.), „The Virginians“ (3 Bde., 1856), „Lovel the Widower“ (1858) u. „The adventures of Philipp on his own way through the world“ (3 Bde., 1862). Außerdem schrieb er: „Miscellanies“ (2 Bde., 1855); „The English humorists of the 18th century“ (1853; 2. Aufl. 1855) u. „The four Georges“ (1856). Seine sämmtlichen Werke (12 Bde., Lond. 1871) sind in fast alle europäische Sprachen übersetzt worden. Sein Leben beschrieb Theod. Taylor (Lond. 1864).

**Thaddäus**, Apostel, s. v. w. „Judas“ (Jakobi).

**Thaer**, Albrecht, Begründer der rationellen Landwirthschaft in Deutschland, wurde geboren zu Celle, wo sein Vater Hofmedikus war, 14. Mai 1752. Von Hauslehrern unterrichtet, hatte er frühzeitig große Gewandtheit in der franz. u. engl. Sprache erlangt. Vom J. 1771 ab studirte er in Göttingen Medizin u. Philosophie u.

promovirte 1771 nach Abfassung seiner Dissertation „De actione systematis nervosi in febribus“, welche damals ein ungewöhnliches Aufsehen erregte. In seine Vaterstadt zurückgekehrt, wuchs sein Ruf als Arzt schnell, so daß er nach dem Tode seines Vaters die erledigte Stelle eines Leibmedikus erhielt. Blumenliebhaberei u. Gartenbau hatten ihn allmählich der Landwirthschaft zugeführt, welche er praktisch auf einer kleinen, bei Celle erworbenen Besitzung kennen lernte u. aus der deutschen, französischen u. englischen Literatur eifrig studirte. Er schrieb in dieser Zeit (1791) seine „Einleitung zur Kenntniß der englischen Landwirthschaft“ (3 Bde., 3. Aufl. 1816) u. ließ 1799 bis 1804 die „Annalen der niedersächsischen Landwirthschaft“ (3 Bde.) erscheinen. Im J. 1804 folgte er einem Rufe nach Preußen, gab die „Annalen des Ackerbaues“ u. kleinere Schriften heraus u. errichtete 1806 zu Möglin bei Küstrin eine landwirthschaftliche Lehranstalt, wobei ihn die Professoren Einhof, Crome, sein Schwiegersohn Prof. Körte, sein Sohn, der Landesökonomierath A. P. Thaer, sowie Koppe,

Nr. 5212. Albrecht Thaer (geb. 14. Mai 1752, gest. 26. Okt. 1828). Denkmal in Leipzig, von Rietschel.

Störig u. a. verdiente Männer unterstützten. Sein Hauptwerk, „Grundsätze der rationellen Landwirthschaft“ (4 Bde., Berl. 1809–10), ist in fast alle europäischen Sprachen übersetzt. Bei der Reorganisation Preußens 1807 wurde ihm die Stelle eines Staatsrathes übertragen, wodurch er einen bedeutenden Antheil an den damals erschienenen Gesetzen zur Gemeinheitstheilung u. Regulirung der bäuerlichen Verhältnisse erhielt. Im J. 1810 wurde er Professor der Landwirthschaft an der Berliner Universität u. vortragender Rath im Ministerium des Innern. 1811 gründete er die s. Z. berühmte Mögliner Schäferei u. erhielt 1815 die Stelle eines Generalintendanten der königl. Stammschäfereien. 1818 legte er seine Professur nieder, um sich wiederum seinem Institute in Möglin zu widmen, welches 1824 zur Königl. Akademie des Landbaues erhoben wurde. Th. starb den 26. Okt. 1828. Die Hauptverdienste Th.'s bestehen darin, daß er zuerst in Deutschland die in den Naturwissenschaften erforschten Gesetze auf die Landwirthschaft anwandte. Er empfahl eindringlich die Fruchtwechselwirthschaft, den Kartoffelbau, machte auf den Werth der Arbeit, auf das Kalkül über Produktionskosten u. Gewinn, auf den Begriff von Roh- u. Reinertrag aufmerksam, er wies zahlenmäßig die Erschöpfung, bezugsweise Bereicherung des Bodens nach u. erkannte die hohe Wichtigkeit des freien Eigenthums für die Kulturentwicklung. Außerordentliches leistete er zur Hebung der Schafzucht u. Wollkunde. Denkmale sind ihm in Leipzig (1850), Berlin (von Rauch begonnen, von Hagen vollendet) u. Celle errichtet. Vgl. seine Biographie von Körte (1839).

**Thaïs**, eine berühmte Hetäre (4. Jh.) aus Athen, die Alexander d. Gr. auf seinem Zuge nach Asien begleitete u. ihn zur Zerstörung von Persepolis veranlaßt haben soll. Nach Alexanders Tode gewann sie die Gunst des eben verwittweten Ptolemaeos I. Lagi u. gebar diesem zwei Söhne, Leontiskos u. Lagos, u. eine Tochter Eirene (Irene), welche später die Gemahlin des Königs Eunostos von Soli wurde.

**Thal** ist die muldenförmige Vertiefung zwischen zwei Bergen, Bergzügen od. Plateaux. In letzterem Falle ist das Th. ebenso ohne begleitende Berge, wie ein isolirter Berg auch seinerseits keine Thalbildung zur Seite zu haben braucht. Folgt das Th. in einem Gebirge der Richtung der Haupthöhenzüge, so heißt es Langenthal, durchsetzt es aber dieselbe, Querthal; die in ein Hauptthal einmündenden Thäler heißen Neben- od. Seitenthäler. Die Thalbildung steht entweder in unmittelbarem ursächlichen Zusammenhang mit der Aufrichtung der Gebirgsmassen (indem Berg u. Th. zugleich entstanden), od. sie ist die Folge langandauernder Wasserwirkung, welche die anfänglich kaum merkbare Einsenkung immermehr vertiefte u. erweiterte (Erosionsthäler).

**Thalberg**, Sigismund, einer der größten Klavierspieler der Neuzeit, geb. 7. Jan. 1812 zu Genf als natürlicher Sohn des 1854 verstorbenen österr. Oberkämmerers Grafen Dietrichstein; erhielt zu Wien, wohin er sehr frühzeitig kam, den ersten Klavierunterricht von einem unbedeutenden Lehrer, wurde aber dann der Leitung des tüchtigen Mittag übergeben u. machte schon als 9jähriger Knabe durch sein Spiel Aufsehen. Nachdem er bei Simon Sechter theoretische Studien gemacht hatte, erschienen in seinem 16. Lebensjahre seine ersten Kompositionen im Druck. 1830 machte er seinen ersten Kunstausflug nach Deutschland, wurde 1834 vom Kaiser von Oesterreich zum Kammervirtuosen ernannt u. ging Ende 1835 nach Paris, wo er neben Liszt seinen Weltruhm begründete. 1837 kehrte er nach Wien zurück, begab sich aber bald auf Reisen, die ihn durch einen großen Theil von Europa führten. 1855–56 lebte er in Brasilien, im Sommer 1856 in Paris, worauf er im Herbst nach den Ver. Staaten von Nordamerika ging, hier bis 1858 erfolgreiche Konzerte gebend. Dann lebte er zurückgezogen auf einer in der Nähe Neapels erworbenen Besitzung u. trat erst 1862 zu Paris u. London wieder vor die Oeffentlichkeit. 1863 begab er sich zum zweiten Male nach Brasilien, entsagte, von dort zurückgekehrt, allem fernern öffentlichen Auftreten u. starb auf seiner Besitzung 26. April 1871. — Mit u. neben Liszt u. Chopin hat Th. dem modernen Klavierspiel Gepräge u. Norm gegeben. Seine Kompositionen für Klavier bestehen, außer in einem Konzert, einer Sonate, Etuden &c., in zahlreichen Fantasien, zumeist über Opernmotive, die reich an interessanten Figurations-Effekten u. Passagen sind, außerdem aber auch in der ganzen Faktur eine gewisse Solidität u. kontrapunktische Fertigkeit bekunden. Als Studienobjekte verdienen sie immer noch eine große Beachtung. Zwei Opern Th.'s — „Florinda“ u. „Cristina di Suezia“ — sowie einige kleinere Vokalsachen haben keine Verbreitung gefunden.

**Thale**, Dorf mit 1149 E. (1871) im Kreise Aschersleben, Reg.-Bez. Magdeburg der preuß. Provinz Sachsen; liegt am Nordostrande des Harzes an der Bode, da, wo sie aus den Bergen tritt, am Fuße der 357,3 m. hohen Roßtrappe am linken u. der 276 m. hohen Felsenplatte des Hexentanzplatzes am rechten Bodeufer; ist Kopfstation der Eisenbahn Halberstadt-Th., hat eine Eisen- u. Blechhütte, großartige Hôtel-Einrichtungen u. ist einer der besuchtesten Orte des Harzes. Von Th. nur wenig entfernt liegt das Soolbad Hubertusbrunnen.

**Thaler** ist die allgemeine Benennung des großen Silbercourants, herrührend von einer alten böhmischen, 2 Loth schweren Silbermünze, dem Joachimsthaler, welche die Grafen v. Schlik seit 1518 zu Joachimsthal in großer Menge ausprägen ließen. Diese Joachimsthaler verdrängten sehr bald die seit 1484 geprägten Guldengroschen (die ersten großen Silbermünzen), wurden demgemäß auch an anderen Orten geprägt u. kurzweg Th. genannt. In verschiedenen Umformungen hat sich der Name Th. fast durch die ganze Welt verbreitet, indem z. B. Daler (Schweden), Daalder (Holland), Tallaro (Venedig), Dollar (Amerika) &c. darnach gebildet wurden. Bis 1871 galt der Th. in Mittel- u. Norddeutschland als Rechnungseinheit od. Rechnungsmünze der Silberwährung im Werthe zu 30 Silber- od. Neugroschen, 36 Mariengroschen, 72 Groten, 48 Schillingen. Besondere Arten waren: Albertusthaler, Laubthaler, Güldenthaler, Kronthaler, Reichsthaler, Speziesthaler &c.

**Thales**, der Begründer der sog. ionischen Naturphilosophie u. damit der Philosophie überhaupt, lebte zwischen 640 u. 550 v. Chr. zu Milet in Kleinasien. Von seiner Theilnahme am Staatsleben wird wenig berichtet; dagegen rechnet ihn das Alterthum zu den sog. Sieben Weisen Griechenlands (s. d.), mit dem Wahlspruch „Erkenne dich selbst", u. schreibt ihm höhere mathematische u. astronomische Leistungen zu, wie z. B. die Bestimmung des Jahres zu 365 Tagen, die Vorhersagung einer Sonnenfinsterniß 2c. Doch ist fraglich, ob er letztere Kunde nicht den ägypt. Priestern verdankte, deren Unterricht er noch in späterem Alter genossen haben soll. Wichtiger, als alles dieses, ist der Grundsatz, in welchem er für die Philosophie einen ersten Ausgangspunkt schuf, daß nämlich das Wasser das Prinzip der Dinge sei. „Aus Wasser", lehrte er, „ist Alles entstanden u. in Wasser kehrt Alles zurück." Wie er diesen Satz näher begründet habe (denn erst durch den Versuch einer naturwissenschaftlichen Erklärung verdiente er den Namen eines Philosophen), läßt sich nur vermuthen. Schriftliches scheint Th. nicht hinterlassen zu haben; vielmehr sind wir über ihn auf die Aussagen späterer Philosophen, bes. des Aristoteles, angewiesen.

**Thalia** (griech. Thaleia), die Muse der ländlichen u. heiteren Dichtkunst u. der Komödie. Sie wird von der bildenden Kunst dargestellt mit der komischen Maske, mit Hirtenstab u. Epheukranz.

**Thalia**, ein am 15. Dez. 1852 von dem Astronom John Russel Hind zu London entdeckter, zwischen Mars u. Jupiter um die Sonne kreisender Planetoid; sein Zeichen ist (23).

**Thallium**, ein in seiner äußeren Erscheinung dem Blei ähnliches metallisches Element, das im J. 1861 von Crookes u. fast gleichzeitig von Lamy entdeckt wurde. Das Th. findet sich in sehr geringer Menge in einigen, nam. kupferhaltigen Schwefelkiesen, wahrscheinlich als Schwefelthallium, u. gelangt bei der Verarbeitung dieser Kiese zu Schwefelsäure in den Schlamm der Bleikammern der Schwefelsäurefabriken, der daher das geeignetste Material zur Darstellung des Th. bildet. Das Th. besitzt starken Metallglanz, den es aber an der Luft bald verliert; es ist weich, läßt sich schneiden, färbt auf Papier ab, schmilzt bei 290° C. u. verflüchtigt sich in einem Strome von Wasserstoffgas schon in der Rothglühhitze; bei Luftzutritt oxydirt es sich in geschmolzenem Zustande leicht. Das chemische Zeichen des Th. ist: Tl, sein Aequivalent u. sein Atomgewicht 204, sein spez. Gew. = 11,86. Eine nicht leuchtende Gasflamme wird durch das Th. grün gefärbt, u. sein Spektrum zeigt eine einzige grüne Linie von scharfer Begrenzung. Hinsichtlich seiner chemischen Eigenschaften u. derjenigen seiner Verbindungen nimmt das Th. gewissermaßen eine Mittelstellung zwischen dem Blei einerseits u. den Metallen der Alkalien andererseits ein. Das Th. geht mit dem Sauerstoff zwei verschiedene Verbindungen ein, die beide mit den Säuren Salze zu bilden vermögen. Das Thalliumoxyd (Thalliummonoxyd, Thalliumoxydul), $Tl\,O$, hat eine braune od. schwarze Farbe, schmilzt bei 300° zu einer braunen Flüssigkeit, ist im Wasser löslich u. giebt beim Verdampfen im Vacuum schwach gelblich gefärbte Krystalle von Thalliumoxydhydrat. Seine Salze, die Thalliumsalze, sind meist farblos u. in Wasser löslich. Die andere Sauerstoffverbindung des Metalls, das Thalliumsuperoxyd (Thalliumhyperoxyd, Thalliumtrioxyd), $Tl\,O_3$, ist in wasserfreiem Zustande ein schwarzviolettes, als Hydrat ein braunes Pulver, löst sich nicht in Wasser, wol aber in Salpetersäure zu einer farblosen Flüssigkeit. Die Salze dieses Oxydes sind sehr unbeständig. Mit dem Chlor bildet das Th. zwei den Sauerstoffverbindungen ihrer Zusammensetzung nach entsprechende Verbindungen, das Thalliummonochlorid u. das Thalliumtrichlorid; beide Körper sind farblos u. in Wasser löslich. Die Thalliumsalze wirken giftig. Man hat das Thalliumoxyd als Zusatz zur Glasmasse empfohlen, welche durch dasselbe ein sehr hohes Strahlenbrechungsvermögen erlangt u. deshalb für optische Zwecke od. zur Herstellung künstlicher Edelsteine nam. geeignet wird.

**Than** (angelsächs. Thegn, lat. gewöhnlich mit minister übersetzt) war zur Zeit der angelsächs. Herrschaft der Titel eines zur Gefolgschaft eines Fürsten gehörigen Dienstmannes u. bezeichnete ursprünglich keinen bestimmten Rang. Erst nach der Eroberung Englands durch die Normannen erscheinen die Th.e als gleichbedeutend mit den Baronen; nur in Schottland hatte der Th. bis zum 15. Jahrh. einen höheren Rang, der dem des engl. Earl entsprach u. durch letzteren Namen auch schließlich verdrängt wurde.

**Thanatos** (griech.), bei den Griechen die Personifikation des Todes, bei Homer Zwillingsbruder des Schlafes (griech. Hypnos). Beide wohnen zusammen in der Unterwelt u. wurden von der bildenden Kunst der Griechen oft zusammen dargestellt als schlafende Jünglinge od. als Genien mit umgekehrter Fackel.

**Thanet** (spr. Szännet) ist der nordöstl. Vorsprung der halbinselartig entwickelten engl. Grafschaft Kent. Da der Stour u. ein von ihm abgezweigter Wasserlauf, der zum Mündungsbusen der Themse geht, den etwa 2 Meilen langen u. 1 Meile breiten Vorsprung vom Lande vollständig abtrennt, so gilt Th. als Insel. Der äußerste Nordostpunkt ist das Vorgebirge Northforeland. Die mit niedrigen Hügeln besetzte Ebene ist ziemlich fruchtbar u. liefert Getreide, hat auch gutes Weideland. Ihre größten Orte sind die Hafenplätze Ramsgate (s. d.) u. Margate (s. d.). Auf Th. landeten 449 die ersten Sachsen.

**Tharandt**, Stadt mit 2554 E. (1875) in der sächs. Kreishauptmannschaft Dresden, 3 Stunden südwestl. von Dresden im romantischen Weißeritzthale u. an der Bahnstrecke Dresden-Freiberg der sächs. Staatsbahn; ist Sitz eines Gerichtsamtes u. einer 1816 gegründeten königl. Forstakademie (Frequenz Wintersemester 1877/78: 93 Studenten) u. hat ein seit 1793 bestehendes eisen- u. schwefelhaltiges Mineralbad. Ein belaubter Berg in der Mitte des Thalkessels trägt die Ruine der seit 1568 verfallenen Burg Th. u. die Stadtkirche. Zu Th.s reizenden Umgebungen gehört ein majestätischer Buchenwald am linken Thalgehänge (die sog. Heiligen Hallen) u. das mit 80 Eichen umpflanzte Grab des berühmten Forstmannes Heinrich Cotta (s. d.), dessen von Rietschel modellirte Büste in dem zur Akademie gehörigen botanischen Garten, dem wegen seiner reizenden Lage zugleich als öffentliche Promenade dienenden sog. „Forstgarten", steht. Das Schloß war einst eine wichtige Feste der Markgrafschaft Meißen, öfters Lieblingsaufenthalt sächsischer Fürsten, bes. Friedrich's des Sanftmüthigen, u. Wittwensitz für Sidonie, die Gemahlin Albrecht's des Beherzten u. Stammmutter des sächs. Regentenhauses.

**Thasos**, neugriech. Thaso, die einzige Insel des Aegäischen Meeres, die das Osmanische Reich zu seinen europäischen Besitzungen zählt u. als Mutesariflik (d. h. Untergouvernement) Cavalla dem Sandschak Drama im Vilajet Selanik unterordnet, übrigens Privateigenthum der Nachkommen Mohammed Ali's (s. d.), liegt östl. der Chalkidischen Halbinsel, der Mündung des Mesta gegenüber, u. umfaßt 7,18 □M. mit 5000 E. meist griech. Nationalität. Das stark gebirgige Eiland erreicht im Ipsario 1044,5 m., trägt noch prächtige Fichtenwaldungen u. liefert viel Schiffsbauholz; seine Thäler sind fruchtbar u. gut angebaut; sie ermangeln nie des Wassers, das in zahlreichen Bächen vom Gebirge niederrieselt. Man führt jährlich gegen 200 000 Oka Olivenöl, 40,000 Oka Honig, viel Wachs u. Wein aus. Im Alterthum war Th. der Marmorbrüche u. der von den Phönikiern entdeckten Goldminen wegen hochberühmt u. hat noch viele Erinnerungen an seine Vergangenheit. Der jetzige Hauptort ist das Städtchen Volgaro. — Der ursprüngliche Name der Insel ist Chryse (d. h. die Goldene), so genannt wegen der von den Phönikiern entdeckten, jetzt nicht mehr vorhandenen, ergiebigen Goldbergwerke. Durch eine Kolonie von Paros wurden die Phönikier vertrieben. Nach der Besitznahme Ioniens durch die Perser kam bald auch Th. unter persische Herrschaft u. blieb in diesem Verhältniß bis nach den persischen Kriegen, trat dann dem griech. Bunde bei, fiel aber später wieder ab u. wurde nach 3jahr. blutigem Kriege von den Athenern wieder unterworfen. Während des Peloponnesischen Krieges wechselte es vielfach seine Besitzer, kam endlich unter makedonische Herrschaft u. wurde später von den Römern zur Provinz Thrakien geschlagen. Seit 1462 ist es türkisch.

**Thassilo**, s. „Tassilo".

**Thatbestand** heißt im Kriminalrecht der Inbegriff der einzelnen Bestandtheile einer verbrecherischen Handlung, welche vorliegen müssen, wenn die vom Gesetze angedrohte Strafe ausgesprochen werden soll. Man unterscheidet nam. zwischen allgemeinem Th., welcher bei jeder verbrecherischen Handlung vorhanden sein muß (z. B. Willens- u. Zurechnungsfähigkeit, eigene Verschuldung), u. besonderem, welcher das einzelne Verbrechen kennzeichnet; ferner spricht man von einem objektiven Th., welcher die Handlung in ihrer äußern Erscheinung charakterisirt, z. B. die Tödtung eines Menschen, den Mord, u. einen subjektiven Th., welcher den Willen, die Einsicht, die Stärke der verbrecherischen Neigung des Thäters umfaßt. Ein Mangel in einem der beiden Thatbestände schließt den Begriff jeden Verbrechens od. doch der bestimmten verbrecherischen That aus.

**Thäter**, Julius Cäsar, berühmter Kupferstecher, geb. 7. Jan. 1801 zu Dresden; hatte in seiner Jugend bei der Dürftigkeit seiner Eltern u. der Erblindung seines Vaters mit der äußersten Noth des Lebens zu kämpfen, erhielt nur den nothdürftigsten Schulunterricht, ging mit allerlei Waaren hausiren, trat bei einem Schneider u. bei einem Goldschmied in die Lehre, wurde Laufbursche bei einem Lotteriekollekteur, bis ihn 1818 der Hofkupferstecher Schulze in sein Haus aufnahm, wo er zwar als „Hauspudel", wie er selbst sagte, das thun mußte, was kein anderer Hausgenosse thun mochte, aber doch wenigstens

die Grundlage zu seinem künftigen Berufe legte. Doch bei der Kränklichkeit dieses Lehrers kam er nicht weiter, so daß er froh war, als es ihm gelang, im Okt. desselben Jahres in die Zeichenschule der Akademie aufgenommen zu werden. Aber auch da noch erwarb er sich nur kümmerlich sein Brot, bis er 1825 nach Leipzig u. von dort, vielfach unterstützt, im folgenden Jahre nach Nürnberg zum Kupferstecher Reindel kam. Obwol dieser seinem Schüler alles Talent absprach u. ihm rieth, lieber Schuster als Kupferstecher zu werden, ließ sich Th. doch nicht abschrecken, bildete sich rastlos weiter u. erlangte bald die Anerkennung einsichtsvoller Männer. Nach einem kurzen Aufenthalt in Berlin begab er sich 1829 nach München, wo er unter Amsler's Leitung weiter arbeitete u. in lebhaften Verkehr mit den dortigen Koryphäen der Kunst, Cornelius, Schnorr, Kaulbach, Schwind u. A., trat. 1842 folgte er einem Rufe als Professor an der Kunstschule in Weimar, ging 1844 in gleicher Stellung nach Dresden u. wurde 1849 an Amsler's Stelle Professor an der Akademie in München, wo er nun bis zu seinem Tode (13. Nov. 1870) im stillen Kreise seiner Schüler eine bedeutende Wirksamkeit entfaltete. Seine zahlreichen Stiche, die nicht durch glänzende Technik zu blenden suchen, daher meistens nicht über die sog. Cartonmanier hinausgehen, zeigen ein liebevolles Eingehen in den Geist des Originals, eine große Richtigkeit u. Feinheit der Zeichnung u. eine meisterhafte Führung des Stichels. Zu den bekanntesten derselben gehören „Der Spaziergang" nach Cornelius (1825), „Barbarossa in Mailand" nach Mücke (1835), „Die Hunnenschlacht" nach Kaulbach (1835—37), „Chriemhild an Siegfried's Leiche" nach Schnorr (1837), „Die Parzen" u. „Charon's Ueberfahrt" nach Carstens (1840 u. 41), „Barbarossa in Mailand u. Venedig" nach Schnorr (1842—44), „Ritter Kurt's Brautfahrt" nach Schwind (1846), die Entwürfe von Cornelius zum Camposanto u. nam. „Die apokalyptischen Reiter" (1849), „Die Völkerscheidung" nach Kaulbach (1852), die Blätter zum Geschichtswerk von Hermann, „Die Werke der Barmherzigkeit" (1855) u. „Aschenbrödel" nach Schwind (1858) u. a. nach dem ihm befreundeten Gustav König (s. d.).

**Thau** ist ein atmosphärischer nasser Niederschlag aus den untersten, unmittelbar den Boden berührenden Luftschichten. Er bildet sich, wenn in heiteren Nächten der Erdboden u. die denselben bedeckenden Kräuter, Gräser 2c. durch die dann ungehinderte Wärmestrahlung nach dem freien Weltraum hinaus soweit erkalten, daß die unmittelbar sie berührenden Luftschichten unter ihrem Sättigungspunkt abgekühlt werden u. einen Theil ihres gelösten Wasserdampfes in Form von feinen, zu größeren zusammenfließenden Wassertröpfchen auf den Oberflächen der kalten Gegenstände ausscheiden. Es ist zum Verständniß dieses Vorganges nöthig, zu beachten, daß durch die erwähnte Wärmeausstrahlung nach dem kalten Weltraume zuerst nicht die Luft, sondern nur die festen Körper abgekühlt werden. Dem Th. ganz analog ist der Feuchtigkeitsniederschlag (das Beschlagen), der sich auf kalten Stücken Metall, Glas 2c. bildet, wenn jene plötzlich in Räume mit warmer, feuchter Luft gebracht werden. Schlägt sich der Th. als Eis nieder, so nennt man ihn Reif.

**Thaumatologie** (vom griech. θαῦμα, Mehrzahl θαύματα, Wunder), die Lehre von den Wundern; thaumatologisch, die Wunderlehre betreffend; Thaumaturg, Wunderthäter, Wundermann; Thaumaturgie, Wunderthätigkeit, Wunderthuerei.

**Thaumatrop**, ein optischer Apparat, um zu zeigen, daß der Lichteindruck nicht momentan verschwindet. Das gewöhnliche Th. besteht aus einer steifen Pappscheibe, die an den beiden Enden eines Durchmessers mit Schnuren versehen ist, so daß man sie, wenn man die beiden Schnuren zwischen Daumen u. Zeigefinger faßt, durch Drillen schnell rodiren lassen kann. Auf den beiden Seiten der Scheibe sind verschiedenartige Zeichnungen angebracht, die bei dem rasch wechselnden Gesehenwerden den Eindruck eines einzigen Bildes hervorbringen. Zeigt die eine Seite der Scheibe z. B. einen Käfig, die andere einen Vogel, so scheint beim Drehen der Vogel sich im Käfig zu befinden. Eine vollkommnere Form des Th. stellt das Stroboskop (s. d.) dar.

**Thaumesser** od. Drosometer, ein Instrument zur Messung der Stärke der Thaubildung, welches aus einer feinen Wage besteht, deren eine dem freien Himmel ausgesetzte Schale mit trockener Baumwolle od. Eiderdaunen belegt wird, während der andere unter einem Gehäuse befindliche Theil mit Gewichten beschwert wird, um die Menge des von der lockeren Baumwolle aufgenommenen Thaues zu bestimmen.

**Theater** (griech. θέατρον, Schauplatz, von θεᾶσθαι, schauen) hieß im Alterthum zunächst nur der Zuschauerraum, dann auch das ganze Gebäude, aber nie die eigentliche Bühne. Die Th., bei den Alten nach den Tempeln die wichtigsten u. ansehnlichsten, fast in jeder größeren Stadt befindlichen Bauwerke, die aber keineswegs allein für die Aufführung von Schauspielen, sondern ursprünglich als Schauplatz für alle zum Kultus des Dionysos dienenden Festlichkeiten, nam. für die Aufführung der Dionysischen Chöre, aus denen sich Tragödie wie Komödie entwickelten, bestimmt waren, bestanden Anfangs nur aus Holzkonstruktionen, aus denen sich nach u. nach die noch in zahlreichen Ruinen vorhandenen steinernen Prachtbauten, u. zwar zuerst in den griech. Kolonien Italiens, entwickelten. Athen hatte wenigstens um 500 v. Chr. nur ein in Holz aufgeführtes Th., bis unter Themistokles der Bau eines steinernen, des sog. Th. des Dionysos, begonnen wurde. Es lag am Fuße der Akropolis, hatte einen Theil des Felsens als Hintergrund u. gewährte die Aussicht aufs Meer. Eine solche od. ähnliche Lage wurde, wo es irgend möglich war, von den Griechen den Th.n stets gegeben; sie wurden halbkreisförmig in einen natürlichen Hügel ausgetieft, so daß die Sitze der Zuschauer aus dem Felsen ausgehauen wurden. Bei den Griechen zerfiel der ganze Bau in drei Hauptabtheilungen: 1. der Zuschauerraum, das Th. in engerem Sinne, auch κοῖλον, lat. cavea (Pl. A); 2. die Orchestra (Pl. B), d. h. der Tanzplatz, der Raum für den tanzenden od. singenden Chor u. die Musiker; 3. die Bühne, griech. σκηνή (Pl. C).

Nr. 5213. Plan des griechischen Theaters.

Der **Zuschauerraum** bestand aus konzentrischen, über einander herumlaufenden Sitzstufen, die entweder einen in gerader Linie od. in einer Kreislinie verlängerten Halbkreis bildeten. Zu der ersteren Art gehörten z. B. die Th. in Syrakus, Egesta u. das noch in bedeutenden Ruinen vorhandene zu Taormina (s. d.), zu der letzteren (s. die Abb.) das in Epidauros, Mantinea sowie die kleinasiat. Theater. Wenn die Oertlichkeit ein Felsenabhang war, so wurden die Sitzreihen darin ausgearbeitet (auch wol mit Marmor bekleidet) u. mit Kissen belegt; war es dagegen ein weicherer Boden, so wurde dieser ausgegraben u. die Sitzstufen von Quadersteinen ausgeführt. Die röm. Th. dagegen wurden gewöhnlich in einer Ebene gebaut, die dann durch Gewölbe unterstützt wurde; sie bildeten in den Sitzreihen einen nicht verlängerten Halbkreis. Die sehr verschiedene Größe des Zuschauerraums war selbst bei den kleineren Th.n viel bedeutender als bei den größten Theatern der Neuzeit; z. B. konnte das zu Megalopolis mehr als 40,000 Zuschauer fassen; fast dieselbe Zahl das zu Taormina. Die Reihen der Sitzstufen, an deren äußersten Enden sich eine Brüstungsmauer in schräger Linie od. in Absätzen befand, waren durch einen od. zwei breite Gänge (griech. διαζώματα, lat. praecinctiones, Pl. d) in Stockwerke od. Ränge u. durch strahlenförmige Treppen (griech. κερκίδες, lat. cunei, Pl. e) in keilförmige Abschnitte für die verschiedenen Klassen von Zuschauern abgetheilt. Die Anzahl dieser Treppen richtete sich natürlich nach der Größe des Hauses; doch scheint festzustehen, daß ihre Anzahl bei den Griechen eine gerade, bei den Römern dagegen ein ungerade war. Den Abschluß über der obersten Sitzreihe bildete für die bessere Akustik eine Mauer, od. eine Säulenhalle (περίπατος). Der ganze Zuschauerraum war in der Blütezeit Griechenlands unter freiem Himmel, ohne alle Zeltbedeckung; erst später bediente man sich einer solchen. 2. Die **Orchestra**, umgeben von dem untersten Halbkreise der Sitzstufen, diente bei den Griechen nur für den Chor. Sie hatte die Größe von $^1/_5$ bis $^1/_3$ des Durchmessers des Zuschauerraumes. Während der Vorstellung war sie mit einem Breterboden belegt, auf welchen Linien für die Stellung der Chortänzer gezeichnet waren. In der Mitte

des Durchmessers der Orchestra stand die Thymele (θυμέλη, Pl. f), d. h. die Erhöhung mit dem Altar des Dionysos. An den beiden Seiten zwischen dem Zuschauerraum u. der eigentlichen Bühne lagen die beiden Zugänge (griech. πάροδοι, Pl. l) zur Orchestra, die bei den Griechen oben offen waren. 3. Die Skene od. Bühne, über die wir aus den vorhandenen Ueberresten am wenigsten ersehen, war ein vollständiges Gebäude, bei den Griechen nur etwas mehr als der Durchmesser der Orchestra lang. Es bestand aus der in mehreren Stockwerken sich erhebenden Skenenmauer mit drei Thüren für die Schauspieler u. mit einer festen Dekoration, u. aus zwei nach dem Zuschauerraum vortretenden, zuweilen in mehrere Räume getheilten Flügeln (griech. παρασκήνια, Pl. i u. k). Sowol diese als auch die hinter der Bühnenwand gelegenen Räume, die σκενή od. das postscenium (Pl. k), dienten den Schauspielern u. dem Chor als Aufenthaltsort u. als Garderobe, zur Aufbewahrung der Kostüme u. Maschinerien ꝛc. Der Raum zwischen diesen Flügeln, also vor der Skenenmauer, hieß das προσκήνιον (proscenium, Pl. g), das die Erhöhung, das λογεῖον (Sprechplatz), od. Gerüst enthielt, wo die Schauspieler auftraten. Es war verhältnißmäßig lang bei geringer Tiefe u. vermittels Treppen sowol von den Paraskenien als von der Orchestra aus zugänglich. Wie vor der Skenenmauer Dekorationen der verschiedensten Art aufgestellt werden konnten, so auch die Seitendekorationen (die jetzigen Koulissen), die aus dreiseitigen Prismen bestanden, welche bei Verwandlungen gedreht wurden (griech. περίακτοι, Pl. h). Wahrscheinlich war das ganze προσκήνιον, also auch das λογεῖον, oben bedacht; ob aber die griech. Bühne durch einen Vorhang geschlossen wurde, ist ungewiß; die Römer hatten einen solchen, der vom Fußboden aus in die Höhe gezogen wurde. Die ganze Einrichtung des rein griech. Skenengebäudes erkennt man verhältnißmäßig am deutlichsten aus den Ueberresten in Egesta, Syrakus u. Sikyon, aber auch die kleinasiat. Bauten, obwol aus der Zeit n. Chr. Geburt stammend, zeigen griech. Einrichtung. Dagegen bietet das Th. zu Taormina einen nach griech. Weise angelegten Zuschauerraum u. ein im röm. Stil erbautes Skenengebäude.

In seiner Hauptanlage war das röm. Th. zwar dem griech. ähnlich, aber gewöhnlich war es nur aus Holz erbaut u. wurde nach den jedesmaligen Vorstellungen wieder abgerissen. Steinerne Theater waren nur das 55 v. Chr. von Pompejus, das 13 v. Chr. von Balbus errichtete, sowie das in demselben Jahre nach Cäsar's Plane von Augustus zu Ehren des Marcellus eingeweihte, von denen letzteres noch in bedeutenden Ueberresten vorhanden ist. Es unterschied sich aber auch dadurch vom griech., daß viel kleine Chöre auftraten, die Orchestra mit der Thymele wegfiel, an deren Stelle sich ebenfalls halbkreisförmige Sitzreihen für die Senatoren u. die fremden Gäste befanden, sodann darin, daß die πάροδοι überbaut waren u. oben Sitzplätze hatten; endlich auch in der Bühne, die wegen der größeren Zahl der Schauspieler u. wegen des bes. in der Kaiserzeit üblichen theatralischen Pompes größere Breite u. Tiefe hatte als die der Griechen. Sie war über dem Platze der Orchestra nur etwa 1,50 m. erhöht u. hatte außer dem angeführten Hauptvorhange (aulaeum) noch einen für die Zwischenakte (siparium), war auch wol an der Hinterwand mit Statuen u. anderem kostbaren Schmuck verziert, bei feineren Theatern mit Marmor bekleidet u. mit Säulen versehen. Hinter der Scene befand sich eine bedeckte Arkadenreihe, die sich bis an die äußersten Plätze des Zuschauerraumes erstreckte. Eine ähnliche lief im Halbkreise hinter der obersten Sitzreihe des Zuschauerraumes herum. Was die obere Bedeckung dieses letzteren betrifft, so kam erst in den letzten Zeiten der Republik eine Art Zeltbedeckung auf, das velarium, das, aus rothem Leinen, später aus kostbarerem Stoff bestehend, auf hohen Stangen u. dazwischen gespannten Seilen ruhte. — Einige Maschinerien kannte schon das Alterthum. Bes. zu erwähnen sind: das Hängezeug, herabhängende Stricke, um die in der Luft schwebenden Götter u. Heroen festzuhalten; das Theologeion, eine Vorrichtung, um die Götter im Olymp darzustellen; der Geranos, eine Art Krahn, mittels dessen eine Person schnell der Bühne entrückt werden konnte; Blitz u. Donner wurden durch eigene Vorrichtungen (griech. κεραυνοσκοπεῖον u. βροντεῖον) dargestellt, von denen die letztere, die Donnermaschine, aus steingefüllten Schläuchen bestand, die über eherne Kessel gezogen wurden; eine andere Maschinerie suchte das Wogen des Meeres zu veranschaulichen. Unter der Scene lag eine Versenkungsmaschine od. Fallthür (griech. ἀναπίεσμα), u. eine Hebemaschine, um das Heraufsteigen zu bewirken. Eine Beleuchtung der Bühne u. des Zuschauerraumes fand nicht statt, da nur bei Tage gespielt wurde. Vgl. Genelli, „Das Th. zu Athen“ (Berl. 1818); Schneider, „Das attische Theaterwesen“ (Weimar 1835); Strack, „Das altgriech. Theatergebäude“ (Potsdam 1843); Wieseler, „Theatergebäude der Griechen u. Römer“ (Gött. 1851); Guhl u. Koner, „Leben der Griechen u. Römer“ (4. Aufl., Berl. 1876).

Mit der allgemeineren Verbreitung des Christenthums, noch mehr aber mit der hereinbrechenden Völkerwanderung, nahmen die Th. ein Ende; sie verfielen od. wurden zu ganz anderen Zwecken verwendet. Das ältere mittelalterliche Schauspiel hatte, wie es aus dem Gottesdienste herauswuchs (s. „Geistliche Spiele“), auch seine Bühne in der Kirche, u. zwar dem hohen Chor gegenüber. Als dann später das Schauspiel die Kirche verließ u. sich selbständig machte, wurde die Bühne auf die Kirchhöfe, bald auch auf die Straßen u. Plätze der Städte verlegt. Die Form dieser Bühnen bestimmte das jedesmalige Bedürfniß; sie richtete sich nach der Zahl der Momente aus der biblischen Geschichte, die man darzustellen beabsichtigte; daß sie dreistöckig war, um Vorgänge im Himmel, auf der Erde u. in der Hölle gleichzeitig darzustellen, war nichts Seltenes; von einer Aufführung in Metz 1427 wird sogar berichtet, daß das Bühnengerüst aus neun Stockwerken über einander bestanden habe. Gelegentlich, wie z. B. in London, wurde wol auch die Bühne auf Räder gestellt, um an Festtagen die Vorstellungen in verschiedenen Stadttheilen nach einander zu zeigen. Stehende Bühnen kannte das Mittelalter nicht; auch später noch, als man für die Aufführungen ein festes Lokal gewann, war dieses nicht ein eigenes, nur theatralischen Zwecken dienendes Gebäude, sondern man spielte in Hofräumen, meist von Wirthshäusern. Das erste Th. baute im 16. Jahrh. Serlio in Vicenza, dem dann das daselbst noch vorhandene, 1584 nach Palladio's Entwurf vollendete steinerne Teatro Olimpico u. 1618 in Parma das Teatro Farnese folgten, alle drei nach antikem Vorbilde. Dem Beispiel der größeren Städte Europa's, die im 17. Jahrh. ihre Schaubühnen errichteten, folgten allmählich im 18. Jahrh. auch die Städte mittlerer Größe, so daß es heutzutage im gebildeten Europa kaum eine einigermaßen bedeutende Stadt giebt, die nicht ihr eigenes Theatergebäude, ihr Schauspielhaus, hat. Zu den durch ihre Architektur od. durch ihre künstlerischen Leistungen bedeutendsten Th.n gehören in Wien das Hofburgtheater, das neue Opernhaus, das Stadttheater, die Komische Oper u. das Karltheater; in Berlin das königl. Opernhaus, das königl. Schauspielhaus u. das Viktoriatheater; die Hoftheater in Hannover, Dresden, München, Darmstadt, Weimar; die Th. in Leipzig, Mainz, Hamburg; in Paris die neue Oper, das Théâtre Français u. das Odeontheater, in London das Covent-Garden- u. Drurylanetheater sowie das National Opera House; in Italien die beiden räumlich größten, das S. Carlotheater in Neapel u. das Teatro della Scala in Mailand.

Ueber die Einrichtung des Zuschauerraumes unserer jetzigen Th. (Orchester, Parquet, Parterre, Ränge, Proscenium, Foyers ꝛc.) braucht hier nicht gesprochen zu werden, weil sie im Allgemeinen bekannt ist. Wir haben es hier nur mit denjenigen Räumen zu thun, die jenseit des Vorhanges (Gardine) liegen: der Bühne od. Scene, d. h. demjenigen Theil eines Th.s, der den Schauspielern zu ihren Darstellungen angewiesen ist. Die moderne Bühne wurde lange Zeit nach bestimmten festgestellten Dimensionen gebaut. So nahm man an, mindestens mit wenigen Ausnahmen, daß dieselbe nicht über 30 u. nicht unter 16 Ellen breit sein sollte; die Länge od. Tiefe konnte um die Hälfte mehr betragen, die Höhe richtete sich nach der Höhe des übrigen Th.s (Zuschauerraums). Die neuesten Theaterbauten weichen jedoch von diesen ziemlich feststehenden Maßen ab, u. die Bühne erlangte, was Breite u. Tiefe anbelangt, ganz willkürliche Dimensionen, selbstredend abhängig von dem architektonischen Bau des ganzen Th.s. Der Vorhang (die Gardine) trennt den Zuschauerraum von der Scene u. wurde bis in die Neuzeit gerollt od. durch Schnuren zusammengezogen; jetzt aber u. nam. in den neueren größeren Th.n geht er meist, gleich den übrigen Dekorationen, in einen großen Rahmen festgespannt, in die Höhe. In der Regel besitzt jedes größere Th. zwei Vorhänge, von denen der eine, meist mit künstlerisch werthvollen Gemälden geziert, vor Beginn des Stückes die Bühne verdeckt u. bei Aktschlüssen herabgelassen wird, während ein zweiter, bescheidener gehalten, bei Verwandlungen fällt. Auch befindet sich in den neuesten Th.n ein Vorhang aus starkem Eisenblech, welcher bei etwa ausbrechendem Feuer die Bühne von dem Zuschauerraum scheidet. Der Fußboden der Bühne (das Podium) steigt nach hinten zu ein wenig an. Der Ort, wo die Handlung spielt, wird durch die Dekorationen bezeichnet. Geschlossene Räume werden durch die Hinterwand im Hintergrunde der Bühne u. durch die Koulissen an der Seite dargestellt. Auch werden durch zusammenhängende Seitenwände u. Decken (sog. Soffiten), welche aus einzelnen Klappen bestehen u. von einer Koulisse zur anderen den Raum schließen, kleinere Salons gebildet. Zur Darstellung von Lokalitäten, die den wirklichen Raum der Bühne überschreiten, z. B. freie Gegenden od. weit ausgedehnte Räume, dient die perspektivische Malerei an Hintergrund u. Koulissen. Die Koulissen sind Rahmen, welche vertikal unter den Soffiten auf Leitern stehen, u. auf denselben vermittels sog. Bajonette an ihren oberen Enden, u. Haken an dem Fuße, aufgestellt werden. Diese Leitern laufen unten in flache eiserne Schienen aus, welche durch Freifahrten des Bühnenbodens hindurch in Wagen eingeschoben werden. Die Räder dieser Wagen laufen auf eisernen Schienen, die auf dem ersten

Versenkungsboden vertikal unter jenen Schlitzen od. Freifahrten des Bühnenbodens angebracht sind. Zur Verwandlung dienen Walzen, welche lose auf eisernen Achsen laufen u. mittels Einrucker fest damit vereinigt werden können. Leinen, welche sich in einer Richtung auf jeder dieser Walzen aufwickeln, u. durch Leitrollen, im Niveau der Eisenschienen in den Entfernungen aufgestellt, bis zu welchen die Koulissen vor- od. zurückgehen sollen, werden die betreffenden Wagen nach der Richtung bewegt, nach der die Leinen vorn od. hinten an jenen eingehangt werden. An den vorderen Enden dieser zwei Achsen, welche sich über mehrere Gassen (bei großen Th.n giebt es deren acht) erstrecken, sind Tamboure befestigt, von denen Seile nach dem ersten Versenkungsboden auf eine dort aufgestellte Walze mit Rad u. Trieb gehen, durch deren Umdrehung eine gleichförmige Bewegung sämmtlicher zu verwandelnder Koulissen erzielt wird. **Soffiten** nennt man die Dekorationsstreifen (gemalte Leinwandstreifen), welche über den Koulissen hängen u. oben dieselben zu den Rahmen ergänzen, aus denen jede Dekoration im Vordergrunde gebildet ist; sie hängen gleichfalls an Schnuren, welche über Rollen horizontal nach den Walzen gehen. Bedingung ist, daß mehrere zugleich verwandelt werden können, deshalb erstrecken sich diese Walzen nach der Länge der Bühne u. kann jede dergleichen Soffiten aufnehmen; von ihren erhöhten Tambouren gehen Zugseile nach den Cylindern der Maschine, um hier ebenso wie die Gardinen ins Gleichgewicht gesetzt u. bewegt werden zu können. Auf sog. Freiwagen, deren Maschinerie unter dem Podium hingeht, werden Stücke, die zur näheren Bestimmung der Scene dienen, wie Häuser, Mauern, Bäume, Felsen u. dgl., **Versetzstücke** genannt, von den Seiten hervorgeschoben. In den acht Bühnengassen eines großen Th.s befindet sich auf jeder eine **Versenkung** von ca. 9 m., welche sich jedoch wieder in kleinere zerlegen u. einzeln od. zu zwei, drei bis sechs Theilen gebrauchen läßt. Die Einrichtung einer solchen Versenkung, auf allen Gassen gleichförmig, ist folgende: zwischen den vier mittelsten Säulen des Podiums sind die Gestellrahmen so eingepaßt, daß sie sich leicht auf- u. abbewegen lassen; auf den oberen Querhölzern der Rahmen sind mit Bedielung versehene Kästen aufgesetzt. Von den unteren Querhölzern der Rahmen gehen Leinen erst vertikal bis zu den Rollen, die auf dem ersten Versenkungsboden befestigt sind, u. von diesen horizontal nach den Walzen; werden diese gedreht, heben u. senken sich die Rahmen mit den Kästen; je nachdem man zwei, drei od. vier solcher Gestellrahmen mit den Walzen verbindet, kann man beliebige Längen einer Versenkung benutzen. Es versteht sich von selbst, daß dazu das darüber befindliche Podium, diesen Längen entsprechend, von der Seite entfernt werden muß; dies wird gewöhnlich so bewerkstelligt, daß die oberen Tafeln, aus denen das Podium besteht, in Falzen laufen, von denen die beweglichen Endstücke mittels Hebel gesenkt werden, damit die Tafeln, eine schiefe Ebene herab, unter das seitwärts liegende Podium gelangen können. Zwischen den Versenkungen, u. zwar zwischen der vorderen u. hinteren Leiter jeder Gasse, sieht man im Längendurchschnitt vertikale Spalten, welche im Niveau der Bühne mit langen, schmalen Klappen geschlossen sind, **Klappfahrten** (Trappillons) genannt; in ihnen kann man Dekorationseinsätze, von der Breite der Scene u. Höhe des Versenkungsraums, welche an Stellen befestigt sind, heben u. senken. Luft u. Wolken in ihren verschiedenen Abstufungen sowie bewegtes Wasser, werden in der Regel durch Gazearbeiten vorgestellt; bezüglich der Wolken sind neuerdings günstige Versuche gemacht, z. B. auf dem Bayreuther Th., sie durch Wasserdämpfe zu bilden. Die Bewegungen des Wassers werden durch einige hinter einander stehende, in entgegengesetzter Richtung hin u. hergeschobene, wellenförmig ausgeschnittene Streifen, od. durch über Reife gezogene Silbergaze vorgestellt. Die große Flugwalze der **Flugmaschine** dient bei im vertikalen Flug. Die Maschinerie ist sehr einfach: die Seile, woran der Flug eingefangen, wickeln sich nach einer Richtung auf od. ab; ein Seil mit Gewicht, in entgegengesetzter Richtung angebracht, regulirt die Last, ein Zug- u. ein Rückzugsseil den Gang des Fluges. Komplizirter sind in der Regel die auf den Bahnen der dritten u. sechsten Gasse auszuführenden Flüge. Eine solche Bahn besteht aus zwei, die Breite der Bühne einnehmenden Hölzern mit Eisenschienen, die mittels eiserner Bügel am Dachstuhl so aufgehängt sind, daß zwischen ihnen ein schmaler Raum bleibt; auf diesen Bahnen läuft der Flugwagen, welcher in der Mitte Seilrollen hat, die in den schmalen Raum hineinragen; über die Seilrollen hängen Tragseile herunter, an deren Verlängerung vom Drahtseil der Flugkasten sich befindet; vom Flugwagen gehen die Tragseile horizontal bis ans Ende der Bahn u. dann vertikal auf die Walze; auf der entgegengesetzten Seite wird am Wagen ein Zugseil angebunden, welches ebenfalls bis ans Ende der Bahn horizontal u. dann nach der auf der andern Seite befindlichen Walze läuft. Dieses letzte Seil bestimmt den Stand des Wagens auf der Bahn, während die Walze mit den Tragseilen die Höhe des Fluges bestimmt. Es läßt sich demnach durch Auf- od. Abwickeln der Seile einer od. beider Walzen ein solcher Flug in allen nur denkbaren Linien über die Scene führen. Beinahe alle Maschinerien, mit Ausnahme derjenigen, die sich unter dem Podium der Bühne befinden, haben ihren Platz auf einem besonderen Boden über der Bühne, der **Schnürboden** genannt. Außer diesem haben größere Th. noch einen zweiten Boden, den **Feuerboden**, auf welchem sich die Wasserreservoirs zur Benutzung bei Feuersgefahr u. zur Herstellung von Wasserkünsten auf der Bühne befinden. Außerhalb der Scene, neben den Koulissen, bleibt ein hinreichender Raum für die Schauspieler, in dem auch größere Aufzüge arrangirt werden. Bei großen Th.n giebt es jetzt hinter der eigentlichen Bühne noch eine kleinere, die im Nothfall zur Verlängerung der ersteren gebraucht wird. Außerdem befinden sich an den Seiten der Bühne die Ankleidezimmer der Schauspieler, Choristen u. Statisten, sowie verschiedene andere Räumlichkeiten. Bei den größten u. neuesten Th.n ist noch ein Raum vorgesehen für den Apparat, der die Beleuchtung der Bühne u. des ganzen Hauses regulirt. Die Beleuchtung der Bühne u. Dekorationen geschieht durch Gaslampen, welche zwischen den Soffiten u. senkrecht über einander hinter den Koulissen angebracht sind; durch bunte Glasschirme, nach Bedarf der Farbe vor die Lampen gebracht, werden die verschiedenen Lichteffekte auf der Bühne erzielt. Um die Schauspieler in das hellste Licht zu versetzen, ist noch an der Vorbühne eine Reihe Gaslampen angebracht, die sog. Rampe u. s. w.

**Deutsche Schauspieler u. Schauspielerinnen.**

1642—1708. Rektor **Christian Weise** in Zittau, brachte die Schulkomödie zu neuer Blüte u. war zu seiner Zeit ein bedeutendes dramatisches Talent.

Geb. um 1650, gest. um 1694 od. 1696. Magister **Johann Veltheim** od. **Velthen**, ein in verschiedenen Sprachen bewanderter Mann, verband sich mit einigen Studenten aus Jena u. Leipzig zur Errichtung einer zuerst in Deutschland berühmt gewordenen Schauspielergesellschaft, der er seit 1669 vorstand. 1685—92 stand er mit seiner „Bande“ in kurfürstl. sächs. Diensten. Er hatte das Verdienst, das ernste Drama (die „Hauptaktion“) zur Hauptsache der schauspielerischen Darstellungskunst erhoben zu haben. Nach seinem Tode übernahm seine Wittwe, **Anna Katharina V.** (auch Veltin gen.), die Leitung der Gesellschaft. Sie, ihre Schwägerin, die Frau des Schauspielers **Balthasar Baumbacher** u. **Sara v. Boxberg**, waren mit die ersten Frauen, die in Deutschland die Bühne betraten.

.... —1708 od. 9. **Julius (Franz?) Elenson**, der Pantalon Veltheim's, stellte sich nach dessen Tode an die Spitze einer neuen Truppe. Nach seinem Tode ging deren Leitung an seine Wittwe über. Diese (gest. 1725), die schöne Tochter eines Hamburger Bürstenbinders u. selbst eine sehr gute Schauspielerin, soll 1711 bei der Krönung Kaiser Karl's VI. in Frankfurt die Veltheim völlig in Schatten gestellt u. 14,000 Thaler gewonnen haben.

.... —1722. **Johann Kaspar Haacke**, der zweite Mann der Elenson, gewann für deren Gesellschaft die vorzüglichsten Darsteller jener Zeit, wie insbes. einen **Kohlhardt**, der nam. als Brutus u. als Kranker in der Einbildung glänzte. Der dritte Mann der Elenson u. ihr Nachfolger in der Gesellschaftsleitung war der Schauspieler **Karl Ludwig Hoffmann**.

1675(?)—1728. **Joseph Anton Stranitzky**, trat zuerst in Wien, wo er das erste stabile deutsche Theater gründete, als Reformator der Bühne auf, indem er 1708 durch Einführung eines deutschen Schauspiels sich den Italienern entgegenstellte; auch verwandelte er, um das ital. Buffotheater zu nationalisiren, den tölpelhaften Charakter des 1553 zuerst von **Peter Probst** in den Fastnachtsspielen auf die Bühne gebrachten Hanswursts in einen possirlichen u. führte das Extemporiren ein.

1697—1760. **Friederike Karoline Neuber** (s. d.), die erste deutsche Schauspielerin von Bedeutung; sie verbannte den Hanswurst gänzlich von der Bühne.

1699—1769. **Gottfried Prehauser**, machte sich seit 1720 als Darsteller des Hanswursts berühmt; war auch Schauspieldichter. Gleichzeitig machte sich als Hanswurst der Theaterdirektor **Leppert** berühmt, der früher mit zu dem lustigen Narrenkleeblatte Friedrich August's I. von Sachsen gehört hatte.

1700?—?. **Johann Ludwig Starcke**, Sohn des Christian St., der 1669 das erste Anstellungsdekret als kurfürstl. sächs. Hofkomödiant erhielt, durch Natürlichkeit des Vortrags u. Spiels ausgezeichnet u. bes. in treuherzigen Rollen vorzüglich. Noch berühmter war seine Frau, **Johanna Christiane St.**, geb. Gebhardt aus Breslau, die früher in zärtlichen Rollen, später im Fache der Mutter auftrat.

1703—72. **Heinrich Gottfried Koch**, ausgezeichnet im Tragischen u. Komischen, auch Direktor einer Theatergesellschaft.

1704—82. **Johann Friedrich Schönemann**, beseitigte in Berlin den Hanswurst.

1710—71. **Konrad Ernst Ackermann** (s. d.). — **Sophie Charlotte A.**, geb. **Biereichel**, 1714—92, Gattin des Vorigen u. durch ihren ersten Mann Mutter Friedr. Ludw. Schröder's (s. d.). — **Charlotte A.**, 1758—75, Tochter der beiden Vorigen, Tragödin.

1716—63 (od. 64). **Franz Schuch**, d. Aelt., leitete seit 1740 eine wandernde Schauspieler-

Gesellschaft, die s. Z. in Deutschland berühmt war.

1719—ca. 1800. **Magdalena Brückner**, geb. **Kleefelder**, Gattin von Joh. Friedr. Brückner (s. u.), vortrefflich im regelmäßigen Drama wie in der Stegreifkomödie, im Lustspiel wie im Trauerspiel; bes. ward ihr stummes Spiel bewundert.

1720—78. **Konrad Eckhof** (s. d.), gleich groß im Tragischen u. Komischen.

1727—39. **Karl Theophilus Döbbelin**, repräsentirte den Sturm u. Drang der Zeit auf dem Gebiete der Schauspielkunst u. war eines ihrer Kraftgenies. Obschon er in der Neuber'schen Schule gebildet war, blieb doch noch ein Rest vom Geiste der alten engl. Komödianten u. ihrer Nachfolger in ihm lebendig. Er donnerte auf der Berliner Bühne den Hanswurst für immer nieder, aber in seiner eigenen wilden, koulissenreißerischen Manier lebte derselbe gleichwol fort. Unter ihm gewannen die Theaterzustände Berlins feste Form u. Gestalt, unter seiner Leitung trat das königl. Nationaltheater ins Leben. Auch seine erste Gattin, geb. Schulz (gest. 1759), war eine beliebte Schauspielerin. Von seiner zweiten Gattin, der Schauspielerin **Neuhoff**, ließ er sich 1775 wieder scheiden.

1729—(?). **Witthöft**, s. Z. sehr beliebt als komischer Alter.

1730—86. **Johann Friedrich Brückner**, einer der bedeutendsten u. genialsten Schauspieler seiner Zeit, dessen Stärke in der Darstellung großer Charakterrollen von leidenschaftlichem Pathos lag; seit 1793 Mitglied der Koch'schen Gesellschaft. Verheirathet mit Magdalena B., geb. Kleefelder (s. o.).

1730—1800. **Abel Seyler**, übernahm 1767 die Leitung der Ackermann'schen Gesellschaft, die s. Z. eine der besten in Deutschland war. Verheirathet mit Sophie Friederike S., geb. Sparmann (s. u.).

1733—98. **Christian Gottlob Stephanie**, eigentlich **Stephan**, früher Liebhaber u. Heldenspieler, später im Fache edler, zärtlicher Väter, Vormünder 2c. ausgezeichnet, seit 1756 Mitglied der Schuch'schen Gesellschaft in Breslau, seit 1760 Hofschauspieler in Wien; wirkte für die Veredlung des Theaters, bez. für Beseitigung der extemporirten Komödie; war auch selbst dramat. Schriftsteller.

1738—89. **Sophie Friederike Seyler**, geb. **Sparmann**, Gattin von Abel Seyler (s. o.), eine der hervorragendsten Schauspielerinnen ihrer Zeit.

1738—99. **Joh. Christian Brandes**, hatte für die Theaterverhältnisse seiner Zeit mehr Bedeutung als fruchtbarer Bühnenschriftsteller als durch seine schauspielerischen Leistungen. Verheirathet mit Charlotte B., geb. Koch (s. u.).

1740—1828. **Johann Heinrich Bösenberg**, Komiker, auch selbst Lustspieldichter; Hofschauspieler in Dresden, wo er schon seit 1786 der Bondini'schen Gesellschaft angehörte.

1741—71. **Franz Schuch**, d. J., übernahm nach dem Tode seines Vaters (s. o.) die Leitung von dessen Gesellschaft; schaffte 1766 auf Döbbelin's Veranlassung den Hanswurst ab.

1741—1800. **Gottlieb Stephanie**, Bruder von Christ. Gottlob St. (s. o.), Schauspieler in Wien, brachte zuerst Shakespeare'sche Dramen auf die deutsche Bühne, schrieb auch Lustspiele.

1742—(?). **Charlotte Brandes**, geb. **Koch**, Gattin von Joh. Christ. Brandes (s. o.), erwarb sich als Rivalin der Sophie Friederike Seyler (s. d.) die volle Gunst des Dresdener Publikums u. des Hofes; bes. vorzüglich in naiven Rollen.

1743—(?). **Christian Gottlieb Henke**, tüchtig im Fach der Väter u. komischen Alten; Mitglied der Bondini-Seconda'schen Gesellschaft. Seine Gattin, geb. Schick (s. u.).

1743—1813. **Joachim Thering**, vorzüglicher Komiker, Hofschauspieler in Dresden, auch selbst Bühnendichter.

1744—96. **David Borchers**, genialer Künstler, dessen eigentliches Fach Könige, Tyrannen u. gesetzte Liebhaber waren.

1744—1813. **Friedrich Ludwig Schröder** (s. d.), der erste tragische Künstler seiner Zeit, auch Bühnenleiter.

1744—1823. **Joseph od. Johann Anton Christ**, einer der vorzüglichsten Darsteller seiner Zeit, berühmt nam. in den Rollen der Chevaliers, begründete in der Döbbelin'schen Gesellschaft als erster Liebhaber u. junger Held seinen Ruf u. war zuletzt Mitglied der Bondini-Seconda'schen Gesellschaft in Dresden. Iffland nannte ihn gern seinen Lehrer. Seine Frau, **Isabella Maria Ch.**, spielte zweite Liebhaberinnen.

1745—87. **Johann Friedrich Reinecke**, bedeutend im Fache der ersten Väter, Charakterrollen u. alten Offiziere; seine Spielweise war die naturalistische; gehörte seit 1777 zur Bondini-Seconda'schen Gesellschaft in Dresden.

1745—(?). **Sophie Reinecke**, geb. **Benzig**, Gattin des Vorigen, war eine ausgezeichnete Schauspielerin.

1745—1812. **Johann Franz Hieronymus Brockmann**, bildete sich in Hamburg unter Schröder's Leitung zu einem der ersten Darsteller tragischer Rollen aus, ging 1776 nach Wien u. leitete 1789—91 die dortige Hofbühne.

1746—86. **Gottlob Ludwig Hempel**, Mitglied der Döbbelin'schen, dann der Seyler'schen u. zuletzt der Bondini'schen Gesellschaft in Prag, vorzüglich bes. in den Fächern zärtlicher Väter u. komischer Alten; auch Bühnendichter.

1746—96. **Gustav Friedrich Wilhelm Großmann**, eine Berühmtheit im Fache der Bösewichte. Einer der ersten Schauspieler, die ihre Laufbahn nicht von unten anfingen (er war preuß. Legationssekretär, als ihn die Neigung fürs Theater ergriff), trat er gleich als Marinelli mit Erfolg auf; auch ward er selbst Theaterdirektor u. Bühnendichter.

1753—1832. **Karl Friedrich Ferdinand Unzelmann** (s. d.), Komiker.

1753—(?). Frau **Henke**, geb. **Schick**, Gattin von Christian Gottlieb H. (s. o.), war eine der ersten Soubretten, später vortrefflich in komischen Müttern u. alten Koketten.

1754—94. **Johann David Beil** (s. d.), Charakterspieler, auch in humoristischen Rollen bedeutend.

1755—1815. **Franz Seconda**, verdienter Theaterdirektor, leitete seit 1789 das Theater seiner Vaterstadt Dresden.

1756—95. **Christine Marie Dorothea Engst**, geb. **Rouillon**; in ihr vereinigten sich Natur u. Kunst, um nam. im Lustspiel Ausgezeichnetes zu leisten.

1756—1810. **Christian Wilhelm Opitz**, ein hochbegabter Schauspieler, der dem kleinsten wie dem größten Charakter die gleiche Aufmerksamkeit widmete, gehörte erst der Seyler'schen Truppe an, spielte später unter Seconda in Dresden eine große Rolle.

1757—1801. **Johann Friedr. Ferdinand Fleck** (s. d.), Helden- u. Charakterspieler, auch Komiker.

1757—1840. **Sophie Albrecht**, geb. **Bäuner** aus Erfurt, tragische Liebhaberin, trat 1783 zum ersten Mal in Frankfurt a. M. auf, wo Schiller sie kennen u. lieben lernte; später spielte sie in Leipzig u. Dresden, leitete seit 1795 in Altona eine eigene Gesellschaft; starb arm u. verlassen im Spital zu Hamburg.

1758—1828. **Karoline Maximiliane Döbbelin**, Tochter erster Ehe des Karl Theoph. D. (s. o.), leistete als jugendliche Liebhaberin u. später auch im Fache älterer Damen Treffliches; lange in Berlin engagirt, verließ sie 1815 die Bühne.

1759—1814. **August Wilhelm Iffland** (s. d.), meisterhaft in chargirten u. hochkomischen wie in gemüthlich rührenden Rollen.

1760—1814. **Friederike Auguste Konradine Bethmann** (s. d.), Charakterrollen.

1760—1818. **Friedrich Wilhelm Haffner**, hervorragend im Fache zärtlicher Väter u. launiger Alten, seit 1795 Mitglied der Dresdener Hofbühne.

1761—1834. **Andreas Daniel Schirmer**, trag. Liebhaber; seit 1782 in Dresden; verheirathet mit **Friederike**, geb. **Christ**, einer Tochter des Schauspielers J. A. Christ (s. o.).

1765—1816. **Joachim Perinet**, ein langjähriges u. namhaftes Mitglied des Leopoldstädter Theaters in Wien, auch Bühnendichter.

1767 (nicht 1756)—1822. **Ferdinand Ochsenheimer**, ein bedeutender Charakterdarsteller, bes. im Fache der Intriganten; wirkte nam. in Mannheim, Dresden u. seit 1808 in Wien. Auch seine Gattin war eine tüchtige Schauspielerin, bes. glücklich in naiven u. schnippischen Rollen.

1768—96. **Eleonore Zucker**, geb. **Bösenberg**, Tochter von Joh. Heinrich B. (s. o.), seit 1791 Gattin des Schauspielers u. Sängers Zucker, war eine vorzügliche Soubrette.

1768—1848. **Johann Jakob Graff**, entwickelte sein Talent unter Goethe's u. Schiller's Leitung in Weimar zu einem der bedeutendsten für Helden- u. Charakterrollen.

1769—1833. **Marie Christiane Elisabeth**, gen. **Elise Bürger**, geb. **Hahn**, vertrat 1802—1807 in Dresden das Fach der Heldinnen u. versuchte sich dann als plastisch-mimische Darstellerin, ohne jedoch die Hendel-Schütz erreichen zu können; sie lebte in 2jähr. unglücklicher Ehe mit dem Dichter B.

1770—1839. **Henriette Sebastiani**, geb. **Collet**, 1806—27 Mitglied des Berliner Hoftheaters, ausgezeichnet im Fache der Anstandsdamen u. Mütter.

1770—1847. **Friedrich August Werdy**, wurde als Charakterdarsteller sehr hoch gestellt; war seit 1799 Mitglied der Hofbühne in Dresden; verheirathet mit Friederike, geb. Porth (s. u.).

1771—1851. **Friedrich Burmeister**, s. Z. eines der beliebtesten Mitglieder der Dresdener Bühne im Fach der ernsten Väter u. feinkomischen Charakterrollen.

1772—1840. **Ferdinand Eßlair** (s. d.), berühmter Heldenvater.

1772—1841. **Friedrich Ludwig Schmidt** (s. d.), auch Bühnenleiter.

1772—1849. **Johanne Henriette Rosine Hendel-Schütz** (s. d.), hauptsächlich durch ihre Mimik (Niobe) berühmt.

1775—1845. **Friederike Ellmenreich**, geb. **Brandel**, glänzte im Fache der Anstandsdamen u. Charakterrollen, auch Sängerin u. Bühnendichterin; wirkte hauptsächlich in Karlsruhe u. Hamburg.

1777—1849. **Friederike Wilhelmine Hartwig**, geb. **Werthen**, errang s. Z. durch ihr wahres, inniges u. feines Spiel als tragische Liebhaberin viel Beifall; seit 1796 am Dresdener Hoftheater.

1778—1848. **Henriette Karoline Friederike Jagemann** (s. „Heygendorf“), auch Sängerin.

1779—1844. **Ferdinand Polawsky**, lange Zeit der jugendliche Liebhaber, dann ausgezeichneter Charakterspieler am Theater in Prag.

1779—1855. **Franz Ignaz v. Holbein** (s. d.), auch Sänger, Theaterdichter u. Bühnenleiter.

1779—1860. **Friederike Werdy**, verwittwete **Bohs**, geb. **Porth**, Gattin von Friedrich August W. (s. o.), war erst Soubrette, dann jugendliche Liebhaberin u. Heldin, war die erste Darstellerin von Schiller's „Maria Stuart“, spielte zuletzt Mütter vortrefflich in allen genannten Fächern.

1780—1821. **Ludwig Heinrich Christian Geyer**, ein gründlich geschulter Künstler, nam. als Intrigant wie in hochkomischen u. gemüthlichen Charakterrollen gerühmt; seit 1809 Mitglied der Dresdener Hofbühne, verheirathet mit der Wittwe des Polizeiaktuars

Wagner in Leipzig, der Mutter von Richard Wagner.

1781—1868. Antoinette Sophia Ludovika Schröder (s. d.), trag. Schauspielerin.

1782—1825. Friedrich Hellwig, vielseitiger Künstler, gleich vorzüglich als Heldenspieler wie im Lustspiel. Auch seine Gattin war eine geschätzte Schauspielerin. Beide seit 1810 in Dresden.

1782—1828. Pius Alexander Wolff (s. d.), spielte jugendliche Helden od. ernste u. erhabene Charaktere; war auch im Komischen ausgezeichnet.

1782—1854. Maximilian Korn, ein trefflicher Charakterspieler nach der chevaleresten Seite hin, Mitglied des Wiener Hoftheaters, verh. mit Wilhelmine, geb. Stephanie (s. u.).

1783—1849. August Heigel, Sohn des Schauspielers Franz H., der als gediegener Charakterdarsteller am Münchener Hoftheater wirkte, war als Künstler ein würdiger Erbe seines Vaters; auch Bühnendichter.

1784—1832. Daniel Ludwig Devrient (s. d.), gleich groß als tragischer Künstler wie als Komiker.

1785—1865. Heinrich Anschütz (s. d.), Charakterspieler. Auch seine zweite Gattin, Emilie A., gest. 1866, war eine hochgeschätzte Schauspielerin.

1786—1835. Ludwig Angely (s. d.), Regisseur am alten Königstädter Theater in Berlin; auch Vaudevilledichter.

1786—1843. Karl Wolfgang Unzelmann (s. d.), ein Schüler Goethe's, ausgezeichnet in niedrig komischen Rollen.

1786—1843. Wilhelmine Korn, geb. Stephanie, Tochter von Gottlieb St. (s. o.), seit 1806 Gattin von Maximilian Korn (s. o.), treffliche Schauspielerin.

1787—1832. Ferdinand Löwe (s. d.), Liebhaber u. Held im höheren Trauerspiel.

1787—1854. Karl Carl, eigtl. Bernbrunn, Komiker, früher in München, dann in Wien, wo er auch das nach ihm benannte Carltheater leitete.

1787—1857. Wenzel Scholz (s. d.), Komiker.

1789—1832. Karl Ludwig Paulmann, zuletzt am Hoftheater in Hannover, einer der vortrefflichsten Charakterdarsteller s. Z., dessen Leistungen weniger das Gepräge der Genialität als das des eifrigsten Studiums an sich trugen.

1789—1869. Albert Gern, trefflicher Darsteller komischer Charakterrollen.

1789—1870. Johann Karl Friedrich Jost, seit 1836 Mitglied der Münchener Hofbühne, ausgezeichnet durch die künstlerische Durchbildung u. die Vielseitigkeit seiner Leistungen, nam. im Fache stark markirter Charakterrollen.

1790—1836. Ferdinand Raimund (s. d.), Komiker u. Dichter.

1790—1852. Julie Löwe (s. d.), ausgezeichnet im höheren Lustspiel u. Konversationsstück.

1792—1833. August Unzelmann, Bruder von Karl Friedr. Ferd. U. (s. o.), Charakterspieler u. Komiker in Berlin.

1792—1842. Karl August Lebrun (s. d.), Komiker, auch Bühnendichter u. Theaterdirektor; Gatte von Karoline L., geb. Steiger (s. u.).

1793—1833. Wilhelm Urban, trefflicher Heldenspieler, Mitglied des Hoftheaters in München.

1794—1871. Johann Daniel Löwe (s. d.), Helden- u. Charakterdarsteller.

1794(?)—(?). Friedrich Julius, gleich ausgezeichnet in Liebhaber- wie in Heldenrollen, seit 1816 am Dresdener Hoftheater engagirt.

1794—1814. Wilhelm Stich, in Berlin, Gatte von Auguste Crelinger (s. u.).

1794—1828. Franz Matthias v. Treuenfeld, gen. Eduard Stein, s. Z. ein hervorragendes Mitgl. des Stadttheaters in Leipzig.

1794—1848. Franz Joseph Becker, hervorragend in gefühlvollen Rollen, wirkte in Dresden u. Darmstadt.

1795—1843. Karl Seydelmann (s. d.), in tragischen u. komischen Rollen ausgezeichnet.

1795—1865. Auguste Crelinger (s. d.), in erster Ehe verheirathet mit Wilhelm Stich (s. o.), in zweiter Ehe mit dem Bankier Crelinger; in ihrer Jugend bedeutend im Fach der sentimentalen Liebhaberinnen, später in tragischen Rollen.

Geb. 1795. Karl La Roche (s. d.), ausgezeichnet im feineren Lustspiel.

1796—1867. Moritz Rott (s. d.), Charakterdarsteller.

1797 (n. And. 1790)—1841. Ludwig Ferd. Pauli, einer der vorzüglichsten Darsteller humoristischer, gutherziger u. polternder Alten, sowie von Intriganten u. Bösewichtern, seit 1819 Mitglied der Dresdener Hofbühne; Gatte von Auguste P., geb. Tilly (s. u.).

1797—1866. Franz Eduard Genast (s. d.), ein Sohn des Schauspielers Anton G. (gest. 1831); Charakterspieler, früher auch Sänger.

1797—1871. Heinrich Marr, Heldenspieler, lange am Hamburger Thaliatheater.

1798—1859. Wilh. Kunst (s. d.), Heldenspieler.

1798—1860. Karoline Christine Genast, Gattin von Franz Ed. G. (s. o.), Liebhaberin u. Tragödin in Weimar.

1798—1863. Karoline Lindner, langjähr. Mitglied der Bühne in Frankfurt a. M., glänzte zu ihrer Zeit im naiven u. sentimentalen Fache.

1798—1872. Karl August Devrient (s. d.), hervorragend in Heldenrollen u. im Fache der Heldenväter. Auch sein ältester Sohn Friedr. D., gest. als Mitglied des deutschen Theaters in Petersburg, war ein namhafter Heldenspieler.

1798—1876. Samuel Friedrich Hassel, ein höchst populärer Lokalkomiker in Frankfurt a. M., wo er am Stadttheater engagirt war.

Geb. 1798. Karl v. Holtei (s. d.).

1799—1856. Konrad Karl Theodor Ernst Döbbelin, Enkel des Karl Theoph. D., Komiker u. Charakterdarsteller, war zuletzt in Koburg Regisseur.

Geb. 1800. Karoline Lebrun, geb. Steiger, Gattin von Karl August L. (s. o.), gerühmt in Anstands- u. Charakterrollen.

1800—60. Julius Schramm, trefflicher Charakterspieler u. Deklamator.

1800—64. August Wilhelm Hesse, ein s. Z. sehr populärer Schauspieler, früher in der Schweiz, dann in Wien u. Hamburg, zuletzt in Berlin, wo er zugleich Regisseur am Friedrich-Wilhelmsstädter u. nachher am Viktoriatheater war, auch bekannt als dramatischer Schriftsteller unter dem Pseudonym J. Ch. Wages (Ich wag' es).

1800—68. Charlotte Birch-Pfeiffer (s. d.), Darstellerin jugendlich tragischer Rollen, auch zeitweilig Bühnenleiterin.

1800—68. Heinr. Moritz, eigentl. Muirrenberg, ausgezeichneter Charakterspieler, insbes. nach der chevaleresken Seite hin, längere Zeit Mitglied u. Regisseur der Stuttg. Hofbühne, zuletzt 18 J. hindurch gelähmt u. blind.

1800—74. Friedrich Wilhelm Porth, ausgezeichneter Darsteller von Charakter-, insbes. Heldenväterrollen; lange Jahre an der Dresdener Hofbühne thätig.

Geb. 1800. Amalie Haizinger (s. d.), hervorragend auf dem Gebiete des feineren Lustspiels u. im älteren Rollenfache.

1801—28. Auguste Pauli, geb. Tilly, Gattin von Ludwig Ferd. P. (s. o.), gerühmt im Lustspiel.

1801—30. Therese Krones, als Mitglied des Leopoldstädter Theaters ein Liebling des Wiener Publikums, namentlich durch ihre Darstellung komischer Rollen.

1801—77. Philipp Eduard Devrient (s. d.), Charakterspieler, auch Bühnenleiter, dramatischer u. dramaturgischer Schriftsteller.

1802—62. Johann Nepomuk Nestroy (s. d.), Komiker, auch Bühnenleiter.

1803—66. Friedr. Beckmann (s. d.), Komiker.

1803—72. Gustav Emil Devrient (s. d.), Liebhaber u. Heldenspieler, am glücklichsten in der Darstellung ideal gehaltener, weicher Charaktere.

Geb. 1803. Theodor Döring (s. d.), Charakterdarsteller.

1805—73. Karl Albert Fichtner (s. d.), früher Liebhaber, dann ausgezeichnet in Konversationsstücken; Gatte von Elisabeth, geb. Koberwein (s. u.).

1805—76. Karl August Ludwig Quanter, ein Schauspieler von Bildung u. trefflicher Schule, vorzüglicher Charakterdarsteller, seit 1812 Mitglied der Dresdener Hofbühne.

Geb. 1805. Doris Böhler, ehemals eine geschätzte Künstlerin im sentimentalen u. naiven Fache, eine Zeit lang (bis 1842) mit Emil Devrient verheirathet.

1806—76. Friedrich Wilhelm v. Kawaczynski, war ein tüchtiger Vertreter älterer Charakter- u. Heldenrollen am sächs.-kob.-goth. Hoftheater, um das er sich auch als Regisseur verdient gemacht; auch Theaterschriftsteller.

1807 (nicht 1809)—69. Karl Grunert (s. d.), Helden- u. Charakterspieler.

1807—74. August Gerstel, ein vorzüglicher Vertreter der alten Schule als Komiker im Lust- u. Schauspiel wie in der Spieloper, 50 Jahre lang Mitglied, bez. Regisseur am Stuttgarter Hoftheater.

1807—76. Karl Matthias Rott, beliebter Komiker des Theaters an der Wien, dem er seit 1847 angehörte, u. an dem auch seine Gattin, Marie R. (gest. 1872), als Schauspielerin thätig war.

1808—51. Karl Anton Bolzmann, leistete im feinen Lustspiel u. Konversationsstück, zuletzt aber auch in der Tragödie Vorzügliches.

1808—76. Amalie Stubenrauch, hervorragend im Fache der Heldenfrauen, langjähr. u. einflußreiches Mitglied der Stuttgarter Hofbühne bis zum Tode König Wilhelm's I. von Württemberg, der ihr seine Gunst geschenkt hatte.

1808—77. Karoline Bauer (s. d.).

Geb. 1809. Elisabeth Fichtner, geb. Koberwein, seit 1830 Gattin von Karl Albert F. (s. o.), (seit 1873 Wittwe), Schauspielerin.

1809—71. Hermann Hendrichs (s. d.), Darsteller von Helden- u. Heldenliebhaberrollen.

1809—74. Louis Grois, Komiker, der Letzte der alten Garde des Wiener Carltheaters u. jenes berühmten Trifoliums Nestroy-Scholz-Grois, an das sich die interessantesten Bühnenerinnerungen des alten Wien knüpfen, zuletzt auch noch als Oberregisseur thätig.

1810—49. Franz Hoppé, Charakterdarsteller am Berliner Hoftheater, war mit Klara Stich (gest. 1862), einer Tochter von Auguste Crelinger (s. o.), verheirathet.

1810—66. Julie Rettich (s. d.), geb. Gley, seit 1832 Gattin des Schauspielers Karl R.; hervorragend in tragischen Rollen.

1810—74. Ludwig Dessoir (s. d.), Tragöde.

1810—76. Franz Wallner (s. d.), s. Z. ausgezeichneter Vertreter der gemüthlichen Komik; namentlich bekannt als Theaterdirektor.

Geb. um 1810. Anton Pichler, Komiker, Hofschauspieler in Mannheim. Sein Vater war August P., der Begründer u. Direktor des Detmolder Hoftheaters.

Geb. 1810. Ferdinand Lang, trefflicher Komiker, bayer. Hofschauspieler.

1811—74. Nina Gned, geb. v. Kölla, eine der talentvollsten Schauspielerinnen auf dem Gebiete der Komik, seit 1846 auf der Hofbühne in Hannover thätig.

Geb. 1811. Adolf Christen, 1842—74 Mitglied des Münchener Hoftheaters, vorzüglich in feinen Charakterrollen; seit 1876 Gatte von Klara Ziegler (s. u.).

Geb. 1811. Friedrich Dahn, ausgezeichneter Heldenspieler sowie Charakterdarsteller, seit 1830 Mitglied des Münchener Hoftheaters;

verheirathet in erster Ehe mit Konstanze, geb. Le Gay (s. u.), in zweiter Ehe mit Marie Dahn Hausmann (s. u.).

Geb. 1811. **Julius Berndt**, ein genialer Charakterdarsteller, 1843—77 Hofschauspieler in Braunschweig.

1812—49. **Johann Baptist Baison**, s. Z. ein Liebling des Hamburger Publikums, der auch zuletzt das Hamb. Stadttheater leitete.

1812 (?)—70. **Rudolf Heese**, vortrefflich in der Vorführung gemüthlicher, humoristischer Lebensmänner u. in der Darstellung pfiffiger Beschränktheit, lange Zeit am Hoftheater in Dresden wirksam. Seine Kraft bewährte sich nam. im Zusammenspiel mit seiner Gattin, **Marie H.**, geb. **Herbold** (gest. 1853).

Geb. 1812. **Eduard Winger**, leistete im Fache der Helden- u. Väterrollen, der mürrischen, komischen u. behaglich liebenswürdigen Alten als langjähriges Mitglied (1843—74) der Dresdener Hofbühne Tüchtiges.

1812—68. **Gustav Räder** (s. d.), derb-komisches Fach.

Geb. 1813. **Franziska Berg**, hervorragend in Mutterrollen, am Dresdener Hoftheater.

Geb. 1814. **Charlotte v. Hagn**, während der 30er Jahre neben Frau Crelinger (s. d.) die Hauptzierde des Berliner Hoftheaters, im Lustspiel u. Konversationsstück von bezaubernder Wirkung; seit 1846 nicht mehr bühnenthätig, lebt jetzt als geschiedene Frau v. **Oven** in Dresden.

Geb. 1814. **Konstanze Dahn**, geb. **Le Gay**, erste Gattin von Friedrich Dahn (s. o.), 1850 geschieden, ausgezeichnet im Fache tragischer u. heiterer Liebhaberinnen, später in Mutterrollen, seit 1865 von der Bühne zurückgetreten.

Geb. 1814. **Marie Denker**, 1838 an der Wiener Burg engagirt, seit 1842 am Münchener Hoftheater, trefflich im Fache der Heldinnen, später in zärtlichen Mutterrollen, jetzt nur noch selten auftretend.

1815—76. **Julius Gustav Adolph Orlowsky**, war 1848—59 erster Liebhaber am Hoftheater in Petersburg.

Geb. 1815. **Minona Frieb Blumauer**, Tochter des **Karl Blumauer**, der s. Z. ein gefeierter Darsteller Iffland'scher Väterrollen u. ein kunstsinniger Regisseur in Stuttgart war; langjähr. Mitglied der Berliner Hofbühne, geistvolle Darstellerin älterer weiblicher Charakterrollen im komischen Genre.

Geb. 1815. **Wilhelm Kaiser**, nimmt unter den zeitgenössischen Charakterspielern eine der ersten Stellen ein, 1845—57 Mitglied, bez. Oberregisseur des Hoftheaters in Hannover, dann Mitglied der Berliner Hofbühne (bes. für das Fach der Heldenväter), jetzt nicht mehr bühnenthätig.

Geb. 1815. **Franz Ludwig Löwe** (s. d.), Charakterdarsteller.

Geb. 1815. **Karl Ulram**, Charakterdarsteller, früher Opernsänger, seit 1860 Hofschauspieler in Kassel.

1816—58. **Georg Starke**, Komiker, auch selbst Possendichter.

1816—71. **Karoline Günther-Bachmann**, Mitglied des Stadttheaters in Leipzig, früher eine ausgezeichnete Soubrette, zuletzt Meisterin in älteren Charakterrollen.

1816—75. **Amalie Marie Louise Orlowsky**, geb. **Werner**, 1848—59 erste Liebhaberin am Hoftheater in Petersburg.

Geb. 1816. **Amalie Baldenecker**, geb. **Böhme**, seit 1837 Hofschauspielerin in Karlsruhe, trefflich im bürgerlichen Schau- u. Lustspiel.

Geb. 1816 (nach And. 1813). **Adele Peroni**, rivalisirte einst als erste Liebhaberin mit Charlotte v. Hagn (s. o.), ist seit 1840, bez. seit ihrer Verheirathung mit dem 1876 verstorbenen Humoristen **Adolf Glaßbrenner**, als dramatische Lehrerin wirksam.

1818—70. **Joseph Wagner**, Gatte von Bertha Wagner-Unzelmann (s. u.), hervorragender Heldenspieler, zuletzt am Wiener Burgtheater.

1818—72. **Bogumil Dawison** (s. d.), ein Matador im Charakterfach, der als genialer Vertreter der naturalistischen Richtung die größten Leistungen der modernen Schauspielkunst geboten hat.

Geb. 1818. **Christine Hebbel**, geb. **Enghaus**, Wittwe des Dichters Friedrich H., Mitglied des Wiener Hofburgtheaters, bedeutend im Fache der Heldenfrauen, seit 1876 in Pension.

Geb. 1818. **Ida Schuselka-Brüning**, geb. **Wohlbrück**, ehemals eine vortreffliche Soubrette; lebt jetzt in Paris.

Geb. 1818. **Karl Wilhelm Meixner**, vorzüglicher Vertreter des grelleren komischen Charakterfaches am Wiener Hofburgtheater, ein „Satiriker von des Geistes Gnaden".

1818—76. **Bertha Stich**, Tochter von Auguste Crelinger (s. o.), seit 1843 mit Dr. Miehe vermählt u. von der Bühne zurückgetreten.

1820 (?)—73. **Roderich v. Leman**, Komiker, bis 1866 in Hannover, dann in Leipzig u. zuletzt als Nachfolger Räder's in Dresden.

Geb. um 1820. **Ferdinand Kramer**, früher Darsteller von Naturburschen, jetzt von polternden Vätern, seit 1842 beliebtes Mitglied der Dresdener Hofbühne.

Geb. 1820. **Luise Neumann**, Tochter der Amalie Haizinger (s. o.), aus deren erster Ehe mit dem Schauspieler N., 1838—56 am Wiener Burgtheater engagirt, seit 1857 Gemahlin des Grafen Karl v. **Schönfeld**, seit 1870 Vorleserin der 1873 verstorb. Kaiserin Karoline Auguste; sie leistete Vollendetes in schalkhaften u. graziösen Rollen.

1821—44. **Adolphine Neumann**, Schwester der Vorigen, spielte zuerst in Wien, dann in Hamburg, zuletzt in Berlin.

1821—76. **Heinrich Büttgen**, bayer. Hofschauspieler, galt nam. in der spezifisch bayer. Gemüthlichkeit als vollendeter Darsteller.

1821—77. **Karl Treumann**, wetteiferte s. Z. mit Scholz (s. d.) u. Nestroy (s. d.) in drastischer Komik u. war ein stets schlagfertiger Improvisator, auch trefflich u. umsichtig als Regisseur u. Direktor des Kaitheaters (1861 bis 1863) u. Carltheaters (1863—66) in Wien.

Geb. 1821. **Maria Katharina Bayer-Bürck** (s. „Bayer"), jugendliche Heldin u. Liebhaberin, dann bedeutend in älteren Frauenrollen.

1822—58. **Bertha Wagner-Unzelmann**, Tochter von Aug. Unzelmann (s. o.), seit 1847 Gattin von Joseph Wagner (s. o.), mit dem sie am Wiener Hofburgtheater engagirt war.

Geb. 1822. **Karl Helmerding**, vorzüglicher Komiker, Hauptträger der Lokalposse am Wallnertheater in Berlin.

Geb. um 1822. **Otto Lehfeld**, bedeutender Tragöde, Hofschauspieler in Weimar.

1823—76. **Otto v. Hoym Söllingen**, ging 1849 nach Nordamerika, wo er sich 1854 mit der Schauspielerin **Elise Hohl** aus Darmstadt vermählte u. mit ders. 1854 das erste stehende Theater in New York gründete; 1869 verkaufte er dasselbe, kehrte nach Deutschland zurück u. wirkte wieder als Schauspieler u. Regisseur am Stadttheater in Nürnberg.

Geb. 1823. **Julius Jaffé**, seit 1861 eine der vorzüglichsten Kräfte des Dresdener Hoftheaters für erste Intriganten u. Charakterrollen.

Geb. 1823. **Karl Knopp**, wegen seiner echt künstlerischen Leistungen verschiedener Art (er ist auch Sänger) ein sehr geschätztes Mitglied der Hofbühne in Weimar (seit 1851).

Geb. 1825. **Theodor Liedtke**, trefflicher Liebhaber u. Bonvivant am Berliner Hoftheater, mit der Wittwe Hoppe's (s. d.) verheirathet.

Geb. 1826. **Ottilie Genée**, Soubrette.

Geb. 1826. **Agnes Wallner**, geb. **Kretschmar**, Gattin von Franz W. (s. o.).

Geb. 1826. **Friedrich Haase** (s. d.), Charakterdarsteller, zeitweilig auch Bühnenleiter (1870 bis 1876 in Leipzig); Gatte von Elisabeth Schönhoff Haase (s. u.).

Geb. 1827. **Marie Damböck-Straßmann** (s. d.), Gattin des Heldenspielers **Straßmann**; Tragödin.

Geb. 1828. **Alexander Wilhelm Liebe**, Liebhaber- u. Heldenspieler, Hofschauspieler in Hannover, früher in Dresden.

Geb. 1828. **August Förster**, seit 1858 Mitglied, bez. (seit 1860) Regisseur des Wiener Hofburgtheaters, an dem er als Charakterspieler wie in Väterrollen Tüchtiges leistete, seit 1. Juli 1876 Direktor des Leipz. Stadttheaters (Nachfolger Friedrich Haase's, s. d.).

Geb. 1828. **Bernhard Baumeister**, seit 1852 am Wiener Burgtheater, früher ausgezeichnet im Fache der Naturburschen u. Bonvivants, jetzt tüchtig in älteren humoristischen Rollen.

Geb. um 1828. **Felicita Vestvali**, eigentlich **Stegmann**, bekannt als Darstellerin von Männerrollen (Hamlet!), anfänglich Sängerin, tritt nur in Gastspielen auf u. hat nam. in Nordamerika Aufsehen gemacht.

Geb. 1828. **Johanna Jachmann-Wagner**, eine Nichte Richard Wagner's, früher Hofopernsängerin in Dresden u. seit 1852 in Berlin, wo sie 1862 zum Schauspiel überging.

Geb. 1828. **Karl Philipp Sontag** (s. d.), tüchtig in Bonvivants, Helden- u. Liebhaber-, auch chargirten Rollen.

Geb. um 1828. **Wilhelm Hellmuth Bräm**, Charakterdarsteller, meining. Hofschauspieler.

Geb. 1829. **Louis Gabillon**, Charakterspieler, seit 1854 Mitglied des Wiener Burgtheaters, Gatte von Zerlina G. (s. u.).

1830—59. **Frida v. Schütz**, als Soubrette am Dresdener Hoftheater ein Liebling des Publikums.

1830(?)—75. **Heinrich Triebler**, ein Komiker, der 1855—63 die Hauptstütze des Repertoires am Thaliatheater in Hamburg war; wegen gänzlicher Erblindung konnte er dann nicht mehr auftreten.

Geb. 1830. **Franziska Magdalena Romance**, gen. **Fanny Janauschek**, Tragödin, seit längerer Zeit ohne festes Engagement u. nur auf Kunstreisen thätig, neuestens hauptsächlich in Nordamerika.

Geb. 1830. **Gustav Berndal**, als Charakterdarsteller, jetzt namentlich im Fache älterer Heldengestalten am Berliner Hoftheater thätig, einer der größten Rhetoriker.

Geb. um 1830. **Josephine Gallmeyer**, eigentlich **Tomaselli**, Soubrette, ein ursprüngliches Talent im Derbkomischen u. Volksthümlichen; wirkt hauptsächlich in Wien, 1875—77 auch in Berlin; verheirathete sich im Sept. 1877 mit dem Hamb. Schauspieler **Siegmann**.

Geb. 1830. **Lina Fuhr**, längere Zeit eine der beliebtesten Künstlerinnen des kgl. Schauspielhauses in Berlin, ausgezeichnet nam. in pathet. Partien, jetzt nicht mehr bühnenthätig.

Geb. 1830. **Marie Seebach** (s. d.), erste Liebhaberin, geschiedene Frau des Opernsängers **Albert Niemann** (s. d.).

Geb. 1830. **Wilhelm Knaack**, Komiker ersten Ranges, 1851—56 beim Friedrich-Wilhelmstädter Theater in Berlin engagirt, seit 1857 Mitglied u. 1875—77 Mitdirektor des Carltheaters in Wien.

Geb. um 1831. **Karl Blasel**, Komiker, Mitglied des Carltheaters in Wien, an dem auch seine Frau **Johanna B.** thätig ist.

Geb. 1831. **Marie Dahn Hausmann**, seit 1851 zweite Gattin von Friedrich Dahn (s. o.), vortrefflich in ersten jugendlichen Liebhaberinnen, neuerdings auch in Rollen komischer u. gemüthvoller Mütter u. komischer Charaktere mit Erfolg aufgetreten.

Geb. 1832. **Hugo Müller**, 1869—78 Direktor des Residenztheaters in Dresden, nam. im höheren Schau- u. Lustspiel thätig, auch Bühnenschriftsteller, dramatischer Uebersetzer u. Bearbeiter, im Uebrigen verdient als erster Präsident (jetzt Ehrenpräsident) der

„Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger"; seit 1860 mit der trefflichen Schauspielerin Klara Schunke verheirathet.

Geb. um 1832. Marie Kierschner, geb. Weißhappel, ausgezeichnet in Konversationsstücken u. als Liebhaberin in Lustspielen, war bis 1866 Hofschauspielerin in Berlin, dann in Wien.

Geb. 1833. Franz Jauner (s. d.), vorzüglich im Lustspiel u. in der Konversationskomödie; seit 1875, bez. 1877 Direktor der Wiener Hofoper.

Geb. 1833. Karl Porth, Sohn des Friedr. Wilhelm P. (s. o.), vortrefflicher Charakterspieler, Mitglied der Hoftheater in Weimar, Berlin, Petersburg, Hannover u. seit 1871 in Dresden.

Geb. 1833. Theodor Lobe, leitete Sept. 1874 bis Aug. 1875 das Wiener Stadttheater, an dem er auch als Charakterspieler fungirt. Sohn des Begründers des „Lobe Theaters" in Breslau.

Geb. 1834. Adolf Sonnenthal, vorzüglicher erster Liebhaber am Burgtheater in Wien.

Geb. 1834. Eduard Weiß, seit 1861 erster Komiker am Kroll'schen Theater in Berlin.

Geb. 1834. Hermann Karlowa, Heldenspieler am Berliner Hoftheater.

Geb. 1834. Lila v. Bulyowsky, „die ungar. Rachel", seit 1858 in Deutschland.

Geb. 1834. Theodor Heinrich Oberländer, k. preuß. Hofschauspieler in Berlin, auch Lehrer der Schauspielkunst.

Geb. 1835. Friedrich Dettmer, hervorragend in großen Idealrollen im klassischen Drama, sowie als Liebhaber u. eleganter Bonvivant im modernen Lustspiel, gehört dem Verbande des Hoftheaters in Dresden an.

Geb. um 1835. Josef Matras, Mitglied des Carltheaters in Wien.

Geb. 1835. Joseph Lewinsky (s. d.), eine Berühmtheit im Fache tragischer Charakterrollen; der Grundzug seines Talents ist derselbe packende Naturalismus wie bei Dawison.

Geb. um 1835. Karl Mittell, ausgezeichnet im Fache der Bonvivants u. Salonhelden.

Geb. 1836. Elisabeth Schönhoff-Haase, seit 1862 Gattin von Friedrich Haase (s. o.), geschätzt im Fache der Salondamen.

Geb. 1836. Ferdinand Dessoir, Sohn von Ludwig D. (s. d.) aus dessen 1. Ehe mit der Schauspielerin Therese Reimann, trefflich in feinkomischen Rollen, 1877 in Hamburg, seit 1878 Direktor des Residenztheaters in Dresden.

Geb. 1836. Karl Jak. Wilh. Ferd. Koberstein, ein Sohn des Literarhistorikers Karl Aug. K. (s. d.), vertritt seit 1863 am Dresdner Hoftheater das Fach der Intriganten u. Bösewichter; auch dramatischer Dichter.

Geb. um 1836. Siegwart Friedmann, einer der ersten Charakterdarsteller der Jetztzeit, Mitglied des Stadttheaters in Hamburg.

Geb. 1836. Wilhelmine v. Hillern (s. d.), geb. Birch-Pfeiffer, seit ihrer Verheirathung nicht mehr als Schauspielerin thätig.

Geb. um 1837. Hermann Jacobi, erster Charakterdarsteller am Mannheimer Hoftheater.

Geb. 1837. Ludwig Chronegk, seit 1866 Mitglied des Hoftheaters in Meiningen, seit 1870 Regisseur, seit 1872 Oberregisseur u. seit 1877 Direktor desselben; von Ch. ging die vom glücklichsten Erfolg gekrönte Idee aus, mit dem ganzen Apparat des Hoftheaters Gastspielreisen zu unternehmen.

Geb. 1837. Zerlina Gabillon, geb. Würzburg, Gattin von Louis Gabillon (s. o.), am Wiener Burgtheater im Fache der Heldinnen wie im Konversationsstück thätig.

1838–63. Ida Pellet, hochbegabte erste Liebhaberin an der Berliner Hofbühne.

Geb. um 1838. Charlotte Wolter (s. d.), Tragödin.

Geb. 1838. Julius Ernst Engelhardt, trefflicher Komiker, seit Dez. 1871 Mitglied des Hoftheaters in Dresden, vorher am Stadttheater in Leipzig.

Geb. 1839. Emil Rohde, betrat 1857 in Stuttgart die Bühne, war dann in Berlin, Posen u. Breslau, vertritt seit 1864 am Münchener Hoftheater das Fach der ersten Liebhaber.

Geb. 1839. Friederike Goßmann, j. Gräfin v. Prokesch-Osten (s. d.), naives Genre.

Geb. 1839. Fritz Krastel, tragischer Liebhaber des Wiener Hofburgtheaters.

Geb. 1840. Charlotte Luise Pauline Ulrich, eine der ersten Kräfte für das höhere Drama u. feinere Lustspiel am Dresdener Hoftheater.

Geb. um 1840. Felix Schweighofer, ein Wiener Komiker der übermüthigsten Gattung, ein „Seelenkarikaturzeichner", dessen tolle Lustigkeit stets unwiderstehlich wirkt; Mitglied des Theaters an der Wien, vorher am Wiener Stadttheater.

Geb. um 1840. Marie Geistinger, seit 1877 mit dem Schauspieler Kormann verheirathet, ward zuerst als Offenbach-Heldin ein Liebling des Wiener Publikums u. ging 1876 zum höheren Schauspiel über; seit 1877 in Leipzig im Fache tragischer Heldinnen wie im Konversationsstück mit größtem Erfolg thätig.

Geb. 1841. Ernst Possart (s. d.), Charakterfach.

Geb. 1842. Anna Schramm, zu ihrer Zeit Norddeutschlands größte Soubrette, Mitglied des Wallner- u. dann des Friedrich Wilhelmstädtischen Theaters in Berlin, seit ihrer Verheirathung mit dem Fabrikanten Bügler im J. 1876 nicht mehr bühnenthätig.

Geb. 1842. Heinrich Heinemann, Charakterdarsteller, Mitglied des Hoftheaters in Braunschweig.

Geb. 1842. Ludwig Barnay, ein Meister der Rhetorik, Charakterspieler, 1863–64 u. 1865–67 in Mainz, dann in Leipzig u. jetzt in Hamburg engagirt, auch Ehrenmitglied des Meininger Hoftheaters u. intellektueller Urheber der „Allgemeinen deutschen Bühnengenossenschaft".

1843–76. Arno Hempel, ein vielgewandter Künstler, auch Schriftsteller, war Mitglied des Stadttheaters in Bremen.

Geb. 1843. Eleonore Wahlmann, ausgezeichnete Tragödin, seit 1866 Mitglied des Hoftheaters in Stuttgart.

Geb. 1843. Karl Aug. Friedr. Richard Kahle, Charakterdarsteller, seit 1871 Hofschauspieler in Berlin.

Geb. 1843. Ludwig Dahn, Sohn von Friedrich D. (s. o.) u. Konstanze D. (s. o.), jugendlicher Liebhaber, erst in Weimar, 1865–73 am königl. Theater in Berlin, seitdem am kaiserl. Theater in Petersburg.

Geb. 1844. Auguste Baudius, Tochter des Schauspielers Karl B. (s. d.), bis 1877 Mitglied des Wiener Burgtheaters; naives Genre. Sie ist die Gattin des Dichters Adolf Wilbrandt.

Geb. 1844. Ernst Hartmann, jugendlicher Liebhaber, Mitglied des Wiener Burgtheaters, ist seit 1868 mit der Schauspielerin Helene Schneeberger (geb. 1845) verheirathet, die seit 1867 derselben Bühne angehört u. sich durch naive u. schalkhafte Rollen beliebt gemacht hat.

Geb. 1844. Hedwig Raabe (s. d.), berühmte Vertreterin des naiven Genres; jetzt zweite Gattin des Opernsängers Albert Niemann.

Geb. 1844. Klara Ziegler, die berühmte „Reiseheroine", deren schablonenhafter Idealismus aber ohne eigene Geistesarbeit nur Traditionen verwendet; seit 1868 lebenslänglich am Münchener Hoftheater angestellt u. seit 1876 Gattin von Adolf Christen (s. o.).

Geb. 1844. Leopold Teller, Charakterdarsteller, seit 1873 Mitglied des Meininger Hoftheaters.

Geb. 1845. Franz Tewele, beliebter Lustspielheld, seit 1. Aug. 1878 Direktor des Carltheaters in Wien, vorher Mitglied des dortigen Stadttheaters.

Geb. um 1845. Katharine Frank, hervorragende Tragödin, Mitglied des Stadttheaters in Wien.

Geb. 1845. Luise Erhartt, seit 1864 erste tragische Liebhaberin am Berliner Hoftheater; seit 1868 mit dem Grafen Karl v. d. Goltz verheirathet.

Geb. 1845. Marie Senger, geb. Sänger, durch Roscher, Hendrichs u. Döring zu einer höchst bedeutenden Künstlerin im heroischen Fache u. insbes. im Gebiete der Heldenmütter ausgebildet, seit 1876 Mitglied des Leipziger Stadttheaters, an dem ihr Gatte, Alex. S., Salonliebhaber u. Bonvivants spielt.

Geb. 1846. Emerich Robert, Tragöde, Mitglied des Stadttheaters in Wien.

Geb. um 1846. Joseph Keiper, erster Liebhaber u. Held am Meininger Hoftheater.

Geb. 1846. Maximilian Ludwig, eigentl. Schlesinger, seit 1876 Mitglied der Berliner Hofbühne; spielt sowol jugendliche Helden der Tragödie u. der romantischen Komödie, als auch erste Liebhaber des Konversationsstückes; seit 1875 mit der Schauspielerin Anna Zipser verheirathet.

Geb. um 1847. Katharine Schratt, namhaftes Mitglied des Wiener Stadttheaters.

Geb. um 1847. Klara Meyer, ausgezeichnete Vertreterin des sentiment. u. elegischen Faches, seit 1866 in Dessau, seit 1871 Hofschauspielerin in Berlin. Ihre jüngere Schwester, Hedwig M., ist am Thaliatheater in Hamburg engagirt, ihr Bruder, Adolph M., in Dessau.

1848–77. Adolf Glitz, trefflicher Vertreter des Helden- u. Liebhaberfachs, seit 1872 Mitglied sowie seit 1876 Regisseur am Wiener Stadttheater, früher in Hamburg, Frankfurt a. M. u. Hannover.

Geb. um 1848. Franziska Ellmenreich, trag. Liebhaberin, seit Juni 1878 Mitglied des Hoftheaters in Dresden, vorher an den Stadttheatern in Leipzig u. Hamburg.

Geb. um 1850. Friederike Bognar, am Wiener Burgtheater vorzugsweise als „weibliche" Liebhaberin engagirt, als welche sie vom Lustspiele bis in die Tragödie reicht, im bürgerlichen Schauspiel aber ihre besten Rollen hat.

Geb. um 1852. Anna Haverland, eine Tragödin hohen Stils, 1875–78 Mitglied des Dresdner Hoftheaters, jetzt am Berliner Hoftheater engagirt.

Geb. um 1853. Marie Keßler, als erste Konversations-Schauspielerin, Lustspiel-Liebhaberin u. Salondame, seit 1866 Mitglied der Berliner Hofbühne.

Geb. 1854. Adele Pauli, durch Talent u. Anmuth eine tüchtige Kraft für das höhere Lustspiel, seit April 1877 Mitglied des Meininger Hoftheaters.

Geb. 1854. Ernestine Wegner, berühmte Soubrette, seit 1872 Mitglied des Wallner-Theaters in Berlin.

Geb. um 1854. Johanna Buska, Soubrette, Mitglied des Wiener Hofburgtheaters.

Geb. um 1855. Klara Ungar, gegenwärtig erste jugendliche Heldin des Stadttheaters in Hamburg.

1856–77. Mathilde Ramm, erwarb sich als erste Liebhaberin rasch die Gunst des Berliner Publikums; sie war am Residenztheater engagirt u. hatte sich wenige Monate vor ihrem Tode mit dem Schauspieler Karl Beckmann verheirathet.

Geb. 1857. Therese Grunert, Tochter von Karl G. (s. o.), tragische Liebhaberin, in Meiningen engagirt.

Geb. 1860. Josephine Wessely, hervorragendes Talent für das sentimentale Fach, seit 1878 am Wiener Hofburgtheater engagirt, vorher am Leipziger Stadttheater.

**Französische Schauspieler u. Schauspielerinnen.**

Gest. 1634. **Gaultier Garguille**, eigentl. **Hugues Guérin**, der berühmteste Farceur des altfranz. Theaters, ursprünglich ein Bäckerbursche, der sich im Verein mit zwei anderen Komikern, **Turlupin** u. **Gros-Guillaume**, in einem kleinen Ballhause an der Porte Saint-Jacques zu Paris sehen ließ u. den der Kardinal Richelieu häufig vor sich spielen ließ.

1600—67. **Zacharie Jacques Montfleury**, gab alle Vortheile seiner edlen Geburt auf, um auf der Bühne zu glänzen.

1620—73. **Jean Baptiste Pocquelin de Molière** (s. d.).

1630—90. **Raimond Poisson**, schuf die Rolle des Crispin u. war der Vater mehrerer bedeutender Schauspieler.

1653—1729. **Michel Baron**, eigentl. **Boyron**, Sohn eines gleichnam. Schauspielers, Freund Molière's, den er als Bühnenkünstler weit übertraf; glänzte an dessen Theater bes. als Darsteller von Frauenrollen.

1656—1731. **Pierre Lenoir de la Thorillière**, Sohn eines gleichfalls namhaften Schauspielers, glänzte in der Komödie; auch seine Schwestern Louise u. Thérèse waren sehr beliebt u. wurden die Gattinnen Baron's (s. o.) u. des Bühnendichters Dancourt.

1662—1725. **Pierre Trouchon de Beaubourg**, ersetzte die Mängel seines Aeußeren durch sein lebhaftes, kunstgerechtes Mienenspiel u. das Feuer seiner Darstellung; Nachfolger Baron's (s. o.).

1673—1728. **Marc Antoine Legrand**, ein trefflicher Komiker, der auch 39 Stücke selbst verfaßte. Sein Sohn **Louis L.** war bis 1758 berühmt in Königs- u. Mantelrollen.

1674—1718. **Nicolas Étienne Le Franc**, genannt **Ponteuil**, spielte seit 1701 im Théâtre-Français mit großem Beifall alle ersten Rollen.

1681—1734. **Pierre François Biancoletti**, genannt **Dominique**, ward von allen Schriftstellern seiner Zeit als der vorzüglichste Arlequin bezeichnet, der je in Paris gespielt.

1692—1730. **Adrienne Lecouvreur**, seit 1717 in Paris, die erste franz. Schauspielerin, welche in der Tragödie die hohle u. bombastische Deklamation durch einfache u. natürliche Sprache verdrängte, auch bekannt durch ihr Verhältniß zum Marschall Moritz von Sachsen; ward durch eine ihrer Nebenbuhlerinnen vergiftet. Scribe hat ihr Schicksal zu einem effektvollen Drama benutzt.

1693—1741. **Abraham Alexis Quinault**, Sohn des Schauspielers **Nicolas Qu.** (gest. 1736).

1694—1744. **Jean Bapt. Maur. Quinault**, Bruder des Vorigen, wirkte 1712—33 am Théâtre-Français, war auch ein begabter Musiker u. Komponist. **Marie Anne Qu.**, Schwester des Vorigen, Mitglied des Théâtre-Français, schön u. geistvoll, Geliebte des Herzogs v. Orleans, dann des Herzogs v. Nevers, starb 1790 über 100 Jahre alt.

1699—1765. **François Huguet Armand**, eigentl. **Huguet**, zeichnete sich insbes. als Pantalon in der Française ital. aus.

1711—67. **Jeanne Catharine Gaussem**, genannt **Gaussin**, glänzte so sehr in den ersten Rollen der Tragödie u. der Komödie, daß selbst Voltaire ihr Talent besang.

1711—1803. **Marie Françoise Dumesnil**, berühmte Tragödin, deren Spiel ihren Schönheitsmangel ganz vergessen machte, 1737—75 Mitglied des Théâtre-Français.

1713—83. **Carlo Antonio Bertinazzi**, genannt **Carlin**, der berühmteste Arlequin des früheren Ital. Theaters in Paris, Nachfolger Thomassin's (s. o.).

1714—96. **Marie Anne Dangeville**, geb. **Botot**, eine der ausgezeichnetsten franz. Soubretten u. während ihrer 33jähr. Bühnenlaufbahn der vergötterte Liebling des Pariser Publikums.

1721—99. **Pierre Louis Dubus**, genannt **Préville**, ward von Garrick der erste Komiker der Welt genannt; Gatte von **Madeleine Michelle Angélique D.**, geb. **Drouin** (s. u.).

1723—1803. **Claire Josephe Hippolyte Clairon** (s. d.), berühmt im Fach der Heldinnen.

1727—72. **Marie Justine Benoite Favart**, geb. **Duronceray**, besaß ein ebenso vielseitiges als großes Talent u. war die erste franz. Schauspielerin, die es wagte, als Bäuerin den Reifrock u. die Atlasschuhe zu vermeiden.

1728—78. **Henri Louis Lekain**, berühmter Tragöde, seit 1750 Mitglied des Théâtre-Français, an dem er eine natürlichere Sprache einführte.

1730—99. **Rose Pétronille Bellecour de la Corbinaye**, geb. **Leroy**, genannt **la Rieuse** (weil sie mit unnachahmlicher Ausgelassenheit lachen konnte), besaß Alles, was zu einer vollkommenen Soubrette gehörte.

1731—97. **Madeleine Michelle Angélique Dubus**, geb. **Drouin**, Gattin von Pierre Louis D. (s. o.).

1743—1804. **Françoise Rose Vestris**, geb. **Gourgaud**, ausgezeichnet im Fache der Heldinnen.

1743—1809. **Jean Baptiste Henri Gourgault**, gen. **Dugazon**, Charakterspieler des Théâtre-Français, war aber sehr ungleich in seinem Spiel. Seine Frau, **Louise Rosalie**, geb. **Lefèbre** (1755—1821), war gleichfalls eine namhafte Schauspielerin.

1751—1822. **Abraham Joseph Fleury**, bekannt unter dem Pseudonym **Bénard**, eine Berühmtheit auf dem tragischen Gebiete.

1760—1813. **Louise Contat**, glänzte durch ihre körperlichen wie geistigen Vorzüge, beherrschte alle ersten Damenrollen des Lustspiels u. war lange Zeit bis 1809 eine Zierde des Théâtre-Français.

1761—1835. **Nicolas Anselme**, genannt **Baptiste**, Charakterspieler.

1763—1826. **François Joseph Talma** (s. d.), berühmter Tragöde.

1766—1839. **Paul Eustache Anselme**, gen. **Baptiste**, Bruder von Nicolas A. (s. o.), ausgezeichneter Komiker.

1774—1838. **Charles Gabriel Potier**, trefflicher Komiker.

1775—1846. **Pierre Lafon**, wirkte 1801—38 am Théâtre-Français als eines der berühmtesten Mitglieder desselben.

1778—1847. **Anne Françoise Hippolyte Boutet**, gen. **Mademoiselle Mars** (s. d.).

1781—1833. **Marie Thérèse Etiennette Bourgoin**, eine Schülerin der Dumesnil (s. o.) u. geraume Zeit eine Zierde des Théâtre-Français für das Lust- u. Trauerspiel.

1781—1853. **Charles Jacques Odry**, ein Pariser Schauspieler, der sich vom Schuhmacher u. Statisten zu einem der berühmtesten Vertreter des grotesk komischen Faches emporarbeitete.

1783—1843. **Claude Louis Séraphin Barrizin**, gen. **Monrose**, berühmtes Mitglied des Théâtre-Français.

1786—1867. **Marguerite Georges Weymer**, bekannter unter dem Namen **Georges** (s. d.), Darstellerin von Heldinnen.

1790—1843. **Emilie Leverd**, eine Rivalin der Mars (s. o.).

Geb. 1793. **Joseph Isidore Samson**, langjähriges Mitglied des Théâtre-Français (bis 1863), glänzte fast in allen Komödien Molière's, Beaumarchais' u. Marivaux'; Lehrer der Rachel u. der beiden Brohan u. selbst Bühnendichter.

1794—1872. **Etienne Arnal**, berühmter Komiker.

1796—1862. **Pierre Martinien Tousez**, gen. **Bocage**, ein hervorragender Darsteller von Intriganten- u. Charakterrollen, ward der Talma der Porte-St.-Martin genannt.

1797—1875. **Pauline Virginie Déjazet** (s. d.).

1798—1865. **Jean Baptiste François Provost**, lange Zeit gefeiertes Mitglied des Théâtre-Français, unvergleichlich nam. im Fache der biederen Alten. — **Eugène P.**, Sohn des Vorigen, gehörte 1865—69 gleichfalls dem Théâtre-Français an u. spielt seitdem im Odéon.

1798—1876. **Frédéric Lemaître** (s. d.), von Victor Hugo in seiner Rede an L.'s Grabe als „vielleicht der wunderbarste Bühnenkünstler aller Zeiten" bezeichnet.

Geb. 1800. **Marie Bouffé**, geistreicher Charakterspieler, Mitglied des Gaîté- u. des Nouveautéstheaters in Paris.

1801—73. **Pierre Chéri Lafont**, viele Jahre hindurch eine Zierde des Vaudeville- u. Gymnase-Theaters in Paris.

1801—73. **Pierre François Beauvallet**, seit 1830 am Théâtre-Français, beliebter Heldenspieler; auch Bühnendichter.

1802—77. **Jean Hippolyte Tisserant**, ein sehr beliebter Darsteller von Vätern u. dgl. Rollen im Odéontheater, das er seit 1858 leitete.

Geb. 1802. **Anaïs Pauline Aubert**, Mitglied des Théâtre-Français bis 1851, zeichnete sich lange Zeit in naiven jugendlichen Rollen aus.

Geb. um 1805. **Charles Potier**, war lange Zeit an verschiedenen Pariser Bühnen im Lustspiel thätig; auch selbst Vaudevilledichter.

1806—76. **Kime**, eigentl. **de Blonde**, Komiker des Théâtre-Français.

1806—77. **Adolphe Laferrière**, einer der populärsten Schauspieler, dessen „ewige Jugend" — sein Repertoire umfaßte beinahe alle Liebhaber- u. Heldenrollen der romantischen Schule sowie eine ganze Reihe melodramatischer Boulevardhelden, u. noch 1876 gab er die Rolle eines 17jährigen Knaben — in der Theaterwelt sprüchwörtlich war. Er glänzte der Reihe nach auf den Brettern fast aller Pariser Schauspielhäuser u. hat sich durch Kunstreisen auch im Auslande rühmlich bekannt gemacht.

Geb. 1806. **Edmond Aimé Florentin Geffroy**, seit 1829 am Théâtre-Français, seit 1865 von der Bühne zurückgetreten; seinerzeit gleich ausgezeichnet in der Tragödie wie im feineren Lustspiel, ausgezeichneter Darsteller des Tartuffe, des Alceste im „Misanthrope" ꝛc. Zugleich geschätzter Maler.

Gest. 1873. **Désiré**, eigentl. **Courtecuisse**, berühmter Komiker, der in den „Bouffes Parisiens" fast alle Hauptrollen des älteren Offenbach'schen Repertoires, nam. den „Orpheus in der Unterwelt", geschaffen hat.

Geb. 1807. **Augustine Suzanne Brohan**, nacheinander Mitglied des Théâtre-Français, des Odéon u. des Vaudevilletheaters; eine ihrer Glanzrollen war Dorine in Molière's „Tartuffe"; seit 1842 nicht mehr auf der Bühne thätig.

Geb. 1807. **François Joseph Régnier**, wirkte 1830—70 mit großem Erfolg als feiner Komiker am Théâtre Français, ist auch seit 1854 Professor am Konservatorium.

1808—56. **Pierre Frederic Achard**, ausgezeichneter Komiker, auch Sänger.

1808—70. **Pierre Levassor**, wirkte nam. am Théâtre du Palais Royal u. war in seiner Art der beste aller Pariser Komiker.

Geb. 1809. **Louis Monrose**, Sohn von Claude Louis Séraphin Barrizin, genannt Monrose (s. o.), ausgezeichneter Komiker 1850—69 am Théâtre-Français; auch Bühnendichter.

1811—76. **Leontine Volnys**, geb **Fay**, glänzte früher (1821—34) durch ihr feines u. natürliches Spiel auf der Bühne des

Pariser Gymnase Theaters, erntete dann in Petersburg große Triumphe u. war später Vorleserin bei der Wittwe des Kaisers Nikolaus.

Geb. 1814. Paul Louis Edouard Brindeau, Charakterspieler am Gymnase Theater, dann einige Jahre am Théâtre-Français u. seitdem auf verschiedenen Bühnen.

Geb. 1815. Jean Baptiste Prosper Bressant, feierte als feiner Liebhaber 1839—46 in Petersburg Triumphe, spielte dann am Gymnase in Paris u. ist seit 1854 Mitglied des Théâtre-Français. Auch seine Gattin, eine geb. Dupont, gest. 1869, war eine beliebte Schauspielerin.

Geb. um 1816. Jean Jules Chéry, seit 1846 am Théâtre-Français, anfänglich als Liebhaber u. Held, später in Väterrollen thätig.

Geb. um 1816. Zaïre Martel, gen. Nathalie, seit 1849 am Théâtre-Français, trefflich als Kokette u. in Mütterrollen.

Geb. 1819. Jeanne Arnault-Plessy, seit 1845 Gattin des Dramendichters Arnault, gehörte 1834—76 zum Verband des Théâtre-Français als unmittelbare Nachfolgerin der Mars (s. d.), bez. als die bedeutendste Darstellerin von Anstandsrollen u. Koketten, deren Typus die Célime in Molière's „Menschenfeind" ist.

Geb. 1819. Leopold Barre, anfänglich im Panthéon, dann am Odéon, darauf am Dumas'schen Théâtre Historique, an der Porte-St.-Martin, wieder am Odéon, seit 1858 am Théâtre-Français, vortrefflich in chargirten Rollen.

Geb. 1819. Paul Louis Leroux, seit 1841 als hervorragender Charakterspieler am Théâtre-Français angestellt.

1820—58. Elisa Rachel Félix, gen. Rachel (s. d.). — 1819—77. Sarah F. (s. d.), Schwester der Vorigen. — Lia F., Schwester der Vorigen, Heroine der Pariser Boulevard-Theater, insbes. der Porte-Saint-Martin. — Rébekka F., Schwester der Vorigen, gest. 1854, bis zu ihrem Tode Tragödin am Théâtre-Français. — Dinah F., jüngste Schwester der Vorigen, trat zuerst 1847 in Kinderrollen im Théâtre-Français auf, wurde 1853 am Théâtre de la Gaité, dann am Odéon engagirt u. kam danach ans Théâtre-Français, an dem sie noch in munteren Rollen excellirt. Raphaël F., einziger Bruder der Vorigen, früher Mitglied des Théâtre-Français, später selbst Theaterunternehmer.

1820—76. François Louis Lesueur, seit 1844 beliebter Komiker am Gymnase in Paris, war seit 1852 mit der berühmten Schauspielerin Anna Chéri (s. u.) verheirathet.

Geb. 1820. Charles Francisque Montan-Berton, feiner Komiker.

Geb. um 1820. Jean Marie Michel Geoffroy, ausgezeichneter Charakterspieler am Gymnase u. seit 1863 am Theater des Palais-Royal.

Geb. 1820. Vincent Alfred Baron, spielte bis 1852 an verschiedenen Pariser Theatern, ist auch Bildhauer.

Geb. 1821. Emilie Honorine Guyon, erst am Ambigu-Theater u. an der Porte-St.-Martin thätig, seit 1858 am Théâtre-Français, Tragödin.

Geb. 1821. Fleury Polydore Maubant, seit 1845 am Théâtre-Français, spielt Väter u. chargirte Charakterrollen.

Geb. 1821. Marie Charlotte Eugénie Doche, geb. de Plunkett, langjähr. gefeiertes Mitgl. des Vaudeville-Theaters in Paris.

1822—59. Eléonore Léocadie Roger de Beauvoir, geb. Doze, auch Schriftstellerin.

Geb. 1822. François Jules Edmond Got, ein Komiker ersten Ranges, seit 1850 Mitglied des Théâtre-Français.

Geb. 1823. Léontine Pauline Elise Désirée Mesnage, gen. Denain, zeichnete sich 1845—56 als Mitglied der Comédie Française im Fache der Koketten u. Liebhaberinnen aus.

Geb. 1824. Denis Stanislas Montalant, gen. Talbot, 1850 am Odéon engagirt, seit 1856 am Théâtre Français, gefeiert in fein komischen Rollen.

Geb. 1824. Joséphine Félicité Augustine Brohan, Tochter der Augustine Suzanne B. (s. o.), bis 1868 am Théâtre-Français, vorzügliche Darstellerin nam. Molière'scher Rollen; auch Bühnenschriftstellerin.

1824—61. Rose Marie Cizos, gen. Rose Chéri, zu ihrer Zeit die Perle der Darstellerinnen am Gymnase-Theater zu Paris. Anna C., gen. Chéri-Lesueur, Schwester der Vorigen, geb. 1826, Soubrette an demselben Theater.

Geb. 1825. Clarisse Bonval, seit 1847 am Théâtre-Français, Soubrette.

Geb. 1826. Louis Arsène Delaunay, 1846 bis 1848 am Odéon, seitdem am Théâtre-Français, Liebhaberrollen.

Geb. 1826. Louis Marie Henri Thomas, gen. Lafontaine, erst an der Porte St. Martin, dann am Gymnase, am Vaudeville, wieder am Gymnase, seit 1863 am Théâtre-Français für Charakterrollen.

Geb. 1829. Catherine Julie Jouassain, gehört seit 1862 dem Théâtre-Français an.

Geb. 1830. Eugène Garraud, lange an Provinzialbühnen beschäftigt, kam 1854 ans Pariser Gymnase Dramatique u. 1858 ans Théâtre-Français, wo er Liebhaber u. jugendliche Helden spielt.

1831—64. Delphine Eléonore Salvador, geb. Fix, nahm 10 Jahre lang am Théâtre-Français als zarte u. sinnige Darstellerin jungfräulicher Unschuld u. Naivetät einen der ersten Plätze ein.

Geb. 1831. Charles Jean Joseph Thiron, Komiker, seit 1869 am Théâtre-Français.

1832—75. Eugène Grenier, berühmter Komiker des Variétés-Theaters in Paris.

Geb. 1833. Emilie Madeleine Brohan, Tochter der Augustine Suzanne B. (s. o.), seit 1850 gefeiertes Mitglied des Théâtre-Français; seit 1854 vermählt mit dem Schriftsteller Mario Uchard.

Geb. 1833. Pierrette Ignace Pingaud, gen. Favart, eine Celebrität des Théâtre-Français für das Gebiet der jugendlichen Rollen in der Tragödie u. im Lustspiel.

Geb. 1835. Alexandre Frédéric Febvre, spielte auf verschiedenen kleineren Pariser Bühnen, wurde 1857 am Odéon engagirt u. glänzt seit 1866 am Théâtre-Français in Charakterrollen.

1836—74. Aimée Desclée, berühmte Tragödin des Gymnase-Theaters.

Geb. 1837. Emilie Désirée Dubois, Schülerin von Samson (s. o.); seit 1853 am Théâtre-Français, ausgezeichnete Soubrette.

Geb. 1838. Pierrette Louise Devoyod, 1856—59 am Odéon, seitdem am Théâtre-Français, gefeierte Tragödin.

Geb. 1838. Victorine Lafontaine, Gattin von Louis Marie Henri Thomas, gen. L. (s. o.) u. gleichzeitig mit ihm für das Théâtre-Français gewonnen; spielt Liebhaberinnen.

Geb. 1841. Benoît Constant Coquelin, ausgezeichneter Vertreter der feineren Komik, Mitglied des Théâtre-Français.

Geb. 1842. Jeanne Tordeus, seit 1862 am Théâtre-Français, Tragödin, aber auch im Lustspiel thätig.

Geb. 1859. Frl. Dudlay, eigentlich Dulait, Tragödin des Théâtre-Français.

### Englische Schauspieler u. Schauspielerinnen.

1638—1710. Thomas Betlerton, Charakterspieler, errichtete 1690 das Lincolns-infield-Theater in London, führte die beweglichen Dekorationen auf der engl. Bühne ein u. schrieb auch selbst 8 Stücke.

1650—87. Eleanor od. Nell Gwynn, auch bekannt durch ihr Liebesverhältniß mit König Karl II.

1671—1757. Colley Cibber, leistete als alter Murrkopf u. verliebter alter Geck Ausgezeichnetes, gewann auch als Bühnendichter u. Miteigenthümer des Drurylane-Theaters Bedeutung.

1678—1707. George Farquhar, Tragöde, auch Theaterdichter.

1681—1733. Barton Booth, Tragöde, zuletzt auch Miteigenthümer des Cibber'schen Theaters in London.

1690—1797. Charles Macklin, eigentl. Mac Laughlin, ein irischer Bühnenkünstler, der nicht blos als Charakterspieler, sondern auch als Theaterdichter u. Lehrer der Schauspielkunst Ausgezeichnetes leistete. Schon 100 Jahre alt, spielte er noch den Shylock, seine Glanzrolle, mit voller Kraft.

1711—85. Catherine Clive, geb. Raftor, eine Berühmtheit im komischen Fach.

1716—79. David Garrick (s. d.), gleich groß im Tragischen wie im Komischen; auch Bühnenleiter.

1719—77. Samuel Foote (s. d.), Komiker.

1757—1823. John Philip Kemble, Tragöde. George Stephen K., Bruder des Vorigen, 1758—1822. Charles K., Bruder der beiden Vorigen, 1775—1854, excellirte zumeist in den Gentlemanrollen des höheren Lustspiels u. in Charakterrollen. — Sarah Siddons, geb. K., Schwester der drei Vorigen, 1755—1831, eine der größten Darstellerinnen Shakespeare'scher Charaktere, nam. der Lady Macbeth. — Frances Anne, gen. Fanny K., Tochter des Charles K., geb. 1811, gleichfalls bedeutende Tragödin. — Adelaïde K., Schwester der Vorigen, geb. 1816, auch Opernsängerin.

1784—1862. James Sheridan Knowles, ward mehr durch Fleiß als Talent ein guter Darsteller von Charakterrollen, auch verdient als dramatischer Schriftsteller.

1787 (nach Anderen 1789) bis 1833. Edmund Kean (s. d.), Tragöde. — Charles John K., Sohn des Vor., 1811—68, Charakterspieler.

1791—1872. Elizabeth O'Neill, berühmte Tragödin, aus Irland gebürtig, schon seit 1819, dem Jahre ihrer Verheirathung mit William Wrixon Beecher, nicht mehr bühnenthätig.

1791—1874. William Henry West Betty, s. Z. als „der junge Roscius" berühmt.

1793—1873. William Charles Macready (s. d.), Liebhaber, dann Heldenspieler, auch Bühnenleiter.

1796—1835. Charles Mathews, auf Londoner Bühnen u. in Amerika als Komiker gern gesehen.

Geb. 1803. Charles James Mathews, Sohn des Vor., bedeutender Charakterspieler, der auch in Amerika u. selbst in Paris großen Beifall erntete. Auch Theaterdichter.

Geb. 1805. Ellen Tree, Tragödin, 1842—68 mit Charles John Kean (s. o.) verheirathet.

Geb. 1806. Samuel Phelps, Tragöde.

1810—67. Ira Aldridge (s. d.), Tragöde.

1812—77. Henry Compton, berühmter Komiker, Mitglied des Drury-Lane-Theaters.

1819—64. William Searle, auch Direktor des Astley-Theaters in London.

1821—64. Frederick Robson, einer der genialsten Schauspieler der neuzeitl. engl. Bühne, der im Rührstück wie in der Posse die gleiche Meisterschaft bewährte u. das Olympic-Theater zu einem der besuchtesten Londons machte.

Geb. 1823. Charles Fechter, väterlicherseits deutscher Abkunft, Tragöde, der erste engl. Schauspieler, der mit der Tradition brach u. den „blonden u. beleibten" Hamlet darstellte, wie ihn seine Mutter schildert; spielte auch früher in Berlin u. Paris, dann (seit 1860) auf dem Princeßtheater in London.

Geb. 1830. John Lawrence Toole.

**Italienische Schauspieler u. Schauspielerinnen.**

1674 (od. 1677) bis 1753. Ludovico Riccoboni (s. d.), trat als Reformator der ital. u. franz. Bühne auf, von der er nam. den Arlechino verbannte. Er war mit der Schauspielerin Elena Virginia Baletti (1668 bis 1771) verheirathet. — Antonio Francesco R., Sohn der Vorigen, 1707—72, spielte 1726—50 auf dem Ital. Theater, für das er auch mehrere Lustspiele schrieb, u. war Mitverfasser der Schrift seines Vaters über die Schauspielkunst. Die ausgezeichnete franz. Schauspielerin u. spätere Schriftstellerin Marie Jeanne Laboras de Mézières (1714—92) war seine Gattin.

1682—1739. Tommaso Antonio Vicentini, genannt Thomassin, machte sich als Arlequin auf dem früheren Ital. Theater in Paris einen Namen. Auch sein Sohn Vincenzo T. (1718—70) u. sein Enkel Guillaume T. (1744—1807) machten sich als Schauspieler einen Namen.

1779—1828. Francesco Righetti, wirkte als hervorragender Tragöde in Turin, war auch selbst Bühnendichter. Seine Tochter (gest. 1864) war gleichfalls eine namhafte Schauspielerin.

1803—61. Gustavo Modena, Reformator des Ital. Theaters.

1810—64. Francesco Priuli, einer der vorzüglichsten Mimen seines Vaterlands, auch Direktor des Alfieri-Theaters in Turin.

Geb. 1820. Ernesto Rossi, Tragöde.

Geb. 1824. Adelaide Ristori (s. d.), Tragödin.

Geb. 1829. Tommaso Salvini, Tragöde, insbes. berühmter Hamlet-Darsteller.

Gest. 1864. Taddei, berühmter Komiker in Florenz.

**Deutsche Opernsänger u. Opernsängerinnen.**

1714—83. Marianne Pirker, eine der ersten Sängerinnen ihrer Zeit, Gattin des Violinisten P.

1714—97. Anton Raff, ein Tenorist, der fast ein halbes Jahrh. hindurch in Italien u. Deutschland einen ungeheuren Enthusiasmus erregte, seit 1779 Kammersänger des Kurfürsten von der Pfalz.

1744—1833. Philipp Jakob Tochtermann, vorzüglicher Bassist in Mannheim u. München.

1745—1825. Ludwig Fischer, der berühmteste Bühnenbassist seiner Zeit. Auch seine Frau, Barbara F., geb. Strasser (geb. 1758), war eine Sängerin u. Schauspielerin von Ruf.

1745—?. Susanne Jakobine Jungert, geb. Betz, seit 1786 Hofsängerin in München.

1749—1833. Gertrude Elisabeth Mara, geb. Schmehling, eine der größten Sängerinnen aller Zeiten, der höchstens die Catalani u. die Malibran an die Seite zu stellen sind.

1751—1802. Korona Elisabeth Wilhelmine Schröter, dramatische Sängerin, eine Schülerin Hiller's in Leipzig, wo sie auch in Konzerten sang, 1778—83 als Primadonna u. auch Schauspielerin, das talentvollste u. anmuthigste Mitglied des Hoftheaters in Weimar, auch Liederkomponistin; zu ihren Verehrern zählte Goethe, der sie auch besang.

1751—1805. Johann Baptist Lasser, als Sänger u. Opernkomponist gleich berühmt, seit 1791 Kammersänger in München.

1751—1826. Karl David Stegmann, namhafter Tenorist, auch Komponist.

1752—?. Eveline Broschard, geb. Flein, berühmte Opernsängerin. Auch ihre Tochter, Marie Johanne B. (1775—?), errang auf der Bühne große Erfolge.

1752—1810. Ludwig Rau, vortrefflicher Tenorist, in Weimar, Hamburg u. Berlin engagirt, auch Liederkomponist.

1755 (nach Anderen 1753)—88. Katharina Bergopzoomer, geb. Leitner, eine treffliche Sängerin, die zuerst unter dem adoptirten Namen Schindler auf vielen Bühnen Italiens u. Deutschlands auftrat u. nach ihrer Verheirathung mit dem Schauspieler u. Bühnendichter Joh. Bapt. B. bei der Ital. Oper in Braunschweig u. seit 1783 beim Nationaltheater in Prag engagirt war.

1756—?. Felicitas Agnese Heyne, geschiedene Benda, geb. Ritz, die berühmteste deutsche Sängerin ihrer Zeit.

1758—1826. Benedikt Schack, eigentlich Cziak, ein Böhme von Geburt, Freund Haydn's u. Mozart's, welch Letzterer für ihn den Tamino in der „Zauberflöte" schrieb, starb als Hofopernsänger in München, auch Komponist.

1759—1822. Joseph Karl Ambrosch, aus Böhmen, sang in Hamburg, Hannover u. Wien, bevor er 1791 als erster Tenorist am Berliner Nationaltheater engagirt wurde. Auch seine Tochter, Wilhelmine A. (geb. 1791), war nicht blos eine tüchtige Klavierspielerin, sondern auch Sängerin.

1760—?. Sophie Elisabeth Susanne Scheidler, geb. Preysing, ausgezeichnet als Theater- wie als Konzertsängerin, Gattin des Violoncellisten Joh. David S. († 1802).

1761—?. Marie Sophie Niclas, eine hervorragende Mezzosopranistin.

1762—87. Adelheid Eichner, war als erste Sängerin an der Berliner Oper engagirt, auch treffliche Pianistin.

1763—1814. Johann Christian Franz, ausgezeichneter Bassist in Berlin.

1763—1829. Luise Müller, geb. Kreß, eine ausgezeichnete Altsängerin.

1764—1844. Friedrich Eunike, berühmter Tenorist. Seine zweite Gattin, Therese E., geb. Schwachhofer (geb. 1776), war als Sängerin in Berlin engagirt. Auch seine Tochter, Johanna E. (geb. 1801), spätere Gattin des Malers Franz Krüger, hatte gleichfalls als Sängerin großen Ruf.

1764—1850. Johanne Charlotte Saint Aubin, geb. Schröder, berühmte Sängerin an der Großen, dann an der Komischen Oper in Paris.

1765—88. Charlotte Wilhelmine Franziska, gen. Minna Brandes, eine Tochter des Schauspielers B., die von Lessing zur Taufe gehalten worden, erwarb sich nicht blos als Sängerin, sondern auch als Klavierspielerin u. durch ihre treffliche musikalische Bildung einen bedeutenden Ruf.

1765—1845. Johannes Alois Mieksch, Baritonist, seit 1799 längere Zeit Mitglied der Ital. Oper in Dresden, auch Komponist, Gesanglehrer u. zuletzt Archivar der Musikal. Privatbibliothek des Königs von Sachsen.

1765—?. Thekla Batka, geb. Podlesca, ward von Joh. Adam Hiller, der sie u. ihre Schwester als umherziehende Harfenmädchen traf, zu einer bedeutenden Sängerin ausgebildet. Das Denkmal Hiller's bei der Thomasschule in Leipzig ist demselben von beiden dankbaren Schwestern errichtet worden.

1767—1800. Rosine Eleonore Henriette Righini, geb. Kneisel, sang bes. in Frankfurt a. M. u. in Hamburg, Gattin des Vincenzo R. (s. d. unter den ital. Sängern).

1768—1853. Henriette Rahel Rietz, geschiedene Baranius, geb. Husen, erntete 1786—97 auf der Bühne des Nationaltheaters in Berlin Lorbeern.

1768—96. Eleonore Zucker, geb. Bösenberg, ber. Sängerin, auch Schauspielerin.

1768—1840. Johann Michael Vogl, berühmter Tenorsänger, an der Wiener Hofoper engagirt.

1769—1818. Elisabeth Billington, geb. Weichsel, sehr berühmte Sängerin.

1770—97. Jeanne Fontaine, Tochter eines Tanzlehrers in Münster, deren Schönheit nicht minder als ihre Stimme bewundert wird.

1770—1817(?). Johann Baptist Ellmenreich, vorzüglicher Bassist, seit 1807 Kammersänger in München.

1771—1848. Amalie Schmalz, war 1790 bis 1817 in Italien, Wien u. hauptsächlich in Berlin bühnenthätig, dann Gesanglehrerin.

1772—1851. Marianne Müller, geb. Hellmuth, 1789—1815 erste Sängerin in Berlin.

1773—1809. Margarethe Luise Schick, geb. Hamel, enthusiasmirte zu ihrer Zeit das Publikum in Mainz, Hamburg u. Berlin, Gattin des Violinisten Ernst S.

1774—1803. Katharina Lang, erwarb sich in Italien großen Ruf u. heirathete später den Sänger Zuccarini in München.

1774—1845. Wilhelm Ehlers, wirkte als erster Tenor auf den ersten Bühnen Deutschlands.

1774—1851. Johann Baptist Krebs, Tenorist, 1795—1823 Mitglied des Hoftheaters in Stuttgart. Sein Adoptivsohn ist der Dresdener Hofkapellmeister Karl August K., dessen Gattin, Aloise Krebs-Michalesi, durch ihren schönen Mezzosopran Aufsehen machte u. 1849—69 am Hoftheater in Dresden engagirt war.

1774—1852. Friedrich Karl Gollmick, erster Tenorist in Hamburg, Kassel (unter der Regierung Jérôme Bonaparte's) ꝛc., auch trefflicher Musiker.

1775—?. Sabine Hitzelberger, berühmt durch ihre umfangreiche, zarte u. außerordentlich geschulte Stimme, mit der sie auch in Paris Triumphe feierte. Auch ihre Töchter Johanna (geb. 1783) u. Regina (geb. 1786), waren bedeutende Sängerinnen.

1775—1833. Anton Ludwig Heinrich Ohmann, s. Z. ein hervorragender Bassist, war zuletzt Musikdirektor an den Stadtkirchen in Hamburg.

1777 (od. 1778)—1848. Karoline v. Jagemann-Heygendorff (s. d.), auch Schauspielerin.

1780—?. Georg Weixelbaum, vorzüglicher Tenorist in Wien.

1780—?. Joseph Fischer, Sohn des Ludwig F. (s. o.), Bassist, wird von Manchen noch über den Vater gestellt. Seine älteste Schwester war dramatische Sängerin.

1781—1867. Christian Wilhelm Haeser, vierter Sohn des Leipziger Musikdirektors Joh. Georg H., berühmter Bassist. Seine Schwester, Charlotte Henriette H. (1784—1831), sang meistens in Italien, wo man sie la divina Tedesca nannte, trat seit ihrer Verheirathung mit Ginf. Vera nicht mehr auf.

1782—1851. Julius Miller, s. Z. einer der besten Tenoristen Deutschlands, auch selbst Opernkomponist u. zuletzt Theaterdirektor.

1783—1857. Karl Wauer, auch Schauspieler, war bes. als Leporello u. Rocco unübertrefflich.

1783—1858. Georg Mittermayer, Baritonist, 1806—34 Hofopernsänger in München.

1785—1838. Pauline Anna Milder-Hauptmann, dramatische Sängerin mit einer kolossalen Stimme, 1804 an der Wiener Hofoper engagirt, später auch in Berlin u. Petersburg wirkend. Beethoven schrieb für sie seinen Fidelio.

1785—1870. Johann Christoph Grünbaum, Tenorist, war Hofopernsänger in Berlin. Seine Gattin s. u.

Geb. 1785. Marianne Schönberger, geb. Marconi, einst eine gefeierte Altistin, lebt noch in Darmstadt.

1787—?. August Gottlieb Klengel, ausgezeichnet durch seinen schönen, klangvollen Tenor.

1788—1856. Heinrich Blume, vorzüglicher Bassist, bis 1848 in Berlin Bühnensänger.

1789—1870 (nicht 1836). Karl Adam Bader, berühmter Tenorist, preuß. Hofopernsänger.

1790—1869. Anton Haizinger, berühmter Tenorist, Hofopernsänger in Karlsruhe.

1790—1872. Karoline Seidler, geb. Wranitzky, wirkte bis 1838 als ausgezeichnete Sängerin in Berlin, war mit dem Geigenvirtuosen Ferd. Aug. S. verheirathet.

1790—?. Josephine Schulz (n. Anderen Schulze), geb. Killitschky, eine Wienerin, 1813—31 Mitglied der Berliner Oper.

1791—1859. Franz Wild, soll der größte deutsche Bühnentenorist gewesen sein.

1791—1876. Therese Grünbaum, geb. Müller, außerordentlich begabte Sängerin, wirkte 1818—30 am Hofopern-Theater in Wien. Auch ihre Tochter, Karoline G. (geb. 1814), war eine anmuthige u. geistreiche Sängerin.

1792—1837. Franz Xaver Löhle, als Tenorist seit 1819 am Münchener Hoftheater engagirt, auch Komponist.

1792—1845. Joseph Binder aus Prag, trefflicher Tenorist, war bis 1836 bühnenthätig, dann in Pest Gesanglehrer.

1793—1856. Karl Stümer, ausgezeichneter Tenorist, später Gesanglehrer am Hoftheater in Berlin.

1793—1866. Jakob Wilhelm Rauscher, namhafter Tenorist, Mitglied der Hofbühnen in Hannover u. Stuttgart.

1794—1872. Anton Babnigg, in der ersten Hälfte des 19. Jahrh. einer der besten deutschen Tenoristen, war eine Zeit lang Hofopernsänger in Dresden. Seine Tochter, Emma B., seit 1855 an einen Herrn Mampé verheirathet u. meist in Breslau lebend, erwarb sich den Namen „schles. Nachtigall".

1795—1831. Johann Gottfried Bergmann, seit 1816 als lyrischer Tenorist am Hoftheater in Dresden angestellt.

1795—1832. Joseph Spitzeder, ein ausgezeichneter Baßbuffo, wirkte 1824—32 in Berlin. Auch seine beiden Frauen, Henriette S., geb. Schüler (1800—28), u. Betty S., geb. Vio, waren gute Sängerinnen.

1796—1852. Franz Jäger, früher ein sehr beliebter Tenorist, 1824—31 Mitglied des Königstädter Theaters in Berlin, seit 1836 Gesanglehrer in Stuttgart, auch Liederkomponist.

1796—1853. Johann Michael Wächter, vortrefflicher Bariton, zuletzt an der Dresdener Hofbühne thätig, an der auch seine Frau, Therese W., geb. Wittmann (geb. 1802), als Soubrette engagirt war.

1797—?. Auguste Krüger-Aschenbrenner, sang unter großem Beifall auf den bedeutendsten Bühnen Deutschlands u. war 1819—31 Hofopernsängerin in Darmstadt.

1797—1834. Karl Hambuch, berühmter Tenorist, zuletzt in Stuttgart.

1797—1845. Klementine Pellegrini, geb. Moralt, Gattin des Giulio P. (s. d., unter den ital. Sängern), eine treffliche Kontraaltistin, Mitglied des Hoftheaters u. der Hofkapelle in München.

Geb. 1798. Franz Hauser, s. Z. einer der besten deutschen Baritonisten, ward 1848 Direktor des Konservatoriums in München.

1799 (nach And. 1800) bis 1876. August Zschiesche, vortrefflicher Bassist, ehemaliges Mitglied der Hofoper in Berlin.

1800—27. Klara Metzger-Vespermann, ward wegen ihrer treffl. Gesangskunst gefeiert.

1800—41. Franz Rosner, eigentlich Rosnik, aus Ungarn gebürtig, trefflicher Tenorist, sang in Wien, London, Amsterdam u. Brüssel, bevor er erster Tenorist an der Hofoper in Stuttgart wurde.

1801—62. Joseph Eichberger, aus Böhmen, ein ausgezeichneter Tenorist, war seit 1848 Gesanglehrer.

1801—76. Fortunata Walzel, geb. Franchetti, eine zu ihrer Zeit gefeierte Koloratursängerin.

Geb. 1801. Katharina Kraus, geb. Wranitzky, wurde zu ihrer Zeit als Bühnensängerin sehr geschätzt, sang eine Zeit lang auch in den Leipziger Gewandthauskonzerten.

Geb. 1802. Anna Maraffa, geb. Miedke, Adoptivtochter des Bassisten Jos. Fischer, erwarb sich hauptsächlich in Italien einen bedeutenden Ruf.

1803—73. Charlotte v. Veltheim, einst eine gefeierte Sängerin am Dresdener Hoftheater.

1803—77. Katharina Vespermann-Sigl, Mitglied der Münchener Hofoper, erwarb sich auf verschiedenen Kunstreisen sowol als Opern- wie auch als Konzertsängerin einen bedeutenden Namen.

1803—77. Karoline Unger (in Italien Ungher genannt), eine berühmte Wiener Sängerin, die aber seit 1828 meist in Italien sang, war seit 1840 mit dem Franzosen Sabatier verheirathet.

Geb. 1803. Signora Carradori, eigentlich Munk, war von deutschen Eltern in Mailand geb., nahm aber den Namen ihres Gesanglehrers C. an, heirathete den Engländer Allan u. zog sich, nachdem sie auf franz., ital., deutschen, russ. u. engl. Bühnen Lorbern geerntet, 1840 vom Theater zurück.

1805—41. Karl Friedrich Curschmann, berühmt als Tenorist.

1805—60. Wilhelmine Schröder-Devrient (s. d.), die berühmteste dramatische Sängerin.

Geb. 1805—76. Elise Pohl-Beisteiner, erwarb sich zuerst in Italien einen Namen u. war dann am Hoftheater in Kassel engagirt; in erster Ehe mit dem Tenoristen Pohl verheirathet, wurde sie 1838 Gattin des Musikdirektors Czabaun.

Geb. 1805. Heinrich Theodor Knaust, Tenorist, 1833—42 am Theater in Weimar.

Geb. 1805. Joseph Draxler, Bassist, bis 1876 Hofopernsänger in Wien.

Geb. 1805. Katharina Canzi aus Baden bei Wien, eine ausgezeichnete Sängerin der ital. Schule, war seit 1827 Hof- u. Kammersängerin in Stuttgart, wo sie sich mit dem Schauspieler Walbach verheirathete.

1806—54. Henriette Gertrude Walpurgis, Gräfin Rossi, geb. Sontag (s. d.).

1806—60. Nannette Schechner-Waagen, berühmte Sängerin in München, mußte sich wegen des Verlustes ihrer Stimme schon 1835 von der Bühne zurückziehen.

1806—74. Eduard Mantius, s. Z. mit einer ausgezeichneten Tenorstimme begabt, früher (bis 1857) Mitglied der Hofoper in Berlin, später Gesanglehrer daselbst.

Geb. 1806. Karoline Fischer, geb. Achten, berühmte dramatische Sängerin, die 1830 auch in Paris Aufsehen machte.

1806(?)—?. Wilhelm Bayer, ein ausgezeichneter Tenorist am Münchener Hoftheater, dessen Glanzzeit in die Jahre 1829—40 fällt.

1807—49. Amalie Hähnel, ausgezeichnet geschulte Sängerin mit klangreichem Mezzosopran, war am Königstädter Theater u. bis 1845 an der Hofoper in Berlin engagirt.

1807—61. Joseph Staudigl, s. Z. der berühmteste Bassist, seit 1831 Mitglied der Wiener Hofoper, wurde geisteskrank.

1807—63. Sophie Schoberlechner, geb. dall' Occa, seit 1824 Gattin des Pianisten Franz S., sang bis 1840 in Petersburg, Wien u. Italien.

1807—75. Joseph Wurda, zu Raab geb., ausgezeichneter Tenorist, war auch Stadttheater-Direktor u. seit 1858 Gesanglehrer in Hamburg.

Geb. 1807. Friedrich Schmezer, 1836—66 erster Tenorist am Hoftheater in Braunschweig, seit 1861 artist. Inspektor an demselben.

Geb. 1807. Joseph Aloys Tichatschek (s. d.), s. Z. berühmter Heldentenor.

1808—74. Heinrich Schäffer, beliebter Tenorist am Hamburger Stadttheater, seit 1838 nicht mehr bühnenthätig.

1808—76. Georg Wilhelm Dettmer, vortrefflicher Bassist, seit 1849 bis kurz vor seinem Tode Mitglied des Stadttheaters in Frankfurt a. M.

1809—72. Sabine Heinefetter, glänzte neben einer Sontag u. Malibran. Von ihren Schwestern waren nam. Kathinka H. (gest. 1858) u. Klara Stöckel H. (1816—57) gleichfalls mit einer schönen Stimme begabt.

Geb. 1809. Beatrix Fischer, geb. Schwarzbock aus Ungarn, dramatische Sängerin, seit 1831 lange Zeit in Karlsruhe engagirt.

Geb. 1809. Gustav Krüger, ausgezeichneter Bassist, seit 1827 anhalt-dessauischer Hof- u. Kammersänger.

1811—66. Johanna Sophie Löwe (s. d.), später Fürstin v. Liechtenstein, erregte überall den größten Enthusiasmus.

1811—71. Joseph Erl, seit 1838 etwa 30 Jahre lang lyr. Tenor an der Wiener Hofoper. Seine beiden Söhne, Anton u. Joseph E., sind am Hoftheater in Dresden engagirt; der erstere ist ein trefflicher Koloratur-Tenorist.

Geb. 1811 (nach A. 1802 od. 1805). Henriette Bertha Carl, preuß. Kammersängerin, glänzte nam. in trag. Partien, seit 1842, nicht mehr bühnenthätig.

Geb. 1812. Pauline v. Schätzel, Enkelin der Marg. Luise Schick (s. d.) u. Tochter der Julie v. S., geb. Schick, die sich mehr als Gesanglehrerin bekannt gemacht hat, 1828 bis 1832 eine beliebte Sängerin an der Hofoper in Berlin, heirathete dann den Hofbuchdrucker v. Decker, jetzt Wittwe.

1813—70. Agnes Schebest, ausgezeichnete Sängerin, zog sich nach ihrer Verheirathung mit David Friedr. Strauß (s. d.) von der Bühne zurück.

Geb. 1813. Anna Maria Wilhelmine v. Hasselt-Barth, aus Holland gebürtig, glänzte in München u. seit 1839 längere Zeit am Wiener Kärnthnerthor-Theater.

1814—68. Karoline Bercht, geb. Grünbaum, Tochter der Therese G. (s. o.), eine anmuthige u. geistreiche Sängerin, zählte 1832—44 zu den gefeiertsten Mitgliedern der Berliner Hofoper.

1814—73. Johann Baptist Pischek, berühmter Baritonist, 1844—63 Hofopernsänger in Stuttgart.

1814—74. Auguste v. Faßmann, bis 1848 die berühmte Primadonna des Münchener Hoftheaters.

Geb. 1814. Friedrich Hermann Arndt, berühmter Baritonist, auch Schauspieler, war Mitglied des Hoftheaters in Stuttgart.

Geb. 1814. Gustav Hölzel, als vorzüglicher Baritonist der erste Darsteller des Beckmesser in Wagner's „Meistersingern" (München 1868), 1837—62 Mitglied der Wiener Hofoper, auch Konzertsänger u. Liederkomponist.

Geb. 1814. Karl Joseph Oberhoffer, ein Baritonist von Ruf, Mitglied des Hoftheaters in Karlsruhe.

Geb. 1815. Karoline Botgorschek, vorzügliche Altistin, war eine Zeit lang an der Dresdener Hofoper engagirt.

Geb. 1815. Maschinka Schubert, Tochter des Kapellmeisters Georg Abrah. Schneider, aus Reval gebürtig, seit 1860 pensionirte königl. sächs. Hofopernsängerin; seit 1878 Wittwe des k. sächs. Konzertmeisters Franz Schubert.

1816—77. Jenny Lutzer, unternahm als Mitglied des Kärnthnerthor-Theaters viele Gastspielreisen, zog sich aber nach ihrer Verheirathung mit Franz v. Dingelstedt (s. d.) von der Bühne zurück.

Geb. 1816. August Kindermann, ein bedeutender dramatischer Sänger mit schönem Bariton, erst in Berlin, dann in Leipzig u. am Münchener Hoftheater, jetzt am Hamburger Stadttheater engagirt.

Geb. 1816. Karl Formes, berühmter Bassist, machte auch in England u. Amerika Aufsehen.

1818—76. Anton Mitterwurzer, ausgezeichneter Baritonist, langjähr. Mitglied der Hofbühne in Dresden.

Geb. 1818. Henriette Großer, dramatische Sängerin, schon seit längerer Zeit nicht mehr bühnenthätig.

1821—64. Alois Ander aus Böhmen, Mitglied der Wiener Hofoper, einer der ersten Tenoristen der Welt, starb im Wahnsinn.

Geb. 1821. Hans Feodor v. Milde, ein Baritonist, dessen Wirksamkeit nam. für die Musikgeschichte Weimars, wo er Hofopern- u. Kammersänger ist, bedeutsam geworden.

1822—77. Auguste Knopp, berühmte tramatische Sängerin, seit 1851 Mitglied der Hofbühne in Weimar, zuerst mit dem Schauspieler Fehringer, dann mit dem Schauspieler u. Opernsänger Karl K. (s. d.) verheirathet.

Geb. 1823. Luise Köster, geb. Schlegel, hervorragend nam. in klass. Opern, wurde 1847 als Kammersängerin in Berlin engagirt.

Geb. 1823. Rudolph Heinrich Salomon, Bassist, seit 1850 Mitglied der Berliner Hofoper.

1824—78. Henriette Treffz, treffliche Opern- u. Liedersängerin, vor ihrer Verheirathung (um 1862) mit dem Walzerkönig Johann Strauß ein beliebtes Mitglied des Theaters an der Wien.

Geb. 1824. Sophie Cruvelli, eigentlich Crüwell, jetzt Baronin Vigier, hat mit ihrer Schwester, Marie C. (gest. 1868), nam. in Paris Triumphe gefeiert.

Geb. 1824. Theodor Wachtel, ausgezeichneter Tenorist, k. preuß. Kammersänger, bekannt insbes. durch seinen Chapelou im „Postillon von Lonjumeau".

1826—73. Dr. Karl Schmidt, ein Schweizer von Geburt u. von Haus aus Arzt, Hofopern- u. Kammersänger in Wien.

1826—74. Theodor Formes, galt auf der Höhe seines Ruhmes für einen der befähigtsten Tenoristen, war 1851—73 eine Zierde der Berliner Hofoper, starb im Wahnsinn.

Geb. 1826. Jenny Bürde, geb. Ney, ehemals erste Sängerin am Hoftheater in Dresden (bis 1867), jetzt Gesanglehrerin daselbst. Seit 1855 ist sie die Gattin des ehemaligen Dresdener Hofschauspielers Emil Bürde (geb. 1827), der jetzt angehende Schauspieler unterrichtet u. Theaterkritiker ist.

Geb. 1827. Lucretia Rutschmann, war Hofopernsängerin in Karlsruhe.

Geb. 1827. Rosa v. Milde, geb. Agthe, Gattin des Hans Feodor v. M. (s. d.), ausgezeichnete Koloratursängerin, 1845—67 Mitglied des Hoftheaters in Weimar, jetzt Gesanglehrerin.

Geb. 1828. Johann Nepomuk Beck, ein Wiener Hofopernsänger, den man zu den bedeutendsten deutschen Baritonisten rechnen muß, ist aus Pest gebürtig.

Geb. 1828. Johanna Jachmann, geb. Wagner, erregte zu ihrer Zeit durch ihre kräftige Mezzosopranstimme Enthusiasmus, war erst als Sängerin, später als Tragödin auf der Berliner Hofbühne thätig.

Geb. 1828. Mathilde Marlow, eigentlich v. Wolfram, aus Agram gebürtig, eine ausgezeichnete Sängerin am Stuttgarter Hoftheater, war seit 1844 mit Anton v. Homolatsch (gest. 1859), dem ehemaligen Adjutanten Koscinszko's, verheirathet.

1829—76. Franz Siegel, Heldentenor, zuletzt am Stadttheater in Königsberg i. Pr.

Geb. 1829. August Gottfried Ludwig Fricke, seit 1856 erster Bassist an der Berliner Hofoper, feierte 1862—64 auch in London große Triumphe.

1830—?. Frl. La Grua, war seit 1853 längere Zeit erste Sängerin am k. k. Karthnerthortheater in Wien.

1831—77. Therese Tietjens, eine der berühmtesten Sängerinnen der Neuzeit, nam. in England, wo sie auch starb, gefeiert.

Geb. 1831. Albert Niemann (s. d.), einer der berühmtesten Tenoristen der Neuzeit.

Geb. 1832 (?). Dr. G. Gunz, Tenorist, längere Zeit Mitglied des Hoftheaters in Hannover.

Geb. 1832. Luise Dustmann, geb. Meyer, dramatische Sängerin, 1856—76 Mitglied der Wiener Hofoper.

Geb. 1832. Paul Michael Eugen Degele, Baritonist, k. s. Hofopern- u. Kammersänger.

Geb. 1835 (?). Aglaja Orgenyi, eigentlich Görgey, aus Galizien gebürtig, ausgezeichnete Koloratursängerin, beste Schülerin der Viardot-Garcia, eine Zeit lang am Hoftheater in Hannover engagirt, jetzt in Madrid.

Geb. 1835. Bodo Borchers, Bassist, Hofopernsänger in Weimar.

Geb. 1835 (?). Emilie Krall, eine treffliche Koloratursängerin, längere Zeit Mitglied des Hoftheaters in Dresden, jetzt nicht mehr bühnenthätig u. als Gattin des Schauspielers u. derzeitigen Direktors des Hofoperntheaters Franz Jauner (s. d.) in Wien lebend.

Geb. 1835. Ferdinand Groß, Heldentenor, seit 1866 in Leipz., später in Frankf. u. Rotterd.

Geb. 1835. Franz Betz, Baritonist, einer der Hauptvertreter u. Apostel der Wagner'schen Musik, seit 1859 Hofopern-, bez. seit 1874 Kammersänger in Berlin.

Geb. 1835. Franz Nachbaur, bedeutender Tenorist, 1869—73 u. wieder seit 1874 Hofopern- u. Kammersänger in München.

Geb. um 1835. Gustav Walter, lyr. u. Heldentenor, Kammer- u. Hofopernsänger in Wien, leistete auch als Oratorien- u. Konzertsänger Hervorragendes.

Geb. 1835. Hans Rokitansky, ausgezeichneter Bassist, Hofopernsänger u. Professor am Konservatorium in Wien, verheirathet mit der Sängerin Therese Lablache.

Geb. 1835. Heinrich Wilken, Gesangskomiker u. Tenorbuffo am Wallner-Theater in Berlin, auch dramat. Schriftsteller.

Geb. 1835. Josef Bletzacher, Bassist, seit 1862 am Hoftheater in Hannover.

Geb. 1836. Friederike Grün, dramatische Sängerin, bis 1869 am Berliner Hoftheater, sang dann in Italien u. St. Petersburg, ist koburgische Kammersängerin.

Geb. um 1836. Leonhard Labatt, von Geburt ein Schwede, Tenorist, Mitglied der Wiener Hofoper.

Geb. 1836. Lorenz Riese, ein durch seine glänzenden Stimmmittel ausgezeichneter Tenorist, seit 1873 Heldentenor am Hoftheater in Dresden.

1836—65. Ludwig Schnorr v. Carolsfeld (s. d.), dramat. Sänger. Seine Wittwe, Malwine S. v. C., geb. Garrigues, war gleichfalls Opernsängerin, wirkt jetzt nur noch als Gesanglehrerin.

1838—65. Eleonore de Ahna, eine Schwester des als Geigenvirtuos bekannten Konzertmeisters Heinr. de A. in Berlin.

Geb. um 1838. Gustav Siehr, Bassist in Wiesbaden.

1838. Zelia Trebelli, eigentlich Gilbert, von deutschen Eltern in Paris geb., eine Altistin ersten Ranges, die ihren Weltruf in Berlin begründete, auch Konzertsängerin.

Geb. 1839. Georgine Schubert, Tochter der Maschinka Sch. (s. o.), mecklenb. strel. Kammersängerin.

Geb. 1839. Minna Peschka, geb. v. Leutner, eine der bedeutendsten deutschen Koloratursängerinnen der Gegenwart, seit 1876 Mitglied des Hamb. Stadttheaters, vorher in Leipzig.

Geb. 1839. Sophie Stehle, war von 1860 bis zu ihrer 1875 erfolgten Verheirathung mit einem Frhrn. v. Knigge eine gefeierte erste Sängerin am Hoftheater in München. Ihr dramat. Talent bewegte sich am glücklichsten in eleganten u. naiven Rollen.

Geb. 1840. Aemilian Donatus Fried., gen. Emil Scaria, vorzüglicher Bassist, seit 1861 Hofopernsänger in Dresden, seit 1872 in Wien.

Geb. 1840 (?). Hedwig Reicher-Kindermann, vortreffliche Sopranistin, mit ihrem Gatten, dem Sänger August K. (s. o.), Mitglied des Hamburger Stadttheaters.

Geb. um 1840. Karl Hill, Baritonist, ein Künstler von erlesenster Bildung, früher Postsekretär in Frankfurt a. M., jetzt Hofopern- u. Kammersänger in Schwerin, auch Konzert- u. Oratoriensänger.

Geb. 1841. Emilie Kainz, geb. Prause, aus Mähren, 1867—77 Primadonna in Dresden.

Geb. 1841. Dr. Franz Krückl, Baritonist, früher Jurist, jetzt Mitglied des Stadttheaters in Hamburg, vorher in Augsburg.

Geb. um 1841. Vilma v. Voggenhuber, mit ihrem zweiten Gatten, dem Sänger Franz Krolop, an der Berliner Hofoper engagirt.

Geb. um 1842. Albert Eilers, Bassist am Koburger Hoftheater.

Geb. 1842. Eugen Gura, vorzüglicher Baritonist, früher in München, Breslau u. Leipzig, seit 1876 am Hamburger Stadttheater engagirt.

Geb. um 1842. Georg Unger, berühmter Tenorist, bez. Wagnersänger, jetzt Mitglied des Stadttheaters in Frankfurt a. M.

Geb. 1842. Pauline Lucca (s. d.), eine der beliebtesten Sängerinnen der Neuzeit, 1861 bis 1872 an der Berliner Hofoper engagirt.

Geb. 1843. Bianka Blume-Santer, dramatische Sängerin, Adoptivtochter des Steindruckereibesitzers Santer in Breslau u. seit 1866 Gattin des Gesanglehrers Blume.

Geb. 1843. Henriette Melitta Otto, geb. Alvsleben, eine durch Schönheit der Stimme wie Reinheit u. Technik des Vortrags ausgezeichnete Bravoursängerin, 1860—73 u. 1877—78 Mitglied der Dresdener Hofbühne, dazwischen Konzert- u. Oratoriensängerin in England u. Mitglied des Stadttheaters in Hamburg, seit 1866 Gattin des königl. sächs. Steuerinspektors Max O.

Geb. 1843. Karoline Gompertz, geb. Bettelheim, eine äußerst stimmbegabte u. geschickte Sängerin, die aber schon 1867 ihre glänzende Laufbahn an der Wiener Hofoper abbrach.

Geb. 1843. Max Stägemann, Neffe des Karl, Eduard u. Emil Devrient, bedeutender Baritonist, seit 1863 Mitglied des Hoftheaters in Hannover, seit 1876 Theaterdirektor in Königsberg.

Geb. um 1844. Karl Schlosser, Tenorist, seit 1871 Hofopernsänger in München.

Geb. 1845. Bertha Ehnn, eine der vorzüglichsten dramatischen Sängerinnen der Gegenwart (Altistin) u. seit 1868 eine der Zierden der Wiener Hofoper; vorher war sie (seit 1865) Mitglied des Stuttgarter Hoftheaters. Ihr Vater war zur Zeit ihrer Geburt Regisseur des Deutschen Theaters in Pest.

Geb. 1845. Heinrich Vogl, Heldentenor, einer der bedeutendsten Wagnersänger, Mitglied der bayr. Hofoper.

Geb. um 1845. Luise Jaide, geb. Orth, treffliche Altistin, gediegene Künstlerin u. imponirende Erscheinung, großherzogl. hess. Kammersängerin u. längere Zeit am Hoftheater in Darmstadt engagirt, jetzt in Bremen.

Geb. 1846 (?). Eduard Decarli, eigentlich Schmidt, Bassist, Mitglied des Hoftheaters in Dresden.

Geb. um 1846. Franz Diener, Heldentenor, seit 1878 Hofopernsänger in Dresden, vorher am Stadttheater in Hamburg.

Geb. 1846. Therese Vogl, geb. Thoma, Gattin des Heinr. V. (s. d.), gleichfalls eine ausgezeichnete Sängerin u. seit 1866 eine Zierde der Münchener Hofoper.

Geb. 1847. Luise Radecke, debutirte 1867 im Kölner Stadttheater als Agathe im „Freischütz", war seit 1869 in Weimar u. seit 1871 in Riga engagirt u. gehört seit 1873 der Hofbühne in München an.

Geb. 1847. Marie Wilt, geb. ..., war bis März 1878 die gefeierte Primadonna an der Wiener Hofoper, Gattin des Bauraths W., jetzt geschieden.

Geb. 1847. **Mathilde Mallinger**, ein Stern erster Größe unter den dramatischen Sängerinnen der Jetztzeit. Mitglied der Berliner Hofoper, verheirathet mit einem Hrn. Schimmelpenninck v. d. Oye.

Geb. 1847. **Paul Bulß**, ausgezeichneter Baritonist mit einer ungemein kräftigen u. umfangreichen Stimme, seit 1876 Mitglied des Hoftheaters in Dresden, vorher in Kassel.

Geb. um 1847. **Robert Engelhardt**, Operettentenor, jetzt am Thaliatheater in Köln, vorher am Hoftheater in Hannover.

Geb. um 1848. **Lilli Lehmann**, nimmt als Koloratursängerin u. feine Soubrette einen ersten Platz am Berliner Hoftheater ein, vorher in Leipzig.

Geb. um 1849. **Marie Lehmann**, Schwester der Vor. u. in denselben Fächern ausgezeichnet, jetzt am Kölner Stadttheater.

Geb. 1850(?). **Amalie Friedrich**, geb. **Materna**, Gattin des Schauspielers Karl F., seit 1867 eine der gefeiertsten Sängerinnen in Wien, wo sie als dramatische Sängerin an der Hofoper engagirt ist.

Geb. 1851. **Minnie Hauck**, von deutschen Eltern in New York geb., ging über London u. Paris nach Deutschland.

Geb. 1852(?). **Anna Sachse**, geb. **Hofmeister**, seit 1. April 1878 Primadonna am Hoftheater in Dresden, vorher in Berlin, seit 1877 mit dem Tenoristen S. verheirathet.

Geb. um 1852. **Therese Malten**, eigentlich **Müller**, dramatische Sängerin mit schöner Stimme, Mitglied des Dresdener Hoftheaters.

Geb. um 1853. **Josephine Scheffzky**, sehr talentreiche Sopranistin, Mitglied der Hofoper in München.

Geb. 1853. **Klementine Schuch**, geb. **Proska**, eigentlich **Procházka**, Mezzosopranistin, bez. Koloratursängerin, seit 1873 ein wegen ihres lyrisch-dramat. Talents sehr beliebtes Mitglied der Dresdener Hofbühne, seit 1875 Gattin des Hofkapellmeisters Ernst Schuch.

Geb. 1853. **Kornelie Meysenheym**, aus dem Haag gebürtig, Mezzosopranistin im Genre der Pauline Lucca, seit 1872 Mitglied der Münchener Hofoper.

Geb. um 1854. **Marianne Brandt**, Altistin, am Berliner Hoftheater engagirt.

Geb. um 1854. **Mathilde Weckerlin**, ausgezeichnete Sopranistin, Hofopernsängerin in München.

Geb. um 1854. **Minna Lammert**, neben Marianne Brandt Altistin, Hofopernsängerin in Berlin.

Geb. 1856. **Etelka Gerster**, verehel. **Gardini**, aus Ungarn, macht seit 1877 als Sopranistin Furore; die Wiege ihres Ruhms wurde Berlin. Auch ihre ältere Schwester, **Bertha Kauser-G.**, ist eine begabte Sängerin.

Geb. 1858. **Fanny Olden**, eigentl. **Tapperhorn**, ungewöhnlich begabte dramatische Sängerin (Mezzosopran), debütirte 1878 am Dresdener Hoftheater sogleich als Norma u. Fidelio u. nahm bald darauf ein Engagement am Stadttheater in Frankfurt a. M.

### Schwedische Opernsängerinnen.

Geb. 1820(?). **Henriette Nissen**, vortreffliche Sopransängerin, sang in Deutschland, Italien u. Rußland, jetzt Gesanglehrerin in Petersburg, verheirathet mit dem Violinisten u. Komponisten Siegfried **Salomon**.

Geb. 1821. **Jenny Lind** (s. d.), eine der größten, edelsten u. vielseitigsten Künstlerinnen, nicht mehr bühnenthätig.

Geb. 1844. **Christine Nilsson** (s. d.), dramat. Sängerin, auch Konzertsängerin.

### Italienische Opernsänger u. Opernsängerinnen.

1560(?)—?. **Giulio Caccini**, genannt **Romano**, ebenso berühmt als Sänger wie als Opernkomponist.

1562—1604. **Isabella Andreini**, glänzte ebenso durch ihre köstliche Stimme u. schöne Gestalt, wie als Instrumentalistin u. Dichterin.

1595(?)—?. **Adriana Baroni**, geb **Basile**, genannt „die schöne Adriana aus Mantua", war als Sängerin u. geistreiche Frau gefeiert. Von ihren beiden Töchtern **Catarina** u. **Eleonora** glänzte nam. die Letztere als große Sängerin.

1660(?)—1717. **Domenico Cecchi**, berühmter Sänger.

1680(?)—?. **Michel Albertini**, auch **Momoletto** genannt, ein Kastrat, der sehr jung an den Hof in Kassel kam u. um 1700 in Deutschland u. Italien Triumphe feierte.

1690(?)—1775. **Vittoria Tesi-Tramontini**, sang bis 1760 in Italien, Dresden, Madrid u. Wien.

1700—86. **Faustina Hasse**, geb. **Bordoni**, eine gefeierte Mezzosopranistin, seit 1730 Gattin des Dresdener Hofkapellmeisters Johann Adolf H.

1700—?. **Antonio Bernacchi**, berühmter Altist (Kastrat), 1730—36 in London, dann in seinem Vaterlande Stifter einer Gesangschule, aus der viele bedeutende Sänger hervorgegangen sind.

1700—70. **Francisca Sandoni**, geb. **Cuzzoni**, berühmte Sängerin, glänzte nam. unter Händel an der Oper in London.

1702(?)—1760(?). **Giovanni Carestini**, genannt **Cusanino**, Kontraaltist (Kastrat), einer der besten Sänger des 18. Jahrh., seit 1746 an der Ital. Oper in Dresden u. 1750 bis 1755 an der Hofoper in Berlin engagirt.

1703—83. **Gaetano Majorano**, genannt **Caffarelli**, einer der berühmtesten ital. Sänger (Kastrat), erwarb sich ein solches Vermögen, daß er sich das frühere Herzogthum San Donato kaufen konnte.

1705—82. **Carlo Broschi**, genannt **Farinelli**, einer der berühmtesten Sänger, die je gelebt; er heilte 1737 durch seinen wundervollen Gesang den König Philipp V. von Spanien von der Melancholie.

1712—51. **Felice Salimbeni**, berühmter Sopranist (Kastrat), eine Zierde der Bühnen in Wien, Berlin u. Dresden.

1713—78. **Giovanni Angeli**, berühmter Sänger.

1714—61. **Gioachimo Conti**, genannt **Gizziello**, einer der berühmtesten Sänger (Kastrat) im 18. Jahrh.

1715—75. **Giuseppe Zonca**, vortrefflicher Baßsänger in München, auch Komponist.

1715(?)—60. **Annibale Pio Fabri Balino**, genannt il Bolognese, galt als einer der besten Tenoristen seiner Zeit, starb als portugiesischer Kammersänger zu Lissabon.

1715—64. **Angelo Maria Monticelli**, ein berühmter Mezzosopranist (Kastrat), trat auch in Wien, London u. Dresden auf.

1716—76. **Filippo Finazzi**, Kastrat, sang meist in Deutschland, war auch Opernkomponist.

1720—?. **Tommaso Guarducci**, einer der besten Sänger seiner Zeit, der auch in England Furore machte.

1722—76(?). **Benedetta Emilia Agricola**, geb. **Moteni**, studirte unter Porpora, Hasse u. Salimbeni, ward 1742 an der Hofoper in Berlin angestellt u. sang noch in ihrem 50. Lebensjahre mit staunenswerther Fertigkeit.

1723—60. **Teresa Albuzzi-Todeschini**, eine Kontraaltistin mit mächtiger Stimme u. eminenter Schule, längere Zeit an der Hofoper in Dresden engagirt, wo sie in den ersten u. größten Rollen glänzte.

1725—76. **Frln. Affabili**, kam 1756 mit einer ital. Operngesellschaft nach Lübeck, hielt sich während des Siebenjähr. Krieges meist in Hamburg auf u. wurde dann Hofsängerin in Schwerin, worauf sie sich mit dem Kapellmeister **Westerholz** verheirathete. Sie machte überall außerordentliches Aufsehen durch ihre Kunst.

1725(?)—97. **Gaetano Guadagni**, i. J. ein hochgefeierter Kontraaltist (Kastrat).

1728—1807. **Regina Mingotti**, war deutscher Abkunft, eine der größten Sängerinnen des 18. Jahrh., die selbst die Eifersucht einer Faustina Hasse (s. o.) erregte.

1728—1809. **Giovanni Battista Zonca**, ausgezeichneter Bassist, längere Zeit in Mannheim u. München engagirt.

1730(?)—1803. **Domenico Guglietti**, ausgezeichneter Baritonist.

1732—?. **Signora Calori**, 1770—74 Primadonna in Dresden, vorher in London u. später in Italien.

1736(?)—1800(?). **Giustino Ferando Tenducci**, ein berühmter Sopranist (Kastrat), der ganz besonders in London Enthusiasmus erregte.

1736—1809. **Giuseppe Morelli**, ein berühmter Kastrat (Kontraaltist), der sich auf den bedeutendsten Bühnen Europa's hören ließ u. zuletzt in Hildburghausen wohnte.

1738—1802. **Giuseppe Aprile**, einer der besten Sopranisten.

1739—1802. **Giuseppe Millico**, ein berühmter Kastrat u. Komponist.

1740—?. **Anna Deamicis**, eine ausgezeichnete Sängerin, die sich zuerst als Buffo-Sängerin einen Ruf erwarb, 1762 aber auf Anrathen Christ. Bach's zur Opera seria überging, in der sie bis 1771 glänzte.

1743—?. **Gioachimo Caribaldi**, ein berühmter Baßbuffo seiner Zeit, machte 1778 in Paris Aufsehen.

1744—1812. **Carlo Conciliani**, vorzüglicher Sänger (Kastrat), seit 1765 in Berlin.

1745—88. **Giuseppina Maccherini**, treffliche Sängerin.

1746(?)—?. **Teresa Capelleti**, geb. **Poggi**, 1790—1802 gefeierte Primadonna in London.

1747—1810. **Venanzio Rauzzini**, ausgezeichneter Tenorist, sang erst in München, dann in London, zog sich aber bald von der Bühne zurück, um sich dem Komponiren u. Gesangunterricht zu widmen.

1748(?)—93. **Maria Francesca Todi**, aus Portugal gebürtig, eine der berühmtesten Sängerinnen des 18. Jahrh.

1750 (od. 1752)—1825. **Luigi Raffanelli**, ausgezeichneter Baßbuffo, der auf den bedeutendsten Bühnen Europa's Triumphe feierte.

1750—1830. **Giacomo David**, ein weit berühmter Tenorist. Auch sein Sohn, **Giovanni D.** (1789—1851), war ein sehr guter dramatischer Sänger u. Tenorist.

1750(?)—?. **Giovanni Ansani** od. **Anzani**, einer der besten Tenoristen, erhielt seine Ausbildung in Kopenhagen u. begann dort um 1770 seine ruhmvolle Laufbahn.

1751—1835. **Domenico Mombelli**, ein großer ital. Sänger, war am längsten auf dem San Carlo-Theater in Neapel thätig. Auch seine beiden Töchter, **Esther** (geb. 1794) u. **Annette** (geb. 1795), waren tüchtige Sängerinnen.

1754—1802(?). **Maddalena Allegranti**, sang 1778—83 in London u. war dann bis 1798 Hofopernsängerin in Dresden. Sie starb in Zurückgezogenheit als Frau **Harrison**.

1755—1829. **Luigi Marchesi**, einer der berühmtesten Sopranisten (Kastrat).

1756(?)—1783. **Lucrezia Agujari** od. auch **Ajugari**, genannt **la Bastardella**, eine der berühmtesten Sängerinnen des 18. Jahrh., von der Mozart, nachdem er sie 1770 in Bologna gehört, die schöne Stimme, die galante Gurgel u. die unglaubliche Höhe der Stimme rühmte. Sie ließ sich auch in London bewundern, wo sie, mit dem Komponisten **Colla** verheirathet, seit 1777 eine Zeit lang lebte.

1756—1812. **Vincenzo Righini**, s. Z. berühmter Tenorist in Prag, seit 1780 Kapellmeister daselbst, dann kaiserlicher Musik-

direktor in Wien, Kapellmeister in Mainz u. später in Berlin, auch Komponist.

1756–1828. Vincenzo del Prato, ausgezeichneter Sopranist, 1780–1805 Hofopernsänger in München.

1756–1842. Paolo Mandini, ausgezeichneter Tenorist.

1757–1806. Georgina Brigida Banti, gefeiert als „die Gesangsvirtuosin des Jahrh." in Frankreich, Italien u. England.

1758(?)–?. Maria Caravoglia, geb. Balconi, ward in Italien, England u. Deutschland gefeiert, war um 1784 Primadonna in Prag. Auch ihre Namensschwester, Barbara C., war um dieselbe Zeit eine berühmte Sängerin.

1759–1800. Anna Morichelli, geb. Bosello, berühmte Sängerin, Lehrerin der Catalani (s. d.).

1760(?)–1806(?). Vincenzo Maffoli, berühmter Tenorist.

1761–1814. Anna Selina Storace, wurde als die Tochter eines ital. Kontrabassisten in London geb., wo sie auch zumeist bühnenthätig war; Mozart schrieb für sie die Susanne in „Figaro's Hochzeit".

1762 od. 63–1835. Giuseppe Tomaselli, namhafter Baritonist in Wien, wirkte zuletzt als Gesanglehrer.

1764–1817. Celeste Coltellini, glänzte 1783–90 als Sängerin in Wien.

1764–1840 (?). Adamo Bianchi, berühmter Tenorist.

1765–1820. Giuseppe Naldi, vorzüglicher Buffosänger.

1765–1837. Lodovico Brizzi, war ein guter Tenorist.

1766–1825. Luigi Bassi, ein ausgezeichneter Baritonist, für den Mozart den „Don Juan" schrieb, war Mitglied, bez. Regisseur der Ital. Oper in Dresden. Nicht zu verwechseln mit ihm ist der Buffosänger Niccolo B. 1767–1825.

1766–1839. Raffaele Tambolini, ein berühmter Sopranist (Kastrat), 1784–1809 Mitglied der Ital. Oper in Berlin, dann nur Konzertsänger.

1766–1860. Niccolo Tacchinardi, ein bedeutender Tenorist.

1767–?. Lorenza Davia, eine vortreffliche Sängerin an der Opera buffa in Petersburg.

1767–1837. Luigi Pacini, ein berühmter, durch den Umfang seiner Stimme zu Tenor u. Baßpartien befähigter Sänger.

1768–?. Giacomo Bianchi, Tenorist, auch Violinkomponist.

1768–?. Elena, auch Rosa Riccoboni-Baletti, um 1788 Hofsängerin in Stuttgart, erregte später in Paris ungeheures Aufsehen.

1769–1846. Girolamo Crescentini, berühmter Sopranist; sang Frauenrollen, starb als Direktor des Konservatoriums in Neapel.

1770–1824. Luigia Crespi, ausgezeichnete Sängerin.

1771–1830. Antonio Peregrino Benelli, vortrefflicher Tenorist, auch Gesanglehrer, Komponist u. musikalischer Schriftsteller, war in Neapel, London, Dresden u. Berlin engagirt.

1772–1839. Domenico Ronconi, eben so ausgezeichnet als Opernsänger wie verdienstvoll als Gesanglehrer.

1773–?. Eliodoro Bianchi, Tenorist, wirkte zuletzt als Gesanglehrer.

1773–1822. Antonia Campi, geb. Miklaiewicz aus Polen, eine der ersten Bravoursängerinnen ihrer Zeit, für die Mozart die Partie der Donna Anna im „Don Juan" schrieb.

1774–?. Antonio Brizzi, Bruder des Lodov. B. (s. o.), vortrefflicher Tenorist, lebte noch 1835 als pensionirter Hof- u. Kammersänger in München.

1774–1833. Felice Pellegrini, ein bedeutender Bassist, der seiner Zeit auch in Paris u. London mit großem Erfolg als Buffosänger aufgetreten ist; zuletzt war er Gesanglehrer am Konservatorium in Paris.

1774–1836. Gaetano Crivelli, ausgezeichneter Tenorist. Auch sein Sohn, Domenico C. (geb. 1794), war ein vortrefflicher Sänger.

1775(?)–1837. Luigi Martinelli, berühmter Buffosänger.

1775–1850. Giuseppina Grassini, vorzügliche Kontraaltistin, war nam. zur Zeit Napoleon's I. in Paris gefeiert.

1776–1833. Carlo Tibaldi, berühmter Tenorist, wirkte hauptsächlich in Dresden (bis 1830).

1776–1847. Marianna v. Nattorp, geb. Sessi, Schwester der Imperatr. Sessi (s. u.), lange Zeit eine Zierde der Ital. Oper in Wien, machte später große Kunstreisen.

1777–?. Teresa Strinasacchi, feierte bis 1825 Triumphe in Italien, Paris u. London.

1780–?. Gentile Borgondio, ausgezeichnete Kontraaltistin, war in München, Wien, Petersburg u. seit 1824 in London engagirt.

1781–1861. Giovanni Battista Velluti, gilt als der letzte bedeutende Kastrat, ward bes. in London gefeiert, wo seine Gage für 5 Monate 2300 Pfd. Sterl. betrug.

1782–1804. Rosalinda Silva Grosci, war als Primadonna in Mailand u. Venedig gefeiert.

1782–1839. Giuseppe Siboni, ausgezeichneter Tenorist, war zuletzt Gesangsprofessor in Kopenhagen.

1782–1849. Angelica Catalani (s. d.), war nam. wegen ihrer staunenerregend großen Stimme u. ihrer eminenten Fertigkeit in der Koloratur berühmt, durchreiste fast ganz Europa.

1782–1869. Luigia Sandrini, geb. Caravoglia, Tochter der Opernsängerin Maria C., geb. Balconi (s. o.), seit 1802 Mitglied der Ital. Oper in Prag, 1808–32 der Hofbühne in Dresden, dann bis 1839 Gesanglehrerin in Prag, lebte zuletzt wieder in Dresden.

1784–1808. Imperatrice Sessi, die begabteste von allen 5 Schwestern dieses Namens.

1784–1810. Camilla Balsamina, ausgezeichnete Kontraaltistin.

1785–1832. Adelaide Malanotte, eine vortreffliche Sängerin, für die Rossini seinen „Tancred" schrieb, war mit einem Franzosen Namens Montresor verheirathet.

1785–1840 (?). Violante Giustiniani, geb. Camporesi, sang 1817–30 in England u. Italien.

1785–1845. Isabella Angela Colbran, eine Spanierin von Geburt, seit 1822 Gattin Rossini's.

1786–?. Josephine Marchetti Fantozzi, eine berühmte Sängerin, die sich 1809 mit dem Münchener Hofopernsänger Weixelbaum (s. o.) verheirathete.

1786–1835. Serafino Gentili, berühmter Tenorist.

1789–1838. Filippo Spada, bedeutender Baßsänger.

1790–1864. Anna Maria Neumann, geb. Sessi, Schwester der Marianna u. Imperatr. Sessi (s. o.), verlor 1823 durch Krankheit ihre herrliche Stimme. Minder berühmt waren ihre Schwestern Victoria u. Carolina.

1791–1873. Domenico Donzelli, ehedem hochberühmter Tenorist, für den Bellini die Partie des Pollione in der „Norma" schrieb, entsagte 1836 der Bühne.

1793–1872. Benedetta Rosamunda Pisaroni, war eine der berühmtesten ital. Kontraaltistinnen, seit 1832 nicht mehr bühnenthätig.

1794–1858. Luigi Lablache, berühmter Bassist, seit 1814 mit der Sängerin Teresa Pinatti verheirathet.

1795(?)–1837. Luigia Anti, gehörte 1822 bis 1828 zu den bedeutendsten Sängerinnen Italiens.

1795–1845. Giovanni Battista Rubini, hochberühmter Tenorist, der überall eben so viel Triumphe als Geld erntete; sein bester Schüler ist Mario (s. u.).

1798–1834. Marietta Carraro, Altistin, sang auf den bedeutendsten Bühnen Italiens, Deutschlands u. Rußlands.

1798–1834. Filippo Nicolini, ein namhafter Tenorist.

1798–1865. Giuditta Pasta, war zu ihrer Zeit die größte dramatische Sängerin der ital. Schule.

1799–1822. Giovanni Cantu, ausgezeichneter Tenorist, war bei der Ital. Oper in Dresden engagirt.

1800(?)–?. Cesare Badiali, seit 1842 k. k. Kammersänger, feierte als Bassist Triumphe auf den bedeutendsten Bühnen Italiens, Deutschlands u. Spaniens.

1800(?)–50. Luigia Boccabardati.

1800–37. Giuditta Pasini-Nencini, trat seit 1814 auf den größten Bühnen Italiens mit außerordentlichem Erfolg auf.

1800–76. Antonio Tamburini, berühmter Baritonist, erntete überall die glänzendsten Triumphe.

1801–55. Domenico Cosseli, vorzüglicher Bassist.

1805–40. Giuditta Grisi, später Gräfin Barni, trat mit großem Erfolg in Wien, Paris u. auf verschiedenen Bühnen Italiens auf.

1806–42. Matilda Palazzesi, erwarb sich in Italien wie auch in Deutschland großen Ruf.

1806–50. Basadonna, ein vorzügl. Tenorist.

1806–58. Giulio Pellegrini, seit 1826 erster Bassist am Münchener Hoftheater, leistete in heroischen u. sentimentalen Partien Vorzügliches.

Geb. 1806. Constanze Tibaldi, Tochter des Carlo T. (s. o.), ehemals vortreffliche Sängerin, wirkte in ihrer Geburtsstadt Dresden, Berlin, London u. Paris.

1807–75. Marietta Brambilla, berühmte Kontraaltistin.

1808–75. Antonio Poggi, glänzte als Sänger bis 1845, auch Opernkomponist.

Geb. 1808. Maria Börner Sandrini, Tochter der Luigia Sandrini (s. o.), bis 1832 Sängerin an der Hofoper in Dresden, seitdem Gesanglehrerin daselbst.

Geb. 1809. Eugenia Tadolini, geb. Savorini, eine zu ihrer Zeit in Italien u. in Paris gefeierte Sängerin.

1810–69. Giulia Grisi, Schwester der Giuditta G. (s. o.), glänzte in hochtragischen Partien nam. zu Paris, London u. Petersburg. Ihr zweiter Gatte war Giuseppe Mario (s. d.).

Geb. 1810. Giorgio Ronconi, Sohn des Domen. R. (s. o.), berühmter Baritonist, gründete 1863 in Cordova eine Gesangschule.

1813–47. Emma Hawion Albertazzi, sang auf den großen Bühnen Italiens, in Madrid, Paris u. London; war auch eine gute Pianistin.

Geb. 1815. Giuseppe Mario, eigentl. Marchese di Candia, ein außerordentlicher Tenorsänger, der in Paris, London u. Petersburg große Triumphe feierte, seit 1870 nicht mehr bühnenthätig, war mit der Giulia Grisi (s. o.) verheirathet.

Geb. 1817. Gaetano Fraschini, dramatischer Tenorsänger.

1817–76. Manuel Carrion d'Anguiano, berühmter Tenorist der älteren Schule, nam. ausgezeichnet als Rossini-Sänger.

Geb. 1818. Fanny Persiani, geb. Tacchinardi, Gattin des Komponisten Giuseppe P., war längere Zeit eine der größten Zierden der Ital. Oper in London u. Paris.

Geb. 1820. Enrico Tamberlik, 1858–67 der berühmteste Tenor der Ital. Oper in Paris, befand sich 1868 in Spanien, wo er durch sein Auftreten in der „Stummen von Portici" beim Ausbruch der Revolution das Feuer derselben schürte.

Geb. 1822. Salvatore Marchesi, eigentlich Ritter de Castrone, ging 1848 als politischer Flüchtling nach Amerika, wo er eine Zeit lang an der Ital. Oper in New York engagirt war, kehrte dann nach Europa zurück, feierte seit 1851 als Baritonist in Deutschland Triumphe, bis er sich mit seiner Gattin, der vortrefflichen Sängerin Mathilde M., geb. Graumann, dem Lehrfache zuwandte. Beide leben in Wien.

Geb. 1823. Enrico Calzolari, vortrefflicher Tenorist, sang auf verschiedenen Bühnen Europa's.

Geb. 1826 (nicht 1823). Marietta Alboni (s. d.), berühmte Altsängerin, die 1847 neben Jenny Lind in London Furore machte u. dann auch in Paris vor ihrer Verheirathung mit dem Grafen Pepoli (1854) Enthusiasmus erregte.

Geb. 1829. Adelaide Borghi, ausgezeichnete Mezzosopranistin, sang in Paris u. später in Madrid.

Geb. 1832. Maria Spezia, bedeutende Sängerin, jetzt Primadonna in Mailand.

Geb. 1833. Antonio Giuglini, berühmter Tenorist, trat mit glänzendstem Erfolg auf verschiedenen Bühnen Italiens, in London, Berlin u. Wien auf, zog sich aber schon 1860 zurück.

Geb. 1842. Carlo Nicotini, eigentl. Nicot, lyrischer Tenor, bei der Ital. Oper in London engagirt.

Geb. 1843. Adelina Patti (s. d.), ließ sich 1877 vom Marquis de Caux scheiden. Ihr Vater, Carlo od. Salvador P. (gest. 1869), war s. Z. ein ausgezeichneter Heldentenor; ihre Mutter, Catarina P., geb. Barili († 1870), gleichfalls eine berühmte Sängerin. Die Familie stammt übrigens aus Mähren u. hieß eigentlich Schlupatti.

Geb. 1843. Marie Montbelli, eine Spanierin von Geburt, erzielte seit 1869 in London die großartigsten Erfolge, auch Konzertsängerin.

**Französische Opernsänger und Opernsängerinnen.**

1669—1741. Gabriel Vincent Thévenard, bedeutender Baßsänger an der Großen Oper in Paris (bis 1730).

1680—1728. Martha Rochois, berühmte Sängerin in der Zeit Lulli's, zog sich 1698 von der Bühne zurück.

1687—1747. Marie Antier.

1711—82. Pierre Jeliotte, als Tenorist 1733—55 an der Großen Oper in Paris engagirt, auch Liederkomponist.

1716—84. Marie Fel, glänzte an der Großen Oper in Paris.

1731—92. Jean Louis Larnette, beliebter Sänger an der Komischen u. Ital. Oper in Paris. Auch seine Frau, Marie Thérèse L., geb. Villette, war eine vorzügliche Sängerin.

1732—1816. Joseph Caillot, lange Zeit Mitglied der Comédie Ital. in Paris, seit 1772 nicht mehr bühnenthätig.

1733—1802. Henri Larrivée, ausgezeichneter Bassist.

1736—95. Antoine Trial, Sänger an der Komischen Oper in Paris, vergiftete sich.

1746—1818. Marie Jeanne Trial, geb. Milon, Gattin des Vor., Koloratursängerin an der Komischen Oper in Paris, zog sich 1786 zurück.

1750—1829. Rose Gonthier, geb. Carpentier, dramat. Sängerin.

1756—1812. Anne Antoinette Cécile Clavel, genannt Saint-Huberty, berühmte Sängerin an der Großen Oper in Paris, verheirathete sich 1790 mit dem Grafen d'Entraigues.

1758—1813. Henriette Adèle Villard de Beaumesnil, ausgezeichnete Sängerin an der Pariser Oper, auch selbst Komponistin mehrerer Opern.

1760—1829. Augustin Athanase Chéron, 1779—1802 Bassist an der Großen Oper in Paris.

1761—1825. Pierre Gaveaux, auch Opernkomponist, war seit 1812 geisteskrank.

1764—1823. Pierre Jean Garat, der beste Tenorist, den Frankreich je besessen, starb aus Kummer über den Verlust seiner Stimme.

1769—1837. Jean Blaise Martin, ein berühmter Baritonsänger an der Komischen Oper in Paris (1788—1823), auch Gesanglehrer.

1772—1840. Jean Baptiste Sauveur Gavaudan, glänzte mehr durch seine Darstellung als durch seine Stimme.

1780—1831. Louis Nourrit, ausgezeichneter Gesangskünstler.

1780—1856. Henri Etienne Dérivis, lange Zeit erster Baßsänger an der Großen Oper in Paris.

1780—?. Alexandr. Caroline Branchu, war 1801—26 dramatische Sängerin an der Großen Oper in Paris.

1780—1843. Marianne Barilli, geb. Bondin, eine gefeierte Sängerin an der Opera buffa in Paris. Ihr Gatte, Luigi B. (1764 bis 1824), war ein guter Buffo u. zuletzt Regisseur am Théâtre des Italiens.

1786—1850. Marie Julie Haliguer, geb. Boulanger, zog sich 1835 von der Bühne zurück.

1791—1871. Nicolas Prosper Levasseur, Bassist, lange Zeit eine Zierde der Großen Oper in Paris.

1792—?. Marie Sophie Ponchard, geb. Callault, eine vortreffliche Sängerin, zuletzt an der Opéra Comique in Paris engagirt, zog sich 1837 von der Bühne zurück, war die Gattin des Gesanglehrers Jean Fréd. Aug. P. (1789—1866).

1793—?. Alexandrine Saint Aubin, Tochter der Joh. Charl. S.-A. (s. d. unter den deutschen Sängerinnen), Mitglied der Komischen Oper in Paris, glänzte bes. in der von Isouard für sie geschriebenen Oper „Cendrillon", war seit 1812 mit dem Schauspieler Joly verheirathet.

1795(?)—?. Mad. Barbier Walbonne, berühmte Sopranistin der Großen Oper in Paris.

1798—1856. Dabadie, erster Bariton an der Großen Oper in Paris (1821—36). Seine Frau, Louise Zulmé D., geb. Leroux (gest. 1877), war eine Zeit lang die Primadonna an derselben Oper, doch mußte sie infolge übergroßer Anstrengung vorzeitig ihre Entlassung nehmen.

1800—76. Mad. Pradher, geb. Moré, zweite Frau des Klavierlehrers Louis Barthél P., glänzte 1810—35 an der Komischen Oper in Paris.

1802—39. Adolphe Nourrit, der größte Tenorist seiner Zeit, stürzte sich aus Verzweiflung über eine mißglückte Rolle in Neapel 3 Stockwerk hoch zum Fenster hinaus.

Geb. 1806. Gilbert Louis Duprez, 1837 bis 1849 erster Tenorist an der Großen Oper in Paris, ein dramatischer Sänger mit mächtiger Stimme, auch tüchtiger Musiker, Opernkomponist u. Gesanglehrer. Zu seinen Schülern gehört seine Tochter, Caroline D., seit 1860 an der Großen Oper engagirt u. mit dem Musiker Vandenheuvel verheirathet.

1808—36. Maria Felicitas Malibran (s. d.), geb. Garcia, zuletzt Gattin des berühmten Violinisten Beriot.

Geb. 1812. Emilie Dorus, 1830—50 erste Koloratursängerin an der Großen Oper in Paris, seit 1833 Gattin des Violinisten Gras.

Geb. 1815. Gustave Hippolyte Roger, berühmter Tenorist, später nur noch Gesanglehrer u. Konzertsänger.

Geb. 1816 (?). Minette Potier, geb. de Cussy, seit 1837 Gattin des Gesanglehrers u. Komponisten Henri Hipp. P., 1847—55 eine Zierde der Komischen Oper in Paris.

1817—77. Charles Louis Saint-Foy, eigentl. Pubereaux, Tenor-Buffo, lange Zeit einer der beliebtesten Sänger an der Komischen Oper in Paris.

Geb. 1821. Pauline Viardot-Garcia (s. d.), berühmte Sängerin u. Gesangmeisterin.

Geb. 1824. Charles Auguste Marie Ponchard, Sohn der Marie Sophie P. (s. o.), ein beliebter Sänger der Kom. Oper in Paris.

Geb. 1825. Anne Caroline de Lagrange, erregte durch den großen Umfang ihrer Stimme auf ihren Reisen durch Europa u. Amerika Sensation.

Geb. 1826. Achille Felix Montaubry, Baritonist, debütirte mit großem Erfolg in Amerika, 1858—68 eine Zierde der Opéra Comique in Paris, jetzt Direktor der Folies-Marigny das., auch Komponist; seit 1850 verheirathet mit der Sängerin Caroline Prévost.

Geb. 1827. Marie Caroline Miolan-Carvalho, eine hervorragende Bravoursängerin in Paris.

Geb. 1828. Constance Caroline Lefebvre, Koloratursängerin, war an der Komischen Oper u. am Théâtre Lyrique in Paris engagirt, zog sich 1864 von der Bühne zurück; seit 1860 Gattin des Jean Bapt. Faure (s. u.).

Geb. 1829. Delphine Ugalde, geb. Beaucé, ausgezeichnete Sopranistin, war Mitglied der Komischen Oper, des Théâtre-Lyrique u. der Bouffes-Parisiens, Lehrerin der Saxe (s. u.).

Geb. 1830. Jean Baptiste Faure, berühmter Baritonist, seit 1852 Mitglied der Komischen, seit 1861 der Großen Oper in Paris, auch Kirchenkomponist u. seit 1857 Professor am Konservatorium.

Geb. 1837. Désirée Artôt-Padilla, eine der berühmtesten Koloratursängerinnen der Neuzeit, Schülerin der Viardot-Garcia (s. o.).

Geb. 1838. Marie Constanze Saxe, eigentl. Saß (nannte sich auch eine Zeit lang Sax), eine Belgierin von Geburt, seit 1860 Primadonna der Großen Oper in Paris, 1864—67 mit dem Sänger Castan verheirathet.

1850—76. Marguerite Polliart, geb. Priola, war in Paris u. Brüssel beliebt.

**Englische Opernsänger u. Opernsängerinnen.**

1716—91. John Beard, berühmter Tenorist, der 1740—60 unter Händel's Direktion seine größten Triumphe in London feierte.

1737—89. Anne Catley, glänzte 1767—81 an der Oper in London.

1760—1812. Robert Harrison, ausgezeichneter Tenorist.

1763—1804. Anne Mary Crouch, geb. Phillips, berühmte Sängerin am Drury-lane-Theater in London.

1774—1856. John Braham, eigentl. Abraham, sang auf den größten Bühnen Italiens u. Englands mit außerordentlichem Erfolg, auch Komponist.

1780—1833. Mistris Dickons, geb. Poole, berühmte Sängerin im Covent-Garden zu London, später in Paris u. Venedig, seit 1822 nicht mehr bühnenthätig.

1801—63. Laure Cinthie Montalant, vor ihrer Verheirathung mit dem Sänger Damoreau bekannt unter dem Namen Cinti, war Mitglied der Großen Oper u. später (bis 1843) der Opéra Comique in Paris.

1801—76. Henry Phillips, ein seiner Zeit berühmter Baritonist.

1802—64. Mistris Wood, geb. Paton, eine Schottin von Geburt, glänzte nam. als Rosina im „Barbier von Sevilla".

Geb. 1818. Clara Anastasia Novello, eine der besten engl. Sängerinnen, Tochter eines Komponisten u. Schwester eines Musikalienverlegers in London.

1838—74. Euphrosyne Parepa, eine dies- seit u. jenseit des Ozeans gefeierte Opern-, Konzert- u. Kirchensängerin, war mit dem Geigenvirtuosen u. Opherndirigenten Karl Rose aus Hamburg verheirathet.

**Theatiner** ist der Name eines kathol. Ordens regulirter Chorherren, welcher 1524 von Cajetan v. Thiene (daher auch der Name Cajetaner) zu Rom gestiftet wurde. Mitbegründer waren Joh. Peter Caraffa, Bischof von Theate od. Chieti (daher der Name Th. od. Chietiner) u. Bonifacius von Colle. Der Zweck des Ordens war, durch eine Reformation des kathol. Klerus der Reformation Luther's entgegen zu arbeiten. Zu diesem Behuf verpflichteten sich die Th. auf die drei Mönchsgelübde Armuth, Keuschheit u. Gehorsam, verzichteten aber auch auf allen Ordensbesitz u. auf die Bettelei; vielmehr wollten sie nach Weise der Apostel nur von den Gaben der göttlichen Vorsehung leben (daher auch „apostolische Kleriker" od. „regulirte Kleriker von der göttlichen Vorsehung" genannt). Der Superior des Ordens wurde nur auf je drei Jahre gewählt. Der Sitz des Ordens wurde 1526 von Rom auf den Monte Pincio, 1527 nach Venedig, 1533 nach Neapel verlegt. Besondere Förderung erfuhr der Orden durch Caraffa nach dessen Erwählung zum Papste (als solcher Paul IV.); zugleich stieg sein Ansehen durch die adlige Herkunft der meisten Mitglieder sowie durch das strenge Leben derselben u. ihren Eifer in der Seelsorge. Doch haben sich die Th. außerhalb Italiens nur wenig verbreitet (in Spanien, Bayern u. Polen) u. zählen zur Zeit nur wenige Ordenshäuser. Mit dem Orden der Th. wurden auch zwei Nonnenorden verbunden, die beide von Ursula Benincasa zu Neapel gestiftet wurden u. außerdem noch ein Ordenshaus zu Palermo besaßen. Der eine derselben bildete einen weiteren Kreis von Schwestern mit minder strengen Gelübden u. wurde von Gregor XV. (1621—23) mit den Th. vereinigt; ebenso der andere, bei weitem strengere durch Clemens IX. (1667—69).

**theatralisch**, das Theater betreffend, bühnen- od. schauspielmäßig; affektirt, gaukelhaft.

**Theatrum mundi** (lat., d. h. Welttheater), nach Art der Theater eingerichtete Darstellungen von Landschaften, Städten 2c. mit wechselnden Beleuchtungseffekten u. einer aus mechanisch bewegten Figuren bestehenden Staffage.

**Thebaïs**, im Alterthum der Name des südl. Theiles von Aegypten bis zum ersten Katarakt, benannt nach der Hauptstadt Theben.

**Theben** (in Aegypten), Hauptstadt des vierten Nomos od. Gaues von Oberägypten, welcher, wie auch die Stadt allein, bei den Aegyptern Us (Phathyrites der Griechen) genannt wurde. Die anderen ägyptischen Namen des schon von Homer gepriesenen hundertthorigen Th. sind Api (mit Feminin-Artikel T-api, daher Theben), No (d. h. Stadt), No-Amen (= Stadt des Gottes Amon, daher bei den Griechen Diospolis, d. h. Zeus-Stadt; denselben Namen No-Amen führt Theben im Alten Testament) u. Pa-Amen. Th. breitete sich über beide Ufer des Nil aus; auf dem rechten lagen die Tempel von Karnak u. Lukſor (nach den heute dort befindlichen arabischen Dörfern benannt), auf dem linken der Tempel von Deir-al-behari, das Ramesséum, die Memnons-Kolosse, der Tempel von Deir-al-Medinah, der Tempel von Medinet-Abu, der Tempel von Gurnah 2c. Alle diese Stätten liegen heute in Trümmern. Ebenfalls auf dem linken Ufer befinden sich die verschiedenen Gräberstätten des alten Th. Hinter dem Tempel von Gurnah ist die, welche man Drah-Abu-l Neggah nennt. Vor dem von Deir-el-behari ist eine zweite Nekropole, welche Al-Assassif heißt, u. auf dem Abhange der hinter dem Ramesséum gelegenen Hügel endlich ist eine dritte, Scheikh-al-Gurnah u. Gurnat muraï genannt. Weiter nach W. zurück zwischen den Bergen der Liby'schen Wüste liegt endlich Biban el Moluk (s. d.). Diese große Ausdehnung vom Fuß der Liby'schen bis zum Fuß der arabischen Bergkette über beide Nil ufer hin) hatte Th. zu seiner Glanzzeit, wo es, von der 11. bis 21. Dynastie (circa 2500—900 v. Chr.), an Stelle von Memphis (s. d. Aegyptens Hauptstadt u. die Residenz der Pharaonen war. Sein Ursprung fällt ins Reich der Sage, denn in der ältesten Zeit soll es die irdische Heimat des Osiris gewesen sein. Von der 21. Dynastie an büßte es seine Stellung ein, wurde der Reihe nach von Aethiopen, Assyrern u. Persern eingenommen u. geplündert, unter den Ptolemäern 110 v. Chr. zerstört u. 27 v. Chr. zur Hälfte zertrümmert. Vgl. Isambert, „Itinéraire de l'Orient" Bd. 2, 2. Aufl., Par. 1878).

**Theben** (in Griechenland; ursprünglich in der Form der Einzahl Θήβη, dann mit der Burg Kadmeia zusammen in der Mehrzahlform Θῆβαι, lat. Thebae, genannt) wurde der Sage nach um 1550 v. Chr. von Kadmos (s. d.) gegründet; es war die größte u. bedeutendste sowie die einzige gut befestigte Stadt Böotiens u. lag am hügelreichen Südrande der thebaischen Ebene auf vier Hügeln, 70—80 Stadien (s. „Stadion") von Platää nach NO. zu, zwischen den beiden Flüßchen Dirke u. Ismenos. Die ovalrund gebaute Stadt soll 43, mit den Vorstädten 60 Stadien im Umfang gehabt haben u. mit sieben Thoren versehen gewesen sein, wie sie denn schon bei Homer „die Siebenthorige" heißt; schon zu Strabo's (s. d.) Zeit jedoch war Th. zu einem unbedeutenden Flecken herabgesunken. In der Niederung zwischen den vier Hügeln befand sich der säulengeschmückte Marktplatz, auf dem, nach böotischer Sitte, der Tempel der Artemis Eukleia stand; auf der Ostseite des Marktes stand das Theater u. außerhalb der Mauern der Hippodrom, das Heroon u. das Stadion des Iolaos. Die Lage der Burg, welche nach ihrem sagenhaften Erbauer Kadmeia hieß, ist nicht mehr mit Sicherheit zu bestimmen. Th. besaß außer mehreren Tempelbauten (Tempel des Zeus, des Ismenischen Apollon 2c.) viele der schönsten Bildsäulen der größten Meister, wie Phidias, Skopas, Praxiteles, Alkamenes 2c. (Pausanias 9, 11, 4). — Th.s Verfassung war eine streng aristokratische, z. B. konnte Niemand, der die letzten 10 Jahre ein Gewerbe getrieben hatte, ein öffentliches Amt erlangen; Gewerbe u. Ackerbau waren Sache der besiegten Urbewohner des Landes. Leibeigenschaft gab es jedoch nicht, Sklaverei auch nur in geringem Maßstabe. Ursprünglich sollen Könige in Th. geherrscht haben, die Herrschertafel von Kadmos bis Xanthos ist aber jedenfalls sagenhaft; in historischer Zeit wird nur von Archonten, die wol alljährlich aus den vornehmen Geschlechtern gewählt wurden, berichtet. Ein solcher Archon stand auch an der Spitze des böotischen Vierzehnstädtebundes, der außerdem von 4 Räthen verwaltet wurde, welche sich in die vier Bezirke des ganzen Landes theilten u. als Exekutivbeamte die Böotarchen zur Seite hatten, von denen Th. zwei, jede andre Stadt des Bundes einen wählte. Diese Böotarchen waren jedoch nicht der Bundesbehörde, sondern ihren Wählern verantwortlich. Als Gesetzgeber Th.s wird der Bakchiade Philolaos genannt. In den Perserkriegen stand Th. mit Orchomenos auf Seiten der Perser, wurde bei Platää mit geschlagen u. erhielt eine demokratische Verfassung, bis es nach dem Siege über die Athener bei Koroneia seine oligarchische Verfassung wieder herstellte u. die Demokraten verbannte, unter denen sich auch Pelopidas befand. Dieser u. Epaminondas bemächtigten sich 379 v. Chr. wieder der Stadt, wurden Böotarchen u. errangen für Th. die Hegemonie Griechenlands. Pelopidas fiel 364 in der Schlacht bei Kynoskephalä gegen die Pheräer, zwei Jahre später fand auch Epaminondas in der siegreichen Schlacht bei Mantineia seinen Tod. Später kämpfte Th. mit Philipp von Makedonien gegen Pherä u. Athen, 338 jedoch wurde es, im Bunde mit Athen, von dem makedonischen König geschlagen, 335 von Alexander belagert, erobert u. zerstört, wobei nur das Haus des in Th. geborenen Dichters Pindar (s. d.) geschont wurde. 316 wieder erbaut u. von Neuem stark geworden, stand Th. auf makedonischer Seite gegen Rom kämpfend, bis es 201 durch List von Flamininus erobert ward, um endlich 171 ganz in Roms Hände zu fallen. Noch einmal griff es im Bunde mit Mithridates gegen Rom zu den Waffen, wurde aber von Sulla gezüchtigt, so daß es sich nicht mehr erhob. Auf der Stätte des alten Th. steht heute das Städtchen Thiva mit gegen 4000 E., Hauptort einer Eparchie.

**Thé dansant** (franz., spr. Theedangsang), eine Theegesellschaft, bei welcher getanzt wird.

**Thee.** Der Theestrauch (Thea chinensis), die allbekannte Mutterpflanze des chinesischen Th.s, in China Ta, Sa, Tscha od. Teh, in Japan Tsia genannt, bildet einen strauchartigen Baum bis zu 4 m. Höhe, den man jedoch in der Kultur nur 2 m. hoch gehen läßt, ganz u. gar einer Kamelie ähnelnd, zu deren natürlicher Familie sie auch gehört. Die Blätter der Theepflanze werden 5 cm. lang u. nehmen eine länglich eiförmige Gestalt an, laufen zugespitzt zu od. sind abgerundet; ihr Umfang ist am Grunde ganz, über demselben dagegen gezähnt. Immer grünend, wie der Baum ist, erzeugt er diese Blätter ununterbrochen, u. diese schmiegen sich auf ihren äußerst kurzen Stielchen unten an ihre glatten Zweige an, oben stehen sie etwas von denselben ab; sie haben lederartige Beschaffenheit, sind kräftig u. derb, auf der Oberseite dunkelgrün u. glänzend, an der Unterseite bleicher u. mit milderen Schattirungen. An den äußersten Zweigen erscheinen, einzeln od. paarig auf dicken, herabgebogenen, sehr kurzen Stielchen, die Blumen. Dieselben bestehen aus 6 porzellanweißen hohlen Blättern von eiförmiger Gestalt, von denen jedoch die drei Blätter des unteren Kreises kleiner als die des oberen sind. So brechen sie rosen- od. kamelienartig aus den viel kleineren grünen Kelchen hervor, welche aus 5 ähnlich geformten Blättern bestehen. Unter dem Fruchtknoten stehen auf langen zarten, weißen Stielchen gegen 100 Staubfäden, deren äußerster Kreis aber kurzstielig ist; sämmtliche Stielchen werden von kugelrunden doppelten Staubfäden anmuthig gekrönt. In ihrer Mitte befindet sich ein kegelförmiger, schwammig weicher Fruchtknoten, der, später zu einem kurzen, fadenförmigen Säulchen ausgedehnt, sich an der Spitze in 3 grüne, aufrechte Narben von der Länge der Staubfäden spaltet. Die Blumen erscheinen im September u. Oktober, im Januar u. Februar. Von dieser Mutterpflanze beschrieb Linné 2 Arten: Thea Bohea, welche den schwarzen, u. Thea viridis, welche den grünen Th. liefern sollte. Dies hat sich längst als falsch herausgestellt; denn der Theestrauch zerfällt, wie alle Kulturpflanzen, in zahlreiche Abarten, deren man in China über 700 unterscheidet. Nach Loureiro giebt es in Cochinchina noch ein paar

abweichende Arten: Thea Cochinchinensis, Thea Cantonensis u. Thea oleosa. Unser Theestrauch, Thea chinensis, entstammt wahrscheinlich den hohen Alpenterrassen zwischen China u. Mittelasien u. ist erst im 9. Jahrh. v. Chr. in Japan eingeführt worden. Gegenwärtig kennt man den Strauch nur als Kulturpflanze von 23° 8′ n. Br. bis 31° n. Br.; zwar geht er über diese Grenzen hinaus, bringt aber daselbst keine zum Genuß tauglichen Blätter mehr hervor. In Japan dauert er am besten aus in der Höhe von 160–250 m. über dem Meere, bes. im S. des Landes, wo er quellenreiche Berggegenden vorzieht. Im O. liegt seine Grenze am Indischen Meere, im W. an der Ostgrenze von Tibet. In unserem Jahrhundert ist er auch in die ind. Gebirge verpflanzt worden, nach Ceylon, den bengalischen Gebirgen sowie denen von Manipour u. Assam, woselbst man ihn auch wild gefunden haben wollte, endlich nach den Gebirgen von Java u. Sumatra. Selbst das Kapland, Madeira, St. Helena, Portugal u. Brasilien versuchten die Kultur des Th.s, ohne jedoch bisher nennenswerthe Erfolge damit erreicht zu haben. Nur Assam dürfte berufen sein, China wenigstens in Tibet Konkurrenz zu machen. Der Theestrauch liebt ein feuchtes Klima, weshalb ihm auch ein Seeklima am besten behagt. Um eine gewisse Größe nicht zu übersteigen, wird er, nachdem man ihn plantagenartig in regelmäßigen Reihen gepflanzt hatte, durch Beschneiden seiner Zweige zum Buschigwerden u. Blättertragen gezwungen. Auch düngt man ihn künstlich, um die Zahl u. Güte der Blätter zu vermehren, denn man erntet jährlich drei- bis viermal. Am besten fällt die Frühlingsernte aus, die man von ganz jungen Blättern od. noch unentwickelten Knospen gewinnt (Peku- und Souchongthee). Der letztere bedeutet das Bestgut eines dreijährigen Strauches, d. h. die erste Ernte desselben. Der Herbst liefert den weniger feinen Congo u. Bohia (Bohee, Thee-bou). Im Allgemeinen dauert die erste Ernte, die spärlichste, von Mitte April bis Ende Mai, die zweite von der Mitte des Sommers bis Ende Juli, die dritte von Mitte August bis September. Die Frühlingsernte kommt jedoch nicht in den Handel, sondern verbleibt dem kaiserlichen Hofe von China als Kaiserthee (Show-chun); die zweite Ernte hat dunklere Blätter u. heißt Th. des zweiten Ursprungs (Urh-chun); die dritte mit tiefgrünem Laube heißt Th. des dritten Ursprungs (San-chun). Alle diese Ernten werden mit großer Sorgfalt gemacht u. getrocknet. Je nach der Zubereitung erhält man verschiedenartige Theesorten. Den sog. **grünen** Th. bereitet man folgendermaßen: Man pflückt die Blätter u. breitet sie zum Trocknen über Bambushürden aus, über raschem Feuer werden sie dann noch einige Minuten in eisernen Pfannen getrocknet u. dann auf glatten Tafeln ausgerollt. Von den so behandelten Blättern nimmt ein Arbeiter eine Hand voll, knetet sie zusammen u. preßt ihnen den letzten Saft aus; ein zweiter röstet diesen Ballen nochmals über gelindem Holzkohlenfeuer u. rollt ihn aus. Jetzt hat sich die ursprüngliche Farbe der Blätter in ein mattes Blaugrün verwandelt u. der Th. ist fertig. Er hat sein eigenthümliches Aroma erlangt u. kommt, wenn er schließlich durch Sieben von Staub u. kleinen Bruchtheilen gereinigt worden ist, in den Handel. Der abgesiebte Staub wird für sich je nach seiner Feinheit unter verschiedenen Namen verkauft. Der **schwarze** Th. hat eine ähnliche Zubereitung durchzumachen; nur daß er nach dem Kneten auf Haufen gebracht wird, wo er eine Gährung durchläuft, infolge deren er sich schwarz färbt u. höchst aromatisch wird. In diesem Zustande rollt man ihn, ebenso wie den grünen, breitet ihn auf Flechtwerk aus u. läßt ihn zunächst an der Luft, dann über Feuer trocknen. Wenn er abermals gerollt worden ist, füllt man von ihm eine zollhohe Schicht in breite Körbe, um ihm über Holzkohlenfeuer die letzte Feuchtigkeit zu entziehen. Diese Austrocknung durch Feuer wird einige Male mit ihm vorgenommen, worauf er, von Schmutz u. Staub befreit, in verschiedenen Sorten unterschieden in den Handel kommt. Von grünen Th.s unterscheidet man als Hauptsorten den Perl- od. Imperial- (Kaiser-) Thee, welcher in erbsengroßen Kugeln verkauft wird; den Schießpulverthee, Gun powder od. Aljofar in sehr feinen Körnern; den locker gerollten Soulong od. Tschulang, den Haysan od. Gober in länglich gerollten Blättern, den Tonkay od. Twankey, den Singlo u. den unechten Kaiser- od. Blumenthee. Arten des schwarzen Th.s sind: der Theebou, der Pekko, der Kongo- od. Bongso Th., der Campu od. Semlo, der Souchong (Sautschong) u. der feine Padre Souchong, ein wenig gerollter aromatischer Karawanenthee. Außerdem giebt es noch gewisse Präparate, zu denen die Abfälle verarbeitet werden, als: Backsteinthee in Kuchenform, meist in rohe Felle genäht, für Tibet, Kaschmir, Tataren, Kalmuken &c., u. Kugelthee. Der erstere kommt von verwelkten u. verdorbenen Blättern, die mit Reisstärke-Abkochung, auch wol mit Ochsen- od. Schafblut verkittet u. geformt werden. Die besseren Theesorten gehen in ganzen, halben, Viertel od. Sechzehntel-Kisten in die Welt, erstere bis zu einer Schwere von 165 Kg. Von den Bestandtheilen des Th.s brauchen diejenigen, welche allen Pflanzentheilen gemeinsam sind, als Cellulose, Chlorophyll, Eiweißstoffe, Zucker, Kleber, Wachs, Salze u. dgl., nicht erst bes. erwähnt zu werden. Seine charakteristischen Eigenschaften gründen sich dagegen auf das Vorhandensein einiger eigenthümlicher Stoffe, von denen das **Theïn** od. Theestoff der wesentliche ist. Das Theïn ist in seiner chemischen Zusammensetzung mit dem Coffeïn s. d., ganz übereinstimmend, u. darauf beruhen auch die ähnlichen physiologischen Wirkungen, welche Th. u. Kaffee ausüben. Guter Th. kann bis zu 4 % Theïn enthalten. Dazu gesellt sich Gerbsäure, Tannin, ein öliger narkotischer Stoff von betäubender Art, der aber durch die Gerbsäure in seiner Wirkung geschwächt wird (im schwarzen Th. ist derselbe durch die Gährung zum Theil zerstört), ferner ein flüchtiges Oel, welches den aromatischen Duft des Th.s verursacht. Durch die Behandlung der Theeblätter, durch das Fermentiren u. Rösten, werden die aromatischen Stoffe zum Theil wahrscheinlich erst erzeugt. Für die Zubereitung des Th.s als Getränk empfiehlt sich, die Blätter nur allmählich mit kochendem Wasser zu überbrühen. In China läßt man den Th. über Nacht in kaltem Wasser ziehen, um ihn dann am nächsten Tage einige Minuten lang über Feuer zu kochen u. mit Spezereien gemischt zu trinken. Oft setzt man auch Butter hinzu. In Tibet u. Kaschmir setzt man entweder Zimmt u. etwas Soda den Blättern zu, die man ähnlich wie bei uns bereitet; dadurch erhält der Aufguß mehr Farbe, wahrscheinlich auch mehr Theïn; od. man fügt Kochsalz u. Milch hinzu, mit denen der Aufguß am Feuer gemischt wird. Theegenuß ermuntert den Menschen; ohne die Phantasie so aufzuregen wie der Kaffee wirkt er vielmehr beruhigend u. die Aufmerksamkeit sammelnd; im Uebermaß genossen bringt der Th. aber durch die gesteigerte Reizung der Nerventhätigkeit Schlaflosigkeit, Gefühl der Unruhe, Zittern der Glieder, erschwertes Athmen u. Angstempfindung hervor, Zustände, die bis zu Schwindel u. Betäubung sich steigern können. Man glaubt sogar, daß lange fortgesetzter übermäßiger Theegenuß Gicht erzeuge, indem der große Stickstoffgehalt des Theïns dazu beitrage, die Ablagerung harnsaurer Salze zwischen den Gelenken zu begünstigen. „Junge Theetrinker, alte Hinker“ ist ein chinesisches Sprüchwort.

Nr. 5214. Zweig vom Theestrauch ($\frac{1}{2}$ natürlicher Größe).

Daß der Th. häufig Verfälschungen unterworfen ist, ist eine bekannte Thatsache; schon die Chinesen sollen den grünen Th. meist färben, u. der schwarze wird vielfach mit bereits ausgezogenen u. wieder getrockneten u. gerollten Blättern vermischt. Auch werden nicht selten Blätter von den verschiedensten anderen Pflanzen untergemengt, zum Theil wol, um die Masse zu vermehren, zum Theil aber auch, um dem Th. ein Parfüm zu geben, wie er es von Haus aus nicht besitzt. Die Chinesen lieben solchen parfümirten Th. u. sollen den getrockneten Blättern zu diesem Zwecke bes. gern Orangenblüten zusetzen. Der Verbrauch des Th.s ist ein ganz enormer, nam. in den Produktionsländern selbst, sowie in Großbritannien, Rußland u. Nordamerika, weniger in Frankreich, Deutschland u. anderen Ländern. Der Hauptstapelplatz des Th.s für die ganze civilisirte Welt ist London; von großem Vortheil für den Theehandel ist die Eröffnung des Suezkanals gewesen, weil dadurch der lange Seeweg, durch welchen die Güte dieser Waare wesentlich beeinträchtigt wird, bedeutend abgekürzt ist. Die Theesendungen von China u. Japan nach England beziffern sich für die letzten Jahre folgendermaßen:

| Millionen engl. Pfunde. | Im J. 1870. | 1872. | 1874. | 1875. |
|---|---|---|---|---|
| Ueberhaupt . . . . . . . . . . | 141½ | 147 | 141 | 162 |
| Hiervon durch den Suezkanal | 22 | 60 | 87 | 121 |

Hierzu kommt nun noch die Zufuhr von indischen Th.s, die, mit dem J. 1861 begonnen, damals nur 1,3 Mill. engl. Pfunde betragen, sich auf

25 Mill. im J. 1875 nach u. nach gesteigert hat. Große Mengen Th. kommen ferner auf dem Landwege aus China, durch Sibirien über Rußland; man giebt den jährlichen Import Rußlands auf diesem Wege auf 23 Mill. Pfund an. Neben dieser großen direkten Einfuhr ist die 1862 frei gewordene indirekte Einfuhr über die Westgrenze Rußlands noch bemerkenswerth. Dieselbe stieg schon im Jahre darauf gleich auf 13 Mill. Pfund, nahm später noch größere Dimensionen an, ist aber seitdem bedeutend zurückgegangen. Vom Gesammt-Thee-Export über Hangkau (im südl. China), der sich im J. 1872 auf 60,889,604 Pfd. od. 902,903 Kisten, angeblich die Hälfte des ganzen Theebedarfs der Erde, belief, sind nach Rußland nicht weniger als 142,706 Kisten versandt worden, u. zwar:

55,683 Kisten auf dem Landwege via Tiensing u. Kiachta,
80,240 „ „ „ Seewege via Odessa,
6783 „ „ „ „ via London,

während außerdem von russ. Kaufleuten noch 101,655 Kisten Ziegelthee via Kiachta zur Expedition kamen. In Deutschland wurden eingeführt: 1873: 20,741, 1874: 21,825, 1875: 22,700 Ctr. Hiervon kam ein großer Theil direkt über Hamburg u. Bremen.

Nr. 5215. Theeplantage in Japan.

**Theer** ist ein Produkt der trockenen Destillation u. sammelt sich in den Kühl- u. Verdichtungsapparaten als mehr od. weniger dickflüssige, braune bis schwarze Flüssigkeit von starkem, unangenehmem Geruch an. Je nach den Substanzen, die man der trockenen Destillation unterwirft, unterscheidet man Holztheer, Torftheer, Braunkohlentheer, Steinkohlentheer, Harztheer u. animalischen Th. (Knochentheer 2c.). Gewöhnlich ist die Gewinnung des Th.s Nebensache u. in früheren Zeiten, bevor man seine Bestandtheile zu verwerthen wußte, war derselbe vielfach sogar ein sehr lästiges Nebenprodukt; jetzt ist dies anders geworden. In manchen Fällen nimmt man die trockene Destillation sogar nur zum Behufe der Theergewinnung vor, wie z. B. bei der Braunkohlenverwerthung. Die chemische Zusammensetzung der einzelnen Theersorten ist sehr mannichfaltig u. verschieden; doch treten in einigen Theersorten gewisse gleichartige Bestandtheile konsequent neben verschiedenen anderen auf. Von besonderem Interesse sind darunter Benzol, Anilin, Karbolsäure, Naphthalin, Paraffin 2c. (s. d. betr. Art.). Unterwirft man den Th. von Neuem einer Destillation, so kann man diejenigen seiner zusammensetzenden Bestandtheile, welche verschieden hohe Siedepunkte haben, von einander trennen. Zuerst gehen verschiedene ölige Flüssigkeiten über, die den Namen Theeröle führen, dann folgen immer schwerer flüchtige Substanzen von starrer Konsistenz, u. es bleiben im Destillationsgefäße die Theerkoaks zurück. Beim Braunkohlentheer werden die Theeröle Photogen u. Solaröl genannt; beim Steinkohlentheer nannte man sie früher leichtes u. schweres Steinkohlentheeröl, es sind dies Gemenge sehr vieler organischer Verbindungen, unter denen Benzol, Toluol, Xylol 2c., ferner Anilin, Toluidin, die bekanntesten sind. Die Benutzung der verschiedenen Theersorten ist eine sehr vielseitige, nam. gilt dies vom Th. der Braunkohlen u. Steinkohlen; dieselben werden theils wie die anderen Theerarten zum Anstrich, Kalfatern 2c. verwendet, theils werden daraus werthvolle Substanzen abgeschieden, so aus dem Braunkohlentheer Photogen, Solaröl, Karbolsäure u. Paraffin, aus dem Steinkohlentheer, außer den bereits erwähnten flüchtigen Stoffen ebenfalls Karbolsäure, ferner Naphthalin u. Anthracen; Steinkohlenasphalt wird zur Herstellung von Dachpappe benutzt. Besonders wichtig sind die Produkte des Steinkohlentheers für die Farbenindustrie geworden, da man daraus eine große Zahl der prächtigsten Farben (Theerfarben) darzustellen vermag, so z. B. die verschiedenen Anilinfarben, die Naphthalinfarben, die Anthracenfarben (künstliches Alizarin u. Purpurin), ferner Pikrinsäure u. Corallin aus der Karbolsäure.

**Theilbarkeit** nennt man in der Physik die Eigenschaft aller Stoffe, sich in immer kleinere gleichartige Theilchen zerlegen zu lassen. Wie weit man in der Verkleinerung der Theilchen gehen konnte, läßt sich durch den Versuch gar nicht ermitteln, jedenfalls weiter, als wir mit unserer Phantasie uns vorstellen können. Daß es aber doch eine Grenze der Theilbarkeit in gleichartige Theilchen geben muß, zeigt schon die Existenz chemisch zusammengesetzter Körper. Denn wenn man z. B. ein Wassertröpfchen immer weiter theilen wollte, müßte man doch einmal an einen Punkt kommen, wo sich das Wassertröpfchen nicht mehr in zwei gleichartige kleinere Wassertröpfchen, sondern in ein Sauerstofftheilchen einer- u. ein Wasserstofftheilchen andererseits spaltet. Das letzte feinste Wassertröpfchen wäre ein „Molecul" (s. d.), u. die es zusammensetzenden Sauer- u. Wasserstofftheilchen „Atome" (s. d.).

**Theilmaschine** ist eine mechanische Vorrichtung zur Herstellung von Kreistheilungen u. getheilten Maßstäben. Man unterscheidet nach diesen beiden verschiedenen Zwecken Kreistheilmaschinen und geradlinige Th.n. Bei beiden Arten bildet den wesentlichsten Theil eine sehr genau gearbeitete Schraube, welche bei jedem Umgange einen Stift, das sog. Reißwerk, in Bewegung setzt, um einen Theilstrich auf das zu theilende Objekt einzureißen. Als Anfertiger von durch ihre Präzision berühmten Th.n sind zu nennen Ramsden, Reichenbach, Girgensohn, Oertling u. A.

**Theïn** ist Caffeïn, s. d. u. „Thee".

**Theiner,** Augustin, nambafter kathol. Theolog, geb. 11. April 1804 zu Breslau, studirte daselbst Theologie u. Philosophie u. erwarb sich 1829 zu Halle auch die juristische Doktorwürde. Nachdem er mit Unterstützung der preuß. Regierung eine wissenschaftliche Reise nach England u. Frankreich unternommen hatte, begab er sich 1833 nach Rom u. wurde hier in einem Jesuitenseminar von den freien Ansichten bekehrt, die er bis dahin mit seinem Bruder, Joh. Ant. Th. (geb. 1799, gest. 1860), verfochten hatte. Er trat als Priester in das Oratorium ein u. erhielt nachmals von Pius IX. die wichtige Stellung eines Präfekten der geheimen Archive des Vatikan. Als solcher veröffentlichte er neben einigen strengkatholischen Schriften eine Reihe der wichtigsten Urkunden in musterhafter Weise; so die „Geschichte des Pontifikats Clemens' XIV." (3 Bde., Lpz. u. Par. 1853), eine neue Ausgabe der Annalen des Baronius (s. d.) nebst Fortsetzung (1856 ff.), zahlreiche Bände von „Monumenta vetera" zur Kirchengeschichte Ungarns (2 Bde., Rom 1859–60), Polens u. Litthauens (4 Bde., 1860–64), der Slaven (1863), Irlands u. Schottlands (1864). Zugleich hatte er als Mitglied mehrerer Kongregationen großen Einfluß, schlug aber im Interesse seiner literarischen Arbeiten zweimal den Kardinalshut aus. Schließlich gelang es jedoch den Jesuiten, die er durch Veröffentlichung der Prozeßakten aus der Zeit Clemens' XIV. tödlich beleidigt hatte, ihn 1870 während des Konzils von seinem Amte zu verdrängen, angeblich weil er die Bischöfe der Oppositionspartei durch Mittheilungen aus den geheimen Archiven in ihrem Widerspruch gegen das Unfehlbarkeitsdogma bestärkt hatte. Doch hatte Th. noch rechtzeitig seine Papiere ins Ausland gerettet, u. großes Aufsehen erregte 1874 die Herausgabe derselben, so weit sie sich auf die geheime Geschichte des Tridentiner Konzils bezogen („Acta genuina ss. oecumenici concilii Tridentini etc.", Bd. 1 u. 2, Lpz.). Th. starb zu Rom 10. Aug. 1874.

**Theismus** (vom griech. θεός, Gott) heißt diejenige theologische od. philosophische Weltanschauung, welche von der Voraussetzung eines persönlichen Gottes als des Schöpfers u. Lenkers der Welt ausgeht. Das Wort wird oft gleichbedeutend gebraucht mit Deismus (s. d.), im Gegensatz zum Atheismus (s. d.); genauer aber versteht man unter Th. den Glauben an einen absolut allmächtigen, daher auch durch Wunder wirkenden Gott, der über sein Wesen u. seinen Willen unmittelbare Offenbarungen gegeben hat. In diesem Sinne ist das Judenthum u. der Islam ebenso eine theistische Religion wie das Christenthum.

**Theiß** (ungar. Tisza), der größte nur Ungarn angehörige Fluß u. der bedeutendste linke Nebenfluß der Donau, von 183 M. Länge, entspringt als Schwarze Th. am Czorna, als die südlichere Weiße Th. am Rusky im karpathischen Waldgebirge im Komitat Marmaros. Nach der Vereinigung beider Quellflüsse durchfließt die durch den Viso verstärkte Th. zunächst ein nach NW. gerichtetes Längenthal u. tritt an der Grenze des Komitats Marmaros in die große ungar. Ebene. Die Hauptrichtung bleibt zunächst noch dieselbe, im Zempliner Komitat aber wendet sich der Fluß nach SW., u. von Szolnók an schlägt er im Allgemeinen eine südl. Richtung ein. Er durchfließt die Ebene in zahlreichen Krümmungen u. hat dabei ein so geringes Gefälle, daß er von Tokaj abwärts durchschnittlich nur 50—60 cm. auf die Meile fällt. Da sein Bett mit Schuttmasse ganz erfüllt ist u. seine Zuflüsse nur dann in ihn eintreten können, wenn sein Wasserstand ein niedriger ist, so breiten sich dieselben in seiner Nähe zu zahllosen Teichen aus, u. er selbst ist daher fast durch die ganze Ebene hindurch von einem durchschnittlich 2 M. breiten Sumpfstreifen (auf eine Gesammtfläche von 400 □M. geschätzt) eingefaßt. Nur kurz vor seiner Mündung erhält er durch die sich rechts an ihn herandrängende Platte von Titel plötzlich steile Ufer. Diesen ungünstigen Verhältnissen hat man durch eine Flußregulirung abzuhelfen gesucht, die 1846 begonnen wurde u. nach 22jähr. Arbeit 107 Durchstiche bewirkte, durch welche 80 Krümmungen beseitigt wurden u. die Flußlänge um 63 M. gekürzt ist, auch über 200 □M. des fruchtbarsten Bodens gewonnen sind. Die Schiffbarkeit für kleine Fahrzeuge beginnt bei Szigeth, für große bei Szolnók. — Von größeren Nebenflüssen nimmt die Th. rechts die Jaszema Borsova, den Bodrog od. die vereinigte Laborcza u. Latorcza, die Hernád (Kundert) u. die bei Szolnók mündende schiffbare Zagyva auf, links die 62 M. lange Szamos, den 60 M. langen Körös u. bei Szegedin den Maros (s. d.). Durch Kanäle steht sie mit der Bega im Komitat Temes in Verbindung, u. rechts führt der Franzenskanal zur Donau. Die Th. ist der fischreichste Fluß Europa's. Das stille, tiefe, schlammige u. etwas salzige Wasser lockt die zur Laichzeit aus dem Schwarzen Meere aufsteigenden Lachse u. Störe in die Th. Nach einem ungar. Sprüchwort machen die Fische den dritten Theil des Flusses aus. — Das Gesammtgebiet der Th. beträgt gegen 3700 □M.

**Thekla,** die Heilige, soll zu Ikonion in der kleinasiat. Landschaft Lykaonien als die Tochter reicher Eltern von dem Apostel Paulus bekehrt u. deshalb zum Scheiterhaufen verdammt worden sein. Eine Wolke löschte jedoch das Feuer aus u. Th. begleitete den Apostel nach Antiochia. Hier sollte sie von wilden Thieren zerrissen werden, entging aber nochmals dem Tode u. folgte nun dem Apostel, bis sie ihn in Myra fand. Auf sein Geheiß wirkte sie zu Ikonion, dann zu Seleukeia durch Predigten u. Wunder u. starb in letzterer Stadt. Als ihr Gedächtnißtag wird bald der 18. od. 19. Mai, bald der 23. od. 24. Sept. genannt. Schon im 3. Jahrh. n. Chr. existirte eine apokryphische Schrift, welche über die Missionsreisen des Paulus u. der Th. berichtete. — Eine andere **Th.**, die Heilige des 10. Jan., soll im 3. Jahrh. in Sizilien gelebt u. daselbst mehrere Kirchen u. ein Bischofthum gegründet haben.

**Thema** (griech.), Mehrzahl Themata, weniger richtig Themen, Hauptsatz od. Grundgedanke einer Rede, eines Buches ꝛc., Aufgabe zu einem Aufsatz, einer Abhandlung ꝛc.; in der Musik der einem ausgeführteren Tonwerke zu Grunde liegende Tongedanke, welcher den Grundstoff für die Entwicklung entweder des ganzen Satzes od. eines Theiles desselben enthält. Es kommt auf die Beschaffenheit der Form an, ob nur ein Th. od. deren mehrere in demselben herrschen sollen; ist der Tonsatz über mehrere Themata gearbeitet, so heißt dasjenige, welches zuerst auftritt u. seinem Stimmungsgehalte u. Tongange nach die Entwicklung eigentlich bedingt, das Hauptthema od. der Hauptsatz; die übrigen Themata, welche (wenn auch als Kontraste od. Modifikationen der Stimmung u. Tonbewegung) den Hauptsatz ergänzen, heißen Nebenthemata od. Nebensätze. — Thematische Arbeit ist die Entwicklung eines Th. zu neuen Perioden, u. zwar so, daß ungeachtet der andern Gestalt dieser neuen Bildung ihr trefflicher Zusammenhang mit dem Grundgedanken deutlich erkennbar bleibt.

**Themis,** Tochter des Uranos u. der Gäa, die Gemahlin des Zeus, Mutter der Horen u. Mören. Nach jüngerer Gestaltung der Sage ist Th. Schwester u. Gemahlin des Zeus, von dem sie Mutter der Athene u. der Asträa wird. Sie ist die Personifikation des ewigen Gesetzes der Gerechtigkeit u. Ordnung, beruft bei Homer die Götterversammlung u. waltet überhaupt im Olymp u. am Throne des Rechts. Die bildende Kunst der Alten stellt sie dar mit Füllhorn u. Wage, in der neueren Kunst erscheint sie in der Regel mit Wage u. Schwert u. mit verbundenen Augen, wodurch angedeutet werden soll, daß die Gerechtigkeit ein Ansehn der Person od. Rücksichten nicht kennen darf.

**Themistokles,** großer athenienischer Feldherr u. Staatsmann, wurde um 515 v. Chr. in Phrearroi, einem attischen Demos der Phyle Leontis, geboren als Sohn des Neokles u. einer Fremden (aus Karien od. Thrakien), war daher von Geburt nicht attischer Vollbürger u. suchte nun, von Trotz u. brennendem Ehrgeiz gestachelt, den Makel der Geburt durch hervorragende Verdienste um Athen vergessen zu machen. Schon früh zeigte er ungemeine Anlagen; Anaxagoras u. Melissos sollen seine Lehrer gewesen sein. Sein Vater widerrieth ihm, sich dem politischen Leben zu widmen, aber vergeblich, denn 493 sehen wir Th. schon als Archonten. Er ließ den Hafen erweitern u. durch die Hafenstadt Piräus (s. d.) befestigen u. setzte es durch, daß der Ertrag der Silberbergwerke von Laurion, der sonst an die Bürger vertheilt zu werden pflegte, zum Bau einer Flotte verwendet wurde, u. nach dem Zuge gegen die Ägineten, zu dem Athen noch 20 korinthische Schiffe geliehen hatte, erlangte er, daß gesetzlich bestimmt wurde, alljährlich 20 neue Schiffe zu bauen. So machte Th. Athen allmählich zur größten Seemacht, u. in der Schlacht bei Salamis belief sich die Flotte auf 200 Schiffe. 490 kämpfte Th. bei Marathon mit u. 483 wurde er, nachdem der mehr konservative Aristides, dem Th. lange entfremdet war, verbannt u. sein Mitbewerber Epikydes von ihm bestochen worden war, zum Strategen im Kampfe gegen die Perser gewählt. Mit allem Eifer mahnte er zur Eintracht u. rieth dem 481 von ihm unter der Hegemonie Sparta's gestifteten Bunde der Griechen, den Kampf zur See auszufechten; aber erst nach der Forcirung der Thermopylen zog man das Landheer zurück, u. Th., der den Engpaß von Tempe besetzt halten sollte, übernahm nun den Oberbefehl über die atheniensche Flotte. Er segelte nach einigem Mißgeschick durch Stürme bei Artemision nach Salamis, bestimmte die Athener, die Stadt zu verlassen u. ihr Heil allein auf dem Meere zu suchen (das Orakel hatte verkündet, Athen solle sich hinter hölzernen Mauern vertheidigen, was Th. auf Schiffe deutete) u. hielt mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln die Griechen zusammen. Er ließ zu diesem Zweck zwischen Megara u. Salamis die Meerenge sperren u. veranlaßte schließlich auch noch unter dem Schein einer verrätherischen Mittheilung den Xerxes, die Griechen zu umzingeln, so daß sie nun zusammenbleiben u. zusammenkämpfen mußten. Der Kampf der Verzweiflung in der Schlacht bei Salamis 20. Sept. 480 v. Chr. endete mit einem glänzenden Siege; der Feind wurde bis zur Insel Andros verfolgt, wiewol Th. vorgeschlagen hatte, nach dem Hellespont zu segeln u. die Brücke der Perser abzubrechen. Dem Perserkönig dagegen ließ Th. sagen, er sei es gewesen, der diesen Plan hintertrieben habe. Jetzt stand Th. auf dem Gipfel seines Ruhmes; er wurde mit dem Lorberkranz geehrt u. bei den Olympischen Spielen schauten Aller Augen nach ihm, statt nach den Wettkämpfern. Bei Platää u. Mykale war Th. nicht direkt betheiligt, da er inzwischen einen Zug nach den abgefallenen Inseln machte, diese züchtigte u. unter Athens Botmäßigkeit brachte. Auch bei dem Neubau Athens leistete seine Klugheit treffliche Dienste, indem er die gegen den Mauerbau der Athener protestirenden Spartaner überlistete u. hinhielt, bis der nun auch erweiterte Befestigungsring, an dem alle Athener, Männer u. Weiber, arbeiteten, fertig dastand. Inzwischen gelang es jedoch der aristokratischen Partei, deren Haupt Kimon war, 471 die Verbannung des Th. durch den Ostrakismos (s. d.) herbeizuführen; u. in der That hatte Th. zwar in schwerer Zeit Großes geleistet, nach der Wiederkehr der Ruhe aber Mangel an Sinn für gesetzliche Ordnung u. selbst an Reinheit des Charakters bewiesen. Th. begab sich nach Argos, von wo ihn jedoch bald der Haß der Spartaner, die ihn an dem Verrath des Pausanias betheiligt glaubten, nach Kerkyra trieb. Von dort begab er sich nach

Epeiros zu Admetos, dem König der Molosser, der, ihm nicht sonderlich gewogen, ihn doch nicht auslieferte u. zu Alexander von Makedonien nach Pydna entsandte, u. von dort weiter nach Ephesos. Einen Theil seines Vermögens retteten ihm seine Freunde, doch wurden immerhin gegen 100 Talente eingezogen. In Ephesos angelangt, wendete er sich an den eben zur Regierung gelangten Perserkönig Artaxerxes, berief sich auf die früher angeblich der persischen Sache geleisteten Dienste u. bot seine Mitwirkung zur Unterwerfung Griechenlands an. Artaxerxes überhäufte ihn mit Gnadenbeweisen, setzte ihm aber im Uebrigen die Frist eines Jahres fest, um sich mit persischer Sprache u. Sitte vertraut zu machen. Allein noch vor Ablauf dieses Jahres starb Th. um 461 v. Chr. in Magnesia. Seine Ueberreste begruben seine Freunde heimlich beim Vorgebirge Alkimos in attischer Erde.

**Themse** (engl. Thames [spr. Sjähms], angelsächs. Tämese, franz. Thamise [spr. Tamihs'], lat. Tamesis od. Tamesa), der wichtigste, wenn auch nicht längste Fluß Englands, entspringt als Swillbach bei West-Crudwell, nordöstl. von Malmesbury, am Südostabhange der Cotswold-Hügel in der Grafschaft Gloucester. Ihr im Ganzen nach NO. gerichteter Oberlauf trägt gewöhnlich den ihm von den Gelehrten beigelegten Namen Isis (wahrscheinlich Abkürzung von Tamesis). Von Oxford an aber, u. also noch vor der Einmündung der Thame, heißt der nun zunächst südlich u. später östlich laufende Fluß Thames. Seine Schiffbarkeit für Barken beginnt bei Lechdale, nur 4 M. von der Quelle entfernt. Dampfschiffe befahren ihn bis Hampton Court, 1½ M. über Richmond hinaus.

Nr. 5216. Louis Jacques Thénard (geb. 4. Mai 1777, gest. 21. Juni 1857).

Bis Richmond steigt die Flut. Bei Greenwich beträgt seine Tiefe selbst zur Ebbezeit noch 4 m., u. hier ist seine Breite, die bei der London-Brücke erst 131,8 m. während der Ebbe beträgt, schon 518 m. Der in London unter der Th. weggeführte Tunnel (mit einem Kostenaufwand von 600,000 Pfd. Sterl. hergestellt u. nach mancherlei Unfällen 1843 vollendet) ist 366 m. lang; ein neuerer Tunnel, der binnen eines Jahres mit nur 16,000 Pfd. Aufwand gebaut wurde u. ein eisernes Rohr von 2,3 m. Durchmesser unter der Th. wegführt, der sog. Thames subway, hat 406 m. Länge. Zwischen London Bridge u. den Westindia Docks wird der Fluß von den Schiffern the Pool (d. h. der Pfuhl), die Krümmung desselben unterhalb Gravesend the Hope (d. h. die Hoffnung) genannt. Die Stelle seiner Mündung ist, da er später in einen Mündungsbusen übergeht, eine schwer zu bestimmende. Nimmt man, wie gewöhnlich geschieht, die Stelle des norelight, d. i. des schwimmenden Leuchtfeuers im Nore (denn bei Sheerneß nimmt der Fluß den Namen Nore an) als Mündung an, so ist der Fluß 47 M. lang u. größer als die Severn (s. d.), ohne die ungerechtfertigte Hinzunahme des Mündungsbusens aber kleiner als letztere. Malerische Ufer hat der Fluß nirgends, doch ist die Partie zwischen Great Marlow u. Maidenhead nicht uninteressant, u. die zahlreichen schönen Villen, Gärten u. Wiesen an seinen Ufern u. die kleinen Inseln oberhalb Londons machen einen oft wechselnden u. immer wieder freundlichen Eindruck. Seine Bedeutung für das Land ist eine große, denn der Verkehr auf ihm von London abwärts ist ein ganz enormer. 1873 liefen allein in London 39,763 Schiffe von 7,887,764 Tonnengehalt ein. — Wegen der leichten Zugänglichkeit Londons für kleinere Kriegsschiffe ist der Fluß durch Forts bei Sheerneß u. weiter aufwärts durch das Fort Tilbury geschützt.

**Thénard** (spr. Tehnahr), Louis Jacques, Baron, franz. Chemiker, geb. im Dorfe La Louptière bei Nogent-sur-Seine (Aube) 4. Mai 1777; widmete sich in Paris unter Vauquelin dem Studium der Chemie, wurde dann Repetent am Polytechnischen Institut u. 1817 Professor am Collége de France sowie später auch an der Polytechnischen Schule u. bei der philosophischen Fakultät der Universität; 1824 baronisirt u. seit 1833 Pair von Frankreich, legte er 1837 seine Professur an der Polytechnischen Schule u. 1840 die an der Universität nieder, ward aber noch 1850 Mitglied des Oberstudienraths. Er starb zu Paris 21. Juni 1857. Sein Hauptwerk ist der „Traité de chimie élémentaire“ (5 Bde., Par. 1813—17; 6. Ausg. 1833—36; deutsch von Fechner, 7 Bde., Lpz. 1825—30). Mit Gay-Lussac verfaßte Th. „Recherches physico-chimiques“ (2 Bde., 1816). Auch war er Mitredakteur der „Annales de chimie“, der „Annales de chimie et physique“ u. der „Mémoires de physique et chimie“.

**Theobroma,** s. „Kakao“.

**Theobromin,** ein in den Kakaobohnen enthaltenes, sehr stickstoffreiches Alkaloid, welches als weißes, zartes Krystallpulver von bitterem Geschmack erscheint. Interessant ist die Beziehung dieses Stoffes zu dem in den Kaffeebohnen u. im Thee enthaltenen Caffeïn bez. Theïn; letzteres läßt sich nämlich aus dem Th. darstellen, wenn man Theobrominsilber mit Jodmethyl längere Zeit auf 100° erhitzt. Die Kakaobohnen enthalten ungefähr 1½ % Th. Mit den Säuren bildet dasselbe die Theobrominsalze.

**Theodicee** (eig. griech. θεοδίκη) bedeutet s. v. a. „Rechtfertigung Gottes“, nämlich in Betreff des physischen u. sittlichen Uebels in der Welt. Denn wenn die Welt vollkommen von Gott geschaffen ist, u. zwar zu dem Zweck, die Geschöpfe zu beglücken, so scheint es ein unerklärlicher Widerspruch, daß Gott dennoch das Uebel duldet, ja sogar den Unschuldigen (auch in der Thierwelt) mehr leiden läßt als den Bösen. Die Versuche, dieses Räthsel zu lösen, sind uralt (vgl. z. B. das Buch Hiob), dagegen ist der Name Th. erst durch Leibniz' „Essai de Théodicée sur la bonté de Dieu, la liberté de l'homme et l'origine du mal“ (zuerst Amsterd. 1710) in die Philosophie eingeführt worden. Jeder Versuch einer Th. hat natürlich nur Sinn vom Standpunkt des sog. Optimismus (s. d.) u. von der Voraussetzung eines allmächtigen u. zugleich absolut gerechten u. gütigen Gottes aus. Auf jedem andern Standpunkte erscheint das Böse als etwas Gegebenes u. von Natur Nothwendiges; eine Th. ist somit überflüssig. Die christliche Weltanschauung findet die Th. in der Annahme, daß das Uebel erst durch den Willen der Menschen (s. „Sündenfall“ unter „Sünde“) in die Welt gekommen sei.

**Theodolit** ist ein geodätisches u. astronomisches Winkelmeßinstrument, mit welchem man Horizontal- u. Höhenwinkel zugleich messen kann. Die wesentlichsten Theile desselben sind 1. ein auf 3 Stellschrauben ruhender getheilter Horizontalkreis, 2. ein auf diesem ruhender Vertikalkreis u. 3. ein an der Achse des letzteren drehbar befestigtes Fernrohr mit Fadenkreuz. Die Stellung des Vertikalkreises liest man auf dem Horizontalkreise ab u. die des Fernrohrs auf dem Vertikalkreise. Ein äußerst praktischer Taschentheodolit für Vermessungen, welche nicht den äußersten Grad von Präzision erfordern ist Preßler's Meßknecht (s. „Meßknecht“).

**Theodor I.,** König von Korsika, s. „Neuhoff“.

**Theodor II.,** König von Abessinien, geb. 1818 od. 1819 als Sohn des Statthalters Haïle Marjam zu Cherbie in der abessin. Provinz Kuara, hieß eigentlich Kassa, wurde nach seines Vaters Tode im Kloster Tschanker am Tsanasee für den geistlichen Stand vorbereitet, entfloh aber bei einem Ueberfall des Klosters durch einen dortigen Häuptling u. stellte sich in den Bergen von Saraho an die Spitze einer Räuberbande. Mit dieser bekriegte er die Fürstin Menene von Dembea, bis ihn dieselbe mit ihrem Lande belehnte u. ihm ihre Tochter Zubedsche zur Frau gab. Hierauf (seit 1853) entriß er auch Amhara seinem Schwager Ras Ali sowie Tigre dem Fürsten Ubie u. ließ sich dann 6. Febr. 1855 durch den Oberpriester (Abuna) als Th. II. zum König (Negus) von Abessinien krönen (als Th. I. wurde der 1434 verstorbene Schutzheilige von Aethiopien betrachtet). Noch in demselben Jahre machte er sich durch Eroberung Schoa's zum Herrn von ganz Abessinien, worauf er an die Regeneration seines Reiches ging,

indem er die Rechtspflege verbesserte, die Uebermacht des Klerus einschränkte u. die Einwanderung europäischer Handwerker beförderte. Später jedoch durch mehrere Empörungen mißtrauisch gemacht, begann er ein despotisches Regiment zu führen. Im Frühjahr 1863 verwies er den franz. Konsul Lejean u. im Juli dess. Jahres ließ er sogar den englischen Konsul Cameron u. mehrere Europäer in Ketten legen. Das gleiche Schicksal erfuhr 1865 ein außerord. Gesandter Englands nebst seinen Begleitern, u. da alle gütlichen Versuche, den König zur Entlassung der Gefangenen zu bewegen, erfolglos blieben, rüstete die engl. Regierung im April 1867 eine Expedition unter dem Oberbefehl Sir Robert Napier's gegen Abessinien aus. Als 10. April 1868 die engl. Truppen vor Magdala erschienen, gab Th. zwar die Gefangenen frei, der Aufforderung aber, sich selbst zu ergeben, kam er nicht nach. Infolge dessen ließ Napier 13. April Magdala beschießen u. dann mit Sturm nehmen. Am Abend desselben Tages erschoß sich Th., um nicht in die Hände der Sieger zu fallen. Der ungemein begabte, aber eitle, aufgeblasene u. grausame Mann hinterließ zwei Söhne: Allamavo u. Meschescha. Sein Leben beschrieben Lejean (Par. 1865) u. der Missionär Flad (Lond. 1869).

**Theodorich** od. Theoderich, mit dem Beinamen „der Große" (der altdeutsche Name, später Theuderich, Dietrich lautend, bedeutete „Volksfürst"), König der Ostgothen, Sohn Theodemir's aus dem Geschlechte der Amaler, war geboren zwischen 453 u. 456 n. Chr. Als die oströmischen Kaiser Marcianus u. Leo I. den mit den Ostgothen vereinbarten Tribut nicht mehr zahlten, fielen die Letzteren, von den Hunnen u. von Mangel bedrängt, in Illyrien ein, u. bei dem neuen Friedensschluß wurde Th. als Geisel an den griechischen Hof in Konstantinopel gesendet, hier sorgfältig erzogen u. 18jährig von Leo I. seinem Vater zurückgesandt. Bald darauf aber unternahm Th. mit seinem Vater einen feindlichen Einfall in das Byzantinische Reich u. erzwang, nach Theodemir's Tode 475 allein über die Ostgothen herrschend, von dem inzwischen zur Regierung gelangten Kaiser Zeno Wohnsitze, welche den Gothen in Obermösien angewiesen wurden. Zeno suchte des jungen Th. Freundschaft, lud ihn zu sich nach Konstantinopel u. verlieh ihm den Ehrenrang eines Patricius, intriguirte jedoch bald gegen Th., so daß dieser sich 479 mit Waffengewalt gegen Zeno wandte u. den Bezirk Pataulia in der illyrischen Präfektur eroberte. Nach einem neuen Friedensschlusse abermals von Zeno u. seinen Diplomaten betrogen, fiel Th. in Thrakien ein u. erhielt nun von Zeno außer dem Range eines Feldherrn u. Konsuls einen Theil von Dacien u. Niedermösien; dafür half ihm Th. den Aufstand des Feldherrn Johannes in Kleinasien dämpfen. Inzwischen wünschte sich aber doch die byzantinische Politik des unbequemen gothischen Nachbars zu entledigen, u. als die von Odoaker (s. d.) bedrängten Rugier sich an Th. um Hülfe wandten, war dies für Zeno eine erwünschte Gelegenheit, den Ehrgeiz des jungen Th. auf Italien zu lenken. Im J. 488 brach Th. wirklich auf dem Landwege dahin auf, schlug Odoaker in drei großen Schlachten am Isonzo (28. Aug. 489), bei Verona (27. Sept. 489) u. an der Adda (11. Aug. 490) u. eroberte nach mehrjähriger Belagerung auch das feste Ravenna, wohin sich Odoaker zurückgezogen hatte. Zwar wurde Odoaker anfänglich rücksichtsvoll behandelt, ja es kam sogar zwischen ihm u. Th. ein Vertrag zu Stande, dem zu Folge Beide gemeinsam in Italien herrschen sollten, aber nach nur kurzer Zeit wurde Odoaker bei einem Trinkgelage von Th. erschlagen (5. März 493). Das Reich der Ostgothen umfaßte jetzt Italien, Sizilien, Dalmatien, Istrien u. einen Theil Pannoniens, ein Besitz, den Zeno's Nachfolger als vollendete Thatsache anerkannte. Ferner ließ sich Th. von dem Rugierfürsten Rudolf adoptiren u. erlangte so Anspruchsrechte auf Mähren, Oberschlesien u. das Karpathenland; dem schutzsuchenden Thüringerfürsten Hermanfrid gab er seine Tochter Amalafrida zur Frau u. er selbst heirathete Audafleda, die Schwester Chlodwig's, des Königs der Franken; die letztere Beziehung hielt ihn jedoch nicht ab, den Franken die Provence streitig zu machen u. vorzuenthalten. Seine Tochter Amalasuntha vermählte Th. dem König Eutarich. Von dem eroberten Lande gab Th. seinen Kriegern den dritten Theil, schonte aber sonst die Urbewohner soviel als möglich, er ließ ihnen Sitten u. Gebräuche u. ihr eignes Recht; 500 n. Chr. erst erließ er das sog. Edictum Theoderici, welches u. A. bestimmte, daß bei Streitigkeiten zwischen Gothen der goth. Graf, zwischen Römern der röm. Richter, zwischen Gothen u. Römern ein aus Vertretern beider Völker zusammengesetztes Gericht entscheiden solle. — Th. liebte die Künste, schmückte namentlich seine beiden Residenzen Ravenna u. Verona (in der deutschen Heldensage Raben u. Bern genannt) mit prächtigen Bauten, förderte die Wissenschaften u. hielt die gelehrten Männer Cassiodor, seinen ersten Minister, der [illegible] die Geschichte der Amaler schrieb, die Philosophen Boëthius u. Symmachus hoch in Ehren. Außer einem Kampfe gegen den [illegible] Gesalich, den Halbbruder von Th.'s Enkel, den Westgothenkönig Amalarich u. einem zweiten gegen die raublustigen Bulgaren regierte Th. in Frieden. Doch geschahen in seinen letzten Jahren einige Dinge, die geeignet sind, einen Schatten auf sein Bild zu werfen. Als der oström. Kaiser Justinus die Arianer, die Glaubensgenossen Th.'s, verfolgte, sandte Th. den Papst Johann I. (s. d.) nach Konstantinopel, um Schonung für die Arianer zu erbitten, u. ließ, als die Mission erfolglos blieb, den Papst einkerkern u. seinerseits Verfolgungsmaßregeln gegen die Katholiken anordnen. Als ferner Boëthius sich eines Senators Albinus, welcher verrätherischer Korrespondenz mit Konstantinopel angeklagt war, lebhaft annahm, wurde auch er in den Prozeß verwickelt, verurtheilt u. sammt seinem Schwiegervater Symmachus hingerichtet (524). Nicht lange darauf starb auch Th. (30. Aug. 526). Er wurde in einem großartigen Mausoleum in Ravenna beigesetzt, seine Asche aber später von fanatischen Katholiken zerstreut. — Vergl. Manso, „Geschichte des Ostgothischen Reiches in Italien" (Bresl. 1824); Dahn, „Die Könige der Germanen" (3. Abth., Würzb. 1866). — In die deutsche Heldensage ist Th. unter dem Namen „Dietrich von Bern" (s. d.) als einer der volksthümlichsten u. gefeiertsten Helden übergegangen. Vergl. „Uhland's Schriften zur Geschichte der Dichtung u. Sage" (Bd. 1, Stuttg. 1865); K. Meyer, „Die Dietrichsage in ihrer geschichtlichen Entwicklung" (Basel 1868); W. Müller, „Die geschichtliche Grundlage der Dietrichsage" (in Henneberg's „Jahrbuch für deutsche Literaturgeschichte", Meining. 1855).

**Theodosius I.**, d. Gr., römischer Kaiser 379—395, geb. 345 zu Cauca im nördlichen Spanien, war der Sohn des gleichnamigen Feldherrn, welcher 367—370 Britannien gegen die Caledonier schützte, 374 den maurischen Fürsten Firmus in Numidien besiegte u. gefangen nahm, aber 376 auf falschen Verdacht hin wegen Hochverrathes zu Karthago enthauptet wurde. Von Jugend auf Soldat, dann Befehlshaber in Mösien, seit 376 auf sein Erbgut in Spanien verbannt, wurde er nach dem Tode Kaiser Valens' von Gratian zuerst zum Oberbefehlshaber, bald darauf zum Augustus des Morgenlandes erhoben. Mehr Staatsmann als Feldherr, benutzte Th. den Tod des tapferen Fridigern, um unter den Gothen Zwietracht zu säen u. dann die einzelnen Scharen 382 zu überwältigen. In Thrakien gab er den Westgothen, in Phrygien u. Lydien den Ostgothen Wohnsitze u. nahm 40,000 Krieger als „Bundesgenossen" in das römische Heer auf. Als der Usurpator Maximus, ebenfalls ein Spanier, sich in Britannien, Gallien u. Spanien zum Kaiser gemacht hatte u. Gratian auf der Flucht getödtet worden war, schloß Th. mit jenem ein Schutz- u. Trutzbündniß unter der Bedingung, daß er die übrigen Länder des Westens unangefochten Valentinian II. lasse. Da er diese verletzte u. 387 in Italien einbrach, eilte Th. dem jungen Kaiser, dessen schöne Schwester Galla er nach dem Tode seiner ersten Gemahlin Flaccilla geheirathet hatte, zu Hülfe, siegte bei Siscia an der Sau u. ließ Maximus im Juli 388 bei Aquileja gefangen nehmen u. tödten. Aber der Franke Arbogast, welchen er dem Kaiser Valentinian als Minister u. Feldherrn zur Seite gestellt hatte, ließ denselben 392 erdrosseln u. erhob Eugenius in Mailand auf den Thron. Langsam erhob sich Th. zur Rache, siegte am 6. Sept. 394 am Flusse Frigidus, nördl. von Aquileja, u. vereinigte, da Arbogast sich selbst tödtete, Eugenius von seinen eigenen Leuten umgebracht wurde, für kurze Zeit das ganze Römische Reich, machte Honorius zum Kaiser des Westens, Arcadius zu dem des Ostens u. starb am 17. Jan. 395 in Mailand. Die Kirche preist weniger seine Schönheit u. Tugend, seine Gerechtigkeit u. Bildung als seine Rechtgläubigkeit. Th. war der erste Kaiser, welcher — übrigens erst 379 — auf die Trinität getauft wurde, schon 380 alle Arianer aus Konstantinopel vertrieb, den orthodoxen Gregor von

Nazianz auf den erzbischöflichen Stuhl erhob u. durch das zweite Oekumenische Konzil die Verfolgung aller Derjenigen aussprechen ließ, die sich nicht zu dem „überarbeiteten Nicänischen Symbol" bekennen würden. Dem Bischof von Antiochia zu Liebe verzieh er 387 den Empörern in dieser Stadt; dem Befehle des Bischofs Ambrosius von Mailand gemäß that er 390 feierlich Kirchenbuße für die Niedermachung von etwa 7000 Thessalonichern, die sich gegen seine Besatzung empört hatten. Dafür hielt ihm Ambrosius eine glänzende Leichenrede. — **Th. II.**, oströmischer Kaiser 408—450, Enkel des Vorigen, geb. 10. April 401, bestieg im Alter von 7 Jahren den Thron seines Vaters Arcadius. Da er sich mehr mit Mathematik, Astronomie, Plastik u. Schreibkunst beschäftigte, war die Regierung, auch nachdem er die Großjährigkeit erlangt hatte, in der Hand von Günstlingen u. Frauen. Seit 412 führte sie seine um zwei Jahre ältere Schwester Pulcheria, die 414 zur Augusta erhoben wurde, seit 421 seine Gemahlin Athenais, die Tochter des athenischen Sophisten Leontius, welche in der Taufe Eudotia (s. d.) benannt war. Als diese jedoch 440 in den Verdacht der Untreue kam, wurde sie gestürzt u. ging nach Jerusalem. Seitdem herrschte wieder Pulcheria u. erbte den Thron, als Th. durch einen Sturz vom Pferde sein Leben verlor. Auch unter seiner Regierung siegte die Orthodoxie auf der Synode zu Ephesos 431 über den Bischof Nestorius (s. d.) von Konstantinopel, welcher abgesetzt u. verbannt wurde, u. 448 auf einer zweiten zu Konstantinopel, durch die der Abt Eutyches verdammt wurde; aber die „Räubersynode" zu Ephesos trat schon in folgendem Jahre für die Rechtgläubigkeit des Letzteren ein. Auf dem Gebiete des Rechts knüpft sich an den Namen des Th. ein bedeutender Versuch zur Reform, da 438 ein Ausschuß von acht Rechtskundigen alle Verordnungen seit Konstantin, nach den Materien geordnet, als Rechtsbuch („Codex Theodosianus") für das Ost- od. Weströmische Reich veröffentlichte. Von außen her erhielt das schwache Reich den bedenklichsten Stoß durch Attila, der einen Theil Asiens durchzogen hatte, bis zu den Thermopylen in Europa vordrang u. 447 in der Nähe der Hauptstadt erst durch ein Geschenk von 6000 u. durch einen jährlichen Tribut von 1000 Pfd. Gold versöhnt werden mußte. — Vergl. Sievers, „Studien zur röm. Kaisergeschichte" (Berl. 1870).

**Theognis,** hervorragender griech. Elegiendichter, dessen Blütezeit etwa 540—500 v. Chr. fällt, war in Megara geboren u. mußte es erleben, daß die dortige reiche dorische Aristokratie, welcher er selbst durch Geburt u. Gesinnung angehörte, durch eine demokratische Umwälzung gestürzt wurde. Mit seinen Parteigenossen aus der Heimat vertrieben u. seines Vermögens beraubt, zog Th. als Flüchtling in Griechenland u. Sizilien umher, kehrte aber später, als die aristokratische Partei sich mit den Waffen wieder in den Besitz der Gewalt in Megara setzte, dorthin zurück u. lebte in seiner Heimat wahrscheinlich bis nach den Perserkriegen. Seine Elegien waren nur zum kleineren Theile erotischen, hauptsächlich politischen u. moralischen Inhaltes. Was uns unter seinem Namen überliefert ist (im Ganzen 1389 Verse), entbehrt des Zusammenhanges u. ist nur eine Sammlung von Bruchstücken, von denen einige außerdem nachweislich anderen Elegikern, wie Solon, Mimnermos, Tyrtäos &c., angehören; wahrscheinlich wurde diese Sammlung, eine Art von Anthologie, zu Unterrichtszwecken veranstaltet. — Ausgaben lieferten u. A. Welcker (Frankf. 1826), Schneidewin (in seinem „Delectus poetarum elegiacorum Graecorum", Gött. 1838) u. Bergk (in „Poetae lyrici Graeci", 3. Aufl., Lpz. 1868); Uebersetzungen besitzen wir von Thudichum (Frankf. 1828) u. Weber (Bonn 1834).

**Theogonie** (griech. θεογονία, d. i. Erzeugung der Götter) heißt ein Werk des Griechen Hesiodos (s. d.), in welchem er die alten griech. Mythen über Abstammung u. Thaten der Götter übersichtlich zusammengestellt hat. Auch Musäos, Orpheus u. A. sollen Th.n geschrieben haben, indessen sind dieselben nicht erhalten.

**Theokratie** (griech. θεοκρατία, d. i. Gottesherrschaft) wird von dem jüdischen Geschichtschreiber Josephus (s. d.) die in dem Gesetz Mosis aufgestellte religiös-politische Verfassung des althebräischen Staates genannt, sofern Gott als das eigentliche Haupt dieses Staates, der irdische König dagegen nur als Stellvertreter Gottes zu betrachten ist. Der Ausdruck Th. ist dann auch auf die christliche Kirche übertragen worden, indem nach der Lehre des Neuen Testamentes Christus als das beständige Haupt derselben zu gelten hat. Mit noch größerem Recht wird endlich die Verfassung der mohammedanischen Völker, soweit sie dem türkischen Sultan als rechtmäßigem Khalifen (Stellvertreter des Propheten) unterworfen sind, als eine Th. bezeichnet; denn diese Verfassung kennt nur ein Gesetzbuch (den Koran), sowol für das Gebiet der religiösen als das der bürgerlichen Pflichten.

**Theokritos,** bedeutender griech. Dichter, wurde in Syrakus um 300 v. Chr. geboren als Sohn des Praxagoras u. der Philinna, wurde in Alexandrien Schüler des Dichters Asklepiades u. des Grammatikers u. Dichters Philetas u. erwarb sich die Gunst des Ptolemäos, kehrte dann nach Syrakus zurück u. stand dort am Hofe des Tyrannen Hieron II. in großem Ansehen. Weitere Nachrichten über sein Leben fehlen. Th. verfaßte Gedichte der verschiedensten Gattungen, Epigramme, Hymnen u. Elegien; seinen Ruhm verdankt er aber den bukolischen Gedichten od. Idyllen (s. d.), die er zu einer eigenen Dichtungsart erhob u. deren glänzendster Vertreter er ist. In denselben giebt er kleine Bilder aus dem sizilischen Volksleben; bes. schildert er das Thun u. Treiben der Hirten u. Schäfer, einmal auch das der Fischer, mit großer Naturwahrheit, ohne jene Empfindsamkeit, wie sie neueren Idyllendichtern eigen ist. Zwei von den 30 uns erhaltenen größeren Gedichten sind sog. Enkomia, d. h. Loblieder, eines zu Ehren des Hieron, das andere zum Preise des Ptolemäos; sie gipfeln in einer Verherrlichung der Poesie u. nehmen einen wirklich erhabenen Schwung. Von den zahllosen Ausgaben nennen wir die neueren von Schäfer (Lpz. 1811), Kießling (Lpz. 1813), Ahrens (Lpz. 1855), Meinecke (Berl. 1856), Fritzsche (Lpz. 1856) &c. Uebersetzungen lieferten u. a. J. H. Voß (Tüb. 1808); Witter (Hildburgh. 1819), Mörike u. Notter (Stuttg. 1855), Zimmermann (in der Stuttgarter Sammlung der „Klassiker des Alterthums") &c.

**Theologie** (griech. θεολογία, eigentlich die Lehre von Gott od. den Göttern) ist im heutigen Sprachgebrauch die Wissenschaft von der Religion. Dieselbe braucht keineswegs auf die christliche Religion beschränkt zu sein; vielmehr spricht man mit demselben Rechte auch von einer jüdischen, mohammedanischen u. selbst buddhistischen Th. Nicht jede Religion erzeugt nothwendig eine Th.; wol aber kann es als ein Merkmal der höheren Religionen betrachtet werden, daß sie auf die wissenschaftliche Anordnung u. die begriffliche Durchdringung des Glaubensstoffes bedacht sind. Der ursprüngliche Gebrauch des Wortes Th. ist ein bei weitem engerer. Bei den Griechen hießen „Theologen" Diejenigen, welche über die Abstammung, Natur u. Geschichte der Götter Auskunft zu geben wußten, also theils die alten Dichter, welche die religiösen Mythen behandelt hatten (Homer, Hesiod &c.), theils die späteren Erzähler dieser Mythen, wie Pherekydes (um 600 v. Chr.) u. Epimenides (um 500). In der ältesten christlichen Zeit nannte man Theologen solche Schriftsteller, welche über göttliche Geheimnisse berichteten (daher bei den Apostel Johannes in der Ueberschrift der „Offenbarung"), späterhin die, welche über die Gottheit Christi u. über das Geheimniß der Trinität philosophirten (so bes. Gregor von Nazianz im 4. Jahrh. wegen seiner „Reden über die Gottheit Christi"). Erst im Mittelalter entwickelte sich der weitere Gebrauch des Namens Th. im Sinne von Gottesgelehrsamkeit überhaupt. Die Grundlage der Th. in dem heutigen Sinne bildet die sog. Scholastik (s. d.). Obwol dieselbe den Kirchenglauben als etwas Gegebenes u. Unumstößliches ansah, trachtete sie doch nach einer Rechtfertigung desselben durch die Mittel der Philosophie u. sonstigen menschlichen Erkenntniß, u. insofern kann ihr der Charakter der Wissenschaft nicht abgesprochen werden. Aber diese Wissenschaft bewegte sich unter der Herrschaft des kirchlichen Dogma's in engen Grenzen; da, wo der Glaube mit der Philosophie in Widerspruch kam, mußte entweder die letztere für unzureichend erklärt od. der Kirchenglaube (wie dies der sog. Skeptizismus that) geopfert werden. Andere entflohen aus dem unfruchtbaren Streit in das Gebiet der mystischen Th. (s. „Mystik"). Die Reformation erweiterte die Grenzen der Th. als einer Wissenschaft, indem sie die heilige Schrift als einfachen Maßstab für das kirchliche Dogma aufstellte u. die sog. Tradition verwarf. Aber sie verengerte auch bald jene Grenzen wieder, indem sie die neugeschaffenen kirchlichen Bekenntnisse als unumstößliche Darstellungen des christlichen Glaubensinhaltes anerkannt wissen wollte. Mit dem Erstarken der modernen Philosophie konnte ein abermaliger heftiger Kampf nicht ausbleiben. Derselbe wurde von der sog. rationalistischen Th. (Ende des 18. Jahrh.) vorerst zu Gunsten der Vernunft entschieden. Was sich vor dieser nicht als selbstverständlich rechtfertigen ließ, wurde als Erfindung eines beschränkteren Zeitalters verworfen. Tiefer blickende Philosophen u. Theologen konnten sich jedoch auf die Dauer nicht verhehlen, daß jene sog. Aufklärung auch die wesentlichsten Grundlagen der Religion selbst

aufgegeben od. aus Mangel an tieferem Verständniß gänzlich verflacht hatte. So kam es unter dem gleichzeitigen Eindruck der Befreiungskriege zu einem „Zeitalter der Erneuerung“, an welcher die neuere deutsche Philosophie mindestens ebenso großen Antheil gehabt hat wie die eigentliche Th. Vor Allem war es das Verdienst Kant's gewesen, daß er die Grenzen der Vernunfterkenntniß klar festgestellt hatte; Schleiermacher zeigte nun weiter durch die Zurückführung der Religion auf das Gefühl als den gemeinschaftlichen Boden des Erkennens, Wollens u. Fühlens, daß der alte Streit zwischen Th. u. Philosophie nur dann zu lösen sei, wenn man einer jeden dieser Wissenschaften das ihr zukommende u. eigenthümliche Gebiet unverkürzt einräume, also nicht die Th. über rein geschichtliche u. umgekehrt die Philosophie über rein religiöse Fragen entscheiden lasse. Zugleich aber erwarb sich Schleiermacher das Verdienst, daß er die verschiedenen, bis dahin nur sehr äußerlich verbundenen Gebiete der Th. einem einheitlichen Prinzip unterordnete. Er definirte nämlich die Th. als den „Inbegriff derjenigen wissenschaftlichen Kenntnisse u. Kunstregeln, ohne deren Besitz u. Gebrauch eine zusammenstimmende Leitung der christl. Kirche nicht möglich ist“. Erst durch diese Beziehung aller theologischen Arbeit auf die Zwecke der Kirche war eine einheitliche Grundlage u. damit der Begriff einer theologischen Wissenschaft gegeben. Die übliche Eintheilung in vier Hauptfächer (exegetische, historische, systematische u. praktische Th.) vertauschte Schleiermacher mit der Eintheilung in die philosophische, historische (mit Einschluß der exegetischen) u. praktische Th. Richtiger hat man jetzt fast allgemein die Dreitheilung in historische, systematische u. praktische Th. angenommen. — Ueber die gegenwärtigen Hauptrichtungen in der Th. s. „Lutherische Kirche“. Die katholische Th. bewegt sich der Natur der Sache nach, nämlich wegen der Alleinherrschaft des kirchlichen Dogma's, noch immer wesentlich in den Geleisen der alten Scholastik u. kann sich bes. auf dem Boden der biblischen Kritik u. Exegese in keiner Weise mit der protestantischen Th. messen; vorzügliche Arbeiten hat sie dagegen auf kirchengeschichtlichem Gebiet zu verzeichnen.

**Theon** aus Smyrna, ein Philosoph der Platonischen Schule, lebte im 2. Jahrh. n. Chr. u. beschäftigte sich bes. mit Mathematik. Er schrieb eine Erklärung des in Platon's Schriften enthaltenen mathematischen Stoffes (herausgeg. von Bullialdus, Par. 1644; von de Gelder, Leiden 1827) u. ein hauptsächlich aus Adrastus geschöpftes Buch „Ueber die Astronomie“ (herausgeg. von Martin, Par. 1849). — **Th.** aus Alexandria, Vater der 415 von den Christen ermordeten Philosophin Hypatia, war gleichfalls Astronom u. Mathematiker; seine Werke gab Halma (2 Bde., Par. 1821—23) heraus.

**Theophanie** (griech. *θεοφανία*) od. Gotteserscheinung heißt ein Sichtbarwerden Gottes vor den Menschen. Die älteren kirchlichen Schriftsteller bezeichneten damit bes. die Erscheinung Gottes in Christo bei dessen Geburt od. Taufe (daher „Fest der Th.“ statt des jetzt gewöhnlichen „Epiphaniasfestes“, s. d.). Die neuere Theologie versteht unter Th.en bes. die im Alten Testament geschilderten sinnlichen Erscheinungen Gottes, durch welche er sich als Retter od. Richter offenbart; vergl. die dichterischen Gemälde Ps. 18, 7 ff., Habak. 3, 3 ff. 2c.

**Theophilos.** 1. **Th.**, ein angesehener Heidenchrist des 1. Jahrh., welchem Lukas sein Evangelium u. die Apostelgeschichte widmete; siehe die Vorrede beider Werke. — 2. **Th.**, Bischof von Antiochia, gest. um 186 n. Chr., bekannt als apologetischer Schriftsteller, schrieb „Drei Bücher an den Autolykus“ (herausgeg. u. A. von Otto in dessen „Corpus apologetarum“, Bd. 8, Jena 1861). — 3. **Th.**, Vicedominus od. Bisthumsverweser zu Adana in Kilikien. Von seinem Amte entsetzt, soll er mit Hülfe eines jüdischen Zauberers einen Bund mit dem Teufel geschlossen u. so die Wiedereinsetzung in sein Amt erlangt haben. Von tiefer Reue ergriffen, bewog er durch anhaltendes Fasten u. Beten die Jungfrau Maria zur Fürbitte; sie fand Gehör u. legte dem schlafenden Th. den Brief, in welchem er sich dem Teufel verschrieben hatte, auf die Brust. Drei Tage darauf starb Th. Diese Legende kam im 10. Jahrh. ins Abendland u. fand hier (z. B. auch durch die Nonne Roswitha, s. d.) eine überaus häufige Bearbeitung in Gedichten u. geistlichen Schauspielen (z. B. in zwei niederdeutschen Texten, herausgeg. von Hoffmann v. Fallersleben, Hann. 1854).

**Theophrastos** aus Eresos auf der Insel Lesbos, griech. Philosoph, geb. um 373 v. Chr., gest. um 288. Sein ursprünglicher Name Tyrtamos soll von seinem Lehrer Aristoteles zuerst in den Namen Euphrastos (Wohlredner), dann Th. (göttlicher Redner) verwandelt worden sein. Th. war einer der bedeutendsten Schüler des Aristoteles u. wurde von diesem zu seinem Nachfolger als Haupt der Peripatetischen Schule in Athen bestimmt. Dieses Amt bekleidete er 35 Jahre mit so außerordentlichem Beifall, daß sogar eine Anklage wegen Verleugnung der Götter (306 v. Chr.) keine Beachtung fand. Von den sehr zahlreichen Schriften des Th., die sich meist mit dem Ausbau der Lehre des Aristoteles beschäftigen, sind uns wenige erhalten, so zwei botanische Werke, ein Fragment von seiner Metaphysik u. die sehr oft (zuletzt von Ussing, Kopenhagen 1868) herausgegebenen „Ethischen Charaktere“, eine Art von Sittengemälde. Sämmtliche Schriften des Th. gab zuletzt Wimmer (Par. 1866) heraus.

**Theophrastus Paracelsus,** s. „Paracelsus“.

**Theopompos,** griech. Geschichtschreiber aus Chios, Sohn des Damasistratos, geb. um 370 v. Chr., ward sehr jung von seinem wegen seiner Hinneigung zu Sparta aus der Heimat ausgewiesenen Vater mit nach Ephesos genommen u. ging später, selbständig geworden, nach Athen, wo er sich unter Isokrates zum Redner ausbildete u. bes., da seine Vermögensumstände ihn der Nothwendigkeit einer bezahlten advokatorischen Thätigkeit überhoben, die Gattung der Prunkreden (*γένος ἐπιδεικτικόν*) mit großem Beifall pflegte. Später widmete er sich auf Anregung des Isokrates mit Eifer dem Studium der Geschichte. Von Alexander d. Gr. in sein Vaterland zurückgeführt, ward er dort das Haupt der aristokratischen Partei; nach dem Tode Alexander's jedoch vertrieben ihn seine politischen Gegner, unter denen bes. der Sophist Theokritos genannt wird, zum zweiten Male. In Aegypten, wohin er sich wandte, ward er von Ptolemäos nicht sonderlich freundlich aufgenommen. Ueber seine weiteren Lebensschicksale fehlt es an Nachrichten. Th. schrieb eine Geschichte Griechenlands, welche den Zeitraum von 411—394 umfaßt (unter dem Titel „*Ἑλληνικαὶ ἱστορίαι*“ oder „*Ἑλληνικά*“) u. unter dem Titel „*Φιλιππικά*“ eine Geschichte Griechenlands während der Regierung Philipp's von Makedonien (360—336), welche Werke von späteren Historikern, wie Diodor u. Pompejus Trogus, benutzt wurden, obwol die Kritiker des Alterthums dem Th. vorwerfen, daß seine Wahrheitsliebe häufig durch Tadelsucht u. galliges Wesen beeinträchtigt worden sei. Th. machte ferner noch einen Auszug aus Herodot, u. unter seinem Namen gingen zahlreiche Reden u. Briefe von zweifelhafter Echtheit. Wir besitzen von den Werken des Th. nur Bruchstücke (gesammelt von Wichers, „Theopompi fragmenta“, Leyden 1829, u. von C. Müller, „Fragmenta historicorum Graecorum“, Bd. 1, Par. 1841). — **Th.** ist auch der Name eines attischen Komödiendichters im Zeitalter des Aristophanes; wir kennen von ihm die Titel von 20 Komödien (nach Suidas schrieb er deren 24) u. einige Fragmente (gedruckt bei Meineke, „Fragmenta comicorum Graecorum“, Bd. 2, Berl. 1840). — **Th.**, König von Sparta, lebte zur Zeit des ersten Messenischen Krieges (743—724 v. Chr.), den er auch zu Ende führte. Ihm wird die Einsetzung der Ephoren zugeschrieben.

**Theorbe** (ital. Tiorba), ein veraltetes Saiteninstrument, der großen Baßlaute ähnlich u. deshalb von den Italienern bisweilen auch mit dem Namen derselben, Archiliuto, genannt, aber von derselben unterschieden durch einen sehr langen Hals mit doppeltem Wirbelkasten, von denen der eine in der Mitte des Halses, der andere (mit einem seitwärts etwas vorstehenden Kragen versehen) am oberen Ende desselben sich befand. Gewöhnlich hatte sie 14, auch 16 Saiten, von denen 6 od. 8 über dem mit Bünden versehenen Griffbret sich befanden, während die übrigen neben dem Griffbret nach dem zweiten Wirbelkasten mit Kragen hinliefen. Diese letzteren freiliegenden Saiten, welche nicht durch Fingeraufsatz verkürzt werden konnten, also stets ihrer ganzen Länge nach ertönten, waren beinahe doppelt so lang wie die Saiten über dem Griffbret. Bis in die Mitte des 18. Jahrh. diente die Th. in der Kirchenmusik u. auch in der Oper häufig statt des Klaviers zur Ausführung des Generalbasses. Erfunden wurde sie nach Einigen von dem in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. lebenden ital. Tonkünstler Bardella, nach Anderen erst um 1650 von dem Viol' da Gambisten Hottemann in Frankreich.

**Theorie** (griech. *θεωρία* [von *θεωρεῖν*, betrachten], d. h. eigentlich Beschauung, dann bes. geistige Betrachtung) heißt im jetzigen Sprachgebrauch der Inbegriff von wissenschaftlichen Grundsätzen od. Kunstregeln, auf welchen sich irgend eine Wissenschaft od. Kunst erbaut. So spricht man von einer Th. der Beredsamkeit als dem Inbegriff der Kunstregeln, die ein vollendeter Redner beobachten muß. Allerdings pflegt die Th. einer Wissenschaft od. Kunst erst aus den vorhandenen Mustern, also aus der Erfahrung, abgeleitet zu sein; andererseits aber führt sie die Thatsachen

der Erfahrung auf logische Grundsätze (Prinzipien) zurück u. stellt so einen Maßstab auf, nach welchem sich die Anwendung einer Wissenschaft u. die Ausübung einer Kunst zu richten hat. Der Gegensatz zwischen Th. u. Praxis ist sonach kein ausschließlicher, vielmehr bedingen u. befruchten sich beide gegenseitig: wol aber gilt, daß Jemand als sog. **Theoretiker** die Th. (z. B. der Dichtkunst) in vollem Maße inne haben kann, ohne deshalb zur praktischen Anwendung der Th. befähigt zu sein, wie umgekehrt die wissenschaftliche od. künstlerische Leistung nicht nothwendig auf einer mit Bewußtsein eingehaltenen Th. beruht. In weiterem Sinne braucht man Th. u. die Mehrzahl „Th.en“ von einzelnen Aufstellungen, durch welche man philosophische od. naturwissenschaftliche Streitfragen (Probleme) zu lösen versucht. So spricht man von verschiedenen Th.en über das Wesen des Staates, von einer neuen Th. über den Magnetismus 2c. Eine solche einzelne Theorie ist endgiltig, wenn sie alle in Betracht kommenden Erscheinungen vollständig u. harmonisch erklärt (wie z. B. die Th. des Kopernikus über unser Planetensystem); je weniger dies der Fall ist, desto mehr nähert sich die Th. der bloßen Hypothese (Annahme od. Vermuthung). — **Theorem** (griech. θεώρημα), ein durch Betrachtung gefundener, zu erweisender Lehrsatz, Grundsatz, Regel in Kunst u. Wissenschaft.

**Theosophie** (griech. θεοσοφία) bedeutet wörtlich „Gottesweisheit“. Der jetzige Sprachgebrauch versteht unter einem **Theosophen** einen Solchen, der sich des Eindringens in die Geheimnisse des göttlichen Wesens rühmt, aber nicht (u. darin liegt der Unterschied der Th. von der Theologie) auf dem Wege des gewöhnlichen Denkens u. wissenschaftlichen Forschens, sondern auf dem Wege übernatürlicher Erleuchtung, Begeisterung u. Verzückung. Die Th. ist somit auf das Engste mit der Mystik (s. d.) verwandt u. hat gleich dieser ihre Vertreter auch auf dem Gebiete anderer Religionen (bes. der ind. u. des Islam). Wie die Mystik, zu der sie sich als ein Theil verhält, strebt die Th. nicht sowol nach Erkenntniß als nach Anschauung der Gottheit u. nach mystischer Vereinigung mit derselben. Die Bezeichnung eines Systems als eines theosophischen schließt also mehr od. weniger den Vorwurf der Schwärmerei in sich. In erster Linie gehören hierher die Systeme Jak. Bohme's, Valentin Weigel's, St. Martin's u. J. Swedenborg's (s. d. betr. Art.).

**Therapie** (vom griech. θεραπεία, Dienst, Pflege, eigentlich die Krankenpflege, Krankenbehandlung) ist der die Behandlung der Krankheiten umfassende Theil der Heilkunde. Während die „allgemeine“ Th. die Grundsätze angiebt, nach welchen der behandelnde Arzt überhaupt verfahren soll, beschäftigt sich die „spezielle“ Th. mit genauer Angabe des Verfahrens der einzelnen Krankheitsformen. Da der Krankheitsprozeß sehr oft ohne alle Hülfe durch eine Naturheilung zur Genesung übergeht, so hat, wo dies vorausgesetzt werden kann, sich die Th. darauf zu beschränken, lediglich alle den Verlauf der Krankheit etwa störenden Einflüsse abzuhalten; in diesem Falle verfährt sie zuwartend od. „exspektativ“; die sog. „Physiatrik“ des Hippokrates beobachtet die spontanen Vorgänge des lebenden Organismus, welche sich als schützende, heilende, rettende od. lindernde bewähren. Die Kunsthülfe jedoch tritt ein, wo die Naturheilprozesse nicht ausreichen; sie verfährt nach bestimmten Heilanzeigen od. „Indikationen“, indem sie 1. die Ursachen der Krankheit beseitigt (Curatio causalis), 2. die krankhafte Grundstörung entfernt (Curatio radicalis); 3. gewisse Krankheitszufälle lindert (Curatio symptomatica). Die Th. bedient sich der verschiedensten Heilmittel, theils diätetisch-psychischer, theils technisch-ärztlicher, die wiederum in chirurgisches Verfahren u. in pharmazeutische od. Arzneimittel eingetheilt werden. Sie verfährt jedoch nicht einseitig, sondern zieht vielmehr aus allen Gebieten der Natur ihre Hülfsmittel herbei, welche theils auf mechanische Weise (Heilgymnastik, Verbände, Maschinen), auf physikalische (Elektrizität, Magnetismus, Wärme, Kälte), auf chemische (Medikamente 2c.), auf physiologische (allgemeine Diätetik od. auf psychische Weise helfen können. Den Heilzwecken entspricht man auch durch methodische Kuren (Milchkur, Mineralwasserkur, Badekur, Schmierkur, klimatische Kur). Zu gewissen Einseitigkeiten wurden aber die Kaltwasserkur (Hydrotherapie), die Elektrizität (Elektrotherapie), die Gymnastik (Kinesitherapie) 2c. gemißbraucht. Ebenso einseitig sind die Systeme der Th. von Hahnemann (s. „Homöopathie“), Rademacher 2c. Vgl. H. E. Richter, „Organon der physiologischen Th.“ (Lpz. 1850); R. Kohler, „Handbuch der speziellen Th.“ (Tüb. 1855); Sidney Ringer, „Handbuch der Therapeutik“ (deutsch von O. Thamhayn, Wien 1877).

**Therese von Jesu,** Heilige der Kathol. Kirche u. namhafte mystische Schriftstellerin, wurde 28. März 1515 zu Avila in Spanien geboren. Ihr eigentlicher Name war **Th. de Cepeda**; doch nannte sie sich selbst nur mit ihrem Klosternamen **Teresa de Jesus**. Durch den Einfluß ihrer Eltern sowie durch das Lesen von Heiligenlegenden wurde frühzeitig ein schwärmerischer Zug in ihr geweckt. Eine schwere Krankheit reifte in ihr den Entschluß, Nonne zu werden. Da ihr Vater nicht darein willigen wollte, floh sie endlich, damals 19jährig, in das Kloster der Karmeliterinnen zu Avila u. bestand hier das Noviziat. Ihr Vater söhnte sich indeß bald mit ihr aus, zumal sie 1535 in eine langwierige Krankheit verfiel, von der eine Wiedergenesung ganz unmöglich schien. Dennoch kehrte sie wieder in das Kloster zurück u. erreichte trotz beständigen Siechthums ein ziemlich hohes Alter. Durch die Beschäftigung mit mystischen Schriften entzündete sich während ihrer Krankheit auch in ihr ein Hang zum Mystischen, der sich allmählich zu einem merkwürdigen Zustande steigerte, in welchem sie allerlei Erscheinungen (so z. B. seit 1559 die der beständigen Gegenwart Christi) u. körperliche Schmerzempfindungen durchlebte. Der Grundgedanke ihrer Mystik ist die Lehre „von den vier Stufen des Herzensgebetes“, welche mit dem Gebet der Betrachtung anheben u. mit dem der Entzückung, d. h. der völligen Vereinigung mit Gott, schließen. Für eine praktisch reformatorische Thätigkeit wurde sie 1560 durch den Mystiker Petrus von Alcantara, den Reformator der Franziskaner, gewonnen. Nach Besiegung aller Hindernisse gründete sie Ende 1562 das Josephskloster zu Avila, um in demselben das Ideal unbedingter Armuth u. Entsagung zu verwirklichen, welches die ursprüngliche Regel der Karmeliter forderte. Die von ihr entworfenen Konstitutionen wurden 1565 von Pius IV. bestätigt. Bis 1571 folgten noch sechs andere Nonnen- u. zwei Mönchsklöster, die nach der neuen strengeren Regel (als sog. „unbeschuhte Karmeliter“) gegründet waren. Bis 1573 führte sodann Th. v. J. als Priorin des älteren Klosters zu Avila die neue Regel auch in diesem ein, ebenso nachher auf beständigen Reisen in anderen Klöstern, so daß sich der Orden noch bei ihren Lebzeiten über ganz Spanien mit ca. 30 neuen Klöstern verbreitete u. auch eine schwere Verfolgungszeit von 1576—79 siegreich überstand. Th. starb auf einer Reise in dem Kloster zu Alba 4. Okt. 1582. Von Gregor XV. 1622 heilig gesprochen, wurde sie noch 1814 von den span. Cortes zur Schutzheiligen Spaniens erkoren. Außerdem verehrt die Kathol. Kirche in ihr einen doctor ecclesiae, durch welchen Titel sie mit Ambrosius, Augustin 2c. auf eine Stufe gestellt wird. Von ihren mystischen Schriften (die übrigens zugleich als Muster der span. Prosa gelten) sind außer den 342 Briefen u. mehreren Gedichten bes. zu nennen: „Das Buch von den Erbarmungen des Herrn“, eine 1567 vollendete Selbstbiographie; „Der Weg zur Vollkommenheit“, aus derselben Zeit, u. das mystische Hauptwerk „Die innere Burg“ (um 1577 während der Verfolgung geschrieben). Ueber ihre reformatorische Thätigkeit giebt bes. das 1582 vollendete „Buch von den Gründungen“ (der Klöster) Auskunft. Im Druck erschienen ihre Werke am vollständigsten Madrid 1793; neben lat., ital., franz. u. a. Uebersetzungen entstanden auch mehrere deutsche, z. B. von Schwab (6 Bde., Sulzbach 1831) u. Clarus (3 Bde., Regensb. 1855). Vgl. Zeckler in Herzog's „Realencyklopädie“ (Bd. 21, S. 227 ff.).

**Theresienorden,** bayer. Orden, s. „Orden“.

**Theresienstadt,** Stadt u. Festung mit 2334 E. (1869) im Königreich Böhmen, Bezirk Leitmeritz, liegt in 198 m. Seehöhe an der Eger, unweit ihrer Mündung in die Elbe, u. an der Linie Prag-Bodenbach der österr. Staatsbahn. Durch seine Lage in einer nirgends von Anhöhen beherrschten Ebene, durch die von Wasser umgebenen, schwer angreifbaren u. leicht zu vertheidigenden Festungswerke u. durch seine großen Kasernen (die bis 16,000 Mann aufzunehmen im Stande sind) ist Th. ein Hauptwaffenplatz für Böhmen. Josef II. ließ dasselbe 1780 an der Stelle des rasirten Dorfes **Kopist** erbauen. Im Preuß.-österr. Kriege von 1866 spielte Th. keine besondere Rolle; doch erfolgte noch am 28. Juni ein Ausfall der Besatzung gegen die Rückzugslinie der Preußen, da der Kommandant keine Nachricht von dem bereits am 26. Juni abgeschlossenen Waffenstillstand erhalten hatte.

**Theresiopel** od. **Maria-Th.** (ungar. Szent-Maria-Szabadka od. blos Szabadka, serb. Szuboticza), königl. Freistadt mit 56,323 E. (1869) im ungar. Komitat Bacs; liegt umgeben von 16 Vorstädten (od. ist eigentlich eine Vereinigung mehrerer Ortschaften) am Paliczer See in der der Stadt gehörenden 36 □M. großen Pußta Telecska zwischen Theiß u. Donau u. an der Strecke Großwardein-Essieg der Alföld-Fiumaner Eisenbahn. Th., dessen Bewohner aus Deutschen, Magyaren, Serben u. Rumänen gemischt sind, hat Leinweberei, Tuchmacherei, Gerberei, Färberei, Seifensiederei, Wein- u. Obstbau u. infolge seines großen Landbesitzes bedeutende Viehzucht. Sein Handel erstreckt sich bes. auf Pferde, Rindvieh, Schafe u. Wolle.

**Theriak** (Theriaka, Electuarium Theriaka), ein altes pharmazeutisches Präparat in Form einer Latwerge von aromatischem Geruch; besteht aus einer Anzahl gepulverter, gewürzhafter Wurzeln, etwas Opium u. Eisenvitriol, welche zusammen mit Honig angerührt sind.

**Thermen** (lat. thermae, griech. θέρμαι von θερμός, warm), warme Bäder; auch die von den Römern aufgeführten prachtvollen Badehäuser.

**Thermidor** (a. d. Griech.), der Hitzemonat, der 11. Monat im neuen Kalender der ersten Franz. Republik (19. Juli bis 17. Aug.). Am 9. Th. des Jahres II (27. Juli 1792) erfolgte der Sturz Robespierre's.

**Thermoelektrizität** (auch Pyroelektrizität) nennt man diejenige Elektrizität, welche durch Erwärmung in gewissen Krystallen sowol als auch in ungleichartigen, sich berührenden Metallen entwickelt wird. Die Th. mancher Krystalle ist schon im Alterthum bekannt gewesen. Genauer untersucht wurde sie aber erst, seitdem 1703 durch die Holländer größere Stücke von Turmalin, an welchem diese Erscheinung ganz bes. deutlich auftritt, aus Ceylon nach Europa gebracht worden waren. Legt man nämlich einen Turmalin in heiße Asche, so zieht er nach der Erwärmung die Aschentheilchen lebhaft an, um sie dann ebenso lebhaft wieder abzustoßen. Aepinus u. Wilke in Berlin wiesen nun schon 1756 nach, daß man es hier mit elektrischen Wirkungen zu thun habe. Durch die Untersuchungen von Riese, G. Rose u. Hankel wurde später die Elektrizität bei Erwärmung noch vieler anderer Krystalle nachgewiesen, z. B. bei denen des Kieselzinkerzes, des Mesotypes, des Zuckers, der Weinsäure, des neutralen weinsauren Kali's 2c., u. zwar zeigen die verschiedenen Krystallflächen beim Erwärmen u. beim Abkühlen Wechsel in ihrer elektrischen Polarität. Die Th. der Metalle von Seebeck in Berlin, der sie zuerst 1821 entdeckte, anfänglich Thermomagnetismus genannt, zeigt sich am einfachsten, wenn man in einem Metallringe, der aus zwei verschiedenen Metallen, am besten Wismuth u. Antimon, gebildet ist, eine Magnetnadel aufhängt u. dann die eine der beiden Stellen, an denen die beiden ungleichartigen Metallflächen zusammenstoßen, erwärmt. Die darauf eintretende Ablenkung der Magnetnadel ist der Beweis, daß ein elektrischer Strom erregt ist, der an der erwärmten Löthstelle vom Wismuth zum Antimon läuft, so daß also Wismuth negativ, Antimon positiv elektrisch geworden ist. Auch alle anderen Metalle sowie die Metalllegirungen u. metallisch leitenden Mineralien sind später von Hankel, Rollmann, Bunsen, Stefan 2c. auf ihr thermoelektrisches Verhalten untersucht worden. Als thermoelektrisch ganz bes. wirksam hat sich eine Verbindung von Neusilber u. Eisen erwiesen. Ein auf die angegebene Art verbundenes Metallpaar heißt ein thermoelektrisches Element. Mehrere solcher Elemente lassen sich nach Analogie der Volta'schen Säule zu einer Thermosäule vereinigen. Man löthet z. B. abwechselnd Antimon u. Wismuthstäbchen in Zickzackform zusammen, u. braucht dann nur die nach einer Seite gewendeten Lothstellen zu erwärmen, um die erzeugte Th. in einem eingeschalteten Leiter nachzuweisen. Zuerst konstruirt von Nobili, wurden die Thermosäulen od. Thermomultiplikatoren bedeutend verbessert von Melloni, welcher sie so empfindlich machte, daß schon die strahlende Wärme der in einiger Entfernung von den Löthstellen der Säule gehaltenen Hand einen Strom hervorruft, durch welchen die Nadel eines eingeschalteten Galvanometers merklich abgelenkt wird. Aus der Größe der Nadelablenkung kann man einen Schluß auf die Stärke der den Strom erzeugenden Wärme machen, so daß man seit dieser Zeit in vielen Fällen die Melloni'sche Thermosäule als empfindliches Wärmemeßinstrument an Stelle des gewöhnlichen Thermometers benutzt.

**Thermometer** (griech., s. v. w. Wärmemesser) ist ein physikalischer Apparat zur genaueren Bestimmung (Messung) der freien, durch das Gefühl wahrnehmbaren Wärme od. Temperatur (s. d.), der nach verschiedenartigen Prinzipien ausgeführt werden kann, in seinen gebräuchlichsten Formen aber auf der ausdehnenden Wirkung beruht, welche die Wärme auf starre, flüssige u. luftförmige Körper ausübt. Der Erste, welcher, soviel bekannt ist, diese Ausdehnung, u. zwar die der Luft, zur Wärmemessung benutzte, war der Holländer Cornelius Drebbel (s. d.) 1638. Er tauchte eine in eine längere, enge Röhre auslaufende hohle Glaskugel mit dem offenen Ende der Röhre in ein Gefäß voll gefärbten Wassers. Sank die Temperatur, so zog sich die Luft in der Kugel zusammen u. es stieg eine Flüssigkeitssäule in der Röhre empor; stieg dagegen die Temperatur, so sank die Säule wieder wegen Ausdehnung der eingeschlossenen Luft. Zu gewöhnlichen praktischen Zwecken ist dies Th. unbrauchbar, da auch bei gleichbleibender Wärme die Flüssigkeit infolge zu- od. abnehmenden Luftdruckes steigt od. fällt. Bei wissenschaftlichen Untersuchungen dagegen, wo man den Einfluß des Luftdruckes genau kontrolirt, wird das Luftthermometer wegen der bedeutenden u. doch ganz regelmäßigen Ausdehnung der Luft vorzugsweise angewendet. — Die Drebbel'sche Thermometerskala hatte noch keine festen Punkte. Sie war in eine Anzahl gleicher, willkürlich großer Theile getheilt. Nicht besser waren in dieser Hinsicht die Th., welche von Mitgliedern der Akademie del Cimento zu Florenz um 1673 meist angefertigt wurden. Diese vermieden die Fehler des Luftthermometers, indem sie Flüssigkeiten benutzten u. die Kugel ihrer Th. mit gefärbtem Weingeist füllten, auch das Rohr oben zuschmelzen. Der einzige einigermaßen feste Punkt ihrer Skala war die damals markirte Kellertemperatur. Isaak Newton erst gab 1701 der Skala zwei feste Punkte, indem er die Temperatur des schmelzenden Schnees u. die Blutwärme des menschlichen Körpers als solche annahm. Den Raum zwischen beiden theilte er in 12 Grade. Als Flüssigkeit benutzte er das der Hitze besser als Weingeist widerstehende Leinöl. Der um die Verbesserung der Th. sehr verdiente Danziger Fahrenheit (s. d.) nahm später als obersten festen Punkt der Skala die Siedetemperatur des Quecksilbers, schließlich aber die des Wassers an. Als unteren festen Punkt od. Nullpunkt dagegen wählte er den Punkt, bis zu welchem die Flüssigkeitssäule in einer Frostmischung von Schnee u. Salmiak sank, was der kältesten Temperatur zu Danzig im harten Winter 1709 gleichkam. Nach Fahrenheit's Versuchen dehnten sich von diesem Nullpunkt bis zum Siedepunkt des Quecksilbers 11,124 Theile Quecksilber um 600 Theile aus. Darum bezeichnete er den Siedepunkt des Quecksilbers mit 600 Grad. Der Siedepunkt des Wassers liegt 212 solcher Grade u. der Gefrierpunkt des Wassers 32 Grad über Null. Diese durch tiefliegenden Nullpunkt u. Kleinheit der Grade sich auszeichnende Skala ist bei uns aber so gut wie ganz aufgegeben u. nur noch in England theilweise beibehalten worden. — Réaumur (s. d.) kehrte 1730 zum Weingeist als Füllung des Th.s zurück. Er verdünnt ihn mit $^1/_5$ Wasser u. fand durch Versuche, daß 1000 Theile dieser Flüssigkeit sich bei einer Erwärmung von der Temperatur des schmelzenden Eises bis zu der des siedenden Wassers auf 1080 Theile ausdehnten, darum theilte er den Raum zwischen diesen beiden festen Punkten in 80 Grade. Denselben Abstand theilte um die Mitte des vorigen Jahrhunderts Prof. Christin zu Lyon u. 1742 Prof. Celsius zu Upsala in 100 Theile. Celsius schrieb beim Siedepunkt 0 Grad u. beim Gefrierpunkt 100. Strömer, Mitglied der Stockholmer Akademie, kehrte 1750, 6 Jahre nach Celsius' Tode, dessen Skala um u. machte den Gefrierpunkt zum Nullpunkt. Jetzt benutzt man zur Wärmemessung vorwiegend die Ausdehnung des Quecksilbers, indem man dieses flüssige Metall in eine hohle Glaskugel, welche nach oben in eine gleichmäßig dünne Röhre verläuft, einbringt, die Röhre am oberen Ende zuschmilzt u. die Skala durch direkte Versuche dann dafür anfertigt. Die Grade der jetzt allgemein zu wissenschaftlichen Zwecken benutzten Strömer'schen Skala bezeichnet man durch beigesetztes C., die der Réaumur'schen durch R., die der Fahrenheit'schen durch F. Es hat demnach das bei einem Luftdruck von 76 cm. Quecksilberhöhe siedende Wasser eine Temperatur gleich 212° F. od. 80° R. od. 100° C. Da aber bei Fahrenheit der Nullpunkt um 32° F. = 17,7° C. = 14,2° R. tiefer liegt als der Schmelzpunkt des Eises, so entsprechen der Länge nach: 180° F. (212 – 32): 80° R. bez. 100° C.; od. es sind 9° F. = 4° R. = 5° C. Bei Reduktionen zwischen F. u. anderen Skalen, die als Nullpunkt den Schmelzpunkt des Eises haben, ist jene Größe von 32° bez. zu- od. abzurechnen. In Bezug auf den Siedepunkt des Wassers ist zu merken, daß derselbe allerdings fest ist,

Nr. 5217. Das Drebbel'sche Thermometer.

Nr. 5218. Maximum- und Minimumthermometer.

Nr. 5219—21. Zusammenstellung der verschiedenen Thermometerskalen.

d. h. stets bei derselben Temperatur sich befindet, so lange der Luftdruck sich nicht ändert. Fertigt man ein Th. bei genau 760 mm. Barometerstand, so ist der Siedepunkt genau 100°. Dagegen siedet das Wasser bei 733 mm. Barometerstand schon bei 99° u. bei 788 mm. Barometerstand erst bei 101 Grad. Demgemäß ist also auch der Siedepunkt von 100° am Th. bei genau 760 mm. Barometerstand festzustellen. Der Abstand der beiden festen Punkte eines Th.s heißt sein **Fundamentalabstand**. — Außer den luftförmigen u. tropfbar flüssigen Stoffen hat man auch die starren, bes. die Metalle, zur Thermometrie benutzt. Da deren Ausdehnung durch die Wärme aber bedeutend geringer ist, man bei ihnen auch nicht wie bei den Flüssigkeiten die ganze räumliche od. kubische, sondern nur die lineare od. Längenausdehnung benutzen kann, so hat die Praxis davon nur selten Gebrauch gemacht, u. auch dann meist nur unter Benutzung des Kunstgriffes, daß man zwei verschieden stark sich ausdehnende Metalle mit einander verband. Nietet man nämlich z. B. einen Streifen des nur wenig sich ausdehnenden Eisens mit einem gleich langen des viel stärker sich ausdehnenden Messings od. Zinks der ganzen Länge nach aneinander, so wird sich beim Erhitzen der Streifen krümmen, das Zink od. Messing nach außen, beim Abkühlen dagegen so, daß das Eisen auf der gewölbten Seite liegt. Dieses Auf- u. Zubiegen durch die Wärme wird um so auffälliger, je länger man den Doppelstreifen nimmt. Bei der **Breguet'schen Thermospirale** ist ein solcher sehr dünner Streifen von Silber u. Platin durch eine dünne Goldschicht zusammengelöthet, zu einer Spirale gewunden u. an einem Ende aufgehängt. Der am unteren Ende befindliche Zeiger giebt beim Auf- u. Zudrehen der Spirale auf einem horizontalen Zifferblatt die Temperatur an.

Nr. 5222. Theseus. Relief in der Villa Albani zu Rom.

Zu besonderen Zwecken konstruirte Th. sind das **Geothermometer** mit sehr langem Rohr, um die Temperatur des Erdbodens in verschiedenen Tiefen messen zu können; ferner die **Maximum- u. Minimumthermometer**, um durch eine stehenbleibende Marke die tägliche höchste u. niedrigste Temperatur beobachten zu können. In Nr. 5218 ist das **Rutherford'sche Maximum- u. Minimumthermometer** abgebildet. Zwei Th. a b sind in liegender Stellung auf einem Bretchen befestigt. Das obere, ein Weingeistthermometer, enthält bei c im Rohre ein kleines Glasstäbchen. Dasselbe geht mit zurück, wenn sich der Weingeist zusammenzieht, bleibt aber ruhig im Rohre liegen, wenn der Weingeist zu steigen beginnt, zeigt also das Minimum der Temperatur an, bis zu welchem innerhalb der seit der letzten Einstellung vergangenen Zeit die Flüssigkeitssäule hinabgegangen ist. Das untere, ein Quecksilberthermometer, enthält ein vor der Quecksilbersäule im Rohre liegendes Stahlstiftchen. Dieses Stiftchen wird vom steigenden Quecksilber bis zur Maximaltemperatur vorgeschoben, bleibt aber, da es sich mit dem Quecksilber nicht benetzt, liegen, wenn das letztere zurückgeht. Bei jeder neuen Messung müssen die kleinen Stäbchen wieder zurück an die Oberfläche der Flüssigkeit gebracht werden. — Für die Messung höherer Temperaturen hat man entsprechende Instrumente konstruirt, sog. Pyrometer (s. d.).

**Thermopylä** (d. h. die warmen Thore), der Engpaß auf der Ostküste Griechenlands zwischen dem Oetagebirge u. dem Malischen Meerbusen (jetzt Golf von Lamia), der einzige Zugang von Thessalien nach Lokris, also der Schlüssel zur eigentlichen Hellas (heute zur Eparchie Phthiotis gehörig). Von großer landschaftlicher Schönheit, vom Spercheios, Dyras, Melas u. Asopos durchschnitten, umschließt der Paß heiße Schwefelquellen, welche Baderanlagen veranlaßten. Seine durchschnittliche Breite beträgt 60 Schritte, an den beiden engsten Stellen kann aber nur ein Wagen fahren, am Asoposflusse, d. h. im W., wo sich das Thal erweiterte, standen im Alterthume die Tempel der Demeter u. des Amphiktyon, in welch letzterem sich allherbstlich die Vertreter der umliegenden, zu einem Amphiktyonenbund vereinigten Völkerstämme versammelten zu gemeinschaftlichen Berathungen. Im S. wird der Engpaß abgeschlossen durch den Berg Kallidromos, u. bei den heißen Quellen wurde seitens der Spartaner noch zu besonderer Befestigung eine Mauer u. eine Strecke davon das Kastell Trachis erbaut. Nahe den Quellen auf einem Hügel erinnert ein später aufgestellter Marmorlöwe an den Heldentod des Leonidas u. seiner Spartaner, die 480 den Paß gegen Xerxes zu halten suchten. Im J. 279 v. Chr. versuchten die vereinigten Griechen abermals vergeblich die von Brennus geführten keltischen Horden bei Th. aufzuhalten; 190 v. Chr. wurde König Antiochos d. Gr. von Syrien hier durch ein röm. Heer unter Manius Acilius Glabrio u. Marcus Porcius Cato geschlagen. — Im Laufe der Jahrhunderte haben die Anschwemmungen des Spercheios (jetzt Hellada) den Charakter der Gegend wesentlich verändert; nur im Winter ist noch von einem Engpaß die Rede, während im Sommer die sumpfige Küstenstrecke austrocknet u. passirbar ist (Abb. s. unter „Griechenland", Bd. IV Sp. 934). — Vgl. Bursian, „Geographie von Griechenland" (Bd. 1, Lpz. 1862).

**Thermoskop** (vom griech. θέρμη, Wärme, u. σκοπεῖν, sehen), ein die Wärmegrade anzeigender Apparat, s. v. w. Thermometer.

**Thersites** (d. h. der Freche), der Häßlichste unter den Griechen, welche Troja belagerten, dabei boshaft u. schmähsüchtig, bes. gegenüber den fürstlichen Feldherren. Bei einer solchen Gelegenheit züchtigte ihn einst Odysseus, indem er ihn mit seinem Scepter schlug, unter allgemeinem Beifall der Krieger (s. Iliade 2, 212 ff.). Spätere Sagen melden, daß Achill den Th. getödtet habe, weil derselbe den Leichnam der von Achill besiegten Amazonenkönigin Penthesilea schändete, indem er ihr ein Auge ausstach. — Schon im Alterthum nannte man deshalb einen häßlichen, schmähsüchtigen Menschen einen Th.

**Thesaurus** (lat., griech. θησαυρός), Schatz; häufig vorkommender Titel reichhaltiger, umfassender Wörterbücher od. Sammelwerke. **Thesaurarius**, Schatzmeister.

**Theseus**, einer der gefeiertsten Helden der griech. Sage, der Nationalheros von Attika, Sohn des Aegeus (s. d.) u. der Aethra, der Tochter des Königs Pittheus von Trözen, wurde fern von seinem Vater geboren u. durch seinen Großvater sowie durch den Kentauren Chiron unterrichtet. Herangewachsen, wurde er von seiner Mutter zu einem Felsen geführt, unter welchem einst Aegeus, im Begriff von Trözen nach Athen zurückzukehren, Schwert u. Schuhe verborgen hatte, mit dem Befehl, Th. nach Athen zu senden, wenn er so alt sei, daß er den Felsblock aufzuheben vermöge; an Schwert u. Schuhen wolle ihn dann Aegeus erkennen. Th. wälzte den Felsen fort u. zog nach Athen. Unterwegs hatte er mancherlei Abenteuer zu bestehen: er erschlug den **Periphetes**, den Sohn des Hephaistos, der mit einer eisernen Keule die Reisenden tödtete, u. nahm ihm die Keule; er überwältigte den Räuber **Sinis**, den Sohn Poseidon's, der Reisende an herabgebogene Fichtenbäume band u. sie durch das Emporschnellen der Bäume zerreißen ließ, tödtete ihn auf dieselbe Weise u. zeugte mit seiner Tochter Perigune den Melanippos; er erlegte die Sau **Phaa** u. den Räuber **Skiron**, der die Vorüberziehenden zwang, ihm die Füße zu waschen, u. sie dann mit einem Fußtritt ins Meer stieß, als Speise für eine unten hausende riesige Schildkröte; in Eleusis überwand er den arkadischen Ringer **Kerkyon**, Sohn des Poseidon, am Kephissos den Prokrustes (s. d.), u. begab sich dann zu seinem Vater. Hier fand er die von Korinth geflüchtete Medea (s. d.), die ihn vergiften wollte; doch erkannte Aegeus seinen Sohn an den mitgebrachten Wahrzeichen, worauf Medea mit ihrem u. des Aegeus Sohne Medos nach Kolchis floh. Aegeus stellte nun Th. dem Volke vor; als die Söhne von Aegeus' Bruder Pallas, in ihrer Hoffnung auf die Erbschaft des Aegeus betrogen, sich empörten, wurden sie von Th. besiegt u. erschlagen. Darauf fing Th. den ungeheueren Marathonischen Stier lebendig u. opferte ihn dem Apollon. Als bald darauf König Minos (s. d.) von Kreta das Opfer für den Minotauros forderte, ging Th.

nach Kreta u. tödtete mit Hülfe der Ariadne (s. d.) den Minotauros, entfloh mit der Ariadne, verließ sie aber in Naxos u. kehrte nach Athen zurück, wo er alsbald nach dem Tode des Aegeus die Herrschaft antrat, das ganze attische Land vereinigte, Athen zur Hauptstadt desselben machte, das Staatswesen ordnete, die Feste der Panathenäen u. Metökien (od. Synökien) u. die Isthmischen Spiele stiftete. Mit Herakles (s. d.) zog Th. gegen die Amazonen, nahm Theil an dem Argonautenzuge (s. d.) u. der Jagd auf den Kalydonischen Eber (s. d.). Nach dem Tode seiner Gemahlin Hippolyte (od. Antiope), der Amazonenkönigin, mit der er den Hippolytos gezeugt, heirathete Th. die Phädra (s. d.), die ihm Akamas u. Demophon gebar. Dem Lapithenfürsten Peirithoos half Th. die Helena rauben, deren Brüder Kastor u. Pollux aber eroberten in Abwesenheit des Th. Aphidna, wo Helena gefangen gehalten wurde, u. führten des Th. Mutter Aethra mit fort. Im Kampfe gegen die Kentauren stand Th. ebenfalls dem Peirithoos bei, begleitete ihn auch in den Hades, um für ihn die Gemahlin des Hades zu entführen, aber Hades ließ Beide an dem Felsen, auf den sie sich in der Unterwelt gesetzt hatten, festwachsen, u. erst durch Herakles wurden sie später befreit. Inzwischen war in Athen eine Empörung ausgebrochen, u. der aus der Unterwelt zurückkehrende Th. fand seinen Thron von Menestheus, dem Sohne des Peteos, besetzt, auch die Herzen des Volkes sich entfremdet. Er sprach deshalb über Athen den Fluch aus u. ging nach Skyros, dessen König Lykomedes ihn aber von einem Felsen ins Meer stürzte. Später wurden auf Befehl des Orakels die Gebeine des Th. durch Kimon von Skyros nach Athen geführt, u. um 465 v. Chr. erbaute man dort, wo er schon lange als Heros gefeiert war, ihm zu Ehren das prächtige Theseion, welches noch heute steht. Am achten Tage jedes Monats feierte man in Athen dem Th. ein Fest, die Theseia.

**Thesis** (griech.), im Deutschen auch These (Mehrzahl Thesen) heißt eigentlich Aufstellung, dann s. v. w. Behauptung. Daher braucht man Th. bes. von Streitsätzen, die ohne Begründung hingestellt werden, um als Grundlage einer Disputation zu dienen (wie z. B. die 95 Thesen Luther's von 1517). Die gegentheilige Behauptung heißt Antithese. Der Ausdruck in thesi bedeutet s. v. w. „hinsichtlich der allgemeinen logischen Richtigkeit". So sagt man z. B.: dieser Vorschlag ist in thesi annehmbar, aber in praxi unausführbar. — In der Verslehre heißt Th. od. Senkung jede unbetonte Silbe, im Gegensatz zur Arsis od. Hebung, d. h. der durch den Verstakt betretenen Silbe.

**Thespis**, aus dem attischen Demos Ikaria, nach Suidas Zeitgenosse des Solon um 600 v. Chr., gilt für den Erfinder u. Begründer der Tragödie, indem er zu den Chorgesängen bei den Dionysosfesten mimische Darstellungen eines Schauspielers zwischen die einzelnen Chorsänge einschob, auch den Schauspieler mit dem Chore sich im Wechselgespräch ergehen ließ. Wahrscheinlich hat Th. diese Monologe u. Dialoge nie aufgeschrieben, wenigstens besaß schon das Alterthum zur Zeit des Aristoteles u. Platon keine echten Stücke von Th. Er soll auch statt der bisher zum Schminken angewendeten Weinhefe die Schminkfarbe sowie die leinenen Masken erfunden u. eingeführt haben. Daß Th. seine Stücke von einem Karren herab darstellte u. dadurch zum Vorbild des ambulanten Schauspielerthums wurde (weshalb der Ausdruck Thespiskarren für „wandernde Bühne" noch heute sprüchwörtlich ist), wird zuerst bei Horaz („Epistola ad Pisones, v. 275") erwähnt, ist aber unverbürgt.

**Thessalien** (griech. Θεσσαλία, lat. Thessalia) hieß der östlichste Theil Nordgriechenlands, der von Makedonien u. Epiros im N. u. W., von Aetolien, Doris u. Lokris im S. u. vom Aegeischen Meere im O. begrenzt wurde. Der Pindos war das westl. Hauptgebirge, gegen N. lag das Kambunische Gebirge, u. ein östl. Gebirgszug trug den Olympos, den Ossa (jetzt Kissabos) u. den Pelion (jetzt Zagora). Der Hauptfluß des fast ganz von Bergen eingeschlossenen fruchtbaren Kessels war der Peneios (jetzt Salambria); sein Durchbruch durch die Ostkette zwischen Ossa u. Olymp bildete das Thal Tempe (s. d.), das zugleich der Hauptzugang nach Th. von NO. her war. Der Paß von Thermopylä (s. d.) führte nach S. Von Binnenseen werden bes. die Böbeis, Nessonis u. Xynias erwähnt. Das fruchtbare Gebiet lieferte viel Wein, Oel u. Getreide, Rinder u. Pferde fanden treffliche Weide. Der Reichthum an Schlangen führte zur Verehrung des Storches u. zur Bestimmung der Todesstrafe für Tödtung eines solchen. Als thessalische Völkerschaften werden die Talares, Denriopes, Pelasgiotä, Magnetes, Phthiotä, Dolopes, Oetäi, Ainianes u. Malienses erwähnt. Th. zerfiel in folgende Landschaften: Phthiotis im S., Hestiaotis im NW., Thessaliotis im NO. u. Pelasgiotis im N. Als besondere Landschaft Magnesia pflegte zuweilen noch der nordwestl. Küstenstrich bezeichnet zu werden, u. als einzelne Gaue von Phthiotis werden Dolopia, Oetaa u. Malis genannt. Die wichtigeren Städte waren Oechalia u. Pythion in Hestiaotis, Larissa, Krannon, Phera, Kynoskephala u. Skotussa in Pelasgiotis, Pagasa, Jolkos, Demetrias u. Magnesia in Magnesia, Pharsalos in Thessaliotis u. Lamia, Trachis u. Herakleia in Phthiotis. Als älteste Bewohner gelten der Sage nach die Kentauren, die von den Lapithen in den Pindos gedrängt wurden. Die geschichtliche Zeit nennt zuerst die Pelasger, die dann hellenischen Einwanderern wichen. Nach dem Trojanischen Kriege bildete sich ein Bund meist aristokratischer Republiken in Th. aus. Einzelne Familien, wie die Aleuaden zu Larissa u. die Dynasten von Pherä, zeichnen sich bald vor den anderen aus. Die Aleuaden, nach der Oberherrschaft strebend, glaubten, diese durch Hülfe der Perser erlangen zu können u. hielten deshalb zu denselben; späterhin suchten sie gegen die Uebergriffe der Dynasten von Pherä Hülfe bei Theben, endlich bei Makedonien, u. gaben daher Philipp von Makedonien erwünschten Vorwand, sich in die thessalischen Händel zu mischen u. endlich ganz Th. an sich zu reißen. Nach Besiegung Philipp's III. von Makedonien wurde zwar zunächst der größte Theil Th.s wieder frei, fiel aber bald in die Hände der Römer, welche zwar dem Lande die Verfassung ließen, es aber sonst wie ihr Besitzthum behandelten. Unter den Kaisern bildete es eine eigene kleine Provinz, die aber später zu Makedonien geschlagen wurde. Konstantin d. Gr. ordnete es der Präfektur Illyrien unter. 1453 kam es unter türk. Botmäßigkeit u. bildet gegenwärtig das osmanische Sandschak Jenischehri Fenär im Vilajet Janina. Es ist noch jetzt ein fruchtbares Gefilde, in welchem die meist griech. Bevölkerung Baumwolle, Getreide, Tabak, Oel, Wein u. Seide selbst für den Export gewinnt u. starke Schafzucht treibt. Der Hauptstapelplatz für diese Produkte ist der Hafen Volo, in welchem 1872: 8786 Segelschiffe, allerdings meist Küstenfahrer, u. 162 Dampfschiffe verkehrten u. gegen 500,000 Kg. Getreide, 960,000 Oka Tabak, 950,000 Oka Wolle, 350,000 Oka Baumwolle 2c. ausführten. Die Industrie, die sich vorzüglich auf Baumwollen- u. Seidenweberei u. türk. Rothfärberei erstreckt, hat ihren Sitz in der Hauptstadt Larissa (s. d.), in Ambelakia (2500 E.) am Fuße des Ossa u. in Turnovo (4000 E.).

**Thessalonich**, s. „Saloniki".

**Thetis**, in der griech. Mythologie Tochter des Nereus u. der Doris, wohnt mit ihren Schwestern, den Nereïden, in den Tiefen des Meeres. Sie war von Hera auferzogen u. wurde wider ihren Willen dem Peleus (s. d.) vermählt, dem sie einen Sohn, den Achilleus (s. d.), gebar. Als schützende Meergottheit gab sie einst dem vor Lykurgos fliehenden Dionysos, sowie dem von Zeus vom Himmel herabgeschleuderten Hephästos, eine Zufluchtsstätte bei sich im Meere.

**Theuerdank**, s. „Pfinzing".

**Theuerung** ist der Zustand des allgemeinen Mangels an nothwendigen Verbrauchsgegenständen, vorzugsweise an Lebensmitteln. Sobald von einem Artikel des täglichen Bedarfs nicht soviel erzeugt wird od. mit Leichtigkeit von auswärts beschafft werden kann, als gebraucht wird, steigt der Preis. Ein ungewöhnlich hohes Ansteigen der Verkaufspreise, derart, daß eine ansehnliche Einschränkung des Verbrauchs nothwendig wird, weil die hohen Anschaffungskosten von einem größeren Theil der Bevölkerung kaum od. nicht mehr getragen werden können, kennzeichnet demnach die Th. Bestimmte Grenzen lassen sich dafür nicht angeben, da der Eine, der nur wenig Vermögen besitzt, für unerschwinglich schon solche Preise halten kann, die Andere noch wenig empfinden; von Th. kann also eigentlich erst dann gesprochen werden, sobald unter dem Mangel, bez. unter den erhöhten Preisen, nicht blos Einzelne, sondern ein erheblicher Theil der Bevölkerung zu leiden hat. Man kann auch dann nicht von Th. sprechen, sobald (wie dies in den Jahren 1871—73 der Fall war) alle Preise, darunter auch die Arbeitslöhne u. Gehalte, überhaupt die Einnahmen steigen, sondern nur dann, sobald gewisse nothwendig begehrte Artikel u. Dienstleistungen allein gegen ungewöhnlich hohe Zahlungen zu erlangen sind, während die Forderungen für andere Verbrauchsgegenstände, Arbeiten u. dergl. unverändert bleiben. In diesem Sinne kann für jeden Artikel eine Th. eintreten, u. spricht man z. B. von einer Mieththeuerung (starkes Ansteigen der Miethpreise), Geldtheuerung (Fehlen auszuleihender Kapitalien), Lohntheuerung (Mangel an Arbeitskräften), von einer Th. an Baumaterial, an Baumwolle, Kohlen, Getreide, Butter u. dergl., kaum aber von einer Th. an Juwelen, Schmucksachen, Luxusartikeln, weil die letzteren Gegenstände, auch wenn ihre Preise außerordentlich gestiegen sein sollten, als unumgänglich nothwendige Bedarfsartikel nicht anzusehen sind. Vorzugsweise versteht man indessen unter Th. den empfindlichen Mangel an Lebensmitteln, bes. an Getreide, hervorgerufen durch schlechte Ernten,

der sich sogar bis zur Hungersnoth steigern kann, sobald für einen Theil der Bevölkerung die Beschaffung der Lebensmittel nicht mehr möglich ist. Vor der Entwicklung unseres heutigen Verkehrswesens durch Eisenbahnen u. Schiffahrt kamen selbst in sonst fruchtbaren Ländern in folge schlechter Ernten von Zeit zu Zeit sehr bedenkliche Hungerjahre vor u. beschäftigte sich die sog. Theuerungspolitik der Regierung mit allerhand Maßregeln, um dem vorhandenen Mangel abzuhelfen, unter Anderm mit gesetzlichen Vorschriften gegen den Kornwucher, mit Getreideausfuhrverboten, Ansammlung von Getreide in Staatsspeichern, mit Aufstellung polizeilicher Preistaxen, Ueberwachung der Märkte ꝛc. Seitdem indessen durch den erleichterten Verkehr der Bezug ausländischer u. sogar überseeischer Rohstoffe aller Art erleichtert u. gesichert ist, bleibt uns zwar nicht die Th., d. h. die Preissteigerung bis zu ungewöhnlicher, sogar bis zu drückender Höhe, wol aber der absolute Mangel erspart, da die Preiserhöhung allein schon ausreicht, den Ueberfluß dorthin zu führen, wo Mangel vorhanden ist.

**Thian-schan**, s. „Tiën schan".

**Thibaut** (spr. Tiboh), Anton Friedrich Justus, berühmter Rechtslehrer, geb. zu Hameln 4. Jan. 1772; studirte in Göttingen, Königsberg u. Kiel, habilitirte sich 1796 an letztgenannter Universität als Privatdozent, wurde 1799 daselbst Professor, folgte 1802 einem Rufe nach Jena, wirkte seit 1805 in Heidelberg u. starb daselbst 28. März 1840. Außer dem sein Hauptwerk bildenden „System des Pandektenrechts" (2 Bde., Jena 1803; 9. Aufl. von Buchholtz, 1846) schrieb er: „Versuche über einzelne Theile der Theorie des Rechts" (2 Bde., Jena 1798; 2. Aufl. 1806); „Theorie der logischen Auslegung des Röm. Rechts" (Altona 1799; 2. Aufl. 1806); „Ueber Besitz u. Verjährung" (Jena 1802); „Beiträge zur Kritik der Feuerbach'schen Revision der Grundbegriffe des Strafrechts" (ebd. 1802); „Civilistische Abhandlungen" (Heidelb. 1814); „Ueber die Nothwendigkeit eines allgemeinen bürgerlichen Rechts für Deutschland" (ebd. 1814; neue Aufl. 1840) ꝛc. Auch gab er mit Löhr u. Mittermaier das „Archiv für die civilistische Praxis" (ebd. 1818 ff.) heraus. Sein „Juristischer Nachlaß" ward von Guyet (2 Bde., Berl. 1841 f.) veröffentlicht. Ein großer Kenner der alten Kirchenmusik, verfaßte Th. auch eine Schrift „Ueber Reinheit der Tonkunst" (Heidelb. 1825; 3. Aufl. 1851). — Bernhard Friedrich **Th.**, Bruder des Vorigen, geb. zu Harburg 22. Dez. 1775, war seit 1805 Professor der Mathematik in Göttingen, wo er 4. Nov. 1832 starb. Derselbe schrieb einen „Grundriß der reinen Mathematik" (Gött. 1801; neue Aufl. 1823) u. einen „Grundriß der allgem. Arithmetik" (ebd. 1809; 2. Aufl. 1830).

**Thierarzneikunde**, Thierheilkunde, Veterinärkunde, die Lehre von dem gesunden u. kranken Zustande der Thiere u. die Kunst, Krankheiten zu erkennen, denselben vorzubeugen u. sie zu heilen; sie setzt die Kenntniß des Baues (Anatomie) u. der Verrichtungen, der physiologischen Funktionen (Physiologie) des thierischen Körpers voraus. Die Th. zerfällt demnach in die Pathologie, Therapie u. Arzneimittellehre. Erstere od. Krankheitslehre umfaßt wieder die Lehre von der Krankheitsentstehung (Pathogenie), von der Ursache (Aetiologie), von der Erforschung des Vorausgegangenen (Anamnestik), von den Krankheitserscheinungen (Symptomatologie), von der Feststellung des Sitzes der Krankheit (Diagnose) u. Feststellung des Ausganges derselben (Prognose). Die Therapie beschäftigt sich mit der Behandlung der Krankheiten, welche entweder von theoretischen Anschauungen ausgeht u. mit Bewußtsein durch eigene od. fremde Erfahrungen ausgeführt wird (rationelle Therapie), od. bei welcher früher vorgekommene Fälle ähnlicher Art zur einzigen Richtschnur genommen u. dasselbe Heilverfahren, welches sich bei jenen erprobt hat, wieder benutzt wird (empirische Therapie). Die Th. wurde schon im Alterthum von Aegyptern, Hebräern u. Indern gepflegt u. bei den Griechen von Hippokrates, insbes. von Aristoteles, erweitert; auch bei den Römern wurde sie, wie uns Cato der Aeltere, Varro, Columella u. Vegetius berichten, gepflegt. Erst in neuerer Zeit jedoch gelangte sie durch die reine Beobachtung, durch die erweiterte Kenntniß u. Benutzung der Naturwissenschaften zur selbständigen Wissenschaft. Die erste Thierarzneischule wurde zu Lyon 1762, die zweite zu Alfort bei Paris 1765 errichtet, worauf auch außerhalb Frankreichs höhere u. niedere Anstalten für Th. entstanden u. auch an den landwirthschaftlichen Bildungsanstalten dieselbe gelehrt wurde. Das Deutsche Reich zählte Juli 1877 5 Thierarzneischulen u. Veterinäranstalten sowie 7 Hufbeschlaglehranstalten; Oesterreich (1873) ein Thierarznei-Institut u. 3 Hufbeschlaglehranstalten.

Literatur: Zeer, „Handbuch der Thierheilkunde" (1856); Rohlwes, „Vieharzneibuch" (21. Aufl. 1874); Roll, „Pathologie u. Therapie" (1875); Richter, „Der Landwirth als Thierarzt" (1877); Haubner, „Landwirthschaftliche Thierheilkunde" (8. Aufl. 1877); Derselbe, „Gesundheitspflege der Haussäugethiere" (1878).

**Thiere** sind Lebewesen (Organismen), die zwar wie die Pflanzen dem Stoffwechsel unterworfen sind, durch innere Aufnahme von Stoffen sich nähren (wachsen) u. sich fortpflanzen, zum Unterschied aber von den Pflanzen auch sich äußerlicher Eindrücke bewußt werden (empfinden) u. sich willkürlich bewegen. Sie sind zu diesem Zwecke mit Organen versehen, nach deren Ausbildungsgrade man höhere u. niedere Th. unterscheidet. Bei den letzteren sind für gewisse Leistungen besondere Organe gar nicht od. doch nur in sehr vereinfachter Weise vorhanden. Die niedersten Thierformen (Urthiere) bilden mit den niedersten Pflanzenformen ein Zwischengebiet, das nach dem Vorausgange Sprengel's, Perty's, Kützing's von Ernst Häckel als ein zwischen dem Thierreich u. Pflanzenreich bestehendes Zwischenreich, das Reich der Protisten od. Protorganismen, bezeichnet wird. In der That ist, so verschieden auch höhere Thierformen von höheren Pflanzenformen sind, doch eine scharfe Grenze zwischen beiden Reichen kaum zu ziehen. Es giebt zahllose Th., die, wenigstens den größten Theil ihres Lebens, am Boden festgewachsen sind (z. B. die Korallen), denen die Ortsbewegung also abgeht, während es freischwimmende Wasserpflanzen giebt, u. im Pflanzenreiche eine Menge Bewegungserscheinungen vorkommen, welchen der Schein der Willkür anhaftet (Algen); es giebt andererseits (niedere) Th., an denen Organe der Reizempfänglichkeit, der Empfindung, also Nerven, Sinnesorgane, nicht nachweisbar sind, während gewisse Pflanzen auf Reize in der Weise reagiren, daß man ihnen ein Empfinden nicht absprechen möchte (Sinnpflanze). Auch das Charakteristische der Nahrungsaufnahme des Th.s durch Mund u. Darmkanal gilt nicht für alle Fälle, u. der Unterschied seiner Ernährungsweise mit organischen, der Pflanze dagegen mit anorganischen Stoffverbindungen ist hinfällig, da die Schmarotzerpflanzen von den Stoffen anderer Pflanzen od. Th. sich nähren u. es auch fleischfressende Pflanzen giebt (Sonnenthau, Fliegenfalle), während einige Th. nur von Erde zu leben scheinen. Wol ist die Form bei den Th.n im Allgemeinen eine abgeschlossene, bestimmt begrenzte, bei den Pflanzen nicht, gleichwol fehlt doch zahlreichen niederen Th.n diese Begrenzung, sie bilden durch Knospung ꝛc. Thierstöcke, u. ist andererseits diese Begrenzung zahlreichen niederen Pflanzen (Algen) eigen. Ist auch die chemische Zusammensetzung des Thierleibes durch Vorwiegen der stickstoffhaltigen Verbindungen charakterisirt, so ist doch der Stickstoff kein ausschließliches Eigenthum des Th.s, wie sich andererseits der stickstofflose Pflanzenzellstoff auch bei gewissen Th.n (den Tunicaten) als Tunicine wiederfindet. — Wegen aller der genannten Gründe haben auf gewisse niedere Formen (z. B. Spongien) bis in die neueste Zeit die Botaniker mit den Zoologen zugleich Rechte geltend zu machen gewußt. Ein für alle Fälle giltiges Kennzeichen der Thiernatur kann nur in den Zellen (s. d.), den elementaren Bausteinen, aus denen der Thier- wie der Pflanzenleib sich aufbaut, gefunden werden.

Die Thierkunde (Zoologie, von ζῶον, Thier, u. λόγος, Lehre) umfaßt die Kenntniß von den Th.n in allen Beziehungen u. gliedert sich hiernach in folgende Disziplinen. Die allgemeine Thierkunde (Zoonomie, von ζῶον u. νόμος, Gesetz) beschäftigt sich mit den Gesetzen der Form des Th.s (Zoomorphologie, Gestaltenlehre, von μορφή, Form), mit seinen Organen u. deren elementarer Zusammensetzung, den thierischen Geweben (thierische Anatomie od. Zootomie mit Einschluß der mikroskopischen Anatomie od. Histologie), weiterhin mit den chemischen Bestandtheilen u. Mischungsverhältnissen der Thierkörper (Thierchemie, Zoochemie) u. ihren physikalischen Eigenschaften (Zoophysik), sowie mit den Verrichtungen der Organe, u. zwar der vegetativen, d. i. der Pflanze ebenfalls zukommenden, als denen der Ernährung u. der Fortpflanzung, u. der animalen od. eigentlich thierischen, als denen der Empfindung u. Bewegung (Lebensgeschichte der Thiere, Zoophysiologie), endlich mit der Thierseele, mit den Aeußerungen ihrer Triebe ꝛc. (thierische Psychologie). Die spezielle Thierkunde (Thierkunde in engerem Sinne, Zoognosie, von γνῶσις, Kenntniß) dagegen hat es zu thun mit der Beschreibung der Thierformen mit Hülfe einer besonderen Kunstsprache, Terminologie (Thierbeschreibung, Zoographie), dann mit der Einordnung derselben nach ihrer äußeren Aehnlichkeit u. ihrem inneren Bau in ein System (zoologische Systemkunde, Zootaxinomie), mit der Verbreitung der Th. über die Erde u. mit ihren besonderen Wohnorten (Thiergeographie, Zoogeographie), endlich mit der Verbreitung der Th. in der Zeit, mit dem allmählichen Auftreten, mit dem Aussterben von Thierformen in der Geschichte der Erde (Thiergeschichte, Genealogie der Thiere, zugleich ein Theil der Schöpfungsgeschichte wie der Paläontologie). Durch Darwin ist die Thierkunde u. speziell der letztgenannte Theil derselben in eine neue Phase getreten. — Während alle die oben genannten Disziplinen der Thierkunde einen rein theoretischen

# Hauptgruppen der Thiere.

Protozoen (Glockenthierchen, Vorticella microstoma).

Entwicklung einer Spongie (Kalkschwamm, Olynthus).
1. Ei. 2. Theilung desselben. 3. Morula. 4. Planula (Larve). 5. Gastrula (Darmlarve). 6. [illegible] 7. [illegible]

Coelenteraten (Edelkoralle, Corallium rubrum)

Echinodermen (Seestern, Asterias aurantiaca).

Würmer.
1. Trematode (Polystoma).
2. Sandwurm (Arenicola[illegible]).

Gliederthiere (Arthropoden).
1. Kreuzspinne (Epeira [illegible]). 2. Tagfalter. 3. Fliege (Musca vomitoria).

Kopffüßler [illegible]

Wirbelthiere. Idealer Durchschnitt eines Säugers.

Mollusken (Weichthiere). Porzellanschnecke (Cypraea).



Verlag von Otto Spamer in Leipzig.

Entwicklung des Eies.

Lunge.

Skelet einer Möve.

Verdauungswerkzeuge.

Eierstock.

Ei im Durchschnitt.

1 2 3 4 5 6 7

Entwicklung des Vogels im Ei.

1 Frisches Ei. 2 Bebrütet. [illegible] des Embryo. 4 u. 5 Entwicklung des [illegible]
6 u. 7. Abschluß der Entwicklung.

[illegible]

Zweck verfolgen, läßt sich bei der hohen Bedeutung des Th. im Haushalte der Natur u. speziell des Menschen (indem es ihm Nahrung, Kleidung, Stoffe zu allerhand nützlichem Werkzeug u. Geräth liefert, ihm Arbeit leistet, sein Leben bedroht od. seine Gesundheit schädigt, ihm andererseits aber auch Heilstoffe liefert, seine Saaten, Gärten, Wälder u. Vorräthe zerstört), läßt sich der Thierkunde auch eine praktische Seite abgewinnen (angewandte Thierkunde). So handelt denn die landwirthschaftliche Zoologie von den ihres Nutzens wegen gehaltenen Wirthschafts- u. Hausthieren, von der Thierzucht, aber auch von den dem Feld-, Wiesen- u. Gartenbau schädlichen u. nützlichen Th.n, während die Forstzoologie es mit den Jagdthieren, mit den dem Jäger dienenden Th.n, u. den den Forsten nützlichen u. schädlichen Th.n (bes. den Forstinsekten) zu thun hat. Die technische Zoologie lehrt als eine Grundlage der thierischen Rohwaarenkunde die Naturgeschichte derjenigen Th., deren Theile Gegenstand des Handels u. der Industrie sind (wie Pelzwerk, Haare, Leder, Federn, Hörner, Elfenbein, Seide, Perlen), die medizinische Zoologie dagegen die Naturgeschichte einerseits derjenigen Th., welche dem Menschen Heilmittel liefern (z. B. Biber, span. Fliege, Blutegel), andererseits der menschlichen Schmarotzer (Eingeweidewürmer, Läuse, Milben). Die Thierheilkunde (Veterinärwissenschaft) hat die Heilung erkrankter (Haus-)thiere zur Aufgabe.

Indem bezüglich des in den genannten Abschnitten der Thierkunde, der theoretischen wie der angewandten, über Bau u. Leben der Th. Verhandelten auf die betreffenden Artikel verwiesen werden muß, mag hier nur noch Folgendes Platz finden: Von der Ausbreitung der Thierformen über die Erdoberfläche läßt sich im Allgemeinen bemerken, daß nach den Polen hin die Zahl der Landthiere an Arten allmählich abnimmt, die reichste Bevölkerung sich zwischen den Wendekreisen findet u. ebenso die Meeresbewohner an Artenreichthum in den Polargegenden schwächer vertreten sind als in den Aequatorialgegenden, während es dagegen mit der Zahl der Individuen sich umgekehrt verhält. Die Faunen (so bezeichnet man die Gesammtheit der Thierformen eines bestimmten Bezirks) der Tropengegenden sind einander durch eine gewisse Entwicklungsart der ihnen gehörigen Formen ähnlich, doch ist jeder Kontinent durch den Besitz eigenthümlicher Formen ausgezeichnet. Sehr mannichfaltig dagegen sind die Faunen der gemäßigten Erdstriche. Wo Möglichkeit zum Aus- u. Einwandern vorhanden, da sind die Faunen einander ähnlicher, so die Europa's, Asiens u. zum Theil Afrika's im Vergleich von der Australiens u. Amerika's. Das Aneinanderstoßen der Kontinente nach den Polen hin machte die arktische Fauna gleichartiger. Wo Bodenerhebungen das Klima kälter, dem der Polargegenden ähnlich machen, treten eigenthümliche, sog. alpine Formen auf. In ähnlicher Weise werden verschiedene Meerestiefen von verschiedenen Thierformen bewohnt. Die neuerdings ausgeführten Tiefseeforschungen haben noch in bedeutenden Tiefen lebende Th. nachgewiesen, wie sich Spuren der Thierwelt bis in die eisigen Regionen der Hochgebirge verfolgen lassen. Wie man in der Pflanzengeographie eine Anzahl Bezirke, sog. „Reiche", aufgestellt u. nach gewissen ihnen eigenen Charakterpflanzen benannt hat, so wurden auch in der Thiergeographie dergleichen Reiche aufgestellt u. nach Charakterthieren benannt. Es sind dies für das Festland folgende 21 Reiche: 1. das Reich der Pelzthiere u. der Schwimmvögel (die Polarländer), 2. das Reich der Insektenfresser, der Staphylinen (kurzflügeligen Käfer) u. der Laufkäfer (Mitteleuropa), 3. das Reich der Saiga-Antilope, der Wühl- u. Wurfmäuse (Kaspische Steppen), 4. das Reich der Einhufer (centrales Hochasien), 5. das Reich der Heteromeren [Käfer] (Mittelmeerfauna), 6. das Reich der Phasianiden (China), 7. das Reich des Riesensalamanders (Japan), 8. das Reich der Nagethiere, der Zahnschnäbler, Kegelschnäbler u. Ganoiden (Nordamerika), 9. das Reich der Melasomen (Käfer) u. des afrikan. Straußes (Sahara), 10. das Reich der schmalnasigen Affen u. der Termiten (Westafrika), 11. das Reich der Wiederkäuer u. der Dickhäuter (Hochafrika), 12. das Reich der Lemuriden (Madagascar), 13. das Reich der Raubthiere u. der Tauben (Indien), 14. das Reich der Schlangen u. der Fledermäuse (Sundawelt), 15. das Reich der Beutelthiere u. der honigsaugenden Vögel (Australien), 16. das Reich der Landkrabben (Mittelamerika), 17. das Reich der Edentaten, der breitnasigen Affen u. Siluroiden [Welse] (Brasilien), 18. das Reich der Auchenien (Llama's) u. des Kondors (Peru, Chili), 19. das Reich der Lagostomiden [Wollmäuse] u. der Harpaliden [Käfer] (Pampas), 20. das Reich der Guanaco u. des Darwin'schen Straußes (Patagonien) u. 21. das Reich der Nymphaliden [Schmetterlinge] u. der Apterygiden [Kiwi's] (Polynesien). In ähnlicher Weise zerfällt die Thierwelt des Ozeans in 10 Reiche: 1. das Reich der Meersäugethiere u. der Amphipoden [Krustier] (Nördliches Eismeer), 2. das Reich der Meersäugethiere u. der Pinguine (Antarktisches Meer), 3. das Reich der Gadiden [Schellfische] u. der Clupeiden [Häringe] (nördl. Atlantischer Ozean), 4. das Reich der Labroiden [Lippenfische] (Mittelmeer), 5. das Reich der Cataphracten [Panzerwangen] (nördl. Stiller Ozean), 6. das Reich der Manati u. der Pectognathen [Haftkiefer] (tropischer Theil des Atlantischen Ozeans), 7. das Reich der Hydroiden [Cölenteraten] u. der Bucciniden [Schnecken] (Indischer Ozean), 8. das Reich der Korallen u. Holothurien (tropische Zone des Stillen Ozeans), 9. der mittl. Theil des Atlantischen Ozeans (Küsten molluskenreich, hohes Meer thierarm) u. 10. der [illegible] Theil des Stillen Ozeans (bietet nichts Charakteristisches, ist wenig bekannt).

Neben der Betrachtung des äußeren u. inneren Baues der Thierformen nimmt die ihrer Lebensweise, der Aeußerungen der Thierseele, ihrer Triebe ein ganz besonderes Interesse in Anspruch. Es kommen hierbei theils die der Erhaltung des Individuums dienenden Lebensäußerungen, wie Aufsuchen der Nahrung, Abwehr von Gegnern, Wandern, Winterschlaf, zur Sprache, theils die der Erhaltung der Art dienenden, wie Gesellschaftsleben, Kämpfe u. die der Brutpflege dienenden Aeußerungen. Unter diesen letzteren ist namentlich das Bauen von Wohnungen hervorzuheben. Dergleichen Thierwohnungen finden wir in einem sehr verschiedenen, hier nur beispielsweise anzudeutenden Grade der Vollkommenheit. Während bewußtlos für das Thier sich der Kalk zum Korallenstock, zum Schneckenbau, zur Muschel ꝛc. zusammenfügt, sodaß man hier von einem Bauen in eigentlichem Sinne nicht sprechen kann, führen Hornissen, Wespen, Bienen aus feinen Holzsplittern, Erde u. Wachs ihren Wabenbau in einer Weise aus, die unsre volle Bewunderung in Anspruch nimmt, ebenso die Ameisen u. Termiten ihre Bauwerke. Die wasserlebigen Larven der Phryganeen umgeben sich mit köcherartigen Hüllen, Raupen spinnen Nester u. Cocons ꝛc. Unter den Wirbelthieren sehen wir bereits einige Fische (z. B. den Stichling) Nester bauen, fast allgemein aber ist der Nestbau in der Klasse der Vögel, u. unter den Säugethieren endlich giebt es zahlreiche Höhlen- u. Grubenbewohner (Füchse, Dachse, Kaninchen, Murmelthiere, Hamster ꝛc.), deren unterirdische Bauwerke zum Theil sehr komplizirter Art sind (z. B. Maulwurf). Andere bauen nach Art der Vögel Nester auf Bäumen (Haselmäuse, Eichhorn, gewisse Affen), während der Biber Wasserbauten von hoher Vollendung errichtet.

In Bezug auf die Geschichte der Thierkunde sei nur erwähnt, daß sich dieselbe ins graue Alterthum hinauf verliert, daß ihre Anfänge von der Zeit an datiren, wo sich der Mensch die Th. nutzbar machte. Eine wissenschaftliche Thierkunde fängt mit Aristoteles an. Er gruppirte die Thiere in 9 Klassen: lebendiggebärende vierfüßige Säugethiere, eierlegende, mit Hornschuppen versehene, vierfüßige od. fußlose Reptilien, eierlegende, zweifüßige gefiederte Vögel, lebendiggebärende lungenathmende Walfische, beschuppte fußlose, kiementragende Fische, ihre Füße am Kopfe tragende Weichthiere (Kephalopoden), die vielfüßigen Schal- od. Krustenthiere, die fußlosen Schalthiere u. endlich die vielfüßigen Insekten. Andere niedere Thiere, wie Würmer, Stachelhäuter, Medusen, kannte er zwar, wußte sie aber nicht scharf zu charakterisiren. Dies geschah erst durch Edw. Wotton in der Mitte des 16. Jahrh. n. Chr., indem er nicht allein die Klassen des Aristoteles genauer umgrenzte, sondern ihnen die Klasse der Zoophyten (Pflanzenthiere) hinzufügte. Linné (Anfang des 18. Jahrh.) schuf eine systematische Nomenklatur u. ordnete die Th. in 6 Klassen: Säugethiere, Vögel, Amphibien, Fische, Insekten u. Würmer. Seine Insektenklasse entspricht den heutigen Gliederthieren, die der Würmer ist ein Kollektivbegriff für die gesammte niedere Thierwelt mit Ausschluß jener. — Der Erste, der die Eintheilung der Th. nach ihrer Organisation vornahm, war Lamarck, indem er (1801) Wirbelthiere (Vertebraten) u. Wirbellose (Evertebraten) unterschied u. beide Abtheilungen weiter gliederte. Dieses auf anatomische Basis gegründete System erhielt eine weitere Ausbildung durch Georg Cuvier; derselbe stellte 4 Hauptgruppen auf, die als Bezeichnungen eben so vieler anatomischer Baupläne (Typen) dem zoologischen Systeme noch heute zu Grunde liegen, die Gruppen der Wirbelthiere, Mollusken, Gliederthiere u. Strahlthiere od. Zoophyten. Durch Forscher wie v. Siebold, Leuckart, Milne Edwards u. A. wurde das jetzt allgemeine Geltung habende System festgestellt, u. unterscheidet man hiernach als Hauptgruppen des Thierreichs: 1. Protozoen (Urthiere), 2. Cölenteraten, 3. Echinodermen (Stachelhäuter), 4. Würmer, 5. Arthropoden (Gliederthiere), 6. Mollusken (Weichthiere) u. 7. Vertebraten (Wirbelthiere), die ihrerseits wiederum in so u. so viele Klassen, Ordnungen ꝛc. zerfallen, auf die hier nicht näher eingegangen werden kann.

**Thierischer Magnetismus**, s. „Magnetismus, thierischer".

**Thierkreis** od. Zodiakus heißt in der Astronomie ein zu beiden Seiten der Ekliptik (s. d.) liegender Streifen, innerhalb dessen sich die Planetenbahnen befinden. Vgl. „Ekliptik u. Astronomie".

**Thierry** (spr. Tjerri), Jacques-Nicolas-Augustin, berühmter franz. Historiker, geb. zu Blois 10. Mai 1795; erhielt 1813, nachdem er zwei Jahre lang die Normalschule in Paris besuchte, ein

Lehramt an einer Provinzialschule, kehrte aber schon 1814 nach Paris zurück u. schloß sich an Saint Simon (s. d.) als sein Sekretär u. Schüler an. Mehrere Flugschriften Th.'s waren das Resultat dieser Verbindung, die aber nur kurzen Bestand hatte, weil die Klarheit, Schärfe u. Unabhängigkeit des Schülers sich nicht mit dem Nebelhaften u. Despotischen in Saint Simon vertrug. 1817 trat Th. in die Redaktion des „Censeur Européen" ein, der gehaltvollsten aller damaligen liberalen Zeitungen, ward durch eine Polemik gegen Montlosier dem urkundlichen Studium der Geschichte zugeführt. Dieses Studium u. die aus demselben entspringende schriftstellerische Thätigkeit setzte er auch dann noch fort, als er 1829 erblindet u. durch einen Schlagfluß gelähmt worden war. 1830 in die Akademie aufgenommen u. 1835 von Guizot, damals Minister des öffentlichen Unterrichts, nach Paris berufen, um die Herausgabe seines „Recueil des monuments inédits de l'histoire du tiers-état" zu leiten, starb Th. zu Paris 22. Mai 1856. Seine Hauptwerke sind: „Histoire de la conquête de l'Angleterre par les Normands" (4 Bde., Par. 1825 u. ö.; neue Ausgabe 1871; deutsch von Volzenthal, 2 Bde., Berl. 1830 f.); „Lettres sur l'histoire de la France" (Par. 1827 u. ö.; neueste Aufl. 1870); „Dix ans d'études historiques" (ebd. 1835 u. ö.; neueste Ausgabe 1871); „Récits des temps mérovingiens" (ebd. 1835 u. ö.; deutsch, 2 Bde., Elberf. 1855). Auch ist sein „Essai sur l'histoire de la formation et des progrès du tiers-état" (Par. 1840; deutsch von Semmig, Lpz. 1847) hervorzuheben. Seine Gattin, Julie **Th.**, geb. de Querengal (gest. 10. Juni 1844), schrieb „Scènes des moeurs aux XVIII[ième] et XIX[ième] siècles" (Par. 1836). — Amédée Simon Dominique **Th.**, Bruder des Vor. u. gleichfalls Geschichtschreiber, geb. zu Blois 2. Aug. 1797, widmete sich zuerst dem Lehrfache, vertauschte dasselbe mit der literarischen Thätigkeit, indem er Mitarbeiter der „Revue encyclopédique" u. des „Globe" wurde, erhielt unter dem Ministerium Martignac die Professur der Geschichte an der Fakultät in Besançon, verlor aber dieselbe wegen seiner liberalen Gesinnung wieder, ward nach der Julirevolution Präfekt des Dep. der Oberen Saône u. 1838 Requêtenmeister im Staatsrath, 1860 Senator u. starb zu Paris 26. März 1872. Er schrieb insbes.: „Histoire des Gaulois jusqu'à la domination romaine" (3 Bde., Par. 1828 u. ö.); „Histoire de la Gaule sous l'administration romaine" (3 Bde., ebd. 1840—47; neue Aufl. 1869 f.); „Histoire d'Attila et de ses successeurs" (2 Bde., ebd. 1856; neue Aufl. 1864); „Tableau de l'empire romain" (ebd. 1862); „Récits de l'histoire romaine" (2 Thle., ebd. 1860 u. 1864); „Saint Jérôme, la société chrétienne à Rome et l'émigration romaine en Terre-Sainte" (2 Bde., ebd. 1867) u. „Saint Jean Chrysostome et l'impératrice Eudoxie, la société chrétienne en Orient" (ebd. 1872).

**Thiers** (spr. Tjähr), Marie Joseph Louis Adolphe, hervorragender franz. Staatsmann u. Geschichtschreiber, geb. zu Marseille 15. April 1797 als einziger Sohn eines Advokaten am dortigen Parlamente, aus dessen Ehe mit Marie Madeleine Amic, einer Cousine des Dichters André Chénier, der in der Revolution auf dem Schaffot gestorben war. Th. besuchte seit 1806 das Lyceum seiner Vaterstadt, studirte seit 1815 in Aix die Rechte u. erlangte auch dort 1820 die Advokatur, trieb aber daneben eifrig philosophische u. historische Studien u. siedelte, nachdem er einen von der Akademie in Aix ausgesetzten Preis gewonnen, im Sept. 1821 nach Paris über, wo er mit seinem Freunde Mignet zusammen als Journalist hart um das tägliche Brot zu ringen hatte. Durch Manuel's, des großen liberalen Redners, wohlwollende Vermittelung öffnete ihm endlich der „Constitutionnel" seine Spalten, u. von da ab war seine Bahn geebnet. Bald zählte Th. zu den hervorragenderen Mitgliedern der Opposition, deren Bewunderung er auch durch seine Vielseitigkeit erzwang. Auch seine „Histoire de la révolution française" (6 Bde., Par. 1823—27 u. oft; deutsch von Philippi, 2 Bde., Lpz. 1838) ward von ihm damals geschrieben. Dieses maßvoll u. ruhig gehaltene Werk erweckte auch in den friedsamen Kreisen des Bürgerthums wieder das Interesse an der Sturmepoche der franz. Geschichte u. erlangte beispiellose Volksthümlichkeit. Um so mehr konnte Th., als das Ministerium Polignac berufen worden war, um die Verfassung zu stürzen, nun selbst an die Gründung eines neuen, unabhängigen Blattes gehen. Er vereinigte sich zu diesem Zwecke mit Mignet u. Armand Carrel u. ließ 1. Jan. 1830 den „National" erscheinen, der die Verfassung vertheidigen sollte. In diesem Blatte faßte er das Fundamentalprinzip der konstitutionellen Monarchie in dem berühmten Satze zusammen: „Der König herrscht, aber regiert nicht" (Le roi règne et ne gouverne pas), u. im Redaktionslokale desselben Blattes ward auch der gleichfalls berühmte Protest vom 26. Juli 1830 gegen die berüchtigten Ordonnanzen entworfen. Die Bourgeoisie anzutreiben od. zurückzuhalten, zu befeuern od. zu beruhigen, in dieser schweren Kunst zeigte Th. schon damals eine wahre Virtuosität. Er war stets voll Leidenschaft, aber einer Leidenschaft, die von unvergleichlicher Klugheit gezügelt wurde. Als Lamartine zum ersten Male den kleinen, breitgebauten Provençalen mit dem sanften Auge, dem schlauen u. entschlossenen Munde, dem beinahe häßlichen Gesichte, der rastlosen Beweglichkeit seiner Zunge gesehen u. gesprochen hatte, rief er prophetisch aus: „In dieser Natur ist Salpeter genug, um zehn Regierungen in die Luft zu sprengen." Bald nachher brach der Thron der älteren Bourbonenlinie zusammen, u. Ludwig Philipp wurde von Th.' u. Anderer Gnaden König der Franzosen. Für den jungen Historiker der Revolution begann damit der zweite Theil seines Lebens: zu seiner schriftstellerischen u. journalistischen Thätigkeit gesellte sich die staatsmännische u. die parlamentarische: das Julikönigthum ernannte ihn schon 9. Aug. 1830 zum Staatsrath u. Generalsekretär des Finanzministeriums, die Stadt Aix wählte ihn in die Deputirtenkammer. Zuerst freilich war seine Rolle auf der Tribüne eine sehr unglückliche, denn das Männchen mit der heiseren, spitzen Stimme wollte schlechterdings den Danton od. Mirabeau spielen. Erst als ihn eines Tages Talleyrand gefragt hatte, warum er auf der Rednertribüne nicht wie im Salon spreche, ging ihm plötzlich ein Licht auf: er vertauschte den oratorischen Schwulst mit dem Konversationston, u. damit wurde seine weltberühmte Beredsamkeit geboren. Im Kabinet vom 11. Okt. 1832 nach Casimir Périer's Tode wurde Th. Minister des Innern, als welcher er den Aufstand in der Vendée unterdrückte, die Herzogin v. Berry verhaften ließ u. mit Eifer für die Expedition nach Belgien wirkte. Nachdem er im Dez. 1832 das Departement des Innern mit dem des Handels u. der öffentlichen Bauten vertauscht hatte, ließ er es sich angelegen sein, neben der Ausführung vieler wirklich nützlicher Bauten durch die Aufrichtung von Napoleon's Standbild auf der Vendômesäule u. die Vollendung des Arc de Triomphe de l'Etoile in Paris die Erinnerungen an das erste Kaiserthum wach zu halten. Auch die Befestigung von Paris, die Ludwig Philipp zu seiner Sicherung gegen die Pariser wünschte, fand in Th. schon damals als kriegerische Demonstration gegen das Ausland einen Fürsprecher. Nach dem Rücktritte des Herzogs v. Broglie übernahm er 4. April 1834 wieder das Ministerium des Innern u. wurde die Seele des neuen Kabinets, das er selbst das „Ministerium des Widerstandes" (gegen die Demokratie) nannte. Das Attentat Fieschi's 28. Juli 1835 ließ ihm aber die bloße Widerstandspolitik als ungenügend erscheinen, u. so entstanden die drakonischen Septembergesetze vom J. 1835, durch die sich seine bisherigen Beziehungen zur republikanischen Partei vollends lösten. Zum Ersatze des verlorenen Anhangs wollte Th. die Gunst der unteren Klassen durch materielle Erleichterungen gewinnen, da aber der König, der mit seinem System der „gerechten Mitte" nur den Besitzenden zu gefallen trachtete, seine Zustimmung zu den Th.'schen Vorschlägen verweigerte, trat dieser im Febr. 1836 zurück. Schon 14 Tage später befand sich Th. als Minister des Auswärtigen zwar abermals an der Spitze der Verwaltung, konnte sich aber nur bis 25. Aug. behaupten. Er tröstete sich durch eine Reise nach Italien, wo er nam. auf den Ankauf von Kunstgegenständen u. Alterthümern große Summen verwendete. Nach Frankreich zurückgekehrt, nahm er die Fahne der Opposition wieder auf. Sein Nachfolger Molé wurde gestürzt, auch Soult vermochte sich nicht lange zu halten, u. so bekam Th. 1. Mai 1840 aufs Neue das Staatsruder in die Hände. Er wollte nun die von seinen Vorgängern in der Orientalischen Frage begangenen Fehler wieder gut machen, mußte es aber erleben, daß die vier anderen Großmächte ohne Frankreich den Vertrag vom 15. Juli 1840 schlossen. Ueber diese diplomatische Niederlage geriethen die

Franzosen ganz außer sich; um daher ihren kriegerischen Gelüsten zu genügen, gab Th. die Losung aus: „Syrien liegt für uns am Rhein!" Hiermit trat auch die Frage der Befestigung von Paris in ihre zweite, entscheidende Phase; Kammern u. Bevölkerung bewilligten dieselbe. Indessen (21. Okt. 1840) wurde Th. entlassen. Ludwig Philipp war denn doch vor der Gefahr eines Krieges gegen ganz Europa zurückgeschreckt u. hatte die ihm für diesen Fall angebotene Entlassung des Ministeriums um so lieber angenommen, als er Th., der ihm wie ein Schul- u. Zuchtmeister erschien, nicht gern hatte. Nachdem so Th. seinem Rivalen Guizot hatte weichen müssen, zog er sich wiederum aus dem öffentlichen Leben für eine Zeit lang zurück, um eine „Histoire du Consulat et de l'Empire" (21 Bde., Par. 1845 – 62; deutsch von Bülau, 2 Bde., Lpz. 1845 – 62, u. von Burckhardt u. Steger, 4 Bde., ebd. 1845 – 60) zu schreiben, zu welchem Zweck er alle ihm zugänglichen Schlachtfelder des ersten Kaiserreiches bereiste. Dann aber kehrte er zu seiner parlamentarischen Thätigkeit zurück u. bekämpfte aufs Nachhaltigste das Ministerium Guizot. In der letzten Stunde des Regiments Ludwig Philipp's erschien zwar Th.' Name noch einmal auf einer Ministerliste, aber der Zorn des Volkes ward dadurch nicht entwaffnet. Infolge dessen gesellte sich Th. zu den Rathgebern, die den König zur Thronentsagung bestimmten, doch sollte er, da dann die Republik proklamirt wurde u. die Orleans flohen, die Früchte des 24. Febr. nicht ernten. Auch glaubte er nicht tapferer sein zu dürfen als seine hohen Gönner. Erst die Wahlen führten ihn im Juni 1848 nach Paris zurück; sein Name ging damals an vier Orten aus der Wahlurne hervor: in Paris, Bordeaux, Alençon u. Rouen. In der Nationalversammlung, der er seitdem angehörte, trat er bes. gegen die Sozialisten u. Bonapartisten auf, ward Führer der als „Burggrafen" bezeichneten Ordnungspartei u. arbeitete offen auf eine Wiedereinsetzung der Familie Orleans hin. Nach dem Staatsstreich vom 2. Dez. 1851 traf ihn als den leidenschaftlichsten Gegner Ludwig Napoleon's erst Einkerkerung u. hierauf Verbannung. Er brachte eine Zeit lang in England, der Schweiz u. Oberitalien zu, erhielt aber schon im Aug. 1852 die Erlaubniß zur Rückkehr u. beschäftigte sich dann mit der Vollendung seiner „Geschichte des Konsulats u. des Kaiserreichs", die in ihren späteren Theilen die Genesung des Verfassers von den früheren bonapartistischen Wallungen erkennen läßt. Erst 1863, als die Opposition gegen das persönliche Regiment in eine stärkere Strömung gerieth, trat Th. für einen Pariser Wahlkreis in den Gesetzgebenden Körper, wo seine Beredsamkeit aufs Neue der liberalen Partei zugute kam; die Verbissenheit aber, mit der er bei jeder Gelegenheit für die weltliche Macht des Papstes u. für die Bekämpfung der deutschen u. ital. Einheitsbestrebungen das Wort nahm, kennzeichnete ihn als unverbesserlichen Anhänger der alten Politik, dem das Darniederliegen der Nachbarn für Frankreichs Größe unerläßlich schien. 1869, freilich erst bei der engeren Wahl am 7. Juni in die Deputirtenkammer wiedergewählt, verurtheilte er zwar den Plan eines Krieges gegen Deutschland, gerieth aber damit mit seiner eigenen Vergangenheit deshalb nicht in Widerspruch, weil er nach seiner in der stürmischen Sitzung vom 18. März 1870 abgegebenen Erklärung blos nicht wollte, daß die Minister des Kaisers durch einen Krieg die Unzufriedenheit mit ihrer inneren Politik übertäubten u. für letztere aus den damals erwarteten Siegen sogar eine Stärkung u. Bestätigung erlangten. Auch in der denkwürdigen Sitzung vom 15. Juli erhob er nochmals unerschrocken seine Stimme gegen die Kriegslust Napoleon's III. u. seiner Anhänger. Hiermit ward eben der tragische Faden, der sich durch das Leben Th.' hindurchzieht, bes. deutlich sichtbar. Er, der mit Béranger im Bunde den Schimmer der Napoleonischen Legende wieder aufgefrischt u. durch seine Begeisterung für den Heiligen von Helena zur Geburt des zweiten Kaiserthums nicht wenig beigetragen hatte, er erntete unter diesem schnöden Undank; er selbst hatte ferner dem Chauvinismus das Wort geredet, hatte bösen Samen ausgestreut, der über kurz od. lang aufgehen mußte, u. als dies 1870 geschah, da erschrak der alte Mann, aber seine Warnung wurde verlacht u. als unpatriotisch u. antinational verlästert; man warf ihm die Fenster ein u. überschüttete ihn auf der Straße mit Spott u. Hohn; endlich hatte er als Historiker dem Rechte der Eroberung das Wort geredet, hatte alle Gewaltthaten des ersten Napoleon als im Kriegsrecht begründet entschuldigt, hatte auch die Unbesiegbarkeit der franz. Heere ebenso zum Dogma erhoben, u. mußte nun erleben, daß der Krieg mit Deutschland seine Theorien gegen das eigene Vaterland kehrte u. daß der nationale Ruhm vernichtet wurde. Aber welche Flecken u. Schatten auch das Lebensbild Th.' zeigen mag, sie verschwinden vor dem Glanze der genialen Wirksamkeit seiner letzten Jahre. Nachdem Th. einen Platz in der „Provisor. Regierung der nationalen Vertheidigung" vom 4. Sept. 1870 abgelehnt hatte, unternahm er (12. Sept.) aus persönlichem patriotischen Antriebe eine Reise an die großen europ. Höfe, um dieselben zu Schritten zu Gunsten Frankreichs zu bewegen, u. als er unverrichteter Sache hatte heimkehren müssen, begab er sich in das deutsche Hauptquartier zu Versailles, um mit Bismarck über einen Waffenstillstand zu verhandeln. Auch diese vom 30. Okt. bis 6. Nov. geführten Unterhandlungen blieben erfolglos. Th. ging nun nach Tours, wo er sich bis zur Kapitulation von Paris von allen öffentlichen Geschäften fern hielt. Bei den Wahlen vom 8. Febr. 1871 an 26 verschiedenen Orten in die Nationalversammlung erwählt u. von

Nr. 5223. Marie Joseph Louis Adolphe Thiers (geb. 15. April 1797, gest. 3 Sept. 1877)

dieser am 17. Febr. zum „Chef der Exekutivgewalt unter Kontrole der Versammlung" gewählt, trat er letzteres Amt 19. Febr. an u. berief zunächst Männer der verschiedensten politischen Richtungen als Minister an seine Seite. Sodann begab er sich in Begleitung des Ministers Jules Favre nach Versailles, um selbst mit Bismarck über den Frieden zu unterhandeln. Hierbei bewahrte Th., im Gegensatz zu Favre, der früher nur unmännliche Thränen gefunden, bewundernswerthe Ruhe u. einen klaren Geist. So kam es 26. Febr. zum Abschlusse der Friedenspräliminarien. Natürlich mußte sich Frankreich empfindlichen Opfern unterwerfen, daß aber diese Opfer schließlich auf das nach deutscher Auffassung unbedingt Unerläßliche beschränkt wurden, durfte Th. sich mit Recht als ein Verdienst um sein Vaterland anrechnen. Und nachdem die Präliminarien 1. März von der Nationalversammlung ratifizirt worden waren, war es Th. beschieden, noch Größeres für Frankreich zu leisten: zunächst die Niederwerfung der „Commune", dann die über jede Erwartung rasche staatliche u. wirthschaftliche Wiederaufrichtung des schwergeprüften Landes. Seiner staatsmännischen Umsicht u. Tüchtigkeit u. dem Vertrauen, das dieselbe überall einflößte, hatte Frankreich es zu danken, daß die deutsche Regierung in die Abkürzung der Fristen für die Abzahlung der Kriegsschuld u. für die Zurückziehung der deutschen Truppen willigte, u. daß es gelang, kurz nach dem unglücklichen Kriege zwei beispiellos hohe Anleihen behufs Befreiung des Landesgebietes von Frankreich selbst u. vom Auslande in überraschend glänzender Weise zu erlangen u. zunächst den wirthschaftlichen Kredit Frankreichs nach allen Seiten

wieder herzustellen. Gleichzeitig legte Th. in kräftigster Weise den Grund zur Neugestaltung der zerrütteten Armee. Trotz des einmüthigen Dankes aber, den ihm für diese unsterblichen Verdienste Frankreich u. die Landesvertretung widmeten, mußte Th., dem die Nationalversammlung 31. Aug. 1871 den Titel eines „Präsidenten der Franz. Republik" beigelegt hatte, unmittelbar nach der vollendeten „Befreiung des Landes" von seiner Stellung weichen (24. Mai 1873), weil er über die angemessene Staatsform für Frankreich anders dachte als die Mehrheit der damaligen Nationalversammlung. Während diese die Wiederherstellung der Monarchie erstrebte, hielt er Angesichts der tiefen Spaltung unter den verschiedenen monarchischen Parteien in Frankreich nur eine gemäßigte, konservative Republik für möglich u. heilsam. Doch die Monarchisten hörten nicht auf seine Mahnung; er räumte deshalb dem Marschall Mac Mahon seinen Platz. Zwei Jahre später freilich kam die Nationalversammlung nach vergeblichen Versuchen zu Gunsten einer monarchischen Restauration nothgedrungen auf das frühere Programm Th.' zurück. Th. selbst hatte zwar öffentlich an den Debatten nicht Theil genommen, aber doch war Keiner in der Bekämpfung des Broglie'schen u. Buffet'schen Einflusses thätiger als er gewesen, u. so kam auch die neue Verfassung nach seinem Wunsche zu Stande: durch die von ihm betriebene Annahme des Wallon'schen Entwurfs ward die Republik dem Namen nach besiegelt. Und als es im Dez. 1875 zur Senatorenwahl kam, war es Th. wieder, der die Koalition der äußersten Parteigruppen zuwege brachte, welche seine Freunde in großer Zahl zu lebenslänglichen Mitgliedern des Senats machte. Für sich selbst lehnte er diese Würde ab, um sich statt dessen im Febr. 1876 in die Deputirtenkammer wählen zu lassen. Und als es 16. Mai dess. J. den Feinden der Republik abermals gelungen war, sich an die Spitze des Staatswesens zu schwingen, lenkten sich die Augen Frankreichs sofort wieder auf den greisen Patrioten u. scharte sich die republikanische Mehrheit wie ein Mann um ihn, dessen bloßer Name zum Panier der Opposition gegen jeden staatlichen Gewaltstreich geworden war. Aber noch mitten in der Krise starb plötzlich „le père Th." 3. Sept. 1877 in einem Gasthause zu Saint Germain-en-Laye bei Paris. An seinem Sarge trauerte Frankreich; die große Masse der Nation beklagte den schweren u. unersetzlichen Verlust, denn mit Recht trug seine Bahre die Inschrift: „Patriam dilexit, veritatem coluit!" Ein Erlaß des Präsidenten der Republik ordnete sein Begräbniß auf Staatskosten an, doch wurde dieser Befehl zurückgezogen auf Einspruch der Wittwe (Tochter des reichbegüterten Finanzpächters Dosne). Als Schriftsteller war Th., der schon seit 13. Dez. 1834 der Akademie angehörte, der klarste u. schärfste Zeichner der Ereignisse; jeder Leser verstand seinen Stil; seine Schlachtenbilder sind Meisterwerke. Eine deutsche Uebersetzung seiner „Sämmtlichen historischen Werke" lieferte Jordan (56 Bdchn., Lpz. 1844–52). Besonders zu erwähnen sind noch von seinen Schriften: „Law et son système de finances" (Par. 1826; neue Aufl. 1856); „La monarchie de 1830" (ebd. 1831) u. „Le congres de Vienne" (ebd., 2. Aufl. 1853). – Vgl. Lava, „Etudes historiques sur la vie privée, politique et littéraire de M. Ad. Th." (2 Bde., ebd. 1846) u. das von Th. unter dem Titel „Simples notes" (ebd. 1858) veröffentlichte Memoirenfragment; ferner: Eggenschwyler, „A. Th.' Leben u. Wirken" (Bern 1878).

**Thiersage.** Die Th., eine Dichtungsgattung, welche bis in das fernste Alterthum hinaufreicht, begegnet uns nicht nur bei fast allen Zweigen des großen indogerm. Völkerstammes, sondern auch bei anderen Völkerfamilien, z. B. die Fuchssage sogar in Afrika (vgl. Kolle, „Africa native literature etc.", Lond. 1854; Bleek, „Reineke Fuchs in Afrika", Weim. 1870). Entstanden ist die der epischen Dichtungsgattung zuzurechnende Th. bei den verschiedenen Völkern allemal in einer Zeit, wo diese als Jäger, Fischer od. Nomaden in inniger Gemüthsbeziehung zu der sie umgebenden Natur lebten. Als ihren Untergrund haben wir die Ansicht jener jugendlichen Völker zu betrachten, daß in dem Wesen gewisser Thiere etwas Geheimnißvoll Uebernatürliches sei, weshalb diese auch als Lieblinge, als Attribute u. Wahrzeichen gewisser Götter auftreten, wie z. B. der Adler des Zeus, die Eule der Pallas Athene, der Rabe Odin's 2c., ja im Glauben verschiedener Völker gelten sie geradezu für Inkarnationen der Gottheiten. Im Allgemeinen bezieht sich dies aber nur auf wilde Thiere, welche zum Theil mit dem Menschen im Kampfe leben, seltener auf solche, welche durch Zähmung eben jenes Räthselhafte u. jene Heiligkeit verloren haben. Hierin liegt auch bis zu einem gewissen Grade ein Scheidungsmerkmal zwischen Th. u. Thierfabel, welche beide, wie J. Grimm zuerst festgestellt hat, streng zu sondern sind; die letztere hat eine bewußte lehrhafte Tendenz, welche der naiv erzählenden, rein epischen Th. fremd ist. Die Helden der Th. führen auch deshalb Eigennamen u. werden nicht mit den bloßen Appellativen bezeichnet. Anders in der Thierfabel; wo dies aber auch da geschieht, ist allemal Anlehnung an die Th. anzunehmen. Als die Hauptrepräsentanten finden wir in der am vollständigsten erhaltenen Fassung der Th., in der german., Isengrim (d. i. Eisenhelm), den Wolf, das Urbild der Kraft u. Kühnheit, u. Raginohart, Reginhart, Reinhart (d. i. der Rathstarke), den Fuchs, den Vertreter der Verschlagenheit u. Schlauheit, welch letzterem in der oriental. Th. der Schakal entspricht. Ueber den Genannten steht Brun der Bär als König, dessen Thron erst später, nachdem griech.-röm. Elemente zur Th. hinzutraten, dem Löwen angewiesen ward. Dem König wird nun mit dem bewußten Streben, diese Thierwelt der Menschenwelt möglichst anzuähnlichen, ein Hofstaat beigegeben; aus demselben Grunde werden auch Verwandtschaften zwischen verschiedenen Thieren angenommen, so zwischen Isengrim u. Reinhart. Die bei weitem bedeutendste Figur ist der Fuchs, der Held der meisten Berichte aus dem Kreise der Th., der durch seine List u. Schlauheit auch dem überlegenen Feinde gegenüber u. in den verwickeltsten u. gefährlichsten Lagen stets einen Ausweg findet, nicht unähnlich dem Odysseus der griech. Heldensage, mit dem er auch verglichen worden ist. Er scheint, was sein Name auch bedeuten könnte, ursprünglich der erste u. nächste Rathgeber des Königs der Thiere gewesen zu sein: nicht so in den erhaltenen Fassungen, da erringt er sich diese Stellung erst durch allerlei Kniffe u. Ränke. Bei dem allmählichen Verblassen des ursprünglichen religiösen Hintergrundes bekamen bald diese Erzählungen von den als Helden der Lieder handelnden Thieren einen Anflug von Komischem; bald trat auch bewußte Satire hinzu. Zuerst tauchen einzelne, dann immer zahlreichere Seitenhiebe gegen „Pfaffheit u. Ordensleute" auf, obgleich wir unter diesen gerade die Verfasser der Thierepen zu suchen haben. Bald verschonen die Dichter, auf diesem Pfade weiter fortschreitend, auch andere Stände nicht mehr. Als auch diese Entwicklungsstufe überschritten war, kam endlich die moralisirende Didaktik, welche dem ursprünglichen frischen epischen Leben der Th. ein Ende machte. Deutlich lassen sich noch verloren gegangene Thierepen als Grundlage gewisser Abschnitte der ind. Lehrgedichte „Pantschatantra" (s. unter „Pilpai" u. „Hitopadeia" (s. d.) erkennen. Die dem Homer zugeschriebene „Batrachomyomachie" (s. d.) ist rein episch gehalten, wol aber nicht eine Th., sondern kunstmäßige Erweiterung einer äsopischen Fabel. In Deutschland ward im 11., vielleicht im 10. Jahrh. gedichtet die „Ecbasis captivi" (d. i. „Flucht eines Gefangenen", herausgeg. von Grimm u. Schmeller, „Lat. Gedichte des 10. u. 11. Jahrh.", Gött. 1838; von E. Voigt, Straßb. 1875), die symbolisch aufzufassende Flucht eines Kalbes aus dem Stalle u. weitere Schicksale desselben; auch besitzen wir eine Anzahl kleinerer einschlagender Gedichte (gedruckt bei J. Grimm, „Reinhart Fuchs", Berl. 1834, bei E. Voigt, „Kleinere lat. Denkmäler der Th.", Straßb. 1878). In Flandern entstanden im 12. Jahrh. der lat. „Isengrimus" (gedruckt bei J. Grimm „Reinhart Fuchs", Berl. 1834) u. der „Reinardus Vulpes" des Magister Nivardus (herausgeg. von Mone, Stuttg. 1832); in Frankreich der höchst umfängliche, aus 27 unter einander nicht organisch verbundenen Theilen (branches) bestehende „Roman du renard" (herausgeg. von Méon, Par. 1826); nach franz. Vorlage dichtete auch Ende des 12. Jahrh. Heinrich der Gleißner (s. d.) seinen „Reinhart Fuchs". Spuren der Th. finden sich bei den Troubadours der Provence, seltener bei den Italienern, von denen diese Fassung der Th. auch zu den Neugriechen wanderte (vgl. J. Grimm's „Sendschreiben an K. Lachmann. Ueber Reinhart Fuchs", Lpz. 1840). In Flandern endlich schuf vor 1280 Willem seinen „Reinaert" (s. „Reineke Vos"), der alle übrigen Thierepen in den Schatten stellte. Eine Anzahl späterer Dichtungen, die im Reiche der Thiere spielen, nur zum Theil naiven, meist bewußt satirischen Inhaltes, haben mit der alten Th. nichts gemein, sondern sind meist freie Erfindungen. Dahin gehören z. B. Folengo's (s. d.) „Moschaea", Rollenhagen's (s. d.) „Froschmäusler", Spangenberg's „Ganskönig" (Straßb. 1607), der „Eselkönig" von Adolf Rose von Creutzheim (Ballenstedt 1625) 2c.

**Thiersch,** Friedrich Wilhelm, hochverdienter deutscher Philolog u. Pädagog, geb. 17. Juli 1784 zu Kirchscheidungen bei Freiburg a. d. Unstrut, wurde in Schulpforta vorgebildet u. studirte seit 1804 in Leipzig, seit 1807 in Göttingen Theologie u. Philologie. 1808 habilitirte er sich als Dozent an letzterer Universität u. nahm bald darauf eine Lehrerstelle am dortigen Gymnasium an. Der Ruf seiner Tüchtigkeit verbreitete sich so schnell, daß er schon im nächsten Jahre als Professor an das neueingerichtete Gymnasium in München berufen

wurde, wo er bald eine segensreiche Wirksamkeit entwickelte. Mit der Schrift „Ueber die angenommenen Unterschiede zwischen Süd- u. Norddeutschland" (München 1810) trat er gegen das Stockbayernthum auf, das die „Ausländer", d. h. Nichtbayern, aus allen öffentlichen Aemtern auszuschließen verlangte; die Aufregung war so groß, daß ein bald danach auf Th. gemachter Mordversuch damit in Verbindung gebracht wurde. In derselben Zeit begründete Th. das philologische Seminar, das später mit der Universität verbunden wurde. Hatte er schon 1813 sich an den patriotischen Bestrebungen in hervorragender Weise betheiligt, so geschah dies in noch größerem Maße, als es die Hebung u. Befreiung des Griechenvolkes galt. Bereits 1814 trat er in Wien dem neubegründeten Bunde der Musophilen bei, der jenen Zweck verfolgte; 1831 u. 32 hielt er sich in Griechenland selbst auf u. berichtete über dessen Zustände in dem interessanten Buche „De l'état actuel de la Grèce et des moyens d'arriver à sa restauration" (2 Bde., Lpz. 1833). Auch Italien besuchte er 1822 u. gab dann gemeinsam mit Schorn, Gerhard u. Klenze „Reisen in Italien" (Lpz. 1826) heraus. Für die Philologie leistete er Bedeutendes durch seine

Nr. 5224. Friedrich Wilhelm Thiersch (geb. 17. Juli 1784, gest. 25. Febr. 1860).

„Griech. Grammatik, vorzüglich des Homerischen Dialekts" (3. Aufl., Lpz. 1826), eine Ausgabe des Pindar (2 Bde., Lpz. 1850) u. die geistreiche Schrift „Ueber die Epochen der bildenden Kunst unter den Griechen" (2. Aufl., München 1829). Seine literarische Thätigkeit erstreckte sich bes. auch auf die Fragen der Erziehung; dahin gehören die Werke: „Ueber gelehrte Schulen, mit besonderer Rücksicht auf Bayern" (3 Bde., Stuttg. 1826—37), „Ueber die neuesten Angriffe auf die Universitäten" (Stuttg. 1837) u. „Ueber den gegenwärtigen Zustand des öffentlichen Unterrichts in den westl. Staaten von Deutschland, Holland, Frankreich u. Belgien" (3 Bde., Stuttg. 1838). Zeigte Th. hierin auch eine genaue Kenntniß des höheren Schulwesens der betreffenden Länder u. der Mängel desselben, so riefen doch seine Ansichten über deren Hebung infolge des allzustarren Festhaltens an den altklassischen Studien den Widerspruch von bedeutenden Pädagogen, wie Diesterweg, Mager, Klumpp u. A., hervor. Ein dauerndes Verdienst erwarb sich Th. endlich, indem er 1837 bei Gelegenheit des Göttinger Universitätsjubiläums die seitdem alljährlich stattfindenden Versammlungen deutscher Philologen u. Schulmänner in Anregung brachte. 1848 wurde er zum Präsidenten der Münchener Akademie der Wissenschaften erwählt, in deren Denkschriften viele seiner Abhandlungen erschienen sind. Th. starb zu München 25. Febr. 1860. — Sein Sohn Heinr. Wilh. Josias **Th.**, nambafter protest. Theolog u. zur Zeit ein Hauptvertreter des Irvingianismus (s. d.), geb. 5. Nov. 1817 zu München, studirte 1835—37 bes. unter Olshausen u. Hofmann zu Erlangen, war zuerst als Lehrer am Missionshaus zu Basel, dann (1839) als Repetent in Erlangen thätig u. habilitirte sich, wurde 1840 für Theologie mit einer Arbeit über die Alexandrinische Uebersetzung des Pentateuch. 1843 übernahm er eine ordentl. Professur in Marburg u. hatte hier als Dozent u. Schriftsteller im Sinne der strenglutherischen Richtung großen Erfolg, trat jedoch 1849 zu den Irvingianern über u. entsagte infolge dessen 1850 seinem Lehramt. Nachmals siedelte er nach München, 1871 nach Basel über, wo er noch gegenwärtig im Interesse der „Apostolischen Kirche" u. als Schriftsteller eifrig thätig ist. Th. ist unstreitig einer der geistvollsten unter den lebenden Theologen u. hat sich nicht am wenigsten auch durch seine vollendete künstlerische Schreibweise die Anerkennung aller theologischen Richtungen verdient. Für den Irvingianismus ist er bes. durch seine Bemühungen um eine wissenschaftliche Begründung u. Vertiefung desselben einflußreich geworden. Von seinen Schriften heben wir hervor: „Hebr. Grammatik für Anfänger" (Erl. 1842; 2. Aufl. 1858); „Vorlesungen über Katholizismus u. Protestantismus" (2. Aufl., Erl. 1848); „Die Kirche im apostolischen Zeitalter u. die Entstehung der neutestamentlichen Schriften" (2. Aufl., Frkf. 1858); „Friedrich Th.' Leben" (2 Bde., Lpz. 1866); „Die Gleichnisse Christi" (Lpz. 1867); „Die Genesis" (Basel 1870, 2. Aufl. 1877 unter dem Titel: „Die Anfänge der heiligen Geschichte"); „Ueber christliches Familienleben" (6. Aufl., Frankf. 1872); „Ueber den christlichen Staat" (Basel 1875); „Chr. H. Zeller's [seines Schwiegervaters] Leben" (2 Bde., Basel 1876). Ein jüngerer Bruder des Letztgenannten ist Karl **Th.**, einer der bedeutendsten deutschen Chirurgen u. Operateure der Gegenwart, der, 20. April 1822 zu München geboren, erst in seiner Vaterstadt, dann zu Berlin, Wien u. Paris Medizin studirte. Als freiwilliger Arzt betheiligte er sich 1850 am Schleswig-holstein. Kriege u. empfing dabei durch Stromeyer (s. d.) vielfache Anregung für seine chirurgische Ausbildung. Darnach Prosektor für pathologische Anatomie in München, ging er 1854 als Professor der Chirurgie nach Erlangen u. ist seit 1867 in gleicher Eigenschaft an der Leipziger Universität thätig, deren Rektorat er 1876/77 bekleidete. Seine Schrift „Infektionsversuche an Thieren mit dem Inhalte des Choleradarms" (München 1856) wurde wegen ihrer hervorragenden Bedeutung für die Erkenntniß der Cholera 1867 von der Franz. Akademie preisgekrönt; außerdem veröffentlichte er in Fachzeitschriften scharfsinnige u. von feiner Beobachtungsgabe zeugende Untersuchungen über die Entwicklung der Genitalien, über die krankhaften Gewächse des menschlichen Körpers 2c. u. ein größeres Werk „Der Epithelialkrebs nam. der Haut" (Lpz. 1865, mit Atlas, dessen vorzügliche Zeichnungen von O. Schrön herrühren). Eine bedeutende Thätigkeit für die Organisation der Verwundeten- u. Krankenpflege entfaltete Th. während des Deutsch-franz. Krieges von 1870. — Ein dritter Bruder, Ludwig **Th.**, Historienmaler, geb. 12. April 1825 in München, widmete sich Anfangs der Bildhauerei, ging aber bald zur Malerei über u. brachte zuerst außer einigen Portraits eine „Sakuntala", die bei manchen Mängeln in der Zeichnung doch eine große Gewandtheit in der Ausführung u. einen hohen Farbensinn verrieth. Bedeutender in der Komposition war sein „Bakchoszug" (1859), von großer Zartheit u. Frische der Karnation. Zu den besten seiner übrigen Bilder, theils biblischen, theils mythologischen Inhalts gehören „Charon, die Todten fahrend" (1857), „Hiob u. seine Freunde", „Die Klage der Thetis", die Wandmalereien in Liebig's Laboratorium in München, die Wandgemälde der neuen Schloßkirche in Petersburg, die Altarbilder „Christus am Oelberg", „Die Auferweckung der Tochter des Jairus" u. „Die Predigt des Paulus in Athen", die sich mehr durch Wahrheit der Gestalten u. die Klarheit der Komposition als durch glänzendes Kolorit auszeichnen.

**Thierschutz.** Der Th. ist so alt wie das menschliche Mitgefühl für fremdes Leid. Das beweisen uns einzelne Kernsprüche verschiedener Völker des Alterthums. Hier u. da tritt er auch schon als Satzung auf. In Europa währte es aber doch bis ins 19. Jahrh., bevor die Regung des Mitleides mit der Thierwelt sich durcharbeitete in das Gemeingefühl u. Gestalt gewann in der öffentlichen Meinung als berechtigte sittliche Forderung. Als menschliches Pflichtgebot anerkannt, fand sie nach u. nach Ausdruck in der Gesetzgebung. Das meiste Verdienst hierbei gebührt den um diese Zeit entstehenden Thierschutzvereinen. Der erste derselben erstand in London im J. 1824. Auf dem europäischen Festlande folgten

Stuttgart 1837, Cannstatt 1838, Nürnberg u. Dresden 1839, von denen der letztgenannte heute noch besteht. Hamburg u. Berlin folgten 1841, darauf Paris, München ꝛc. Die übrigen Erdtheile blieben hinter Europa nicht zurück, u. jetzt umspannt den ganzen Erdkreis ein Netz von etwa 500 Vereinen, welche unter sich in engem Verkehr stehen, der vermittelt wird durch internationale Kongresse (für gewöhnlich aller zwei Jahre, Dresden 1860, Hamburg 1862, Wien 1864, Paris 1867, Zürich 1869, London 1874, Paris 1878), sowie durch Austausch ihrer Jahresberichte u. Zeitschriften. Von den letzteren ist die älteste die vom Dresdener Verein herausgegebene Monatsschrift „Androclus" (seit 1844). Im Ganzen giebt es jetzt etwa 20 Zeitschriften, die den Interessen des Th.es dienen, in deutscher, französischer, englischer u. italienischer Sprache. Der allgemeinere Durchbruch der Thierschutzidee darf als ein folgerichtiger Ausläufer der unser Jahrhundert kennzeichnenden Humanitätsbestrebungen bezeichnet werden: wohlwollende Fürsorge für den Hülfsbedürftigen, herabsteigend bis zu den außerhalb der eignen Gattung stehenden Geschöpfen, als Schirmherr u. Anwalt auftretend für Wesen, denen es versagt ist, ihre Sache selbst zu führen u. vorkommenden Falls als Ankläger uns zur Verantwortung zu ziehen. Damit ist zugleich die sittliche Bedeutung des Th.es ausgesprochen u. seine Aufgabe als Mitarbeiter an dem allgemeinen Kulturwerke durch Bekämpfung der Herzenshärtigkeit u. Roheit. Die Thierschutzvereine legen den Nachdruck auf Verhütung der Thierquälerei u. unterstützen diese vorbeugende Wirksamkeit durch alle Mittel, welche geeignet sind, thierfreundliche Gesinnung zu wecken u. zu pflegen, wobei vor allen Dingen der Einfluß der Schule, die Verbreitung geeigneter Schriften, die Stimmung der öffentlichen Meinung durch die Tagesliteratur, Gewährung von Belobungen, Prämien u. Belohnungen für hervorragende Bekundung thierfreundlichen Sinnes od. für förderliche Leistungen auf dem Gebiete des Th.es als helfende Faktoren betrachtet werden. Spezielle Gegenstände der thierschützerischen Aufmerksamkeit u. Obsorge sind z. B.: schonungsvoller Transport des Schlachtviehes auf Eisenbahnen u. Landstraßen, sowol durch Gewährung ausreichenden Raumes, bez. rechtzeitiger Tränkung, wie durch Vermeidung unzweckmäßiger Befestigung od. schmerzverursachender Fesselung, bes. auch die schnelle u. möglichst schmerzlose Tödtung des Schlachtviehes wie des Geflügels, sodann Fütterung der Vögel zur Winterszeit, Schutz derselben vor Vogelstellern u. Raubvögeln sowie durch Verbreitung von Nist- u. Brutkästen, Anpflanzung von schützendem Gebüsche u. Nahrung gebenden Bäumen (Vogel- u. Eibischbeere) ꝛc. Das Strafgesetzbuch des Deutschen Reiches behandelt die Thierquälerei als kriminell u. bedroht dieselbe mit Geldstrafe bis zu 150 Mk. od. mit Haft. In Frankreich besteht in ähnlichem Sinne die sog. Loi Grammont. In England werden Geldstrafen von 20—100 Mk. verfügt, unter Umständen verstärkt durch Gefängniß von 2—3 Monaten mit od. ohne schwere Arbeit. Da, wo der Wortlaut des bestehenden Gesetzes nicht ausreicht, um thierquälerische Vorkommnisse sicher zu erreichen, sei es, daß sie im Laufe der Zeit sich gewohnheitsmäßig festgesetzt haben, od. daß über deren Beurtheilung der Richter zweifelhaft sein könnte, sucht der Th. durch Petitionen an die gesetzgebenden Stellen od. an die Landesbehörden dahin zu wirken, daß durch zeitgemäßere Bestimmungen u. Verordnungen mißbräuchliche Einrichtungen abgeschafft od. eingeschränkt werden. Der allgemeine Anklang, den das Wirken der Thierschutzvereine mehr u. mehr findet, bekundet sich unter Anderem in der Weise, daß Vereine mit verwandten Bestrebungen den Th. mit in das Bereich ihrer Wirksamkeit aufnehmen, z. B. Verschönerungs-, Obstbau-, landwirthschaftliche u. naturwissenschaftliche Vereine ꝛc. Endlich hat man auch an verschiedenen Orten die Bildung von Thierschutzvereinen unter der Schuljugend mit gutem Erfolg ausgeführt.

**Thierstück** od. Thiermalerei, die malerische Darstellung einzelner od. mehrerer in Gruppen vereinigten Thiere, insbes. der für diese Darstellung sich eignenden, höher organisirten, deren individuelle Verschiedenheiten sich uns am deutlichsten zu erkennen geben; od. auch eine solche Zusammenstellung der Thiere mit der Menschenwelt od. der Landschaft, daß die Thiere darin als Hauptsache erscheinen. Als selbständige Gattung der Malerei, zu welcher Rubens den ersten Anstoß gab, erscheinen dergl. Bilder erst gegen die Mitte des 17. Jahrh. Diese höheren Thiere sind entweder die in friedlichem Verkehr mit den Menschen lebenden (Pferde, Rinder, Federvieh, Hunde ꝛc.), deren Darstellung man auch Idyllenmalerei nennt, da ihr in der Dichtkunst die Gattung der Idylle entspricht. Ihr Wesen besteht vor Allem darin, daß der Künstler neben der naturgetreuen Darstellung die dem betreffenden Geschlechte od. dem einzelnen Exemplare angehörenden Eigenthümlichkeiten erkennt u. wiedergiebt. In dieser Beziehung nimmt das Pferdestück den ersten Rang ein. Oder es sind die dem Menschen feindlichen Thiere, sowol die ihn fliehenden als die mit ihm kämpfenden (Jagdstücke), also Hirsche u. Rehe, Eber, Füchse, Bären u. die übrigen Raubthiere; die letzteren manchmal nicht in ihrem Verhältniß zum Menschen, sondern als feindliche Verfolger anderer Thiere. Die bedeutendsten Idyllenmaler des 17. Jahrh. waren Nik. Berghem, Carel du Jardin, A. v. d. Velde, Alb. Cuyp, Paul Potter, Joh. Heinr. Roos, sein Sohn Peter Phil. Roos u. im Federvieh Melch. Hondekoeter; in Jagdstücken u. wilden Thieren zeichneten sich neben Rubens vor Allen Franz Snyders, Joh. Weenix u. der bereits dem 18. Jahrh. angehörende Joh. Elias Ridinger aus.

**Thierzüchtung**, s. „Züchtung".

**Thile**, Ludwig Gustav v., preuß. General u. Staatsminister, geb. im Nov. 1781 in einer kleinen ostpreuß. Stadt, wo sein Vater in Garnison lag; trat schon 1795 ins preuß. Heer ein, wurde 1797 Offizier, machte den unglücklichen Feldzug von 1806 im Generalstabe des Fürsten von Hohenlohe mit, trennte sich aber nach der Katastrophe von diesem u. schloß sich Blücher auf dessen Marsche nach Lübeck an, entging durch Zufall der Kriegsgefangenschaft u. konnte so noch an den rühmlichen Kämpfen in Ostpreußen Theil nehmen. Die Jahre 1807—12 verbrachte er als Offizier des Generalstabs bei den pommerschen Heeresabtheilungen; dann war er vortragender Adjutant Friedrich Wilhelm's III., bis er 1816 wegen eines Zweikampfes seine Entlassung erhielt. 1817 als Generalmajor u. Kommandant einer Berliner Landwehrbrigade in den Dienst zurückberufen, ward er später Divisionskommandant, bez. Generalleutnant in Torgau sowie Generaladjutant des Königs, u. trat 1831 an die Spitze einer Immediatkommission, welche die Gegenmaßregeln gegen die Cholera zu leiten hatte. Auch als Th. 1835 aus dem aktiven Dienst geschieden war, blieb er in der Nähe des Königs u. erhielt von demselben noch häufiger als vorher besondere Aufträge. Friedrich Wilhelm IV. ernannte ihn 1840 zu seinem Staats- u. Kabinetsminister u. betraute ihn zugleich mit der Leitung des Staatsschatzes u. des Münzwesens. Aus diesen Stellungen entfernten ihn die Märzstürme des J. 1848. Hierauf zog er sich nach Frankfurt a. d. O. zurück, wo er sich den Bestrebungen der „inneren Mission" widmete u. 28. Nov. 1852 starb. Der König ließ ihm auf dem Frankfurter Kirchhofe ein Denkmal setzen.

**Thionville**, s. „Diedenhofen". **Thisbe**, s. „Pyramus u. Thisbe".

**Thogra** od. Thugra (pers.), der Namenszug des türk. Sultans.

**Thöl**, Johann Heinrich, Rechtsgelehrter, geb. zu Lübeck 6. Juni 1807; wurde 1830 Professor des deutschen Privat- u. Handelsrechts in Göttingen, folgte 1842 einem Rufe nach Rostock, kehrte aber 1849 nach Göttingen zurück. Insbes. auf dem Gebiete des Handelsrechts hat sich Th. einen bedeutenden Namen gemacht. Sein Hauptwerk ist „Das Handelsrecht" (2 Bde., Gött. 1841—54; 1. Bd., 4. Aufl. 1862; 2. Bd. [das Wechselrecht], 2. Aufl. 1865). Außerdem schrieb er: „Einleitung in das deutsche Privatrecht" (ebd. 1851); „Ausgewählte Entscheidungsgründe des Oberappellationsgerichts der vier freien Städte Deutschlands" (ebd. 1857); „Zur Geschichte des Entwurfs eines allgemeinen deutschen Handelsgesetzbuches" (ebd. 1861).

**Tholuck**, Friedrich August Gotttreu, einer der einflußreichsten Theologen des 19. Jahrh., geb. 30. März 1799 zu Breslau; trat bei seinem Vater, einem Goldschmied, als Lehrling ein, bereitete sich aber dann mit eisernem Fleiß auf die akademischen Studien vor u. begann dieselben zu Breslau. Seine Neigung für die orientalischen Sprachen bewog ihn, sich dem berühmten Orientalisten Prälaten v. Diez in Berlin als Privatsekretär anzubieten; eine Frucht seiner damaligen Studien war das Werk über die mohammedanische Mystik („Ssufismus sive Theosophia Persarum pantheistica", Berl. 1821). Nach Diez' Tode wurde Th. von dem Minister v. Altenstein unterstützt. Unterdeß aber hatte sich in ihm durch den Einfluß der pietistisch erweckten Kreise Berlins, insbesondere des Baron v. Kottwitz, eine Umwandlung vollzogen, die ihn dem Studium der Theologie zuführte; wissenschaftlich wurde er dabei bes. durch die Gefühlstheologie Neander's bestimmt. Bereits 1823 gab er der religiösen Begeisterung, die ihn jetzt beseelte, einen Ausdruck in „Die wahre Weihe des Zweiflers" (9. Aufl., Gotha 1870, unter dem Titel „Die Lehre von der Sünde u. dem Versöhner"), in deutlichem Gegensatz zu de Wette's „Theodor od. des Zweiflers Weihe". 1824 erhielt Th. eine außerord. Professur der Theologie zu Berlin, unternahm 1825 eine wissenschaftliche Reise nach Holland u. England u. wurde 1826 ord. Professor zu Halle. Doch trat er dieses Amt aus Rücksicht auf seine Gesundheit erst 1829 an, nachdem er zuvor noch ein Jahr als Prediger der preußischen Gesandtschaft in Rom gewirkt hatte. Nur mühsam gelang es ihm,

gegenüber dem in Halle herrschenden Rationalismus festen Fuß zu fassen; doch hatten die schonungslosen Angriffe K. F. A. Fritzsche's (1831) den Erfolg, daß Th. selbst zu strengerer Wissenschaftlichkeit getrieben wurde. Dabei blieb jedoch der Grundzug seiner Theologie derselbe: ein philosophisch vermittelter, gefühlsinniger Pietismus, der auch Andere unwillkürlich mit fortriß. Zu der konfessionellen Richtung, welche seinen wachsenden Einfluß mit Mißtrauen beobachtete, hat er sich erst in den letzten Jahren seines Lebens in freundliche Beziehungen gesetzt. Als Dozent u. Schriftsteller, sowie als Prediger, entwickelte er eine staunenswerthe Vielseitigkeit; der tiefste Grund für seine großartigen Erfolge an der theologischen Jugend lag jedoch in seiner Gabe der persönlichen Einwirkung, von der er bis zuletzt einen unermüdlichen u. aufopfernden Gebrauch machte. In den letzten Jahren gebrochen u. fast erblindet starb Th. zu Halle 10. Juni 1877. Vergl. M. Kähler, „Aug. Th. Ein Lebensabriß" (Halle 1877). — —

Nr. 5225. Friedrich August Gottreu Tholuck (geb. 30. März 1799, gest. 10. Juni 1877).

Von den Schriften Th.'s heben wir noch hervor: die Kommentare zum Brief an die Römer (1824, 5. Ausg., Halle 1856), zum Evangelium Johannis (1827, 7. Aufl., Gotha 1857), zur Bergpredigt (1833, 5. Aufl., Gotha 1872), zum Brief an die Hebräer (1836, 3. Aufl., Hamb. 1850); „Uebersetzung u. Auslegung der Psalmen" (Halle 1843); „Die Propheten u. ihre Weissagungen" (Gotha 1861); ferner: „Blütensammlung aus der morgenländischen Mystik" (Berl. 1825); „Die Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte" (gegen Strauß 1837, 2. Aufl., Hamb. 1838); „Vermischte Schriften" (Hamb. 1839, 2 Thle.); „Stunden christlicher Andacht" (8. Aufl., Gotha 1870). Dem historischen Gebiet gehören an: „Der Geist der lutherischen Theologen Wittenbergs im Verlaufe des 17. Jahrh." (Gotha 1852); „Vorgeschichte des Rationalismus" (Halle 1853—64, 2 Thle.); von der „Geschichte des Rationalismus" erschien nur die 1. Abth. (Berl. 1865); „Lebenszeugen der Luther. Kirche" (Berl. 1859). Außerdem gab Th. den „Litterarischen Anzeiger für christliche Theologie u. Wissenschaft" (Halle 1830—49) heraus. Seine gesammelten Werke erschienen zu Gotha (11 Thle., 1862—75).

**Thomas** (hebr., d. h. Zwilling), einer der 12 Apostel Jesu, wird in den drei ersten Evangelien einfach erwähnt, während das Evangelium Johannis 20, 24 ff. über seinen Zweifel an der Auferstehung Jesu (daher „Th. der Zweifler" od. „der ungläubige Th."), aber auch über sein nachheriges Bekenntniß der Gottheit Christi berichtet. Auf Th. wird eines der ältesten apokryphischen Evangelien (aus der Mitte des 2. Jahrh. n. Chr.) zurückgeführt, ebenso ein Bericht über seine Missionsthätigkeit (die „Acta Thomae") aus dem 3. Jahrh. Doch ist der Inhalt des letzteren durchaus sagenhaft u. daher auch die Behauptung der sog. Thomaschristen in Indien ohne Grund, daß der Apostel Th. ihre Kirche gestiftet habe. Dieselben sind vielmehr ein versprengter Zweig der syrischen Nestorianer (s. d. u. „Chaldäische Christen"). Neuerdings haben sie übrigens das angebliche Grab des Th. zu Mailapur bei Madras verlassen u. sich auf Kotschin u. Travankore beschränkt. Vergl. Germann, „Die Kirche der Thomaschristen" (Gütersloh 1877).

**Thomas a Kempis,** eigentlich Thomas Hamerken (daher auch lat. Malleolus, d. i. Hämmerchen), der Verfasser der vier Bücher von der „Nachfolge Christi" (s. d.), geb. 1380 zu Kempen bei Köln; wurde von seinem 13. Jahre an bei den Brüdern vom gemeinsamen Leben zu Deventer erzogen u. nachmals zum Priester geweiht, nachdem er 1407 in das Kloster der heil. Agnes (Agnetenberg) bei Zwoll übergesiedelt war. Sein Leben verfloß hier in steter Ruhe u. Beschaulichkeit. Außer seinen Predigten u. dem Jugendunterricht beschäftigte ihn das Abschreiben geistlicher Bücher u. die Abfassung verschiedener Schriften in lat. Sprache; so einer Chronik des Klosters Agnetenberg, einer Biographie hervorragender Brüder von gemeinsamen Leben u. verschiedener Traktate neben der „Nachfolge Christi". Er starb 24. Juli 1471. Die beste Gesammtausgabe seiner Werke ist die des Jesuiten Sommalius (Antw. 1607 u. ö.).

**Thomas, St.,** s. „Sankt Thomas".

**Thomas von Aquino** (lat. Thomas Aquinas), einer der größten unter den sog. Scholastikern, geb. um 1225 aus einem gräflichen Geschlecht auf dem Schlosse Roccasicca bei Aquino im Neapolitanischen, wurde von seinem 5. Jahre an bei den Mönchen auf dem Monte Cassino erzogen, siedelte im 10. Jahre nach Neapel über u. faßte hier nach eifrigen Studien sechs Jahre später den Entschluß, in den Orden der Dominikaner einzutreten. Als er den Widerstand seiner Familie endlich überwunden hatte, schickte man ihn 1245 zu Albert d. Gr. nach Köln zum Studium der Theologie. Dieser erkannte bald die hohe Begabung des Jünglings, während er wegen seines schweigsamen Wesens von den andern als der „stumme Ochse" verhöhnt wurde. Er folgte Albert d. Gr. nach Paris u. trat hier 1248 mit außerordentlichem Erfolg als Lehrer auf. Der damals an der Universität Paris tobende Kampf, auf die Fernhaltung der Bettelmönche von den theologischen Lehrstühlen gerichtet, wurde hauptsächlich durch das Gewicht seiner Persönlichkeit zu Gunsten der Bettelorden entschieden, so daß er 1257 sogar die theologische Doktorwürde zu Paris erlangte. Uebrigens lehrte er zeitweilig auch zu Rom u. in anderen Städten Italiens, zuletzt (seit 1272) in Neapel. Auf der Reise zur Kirchenversammlung in Lyon starb er 6. März 1274 im Cistercienserkloster Fossa Nuova bei Terracina. Die Kirche ehrte ihn durch den Beinamen Doctor angelicus (der Engelgleiche); Papst Johann XXII. sprach ihn 1323 heilig. Ueberdies wird er zu den wenigen doctores ecclesiae, den Hauptlehrern der Kirche (Ambrosius, Augustin 2c.), gezählt. — Die hohe Bedeutung des heil. Th. beruht darauf, daß er die begriffliche Durcharbeitung der Kirchenlehre auf Grund der Philosophie des Aristoteles zu ihrer höchsten Stufe erhob. Für mehrere wichtige Lehren der Katholischen Kirche, wie die von der Brotverwandlung im Abendmahl, die Beschränkung der Laien auf die Hostie (ohne den Kelch) 2c., hat Th. zuerst eine wissenschaftliche Begründung versucht. Seine „Summa theologiae", das erste umfassende System der christlichen Theologie, zeigt die letztere noch im friedlichsten Einklang mit der Philosophie. Außerdem zeichnete er sich als Begründer eines Systems der Sittenlehre, als Volksprediger u. vor Allem als lauterer u. frommer Charakter aus. Außer seinem Hauptwerk, der „Summa theologiae" (neueste Ausgaben: 8 Bde., Luxemb. 1869; 8 Bde., Regensb. 1876) gab er Kommentare zum Aristoteles, zu den Evangelien u. den „Sentenzen" des Petrus Lombardus, auch eine Vertheidigung des Christenthums gegen Juden u. Mohammedaner (die „Summa fidei catholicae contra gentiles") heraus. Von den Gesammtausgaben seiner Werke ist bes. die 1570 zu Rom erschienene (18 Bde.) u. die 1872 zu Parma vollendete (25 Bde.) hervorzuheben. Vergl. bes. K. Werner, „Der heil. Th. v. A." (3 Bde., Regensb. 1859) u. Vaughan, „Life and labours of St. Thomas of A." (2 Bde., Lond. 1870—72). — Der Einfluß des heil. Th. blieb Jahrhunderte lang für den Orden der Dominikaner maßgebend. Als Vertreter der in der „Summa" des Th. niedergelegten, mehr auf Aristoteles

gegründeten Theologie heißen die Dominikaner seitdem auch Summisten od. Thomisten im Gegensatz zu den Scotisten, die nach dem Franziskaner Duns Scotus benannt sind u. sich mehr auf die platonische Philosophie gründen.

**Thomas,** Charles Louis Ambroise, namhafter französischer Komponist, geb. zu Metz 5. Aug. 1811; erhielt den ersten musikalischen Unterricht von seinem Vater u. kam 1828 nach Paris auf das Konservatorium, wo er Zimmermann u. Kalkbrenner im Klavierspiel, Dourlen, Barbereau u. Lesueur in der Harmonielehre u. Komposition zu Lehrern hatte. Bereits 1829 u. 1830 erhielt er in Klavierspiel u. Harmonielehre erste Preise, u. 1832 wurde ihm der große Kompositionspreis zuerkannt, vermöge dessen er, mit einer Unterstützung der Regierung versehen, sich drei Jahre lang in Italien aufhalten u. von dort aus auch Wien besuchen konnte. 1836 kehrte er nach Paris zurück u. 1837 kam seine erste Oper „La double Echelle" zur Aufführung, der bis 1843 „Le Perruquier de la Régence", „Le Panier fleuri", „Carline", „Le Comte de Carmagnola", „Le Guerillero", „Angélique et Médor", sowie das in Gemeinschaft mit Benoist komponirte Ballet „La Gipsy" folgten. Durch den geringen Erfolg der meisten dieser Sachen etwas entmuthigt, arbeitete er verschiedene Jahre nichts für die Bühne, bis er 1849 mit der komischen Oper „Le Caïd" wieder hervortrat, welche ebenso wie die Oper „Le Songe d'une nuit d'été" (1850), sein bestes Werk, großen u. nachhaltigen Erfolg hatte. Seit 1851 schrieb er noch folgende Opern: „Raymond, ou le Secret de la Reine", „La Tonelli", „La Cour de Célimène", „Psyché", „Le Carneval de Venise", „Le Roman d'Elvire", „Mignon" u. „Hamlet" (die beiden letzten sind auch in Deutschland bekannt geworden). Außer den Opern hat Th. noch verschiedene Kirchensachen, ein- u. mehrstimmige Lieder u. Gesänge u. Kammermusikstücke geliefert. Seit 1872 ist er Direktor des Pariser Konservatoriums (als Auber's Nachfolger), nachdem er an diesem Institut bereits eine lange Reihe von Jahren als Kompositionsprofessor gewirkt hatte; auch ist er Mitglied der Pariser Akademie der Künste.

**Thomasius,** Christian, berühmter Jurist, bes. durch seinen Kampf gegen die Hexenprozesse u. anderen Aberglauben verdient, geb. 1. Jan. 1655 in Leipzig; studirte daselbst u. seit 1675 zu Frankfurt a. O. Philosophie u. Jura u. trat 1679 in Leipzig als juristischer Dozent auf. Die Kühnheit u. Selbständigkeit, mit der er von Anfang an gegen die Gelehrtenpedanterie seiner Zeit ankämpfte, seit 1688 deutsche (statt lateinische) Vorlesungen zu halten wagte u. sogar im Namen der Glaubens- u. Gewissensfreiheit für die verhaßten Pietisten (A. H. Francke u. A.) eintrat, erweckte ihm auf allen Seiten grimmige Feinde. Sogar die Anklage auf Ruchlosigkeit u. Verachtung der Religion wurde von der Leipziger Geistlichkeit gegen ihn erhoben. Im Mai 1690 gab der Dresdner Hof dem allgemeinen Drängen nach u. ordnete seine Entfernung als Dozent u. bald darauf auch seine Verhaftung an. Th. entging jedoch derselben durch die Abreise aus Leipzig. Er begab sich nach Berlin zu dem Kurfürsten von Brandenburg u. erhielt von demselben eine Anstellung in Halle. Der Beifall, den seine Vorlesungen an der Ritterakademie daselbst fanden, brachte ihn auf den Gedanken, eine Universität in Halle zu begründen. In der That erwarb er sich um das Zustandekommen derselben (1694) die größten Verdienste; er selbst wirkte an ihr bis 1710 als zweiter, von da an als erster Professor der Rechte u. zugleich als beständiger Direktor der Universität bis zu seinem am 23. Sept. 1728 erfolgten Tode. Daß er bei vieler Verehrung auch viele Feindschaft erfuhr, erklärt sich bes. aus seiner Neigung zum Sarkasmus; in seinem Eifer, Vorurtheile jeder Art zu zerstören, überschritt er nicht selten das rechte Maß u. für manches von ihm Bekämpfte fehlte ihm das tiefere Verständniß. Bei alledem ist jedoch sein unermüdlicher u. unerschrockener Kampf für die Vereinfachung der wissenschaftlichen Methode, für wahrhafte Toleranz u. das Abthun des Aberglaubens von tiefgreifendem Einfluß auf das nach ihm folgende Zeitalter gewesen. Die gesammte Geistesrichtung, die man als „Aufklärung" zu bezeichnen pflegt, ist vorwiegend von ihm angebahnt worden. Von seinen zahlreichen Schriften sind als die wichtigsten hervorzuheben: die (erste deutsche) Monatsschrift, die er seit 1688, Anfangs unter dem Titel „Scherz- u. ernsthafte, vernünftige u. einfältige Gedanken über allerhand lustige u. nützliche Bücher u. Fragen", herausgab; ferner die „Einleitung zur Vernunftlehre" (1691) u. die „Einleitung in die Sittenlehre" (1692), in welchen Schriften er weniger auf die wissenschaftliche Erörterung, als auf die praktische Nutzbarmachung jener Gebiete ausging. In dem „Natur u. Völkerrecht" (1705) begründete er die wichtige Unterscheidung der rechtlichen u. sittlichen Pflichten u. wies nach, daß nur die Erfüllung der ersteren vom Staate erzwungen werden könne, während die letzteren außer seinem Bereiche liegen.

Nr. 5226. Christian Thomasius (geb. 1. Jan. 1655, gest. 23. Sept. 1728).

Auf die Abschaffung der Hexenprozesse drang er in der Schrift „De crimine magiae" (1701; deutsch: „Lehrsätze vom Laster der Zauberei" 1704); ebenso vertheidigte er 1705 in einer Disputation die Abschaffung der Folter. Als ein Sprechsaal im Dienste der Aufklärung dienten seit 1700 die von ihm herausgegebenen „Observationes selectae ad rem litterariam spectantes". Besondere Erwähnung verdienen endlich die verschiedenen Schriften, in denen er die Oberhoheit des Landesherrn auch in Religionssachen (s. „Territorialsystem") wissenschaftlich zu begründen strebte. — Vergl. H. Luden, „Chr. Th. nach seinen Schicksalen u. Schriften" (Berl. 1805).

**Thomasius,** Gottfried, einer der Hauptvertreter des streng konfessionellen Lutherthums, geb. 26. Juli 1802 zu Egenhausen, war 1831–41 Pfarrer an der Lorenzkirche in Nürnberg, seitdem ord. Professor der Dogmatik u. Universitätsprediger in Erlangen, wo er 24. Jan. 1875 starb. Von seinen Schriften sind außer mehreren Predigtsammlungen hervorzuheben: „Origenes. Ein Beitrag zur Dogmengeschichte des 3. Jahrh." (Nürnb. 1837); „Das Bekenntniß der evang. luth. Kirche in der Konsequenz seines Prinzips" (Nürnb. 1848) u. vor Allem „Christi Person u. Werk. Darstellung der evangelisch luther. Dogmatik vom Mittelpunkte der Christologie aus" (3 Thle., 1853–61, 3 Thle.; 2. Aufl. 1856 ff.), eine der bedeutendsten Leistungen der strenglutherischen Richtung; endlich „Die christliche Dogmengeschichte" (2 Bde., Erl. 1874–76).

**Thomson** (spr. Thoms'n), James, berühmter engl. Lehrdichter, geb. zu Ednam in der schottischen Grafschaft Roxburgh 11. Sept. 1700; studirte in Edinburgh Theologie u. erhielt dann eine Hofmeisterstelle in London, wo er 1726 mit seinem beschreibenden Gedicht „Der Winter" zuerst an die Oeffentlichkeit trat. Der große Erfolg desselben ermunterte ihn, 1728 den „Sommer", 1729 den „Frühling" u. 1730 den „Herbst" folgen zu lassen, worauf seine „Seasons" (Jahreszeiten) in einer Gesammtausgabe erschienen (deutsch insbes. von L. Schubart, Berl. 1789; 3. Aufl. 1805; von Schmittbenner, Zwickau 1822; von Bruckbräu, Münch. 1828; n. Aufl. 1836 u. A.). 1731 begleitete Th. den ältesten Sohn des nachmaligen Lordkanzlers Talbot auf seinen Reisen durch Frankreich, die Schweiz u. Italien.

Wieder zurückgekehrt, erhielt er auf Talbot's Verwendung eine einträgliche Pfründe, vergaß aber, sich um dieselbe zu bewerben, u. verlor sie daher nach seines Gönners Tode wieder. Der Prinz von Wales setzte ihm jedoch einen Jahresgehalt von 100 Pfd. Sterl. aus, u. später ward ihm auch noch die Sinecure eines Oberaufsehers über die Antillen gegeben, die ihm ein Jahreseinkommen von 300 Pfd. Sterl. eintrug. Th. starb aber bald darauf, 27. Aug. 1748, zu Kew bei London. In der Westminster Abtei ward ihm ein Denkmal errichtet. Nächst seinen „Seasons", die so populär geworden, daß fast in jedem Jahre eine neue Auflage erscheint, ist die Allegorie „The castle of indolence" sein bestes Gedicht. Außerdem schrieb er fünf Trauerspiele u. in Gemeinschaft mit Mallet das Maskenspiel „Alfred", dessen Schlußchor das berühmte, zum engl. Volkslied gewordene „Rule Britannia" bildet. Von seinen gesammelten Werken (4 Bde., Lond. 1730; Edinb. 1768) besorgte Bell eine neue Ausgabe (2 Bde., Lond. 1870). Sein Leben beschrieb Murdoch (3 Bde., ebd. 1803).

**Thon** (lat. argilla, franz. argile, engl. clay), eine allgemein verbreitete Mineralsubstanz, das Zersetzungsprodukt der Feldspathe, Glimmerarten u. einiger anderer thonerdehaltiger Mineralien u. aller derjenigen Gebirgsarten, die aus diesen Mineralien zusammengesetzt sind. Reiner Th. ist wasserhaltige kieselsaure Thonerde (kieselsaures Aluminiumoxyd), doch sind die Verhältnisse, in denen die drei Bestandtheile vorkommen, etwas schwankend: Wasser 7—10 Prozent, Kieselsäure 46—63 Prozent, Thonerde 21—28 Prozent. Reiner Th. ist vollkommen weiß, saugt begierig Wasser ein u. bildet damit eine in hohem Grade plastische (knet- u. formbare) Masse; beim Befeuchten zeigt der Th. einen eigenthümlichen Geruch, im Wasser ist er unlöslich, mit viel Wasser angerührt setzt er sich schließlich als feiner Schlamm zu Boden. Auf diesem Verhalten beruht das Schlämmen des Th.s, behufs seiner Reinigung von beigemengtem Sand. Wird ein aus Th. geformter Gegenstand an der Luft getrocknet, so erhärtet er u. nimmt dabei etwas an Volumen ab; in noch höherem Grade findet diese Volumenverminderung, welche man das Schwinden des Th.s nennt, statt, wenn man ihn einer Hitze von wenigstens 300° C. aussetzt, wobei er sein chemisch gebundenes Wasser verliert, hart u. klingend wird. Solcher Th. (gebrannter Th.) kann dieses chemisch gebunden gewesene Wasser nicht wieder aufnehmen, wird daher auch, wenn man ihn pulvert u. mit Wasser anrührt, nicht wieder plastisch. Je höher die Temperatur beim Brennen des Th.s war, desto dichter, härter u. klingender wird derselbe. Reiner Th. ist unschmelzbar (feuerfester Th.); je mehr ein Th. fremde Beimengungen enthält, desto weniger feuerfest wird er u. desto mehr vermindert sich auch seine Plastizität; auf letztere wirkt nam. ein Sandgehalt nachtheilig ein, während die Feuerfestigkeit durch einen Gehalt von Alkalien, Kalk u. Eisenoxyd beeinträchtigt wird. Th.e, welche viel fein vertheilte Kieselsäure, feinen Sand ꝛc., enthalten, nennt man magere od. kurze Th.e, zum Unterschiede von denjenigen Sorten, die bildsamer, reiner sind u. fette od. lange Th.e genannt werden. Da jedoch diese fetten Th.e das Schwinden in zu hohem Grade zeigen, so ist man häufig genöthigt, ihnen behufs ihrer Verwendung noch feinen Sand, Feuersteinpulver od. vorher gebrannten u. dann gemahlenen Th. zuzusetzen, um die Masse magerer zu machen. Infolge des Schwindens fetter Th.e verziehen sich die daraus geformten Gegenstände, verändern ihre Form od. reißen auch. Manche Th.e sintern bei hoher Brennhitze mehr od. weniger zusammen, wodurch die Masse innerlich wie geflossen erscheint u. nicht mehr an der Zunge haftet. Bei der Fabrikation gewisser Thonwaaren bringt man diesen Zustand absichtlich hervor, indem man dem Th. vor der Verarbeitung verschiedene Flußmittel (Feldspath, Gips, Basalt u. dgl.) zusetzt. Ganz reiner, feuerfester Th. ist ziemlich selten u. wird daher gut bezahlt, das selbe gilt von dem kieselsäure- und kalihaltigen Porzellanthon od. Kaolin (s. d.). Mit mehr od. weniger anderen Stoffen verunreinigt ist dagegen der Th. fast allgemein verbreitet; er findet sich in größeren od. kleineren Lagern u. ist ein Hauptbestandtheil der meisten Ackererden. Diejenigen Th.e, welche sich durch einen Kalkgehalt auszeichnen, werden Mergel genannt. Th.e, die eine gelbe od. rothbraune Farbe haben, verdanken dieselbe einem Gehalte von Eisenoxydhydrat u. heißen Lehm (s. d.). Der gewöhnliche weiße Th. wird wieder in Pfeifen- u. Töpferthon eingetheilt; letzterer hat mehr Sand beigemengt als ersterer. Eine besondere Sorte heißt Walkerde. Die Hauptverwendung der Th.e ist die zur Herstellung der verschiedenen Thonwaaren (s. d.), außerdem noch zur Erzeugung von Ultramarin, schwefelsaurer Thonerde u. Alaun.

**Thonerde** (Alaunerde) heißt die einzige bekannte Sauerstoffverbindung des Aluminiummetalls, das Aluminiumoxyd od. Aluminiumsesquioxyd ($Al_2O_3$). Die Th. ist ein Hauptbestandtheil des Thones (s. d.) u. sehr vieler anderer Mineralien, in denen sie mit Kieselsäure verbunden ist; sie findet sich aber auch in Verbindung mit Phosphorsäure, obwol viel seltener, sowie in unverbundenem Zustande als Korund, Saphir u. Rubin (s. d.), auch ist sie ein Bestandtheil des Alauns u. führt deswegen auch den Namen Alaunerde. Aus einer Lösung von Alaun läßt sich die Th. leicht darstellen durch Zusatz von Ammoniak. Die hierdurch niedergeschlagene wasserhaltige Th. (Thonerdehydrat, Aluminiumoxydhydrat) braucht nur gut ausgewaschen, getrocknet u. geglüht zu werden, um reine Th. darzustellen. Dieselbe erscheint als weißes, geruch- u. geschmackloses Pulver, welches im gewöhnlichen Feuer ganz unschmelzbar ist u. nur vor dem Knallgasgebläse in kleinen Mengen geschmolzen u. beim Erkalten in krystallinischer Form erhalten werden kann. Die geglühte Th. hat bis jetzt noch keine Verwendung gefunden, dagegen wird das durch Eingießen von Alaunlösung in Salmiakgeist nicht umgekehrt — erhaltene gallertartige Thonerdehydrat zur Darstellung anderer Thonerdeverbindungen benutzt sowie als Zusatz zur Herstellung billiger Sorten von Berlinerblau, als Klärungs- u. Entfärbungsmittel für Zucker u. dgl. — Die Th. ist eine nur schwache Basis u. bildet mit den Säuren die Thonerdesalze od. Aluminiumoxydsalze (nach neuerer Bezeichnungsweise Aluminiumsalze); sie kann sich aber auch mit starken Basen, wie z. B. Kali, Natron, verbinden, denen gegenüber sie die Rolle einer Säure spielt; man spricht daher auch von thonerdesaurem Kali, Natron ꝛc. Die meisten Thonerdesalze sind in Wasser unlöslich, leicht löslich sind salpetersaure u. schwefelsaure Th. Letztere wird fabrikmäßig hergestellt u. kommt in amorphen, weißen, würfelförmigen Stücken in den Handel; man benutzt sie anstatt des Alauns in der Färberei u. Zeugdruckerei, nam. aber in der Papierfabrikation. Mit schwefelsaurem Kali bildet die schwefelsaure Th. den gewöhnlichen Alaun (s. d.), mit schwefelsaurem Ammoniak den Ammoniakalaun. — Essigsaure Th. wird auch in der Färberei u. Zeugdruckerei verwendet.

**Thonschiefer** (Schiste argileux), eine zur Gruppe der Sedimentargesteine gehörige, häufig vorkommende Gebirgsart von ausgezeichneter schiefriger Struktur u. fein krystallinischer Beschaffenheit. Während die Glimmerschiefer in der Regel durch größere Glimmerkrystalle u. reichlichen Gehalt von Quarz sich auszeichnen, sind bei dem Th. die Glimmerkrystalle kleiner, liegen aber wie bei jenen parallel, wodurch die schiefrige Struktur u. Spaltbarkeit bedingt wird. Die mineralogische u. chemische Zusammensetzung der Th. verschiedener Gegenden ist jedenfalls sehr verschieden; am genauesten sind die Th. der Ardennen untersucht, welche außer Glimmerblättchen eine pulverförmige chloritartige Masse u. mehr od. weniger fein vertheilten Quarz enthalten. Häufig ist die krystallinische Struktur des Th.s nur durch das Mikroskop zu erkennen. Die Th. haben meistens eine bläulichgraue bis grünlichgraue Farbe u. auf den Spaltungsflächen einen schimmernden, oft seidenartigen Glanz. Uebergänge in Glimmerschiefer einer- u. Grauwackenschiefer andererseits sind nicht selten. Da, wo der Th. ebenplattig bricht, wird er als Dachschiefer (s. d.) benutzt; sehr häufig zeigt das Gestein aber auffallende Biegungen u. Windungen, die diese seine Verwendung unmöglich machen. Dasselbe gilt von denjenigen Th.n, die von Quarzadern u. Quarznieren stellenweise durchzogen sind. Von accessorischen (d. h. zufälligen) Bestandtheilen kommen außer dem bereits genannten Quarz im Th. zuweilen vor: Hornblende, Feldspath, Graphit, Magneteisenerz u. Eisenkies. Bei der Verwitterung liefert der Th. schließlich Thon. Man pflegt gewisse Varietäten des Th.s unter besonderen Namen aufzuführen; so z. B. Chiastolithschiefer, das sind Th., die durch eingesprengte, von der Grundmasse sich deutlich abhebende, zahlreiche Krystalle von Chiastolith (s. d.) ausgezeichnet sind (Sachsen, Fichtelgebirge, Pyrenäen); ferner Fleckschiefer od. Fruchtschiefer (s. d.), Chloritschiefer (s. d.) ꝛc. Der Th. macht den Hauptbestandtheil der sog. Urschieferformation aus u. ist dann noch versteinerungsleer (Urthonschiefer); doch giebt es, wie schon erwähnt, auch unmerkliche Uebergänge im Grauwackenschiefer, die den unteren Etagen der Uebergangsformation angehören.

**Thonwaaren** (keramische Waaren). Hierunter versteht man alle aus den verschiedenen Thonarten gefertigten Gegenstände, die als Handelsprodukte Absatz finden. Die Verarbeitung des Thones läßt sich bis auf die ersten Anfänge der Kultur zurückführen; davon geben die Geräthe der Naturvölker sowie Gefäße, Urnen, Schalen ꝛc. Zeugniß, die man bei der Eröffnung der ältesten Gräber gefunden hat. Derartige Gegenstände sind in der Regel noch unglasirt, mit der Hand geformt u. mit den einfachsten Verzierungen versehen, zuweilen auch ganz schmucklos. Das Brennen ergab sich sehr frühzeitig aus dem Trocknen an freiem Feuer. Schon bei den Assyrern u. alten Aegyptern finden wir gebrannte, unglasirte u. glasirte Th., Geschirre der mannichfachsten Art für Kultus u. häuslichen Gebrauch u. selbst als Schreibmaterialien wurden Thontäfelchen u. Thoncylinder benutzt u. gebrannt in förmlichen Bibliotheken u. Archiven aufbewahrt; außer Terracotten (s. d.) finden sich auch Steinzeuge u. Porzellanartige Massen. Von den Griechen u. Römern wurde die Gefäßbildnerei

aus Thon auf die höchste künstlerische Stufe gebracht. Die uns überlieferten Terracotten aus der Blütezeit jener Völker zeichnen sich durch ihre vollendet schöne Form, durch ihre Bemalung u. Ornamentirung sowie durch ihre vollkommene technische Ausführung aus. In der Kunst, mit prächtigen Farben zu glasiren u. solche glasirte Ziegel u. Fliesen zu Mosaiken zu verwenden, erreichten die Mauren, die die Töpferei in Spanien zu hoher Blüte brachten, eine hohe Stufe. Durch die aus Spanien vertriebenen Mauren sowol als auch durch byzantinische Griechen gelangte dann die mittelalterliche Töpferei in Italien zu neuem Aufblühen. Die Majolika (s. d.) wurde durch Luca della Robbia vervollkommnet, dem es gelang, ein undurchsichtiges, schönes, weißes u. glänzendes Email herzustellen. Im 16. Jahrh. wurde auch in Deutschland u. in Frankreich Majolika hergestellt, zuerst in Nürnberg; doch hatten schon vorher deutsche Th., nam. Gefäße u. große glasirte Ziegel u. Kacheln, einen großen Ruf erlangt. Am Niederrheine existirten schon im 14. Jahrh. bedeutende Töpfereien, aus denen im 16. u. 17. Jahrh. jene wundervollen Steinzeuge hervorgingen, die als Siegener, Kölner, Nassauer Waaren heute noch das Entzücken der Liebhaber u. Sammler bilden. In derselben Zeit waren auch die Fabriken Frankens (Kreussen) u. Thüringens weit u. breit berühmt wegen ihrer vortrefflichen Leistungen hinsichtlich der Formen, Farben u. geschmackvollen Verzierungen. In Holland entwickelte sich später bes. die Fayencefabrikation, welche die theuren chinesischen Porzellane nachzuahmen suchte. Die Erfindung des Porzellans (s. d.) durch Böttcher im J. 1709 ist bekannt, ebenso daß dasselbe schon 2600 Jahre v. Chr. in China gefertigt wurde. In England hat sich nam. Josiah Wedgwood um die Thonwaarenindustrie verdient gemacht. — Die Fabrikation der Th. ist eine sehr mannichfaltige (vgl. Terracotta, Fayence, Majolika, Porzellan), sie gründet sich auf die Eigenschaft der Plastizität od. Formbarkeit des Thones sowie auf das Verhalten desselben, in der Hitze sein chemisch gebundenes Wasser zu verlieren u. sich in eine harte Masse zu verwandeln, welche mit Wasser nicht wieder plastisch wird (vgl. Thon). Je nach dem Zwecke, dem die Th. dienen sollen, muß die Auswahl der Thonart bewirkt werden, u. ist man häufig genöthigt, dem Thone noch gewisse Substanzen zuzusetzen, um ihm besondere Eigenschaften zu verleihen. So kann in der Hitze schmelzbarer Thon selbstverständlich nicht zur Fabrikation solcher Th. benutzt werden, welche sehr hart u. feuerbeständig sein müssen, während man andrerseits wieder durch geeigneten Zusatz von Flußmitteln (Kalk, Quarz, Feuersteinpulver, Feldspath &c.) zu Thonsorten die Neigung derselben zum Zusammensintern befördert, durch welche die gebrannten Th. härter, dichter u. undurchlässig für Flüssigkeiten werden. Alle Th. müssen nach dem Formen sorgfältig getrocknet werden, ehe sie dem Brennofen überliefert werden können. Die nicht gefritteten u. nicht gesinterten Th. sind nach dem Brennen stets porös u. saugen Wasser u. andere Flüssigkeiten ein; für gewisse Zwecke ist dieses Verhalten wünschenswerth, z. B. für Mauerziegel, für die Thonzellen der galvanischen Batterien &c., für andere Zwecke würde es jedoch störend sein, u. man versieht daher, um dies Einsaugen zu verhindern, sowie auch, um solchen Th. eine glatte Oberfläche u. ein hübscheres Ansehen zu geben, dieselben mit einer **Glasur**. Die Glasur besteht aus einem glasartigen Ueberzug, der entweder **durchsichtig** od. **undurchsichtig** sein kann; in letzterem Falle bildet die Glasur gewöhnlich eine auf der Bruchfläche deutlich erkennbare Schicht, während sie anderntheils mit der inneren Masse so verschmolzen sein kann, daß auf der Bruchfläche kein Unterschied zwischen beiden wahrzunehmen ist, wie es z. B. beim Porzellan der Fall ist. **Gesinterte** od. **dichte Th.**, die so stark erhitzt wurden, daß ihre Masse halb verglast erscheint, geben am Stahle Funken u. haben einen glatten, glasartigen Bruch (Steingut od. Steinzeuge, zu denen in weiterem Sinne auch das Porzellan zu zählen ist), während die nicht verglasten Th. lockerer u. porös sind, einen nicht glänzenden, rauhen, erdigen Bruch zeigen u. an der Zunge haften. Gefrittete Th. haben einen noch höheren Grad von Erweichung erlitten als die gesinterten. Als **grobe** od. **ordinäre Th.** betrachtet man die gewöhnlichen Mauerziegel, Hohlziegel, Façonziegel, Dachziegel, Chamottesteine, Drainröhren; etwas höher stehen die groben **Steinzeugwaaren**, Schleußenrohre, große Geräthschaften für chemische Fabriken. Die **mittelfeinen Th.** umfassen die gewöhnlichen Töpferwaaren, Oefen, Ofenkacheln, Fayence &c., die **feinen Th.** dagegen das feine Steinzeug, Wedgwood, Porzellan. — Nach der Beschaffenheit u. Zusammensetzung der Masse kann man mit theilweiser Zugrundelegung der Klassifikation von Salvétat die Th. folgendermaßen eintheilen (wobei auch diejenigen früherer Zeiten mit berücksichtigt sind):

I. Unglasirte od. einfache Th.

A. Undurchsichtige Masse.

1. Weiche Masse.

a. Kohlige, wasserhaltige Masse: ganz schwach gebrannte keltische Geschirre.
b. Quarzige Masse: alte gallische u. skandinavische Geschirre.
c. Sandige Masse: Backsteine, Terracotta.
d. Mergelige Masse: Terracotta, altrömische Geschirre.
e. Kalkhaltige Masse: ordinäre Fayence.

2. Halbharte Masse.

a. Kohlehaltige Masse: alle älteren, durch Kohle schwarz gefärbten Geschirre.
b. Thonige Masse: Thonpfeifen.

3. Harte Masse.

a. Feuersteinhaltige Masse: das engl. Flintware.
b. Eisenhaltige Masse: ordinäres Steinzeug.
c. Feldspathhaltige Masse: feines Steinzeug.

B. Durchscheinende, harte Masse.

a. Kaolinhaltige Masse: Bisquit.
b. Phosphorsäurehaltige Masse: weiches englisches Bisquit.
c. Thonig feldspathige Masse: englische Stulpturmasse, Parian.

II. Glasirte od. zusammengesetzte Th.

A. Undurchsichtige Masse.

1. Weiche Masse.

a. Sandige Masse. Glasur alkalisch: ägyptische Figuren. Glasur bleihaltig: glasirte Ziegel. Glasur zinnhaltig: arab. Fayence. Glasur borsäurehaltig: persische Thonwaaren. Glasur alkalisch-erdig: Fliesen in arabischen Moscheen.
b. Mergelige u. kalkhaltige Masse. Glasur alkalisch: italien.-griechische, römische Töpferei. Glasur bleihaltig: gewöhnliches Töpfergeschirr, Terracotta von Beauvais. Glasur zinnoxydhaltig: gewöhnliche Fayence, weiße Ofenkacheln. Glasur borsäurehaltig: gewisse Fayencen. Glasur alkalisch-erdig: gewöhnliches Töpfergeschirr.

2. Halbharte Masse.

a. Thonige Masse. Glasur alkalisch: mexikan. Vasen, feines engl. Steinzeug. Glasur bleihaltig: Fayence Henry II., feines englisches Steinzeug. Glasur zinnoxydhaltig: gewisse Sorten von chinesischem Steinzeug u. gewisse Fayencen (Terre de pipe émaillé), Steingut. Glasur borsäurehaltig: Fayence von Rubelles, feines englisches Steinzeug. Glasur alkalisch-erdig: Klinker, feines Steinzeug mit schmelzbarem Thon glasirt.
b. Feuersteinhaltige Masse. Glasur bleihaltig: Cream colour der Engländer. Glasur zinnoxydhaltig: feine Fayence von Luneville, Steingut. Glasur borsäurehaltig: Flintware der Engländer.
c. Eisenhaltige Masse. Glasur alkalisch: gewöhnliches Steinzeug mit Salzglasur. Glasur bleihaltig: gewöhnliches glasirtes Steinzeug. Glasur zinnoxydhaltig: chinesisches u. japanisches Steinzeug. Glasur alkalisch-erdig: Steinzeug mit Lehmglasur, Bunzlauer u. Kamenzer Geschirr.

B. Durchscheinende Masse.

a. Kaolinmasse. Glasur bleihaltig: gewisse Sorten von chinesischem Porzellan. Glasur zinnoxydhaltig: gewisse Sorten von chinesischem Porzellan. Glasur alkalisch-erdig: alles echte Porzellan.
b. Phosphorsäurehaltige Masse. Glasur bleihaltig: weiches englisches Porzellan aus früheren Zeiten. Glasur borsäurehaltig: weiches engl. Porzellan der neueren Zeit.
c. Gefrittete Masse. Glasur alkalisch: persisches Porzellan. Glasur bleihaltig: früheres Porzellan von Sèvres. Glasur zinnoxydhaltig: Porzellan von Chantilly (1735). Glasur borsäurehaltig: weiches Porzellan von Tournay.
d. Thonig feldspathige Masse. Glasur bleihaltig: glasirtes Parian. Glasur borsäurehaltig: englisches Parian. Glasur alkalisch-erdig: glänzendes englisches Parian.

III. Lackirte Th.

Halbharte oder weiche Masse: Siderolith, Terralith.

Vergl. Jännicke, Grundriß der Keramik (Stuttg. 1878).

**Thor**, s. „Donar“.

**Thora** (hebr., d. h. Unterweisung, Lehre, Gesetz) heißt die erste Abtheilung der hebr. Bibel, welche das „Gesetz“ od. die 5 Bücher Mosis umfaßt. Das **Thorafest** od. „Fest der Gesetzesfreude“, welches noch jetzt von den Juden am 9. Tage des Laubhüttenfestes (23. Tischri) gefeiert wird u. der Vollendung der alljährlichen Vorlesung der Th. gilt; ist erst in nachchristlicher Zeit in Babylonien entstanden.

**Thorax** (griech.), der Brustkasten.

**Thorbecke**, Johan Rudolph, niederländischer Staatsmann, Hollands politischer Reformator, geb. 1796 zu Zwolle; studirte seit 1814 die Rechte in Leyden u. seit 1820 Philosophie in Deutschland, habilitirte sich 1822 als Privatdozent in Gießen u. dann in Göttingen, kehrte 1825 nach Holland zurück, erhielt die Professur der politischen Wissenschaften an der Universität Gent u. folgte 1830 einem Rufe nach Leyden. Seit 1840 Mitglied der I. Kammer, legte er derselben schon in jenem Jahre einen Entwurf zur Reformirung der Verfassung vor, doch damals ohne Erfolg; erst im März 1848 ward eine unter Th.'s Vorsitz gestellte Kommission vom König selbst mit der Prüfung des betreffenden Entwurfs beauftragt, u. das Resultat war die im Okt. desselben Jahres genehmigte Verfassung. Nachdem Th. vom Okt. 1849 bis April 1853 Minister des Innern u. Ministerpräsident gewesen, übernahm er wieder seine Professur in Leyden, trat aber 30. Jan. 1862 als Minister des Innern aufs Neue an die Spitze des Kabinets u. blieb diesmal bis zum Februar 1866 im Amte.

In der folgenden reaktionären Periode war Th. der Führer der Kammeropposition, bis er 23. Mai 1868 mit der Bildung eines neuen Ministeriums betraut wurde, in das er aber selbst nicht mit eintrat; vielmehr übernahm er erst 1. Jan. 1871 zum dritten Mal die Leitung des Departements des Innern. Als 2. Mai 1872 ein Gesetzentwurf über die Einkommensteuer abgelehnt ward, bat er nebst seinen Kollegen um seine Entlassung, doch starb er, noch bevor die Ministerkrisis ihre Lösung gefunden, 4. Juni 1872 im Haag. In Amsterdam ward 18. Mai 1876 sein Denkmal enthüllt. Th. war für seine liberalen Bestrebungen auch publizistisch thätig u. gab eine Auswahl seiner Artikel unter dem Titel „Historische schetsen" (Historische Skizzen, Haag 1860; 2. Aufl. 1872), auch seine „Reden" (6 Thle., 1867 bis 1870) heraus. Vgl. Levy, „Johan Rudolph Th." (Haag 1876).

**Thorerde** (Thoriumoxyd), die Sauerstoffverbindung des Thoriummetalls, ist eine der nur äußerst selten vorkommenden Erden, die sich mit Kieselsäure verbunden im Thorit u. Orangit u. mit Tantalsäure verbunden im Pyrochlor findet; in freiem Zustande kommt sie nicht vor. Die Th. wurde 1828 von Berzelius entdeckt u. von ihm sowie später von Nordenskjöld, Chydenius, Bahr, Delafontaine u. Hermann genauer untersucht; ihre chemische Zusammensetzung läßt sich durch die Formel ThO ausdrücken; mit Wasser bildet sie das Thorerdehydrat (ThO,HO), das durch Fällen der Thorerdesalze mit Kalilauge als weißer Niederschlag erhalten werden kann. Beim Glühen dieses Hydrates bleibt die Th. als graugelbe Masse zurück, während die durch Verbrennen des Thoriummetalls erhaltene Th. als ein weißes Pulver erscheint. Die Thorerdesalze, od. nach neuerer Bezeichnungsweise die Thoriumsalze, sind farblos, schmecken stark zusammenziehend u. sind zur Bildung von Doppelsalzen geneigt. Eine Verwendung hat bis jetzt weder die Th. noch eins ihrer Salze gefunden.

**Thorium** (Donarium), das in der Thorerde (s. d.) enthaltene metallische Element, welches bis jetzt nur als schweres, graues Pulver erhalten wurde, das beim Drücken od. Reiben mit einem harten Gegenstand Metallglanz annimmt. Schon beim gelinden Erhitzen entzündet sich das Th. u. verbrennt mit außergewöhnlichem, weißem Glanze zu Thorerde. Das spez. Gew. des Metalls ist: 7,65, das Aequivalent: 57,8, das Atomgewicht: 115,6; das chemische Zeichen: Th. Mit dem Sauerstoff bildet das Th. nur eine Verbindung, das Thoriumoxyd od. die Thorerde (s. d.), ebenso auch mit dem Chlor, das Thoriumchlorid od. Chlorthorium (ThCl), eine krystallinische, weiße, in Wasser lösliche Masse.

**Thorn** (poln. Torun), Kreisstadt mit 18,667 E. (1875) u. (seit 1877) Festung 1. Ordnung im Reg.-Bez. Marienwerder der preuß. Prov. Westpreußen; liegt in 44,5 m. Seehöhe am rechten Ufer der Weichsel, über die eine Holzbrücke nach dem gegenüber liegenden Städtchen Podgorze u. eine auf 13 kolossalen Pfeilern ruhende, 3 Km. lange Eisenbahnbrücke führt, im Bahnnetze der oberschlesischen u. der preußischen Ostbahn. Th. besteht schon seit 1263 aus Alt- u. Neustadt, hat alte, 4—5 Stock hohe Giebelhäuser, ein sehenswerthes, zwischen den beiden großen Plätzen der Hauptstadttheile gelegenes u. nach dem Muster des Amsterdamer 1602 erbautes Rathhaus (daran das von Tieck modellirte, 1853 errichtete Standbild des hier geborenen Kopernikus), zwei evangelische u. drei katholische Kirchen, von denen die Johanniskirche das Epitaphium Kopernikus' u. die Marienkirche schönes Holzschnitzwerk aus dem 14. Jahrh. enthalten, ein Theater an der Stelle des Artushofes, einen schiefen Thurm, Trümmer des 1260 erbauten, 1454 von den Bürgern zerstörten Schlosses, von welchem nur der vorgebaute „Danzk" noch wohlerhalten ist, ein stattlicher Befestigungsthurm, „Katzenschwanz" genannt ꝛc. Die lebhafte Stadt ist eine Hauptzollstätte gegen Polen hin, hat bedeutende Industrie in Tuch, Leder, Hüten, Seife, Stärke, Tabak, berühmte Fabrikation von Meth u. Pfefferkuchen (Leckkuchen), lebhafte Schiffahrt u. starken Getreide- u. Holzhandel. Th. wurde 1231 in dem altpreuß. Gau Culm von dem Landmeister Hermann v. Balk (s. d.) gegründet; seine ersten Bewohner waren großentheils Westfalen; seine Privilegien (Culmer Handveste) datiren von 1232. Im J. 1263 wurde Th. Glied der Hansa u. erblühte bald zur Königin der Weichsel. 1410 u. 1436 hielt es standhaft die Belagerung der Polen aus, sagte sich aber 1454 vom Deutschen Orden los, stellte sich unter den Schutz des Königs von Polen, zerstörte das Ordensschloß, nachdem dessen Besatzung vertrieben war, u. wurde 1466 im Frieden von Th. vom Orden nebst einem großen Landstriche förmlich an Polen abgetreten; 1557 nahm die Stadt die Lehre Luther's an. Die Glaubensverschiedenheit der polnischen (katholischen) Einwohner aber u. der vielen Reformirten führte 1645 zum Colloquium caritativum (Thorner Religionsgespräch) zwischen den katholischen, lutherischen u. reformirten Theologen, in welchem vergeblich Versöhnung gesucht wurde, aber doch die Declaratio Thoruniensis, ein symbolisches Buch für die brandenburgische Reformirte Kirche, zu Stande kam. 1655 wurde Th. von Karl Gustav von Schweden erobert, aber schon 1658 wieder genommen. 1703 zwangen die Schweden unter König Karl XII. Th. abermals zur Kapitulation u. schleiften es. Ein Tumult, der 16. Juli 1724 bei der Fronleichnamsprozession zwischen Katholiken u. Protestanten ausbrach u. große Dimensionen annahm, führte schließlich zum sog. Thorner Blutbade, indem die polnische Regierung, trotz aller Vermittlung der benachbarten Fürsten, 7. Dez. den Stadtpräsidenten Rösner nebst 9 anderen Bürgern enthaupten u. ihre Güter einziehen ließ; auch wurde das Rathskollegium zur Hälfte aus Katholiken zusammengesetzt, die Hauptkirchen an die Katholiken übergeben u. das evangel. Gymnasium 1 M. von der Stadt verlegt. 1793 kam Th. durch die zweite Theilung Polens an Preußen, infolge des Friedens von Tilsit 1807 zum Herzogthum Warschau, aber 1815 durch den Wiener Frieden wieder an Preußen.

**Thorwaldsen,** Bertel, od., wie er sich selber in Italien nannte, Alberto (daher auch sein Monogramm ⁂), der größte Bildhauer der Neuzeit, stammt aus einem altisländischen Geschlecht. Sein Großvater, Thorwald Gotscalksen, war evangelischer Pfarrer in Miklabai auf Island; dessen Sohn zog nach Kopenhagen, wo ihm (der Sage nach schon auf der Ueberfahrt von Island) 19. Nov. 1770 der Sohn Bertel geboren wurde. Dessen Leben begann unter den drückendsten Verhältnissen; der Vater erwarb mit Mühe durch Bildschnitzen für Schiffe das Brot für die Familie, aber eben in dieser Arbeit ging ihm der talentvolle Sohn schon früh zur Hand. Vom Vater im Zeichnen unterrichtet, wurde Bertel 1781 in die Zeichnungsklasse der Akademie aufgenommen u. rückte dann allmählich bis zur Modellklasse auf, wo er 1787 die erste akademische Prämie u. 1789 für ein Basrelief, „Der ruhende Amor", die große Medaille erhielt. Unter dem Bildhauer Abildgaard machte er so bedeutende Fortschritte, daß er bei jeder Konkurrenz den Preis u. 1793 das Stipendium zu einer Reise nach Rom bekam, die er aber erst 1796 antrat. Mancherlei widrige Schicksale der Fregatte, die er zur Fahrt benutzte, ließen ihn Rom erst 8. März 1797 erreichen; den Tag seiner Ankunft daselbst pflegte er später seinen Geburtstag zu nennen, weil ihm erst von diesem Augenblicke an das wahre Leben aufgegangen sei. Sein nächster Beschützer wurde dort sein Landsmann Zoëga, u. sein Freund, dem er, wie er sagte, Alles verdankte, Carstens (s. d.). Und in der That übte dieser auf die ersten Arbeiten des in der Geschichte u. Mythologie noch gänzlich unbewanderten jungen Th. den größten Einfluß. Auch mit Koch u. Reinhart lebte Th. in inniger Freundschaft. Materielle Erfolge errang er indessen zunächst nicht, weil es ihm an Bestellungen fehlte. Schon stand er daher auf dem Punkte, Rom wieder zu verlassen, als er, nachdem das zweite Modell seines „Jason" kaum fertig geworden, die Bekanntschaft von Sir Thomas Hope machte, der ihm sofort den Auftrag ertheilte, den „Jason" in Marmor auszuführen, ihm auch im Voraus mehr als den geforderten Preis bezahlte. Nun blieb Th. in Rom u. sah sich alsbald mit Bestellungen überhäuft, wurde aber bald danach von so anhaltendem Unwohlsein befallen, daß er weder diese noch den „Jason" ausführen konnte (derselbe wurde erst 1828 vollendet). Genesung suchend begab er sich zu der Familie des dänischen Gesandten in Montenero bei Livorno, wo er nach wieder erlangten Kräften sich vorzugsweise dem Relief widmete, das er auf die Gesetze der griechischen Skulptur zurückführte u. dadurch von Neuem zur Geltung brachte. Nicht nur hierin, sondern auch in Statuen aus der griechischen Mythologie schuf er in Montenero herrliche Werke, die er dann in Rom in Marmor ausführte, z. B. das Relief vom Zorn des Achilleus über die Wegführung der Briseïs (1805). Obgleich ihm sein Reisestipendium von der dänischen Regierung verlängert wurde, stand er mehrmals auf dem Punkte, nach dem Norden zurückzukehren, als ihm 1811 aufgetragen wurde, den Palast des Quirinals mit einem 17,5 m. langen Fries zu schmücken. So entstand das erste, später in Marmor in der Villa Carlotta am Comersee u. in Christiansburg wiederholte Exemplar seines berühmten Alexanderzuges (s. Bd. I Taf. VIII u. IX), dem bald nachher (1815) unter einer Fülle von anderen Werken die später in Marmor wiederholten, oft nachgebildeten Reliefs „Nacht u. Tag", 1817 die Statuen des stehenden u. die des knieenden „Ganymedes mit dem Adler", des „Hirtenknaben", des „Argustödters Mercurius", die Restauration der Aeginetischen Bildwerke, die Gruppe der drei Grazien u. 1819 „Der sterbende Löwe" in Luzern folgten, der, von Th. nur in Gips gearbeitet, 1821

vom Bildhauer Ahorn ausgeführt wurde. — Einen Wendepunkt in Th.'s Schaffen bildete eine Reise nach Kopenhagen 1819, insofern er hier durch Aufträge veranlaßt wurde, sich auch der christlichen Skulptur zuzuwenden, die aber seiner ganzen künstlerischen Anschauung doch einigermaßen fern lag. Kein Wunder daher, daß bei allem Adel u. aller Schönheit der Form seinen Werken auf diesem Gebiete doch die innere Wärme fehlt. Er schuf für die Schloßkirche in Kopenhagen eine Christusstatue u. faßte den Plan, für die neu zu erbauende Frauenkirche das Giebelfeld mit der Predigt des Johannes, die Vorhalle mit Propheten u. Sibyllen, den Altarraum mit Christus u. den Aposteln, die Taufkapelle mit der Taufe Christi u. die Beichtkapelle mit dem heiligen Abendmahl zu schmücken. Die Verwirklichung dieses Planes veranlaßte ihn zur Rückreise nach Rom. Sie ging über Warschau u. Wien u. hatte wiederum mehrere Bestellungen zu Folge,

Nr. 5227. Bertel Thorwaldsen (geb. 19. Nov. 1770, gest. 24. März 1844).

unter anderen eine Reiterstatue des Fürsten Poniatowski u. eine Statue des Fürsten Potocki für dessen Grabkapelle in Krakau, die eines der herrlichsten Werke der neueren Skulptur wurde. Wenn ein gleiches Lob dem von ihm ausgeführten Denkmal des Papstes Pius VII. (Peterskirche) nicht gezollt werden kann, so eröffnete sich ihm dagegen ein neues reiches Feld des Ruhmes in der Anfertigung des Grabdenkmals für den Herzog von Leuchtenberg, das ihn 1830 zu einer Reise nach München bewog, wo ihm nun auch bald nach einander eine kolossale Reiterstatue Maximilian's, ein Denkmal Schiller's für Stuttgart, Gutenberg's für Mainz, Lord Byron's für London, Konradin's von Schwaben für Neapel u. eine Fülle von anderen Statuen u. Reliefs, darunter wieder mehrere aus der griechischen Mythe, übertragen wurden, Arbeiten, die ihn von 1831—37 in steter Thätigkeit erhielten. In diese Zeit fallen auch die reizenden Reliefs der vier Jahreszeiten. Inzwischen hatten sowol die politischen Verhältnisse als auch der Gedanke an die Errichtung eines Thorwaldsen-Museums in Kopenhagen in ihm den Gedanken reifen lassen, Rom zu verlassen, u. am 17. Sept. 1838 traf er, mit Jubel empfangen, in Kopenhagen ein. Wenn er in den letzten Jahren vorher sich wieder vielfach der antiken Götter- u. Heroensage gewidmet hatte, so führten ihn jetzt die Arbeiten an der Frauenkirche von Neuem zur christlichen Skulptur, indem er für die Vorhalle der Kirche in einem großen Friese den Einzug Christi in Jerusalem u. über dem Altare den Gang nach Golgatha schuf. Da er aber in Rom Manches unvollendet gelassen, kehrte er im Frühjahr 1841 noch einmal dahin zurück, widmete sich hier etwa ein Jahr der Vollendung seiner Arbeiten u. der Inangriffnahme neuer Werke, die das ganze Leben Jesu in einer Reihe von Reliefs darstellen sollten, u. begab sich dann wieder nach Kopenhagen zurück, wo er den Abend seines Lebens insbes. durch poetische Kompositionen zu erheitern wußte. Es entstanden noch die Statuen Amor's, des Herkules, des Aeskulap, seine eigne, vielbewunderte archaistische Portraitstatue, in der er sich auf die „Hoffnung" stützt, u. die lieblichen Reliefs der Genien der drei bildenden Künste des Friedens. Sein letztes Werk war die Büste Luther's für die Frauenkirche; mit dieser Arbeit beschäftigt starb er 24. März 1844 am Schlagfluß. Keinem Künstler der Neuzeit hat die Mitwelt mit Recht so allgemeine Verehrung gezollt, wie ihm; er verdiente sie als Mensch, als Christ wie als Künstler. Die bedeutendsten seiner Schüler sind die Dänen Freund u. Bissen, die Deutschen Emil Wolff, Schwanthaler u. v. d. Launitz, die Italiener Tenerani, Bienaimé u. Galli. — Vgl. Just. Matth. Thiele, „Th.'s Leben" (deutsch von Henrik Helms, 3 Theile, Lpz. 1852—56); Eugène Plon, „Th.'s Leben u. Werke" (deutsch, Wien 1875); Kammerich, „Th. u. seine Kunst" (Gotha 1876); L. Müller, „Das Thorwaldsen-Museum" (Kopenh. 1849—51, 8 Thle.).

**Thot**, s. „Toth".

**Thou**, Jacques Aug. de, gewöhnlich lat. Thuanus genannt, französischer Staatsmann u. Geschichtschreiber, geb. 8. Okt. 1553 zu Paris, war der Sohn des dortigen Parlamentspräsidenten u., nach Vollendung seiner juristischen Studien u. mehreren Reisen nach Italien, Deutschland u. den Niederlanden, seit 1576 selber Parlamentsrath, seit 1584 Maître des requêtes (Staatsrath zweiter Klasse) im Dienste Heinrich's III. Obwol aufrichtiger Katholik, galt Th. stets für einen Mann von Mäßigung, Einsicht u. versöhnlicher Gesinnung. Als treuer Anhänger des legitimen Königs gerieth er 1588 nach der Ermordung der Guisen in Lebensgefahr durch das liguistisch gesinnte Volk von Paris, reiste 1589 nach Deutschland u. Italien, um Geld zum Kriege gegen Spanien u. die Ligue zusammenzubringen, u. trat bei der Rückkehr in die Dienste Heinrich's IV., dessen Aussöhnung mit Heinrich III. er selbst vermittelt hatte. Seit 1594 Vizepräsident des Pariser Parlamentes, unterhandelte er mit den Häuptern der Reformirten 1598 über jene Bedingungen, die das Edikt von Nantes enthält. Nach der Ermordung Heinrich's IV. wurde er kurze Zeit (seit 1611) Mitglied des Rathes, dem an Stelle Sully's die Generalintendanz anvertraut wurde, trat aber bald in das Privatleben zurück u. starb 7. Mai 1617. Schon 1604 veröffentlichte Th. einen Theil seiner ausgezeichneten „Historia sui temporis", welche die Geschichte Europa's, aber spezieller nur Frankreichs, seit 1543 mit möglichster Treue darstellt. Seine Unparteilichkeit u. Wahrhaftigkeit brachte das Buch schon 1609 auf den Index u. den Verfasser in den Ruf geheimer Ketzerei, weshalb er selbst in der Ausgabe von 1614 die stärksten Stellen milderte. Das ganze Werk erschien erst nach seinem Tode, in 130 Büchern bis 1607 reichend (5 Bde., Genf 1620—30; Fortsetzung zuerst von Rigault, Frankfurt 1628; beste Ausgabe, Lond. 1733, 7 Bde., mit der zuerst von Rigault 1620 zu Orleans, 1630 zu Genf veröffentlichten Selbstbiographie de Th.'s unter dem Titel „Thuani commentarius de vita sua, libri VI"). Seine lateinischen Gedichte gab (Amsterd. 1678) J. Melanchthon heraus, über sein Leben u. seine Werke schrieben Chalmers (Par. 1824) u. H. Düntzer (Darmst. 1837). — Sein ältester Sohn, François Aug. **de Th.**, geb. zu Paris 1607, ebenfalls Parlamentsrath, betheiligte sich aus Freundschaft für Cinq Mars (s. d.) an dessen Verschwörung gegen Richelieu, wußte die Herzöge v. Bouillon u. Orléans dafür zu gewinnen u. büßte sein Unternehmen trotz seiner muthu. geistvollen Vertheidigung 12. Sept. 1642 zu Lyon auf dem Schaffot.

**Thrakien** (griech. Θρᾴκη, lat. Thracia) war bei den Griechen die Gesammtbezeichnung für den ganzen Norden Europa's mit Makedonien u. dem Skythenlande; später bezeichnete Th. nur das Land nördlich von Makedonien bis zum Flusse Ister (Donau), im O. vom Pontos Euxeinos (dem Schwarzen Meer) u. dem thrakischen Bosporus, im W. von illyrischen Völkern, im S. von der Propontis, dem Hellespont u. dem Aegaiischen Meere begrenzt. In dieser Begrenzung umfaßte Th. etwa 4000 ▢M. In der röm. Kaiserzeit hieß nur der O. dieses Gebietes Th., der nördl. Theil dagegen Mösia. Außer der Ebene zwischen Hämos u. Rhodope, den beiden bedeutendsten Gebirgszügen des Landes, hat Th. auch in den sonst ziemlich gebirgigen Strichen viele fruchtbare Thäler. Die Schilderungen der Alten, bes. Ovid's, von dem rauhen unwirthlichen Klima Th.'s sind übertrieben; vielmehr gab es im ganzen Lande Weinbau u.

durch die Menge von Getreide u. Reis, welche hier gewonnen wurde, war Th. geradezu eine Kornkammer für Griechenland. Außerdem bot Th. Edelsteine u. war reich an Metallen. Die Einwohner waren tapfer, kriegerisch, verschlagen u. ähnelten in Sitten u. Gebräuchen den Kelten u. Germanen. Viele thrakische Stämme unterwarf Dareios; nach dem Fall der Perser bemächtigten sich die Griechen bes. der Küstenstädte, um sie endlich in makedonische Gewalt fallen zu sehen; Alexander d. Gr. gab Th. als eine besondere Provinz an Lysimachos. Nach ferneren makedonischen Gebietserweiterungen wurde Th. von keltischen Völkerschaften überflutet; dieselben gründeten das Reich Thule od. Thylis, welches 275—220 v. Chr. bestand u. durch die Thrakier, die sich selbst befreiten, zerstört wurde. Die Sieger jedoch vermochten sich nicht staatlich zu konsolidiren, mehrere kleine Fürsten rissen einzelne Stücke des Landes an sich, welches allmählich den Römern anheimfiel. Nach dem Siege des Crassus wurde der nördliche Theil Th.s die römische Provinz Moesia (s. „Mösien“); den Namen einer Provinz erhielt Th. erst 15 n. Chr. unter Tiberius, unter dem der erste Proprätor eingesetzt u. Grenzkastelle errichtet worden. 26 n. Chr. wurde Th.s Abhängigkeit von Rom durch die Siege des Sabinus besiegelt, auch wurden die vorher noch freien Fürsten im S. unterworfen; seine Provinzialeinrichtung erhielt Th. unter Vespasianus.

**Thran** heißen verschiedene Fette, die man theils von Fischen, theils von Seesäugethieren gewinnt, u. die ihrer vielfachen Verwendungen wegen einen wichtigen Handelsartikel bilden; man benutzt den Th. bes. im Norden anstatt der dort fehlenden Pflanzenöle als Leuchtstoff zum Brennen in Lampen, macht Schmieröle u. Schmierseife daraus, verwendet ihn in der Sämischgerberei u. zum Einfetten von Leder ꝛc. Als Hauptsorten unterscheidet man: Walfischthran, aus den Speckseiten des Walfisches gewonnen; derselbe ist hellgelb, in geringeren Sorten bräunlich bis dunkelbraun, hat ein spez. Gew. 0,920, einen eigenthümlichen unangenehmen Geruch u. ebenso widerwärtigen Geschmack. Seit man angefangen hat, auf rationelle Weise den Th. mittels Dampf auszuziehen, wie es z. B. in Wadsön in der Nähe des Nordkap geschieht, hat sich seine Qualität bedeutend verbessert. Von einem einzigen ausgewachsenen Walfische gewinnt man 150,000 Kg. Th. Der aus dem südl. Eismeere in den Handel kommende Walfischthran wird Südseethran genannt. Der Robbenthran od. Seehundsthran wird aus dem Robbenspeck in Neufundland auf ganz primitive Weise gewonnen, u. ist meist seinen Eigenschaften nach dem Walfischthran ähnlich. Der Haifischthran aus der Leber des Pferdehaies ist gelb, hat nur schwachen Geruch u. brennt gut in Lampen; wird auf den Lofoteninseln viel dargestellt. Ein großer Haifisch liefert 500—550 Kg. Th.; das Fleisch des Fisches verarbeitet man zu Fischguano. Andere, in weniger großen Mengen produzirte Thranarten sind: Heringsthran, Döglingsthran, Walroßthran u. Delphinthran. Als Arzneimittel kommt der Leberthran (s. d.) zur Verwendung. — Die chemische Zusammensetzung der Thransorten ist derjenigen der übrigen thierischen Fette ähnlich, doch herrschen die Oelsäureglyceride über das Glycerid der Stearinsäure bedeutend vor.

**Thränen** nennt man die tropfenweise abfließende Flüssigkeit, welche die über dem äußeren Augenwinkel, hinter dem äußeren Augenlide liegenden Thränendrüsen absondern. Aus diesen Thränendrüsen fließt durch 7—10 Ausführungsgänge das äußerst wasserreiche, nur etwas Kochsalz, phosphorsaure Alkalien, Fett u. Schleim enthaltende Sekret über die Augenbindehaut hinweg u. spült sich durch die am freien Rande des inneren Augenwinkels liegenden Thränenpunkte durch ein Kanälchen in den Thänensack, von welchem aus sie durch den Thränengang hinab in das Innere der Nasenhöhle gelangen. Die mehr od. weniger reichliche Absonderung der Th. wird hauptsächlich durch psychische Reize (das Weinen) sowie durch sog. reflektorische Reize (z. B. durch gewisse auf die Schleimhaut der Nase gebrachte Reizmittel) angeregt.

**Thrasybūlos,** Vorkämpfer der demokratischen Partei im alten Athen, Sohn des Lykos, aus Steiria, einem attischen Demos, gebürtig, hatte schon 411 v. Chr. namhaften Antheil an der Wiederherstellung der Demokratie in Athen, zeichnete sich in den Kämpfen der folgenden Jahre unter dem Oberbefehl des Alkibiades aus, dessen Zurückberufung aus der Verbannung er auch betrieb, besiegte mit Thrasyllos vereint die peloponnesische Flotte bei Kynossema u. war im Peloponnes selbst thätig, indem er die zu Sparta Abgefallenen (Thasos ꝛc.) zum Gehorsam gegen Athen zwang. Nachdem er 406 v. Chr. in der Seeschlacht bei den Arginuseninseln als Trierarch mitgekämpft, ward er nebst Theramenes beauftragt, die Schiffbrüchigen aufzunehmen, was jedoch der Sturm verhinderte. Unter der Herrschaft der dreißig Tyrannen verbannt, ging Th. nach Theben u. wirkte dort nach Kräften für Athens Befreiung. Mit nur 70 Mann bemächtigte er sich der Festung Phyle, dann auch des Piräus u. schlug in mehreren





Treffen die Tyrannen, welche sich an Sparta um Hülfe wandten. Der spartan. König Lysander nahte auch mit einem Hülfsheere, wurde aber im Oberbefehl bald durch Pausanias ersetzt, mit dem ein für Athen günstiger Friede geschlossen wurde, u. 12. Boëdromion (Aug. od. Sept.) 403 zog Th. in Athen ein. Indessen wurde er bald durch andere Volksführer in den Hintergrund gedrängt. 391 befehligte er wieder ein Heer in Böotien u. vor Korinth u. wurde 391 mit einer Flotte nach dem Hellespont geschickt, wo er in Byzanz, Thasos ꝛc. die Demokratie u. den athenischen Einfluß wiederherstellte. Als er sich dann gegen Rhodos wenden wollte, wurde er zu Aspendos in Pamphylien nächtlicher Weise durch Bewohner der Stadt, gegen welche seine Soldaten Gewaltthätigkeiten verübt hatten, in seinem Zelt getödtet. Nur durch den Tod entging er der gerichtlichen Verfolgung wegen Veruntreuungen, Plünderung der Bundesstädte u. Verrath, welche Dinge ihm mit Grund Schuld gegeben wurden; sein Begleiter Ergokles wurde zum Tode verurtheilt.

**Thrombose** (Thrombosis), d. i. Verstopfung eines Blutgefäßes durch ein Blutgerinnsel (Thrombus), ist ein krankhafter Vorgang, welcher sowol an Arterien als auch an Venen nicht selten vorkommt u. eine Behinderung od. gänzliche Stockung des Blutes in dem Blutgefäße u. seinen Verzweigungen zur Folge hat. Der Gerinnung des Blutes in Venen kann nicht blos eine Entzündung des Gefäßes, sondern auch ein hoher Grad von Lebensschwäche, Verminderung der Herzkraft sowie eine allgemeine Blutkrankheit zu Grunde liegen; in den Arterien entstehen Gerinnsel (Blutpfröpfe) durch krankhafte Veränderung der inneren Arterienhaut, auch kann sich ein solches von den erkrankten Herzklappen ausbilden. Die Gerinnung des Blutes erfolgt, indem der im Blute gelöste Faserstoff fest wird. Durch losgerissene Stücke von Gerinnseln aus den Lungenvenen u. von den Herzklappen können Verstopfungen von Körperarterien entstehen. Ein solches mit dem Blute fortgeschwemmtes Gerinnselstück (Embolus) kann den embolischen Brand herbeiführen, wenn die in dem Stromgebiete der nun verstopften Arterie belegenen Theile durch Mangel an Nahrungszufuhr der brandigen Zerstörung anheimfallen.

Nr. 5228. Thron König Dagobert's I.

**Thron** (griech. θρόνος, Sitz, Sessel, Stuhl), der auf einer abgestuften Erhöhung stehende fürstliche Ehrensitz, als dessen Vorbild die römische sella curulis od. auch die sella aurea des Kaisers Diocletian anzusehen ist, nach deren Muster der älteste der noch vorhandenen Th.e, der aus Bronze gegossene König Dagobert's I. (Nationalbibliothek in Paris), gebildet ist, der, abgesehen von seiner späteren, abnehmbaren Rücklehne, als Faltstuhl zum Zusammenklappen eingerichtet ist (Fig. 5228). Gegen das Ende des 1. Jahrtausends zeigen uns die Bilderhandschriften den Th. entweder als länglich viereckige, an 3 Seiten von gleich hoher Lehne umschlossene Bank mit erhöhtem Fußgestell, reich verzierten Kissen od. beweglichen Polstern u. einem zwischen zwei Pfosten gespannten Rücklaken, od. als einen festen, würfelförmigen Sitz, den kreisförmig eine schlanke Säulenstellung umgab, die mit Teppichen behangen war u., oberhalb durch Rundbogen verbunden, einen Baldachin trug. Im weiteren Verlauf des Mittelalters schließt sich der Th. immer mehr den Formen an, welche die Prachtstühle annehmen, d. h. mit sechs- od. achteckiger Sitzplatte u. eben so vielen Stützen od. Beinen. Gegen das Ende des Mittelalters erhöhte man an den viereckigen Th.en die senkrecht

aufsteigende Rücklehne, verzierte sie mit geschnitztem Maßwerk, insbes. mit Wappen, u. polsterte die Sitzplatte mit kostbarem Stoff. In neuerer Zeit folgte man in den Formen meistens dem jedesmaligen Kunststil (Renaissance, Rococo) u. entfaltete sowol im Material u. Schmuck als auch in dem sich häufig über dem Th.e erhebenden Thronhimmel od. Baldachin einen großen Aufwand.

**Thronrede** nennt man diejenige Rede, mit welcher in konstitutionellen Staaten der Monarch, vor dem Throne stehend u. umgeben von den männlichen Mitgliedern des Regentenhauses, den Ministern u. obersten Hofchargen, eine Sitzungsperiode der Landesvertretung eröffnet od. schließt. Die Th. wird in der Regel nicht frei gehalten, sondern verlesen. In Behinderungsfällen des Monarchen erfolgt die Verlesung in dessen Namen u. Auftrag durch den Ministerpräsidenten od. dessen Stellvertreter; in diesen Fällen bleibt der Thron verhüllt. Handelt es sich um eine Kammereröffnung, so pflegt die Th. eine kurze Darstellung des Standes der Staatsverhältnisse zu enthalten u. eine Aufzählung derjenigen Gegenstände, welche den Kammern zur Berathung vorgelegt werden sollen; die Th. am Schluß der Sitzungen giebt ein Résumé der erledigten Arbeiten u. Verhandlungen u. deutet an, welche Entschließungen die Regierung auf die Anträge, Beschwerden, Bitten 2c. der Kammern gefaßt hat od. zu fassen gedenkt (Landtagsabschied). Die Eröffnungsrede wird von den Kammern in wichtigeren Fällen durch eine Adresse beantwortet, in welcher sich die Landesvertretung über ihre Stellung zu dem in der Th. aufgestellten Programm od. zu den in Aussicht gestellten Vorlagen ausspricht.

**Thugs**, richtiger Thags, heißen eine über ganz Indien verbreitete Klasse von Raubmördern, welche in einer Art Verbrüderung unter einander stehen u. unter vielen heiligen Gebräuchen ihr gleichsam gewerbsmäßig betriebenes Verbrecherthum vom Vater auf den Sohn forterben. Zumeist erdrosseln sie ihre Opfer; daher werden sie auch Phansigars genannt, von Phansi, Schlinge. Schon im 12. Jahrh. unter den mohammedanischen Kaisern in Delhi findet man Spuren dieser schlimmen Brüderschaft; doch lange noch blieb ihr Thun verborgen, bis im J. 1832 der Gouverneur von Indien, Lord Bentinck, gegen sie auftrat; im J. 1835 wurden 1562 Th. hingerichtet. Unter ihnen befinden sich nicht blos Hindu aller Kasten, sondern auch Mohammedaner aller Sekten.

**Thugut**, Franz Maria, Freiherr v., österr. Staatsmann, geb. zu Linz 1734 als Sohn eines armen Schiffers; lernte frühzeitig Türkisch, wurde 1757 in Konstantinopel Dolmetscher u. von Maria Theresia, die von seiner Gewandtheit u. seinen Kenntnissen gehört hatte, in den österr. Staatsdienst aufgenommen. Seit 1769 Geschäftsträger, 1770 Resident u. 1771 Internuntius bei der Pforte, zeigte Th. zuerst 1772 sein diplomatisches Geschick bei den Verhandlungen zu Fotschani, durch welche Oesterreich von der Türkei reiche Gelder erhielt für eine Hülfe, die es nicht geleistet hatte, u. wurde dafür zum Freiherrn erhoben. Nachdem er 1775 mitten im Frieden die Türkei zur Abtretung der Bukowina bewogen hatte, wurde er 1777 nach Neapel u. nach Frankreich geschickt, um den Töchtern der Kaiserin mit seinem Rathe beizustehen. Nur Friedrich d. Gr. u. Hertzberg über Josef's Absichten auf Bayern zu täuschen glückte ihm nicht. Nachdem er seit 1780 Gesandter in Warschau, seit 1787 in Neapel gewesen war, stand Th. an der Seite des Prinzen von Koburg in den Donaufürstenthümern u. half 1791 bei den Friedensverhandlungen in Szistowo. Unverzüglich nach Paris entsandt, vermittelte er insgeheim zwischen Marie Antoinette u. Mirabeau u. stand seit dem Herbst 1792 als Armeeminister an der Seite des Prinzen von Koburg in Belgien, als ihn Franz II. an Stelle Cobenzl's zum Vizekanzler berief. Von jetzt an leitete er, seit Kaunitz' Tode im Juni 1794 als Kanzler, die Politik Oesterreichs mit geringen Unterbrechungen bis 1800, von gleichem Eifer beseelt, das revolutionäre Frankreich zu bekämpfen u. die Grenzen des Kaiserstaates auf Kosten der Nachbarn zu erweitern. Vergebens weigerte er sich, der zweiten Theilung Polens zuzustimmen, wenn Preußen nicht Ansbach u. Bayreuth abtrete, u. bedrohte das letztere von Böhmen aus während der dritten Theilung von 1795, so daß es sich genöthigt sah, den Baseler Frieden mit Frankreich abzuschließen. Da Bernadotte nach dem Frieden von Campo Formio auf Entlassung des franzosenfeindlichen Ministers drang, wurde Th. im April 1798 zum Schein durch Cobenzl ersetzt u. zum Minister in Venetien u. Dalmatien ernannt, kehrte aber schon nach wenigen Monaten zurück, als Kaiser Paul sich der zweiten Koalition gegen Frankreich anschloß. Durch die Weigerung, Piemont an Sardinien, die Legationen an den Kirchenstaat herauszugeben, gab Th. selbst Anlaß zum Austritt des russ. Kaisers aus der Koalition u. wurde im Dez. 1800 vor dem Abschluß des schmachvollen Friedens von Luneville entlassen. Obwol in scheinbarer Zurückgezogenheit seinen Studien lebend, gab er immer noch Rath in politischen Angelegenheiten u. starb zu Wien 29. Mai 1818. — Vgl. Cl. Perthes, „Politische Zustände u. Personen in den deutschen Ländern des Hauses Oesterreich" (2 Bde., Gotha 1861 f.); H. Hüffer, „Oesterreich u. Preußen gegenüber der Franz. Revolution" (Bonn 1868); v. Vivenot, „Th., Clerfait u. Wurmser. Originaldokumente" (Wien 1869); Derselbe, „Th. u. sein System" (Wien 1870).

**Thukydides**, der größte der griech. Geschichtschreiber, der Sohn des in Athen eingebürgerten Thrakers Oloros u. der Hegesipyle, verwandt mit Miltiades, war geboren zwischen 456 u. 452 v. Chr. in dem attischen Demos Halimus nahe bei Athen. In der Rednerkunst soll ihn Antiphon unterrichtet haben; mit welchem Erfolg, zeigen die seinem Geschichtswerk eingelegten Reden. Als Athen von der Pest heimgesucht ward, wurde auch Th. von dieser Seuche befallen, genas aber wieder. Er heirathete ein Mädchen aus Skapte Hyle in Thrakien, mit welchem Lande er auch sonst Verbindungen hatte; er besaß z. B. der Insel Thasos gegenüber Goldminen. Von einem öffentlichen Auftreten des Th. erfahren wir zuerst 423, wo er, im 8. Jahre des Peloponnesischen Krieges, mit einem Theile der atheniensischen Flotte in die thrakisch makedonischen Gewässer geschickt wurde, jedoch den Zweck seiner Sendung, Amphipolis am Strymon gegen den spartanischen Feldherrn Brasidas zu schützen, nicht erreichte, obgleich er die Hafenstadt Eion rettete. Deshalb, angeblich von Kleon (s. d.) wegen Verrath angeklagt, ging er freiwillig ins Exil u. lebte theils auf Reisen, theils in Skapte Hyle, bis er 403 nach Athen zurückkehrte. Aber schon wenige Jahre darauf starb er durch Meuchelmord (ob in Athen od. Thrakien, ist ungewiß, ebenso das Jahr seines Todes). — Sein Geschichtswerk: „Συγγραφὴ περὶ τοῦ πολέμου τῶν Πελοποννησίων καὶ Ἀθηναίων" (d. i. Beschreibung des Krieges der Peloponnesier u. Athener), zu dem er den Stoff in der Verbannung u. auf Reisen, womöglich nach den Berichten von Augenzeugen sammelte, verfaßte Th. erst nach dem Ende des Krieges. Sein Zweck bei der Abfassung war, ein bleibendes Werk zur Belehrung für Staatsmänner in ähnlichen Verhältnissen zu liefern. Und dazu befähigte ihn in gleichem Maße sein scharfer Verstand, der ihn den Zusammenhang der Ereignisse erkennen ließ, sowie seine vollendete Objektivität, seine unbestechliche Wahrheitsliebe u. Unparteilichkeit. An der Vollendung des Werkes hinderte ihn der Tod: es reicht nur bis 411 v. Chr.; Xenophon, Theopompos u. Kratippos fingen ihre Darstellungen da an, wo Th. geendet hatte. Die Eintheilung des Werkes in 8 Bücher rührt von den Alexandrinern her; Th. selbst gruppirte seinen Bericht nach den Jahreszeiten Sommer u. Winter, was sich am besten mit der Art der Kriegführung vereinigen ließ. Der Stil des Th. ist gedankenschwer u. alterthümlich streng, ohne gesucht zu sein, seine Sprache das reinste Attisch. — Unter den zahllosen Ausgaben des Th. ist die älteste eine Aldine (s. d.) von 1503; von neueren nennen wir die von Haake (2 Bde., Lpz. 1820), Bekker (Berl. 1832), L. Dindorf (Lpz. 1824), Göller (2 Bde., Lpz. 1826; 2. Aufl. 1836), Poppo (4 Bde., Gotha 1843—56; 2. Aufl. Lpz. 1865 ff.), Böhme (2. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1862—64), Classen (Berl. 1863 ff.) 2c. Uebersetzungen lieferte u. A. Osiander (8 Bdchn., Stuttg. 1826—29), Campe (2 Bde., Stuttg. 1856—58), Wahrmund (9 Bdchn., Stuttg. 1861 ff.) 2c. Vgl. Roscher, „Leben, Werke u. Zeitalter des Th." (Gött. 1842); Bockshammer, „Die sittlich-religiöse Weltanschauung des Th." (Tüb. 1862); Welzhofer, „Th. u. sein Geschichtswerk. Ein Beitrag zur Geschichte der Historiographie" (Münch. 1878).

**Thule** (griech. Thyle), eine von Pytheas (s. d.) zuerst besuchte geheimnißvolle Insel im hohen Norden, galt den Alten als das nördlichste Land überhaupt, von dem man sich die wunderbarsten Dinge erzählte; so sollten dort Meer, Land u. Luft zu einer Masse zusammenfließen 2c. Ob unter Th. Island, Norwegen, die Faröer od. eine der Shetlandsinseln zu verstehen sei, ist streitig; Letzteres gilt als das Wahrscheinlichste.

**Thumann**, Paul, Historien- u. Genremaler, geb. 5. Okt. 1834 in Groß-Tschachsdorf in der Niederlausitz; widmete sich Anfangs der Kartographie im Flemming'schen Institut zu Glogau, wandte sich aber, von überwiegender Neigung zur Kunst getrieben, 1853 nach Berlin, wo er unter dem Bildhauer Holbein lernte, u. später nach

Dresden, wo er als Schüler von Julius Hübner sein erstes historisches Bild, „Die heilige Hedwig", für die Pfarrkirche in Liegnitz malte. Viel umfassender wurde seine Thätigkeit, als er sich in Leipzig niedergelassen hatte u. sich bes. den Illustrationen der „Gartenlaube" widmete. 1866 folgte er einem Rufe als Lehrer an der Kunstschule in Weimar, siedelte aber 1872 nach Dresden über. Seine Thätigkeit für illustrative Zwecke sowie längere Reisen gönnten ihm selten Zeit zu größeren Oelbildern, unter denen seine Lutherdarstellungen die meiste Anerkennung fanden, bes. „Die Trauung Luther's" u. die fünf auf der Wartburg ausgeführten Lutherbilder. Auch seine aus dem deutschen Volks- u. Familienleben entlehnten Genrebilder zeigen eine ansprechende poetische Behandlung.

**Thümmel,** Moritz August v., deutscher Schriftsteller, geb. 27. Mai 1738 auf dem Rittergute Schönfeld bei Leipzig, kam 1751 auf die Klosterschule zu Roßleben u. studirte seit 1756 zu Leipzig die Rechte. Mit Gellert trat er in vertrauten Umgang u. verkehrte auch mit Weiße, Rabener u. Kleist. 1761 trat er als Kammerjunker in die Dienste des damaligen Erbprinzen Ernst Friedrich von Sachsen-Koburg u. wurde bei dessen Regierungsantritt 1768 Wirkl. Geh. Rath u. Minister, in welcher Stellung er eine für das Land sehr wohlthätige Wirksamkeit entfaltete. Reisen, die er theils im Interesse seines Fürsten,

Nr. 5229. Moritz August v. Thümmel (geb. 27. Mai 1738, gest. 26. Okt. 1817)

theils zum Vergnügen unternahm, führten ihn nach Wien, Holland, Frankreich u. Italien. 1783 zog er sich aus dem Staatsdienste zurück, lebte auf dem Familiengute seiner Frau, Sonneborn im Gothaischen, od. in Gotha selbst, unternahm eine zweite Reise nach Holland u. Frankreich u. starb in Koburg 26. Okt. 1817. Als Dichter trat Th. zuerst mit dem lebendigen, aber frivolen „prosaischen" Gedicht „Wilhelmine od. der vermählte Pedant" (Lpz. 1764) hervor. Seinen Ruf aber gewann er vor Allem durch die „Reise in die mittägigen Provinzen von Frankreich" (10 Thle., Lpz. 1791—1805), einen Roman im Gewande einer Reisedarstellung, welcher mit wirklich anmuthigen Scenen u. Schilderungen viel lüsterne Einzelheiten verbindet, der von Goethe u. Schiller in den „Xenien" mit Recht gegeißelt wurde, sich aber im Ganzen durch einen außerordentlichen Fluß der Darstellung u. klaren Stil auszeichnete. Außerdem schrieb Th. „Die Inokulation der Liebe" (Erzählung in Versen, Lpz. 1771; 2. Aufl. 1811), „Zemire u. Azor" (komische Oper nach dem Französischen von Marmontel, Frankf. u. Lpz. 1776); aus seinem Nachlaß erschienen „Der heil. Kilian u. das Liebespaar" (herausgeg. von Hempel, Lpz. 1818) u. „Nachgelassene Aphorismen eines Siebenundsiebenzigjährigen" (Frankf. 1828, nebst Biographie). Th.'s „Sämmtliche Werke" sind wiederholt aufgelegt (zuerst 6 Bde., Lpz. 1812 [dazu Bd. VII, Th.'s Biographie von J. E. v. Gruner], zuletzt 8 Bde., Lpz. 1844).

**Thun** (lat. Novidunum, franz. Thoune), Stadt mit 1623 E. (1870) im Schweizerkanton Bern, liegt in 562 m Seehöhe reizend am linken Ufer der Aar, theilweise auf einer Insel in derselben, ¼ Stunde nach ihrem Ausflusse aus dem Thuner See, u. an der Zweiglinie Bern-Th. der Schweizer Centralbahn. Das uralte Städtchen besteht hauptsächlich aus einer langen Straße mit eigenthümlichen Vorbauten im Erdgeschoß zur Gewinnung einer Reihe von Buden u. Kellerräumen, über denselben führt in einer Höhe von etwa 4 m. ein mit Platten belegter Gang an einer zweiten Reihe von Kaufläden vorüber. Der schönere Stadttheil Belliz u. der Rosengarten haben moderne Bauart. Auf einem Hügel mit prachtvoller Aussicht liegt der große viereckige, mit Eckthürmchen versehene Thurm des alten, 1182 erbauten Zähringen-Kyburger Schlosses, in dessen Ringmauern 1429 das neue Amtsschloß gebaut wurde. Zur 1738 erbauten Pfarrkirche führt ein bedeckter Gang, der Staloen, von 218 Stufen. Th. ist Sitz einer eidgenössischen Militärschule. Als letzte Eisenbahnstation am Berner Oberland ist Th. der Mittelpunkt des Handels für das ganze Oberland geworden u. hat sehr regen Verkehr (Abb. Bd. II Nr. 1528). Der Thuner See (im Mittelalter Wendelsee), in 560 m Meereshöhe, ist über 3 Stunden lang, 1 Stunde breit, bis 216 m tief u. bedeckt 0,87 □M. Er wird durch die Aar gebildet, ist von hohen Bergen (Niesen, Stockhorn, Morgenhorn, Rothhorn ꝛc.) umgeben, reicht aber im NW. bereits in die Region des Berner Mittellandes u. hat Weingelände, Gärten, Wiesen, Felder u. Wälder zur Seite. Im S. nimmt er die wasserreiche Kander auf, die bis 1714 unterhalb Th. in die Aar floß u. damals in den See geleitet wurde. Er ist reich an Fischen, nam. an Forellen, Aalböcken, Karpfen u. Hechten, u. hat regelmäßige Dampfschifffahrt.

**Thun [u. Hohenstein],** ein angesehenes, wahrscheinlich aus der Schweiz stammendes, jetzt bes. in Tirol u. Böhmen begütertes österr. Adelsgeschlecht, das 1530 in den Freiherren- u. 1629 in den Reichsgrafenstand erhoben wurde. 1522 theilte es sich in die 2 Stämme Castel-Thun in Trient u. Castel-Brughier, welch letzterer 1628 von einer neuangekauften Besitzung in Steyermark den Beinamen Hohenstein erhielt u. sich dann wieder in eine Linie von Castel-Brughier u. eine Böhmische Linie spaltete. Die letztgenannte, welche die ausgebreitetste ist, wird seit 5. Jan. 1671 aus den Majoraten Klösterle, Tetschen u. Eboltié gebildet. Von Mitgliedern der Familie sind zu nennen: Graf Leopold (Leo) **v. Th. u. H.**, dritter Sohn des Geh. Raths Grafen Franz **v. Th. u. H.** (geb. 3. Okt. 1786, gest. als Majoratsherr zu Tetschen 18. Jan. 1873), geb. zu Tetschen 7. April 1811, war vor der 48er Märzbewegung Hofsekretär bei der Hofkanzlei in Wien u. machte sich durch einige Schriften, wie „Ueber den gegenwärtigen Zustand der böhm. Literatur" (Prag 1842) u. „Ueber die Stellung der Slowaken in Ungarn" (ebd. 1843) bekannt. Seit 28. Juli 1849 österr. Minister des Kultus u. öffentlichen Unterrichts, ging er mit großem Eifer an die Reorganisation des gesammten Unterrichtswesens. Bald jedoch verfiel Th., von Haus aus als Katholik einer pietistischen Richtung angehörig, seinem besseren Streben zum Trotz, dem Einflusse der ultramontanen Partei, gab im Einzelnen wieder auf, was seine Gesetzgebung im Ganzen erobert hatte, u. betheiligte sich 1855 sogar wesentlich am Abschlusse des Konkordats. Unzufrieden mit den den ungar. Protestanten infolge des Patents vom 20. Okt. 1860 gemachten Konzessionen, trat er von seinem Ministerposten zurück. An demselben Tage ward er zum Mitglied des ständigen Reichsraths u. im April 1861 zum lebenslänglichen Mitglied des Herrenhauses ernannt. Hier sowie im böhm. Landtag war Graf Th. der Führer der äußersten Rechten u. Vertreter feudaler u. klerikaler Tendenzen. Von seinen Reden, deren wichtigste im Druck erschienen sind, ist bes. hervorzuheben die im Juni 1867 im Herrenhause gehaltene über „Die staatsrechtliche Zweispaltung Oesterreichs" (Wien 1867). — Graf Franz Anton **v. Th. u. H.**, ältester Bruder des Vorigen, geb. zu Tetschen 13. Juni 1809, trat 1842 an die Spitze des Dombauvereins in Prag, suchte 1848, doch ohne Erfolg, zwischen den dortigen politischen Parteien zu vermitteln, wurde im Herbste 1850 von seinem Bruder als außerordentlicher Referent in Kunstsachen beim Unterrichtsministerium mit dem Range eines Ministerialraths nach Wien berufen, schied 1860 mit jenem wieder aus dem Staatsdienste u. kehrte nach Prag zurück. Hier wurde er 1862 zum Konservator der historischen Baudenkmäler für ganz Böhmen ernannt. Von der Kurie der Großgrundbesitzer in den Landesausschuß des böhmischen Landtags gewählt, gehörte er demselben bis 1867 an. Er starb zu Prag 22. November 1870.

Die von ihm in seiner Wiener Amtsperiode gesammelten Erfahrungen legte er in der Schrift: „Vorschläge zur Reorganisirung des öffentlichen Baudienstes in Oesterreich“ (Prag 1861) nieder. — Graf Friedrich **v. Th. u. H.**, geb. zu Tetschen 8. Mai 1810, Bruder der beiden Vorigen, Wirkl. Geh. Rath, war eine Zeit lang österreichischer Gesandter in Petersburg.

**Thunberg,** Karl Peter, schwed. Botaniker, geb. zu Jönköping 11. Nov. 1743; studirte in Wexiö u. seit 1761 in Upsala, wo insbes. Linné sein Lehrer war, Medizin u. Naturkunde, ging 1772 als Arzt im Dienste der Holländ. ostind. Compagnie nach dem Vorgebirge der Guten Hoffnung, wo er auch Forschungsreisen ins Innere des Landes machte, begleitete 1775 die holländ. Gesandtschaft nach Japan, kehrte 1777—78 über Batavia, Ceylon u. das Kap der Guten Hoffnung nach Schweden zurück, wurde Professor der Botanik in Upsala u. starb auf seinem nahebei gelegenen Landsitze Tunaberg 8. Aug. 1828. Die von ihm der Universität in Upsala geschenkte Naturaliensammlung wird in einem besonderen Museum Thunbergianum verwahrt, das sich in dem auf seinen Antrieb 1807 errichteten Botanischen Garten befindet. Außer der von Groskurd ins Deutsche übersetzten Beschreibung seiner Reisen (2 Bde., Lpz. 1792) verfaßte er folgende Hauptwerke: „Flora Japonica“ (deutsch, ebd. 1784); „Icones plantarum Japonicarum“ (Ups. 1794—1802, Fol.); „Prodromus plantarum capensium“ (2 Thle., ebd. 1794—1800); „Flora capensis“ (ebd. 1807—13, Fol.). Seine „Dissertationes academicae“ (3 Bde., Gött. 1799—1807) gab Persoon heraus. Nach Th. ist eine zur Familie der Rubiaceae-Eugardenieae gehörige Pflanzengattung Thunbergia benannt worden.

**Thünen,** Johann Heinrich v., Agronom u. Nationalökonom, geb. zu Kanarienhausen im Jeverlande 24. Juni 1783, besuchte die Landwirthschaftliche Schule in Flottbeck sowie die Thaer'sche Anstalt in Celle u. studirte dann noch in Göttingen. Seit 1810 Besitzer des Gutes Tellow in Mecklenburg, wo er eine Musterwirthschaft ein- u. durchführte, starb er 22. Sept. 1850. In seinem trefflichen Werke „Der isolirte Staat in Beziehung auf Landwirthschaft u. Nationalökonomie“ (Rostock, 1. Bd. 1826; 2. Aufl. 1842; 2. u. 3. Bd., ebd. 1850—63) stellte er das nach ihm benannte Gesetz auf, daß die Wirthschaftssysteme, indem sie von einem Mittelpunkte ausgehen u. sich nach der Peripherie zu entfernen, sich verändern müssen, bis sie endlich stufenweise zur Viehzucht u. zuletzt zur Fischerei u. Jagd herabsinken, weil an den äußersten Grenzen jede andere Wirthschaft aufhört, unvortheilhaft zu sein. Daraus folgt: 1. daß es kein absolut vollkommenes Wirthschaftssystem giebt, sondern daß jedes nur einen relativen Werth hat, der durch den Grad der Civilisation in der Umgebung, durch die Verkehrsmittel u. der dadurch bedingten Nähe des größten Marktes bestimmt wird; 2. daß sich nach diesen Bedingungen die Höhe der Grundrente für jeden gegebenen Ort bestimmt. — Vgl. Schumacher, „J. H. v. Th., ein Forscherleben“ (Rostock 1868) u. Roscher, „Geschichte der National-Oekonomik“ (Münch. 1874).

**Thunfisch** (Thynnus vulgaris), ein Seefisch aus der Familie der Makrelen, mit bläulichem Rücken, silberfarbenen Seiten, 8—9 falschen Flossen oben u. unten. Er wird 2—5 m. lang, bis zu 300 Kg. schwer u. findet sich in allen europ. Meeren. Als Wanderfisch kommt er im Frühjahr bes. zahlreich ins Mittelmeer, wo um Sardinien u. Sizilien sein Fang (la Matanza) sehr ergiebig ist (vgl. „Fischerei“ mit Abb. Nr. 2800).

**Thur** (Duria), ein linker Nebenfluß des Rheins, entspringt südl. am Hoch-Säntis im Schweizerkanton St. Gallen, durchfließt in nordwestl. Richtung die Grafschaft Toggenburg, tritt in den Kanton Thurgau, dem sie den Namen giebt, u. mündet nach 12½ M. langem Laufe bei Flaach im Kanton Zürich. Ihre größten Zuflüsse sind Necker u. Sitter auf der rechten, u. Murg auf der linken Seite.

**Thurgau,** der Größe u. Einwohnerzahl nach der 12. schweizerische Kanton, 17,912 □M. mit 93,300 E. (1870), bildet den nordwestl. Theil der Schweiz. Seine Grenze läuft längs der 5½ Stunde langen Westseite des Bodensees von Arbon bis nahe Konstanz, folgt dann der Südseite des unteren Sees u. dem Rheine bis in die Nähe von Schaffhausen, westl. u. südl. von den Kantonen Zürich u. St. Gallen begrenzt; die kleine Exklave Schloß u. Dorf Horn am Bodensee ist von St. Gallischem Gebiete umschlossen. Der Kanton gehört demnach der Schweizer Hochebene an, ist ein obst- u. weinreiches Hügelland u. begreift vorzugsweise das Thal der Thur (s. d.) u. ihre Seitenthäler, bes. das der Murg u. das reizende Seegelände. Das Hörnli in der Südwestecke (1135 m.) ist die höchste Erhebung. — Von dem gegen 99,000 Hektaren großen Gebiete werden 35,000 zu Getreideland benutzt, 22,000 sind Wiesen. Wein baut man auf 1900 Hektaren am Seeufer, am Rhein u. im Thurthale; die Obstbäume bilden zuweilen förmliche Wälder; die sehr zerstückelten Forsten bedecken noch gegen 16,000 Hektaren. Der Viehstand ist nicht bedeutend. Die fleißigen Bewohner treiben neben Landwirthschaft u. Wein- u. Obstbau Baumwollenfabrikation u. sich daran schließende Färberei u. Druckerei; die Leinweberei ist im Abnehmen. Die Hauptsitze der Industrie sind im Murg- u. Thurthale. Die Bewohner am Seeufer u. am Rhein beschäftigen sich viel mit Fischfang u. Schiffahrt. — Der Konfession nach sind von den Thurgauern 69,231 reformirt, 23,454 katholisch, 531 Anhänger verschiedener christlicher Sekten u. 84 Israeliten. Das Volksschulwesen anlangend, so gab es 1870 für die 214 Ortsgemeinden des Kantons 240 Volksschulen; Sekundärschulen, die über die Volks- (Primär-) Schulen hinausgehen, zählte man 22; außerdem giebt es noch die Kantonsschule in Frauenfeld, die in ihrer Gymnasialabtheilung vorzugsweise für die Hochschule u. in der Industrieabtheilung für eine höhere technische Anstalt vorbereitet. — Die Verfassung stammt aus dem J. 1869. Danach ist Th. eine Repräsentativdemokratie, in welcher die Staatshoheit dem Großen Rathe anvertraut ist, das Volk aber das Recht der Bestätigung u. der Verwerfung sowie das Vorschlagsrecht in gesetzgeberischer Beziehung hat. Jeder 20 Jahre alte Kantonsbürger ist stimmberechtigt. In den Großen Rath wird von je 250 Stimmberechtigten ein Abgeordneter auf 3 Jahre gewählt. Die vollziehende Behörde, den aus 5 Mitgliedern bestehenden Regierungsrath, wählen die 72 Munizipalgemeinden. Den Präsidenten u. Vizepräsidenten desselben ernennt der Große Rath auf je 1 Jahr. Als untere Verwaltungsbehörde fungirt in jedem Kreisbezirke ein Bezirksrath mit einem vom Volke gewählten Statthalter an der Spitze. Die Rechtspflege ist von der gesetzgebenden u. vollziehenden Gewalt grundsätzlich getrennt. Kein Angestellter der Regierung u. kein Vollziehungsbeamter kann Richter sein. Die Kreisversammlung wählt für jeden Kreis zur gütlichen Ausgleichung bürgerlicher Streitigkeiten u. zur Aburtheilung kleinerer Fälle einen Friedensrichter. Für wichtigere Fälle bestehen erstinstanzlich 8 von den Munizipalgemeinden gewählte Bezirksgerichte, letztinstanzlich ein vom Großen Rathe gewähltes Obergericht aus 7 Mitgliedern. Bei Verbrechen urtheilen die Geschworenengerichte. — Die Angelegenheiten der Reformirten Kirche verwaltet ein Kirchenrath, der aus 2 Geistlichen, 3 Laien u. 2 Ersatzmännern besteht u. von der Synode gewählt wird. Zur Wahl der Synode sind die 55 reformirten Kirchengemeinden in 40 Wahlkörper eingetheilt, von welchen jeder auf 800 Seelen einen Abgeordneten wählt. In jedem Wahlkörper darf nur ein Geistlicher gewählt werden. Die Schulangelegenheiten leitet ein aus 5 Mitgliedern bestehender Erziehungsrath. Für das Gesundheitswesen besteht ein Sanitätsrath, der 5 Mitglieder zählt. Der Kanton zerfällt in die 8 Bezirke Arbon, Bischofszell, Diessenhofen, Frauenfeld, Gottlieben, Steckborn, Tobel u. Weinfelden. Der Hauptort ist **Frauenfeld**, der mit den sich unmittelbar anschließenden Kurz- u. Langdorf 1870: 4261 E. zählte. — Th., in ältester Zeit eine zu Kyburg gehörige Grafschaft, ging 1264 durch Erbschaft an Rudolf von Habsburg über. Im Zürichkriege von 1445 setzten die Eidgenossen zum ersten Male ihren Fuß in die Landgrafschaft Th., u. schon 1460 wurde die Stadt Diessenhofen u. die Landgrafschaft im Th. Oesterreich entrissen. Die Aufnahme als gleichberechtigter Kanton in den eidgenössischen Bund konnte aber erst 1798 erreicht werden, bis zu welcher Zeit die von der Eidgenossenschaft bestellten Landvögte im Th. herrschten.

**Thüringen** ist ein Kollektivname für mehrere mitteldeutsche Länder, deren Kern etwa der Thüringer Wald ist, aber so, daß sie mehr nördlich als südlich von ihm liegen. Es sind vorzugsweise die Länder, die unter der Herrschaft der sachsen-ernestinischen Linie, der Schwarzburger u. reuß. Fürsten stehen; dazu gehören aber noch der preuß. Reg.-Bez. Erfurt, der westl. Theil des Reg.-Bez. Merseburg bis etwa zur Linie Alsleben-Halle-Schkeuditz, der ehemalige kurhessische Kreis Schmalkalden, die zur Provinz Hannover gehörige Grafschaft Hohenstein u. der im Gebiete der Loquitz liegende bayer. Antheil. In dieser Ausdehnung umfaßt Th. 382,65 □M. mit 2,084,928 E. (1875). Zu Tacitus' Zeit (um 100 n. Chr.) war das heutige Th., vom Harz bis zur Werra u. Saale reichend, von den Hermunduren bewohnt, die Ptolemäos (um 150) Teuriochämen nennt. Ihre Theilnahme am Markomannenkriege gegen Marc Aurel ist die letzte geschichtliche Erwähnung. Erst im 5. Jahrh. nennt P. Vegetius an derselben Stelle, aber südlich bis zum Knie der Donau (bei Regensburg) ausgebreitet die Thüringer, wahrscheinlich dasselbe Volk, da beide Namen sich vom Stamme Duri herleiten. Zu Attila's Zeit werden Könige der Thüringer genannt. Bekannter wird ihre Geschichte erst mit dem Untergange ihrer Selbständigkeit. Als **Hermanfried** mit Hülfe Theodorich's von Austrasien seine Brüder verdrängt, Baderich gestürzt, Berthar ermordet hatte, wurde er von seinem Bundesgenossen, dem er die versprochene

Leuchtenburg.

Rudelsburg und Saaleck.

Kunitzburg.

Thüringer Volkstrachten.

Sonneberg.

Ruhla.



Verlag von Otto Spamer in Leipzig.

Liebenstein.

Elgersburg.

Schwarzburg, vom Trippstein aus gesehen.

Rudolstadt.

Blankenburg mit dem Greifenstein.

Hälfte des Landes nicht gab, angegriffen u. mit Hülfe der Sachsen besiegt. Nach Zülpich gelockt, fiel er 535 durch Meuchelmord. In dem nördlich von der Unstrut gelegenen Gebiete, das den Sachsen überlassen wurde, erhielt sich der alte Name noch in dem Nordthüringergau, der im 10. Jahrh. von der Bode u. Saale bis zur Ohre u. von der Elbe bis zur Quelle der Aller reichte. Doch sind diese Thüringer wahrscheinlich erst im 7. Jahrh. aus dem Süden dorthin gewandert. Das Land südlich von der Unstrut suchte vergebens 551 u. später sich von der Herrschaft der mit einander streitenden Merowinger loszumachen. Es blieb geknechtet u. doch ohne Schutz gegen die hindurchziehenden Avaren, gegen die heran drängenden Sorben. Erst der thüringische Herzog Ratolf, der von dem König Dagobert I. (622—638) ernannt war, schlug die Sorben zurück u. errang sich um 640 eine fast selbständige Stellung. Seine Nachfolger residirten noch in Würzburg, wo der Schotte Kilian gegen Ende des 7. Jahrh. bei der Predigt des Evangeliums den Märtyrertod fand. Allein schon um 704 machte Herzog Hathan II. dem heil. Wilibrord Schenkungen, u. in Hammelburg entstand diesem zu Ehren 716 das erste bekannte Kloster. Seitdem gab es in Th. keinen Herzog mehr. Das Land fiel unter die Herrschaft von Karl Martel u. der Röm. Kirche. Bonifacius (s. d.) taufte die Heiden, gründete das Bisthum Erfurt u. ordnete auch die vielen schon vorhandenen christlichen Gemeinden dem Röm. Stuhle unter. Unter Pipin u. Karl d. Gr. leisteten die Thüringer Heeresfolge gegen die Sachsen u. Bayern u. erhielten wahrscheinlich auf dem Reichstage von 802 zu Aachen ihr Gewohnheitsrecht (als lex Angliorum et Werinorum), in lat. Sprache abgefaßt, als Gesetzbuch. Nicht lange darnach hat Karl d. Gr. an der Saale den limes sorabicus errichtet, die Sorbenmark, aber erst 849 wird als „Herzog u. Graf" derselben der Ostfranke Thaculf genannt, dem schon die Sorben an der Mulde durch Geißeln u. Geschenke Treue geloben. Als sie sich nach seinem Tode (873) empören, bringt sie sein Nachfolger Ratolf zum Gehorsam zurück (875). Da sie auch ferner jeden Thronwechsel der Karolinger, jeden Einfall der Normannen zum Abfall benutzten, so warf der Babenberger Poppo, der Markgraf u. Herzog der Thüringer, sie wiederholentlich nieder, wurde aber 892 durch Arnulf entsetzt, als Bischof Arnt von Würzburg von den Sorben überfallen u. getödtet worden war. Auf kurze Zeit (bis 897) trat Konrad an seine Stelle, der Vater König Konrad's I., dann Burchard, Graf im Ridgau, der 908 gegen die eindringenden Ungarn tapfer kämpfend fiel. Eine Zeit lang hörte die Markgrafenwürde jetzt auf, da der liudolfingische Sachsenherzog Otto der Erlauchte die Gewalt an sich riß u. 912 auf seinen Sohn Heinrich vererbte. Dieser (s. „Heinrich I.") durch seine Gemahlin Hatheburg, eine Tochter des thüring. Grafen Erwin, in der Gegend von Merseburg reich begütert, behauptete sich auch gegen König Konrad (s. d.) u. behielt, als er 919 zum Deutschen Könige erhoben wurde, die Verwaltung Th.s in seiner Hand. So wurde es von Franken losgelöst u. mit Sachsen verbunden. Durch die Eroberung von Gana (Jahna), der Hauptfestung der slavischen Dolemincier, 929, durch die Gründung von Meißen u. von vielen anderen Burgen, endlich durch Niederwerfung der Ungarn 15. März 933 bei Riade (vielleicht Rietheburg an der Unstrut), durch Besiegung der Böhmen 937 wurde Th. gegen die Slaven geschützt u. bekam in dem „Legaten" Siegfried von Otto d. Gr. (s. d.) einen eigenen Verwalter. Wenig Erfolg hatten die Versuche Thankmar's, Heinrich's u. Liudolf's, das Land zum Abfall zu bewegen, die große Mehrzahl der Thüringer blieb dem Könige treu u. Markgraf Gero hielt den Frieden aufrecht. Nach seinem Tode 965 erschienen drei Markgrafen in Merseburg, Zeitz u. Meißen — hier Eckard, der Ahnherr der Wettiner (s. d.) — u. zugleich seit 968 drei Bisthümer in denselben Städten; allein schon unter Otto II. geht das Bisthum Merseburg 981 ein, u. an Stelle der drei Markgrafen wird nur einer, Günther von Meißen († 982), u. sein Nachfolger Riddag genannt, dem die Burg Meißen von den Böhmen entrissen wurde (984); von dem eigentlichen Th. ist wenig bekannt. 1002, als Eckard, der 985 die Mark Meißen erlangt hatte, nach der Königskrone strebte, trat Graf Wilhelm von Weimar entschieden für Heinrich II. (s. d.) auf. Unter dem salischen Kaiserhause erhielt Th. ein eigenes Herrschergeschlecht in den Ludewingern. Ludwig der Bärtige, der Sage nach ein Abkömmling des letzten franz. Karolingers, Karl's von Lothringen, Hofmarschall Konrad's II., u. vermählt mit Cäcilia, einer Enkelin der Kaiserin Gisela, erwarb durch Kauf u. Schenkung reiche Besitzungen in Th., erbaute 1044 die Schauenburg in der Nähe von Friedrichrode u. nannte sich, da er reichsunmittelbar war, Graf von Th. Sein Sohn u. Nachfolger, Ludwig II. der Springer (1056—1123), erbaute 1067 die Wartburg, die er seit 1076 zur Wohnung nahm, u. kämpfte fast ohne Unterlaß gegen Heinrich IV. u. Heinrich V. Seine beiden Söhne u. er selbst geriethen eine Zeit lang in Heinrich's V. Gefangenschaft, aber die Macht seines Hauses erschien dennoch so bedeutend, daß sein Sohn Ludwig I. (1122—40) von Kaiser Lothar 1130 zum Landgrafen erhoben wurde. Ist auch nicht festzustellen, welche Rechte od. Vorrechte mit dieser Würde verbunden waren, so lag doch darin die Erhebung über alle anderen Grafen Th.s ausgesprochen, u. die beständige Vergrößerung ihrer Besitzungen bis nach Hessen hin (selbst Kassel war eine Zeit lang thüringisch) reizte die Ludewinger seitdem zu den kühnsten Hoffnungen. Ludwig II., der Eiserne (1140—72), wechselte die Partei, schloß sich an die Hohenstaufen an, wurde durch Konrad's III. Nichte, Jutta, die er zur Gemahlin nahm, der Schwager Friedrich Barbarossa's u. begleitete diesen auf seinen Feldzügen in Italien. Ludwig III., der Milde (1172—90), kämpfte mit den Askaniern, welche seit 1140 Weimar, Gleichen, Orlamünde u. andere Grafschaften in Th. geerbt hatten, gegen die empörten Grafen Heinrich von Schwarzburg u. Erwin von Gleichen, gegen den Wettiner Otto den Reichen, gegen Erfurt u. Mainz u. endlich für Friedrich Barbarossa gegen Heinrich den Löwen, der ihn ein Jahr lang zu Segeberg in Holstein gefangen hielt. 1180 wurde er mit der sächs. Pfalzgrafschaft belehnt, gab dieselbe aber schon 1181 an seinen Bruder Hermann. Als er 1190 auf dem Kreuzzuge in Cypern gestorben war, ohne Söhne zu hinterlassen, folgte ihm Hermann (1190—1216, s. d.), als Landgraf mehr berühmt durch seine Liebe zur Dichtkunst u. Wissenschaft als durch seine ideenlose Interessenpolitik. Viermal wechselte er in dem Kampfe der Welfen u. Waiblinger seit 1197 die Partei, um von Jedem zu nehmen, der ihn kaufen wollte, u. brachte durch die Herbeiziehung böhm. u. ungar. Hülfstruppen fast mehr Verwüstung über sein Land als durch die Feinde selbst. Erst 1213, nachdem eben noch Otto IV. das Land verwüstend durchzogen hatte, endigte der unheilvolle Krieg, u. Hermann nahm seine gesammten Besitzungen, darunter Nordhausen u. Saalfeld, die er zum Lohne für mehrfachen Abfall erhalten hatte, in Frankfurt von Friedrich II. zu Lehn. Sein frommer Sohn Ludwig IV., der Heilige (1216—27), der Gemahl der heiligen Elisabeth (s. d.), zwang 1219 den Mainzer Erzbischof mit dem Schwerte, den Bann, welchen er auf den Vater u. auf ihn selbst gelegt hatte, zurückzunehmen, regierte als Vormund seines Neffen Heinrich's des Erlauchten (s. d.) auch in Meißen, nahm 1225 bei Mölln im Bunde mit Heinrich von Schwerin den Grafen Albrecht von Orlamünde gefangen, der für Waldemar von Dänemark kämpfte, war als treuer Genoß der Hohenstaufen 1226 in Cremona, 1227 in Aachen, starb aber schon 11. Sept. 1227 auf dem Wege nach dem heiligen Lande zu Otranto. Seine u. seiner Gemahlin Ergebenheit gegen den Franziskaner Konrad von Marburg (s. d.) brachte eine kurze Zeit über Th. alle Schrecken inquisitorischer Verfolgung. Heinrich Raspe (1227—47, s. d.), Ludwig's des Heiligen Bruder, begnügte sich nicht mit der Vormundschaft für seinen vierjährigen Neffen Hermann, sondern erklärte sich u. seinen Bruder Konrad als Landgrafen, verstieß die fromme Elisabeth von der Wartburg u. lieferte ihr erst, als die Kreuzfahrer mit der Leiche seines Bruders heimkehrten, auf deren Verlangen ihre Mitgift aus. Der junge Landgraf Hermann, dem wenigstens Hessen übertragen wurde, erneute der Stadt Kassel ihre verloren gegangenen Rechte, kämpfte gegen Ritter u. Bauern u. starb 2. Jan. 1242. Nun war Heinrich Raspe der einzige Ludewinger u. der Letzte aus dem Mannesstamme. Nach seinem Tode (Febr. 1247) entstand der unselige Thüringische Erbfolgekrieg (s. die Stammtafel). Zunächst trat der Sohn Jutta's, einer Stiefschwester des letzten Landgrafen, als Bewerber auf, Heinrich der Erlauchte (s. d.), der schon 1242 von Friedrich II. die Eventualbelehnung erhalten hatte, daneben Sophie, Herzogin von Brabant, u. sogar ihre Schwester, die Aebtissin Gertrud, als Töchter Ludwig's des Heiligen, endlich Siegfried von Anhalt als Sohn der Schwester Irmgard. Heinrich setzte sich in Weißensee fest u. kämpfte mit Glück gegen die Anhaltiner; Sophie nahm die hessischen Allode für ihren Sohn Heinrich in Besitz; der Erzbischof von Mainz, welcher seine Lehne zurückforderte, that beide in den Bann. Nach kurzem Frieden nahm Sophie 1248 auch Th. in Anspruch u. nannte ihren Sohn Landgraf, wenn auch nur von Hessen. Weder die Großen des Landes waren einig, wem sie zu gehorchen hätten, noch gab es irgend ein Gericht od. einen Kaiser. Nach u. nach aber erkannten die mächtigsten Grafen in Th. Heinrich's Recht an, der Erzbischof Gerhard belehnte ihn 1254 mit seinen Stiftslehen in beiden Landen u. der Markgraf beschwor auch, dem Verlangen seiner Cousine gemäß, sein gutes Recht auf Th. u. Hessen in der St. Katharinenkirche zu Marburg auf die Rippe ihrer heiligen Mutter. Um so heftiger begann sie den Krieg um Th. im Bunde mit ihrem Schwiegersohne, Herzog Albrecht von Braunschweig, u. später sogar mit ihrem Sohne zusammen, der inzwischen zum 18jähr. Jüngling herangewachsen war. Nach achtjährigem Verwüstungskampfe (1256—64) gerieth der Herzog von Braunschweig in die Gefangenschaft des Markgrafen. Der junge Landgraf Heinrich von Hessen verzichtete nun 1264 auf alles Lehn- u. Stammgut in Th., u. alle Streiter vereinigten sich zu einem glänzenden Turnier in Nordhausen. Die Verwaltung Th.s u. der sächs. Pfalzgrafschaft hatte Heinrich d. E. schon 1262 seinem ältesten Sohne Albrecht dem Unartigen (s. d.) übergeben u. trat sie nun durch

eine Erbtheilung von 1265 förmlich an ihn ab, gerieth aber schon 1270 mit ihm in einen Streit, der mühsam durch einen Vertrag zu Tharand beigelegt wurde. In demselben Jahre verstieß Albrecht seine Gemahlin Margarethe (s. d.), die Tochter Friedrich's II., wandte seine Liebe einem Hoffräulein, Kunigunde von Eisenberg, zu u. gerieth dann mit seinen eigenen Söhnen, **Friedrich** dem Freidigen (s. d.) u. Diezmann, in Streit, denen er ihr Erbe zu Gunsten des von Kunigunde geborenen Sohnes Apitz entziehen wollte. Wieder litt Th., das schon durch Hungersnoth, Ueberschwemmungen, Feuersbrünste u. Seuchen heimgesucht war, Unsägliches durch den Krieg des Vaters mit den Söhnen. Nur vorübergehend stellte König Rudolf, der Nov. 1289—90 in Erfurt residirte u. 66 Raubburgen niederreißen ließ, den Frieden her u. vermochte die Wettiner, ihre Lande vom Reiche zu Lehn zu nehmen. Da sich Friedrich u. Diezmann nach dem Tode Heinrich's des Erlauchten (1288) u. seines Enkels Friedr. Tuta (1291, s. die Stammtafel) der Mark Meißen u. des Osterlandes mit der Mark Landsberg bemächtigt hatten, so trat Albrecht seit 1293 mit König Adolf von Nassau in Verhandlung u. verkaufte ihm für 12,000 Mk. Silber die Nachfolge in Th. In der That bemächtigte sich der König nicht nur Th.s, sondern auch der Mark Meißen, die er als eröffnetes Reichslehen einziehen wollte. Markgraf Friedrich irrte in der Fremde umher, Diezmann hielt sich noch in der Lausitz, Meißen war von König Adolf an Wenzel von Böhmen verpfändet, von diesem wieder an Otto von Brandenburg. Nach dem Tode Adolf's (1298) gelangte Friedrich eine kurze Zeit zum Besitz eines Theils von Th., aber schon 1306 schloß sein Vater mit König Albrecht einen ähnlichen Vertrag wie mit Adolf.

### Stammtafel der thüringischen Landgrafen.

Ludwig I. Landgraf 1130. † 1140.

Ludwig II, der Eiserne, 1140—72.
Gemahlin: Jutta, Tochter Friedrich's v. Schwaben.

Ludwig III., der Milde, 1172—90. — Hermann I., Pfalzgraf v. Sachsen, 1190—1216.

Jutta. G.: Dietrich v. Meißen. — Irmgard. G.: Heinrich v. Anhalt. — Ludwig IV., der Heilige, 1190—1227. G.: Elisabeth. — Heinrich Raspe, 1227—47, deutscher König. — Konrad, Hochmeister des Deutschen Ordens. † 1241.

Heinr. d. Erlauchte. 1247—88. — Siegfried v. Anhalt. — Hermann II. † 1242. — Sophie. G. Heinrich's v. Brabant. — Gertrud, Aebtissin.

Albrecht der Unartige, 1265—1314. — Dietrich v. Landsberg. † 1285. — Heinrich das Kind, Landgraf v. Hessen. † 1308.

Friedr. d. Freidige, 1314—24. — Diezmann. † 1307. — Apitz. † 1297. — Friedrich Tuta. † 1291.

Friedrich der Ernsthafte, 1324—49.

Friedrich der Strenge, Landgraf im Osterlande. † 1381. — Balthasar, Landgraf von Thüringen. † 1406. — Wilhelm v. Meißen. † 1407.

Friedrich I., der Streitbare, sächs. Kurfürst seit 1423. † 1428. — Friedrich der Friedfertige, Landgraf von Thüringen. † 1440.

Friedrich II., der Sanftmüthige, Kurfürst von Meißen, 1428—64. — Wilhelm III., Landgraf von Thüringen. † 1482.

Ernst, Kurfürst u. Stifter der ernestinischen Linie, besitzt Thüringen. † 1486. — Albrecht, Stifter der albertinischen Linie. † 1500.

Dennoch gelang es Friedrich 31. Mai 1307 bei Lucka unweit Altenburg, das königl. Heer unter dem Burggrafen von Nürnberg vollkommen zu schlagen. Der Tod Diezmann's (1307) u. des Königs (1308) machte ihn zum alleinigen Gebieter in allen wettinischen Landen; der alte Markgraf Albrecht lebte fast ohne Anhang in Erfurt; im Auftrage Heinrich's VII. erhielt Friedrich 19. Dez. 1310 seine Länder von dem Reichsverweser Johann von Böhmen zu Lehen. Seine Kämpfe mit Brandenburg um die Lausitz u. Landsberg, seine Gefangenschaft in Tangermünde hatten auf die Zustände Th.s nur geringen Einfluß. Nach seinem Tode (16. Nov. 1324) folgte sein Sohn **Friedrich** der Ernsthafte (1324—49), Anfangs unter Vormundschaft des Grafen Heinrich von Schwarzburg, dann unter der Heinrich's XII. Reuß von Plauen. Als Schwiegersohn Kaiser Ludwig's gewann er manchen Vortheil für sein Land, mehr noch durch die „Grafenfehde" mit den Schwarzburgern u. den Askaniern von Weimar-Orlamünde. 1345 erhielt er von den Ersteren Kahla u. Greifenberg, 1346 wurden die Letzteren seine Vasallen. Unter seinen drei Söhnen, **Friedrich** dem Strengen (1349—81), **Balthasar** (1349—1406) u. **Wilhelm** (1349—1407), die 30 Jahre gemeinschaftlich regierten u. zahlreiche Erwerbungen auf Kosten der Nachbarn machten, darunter Hildburghausen, Ziegenrück, Koburg u. Sangerhausen, wurde 1373 eine Erbverbrüderung mit Hessen abgeschlossen, dann aber kam es 1379 zu einer Theilung, in der Th. an Balthasar gegeben wurde. Da sein Sohn **Friedrich** der Friedfertige (1406—40), der 1407 von Wilhelm die Hälfte von Meißen mit Dresden erbte, kinderlos starb, so fielen 1440 alle wettinischen Lande an die beiden Enkel Friedrich's des Strengen, an **Friedrich** den Sanftmüthigen (s. d.) u. **Wilhelm III.**, welche 1445 theilten u. bis 1451 den „Bruderkrieg" führten. Schon ihr Vater **Friedrich** der Streitbare (1381—1428), Anfangs nur im Besitz des Osterlandes, seit 1407 auch der Hälfte von Meißen, hatte aber 1423 zum Dank für seine Kämpfe gegen die Hussiten die kurfürstliche Würde von **Sachsen** erhalten, da der askanische Stamm ausgestorben war, u. so wurde dieser Name 1440 auch auf das seinen Söhnen zufallende Th. übertragen. Friedrich's des Sanftmüthigen Söhne Ernst u. Albert theilten endlich 1485 die gesammten wettinischen Lande in der Art, daß Th. den Haupbestandtheil des kurfürstl. od. **ernestinischen Sachsens** ausmachte (s. dessen Geschichte). — Vgl. Wachter, „Thüringische u. obersächsische Geschichte" (3 Bde., Lpz. 1826—30); Knochenhauer, „Geschichte Th.s in der karoling. u. sächs. Zeit" (Gotha 1863); Weiße, „Geschichte der kursächs. Staaten" (7 Bde, 1802 ff.); Böttiger-Flathe, „Geschichte des Kurstaates u. Königreichs Sachsen" (3 Bde., Gotha 1867 f.).

**Thüringerwald** ist dasjenige Glied des mitteldeutschen Gebirgssystems, das sich von der Einsenkung zwischen den Quellen der zur Saale fließenden Loquitz u. der zum Maingebiet gehörigen Haßlach in nordwestl. Richtung $17\frac{1}{2}$ M. weit bis zum Einfluß der Hörsel in die Werra erstreckt. Durch den genannten, 625,6 m. tiefen Einschnitt ist er vom Frankenwalde, durch das Werrathal von den Henneberger Höhen u. vom Rhöngebirge u. durch die Hörsel u. das den Wald im N. umschlingende Zechsteinband vom Thüringer Hügellande u. den letzten Ausläufern des Eichsfeldes u. des Harzes getrennt. Granitisches Gestein u. Porphyre bilden die Hauptmasse seiner Berge; seine Gesammtfläche beträgt etwa 40 □M. Das Profil des ganzen Rückens weist, mit Ausnahme der Partie des Inselberges, fast nur sanft abgerundete Höhen auf; doch fehlen scharf bezeichnete Einsattelungen nicht vollständig u. ermöglichen eine naturgemäße Eintheilung des Waldes in drei Haupttheile. Der nordwestl. Theil reicht von der Hörselmündung bis zum Heubergshause an der Straße von Schmalkalden nach Friedrichroda. Hier ist der Wald entschiedenes Kammgebirge, das nur kurze Seitenäste ausschickt u. bei einer Länge von $4\frac{1}{2}$ M. von sehr geringer Breite bis zu einer solchen von 2 M. anschwillt. Das Nordwestende bildet der 340,8 m. hohe Eichelberg; ein 392,7 m. hoher Ausläufer trägt die Wartburg; um den Kessel von Ruhla stehen der Ottowald (626,9 m.), der Höllkopf (641,9 m.), die Vogelheide (710,1 m.) &c., u. weiterhin liegt der 914,1 m. hohe Inselberg. Der mittlere Theil hat eine Länge von $7\frac{1}{2}$ M. u. reicht bis zur Einsenkung an der Schwalbenhauptswiese zwischen Gieshübel u. Oelse. In ihm liegt der höchste Berg des Waldes, der 983,6 m. hohe Beerberg; außerdem der Schneekopf (977,7 m.), die Schmücke (911,2 m.), der steil abfallende Sachsenstein (918,9 m.) u. mehrere diesen ebenbürtige Häupter. Das erst unzweideutig als Kammgebirge auftretende Glied wird am Ende mehr plateauartig, u. die höchsten Erhebungen finden sich schließlich gar nicht mehr im Kamme selbst, sondern in nördl. vorgeschobenen Posten, wie im Kickelhahn bei Ilmenau (861,8 m.) &c. Der dritte od. südöstl. Theil wird immer breiter, je weiter er nach SO. fortschreitet, u. zwischen Sonneberg u. Blankenburg erreicht er gar 5 M. Breite. Er bildet massige, breitrückige Platten mit wellenförmiger Oberfläche, aus denen abgerundete Kuppen hervorragen. Die Flußläufe sind tief in ihn eingeschnitten u. vielgewunden. Der höchste Punkt des $5\frac{1}{2}$ M. langen Gliedes ist das 868 m. hohe Kieferle. Außer ihm übersteigen noch gegen 20 andere Punkte die Höhe von 800 m. An landschaftlicher Schönheit steht dieser Theil, abgesehen von einigen reizenden Thälern, den übrigen Theilen nach. — Dem Kamme des ganzen Gebirges folgt der Rennsteig (s. d.), die alte Grenze zwischen Thüringen u. Franken. Parallelketten zum Hauptkamme finden sich nur andeutungsweise; es fließen daher fast alle Bäche strahlenförmig von ihm aus. Sie gehören im W. zum Gebiete der Weser, im SO. zum Main, im NO. zur Saale. Der Wasserreichthum ist bedeutend, er bringt dem Gebirge seine Frische u. Ueppigkeit; selbst dem kleinsten Grunde fehlt der Wasserfaden nicht; ein Wiesenstreifen zieht sich dann meist zu beiden Seiten hin, u. das Ganze ist umrahmt von hohen Bäumen, denn den Namen „Wald" trägt das Gebirge nicht ohne Grund. Der hauptsächlichste Baum ist die Fichte; Kiefer u. Tanne kommen nur in vereinzelten Beständen vor; der nordwestl. Theil aber hat auch schönes Laubholz, bes. Rothbuchen. Eiche, Ahorn, Weißbuche, Birke u. Esche treten nur untergeordnet auf. Niedrige Sträucher u. Heidel- u. Preißelbeergebüsch bedecken oft weite Strecken, u. das Einsammeln der Beeren beschäftigt im Herbste viele Hände. Das Gebirge ist, bes. im SO., ziemlich dicht bewohnt; hier trägt selbst der plateauartige Rücken noch manches Dorf; in der Mitte u. im NO. liegen die Oerter meist in den Flußthälern; doch steigen noch Gehlsen u. Oberhof (796,5 m.) bis auf den Kamm. Die höchst gelegenen Dörfer aber sind Bernhardsthal (838,1) u. Igelshieb (834,8 m.). Fast überall herrscht rege industrielle Thätigkeit, u. viele Fabrikplätze, wie Sonneberg, Suhl, Ruhla &c., haben mehr als europ. Ruf. Der Verkehr ist durch ein sorgfältig entwickeltes Straßennetz sehr erleichtert; gegenwärtig gehen 15 Straßen erster u. 7 zweiter Klasse, darunter auch

7 Postlinien, über das Gebirge. Der liebliche Charakter des ganzen Systems, seine weichen u. sanften Formen, die in gefälligen Linien auftretenden Umrisse der Berge u. die große Mannichfaltigkeit u. Abwechselung, wobei man nur kühne Felspartien u. Seen vermißt, ziehen jährlich viele Tausende Touristen u. Sommerfrischler an. Manche Plätze sind förmliche Sommerkolonien der norddeutschen Großstädte geworden. Bes. besuchte Punkte sind die Wartburg, der Inselsberg, die Schmücke, Reinhardsbrunn u. Friedrichroda, die Klosterruine Paulinzelle, der Kickelhahn, das Schwarzathal, die Kaltwasserheilanstalten Elgersburg u. Ilmenau, der Kurort Blankenburg, Rudolstadt mit seinen Fichtennadelbädern ꝛc.

Nr. 5230. Zusammenstellung der höchsten Thürme mit einigen anderen berühmten Bauwerken.
1 Kölner Dom (projektirt 156 m.), 2 Dom zu Rouen (150 m.), 3 Nikolaikirche zu Hamburg (147,50 m.), 4 Ulmer Dom (projektirt 144,50 m.), 5 Straßburger Münster (144 m.), 6 Stephansdom zu Wien (139,90 m.), 7 Peterskirche zu Rom (134,40 m.), 8 Pyramide von Gizeh (134,1 m.), 9 Kathedrale zu Antwerpen (133,20 m.), 10 Petrikirche zu Rostock (126 m.), 11 Kathedrale zu Salisbury (122 m.), 12 Paulskirche zu London (111,25 m.), 13 St. Maria del Fiore zu Florenz (107 m.), 14 Frauenkirche zu München (100,80 m.), 15 Rotunde der Wiener Weltausstellung (84 m.), 16 Asinelli zu Bologna (83 m.), 17 Siegesthurm zu Delhi (75 m.), 18 Porzellanthurm zu Nanking (68 m.), 19 Notre-Dame zu Paris (64 m.), 20 Siegesdenkmal zu Berlin (61 m.), 21 Kathedrale zu York (59,75 m.), 22 Feuersäule zu London (59 m.), 23 Glockenthurm zu Pisa (54,40 m.), 24 Trajanssäule zu Rom (46 m.), 25 Garisenda zu Bologna (44 m.), 26 Aquädukt von Segovia (33 m.), 27 Obelisk vom Lateranischen Platze in Rom (30 m.), 28 Obelisk von Luxor (22,50 m.), 29 Sphinx von Gizeh (12,50 m.), 30 Sophienkirche in Konstantinopel (59 m.).

**Thurm,** die schon in den ältesten Zeiten als Befestigungsmittel angewandte Erhöhung der Mauern, welche, in runder od. viereckiger Form vorspringend, als Vertheidigung der Seiten diente. Mit solchen Thürmen waren auch im Mittelalter nicht nur die Befestigungsmauern der Städte in der Weise versehen, daß sie auf Pfeilschußweite von einander entfernt standen (Festungsthurm), sondern auch die Thore der befestigten Städte (Thorthurm); isolirt dagegen standen in den Ritterburgen (s. d.) der als Hauptthurm dienende Bergfried u. die auf einzelnen Höhen errichteten Wartthürme. Die christliche Kirche dagegen hatte in ältester Zeit keine Thürme; sie erhielt sie erst allmählich mit der Einführung der Glocken, die, da sie ursprünglich klein u. leicht waren, keines gemauerten Th.es bedurften, vielmehr in kleinen, isolirten, neben der Kirche errichteten hölzernen Thürmen aufgehängt wurden, wie sie z. B. in Norwegen u. in Mähren noch existiren, od. auch in offenen Bogen über dem Giebel der kleineren Kirchen (Glockengiebel), od. in kleinen, auf dem Dachfirst aufsteigenden, gewöhnlich hölzernen Thürmchen (Dachreitern). Erst vom Beginn des 11. Jahrh. an finden sich höhere u. festere Glockenthürme, die nicht blos für die Glocken dienten, sondern auch als Schutzwehr gegen Angriffe, u. ein Zeichen kirchlicher Macht sein sollten. Diese älteren viereckigen od. runden Glockenthürme standen Anfangs ganz isolirt, wie es noch bis ins späte Mittelalter in Italien fast immer geschah, u. auch in Deutschland u. England vielfach vorkommt. Allmählich aber trat der Th. in architektonische Verbindung mit der Kirche, u. zwar als Hauptthurm meistens vor der Westfront derselben, wobei den kleineren, nam. einschiffigen Kirchen nur ein Th., den größeren, dreischiffigen zwei Thürme gegeben wurden, obwol auch bei diesen manchmal aus Sparsamkeitsrücksichten ein Th. genügen mußte. Ausnahmsweise wurde der Th. über dem Chor der Kirche gebaut, od. auch zwei Thürme über den Kreuzarmen, od., aber nur sehr selten (z. B. Stephanskirche in Wien), statt derselben einzelne Thürme an der nördl. od. der südl. Langseite der Kirche. Wenn der Thurmbau an der Westseite errichtet war, so bildet er allmählich auch den Zugang zum Mittelschiff (Dom in Freiburg u. Ulm) od. bei zwei Thürmen zu den beiden Seitenschiffen (Dom in Köln u. in Straßburg). Außer den beiden westl. Thürmen werden zur Verschönerung des Gebäudes den Kathedralen des romanischen od. frühgoth. Stils auch oft zwei Thürme zu den Seiten des Chores, bisweilen auch ein Kuppelthurm über der Durchschneidung vom Langhaus u. Querschiff verliehen, so daß die Kirchen des Mittelalters bisweilen sechs, ja sogar sieben Thürme (Dom in Limburg a. d. Lahn) haben. Abgesehen von den stets achteckigen Kuppelthürmen u. den bis zum 13. Jahrh. vorkommenden kleinen runden Thürmen, ist die Grundform gewöhnlich ein Quadrat, das in älterer Zeit bis zum Dache diese Form beibehält, seit dem 12. Jahrh. aber in den oberen Geschossen ins Achteck übergeht, über welchem sich gewöhnlich eine schlanke, rechteckige Spitze, der sog. Helm, erhebt od. erheben sollte. Die in älterer Zeit nicht beträchtliche Höhe der Kirchthürme stieg in der Blütezeit des Mittelalters u. noch gegen das Ende desselben bedeutend u. erscheint auch in den modernen Kirchen goth. Stils oft sehr ansehnlich. Als die über 120 m. hohen Thürme in Deutschland nennt man den des Doms in Köln, projektirt auf 156 m., der Nikolaikirche in Hamburg (modern) 147,50 m., des Münsters in Ulm (projektirt) 144,50 m., des Straßburger Münsters 144 m., des Stephansdomes in Wien 139,9 m., der Martinskirche in Landshut 138,9 m., der Michaeliskirche in Hamburg (modern) 130 m., der Petrikirche in Rostock 126 m., der Marienkirche in Lübeck 122 m.; — außerhalb Deutschlands den einen Thurm der Kathedrale von Rouen 150 m., die Kuppel der Peterskirche zu Rom 134,40 m., den Thurm der Kathedrale zu Antwerpen 133,20 m. u. den der Kathedrale zu Salisbury 122 m.

**Thurmayr,** s. „Aventin“. **Thurmschiffe,** s. „Panzerschiffe“.

**Thurn,** Heinrich Matthias, Graf v., geb. um 1580 in Böhmen, wo sich erst sein Vater angekauft hatte; war einer der kühnsten Vorkämpfer der Protestanten gegen die kathol. Habsburger.

Schon 1609 zwang er mit Colonna von Fels durch Ausrüstung einer Armee in Böhmen Rudolf II. zur Annahme des Majestätbriefs u. wurde dann einer der 30 Defensoren. Da er von Kaiser Matthias mehr noch für die Protestanten erwartete, verhalf er ihm 1611 zur Krone von Böhmen u. wurde dafür zum Burggrafen von Karlstein ernannt, aber Ferdinand entriß ihm schon 1617 dieses einflußreiche u. einträgliche Amt, weil er gegen seine Wahl opponirt hatte, u. gab ihm die Stelle eines Oberstlehnrichters, die viel Ansehen, aber wenig Einfluß brachte. Th., seitdem vom heftigsten Groll erfüllt, berief als Defensor einen Protestantentag wegen des gewaltsamen Schlusses zweier protest. Kirchen (s. „Dreißigjähriger Krieg"), u. ließ, als dieser verboten wurde, 23. Mai 1618 zwei Räthe zum Fenster hinausstürzen. Sofort übernahm er die Führung des Heeres zur Vertreibung der Jesuiten u. der habsburgischen Besatzungen, stand im Juni u. im Okt. 1619 vor u. in Wien, mußte jedoch trotz der Hülfe der österr. Protestanten wieder abziehen. Nachdem er 8. Nov. 1620 die Schlacht am Weißen Berge verloren, irrte er eine Zeit lang umher, um neue Hülfe gegen Oesterreich zu suchen, führte 1623 Bethlen Gabor türk. Hülfe zu, trat damit in den Dienst Venedigs, 1627 Dänemarks, 1631 Schwedens, u. zog unter Arnim im Nov. 1631 noch einmal in Böhmen ein. Vergeblich waren 1633 in Dresden seine Unterhandlungen mit Wallenstein über die Annahme der böhm. Krone. Im Okt. 1633 wurde Th. mit seinen Schweden bei Steinau a. d. O. in Schlesien von Wallenstein zur Kapitulation gezwungen. Obwol bald darauf freigelassen, verschwindet Th. seitdem aus der Geschichte.

**Thurn u. Taxis** (ital. della Torre e Tassis), ein altes, aus Italien stammendes, ehemals reichsunmittelbares Adelsgeschlecht in Deutschland, dessen Ursprung auf die 1237—1311 in Mailand herrschenden della Torre zurückzuführen ist. In den Fehden mit dem Hause Visconti unterlegen, ließ sich Lamoral della Torre 1313 im Gebiete von Bergamo nieder u. nahm von dem ihm dort zugehörigen Berge Tasso (Dachsberg) den Beinamen del Tasso, später de Tassis an. Sein Urenkel Roger I. **v. Th. u. T.** wandte sich nach Deutschland u. wurde 1450 von Kaiser Friedrich III. zum Ritter geschlagen. — Franz **v. Th. u. T.**, ein Sohn des Vorigen, rief 1516 die erste Post zwischen Wien u. Brüssel ins Leben; sein Haus ward sodann mit dem erblichen Generalpostmeisteramte im Deutschen Reich u. in den spanischen Niederlanden beliehen. Seit 1621 reichsgräflich, seit 1686 reichsfürstlich u. seit 1785 durch Kauf im Besitz der reichsunmittelbaren Herrschaften Friedberg, Scheer, Dürmentingen u. Bussen, erhielt es im Reichsdeputationshauptschluß von 1803 als Entschädigung für den Verlust der Posten in den österr. Niederlanden u. auf dem linken Rheinufer das Fürstenthum Buchau sowie die Abteien Marchthal u. Neresheim, das Amt Ostrach, die Herrschaften Schemmerberg u. die Weiler Tiefenthal, Frankenhofen u. Stetten. Für die in Preußen verlorenen Posten ward es 1819 durch das Fürstenthum Krotoschin im Posen'schen entschädigt, u. für die Ueberlassung seiner gesammten Postgerechtsame wurden ihm 28. Jan. 1867 9 Mill. Rt. gezahlt. Den Titel „Erbgeneralpostmeister" führt indeß das jedesmalige Haupt des Hauses noch fort. Die gesammten Besitzungen des aus einer Aelteren u. Jüngeren Speziallinie bestehenden Hauses haben einen Flächeninhalt von mehr als 34½ □M. Gegenwärtiger Standesherr ist Fürst Maximilian Maria Karl Joseph Gabriel Lamoral **v. Th. u. T.**, geb. 24. Juni 1862, der 10. Nov. 1871 seinem Großvater, dem Fürsten Maximilian Karl **v. Th. u. T.** (geb. 3. Nov. 1802), unter Vormundschaft seiner Mutter Helene, einer geborenen Herzogin in Bayern, u. des Kaisers Franz Josef von Oesterreich folgte. Derselbe ist erblicher Reichsrath in Oesterreich u. Bayern u. erbliches Mitglied des preuß. Herrenhauses sowie der Ersten Kammer in Württemberg. Sein Wohnsitz ist Regensburg.

**Thurocz**, s. „Turocz". **Thusnelda**, s. „Hermann".

**Thymian** (Thymus vulgaris), eine bekannte aromatische Gartenpflanze aus Südeuropa, welche in vielen Gegenden wie Majoran in der Küche als Gewürz benutzt wird. Die Pflanze wird 15—20 cm. hoch u. bildet einen kleinen aufrechten Strauch mit kleinen, eiförmigen Blättern u. röthlichen od. weißlichen Lippenblumen. Eine inländische Art (Th. Serpyllum) von aromatischem Wesen kommt zwar nicht als Küchengewächs, aber doch vielfach in der Arzneiwissenschaft als „Quendel" zur Anwendung. Auch sonst giebt es noch mancherlei Thymianarten von ähnlichem Gebrauche, welche sich sämmtlich durch ihren Gehalt an ätherischen Oelen auszeichnen. So hat Th. citriodorus (Citronenquendel) in Südeuropa einen starken Citronengeruch, u. andere Arten wieder (Th. Chamaedrys, copitatus, Zygis, Mastichina, Tragoriganum), die ebenfalls in Südeuropa vorkommen, erinnern an unsern Th.

**Thymol** (Thymiankampher), ein in neuerer Zeit wegen seiner antiseptischen Eigenschaften allgemein bekannt gewordener Stoff, der sich fertig gebildet in drei verschiedenen Pflanzen, dem Thymian (Thymus vulgaris *L.*), der Monarda punctata *L.* u. in der Ptychotis Ajowaen *Del.*, vorfindet. Das Th. bildet den schwerer flüchtigen Bestandtheil der aus diesen Pflanzen gewonnenen ätherischen Oele u. wird erhalten, wenn man den zwischen 230 u. 235° C. siedenden Antheil des Thymianöles für sich auffängt; nach dem Erkalten krystallisirt das Th. heraus. Aus dem Monardaöle scheidet sich das Th. schon bei längerem Stehen in Krystallen ab; die reichlichste Menge jedoch liefert das Ajowanöl. Das Th. bildet farblose, durchsichtige Krystalle von schwachem, aromatischem Geruch, der von dem des rohen Thymianöles etwas verschieden ist; es schmeckt stechend gewürzhaft, verhält sich gegen Pflanzenfarben neutral. In Alkohol u. in Aether ist es leicht löslich, von Wasser dagegen braucht es 333 Theile zur Lösung. Beim Erhitzen schmilzt das Th. (bei 48 bis 52° C.) u. siedet bei 230° C.; die entweichenden Dämpfe verdichten sich beim Abkühlen wieder zu unverändertem Th. Die chemische Zusammensetzung des Th. läßt sich durch die Formel $C_{20}H_{14}O_2$ ausdrücken; seinem chemischen Charakter nach kann man das Th. derjenigen Gruppe von Alkoholen zurechnen, zu denen das Phenol u. Cresol gehören. Das Th., von Arppe zuerst genauer untersucht, wurde (1868) von Pasquet als antiseptisches Mittel zum Ersatze der durch ihren Geruch belästigenden u. auch zu stark wirkenden Carbolsäure (Phenol) empfohlen. Dieser seiner Verwendung wegen wird es jetzt ebenso wie damit bereitete Präparate, Zahnpulver, Mundwasser u. dgl. in den Apotheken geführt.

**Thymusdrüse** (Brustdrüse, Milchfleisch, Briesel) ist eine Blutdrüse, die sich nur beim ungeborenen Kinde u. während des ersten Lebensjahres in vollkommener Ausbildung vorfindet, allmählich aber verschwindet, so daß nach den Pubertätsjahren nur ein geringes Ueberbleibsel davon übrig ist. Sie liegt hinter dem oberen Theile des Brustbeines, ist glatt, länglich, drei- od. viereckig u. besteht aus zwei Seitenlappen. Die Funktion dieses Organs ist noch eben so wenig bekannt wie die der Schilddrüse u. der Milz; man vermuthet, daß sie bei der Bereitung u. Verjüngung des Blutes thätig ist.

**Thyrsus** (vom griech. θύρσος), der mit Weinlaub u. Epheu umwundene, in einen Fichtenzapfen auslaufende leichte Stab, den die Geweihten des Bakchos bei feierlichen Aufzügen trugen.

**Ti**, chemisches Zeichen für Titan.

**Tiara**, eine Art hoher spitzer Mütze, wie sie nach Herodot von den pers. Königen u. Vornehmen getragen wurde, später Bezeichnung der kathol. Bischofsmütze. In der Regel braucht man das Wort jetzt nur von der päpstlichen T. Dieselbe war ursprünglich einfach spitz u. nur mit einer Krone umgeben; die zweite Krone (das regnum) soll von Nikolaus II. (gest. 1061), die dritte (das triregnum) von Clemens V. (gest. 1314) hinzugefügt worden sein. So entstand die jetzige T. od. „dreifache Krone", welche reich mit Edelsteinen verziert ist u. auf ihrer Spitze eine Kugel mit dem Kreuze trägt. Die drei Kronen werden bald auf die Herrschaft in den drei (damals bekannten) Welttheilen, bald auf die weltliche, geistliche u. allgemeine Herrschaft bezogen.

Nr. 5231—33. Tiaren.

**Tibbu** od. Tebu (afrik. Volksstamm im östl. bez. südöstl. Theile der Sahara. Die Grenze ihres Gebietes nach W. gegen die Tuareg geht von der Oase Sebba im N. (15° östl. Länge von Greenwich) quer durch Fessan nach S., greift bis 13° östl. Länge u. weist z. B. Murzuk u. die Oase Kauar mit zu ihrem Lande. Das Südende dieser Grenze ist am Nordrand von Bornu; die südwestlichsten T. sind die Tebu Daza nordwestl. vom Tsade, doch sind sie hier vielfach mit Kanuris, z. B. auch in Kauar gemischt; der Sultan jedoch ist aus ihrer Mitte. Auch Fessan ist wenigstens heute keineswegs von seßhaften T. bewohnt u. Kuira ist entvölkert. Brunnen u. Oase Jat rechnen die T. als zu ihnen gehörig, Kanem jedoch am Nordufer des Tsade hat Kanuribevölkerung. Durch dieses ihr westl. Gebiet geht die große Karawanenstraße Tripolis-Murzuk-Kuka, u. hier sind die T. nomadische Viehzüchter, besitzen große Herden, nam. vorzügliche Esel u. die schönsten Reitkameele, treiben auch Handel, gelten aber

für höchst unzuverlässig u. gefährlich. In diesem westl. Gebiet finden sich viele Natronseen u. große Felder voll reiner Soda; Salz ist der Haupterwerbsgegenstand des Wadi von Bilma, u. die runden Salzkuchen von hier werden in der südl. Sahara u. im Sudan als Münze gebraucht; doch ist der Salzhandel ganz in der Hand der Tuaregs. Der nordwestlichste Stamm, die Tebu Peschade, welche sich selbst Teda nennen, haben ihren Hauptsitz östl. von der Karawanenstraße, in dem Gebirgsland Tibesti, das sie selbst Tu Felsen nennen, 16—21° östl. Länge von Greenwich u. 18—21° n. Br. Der erste Europäer, der sie hier 1869 besuchte, Nachtigal, rechnet in dessen nach NW. abfallenden Thälern Abo, Tao, Marmar, Zuar, Yoo, Ao u. Maro, 3000, auf der andern Seite des Gebirges in Bardai u. Aozo 2000, im ganzen Südosttheile, von Tumor bis Borgu u. Wanyanga 2000 E., zusammen 7000 E. Die Oase Kauar wird auf 3170 E. veranschlagt. Die höchste, bis jetzt genauer geschätzte Spitze in dem zwischen Bardai u. Tao von NW. nach SO. ziehenden Tarsogebirge erreicht 2400 m. Im S. von Tibesti liegen Borgu u. Bodele, von Nachtigal ebenfalls als erstem wissenschaftlichen Reisenden 1871 besucht, wo die Dongosa wohnen, u. dessen seßhafte Bevölkerung in Tippi 1800, in Budu 900, in Yarda 1200, in Yen, Ngurr, Elleboï rc. 1000, zusammen 5000 Köpfe beträgt. Die Nomaden, Bulgeda, sollen bes. mit den Nakazza (Wun) wenigstens eben so viel ausmachen, so daß man die Leute von Borku u. die Bulgeda zusammen auf 10,000 schätzt. Weiter nach dem Tsade zu liegt Egai mit den Djagara. Eine Verbindung zwischen dem Tsadesee u. Borgu scheint der noch räthselhafte Fluß Bahr el Ghasal zu bilden, sonst giebt es überall nur Ennedis (s. v. a. Wadis), also nicht perennirende Gewässer. Das Südostende des Tarsogebirges scheint in Wanjanga od. Wadschanga, direkt östl. von Borgu, zu sein, in dessen zwei Dörfern Wadi Yoa u. Wadi Teli 1000 bis 1200 E. sein mögen. Noch weiter im SO. liegt Ennedi, wo die Bele od. Bideyat in einem Dutzend Dörfern 7000 Seelen zählen, u. von denen südl., südöstl. u. südwestl. noch vielnamige Tebustämme bis an die Grenzen vom ägyptischen Sudan u. Wadai wohnen. Der Erforschung des noch unbekannten NO. des Landes der T., das eben nur aus Hammadawüste mit weitverstreuten Oasen besteht, ist die 1878 unternommene Expedition von Rohlfs gewidmet. Die T., welche gar keine historische Erinnerung bewahrt haben, werden von Rohlfs schon ihrer Sprache wegen zu der schwarzen Rasse gezählt; doch fehlen ihnen viele Merkmale der reinen Neger. Sie sind schlank, ihre Hautfarbe schwankt zwischen glänzend Dunkelschwarz u. Kupferroth, sie haben lange Haare, lebhafte Augen, eine nicht aufwärts gebogene Nase u. weniger dicke Lippen als die Neger. Aeußerlich bekennen sie sich zum Islam. Es giebt drei Klassen unter ihnen, die Maina od. Edlen, das Volk u. die Schmiede, welche letztere eine ganz eigenthümliche Stellung haben. Industrie treiben sie nicht, nur Matten u. Schläuche wissen sie zu bereiten. Die Männer tragen im Winter ein Ziegenfell, im Sommer eine Tobe aus dunklem Sudankattun, die Frauen umschlingen sich meist mit einem dunkeln Kattunstück. Ihre Behausungen sind entweder sauber aus Dattelpalmzweigen geflochtene od. ganz niedrige, mit Dumpalmblättern behängte Hütten od. rohe Steinkonglomerate od. Felsenhöhlen. Je nach der Zeit der Dattelreife wandert die Bevölkerung hin u. her, fast immer hat sie mit Hunger zu kämpfen.

**Tiber** (ital. Tevere, lat. Tiberis), ital. Fluß, entspringt aus zwei Quellbächen am Monte Coronaro. Er durchläuft zunächst in nordsüdl. Richtung ein erst wildes, später liebliches Längenthal bis Perugia; unterhalb desselben durchbricht er eine westl. Kette des Apennin, ist hier von steilen Wänden eng eingefaßt u. empfängt rechts den Nestore, den Abfluß des Sees von Perugia (lacus Trasimenus) u. links den Topino. Bei dem Austritte aus diesem Querthale nimmt er die durch die Chiana (Clanis) verstärkte Paglia auf, von welchen die kanalisirte erstere, aus einer lange versumpften, jetzt trocken gelegten Senke kommend, auch zugleich zum Arno abfließt. Von hier bis zum Soracte folgt er dem Längenthale der Chiana u. nimmt links seinen bedeutendsten Nebenfluß, die Nera (Nar) auf. Das Tiberthal erweitert sich dann zu breiteren Wiesengründen, u. bei Territa tritt der nun gelb gefärbte T. (daher schon von den Römern flavus Tiberis genannt) in die Küstenebene Campagna di Roma, die er in gewundenem Laufe durchfließt u. öfters überflutet. 5 M. vor seiner Mündung, unmittelbar vor Rom, geht ihm noch der Teverone (Anio) zu. Auf einer Strecke von 3460 m. bespült er Rom, trennt den rechts liegenden vatikanischen Stadttheil Borgo u. Trastevere von der eigentlichen Stadt u. mündet nach einem Laufe von 50 M. in zwei Arme getheilt in das Tyrrhenische Meer. Der südl. Arm ist die versandete Fiumara, der nördl., der Fiumicino, ist schiffbar. Die waldige u. sumpfige Insel zwischen beiden heißt Isola sacra. Der T. ist nur die letzten Meilen seines Laufes für kleine Fahrzeuge schiffbar; von Rom abwärts gehen kleine Dampfer bis zu seiner Mündung. Der Lieblingsgedanke Garibaldi's, die Regulirung des T. durch die Küstenebene, ist bis jetzt von Parlament u. Regierung mehr verschleppt als verhandelt worden u. wird wol nicht sobald zur Ausführung kommen. Die ungenügende Benutzbarkeit des Flusses bis Rom veranlaßte seiner Zeit Ancus Marcius zur Anlage der Hafenstadt Ostia an der Mündung des Hauptarmes. — Der Sage nach erhielt der Tiberis seinen Namen dadurch, daß Tiberinus, der König von Alba Longa, in ihm ertrank u. darauf als Gott des Flusses betrachtet wurde; vorher hieß er Albula.

**Tiberias** (jetzt Tabarije), Stadt auf dem westl. Ufer des Sees Genezareth im nördl. Palästina, um 27 n. Chr. von Herodes Antipas gegründet u. zu Ehren des Kaisers Tiberius benannt. Wegen des vielen heidnischen Wesens in ihr war T. den Juden Anfangs ein Greuel; im Neuen Testament wird es daher nur dreimal im Evang. Joh. (6, 1. 23. 21, 1) erwähnt. Dagegen wurde die Stadt nach der gänzlichen Vertreibung der Juden aus Jerusalem (135 n. Chr.) ein Hauptsitz der jüd. Gelehrsamkeit u. seit dem Ende des zweiten Jahrh. auch des sog. Synedriums unter dem Vorsitze des Nasi od. Schulhauptes (bis 425). So entstand hier um 200 die sog. „Mischna" u. die palästinische „Gemara" (s. „Talmud"). Erst im 5. Jahrh. werden auch christl. Bischöfe von T. erwähnt. 637 wurde die Stadt von den Arabern erobert, war unter den Kreuzfahrern eine Zeit lang wieder Bischofssitz, bis sie 1187 in die Hände Saladin's, 1518 in die der Türken fiel. Das heutige T. ist seit dem großen Erdbeben von 1837 stark verfallen u. entvölkert; die Umgegend ist fruchtbar, gilt jedoch für ungesund. Von den höchstens 3000 E. gehört die Hälfte den Juden an, welche hier sieben Synagogen besitzen; außerdem befindet sich in T. ein lat. Kloster mit einigen Franziskanern. Merkwürdig sind die Ruinen des alten Kastells im N. der Stadt, der jüd. Begräbnißplatz im W. mit den Gräbern des Rabbi Akiba u. des Maimonides, sowie die heilkräftigen heißen Quellen im S., die berühmten „Bäder von T.", welche schon im 1. Jahrh. n. Chr. bekannt waren u. noch jetzt stark benutzt werden.

**Tiberius** Claudius Nero, zweiter röm. Kaiser (14—37 n. Chr.), Sohn des T. Claudius Nero u. der Livia Drusilla, welche später den Octavian heirathete, wurde 16. Nov. 42 v. Chr. geboren u. erhielt 24 v. Chr. die Erlaubniß, die Reihe der öffentlichen Aemter vor dem gesetzmäßig bestimmten Lebensalter zu beginnen, wurde zunächst Quästor u. als solcher meist mit dem Getreidewesen beschäftigt, that seine ersten Kriegsdienste im Cantabrischen Feldzuge (25—19 v. Chr.), setzte später (20 v. Chr.) den Tigranes wieder in die Herrschaft über Armenien ein, kämpfte siegreich gegen die Parther u. verwaltete dann einen Theil des transalpinischen Galliens, die sog. Gallia comata. Gemeinschaftlich mit seinem Bruder Drusus kämpfte er gegen die Alpenvölkerschaften der Rätier u. Vindelicier u. besiegte sie im Aug. 15 v. Chr., wofür er im J. 13 durch das Konsulat ausgezeichnet wurde. Von seiner Gattin Vipsania Agrippina, die ihm einen Sohn, Drusus, schenkte, mußte er sich trennen, um Julia, die Tochter des Augustus u. Wittwe des Agrippa, zu heirathen, doch war die Ehe mit der sittenlosen Julia keine glückliche. Noch vor seiner Vermählung zog er 11 v. Chr. gegen Pannonien zu Felde u. errang sich mit Drusus u. Augustus die insignia triumphalia, die Triumphehrenzeichen. Neuen Ruhm erntete T. 9 v. Chr. durch die Dämpfung der in Pannonien ausgebrochenen Unruhen. 8 v. Chr. zog er mit Augustus über die Alpen u. erhielt an des gestorbenen Drusus Stelle den Oberbefehl gegen die Germanen, deren Häuptlinge er in gegenseitige Zwistigkeiten verwickelte u. zum Theil meuchlerisch tödten ließ, worauf er mit Augustus zusammen den Ehrentitel eines Imperators bekam u. nach Rom zurückkehrte. 8 v. Chr. zum Tribun auf fünf Jahre gewählt, ging T. entweder neidisch auf die Enkel des Augustus od. um Julia zu meiden, nach Rhodos u. kehrte erst im J. 2 v. Chr. nach Rom zurück u. feierte L. Cäsar, den einen der Enkel des Augustus, die innerhalb dreier Jahre beide gestorben waren, in einer wol ehrlich gemeinten Elegie. 4 n. Chr. adoptirte ihn Augustus u. auf seinen Antrieb zugleich den Agrippa Posthumus. Von Neuem auf fünf Jahre zum Tribun gewählt, zog T. wieder nach Germanien, um dort Ruhe herzustellen, u. drang über die Weser bis zur Lippe vor, ließ seine Legionen Winterquartiere beziehen u. begab sich selbst wieder nach Rom. Als das Markomannenreich König Marbod's (s. d.) gefährlich zu werden begann, wendete sich T. im J. 6 n. Chr. gegen diesen, schloß aber, da sich Pannonien u. Dalmatien wieder erhoben, schnell Frieden u. brachte jene Länder nach vierjährigem Kampfe wieder zur Ruhe. Nach der Niederlage des Varus (s. d.), 10 n. Chr., zog T. an den Rhein, wurde aber dort bald von Germanicus abgelöst. Von Neuem zum Tribun u. zugleich zum Prokonsul in allen Provinzen gewählt, wurde T. von Augustus, der, jetzt vereinsamt, in T. seine einzige Stütze sah, an die

Spitze des neuorganisirten geheimen Rathes gestellt, auch sollte er mit Augustus zusammen das Lustrum (das große Reinigungsopfer) u. die Censur (Bürgerzählung, Abschätzung u. Sittenkontrole) abhalten; Augustus starb jedoch 19. Aug. 14 n. Chr. u. T. übernahm die Regierung, die er in den ersten Jahren in löblicher Weise führte. Er war sparsam u. trug Sorge für eine gute Rechtspflege. Seine unglückliche Ehe jedoch, das Mißtrauen gegen seine Mutter u. der Neid auf den glücklichen Germanicus, den er vom Kriegsschauplatz abrufen ließ, als dieser eben im Begriffe stand, durch einen entscheidenden Sieg neuen Kriegsruhm zu ernten, brachten eine schreckliche Umwandlung im Charakter des T. hervor, bis der Tod eines Freundes, seines Sohnes u. seines Enkels ihn gänzlich von der Menschheit loszulösen schienen (23 n. Chr.). Seine Regierung ward nun zu einer ununterbrochenen Kette von Greuelthaten. Die entsetzlichste Delatoren- u. Zuträgerwirthschaft begann. Von Rom, wo er sich nicht sicher fühlen mochte, ging T. 26 n. Chr. nach der Insel Capreä u. führte dort ein schändliches Leben, während er die Staatsgeschäfte seinem Günstling Sejanus überließ, der jedoch schließlich dem Blutdurste des Kaisers ebenfalls zum Opfer fiel, um Macro seinen Platz zu lassen. T. starb 16. März 37 n. Chr. bei Misenum, ungewiß, ob natürlichen Todes od. durch Macro während einer Krankheit unter Decken erstickt. T. rein zu waschen od. wenigstens möglichst zu entschuldigen gegen die schweren Anklagen der alten Historiker, nam. gegen Tacitus, versuchte A. Stahr („T.", Lpz. 1863), u. nachdem Pasch („Zur Kritik der Geschichte des T.", Altenb. 1866) diesen widerlegt hatte, von Neuem Freytag, „T. u. Tacitus" (Berl. 1870), jedoch muß man auch diese „Rettung" als mißlungen bezeichnen. — Zum Helden einer Tragödie wurde T. von Jul. Grosse gemacht (Wien 1876).

Nr. 5231. Trachten in Tibet

**Tibet,** auch Thibet od. Thibet Merino, ein geköpertes Wollenzeug, aus feinstem Kammgarn gewebt, mit etwas wolliger Oberfläche, wodurch es sich von den eigentlichen Merinos unterscheidet. Die Tibetfabrikation wird in Deutschland vorzüglich in Sachsen u. Thüringen (Gera) u. in der Umgegend betrieben.

**Tibet** od. Tübet, das an Umfang u. absoluter Höhe gewaltigste aller Hochplateaux der Erde, ist die riesige Bodenanschwellung zwischen den beiden wichtigsten Gebirgen Innerasiens, dem Küen Luen (s. d.) im N. u. dem Himalaja (s. d.) im S., die sich von 75° östl. Länge von Greenwich an zwischen 28 u. 36° n. Br., nach O. immer breiter werdend, bis in das sinische u. hinterind. Gebirgssystem erstreckt, einheimisch Bod yul, chines. Sitsang, sonst auch Hochland von Khor genannt, wobei aber das große Gebirgsland im SO., das Quellland der hinterind. Ströme, das zu T. gehört, nicht einbegriffen ist. T. umfaßt 30,651 □M. mit 6 Mill. E. Der äußerste W. u. SW., d. h. der Oberlauf des Satledsch u. der größte Theil des Indusoberlaufes, stehen unter engl. Einflusse, alles Uebrige ist chines. Vasallenland. Letzteres zerfällt in das ackerbautreibende Thal des Yaru-tsang-bo, des oberen Brahmaputra, im S., von 87° östl. Länge an bis zu dessen Durchbruch durch den Himalaja, ca. 2380 □M. mit $4\frac{3}{4}$ Mill. E., eine kleine, dicht bewohnte Mulde, u. nördl. davon das übrige ausgedehnte Land, von dem $\frac{1}{3}$, 9420 □M., geradezu als unbewohnt gelten, während auf die übrigen 18,850 □M. sich der Rest von $1\frac{1}{4}$ Mill. Bewohnern als Nomaden u. Räuber vertheilt. Eine andere, weit verbreitete Eintheilung des ganzen T. ist die in Westtibet u. Osttibet od. Tsientsang u. Heutsang od. auch Klein- u. Großtibet. Von dem westl. kleinen T. gehören aber heute die beiden Landschaften Balti u. Ladakh (s. d.) zu Kaschmir, u. nur das Quellland des Indus nördl. bis zum westl. Küen-Lüen gehört noch heute, wenigstens nominell, als Gnari-khorsum u. als Mang-yul zu China. Das ganze Plateau liegt zwischen 4000 u. 6000 m. über dem Meere u. zeigt im bei weitem größten, vor Allem dem nördl. Theile, den Charakter trostloser Unfruchtbarkeit; fast die Hälfte des Jahres ist es mit Schnee u. Eis bedeckt; der NO. ganz bes. zeichnet sich im Winter durch Kälte, Staubstürme u. Schneemangel aus; die Sommer dagegen sind überaus heiß. Neben zahllosen, mit ewigem Schnee bedeckten Bergriesen u. ihren Gletscherfeldern an den Rändern enthält es aber auch tief eingeschnittene Thäler u. kesselförmige Einsenkungen, in welchen sich die den Gebirgen entströmenden Wassermassen sammeln. Wo diese keinen Abfluß finden, wie in der Mitte u. im NW., entstehen größere Seen, wie im NW. die Namur-, südöstl. von diesem die Taroghjuseen; in der Mitte liegt, umgeben von zahlreichen kleineren, der große Tengri-Nor u. südl. von ihm der Jangbrok-Nor, der eine Insel umschließt. Alle diese sind Salzwasserseen, verbreiten Meergeruch u. werden als Reste eines großen Hochplateausees angesehen. Bekanntere Seen in den Randgebirgen sind bes. im S. der Manasarówara u. Rawana, die Quellseen des Satledsch, u. der Kuku-Nor im Brahmaputragebiet. Die großen Flüsse von T. laufen nur in den Randgebirgen, meist in großartigen Längenthälern hin, so der Indus mit dem Satledsch nach NW. u. W., der Jarudsangbo od. Brahmaputra nach O. auf der Nordseite des Himalaja, aus dem mittleren Küen-Lüen der Hwangjo u. der Jangtsekiang im NO. u. O., aus dem Sinischen System der Mekhong u. Saluen im O. u. SO. Von den verschiedenen Gebirgsketten, die T. meist in ostwestl. Richtung durchziehen, werden genannt, sind aber noch nicht genauer erforscht, das Gangdisrigebirge nördl. der Satledschseen, das Tsanggebirge südl. u. südwestl. des Tengri Nor u. südöstl. von diesem das Koirangebirge. Die erste der vielen, fast ganz unbekannten Ketten im O., im Sinischen System, ist das von SW. nach NO. streichende Tanglagebirge, in welchem unter einer ganzen Reihe von Schneegipfeln der Ninjingtangla, südl. von Tengri Nor, auf 8200 m. geschätzt worden ist. In den anbaufähigen Strichen gewinnt man bes. schwarze Gerste, Erbsen, Rüben u. Kohl, wenig Weizen, noch weniger Reis, Früchte u. Holz gar nicht. Merkwürdig ist, selbst in ganz unfruchtbaren Gegenden, der Thierreichthum; zu nennen sind vor Allem weißbrüstige Argali, das Bergschaf, die Antilopenarten Orongo u. Ada, der wilde Esel, der gelblich-weiße Wolf, der prächtige langwollige Ochs od. wilde Yak, auch Bären, Marder, Füchse, Korsake, Hasen u. Mäuse kommen vor; von Vögeln sind am zahlreichsten in Nordtibet Lämmergeier u. Raben. Bes. in Südtibet zieht man große Herden von Pferden, Rindern u. Schafen; auch Luchse, Tiger u. Elefanten sind im S. u. SO. nicht selten. Gold giebt es in Menge eingesprengt, als Körner u. im Sande, auch Silber, Eisen, Steinsalz, Lapis lazuli u. Türkise. Die menschlichen Bewohner haben mongolisches Gepräge, mittlere Größe, dunkles Haar, das sie nicht scheren, wenig Bart, kleine geschlitzte Augen, kurze Nase, dünne Lippen u. großen Mund. Sie sind tapfer u. ehrlich u. lieben prachtvolle Kleider. Seltsam ist ihre Begrüßung: zum Hutabnehmen streckt man die Zunge heraus u. kratzt sich hinter dem rechten Ohre. An der Nordgrenze, in den mittleren Ketten des Kuen Luen, dem Burthan Buda, Schuga, Kukuschili u. Bayankhara sitzen Mongolen, im S. viele Inder. Man findet gute Goldschmiede, ausgezeichnete Bildner u. Edelsteinschneider; neben der Metallarbeit giebt es Weberei u. Färberei, Töpferei u. Papierfabrikation aus Baumbast. Hauptbeschäftigung ist die Viehzucht u. damit verbunden der Handel mit Schafwolle, den weichen u. reinen Ziegenvließen, den seidenartigen Yakschweifen ꝛc. T. ist das Land der buddhistischen Hierarchie; an der Spitze stehen der Dalai Lama u. der Bogdo Lama (s. Lamaismus), beide Inkarnationen Buddha's. 10 Oberrichter, Kutuchtus genannt, sind die Verkörperungen der vornehmsten buddhistischen Heiligen. Man rechnet 84,000 Lamen od. Priester u. 3000 Klöster, worunter auch Nonnenklöster.

Der Islam herrscht im W. u. ist überall geduldet, auch 8000 röm. kathol. Christen giebt es unter einem apostolischen Vikar seit 1860. Auch dieses eigentliche T. ist nur in beschränktem Sinne China unterworfen; zwar überwachen zwei Großmandarine von Lhassa aus das ganze Staatsgetriebe, alle drei Jahre zieht eine Gesandtschaft nach Peking, um die Abhängigkeit zu bezeugen; die chines., im Solde des Kaisers stehende Heeresmacht hat sechs Hauptposten inne, doch sind in Wirklichkeit immer noch die Lamen u. der Dalai Lama die Herren des Landes. Von 752–1750 gab es von China abhängige Könige in T., seitdem hat der Dalai Lama geistliche u. weltliche Macht in seiner Hand, die letztere aber übt faktisch ein Stellvertreter, der Nomekhan od. Tsangvang, den vier Kalons, Minister, unterstützen. Die ihm zu Gebote stehende tibetanische Heeresmacht soll 64,000 Mann zählen, mit Helmen u. blechernen Schuppenpanzern, Schilden, Bogen u. Pfeilen, Lanzen u. Dolchen bewaffnet. Eine gut unterhaltene Hochstraße durchzieht T. bis Gartok im SW. des Indus. Hauptstadt ist Lhassa (s. d.). Südwestl. davon liegt Digartscha od. Schigatze mit 9000 E., Kirong hat 3–4000, das Taschilumpokloster bei Schigatze 3300, das Debangkloster bei Lhassa 7700, das Goldankloster ebenda 3300 u. das Saraikloster ebendort 5500 E.

**tibetanische Sprache u. Literatur.** Die Sprache Tibets gehört mit den übrigen transhimalajischen Sprachen, den subhimalajischen (Nepalesisch) 2c., dem Burmesischen, Siamesischen u. Chinesischen, zu den sog. einsilbigen Sprachen Hinterasiens, deren Einsilbigkeit aber, wie jetzt von den neuesten Forschern allgemein anerkannt wird, nicht ursprünglich ist, sondern nur auf allmählicher Abschleifung von Konsonantengruppen u. ganzen Silben beruht; das Tibetanische nimmt unter ihnen allen die älteste Stufe ein, wie schon die vielen noch geschriebenen, aber nicht mehr ausgesprochenen Konsonanten derselben beweisen (z. B. bsgrags, spr. dag); natürlich wurden einst zwischen diesen vielen dicht neben einander geschriebenen Konsonanten Vokale gesprochen. Andere hinterind., ebenfalls einsilbige Sprachen, wie z. B. das Peguanische, Karenische, Anamitische 2c., gehören nicht so eng zu der obigen Gruppe, sondern scheinen vielmehr eine Zwischenstufe zwischen derselben u. den nichtarischen Sprachen Mittel- u. Südindiens (den Kolsprachen u. den drawidischen) zu bilden. Von Grammatiken u. Wörterbüchern des Tibetanischen sind neben den veralteten von Csoma, Schröter u. Schmidt hauptsächlich die von dem gelehrten Missionar Jäschke („Grammar", Kyelang 1865; „Wörterbuch", Gnadau 1871) wie die mehr sprachvergleichenden Abhandlungen Schiefner's u. Jäschke's im Bulletin der Petersburger (1851) u. in den Monatsberichten der Berliner Akademie (1867) zu nennen. Die tibetanische Literatur ist sehr reichhaltig, besteht aber meist aus Uebersetzungen buddhistischer Sanskritwerke, welche seit dem 7. Jahrh. n. Chr., wo der Buddhismus in Tibet Eingang fand, ins Tibetanische übertragen wurden u. nun in zwei ungeheueren Sammelwerken vorliegen. Das erste ist der „Bkah-hgjur" (spr. Kandschur), d. i. „Uebersetzung der Gebote (Buddha's)", enthaltend Klosterregeln, Metaphysik, Mystik, moralische Erzählungen u. Legenden (Snarthang 1728–46, über 100 Foliobände in 7 Abthl.; von Fouceaux u. Schmidt wurde daraus Verschiedenes edirt u. übersetzt, so eine Biographie Buddha's u. die Legendensammlung „Dsang Lun", d. i. „Der Weise u. der Thor"); das zweite ist der „Bstan-hgjur" (spr. Tandschur), d. i. „Uebersetzung von Lehrschriften", in drei Abtheilungen, enthaltend Hymnen, liturgische Schriften, Philosophie u. Theologie, schöne Künste (Sanskritgrammatik, Rhetorik, Poetik u. Metrik), Astrologie, Ethik, Medizin 2c. (gedruckt zu Snarthang, 225 Bde.). Das Studium dieser gesammten religiösen Literatur ist für die Geschichte des Buddhismus von hohem Werth (vgl. darüber bes. Burnouf, „Introduction à l'histoire du Buddhisme"). Die profane Literatur, die mehr Originelles enthält, bis jetzt aber im Abendlande weniger bekannt wurde, umfaßt geschichtliche Werke, Fabeln u. Märchen, wie auch Gesänge u. Volkslieder. Die größte Sammlung tibetanischer Schriften ist in St. Petersburg, wo auch das einzige in Europa existirende Exemplar des „Bstan-hgjur" sich befindet.

**Tibullus,** Albius, bedeutender röm. Elegiendichter, geb. um 55 v. Chr. aus achtbarer Ritterfamilie; betheiligte sich unter seinem Gönner Marcus Valerius Messalla, den er in mehreren Gedichten feiert, an dem Kriege in Aquitanien, folgte ihm 30 v. Chr. auch auf seinem Zuge in den Orient, erkrankte aber unterwegs in Korkyra u. kehrte von dort nach Rom zurück, wo er bereits 19 v. Chr. starb. Mit Horaz u. anderen Dichtern war T. befreundet. Uns sind unter seinem Namen vier Bücher Elegien erhalten, von denen jedoch nur das erste bei Lebzeiten des Dichters (um 26 v. Chr.) herausgegeben wurde u. die glückliche Liebe des Dichters zu einer Freigelassenen, die er unter dem Namen Delia feiert, zum Gegenstand hat. Minder glatt in der Form ist das zweite Buch, an welches wohl der Dichter nicht mehr die letzte Feile anlegen konnte; in diesem bildet den Inhalt die Liebe des T. zu einer „Nemesis" genannten Dame. Das dritte Buch, welches die Liebe eines Lygdamus u. einer Neära behandelt, wurde schon von J. H. Voß dem T. abgesprochen u. von Gruppe dem Ovid vindizirt; ebenso wurde für das vierte Buch eine Dichterin, Sulpicia, angenommen. Ohne an Glut der Farben u. kunstreichem Stil Ovid zu erreichen, übertrifft T. diesen höfischen Minnesänger des kaiserlichen Rom durch Keuschheit seiner Dichtungen, denen es an tiefer Empfindung nicht fehlt. Ausgaben von T.'s Elegien (häufig zusammen mit denen der Elegiker Catullus u. Propertius) veranstalteten u. A. Lachmann (Berl. 1829; bearbeitet von Dissen, 2 Bde., Gött. 1835), Haupt (Lpz., 3. Aufl. 1868), Roßbach (Lpz. 1855) u. Lucian Müller (Lpz. 1870); Uebersetzungen lieferten Graf Reinhardt (Jena 1783), J. H. Voß (Tüb. 1810), Teuffel (Stuttg. 1853), Frölich (Hamb. 1860; in Jamben), Binder (Stuttg. 1862), Eberz (Frkf. 1865) 2c.

**Tibur,** s. „Tivoli".

**Tic douloureux** (Gesichtsschmerz, Prosopalgie, Neuralgie des fünften Nervenpaares) ist eine Nervenkrankheit, welche sich durch das anfallsweise Auftreten halbseitiger, durch leise Berührung hervorgerufener, über alle Maßen heftiger Schmerzen im Verlaufe meistentheils eines Astes, selten aller drei Aeste des Gesichtsnerven (des Nervus trigeminus od. fünften Nervenpaares), kennzeichnet. Wenn der erste Ast dieses Nerven ergriffen ist, der durch die Augenhöhle in das Gesicht, insbes. zur Stirn, nach der Nase u. am Augenrande hin verläuft, so durchblitzen die Schmerzen die Stirn, Augenbrauen, das Auge, es tritt Thränenfluß u. Röthung der Augenbindehaut ein. Ist dagegen der zweite Ast Sitz des Uebels, der sog. „Oberkiefernerv", so durchschießen die Schmerzen bes. das untere Augenlid, die Oberlippe, die Wange, Nasenflügel, die obere Zahnreihe, den Gaumen, u. endlich werden bei einer Neuralgie des dritten Nervenastes, des sog. „Unterkiefernerven", die schmerzhaften Anfälle in der unteren Zahnreihe, Kinn, Unterlippe, Kieferrand u. Zungenspitze empfunden. Der Reizungszustand, welcher diese nam. vom engl. Arzt Fothergill beschriebene Neuralgie veranlaßt, liegt entweder im Nerven selbst od. an dessen Ursprungsstelle im Gehirn; letzteres ist insbes. dann anzunehmen, wenn alle drei Aeste des Nerven leiden. In dem Falle, daß nur ein Ast der Sitz des T. d. ist, sind entweder krankhafte Zähne u. Geschwülste, die auf den Nerven drücken, zu beseitigen, od. Blutarmuth u. Hysterie zu bekämpfen. In frischen Fällen, die infolge

Nr. 5235. Charakter des Hochgebirges in Tibet. Nach Schlagintweit.

von Erkältung entstanden, nützt tüchtiges Schwitzen, örtliche Blutentziehung, ein Vesikator u. Hautreiz durch Senfteig, Veratrinsalbe, Einreibung von Chloroform u. dgl. Bei länger bestehendem T. d. brachte Elektrizität (der konstante Strom) Erleichterung. Mitunter kann die Krankheit Folge einer zerrenden Narbe sein, welche dann nebst einem Stücke vom Nerven durch eine Operation (Excision) entfernt werden muß. Bei intermittirendem Verlaufe, wo die Anfälle in regelmäßigen Zeiträumen sich wiederholten, halfen Chinin u. Arsenik. Zur wesentlichen Erleichterung des Anfalls dienen subkutane Morphiuminjektionen u. Chloroforminhalationen, sowie der innerliche Gebrauch von Morphium u. Chloralhydrat.

**Tichatschek,** Josef Alois, berühmter Opernsänger, geb. zu Oberweckelsdorf bei Braunau in Böhmen 11. Juli 1807; besuchte das Gymnasium in Braunau u. fand auch wegen seiner ungewöhnlichen Begabung für Musik u. Gesang Aufnahme im Sängerchor des dortigen Benediktinerklosters. 1827 ging er nach Wien, um Theologie zu studiren, vertauschte dieselbe aber bald mit der Medizin u. überwarf sich dadurch mit seinem Vater. Infolge dessen suchte er seinen Lebensunterhalt durch Musikunterricht zu verdienen, bis er sich vom Chordirigenten Weinkopf, der seinen hohen Tenor bewunderte, für die theatralische Laufbahn gewinnen ließ. So betrat er, mit einer Jahresgage von 140 Gulden Konventionsmünze als Chorist am Kärnthnerthortheater engagirt, 16. Jan. 1830 zum ersten Male die Bühne. Alsbald nahm sich der berühmte Gesanglehrer Cicimara seiner an, so daß T. schon 1833 Mitglied der Wiener Hofoper werden konnte. Seinen Heldenlauf begann er aber 1835 an der Grazer Bühne, von der er dann einem Rufe ans Hoftheater in Dresden folgte, u. diesem blieb er 32 Jahre treu: am 17. Jan. 1838 sang T. nach seinem Engagement daselbst zum ersten, am 16. Jan. 1870 zum letzten Male; seitdem gehört er aber noch als Ehrenmitglied der genannten Bühne an. Außer in Dresden sang er noch gastirend auf sämmtlichen größeren Bühnen Deutschlands sowie auch in London, Amsterdam, Stockholm &c., in seiner Blütezeit (die bei ihm ungewöhnlich lange anhielt) überall mit Enthusiasmus aufgenommen ob der Schönheit u. Ausgiebigkeit seiner Stimme u. des echt dramatischen Feuers u. Lebens in seinem Gesang u. seiner Darstellung — Eigenschaften, die sich vornehmlich in den sog. Heldentenor- u. Spielpartien geltend machten u. über die man die unleugbar nicht ganz fehlerlose Gesangstechnik u. von kleinen Unarten nicht freie Manier T.'s leichter übersehen konnte. Wenn Meyerbeer einmal an T. schrieb: „Ihnen gehört die zweite Vaterschaft meiner Werke", so könnte T. dieses Verdienst auch hinsichtlich der ersten Opernschöpfungen Richard Wagner's in Anspruch nehmen, denn er war es, der einst fast zuerst die hohe Bedeutung Wagner's für das deutsche Musikdrama erkannte u. als Rienzi, Tannhäuser u. Lohengrin sein hervorragendster Interpret wurde.

**Ticino,** ital. Name für den Fluß Tessin (s. d.).

**Tidemand,** Adolf, einer der bedeutendsten Genremaler der Düsseldorfer Schule, geb. 14. Aug. 1814 zu Mandal im südl. Norwegen; besuchte 1832—27 die Akademie in Kopenhagen u. ging dann nach Düsseldorf, wo sich zunächst unter Th. Hildebrandt, dann unter W. Schadow sein reiches Talent entwickelte, als dessen erste Frucht das Historienbild „Gustav Wasa unter den Daletarliern" (1841) zu betrachten ist. Nach kurzem Aufenthalt in München ging er nach Italien u. kehrte von dort zunächst in seine Heimat zurück, wo er drei Jahre verweilte u. sich ganz dem Genre, speziell der Schilderung des norweg. Volkslebens zuwandte. 1845 nach Düsseldorf zurückgekehrt, begründete er 1848 auf diesem Gebiete seinen Ruhm durch den „Gottesdienst der Haugianer", einer norweg. Sekte (Galerie in Düsseldorf), das in dem ergreifenden Ernst, der Innigkeit der Empfindung u. der lebendigen Charakteristik die ganze künstlerische Eigenthümlichkeit des Meisters offenbarte. Auch in seinen folgenden Werken sind es fast immer diese Eigenschaften, die den Beschauer fesseln: ein meistens ernster, die religiöse Anschauung des Volkes veranschaulichender Inhalt, den der Künstler in seiner innersten Wahrheit erfaßt u. in einfachster Weise zum Ausdruck bringt. Bei solcher Grundstimmung konnte es T. nicht schwer werden, auch in der religiösen Malerei sich zu versuchen; so schuf er denn mehrere Altarbilder für Kirchen seiner Heimat, z. B. einen „Christus am Kreuz", eine „Taufe" u. eine „Auferstehung Christi". Zu seinen bedeutendsten Gemälden im Fache der Genremalerei gehören der Cyklus von 10 Bildern zur Ausschmückung eines Saales in der königl. Villa Oskarshall bei Christiania; „Der Wolfsjäger auf der Senne", „Die Waise" u. die „Begräbnißfeier in Norwegen" (alle drei in der Ravené'schen Sammlung zu Berlin); ferner „Der verwundete Bärenjäger", „Der Orgelspieler" u. „Der norweg. Zweikampf". Mehrere Bilder malte er in Gemeinschaft mit Gude (s. d.), wobei dieser das Landschaftliche ausführte; z. B. das ergreifende „Leichenbegängniß am Sognefjord". Seit 1845 lebte T., abgesehen von Studienreisen, abwechselnd in Düsseldorf u. in seiner Heimat. Hier ließ er sich in den letzten Jahren nieder u. starb zu Christiania 25. Aug. 1876.

Nr. 5236. Johann Ludwig Tieck (geb. 31. Mai 1773, gest. 28. April 1853).

**Tieck,** Johann Ludwig, deutscher Dichter, Haupt der „romantischen Schule", geb. 31. Mai 1773 zu Berlin als der Sohn eines Seilermeisters; besuchte das Friedrichswerder'sche Gymnasium u. widmete sich, nachdem sein Vorsatz, Schauspieler zu werden, an dem festen Willen des Vaters gescheitert war, seit 1792 philosophischen u. literarischen Studien zu Halle, Erlangen u. Göttingen. Schon auf der Schule mit poetischen u. literarischen Versuchen beschäftigt (1791 erschien das Idyll „Almansur"), gerieth er früh in entschiedenen Gegensatz zu der herrschenden, nüchtern verständigen Auffassung der Berliner Gelehrten- u. Schriftstellerkreise, hegte selbständig seine Begeisterung für das Leben u. die Zustände des Mittelalters, seine Bewunderung für Shakespeare, Cervantes, Holberg u. Goethe. Auf der Universität entwarf er die Romane „Abdallah" (Berl. 1795) u. „William Lovell" (3 Bde., ebd. 1795), in denen er in die dunkelsten Tiefen der Menschennatur u. des Lebens hinabzusteigen versuchte. Er wußte dann, als er sich seit 1794 in Berlin als Schriftsteller niederließ, mit einer gewissen Virtuosität in den für Nicolai's „Straußfedern" geschriebenen moralischen Erzählungen den Ton der Aufklärer anzuschlagen, während er dieselben gleichzeitig in „Peter Lebrecht, eine Geschichte ohne Abenteuerlichkeiten" (2 Bde., Berl. 1795—96) u. „Peter Lebrecht's Volksmärchen" (3 Bde., Berl. 1797), in den Märchen „Blaubart" u. „Der gestiefelte Kater" u. dem Lustspiel „Die verkehrte Welt" (1799) so bitter verspottete, daß es schließlich zu einem entschiedenen Bruch mit Nicolai u. seinem Kreise kam; auch der Kunstroman „Franz Sternbald's Wanderungen" (2 Bde., Berl. 1798) mit seiner begeisterten Liebe zur Kunst u. schwärmerischen Religiosität hatte bewiesen, wie wenig geistige Verwandtschaft zwischen T. u. jenen Männern bestand. Dafür erkannten die Gebrüder Schlegel (s. d.), Novalis (s. d.) u. A. in T. die verwandte Natur, u. der romantische Kreis schloß sich um so enger aneinander, als sich T. nach der Verheirathung mit Amalie Alberti, einer Tochter des mit Lessing befreundeten Hamburger Pastors Alberti, 1799 in Jena niederließ. Hier schrieb er die „Romantischen Dichtungen", unter denen die Märchen u. Sagen vom „Getreuen Eckart", vom „Tannhäuser", vom „Blonden Eckbert", sowie die Tragödie „Leben u. Tod der heiligen Genoveva" zuerst wieder den Versuch machten, den Sagenschatz der deutschen

Vorzeit poetisch zu heben, aber durch die phantastische Willkür poetischer Formspielerei sich einer tieferen Wirkung ebenso beraubt sahen wie die satirischen Lustspiele des Dichters. Auch das Märchendrama „Kaiser Octavianus“ (Jena 1804) fuhr fort, die „mondbeglänzte Zaubernacht“ der Romantik heraufzubeschwören. In kleinen Kreisen begann man T. als einen Goethe u. Schiller ebenbürtigen Dichter zu betrachten; er selbst, wenn er sich auch über das Mißverhältniß seiner Ziele u. seiner ausführenden Kraft täuschte, bewahrte jederzeit eine gewisse Bescheidenheit. 1801 verließ er Jena, lebte bis 1815 abwechselnd in Berlin, Dresden, München, unternahm 1805 u. 1806 eine Reise nach Italien, hielt sich aber zumeist in ländlicher Zurückgezogenheit auf dem Rittergute Ziebingen bei Frankfurt a. d. O. als Gast der gräflichen Familie Finckenstein, die ihn warm verehrte, auf. Während langer Jahre stockte seine Produktion, als Resultat weit ausgebreiteter literarischer Studien traten „Frauendienst, od. Geschichte u. Liebe des Ritters u. Sängers Ulrich von Liechtenstein“ (von ihm selbst beschrieben, Stuttgart u. Tübingen 1812), ferner „Altengl. Theater“ (Berl. 1811) hervor. Eine Sammlung seiner früheren Dichtungen mit einer verbindenden Erzählung, in welcher auch einige neue Novellen u. das letzte phantastische Märchendrama T.'s, „Fortunat“, veröffentlicht wurden, gab T. unter dem Namen „Phantasus“ (3 Bde., Berl. 1812—17) heraus. 1818 nahm er seinen Wohnsitz dauernd in Dresden, wo er 1823 zum Dramaturgen des Hoftheaters ernannt wurde u. durch seine Vorlesungen u. Gesellschaftsabende, seine kritische u. schöpferische Thätigkeit dem höheren geistigen Leben der sächs. Residenz auf Jahrzehnte ein bestimmtes vornehmes Gepräge verlieh. In Dresden trat der 46jährige Dichter in eine neue, die glücklichste Periode seines Schaffens u. Wirkens. Er wählte von jetzt an hauptsächlich die Form der Novelle für seine Darstellungen u. erreichte in dieser Form eine Meisterschaft, die ihm auf anderen Gebieten versagt geblieben war. Zwar verleugnete sich die eigenthümliche Natur seines Talentes auch jetzt nicht, insofern in sehr vielen seiner Novellen die Anlage poetisch u. tief, die Ausführung nur andeutend, flüchtig u. ungleich war. Auch begründete T. durch die Erweiterung der bloßen Gesprächstheile jene unpoetische Art der Erzählung, welche den Roman u. die Novelle nur zum Vorwand benutzt, um literarische, politische od. moralische Auseinandersetzungen zu geben. Wo aber poetische Idee u. glückliche Ausführung zusammenfallen, wie in den Novellen „Die Verlobung“, „Die Reisenden“, „Die Gesellschaft auf dem Lande“, „Des Lebens Ueberfluß“, „Der Tod des Dichters“, od. in dem großen Fragment „Der Aufruhr in den Cevennen“, da erwies der Dichter die Lebensfülle u. künstlerische Feinheit seines Talentes u. schuf Novellen von bleibender Bedeutung. Neben seinen „Novellen“ (erste Sammlung, 7 Bde., Bresl. 1823—28; vollständigste Sammlung Berl., 12 Bde., 1852—54) gab T. in Dresden eine Sammlung seiner „Gedichte“ (3 Bde., Dresden 1821—23) heraus, in denen sich nur wenige Stimmungen rein ausgelebt u. in vollendete Form gegossen finden, u. entwickelte als Uebersetzer (schon 1799 ff. war die Uebersetzung von Cervantes' „Leben u. Thaten des scharfsinnigen Edlen Don Quixote von La Mancha“ erschienen, welche alle bisherigen Versuche weit hinter sich ließ), kritischer Herausgeber u. Literarhistoriker eine staunenswerthe Thätigkeit. Mit Hülfe seiner begabten Tochter Dorothea u. des Grafen Wolf Baudissin übernahm er die Fortführung u. Vollendung von Schlegel's klassischer Uebersetzung der Werke Shakespeare's. Er gab die „Nachgelassenen Schriften“ Heinrich's v. Kleist (3 Bde., 1826), den alten Roman „Die Insel Felsenburg“ (6 Bde., Breslau 1827), die Werke von J. R. Lenz (3 Bde., Berl. 1828, mit einer vorzüglichen Einleitung), Novalis' „Schriften“ (2 Bde., 1802 u. öfter), weiterhin eine Sammlung altengl. Dramen unter dem Titel „Shakespeare's Vorschule“ (2 Bde., Lpz. 1823—29) heraus, sammelte in seinen „Dramaturgischen Blättern“ (2 Bde., Bresl. 1825—26) seine geistvollen Theaterkritiken u. wirkte nach den verschiedensten Seiten hin anregend u. fördernd. Mit dem J. 1840 u. der Herausgabe seines letzten Romans „Vittoria Accorombona“ (2 Bde., Bresl. 1840) ging diese Thätigkeit zu Ende. Nach schweren Schicksalsschlägen, die ihn mit dem Tode seiner Gattin u. seiner Tochter Dorothea getroffen, verließ der Dichter 1842 Dresden, siedelte, einem Rufe König Friedrich Wilhelm's IV. folgend, der ihm einen Jahrgehalt von 1000 Thalern gewährte, nach Berlin über, wo er, mehr u. mehr vereinsamend, in seiner literarischen Thätigkeit auf die Redaktion seiner früheren Schriften beschränkt, von denen er eine Gesammtausgabe (20 Bde., Berl. 1828—46) veranstaltete, noch über ein Jahrzehnt lebte u. 28. April 1853 starb. Nach seinem Tode erschien „Die Sommernacht, eine Jugenddichtung“ (Frkf. 1853); seine „Nachgelassenen Schriften“ gab Köpke (2 Bde., Lpz. 1855) heraus, der ihm auch in der Schrift „Ludwig T. Erinnerungen aus dem Leben des Dichters“ (2 Bde., Lpz. 1855) ein biographisches Denkmal setzte. — Vgl. auch Hoffmann, „Ludwig T. Eine literarhistorische Skizze“ (Nürnb. 1856) u. H. v. Friesen, „Ludwig T. Erinnerungen eines alten Freundes aus den J. 1825 bis 1842“ (2 Bde., Wien 1871).

**Tieck**, Christian Friedrich, Bildhauer, Bruder des Vorigen, geb. zu Berlin 14. Aug. 1776, trat 1797 in Gottfried Schadow's Atelier, wo er bereits einige Arbeiten in Marmor ausführte. Nach einigen Reisen in Deutschland bildete er sich in Paris unter David weiter aus u. ging 1801 auf Goethe's Veranlassung nach Weimar, wo er für das dortige Schloß Verschiedenes arbeitete, auch mehrere Büsten, wie die von Goethe, J. H. Voß, F. A. Wolf ꝛc. fertigte. In Begleitung seines Bruders, des Barons v. Rumohr u. der Gebrüder Riepenhausen ging er 1805 nach Italien; 1809 wurde er vom damaligen Kronprinzen Ludwig von Bayern veranlaßt, nach München überzusiedeln, wo er mehrere Büsten schuf, wie die Schelling's, F. Jacobi's, des Kronprinzen. Für Letzteren arbeitete er dann seit 1812 in Carrara, wo er mit Rauch zusammentraf u. befreundet wurde, die Büsten Lessing's, Erasmus', Hugo Grotius', Herder's, Wallenstein's ꝛc. für die Walhalla, im Auftrage der Frau v. Staël eine Statue Necker's. 1819 kehrte T. nach Berlin zurück, wo er in demselben Jahre Mitglied der Akademie, später Direktor der Statuenabtheilung des königl. Museums wurde u. 14. Mai 1851 starb. Unter seinen in Berlin entstandenen Werken sind nam. zu nennen: der Skulpturenschmuck für das Innere u. das Aeußere des königl. Schauspielhauses, die Roßbändiger auf dem (alten) Museum, die Statue Friedrich Wilhelm's II. für Neu-Ruppin u. die Marmorstatue Schinkel's in der Vorhalle des Museums. Die meisten seiner Arbeiten zeigen eine sorgfältige Ausführung, aber auch eine gewisse Mühseligkeit des künstlerischen Schaffens.

**Tiedemann**, Dietrich, Philosoph, geb. zu Bremervörde 3. April 1748; studirte seit 1767 in Göttingen, wurde 1769 Hauslehrer in Livland, 1776 Professor der lat. u. griech. Sprache am Carolinum in Kassel, folgte 1786 einem Rufe als ord. Professor der Philosophie u. der griech. Sprache an die Universität in Marburg u. starb daselbst 24. Mai 1803. Das Hauptwerk dieses scharfsinnigen Denkers, der zu den wenigen selbständigen Gegnern Kant's gehörte, ist der „Geist der spekulativen Philosophie“ (6 Thle., Marb. 1791—96). Außerdem schrieb er: „System der stoischen Philosophie“ (3 Bde., Lpz. 1776 f.); „Untersuchungen über den Menschen“ (3 Thle., ebd. 1777); „Griechenlands erste Philosophen“ (ebd. 1780); „Empirische Psychologie“ (herausgeg. von K. Wachler, ebd. 1804) ꝛc. — **Friedrich T.**, Sohn des Vorigen, Anatom u. Physiolog, geb. zu Kassel 23. Aug. 1781; studirte 1798—1803 in Marburg u. Würzburg Medizin u. Naturwissenschaften, habilitirte sich 1804 als Privatdozent in Marburg, ward 1806 Professor der Anatomie u. Zoologie in Landshut, übernahm 1816 die Professur der Anatomie, Physiologie, vergleichenden Anatomie u. Zoologie in Heidelberg, trat 1849 in Ruhestand, lebte dann in Frankfurt a. M. u. zuletzt in München, wo er 22. Jan. 1861 starb. Dieser ausgezeichnete Gelehrte, dem die Franz. Akademie für seine „Anatomie der Röhrenholothurie, des pomeranzenförmigen Seesterns u. des Steinseeigels“ (Heidelb. 1816; neue Ausgabe, ebd. 1820) einen Preis von 3000 Frcs. verlieh, schrieb außerdem insbes.: „Zoologie“ (3 Bde., Landsh. 1808—10); „Anatomie des Fischherzens“ (ebd. 1809); „Anatomie u. Naturgeschichte der fliegenden Eidechse od. des Drachen“ (Nürnb. 1811); „Anatomie der kopflosen Mißgeburten“ (Landsh. 1813); „Anatomie u. Bildungsgeschichte des Gehirns im Fötus des Menschen“ (Nürnb. 1816); „Anatomie u. Naturgeschichte der Amphibien“ (mit Oppel u. Liboschütz, Heidelb. 1817, Heft 1); „Die Verdauung“ (mit L. Gmelin,

2 Bde., ebd. 1826 f.; 2. Aufl. 1831); „Physiologie des Menschen" (Darmst. 1830 u. 1836, 1. u. 3. Bd.); „Das Hirn des Negers" (Heidelb. 1837); „Von der Verengerung u. Schließung der Pulsadern in Krankheiten" (ebd. 1843); „Von lebenden Würmern u. Insekten in den Geruchsorganen des Menschen" (Mannh. 1844); „Geschichte des Tabaks u. ähnlicher Genußmittel" (Frankf. 1854) ꝛc. Mit G. Reinhold u. L. Chr. Treviranus gab er 1824—27 die „Zeitschrift für Physiologie" heraus.

**Tiedge,** Christoph August, deutscher Dichter, geb. 13. Dez. 1752 zu Gardelegen in der Altmark, studirte seit 1773 in Halle die Rechte u. war dann Hauslehrer zu Ellrich, wo er Göckingk u. Elisa v. d. Recke (s. d.) kennen lernte. Von Gleim eingeladen, ging T. 1782 nach Halberstadt u. bekleidete daselbst verschiedene Aemter. Er hielt sich dann in Magdeburg, Halle, Berlin auf, begleitete seit 1802 Frau v. d. Recke auf ihren Reisen u. lebte mit ihr seit 1819 in Dresden, wo er 8. März 1841 starb. T.'s dichterische Begabung war nicht bedeutend, doch besaß er eine wohllautende Sprache u. eine bilderreiche Darstellung, welche den Mangel an wahrer Empfindung u. tieferem Gehalt verdecken mußten; auf didaktischem Gebiet folgte er der Richtung Gleim's, auf lyrischem derjenigen Hölty's u. Matthisson's.

Nr. 5237. Christoph August Tiedge (geb. 13. Dez. 1752, gest. 8. März 1841).

T.'s Hauptwerk, das lyrisch-didaktische Gedicht „Urania" (1801), in dem er „Ueber Gott, Unsterblichkeit u. Freiheit" nach Kant'schen Lehren in sentimental redseliger Weise spricht, ist im Ganzen poesielos u. hat nur hier u. da sog. „schöne Stellen". Trotzdem wurde es einst bewundert, wie auch T.'s ziemlich gehaltlose Lieder „Schöne Minka, ich muß scheiden", „Mir auch war ein Leben aufgegangen" u. „An Alexis send' ich Dich" seinerzeit fast allgemein gesungen wurden; von bleibenderem Werth sind einige seiner „Elegien u. vermischten Gedichte" (Halle 1803), z. B. die „Elegie auf dem Schlachtfelde zu Kunersdorf". Von seinen übrigen Schriften sind noch zu nennen: Die Liederromane „Das Echo, od. Alexis u. Ida" (Halle 1812) u. „Aennchen u. Robert" (ebd. 1815); ferner „Denkmale der Zeit" (ebd. 1814), eine Sammlung patriotischer Gedichte aus den J. 1806—14, sowie seine Lebensbeschreibung der „Anna Charlotte Dorothea, Herzogin von Kurland" (Lpz. 1823) u. die „Wanderungen durch den Markt des Lebens" (2 Thle., Halle 1833), eine Art Fortsetzung der „Urania". T.'s Werke gab A. G. Eberhard (8 Bde., Halle 1823—29 u. öfter) heraus. — Vgl. Falkenstein, „T.'s Leben u. poetischer Nachlaß" (4 Bde., Lpz. 1841) u. Eberhard, „Blicke in T.'s u. in Elisa's Leben" (Berl. 1844).

**Tiedge-Stiftung,** eine durch Freunde des Sängers der „Urania" bald nach dessen Tode 1841 u. zu dessen Andenken in Dresden begründete Stiftung, welche nam. die Unterstützung bedürftiger u. würdiger Dichter, Musiker, bildender Künstler u. Künstlerinnen, sowie deren Wittwen u. Waisen durch zeitweilige od. lebenslängliche Pensionen od. Ehrengaben bezweckt. Der Stiftungsfond ist hauptsächlich durch das demselben zugewandte Dritttheil vom Ertrage der durch den Major Serre (s. d.) 1859 ins Werk gesetzten deutschen Nationallotterie zu einem erheblichen Vermögen gelangt, dessen Verwaltung der Aufsicht des k. sächs. Kultusministeriums unterliegt. Das Stiftungs-Comité besteht aus 9 Mitgliedern, deren Vorsitzender jetzt Bürgermeister Dr. Hertel ist.

**Tiefenmessung** des Meeres, s. „Bathometer".

**Tiefsinn,** s. v. w. Melancholie (s. d.).

**Tiën-schan,** auch Thian-schan (d. h. Himmelsgebirge), Gebirge in Innerasien, welches, ungefähr 80 M. im SSW. von Samarkand beginnend, nach NO. bis ca. 80 M. östlich von Barkul sich zieht u. das Ili od. Fünfstromland von dem Tarimbecken trennt. Seine Länge von O. nach W. beträgt 1380 geogr. M. Mit einer einzigen Kette, wie es scheint, im O. beginnend, zeigt es, je weiter nach W., um so mehr Parallelketten, bis es unter 76° östl. L. von Greenwich die Breite von 200 M. erreicht u. auch von da ab behält. Die nördlichste Parallelkette im W., der Talas-tau, endet südl. von Tschemkent, ungefähr 70½° östl. L., die südlichste, der Transalai, springt um 4° weiter nach W., bis 66½° östl. L. vor. Der östl. schmalere chinesische Theil des T. ist noch ziemlich unbekannt, der breite westlichere Theil dagegen seit 1857 von mehreren meist russ. Reisenden (Semenow, Sewertsow, v. d. Osten-Sacken, Fedtschenko, Kaulbars, Reinthal ꝛc.) erforscht. Während im W. das Tiefland zwischen die einzelnen Ketten in langgestreckten Zungen hineingreift, fällt nach S. das Gebirge schroff zum Tarimbecken ab, das auf der Südseite von dem westl. u. mittleren Küen-Lüen begrenzt wird, an den Nordabhang des T. aber stoßen in nach O. offenem, stumpfem Winkel, von NW. nach SO. streichend, die Karataukettten. Hier liegt der größte See des T., der Issyk-Kul, ca. 1500 m. über dem Meere, in der russ. Provinz Semiretschensk zwischen der uns am besten bekannten Kette des T., dem Transilischen Alatau im N. u. einer ganzen Menge von Parallelketten im S., zwischen denen der Hauptquellfluß des Syr-Darja entspringt, der Naryn, u. deren dem Issyk-Kul nächster der Terskei Alatau ist. Nur wenig östlich von letzterem liegt der höchste Berg od. Gebirgsstock, der Khan Tengri (König der Geister), unter 80° östl. L., auf 7900 m. geschätzt, von 20 Schneebergen umgeben, der bes. vom 3230 m. hohen Kok-Tschar-Passe aus einen unübertrefflichen Anblick gewähren soll. Der östliche, im Mittel 3800 m. Kammhöhe zeigende T. wird von dem Mussurtpaß überschritten u. weist einen zweiten Riesenberg in dem dreigipfeligen Bogdo-Oola auf, der als fast eben so hoch wie der Tengri-Khan geschätzt wird. In diesem Theile sind Beweise vulkanischer Thätigkeit im T. die Solfatara von Urumtsi u. der nördl. von Turfan liegende jetzt erloschene Vulkan Ho-schan; weite Gletscherfelder u. andere klimatische Hindernisse scheinen nur wenige Passagen in diesem chinesischen T. zu erlauben. Den Knotenpunkt zwischen diesem u. dem westlichen, jetzt ganz russ. T. bildet also der Tengri-Khan, von dem nördlich, durch das Tekesthal getrennt, das Temurlik- od. Nanschan-Gebirge östl. vom Issyk-Kul sich zieht, im W. durch die Aklogoischlucht von dem transilensischen Alatau getrennt, dessen südl. Parallelkette, der Kungei Alatau, sich steil über dem nördl. Ufer des Issyk-Kul erhebt. Die höchsten Berge sind hier, südöstl. von Wjernoje, der Pik Almaty u. der Talgarnyn-tal-tschoku, fast 5000 m. hoch. Westlich schließt sich die Alexanderkette an, welche Pässe von 3—4000 m. Höhe, u. Berge, wie den Semenowberg, von fast 5000 m. Höhe hat, aber wol zum Karatausystem gehört, während der nur wenig südlichere, mit ihm wenig westl. vom Issyk-Kul zusammentreffende Talastau hier die nördlichste Kette des echten T. bildet. Oestliche Theile desselben sind der Karagol- u. Tschumgaltau, südöstl. von ihnen liegt in 3000 m. Höhe der See Sonkul, den von O. her die westl. Ausläufer des Terskei Alatau umfassen. Die Hauptkette u. zugleich die Grenze gegen Kaschgar bildet südlich vom Issyk-Kul der Koktaltau, der von dem zum Tarim strömenden Aksai im N., W. u. S. umflossen wird u. in seinem östl. Theile 5—6000 m. Höhe erreicht. Die wichtigste Kette nach W. hin ist von ihm an der Transalai od. Kottau, welcher die Landschaft Ferghana od. Khokan im S. umfaßt u. vor dessen Ostende noch südlich die Kaschgar- od. Artuschkette liegt, während südl. vom Westende der Karategin weit in das turanische Tiefland vorspringt. Die wichtigsten Flüsse, die ihre Quellen im T. haben, sind im N. u. W. der Ili mit seinen zahlreichen Zuflüssen, der Tschu aus dem Issyk-Kul u. der Syr-Darja, im S. die Nebenflüsse des Tarim.

**Tientsin,** Stadt in der chines. Provinz Petschili, am Zusammenfluß des Peiho u. des Yeunliangho, der es mit dem Nordende des Kaiserkanals in Verbindung setzt, 10 M. von der Peihomündung, ist der Hafenplatz für Peking u. das Emporium von Nordchina, die Angaben über die Einwohnerzahl schwanken zwischen 200 000 u. 900 000 E. Von endlosen Sand- u. Schlammebenen umgeben, zieht sich die Stadt mehrere engl. Meilen an dem schlammigen Flusse hin, hat viele Fabriken, Waarenlager

Schiffsdocks u. Werften, Mauern u. Festungsgräben u. breite, aber ungepflasterte, unsaubere Straßen mit fast nur aus Schlamm aufgeführten Häusern; obwol die Rhede nur seicht ist, kommt doch die Lebhaftigkeit des Schiffsverkehrs der von Kanton fast gleich. Die Temperatur steigt im Sommer bis 30—40° im Schatten u. fällt im Winter bis —20°. T. ist als Traktatshafen (seit dem Friedensschlusse von T. zwischen England Frankreich u. China 1858) dem europ. Verkehr geöffnet u. ist Sitz mehrerer Konsuln; die Einfuhr hatte 1875 den Werth von 963,000 Taëls à 6,65 Mk., die Ausfuhr von 3,025,000 Taëls, 1876 betrug der Generalhandel vermittels fremder Schiffe 19 Mill. Taëls, u. zwar wurden besonders eingeführt Opium u. Baumwollenwaaren, ausgeführt Baumwolle, Getreide u. Steinsalz.

Nr. 5238. Tiflis.

**Tiers-état** (franz. [spr. Tjährsetah], d. i. der dritte Stand) hieß zur Feudalzeit in Frankreich der Theil der Generalstaaten od. Reichsstände, welcher neben dem Adel u. der Geistlichkeit, als den beiden privilegirten Ständen, die 3. Kurie bildete, also der Bürgerstand, doch gehörten zum T.-é. auch die Neugeadelten. Als auf Beschluß der 1788 zusammenberufenen Notablen der T.-é. so viele Abgeordnete zählte, wie die beiden anderen Stände zusammen (600), zogen sich diese 5. Mai 1789 zurück. Auch der an sie auf Antrag Sieyès' gerichteten Aufforderung, sich 17. Juni mit dem T.-é. zu gemeinschaftl. Berathungen wieder zu vereinigen, entsprachen nur zehn Geistliche. Infolge dessen erklärte sich der T.-é. an dem nämlichen Tage u. gleichfalls auf Sieyès' Betrieb als die Nationalversammlung von Frankreich konstituirt. Damit begann die erste Franz. Revolution.

**Tiers-parti** (franz. [spr. Tjährpartie], die dritte Partei) nannte sich unter Ludwig Philipp in der franz. Deputirtenkammer die Fraktion des Centrums, die zwar nicht gerade zur Opposition gehörte, aber auch nicht durchaus ministeriell gesinnt war, sondern die Herrschaft des Mittelstandes, eine aus Männern des Kaiserreichs bestehende Verwaltung u. im Innern nur eine Politik der materiellen Interessen erstrebte. Ihre hervorragendsten Mitglieder waren Dupin, Béranger, Etienne, Passy u. A., ihre Preßorgane der „Constitutionnel" u. der „Temps". Auch in der Gesetzgebenden Versammlung von 1849—51 bildete sich unter Dufaure ein T.-p.

**Tietjens,** Therese, berühmte Sängerin, geb. 17. Juli 1831 zu Hamburg, wo ihr Vater eine kleine Gastwirthschaft hatte, erhielt ihre erste musikalische Ausbildung durch Jakob Schmitt (s. d.) u. betrat die Bühne zuerst in einem Theater der Hamburger Vorstadt St. Pauli. Nachgehends sang sie in Altona u. auf dem Hamburger Stadttheater, worauf sie von 1855—58 an der Wiener Hofoper engagirt war, während dieser Zeit noch bei Professor Arleth fleißig Gesangstudien machend. 1858 ging sie nach London an die Ital. Oper u. errang sich hier eine Beliebtheit, die ungeschwächt bis zu ihrem Tode (sie starb zu London 3. Okt. 1877) währte. Ihr Feld war besonders das der hochdramatischen u. heroischen Partien, wie Fidelio, Valentine, Norma, Donna Anna, Medea, Semiramis 2c., welche sie mit unverwüstlicher Kraft des Organs u. hinreißendem Feuer des Vortrags, unterstützt durch eine imponirende Persönlichkeit u. großes schauspielerisches Talent, durchführte. Auch als Oratoriensängerin hat sie sich in England einen bedeutenden Namen gemacht. Von Wien u. London aus gastirte sie wiederholt in Hamburg u. einigen anderen deutschen Städten.

**Tiflis** (georgisch Thepilisi, s. v. w. slav. Teplitz, d. h. Warmort), Hauptstadt der russ. Statthalterschaft Kaukasus u. des Gouvernements T. (40,439,0 □Km. mit 606,584 E. [1871]), liegt von Bergen umschlossen südl. vom Kaukasus 438 m. hoch auf beiden Seiten des Kur, ist Sitz des Statthalters u. der höchsten Gouvernements-Behörden, eines griech. u. eines armenischen Bischofs, mehrerer Konsuln u. hat über 70,000 E., worunter 30,000 Armenier, 15,000 Grusier u. 13,000 Russen. T. besteht aus 4 Theilen, der Altstadt Kala mit dem Bazar von 800 Buden, der neu erbauten Karawanserai u. den wichtigsten Kirchen, der Badestadt Thepilisi mit den warmen Schwefelbädern u. dem Schloßberg, der Bergquartiere Isni, zu dem die Citadelle u. der Sand, die deutsche Schwabenkolonie mit schöner steinerner Kirche u. dem Oberpfarramt für alle deutschen transkaukasischen Kolonien gehört, u. dem neuesten u. schönsten Theile Gareth-Uban, wo sich große Plätze u. geräumige Straßen, prächtige Gebäude, wie die Kathedrale, der Statthalterpalast, das Generalstabsgebäude, das Gymnasium 2c., befinden. Dazu kommt die aus Erdhütten od. Saklis bestehende Vorstadt Kuki, der sonst nur noch die alte Vorstadt, der nordöstl. Theil, ähnlich sieht. Halb asiatisch, halb europäisch gebaut, bietet T. einen höchst interessanten Anblick. 42 Kirchen, worunter 23 armenische, ein Seminar, ein Gymnasium, andere Schulen, eine Münze, eine Bibliothek, ein naturhistorisches Museum, ein botanischer Garten, ein Theater u. ein Hospital zeugen dafür, daß T. der Mittelpunkt des geistigen Lebens im Kaukasus ist. Als Emporium von ganz Transkaukasien hat es aber auch starke Industrie, besitzt Webereien in Wolle, Baumwolle u. Seide, Gerbereien u. Waffenschmieden u. treibt lebhaften Handel, bes. mit Persien, für welches es Stapelplatz der europ. Waaren ist. Es hat Bahnverbindung mit Poti am Schwarzen Meere, der Telegraph führt weiter bis Teheran 2c. Im Sommer finden sich viele Tausende persischer Arbeiter hier ein, auch die dortigen Bäder werden stark besucht.

In der Umgebung sind seit 1817 sieben wohlhabende deutsche Kolonistendörfer mit 3000 Bewohnern entstanden. Das Sprachengemisch in T. ist ganz außerordentlich; Handelssprache ist das Tatarische. 450 n. Chr. gegründet, war T. lange georgische Königsresidenz, wurde zeitweilig von den Türken beherrscht u. gehört seit 1801 zu Rußland.

**Tiger**, Königstiger (Felis tigris), eine Katzenart, welche den Löwen sowol an Körpergröße, die beim erwachsenen männlichen Thier vom Kopfe bis zur Schwanzspitze 2,33 m. beträgt, an Stärke des Knochenbaues u. der Muskulatur wie auch an Tollkühnheit u. Mordlust übertrifft. Die Behaarung des T.s ist länger, weicher, lockerer als die des Löwen, ihre Grundfarbe oberseits schön orangegelb, unterseits weiß. Rumpf u. Bauch sind durch breite, schwarze Querstreifen gezeichnet, Kopf, Schultern u. Schenkel durch schmälere, der quastenlose Schwanz durch etwa ein Dutzend schwarze Binden. Statt der Mähne hat der T. nur einen kurzen, dichten Kinn- u. Backenbart, der auch dem Weibchen nicht fehlt. Während in der Diluvialzeit eine andere Tigerart, der fälschlich gewöhnlich „Höhlenlöwe" genannte Höhlentiger (Felis spelaea), Mitteleuropa bevölkerte, ist der Königstiger über Asien westl. bis zum Kaukasus, südl. bis Sumatra u. Java, östl. bis zur Küste u. nördl. bis zum Altai u. Amur verbreitet. In Indien ist er in einzelnen Provinzen, obgleich wegen seiner Mordlust ernstlich verfolgt, noch sehr häufig, auf Sumatra verödet er ganze Ortschaften; auf Singapore, wohin er vom nahen Festland über den ½ Seemeile breiten Kanal schwimmt, wurden noch bis 1850 jährlich an 350 Einwohner von T.n zerfleischt u. die Regierung hat einen Preis von 50 Doll. für jeden erlegten T. ausgesetzt. Tagüber im dichten Walde ruhend, streift das Raubthier erst nach Sonnenuntergang nach Beute umher od. lauert an den Verkehrsstraßen auf wandernde Herden od. Reisende. Wie der Löwe überfällt der T. seine Beute im Sprunge, tödtet sie durch einen Biß in Kehle u. Nacken u. schleppt sie abseits. Gesättigt od. plötzlich erschreckt, z. B. durch Feuer, zeigt er sich feige. Er lebt u. jagt einzeln, beide Geschlechter vereinigen sich nur zur Brunstzeit. Die Tigerin trägt 14 Wochen u. wirft 3—4 plumpe, gestreifte Junge, die sie liebevoll pflegt u. gegen Angriffe mit Aufopferung vertheidigt. Jung eingefangen wurden T. schon in der röm. Kaiserzeit gezähmt, doch werden sie nie recht zutraulich. Die Jagd auf den T. geschieht am sichersten auf eigens hierzu abgerichteten Elefanten, deren Rüssel u. Stoßzähne jener fürchtet. Auf Singapore fängt man ihn in durch Strauchwerk verdeckten Gruben, in deren Nähe eine Ziege als Lockthier angebunden wird.

Nr. 5239. Der Königstiger (Felis tigris).

**Tiglat-Pilesar** (assyrisch Tukulti-hal-Esharra = Schutzwaffe des Sohnes des Escharra, d. i. des Gottes Adar), Name von zwei assyrischen Königen. **T.-P. I.** regierte 1120—1100 v. Chr.; mit ihm beginnt eigentlich erst die assyrische Geschichte in ein helles Licht zu treten, da er der Erste ist, von welchem wir größere Inschriften überkommen haben. T.-P. war ein bedeutender Feldherr. Seine Eroberungen erstreckten sich hauptsächlich auf das Naïri genannte, an beiden Abhängen des Berges Masios zwischen dem obern Tigris u. mittleren Euphrat gelegene Land; ein anderer Feldzug führte ihn bis ins Herz des armenischen Hochgebirges, ein dritter über den Libanon u. nach Phönizien. Ueberall war er siegreich, bis nach Aegypten verbreitete sich sein Ruhm, u. die Pharaonen wagten keinen Einspruch gegen die Fortschritte seiner Machtentfaltung zu erheben. Nur am Ende seiner Regierung wurde der Ruhm seiner Erfolge durch einen für Assyrien unglücklichen Einfall von Babylon aus etwas beeinträchtigt, doch schon sein Sohn u. Nachfolger Asur bel kala hat diese Scharte wieder ausgewetzt. — **T.-P. II.**, Vater Salmanassar's IV. (s. d.), regierte 745—727 v. Chr. Die Regierung dieses Usurpators (denn mit ihm beginnt eine neue Dynastie in Assyrien), dessen Persönlichkeit unvergleichlich glänzend in der Reihe der ninivitischen Herrscher dasteht, folgte auf langjährigen Verfall u. bildete einen Wendepunkt in der assyrischen Geschichte. Unter ihm erstreckte sich die Macht Assyriens weiter als je vor ihm. Nach Kriegszügen nach Babylonien (745) u. Armenien (744) zog T.-P. gegen die syrische Stadt Arpad (743), welche er belagerte u. 740 einnahm. Gleichzeitig machte der in Nordwestbabylonien (Sepharvaim) herrschende u. mit T.-P. eng verbündete König Phul (ass. Pûlu, griech. Poros), den man früher fälschlich mit T.-P. identifizirte, einen Einfall in Israel. Nach dem glücklich beendigten Feldzuge gegen Ulluba u. die Aramäer von Birtu (739) war sein Ansehen so groß, daß sämmtliche westaramäische u. nordkananäische Könige ihm freiwillig Tribut brachten (738), darunter auch Menahem von Samaria. Nach einem zweiten Zuge nach Babylonien (737) fanden die denkwürdigen Kämpfe im Norden u. Osten des Reichs statt (736 f.), wobei ein Heer T.-P.'s bis zum Industhale vordrang. Darauf (734—732) wandte er sich wieder nach Süden, führte die Bewohner von Gilead u. Galiläa weg (vgl. 2. Kön. 15, 29) u. zog, von Ahas von Juda zu Hülfe gerufen, gegen Damaskus (2. Kön. 16, 7—9) u. eroberte es (Tod des Königs Rezin von Damaskus). In diese Zeit fällt auch sein Zug südlich bis an die ägyptische Grenze (Gaza) u. die Demüthigung der arabischen Königin Schamsija. 731 unternahm T.-P. noch einmal einen babylonischen Feldzug u. unterwarf den südbabylonischen König Merodach Baladan, gestattete auch den Königen Ukinzir (Chinziros) u. Phul

die Besitznahme Babylons friedlich. Die letzten Jahre seiner Regierung verlebte T. P. in Ruhe u. widmete sich ganz den Werken des Friedens. Von seinen großartigen Bauten sind uns noch denkwürdige Reste erhalten.

**Tigré** od. Tigrié, die nordöstlichste Landschaft von Abessinien, vor der Mitte unseres Jahrhunderts ein eigenes Königreich, durch den Takazzefluß von Amhara getrennt u. vom Gasch od. Mareb als Hauptfluß durchströmt, bildet eine ca. 2000 m. hohe Ebene, auf der sich einzelne Gebirge, wie das von Lasta in der Provinz Wodscherat, bis 3400 m. erheben. Es zerfiel in 11 Gebiete, die mehr od. weniger frei waren unter ihren Statthaltern, hat ein im Ganzen gesundes Klima, produzirt Reis, Hirse, Tabak, Südfrüchte, Gewürze, Baumwolle u. hat eine christliche abessinische, aber auch nubische (die Beni Amer) Bevölkerung. Die Tigrésprache od. Khassa ist ein veränderter Dialekt des Altabessinischen. Hauptstadt ist Adoa (s. d.). — Vgl. „Abessinien".

**Tigris** (Didschle [d. h. Pfeil] od. Schatt), Fluß in Vorderasien, entsteht aus der Vereinigung eines östl. u. westl. Quellflusses bei Til, südwestl. vom Wansee. Der westliche ist der bedeutendere, dessen einer Quellarm, der Egil, aus dem kleinen Gokchasee 1 Stunde nordöstl. von Telek am Euphrat entspringt, während der andere, der Zibeneh Su, aus der durch assyrische Inschriften berühmten Höhle Kokchar kommt, also ebenfalls auf der Südwestseite Armeniens, südl. vom Oberlauf des Euphrat, entsteht. Oberhalb Diarbekr vereinen sich beide u. durchbrausen erst nach S., dann nach O. gewendet das kurdische Alpenland, bis östl. vom Aschiddagh der östl. T. ihn verstärkt. Dieser entströmt dem Gebiet zwischen Urumiah- u. Wansee, fließt im Ganzen nach W., von Saird an aber bis zum Vereinigungspunkte Til nach S. Nun nimmt der T. eine südöstl. Richtung an u. durchbricht unter Strudeln u. Stromschnellen den Südrand Armeniens. Bei Dschezireh tritt er in die Ebene Tschöll u. durchfließt das weite Wüstengebiet zwischen u. am Euphrat u. T., das auch el Dschesireh (d. h. die Insel) od. Mesopotamien genannt wird. Hier liegt unter 36⅓° n. Br. am rechten Ufer Mosul (s. d.), der einzige feste Wohnplatz auf Hunderte von □M. umher, die nur als Weideplätze benutzt werden. Weiter abwärts, 36° n. Br., empfängt er von links den ersten großen Nebenfluß, der das ganze Haktiargebirge u. damit eine der wildesten Gegenden von Kurdistan durchströmt u. aus der Schlucht Tijar-Bajas hervortritt, den Zâbala; wenig nördlich von 35° n. Br. von derselben Seite auch den südl. vom Urumiahsee entspringenden Zâbassal. Immer mehr nach SO., öfter selbst nach O. sich drehend, fließt er bei Bagdad (s. d.) vorbei, ist von hier an durch mehrere Kanäle mit dem Euphrat verbunden, so durch den Saklawia-, Abu Gharib-, Melik- u. Zimberänie-kanal, nimmt noch von rechts den aus Iran herabfließenden Djalah od. Schirwan-Rud auf, theilt sich aber, nachdem er bisher den Euphrat abwechselnd gesucht u. wieder gemieden hat (bei Bagdad sind sie nur 6 M. entfernt), bei Kut el Amâra in 2 Arme, deren westl., der Schatt el Hâi, bei Nansar 31° n. Br. u. deren östl. erst bei Korna 15 M. weiter östlich sich mit dem Euphrat verbindet. Dieser östl. Schatt od. Amâra hat von links her noch einen Arm des großen Kercha, der meist im westl. Persien fließt u. den großen Samarghasumpf vor seiner Mündung bildet, aufgenommen. Der ganze Lauf ist 255 M. lang, wegen des reißenden Wassers für eine geordnete Schiffahrt wenig tauglich, wird aber von Mossul an mit Booten u. Flößen befahren, bei Hochwasser selbst von Diarbekr an. Zwischen Mossul u. Bagdad beträgt seine Breite fast 200 m. — Vgl. „Euphrat".

**Tiguriner** (lat. Tigurini), die Bewohner des Pagus Tigurinus (Tiguriner-Gau), einer der vier Gaue der Helvetier, den Cäsar u. Livius erwähnen. Die T. erlangten historische Bedeutung durch ihre Theilnahme an dem Zuge der Kimbern nach Italien. Auf Grund einer zu Wislisburg gefundenen Inschrift meinte man den heutigen Kanton Waadt für jenen Gau halten zu müssen, wahrscheinlicher jedoch fällt der Kanton Zürich mit ihm zusammen.

**Tilburg,** Stadt mit 25,397 E. (1875) in der niederländ. Provinz Nord-Brabant, liegt unfern der belg. Grenze an der Ley u. an den Strecken Aeschot-T. der belgischen Grand-Central-, u. Venloo-Breda der niederländischen Staatsbahn. Es hat ein königliches Schloß (der König ist der größte Grundeigenthümer der Stadt) u. großartige Industrie. Man zählt an 100 Tuch- u. Wollwebereien, in 10 Maschinenkattunwebereien sind gegen 2000 Arbeiter beschäftigt, u. die zahlreichen Spinnereien beschäftigen noch mehr. Außerdem hat T. Teppichfabrikation u. eine Menge Gerbereien.

**Tilgungsfond,** Ansammlung von Kapitalien, welche bestimmt sind, aufgenommene Schulden des Staates, der Gemeinden, Aktiengesellschaften &c. planmäßig zu tilgen, od., falls andere dazu bestimmten Einnahmen das erwartete Resultat nicht ergeben sollten, unterstützend zur Tilgung mitverwendet zu werden.





**Tiliaceen,** Lindengewächse, die bei uns nur durch die Gattung Linde vertreten, erlangen jedoch in wärmeren Ländern eine größere Mannichfaltigkeit von oft wahrhaft überraschenden Formen. Sie zeichnen sich alle durch die Vielzahl ihrer Staubgefäße innerhalb eines vier- fünf- u. mehrblätterigen Kelches mit gleicher Blumenkrone u. durch eine Frucht aus, welche entweder eine Kapsel od. ein einsamiges Nüßchen, seltener eine Steinfrucht bildet. Ganz abweichend von unseren Linden treten einige Arten als Kräuter od. Sträucher, oft mit gelappten Blättern auf, u. gehören dann zu den charakteristischesten Formen der Landschaft, z. B. die auch bei uns häufig als Zimmerpflanze gehegte Sparmannia Africana. Die wichtigste Gattung ist Corchorus, von welcher C. olitorius eine wichtige Gewebepflanze ist, die den unter dem Namen Jute (s. d.) allgemein bekannten Faserstoff liefert. Die meisten Arten der T. gehören Asien u. Amerika, nam. deren tropischen Theilen an.

**Till Eulenspiegel,** s. „Eulenspiegel".

Nr. 5240. Johann Tzerklaes Graf v. Tilly (geb. Febr. 1559, gest. 20. April 1632).

**Tilly,** Johann Tzerklaes, Graf v., stammte aus niederländischem Adel u. wurde im Febr. 1559 auf dem Familienschlosse T. südlich von Brüssel geboren. Obwol die Jesuiten, deren eifriger Zögling er war, ihn zum Priester machen wollten, trat er aus eigenem Antrieb in spanische Kriegsdienste unter Alexander von Parma. Später kämpfte er als Offizier Kaiser Rudolf's II. gegen die Türken u. sollte im April 1608 gegen die Aufständischen in Mähren zu Felde ziehen, als der Majestätsbrief einen kurzen Frieden herstellte. Seitdem in den Diensten Maximilian's von Bayern, führte T. die Truppen der Liga (s. d.), drang im Sept. 1620 in Böhmen ein, siegte 8. Nov. innerhalb einer Stunde am Weißen Berge bei Prag, vertrieb im April u. Mai 1621 alle Besatzungen Peter's v. Mansfeld u. besetzte für seinen Herrn die Oberpfalz. Dann zog er verwüstend u. plündernd nach der Kurpfalz, wurde zwar 27. April 1622 bei Wiesloch empfindlich geschlagen, siegte aber 6. Mai bei Wimpfen über den Markgrafen Georg Friedrich von Baden, 20. Juni bei Höchst über Christian von Braunschweig, drang unter Mord u. Brand 19. Sept. in Heidelberg, 3. Nov. in Mannheim ein u. überließ das unglückliche Land seinen Jesuiten u. Mönchen, die er mitführte, um es zu katholisiren. Vom Kaiser zum Reichsgrafen ernannt, warf T. 5. u. 6. Aug. 1623 bei Stadtlohn die Scharen Christian's von Braunschweig nieder, hielt Westfalen u. einen Theil von Niedersachsen besetzt u. erfocht seinen letzten großen Sieg 27. Aug. 1626 über Christian IV. von Dänemark bei Lutter am Barenberge. Seitdem verließ ihn das Glück. Bei Pinneberg in Holstein verwundet, mußte er die weitere Verfolgung des Sieges seinem großen Rivalen Wallenstein (s. d.) überlassen, dessen großartige handelspolitische Absichten auf die Ostseeküste er weder verstand noch billigte. Nach der Absetzung desselben empfing T. als Generalleutnant der kaiserlichen Truppen die Aufgabe, Magdeburg einzunehmen u. gegen Gustav Adolf zu ziehen. Am 20. Mai 1631 nahm er jenes im Verein mit Pappenheim durch einen unerwarteten Ueberfall u. that wenigstens nichts, um der Zügellosigkeit

seiner rohen Soldateska zu wehren. Anstatt aber gegen den Schwedenkönig vorzugehen, durchzog er Thüringen u. Hessen, wandte sich dann plündernd u. brandschatzend gegen Kursachsen, das noch über Neutralität verhandelte, u. wurde 17. Sept. 1631 bei Breitenfeld von Gustav Adolf (s. d.) vollkommen geschlagen. Selbst verwundet u. der besten Offiziere durch den Tod beraubt, erholte er sich erst am Ende des Jahres so weit, daß er in Franken einfallen u. im März 1632 Bamberg besetzen konnte. Als die Schweden in Eilmärschen gegen Süden rückten, suchte er ihnen durch starke Verschanzung bei Rain den Uebergang über den Lech zu wehren; allein durch einen Schuß in das Bein auf den Tod verwundet, befahl er den Rückzug nach Ingolstadt, wo er am 20. April 1632 starb. Seine Leiche ruht in Alten-Oetting, seine Statue (nach Schwanthaler's Modell) ließ König Ludwig I. in der Feldherrnhalle zu München aufstellen. Er blieb unvermählt, ein Mönch im Kriegsgewande, Beter u. Kämpfer zugleich, weniger Feldherr, am wenigsten Diplomat. — Vgl. Villermont, „T. ou la guerre de trente ans“ (Tournay 1859; deutsch, Schaffh. 1860) u. Onno Klopp, „T. im Dreißigjährigen Kriege“ (2 Bde., Stuttg. 1861).

**Tilsit,** Kreisstadt mit 19,787 E. (1875) im Reg.-Bez. Gumbinnen der Prov. Ostpreußen, Hauptstadt von preuß. Lithauen, liegt am linken Ufer des Niemen, über den eine 360 m. lange Schiffbrücke führt, am Einflusse der Tilse, an der Zweiglinie T.-Memel der preuß. Ostbahn u. an der Bahn T.-Insterburg, hat ein 1537 erbautes Schloß, Hauptzollamt, Gymnasium u. andere höhere Schulen, Versorghaus für Kaufmannswittwen, 2 Hospitäler, Tuchfabrikation, Wollen- u. Leinenweberei, Papier- u. Lederfabriken, Eisengießerei u. Maschinenfabrikation, Zuckerraffinerie, Bierbrauerei, starken Aal- u. Lachsfang, ansehnliche Flußschiffahrt (Dampfschiffe gehen bis Königsberg, Memel u. Kowno) u. ausgebreiteten Handel, bes. mit Pferden u. Getreide. Die Einwohnerschaft ist deutsch, während die ganze Umgegend lithauisch spricht. ½ St. westl. der Stadt beginnt die zwischen den beiden Memelarmen Ruß u. Gilge gelegene äußerst fruchtbare Tilsiter Niederung. – Historisch berühmt ist T. durch den Tilsiter Frieden, der 7. u. 9. Juli 1807 zwischen Frankreich, Rußland u. Preußen abgeschlossen wurde, nachdem 25. Juni auf einem eigens dazu hergerichteten Flosse auf dem Niemen die berühmte Zusammenkunft Napoleon's mit Kaiser Alexander von Rußland, eine Folge der von Letzterem verlorenen Schlacht bei Friedland (14. Juni), stattgefunden hatte. Die Stipulationen dieses Friedens, der am 7. mit Rußland, am 9. mit Preußen abgeschlossen wurde, waren im Wesentlichen folgende: an Preußen wurde „aus Rücksicht auf den Kaiser von Rußland“ Ost- u. Westpreußen, Pommern, Brandenburg u. Schlesien zurückerstattet, wo gegen alle westl. der Elbe liegenden u. die ehemals polnischen Provinzen Napoleon zur Verfügung gestellt wurden; der Rheinbund u. alle übrigen von Napoleon ins Leben gerufenen politischen Schöpfungen, wie das Königreich Westfalen unter König Hieronymus u. das Herzogthum Warschau unter Hoheit des Königs von Sachsen, wurden anerkannt; die Herzöge von Oldenburg u. Mecklenburg wurden wieder hergestellt, dagegen wurde eine Besetzung ihres Küstengebietes durch franz. Truppen zum Zweck der Aufrechterhaltung der Kontinentalsperre ausbedungen; Rußland übernahm die Vermittlung des Friedens zwischen Frankreich u. England, Frankreich die Friedensvermittlung zwischen Rußland u. der Pforte. Neben diesen Punkten enthielt der Tilsiter Friede aber auch noch einige geheime Artikel, in denen das Wichtigste war: Schutz- u. Trutzbündniß zwischen Rußland u. Frankreich; Krieg gegen England u. die Türkei, falls diese Mächte die Vermittlung Rußlands u. Frankreichs zurückweisen sollten; Oesterreich, Schweden, Dänemark u. Portugal sollten aufgefordert werden, dem Bunde gegen England beizutreten, falls dieses auf seiner bisherigen Politik beharre; die Jonischen Inseln sollten an Frankreich, Sizilien an Joseph Bonaparte überlassen werden, sobald die neapolitanischen Bourbonen anderweitig entschädigt sein würden; würde Hannover zum Königreich Westfalen geschlagen od. beim Frieden mit England nicht an dasselbe zurückgegeben werden, so sollte an Preußen ein Gebiet von 3–400,000 Seelenzahl auf dem linken Elbufer zurückerstattet werden, welche Zusage später nicht erfüllt wurde. Am 12. Juli wurde zwischen dem Grafen v. Kalckreuth u. dem Marschall Berthier noch eine Konvention abgeschlossen, derzufolge Preußen bis zum 1. Okt. von den Franzosen geräumt werden sollte, falls nämlich bis dahin die demselben auferlegten Kriegssteuern baar bezahlt od. durch genügende Sicherheit verbürgt worden wären. Preußen blieb demgemäß nach wie vor den franz. Kommissaren preisgegeben, bis es sich 1808 mit einer runden Summe von 120 Mill. Frcs. loskaufte, war aber gleichwol beständig bedroht, da Frankreich die Oderfestungen Glogau, Küstrin u. Stettin besetzt hielt. Diese Lage änderte sich erst 1813.

**Timäos.** 1. **T.** aus Lokri, Philosoph der Pythagoräischen Richtung, den Platon in seiner Vaterstadt aufsuchte, um in den Lehren des Pythagoras unterwiesen zu werden; einer der Dialoge Platon's ist auch nach T. benannt. T. schrieb nach Suidas ein Werk „*Μαθηματικά*“ u. „*Περὶ φύσεως*“, doch ist die Urheberschaft das T. bei beiden Werken ebenso unsicher wie bei einem dritten, ihm von Proklos zugeschriebenen, „*Περὶ ψυχᾶς κόσμου καὶ φύσιος*“ (Ueber das Weltall u. die Weltseele; abgedruckt in den Ausgaben der Werke Platon's von Bekker [Bd. 3, Th. 3, Berl. 1818] u. K. Fr. Hermann [Bd. 4, Lpz. 1852], in Stallbaum's Ausgabe des Platonischen „Timäos“ [Gotha 1838], bes. herausgeg. von Gelder [Leyd. 1836], übersetzt von K. Ch. G. Schmidt [Lpz. 1836]), welches uns in einer späteren Ueberarbeitung erhalten ist. Die Alten gaben T. den Beinamen des besten Astronomen. — 2. **T.** aus Tauramenion (Taormina) auf Sizilien, Geschichtschreiber, geb. 352 v. Chr., von Philiskos aus Milet unterrichtet, wurde von Agathokles aus Sizilien vertrieben u. lebte 50 Jahre in Athen, wo er eine Geschichte Siziliens von den ältesten Zeiten bis 264 v. Chr. (die vorhandenen Bruchstücke abgedruckt bei Müller, „Historicorum Graecorum fragmenta“, Bd. 1, Par. 1841) sowie ein besonderes Werk über die Kriegszüge des Pyrrhos u. ein drittes, betitelt „*Ὀλυμπιονῖκαι*“, wahrscheinlich chronologische Forschungen enthaltend, verfaßte; letztere beiden Schriften sind völlig verloren. Polybios spricht dem T. jede Befähigung zum Geschichtschreiber ab, doch urtheilt Cicero günstiger über ihn. In hohem Alter nach Sizilien zurückgekehrt, starb T. daselbst 256 vor Chr. — 3. **T.**, mit dem Beinamen der Sophist, ein griech. Grammatiker des 3. Jahrh. n. Chr., verfaßte ein Wörterbuch zu den Schriften Platon's, von dem noch ein Theil erhalten ist (herausgeg. von Ruhnken [Leyd. 1754, 2. Aufl. 1789], Koch [Lpz. 1828, 2. Aufl. 1833] u. K. Fr. Hermann in seiner Ausgabe der Werke Platon's [Bd. 6, Lpz. 1853]).

**Timbuktu,** wichtige afrikanische Handelsstadt, 2½ Stunde links vom nördlichsten Punkte des Niger, zum Fulbestaat Massina gehörig, doch auch von den Sonrhai u. Tuaregs beansprucht u. thatsächlich von einem arab. Scheikh als geistlichem Oberhaupt beherrscht; liegt zwischen öden u. baumlosen Sandflächen am Kreuzungspunkte von 5 Karawanenstraßen von Marokko, Tripolis, Senegambien, dem Tsadseegebiet, den Haussaländern u. dem Küstenland von Oberguinea. In Gestalt eines Dreiecks sehr weitläufig gebaut, von Vorstädten umgeben u. von sehr bedeutendem Umfange, hat es doch nur gegen 13,000 ständige Einwohner, zu denen jedoch zur Zeit des Hochwassers, vom November bis Ende Januar, während der großen Karawanenmärkte, noch eben so viele Fremde kommen. Die interessante u. malerische, aber auch schmuzige u. ungesunde Stadt hat meist einstöckige Häuser; nur der von den Reicheren bewohnte südl. Theil hat größere Gebäude. Politisch ist T. nie bedeutend gewesen, wol aber in anderer Hinsicht als Sitz mohammedanischer Gelehrsamkeit u. als Büchermarkt des islamitischen Sudan; bes. hat es als Handelsplatz ersten Ranges seit Jahrhunderten große Bedeutung. Hier strömen die durch die Wüste gebrachten europäischen Handelsartikel zusammen u. werden gegen Goldstaub, Elfenbein, Gummi, Kola- od. Gurunüsse, Straußenfedern 2c. ausgetauscht; hierher bringen große Karawanen aus der Wüste das für den Sudan so werthvolle Steinsalz. Die einheimische Industrie ist unbedeutend, nur Schmiedewaaren u. Lederarbeiten sind nennenswerth. Die meisten Kaufleute sind übrigens nur Agenten fremder, bes. marokkanischer Häuser. Der Hafenplatz am Niger ist Kabara, mit 2000 E., deren einzige Beschäftigung das Ausladen der Waaren u. der Transport derselben nach T. bildet. — T., 1100 von den Tuaregs gegründet, gehörte 1326 zu dem mohammedanischen Negerreiche der Susu, eines den Mandingo verwandten Stammes; 1329 zerstört, wurde es von 1335 an wieder hergestellt u. war schon im 15. u. 16. Jahrh. der wichtigste Handelsplatz der Sonrhai. 1591–1770 marokkanisch, ist es in unserm Jahrhundert der stete Zankapfel zwischen den Tuaregs u. den Fulbes gewesen. Der erste Europaer, der wenigstens die Hafenstadt sah war Mungo Park 1805; die Stadt betrat zuerst der Engländer Laing, dann folgte Caillié; Epoche machend aber war der Aufenthalt Barth's 1853–54; der letzte Reisende in T. war 1870 der Rabbi Mordokhaï Abu Serur.

**Timeo Danaos et dona ferentes** (lat.), Verse Vergil's (Aeneide 2, 49); s. „Danaër“.

**Times** (spr. Teims, d. h. „Zeiten“), Titel des bedeutendsten Organs der engl. Tagespresse, unter dem dasselbe seit 1. Jan 1788 erscheint während es schon 13. Jan. 1785 vom Buchdrucker John Walter, dem Großvater eines der jetzigen Eigenthümer, als „London daily universal

Register" gegründet worden war. Lange Zeit bestand das Blatt nur aus einem Bogen, dessen beide innere Folioseiten in 4 Kolumnen getheilt waren u. sich auf politische Nachrichten ohne Leitartikel beschränkten. Die Außenseiten enthielten Anzeigen. Die 1. Nummer der „T.", welche mit Dampf gedruckt war, erschien 29. Nov. 1814; die Dampfpresse hatte Friedrich König (s. d.) erfunden u. Andr. Christ. Bauer (s. d.) konstruirt. Seit 1818 ward eine Maschine mit 8 Cylindern gebraucht, die 8000 Exemplare in einer Stunde abzog. Auch dies aber entsprach den immer wachsenden Anforderungen des Publikums bald nicht mehr; vor mehreren Jahren erfand der engl. Ingenieur Mac Donald eine Maschine mit cylindrischen Platten, welche in 1½ Stunde 30,000 Abzüge liefert u. dieselben auch falzt. Zuweilen zählt die „T." 16 Seiten. Dann absorbirt die Maschine ein Papierquantum, das eine Fläche von etwa 30 Morgen bedecken würde. Drei Papierfabriken arbeiten einzig u. ohne Unterbrechung für den Bedarf der „T.", die übrigens noch heute, wie zur Zeit ihrer Gründung, in dem nämlichen Gebäude in der Londoner City, dem Printing House Square, erscheint. Ihre tägliche Auflage beträgt 50 bis 60,000 Exemplare, die Zahl ihrer Arbeiter ungefähr 400, von denen 200 bei Tage vorzugsweise mit dem Annoncenwesen, 200 andere bei Nacht zur Herstellung des laufenden Textes beschäftigt sind. Zusammengestellt u. gedruckt wird die „T." zwischen 6 Uhr Abends u. 6 Uhr Morgens. Die stenographischen Parlamentsberichte werden des Nachts von Viertelstunde zu Viertelstunde durch eigene Boten zu Wagen in die Redaktion geliefert. Die einzelnen Voten bei Abstimmungen vermittelt direkt ein aus dem Sitzungssaale nach dem Tische des Hauptredakteurs führender Telegraphendraht. Zu den Mitarbeitern zählen die berühmtesten Schriftsteller, Politiker, Staatsmänner, Gelehrte ꝛc.; für ihre Korrespondenzen u. Berichterstattungen giebt die T. enorme Summen aus; freilich kostet auch das jährliche Abonnement beim Verleger schon 7 Pfd. Sterl. od. 140 Mk., in Deutschland aber 209 Mk.

**Timok,** rechter Nebenfluß der untern Donau, entsteht aus den beiden Quellflüssen Zrni (schwarzer) od. Mali (kleiner) T. u. Weliki (großer) T., die sich kurz unterhalb Saitschar in Serbien vereinigen. Der vereinigte Fluß bildet dann bald auf eine Strecke von etwa 6 M. die serbisch-bulgarische Grenze u. mündet etwa 5 M. nördl. von Widdin. Der kleine T. entspringt am 1565 m. hohen Rtanj-Berge in Serbien; der große, der seinerseits wieder aus zwei Quellbächen entsteht, entspringt mit einem derselben bei dem befestigten u. in den serbisch-türk. Kämpfen 1876 oft genannten Babina Glawa nordöstlich von Ak Palanka in Bulgarien. In dem Serb.-türk. Kriege von 1876 wurde der T. bei Gazewatz am 1. Juli von der serb. sog. Timok-Armee überschritten u. damit der Kampf auf diesem Theile des Kriegsschauplatzes eröffnet.

**Timokratie** (griech. *τιμοκρατία* von *τιμή*, Schätzung, Werthbestimmung, u. *κρατεῖν*, herrschen) nennt man diejenige Staatsform, in welcher das Recht zur Theilnahme an der Regierung an den Besitz eines gewissen Vermögens geknüpft ist. Auf solchen timokratischen Prinzipien beruhte z. B. die von Solon (s. d.) der Stadt Athen gegebene Verfassung.

**Timoleon,** Sohn des Timodemos, ein vornehmer Korinther, ein Mann von glühender Vaterlands- u. Freiheitsliebe, die ihn, obwol er von sanfter Gemüthsart war, doch zur Theilnahme an der Ermordung seines eigenen Bruders Timophanes (364 v. Chr.) bewog, als derselbe sich an der Spitze eines Söldnerhaufens durch Bestechung u. Gewaltthat zum Tyrannen von Korinth aufgeworfen hatte. Deshalb mit seiner Familie zerfallen u. von seiner Mutter verflucht, zog er sich vom politischen Leben zurück, bis 344 v. Chr. Syrakus, eine Kolonie von Korinth, vom Tyrannen Dionysios dem Jüngeren befehdet, die Mutterstadt um Hülfe bat. Diese zu gewähren, wurde T. mit 700 Söldnern entsendet. Er umging die unter Hanno in Sizilien stationirten Punier, die sich mit dem Tyrannen Hiketas von Leontinoi verbunden hatten u. die sizilischen Städte in Schach hielten, landete bei Tauromenion, schlug Hiketas bei Adranon, nahm 343 v. Chr. Syrakus, ließ die Burg zerstören u. veranlaßte den Zuzug von 60,000 korinth. Ansiedlern nach dem verödeten Syrakus, denen T. Land anwies u. Häuser verkaufte. Die neu errungene Freiheit der Stadt Syrakus schützte T. durch den großen Sieg, den er 339 v. Chr. am Krimissos über die mit 80,000 Mann gelandeten Karthager erfocht. Auch die übrigen Städte wurden von ihren Tyrannen befreit u. in ein Bündniß mit Syrakus aufgenommen, Gela u. Agrigent wurden wieder aufgebaut, Agyrion u. Kamarina neu bevölkert, Friede u. Wohlstand erblühten neu auf der ganzen Insel. Dann zog sich T. auf ein ihm von den Syrakusanern geschenktes Landhaus zurück, wo er, ohne ein Amt zu bekleiden, aber gleichwol von größtem Einfluß, in der letzten Lebenszeit völlig erblindet, 337 v. Chr. starb.



Seinem Andenken widmeten die Syrakusaner eine jährliche Leichenfeier, über seinem Grabe erhob sich das prachtvolle Timoleonteum. Sein Leben beschrieben Plutarch u. Cornelius Nepos.

**Timon** („der Menschenfeind"), Sohn des Echekratides aus dem attischen Demos Kolyttos, ein zur Zeit des Peloponnesischen Krieges lebender wohlhabender u. philosophisch gebildeter Mann von strenger Sittlichkeit, von den Alten bes. wegen seines Gleichmuths in den verschiedensten Lebensverhältnissen mit den Philosophen Diogenes, Pyrrho u. Heraklit zusammen genannt; wurde durch die Verstimmung über die Verderbtheit seiner Zeit zum Hasse gegen das ganze Menschengeschlecht geführt u. lieh diesem Hasse allezeit Worte des bittersten Spottes. Eine Menge von Anekdoten liefen von ihm um, die Komiker erwähnen seiner häufig, Lukian hat über ihn einen seiner geistreichsten Dialoge geschrieben u. Shakespeare hat ihn zum Titelhelden seines Schauspiels „Timon von Athen" gemacht. — **T.** aus Phlius, Arzt, Rhetor u. skeptischer Philosoph, Schüler des Stilpo in Megara u. des Pyrrho in Elis, um 280 v. Chr. lebend, lehrte in Chalkedon u. starb hochbetagt in Athen. Unter seinen zahlreichen prosaischen wie poetischen Schriften genossen besonderen Ruhmes die „*Σίλλοι*" (Spottgedichte), 3 Bücher satirischer u. parodirender Hexameter, in denen er die dogmatischen Philosophen bekämpfte. Die uns erhaltenen Bruchstücke der „Sillen" sammelte Wachsmuth in der Schrift „De Timone Phliasio ceterisque sillographis Graecis" (Lpz. 1859).

**Timor,** die größte u. östlichste der kleinen Sundainseln (s. d.), zwischen 124 u. 127° östl. L. von Greenwich u. 8½—10½° südl. Br., durch die Ombai- u. die Kambing Wettastraße im NW. u. N. u. die Harafurasee im O. u. SO. bespült; ist eine von Korallenbänken (im S. die große Sahulbank) umgebene vulkanische u. sehr bergige Insel, 546,5 □M. mit 1—1½ Mill. malayischen Bewohnern. Von SW. nach NO. 60 M. lang u. 15 M. breit sich erstreckend, wird T. von einer meist gegen 2000 m. hohen Gebirgskette durchzogen, in welcher Berge von 3300 m. Höhe, wie der Gunong Kaku u. der Allas, angegeben werden, u. erhebt sich schroff u. hoch aus dem Meere. Die Insel ist gut bewässert u. fruchtbar, reich an Naturschönheiten, zeigt einen merkwürdigen Kontrast in den westlichen u. nördlichen Landschaften mit asiatischem u. den südlichen u. östlichen mit australischem Charakter u. hat außer an den Küsten gesundes Klima. Vom November bis April herrscht der Regen bringende Westmonsun. Der nordwestl. Theil besonders erzeugt kostbare Holzarten (Sandelholz), Wachs, schönes Vieh u. starke Pferde; auch Gold u. Kupfer werden gefunden. Viehzucht u. Handel sind die Haupterwerbsquellen. Den Kern der einheimischen Bevölkerung bilden die 400,000 Alfuren, die als Belonesen, vom Gebirge Belo benannt, in 2 Reichen im O., u. als Timoresen im W. wohnen; Letztere u. die Atuli Kupang im SW. u. auf der Insel Samau erkennen die niederländische Regierung an. Politisch zerfällt nämlich T. in eine nordöstliche portugiesische Hälfte, die, eingerechnet das Inselchen Kambing, 258 □M. mit 250,000 E. zählt, u. eine südwestliche niederländische von 288,5 □M., welche mit Sumba, Floris, Rotti, Savu u. anderen Nachbarinseln die Residentie Timor (1042,6 □M. mit 900,000 E.) bildet. Im Innern regieren wenige freie eingeborene Fürsten. Der portugiesische Gouverneur hat seinen Sitz in Dilli, einer Stadt an der Nordküste mit 3000 E.; andere Plätze in dem portugiesischen Theile sind Lujama im O., Samora im S. Der niederländische Resident wohnt in Kupang im SW., dem wichtigsten Hafen- u. Handelsplatze der Insel, mit dem Fort Concordia. Die Portugiesen haben sich seit 1610, die Niederländer seit 1688 auf T. niedergelassen.

**Timotheos** (griech., d. h. Fürchtegott), der Begleiter u. Gehülfe des Apostels Paulus, stammte aus Lystra in der kleinasiatischen Provinz Lykaonien u. war der Sohn eines heidnischen Vaters u. der Jüdin Eunike (Apostelgesch. 16, 1; 2 Tim. 1, 5). Er war bereits Christ, als ihn Paulus auf seiner zweiten Missionsreise (ca. 50 n. Chr.) mit sich nahm; abgesehen von verschiedenen Sendungen, mit denen ihn Paulus als seinen treuesten u. zuverlässigsten Gefährten betraute, befand er sich seitdem stets in der Nähe des Apostels. Daher sind sechs Briefe des Letzteren zugleich im Namen des T. erlassen (1. u. 2. Thess., 2. Kor., Kolosser, Philemon u. Philipperbrief; vergl. auch Röm. 16, 21). Wie der Philipperbrief (bes. 2, 19 ff.) zeigt, theilte T. auch die römische Gefangenschaft des Apostels u. hat wahrscheinlich mit ihm in der Neronischen Verfolgung (64 n. Chr.) den Märtyrertod gefunden. Die Voraussetzung der beiden „Briefe an T.", daß ihn Paulus noch sehr jung zum Bischof von Ephesus bestellt habe, läßt sich aus den sonst bekannten geschichtlichen Verhältnissen nicht begreifen.

**Timotheusgras** od. Timotheen-, auch Lieschgras (Phleum), bes. eine die Wiesen bewohnende Art (Ph. pratense), die als eines der besten Futtergräser geschätzt wird. Der Halm trägt eine walzenförmige, stattliche Aehre. Auf trocknerem Boden, bes. der Anhöhen, vertritt eine andere Art (Ph. Böhmen) von noch stattlicherem Wuchse seine Stelle.

**Timur** (d. h. Eisen), seitdem er am Bein verwundet war, Timur-Lenk („der lahme T."), von den Deutschen Tamerlan genannt, wurde 9. April 1336 zu Sebz in der Provinz Kesch geboren u. war der Sohn des Lehnsherrn der Provinz Kesch, der von dem ersten Minister Dschagatai's abstammte. Von mütterlicher Seite soll er mit dem mongolischen Kaiserhause gemeinsame Abkunft gehabt haben. Durch geschickte Benutzung des Zwistes zwischen den schwachen Abkömmlingen Dschingiskhan's, durch treue Dienste, durch Verrath, Verschwörung, endlich durch offene Empörung u. Eroberung wußte er sich in der Zeit von 1360—85 zum Herrn von ganz Dschagatai, von Herat, Khorasan u. Masendran, Georgien, Ghilan u. Armenien zu machen. Von seiner Hauptstadt Samarkand aus beherrschte er alle Länder von der Chinesischen Mauer bis zum Mittelmeer u. bald auch von den Grenzen Aegyptens bis in das Innere von Rußland. Wie der Himmel nur einen Gott, so solle die Erde nur einen Herrscher haben. 1387—92 nahm er Persien ein u. strafte die Empörer mit unerhörter Grausamkeit, ließ sich 1393 in Bagdad huldigen u. stand 1395 wenige Tagereisen von Moskau entfernt. Trotzdem viele Statthalter abfielen, zog er 1398 nach dem Süden, unterwarf das nördliche Indien zwischen Ganges u. Indus, eroberte 1400 ganz Syrien u. nahm bei Angora 20. Juli 1402 den Osmanenherrscher Bajesid (s. d.) gefangen, der von der Belagerung Konstantinopels abgelassen hatte, um sich gegen ihn zu wenden. Unter beständigen Entwürfen zu neuen Heerfahrten starb T. 18. Febr. 1405 zu Otrar am Sir. Unter seinen zwieträchtigen Nachfolgern fielen die hinterasiatischen Theile seines Reiches den Chinesen, die vorderasiatischen den Türken, die europäischen den Russen zu, nur in den Großmoguln Hindostans erhielt sich sein Stamm. Trotz seiner rauhen Grausamkeit war T. zugleich ein geschickter Organisator, ein gerechter Richter, ein frommer Bekenner des Islam, ein Freund von Kunst u. Wissenschaft. T.'s Leben beschrieben der Italiener Perondini (lat., Florenz 1553), der Spanier Molina (Sevilla 1582), die Araber Ahmed ben Arabschah (lat., Leyd. 1636) u. Al Hacen (engl., Lond. 1753), der Perser Chereseddin Ali (franz., Par. 1724). — Vergl. Hammer-Purgstall, „Geschichte des Osmanischen Reiches" (Bd. 1, Pest 1835); Weil, „Geschichte der islamitischen Völker" (Stuttg. 1866); Wolff, „Geschichte der Mongolen u. Tataren" (Bresl. 1872).

**Tinkturen** (lat. tinctūra, Färbung, von tingĕre, färben) sind Flüssigkeiten, die man durch Ausziehen von gewürzhaften od. medizinisch wirksamen Stoffen mittels verdünnten Weingeistes, in einigen Fällen auch durch Aether erhält. Der Name T. stammt wol daher, daß jene Lösungsmittel durch die aufgenommenen Stoffe oft eine andere Farbe erhalten. — Ueber T. in der Heraldik s. „Heraldik".

**Tinne,** Alexandrina Petronella Francina, gewöhnlich Alexine, berühmte Afrikareisende, geboren als einziges Kind eines Engländers, des reichen Kaufmanns Philip Frederick T., u. einer Freiin van Capellen im Haag 17. Okt. 1835; bereiste fast alle Länder Europa's, 1856 u. 1858 mit ihrer seit 1844 verwittweten Mutter den Orient u. nahm 1861 mit der Mutter u. einer Tante, Adriana van Capellen, ihren Wohnsitz in Kairo. Von da aus unternahmen die drei Damen 1862 eine große Reise nach dem oberen Weißen Nil bis über Gondokoro hinaus u. im Febr. 1863 in Begleitung des Barons d'Ablaing u. der Naturforscher Th. v. Heuglin u. Steudner eine solche von Chartum aus bis nach dem Gazellenfluß u. dem Gebiete der Djurneger, wo Steudner (10. April) u. die Mutter der T. (20. Juli) dem Klima erlagen. Hierauf kehrte die Expedition um u. erreichte 29. März 1864 Chartum wieder; daselbst starb auch Adriana van Capellen. Ueber Suakin nach Kairo zurückgekehrt, lebte hier Alexine ganz den Sitten des Orients gemäß. 1868 besuchte sie Algerien u. Tunis u. im Jan. 1869 ging sie nach Tripolis, um eine neue Reise nach Innerafrika zu unternehmen, bez. über Bornu nach dem oberen Nil vorzudringen. Auf dem Wege von Murzuk nach Ghat aber ward sie 1. Aug. 1869 bei Scharaba im Wadi Aberdschusch von den ihre Eskorte bildenden Tuaregs u. Arabern ermordet; zwei Holländer aus ihrer Begleitung theilten ihr Schicksal. Vgl. die von John A. Tinne, einem Stiefbruder Alexinens, veröffentlichten „Geographical notes of expeditions in Central Africa by three Dutch ladies" (Liverp. 1864); v. Heuglin, „Die T.'sche Expedition im westl. Nilquellgebiet 1863 u. 1864" (Gotha 1865) u. „Reise in das Gebiet des Weißen Nil u. seiner westl. Zuflüsse in den J. 1862—64" (Lpz. u. Heidelb. 1869); Th. Kotschy u. J. Peyritsch, „Plantae Tinneanae" (Beschreibung der auf der T.'schen Reise am Bahr-el-Ghasal u. dessen Zuflüssen gesammelten Pflanzen, Wien 1867); Petermann's „Mittheilungen" (Bd. 16, Gotha 1870) u. Rich. Andree, „Alexandrine T." in „Unsere Zeit" (1. Hälfte, Lpz. 1870).

**Tino,** s. „Tenos".

**Tinte** (vom lat. tingere, färben) heißen die zum Schreiben mit Federn dienenden farbigen Flüssigkeiten, im engeren Sinne die zum Schreiben auf Papier gebräuchlichen. Am häufigsten angewendet ist die schwarze T., dann folgt die rothe u. blaue; T.n von anderen Farben werden nur vereinzelt benutzt, in neuerer Zeit jedoch spielen die violetten T.n aus Theerfarben eine große Rolle. Außer der gewöhnlichen Schreibtinte unterscheidet man noch die Kopirtinte, deren Schrift das Abnehmen von Abdrücken erlaubt. Durch Zusatz von etwas Glycerin u. Zucker kann man jede gewöhnliche Schreibtinte in Kopirtinte verwandeln. Die Zahl der Vorschriften zur Bereitung guter T.n ist sehr groß. Früher wurden die T.n nur aus Galläpfelaufguß u. Eisenvitriol hergestellt (Galläpfeltinte od. Gallustinte) u. etwas Gummi arabicum zugesetzt; später ersetzte man die Galläpfel theilweise od. auch ganz durch Blauholz, fügte außer Eisenvitriol noch etwas Kupfervitriol hinzu, zuweilen auch noch Indigokarmin, wie bei der sog. Alizarintinte (welche jedoch kein wirkliches Alizarin enthält); Blauholzextrakt mit gelbem chromsauren Kali (ohne Eisenzusatz) giebt die sog. Chromtinte &c. — Eine gute T. muß dünnflüssig sein, an der Feder haften, ohne abzutropfen, sie darf beim Schreiben in der Feder nicht dick werden, sondern muß bis zum letzten Antheil gleichmäßig abfließen. In der Feder eingetrocknet, soll sie einen dünnen, glatten Ueberzug bilden u. in den Gefäßen auch bei längerem Stehen keinen Bodensatz geben. Die frischen Schriftzüge dürfen, wenn sie auch in kurzer Zeit nachdunkeln, doch nicht zu blaß sein, weil sonst die Augen zu sehr angestrengt werden müssen. Die T. muß dauerhaft sein, darf nicht verblassen od. gelb werden, auch das Papier nicht mürbe machen; einzelne über einander gelegte beschriebene Blätter dürfen nicht zusammenkleben. Die T. darf auch die Federn nicht zu stark angreifen u. muß möglichst unvertilgbar sein. Zur Anfertigung von rothen T.n benutzt man entweder Karmin od. Kochenille (Karmintinte), Rothholz, Krapp, Fuchsin (Anilintinte) &c.; blaue T. wird aus Indigokarmin erzeugt od. durch Auflösen von Pariserblau (Eisencyanürcyanid) in Oxalsäurelösung. — Ueber sympathetische T.n (s. d.). T.n besonderer Art sind die lithographische T. zum Schreiben auf Stein, ähnlich zusammengesetzt wie die lithographische Kreide, nur flüssig, die autographische T. u. die Zeichnentinte für Wäsche. Letztere bereitet man zweckmäßig durch Erhitzen einer Mischung von Soda (22), Gummi arabicum (20), destillirtem Wasser (85) u. nachherigen Zusatz von salpetersaurem Silber (11) u. Salmiakgeist (20). Von der vielfach empfohlenen Zeichnentinte aus Elefantenläusen (Anacardium) muß abgerathen werden, wenigstens zur Benutzung zum Zeichnen der Leibwäsche, da sich herausgestellt hat, daß bei Berührung so gezeichneter Wäsche mit der Haut gefährliche Geschwüre entstehen können.

**Tintenfisch,** s. „Sepia".

**Tinto** od. Rio tinto (d. i. der gefärbte, dunkel-, schwarzrothe Fluß), Fluß in Spanien, entspringt am Hochbecken von Aracena in der westl. Sierra Morena (s. d.) in der span. Provinz Huelva. Er empfängt aus einer Felsenschlucht einen Zufluß, der von den reichen Kupferminen von Rio Tinto (Flecken von gegen 2000 E.) kommt, wodurch er seine schwärzliche Farbe erhält u. für Thiere u. Pflanzen schädlich wird. Mit dem Odiel zusammen mündet er in der Doppelbucht von Huelva, an der der kleine Hafenplatz Palos liegt.

**Tinto** od. Vino tinto (d. h. dunkel-, schwarzrother Wein), Name eines südspanischen, schwarzrothen, süßlichen Weines, der z. B. in Madrid in den Hôtels als gewöhnlicher Tischwein getrunken wird. Die besten Sorten sind der T. de Alicante, der T. de Rota (bei Sevilla) u. der T. de Montañas (Catalonien).

**Tintoretto,** des Malers Jacopo Robusti gewöhnlicher Beiname, den er von dem Gewerbe seines Vaters, der ein Färber (tintore) war, erhielt. Geb. zu Venedig 1512, wurde er Tizian's Schüler, sagte sich aber bald von ihm los u. ging darauf aus, den an die Wand seines Ateliers geschriebenen Wahlspruch: „Die Zeichnung von

Schloß Tirol.

Schönna.

Bozen gegen den Rosengarten.

Arco.

Roveredo.

 Verlag von Otto Spamer in Leipzig.

Schloß Toblino am Toblinosee.

Kufstein.

Die Ortlerspitze.

Brixen

Gossensaß an der Brennerbahn

Michelangelo, das Kolorit von Tizian", durchzuführen. Aber die Verbindung der Großartigkeit der Florentiner mit dem Kolorit der Venezianer blieb eine rein äußerliche, unverstandene; sie führte ihn allmählich zu einem zügellosen Naturalismus, zu einem Prunken mit massenhafter Komposition u. mit den schwierigsten Perspektiven. Sein Bravourstil hat zwar viele großartige Einzelheiten u. lebensvolle Gestalten, aber es fehlt denselben an jeder höheren künstlerischen Anordnung u. an Adel der Motive. Dazu kommt in den Werken seiner späteren Zeit eine oft sehr flüchtige Behandlung u. handwerksmäßige Praxis. Zu den besten seiner Leistungen gehören außer den Portraits (drei davon im Berliner Museum) mehrere in seiner früheren Zeit gemalte Historien- u. Genrebilder, in denen eine poetische Landschaft den Hintergrund bildet, z. B. das Bild „Venus, Vulkan u. Amor" im Palast Pitti, „Adam u. Eva" in der Akademie zu Venedig (die überaus reich ist an seinen Werken), sehr erinnernd an Michelangelo's Formen; ebendaselbst „Das Wunder des heil. Marcus". Im Dogenpalast befindet sich die kolossale Darstellung des Paradieses, ein wahres Gewimmel menschlicher Gestalten. Unter seinen späteren, künstlerisch meist ganz verfehlten Werken nennen wir nur „Die Anbetung des goldenen Kalbes" in Sta. Maria dell' Orto in Venedig u. „Das Abendmahl" in der dortigen Kirche S. Trovaso, das eher an eine Hogarth'sche Tischgesellschaft erinnert. T. starb 31. Mai 1594. In seine Fußstapfen trat sein Sohn u. Schüler Domenico T.

**Tipperary** (spr. Tipperäri), irische Grafschaft in der Prov. Munster, 78,029 □M. mit 216,713 E. (1871), grenzt nördl. an die Grafschaften Kings u. Galway, westl. an Clare u. Limerick, südl. an Cork u. Waterford, östl. an Kilkenny u. Queens, hat viel sumpfiges u. unfruchtbares Terrain, im S. aber auch fruchtbare Striche. Die Gegend zwischen der Stadt T. u. Cashel wird sogar wegen ihrer Fruchtbarkeit „the golden vale" (das goldene Thal) genannt. Hervorragende Gebirge hat die Grafschaft nicht. Hauptflüsse sind der die Nordwestgrenze bildende Shannon u. der in der Grafschaft entspringende u. dieselbe schließlich von Waterford trennende, schiffbare Suir. Die Naturprodukte sind außer Feldfrüchten Flachs, Torf, Steinkohlen, Blei, Rindvieh u. Schafe. Die unbedeutende Industrie liefert etwas Leinen- u. Wollenwaaren u. Whisky. Die Bevölkerung ist stark im Abnehmen; sie betrug noch 1841: 420,000 E. Hauptort ist Clonmel am Suir mit etwa 10,000 E.

**Tippo-Saib,** ein Sohn Hyder Ali's (s. d.), der sich vom Fakir zum Sultan von Mysore aufgeschwungen hatte u. nach dessen Tode (7. Dez. 1782) sein Nachfolger wurde, geb. 19. Nov. 1749, that sich schon im Alter von 18 Jahren als tapferer Reiteranführer hervor. Am 10. Sept. 1780 schlug er den englischen Oberst Baillie, 18. Febr. 1782 den Oberst Braithwaite, u. vernichtete fast ihre Truppencorps. Als Sultan erneuerte T. den Bund mit den Franzosen, die ihm mit einer Flotte zu Hülfe kamen, zwang Matthews im April 1783 bei Bednore zur Ergebung, eroberte Mangalore, sah sich aber, von Frankreich im Stich gelassen, das zu Versailles Frieden geschlossen hatte, am 11. März 1784 genöthigt, im Frieden von Mangalore seine Eroberungen wieder herauszugeben. Trotzdem rüstete er unablässig, um bei günstiger Gelegenheit die Engländer zu vertreiben u. als fanatischer Muselmann die buddhistischen u. brahmanischen Hindu zu unterwerfen. Allein alle Bemühungen, einen Bund mit dem türkischen Sultan, u. mit den Franzosen zu Stande zu bringen, scheiterten u. sein Angriff auf Travancore, dessen Herrscher im Schutze Englands stand, gab diesem willkommene Veranlassung, ihn durch Cornwallis u. Abercromby bedrängen zu lassen. Am 24. Febr. 1792 verlor er durch den Frieden von Seringapatam die Hälfte seiner Länder u. mußte zwei Söhne als Geiseln geben. Trotzdem ruhte er nicht u. verhandelte beständig mit einzelnen indischen Herrschern, mit Persien, mit der Französischen Republik. Napoleon's Landung in Aegypten u. mehr noch sein Zug nach Syrien reizten das besorgte England zur schnellen Kriegserklärung an T. Zweimal von Harris, Stuart u. dem Nizam geschlagen, zog er sich in seine Hauptstadt Seringapatam zurück u. fiel bei der Erstürmung derselben 4. Mai 1799. Seine Familie wurde in der Festung Vellore bewacht, ein kleiner Rest seines Reiches als Tributfürstenthum an einen Sprößling der von Hyder Ali vertriebenen Familie gegeben. — Vergl. Fantin-Desodoards, „Révolution de l'Inde ou Mémoires de T. écrits par lui-même" (2 Bde., Par. 1796); Salmond, „Review of the war with T. S." (Lond. 1800). Sein Leben beschrieb Hussain Ali Khan (engl. von Miles, Lond. 1844).

**Tiraboschi,** Girolamo, ital. Literarhistoriker, geb. 28. Dez. 1731 zu Bergamo; wurde im Jesuitenkollegium zu Monza gebildet u. trat schon jung in den Orden seiner Lehrmeister, war sodann in Mailand u. Novara als Lehrer an verschiedenen Schulen thätig, erhielt hierauf eine Professur der Rhetorik an der Mailänder Universität, in welcher Stellung er rasch Ruf u. Ansehen erlangte, trat 1770 als Oberbibliothekar in die Dienste des Herzogs Franz III. von Modena u. starb zu Modena 3. Juni 1794. Die von ihm verwaltete Bibliothek bot ihm reiches Material für sein Hauptwerk, die umfassende „Storia della letteratura italiana" (13 Bde., Mod. 1772—82; beste Ausg. 16 Bde., Mail. 1822—26), eine an Genauigkeit der Angaben u. Vollständigkeit des Inhalts fast unerreichte Arbeit, die jetzt freilich theilweise der Ergänzung bedarf. Auch gab T. in einer Reihe von Jahren eine tonangebende literarische Zeitschrift, „Giornale de letterati" (43 Bde.) heraus u. veröffentlichte mehrere Geschichtswerke, wie die „Biblioteca modenese" (5 Bde., Mod. 1781—85) u. die „Memorie storiche modenesi" (6 Bde., ebd. 1793). Eine auszügliche deutsche Uebersetzung der Literaturgeschichte gab Jagemann heraus (6 Bde., Lpz. 1777—81).

**Tirade** (franz. tirade, ital. tirata, vom ital. tirare, franz. tirer, ziehen), ungebührlich ausgedehnte Periode, Redeschwall; in der Musik eine aus neben einander stehenden kurzen Noten bestehende Verzierung.

**Tirailleurs** (von tirer, schießen), Schützen, hießen die Soldaten der ersten Franz. Republik, wenn sie in aufgelösten Reihen den Feind angriffen. Diese Art des Gefechtes war im Gegensatz zu der Fridericianischen Fechtweise in dicht geschlossenen Linien neu, bei den wenig geschulten Truppen der damaligen franz. Armee aber eine sich von selbst ergebende, nach Einigen auf die Erfahrungen franz. Offiziere im Amerikanischen Unabhängigkeitskriege begründete. Die heutige Taktik hat das Tirailliren als Ausbildungsgegenstand der Truppen um so mehr aufgenommen, als diese Art des Fechtens eine bessere Ausnutzung des vorzüglichen Gewehres der Jetztzeit u. eine größere Deckung des einzelnen Schützen gestattet.

**Tiresias,** s. „Teiresias".

**Tirlemont** (spr. Tirlmong), flämisch Thienen, Stadt mit 12,618 E. (1874) in der belg. Provinz Südbrabant an der Großen Geete u. an der Strecke Brüssel-Herbesthal der belg. Staatsbahn. Der saubere, ehemals befestigte Ort mit Mauern von 2 Stunden Umfang hat einen großen Marktplatz, an welchem das neuerdings restaurirte Rathhaus u. die im 13. Jahrh. gegründete, im 15. Jahrh. ausgebaute, doch nicht ganz vollendete Frauenkirche (Notre Dame du Lac) liegen, u. auf der Höhe die wahrscheinlich aus dem 9. Jahrh. stammende Kirche des heil. Germanus (St. Germain) mit einem ganz röm. Thurme. Die Stadt hat ansehnliche Industrie, bes. Tuchfabrikation u. Maschinenbau, u. bedeutenden Woll- u. Getreidehandel. — Im Span. Erbfolgekriege wurde T. 18. Juli 1705 von Marlborough genommen; 16. März 1793 siegten hier die Franzosen unter Dumouriez über die Oesterreicher.

**Tirnöwa** od. Trnova, Stadt mit 12—15,000 E. im osmanischen Tuna-Vilajet (Donauprovinz, Bulgarien); liegt an der Jantra u. ist Ausgangspunkt mehrerer Wege über bekannte Balkanpässe, vor Allem der Straße über Gabrowa nach dem Schipkapasse (s. d.), der Wege über Trawno u. Elena über die gleichnamigen Balkanpartien u. der Straße über Bebrowa u. Stararjeka nach Sliwen. T. hat 21 Moscheen, ist Sitz eines griech. Bischofs, hat auf steilem, isolirtem Felsen ein Schloß u. ist einer der Hauptplätze für bulgarische Industrie, vorzugsweise in Seidenwaaren, grobem Tuch, Holzarbeiten u. in Färberei. Die Vorstadt Marcianopoli besteht fast nur aus Spiritus- u. Branntweinbrennereien; nam. wird in großen Mengen der Rakie (Zwetschenbranntwein) bereitet. T. war ehemals die Haupt- u. Residenzstadt der bulgarischen Könige; im neuesten Russ.-türk. Kriege wurde es 6. Sept. 1877 von den Russen genommen.

**Tirol** od. Tyrol, ein cisleithanisches Kronland der Oesterr.-ungar. Monarchie, 532,604 □M. mit 885,789 Civilbevölkerung (1869) u. 7265 Militär; zerfällt in die gefürstete Grafschaft T. mit 485,345 □M. u. 776,283 E. u. Vorarlberg mit 47,259 □M. u. 102,624 E. Das Land ist kein geographisches Ganzes; es gehört schon vorwaltend 3 Flußgebieten an, dem Rhein, der Donau u. der Etsch, Giudicaria u. das Nordufer des Gardasees liegen im Pogebiet, das Val Sugano mit seinen Seitenthälern gehört zur Brenta, das Ampezzanerthal u. andere zur Piave, u. selbst der kleine Küstenfluß Bacchiglione partizipirt am Tiroler Bestande. Im Rheingebiet liegen Vorarlberg, d. i. die rechte Seite des Rheinthals von Feldkirch bis zum Bodensee, das schöne, stark bevölkerte u. von der Ill durchflossene Montafonerthal mit seinen Seitenthälern u. das Thal

der Bregenzer Ache. Zum Donaugebiete gehören das 33 M. lange Innthal von Finstermünz bis zur bayer. Grenze mit allen rechts u. links liegenden Seitenthälern, das Lechthal von Füssen aufwärts, kleine Thalpartien, die zur Loisach u. Isar gehören, das östl. Pusterthal u. das ganze Gebiet der in die Drau mündenden Jssel. Das Etschgebiet umfaßt das obere u. untere Vintschgau mit allen einmündenden Thalern, das Gebiet des Eisack, das Etschland von Bozen bis Salurn u. das darauf folgende Etschthal bis zur venetianischen Grenze mit allen Nebenthälern. Seinen natürlichen Verhältnissen nach ist T. reines Gebirgsland, ohne Plateaubildungen u. ohne Tiefebenen; nur am Laufe größerer Flüsse treten hier u. da kleinere Flußniederungen auf; sonst reiht sich Thal an Thal, oft durch Hochgebirgskämme von einander geschieden; denn durch T. zieht die östl. Kette der Centralalpen, die ehemals Rhätische Kette, nämlich die Oetzthaler Alpen mit ihren etwa 300 Gletschern u. die Zillerthaler Alpen. Außerdem gehören zu T. der größte Theil der Ortler Alpen, die Fassaner u. Tridentiner Alpen mit ihren Dolomitpartien, die Südwesttheile der Hohen Tauernkette, die Vorarlberger u. Nordtiroler Kalkalpen (Bayer. Alpen). Daher ist auch $1/6$ des Landes unproduktiv u. mehr als 23 □M. sind Gletscher. Der größte Fluß des Landes ist der Inn, dem bes. auf der rechten Seite eine große Anzahl wildschäumender, wasserreicher Achen zugeht, die ihn aber nicht schiffbar zu machen vermögen, da er hier noch nirgends den Charakter eines Alpenflusses verleugnet. Von gleicher Natur ist die Etsch mit dem Eisack. Die ruhigere Drau hat nur einen Theil ihres Oberlaufes in T. Der Rhein bleibt stets Grenzfluß. Die einzigen schiffbaren Gewässer sind Bodensee u. Gardasee, an welchen T. Antheil hat. Das Klima ist sehr verschieden: während Meran, Bozen, Riva u. Arco ihrer warmen Temperatur wegen zum Winteraufenthalt für Lungenkranke sich eignen, ist das Oetz- u. Pusterthal seiner Rauheit wegen berüchtigt, u. das Innthal unterliegt noch der Einwirkung des Föhn, der oft durch rasche Schneeschmelze Verheerungen anrichtet. — Von den Bewohnern sind $3/5$ deutsch. Sie bewohnen das Rhein- u. Inngebiet, das Vintschgau u. das Etschthal bis unter Bozen; doch ist ein großer Theil des rechten Etschthales bis über die Einmündung des Ultenthales bereits verwelscht. Südlich von Bozen bleibt das linke Ufer noch mehr deutsch als das rechte. Als deutsche Sprachgrenze pflegt Mezzo Tedesco, 4 Stunden nördl. von Trient, angegeben zu werden; doch macht das Italienische hier auf Kosten des Deutschen von Jahrzehnt zu Jahrzehnt Fortschritte u. rückt die Grenze immer nördlicher. Die Italiener, die etwa $2/5$ der Bevölkerung ausmachen, bewohnen den übrigen Theil im Süden, das sog. Welschtirol. Hier sind auch gegen 15,000 Ladiner, die Ueberreste der Urbewohner, die sich in den drei mitteltiroler Thälern Gröden, Abtei u. Enneberg am reinsten erhalten haben. Die Tiroler sind mit Ausnahme von 1158 Protestanten, 353 Israeliten u. noch nicht 100 Andersgläubigen katholisch. Ihre Bigotterie ist eben so bekannt wie ihre Vaterlandsliebe. Sie sind ein thätiger u. geschickter Schlag von Gebirgsbewohnern, tüchtige Schützen u. vorsichtige Handelsleute. Rindviehzucht, unterstützt durch herrliche Gebirgsweiden, ist ihre Hauptbeschäftigung. Das Ziehen auf die Alm, am 24. Mai auf die Voralm, am 24. Aug. auf die Hochalm, ist ein allgemeines Fest. Die Weiden u. Wiesen machen fast den 4. Theil des Gesammtareals aus. Schafe giebt es nicht viel, desto mehr aber Ziegen, deren Felle einen Exportartikel bilden. Pferde sind nur in beschränkter Zahl vorhanden, aber Maulesel viel im Süden zum Transport der Lasten. Die Seidenzucht beschäftigt die Kreise um Trient u. Roveredo; der jährliche Ertrag an Cocons wird auf 20,000 Ctr. geschätzt. Bienenzucht ist bes. in Vorarlberg. Der Wildstand, gegen früher zwar sehr vermindert, liefert doch noch Hasen u. Geflügel in Menge u. Gemsen u. Rehe nicht allzu selten. Wohlschmeckende Fische, wie Forellen, finden sich in vielen Gebirgsbächen u. Seen. In Vorarlberg werden auch Schnecken gemästet. Der Ackerbau ist für den Bedarf nicht hinreichend; er wird nur auf 6 % der Bodenfläche betrieben, am meisten im Unterinnthal. Man baut vor Allem Mais u. Roggen, weniger Weizen, Gerste u. Hafer; dagegen überall, wenn auch nicht so stark wie in Deutschland, die Kartoffel. Inn-, Pusteru. Oetzthal bauen viel Flachs, den vortrefflichsten Hanf Vorarlberg, Tabak die Gegend von Trient u. Roveredo. Ausgezeichnet ist die Obstbaumzucht in der Gegend von Bozen. Die Weinkultur, bes. im Etschgebiet, bedeckt etwa $1\frac{1}{4}$ % der Bodenfläche u. liefert durchschnittlich $1\frac{1}{2}$ Mill. Eimer. Die besten Sorten keltert Terlan, Tramin u. Isera bei Roveredo. Feigen u. Oliven gedeihen vereinzelt schon bis Bozen u. Meran, u. das Nordufer des Gardasees gestattet bereits Apfelsinen-, Pomeranzen- u. Citronenkulturen. Etwa 37 % sind mit Wald bedeckt. — Die mineralischen Schätze sind unbedeutend. Nur Blei u. Salz übersteigen den Bedarf. Das Salzwerk zu Hall produzirt jährlich 280,000 Ctr. Die Eisenerze liefern das Material zur Sensenfabrikation im Zillerthale u. der Eisenindustrie im Stubaythale. Gold u. Silber sind kaum nennenswerth, nicht viel bedeutender ist die Kupfer- u. Zinkausbeute. Steinkohlen finden sich bei Kufstein. — Die Industrie ist am bedeutendsten in Vorarlberg. Es verarbeitet Baumwolle in allen Zweigen dieser Branche; ebenso hat es fabrikmäßige Stickerei. Flachsspinnerei u. Weberei wird in ganz T. von den Landleuten getrieben, Streichgarnspinnerei ist mehrfach vorhanden. Gröbere Teppiche webt das Pusterthal. Die Seidenfabrikation gehört dem Süden an, bleibt aber hinter der Seidenproduktion zurück. Lederwaaren liefert Roveredo; Handschuhe werden an vielen Orten fabrizirt. Die Holzwaarenfabrikation hat ihren Hauptsitz im Grödener Thale. Die Metallverarbeitung beschränkt sich auf die erwähnte Eisenindustrie (1872 verarbeiteten 4 Hohöfen 185,201 Ctr. Eisenstein u. gewannen 106,329 Ctr. Roheisen), auf Büchsenmachen, das allerwärts getrieben wird, auf Maschinenfabrikation in Innsbruck u. Nadelfabrikation in Fügen. Der Handelssinn ist durch die Lage des Landes zwischen Italien u. Deutschland schon früh geweckt worden. Die bald erworbene Bekanntschaft mit beiden Ländern u. der geringe Verdienst im eigenen Lande führt den T.er leicht in die Fremde. Man schätzt die Zahl der als Handwerker, vor Allem aber als Händler ins Ausland Ziehenden auf 30,000. Die vielen Paßübergänge u. guten Straßen u. die Eisenbahn Kufstein, Innsbruck, über den Brenner nach Venetien u. die durch das Pusterthal erleichtern den Verkehr. — Für die Volksbildung, die durch das Entlegensein vieler einzelner Wohnplätze von größeren Kulturcentren sehr erschwert wird u. zu wünschen übrig läßt, sorgen 1926 Volksschulen (1871). Gymnasien hat das Land 7 (1872), ferner ein Realgymnasium, 3 Realschulen, 1 Handelslehranstalt u. außerdem 25 besondere Lehranstalten. Die Landesuniversität Innsbruck zählte im Wintersemester 1875/76: 614 Studirende. — In kirchlicher Beziehung ist T. unter die Bisthümer Brixen u. Trient unter dem Erzbisthum Salzburg vertheilt. Klöster gab es 1870: 65 Mönchs- mit 1436 u. 32 Nonnenklöster mit 1503 Bewohnern. — Zur Erleichterung der Verwaltung sind die 22 Städte, 33 Marktflecken u. 2420 Dörfer in 27 Gerichtsämter vertheilt, die zwar von recht ungleicher Größe u. Einwohnerzahl sind, aber der natürlichen Theilung des Landes in einzelne Thäler entsprechen. Der Statthalter residirt in Innsbruck. Der Landtag zählt 68 Mitglieder; Vorarlberg, obgleich mit T. ein gemeinschaftliches Kronland bildend, hat seinen eigenen Landtag von 20 Mitgliedern. Beide Landtage haben außer den Befugnissen, die auch denjenigen der übrigen Kronländer Cisleithaniens zustehen, noch das Recht, über die Landesvertheidigung u. das Schießstandwesen mitzusprechen. Es ist nämlich T. das einzige Glied der diesseitigen Reichshälfte, in welchem der Landsturm schon seit längerer Zeit eingeführt ist. Die österr.-ungar. Armee entnimmt T. im Frieden ein sog. Tirolerjäger-Regiment von 7 Bataillonen u. 33 Feldjäger-Bataillonen, im Kriege 60. Die Landwehr, hier Landesschützen genannt, begreift 10 Feld- u. 10 Reservebataillone; zu jedem gehören 40 Artilleristen. Festungen sind Kufstein u. Franzensfeste. — Die größten Städte nach der Zählung von 1869 sind Innsbruck (16,324 E., mit den Vorstädten 23,000), Trient (11,698 E., mit den Vorstädten 17,073), Bozen (9355), Roveredo (9063) u. Hall (5010 E.). Das Wappen von T. ist ein gekrönter rother Adler in silbernem Felde.

**Geschichte.** Die Ureinwohner T.s, von den Griechen u. Römern „Rhäter" genannt, bezeichnen Livius, Plinius u. Justinus als Verwandte der Rasener od. Etrusker, Appianus, Zosimus u. A. als Kelten; Egger findet Aehnlichkeit in ihrer Lebensweise mit beiden Völkern, mit keinem ausschließlich. In die Geschichte treten sie erst ein, seitdem auf Befehl des Kaisers Augustus Minucius Rex 36 v. Chr. u. Apulejus 22 v. Chr. das Gebiet im S. der Alpen, Drusus 15 v. Chr., das im N. unterworfen u. als Provinz Rhätia dem röm. Staate einverleibt hatte. Ein Triumphbogen in Segusio, welchen der Senat 6 v. Chr. dem Kaiser errichten ließ, nennt 44 rhätische Völkernamen. Seitdem durchzogen röm. Militärstraßen das Land u. verbanden die Festungen mit einander u. mit den benachbarten Provinzen; rhätische Kohorten kämpften ruhmvoll unter röm. Adlern; röm. Sprache, Sitte u. Religion verdrängten bald die letzten Reste des rhätischen Wesens u. widerstand sogar länger als an anderen Stellen dem Germanenthum, das zuerst 161 mit dem Einbruch der Chatten, 167 mit dem der Markomannen, um 400 mit dem suevischen Scharen in die Alpenthäler T.s eindrang. Attila's Zug berührte nur die Grenzen, aber seit dem Sturze des weström. Kaiserreiches (476) breiteten sich Sueven u. Alemannen in T. aus, wo bereits seit dem 2. Jahrh. das Christenthum Aufnahme gefunden hatte. Kurze Zeit genoß das Land den Schutz u. die landesväterliche Fürsorge des Ostgothenkönigs Theodorich, dann gerieth der Norden (539) in die Hände der Franken, während viele Alpenthäler Zufluchtsstätten der von Narses geschlagenen Gothen wurden; der Süden ward um 569 ein langobardisches Herzogthum Trient. Ungefähr um dieselbe Zeit ließen sich von Norden her einwandernd Baiwaren in T. nieder, deren Herzog die Oberhoheit der Frankenkönige anerkannte, vermochten jedoch die Slaven, welche bis in das obere Drau- und Pusterthal vorgedrungen waren, nicht ganz zu

besiegen, so daß die deutsche Bevölkerung mit slavischen wie mit romanischen Elementen vermischt blieb. Durch die Absetzung des Königs Desiderius 774 u. des Herzogs Tassilo 788 gerieth ganz T. in die Hand Karl's d. Gr., unter dessen Nachfolgern der Norden wieder durch bayrische, zum Theil auch durch schwäbische u. kärntnische Herzöge, der Süden durch die Könige Italiens regiert wurde. Erst nach den Siegen Otto's I. über Berengar wurde 952 die Mark Verona, zu welcher Südtirol gehörte, mit dem Herzogthum Kärnten vereinigt, das des Kaisers Bruder, Heinrich von Bayern, verwaltete, doch wurden die Bisthümer u. Grafschaften, von welchen acht die Welfen, fünf die Rapotonen erwarben, im 11. Jahrh. fast selbständig. Von den Letzteren stammten wahrscheinlich die Grafen von Andechs, deren Besitzungen von Böhmen bis nach Italien reichten.

Nr. 5241. Tiroler Volkstrachten.

Als treuer Anhänger Friedrich's I. erhielt Berthold III. von Andechs nach dem Sturze Heinrich's des Löwen 1080 eine reichsunmittelbare Stellung u. einen großen Theil der tirolischen Lehen, sein Sohn Berthold IV. den Titel eines Herzogs von Meran. Allein schon 1248 fielen die reichen Besitzungen dieses Hauses den Grafen von T. zu, welche seit 1150 als Vögte von Trient genannt werden u. beständig ihre Besitzungen erweitert hatten. Nach Albrecht's III. Tode 1253 beerbten ihn seine Schwiegersöhne Meinhard von Görz u. Gebhard von Hirschberg, doch wußte der Erste sich bald den alleinigen Besitz des Landes zu verschaffen u. hinterließ ihn seinem Sohne Meinhard II., welcher 1286 durch Rudolf von Habsburg zum Herzog von Kärnten erhoben wurde. Als seine kinderlose Enkelin Margarethe Maultasch (s. d.) von Böhmen u. Bayern zugleich bedroht wurde, überließ sie 1363 das ganze Land ihrem Neffen Rudolf IV. von Oesterreich. Durch ihn vererbte T. bis auf seinen Großneffen Sigismund, der das Land schon bei Lebzeiten 1490 an Maximilian, den späteren Kaiser, abtrat u. 1496 kinderlos starb. Seitdem theilte es die Geschicke von Oesterreich, wenn es auch längere Zeit (1564—1621, 1625—65) von einer Seitenlinie der Habsburger regiert wurde. Bemerkenswerth erscheint allein, daß T. schon 1560 durch Uebergabe aller Schulen u. der Universität Innsbruck an die Jesuiten der Ausgangspunkt der gewaltsamen Gegenreformation wurde, welche durch Konfiskation aller lutherischen Bücher, durch Schulrevisionen u. offenen Zwang nach u. nach den Protestantismus gänzlich vernichtete u. den materiellen Verfall des Landes begünstigte. Dennoch bewies T. noch zweimal in der rühmlichsten Weise seine Anhänglichkeit an das habsburgische Fürstenhaus. 1703 trieben die Innthaler den bayer. Kurfürsten Max Emanuel u. die Südtiroler den Marschall Vendôme zurück, welche sich mit einander vereinigen wollten (s. „Spanischer Erbfolgekrieg"); 1809 erhob sich ganz T., das durch den Frieden von Preßburg 1805 an Bayern gegeben war, unter Andreas Hofer (s. d.) u. Speckbacher (s. d.) zum heldenmüthigen Kampfe für Oesterreich, kehrte aber erst 1814 unter dessen Herrschaft zurück. — Vgl. „Beiträge zur Geschichte von T. u. Vorarlberg" (Innsbr. 1825—34); Staffler, „Das deutsche T. u. Vorarlberg" (2 Bde., Innsbr. 1847); Egger, „Geschichte T.s" (2 Bde., Innsbr. 1872—76).

**Tirolienne** (franz.), ein im Stil der Tiroler Volkslieder gehaltenes Lied; auch ein ländlerartiges Tanzstück sowie ein moderner Gesellschaftstanz.

**Tironische Noten,** s. unter „Stenographie".

**Tiryuth** od. Tiryns, uralte Stadt in der griech. Landschaft Argolis, etwas südöstlich von Argos, der Sage nach zu Ehren von Tiryns, dem Sohne des Argos, benannt. T. wird in der griech. Heldensage, nam. in dem um Herakles sich gruppirenden Mythenkreise, viel genannt; die Ilias erwähnt ihrer mächtigen Mauern, welche die Sage von lykischen Kyklopen für König Prötos erbaut werden läßt. In historischer Zeit spielt die Stadt keine besondere Rolle; zur Schlacht bei Platää stellte T. mit Mykenä zusammen 400 Hopliten, 464 v. Chr. wurde es von den Argivern zerstört. Von der alten Akropolis, zu deren Fuße in der Ebene noch eine Unterstadt sich ausdehnte, sind noch heute ansehnliche Reste erhalten: aus unbehauenen Steinblöcken zusammengefügte Mauern von gewaltiger Dicke mit spitzbogigen Thoren u. inneren Galerien gleicher Struktur. — Vgl. Prokesch-Osten, „Denkwürdigkeiten u. Erinnerungen" (Bde. 2, Stuttg. 1836); Curtius, „Peloponnes" (Bd. 2, Gotha 1852); Schliemann, „Mykenä. Bericht über meine Forschungen u. Entdeckungen in Mykenä u. Tiryns" (Lpz. 1877).

**Tisane** (franz., eigentl. Ptisane vom griech. πτισάνη, Absud von Gerste, Gerstentrank), kühlendes Getränk für Kranke (Gersten-, Reis-, Süßholz-, Eibisch- 2c. Aufguß).

**Tischbein,** eine weitverzweigte Künstlerfamilie, deren Stammvater, Joh. Heinr. T., 1764 als Klosterbäcker zu Haina bei Marburg starb. Unter seinen 9 Kindern waren 5 Söhne, die sich der Zeichenkunst u. Malerei widmeten. Der eine derselben, Johann Heinrich **T.** d. Aelt., geb. zu Haina 3. Okt. 1722, gest. 22. Aug. 1789 in Kassel, fand in dem Grafen Stadion einen hülfreichen Gönner, ging 1743 nach Paris ins Atelier von Vanloo, arbeitete später in Venedig u. Rom u. wurde 1752 landgräflich hessischer Kabinetsmaler u. 1776 Direktor der Kunstakademie in Kassel. Aus seinen nam. dort u. im Schlosse zu Pyrmont („Die Hermannsschlacht") befindlichen Bildern von sehr ansprechendem Kolorit sieht

man, daß er als Historienmaler der damaligen franz. Rococotechnik folgte; bedeutender war er als Portraitmaler. Sein Bruder, Joh. Jakob T., geb. 1724, starb 1791 als Landschaftsmaler in Lübeck; ein dritter Bruder, Anton Wilhelm T., geb. 1734, starb 1804 als Hofmaler in Hanau. Zwei Söhne eines älteren Bruders dieser Drei waren Joh. Heinrich T. der Jüng., der, geb. 1742, gest. 1808 als Galerie-Inspektor zu Kassel, ein Schüler seines Oheims, Johann Heinrich T. des Aelt., war u. sich vorzugsweise der Landschaft u. Radirkunst widmete (er schrieb auch eine „Abhandlung über die Aetzkunst", Kassel 1808); u. der bekannteste der ganzen Familie, Joh. Heinr. Wilhelm T. Geb. zu Haina 15. Febr. 1751, war er ein Schüler seiner genannten Oheime, Joh. Heinrich des Aelt. u. Joh. Jakob. Anfangs in Kassel als Landschafter u. später in Berlin als Portraitmaler thätig, ging er 1779 nach Rom u. widmete sich der Historienmalerei, u. 1787 nach Neapel, wo er Direktor der Malerakademie wurde. 1799 kehrte er infolge der Revolution in Neapel nach Deutschland zurück, ließ sich in Hamburg u. zuletzt in Eutin nieder, wo er 26. Juli 1829 starb. Unter seinen Historienbildern, die zwar noch ganz in dem damaligen akademischen Geschmack komponirt u. ausgeführt sind, aber eine große Sorgfalt im Kolorit zeigen, sind die bedeutendsten: „Konradin von Schwaben, dem das Todesurtheil verkündigt wird" (Schloß in Pyrmont), „Hercules am Scheidewege", „Der Raub der Kassandra" u. „Christus segnet die Kindlein" (Ansgariikirche in Bremen). Er war auch ein ausgezeichneter Thiermaler u. gab heraus „Têtes de différents animaux, dessinées d'après nature" (2 Bde., Neapel 1796). Von seinen sonstigen Publikationen ragen hervor: „Sir William Hamilton's collection of engravings from antiques vases" (4 Bde., das. 1791—1804) u. als sein bestes Werk „Homer, nach Antiken gezeichnet" (mit Erläuterungen von Heyne, Heft 1—6, Götting. 1801—1804, von Schorn, Heft 7—11, Stuttg. 1821—23). — Der Sohn eines andern Bruders von Joh. Heinr. T. dem Aelt. war Joh. Friedr. Aug. T., der, geb. in Maestricht 1750, Schüler seines Oheims Joh. Heinrich T. des Aelt. u. seines Vetters Joh. Heinr. Wilh. T., Hofmaler in Arolsen u. seit 1800 Akademiedirektor in Leipzig war u. 1812 in Heidelberg starb. — Der Sohn des Letztgenannten ist Karl Ludwig T., der, geb. zu Dessau 1797, vorzugsweise Portraits u. Genrebilder malte u. sich in Bückeburg niederließ. — Vgl. Wilhelm T., „Aus meinem Leben" (herausgeg. von Karl Schiller, 2 Thle., Braunschw. 1861) u. v. Alten, „Aus T.'s Leben u. Briefwechsel" (Lpz. 1872).

**Tischendorf**, Lobegott Friedrich Konstantin v., lutherischer Theologe u. hochverdient durch seine Arbeiten auf dem Gebiete der neutestamentlichen Textkritik, geb. 18. Jan. 1815 zu Lengenfeld im sächs. Voigtland, besuchte das Gymnasium zu Plauen u. seit 1834 die Universität Leipzig. Nachdem er eine Zeit lang als Institutslehrer in Städteln bei Leipzig gewirkt hatte, habilitirte er sich in Leipzig 1840 in der theologischen Fakultät u. gab bereits 1841 daselbst den Grundtext des Neuen Testamentes mit dem kritischen Apparat heraus. Schon damals gelangte er zu der Ueberzeugung, daß die Herstellung des ursprünglichen Textes nur durch die sorgfältigste Vergleichung der ältesten Handschriften zu erreichen sei. Dieser Aufgabe hat er seitdem sein ganzes Leben in rastloser Thätigkeit gewidmet. Sein erster großer Erfolg war die Entzifferung des „Codex Ephraemi" zu Paris, wohin er im Herbst 1840 eine wissenschaftliche Reise angetreten hatte; seine Forschungen in Rom wurden durch die Eifersucht des Kardinals Angelo Mai gehemmt. Immer reichere Ausbeute gewährte ihm dagegen die Durchforschung der Bibelhandschriften in den Bibliotheken Englands, Hollands u. der Schweiz. 1844 begab er sich zu demselben Zweck nach Aegypten, durchforschte die Klöster der Nitrischen Wüste u. der Sinaihalbinsel, Palästina's, Syriens u. Kleinasiens, u. brachte eine überaus werthvolle Sammlung von Bibelhandschriften aller Art zurück. Er wurde infolge dessen 1845 zum außerord., 1851 zum ord. Honorarprofessor der Theologie ernannt. 1853 unternahm er eine zweite Reise in den Orient, 1859 eine dritte mit großartiger Unterstützung der russ. Regierung. Bei dieser Gelegenheit entdeckte er in dem Sinaikloster die seitdem weltberühmt gewordene Handschrift der griech. Bibel aus dem 4. Jahrh., von der ihm ein Theil schon 1844 (43 Blätter, jetzt unter dem Namen „Codex Friderico-Augustanus" in Leipzig) in die Hände gefallen war. Es gelang ihm, den unschätzbaren Fund für die russ. Regierung zu erwerben u. als „Codex Sinaiticus" (4 Bde., Petersb. 1862) in meisterhafter Ausstattung allgemein zugänglich zu machen. Die russ. Regierung dankte ihm durch die Erhebung in den persönlichen, später in den erblichen Adelsstand. Nachdem er 1868 als ord. Prof. in die theologische Fakultät eingerückt war, wurde er 1873 von einem Schlagfluß betroffen, an dessen Folgen er 7. Dez. 1874 zu Leipzig starb. Von den zahllosen Ausgaben biblischer Handschriften, durch welche T. einen vollständigen Umschwung der biblischen Textkritik anbahnte, sind in erster Linie zu nennen die des „Codex Ephraemi Syri" (2 Bde., Lpz. 1843—45), des „Codex Amiatinus" zum Neuen Testament (Lpz. 1850), des „Claramontanus" zu den Paulinischen Briefen (Lpz. 1852), des „Sinaiticus" (s. o.) u. des „Vaticanus" zum Neuen Testamente (Lpz. 1867). Eine große Zahl von Fragmenten veröffentlichte er in den „Monumenta sacra inedita" (10 Bde., Lpz. 1846—70). Auf Grund dieser Forschungen gab er den Text des Neuen Testamentes 21mal heraus (1841—73), theils ohne, theils

Nr. 5212. Lobegott Friedrich Konstantin v. Tischendorf (geb. 18. Jan. 1815, gest. 7. Dez. 1874).

mit dem kritischen Apparat; letzteren am vollständigsten in der 8. Aufl. der „Editio critica major" (2 Bde., Lpz. 1869—72), einem Riesenwerke deutschen Fleißes. Höchst verdienstlich ist auch seine Ausgabe der sog. Septuaginta (1850; 4. Aufl. 1869, 2 Bde.), sowie der apokryphen Apostelgeschichten (Lpz. 1851), Evangelien (1853) u. Apokalypsen (1866). Schließlich nennen wir noch seine „Reise in den Orient" (2 Bde., Lpz. 1845—46), das Buch „Aus dem heiligen Lande" (Lpz. 1862), die „Synopsis evangelica" (Lpz. 1851, 3. Aufl. 1871), u. die Schrift „Wann wurden unsere Evangelien verfaßt" (Lpz. 1865, 4. Aufl. 1866). Ein vollständiges Verzeichniß aller seiner (74) Schriften findet sich im Anhang zu den 1875 von der Familie T.'s veröffentlichten Reden an seinem Grabe, daselbst auch ein Abriß seiner Biographie von Kahnis.

**Tischreden** ist der übliche Theil einer Schrift, welche zuerst 1566 von dem Theologen Aurifaber u. seitdem sehr oft herausgegeben wurde (am besten von Förstemann u. Bindseil, Lpz. 1846—48 in 4 Abtheilungen, als Bd. 22 der Werke Luther's). Der ursprüngliche Titel lautet: „T. od. Colloquia Dr. Martin Luther's, so er in vielen Jaren gegen gelarten Leuten, auch fremden Gesten u. seinen Tischgesellen gefüret, nach den Haubtstücken unserer christlichen Lere zusammengetragen" (Eisl. 1566). Der Herausgeber war Luther's Tischgenoß u. Famulus von 1545 bis zu seinem Tode. Die T. sind eine wichtige Quelle für die Kenntniß der Person Luther's, bes. auch, was seine Anschauungen über weltliche Dinge u. seinen kernhaften Humor betrifft. Doch hat man es Aurifaber mit Recht zum Vorwurf gemacht, daß er auch solche Aussprüche Luther's verewigte, die nur der Laune des Augenblicks entsprungen waren

und den Feinden des Reformators eine willkommene Handhabe zu seiner Verunglimpfung boten.

**Tischrücken** ist eine nicht blos an Tischen, sondern auch an anderen Möbeln ausführbare Manipulation, die darin besteht, daß eine Reihe um den Tisch, das Sopha u. dgl. herumstehender Personen die ausgespreizten Hände auf den Rand des Möbels auflegt, worauf dann nach einer mehr od. weniger langen Zeit sich das betreffende Möbel zu bewegen, um seine eigene Achse zu rotiren u. scheinbar ganz von selbst in dem Zimmer umherzulaufen beginnt. Eigentlich sollen die Hände so auf gelegt werden, daß jede Person bei ausgespreizter Hand den kleinen Finger auf od. unter den kleinen Finger des Nachbars legt, eine sog. „Kette" bildet. Das Experiment gelingt jedoch keineswegs immer, bes. leicht aber, wenn Personen nervöser Konstitution sich unter den Experimentirenden befinden u. unter diesen selbst genug guter Wille herrscht, um beim Eintritt der scheinbar selbständigen Bewegung des Möbels dieser Bewegung durch gemeinsames Nachgeben zu folgen. Zur Erklärung dieser Erscheinung, auf welche man in den vierziger Jahren zuerst in Amerika, u. durch einen Bericht von Karl Andree in Bremer Blättern (1850) auch in Europa aufmerksam wurde, suchte man nach einer neuen Kraft, die man dem Magnetismus ähnlich sich dachte. Bei der allgemeinen Verwunderung über den unbestreitbaren Effekt des T.s galt in den Augen Derjenigen aus dem Publikum, welche das T. nicht blos zur Unterhaltung betrieben, sondern dasselbe bald zum Tisch- od. Geisterklopfen erhoben, durch das sie sich mit dem Jenseits in Verkehr setzen zu können meinten (s. „Spiritismus"), jene Annahme auch kurzweg für ausgemachte Thatsache. Diese Annahme einer bisher unbekannten Kraft war jedoch ein vollständiger Irrthum. Das T. beruht vielmehr auf rein mechanischen Vorgängen: nach längerem ruhigen Halten gerathen die Finger u. Hände der Experimentirenden unmerkbar in eine zitternde Bewegung, die sich eben so unbemerklich dem Möbel mittheilt, u. unter unwillkürlichem, aber ungleichmäßigem Drücken u. Schieben der mitwirkenden Personen so weit steigert, daß die einzelnen schiebenden Kräfte sich zu einer Gesammtsumme addiren, welche die Fortrückung auch schwerer Gegenstände zu bewirken vermag u. eine Drehung des Möbels herbeiführen muß, weil in den seltensten Fällen die aus den unzählbaren einzelnen Kraftäußerungen Resultirende central auf den Mittelpunkt zu gerichtet sein wird. Die Fortbewegung geht, wenn einmal die Last des Tisches unter solchem Einflusse unzähliger kleiner Stöße der nervös zitternden Hände (deren Empfindung sehr bald so weit abstumpft, daß über ihre Druckwirkung der Experimentirende sehr bald jedes Urtheil verliert) überwunden ist, um so beschleunigter vor sich, je mehr sich die Mitwirkenden beeilen, durch Rechts- od. Linksdrehen den seitlichen Tischbewegungen zu folgen, indem sie hiermit unabsichtlich die schiebende Wirkung steigern. Das Experiment hat demnach nur insofern eine besondere physikalische Bedeutung, als es in auffallender Weise lehrt, daß man im Stande ist, verhältnißmäßig schwere Massen durch zahlreiche kleinere, im Einzelnen kaum erkennbare Anstöße in Bewegung zu bringen.

**Tisri** od. Tischri, der erste Monat des jüdischen Kalenders.

**Tisza,** Koloman v., ungar. Politiker u. Staatsmann, stammt aus einer protestantischen Adelsfamilie u. ward geb. zu Fekéte Gyßt im Süd Biharer Komitat 16. Dez. 1830. 1848 im Unterrichtsministerium angestellt, zog er sich nach Ausbruch der Revolution ins Privatleben zurück, erhielt 1859 das Amt eines Hülfskurators im Groß-Szalontaer Kirchendistrikte u. 1867 das eines Oberkurators der reformirten Kirchendistrikte jenseit der Donau. Seit 1861 Mitglied des Reichstags, ward er hier nach Teleki's Tode Führer der Beschlußpartei, bez. des linken Centrums. Als die Deák Partei dem Zerfalle nahe war, gründete T. im Febr. 1875 durch Fusion eine neue liberale Partei, als deren Haupt er 1. März dess. Jahres Ministerpräsident u. Minister des Innern wurde. In dieser Eigenschaft erneuerte er im Mai 1876 den Ausgleich mit Oesterreich, dem er früher opponirt hatte. Sein Bruder, Ludwig **v. T.**, geb. zu Geszt 1833, war vom Juni 1871 bis März 1874 Kommunikationsminister für Ungarn.

**Titan** (Menakan), ein metallischer chemischer Grundstoff, der sich aber nirgends unverbunden in der Natur findet, sondern immer nur in Verbindung mit Sauerstoff als Titansäure. Die wichtigsten Mineralien, in welchen T. enthalten ist, sind: Anatas, Brookit u. Rutil (sämmtlich fast reine Titansäure); Titanit, kieselsaurer u. titansaurer Kalk, Perowskit, reiner titansaurer Kalk, Titaneisen, titansaures Eisenoxydul, u. Aeschynit, welch letzterer Cer, Lanthan, Niobsäure u. Titansäure enthält. In die organische Welt tritt das T. nicht ein. Die Titansäure wurde zuerst 1791 von Gregor im Titaneisen entdeckt, Klaproth wies sie bald darauf (1794) im Rutil nach u. studirte ihre chemischen Verhältnisse genauer. Die von Wollaston entdeckten, zuweilen in Hohofenschlacken vorkommenden, glänzenden, kupferrothen kleinen Würfel, welche lange Zeit für das metallische T. gehalten wurden, haben sich schließlich als Cyanstickstofftitan erwiesen. Das reine T. ist ein schwarzgraues, nicht krystallinisches Pulver; seinen Eigenschaften nach ist es noch sehr wenig bekannt; an der Luft verbrennt es mit großem Glanze zu Titansäure. Das chemische Zeichen des T. ist Ti, das Aequivalent 25, das Atomgewicht 50. In seinem chemischen Verhalten reiht es sich einerseits an das Silicium, andererseits an das Zinn u. das Tantal an. Die schon oben erwähnte Titansäure (Titanbioxyd), $TiO_2$, erscheint, künstlich dargestellt, als ein weißes Pulver, das beim Erhitzen vorübergehend citronengelb wird u. unlöslich in Wasser ist. Es bildet aber mit Wasser ein in verdünnten Säuren lösliches Hydrat, Titansäurehydrat. Da die Titansäure, je nach ihrer Bereitung ein etwas verschiedenes Verhalten zeigt, so glaubt man zwei verschiedene Modifikationen derselben annehmen zu müssen, die man als gewöhnliche u. als Metatitansäure unterscheidet. Die titansauren Salze (Titanate) sowie die übrigen Titanverbindungen haben eine Verwendung bisher noch nicht gefunden; nur in England hat man titanhaltiges Eisen hergestellt u. versucht, dieses als T.-Stahl in den Handel zu bringen.

**Titanen,** in der griech. Mythologie die Kinder des Uranos u. der Ge, mit Namen Okeanos, Krios, Hyperion, Japetos, Kronos, Thea, Rhea, Themis, Mnemosyne, Phoibe, Tethys. Als Uranos die Geschwister der T., die Hekatoncheiren (d. h. Hundertarmige) u. Kyklopen, in den Tartaros verwiesen hatte, stachelte Ge die T. auf, dafür an Uranos Rache zu nehmen. Die T. befreiten die Kyklopen u. Hekatoncheiren, stürzten den Uranos u. setzten an seine Stelle als Herrscher der Götter den Kronos ein; Kronos aber u. die T. wurden wieder von den Kroniden, d. h. Söhnen des Kronos u. der Rhea, auch Olympier genannt, Zeus (s. d.) an der Spitze, gestürzt, doch erst nach langem Kampfe u. nachdem Zeus die von Kronos wieder in den Tartaros verstoßenen Kyklopen u. Hekatoncheiren für sich auf den Kampfplatz gerufen hatte; von den Kyklopen erhielt Zeus den Blitz, mit dem er dann die T. niederschmetterte. Sie wurden in den Tartaros eingekerkert, von den Hekatoncheiren bewacht. Dieser Kampf, die Titanomachie, wurde symbolisch als der Kampf vernünftiger Ordnung gegen die rohen Naturgewalten angesehen. — Diejenigen T., welche, wie z. B. Okeanos, an der Titanomachie nicht betheiligt gewesen waren, wurden in der neuen Weltordnung in ihren Ehren belassen; auch mit den gestürzten T. söhnte sich Zeus später, als seine Ordnung fest genug gegründet erschien, wieder aus.

**Titanit** (Sphen), ein aus titansaurem u. kieselsaurem Kalk bestehendes Mineral; erscheint in aufgewachsenen od. eingewachsenen, meist kleinen Krystallen des monoklinischen Systems, seltener derb in schaligen Aggregaten. Die Härte ist = 5 bis 5,5; das spez. Gewicht = 3,4 bis 3,6, die Krystalle sind glänzend, halb durchsichtig bis undurchsichtig, gelb, grün od. braun. Die rothen Varietäten werden Greenokit genannt. Der T. findet sich in den Schweizer u. Tiroler Centralalpen u. in Norwegen; häufiger in sehr kleinen Krystallen als accessorischer Bestandtheil mancher Phonolithe u. Syenite.

**Titel** (lat. titulus) hieß ursprünglich der schmale Pergamentstreifen, der bei den alten Römern an die Rückseite der Buchrollen geklebt wurde, u. auf welchem der Name des betreffenden Buches geschrieben stand. Doch kannten schon die Alten den Gebrauch des Wortes in allen seinen jetzigen Bedeutungen: 1. Aufschrift eines Buches, sei es auf dem ersten Blatt od. dem Rücken desselben; 2. die einzelnen Abtheilungen eines Gesetzbuches (weil dieselben gleichfalls durch Papierstreifen äußerlich kenntlich gemacht wurden); so spricht man von den Titeln des Corpus juris, wie von solchen neuerer Gesetzbücher. Daher ist T. 3. s. v. a. Rechtsgrund, z. B. in der Wendung: auf welchen Rechtstitel beruft er sich für seine Ansprüche? 4. Ehrenbezeichnung, oft in der Verbindung „Rang u. T.". Näher unterscheidet man Amtstitel (z. B. Pfarrer, Rektor, Minister) u. bloße Ehrentitel (z. B. Majestät, Durchlaucht, Excellenz 2c.). Titular heißt Jemand, der einen T. ohne das damit bezeichnete Amt besitzt, z. B. Titularbischöfe, Titularräthe 2c. Titulatur, s. v. w. Betitelung.

**Titicacasee** (d. h. Zinnsteinsee), der berühmte heilige See der Peruaner, der größte See Südamerika's; liegt über 3700 m. hoch auf einem 1000 □M. großen baumlosen, aber mit schönem Rasen bedeckten Plateau an der Grenze des südöstl. Peru u. des westl. Bolivia zwischen zwei Andenketten, die sich noch gegen 500 m. über ihn erheben. Er hat eine Fläche von 151,3 □M. u. stellenweise eine Tiefe von über 200 m. u. wird durch die Halbinsel Capo Cabana in einen nördl., 24 M. langen u. im Mittel 9 M. breiten Theil, den Chucuitasee, u. den südl., 12 M. langen u. 6 M. breiten Guaquisee getheilt, welche durch die ¾ M.

breite Taquina Enge verbunden sind. Sein Ostende liegt 68½° westl. Länge von Greenwich, der westlichste Punkt 70° westl. Länge, der nördlichste 15⅚° südl. Breite u. der südlichste 16½°; die Grenze theilt ihn von N. nach S. Die meisten Zuflüsse erhält der T. an der Nordseite, den einzigen Abfluß im S. bildet der langsame, 40 M. lange Desaguadero (d. i. Entwässerer), der in dem Aullagassee endet. Von den zahlreichen Inseln ist die größte am Südende in dem bolivianischen Theil die Sonnen- od. Titicaca-Insel mit den prächtigen Ruinen eines altperuanischen Sonnentempels; eine zweite, die Mondinsel, enthält die Reste des Mondtempels und eines Gebäudes der dem Mond geweihten Jungfrauen. Heute wird der T. mit Dampfbooten befahren. Die größten Städte an seinem Ufer sind: Puno in Peru u. Hachacacha in Bolivia.

**Titlis,** ein 3239 m. hoher Berg in den von Karl Ritter so genannten Vierwaldstätter Alpen, an der Grenze der Schweizerkantone Unterwalden, Uri u. Bern. Die oberste Spitze der ganz aus Kalk bestehenden Bergmasse heißt der Stollen; er trägt eine 50 m. mächtige Schneemasse. Die eigenthümliche Gestalt läßt den Berg weit, an hellen Wintertagen selbst in Straßburg erkennen. Er wurde zuerst 1739 u. zwar von einem Geistlichen aus dem nahen Dorfe Engelberg bestiegen. Seitdem ist er seiner schönen Aussicht wegen sowol von Engelberg als von der Engstlen-Alp aus oft besucht worden.

**titriren,** s. unter „Seide".

**Titrirmethode** od. maßanalytische Methode nennt man dasjenige Verfahren der quantitativen chemischen Analyse, durch welches man die Gewichtsmenge eines Körpers mittels Messung derjenigen Menge einer Reagensflüssigkeit findet, die derselbe bei einer bestimmten Reaktion zu neutralisiren vermag. Zu diesem Behufe muß der Körper, dessen Gewichtsmenge man bestimmen will, selbst in gelöster Form vorhanden sein od. in eine solche Form gebracht werden; die Reagensflüssigkeit hat einen bestimmten Gehalt, der durch Berechnung od. auf empirischem Wege gefunden worden ist. Der Punkt der Beendigung der betreffenden Reaktion, mag dieselbe nun in Farbenänderung, Niederschlag, Austreiben eines Gases od. dgl. bestehen, läßt sich genau feststellen u. die verbrauchte Volumenmenge der zugesetzten Flüssigkeit, welche man Normallösung, titrirte Lösung od. Maßflüssigkeit nennt, giebt einen Anhalt für die Berechnung des Gewichtes des zu untersuchenden Körpers. Diese Normallösungen werden so angefertigt, daß eine ganz bestimmte Gewichtsmenge, u. zwar der Bequemlichkeit wegen gewöhnlich eine dem Aequivalentgewicht od. $^1/_{10}$ desselben entsprechende Gewichtsmenge der betreffenden Reagentien, in einem Liter od. 1000 Kubikcentimetern Flüssigkeit aufgelöst werden. Jeder verbrauchte Kubikcentimeter der Reagenslösung enthält also genau $^1/_{1000}$, resp. $^1/_{10000}$ Aequivalent des Reagens. Da die zum Titriren dienenden Meßgeräthschaften, die Büretten, mittels deren man die Normallösungen der zu untersuchenden Flüssigkeit in kleinen Mengen u. schließlich tropfenweise zufügt, noch in $^1/_{10}$ Kubikcentimeter getheilt sind, so läßt sich also ein sehr hoher Grad von Genauigkeit erzielen. Der durch das Aequivalent ausgedruckte Wirkungswerth der Reagenslösung wird der „Titer" genannt; derselbe muß, wenn man keine äquivalenten Mengen hat, erst durch den Versuch ermittelt werden. Außer den Büretten braucht man zur T. noch Pipetten, Meßcylinder, Maßflaschen ꝛc. — Die T. hat bei sehr großer Subtilität noch den Vorzug größerer Bequemlichkeit u. schnellerer Ausführbarkeit als die Gewichtsanalyse; sie eignet sich demnach bes., wenn zahlreiche Proben eines u. desselben Körpers zur Untersuchung vorliegen, z. B. zur Bestimmung des Eisens in Eisenerzen, des Gehaltes an aktivem Chlor in Chlorkaltsorten, des Prozentgehaltes von Soda, Pottasche, Aetzlaugen ꝛc. Das Verdienst, die erste Idee zur T. angeregt zu haben, gebührt dem Engländer Stirling; Descroizille u. Vauquelin benutzten die Methode zuerst praktisch, u. zwar zur rohen, annähernden Bestimmung des Werthes gewisser chemischer Produkte. Gay-Lussac war es jedoch, welcher die erste exakte T. erdachte u. dieselbe in das Gebiet der analytischen Chemie einführte; später haben Bunsen u. Mohr sich um die weitere Ausbildung sehr verdient gemacht, Letzterer nam. durch Verbesserung älterer u. Erfindung neuer Prozesse sowie auch durch Konstruktion sehr zweckmäßiger Apparate.

**Tittmann,** Johann August Heinrich, protest. Theolog, geb. 1. Aug. 1773 zu Langensalza, wo damals sein Vater, Karl Chr. T. (gest. als Oberkonsistorialrath u. Superintendent zu Dresden 6. Dez. 1820), Diakonus war; studirte in Wittenberg, habilitirte sich 1793 als Privatdozent in Leipzig, wurde daselbst 1796 Professor der Philologie u. 1800 der Theologie, war auch seit 1818 Prälat des Hochstifts Meißen u. vertrat 1830 die Universität auf dem sächs. Landtage. Schon 1814 hatte er seine Gewandtheit u. Freimüthigkeit in Preßburg u. dann auf dem Wiener Kongresse bethätigt, wo er für die Erhaltung der Selbständigkeit Sachsens u. der Leipziger Hochschule sowie auch für die Rekonstituirung des Corpus Evangelicorum wirkte, in letzterer Beziehung freilich vergebens. Er starb zu Leipzig 31. Dez. 1831. Von seinen zahlreichen Schriften heben wir hervor: „Encyklopädie der theolog. Wissenschaften" (Lpz. 1798); „Theokles, ein Gespräch über den Glauben an Gott" (ebd. 1799); „Theon, od. über unsere Hoffnungen nach dem Tode" (ebd. 1801); „Pragmatische Geschichte der Theologie u. Religion während der zweiten Hälfte des 18. Jahrh." (Bresl. 1805, Bd. 1; 2. Aufl. 1824); „Ueber Supernaturalismus, Rationalismus u. Atheismus" (Lpz. 1816). Auch gab er den Zonaras (ebd. 1808), die „Symbolischen Bücher" (ebd. 1817; 2. Aufl. 1827) u. das „Neue Testament" (ebd. 1824) heraus. Einen Theil seiner vielen Gelegenheitsschriften sammelte Hahn unter dem Titel „Opuscula varii argumenti" (ebd. 1832). — Karl Aug. T., Bruder des Vorigen, Kriminalist, geb. zu Wittenberg 12. Sept. 1775; studirte in Leipzig u. Göttingen, habilitirte sich 1797 in Leipzig als Privatdozent des Kriminalrechts, ward bereits 1801 Oberkonsistorialrath in Dresden, 1807 Hof- u. Justizrath u. 1812 Geh. Referendar, trat zwar 1832 in Ruhestand, übernahm aber 1832 noch den Vorsitz in der zur Entwerfung eines Preßgesetzes ernannten Kommission u. starb zu Dresden 14. Juni 1834. Außer seinem Hauptwerke, dem „Handbuch der Strafrechtswissenschaft u. Strafrechtskunde" (4 Bde., Halle 1807; 2. Aufl., 3 Bde., 1822) schrieb er: „Versuch über die wissenschaftliche Behandlung des peinlichen Rechts" (Lpz. 1798); „Grundlinien der Strafrechtswissenschaft u. der deutschen Strafgesetzkunde" (ebd. 1800); „Rechtliche Bemerkungen über die Grenzen des Buchhändlerrechts ꝛc." (Dresden 1804; „Erörterungen" dazu, ebd. 1806); „Ueber Geständnisse u. Widerruf in Strafsachen" (Halle 1810); „Entwurf eines Strafgesetzbuches für das Königreich Sachsen" (2 Bde., Meißen 1813); „Die Strafrechtspflege in völkerrechtlicher Rücksicht" (Dresd. 1817); „Handbuch für angehende Juristen" (Halle 1828; 2. Aufl. von Pfotenhauer, ebd. 1846); „Die Homöopathie in staatspolizeirechtlicher Hinsicht" (Meißen 1829); „Geschichte der deutschen Strafgesetze" (Lpz. 1837) ꝛc. — Friedrich Wilhelm T., Bruder der beiden Vorigen, geb. zu Wittenberg 29. April 1784; studirte in Leipzig u. Wittenberg die Rechte, erhielt 1804 eine Anstellung beim Archiv in Dresden, ward 1823 Oberkonsistorialrath u. 1836 Geheimer Archivar, ließ sich 1848 pensioniren u. starb zu Dresden 20. Mai 1864. Seiner von der Berliner Akademie preisgekrönten Schrift „Ueber den Bund der Amphiktyonen" (Berl. 1812) ließ er folgen: „Ideen zur Politik u. Geschichte der europ. Staatsgesellschaft" (Dresden 1816); „Ueber Erkenntniß u. Kunst in der Geschichte" (ebd. 1817); „Darstellung der Verfassung des Deutschen Bundes" (Lpz. 1818); „Darstellungen der griech. Staatsverfassungen" (ebd. 1822); „Gesammelte Blätter aus Wilhelm's Papieren" (Dresden 1825); „Ueber die Bestimmung des Gelehrten u. seine Bildung durch Schule u. Universität" (Berl. 1833); „Blicke auf die Bildung unserer Zeit ꝛc." (ebd. 1835); „Ueber die Schönheit u. die Kunst" (ebd. 1841); „Geschichte Heinrich's des Erlauchten" (2 Bde., Dresden 1845 f.); „Ueber den Geist u. sein Verhältniß in der Natur" (1852); „Ueber Leben u. Stoff" (ebd. 1855); Nationalität u. Staat" (ebd. 1861).

**Titurel** ist einer der Helden der Sage vom Heiligen Gral (s. d.), in der er als Erbauer des Graltempels, als Gründer des Gral-Ritterthums der Templeisen u. erster Gralkönig, als Urgroßvater des größten der Gralhelden, Parzival's (s. d.), erscheint. Die mittelhochdeutsche Literatur weist zwei Dichtungen auf, die mit dem Namen T. bezeichnet werden: der „ältere T." Wolfram's von Eschenbach (nur in Bruchstücken erhalten, die von der Liebe Schionatulander's u. Sigunens handeln) u. der „jüngere T.", eine von einem gewissen Albrecht, wahrscheinlich Albrecht von Scharfenberg, gefertigte Vervollständigung jener Bruchstücke, wobei auch die Sage vom Priester Johannes (s. d.) u. A. herangezogen ist. Der ältere T. wurde herausgegeben von Lachmann in Wolfram's Werken (Berlin 1833) u. von Bartsch (in den „Klassikern des deutschen Mittelalters", Bd. 9—11, 2. Aufl., Lpz. 1875—77), übersetzt am besten von Simrock zusammen mit Wolfram's „Parzival" (Stuttg. 1842 u. ö.); einen Abdruck des jüngeren T. besorgte Hahn (Quedlinb. 1842); ein Auszug findet sich in San Marte's „Leben Wolfram's von Eschenbach" (2 Bde., Magdeb. 1836—42).

**Titus** Flavius Vespasianus, röm. Kaiser (79—81 n. Chr.), Sohn des nachmaligen Kaisers Vespasianus (s. d.) u. der Domitilla, geb. 30. Dez. 41 n. Chr., ward mit Britannicus zusammen am Hofe erzogen u. zeichnete sich früh in geistiger u. körperlicher Beziehung aus. Seine ersten Kriegsdienste leistete er in Germanien, kämpfte dann unter seinem Vater in Britannien u. zog, nachdem er das Amt eines Quästors bekleidet hatte, wieder mit dem Vater gegen Judäa zu Felde, führte als Legat eine Legion u. wohnte der Eroberung verschiedener Städte bei. Während der Wirren unter Galba, Otho u. Vitellius war er eifrig für seinen Vater thätig u. wurde nach dessen Thronbesteigung nach Judäa geschickt, wo er im J. 70 n. Chr. Jerusalem eroberte u. damit den Krieg beendete; während der Heimreise, die er über Aegypten antrat, wurde er von seinem Vater zum Mitregenten angenommen. In den Jahren 70, 72, 74, 75, 76, 77 u. 79 n. Chr. war T. Konsul; durch Strenge u. leichtsinniges, schwelgerisches Leben machte er sich verhaßt, u. man befürchtete das Schlimmste, als nach dem Tode Vespasian's T. im J. 79 den Thron bestieg.

Nr. 5243. Titus Flavius Vespasianus (geb. 30. Dez. 41, gest. 13. Sept. 81). Nach der Statue im Louvre.

Allein der hohe Ernst seiner Aufgabe brachte eine gänzliche Umwandlung seines Charakters hervor: er sagte sich los von den bisherigen Genossen, umgab sich mit tüchtigen Männern u. war mild u. freundlich, ja oft bis zu unmännlicher, thränenseliger Weichheit. Unter T. wurde Niemand hingerichtet, selbst nicht die Theilnehmer einer Verschwörung gegen sein Leben, unter denen sich sein Bruder Domitianus befand. Es wird erzählt, daß er am Schlusse eines Tages, an dem er nicht eine gute Handlung aufzuweisen hatte, ausgerufen haben soll: „Freunde, diesen Tag habe ich verloren." So war es nicht ganz unverdient, wenn ihn die Römer den „Liebling des Menschengeschlechtes" nannten. Am 13. Sept. 81 starb T. an einer Krankheit od. infolge von Gift, welches ihm Domitianus reichen ließ; er hatte 2 Jahre 2 Monate u. 2 Tage regiert. Unter ihm hatte Agricola in Britannien siegreich gekämpft u. auch im Innern ward manches Gute gestiftet. Am glänzendsten bewies sich seine Güte, als das Erdbeben des J. 79 n. Chr. in Unteritalien Verwüstungen anrichtete u. ein Jahr darauf eine Feuersbrunst Rom verheerte. Verheirathet war T., nachdem er sich von Berenice, der Tochter Agrippa's des Aelteren, des Königs von Judäa, ungern u. nur um des Volkes willen, welches keine Ausländerin auf dem Throne haben wollte, getrennt hatte, mit Aricidia Tertulla, aus einer röm. Ritterfamilie stammend, u. später, nach deren Tode, mit Marcia Furnilla. In der Regierung folgte ihm Domitian (s. d.).

**Tituskopf**, Frisur à la Titus, die in Frankreich zur Zeit des Konsulats infolge der Liebhaberei für griechisch-römische Kleidung aufgekommene Frisur, welche das Haar durchweg kürzte u. zu lauter Löckchen verwirrte; daher auch ein von Natur mit solchen Locken versehener Kopf so heißt (Abb. s. unter „Haartrachten", Bd IV, Taf. LXIV Nr. 2). Als die Locken nachher schlichter getragen wurden, hieß die Frisur à la Caracalla.

**Tiverton** (spr. Tiwwert'n), Stadt mit 10,024 E. (1871) in der engl. Grafschaft Devon; liegt am Exe, der bei Exeter in den Kanal mündet, u. an einer Zweiglinie der Eisenbahn Bristol-Plymouth, fabrizirt Spitzen u. Flanell u. treibt Fischerei u. Handel.

**Tivŏli**, das alte Tibur, Stadt mit 7730 E. (1871) in der ital. Provinz Rom, 25 Km. östl. von Rom in 230 m. Seehöhe reizend am linken Ufer des Teverone (Anio) gelegen, ist Sitz eines Bischofs, hat eine Kathedrale, viele Villen, darunter bes. die 1551 von Ippolito d'Este erbaute Villa d'Este mit Terrassen, Wasserkünsten, prachtvollen 300jährigen Cypressen u. Pinien (gegenwärtig dem Kardinal Hohenlohe zum Wohnsitze überlassen), ist aber sonst ein schmutziger u. ärmlicher Ort. Von der alten Römerstadt Tibur existiren noch gewaltige Ruinen, vor Allem der runde Tempel der Tiburtinischen Sibylle auf jähem Felsrande, daneben der rechteckige Tempel des Tiburtus, nach Anderen der Sibylla (jetzt die Kirche S. Giorgio), die Villa des Mäcenas, durch Lucian Bonaparte zu einem Eisenhammer umgewandelt, u. ½ Stunde von der Stadt entfernt das mehrere Kilometer im Umfange haltende Trümmergewirr der durch den Gothen Totilas im 6. Jahrh. zerstörten Villa des Hadrian, jetzt von der üppigsten Vegetation überwuchert. Der große Wasserfall von T. ist ein Werk der Neuzeit, seit 7. Okt. 1835 vollendet. Der Teverone, der in seinem früheren Laufe die Stadt zu unterwühlen drohte, wurde durch einen Doppeltunnel von 271 m. Länge abgeleitet u. stürzt nun aus demselben 96 m. hoch herab. Kleinere, vom Hauptarme abgezweigte Wasserläufe bilden die malerischen Cascadelle. Tibur soll der Sage nach vor dem Trojan. Kriege von den Enkeln des Argivers Amphiaraos, Namens Tiburtus, Koras u. Catillus, gegründet sein, wahrscheinlich aber wurde es von den Sikulern angelegt. 254 v. Chr. bemächtigte sich Rom desselben, u. während der Kaiserzeit wurde es ein gesuchter Sommeraufenthalt röm. Patrizier, Lieblingssitz des Horaz. Im 10. Jahrh. war T. eine bedeutende u. mächtige Stadt, seine Bischöfe hatten eine ausgedehnte Jurisdiktion. 1001 eroberte es der Deutsche Kaiser Otto III., 1087 Heinrich IV., 1109 Papst Paschalis II., u. ebenso war es in der Folge bald kaiserlich, bald päpstlich. Papst Pius II. gründete 1460 die Citadelle auf den Ruinen des Amphitheaters. Im Kriege gegen die Orsini u. in dem des Herzogs Alba hatte T. viel zu leiden u. hat nie wieder eine andere Bedeutung erlangt, als diejenige, welche ihm seine Naturschönheiten u. Ruinen sichern.

**Tizian**, eigentlich Tiziano Vecellio, der größte u. zugleich vielseitigste Maler der jüngeren venetian. Schule, der in seinem langen, überaus thätigen Leben fast alle Gattungen der Malerei, die religiöse u. profane Historie, die Mythologie u. Allegorie, das Portrait u. die Landschaft förderte, aber nicht durch großartige, symbolisch bezugreiche Kompositionen u. gewaltige Entwicklung der Form, wie die florentin. u. röm. Schule, sondern durch das Gepräge einer freien, heiteren Schönheit u. einer edlen Menschlichkeit, die er im höchsten Glanze des gerade dieser Schule eigenen Kolorits darzustellen wußte. Geb. im J. 1477 zu Pieve di Cadore in Friaul, vertauschte er schon in früher Jugend diese einsame, felsige Alpengegend mit der geräuschvollen Lagunenstadt, um sich hier seinem Berufe zu widmen. Daß er Gentile u. Giovanni Bellini u. bald nachher Giorgione zu Lehrern hatte, ist sicher, aber wahrscheinlich wirkten auch andere Maler der Schule auf ihn ein, z. B. Palma Vecchio u. der Mosaicist Sebastian Zuccato. Sowol hier als in anderen Städten Oberitaliens stand er, wie kein anderer Maler, mit den bedeutendsten Gelehrten seiner Zeit im Verkehr; so in Ferrara mit Ariost, in Venedig mit Pietro Aretino; wie kein Anderer wurde er von Fürsten u. Vornehmen seiner Zeit geehrt u. mit Aufträgen überhäuft. Kaiser Karl V., der ihn 1530 in Bologna traf, wollte sich, wie einst Alexander d. Gr. nur von Apelles, nur von T. malen lassen; 1541 besuchte er ihn wieder in Mailand, noch später (1548) folgte T. der Aufforderung Karl's an seinen Hof nach Augsburg. Zwar kehrte er bald darauf nach Venedig zurück, mußte aber zum zweiten Male nach Augsburg kommen, um Karl's Sohn, den nachmaligen König Philipp II., zu malen. Wie in dieser Beziehung, so war auch in der Gesundheit u. Kraft seines Körpers sein Leben ein überaus glückliches; in vollster Rüstigkeit schuf er bis

ins hohe Alter von 99 Jahren. Am 27. Aug. 1576 starb er in Venedig an der Pest u. fand seine Ruhestätte in der Kirche Sta. Maria gloriosa dei Frari, wo ihm Kaiser Ferdinand I. ein prachtvolles Grabmal errichten ließ, das 1852 vollendete Werk von Luigi u. Pietro Zandomenighi. — Zu seinen frühesten Leistungen, welche ihn schon als einen Künstler von hoher Selbständigkeit zeigen, gehören neben zwei Madonnenbildern in Wien die sog. „Irdische u. himmlische Liebe" (Palazzo Borghese in Rom) u. vor Allem der für den Herzog von Ferrara gemalte „Zinsgroschen" (Museum in Dresden), der in einem wunderbaren Farbenschmelz den Seelenadel des Heilandes der Gemeinheit des Pharisäers gegenüberstellt. Unter der Fülle von Werken seiner reifsten Jahre wie seines hohen Alters, von denen letztere hin u. wieder eine Abnahme der künstlerischen Kräfte verrathen, nennen wir nach den verschiedenen Gattungen der Malerei in möglichst chronologischer Reihe nur folgende. Auf dem Gebiete der biblischen u. legendarischen Geschichte der von anderen Heiligen umgebene „St. Marcus" (Sta. Maria della Salute) von 1512, der in seiner freien Meisterschaft bereits eine grandiose Pracht ankündigt; das poetisch andachtsvolle „Noli me tangere" (Nationalgalerie in London), vor Allem die großartige Komposition der „Himmelfahrt Mariä" (Akademie in Vendig), die ebenso durch die Göttlichkeit u. die reine Menschlichkeit des Inhalts wie durch die leuchtende Pracht der Farbe einen unwiderstehlichen Zauber ausübt; die „Madonna von S. Niccolo" (Vatikan); die auf der vollen Höhe seines Schaffens stehende, 1526 vollendete „Madonna des Hauses Pesaro" (Sta. Maria dei Frari); der 1867 durch Brand zerstörte, jetzt nur noch in einer Kopie vorhandene „Tod des Petrus Martyr" (S. Giovanni e Paolo in Venedig); die „Madonna mit dem Kaninchen" (Louvre); die freilich sehr weltliche, später mit mehrfachen Variationen wiederholte „Magdalena" (Palast Pitti); der oft gemalte „Heilige Hieronymus" (Louvre); die „Barmherzigkeit des Johannes Elemosynarius" für dessen Kirche in Venedig (1533), die „Darstellung der Maria im Tempel" (Akademie in Venedig), die Deckenbilder aus dem Alten Testament in Sta. Maria della Salute; die an Großartigkeit, aber nicht an trefflicher Charakteristik der obengenannten „Himmelfahrt der Maria" nachstehende im Dom zu Verona (1511), „Christus in Emaus" (im Louvre) von 1547; der auf Schiefer gemalte „Ecce homo" (Museum in Madrid), der „Johannes in der Wüste" (Akademie in Venedig), der „Tod des heiligen Laurentius" (1558) in der Jesuitenkirche daselbst; die „Dornenkrönung" (im Louvre; derselbe Gegenstand aus des Künstlers spätester Zeit in der Pinakothek in München); die mehrmals wiederholte „Grablegung Christi" (Museum in Madrid) u., schon in das hohe Alter des Künstlers fallend, die zum malerischen Schaustück gewordene „Anbetung der Könige" (daselbst); „Das Abendmahl" im Escurial (1564) u. sein letztes Bild, die „Pietà", in der Akademie zu Venedig. So wenig zahlreich die auf unsere Zeit gekommenen Bilder aus der profanen Geschichte sind, unter denen wir nur die im Dogenpalast ausgeführte, durch den Stich von Fontana bekannte „Schlacht bei Cadore" (28. Febr. 1508) nennen, so zahlreich u. glänzend sind wiederum T.'s Schöpfungen aus der Mythologie u. Allegorie, worin er bes. die weiblichen Gestalten in wunderbarer Meisterschaft des Körpers u. des Kolorits bildete, die sich freilich auch manchmal als absichtliche Schaustellung schöner Körperformen zu erkennen giebt. Dahin gehören, bereits 1522 gemalt, „Bacchus u. Ariadne" (Nationalgalerie in London), von hohem Farbenschmelz; die in mehreren Situationen, auch mit Cupido, dargestellte „Venus" (Darmstadt, Dresden, zweimal in England, Uffizien in Florenz), die „Allegorie auf den Marchese Davolos del Vasto" (Louvre); die während eines Aufenthaltes in Rom 1545 u. später öfter gemalte „Danaë" (Museum in Neapel, Madrid u. Wien); dieselbe mit Aktäon u. mit Kalisto (Sammlung in Ellesmere in England); die „Allegorie auf Grimani's Leben" (im Dogenpalast), die „Allegorie der Weisheit" (Markusbibliothek), die „Venus von Prado" od. vielmehr „Jupiter u. Antiope" (Louvre); die „Entführung der Europa" (Cobham Hall in England) u. die „Erziehung des Cupido" (Palazzo Borghese). Wol die höchste Meisterschaft entfaltete T. im Portrait, worin er nicht allein nach klarer, scharfer Charakteristik strebte, sondern nach dem Ausdrucke eines würdevollen Behagens u. einer Fülle des Daseins, so daß er uns das Leben der damaligen Venetianer in seinem vollen Glanze darstellt. Dieser Art sind unter den weiblichen Portraits mehrere als „Geliebte T.'s" bezeichnete, z. B. die im Louvre (von 1523) u. im Belvedere zu Wien, die sog. „Bella" im Palazzo Pitti, die öfter gemalte „Katharina Cornaro" (Uffizien) u. das Bild seiner eigenen Tochter Lavinia (Berlin, Dresden u. Sammlung Cowper in London). Viel zahlreicher noch sind die in fast allen Galerien Europa's vorhandenen männlichen Portraits, unter denen die mehrmals wiederholten Hauptbilder Ariost, die Dogen Antonio Grimani u. Andrea Gritti, der Dichter „Aretino", der in mehreren Lebensaltern dargestellte „Kaiser Karl V.", sowol in kriegerischer Rüstung als im Kaiserornat, der „König Franz I. von Frankreich" (nicht nach dem Leben), der „Admiral Giovanni Moro", das Selbstportrait, sowol aus den vierziger als aus den sechziger Jahren des 16. Jahrh., „Papst Paul III.", „Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen", „König Philipp II." u. der „kaiserliche Antiquar Strada" sind. Endlich noch das erst im beginnenden Greisenalter von T. betretene Gebiet der Landschaft, zu der er zwar die Motive aus der Gegend seiner Heimat nahm, die er aber nicht in ihrem wilden, phantastischen Charakter, sondern in ihrer gesetzmäßigen Schönheit behandelte, so daß er hierin der Vorgänger der landschaftlichen Behandlung der Caracci u. des Claude Lorrain wurde. Abgesehen von ein paar Bildern, in denen biblische Gestalten nur die Staffage ausmachen, sind uns seine eigentlichen Landschaften fast nur noch in Zeichnungen u. Radirungen geblieben. — Vgl. Crowe u. Cavalcaselle, „T., Leben u. Werke" (deutsch von Max Jordan, 2 Bde., Lpz. 1877).

Nr. 5241. Tiziano Vecellio (geb. 1477, gest. 27. Aug. 1576).

**Tjumen,** Kreishauptstadt im russ. sibir. Gouvernement Tobolsk, mit 14,000 E.; liegt südwestl. von Tobolsk an der Mündung der Tjumenka in die Tura u. ist angeblich die älteste Stadt Sibiriens, von den Tataren als ehemalige Residenz der Khane Tschingis Tora genannt, wurde aber in seiner jetzigen Lage von den Russen erst 1586 gegründet. T. hat 12 griech. Kirchen, eine Moschee, eine russ. u. eine tatar. Schule, 46 Leder u. sehr berühmte Juchtenfabriken, lebhafte Teppich- u. Seifenfabrikation u. großartigen Transitohandel. Hier werden die Ladungen der Schiffe vom Ob, Irtysch, Tobol u. Tura gelöscht, u. der Landtransport von hier nach Rußland u. umgekehrt ist so bedeutend, daß jährlich mehr als 50,000 Fuhren durchpassiren u. der Werth des ganzen Waarenverkehrs durchschnittlich im Jahre auf 2 Mill. Silberrubel geschätzt wird. Die im Januar stattfindende große Messe vermittelt den Verkehr mit den Kirgisenländern u. Turan.

**Tlascála** od. Tlaxcála (d. h. Land des Ueberflusses), der kleinste der mexikanischen Staaten, im W. von Mexiko, im N. von Hidalgo, im O. u. S. von Puebla begrenzt, nicht ans Meer reichend, 76,3 □M. mit 121,663 E., liegt auf dem Ostrande des Plateau von Anahuac, gleicht in den physischen Verhältnissen Puebla u. ist reich an Eisenlagern.

die Bewohner, wahrscheinlich in einem religiösen Gegensatz zu den alten Mexikanern stehend u. zu Cortez' Zeit eine oligarchische Republik bildend, erleichterten ihm durch ihre freiwillige Unterstützung die Eroberung Mexiko's u. behielten zur Belohnung dafür ihre Unabhängigkeit unter spanischer Oberhoheit gegen Zahlung eines Tributs; die alten Kaziken erhielten ihre Herrschaft bis zur Erklärung der Republik in ganz Mexiko. Dann wurde T. erst Territorium, später Staat. Da in der Zeit der Spanier kein Weißer in T. sich ansiedeln durfte, so erklärt sich, daß auch heute der allergrößte Theil der Bewohner Indianer sind; diese treiben meist Ackerbau, zeichnen sich aber auch durch einen gewissen Gewerbfleiß aus, bes. geschickt sind sie in der Töpferei u. Weberei. Die altindianische Hauptstadt **T.** soll in ihrer Blütezeit 100,000 E. gehabt haben; die auf den Ruinen der alten stehende moderne Hauptstadt T. hat nur 4000 E. Sie liegt wenig nördl. von Puebla auf einer fast 2200 m. hohen Ebene am Pappagallofluß, hat schöne, regelmäßige Straßen, eine schöne Hauptkirche u. eines der ältesten Franziskanerklöster des Landes, welches auf einem der großartigsten Teocalli (s. d.) sich erhebt. Auch in der Umgegend sind zahlreiche interessante Ruinen.

**Tlemsen,** Hauptort eines Arrondissements an der Westgrenze des Departements Oran in Algerien, mit 18,722 E. (1872), liegt im Binnenlande in prachtvoller Lage auf einem 700 m. hohen Plateau, das der Isser u. die Tafna umfließen, am Fuße des 1300 m. hohen Dschebel Tierré. Nach drei Seiten steil abfallend, ist es von einer bethürmten Mauer ohne Graben umgeben u. im S., der einzig zugänglichen Seite, durch die Citadelle Meschuar, im W. durch das Außenwerk Mansurah geschützt. Das Innere zeigt enge Straßen, zahlreiche Fontainen, einstöckige Häuser mit flachen Dächern, zahlreiche Brunnen u. viele, aber kleine Moscheen. Bei der größten liegt der Bazar, die Caseria. Neben Teppich- u. Wollenweberei treiben die Bewohner lebhaften Handel in das Innere u. über ihren Hafenort Nemours ins Ausland. Die Umgegend ist ungemein obstreich u. dicht an der Stadt bedeckt mit den zu $^2/_3$ außerhalb der Mauer gelegenen Ruinen der alten Stadt, welche im 13. u. 14. Jahrh. Hauptstadt des maurischen Reiches der Zianeten u. eine starke Festung war u. 90,000 E. zählte. 1836 wurde T. zum ersten Male besetzt von den Franzosen u. ist seit 1841 ihnen geblieben. Das ganze Arrondissement umfaßt heute 39,025 E., wovon 3704 Franzosen, 2900 Fremde, 3256 Israeliten; der Rest sind Mohammedaner.

**Toast** (engl., spr. Tohst), Trinkspruch. T. bedeutet eigentlich eine geröstete Brotschnitte, u. eine solche pflegte man Dem, der einen Trinkspruch ausbringen sollte, zu überreichen, daher der Name.

**Tobias** (d. i. Güte Jehova's) heißt der Held einer apokryphischen Schrift, welche in der griech. u. lat. Bibel dem Alten Testament beigefügt ist u. auch von Luther in den Apokryphen mit übersetzt wurde. Nach derselben war T. (im griech. Original eigentlich Tobit) ein frommer Jude, der nach der Zerstörung Samaria's 722 nach Ninive ins Exil geführt wurde, daselbst als Lieferant des assyrischen Königs zu Reichthümern gelangte, unter Sanherib aber wegen seines frommen Eifers verarmte u. schließlich erblindete. Da sandte er seinen Sohn T. nach Medien, um eine dort niedergelegte Summe einzukassiren. Unter der Leitung des Erzengels Raphael vollendet T. die Reise, vermählt sich mit der von einem Dämon verfolgten Sara, der Tochter Raguel's, in Ekbatana u. heilt mit der Leber eines unterwegs gefangenen Fisches die Blindheit seines Vaters. — Die ganze Erzählung ist als eine Art jüdischen Familiendrama's von hohem Interesse u. wurde oft überarbeitet, so daß mehrere griechische u. lateinische Gestaltungen des Textes auf uns gekommen sind. Fraglich ist, ob das Buch ursprünglich griechisch od. eine Uebersetzung aus dem Hebräischen ist. Seine Entstehung fällt wahrscheinlich in die letzten vorchristlichen Jahrhunderte; allem Anschein nach ist es in Palästina geschrieben. Eine geschichtliche Grundlage der Erzählung ist kaum anzunehmen.

**Tobler,** Titus, hochverdienter Palästinaforscher, geb. 25. Juni 1806 zu Stein in Appenzell; studirte zu Zürich, Wien u. Paris Medizin u. ließ sich 1827 in seiner Heimat als Arzt nieder. Von seinem vielseitigen wissenschaftlichen Interesse gab zuerst der „Appenzellische Sprachschatz" (2 Bde., Zür. 1837) Zeugniß. In der „Lustreise ins Morgenland" (2 Bde., Zür. 1839) beschrieb er eine Wanderung, die er 1835 u. 1836 zu medizinischen Zwecken unternommen hatte. Durch diese Reise war jedoch sein Interesse für die Topographie Palästina's überhaupt geweckt worden u. diesem Gebiet hat er seitdem seine gewaltige Arbeitskraft fast ausschließlich gewidmet. Nach einer zweiten Reise (1845) erschienen die trefflichen Untersuchungen über „Bethlehem" (St. Gallen 1849); „Golgatha, seine Kirchen u. Klöster" (St. Gallen 1851); „Denkblätter aus Jerusalem" (Konst. 1853); „Zwei Bücher Topographie von Jerusalem" (Berl. 1853 bis 1854). Auch die Ergebnisse einer „Dritten Wanderung nach Palästina" (1857) veröffentlichte er (Gotha 1859); den Ertrag einer vierten Wanderung (1865) legte er in dem Werke „Nazareth in Palästina" (Berl. 1868) nieder. Sein Hauptwerk ist jedoch neben der Topographie Jerusalems die „Bibliographia geographica Palaestinae" (Lpz. 1867), zu welcher er werthvolle Nachträge (Dresden 1875) lieferte. In dasselbe Gebiet gehören die „Descriptiones terrae sanctae" (Lpz. 1874). — Daneben war T., auch nachdem er sich 1840 zu Horn im Thurgau niedergelassen hatte, zugleich als Publizist u. bis 1855 auch politisch thätig, indem er seine Heimat Appenzell a. Rh. seit 1853 im Nationalrath vertrat. Die letzten Jahre brachte T. in München zu; dort starb er 21. Jan. 1877.

**Tobolsk,** das nordwestliche, relativ fruchtbarste Gouvernement von Sibirien (25,021 □M. mit 1,086,848 E. [1870]), umfaßt den größten Theil des Oblaufes u. bildet eine meist ebene, wellenförmige Fläche, die im S. gutes Acker- u. Wiesenland, in der Mitte herrliche, fast undurchdringliche Wälder u. nur im N. unfruchtbares Gebiet hat; es zerfällt in die 9 Kreise T., Beresow, Ischim, Jalutorowsk, Kurgan, Omsk, Tara, Tjumen u. Turinsk. T. ist der wichtigste Theil Sibiriens sowol wegen des dem Handel am meisten zugänglichen Obgebiets mit dem Nebenflusse Irtysch, den hier Ischim u. Tobol verstärken, u. auf dem schon jetzt 30 Dampfschiffe regelmäßig fahren, als auch wegen des fruchtbaren schwarzen Steppenbodens. Auch sitzen hier die Russen am geschlossensten, bes. in der Südhälfte, während östlich, von der Hauptstadt T. an, Tataren, nördlich aber Wogulen am Ostural, Samojeden bis zu den Mündungen u. Ostjaken im Norden der Tataren hausen. Der Fischfang ist außerordentlich lohnend, auch der Pelzwaarenexport beträchtlich. Neben der noch immer geringen Industrie überwiegt der Transitohandel bedeutend. — Die Hauptstadt **T.** mit 20,330 E. liegt in 108 m. Seehöhe am Tobol u. Irtysch, ziemlich fern von dem großen Handelswege, der von O. nach W. das Gouvernement durchzieht. Die Stadt, 1587 gegründet, ist gut gebaut, hat meist Holzhäuser, breite Straßen, 10 Kirchen, 2 Schulen u. ist Sitz der Civilbehörden u. eines Erzbischofs. Die Bewohner treiben viel Fischerei u. Fischhandel; auch die Industrie, bes. in Fabrikation von Lederwaaren u. Seife, ist nicht unbedeutend. Oberhalb T. liegt Sibir, jene vom Kosaken Jermak erstürmte Burg des Zaren Kutschum, die dem Lande den Namen gegeben hat. Südwestlich von T.

Nr. 5245. Tobolsk.

liegt Tjumen (s. d.); in den fruchtbaren, ackerbautreibenden südlichen Kreisen liegen: Jalutorowsk u. Kurgan, beide am Tobol u. mit über 3500 E. Ischim am Ischim u. Tara am Irtysch u. der Tara sind wegen ihres Handels mit Butter, Talg u. Lederwaaren wichtig. Einer der härtesten Verbannungsorte, einst Aufenthalt der Menzikoff, Dolgorucki, Ostermann, 152 M. nördl. von T., ist das 1593 angelegte Beresoff im untern Obgebiet; noch nördlicher liegt Obdorsk am Ob, wo zu Neujahr ein großer Jahrmarkt für die Ostjaken u. Samojeden gehalten wird. Von Hausthieren giebt es hier nur Renthiere, Hunde u. Bienen.

**Tobsucht** ist eine Form der Manie (s. d.), die sich als Trieb zu vermehrter psychischer Bewegung äußert u. durch große Unruhe, heftiges Sprechen, Schreien, Tanzen sowie durch gefahrdrohende Ausbrüche von Wuth kennzeichnet. Ihr geht oft ein Stadium der Verstimmung u. der Schwermuth voraus, worauf dann mehr od. weniger plötzlich die Anfälle auftreten, in welchen der Patient von einem unwiderstehlichen Triebe zu toben beherrscht wird. Diese geistige Krankheit, die auch nach scheinbarer Genesung häufig Rückfälle macht, geht nicht selten in Wahnsinn u. Blödsinn über (vgl. „Geisteskrankheiten").

**Tocantins,** einer der Riesenströme Südamerika's, fälschlich oft als letzter rechter Nebenfluß des Marañon genannt; bildet sich aus dem Zusammenflusse des am östl. Grenzgebirge von Goyaz entspringenden T. u. des Parañan, der mit seinen Nebenflüssen Maranhao u. Ururu circa 16° südl. Br. dem Gebirgsknoten der Serra Escahada, Pireneos u. Cordillera grande im S. von Goyaz entströmt, fließt in nördl. Richtung zwischen 48 u. 50° westl. L. von Greenwich durch die Provinz Goyaz mit starken Krümmungen u. Stromschnellen u. Fällen, bildet zwischen 7 u. 8° südl. Br. die Grenze gegen Maranhão, von $5^1/_2$° s. Br. an nach W. fließend die gegen Para, u. empfängt da, wo er in Para eintritt u. sich wieder direkt nach N. wendet, seinen größeren Nebenfluß Araguaya (s. d.), bei S. João das Duas Barras in einer Breite von 1700 m. Bis hierher meist menschenarme, waldreiche Gegenden durchschneidend, fließt er nun noch 80 M. durch ein belebteres Gebiet, bei der Stadt Cameta vorbei, u. geht in das inselreiche Aestuar südl. von der Insel Marajo, den Rio Para, welcher durch den Kanal Tagiouru mit dem Amazonas in Verbindung steht u. an dem die wichtige Handelsstadt Para liegt. Im Rio Para mündet er nach 310 M. langem Laufe in den Atlantischen Ozean. Trotz der zahlreichen Fälle, auch noch nach dem Eintritt des Araguaya, von denen die größten die Caxoeira Lagoado u. die von San Antonio sind, sucht man doch neuerdings sein 18,000 □M. großes Gebiet durch die Dampfschiffahrt zu erschließen.

**Toccadille** (ital.), ein dem Puff verwandtes, jetzt wenig mehr gepflegtes Bretspiel unter zwei Personen.

**Toccata,** eine früher viel gepflegte Tonsatzform für Klavier od. Orgel, die ziemlich identisch ist mit dem, was wir heute Fantasie od. Präludium od. Capriccio u. Etude nennen. — Toccatina heißt eine T. von geringerem Umfange u. weniger breiter Ausführung.

**Tocqueville** (spr. Tockwihl), Alexis Charles Henri Maurice **Clérel de,** franz. Publizist u. Staatsmann, geb. zu Verneuil (Seine Oise) 29. Juli 1805; studirte die Rechte, ward, nachdem er eine Reise nach Italien gemacht, 1826 Instruktionsrichter u. 1830 Hülfsrichter in Versailles u. ging 1831 im Auftrage der Regierung mit Gustave de Beaumont nach Nordamerika, um das dortige Gefängnißwesen zu studiren. Das Ergebniß seiner Beobachtungen auf diesem Gebiete legte er in der Schrift „Du système pénitentiaire aux États-Unis et de son application en France" (Par. 1832; 3. Aufl. 1845) nieder. Wie sehr er sich aber auch in anderer Hinsicht seinen Aufenthalt in Nordamerika nutzbar gemacht, zeigte er in dem ganz im Geiste Montesquieu's geschriebenen „La démocratie en Amérique" (ebd. 1835; 15. Aufl. 1868), das von der Akademie preisgekrönt wurde; auch nahm ihn diese 1841 unter ihre Mitglieder auf. 1839 ward T. in die Deputirtenkammer gewählt; hier saß er zwar unter der gemäßigten Opposition, doch stand er über den Parteien u. spielte vielleicht gerade deshalb eine hervorragende Rolle. Nach der 48er Februar-Revolution auch in die Konstituante gewählt, bekämpfte er die sozialistischen Doktrinen. Als Mitglied des Gesetzgebenden Körpers übernahm er 2. Juni 1849 unter der Präsidentschaft Ludwig Napoleon's das Ministerium des Auswärtigen, trat indessen schon 31. Okt. dess. Jahres zurück u. zur Opposition über. Am 2. Dez. 1851 verhaftet, aber bald wieder freigelassen, zog er sich 1852 auf sein Schloß in die Normandie zurück, von wo er dann noch ein paar Reisen nach Deutschland u. England unternahm, um das Material für sein bedeutendstes Werk zu vermehren: „L'ancien régime et la révolution" (Par. 1855; 7. Aufl. 1866; deutsch 1867). Er starb zu Cannes 16. April 1859. Von seinen Schriften (gesammelt in 9 Bdn., Par. 1860—65) ist noch die „Histoire philosophique du règne de Louis XV[ième]" (Par. 1846; 2. Aufl. unter dem Titel „Histoire critique de Louis XV[ième]", ebd. 1847) zu erwähnen. Die klare Auffassung der die Zeit beherrschenden Ideen, die Kunst der Darstellung, die akademische Vornehmheit des Tones, die Vorurtheilslosigkeit der Gesinnung, die tiefe Kenntniß der Geschichte fremder Länder, die Gabe, aus den historischen Erscheinungen Grundsätze von dauernder Art für das Staatsleben zu gewinnen, alle diese Vorzüge haben T. den Klassikern der französischen Literatur eingereiht.

**Tod** ist der mit dem Aufhören der Lebensvorgänge eingetretene Zustand des organischen Körpers, in welchem derselbe nunmehr der Einwirkung der nach physikalischen u. chemischen Gesetzen vor sich gehenden Leichenzersetzung anheimfällt. Die Todesursachen sind außerordentlich mannichfacher Art; es sind dies theils die natürlichen Krankheitsformen, theils gewaltsame Todesarten (Verunglückung, Selbstmord, Todschlag), theils Altersschwäche. Die Erscheinungen der sog. „Leichenfäulniß" sind die sichersten Kennzeichen des T.es. Da aber diese Erscheinungen nicht sofort mit dem Eintritt des T.es offenbar werden, so ist es von Werth, andere Kennzeichen aufzufinden, welche mit Sicherheit darauf schließen lassen, daß das Leben erloschen ist. Das wichtigste Zeichen ist das Aufhören der Athmung, zunächst dadurch erkennbar, daß ein vor Mund u. Nase gehaltener kalter Spiegel, da keine Ausathmung stattfindet, sich nicht beschlägt; das Fehlen der Blutbewegung, erkennbar aus dem Mangel des Pulses in den Pulsadern, zunächst an den Extremitäten, vorzugsweise aber erkennbar aus dem Mangel aller Herzbewegung (beim Auflegen des Ohrs od. Hörrohrs auf die Herzgegend), endlich die Erschlaffung sämmtlicher Schließmuskeln, zunächst sich zeigend in der Erweiterung der Pupille des eingesunkenen u. mit schleimigem Eiter bedeckten Auges. — Weniger sichere Zeichen des T.es sind die Empfindungslosigkeit nam. des Auges u. die Leichenblässe; später treten ein die sog. Todtenflecke (infolge der Blutsenkung u. der Verflüssigung des Blutes), die Leichenkälte u. schließlich die Todtenstarre, welche gewöhnlich 12 Stunden nach dem Tode sich zeigt u. sich nach 36—48 Stunden wieder verliert.

**Todaustreiben** nannte man sonst ein in der Lausitz, Schlesien, Polen, Böhmen u. sonstigen von Slaven bewohnten deutschen Provinzen übliches Fest. Am Sonntage Lätare trugen nämlich die Kinder u. jungen Leute auf den Dörfern einen Strohmann in Prozession herum u. warfen denselben endlich vor dem Dorfe ins Wasser, od. verbrannten od. begruben ihn. Man hat zwar irrig angenommen, dieses Fest sei zur Feier der Ausrottung des heidnischen Götzendienstes u. der Einführung des Christenthums eingeführt worden, doch ist es vielmehr als ein Ueberrest aus der Heidenzeit u. die letzte Spur des slavischen Frühlingsfestes zu betrachten; der Strohmann ist nämlich der Winter, der mit Frühlingsanfang vernichtet wird. Darauf deutet auch der alte, freilich an verschiedenen Orten verschieden stilisirte Reim, den man bei dieser Prozession sang, hin. Er lautete so:

Nun treiben wir den Tod aus — Dem alten Juden in seinen Bauch,
Dem jungen in den Rucken — Das ist sein Ungelucke
Wir treiben ihn uber Berg u. tiefe Thal — Daß er nicht wieder kommen soll,
Wir treiben ihn uber die Heide — Das thun wir den Schafern zu Leide.

Darnach kamen sie wieder zu Hause u. sangen:

Nun haben wir den Tod hinausgetrieben — Und bringen den lieben Sommer wieder,
Den Sommer u. auch den Maien — Der Blumelein sind mancherleie

Luther dichtete für dieses Fest das siebenstrophige Lied für die Kinder zu singen: „Nun treiben wir den Papst heraus ꝛc." (s. Hilser, „Cur. Gedichte vom T.", Dresd. 1701).

**Toddy,** ein Getrank, aus dem gegohrenen Safte der Caryota (s. d.) bereitet; in den Vereinigten Staaten von Nordamerika eine Mischung von Whisky, Zucker, Wasser u. Muskate.

**Todeskampf,** s. „Agonie".

**Todesstrafe.** Zu den bestrittensten Fragen der Kriminalpolitik u. des Kriminalrechtes gehorte, ob der Staat befugt sei, einen Verbrecher durch Vollstreckung der T. unschädlich zu machen. Die Vertheidiger der T. berufen sich darauf, daß es gewisse schwere Verbrechen gebe, die eine Verneinung aller rechtlichen Existenz enthalten, durch die sich der Verbrecher außerhalb des Rechtskreises stelle, so daß er als Feind der Rechtsgesammtheit vernichtet werden müsse. Die Gegner der T. dagegen weisen darauf hin, daß es in der lebenslänglichen Freiheitsstrafe noch ein anderes Mittel gebe, den gleichen Zweck, den Verbrecher unschädlich zu machen, zu erreichen, daß aber bei der Anwendung desselben die Möglichkeit gewahrt bleibe, den Verbrecher selbst noch zu bessern. Das Deutsche Reichsstrafgesetzbuch hat die T. in zwei Fallen beibehalten: bei Mord (§ 211 des Reichsstrafgesetzbuchs) u. bei Mord u. Mordversuch, welche an dem Kaiser, an dem eigenen Landesherrn, od. während des Aufenthalts in einem Bundesstaate an dem Landesherrn dieses Staats verübt worden

sind (§. 80 des Reichsstrafgesetzbuchs). Nach §. 485 der Reichsstrafprozeßordnung bedürfen zwar Todesurtheile zu ihrer Vollstreckung keiner Bestätigung; die Vollstreckung ist jedoch erst zulässig, wenn die Entschließung des Staatsoberhauptes u. in Sachen, in denen das Reichsgericht in erster Instanz erkannt hat, die Entschließung des Kaisers ergangen ist, von dem Begnadigungsrechte keinen Gebrauch machen zu wollen. Die Vollstreckung der T. (vgl. §. 486 der Reichsstrafprozeßordnung) erfolgt in einem umschlossenen Raume; meist durch das Fallbeil. Bei der Vollstreckung müssen zwei Mitglieder des Gerichts erster Instanz, ein Beamter der Staatsanwaltschaft, ein Gerichtsschreiber u. ein Gefängnißbeamter zugegen sein; der Gemeindevorstand des Ortes ferner, wo die Hinrichtung stattfindet, ist aufzufordern, zwölf Personen aus den Vertretern od. Mitgliedern der Gemeinde zur Hinrichtung abzuordnen. Außerdem ist einem Geistlichen von dem Religionsbekenntnisse des Verurtheilten, dem Vertheidiger u. nach dem Ermessen des die Vollstreckung leitenden Beamten auch anderen Personen der Zutritt zu gestatten. Der Leichnam des Hingerichteten ist den Angehörigen desselben auf ihr Verlangen zur einfachen, ohne Feierlichkeiten vorzunehmenden Beerdigung zu verabfolgen. An schwangeren od. geisteskranken Personen endlich darf ein Todesurtheil nicht vollstreckt werden.

Die Vollziehung der T. hat bei den verschiedenen Völkern u. in verschiedenen Zeiten eine große Menge von Formen gehabt. Schon der älteste Orient kannte die grausamsten T.n, wie sie jetzt noch in China u. Japan geübt werden. In früheren Zeiten war dort nam. das Pfählen, d. h. das Treiben eines spitzigen Pfahles durch den Leib des Verurtheilten, beliebt. Die Juden kannten das Zersägen der Unglücklichen. Bei den Griechen war neben der Enthauptung der Tod durch den Giftbecher od. durch Verhungern in einem zugemauerten Gebäude üblich, bei den Römern das Herunterstürzen vom Tarpejischen Felsen (s. d.), das Kreuzigen u. das Zerreißenlassen durch wilde Thiere im Cirkus. Auch das Verbrennen bei lebendigem Leibe kam im Alterthum in verschiedenen Ländern häufig vor. Besondern Eifer in der Erfindung von Todesarten legte das europäische Mittelalter an den Tag, wie auch damals die Blüte der entsetzlichen Folterung (s. „Tortur") eintrat. Die gewöhnlichste Todesart war das Hängen; sie trat schon ein, wenn der Dieb, wie man sagte, den Werth eines Strickes gestohlen hatte. Nachher kam das Enthaupten; es geschah in England mit dem Beile, doch nur an höheren Personen, anderwärts mit dem Schwerte, u. zwar für Blutschande in weiteren Graden der Verwandtschaft, Entführung, Nothzucht, Ehebruch, Bigamie, Todtschlag, einfachen Raub u. Brand, widerrechtliche Gefangenhaltung u. Landfriedensbruch. Seltener, wenn auch leider häufig genug, war das Rädern (s. d.); es fand für Mord, Mordbrand, Verrath, Diebstahl unbeschützter Gegenstände &c. statt u. war entehrend, was das Enthaupten nicht war. Das Verbrennen geschah auf einem Scheiterhaufen, oft mit absichtlicher Langsamkeit (bei grünem statt dürrem Holze) u. fand statt für Ketzerei u. Hexerei, Mordbrand, Kirchenraub, Grabschändung, Giftmord, Blutschande in näheren Graden u. Sodomie. Die Urtelsform lautete: auf Verbrennen des Leibes mit Fleisch u. Bein, Haut u. Haar zu Pulver u. Asche. Vorher ging oft Zwicken mit glühenden Zangen, bei Weibern sogar an den Brüsten. Manchmal wurde dem Verurtheilten ein Sack mit Pulver an den Hals gehängt, dessen Explosion ihn schneller tödtete. Oft wurden auch die Leichname Gehängter u. Enthaupteter zur „Verschärfung" noch verbrannt. Als besondere Gnade galt das vorherige Erwürgen der zum Scheiterhaufen Bestimmten. Das Ertränken im Wasser geschah für Landesverrath, Kindesmord, Fruchtabtreibung, Rückfall im Diebstahl, ausnahmsweise auch für Hexerei, u. zwar vorzugsweise an weiblichen Personen. Sonderbar ist, daß mit den Verbrechern oft Thiere in einem Sacke ertränkt wurden; oft geschah die Strafe mittels eines an den Hals befestigten Steines. Ebenso waren es meist Frauen, welche das Lebendigbegrabenwerden traf, u. zwar für Ehebruch; bei Männern kam es für Nothzucht vor u. war dann bisweilen mit dem Treiben eines Pfahles durch das Herz des schon Begrabenen verbunden, auf welchen die Genothzüchtigte die drei ersten Schläge that. Nothzüchtiger u. Kindesmörderinnen wurden auch ohne Lebendigbegrabenwerden hier u. da gepfählt. Selten wurde das Steinigen angewendet, ebenso das Ausdärmen, indem man dem Unglücklichen den Bauch aufschnitt u. ihn dann um einen Pfahl od. Baum trieb, bis die Gedärme herumgewickelt waren. Für Landesverrath od. Fürstenmord war das Viertheilen im Gebrauche, bald nur nach der Enthauptung, oft aber auch bei lebendigem Leibe, indem vier Pferde an Arme u. Beine des Verbrechers gebunden u. nach den vier Weltgegenden getrieben wurden. In Frankreich war damit noch das Zwicken mittels glühender Zangen verbunden; letzteres kam auch als besondere T. an Solchen vor, welche (zu abergläubischen Zwecken) schwangere Frauen aufschnitten. Endlich wurde in besonderen Fällen den dem Tode Geweihten auch das Herz od. die Gedärme od. Stücke Fleisch aus dem Leibe geschnitten. Andere Verschärfungen der T. als die schon genannten waren das Abhauen der rechten Hand (bei Mördern) vor dem Vollzuge u. das Schleifen des „armen Sünders" auf einer Thierhaut nach dem Richtplatz. Als heimliche Hinrichtung im Kerker war die eiserne Jungfrau, deren in beinahe allen Städten Europa's gefunden wurden, üblich. Dieselbe war innen hohl u. mit eisernen Stacheln besetzt, welche den in das Gehäuse, das die Form einer Frau hatte, Eingesperrten durchbohrten. In den Zeiten einfacherer T. besorgten Richter od. Beamte selbst (Nachrichter genannt) die Hinrichtung, seit dem 13. Jahrh. aber bes. dazu Angestellte, die Scharfrichter, welche mit ihren Gehülfen, den Henkern u. Henkersknechten, sowol die Hinrichtung als die Folter in Vollzug setzten. Dieselben wurden jedoch vom Volke verachtet, hatten in Kirche, Wirthshaus u. Friedhof ihren eigenen Platz u. Niemand ging mit ihnen um od. trat in Verwandtschaft zu ihnen, so daß dies Amt stets in denselben Familien forterbte. Vor der Vollziehung der T. erhielt der Verurtheilte oft bessere Kost, was man das Henkermahl nannte. Die Scharfrichter u. Henker hatten ihren festgesetzten Lohn für alle ihre Verrichtungen. In Zürich z. B. erhielt der Scharfrichter für eine Enthauptung 6 Pfennige u. 10 Schillinge, für Lebendigverbrennen 7 Pfennige u. 10 Schillinge, für Aufhängen mit dem Strang 10 Pfennige, für das Rädern 20½ Pfennig &c., in Luzern für das Halseisen (bei der Folter), Ruthenaushauen, Zungenschlitzen, Ohrenabhauen u. Brandmarken je 10 Schillinge u. ein Maß Wein. Ein besonderes Strafrecht gab es im Kriege. Bei den deutschen Landsknechten wurde die T. durch die Kriegsgemeinde erkannt u. meist durch das Spießrecht vollzogen, indem der Verurtheilte gegen die eine Gasse bildenden Spieße seiner Kameraden gejagt u. von denselben durchbohrt wurde. Außerdem kam bei Soldaten das Hängen, Enthaupten, Erschießen u. Pfählen vor. Erst gegen Ende des 18. Jahrh., als auch die Folter außer Gebrauch kam, verminderten sich die grausamen Hinrichtungen, bis diese endlich auf zwei beschränkt blieben, das Hängen in Oesterreich, England u. Amerika, das Enthaupten in den übrigen Ländern. Einen Fortschritt in der Humanität erblickte man im Aufkommen der Guillotine (s. d.), so wenig human auch ihre nächste Anwendung war.

Nr. 5246. Franz Eduard v. Todleben (geb. 20. Mai 1818).

**Tödi** od. Dödi, ein 3623 m. hoher, gewaltiger Berg in den Glarner Alpen, an der Grenze der Schweizerkantone Glarus u. Graubünden. Sein höchster Gipfel ist der Piz Russein. Er wurde zuerst von drei Glarner Gemsenjägern am 10. Aug. 1837 bestiegen. Nach Studer, der ihn 1853 besuchte, gewährt er eine großartige Aussicht. Am T. entspringt die Linth.

**Todleben,** Franz Eduard v., russ. General, geb. 20. Mai 1818 zu Mitau als Sohn eines Kaufmannes; erhielt seine erste Erziehung in Riga, besuchte 1835 die Ingenieurschule zu Petersburg u. erlangte 1838 den Grad eines Unterleutnants im Geniecorps. Nachdem er im Kaukasus bei der Belagerung einiger Tschetschenzen Festungen mit Auszeichnung gedient hatte, gewährte ihm der Krimkrieg Gelegenheit, seine Befähigung im Ingenieurdienst glänzend zu bethätigen u. den

neuerdings wiederholt bestätigten Ruf des ersten Ingenieuroffiziers der Gegenwart zu erwerben. 1854 bereits Oberstleutnant, kam er zur Donauarmee, um neben General Schilder die Minenarbeiten vor Silistria zu leiten. Seine hier an den Tag gelegte Begabung verschaffte ihm die Leitung der Vertheidigung von Sebastopol, dessen fortifikatorische Anlagen nam. im Süden der Festung großentheils noch zu schaffen waren. Durch seine rastlose Energie in der Erbauung neuer Werke wußte er die Widerstandskraft der Festung wunderbar zu stärken; als er 20. Juni 1855 durch Verwundung an eigener Thätigkeit gehindert wurde u. in einem Landhause an den Ufern des Belbek krank lag, wurde doch sein Rath bei allen wichtigen Fragen eingeholt. Noch während des Krieges war T. zum Generalmajor aufgerückt; nach dem Friedensschluß wurde ihm die Leitung des gesammten Ingenieurwesens anvertraut; Kaiser Alexander II. ernannte ihn zu seinem Generaladjutanten und verlieh ihm eine Dotation.

Das Wappen des Todes.

Der Tod und das Kind.

Der Tod und die Nonne.

Der Tod und der Geizhals.

Nr. 5217—50. Aus Holbein's „Todtentanz"

Mit dem Großkreuz des Andreasordens wurde ihm der erbliche Adel im J. 1858 zu Theil. Das Jahr 1860 brachte ihm das Generalleutnantspatent u. die Ernennung zum Direktor des Ingenieurdepartements im Kriegsministerium. Im Sept. 1877 auf den Kriegsschauplatz zur Oberleitung der Belagerung von Plewna berufen, gab er der seither entschieden unglücklichen Kriegführung der Russen eine Wendung zum Besseren. T. sorgte sofort für die Vollendung der Einschließung Plewna's auf der westlichen Seite u. für Vermeidung aller weiteren blutigen Stürme, u. am 10. Dez. 1877 kapitulirte Plewna. Zum Lohne erhielt T. die Ernennung zum Kommandeur der Armee von Rustschuk an der Stelle des nach Petersburg zurückkehrenden Thronfolgers u., als auch Großfürst Nikolaus zurückkehrte, Ende April 1878 den Oberbefehl über sämmtliche auf der Balkanhalbinsel stehenden russischen Truppen.

**Todsünden** heißen in der kathol. Kirchenlehre solche bestimmte Sünden, welche den Sünder der göttlichen Gnade verlustig machen u. zum geistlichen Tode führen, daher sie nur nach der Beichte vor dem Priester u. nach strenger Buße vergeben werden können. Der Ausdruck T. stammt aus 1. Joh. 5, 16 ff. Als T. wurden nach anfänglichem Schwanken seit dem Scholastiker Petrus Lombardus († 1164) folgende sieben festgesetzt: Hochmuth, Neid, geistliche Trägheit, Zorn, Geiz, Völlerei, Wollust. Bisweilen werden zu den T. auch die sog. schreienden Sünden (Mord, Sodomiterei, Unterdrückung Unschuldiger, Entziehung des verdienten Lohnes) gerechnet. Die Reformatoren verwarfen die ganze Unterscheidung als eine äußerliche u. erklärten vielmehr die Art der sittlichen Gesinnung für den Maßstab, nach welchem die Größe der Sünde zu messen sei. Darnach ist jede Sünde eine T., sobald sie in bewußter Auflehnung gegen das göttliche Gebot begangen wird.

**Todte Hand** (lat. manus mortua). Mit diesem Ausdruck bezeichnet man Korporationen u. Stiftungen, nam. auch die Kirche, um anzudeuten, daß das in die Hände solcher Institute gelangte Vermögen gewöhnlich für den Verkehr abgestorben ist. Dieses Verhältniß hat neben einigen wenigen Vortheilen für den Staat als Ganzes nach Befinden auch erhebliche Nachtheile, nam. wird eine Ausbreitung des Grundbesitzes der T. H. dem Staat leicht einen od. mehrere sehr mächtige Unterthanen schaffen, die sich den Staatszwecken vielfach hinderlich zeigen können. Außerdem unterliegt die Vermehrung des Besitzes der T. H. starken wirthschaftlichen Bedenken. Es haben daher verschiedene Staaten sog. Amortisationsgesetze erlassen, d. h. Bestimmungen, welche Veräußerungen an die T. H. unter Aufstellung gewisser Beschränkungen für den Erwerb von Vermögensstücken regeln.

**Todtengräber** (Necrophorus), ein verhältnißmäßig großer Käfer aus der Familie der Silphiden, mit kurzen keuligen Fühlern, großem Kopf, fast kreisrundem Thorax sowie mit abgestutzten, bei einigen unserer einheimischen Arten gelbroth bandirten Flügeldecken, welche die Spitze des Hinterleibes freilassen, u. mit kräftigen Beinen. Die T. leben von Mist u. faulenden Thierstoffen u. verbreiten theils deshalb, theils wegen eines von ihnen ausgeschiedenen Saftes einen sehr übeln Geruch. Merkwürdig ist ihr feines Geruchsorgan, mit dem sie eine Thierleiche schon aus weiter Ferne wittern; sie eilen herbei, begraben sie, u. die Weibchen legen ihre Eier hinein, um den auskriechenden Larven Nahrung zu bieten. Nur der ganz schwarze, große T. (N. germanicus) lebt nicht von Mist, sondern räuberisch von anderen Käfern, bes. Mistkäfern. Wie diese letzteren, so sind auch die T. vielfach ganz mit Käfermilben (Gamasus coleopteratorum) bedeckt. Eigenthümlich ist noch das laute Zirpen, das sie durch Reiben der Flügeldecken gegen zwei auf dem ersten Hinterleibsringe befindliche Leisten hervorrufen. Die Artenzahl der T. in Europa u. Nordamerika beläuft sich auf 40.

**Todtenkopf** (Acherontia Atropos), ein südeuropäischer Dämmerungsfalter mit kurzen, dicken Fühlern, schwach entwickelter Rollzunge u. dickem Hinterleib. Auf dem Thorax zeigt der Schmetterling eine hellgelbe Zeichnung, welche Aehnlichkeit mit der Darstellung eines Todtenkopfes hat u. deshalb Veranlassung zu dem eigenthümlichen Namen geworden ist; im Uebrigen sind die bis zu 12 cm. spannenden Vorderflügel blauschwarz mit weißlichen u. rothbraunen Flecken, die Hinterflügel rothgelb, schwarzbandirt, u. der gleichfalls rothgelbe, schwarzbandirte Hinterleib ist längs der Mitte blaugefleckt. Die glatte, gelbe, blaugestreifte, durch ein Schwanzhörnchen gezierte Raupe lebt hauptsächlich auf Kartoffelkraut, stammt aber nicht, wie behauptet worden, wegen dieser ihrer Lieblingsfutterpflanze aus Amerika. Nachdem sie eine Länge von 10—12 cm. erreicht, verpuppt sie sich in der Erde. Der Schmetterling läßt im Fluge u. bei der Berührung einen eigenthümlichen wimmernden Ton vernehmen (Abb. des T.s s. unter „Dämmerungsfalter" Bd. III Nr. 2171).

**Todtenschau** (Leichenschau) ist die sanitätspolizeiliche od. gerichtsärztliche Maßregel zur offiziellen Feststellung des wirklich eingetretenen Todes sowie der Todesursache. Die T. ist zunächst Aufgabe des Bezirksarztes; da aber dessen Kräfte zur Bewältigung desselben in ausgedehnten Bezirken nicht ausreichen, so wird die Funktion der T. anderen ärztlichen Individuen, in entlegenen Distrikten wol auch Laien übertragen, die eigens dazu unterrichtet u. verpflichtet werden. Die Wichtigkeit der Leichenbeschau in gerichtlicher Beziehung ergiebt sich aus den nicht seltenen Fällen, in welchen durch die T. die Spuren gesetzwidriger Handlungen aufgedeckt werden. Da ferner die T. die einzige Grundlage für eine Mortalitätsstatistik u. für die Kontrole gemeingefährlicher, epidemischer

Krankheiten bildet, so bestehen zwar schon jetzt in den meisten deutschen Staaten gesetzliche Bestimmungen bez. ihrer Ausübung; immerhin aber ist die Nothwendigkeit gleichmäßiger Maßregeln u. demgemäß der Durchführung eines Leichenschaugesetzes für das ganze Deutsche Reich vorhanden.

**Todtentanz** nennt man die Darstellung des Todes, der die Repräsentanten der verschiedenen Stände der Menschen zum Grabe führt. Schon die Dichter Vergil u. Tibull sprechen von dem Tanze der Todten; die ältesten Christen dagegen kannten diese Vorstellung nicht, hatten aber statt dessen Tänze bei kirchlichen Festen, die theils Pantomimen (Ballet) waren, theils Prozessionen, die den Sinn hatten, daß der Tod alle Stände gleich macht u. alle seine Beute werden. Eine solche Pantomime wurde im 15. Jahrh. im Französischen Danse macabre (lat. Chorea Machabaeorum) genannt, ein in seiner Ableitung noch nicht sicher ermitteltes Wort. Vermuthlich bildeten die vielen einen solchen Gedanken ausdrückenden Gedichte des 12. u. 13. Jahrh., von denen eins „Danza general de la muerte“ betitelt ist, den Text zu diesen Pantomimen. Gemalt wurden die Todtentänze nicht erst nach der großen Pest (Mitte des 14. Jahrh.), sondern schon früher an den Mauern der Kirchhöfe u. Kreuzgänge sowie in den Bilderhandschriften. Wol der älteste, nur noch aus Kopien bekannte war der des Klosters Klingenthal in Klein Basel, mit 1312 datirt, dann die vielleicht noch ältere, 1866 in der Thurmhalle der Kirche zu Badenweiler aufgefundene Malerei, die aber eigentlich nicht den T., sondern die Sage von den drei Königen behandelt, die auf der Jagd, also in vollem Lebensgenusse, drei Leichen finden, auf deren Warnung sie sich bekehren. Ein berühmter T. war der um 1440 gemalte, später mehrmals erneuerte, 1805 auf Rathsbefehl zerstörte u. nur in einzelnen Bruchstücken erhaltene des Predigerklosters in Basel, aus welchem Vieles in den bekannten, von Hans Lützelburger in Holz geschnittenen T. des Hans Holbein (s. d.) überging, in welchem der Tod seine Opfer mitten in ihrer irdischen Beschäftigung plötzlich überfällt. Unter den übrigen als Wandgemälden ausgeführten Todtentänzen sind zu nennen der durch den Brand 1870 zu Grunde gegangene in der Dominikanerkirche zu Straßburg (1450), der in der Thurmhalle der Marienkirche zu Berlin (1470—90), der in der Todtenkapelle der Marienkirche zu Lübeck, der, mit Oelfarbe auf Leinwand übertragen, aus dem J. 1463 stammt u. in der älteren Weise die wichtigeren Stände in 24 Personen vorführt, von denen jede mit einer Todesgestalt, die als zusammengeschrumpfte Leiche erscheint, in den Rundtanz eintritt. Ebenso der aus 42 Personen bestehende, nur noch in Kopien vorhandene des Niclas Manuel (s. d.) von 1514 an der Kirchhofsmauer des Dominikanerklosters in Bern. Auch die Skulptur führte solche Todtentänze aus, z. B. in Cherbourg (Ende des 15. Jahrh.) u. auf dem Neustädter Kirchhof in Dresden der 1534 von Schickentanz in Sandstein ausgeführte. — Vgl. Theodor Peiser, „Der T.“ (Berl. 1876); Wessely, „Tod u. Teufel in der darstellenden Kunst“ (Lpz. 1876).

**Todtenuhr**, s. „Bohrkäfer“.

**Todtes Meer** (türk. Uglu Denghiz, arab. Bahr Lut, in der Bibel Ost- od. Salzmeer genannt), Salzsee im SO. Palästina's, im heutigen türk. Vilajet Syrien, etwa 8 Stunden östlich vom Oelberg, von welchem aus man seinen Spiegel glänzen sieht, ist 15 Stunden 40 Minuten lang, also gleich dem Genfersee, u. wird durch die vom Ostufer weit vorgeschobenen, von N. nach S. $3^1/_2$ Stunde lange Halbinsel Liesan in den größeren nördl. Untersee von beträchtlicher Tiefe u. den kleineren, nur bis 4 m. tiefen, südl. Obersee geschieden. Die größte Breite des ersteren ist $3^1/_4$, die des letzteren $2^3/_4$ Stunden; am nördl. u. südl. Ausgang gewinnt das Seebecken eine zungenförmige Gestalt. Während im N. u. S. flache Ufer den See umgeben, steigen im O. u. W. jähe Felswände 500—650 m. über ihn empor, so daß ein durchschnittlich sehr schmaler Rand hier es gestattet, längs des Wassers hinzugehen; je nach dem Wasserstande sind die südl. Ufer verschieden, wo sich auch Salzsümpfe 1 Stunde weit ausdehnen. Die größte Tiefe ist 430 m., so daß, da das mittlere Niveau 425 m. (andere Angaben schwanken zwischen 392 u. 441 m.) unter dem Mittelländischen Meere liegt, sich der Boden bis 865 m. unter den Spiegel des Mittelländischen Meeres senkt. Er hat deshalb auch keinen Abfluß, sondern nimmt von allen Seiten Bäche u. Flüsse auf, von denen die wichtigsten im N. der Jordan, im W. der Nar (Kidron), Tadmira, Deredsche, Ghar, Chabera u. El Deib, im S. der Fikreh u. im O. der Arnon u. Callirhoe sind. Trotzdem steigt nur in sehr regenreichen Wintern das Niveau 3—4 m., da ein großartiger Verdunstungsprozeß, der sich in den über dem See lagernden tiefblauen od. milchweißen Dünsten deutlich zeigt, immer mehr Wasser entführt, als zugeführt wird. Parallele Terrassen längs dem Ufer deuten die ehemaligen Flutmarken an u. beweisen, daß der See einst 100 m. höher stand. Von Urbeginn an war das geologisch zu den ältesten Seen gehörende T. M. ein Sammelboden für Regenwasser, das seine festen Bestandtheile aus dem umgebenden Kalk-, Schwefel- u. Lavagestein anlaugte, wieder verdunstete u. so eine immer kondensirter werdende, laugenartige Flüssigkeit zurückließ, in welcher kein lebendes Geschöpf, kein Fisch, kein Muschelthier existiren kann. Der Gehalt des Wassers ist nicht ganz gleich; das spezifische Gewicht stellt sich im Mittel auf 1,166 u. enthält 25 % feste Bestandtheile, darunter bes. viel Chlornatrium u. Chlormagnesium, ein Salz von ekelhaft bitterem Geschmack, u. Chlorcalcium, wodurch das Wasser eine schlüpfrige ölige Beschaffenheit erhält. Infolge dieser Zusammensetzung trägt das Wasser selbst den Körper eines mittelstarken Mannes, ohne ihn untersinken zu lassen, setzt dem Schwimmen u. Rudern kräftigen Widerstand entgegen u. überzieht die Uferstrecken hier u. da mit einer Salzkruste. Eine große, wenn auch nicht absolute Klarheit u. ins Grünliche spielende Farben sind andere Eigenthümlichkeiten des Wassers. Der tropischen Hitze des Kessels entspricht auch die belebte Natur an den Ufern: an mehreren Stellen des Ostrandes finden sich einzelne Gruppen von Dattelpalmen, u. tropische Vögel beleben Ufer u. Gebüsch, bes. an den Flußmündungen. Von den Kreidekalk- u. Sandsteinbergen unterscheidet sich in bes. merkwürdiger Weise der $1^1/_2$ Stunde lange, fast ganz aus Steinsalz gebildete, hier u. da wunderlich ausgewaschene Berg Usdum im SW., auf dessen östl. Abhang eine $12^1/_2$ m. hohe, runde, massive Steinsalzsäule als Lot's Weib gezeigt wird. Vulkanisch in engerem Sinne ist die Gegend nicht, trotz der walnußgroßen Schwefelstücke u. mehrerer heißer Quellen am Ostufer. Wahrscheinlich hat ein Erdbeben das mit Asphaltgruben erfüllte Thal Siddim, in welchem Sodom u. Gomorrha lagen u. dessen Stelle man in dem seichten südl. Untersee sucht, vernichtet; noch heute wenigstens tauchen von da nach Erderschütterungen Massen von Asphaltstücken auf die Oberfläche empor.

Nr. 5251. Westufer des Todten Meeres (Judäa).

**Todtliegendes**, s. „Rothliegendes“.

**Todtschlag**, Tödtung im Affekt. Das Verbrechen des T.es begeht, wer zwar vorsätzlich, aber ohne Ueberlegung, also nam. in augenblicklicher Aufwallung, einen Menschen tödtet. Der Mangel an Ueberlegung ist es, der den Unterschied zwischen T. u. Mord (s. d.) begründet. Ersterer wird daher auch milder bestraft. So verhängt z. B. das Deutsche Reichsstrafgesetzbuch über den Todtschläger nur eine Zuchthausstrafe von 5 bis zu 15 Jahren. War aber der Todtschläger ohne eigene Schuld durch eine ihm od. einem Angehörigen zugefügte Mißhandlung od. schwere Beleidigung von dem Getödteten zum Zorne gereizt u. auf der Stelle zur That hingerissen worden, so kann nach Befinden die Strafe bis zu sechs Monaten Gefängniß herabsteigen.

**Tödtung** (lat. homicidium). Als das schwerste aller Verbrechen erscheint die unberechtigte T. eines Menschen. Denn durch dieselbe wird überhaupt die Existenz einer Person u. damit die Möglichkeit, irgend ein Recht auszuüben, vernichtet. Es giebt hauptsächlich drei Hauptgattungen von Verbrechen u. Vergehen wider das Leben: den Mord (s. d.), den Todtschlag (s. d.) u. die fahrlässige T. Die letztere wird selbstverständlich am gelindesten bestraft. Ist Jemand durch das ausdrückliche u. ernstliche

Verlangen des Getödteten zur T. bestimmt worden, so wird er nicht als Mörder od. Todtschläger angesehen werden können; nach dem Deutschen Reichsstrafgesetzbuch kann in diesem Falle die Strafe bis auf drei Jahre Gefängniß herabgesetzt werden.

**Toga**, der Nationalmantel der alten Römer, den nur der freie Mann, kein Fremder, kein Sklave tragen durfte. Bereits in frühester Zeit üblich, wurde die T. zuerst ohne Untergewand um den bloßen Körper geschlagen u. schloß wahrscheinlich ziemlich eng an. Später wurde sie immer weiter u. umfangreicher u. bauschte sich in weiten Falten um den Körper. Sie hatte, schlicht ausgebreitet, die Form eines zu einem Oval abgekanteten Rechtecks, dessen Länge etwa 4,50 m. betrug, bei einer wenigstens doppelt so großen Breite. Um die T. anzulegen, wurde sie künstlich zusammengelegt, zuerst über die linke Schulter nach vorn geschlagen, so daß sie die ganze linke Seite bedeckte u. noch bis auf die Erde schleppte, dann hinter dem Rücken weg unter den rechten Arm nach vorn gezogen, der Rest über die linke Schulter nach rückwärts geworfen u. zuletzt der den Rücken deckende Theil des Ueberschlages bis auf die rechte Schulter nach vorn genommen, wodurch die Falten des vorderen Ueberschlags eine größere Fülle erhielten u. einen Sinus bildeten, der weit genug war, um Gegenstände darin zu verbergen. Jene ältere T. gestattete eine freiere, raschere Bewegung des Körpers; die spätere dagegen machte dieselbe wegen der gänzlichen Umhüllung des Körpers u. des kunstreichen Faltenwurfs unmöglich. Um diesen Faltenwurf hervorzubringen, wurde die T. schon vor dem Gebrauch in Falten gelegt, zwischen welche man kleine Bretchen steckte. In die Zipfel waren, durch Quasten bedeckt, Bleistückchen eingenäht, um dem Wurf des Gewandes größere Festigkeit zu geben. Schon der röm. Knabe erschien in der T., die wegen der daran genähten purpurfarbigen Kante toga praetexta hieß. Wenn der Jüngling das 16., in späterer Zeit schon das 15. Jahr vollendet hatte, so vertauschte er die toga praetexta mit der toga virilis od. libera, die, weiß von Farbe, ohne jene Purpurstreifen war. Dagegen treffen wir eine toga praetexta auch als Amtstracht gewisser Staatsbeamten, z. B. der Konsuln, der Prätoren, der curulischen Aedilen u. der Priester. Eine toga picta, mit Stickereien geschmückt, wurde von den Triumphatoren sowie zur Kaiserzeit auch von den Konsuln u. Prätoren bei feierlichen Gelegenheiten getragen; ähnliche Bedeutung hatte die mit Palmen geschmückte toga palmata.

**Toggenburg**, eine etwa 12 Stunden lange u. einige Stunden breite Grafschaft im Schweizerkanton St. Gallen; sie umfaßt etwa 12 □M. mit über 50,000 fast durchweg reformirten E. u. bildet das obere Thal der Thur, von ihren obersten Partien an bis unter Lichtensteig. Sie hat im Oberlande die schönsten Alpenweiden, im Unterlande Acker- u. Gartenbau. Dabei ist sie einer der gewerbreichsten u. wohlhabendsten Distrikte der Schweiz. Der Hauptort ist Wattwyl an der Thur mit 5494 E. (1870); schöne gewerbreiche Dörfer sind Ober- u. Nieder-Uzwyl, Cappel, Ebnat, Neßlau, u. der nördlichste Ort Lichtensteig ist eine sehr betriebsame Stadt von 1039 E. Neben ihr liegen die Ruinen der einst mächtigen T. — Die Grafen von T. starben 1436 aus. Ihre Erben waren die Freiherren v. Rason, welche die Grafschaft 1469 an die Abtei St. Gallen verkauften. Diese, zunächst zwar alle eingegangenen Verpflichtungen der Toggenburger haltend, suchen sie im Laufe der Jahrhunderte immermehr an ihren Rechten u. Freiheiten zu schmalern, bis sich im 18. Jahrh. die Grafschaft erhob u. die Statthalter des Abtes verjagte. Die Abtei fand aber Hülfe bei den katholischen Kantonen; andererseits nahmen sich der Toggenburger die Kantone Zürich u. Bern an, so daß sich endlich ein Krieg entspann, der allmählich 150,000 Schweizer, auf protestantischer Seite Bern u. Zürich, auf der andern der Abt mit Luzern, Schwyz, Uri, Zug u. Unterwalden, zu den Waffen rief, 1712–18 währte u. als Toggenburger Krieg in der Geschichte bekannt ist. Nach den Bestimmungen des Friedens zu Aarau verblieb T. zwar den Aebten, stand aber unter dem Schutze von Bern u. Zürich u. erhielt ausgedehnte Freiheiten. 1798 kam T. zum Kanton Linth, 1803 zum Kanton St. Gallen.

**Toilette** (franz. [spr. Toalett']), eigentl. kleines Tuch [toile], der Putztisch u. die zu demselben gehörigen Gegenstände; Anzug, Kleidung, Putz. Armesündertoilette (Toilette des condamnés) heißt in Frankreich das Haarabschneiden, welches mit den Verurtheilten, kurz bevor man sie zum Richtplatz führt, vorgenommen wird.

**Toise** (franz., spr. Toahs') od. Klafter zu 6 Pieds (Fuß), ein Längenmaß, welches in Frankreich als neue T. = 2 m., als alte = 1,949 m.; in Lausanne zu 10 Fuß = 3 m.; in Genf zu 8 Pariser Fuß = 2,598 m.; im Kanton Neuenburg zu 10 Fuß = 2,933 m. groß ist. In Spanien rechnet man die Tösa à 6 Pies = $1\frac{2}{3}$ m.; die sardinische Tesa à 5 Piedi manuali hat 1,715 m.

**Tokaj**, Marktflecken mit 5012 E. (1869) im Zempliner Komitat Ungarns, in 118 m. Seehöhe am Fuße der Hegyalla, an der Mündung des Bodrog in die Theiß u. an der Theißbahnstrecke Czegléd-Kaschau, hat Ruinen eines alten Schlosses, Kirchen verschiedener Konfessionen, eine große Salzniederlage u. treibt Fischerei, Holzhandel, Obst- u. den berühmtesten Weinbau in Ungarn. Die Rebe hierzu soll ursprünglich im Römischen angebaut u. von da nach Ungarn gekommen sein. Der Bezirk, auf welchem Tokaier wächst, umfaßt über 5 □M. mit 21 Ortschaften. Die beste Sorte dieses Weines trägt der 246 m. hohe Hügel Mezes-Male (d. h. Honigseim).

**Tokat**, Stadt im Vilajet Siwas in der Asiat. Türkei, im NNW. von Siwas, unfern vom linken Jeschil-Irmakufer, auf 3 Seiten von hohen Bergen, bes. dem südl. gelegenen Tschamlybel Dagh, überragt, von Gärten u. Weinbergen umgeben; die Stadt besteht größtentheils aus hölzernen Schuppen in engen, dunklen Gassen, ist Sitz eines armenischen Erzbischofs, hat eine große Kupferhütte, Kattundruckerei u. Färberei u. zählt 45,000 E. Ehemals war T. ein großer Handelsplatz mit 100,000 bis 150,000 E., seine großen Khane sind heute verödet.

**Tököly**, Emmerich, Graf v., geb. 1656 auf dem Schlosse Käsmark in Ungarn, war der Sohn des Grafen Stephan v. T., welcher als eifriger Protestant u. magyarischer Patriot sich mit Zriny, Rakoczy (s. d.), Nadasdy u. A. verband, um — nöthigenfalls mit Hülfe der Türken u. Franzosen — das Joch der katholisirenden u. germanisirenden Herrschaft der Habsburger abzuwerfen. Nach dem Tode des Vaters, nach der Hinrichtung Zriny's u. Nadasdy's (1671) flüchtete Emmerich v. T. mit Rakoczy nach Siebenbürgen, trat durch den Fürsten Apafy mit den Türken in Verbindung u. stand, durch Beredsamkeit u. Tapferkeit glänzend, 1678 an der Spitze der oberungar. Insurgenten, welche, unterstützt von franz. Söldnern, Kremnitz u. Schemnitz eroberten, ja Preßburg bedrohten. Vergebens nahm Kaiser Leopold 1681 die Gewaltmaßregeln, welche Lobkowitz angeordnet hatte, zurück u. bot die Hand zum Frieden: T., seit 1676 der Gemahl von Helene, der Tochter Zriny's, der reichen Wittwe Rakoczy's, hoffte wie sein Schwiegervater auf die Krone von Ungarn, wies alle Verhandlungen zurück, blieb dem Reichstage von Oedenburg, der dazu berufen war, fern u. empfing vom Ofener Pascha Fahne u. Roßschweif. Im Sommer 1682 eroberte er Kaschau, Eperies, Fülek, empfing die Huldigung der oberungarischen Stände als „Fürst u. Gouverneur" u. sandte den ersten Tribut an den Sultan. Den Königstitel wies er zurück. Von Essek aus führte er im Frühjahr 1683 das Heer der Türken unter Kara Mustafa bis vor Wien. Vergebens suchte dieser die Schuld der großen Niederlage vom 12. Sept. 1683 auf T. zu wälzen. Der Graf rechtfertigte sich persönlich vor dem Sultan, aber auch seine Sache, wie die Ungarns, war seitdem verloren. Seine Gemahlin wurde aus Munkacs, das sie monatelang tapfer vertheidigt hatte, als Gefangene nach Wien abgeführt, er selbst über die Grenze von Siebenbürgen gedrängt u., als auch Fürst Apafy sich 1688 Leopold unterwarf, nach der Türkei verschlagen. Noch einmal versuchte der Großvezier Köprili ihn nach Apafy's Tode 1690 als „Fürsten" von Siebenbürgen einzusetzen: T. wurde gleich zu Anfang durch Ludwig von Baden verdrängt u., wenn er auch nach dessen Abzuge wiederkehrte, durch die Schlacht bei Szalankemen (19. Aug. 1691) aller Hoffnungen beraubt. Eine Zeit lang unterstützte T. noch alle Unternehmungen der Türken gegen Oesterreich, zog sich aber nach der Schlacht bei Zenta (1697) u. dem Frieden von Karlowitz (1699) mit Helene, die gegen einen gefangenen österr. General ausgewechselt war, auf sein Landhaus „Blumenfeld" bei Nikomedien zurück. Hier lebte er als Fürst von Widdin, wie ihn der Sultan betitelt hatte, bis zum Sept. 1704. An der Empörung seines Stiefsohnes Franz II. Rakoczy, an der Erhebung Ungarns im Beginne des Span. Erbfolgekrieges (s. d.) nahm T. keinen Antheil. Der Beredsamkeit der Jesuiten, welche ihn noch auf dem Sterbelager bekehren wollten, widerstand er u. starb als Protestant.

**Toldy**, eigentl. **Schedel**, Franz, verdienstvoller ungar. Literarhistoriker, geb. zu Ofen 10. Aug. 1805, studirte in Pest Philosophie u. dann Medizin, letztere jedoch nur zum Broterwerb, da sein Hauptinteresse der Literatur galt. Schon damals richtete er sein Streben darauf, zwischen ungarischem u. deutschem Wesen zu vermitteln; zu diesem Behufe schrieb er nam. sein „Handbuch der ungar. Poesie" (2 Bde., Pest u. Wien 1826—28) u. hielt auch 1829 in Berlin, wo er Hegel hörte, Vorlesungen über die Literatur seines Vaterlandes. Nachdem er im nächsten Jahre England, Frankreich u. Italien bereist hatte, ward er in Ofen Stadtarzt, 1831 Sekretär der

Ungar. Akademie, an deren Gründung er selbst Antheil genommen, u. 1833 Professor der Diätetik an der Pester Universität. 1836 gründete er die Kisfaludy-Gesellschaft u., nachdem er 1843 Vorstand der Universitätsbibliothek geworden, widmete er sich ausschließlich literar-historischen Studien, übernahm 1850 die Professur der Literaturgeschichte an der Hochschule zu Pest u. bekleidete dieselbe bis an seinen 10. Dez. 1875 daselbst erfolgten Tod. Seinen Familiennamen hatte er 1847 definitiv u. mit Erlaubniß der Regierung gegen sein literarisches Pseudonym T. vertauscht. Er veröffentlichte außer jenem Werke: „Blumenlese aus ungar. Dichtern" (Pest u. Wien 1828); „Kulturzustände der Ungarn vor Annahme des Christenthums" (Pest 1850); „Geschichte der ungar. Literatur im Mittelalter" (ebd. 1852); „Geschichte der ungar. Poesie" (ebd. 1854 ff.) u. zahlreiche literar-historische Werke in ungar. Sprache. Auch gab er die Werke vieler älterer u. neuerer ungar. Dichter heraus.

**Toledo,** span. Provinz, 262,75 □M. mit 342,272 E. (1870), bildet einen Bestandtheil des Landestheiles Königreich Neu-Castilien u. ist umgrenzt von den Provinzen Madrid, Cuença, Ciudad Real, Cáceres u. Avila. Mit Ausnahme des Südens, der die Montes de T. trägt, ist das Gebiet nur hügelig u. im Ganzen fruchtbar, aber wenig bevölkert u. daher auch wenig angebaut. Der Tajo durchschneidet die Provinz in ostwestlicher Richtung u. empfängt in ihr die beiden nicht unbedeutenden rechten Zuflüsse Guadarama u. Alberche, ist aber hier noch nicht schiffbar. T. baut viel Getreide, Oel u. Wein, selbst Feigen u. Mandeln; Schafe, Ziegen u. Pferde giebt es in Menge; Seide wird viel gewonnen; auch Salinen, Mineralquellen u. Eisenminen sind vorhanden. Unbedeutend sind Industrie u. Handel. Die Provinz gehört zu den wohlhabenderen u. in ihr spricht man das beste Spanisch. Sie zerfällt in die Bezirke Ocaña, Tembleque, Quintanar, Madridejos, Orgaz, Novahermosa, Toledo, Illescas, Torrijos, Escalona, Talavera u. Puente del Arzobispo. — Die Hauptstadt **T.** mit 17,633 E. (1860) liegt malerisch an einem felsigen Hügel, der zuletzt schroff zum Tajo abfällt, rechts an diesem Flusse u. an der Zweiglinie Castillejo-T. der Eisenbahn Madrid-Alicante. Sie gilt zwar nicht als Festung, ist aber mit maurischen Thürmen, Thoren u. Mauern bewehrt. Sie hat etwas Altehrwürdiges u. Solides; jedes Haus ist steinern, fast kastelartig, u. wird nur von einer Familie bewohnt; die Straßen aber sind klein u. krumm u. laufen auf u. ab. T. ist Sitz der Provinzialregierung u. des ersten Erzbischofs, Primas von Spanien. Seine Kathedrale ist ein großartiger goth. Dom aus dem 6. Jahrh. von 130 m. Länge u. 36 m. Breite. Sie hat 5 von 84 Säulen getragene Schiffe mit 40 Seitenkapellen, Grabmälern von Königen u. zahlreiche Kunstschätze. Im Thurme hängt neben 13 anderen die größte Glocke Spaniens von 386 Ctr. Schwere, u. das zur Kathedrale gehörige Kapitelgebäude hat eine Bibliothek mit über 7000 Codices u. Manuskripten. Von den übrigen Kirchen sind die schönsten die ehemalige Jesuitenkirche u. die von Ferdinand u. Isabella erbaute S. Juan de los Reyes; Sta. Maria la Blanca u. Nuestra Señora del Transito waren ursprünglich Synagogen, die Kapelle Cristo de la Luz ist eine ehemalige Moschee. Im höchsten Theile der Stadt liegt der an Stelle des alten maurischen Königspalastes von Alfons X. im 13. Jahrh. erbaute, von Karl V. erneuerte Alcazar, der aber 1706 im Span. Erbfolgekriege von den portug. Truppen verbrannt wurde u. auch heute noch zum großen Theile Ruine ist. Andere hervorragende Gebäude sind das von Herrera, dem Architekten des Escorial, erbaute Stadthaus u. das Colegio militar u. ehemals Hospital Sta. Cruz, mit schöner Façade. Von den beiden über die wildromantische Schlucht des Tajo führenden Brücken stammt die eine, der Puente de Alcántara, durch ein Kastell geschützt, noch aus der Maurenzeit, ebenso die schöne Puerta del Sol, eines der Stadtthore. T.s ehemals bedeutende Industrie ist gesunken. Es liefert etwas Seiden-, Gold- u. Silberstoffe u. berühmten Marzipan. In der Nähe ist die große königl. Fabrik für Toledoklingen, Bajonette, Messer 2c. — T. war zur Römerzeit ein fester Ort der Carpetaner. 192 v. Chr. wurde es von den Römern genommen u. als Toletum allmählich in einen starken Waffenplatz umgewandelt. 576—711 war es Residenz der Westgothenkönige, kam 714 in die Gewalt der Mauren u. wurde Sitz eines Statthalters, später unabhängiger maurischer Könige. 1085 eroberte es der castilianische König Alfons VI. u. schlug es zu seinem Reiche. — In der christlichen Kirchengeschichte nimmt T. eine hervorragende Stellung ein. Es war Jahrhunderte hindurch eine förmliche Priesterstadt; in ihm sind im Zeitraum von 400—701 nicht weniger als 18 Konzile gehalten worden, u. nach Einführung der Inquisition wurde es deren Hauptsitz.

Nr. 5252. Toledo in Spanien.

**Toledo,** Stadt in Lucas County, Staat Ohio der Verein. Staaten von Nordamerika, mit 31,584 E. (1870), von denen 5434 Deutsche waren, liegt auf beiden Seiten des hier viermal überbrückten, sehr breiten u. einen trefflichen Hafen bildenden Maumee River, in welchen innerhalb der Stadt der Swan Creek sich ergießt, vier engl. M. von der Mündung des Maumee in die Maumeebai, 10 engl. M. vom Eriesee, am Miami- u. Eriekanal, u. ist Vereinigungspunkt von gegen 20 Eisenbahnlinien. Die Stadt, die sich fast 5 engl. M. weit an beiden Flußufern hinzieht u. in welcher vier Straßeneisenbahnen den Verkehr vermitteln, hat 40 Kirchen, darunter 7 deutsche protestantische, eine höhere Kunst- u. Gewerbeschule nebst Bergbauakademie, eine Irrenanstalt, ein Hospital der Barmherzigen Schwestern, ein Zufluchts- u. Korrektionshaus, ein deutsches Waisenhaus, 12 Banken, ein prächtiges Opernhaus u. zahlreiche andere hervorragende Gebäude, schöne Parks u. umfangreiche Wasserwerke. Der Handel ist sehr bedeutend: 1872 betrug die Ausfuhr 218,672,000 Dollars, die Einfuhr 204,700,000 Dollars. Nächst Chicago ist T. der bedeutendste Getreidemarkt der Verein. Staaten, 1872 wurden 35,527,285 Bushel verschifft. Hauptausfuhrartikel sind Holz, Schweinefleisch, Schmalz, Oel, Häute, Wolle, Pelzwerk, Wisky u. Vieh; eingeführt werden bes. Kohlen, Eisen,

Salz, Tabak. Unter den zahlreichen industriellen Etablissements nehmen den ersten Rang ein die Tabaksfabriken, sowie die Säge- u. Hobelmühlen.

**Toleranz** (lat. tolerantia, das Ertragen) heißt die Duldung der abweichenden Meinungen u. Bestrebungen Anderer; doch braucht man jetzt das Wort fast nur von der Duldung Andersgläubiger, insbesondere von der staatlichen Anerkennung solcher Religionsgesellschaften, die neben der herrschenden Staats- od. Landeskirche bestehen. Die T. in letzterem Sinne, als Gewährsleistung der freien Religionsübung, ist erst eine Errungenschaft der neueren Zeit. Wie ehedem die Kathol., so schloß auch die Evangel. Kirche Anfangs die Andersgläubigen wenigstens von den staatlichen Rechten aus; nur sehr allmählich ist seit der Mitte des 17. Jahrh. die bloße äußere Duldung der nicht zur Staatskirche Gehörigen in wirkliche Gleichberechtigung übergegangen. Von den dahin zielenden Erlassen, den sog. Toleranzedikten, sind die berühmtesten: das Edikt von Nantes (1598), zu Gunsten der franz. Protestanten, welches von Ludwig XIV. 1685 aufgehoben, durch die Revolution von 1789 jedoch für immer wiederhergestellt wurde; in England wurde den Protestanten außerhalb der Staatskirche erst 1689, den Katholiken 1779 T. gewährt; eine sehr beschränkte T. genießen die Nichtkatholiken noch jetzt in einigen Ländern, wie Spanien u. Portugal, ebenso trotz verschiedener Ansätze (Toleranzedikt Kaiser Josef's von 1781, Patent von 1861, Kirchengesetze von 1874) in Oesterreich-Ungarn. Vollständig sind die Grundsätze der T. außer in Frankreich nur durchgeführt in der Verfassung des Deutschen Reichs, der Schweiz, der Niederlande, Belgiens u. Dänemarks. Auf solche Staaten, welche von vornherein auf die Anerkennung einer besondern Kirche als Staatskirche verzichtet haben, wie Nordamerika, findet der Begriff der T. überhaupt keine Anwendung.

**Tolima,** ein 5526 m. hoher Vulkan in der südamerikan. Föderativrepublik Columbia, 5° n. Br. u. zwischen 75 u. 76° westl. L. von Greenwich, welcher sich als ein schneebedeckter, abgestumpfter Kegel in der mittleren der columbischen Cordillerenketten zwischen dem Cauca- u. Magdalenenstrom über dem Quindiupaß erhebt u. einem der 9 Bundesstaaten (230,891 E. auf 850 □M., mit der Hauptstadt Ibague, 13,000 E., 3 M. vom T. entfernt) den Namen gegeben hat.

**Toli-Monastir,** s. v. w. Monastir (s. d.).

**Toll,** Karl Ferdinand, Graf v., russ. General, geb. 1778 in Livland, trat, nachdem er im Petersburger Kadettenhause seine Vorbildung erhalten, 1796 als Leutnant ins russ. Heer, machte 1799 den Feldzug in Italien u. der Schweiz u. 1805, 1806 u. 1808 die Feldzüge in der Türkei mit, ward 1810 als Oberst mit topographischen Arbeiten in Petersburg beschäftigt, wurde 1812 Generalstabschef Kutusoff's, 1813 derjenige Barclay's u. rückte 1814 zum Generalleutnant auf. Seit dem Frieden von 1815 Chef des Generalstabs der 1. Armee u. seit 1826 General der Infanterie, begleitete er 1829 als Generalstabschef den General Diebitsch in den Türkenkrieg u. wurde nach dem Siege bei Kulewtscha gegraft. 1831 ging er nach Ausbruch der Revolution mit Diebitsch nach Polen, übernahm nach dessen Tode den Oberbefehl, gab dann zwar diesen an Paskiewitsch ab u. trat in seine frühere Stellung zurück, leitete aber, nachdem Paskiewitsch verwundet worden, die letzten Operationen zur Einnahme Warschau's. Zuletzt Generaladjutant des Kaisers u. Oberdirigent der öffentlichen Bauten, starb er zu Petersburg 5. Mai 1842. Theodor v. Bernhardi gab seine „Denkwürdigkeiten“ (4 Bde., Lpz. 1855 f., 2. Aufl. 1866) heraus.

**Tollens,** Hendrik Frans, holländ. Dichter, geb. zu Rotterdam 24. Sept. 1780 als Sohn eines Farbenwaarenhändlers, ward gleichfalls für den kaufmännischen Beruf herangebildet, beschäftigte sich daneben aber auch viel mit den neueren Sprachen u. folgte seiner früh zu Tage tretenden Neigung für die Dichtkunst. Zunächst beschränkte er sich hauptsächlich auf Uebersetzungen aus dem Französischen u. Deutschen, schon 1801 u. 1805 jedoch gab er 3 Bdchn. selbständig gedichteter „Idyllen en Minnezangen“ heraus. Auch wurde 1803 sein „Lofdicht op Hugo de Groot“ u. 1805 sein Gedicht auf den Tod Egmond's u. Hoorn's preisgekrönt. Großen Beifall fand sodann eine Sammlung seiner „Gedichten“ (Haag u. Rotterd. 1808; 5. Aufl. 1831). Zum Lieblingsdichter der Niederländer ward er aber durch sein „Vaterlandisch krijgslied“ (1815) u. seine Volkshymne „Wien Neerlands bloed“ (1816). Weiter sind von seinen durch Wohllaut u. Eleganz ausgezeichneten Dichtungen zu nennen: „Tafereel van de overwintering der Hollanders op Nowa Zembla 1596 en 1597“ (1816; 9. Aufl. Leeuwarden 1872; deutsch von Haeger, Amsterd. 1871); „Romancen, balladen en legenden“ (2 Bde., Rotterd. 1818 f.); „Nieuwe gedichten“ (ebd. 1821) u. „Laatste gedichten“ (1848 u. 1853). Seine Erstlingsarbeiten, die Komödien „De Bruilofd“ (1799) u. „Gierigheid en Baadzucht“ (1801) sowie das bürgerliche Trauerspiel „Konstantijn“ hielt er später der Aufnahme in seine Werke für unwürdig. Er starb während des Erscheinens seiner „Gezamentlijke dichtwerken“ (2 Bde., Leeuwarden 1855—57; neue Ausg. 1876 ff.) auf seinem Landgute Rijswijk beim Haag, wohin er sich seit 1846 zurückgezogen hatte, 21. Okt. 1856. In Rotterdam ward ihm 1860 ein Denkmal gesetzt.

**Tollkraut** od. Tollkirsche, s. „Atropa“.

**Tollwuth,** s. „Wuthkrankheit“.

**Tolna,** ungar. Komitat, 66,17 □M. mit 220,740 Seelen Civilbevölkerung (1869), reicht östl. bis an die Donau u. ist im Bogen von N. durch W. nach S. von den Komitaten Stuhlweißenburg, Vesprim, Somogy u. Baranya umgrenzt. Der S. ist gebirgig, das Uebrige hügelig u. eben u. mit Ausnahme des sandigen Osttheils recht fruchtbar, so daß Acker- u. Weinbau reichlich lohnt. $^4/_{13}$ des Ganzen sind noch Wald. Durch das ganze Komitat ist in nordsüdl. Richtung der Sarviz- od. Palatinakanal geführt, der sich hier mit dem Sio vereinigt, der seinerseits 1863 durch einen Kanal mit dem Plattensee in Verbindung steht, so daß inmitten des Komitates eine Verbindung zwischen Donau u. Plattensee hergestellt ist. Der kanalisirte Kapos ist ebenfalls mit dem Kanalsystem in Verbindung gebracht. Die Bewohner, der Mehrzahl nach Magyaren, treiben mehr Viehzucht als Ackerbau. — Der größte Ort ist der Flecken Szekszard am Sarviz mit 11,069 E. (1869). Der Flecken T. mit 7309 E. liegt an der Donau, hat ein Schloß u. treibt Tabak-, Wein- u. Safranbau u. Hausenfang.

**Tolstoi,** ausgebreitetes russ. Adelsgeschlecht. Peter Andrejewitsch **T.**, geb. 1645, trat von der Partei der Zarewna Sophia zu der Peter's d. Gr. über, der ihn 1702 als Friedensunterhändler nach Konstantinopel schickte, wo er nach Erfüllung seiner Aufgabe als russ. Gesandter verblieb. Trotzdem wurde er 1711 nach erfolgter Kriegserklärung in das Gefängniß der Sieben Thürme geworfen, aus dem er erst nach drei Jahren entlassen wurde. Mit dem Titel eines Senators begleitete er nun den Kaiser auf dessen Reisen durch Holland, Deutschland u. Frankreich. Nach Neapel gesandt, wußte er den unglücklichen Prinzen Alexis zur Rückkehr nach Rußland zu bestimmen, wofür T. von Peter zum Präsidenten des Handelskollegiums ernannt wurde. Nachdem er noch 1722 den Zaren nach Persien begleittet hatte, wurde er 1724 in den Grafenstand erhoben. Peter's Nachfolgerin, Katharina I., beließ T. in seinen Würden, aber unter Peter II., dem Sohne des durch T.'s List untergegangenen Alexis, fiel er in Ungnade: 1727 verlor er alle seine Titel u. Güter u. mußte in das Kloster Solowezk gehen, wo er 1729 starb. — Sein Urenkel, Graf Peter Alexandrowitsch **T.**, geb. 1769, focht unter Suworow gegen die Türken u. Polen, war 1790 als russ. Kommissar dem Heere Erzherzog Karl's beigegeben u. befehligte 1805 das russ. Landungscorps in Norddeutschland. Nachdem er sich an den dem Tilsiter Frieden vorhergehenden Unterhandlungen betheiligt, ging er 1808 als russ. Gesandter nach Paris. 1812 war T. Oberbefehlshaber der Moskauer Landwehr u. 1813 führte er in Deutschland ein russ. Corps, mit dem er zuerst Dresden belagerte, sodann Hamburg einnahm, was seine Ernennung zum General der Infanterie zur Folge hatte. Bald nach der Thronbesteigung des Kaisers Nikolaus erhielt er die Leitung der Militärkolonnen, 1831 das Kommando des Reserveheeres für den Poln. Krieg; ein entscheidender Sieg über die von Gielgud u. Chlapowski geführten Polen u. die Vertreibung derselben aus Lithauen waren T.'s Werk. Als Vorsitzender der Abtheilung für die Militärangelegenheiten im Staatsrath starb er 1844 in Moskau. — Von den übrigen Mitgliedern der Familie T. nennen wir nur noch den Grafen Fedor Petrowitsch **T.**, geb. 1783 in Petersburg, der Anfangs in der russ. Marine dienend u. bis zum Adjutanten des Admirals Tschitschagow aufgestiegen, sich dann der Bildhauerkunst widmete u. sich nam. als Professor derselben an der Petersburger Akademie, deren Vizepräsident er auch seit 1828 war, hervorthat.

**Tolteken,** amerik. Volk, nach den einheimischen Ueberlieferungen die ältesten Träger der Kultur in Mexiko. Nach der Ansicht Einiger ist ihre Heimat in Guatemala zu suchen, wo wie in ganz Centralamerika großartige Ruinen von Städten, Tempeln u. mit Hieroglyphen ähnlichen

Zeichen bedeckte Obelisken &c. das Dasein eines alten amerik. Kulturvolkes beweisen, u. verwandt ist damit Morton's Eintheilung der amerik. Rasse in Amerikaner u. T., Letztere die Kulturvölker von Mexiko, Neugranada u. Peru umfassend; sie würden dann also von S. nach N. vordringend das Plateau von Anahuac erobert haben. Die früher allgemein herrschende Ansicht war, daß in dem einst blühenden, jetzt ganz verödeten Kulturgebiete des Colorado um 596 n. Chr. die Nahuas od. T. ihre Heimat Huehuetlapallan gezwungen verlassen, sich nach S. gezogen u. seit 648 von der Residenz Tula aus ganz Mexiko beherrscht hätten. Sie unterwarfen die Völker, welche damals das Plateau von Anahuac bewohnten, u. unter denen vielleicht schon eine ältere Kultur heimisch gewesen ist, führten den Anbau des Mais, der Baumwolle u. des span. Pfeffers ein, verarbeiteten edle Metalle u. Edelsteine, trieben Weberei u. benutzten bei ihrem ausgedehnten Handel schon Kupfermünzen als Tauschmittel. Sie verehrten Sonne u. Mond, opferten ihnen auch Menschen, errichteten, ohne den Mörtel zu kennen u. Holz zum Bau zu benutzen, prächtige Tempel, legten Straßen u. Städte an, besaßen einen wohlgeordneten Staat, genaue Jahresrechnung u. Bilderschrift. Die Periode ihrer Blüte endet aber um 1050, indem ihr Reich von den empörten Chichimeken verwüstet u. vertheilt wurde u. der Toltekenfürst Hunßin sich in das nordwestl. gelegene Vaterland der Azteken, Aztlan, zurückzog. Von dort aus sind dann mit den 100 Jahre später nach S. rückenden Azteken auch manche ausgewanderte T. nach Anahuac zurückgekehrt.

**Tolubalsam,** Balsamum de Tolu, ein von den Ufern des Amazonenstromes kommendes Weichharz, welches durch Einschnitte, die man in die Stämme mehrerer Arten von Myroxylon macht, gewonnen wird. In frischem Zustande ist der T. zähflüssig, terpentinähnlich, klebrig, erhärtet aber bald zu einer spröden, harzartigen, durchscheinenden Masse von graubrauner bis rothbrauner Farbe u. sehr feinem, aber schwachem Geruch. Bei 30° C. erweicht der T. u. schmilzt bei 60° C. In Aether u. Alkohol ist er vollständig löslich, gar nicht aber in Benzol, wodurch man eine Verfälschung mit anderen Harzen, die meist in Benzol löslich sind, leicht erkennen kann. Der T. wird nur noch zur Bereitung feiner Parfümerien u. Räuchermittel verwendet.

**Toluca,** Hauptstadt des mexikan. Binnenstaates Mexiko, mit 12,000 E., liegt westl. von der Stadt Mexiko in einer fast 2700 m. hohen fruchtbaren, mit Maisfeldern bedeckten Ebene am Fuße des gleichnamigen, 4655 m. hohen erloschenen Vulkans, ist hübsch u. regelmäßig gebaut, hat eine schöne Kathedrale u. treibt Seifen-, Lichter-, Schinken- u. Wurstfabrikation.

**Toluidin,** eine dem Anilin ganz ähnliche organische Basis, die auf dieselbe Weise, wie Anilin aus Nitrobenzol, aus Nitrotoluol gebildet wird.

**Toluol** (Methylbenzol, Benzylhydrür, Cresylhydrür); eine farblose, im Geruch u. ihren chemischen Eigenschaften dem Benzol sehr ähnliche, flüchtige Flüssigkeit von 0,87 spez. Gewicht, unlöslich in Wasser, wenig löslich in Alkohol, leicht löslich in Aether, brennbar, bei 111° C. siedend u. unverändert überdestillirend. Das T. ist der nächste dem Benzol homologe Körper, ist demnach ein Kohlenwasserstoff von der Formel $C_{14}H_8$ (nach anderer Schreibweise: $C_7H_8$ od. $C_6H_5\,CH_3$); es entsteht bei der trockenen Destillation vieler organischer Körper, nam. der Steinkohle u. mehrerer Harze, so unter anderen auch des Tolubalsams (daher der Name T.), aus welchem es von Deville zuerst dargestellt wurde, während es Pelletier u. Walter schon zuvor (1838) aus den öligen Produkten der Leuchtgasfabrikation, aus Harz, allerdings noch unrein, abgeschieden u. mit dem Namen Retinaphtha belegt hatten. Im Steinkohlentheer wurde es zuerst von Mansfield gefunden. Das T. ist nicht allein gleich dem Benzol eine der interessantesten chemischen Verbindungen, sondern auch für die chemische Praxis von großer Wichtigkeit, weil es zur Bildung der Anilinfarben unbedingt nothwendig ist. Man verwendet hierzu stets eine Mischung von Benzol u. T., welche durch Nitrirung in Nitrobenzol u. Nitrotoluol verwandelt werden, aus welchen dann durch Oxydation die Salze des Rosanilins (s. d.) hergestellt werden. In neuerer Zeit benutzt man das durch Chlorirung von T. hergestellte Chlortoluol (Toluylchlorür) zur fabrikmäßigen Darstellung von künstlichem Bittermandelöl. Dasselbe ist seit einigen Jahren Handelsartikel u. ist selbstverständlich blausäurefrei.

**Tölz,** Marktflecken mit 2950 E. (1871) im Reg.-Bez. Oberbayern, in reizender Lage in 650 m. Seehöhe an der Isar, da wo sie aus den Bergen tritt, u. Kopfstation der Strecke München-Holzkirchen-T. der bayer. Staatsbahn, ist Sitz eines Bezirksamtes, eines Landgerichtes, eines Rent- u. Forstamtes, hat ein Franziskanerkloster u. treibt lebhafte Tuch- u. Wollweberei, Bierbrauerei u. Flößerei. In seiner Nähe sind die 1846 entdeckten jod- u. schwefelhaltigen doppelkohlensauren Natronquellen Krankenheil u. Bocksleiten mit Badeeinrichtungen.

**Tomahawk,** die Streitaxt der nordamerik. Indianer.

**Tomaschek,** Johann Wenzel, verdienter Komponist u. Klavierspieler, geb. zu Skutsch in Böhmen 17. April 1774, besuchte die Schule zu Chrudim u. erhielt daselbst den ersten musikalischen Unterricht im Gesang u. Violinspiel durch den Chorregenten Wolf, trieb auch, meist autodidaktisch, Klavier u. Orgelspiel. Weitere Ausbildung wurde ihm zu Iglau, woselbst er in einem Minoritenkloster als Altisolosänger fungirte, bis er nach Mutirung seiner Stimme nach Prag ging, wo er Philosophie u. Jurisprudenz studirte, Musikunterricht ertheilte u. auf seine eigene Fortbildung sorgsam bedacht war. Im Begriff, die Beamtenlaufbahn zu betreten, wurde T. durch seinen Schüler, den Grafen Bouquoy, in dessen Haus aufgenommen u. fand daselbst volle Muße zu künstlerischen Arbeiten; den von dem Grafen ihm gezahlten Gehalt behielt er auch, als er zehn Jahre später das Haus desselben verließ u. sich selbst eine Häuslichkeit gründete u. zahlreiche Schüler um sich sammelte, von denen wir Worzischek, Würfel, Alexander Dreyschock, Schulhoff, Kuhe, Tedesco, Bocklet nennen. T. starb zu Prag 3. April 1850. T.'s Kompositionen sind phantasievoll, edel in der Erfindung u. dabei äußerst gediegen; im Druck erschienen einige Requiems, Messen u. andere Kirchenstücke, einige Sinfonien u. Ouverturen, Sonaten u. Charakterstücke für Klavier, ein Quartett u. ein Trio für Klavier u. Streichinstrumente, Lieder u. Gesänge &c. Seine Oper „Seraphine" wurde in Prag aufgeführt, machte aber kein sonderliches Glück.

**Tomassin v. Zerkläre,** deutscher Lehrdichter um den Anfang des 13. Jahrh., stammte aus dem edlen Geschlecht der Circlaria im Friaul. Er schrieb um 1216 ein Gedicht, den „Welschen Gast" genannt (als welchen er sich selbst bezeichnet); dasselbe enthält eine wohl durchgeführte Anmahnung zu allen ritterlichen Tugenden, deren Kern ihm die Stetigkeit ist, u. Warnung vor den Lastern, die aus der Unstetigkeit entspringen. Seinen Mangel an Fertigkeit in Handhabung der deutschen Sprache beklagt er, doch tritt derselbe wenig hervor. Durch die zahlreichen eingeflochtenen Erzählungen u. Geschichten erhält das Werk kulturgeschichtlichen Werth. Eine Ausgabe des „Welschen Gastes" lieferte H. Rückert (Quedlinb. 1852).

**Tombak** (Rothes Messing, Rothmetall) heißen diejenigen aus Kupfer u. Zink bestehenden Metalllegirungen, welche auf 1 Theil Zink mehr als $2\frac{1}{2}$ Theile Kupfer enthalten.

**Tombŏla** (ital.), s. v. w. Lotto. **Tomboro,** s. „Tambora".

**Tommasèo,** Nicolò, ital. Schriftsteller u. Patriot, geb. 1802 zu Sebenico in Dalmatien; empfing seine gelehrte Bildung auf der Universität in Padua u. schrieb, als Literat in verschiedenen Städten Ober- u. Mittelitaliens lebend, schon in seinen jüngeren Jahren eine Menge von gelehrten u. kritischen Arbeiten sehr verschiedenen Inhalts, deren Mehrzahl in der ersten Florentiner „Antologia" veröffentlicht wurde; ein Aufsatz aus seiner scharfen Feder zog dieser Zeitschrift die Unterdrückung zu. 1824—39 lebte T. im Auslande, erst in Paris, dann auf Korsika. Aus dieser Zeit rührt neben einigen unbedeutenden Romanen sein Kommentar zum Dante (Vened. 1837) u. die Umarbeitung seines „Nuovo dizionario dei sinonimi della lingua ital." (Flor. 1832; 5. Aufl. 1867) her. Nach Italien, bez. Venedig zurückgekehrt, betheiligte er sich an dem dort langsam erwachenden politischen Leben, indem er mit Manin (s. d.) vorerst nur Reformen von Oesterreich verlangte, welche es den ital. Provinzen möglich machen sollten, unter österr. Herrschaft zu gedeihen. Deshalb 18. Jan. 1848 mit Manin verhaftet, ward er 17. März vom Volke gewaltsam befreit u. 22. März in die Provisorische Regierung gewählt. Zwar trat er 3. Juni gleichzeitig mit Manin zurück, doch übernahm er nach der Umwälzung vom 11. Aug. 1848, die diesen wieder an die Spitze der Regierung brachte, aufs Neue das Ministerium für Kultus u. Unterricht. Zwei Reisen, die er dann nach Paris unternahm, um Frankreichs Hülfe zu erbitten, hatten keinen Erfolg. Einer der Führer des Widerstandes, gehörte er bei der Kapitulation Venedigs zu den Vierzig, die von der bewilligten Amnestie ausdrücklich ausgenommen worden waren, u. mußte daher noch vor dem Einzuge der Oesterreicher die Stadt verlassen. Er verbrachte hierauf ein 5jähriges Exil auf der Insel Korfu, wo er wieder mit unermüdlichem Fleiße über die verschiedensten Gegenstände schrieb. Daran änderte auch seine völlige Erblindung nichts. Seit 1854 lebte er in Turin u. seit 1859 in

Florenz, wo er 1. Mai 1874 starb. Von seinen zahlreichen Werken, unter denen noch das „Dizionario estetico“ (neue Aufl. 1872) u. seine Sammlung toscanischer, korsischer, dalmat. u. griech. Volkslieder (4 Bde., Vened. 1839) erwähnt seien, werden wenige lange fortleben. T. wußte weder von exakter Forschung in unserem Sinne, noch war er seiner Natur nach ein unbefangener Kritiker, ein ruhiger Denker u. klarer Darsteller. Auch in seinen Gedichten zeigte sich die ganze nervöse Reizbarkeit des aufgeregten Weltschmerzpoeten der 20er u. 30er Jahre.

**Tomsk,** das südwestlichste Gouvernement von Sibirien, 15,176 □M. mit 838,756 E. (1870), in seinem südöstl. Theil als Bergbauland für Rußland von größter Wichtigkeit, umfaßt das obere Obgebiet bis nach Tymskoi u. zerfallt in die sechs Kreise T., Barnaul, Biisk, Kainsk, Kusnetzk u. Mariinsk. Ein riesiges Steinkohlengebiet von ca. 2400 □M. lagert sich hier um den Tom, u. die Bergwerke des Altai liefern Gold, Silber, Kupfer, Blei u. Eisen in großer Menge, während auch im Flachlande Goldwäschereien Ertrag gewahren. 1830 entdeckt, lieferte die große Goldregion am Altai, die in diesem Gouvernment beginnt, bis zur Ausbeutung des kalifornischen Goldes so viel wie ganz Amerika zusammen, bis 1851 in Summa: 644,304 Pfd. Zollgewicht an Gold, seit 1853 jährlich im Durchschnitt 51,042 Pfd., an Silber jährlich gegen 40,000 Pfd., an Blei mindestens 1,500,000 Pfd. Infolge dies Reichthums blüht hier auch ein ansehnlicher, durch die Schiffahrt auf dem das Gouvernement von S. nach N. schneidenden Ob u. dem nach SW. die Grenze bildenden Irtysch belebter Handel. Viehzucht u. Ackerbau herrschen im SW. u. in der Mitte, vor Allem in den fruchtbaren Baraba- u. Kuludinskischen Steppen; den N. nimmt die wald- u. morastreiche Narymsche Fläche ein. Die Industrie ist überall noch gering, obgleich gerade in diesem Gouvernement die meisten Russen sitzen. Im nördl. Theile u. südl. an der Tomquelle gruppiren sich geschlossen Tataren, von finnischen Stämmen sind nur ganz wenige Ostjaken, von türk. außer den Tataren Kalmüken am Altai u. nomadisirende Kirgisen hier zu finden. – Die Hauptstadt **T.**, 1604 gegründet, mit 23,430 E., die reichste Stadt in ganz Sibirien, liegt in 105 m. Seehöhe am Tom, ist mit Wällen u. Gräben umgeben, hat 10 Kirchen, 1 Gymnasium, Gerbereien, eine Maschinen- u. Instrumentenfabrik 2c. Auch ist T. zum Sitz einer zu errichtenden Universität ausersehen. Westl. liegt Kainsk am Om mit 4095 E., zwischen Kainsk u. Omsk Kolywan, die nördlichste Stadt des Berggebietes am Ob, mit einer berühmten kaiserlichen Steinschleiferei u. 3289 E.; davon südl. die Hauptstadt der altaischen Erzgebirge Barnaul (s. d.). Noch südlicher liegen die größten Silberschmelzhütten u. Silberminen bei Smeinogorsk od. Schlangenberg (14,964 E.), davon nordöstl. an der Mündung der Bija in den Katun große Goldlager u. Eisenfabriken in Bijsk (5618 E.), u. noch weiter, östl. von Barnaul, am Tom die großen Steinkohlenflötze, in deren Mitte die älteste Stadt des Altai liegt, Kusnezk (2794 E.). Die berühmtesten Hüttenwerke sind noch Tomski-, Susunski- u. Pawlowski Sawod.

**Ton** (Musik) nennt man diejenige Empfindung, welche durch Schallschwingungen erregt wird, die innerhalb gewisser Grenzen der Geschwindigkeit in regelmäßiger Aufeinanderfolge unser Gehörorgan treffen. Je mehr Schwingungen in einer gewissen Zeiteinheit einander folgen, um so höher wird der T. für uns, um so niedriger, je langsamer die Schwingungen nach einander eintreten; unter eine gewisse Geschwindigkeit hinab (bei 32 Schwingungen in der Sekunde) empfindet das Ohr keinen T. mehr, sondern nur noch ein flatterndes Geräusch; ebenso sind wir über eine gewisse Höhe (24,000 Schwingungen in der Sekunde) hinaus nicht mehr befähigt, Tonempfindungen wahrzunehmen. Das liegt an der besonderen Einrichtung unseres Gehororganes; gewisse Insekten dagegen scheinen feiner entwickelte Gehörorgane zu besitzen u. noch Töne wahrzunehmen, die für uns schon unhörbar geworden sind. Die Tonhöhe ist dem allgemeinen Begriffe nach für den musikalischen Gebrauch immer nur relativ. Um einen T. nach seiner Stellung in unserm Tonsystem zu bezeichnen, muß erst ein T. von einer bestimmten Anzahl Schwingungen als Normal- od. Stimmton festgesetzt werden (wie in neuerer Zeit das eingestrichene a zu 440 Schwingungen in der Sekunde); von diesem Stimmton aus sind alsdann alle übrigen Tonhöhen erst anzugeben. Häufig bedient sich auch ein unrichtiger Sprachgebrauch des Wortes T., wenn von der qualitativen Beschaffenheit eines Schalles, also vom Klange, die Rede ist. T. u. Klang sind aber dem Begriffe nach verschieden; der Klang erfordert nur, daß die Schallwellen an Form regelmäßig sind u. in gleichen Zeiträumen auf einander folgen, ohne ihre Anzahl in einer Zeiteinheit zu berücksichtigen; der T. hingegen, die Höhe od. Tiefe des Klanges, hangt allein von der Anzahl jener an Form u. Zeitfolge regelmäßigen Schallwellen ab, u. die Klangfarbe od. Qualitat eines Schalles kommt bei ihm eben so wenig in Betracht, wie beim Charakter des Klanges die Anzahl der Schwingungen. Deshalb ist es unrichtig, eine die Klangfarbe bezeichnende Eigenschaft eines Instrumentes od. einer Stimme auf den T. zu beziehen u. zu sagen, das Klangwerkzeug habe einen guten, schlechten, rauhen, zarten 2c. T., statt Klang. — Unser modernes, gleichschwebend temperirtes Tonsystem enthält nur 12 wesentlich von einander verschiedene Töne, nämlich die im Umfang einer Oktave befindlichen 12 Halbtöne; alle übrigen in der Musik gebräuchlichen Töne sind nichts als höhere od. tiefere Wiederholungen dieser innerhalb einer Oktave enthaltenen 12 Halbtöne, denn die Töne einer höheren Oktave stehen zu einander in genau denselben Verhältnissen, die den Tönen der tieferen Oktaven eigen sind. Wenn man daher von einem T.e im engeren musikalischen Sinne spricht, so handelt es sich entweder nur um seine Stellung innerhalb der 12 Töne der Oktave, u. in diesem Falle genügt es, ihn einfach mittels seines Buchstabennamens c, d, a, e 2c., zu bezeichnen; oder man will auch zugleich die Höhe der Oktave kennen, in welcher dieser T. ausgeübt werden soll, u. in dieser Hinsicht spricht man, der Benennung der einzelnen Oktaven zufolge, von einem Contra-C, kleinen d, eingestrichenen f, zweigestrichenen a 2c. — Weiterhin bedient man sich des Wortes T. auch zur Bezeichnung eines Intervalles (s. d.), dessen beide Enden um eine diatonische Stufe von einander entfernt sind. Weil aber die diatonischen Stufen unserer Skala nicht gleich groß sind, so bezeichnet man das Intervall einer großen diatonischen Stufe mit dem Namen ganzer T., u. nennt hingegen den Zwischenraum der kleineren Stufen einen halben T., demnach machen die Stufen c-d, d-e, f-g, g-a, a-h ganze Töne, die Stufen e-f u. h-c hingegen nur halbe Töne aus (die aus der natürlichen Erzeugung des ganzen u. halben T.es u. deren Berechnung sich ergebenden, aber bei unserem gleichschwebend temperirten Tonsystem in Wegfall kommenden Unterscheidungen des großen u. kleinen ganzen T.es u. großen u. kleinen halben T.es berühren wir hier nur). In noch engerem Sinne braucht man den Ausdruck als Abkürzung für Tonart. Wenn man sagt, ein Tonstück sei in diesem od. jenem T.e gesetzt, od. die Modulation wende sich in diesen od. jenen T., so ist damit nichts Anderes gemeint, als dieser T. sei der Grundton der betreffenden Dur- od. Molltonart. Weil nun die Modulation eines Tonstückes nicht durchaus in dem T.e, in welchem es begonnen od. beschlossen wird, sich bewegt, sondern auch andere näher od. entfernter od. auch gar nicht verwandte Töne berührt, nennt man den T., in dessen Tonleiter es beginnt u. schließt, den Hauptton od. die Haupttonart. In übertragener Bedeutung endlich, in der Musik wie auch in der Malerei u. Dichtkunst, bedeutet T. die allgemeine Bezeichnung der dem Kunstwerke zu Grunde liegenden Art der Stimmung. Ingleichen spricht man wie in der Musik von Klangfarben, so in der Malerei von Farbentönen. — Tonsystem nennt man die zusammenhängende Ordnung sämmtlicher in der praktischen Musik gebräuchlichen Töne nach gewissen Regeln.

**Tonart u. Tonleiter.** Tonart ist ein Inbegriff von Tönen, die in gewissen Beziehungen zu einem Haupt- od. Grundton stehen, od. das natürliche Verhältniß der Töne der Tonleiter (ital. Scala) zu einander, welches durch den auf den Grundton gelegten harten od. weichen Dreiklang bestimmt wird. Dieser Dreiklang besteht aus zwei Terzen, welche der Grundton mit der Terz u. letztere mit der Quinte macht (z. B. c u. e, e u. g, od. c u. es, es u. g). Ist die erste Terz groß u. die zweite klein, so ist der Dreiklang hart, die Tonart Dur, ist die zweite Terz groß u. die erste klein, so ist der Dreiklang weich, die Tonart Moll, u. diese Dreiklange genugen, alle Töne der Tonleiter (welche nichts Anderes ist, als eine stufenweise Folge von Tönen innerhalb einer Oktave (z. B. c, d, e, f, g, a, h, c), zu bestimmen. Es giebt nur zwei Haupttonleitern u. Haupttonarten, aus welchen sich alle anderen entwickeln lassen, nämlich Cdur u. Amoll. Durch quintenweises Aufwartsschreiten einerseits von c zu g, g zu d 2c., andererseits durch quintenweises Abwartsschreiten, c-f, f-b 2c., kann man alle Töne der Tonleiter (natürlich in verschiedenen Oktaven) durchlaufen, u. es giebt jene erste Art die nach unserer Notenbezeichnung sog. Kreuztöne, die andere die Be-Töne, d. h. diejenigen Dur-Tonarten, welche in ihrer Vorzeichnung ein od. mehrere Kreuze od. Be, je nach der Stufe vom Grundtone aus erhalten. Bei den Molltonleitern ist es ebenso; nur ist man im Interesse der Sangbarkeit u. der Harmonisirung übereingekommen, daß hier die sechste u. siebente Stufe bei aufwärts steigender Skala um einen halben Ton erhöht, bei herabsteigender aber nach der Vorzeichnung genommen werden sollen, wenngleich manche Tonlehrer die sechste Stufe in beiden Fällen erniedert haben wollen, od. einen Unterschied machen, je nachdem die Harmonie der Tonica od. der Dominante angehört (z. B. A, h, c, d, e, fis (statt f), gis (statt g), a — a, g, f, e, d, c, h, A, od.: A, h, c, d, e, f, gis, a — a, gis, f, e, d, c, h, A). Aus dem Vorhergehenden ergiebt sich: 1. daß es neben den Stamm- u. Mustertonleitern Cdur u. Amoll noch sechs Kreuz- u. sechs Be-Tonarten sowol in Dur wie in Moll geben muß; 2. daß man von c od. a quintenweise aufwarts zu den Kreuz- u. quintenweise abwarts zu den Be-Tonarten schreitet; 3. daß bei Kreuztonarten die Zahl der abwärts genommenen Quinten, um welche der Grundton der Tonart von c od. a entfernt ist,

die Zahl der vorzuzeichnenden Kreuze (♯), dagegen die Zahl der ebenso aufwärts genommenen Quinten bei Be-Tonarten die Zahl der vorzuzeichnenden Be (♭) bestimmt; 4. das aufwärts die Moll von der Durtonleiter nur in der Terz abweicht, welche bei ersterer klein, bei letzterer groß ist, wogegen abwärts die Mollskala stets nach der Vorzeichnung geht; 5. daß jede Molltonart um drei Be mehr od. um drei Kreuze weniger in der Vorzeichnung hat, als die gleichnamige in Dur, z. B. cmoll u. cdur, emoll u. edur; endlich 6. daß, wenn man von der Dur- zu der Molltonleiter, welche gleiche Vorzeichnung hat, gelangen will, man die kleine Terz des Durgrundtons abwärts suchen muß, welche der Grundton der gesuchten Molltonleiter ist, z. B. esdur u. cmoll, was auch umgekehrt gilt. — Die Tonleiter, auf welche im Vorhergehenden stets Bezug genommen worden, ist die sog. diatonische (s. „diatonisch"). Neben ihr als der wahren u. eigentlichen Tonleiter wird auch noch eine chromatische Tonleiter (s. „chromatisch") angenommen: c, cis, d, dis, e, f, fis, g, gis, a, aïs, h, c, od. c, des, e, es, d, f, ges, g, as, a, b, h, c, welche aber, wenngleich als Tonreihe oft vorkommend, doch nicht wie die Dur- od. Molltonleiter Grundlage u. eine der Grundformen unseres Tonsystems ist, also keineswegs von gleicher Bedeutung mit den diatonischen Tonleitern sein kann. Unsere heutige Tonleiter ist übrigens erst ein allmähliches Produkt der Geschmacksbildung, keineswegs von der Natur vorherbestimmt. Die alten Kulturvölker haben die Entwicklung derselben ganz allmählich durch zahlreiche Phasen hindurchgeführt, u. Völker, die unserem Kulturleben abseits ihren Bildungsprozeß durchgemacht haben, haben ihre eigenthümlichen Tonleitern mehr od. weniger bis heute noch erhalten.

**Tondern** (dän. Tönder), Kreisstadt der preuß. Provinz Schleswig-Holstein, mit 3370 E. (1871); liegt rechts an der Widaue, die bei Höjer in die Nordsee mündet, wo sich der Hafen für T. befindet, u. an der Zweigbahn Tingleff-T. der Altona-Kieler Bahn. T. ist Sitz der Kreisbehörden, hat ein von den Dänen 1855 aufgehobenes, von den Preußen wieder hergestelltes deutsches Schullehrerseminar, treibt starke Färberei u. Druckerei u. hat einigen Handel. Früher war T. der Hauptsitz des Handels mit Spitzen, die in seiner Umgebung gefertigt werden. T. ist eine der ältesten Städte Schleswigs; seinen früheren Seehafen verlor es durch die Eindeichung der Widaue, des Avetofter Sees u. des Fahrwassers von Rutebül. Es hatte früher ein festes Schloß, welches mitten im Wasser lag u. in den Kriegen auf der Halbinsel häufig eine Rolle spielte.

**Tonga-Inseln**, s. v. w. Freundschaftsinseln (s. d.).

**Tonica**, s. „tonisch".

**tonisch** (a. d. Griech.), stärkend, anspannend; tonische Mittel od. Tonica, Spannmittel, stärkende Arzneien. — In der Musik bezeichnet Tonica den Grundton einer Tonart, die Prima od. erste Stufe einer diatonischen Tonleiter (Skala). Die Tonica von Cdur od. Cmoll ist also die Stufe C. Auf ein Tonstück bezüglich pflegt man unter Tonica den Grundton der Haupttonart desselben zu verstehen, doch wendet man die Bezeichnung auf die Grundtöne von Nebentonarten an, in welche die Modulation übergeht, u. nennt die Tonica einer solchen Nebentonart auch Nebentonica. Der leitereigne Dreiklang auf der Tonica wird speziell tonischer Akkord od. tonischer Dreiklang genannt.

**Tonkabohne**, s. „Dipterix".

**Tonkin** (vollständig Tongking-Bast, d. h. östliches Hoflagergebiet), der nördl. Theil des Königreichs Anam in Hinterindien, nach welchem der seine Ostküste bespülende Theil des Großen Ozeans Meerbusen von T. genannt wird, chines. Kuang-nan-wan, durch die Insel Hainan vom offenen Meer im O. getrennt. T. bildet den dichtest bevölkerten, an China angrenzenden Theil von Anam, hat 15 Mill. E. auf etwa 2500 □M., in dem Songkoi od. Hongkiang (Rother Fluß) seinen Hauptstrom u. gehört seit 1802 als Vizekönigreich zu Anam, nachdem ursprünglich ganz Hinterindien das Reich T. gebildet hatte, welches sich 1428 von China unabhängig machte. Der N. u. W. ist gebirgig, die Südgrenze ist durch eine Mauer von Cochinchina getrennt. Die Hauptlandschaft des 15 Provinzen enthaltenden, im Grunde noch sehr abgeschlossenen Landes ist das Gebiet des goldreichen Songkoi, von dem südl. noch sieben Ströme durch üppige Reisfluren gehen. Sehr bedeutend ist außer dem Ackerbau der Fischfang, dessen Ertrag sogar China mit großen Mengen versorgt. Seit dem Vertrage von Saigun, 15. März 1874, ist T., wenn auch noch in sehr beschränktem Maße, dem Ausland erschlossen. Die Hauptstadt u. der Hauptfluß sind fremden Schiffen geöffnet. Hauptstadt ist Hanoi od. Kescho im Binnenlande am Songkoi mit breiten Straßen, Hütten u. Gärten, Sitz eines franz. Konsuls u. des anamitischen Vizekönigs wie eines Provinzialgouverneurs, mit 150,000 E., darunter 3000 Chinesen. In der Nähe liegen die dreifache Mauer der alten Stadt u. die Ruinen des alten Königspalastes, der 1½ M. im Umfange hatte u. für einen der prächtigsten in Hinterindien galt. Auch der große Palast des letzten Königs, in welchem der jetzige Vizekönig residirt, verfällt. Der früher unbedeutende Handel hebt sich trotz der Erschließung des Landes nur langsam. Der zweite seit 1875 wichtig gewordene Ort ist das Dorf Haighong am Cuacam, einem Mündungsarme des Songkoi, an der Grenze von dessen Schiffbarkeit für Fahrzeuge von 1½ m Tiefgang gelegen u. deshalb als Haupthafenort wichtig, überdies durch ein franz. Fort beherrscht. Vom Sept. 1875 bis April 1876 wurden von hier ausgeführt für 198,911 Taëls (72 Taël = 100 Doll.) Waaren, bei Seidenwaaren, Rohseide, Lack, Zinn, Droguen, Baumwolle 2c., eingeführt: Baumwollengarn, Schuhwerk, Eisen, Porzellan, Töpferwaaren 2c. Der Austausch findet bis jetzt ausschließlich mit China statt. Andere Binnenstädte in T. sind: Sonthai südl. von Hanoi, Sontai u. Tujen Kuang an Songkoizuflüssen westl. u. nordwestl., Haidong nordöstl. von Hanoi.



**Tonkunst**, s. „Musik". **Tonleiter**, s. „Tonart".

**Tonne** (franz. tonneau, engl. u. holl. ton, ital. tonna) nennt man ein hölzernes Gebind, welches durch Holz- od. Metallreifen zusammengehalten wird. Als Maßgröße frühzeitig u. vielseitig angewandt, bezeichnet eine T. Gold den Betrag von 300,000 Mk. Als Feldmaß gilt sie in Dänemark zu 560 □Ruthen = 5516,2 □m., in Schweden zu 14,000 □Ellen = 1936,1 □m. Als Getreidemaß in Dänemark zu 8 Scheffel = 139⅛ Liter, in Schweden zu 63 Kannen = 164,88 Liter. Als Flüssigkeitsmaß in Bordeaux = 912 Liter. Die T. Bier hatte in Berlin 100 Quart = 114½ Liter, in Dresden 105 Kannen = 103,15 Liter. Als Rechnungsgewicht in Deutschland u. Frankreich = 1000 Kg. od. 20 Ctnr., in England = 20 Crots à 112 Pfd. = 1016 Kg., in Portugal zu 54 Arrobas à 32 Arrateis = 793,15 Kg., in Spanien = 1000 Kg., früher zu 20 Quintales à 100 Libras = 920,18 Kg., in Rußland zu 120 Pud à 40 Pfd. = 1965,6 Kg. Als Schiffsgewicht zur Bezeichnung der Tragfähigkeit der Schiffe gebraucht, ist die Schiffstonne od. Shipping-Ton in England = 2000 engl. Handelspfunde = 907,18 Kg. od. 42 engl. Kubikfuß = 1,189 Kubikmeter. Endlich gilt T. auch als Zählmaß für Stückgüter, z. B. 1 T. Heringe = 1040 Stück, 1 T. Steinkohlen = 2 Dresdener Scheffel = 210 Liter.

**Tonnengewölbe**, s. „Gewölbe".

**Tönning**, Kreisstadt des Kreises Eiderstadt in der preuß. Provinz Schleswig-Holstein mit 2965 E. (1871), liegt mitten in der Marsch an der Mündung der Eider in die Nordsee u. an der Strecke Jübeck-T. der Altona-Kieler Bahn, ist auf Rost gebaut, hat einen schönen Marktplatz, einen guten, durch Batterien geschützten Hafen, Navigationsschule u. Schiffswerfte, treibt lebhaften Handel, bes. mit Vieh nach London, u. hat selbst 11 Schiffe mit 1132 Tonnengehalt. Die Umgegend treibt starke Bienenzucht. — T. war bis 1714 Festung, wurde als solche 1713 von den Schweden erobert, 1714 aber von den Dänen wieder genommen u. geschleift.

**Tonsur** (lat. tonsura, von tondēre, scheren), das Bescheren des Hauptes, ist als Ehrenzeichen des geistlichen Standes seit dem 6. Jahrh. n. Chr. von den Mönchen auch auf die Priester übergegangen, nachdem sie in der ältesten Kirche nur von den Büßenden geübt worden war. Näher unterscheidet man die in der Griech.-kathol. Kirche übliche tonsura Pauli, d. i. das Kahlscheren des ganzen Vorderhauptes, u. die röm. T. od. tonsura Petri, bei welcher je nach der geistlichen Würde nur ein mehr od. minder schmaler Kranz von Haaren stehen bleibt; so erstreckt sich bei den gewöhnlichen Priestern die T. nur auf den Umfang einer Hostie, bei dem Papste fast auf das ganze Haupt. Als allgemeines Gesetz wurde die röm. T. od. der „Priesterkranz" 633 n. Chr. eingeführt u. bald auf die Dornenkrone Christi, bald als Zeichen des königlichen Priesterthums gedeutet.

**Tontine**, eine Art von Leibrentenversicherung, so genannt nach dem zu Ludwig's XIV. Zeiten in Paris lebenden ital. Arzt Tonti. Das Wesen derselben besteht darin, daß sich eine Anzahl von Personen vereinigen, entweder durch einmalige größere od. durch mehrjährige kleinere Zahlungen mit der Bestimmung, daß von einer gewissen Altersgrenze ab aus dem Fonds Zinsen (Leibrenten) gezahlt werden u. die Portionen der Erstversterbenden den Ueberlebenden zufallen, so daß der Zuletztsterbende Alle beerbt u. mit dem zunehmenden Alter eine um so höher ansteigende Rente erhält. In Frankreich u. Italien, auch in Deutschland stark verbreitet, sind die T.n neuerdings durch die rationelleren Rentenversicherungen ersetzt worden.

**Top** od. Topp, der oberste Theil der Masten.

**Topas** (franz. Topaze, engl. Topaz), ein bekannter Edelstein von starkem Glanz u. großer Politurfähigkeit, der seinen Namen von einer Insel im Rothen Meere erhalten hat, die im Alterthum Topazos genannt wurde, u. auf welcher man jenes Mineral grub. Die heutigen Fundorte des T. sind hauptsächlich Mursinsk u. Miask in Sibirien, Finbo in Schweden, am Fluße Urulga in Transbaikalien (hier in bis fußgroßen Krystallen), Villarica in Brasilien, am Schneckenstein im Voigtlande, Ehrenfriedersdorf, Altenberg u. Penig in Sachsen. Der T. findet sich

theils in losen Krystallen, in Geröllen, theils eingewachsen in Urfelsarten u. granitähnlichen Gesteinen (Topasfels), einzeln od. zu Drusen vereinigt; es kommen auch derbe Varietäten vor in großen, undeutlich ausgebildeten Individuen, Pyrophysalit genannt. Der T. krystallisirt im rhombischen Systeme u. zeigt einen großen Formenreichthum; seine Härte ist = 8, das spez. Gewicht = 3,5; die Farbe meist gelb, doch hat man auch farblose, grünliche, röthliche ꝛc.; er ist gewöhnlich durchsichtig, zuweilen nur durchscheinend. Seiner Zusammensetzung nach ist er eine Doppelverbindung von kieselsaurer Thonerde u. Kieselfluoraluminium. Die schönen u. durchsichtigen Topase werden zu Schmucksteinen für Ringe, Nadeln, Ohrgehängen ꝛc. verwendet u. zu diesem Zwecke auf bleierner Scheibe mit Smirgel od. Topaspulver geschliffen u. auf einer Kupferscheibe mit Tripel polirt. Im Juwelenhandel unterscheidet man Wassertropfen, wasserhell; sibir. od. taurische T.e, meist ins Bläuliche spielend; brasil. T.e, goldgelb, mit einem Stich ins Röthliche, Schneckentopase od. sächs. T.e, blaßweingelb, od., wenn sie eine grünlichgelbe Farbe haben, sächs. Chrysolithe genannt; ind. T.e, safrangelb; brasil. Rubine, licht rosenroth; Aquamarin, meer- u. berggrün. Diese Unterscheidungen haben jedoch keinerlei wissenschaftlichen Werth, weil sehr häufig von ihnen Edelsteine begriffen werden, welche zu ganz anderen Mineralklassen gehören; so werden beispielsweise hellfarbige Berylle zu den T.en gerechnet (Aquamarin), obwol sie mit dem Smaragd in eine Klasse gehören. Durch Erhitzen lassen sich manche gelben T.e rosenroth brennen; sie werden dabei Anfangs farblos, erst nach dem Erkalten kommt die Rosenfarbe zum Vorschein. Eine besondere Varietät des T.es ist der Pyknit, man findet ihn nur bei Altenberg in Sachsen u. bei Durango in Mexiko; er bildet parallelstängliche Aggregate von gelblicher bis röthlichweißer Farbe, undurchsichtig od. kantendurchscheinend.

**Tope** od. Stupa, ein Kultus- od. Grabdenkmal des Buddhismus, das seine Entstehung dem religiösen Gebrauche verdankt, die Ueberreste des Buddha sowie seiner Schüler u. Nachfolger als heilige Reliquien aufzubewahren. Diese wurden in kostbare Behälter gelegt u. darüber ein Grabhügel aufgeführt, der, halbkugelförmig aus Stein errichtet, oft einem natürlichen Hügel ähnlich sieht, aber auf einem entweder aus Terrassen bestehenden od. von Säulenkreisen umgebenen Unterbaue steht. Die Bekrönung bildet ein Schirmdach, welches den Badhibaum (s. „Buddha") symbolisirt, unter dem Buddha zu sitzen pflegte. Die Hauptgruppe der T.n, etwa 30 an der Zahl, liegt in Centralindien in der Nähe der Stadt Bhilsa, darunter auch die beiden am besten erhaltenen von Sanchi, von denen der größere bei einem unteren Durchmesser von 36 m. eine Höhe von etwa 17 m. hat (Abb. s. Bd. II Nr. 1300). In etwa 3 m. Entfernung hat er eine steinerne Umzäunung, in welche vier große, phantastisch dekorirte Portale führen. Diese T.n von Sanchi stammen wahrscheinlich aus der Mitte des 3. Jahrhunderts v. Chr.

**Topète,** Juan Bautista, span. Seemann u. Politiker, geb. zu Tlacotalpa in Yucatan 24. Mai 1821, trat schon 1835 in den Seedienst u. rückte rasch auf. Als Fregattenkapitän 1860 zum Generalmajor der gegen Marokko bestimmten Flotte ernannt, leistete er in diesem Feldzuge wichtige Dienste. Auch während des Konfliktes mit den südamerik. Republiken (1866) fand er mehrfache Gelegenheit sich auszuzeichnen, insbes. bei der Beschießung von Valparaiso u. von Callas. Nach dem Tode des Admirals Pareja führte er die span. Flotte aus den chilenischen Gewässern zurück. Hierauf zum Contreadmiral ernannt, ward er 1867 Hafenkapitän von Cadix, als welcher er an den Septemberereignissen von 1868 (s. „Spanien, Geschichte") den entschiedensten Antheil nahm. Nachdem er in der Provisorischen Regierung vom 8. Okt. 1868 das Marineministerium übernommen, entwickelte er eine große Energie gegen das aufständische Cuba, bekämpfte aber erfolglos die übermächtigen progressistischen u. demokratischen Elemente. Als Anhänger des Herzogs von Montpensier hatte er schon mehrmals zurücktreten wollen, schied aber erst November 1869 wirklich aus der Regierung u. wurde Präsident der Cortes. Im Jan. 1870 trat er indeß aufs Neue ins Kabinet; auch führte er nach Prim's Tode provisorisch den Vorsitz bis 5. Jan. 1871, an welchem Tage denselben Serrano erhielt. Unter diesem blieb dann T. bis Juni 1871 Marineminister. Vom Dez. 1871 bis Mai 1872 im Kabinet Sagasta (s. d.) Minister der Kolonien, leitete er 1872 u. 1874 noch zweimal kurze Zeit das Marineministerium.

**Töpfer,** Karl, deutscher Lustspieldichter, geb. 26. Dez. 1792 in Berlin, wo sein Vater Geheimer Archivar war; bekundete schon als Zögling des Joachimsthal'schen Gymnasiums Neigung für Musik u. Theater u. wandte sich schließlich ganz der Bühne zu, die er dann als Schauspieler an den Theatern zu Strelitz, Breslau, Brünn u. 1815 am Wiener Hofburgtheater betrat, entsagte aber der Bühne, nachdem einige seiner Lustspiele Beifall gefunden hatten, u. widmete sich hinfort ganz der Schriftstellerei, siedelte 1820 nach Göttingen über u. ging später nach Hamburg, wo er 22. Aug. 1871 starb. Am bekanntesten wurden unter seinen Stücken: „Der beste Ton", „Freien nach Vorschrift", „Bube u. Dame", „Schein u. Sein", „Die Einfalt vom Lande", „Rosenmüller u. Finke", „Des Königs Befehl", „Hermann u. Dorothea". 1822 ernannte die Göttinger Universität T. zum Doktor der Philosophie; er redigirte die dramaturgischen Zeitschriften „Thalia" u. die „Originalien", später das kritische Blatt „Der Rezensent", leitete mit viel Erfolg eine Theaterschule u. veröffentlichte „Novellen u. Erzählungen" (Hamb. 1842—43). Eine Sammlung seiner Lustspiele erschien in Berlin (7 Bde., 1835—52).

**Töpferei,** derjenige Theil der Keramik od. Thonwaarenindustrie, der sich mit der Herstellung von gewöhnlichem Küchengeschirr (Topfgeschirr) beschäftigt. Dasselbe wird aus weißem, eingesumpftem u. gut durchgeknetetem Thon auf der Drehscheibe geformt, getrocknet u. bei verhältnißmäßig niedriger Temperatur gebrannt, ist daher porös u. muß, um das Durchsickern von Flüssigkeiten zu verhüten, mit einer Glasur versehen werden. Die billigere Waare ist nur innen glasirt, bessere innen u. außen; nam. gilt dies von dem mit einer Kochsalzlehmglasur versehenen braunen Bunzlauer u. Kamenzer sog. Gesundheitsgeschirr. Die Glasur dieser Waare ist sehr dauerhaft u. vollständig unschädlich, was von der gewöhnlichen gelben Bleioxydglasur nicht immer gesagt werden kann; letztere ist vielmehr gewöhnlich bei so niedriger Temperatur aufgebrannt, daß eine Verbindung des Bleioxydes mit der Kieselsäure des Thones nicht eintreten kann, was der Fall sein muß, wenn die Glasur unschädlich sein soll. Denn das nicht mit der Kieselsäure verbundene, sondern nur bei niedriger Temperatur aufgeschmolzene Bleioxyd löst sich in nicht unbeträchtlicher Menge in sauren od. stark gesalzenen Speisen auf u. kann zu Krankheiten Veranlassung geben. Um sich davon zu überzeugen, ob eine Glasur auf Topfgeschirren schädlich ist, braucht man dasselbe nur mit starkem Essig auszukochen u. den Essig darauf mittels Zusatz von etwas in Spiritus gelöster Schwefelleber (die man in jeder Apotheke bekommt) zu prüfen. Zuvor muß man jedoch den Essig mit soviel Salmiakgeist vermischen, daß letzterer vorriecht. Hat der Essig Bleioxyd aus der Glasur aufgenommen, so entsteht eine braunschwarze Färbung, die um so intensiver ist, je mehr Bleioxyd gelöst war; nach einiger Zeit setzt sich dann ein ebenso gefärbter Niederschlag zu Boden. Bei Abwesenheit von Blei entsteht keine Veränderung (vgl. Thonwaaren).

**Töpffer,** Rudolf, Schriftsteller u. Zeichner von äußerst liebenswürdigem Humor, wurde 31. Jan. 1799 als Sohn eines Malers in Genf geboren u. sollte selbst Maler werden. 1819 im Begriff nach Italien abzureisen, sah er sich durch eine Augenkrankheit genöthigt, auf eine Laufbahn als Maler zu verzichten. Er wurde nun Unterlehrer, dann hielt er nach seiner Verheirathung eine Pension, welche durch ihre eigenthümlichen Schülerreisen, wie er sie später in den von ihm selbst illustrirten „Voyages en Zigzag" schilderte, die Aufmerksamkeit auf sich zog. Schon vor diesen, 1832, waren „La Bibliothèque de mon Oncle" (deutsch, Berl. 1846) u. 6 satyrische Bilderbücher („Mr. Jabot", „Mr. Crepin", „Mr. Pencil", „Le Dr. Festus", „Histoire d'Albert", „Les Amours de Mr. Vieux-Bois", deutsch von Kell, Lpz. 1847, 3. Aufl. 1865; gesammelt in der „Collection des histoires en estampes", 6 Thle., Genf 1846—47), gleichsam gezeichnete Sittenromane, erschienen; 1836 folgten die „Nouvelles Genevoises" (deutsch Aarau 1839, Lpz. 1847 ꝛc.), später einige Romane („Le Presbytère", 2 Bde., Genf 1839; „Rose et Gertrude", Par. 1845, deutsch Lpz. 1847). Daneben wurden seine kunstkritischen Aufsätze geschätzt. In den politischen Kämpfen seiner Vaterstadt schrieb er scharf gegen den Radikalismus, besonders 1841—43 im „Courrier de Genève". Er starb 8. Juni 1846.

**Topfstein,** ein im Wesentlichen aus Chlorit mit etwas beigemengtem Talk, Glimmer u. Serpentin bestehendes Gestein, das sich in verschiedenen Gegenden der Alpen sowie auch auf Korsika, in Schweden u. Grönland findet. Es ist so weich, daß es sich bequem bearbeiten läßt; man fertigt daraus Kamine, Gestellsteine für Hohöfen, in einigen Gegenden auch Geschirre; so sind z. B. alle Töpfe u. Lampen der grönländischen Eskimo aus T. gefertigt. Derselbe besitzt eine grünlichgraue Farbe u. fettartigen Glanz.

**Topik** (vom griech. τόπος, Ort) heißt bei den alten Rednern die Kunst, die sog. Gemeinplätze (τόποι) in der Rede richtig zu verwerthen.

Daher „Topica“ als Titel einer Schrift des Aristoteles u. einer solchen des Cicero, welche eine Anzahl von Gemeinplätzen enthalten.

**Topinambur**, s. „Helianthus“.

**topische Mittel** (vom griech. τόπος, Ort), Mittel die angewandt werden, wenn man auf eine bestimmte Körperstelle (örtlich) einwirken will; zu den t.n M.n gehören also Pflaster, Umschläge, Einreibungen ꝛc.

**Topographie** (griech.), wörtlich Ortsbeschreibung, ist die genauere Beschreibung der Oberfläche eines Ortes od. einer Gegend von geringerem Umfange, gleichviel ob die hier in Betracht kommenden Verhältnisse natürlicher od. künstlicher Art sind. Die T. umfaßt also im Allgemeinen die Terrainkunde, im Speziellen begreift sie dieselbe aber bes. nach militärischer Auffassung u. Darstellung. Die topographischen Bureaux, in welchen die dahin zielenden Notizen gesammelt u. kartographisch verwerthet werden, sind deswegen gewöhnlich von Generalstabsoffizieren geleitete u. dem Generalstabe untergeordnete Anstalten, in denen Ingenieure, Vermesser, Zeichner, Kartographen, Lithographen ꝛc. beschäftigt sind.

**Toposkop** (vom griech. τόπος, der Ort, u. σκοπεῖν, sehen), eine Einrichtung, welche die Namen der Orte angiebt, die von einem bestimmten hochgelegenen Punkte gesehen werden können. Das T. besteht in einer horizontalen Kreisfläche, auf welcher die Namen in der Richtungslinie aufgetragen sind, in welcher die Orte selbst liegen, so daß man mit Hülfe eines Fernrohres, dessen Achse durch den Mittelpunkt jener Kreisfläche geht, die Richtung genau bestimmen u. auch bei Nacht mit ziemlicher Sicherheit die Ortschaften bezeichnen kann, die sich durch einen Lichtschein bemerklich machen. Das T. dient deshalb auch besonders, um den Ort einer Feuersbrunst anzugeben, zumal von Thürmen aus.

**Toreador**, s. unter „Stiergefecht“.

**Torell**, Otto, schwed. Naturforscher, geb. zu Warberg im Halmstads Län 5. Juni 1828; studirte seit 1841 in Lund Medizin u. Naturwissenschaften u. unternahm dann behufs zoologischer, geologischer u. mineralogischer Forschungen Reisen durch Schweden u. Norwegen, nach den Schweiz. Alpen (1856), nach Island (1857) u. ganz bes. zwei nach Spitzbergen (1858 u. 1861), auf welch letzteren ihn Nordenskjöld (s. d.) begleitete; durch die reichen u. werthvollen Ergebnisse derselben ward Letzterer dann zu den seit 1864 unternommenen arktischen Expeditionen veranlaßt. Inzwischen zum Adjunkten der Zoologie u. Intendanten des Zoologischen Museums in Lund ernannt, wurde T. 1866 außerord. Professor der Zoologie u. Geologie daselbst, machte übrigens in der Folgezeit noch mehrere große wissenschaftliche Reisen u. zog 1871 als Chef der geologischen Untersuchung Schwedens nach Stockholm, wo er u. a. auch einen Geologischen Verein gründete. Hervorzuheben ist seine Entdeckung, daß, der früheren Annahme entgegen, in sehr großen Meerestiefen ein reiches Thierleben vorhanden ist. Seine Schriften sind größtentheils in der Jahresschrift der Universität Lund u. in den Verhandlungen der Akademie in Stockholm enthalten.

**Toreutik** (griech. τορευτική, nämlich τέχνη, von τορεύειν, durchbohren, eingraben, schnitzen), die Kunst der Bearbeitung der Metalle mit scharfen Instrumenten, bes. durch Ciseliren. In weiterem Sinne fällt unter den Begriff der T. auch die sog. chryselephantine Skulptur, d. h. die Herstellung von Statuen u. Reliefs aus mosaikartig zusammengefügten Elfenbeinstückchen u. getriebenen Goldplatten.

**Torf**, ein aus verschiedenen Humussubstanzen bestehendes, natürliches Zersetzungsprodukt von Pflanzen, gemengt mit mehr od. weniger noch in der Zersetzung begriffenen Pflanzentheilen, welches unter Mitwirkung von Feuchtigkeit sich bildet. Der T. entsteht noch heutzutage unter unseren Augen in solchen Gegenden, wo eine dünne Wasserschicht den Boden beständig bedeckt, wo also das Wasser am Abfließen verhindert ist u. nur durch Verdunstung sich zeitweilig vermindert. Hauptsächlich sind es die Tiefebenen, die zur Bildung von Torflagern, Torfmoore genannt, bes. geeignet sind, jedoch können die Verhältnisse eben so gut auch bei Hochebenen u. einzelnen horizontal liegenden Einsattelungen in Gebirgen eintreten. Die Pflanzen, welche den T. geliefert haben u. noch liefern, sind meistens Moose, Binsen, Gräser verschiedener Art, zuweilen auch Heidekraut, vom Winde u. Wasser zugeführte Baumblätter, Nadeln, Holzabfälle ꝛc. Einen Hauptantheil an der Bildung des T.es nehmen unter den Moosen verschiedene Arten der Gattung Sphagnum (s. d.), die oft weit ausgebreitete grünlichweiße od. röthlichweiße Moospolster bilden, u. unter der Gräsern die verschiedenen Arten von Eriophorum, die an ihrem weißen Haarbüschel schon von weitem die Gegenwart von Torfmooren (s. „Moore“) erkennen lassen. Da die verschiedenen den T. bildenden Pflanzen nicht gleichschnell zersetzt werden, die zarteren Blatttheile schneller, die holzigen Theile langsamer, so findet man häufig, daß selbst alter T. noch unzersetzte od. wenig veränderte Pflanzentheile enthält; sowol hierdurch, als auch durch die Art der Pflanzen, welche den T. vorwaltend gebildet haben, entsteht ein Unterschied im Aussehen desselben, u. unterscheidet man hiernach: Blättertorf, Wurzeltorf, Fasertorf, Moostorf, Holztorf, Erdtorf u. Pechtorf. Nach Art der Gewinnung bezeichnet man den T. entweder als Stichtorf u. Streichtorf od. Baggertorf. Ersterer ist solcher, der durch Ausstechen mit dem Grabscheit od. Stechspaten sogleich in ziemlich regelmäßig viereckigen Stücken ausgestochen wird, während man letzteren, ähnlich wie Mauerziegel, in Formen streicht. In beiden Fällen werden die Torfsteine auf hölzernen Stellagen an der Luft getrocknet, die am besten in gegen den Regen geschützten Torfschuppen aufgestellt werden. Seit einer Reihe von Jahren schon ist in vielen Gegenden das Pressen der Torfsteine eingeführt. Unter den verschiedenen Methoden, die hierbei in Anwendung gebracht werden, hat nam. diejenige von Exter in München vielfache Verbreitung gefunden; dieselbe besteht darin, daß man den T., so wie er aus dem Moore kommt, in eiserne Retorten bringt, in welchen er getrocknet u. schließlich einer Temperatur von ca. 120° C. ausgesetzt wird; man preßt dann den T. bei dieser Temperatur ohne allen Zusatz von Bindemitteln mittels Dampfdruck in Preßcylindern unter einem Drucke bis zu 150,000 Kg. zu Steinen, die an den Ecken abgerundet sind, eine glatte Oberfläche haben u. die Finger beim Angreifen nicht beschmutzen. Auch erdige Braunkohle wird auf diese Weise jetzt vielfach in Preßsteine verwandelt. Nach einer andern Methode wird der Torf zwischen eisernen Walzen gepreßt, welche das Wasser herausdrücken u. ihn in Form dünner zusammenhängender Platten bringen, die dann in viereckige Stücke geschnitten werden. Auch die Schlickeisen'sche Dampfziegelpresse ist zum Pressen von T. sehr empfohlen worden. Der T. bildet in vielen Gegenden ein wichtiges, zuweilen das einzige Brennmaterial; man verwendet ihn auch zur Leuchtgasbereitung u. Herstellung von Torftheer, aus welch letzterem man Paraffin u. ein flüssiges Leuchtmaterial, Turfol genannt, abscheiden kann. Die beim Verbrennen zurückbleibende Torfasche kann als Düngemittel für Wiesen u. Felder benutzt werden; auch kann man frischen T. in Verbindung mit Kalk zur Vermehrung des Humusgehaltes schwerer Bodenarten benutzen. Die Torfkohle wirkt entfärbend u. absorbirend. Größere Torflager finden sich in Deutschland zwischen Augsburg u. München (Haspelmoor), das Dachauer Moos, ferner in Oberbayern (Kolbermoor, Staltacher Moor), in der Provinz Hannover, in Oldenburg, Schleswig-Holstein, den preußischen Marken; Hochmoore von geringerer Ausdehnung auf fast allen Gebirgen, nam. in den Alpen.

**Torgau**, Kreisstadt im Reg.-Bez. Merseburg der preuß. Provinz Sachsen, auch Festung 2. Ordnung, mit 10,730 E. (1875), liegt am linken Ufer der Elbe u. an der Eisenbahn Halle-Cottbus-Guben. Es ist Sitz der Kreisbehörden, einer Superintendentur, hat Gymnasium u. Realschule u. treibt Weberei, Strumpfwirkerei, Gemüse- u. Hopfenbau u. starke Schiffahrt. Das 1481 erbaute Schloß Hartenfels, das von 1771 an als Zucht- u. Arbeitshaus, seit 1780 auch als Irrenanstalt benutzt wurde, dient jetzt als Kaserne u. Kriegsmagazin. Die Festungswerke bestehen aus 6 ganzen u. 2 halben Bastionen, 2 Forts u. einem Hornwerk jenseit der Elbe. T. war schon zur Zeit Kaiser Heinrich's I. Hauptstadt einer Grafschaft. Ende des 13. Jahrh. kam es vorübergehend mehrmals in die Hände der Markgrafen von Meißen. 1305 eroberte es Markgraf Diezmann, u. bis 1547 war T. häufig Residenz sächs. Kurfürsten. 1526 wurde hier das Torgauer Bündniß zwischen Sachsen u. Hessen gegen die Katholischen geschlossen. 1530 verfaßte hier Luther mit seinen Freunden die Torgauer Artikel, die später zur Grundlage der Augsburgischen Konfession dienten, wie das Torgauische Buch, die Grundlage der Konkordienformel (s. d.). 1552 wurde hierher wegen der Pest auf kurze Zeit die Wittenberger Universität verlegt, u. von 1591 bis 1601 administrirte von T. aus Herzog Friedrich Wilhelm von Weimar während der Minderjährigkeit Christian's II. Kursachsen. Am 15. Aug. 1759 ergab sich aus Mangel an Kriegsbedarf die preuß. Besatzung den Oesterreichern, nachdem sie noch am 12. u. 13. dieselben zurückgeschlagen hatte. Am 3. Nov. 1760 siegten hier die Preußen über die Oesterreicher. Die Befestigungen T.'s sind auf Veranlassung Napoleon's 1810 begonnen u. erst durch die Preußen, denen T. 10. Jan. 1814 übergeben wurde, zu Ende geführt worden.

**Torgot**, s. unter „Kalmüken“.

**Tories u. Whigs** (engl., spr. Tohrihs u. Uuiks, Einzahl: Tory u. Whig) heißen seit Karl II. die beiden großen politischen Parteien, die sich in England gegenüberstehen und um die Herrschaft streiten. Die Namen waren ursprünglich Schimpfnamen, die sich seit etwa 1680 die Anhänger des Hofs (Royalisten) u. des Parlaments gegenseitig beilegten, u. werden verschieden erklärt. „Tory“ halten die Einen für ein keltisches od. ersisches Wort, welches Räuber (von „toree“, gieb her) bedeutete, die Anderen leiten es von „Tar a ry“ (d. i. Komm, o König!) ab; für die erstere Erklärung spricht der Umstand, daß zuerst das Volk

die kathol. Räuberbanden, welche zur Zeit Karl's I. unter dem Vorwande royalistischer Tendenzen Irland verwüsteten, Tories nannte. „Whig" wird theils auf das gäl. „Whig-gamor" (d. i. Pferdetreiber), einen von dem beim Antreiben der Pferde gebräuchlichen Rufe „Whigam" abgeleiteten Spottnamen der frommen Bauern in Westschottland, theils auf das „Whig" genannte Lieblingsgetränk dieser Bauern (Dünnbier od. Molken), theils endlich neuerdings auf die Anfangsbuchstaben einer Losung der Puritaner zur Zeit Cromwell's: „We hop in God" (d. i. Wir hoffen auf Gott) zurückgeführt; nach letzterer Erklärung wäre also der Name ähnlich wie der des Ministeriums Cabal (s. d.) entstanden. Seit den großen Parlamentsreformen von 1832, 1852 u. 1867 haben sich übrigens die früheren Parteiverhältnisse wesentlich umgestaltet.

**Torlonia**, eine in den röm. Fürstenstand erhobene u. heute mit den ältesten u. angesehensten röm. Geschlechtern verschwägerte Bankierfamilie. Ihr Gründer war Giovanni **T.**, geb. zu Siena 1754, der sich aus den niedrigsten Verhältnissen zum Bankier u. Großhändler emporarbeitete, durch Unternehmungsgeist, Thätigkeit, Umsicht u. Glück einen ungeheuren Reichthum erwarb, die alten Conti'schen Besitzungen Poli u. Guadagnolo an sich brachte u. damit 1809 den Herzogstitel erlangte. Später kaufte er auch das Herzogthum Bracciano, die einstige Baronie der Orsini, die aber der Folgende an die Familie Odescalchi wieder verkaufte. Nach seinem 25. Febr. 1829 zu Rom erfolgten Tode wurde sein ältester Sohn, Marino **T.**, geb. zu Rom 6. Sept. 1796, gest. zu Frascati 30. Sept. 1865, das Haupt der Familie, während dessen jüngster Bruder das Bankgeschäft erbte. Marino T. war ein geistig unbedeutender, aber guter Mann, der jedoch eine edle Leidenschaft, die des Bauens, hatte. Die ganze Umgebung seiner Wohnung, des Palazzo Nuñez an der Via Condotti, den er 1831 dem Prinzen Jérôme Bonaparte abgekauft hatte, schuf er völlig um. Aus seiner Ehe mit der Prinzessin Anna Sforza-Cesarini (gest. im Febr. 1874) hatte er zwei Söhne: der jüngere, Don Giovanni **T.**, geb. zu Rom 22. Febr. 1831, gest. daselbst 29. Nov. 1858, war einer der wenigen jungen Römer aus höherem Stande, die an der Literatur selbstthätigen Antheil nehmen; er war in der Philosophie bewandert u. besaß auch ein anmuthiges poetisches Talent; der ältere, Giulio **T.**, Herzog **v. Poli u. Guadagnolo**, geb. zu Rom 15. April 1824, war seit 1850 mit der Prinzessin Teresa Chigi Albani verheirathet u. starb, auf einer Reise begriffen, 22. Juni 1871 zu Sinigaglia. Jetziger Chef des Hauses, bez. der herzoglichen Linie, ist daher der älteste Sohn des Letztgenannten, Leopoldo **T.**, Herzog **v. Poli u. Guadagnolo**, geb. 25. Juli 1853. — Ein zweiter Sohn des Giovanni T., Don Carlo **T.**, geb. zu Rom 18. Dez. 1798, starb als Komthur des Johanniterordens 1. Jan. 1848. — Fürst Alessandro **T.**, Prinz **v. Civitella-Cesi, Musignano, Canino u. Farnese**, jüngerer Bruder des Vorigen, geb. zu Rom 1. Juni 1800, wurde der Gründer der fürstlichen Linie des Hauses u. als Erbe des Bankgeschäfts der Mehrer des vom Vater hinterlassenen Vermögens, indem er nam. die Salz- u. Tabaksregie in Rom u. Neapel pachtete u. günstige Anleihen abschloß. Dabei hat er noch mehr gebaut u. geschaffen als sein ältester Bruder; auch hat er vielfach seinen menschenfreundlichen Sinn bethätigt u. gemeinnützige Unternehmungen gefördert; zu letzteren gehört die Trockenlegung des Fucinosees. Seiner Ehe mit der Prinzessin Teresa Colonna-Doria (geb. 1823, gest. im März 1875) sind nur zwei Töchter entsprossen. Die ältere derselben, Donna Anna Maria, geb. 1855, ist seit 1872 mit dem Prinzen Giulio Borghese (geb. 1847) vermählt, der infolge dessen den Namen T. u. den Titel „Herzog v. Ceri" angenommen hat.

**Tormentille** (Potentilla silvestris, *Neck.* od. P. Tormentilla, *Schrk.* od. Tormentilla erecta, *L.*), eine niedliche, zu den Rosaceen gehörige Waldpflanze mit knolligem Wurzelstocke, welcher nicht nur einen rothen Farbstoff (darum auch Blut- od. Rothwurz), das sog. Tormentillroth, sondern auch viel Gerbstoff enthält, weshalb sie bald als Heil-, bald als Gerbmittel häufig verwendet wird. Noch heute läßt das Volk diese Wurzel mit Spiritus ausziehen, um einen magenstärkenden Branntwein zu gewinnen. Gleich den meisten Fingerkräutern zeichnet sich die T. durch niedliche gelbe Blumen u. durch getheilte (hier zu dreien) Blätter aus.

**Torna**, ungar. Komitat, 11,22 □M. mit 23.176 Seelen Civilbevölkerung (1869), grenzt östl. an das Komitat Abauj, südl. an Borsod, westl. an Gömör u. nördl. an die Zips u. besteht hauptsächlich aus dem Tornaer Thal. Der Tornafluß geht hier in die Bodva. Der felsige Boden ist wenig fruchtbar, bringt aber doch etwas Getreide, Wein, Gartengewächse u. Hanf. Gegen 40% des Gebietes sind Wald. Das Gebirge liefert Eisen u. Kupfer. Die Bewohner sind großentheils Magyaren u. zur Hälfte katholisch. Hauptort ist der Flecken **T.** (Turnya) an der Jabloncza mit 1400 E., betreibt Tuchweberei u. Weinbau. In der Nähe liegen die Ruinen des Schlosses T., nach welchem das Komitat benannt ist.

**Tornberg**, Carl Johann, schwed. Orientalist, geb. zu Linköping 23. Okt. 1807; studirte seit 1826 in Upsala Theologie u. Philologie, wurde daselbst 1835 als Dozent der arab. Literatur angestellt u. 1847 Professor des Orientalischen in Lund, wo er 6. Sept. 1877 starb. Das Hauptverdienst T.'s ist die Ausgabe des Ibn-el-Athir (12 Bde., Lund 1862—72). Außerdem gab er heraus: Ibn el-Vardi's „Fragmentum libri Mirabilium" (2 Bde., mit lat. Uebersetzung, Upsala 1835—39), Fezani's „Annales regum Mauritaniae" (2 Bde., mit lat. Uebersetzung u. Anmerkungen, ebd. 1843—46) ꝛc. Auch lieferte er beschreibende Kataloge der orient. Codices in den Universitäts-Bibliotheken zu Upsala (1849) u. Lund (1850) u. machte sich um die Erklärung orient. Münzen wesentlich verdient.

**Torneä** (spr. Torneo), Stadt mit 791 E. (1870) im finnischen Län Uleäborg; liegt auf einer Halbinsel, welche die Torneä-Elf, der schwed.-finnische Grenzfluß, bei ihrer Mündung in die Ostsee bildet. Drei ungepflasterte Hauptstraßen von N. nach S. u. 14 kleinere durchschneiden den kleinen Hafenort, der aber der wichtigste Handelsplatz Lapplands ist. Man handelt mit Fischen, Theer, Butter, Hanf, Renthierleder u. geräucherten Renthierzungen, welche die Lappen hierher zu Markte bringen. Mitte Juni wird T. viel besucht, um die Mitternachtsonne zu sehen. Man besteigt zu diesem Zwecke den einige Meilen nördl. von T. gelegenen Berg Afwasaxa, auf welchem die Sonne eine Woche ohne Unterbrechung sichtbar ist. 1736 u. 1737 stellte hier Anders Celsius u. 1801—1803 Prof. Svanberg aus Upsala Beobachtungen zum Zwecke der Gradmessung an. — T. kam 1809 mit einem Theile Lapplands an Rußland. 1854 wurde es infolge des Krimkrieges vorübergehend von den Engländern besetzt.

**Torontál**, ungar. Komitat, mit dem Kreise Nagy-Kikinda 124,64 □M. mit 413,010 Seelen Civilbevölkerung (1869), ist nördl. durch die Maros von den Komitaten Csanád u. Csongrád, westl. durch die Theiß vom Komitat Bacs getrennt u. grenzt im S. an das Banater Grenzgebiet. Das ganze Komitat ist eine vollständige, aber ungemein sumpfige Ebene; denn außer den Sümpfen, die sich an der Maros u. Theiß hinziehen, nehmen die Alibunarer u. Illantser Sümpfe u. die Moräste Fekete-Tó u. Fejer-Tó so große Dimensionen an, daß gegen 30 □M. Sumpfterrain sind. Die Bega u. der Begakanal, die Temes u. der Berzavakanal durchziehen langsam das Gebiet, u. der von der Maros sich abzweigende Arankafluß verliert sich ganz in den Theißsümpfen. Die Luft ist daher ungesund, aber der Boden, soweit er nicht Sumpf ist, sehr fruchtbar. Weizen u. andere Getreidearten, Tabak, Wein u. selbst Reis werden in Menge gewonnen. ¹/₄ des Ganzen ist noch Wald od. Gebüsch. — Die Mehrzahl der Bewohner sind Raizen u. Rumänen u. gehören der Griech.-unirten Kirche an, aber auch viele deutsche u. franz. Kolonisten wohnen hier. Die Hauptbeschäftigung ist außer Ackerbau Rindvieh-, Pferde- u. Schafzucht. Die bedeutendsten Orte sind Groß-Becskerek (19.666 E.) u. Groß-Kikinda (18.831 E.).

**Toronto**, nordamerikanische Stadt, Hauptstadt der britisch-canadischen Provinz Ontario, mit 56.092 E. (1871); liegt am Nordufer des Ontariosees, 6 M. von dessen Westende, hat einen vortrefflichen, durch eine dem Ufer parallele Halbinsel geschlossenen Hafen mit einem Leuchtthurm, ist der Sitz des Leutnant-Gouverneurs u. der höchsten Behörden der Provinz u. verschiedener Konsuln, hat zahlreiche schöne Gebäude, worunter bes. das Postamt, u. liegt in einem durchaus nicht rauhen Klima (das Mittel im Februar — 4,10° R., im Juli 15,50°). Die 1843 gegründete u. ganz nach engl. Muster angelegte Universität genießt guten Ruf, ebenso die Ackerbauschule; außerdem besteht noch eine technische Lehranstalt, eine Normalschule, 14 freie Schulen u. eine Irrenanstalt. Ein episcopaler u. ein kathol. Bischof u. 22 Kirchen sorgen für die religiösen Bedürfnisse. Die Industrie ist unbedeutend, sehr stark dagegen der Handel, bes. mit Holz, Petroleum, Getreide u. Salz. Bahnen verbinden T. mit dem O. (Montreal) u. W. (London ꝛc.), ein Dampfer mit Niagara. T. wurde 1794 gegründet u. hieß ursprünglich York.

**Torpedo** (von torpedo, der Zitterrochen), auch Wasserschlag (Wassermine ꝛc.), heißt ein seit dem Amerikanischen Kriege zur großen Geltung gelangtes Kriegsmittel, nämlich eine unterseeische Mine, welche im geeigneten Moment sich entzündet u. mit der man die Absperrung eines Hafens, des Fahrwassers, eines wichtigen Küstenplatzes od. eines vor Anker liegenden Schiffes gegen feindliche Fahrzeuge bezweckt, die nach Umständen aber auch als wirkliche Trutzwaffe dienen kann. Danach unterscheidet man zwischen Defensiv- u. Offensiv-T. Der T. besteht im Allgemeinen

aus einem wasserdichten, mit einer kräftigen Sprengmasse (Pulver, Schießbaumwolle, Nitroglycerin, Dynamit ꝛc.) gefüllten Behälter, dessen Inhalt sich entweder durch Stoß od. Reibung entzündet (Kontakt T.) od. von einem entfernten Punkte aus mittels elektrischer od. mechanischer Leitung zur Explosion gebracht wird. In Fig. 5253 ist T der in dem Rahmen R an dem Balken B aufgehängte T. Durch einen Stoß an t

Nr. 5253—54. Zwei Torpedo-Entzündungsvorrichtungen.

Nr. 5255. Auslegen des Stangentorpedos.

wird die auf zwei Pfosten p ruhende Stange s verschoben, wobei das Reibungsstück r die in k befindliche Zündmasse entflammt. Fig. 5254 zeigt eine andere Entzündungsmethode. Biegt hier der Anstoß eines Schiffes den Riegel r zurück, so kommt die in einer Röhre innerhalb des T.s G befindliche Kugel K ins Rollen und entzündet die explodirbare Masse Z, was nöthigenfalls auch vom Lande aus durch den Leitungsdraht l geschehen kann. Die Offensiv-T.s haben außer ihrer zerstörenden Bestimmung auch noch die Aufgabe, unter Wasser rasch u. sicher an das zu zerstörende Ziel heran zu kommen; in dieser Hinsicht führt ihre Entstehung auf die Taucherschiffe zurück. Robert Fulton's zu Anfang dieses Jahrhunderts gebautes Taucherschiff wurde durch horizontale u. vertitale Schrauben bewegt, sank durch Einlassen von Wasser, stieg durch Auswerfen desselben u. führte Sprengkörper mit sich, das Schiff erwies sich als für Kriegszwecke wenig brauchbar. Der Engländer Nasmyth baute 1853 einen Schraubendampfer, der so weit unter Wasser gehen konnte, daß

Nr. 5257. Auslegen des Whithead'schen Fisch-Torpedos.

nur noch der Schlot sichtbar blieb, u. an dessen Vordertheil eine Art Geschützrohr zum Schleudern eines großen Sprenggeschosses angebracht war. Ein ähnliches Fahrzeug tauchte 1863 in den Vereinigten Staaten auf, ohne indessen Bedeutung zu erlangen. Der Submarine-Ingenieur

Nr. 5256. Angriff eines amerikanischen Rudertorpedobootes.

Wilh. Bauer war der Erste, der unter Wasser Schießversuche vornahm u. sein Taucherboot durch komprimirte Luft trieb. Alle diese Versuche halfen das moderne Torpedowesen begründen. Die Offensiv-T.s werden entweder mittels einer Bugsirleine an das feindliche Schiff herangeführt (Schlepp-T.) od. (als Treib-T.s) dem Winde u. der Strömung überlassen, od. auch von flachen kleinen Booten mittels einer langen Stange

an dem zu zerstörenden Schiffskörper abgesetzt (Stangen-T., Fig. 5255); außerdem können sie durch eine ihnen selbst innewohnende Kraft (komprimirte Luft ꝛc.) od. nach Art eines Geschosses durch Geschütze auf eigens dazu ausgerüsteten Booten ihrem Ziel zugeschleudert werden (Projektil T.). Unter den Projektil T.s sind als wichtigste Formen die Ericson'schen, Lay'schen u. Harvey'schen Konstruktionen sowie der Fischtorpedo von Luppis-Whithead zu nennen. Die T.s sind die gefährlichsten Gegner der Panzerschiffe, welche sich nur durch größte Wachsamkeit, Schleppnetze, kleinere Rekognoscirungsboote mit gewandten Tauchern ꝛc. vor der vernichtenden Gewalt des tückischen Feindes schützen können; bei unvorsichtiger Behandlung können die T.s jedoch auch für die eigenen Fahrzeuge gefährlich werden. In ausgedehnterem Maße kamen diese Sprengkörper erst im Amerikan. Kriege zur Verwendung (durch sie wurden in zwei Jahren fünf Panzerfahrzeuge u. zehn verschiedene Dampfschiffe kampfunfähig gemacht); 1864 benutzten sie die Dänen, 1866 die Oesterreicher (Absperrung des Triester Hafens), 1870/71 die Deutschen (Verlegen der Flußmündungen ꝛc.) u. neuerdings mit besonderem Geschick die Russen auf der Donau. Die deutsche Marine besitzt eine besondere Torpedo-Abtheilung u. außerdem zwei sog. Torpedoboote, „Ziethen“ u. „Ulan“. Ersteres schleudert seinen T. unter Wasser wie ein Projektil gegen das feindliche Schiff, bei letzterem wirkt der T. erst im Augenblick des Zusammenstoßes beider Fahrzeuge, dessen möglichen Folgen die Mannschaft des Angreifers nöthigenfalls auf einem mitgeschleppten Floße entgeht.

**Torquay** (spr. Torkih), Stadt mit 21,657 E. (1871) in der Grafschaft Devon im südwestl. England, in schöner Lage am Nordende der Torbai am Kanal La Manche u. an einer Zweiglinie der Eisenbahn Exeter-Plymouth, ist einer der angenehmsten u. mildesten Badeorte Englands mit prächtigen Badeeinrichtungen, Konversationshalle, Museum, Theater ꝛc. u. zahlreichen Fabriken u. Werkstätten.

**Torre del Greco,** Stadt mit 18,950 E. (1871) in der südital. Prov. Neapel, schön gelegen am Golfe von Neapel u. an der Eisenbahn Neapel-Eboli, hat mehrere Kirchen, schöne Landhäuser, treibt Thunfisch- u. Sardellenfang u. bes. viel Korallenfischerei, Schiffahrt u. Weinbau. – Die Stadt, von Kaiser Friedrich II. gegründet, liegt auf dem Lavastrom von 1631, der zwei Drittel des Ortes begrub, u. hat viel von Erdbeben u. Ausbrüchen des Vesuv zu leiden gehabt, so 1737, 1794, 1857 u. nam. 8. Dez. 1861, wo bei Gelegenheit des Vesuvausbruches 11 kleine Schlünde oberhalb der Stadt sich öffneten, die Straßen aufgerissen, die Häuser erschüttert wurden, Alles mit Asche sich bedeckte u. das nahe Seegestade über 1 m. sich hob.

Nr. 5258. Evangelista Torricelli (geb. 15. Okt. 1608, gest. 25. Okt. 1647).

**Torre dell' Annunziata** (Torre della Nunziata od. blos T. Annunziata), Stadt mit 15,321 E. (1871) in der südital. Provinz Neapel in reizender Lage am Busen von Neapel u. an der Bahnstrecke Neapel-Eboli, hat Fabriken in Waffen u. Schießpulver, bereitet gute Maccaroni u. handelt mit Getreide u. Mehl. Wenig östlich davon liegen die Ruinen von Pompeji (s. d.).

**Torrenssee,** Binnensee in der britischen Kolonie Südaustralien, zwischen 30° 20' u. 32° südl. Br. u. unter dem 138.° östl. L. von Greenwich, 28 M. lang u. 5–7 M. breit, außerordentlich flach u. während eines großen Theiles des Jahres mehr Sumpf als See, liegt nur 23 m. über dem Meere u. bildet die tiefste Senkung des Binnenlandes. Er ist salzig, von kahlen Sanddünen umgeben, die völlig wie ein Meeresufer erscheinen, u. liegt in einem wol noch nicht lange vom Meereswasser verlassenen Gebiet. Der nördl. von ihm liegende Eyresee wurde bis in die neueste Zeit auf den Karten als eine hufeisenförmige Krümmung des T.s selbst angegeben.

**Torresstraße,** eine 1606 von dem span. Seefahrer Luis Vaz de Torres entdeckte Meerenge im Großen Ozean, welche die Nordspitze Australiens (Kap York) u. Neuguinea trennt u. das Harafurameer im W. mit dem Korallenmeer im O. verbindet; sie ist 20 M. breit, nur 50 m. tief u. umschließt zahlreiche Inselchen u. Korallenriffe, darunter die zu Queensland gehörigen Prince of Wales- u. die Banks-Inseln. Zwischen den Cooks-Inseln u. Australien bildet die Endeavourstraße einen westl. Eingang in die T.

**Torricelli** (spr. Torritschelli), Evangelista, ital. Mathematiker u. Physiker, geb. zu Piancaldoli in der Romagna Fiorentina (nach Anderen zu Faenza, nach noch Anderen zu Modigliana im Toscanischen) 15. Okt. 1608; studirte seit 1628 in Rom unter der Leitung Benedetto Castelli's Mathematik, folgte 1641 einem Rufe des damals schon erblindeten Galilei nach Florenz, um denselben bei der Bearbeitung seiner „Discorsi“ zu unterstützen, wurde daselbst 1642 Prof. der Mathematik u. Physik u. starb ebendaselbst 25. Okt. 1647. Seine „Opera geometrica“ (Flor. 1644) enthalten seinen berühmten „Trattato del moto“ u. Mittheilungen über seine Entdeckungen u. Erfindungen. Unter diesen ist die wichtigste die des Quecksilber-Barometers (s. über dieses u. die sog. T.'sche Leere die Art. „Barometer“, „Horror vacui“ u. „Leere“), die er 1643 machte. Auch fertigte T. vortreffliche Mikroskope u. Linsengläser für Teleskope.

**Torshok,** Stadt mit 15,147 E. (1867) im großrussischen Gouvernement Twer, in freundlicher Lage an der Twerza, einem Wolganebenflusse, u. an der Eisenbahn Ostaschkowo-Rschewo, hat über 20 Kirchen, ein geistl. Seminar, gute Schulen, rege Industrie u. bedeutenden Handel. Sehr gesucht sind bes. die Waaren der Schuhmacher, Riemer, Schmiede u. Honigbäcker von T. Die Gold- u. Silberstickereien auf Maroquin werden in ganz Rußland verkauft. Ferner giebt es viele Malzdarren, Graupenmühlen u. Gerbereien. Der Handel beschäftigt sich bes. mit Getreide, Mehl, Seife, Lichtern ꝛc. — 1316 siegte bei T. der Großfürst Michael Jaroslawitsch über den Fürsten Georg v. Moskau. 1372 nahm der Großfürst Dimitri die vom Fürsten Michael von Twer vertheidigte Stadt, mußte sie aber bald wieder aufgeben.

**Torsion** s. v. w. Drehung, bezeichnet in der Mechanik die Veränderung, welche ein an einem Ende befestigter Stab, Balken, Feder, Draht ꝛc. erfährt, wenn sein anderes Ende gedreht wird. Die Kraft, mit welcher der Körper dann dem Zerdrehen widersteht, heißt die Torsionsfestigkeit desselben, die Kraft, mit welcher ein elastischer Körper der T. entgegenwirkt, die Torsionselastizität. Da diese letztere Kraft im einfachen Verhältnisse mit der Größe der Drehung zunimmt, hat man sie auch zur Messung anderer (magnetischer, elektrischer ꝛc.) Kräfte benutzt s. „Coulomb's Drehwage“.

**Torso** (ital.), eigentlich Strunk, Baumstumpf, wird vorzugsweise der Rumpf einer antiken Bildsäule genannt, der Kopf, Arme u. Beine fehlen.

**Torstenson,** Linnard **T.,** Graf **v. Ortala,** schwedischer General im Dreißigjähr. Kriege, war 17. Aug. 1603 zu Torstena bei Wenersborg geboren, studirte in Padua (wo man ihm im Prato della Valle eine Statue errichtet hat) u. begleitete als Oberst seinen König Gustav Adolf 1630 nach Deutschland. Bei Nürnberg 24. Aug. 1632 gefangen genommen, schmachtete er viele Monate in einem feuchten Kerker zu Ingolstadt, bis Wallenstein seine Heimsendung von Maximilian erwirkte. Obwol seitdem durch das Podagra an die Sänfte gefesselt, befehligte er ein schwedisches Corps im Kampfe mit Polen u. trat nach dem Frieden von Stuhmsdorf 1635 unter dem Oberbefehl Banér's (s. d.) wieder in Deutschland auf. Nach kurzem Aufenthalte in Schweden begann er 1642 als schwedischer Oberfeldherr seinen ruhmvollen Siegeslauf. Mit überraschender Schnelligkeit eroberte er im Mai u. Juni ganz Schlesien, entführte aus Olmütz die reiche Jesuitenbibliothek, zog sich vor der kaiserlichen Armee unter Piccolomini u. dem Erzherzog Leopold Wilhelm bis nach Breitenfeld bei Leipzig zurück u. vernichtete dieselbe fast gänzlich in der Schlacht vom 23. Okt. (a. St.) 1642. Nachdem er lange vergeblich vor Freiberg gelegen hatte, brach T. wieder in Schlesien u. Mähren ein, wurde aber plötzlich nach dem Norden abgerufen, weil Christian IV. von Dänemark wieder in Holstein eingefallen war. In Eilmärschen begab er sich dorthin, übertrug aber die Führung des Krieges gegen die Dänen Horn u. Wrangel, um Gallas, der ihn verfolgte, nach dem Süden zu treiben. Dieser floh bis in das Herz von Böhmen, wo er bei Jankau in der Nähe von Tabor 24. Febr. 1645 eine so vollständige Niederlage erlitt, daß die schwedischen Truppen bis in die Nähe von Wien vordringen konnten, gegen welches von Osten her Georg Rakoczy aus Ungarn heranzog. Von dem sächsischen Kurfürsten erzwang T. 6. Sept. einen Waffenstillstand, der den Schweden die Besetzung Leipzigs u. Torgau's sowie reichliche Kontributionen gewährte, legte aber, nachdem er lange vergeblich vor Brünn gelegen hatte, aus Mangel an Truppen u. Kriegsmitteln, überdies von Krankheit u. Mißmuth geplagt, 5. Dez. 1645 das Oberkommando nieder.

zum Grafen von Ortala u. Generalgouverneur von Westgothland erhoben, starb er 7. April 1651 zu Stockholm.

**Tortola,** eine der Jungferninseln (s. d.).

**Tortona,** Stadt mit 6785 E. (1871), Hauptort eines Distriktes in der oberital. Provinz Alessandria; liegt an einem Vorhügel des Ligurischen Apennin an der Scrivia, einem Nebenflusse des in den Po gehenden Tanaro, u. an der Eisenbahn Genua-Voghera-Mailand, ist Sitz eines Erzbischofs, hat ein bischöfliches Seminar, viele Klöster, eine Kathedrale u. acht andere Kirchen u. treibt etwas Seiden-, Hut- u. Lederfabrikation. Die Umgegend liefert Reis u. Champignons. Die ehemals guten Festungswerke T.'s sind nach der Schlacht von Marengo durch die Franzosen ganz zerstört worden. — T. ist das alte Dertona, als röm. Kolonie hieß es Dertona Julia. Nach dem Untergange des weström. Reichs gehörte es den Langobarden, dann Karl d. Gr. u. dem deutschen Kaiserreiche, dessen Herrschaft es aber mehrmals abzuschütteln versuchte, so daß es Friedrich I. belagern mußte u. 1155 zerstörte, doch wurde T. durch Mailand wieder aufgebaut. 1706 eroberten es die Kaiserlichen, 1734 die Franzosen u. Savoyer, welch Letzteren es durch den Frieden von 1736 zugesprochen wurde. Von 1745–46 hielten es die Spanier besetzt; 1796 kam es in die Hände der Franzosen, 1799 in die der Oesterreicher, die es aber nach der Schlacht von Marengo wieder räumen mußten. Darauf bis 1814 französisch, kam T. an Sardinien u. mit diesem an das Königreich Italien.

ein gerichtliches Eingeständniß zu erpressen suchte. Die Anwendung der T., bes. in Gestalt des schmerzhaften Ausreckens des Körpers, war schon dem röm. Kriminalrecht bekannt, wenn auch ursprünglich nur auf die Sklaven beschränkt; die Aussagen derselben, zumal wenn sie gegen den eigenen Herrn gerichtet waren, hatten nur Gültigkeit, wenn sie auf der Folter bestätigt waren. Zu der raffinirten Ausbildung der T., wie sie sich seit dem 13. Jahrh. findet, hat leider die Kirche das Meiste beigetragen. Denn die altgermanischen Gottesurtheile (s. d.), die man häufig als Vorbilder der T. bezeichnet hat, waren weder so ausgesucht grausam, noch beschränkten sie sich blos auf den Angeklagten. Die kirchliche Inquisition (s. d.) dagegen hielt gegen Ketzer u. Hexen (s. d.) Alles für erlaubt, u. die üblichen drei Stufen der Strick-, Wasser- u. Feuerprobe gestalteten sich oft zu unerhörten Qualen. Erstere bestand in der Einschnürung der Arme od. Beine od. der gewaltsamen Ausreckung des schwebenden Körpers; die zweite Stufe in der gewaltsamen Einfüllung vielen Wassers in den so gereckten Körper, eine T., die auch im peinlichen Franz. Recht eine Rolle spielte; die Feuerprobe endlich bestand in dem Brennen mit Fackeln od. glühenden Eisen an verschiedenen Stellen des nackten Körpers. In England war dafür bes. die T. durch Hunger u. Durst üblich, wobei man die Qual des Durstes noch durch überſalzene Nahrung erhöhte. In Deutschland befleißigte sich das peinliche Recht zwar eines gewissen Systems in der T., hat aber den traurigen Ruhm, in der Ersinnung von Qualen u. Torturwerkzeugen vor anderen erfinderisch gewesen zu sein, wofür die hier u. da noch erhaltenen Folter-

Nr. 5259. Folterkammer in Nürnberg.

**Tortosa,** Stadt u. Festung mit 24,702 E. (1860) in der span. Provinz Tarragona, liegt 13 m. über dem Meeresspiegel in freundlicher, gut bewässerter Ebene am linken Ufer des Ebro, über den hier eine Schiffbrücke führt, u. an der Eisenbahn Almansa-Valencia-Tarragona. Der alte, aber freundliche Ort, von imposantem Anblick, ist Sitz eines Erzbischofs, hat viele Kirchen u. einige Industrie in Seife, Porzellan u. Papier. In der Umgegend sind Marmor- u. Alabasterbrüche. — Nahe dem heutigen T. liegen die Ruinen des alten Dertosa, zur Römerzeit Stadt der Ilercaoner. Im Mittelalter war T. im Besitze der Mauren, denen es 804, aber nur für kurze Zeit, der Feldherr Ludwig's von Aquitanien entriß; endgiltig verloren sie es erst 1148. 1649–60 hielten es die Franzosen besetzt. 1708 ergab es sich an Karl III., wurde aber noch in demselben Jahre von Philipp wieder genommen. 1811 eroberten es nach tapferer Gegenwehr nochmals die Franzosen u. behielten es bis 1814.

**Tortur** (lat. tortūra, von torquēre, d. i. drehen, verrenken) od. **Folter**, auch „peinliche Befragung", heißen die Maßregeln, durch welche man ehedem von einem Angeklagten od. eines Verbrechens Verdächtigen

od. Marterkammern mit ihren Instrumenten sprechendes Zeugniß ablegen. Die erste Stufe bildete die sog. Bambergische T., d. h. die Geißelung des ausgereckten Körpers, sodann die Anlegung der sog. Daumenschrauben, die sich überhaupt am längsten (in manchen Ländern bis ins 19. Jahrh. herein) erhalten haben. Diese Art der Folter wurde nicht selten bis zum Ausspritzen des Blutes aus den gepreßten Daumen fortgesetzt. Die zweite Stufe war die Strickfolter (s. o.) u. weiter die Einschnürung der Füße durch die sog. span. Stiefeln. Dazu ersann man besondere Instrumente zum Zerquetschen einzelner Glieder; so das Mecklenburgische Instrument zur Einpressung der kreuzweis geschnürten Daumen u. Zehen, die „Pommersche Mütze" zur Einpressung des Kopfes, andererseits die fürchterliche eiserne Birne, die in den Mund gesteckt u. durch eine Feder auseinandergeschnellt wurde. Auf der dritten Stufe folgten verschiedene Arten der Ausreckung auf einer Leiter od. durch schwere Gewichte an den Füßen, während der Gefolterte an den rückwärts aufgezogenen Armen hing; das Einstoßen von Holzsplittern unter die Fingernägel od. in den ganzen nackten Körper; das Hinundherziehen

des Körpers über eine mit Nägeln beschlagene Rolle (den sog. gespickten Hasen), die T. mit glühenden Eisen ꝛc. Es versteht sich von selbst, daß durch solche Qualen in den meisten Fällen (bes. in den Hexenprozessen) jedes gewünschte Geständniß erpreßt, eben so häufig aber auch wieder zurückgenommen wurde. Daher hatte das Geständniß auf der Folter nur Giltigkeit, wenn es später frei wiederholt wurde; doch führte auch dann die Furcht vor erneuten Qualen nicht selten zu falschen Angaben. Die Ueberstehung der Folter zog zwar die Freisprechung, meist aber auch den Verlust der Gesundheit nach sich. Der entsetzliche Mißbrauch der T. wurde zwar durch die Bestimmungen der sog. „Carolina" (s. d.) von 1532 einigermaßen eingeschränkt, aber es bedurfte erst noch der energischen Bemühungen eines Thomasius (s. d.), Voltaire u. A., ehe die Greuel der T. allmählich ganz beseitigt wurden; in Deutschland geschah dies zuerst durch Friedrich d. Gr. (1740); in Sachsen durch Friedrich August III. (1770), in Oesterreich durch Maria Theresia (1776), bis im 19. Jahrh. überall auch die letzten Reste verschwanden.

**Tory u. Whig**, s. „Tories u. Whigs".

**Tosa** (ital. Toce [spr. Totsche] od. Toccia [spr. Totscha]), ein Zufluß des Lago Maggiore, entspringt unfern der Ticinoquelle an der Grenze der Schweizerkantone Wallis u. Tessin in der ital. Provinz Novara, durchläuft das Val d'Ossola, nimmt hier rechts mehrere wasserreiche Alpengewässer, wie die Devera, Diveria, Ovesca, Anza, Strona ꝛc., auf u. mündet nach einem 8 M. langen Laufe in die westl. Bucht des Lago Maggiore, der die Borromeischen Inseln vorliegen. Sie bildet wenige Stunden nach ihrem Ursprunge im Formazzo- od. Pommatthale, dem oberen Theile des Val d'Ossola, noch oberhalb Pommat selbst, den schönsten Wasserfall der Alpen. In 3 Absätzen stürzt sie mit über 20 m. Breite gegen 100 m. hoch herab.

**Toscana**, bis 1860 ein selbständiges Großherzogthum in Italien, umfaßte das untere Thal des Serchio, das oberste Tiberthal, das ganze Gebiet des Arno, den nördl. Theil der Chianasenke, den toscanischen Subapennin, die Plateaulandschaften u. die Maremmen von T., nordöstl. einige Distrikte am Ostabhange des Etruskischen Apennin u. demnach im Gebiete von Flüssen, die zum Adriatischen Meere gehen, u. die Inseln Gorgone, Elba, Pianosa, Formica, Montecristo, Giglio u. einige kleinere. In dieser Ausdehnung hatte T. 402 □M. Als Landestheil (Compartimento) des Königreichs Italien, zu welchem noch die Provinz Massa e Carrara geschlagen worden ist, beträgt seine Größe 436,8271 □M. mit 2,142,525 E. nach der Zählung von 1871, mit 2,172,832 E. nach der Berechnung von 1875, die sich auf die Bewegung der Bevölkerung bis dahin stützt. T. ist in weitem Bogen von N. durch O. nach S. umgrenzt von den Compartimenti Ligurien, Emilia, Marken, Umbrien u. Latium; seine Westgrenze bilden das Ligurische u. das Tyrrhenische Meer. Es zerfällt in die Provinzen

| | | | |
|---|---|---|---|
| Arezzo . . . . . . . | 60,0949 □M. u. | 234,645 E. | (1871). |
| Firenze . . . . . . . | 106,6606 „ „ | 766,824 „ | „ |
| Grosseto . . . . . . | 80,2825 „ „ | 107,457 „ | „ |
| Livorno . . . . . . | 5,9211 „ „ | 118,851 „ | „ |
| Lucca . . . . . . . . | 27,1182 „ „ | 208,399 „ | „ |
| Massa e Carrara . . | 32,3250 „ „ | 161,944 „ | „ |
| Pisa . . . . . . . . | 55,5016 „ „ | 265,959 „ | „ |
| Siena . . . . . . . | 68,9111 „ „ | 206,146 „ | „ |

Das ganze Gebiet hat viel Gebirgsland. Den Nordwesttheil erfüllt das Endglied des Ligurischen Apennin, die Alpe Apuana, mit dem Pizzo d'Urcello (1878 m.) u. dem Pania della Croce (1841 m.), als ein mächtiges, Marmor umschließendes Gebirge, daher Marmorapennin von Carrara, in welchem die Serpentindurchbrüche den Kalkstein metamorphosirt haben. Die südöstl. Fortsetzung der Alpe bilden die Monti Pisani mit dem Monte Serra (893 m.). Den NO. durchzieht als ein breiter, zum Theil mit Kastanien bewaldeter Rücken der Etruskische Apennin, der im Monte Falterona bei der Arnoquelle 1648 m. erreicht. Daran legt sich westl. das obere Arnothal mit einem ungeheuren Reichthume an Knochen tropischer Säugethiere, bes. Dickhäuter, wie Mastodon, Elefant, Rhinoceros ꝛc. an, so daß das Thal einer Grabstätte gleicht u. die Knochen zum Umzäunen der Felder benutzt werden. Westlich davon verlaufen auf beiden Seiten des Arno, von der Apuaneralpe bis zum Ombronethale immer tiefer werdende Parallelketten. Von der Mitte des Landes, vom Laufe der Elsa u. von Siena aus, dehnt sich mit Unterbrechungen bis zum Meere das toscanische Hügelland, das noch Berge, wie den Poggio di Montieri, bis 1013 m. trägt. Ausgesprochene Ebenen sind nur die von Pistoja u. Florenz von 65–80 m. Höhe u. die Küstenebenen (Maremmen) von Pisa bis südl. der Ombrone. An selbständigen Flüssen, die alle westl. zum Meere gehen, hat T. Serchio, Arno, Cecina, Ombrone u. Albegna. Die zur Adria fließenden Santerno, Senio, Lamone, Montone, Bidente, Savio, Marecchia ꝛc. haben nur, eben so wie Tiber, Chiana u. Fiora, ihr Quellgebiet im Toscanischen. Das Klima ist meist mild u. angenehm; nur die höheren Partien des Apennin behalten längere Zeit Schneedecke; ungesund sind die Maremmen (s. d.). — Die Vegetation ist mannichfaltig. Die Arnoebene u. das mittlere Hügelland hat herrliche Getreidefelder u. üppige Wiesen, deren Rasen auch im Winter grün bleibt. Dazwischen stehen Obst- u. Maulbeerbäume u. reihenweise rankt die Rebe an Pfählen od. an Ahorn u. Pappeln empor. Die Hügel, meist terrassenförmig hergerichtet, tragen Weinstöcke, Oliven, Obst- u. Maulbeerbäume. Höher im Gebirge hört der Oelbaum auf, aber Kastanienwälder, die der Früchte wegen gepflanzt werden, treten an seine Stelle, u. die höchsten Stellen bekleiden meist wilde Buchenwälder; auf dem sandigen Strande walten Coniferen vor, u. anderwärts treten zahlreiche immergrüne Bäume u. Sträucher, Wälder bildend, auf. — Der Acker bedeckt 36 □M., die jährliche Getreideproduktion beläuft sich auf 6½ Mill. Scheffel u. deckt nicht ganz den Bedarf; ebenso werden Flachs u. Hanf nicht ausreichend gewonnen. An Feigen, Anis, Senf, Krapp ꝛc. aber ist T. exportfähig. Die Olive, auf gegen 31 □M., bildet den hauptsächlichsten Exportartikel; die Oelbereitung aber läßt zu wünschen übrig. Der Wein auf über 40 □M. wird fast nur im Lande konsumirt. Kartoffeln werden neuerdings viel gebaut. Die Wiesen umfassen 5,3 □M., der Weidegrund 117, der Wald 104, der Kastanienwald allein 23 □M. Die Viehzucht steht dem Ackerbau nach. Man zählt etwa 110,000 Pferde u. nur 600,000 Schafe, so daß Wolle eingeführt werden muß. Die Schweine, Ziegen, Ochsen, auch Pferde weiden das ganze Jahr, im Sommer auf den Höhen, im Winter in den Maremmen. Die Bienenzucht liefert reichlich Wachs u. Honig, u. die seit dem 14. Jahrh. betriebene Seidenzucht bringt jährlich gegen 2 Mill. Pfd. Kokons. An wilden Thieren giebt es in den Wäldern Wölfe, Wildschweine, Rehe, Hasen, Füchse, Marder, Murmelthiere ꝛc., Adler sind nicht selten im Apennin; Rebhühner, Schnepfen, Wachteln u. Lerchen werden viel in den Niederungen gefunden. Die Flüsse sind reich an Fischen, bes. auch an Forellen, u. der Seefischfang liefert Thunfische, Sardellen u. Anchovis. Die Korallenfischerei wird so stark betrieben, daß jährlich für etwa 2 Mill. Mk. ausgeführt werden. Das Mineralreich gewährt Kupfer, Blei (Serravezza u. Terrinca), Quecksilber (Serravezza), Eisen (bes. Insel Elba), Schwefel an vielen Orten, Alaun, Borsäure in größeren Mengen als sonst in Europa, Salz, den berühmtesten Marmor, Alabaster (Val di Fine), Steinkohlen (Thal der Elsa) u. verschiedene Bausteine. Mineralquellen giebt es über 30. — Die Industrie ist nicht unbedeutend. Die berühmte Florentiner Strohflechterei, nördlich von Prato bis südl. nach Siena verbreitet, bringt einen jährlichen Ertrag von über 4 Mill. Mk. Die im Mittelalter hochberühmte Wollenmanufaktur liefert feinere Waare nur noch in Prato, Arezzo, Sesto u. Stia; Tuchfabrikation ist in Arezzo, Schia u. Prato. Baumwollen- u. Leinenfabrikation ist nicht stark entwickelt, dagegen seit lange sehr wichtig Seidenspinnerei (Pescia, Pistoja, Pisa, Florenz ꝛc.) u. Weberei (hauptsächlich Florenz). Die Metallindustrie ist nur als Kupferwaarenfabrikation in Pistoja u. Prato u. Gewehrfabrikation in Pistoja u. Livorno vertreten. Thon- u. Glaswaaren sind zum Theil ausgezeichnet, ganz vortrefflich die Korallen- u. Alabasterarbeiten von Florenz u. Volterra. Die Papierfabrikation ist in ganz Italien nirgends so gut wie hier. Die Volksbildung läßt zwar, wie überall in Italien, zu wünschen, über 70% der Bewohner sind Analphabeten, aber die allgemeine Bildung ist besser als in allen südlicheren Landestheilen Italiens, u. die sozialen Verhältnisse sind günstig. Der Bürgerstand ist meist wohlhabend; der Bauer, obgleich nur Bearbeiter des Bodens, dessen Ertrag ihm zur Hälfte gehört, findet sich wohler als sonst auf der Halbinsel. Er treibt in der Regel nebenbei ein anderes Gewerbe. Die Zahl der Bettler ist daher verhältnißmäßig gering. Der Adel im Großgrundbesitz lebt meist in den Städten. — Ueber 10,000 E. mit Hinzunahme der Vorstädte hatten nach der Zählung von 1871: Florenz (166,163), Livorno (85,589), Pisa (33,985), Siena (22,965), Lucca (21,286), Prato (15,022), Pistoja (12,966) u. Arezzo (11,154).

**Geschichte.** T., im Alterthum Etrurien (s. d.) od. Tuscien genannt, hatte eine Bevölkerung, welche aus Elementen der theils nach, theils neben einander darin wohnenden Völker, der Ligurer, Siculer, Umbrer, Tyrrhener u. Rasener, gemischt war u. sich durch kühne Seefahrten, durch Baukunst, Erzguß u. Terracotten frühzeitig einen Namen machte. Nach dem dritten Samniterkriege 280 von den Römern unterworfen, theilte das Land alle Schicksale der Republik u. des Kaiserthums, gerieth 476 in die Gewalt Odoaker's, 493 in die der Ostgothen, 568 in die der Langobarden. Doch blieb schon damals der südl. Theil des alten Tusciens zum griech. Herzogthum Rom gehörig u. kam später (754) mit diesem in die Hand des Papstes, während das übrige Land 774 von Karl d. Gr. erobert u. bis 951 von Nachkommen desselben als Bestandtheil des Königreichs Italien regiert wurde. Die Unthätigkeit der Herrscher, die Nothwendigkeit, sich gegen die Raubzüge der Ungarn, welche fast bis Rom vordrangen, wie gegen arabische Seeräuber zu schützen, führte einzelne

Vasallen dazu, sich mehr u. mehr unabhängig zu machen u. ihr Gebiet auf Kosten der kleineren Nachbarn zu erweitern. Zu den mächtigsten gehörten im 10. Jahrh. die Markgrafen von Tuscien. Die Könige aus sächs. Stamme begnügten sich nothgedrungen mit Huldigung u. Heeresfolge, nicht anders die fränkischen, bis über das Testament der kinderlosen Markgräfin Mathilde (s. d.), welche ihren gesammten Besitz dem röm. Stuhle geschenkt hatte, ein fast 200jähr. Streit zwischen Kaiser u. Papst entstand, der bald mit dem Kampfe der Guelfen u. Ghibellinen verschmolz u. den großen Städten T.'s, Florenz, Arezzo, Pisa, Lucca u. Siena, die Möglichkeit gab, sich republikanische Selbständigkeit zu erwerben. Vor allen stieg Florenz (s. d.) durch seine Industrie trotz immerwährender innerer Kämpfe zu hervorragender Macht empor. Um 1490 gehorchten ihm 800 ummauerte u. 12,000 offene Plätze in T. Allein die Medici (s. d.), welche geschickt u. fast unscheinbar die Demokratie in eine Monarchie umgewandelt hatten, mußten 1494 König Karl VIII. (s. d.) u. Savonarola (s. d.) weichen, kehrten von 1512—27 wieder zurück u. erhielten bei ihrer endlichen Einsetzung 1532 durch die doppelte Gunst Kaiser Karl's V. u. Papst Clemens' VII. das Gebiet der Republik Florenz, welches 1509 durch die Eroberung der Republik Pisa vergrößert war, als erbliches Herzogthum. Als Alessandro (1532—37), seit 1535 der Schwiegersohn des Kaisers, von seinem Vetter Lorenzino ermordet wurde, trat auf den Rath Guicciardini's (s. d.) Cosimo I. (1537—74) zuerst als „Signore", dann als Herzog an seine Stelle. Mit Hülfe span. Truppen bezwang er den mächtigen Freistaat Siena, der ihn von dem Kirchenstaat trennte, u. erhielt im Frieden von Câteau Cambresis 1559 das Gebiet desselben mit Ausnahme des Küstenstriches von Orbetello mit den Inseln Elba u. Giglio, den sog. stato degli presidii, der bis 1706 von Spanien, bis 1735 von Oesterreich besetzt blieb. Nicht nur dadurch wurde er der eigentliche Gründer des Staates T., den Pius V. 1569 zu einem Großherzogthum erhob, sondern mehr noch durch den innern Ausbau desselben, durch Befreiung des Landgebietes von seiner drückenden Abhängigkeit, durch Erneuerung der Universität Pisa, durch Erhebung der Akademie zu einer Staatsanstalt u. durch Gründung einer Kunstakademie (1562). Unter seinen beiden Söhnen (Franz I., 1574—87, Ferdinand I., 1587—1608) u. deren Nachfolgern (Cosimo II., 1608—20, Ferdinand II., 1620—70, Cosimo III., 1670—1723; s. „Medici", bis zum letzten Medici Johann Gasto (1723—37) sank T. zu solcher Unbedeutendheit herab, daß die auswärtigen Mächte über die Erbfolge verhandelten, ohne den Fürsten selbst od. das Land zu fragen, daß 1731 bereits span. Garnisonen in die festen Plätze einrückten, um dem span. Prinzen Don Carlos die Herrschaft zu sichern. Dennoch wurden diese im Jan. 1737 wieder von österr. Truppen abgelöst, da der Wiener Friede für Don Carlos den Besitz von Neapel nebst dem oben genannten stato degli presidii u. für Franz von Lothringen (s. „Franz I.") den von T. bestimmt hatte. Johann Gasto starb erst (9. Juli) einen Monat nachdem der Bevollmächtigte seines Nachfolgers bereits eingezogen war. Der erste Großherzog aus dem Hause Habsburg-Lothringen, Franz II. (1737—65), der Gemahl der Maria Theresia, besuchte das Land nur einmal (1739), suchte aber wenigstens die Finanzen zu ordnen u. machte T. 1763 zu einer österr. Sekundogenitur. Demnach folgte ihm sein Sohn Leopold I. (1765—91). Dieser reformirte das Finanz- u. Gerichtswesen, änderte die Gemeindeverfassung in liberalem Sinne, beschränkte die geistliche Jurisdiktion, hob die Jesuitenkollegien u. zahlreiche Klöster auf, machte den meisten Handelsbeschränkungen ein Ende u. ließ mit Erfolg die Sümpfe des Chianathals in Ackerland umwandeln. Als er durch den Tod Josef's 1790 Kaiser wurde, übergab er die Regierung von T. seinem zweiten Sohne Ferdinand III. (1791—99 u. 1814—24). Vergebens suchte dieser sich vom Kriege gegen Frankreich fern zu halten u. schloß, da er 1793 von England gezwungen wurde der großen Koalition beizutreten, schon 1795 einen Neutralitätsvertrag mit der Franz. Republik; Livorno wurde dennoch 1796 von Bonaparte besetzt u. von den Engländern blockirt, die auch auf Elba u. in den Maremmen landeten. Zwar zogen 1797 die fremden Truppen ab, aber die Besetzung T.'s durch den franz. General Gaultier nöthigte schon 27. März 1799 den Großherzog zur Flucht u. der Friede von Luneville 1801 zur gänzlichen Verzichtleistung auf T. Während er selbst 1801 durch Salzburg, 1805 durch Würzburg entschädigt wurde, kam sein Land als Königreich Etrurien an den Schwiegersohn des span. Königs, den Bourbon Ludwig von Parma, u. nach dessen Tode 1803 an seine Wittwe Marie Louise, die es bereits 1807 infolge des mit Spanien abgeschlossenen Vertrags von Fontainebleau an Frankreich überlassen mußte. Nachdem die Verwaltung, das Justiz- u. Militärwesen vollkommen nach franz. Muster umgestaltet waren, überließ Napoleon zum Scheine die Regierung des „Großherzogthums" seiner Schwester Elise, deren Gemahl Baciocchi bereits 1805 Lucca u. Piombino erhalten hatte. Erst 1814, nach der Abdankung Napoleon's, dem Elba übergeben wurde, kehrte Ferdinand in sein Land zurück und erlangte 1815 durch die Wiener Schlußakte nicht nur die Bestätigung seiner Herrschaft in T., sondern auch die ehemals span. Presidien (s. o.), Elba, Piombino u. die Anwartschaft auf Lucca. Sowol er wie sein Sohn Leopold II. (1824—59), der 1847 durch die Thronentsagung des Fürsten Karl Ludwig in den Besitz von Lucca kam, regierten nach dem Rathe der Minister Fossombroni u. Corsini (1815—45) in freisinniger Weise, so daß T. von den revolutionären Bewegungen der J. 1820 u. 1821 wie von Eingriffen Oesterreichs unbehelligt blieb. Allein die Unruhen in Piemont, Modena, Parma, Lucca, Rom führten im Aug. 1847 zu ähnlichen Volksbewegungen auch in Livorno u. Florenz. Nach der Unterdrückung eines förmlichen Aufstandes in der ersteren Stadt im Jan. 1848 gab Leopold im Februar eine konstitutionelle Verfassung u. betheiligte sich sogar an dem Kriege gegen Oesterreich. Dennoch nöthigten ihn Pöbelaufstände, sich im Jan. 1849 erst nach Siena, dann nach Porto S. Stefano, endlich nach Gaeta zu begeben. T. gerieth für kurze Zeit in die Hand des Pöbels. Allein schon im März wurde der Diktator Guerazzi gestürzt, u. eine Deputation aus Florenz forderte Leopold im April auf, zurückzukehren. Da Livorno noch im Aufstande war, bat er jedoch um ein österr. Hülfscorps, welches seit dem Mai 1849 die beiden Hauptstädte, Livorno bis zum Ende 1854, Florenz bis zum Mai 1855, besetzt hielt, u. zog dann 27. Juli 1848 wieder in seine Hauptstadt ein. Mühsam stellte er mit Hülfe des Ministers Baldasseroni die Ordnung in den Finanzen u. den öffentlichen Arbeiten her, gründete eine Militärmacht u. selbst eine Marine. Allein die Suspension der Verfassung im Sept. 1850 (aufgehoben wurde sie 1852), das Konkordat mit dem Papste vom Juni 1851, welches die Verfolgung der Protestanten u. 1853 die Einkerkerung des Madiai'schen Ehepaares zur Folge hatte, für das sich das ganze protestantische Europa verwandte, endlich der enge Anschluß an die Politik Oesterreichs erweiterten die Kluft zwischen der Bevölkerung u. dem deutschen Herrscher. Ein von Mazzini im Juni 1857 zu Livorno angestifteter Aufstand fand zwar nur geringe Theilnahme, aber als 1859 der Krieg zwischen Sardinien u. Oesterreich auszubrechen drohte, gewann die Partei der Nationalen unter Ricasoli immer mehr Anhang. Da der Großherzog 24. April die durch Buoncompagni angebotene Allianz mit Sardinien ablehnte, entstand eine so mächtige Volksbewegung in Florenz, daß Leopold auch durch die Einsetzung eines liberalen Ministeriums seinen Thron nicht mehr retten konnte. Am 27. April 1859 um Mittag verließ er unter dem Schutze des diplomatischen Corps das Land, um über Bologna sich auf seine Besitzungen in Böhmen u. 1869 nach Rom zu begeben, wo er 29. Jan. 1870 starb. Eine vorläufige Regierung unter Peruzzi ernannte den König Viktor Emanuel zum Diktator, doch lehnte dieser den Titel ab u. ließ T. als unabhängigen Staat durch Buoncompagni verwalten, der 8. Mai ein Ministerium Ricasoli-Ridolfi bildete. Vergebens war der Versuch Napoleon's III., seinem Neffen Napoleon das „Königreich Etrurien" zu verschaffen, vergebens die Bestimmung des Friedens von Villafranca, daß Ferdinand IV., zu dessen Gunsten Leopold am 21. Juli nachträglich abgedankt hatte, zurückkehren solle, vergebens, daß der Prinz von Carignan durch Napoleon gezwungen wurde, die ihm angebotene Regentschaft abzulehnen: die auf den Wunsch Englands u. Frankreichs gestattete Volksabstimmung ergab 12. März 1860, daß 386,445 Stimmen für die Annexion, nur 14,925 für das Bestehen eines eigenen Staates waren. Durch Dekret vom 22. März 1860 vereinigte nun Viktor Emanuel T. mit dem neuen Königreiche Italien, u. der Protest Ferdinand's IV. von Dresden aus (26. März 1860) war ohne Wirkung. Einstweilen blieb Ricasoli Generalgouverneur u. der Prinz von Carignan Statthalter von T. Ein Jahr später wurde die Regierung des ehemaligen Großherzogs mit der des neuen Königreichs verbunden, diese aber im Mai 1865 nach Florenz verlegt, welches bis zum 1. Juli 1871 Hauptstadt u. Residenz wurde. Vgl. v. Reumont, „Geschichte T.'s" (2 Bde., Gotha 1876 u. 1877).

**Toschi** (spr. Toski), Paolo, vorzüglicher Kupferstecher, geb. zu Parma 7. Juni 1788, erlernte 1809—19 seine Kunst unter Bervic in Paris u. begründete seinen Ruf durch den Stich nach Gérard's „Heinrich's IV. Einzug in Paris", der in mancher Beziehung das Original noch übertraf. Um 1815 führte er seine Zeichnung der Kreuztragung (Lo Spasimo di Sicilia) von Rafael aus, die den allgemeinsten Beifall fand, aber erst 1832 im Stich vollendet wurde. Zu seinen übrigen Hauptblättern gehören die Madonna della Tenda nach Rafael, die Kreuzabnahme nach Daniel da Volterra, die Madonna della Scodella nach Correggio, die unter seiner Leitung ausgeführten Stiche u. Aquarellen nach den Fresken von Correggio u. Parmegianino in den Kirchen S. Giovanni u. Madonna della Steccata in Parma u. mehrere treffliche Portraits. Seit 1837 Direktor der Kunstakademie in Parma, starb er daselbst 30. Juli 1854.

**total** vom lat. totus, ganz, gesammt; totaliter, gänzlich; Totalität, Gesammtheit.

**Toth** (ägypt. tehuti), ägypt. Gottheit, von den Griechen mit ihrem Hermes (s. d.) identifizirt. T. wurde zuerst als Mondgott verehrt u. wurde, da die Phasen des Mondes die Grundlage der ersten Zeitrechnungen bilden, zum Messer der Zeit, zum Herrn des Maßes, der Zahl, überhaupt alles Gesetzmäßigen, endlich zum Gotte der Schrift, der Wissenschaften u. Künste. Beim Todtengericht verzeichnet er, mit Rohr u. Schreibtafel od. Palette versehen (s. die Abb. Bd. I Taf. V Nr. 8), die guten u. bösen Thaten der Abgeschiedenen. Dargestellt wird T. fast durchweg mit einem Ibiskopfe, den häufig die Mondscheibe u. die Straußenfeder der Wahrheit krönt; zuweilen erscheint er mit Scepter u. Krone. Die ihm geheiligten Thiere sind der Ibis u. der Hundsaffe.

Nr. 5260. Hafen von Toulon.

**Totilas**, der vorletzte König der Ostgothen (541—52), war ein Brudersohn König Ildebald's (540—41) u. vertheidigte tapfer die Burg Treviso. Als aber sein Oheim erschlagen war u. die Rugier ihren Führer Erarich zum König über Italien gemacht hatten, stand T. im Begriff, an der Freiheit der Gothen zu verzweifeln u. sich Justinian zu unterwerfen. Da tödteten die Gothen den Rugier u. erhoben T. auf den Königsschild. Sofort sammelte er 5000 Streiter, vernichtete ein griech. Heer, das durch Ueberfall Verona genommen hatte, schlug 20,000 Römer bei Faventia in die Flucht u. wandte sich, Ravenna, Florenz u. Rom unangegriffen lassend, nach dem Süden. Nachdem er Benevent u. Cumä genommen, lagerte er vor Neapel, das sich ihm 543 ebenfalls ergab, als er ihm die Zufuhr abgeschnitten u. die griech. Schiffe mit Truppen u. Lebensmitteln aufgefangen hatte. Da die elf byzantinischen Feldherren unthätig von ihren Städten aus zusahen u. Belisar, der 544 in Italien erschien, wenige Truppen u. noch weniger Geld hatte, so eroberte T. nicht nur Spoletium, Asculum u. andere Landstädte, sondern auch nach fast zweijähr. Belagerung 17. Dez. 546 Rom selbst. Von Natur edelmuthig, hinderte er jede Grausamkeit u. ließ sich durch schriftliche Vorstellungen, die Belisar ihm machte, abhalten, die festen Mauern u. Paläste der Hauptstadt zu zerstören. Kaum hatte er diese verlassen u. sein Heer nach Lucanien geführt, so drang Belisar selbst ein (Febr. 547) u. vertheidigte sich standhaft gegen T., der nun vergeblich einen Sturm nach dem andern versuchte. Dennoch öffnete Rom nach der Abberufung des großen griech. Feldherrn dem Gothenkönig 549 zum zweiten Male die Thore u. wurde nun seine Residenz. Bald darauf nahm er auch Tarent, Rhegium, Sizilien, Korsika, Sardinien, selbst Corcyra, aber die Ablehnung seiner Friedensanträge brachte Sizilien zum Abfall u. die Ankunft des eben so tapfern als schlauen Narses (s. d.) mit bedeutenden Heeresmassen beschleunigte seinen u. der Gothen Untergang. In der blutigen Schlacht bei Tagina in Umbrien am Fuße des Apennin wurde T. im Juli 552 von dem Gepiden Asbad mit einem Speere im Rücken durchbohrt u. starb wenige Stunden danach in einem Landhause, wohin ihn seine Getreuen einige Meilen weit getragen hatten. F. Dahn hat seine edle Gestalt u. sein tragisches Ende in dem Romane „Der Kampf um Rom" poetisch verherrlicht. — Vgl. Dahn, „Die Könige der Germanen" (Bd. II, Würzb. 1862).

**touchiren** spr. tuschiren; vom franz. toucher, rühren, anrühren, berühren, bestreichen; betreffen; beleidigen; Touche spr. Tusch, Berührung, Beleidigung; in der Probirkunst Strichprobe.

**Toul** spr. Tuhl, Stadt mit 6584 E. 1872 im franz. Departement Meurthe et Moselle, liegt in 216 m Seehöhe am linken Ufer der Mosel, über die eine steinerne Brücke führt, am Kanal der Marne u. Mosel verbunden u. an der Paris-Straßburger Eisenbahn. Früher Festung dritten Ranges, wird es neuerdings sehr verstärkt. T. hat einige Industrie u. fertigt Hüte, Fayence, Leder, baumwollene u. leinene Zeuge, Stahl u. Eisenwaaren u. treibt Getreidehandel. In der Umgegend viel Weinbau u. eine Mineralquelle. T. war als Tullium od. Tulla schon den Römern bekannt. Es fiel schon früh in die Gewalt der Franken u. bildete einen Bestandtheil des Königreichs Austrasien. 612 besiegte hier Theoderich II. von Burgund die Austrasier unter Theodebert. T. wurde später von eigenen Grafen regiert, die 1136 ausstarben. Als freie Reichsstadt stand es unter dem Schutze der Herzoge von Lothringen, die bald, weil Frankreich ebenfalls die Schutzherrschaft beanspruchte, mit diesem in Streit geriethen. Durch den Westfälischen Frieden von 1648 kam es an Frankreich. Das Bisthum T., das wenigstens schon seit dem 5. Jahrh. bestand u. unter dem 550, 859 u. 860 hier Kirchenversammlungen abgehalten wurden, hat die Franz. Revolution aufgehoben. Am 20. Jan. 1814 ergab sich T. den Russen. Im Deutsch-franz. Kriege wurde T., welches die Kommunikation der gegen Paris vorrückenden deutschen Heere sperrte, 14. Aug. 1870 zur Uebergabe aufgefordert, cernirt u. 10. Sept. ernsthaft beschossen. Die Beschießung wiederholte sich, nachdem

das 13. Corps unter dem Großherzog von Mecklenburg vor T. eingetroffen war, 23. Sept., worauf die Festung kapitulirte.

**Toulon** (spr. Tulong), Stadt mit 59,808 E. (1872) im franz. Dep. Var u. einer der größten u. sichersten Kriegshäfen am Mittelmeer; liegt zwischen fruchtbaren Bergen an einer durch 11 Forts vertheidigten weiten Bucht, die die größte Flotte aufnehmen kann, u. vorwaltend am Fuße des 546 m. hohen Berges Faron, der 5 Forts u. Redouten trägt. T. ist Sitz einer Seepräfektur u. Station für die Mittelmeerflotte, hat durch ein 97 M. langes Kabel telegraphische Verbindung mit Algier, regelmäßige Dampfschiffahrt nach Korsika u. den nordafrikan. Besitzungen Frankreichs u. steht durch die Zweiglinie Aubagne Valdonne mit der Bahn Paris Lyon Méditerranée in Verbindung. Die Stadt ist architektonisch ohne besonderes Interesse. Die Straßen sind meist eng, die Plätze unregelmäßig; einen stattlichen Eindruck macht nur die große, mit Bäumen bestandene Place d'Armes; bes. reich ist T. an Springbrunnen, deren man gegen 200 zählt. Die bemerkenswerthesten Gebäude sind die ehemalige bischöfliche Kathedrale Ste. Marie Majeure, 1096 gegründet, aber später wiederholt umgebaut; ferner das Rathhaus, das neue Theater, der neue Justizpalast u. das Hospital La Charité. Die größte Sehenswürdigkeit von T. sind seine beiden Häfen, der alte Darsa, unter Heinrich IV., u. der neue, unter Ludwig XIV. erbaute, durch einen Kanal verbunden. T. besitzt das erste Arsenal Frankreichs, das mit seinen Magazinen, dem Artilleriepark, dem Waffensaal, der Seilerbahn 2c. 290 Hektaren bedeckt, 160 Mill. Frcs. gekostet hat u. fortwährend 10,000 Arbeiter beschäftigt. Außerdem besteht noch das 37 Hektaren umfassende, auf Pfählen erbaute Arsenal von Castigneau, das sich 5 Km. weit an der Rhede hinzieht, u. die Marinebäckerei, die Kesselschmiede, die mechanischen Adjustirwerkstätten, 3 Werftbassins 2c. enthält, u. das außerhalb der Stadt gelegene Arsenal des Mourillon mit den Lagerräumen für das Schiffsbauholz, einer großen Dampfsäge, großen bedeckten u. 11 kleinen Cales zum Schiffsbau, einer Werkstätte zum Bau eiserner Schiffe mit Eisen- u. Kupfermagazin, einer Segelfabrik, einer Schifferschule u. einem Saale für die Gefangenen des Bagno, das aus 3 Schiffen besteht u. seit 1852 nur als Station für die zur Deportation verurtheilten Verbrecher dient. — Die Industrie der rasch gewachsenen Stadt erstreckt sich auf Segeltuchfabrikation, auf das Fertigen wollener, baumwollener u. seidener Waaren, auf Seife-, Oel- u. Branntweinbereitung. Der Handel ist beträchtlich. Die herrliche Umgegend hat Mandel-, Oliven-, Wein- u. Citronenpflanzungen. — T. wird als Telo Martius zuerst im 4. Jahrh. erwähnt. Es war damals schon ein bedeutender, durch Purpurfärberei berühmter Ort. Im 10. Jahrh. wurde es von den Sarazenen zerstört, um 1000 wieder aufgebaut, aber 1186 u. 1197 abermals von denselben Feinden verwüstet. Durch seine Lage begünstigt, gelangte es aber bald wieder zur Bedeutung. Die ferneren Schicksale von T. sind die der Provence, der es angehört. 1707 belagerte es vergeblich eine österr.-savoyische Armee unter dem Prinzen Eugen. T. erhielt darauf eine bedeutende Verstärkung seiner Festungswerke. Während der Franz. Revolution ergab es sich, da es dem Pariser Konvente abgeneigt war, 1793 der vereinigten englisch-span. Flotte, wurde aber in demselben Jahre von den Republikanern mit Sturm genommen; den Angriff leitete der damalige Artillerieleutnant Bonaparte.

**Toulouse** (spr. Tuluhs'), Stadt mit 114,025 E. (1872) im franz. Departement Haute-Garonne, liegt in angenehmer Ebene in 139 m. Seehöhe am rechten Ufer der Garonne, über die eine Brücke mit einem Triumphbogen am Ende u. eine Hängebrücke nach der Vorstadt St. Cyprian führt, am Ausgangspunkte des Kanals du Midi u. an der Strecke Périgueux-Figeac-T. der Orleansbahn u. Bordeaux-Cette der Südbahn, ist Sitz der Departementsbehörden, eines Militär-Oberkommandos, eines Erzbischofs, hat Handelskammer u. Handelsgericht, eine Universitätsakademie, Sekundärschule für Medizin u. Chirurgie, Artillerieschule, bischöfliches Seminar, Akademie für Malerei, Bildhauerei u. Architektur, 2 Bibliotheken, Sternwarte, Botanischen Garten 2c. Die Straßen sind breit, aber krumm, die Häuser oft aus Ziegeln ohne Putz; imposant sind die Kais am Flusse u. sehr schön der Kapitels-, der St. Georgs- u. der Lafayette-Platz. Von den zahlreichen Kirchen ist bes. erwähnenswerth die Kirche St. Saturnin mit dem Mausoleum des heil. Saturninus, eine Doppelkirche, in welcher die untere die Gräber mehrerer Heiliger enthält. In der Dominikanerkirche liegt Thomas v. Aquino begraben. Die schöne Kathedrale St. Etienne ist unvollendet. Die Kirche der Groß Augustiner ist jetzt Museum. Das schöne Rathhaus (Kapitol) enthält 43 Büsten der berühmtesten Männer aus Languedoc. Das schönste neuere Gebäude ist der erzbischöfliche Palast. Andere hervorragende Gebäude sind der neue Justizpalast, das Schauspielhaus, die Karthause mit Orangeriehaus u. das thurmartige Chateau d'Eau, auf welches das Flußwasser gepumpt wird, um dort filtrirt u. in die Stadt u. zu den Fontainen geleitet zu werden. Der schönste Stadttheil ist ein Theil der südl. Vorstadt. — An Industrie hat T. außer Kanonengießerei, Pulvermühlen u. einer Tabakfabrik, welche dem Staate gehören, Fabrikation wollener, baumwollener, leinener u. seidener Waaren, Kupferblech, Messing, Sichel u. Sensenfabrikation 2c. Der Handel, nam. mit Getreide, Bauholz, Eisen, Wolle, Gemüse, Mais u. Entenleber- u. Trüffelpasteten, ist nicht unbedeutend. — T. ist das röm. Tolosa im Narbonensischen Gallien, der Hauptort der Tectosagen. Es war bereits eine reiche u. berühmte Handelsstadt, als sie der röm. Konsul Servilius Capio 106 v. Chr. eroberte, plünderte u. ihrer großen Tempelschätze beraubte. 413 nahmen die Westgothen die Stadt u. machten sie zur Residenz ihres gallischen Reichs. 508 fiel sie in die Hände des Frankenkönigs Chlodwig u. erlebte von nun an bis 1271 wechselvolle Geschicke unter eigenen Herrschern, den Grafen von T.; so wurde sie 732 auf kurze Zeit von den Mauren besetzt, fiel 767–78 an das Fränkische Reich, später zeitweilig an Aquitanien, selbst an den Papst 2c. 1271 kam sie mit Languedoc an Frankreich. Im 11. u. 12. Jahrh. war T. mehrmals Sitz von Kirchenversammlungen, den sog. Tolosanischen Konzilien, u. in der Nacht des 16. Mai 1562 wurden hier 4000 Hugenotten, die auf das Versprechen freien Abzugs hin sich ergeben hatten, von den Katholiken niedergemacht.

**Toulouse,** Grafen v. Die Geschichte der Grafen von T. beginnt unter Karl d. Kahlen (843–77), der die Stadt T. (s. d.) als das letzte u. festeste Bollwerk des Königreiches Aquitanien nach sechsjährigem Kampfe 850 eroberte. Doch scheint er den einheimischen Grafen in seiner Stellung belassen zu haben; denn sein Enkel soll Odo gewesen sein, der alles Land von der Gascogne bis zur Rhone, die Lehnshoheit über Carcassonne, Albigeois, Rouergue u. Quercy besaß u. 918 auch die Markgrafschaft Gothien mit Narbonne, Roussillon, Conflant 2c. zu Lehn erhielt. Seinem Sohne wurde sogar für die Anerkennung Rudolf's als König von Frankreich (924–36) die Würde eines Herzogs von Aquitanien zu Theil, dennoch bleibt die Geschichte der Grafschaft T. dunkel, bis sie 1088 durch Verkauf an den Vertreter einer Seitenlinie, Raimund IV. von St. Gilles, kam. Als dieser 1096 sich mit 100,000 Streitern, wie die Sage erzählt, nach dem Orient begab, um alle Mühen u. Siege der Kreuzfahrer zu theilen u. endlich im Febr. 1105 vor Tripolis zu sterben, übergab er die Verwaltung von T. seinem Sohne Bertram, der später ebenfalls nach Palästina ging, 1109 Tripolis eroberte u. bei seinem Tode 1112 diese Grafschaft seinem Sohne Pontius, T. aber seinem Neffen Alfons Jordanus hinterließ. Der Letztere, eine Zeit lang durch Wilhelm von Aquitanien verdrängt, begab sich später zu Schiff nach Ptolemais, um König Ludwig VII. Hülfe zu bringen, starb aber 1148 auf dem Wege nach Jerusalem an Gift. Seinem Sohne Raimund V., dem Schützer u. Verehrer des provençalischen Minnegesangs, dem Feinde u. Verfolger der Albigenser (s. d.), folgte 1194 Raimund VI., der eifrigste Vertheidiger derselben. Als Fürst eines eben so reichen als schönen Landes, an der Spitze von über hundert Burgherren u. den Bürgern einiger fünfzig Städte, glaubte er den harten Strafreden des Papstes Innocenz III. (s. d.) u. seiner Mönche widerstehen zu dürfen, welche ebenso gegen die heitere u. spottlustige Dichtung der Troubadours, als gegen die ketzerischen Ansichten der Albigenser predigten. Als der Cisterciensermönch Peter von Castelnau wegen seiner kecken Zurechtweisungen 1209 durch einen Dienstmann Raimund's erstochen wurde, that der Papst den Grafen in den Bann, entband seine Unterthanen von ihrem Eide u. verhängte über das Land das Interdikt. Vergebens betheuerte Raimund seine Unschuld. Nach erniedrigender Kirchenbuße mußte er sich selbst an dem Kreuzzuge betheiligen, welchen Simon von Montfort (s. d.) im Auftrage des Papstes gegen die Ketzer der Grafschaft T. führte. Als er die Verwüstungen von Beziers u. Carcassonne mit angesehen, trennte er sich von dem Heere u. rief in Rom die Hülfe des Papstes an. Da auch dies vergeblich war, stellte er sich an die Spitze seiner Grafen u. rief seinen Schwager Peter von Aragonien zu Hülfe. Die mörderische Schlacht bei Muret 13. Sept. 1213 entschied das Schicksal der Grafschaft. Peter fiel, Raimund wurde auf einer Synode zu Montpellier 1214 seines Landes verlustig erklärt u. Simon von Montfort damit belehnt; nur Venaissin sollte dem jüngeren Grafen Raimund verbleiben. Zwar glückte es noch einmal dem vertriebenen Raimund VI. 1217 nach T. zurückzukehren u. dort bis zu seinem Tode 1222 sich zu vertheidigen, aber als Amalrich von Montfort seine von dem Vater ererbten Ansprüche an den König von Frankreich abtrat, erlag Raimund VII. nach dreijährigem Kampfe der Uebermacht, that 1229 Kirchenbuße, billigte die Einsetzung des Inquisitionsgerichtes in T. zur Vernichtung der Ketzerei u. vermachte sein Land dem Gemahl seiner Tochter Johanna, Alfons von Poitou, dem Bruder König Ludwig's IX., der es 1249–71 beherrschte. Nach dem kinderlosen Tode desselben vereinigte Philipp III. die Grafschaft T. für immer mit der franz. Krone. — Nur den Titel eines Grafen von T. erhielt Ludwig's XIV. u. der Marquise von Montespan Sohn Louis Alexandre, der im Span. Erbfolgekriege 1704 bei Malaga rühmlich

gegen die engl. Flotte kämpfte, zusammen mit seinem Bruder, dem Herzog von Maine, 1714 legitimirt wurde u. 1. Dez. 1733 zu Rambouillet verstarb. Auf seinen Sohn, den Herzog von Penthièvre, ging der Titel eines Grafen von T. nicht über.

**Tour** (franz., spr. Tuhr), Spaziergang, Reise; Umfang, Umkreis, Gang um Etwas herum; Umdrehung, Wendung, Schwenkung; Kunststück, Streich; Reihe; Kehr, Ronde; Haaraufsatz; tour de force, Kraftstück; Tourist, Vergnügungsreisender.

**Tour,** la, vollständig la T. de Peilz (spr. la Tuhr dö Päl), vielleicht lat. von Turris Peliana, Stadt mit 1687 E. (1870) im Schweizerkanton Waadt, prächtig gelegen am Nordufer des Genfer Sees u. an der Strecke Genf St. Maurice der Schweizerischen Westbahn, hat ein jetzt unbewohntes Schloß, früher oft Residenz savoyischer Herzöge, u. treibt Weinbau. Oestlich davon liegt das Schloß der Fürstin Liegnitz. Der ehemals ummauerte Ort soll zu Anfang des 13. Jahrh. vom Grafen Peter von Savoyen gegründet worden sein.

**Touraine** (spr. Turähn'), so benannt nach dem gallischen Volke der Turones, ist eine ehemalige franz. Landschaft zwischen Orléanais, Berri, Poitou u. Anjou, zu beiden Seiten der Loire, da wo Cher u. Indre mit ihr zusammen fließen. Sie bildet jetzt das Departement Indre et-Loire u. Theile der südlich davon liegenden Departements Vienne u. Indre. Wegen ihrer Fruchtbarkeit u. Lieblichkeit wird sie der Garten Frankreichs genannt, in dem vor Allem der Wein gedeiht. Merkwürdig ist die Stabilität in der Physiognomie der ganzen Landschaft, welche sie sich seit Jahrhunderten bewahrt hat. Ihre Festungen, Klöster u. Schlösser, wenn auch verfallen u. in Ruinen, tragen noch ganz die Züge des 13. Jahrh., u. die Baum- u. Weingärten, Fischteiche, Straßen u. Wälder erscheinen noch wo u. wie sie damals waren. Ursprünglich eine Grafschaft unter eigenen Grafen, wurde T. 1044 mit Anjou vereinigt u. kam 1202 an die Krone; 1356 durch Johann zum Herzogthum erhoben, wurde sie nachmals wiederholt an nachgeborene Prinzen verliehen, seit 1584 aber vollständig mit der Krone vereinigt.

**Tourcoing** (spr. Turkoäng), Stadt mit 30,254 E. (1872) im franz. Depart. Nord, liegt in fruchtbarer Gegend an der Eisenbahnstrecke Paris Lille-T. der Nordbahn, hat eine Gewerbekammer u. ein Arbeiter Schiedsgericht u. ist ein wichtiger Fabrikplatz im Norden Frankreichs. T. hat über 60 Flachs-, Woll- u. Baumwollspinnereien, einige 20 Kammwollfabriken, über 50 Fabriken in Teppichen u. Möbelstoffen, bedeutende Färbereien, Seifensiedereien, Maschinenfabriken, Kartoffelmehl- u. Zuckerfabrikation 2c., treibt lebhaften Handel u. hält große Jahrmärkte ab. Am 17. u. 18. Mai 1794 siegten hier die Franzosen über die vereinigten Oesterreicher u. Engländer.

**Tournai** (spr. Turnäh), flämisch Doornick, die bedeutendste Stadt der belg. Provinz Hennegau, mit 32,184 E. (1874), liegt zu beiden Seiten der Schelde, an der Strecke Gent-T. der belg. Staatsbahn u. an der Bahn Valenciennes-T. Der obgleich sehr alte, jetzt doch ganz moderne u. heiter erscheinende Ort ist stark befestigt, seine schönen Kais längs des mit Kohlenschiffen bedeckten Flusses sind mit Bäumen bepflanzt, seine Straßen regelmäßig u. gerade. T. ist Sitz eines Gerichtshofes u. eines Bischofs, hat geistliches Seminar u. Gymnasium, Bau-, Maler- u. Bildhauerakademie, doch bleibt fast die Hälfte seiner Bewohner ohne Schulbildung. Die mächtige fünfthürmige Kathedrale Notre-Dame, im 12. Jahrh. erbaut, ist eines der schönsten Bauwerke romanischen Stils u. macht, seit 1852 von allen schlechten Zuthaten späterer Jahrhunderte gereinigt, einen imposanten Eindruck; sie hat prächtige Glasmalereien, Gemälde von Rubens u. anderen Meistern, einen reichen Reliquienschrein des ersten Bischofs von T., Eleutherius, 2c. Neben der Kathedrale erhebt sich der um 1190 erbaute, ebenfalls 1852 restaurirte Belfried (Wartthurm). In der Kirche St. Brice, aus dem 12. Jahrh., liegt der fränk. König Childerich begraben. Auf der dreieckigen Grand' Place steht seit 1863 ein Standbild der Prinzessin d'Espinoy, die 1581 die Stadt gegen Alexander von Parma vertheidigte. — T. ist einer der wichtigsten Fabrikorte Belgiens. Es fabrizirt Strumpfwaaren, Leinwand, Camelot, Beinkleiderstoffe, sog. Brüsseler Teppiche, sehr feines Porzellan, Fayence- u. Bronzewaaren u. hat Gerberei u. Brauerei. In der Umgegend werden Bausteine, Schiefer u. Kohlen gewonnen. — T., ehemals eine Stadt der Nervier u. als solche von den Römern Civitas od. Turris Nerviorum od. Turnacum genannt, war schon im 4. Jahrh. ein bedeutender Ort. Im 5. Jahrh. verloren es die Römer an die Franken, welche es zerstörten, aber wieder aufbauten; danach war es Residenz der merovingischen Könige. Durch Philipp August von Frankreich wurde T. dem Franz. Reiche unterworfen, infolge des Pariser Friedens 1525 aber mit den spanischen Niederlanden vereinigt, nachdem es schon 4 Jahre vorher von den Kaiserlichen erobert worden war. In den niederländischen Unruhen fiel T. an Spanien ab, mußte sich aber 1581 wieder unterwerfen. 1667 eroberte es Ludwig XIV., dem es 1668 auch durch den Aachener Frieden zugesprochen wurde. 1709 von den Kaiserlichen eingenommen u. bis 1745 in deren Besitz, fiel es in genanntem Jahre abermals in die Hände der Franzosen, die es aber 1748 wieder herausgeben mußten. Die von Vauban angelegten Festungswerke waren allmählich in Verfall gerathen u. wurden 1781 geschleift, aber erneuert, als durch den ersten Pariser Frieden T. niederländisch wurde. Seit 1830 gehört es zu Belgien.

**Tournefort** (spr. Turnfohr), Joseph Pitton de, berühmter franz. Botaniker, geb. zu Aix in der Provence 5. Juni 1656; studirte bei den Jesuiten daselbst, machte dann mehrere Reisen im Interesse der Botanik u. wurde 1683 Professor am königl. Pflanzengarten in Paris, der durch ihn einen ungemeinen Aufschwung nahm. Auf Antrag der Akademie, die ihn 1691 unter ihre Mitglieder aufgenommen, ward er 1700 mit dem Maler Aubrit u. dem Arzte Andreas v. Gundelsheimer von Ludwig XIV. nach der Levante geschickt, eine Reise, die, obwol sie nur 2 Jahre dauerte, doch überaus fruchtbare Ergebnisse der Forschung lieferte. Nach seiner Rückkehr 1702 zum Prof. der Medizin am Collége de France ernannt, starb T. zu Paris 28. Nov. 1708.

Nr. 5261. Joseph Pitton de Tournefort (geb. 5. Juni 1656, gest. 28. Nov. 1708).

T. stellte das erste sichere Pflanzensystem auf, welches in Frankreich sowie auch außerhalb zu allgemeiner Annahme gelangte; begründet war dasselbe hauptsächlich auf den Bau der Blumenkrone u. hinsichtlich der Gattungen auf den Bau der Frucht. Die Hauptwerke T.'s sind: „Éléments de botanique, ou methode pour connaître les plantes“ (3 Bde., Par. 1694; lat. als „Institutiones rei herbariae“, 3 Bde., ebd. 1700; neue Aufl. von Ant. de Jussieu, Lyon 1719); „Histoire des plantes qui naissent aux environs de Paris“ (Paris 1698; neue Aufl. von Jussieu, 1725); „Voyage du Levant“ (2 Bde., ebd. 1717; Lyon 1727, 3 Bde.; deutsch von Panzer, Nürnb. 1776). Plumier benannte ihm zu Ehren die Gattung Pittonia u. Linné die Gattung Tournefortia.

**Tourniquet,** Aderpresse, ist ein chirurgisches Instrument, welches zur Verhütung od. Stillung einer Blutung dient, indem man mit ihm entweder den Arterienstamm od. auch sämmtliche Blutgefäße eines Körpertheils komprimirt, so daß der Zu- u. Abfluß des Blutes verhindert wird. Die Ausführung der Kompression bewerkstelligt man durch einen Dreh-Schnallen-, Feder- od. Schraubenmechanismus. Schon im J. 1674 wendete der franz. Militärarzt Morell bei der Belagerung von Besançon ein Knebeltourniquet an. Jetzt ist das gebräuchlichste das Petit'sche Schraubentourniquet, bei welchem durch eine starke Schraube der Druck, den eine Pelotte od. Bindenrolle auf den Arterienstamm ausübt, beliebig verstärkt werden kann. In Ermangelung eines solchen kann man ein Knebeltourniquet dadurch improvisiren, daß man ein Taschentuch od. ein dreieckiges Tuch, in welches man einen festen Knoten geschlagen od. in

das man einen Stein gewickelt hat, um das Glied wickelt u. dieses durch Umdrehung eines Stockes od. irgend eines stabartigen Körpers, den man unter das Tuch schiebt, fest zusammenknebelt. Als eine Art T. wirkt der sog. Esmarch'sche Verband zur Herstellung künstlicher Blutleere. T. heißt auch das Zählrad, welches durch seine Umdrehungen die Anzahl der zwischen seinen Armen Hindurchpassirenden zählt u. markirt. Solche Apparate sind zur Kontrole bei Ausstellungen rc. gebräuchlich.

**Tournose**, s. unter „Münze".

**Tournüre** (franz., spr. Turnühr'), gewandtes Benehmen, auch der Wulst, mit dem die Frauen hinten ihre Kleider aufpuffen.

Nr. 5262. Tours.

**Tours** (spr. Tuhr), Hauptstadt der ehemaligen franz. Grafschaft Touraine (s. d.), jetzt Hauptort des franz. Dep. Indre-et-Loire, mit 43,368 E. (1872), liegt in 55 m. Seehöhe am linken Ufer der Loire u. zwischen diesem Flusse u. dem benachbart fließenden Cher, an den Bahnen Paris-Orleans-T.-Bordeaux u. Bressuire-T., ist Sitz des Präfekten u. der obersten Behörden des Departements, eines Erzbischofs, einer Handelskammer u. eines Handelsgerichts, hat ein Predigerseminar, Gymnasium u. andere höhere Schulen, wissenschaftliche Gesellschaften, eine Gemäldegalerie, eine Bibliothek, einen Botanischen Garten rc. Die mit schönen Plätzen, geraden, breiten Straßen u. vielen Palästen geschmückte Stadt ist durch eine 434 m. lange, 14,6 m. breite prachtvolle steinerne Brücke über die Loire mit dem auf dem jenseitigen Ufer gelegenen Städtchen St. Symphorien verbunden. Ihr schönstes Baudenkmal ist die 1170—1547 im goth. Stil erbaute Kathedrale St. Gatien (von der dem heiligen Martin geweihten Kathedrale stehen nur noch zwei Thürme) mit hohem, mächtigem Chore, der fast ganz aus Fenstern besteht, zwischen denen kaum fußbreite Säulchen hinauflaufen, mit ungeheurem, in Glas gemaltem Blumenstrauß, der vom Portale herstrahlt, u. farbenprächtigen Rosen im Querschiffe. 1 Km. westl. von der Stadt liegt das Schloß Plessis lès T., die wohlverwahrte Residenz Ludwig's XI. T. ist Fabrikplatz für Tuche, Teppiche, Leder, Wachslichte u. Töpferwaaren; die früher hochberühmte Seidenmanufaktur hat durch Aufhebung des Edikts von Nantes, wodurch die hier stark vertretenen Hugenotten sehr geschädigt wurden, sehr gelitten, u. das bekannte Seidenzeug Gros de T. wird jetzt meist in anderen Städten gefertigt. Die Umgebung gewinnt viel Wein u. Obst, u. gedörrte u. eingemachte Früchte sind daher ein starker Handelsartikel. — T. hieß bei den Römern Caesarodunum später Turoni, u. war die Hauptstadt der Turones im Lugdunensischen Gallien, lag aber wahrscheinlich auf einem Hügel am rechten Loireufer. Es hatte später bis ins 11. Jahrh. eigene Grafen, deren letzter von Gottfried v. Anjou vertrieben wurde. Es spielte in der kirchlichen Welt, nam. als die Stadt des heil. Martin (s. d.), eine große Rolle, wiederholt wurden hier Konzilien gehalten (so 461, 567, 813, 1060), die meist die kirchliche Disziplin betrafen. 1259 kam es mit der Touraine an Frankreich u. wurde seit 1360 als Herzogthum an nachgeborene franz. Prinzen gegeben. Unter Ludwig XI., der 1483 im nahen Plessis les T. starb, wurde es Schauplatz des heitern u. glänzenden Hoflebens u. Mittelpunkt der erblühenden franz. Industrie. Heinrich III. verlegte 1583 selbst das Parlament u. die hohen Gerichte von Paris hierher u. brachte damit T. zu hohem Glanze. Durch Zurückverlegung derselben nach Paris unter Heinrich IV. u. durch Vertreibung der Reformirten unter Ludwig XIII. sank die Stadt bald u. hat bis jetzt ihre frühere Höhe nicht wieder erreicht. Eine besondere Rolle spielte T. im Deutsch-franz. Kriege. Als die Gefahr einer Cernirung von Paris durch die deutschen Heere immer drohender wurde, siedelte 17. Sept. 1870 ein Theil der Provisorischen Regierung von Paris nach T. über, wohin sich Tags darauf einige bei der franz. Regierung beglaubigte Diplomaten u. 8. Okt. auch Gambetta, der Paris im Luftballon verlassen hatte, begaben. Da indessen nach dem Siege des Großherzogs von Mecklenburg über die von Chanzy befehligte Loire-Armee bei Beaugency 8. Dez. 1870 auch T. bedroht erschien, so begab sich die Regierungsdelegation nach Bordeaux. In der That rückte die zur Armeeabtheilung des Großherzogs gehörige 19. Division 21. Dez. bis zur Brücke von T. vor u. beschoß die Stadt, als deren Bevölkerung Widerstand leistete, bis die Bewohner die weiße Fahne aufzogen u. selbst um deutsche Besatzung baten. Doch wurde T. von den deutschen Truppen, laut erhaltener Instruktion, nicht betreten, vielmehr bezogen dieselben in der Umgebung Kantonnements. Erst 19. Jan. 1871 besetzten Truppen der II. Armee (Prinz Friedrich Karl von Preußen) die Stadt, ohne Widerstand zu finden.

**Tourville**, Anne Hilarion de Cotentin, Graf v., franz. Seeheld, war 24. Nov. 1642 zu Paris geboren, trat 16jähr. in den Malteserorden ein u. zeichnete sich frühzeitig, trotz seiner feinen, zierlichen Figur, durch ungewöhnliche Kühnheit aus. Zum Seekapitän ernannt, kämpfte er mit bei Solebay (7. Juni 1672), bei Messina

(2. Jan. 1675), bei Stromboli (8. Jan. 1676), steckte 2. Juni 1677 bei Palermo der brit. holl. Flotte 12 Schiffe in Brand u. zog mit Admiral Duquesne 1681 gegen die Barbaresken, 1682 u. 1683 gegen Algier, 1684 gegen Genua u. Tripolis. Seit 1682 war er Generalleutnant zur See, seit Duquesne's Tode (1688) behauptete er den ersten Rang in der franz. Flotte u. verschaffte dieser 20. Juli 1690 durch den glänzenden Sieg bei der Insel Wight die Herrschaft über die Meerenge. Um so unglücklicher fiel 28. Mai 1692 die Schlacht bei Cap de la Hague aus, die er auf direkten Befehl des Königs wagen mußte u. in welcher ein großer Theil der franz. Flotte vor seinen Augen vernichtet wurde. Dennoch ward er 1693 zum Marschall ernannt u. beschränkte sich, von Russel an der Einnahme von Barcelona gehindert, bis zum Schluß des Krieges mit der Wegnahme brit. u. holländ. Schiffe in den Häfen von Smyrna, Cadir, Malaga u. Gibraltar. Er starb 28. Mai 1701 zu Paris. — Vergl. Richer, „Vie de T." (Par. 1783).

**Toussaint Louverture,** als Negersklave 1743 auf Haiti geb., behauptete der Enkel eines afrik. Königs zu sein, entlief nach einer grausamen Züchtigung seinem Herrn u. kam, nachdem er wieder eingefangen war, durch Kauf zu einem ehemaligen Schiffskapitän Bailly, der ihn erst zum Kutscher, dann zum Aufseher seiner Güter machte. Mit Ueberraschung fand er in der Bibliothek seines Herrn Raynal's „Histoire philosophique des deux Indes" u. darin die Prophezeiung eines Negeraufstandes. Als ein solcher 1791 ausbrach, betheiligte er sich sofort dabei u. zeigte sich als Divisionsgeneral eben so tapfer u. geschickt als edelmüthig. Da der Nationalkonvent 4. Febr. 1794 die Negersklaverei für abgeschafft erklärte, so eroberte T. zum Scheine für Frankreich die ganze Nordküste der Insel. Daher wurde er von dem Gouverneur Laveaux als franz. General anerkannt, wußte diesen aber bald durch Umtriebe zu entfernen u. behauptete sich auch neben dem folgenden Gouverneur, Hedouville, um so unabhängiger, da es ihm im Mai 1797 glückte, die Engländer aus Port au Prince zu vertreiben. Der Versuch Hedouville's, mit Hülfe des Mulatten Rigaud ihm die Herrschaft streitig zu machen, endigte mit einer vollkommenen Niederlage. T. blieb Herr der ganzen Insel, gab dieser eine Konstitution u. erklärte sich, von Napoleon inzwischen zum Obergeneral ernannt, 1801 zum Statthalter auf Lebenszeit. Da aber die Befreiung der Neger u. die Unabhängigkeit der Insel überhaupt nicht im Sinne des ersten Konsuls lag, suchte er sich T. L.'s durch Gewalt u. List zu entledigen. Mit einem Geschwader von 33 Kriegsschiffen u. 21 Fregatten, die zum Theil Spanien geliehen hatte, landete sein Schwager Leclerc 1802 auf Haiti. Die Aufforderung zur Unterwerfung, welche T. die eigenen Söhne in einem Briefe Napoleon's überbrachten, wies er zurück: er wollte Erster der Schwarzen bleiben, wie dieser der Weißen. Von seinen Unterbefehlshabern Dessalines u. Christoph im Stiche gelassen u. zum Theil verrathen, entschloß er sich schon 8. Mai 1802 zu einem Vertrage, der Frankreich die größere Hälfte der Insel einräumte, u. zog sich auf sein Landgut zurück, scheinbar dem Oberbefehl entsagend. Allein von General Brunet zu neuen Besprechungen verlockt, wurde er 8. Juni 1802 verhaftet u. in einem feuchten Kerker des Forts Jour in der Franche-Comté gefangen gehalten, wo er 27. April 1803 verstarb. Seine Familie lebte unter Staatsaufsicht in Agen, sein ältester Sohn Isaak starb 1850 in Bordeaux.

**Tower** (spr. Tau'r), Thurm; bes. die Citadelle in London (s. d.).

**Township** (engl., spr. Taunschip), in England die Stadt od. Ortschaft, der Stadt- od. Ortsbezirk, das Stadtgebiet, die Stadtgemeinde; in den Vereinigten Staaten Nordamerika's die Unterabtheilung einer Grafschaft od. Provinz (County).

**Toxikologie** (griech.), die Lehre von den Giften.

**Trab** ist eine Gangart des Pferdes, bei welcher man stets nur das Aufsetzen zweier Hufe gleichzeitig hört, mit anderen Worten zwei Tempi od. Auftritte unterscheidet. Das Pferd stützt dabei sein Körpergewicht stets durch die diagonal gegenüberliegenden Vorder- resp. Hinterfuße. Im ersten Tempo greifen z. B. rechter Vorder- u. linker Hinterfuß vor. Man unterscheidet in der Reiterei: kurzen od. abgekürzten T., Mitteltrab u. verstärkten T. Der erstere dient als Ausbildungsmittel für die Pferde, der Mitteltrab ist die gewöhnlich beim Exerziren zu reitende Trabart. In ihr sollen 240 m. in 1 Minute zurückgelegt werden. Der verstärkte T. dient gleichfalls als Ausbildungsmittel für Mann u. Pferd.



**Trabanten** (vom ital. trabante, der Läufer), im Mittelalter die Leibwachen hoher Personen als die beständigen Begleiter ihrer Herren. In der Astronomie heißen T. die Nebenplaneten od. Monde als Begleiter der Hauptplaneten.

**Traberkrankheit,** s. v. w. Drehkrankheit (s. d.).

**Tracheen,** s. unter „Luftröhre".

**Tracheotomie** ist die chirurgische Operation, durch welche die künstliche Eröffnung der Luftröhre vollzogen wird. Sie ist dann am Platze, wenn nach Eindringen eines fremden Körpers in die Luftröhre, nach Verstopfung od. Verengung des Kehlkopfs durch Diphtheritis od. durch Geschwülste Erstickung droht. Man schneidet genau auf der Mittellinie der Luftröhre von der unteren Partie des Kehlkopfs an bis zum Rande des Brustbeins durch Haut u. Muskeln, läßt von Gehülfen die Wundränder mit stumpfen Haken seitwärts auseinander ziehen, das Blut mit Schwämmen aufsaugen, trennt das auf dem dritten od. vierten Knorpelringe der Luftröhre liegende Zellgewebe u. Gefäßnetz u. legt hiermit die Luftröhre bloß. Die Schilddrüse, welche hier im Wege liegt, wird entweder mit stumpfen Haken bei Seite gezogen od. gespalten. Nun eröffnet man durch einen Einschnitt die Luftröhre u. richtet sich in der Größe des Schnittes, sei es nach dem zu entfernenden fremden Körper, sei es nach dem Umfange der silbernen Röhre, die man bei Diphtheritis od. vorhandenen Kehlkopfgeschwülsten in die Oeffnung einlegt, damit durch sie hindurch die Athmung fortgesetzt werde. Ist die Operation vollbracht, so läßt man die erwähnte Röhre noch mehr od. weniger lange liegen, od. es werden, wenn man den zu beseitigenden Körper entfernt hat, die Wundränder durch Heftpflaster einander genähert, u. darüber wird Charpie gelegt, die mit einem Halstuche festgehalten wird. Die Operation, während welcher der Patient meist chloroformirt u. bezüglich des Halses zweckmäßig gelagert wird, hat große Vorsicht insofern nöthig, als manche Blutgefäße verletzt werden u. als auch in die Luftröhre Blut eindringen kann, wodurch das Leben bedroht ist. In sehr vielen Fällen indessen hat die T. das Leben des Patienten gerettet.

**Trachten.** Eins der wichtigsten Elemente der Kulturgeschichte macht die Geschichte der T. bei den verschiedenen Völkern der Erde, von der frühesten bis auf die neueste Zeit aus. Dieselben sind nämlich in kostümlicher Beziehung so sehr unter sich verschieden, daß man getrost von einer Tracht der Völker des Alterthums, des Mittelalters u. der Neuzeit sprechen kann. Während in späterer Zeit die Tracht, d. h. die Art sich zu kleiden, in Bezug auf Farbe, Stoff u. Schnitt gleichbedeutend mit Mode in engerem Sinne ist, kann man im Alterthum dies von ihr nicht sagen. Dasselbe war viel konservativer als die beiden anderen Phasen der Weltgeschichte. Die Kleidermacherkunst als solche spielte dort noch eine sehr untergeordnete Rolle; von einem Schnitt der Gewänder in unserem Sinne hatte man wol noch keine Idee. Die Anfertigung der Kleider war, da man viele ungenähte Gewänder trug, theils Sache der Weber, theils der Hausfrauen, die für die Anfertigung der von ihren Familiengliedern zu tragenden Gewänder zu sorgen hatten. Fast ohne Ausnahme scheint man nur darauf gesehen zu haben, den Körper zu bedecken u. zu verhüllen, nicht aber die Formen desselben durch die Bekleidung hervortreten zu lassen. Daher kommen knappanliegende Kleidungen fast gar nicht vor, sondern meist nur weite, faltenreiche Gewänder, welche auf die verschiedenartigste Weise dem Körper angelegt wurden. Die Form derselben war gewöhnlich eine bald mehr bald weniger quadratartige, u. in der Art u. Weise des Anlegens lag eigentlich hauptsächlich der Charakter der Tracht der Völker des Alterthums. Nur die mit Aermeln versehenen Gewänder, wo natürlich auch Nähte vorkamen, lassen auf ein vorhergegangenes Zuschneiden schließen. Die bei weitem hervorragendste Form der Kleidungsstücke ist eine sackartige, u. eine Verschiedenheit im Schnitt zeigt sich nur in dem fast bei allen, zumal den abendländischen Völkern gebräuchlichen mantelartigen Um- od. Ueberwurf, denn jede Nation hatte hier nicht blos einen eigenthümlichen, sondern auch eine besondere Art ihn zu tragen; ja es kommen sogar bei den am meisten civilisirten Völkern mehrere Mantelformen neben einander vor. Eine eigentliche Vervollkommnung der Tracht läßt sich im Alterthum niemals im Schnitt, sondern nur in einer glänzenderen od. reicheren Gestaltung u. Ausschmückung der Kleidung erkennen, wol aber nahm zuweilen eine Nation einzelne Bekleidungsstücke einer andern an; dadurch entstand wol zuweilen wie z. B. bei den Römern, eine Mannichfaltigkeit der Tracht, allein niemals wurde darum die einmal hergebrachte Nationaltracht bei Seite gelegt.

Was nun die einzelnen Völker des Alterthums anlangt, so bedienten sich die Aegypter in der ältesten Zeit nur des Lederschurzes; erst um 1600 v. Chr. bildet sich derselbe für beide Geschlechter in einen den Unterkörper bedeckenden Rock, der bald armellos war, bald Aermel hatte, aus; er hieß Kalasiris. Dazu kam noch die sog. ägyptische Haube. Ziemlich ähnlich war die Tracht der Aethiopier; allein die Bewohner der Arabischen

Wüste erweiterten sehr bald das Stück Zeug, worin sie zuerst den Leib u. die Schenkel einzuschlagen pflegten, zu einer Art Mantel u. trugen nebenbei noch eine Art Hemd, nach dem Schnitt des ägyptischen Kalasiris, welches sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Die ältesten Bewohner Syriens wickelten ein großes viereckiges Stück Zeug um den Körper od. hingen es mantelartig über den Rücken. Die Kappadokier trugen bald nur schurzartige Gewandung, bald wickelten sie blos ein Zeugstück um den Körper, bald bedienten sie sich wirklicher Röcke, wozu ihre Frauen noch einen Schulterkragen fügten. Natürlich mußten sie zum Festhalten dieses Kleides sich noch eines Gürtels bedienen. Freilich führten die Eroberungszüge der Assyrer, Perser, Makedonier u. Römer solche Modifikationen u. Umänderung der alten Nationaltracht herbei, daß schließlich jede Spur derselben verschwand.

Die alten Hebräer trugen ein hemdenartiges, dem ägyptischen Kalasiris ähnliches Untergewand, welches durch einen Gürtel festgehalten wurde, u. einen mantelartigen Ueberwurf. Aehnlich kleideten sich die Frauen, doch scheinen dieselben nam. in Bezug auf Schmuck sehr eigensinnig gewesen zu sein (s. Hartmann, „Die Hebräerin am Putztisch", 3 Bde., Amsterd. 1809). Dieselbe hemdartige Bekleidung trugen die alten Assyrer, zuweilen mit einer Schulterschärpe u. Obergewande, wogegen bei den Persern schon eine Art enger Aermelrock u. eine Hose vorkommt. Aehnlich ist die Bekleidung der Skythen u. Dacier gewesen, während bei den Völkern des westlichen Kleinasiens die für Männer u. Frauen ziemlich gleichartige Bekleidung in einem hemdförmigen Untergewand, welches man gürtete, u. einem darüber angelegten mantelartigen Ueberwurf bestand. Die alten Germanen trugen einen durch einen Gurt zusammengehaltenen Rock, zu welchem die Männer noch einen mantelartigen Umhang fügten, während die Kelten sich von diesen ihren Nachbarn sowol wie von den meisten Völkern des Abendlandes durch die bei ihnen übliche Bekleidung der Beine mit langen, weiten Hosen unterschieden.

In Griechenland finden wir bei den Doriern od. europäischen Griechen als Männertracht das Himation (ἱμάτιον), ein ziemlich großes, oblonges Stück Zeug, welches über die linke Schulter gehangen wurde, sodaß der linke Zipfel nach vorn fiel, u. außerdem ein hemdartiges, unter dem Mantel od. auch ohne diesen getragenes Kleidungsstück Chiton (χιτών) mit Armschlitzen. Dieselbe Kleidung, nur weiter u. länger, trugen die Frauen. Die Achäer u. Jonier od. kleinasiatischen Griechen bedienten sich des Himation u. Chiton, jedoch in faltenreicherer Form, zugleich u. fügten später (600 v. Chr.) noch einen leichtern, bis an das Knie gehenden Mantel, Chlamys (χλαμύς) genannt, hinzu; ihre Frauen trugen zwar auch noch den Chiton, gaben aber demselben durch den breiter gemachten Umschlag eine kokettere Form u. machten durch Trennung desselben von der Kleidung u. Einschneiden eines Kopflochs in dieses (ovale od. oblonge) Zeugstück einen besondern Ueberhang, Epomis (ἐπωμίς), daraus, über welchen sie dann noch als Oberkleid das Himation trugen.

Die Kleidung der alten Etrusker hatte mit der griechischen große Aehnlichkeit; sie trugen ein hemdartiges Unterkleid u. einen kreisabschnittförmigen Mantel (tebenna); ihre Frauen dagegen waren mit einem über den Schultern engen, nach unten sich erweiternden u. mit kurzen Aermeln versehenen Rock, darüber noch mit einem Mantel bekleidet.

Die Römer scheinen, was die Männer anlangt, von jeher einen hemdförmigen Rock (tunica) u. einen darüber geworfenen Mantel (toga) getragen zu haben, welcher bisweilen auch ihre einzige Körperbedeckung war, denn er war von enormer Größe. Dieses Kleid bezeichnete auch durch seine verschiedene Färbung u. Ausstattung die bürgerliche Stellung u. Würde des Trägers. Neben diesen kommt noch ein kurzer Reitermantel (trabea), der Feldherrnmantel (paludamentum) u. der Soldatenmantel (sagum) als Auszeichnung der Ritter, Konsuln u. Diktatoren sowie der gewöhnlichen Soldaten vor. Eine Beinbekleidung kam bei den Römern erst seit den gallischen u. persischen Kriegen auf. Die Kleidung der römischen Frauen war Anfangs der der Männer ganz ähnlich, später aber mit der Zunahme des Luxus ward sie in Bezug auf Stoff u. Ausputz der Mode unterworfen. Die wesentlichsten Stücke derselben waren ein Unterhemd (tunica interior, indusium), ein Oberkleid (stola), ein mantelartiges Obergewand (palla) u. endlich ein Schleier (flammeum). Wie weit es in Rom mit der Putzsucht von den Damen getrieben ward, darauf läßt uns der Lustspieldichter Plautus schließen, der einmal die Kleidung derselben mit einem aufgetakelten Schiffe vergleicht, u. welche Mittel der Verschönerungskunst sie brauchten, sehen wir nam. aus den Epigrammen Martial's (s. Böttiger's „Sabina od. Morgenscenen im Putzzimmer einer vornehmen Römerin", 3 Bde., Lpz. 1806; s. die Abb. Bd. I. unter „Alterthum" S. 407). Besondere Veränderungen in der Tracht nehmen wir allerdings erst in der Kaiserzeit wahr, denn nachdem unter Kaiser Octavian das bequemere griechische Himation die nationale Toga verdrängt hatte, ward diese unter den späteren Kaisern wieder von der nach asiatischen Vorbildern geschnittenen Tunika (talaris) nam. zur Zeit Heliogabal's beseitigt. Unter den Byzantinern aber erfuhr diese zur Verweichlichung führende Tracht, die was das Obergewand angeht, bereits in eine Art Rockform übergegangen war, noch weitere Veränderungen (s. Weiß, „Kostümkunde", Bd. II, Nr. 3. 4. 34. 35). Indeß bildeten sich hier schon doppelte Bekleidungsarten aus, nämlich eine Volkstracht u. eine Kleidung der herrschenden Stände, jedoch so, daß bei letzterer bereits eine Scheidung der weltlichen Beamten u. Hofleute sowie der Geistlichen hervortritt. Infolge davon läßt sich der Beginn einer liturgischen Tracht bis hierher zurückführen, deren stufenweise Ausbildung man dann allerdings bis zum 11. Jahrh. verfolgen kann.

Allerdings herrschte im nördlichen Europa während der ersten Jahrhunderte des dort eingeführten Christenthums noch das einfache, schlichte Gewand bei den Frauen vor, allein mit der steigenden Kultur wuchs auch bei den germanischen Frauen das Bedürfniß nach kunstverständigen Schneidern, u. schon Karl d. Gr. nahm an den kostbaren Gewändern seiner Hofleute Anstoß. Freilich läßt sich im Allgemeinen noch festhalten, daß die Völker des südlichen u. mittleren Europa, die Ostgothen, Langobarden, Burgunder, Franken u. Thüringer, durch den Verkehr mit den Bewohnern der Länder, wo sie sich niederließen, zur Annahme der römischen Tracht veranlaßt wurden, so daß sie ihre alte germanische Volkskleidung danach modifizirten, wie sich dies am besten in der Umgestaltung der fränkischen Tracht zwischen den Merovingern u. Karolingern nachweisen läßt, allein auch hier brachte nam. bei den Frauen der steigende Luxus mannichfache Veränderungen, nur die Männer hielten etwas zäher an der alten germanischen Tracht fest, trugen zum Theil noch keine Beinkleider u. legten auch erst spät Kopf- u. Fußbedeckung an. Immer glichen jedoch die abendländischen Nationen einander noch so ziemlich in der Tracht, man konnte höchstens zwischen ihnen u. den Orientalen den Unterschied machen, daß sie anfingen sich kürzerer u. engerer Kleider zu bedienen als Letztere, auch ihre Gewandungen mehr der Körperform entsprechend waren. Allein durch die Kreuzzüge, welche die Pracht u. Ueppigkeit des orientalischen Lebens nach Europa brachten, ward nicht blos an die Stelle der alten Einfachheit der fabelhafteste Luxus gesetzt, sondern es tritt nun auch das Bestreben, die Kleidung genau den Körperformen entsprechend zu fertigen, immer entschiedener hervor. Mit dem 14. Jahrh. hört Deutschland auf, der Tonangeber in Form u. Beschaffenheit der Tracht zu sein, Frankreich tritt an dessen Stelle u. schreibt von nun an Deutschland, England u. Spanien Gesetze vor. Die Hauptveränderung in der männlichen Kleidung war die Verkürzung u. Verengerung des Rockes u. in der weiblichen die Verengerung der den Oberkörper bedeckenden Gewandtheile (s. Weiß, Bd. III, Nr. 34. 36). Die an den Halbstiefelchen der Männer höherer Stände aufgekommenen Spitzen wurden nun zu den berüchtigten Schnabelschuhen, die sich auch bei den Frauen einbürgerten. Im 15. Jahrh. fing man an, ganz neue Formen der Kleidungsstücke zu erfinden; der untere u. obere Rock der Männer, welche trotz ihrer Verengerung immer noch etwas an die alte römische Tunika erinnert hatten, wurden jetzt so eng, daß, um sie anziehen zu können, sie in der ganzen Länge geöffnet werden mußten, u. um sie wieder zu schließen, versah man sie mit Nesteln u. Knöpfen. Jetzt ward auch die allerdings schon etwas ältere Sitte, die Kleidung der Vornehmen theils nach den Wappenfarben, theils beliebig vielfarbig zu theilen, immer gewöhnlicher. Hängeärmel, Schellen, Schnabelschuhe, Farben-Allegorie sind bis ums J. 1440 die Haupteigenthümlichkeiten der männlichen Kleidung bei den höheren Ständen; allein von nun an wird der burgundische Hof bis zum Tode Karl's d. Kühnen durch die an demselben herrschende Pracht der Tonangeber der Mode für das ganze Abendland, u. sonderbarer Weise paßt die Anwendung der schweren Seidenstoffe u. Brokatgewebe, welche dort die nationale Industrie hervorbrachte, gut mit ihrer Steifigkeit zu der bei Hofe durch das strenge Ceremoniell eingeführten Unfreiheit der Umgangsformen. Der gleichzeitige französische Geschichtschreiber Monstrelet bezeichnet als Hauptmerkmale der damaligen Kleidermode bei den Männern die kurzen Röcke, welche wie bei den Alten die genaue Form ihrer culs u. génitoires sehen ließen, u. bei den Frauen die kostbaren Besätze u. Schleppen ihrer Oberkleider. Inzwischen hatten die Byzantiner sich das ganze Mittelalter hindurch bis zur Zerstörung des oströmischen Kaiserthums frei von fremder Einwirkung gehalten, u. ebenso hat die Kleidung der slavischen Völkerschaften ihren seit der Völkerwanderung angenommenen orientalischen Charakter das ganze Mittelalter bis ins 17. Jahrh. festgehalten. Nach dem Zusammensturze der burgundischen Gewaltherrschaft fiel die Herrschaft der Mode wieder an Frankreich zurück, wo der bis aufs Höchste gestiegene Aufwand der Vornehmen bereits Kleiderordnungen hervorrief. Mit Karl's VIII. Zug nach Italien (1494) ward aber die eigenthümlich kleidsame italienische Tracht nach Frankreich verpflanzt, u. dadurch, daß man sie den einheimischen Kleiderformen anpaßte, entstanden wesentl[…] Veränderungen; den knappen Röcken fügte man ein knappes Mänt[…] hinzu; um das sehr zur Mode gewordene kostbare Linnenze[…]

Geltung zu bringen, schlitzte man die Kleidung an den Aermeln, der Brust u. den Beinen auf u. schmückte diese Oeffnungen mit Stickerei u. Silber u. Goldbesatz; statt des bisher getragenen Baretts aber kam seit 1490 der niedrige Rundhut mit aufgeschlagener Krempe u. kostbarem Federschmuck auf. Bei der weiblichen Kleidung näherte man sich wieder einer den natürlichen Formen des Körpers angemessenen Gestaltung u. schaffte die unschönen Schulterauspolsterungen u. hohen Taillen sowie die thurmartigen, kegelförmigen Kopfputze der frühern Periode ab.

Deutschland nahm bei seiner schon damals hervortretenden Nachahmungssucht fremder Sitte sich in der Tracht Frankreich vollständig zum Muster, nur blieb es immer 10—20 Jahre hinter der dort herrschenden Mode zurück. Gleichen Einfluß übte Frankreich auf England, die Niederlande, Spanien u. Italien, wenn auch jedes dieser Länder sich gewisse nationale Eigenthümlichkeiten bewahrte. Mit dem Beginn der neuern Zeit, welche mit der Entdeckung Amerika's, der Erfindung der Buchdruckerkunst u. der Reformation ihren Einzug hielt, tritt nun aber eine wesentlich neue Gestaltung der Kleidermode ein. Das durch Karl V. zum Weltreich gewordene Spanien ward maßgebend für die Fortentfaltung der Tracht, allerdings nicht gleichzeitig für ganz Europa, aber doch in soweit, daß bis zum J. 1550 überall die sog. spanische Tracht die allgemeine unter den vornehmen Ständen ward. Dieselbe bestand für die Männer in enganliegendem, vorn etwas aufstehendem Wams mit kleinen Puffen an den Aermeln, enganliegenden Schenkelhosen, ebenfalls gepufft, einem vorn offenen Ueberkleide, Schuhen mit rundlichen Spitzen u. einer flachen, barettartigen Mütze (s. Weiß, Bd. II, Nr. 713). Bei der Frauenkleidung sah man hauptsächlich auf strenge Ehrbarkeit; die zu Ende des 15. Jahrh. noch übliche Entblößung der Schultern u. des Halses hörte eben so wie der freie Faltenwurf u. die Schleppe auf, der Rock bekam ein Untergestell, die Leibchen wurden auswattirt, so daß man von einer Wölbung der Brust nichts mehr sah (s. Weiß Bd. II. 2. Nr. 217) u. das Oberkleid, welches man bald ganz, bald nur von der Taille abwärts öffnete, hatte doppelte Aermel, nämlich lange Hängeärmel u. darunter enge Unterärmel. Die bis dahin von den vornehmen Ständen getragenen Stelzenschuhe kamen hier ab, wurden aber nun von den niederen Frauen getragen. Bis zum Ende des 16. Jahrh. blieb diese Tracht, obwol mit Modifikationen, überall die vorherrschende, nur wurden in Frankreich für die Männer die rundwulstige Oberhose, die enge Kniehose u. die Strumpfhose Surrogate der Langhose, die Wämser an den Schultern gepolstert u. vorn zugespitzt, die Schultermäntelchen verkleinert u. der Hals mit ungeheuern Krausen verunziert. Bei den Frauen kamen engere u. faltigere Obergewänder mit glatt anschließender Taille u. Schleppen wieder auf, die Brust ward wieder mehr entblößt u. durch Fischbeinkorsets hervorgehoben, die weiten Aermel durch dicht über einander gereihte Rundwülste entstellt u. Hüftenpolsterungen (vertugadins, spottweise vertugardiens genannt) eingeführt (s. Weiß, Bd. III. 2. Nr. 221—224). In den Niederlanden blieb die spanische Tracht so lange in Geltung, als ihre politische Herrschaft dauerte; in Deutschland erhielt sich zwar auch bei den vornehmen Stutzern noch eine Zeit lang für Wams u. Beinkleid die wälsche Mode, allein nun kam die Schaube, ein mit Pelz gefüttertes, bis zu den Füßen gehendes Ueberkleid auf (s. Weiß, Nr. 237—241), die Landsknechte führten die sackartigen, übermäßig weiten Pluderhosen ein u. die Nichtsoldaten ahmten diese Mode eifrig nach. Die Frauen hörten auf, die Brust zu entblößen u. Schleppen zu tragen, dafür ward aber der untere Rock gerade geschnitten, sodaß er nur noch die Füße bedeckte u. auf dem Boden aufstand, was die deutsche Mode genannt ward. In Italien vereinfachten die Männer ihre Tracht, während ihre Frauen bis zum J. 1600 die ihrige nicht kostbar genug haben konnten. Im 17. Jahrh. blieb in Spanien die alte Tracht unverändert, nur legten sich die Männer große gesteifte Halskrausen u. Spitzenmanschetten zu, wogegen in Frankreich, dem Vaterlande der Perücken (s. 1614), statt der alten span. Tracht weiter geschnittene Wämser u. Hosen, große Ueberschlagskragen u. Ueberziehjacken für die Männer, u. für die Frauen statt der Reifröcke faltige Röcke u. Ueberziehgewänder u. Ueberwürfe über die Oberkleider aufkamen (s. Weiß, Nr. 361). In Deutschland verdrängte die französische Mode die spanische, man folgte derselben in Allem u. verwarf, was nicht alamode (à la mode) war, als altfränkisch. Der breite Spitzenkragen vertrieb die Krause, der Schlapphut seinen abgerundeten Vorgänger, das weite Beinkleid senkte sich frei bis ans Knie herab, wo es ein Spitzenrand umgab, das Wams ward nicht mehr ausgepolstert, dafür wuchsen aber die Schöße desselben nach unten zu, die Kriegsleute zogen darüber noch das kurze, ärmellose Collet (eine Art Rock) von Leder u. hingen einen Mantel, der bis zum Knie reichte, über. Die Frauen trugen faltige Röcke aus leichtem Stoff ohne Reifrock, rafften aber das Oberkleid ringsum horizontal um ein Drittel des Unterkleides auf u. schlugen es um, so daß die eigentliche Farbe, das Futter u. das Unterkleid in drei breiten Streifen zusammenwirkten. Zu Ende des 17. Jahrh. kleideten sich Frauen u. Männer in Deutschland vollständig nach der am französischen Hofe herrschenden Mode (s. Weiß, Nr. 372. 373), wozu die Schneider in Deutschland jeden Monat neue Modepuppen aus Paris kommen ließen. Die Staats- u. Allongeperücken verdrängten das langwachsende Haupthaar, welches zu Anfang des 17. Jahrh. an die Stelle der steifen, kurzgeschnittenen spanischen Männerfrisur getreten war, nur der sog. Wallensteiner Spitzbart wich noch nicht dem Vollbart. Bei den Frauen behielt der nach einer Maitresse Ludwig's XIV., Frau von Fontanges, benannte Aufsatz von Spitzen u. Flor in Form einer durch Draht in die Höhe gethürmten Haube seine Herrschaft vollständig bis zum Anfang des 18. Jahrh. Colbert's Ausspruch: „Die französische Sprache muß in Europa allgemein werden u. unsere Moden müssen uns die Völker der ganzen Welt zugethan u. zueigen machen", ging buchstäblich in Erfüllung. An allen deutschen Höfen herrschten französische Moden u. Sitten, vergebens versuchten einzelne Vaterlandsfreunde die heimatliche Industrie zu heben u. dem Eindringen franz. Stoffe Einhalt zu thun. Als einmal Herr von Vizé von Ludwig XIV. (31. Dez. 1677) das Privilegium zu einer Modezeitung erhalten hatte u. im J. 1680 der erste Modebericht im „Mercure galant" erschienen war, war wenigstens für diesen Punkt Frankreichs Suprematie entschieden, denn die erste deutsche Modezeitung, die von dem Buchhändler Locher zu Nürnberg seit 1712 herausgegebene „Deutsche Hausmutter", war nichts weiter als ein Auszug aus dem französischen Journal. Eine wesentliche Veränderung erfuhr die Tracht in Frankreich erst unter dem Regenten, wo jene Nonchalance beginnt, die uns an den Figuren Watteau's so gefällt. Die eine Zeit lang gekürzte Weste verlängert sich wieder bei den Männern, u. die Stutzer zeichnen sich durch den längs des Busensaums des Hemdes in Falten fortlaufenden Spitzenbesatz u. das Halstuch mit den gestickten Zipfeln aus. Bei den Frauen kommt der Reifrock wieder zu Gnaden, Anfangs freilich noch ziemlich bescheiden, bald aber bis zu einem Durchmesser von $2^1/_5$—$2^1/_2$ m. anschwellend u. so zur Mutter der Krinoline des 18. Jahrh. werdend. Dabei leistete die Dekolletirung das Möglichste, so daß eigentlich nichts mehr zu verbergen blieb, u. auch sonst wurde mit den Schönpfläſterchen auf den geschminkten Gesichtern, dem gepuderten Haartoupé, den 13—26 cm. hohen Stelzenschuhen u. der die Taille zusammenpressenden Schnürbrust geradezu Abgötterei getrieben.

Mit Ludwig XVI. zogen die englischen Moden ein, man führte den weiten Ueberrock, je nach dem Aufschlag bald à la Bavaroise bald à la Polonaise genannt, den Leibrock, den Vater unseres Fracks, die kurze Weste ein, behielt aber die Knie- u. Strumpfhose bei. Die Frauen nahmen mit Beibehaltung des Reifrocks die kurzen Röcke, welche den Fuß zeigen sollten, u. die in Rock u. Stoff verschiedenen, bauschigen od. glatten Ueberwürfe, den heutigen Tuniques ähnlich, an, nur fügten sie später einen zur Wölbung des Hintertheils dienenden halben Rücken (cul od. postiche), aus dem die heutigen Tournuren wurden, den kleiner werdenden Reifröcken (panier) bei. Gleichzeitig kamen die thurmhohen, aus Zeug gefertigten Aufsätze in Form von mit Blumen u. Früchten gefüllten Körben u. die den Männerhüten nachgebildeten großen Damenhüte u. wunderlichen Spitzenhauben auf.

Nach dem Beginn der Französischen Revolution (1789) wechselte schnell die Jacobinertracht (grobe Jacke, grobleinene Beinkleider, rothe Mütze mit der phrygischen (weiße Tricots, kurzer blauer Schultermantel u. rothe Mütze) u. englische Stutzertracht (Frack, Weste, kurze Hosen, Schuhe, Cylinderhut od. auch Ueberrock mit einer Menge kleiner Kragen u. Hose in die Stiefeln gesteckt), bis gegen das Ende des 18. Jahrh. abermals wieder Frack u. lange Hosen Mode wurden, statt welcher vor 1815 noch einmal enge Strumpfhosen in ungarische Stiefel gesteckt getragen wurden. Im Allgemeinen blieb bis auf die neueste Zeit der Frack- u. Rockschnitt fast derselbe, nur die Form der Mäntel u. Ueberzieher wechselte, Carbonaro, Havelot u. russischer Mantel wurden neben Burnus, Paletot u. Kaisermantel getragen. Für die Frauen führte der berühmte Maler L. David (1789) das sog. Statuenkostüm ein; man trug griechische Gewänder, darüber einen röm. Schurz, ließ die Arme, den Nacken u. die Brust, oft auch die Waden bloß, ließ das Haar natürlich u. gelockt fallen u. trug dazu schaufelartige Hüte mit kleinem Kopfe. In der Konsularzeit ward die mit halben u. ganzen Aermeln getragene Tunika bald bis an den Hals geschlossen, bald ließ sie die Brüste sehen; die Haarfrisur blieb griechisch, allein vorn wurden (wie jetzt nach der Wiener Mode) dieselben in die Stirn gekräuselt u. im Nacken in einen Chignon zusammengeflochten, u. winzige Hüte vertrieben die großen. Die Damen der Kaiserzeit trugen die Tunika sehr kurz, ganz anliegend u. verlegten die Taille unter die Armwurzel u. bedienten sich kiepenartiger, mit Blumen u. Bandern überladener Hüte. Nach 1815 kam die von der Revolution vertriebene Schnürbrust wieder auf. Die Kleider blieben zwar eng, allein die kurzen Taillen hörten auf. Hierauf trat durch die von der Kaiserin Eugenie

eingeführte Krinoline u. die dadurch bedingte unsinnige Weite der Kleider abermals ein Umschwung der Frauentracht ein, bis nach dem Sturze des zweiten Kaiserreichs zuerst die unkleidsamen, enganliegenden, die Körperformen genau markirenden Gewänder wieder durch den chinesischen Schnitt, wo scheinbar stufenweise mehrere Gewänder über einander getragen wurden, die sog. Costumes mit ihren Tuniques von verschiedenem Stoff u. Farbe, u. die Prinzessinroben mit ihren Schleppen schnell auf einander folgten. Den beutelartigen Chignon vertrieben die thurmartigen Frisuren, bis die Mozartfrisur wieder von dem glatten Scheitel u. natürlichen Haar verdrängt ward. (Siehe die Illustrationen in dem Artikel „Deutschland“ u. „Frankreich“.)

Fragt man nun, aus welchen Quellen man die Geschichte der T. studiren kann, so bilden für das Alterthum nur monumentale Denkmäler, Skulpturen, vielleicht auch Wandgemälde den einzigen Anhalt, für das Mittelalter werden vom 10. Jahrh. ab die Miniaturen in den alten Handschriften ziemlich sichere Gewährsmänner sein, für das 13. u. 14. Jahrh. kann man Grabsteine als gute Anhaltpunkte betrachten, u. seit dem 16. Jahrh. haben wir bereits Trachtenbücher von Vecellio, J. Amman, de Bruyn, Hollar, Weigel u. A. Eingehender behandelten die Kostümkunde H. Weiß, „Kostümkunde“ (3 Bde., Stuttg. 1849—72) u. G. Ferrario, „Il costumo antico e moderno“ (18 Bde., Mail. 1816—34), während J. Falke nur Deutschland im Auge hatte („Die deutsche Tracht- u. Modenwelt“, 2 Bde., Lpz. 1858) u. C. Köhler, „Die T. der Völker in Bild u. Schnitt“ (3 Bde., Dresd. 1871—76) hauptsächlich den Schnitt der Gewänder zu erörtern suchte. Das Düsseldorfer Kostümbuch für Künstler (1839—41), das Münchener Trachtenbuch (1872 ff.), das Brüsseler Kostümbuch (1860), A. Kretzschmer's „T. der Völker“ (Lpz. 1860) u. Racinet's „Costumes historiques“ (Par. 1877 ff.) sind dagegen nur als Prachtillustrationswerke zu betrachten.

Sonst sind für Deutschland als nützliche Vehikel zum Studium der T. u. Moden noch, nachdem die Erfurter Mode- u. Galanteriezeitung so gut wie durchgefallen war (1758), das von Bertuch u. Kraus zu Weimar herausgeg. „Journal des Luxus u. der Moden“ (1786—1827) neben dem „Journal des dames et des modes“, welches mit französischem u. deutschem Text von 1786—1848 zu Frankfurt herauskam, die noch bestehende „Allgemeine Modezeitung“ (Lpz. 1807 gegründet), das Wiener „Journal für Theater, Musik u. Mode“ (1803—46), der „Bazar“ (seit 1855), die „Victoria“ (seit 1850) u. die „Modenwelt“ (seit 1865), sowie die von H. Klemm u. Schmidt geleitete „Zeitung für die elegante Welt“ (1872), welche dasselbe für Damengarderobe sein soll, was Klemm's u. Müller's „Europäische Modezeitung“ (Dresd. 1850) für Männertracht geworden ist, zu betrachten.

**Trachyt,** eines der jüngsten Eruptivgesteine, charakterisirt durch eine porphyrartige Struktur mit einer rauhen, oft porösen Grundmasse u. eingewachsenen kleineren od. größeren Sanidinkrystallen. Die Grundmasse ist theils körnig, theils dicht, feinkrystallinisch, von vorherrschend weißer od. grauer Farbe, seltener anders gefärbt; sie besteht aus einem Gemenge von Oligoklas u. Sanidin nebst etwas Magneteisenerz. Außer den in der Grundmasse zahlreich eingestreuten Sanidinkrystallen findet man gewöhnlich auch Hornblende in schwarzen, stark glänzenden Krystallen, zuweilen auch Blättchen von schwarzem Glimmer. Das spez. Gewicht des T. ist durchschnittlich 2,6, der mittlere Gehalt an Kieselsäure 65,8%. Der T. bildet gewöhnlich kuppel- od. domförmige Berge, zuweilen auch wirkliche, der Lava ähnliche Ströme; häufig bildet er auch die Basis von Vulkanen. Bei der Verwitterung liefert der T. einen sehr fruchtbaren Boden. Manche Varietäten werden als Mühlsteine benutzt. Bes. charakteristische Vorkommnisse von T. sind: Centralfrankreich (Puy de Dôme), Laacher See, Schemnitz u. Tokay in Ungarn.

**Tractament** (vom lat. tractāre, behandeln), Behandlung, Bewirthung, Schmaus; Gasterei; beim Militär Löhnung.

**Tractat,** s. „Traktat“.

**Tradition** (lat. traditio), Ueberlieferung. Der gewöhnliche Sprachgebrauch beschränkt die Bedeutung des Wortes meist auf die mündliche Ueberlieferung im Gegensatz zu schriftlichen Aufzeichnungen. In noch engerem Sinne versteht man unter T. den Inbegriff der göttlichen Lehren u. Gebote, welche nach der Behauptung der Katholischen Kirche neben der geschriebenen Offenbarung (dem Neuen Testament) von Christus u. den Aposteln her mündlich fortgepflanzt worden seien. Diese katholische T. ist das Seitenstück zu dem „ungeschriebenen Gesetz“, welches nach der Behauptung der jüdischen Rabbinen von Mose an mündlich überliefert wurde, bis man es schließlich im Talmud (s. d.) schriftlich festsetzte. In beiden Fällen führte das gleiche Bedürfniß zur Annahme der T. Einmal galt es, die mehrdeutige göttliche Offenbarung der Bibel in zweifelloser Weise auszulegen, u. anderseits, die mannichfachen späteren Lehren u. Ordnungen der Kirche gleichfalls auf einen göttlichen Ursprung zurückzuführen. So entstand die Fabel von einer Art Geheimlehre, die, aus dem Munde Jesu u. der Apostel stammend, von Bischof zu Bischof weiter gegeben worden sei. Diese Annahme hinderte nicht das Zugeständniß, daß einzelne Theile der T. schon frühzeitig aufgezeichnet worden seien, wie z. B. das sog. „Apostolische Glaubensbekenntniß“ u. die „Apostolischen Konstitutionen“ (s. d.); doch hütete man sich wohl, den Umfang jener T. ein für alle Mal genau festzustellen, um sich je nach Bedürfniß auf dieselbe berufen zu können. Dazu kam, daß im Mittelalter die T. gegenüber der Lehre von der Unfehlbarkeit der rechtmäßigen Konzilien in den Hintergrund trat. Erst die scharfen Angriffe der Reformatoren nöthigten die Katholische Kirche zu einer schärferen Betonung u. genaueren Bestimmung der T. Zwar verzichtete auch jetzt das Konzil von Trident (1545 ff.) auf eine schriftliche Festsetzung der Lehren, die als T. zu gelten hätten, behauptete aber dennoch (in der 4. Session) die irrthumslose Fortpflanzung der apostolischen T. unter dem Einfluß des Heil. Geistes u. die Ebenbürtigkeit derselben mit der Heiligen Schrift, zumal sich beide nie widersprechen können. Aehnliches lehrt übrigens auch die Griechisch-kathol. Kirche. Begreiflicher Weise sind aber alle Versuche der kathol. Dogmatiker, den Begriff der T. (z. B. durch die Unterscheidung göttlicher, apostolischer u. kirchlicher T.) genauer zu bestimmen, bis heute schwankend geblieben. Die Protestantischen Kirchen verwarfen den kathol. Begriff der T. vollständig u. erkannten ihr nur soweit Geltung zu, als sie sich vor einer wissenschaftlichen Geschichtsforschung zu rechtfertigen vermöge. Diese Auffassung der Reformatoren vermochte freilich nicht zu verhindern, daß im Zeitalter der protestantischen Orthodoxie den Bekenntnißschriften eine unfehlbare Geltung eingeräumt u. so abermals eine T. neben u. streng genommen sogar über der Schrift geschaffen wurde. Ueber T. in juristischem Sinne s. „Uebergabe“.

**Trafalgar** (bei den Römern Junonis promontorium), ein aus Kreidesandstein bestehendes Vorgebirge in der span. Provinz Sevilla, zwischen Cadiz u. der Straße von Gibraltar, ist bes. bekannt geworden durch die Seeschlacht vom 22. Okt. 1805. Der engl. Admiral Nelson traf hier mit 27 Linienschiffen die 34 Linienschiffe zählende vereinigte franz.-span. Flotte u. schlug sie nach dreistündigem harten Kampfe, wobei letztere 19 Schiffe u. 15,000 Mann verlor, der franz. Admiral Villeneuve gefangen u. der span. Gravina tödlich verwundet wurde. Aber auch Nelson fiel durch die Kugel eines Scharfschützen, der ihn an seinen Orden erkannte u. mitten durch den Stern schoß, der seine Brust schmückte. An seiner Stelle übernahm der Admiral Collingwood den Oberbefehl.

**Trafik** (ein den roman. Sprachen eigenes Wort, vom lat. trans, hinüber, u. facĕre, machen, also: übermachen), Handel, meist mit selbst erzeugten Fabrikaten, Verkehr.

**Traganth** (Gummi Tragacanthae), der getrocknete Schleim aus den Stämmen mehrerer Astragalusarten, nam. Astragalus verus, *Oliv.*, Astragalus gummifer, *Lab.*, u. Astragalus creticus, *Lam.*, Pflanzen aus der Familie der Papilionaceen, von welchen die beiden ersten Arten in Kleinasien u. Nordpersien, die dritte auf den griech. Inseln einheimisch sind. Der Schleim fließt theils freiwillig, theils durch gemachte Einschnitte aus dem Stamme aus u. kommt in Form weißer od. gelblichweißer, hornartig aussehender Stücke, deren Schichten dachziegelförmig übereinander geschoben erscheinen, zuweilen auch in wurmartig gewundenen Stücken in den Handel. Man unterscheidet Smyrnaer T., Morea T. u. syrischen T. Der T. besteht größtentheils aus Bassorin nebst wenig gewöhnlichem Gummi; er löst sich nicht in Wasser, sondern quillt nur darin auf, wobei er viel Wasser bindet. Verwendung findet der T. in der Medizin als Bindemittel, in der Konditorei u. zur Appretur von Geweben.

**Trägheit** od. Beharrungsvermögen nennt man in der Mechanik die Eigenschaft aller Materie, so lange in demselben Zustande, sei es in dem der Ruhe od. dem der Bewegung, zu beharren, bis derselbe durch eine von außen wirkende Ursache (Kraft) abgeändert wird.

**tragikomisch** nennt man einen Vorfall, eine Thatsache ꝛc., die an sich tragisch (s. d.) u. bedauerlich ist, zugleich aber auch eine komische u. lächerliche Seite hat. Eine solche Tragikomik kann schon in dem Ton liegen, in welchem eine ernste Sache ausgesprochen wird, ebenso in der Stellung des Redenden ꝛc. Danach bezeichnet man eine Reihe von Handlungen, in denen sich Ernstes u. Lächerliches mischt, als eine Tragikomödie.

**tragisch** (griech.) heißt Alles, was den Charakter der Tragödie (s. d.) an sich trägt od. mit einer solchen beschäftigt ist, auf sie Bezug hat. In ersterer Bedeutung redet man von t.en Schicksalen, Verhängnissen, Ausgängen ꝛc., in letzterer von einer t.en Kunst, einem t.en Stoff, t.en Dichtern (Tragikern) u. t.en Schauspielern (Tragöden).

**Tragödie** (griech. τραγῳδία, von τράγος, Bock, u. ᾠδή, Gesang), also eigentlich „Bocksgesang“, nachmals ein Bühnenspiel mit traurigem Ausgang, ein Trauerspiel. Der Name T. rührt daher, daß ursprünglich bei den Bakchosfesten der alten Griechen, den Dionysien, unter dem Opfer eines Bockes klagende Lieder auf die Leiden des Bakchos gesungen wurden. Als sodann Thespis (s. d.) um die Mitte des 6. Jahrh. v. Chr. den Gr

zum Drama gelegt hatte, indem er dem klagenden Chor einen Schauspieler gegenüberstellte, der die Geschichte des Bakchos erzählte u. wahrscheinlich auch in Wechselgespräche mit dem Chor eintrat, blieb der alte Name T. auch für diese neue Gattung von Aufführungen; ebenso erhielt er sich für die eigentlichen Dramen, die durch Einführung eines zweiten Schauspielers von Aeschylos geschaffen wurden u. bei welchen die ursprüngliche Beziehung auf Bakchos ganz zurücktrat. Ueber die Kunstregeln, welche seit Aristoteles für die T. in Geltung sind, s. „Drama". In Betreff der Geschichte der T. fügen wir hier noch bei, daß dieselbe bei den Griechen bereits durch Sophokles (s. d.) um 450 ihren Höhepunkt erreichte, während mit dem wenig jüngeren Euripides (s. d.) der Verfall beginnt. Bei den Römern erhob sich die T. niemals über die mehr od. weniger gelungene Nachahmung griech. Vorbilder; so in den T.n, welche dem Seneca zugeschrieben werden. Im Mittelalter war die T. zunächst nur in Gestalt der geistlichen Spiele (s. d.) vertreten, bis sie in England durch William Shakespeare (s. d.) eine noch unübertroffene Ausbildung fand. Die beiden großen Meister der franz. T., Corneille (s. d.) u. Racine (s. d.), schließen sich dagegen eng an die griech. Vorbilder an. Gleichzeitig erreichte die span. T. durch Calderon (s. d.) ihren Höhepunkt, während sie in Italien erst durch Maffei (s. d.) u. Alfieri (s. d.), in Deutschland durch Schiller u. Goethe zu klassischer Vollendung gelangte. Von übrigen Völkern besitzen nur die Inder u. Chinesen eine Art selbständiger T.; fast gänzlich fehlt sie dagegen auf dem Boden der semitischen Völker sowie bei den Persern u. Türken. — Vgl. auch „Schicksalstragödie".

**Train** ist der Sammelname für Alles, was zur Fortschaffung der Heeresbedürfnisse im Kriege nothwendig wird. Der T. unterscheidet sich in Truppentrain (Fahrzeuge, welche den einzelnen Bataillonen, Kavallerie-Regimentern ꝛc. speziell zum Nachfahren von Lebensmitteln, Reservestücken ꝛc. zugetheilt sind), u. Administrationstrain, zu welchem man die Lebensmittel-, Sanitäts- ꝛc. Kolonnen rechnet. In weiterem Sinne begreift man auch unter T. die sämmtlichen Munitions-, Lebensmittel- ꝛc. Kolonnen zusammen, welche nicht, wie die Geschütze u. Munitionswagen, zu den unmittelbar fechtenden Truppen gehören. Die bessere Organisation dieser T.s ist ein wesentlicher Fortschritt unserer heutigen Heeresleitung auf dem Wege, die Kriege humaner zu gestalten u. ihre unvermeidlichen Leiden auf das geringste Maß zurückzuführen.

**trainiren** heißt ein Pferd für bestimmte Leistungen vernunftgemäß ausbilden. Es gehört dahin die stufenweise Ausbildung der Pferde für Rennen, Jagdreiten ꝛc. Der diese Ausbildung besorgende u. leitende Reiter ist der Trainer.

**Traiteur** (franz., spr. Trätöhr), Speisewirth, Garkoch.

**Trajanspforte** (türk. Kapuli Derbend, d. i. Thorpaß, zuweilen auch Demir Kapi, d. i. eisernes Thor), ein Paß durch das Ichtimaner Mittelgebirge zwischen Sofia u. Philippopel, speziell zwischen Ichtiman u. Tatar Basardschik. Der Weg läuft in 800 m. Seehöhe zwischen den Resten von Befestigungen hin, welche die Römer zur Sicherung des Gebirgsüberganges erbaut hatten. Durch sie ist Jahrhunderte lang die Hauptstraße zwischen Wien u. Konstantinopel gegangen. Im neuesten Russ.-türk. Kriege wurde der Paß 11. Jan. 1878 von den Russen besetzt.

**Trajanswall** heißt der Römerwall, der sich vom Pruth östl. bis zu den Strandseen des Schwarzen Meeres erstreckt u. 105—155 n. Chr. von röm. Legionen zum Schutze gegen die Skythen aufgeführt wurde. Er gehörte vor dem Krimkriege zu russ. Bessarabien u. kam infolge des Pariser Friedens 1857 zur Moldau. T. heißt auch der 4 M. lange Römerwall, der von Köstendsche am Schwarzen Meere, Medschidie u. den langgestreckten Karasusee nördl. lassend, durch die südl. Dobrudscha bis südl. von Tschernawoda an die Donau geführt ist u. eine durchgängig doppelte, hier u. da dreifache Befestigungslinie bildet.

**Trajanus**, Marcus Ulpius, röm. Kaiser (98—119 n. Chr.), geb. 18. Sept. 53 n. Chr. zu Italica in Gallia Bätica als Sohn des Marcus Ulpius T., der sich unter Vespasian im Kriege gegen die Juden auszeichnete u. 76 als Statthalter von Syrien mit den Parthern kämpfte. T. that frühzeitig unter seinem Vater Kriegsdienste in dessen parthischem Feldzuge, wurde 85 n. Chr. Prätor, 91 Konsul u. ging dann nach Spanien, von dessen Verwaltung er aber durch Domitian an den Rhein gerufen wurde, um dort ausgebrochene Unruhen zu dämpfen. Hier that er sich durch strenge Mannszucht u. kriegerische Erfolge so hervor, daß Nerva (s. d.) auf ihn aufmerksam wurde, ihn adoptirte u. Ende 97 zu seinem Nachfolger ernannte. Schon Anfang 98 erhielt T. in Köln die Nachricht von dem Tode Nerva's u. übernahm nun selber die Herrschaft. Seine erste Regierungshandlung war die Aufhebung der Prätorianer, jener kaiserlichen Leibgarde, welche schon öfter Palastrevolutionen angezettelt u. auch dem Kaiser Nerva noch Schwierigkeiten bereitet hatte. Nach Rom kam T. übrigens erst im J. 99 u. wurde mit großen Ehren empfangen. Dann zog er gegen die Dacier, denen Rom bisher Tribut hatte zahlen müssen, blieb in deren Land bis 103 u. triumphirte über Decebalus, ihren Führer. Letzterer brach jedoch bald den Friedensvertrag, u. T. sah sich 104 zu einem neuen Feldzuge genöthigt, der 106 mit der Unterwerfung u. dem Tode des Decebalus u. der Einverleibung Daciens in das Röm. Reich endigte. Das Andenken an diesen Krieg feiert die im J. 113 auf dem Forum errichtete, noch heute erhaltene Trajanssäule. Im J. 114 zog T. noch einmal persönlich ins Feld, u. zwar gegen die Parther, die er besiegte; 115 unterwarf er Armenien, eroberte 116 Ktesiphon, aber auf der Rückreise nach Rom erkrankte er u. starb im August 117 in der Stadt Selinus in Kilikien, nachdem er zuvor dem Hadrian (s. d.) den Oberbefehl übergeben hatte. — T. gehört zu den besten röm. Kaisern. Das Heer liebte ihn, weil er ein tüchtiger Führer war; seine Strenge verzieh es ihm, weil er sie auch gegen sich selbst übte. Gegen das Volk war er milde u. freigebig u. erwarb sich durch diese Eigenschaften den ehrenden Beinamen Optimus (der Beste). Das Ansehen des Senates hob er u. gestattete ihm freie Berathung. Für seine Thätigkeit in der Verwaltung sprechen zahlreiche wohlthätige Gesetze; auch erwarb sich T. ein großes Verdienst durch Aufhebung der Hochverrathsprozesse, welche das Unwesen der Delatoren (Angeber) begünstigt hatten. Für die Erweiterung der Grenzen des Reichs sorgte T. durch Unterwerfung Daciens, eines Theiles von Arabien u. der parthischen Besitzungen am Euphrat, Erwerbungen freilich, die wenig Nutzen brachten u. daher zum Theil von seinen Nachfolgern wieder aufgegeben wurden. Rom schmückte er mit Bauwerken u. Wohlthätigkeitsanstalten, im ganzen Reiche sorgte er für Anlage von Straßen, Wasserleitungen u. Häfen. Gelehrten u. Künstlern stand er mit Rath u. Unterstützung bei, auch verfaßte er selbst eine Geschichte seines Feldzuges gegen Decebalus. Von den Schriftstellern seines Zeitalters sind Quintilian, Silius Italicus, Sueton, Tacitus, Plutarch, Arrian, Dio Chrysostomus, Juvenal, Martial u. der jüngere Plinius zu nennen, von denen der Letztere sich der besonderen Gunst des Kaisers erfreute.

**Trajekt, Trajektanstalt**, Vorrichtung zum Uebersetzen von Eisenbahnzügen über Gewässer für den Fall, daß vom Bau einer Brücke aus irgend welchen Gründen abzusehen ist. Der Betrieb der T.e wird mit einer Art Dampffähren ausgeführt, die über Flüsse mit Ketten nach bestimmten Uferstellen geleitet werden. Bes. nennenswerth sind die T.e über den Rhein bei Elton, nahe der holl. Grenze, u. bei Rheinhausen. Der Betrieb mit den hier benutzten Kettenfähren geht auf folgende Art vor sich: auf einem der beiden an den Uferstellen befindlichen Rangirbahnhöfe wird der betreffende Zug in zwei Gruppen von je 5—7 Wagen getheilt. Hinter jede Gruppe setzt sich eine Lokomotive mit Distanzwagen u. schiebt dieselben auf den in schiefer Ebene niederlaufenden Gleisen auf das Fahrzeug, das aus einem mittleren Treibschiffe u. zwei Seitenschiffen, Pontons, zur Aufnahme der Wagen besteht. Die Lokomotiven werden dann losgekuppelt, fahren zurück u. das Fahrzeug setzt sich nach dem gegenseitigen Ufer in Bewegung, indem das Mittelschiff durch eine Dampfmaschine zwischen zwei straff gespannten Ketten, welche über große, von der Maschine umgetriebene Räder laufen, geführt wird. Ungleich großartiger war das von dem engl. Ingenieur Fowler aufgestellte Projekt, den Verkehr zwischen Dover u. Calais durch eine Trajektanstalt mittels Dampffähre zu vermitteln. Dergleichen Anstalten können immerhin nur als Nothbehelfe gelten, da ihr Betrieb mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen hat.

**Trakehnen**, Dorf mit 506 E. (1871) im Kreise Stallupönen, Reg.-Bez. Gumbinnen der preuß. Provinz Ostpreußen; liegt in 62 m. Seehöhe an einem Nebenflusse der Pissa u. an der Hauptlinie der preuß. Ostbahn: Berlin-Konitz-Eydtkuhnen. Es ist das Hauptlandesgestüt des preuß. Staates, 1730 gestiftet, u. eines der besteingerichteten in ganz Europa.

**Traktat** (lat. tractatus, eigentlich „Behandlung, Abhandlung") heißt theils eine Abhandlung über einen wissenschaftlichen Gegenstand, theils (bes. in der Mehrzahl T.en) die Verhandlungen zweier Staaten od. Parteien zum Zweck der Abschließung eines Vertrages. Nach der erstgenannten Bedeutung bezeichnet man als Traktätchen kleine Abhandlungen religiösen Inhalts, welche auf die Erweckung der Massen berechnet sind. Die Sache selbst ist uralt; wie im Mittelalter, so sind am Anfange der Reformation die neuen religiösen Ideen vor Allem in Gestalt von Liedern u. Flugschriften (bes. Luther's u. Calvin's) unter das Volk geworfen worden. Schon im 17. Jahrh. bildeten sich eigene Gesellschaften, die sich die Verbreitung erbaulicher Volksschriften zur Aufgabe machten, u. derselbe Zweck ist neben der Bibelverbreitung fast von allen Bibelgesellschaften (s. Bd. II, S. 889) verfolgt worden. Die erste eigentliche

Traktatgesellschaft wurde um 1796 zu Edinburgh gegründet; 1799 folgte durch Pastor Burder die Londoner Religious Tract Society, die bis jetzt etwa eine Milliarde T.e in mehr als 100 Sprachen verbreitet hat; 1825 die American Tract Society zu New York, deren Thätigkeit sich gleichfalls fast über die ganze Erde erstreckt. Von der großen Zahl ähnlicher Gesellschaften, die seitdem, meist nach dem Muster der engl., gestiftet wurden, heben wir in Deutschland nur den Berliner Evangel. Bücherverein u. den Calwer Verlagsverein hervor. Bei der ungeheuren Masse von T.en, die nicht nur von diesen Gesellschaften, sondern auch von den Sekten (bes. den Methodisten) unter das Volk gebracht werden, ist es Pflicht der Lehrer u. Erzieher, den Einfluß dieser Literatur zu überwachen. Denn neben wahrhaft guten Volksschriften finden sich darunter auch nicht wenig süßliche u. ungesunde Machwerke.

**Tralles,** Johann Georg, Mathematiker u. Physiker, geb. zu Hamburg 15. Okt. 1736; studirte seit 1782 in Göttingen, ward 1785 Professor der Mathematik u. Physik in Bern, folgte 1810 in gleicher Eigenschaft einem Rufe nach Berlin u. starb 19. Nov. 1822 zu London. Er hat sich nam. bekannt gemacht durch die Erfindung u. Verbesserung des Alkoholometers (T.'sche Wage), welcher den Alkoholgehalt einer spirituösen Flüssigkeit nicht nach Gewichts-, sondern nach Volumenprozenten bestimmt (bei $+12,4^{0}$ R.); Spiritus von $30^{0}$ T. od. 30 % T. bedeutet demnach, daß 100 Volumentheile des zu messenden Spiritus 30 Volumentheile absoluten Alkohols enthalten; vgl. den Art. „Alkohol". Von T.'schen Schriften sind zu nennen: „Physikalisches Taschenbuch" (Gött. 1786); „Lehrbuch der reinen Mathematik" (Bern 1789); „Untersuchungen über die spez. Gewichte der Mischungen aus Alkohol u. Wasser" (Lpz. 1812).

**Tram** od. Trahm, starker Balken.

**Traminer,** eine häufig gebaute Rebsorte, welche in zwei Varietäten vorkommt. Der rothe T. stammt aus dem Marktflecken Tramin an der Etsch in Tirol u. wird bes. am Haardtgebirge von Dürkheim bis Neustadt, in Württemberg, im Rheingau ꝛc. kultivirt. Der Rebstock ist klein, die Traube kurzstielig, breit u. dicht; die dickhäutige, fleischige Beere hat einen feinen, gewürzreichen Geschmack u. eignet sich sehr gut zum Aufbewahren. Die Trauben reifen zeitiger als der Riesling (s. d.); der Wein besitzt aber nicht das angenehme Bouquet wie der von letzterer Rebe, man erzielt jedoch durch Mischung beider ein vorzüglich feines Getränk. Beide Rebsorten zeigten sich sehr widerstandsfähig gegen die Traubenkrankheit (s. d.). Von der Traminer-Rebe werden die Forster, Rupertsberger, Wachenheimer u. Deidesheimer Weine gewonnen. – Der weiße T., dessen Beeren weißgrün, in der Reife gelb sind, ist in Frankreich, Ungarn (genannt Formint), im Elsaß (genannt Grünedel) u. um Würzburg verbreitet. Der T. gedeiht besser in flacher Lage als an steilen Abhängen, wo der Riesling seinen Standort hat.

**Tramontana** (ital., von tra = trans [lat.], jenseits, u. monte, Berg), der Nordwind; auch der Polarstern.

**Trampelthier,** s. unter „Kameel".

**Tramway,** eine Schienenbahn, bes. die mit Pferden befahrenen für den Personenverkehr in den Städten. Der Name soll korrumpirt worden sein aus Outram's Way. Mr. Outram in Derbyshire brachte bei den kurz vorher (1767) in den Eisenwerken von Colebrooke aufgekommenen Eisenbahnen, deren Schienen auf Langhölzern lagen, welche durch Querhölzer verbunden waren, die Veränderung an, die Holzunterlagen durch Steinblöcke zu ersetzen, auf denen die meterlangen u. unten mit einer Rippe versehenen Schienenstücke ruhten. Für die Lokomotiveisenbahnen erwies sich diese Auflagerung zwar nicht praktisch u. fand deshalb hier keine Aufnahme, dagegen erlaubte sie eine billigere Ausführung der Pferdeeisenbahnen, die sich auf Grund dieser Konstruktionsweise zu wichtigen Verkehrsmitteln innerhalb der großen Städte entwickelten u. den Namen Outramsway od. später T. den Pferdebahnen überhaupt zuführten.

**tranchiren** vom frz. trancher (spr. trangscheh), zerlegen, vorschneiden.

**Trani,** Stadt mit 21,026 E. (1871) in der ital. Provinz Bari delle Puglie, Landestheil Apulien, liegt am Adriatischen Meere u. an der Linie Bologna-Otranto der ital. Südbahn. Der gut gebaute Hafenort ist Sitz eines Erzbischofs u. eines Appellationsgerichtes, hat ein Kastell, ein Schloß, eine prächtige gothische Kathedrale mit einem der höchsten Thürme Italiens u. 12 andere Kirchen, einen schönen öffentlichen Garten am Meer, Villa genannt, u. treibt Handel mit Getreide, Oel u. Südfrüchten. Die Umgegend erzeugt einen trefflichen Wein (Moscado di Trani). Den Titel Graf v. T. trugen zuweilen Prinzen des königl. Hauses Beider Sizilien.

Nr. 5263. Die Trajanssäule in Rom in ihrem heutigen Zustande.

**Trankebar,** Stadt in brit. Vorderindien an der Küste Koromandel, zum Distrikt Tandschur der Präsidentschaft Madras gehörig, mit gegen 25,000 E.; liegt zwischen zwei Armen des Kaweriflusses, ist fast ganz auf europ. Art gebaut, mit Mauern umgeben u. durch das neuerdings verfallende Fort Dansborg u. eine Citadelle geschützt, hat Baumwollenindustrie u. lebhaften Handel u. ist Mittelpunkt der lutherischen Mission unter den Tamulen mit dem Kirchenrathe u. einem Seminar für eingeborene Lehrer u. Prediger. T. hat auch eine engl. Centralschule für christliche Tamulen, eine luther. u. kathol. Kirche u. eine Buchdruckerei. Es wurde 1620 auf der dem Radscha von Tandschur abgekauften Küste von den Dänen angelegt als Hauptpunkt der dän. ind. Besitzungen; durch König Friedrich IV. von Dänemark wurde dann die luther. Mission von T. gegründet, die zuerst 1706 von zwei Schülern A. H. Francke's, Ziegenbalg u. Plutzschau, verwaltet wurde u. mit dem Hallischen Waisenhaus in steter Verbindung blieb. Seit 1839 hat die luther. Leipziger Missionsgesellschaft diese Arbeit übernommen u. wird dabei von dem Missionsfonds des Hallischen Waisenhauses unterstützt. Im J. 1845 ging T. durch Kauf aus dänischen Händen in die der Engl.-ostind. Compagnie über.

**trans** (lat.), jenseits, häufig in geographischen Namen in Verbindung mit anderen Wörtern vorkommende Präposition (im Gegensatz zu cis, s. d.); so transalpinisch, jenseit der Alpen liegend; transatlantisch, jenseit des Atlantischen Meeres gelegen; transmarinisch, jenseit des Meeres liegend, überseeisch; transkaukasisch, jenseit des Kaukasus gelegen; transbaikalisch, jenseit des Baikalsees liegend ꝛc.

**Transaktion** (lat. transactio, von transigĕre, transigiren, d. h. durchführen, zu Stande bringen, verhandeln, übereinkommen, einen Vergleich treffen), Ausgleichung, Beilegung einer Streitsache, Vergleich, Uebereinkunft.

**Transbaikalien,** auch Sabaikal od. Daurien, russisch-asiat. Gebiet im südl. Sibirien, 1851 vom Gouvernement Irkutsk abgetrennt, 11,325 □M. mit 430,780 E. (1870), wird im O. von der Amurprovinz, im N. von dem Gebiete Jakutsk, im W. von dem Gouvernement Irkutsk u. im S. von China begrenzt. T. wird durchzogen von dem Jablonowoi- od. Daurischen Scheidegebirge, dessen höchste Spitze der Sochondo mit 2453 m. ist. Ihm lagerte sich nach N. vor das Witimplateau u. alle die weit nach N. zwischen Jenissei u. Lena sich schiebenden Vorberge dieses früher unter dem allgemeinen Namen „Daurisches Alpenland“ zusammengefaßten Gebirgslandes. Auch von dessen nordöstlicher Verlängerung, dem Jablonoigebirge, gehört das Westende hierher. Seen in T. sind an der Westgrenze der Baikalsee, an der Südgrenze der Barun-Tarei unter 50° n. Br. Die wichtigsten Flüsse sind im W. die dem Jenissei zufließende Selenga, im N. der hier entspringende Witim, ein Nebenfluß der Lena, u. die beiden nach NO. strömenden Quellflüsse des Amur, der Argun u. die Schilka. Der größte Theil von T. ist gutes Acker- u. Grasland, ausgenommen die Aginskische Steppe im SO., doch leiden die außerordentlich zahlreichen Herden von Pferden, Rindern u. Schafen durch den Mangel an Süßwasser u. durch die schneelosen, stürmischen Steppenwinter. Bedeutend sind die Schätze der Daurischen Alpen u. des Nertschinskischen Erzgebirges an Gold, Silber, Edelsteinen u. Mineralquellen; dazu haben sie Ueberfluß an jagdbarem Wild, Bären, Wölfen u. bes. Pelzthieren. Trotz des im Ganzen rauhen Klimas blühen Landbau, Viehzucht, Fischerei u. Bienenzucht immer mehr auf, Jagd wird bes. auf Hermelin, Wiesel u. Zobel getrieben. Die Hälfte der Bewohner bilden Russen griech.-katholischer Konfession, die andere bilden die lamaitischen Burjäten u. andere heidnische Eingeborene. Getheilt ist T. in 5 Kreise u. 1 Stadtbezirk; das Kosakenheer von T. wird auf 124,163 Mann angegeben. Die Hauptstadt Tschita an der Ingoda, einem Amurquellfluß, mit 3650 E., ist gegen die chines. Grenze durch 5 Festungen geschützt, von denen Zuruchaitujewsk die bedeutendste ist. Flußabwärts liegt die berühmte Bergstadt Nertschinsk (s. d.). Die wichtigste Stadt aber war bis in die neueste Zeit Kiachta (s. d.). Andere Städte sind: Werche Udinsk u. Selenginsk an der Selenga.

**transcendent,** s. „transscendent“.

**transferiren** (vom lat. transferre, franz. transférer), übertragen, übersetzen; versetzen, verlegen.

**Transfiguration** (lat. transfiguratio), Umgestaltung, Verklärung Christi.

**transformiren** (lat. transformāre), umformen, umbilden, umwandeln, umgestalten.

**transfugiren** (lat. transfugĕre), überlaufen, zum Feinde übergehen.

**Transfusion** (vom lat. transfusio, Uebergießung) ist die chirurgische Operation, durch welche Blut von einem Menschen od. einem Thiere in die Adern eines durch Blutverlust erschöpften od. durch Krankheit herabgekommenen Menschen übertragen wird. Zu diesem Zwecke wird in der Regel einem gesunden, kräftigen Individuum eine Quantität Blut durch einen Aderlaß entzogen u. aus demselben der Faserstoff durch 5 Minuten langes Quirlen (das Defibriniren) u. mehrmaliges Filtriren beseitigt, wobei das Blut in einem Glasgefäß aufgefangen wird, das in warmes Wasser von 40° C. gestellt ist. Inzwischen wird bei dem Kranken eine Vene freigelegt, geöffnet u. in das centrale Ende derselben eine Röhre aus Glas, Hartkautschuk od. Silber eingeführt. Durch diese wird entweder mittels einer Spritze od. mittels eines 300–400 Gr. Flüssigkeit fassenden Glascylinders, den man durch ein Kautschukrohr mit der Röhre verbindet, mit dem defibrinirten Blut gefüllt hat u. genügend hoch hält, das Blut in die Vene übergegossen. Von höchster Wichtigkeit für das Gelingen der Operation ist, daß das Blut bei den Behandlungen, denen es unterworfen wird, immer seine normale Wärme behält, u. ferner, daß beim Eingießen in die Vene keine Luft mit eingespritzt wird. Man hat auch mehrfach versucht, das Blut direkt von Thieren in den Blutstrom eines Menschen überzuführen; so ließ nam. Hasse in Nordhausen bei Schwindsüchtigen das Blut von Lämmern unmittelbar aus deren Adern mittels eines Kautschukrohres in die Vene des Kranken hinüberfließen. Von dieser Lammblut-T. stand man jedoch nach vielen Versuchen wieder ab, indem sie keineswegs das leistete, was man sich von ihr versprach. Dagegen sind bei äußerster Blutarmuth nach starken Blutungen nicht wenig Personen durch die T. gerettet worden. Es genügte in vielen Fällen schon, 4–8 Unzen Blut zu injiziren, um das Leben wieder wach zu rufen. Die Operation selbst entstand in der Mitte des 17. Jahrh., wurde dann fast vergessen u. erst am Ende des vorigen Jahrhunderts von engl. Aerzten, zumal Geburtshelfern, wiederum empfohlen. Nachdem Dieffenbach, der einige Versuche gemacht hatte, die T. in Deutschland einzuführen, bald davon wieder abgestanden war, hatte der Geburtshelfer Martin das Verdienst, aufs Neue auf die lebensrettende T. hingewiesen zu haben, u. den Physiologen Panum u. Landois ist es gelungen, durch Experimente das Wesentlichste über diese wichtige Operation festzustellen. — Vgl. Gesellius, „Die T. des Blutes“ (1873); Derselbe, „Zur Thierblut-T. beim Menschen“ (1875); Landois, „T. des Blutes“ (1875).

**transigiren,** s. „Transaktion“. **Transitivum,** s. „Verbum“.

**Transitohandel** beschäftigt sich mit der Durchfuhr (Transit) fremder Waaren durch ein Land. So vermittelt z. B. die Schweiz den Durchgang deutscher Waaren nach Italien u. umgekehrt. Dieser Handel ist in manchen Ländern nicht unwichtig u. gewährt nam. den inländischen Verkehrsgewerben (Fuhrwesen, Eisenbahnen, Schiffahrt ꝛc.) guten Verdienst. Früher suchte auch die Staatskasse durch Erhebung von Durchgangs- od. Transitzöllen Einnahmen zu erzielen, dieselben sind aber in den meisten Staaten abgeschafft, da man erkannte, daß derartige Zölle den Verkehr nur in andere Bahnen leiteten.

**Transkaukasien,** allgemeine Bezeichnung für alles russisch-asiat. Gebiet südlich vom Kaukasus zwischen den Schwarzen u. Kaspischen Bergen bis zur pers. u. türk. Grenze; die früher bestandene Scheidung von Cis- u. T. in politisch-geographischem Sinne ist durch die 1871 erfolgte Verbindung beider in eine Statthalterschaft Kaukasus hinfällig geworden (s. „Kaukasien“).

**Translation** (lat. translatio), Uebertragung, Uebersetzung; Translator, Uebersetzer, Dolmetscher.

**translociren** (neulat. translocāre), an einen andern Ort versetzen; Translokation, Versetzung, Ortsveränderung.

**transmittiren** (lat. transmittĕre), hinüberschicken, überliefern, überlassen; Transmission, Uebersendung, Ueberlieferung, Uebertragung, Fortpflanzung. In der Mechanik nennt man Transmission die Gesammtheit der Maschinentheile, durch welche die Arbeit von der Hauptwelle der Betriebsmaschine auf die einzelnen Arbeitsmaschinen übertragen wird. Es gehören dazu Lager, Wellen, Kuppelungen, Riemenscheiben u. Zahnräder. Die Hauptbedingungen, welche eine Transmission zu erfüllen hat, sind, daß sie möglichst wenig Verlust durch Reibung ergiebt u. möglichst geringe Anlagekosten verursacht. Die zweckmäßigsten Transmissionsvorrichtungen sind von amerikan. Maschinenbauern konstruirt worden. Am gebräuchlichsten, weil am bequemsten u. billigsten, ist die Riementransmission od. die Arbeitsübertragung durch Treibriemen mittels Riemenscheiben; es sind damit die Wellen in allen möglichen gegenseitigen Lagen leichter zu betreiben, als durch Zahnräder. Auch können mittels Riemen die stärksten Arbeitsleistungen übertragen werden, vorausgesetzt, daß genügend große Geschwindigkeiten vorhanden sind. Neuerdings wendet man öfter zur Uebertragung großer Effekte die Transmission durch Hanfseile an, welche man in genügender Anzahl neben einander über Scheiben mit eingedrehten Nuthen laufen läßt. Für große Entfernungen benutzt man zur Transmission Drahtseile. Uebrigens kann eine Kraft-Transmission auch durch Röhrenleitungen mittels Luft- od. Wasserdruck erfolgen. Auf der Transmission durch Luft beruht z. B. der Betrieb der pneumatischen Uhren, u. mittels der Transmission durch Wasser werden bes. Maschinen zur Hebung großer Lasten u. zum Pressen betrieben.

**Transpadanische Republik,** s. unter „Cis“.

**transparent** (vom lat. trans hindurch, u. parēre erscheinen), durchscheinend, durchsichtig; Transparent, ein durchscheinendes Gemälde.

**Transplantation** (vom lat. transplantāre, verpflanzen), eine chirurgische Operation, die Verpflanzung organischer Theile, insbes. von Hautstücken, auf einen andern Theil. Man hatte schon längst in einzelnen Fällen beobachtet, daß vollständig abgetrennte Theile des Körpers wieder anheilten, wenn man sie auf der Wundfläche sofort mittels Pflaster od. Nähten fixirte. Allein erst als im J. 1870 der franz. Arzt Reverdin ausgedehnte Versuche mit dieser Operation gemacht hatte, wurde die unmittelbare Uebertragung kleiner Hautstücke auf Wund- u. Geschwürsflächen als ein vortheilhaftes Verfahren anerkannt. Insbesondere bei Geschwüren, deren Vernarbung zögernd od. gar nicht eintritt, ist die T. erfolgreich. Von einer gesunden Hautstelle, sei es die der betreffenden Patienten, sei es einer andern Person, schneidet man mittels einer Cooper'schen Schere ein mit der Pincette abgehobenes stecknadelkopfgroßes

Stückchen aus der Haut u. befestigt dasselbe mittels Heftpflaster auf der Wund- od. Geschwürsfläche. Nach 1—5 Tagen zeigt sich dann nicht selten das kleine Hautstück angewachsen, neues Leben scheint in der Wundheilung zu erwachen u. durch Ueberhäutung geht der Vernarbungsprozeß schnell vor sich.

**transponiren** (lat. transponĕre), übersetzen, versetzen. In der Musik versteht man unter t., ein Musikstück in eine andere Tonart umsetzen, als die vom Komponisten gewählte, was durch Rücksichten auf den Stimmumfang eines Sängers, auf das Arrangement einer Komposition für andere Instrumente, auf die Verschiedenartigkeit der Stimmung der Instrumente ꝛc. zuweilen geboten erscheint. Die Fertigkeit des Transponirens ist nicht blos dem Komponisten, sondern auch dem Dirigenten, Partitur-Leser od. Spieler, dem Accompagnateur am Klavier, dem Ripienspieler im Orchester u. selbst dem guten Ausschreiber (Kopisten) nöthig.

**Transporteur** nennt man einen in ganze od. halbe Grade getheilten Halbkreis von Metall, Horn od. steifem Carton, um beim geometrischen u. technischen Zeichnen Winkel zu messen od. zu übertragen (transportiren).

**transportiren** (lat. transportare), hinüberbringen, fortschaffen, übertragen; Transport (franz. transport), Ueberfahrt, Versendung, Fortschaffung, Ausfuhr, Fracht, Zufuhr; Uebertragung der Schlußsumme in Rechnungen vom Ende der einen Seite auf den Anfang der andern.

**Transportversicherung** hat den Zweck, Ersatz des Schadens zu gewähren, der für transportirte Güter während deren Reise entstehen kann. Wer Waaren versendet, wendet sich an eine Versicherungsgesellschaft, deklarirt den Werth der Waaren u. erlangt gegen eine Entschädigung (Prämie), deren Höhe sich nach der Dauer der Reise, deren Entfernung u. Gefahren (See- od. Landtransport, Wasserfracht od. Eisenbahn ꝛc.) richtet, die Zusicherung vollen Ersatzes gegen Vernichtung irgend welcher Art od. auch theilweise Beschädigung durch Elementarschäden, durch Diebstahl, nachlässigen Transport, gegen verspätetes Eintreffen ꝛc. Besonders wichtig ist die Seetransport-Versicherung, da ohne dieselbe der Kaufmann od. Rheder durch den Untergang seines Schiffes sehr großen Verlusten ausgesetzt wäre, während durch die Versicherungsgesellschaft der etwaige Schaden auf Viele vertheilt wird. Die See-Assekuranz läßt sich bis zum 14. Jahrh. zurückverfolgen; schon 1310 soll in Brügge eine Assekuranzkammer bestanden haben, die älteste bekannte Assekuranzordnung ist die von Barcelona aus dem J. 1435. Seitdem ist die Seeversicherung in allen Seestaaten ausgebildet worden u. ist dieselbe überall durch besondere Abschnitte des See- u. Handelsrechts geregelt. — Die Versicherungen gegen die Gefahren des Fluß-, Landsee- u. Landtransports sind jedoch erst im Laufe dieses Jahrhunderts in Aufnahme gekommen, u. werden derartige Geschäfte sowol von Aktiengesellschaften als auch von Anstalten auf Gegenseitigkeit, selbst von Privaten betrieben. — Gegen die Gefahren der Reise können sich auch Personen derart versichern, daß sie bei Unfällen eine dem Grade der Beschädigung entsprechende Summe, bei dem Todesfalle ihre Erben eine nach der Prämie bemessene Geldentschädigung erhalten, doch befassen sich mit dieser Reiseversicherung in der Regel nicht die Transport-, sondern die Lebensversicherungs-Gesellschaften.

**transscendent** (lat. transscendens, hinübersteigend) u. transscendental heißt im philosophischen Sprachgebrauch Alles, was außer dem Bereiche der Erfahrungswelt (des sinnlich Wahrnehmbaren) liegt u. somit in das Gebiet des Uebersinnlichen „hinüberschreitet". So spricht man von einem transscendenten Gott, sofern derselbe außerhalb der Welt u. ihr gleichsam gegenüberstehend gedacht wird; den Gegensatz bildet dann immanent od. einwohnend. In engerem Sinne heißt (seit Kant) alles Dasjenige t., was nicht die Dinge selbst, sondern die menschliche Erkenntniß der Dinge zum Gegenstand hat. So beschäftigt sich die transscendentale Logik nicht mit den verschiedenen Arten der Schlüsse, sondern mit der Beschaffenheit des Erkenntnißvermögens selbst; die Gesammtheit solcher Untersuchungen heißt Transscendental-Philosophie. In der höheren Mathematik wird seit Leibniz t. von gewissen Berechnungsarten (im Gegensatz zu den algebraischen) gebraucht.

**Transsept** (von lat. trans, hindurch, u. septum, Verzäunung), der Kreuzarm (bei Gebäuden, bes. Kirchen).

**Transskription** (vom lat. transscribĕre, überschreiben, schriftlich übertragen) heißt in der Musik die Uebertragung eines Tonstücks auf ein anderes Instrument, als für welches es ursprünglich geschrieben ist. Vom bloßen Arrangement unterscheidet sich die T. dadurch, daß nicht blos die melodischen, harmonischen u. rhythmischen Wesenheiten des Originals wiedergegeben, sondern auch noch mehr od. weniger glänzende figurative Zuthaten angebracht werden, durch welche die Uebertragung eine gewisse Selbständigkeit der Wirkung gewinnt. Bes. braucht man das Wort T. für Uebertragungen von Liedern u. Gesängen auf das Pianoforte.

**transspiriren** (von lat. trans, hindurch u. spirāre, hauchen, dünsten), ausdünsten, schwitzen; in übertragener Bedeutung: ruchbar werden, verlauten, auskommen.

**Transsubstantiation** (lat. transsubstantiatio, Stoffverwandlung) heißt in der katholischen Glaubenslehre die Umwandlung der Hostie u. des Weines beim Abendmahl in den wirklichen Leib u. das wirkliche Blut Christi. Diese Umwandlung erfolgt nach katholischer Lehre unmittelbar nach der priesterlichen Konsekration (Segnung) von Brot u. Wein, obschon die äußere Gestalt (das accidens) beider dieselbe bleibt. Zum Dogma wurde diese Lehre erhoben durch Innocenz III. auf der vierten Lateransynode von 1215; auf ihr beruht wesentlich die katholische Lehre vom Meßopfer (s. „Messe"), von der Anbetung der Hostie in der Monstranz (s. d.) u. der Beschränkung des Kelchs auf den Priester (vgl. „Abendmahl").

**Transsylvanien,** s. v. w. Siebenbürgen (s. d.).

**Transvaalien,** in Südafrika, bis vor Kurzem ein Boerfreistaat (Transvaalsche Republik), der sich 17. Jan. 1852 unabhängig erklärte, aber durch Proklamation vom 12. April 1877 den britisch-afrikanischen Besitzungen, vorläufig als für sich bestehendes Glied u. unter der Bezeichnung Province of Transvaal, einverleibt worden ist, umgefähr 5380 □M. mit rund 300,000 E.; liegt zwischen 22 u. 28° südl. Br. u. 25—31½° östl. L. von Greenwich, grenzt im O. an die portugiesischen Besitzungen, die Swazi- u. Zuluänder, im S. an Natal u., durch den Vaalfluß getrennt, an den Oranjeflußfreistaat, im W. u. N. an den Hartfluß u. den Limpopo od. Krokodilfluß, jenseit deren mächtige Kaffern u. Betschuanenstämme hausen. Die Hauptflüsse sind: der Vaal (s. d.), der sich ungefähr 24½° östl. L. mit dem Orangefluß verbindet u. dessen rechte Nebenflüsse alle hier fließen, darunter als westlichster der Hartfluß, u. der Limpopo (s. d.). Zwei Gebirgsketten durchziehen das Land von SW. nach NO., von denen die südlichere die Magaliesberge heißt; zwei kürzere Bergketten sind im äußersten N. die Blau- u. die Zoutpansberge. An der Ostgrenze ziehen sich die Drachenberg od. Kathlamba hin, aus denen der Vaal entspringt. Zwischen den Gebirgen liegen wellenförmige Ebenen, u. die Bodenerhebung ist im Durchschnitt 1900—2300 m. über dem Meere; östlich von Lydenburg erreicht das Gebirge die Höhe von fast 3000 m.; dort liegt der Mauchberg (2870 m.). Der Boden ist bes. fruchtbar u. reich bewässert; anders als in der Kapkolonie ist im Winter trockene, im Sommer nasse Jahreszeit. Das Klima ist durchweg gesund. Die südl. Distrikte Maquasi, Potchefstroom, Heidelberg, Neu-Schottland, Wakkerstroom u. Utrecht eignen sich bes. gut zur Schafzucht, die mittleren Marico, Zwart Ruggens, Rustenburg, Prätoria u. Lydenburg sind die besten für Viehzucht u. Kornbau, die nördlichsten Waterberg u. Zoutpansberg gestatten sogar die Anlegung von Zucker- u. Kaffeeplantagen. Alle europ. u. fast alle tropischen Pflanzen u. Gewächse gedeihen; auch die Fauna ist sehr reich, so daß die Jagd auf Elefanten, Nashörner, Seekühe, Büffel, Giraffen, Zebra's, Gnu's, Löwen, Tiger, Wölfe, Schakale u. Strauße ein wichtiger Erwerbszweig der Bauern ist u. diese darüber den Ackerbau bedeutend vernachlässigen. Auch an Mineralien besitzt T. große Schätze, bes. an Eisen, Blei, Zinn u. Kupfer. Diamanten- u. Goldfelder wurden in neuester Zeit hier entdeckt: 1867 von C. Mauch mehrere Goldfelder im Matebeleland nördl. von T., 1871 eben solche von E. Button bei Marabas-Stad u. ein anderes von Parsons, Mac Lauchlin u. Valentin 5 geogr. M. östl. von Lydenburg. Steinkohlen liegen in allen Theilen in ungeheuren Strichen offen zu Tage. Die Bevölkerung besteht aus 25—50,000 Weißen, sog. Boers (s. d.), die 1875: 7326 wehrbare Männer zählten, u. über 250,000 eingeborenen Schwarzen, sowol eigentlichen Kaffern (Amaswazi u. Matebele) als Basutos, d. i. kafferähnlichen Betschuanen, ferner Batsoelta u. Masele u. endlich Betschuanen; nur ganz gering ist die Zahl der Hottentotten u. Buschmänner. Die Regierung war republikanisch u. gestattete dem Einzelnen eine beinahe übertriebene Freiheit. Die Konstitution war das 1858 aufgestellte Grondwet (Fundamentalgesetz). Der Volksrath, aus 30 Mitgliedern bestehend, war der höchste politische Körper, von dem der ausübende, an dessen Spitze der Präsident stand, alle fünf Jahre gewählt wurde. Die Staatskirche war die Niederdeutsch-Reformirte, der alle Beamten angehören mußten, doch wurden alle Sekten mit Ausnahme der Katholiken geduldet. Das Budget von 1875/76 zeigte an Einnahmen: 86,496, an Ausgaben 86,054 Pfd. Sterl., die Schulden betrugen 382,000 Pfd. Sterl. Der Bau einer Eisenbahn von der Delagoabai nach Neu-Schottland war in Angriff genommen. Die Ausfuhr bestand vor Allem in Straußenfedern, Elfenbein, Rindvieh, Wolle, Leder ꝛc. Hauptorte sind: Potchefstroom mit 2000, Prätoria mit 1500, Rustenburg mit 500 u. Lydenburg mit 300 E. Die wichtigsten neueren Reisenden in T. sind: Mauch, Mohr u. Thomas Baines. — Nachdem die Boers des östl. Kaplandes zuerst 1835 in Masse nach Natal gezogen waren, weil die engl. Regierung in den ewigen Kämpfen der Boers mit den Kaffern sich auf der Letzteren Seite schlug, zogen die meisten 1847, da auch dort britische Truppen landeten, von Natal, geführt von Andreas Prätorius, wieder weg, wurden aber bei Boomplats

1848 von den Engländern geschlagen u. zogen nun nördl. über den Vaal, dort eine Republik gründend, die sich 1852 unabhängig erklärte, aber in den fortwährenden Kämpfen mit den Kaffern dieser sich kaum erwehren konnte. Deshalb annektirte England 1877 ganz T.

**Transversale** nennt man in der Geometrie jede eine ebene Figur unter irgend welchen gegebenen Bedingungen durchschneidende gerade Linie. Die T.n geben zu den wichtigsten geometrischen Betrachtungen u. Lehrsätzen Veranlassung. So schneidet z. B. jede T. die drei Seiten eines Dreiecks (zwei Seiten direkt, die dritte in der Verlängerung od. alle drei in der Verlängerung) so in sechs Abschnitte, daß das Produkt aus dem ersten, dritten u. fünften Abschnitte gleich dem aus dem zweiten, vierten u. sechsten ist. Man sagt dann, diese Abschnitte bilden eine Involution. Dieser Satz läßt sich auf jedes Vieleck übertragen. Die drei die Winkel eines Dreiecks halbirenden T.n schneiden sich übrigens in einem Punkte, dem Centrum des dem Dreieck eingeschriebenen Kreises. Aehnlich verhalten sich die drei von den Mitten der Seiten nach den Ecken gezogenen Mitteltransversalen (sie schneiden sich im Schwerpunkt), die Höhentransversalen u. die drei in der Mitte der Seiten senkrecht stehenden T.n (Mittellothe). Die letzteren schneiden sich im Mittelpunkte des umschriebenen Kreises. Ueber die Anwendung der T.n bei der Konstruktion von Maßstäben s. den Art. „Maßstab".

Nr. 5261. Trapezunt.

**Transversalmaßstab**, s. „Transversale" u. „Maßstab".

**Trāpáni**, ital. Provinz auf der Insel Sizilien, 57,257 □M. mit 236,324 E. (1871), bildet den westlichsten Theil der Insel, ist mit Ausnahme der fruchtbaren Ebene zwischen Marsala u. Mazzara durchaus gebirgig. Ihr höchster Berg ist der umfangreiche Monte Cerrara bei Calatafimi, das Quellgebiet nach den verschiedensten Himmelsgegenden laufender Flüsse. Die Provinz ist fruchtbar an Getreide, Hülsenfrüchten, Wein (bes. Marsala u. Castelvetrano), Oel, Baumwolle, Lein, Hanf u. Südfrüchten aller Art. Weniger bedeutend ist die Viehzucht; gerühmt werden nur die Pferde von Mazzara. Das Mineralreich liefert Alabaster u. Gips. Salinen giebt es 26 zwischen T. u. Marsala, so daß gegen 500,000 Scheffel Salz, mehr als die Hälfte der ganzen Produktion, ausgeführt werden können. Die Industrie ist bedeutungslos; nur das Elfenbeinschneiden in T. u. Castelvetrano verdient Erwähnung. Korallen u. Thunfischerei beschäftigt viele Bewohner. Zu der Provinz gehören die westl. davon liegenden Aegatischen Inseln, 3,31 □M. u. 5418 E. (1871). Die Provinz zerfällt in die Distrikte T., Alcamo u. Mazzaro del Vallo. Die Hauptstadt **T.** mit 26,914 E. (1871) liegt am Westrande der Insel, an der Basis einer weit vorspringenden felsigen Halbinsel, 1 M. von dem 751 m. hohen Monte San Giuliano, von dem ein Aquadukt herführt. Die Stadt ist gut gebaut u. befestigt, hat einen geräumigen u. stark vertheidigten Hafen, ist Sitz des Präfekten u. der Provinzialregierung, hat viele Kirchen u. Klöster, ein Seminar, eine städtische Bibliothek, arbeitet außer in Korallen u. Elfenbein in Marmor u. Alabaster, hat etwas Seifensiederei u. große Salinen am Hafen. T. liefert ausgezeichnete Seeleute u. Korallenfischer. In seinen Hafen liefen 1872: 268 Schiffe mit 90,610 Tonnengehalt ein. Die Ausfuhr bestand außer in Salz, wofür T. Stapelplatz ist, bes. in Getreide, Wein, Sumach u. Fischen. T. ist das alte Drepanon (d. i. Sichel), eine karthagische Kolonie. Die Sage versetzt hierher das Begräbniß des Anchises durch seinen Sohn Aeneas. T. wurde 1077 von Roger erobert. 1264 siegten hier die Venetianer über die Genuesen. Der Titel eines Grafen von T. wurde dem 1827 geborenen Prinzen Franz de Paula Ludwig Emanuel, dem 5. Sohne König Franz' I. von Neapel, verliehen.

**Trapez** heißt in der Geometrie jedes Viereck, in welchem ein Paar gegenüberliegender Seiten parallel läuft, das andere dagegen nicht. Ueber die Berechnung seines Flächeninhalts s. „Flächenraum".

**Trapezunt** (Tirabzon, Trebisonde), das alte Trapezus, Hauptstadt des gleichnamigen Vilajets der Asiat. Türkei (mit Dschanik: 732,7 □M. mit 937,700 E.) u. die wichtigste türk. Handelsstadt am Schwarzen Meere, liegt an der Nordküste Kleinasiens auf einem tafelförmigen, zur See abfallenden Hügel im N. des 2650 m. hohen Kolat Dagh u. hat gegen 50,000 E. Die Stadt ist zum Theil von einer Mauer umgeben; an jeder Seite liegt eine von Bäumen u. Gärten erfüllte Schlucht, über welche lange Brücken führen; beherrscht wird T. von einer verfallenden, wahrscheinlich genuesischen Citadelle. Die wegen ihrer vielen Gärten sehr umfangreiche Stadt ist eben wegen der zahlreichen Baumgruppen von der See fast unsichtbar; die ganze, bis 1600 m. steigende, mit dichten Laub- u. auf der Höhe Fichtenwäldern bedeckte Küste bietet einen überraschenden Anblick. 18 Moscheen, 10—15 christliche Kirchen, prächtige u. elegante Bäder zeichnen T. aus, Alterthümer sind jedoch nur sehr wenig vorhanden. Weberei, Färberei u. nicht unbedeutender Handel beschäftigen die Bewohner. Wichtig ist T. bes. dadurch, daß es noch jetzt wie in alter Zeit den Uebergangs- u. Verbindungspunkt der weithin nach SO. u. O. sich erstreckenden Karawanenstraßen über Erzerum, Armenien, Kurdistan, Täbris u. Persien bildet. Obgleich T. nur eine offene Rhede besitzt u. nach den Herbstäquinoktien sich die Schiffe nach dem $1\frac{1}{2}$ M. westlicher gelegenen Hafenorte Platana begeben müssen, so wird doch auf dieser Straße der Handel mit Persien von Frankreich u. vorzugsweise England noch immer lebhaft betrieben u. verschiedene europ. Konsuln haben hier ihren Sitz. Regelmäßige Dampfschiffahrt verbindet T. mit Konstantinopel u. den Donaumündungen, eine neue große Straße, die noch nicht ganz vollendet ist, mit Erzerum. — T., 756 v. Chr. von Sinope gegründet, war schon zur Zeit Xenophon's, der hier mit den 10,000 das Meer erreichte, wichtige Handelsstadt, blühte aber erst recht auf zur Zeit der röm. Kaiser, als sich der Handel mit Indien hierher zog. Seine höchste Bedeutung hatte T. 1204—1461 als Sitz eines komnenischen Reiches, des Kaiserthums von T., welches nach der Eroberung Konstantinopels durch die aus Franzosen u. Venetianern bestehenden Kreuzfahrer u. der Vertreibung der regierenden Familie von einem Prinzen des vertriebenen kaiserlichen Hauses, Alexios, der vorher Statthalter in T. war, gegründet wurde; damals brachten die den Komnenen befreundeten Genuesen die indischen Produkte von Ispahan auf einer von T. bis Bajazed mit festen Plätzen versehenen Straße hierher, um sie über Kaffa nach Europa zu schaffen. Der letzte Komnene, David, wurde 1461 von Mohammed II. zur Ergebung gezwungen; seitdem ist T. türkisch.

**Trapp**, dieser Name wurde von den älteren Geologen für gewisse auf Island, Schottland u. den Faröern vorkommende Gesteine gebraucht, die jetzt als Basalt, Dolerit, Anamesit u. Wacke bezeichnet werden.

**Trappe** (od. Großtrappe, Otis tarda), ein europ. Sumpf- od. Stelzvogel aus der Familie der Hühnerstelzen (Alectoriden) mit starkem Hühnerschnabel, kurzen, starken, zu einem anhaltenden Fluge nicht geeigneten Flügeln, aber kräftigen, zu raschem Laufen befähigenden Beinen, welche drei kurze Vorderzehen, jedoch keine Hinterzehen haben. Die T. ist oberseits braunroth, schwarzgewellt, unterseits heller gefärbt, wird bis 15 Kg. schwer u. 1,2 m. hoch u. ist somit der größte u. schwerste Vogel Deutschlands. Er lebt polygamisch in freien Ebenen, auf fruchtbaren Feldern u. ist überaus scheu. Die mit langen Schnurrbartfedern gezierten u. mit gewaltigem Kehlsack begabten Männchen kämpfen im Frühjahr miteinander u. balzen wie Truthähne. Ende Mai legt die Henne 2—3 mattolivengrüne, dunkelgefleckte Eier in eine kunstlos gescharrte Erdgrube, aus denen nach 30 Tagen die wolligen, gefleckten Jungen schlüpfen, die, bis sie flügge sind, nur weiches Insektenfutter, Larven 2c., genießen. Uebrigens nährt sich die T. von Samen, Knospen, Kräutern u. kleinem Gethier, so daß sie einzeln den Feldern nützlich ist, scharenweise aber schädlich werden kann. Nur das Fleisch der Jungen ist genießbar. Halb so groß als die eben genannte Art ist die kleine T. (T. tetrax) Südeuropa's, deren Fleisch sehr beliebt ist. Die Kragentrappe (T. hubara) kommt nur ausnahmsweise nach Europa.

**Trappers** (engl., von trap, Falle, Schlinge), eigentlich Fallensteller, heißen die amerik. Pelzjäger.

**Trappisten** heißen die Glieder eines äußerst strengen geistlichen Ordens der kathol. Kirche, welcher 1661 von Jean le Bouthillier de Rancé (gest. 1700) in dem alten Cistercienserkloster La Trappe (d. i. die Fallthür) in der Normandie gestiftet wurde. Rancé besaß dieses Kloster als Pfründe u. zog sich nach einem höchst ausschweifenden Leben als Mönch dahin zurück. Von Gewissensbissen gepeinigt, zwang er auch den übrigen Mönchen die Beobachtung einer unmenschlichen Ordensregel auf. Dieselbe nöthigt noch jetzt die T., ihr hartes Lager um 2 Uhr Morgens zu verlassen, täglich 11 Stunden dem Gebet u. Gottesdienst, die übrigen aber harter Arbeit (bes. auf dem Felde) zu widmen. Wissenschaft u. selbst Gespräche sind auf das Strengste verpönt; außer dem Gottesdienst ist nur der Gruß „Memento mori" („Gedenke, daß du sterben mußt!") gestattet, sonst aber beständiges Schweigen geboten. In Einklang damit steht die grobe Kleidung (graue Kutte mit schwarzer Kapuze) u. die geringe Nahrung. Alles ist auf eine beständige Vorbereitung zum Tode berechnet, daher auch jeder Trappist täglich an seinem Grabe zu arbeiten hat. — Trotz dieser unmenschlichen Härte u. trotz des heftigsten Widerspruchs, den Rancé erfuhr, breitete sich dennoch der neue Orden aus, zumal er auch Büßer ohne lebenslängliches Gelübde aufnahm. Durch die Prinzessin Luise von Condé entstand sogar ein Trappistinnenorden zu Clacet in Frankreich, außerdem je ein Mönchskloster in Italien u. Deutschland. Durch die Revolution von 1790 vertrieben, gründeten die franz. T. fast in allen europ. Ländern, sogar in Rußland u. Polen, ziemlich zahlreiche Niederlassungen, wurden jedoch auch häufig wieder vertrieben. In Frankreich gewannen sie 1817 wieder Eingang u. nahmen auch das Mutterkloster La Trappe wieder in Besitz; 1834 wurden sie von Papst Gregor XVI. als „Kongregation der Cistercienser-Religiosen von La Trappe" aufs Neue bestätigt u. haben sich seitdem bes. in Frankreich u. Nordamerika (seit 1848) in alter Weise behauptet. Der 1851 im Bisthum Sens gegründete Verein von Trappistenpredigern ist auf dem Felde der kathol. Mission thätig.

**Trarbach,** Stadt mit 1704 E. (1871) im Kreise Zell, Reg.-Bez. Koblenz der preuß. Rheinprovinz, liegt in 102 m. Seehöhe am rechten Ufer der Mosel, über die eine Brücke nach dem gegenüberliegenden Flecken Traben führt, hat starken Weinbau, Kupfer- u. Bleigruben, Schieferbrüche u. ist einer der betriebsamsten u. wohlhabendsten Orte an der Mosel. Dabei die Ruine der im 14. Jahrh. erbauten u. 1794 von den Franzosen zerstörten Burg Gräfinburg. — 1633 wurde T. von den Schweden unter Horn besetzt, bald aber den Franzosen eingeräumt, die 1686 auf dem gegenüberliegenden Trabenberge die Festung Montroyal anlegten. Infolge des Ryswiker Friedens mußten sie die Stadt aber wieder herausgeben u. die Befestigungen schleifen. Im Span. Erbfolgekriege nahmen sie 1702 T. wieder ein u. behielten es bis 1704, wo sie es gegen die Alliirten unter dem Erbprinzen von Hessen-Kassel verloren. 1794 besetzten sie Stadt u. Burg aufs Neue u. schleiften die Burg.

**Trasimenischer See** (lat. lacus Trasimēnus od. Trasumenus), heute Lago Trasimeno od. Lago di Perugia, westl. von Perugia u. an der Bahn Florenz-Perugia-Foligno gelegen, umgeben von waldbewachsenen od. mit Oelbäumen bedeckten sanften Hügeln, hat einen Umfang von 10 Stunden, ist stellenweise drei Stunden breit u. umschließt drei kleine Inseln: Isola maggiore, Isola minore u. Isola Polvese. Historisch berühmt ist der T. S. durch die blutige Schlacht vom 23. Juni 217 v. Chr., in welcher Hannibal den röm. Konsul Cajus Flaminius schlug.

**Traß** (Duckstein), ein dem Bimssteintuffe sehr nahe stehendes Gestein, welches jedenfalls in schlammartigem Zustande aus Spalten hervorgebrochen ist, u. demnach als eine Schlammlava betrachtet werden muß. Der T. ist eine erdige od. poröse Masse von gelblichgrauer bis gelblichbrauner Farbe; er findet sich namentlich bei Andernach am Rhein u. in mehreren Nebenthälern dieses Flusses u. findet als ein natürlicher Cement bei Wasserbauten ausgedehnte Verwendung.

**Trassiren** (ital.), das, Ziehen eines Wechsels auf eine andere Firma. Einen solchen Wechsel nennt man Tratte, den Bezogenen Trassat, den Aussteller Trassent.

**Traube,** Ludwig od. Louis, berühmter Kliniker, geb. als Sohn eines jüd. Weinhändlers zu Ratibor 12. Jan. 1818; studirte 1837 bis 1841 in Breslau u. Berlin Medizin, begann dann seine ärztliche Laufbahn als Assistent Schönlein's (s. d.) an der Charité, dem größten Berliner Krankenhause, u. wurde hier 1853 dirigirender Arzt. Später erhielt er auch die Leitung des Jüd. Krankenhauses. Das Verhältniß zu Frerichs (s. d.), der 1859 an Schönlein's Stelle berufen wurde, war nicht ohne Spannungen; trotzdem hob sich das Ansehen der neben der Frerichs' bestehenden sog. „Propädeutischen" Klinik T.'s immer mehr. Wegen seiner Konfession mußte T. lange Zeit außerord. Prof. bleiben; man entschädigte ihn durch den Titel eines Geh. Medizinalraths, aber erst in der „neuen Aera" erhielt er eine ord. Professur. Nichtsdestoweniger lehnte er alle an ihn von fremden Hochschulen ergangenen Rufe ab. Für sein Fach, das der inneren Krankheiten, wurde er von eminenter Bedeutung. Er huldigte in der Pathologie u. Therapie der strengen naturwissenschaftlichen Richtung, welche, von Schönlein u. Skoda inaugurirt, den engen Kontakt der Pathologie mit der Physik u. Physiologie herstellte, die bis dahin durch die Herrschaft der naturphilosophischen Schule sehr im Argen gelegen. Große Verdienste erwarb sich T. um die physikalische Diagnostik der Herz- u. Lungenkrankheiten, durch seine Fortbildung der Auskultation

Nr. 5265. Die Trappe (Otis tarda).

u. Perkussion, durch seine Forschungen über die Bedeutung der Herznerven, des Nervus vagus als Hemmungsnerv u. der vasomotorischen Nerven. In therapeut. Beziehung waren seine jahrelangen Arbeiten in Bezug auf die Wirkung der Digitalis bei Herz- u. Lungenkrankheiten hervorragend. Seine Schriften erschienen theils gesondert, wie die „Krankheiten der Cirkulations- u. Respirationsorgane" (Berl. 1867), theils in wissenschaftlichen Zeitschriften. Als Lehrer war T. nicht minder bedeutend wie als Gelehrter u. Arzt; imponirend war nam. seine unbeugsame, sich selbst nicht schonende Wahrheitsliebe bei Irrthümern, mochten sich solche im Verlaufe einer Krankheit od. bei Sektionen herausstellen. Das Geschick suchte ihn gerade durch eine tödliche Krankheit eines jener Organe heim, deren Erforschung er so sehr gefördert u. in deren Erkrankungen er so vielen Leidenden Rettung gebracht hatte: er starb an einem Herzübel zu Berlin 17. April 1876.

**Traubenkrankheit,** Krankheit des Weinstockes, veranlaßt durch einen auf demselben wachsenden Pilz, Erysiphe Tuckeri *Berk.*, Weinmehlthaupilz, welcher zuerst 1845 in England, 1848 in Frankreich, 1851 in Italien u. darauf in der Schweiz u. Deutschland beobachtet wurde u. sich rasch verbreitete. Die Mycelfäden des Pilzes verzweigen sich in der Oberhaut der Blätter, Zweige, Blüten u. Fruchtstiele u. überziehen schließlich die grünen Beeren der Rebe. Die letzteren wachsen kaum zur halben normalen Größe heran u. platzen infolge des Absterbens der Oberhautschicht, so daß das Innere zum Theil bloßgelegt wird. Die Bere wird, wenn sie in der Entwicklung schon vorgeschritten gewesen, bei

trockener Witterung noch nothreif, fault dagegen bei feuchtem Wetter (daher auch die Bezeichnung Trockenfäule; Feuchtigkeit u. Wärme begünstigen überhaupt die Entwicklung des Pilzes. Am meisten werden Trollinger, Muskateller, Malvasier u. verwandte blaue Traubensorten befallen, sehr widerstandsfähig zeigen sich Traminer u. Riesling. Vor allen anderen Mitteln empfiehlt sich das mehrmalige Ueberstäuben der kranken Weinstöcke mit Schwefelblumen od. einer Mischung von Kalk mit Schwefel während des Thaues, u. zwar mittels einer Wollquaste od. eines Handblasebalges, an dessen Spitze ein Behälter mit den bezeichneten Mitteln befestigt wird.

**Traubenkur** (Weintraubenkur) ist der methodische Gebrauch von Weintrauben zu Heilzwecken. Der Kranke genießt regelmäßig früh 1 bis 2 Pfund Trauben, gleichzeitig od. zwischendurch 3–4 Loth Weißbrot; nach einer Promenade verzehrt er wieder 3–4 Pfund Trauben. Die frugale Mittagmahlzeit besteht dabei meist aus vegetabilischen Gerichten, nur ausnahmsweise aus Fleischkost; zum Dessert werden 1–2 Trauben genossen, u. Nachmittags sowie zum einfachen Abendbrote bilden wieder etwa 2 Pfund Trauben den Schluß der Tagesration. Dies ist die sog. „große" T., während die „kleine" T. die Ration auf die Hälfte od. das Viertel herabsetzt. Diese Kur dauert mehrere (3–6) Wochen u. wird erst nach Mitte September begonnen. Als geeignete Kurorte sind am Rhein Bingen, Rüdesheim, Geisenheim; am Hardtgebirge Dürkheim, Wachenheim, Neustadt; an der Bergstraße Weinheim; in Schlesien Grünberg; in Tirol Meran, Bozen ꝛc. empfohlen, als die geeigneten Traubensorten Gutedel, Oesterreicher, Kleinberger, Traminer, auch Gelbschönedel, Sylvaner u. böhm. Trauben. Der Traubensaft mit seinem Gehalt an freier Säure (Weinstein-, Aepfel- u. Citronensäure), Zucker u. Salzen (weinsaures Kali u. phosphorsaure Kalkerde) hat eine auflösende, leicht abführende u. die Ernährung der Konstitution umstimmende Wirkung. Sie zeigt sich am vortheilhaftesten bei wohlgenährten, vollblütigen Individuen, die an Unterleibsstockungen, d. h. chronischer Stuhlverstopfung, Hämorrhoiden, Hypochondrie, Blasen- u. Nierenaffektion leiden. – Vgl. Kaufmann, „Die T. zu Dürkheim" (Mannheim 1854); Magdeburg, „Die T. nebst Beschreibung von St. Goarshausen" (Wiesb. 1854); Knauthe, „Die Weintraube in historischer, chemischer, physiologischer u. therapeutischer Beziehung u. ihre Anwendung zu T.en nebst Beschreibung sämmtlicher bekannten Traubenkurorte" (Lpz. 1874).

**Traubenzucker**, Stärkezucker od. Glykose, s. unter Zucker.

Nr. 5266. Trauermantel (Vanessa Antiopa).

**Trauermantel** (Vanessa Antiopa), ein Tagfalter mit kirschbraunen, sammetartigen Flügeln von 6½ cm. Spannweite, die einen hellgelben Hinterrand u. an dessen Innenseite eine Reihe blauer Flecken tragen. Die schwarze, auf dem Rücken rothgefleckte Dornraupe lebt gesellig auf Birken. Dieser Falter ist außer in Europa auch in Mexiko einheimisch.

**Trauerspiel**, s. „Tragödie".

**Trauerweide** (Salix Babylonica), ein bekannter Zierbaum, der nam. auf Gräbern u. an Gewässern eine stimmungsvolle Wirkung hervorbringt. Er stammt aus dem Orient u. ist bei uns nur in der weiblichen Pflanze bekannt, welche durch ihre langen dünnen, darum hängenden Zweige u. durch das feine mattgrüne Laub sich charakterisirt. Eine Abart von ihr ist S. annularis, die sog. Locken- od. Napoleonsweide, weil ein solcher Baum auf dem Grabe Napoleon's I. auf St. Helena gestanden haben soll, eine Annahme, die jedoch irrthümlich ist, weil der betreffende Baum eine Akazie (Acacia vestita) war. Man erzählt, daß alle unsere T.n von einem Baume stammen sollen, den der englische Dichter Pope aus einem grünenden Reis zog, welches in ein Körbchen verflochten war, das Pope einst zum Geschenk erhielt.

**Traum** heißt die zusammenhängende Reihe von Vorstellungen, welche sich infolge einer eigenthümlichen Thätigkeit der Seele in einem Schlafenden bilden. Die Untersuchung der Traumerscheinungen gehört zu den wichtigsten Aufgaben der Psychologie u. hat bisher, so Vieles auch auf



diesem Gebiet noch räthselhaft bleibt, im Wesentlichen zu folgenden Ergebnissen geführt. Die Aeußerungen der Seelenthätigkeit sind im T.e durchaus die gleichen, wie im wachen Zustande, d. h. sie zerfallen hier wie dort in Aeußerungen des Gefühls-, des Denk- u. des Begehrungsvermögens; dagegen sind beide verschieden hinsichtlich ihres Ursprungs. Im wachen Zustande entstehen Vorstellungen entweder durch unmittelbare Sinneseindrücke od. durch die Rückerinnerung an solche od. endlich durch die Verbindung von Vorstellungen, die ursprünglich auf dem Wege von Sinneseindrücken entstanden waren. In allen diesen Fällen wird jedoch die Seelenthätigkeit (wenigstens die in einem gesunden Gehirn) unmittelbar von der Thätigkeit des Verstandes begleitet. Derselbe scheidet durch sein Urtheil sofort zwischen Dem, was der Wirklichkeit, u. Dem, was der bloßen Vorstellung angehört; durch diese Unterscheidung wird dann weiter auch das Gefühls- u. Begehrungsvermögen bestimmt. Im T.e dagegen tritt die Thätigkeit der Sinne zunächst völlig zurück; die Vorstellungen entstehen somit in der Seele lediglich auf dem Wege von Rückerinnerungen u. durch die Verknüpfung derselben. Gerade der Wegfall der Sinneseindrücke spannt das Erinnerungsvermögen in merkwürdigem Grade an, u. das letztere erstreckt sich auch auf die Sinneseindrücke selbst, so daß wir im T.e Alles so zu sehen, zu hören u. zu schmecken glauben, wie im Wachen. Daß aber dieser Schein thatsächlich nur auf einer Rückerinnerung beruht, geht daraus hervor, daß z. B. ein Blindgeborener nie von Gesichtseindrücken, ein Tauber nie von Gehöreindrücken träumt. Ebenso beruht auch die reine Seelenthätigkeit, das Denken im T.e, nur auf Erinnerung. Diese kann sich so mächtig äußern, daß der Träumende im Stande ist, ganze Seiten so in einem Buche zu lesen, wie sie wirklich in demselben stehen, aber nur in einem Buche, das er wachend thatsächlich gelesen hat. Nicht minder gilt von den Gesprächen u. selbst Streitigkeiten im T.e, daß dabei die Seele nur eigene Vorstellungen produzirt u. verknüpft, mag auch die Schnelligkeit zu verwundern sein, mit der sie aus einer Rolle in die andere hinüberspringt. Aus Alldem geht hervor: nicht die Denkthätigkeit an sich ist im T.e eine andere, u. eben so wenig ist im T.e ein völliges Schwinden des Selbstbewußtseins möglich; wol aber unterliegt die Seele nicht mehr der Einwirkung jener Kraft, die sonst im Wachen unsere Vorstellungen regelt u. den Grad ihrer Wirklichkeit od. doch Möglichkeit bestimmt, d. h. des Verstandes. Mit der Einwirkung des Verstandes aber fällt auch die des Willens hinweg, der im Wachen den Gedanken eine bestimmte Richtung giebt. Vielmehr ist die Seele im T.e ganz an die Wirkungen dahingegeben, welche von gewissen, nicht näher zu erklärenden physischen Vorgängen im Gehirn u. im leiblichen Organismus überhaupt hervorgerufen werden. Denn daß die Art der Traumvorstellungen in hohem Grade auch durch körperliche Umstände (Uebermüdung, ungewohntes Lager, unverdaute Speisen ꝛc.) beeinflußt wird, ist unbestritten; nicht minder, daß das Traumbewußtsein direkten Sinneseindrücken zugänglich ist. Wer aber beobachtete, in welcher Weise Gehöreindrücke (z. B. Pochen an die Thüre, Glockenläuten) von der Seele in den Traum verwebt zu werden pflegen, der muß einräumen, daß die Wirkung der Sinneseindrücke im T.e eine andere ist, als die in wachem Zustande, u. es entsteht somit kein Widerspruch in Dem, was oben über den Ursprung der Traumvorstellungen bemerkt wurde. Sehr streitig ist die Frage, ob man auch träumen könne, ohne hinterher ein Bewußtsein davon zu haben. Nach den Einen ist die Seele in unausgesetzter Thätigkeit, d. h. sie produzirt in jedem Schlafe Traumvorstellungen, ohne daß nach dem Erwachen irgend welche Erinnerung an dieselben bleibt. Letzteres sei nur der Fall, wenn der T. bereits in einen Zustand zwischen Schlaf u. Wachen falle, wie er dem wirklichen Erwachen vorhergeht, bes. wenn gegen Morgen schon eine Unterbrechung des Schlafes stattgefunden hatte. Nach Anderen gehören alle Träume einem solchen Zustande des Halbschlafes an, während der tiefe, gesunde Schlaf mit einer vollständigen Ruhe des Gehirns verbunden sei u. somit den T. ausschließe. Doch wird die erstgenannte Meinung dadurch wahrscheinlich, daß sich nicht selten in körperlichen Bewegungen sowie im Mienenspiel Traumvorstellungen zu erkennen geben, von denen der Erwachte keine Erinnerung zu haben behauptet. Ueberdies steht die Möglichkeit einer Seelenthätigkeit ohne nachfolgende Rückerinnerungen schon durch die Erscheinungen des Nachtwandelns außer Zweifel. Was endlich die Frage anbelangt, ob dem T. unter gewissen Umständen die Bedeutung eines Offenbarungsmittels od. doch einer bestimmten Vorherahnung künftiger Ereignisse beizumessen sei, so berührt sich dieselbe mit dem dunklen Gebiet der Vorherahnung überhaupt, über welche auch die völlig nüchterne psychologische Wissenschaft noch nicht das letzte Wort gesprochen hat. Es ist bekannt, welche wichtige Rolle der Glaube an bedeutungsvolle u. weissagende Träume nicht blos in der Bibel (z. B. in der Erzählung von den Träumen Pharao's), sondern auch bei anderen Völkern des Alterthums spielt; die Traumdeutung hat von jeher in den meisten heidnischen Religionen als ein nothwendiger Bestandtheil der priesterlichen Thätigkeit od. als eine besondere Fähigkeit

einzelner Personen od. Menschenklassen gegolten. Wie tief sie noch jetzt in dem Aberglauben auch der christlichen Völker wurzelt, zeigt die große Zahl von abgeschmackten Traumbüchlein, die noch immer ihre gläubigen Abnehmer finden. Aber abgesehen von diesen Werken des dumm dreisten Betrugs kann doch auch die vorurtheilsloseste Prüfung der Thatsachen nicht die Unmöglichkeit beweisen, daß gerade im Traum unter Umständen Seelenkräfte entbunden werden können, die sich unserer näheren Kenntniß u. Beurtheilung völlig entziehen.

**Traun**, ein rechter Nebenfluß der Donau, entsteht aus den Abflüssen des Alt Aussee, Grundl. u. Oeden Sees in Steiermark, verläßt nach kurzem Laufe das Herzogthum u. tritt durch eine enge Schlucht nach Oberösterreich, wo sie sich bald in den Ostzipfel des Hallstätter Sees ergießt, in den zu ihrer Verstärkung auch der Gosausee sein Wasser abfließen läßt. Als wilder Laufen verläßt sie den See u. braust in nördl. Richtung zwischen Felsen bis zum T.- od. Gmundener See. Auf diesem Wege empfängt sie links bei Ischl die dem Wolfgang- od. Abersee entfließende Ischl. Aus dem See bei Gmunden ausgetreten, fließt sie bis Lambach in einem engen Thale, in welchem sie bei dem Dorfe Roitham den 12 m. hohen Traunfall bildet, nimmt den $3^1/_4$ M. lang flößbaren Abfluß des Mond- u. Attersees auf, der sich durch die Vöckla verstärkt, tritt bei Wels in das weite Bett der Welser Haide, bildet mehrere buschige Inseln u. mündet nach $20^1/_2$ M. langem Laufe Steyeregg gegenüber in die Donau. Die T. ist sehr fischreich u. wird, soweit sie schiffbar ist, bes. zum Salztransport benutzt.

**Traunkreis** od. Traunviertel hieß bis 1849 der östlichste Theil Oberösterreichs südl. der Donau. Er grenzte im O. an Niederösterreich, im S. an Steiermark, im W. an den Hausruck- u. im N. an den Mühlkreis, umfaßte 49 □M. mit 124,273 E. u. zerfiel in die neun Bezirke: Steyr, Steinbach, Kremsmünster, Enns, St. Florian, Neuhofen, Kirchdorf, Weyr u. Windischgarsten. Vorwaltend aus dem T. sind die Bezirksämter Steyr u. Kirchdorf gebildet.

**Traunsee** od. Gmundener See, der schönste See Oberösterreichs, im ehemaligen Hausruckkreise, im jetzigen Bezirksamt Gmunden, ist 2 M. lang, $^1/_2$ M. breit (0,437 □M. Oberfläche) u. wird durch die Traun gespeist, die ihn bei Gmunden verläßt. Zwischen Gmunden (s. d.) am nördl. u. Ebensee am südl. Ende des Sees mit großen Sudhäusern verkehren in der schönen Jahreszeit Dampfschiffe.

**Traunstein**. 1. T., Stadt mit 3972 E. (1871) im bayer. Reg.-Bez. Oberbayern; liegt in 578 m. Seehöhe an der bayer. Traun, einem kleinen Flüßchen, das bei Altenmarkt rechts in den Inn mündet, u. an der Strecke München-Grafing-Rosenheim der bayer. Staatsbahn, ist Sitz eines Bezirksamtes, hat Bezirks- u. Landgericht, ein Schloß, einen Eisenhammer, eine ansehnliche Saline, zu der die Soole 3 M. weit unterirdisch von Reichenhall hergeleitet wird, u. etwas Tuchfabrikation. Unweit davon liegt das Empfinger Bad. — 2. T., ein 1869 m. hoher Berg der Salzkammergutalpen, der sich fast senkrecht vom Ostufer des Traunsees erhebt.

**Trautenau** (böhmisch Trutnow), Stadt mit 7058 E. (1869) im Gitschiner Kreise Böhmens unweit der schles. Grenze in 421 m. Seehöhe an der Aupa, einem Nebenflusse der oberen Elbe, u. an der Flügelbahn Groß Wossek-Parschnitz der österr. Nordwestbahn gelegen, ist Sitz eines Bezirksamtes, hat eine Oberrealschule, eine schöne Dechanteikirche, ist Mittelpunkt der mechanischen Leinenspinnerei in Böhmen, hat Baumwoll- u. Leinweberei, große Bleichen, Färbereien, Papiermühlen, Glashütten, Steinkohlengruben u. bedeutenden Garn- u. Leinwandhandel. Bei T., od. genauer bei dem etwa $^3/_4$ M. südl. davon gelegenen Dorfe Soor od. Sorr, siegte 30. Sept. 1745 König Friedrich II. von Preußen über die Oesterreicher unter Herzog Karl von Lothringen. Im Kriege von 1866 dagegen wurde 27. Juni bei T. das von Bonin befehligte 1. preuß. Armeecorps, welches als Avantgarde der Armee des Kronprinzen durch den Paß von T. in Böhmen einrückte, durch das 10. österr. Armeecorps unter Gablenz geworfen u. zum Rückzuge ins Gebirge genöthigt.

**Trauttmansdorff**, ein altes, der kathol. Konfession folgendes, in Oesterreich begütertes Adelsgeschlecht, das sich nach seinem Ahnensitze, dem Schlosse Trautmannsdorf in Steiermark, benannt u. das bes. im 13. u. 14. Jahrh. geblüht hat. 1278 starben in der Schlacht auf dem Marchfelde 14 u. 1322 in der Schlacht bei Mühldorf 20 Träger dieses Namens den Heldentod unter den kaiserl. Fahnen. Von fünf Linien, welche das Geschlecht noch zu Anfang des 16. Jahrh. zählte, blieb nur eine übrig. Diese, die David'sche, theilte sich 1596 in zwei Hauptlinien: in die Oesterreichische u. die Steierische, von denen aber die erstere zu Anfang des 19. Jahrh. auch wieder erlosch. Die letztere blüht allein noch heute, u. zwar ist der Stammvater aller lebenden Glieder der Familie: Maximilian, erster Reichsgraf **v. T.**, geb. zu Graz 1584, der als Staatsmann sowie als Diplomat im Dreißigjähr. Kriege eine wichtige Rolle spielte. Er war es, der 1619 in München den Bund Kaiser Ferdinand's II. mit Maximilian von Bayern abschloß u. dann als kaiserl. Gesandter in Rom mit dem Papste u. dem span. Gesandten den Kriegsplan verabredete. In der Folgezeit wiederholentlich mit Aufträgen an Wallenstein betraut, den er von Jugend auf kannte, machte er auf dessen ehrgeizige Pläne zuerst den Kaiser aufmerksam u. trug zum Sturze dieses Feldherrn bei. 1635 schloß T. den Prager Frieden, durch welchen Sachsen die Lausitz erhielt, u. war die Seele der Verhandlungen, die zum Westfälischen Frieden führten. Er starb als kaiserl. Oberhofmeister u. Präsident des Geheimen Raths zu Wien 8. Juni 1650. Mit ihm war sein Geschlecht 1. Dez. 1623 in den Reichsgrafenstand erhoben worden. Zwei seiner sieben Söhne wurden die Stifter der gegenwärtig blühenden beiden Speziallinien: der seit 12. Febr. 1805 nach dem Rechte der Erstgeburt reichsfürstl. Böhm. od. Adam-Matthias-Linie u. der Steier. od. Georg-Sigmunds-Linie. Gegenwärtiges Haupt der Böhm. Linie ist der k. k. Kämmerer u. erbl. Reichsrath Fürst Karl Joh. Nep. Ferd. **zu T.**, geb. 5. Sept. 1845. Der nämlichen Linie gehört an Graf Ferdinand **v. T.**, geb. 27. Juni 1825. Seit 1860 österr. Gesandter in Karlsruhe, seit 1861 in München u. zugleich am Darmstädter Hofe, wurde T. im Sept. 1868 zum Botschafter beim päpstlichen Stuhle ernannt. Da er aber die im Juli 1870 erfolgte Kündigung des Konkordats von 1855 mißbilligte, nahm er zunächst Urlaub u. wurde im Mai 1872 abberufen.

**Trauung**, die feierliche Bestätigung einer rechtskräftig geschlossenen Ehe (s. d.). Dieselbe erfolgt entweder durch einen Priester (kirchliche T.) od. durch einen Beamten des Staats (sog. Civiltrauung, s. d.). Was zuerst die kirchliche T. betrifft, so kannten zwar schon die Griechen u. Römer eine theilweise Mitwirkung der Priester bei der Eheschließung durch Opfer u. Gebete, dagegen war eine solche in der ältesten christlichen Kirche wenigstens nicht nothwendig mit dem Beginn des ehelichen Lebens verbunden. Denn weder das Alte Testament, noch die vorchristliche Praxis des jüd. Volkes kannte die rein religiöse Form der Eheschließung, u. die mannichfaltigen Ceremonien, mit denen jetzt die jüd. T.en unter Leitung eines Rabbiners vollzogen werden, haben sich erst allmählich im Mittelalter entwickelt. Noch um 200 n. Chr. genügte in den christlichen Gemeinden die Anzeige des Ehevorhabens an den Bischof od. Priester zum Behuf der Abkündigung im Gottesdienst, wennschon damals die priesterliche Einsegnung der Verlobten die Regel gewesen sein mag. Erst im 9. Jahrh. n. Chr. wurde die Rechtsgiltigkeit der Ehe selbst von der kirchlichen T. abhängig gemacht, u. die letztere galt demgemäß als der ausdrückliche Anfangspunkt des ehelichen Verhältnisses. Immerhin war der Uebergang von der älteren Auffassung, die in der T. nur den Abschluß der vorhergegangenen Akte (Verlöbniß u. öffentliche Verkündigung) erblickte, zu der eigentlichen Zusammensprechung od. Kopulation nur ein allmählicher. Das Gewicht der letzteren mußte um so größer werden, als die Kathol. Kirche im 12. Jahrh. die Ehe endgiltig unter die Sakramente u. zwar unter die mit „unzerstörbarem Charakter" aufnahm. Das bürgerliche Recht mußte sich dieser Anschauung fügen, hielt jedoch noch immer an dem Grundsatze fest, daß der Eintritt in gewisse rechtliche Verhältnisse (z. B. einen ehelichen Gütervertrag) neben der priesterlichen T. auch die wirkliche Vollziehung der Ehe (die sog. copula carnalis) zur Voraussetzung habe. Die Reformatoren (bes. Luther) erkannten zwar den zunächst bürgerlichen Charakter der Ehe an, behielten aber die kirchliche Einsegnung als selbstverständliches Erforderniß bei, sammt den zum Theil aus der röm.-heidnischen Zeit überkommenen Sitten des Ringewechselns, des Brautkranzes 2c. Durch die Vervollkommnung der bürgerlichen Ehegesetze wurde den Priestern, wenigstens in den civilisirten Ländern, je länger je mehr eine Doppelstellung angewiesen. Bei der Feststellung der bürgerlichen Vorbedingungen dienten sie als Beamte des Staates, bei der T. selbst als Diener der Kirche. Die endlosen Streitigkeiten, die bes. in Staaten mit gemischter Bevölkerung u. bei der Abschließung gemischter Ehen immer wieder auftauchten, haben endlich im 19. Jahrh. vielfach zu einer strengen Scheidung des staatlichen u. kirchlichen Gebietes durch die sog. obligatorische Civiltrauung geführt (in Preußen u. der Schweiz 1874, seitdem auch in Sachsen u. in zahlreichen anderen Ländern, wie schon viel früher in Frankreich, Nordamerika, den Niederlanden, der preuß. Rheinprovinz 2c.). Damit ist der Ausdruck „T." trotz des noch fortdauernden Widerspruchs von einzelnen Vertretern der Kirche gesetzlich auf den bürgerlichen Akt vor dem Civilstandesbeamten beschränkt u. wird so von der kirchlichen „Einsegnung" unterschieden, welche die Ehe als eine rechtskräftige vorauszusetzen hat. Ueber die sog. „T. zur linken Hand" s. „morganatische Ehe".

**Trave,** ein Küstenfluß der Ostsee, entspringt bei Schwienkuhlen bei Eutin (Amt Ahrensbök) u. mündet nach einem Laufe von etwa 100 Km. bei Travemünde ins Meer. Ihr anfänglich nach S. gerichteter Lauf wird bald südwestl., dann westl., hierauf wieder südl., dann östl. u. endlich nordöstl., so daß sie fast in einem Bogen fließt. Bei Genin nimmt sie die durch den Möllener See u. den Steckenitzkanal mit der Elbe verbundene Steckenitz auf. Von der Holstenbrücke in Lübeck ab wird sie Untertrave genannt u. empfängt die aus dem Ratzeburger See fließende, etwa 15 Km. lang schiffbare Wakenitz. Nahe ihrem Ausflusse erweitert sie sich zur Pötenitzer Wiek u. zum Dassower See, welch letzterer sich von der Teschower Spitze in südöstl. Richtung 7 Km. lang bis Dassow ausdehnt u. die Stepenitz aufnimmt, die bis zur Einmündung der Maurin u. diese wieder bis Schönberg schiffbar ist. Die Schiffbarkeit der T. beginnt für kleine Fahrzeuge bei Oldesloe. Bis Lübeck aufwärts gehen Schiffe, bes. Dampfer, bis mit 12,000 Ctr. Tragfähigkeit. 1875 betrug die Zahl der nach Lübeck gekommenen Flußlastschiffe 1243 mit 975,030 Ctr. Tragfähigkeit. Seeschiffe liefen in die T. 1872: 2456 mit 154,617 Last ein, wovon 100 Küstenfahrer mit 284 Last waren.

**Travemünde,** der Haupthafenplatz der Trave u. Außenhafen für Lübeck, liegt 2 M. nordöstl. von letzterer Stadt am linken Flußufer, hat 1719 E. (1875) u. neben seinen Hafenanlagen ein Seebad. Schiffahrt u. Fischerei ist Hauptbeschäftigung seiner Bewohner. — In der Gegend von T. hatten die Holsteiner ursprünglich zur Beobachtung der Trave einen Wachtthurm. Schiffer u. Fischer bauten sich daneben an u. so entstand T., das durch Vertrag schon 1245—53 einmal u. von 1329 an dauernd in den Besitz Lübecks überging. 1716 wurde es von den Russen, 1762 von den Dänen besetzt u. 1811 von den Franzosen durch eine Citadelle verstärkt. Letztere wurde 1814 wieder demolirt u. ebenso wurden später seine Wälle zum Theil abgetragen.

**Travers,** eine Schulgangart des Pferdes (s. „Reiten", „Reitkunst").

**Traverse** heißt jeder Erdwall, welcher einen Wallgang quer durchsetzt, um Geschosse abzufangen, die zur Längs-Bestreichung dieses Wallgangs bestimmt sind. Vauban (s. d.), welcher den Ricochetschuß (s. d.) zuerst angegeben hat, soll auch das Schutzmittel dagegen, die T.n, zuerst angewendet haben. Heutzutage sind T.n gegen das starke Hohlgeschoßfeuer noch vielfach im Gebrauch.

**Travertino** od. Trevertino ist Kalktuff; eine besondere Art Kalksinter von zelligem, rauhem, porösem Aussehen.

**Travestie** (vom ital. travestire, anders kleiden, verkleiden) heißt in der Poetik eine besondere untergeordnete Gattung des komischen Epos (s. d.); u. zwar geht die T. darauf aus, das ernste Epos eines früheren Dichters ins Lächerliche zu ziehen, indem sie zwar den Stoff desselben beibehält, die Form der Darstellung aber ins Possenhafte verwandelt. Ueber den Unterschied der T. von der Parodie s. d. Artikel. — Die Wirkung der T. beruht auf dem Widerspruch zwischen Stoff u. Form u. wird um so größer, je hochtönender die dichterische Form des Originals ist; letzteres muß natürlich dem Leser bekannt sein, wenn er die Feinheiten der T. richtig würdigen soll. Das bekannteste Muster der T. ist Blumauer's (s. d.) Bearbeitung von Vergil's „Aeneide". In weiterem Sinne heißt travestiren überhaupt „Etwas ins Lächerliche ziehen".

**Travnik** od. Trawnik, stark befestigter Ort mit Citadelle u. 10—12,000 E. im osmanischen Vilajet Bosna (Bosnien); liegt in sumpfiger Gegend am Fuße des Vlaschiz-Planina an der Laschwa, einem Nebenflusse der Bosna. Der fast durchaus mohammedanische Ort ist Sitz eines Paschas, hat 16 Moscheen u. ein mittelalterliches Schloß. Die Katholiken wohnen nahe dabei in Marosch od. Dolatz. Unfern der Stadt liegt der Sauerbrunnen Lepenicza.

**Traz-os-Montes** (spr. Trahs-us-Mongtes; d. h. jenseit der Berge, nämlich jenseit der Sierra de Marão von Porto aus), portugies. Provinz, 201,68 □M. mit 370,144 E. nach offizieller Berechnung für 1868 auf Grundlage der Zählung von 1860; sie bildet den nordöstl. Theil des Königreichs, grenzt nördl. u. östl. an Spanien, westl. an die portugies. Provinz Entre Douro e Minho u. ist südl. durch den Douro (span. Duero) von der Provinz Beira geschieden. Sie besteht wesentlich aus dem Plateau von Bragança u. dem größten Theile des Weinbezirks von Alto Douro. Das erstere ist eine kahle u. kalte, mit rauhen Gebirgsmassen erfüllte u. von tiefen Thälern durchfurchte Hochfläche, auf der weite Strecken mit Heidekraut, Heidelbeeren u. Wachholder, andere mit Birken u. Pappeln bewachsen sind. Alto Douro, die Heimat des Portweins, ist bei weitem angenehmer. Die Provinz ist im Ganzen zwar wenig fruchtbar u. angebaut u. leidet zuweilen an Wassermangel, doch deckt der Gewinn an Weizen u. Roggen durchschnittlich den Bedarf u. kann Oel u. bes. Wein zur Ausfuhr gelangen. In den Thälern wächst viel Obst, selbst Südfrüchte gedeihen noch; die Gebirge liefern viel Sumach. Der Erzreichthum scheint bedeutend zu sein, wird aber noch nicht ausgebeutet. Die Industrie, mit Ausnahme der Seidengewinnung, ist gering. Die Bewohner, von dem Verkehr, der nur auf dem Douro vermittelt wird, ziemlich abgeschnitten, haben noch viel Ursprüngliches; sie sprechen ein verdorbenes Portugiesisch u. sind arm, da der Grund u. Boden Eigenthum weniger Großgrundbesitzer ist. Die Provinz zerfällt in die Distrikte Bragança (120,90 □M. mit 157,022 E.) u. Villa Real (80,78 □M. mit 213,122 E.). Die größten Orte sind nach der Zählung von 1863: Chaves mit 6382, Bragança mit 5111 u. Villa Real mit 5097 E.

**Treasure** (engl., spr. Tresch'r), Schatz, das Silber als Handelswaare.

**Trebbia** (im Alterthum Trebia), ein rechter Nebenfluß des Po, entspringt bei Torriglia in der ital. Provinz Genua, am Nordabhange des Ligurischen Apennin, fließt in allgemein nordöstl. Richtung u. mündet nach 12 M. langem Laufe oberhalb Piacenza. An der T. siegte Hannibal 217 v. Chr. über die röm. Konsuln Sempronius u. Scipio. In der großen Schlacht vom 17.—20. Juni 1799 schlug Suworow mit den vereinigten Russen u. Oesterreichern die Franzosen unter Macdonald.

**Trebinje,** auch Tirebinje od. Trebinitza, früher Trebunium od. Terbunia, ein mit alten serbischen Festungswerken umgebener Ort im osmanischen Vilajet Bosna (Bosnien), mit 5—10,000 E. (nach Major Roskiewicz nur 3000), liegt einige Meilen östl. von Ragusa an der Trebenitza, ist Sitz eines katholischen Bischofs, hat ein Schloß u. viele Moscheen. Es war früher weit bedeutender als jetzt u. lange Zeit der Hauptort der Herzegowina.

**Trebisonde,** s. v. w. Trapezunt (s. d.).

**Trebur,** früher Tribur, lat. Triburia, Stadt mit 1780 E. (1871) in der großherzoglich hessischen Provinz Starkenburg, liegt unweit des rechten Rheinufers am Schwarzbach u. hat Wein- u. Obstbau. Es hatte als ehemalige Residenz Deutscher Kaiser einen kaiserlichen Palast, von dem jede Spur verschwunden ist. In T. wurden in der Zeit 897—1119 mehrere wichtige Reichstage u. 822 u. 895 Konzilien gehalten.

**Treckschnite** (spr. Treckschnite) ist ein Transportschiff auf den holl. Kanälen, welches auf diesen Wasserstraßen etwa die Stelle der Omnibus auf den Landstraßen vertritt.

**Tredici comuni** (spr. Trèditschi comuni, d. i. die 13 Gemeinden) sind eine ehemalige deutsche Sprachinsel auf den von Wildbächen durchfurchten Hochebenen östl. der Etsch zwischen Ala u. Verona, östl. bis zum Chiampothale hin. Ihr Gebiet beträgt etwas über 4 □M. mit 12 bis 13,000 E. u. umfaßt die Ortschaften Erbezzo, Bosco Frizolane, Val di Porro, Cerro, Rovere di Velo, Porcara, Saline, Velo, Azarino, Campo Silvano, Badia Calavena, Selva di Progno u. S. Bartolommeo tedesco. Die deutsche Sprache ist überall bis auf die obersten Kirchdörfer des Prognothales, Campo Fontana (deutsch Fanta) u. Ghiazza (deutsch Glezen), im NO. der kleinen Bergrepublik, verschwunden. Die Einwohner nennen sich, wie die der Sette comuni (s. d.) Cimbern, u. es war lange Zeit die Ansicht auch anderwärts verbreitet, daß sie Nachkommen der Ueberreste jenes alten Volkes seien. Auch für Rhätier, keltische Tiguriner, Hunnen, Gothen u. Alemannen sind sie gehalten worden, bis Schmeller (s. d.) nachwies, daß die hier herrschende deutsche Mundart nichts Nordisches, Gothisches &c. an sich habe, sondern der hochdeutschen Sprache angeglichen sei, u. daß Alles, was sie Alterthümliches enthalte, keineswegs höher hinauf reiche, als in den Zustand der deutschen Gesammtsprache im 12. u. 13. Jahrh.; so daß die Bewohner der T. c. nur als Verwelschte zu betrachten sind, welche die Verbindung mit Deutschland verloren haben u., soweit sie noch deutsch sprechen, einen sprachlichen Standpunkt einnehmen, auf welchen die Entwicklung der letzten Jahrh. ohne Einfluß geblieben ist. — Die T. c. unterstanden in der ersten Zeit ihres Bestandes dem jeweiligen Herrn von Verona; zu Anfang des 15. Jahrh. aber geriethen sie unter die Herrschaft Venedigs, unter welcher sie beinahe 400 Jahre geblieben sind. Sie bildeten eine förmliche Republik, die einen Kleinen Rath von 13 Mitgliedern mit einem Oberhaupte u. einem Schreiber u. einen Großen Rath von 39 Mitgliedern hatte, an dessen Spitze der von Venedig bestellte Statthalter (Vicario) stand. 1797 wurden die T. c. österreichisch, 1805—1814 italienisch, fielen dann an Oesterreich zurück u. gehören seit 1866 wieder zum Königreich Italien.

**Treffen** ist die Bezeichnung für einen Kampf zwischen Truppen aller Waffen. Man unterscheidet vom Kleineren zum Größeren übergehend: Gefecht, Treffen, Schlacht.

**Trèfle** (frz. [spr. Träfl']), aus lat. trifolium, Dreiblatt (Klee; Kleeblatt; im Kartenspiel Treff, Kreuz, Eicheln.

**Treibeis** ist das in Bewegung befindliche Eis auf Fluß u. Meer. Auf ersteren nennt man T. mehr das eben erst gefrorene u. noch nicht zum Stillstand gekommene, als das infolge des Thauwetters durch Aufbruch u. Zerstückelung der Eisdecke gewöhnlich mit Hochflut abgehende Eis. Das T. im Meere ist entweder das eben erst gefrorene u. durch

Wind od. Meeresströmungen in Bewegung gesetzte Eis polarer Gegenden (dann auch Packeis genannt) od. das während des Winters dort eine feste Eisdecke bildende u. zu Anfang des Sommers zertrümmerte u. in Bewegung gekommene Eis, endlich auch dasjenige, welches von den ins Meer reichenden Gletschern abgestoßen u. als mehr od. weniger mächtige Eisberge von den Strömungen fortgeführt wird. Im Atlantischen Ozean ist T. auf der südl. Hemisphäre schon bis zum 34. Grade südl. Br., auf der nördl. Hemisphäre bis 36° 10′ n. Br. beobachtet worden.

**Treibendes Zeug**, s. „Transmission".

**Treibjagd**, diejenige Jagdmethode, bei welcher das Wild, welches sich auf einem gewissen Terrain befindet, durch eine Kette von Treibern, welche zu diesem Zwecke bisweilen mit Klappern, Stöcken u. dergl. versehen sind, aufgescheucht u. den Schützen zugetrieben wird. Sind die Schützen zwischen den Treibern vertheilt u. ist die Kette zu einem Kreise geschlossen, dessen Peripherie sich beim allmählichen Vorrücken auf das Centrum zu immer mehr verengert, so spricht man von einem Kesseltreiben, das eingeschlossene Terrain heißt der Kessel. Bei den sog. fliegenden Treiben rückt die Kette der Treiber u. Schützen entweder in einer langen Front od. in einem Haken über das abzutreibende Feld vor; bei den Anlegetreiben sind die Jäger an der einen Seite des Feldes postirt, während die Treiber von der andern Seite her anrückend ihnen das Wild zutreiben. Außer auf dem Felde bei der niedern Jagd wird aber die Treibjagd auch auf Hochwild, sowol um das Wild aus dem dichten Holze heraus, als auch um es von schwer zugänglichen Felshöhen (Gemsen 2c.) zum Schuß zu bringen, veranstaltet.

**Treilhard** (spr. Träjahr), Jean Baptiste, Graf v., französischer Staatsmann, geb. 3. Jan. 1742 zu Brives; wurde Advokat, wie sein Vater gewesen war, u. zwar beim Parlamente von Paris. Obwol von linkischem Wesen u. ausdruckslosem Antlitz, galt er in der Constituante als ein bedeutendes u. einflußreiches Mitglied u. wurde 20. Juli 1792 Präsident derselben. Als Abgeordneter für Seine et-Oise im Nationalkonvent, stimmte T. bei dem Gericht über Ludwig XVI., dem er übrigens vom 28. Dez. 1792 bis 10. Jan. 1793 präsidirte, für „Tod mit Aufschub", war gleich darauf als Gesandter in Belgien u. gehörte vom 7. April 1793 an zwei Monate u. später noch zweimal seit dem Sturze Robespierre's auf längere Zeit dem Wohlfahrtsausschuß an. Das Direktorium verwendete ihn als Diplomaten bei den Verhandlungen mit England, Neapel u. Deutschland (in Rastatt), doch verließ er das letztere, weil er 15. Mai 1798 selbst zum Direktor der Republik gewählt war, eine Stellung, aus der ihn auf Antrieb Lucian Bonaparte's der Rath der Fünfhundert nach 13 Monaten wegen eines Formfehlers bei der Wahl entfernte. Mit Napoleon im Einverständniß, wurde er im April 1800 Präsident des Appellationstribunals in Paris, am 14. Sept. Mitglied des Staatsrathes, 1804 der Ehrenlegion; 1809 erhielt er den Titel Staatsminister, 1810 wurde er Graf u. starb 1. Dez. 1810 zu Paris. Seine Hauptthätigkeit als Jurist gehörte der Kriminalgesetzgebung an.

**Treitschke**, Heinrich Gotthard v., Historiker u. Publizist, Sohn des als Kommandant auf der Festung Königstein 10. März 1867 verstorbenen sächsischen Generalleutnants Eduard Heinrich v. T., geb. zu Dresden 15. Sept. 1834; studirte in Bonn, Leipzig, Tübingen u. Heidelberg die Staatswissenschaften, habilitirte sich 1858 als Privatdozent in Leipzig, wo er bes. geschichtliche Vorlesungen hielt u. wegen eines in den „Preuß. Jahrbüchern" veröffentlichten Artikels mit der sächs. Regierung in Konflikt gerieth, folgte 1863 einem Rufe als außerord. Prof. der Geschichte nach Freiburg i. Br., verließ aber im Juni 1866 den bad. Staatsdienst, weil er nicht im Lager der Gegner Preußens bleiben wollte, u. ging nach Berlin, um die Redaktion der „Preußischen Jahrbücher" zu übernehmen. Im Herbst dess. Jahres erhielt er die Professur der Geschichte in Kiel, vertauschte dieselbe jedoch bereits 1867 mit der durch Häusser's Tod vakant gewordenen in Heidelberg, von wo er 1874 nach Berlin berufen wurde. Sein Ansehen verdankt T. neben seiner weitwirkenden Lehrthätigkeit hauptsächlich seinen historisch-politischen Aufsätzen, die, als unter Bismarck's Politik die deutsche Einheit ihrer Vollendung entgegenreifte, die deutsche Jugend mit eleganter, von schwärmerischer Glut durchhauchter Suada für die neue Zeit begeistern halfen. Seit 1871 ist T. Mitglied des Deutschen Reichstags, wo er sich der national liberalen Partei angeschlossen hat. Er gab heraus: „Vaterländische Gedichte" (Gött. 1856); „Studien" (Gedichte, Lpz. 1857); „Die Gesellschaftswissenschaft" (ebd. 1859); eine Sammlung seiner „Historischen u. politischen Aufsätze" (ebd. 1865; 3 Bde., 4. Aufl. 1871); „Zehn Jahre deutscher Kämpfe" (ebd. 1874), gleichfalls gesammelte Aufsätze; „Der Sozialismus u. seine Gönner" (ebd. 1875). Eine „Deutsche Geschichte" ist in Vorbereitung.

**Tremuliren** od. Tremoliren, das, neulat. tremulare, ital. tremolare, zittern, ist die Manier, einem ausgehaltenen Ton auf Streichinstrumenten (auch einigen Holzblasinstrumenten) od. beim Singen ein Erzittern, Erbeben zu verleihen. Mit Geschmack am gehörigen Orte angewendet, kann das T. — welches auf Streichinstrumenten durch ein schnelles Hin- u. Herwiegen des Fingers auf dem durch ihn bestimmten Grenzpunkte der Saite hervorgebracht wird — von ausdrucksvoller Wirkung sein; übertrieben u. unterschiedlos angewendet, ist es eine Unart. — In der Orgel heißt Tremulant eine Vorrichtung, welche dem Tone ein T. verleiht: es ist eine mit weichem Leder überzogene Klappe, die auf der Windlade liegt, u. die, wenn das dazu gehörige Ventil geöffnet wird, immer dergestalt sich auf u. nieder bewegt, daß der Wind nicht mehr gleichmäßig, sondern stoßweise in die Pfeifen strömt. Tremolando od. Tremando, auch Tremolo, ist der Name einer Spielmanier, welche darin besteht, daß bei den Streichinstrumenten eine Saite od. zwei Saiten zugleich durch den schnellsten Bogenwechsel immerfort vibrirend u. erklingend erhalten werden, auf dem Pianoforte aber zwei od. mehrere Töne in der schnellsten Bewegung mit einander abwechseln u. so gleichsam den Akkord fortklingend erhalten. In den Stimmen wird das Tremulando (abgekürzt trem. geschrieben) meistens abbrevirt dargestellt, u. zwar mit ganzen, halben 2c. Noten, die mehrfache Balken (Geltungsstriche) haben.

Nr. 5267. Heinrich Gotthard v. Treitschke (geb. 15. Sept. 1834).

**Trenck**, Franz, Freiherr v. d., Pandurenoberst im Oesterreichischen Erbfolgekriege, war, obwol aus ostpreußischer, protestantischer Familie 1. Jan. 1711 zu Reggio in Unteritalien geboren, von den Jesuiten in Oedenburg erzogen. Wegen unbezähmbarer Roheit, Wildheit u. Ausschweifung mußte er den österreichischen Militärdienst nach wenigen Jahren wieder verlassen u. trat in den russischen über. Hier aber wegen eines Vergehens gegen seinen Oberst zum Tode verurtheilt, entkam er 1740 glücklich u. stiftete zur Unterstützung der Maria Theresia u. mit ihrer Einwilligung ein Pandurencorps, welches im Oesterreichischen Erbfolgekriege, durch Tapferkeit u. Tollkühnheit ausgezeichnet, 1742 durch Bayern bis nach Lothringen vordrang, aber durch seine Raubsucht u. Unmenschlichkeit den schrecklichsten Ruf genoß. Nach dem Frieden zu Füssen 1744 u. zu Dresden 1745 wurde T. infolge massenhafter Anklagen der Prozeß gemacht u. er zu lebenslänglicher Festungshaft verurtheilt. Am 14. Okt. 1749 starb er auf dem Spielberge bei Brünn. Durch körperliche Schönheit, Stärke, militärische u. Sprachenkenntniß ausgezeichnet, entbehrte T. aller Sittlichkeit u. Bildung des Herzens. — Vergl. seine Memoiren unter

dem Titel: „Merkwürdiges Leben u. Thaten des Frhrn. Franz v. d. T." (Wien 1770), u. Hübner, „Franz v. d. T." (3 Bde., Stuttg. 1788—89).

**Trenck,** Friedrich, Freiherr v. d., ein Vetter des Vorigen, geb. 16. Febr. 1726 zu Königsberg in Pr.; wurde im Alter von 14 Jahren Soldat u. von 18 Ordonanzoffizier u. fast Günstling Friedrich's d. Gr. Plötzlich ließ ihn der König aber auf die Festung Glatz bringen, entweder wegen geheimen Einverständnisses mit seinem Vetter, dem wilden Pandurenoberst, od. wegen seiner schwärmerischen Neigung zur Prinzessin Amalie. Als es ihm 1747 glückte, sich zu befreien, wanderte er auf Umwegen bis nach Preußen, dann nach Wien, nach Moskau, endlich nach Danzig, um die Erbschaft seiner Mutter in Empfang zu nehmen. Hier ereilte ihn, der überall seinen Haß gegen den König offen bekundete, die Rache desselben. In jener damals polnischen Stadt wurde T., obwol dem Namen nach österreichischer Rittmeister, von preußischen Soldaten verhaftet u. nach Magdeburg gebracht. Trotzdem er nach dem ersten Fluchtversuche an Händen, Leib u. Füßen festgeschmiedet wurde, gab er den Gedanken nicht auf, sich zu befreien. 1761 hatte er schon im Einverständnisse mit den anderen Gefangenen, mit denen er auf die kunstvollste Weise Verbindungen anknüpfte, den Plan fertig, die Besatzung zu tödten u. wol gar die Festung den Feinden zu überliefern, als dieser noch rechtzeitig entdeckt wurde. Nach dem Frieden wurde er an Oesterreich ausgeliefert u. lebte abwechselnd in Prag, Wien, Aachen, Spaa u. Mannheim, zog sich aber durch kecke Reden u. Schriften überall Haß, Verfolgung u. Prozesse zu. Friedrich Wilhelm II. gab ihm 1787 seine Güter in Ostpreußen zurück, dennoch fand T. keine Ruhe, wandte sich 1790 nach Paris u. starb als eines der letzten Opfer von Robespierre's Arglist u. Blutdurst, da man ihn als Geschäftsträger der Feinde bezeichnete, 25. Juli 1794 unter der Guillotine. T.'s „Sämmtliche Gedichte u. Schriften" erschienen in Leipzig 1786 (8 Bde.), seine „Merkwürdige Lebensgeschichte" in Berlin 1787—92 (4 Bde.). — Vergl. Wahrmann, „Friedrich v. d. T." (Lpz. 1837); Erich, „Leben u. Schicksale des Abenteurers F. v. d. T." (Lpz. 1846); P. Boiteau, „Aventures du Baron de T." (Par. 1853; deutsch, Lpz. 1860). Von A. v. L. wurde T. zum Helden eines historischen Romans gemacht (3 Bde., Celle 1860).

**Trendelenburg,** Friedrich Adolf, hervorragender deutscher Philosoph, geb. 30. Nov. 1802 zu Eutin u. auf dem Gymnasium daselbst vorgebildet; studirte zu Kiel, Leipzig u. Berlin Philosophie, erhielt 1833 eine Professur der Philosophie zu Berlin u. wirkte daselbst bis an seinen Tod, 24. Jan. 1872, als beliebter Lehrer, seit 1847 auch als ständiger Sekretär der historisch-philosophischen Klasse in der Akademie der Wissenschaften. Die zahlreichen gediegenen Schriften T.'s verfolgen hauptsächlich den Zweck, durch das Zurückgreifen auf die Philosophie der Griechen, nam. des Aristoteles, eine neue gemeinsame Grundlage für die philosophische Spekulation zu schaffen, nachdem sich die letztere in den rasch wechselnden Systemen des 19. Jahrh. allzusehr zersplittert hatte. Diesem Zweck dienten bes. seine „Elementa logices Aristoteleae" (Berl. 1837; 7. Aufl. 1874), ferner die „Logischen Untersuchungen" (Berl. 1840; 3. Aufl., Lpz. 1870) u. die „Historischen Beiträge zur Philosophie" (3 Bde., Berl. 1856—67). Außerdem ist hervorzuheben sein „Naturrecht auf dem Grunde der Ethik" (Lpz. 1860, 2. Aufl. 1868). Eine Anzahl seiner Gelegenheitsschriften erschienen vereinigt als „Kleine Schriften" (2 Thle., Lpz. 1871).

Nr. 5268. Eine Schultrense.

**Trense** ist die leichteste der gebräuchlichen Zäumungsarten für Pferde. Das Gebiß ist in der Mitte gebrochen u. beweglich u. gestattet dadurch dem Pferde größere Freiheit in Bewegung der Zunge u. auch Erleichterung der Laden, indem das Gebiß nicht stets fest aufliegt. Knebeltrense od. Schultrense nennt man diesen Zaum, wenn das Gebiß an den Ringen noch zwei lange Eisenstücke, Knebel, trägt, welche das Durchziehen des Gebisses durch das Pferdemaul verhindern.

**Trent,** ein engl. Fluß, der durch Vereinigung mit der Ouse den in die Nordsee mündenden Humbre bildet; entspringt bei Thursfield in den Moorlanden von Staffordshire, fließt in einem nach SO. gerichteten Bogen durch die Grafschaften Derby, Nottingham u. Lincoln u. vereinigt sich mit der Ouse nach 39 M. langem Laufe an der Grenze von Lincoln u. York. Er bildet eine wichtige Verkehrsstraße. Für Seeschiffe ist er bis Gainsborough, für Flußschiffe bis Burton, 24 M. aufwärts, verwendbar. Durch den Grand-Trunk-Kanal ist er mit dem Mersey in Verbindung gebracht, so daß durch ihn eine Verbindung zwischen Nordsee u. Irischer See hergestellt ist. Kanäle mit anderen Flußsystemen erhöhen seine Bedeutung noch mehr. Von seinen Nebenflüssen sind links der Derwent bis Derby u. rechts der Soar bis Leicester schiffbar. Unbenutzbar sind die links einmündenden Dove, Erewash, Idle u. Torn u. die rechten Nebenflüsse Sow, Tame u. Devon. Die Größe seines Gebiets beträgt 180 □M. meist fruchtbaren Landes. Von Ortschaften berührt er Barslem, Hanley, Stoke, Stone, Rudgeley, Burton upon T., Nottingham u. Newark upon T.

**Trenton,** Hauptstadt seit 1790 des Staates New Jersey in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, mit 22,874 E. (1870), liegt auf dem linken Ufer des Delaware, nahe seinen 25 Stromschnellen, unterhalb deren ihn zwei großartige Brücken überspannen u. wo er für Dampfboote schiffbar wird, wird vom Delaware- u. Trentonkanal durchschnitten u. ist Knotenpunkt der Bahnen von Newark, Philadelphia, Philippsburg 2c. Die schön gebaute Stadt hat am Strome ein prächtiges Staatenhaus, das Irrenhaus u. Centralgefängniß des Staates, einen Gouverneurspalast u. eine Staatsbibliothek u. besitzt lebhafte Industrie, bes. in Eisen, Stahl u. Papier. Die Trenton-Eisen-Compagnie hat eins der größten Walzwerke Nordamerika's mit 58 Oefen u. das geräumigste Gebäude der Vereinigten Staaten, das $5\frac{3}{5}$ Morgen bedeckt. Zu T. gehört die Vorstadt South-T. Hier überfiel am 26. Dez. 1777 Washington in der Schlacht bei T. die aus 1500 Hessen bestehende Vorhut des engl. Generals Howe u. schlug sie.

**Trentschin** (ungar. Trencsén), ungar. Komitat, 124,61 □M. u. 248,626 Seelen Civilbevölkerung (1869); grenzt westl. u. nördl. an Mähren, österr. Schlesien u. Galizien u. östl. u. südl. an die Komitate Arva, Túrócz u. Neutra u. umfaßt einen großen Theil des schönen Waagthales u. seiner Nebenthäler. Das Gebiet ist in der Nähe des Flusses, bes. in seinem südl. Theile, fruchtbar; die Abhänge schmücken kräftige Wälder u. von den Vorsprüngen schauen zahlreiche Burgruinen herab. Das im ganzen gebirgige Terrain eignet sich bes. zur Schafzucht; der Getreidebau, in den höheren Lagen auf Heidekorn, deckt nicht den Bedarf, Zwetschen aber werden viel gewonnen. Die Bewohner sind großentheils Slaven u. dem Bekenntnisse nach fast durchweg katholisch. Der Hauptort T. mit 3949 E. (1869) liegt in 220 m. Seehöhe links an der Waag, über die hier eine 50 m. lange Brücke führt, u. an der noch nicht vollendeten Waagthalbahn, hat zwei schöne Kirchen u. auf der Höhe die Ruinen eines großen, alten Schlosses, das dem Baron Sina gehört. Dasselbe scheint schon vor Ankunft der Magyaren gestanden zu haben. Von Matthias von Trentschin wurde es befestigt u. galt für das festeste Schloß Ungarns. Der Ort treibt etwas Tuchweberei. Die Trentschiner Bäder liegen 3 St. östl. bei dem Dorfe Teplicz (s. d.).

**Trepanation** (Chirurgie), das Heraussägen eines kreisförmigen Knochenstücks. Die Operation wird bes. am Schädel dann ausgeführt, wenn sich nach einer Kopfverletzung die Zeichen einstellen, daß Knochensplitter, ein Eiterdepot od. eingedrungene fremde Körper auf das Gehirn drücken; ebenso hat man auch beim Vorhandensein von Gehirnabscessen u. Gehirngeschwülsten die T. mit Erfolg ausgeführt. Man bedient sich zu diesem Zweck der Kronensäge (Trepan), u. zwar gewöhnlich einer solchen, die man mit der einen Hand führen (Handtrepan, Trephine) u. mit der ein rundes Knochenstück von der Größe eines Fünfpfennigstücks ausgesägt werden kann. Nachdem das Kopfhaar wegrasirt worden ist, öffnet man durch einen bis auf den Knochen dringenden Schnitt die Kopfschwarte, schiebt mit dem Schabeisen die Knochenhaut bei Seite u. setzt dann die Kronensäge auf die betreffende Stelle des Schädels. Die Säge selbst ist eine Röhre, die am untern Ende feine Zähne, am oberen einen Handgriff hat, mittels dessen man das aufgesetzte Instrument in vor- u. rückwärtsrotirende Bewegung versetzen kann. Um die Führung der Säge zu sichern, befindet sich in der Mitte der Röhre ein verschiebbarer centraler Stachel, welcher vor- u. zurückgeschoben wird. Sobald die Zähne der Säge einen Millimeter eingedrungen sind, wird der Stachel in die Krone zurückgezogen. Ist der Knochen bei vorsichtigem Eindringen durchschnitten u. die Knochenscheibe ringsum gelöst, so setzt man in das centrale Bohrloch eine kleine Knochenschraube (Tirefond), mittels der man die Knochenscheibe abhebt. Nunmehr ist man im Stande, etwaige Fremdkörper, Blut u. Eiter durch die Oeffnung zu entfernen. Die offene Stelle wird, wenn durch Heilungsprozeß die Wunde später sich geschlossen hat, mit einer schützenden Platte bedeckt.

**Trepang,** s. „Walzenstrahler".

**Treppe** od. Stiege, eine bauliche feste, nicht wie die Leitern bewegliche Vorrichtung, welche, aus einzelnen Stufen zusammengesetzt, das Hinaufsteigen auf höher gelegene Punkte ermöglicht. Im Alterthum gewöhnlich ziemlich steil angelegt, erhielten die T.n in den Häusern erst im Mittelalter u. bes. zur Zeit der Renaissance ihre verschiedenartige Ausbildung u. eine künstlerische Verwendung. Je nachdem die Linie ihres Grundrisses eine gerade, gebrochene od. eine Kreislinie darstellt,

Nr. 5269. Treppe der Güldenkammer im Rathhaus zu Bremen, gefertigt 1606.

unterscheidet man auch die T.n. Solche der letztgenannten Art heißen Wendeltreppen. Gerade T.n bestehen, wenn sie nur niedrige Geschosse mit einander zu verbinden haben, oft blos aus einem Arm od. einer Treppenflucht, bei höheren Geschossen od. beabsichtigter Eleganz sind sie bisweilen mit einem Absatz (Podest) versehen. Gebrochene T.n (Podesttreppen), die in ihrer einfachsten Form zweiarmig ohne Hohlraum erscheinen, treten in der Renaissancezeit sehr vorherrschend auf. Die halbgewendelte od. gemischte T. ist eine gebrochene T., die an den Biegungen keinen Podest, sondern Wendelstücke, d. h. nach inwendig spitz zulaufende Stufen hat. Die Wendeltreppe od. Schneckenstiege besteht aus lauter Stufen, die nach inwendig spitz zulaufen. Diese T.n waren schon im späteren Mittelalter in mannichfacher Form beliebt, als eigentliche Wendeltreppe, d. h. mit voller Spindel, die bei Holztreppen durch eine Säule, bei Steintreppen durch die an das schmale Ende gearbeiteten Spindelstücke gebildet wird; od. als Wendeltreppe mit hohler, od. mit gewundener Spindel, in der Zeit der Frührenaissance häufig mit ringförmiger Spindelmauer, ferner als ringförmige Wendeltreppe ohne Spindel, od. endlich als ganz freitragende Wendeltreppe. Eine der schönsten Spindeltreppen ist die im Rathhause zu Bremen (Fig. 5269). Die sog. romanische T., welche sich hier u. da in Kirchthürmen findet, steigt ganz ohne Stufen an. Freitreppen liegen entweder ganz unter freiem Himmel od. wenigstens an der Außenseite der Gebäude u. nur überdacht. Die im Innern angebrachten T.n erhalten bei größeren Gebäuden ein bes. Treppenhaus, bei Prachtbauten ist dasselbe mit seinen großen Wandflächen eben so wie die Treppenrampe vorzugsweise Objekt künstlerischen Schmuckes (Treppenhaus im Berliner Museum).

**Tresckow,** Hermann v., preuß. Generalleutnant, geb. 1. Mai 1805; trat, nachdem er im Kadettencorps seine Vorbildung erhalten, 1835 als Secondeleutnant ins Kaiser-Alexander-Regiment, wurde später Adjutant des Generals v. Bonin, als welcher er sich 1848 im Berliner Aufstand u. im Kriege gegen Dänemark hervorthat, war in der Folgezeit nacheinander Adjutant beim Generalkommando des Gardecorps, Hauptmann beim Großen Generalstabe, Militär-Attaché bei der preuß. Gesandtschaft in Paris (1851–56), Flügeladjutant Friedrich Wilhelm's IV. u. (seit 1860) als Oberstleutnant Regiments-Kommandeur in Magdeburg, wo er im Okt. 1861 zum Oberst aufrückte. Im Febr. 1863 wurde er ins russ. Hauptquartier nach Warschau geschickt u. im April 1864 als Stabschef dem General v. Werder beigegeben, der mit 4 Armeecorps die preuß. poln. Grenze zu besetzen hatte. Als dienstthuender Flügeladjutant König Wilhelm's trat T. im April 1865 in das Militärkabinet ein; bald darauf ward er Generalmajor u. Chef der Abtheilung für die persönlichen Angelegenheiten, sowie dann auch Chef des Militärkabinets, in welchen Stellungen er auf die Armeeorganisationen Preußens u. Norddeutschlands einen wesentlichen Einfluß ausübte. Den Feldzügen nach Böhmen (1866) u. nach Frankreich (1870) wohnte er im Gefolge des Königs bei, in letztgenanntem Feldzuge jedoch nur bis Nov. 1870, um dann den Befehl über die 17. Division zu übernehmen, mit welcher er an den Zügen des Armeecorps unter dem Großherzog von Mecklenburg-Schwerin Theil nahm. Nachdem er Ende Jan. 1871 in das Hauptquartier des Kaisers zurückgekehrt war, trat er im Febr. wieder an die Spitze des Militärkabinets, wurde aber bald darauf Befehlshaber der 19. Division mit dem Hauptquartier in Hannover u. 1873 als Generalkommandant des IX. Armeecorps nach Altona versetzt.

**Tres faciunt collegium** (lat.), ein in den Digesten (s. d.) vorkommender Rechtsspruch, der besagt, daß wenigstens drei Personen da sein müssen, um die Grundlage einer Art der juristischen Person, einen Verein, zu bilden.

**Tresor** (frz.), Schatz, Schatzkammer. Tresorschein, Kassenanweisung.

**Trespe** (Bromus *L.*), Pflanzengattung aus der Familie der Gräser mit langen, einfachen od. etwas verzweigten Rispenästen, 6–15blütigen, eiförmigen od. lanzettlichen Aehrchen u. bauchigen, 5–9nervigen Spelzen. Die Arten sind fast sämmtlich begrannt, die Granne geht im Winkel der Zähne von der Spelze aus; die Frucht ist angewachsen, flachrinnenförmig, länglich u. an der Spitze behaart. Die weiche T. (B. mollis *L.*), Blätter u. Aehrchen weichhaarig, Halm bis 1 m. hoch, Rispe aufrecht, blüht Mai u. Juni, reift Juni u. Juli. Sie bildet sehr lockeren Rasen, liefert äußerst geringen Nachwuchs u. hat als Futterpflanze keinen Werth; sie ist als ein- u. zweijährige Pflanze in trockener Lage auf Wiesen u. Wegen gemein, der Samen wird häufig zur Verfälschung anderer Gräser benutzt. — Die Roggen-T. od. große Acker-T. (B. secalinus) hat kahle Blattscheiden, die Rispen hängen nach der Blüte über, die untere Spelze ist so lang als die obere, die Grannen sind geschlängelt od. gerade. Die Pflanze ist zweijährig u. kommt in drei Varietäten als gemeines, sehr lästiges Unkraut auf feuchten Aeckern u. bisweilen in so großer Ausdehnung vor, daß die irrige Meinung entstand, aus dem Wintergetreide könne bei nasser Witterung T. entstehen. Die Körner machen das Brot bitter u. sollen den Hühnern schädlich sein. — Die Futtertrespe, (B. giganteus), mit unbehaartem, bis 1,4 m. hohem Halm, schon vor der Blüte überhängender Rispe u. stark entwickelten Blättern, wächst an

humosen Stellen, giebt einen guten ersten Schnitt, jedoch geringen Nachwuchs. Die Schradersche T., Hornschwingel, Horntrespe (B. Schraderi Kunth) ist in milden Klimaten ausdauernd, bei uns einjährig, Halm bis 1 m. hoch, dicht beblättert, Blatthäutchen gefranzt, Rispe schlaff u. überhängend, Aehrchen vielblütig, sehr glatt, wird bisweilen angebaut. Die kleine Ackertrespe (B. arvensis), auf der unteren Blattscheide u. der Blattoberseite behaart, mit nach der Reife überhängenden Rispen, sowie die gemeine Hafertrespe (B. sterilis) mit nach oben sich erweiternden, lang begrannten Aehrchen, lockeren übergebogenen Rispen u. langen Grannen, welche trockene Stellen bevorzugt, sind nam. auf Kleefeldern u. im Sommergetreide schwer zu vertilgende Unkräuter.

**Tressen,** bandartige Gewebe u. Borten, zu deren Herstellung Gold- u. Silbergespinnste od. auch Lahn u. Kantille verwendet wird. Zuweilen besteht die Kette aus gelber od. weißer Seide u. nur der Schuß aus Gold- od. Silbergespinnst, öfter aber besteht Kette u. Schuß aus Gespinnst. Man unterscheidet echte u. unechte T., je nachdem das zum Gespinnst verwendete Metall echt od. unecht ist. Unechte T. gehen im Handel als leonische od. lyonische Waaren, entweder nach der Stadt Leon in Spanien, od. nach Lyon in Frankreich, an welchem letzteren Orte noch jetzt derartige Waaren in vorzüglicher Güte fabrizirt werden. Dieselben bestehen aus Kupferdraht, der mit Gold od. Silber plattirt ist. Auch in Deutschland, bes. an einigen Orten in Bayern u. Oesterreich, werden unechte T. schon seit lange in ausgezeichneter Qualität gefertigt.

**Treubund,** ein im Febr. 1849 von Männern des spezifischen Preußenthums, wie von dem Grafen v. d. Asseburg-Meisdorf, Grafen v. Luckner, v. Heiduck, Höppe, Jäckel, Kuhr, v. Ledebur u. A., zu Berlin gegründeter antidemokratischer Verein, der Anfangs den Namen „Royalistenbund“, im April aber den Namen „T. für König u. Vaterland“ erhielt. Im Juli desselben Jahres bestand derselbe bereits aus etwa 11,000 Mitgliedern, was sich dadurch erklärt, daß sich die große gesinnungslose Masse, die sich früher zu den Demokraten gehalten hatte, nun zum T. drängte, u. daß sich die ärmeren Klassen vom Beitritte materielle Vortheile aller Art versprachen. Als Zwecke des Bundes wurden angegeben: die sittliche Erhebung des Volkes, die Belebung der Treue für den König u. das königl. Haus u. die Förderung der materiellen Wohlfahrt der Staatsangehörigen in jeder Weise. Mitglied des Bundes konnte jeder über 20 Jahre alte Preuße werden, jedoch erst nach vorausgegangener Prüfung. Für die Mitglieder gab es drei Grade: der erste verpflichtete nur im Allgemeinen zur Thätigkeit für die Erreichung der Bundeszwecke, der zweite zur Annahme jedes Amtes u. der dritte zur Theilnahme an der Geschäftsthätigkeit des obersten Bundesrathes, dessen Vorsitzender der „Bundesgroßmeister“ genannt ward. Seine Geldmittel beschaffte der Bund aus den Eintrittsgeldern, monatlichen Beiträgen u. Geschenken. Die Aufnahme erfolgte unter gewissen freimaurerischen Ceremonien. Im Winter 1849 kam es zwischen den Mitgliedern, welche fest auf dem konstitutionellen Boden standen, u. denjenigen, die entweder den Konstitutionalismus nur als Maske beibehalten wissen wollten od. sich offen u. ehrlich als Anhänger des Absolutismus bekannten, zu einem Bruche, infolge dessen sich zwei Treubünde konstituirten: der ältere unter dem Grafen v. d. Asseburg, der jüngere unterm Grafen Luckner; letzterer nannte sich „der Bund der Treue mit Gott für König u. Vaterland“. Beide Bünde bekämpften sich in einem heftigen Plakatenkriege. Eine Generalversammlung sämmtlicher Zweigvereine, die 16.—18. Jan. 1850 in Berlin abgehalten wurde, entschied sich für den älteren, doch ging auch dieser, während der jüngere eigentlich schon seit dem 9. Dez. 1849 nicht mehr bestand, seiner baldigen Auflösung entgegen. — Vgl. Fr. Kunze, „Der T. für König u. Vaterland“ (Berl. 1849).

**Treuen,** Stadt mit 5109 E. (1875) im sächs. Voigtlande, Kreishauptmannschaft Zwickau, in 409 m. Seehöhe in coupirter, waldreicher Gegend an der Trieb, einem Nebenflusse der Weißen Elster, u. an der Strecke Herlasgrün-Eger der sächs. Staatsbahn gelegen, ist Sitz eines Gerichtsamtes, hat in schöner Lage zwei zu Rittergütern gehörige Schlösser u. treibt Bleicherei, Spinnerei, Mousselin- u. andere Weberei u. Böttcherei. — Das Schloß Dreven wurde 1329 den Vögten von Planen als Reichslehen, 1367 als böhm. Lehen gegeben u. kam mit der Herrschaft Planen an Sachsen.

**Treuenbrietzen,** alte Stadt mit 5467 E. (1875) im Kreise Zauche-Belzig, Reg.-Bez. Potsdam der preuß. Provinz Brandenburg; liegt in ziemlich sumpfiger Umgebung an der Nieplitz, hat eine Superintendentur, viel Spinnerei u. Weberei, Tuch- u. Papierfabrikation u. starke Bierbrauerei. Die Komponisten Himmel u. Seidel sind hier geboren.

**Treuga Dei,** s. „Gottesfriede“.

**Treviglio** (spr. Trewiljo), Stadt mit 8575 E. (1871) in der ital. Provinz Bergamo, Landestheil Lombardei, liegt in der Gera d'Adda genannten Ebene an der Bahnstrecke Mailand-Verona, hat ein altes festes Schloß u. fabrizirt Seide, Leder u. Tuch. — Der schiffbare Kanal von T. (Fosso Bergamasco) verbindet die Addanebenflüsse Brembo u. Serio.

**Treviranus,** Gottfried Reinhold, ausgezeichneter Naturforscher, geb. zu Bremen 4. Juli 1776; studirte seit 1792 in Göttingen Medizin, praktizirte seit 1796 als Arzt in seiner Vaterstadt, wurde 1797 zugleich Professor der Mathematik an dem dort damals noch bestehenden Lyceum u. starb das. 16. Febr. 1837. Seine Hauptwerke sind: „Physiologische Fragmente“ (2 Bde., Hannov. 1797 bis 1799); „Biologie od. Philosophie der lebenden Natur“ (6 Bde., Gött. 1802—22) u. „Erscheinungen u. Gesetze des organischen Lebens“ (2 Bde., Brem. 1831 f.). — Ludolf Christian T., Bruder des Vorigen, geb. zu Bremen 10. Sept. 1779; wurde 1807 Professor der Medizin am Lyceum das., 1812 ord. Prof. der Botanik u. Naturgeschichte in Rostock, 1816 Professor der Botanik u. Direktor des Botanischen Gartens in Breslau u. folgte 1830 in gleicher Eigenschaft einem Rufe nach Bonn, wo er 6. Mai 1864 starb. Unter seinen Schriften sind hervorzuheben: „Vom inwendigen Bau der Gewächse“ (Gött. 1806) u. „Physiologie der Gewächse“ (2 Bde., Bonn 1835 bis 1839). Außerdem finden sich zahlreiche Beiträge von ihm in den von ihm im Verein mit dem Vorigen herausgegebenen „Vermischten Schriften anatomischen u. physiologischen Inhalts“ (4 Bde., Gött. u. Brem. 1816—21).

**Trevirer** (lat. Treviri), ein tapferer gallischer Volksstamm, den Cäsar zuerst erwähnt u. der sich nach Tacitus von Germanen herleitet, wohnhaft an der Mosel zwischen Rhein, Nahe, Maas u. Ardennerwald. Cäsar rühmt ihre treffliche Reiterei. Ihre Aufstände gegen Cäsar 51 v. Chr., gegen Tiberius 21 n. Chr., unter Julius Civilis 69 n. Chr. waren nur von kurzer Dauer. Der alte Name ihrer Hauptstadt ist nicht bekannt, die Römer nannten sie Augusta Trevirorum (s. „Trier“), u. der erste Cäsar des Diocletian, Constantius Chlorus, regierte von hier aus seine Praefectura Galliarum.

**Treviso,** ital. Provinz (44,2693 □M. mit 352,538 E. [1871]) im Landestheile (Compartimento) Venetien, bildet das Flußgebiet der mittleren Piave u. einer größeren Anzahl kleinerer Flüsse, die direkt in die Lagunen am Adriatischen Meere sich ergießen u. die großentheils ebene, nur im N. mit den Vorbergen der Alpen besetzte Provinz bewässern. T. ist begrenzt nördlich von der Provinz Belluno, östl. von Udine, südl. von Venedig u. westl. von Padua u. Vicenza. In der Niederung äußerst fruchtbar, liefert die Provinz Getreide zum Export; ihre Vieh-, bes. Geflügelzucht ist bedeutend. Die milde Temperatur begünstigt sehr die Seidenkultur; diese sowie Seiden- u. Tuchweberei, Eisen- u. Kupferwaarenfabrikation sind Hauptbeschäftigung der starken Bevölkerung. Die Elementarbildung der fast ausschließlich katholischen Einwohner ist gering; die Zahl der Analphabeten übersteigt noch 60 %. Die Provinz zerfällt in die Distrikte: Treviso, Oderzo, Conegliano, Valdobbiadene, Montebelluna, Asolo, Castelfranco veneto. — Die Hauptstadt T. an der Mündung der Rotteniga u. Piavesella in den hier schiffbaren Sile u. an der Eisenbahn Cormons-Venedig, mit der Vorstadt Sant' Ambrogio di Fiera 18,082 E. (1871) zählend, hat noch alte Wälle, große, von Arkadengängen umgebene Plätze u. viele palastartige Gebäude. Sie ist Sitz der Provinzialbehörden u. eines Bischofs, hat ein bischöfliches Gymnasium, eine theologische Lehranstalt, eine Akademie der Künste u. Wissenschaften (Ateneo), zwei Bibliotheken, einen Botanischen Garten &c. Von ihren Kirchen ist die interessanteste der von Pietro Lombardo restaurirte fünfkuppelige Dom S. Pietro, eine dreischiffige Basilika mit einem Gemälde von Tizian u. Wandmalereien von Pordenone. Die gothische Dominikanerkirche San Niccolò enthält Gemälde von Gian Bellini u. ein berühmtes Madonnenbild mit Heiligen von Sebastiano del Piombo. In der Kirche Monte di Pietà befindet sich die Grablegung Christi von Giorgione. Großartig sind die Gartenanlagen bei der Villa Manfrini. Die Industrie der Stadt erstreckt sich auf Metallwaaren-, Tuch- u. Seidenzeug-, Leinwand- u. Papierfabrikation. Im Okt. wird in T. eine ansehnliche Messe abgehalten. Die Umgegend, die Trevisanische Mark, ist eine fruchtbare u. anmuthige Ebene. T., das alte Travesium, ging schon frühe an die Ostgothen verloren, mußte sich zwar später wieder an Belisar ergeben, kam aber bald wieder in goth. Besitz u. ging von ihnen an die Langobarden über, die es zur Hauptstadt einer Markgrafschaft machten, zu der auch das Veronesische u. Vicentinische gehörte. Zu Ende des 12. u. Anfang des 13. Jahrh. war T. eine mächtige Stadt, unter deren Schutz sich viele kleinere Städte begaben. Durch Parteizwistigkeiten wurde ihre Kraft aber bald lahm gelegt, u. 1338 kam sie durch Vertrag an Venedig, 1381 an Herzog Leopold von Oesterreich, 1382 durch Kauf an die Carara von Padua, welchen es 1388 die Venetianer wieder entrissen.

1797 besetzten es die Franzosen unter Mortier, der dafür den Titel eines Herzogs von T. erhielt, u. traten es 1798 an die Oesterreicher ab. 1805 wurde T. dem neu konstituirten Königreich Italien einverleibt u. zur Hauptstadt des Departements Tagliamento erhoben; 1814 fiel es wieder an Oesterreich zurück u. gehört seit 1866 zum Königreich Italien.

**Triangel**, ital. Triangolo (d. h. Dreieck), in der Musik der Name für ein scharf u. hell, aber ohne bestimmte Tonhöhe klingendes Schlaginstrument, das einen Bestandtheil der sog. türk. od. Janitscharen-Musik ausmacht u. aus einem in die Form eines gleichseitigen Dreiecks gebogenen Stahlstabe besteht. Wo die beiden Enden des Stabes zusammenstoßen, ist eine Schleife angebracht, in welche ein Riemen od. Band gebunden ist, um das Instrument frei daran halten zu können. Das Schlagen des Instruments geschieht mittels eines kleinen eisernen Stabes an irgend eine der drei Seiten, u. zwar nur rhythmisch. Die Art u. Weise wird vom Komponisten durch Noten vorgeschrieben, die in den Partituren meist nur auf eine Linie gesetzt werden.

**triangulиren** nennt man bei Landesvermessungen od. Kartirungen die Zerlegung des zu vermessenden Gebietes in ein Netz von passend gewählten (nicht allzu ungleichseitigen) Dreiecken, zu deren Eckpunkten man Kirchthürme ꝛc. od. eigens zu diesem Zwecke errichtete Signalpfeiler wählt. Eine Seite eines dieser Dreiecke wird direkt ausgemessen. Sie bildet die Basis der Triangulation. Aus dieser Seite u. den an allen Eckpunkten gemessenen Winkeln berechnet man dann alle übrigen Seiten der Dreiecke mit Hülfe der Trigonometrie.

**Trianon** (spr. Trianong) ist der Name zweier Lustschlösser im Parke von Versailles, erbaut auf der Stelle eines bereits im 12. Jahrh. erwähnten u. Triarnum genannten Dorfes. Groß T., ein nur einstöckiges, aus buntem Marmor aufgeführtes u. prächtig ausgestattetes Gebäude, ließ Ludwig XIV. für Frau v. Maintenon errichten. Unter Ludwig XV. u. XVI. diente es zu Lustpartien des Hofes. In der Revolution gerieth es in Verfall, bis es Napoleon I. wieder herstellen ließ u. während des Sommers zuweilen bewohnte. Das Dekret von T., d. i. das Zollgesetz vom 3. Aug. 1810, datirt von hier. Vom 6. Okt. bis 6. Dez. 1873 tagte in T. das Kriegsgericht über den Marschall Bazaine, der seit 25. Sept. hier Räumlichkeiten angewiesen erhalten hatte. — Klein T., ein einfacher viereckiger Pavillon, umgeben von einem reizenden Garten in engl. Geschmack, wurde von Ludwig XV. erbaut u. war später Lieblingsaufenthalt der Königin Marie Antoinette, die hier ihre Menus plaisirs hielt u. sich dadurch argen Verleumdungen aussetzte. Während der Revolution war es öffentliches Speisehaus. Von Napoleon I. ward es zuerst seiner Schwester, der Prinzessin Borghese, überlassen, späterhin für die Kaiserin Marie Louise eingerichtet, unter der Restauration häufig von der Herzogin von Berri u. während der Julimonarchie zuweilen von der Herzogin von Orleans bewohnt.

**Trias** od. Triade (griech. τριάς), Dreizahl, Dreiheit.

**Trias**, Triasformation, ein System sedimentärer Gebirgsschichten, die nach der Ablagerung der permischen Formation entstanden u. älter als die Liasformation sind. Die T. besteht da, wo sie vollständig zur Entwicklung gelangt ist, aus drei großen Hauptgliedern, dem Buntsandstein, Muschelkalk u. Keuper, von denen der erstere die älteste u. der Keuper die jüngste Etage bilden. Diese Formation findet sich im mittleren Deutschland (Thüringen, Oberschlesien), in der nördl. Schweiz, im östl. u. südl. Frankreich, in Oberitalien u. England, u. sind die geologischen u. paläontologischen Verhältnisse derselben in diesen Ländern auch am besten untersucht; nur in beschränktem Grade ist dies der Fall bei den Vorkommnissen der T. in Sibirien, Spanien, Ostindien u. Nordamerika.

**Tribonianus** od. Trebonianus, berühmter Jurist, Gehülfe des Kaisers Justinianus bei dessen Gesetzsammlung, war gegen Ende des 5. Jahrh. n. Chr. in Side in Pamphylien geboren, wurde Sachwalter u. gewann die Gunst des Kaisers Justinian, der ihn zum Quaestor sacri palatii, zum Magister officiorum, zum Praefectus praetorio u. Konsul beförderte u. an die Spitze der ausgezeichnetsten Juristen der Zeit stellte, welche die Aufgabe hatten, die vorhandenen rechtswissenschaftlichen Schriften in ein einziges Werk, die Pandekten, zu verschmelzen, die kaiserlichen Verordnungen u. Entscheidungen zu sammeln (Codex) u. eine Ergänzung des älteren Rechtes durch einzelne Verordnungen herbeizuführen (vgl. „Römisches Recht"). Nicht lange nach Vollendung dieser Arbeit (528—34) starb T. 546 n. Chr. Sein Wissen, seine Beredsamkeit u. geistige Gewandtheit werden gerühmt, doch warf man ihm daneben Schmeichelei u. Habsucht vor. Außer in der Rechtswissenschaft war T. auch auf anderen Gebieten, wie der Poesie, Astronomie ꝛc., bewandert u. verfaßte mehrere dahin einschlagende Schriften, wie z. B. einen Kommentar zum Kanon des Ptolemäos in Hexametern ꝛc. — Vgl. v. Ludewig, „Vita Justiniani et Triboniani" (Halle 1731).



**Tribrachys** (griech.), ein Versfuß von drei kurzen Silben: ◡◡◡.

**Tribun** (lat. tribunus) hieß im alten Rom zunächst der Vorsteher einer Tribus (s. d.), dann überhaupt ein Vorsteher od. Beamter, u. zwar ein solcher, der kein eigentliches imperium (d. h. die Befugniß, selbständige Befehle zu erlassen) hatte. 1. In der älteren Königszeit hieß tribunus celerum der Anführer der 300 Reiter, welcher im Auftrage des Königs zuweilen den Oberbefehl führen, ja Comitien berufen durfte. Schon zu Servius Tullius' Zeit tritt an seine Stelle der magister equitum, u. erst Augustus erneuerte den Titel im tr. vigilum, welcher die sieben Cohorten Stadtsoldaten anführte. — 2. Nach der neuen Heerverfassung des Servius standen an der Spitze jeder Legion sechs Militärtribunen (tr. militum od. militares), u. zwar drei patrizische u. drei plebejische, welche Anfangs vom Könige, später von den Konsuln, dann (seit ungewisser Zeit) vom Volke gewählt wurden u. je zwei Monate die Legion kommandirten, bis Cäsar sie unter den Oberbefehl eines Legaten stellte. — 3. Eine viel höhere, nicht nur militärische Stellung erhielten die Konsulartribunen (tr. militum consulari potestate), welche zum ersten Male 444 v. Chr. gewählt wurden, als die Plebs durch Canulejus Antheil an dem Konsulat verlangte. Seitdem standen fast 80 Jahre (bis 367) abwechselnd mit Konsuln Militärtribunen an der Spitze des Staates. Ihre Zahl sollte nach Dionysius (XI, 60) sechs sein, doch gab es Anfangs nur drei, seit 426 v. Chr. drei od. vier, seit 405 meistens sechs, 403 sogar acht. Ihre Wahl geschah in den Centuriatcomitien u. durfte nach dem Gesetz des Canulejus, wie bei den gewöhnlichen Militärtribunen auch auf Plebejer fallen. Allein erst 400 v. Chr. glückte es einen plebejischen Kandidaten, im folgenden Jahre sogar fünf durchzubringen. In wiefern die Befugniß der Konsulartribunen eine geringere war, als die der Konsuln (s. d.), ist nicht ganz festzustellen, doch führten sie jedenfalls weniger Liktoren u. durften nicht triumphiren. Lange („Römische Alterthümer", Berl. 1856, I, S. 482) vermuthet, daß die plebejischen auch ein geringeres imperium besaßen als die patrizischen. Mit der Zulassung der Plebejer zum Konsulat (367 v. Chr.) nimmt das Konsulartribunat ein Ende. — 4. Die Aerartribunen (tr. aerarii) waren seit Servius Vorsteher der Tribus, welche das Tributum (s. „Tribut") zur Besoldung der Truppen von den Bürgern der Tribus erhoben u. die Quästoren (s. d.) als Kassenbeamte in das Feld begleiteten. Durch die lex Aurelia (70 v. Chr.) erlangten sie die Zulassung zu den Geschworenengerichten zusammen mit den Senatoren u. Rittern. Doch verloren sie dieses Recht durch die lex Julia vom J. 46 v. Chr. u. hörten unter den Kaisern ganz auf. — 5. Die bedeutendste Machtstellung erlangten die Volkstribunen (tr. plebis), deren Einsetzung den Plebejern durch die lex sacrata zugestanden wurde, als sie 494 v. Chr. auf den Heiligen Berg ausgewandert waren. Gewählt wurden Anfangs nur zwei, welche sich durch Kooptation von drei anderen zu einem Kollegium von fünf ergänzten, u. im J. 457 v. Chr. wurde diese Zahl verdoppelt, so daß es zwei aus jeder Klasse gab. Ihre Wahl geschah Anfangs in den Centuriatcomitien, seit dem Gesetze des Volero Publilius 471 v. Chr. in den Tributcomitien. Selbst geschützt durch die Unverletzlichkeit (sacrosanctitas), die ihnen die lex sacrata zusprach, übernahmen sie den Schutz der Plebejer gegen Ungerechtigkeiten der Patrizier, speziell der Konsuln. Daraus entwickelte sich ihr Recht der Interzession (jus intercedendi), nach welchem sie gegen jeden Beschluß des Senats, selbst gegen jede Amtshandlung der Konsuln u. Prätoren durch ihr Verbot (Veto) hindernd auftreten konnten, daneben das Recht der Verhaftung (jus prensionis), wenn irgend ein Beamter das Interesse der Plebs zu schädigen schien. Nach u. nach erlangten sie auch die Befugniß, im Senat Anträge zu stellen, die dem Interesse der Plebejer entsprechend waren. Vor Allem aber versammelten sie bei jeder wichtigen Angelegenheit das Volk nach den Tribus u. führten in solchen Tributcomitien den Vorsitz (jus agendi cum populo). Je mehr die Beschlüsse der letzteren (vgl. „Tribus") unabhängig von irgend einer Bestätigung wurden, stieg die Macht der T.en, u. seit 366 v. Chr. ist fast die ganze Entwicklung der röm. Verfassung ihr Werk. Seit 449 traten sie ihr Amt am 10. Dez. an, dessen Wirkung sich aber nur auf Rom u. den Stadtbezirk, tausend Schritte weit, erstreckte. Beschränkt wurde ihre Gewalt nur durch den Widerspruch der Kollegen, durch die Wahl eines Diktators u. durch den Ausbruch eines Krieges. Da sie unverantwortlich u. unabsetzbar waren, konnte ihre Gewalt mit der Zeit eben so ein Hemmniß wie früher eine Förderung der röm. Verfassung werden. Darum griff Tiberius Gracchus (s. d.) 133 v. Chr. zu dem ungesetzlichen Mittel, seinen Kollegen Octavius durch Volksbeschluß abzusetzen, u. Sulla beschränkte die T.en 81 v. Chr. auf ihre ersten Rechte. Vorübergehend war die Herstellung ihrer vollen Gewalt durch Pompejus (70 v. Chr.), denn Augustus ließ sich durch den Senat 23 v. Chr. die tribunizische Gewalt beilegen u. verwandelte die T.en in ganz untergeordnete Beamte, die noch

bis 400 den Titel behielten. 6. „T. der Freiheit, des Friedens u. der Gerechtigkeit“ nannte sich (wol im Andenken an die Gracchen) Cola di Rienzo (s. d.) 1347 in Rom. 7. Endlich kehrt der Name Tribunat in der Konsularverfassung wieder, welche nach dem Staatsstreiche vom 18. Brumaire (9. Nov. 1799) von Siéyes entworfen, von Napoleon umgeändert wurde. Man nannte so die permanente Nationalrepräsentation von 100 Mitgliedern, welche aus einer durch Volkswahl gebildeten Nationalliste von etwa 5000 Namen durch den Senat ausgewählt wurden. Während der Gesetzgebende Körper von 300 in der Zeit von vier Monaten die vorgelegten Gesetze einfach anzunehmen od. abzulehnen hatte, durfte das Tribunat dieselben zuvor diskutiren u. amendiren, durfte Petitionen entgegennehmen u. Wünsche aussprechen, aber nicht Anträge stellen. Jährlich schied ein Fünftel aus u. wurde durch Neu- od. Wiederwahl ergänzt. Am 1. Jan. 1800 hielt das Tribunat seine erste Sitzung. Trotz der ängstlichsten Auswahl wurde es jedoch mehr u. mehr das Organ der Opposition, u. Napoleon ließ daher (durch die „fünfte Konstitution“ 5. Aug. 1802) seine Zahl auf 50 herabsetzen u. auch diese gemeinhin nur in drei Sektionen bei verschlossenen Thüren berathen. Uebrigens erhielt der Senat sogar das Recht, eine Auflösung des Tribunats auszusprechen, wodurch auch der Gehalt von 15,000 Frcs., welchen die Mitglieder bekamen, in Gefahr gerieth. Seitdem wurde es so geschmeidig, daß der T. Curée 23. April 1804 wörtlich nach dem ihm gegebenen Auftrage die Kaiserwürde für Napoleon verlangte u. alle Mitglieder außer Carnot ihm zustimmten. Dennoch wurde durch das organische Senatskonsult vom 18. Mai 1804 dem Tribunat jede Diskussion in voller Versammlung untersagt u. dasselbe 19. Aug. 1807 ganz aufgehoben.

**Tribunal,** ursprünglich der Ort, von welchem aus man zu einer Tribus (s. d.) zu sprechen pflegte; konkret gefaßt eine viereckige od. halbrunde Erhöhung von Rasen, Steinen od. von Holz, auf welcher der richtende Magistratus seinen Platz hatte. Auf dem T. standen die Sella curulis (der Amtsstuhl des Richters), später auch die subsellia der Beisitzer u. Schreiber des Gerichtes. In Rom war ursprünglich nur ein T., u. zwar auf dem Comitium; später, als es mehrere Prätoren gab, wurde ihre Zahl vermehrt, alle aber blieben auf dem Forum u. unter freiem Himmel, bis man bei ungünstigem Wetter die Sitzungen in die Basiliken u. Gerichtssäle verlegte. Mit dem 5. Jahrh. n. Chr. gab es keine T.e mehr. Tribunal castrense hieß das T. des Feldherrn, von dem aus dieser seine Ansprachen an die Soldaten hielt u. Recht sprach; T. scaenicum der besondere erhöhte Raum, welcher bei öffentlichen Spielen dem Magistrat, der die Spiele gab, reservirt wurde. — Heute nennt man jeden Gerichtshof ein T.

**Tribunat,** s. „Tribun“.

**Tribüne** (a. d. Franz.), Rednerbühne, Emporkirche.

**Tribus,** eine Abtheilung des Volkes, bes. im alten Rom. Hier bedeutete T. zuerst die drei patrizischen Geschlechtergruppen der Ramnes, Tities u. Luceres, d. i. der eigentlichen Römer Latiner, eines Zweiges der Sabiner u. der nach Rom übergeführten Albaner, aus welchen sich das königliche Rom konstituirte. Ferner wurde die Bezeichnung T. topisch gebraucht, seit Servius Tullius, der die Stadt Rom in 4 u. ihre Feldmark in 26 T. theilte. Von der Feldmark, den tribus rusticae od. regiones, nahm 508 v. Chr. Porsenna ein Drittheil, worauf 20 neue T. eingerichtet u. abgegrenzt wurden. In der Folgezeit, bei dem steten Wachsen der röm. Herrschaft, unterschied man 35 T.; die 4 städtischen hießen Collina, Esquilina, Palatina u. Suburana, die ländlichen od. regiones: Aemilia, Aniensis, Camilia, Claudia, Cornelia, Crustumina, Fabia, Falerna, Galeria, Horatia, Lemonia, Macia, Menenia, Oufentina, Papiria, Poblilia, Pollia, Pomptina, Pupinia, Quirina, Romilia, Sabatina, Scaptia, Sergia, Stellatina, Teretina, Tromentina, Velina, Veturia, Voltina. Diese T. waren wieder eingetheilt in Decurien, an deren Spitze Viertelsmeister standen, wie an der Spitze der ganzen T. der tribunus od. curator tribus. In den T. befanden sich alle röm. Bürger außer den aerarii, d. h. Nichtrömer mit röm. Bürgerrecht ohne Stimmrecht, u. solchen röm. Bürgern aus den übrigen Klassen, welche zur Strafe dieser rechtlosen Klasse zugezählt wurden. Wer in der topischen T. Grundbesitz hatte, gehörte ihr an, doch blieb er auch in derselben im Falle des Fortzuges. Nach T. wurde das tributum (s. „Tribut“) erhoben, bei Aushebungen wurde die T. zu Grunde gelegt. Tribules war der Name der Angehörigen einer T., die sich im öffentlichen u. geselligen Leben durch einen gewissen Korporationsgeist verbunden fühlten. In der Kaiserzeit verlor die T. ihre politische Bedeutung; Anfangs nur noch für das Militärwesen von praktischem Nutzen, wurde sie beibehalten als vereinfachende Grundlage bei Vertheilung von Spenden an die Stadtbevölkerung. Schließlich nannte man T. nur noch Sektionen von Armen, an welche Marken (tesserae) vertheilt wurden, gegen deren Vorzeigung sie in den öffentlichen Anstalten Verpflegung erhielten.

**Tribut** (lat. tributum) bedeutet ursprünglich die Abgabe des Bürgers an den Staat u. wurde anfänglich nach den Köpfen (viritim), später auf Grund einer Schätzung u. Eintheilung des Volkes in Vermögensklassen entrichtet u. betrug gewöhnlich 1 vom Tausend des Vermögens. In den ersten Zeiten Roms wurde das tributum nicht regelmäßig, sondern nach Bedürfniß erhoben. Eine regelmäßig alljährliche Tributerhebung trat ein, als das Zahlen von Sold an die Heere üblich wurde. Oft trug diese Auflage den Charakter einer Zwangsanleihe, welche in Kriegsbedrängniß auferlegt u. im Falle glücklichen Ausgangs des Kampfes aus der Beute an die Bürger zurückerstattet wurde. Als seit der reichen makedonischen Beute (168 v. Chr.) das Staatsärar immer gut gefüllt war, wurde kein T. mehr erhoben. Später bezahlten die aerarii (s. bei „Tribus“) ein tributum ex capite, d. h. eine Kopfsteuer, die ihnen als einfaches od. in mehreren Simplen (Steuereinheiten) willkürlich vom Censor auferlegt wurde. Ein bes. tributum zahlten zu verschiedenen Zeiten gewisse Bevölkerungsgruppen, wie die Wittwen, die Unverheiratheten, die Unmündigen. Später nannte man T. die in Geld od. Naturalien an Rom zu leistende Abgabe der röm. Provinzen, welche vor der Kaiserzeit stipendium hieß u. meist 1 % des Steuerkapitals od. des nach seiner Güte veranschlagten Besitzes von Grund u. Boden betrug. Doch wurde auch hier den verschiedenen Provinzen gegenüber, je nach der Stimmung gegen sie, verschieden verfahren, ja sogar Abgabenfreiheit gewährt; nie fielen jedoch Kopfsteuer u. Steuer auf Grund u. Boden zusammen. Eine besondere, ohne Berücksichtigung eines Census verhängte Abgabe mußten die Juden entrichten. Unter dem Kaiser Maximianus (286 n. Chr.) wurde das tributum soli et capitis (Grund u. Boden und Kopfsteuer) Abgabe für alle Reichsangehörigen. Auch Ostgothen u. Franken behielten dieses tributum bei. Jetzt nennt man T. hauptsächlich solche Abgaben, welche bezwungene Völker an den Sieger od. suzeräne Staaten an den Oberlehnsherrn zahlen, wie z. B. die Vasallenstaaten der Pforte an diese.

**Trichinen u. Trichinose.** Die Trichinenkrankheit (Trichinose) ist eine auf Einwanderung eines bisweilen in sehr großer Anzahl auftretenden Eingeweidewurms (Trichina spiralis) beruhende Erkrankungsform. Schon seit längerer Zeit kannte man diesen Rundwurm, den Owen, Luschka, Herbst, Leuckart, Virchow u. andere Naturforscher beschrieben. Doch erst durch Professor Zenker wurde im Dresdener Krankenhause im J. 1860 die eminent praktische Bedeutung dieses winzigen, scheinbar harmlosen Gastes als eines furchtbaren, Gesundheit u. Leben bedrohenden Feindes des Menschen erkannt. Die T. selbst kommt in zwei Formen zur Beobachtung, als Muskel- u. als Darm-Trichine. Die erwachsene, geschlechtsreife Trichine, Darmtrichine, ist ein äußerst feiner, runder, fadenförmiger, leicht gekrümmter Wurm mit feinerem, an Dicke allmählich abnehmendem Kopfe u. ziemlich abgerundetem Hinterleibsende; die Männchen sind 1,5 mm., die Weibchen 2½–4 mm. lang; der Leib der letzteren ist ungemein stark mit jungen Trichinen (Embryonen) erfüllt, die schon am siebenten Tage, nachdem die Mutter-Trichine in den Magen des Menschen gelangt war, geboren werden u. sich nun sofort vom Magen u. Darm aus auf die Wanderschaft begeben, indem sie theils die Darmwand durchbohren u. dann in den Geweben des Körpers weiter kriechen, theils in die Blutgefäße einwandern u. mit dem Blutstrome fortgespült werden. So gelangen die jungen Thiere schließlich in die Muskeln, in deren Fasern sie ihr Standquartier aufschlagen. Hier rollt sich ein jedes derselben in spiraligen Windungen zusammen, nimmt an Größe u. Dicke zu, u. erreicht nun als „Muskeltrichine“ schon in etwa 14 Tagen die Länge von 0,7–1,0 mm., worauf sich durch Ablagerung von Kalksalzen eine Kalkkapsel um je ein, seltener um mehrere Individuen bildet. Während die Darmtrichinen nur kurze Zeit, etwa 5–8 Wochen am Leben bleiben, zeigen die Muskeltrichinen größere Lebensfähigkeit, da sie noch nach Jahrzehnten lebend angetroffen wurden. Gelangen dann die eingekapselten Muskeltrichinen in den Magen eines geeigneten Thieres od. eines Menschen, so fallen sie aus ihren Kapseln aus, werden binnen etwa $2^1/_2$ Tagen geschlechtsreif, begatten sich u. die Weibchen gebären nach 5–7 Tagen lebende Junge. Außer beim Menschen u. Schweine wurde die Trichine bei Katze, Ratte, Maus, Hamster, Fuchs 2c. gefunden, u. es gelang auch, sie durch Fütterung bei Kaninchen, Schaf u. Kalb zu erziehen. Beim Menschen, Schwein u. der Ratte kommt die Trichine fast in allen Ländern vor. In Leipzig fanden sich bei jeder 30. od. 40. menschlichen Leiche Trichinen, in Dresden bei 2–2½ % der Sektionen. Die Abbildung Nr. 5270 zeigt eine männliche u. eine weibliche Trichine, wie sie sich unter dem Mikroskop, etwa 150mal vergrößert, als „Darmtrichinen“ darstellen. A ist das Kopfende mit dem kleinen Mundende, bei B das Schwanzende mit dem After. Dem Weibchen entschlüpfen die Jungen. Ein Stück Muskelfleisch c weist zerschnittene Kapseln mit den eingewanderten „Muskeltrichinen“ auf. Wenn die Kapseln vollständig verkalkt sind wie bei d, ist die darin befindliche Trichine wegen der unvollkommenen Durchsichtigkeit der Hülle nur schwer sichtbar.

Zur Auffindung der Trichinen im Fleische ist die mikroskopische Untersuchung unbedingt nöthig, weil die Muskeltrichinen, erst wenn sie völlig verkalkt sind, mit bloßem Auge od. einer Lupe als weiße Punkte zu erkennen sind, die Konstatirung dieses Stadiums aber für Fleisch, das zum Genuß bestimmt ist, keinesfalls genügen darf. Auch ist die Untersuchung mit dem Mikroskop deshalb vorzunehmen, um festzustellen, ob die in den verkalkten Kapseln, welche beim Zerschneiden solchen Fleisches mit dem Messer den Eindruck von Sandkörnchen machen, eingeschlossenen Würmer noch leben od. nicht. Das Verfahren bei der mikroskopischen Fleischschau ist folgendes: Man schneidet von dem etwa nußgroßen Probestückchen mittels einer feinen spitzen Schere 4–6 Stück ¼ cm. lange u. 2 mm. breite Fleischtheile in der Längsrichtung der Muskelbündel heraus u. legt diese Stückchen auf die Objektträger. Mittels eines Druckes mit dem Finger wird das Deckgläschen darauf gepreßt u. die nun ganz dünn ausgebreitete Fleischmasse unter einer 80–100fachen Vergrößerung betrachtet. Bei der Untersuchung von altem Fleisch, Cervelatwurst, Schinken 2c. thut man gut, das mit einem feinen Messer möglichst

Nr. 5270. a Männliche Trichine, b weibliche Trichine.
c Fleisch mit aufgeschnittenen Trichinenkapseln, d mit verkalkten Trichinenkapseln.

dünn losgetrennte Scheibchen auf dem Objektträger mit Potaschenlösung od. noch besser mit Aetzkalilauge zu befeuchten, wodurch das Objekt hinreichend durchsichtig wird. Schinken muß übrigens zuvor in lauem Wasser eine Zeit lang aufgeweicht werden. Findet man bei der Untersuchung verkalkte Trichinen, die sich nur als undurchsichtige Flecken zu erkennen geben, so setzt man einen Tropfen Essigsäure zu, wodurch der Kalk aufgelöst u. die Trichinenkapsel durchsichtig gemacht wird. Die Trichine erscheint darin als spiralig aufgerollter Wurm. Erst dann, wenn man eine ausreichende Anzahl von Fleischstückchen von verschiedenen Partien des Körpers eines Thieres (insbes. von Zwerchfell, Zwischenrippenmuskeln, Kau- u. Nackenmuskeln, Zunge, Streckmuskeln u. Beugemuskeln des Hinterschenkels) in dieser Weise untersucht u. dieselben frei von Trichinen gefunden hat, kann man den Schluß ziehen, daß das Thier trichinenfrei ist.

Die Trichinose hat einen sehr rapiden u. äußerst schmerzhaften Verlauf. Schon wenige Tage nachdem das von Trichinen durchsetzte Fleisch genossen wurde, treten jedenfalls infolge der Entwicklung der Darmtrichinen u. der beginnenden Wanderung der jungen Trichinen, Verdauungsstörungen auf, ein Gefühl von Kälte u. Uebelkeit bis zu Würgbewegungen u. Erbrechen; der Appetit ist sehr wechselnd, das Kauen u. Schlingen wird beschwerlich u. der Geschmack widerwärtig pappig. Als konstantes Symptom, das nun auf die weitere Einwanderung der Trichinen deutet, tritt dazu eine Abgeschlagenheit u. Schmerzhaftigkeit der Muskeln („Muskellähmigkeit"), wobei die Muskeln eine bretartige Härte u. Zusammenziehung wahrnehmen lassen. Auch die Nerven leiden: Schlaflosigkeit, Neuralgien u. Hyperästhesien treten auf. Ein sehr wichtiges, auf Cirkulationsstörung zurückzuführendes Merkmal ist vor Allem eine ödematöse Geschwulst zunächst der Augenlider, dann auch der Extremitäten, welche letztere nicht vor dem 9. Tage nach geschehener Infektion zu schwellen beginnen, wobei jedoch die Schwellung bes. in schwereren Fällen anhaltend zunimmt. Hierzu gesellen sich Athmungsnoth, Luftröhrenkatarrh u. Heiserkeit. Während des Verlaufs der schwereren Fälle ist bedeutendes Fieber mit starker Temperaturerhöhung vorhanden, leichtere Fälle bleiben fieberlos. Ein tödtlicher Ausgang ist bei Trichinose nicht selten; bei einzelnen Massenerkrankungen starben bis zu 30 %. Der Tod tritt am häufigsten in der 4.–6. Woche ein, meist infolge von Lähmung der Athmungsorgane, selten nach der 7. Woche. — In Behandlung der Trichinose ist ziemlich machtlos; man sucht, wenn die Erkrankung eben erst begonnen, die Darmtrichinen durch Abführmittel aus dem Darme zu entfernen. Dagegen gelang es noch nicht, ein Mittel zu finden, welches in einer dem Menschen unschädlichen Menge sicher die Trichinen zu tödten vermöchte. Man beschränkt sich daher darauf, bei Unterleibsschmerz Opium, bei Verstopfung Ricinusöl od. Calomel, bei Schlaflosigkeit Chloralhydrat, bei Athmungsnoth auswurfbefördernde Mittel zu geben. Die Vorkehrung vor Trichinose hat erstens gesetzliche Einführung einer obligatorischen mikroskopischen Fleischschau ins Auge zu fassen, wobei von den offiziell anzustellenden Fleischbeschauern die Technik der Fleischuntersuchung zu erlernen u. eine Prüfung zu bestehen ist. Zweitens muß die Sanitätsbehörde anordnen, daß die Schweine nicht durch Verfüttern trichinösen Fleisches ebenfalls trichinös werden. Endlich aber darf das Publikum kein anderes als ganz gut durchgekochtes od. gebratenes, am allerwenigsten rohes od. halbrohes Schweinefleisch genießen, weil weder Räuchern od. Einsalzen, noch auch schwaches Kochen die Trichinen tödtet, vielmehr dazu ganz gehöriges Durchkochen u. Durchbraten des Fleisches nöthig ist. Da durch die letztgenannte Maßregel sich Jedermann selbst vor der qualvollen Krankheit zu bewahren im Stande ist, da ferner die offizielle Trichinenschau mitunter allerdings sich nicht als unfehlbar erwiesen hat (in Braunschweig fand man bei derselben unter etwa 10,000 Schweinen nur 2 trichinös, versandte aber trichinöses Fleisch nach Leipzig, Stettin 2c., wodurch viele Menschen erkrankten) u. eine allgemeine mikroskopische Fleischschau außerdem viel Geld kostet, so hat man bisher sich zur Einführung derselben allerdings nur in wenig Staaten entschließen können. — Vgl. Leuckart, „Untersuchungen über die Trichina spiralis" (2. Aufl., Lpz. 1866); Pagenstecher, „Die Trichinen" (2. Aufl., Lpz. 1866); Kratz, „Die Trichinen-Epidemie zu Hadersleben" (Lpz. 1866); Rupprecht, „Rückblick auf die Trichinen-Literatur" (Wien 1866); Virchow, „Die Lehre von den Trichinen" (3. Aufl., Berl. 1866).

**Trick** (engl.), beim Whistspiel jeder Stich über die erforderlichen sechs.

**tricŏlor** (a. d. Lat.), dreifarbig. Tricolore, die dreifarbige Nationalflagge bez. Kokarde, bes. die franz. (blau-weiß-roth).

**Trictrac** heißt ein dem Toccadille (s. d.) verwandtes, jetzt durch das Puff verdrängtes, unter zwei Personen zu treibendes Bretspiel.

**Tridentiner u. Fassaner Alpen** so von Karl Ritter genannt od. südtirol. Dolomit u. Lessinische Alpen (nach v. Sonklar's Benennung) bilden den mächtigen Gebirgsstock von etwa 160 □M., der östl. vom Oetzthaler Ferner, vom Passeyer Thal u. von der Etsch u. südl. von der Rienz, dem größten linken Eisackzuflusse, bis östl. zur Piave u. ihrem Quellgebiet u. südl. bis zum venetian. Tieflande reicht. Der ganze Stock ist charakterisirt durch große Zerrissenheit seiner Massen u. eine damit zusammenhängende Sonderung seiner meist als domartige Kuppen hervorragenden Berge. Er zeigt östl. vom Passeyer Thal eine großartige Bildung rothen Porphyrs, die nördl. von Botzen bis Brunnecken u. an der Ostseite der Etsch bis gegen Trient sich hinzieht; zwischen dem Fleimser- u. Suganer Thal ist schöner Granit u. anderwärts rother u. schwarzer Sandstein, grauer Kalk u. Konglomerat. Die interessantesten Partien werden aber durch die kühnen u. bizarren Gestalten der Dolomitberge gebildet, die bes. dem Ampezzaner Thal seine landschaftliche Großartigkeit verleihen. Die höchsten Berge sind die mit ewigem Schnee u. Eis bedeckten Rocca Marmolata (3506 od. 3495 m.), der Sorapis (3291 m.), der Antelao (3255 m.), der Monte Cristallo (3245 m.), die granitische Cima d'Asta (2693 m.), die porphyrische Cima di Lagorai (2614 m.), der dolomitische Schlera (2561 m.) 2c. Der Dolomitzug südl. von Roveredo, an der Veroneser Klause, der den Namen der Lessinischen Alpen führt, steigt nicht über die Waldregion hinaus.

**Tridentinisches Konzil** (1545–63), das 21. der von der Römischen Kirche anerkannten allgemeinen (ökumenischen) Konzilien, welches die Gestaltung der Katholischen Kirche in den nächsten drei Jahrhunderten entschied. Auf dem Reichstage zu Speier von 1544 waren die Protestanten nochmals auf ein „allgemeines, freies, christliches Konzil" vertröstet worden, welches den langen Glaubensstreit endgiltig beilegen sollte. Wirklich wurde dasselbe 13. Dez. 1545 zu Trient (lat. Tridentum) von dem Papste Paul III. eröffnet. Aber das Auftreten der Römischen ließ von vornherein keinen Zweifel, daß es nicht auf die Versöhnung der Parteien, sondern auf die Unterdrückung der Ketzer abgesehen sei. Die lateinische Bibel sammt den Apokryphen wurde sammt der kirchlichen Tradition (s. d.) als Quelle der Glaubenslehre festgesetzt u. die Lehre von der Rechtfertigung in einer Weise hingestellt, der die Evangelischen niemals zustimmen konnten. Dieselben verweigerten daher trotz alles

Drängens Kaiser Karl's V. hartnäckig die Beschickung. Gegen den Willen des Kaisers ließ Paul III. im Jan. 1547 die bis dahin gefaßten Beschlüsse des Konzils veröffentlichen u. verlegte dasselbe im März unter dem Vorwand einer drohenden Pest nach Bologna. Vergebens nöthigte der Kaiser die deutschen Bischöfe zum Verbleiben in Trient; doch wurden auch in Bologna die Sitzungen nicht fortgesetzt, vielmehr vertagte Paul III. im Sept. 1549 das Konzil auf unbestimmte Zeit. Sein Nachfolger Julius III. eröffnete es wieder zu Trient 1. Mai 1551. Das Anrücken des sächsischen Kurfürsten Moritz (s. d.) nöthigte jedoch 1552 das Konzil zur Flucht, nachdem es noch in der 16. Sitzung (28. April 1552) alle Beschlüsse, die sich auf die Verdammung der Protestanten bezogen, bestätigt hatte. Unter Paul IV. (1555–59) ruhte das Konzil völlig; erst Pius IV. eröffnete es aufs Neue zu Trient 18. Jan. 1562, um es endlich 4. Dez. 1563 mit der 23. Sitzung zu beschließen. Die italienische (päpstliche) Partei, die durch mehr als zwei Drittel der Abgesandten vertreten war, hatte einen vollständigen Sieg erfochten. Durch die Beschlüsse (decreta) dieses Konzils, deren weitere Auslegung u. Erörterung der Papst bei Strafe des Bannes verbot, waren die Einheit der Katholischen Kirche u. die Macht des päpstlichen Stuhles glänzend befestigt, alle Ketzereien durch schwere Verfluchungen ausgeschlossen, übrigens aber auch manche streitige Frage erledigt u. viele Mißbräuche abgestellt worden. Mit Recht ist daher das

Nr. 5271. Trient.

Tridentinum als eine Reformation u. Erneuerung der Katholischen Kirche bezeichnet worden. Allerdings fand dasselbe in einigen Ländern (Deutschland, Frankreich, Ungarn) erst allmählich Anerkennung. Die Canones et decreta concilii Tridentinii, eine Hauptquelle für die Lehre u. Verfassung der Römischen Kirche, wurden zuerst zu Rom (1564 f.) von Paulus Manutius u. dann sehr oft u. in den verschiedensten Sprachen herausgegeben. Eine mit Recht hochberühmte italienische Geschichte des Konzils schrieb in freimüthigem Geiste Paolo Sarpi zu Venedig (zuerst Lond. 1619, dann oft herausgegeben u. übersetzt); dieselbe rief das gleichfalls bedeutende Werk Pallavicini's (Rom 1856 f. u. oft) hervor, eine Rechtfertigung des Konzils in streng päpstlichem Sinne. Der wichtigste Beitrag zu der überaus reichen Literatur über das T. K. sind jedoch die „Acta genuina etc.“, welche A. Theiner (s. d.) bei seiner Absetzung als Archivar des Vatikans in Sicherheit brachte, u. die nach seinem Tode veröffentlicht wurden (2 Bde., Lpz. 1875). Dieselben enthalten die echten Protokolle nach der Aufzeichnung des Sekretärs des Konzils, Angelo Massarelli.

**Tridentum,** alter Name für Trient.

**Triennium** (lat.), ein Zeitraum von drei Jahren.

**Trient** (früher **Trident**, lat. Tridentum, ital. Trento), die größte Stadt Wälschtirols mit 17,073 E. (1869) u. Hauptort des gleichnamigen Bezirksamtes, liegt von schroffen u. kahlen Bergen umgeben im üppigen Thalgrunde der Etsch, links vom Flusse, über den hier eine Brücke führt, u. an der Tiroler Linie (Brennerbahn) der österr. Südbahn. Es hat ganz im ital. Stile gebaute Häuser, zahlreiche Thürme, breite Straßen, einen großen, schönen Platz (Piazza grande) mit Neptunsbrunnen, Marmorpaläste und auch verfallende Häuser. Seine sehenswerthesten Baudenkmäler sind der Dom, von vorwiegend roman. Charakter, angeblich 1048 begonnen u. zu Anfang des 15. Jahrh. vollendet; die im originell ital. Stile des 15. Jahrh. erbaute Kirche Santa Maria Maggiore, in welcher die Sitzungen des Tridentiner Konzils (s. d.) abgehalten wurden; die alte goth. Pfarrkirche S. Peter; der Stadtthurm (la torre di Piazza); der Wangathurm, 1208—1219 erbaut u. von den Bischöfen oft als fester Platz gegen die rebellischen Bürger benutzt, jetzt Aushülfsgefängniß; der Palast Zambelli, von dem in T. angesiedelten Augsburger Georg Fugger erbaut; der Palast Tabarelli; das Castello di buon Consiglio, mit röm. Thurm, ehemals Sitz der Fürstbischöfe, jetzt Kaserne ꝛc. T. ist Sitz eines Fürstbischofs, einer Statthaltereiexpositur, Bezirkshauptmannschaft, Finanzbezirksdirektion, eines Polizeikommissariats ꝛc., hat eine theologische Lehranstalt mit bischöflichem Seminar, ein Obergymnasium u. ein bischöfliches Seminar, ein bischöfliches Privatgymnasium, vier Klöster, ein Theater, eine Alterthümersammlung u. mehrere Wohlthätigkeitsanstalten. Die Stadt hat viel Industrie in Tabak, Wachs, Leder u. Zucker, ist nächst Roveredo Hauptplatz für Seidenzucht in Tirol, baut viel Obst u. Wein, gewinnt Gips u. Marmor u. treibt Seiden- u. Transitohandel. — T. ist die älteste Stadt Tirols. Seine Gründung wird bald den Rhäto-Etruskern, bald den Cenomanen zugeschrieben. Es gehorchte später den Römern, u. Kaiser Augustus ließ es stark befestigen. Sehr früh schon erfolgte die Einführung des Christenthums, u. der um 400 in Rendena den Märtyrertod erleidende heilige Vigilius war schon sein dritter Bischof. Unter der Völkerwanderung litt die Stadt dermaßen, daß der Ostgothenkönig Theodorich, der sich besondere Verdienste um T. erwarb, sie gewissermaßen erst wieder gründen mußte. Von ihm rühren die noch theilweise erhaltenen hohen Stadtmauern her. Später war T. der Sitz goth. u. langobard. Herzöge u. fränk. Grafen. 1027 wurde die Stadt von Kaiser Konrad II. dem Bischof von T. geschenkt. 1802 wurde das Stift säkularisirt u. an Oesterreich gegeben; 1805 kam T. an Bayern, 1810 wurde es Hauptort des Dep. Ober Etsch im Königreich Italien u. seit 1814 gehört es wieder zu Oesterreich.

**Trier,** Hauptstadt des gleichnamigen Reg.-Bez. in der preuß. Rheinprovinz u. des Stadt- u. Landkreises T., mit 32,972 E. (1875), in 134 m. Seehöhe am rechten Ufer der Mosel, über die hier eine steinerne Brücke führt, an der rhein. Eisenbahnstrecke Kalscheuren-T. u. an der Saarbrücker Bahn Saarbrücken-T. anmuthig gelegen; besteht aus der eigentlichen Stadt u. vielen Vorstädten, hat 10 Thore, unregelmäßige u. finstere Straßen, ist Sitz der Regierungsbezirks- u. Kreisbehörden u. eines Erzbischofs, hatte früher eine Universität, jetzt ein Gymnasium u. andere höhere Schulen u. in seiner Stadtbibliothek viele berühmte Incunabeln u. Handschriften, wie die Bibel von Faust u. Gutenberg von 1450, das Catholicon von 1460, den Codex aureus u. den Codex Egberti ꝛc. Das schönste Gebäude der Stadt ist die 1227–43 im goth. Stil erbaute Liebfrauenkirche, 48,6 m. lang, 37,7 m. breit u. 35 m. hoch. Der vom Bischof Nicetius um 550 erbaute Dom hat 98,5 m. Länge, 42,4 m. Breite u. 28,3 m. Höhe. In ihm sind die Gräber von 26 Erzbischöfen u. Kurfürsten, in ihm wird auch der heilige Rock (s. d.) aufbewahrt. Die 1856 zum Theil neuaufgebaute protest. Kirche war eine von Konstantin d. Gr. erbaute Basilika. T. hat großartige u. zahlreiche Monumente röm. Baukunst. Die Porta nigra (Abb. s. Bd. I Nr. 1311) ist eine 36 m. breite, 22 m. hohe u. 15–21 m. tiefe Siegespforte u. Stadtthor, wahrscheinlich aus der Zeit Konstantin's d. Gr., die aus drei Stockwerken besteht, 1035 mit mehreren Anbauten versehen in die Simeonskirche verwandelt wurde, aber 1817 die ursprüngliche Gestalt wieder erhalten hat, u. in der das von der Kirche allein noch übrig gelassene Chor als Museum röm. Alterthümer dient. Das noch gut erhaltene Amphitheater faßte 57,000 Menschen; es liegt jetzt mitten in Weinbergen. Von röm. Bädern, seit 1817 von ihrem Schutte befreit, liegen Hallen, Zimmer, Heizröhren ꝛc. noch ziemlich wohlerhalten da. Die Umfassung eines sog. Vertheidigungsthurmes dient jetzt als Wagenremise. Von den sieben Pfeilern der 216,6 m. langen Moselbrücke sind fünf röm. Ursprungs; nur die 1689 von den Franzosen gesprengten u. 1729 wieder aufgebauten sind neu. Das schönste Römerdenkmal diesseit der Alpen, die Igeler Säule, steht zwei Stunden südwestl. von T. — T. gilt als älteste Stadt Deutschlands. Sicher war sie schon zu Cäsar's Zeit als Hauptstadt der Trevirer, eines Stammes der belg. Gallier, eine blühende Stadt. Sie wurde 56 v. Chr. durch Cäsar überwunden u. erhielt den Namen Augusta Trevirorum. Sie wurde als röm. Kolonie befestigt u. Standquartier einer starken Garnison. Dabei war sie durch Handel reich

u. blühend, ward Münzstätte u. hatte berühmte Lehranstalten. Unter Konstantin d. Gr. war sie Hauptstadt ganz Galliens, mit Senat u. Magistrat, mit Adel u. Priesterthum, mit Künsten, Wissenschaften u. Gewerben. Um diese Zeit wurde das Christenthum eingeführt u. schon um 300 n. Chr. hatte sie eine christliche Kirche. Ihr erster Bischof 328 war Agricius von Antiochien. 406 wurde T. von den Vandalen verheert, 415 von den Franken erobert u. war Letzteren seit 455 unterthan, bis es ein Bestandtheil des Erzstifts u. Kurfürstenthums T. wurde. Am 10. Aug. 1794 rückten die Franzosen in T. ein u. machten es zur Hauptstadt des franz. Saardepartements. Seit 1815 gehört es zu Preußen.

**Trier**, ehemaliges Erzbisthum u. Kurfürstenthum, im Gebiete der Trevirer (s. d.), zu beiden Seiten der Mosel bis an den Rhein gelegen, war als Bisthum schon in den Zeiten der röm. Kaiser bekannt, von denen seit der Theilung der Gewalt unter Diocletian um 286 mehrere hier residirten. Dunkler ist die Geschichte von T. im 5. Jahrh., da 407 die deutschen Völker, welche nach Spanien wanderten, 411 die Franken, 451 die Hunnen es verheerten u. die Paläste u. Kirchen plünderten od. zerstörten, welche das 4. Jahrh. errichtet hatte. Seit 464 ward T. ein Theil des Fränkischen Reiches, aber bald fast unabhängig, da die Wahl der Bischöfe, die seit unbekannter Zeit Erzbischöfe genannt wurden, fast allein von der Geistlichkeit u. dem Volke ausging, u. durch reiche Schenkungen von Jahrhundert zu Jahrhundert mächtiger. Auch Unabhängigkeit von jeder andern Gerichtsbarkeit erlangten die Erzbischöfe für ihr Gebiet schon durch Pippin, u. Otto d. Gr. bestätigte sie ihnen, weil T. die älteste Kirche des deutschen Landes sei. Den größten politischen Einfluß erlangte der Erzbischof Balduin von Luxemburg (1307—54), gleich ausgezeichnet als Regent, Staatsmann u. Krieger, wie als Gelehrter u. Priester. Die Wahl der drei Kaiser, seines Bruders Heinrich's VII., Ludwig's IV. u. Karl's IV., war fast ganz sein Werk. Für Ludwig nahm er selbst gegen den Papst Johann XXII. Partei, seinem Neffen Johann von Böhmen half er einen Aufstand bekämpfen, u. Mainz, Worms u. Speier erbaten ihn sich für längere Zeit zum Administrator. Durch die Goldene Bulle (1356) erhielt der Erzbischof u. Kurfürst von T. die erste Stimme bei der Kaiserwahl u. bei allen Gastmählern den Platz „vor dem Angesicht" des Kaisers, auch bezeugt eine Urkunde Karl's IV. von 1376, daß sein Territorium schon beinahe die Ausdehnung hatte, wie in der letzten Zeit seines Bestehens. Kurfürst Richard v. Greiffenklau (1511—31), der sich 1521 zu Worms vergebens bemühte, Luther zum Widerruf zu bewegen, ward dann ein eifriger Gegner u. Verfolger der Reformation, gerieth darüber 1522 mit Franz v. Sickingen (s. d.) in Kampf, der die Gelegenheit ergriff, um sich womöglich des Erzstiftes zu bemächtigen, u. blieb mit Hülfe des pfälzischen Kurfürsten u. Philipp's von Hessen 1523 Sieger. Bedenklicher für das Schicksal T.s war es, daß seit dem Beginn der Konfessionskriege in Deutschland beständig Frankreich seine begehrlichen Blicke nach dem Osten richtete. Die Lage des Erzstiftes, sein Reichthum an fetten Klöstern, sein Mangel an Vertheidigungsmitteln lockte die Streitenden von beiden Seiten des Rheins herbei. Schon Albrecht Alcibiades von Brandenburg-Culmbach besetzte es als Bundesgenosse Frankreichs im Aug. 1552, erwies sich zwar gnädig gegen die Stadt, welche ihm sofort die Schlüssel entgegen trug, nahm aber sonst Alles fort, was sich nehmen ließ. Als während des Dreißigjähr. Krieges der energische Kurfürst Philipp Christoph v. Söttern (1623—52) zur Vertheidigung seines Landes die Festung Philippsburg erbaute u. Ehrenbreitenstein haltbar machte, verklagten ihn seine Stände wegen der hohen Steuern bei Kaiser u. Papst, riefen Isabelle, die span. Statthalterin der Niederlande, herbei, welche sich der Stadt T. bemächtigte, u. trieben ihn dadurch zum Abfall von Deutschland. Als Gustav Adolf in die Nähe kam, öffnete der Erzbischof im Mai 1632 seine Festungen u. sein Land den Franzosen, allein schon 1634 wurden diese durch ein span. Corps verdrängt u. jener 1635 in Gefangenschaft geführt, zunächst nach Brüssel u. dann nach Wien, wo er 10 Jahre blieb. Erst 1645 kehrte der Kurfürst mit Hülfe Turenne's in seine Residenz (Koblenz) zurück u. übergab zum Danke die Festung Philippsburg für immer an Frankreich. In demselben Sinne schloß sein Nachfolger 1661 eine Allianz mit Ludwig XIV., der T. während des holländ. Krieges besetzt hielt, aber es 1674 an die Deutschen u. Lothringer verlor. Auch der Pfälzische Krieg begann 1688 mit der Einnahme von Philippsburg u. der Besetzung des Erzbisthums durch franz. Truppen; nicht anders der Span. Erbfolgekrieg, zumal da der Kurfürst nicht mehr mit Ludwig XIV. im Bunde war. Nur vorübergehend bemächtigte sich Marlborough des Landes nach der Schlacht bei Höchstädt (1704). Unter solchen Umständen blieben auch die Verbesserungen, welche auf dem Gebiete des Gerichtswesens (durch ein neues Landrecht von 1668) u. des Unterrichts vorgenommen wurden, fast ohne Wirkung. Erst Franz Ludwig von Pfalz-Neuburg (1716—29), obwol zugleich Bischof von Breslau u. Coadjutor von Mainz, vermochte wieder auf allen Gebieten Ordnung zu schaffen. Allein schon unter seinem Nachfolger Franz Georg v. Schönborn 1729—56 standen während des Polnischen Erbfolgekrieges wieder von 1734—37 franz. Truppen im Lande; nur während des Siebenjährigen Krieges blieb T. fast ganz verschont. Der letzte Erzbischof Clemens Wenceslaus, Herzog von Sachsen, ein Sohn August's III. von Polen (1768 bis 1802), stiftete 1773 aus den Einkünften des aufgehobenen Jesuitenordens das Clementinische Priesterseminar, vermehrte die Schulen u. stattete die Universität zu T. reicher aus. Seinen Weihbischof Hontheim, welcher durch ein Buch über den Zustand der Kirche u. die rechtmäßige Gewalt des Papstes unter dem Namen Febronius (Frankf. 1763) die Grundfesten der Hierarchie erschütterte, wußte er 1778 zum Widerruf zu bewegen, vermochte aber nicht Josef II. durch briefliche Ermahnungen von seinen Gewaltschritten gegen die Katholische Kirche zurückzuhalten. Dennoch unterzeichnete er 1786 selbst die Emser Punktation, um die Eingriffe des Papstes in die Jurisdiktion der deutschen Erzbischöfe abzuwehren, u. unternahm eine Reihe von Reformen in Unterrichts-, Kloster- u. Kultusangelegenheiten. Allein die revolutionären Bewegungen theils in der Nachbarschaft, theils in T. selbst, machten ihn so bedenklich, daß er im Febr. 1790 alle jene Verordnungen zurücknahm u. vom Emser Kongreß zurücktrat. Bald darauf füllte sich das Land mit franz. Emigranten, welche in Koblenz eine eigene Regierung hatten u. ein Heer von 20,000 Mann hielten, um bei günstiger Gelegenheit in Frankreich einzubrechen: Grund genug für die Franz. Republik, um während des Koalitionskrieges ihre Truppen einmarschiren zu lassen. Am 9. Aug. 1794 zog Moreau in T. ein, 5. Okt. verließ der letzte Kurfürst Koblenz, um es nie wiederzusehen. Nach kurzer Zwischenregierung, während welcher auf dem rechten Ufer des Rheins noch hin u. wieder Anordnungen des Erzbischofs befolgt wurden, kam das linke Rheinufer durch den Frieden zu Luneville 1801 definitiv an Frankreich, das rechte durch den Regensburger Reichsdeputationsschluß 1803 an Nassau, endlich jenes mit Ausnahme einiger Enklaven (für Homburg, Oldenburg u. Sachsen-Saalfeld) durch die Wiener Kongreßakte an Preußen, welches 1. Juli 1816 davon Besitz nahm. Der Kurfürst Clemens Wenceslaus, welchem seit 1803 von den zehn Kurfürsten des Reiches eine Pension von 100,000 Gulden jährlich ausgezahlt werden sollte — die er jedoch nur zum Theil erhielt — starb 27. Juli 1812 in Augsburg. Das ganze Gebiet des ehemaligen Erzstiftes T., etwa 150 □M. groß, bildet heute den Reg.-Bez. T. u. einen Theil des Reg.-Bez. Koblenz. — Vgl. Müller u. Wyttenbach, „Gesta Trevirorum" (Trier 1836 f.); Marx, „Geschichte des Erzstifts T." (5 Bde., Trier 1858—64).

**Triest** bildet mit der Markgrafschaft Istrien, der gefürsteten Grafschaft Görz u. Gradisca unter dem Namen illyrisches Küstenland ein österr.-ungar. Kronland diesseit der Leitha von 145,085 □M. mit 600,525 Civilbewohnern (1869), wovon 1,704 □M. mit 123,098 E. auf die Stadt T. u. deren Gebiet kommen. Der Hauptort **T.** (ital. Trieste, slav. Térst) liegt amphitheatralisch am Südabhange des Karst, halbkreisförmig am Triester Busen an der Nordspitze des Adriatischen Meeres, ist Kopfstation der österr. Südbahn u. Ausmündungspunkt der Bahn nach Venedig u. hatte 1869: 109,324 E., wovon 70,274 auf die eigentliche Stadt u. 52,824 auf die weit ausgedehnten Vororte kommen. Die eigentliche Stadt, nach ital. Art gebaut, zerfällt in die an den Abhängen des Schloßberges eng u. winkelig gebaute u. bis zum Corso u. dem alten Hafen sich erstreckende Altstadt im W. u. in die schönere Neustadt od. Theresienstadt im O. Der breite Corso trennt beide. In die letztere ist der schnurgerade vom Meer kommende, gegen 400 m. lange Canale grande hineingeführt, wodurch den Handelsschiffen die Möglichkeit gegeben ist, unmittelbar vor den Vorrathshäusern der Stadt die Waaren zu löschen. Jenseit des Torrente, eines Baches, über den viele Brücken führen, östl. von der Neustadt, ist der neueste Stadttheil, die Franzensstadt erbaut, zu der man viele Vororte rechnet, u. südwestl. von der alten Stadt dehnt sich längs des Meeres die Josephstadt aus. T. hat 34 Plätze u. gegen 200 mit Sandsteinplatten belegte Straßen, also mit das schönste Pflaster der Welt. Mehrere Molen erstrecken sich über 100 m. weit ins Meer, denn der Hafen von T. ist eigentlich nur eine offene Rhede u. die jenseit des Leuchtthurms gelegene Bucht von Servola bei Muggia ist nur Stationsplatz für österr. Kriegsschiffe. Die Stadt selbst ist eine offene, aber das Kastell auf dem Schloßberge, ein Fort u. mehrere Hafenbatterien sind zu ihrer Vertheidigung bestimmt. T. ist Sitz des Statthalters für das Küstenland, eines Oberlandes-, eines Handels- u. eines Seegerichts, einer Centralseebehörde u. eines Centralhafenamtes, eines Marineoberkommandos, eines Hauptzollamtes, einer Handels- u. Gewerbekammer u. anderer Behörden, eines Bischofs von Capo d'Istria u. des österr. Lloyd. Von wissenschaftlichen Bildungsanstalten besitzt T. eine Marineakademie, eine Akademie für Handel u. Schiffahrt, ein Obergymnasium u. andere höhere Schulen, eine Sammlung nautischer Instrumente, naturwissenschaftliche Museen, darunter eine vollständige Sammlung der Thiere

des Adriatischen Meeres, eine Antiquitätensammlung mit vorwaltend röm. Alterthümern, mehrere Bibliotheken ꝛc. Hervorragende kirchliche Gebäude sind die Kathedrale S. Giusto, ein im 14. Jahrh. ausgeführter byzantinischer Bau, zu dem einzelne Theile aus dem 4.—6. Jahrh. Verwendung gefunden haben, mit dem Grabmal des 1855 hier verstorbenen Königs Don Carlos von Spanien; daneben der um das J. 1000 auf den Fundamenten eines Jupitertempels erbaute Glockenthurm; die 1367 erbaute St. Peterkirche mit altem Glockenthurm; die 1627 erbaute Jesuitenkirche Santa Maria Maggiore; die Kirchen Santa Maria del Soccorso od. San Antonio Vecchio, San Antonio nuovo, San Giacomo; die griech. Kirche S. Nicolo, die illyrische der Orientalen, die luther. u. die reform. Kirche, die Synagoge ꝛc. Sehenswerthe Paläste giebt es mehrere in der Stadt u. reizend gelegene Villen bes. in den Vororten. Ein großartiger Bau ist das 1842 erbaute Tergesteum, ein mächtiges Viereck, das vorzugsweise vom Lloyd benutzt wird, den vollständigsten Lesesaal ganz Oesterreichs enthält u. mit seinen Glasgalerien im Innern als Börse dient. Das schönste Gebäude der Stadt ist die unbenutzte alte Börse. Auf dem dreieckigen Platze vor ihr steht der 1751 durch Mazzoleni errichtete Brunnen der Theresianischen Wasserleitung mit einer Marmorgruppe u. das 1660 errichtete eherne Standbild Kaiser Leopold's I. auf 7,6 m. hoher Marmorsäule. Andere Monumente sind die Marmorsäule mit der Statue Kaiser Karl's VI. auf der Piazza grande u. die 1560 dem Kaiser Ferdinand I. gewidmete sog. Adlersäule vor der Kathedrale. Im Antiquitätenmuseum ist seit 1832 das Denkmal Winkelmann's, der 1768 in der Locanda grande, einem Kaffeehause, ermordet wurde. An römischen Baudenkmälern hat T. den Arco di Riccardo, wahrscheinlich der Eingang zu einer Wasserleitung, eine durch Maria Theresia wieder hergestellte Wasserleitung, eine andere in Trümmern liegende von 2½ M. Länge, ferner Säulen im Thurme der Kathedrale, Leichensteine ꝛc. — Die Industrie erstreckt sich auf Oelseife in drei großen Fabriken, auf Seile u. Tauwerk in sieben Fabriken, auf Weinstein, Leder, Wachs, Salpeter, Essig, Möbel, Dampfmaschinen, auf seidene u. baumwollene Waaren, auf Anker- u. Schiffbau ꝛc. Doch kann T. nicht eigentlich eine Fabrikstadt genannt werden. Seine Hauptbedeutung liegt in seinem Handel; ¾ des ganzen österr.-ungar. Seehandels fällt auf die freie Hafenstadt T. Die Einfuhr zur See betrug 1872: 156,893,200 Thlr., die Ausfuhr 97,682,000 Thlr.; 8796 Schiffe von 993,280 Tonnen Last, darunter 1700 Dampfer von 534,088 Tonnen Last liefen ein u. ziemlich eben so viel aus. Den hauptsächlichsten Verkehr in Betreff der Ausfuhr hat T. mit der Türkei, dann mit Rumänien; ferner auch mit Aegypten, Brasilien, Südfrankreich, Griechenland, Großbritannien ꝛc. In T. residiren daher Konsuln aller handeltreibenden Nationen u. gegen 40 Schiffsbaumeister sind mit Reparaturen ankommender u. Bauen neuer Schiffe beschäftigt. Die großartigsten Schiffsbauwerfte sind die des Lloyd an der Bucht von Muggia, wo sich auch die kaiserl. Werfte befinden. — Von T.s Einwohnern sind etwa 52,000 Italiener, ⅕ Slovenen; gesprochen wird meist ital., aber auch viel deutsch, slovenisch, griech., franz. ꝛc. Die Zahl der Fremden, vorzugsweise Griechen u. Schweizer, beträgt mehrere Tausend, u. während der Fischmärkte, die wöchentlich stattfinden, sind Vertreter aller Küstenplätze des Adriatischen Meeres in ihrer Nationaltracht zu finden. — Die Umgebung bietet reizende Spaziergänge an den Abhängen des Karst, bes. nach Optschina, sowie entlang des Meeres nach Miramare (s. d.) ꝛc. Nur das sehr veränderliche Klima ist lästig. Starke Temperaturwechsel in kürzester Zeit sind nicht selten, u. der Sirocco, ein erschlaffender Südostwind, u. die kalte Bora von N. her, die oft mit erschreckender Heftigkeit weht, können den Aufenthalt sehr verleiden. — T. war als Tergeste (Tergestum) bis zu den Kriegen der Römer mit den Japoden ein wenig bekannter Ort. Als es aber in die Gewalt der Römer gefallen u. zur röm. Kolonie erhoben worden war, kam es bald zu Bedeutung als See- u. Handelsplatz. Frühe schon wurde das Christenthum gepredigt u. im 6. Jahrh. hier ein Bisthum errichtet. Während u. nach der Völkerwanderung hatte die Stadt viel zu leiden, u. noch im 9. Jahrh. wurde sie von den Sarazenen zerstört. Lange Kämpfe mit Venedig führten endlich 1202 zur Tributpflichtigkeit an letzteres, bis T. sich in der zweiten Hälfte des 14. Jahrh. in den Schutz Oesterreichs begab. 1797—1805 hielten es die Franzosen besetzt. 1809 wurde es an Frankreich abgetreten u. zum Hauptort der illyrischen Provinz gemacht, wodurch es in wenig Jahren von 50,000 E. auf 19,000 E. sank. Seit 1814 ist es wieder mit Oesterreich vereinigt u. gehörte 1818—66 zum Deutschen Bunde.

Nr. 5272. Triest.

**Trifels** (d. i. Dreifels) ist die Ruine einer ehemaligen Reichsfestung auf dem 457 m. hohen Sonnenberge bei Annweiler in der Bayer. Pfalz, öfters Aufenthaltsort Deutscher Kaiser, auch als Schatzkammer u. Aufbewahrungsort der Reichsinsignien dienend. 1076 zog sich hierher Kaiser Heinrich IV. zurück, als er in den Bann gethan u. von Fürsten u. Sohn verlassen worden war. Heinrich VI. hielt hier 1193—94 den engl. König Richard Löwenherz gefangen. Der einzige Rest der Burg ist ein 1854 restaurirter Thurm. — Die beiden anderen Burgruinen auf südl. davon liegenden Berggipfeln sind Anebos u. Scharfenberg.

**Trifolium**, s. „Klee“.

**Trift** u. **Triftgerechtigkeit**, zwar häufig mit Weide u. Weidegerechtigkeit verwechselt, jedoch wesentlich davon verschieden. T. ist ein

Weg, gewöhnlich 8–10 m. breit, auf dem ein Triftberechtigter die Triftgerechtigkeit auszuüben befugt ist, indem er sein Vieh, ohne ihm jedoch dabei das Fressen zu gestatten, über fremde Grundstücke nach seiner Weide treiben darf.

**triftig,** treibend, wird von Schiffen gebraucht, welche ohne Steuer den Wellen preisgegeben sind; auch heißt der Anker t., wenn er im Grunde nicht gefaßt hat.

**Triglav** (d. i. Dreikopf), gewöhnlicher Terglou, ist die östlichste Hochgebirgsgruppe der Alpen, der Grenzstock zwischen den Karnischen u. Julischen Alpen. Er liegt südl. vom Westende der Karawanken, zwischen der Wurzener u. der Wocheiner Save an der Grenze von Krain u. dem Küstenlande u. erhebt sich mit drei zuckerhutartigen Spitzen aus dem ewigen Schnee bis zu 2865 m. Höhe. Die höchste Spitze, Mali T. genannt, wurde das erste Mal 1782 von Haguet, seitdem öfter bestiegen; sie gewährt weite u. prächtige Aussicht.

**Triglyph** (griech.) od. Dreischlitz heißt die im Fries der dorischen Säulenordnung über jeder Säule u. über jedem Zwischenraum der Säulen angebrachte Verzierung, welche in gleicher Höhe wie der Fries u. gewöhnlich in der Breite des untern Säulendurchmessers drei senkrechte, dreieckige, oben im Bogen geschlossene Einschnitte (Schlitze) bildet, d. h. zwei ganze u. an jeder Ecke einen halben; zwischen je zwei Schlitzen ein Steg (Abb. Bd. II. Tafel XXVIII. Nr. 7).

**trigonal** (aus dem Griech), dreiwinkelig, daher trigon, das Dreieck, Trigonalzahlen, s. v. w. Dreieckszahlen (s. d.), sind eine besondere Klasse der figurirten Zahlen (s. d).

**Trigonometrie** ist ein Theil der Geometrie u. beschäftigt sich speziell mit der Ausmessung von Dreiecken. Ihre wesentlichen Hülfsmittel zu diesem Zweck sind die goniometrischen od. Winkelfunktionen: Sinus, Cosinus, Tangente, Cotangente, Sekante u. Cosekante. S. „Goniometrie", „Sinus" u. „Tangente".

**Trikala** od. Tirkhala, Terhala, im Alterthum Trikka, Stadt mit etwa 10,000 E. in der ehemaligen Provinz Thessalien, im jetzigen osmanischen Vilajet Janina, liegt in fruchtbarer Ebene am Astopoto, einem linken Nebenflusse des Salambria, ist Sitz eines griech. Erzbischofs, hat mehrere griech. Kirchen, Moscheen u. zwei Synagogen u. Ruinen eines alten Kastells. Von dem in der Nähe am Fuße des Pindos gelegenen Tempel des Asklepios (Aesculap), dem ältesten u. berühmtesten Tempel dieses Gottes, ist nichts mehr zu sehen. Die an Früchten mannichfacher Art reiche Ebene baut viel Baumwolle.

**Trikot,** ein von Seide, Baumwolle od. Wolle strumpfartig gewirktes Gewebe, woraus allerhand sehr elastische, eng an den Körper sich anschmiegende Bekleidungsstücke gefertigt werden, welche, weil sie die Körperformen vollständig hervortreten lassen, zu Kostümen für das Theater, den Cirkus ꝛc. verwendet werden.

**Triller** (ital. trillo, franz. trille), in der Musik eine sehr gebräuchliche u. wirkungsvolle Verzierungsmanier, bestehend in einer mehrmaligen schnellen u. ganz gleichmäßigen Abwechslung eines melodischen Haupttons mit dem auf der nächsthöheren (halben od. ganzen) Stufe liegenden Neben- od. Hülfston. Man pflegt den T. in der Notirung nicht auszuschreiben, sondern nur durch die Abbreviatur tr. od. tr~~ zu bemerken. Ausgeführt wird der T. auf zwei, hinsichtlich der Ordnung des Haupt- u. Nebentones sich unterscheidende Arten: der Hauptton macht den Anfang u. der Nebenton folgt nach (T. von unten), od. der Nebenton macht den Anfang u. der Hauptton ist der nachfolgende (T. von oben). Der Nachschlag besteht aus zwei Tönen, von denen der erste die unter dem Hauptton liegende Sekunde, der zweite der Hauptton selbst ist; beide Nachschlagstöne werden noch schneller ausgeführt als die Trillertöne selbst, u. ihre Notirung geschieht, wenn überhaupt, mit kleinen Noten (Sechzehn- od. Zweiunddreißigtheilen). Der Vorschlag beim T. besteht aus einigen ihm vorausgehenden schnellen Noten. Die Vorschlagsnoten werden mit kleinen Noten angegeben. – Bei Noten von geringerer Dauer kommt oft ein kurzer scharfer u. sehr geschwinder T. vor, aus den vier od. sechs ersten Noten des gewöhnl. T.s bestehend ohne Vor- u. Nachschlag, Pralltriller genannt.

**Trillhaus** od. Triller, ein ehemals an einigen Orten auf dem Marktplatz aufgestelltes drehbares Gitterbehältniß, in welches Frevler eingesperrt u. mit welchem sie herumgedreht (getrillert, von trillen, drehen, dann plagen, vexiren) wurden.

**Trilling** od. Drehling ist eine eigenthümliche Form des Zahnrades, bei welcher die Zähne durch Stäbe ersetzt sind, welche zwei auf die Achse aufgeschobene parallele Radscheiben mit einander verbinden. Diese als Zähne dienenden Stäbe selbst heißen Triebstöcke.

**Trilobiten** od. Paläaden, den heutigen Phyllopoden verwandte fossile Kruster od. Krebsthiere (s. d.), deren Körperoberfläche durch parallele Längseindrücke dreitheilig ist. Der Kopf der T. ist mit den Brustringen zu einem Kephalothorax verschmolzen, auf dessen seitlichen, schildförmigen Ausbreitungen die großen zusammengesetzten Augen liegen, die indeß vielen Formen zu fehlen scheinen. Die Zahl der Bauchringe schwankt zwischen 6 u. über 20, der letzte ist bisweilen sehr groß u. schildförmig ausgebreitet. Alle Vorkommen von T. zeigen das Thier von der Rückenseite, Gliedmaßen sind bei keinem nachgewiesen, u. manche Gattungen, deren Körperoberfläche als bes. hart zu erkennen ist, werden meist zusammengekugelt gefunden. Es ist deshalb mit Burmeister anzunehmen, daß die Bewegungsorgane u. die ganze Unterseite der T. nur mit einer sehr zarten Haut bekleidet waren. Die in ganz neuer Zeit von Billings aufgefundenen acht Paar angeblichen gegliederten Gangfüße an der Unterseite eines T. (Asaphus), wurden von Dana u. anderen amerik. Forschern als Reste der die Bauchseite überspannenden Haut nachgewiesen. Die T. konnten sich, wie die heutigen Phyllopoden, nur durch Schwimmen fortbewegen, sie lebten im Meere. Man hielt sie ehemals für Mollusken, doch begriff schon Linné ihre Krebsnatur. Jetzt kennt man über 500 Arten; sie gehören zu den ältesten Organismen, von denen sich Reste erhalten haben; in der Uebergangsperiode sehr zahlreich, starben sie schon in der Steinkohlenzeit aus.



**Trilogie** (griech., eigentlich „dreigetheilte Rede", von τρεῖς, drei, u. λόγος, Wort, Rede) hieß bei den Griechen eine Dreizahl von Trauerspielen, die unter sich in Zusammenhang standen u. zur Aufführung an einem Tage bestimmt waren. Mit solchen T.n pflegten seit Aeschylos die tragischen Dichter am Fest der Dionysien zu Athen im Wettkampf aufzutreten. Als nothwendige Ergänzung gehörte zu jeder T. noch ein komisches Nachspiel, das sog. Satyrspiel, u. es entstand so eigentlich eine Tetralogie od. Vierzahl von Dramen. Von den T.n hat sich nur die „Oresteia" des Aeschylos erhalten, welche in den Tragödien „Agamemnon", „Choephoren" u. „Eumeniden" die Orestessage darstellt; das zugehörige Satyrspiel („Proteus") ist verloren. Beispiele von T.n werden zwar noch aus späterer Zeit erwähnt, aber bereits Sophokles gestattete sich, die strenge Form der T. aufzugeben, indem er auch drei Dramen u. ein Satyrspiel ohne inneren Zusammenhang nach einander aufführen ließ. Von neueren Dramen kann Schiller's „Wallenstein" in seiner Dreitheilung („Wallenstein's Lager", „Die beiden Piccolomini" u. „Wallenstein's Tod") als eine Art T. bezeichnet werden.

**Trimberg,** Hugo v., altdeutscher Dichter, geb. in Werna (wahrscheinlich das heutige Wernfeld in Unterfranken), nach Anderen im Dorfe Trimberg im Würzburgischen; bekleidete zwischen 1260 u. 1309 die Stelle eines Magisters u. Rektors der Schulen an dem Kollegiatstift der Theurstadt, einer Vorstadt von Bamberg. Obwol Laie, verräth er doch viele gelehrte Kenntnisse u. eine große Belesenheit. Von seinen in lat. Sprache abgefaßten Schriften haben sich nur das „Registrum multorum auctorum" (herausgeg. von Haupt in den Monatsberichten der Berliner Akademie, 1854) u. die „Laurea sanctorum" (herausgeg. von Grotefend im „Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit", 1870) erhalten. Von seinen deutschen Lehrgedichten ging eines, 1266 abgefaßt u. „Der Sammler" betitelt, schon bei Lebzeiten des Dichters verloren; erhalten ist dagegen ein zweites, „Der Renner" (so genannt, weil es „durch alle Lande rennen" soll), 1300 vollendet. Dieses Werk, eines einheitlichen Planes entbehrend, enthält eine Menge auf religiösem Grunde ruhender Lehren u. Strafreden, in welche zahlreiche, meist gut erzählte Fabeln, Geschichtchen, Schwänke ꝛc. eingewebt sind (herausgeg. vom Bamberger Histor. Verein, Bamb. 1833—36). Bei den Zeitgenossen u. den nächstfolgenden Geschlechtern fand der „Renner" außerordentlichen Beifall u. wurde im 16. Jahrh. für den Druck (Frankf. 1549) überarbeitet, aber nicht von Sebastian Brand (s. d.), wie man früher irrthümlich annahm.

**Trimeter** (lat., vom griech. τρίμετρος, Dreimesser), ein aus drei Maßen od. Dipodien (s. d.) bestehendes Versmaß. Die Metrik der Alten kennt einen iambischen, trochäischen u. anapästischen T., von denen der iambische T. od. Senar (s. d.) hervorragende Pflege gefunden hat.

**Trimurti** (im Sanskrit: „drei Gestalten habend", „drei Formen annehmend", nämlich als Brahma, Wischnu u. Siwa), ind. Götterdreiheit, eine sehr späte Spekulation der ind. Philosophie, von der man im Kultus bei den Indern eigentlich nichts weiß, denn in der That werden dort nur die ursprünglich lokalen Gottheiten Wischnu (im Veda noch ein Sonnengott zweiten Ranges) u. Siwa (s. d.) verehrt, während Brahma das eigentliche Produkt des die ursprünglich polytheistische Religion des Veda zersetzenden Pantheismus ist, u. T. u. Brahma eigentlich identisch sind, indem Wischnu u. Siwa von den Philosophen nur den Wischnu- u. Siwaverehrern zulieb zum Brahma (der Weltseele) hinzugenommen wurden. Die beliebte Vergleichung der ind. T. mit der Dreieinigkeit des Christenthums ist daher durchaus unzulässig.

**Trinacria,** alter Name für Sizilien (s. d.).

**Trincomalee** od. Trinconomali, Stadt auf der Insel Ceylon, liegt auf der Nordostküste an einer tiefen Bai, ist die Hauptstadt des einen der zwei Distrikte der Eastern Province von Ceylon, stark befestigt u. hat einen trefflichen Hafen, aber nur 9000 E., welche Handel u. Tripangfischerei treiben. Das ungesunde Klima hemmt den Aufschwung der Stadt. In der Nähe liegen der See von Candely mit großen hydraulischen Werken u. die vier buddhistischen Felsentempel von Dambul.

**Trinidad,** die bedeutendste Seestadt auf der Südküste der Insel Cuba, hat einen schönen Hafen, großartige Zuckerplantagen, lebhaften Handel, eine Wasserleitung u. etwa 15,000 E. In der Umgegend befinden sich sehenswerthe Tropfsteinhöhlen u. Mineralquellen.

**Trinidad,** die größte u. südlichste der Kleinen Antillen, im Besitz von Großbritannien, geographisch eigentlich zu Südamerika gehörend, liegt nördl. von den Orinocomündungen u. östl. von der Halbinsel Paria an der Küste von Venezuela u. umfaßt 82,52 □M. mit 109,638 E. (1871). Nach W. halbmondförmig einspringend, schließt es den Golf von Paria vom Atlantischen Ozean ab u. ist im NW. durch die Drachenmündung, im SW. durch die Schlangenmündung vom Lande getrennt. Seine Kaps sind Galera im NO., Mona im NW., Icacos im SW. u. Galeotta im SO. Die Gebirge bilden Fortsetzungen der Küstenkette von Venezuela u. zerfallen in drei Hügelgruppen, die parallel von O. nach W. ziehen, in dem Tamana bis über 300 m. aufsteigen u. zwei Abzugsthäler einschließen. Das Innere ist mit dichtem Urwald bedeckt, im SW. befinden sich mehrere Schlammvulkane bei Kap Icacos, von denen einer noch 1856 thätig war, u. ein höchst merkwürdiger, etwa $\frac{1}{2}$ St. breiter Asphaltsee bei Kap Brea. Im O. u. W. dehnen sich an den Flußmündungen große, mit Mangrovewäldern bedeckte Sümpfe hin, im S. u. W. ist wegen der Orinoco-Anschwemmungen das Meer seicht. Fauna u. Flora sind durchaus mehr verwandt denen von Südamerika als selbst der nächsten Antille Tobago u. weniger durch die europ. Einwanderung verändert. Jaguare, Hirsche, Gürtelthiere, Agutis u. zahlreiche Schlangen leben in den Wäldern, Alligators u. Schildkröten in den Flüssen, Walthiere im Meere. Es findet sich Gold, Arsenik, Alaun, Blei, Schwefel, Kupferkies. Das Klima gilt für gesünder als in dem übrigen Westindien, doch ist die Feuchtigkeit sehr groß u. furchtbare Stürme sind im September u. Oktober häufig. Trotz des üppig-fruchtbaren Bodens u. der starken Einwanderung ist nur ein kleiner Theil, bes. im O., angebaut. Die überwiegende Zahl der Bewohner sind Schwarze; die herrschenden Sprachen sind Spanisch, Englisch u. Französisch. Die wichtigste Beschäftigung ist die Bodenkultur, bes. in Zucker, daneben in Kakao, Baumwolle u. Reis, die Kaffeeproduktion hat fast aufgehört. Neben Jamaica ist T. hinsichtlich des Handels- u. Schiffsverkehrs die wichtigste engl.-westind. Kolonie. Die Einfuhr, bes. in Mehl, Speck, getrockneten Fischen, Reis ꝛc., betrug 1875: 1,508,000 Pfd. Sterl., die Ausfuhr, in Zucker, Melasse, Kakao, Reis, Baumwolle, Kokosnüssen, Asphalt u. Gold bestehend, 1,625,000 Pfd. Sterl., der Schiffsverkehr 526,000 Tons ohne den Küstenhandel. Die Regierung leitet der engl. Gouverneur, neben dem ein ausführender u. gesetzgebender Rath stehen. Ein röm. kathol. Erzbischof in Port of Spain ist das Haupt der herrschenden Kirche, die Anglikaner stehen unter dem Bischof von Barbadoes. Bildung u. Moral sind noch auf niedriger Stufe. Die Einnahmen betrugen 342,000 Pfd. Sterl., die Ausgaben 352,000 Pfd. Sterl., die Schulden 192,000 Pfd. Sterl. Gegenwärtige Hauptstadt ist Puerto de España (s. d.). Die alte Hauptstadt San José de Oruña im Innern ist jetzt ein unansehnliches Dorf. Lebhafter Hafenplatz an der Westküste ist Victoria mit 5000 E., Hafenplatz für Kriegsschiffe San Fernando an der Drachenmündung. Das Dorf La Brea hat starke Asphaltausfuhr. — T. wurde 1498 von Columbus entdeckt, seit 1588 durch die Spanier kolonisirt, u. bald waren die (jetzt auf T. selbst ganz verschwundenen) einheimischen Kariben so verringert, daß Neger eingeführt werden mußten. Nachdem die Spanier T. wieder verlassen hatten, setzten sie sich 1783 ein zweites Mal fest, verloren die Insel aber 1797 an die Engländer, denen es 1802 förmlich abgetreten wurde. Seit der Negeremancipation 1838 sind viele Kulis eingeführt worden.

**Trinitarier** od. „Orden von der heil. Dreieinigkeit (s. „Trinität") zur Loskaufung Gefangener" heißt ein geistlicher Orden der Katholischen Kirche, welcher 1198 von Johann de Matha u. Felix von Valois gestiftet wurde. Der Stammsitz des Ordens war das Kloster Cerfroi im Bisthum Meaux, die Ordenstracht ein weißer Mantel mit einem blauen u. rothen Kreuz. Neben der Beobachtung der gewöhnlichen Mönchsgelübde verpflichteten sich die Mitglieder zu dem eifrigen Bestreben, aus den gesammelten Almosen u. dem dritten Theil der Ordenseinkünfte gefangene Christen aus den Händen der Mohammedaner loszukaufen u. im Nothfall selbst für Andere in die Gefangenschaft zu gehen. Die zahlreichen Christensklaven in den mohammedanischen Raubstaaten Nordafrika's boten dem Orden reiche Gelegenheit, seinen Eifer zu beweisen. Da bereits 1200 die Befreiung von ca. 200 christlichen Sklaven aus Marocco gelang, so fand der Orden nicht nur zu Rom, sondern auch in den meisten übrigen Ländern der Christenheit, sogar nachmals in Amerika, raschen Eingang u. hat sich nach wechselnden Schicksalen in einigen Klöstern bis heute erhalten. Einen besondern Zweig der T. bildet die in Spanien entstandene Kongregation der „unbeschuhten T.", sowie der 1201 von Johann de Matha gestiftete Nonnenorden der „Tertiarierinnen des T.-Ordens".

**Trinität** (lat. trinitas), s. v. w. Dreieinigkeit (s. d.). — Trinitatis, abgekürzt für festum sanctae trinitatis, d. i. Fest der heil. Dreieinigkeit, daher auch Trinitatisfest, heißt das letzte der großen christlichen Kirchenfeste, welches als gemeinsames Fest der drei Personen der göttlichen Dreieinigkeit den Abschluß des Festcyklus (Weihnachten, Ostern, Pfingsten) im christlichen Kirchenjahre bildet (s. „Feste"). Das Trinitatisfest entstand wahrscheinlich schon im 9. Jahrh. in der Griech. Kirche, fand jedoch im Abendland erst nach längerem Widerspruch Eingang, bis es 1334 von Papst Johann XXII. als allgemeines kirchliches Fest (am Sonntag nach Pfingsten) bestätigt wurde. Von den evangelischen Kirchen hat die Lutherische die Feier des Trinitatisfestes beibehalten, ebenso die Benennung der nachfolgenden (23—27) Sonntage als Trinitatissonntage.

**Trinityland** od. Palmerland heißt derjenige nördliche Küstenrand des Südpolarlandes, welcher zwischen Louis-Philippland u. Grahamland südsüdöstl. von Südamerika liegt u. bis 62° südl. Br. nach N. vorspringt. Vom Orleanskanal im O. an zieht es sich, ein Hochland von 2000 m. Höhe, nach W. u. wird durch den Hughesgolf mit dem Hoseason-Hafen u. den Bluff-Port in eine östl. u. westl. Hälfte, letztere mit dem Mount Parry im N. u. dem Mount William im S., zerlegt. Die östliche wurde 1821 von dem englischen Seefahrer Powell, die westliche, auch speziell Palmerland genannt, von Powell u. Palmer 1821 entdeckt. Bei beiden sind das Innere u. die Südküste unbekannt.

**Trinkkuren** bestehen in dem zu Heilzwecken dienenden methodischen Genusse von Mineralwässern, Milch, Molken, Kräutersäften, Most od. Kumiß. Sowol die Wahl des Getränkes, seine Beschaffenheit, Menge u. Temperatur, als auch die Zeit, in der man es genießt, u. die Lebensweise, die man bei der T. beobachtet, müssen dem Leiden des Kranken völlig angepaßt werden. Deshalb ist die Anordnung in diesen Beziehungen stets mit einem Arzte zu verabreden. Für Brunnen- od. Mineralwasserkuren ist die zweckmäßigste Jahreszeit vom Mai bis September; doch kann es Fälle geben, wo selbst im Winter die Kur stattfinden kann u. erfolgreich ist. Gewisse Mineralwässer werden am zweckmäßigsten im Kurorte selbst getrunken (Karlsbad ꝛc.), dagegen lassen sich andere Wässer sehr leicht versenden, ohne ihre Qualität zu verändern, auch werden sie oft durch künstliche Mineralwässer hinreichend ersetzt. Die Tageszeit, die man am besten wählt, ist der frühe Morgen; dabei müssen durch verhältnißmäßig warme Kleider Erkältungen vermieden werden; meist ist es erforderlich, allmählich in der Zahl der zu trinkenden Becher zu steigen; auch werden manche kalte Wässer passend vorgewärmt. Während der T. wird in der Regel eine angemessene körperliche Bewegung, außerdem eine besondere, nam. leicht verdauliche Kost vorgeschrieben. — Milchkuren haben den Zweck, den Körper durch Zuführung leichtverdaulicher Nährstoffe zu kräftigen; sie werden zunächst bei schwächenden Brustkrankheiten, bei Magenaffektionen u. bei Rekonvalescenz nach langwieriger Krankheit verordnet. Wenn im Magen durch Vorhandensein reichlicher Mengen von Säure die Milch gerinnt u. Magenbeschwerden hervorruft, setzt man dann derselben etwas gebrannte Magnesia zu. Wer die rohe, kuhwarme Milch nicht verträgt, muß sie abgekocht, kalt od. erwärmt genießen. Zu einer streng methodischen Kur ist die abgerahmte Milch in der Regel vorzuziehen. Bei der sog. halben Milchkur nimmt man 2—4 Mal täglich $\frac{1}{4}$—$\frac{3}{4}$ L. zu sich u. befolgt eine leichte Diät (Hühner-, Tauben-, Kalbfleisch, Vermeidung von Säuren). J. Wiel in Bondorf, der Verfasser eines Buches für Magenkranke, räth nach einer längere Zeit hindurch gebrauchten Milchkur stets nur vorsichtig zu einer substantiösen Kost zurückzukehren. Bei hartnäckiger Verstopfung u. chronischen Magenleiden wird die entfettete Milch, die Buttermilch, kurgemäß gebraucht. — Weit größere Verbreitung hat die Molkenkur. Die Molken (Schotten) werden aus Kuh-, Ziegen- od. Schafmilch mittels Laab (Kälbermagen) od. vegetabilischen Säuren hergestellt, welche der erwärmten Milch zugesetzt werden u. Gerinnung zu Wege bringen. Die Molken enthalten nach Entfernung des geronnenen Käsestoffes neben dem Milchzucker u. den Salzen noch einen Rückstand von Fett- u. Käsestofftheilen. Man trinkt sie meist nüchtern zu 1—4 Gläsern steigend; sie wirken bes. bei Krankheiten der Athmungsorgane günstig. Milch u. Molkenkurorte Deutschlands sind: Juliushall u. Alexisbad im Harz, Flinsberg, Salzbrunn, Charlottenbrunn ꝛc. in Schlesien; Berka, Friedrichroda, Ilmenau, Brotterode, Liebenstein ꝛc. in Thüringen; Streitberg in Franken; Bingen, Schlangenbad, Kreuznach, Ems am Rhein, Baden-Baden, Badenweiler, Rippoldsau im Schwarzwald; Parthenkirchen, Kreuth, Reichenhall in den Bayerischen Alpen; Gastein, Ischl, Aussee in den Steirischen Alpen;

Gries, Meran ꝛc. in Tirol. In der Schweiz sind für dergleichen Kuren bes. empfohlen: Horn, Heiden, Gais, Appenzell, Weißbad, Gonten, Jacobsbad im Kanton St. Gallen; Seewis, Fideris, Klosters, Davos, Churwalden im Kanton Graubünden; Wesen, Stachelberg im Kanton Glarus; Schönfels u. Felsenegg am Zugerberg; Wäggis, Rigi, Gersau, Axenstein, Beckenried, Seelisberg am Vierwaldstättersee; Engelberg; ferner Meiringen, Interlaken, Gießbach, Thun im Berner Oberland; Vevey, Montreux, Aigle, Bex im Waadtlande. — Der Kumiß, welcher als Getränk bei Schwindsucht kurgemäß gebraucht wird, ist ursprünglich in der Kirgisensteppe bei Orenburg unter den dortige Nomaden ein volksthümliches Nahrungsmittel u. besteht in der an Butter- u. Zuckergehalt reichen Stutenmilch, die in Gährung begriffen ist, in welcher somit der Milchzucker noch zum Theil enthalten ist. Bei Schwindsucht will man gefunden haben, daß durch Kumiß der Apetit angeregt, der Stuhl regulirt, der Schlaf verlängert worden, u. daß nach einigen Wochen das Körpergewicht zugenommen habe, während sich die Athemnoth, Husten u. Auswurf verringerten. Man beginnt die Kur mit 1—2 halben Flaschen täglich, wovon alle 1/4 Stunden ein Glas voll getrunken wird, u. steigt bis auf 16 L. pro Tag. Der Begründer der Moskauer Kumißanstalt, Dr. Stahlberg, hat auch in Trautmannsdorf bei Brück eine ähnliche Anstalt ins Leben gerufen. Als Ersatz stellte man Kuhkumiß dar. Andere suchten ein Surrogat für Kumiß in mit Kohlensäure gesättigter Milch, der etwas Cognak od. Kirschwasser zugesetzt wird. — Die Kräutersäfte werden hauptsächlich im Frühling zu Kuren gebraucht; man benutzt den ausgepreßten Saft der Quecke, Möhre, des Löwenzahns, Huflattigs, der Brunnenkresse, der Schafgarbe, des Fieberklees, Wermuths ꝛc. Diese Säfte enthalten Zucker, Schleim, Eiweiß, Stärkemehl, Salze u. Wasser, außerdem Bitterstoff, ätherisches Oel u. Pflanzensäuren. Man gebraucht sie eßlöffel- od. tassenweise, meist nüchtern. Sie werden vor Allem bei Unterleibsstockung empfohlen. Ueber die Weintraubenkur s. „Traubenkur". Vgl. Fleckles jun., „Diätetik für den Gebrauch der Mineralquellen, Trink- u. Badekuren ꝛc." (Erlangen 1865); Helfft, „Balneo-Diätetik" (3. Aufl., Berl. 1874); Klencke, „Taschenbuch für Badereisende u. Kurgäste" (Lpz. 1874); v. Ammon, „Brunnen-Diätetik" (6. Aufl. von Reimer, Lpz. 1875).

**Trio** (ital.), ein Tonstück für drei Instrumente, in welchem entweder alle drei obligat (konzertirend) behandelt sein können, od. zwei derselben als Haupt- (obligate) Stimmen behandelt sind u. die dritte (tiefste) begleitend auftritt, od. endlich nur eins der Instrumente Hauptstimme ist u. die beiden übrigen sich begleitend verhalten. Die erste dieser Arten gestattet die meiste u. reichste Kunstentfaltung. Die beiden anderen Arten nannte man früher gewöhnlicher Sonate a tre (Sonaten für drei Instrumente). Die Zusammenstellung der Instrumente ist willkürlich. Seinem Bau nach entspricht das T. der Sonate. — T. heißt auch eine Form der Orgelkomposition, nämlich ein Tonsatz für zwei Manuale u. Pedal in realer, dreistimmiger Behandlung (d. h. jede der drei Stimmen hat ihre Selbständigkeit), wo gewissermaßen die drei Abtheilungen Ober-Manual, Unter-Manual u. Pedal als drei besondere Instrumente angesehen sind. — Ueber T. als Theil eines Menuetts s. d.; dieselbe Bedeutung hat es auch als Theil eines Scherzo, Marsches ꝛc.

**Triole**, eine Tonfigur, in der eine größere (d. h. der Zeitdauer nach längere) Note in drei, statt in zwei kleinere getheilt od. zerlegt ist, z. B. eine Viertelnote in drei Achtelnoten statt in zwei. Von den drei Gliedern einer T. können eins od. zwei durch Pausen dargestellt, auch zwei in eine größere Note zusammengezogen, od. auch eins od. zwei in kleinere Glieder zerlegt werden. In allen diesen Fällen setzt man häufig über die zur T. gehörigen Noten die Ziffer 3 unter einem Bogen.

**Triolet** nennt man ein aus acht (seltener aus neun) Zeilen bestehendes Reimgedicht, in welchem die erste Reimzeile nach der dritten u. dann, verbunden mit der zweiten, noch einmal nach der sechsten wiederholt wird, so daß sie also im Ganzen dreimal wiederkehrt. Durch diese Wiederholung derselben Reimzeile nach kurzer Pause erhält das T. einen sehr anmuthigen u. sangbaren Charakter, der freilich leicht in das Weichliche u. Spielende ausarten kann. Wie alle Dichtungsformen, deren Hauptreiz in der kunstvollen Wiederholung u. Verschlingung der Reime besteht (Sonett, Canzone, Sestine, Rondeau, Madrigal ꝛc.), ist auch das T. ein Erzeugniß der eines großen Reichthums an Reimen sich erfreuenden roman. Poesie u. ausschließlich von dieser gepflegt u. ausgebildet worden.

**Tripel** (Terra tripolitana), ein im Wesentlichen aus mikroskopisch kleinen Kieselpanzern von Diatomeen bestehendes Mineral, welches nebenbei kleine Mengen von Thon u. Eisenoxyd enthält u. letzterem seine gewöhnlich gelbliche bis röthliche Farbe verdankt. Der T. ist eine sich sanft anfühlende, zerreibliche, glanzlose erdige Masse; man benutzt ihn zum Poliren von Glas, Metallen, Marmor ꝛc. sowie als Putzmittel.

**triple** (frz., spr. tripel), dreifach; partie triple, beim Whist eine gewonnene Partie, wenn der Gegner nur 1 od. 2 angelegt hat (s. „Whistspiel").

Tripleallianee, ein zwischen drei Mächten abgeschlossenes Bündniß. Die bekannteste Tripleallianz schlossen 1668 England, Holland und Schweden zur Hintertreibung der Eroberungspläne Ludwig's XIV.

**Tripode** od. Tripus (griech.), Dreifuß, bes. der goldene Dreifuß der Pythia in Delphi (s. d.).

**Tripolis** od. Tripoli (türk. Tarâbulus i Gharb), türkisches unmittelbares Vilajet in Afrika, liegt zwischen den tributären türkischen Schutzstaaten: Vilajet Myssr (Aegypten) im O. u. Vilajet Tunis im W., dehnt sich vom Mittelmeer im N. bis tief in die Sahara zur Südgrenze von Fezzan u. umfaßt das eigentliche Küstengebiet von T. an den beiden Syrten, das Plateau von Barka u. die drei großen Oasen Ghadames, Fezzan u. Audschila od. ein Areal von 16,200 □M. (nach Helle von Samo: 20,859 □M.) mit 1,150,000 E. Es ist weniger von der Natur begünstigt als die übrigen nordafrikanischen Länder, mehr steppenartig u. von der Wüste, die hier sogar bis ans Meer tritt, weniger scharf abgegrenzt, am wenigsten im O. Die Küstenebene ist im W. am breitesten u. von großer Fruchtbarkeit, die Dschebel Duirât u. Dhahar el Dschebel schließen sie im W. ab gegen Tunis, die Berge von Jefren u. Ghurian (bis über 700 m. hoch) begrenzen sie im S.; die östliche Hälfte des Küstengebietes, um die große Syrte mit Barka bis zum Grenzpunkt Ras el Kanais sich erstreckend, ist weit weniger zur Bodenkultur geeignet, aber das 450 m. über dem Meer sich erhebende Barkaplateau ist mit dichten Laub- u. Nadelwaldungen bedeckt; hier wächst der Oelbaum wild u. die Banane tritt auf. Der gesegnetste Küstenstrich ist die sog. Meschia, bei der Hauptstadt, mit der herrlichsten Vegetation, den reichsten Ernten, den üppigsten Südfrüchten. Die Küste hat nur zwei leidliche gute, durch ein unterseeisches Kabel verbundene Häfen, Tripolis u. Bengasi, um so mehr aber Salzsümpfe, die sehr einträglich sind, u. im O. bedeutende Schwefelgruben. Hinter den Küstengebirgen erstreckt sich im O. das theils aus nackten Felsen, theils aus waldlosen Grasebenen bestehende, überwiegend als gutes Weideland dienende Plateau von Barka, während im W. ein im Ganzen wüstes, wasser- u. vegetationsloses, etwa 390 m. erreichendes Hochland folgt, das durch einzelne tiefe u. fruchtbare Thäler unterbrochen wird, u. dessen westlicher, zwischen Ghadames u. Mursuk liegender Theil bes. den Namen Hammada el Homra trägt. Im südöstl. u. mittleren Gebiete dieser tripolitanischen Hammada ziehen sich die beiden Ketten der Schwarzen Berge od. Dschebel es Soda u. der Harudsch el assuat hin, von denen südl. der 3. Theil des Landes, die tripolitanische Sahara, sich erstreckt u. bes. die größte Oase, Fezzan, liegt, während sich im NW. Ghadames, im O. hinter dem Barkahochland Audschila befinden. Das ganze Land hat keinen einzigen größeren perennirenden Fluß, im Ganzen gesundes Klima, wird aber von Skorpionen u. Heuschreckenschwärmen geplagt. Die Fauna ist zum größten Theil die aller Wüstenränder, Antilopen, Springmäuse, Schakale, Hyänen, auch Strauße finden sich im S. in Menge; Pferde, Maulthiere, Ziegen u. Schafe werden gezogen. Große Bedeutung hat T. als Ausgangspunkt der bequemsten Wege vom Mittelmeer zum Sudan. Politisch zerfällt es, seitdem das 1869—72 als Mutessariflik Bengasi abgetrennte Barka wieder dazu geschlagen worden ist, in die Sandschaks: Tarablus i Gharb, Fezzan, Dschebel gharbié, Homs u. Bengasi. Die Bevölkerung ist fast rein arabischen Ursprungs, nur mit wenigen Berbern gemischt, wird aber durch die vielen u. hohen Steuern, z. B. auf jeden Oel- u. Dattelbaum, jedes Kameel u. Stück Rindvieh, von allem Aufschwung ferngehalten. Viehzucht u. Handel, in den fruchtbaren Distrikten auch Bodenkultur sind die Hauptbeschäftigungen, gering ist die Industrie. Die Ausfuhr schätzt man auf 7—8, die Einfuhr auf 3—4 Mill. Frcs. Der als Generalgouverneur fungirende Pascha residirt in Tarabulus. Dieses, das alte Tripoli, das Oea der Alten (mit gegen 20,000 E.), liegt auf vorspringendem Felsenboden, inmitten schöner Gärten, von einer bastionirten Mauer umgeben, an der Küste des Mittelländischen Meeres zwischen der Großen u. Kleinen Syrte, durch Kastell u. Batterien, die den Hafen beherrschen, vertheidigt. Das Innere ist unschön u. regellos gebaut. Die Stadt hat öffentliche Bäder, 12 Moscheen, 2 christliche Kirchen, 3 Synagogen u. nicht unbedeutende Fabrikation von Corduan, Teppichen u. Leibbinden. Am Hafen wohnen die meisten Christen, auch die verschiedenen Konsuln; im westl. Theil haben die Juden ihr Viertel, die Harra. Außer dem starken Seehandel treibt T. auch starken Karawanenhandel mit Innerafrika; Straußenfedern, Saffian, Gold, Elfenbein werden hier eingetauscht gegen europäische u. orientalische Waaren. Andere wichtige Städte sind: am Meere Lebda, Misratah, Bengasi; im Binnenlande: Tauarga, Jefren, Ghurian, Misda, Sinaun, Ghadames, Derdsch, Bondschem, Sokna, Tacrift, Sella, Audschila, Fughâa, Sebcha, Temissa u. Mursuk. — Nachdem im Alterthum die Küste von T. erst karthagisch, Kyrenaika od. Barka aber griechisch, später Alles römisch gewesen war, fiel T. in die Hände der Vandalen, wurde dann durch Belisar dem oströmischen Reiche u. im 7. Jahrh. von

den Arabern unterworfen. 1509 1551 gehörte es zu Spanien u. wurde von den Maltesern vertheidigt, bis 1551 Suleiman der Prächtige es mit dem Türkenreiche verband. Seitdem war es ein Hauptsitz der Seeräuberei im Mittelmeer, wurde 1728 von den Franzosen fast ganz zerstört u. stand 1714 1835 unter dem arabischen Fürstenhaus der Karmanli als erblichen Paschas; 1856 versuchte der Araberhäuptling Gumma vergebens, es zu einem von der Pforte unabhängigen Staate zu machen.

Nr. 5273. Straße in Tripolis.

**Tripolis** (türk. Tarábulus), Hauptstadt einer Liwa im Vilajet Syrien mit gegen 25,000 E., liegt in angenehmer Gegend am Fuße des Libanon, 1/4 Stunde von der Mündung des Kadissatflusses ins Mittelmeer, hat ein stattliches Ansehen, in seinem Hafenquartier steinerne Häuser u. in mehreren Straßen Bogengänge; ein großes Schloß, das von Raimund von Toulouse im ersten Kreuzzug erbaut wurde, u. andere Befestigungen, worunter sieben wohlerhaltene Thürme, erinnern an seine Bedeutung in der Zeit der Kreuzzüge. Heute ist es wichtig wegen seines Handels mit Seide, Badeschwämmen, Galläpfeln, Wachs, Färberröthe, Tabak u. Früchten; der Hafenort, el Myna, liegt 1/2 Stunde von der Stadt, getrennt von dieser durch schöne Gärten, welche auf jetzt ausgetrockneten Sümpfen angelegt worden sind. Das Klima ist ungesund, die Gegend aber berühmt wegen ihrer schönen Früchte. Von den Phönikiern angelegt, ist T. in neuester Zeit öfter genannt als eventueller Ausgangspunkt einer Bahnlinie nach dem Euphrat u. Tigris.

**Tripolizza,** offiziell Tripolis (d. i. Dreistadt), ein 19 Ortschaften mit 11,477 E. (1870) umfassender Demos (Gemeindebezirk), von denen die Stadt T. die bei weitem größte ist, in der griech. Eparchie (Kreis) Mantinea der Nomarchie (Provinz) Arkadia auf der Halbinsel Morea, liegt auf einer über 650 m. hohen Hochebene, in der die Olive nicht mehr gedeiht, mit dem gesunden u. kräftigen Klima einer mitteldeutschen Stadt. Die Stadt **T.**, der Hauptort der Eparchie, ist Sitz eines Erzbischofs u. hat ein Gymnasium. Es wurde während der türk. Herrschaft aus den Trümmern der drei Städte Pallantion, Tegea u. Mantinea aufgebaut u. war seit 1717 die Residenz des türk. Gouverneurs von Morea u. als solche ein großer, blühender Ort u. Hauptstadt der ganzen Halbinsel. In der griech. Revolution wurde sie 1821 von den Griechen genommen, 1823 zum Sitze der Regierung erhoben, 1825 aber von Ibrahim Pascha den Griechen wieder entrissen u. gänzlich zerstört. Nach 1828 ist sie wieder aufgebaut worden.

**Trippel,** Alexander, Bildhauer, geb. zu Schaffhausen 1744, lernte Anfangs in London die Kunsttischlerei, die in ihm das Verlangen erweckte, sich der Skulptur zu widmen, ging daher nach Kopenhagen u. wurde dort ein Schüler der Bildhauer Wiedewelt u. Stanley. Mit der Dürftigkeit kämpfend kam er endlich 1771 nach Paris, wo ihm für seine Arbeiten vielfache Unterstützung zu Theil wurde, die ihm 1778 eine Reise nach Rom ermöglichte. Aber auch hier mußte er, um sich den Lebensunterhalt zu erwerben, manches seiner künstlerischen Ausbildung Unwürdige schaffen. Seine besten Arbeiten aus der antiken Mythe u. Geschichte haben nicht selten ein echt klassisches Gepräge, dagegen sind seine allegorischen Darstellungen oft geschraubt u. unklar, weil es ihm an wissenschaftlicher Vorbildung fehlte. Zur Ausführung in Marmor gelangten meistens nur seine Büsten u. kleineren Reliefs. Als er endlich von seinem Vaterlande gewürdigt u. mit Aufträgen bedacht worden war, machte 1793 zu Rom der Tod seinem müde- u. entbehrungsvollen Leben ein Ende. Von seinen Werken sind die bekanntesten die Büsten Goethe's u. Herder's (1789) u. ein für die Stadt Zürich gefertigtes Denkmal Sal. Geßner's.

**Tripper** (Gonorrhöe, Blennorrhöe, Entzündung der männlichen Harnröhre) besteht in einem Schleimhautkatarrh der Harnröhre, welcher durch verschiedene Einwirkungen, durch Harnsteine, Katheterisiren, Ueberreizung beim Coitus, Onanie ꝛc. entstehen kann u. in diesem Falle für gutartig u. nicht ansteckend gehalten wird, der aber vorzugsweise häufig durch einen spezifischen Ansteckungsstoff, d. h. das schleimig-eitrige Sekret eines Scheiden od. Gebärmutterkatarrhs (weißen Flusses) hervorgerufen wird (Tripper-Kontagium). Während beim gutartigen od. einfachen T. der Verlauf ein kurzer u. von höchstens oberflächlichen Substanzverlusten begleiteter, sein tropfenweise u. ziemlich spärlich aus der Harnröhre aus fließendes Sekret auf eine gesunde Schleimhaut übertragen wieder nur einen kurz andauernden Katarrh od. nicht einmal diesen hervorruft u. die katarrhalische Affektion schließlich ohne schlimme Zufälle od. Nachkrankheit verschwindet, entstehen beim T., der durch Ansteckung erworben wurde, sehr leicht heftige, schmerzhafte Entzündungen u. tiefere Substanzverluste der Harnröhrenschleimhaut mit nachfolgender Narbenbildung, Verengerung der Harnröhre, Bildung von Tripperwarzen ꝛc., auch ruft das sich absondernde Sekret bei Uebertragung auf Schleimhäute (in der Scheide, an der Gebärmutter, am After, in der Nase, am Auge) unter mehr od. weniger stürmischen Erscheinungen wiederum entzündliche Schleimflüsse hervor. Dagegen sind Schwellung der Leistendrüsen, Entzündung des Nebenhodens beiden Formen eigen. Im Beginn des Uebels ist zumeist nur der Vordertheil der Harnröhre entzündlich ergriffen; nach u. nach geht der T. auf die hinteren Partien der Harnröhre über. Zur Behandlung gehört vor Allem möglichst ruhiges u. gleichmäßig warmes Verhalten (wo es angeht im Bett), das Tragen eines Suspensoriums, strenge Diät, der Genuß milder, schleimiger Getränke. Sind die entzündlichen Erscheinungen nicht bes. heftig, so giebt der Arzt oft sogleich Copaivabalsam (20—30 Tropfen dreimal täglich) od. Cubebenpfeffer (zu etwa 4 Gr. dreimal des Tags) in Verbindung mit Einspritzung einer Auflösung von schwefelsaurem Zink (3 Dezigramm auf 100 Gramm); damit verbindet man warme Bäder, Bleiwasserumschläge, Verhütung aller Verstopfung durch leichte Abführmittel (Rhabarber, Ricinusöl). Bei stark entzündlichen Erscheinungen, heftigem Schmerz u. starkem Urinbrennen werden Blutegel an Darm u. Samenstrang gesetzt. Mindert sich dagegen das Wasserbrennen u. die Röthung der Harnröhre in der zweiten Woche u. weicht der Ausfluß nicht, so werden außer reizenden Einspritzungen (Auflösungen von Alaun, schwefelsaurem Zink, Höllenstein, Tannin) die bekannten Pillen, Kapseln ꝛc. mit Cubeben u. Copaiva, Maticokapseln (bis 16 Stück täglich), auch Matico-Injektionen u. dergl. angewandt.

**Triremen** (lat. triremes, griech. τριήρεις, d. h. Dreiruderer) hießen im Alterthum die Kriegsschiffe, welche 3 Ruderbänke übereinander führten.

**Trismegistus,** s. „Hermes Trismegistus".

**Trismus,** s. „Starrkrampf".

**Tristan** ist der Held einer auf mythologischer Grundlage ruhenden keltischen Sage, die in England frühzeitig dichterisch verwerthet wurde, von da nach Frankreich gelangte u. auch in Deutschland größte Verbreitung

fand; auf ihrem weiteren Wege kam die Sage ferner in die Provence, nach Spanien, nach Italien, in den skandinavischen Norden, ja selbst nach Böhmen u. Griechenland. Ursprünglich durchaus selbständig, wurde die Tristansage schon früh mit der Artussage in Verbindung gebracht. Ihr Inhalt ist in Kürze folgender: T., Neffe des Königs Marke, wirbt für diesen um die blonde Königstochter Isolde von Irland. Auf der Fahrt zu Marke aber trinken Beide, ohne es zu wissen, von einem Liebestrank, den Isoldens Mutter für Marke bereitet hatte, um diesen fest an ihre Tochter zu binden. T. u. Isolde entbrennen alsbald in heftigster Liebe zu einander. Isolde wird wirklich Marke's Weib, bleibt indessen im vertrautesten Verkehr mit T. Der betrogene Marke entdeckt das sträfliche Verhältniß u. verfolgt die Liebenden. Doch kehrt schließlich Isolde zu ihm zurück, während T. in der Fremde einer andern Isolde, mit dem Zunamen „Weißhand", vermählt wird, ohne freilich deshalb den Verkehr mit der blonden Isolde ganz aufzugeben, die er vielmehr zuweilen besucht. In einem Kampfe schwer verwundet, sendet T. zu jener älteren Isolde, die einen heilenden Trank besitzt u. von der allein er gerettet werden zu können behauptet. Isolde eilt zu ihm, findet aber T. bereits todt u. stirbt selber aus Gram. Marke, der nun erst von dem Zaubertranke erfährt, läßt beide Liebenden in einem gemeinsamen Grabe bestatten u. pflanzt über Isolde einen Rosenstock, über T. eine Weinrebe; beide Gewächse umschlingen sich bald so innig, daß sie nicht wieder getrennt werden können. — Eine engl. Bearbeitung der Sage in Strophenform, welche sich auf einen nicht näher zu erweisenden Thomas von Ercéldoune beruft, gab zuerst Walter Scott (1811) heraus. In Frankreich fand der Stoff mehrere Bearbeiter, so in Chrestien de Troyes, dessen Gedicht aber verloren ist, in einem gewissen Berox u. in Thomas von Britannie; von beiden letzteren Werken sind Bruchstücke vorhanden (herausgeg. von Francisque Michel, „Tristan. Recueil de ce qui reste des poëmes relatifs à ses aventures etc.", 3 Bde., Lond. 1835—39). In Deutschland bearbeiteten den Stoff nach franz. Vorlage erst Eilhart v. Oberge um 1170 (herausgeg. von Lichtenstein, Straßb. 1878), dann Gottfried von Straßburg (s. d.); Gottfried's unvollendet hinterlassenes Werk setzte um 1240 der Thurgäuer Ulrich v. Thürheim fort (abgedruckt in den Ausgaben von Gottfried's „Tristan" von Groote, 1821; von v. d. Hagen, 1823; von Maßmann, 1846), mit besserem Erfolge um 1300 der meißnische Dichter Heinrich v. Freiberg (abgedruckt bei v. d. Hagen a. a. O., herausgeg. von Bechstein, Lpz. 1877). Auf dem Werke Eilhart's v. Oberge beruht die spätere Prosaauflösung (gedruckt 1498 u. öfter; auch in Simrock's „Deutschen Volksbüchern" enthalten), auf dieser das Drama von Hans Sachs. Eine Uebersetzung von Gottfried's Werk lieferte Simrock (2 Thle., Lpz. 1855), freiere Erneuerungen gaben H. Kurz (3. Aufl., Stuttg. 1877) u. W. Hertz (Stuttg. 1878). Eine selbständige, aber unvollendet gebliebene Nachdichtung der Sage unternahm K. Immermann (2. Aufl., Berl. 1854). Vgl. weiter R. Bechstein, „T. u. Isolt in deutschen Dichtungen der Neuzeit" (Lpz. 1876).

**Tristan da Cunha** (Erfrischungsinseln), kleine vulkanische Inselgruppe im südl. Atlantischen Ozean, von den Engländern 1817 in Besitz genommen, 37,6° s. Br. u. 11° w. L. von Greenwich, 210 M. südwestl. von St. Helena u. eben so weit westl. vom Kap der guten Hoffnung 2,1 □M. mit 85 E. (1875). Die gleichnamige größte der drei Inseln besteht fast ganz aus einem 2730 m. hohen Vulkankegel, dessen weiten, ausgebrannten Krater ein See füllt, ist zirkelrund, wohl bewässert u. sehr gesund, reich an Vögeln u. in dem umgebenden Meere an Seethieren, nam. Walfischen, als Wasserstation für solche Indienfahrer, die nicht am Kap anlegen wollen, von Wichtigkeit, aber nur mit großer Vorsicht zugänglich. An der Nordwestspitze an der Falmouthbai liegt die kleine britische Niederlassung Edinbourgh. Die Vegetation gleicht viel mehr der des Feuerlandes als Südafrika. — 1506 von dem portugiesischen Admiral Tristão da Cunha entdeckt, erhielt die Insel seit 1697 öftere Besuche von Robbenjägern, 1811 feste Bewohner in einigen Nordamerikanern, 1815 eine britische Besatzung u. hatte 1867 seine größte Bevölkerungsziffer (112 E.). Die beiden kleineren, unbewohnten Nachbarinseln Inaccessible u. Nightingale od. Rossignol liegen mit T. in Form eines Dreiecks u. sind Jagdrevier für dessen Bewohner.

**Tristia** (lat.) od. Tristien, Name einer Dichtung des Ovidius (s. d.).

**Tritheim** (lat. Trithemius), Johannes, eine der eigenthümlichsten Erscheinungen in der Geschichte des deutschen Humanismus, von seinen Zeitgenossen als ein Wunder der Gelehrsamkeit gefeiert, hieß eigentlich Heidenberg u. wurde 1. Febr. 1462 in dem Dorfe Trittenheim bei Trier geboren. Nach harten Jugendschicksalen studirte er in Heidelberg die lat., griech. u. hebr. Sprache; von Konrad Celtis u. später von Joh. Reuchlin in seinen Studien gefördert, trat T. 1482 in das Benediktinerkloster zu Sponheim an der Nahe u. wurde bereits 1483 Abt desselben. Als solcher förderte er auf das Eifrigste die gelehrten Studien u. sammelte eine berühmte Bibliothek. 1506 wurde er Abt des Schottenklosters St. Jakob zu Würzburg u. starb daselbst 13. Dez. 1516. Außer gründlicher Kenntniß der genannten drei Sprachen hatte sich T. auch ein umfassendes Wissen auf den Gebieten der Theologie u. Geschichte angeeignet; seine Beschäftigung mit der Geheimschrift, die er in wunderliche kabbalistische Formen kleidete, brachte ihn sogar in den Ruf der Zauberei. Sein Ansehen als Geschichtschreiber war lange ein sehr hohes, ist aber bedeutend gesunken, seit ihm nachgewiesen wurde, daß er sich, wie z. B. in der Schrift „De origine gentis Francorum compendium" (in Schard's „Historicum opus", Bd. 1, Bas. 1574) bewußte Fälschungen zu Schulden kommen ließ. Trotzdem hat sich T. nach manchen Seiten hin, nam. durch seine literarhistorischen Schriften, große Verdienste erworben. Seine wichtigsten Werke sind das „Chronicon coenobii Hirsaugiensis" u. die „Annales Hirsaugienses", eine Geschichte des Klosters Hirschau 830—1513 enthaltend; ferner die 1494 vollendete Schrift „De scriptoribus ecclasiasticis" (Par. 1512), welcher 1495 der „Catalogus illustrium virorum Germaniam suis ingeniis et lucubrationibus omnifariam exornantium" u. die 1508 vollendete, 1518 in Druck erschienene „Polygraphia" folgten. T.'s geistliche Schriften gab unter dem Titel „Opera spiritualia" Busäus heraus (Mainz 1604), ebenso die „Paralipomena" (ebd. 1605), die historischen Freher als „Opera historica" (2 Bde., Frankf. 1601). — Vergl. Silbernagel, „Johannes Trithemius" (Landshut 1868).

**Trithionsäure,** s. v. w. Schwefelsäure.

**Triton,** nach der griech. Mythologie ein Meergott, Sohn Poseidon's u. der Amphitrite, wohnt in goldenem Palaste unter dem Meere u. fährt zuweilen mit Rossen (das Roß ist das Bild der Welle) od. Meerungeheuern einher, das schneckenförmig gewundene Muschelhorn blasend, um auf das Geheiß Poseidon's Winde u. Wogen zu besänftigen. Die spätere Zeit kannte eine Mehrzahl nach dem Typus des T. gebildeter Meergottheiten, die Tritonen, welche in der Poesie u. in den bildenden Künsten häufig vorkommen. Sie werden geschildert als Wesen mit menschlichem Oberkörper, der in einen Fischschwanz ausläuft; zuweilen erscheinen sie auch mit ein Paar Pferdevorderfüßen versehen; sie dienen anderen Seegottheiten, nam. den Nereïden, zum Reiten od. Fahren.

**Tritschinapalli,** Stadt in dem gleichnamigen indobritischen Distrikt (165,33 □M. mit 1,200,408 E.) der Präsidentschaft Madras, mit 76,530 E., liegt 260 m. hoch im Binnenlande von Koromandel unweit des Kawéri flusses in sehr heißer Reis- u. Maisgegend, u. wird von einem berühmten Fort auf hohem Felsen beherrscht. Die Bewohner zeichnen sich aus durch ihre Messerschmiede- u. Goldschmiedewaaren u. durch die Fabrikation von Pferdegeschirr u. Sätteln u. einheimischen Cigarren. Die Felsenfestung, innerhalb deren ein ausgedehntes Hinduquartier, das Arsenal, das Hospital u. eine sehr verehrte Pagode liegen, hat starke Garnison u. ist ein Hauptwaffenplatz der Engländer in diesen Gegenden. Das ganze Gebiet, das vom März bis Mai einer Wüste gleicht, leidet sehr von weißen, schwarzen u. rothen Ameisen, Skorpionen u. giftigen Schlangen. Nördlich liegt die Kawéri Insel Seringam mit einer der größten Vischnupagoden Indiens, oberhalb welcher ein kolossales, 1836 aufgeführtes Wehr das Wasserniveau regulirt. Hier liegt auch die einzige sonst noch bedeutende Stadt des Distriktes Strirungum (11,271 E.).

**Triumph** (lat. triumphus) hieß der feierliche Einzug eines siegreichen Feldherrn mit seinem Heere auf das Kapitol in Rom. Um der Ehre des T.es theilhaftig zu werden, mußte ein Feldherr selbst das Oberkommando geführt u. auf dem ihm angewiesenen Kriegsschauplatz, meist in seiner Provinz, dem Feinde eine entscheidende Niederlage beigebracht haben, wobei eigentlich 5000 Feinde gefallen sein mußten; auch mußte die röm. Herrschaft durch ihn vergrößert worden sein. Indessen wurde es mit allen diesen Bedingungen häufig, bes. in der Kaiserzeit, nicht so genau genommen. Die Erlaubniß zum T. wurde vom Senat erbeten, welcher mit dem Feldherrn in einem in der Nähe Roms gelegenen Tempel, meist dem der Bellona, verhandelte, u. zwar unter Zuziehung der Tribunen, die widersprechen, später aber auch gegen den etwa einem Feldherrn mißgünstigen Senat die Erlaubniß zum T. durchsetzen konnten, wenn das Volk in den Tributcomitien (s. „Comitien") seine Zustimmung gab. Ohne Volksbeschluß u. wider den Willen von Senat u. Tribunen triumphirten Lucius Posthumius u. Appius Claudius Pulcher, freilich nicht, ohne nachher mit einer großen Geldbuße belegt zu werden. Nach Genehmigung des T.es zogen dem Triumphator an

dem bestimmten Tage Senat u. Magistrate bekränzt u. in Feierkleidern entgegen bis auf das Marsfeld. An der Spitze des sich nun bilden Zuges befanden sich Musikchöre, die Beamten u. Würdenträger Roms u. die Beute des Feldzuges, u. endlich die hervorragenden Gefangenen. Darauf folgten die weißen Opferstiere, nach diesen Weihrauchfaßschwinger, Musiker, zuweilen Possenreißer, dann die Lictoren mit ihren lorberumwundenen fasces u. die übrigen Chargen, Unterfeldherren 2c. zu Pferde. Auf dem thurmähnlichen Wagen, den seit Camillus vier weiße Pferde zogen, zuweilen mit Angehörigen seiner Familie, kam der Triumphator selbst. Dieser war bekleidet mit einer purpurrothen, reich mit Gold gestickten Toga u. der tunica palmata, einem weißen, mit breitem Purpurstreifen versehenen Untergewand, beides Stücke, welche dem Jupiterbild auf dem Tempel des Kapitols gehörten. Der Triumphator führte das sceptrum, einen elfenbeinernen Stab mit einem kleinen Adler auf der Spitze, od. einen Lorberzweig, zuweilen beides in den Händen. Hinter ihm stand ein Staatssklave, der ihm einen aus Gold gefertigten Lorberkranz, die corona triumphalis, über das Haupt hielt, dabei ihm aber beständig zurief: „Bedenke, daß du ein Mensch bist!“ Nach ihm folgte das Heer, geschmückt mit Lorberreisern u. Ehrenzeichen, Beutestücken 2c., Loblieder, aber auch nach altröm. Sitte derbe Spottlieder auf den Triumphator singend. Vom Marsfelde ging der Zug durch die Porta triumphalis über die Hauptplätze, durch den Circus Maximus über die „Heilige Straße“ (via sacra) u. das Forum auf das geschmückte Kapitol. Nachdem die Lorberzweige von den fasces genommen worden, legte der Triumphator diese in den Schoß der Statue des Kapitolinischen Jupiter u. verrichtete die vorgeschriebenen Gebete, worauf die Opferung von oft 100 u. mehr Stieren erfolgte. Danach fand ein Festmahl statt, bei dem alle Magistrate zugegen waren außer den Konsuln, damit diese den Helden des Tages an seinem Ehrentage nicht verdunkelten. Den Schluß bildete die feierliche Heimgeleitung des Feldherrn. In späterer Zeit, wo nur die Kaiser triumphiren konnten als stets oberste Kriegsherren, artete das Triumphwesen immer mehr aus u. ward zu einem hohlen Schaugepränge.

**Triumphbogen** od. Triumphpforte, die zur Anerkennung eines hohen Verdienstes um das Staatswohl od. zur Ehre eines aus dem Kriege siegreich heimkehrenden Feldherrn od. Fürsten errichtete Pforte. Sie soll entweder nur für kurze Zeit dienen u. ist dann aus Holz errichtet, od. als bleibendes Denkmal, wird dann aus Stein erbaut, besteht meistens aus einem mittleren Hauptbogen u. zwei seitlichen kleineren Bogen, mit Reliefs geschmückt, welche die Kriegsthaten des betreffenden Feldherrn od. Fürsten od. seinen Triumphzug selber darstellen, u. bekrönt von einer Reiterstatue des Gefeierten od. von einem Siegeswagen. Schon Scipio Africanus ließ im J. 190 v. Chr. in Rom einen solchen T. erbauen; unter den Kaisern entstanden viele, von denen in Rom außer den Resten des Drusus-Bogens noch die des Titus (einthorig) aus dem J. 70 n. Chr. zur Feier der Zerstörung Jerusalems, des Septimius Severus aus dem J. 203 zur Feier seiner Siege über die Parther, u. der am besten erhaltene des Konstantin zur Feier seines Sieges über den Maxentius (im J. 312) erhalten sind. Andere sind die dem Augustus geweihten in Rimini, Fano, Aosta u. Susa, die dem Trajan geweihten in Ancona u. Benevent (s. Bd. II Nr. 1318); ein anderer in Orange im südl. Frankreich. Das eigentliche Mittelalter errichtete keine T.; erst aus dem Beginn der Renaissance (Mitte des 15. Jahrh.) stammt der Bogen des Königs Alfons I. in Neapel. Aehnlicher Art sind aus der Neuzeit, den röm. Bauten nachgeahmt, der Arco della Pace in Mailand, der Arc de triomphe de l'Etoile u. der Arc du Carrousel in Paris, der Marble Arch in London u. das Siegesthor in München. In der kirchlichen Baukunst heißt T. der hohe Querbogen, der den Chor der Kirche von der Vierung od. dem Langhause trennt, so benannt von dem Triumphe Christi über den Tod.

**Triumviri** (lat., d. i. Dreimänner) war der offizielle Name verschiedener aus drei Personen bestehender Beamtenkollegien im alten Rom, welche zu verschiedenen Zwecken gewählt od. eingesetzt wurden. Die hauptsächlichsten dieser Kollegien waren folgende: triumviri agris dandis (Dreimänner für Ackervertheilungen), welche die zwei Drittheile Landes, die Rom den überwundenen Feinden gewöhnlich abnahm, zu vermessen, zu katastriren u. an röm. Bürger zu vertheilen hatten; tr. coloniae deducendae, die Führer einer Kolonie; tr. capitales, seit 289 v. Chr. (statt der Aedilen u. ihrer Unterbeamten) mit dem Strafvollzug betraut, welchen es oblag, Verbrechen u. Polizeivergehen nachzuspüren, Voruntersuchung zu leiten, ja bei offenkundiger Schuld durften sie auch Sklaven u. Peregrinen (Nichtrömer, Nichtbürger) richten u. körperlich züchtigen. Auch hatten sie die Sicherheitsaufsicht bei Tag u. Nacht, welche Funktion sie wol von den tr. nocturni („nächtlichen“, d. i. Nachts amtirenden Dreimännern) übernommen hatten, da tr. capitales u. nocturni nicht zugleich bestanden. Tr. epulones waren priesterliche Leiter feierlicher Gastmähler zu Ehren gewisser Gottheiten; tr. mensarii (d. i. Dreimänner der Wechslertische) außerordentliche Kommissäre zur Schuldenregulirung der Bürger; tr. monetales waren die Münzmeister u. Wardeine in der Münze beim Tempel der Juno Moneta; tr. valetudinis Beamte für öffentliche Gesundheitspflege 2c. Am bekanntesten ward die Einrichtung der T. durch die nur einmal in der röm. Geschichte vorkommende Einsetzung von tr. reipublicae constituendae (d. h. T. zur Neuordnung des Staates), als welche im J. 43 v. Chr. Antonius, Octavianus u. Lepidus (s. d.) sich zuerst auf 5 u. dann auf weitere 5 Jahre bestellen ließen. Nur in uneigentlichem Sinne kann man die Vereinigung von Cäsar, Pompejus u. Crassus im J. 60 u. wieder 56 v. Chr. (s. „Rom“ u. „Röm. Reich“) als Triumvirat bezeichnen, weil sie keinen offiziellen Charakter hatte.

**Trivanderam,** Hauptstadt des indobritischen Vasallenstaates Travancore (316,55 □M. mit 2,311,379 E.) mit über 30,000 E., liegt fast am Südende der Küste Malabar nahe dem Meere, hat ein gewaltiges Fort u. eine 1837 errichtete, gut versehene Sternwarte, ist aber im Ganzen schlecht gebaut. Der bis 1810 unabhängige Radscha von Travancore u. ein britischer Resident pflegen im Sommer ihren Sitz in T. zu haben. Die Hafenstadt von T., Alapalli, hat lebhaften Handel mit Betel, Pfeffer u. Karamomen.

**trivial** (lat.) hieß in den Klosterschulen des Mittelalters Dasjenige, was zum trivium od. „Dreiweg“ (von tres, drei, u. via, Weg) gehörte. Das Trivium umfaßte den Lehrstoff der Grammatik, Dialektik u. Rhetorik u. bildete zusammen mit dem Quadrivium od. Vierweg (Musik, Arithmetik, Geometrie, Astronomie) die sieben „freien Künste“. Da nun das Trivium den ersten (allerdings höheren) Lehrstoff bildete, so erhielt t. allmählich den Sinn von „elementar“ (z. B. in der Bezeichnung „Trivialschulen“ für Elementarschulen) u. weiter geradezu die Bedeutung von „allbekannt“ od. „abgedroschen“.

**Troas,** s. „Troja“.

**Trocadero,** eine an der Bai von Cadix der genannten Stadt gegenüberliegenden Anhöhe, an deren Fuß die Franzosen im Span. Invasionskriege eine Schlacht gewannen; diesen T. hat die span. Regierung der Rhederfirma A. Lopez & Co. abgetreten, welche neuerdings großartige Schiffbauetablissements u. Docks an dieser Stelle errichten ließ. — Zum Andenken an jenen Sieg wurde in Paris eine auf dem rechten Ufer der Seine, dem Marsfelde gegenüber liegenden Anhöhe T. genannt. Diese war bis 1866 eine wüste, hügelig ansteigende schiefe Ebene mit Kiesgruben u. Bodenlöchern u. wurde erst in genanntem Jahre, kurz vor der Weltausstellung von 1867, in eine Anlage verwandelt, deren Herstellungskosten 20 Mill. Frcs. betragen haben sollen. Bei der Ausstellung von 1878 wurde auf dem Gipfel der Anhöhe das Palais des Fêtes od. Palais du T., eine nach den Plänen der Architekten Davioud u. Bourdais hergestellte halbkreisförmige Anlage im oriental. Stil, aus deren Mittelbau eine von zwei 83 m. hohen Thürmen flankirte Rotunde hervortritt, gebaut.

**Trochäos,** ein Versfuß von einer langen u. einer kurzen Silbe, –◡.

**Trochu** (spr. Troschüh), Louis Jules, franz. General, geb. zu Palais bei Belle-Isle en Mer (Morbihan) 12. Mai 1815; erhielt seit Nov. 1835 in der militärischen Spezialschule zu Paris seine Vorbildung, wurde 1838 Leutnant in der Generalstabsschule, verließ dieselbe im Jan. 1840 mit dem Range eines Oberleutnants im Generalstabe, um seinen praktischen Militärdienst im 6. leichten Infanterieregiment zu beginnen, mit welchem er 1841 nach Algerien eingeschifft ward. Hier war er seit 1842 Adjutant Lamoricière's u. seit 1846 des Marschalls Bugeaud u. rückte 1851 zum Oberstleutnant auf. Im Juni 1852 als beigeordneter Direktor des Personals im Kriegsministerium nach Paris berufen, ward er 1854 bei Ausbruch des Krimkrieges als Oberst der persönliche Adjutant u. Militärsekretär des Marschalls Saint Arnaud u. nach dessen Tode der des Generals Canrobert, blieb zwar auch nach seiner im Nov. 1854 erfolgten Ernennung zum Brigadegeneral in dieser Stellung, übernahm aber, als Pélissier den Oberbefehl erhalten hatte, das Kommando einer Brigade im I. Armeecorps, an deren Spitze er 8. Sept. 1855 beim Sturme auf die Centralbastion Sebastopols schwer verwundet wurde. Seit 1856 Mitglied des Generalstabscomité, nahm er 1859 am Italienischen Feldzuge zuerst als Brigadier, seit 4. Mai als Divisionsgeneral rühmlich Theil. Nach dem Frieden ward er wieder Mitglied des Comité des Großen Generalstabes. In der Aussicht auf einen baldigen Krieg mit Preußen veröffentlichte er 1867 die Broschüre „L'armée française en 1867“ (20 Aufl., Par. 1870), in welcher er insbes. die Niel'sche Armeeorganisation aufs Freimüthigste u. Unbefangenste kritisirte. Die Broschüre erregte

großes Aufsehen, an höchster Stelle aber ein so nachhaltiges Mißfallen, daß T. bei Ausbruch des Krieges gegen Deutschland (1870) weder eine einflußreiche Stellung im Heere, noch ein selbständiges Kommando erhielt. Erst inmitten der Rathlosigkeit, in der sich die Regierung zur Zeit der Schlachten bei Metz befand, ward er zum Gouverneur von Paris u. zum Oberbefehlshaber der mit der Vertheidigung der Hauptstadt betrauten Truppen ernannt. Indessen trat seine Unfähigkeit bald zu Tage, nam. als er am 4. Sept. 1870 Präsident der Regierung der nationalen Vertheidigung geworden war. Ein von ihm 30. Nov. u. 1. Dez. angeordneter allgemeiner Ausfall aus Paris mißlang, u. da er seitdem mit einem neuen Ausfall zögerte, ward ihm Ende Dez. ein aus vier Ministern u. vier Generalen bestehender Vertheidigungsrath zur Seite gegeben; doch erst 19. Jan. 1871 ließ er endlich, gedrängt von der allgemeinen Stimme in der Stadt, wieder einen Ausfall versuchen, u. da dieser gleichfalls zurückgeworfen wurde, gab T. am 22. Jan. das Oberkommando über die Truppen an Vinoy ab u. behielt nur das Regierungspräsidium, um es erst im Febr. in die Hände der zu Bordeaux zusammengetretenen Nationalversammlung, in die er selbst mit gewählt worden war, niederzulegen. Als Abgeordneter hielt er verschiedene Reden, in denen er seine Thätigkeit während der Belagerung von Paris zu vertheidigen u. den Communeaufstand als ein Werk Preußens hinzustellen suchte. Ein von ihm im März 1872 gegen den Redakteur des „Figaro" angestrengter Diffamationsprozeß (im „Figaro" war sein Verhalten seit 4. Sept. 1870 heftig angegriffen worden) hatte einen für T. nicht sehr günstigen Ausgang. Infolge dessen legte T. zu Anfang Juli 1872 sein Mandat als Mitglied der Nationalversammlung nieder, nahm seinen Abschied u. zog sich nach Belle Isle en Mer zurück.

**Troglodyten**, s. v. w. Höhlenbewohner.

**Troika**, ein russischer, mit drei Pferden bespannter Wagen.

**Troiza** (Troïzkoi-Sergiew, Ssergijewsk, Ssergijewskij-Possad), Marktflecken mit 24,527 E. (1867) im Kreise Bogorodsk des russ. Gouvernements Moskau, liegt nordöstlich von Moskau an der Straße nach Jaroßlaw, hat das größte u. prächtigste russ. Mönchskloster, gegründet im 14. Jahrh., einen kaiserlichen Palast, viele Kirchen, ein großes Hospiz für Wallfahrer, deren Zahl jährlich über 100,000 beträgt, ein Seminar für Theologie u. Sprachen mit dem Range einer Akademie. Der Schatz des Klosters, das in einem Silbersarge die Gebeine des Stifters, des heil. Sergius, verwahrt, wird über 600 Mill. Rubel geschätzt. Die Stadt hat großen Verkehr, eine zur Pfingstzeit stark besuchte Messe u. viel Fabrikthätigkeit. In den alten Zarenpalast flüchtete Peter d. Gr. vor den Strelitzen.

Nr. 5274. Kloster Troiza bei Moskau.

**Troja**, mythische Stadt, von der Sage mit dem in der Landschaft Troas, einem Theile von Mysien in Kleinasien gelegenen Ilion (lat. Ilium) identifizirt. T. lag in der Ebene zwischen den Flüssen Skamander u. Simoïs am Fuße einer Anhöhe des Ida u. umschloß die feste Burg Pergamum u. mehrere Tempel. Es wurde von thrakischen Einwanderern, die sich mit der phrygischen Urbevölkerung des Landes mischten, bewohnt. Im Trojanischen Kriege (s. d.) soll die Stadt 1184 v. Chr. zerstört worden sein, wurde aber im 6. Jahrh. v. Chr. von griech. Ansiedlern wieder hergestellt. Alexander d. Gr., der den Bewohnern Vergrößerung ihrer Stadt u. ihrer Macht versprochen hatte, kam nicht zur Erfüllung dieses Versprechens, erst Ende des 4. Jahrh. that dies Lysimachos, dessen kräftiges Wirken jedenfalls auch den Tempel des Apollon hervorrief, von welchem Schliemann (s. d.) eine Metope, den Sonnengott mit dem Viergespann in Hochrelief darstellend, entdeckt hat. 85 v. Chr. ward die Stadt durch C. Flavius Fimbria erobert, erholte sich aber wieder u. bestand noch in später Kaiserzeit. Cäsar hatte sie erweitert u. für steuerfrei erklärt. Daß Neu-Ilion an der Stelle des alten T. stehe, behauptete Eckenbrecher („Rheinisches Museum", neue Folge, Bd. 2); dies sowol als auch, daß Alt Ilion nahe bei Bunarbaschi gelegen habe, bestritt Ulrichs („Rheinisches Museum", 3. Jahrg.); vgl. übrigens „Hissarlik".

**Trojanischer Krieg.** Die Kolonisirung der kleinasiatischen Küsten durch verschiedene griech. Stämme (nicht nur durch Dorier) konnte, wie leicht begreiflich, nicht ohne mannichfache Reibungen zwischen den Eingeborenen jener Länderstriche u. den neuen Ankömmlingen abgehen; man wird vielmehr bei dieser Jahrzehnte lang währenden, immer weiter um sich greifenden Besiedelung des Landes durch die Griechen viele feindliche Konflikte annehmen müssen. Diese nun liegen den griech. Ueberlieferungen vom Trojanischen Kriege zu Grunde, sie werden in diesen einen Krieg zusammengefaßt, der den Alten als historisches Faktum galt u. chronologisch auf die J. 1194–84 v. Chr. bestimmt wurde. Dieses Stoffes bemächtigte sich bald die Dichtung der Griechen; ihren künstlerisch vollendetsten Abschluß erlangte diese Dichtung in der unter Homer's Namen gehenden „Ilias", welches Epos jedoch nicht alle Vorgänge des sagenhaften Krieges umfaßt. Spätere, die sog. kyklischen Dichter (s. d.), trugen die Ereignisse nach, welche vor u. nach dem in der Ilias Erzählten fallen. Folgendes ist in kurzen Umrissen der Gang der berichteten Ereignisse. Paris, der Sohn des Priamos, des Königs von Troja, u. der Hekabe (Hekuba), war von den Göttinnen Athene, Hera u. Aphrodite zum Schiedsrichter darüber gewählt worden, welche von ihnen die Schönste wäre, u. hatte sich zu Gunsten der Aphrodite ausgesprochen. Diese versprach ihm zum Lohne, er solle das schönste Weib der Welt zur Gattin bekommen; die beiden anderen Göttinnen aber waren seitdem Feindinnen der Trojaner. Bei Menelaos, dem Könige von Sparta, raubte Paris mit Hülfe der Aphrodite dessen Gemahlin Helena, die Tochter des Tyndareus, u. führte sie mit sich nach Troja. Ueber diesen frevelhaften Bruch des Gastrechtes erzürnt, forderten Menelaos u. dessen Bruder Agamemnon die Fürsten u. berühmtesten Helden der Griechen zu einem Rachezuge gegen König Priamos auf, welcher die Herausgabe der Helena verweigert hatte. Die Helden, einst Rivalen des Menelaos bei der Bewerbung um Helena, hatten dem Tyndareus (s. d.) versprechen müssen, den glücklichen Nebenbuhler allezeit zu schützen, u. kamen nun diesem Versprechen nach. Im Hafen zu Aulis versammelten sich die Theilnehmer des Zuges u. brachten daselbst eine Flotte von 1186 Schiffen u. 100,000 Mann Kriegsvolk zusammen. Unter ihnen befanden sich die gefeiertsten Helden der griech. Sagenzeit, der weise Nestor, der schlaue Odysseus, die beiden Aias, Idomeneus, Teukros, Patroklos, Achilleus u. viele Andere. Lange Zeit verhinderte eine andauernde Windstille die griech. Flotte am Auslaufen; endlich verkündigte der Seher Kalchas, daß Iphigeneia, die Tochter des Agamemnon, der zürnenden Artemis geopfert werden müsse, wozu Agamemnon schließlich seine Einwilligung gab. Bei der heiligen Handlung jedoch wurde Iphigeneia von Artemis entrückt u. nach Taurien gebracht u. eine Hirschkuh an ihrer Statt geopfert. Nun fuhr die Flotte ab u. gelangte, nachdem unterwegs Philoktetes, der, von einer Schlange gebissen, an einer ekeln Krankheit daniederlag, auf Lemnos ausgesetzt worden war, an der kleinasiatischen Küste an, u. man schritt sofort zur Belagerung der Stadt Troja. Zehn Jahre lang lagen die Griechen vor der Stadt, ohne die Widerstandskraft der von zahlreichen Bundesgenossen unterstützten Trojaner brechen zu können, da sie, um den nöthigen Lebensunterhalt zu haben, genöthigt waren, selbst Ackerbau zu treiben; auch konnten sie ihre ganze Streitmacht nicht entfalten u. verwenden. Im zehnten Jahre, dessen Ereignisse die Ilias berichtet, sandte Apollon, da die Griechen die Tochter seines Priesters Chryses von Chryse geraubt hatten u. sie dem Vater trotz seiner Bitten nicht zurückgaben, eine Pest in das griech. Heerlager; deshalb berief Achilleus eine Volksversammlung, welche zu dem Schlusse kam, daß die Chryseïs ohne Lösegeld ihrem Vater wieder zugesandt werden sollte. Agamemnon, der dieselbe in Besitz hatte, gab

sie zwar nothgedrungen heraus, zürnte aber nun dem Achilleus als Urheber jenes Beschlusses u. ließ seinerseits diesem die Briseïs, des Brises v. Lyrnessos Tochter, wegnehmen. Daraus entstand die verhängnißvolle Feindschaft zwischen den beiden Helden. Achilleus zog sich sammt seinen Myrmidonen von jeglicher kriegerischen Thätigkeit zurück, ja er wandte sich sogar mit Bitten an die Götter, die Griechen mit Unheil zu verfolgen, bis ihm Genugthuung geschehen sei. Seitdem wurden die Trojaner wieder kühner, an ihrer Spitze Hektor, der tapfere Sohn des Priamos, Sarpedon, Glaukos u. A., auch wurde ihnen das Glück wieder günstiger. Endlich kamen die beiden kriegführenden Parteien darin überein, dem Kriege ein Ende zu machen durch einen Zweikampf zwischen Paris u. Menelaos, dessen Preis Helena sein sollte. Menelaos siegte, doch Aphrodite nahm sich ihres Schützlings Paris an u. entrückte ihn vom Kampfplatze; als aber nun Agamemnon auf Grund des Sieges des Menelaos die Auslieferung Helena's verlangte, wurden durch einen treulosen, vertragsbrüchigen Pfeilschuß des Pandaros die Feindseligkeiten wieder eröffnet, u. bald begann der Kampf von Neuem. Anfänglich glücklich, kamen die Griechen bald in die höchste Bedrängniß, selbst ihr Lager wurde ernstlich gefährdet. Ihre Schiffe sollten eben von den Trojanern in Brand gesteckt werden, als Patroklos, des Achilleus Busenfreund, sich von diesem seine Rüstung erbat, um die Feinde zu täuschen, sich auf das Tapferste an dem Kampfe betheiligte u. die Trojaner zurückschlagen half, aber in dem erbitterten Kampfe selbst durch Hektor den Tod fand. Den Freund zu rächen, begab sich auch Achilleus wieder in den Feldkampf.

Nr. 5275. Zum Artikel „Troja". Metope vom Tempel des Apollon. (Aus den Schliemann'schen Ausgrabungen.)

Er erlegte den Hektor, schleifte ihn im Triumph um die Mauern Troja's, u. nur den inständigen Bitten des greisen Priamos gelang es, den Achilleus zu bestimmen, den Leichnam herauszugeben, statt, wie er es beabsichtigt hatte, ihn unbestattet auf freiem Felde liegen zu lassen. Bald aber folgte Achilleus selbst dem Hektor in den Tod nach: er starb von der Hand des Paris, dem Apollon selbst dabei hülfreiche Hand bot (so weit die „Ilias"). Noch aber war Troja nicht erobert, noch Helena nicht wiedergewonnen. Odysseus mußte zuvor mit Diomedes zusammen nächtlicher Weile das Palladion aus der Stadt entwenden u. allein den Sohn des Achilleus, den jungen Neoptolemos, mit den Pfeilen des Philoktetes, welche dieser von Herakles erhalten hatte, herbeischaffen. Odysseus' List war es auch, welche die endliche Eroberung der Stadt möglich machte. Auf sein Geheiß u. nach seinen Angaben schuf der Baumeister Epeios ein großes hölzernes Pferd, welches innen hohl war, u. in dessen Bauch sich die besten Krieger der Belagerer verbergen mußten; dieses Werk ließ man nun im Lager zurück, bestieg die Schiffe, lichtete die Anker u. trat zum Schein die Heimreise an, legte sich aber bei einer der benachbarten Inseln in Hinterhalt. Als die Trojaner frohlockend über die Entsetzung ihrer Stadt u. über das Ende des Krieges in das griech. Lager kamen, fanden sie bei dem Roß nur den einzigen Sinon, welcher vorgab, zurückgeblieben zu sein, weil Odysseus ihn dem Opfertode habe weihen wollen. Das Roß anlangend, berichtete Sinon, man habe mit demselben den Zorn der Gottheit über den Raub des Palladions besänftigen wollen; daher möchten sich die Trojaner hüten, es zu verletzen, sie sollten es vielmehr in ihre Stadt schaffen, wo es derselben Glück, Sieg u. Heil gewähren würde. Der Priester Laokoon, welcher vor dem „Danaergeschenke" warnte, wurde sammt seinen zwei Söhnen von ein Paar Schlangen getödtet, welche eine den Griechen günstig gesinnte Gottheit schickte, u. seine Mahnung verhallte ungehört. Die Trojaner rissen einen Theil der Mauern ein, brachten das hölzerne Roß in ihre Stadt u. überließen sich der ungebundensten Freude über die glückliche Wendung der Dinge. Nachts jedoch stiegen die in dem Bauche des hölzernen Ungethüms verborgenen griech. Helden heraus, öffneten ihren inzwischen wieder zurückgekehrten Waffenbrüdern alle Thore, setzten gemeinschaftlich die Stadt an verschiedenen Enden in Brand u. richteten ein großes Blutbad unter den nichts ahnenden Trojanern an, dem nur Wenige entkamen; unter ihnen befand sich Aeneas, der spätere Stammvater der Römer, u. sein Vater Anchises. In der „Odyssee", dem zweiten unter Homer's Namen gehenden großen Heldengedicht, in den Dichtungen der Kykliker u. anderer späterer Dichter werden die Schicksale der berühmtesten griech. Helden berichtet, von denen nicht alle glücklich heimkamen.

**Trokar,** Troicar (vom franz. trois quarts), ein chirurgisches Instrument zur Abführung der im menschlichen od. thierischen Körper angesammelten Gase od. Flüssigkeiten. Es besteht aus einer stählernen Nadel mit dreischneidiger Spitze in einer enganschließenden metallenen u. durchlöcherten Röhre, die man zu obigem Zwecke bis an das Heft durch die äußere Bedeckung des Körpers stößt, dann die Nadel aus der Röhre zieht, aus welcher nun Gase u. Flüssigkeiten ausströmen.

**Trollhättafälle** nennt man die Fälle der Götaelf (d. i. des Abflusses des Wenernsees zum Kattegat), die sie bei dem Marktflecken Trollhättan im schwed. Län Elfsborg macht. Sie erstrecken sich auf eine Flußlänge von 1500 m. mit einer Gesammtfallhöhe von 33 m. Der oberste ist der 7,8 m. hohe Gullöfall, in dem der gespaltene Fluß zu beiden Seiten der unzugänglichen, bewaldeten Insel Gullö hinabstürzt. Darauf folgt der gewaltigste aller, der Toppöfall: hier stürzt der 10,4 m. breite Fluß 14 m. tief zu beiden Seiten der Insel Toppo hinab. Dem folgenden Stampströmsfall ist zur Seite die Polhemsschleuße 19,5 m. tief in den Felsen gesprengt, durch welche der Wasserfall hinabstürzt u. sich unter einem natürlichen Gewölbe verliert. Nach einer kurzen Strecke ruhigen Laufes, dem Hojumsvarp, bildet der Fluß die drei nicht sehr hohen Helvetesfallen (Höllenfälle) u. dann als letzten den Flottbergsström. — Die Umgehung dieser Fälle durch Schleußen wurde schon zu Gustav Wasa's Zeiten geplant, u. die ersten Schleußen wurden 1752 von Thunberg angelegt; die Ausführung des ganzen Unternehmens geschah aber erst 1792—1800 durch eine Privatgesellschaft. Dieser sog. Trollhättakanal, am linken Flußufer in die Felsen gesprengt, führt zuerst das Schiff aus dem ruhigen Gewässer in den runden Åkerssee, trägt es dann durch drei etwas von einander entfernt liegende Schleußen hinab zur steilen Treppe, die gleich einer Ritze in den harten Granit gesprengt ist u. aus fünf unmittelbar hinter einander liegenden Schleußen besteht. Von hier gelangt das Schiff in das Bassin von Åkerwaß, wo der Kanal in den hier ruhigen Fluß mündet. Jede Schleuße ist 6,2 m. breit u. 1,95 m. tief. — Da ihre Größenverhältnisse für den neuen Verkehr nicht ausreichten, so hat man parallel dieser Linie u. westlich von ihr 1836—44 elf neue Schleußen von den Dimensionen derer im Götakanale durch den Obersten Ericson anlegen lassen, durch welche auch große Schiffe ihren Weg nehmen können.

**Tröltsch,** Anton Friedrich, Frhr. v., berühmter Ohrenarzt, geb. zu Schwabach bei Nürnberg 3. April 1829; studirte seit 1847 zuerst die Rechte in Erlangen, 1848—49 aber die Naturwissenschaften in München u. 1849—53 Medizin in Würzburg (mit Unterbrechung von 8 Monaten, die er in Wien studirte), besuchte dann noch die Poliklinik in München u. widmete sich seit 1854 bes. dem Studium der Augen- u. Ohrenkrankheiten, zu welchem Behufe er längere Zeit bei Gräfe in Berlin, bei Arlt in Prag, bei Wilde in Dublin u. bei Toynbee in London weilte u. 1856 nach Würzburg zurückkehrte. Hier begann er 1857 als Augen- u. Ohrenarzt auch zu praktiziren, doch gab er 1860 die ophthalmische Praxis auf, habilitirte sich als Privatdozent für Ohrenheilkunde u. wurde 1864 außerord. Professor. T. hat sich um sein Spezialfach die dankenswerthesten Verdienste erworben. Außer seinem Hauptwerke, dem „Lehrbuch der Ohrenheilkunde mit Einschluß der Anatomie des Ohres" (Würzb. 1862; 5. Aufl. 1872), ist noch seine „Anatomie des Ohres" (ebd. 1861) hervorzuheben. Auch giebt er seit 1864 das „Archiv für Ohrenheilkunde" heraus. Die heute überall eingeführte Methode zur Untersuchung des Ohres mittels Kontavspiegels ist von ihm aufgebracht worden.

**Trombe,** franz. Name für Wasserhose.

**Tromlitz,** A. v., Pseudonym für Witzleben, K. A. F. (s. d.).

**Trommel** (ital. tamburo, franz. tambour), das bekannte, uralte, bes. beim Militär gebräuchliche Schlaginstrument, das aus einem hohlen

Cylinder von Holz od. Messingblech besteht, der bei der Militärtrommel neuerdings meist ganz flach ist, u. an den beiden offenen Enden mit Fellen aus Pergament von Eselshaut od. aus weißgarem Kalbleder überzogen ist. Ueber jedes Fell ist ein hölzerner Reifen auf den Cylinder geschoben, wodurch dasselbe festgehalten wird u. mehr od. weniger gespannt u. dadurch gewissermaßen höher od. tiefer gestimmt werden kann. Es sind nämlich die beiden Reifen mit Löchern versehen, durch welche im Zickzack eine dünne Schnur, Trommelleine, gezogen ist; das Ende dieser Schnur wird an dem sog. Stellschlüssel, einer Schraube in einem Bügel, welcher oben an der T. angebracht ist, angebunden, u. kann durch Umdrehen dieser Schraube die Schnur bald straffer, bald lockerer angezogen werden, wodurch die Spannreifen entweder einander genähert werden u. das Fell anspannen, den Ton heller machen, od. von einander zurückgehen. Dasselbe bewirkt man auch durch Schleifen von festen Lederstreifen, welche um je zwei Stücke der Spannschnur, die zusammen einen Winkel bilden, gelegt sind. Gewöhnlich sind die T.n noch mit einer über das untere Fell laufenden Darmsaite versehen, welche durch eine am Cylinder befindliche Schraube fest angezogen ist u. das Schmettern u. Rasseln des Klanges hervorbringt (Sangsaite). Das Schlagen od. Rühren der T. geschieht mit zwei Klöppeln (Trommelstöcken), Stäben von hartem Holz, je nach der Größe der T. 25—40 cm. lang u. vorn mit einem ovalrunden Knopfe versehen. Da der Ton der T. von keiner bestimmten Höhe ist, sondern nur heller od. dumpfer von Klang, so kann bei ihm nur von einer rhythmischen u. dynamischen Verschiedenheit die Rede sein, hervorgerufen durch Schnelligkeit od. Langsamkeit des Schlages, Stärke od. Schwäche desselben, einfaches, doppeltes, wirbelndes Schlagen 2c. — Die sog. große od. türkische T. (ital. gran cassa, franz. grosse caisse [spr. gross' käss']) ist ebenso eingerichtet, nur drei- bis viermal größer u. der Cylinder immer von Holz. Auch fehlt bei dem untern Fell die Sangsaite; geschlagen wird die große T. mit einem Klöppel, dessen großer Knopf mit weichem Leder überzogen ist. Sie dient nur zur Verstärkung u. Heraushebung der rhythmischen Grundmomente, u. von eigentlichen Schlagmanieren, wie bei der kleinen T., ist bei ihr nicht die Rede. Beide, die große u. die kleine T., gehörten früher ausschließlich der Militärmusik (Janitscharenmusik) an, haben sich aber nach u. nach auch in unsere Theaterorchester eingedrängt. Die in den Orchestern gebrauchte kleine T. wird auch zum Unterschied von der großen — Wirbel- od. Rolltrommel (ital. Tamburo rullante) genannt u. ist öfters aus Holz verfertigt. Notirt wird für die T.n gewöhnlich im Baßschlüssel mit dem Tone c der kleinen Oktave, für die kleine T. speziell auch im Violinschlüssel mit dem Tone c der zweigestrichenen Oktave.

**Trommelfell** od. Paukenfell, eine zwischen dem Gehörgang u. dem inneren Ohre ausgespannte elastische Haut, an welche sich nach innen die Kette der Gehörknöchelchen heftet, auf welche sie die durch andringende Schallwellen in ihr erregten Schwingungen überträgt. Wo sich der Bau des Ohres vereinfacht, wie bei Reptilien u. Amphibien, liegt das T. frei zu Tage. Den Schlangen u. mehreren Echsen fehlt es ganz, ebenso den Molchen u. Fischen. — Bei den niederen Thieren bezeichnet man als T. eine bei gewissen Orthopteren (s. d.) theils an den Seiten des ersten Hinterleibsringes, theils an den Schienen der Vorderbeine angebrachte schwingende Membran.

**Trommelsucht** ist eine auf Darmlähmung u. übermäßiger Gasanhäufung (Meteorismus, Tympanitis) beruhende, mit Aufblähung des Unterleibes einhergehende Krankheit. Sie kommt bei sitzender Lebensweise, deprimirenden Gemüthsaffekten, bei Krankheit des Gehirns u. Rückenmarks, nach Mißbrauch narkotischer Mittel, bei Unterleibsentzündung, Typhus 2c. vor. Die mangelnde Darmbewegung u. die Ansammlung von Luft in den Gedärmen verursachen Erbrechen, Aufstoßen u. allgemeine nervöse Verstimmung. Zur Behandlung gehören gleichmäßige aktive u. passive Bewegung, Massiren des Unterleibes, warme Umschläge, Einreiben flüchtiger Reizmittel, Elektrizität u. Fortschaffen der angesammelten Gase u. Fäcalmassen durch Klystiere, reichliches warmes Getränk u. mild eröffnende Mittel (Rhabarber, Aloë in kleinen Gaben 2c.), sowie Darreichen blähungstreibender Arzneien (Carminativa). Man hat gegen T. nicht blos bei Thieren, sondern auch bei Menschen die Punktion des Darmes mittels des Trokars (s. d.) mit Erfolg ausgeführt.

**Trommsdorf,** Johann Bartholomäus, verdienter Chemiker u. Pharmazeut sowie Fachschriftsteller, Sohn des 6. Mai 1792 verstorbenen Professors der Arzneikunde und Apothekers Wilhelm Bernhard T. in Erfurt, geb. das. 8. Mai 1770; übernahm, nachdem er in Weimar gelernt u. dann an verschiedenen Orten konditionirt hatte, 1791 die Apotheke seines Vaters, wurde 1795 an der Erfurter Universität Professor der Chemie u. Physik u. errichtete in demselben Jahre eine pharmazeutisch-chemische Lehranstalt. Seit 1809 Medizinalrath, erhielt er 1811 den schwarzb. u. 1831 den preuß. Hofrathstitel, ward 1823 Direktor der Akademie gemeinnütziger Wissenschaften in Erfurt u. starb daselbst 8. März 1837. Durch das von ihm herausgegebene „Journal der Pharmazie" (53 Bde., Lpz. 1793 bis 1834), worin er nam. auch seine eigenen Entdeckungen publizirte, hat er die Pharmazie wesentlich vervollkommnen helfen. Außerdem sind in dieser Beziehung von seinen Schriften zu nennen: „Systematisches Handbuch der Pharmazie" (Erf. 1792; 4. Aufl. 1831); „Handbuch der pharmazeutischen Waarenkunde" (2 Thle., ebd. 1799; 3. Aufl., Gotha 1822); „Die Apothekerschule" (ebd. 1803; 2. Aufl. 1810) u. „Pharmazeutisch chemisches Wörterbuch" (4 Bde., ebd. 1805—12; Supplement dazu, 2 Bde., Gotha 1821 f.). Auf dem Gebiete der Chemie verdienen seine „Chemische Rezeptirkunst" (ebd. 1797; 5. Aufl., ebd. 1845) u. sein „Systematisches Handbuch der Chemie" (8 Bde., ebd. 1800—1807; 2. Aufl. 1805—20) rühmend erwähnt zu werden. — Vgl. „Joh. Barthol. T., eine biographisch-literarische Skizze" (Kopenh. 1834).

Nr. 5276. Die Trollhättafälle. (Nach einer Photographie von Axel Lindahl.)

**Tromp** ist der Name von zwei holländ. Admiralen. Martin Harpertszoon T., geb. 1579 zu Briel von armen Eltern, seit den Kinderjahren auf der holländ. Flotte, stieg im Seekriege gegen Spanien bis zum Admiral auf u. errang 1639 im Kanal einen glänzenden Sieg, in dem er 40 Schiffe versenkte, verbrannte od. wegnahm u. 4000 Gefangene machte. 1641 blockirte er trotz der Aequinoktialstürme das damals zu den span. Niederlanden gehörige Dünkirchen, so daß Condé es von der Landseite her erobern konnte. Anfangs war T. auch in dem Kriege mit England glücklich, den Holland wegen der von Cromwell gegebenen Navigationsakte begann. Mit Ruyter (s. d.) u. de Witt fuhr er 1652 in die Themse hinein, verwüstete den Strand zu beiden Seiten, siegte in mehreren Schlachten u. beschoß Dover, verlor aber 2. Juni 1653 schon 20 Schiffe bei Newport u. fand in der dreitägigen Schlacht bei Scheveningen, durch welche England nach mühevollem Ringen den Sieg gewann, 10. Aug. 1653 den Tod. Im letzten verzweifelten Kampfe ward er von einer Flintenkugel ins Herz getroffen. Seine Leiche ruht in Delft. — Cornelis T., des Vorigen zweiter Sohn, geb. 1629, diente schon von frühester Jugend an auf der Flotte u. wurde 1650 Contreadmiral. Obwol eifriger Anhänger der oranischen Partei, kämpfte er im Juni 1665 unter dem

Oberbefehl des republikanisch gesinnten Admirals Opdam-Wassenaar auf der Höhe von Harich u. rettete, als dieser mit seinem Admiralschiff durch die Engländer in die Luft gesprengt war, die Flotte mit großem Geschick in den nächsten holländ. Hafen. 1666 half er mit zu dem großen Siege, den Ruyter 11.—15. Juni bei den Dünen erfocht; als er jedoch 4. Aug. bei einem zweiten Zusammentreffen durch voreilige Verfolgung von der übrigen Flotte abgeschnitten wurde u. nun die Engländer bis zur holländ. Küste vordrangen, wo sie 150 Handelsschiffe verbrannten, klagte ihn Ruyter öffentlich an u. bewirkte seine Absetzung durch die herrschende Aristokratenpartei. Erst der Ausbruch des Krieges mit Frankreich u. England 1672 u. der Sieg der oranischen Partei nach der Ermordung der Brüder de Witt (s. d.) führte T.'s Aussöhnung mit Ruyter u. seine Wiederanstellung herbei. Durch drei, wenn auch unentschiedene Seeschlachten, 7. Juni, 14. Juni u. 21. Aug. 1673, verhinderte er die franz.-engl. Flotte, in Holland zu landen. Der Friede mit England führte T. 1674 nach London, wo ihn Karl II. ehrenvoll empfing u. zum Baronet ernannte. 1675 sandten ihn die Generalstaaten nach Dänemark, um diesem gegen Schweden beizustehen, das mit Ludwig XIV. verbündet war. Dort half er bei der Eroberung von Gothland, siegte 1. Juni 1676 an der Küste von Blekingen u. führte im Sept. 1678 den Kurfürsten Friedrich Wilhelm nach der Insel Rügen. Als der (1689 ausgebrochene) oranische Krieg zu neuen Thaten rief, wurde er 1691 zum Oberbefehlshaber der gesammten Flotte Hollands ernannt, starb aber zu Amsterdam 29. Mai desselben Jahres. Seine Leiche ruht bei der seines Vaters in Delft.

**Trompete** (ital. tromba, früher auch clarino, franz. trompette [spr. tronpett']), das bekannte hell, stark u. glänzend klingende, in der Militärmusik wie in den Konzert- u. Theaterorchestern sehr gebräuchliche Blechblasinstrument. Die T. gehört zu den ältesten Instrumenten. Die Völker der frühesten Zeit bedienten sich ihrer im Kriege, zum Zusammenrufen des Heeres u. Volkes bei öffentlichen Versammlungen u. Opfern.

Nr. 5277. Römischer Tubabläser.

Nr. 5278. Römischer Buccinator.

Damals war das Instrument nicht so gewunden wie jetzt, sondern gerade gestreckt, od. es hatte die Gestalt eines Ochsenhornes, od. eine ähnliche Form wie etwa unser Waldhorn; denn alle die alten Instrumente, welche als tuba, lituus, buccina bei den Römern, als σάλπιγξ bei den Griechen in Gebrauch waren, kommen in der Theorie mit der T. überein. Seine jetzige Gestalt soll das Instrument unter Ludwig XII. von Frankreich erhalten haben. Verfertigt wird es in der Regel aus inwendig verzinntem Messingblech, hin u. wieder jedoch auch aus Silber, u. es besteht aus einer Röhre ohne Tonlöcher, deren Weite bis auf etwa $^2/_3$ m. vor der Mündung gleichmäßig ist u. 1,2 cm. beträgt, von da an aber allmählich wächst u. in einen ziemlich weit ausladenden Schallbecher ausläuft. Diese Röhre hat eine Länge, die der einer achtfüßigen Orgelprinzipalpfeife entspricht, sie ist in der Mitte zweimal zusammengebogen u. sind die Biegungen, damit sie nicht aus der richtigen Lage weichen können, aneinander gelöthet. Angeblasen wird die T. mittels eines kesselförmig ausgetieften Mundstückes, u. es sind ihr folgende natürliche Töne eigen: C, c, g, $\bar{c}$, e, $\bar{g}$, b, $\bar{c}$, d, $\bar{e}$, g, b, $\bar{h}$, c. Im Orchester benutzt man aus der obigen Reihe nur die Töne vom kleinen g bis zweigestrichenen g. Vermittels des Lippendrucks u. Stopfens können wol auch die vom eingestrichenen c ab bis zweigestrichenen g in der angegebenen Reihe fehlenden Töne angegeben werden, doch fallen sie, wie beim Horn, im Klange gegen die Naturtöne ab. Die drei höchsten Töne der obigen Tonreihe kommen nur selten gut heraus u. sind deshalb auch selbst dem Solobläser nur ausnahmsweise zuzumuthen. Wie für das Horn, giebt es auch für die T. verschiedene Stimmungen, d. h. die T. wird, um in den verschiedenen Tonarten gebraucht werden zu können, in verschiedenen Größen gebaut, die den betreffenden Grundtönen entsprechen; man hat demnach neben der Normaltrompete in C Stimmungen in tief B, D, Es, E, F, G, A u. hoch B. Außerdem giebt es wol auch noch T.n in As, Ges od. Fis, Des od. Cis, H u. tief a, die entweder durch einen an der Röhre zu deren Verlängerung angebrachten Auszug, od. durch Einsetzung von besonderen Bogen an die B-, C-, D-, G- u. A-T.n hergestellt werden, jedoch keinen guten Klang haben. — Notirt wird für alle Trompetenarten in Cdur (im Violinschlüssel); die besondere Stimmung giebt man aber jedesmal an, z. B. T. in C, T. in Es ꝛc. Um der T. ihr lückenhaftes u. unvollkommenes Tonwesen zu nehmen, d. h. um ihr im Bereiche ihres Umfanges eine vollständige diatonisch-chromatische Tonleiter möglich u. leicht zu machen, sind verschiedene Versuche gemacht worden: Meyer in Hamburg (Thürmer an der St. Petrikirche daselbst) erfand zu diesem Behuf ein besonderes Mundstück; Michael Wögel (od. Wöggel) in Karlsruhe um 1780 die sog. Inventionstrompete, indem er das System der Inventionshörner auf die Trompete übertrug, welches System darin bestand, daß innerhalb der Röhrenwindungen des Instruments zwei kurze Zapfen waren, in welche zwei Röhren paßten, die in Krümmungen fortliefen u. nach Gefallen mehr od. weniger herausgezogen werden konnten, wodurch die Tonhöhe augenblicklich verändert wurde. 1801 erfand der Hoftrompeter Weidinger in Wien die Klappentrompete, u. der Goldarbeiter Neßmann in Hamburg verfertigte eine T. mit unter dem Gewinde verborgenen Klappen. Alle diese u. noch manche andere Versuche leisteten indeß nicht das, was die Ventile behufs der Vervollständigung der Tonreihen leisten. Die Ventiltrompete ist in den Stimmungen D, Es, E u. F im Gebrauch; außerdem hat man noch die Alttrompete (eine B-T. mit Ventilen), die Tenortrompete (wie die Alttrompete notirt, aber eine Oktave tiefer klingend) u. die Baßtrompete (notirt wie die Es-T., aber zwei Oktaven tiefer klingend). Wenngleich die mittels der Ventile erzeugten Töne nicht ganz den hellen Klang haben, der den natürlichen Tönen der gewöhnlichen T. eigen ist, so klingen sie doch bei weitem schöner als die gestopften. Uebrigens wird eine Ventiltrompete wieder zur gewöhnlichen T. (Naturtrompete), sobald man die Ventile geschlossen läßt. — In der Orgel ist T. ein zu 16', 8' od. 4' disponirtes u. im Manual wie im Pedal vorhandenes Rohrwerk mit trichterförmigem Ansatzrohr, das den Ton des Blasinstrumentes nachahmen soll.

**Trompetenbaum**, s. „Bignonia". **Trompetenvogel**, s. „Agami".

**Tromsö**, das nördlichste Stift Norwegens, 2007,79 □M. mit 181,782 E. (1875), streckt sich etwas nördl. vom 65. Breitengrade bis zum Nordkap, 71° 10', u. von da wieder 50 M. östl. bis zur Insel Vardö u. ist im Allgemeinen ein schmales, wildes Felsenland mit zahlreichen Inseln, Klippen, Fjorden, phantastischen Felsspitzen, Schneefeldern u. Gletschern, indem nur an günstigen Stellen Wälder, meist Erlen- u. Birkenbestände, sich finden u. Gerste- u. Kartoffelbau lohnt; nur ausnahmsweise ist üppigere Vegetation zu finden. Fisch- u. Vogelfang sind nebst Schiffahrt, Ackerbau u. Viehzucht die Hauptbeschäftigungen. Zu den Bewohnern gehören 7–8000 Kwänen (Kajanen od. Finnländer), die finnisch sprechen u. von Ackerbau, Viehzucht, Jagd, Fischerei u. Holzbetrieb leben, u. etwa 16,000 Lappen. Das Stift zerfällt in die Aemter Nordland (689,58 □M. mit 103,788 E. 1875), Tromsö (457,17 □M. mit 53,923 E.) u. Finnmarken (861,04 □M. mit 24,071 E.). Das Amt T. ist der mittlere Theil des Stifts. Zu ihm gehören viele große Inseln. Die Stadt **T.** mit 5357 E. (1875), auf der gegen 1 M. langen Insel gleichen Namens, ist Sitz des Bischofs u. Stiftamtmannes, hat zwei Kirchen, ein Seminar, Fabrikthätigkeit u. regen Handel, bes. mit Hamburg. 1873 liefen in seinen Hafen 152 Schiffe, einschließlich 47 Dampfer, ein; 31 Schiffe gingen von hier in das Eismeer auf den Thranthierfang. Ausgeführt wurden 8260 Tonnen Thran, 13,193 Tonnen Sloheringe, 2312 Tonnen Fettheringe u. für 107,000 Speciesthaler Nickelerz. Der Gesammtwerth der Ausfuhr betrug gegen $^3/_4$ Mill. Thlr.

**Tronto** (Truentus im Alterthum), ein ins Adriatische Meer mündender Küstenfluß, entspringt in den Abruzzen in der ital. Provinz Aquila, tritt als ein viel gewundenes, wildes, wasserreiches Berggewässer in die Provinz Ascoli Piceno ein, nimmt bei Ascoli den Castellano auf u. bildet vor seiner Mündung noch einige Meilen die Grenze zwischen den Provinzen Ascoli Piceno u. Teramo.

**Trope**, die, od. der **Tropus** (vom griech. τρόπος, τροπή, Wendung) heißt in der Rhetorik ein solcher Ausdruck, welcher einen übersinnlichen,

geistigen Begriff in einem sinnlichen Bilde darstellt. Danach ist T. s. v. a. bildlicher od. figürlicher Ausdruck, **tropisch** s. v. a. in bildlichem od. übertragenem Sinne gemeint. Uebrigens liegt die T. stets in einem einzelnen Wort u. unterscheidet sich dadurch von der rhethorischen Figur, welche erst in der Verbindung mehrerer Wörter zu Tage tritt.

**Tropen** (vom griech. τρέπειν, d. h. wenden) bezeichnen ursprünglich die Wendekreise, aber auch die Erdgürtel zwischen denselben, also die heiße Zone. Die Nord- sowie die Südgrenze letzterer liegt 23½ Grad, genauer 23 Grad 27 Minuten 54,8 Sekunden vom Aequator, ihre Breite beträgt demnach 2×23½×15 M., das sind 715 M., u. ihre ganze Fläche fast ¼ der Gesammtoberfläche der Erde od. rund 3,700,000 □M., d. i. das 377fache der Größe Deutschlands, wovon aber nur der kleinere Theil Land ist. Tropengegenden u. Länder sind Gebiete, die innerhalb dieser Zone liegen. Tropisch ist das, was zwischen den T. vorkommt, mit dem Nebenbegriff des Außerordentlichen. Ein tropisches Klima ist ein solches, das nur zwei Jahreszeiten hat, eine trockene heiße, u. eine übermäßig feuchte; tropische Regenzeiten sind die vom Stande der Sonne abhängigen, mit ihr kommenden u. gehenden Regenzeiten der Tropenzone; tropische Regen sind ungewöhnlich starke, tropische Gewitter durch Heftigkeit u. Häufigkeit sich auszeichnende; tropische Hitze ist eine für uns unerträglich große; tropische Pflanzen, Gewächse, Früchte ꝛc. sind nur in den T. gedeihende u. bes. den Familien der Palmen, Pandaneen, Musaceen, Scitamineen, Anonaceen, Sapindaceen, Meliaceen, baumartigen Farrn, Aroideen, Orchideen u. Piperaceen angehörige Pflanzen ꝛc.; tropische Vegetation ist eine im Uebermaße üppige tropischer Pflanzen, ausgezeichnet durch Mannichfaltigkeit der Formen, Farbenpracht u. Wohlgeruch mit dem Nebenbegriffe des Immergrünen u. Undurchdringlichen in Betreff der Wälder; über tropische Krankheiten s. d. Ein tropisches Jahr ist die Zeit von einem Frühlingspunkte bis zum andern.

**Tropfen** nennt man jede sich selbst überlassene u. in diesem Zustande infolge der Molecularanziehung zu einer kugelrunden Gestalt sich zusammenziehende Flüssigkeitsmasse. Auch auf festen od. flüssigen Oberflächen bilden Flüssigkeiten, sobald sie dieselben nicht benetzen, T. Ueber den eigenthümlichen Zustand des T.s auf glühender Unterlage s. „Leidenfrost'scher Versuch".

**Tropfstein** heißen diejenigen Bildungen, die in Höhlen, den sog. **Tropfsteinhöhlen**, aus herabfallenden mineralhaltigen Wassertropfen allmählich entstehen. Gewöhnlich ist der Hauptbestandtheil der T.e kohlensaurer Kalk, nebst etwas kohlensaurer Magnesia u. kleinen Mengen anderer kohlensaurer Salze. Diese Stoffe sind in dem Wasser als doppelkohlensaure Salze (infolge eines Gehaltes des Wassers an freier Kohlensäure) gelöst enthalten u. scheiden sich aus, wenn diese Kohlensäure aus dem Wasser allmählich entweicht. Zuweilen bestehen die T.e auch ganz od. zum Theil aus schwefelsaurem Kalk, analog den Bildungen des Dornensteins in den Gradirhäusern. Diejenigen Massen, welche durch das von der Decke der Höhle herabträufelnde Wasser infolge der Verdampfung des letzteren sowie auch des Entweichens der Kohlensäure sich bilden u. als sackförmige od. kegelartige, mit der Spitze nach unten gerichtete Gestalten erscheinen, werden **Stalaktiten** genannt, wogegen diejenigen, ihnen ganz ähnlichen Gebilde, welche durch die herabfallenden Tropfen vom Boden aus, mit der Spitze nach oben gerichtet, entstehen, als **Stalagmiten** bezeichnet werden.

**Trophäen,** richtiger **Tropäen** (vom griech. τρόπαιον, von τροπή, das Wenden, in die Flucht schlagen), ein aus (erbeuteten) Waffen u. Rüstungsstücken bestehendes Siegesdenkmal od. Ornament.

**tropische Krankheiten** (**Tropenkrankheiten**) sind solche Krankheitsformen, welche vorzugsweise in der heißen Zone, d. h. zwischen den Isothermen von 18—19° R. vorkommen. Hierhin gehört das unter mannichfachen Bezeichnungen bekannte **Malariafieber** (s. d.), das überall in warmen Gegenden auf feuchtem Boden gedeiht, ferner das **Gelbfieber** (s. „Gelbes Fieber"), das auf den Küsten u. Inseln des mexikan. Golfes seine Heimat hat u. an der Westküste von Afrika als sog. Bulamfieber auftritt, u. die **Cholera**, die sich seit 1817 von ihrer Ursprungsstätte an den Gangesmündungen fast über die ganze bekannte Erde verbreitet hat. Die ausgedehnteste Verbreitung hat ferner in der warmen Zone die **Ruhr**, die in kälteren Gegenden schwächer auftritt, die **Lepra** (Aussatz), die nur in milderen Formen in gemäßigten Zonen gefunden wird, u. die **Framböſia**, die wahrscheinlich von Afrika durch Neger nach Amerika verschleppt wurde, vereinzelt auch in Asien u. Australien vorkommt; häufig begegnet man in den Tropen dann noch der **Elephantiasis**, **Geophagie** (Erdessen), den **Katarrhen** u. **Rheumatismen** (nam. als Tetanus rheumaticus u. Beriberi), ebenso treten häufig **Leberkrankheiten** auf (Entzündung, Hypertrophie, Gelbsucht u. Fettleber), u. schließlich sind gewisse **Eingeweidewürmer** den tropischen Erdstrichen eigen, so wird in Indien Dracunculus, ein Hautwurm, nicht selten gefunden; auch beruht ein in den heißen Ländern heimisches **Blutharnen** (Hämaturie), das sowol in Aegypten als auch im Kapland vorkommt, darauf, daß sich Distomum haematobium als Parasit in den Nieren angesiedelt hat. Die Krankheit „Pian" in Cayenne, d. i. Hautwucherungen u. Geschwüre, ist wol dieselbe wie die „Yacas" der Neger auf Guinea. Vgl. Heymann, „Versuch einer Darstellung der Krankheiten in den Tropenländern" (Würzb. 1855); Mühry, „Die geographischen Verhältnisse der Krankheiten" (2 Bde., Lpz. u. Heidelb. 1856); Hirsch, „Handbuch der historisch-geographischen Pathologie" (2 Bde., Berl. 1860).

**tropisches Jahr,** s. „Jahr".

**Troplong** (spr. Troblong), **Raymond Théodore**, franz. Jurist u. Staatsmann, geb. zu St. Gaudens (Obergaronne) 8. Okt. 1795, wurde unter der Restauration Generaladvokat in Bastia (Korsika), 1825 am königl. Obergerichtshofe in Nancy, 1835 Rath am Pariser Kassationshofe, im Dezember 1848 erster Präsident am Pariser Appellationshofe, 1852 Präsident des Kassationshofes u. 1858 Mitglied des Geheimraths. Schon seit 4. Juli 1846 Pair von Frankreich u. seit 26. Jan. 1852 Senator, ward er noch in letzterem Jahre auch Vizepräsident u. 30. Dez. 1851 Präsident des Senats. Er starb zu Paris 1. März 1869. Als richterlicher Beamter von höchstem Ansehen, besaß T. auch als Senator großen Einfluß; sein Werk war insbes. der Entwurf zur Verfassung des zweiten Kaiserreichs. Als Fachschriftsteller wußte er das gründlichste Wissen mit dem anziehendsten Stil zu verbinden. Sein Hauptwerk ist der „Code civil expliqué" (27 Bde., Par. 1833—58). Außerdem schrieb er: „De l'influence du christianisme sur le droit civil des Romains" (ebd. 1843; neue Aufl. 1868) u. „Du pouvoir de l'état sur l'enseignement" (ebd. 1844).

Nr. 5279. Troppau.

**Troppau** (tschech. Opava), ein Herzogthum in Oesterr.-Schlesien, liegt zwischen der Oder u. ihrem Nebenflusse Oppa u. wird von der Mora durchflossen. Es wurde schon bei dem Zerfalle Schlesiens gebildet u. gehörte ursprünglich zum Herzogthum Teschen. Später fiel es an Böhmen, das verschiedene Geschlechter damit belehnte, bis es 1614 an die Fürsten von Liechtenstein verpfändet wurde, die noch gegenwärtig im Besitze desselben sind. Der Hauptort **T.**, zugleich Hauptstadt eines schles. Bezirksamtes u. die größte Stadt von Oesterr.-Schlesien, liegt in anmuthiger Gegend am linken Ufer der Oppa, an der Zweigbahn Schönbrunn-T. der Kaiser Ferdinand-Nordbahn u. an der Strecke Jägerndorf-T. der Märkisch-Schles. Centralbahn u. hatte 1869: 16,608, mit Katharein 20,265 E. Es ist Sitz der schles. Landesregierung u. der beiden Bezirksämter für Stadt T. u. Umgebung, der schles. Advokatenkammer, einer Handels- u. Gewerbekammer, eines Archipresbyteriats, einer Filialescompte- u. Leihanstalt der österr. Nationalbank, hat ein Obergymnasium u. andere höhere Schulen, 2 Krankenhäuser, 3 Hospitäler, ein Theater,

ein fürstlich Liechtenstein'sches Schloß, 3 Kirchen, darunter die alte goth. Pfarrkirche, 2 Nonnenklöster, fertigt Maschinen, Wagen, wollene Waaren, bes. Tuche, Leinwand, Rübenzucker, treibt großen Getreide-, Speditions-, Woll-, Tuch- u. Leinwandhandel u. hat bedeutende Vieh- u. Wollmärkte. Eine Stunde von der Stadt entfernt liegt Bad Johannisbrunn. — Ende 1820 tagte hier der durch die neapolitanische Revolution veranlaßte u. nach T. benannte, von Oesterreich, Rußland, Preußen, England, Frankreich u. Neapel beschickte Kongreß, der am 27. Jan. 1821 nach Laibach verlegt wurde u. den Einmarsch der österr. Armee ins Neapolitanische zur Folge hatte.

**troquiren** (spr. trockiren), tauschen, wechseln, Tauschhandel treiben.

**Trott,** s. v. w. Trab.

**Trottoir** (franz., spr. Trottoahr), ein erhöhter, mit breiten Steinen belegter Fußweg.

Nr. 5280. Kathedrale zu Troyes.

**Troubadour** (provençal. trobaire, d. h. Erfinder) ist die provençal. Bezeichnung für „Dichter". Unter T.s versteht man also die provençal. Dichter u. Sänger des Mittelalters, welche in der Regel dem ritterlichen od. geistlichen Stande angehörten u. meist ein unstetes, oft abenteuerliches Wanderleben führten. Die Poesie der T. war vorzugsweise die lyrische, obwol auch das Epos (nam. in seinen leichteren Gattungen) u. die didaktische Dichtung von ihnen gepflegt wurden, u. innerhalb der Lyrik waren es wieder das Liebeslied u. das politische Rüge- od. Streitgedicht (Sirventes), denen sie mit besonderer Vorliebe sich zuwandten. Als die Blütezeit der Poesie der T.s läßt sich der Zeitraum von ca. 1140 bis ca. 1250 bezeichnen. Von den T.s sind wol zu unterscheiden die Jongleurs (s. d.). Näheres über die T.s s. „provençalische Sprache u. Literatur". In neuester Zeit ist in Südfrankreich der Versuch gemacht, die provençal. Poesie neu zu beleben, indessen ist dabei die Benennung „T." nicht wieder aufgenommen worden, sondern statt ihrer die Bezeichnung Félibre üblich geworden.

**Trouvère** (franz., von trouver, erfinden) ist die in der altfranz. Sprache (langue d'oïl) übliche Bezeichnung für „Dichter", vorzugsweise jedoch nur für den „epischen Dichter". Die T.s führten, wie ihre provençal. Kunstgenossen, die Troubadours, meist ein unstetes, dem Vortrage ihrer Dichtungen gewidmetes Wanderleben, doch war ihre gesellschaftliche Stellung eine weit weniger angesehene, als diejenige der Troubadours, ein Unterschied, der sich aus dem verschiedenen Charakter der altfranz. u. provençal. Kultur- u. Literaturverhältnisse überhaupt erklärt.

**Trouville** (spr. Truwihl), Stadt mit 5211 E. (1872) im franz. Dep. Calvados, an der Zweiglinie Lison-St. Lô der franz. Westbahn, am Fuß eines Hügels an der Mündung des Touques in den Kanal La Manche reizend gelegen, war vor wenigen Dezennien noch ein unbedeutendes Fischerdorf u. ist jetzt eines der elegantesten franz. Seebäder mit breiten Kais am Strand u. Hafen, mit Landhäusern, schönen Badeetablissements &c. In der Nähe sind die Ruinen des Schlosses Bonneville sur Touques, in welchem Wilhelm der Eroberer gern residirte.

**Troyes** (spr. Troa), die Hauptstadt des franz. Dep. Aube u. alte Hauptstadt der Champagne, mit 38,113 E. (1872); liegt in 110 m. Seehöhe in weiter Ebene am linken Ufer der Seine, von der schon seit dem 12. Jahrh. mehrere Kanäle durch die Stadt geleitet sind, an der Eisenbahn Paris-Mülhausen der franz. Ostbahn u. am Oberseinekanal. Die hervorragendsten Gebäude der im Ganzen schlecht gebauten Stadt sind die 1208 begonnene, aber erst im 15. u. 16. Jahrh. einigermaßen vollendete, neuerdings restaurirte u. ergänzte Kathedrale St. Pierre im goth. Stil, die zierliche Kollegiatkirche St. Urbain aus dem 13. Jahrh., die 1506 im Flamboyantstil erbaute Kirche St. Madeleine, die nach dem großen Brande von 1524 erbauten Kirchen St. Nicolas u. St. Pantaleon, die 1859 erbaute protest. Kirche, das Hôtel de Ville aus dem 17. Jahrh. mit prächtiger Façade, die Bibliothek in den Gebäuden der ehemals berühmten Abtei St. Loup, das Hôtel-Dieu aus dem 18. Jahrh., die Präfektur, das Museum, das Theater, die Börse, die Getreidehalle, das Kaufhaus, die Wohlthätigkeitsanstalten St. Martin ès Aires u. St. Nicolas, das prächtige Lyceum &c. An die Stelle der ehemaligen Festungswerke sind herrliche Promenaden (deren schönste Le Mail heißt), Gärten u. Baumanlagen getreten. T. ist Sitz der Departementsbehörden, eines Bischofs u. eines Handelsgerichts, hat zahlreiche Woll- u. Baumwollspinnereien, Fabriken in wollenen, baumwollenen u. leinenen Waaren, Bleichen, Gerbereien, Handschuh- u. Tricotfabriken, Fabrikation von Lichten, Seifen, span. Weiß, Pergament, Leder u. Papier, Branntweinbrennereien u. berühmte Schlächtereien. Getreide-, Wein- u. Gemüsebau zeichnet die Umgegend aus. T. ist Geburtsort des Papstes Urban IV. — T. ist das röm. Augustobona, die Hauptstadt der Tricasses, daher später Tricassis u. Tricassae u. seit dem 5. Jahrh. Trecae genannt. 889 wurde es von den Normannen zerstört, war dann Hauptstadt der Grafen von Champagne u. kam mit dieser an Frankreich. 1111 erneuerte ein Konzil zu T. die Gregorianischen Edikte in Betreff der Investitur. 1415 wurde T. vom Herzog von Burgund erobert; 21. Mai 1420 schlossen hier Frankreich u. England Frieden; 1814 war die Stadt Hauptstützpunkt der österr. Armee u. im Deutsch-franz. Kriege wurde es 10. Nov. 1870 von den Truppen der II. Armee unter dem Prinzen Friedrich Karl von Preußen besetzt. — Vergl. Boutiot, „Histoire de la ville de T. et de la Champagne méridionale" (Troyes 1873).

**Troygewicht.** 1. Das engl. troy-weight, nach der franz. Stadt Troyes benannt u. im J. 1618 von Jakob VI. in Schottland eingeführt, dient als Gewicht für Edelmetalle, Münzen, Edelsteine, Perlen u. Apothekerwaaren. Die Einheit desselben ist das Imperial-troy-pound zu 12 ounzes (oz) od. Unzen à 20 pennyweights (dwt) od. Pfenniggewicht à 24 grains (gr.) od. Grän = 5760 grains = 373,24 gr. Als Probirgewicht ist das T. für Gold in 24 carats à 4 grains, für Silber in 12 ounces à 20 pennyweights eingetheilt. Edelsteine werden nach dem carat à 4 grains gewogen. 6 carats = 19 troy-grains od. 1,232 gr. Das Perlengewicht ist die ounce zu 600 grains, 10 grains Perlengewicht = 8 troy-grains od. 0,518 gr. Als Apothekergewicht ist das Troypfund in 12 Unzen à 8 Drachmen à 3 Skrupel à 20 Grän = 5760 gr. eingetheilt. Die Bank von England wiegt das Gold nach der ounce à 1000 Theile, das Silber nach der ounce à 10 Theile, u. zwar so, daß man beim Gold nicht weniger als 25 Tausendtheile = 0,025, beim Silber nicht unter 5 Zehntel = 0,5 auswiegt. 2. Das holl. Pond Trooisch (Troypfund) hat 2 Marken à 8 Onsen à 20 Engelsen à 32 Asen = 10,240 Asen = 192¹/₈ gr. 1 holl. As = 0,018063 gr.

**Troyon** (spr. Troajeng), Constant, nambafter franz. Landschafts- u. Thiermaler, geb. 28. Aug. 1810 zu Sèvres als Sohn eines Beamten der königl. Porzellanmanufaktur; wuchs nach dem frühen Tode des Vaters in dürftigen Verhältnissen auf, erhielt zwar von seinem Pathen Riocreux, dem Konservator des keramischen Museums in Sèvres, Zeichenunterricht, bildete sich aber im Uebrigen vollkommen selbständig nur nach der Natur zum Maler aus. Seine ersten Arbeiten aus den J. 1833 u. 34 blieben unbeachtet, bis ihn, als er 1835 eine Ansicht des Palastes von St. Cloud zeichnete, der

Maler Roqueplan traf, der ihm über die in der Landschaftsmalerei zu verfolgende Richtung die Augen öffnete u. ihm zur völligen Emanzipirung von dem alten akademischen Stile verhalf. In der Normandie, in Touraine u. in Holland machte er die meisten seiner landschaftlichen Studien; eben dorther brachte er auch seine Landschaften mit weniger, oft wiederholter Staffage. Erst später entschloß er sich auf Zureden eines Freundes auch zur Darstellung der Thierwelt, aber so, daß diese eigentlich nie die Hauptsache in seinen Bildern ausmacht. So z. B. sein „Thal von Touque“ u. seine „Höhen von Suresnes“. Unter seinen übrigen Werken ist das bedeutendste die „Stiere, die Morgens zur Arbeit gehen“ (1855, im Louvre); die meisten anderen kamen in Privatbesitz nach England, Belgien, Deutschland u. Rußland. T. starb, seit 1864 geisteskrank, in seinem von Viollet-le-Duc in Paris erbauten, mit Kunstwerken reich geschmückten Hause 20. März 1865.

**Trözen**, im Alterthum Hauptstadt der Landschaft Troizenia im SO. von Argolis, die im W. von Hermionia, nördl. von Epidauria begrenzt wurde u. zu der die Halbinsel Methana u. an der Ostküste die Insel Kalauria gehörte. T., mit der Hafenstadt Kelenderis u. dem Hafen Pogon (jetzt Rhede von Poros), ursprünglich von Argivern, dann von Doriern bewohnt, war der Sammelplatz der Griechen im Perserkriege, zu dem es selber 1000 Mann u. 5 Schiffe stellte, u. nahm die athenischen Weiber, Kinder u. Greise, als Athen den Persern von seinen Bewohnern preisgegeben wurde, gastfreundlich auf. Auch sonst mit Athen befreundet, ward es 430 v. Chr., da es auf Seite der Korinther gegen Kerkyra kämpfte, von den Athenern zerstört u. das Land verwüstet. Im Korinth. Kriege stand T. wieder feindlich Athen gegenüber. In der makedonischen Zeit wechselte es oft die Herrscher, um endlich römisch zu werden. Eine Kolonie von T. war Halikarnassos (s. d.). Heute steht an T.s Stelle od. in seiner unmittelbaren Nähe das Oertchen Damala, zur Nomarchie Argolis u. Korinth gehörig.

**Trübau.** 1. **Mähr. T.** (tschech. Třebová), Stadt mit 5192 E. (1869) im nördl. Mähren, liegt in 354 m. Seehöhe in einer Bodensenke eines Höhenzuges an der Trebowka, hat ein fürstl. Liechtenstein'sches Schloß, mehrere höhere Schulen, Piaristenkollegium u. Franziskanerkonvent, bedeutende Leinwand-, Baumwollwaaren-, Tuch- u. andere Fabrikation u. treibt viel Weinhandel. In der Nähe sind Schieferbrüche u. Braunkohlengruben. — 2. **Böhm. T.** (tschech. Česka Třebová), Stadt mit 5141 E. (1869) im böhm. Kreise Chrudim, liegt an der T. u. an der Eisenbahnstrecke Prag-Brünn, wo sich die Bahn nach Olmütz abzweigt, hat ein Bürgerspital, Tuch- u. Lederwalke, Mühlen 2c.

**Trubezkoi**, eine vom Großfürsten Olgerd von Litthauen, dem Vater des Stifters der Jagellonendynastie, abstammende fürstliche Familie in Rußland, deren Name der Stadt Trubtschewsk im kleinruss. Gouvernement Tschernigoff, dem ersten Wohnsitze der Familie, entlehnt ist. Geschichtlich bekannt haben sich nam. gemacht: Fürst Dmitri **T.**, ein tapferer Kriegsheld, der die Polen vertreiben half, als diese zu Anfang des 17. Jahrh. ihre Herrschaft u. die kathol. Religion in Rußland einführen wollten. Seine beabsichtigte Wahl zum Zaren lehnte er ab, u. so kam 1613 Michael Romanoff auf den Thron, dem er dann als Rathgeber u. Kampfgenosse treu zur Seite stand. — Fürst Alexei Nikititsch **T.** machte sich bes. dadurch verdient, daß er 1659 einen Vertrag mit dem Hetman Jurij Chmelnizkij zu Stande brachte, durch den die Bürgerkriege in der Ukraine beendigt wurden. Dafür beschenkte ihn der Zar Alexei Michailowitsch mit der Stadt Trubtschewsk, doch gab T. kurz vor seinem Tode (1663) das Eigenthumsrecht an genannter Stadt der Krone zurück. — Die Brüder Fürst Iwan Jurjewitsch **T.** (gest. 1750) u. Fürst Nikita Jurjewitsch **T.** erwarben sich beide den Marschallsrang; der Letztgenannte zeichnete sich auch als Mäcen der neueren russ. Literatur aus. — Fürst Wassilji Sergejewitsch **T.**, geb. 1776, that sich in den Kriegen gegen die Türken u. Franzosen hervor, ward Generaladjutant Kaiser Alexander's I., 1826 General der Kavallerie, erhielt 1830 eine außerordentliche Mission nach England, wurde später Mitglied des Reichsraths u. starb 1841. — Fürst Sergei Wassiljewitsch **T.**, Sohn des Vorigen, war Gardeoberst, als er sich 1825 mit an die Spitze der gegen Nikolaus gerichteten Dezemberverschwörung stellte u. zum künftigen Zaren bestimmen ließ. Deshalb vom Staatsgerichtshof zum Tode verurtheilt, ward er vom Kaiser zu lebenslänglicher Verbannung nach Sibirien begnadigt. Nach der Thronbesteigung Alexander's II. durfte er zurückkehren. Er starb zu Petersburg 30. April 1859. — Fürst Peter **T.** zeichnete sich im poln. Feldzuge von 1831 aus, war dann nacheinander Militärgouverneur von Smolensk u. Orel, wurde 1844 Generallieutnant u. war zuletzt auch Mitglied des dirigirenden Senats. Er schrieb: „Campagne du Feldmaréchal Comte Radetzky dans le nord de l'Italie en 1848 jusqu'en 1849“ (Lpz. 1860).



**Truchseß** (mittelhochdeutsch truhtsaeze, der die Speisen trsaeze, der die Speisen trägt, was getragen wird: Last, Frucht, aufsetzt; lat. dapifer) hieß im Deutschen Reiche seit Otto's I. Krönung (936) der hohe Hofbeamte, welcher die Oberaufsicht über Küche u. Oekonomie des kaiserl. Hofhaltes hatte u. bei bes. festlichen Gelegenheiten die erste Schüssel auf die kaiserl. Tafel setzte. Das Amt des T. gehörte zu den Erzämtern (s. d.), u. als diese unter Kaiser Otto IV. erblich u. mit der Kurwürde verbunden wurden, kam das Erztruchseßamt an die Pfalz u. ging, als 1623 Friedrich V. von der Pfalz der Kur verlustig wurde, an Bayern über, bei welchem es mit Ausnahme der J. 1706—14, in denen infolge der Aechtung des Kurfürsten von Bayern die Pfalz wieder in den Besitz dieser Würde gelangte, bis zur Auflösung des Deutschen Reiches geblieben ist.

**Trucksystem** (Cottagesystem), das Auslohnen der Arbeiter nicht in baarem Gelde, sondern ganz od. zum Theil in Waaren od. in Naturalleistungen, die zu hoch berechnet sind od. wol gar den Bedürfnissen der Arbeiterfamilien nicht entsprechen. Da, wo eine Fabrik auf dem platten Lande isolirt liegt, würde es nur zu empfehlen sein, wenn der Fabrikherr nach Art der Konsumvereine die gangbarsten Artikel im Großen ankaufte u. seinen Arbeitern gegen einen mäßigen Aufschlag wieder verkaufte. Der Eigennutz hat aber manche Arbeitgeber verleitet, derartige Waaren ihren Arbeitern in schlechtem Zustande zu hohen Preisen zu berechnen, u. unter Androhung der Entlassung die Annahme zu erzwingen, auch wol durch Gestattung von Buchschulden den Arbeiter ganz u. gar von sich abhängig zu machen. Oder der Fabrikherr erbaute Arbeiterwohnungen, berechnete aber die Miethe der oft sehr schlecht eingerichteten Wohnungen zu ungewöhnlich hohen Preisen (Häuschen- od. Cottagesystem). In früheren Zeiten, als der Arbeiter von dem Arbeitgeber abhängiger war als heutzutage, mag dieses verabscheuungswerthe T. ziemlich verbreitet gewesen sein u. dazu geführt haben, daß in vielen Gewerbegesetzen das Auslohnen mit Waaren streng verboten ist.

**Trueba y Cosio**, Telesforo de, span. Schriftsteller, geb. 1805 zu Santander, siedelte nach dem frühen Tode seines Vaters mit seiner Mutter nach Paris u. später nach London über, in welcher letzteren Stadt er seine eigentliche Jugendbildung empfing. Nach Beendung seiner Studien trat er in die diplomatische Laufbahn ein u. bekleidete eine Zeit lang die Stellung eines Attaché an der span. Gesandtschaft zu Paris, kehrte jedoch bald nach Spanien zurück, wo er sich sowol an dem literarischen als auch an dem politischen Leben in thätigster Weise betheiligte, jedoch, da er der konstitutionellen Partei sich angeschlossen hatte, schon nach wenigen Jahren, als der Absolutismus zur Herrschaft gelangt war, zur Flucht nach England genöthigt wurde. Erst 1834 erhielt er infolge eines abermaligen Umschwunges der politischen Verhältnisse die Erlaubniß zur erneuten Rückkehr in das Vaterland, verließ aber dasselbe — nachdem er mehrere Monate als Mitglied der Cortes thätig gewesen war — bereits 1835 wieder, um sich nach Paris zu begeben, wo er 4. Okt. 1835 plötzlich starb. Wie T.'s äußeres Leben zwischen Spanien u. England getheilt gewesen war, so hat er auch in der Sprache beider Länder gedichtet, vorwiegend jedoch in engl. Sprache, in welcher er seine historischen Romane „Gomez Arias“ u. „The Castilian“, seine Biographien des Cortez u. des Pizzaro, seine Lustspiele „The exquisites“, „Mr. and Mrs. Pringle“ u. „The man of pleasure“, das historische Drama „The royal delinquent“ u. endlich eine vergleichende Darstellung der sozialen u. moralischen Zustände von Paris u. London („Paris and London“) abgefaßt hat. Unter seinen span. Schriften besitzt nur das Lustspiel „El casarse con 60,000 duros“ (d. h. „Die Heirath wegen 60,000 Thaler“) eine höhere Bedeutung. T. war ausgezeichnet durch geistvolle u. phantasiereiche Darstellung, gefällige Schreibweise u. feinen Witz u. kann für einen der bedeutenderen Vertreter der neueren span. Literatur u. bes. der romantischen Schule derselben gelten.

**Trüffel** (Tuber), Gattung der Pilze, mit verschiedenen Arten, von denen wir nennen: 1. Die gemeine od. schwarze T. (T. cibarium) in Frankreich u. Italien, wo sie ihres aromatischen Geschmackes halber allgemeine Delikatesse ist; 2. die weiße T. (T. albidum), mit der vorigen zusammen wachsend, aber kleiner; 3. die graue T. (T. griseum), durch leichten Knoblauchgeruch ausgezeichnet u. in Südeuropa allbeliebt; 4. die Bisamtrüffel (T. moschatum) in Frankreich, mit starkem Bisamgeruch;

5. die Schneetrüffel (T. niveum) in den Wüsten Numidiens u. der Berberei, darum auch arab. T. od. Terfez der Araber, für die sie ein Leckerbissen ist; 6. die rothe T. (T. rufum) in Italien. Die erste Art kommt, wiewol selten, auch bei uns, nam. in Buchenwäldern vor. In Ländern, wo sie häufiger wächst, wie z. B. in Frankreich, wird sie durch eigens abgerichtete Hunde gesucht, da ihr Verkauf einen reichen Gewinn sichert. Sie wird daselbst auch in so großartigem Maßstabe angebaut, daß ihre Ernte z. B. im Winter von 1868/69 an 3 Mill. Pfund im Werthe von 24 Mill. Mk. für die Produzenten betrug, während der Handel daraus eine Summe von 90 Mill. Mk. macht. Einige Departements lieferten gegen 200,000 Pfund, u. Montagnac, ein kleiner Ort in den niederen Alpen mit etwa 600 Seelen, lebt fast ausschließlich vom Trüffelbaue. Man pflegt sie hier in Eichenwaldungen, indem man in den gelockerten Boden junge unreife Knollen pflanzt, welche bes. auf eisenhaltigem Kalkboden vortrefflich gedeihen. Auch scheint der Gerbstoff der abgefallenen Eichenblätter ihnen gute Nahrung zu liefern, da man sie gerade unter acht- bis zehnjährigen Eichenbäumen am besten gedeihend findet. Unter Wachholdergebüsch sollen sie einen bes. aromatischen Geschmack annehmen. Die T. bevorzugt einen lockeren mageren Boden u. wird im Winter geerntet; man genießt sie entweder für sich geröstet wie die Kartoffel od. als Zusatz zu Saucen u. Farcen, mit denen man Fleischspeisen, Geflügel 2c. füllt.

Nr. 5281. Bau der Trüffel.

Als die besten T.n gelten die von Perigord. Man zählte die T. früher zu den sog. Bauchpilzen (Gasteromyceten), zu denen auch der Bovist u. der Kugelpilz (Scleroderma) gehört; letzterer wird fälschlich mitunter als T. zu Markte gebracht. Gegenwärtig rechnet man sie aber zu den Schlauchpilzen (Ascomyceten), die auf einem weit umherkriechenden Mycelium ihre Fruchtkörper erzeugen. Diese sind derb u. fleischig, u. äußerlich mit Warzen bedeckt, innerlich mit einer braunen Masse erfüllt, die ihrerseits wieder mit weißen od. gelblichen verästelten Linien durchzogen ist. Diese Linien sind Kanäle, welche von kleinen parallelen u. wasserhellen Fäden umgeben sind (s. Nr. 5281). Dazwischen liegen blasenförmige Sporenschläuche, an deren Ende fadenförmige Zellenreihen entstehen, welche aus dem braunen Zellgewebe der äußeren Schicht nach dem lockeren Innern zu wachsen. Die Sporen (Samen) der T. sind merkwürdig dadurch, daß sie, obgleich sie einzellige Gebilde sind, doch aus zwei Häuten bestehen, deren äußere eine stachelige od. höckerige Oberfläche besitzt, nach welcher man die Arten leicht zu unterscheiden vermag (s. Nr. 5282—85).

**Trugschluß** heißt in der Logik (s. d.) eine Folgerung, welche mit dem Schein der Richtigkeit u. doch fälschlich aus zwei Vordersätzen od. einer längeren Schlußkette abgeleitet wird. Der T. beruht entweder auf einem Irrthum des Schließenden u. heißt dann Paralogismus (Fehlschluß), od. auf der Absicht, Andere zu täuschen, u. heißt dann Sophisma (trügerischer Schluß). In allen Fällen liegt der Fehler entweder in der Form des Schlusses od. in dem Inhalt, d. h. in falschen sachlichen Voraussetzungen. Ein formeller Trugschluß wäre z. B.: „Alle Gänse haben Schwimmhäute; der Frosch hat Schwimmhäute, also ist der Frosch eine Gans.“ Hier liegt der Fehler in der Verwechslung von „alle“ mit „nur“, d. h. ein beschränkt Allgemeines wird im Schluß als Ausschließliches behandelt. Ein sachlicher T. wäre: „Alles Wirkliche ist sichtbar (falscher Obersatz); die Seele ist unsichtbar; also ist sie nichts Wirkliches.“ — In der Musik heißt T. der letzte Ton od. Akkord einer Tonreihe, welcher dieselbe in ganz unerwarteter Weise, z. B. durch den Uebergang in eine andere Tonart, abschließt.

**Trumbull** (spr. Trombell), John, nordamerik. Dichter, geb. zu Woodbury (Connecticut) 24. April 1750; studirte im Yale College die Rechte, praktizirte seit 1774 in New Haven u. seit 1781 in Hartford als Sachwalter, wurde 1789 Staatsanwalt für die Grafschaft Hartford u. 1801 Richter am Obersten Gerichtshof in Connecticut, gehörte seit 1800 auch der Legislatur an, zog sich 1819 ins Privatleben zurück u. starb zu Detroit 12. Mai 1831. Als Dichter war T. vorzugsweise Humorist u. Satiriker. Seine Hauptwerke sind: „The progress of Dulness“ (3 Thle., 1772 f.); „Elegy on the times“ (anonym erschienen, 1774); „Mc Fingal“ (ein „modernes Epos“, Philad. 1775—82 u. ö.). Gesammelt erschienen seine Poesien 1820 zu Hartford (2 Bde.).

**Trumeau** (frz., spr. Trümoh), Fensterpfeiler, hoher Pfeiler- od. Wandspiegel.

Nr. 5282—85. Trüffelsporen.

**Trunkenheit,** Alkoholrausch, ist der durch übermäßigen Alkoholgenuß (Spiritus-Intoxikation) herbeigeführte krankhafte Zustand, der je nach der Menge u. Stärke der genossenen Spirituosen in verschiedenem Grade auftritt. Die Wirkung mäßiger Alkoholmengen besteht, wie bekannt, in einer gehobenen Gemüthsstimmung, erleichterter Ideenassoziation, im Gefühl gesteigerter körperlicher Kraft u. dem Verschwinden etwa vorhandener unangenehmer Empfindungen im Bereiche des körperlichen u. psychischen Lebens. Der Trunkene erscheint bei diesem geringen Grade nur „angeheitert“. In höheren Graden wird jedoch das Individuum mehr u. mehr der Besonnenheit entrückt, die Stimmung wird exzessiver, die Aeußerungen subjektiver Empfindung werden immer ungestümer. In ungezügelter Verknüpfung der Vorstellungen wird der Trunkene nach u. nach leidenschaftlicher, zu zwecklosen Kraftäußerungen geneigt, sein Bewegungstrieb steigert sich u. im ungestümen Treiben zeigt er sich bald in Liebe, bald in Haß u. Rache, bald in Zorn, Furcht od. Traurigkeit erregt. Allmählich, bisweilen ziemlich rasch, tritt das höchste Stadium der T. ein, indem der Tumult verstummt u. der Berauschte in eine tiefe Bewußtlosigkeit (Narkose) versinkt; die überreizten Organe versagen ihren Dienst u. es tritt geistige u. körperliche Lähmung ein. Das Bild der T. ist je nach der Individualität verschieden; Einzelne handeln in trunkenem Zustande noch immer mit viel Ueberlegung. Die T. ist ihrem Wesen nach ein vorübergehendes Irresein, das unter den verschiedensten Formen auftreten kann u. bei verschiedener Intensität als Rausch, Betrunkenheit, Vollheit, Besoffenheit 2c. bezeichnet wird. Die körperlichen Erscheinungen des Rausches u. der darauf folgenden Narkose sind: Röthung

des Gesichts, stärkeres Klopfen der Pulse, reichlicher Schweiß, Kontraktion der Pupillen; die Muskelbewegungen gewinnen Anfangs an Energie, zeigen im weitern Verlaufe aber eine stetige Abnahme an Kraft. Der in der Narkose Betäubte liegt schließlich mit erschlafften Gliedern kraftlos u. regungslos da, athmet tief u. selten; sein Puls ist klein u. selten, die Haut kühl mit klebrigem Schweiß bedeckt; auf äußere Reize reagirt er nur schwach. Nach längerer Zeit tiefen Schlafes erwacht er dann mit heftigem Kopfschmerz, ist schwerbesinnlich, oft ohne Erinnerung der jüngsten Vergangenheit; es stellen sich Symptome akuten Magenkatarrhs ein: Erbrechen, pappiger Geschmack, völliger Appetitmangel, Durst u. große Mattigkeit in allen Gliedern (Katzenjammer).

Das Wesen der T. besteht in der Wirkung des im Blute kreisenden Alkohols, der den normalen Ablauf der Funktionen des Organismus stört; der besondere Wirkungsbezirk ist das Nervensystem, insbesondere die Centralorgane desselben, indem Hirn u. Rückenmark narkotisirt werden; zu gleicher Zeit äußert der Alkohol seinen Einfluß auf die Ernährung u. den Kreislauf durch mannichfache Störungen. Der Genuß spirituöser Getränke u. die Steigerung desselben bis zur T. übt aber durch die Sinnenberauschung eine solche Anziehungskraft aus, daß bei einigermaßen öfterer Wiederholung desselben sich eine Gewöhnung einstellt, die sich nicht selten zur unwiderstehlichen Leidenschaft steigert. Infolge der allgemeinen Verbreitung des Alkohols als Genußmittel in der verschiedensten Form: Branntwein, Wein, Bier 2c., d. h. aller jener Getränke, die zwischen 4–50 Prozent absoluten Alkohol enthalten, erstrecken sich die unheilvollen Wirkungen dieses Giftes nicht nur auf das einzelne Individuum, sie sind vielmehr fühlbar für die ganze Gesellschaft. Die Statistik der Krankheiten u. Verbrechen zeigt, wie groß der materielle u. moralische Schaden ist, der aus diesem Gifte erwächst: in England sollen 75 % aller Verbrechen u. 25 % aller Geisteskrankheiten mit Alkoholmißbrauch im Zusammenhang stehen. Im Allgemeinen ist der Spirituosenkonsum u. hiermit wol auch die Verbreitung der Trunksucht im Volke in nördlichen Gegenden (Rußland, Schweden, England, Norddeutschland) bedeutender, als in den südl. Ländern (Süddeutschland, Italien, Spanien). Bei Gewohnheitstrinkern entsteht der chronische Alkoholismus, eine allgemeine Erkrankung des Nervensystems, die mit Entzündung u. Verschwärung der Magenschleimhaut, Verfettung u. Entartung der Leber, chronischem Katarrh der Luftröhre u. des Kehlkopfs, Zittern der Extremitäten, Schwäche des Gedächtnisses u. häufigem Auftreten des Säuferwahnsinns od. Delirium tremens (s. d.) einhergeht. Die Widerstandskraft der Gewohnheitssäufer ist eine sehr geringe; sie bezeichnen ihre Sehnsucht nach dem fortgesetzten Genuß ihres beliebten Getränks als „Durst", u. es bildet sich bei ihnen mit der Zeit als besondere Krankheitsform eine Dipsomanie (Trinksucht od. Trinkwuth) aus, die sie häufig zu Trinkerzessen veranlaßt (Saufraptus).

Die Behandlung der T. leidet an dem Uebelstande, daß wir keine Arznei haben, durch welche wir die schon eingetretene Wirkung des Alkohols neutralisiren können. Der Körper scheidet den Alkohol, soweit er nicht zur Erzeugung von Körperwärme od. zur Fettbildung verbraucht wird, nur allmählich durch die Athmungsluft, den Harn u. die Haut von selbst wieder aus. Der Geruch des Athems nach Alkohol bezeugt die Ausscheidung durch die Lungen. Am besten verfährt man daher, wenn man den Berauschten zur Ruhe bringt u. ausschlafen läßt. Den noch in reichlicher Menge im Magen befindlichen Alkohol entfernt man durch Reizung zum Erbrechen, od. auch mittels der Magenpumpe. Die früher gebräuchlichen Aderlässe hat man wol mit Recht allgemein verlassen; sie sind nur anwendbar, wo Apoplexie droht; in solchen Fällen sind auch kalte Aufschläge auf den Kopf, gegenreizende Klystiere 2c. am Platze. Bemerkt man Anzeichen einer allgemeinen Lähmung od. von übermäßiger Depression des Nervensystems, so benutzt man als Belebungsmittel Begießungen mit kaltem Wasser, ammoniakalische Riechmittel, Aether, Naphtha, schwarzen Kaffee 2c. Man glaubte durch den Genuß von bitteren Mandeln od. von Kirschlorberwasser den Rausch abkürzen zu können, doch ist das ein Irrthum. Eine Abkürzung des nach einer T. eintretenden Magen- u. Allgemeinleidens erzielt man durch Genuß starken Kaffees, durch den bekannten Heringssalat, ein allgemeines Bad mit Uebergießung des Kopfes u. durch Bewegung in frischer Luft. — Um der Verbreitung der T. Grenzen zu setzen, hat man vergebens seine Hoffnung auf Besteuerung von Branntwein, Wein u. Bier gesetzt; nur bis zu einem geringen Grade waren die Mäßigkeitsvereine erfolgreich. Um den Gewohnheitstrinker vom Genusse seines beliebten Getränkes allmählich abzubringen, vermindert man dessen Quantität von Tag zu Tag, wenn die plötzliche Entziehung nicht thunlich ist; im Nothfall substituirt man dafür minder gefährliche Getränke, als z. B. Bier od. Wein an Stelle des Branntweins; auch hat man versucht, Ekel vor dem gewohnten Getränk durch steten Zusatz von kleinen Gaben Brechweinstein od. dergl. bei dem Gewohnheitssäufer zu erwecken.

**Truppe** heißt jede Ansammlung von Soldaten, ohne speziellen Bezug auf ihre taktische od. organisatorische Eintheilung. Truppen ist der Sammelname für Soldaten aller Waffengattungen. Die Leitung der Truppenbewegungen ist Sache des Generalstabes. Die Führung der Truppen in Gefechten u. Schlachten ist Sache ihrer Offiziere.

**Truro,** Hauptstadt der engl. Grafschaft Cornwall, mit 11 049 E. (1871), am Zusammenflusse des Kenwyn u. St. Allen, die unweit davon in den Fallmouthhafen münden, u. an der Eisenbahn nach Penzance, ist Centrum des Bergwerksdistriktes der Grafschaft mit über 1500 Bergleuten für die Zinn-, Blei- u. Kupfergruben, hat eine Bergschule, Schmelzöfen, Eisengießerei, Porzellanfabrikation, Teppichweberei u. Handel mit Zinn u. Kupfer.

**Truthahn** od. Puter (Meleagris gallopavo), ein als nützliches Hausthier über alle Welttheile verbreiteter Vogel der Hühnerfamilie, war ursprünglich der einzige Vertreter dieser Familie in Nordamerika, von wo er 1524 nach England gelangte u. sich da so schnell verbreitete, daß er schon 50 Jahre später das allgemeine Weihnachtsgericht der ländlichen Grundbesitzer war. Um dieselbe Zeit wurde er auch in Frankreich u. Deutschland eingeführt. Die Haut um die Wurzel des kurzen Schnabels ist nackt u. warzig, ebenso der blaurothe Kopf u. Hals, von welchen Fleischzapfen herabhängen. Der Hahn ist gespornt u. trägt am Unterhals ein Büschel steifer Borsten. Den Schwanz kann er radförmig ausbreiten. Die Zucht hat mehrere, in Färbung u. Gefieder abweichende Spielarten hervorgebracht, von denen die dunkle der wilden Stammart am nächsten steht, die ganz weiße aber ihres zarten Fleisches wegen zur Zucht sehr beliebt ist. Die ursprüngliche Heimat des T.s erstreckt sich von der Landenge von Panama bis ins nordwestl. Gebiet der Vereinigten Staaten, doch verdrängte ihn die fortschreitende Kultur bis in die einsamen Wälder. Hier laufen diese Vögel herdenweise umher, abgefallene Waldsämereien auflesend, auch Insekten, Fröschen u. Eidechsen nachstellend. Im Winter nähern sie sich den menschlichen Wohnsitzen u. werden zahlreich weggeschossen. Im Frühjahr kämpfen die Hähne um die Hennen. Diese legen je 10–18 Eier in versteckter Walddickicht. In der Gefangenschaft ist der Puter ein nervöses Thier, das bes. durch grellrothe Gegenstände in Wuth geräth u. radschlagend mit zornigem „Gaudr" „Gaudr" umherläuft. Zur Zucht eignet sich die Trute außer wegen ihres trefflichen Fleisches auch der Fruchtbarkeit u. der Eier wegen. Indischer od. kalkuttischer Hahn heißt der T. deshalb, weil das Schiff, welches die ersten Truten nach Europa brachte, von Amerika aus erst nach Indien, u. zwar nach Kalkutta, gesegelt war, ehe es nach Europa fuhr. Damals hielt man den T. für das Numidische Huhn der Alten.

**Trützschler,** Friedrich Karl Adolf v., Staatsmann u. juristischer Schriftsteller, geb. zu Kulmitsch bei Weida in Sachsen-Weimar 3. Juni 1751; studirte in Jena, trat 1771 als Assessor beim Landesgericht zu Altenburg in sächs.-goth. Staatsdienste, wurde 1774 Hof- u. Konsistorialrath, 1783 Konsistorialpräsident u. Geh. Regierungsrath, 1786 Vizekanzler, 1794 Geh. Rath u. Wirklicher Kanzler, worauf er den Vorsitz im Konsistorium niederlegte, 1804 Wirklicher Geh. Rath u. 1820 Präsident des Geheimen Raths in Gotha, behielt aber seinen Wohnsitz in Altenburg u. blieb nach dem Erbtheilungsvertrage in sachs.-altenb. Dienste, nahm 1830 seine Entlassung u. starb auf seinem Gute Falkenstein im sächs. Voigtlande 31. Juli 1831. Abgesehen von seinen belletristischen Versuchen, schrieb er: „Versuch einer genauen Bestimmung des Rechts wiederkäuflicher u. unableglicher Zinsen bei entstandenen Konkursen" (Altenb. 1777); „Die Lehre von der Präklusion bei entstandenem Konkurse der Gläubiger" (2 Bde., Lpz. 1781, 2. Aufl. 1802); „Anweisung zur Abfassung rechtlicher Aufsätze über Handlungen der willkürlichen Gerichtsbarkeit" (2 Bde., ebd. 1783 f.; 5. Aufl. 1817); „Anweisung zur Abfassung der Berichte über rechtliche Gegenstände" (ebd. 1805; 3. Aufl. 1817). — Wilhelm Adolf v. T., Enkel des Vorigen, Sohn des Geh. Raths Franz Adolf v. T., geb. zu Gotha 20. Febr. 1818; studirte seit 1835 in Leipzig, Jena u. Göttingen die Rechte, war seit 1845 Assessor beim Appellationsgericht in Dresden, als er 1848 eine Wahl in das Frankfurter Parlament annahm, wo er sich der Linken anschloß. Nach Ausbruch der Revolution in Baden ließ er sich vom dortigen Landesausschuß 26. Mai 1849 zum Civilkommissär der Stadt Mannheim u. Regierungsdirektor des Unterrheinkreises ernennen u. betrieb daselbst die Organisation des Aufstandes mit solch rücksichtsloser Energie, daß die Mannheimer bei der Annäherung der Preußen u. Reichstruppen gegen ihn auftraten. Schon auf der Flucht, ward T. 22. Juni eingeholt, den Preußen überliefert, hierauf vom

Kriegsgericht als Hochverräther 13. Aug. zum Tode verurtheilt u. 14. Aug. 1849 zu Mannheim erschossen.

**Tsade**, See in Afrika, s. „Tschad".

**Tschabuschnigg**, Adolph Ignaz, Ritter v., Jurist, Staatsmann u. belletristischer Schriftsteller, geb. zu Klagenfurt 20. Juli 1809, trat, nachdem er in Wien studirt hatte, 1832 in Klagenfurt als Auskultant in den Staatsdienst u. wurde 1836 nach Triest versetzt, kehrte aber 1844 als Landrath nach seiner Geburtsstadt zurück. 1848 zu den Berathungen über die Reichsverfassung nach Wien berufen, entwarf er hier die Wahlordnung für den Kärntner Landtag, betheiligte sich auch an der Ausarbeitung mehrerer sehr wichtiger Gesetzentwürfe, gründete den Kärntner Invalidenfonds u. in Gemeinschaft mit mehreren Anderen die Dampfschiffahrtsgesellschaft auf dem Wörthersee. 1854 siedelte er als Oberlandesgerichtsrath nach Graz über, von wo er 1859 als Hofrath beim Obersten Gerichtshof wieder nach Wien kam. 1861 in den Landtag von Kärnten u. in demselben Jahre auch in das Abgeordnetenhaus des Reichsraths gewählt, gehörte er letzterem an, bis er 12. April 1870 im Kabinet Potocki die Leitung des Justizministeriums u. provisorisch auch die des Kultus- u. Unterrichtsministeriums übernahm; letztere gab er 30. Juni 1870 wieder ab, erstere behielt er bis 7. Febr. 1871. Hierauf ward er zwar als lebenslängliches Mitglied ins Herrenhaus berufen, doch nahm er nur noch geringen Antheil an den politischen Arbeiten des Parlaments. Er starb zu Wien 1. Nov. 1877. Auf dem literarischen Gebiete erwarb er sich als Lyriker, Romanschreiber, humoristisch-satirischer Erzähler u. bes. als Romancier einen nicht unbedeutenden Ruf. Er schrieb: „Gedichte" (Dresd. 1833; 4. Aufl., Lpz. 1871); „Novellen" (Wien 1835); „Humoristische Novellen" (ebd. 1841); „Neue Gedichte" (ebd. 1851); „Aus dem Zauberwalde" (Romanzenbuch, Berl. 1856); die Romane „Die Industriellen" (2 Thle., Zwickau 1854); „Grafenpfalz" (Nordh. 1862); „Sünder u. Thoren" (Brem. 1875) &c.; außerdem Bilder u. Studien, betitelt „Aus dem Buche der Reisen" (ebd. 1876). Seine „Gesammelten Werke" erschienen 1876 zu Bremen.

**Tschad** od. Tsade, großer See in der Mitte des nördl. Afrika, südl. der Sahara, ist der Mittelpunkt von Flachsudan, vom 14.° östl. L. u. 14.° n. Br. durchschnitten, mehr einem ungeheuren Sumpf als einem Binnensee ähnlich u. an Tiefe u. Ausdehnung nach den Jahreszeiten wechselnd. 253 m. hoch über dem Meere, ist er zu Zeiten 680 □M. groß, im Winter nur 8–12, im Sommer 13—18 M. breit, zwischen seinen Inseln 2–3, im östl. Insellabyrinthe 5 m. tief, überschwemmt zu gewissen Zeiten die auf den sehr breiten umgebenden Sumpfniederungen gelegenen Ortschaften, trocknet in anderen wieder fast völlig aus. Sein Wasser ist klar u. süß, nur an den Rändern voller Pflanzenstoffe, die offenen Theile sind von Papyrusstauden u. hohem Schilfrohr umgeben, Flußpferde u. Fische finden sich in Menge. Die ganzen Gewässer des östl. Sudan fließen in diese tiefste Senke, von W. der Komadugu Waube, von S. der größte, der Schari (s. d.), von NO. der weniger bekannte Bahr el Ghasal (s. „Tibbu"). Um ihn herum liegen die Staaten Bornu im W., Baghirmi im S., Wadai im O., nördl. das schon zur Sahara gehörige Kanem. Die Inseln im Tsch., die Buduma, theils bloße Sanddünen, theils grasreiche Niederungen, bewohnen unabhängige heidnische Negerpiraten. Städte am Tsch. sind außer dem 3 M. entfernten Kuka: Ngornu u. Birni im W. u. Mao im NW. Vogel, Barth u. Nachtigall haben am meisten die Kenntniß von Tsch. gefördert.

**Tschaïken** od. Csaïken, kleine mit Segeln u. Rudern versehene, galeerenartige Schiffe im südungar. Grenzland, die, mit 1–8 Kanonen ausgerüstet, früher zur Beschützung der Wassergrenze gegen die Türkei dienten. Ein besonderes Tschaïkistenbataillon, das jetzige Titler Grenzbataillon, bediente die aus 25 Schiffen bestehende Flottille. Seit Aufhebung des Militärgrenzdistrikts u. der großen Benutzung der Dampfkraft bei der Bewegung der Schiffe hat diese Einrichtung wesentliche Abänderungen erfahren.

**Tschako**, richtiger Czakot, die ungarische Benennung für die mützenartige Kopfbedeckung der Husaren; bei uns hieß so die frühere Kopfbedeckung der Infanterie. Seit Anfang dieses Jahrhunderts zuerst in Frankreich, dann in fast allen stehenden Heeren eingeführt, meistens von Leder od. Filz, in Gestalt eines umgekehrten abgestumpften Kegels, mit breitem kreisförmigen Deckel u. schmalem Vorderschirme, ist derselbe jetzt überall entweder dem Käppi, wie in Oesterreich, Frankreich, Italien, od. dem Helme, wie in Deutschland u. Rußland, gewichen.

**Tschapka**, die Kopfbedeckung der Ulanen, von eigenthümlich eingeschnürter Form u. oben in einen viereckigen Deckel endigend.

**Tschataldscha.** 1. **Tsch.**, kleine Stadt in der breiten Niederung im osmanischen Vilajet Adrianopel, die etwa 5 M. vom Goldenen Horn entfernt quer durch die Thrakische Halbinsel hindurchführt. Ein Bachlauf, eine Reihe von Teichen, die Bucht von Büjük Tschekmedsche am Marmarameer u. der See von Derkos am Schwarzen Meere füllen die Niederung aus. Die hinter dieser Bodensenke nach Konstantinopel zu aufsteigenden, nicht unbedeutenden Höhen, die mit fortifikatorischen Werken gekrönt u. stark verschanzt sind, bilden die Befestigungen von Tsch., welche im neuesten Russ.-türk. Kriege seit den ersten Monaten des Jahres 1878 von den Russen besetzt gehalten wurden. — 2. **Tsch.**, Stadt mit etwa 5000 meist griech. Einwohnern im ehemaligen Thessalien, jetzigen osman. Vilajet Janina, liegt in 102 m. Seehöhe am Apidanos, ist Sitz eines griech. Bischofs, hat ein Schloß mit Mauern u. Thürmen u. auf einem 110 m. hohen Kreideberge Trümmer einer Akropolis, treibt türk. Rothfärberei u. nicht unbedeutenden Wollhandel. Oestlich davon liegen die Hügel von Kynoskephalä. Tsch., bei den Griechen Phersala od. Pharsalia, ist das alte Pharsalus, bei welchem im J. 48 v. Chr. Cäsar den Pompejus schlug. Das Schlachtfeld zieht sich nördl. der Stadt am Apidanos hin.

**Tschâusch** (türk. tschâ'usch, Herold, Anführer) heißen in Konstantinopel die Gerichtsdiener, ihr Hauptmann Tschâusch-Baschý (= Haupt- od. Ober-Herold); die Stellung des Letzteren war früher eine höhere, da er die fremden Gesandten zu empfangen u. außerdem bei Gerichtsurtheilen u. anderen wichtigen Staatsgeschäften zu assistiren hatte.

**Tschechen** (Čechen, Czechen, entweder nach ihrem Anführer Czech od. deswegen so genannt, weil sie die am weitesten nach Westen vorgeschobenen Slaven sind, denn Czechen heißt die Vorderen) sind die Nordslaven Oesterreich-Ungarns. Sie sind bes. in Böhmen seßhaft, wohin sie 451—95 n. Chr. aus dem Karpathendistrikte der oberen Weichsel einwanderten, u. wo sie schon im 9. Jahrh. eine solche Bedeutung erlangten, daß man ganz Böhmen als Czechy bezeichnete. Sie bilden hier noch jetzt den größten Theil der Bevölkerung u. bewohnen bes. das böhm. Centrum zwischen Schlan, Pisek, Iglau u. Chrudim. Da aber der Dialekt der Horaken u. Podhoraken im böhm.-mähr. Grenzgebirge allmählich in den der Hannaken, der eigentlichen Mähren an der March, übergeht u. deren Sprache wieder nur dialektische Verschiedenheit von der der mähr. Walachen im mähr.-ungar. Karpathenlande u. der Slovaken im nördl. Ungarn zeigt, so gehören auch diese zum tschech. Stamm, u. derselbe ist auch in Mähren u. Nordungarn zu Hause. In geringerer Menge sind sie noch in Schlesien, Galizien, in der Bukowina, in Niederösterreich u. im ungar. Grenzbezirk angesiedelt. Etwa 7000 sind in den 60er Jahren nach Rußland ausgewandert, wohin sie durch Vorspiegelungen panslavistischer Wühler gelockt wurden. Die Gesammtzahl mag etwa 6,600,000 betragen.

**tschech. Sprache u. Literatur**, s. „slav. Sprachen u. Literaturen".

**Tsche-Kiang**, chin. Provinz, s. unter „China".

**Tscheremissen**, ein Zweig der Wolgafinnen, mit finnischer, aber von russ. u. tatar. Wörtern untermischter Sprache, bewohnen vorzugsweise das linke Wolgaufer zwischen den Flüssen Wiatka u. Wetluga u. um die Mündung der Ssura u. vertheilten sich auf die einzelnen Gouvernements (1867) hier in folgender Weise: in Wiatka 100,513, Kasan 102,028, Kostroma 1639, Nishnij Nowgorod 1826, Perm 4746 u. Ufa 48,993; zusammen sind sie also 259,745 Köpfe stark. Sie sind ein im Ganzen wohlgeformter Menschenschlag, bes. in den Bergen, von etwas dunkler Hautfarbe u. phlegmatischem Temperament. Sie beschäftigen sich, nachdem sie ihre nomadische Lebensweise aufgegeben haben, mit Viehzucht u. Ackerbau, Jägerei, Fischerei u. bes. eifrig mit Bienenzucht. Ihre Weiber verstehen zu weben u. zu färben. Sie leben vereinzelt in den ausgedehnten Waldungen, sind großentheils griech.-katholisch, haben aber noch viel heidnische Gebräuche u. wachsen ohne allen Unterricht auf.

**Tscherkessen** (nach Vorgang der Genuesen Cirkassier [spr. Tschirk.], türk. Tscharkassien, in der Landessprache Adighé, d. i. Schluchten- od. Bergbewohner genannt) sind ein Zweig der kaukasischen Rasse. Sie bewohnen den westl. Theil des Kaukasus, vorzugsweise seinen Nordabhang, u. seit 1858, seitdem über 400,000 ausgewandert sind, die verschiedensten Theile des Osmanischen Reichs. Sie sind ein kraftiger u. schoner Menschenschlag; ihre bes. schönen Weiber sind ein gesuchter Artikel für die Harems mohammedanischer Großen. Ihr Körper ist schlank, der Kopf oval, die Augen groß, die Nase gerade, die Haare braun, die Gesichtsfarbe weiß, der Fuß verhältnißmäßig klein. Die Kleidung der Männer ist ein leinenes od. rothseidenes Hemd, ein blaues, enganliegendes Beinkleid, ein weißer, rother od. blauer Rock, eine Litewka ohne Kragen mit auf der Brust aufgenähten Patronentaschen, eine mit Pelz verbrämte wattirte Mütze u. Schuhe ohne Sohlen. Bei schlechtem Wetter wird der Filzmantel (Burka) übergeworfen, eine spitzige Regenkappe, welche den Nacken deckt u. zugebunden werden kann, übergezogen u. ein Paar Ueberschuhe angelegt. Der Vornehme trägt noch vom Kopf herabhangend ein

Panzerhemd. Die Waffen, der Dolch, der kurze Säbel, kurze Pistolen u. eine lange türk. Flinte, werden fast immer geführt. Die Kleidung der Frauen besteht aus Hemd, weiten Beinkleidern, langem Kaftan u. vorn ausgeschnittenem Oberkleide, runder Mütze u. einem langen Schleier. Ihre Nahrung ist einfach, entstammt meist dem Pflanzenreiche, Hirsebrei u. dünnes Brot aus Roggen, Weizen od. Mais sind beliebt; die Fleischkost ist fast nur Hammelfleisch. Ihre Getränke sind Milch u. Wasser, eine Art Bier u. eingekochter Traubensaft mit Wasser vermischt. Die Männer rauchen fast stets türk. Tabak. Die Wohnung ist aus unbehauenen Steinen erbaut, enthält oft nur einen Raum, zu dem Thüre u. Rauchfang dieselben Oeffnungen sind. Das Dach ist platt u. durch quergelegte Stangen mit Flechtwerk verbunden u. durch Lehm wasserdicht gemacht, hergestellt. Fenster sind selten. Mehrere solche im Kreise herumgestellte Häuser, durch Flechtwerk verbunden, bilden ein geschlossenes Gehöfte, in dem des Nachts das Vieh zubringt. Die Beschäftigung der Tsch. ist wenig Ackerbau, vielmehr Vieh, bes. Schafzucht, Jagd, geringe Ausbeute der Erze, der Steinsalzlager u. der Salzquellen, Verfertigung von Rohrdecken, filzenen Ueberwürfen, leinenen u. wollenen Kleidungsstücken, Waffen- u. Silberschmiederei u. Schießpulverbereitung. Ihre Hauptcharakterzüge sind Tapferkeit u. Entschlossenheit, Gemeinsinn, Gastfreundschaft, Mäßigkeit, aber auch Leichtsinn, Falschheit u. Hinterlist, Neigung zur Dieberei u. unter Umständen Raub- u. Mordsucht. Ihre Religion ist eine Verquickung von Mohammedanismus mit Christenthum u. Heidenthum. Schulbildung fehlt ihnen gänzlich; fast kein Tsch. kann lesen od. schreiben. Sie theilen sich in vier Kasten: Fürsten (Pscheh), Adel (Works), Freigelassene (Tschofokotls), die ihrem frühern Herrn im Kriege Folge leisten müssen, u. Leibeigene (Pschilts), u. zerfallen in 12–15 Stämme, von denen die Schapsugen, Abadsehen u. Ubychen je über 50,000 Köpfe zählen. — Die Tsch. zeichneten sich schon im Alterthume unter dem Namen Sychen als Seeräuber aus. Von den Georgiern, die sie im 12. u. 13. Jahrh. unterwarfen, wurden sie theilweise zum Christenthum bekehrt. 1424 rissen sie sich wieder los, breiteten sich über die Ebenen am Asowschen Meere aus u. kamen hierdurch mit den südruss. Tataren in Berührung, deren Anstürmen sie längere Zeit dadurch entgingen, daß sie sich dem russ. Zar Iwan Wasiljewitsch unterwarfen. Als aber die Russen die Oberherrschaft wieder aufgaben, mußten die Tsch., von den Tataren bedrängt, bis hinter den Kuban zurückweichen u. den Tataren Tribut zahlen, von dem sie erst durch ihren Sieg vom Jahre 1704 frei kamen. Die Erweiterung des Russ. Reichs bis an den Kuban 1783 brachte die Russen in Konflikt mit ihnen. Aus Widerwille gegen die Russen u. durch mohammedanische Prediger fanatisirt, traten jetzt auch Diejenigen, die bis dahin Christen od. Heiden geblieben sind, zum Mohammedanismus über u. kamen dadurch in innigere Beziehung zur Türkei. Von dieser wurde ihnen die Festung Anapa an der Küste des Schwarzen Meeres gebaut, die ihr Hauptwaffenplatz ward, u. wo ihre Kriegsbedürfnisse eingeführt wurden. 1807 fiel Anapa in die Hände der Russen. Durch die Zurückgabe dieser Festung infolge des Bukarester Friedens 1812 u. durch die Aufreizungen mohammedanischer Fanatiker wurden die Tsch. dermaßen gereizt, daß sie räuberische Einfälle auf das russ. Gebiet unternahmen, bis 1829 durch den Frieden von Adrianopel der ganze Küstenstrich am Schwarzen Meere u. 1834 der Rest von Abchasien an Rußland abgetreten wurde. Der Krieg hatte zwar damit noch kein Ende, u. erst durch die Gefangennahme ihres tapferen Führers Schamyl 7. Sept. 1859 erlahmte die Kraft der Tsch.; Diejenigen, die das russ. Joch nicht tragen mochten, wanderten in die verschiedenen Distrikte des Osmanischen Reiches aus, so daß schon seit länger als einem Jahrzehnt der Kaukasus als pacifizirt betrachtet werden kann. Ein Aufstand während des neuesten Russ.-türk. Krieges wurde bald unterdrückt.

**Tschernagora**, s. „Montenegro"; Tschernagorzen, s. v. w. Montenegriner.

**Tschernajeff**, Michail Grigorjewitsch, russ. General, geb. 1828; ward auf Kronkosten im Kadettencorps zu Petersburg erzogen, besuchte dann die dortige Militärakademie u. trat aus dieser ins russ. Heer ein. Als Generalstabsoffizier hatte er sich in erster Linie mit Kanzleigeschäften zu befassen, die seinem Thatendrange nicht genügten; er ging daher zum diplomatischen Dienst über u. war russ. Generalkonsul in Belgrad, als ihn 1864 der Krieg gegen Khokand wieder unter die Fahnen rief. Obgleich erst Oberst, erhielt er die Führung eines Operationscorps, das vom Fort Perowsky (früher Ak Mesdschid) gegen Taschkend vordringen sollte. Die Einnahme dieses wichtigen Platzes wurde ihm um so leichter, als die überwiegend sartische Bevölkerung der zweiten Handelsstadt Mittelasiens den Kiptschaken feindlicher gesinnt war als den Russen u. diesen daher dazu behülflich war. Die Eroberung Taschkends erfolgte im Herbst 1864, u. von da datirt der pompöse Titel „Sieger von Taschkend"; auch ward Tsch. mit dem Georgskreuze 3. Klasse u. dem Generalsrang belohnt. Als er aber dann, bei seinen schwärmerisch großrussischen Ideen nicht zufrieden mit Taschkend, nach Khodschend u. von hier nach Uratepe eilte, um auch Samarkand mittels eines Handstreiches zu nehmen, ward er von den Truppen des Emirs von Bokhara dermaßen aufs Haupt geschlagen, daß er sich nur mit Mühe in Sicherheit bringen konnte. Infolge dessen abgesetzt, quittirte er den Dienst u. bewarb sich als „mittelloser Mann" um ein öffentliches Notariat in Moskau. Das machte so viel Aufsehen u. verursachte ein solches Gerede, daß die Sache hintertrieben wurde. Um einestheils ihm den Nimbus eines Märtyrers zu nehmen, anderntheils die immerhin begabte Persönlichkeit für künftige Zeiten parat zu halten, wurde Tsch. als „Beamter für besondere Aufträge" mit einem ansehnlichen Gehalt zum Statthalter Grafen Berg nach Warschau geschickt. Da aber dessen eiserne Hand dem Ehrgeiz Tsch.'s nicht den gewünschten Spielraum ließ, verzichtete Tsch. kurz vor Berg's Tode auf alle seine militärischen Kompetenzen u. ging nach Petersburg, um, gleich Fadejeff, Journalist zu werden. Ende 1873 kaufte er die Zeitung „Ruski Mir" (Russ. Welt) u. begann nun mit der Feder jene Riesenplane zu verfechten, welche die slav. Weltherrschaft der Verwirklichung zuführen sollen; auch führte er nam. gegen die Armeeverwaltung Miljutin's eine heftige Polemik. Als die südslav. Frage auf die Tagesordnung kam, nahm Tsch. sofort Partei für die Stammesbrüder u. griff aufs Neue zum Schwert. Seit Ende Mai 1876 in serb. Diensten, übernahm er im Juli den Oberbefehl über das serbische Heer an der Morawa, konnte aber keine neuen Lorbern pflücken; nam. erlitt er 29. Okt. eine Niederlage bei Alexinatz. Im jüngsten Kriege Rußlands gegen die Türkei fand er, obgleich er Serbien wieder verlassen hatte, keine Verwendung.

Nr. 5286. Tscherkessenwohnung.

**Tschernawoda** (Cernawoda od. Boghasköi), ein Ort von wenigen Häusern im osmanischen Donauvilajet (Bulgarien), liegt am rechten Donauufer, in der Nähe des von der Donau bis ans Schwarze Meer sich hinziehenden Trajanswalles (s. d.) u. ist Ausgangspunkt der 4. Nov. 1860 eröffneten, 64 Km. langen Eisenbahn Tsch.-Küstendsche.

**Tschernigow,** ein kleinruss. Gouvernement, vorwaltend im Gebiete der Desna, eines Dnjeprzuflusses, grenzt nördl. an die Gouvernements Mohilew u. Orel, östl. an Orel u. Kursk, südl. an Poltawa u. Kiew u. westl. an Kiew, Minsk u. Mohilew. Es umfaßt 951,662 □M. mit 1,659,600 E. nach den offiziellen Berechnungen für 1870. Die Desna durchfließt es von NO. nach SW. u. nimmt hier an größeren Flüssen Oster, Snow, Seim u. Sudost auf; der Dnjepr bleibt nur westl. Grenzfluß; den äußersten N. bewässert der Sozunebenfluß Jput. Die Gesammtfläche der kleinen Landseen beträgt 0,097 □M. Das Gebiet ist ein niedriges Hügelland mit viel sandigem u. hier u. da kalkigem Boden. 55% sind Ackerland, 14,2% Wiese. Man baut bes. viel Flachs u. Hanf, aber auch Getreide, Hülsenfrüchte, Oelgewächse, Kartoffeln u. Gemüse werden über den Bedarf gewonnen. Der Obstbau liefert bes. viel Kirschen. 19,4% sind Wald, bringen gutes Schiffsbauholz u. geben Veranlassung zur Holzkohlen, Pottasche- u. Theerbereitung. Der Wildstand ist unbedeutend. Die Viehzucht beschäftigt sich vorwaltend mit schwarzen u. rothen Rindern, Schweinen u. Gänsen. Die Industrie ist noch in den Anfängen u. erstreckt sich fast nur auf Tuch- u. Segeltuchfabrikation, auf Leinweberei, Glasmacherei u. Branntweinbrennerei. Doch zählt man bereits gegen 200 Fabriken mit etwa 6000 Arbeitern. Die eigenen Bodenprodukte veranlassen einen starken Handel, der, soweit es das Rindvieh anlangt, selbst bis nach Deutschland betrieben wird; bedeutend ist auch die Durchfuhr von Salz u. Fischen vom S. her. Die schiffbaren Wasserwege hatten 1872 eine Gesammtlänge von 219, die Eisenbahnen von 273 Werst. Unter den Bewohnern sind außer Kleinrussen, die in ihrer ganzen Lebensweise schon viel Großrussisches an sich haben, 51,000 Juden, über 4000 Polen u. gegen 3000 russifizirte Deutsche. Das Gouvernement zerfällt in die 11 Kreise: Tschernigow, Borsna, Gluchow, Gorodna, Konotop, Koselez, Krowelez, Mglin, Njeshin, Nowgorod-Ssjewersk, Nowo-Sybkow, Osteor, Ssosniza u. Ssurash. — Die Hauptstadt **Tsch.** mit 17,096 E. (1867), wohlgebaut u. umfangreich, liegt in 158 m. Seehöhe am rechten Ufer der Desna, ist Sitz der Gouvernements- u. Kreisbehörden u. eines Erzbischofs, hat ein geistliches Seminar, ein Gymnasium u. eine Kunst- u. Handwerkerschule. Die Kathedrale stammt von 1024; drei von den 18 Kirchen der Stadt befinden sich im Bolainschen Berge, der sich mitten in der Stadt erhebt. Die Industrie erstreckt sich bes. auf Tuch- u. Leinwandsfabrikation, der Handel ist nicht unbedeutend. Tsch. ist eine der ältesten Städte Rußlands u. wurde schon zu Anfang des 10. Jahrh. von Warägern erbaut, 1239 von den Mongolen erobert u. fast vollständig verwüstet. — Andere namhaftere Städte des Gouvernements sind Njeshin (20,516 E.), Starodub (12,042 E.) u. Gluchow (10,747 E.).

**Tscherning,** Andreas, deutscher Dichter, geb. zu Bunzlau 18. Nov. 1611; flüchtete als Evangelischer in der Zeit der schweren Religionsverfolgungen (1630) nach Görlitz, wo ihn der Bürgermeister als Informator seiner Kinder ins Haus nahm u. zugleich das Gymnasium besuchen ließ, bezog später das Gymnasium in Breslau u. 1635 die Universität Rostock, mußte aber 1637, da ihm die Mittel zur Fortsetzung seiner Studien fehlten, nach Breslau zurückkehren u. suchte sich nun hier durch Unterrichtgeben zu ernähren, bis er in dem kaiserlichen Rathe von Löwenstern einen einflußreichen Gönner fand, der ihm 1642 die Wiederaufnahme seiner Studien in Rostock ermöglichte. Seit 1644 Professor der Poesie daselbst, als welcher er sich durch Verbreitung der Opitz'schen Dichtkunst im Norden Deutschlands verdient machte, starb er zu Rostock 27. Sept. 1659. In seinen lyrischen u. epigrammatischen Gedichten bediente sich dieser Vertreter der Opitz Schles. Schule der damals noch wenig gebräuchlichen anapästischen u. daktylischen Versarten. Gesammelt ließ er seine Poesien als „Deutscher Getichte Früling“ (Bresl. 1642; 3. Aufl., Rost. 1649) u. „Vortrab des Sommers deutscher Getichte“ (Rost. 1655; 2. Aufl. 1665) erscheinen. Proben derselben in W. Müller's „Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrh.“ (Bd. 7).

**Tschernitscheff,** auch Tschernyscheff geschrieben, Fürst Alexander Iwanowitsch, russ. General u. Staatsmann, geb. 1779; stammte aus einer alten, 1493 aus Polen nach Rußland gekommenen Adelsfamilie, die von der Kaiserin Elisabeth 1742 in den Grafenstand erhoben wurde. Früh in russ. Kriegsdienste getreten, nahm er an den Feldzügen gegen Napoleon I. Theil u. erhielt 1811 eine diplomatische Mission nach Paris, wo er durch Bestechung mehrerer Beamten im Kriegsministerium den franz. Operationsplan gegen Rußland in Erfahrung brachte; zwar bekam die Polizei Kenntniß davon, doch entging Tsch. seiner Verhaftung glücklich. 1812 wurde eine Kosakendivision unter seinen Befehl gestellt. Mit dieser operirte er erfolgreich im Rücken der Franzosen, vertrieb im März 1813 den General Augereau aus Berlin, schlug den westfälischen General Ochs bei Halberstadt, überfiel Kassel u. nahm 1814 Soissons mit Sturm. Zum Generalleutnant ernannt, begleitete er Kaiser Alexander I. auf den Wiener Kongreß sowie später nach Aachen u. Verona u. wurde in der Zwischenzeit u. nachher wieder mit diplomatischen Sendungen betraut. 1825 unterdrückte er mit Energie den in der zweiten russ. Armee ausgebrochenen Aufstand. Seit 1828 Kriegsminister u. Generalstabschef, erwarb er sich hervorragende Verdienste um die Reorganisation des Heeres u. wurde dafür in den Fürstenstand erhoben. 1842 bereiste er behufs eines neuen Verwaltungsplans u. einer erfolgreicheren Bekämpfung der Bergvölker den Kaukasus, u. im Nov. 1848 erhielt er auch den Vorsitz im Reichs- u. Ministerrath. Nachdem er 1852 die Leitung des Kriegsministeriums an Dolgoruki abgegeben hatte, legte er im April 1856 auch seine übrigen Aemter nieder, begab sich seiner Gesundheit wegen ins Ausland u. starb zu Castellamare 20. Juni 1857.

**Tschetschenzen,** ursprünglich kaukasisches Bergvolk, von den Russen so nach ihrem Hauptdorfe genannt, während sie sich selbst bis dahin Nachtsche nannten, wohnten am nördl. mittleren Kaukasus als bedeutendstes Glied des kistischen Stammes in der theils flachen, theils gebirgigen Tschetschnaja, dem reich bewässerten u. durch schöne Vegetation sich auszeichnenden Lande östlich vom Wladikawkaspasse u. dem obern Terek bis zum Aksai, durch den Sundscha in zwei Theile zerlegt. Von dunkler Farbe, schlankem Wuchse u. edler Haltung, hatten sie zwar tscherkessische Kleidung, aber eine eigene dialektreiche Sprache u. keinen Verkehr mit den Tscherkessen. Voll Raub- u. Mordgier, standen sie an Moralität allen anderen Kaukasiern nach, wohnten in befestigten, von erwählten Häuptern befehligten Auls (Dörfern) u. hatten nur in Kriegszeiten ein gemeinsames Haupt. 117,000 Köpfe stark geschätzt, zerfielen sie in zwei Hauptstämme: die Inguschen u. die Midschegisen, mit 20 Unterabtheilungen; Alle waren Mohammedaner. Sie wurden schon 1818 von den Russen unterworfen, kämpften aber in erbitterten Kämpfen bis 1859 für ihre Unabhängigkeit, von verschiedenen Führern, wie Kasi Mullah († 1831), Hamsad Beg u. bes. Schamyl 1834—59, begeistert, bis mit Schamyl's Ergebung der Kampf endete. 1865 verließ die Mehrzahl der Tsch. wie die nordwestl. Tscherkessen ihr Land u. wurde von den Türken in Südarmenien bei Diarbekr angesiedelt; am obern Euphrat mußten sie entwaffnet werden.

**Tschetwert,** das russische Getreidemaß zu 8 Tschetwerik, hält 209,8 L. Nach Gewicht berechnet sich der Tsch. Weizen auf 380, Roggen auf 354, Gerste auf 290 u. Hafer auf 240 Pfd. russ. (à 409,52 Gr.).

**Tschibuk** (türk., d. h. Rohr), türk. Pfeife, besteht aus einem langen Rohr von Weichsel od. Jasmin mit rundem, kolbenförmigem Bernsteinmundstück u. einem kleinen rothen Thonkopf. Reiche u. vornehme Orientalen entfalten in Bezug auf den Tsch., der jedem Gaste beim Eintritt in die Wohnung gereicht wird u. z. B. in Aegypten auch beim feierlichen Empfange des diplomatischen Chors durch den Khedive nicht fehlt, großen Luxus: der Thonkopf ist nicht selten mit schönen, in Silber ausgelegten Arabesken verziert, das Mundstück mit Edelsteinen besetzt. Für das Stopfen u. Reinigen des Tsch.s sorgt ein eigener Diener, der Tschibuktschi.

**Tschifu,** chinesischer Hafenplatz in der Provinz Schantung, seit 1858 den Europäern geöffnet, liegt auf der Südseite des Eingangs zum Golf von Petschili, fast vom Lande getrennt, der Insel Mian-tau gegenüber, an einem sichern Hafen, aber nicht guter Rhede. Es bildet mit Tengtschen zusammen eine Stadt von angeblich 120,000 E., ist stark befestigt, Sitz mehrerer Konsuln u. treibt lebhaften Handel. Der Werth des direkten Außenhandels bezifferte sich 1875: Einfuhr 897,000 Taels (1 T. = ca. 6½ Mk.), Ausfuhr 182,000 Taels, während der Generalhandel vermittels fremder Schiffe in fremden Importen 1875 auf 3,525,000 Taels, in einheimischen 1,993,000 Taels, in Exporten 2,268,000 Taels, im J. 1876 aber total auf 6,500,000 Taels sich belief. Eingeführt wurden bes. Opium u. Baumwollenwaaren, ausgeführt Bohnen, Bohnenkuchen u. Erbsen.

**Tschikasas** od. Chickasaws, nordamerikanischer Indianerstamm, welcher 6000 Köpfe zählt u. mit den ihnen verwandten 16,000 Mann starken Choktaws im SW. des Indianerterritoriums wohnt. Die Tsch. bilden mit den Choktaws seit 1837 u. 38 politisch ein Volk, haben eine gemeinsame gesetzgebende u. Rathsversammlung, nehmen einen der vier demokratisch-republikanisch regierten Distrikte unter einem gewählten Häuptling ein, haben für Kapitalverbrechen Geschworenengerichte u. stehen an Intelligenz u. Civilisation relativ sehr hoch. Baumwollenkultur u. Viehzucht sind ihre Hauptbeschäftigungen; fast jeder kann lesen, da die von der Union ihnen bezahlten Summen für abgetretenes Land hinreichen,

um jedem ihres Stammes Erziehung geben zu lassen. Sie wohnten einst zwischen Ohio, Mississippi u. 34° n. Br., waren sowol den Nachbarstämmen als den Franzosen u. Engländern sehr gefährliche Gegner, wurden aber 1736—40 sehr geschwächt, schlossen 1786 mit der Union einen Freundschaftsvertrag u. räumten bis 1838 alles Land östl. des Mississippi.

**Tschimpanse,** s. „Schimpanse“.

**Tschin** (russ.), die dem russ. Staate eigenthümliche Rangordnung, welcher eine solche Bedeutung beigelegt wird, daß selbst der Glanz des Geburtsadels dagegen erbleicht. Indem man dem Civil- u. Militardienst einen so hohen Rang gab, daß ein Adelsgeschlecht, das durch zwei Generationen sich vom Staatsdienste fernhält, dadurch allein schon seines Adels verlustig geht, wollte man einerseits die politische Wichtigkeit der alten Bojarenfamilien vernichten, andererseits aber den Beamtenstand selbst auf eine höhere sittliche Stufe heben. Der Rangadel umfaßt alle Staatsbeamten (Tschinownіks); in den acht ersten Rangklassen ist er erblich, in den übrigen sechs ist er nur persönlich. Die durch den Tsch. geschaffenen 14 Rangklassen sind im Militär- u. Civildienst: 1. General-Feldmarschall, General-Admiral, Reichskanzler, Oberkammerherr, Wirkl. Geh. Rath erster Klasse; 2. General en chef, Admiral, Wirkl. Geh. Rath; 3. General-Leutnant, Vizeadmiral, Geh. Rath; 4. General-Major, Contreadmiral, Wirkl. Staatsrath (bei diesem beginnt die Anrede „Excellenz“); 5. Brigadier (besteht nicht mehr), Kapitän-Kommodore, Staatsrath; 6. Oberst, Kollegienrath; 7. Oberst-Leutnant, Schiffskapitän, Hofrath; 8. Major, Kollegienassessor; 9. Hauptmann, Titularrath; 10. Hauptmann zweiter Klasse, Kollegiensekretär; 11. Schiffssekretär; 12. Leutnant, Gouvernementssekretär; 13. Unter-Leutnant, Provinzialsekretär; 14. Fähnrich, Kollegienregistrator.

**Tschippewäs** (Chippewas), nordamerikanischer Indianerstamm, welcher zur Algonkin-Lenape-Familie gehört u. noch heute über einen weiten Flächenraum, sowol in den Vereinigten Staaten als Britisch-Nordamerika, verstreut in Summa wol über 30,000 Köpfe zählen mag, sind nicht zu verwechseln mit der fast eben so zahlreichen, aber zum Athabaskastamm gehörigen, nördlicher zwischen dem Kleinen Sklaven- u. Athabaskasee umherstreifenden Chippewyans, die jedoch oft auch Tsch. genannt werden. Die eigentlichen Tsch. sitzen am Michigan- u. Oberen See sowol westlich als nördlich in den britisch canadischen Provinzen Manitoba u. bes. Ontario u. in den Unionsstaaten Michigan (4341 Köpfe), Minnesota (9490) u. Wisconsin (10,529). Von diesen 24,360 Tsch. der Vereinigten Staaten, die in 23 Abtheilungen zerfallen, ziehen noch über 3200 ganz frei umher in Michigan, die übrigen haben wenigstens bestimmte Gebiete; die zahlreichsten sind die Loise Forte, die L'Anse, die Lac Court Oreilles, die Lake Superior, die Mississippi, die Red Lake u. die Winnebagoshish. Sie alle führen ein unstetes Wander- u. Jägerleben u. ziehen mit dem wechselnden Wilde u. je nach dem Aufenthaltsorte der in den verschiedenen Jahreszeiten genießbaren Fische hin u. her. Im Sommer fliegen sie in leichten Birkenrindenkanoes die Flüsse hinab, im Winter benutzen sie Hundeschlitten. Sie sind wenig kriegerisch, aller Civilisation, dem Ackerbau u. geistigem Fortschritt unzugänglich u. verehren einen großen guten u. einen großen bösen Geist, zahlreiche untergeordnete Geister, Riesen, Zauberer ꝛc. Mit den Franzosen haben sie stets Freundschaft gehalten, mit den Sioux grausame u. langwierige Kriege geführt u. 1785 den ersten Vertrag mit den Vereinigten Staaten abgeschlossen. In unserem Jahrhundert haben sie wiederholt (1816, 54, 55) Ländereien abgetreten, sind aber nicht in die ihnen durch einen Vertrag 1866 bestimmten Gebiete des Indianerterritoriums eingewandert.

**Tschirch,** Friedrich Wilhelm, verdienter deutscher Komponist, geb. 8. Juni 1818 zu Lichtenau bei Lauban; erhielt Musikunterricht zuerst im väterlichen Hause, dann zu Lauban, wo er das Gymnasium besuchte, weiterhin auf dem Schullehrerseminar zu Bunzlau, u. die letzte Ausbildung endlich zu Berlin, theils im Institut für Kirchenmusik, theils privatim bei Marx. 1843 wurde er an der Peter-Paulskirche zu Liegnitz als Kantor angestellt, bald darauf auch zum städtischen Musikdirektor ernannt, u. 1852 ging er als Kantor u. Hofkapellmeister des Fürsten Reuß nach Gera, wo er noch jetzt wirkt. Von seinen im Druck erschienen Kompositionen haben nam. verschiedene größere Sachen für Männerchor, Solo u. Orchester — z. B. „Eine Nacht auf dem Meere“, „Der Sängerkampf“, „Die Zeit“ — Beifall u. Verbreitung gefunden; außerdem sind zu nennen: Kirchenstücke, Klavier-, Orgel- u. Orchestersachen, ein- u. mehrstimmige Lieder ꝛc. u. eine bisher nur in Leipzig aufgeführte Oper „Meister Martin u. seine Gesellen“.

**Tschirnhausen,** Ehrenfried Walter, Graf v., Mathematiker, Naturforscher u. Philosoph, geb. 10. April 1651 auf dem väterlichen Gute Kieslingswalde bei Görlitz; studirte in Leyden, trat 1672 in holländ. Kriegsdienste, verließ aber dieselben 1674 wieder, um große Reisen zu machen, lebte dann in Wien, später abermals in Holland, ward 1682 während seines dritten Besuchs der Hauptstadt Frankreichs in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen, kehrte nach Sachsen zurück, wurde kursächs. Rath u. starb auf seinem Gute Kieslingswalde in der Oberlausitz 11. Okt. 1708. Tsch. war ein vorurtheilsfreier Denker u. klarer Forscher, der bes. in den physikalischen u. chemischen Disziplinen sich durch methodische Arbeiten auszeichnete. Er entdeckte die Brennlinie, verbesserte den Brennspiegel u. fertigte selbst große Brenngläser u. Brennspiegel von seltener Vollkommenheit; auch legte er Glashütten in Sachsen an u. hatte einen wesentlichen Antheil an der Erfindung des Meißener Porzellans. Zahlreiche Abhandlungen mathematischen od. physikalischen Inhalts, letztere meist auf die Brennspiegel sich beziehend, enthalten die „Acta eruditorum“. In seiner „Medicina mentis“ (Amsterd. 1687; Lpz. 1695 u. ö.), einem für die damalige Zeit bedeutenden Werke, verlangte er die Vereinigung philosophischer, mathematischer u. physikalischer Studien.



**Tschitscher Boden** heißt die an den Karst südöstlich sich anlehnende Kalkplateaubildung, welche die ganze Istrische Halbinsel ausfüllt u. in drei durch parallele Rücken von einander getrennte Stufen südwestlich zum Meere abfallt. Die höchste Stufe trägt den Planik (1268 m.) u. hart am Westufer des Quarnerobusens den schroff aufsteigenden Monte maggiore (1394 m.). Die höchsten Spitzen der nächsten Stufe westlich davon erreichen noch 600 m. Höhe; die tiefer liegenden Bergebenen sind schon fruchtbar u. angebaut u. zeigen die dem Karst eigenthümlichen kesselförmigen Einsenkungen mit verschwindenden, unterirdisch weiter fließenden Bächen. Hier ist die Luft gesund u. kräftig. Die tiefste Stufe aber streicht mit ihren versumpften Küsten im S. in das traurige Gebiet der Malaria, das mehr u. mehr verödet. Die langgestreckten Inseln Cherson, Lussin ꝛc. können als Fortsetzung vom Tsch. B. betrachtet werden.

**Tschuden,** in weitestem Sinne Benennung der im Russ. Reiche verbreiteten finnischen Völkerschaften (s. „Finnen“), in engerem die der Wepsen, Woten, Esthen, Liven u. Lappen. Die Wepsen od. Nordtschuden, den Liven am ähnlichsten, bewohnen die am Ladoga- u. Onegasee gelegenen Reiche, also vorzugsweise das Gouvernement Olonez u. zerstreut das Gouvernement Wologda. Ihre Gesammtzahl beträgt nach den neuesten Erhebungen etwas über 36,000 Seelen. Die Woten od. Waddjalaiset, wie sie sich selbst nennen, zählen 12,000 Köpfe in den Gouvernements Nowgorod u. St. Petersburg. Ueber die Lappen, Liven u. Esthen s. „Lappland“, „Livland“, „Esthland“.

**Tschudi,** Egidius, od., wie er selbst schrieb, Gilg Schudi, der Vater der Schweizergeschichte, stammte aus einer alten adeligen Familie in Glarus, deren Ahnherr Johann von König Ludwig III. 906 aus dem Stande eines Hörigen zum Gemeinfreien erhoben wurde, u. aus deren Mitte während 9 Jahrh. eine große Zahl von Männern hervorgegangen ist, welche sich auf dem Felde der Politik u. der Wissenschaft berühmt gemacht haben (vgl. Blumer, „Das Geschlecht der Tsch. von Glarus“, St. Gallen 1853). Der Großvater des Egidius erhielt 1476 auf dem Schlachtfelde von Murten die Ritterwürde. Er selbst ist geb. in Glarus 1505, studirte unter Glarean in Basel u. Paris u. bekleidete dann verschiedene Landvogtstellen, z. B. 1533 u. 1549 in Baden, wo sich damals das von ihm eifrig durchforschte Archiv der Eidgenossenschaft befand. Dazwischen war er eine Zeit lang Hauptmann in franz. Diensten, durchwanderte dann die Gebirge der Schweiz u. sammelte Materialien zu Studien über die Geschichte seines Vaterlandes. Mehrmals begegnen wir Tsch. als Vermittler bei den Streitigkeiten der beiden Glaubensparteien; er selbst blieb Katholik. 1558 wurde er Landammann in Glarus, 1559 Gesandter an Kaiser Ferdinand I. Er starb 28. Febr. 1572. — Schon 1538 erschien von ihm „Die vralt wahrhafftig Alpisch Rhetia sampt dem Tractt der anderen Alpgebirgen“, wider Tsch.'s Wissen u. Wollen von Seb. Münster in Basel herausgegeben. Seine Hauptwerke sind das hochwichtige „Chronicum Helveticum“ (1734 durch Iselin in Basel herausgeg., umfaßt die J. 1000—1414; der erste Entwurf in 4 Bdn. befindet sich auf der Stadtbibliothek in Zürich, die 1828 erschienene Fortsetzung, 1472—1516 umfassend, ist unecht) u. „Beschreibung von dem Ursprung, Landmarchen, alten Namen u. Muttersprachen Galliae comatae“ (herausgeg. von Gallati, Konstanz 1738). Daneben verfaßte Tsch. zahlreiche geschichtliche u. geographische Werke,

Karten, Wappenbücher 2c., deren Handschriften die Bibliotheken zu St. Gallen u. Zürich aufbewahren. — Vergl. Fuchs, „Eg. Tsch.'s Leben u. Schriften" (2 Bde., St. Gallen 1805); Vogel, „Eg. Tsch. als Staatsmann u. Geschichtschreiber" (Zürich 1856).

**Tschudi,** Joh. Jakob v., namhafter Reisender u. Naturforscher, geb. 25. Juli 1818 in Glarus, wurde nach dem frühen Tode des Vaters von seiner hochbegabten Mutter, Maria geb. Zwicky, erzogen, studirte in Zürich, Neuenburg, Leyden u. Paris, verweilte 1838—43 in Peru behufs naturwissenschaftlicher u. ethnographischer Untersuchungen, machte dann noch Studien in verschiedenen Museen u. ließ sich 1848 auf seinem Landsitz bei Wienerisch Neustadt nieder. 1857 unternahm er eine Reise nach Brasilien, den Laplatastaaten, Chili u. Peru u. wurde 1860 als außerordentlicher Gesandter der Schweiz nach Brasilien geschickt, bes. um die Verhältnisse, betreffend schweizerische Einwanderung, zu studiren. Seit 1866 lebt er als Gesandter der Schweiz in Wien. Er schrieb: „System der Batrachier" (Leyden 1838); „Untersuchungen über die Fauna Peruana" (St. Gallen 1844 bis 1847); „Peruanische Reiseskizzen aus den J. 1832—42" (ebd. 1846); „Die Kechua Sprache" (3 Bde., Wien 1853); „Reise durch die Andes von Südamerika" (Gotha 1860); „Die brasilian. Provinz Minas Geraes" (ebd. 1863); „Reisen durch Südamerika" (5 Bde., Lpz. 1866—68). — Sein Bruder, Friedrich **v. Tsch.**, geb. 1. Mai 1820 in Glarus, studirte in Basel, Bonn, Berlin u. Zürich Theologie u. Philosophie, war 1843—47 Pfarrer in Lichtensteig im Toggenburg, resignirte wegen Kränklichkeit u. zog nach St. Gallen. 1849 bis 1852 gab er mit Jer. Gotthelf u. A. E. Fröhlich die „Illustrirte Zeitschrift für die Schweiz" heraus u. war hervorragender Mitarbeiter an literarischen, theologischen u. naturwissenschaftlichen Zeitschriften. Er schrieb: „Naturansichten u. Thierzeichnungen aus dem schweizerischen Gebirge" (Lpz. 1853); ferner das berühmte „Thierleben der Alpenwelt" (Lpz. 1853; 10. Aufl. 1875) u. die gekrönten Preisschriften „Landwirthschaftliches Lesebuch" (Frauenfeld 1863; 6. Aufl. 1871) u. (mit A. Schultheß zusammen) „Der Obstbaum u. seine Pflege" (Frauenfeld 1871; 2. Aufl. 1873). Seit 1870 in der Regierung u. wiederholt Landammann von St. Gallen u. Mitglied des eidgenössischen Ständerathes, funktionirte er als Präsident der Jury für die Gruppe „Wissenschaft u. Erziehung" bei der Wiener Weltausstellung.

Nr. 5287. Tschuktschen.

**Tschuktschen,** ein den Eskimo verwandtes sibirisches Volk in der nach ihnen benannten nordöstlichsten Halbinsel von Asien, sitzen südlich u. östlich von den Jukahiren, nördlich von den Kamtschatka bewohnenden Korjaken u. Kamtschadalen. In ihrem Deutschland an Größe übertreffenden Gebiet, das aus Sumpfebenen u. Wäldern vom Anadyr bis zur Beringsstraße besteht, leben sie als ein gastfreies, äußerlich zum Christenthum bekehrtes, faktisch dem Schamanenthum ergebenes Volk unter einheimischen, erblichen Häuptlingen, den Erem, u. stehen unter allen sibirischen Völkern Rußland gegenüber am freiesten da. Das einzige Zeichen ihrer Unterthänigkeit besteht nämlich darin, daß sie alljährlich im Januar in der Feste Ostrowno auf einer Insel des zum Eismeer strömenden kleinen Anui auf dem Tauschmarkte erscheinen, den Jassak (Tribut) abliefern, den einige wohlhabende Tsch. nach freiem Ermessen entrichten, u. dafür Geschenke im Werthe von 150 Rubel aus dem Kabinet des Kaisers erhalten. Ihre Anzahl wird auf 10,000 Köpfe geschätzt; die weit größere Hälfte durchzieht nomadisch mit Renthieren u. Hunden als einzigen Hausthieren das Innere; seßhaft, im Winter in Erdhütten wohnend, sind nur die 1000 an der Anadyrmündung Fischfang treibenden Namollos, von denen man die Anderen als Renthier-Tsch. unterscheidet. Doch haben auch die Namollos nur Orte von 2—7 aus Renthierfellen konstruirten Zelten od. Hütten, unterscheiden sich übrigens außer in der Lebensweise auch in der Sprache u. Gesichtsbildung als den Eskimo näher verwandt von den eigentlichen Tsch. Unter diesen Letzteren findet man wahre Riesen, sie haben ein mehr ovales Gesicht u. scheinen nach Einiger Meinung gemeinsamen Ursprung zu haben mit den Pawneesindianern am Platten- u. Rothen-Fluß. Ihre Waffen sind Bogen u. Pfeile, Messer u. stählerne Lanzen, Flinten dürfen ihnen nicht verkauft werden. Im Sommer treiben sie Seehunds-, im Winter Walfischjagd. Leidenschaftlich lieben sie den Tabak; die meiste Arbeit fällt den Frauen zu.

**Tschusan,** chinesische Kürteninsel, zur Provinz Tschekiang gehörig, 26 M. nordöstlich von Ningpo, ist die größte unter den 400 Inseln, bildet den Mittelpunkt der Gruppe der 18 Tschusaninseln, deren Einwohnerzahl auf 300,000 Seelen geschätzt wird. Tsch. selbst mag 200,000 E. zählen u. ist meist fruchtbares Hügelland, der Zugang zur Insel ist jedoch ziemlich schwierig. Hauptort ist das befestigte Tinghai mit 30,000 E. Nach dem Kriege von 1840—42 war Tsch. mehrere Jahre von den Engländern besetzt, wurde auch 1860 wieder eingenommen, doch stets wieder geräumt. Eine andere berühmte Insel des Tschusanarchipels ist Putu mit 62 Tempeln u. Bonzenklöstern.

**Tschuwaschen,** russ. Volksstamm, welcher tatarisch türkisch spricht, sich selbst Verejas od. Khirdyat nennt u. früher zu den tatarisirten Wolgafinnen gerechnet wurde, da die Tsch. in ihrer ganzen Lebensweise den Tscheremissen ähnlich sind. Sie scheinen aus türkisch ugrischen Mischlingen zu bestehen, leben in kompakter Masse auf dem rechten Wolgaufer um die Ssura herum, in Gruppen aber auch östlich bis über den Ural hinaus bis ins Gebiet Jakutsk hinein u. zählen nach den neuesten russ. Erhebungen in Europa allein 569,894 Köpfe. Von diesen sind allein 361,556 im Gouvernement Kasan, 101,831 in Ssimbirsk, 61,831 in Ssamara, 31,299 in Ufa, 11,714 in Ssaratow u. 1385 in Orenburg. Phlegmatisch u. am Alten hängend, sind sie doch fleißig, sittenrein, gutartig, gastfrei u. redlich. Die Frauen stehen den Männern ebenbürtig. Die Mehrzahl ist dem Christenthum gewonnen, doch auch bei diesen steht der heidnische Priester, der Jomja, der zugleich Zauberer u. Arzt ist, noch in hohem Ansehen. Sie beschäftigen sich mit Ackerbau, Vieh- u. Bienenzucht, Jagd u. Fischerei.

**Tsetse,** s. unter „Fliege".

**Tuareg** (Mehrzahl von Targhi) od. Imoscharh (Mehrzahl von Amoscharh) sind diejenigen Bewohner der Wüste Sahara, welche westl. von den Tibbus (s. d.) in der Westhälfte, der Sahel, hausen u. im W. bis zum Gebiet der Mauren reichen, ein Volk kaukasischer Rasse, nach Barth semitischer Abkunft, welches, schon zur altägyptischen Zeit in Afrika nördlich von der äthiopischen Rasse anwesend, vor den eindringenden Arabern in die Gebirge u. die Wüste zurückgewichen ist, dessen heutige numerische Stärke aber nicht einmal annähernd festgestellt werden kann. Obgleich sie den Namen Berber verachten, sprechen sie doch einen Berberdialekt, den sie selbst Tamaschek nennen, sind kräftig u. wohlgebildet, werden von Manchen für den schönsten Menschenschlag in Afrika erklärt, bekleiden den ganzen Körper, am liebsten mit baumwollenem Stoff von dunkler od. weißer Farbe, u. benutzen als besonderes Charakteristikum den Litham od. Gesichtsshawl zum Schutz der Augen u. des Mundes gegen den Wüstensand. Ihre Religion ist ein freierer Islam ohne Fasten u. Abwaschungen, aber mit vielen abergläubischen Gebräuchen. Zur Römerzeit waren sie wol zum Theil Christen. Selbst eine besondere Schriftsprache besitzen sie als die einzigen unter allen Berbern; die Schrift, die sie Tafinek nennen, ähnelt der in alten libyschen Inschriften.

Ihre Fehler sind Liebe zum Putz u. zu den Frauen, Raubgier u. Unzuverlässigkeit. Ihr kriegerischer Sinn reizt sie auch zu stetem Kampf unter einander. Das gewöhnliche Reitthier ist das Dromedar, Mehari; da sie meist Kameel- u. Schafzucht treiben, müssen sie nomadisiren. Von größter Bedeutung sind sie, weil ein großer Theil der T. den Handel zwischen der Küste u. dem Sudan vermittelt u. die Karawanenstraßen beherrscht. Sie zerfallen in Freie (Amoscharh) u. Unfreie (Imrhad) u. gruppiren sich in dem weiten Gebiet mit den reichsten Oasen u. den wichtigsten Handelsstationen, das sie beherrschen, in vier Hauptstämme, im NO. die Asgar von Ghadames südl. über das Plateau von Tasili u. Ghat bis in die Mitte der Sahara, im NW. die Hogar bis nach Tuat, die ein ausgedehntes, noch fast ganz unbekanntes Bergland mit hohen Berggipfeln u. quellenreichen Thälern (der Tahat 2600 m.) bewohnen, im SO. die Kelowi in der Oase Air od. Asben u. im SW. nach dem nördl. Niger u. Timbuktu zu die Auelimmiden. Alle scheinen sie wieder in kleinere Stämme zu zerfallen u. über weit zahlreichere, den Negern ähnelnde Unfreie zu herrschen. Größere Orte sind nur bekannt im östl. Theil: Ghat, Tunin, Agades od. Assudi, Tintelluft u. Selufiet; an der Westgrenze liegt Mabruk.

**Tuat,** große unabhängige Oase im N. der westl. Sahara, ungefähr im Grenzgebiet der marokkanischen u. algerischen Sahara, welche mit der östlich davon liegenden Oase Tidikelt u. der nördlichen Gurara auf 372 □M. mit 300,000 E. angegeben wird. Der nördlichste Punkt ist Tabelkusa, der südlichste Taurirt, der ganze Oasenkomplex liegt zwischen $26^1/_2$—$29^2/_3$° n. Br. u. 0—3° östl. L. von Greenwich, durch die weite Sandzone El Areg von Algerien u. Figig getrennt, nordwestlich von dem Gebiet der Hogar Tuareg. Er zerfällt in das nördl. Gurara, welches um einen ungeheuren Salzsee od. Sebcha sich gruppirt, im nördlichsten Theile Meharsa heißt, 98 Ksors (Ortschaften) umfaßt u. in Timimum, einer gut gebauten Stadt am Ostufer der Sebcha innerhalb schöner Palmenhaine, seinen Hauptmarkt hat; das südlicher liegende Augerut mit 41 Ksors u. Scharef als größtem Ort, dem südlichsten T. an dem größten Flusse, dem vom marokkanischen Atlas kommenden, nach SO. fließenden Wadi Ssaura, der von da als Ued Msaud nach S. in unbekanntes Wüstengebiet fließt, mit 71 Ksors u. dem 6000 E. zählenden Tamentik als bedeutendstem Platz, u. endlich davon östlich Tidikelt, in deren Hauptheile Ainsalah als Sammelplatz zahlreicher Karawanen nach Timbuktu Ksor el Arb mit 1500 E. liegt. T. im Allgemeinen ist vollkommen flach, reich bewässert u. fruchtbar, Hauptmarkt für den Dattelhandel, doch muß es Getreide aus dem Tell einführen. Gerste u. Weizen, Baumwolle u. Gemüse gedeihen. Thiere eigener Art sind gar nicht vorhanden, die Schafe haben anstatt der Wolle Haare wie die Ziegen, Rinder werden gar nicht, Pferde nur wenig gefunden. Die Bewohner sind theils Araber, theils Schellah, doch ohne gebogene Nase u. mit dunklerer Haut, sie sind friedlich, gastfrei, rechtlich u. treu, aber als eifrige Mohammedaner fanatisch u. abergläubisch; Opiumessen, Tabakrauchen u. Schnupfen sind wahre Leidenschaften in T., Mohn u. Tabak werden denn auch eifrig hier gepflegt, auch exportirt, wie außerdem Datteln u. Wollenzeuge; eingeführt werden Getreide, Thee, Wolle, Kattun, weniger Goldstaub, Elfenbein u. Sklaven. Das ganze, unter furchtbarer Hitze leidende Land wird von fast absoluten Häuptlingen beherrscht, die Ostgrenze bildet die Hochebene Tademait. Unsere Kenntniß von T. beruht auf den Karten u. Erkundigungen von Bu Derba, Duveyrier, Colonieu u. Burin, de Colomb, u. bes. G. Rohlfs, der sich 1864 als Scherif verkleidet hier aufhielt.

**Tuba,** ein in neuerer Zeit erfundenes tiefes Blasinstrument von Messing mit Ventilen, das einen starken u. reinen Ton hat u. in zwei Dimensionen verfertigt wird: als Baßtuba, mit dem Umfang von Kontra-B chromatisch bis zum eingestrichenen g, u. als Kontrabaßtuba, mit dem Umfange von Kontra-C chromatisch bis zum eingestrichenen c; bei der letztern sprechen jedoch die Töne unter Kontra-F nur langsam u. schwer, die höheren über dem kleinen f nur unsicher an. Notirt wird für beide Tuben im Baßschlüssel. Zur Verstärkung des Basses in Militär- u. starkbesetzten Theaterorchestern sind beide Arten der Tuben zweckdienlich; nur darf man ihnen sehr bewegliche Figuren nicht zumuthen. — Zu derselben Familie gehören auch das Tenorhorn u. der Tenorbaß, welche in ihrem Klange weniger Plumpes haben als die Tuben.

**Tuberkel** (Knötchen) nennt man eine krankhafte, meist knotenförmige, gewöhnlich vielfach zerstreut, doch auch vereinzelt im thierischen u. menschlichen Körper auftretende, runde od. unregelmäßige Neubildung; Virchow rechnet sie zu den lymphatischen Geschwülsten mit dem gewöhnlichen Ausgang in Verkäsung. Die Größe der T. wechselt von dem kaum Wahrnehmbaren od. von Hirsekorngröße (sog. Miliartuberkel) bis zur Erbsen-, Kirschen-, Eigröße u. darüber. Die kleinsten T. sind im frischen Zustande wasserhell, fast weich, grauweiß, elastisch feucht; ältere, die zumeist die größeren sind, zeigen sich in ihrem Innern graugelb od. gelb, undurchsichtig, trocken, unelastisch, von käsiger Konsistenz, indem vom Centrum aus eine mit Eindickung verbundene Fettmetamorphose den T. in eine käseähnliche Masse verwandelt. Die T. bestehen aus einer in der Regel aus Bindegewebe od. einem verwandten Gewebe (Mark, Fett, Knochen) hervorgehenden Wucherung u. verbinden sich gewöhnlich mit einer Entzündung des sie umgebenden Gewebes; mit der Zeit gehen sie selbst Veränderungen ein, indem entweder eine Aufsaugung (Resorption) u. Verkleinerung ihrer Substanz, eine Verhornung, eine Verkalkung od. eine Erweichung eintritt. In letzterem Falle führen sie durch Geschwür- u. Eiterbildung zu einer Zerstörung des befallenen Organs (Lungen, Schleimhäute). Ihrem Auftreten nach bleiben die T. entweder auf einen gewissen Herd lange Zeit beschränkt (sog. lokale T.), od. sie verbreiten sich mehr od. weniger schnell über die Organgruppe u. über den ganzen Körper. Die Verbreitung geschieht entweder dadurch, daß die Nachbarschaft in Mitleidenschaft gezogen wird u. von einem od. mehreren Herden aus durch Vermittlung der Lymph- od. Blutgefäße od. auch durch bloße mittheilende Berührung der Tuberkelbildung radienförmig fortschreitet, od. aber es erfolgt durch Vermittlung der Blutbahn eine allgemeine Tuberkulose (s. d.), die in diesem Fall die verschiedensten Organe des Körpers befällt. — Der T. zeigt in Betreff seines Vorkommens eine verschiedene Häufigkeit je nach dem Lebensalter. Bei Kindern kommt er am häufigsten in Lymphdrüsen, Lungen, Gehirn, Milz, Leber, Darmschleimhaut, serösen Häuten u. Knochen vor. Bei Erwachsenen findet er sich am häufigsten in den Lungen; viel seltener in den Lymphdrüsen, den Hirnorganen 2c. Sekundär kommt der T. in fast allen Organen vor, vorzugsweise in den Lymphdrüsen. Niemals ist der T. gesehen worden in den Knorpeln, in der äußern Muskulatur u. in Gefäßen. In den Lungen sind vorzugsweise die Spitzen u. die oberen Theile Sitz des T.s.

**Tuberkulosis** (Tuberkelkrankheit) ist ein Allgemeinleiden, das auf der Bildung von Tuberkeln (s. d.) in einem od. mehreren Organen zugleich beruht. Die T. kann für sich, ohne vorausgegangene andere Krankheit, entstehen (primär), doch kann sie sich auch an eine andere Erkrankung knüpfen (sekundär); sie tritt bald akut, d. h. als hitzige, schnell verlaufende Krankheit, bald minder schnell (subakut), bald als chronische (langwierige) Krankheit auf. Bei der akuten T. werden binnen wenigen Tagen in einem od. mehreren Organen, vorzugsweise in den Lungen, den serösen Häuten, weichen Hirnhäuten, in Leber, Milz u. Nieren zahllose, meist äußerst kleine Tuberkel neu gebildet (akute Miliartuberkulose). Bei der subakuten u. chronischen T. finden die ersten Neubildungen meist unmerklich, vorzugsweise in einzelnen Organen statt. Nach wochen-, monate- od. jahrelanger Dauer treten neue Tuberkel in denselben od. in anderen Organen auf, bis schließlich durch Folgekrankheiten (Verschwärungen einzelner Organe, Abzehrung des ganzen Körpers, Phthisis) od. durch akute Tuberkelbildung der Tod erfolgt. Die T. scheint unter dem Einflusse einer gewissen Prädisposition zu entstehen, bisweilen auch auf erblicher Anlage zu beruhen. Erworben kann sie von Konstitutionen jeder Art werden, doch sind Leute, welche zu Lymphdrüsenanschwellungen geneigt u. schlank gebaut sind, einen langen, schmalen Thorax haben, dabei muskelschwach u. blutarm sind, vorzugsweise der T. ausgesetzt. Manche Aerzte bringen die T. in einen Zusammenhang mit der Skrophelkrankheit. — Der gewöhnliche Verlauf der Krankheit ist der chronische; dies ist zumeist bei der Lungenschwindsucht (s. „Schwindsucht") der Fall. Die Krankheit beginnt mit Tuberkelbildung in der Lunge unter geringem Fieber, Erbleichen u. Abmagern. Nach Wochen od. Monaten tritt eine erneute Tuberkelbildung ein, solche Nachschübe wiederholen sich, bis nach Jahren das Brustleiden zum Tode führt. Bei der Phthisis acuta od. florida (sog. galopirenden Schwindsucht) kommt es durch Vereiterung einzelner Lungenpartien zur Höhlen- (Cavernen-) Bildung in diesen Organen, auch giebt es keinen Absatz im Verlauf; die fieberhaften Erscheinungen dauern ununterbrochen fort. Bei der akuten T. kommt es nie zur Höhlenbildung, nie zum Zerfließen od. Erweichen der Tuberkel; die Krankheit gleicht Anfangs einem Wechselfieber od. Typhus, bis die abweichende Fieberform u. die Brustsymptome den genügenden Aufschluß geben. Man nimmt jetzt vielfältig an, daß diese „Miliartuberkulose" eine spezifische Resorptions- u. Infektionskrankheit sei, die ihre Entwicklung einem käsigen Herde verdanke. Insbes. haben Villemin, L. Waldenburg, Cohnheim, B. Fränkel u. A. Experimente an Thieren gemacht, welche die Uebertragbarkeit der T. auf Thiere durch Impfung darthun sollten. Nach Klebs entsteht die T. durch einen spezifischen Stoff, u. zwar durch Zellenwucherung der als „Mikrokokken" bezeichneten mikroskopischen Pilze, welche letzteren also das eigentliche Element der tuberkulösen Infektion sein würden; Buhl in München hält Bakterien für den infizirenden Stoff bei der T. Doch sind dies vorläufig Alles nur noch Theorien. Durch den Genuß von Milch perlsüchtiger Thiere soll die T. sich von diesen Thieren auf Menschen übertragen können. Auch steht fest, daß der längere Aufenthalt in schlechter Luft eine häufige Ursache zur Entstehung der T. ist; ebenso disponirt auch ein elendes,

sorgenvolles, insbes. mit sitzender Lebensweise verbundenes Leben sehr zu T. — Mit der Behandlung der T. sind wir sehr übel bestellt; sie kann eigentlich nicht viel mehr thun als die Konstitution kräftigen u. das Leben durch gute Ernährung u. möglichste Hygiene zu erhalten suchen. Ein eigentliches Heilmittel gegen T. ist nicht bekannt. Durch gymnastische Ausbildung u. Entwicklung der Brustorgane insbes. in früher Jugend, durch Aufenthalt in waldiger, bergiger, nam. hochgelegener Gegend, kann man vielleicht einer drohenden T. vorbeugen. Vor dem Genusse der Milch perlsüchtiger Kühe ist zu warnen. Auch kann man von einem Schutze vor T. sprechen, wenn man käsige Herde, d. h. sämmtliche einem chronischen Vereiterungsprozeß unterliegende Lymphdrüsen entfernt, so weit sie dem Messer des Operateurs zugänglich sind. Da in gewissen Gegenden die T., inbes. die Lungen T., wenig od. gar nicht vorkommen soll, wie in der Kirgisensteppe, auch in hochgelegenen Alpengegenden (Davos, Engadin), so sendet man Patienten, die an T. zu leiden beginnen, an solche Plätze, deren „Immunität" man vorzugsweise rühmt.

**Tuberose** (Polianthes tuberosa), eine Pflanzengattung aus der Familie der Hemerocallideen, die in Mexiko heimisch, seit langer Zeit auch bei uns gepflegt wird u. früher mehr als jetzt bekannt war. Sie hat eine zwiebelartige Wurzel, auf der sich ein lilienartiger Stengel mit langer Blumenähre entwickelt, deren einfache od. gefüllte Blüten prachtvoll weiß, an der Spitze mitunter rosenroth gefärbt sind u. einen sehr zarten Duft aushauchen. Man hegt sie in Mistbeeten, verpflanzt sie ins Freiland im Spätfrühling u. überwintert sie im Zimmer od. Glashause. In Mexiko dienen die wohlriechenden Blumen zu Parfümerien, die scharfen u. Brechen erregenden Wurzeln als Arzneimittel.

Nr. 5288. Das Schloß zu Tübingen.

**Tübingen,** Stadt mit 10,471 E. (1875) im württemberg. Schwarzwaldkreise, in 340 m. Seehöhe an den Abhängen des Schloß u. Osterberges, an der Mündung der Ammer u. der Steinlach gegenüber am linken Neckarufer u. an der Zweiglinie Plochingen-Rottenburg der württemberg. Staatsbahn gelegen, ist Sitz des Gerichtshofes für den Schwarzwaldkreis u. des Oberamtes T., einer Generalsuperintendentur, eines evangel. Dekanats u. der 1477 vom Grafen Eberhard gegründeten, von Kaiser Friedrich III. 1484 bestätigten u. von Herzog Karl verbesserten Universität (Eberhardo-Carolina), die außer den nöthigen Instituten u. wissenschaftlichen, bes. naturhistorischen Sammlungen eine Bibliothek von gegen 150,000 Bänden u. 3600 Manuskripten u. eine Münz u. Medaillensammlung von 17,000 Stück besitzt u. im Sommer 1878 von 1137 Studirenden besucht war u. bes. für die Theologie, sowol in älterer Zeit, da im Reformationszeitalter Reuchlin, Osiander der Jüngere u. auf kurze Zeit auch Melanchthon an ihr wirkten, als auch in unserem Jahrhundert (s. „Tübinger Schule") von Bedeutung gewesen ist. Der von 1830–33 hier wirkende Uhland war ein geb. Tübinger (1787); sein Haus steht an der Neckarbrücke, sein Grab auf dem Kirchhofe bedeckt ein Granitstein, seine Bronzestatue, nach Kietz's Modell von Pelargus gegossen, erhebt sich (seit 1873) in der Nähe des Bahnhofes. An höheren Schulen besitzt T. noch das vom Herzog Ulrich gegründete höhere evangel. Seminar für Prediger, das sog. Stift, u. ein höheres kathol. Seminar, das Wilhelmsstift, ferner ein Gymnasium, eine Realschule 2c. Das Schloß Hohentübingen, über der Stadt gelegen, von Herzog Ulrich an die Stelle der Pfalzgrafenburg 1535 gebaut, ist jetzt der Universität überlassen u. enthält auf dem Thurme die Sternwarte u. im Keller ein Faß, das 286 Eimer faßt. In der 1469–83 erbauten goth. Stiftskirche ruhen 12 württemberg. Fürsten, darunter Eberhard im Barte u. Herzog Ulrich. Die Stadt, die fast in der Universität aufgeht, hat etwas Tuchmacherei u. Getreide-, Obst- u. Weinbau. — T., vielleicht das röm. Samalucenae, kommt zur Zeit der fränk. Kaiser als Tubinga vor u. war Sitz der Pfalzgrafen von T. 1342 erwarb es Graf Ulrich von Württemberg. 1514 kam hier der sog. Tübinger Vertrag zwischen den Ständen u. Herzog Ulrich zu Stande (s. „Württemberg, Geschichte"). Im Schmalkaldischen Kriege vermochten die Kaiserlichen nur die Stadt, nicht aber das Schloß zu gewinnen. 1647 eroberten es die Franzosen, nahmen es 1688 nochmals u. schleiften die Festungswerke.

**Tübinger Schule** nennt man den Kreis gelehrter Theologen, welche sich als unmittelbare od. mittelbare Schüler Chr. Ferd. v. Baur's (s. d.) an die theologischen Anschauungen desselben angeschlossen haben. Und zwar drehen sich die Arbeiten dieser Schule fast sämmtlich um die Geschichte des Urchristenthums, od. genauer um die Geschichte der Entstehung desselben; die Ziele der T. Sch. sind daher in erster Linie nicht eigentlich theologische, sondern vielmehr geschichtswissenschaftliche. Der Stifter der Schule, C. F. v. Baur, war theils von Schleiermacher, theils von Hegel angeregt; Ersterem gleicht er in Bezug auf den kritischen Scharfsinn, Letzterem in der Konsequenz, mit der er einen von vornherein aufgestellten Grundsatz in der Beurtheilung des Urchristenthums durchführte. Dieser Grundsatz war die Behauptung Hegel's, daß sich alle bedeutenden Erscheinungen der Geschichte erst allmählich aus unvollkommenen u. rohen Anfängen entwickelt haben müssen. Da sich nun das Christenthum in den Schriften des Neuen Testaments bereits auf einer hohen Stufe der Entwicklung zeigt, so kann nach Baur das Neue Testament als Ganzes genommen nicht für eine zuverlässige Urkunde von der Entstehung des Christenthums gelten. Vielmehr ergebe die kritische Prüfung der neutestamentlichen Schriften, daß das ursprüngliche Christenthum (also die Lehre u. Absicht Jesu Christi selbst) noch reiner Judaismus gewesen sei, d. h. zwar eine Fortbildung der mosaischen Religion, aber nur für die Juden bestimmt, u. daher im engsten Anschluß an die jüdischen Messiashoffnungen unter fortgehender strengster Beobachtung des mosaischen Gesetzes. Diesem hauptsächlich von den Uraposteln Petrus, Jakobus u. Johannes vertretenen „Judenchristenthum" sei dann Paulus mit der großartigen Idee des Heidenchristenthums, d. h. der Bestimmung des Christenthums zur Universalreligion unter Aufhebung des mosaischen Gesetzes, entgegengetreten. Von dem erbitterten Kampfe, der infolge dessen zwischen beiden Richtungen ausbrach, legen noch der Römerbrief, die beiden Briefe an die Korinther u. der Galaterbrief Zeugniß ab; außer diesen ist nach Baur nur noch die Offenbarung Johannis (vom judenchristlichen Standpunkt) ein echtes Erzeugniß des 1. Jahrh. Alle anderen Schriften des Neuen Testaments sind ihm Tendenzschriften des 2. Jahrh., sämmtlich dazu bestimmt, die Gegensätze des petrinischen u. paulinischen Christenthums theils zu verdecken (so bes. das Evangelium u. die Apostelgeschichte des Lukas), theils zwischen denselben zu vermitteln. So stelle das Neue Testament in seiner jetzigen Gestalt wesentlich den Sieg der heidenchristlichen Richtung dar, während das ursprüngliche Christenthum zu einer bloßen Sekte (s. „Ebioniten") herabgedrückt worden sei. Allerdings habe die petrinische Richtung dafür auf dem Gebiete der äußern Organisation der Kirche einen mächtigen Einfluß gewonnen u. sei sogar für die Begründung der Kathol. Kirche als einer Hierarchie (s. d.) maßgebend geworden. Mit großartiger Gelehrsamkeit versuchte endlich Baur zu zeigen, wie die Dogmenbildung der ersten Jahrhunderte auf einer Verschmelzung verschiedenartiger Grundanschauungen beruhe. Schon in den drei ersten Evangelien liege statt eines geschichtlichen Bildes von Christus ein religiöses Idealbild vor; die Messiasvorstellungen, die man auf Grund wirklicher od. vermeintlicher Weissagungen des Alten Testamentes hegte, führten unwillkürlich zur Erfindung zahlreicher Mythen, d. h. zu Erzählungen, in welchen religiöse Ideen (wie z. B. die Auferstehung) in die Form wirklicher Geschichte umgesetzt waren. Das System des Apostels Paulus lieferte dazu den Rahmen einer großartigen Gesammtauffassung von dem göttlichen Heilsplan, der sich durch die ganze Bibel hindurchziehe; in den sog.

Johanneischen Schriften, die nach Baur am spätesten unter dem Einfluß des Gnosticismus (s. d.) entstanden sind, vollendete sich die Vergöttlichung Christi in Form einer tiefsinnigen Spekulation. So konnte denn im 3. u. 4. Jahrh. n. Chr. aus allen diesen Grundlagen die altchristliche Dogmatik mit ihrer Lehre von der Dreieinigkeit, der Gottmenschheit Christi, der Versöhnung durch den Tod Christi ꝛc. entstehen. Baur selbst hatte anfänglich diese Auffassung des Urchristenthums mehr nur im Kreise seiner Schüler verbreitet; 1835 jedoch trat er mit seiner „Christl. Gnosis" u. mit der Schrift „Ueber die sog. Pastoralbriefe des Apostels Paulus" hervor. Gleichzeitig erschien aber auch das „Leben Jesu" von seinem Schüler Strauß (s. d.), u. vornehmlich durch letzteres Werk wurde es den weitesten Kreisen klar, daß es sich bei den Bestrebungen dieser nunmehr sog. „T. Sch." um einen völligen Umsturz aller bisher geltenden theologischen Anschauungen handelte. Die Folge war ein erbitterter Federkrieg gegen die neue Richtung, an welchem sich alle alten theologischen Parteien trotz sonstiger Verschiedenheit mit Eifer betheiligten. Auf Baur's Seite standen bes. Schwegler († 1856), Zeller (seit 1872 Professor der Philosophie in Berlin), K. R. Köstlin (s. d.) u. A. Ritschl (s. d.). Von einigen Universitäten wurden die Vertreter der T. Sch. sorgfältig fern gehalten; an anderen haben sie meist nur einzelne Lehrstühle behauptet. Gegenwärtig werden die Grundsätze der Schule bes. noch von Hilgenfeld (s. d.) in gelehrter u. maßvoller Weise, sowie von Volkmar in Zürich mit einer den Stifter noch überbietenden Kühnheit der Kritik vertreten. Als Organ der Schule dienten 1842—57 die gehaltvollen „Theologischen Jahrbücher" (gewöhnlich „Tübinger Jahrbücher" genannt), zuerst von Zeller allein, seit 1848 von Baur u. Zeller herausgegeben. An ihre Stelle trat seit 1858 Hilgenfeld's „Zeitschrift für wissenschaftliche Theologie". Ist auch seit Baur's Tod (1860) der direkte Einfluß der T. Sch. auf die Gestaltung der theologischen Wissenschaft ein geringerer geworden, so dauern doch die Wirkungen des gewaltigen Anstoßes, den er der theologischen Forschung gab, noch immer fort, u. nicht wenige seiner Resultate sind heute Gemeingut der verschiedensten theologischen Richtungen. Vor Allem aber war das ein Hauptverdienst der T. Sch., daß sie die Gegner zu einer gründlichern Methode der Beweisführung nöthigte, als sie bis dahin üblich gewesen war. So ist es gekommen, daß die Beseitigung der offenbaren Ueberstürzungen der T. Sch. (z. B. was die angebliche Unechtheit fast aller Schriften des Neuen Testamentes anbelangt) meist erst mit den Mitteln gelang, die man von Baur u. seinen Schülern gelernt hatte.

**Tubus** (lat.), eigentlich ein Rohr, speziell ein Fernrohr, in der Anatomie ein Kanal.

**Tuch**, im Allgemeinen eine Bezeichnung für breite Gewebe, ohne Rücksicht auf das dazu verwendete Material, wie aus den Benennungen Holztuch, Packtuch, Nesseltuch, Haartuch ꝛc. hervorgeht; dann heißen T. solche Gewebe, die für gewisse Zwecke gleich in der entsprechenden Größe gewebt od. aus zusammenhängendem Stoffe herausgeschnitten werden (Schnupftuch, Tischtuch, Handtuch, Umschlagetuch ꝛc.). In engerem Sinne bezeichnet T. jedoch ein durch eigenthümliche Zubereitung u. Appretur hergestelltes Wollengewebe aus Streichgarn, das bes. zur Manneskleidung Anwendung findet. Dieses Gewebe ist einfach glatt wie Leinwand, aber nachträglich wird es durch eine Reihe besonderer Prozesse: Walken, Rauhen, Scheren, Dekatiren u. Pressen, mit einer dünnen, mehr od. weniger feinen u. gleichmäßigen Filzschicht überzogen, welche die Fadenlage des Gewebes verbirgt u. ihm, weil die Haare nach gleichem Strich gelegt sind, ein glänzendes Ansehen giebt. Vor dem Walken heißt die Rohwaare Loden, u. besteht der Prozeß des Walkens darin, daß der Loden in nassem Zustande mit Zusatz von Seifen u. anderen geeigneten Stoffen durch große hölzerne Hämmer anhaltend geschlagen u. dabei fortwährend umgewendet wird; neuerdings benutzt man dazu häufig Walzenwalken. Das Rauhen erfolgt, indem die rechte Seite des T.es mit den Köpfen der Kardendistel (Rauhkarde, s. „Dipsacus") aufgekratzt wird, wodurch die losen Enden der Wollhaare aus der beim Walken gebildeten Filzdecke hervorgezogen u. regelmäßig nach dem Striche gelegt werden. Man benutzt jetzt dazu besondere Maschinen, in denen schnell rotirende Walzen mit Rauhkarden besetzt sind. Das nun folgende Scheren hat den Zweck, die durch das Rauhen hervorgezogenen Härchen, nachdem diese gegen den Strich aufgebürstet worden sind, gleichmäßig kurz zu schneiden, wodurch erst die Waare das glatte, feine u. schöne Aussehen erhält, das verlangt wird; dazu dienen Schermaschinen, welche mit rotirenden Messerwalzen arbeiten. Das Dekatiren besteht darin, daß das auf große hohle, siebartig durchlöcherte Kupfercylinder straff aufgespannte T. in geschlossenen Kästen gedämpft od. in Wasser gekocht wird. Bei dem nachherigen Pressen wird das T. in Zickzacklagen mit dazwischengelegten harten u. feingeglätteten Pappen (Preßspänen) geschichtet einem starken Drucke unterworfen, wobei durch eingeschaltete heiße Eisenplatten der Glanz noch erhöht wird. Die Tuchfabrikation kam in den Niederlanden zuerst zu hoher Blüte. Die früher sehr bedeutende Tuchindustrie Deutschlands ist in den letzten Jahrzehnten einem Rückschritte verfallen, was darin mit seinen Grund hat, daß neben dem T. jetzt eine große Zahl anderer Wollenwaaren erzeugt werden, die an Stelle von jenem zu Kleidungsstücken Verwendung finden.

**Tucuman**, der kleinste, aber mit am besten bevölkerte Staat der südamerik. Republik Argentina, 566 □M. mit 108,953 E. (1869), im NW. des Landes gelegen u. begrenzt im N. von Salta, im O. von Santjago del Estero, im S. u. W. von Catamarca, bildet das nach O. abfallende Terrassenland der 5—6000 m. hohen Sierra Aconquija mit schön bewaldeten tiefen Thalfurchen, wird noch in der Mitte von der bis 1800 m. hohen Sierra de Tucuman von S. nach N. durchzogen u. ist nur in der Osthälfte Ebene. Der große Wasserreichthum, der den Gebirgsketten u. Wäldern entströmt u. dessen wichtigste Stromrinne der von N. nach S. in die Laguna Porongos fließende Rio de Tucuman, hier Tali genannt, ist, bedingt die große Fruchtbarkeit der Provinz. Während der W. wegen der riesigen Urwälder u. engen Flußthäler fast unbewohnt, jedenfalls unkultivirt ist, gilt die Mitte um die Hauptstadt wegen der herrlichen Tropenvegetation, des ausgezeichneten Bodens u. des vortrefflichen Klimas für das Paradies Amerika's. Zucker- u. Tabak-, auch Baumwollenkultur herrscht in den östlichen, ebenen u. ziemlich heißen Distrikten, während der NW. mäßig warm u. zur Viehwirthschaft geeignet ist. Weit ausgeführt u. berühmt ist der aus dem Zuckerrohr fabrizirte Branntwein (Caua); auch gutes Leder kommt aus T. bis nach Buenos Aires, welches letztere durch eine über Cordova führende Bahn mit der Hauptstadt T. verbunden ist. Hauptexportartikel ist Tabak. Die Einnahmen des von einem besonderen Gouverneur verwalteten Staates betrugen 1876: 228,688 Pesos fuertes (à 4,1 Mk.), die Ausgaben 280,289 Pesos fuertes. Die Hauptstadt T., in der Mitte des Landes in prachtvoller Gegend gelegen, hat zahlreiche Zucker- u. Lederfabriken, auch Branntweinbrennereien u. 17,438 E. Berühmt sind die Satteldecken u. Spitzen von T. In T. erfolgte 1816 die Unabhängigkeitserklärung von Spanien. Die nächstgrößte Stadt ist Monteros mit 1432 E.

**Tudela**, Stadt mit etwa 8000 E. in der span. Provinz Navarra, liegt in 253 m. Seehöhe in fruchtbarer Ebene rechts am Ebro, über den eine steinerne Brücke von 17 Bogen führt, ist unregelmäßig gebaut u. finster, hat aber schöne Plätze u. Promenade, ein altes Schloß u. 50 Kirchen, ist Sitz eines Bischofs, hat ein bischöfliches Seminar, fertigt Tuch, Seidenwaaren, Seife, irdene Gefäße, baut Wein u. gewinnt Oel. Etwa 1 M. unterhalb der Stadt beginnt der Kaiserkanal mit großartigem Wehr u. Schleußenwerk am Ebro, el Bocal del Rey. — T. fiel im 8. Jahrh. in die Gewalt der Mauren, wurde zwar 900 vom Könige Sancho wieder erobert, aber auch bald wieder verloren. Erst 1141 wurde es durch König Alfons V. endgiltig den Mauren entrissen u. mit christlichen Einwohnern bevölkert. Am 23. Nov. 1808 unterlagen hier die Spanier unter Castaños den Franzosen unter Moncey u. Lannes.

**Tudor** ist der Name des Königshauses, welches 1485—1603 den Thron von England inne hatte. Seine Mitglieder liebten es, ihr Geschlecht von König Arthur od. Artus (s. d.) herzuleiten, doch kennt die Geschichte als frühesten Ahnen nur jenen walisischen Edelmann Owen T., der nach dem Tode König Heinrich's V. dessen Wittwe Katharina von Frankreich heirathete u., gefangen in der Schlacht bei Mortimers-Croß, 1461 auf Befehl Eduard's IV. hingerichtet wurde. Einen Thronanspruch erlangte seine Familie erst durch die Vermählung seines Sohnes Edmund mit Margarethe Somerset, einer Enkelin des Herzogs John von Somerset, der aus der Ehe des Herzogs John von Gaunt, des Stammvaters der Linie Lancaster, mit Katharina Swynford stammte. War diese Ehe auch Anfangs keine rechtmäßige, so wurde sie doch schon von Richard II. u. dem Parlamente legitimirt, u. erst Heinrich IV. hatte eigenmächtig die Beschränkung hinzugefügt, daß die Somerset's kein Thronrecht haben sollten. Weil nun diese nachträgliche Klausel nicht vom Parlamente bestätigt war, so galt Heinrich, Graf von Richmond, der Sohn von Edmund u. Margarethe, nach der Vernichtung des Hauses Lancaster bei allen Anhängern desselben als der legitime Erbe u. bestieg nach der Besiegung u. dem Tode Richard's III. bei Bosworth am 22. Aug. 1485 als Heinrich VII. (s. d.) den Thron von England. Indem er sich mit Elisabeth, der ältesten Tochter Eduard's IV. aus dem Hause York, vermählte, vereinigte die Dynastie T. die Ansprüche beider seit 30 Jahren streitenden Familien u. wurde die beliebteste unter allen, die England ja beherrschten, da sie den Frieden, die Reformation u. einen mächtigen Aufschwung des Handels u. der politischen Macht herbeiführte. Da Heinrich's VIII. (1509—47, s. d.) drei Kinder,

Eduard VI. (1547—53, s. d.), Maria (1553—58) u. Elisabeth (1558—1603, s. d.), keine Erben hinterließen, so ging der Thron an seinen Großneffen Jakob VI. von Schottland (s. „Jakob I.") aus dem Hause Stuart (s. d.) über. — Vgl. die Stammtafel, welche die Verwandtschaft der T.'s mit Lancaster, York u. Stuart klar macht.

Eduard III. 1327—77.

John von Lancaster. † 1399. 2. Gemahlin: Constanze v. Castil. 3. Gemahlin: Katharina Swynford. — Edmund von York. † 1402.

Richard v. York. † 1415.

2. Heinrich IV. 1399—1413. — 3. John v. Somerset. † 1410. — Richard der Protektor. † 1460.

Owen Tudor. † 1461. Gem.: Kathar. v. Frankreich. — Eduard IV. 1461—83. — Richard III. 1483—85.

Heinr. V. 1413—22. Gem.: Katharina v. Frankreich. — John v. Somerset. † 1444.

Heinrich VI. 1422—72. — Margarethe, verm. mit Edmund Tudor Graf v. Richmond.

Heinrich VII. 1485—1509, verm. mit Elisabeth. — Eduard V. † 1483.

Heinrich VIII. 1509—47. 1. Gem.: Katharina v. Aragonien. 2. Gem.: Anna Boleyn. 3. Gem.: Johanna Seymour. — Margarethe. 1. Gem.: König Jakob IV. v. Stuart. 2. Gem.: Archib. Douglas. — Maria. 1. Gem.: Ludw. XII. von Frankr. † 1515. 2. Gem.: Karl v. Suffolk.

1. Maria d. Kathol. 1553—58. Gem.: Philipp II v. Spanien. — 2. Elisabeth 1558 bis 1603. — 3. Eduard VI. 1547—53. — 1. Jakob V. Gem.: Marie Guise. — 2. Margarethe. Gem.: Matthäus Stuart. — Franziska. Gemahl: Heinr. Gray.

Marie Stuart, verm. mit Heinr. Darnley. † 1587. † 1567. — Johanna Gray. † 1554.

Jakob (VI.) I. König von Großbritannien. 1603—25.

**Tuff** (Tuffgesteine, Tuffe), mit diesem Allgemeinnamen bezeichnet man in der Geologie alle diejenigen Gesteine, welche aus mehr od. weniger zersetzten kleineren Bruchstückchen quarzfreier u. kieselsäurearmer, leicht verwitterbarer Silikatgesteine durch Zusammenschwemmung entstanden sind, daher meist auch ein verfärbtes, mattes Aussehen haben, weich sind u. in ihren Formen wenig scharfe Contouren zeigen. Zuweilen sind die Gesteinsbrocken, aus denen der T. besteht, von annähernd gleicher Größe, häufig aber auch findet man, daß gröberes u. feineres Material mit einander gemengt sind, wobei das letztere dem gröberen als Bindemittel dient. Dergleichen Tuffgesteine kommen bes. an Vulkanen vor sowie in der Nähe von Basalt-, Phonolith- u. Trachytbergen, u. unterscheidet man nach Maßgabe des Gesteins, von welchem das Material vorzugsweise abstammt, Porphyr-, Grünstein-, Trachyt- u. Basalttuff, vulkanischen T. 2c. Der als besondere Art von Sartorius von Waltershausen aufgeführte Palagonittuff ist wol nur ein weit in der Zersetzung begriffener Basalttuff; er findet sich vorzüglich in Sizilien u. auf Island.

**Tuffstein**, mit diesem Namen belegt man in gewöhnlichem Leben die sog. Grottensteine od. Kalksinter, die zu Verzierungen in Gärten u. Aquarien verwendet werden.

**Tugendbund**, der, war ein „sittlich-wissenschaftlicher Verein", zu dem im Frühjahr 1808 in Königsberg die Professoren Lehmann, Baczko, Krug, der Oberfiskal Mosqua, Kriegsrath Velhagen, Major Both u. Assessor Bardeleben zusammentraten, um in jener Zeit tiefsten politischen Elends „Vaterlandsliebe, Geradsinn, Anhänglichkeit an den Monarchen u. die Verfassung, Religiosität, festes Streben gegen Unsitte, Laster u. Künstelei, Liebe zur Wissenschaft u. Kunst, Humanität u. Brüderlichkeit, die Tugenden des Muthes, der Hoffnung, der Freimüthigkeit u. der körperlichen Festigkeit sowie den Haß gegen Schmeichelei, Kriecherei u. Verweichlichung" zu verbreiten. Nachdem der König 30. Juni die Statuten genehmigt, verbreitete sich der T. vor Allem in Ostpreußen, Schlesien u. der Mark. Zwar wurden Stein, Scharnhorst, York u. selbst Gneisenau nie Mitglieder desselben, fanden aber in ihrem patriotischen Streben mannichfache Unterstützung, da Männer wie Boyen, Grolmann, Karl Friedr. Eichhorn, Ladenberg u. Zastrow dazu gehörten. Der Hauptverein, an welchen sich Zweig- u. zur Ausbildung noch unvorbereiteter Mitglieder sog. „Freivereine" schlossen, theilte sich in fünf Kammern, welche unter „Censoren" standen. Er suchte durch die Presse, durch Vorträge, Vorlesungen u. Gespräche seine Zwecke zu fördern. Als die Zahl seiner Theilnehmer 1809 fast auf 400 stieg, befanden sich auch manche unreine od. übereifrige Elemente darin, die dem Bunde mehr schadeten als nützten. Nicht nur franz. gesinnte Deutsche haßten ihn, sondern auch Vaterlandsfreunde wie Stein u. York wurden ihm abgeneigt od. hielten ihn für unnütz, ja schädlich. Das Streben einiger Mitglieder, wie Boyen's, eine allgemeine Volksbewaffnung u. Volkserhebung zu Stande zu bringen, u. das Unternehmen Schill's (s. d.), der ebenfalls dem T.e angehörte, schärften die Wachsamkeit der franz. Polizei u. nöthigten den König 31. Dez. 1809 die Aufhebung des T.es zu verfügen. Obwol derselbe nun nach den glaubwürdigsten Zeugnissen thatsächlich aufhörte, genügte doch das rege Weiterstreben der einzelnen Mitglieder, um nicht nur den Haß der Franzosen, sondern auch seit 1815 der reaktionären Partei in Preußen rege zu machen. Vergebens war die Vertheidigung des Bundes durch Krug („Wesen u. Wirken des T.es", Lpz. 1816, u. „Darstellung des unter dem Namen des T.es bekannten sittlich-wissenschaftlichen Vereins", Berl. 1816) gegen die Anklage hochverrätherischen Treibens, die der Hofrath Schmalz in einer Schrift im Sept. 1815 ausgesprochen hatte. Selbst die Tendenzen der Burschenschaft legte man ihm noch zur Last. — Vgl. Voigt, „Geschichte des T.es" (Berl. 1850); Baersch, „Beitrag zur Geschichte des T.es" (Hamb. 1852); Lehmann, „Der T." (Berl. 1867).

**Tugurt**, Hauptort der Oase Wed-Rir, welche gegen 17,000 E. zählt, stehende Gewässer u. 400,000 Palmenbäume hat; liegt in der algerischen Sahara in dem franz. Dep. Constantine südl. von der Sebcha (Salzsee) Melrir u. vier Tagereisen westl. von El Wad, ist ein mit Mauern u. Gräben umgebener, in ungesunder Sumpffiebergegend liegender Ort mit 20 Moscheen, niedrigen Erdhäusern, einem großen Bazar u. 5000 E., welche Wollen- u. Seidenweberei u. Handel mit Gummi, Fez, Haiks u. Datteln treiben. T. ist eine Hauptetappe des Karawanenhandels u. hat nach allen Seiten hin Verbindungen.

**Tuilerien** (frz. Tuileries [spr. tüilerih], benannt nach den ursprünglich hier befindlichen Ziegeleien, was der Name T. bedeutet) heißt das Residenzschloß der franz. Monarchen (seit den letzten Bourbonen) in Paris. Unter der Königin-Wittwe Katharina von Medici wurde der Bau nach den Plänen der Architekten Philibert Delorme u. Jean Bullant begonnen, doch kam nur die Westseite des Gebäudes u. auch von dieser zunächst nur der mittlere große Pavillon nebst den beiden angrenzenden Flügeln u. die diese beiden begrenzenden Pavillons zur Ausführung, außerdem aber begann Katharina bereits während der Regentschaft des minorennen Karl IX. die längs der Seine hinlaufende „große Galerie", die später das Louvre u. die T. verband. 1572 wurde der Bau eingestellt, bis Heinrich IV. ihn wieder aufnahm, da er vor Allem die Verbindung der beiden Schlösser bezweckte; er führte jene große Galerie in die Höhe u. verband sie mit der bereits bestehenden an die Südwestecke des Louvre grenzenden kleinen Galerie. 1608 wurde diese Verbindung durch den Architekten Ducerceau bis zum Pavillon de Flore, der die südwestl. Ecke der T. bildet, vollständig hergestellt. Nach Heinrich's IV. Tode beschränkte sich Richelieu auf die Fortsetzung des Louvrebaues, Ludwig XIV. dagegen fügte den T. durch die Architekten Levau u. Dorbay den nordwestlichen Pavillon Marsan u. den anstoßenden Bau sowie den Ausbau der oberen Stockwerke des bisher eingeschossigen Baues von Delorme hinzu u. baute auch am Louvre weiter. Erst Napoleon I. nahm schon als Konsul den alten Gedanken der völligen Vereinigung des Louvre u. der T. wieder auf, aber die Architekten Percier u. Fontaine mußten sich mit der Beendigung des Louvre im Aeußern u. im Innern, mit einem Theile der nördlichen Verbindungsgalerie an der Rue de Rivoli u. mit der Säuberung des Carrouselplatzes u. der Errichtung seines Triumphbogens (seit 1806) begnügen, weil der Sturz des Kaiserreichs die übrigen Arbeiten wieder unterbrach. Erst von 1849 an bis 1857 ließ Napoleon III. durch die Architekten Visconti († 1853) u. Lefual den ganzen Bau so vollenden, wie er bis zum Mai 1871 stand. Uebrigens war Ludwig XV. der Erste, der während seiner Minderjährigkeit die T. bewohnte; Ludwig XVI. bezog sie erst 6. Okt. 1789, als das Volk ihn in Versailles zwang, nach Paris überzusiedeln. Erst von dieser Zeit wurden die T. der Schauplatz der Geschicke des französischen Volkes. Hier nahm an den Tagen des 20. Juni u. des 10. Aug. 1792 Ludwig's XVI. Herrschaft ein trauriges Ende; hier schlug der Nationalkonvent 10. Mai 1793 seinen Sitz auf; hier machte sich Napoleon 19. Febr. 1800 zum ersten Konsul; von diesem Tage an blieben die T. seine ständige Residenz, wie nach der Restauration die der Bourbons. Aber derselbe Sturm, der einst Ludwig XVI. von hier verjagt hatte, vertrieb 29. Juli 1830 auch Karl X. u. 24. Febr. 1848 den Bürgerkönig Louis Philipp. Mit dem Tage der Restauration des Kaiserreichs wurden die T. wieder Residenz u. von Napoleon III. wenigstens im Winter bewohnt, bis zum Sturze des zweiten Kaiserreiches 1870. Im Mai 1871 begann die Commune die Zerstörung der öffentlichen Gebäude mit den T. u. steckte 22. dess. Mts. den ganzen dem Louvre gegenüber liegenden Theil in Brand. Nur der Pavillon de Flore u. die im O. anstoßende Galerie wurden gerettet; der ganze übrige, auch der das Schloß längs der Rue de Rivoli mit dem Louvre verbindende Theil brannte nieder u. liegt mit Ausnahme des nördl. Flügels u. des wieder hergestellten Pavillons de Flore noch heute in Trümmern. Im Mai 1878 brachte der Minister der öffentlichen Arbeiten, de Freycinet, beim Abgeordnetenhause einen Gesetzentwurf ein, durch welchen der Wiederaufbau der T. angeordnet werden soll. Nach diesem Plane soll der mittlere Theil des Palastes, getrennt von den Eckpavillons, wieder hergestellt u. für ein Museum der modernen Kunst bestimmt werden. Den Hof des Schlosses u. einen Theil des Carrouselplatzes gedenkt man in einen Garten umzuwandeln. Die Gesammtkosten dieser Anlagen sind

auf 6 Mill. Frcs. veranschlagt. Westlich von den T., jenseit einer vor den Ruinen neu angelegten Straße, der Rue des Tuileries, dehnt sich der 700 m. lange, 317 m. breite, einen Flächenraum von 30 Hektaren bedeckende T.-Garten (Jardin des Tuileries). Dieser für Jedermann zugängliche Garten wurde 1665 von Le Nôtre angelegt, später u. zuletzt noch 1858 mehrfach umgestaltet. In seinen dem Schlosse zunächst liegenden Partien ist er in französischem Charakter angelegt u. reich mit Skulpturen geschmückt, weiter nach Westen ein schattiger Hain von Kastanien u. Linden, an dessen Ende nach der Place de la Concorde zu sich ein großes von Marmorgruppen umgebenes Bassin befindet.

**Tuisco** od. Tuisto nennt Tacitus („Germania", c. 2) den erdgeborenen Gott, welchen die Germanen als den ersten Gründer ihres Volkes besangen. Da er seines Gleichen nicht hat u. doch den Mannus aus sich gebar, so leitet man seinen Namen vom Zahlwort „Zwei" ab u. deutet ihn als den „Zweigeschlechtigen". Indem nun die Edda auch Buri, der aus dem Urriesen Ymir hervorgeht, ähnlich darstellt, läßt sich dessen Sohn Bör mit Mannus, dessen Enkel Odin, Wili, We mit den Söhnen des Mannus, Inguio, Istio u. Hermino vergleichen, von welchen Tacitus die drei deutschen Volksstämme herleitet. — Vgl. Simrock, „Handbuch der deutschen Mythologie" (4. Aufl. Bonn, 1874).

**Tukan,** Pfefferfresser, Groß- od. Leichtschnäbler (Rhamphastos), große rabenartige Vögel (Ordnung der Klettervögel) mit hohen, breiten, inwendig luftzelligen Schnäbeln, welche die dreifache Länge des Kopfes haben, mit einer dünnen, harten, am Rande gefaserten Zunge u. einem oft durch grelle Farbenkontraste ausgezeichneten Gefieder. Die T.s sind auf die Wälder der heißen Zone Amerika's beschränkt u. leben von Insekten u. Früchten, nebenbei aber auch von Eiern u. jungen Nestvögel, indem sie die Alten, mit dem Schnabel klappernd, verjagen. Ihre Nahrung verschlucken sie ganz u. werfen sie deshalb erst mit dem Schnabel in die Höhe, um sie passend wieder aufzufangen. Man ißt das Fleisch der T.s u. macht aus ihren Hälsen Federpelze zur Kleiderverbrämung.

**Tula,** Gouvernement im südl. Großrußland, im Quellgebiete des Don u. der Upa, eines Okanebenflusses, also zur Wolga gehörig, nördl., vom Gouvernement Moskau, östl. von Rjäsan, südl. von Tambow u. Orel u. westl. von Kaluga begrenzt, umfaßt 562,362 □M. mit 1,167,878 E. nach den offiziellen Berechnungen für 1870. Als im Quellgebiet zweier nach verschiedenen Richtungen laufender Flüsse liegend, hat T. eine für das innere Rußland hohe Lage von durchschnittlich 200 m. Doch ist es gut bewässert. Die Oka ist Grenzfluß nach N. u. theilweise auch nach W. hin; ihre Nebenflüsse Ostra, Plawa u. Upa fließen großentheils im Gouvernement; zum Don gehört die Metscha. Das Klima ist gesund, der Boden höchst fruchtbar. 70 % des Ganzen sind Ackerland, 10,6 % Wiese, der Wald ist auf 8,6 % beschränkt. Der reiche Ertrag an allen Bodenprodukten u. an Vieh veranlaßt einen starken Export. Die Industrie ist bedeutender als in den meisten übrigen Gouvernements, daher auch die verhältnißmäßig starke Bevölkerung. Man fabrizirt Leinwand u. Tuch, u. die Hauptstadt liefert bes. Metallwaaren. Die Verkehrsmittel sind gut; die Länge der Wasserstraßen war 1872: 872, die der Eisenbahnen 405 Werst. — Das Gouvernement zerfällt in die 12 Kreise: Tula, Alexsin, Bjelew, Bogorodizk, Jefremow, Jepifan, Kaschira, Krapiwna, Nowosil, Odojew, Tschern u. Wenew. — Die Hauptstadt **T.** in etwa 250 m. Seehöhe am Einflusse der Tuliza in die Upa u. an den Bahnen Wiasma-Rjaschk u. Moskau-Kursk gelegen, mit 58,150 E. (1867), ist Residenz eines Militär- u. eines Civilgouverneurs u. eines Erzbischofs, hat ein geistliches Seminar, Gymnasium u. andere höhere Schulen, 28 Kirchen, Theater, Museum, Arsenal u. starke Metallverarbeitung. Die 1712 hier errichtete kaiserliche Gewehrfabrik, die mehrere Tausend Arbeiter beschäftigt u. mit den vortrefflichsten Maschinen arbeitet, hat eine großartige Metallindustrie nach sich gezogen. Man fabrizirt treffliche Eisen- u. Stahlwaaren, u. über 50 Rothgießereien dienen zur Ssamovarfabrikation (Theemaschinen für Holzkohlenverwendung). Die sog. Tulaarbeiten aber, schwarzes Email mit Silbereinlage, werden meist in den Gouvernements Wologda u. Moskau gemacht. T. verarbeitet auch jährlich für etwa 160,000 Rubel Schweinsborsten u. hat viel Gerberei, Schuhmacherei, Talgschmelzerei rc. Die Stadt wird bereits im 12. Jahrh. erwähnt, gehörte im 13. zum Fürstenthum Rjäsan, gerieth später unter die Herrschaft der Tataren u. kam dann an Moskau. 1607 hielt sich hier der falsche Peter gegen den Zaren, bis die Stadt durch die gedämmte Upa unter Wasser gesetzt wurde. Seit dem großen Brande von 1834 ist sie schöner wieder aufgebaut worden.

**Tu l'as voulu, George Dandin!** s. „Dandin".

**Tüll,** Spitzengrund, genannt nach der Stadt Tulle (s. d.).

**Tulle** (spr. Tüll'), Hauptstadt des franz. Dep. der Corrèze, mit 11,848 E. (1872), in 214 m. Seehöhe am Einflusse der Solane in die Corrèze u. an der Zweiglinie Brive-T. der Orléansbahn gelegen, ist häßlich gebaut u. hat enge steile Straßen. T. ist Sitz der Departementsbehörden u. eines Bischofs, hat ein bischöfliches Seminar, eine Kathedrale aus dem 9. Jahrh., eine große Waffenfabrik mit 1500 Arbeitern, Färbereien u. Gerbereien, Papier- u. Likörfabrikation, fertigt Konserven, Chokolade, Nußöl, Kerzen, Spielkarten rc., treibt Pferde- u. Viehzucht, hat starken Pferdehandel u. hält große Wettrennen ab. Daß die Fabrikation des nach T. benannten Tüll hier erfunden sei, ist eine weitverbreitete, aber irrige Meinung. In der Nähe sind die sog. Ruinen von Tintignac, Reste einer röm. Stadt. Urkundlich kommt T. als Tutela erst in der fränk. Zeit vor.

**Tullus Hostilius,** der Sage nach Enkel eines Hostilius, der in den Kämpfen Roms gegen die Sabiner sich ausgezeichnet hatte, wurde nach dem Tode des Numa Pompilius (s. d.) der dritte König Roms (672—640 v. Chr.). Er war ein streitlustiger Regent. Zunächst führte er Krieg gegen Alba Longa unter ihrem König Cluilius u. nach dessen Tode unter Mettius Fufetius. Dieser Kampf wurde beendet durch den Einzelkampf der Horatier u. Curiatier (s. „Curiatier"). Als bald danach im Kampfe Roms gegen die Stadt Fidenä die Albaner auf Betrieb des Mettius Fufetius Verrätherei planten, wurde dieser getödtet, Alba Longa zerstört u. seine Bewohner nach Rom auf den Cälischen Hügel übergesiedelt. Auch ein Krieg mit den Sabinern endete mit einem Siege Roms. Bei einer in Rom wüthenden Pest, die auch den König befiel, wollte der Sage nach T. H. die Götter durch gewisse Ceremonien zwingen, dem Uebel Einhalt zu thun, wurde aber zur Strafe dafür von Jupiter mit einem Blitzstrahl getödtet.

**Tulpe** (Tulipa), Pflanzengattung der Liliaceen, Gruppe der Tulipaceen, mit vielen Arten, von denen nur die gelbblühende T. silvestris unserem Norden u. die rothblühende, in der Mitte der Blüte mit einem großen dunkelblauen Fleck gezeichnete T. oculus solis dem Rhonethale u. der Schweiz (Sitten) angehört. Am bekanntesten u. als Zierblume allgemein beliebt ist jedoch T. Gesneriana aus dem Orient, wo sie Tulipan genannt wird. Sie erschien 1559 in Deutschland durch Konrad Geßner, der sie zuerst in dem Garten des Senator Herwart in Augsburg sah. Man schreibt ihre Einführung bes. Busbek, dem Gesandten Kaiser Ferdinand's I. am türk. Hofe, zu, der sie auf dem Wege von Adrianopel nach Konstantinopel rc. gesehen hatte. Sie war lange Zeit die bevorzugte Modeblume u. wurde auch als solche mit einer Leidenschaft u. einer Sorgfalt gezüchtet, daß für neue Varietäten unsinnige Preise bezahlt wurden. In dieser Tulpenliebhaberei thaten sich bes. die Holländer hervor, bei denen die Zwiebeln an der Börse gehandelt wurden u. einen Schwindel hervorriefen, wie er heutzutage nicht ärger zu sehen gewesen ist. Man unterscheidet Früh- u. Spättulpen; die letzteren werden am höchsten geschätzt u. zerfallen in einfarbige od. gestreifte T., einfache u. gefüllte. Gegenwärtig züchtet man neben der T. Gesneriana bes. gern die T. suaveolens, die wohlriechende T., von welcher Duc van Toll stammt. Sie gehört Südeuropa an u. hat kleinere Blumen. Andere Arten giebt es z. B. am Ural (T. biflora), in Portugal (T. Celsiana), in Thrakien (T. acuminata), im Altai (T. Altaica), in Neapel (T. praecox), in Persien (T. Closiana), in Kleinasien (T. pubescens), auf Kreta (T. saxatilis) rc.

**Tulpenbaum** (Liriodendron tulipifera), ein den Magnoliaceen angehöriger, der Platane ähnlicher Baum mit sonderbaren tulpenähnlichen, gelblichweißen od. grünlichen Blumen, die ihm zur Blütezeit ein höchst merkwürdiges Ansehen geben. Der T. stammt aus Nordamerika u. wird gegen 25 m. hoch; er ist jedenfalls einer der schönsten Bäume, die bei uns sich einbürgerten. In Deutschland kommt er überall fort, wo die Lagen nicht zu rauh sind. Ein guter, nicht zu feuchter Boden, bes. mit Lehm gemischt, sagt ihm am besten zu. Er läßt sich nur jung verpflanzen. Man kennt bereits mancherlei Abarten von ihm; so nam. eine mit ungelappten Blättern (L. integrifolia), andere mit goldgelben, hellgelben, rothen, weißbunten, gelbbunten, weißen Blüten rc.

**Tultscha** (Tuldsje), Stadt mit 15—20,000 E. im osmanischen Tunavilajet (Bulgarien), liegt rechts an der untern Donau, kurz bevor sie sich in den Kedrille- u. Sulinaarm trennt, hat einige Befestigungen mit starker Citadelle, einen vielbesuchten Hafen u. beträchtlichen Handel mit Getreide, Holz u. gesalzenen Fischen. In der Nähe liegen die Russendörfer Preslaw u. Teliza mit dem Kloster Tschitikdere, das deutsche Dorf Malkadsch, deutsch u. moldauisch Katalui rc. — T. wurde 1789 vom russ. Contreadmiral Ribas erstürmt. Am 9. Jan. 1791 zerstreuten hier die Russen unter Fürst Repnin 20,000 Türken.

**Tümmler,** s. „Delphine" u. „Tauben".

**Tumult** (lat. tumultus) od. Auflauf, eine gegen die öffentl. Autorität gerichtete Zusammenrottung von Menschen, dem Aufruhr verwandt,

Den Auflauf definirt das Deutsche Reichsstrafgesetzbuch (§. 116) als jede auf öffentlichen Wegen, Straßen od. Plätzen versammelte Menschenmenge, welche, von dem zuständigen Beamten od. Befehlshaber der bewaffneten Macht sich zu entfernen aufgefordert, der dritten Aufforderung nicht Folge leistet. — Tumultgesetze sind solche Gesetze, welche (wie z. B. Erklärung eines Landestheiles in Kriegszustand) bei Bedrohung der öffentlichen Sicherheit, bei Aufruhr, Auflauf, Meuterei ꝛc. in Kraft treten können. — Tumultuiren, einen Auflauf erregen; Tumultuant, Aufrührer, Unruhstifter, Lärmmacher; tumultuarisch, aufrührerisch, lärmend, stürmisch, ungestüm.

**Tunbridge** (spr. Tönnbridsch), Stadt mit 8209 E. (1872) in der engl. Grafschaft Kent, am Medway, an der Eisenbahn Reigate-Dover u. am Ausgangspunkt der Zweiglinie nach Hastings gelegen, ist hübsch gebaut u. hat ein Schloßthor aus dem 11. Jahrh. Die nach ihm benannten Tunbridgewaaren sind Drechslerarbeiten aus Holz. — Tunbridge Wells mit 19,410 E. (1872), eine Meile südl. von ersterem u. an der Eisenbahn nach Hastings, hat Mineralquellen u. ist ein neues u. vornehmes Modebad.

Nr. 5289. Der Tulpenbaum (Liriodendron tulipifera).
a Blütenzweig, b Staubgefäß (8mal vergr.), c ein Karpell (1½mal vergr.)

**Tundra** ist der Name für die in Rußland u. Sibirien zwischen der Waldgrenze u. dem Eismeere sich ausdehnenden ungeheuern Flachländer, einförmige, trostlose Moossteppen, in welchen Torfmoose, Riedgräser u. Erdflechten vorwiegen u. die winzigen Kräuter u. Sträucher nur zwischen denselben eingebettet erscheinen, das Sommerfutter für zahlreiche hier herumstreifende theils wilde, theils zahme Renthierherden u. zugleich das Brennmaterial für die Eingeborenen. Der Boden ist, wenigstens in den nördl. Theilen der sibirischen T., in unbedeutender Tiefe stets gefroren; in den südlicheren bildet er in den kurzen Sommermonaten einen ungeheuern, von Vögeln u. Fischen belebten Sumpf mit zahllosen Süßwasserseen. Zahlreiche im Sande liegende Muscheln beweisen, daß die T. einst unter der Oberfläche des Meeres gelegen u. erst in der allerletzten geologischen Epoche, da die Muscheln alle noch jetzt lebenden Formen angehören, sich gehoben hat. Bes. wichtig sind die Funde von Mammuth- u. Nashornüberresten u. anderen vorweltlichen Thieren in den gefrorenen Sandlagen, nicht nur als Gerippe, sondern mit Fleisch, Haut, Haaren u. Eingeweiden, zumal gerade solche Thierformen jetzt nur in tropischem od. subtropischem Klima vorkommen.

**Tunguragua**, ein 5027 m. hoher Vulkan in der östl. Andenkette der südamerik. Republik Ecuador zwischen dem Cotopaxi u. El Altar von sehr schöner reiner Kegelform, der um so bedeutender erscheint, weil er auf einer sehr niedrigen Basis von 1850 m., auf der noch Zuckerrohr u. Bananen wachsen, sich erhebt. An seinen Abhängen sieht man nach einander die Fauna aller Klimate. Seit ältester Zeit thätig, hat er 1797 seinen furchtbarsten Schlammausbruch gehabt, wobei 1600 Menschen umkamen. Bei dem Ausbruche von 1854 sah man eine Art von Aurora borealis, welche sich mit dem Feuer des Vulkans kreuzte u. zwei Stunden lang das ganze Gebiet von Tacunga erhellte. Er scheint mit dem Cotopaxi in unterirdischem Zusammenhang zu stehen.

**Tungusen**, ein sibirisches, den Russen unterworfenes Volk mongol. Rasse. Die T. nehmen von allen Eingeborenen Sibiriens den größten Raum ein, schweifen von den Taimyrhalbinseln im N. u. dem Jenissei im W. bis zum Mittellauf der Lena um die untere Tunguska umher u. reichen noch östl. von der Angara u. südl. u. östl. vom Ober- wie Mittellauf der Lena an bis zur ganzen Küste des Ochotskischen Meeres von Wladiwostok über Ochotsk bis fast an die Nordspitze dieses Meeres. Sie werden auf 70,000 Köpfe geschätzt u. sind griech.-kathol. Christen. Während die Reicheren sich seßhaft gemacht haben u. mit Ackerbau beschäftigen, führen die Aermeren ein nomadisches Fischer- u. Jägerleben. Die T. haben plattere u. größere Gesichter als die eigentlichen Mongolen, röthliche Haut, schwarzes, straffes Haar u. ein bartloses Kinn. Sie zerfallen in zahlreiche Stämme unter Häuptlingen, werden auch in Pferdetungusen im S., Renthiertungusen im N., Hundetungusen im O. u. Wald- u. Steppentungusen im W. eingetheilt u. sind gastfrei, fröhlich, leichtgläubig, rechtschaffen u. treu, aber auch kühn. Pulver u. Blei sind ihre Kostbarkeiten, selbst die Frauen gute Schützen, Thee- u. Branntweingenuß ihre Leidenschaften. Alljährlich im Nov. zahlen sie an bestimmten Punkten ihren Jassak (Tribut) u. verkaufen ihr Pelzwerk gegen Thee, Geschirre, Waffen u. Fischerutensilien. Die Renthiere brauchen sie zum Reiten u. Tragen, nicht zum Fahren; sonst haben sie als Hausthiere noch Wächter- u. Jagdhunde.

**Tunika**, das eigentliche Hauskleid der Römer, ein hemdartiges, unter der Brust gegürtetes Untergewand, welches unter der Toga, dem gewöhnlichen Obergewand des röm. Bürgers, getragen wurde, Anfangs ohne, dann mit kurzen, endlich mit langen Aermeln, die bis zu den Händen reichten; indessen galt letzteres für weichlich u. weibisch. Zum Schutze gegen die Kälte trug man wol auch mehrere Tuniken. T. laticlavia hieß die weißwollene, mit einem breiten, eingewebten purpurrothen Streifen versehenen T. der Senatoren, T. angusticlavia die mit zwei schmalen solchen Streifen verzierte T. der Ritter, T. palmata die T. des Triumphators (s. „Triumph"), T. picta endlich eine mit allerlei Stickerei verzierte Art dieses Kleidungsstückes.

**Tunikaten** od. Mantelthiere, eine dem Kreise der Weichthiere (nach anderer, z. B. Häckel's, Auffassung der Würmer) zugehörende Klasse von Seethieren, sind kopflose Thiere mit einer lederartigen od. häutigen Hülle, dem Mantel, worin sich zwei bald einander genäherte, bald von einander entfernte Oeffnungen, eine oft mit Tentakeln besetzte Einfuhr- u. eine Ausfuhröffnung befinden. Mund u. After liegen innerhalb dieses Mantels. Hinter der Einfuhröffnung, vor dem Munde, liegt die mit dem gitterartigen Kiemenapparat ausgekleidete Athemhöhle. Bei den Thierstöcke bildenden Arten verwachsen die Mäntel der Einzelthiere mit einander u. die Gesammtheit derselben hat eine gemeinschaftliche Ausfuhröffnung. Merkenswerth ist, daß der Mantel in seiner Zwischenzellsubstanz einen mit der Pflanzencelluloſe, die sonst im Thierreiche nicht vorkommt, fast identischen Stoff enthält, den Berthelot als Tunicine bezeichnet. Die T. haben als Centralorgan ihres Blutgefäßsystems ein Herz, ihr Nervensystem besteht aus einem Ganglion in der Nähe der Eingangsöffnung, welches Nerven zu den auf der Innenseite des Mantels gelegenen Muskeln, Eingeweiden u. Sinnesorganen sendet. Die sich geschlechtlich fortpflanzenden Individuen sind Zwitter, die Vermehrung der T. erfolgt aber auch durch eine innere u. äußere Knospung. Die neuerlich aufgetauchte Hypothese, die T. (u. zwar Ascidien-Larven) stellten das Uebergangsglied zwischen Wirbelthieren u. Wirbellosen vor, ist durch Mecznikow's u. Dönitz' Untersuchungen glänzend widerlegt worden. Man kennt im Ganzen 300 Arten, ihre Verbreitung reicht bis zum 82.° n. Br. — (Vgl. d. Art. „Ascidien" u. „Salpen").

**Tunis**, türk. Vilajet u. tributärer Schutzstaat (auch Regentschaft genannt) in Afrika, grenzt im W. u. SW. an Algier, im SO. an Tripolis, im N. u. O. an das Mittelländische Meer u. wird auf 2150 □M. mit 2 Mill. E. geschätzt, von denen nur 510 □M. mit 1,870,000 E. auf das Tell, das Uebrige auf die Steppe u. Sahara fallen. Die Ostküste ist die des Sidrabusens, flach u. sandig, hat aber mehrere Baien u. Kaps, so von S. nach N. zuerst die Kleine Syrte (s. d.), das Ras (d. h. Kap) Kapudia, den Busen von Hammamet, das Vorgebirge Bon od. Addhar 37° 4′ n. Br., 11° 3′ östl. L. von Greenwich, von dem man bei heiterem Himmel die sizilischen Berge erblicken kann, endlich den Golf von Tunis mit dem Kap Kartadschena u. dem Kap Farina. Die nördlichste Spitze von ganz Afrika folgt hierauf, das Kap Blanco od. Ras el Abiad, 37° 19′ n. Br. u. 9° 48′ östl. L. an der von Farina an nach W. gekehrten Küste, welche hier durch hohe, steil aufsteigende Felsmassen gebildet wird u. nur selten einen mehrere Meilen breiten Saum am Meere läßt, also den Riffcharakter annimmt. Von den zu T. gehörigen Inseln liegt Djerbe am südlichsten in der Kleinen Syrte mit 300 Dörfern u. 30,000 E., nördlicher die Kerkenahinseln mit 4000 u. die Gherbeinsel od. Zira mit 1000 Bewohnern. Gebirgig ist T. nur im W. u. NW., wo die östlichsten Ausläufer des Atlas, der hier weit niedriger als in Algier u. Marokko ist, sich in viele Arme zertheilen, von denen der nördliche u. wasserreiche Zauan, der südliche, bes. zerklüftete Resuja heißt, u. bis über 2000 m Höhe erreichen. Durch das Auseinanderweichen der Gebirgskette wird

auch das Tell, das außerordentlich fruchtbare Küstenland, zertheilter als in Algier. Von den zahlreichen, im W. reißenden Strömen, im S. aber unbedeutenden Bächen gleichenden Flüssen ist der bedeutendste der Medscherda, welcher aus Algerien von SW. nach NO. fließend im N. der Hauptstadt mündet u. ein gut angebautes Thal bildet. In dem Tell von T., das einst zur Römerzeit eine Kornkammer Italiens war, ist noch heute der Boden sehr fruchtbar, doch verwendet man im Vergleich zu früheren Zeiten nur wenig Mühe auf die Bewässerung des Bodens u. die Ausnutzung des Wasservorraths. Man gewinnt in diesem Haupttheile des Landes Cerealien, Oliven u. Datteln in außerordentlicher Menge, auch für Baumwollenkultur ist der Boden kaum weniger geeignet als in Aegypten. Ausgezeichnet sind auch die Pferde u. Kameele, deren Zucht man treibt, eben so wie die der Bienen; Korallen fischt man nam. bei der Insel Tabarka. Eine Landplage sind Affen, Heuschrecken u. Skorpione.

Nr. 5290. Tränkestelle am See von Tunis. (Nach einer Zeichnung von A. Crapelet.)

Nr. 5291. Die Marina in Tunis. (Nach einer Zeichnung von A. Crapelet.)

Der größte Theil von T. aber wird eingenommen von Steppen u. Wüsten, obschon es nicht so weit nach S. in die Sahara hineinreicht als die beiden Nachbarstaaten; diese tunesische Sahara, der östlichste Theil der Biled ul Dscherid, war ehemals zumeist Meeresboden, da die Kleine Syrte hier weiter nach W. reichte, ist heute meist unfruchtbar, bringt aber in gewissen Strichen vortreffliche Datteln hervor u. enthält die große Sebcha (Salzsee) el Haudea od. Schott Kebir, die eben so wie der Steinsalzberg Dschebel Had Deffa für den Salzhandel von großer Wichtigkeit ist. Ueberhaupt scheint auch der mineralische Reichthum von T. nicht unbedeutend zu sein, es finden sich sehr ergiebige Bleiminen. Das Klima ist an der Küste gesund, im Winter herrscht eine milde Regenzeit, nur im Juli u. August eine wüstenartige Hitze. Die Bewohner sind Berber u. Araber, dem Islam ergeben, außerdem giebt es noch gegen 45,000 Juden, 25,000 Katholiken, 400 Griechisch-Katholische u. 400 Protestanten. Beschäftigungen sind Landbau, Viehzucht, Schifffahrt u. Karawanenhandel, die Industrie wirft sich bes. auf Weberei u. Färberei. Der Handel hat seinen Mittelpunkt in der Hauptstadt T. Die Gesammteinfuhr wurde 1876 auf 9,472,628 Mk., die Gesammtausfuhr auf 13,754,397 Mk. angegeben, u. die wichtigsten Exportartikel waren Olivenöl, Getreide, Südfrüchte, bes. Datteln, Hülsenfrüchte, Tabak, Wachs, Felle, Schwämme, Korallen u. Manufakturartikel, bes. in Seide. Die Einfuhr beherrscht England. Die Handelsmarine der Regentschaft zählt etwa 300 Schiffe. Der Schiffsverkehr betrug 1876 in den drei von N. nach S. auf einander folgenden Haupthäfen T.: Eingang 534, incl. 182 Dampfer, Ausgang 490, incl. 181 Dampfer, Susa 251, Sfaks 407 u. 404 Schiffe. Von Bahnlinien sind 60 Km. gebaut, nämlich zwischen den Städten T., Goletta, Mersa u. Bardo; eine französische Gesellschaft hat den Bau einer Linie T.-Begia, also bis zur algerischen Grenze, übernommen. Von Postämtern existirt in T. ein französisches u. ein italienisches Bureau; das Telegraphennetz, welches von Franzosen hergestellt u. mit Algier u. Europa verbunden ist, hat eine Länge von 964 Km. Politisch ist T. seit 1575 türkischer Besitz, wird von einem Bey, gegenwärtig Mohammed es

Sadok Pascha, beherrscht u. ist thatsächlich dessen freies Eigenthum, zumal da 1871 durch einen Ferman der bisher an die Pforte gezahlte Tribut aufgehoben u. der seit 1691 regierenden Familie des jetzigen Bey die erbliche Regierungswürde in der Ordnung der Primogenitur gewährt wurde. Neben dem Ministerium od. dem Divan stehen ein Handelstribunal mit 9 Mitgliedern u. in religiöser Beziehung der Scheikh ul Islam, der Basche Mufti u. 18 Scheikhs, sodann ein katholischer Bischof, ein griechischer Archimandrit u. ein anglikanischer Kaplan. Die Schuld der Regentschaft beträgt 125 Mill. Frcs., zu deren Verzinsung u. Amortisirung gewisse Staatseinkünfte, bes. die Zolleinnahmen, an die Gläubiger definitiv abgetreten worden sind. Die reguläre Armee hat gegen 20,000 Mann Kriegsstärke, die irreguläre etwas über 10,000. Bewaffnung, Ausrüstung u. Verpflegung sollen sehr schlecht sein. Die Kriegsmarine besteht nur aus einem Aviso- u. einem Transportdampfer. — Die Hauptstadt T. liegt 12 Stunden vom Meere an dem flachen, salzigen Binnensee El-Bahira, der durch einen $2\frac{1}{5}$ m. tiefen, vom Fort Goletta beherrschten u. nach ihm benannten Kanal mit der hufeisenförmigen Bai von T. u. so dem offenen Meere u. der Rhede in Verbindung steht, ist von kegelartigen, schroff gestalteten Felshöhen umgürtet, hat einen an der Goletta gelegenen, geräumigen u. durch einen $4\frac{2}{3}$ m. tiefen Kanal zugänglichen Hafen u. zählt 125,000 E., worunter gegen 30,000 Juden. Eine Mauer von 1 geogr. M. Länge umzieht die Stadt, eine von Karl V. begonnene Citadelle, einige Hafenbatterien u. Forts dienen zu ihrer Befestigung; ein malerisches altes Schloß, jetzt ein Lazareth, erhebt sich auf einer Insel in dem Strandsee. Die innere Stadt mit engen, schmuzigen Straßen u. niedrigen Häusern ist häßlich, doch giebt es etliche ansehnliche Gebäude, ausgedehnte Bazars, bes. viele prächtige Moscheen; so ist die des Jussuf mit schönen Marmorsäulen geschmückt, eine römische u. griechische Kirche mit Klöstern, auch eine lutherische Kapelle. Das stattlichste Gebäude ist das Stadtschloß des Bey mit marmorgepflasterten Höfen, die von Arkaden mit Marmorsäulen umgeben sind, kühlenden Springbrunnen, glasirten Ziegelwänden u. maurischen Zimmerdecken. Die kolossalen neuen Kasernen können 5360 Mann fassen. T. ist bedeutende Fabrik u. Handelsstadt, fertigt Seiden- u. Wollenstoffe, wie Shawls, Teppiche, Burnusse, rothe Kappen, vorzüglich weit nach der Levante ausgeführte wollene Mützen, sog. Schaschias, ferner farbige Saffianlederwaaren, Thonwaaren, Seife u. vortreffliche wohlriechende Oele. Außer Aegypten findet sich hier der wichtigste Handel von Nordafrika. Während der Karawanenhandel T. mit dem Sudan verbindet, hat es über die See bes. enge Verbindung mit Marseille, Genua, Gibraltar, Malta, Aegypten u. der Levante; ein zahlreiches Konsularcorps, welches auch einen Sanitätsrath bildet, residirt hier. Die Einfuhr betrug 1876 in Goletta 6,893,509 Mk. an Werth, die Ausfuhr 4,977,267. Trotz des stehenden Wassers in der Umgebung, des Mangels an Schatten u. gutem Trinkwasser ist T. gesund. Eine Stunde von der Stadt liegt das feste, von Mauern umgebene Schloß, die gewöhnliche Residenz des Bey, der Bardo, in offener, vegetationsloser Ebene, das im Innern prächtig eingerichtet ist u. einen Thronsaal, eine Gerichtshalle, den Harem u. 4000 Bewohner umschließt. 1 M. nordöstl. von Goletta stand einst auf der Landzunge zwischen dem Meere u. dem See von T. das alte Karthago, bei dessen Ruinen die Stadt Mersa u. verschiedene Dörfer liegen u. an welches noch großartige Cisternen, die Spuren der alten Häfen u. bes. die Reste der kolossalen, 8 M. langen Wasserleitung erinnern. $1\frac{1}{2}$ M. von T. am Medscherda liegt das Dorf Teburba mit einer 1867 400 Arbeiter beschäftigenden Tuchfabrik, nördl. am Meere der wichtige Handelsort Biserta, an der Medscherdamündung Porto Ferina mit den Ruinen von Utica, den Fluß weiter aufwärts El Kef, die drittgrößte u. reichste Stadt mit einer starken, eine prachtvolle Aussicht gewährenden Citadelle. Zweite Stadt von T. ist Kairwan, früher noch viel bedeutender, jetzt mit 15,000 E. Herrliche Ruinen, bes. ein sehr gut erhaltenes Amphitheater, zeigt östlich davon El Dschem. Seeplätze sind von N. nach S. Hammamat, Susa, Monastir, Sfaks u. Gabes. Nefta, Sbeitla u. Tozen sind zum Theil mit großartigen Ruinen geschmückte Städte in der Sahara von T. — Die älteste Geschichte von T. ist die von Karthago. Nach den Karthagern herrschten die Römer, dann Vandalen, Oströmer, Araber (seit der Mitte des 7. Jahrh.) u. endlich, nachdem 1270 Ludwig IX. vergeblich die Hauptstadt bestürmt hatte u. die Spanier seit 1509 u. bes. seit Karl's V. glücklichem Zuge gegen T. 1535 eine Zeit lang entgegengewirkt hatten, die Türken, unter denen die Seeräuberei hier einen Hauptsitz hatte. Seit 1575 herrschten Beys, seit 1694 erbliche, die aber an Algier Tribut zahlten u. unter denen fortgesetzt Palastrevolutionen u. Aufstände statt fanden. 1816 räumte T. vor einer englischen Flotte die gegen die Piraterie gerichteten Forderungen ein, u. Hamuda Pascha riß thatsächlich schon im Anfange unseres Jahrh. T. von der Türkenherrschaft los, indem er die türkische Miliz niedermachen ließ u. sich auf eigene Truppen stützte. Aus der neuesten Zeit sind wichtig die Schöpfung der für das Land viel zu großen Armee unter Sidi Achmed, die Aufhebung des Sklavenhandels 1842 u. überhaupt der Sklaverei 1846 u. der Versuch einer so freisinnigen Verfassung, wie sie kein anderes mohammedanisches Volk erhalten hat, 1857 durch Sidi Mohammed, dessen Nachfolger aber, der heute regierende Bey, 1864 durch einen Aufstand genöthigt wurde, sie wieder aufzuheben.

**Tunnel**, unterirdischer Gang durch Berge hindurch od. unter Gewässern hinweg, schon in den ältesten Zeiten für Wasserkanäle u. Verkehrsstraßen benutzt, in neuester Zeit aber bes. für den Eisenbahnverkehr in großartigster Weise ausgeführt. Früher wurde der in den Jahren 1824—42 von Isambert Brunel gebaute, ungefähr 145 m. lange Themse-T. als ein Meisterstück der T.-Baukunst angesehen, neuerdings ist derselbe jedoch durch viel großartigere T.-Bauten, die unter den größten Schwierigkeiten mit ganz neuen Hülfsmitteln theils durchgeführt worden sind, theils noch in Arbeit stehen, bei weitem übertroffen. Berühmt ist der Montcenis-T. (s. d. mit Abb. Nr. 4214). Der Bau wurde von den Ingenieuren Sommeiller u. Grattoni ausgeführt u. kamen dabei zum ersten Male eigenthümliche Bohrmaschinen (s. d.), deren Betrieb durch komprimirte Luft bewirkt wurde, in Anwendung. Die Herstellungskosten stellten sich auf 4260 Mk. per laufenden Meter. Der noch im Bau begriffene St. Gotthard's T. (s. d.) wird eine Länge von 15,569 m. erhalten. Ein großartiges T.-Projekt liegt noch in der Untertunnelung der Meerenge zwischen Dover u. Calais vor. Den längsten Tunnelbau, wenn auch nicht von solcher Weite wie die genannten, stellt aber z. B. jedenfalls der Rothschönberger Stollen dar, welcher die Grubenwässer der Freiberger Gruben bis in das Triebischthal führt, in welches er in der Nähe von Meißen einmündet. Seine Länge beträgt nahe an 40 Km.

**Tur**, die kaukasische Bergziege, Capra caucasica, s. unter „Steinbock".

**Turaco** od. Helmkukuk (Corythaeola cristata), ein etwa rabengroßer Vogel Westafrika's (aus der Familie der Rabenvögel) mit gelbem Schnabel, lebhaft grüner od. türkisblauer Färbung des Gefieders, schwarzer Kopfhaube, bräunlichem Bauch u. bleigrauen Füßen, der wasserreiche Wälder bewohnt u., auf Bäumen lebend, von Früchten u. Insekten sich nährt. Gefräßig, wie er ist, kann er den Pflanzungen schädlich werden.

**Turan**, s. v. w. Turkestan (s. d.).

**turanische Sprachen**, s. „Tataren".

**Turban** (aus persisch dulband, d. h. doppelt gebunden) heißt die bei den mohammedanischen Orientalen übliche Kopfbedeckung, bestehend aus einer eng dem Kopf aufsitzenden Mütze, um welche ein meist farbiges Stück Zeug in doppelten Reihen gewickelt ist. Grüne T.e zu tragen, ist das Vorrecht der Nachkommen Mohammed's, der sog. Emire.

**Turbine** od. Kreiselrad ist ein hydraulischer Motor, dessen Wirksamkeit auf dem allgemeinen Gesetz beruht, daß innerhalb einer Flüssigkeit der Druck nach allen Seiten hin gleichmäßig fortgepflanzt wird. Danach wirkt der Druck einer Wassersäule eben so stark am Boden der Säule in horizontaler Richtung auf die Wandung, als er auf den Boden selbst wirkt, u. einer am Boden angebrachten horizontalen Oeffnung entströmt das Wasser mit derselben Kraft u. Geschwindigkeit, als es einer Oeffnung entströmen würde, die in den Boden selbst gebohrt würde. Der horizontale Strahl, der solcherart entsteht, vermöchte also an die Schaufel eines horizontalen Wasserrades dieselbe lebendige Kraft abzugeben, die er einem unterschlächtigen vertikalen Wasserrade mittheilen könnte. Auf dieses Prinzip stützt sich zunächst das Segner'sche Wasserrad, bei welchem das unter einem gewissen Druck horizontal u. tangential aus dem Arme eines horizontalen Rades austretende Wasser dieses Rad in seiner Ausflußrichtung entgegengesetzte Umdrehung versetzt, eine Wirkung, die man als Reaktionswirkung bezeichnet — u. mit dem Ségner'schen Wasserrade die sog. schottischen T.n, welche von Mannoury d'Ectot gebaut u. von Whitelaw u. Stirrat wesentlich verbessert wurden. Bei ihnen bildet das hohle Rad den Wasserbehälter selbst, bei den anderen T.n aber, deren Konstruktion wir nam. Fourneyron verdanken, ist der Wasserbehälter fest u. das Wasser strömt aus ihm nur durch geeignet gekrümmte Führungskanäle gegen die entgegengesetzt gekrümmten Schaufeln des konzentrisch um die Wassersäule drehbaren horizontalen Rades. Eben so wie der Druck einer stehenden Wassersäule wirkt übrigens die lebendige Kraft einer fallenden. Die Konstruktion der T.n ist sehr mannichfaltig geworden. Man unterscheidet solche, die in freier Luft ausgießen, u. solche, deren Schaufelkranz sich vollständig im Wasser bewegt, wobei es übrigens nicht nothwendig ist, daß die wirkende Wassersäule oberhalb des Schaufelrades sich befindet, da in einer seitlich geschlossenen Wassersäule der Zug der unterhalb befindlichen, fallenden Wassermasse eben so wirkt wie eine gleich hohe drückende Wassersäule. Die T.n sind ihrer besondern Bauart nach vorzüglich da zweckentsprechend, wo entweder ein sehr hohes Gefälle bei geringer Wassermenge od. eine große Wassermasse bei wenig Gefälle zu Gebote steht. Da es auch T.n mit horizontalen Achsen giebt, so ist der Ausdruck horizontales Wasserrad für die T. nicht mehr zutreffend.

**turbulent** (lat. turbulentus, von turbare, turbiren, d. h. stören, beunruhigen, verwirren), ungestüm, unruhig, stürmisch; Turbulenz, ungestümes Wesen.

**Turenne** (spr. Türenn'), Henri de la Tour d'Auvergne, Vicomte de, berühmter franz. Feldherr, geb. 11. Sept. 1611 zu Sedan, war der zweite Sohn des älteren Herzogs von Bouillon, der oft an der Spitze der Protestanten Frankreichs erschien, u. der Bruder des jüngeren Herzogs von Bouillon, der als einer der vornehmsten Gegner Richelieu's u. Mazarin's auftrat. Da seine Mutter eine Prinzessin (Elisabeth) von Nassau war, empfing er seine militärische Ausbildung durch ihren Bruder Friedrich Heinrich, den Statthalter der Niederlande. Obwol Protestant u. von einer dem Hofe feindseligen Familie, aber voll Mäßigung u. Gefühl für Unterthanenpflicht, kehrte T. im Alter von 19 Jahren nach Paris zurück, um seinem Könige zu dienen. Richelieu, der sein Talent erkannte, gab ihm ein Regiment u. ließ ihn, seit 1634 als Maréchal de Camp, seine ersten Erfolge am Rhein erringen, wo er 1638 unter Bernhard von Weimar bei der Einnahme von Breisach half. Nachdem er zwei Jahre in Italien gekämpft hatte, eroberte er 1642 Roussillon. Seine glänzende Laufbahn eröffnete sich jedoch erst 1644, als ihn Mazarin zum Marschall erhoben u. ihm die Heerführung im Elsaß übergeben hatte. Mit größter Sorgfalt stellte er das aufgelöste Heer wieder her, ging über den Rhein,

Nr. 5292. Henri de la Tour d'Auvergne, Vicomte de Turenne (geb. 11. Sept. 1611, gest. 27. Juli 1675).

mußte zwar im Mai noch ansehen, wie Freiburg vor seinen Augen genommen wurde, vermochte selbst, mit Engbien (s. „Condé") vereinigt, den bayer. General Mercy (s. d.) nicht von den Höhen bei derselben Stadt zu verdrängen, nahm aber noch im Herbst des Jahres Philippsburg u. selbst Mainz. Im Mai 1645 wurde T. zusammen mit Engbien bei Mergentheim zum zweiten Male von Mercy geschlagen, siegte aber 3. Aug. 1645 bei Allerheim, wo Mercy fiel. Im August 1646 vereinigte er sich an der Lahn mit den Schweden unter Wrangel, überschritt den Main hinter dem Rücken der Bayern u. zwang, vor München anlangend, Kurfürst Maximilian im Mai 1647 zu dem Waffenstillstande von Ulm. Vergebens suchte dieser Fürst die Verbündeten zu trennen, um sich im neuen Bunde mit dem Kaiser allein gegen die Schweden zu wenden: T. eilte von Oppenheim herbei, vereinigte sich wieder im März 1648 mit Wrangel u. Königsmark, nöthigte den Kurfürsten zur Flucht nach Salzburg u. hatte fast ganz Bayern besetzt u. zum Theil verheert, als endlich der Friede verkündigt wurde. Ganz gegen seine sonstige loyale Gesinnung folgte er 1649 dem Antriebe seines Bruders u. erklärte sich für die Fronde gegen Mazarin. Er schloß 20. April 1650 im Bunde mit der Herzogin von Longueville einen Vertrag mit Spanien zur Herstellung des Friedens mit dieser Macht u. der Befreiung der willkürlich verhafteten Prinzen, drang durch die Champagne bis in die Nähe von Vincennes vor, wurde aber im Dez. 1650 bei Réthel an der Marne geschlagen u. kehrte schon 1651 zusammen mit seinem Bruder zur Partei des Königs zurück, um für diese gegen den abtrünnigen Prinzen Condé u. die Spanier zu kämpfen. Er schlug seinen großen Rivalen zuerst bei Étampes, bewog den Herzog von Lothringen, dessen Partei zu verlassen, u. gewann den Sieg in der strategisch berühmten Schlacht von St. Antoine 2. Juli 1652. Dann beendigte er den span. Feldzug, indem er mit Hülfe der Engländer 1658 Dünkirchen u. eine große Zahl anderer flandrischer Plätze eroberte. Als der Devolutionskrieg ausbrach (1667), fand sich Ludwig XIV. selbst bei der Armee T.'s in Amiens ein, um „unter diesem Meister das Kriegshandwerk zu lernen". Allein das langsame u. vorsichtige Erobern einer Stadt nach der andern bis Oudenarde an der Schelde mißfiel dem Könige, u. er war im Begriff, Condé herbeizurufen, als die Tripelallianz dem Kriege 1668 ein Ende machte. Trotzdem erhielt T. im Kriege gegen Holland den Oberbefehl über die Hauptarmee, bei welcher sich der König befand. Am 5. Mai 1672 stand er in Charleroi, leitete am 12. Juni den berühmten Uebergang über den Rhein bei Tolhuis u. besetzte in so kurzer Zeit ganz Geldern u. Betuwe, aber die Durchstechung der Dämme sowie der schnelle Anmarsch des Kurfürsten von Brandenburg nöthigten T., sich nach Osten zu wenden. Nachdem er diesen Gegner zum Separatfrieden von Vossem gezwungen (16. Juni 1673), besetzte er ohne Rücksicht auf das Reich mehrere Rheinübergänge u. eroberte Bonn, das ihm aber im Dezember von Montecuculi wieder entrissen wurde. 1674 fiel ihm die Aufgabe zu, den Herzog von Lothringen zurückzuhalten, während der König selbst die Franche-Comté eroberte. T. schlug den Feind bei Sinzheim, drängte ihn nach dem Main u. verwüstete die Unterpfalz. Am Ende des Jahres kehrte er in das Elsaß zurück, da die Verbündeten bei Straßburg den Rhein überschritten hatten, u. vertrieb den kaiserlichen General Bournonville durch den Sieg bei Mühlhausen 29. Dez., die Brandenburger unter Derflinger u. dem Großen Kurfürsten selbst durch den Sieg bei Türkheim 5. Jan. 1675. Gegen seinen Wunsch von Neuem in den Krieg gesandt, wurde er lange von Montecuculi am Ueberschreiten des Rheines gehindert, drang aber nach Abzug der Brandenburger endlich doch in den Breisgau vor u. verheerte das rechte Ufer des Rheins bis zum Neckar. Als es bei Saßbach 27. Juli 1675 zu einer Schlacht kommen sollte, raffte ihn beim Rekognosziren eine Kanonenkugel fort. Seine Leiche ließ Ludwig XIV. in der Königsgruft zu St. Denis beisetzen; sein Skelett, das sich trotz der Zerstörung jener Begräbnißstätte durch die Revolutionärs noch erhalten hatte, wurde auf Befehl Napoleon's in den Dom der Invaliden gebracht. Frankreich verdankte ihm den größten Theil seiner politischen Machtstellung. Seine Thätigkeit ging auf in dem Dienste für das Vaterland u. in der Unterordnung unter des Königs Willen. Diese Gesinnung bewog ihn ebenso sehr wie die Lektüre jansenistischer Schriften u. eine von der reformirten abweichende Ansicht über das Abendmahl, 1668 Katholik zu werden. — Seine eigenen Memoiren, welche nur bis 1658 führen, gab Grimoard heraus (Paris 1782); seine beiden letzten Feldzüge 1667—75 schrieb Deschamps unter dem Titel „Mémoires" (Paris 1687), sein Leben Ramsay (4 Bde., Paris 1733, worin auch T.'s Memoiren enthalten sind).

**Turf** (engl., d. h. der Rasen), figürlich gebraucht von Rennen, Pferderennen, überhaupt von Festen u. Spielen, Wettkämpfen, welche auf Wiesen, Rasen ꝛc. stattfinden.

**Turfan**, Ostturkestan od. Hohe Tatarei, s. „Kaschgar".

**Turfan**, alte befestigte Stadt mit etwa 20,000 E., liegt am Südabhang des östl. Tiën-schan unter 90° östl. L. von Greenwich u. 42—43° n. Br. Der die Stadt umgebende bedeutende Distrikt am Nordwestrande der großen mongolischen Wüste hat fetten u. fruchtbaren Boden; Baumwolle, Hülsenfrüchte, Melonen u. Weintrauben gedeihen noch gut, aber häufige Wirbelwinde u. ein sehr heißer Sommer machen den Aufenthalt unangenehm. T. bildet seit uralter Zeit eine wichtige Karawanenstation auf der Straße, welche vom obern Hwangho durch die westl. Wüste Gobi nördl. um das Tarimbecken herumführt, war schon zur Zeit von Christi Geburt unter dem Namen Kiauhotshöng im Lande Kautshang bekannt, wurde mit dem übrigen Ostturkestan den Chinesen 1864 u. 1865 von Jakub Beg entrissen, ist aber nach den neuesten Nachrichten (1877) wieder in den Händen seiner alten Herren.

**Turgenjeff**, Alexander Iwanowitsch, russ. Staatsmann u. Historiker, geb. zu Simbirsk 1784; studirte in Moskau u. Göttingen, trat 1806 in den russ. Staatsdienst u. war seit 1807 Unterstaatssekretär im Ministerium der Volksaufklärung sowie Ausschußmitglied des Staatsraths für Gesetzgebung. In dieser Stellung that er viel

für Hebung der Schulen, ließ die Bibel in alle slav. Dialekte übersetzen u. strebte die Abschaffung der Leibeigenschaft an, wozu er selbst auf seinen Gütern das Beispiel gab. Nach der Thronbesteigung des Kaisers Nikolaus mit dem Titel eines Wirklichen Geh. Raths pensionirt, hielt er sich fortan meist im Auslande auf, wo er zum Studium der ältern russ. Geschichte die Bibliotheken u. Archive Deutschlands, Italiens, Frankreichs, Englands u. Dänemarks durchforschte. Er starb zu Moskau 17. Dez. 1845. Die von ihm gesammelten Urkunden wurden von der Archäograph. Kommission in Petersburg als „Historica Russiae monumenta“ (2 Bde., Petersb. 1841 ff.; Suppl., ebd. 1848) herausgegeben. — **Nikolai T.**, Bruder des Vorigen, geb. 1790, trat, nachdem er in Göttingen studirt, gleichfalls in russ. Staatsdienste u. wurde 1813 dem Frhrn. vom Stein, der die Frankreich abgenommenen deutschen Provinzen provisorisch zu verwalten hatte, als russ. Kommissar beigegeben. Später als Wirklicher Staatsrath zum Adjunkten des Staatssekretärs für innere u. landwirthschaftliche Angelegenheiten ernannt, machte er die Bauernemanzipation zu seiner wichtigsten Aufgabe u. schloß sich in deren Interesse 1819 dem „Bunde des öffentlichen Wohls“ an. Hierdurch ward er in die Verschwörung von 1825 verwickelt, befand sich aber während deren Ausbruch im Auslande u. konnte daher nur in contumaciam zum Tode verurtheilt werden. Sein Bruder Alexander rettete ihm sein Vermögen u. händigte es ihm in Paris aus. Daselbst lebte er bis zu seinem in Vert-Blois bei Paris 13. Nov. 1871 erfolgten Tode. Er schrieb: „La Russie et les Russes“ (3 Bde., Par. 1847; deutsch, Grimma 1847). —

Nr. 5293. Iwan Sergiewitsch Turgenjeff (geb. 9. Nov. 1818).

**Iwan Sergiewitsch T.**, der einflußreichste russische Schriftsteller der Jetztzeit, geb. auf einem Gute seiner Eltern im Gouvernement Orel 9. Nov. 1818; studirte 1833–38 in Moskau, Petersburg u. Berlin, trat dann in den Staatsdienst seines Vaterlandes u. ward 1843 im Ministerium des Innern angestellt. Durch einen freisinnigen Artikel zog er sich 1852 Verbannung ins innere Rußland zu, doch wurde er nach einigen Jahren begnadigt. Seitdem lebte er im Auslande, u. zwar meist in Baden-Baden. Ein Dichter von hoher Begabung u. Russe mit Leib u. Seele, aber kein Panegyriker seiner Landsleute, ist er der größte Sittenmaler Rußlands. Berühmt machte er sich zuerst durch sein „Tagebuch eines Jägers“ (1852; deutsch von Biedert u. Boltz, Berl. 1854). Sein bedeutendstes Werk ist der soziale Roman „Väter u. Söhne“ (1862; deutsch, 2. Aufl., Mitau 1873), künstlerisches Abbild des Kampfes der Ideen u. Mächte der Zeit, wie ihn die junge Generation mit der alten führt. Außerdem sind zu nennen: die „Scenen aus dem russ. Leben“ (Novellen 1858 u. 1863) u. „Zwei neue Novellen“ (deutsch von H. v. Lankenau, Wien 1871) sowie die Romane „Rudin“, „Rauch“, „Die Uhr“ u. „Neuland“. In letztgenanntem Roman (deutsch von H. v. Lankenau, 2 Bde., Pest 1877) proklamirt T. den Nihilismus als die herrschende Weltanschauung unter der Jugend seines Volkes u. schildert den Gährungsprozeß, der jetzt dasselbe bis in die weitesten Schichten durchwühlt. „Ausgewählte Werke“ T.'s erscheinen in deutscher Uebersetzung seit 1869 zu Mitau. Vergl. Glagau, „Die russ. Literatur u. Iwan T.“ (Berl. 1872).

**Turgot** (spr. Türgoh), **Anne Robert Jacques**, Baron de l'Aulne, Generalkontroleur der Finanzen Frankreichs 1774—76, geb. 10 Mai 1727 zu Paris; widmete sich dem Studium der Theologie, strebte aber zugleich nach vielseitiger Bildung u. verfaßte schon als junger Mann mehrere kleine Schriften theologischen, philosophischen, geographischen u. historischen Inhalts. 1751 wandte er sich von der Theologie zur Rechtswissenschaft, wurde schon 1752 Parlamentsrath in Rouen u. 1761 Intendant von Limoges. Als Anhänger des physiokratischen Systems ging er selbst über dessen Gründer Quesnay hinaus in seiner berühmten Schrift „Reflexions sur la formation et la distribution des richesses“ (1766) u. beeiferte sich schon in seinem Amtsbezirk einige von den Reformen herzustellen, die später erst durch die Revolution erkämpft wurden. Durch Maurepas, der sich dadurch populär machen wollte, 1774 an Stelle Terrais zum Generalkontroleur der Finanzen berufen, gewann T. schnell das Vertrauen Ludwig's XVI. u. erlangte noch größern Einfluß, als Malesherbes (s. d.), sein Gesinnungsgenosse, zum Minister des Innern erhoben wurde. Im Gegensatz zum bisher geltenden Industrie- u. Merkantilsystem drang er auf Hebung des Ackerbaues, als der einzigen Quelle des nationalen Wohlstandes, durch Abschaffung der Frohnden u. anderer Feudallasten, gleichmäßige Besteuerung auch des adligen u. geistlichen Grundbesitzes, Freiheit des Getreidehandels im Innern u. Aufhebung aller darauf gelegten Binnenzölle. Da er zugleich Abschaffung des Zunftzwanges, Beschränkung der geistlichen Gerichtsbarkeit, Freiheit der Presse, Gleichstellung der Protestanten, Unabhängigkeit des öffentlichen Unterrichts, Sparsamkeit in den Ausgaben des Hofes verlangte u. überdies die Berufung der Parlamente widerrieth, so hatte er die ganze Schar der Privilegirten gegen sich. Als eine Theuerung im Frühjahr 1775 zu Aufständen führte, warf man alle Schuld auf ihn. Eine Zeit lang bekämpfte T. die vom Adel aufgereizten Massen durch militärische Gewalt, den Widerstand des Parlaments gegen seine Reformgesetze mit Hülfe des Königs durch ein lit de justice (12. März 1776) nieder; als er jedoch empfand, daß der König selbst sich dem Drängen der Königin, der Prinzen u. des Klerus nicht mehr gewachsen zeigte, erbat er 12. Mai 1776 seine Entlassung. Verzagt willigte der König ein mit den Worten: „Sie sind glücklicher als ich, Sie können abdanken“. Fortan lebte T. in Zurückgezogenheit seinen Studien u. starb 20. März 1781 zu Paris. Eine vollständige Ausgabe seiner Werke erschien 1843 zu Paris (2 Bde.). — Vgl. Tissot, „T., sa vie, son administration, ses ouvrages“ (Par. 1862) u. d'Hugues, „Essai sur l'administration de T.“ (Limoges 1859).

**Turin** (ital. Torino), ital. Provinz, 191,325 □M. mit 972,986 E. (1871), im Landestheile (Compartimento) Piemont, bildet den nordwestlichsten Theil Italiens, grenzt westlich an Frankreich, nördlich an den Schweizerkanton Wallis u. ist östlich u. südlich von den Provinzen Novara, Alessandria u. Cuneo umgeben. Sie umfaßt einen Theil der gartenähnlichen piemontesischen Po-Ebene, die Waldenser Thäler im Gebiet des Clusone (Chione) u. die wilderhabenen u. lieblichen Thäler der Alpenwässer Dora Ripaira, Stura, Orco u. Dora Baltea. Die fruchtbare Ebene liefert viel Weizen, Mais, Maulbeeren, Melonen u. Hanf. Die Viehzucht ist hier nur unbedeutend, da die vielen kleinen Landeigenthümer mehr dem Ackerbau zuneigen. In den alpinen Gegenden aber wird treffliche Sennenwirthschaft getrieben, u., wo die Verhältnisse günstig, gern Weinbau. Außerdem findet sich hier, bes. im Distrikt von Aosta, viel Bergbau auf Gold, Silber, Kupfer, Antimon, Schiefer u. Marmor u. der dortige Holzreichthum veranlaßt viel Theer- u. Pechsiederei u. Holzkohlenbereitung. Die Industrie der Ebene ist nicht bedeutend. Nur Seidenbau u. Manufaktur u. Leder- u. Wollfabrikation Pinerolo übersteigen das gewöhnliche Maß. Die Volksbildung ist besser als in den meisten ital. Provinzen, aber immerhin beträgt die Zahl der Analphabeten noch gegen 50%. Die Provinz zerfällt in die Distrikte Torino, Pinerolo, Susa, Aosta u. Ivrea. Die **Hauptstadt T.** mit 192 443 E. (1871) liegt in einer von Hügeln umgebenen Ebene in 276 m. Seehöhe am linken Ufer des Po u. an der Dora Ripaira, an den oberital. Hauptbahnlinien

Bologna-Alessandria-T.-Susa u. T.-Mailand-Verona u. ist Ausgangspunkt der Bahnen T.-Cuneo, T.-Pinerolo, T.-Rivoli u. T.-Ciriè-Lanzo. T., die ehemalige Residenz der sardinischen Könige (bis 1865), ist eine schön gebaute Stadt, mit breiten, rechtwinklig sich schneidenden u. dazwischen schmalen u. engen Gassen, sodaß die Stadt fast durchweg in regelmäßige Vierecke zerfällt. Die Hauptstraßen haben breite Arkadengänge mit prächtigen Kaufläden; von fast allen hat man einen Ausblick auf die 15–20 Stunden entfernte Alpenregion; aber es pulsirt in den Straßen wenig Leben, sodaß in Betreff des Verkehrs u. öffentlichen Volkslebens T. von jeder ital. Mittelstadt übertroffen wird. Unter den Plätzen sind die schönsten die Piazza Castello, die Piazza S. Carlo, die auf das Ufer des Po mündende Piazza Vittorio Emanuele, Piazza Carlo Felice, Piazza della Città (Rathhausplatz) ꝛc. Die hervorragendsten Paläste, die in T. monumentalere Bauten sind als die Kirchen, sind der Palazzo Madama, das Herz T.s, mitten auf der Piazza Castello, ein schon im 14. Jahrh. gegründeter kolossaler Burgbau mit moderner Prachtfaçade von 1720, der seinen Namen von der Mutter des Königs Viktor Amadeus II. erhielt, die ihn als Wittwe (Madama Reale) bewohnte; der Palazzo Reale, vom Grafen Castellamonte unter Karl Emanuel II. in der Mitte des 17. Jahrh. erbaut, mit Waffen- u. Münzsammlungen, werthvollen Handzeichnungen u. vielen modernen Bildern in den inneren Prachtzimmern; der Palazzo delle Torri aus der Langobardenzeit, jetzt lange steinerne u. eine eiserne Hängebrücke mit der gegenüberliegenden Stadt verbunden ist. Die bewundernswerthe Brücke über die Dora hat nur einen Bogen von 45,5 m. Spannung u. 10,6 m. Höhe. An Denkmälern hat T. das eherne des Herzogs Viktor Amadeus I. († 1675), der im Treppenhause des Palazzo Reale auf einem Marmorpferde (dem sog. Cavallo di marmor) sitzt; die Marmorstandbilder von Herzog Amadeus VIII., Emanuele Filibert, Karl Emanuel II. u. der Königin Maria Adelheid, sämmtlich im Dom; das des Prinzen Eugen von Savoyen († 1736) u. des Prinzen Ferdinand († 1855), beide am Rathhause; auf der Piazza S. Carlo steht das nach dem Entwurfe von Marochetti in Erz gegossene Reiterbild Herzog Emanuel Philibert's von Savoyen († 1580); auf der Piazza Carlo Albert das Bronzemonument des Königs Karl Albert, von Marochetti modellirt; auf der Piazza Carignano das Marmordenkmal Gioberti's (s. d.) von Albertoni; auf dem Stadthausplatze das 1853 errichtete Bronzedenkmal Amadeus' VI., des sog. „grünen Grafen"; auf der Piazza Carlino seit 1873 das große Denkmal Cavour's von Duprè von Siena; auf der Piazza Savoia ein 1851 zu Ehren des Ministers Siccardi errichteter Obelisk; im Giardino di Città die 1871 errichtete Statue des Dichters u. Staatsmannes Brofferio († 1866); auf der Piazza Pietro Micca das Denkmal des Soldaten Micca, der 1705 während der Belagerung der Stadt die Citadelle mit Aufopferung seines Lebens durch Anzünden einer Mine rettete, u. schräg gegenüber das des

Nr. 5254. Turin vom Kapuzinerberge aus gesehen.

Gefängniß; der kolossale, aber geschmacklose Palazzo Carignano, der ehemalige Sitz des Parlaments; ferner der Palazzo Birago de Borgara, der Palazzo del Duca d'Aosta, der Palazzo Manatti, der Munizipalpalast. Ein großartiges Gebäude ist der 1868 vollendete Centralbahnhof gegenüber der Piazza Carlo Felice. Von den 40 Kirchen u. 70 Kapellen ist das bedeutendste Bauwerk der Dom, mit 1498 von Pintelli im Renaissancestil aufgeführter Marmorfaçade, im Innern die 1648 von Guarini erbaute Gruftkapelle der Herzöge von Savoyen, aus schwarzem Marmor u. davon sich stark abhebenden weißen Marmordenkmälern; sie bewahrt in einer Urne das Schweißtuch Christi. Die Kirche S. Massimo, in Form eines röm. Tempels, hat eine Kuppel mit Frescogemälden. Die jenseit des Po liegende Kirche Gran Madre di Dio, welche die Stadt infolge der Rückkehr Viktor Emanuel's I. (1814; s. „Sardinien, Geschichte") 1818–49 erbaute, ist eine Nachahmung des Pantheons in Rom. Die Synagoge ist ein origineller Hochbau. Auch die Protestanten u. die Waldenser haben hier eine Kirche. — Als schönste Villa gilt die Villa della Regina, auf reizender Anhöhe, jetzt Erziehungsinstitut für Töchter gefallener Offiziere. Viele der Villen liegen in der Kette der Monti d'oltri Po, an den Abhängen des rechten Po-Ufers, das durch eine 100 m. 1855 in der Krim gebliebenen Generals Alessandro Lamarmora; im Giardino Publico das 1861 errichtete Monument Daniele Manin's (s. d.) u. die Standbilder des Ministers u. Geschichtschreibers Cesare Balbo († 1853) sowie der Generale Bava u. Pepe; in der Nähe der Piazza Carlo Felice die 1867 errichtete Statue des Mathematikers Grafen Lagrange u. vor dem Palazzo Madama das von Vela modellirte Denkmal, welches die Mailänder 1857 dem sardinischen Heere errichteten. T. ist seit Verlegung der königl. Residenz nur noch Sitz der Provinzialregierung u. eines Erzbischofs, hat eine 1405 gestiftete u. 1632 erneuerte Universität mit einer Frequenz von 900—1000 Studirenden u. einer Bibliothek von 200,000 Bdn. u. 3000 Manuskripten, eine Polytechnische Schule u. eine Akademie der schönen Künste. Die Akademie der Wissenschaften, 1759 vom Grafen Saluzzo gegründet, besitzt seit 1821 eines der bedeutendsten ägyptischen Museen, griech. u. röm. Alterthümer, gegen 30,000 Münzen ꝛc. Von T.s gut eingerichteten Wohlthätigkeitsanstalten pflegt das Ospedale grande di S. Giovanni jährlich gegen 6000 Kranke; ein besonderes Hospital besteht für Unheilbare, ein Irrenhaus für Geisteskranke ꝛc. — Die Industrie erstreckt sich auf Fabrikation von Seidenstoffen u. Strümpfen, auf Tuch-, Tapeten-, Papier-, feinere Geschirr-

u. Chokoladefabrikation. An königl. Werkstätten existiren Waffenfabriken, Geschützgießereien u. Laboratorien. Der Handel ist nicht bedeutend. — In T.s Umgegend werden vielbesucht das Schloß **Valentino** mit schönen Anlagen, wohin ein Hauptspazierweg führt, die königlichen Lustschlösser **Castello di Aglie** u. **la Veneria** u. die 2½ Stunde östlich von T. auf steiler Höhe von 678 m. gelegene **Superga**, die Gruftkapelle der sardinischen Könige. — T. war als Taurini od. Taurasia die feste Hauptstadt der Tauriner. Von Hannibal wurde es 218 v. Chr. erobert u. zerstört. Kaiser Augustus machte es als Augusta Taurinorum zur röm. Kolonie. Nach dem Verfalle des Röm. Reiches war die Stadt der Reihe nach im Besitze der Gothen, der Heruler, der Burgunder u. der Langobarden; unter der Herrschaft der Letzteren wurde sie Residenz der Herzöge. Nach dem Untergange des Langobardischen Reiches residirten in T. die Herzöge von Susa, von denen es 1032 die Grafen von Savoyen erbten. Kaiser Friedrich II., mit den savoyischen Grafen unzufrieden, schenkte 1147 die Stadt nebst Gebiet dem Bischof von T. Die daraus entstandene Fehde zwischen dem Grafen u. den mannichfach unterstützten Bischöfen endigte schließlich mit der Unterwerfung T.s unter Savoyen. Am 8. Aug. 1381 schlossen hier Venedig u. Padua Frieden. 1506 wurde T. von den Franzosen erobert, die es bis 1562 behielten. Zur Niederhaltung der durch die lange Besetzung T.s erregten franz. Gesinnungen ließ der Herzog Filibert von Savoyen 1567 die Citadelle bauen. 1640 fiel die Stadt abermals in die Hände der Franzosen, 1696 kam in ihr ein Friede zwischen Frankreich u. Savoyen zu Stande. Von 1798—99 war T. nochmals im Besitze Frankreichs, wurde dann ein Jahr lang von den Oesterreichern besetzt, wieder den Franzosen eingeräumt u. von ihnen zur Hauptstadt des Po-Departements gemacht u. 1801 seiner Befestigungen beraubt. Durch den Pariser Frieden von 1814 gelangte es an Sardinien zurück. Die mehrmalige u. langdauernde Besitznahme T.s von Seiten Frankreichs hat zur Folge gehabt, daß T. im Ganzen mehr franz. als ital. Charakter angenommen hat.

Nr. 5295. Bettelnde Derwische in Turkestan

**Turkestan** od. **Turan** d. h. Türkenland ist eine allgemeine geographische Bezeichnung für den Theil Asiens, welcher im W. durch das Kaspische Meer, im S. durch den Atrekfluß u. die Höhenzüge, welche die persische Provinz Khorassan im N. begrenzen, eingerahmt ist, im SO. bis zu dem Nordabfall des Hindukuschgebirges reicht, im N den Südtheil der Kirgisensteppe umfassend in das große sibirische Tiefland unmerklich übergeht, im O. aber über das Pamirplateau hinübergreifend bis zum Ostende des Tarymbeckens, also bis zur großen mongolischen Wüste sich erstreckt. In diesem weiteren Sinne theilt man es je nach der Lage von der Pamir aus in Ost- u. Westturkestan. Letzteres aber, die sog. Aralo-kaspische Niederung mit dem Aralsee u. seinen großen Zuflüssen Amu u. Syr, bildet im engern Sinne das Tiefland von Turan, im Gegensatz zum Hochland von Iran. Während Ostturkestan als ein Hochplateau zwischen dem Küen-lüen-System im S. u. den Tiën-schan-Ketten im N. liegt, schieben sich mehrere direkt von S. nach N. ziehende, zur Himalajaerhebung gehörige Ketten, deren bedeutendste die östliche, die Kisiljartkette, ist, zwischen Ost- u. Westturkestan u. bringen so das beide trennende u. zugleich verbindende Pamirhochland hervor, von dem westlich, also im eigentlichen Turan, nun einer der merkwürdigsten Gebirgsabfälle entsteht. In west-östl. Richtung nämlich treten eine große Anzahl paralleler, zum Tiën-schan gehörige Ketten, einige hoch u. mächtig, wie der Talastau u. die anderen vom Issik-Kul westlichen u. Khokand umfassenden Züge, andere unbedeutend, einige weit hinaus sich verlängernd, wie der Karategin, andere kurz abgesetzt in das Flachland, welches vielfach tief zwischen sie eingreift. Dazu kommen aber noch die westlichsten, nach WNW. gerichteten Abzweigungen des Altai- od. Karatausystems, welche die Zahl der langgestreckten Einbuchtungen vermehren u. deren letzte Ausläufer, wie der Nuratau, weit hinein in die Ebene der offenen Steppen u. Wüsten ragen, sodaß die Sandzone in den breiten dazwischen liegenden Räumen tief nach O. dringt. Aus diesen Gebirgen im O. treten nun der Amu u. Syr mit zahlreichen Nebenflüssen heraus u. bewässern das sonst im Ganzen wüste Gebiet südöstlich vom Aralsee. Oestlich von diesem dehnt sich die **Kisilkum**-, südl. die **Karakum**- u. westlich bis zum Kaspischen Meere die plateauartig sich erhebende **Usturtwüste**. Das Klima dieses ganzen Gebiets ist durchaus kontinental; alle diese weiten Länderstrecken sind physisch u. ethnisch mit einander sehr verwandt u. stehen auch politisch in einem eigenthümlichen Zusammenhang. Ostturkestan, zu dem auch wol die **Dsungarei** mit 6311 □M. u. 500,000 E. gerechnet wird, nimmt **Kaschgar** (s. d.) od. Ost-T. ein. Von West-T. gehört heute der größte Theil den Russen, es sind dies die zu dem **Generalgouvernement T.** gehörigen Provinzen u. Gebiete: **Semiretschensk** (7304 □M. mit 543,094 E. [1875]), **Kuldscha** (1293 □M. mit 114,337 E.), **Syr-Darja** (7808 □M. mit 953,200 E.), **Sarefschan** (925 □M. mit 286,449 E.), **Amu-Darja** (1880 □M. mit 109,585 E.), endlich die neueste, 1876 als Provinz einverleibte Erwerbung **Ferghana** od. Khokand (1329 □M. mit 960,000 E.), wozu noch das sog. **transkaspische Gebiet** (5940 □M. mit 275,000 E.) tritt, das mit den vorhergenannten u. den nördlicheren, zum Theil aber in ihren südlicheren Distrikten orohydrographisch auch in T. eingreifenden Gouvernements Akmollinsk, Semipalatinsk, Turgai u. Uralsk unter dem Namen Russisch-Centralasien zusammengefaßt wird. Nominell frei, faktisch aber ganz unter russischem Einfluß, sind heute nur noch der Rest des **Khanats Khiwa** (s. d.), das ebenfalls seit 1868 bedeutend verkleinerte Khanat **Buchara** (s. d.) mit Scherisebs u. Hissar (3950 □M. mit 2,286,000 E.), das östl. von diesem gelegene u. in einem losen Verband mit ihm stehende **Karategin**, das aber neuerdings die Russen auch als südliches Anhängsel von Ferghana beanspruchen (auf 391 □M. mit 100,000 E. geschätzt), ferner das **Turkmenengebiet** mit Merw als größtem, in neuester Zeit nur auf 3000 E. angegebenem Ort, in welchem die Tekketurkmenen, die Sarik, Salor, Kara, Alieli, Ersari, Tschaudor u. Jomuten ihr Räuberwesen treiben, von welchen aber die Letzten mit den südlich vom Atrek sitzenden Goklan auch schon mit den Russen in engerer, obgleich bis jetzt noch unklarer Verbindung stehen, u. deren ganzes Land auf 3750 □M. mit 175,000 E. gerechnet wird. Im äußersten Südosten ragt nach T. hinein das ehemalige Khanat **Kundus**, das, zu Afghanistan politisch gehörend, die früher unabhängigen Khanate am u. auf dem Pamirplateau: Badachschan, Wachan, Kulab, Schugnan, Kulum, auch Balk Andschui, Schibergan u. Meymene vereinigt hat, wol 3000 □M. mit 500,000 E. zählen mag u. neben dem noch als unabhängig das kleine **Derwas** auf der Pamir genannt wird. Doch erklären die Russen auch hier Badachschan u. Wachan für nichtafghanisch u. andere Distrikte, z. B. Meymene, Schibergan u. Andschui für zweifelhaft. — Die Geschichte dieses ganzen, von eranischen u. turanischen Völkern bewohnten Gebietes, in welches von N. slavische, von O. u. NO. mongolische Eroberer eingedrungen sind, ist eine sehr schicksalsreiche. Von Vielen als der Ursitz sowol der kaukasischen als der mongolischen, zweifellos wenigstens der ural-altaischen Rasse angesehen, war das westl. T. im Alterthum ein bedeutendes Kulturland, auf welches die Zendvölker Einwirkung übten. Erst persisch, dann makedonisch-griechisch, parthisch, neupersisch, wurde es von Mongolen u. Türken überschwemmt, gehörte seit dem 8. Jahrh. zum arab. Khalifat als **Chowaresm** u. **Mavar al nahr**, zerfiel nach dessen Verfall in verschiedene, bes. türk. seldschukische Reiche (**Kara Kitai**), wurde von Dschingis Khan u. den Mongolen bis 1218 unterworfen u. war dann der Haupttheil des Reiches von **Dschagatai**. Die zerbröckelnden Staaten faßte im 14. Jahrh. Tamerlan zusammen, der T. zum Mittelpunkt seines Weltreiches machte; seit seinem Tode ist es bis in die neueste Zeit eigentlich zu keiner länger währenden Staatenbildung hier gekommen. Allgemeiner wichtig ist T. als Ausgangsort der türk. Eroberungen u. als Objekt russischer Angriffe seit

Peter d. Gr. Gegen Ostturkestan, das unter der Mongolenherrschaft mit dem westl. T. stets verbunden war, sind die Chinesen zuerst im 2. Jahrh. v. Chr., dann 100 n. Chr., endlich im 7. Jahrh. aggressiv vorgegangen; nach dem Tode des kräftigen Dsungarenkhans Bujschtu wurde es 1759 wieder chinesische Provinz Ili od. Tiën schan, befreite sich aber 1862 bis 1864 aufs Neue.

**Türkis** sind diejenigen Varietäten des Minerals Kalait od. Kallait, welche wegen ihrer schönen himmelblauen Farbe von den Juwelieren zu allerlei Schmucksachen verarbeitet werden. Der T. gehört eigentlich zu den Edelsteinen dritten Ranges, er ist amorph, undurchsichtig, nur an den Kanten etwas durchscheinend, weich, nimmt aber beim Poliren einen schönen matten Glanz an. Man schleift ihn fast nur en cabochon u. benutzt ihn zu Ohrgehängen, als Ring- u. Nadelstein, zu Brochen, nam. auch zur Einfassung anderer werthvollerer Edelsteine, z. B. in Verbindung mit Diamanten. Der Hauptfundort schöner T. ist Mesched, nordwestl. von Herat. Die dortigen Minen gehören der pers. Krone u. werden an den Meistbietenden verpachtet. Im sächs. Voigtlande u. in Schlesien finden sich auch T., die aber, weil ihre Farbe mehr ins Grüne spielt, nicht bes. geschätzt sind. Der T. ist der Hauptsache nach wasserhaltige phosphorsaure Thonerde mit etwas phosphorsaurem Kupfer- u. Eisenoxyd. Er war schon im Alterthume ein beliebter Schmuckstein u. wurde damals im Vorgebirge des Sinai am Rothen Meere gebrochen. Jetzt wird auch viel unechter T. in den Handel gebracht, der aus blaugefärbtem fossilen Elfenbein besteht u. animalischer T. od. Zahntürkis genannt wird; man kann ihn leicht daran erkennen, daß er durch Einlegen in Essig weiß wird.

**türkische Musik**, s. „Janitscharenmusik".

**türkischer Weizen**, s. „Mais".

**türkische Sprache u. Literatur.** Türkisch im weitern Sinne nennt man mehrere eng unter sich verwandte Sprachen der tatarischen Sprachfamilie (s. d.), deren Hauptvertreter das Tschagataische (sog. Osttürkische), Usbekische u. Turkomanische in Asien u. der Dialekt der Osmanlitürken in Europa ist. Unter Türkisch im engern Sinne versteht man gewöhnlich nur den letzteren (das Westtürkische), u. während das Osttürkische bei Bewahrung älterer Sprachformen rauh u. hart ist, so ist das europ. Türkisch zwar mehr abgeschliffen, aber auch viel weicher u. melodischer, u. unter allen tatarischen Sprachen, zumal durch die in ihm mit besonderem Wohllaut sich geltend machende Vokalharmonie, diejenige, welche am angenehmsten ins Ohr fällt. Dies gilt freilich nur von der von Fremdwörtern noch ziemlich rein gebliebenen Umgangssprache, denn die Schriftsprache, ganz unter dem Einfluß mohammedanischer Kultur entstanden u. deshalb auch mit arabischen Buchstaben, die wenig zu den türk. Lauten passen, geschrieben, ist förmlich überflutet mit arab. u. pers. Wörtern. Auf die Grammatik hat sich dieser Einfluß natürlich nicht erstreckt. Unter den Lehrbüchern der türk. Grammatik ist eine der praktischsten Piqueré's „Grammatik der türkisch-osmanischen Umgangssprache" (Wien 1870), die wissenschaftlichste die von Kasembeg (das Original russisch), deutsch von Zenker, Lpz. 1848); das beste Lexikon ist Jul. Zenker's „Dictionnaire turc-arabe-persan" (mit franz. u. deutschen Bedeutungen versehen, 2 Bde., Lpz. 1863 ff.). — Die osmanische Literatur, deren Ausdehnung sehr groß, deren Werth aber, weil sie sich nur an arabische u. persische Muster anlehnt, nur gering ist, begann erst, als die Türken sich in ihren Eroberungen festgesetzt hatten; die Glanzperiode, wenn man von einer solchen reden darf, fällt in die Regierung Suleiman's II. u. die unmittelbar folgende Zeit, also ins 15. u. 16. Jahrh. Als eines der ältesten u. interessantesten Werke gilt ein Buch über die Falknerei, betitelt „Falknerklee" (herausgeg. u. übers. von Hammer, Pest 1840). Einer der ältesten türk. Dichter, welche alle (die Lyriker meist die späteren Mystiker, die Epiker die romantische Epik der Perser) nachahmen, ist Aschik-Pascha († 1332; ein „Diwan" benanntes größeres mystisches Gedicht befindet sich handschriftlich in Wien); ihm folgt Achmadi († 1412; von ihm das „Alexanderbuch" od. „Iskander-Nameh", eine episch-didaktische Darstellung der morgenländischen Geschichte, Philosophie u. Mystik; eine Probe daraus in Jolowicz' „Polyglotte der orientalischen Poesie" (Lpz. 1853). Dann ist zu nennen Lâmiʿî († 1531), der größte u. fruchtbarste Dichter der Osmanen, der bes. den pers. Dichter Nisami nachahmte; von seinen vier größeren epischen Dichtungen (lauter persischen Stoffen) sei nur das die Liebe des Chosrew u. der Schirin behandelnde „Ferhâd-Nameh" (bearb. von Hammer, Stuttg. 1812) genannt; eine Reihe kleinerer Gedichte von ihm übersetzte Pfizmaier (Wien 1839). Als ein bes. zarter, sinniger Dichter gilt Fadli od. Fasli († 1563) mit seiner lieblichen allegorischen Dichtung „Gül u bülbül", d. i. „Rose u. Nachtigall" (herausgeg. u. übersetzt von Hammer, Pest 1834). Ein anderer namhafter Dichter ist Nadschati († 1598); für den größten Lyriker der Türken aber gilt Baki († 1600), der Verfasser des „Diwan" (deutsch von Hammer, Wien 1825). Von mehr epischen Dichtern ist außer dem schon genannten Lâmiʿî hauptsächlich noch Tschelebi zu erwähnen († 1450), dessen „Muhammedijje" (gedruckt zu Bulek 1840; zu Kasan 1845) eine vollständige Sammlung der Legenden über Mohammed nebst dogmatischen u. mystischen Exkursen enthält. Aus dem Gebiet der Erzählungen u. Märchen behaupten das „Humajun Nameh", d. i. die türk. Bearbeitung der bekannten Fabeln Bidpai's von Ali Wasi († 1543), dem glänzendsten Prosaiker der Osmanen, ferner das dem Indischen u. Persischen nachgebildete Fabelbuch „Tuti Nameh" d. h. „Papageienbuch", deutsch von Rosen, Lpz. 1858, wie die aus dem Arabischen übersetzten „Kyrk Vezir" (d. h. „vierzig Veziere") von Scheikh Sade (deutsch von Behrnauer, Lpz. 1851) einen hervorragenden Platz, während das „Suleiman Nameh" von Firdusi dem Langen, ein 70 Bände starker Riesenroman u. die ausführlichste aller Darstellungen orientalischer Romantik, ein durch Umfang wie Gehalt zwar höchst merkwürdiges u. eigenthümliches, aber für uns in hohem Grade ungenießbares Erzeugniß türk. Phantasie ist. Gewissermaßen an Stelle des Drama's, in welchem erst in neuester Zeit Versuche nach europ. Muster gemacht wurden, tritt bei den Türken das chinesische Schattenspiel, dessen Hauptpersonen der Hopa, ein Beamter u. eingebildeter Stutzer, der Hadschi Aiwat, ein immer mit persischen Versen um sich werfender Gelehrter, der Karagös, ein Possenreißer u. schlechter Kerl, der Karadschüdsche, ein buckliger Hanswurst, u. endlich die Tudu, eine liederliche Dirne, sind u. welches überreich ist an unflätigen Possen. Die türk. Geschichtschreiber leiden alle an geschraubtem Stil; doch sind einige Geschichtswerke, wie vor allen die Annalen, welche Sad ad-Din begann (sein Geschichtswerk geht bis auf Murâd I., Ende des 16. Jahrh.) u. die von Anderen bis in dieses Jahrhundert fortgesetzt wurden, von großem historischen Werthe. Für das mohammedanische Recht haben gerade die Türken, bes. durch ihre Sammlungen der Fetwa's od. richterlichen Entscheidungen, viel geleistet; dasjenige Feld aber, welches in der wissenschaftlichen Literatur der Osmanen am erfolgreichsten kultivirt wurde, ist die arabische u. persische Lexikographie u. Kommentarliteratur. Das große türkisch-arabische Wörterbuch, der „Kamus" von Firuzabadi, war in Europa noch bis vor Kurzem die Hauptquelle für arabische Wortforschung, u. die verschiedenen türk. Kommentare zu persischen Dichtern, wie der von Sudi zu Hafis u. A., sind jetzt noch die besten Erklärungsmittel zum Verständniß dieser großartigen Dichterwerke.

**Türkisches Reich.** Das Türk. od. Osmanische Reich, dessen unmittelbare u. mittelbare Besitzungen sich auf die drei Erdtheile Europa, Asien u. Afrika vertheilen, hat nach Ausscheidung der Fürstenthümer Rumänien u. Serbien, wie es der Präliminarfriede von S. Stefano bestimmt, 100—110,000 □M. (die Unsicherheit liegt bes. in den noch nicht vollständig bekannten neueren ägyptischen Eroberungen) u. etwa 42 Mill. E., wovon 34,970 □M. mit etwa 13 Mill. E. auf Asien u. einige 60,000 □M. mit etwa 20,150,000 E. auf Afrika kommen.

Der europäische Besitz reicht von 36° bis 48° 18′ n. Br. u. von 15° 52′ bis 30° 7′ östl. L. von Greenwich, grenzt nördl. durch die Save an Oesterreich-Ungarn, an Serbien u. durch die Donau an Rumänien, hat im O. das Schwarze Meer, im S. den Thrakischen Bosporus, das Marmarameer, die Dardanellen, das Aegäische Meer u. Griechenland, im W. das Jonische Meer, die Straße von Otranto, das Adriatische Meer, Montenegro u. Dalmatien zur Grenze u. gliederte sich vor Ausbruch des Krieges, nachdem die historisch richtige Eintheilung in Thrakien, Rumelien, Bulgarien, Makedonien, Thessalien, Albanien 2c. schon lange durch die türk. Verwaltung bis auf geringe Spuren beseitigt worden ist, in folgende Provinzen (Vilajets):

| Vilajets. | geogr. □M. | Christen. | Mohammedaner. | Israeliten. | Total. |
|---|---|---|---|---|---|
| | | Nach W. Jakschitsch | für das J. 1864. | | |
| Stadt Konstantinopel | 1200,6 | 121,267 | 183,540 | 22,943 | 327,750 |
| Adrianopel | | 814,742 | 522,135 | 13,017 | 1,349,894 |
| Donau | 1276,8 | 870,959 | 766,044 | 5426 | 1,642,429 |
| Sofia | 547,2 | 509,840 | 145,236 | 5045 | 660,121 |
| Saloniki | 702,2 | 334,873 | 302,972 | 11,500 | 649,345 |
| Janina | 651,9 | 472,574 | 241,062 | 3670 | 717,306 |
| Bitolia (Monastir) | 741,8 | 494,159 | 742,270 | 3992 | 1,240,421 |
| Skutari | 206,7 | 89,491 | 82,048 | — | 171,539 |
| Bosnien | 847,3 | 708,297 | 437,377 | 6298 | 1,151,972 |
| Herzegowina | 252,9 | 142,128 | 43,219 | 74 | 185,421 |
| Kreta | 156,0 | 234,113 | 37,840 | 3200 | 275,153 |
| Landtruppen | — | — | 82,539 | — | 82,539 |
| Seetruppen | — | — | 23,324 | — | 23,324 |
| | 6583,4 | 4,792,443 | 3,609,606 | 75,165 | 8,477,214 |

Da aber hierzu noch die von der Regierung zwar zu Asien gerechneten, ihrer geographischen Lage nach aber zu Europa gehörigen Inseln Samothrake, Imbros, Lemnos u. Hagiostrati kommen, so vermehrt sich die Größe des europäischen Antheils um 18,9 □M. u. 29,674 E., nämlich

27,800 Christen u. 1874 Mohammedaner, u. so ergeben sich für die europ. Türkei 6602,3 □M. mit 8,506,888 Gesammtbevölkerung, nämlich 4,820,243 Christen, 3,611,480 Mohammedaner u. 75,165 Juden. Nach Kutschera beträgt die Bevölkerung für 1874 etwa 1 Mill. mehr als Jakschitsch für 1864 angiebt; u. vor Allem ist es Konstantinopel, das nach Kutschera eine bedeutende Vermehrung erfahren hat, u. von ihm nebst Polizeibezirk mit

Nr. 5296. Die hohe Pforte zu Konstantinopel.

685,000 Seelen veranschlagt wird. Die amtlichen Jahrbücher veröffentlichen nur die Zahl der männlichen Einw. mit Unterscheidung der Mohammedaner u. Andersgläubigen. Seiner natürlichen Beschaffenheit

Nr. 5297. Eingang zum Palast Dolma Bagdsche in Konstantinopel.

nach ist die europ. Türkei ein Gebirgsland, in welchem das Flachland, od. gar das Tiefland auf Strecken von sehr geringer Ausdehnung beschränkt ist. Wirkliche Tiefebenen sind nur am unteren Wardar die Umgebung von Seres u. noch kleinere an der albanesischen Küste, die vom Meere abgeschlossene des Salambria im Innern von Thessalien, die der Maritza u. einige andere. Hochebenen dagegen od. von Bergen umschlossene Becken, frühere Seen, giebt es sehr viele innerhalb der Gebirge. Die Gebirge lassen sich vorwaltend in zwei Gruppen bringen. An die südöstl. Ausläufer der Alpenkette setzen sich im NW. des Landes, an der Grenze von Dalmatien, Theile der sog. Periapenninischen Gebirgszüge an, die hier als Bosnisches Gebirgsland den ganzen NW. erfüllen, südöstl. bis zum Wisitor an der Ostgrenze Montenegro's streichen u. von da in südöstl. Richtung die Vilajets Skutari, Bitolia u. Janina durchziehen. Sie bilden mehrere Parallelketten, die von Flüssen durchbrochen werden, welche hauptsächlich in den zwischen ihnen liegenden Längenthälern zur Entwicklung kommen. Sie bestehen bis zum Knie beim Wisitor aus Kalk, südlich davon aus krystallinischem Gestein. Schon im nördl. Theile gliedern sie sich in eine große Anzahl einzelner Gebirgspartien, von denen das bis 1462 m. hohe Witorgagebirge, das Radomangebirge, die 2111 m. hohe Sjetz Planina, der noch im September mit Schnee bedeckte, 2144 m. hohe Vrabatz, der Porim, die gegen 2000 m. hohe Treskaviza u. Sutjcheska Planina, die über 2600 m. hohe Säge des Dormitor, der Weleschbei Mostar, der über 1600 m. hohe lange Rücken des Liubischnia die bedeutendsten sind. Hier liegen auch die in den letzten Kämpfen mit den Montenegrinern viel genannten Hochebenen von Gatzko u. Nikschitsch. Die bedeutendsten Partien des südl. gerichteten Theiles sind der 8 M. lange, im Mittel gegen 2000 m. hohe Schar-Dagh mit dem 2631 m. hohen Kobiliza u. ähnlichen Bergriesen, der Witzi, die Pinduskette, der bis 2648 m. ansteigende, $7^1/_2$ M. lange Olympos im östl. Thessalien ꝛc. In diesem Gebirgstheile liegen die Hochebenen von Janina, der 1,58 □M. große Ochridasee in 692 m. Höhe u. andere Seen tragende Hochplateaux. Der östl. Theil des Landes ist im N. mit Gebirgen erfüllt, die mit den serbischen in Zusammenhang stehen, bis zum Schwarzen u. Aegäischen Meere reichen u., in ihrer Gesammtheit mit den serbischen vereinigt, als Antidakische bezeichnet werden. Das nördliche Hauptgebirge ist der Balkan (s. d.), od. nach türk. Auffassung die Balkane, die in viele nach darin gelegenen Orten benannte Balkane, wie den Etropol-, den Trajan-, den Schipka-Balkan ꝛc., getheilt werden. Das Balkangebirge dehnt sich vom Kap Emineh am Schwarzen Meere bis zur serbischen Grenze. Vor seinem schroff abfallenden Südfuße liegt im W. das Ichtimaner Mittelgebirge u. die 1600 m. hohe Sredna-Gora. Das erstere ist ein Verbindungsglied mit dem Rhodopegebirge (s. d.), das die südl. Türkei bis an das Aegäische Meer bedeckt. Nordwestlich davon liegt der kleine, aber bis 2972 m. hohe Rilo Dagh, der 2278 m. hohe Vitos u. der etwa 2600 m. hohe Tschatür Tepe u. östl. bis zum Schwarzen Meere sind die kleinen Gebirgspartien, die unter den Gesammtnamen des Rumelischen Mittelgebirges gebracht werden.

An Flüssen ist die Türkei nicht arm, aber nur wenige derselben sind benutzbar. Zum Adriatischen Meere wenden sich die zum Holzflößen benutzte Narenta 34 M. lang, wovon 3 M. auf Dalmatien kommen, die schiffbare Bojana, der Abfluß des Skutarisees, der aus dem Ochridasee kommende Drin u. die kleineren Flüsse Schkumb, Semen u. Wojussa; ins Aegäische Meer fließt der schiffbare Salambria, Thessaliens Hauptfluß, die Wistritza od. Indsche Karasu, der 42 M. lange Wardar, die 13 M. lange Struma u. die 58 M. lange, schiffbare Maritza mit Tundsche, Arda u. Ergene; zum Schwarzen Meere gehen außer dem Kamtschyk, nördlich vom Balkan, nur unbedeutende Küstenflüsse. Die Donau empfängt von größeren Flüssen Taban-Dere, Lom, Jantra Osma Wid u. Isker aus dem Balkan, östl. die Morawa, deren Oberlauf der Türkei verblieben ist, die Save den serb. Grenzfluß Drina u. westl. davon die theilweise schiffbaren bosn. Flüsse Bosna, Wrbas u. Unna.

**Klima.** Die Türkei hat wie alle Gebiete mit Gebirgen, die den Breitenkreisen parallel laufen, nördlich u. südlich derselben große klimatische Unterschiede. Der Winter ist in den Theilen nördlich des Balkan sehr streng; Kältegrade bis 25° C. sind keine Seltenheiten. Der Schneefall beginnt schon im November u. der Frühling läßt bis Anfang April auf sich warten. Am Südfuße des Gebirges dagegen steigt die Kälte

selten über 5°, u. die Olive gedeiht bereits vortrefflich. In Thessalien, im südl. Makedonien u. im östl. Thrakien fällt sehr selten Schnee, dagegen wieder häufiger in Konstantinopel, u. ihm folgt dort zuweilen eine Kälte bis 5°, so daß schon, wie z. B. 1621, der Bosporus mit Eis bedeckt gewesen ist. Der Sommer aber ist auch im N. oft unerträglich heiß; die Hitze steigert sich an den Küstenlandschaften Albaniens bis 39° im Schatten. Die hauptsächlichste Regenzeit ist für den N. der Spätherbst, für den S., der oft vollständig regenlose Sommer hat, der Winter.

**Physische Kultur.** Das Land ist mit Ausnahme der höchsten Gebirgsregionen, der oft zu trockenen Kalkgebiete u. der wenigen sumpfigen Striche, fruchtbar, aber die Ergiebigkeit des Bodens steht in keinem Verhältnisse zur Kultur desselben. Schon vor dem letzten Kriege machten große Striche den Eindruck der Verödung. Der Bewohner ist im Ganzen zu unthätig u. jedem Fortschritte abhold, der Steuerdruck für den Landbewohner zu groß, um Lust zum Arbeiten zu wecken; es wird daher im Allgemeinen nur so viel gebaut, als zum Lebensunterhalt nothwendig ist. Aber der Boden hat vieler Orten so große Fruchtbarkeit, die Feldfrüchte gedeihen herrlich ohne alle Düngung, so daß, obwol mehr als die Hälfte des Kulturbodens brach liegt, noch ein Export stattfinden kann. Von Getreidearten baut man Weizen, Hirse, Buchweizen u. Mais. Letzterer ist in Bulgarien das unentbehrlichste Nahrungsmittel. Von Hülsenfrüchten gewinnt man Bohnen u. in Bulgarien u. Thrakien Erbsen. Kartoffeln giebt es nur in Bosnien. Die Gemüse sind durch Zwiebeln, Knoblauch, Gurken, Melonen, Kürbiß, Runkelrüben, Kohl, span. Pfeffer, die Eierpflanze 2c. vertreten. Von Hanf u. Lein werden nicht unbedeutende Mengen ausgeführt, ebenso seit 1861 Baumwolle; desgl. sind Anis, Kümmel, Safran u. Süßholz Ausfuhrartikel. Krapp wird viel gebaut, mehr noch Tabak, der in den Thälern der Maritza, des Wardar, der Witritza u. in Thessalien alle Bedingungen seines Gedeihens findet. Besonderer Erwähnung verdient die Rosenkultur am Südfuße des Balkan zur Gewinnung des Rosenöls mit einem Durchschnittsertrage von 110 bis 120 Kg. Rosenöl. Der Obstbau beschränkt sich im N. auf die Kultur des Zwetschenbaumes zur Bereitung des beliebten Slibowitz, im S. auf den Oelbaum; Volo in Thessalien führt etwa die Hälfte des gewonnenen Oeles aus. Knoppern, Galläpfel u. Eicheln werden hier u. da gesammelt. Die Weinbeere, schon in den Donauländern ein prächtiges Gewächs, aber ohne Sorgfalt behandelt, wird im N. meist gekeltert, im S. zu Rosinen verwendet. Der Waldreichthum ist in manchen Provinzen noch sehr bedeutend u. besteht aus den kräftigsten Eichen, Buchen, Fichten u. Tannen; wegen schlechter Kommunikation aber wird nur wenig Holz an Bretern, Masten u. zum Schiffsbau ausgeführt.

Der Viehbestand ist am größten in den nördl. Provinzen. In Bosnien mästet man Ochsen zum Export nach Dalmatien, auch Schweineherden finden dort ausgezeichnete Mast, u. Häute, Felle, Pökelfleisch u. Hörner gelangen im ganzen Norden zur Ausfuhr. Der Büffel ist das eigentliche Zugthier. Die Schafzucht, die die beste Wolle in Rumelien liefert, ist im ganzen Lande verbreitet, ebenso die Ziegenzucht. Pferdezucht wird nicht ohne Sorgfalt, aber nur in geringem Umfange betrieben. Bienenzucht kennt man fast überall. Die Seidenzucht beschäftigt vorwaltend Makedonien u. Thessalien. Den Blutegelfang verpachtet die Regierung. An wilden Thieren ist kein Mangel, selbst Bären u. Wölfe sind noch vorhanden.

Der Bergbau verdient kaum Erwähnung, obgleich reiche Erzlagerstätten, bes. Eisen-, Blei- u. Kupfererze, mehrfach vorhanden sind. Etwas Gold u. Silber wird in den Thälern im N. der Chalkidischen Halbinsel gewonnen; bei Samakow u. an einigen Punkten in Bosnien werden Eisenerze gefördert u. verhüttet (Bosnien liefert jährlich gegen 100,000 Ctr. Roheisen); geringere Ausbeute gewähren die Provinz Saloniki u. Donau. Blei findet sich bei Gallipoli, in Thessalien u. bei Olowo in Bosnien. Kohlenlager sollen sich mehrfach finden, werden aber nur in den Provinzen Donau u. Saloniki in sehr beschränktem Maße abgebaut. Salz wird aus dem Meere im Vilajet Janina, auf Kreta u. an den Donaumündungen gewonnen; die Steinsalzlager im südlichen Epirus u. anderwärts sind unberührt. Mineralquellen finden sich mehrfach, u. einige werden auch benutzt.

**Industrie.** Bei dem nicht geringen Geschicke, das ein großer Theil der Bewohner für gewerbliche Thätigkeit besitzt, ist die Industrie nicht ganz unbedeutend. Der gewöhnliche Bedarf wird fast überall gedeckt. Freilich aber ist das Bedürfniß ein geringes, Nahrung, Kleidung u. Wohnung sind sehr einfach. Doch gehen einige Artikel über das gewöhnliche Maß hinaus u. gelangen zum Export. Es geschieht aber nichts zur Hebung der Industrie, die vollständig sich selbst überlassen bleibt u., durch Einführung fremder Fabrikate beeinträchtigt, in vielen Zweigen abwärts geht. Die einzelnen Nationen sind ziemlich gleichmäßig bei dem Gewerbebetriebe betheiligt, nur das Sattlerhandwerk, das der Waffenschmiede, Kaffeesieder, Barbiere, Bader u. einiger Anderer sind ein Privilegium der Türken. Die Textilindustrie verarbeitet Wolle im ganzen Lande, zu dauerhaftem Tuche in Konstantinopel u. Trnova, zu gröberen in Schumla u. anderen Orten im nördl. Balkan, der, soweit er von Bulgaren bewohnt ist, sich überhaupt durch industrielle Thätigkeit auszeichnet, zu feiner weißer u. brauner Waare, Syak genannt, in Niaghusta bei Saloniki u. Livadia in Thessalien. Grobe Tücher, leichte Tuche u. wollene Decken verfertigt bes. die Umgebung von Philippopel. Wollene Strümpfe liefert Makedonien, vorzügliche wollene Teppiche eine große Anzahl von Orten. Die Baumwolle wird nur da, wo sie gewonnen wird, u. fast nur zu grober Waare verarbeitet, mit einziger Ausnahme gedruckter Tücher, die auch zur Ausfuhr kommen. Hanf verarbeitet bes. Konstantinopel zu ausgezeichneten Tauen; anderwärts webt man daraus auch Leinwand. Bedeutendere Seidenfabrikation giebt es nur in Konstantinopel u. in Saloniki. Die Färberei, deren Spezialität lebhafte u. dauerhafte Farben sind, ist im Sinken; dasselbe gilt für die Fabrikation von Sohlleder, für gelben u. rothen Saffian, soweit dazu südamerikanische Häute verwendet werden; der aus Ziegenfellen gearbeitete türk. Saffian dagegen ist ein sehr geschätztes Produkt, ebenso die leichteren Schuhwaaren (Babuschen) u. die Sattlerwaaren. Von Thonwaaren sind das beste Produkt die aus dem Thone von Burgas am Schwarzen Meere in Konstantinopel

Nr. 5298. Bazar in Konstantinopel.

gefertigten Pfeifenköpfe. Schmuck u. Geschmeide liefert ausgezeichnet die Münze zu Konstantinopel, versteht man aber in geringeren Waaren an vielen Orten zu fertigen. Gold- u. Silberstickereien in orientalischem Geschmacke bilden einen nicht unbedeutenden Ausfuhrartikel. An kupfernen Geschirren leistet man Meisterhaftes. Säbel u. Dolche, bes. die damaszirten von Mostar in der Herzegowina u. von Travnik in Bosnien, sind berühmt. Nägel, Hufeisen, Metallknöpfe fertigt man nach Bedarf. Gewehrfabrikation ist zu Foniča in Bosnien u. zu Dolma-Baghtsche am Bosporus, Kanonengießerei im konstantinopolitanischen Stadttheile Tophané, Pulverfabrikation zu S. Stefano und Azatli. Ueber Rosenölfabrikation s. o. Mahlmühlen sind jetzt vielfach vorhanden; der türk. Dorfbewohner im Innern aber pflegt sein Getreide noch auf der antik gebauten Handmühle zu mahlen. Schneidemühlen sind noch wenige im Betrieb.

**Handel u. Verkehr.** Dem Handel stehen durch den Mangel an Wegen u. sonstigen Transportmitteln große Schwierigkeiten entgegen. Das hauptsächlichste Transportmittel ist immer noch das Saumthier. Eisenbahnen bestehen erst 1531 Km., d. i. 0,2 Km. auf die □M. (in Sachsen über 7 Km.), vertheilt auf fünf isolirte Linien, von denen die drei ersten nur Anfänge eines größeren Systems sind, dessen Vollendung in ungewisser Zukunft liegt. Es sind die Linien Konstantinopel-Adrianopel-Sarembey (562 Km.) mit den Nebenlinien Hermanli-Jamboli (104 Km.) u. Dedeaghatsch-Demotica-Kulleli-Burgas (113 Km.), Saloniki-Mitrowitza (363 Km.) u. Banjaluka-Novi (102 Km.). Die beiden Linien Rustschuk-Varna (224 Km.) u. Tschernawoda-Kustendje (63 Km.) stellen eine direkte Verbindung zwischen Donau u. Schwarzem Meere her. Die Haupthandelsvermittlung geschieht daher im Innern durch Messen u. Märkte. Der größte Meßplatz ist Uzundsch Ova in Thrakien. Hier strömen für die große Messe vom 23. Sept. bis 2. Okt. für etwa 4,500,000 Mk. Waaren zusammen. Nächst dieser ist die bedeutendste zu Seres. Die größten Handelsplätze aber für den auswärtigen Handel sind die Hafenplätze Konstantinopel mit einem Schiffverkehr 1874/75 von 41,724 Schiffen u. 3,673,221 Tonnengehalt, Sulina mit 3094 Schiffen u. 671,953 Tonnengehalt, Gallipoli mit 4663 Schiffen u. 497,598 Tonnengehalt, Saloniki mit 4397 Schiffen u. 253,385 Tonnengehalt u. Varna mit 1229 Schiffen u. 132,164 Tonnengehalt; in sämmtlichen Häfen der europ. Türkei 107,386 Schiffe mit 8,208,647 Tonnengehalt. Nach Privatnachrichten betrug der Werth der in derselben Zeit aus der Türkei ausgeführten Waaren über 48 Mill. Frcs., der der eingeführten 362 Mill. — Die Zahl der Postanstalten war im gesammten Reiche nach Brachelli 1874: 534 mit einem Verkehr von 3,664,000 Briefen, Karten, Waarenproben, Drucksachen u. Zeitungen. Auf 1 Einw. entfallen demnach 0,2 Brief (im Deutschen Reiche 14,4, d. i. 72mal so viel). Die Zahl der Telegraphenstationen war 448, die Länge der Linien 28,530 Km.; die Zahl der aufgegebenen Depeschen 493,792, d. i. eine auf 20 E. (in Deutschland eine solche auf 4).

**Ethnographie.** Die vom letzten Organisator des T. R.s, Midhat Pascha, erfundene Nation der Ottomanen ist wenig einheitlich, sie besteht nach Jakschitsch, soweit sie die europ. Türkei betrifft, aus 3,732,300 Slaven, nämlich 1,871,800 Serben u. 1,860,500 Bulgaren, aus 1,024,200 Griechen, 1,229,200 Albanesen, 199,600 Rumänen, 2,210,000 Türken, wozu noch in geringeren Zahlen Zigeuner, Tscherkessen, Armenier, Juden ꝛc. zu rechnen sind. Die Serben bewohnen das an das Fürstenthum Serbien angrenzende Gebiet, bes. Altserbien, von welchem auch nach den Friedenspräliminarien von S. Stefano etwa 120 □M. mit ungefähr 250,000 E. zum Fürstenthum geschlagen werden sollen. Die Bulgaren sind am zahlreichsten in der Donauprovinz u. am Südfuße des Balkan. Das neu projektirte Fürstenthum Bulgarien mit über 3000 □M. u. etwa 4,000,000 E. greift weit über das Wohngebiet der Bulgaren hinaus. Die Griechen bilden das Hauptelement in Thessalien u. in den Häfen Makedoniens; sie sind der intelligenteste Theil der Bevölkerung. Die Albanesen od. Arnauten reichen von Albanien bis nach Bosnien. Die Rumänen, die sich durch Betriebsamkeit u. Spekulationsgeist vielfach auszeichnen, bilden in Bulgarien, Rumelien bis Thrakien, Makedonien u. Albanien hin die Elite des Kaufmannsstandes, liefern die besten Architekten, treiben aber auch Ackerbau. Die Türken sind am zahlreichsten in Rumelien u. Makedonien. Die Nachkommen der ehemaligen türk. Eroberer bilden wol nur den Kern derselben; Vermischung mit den zum Islam übergetretenen anderen Nationen hat sie wahrscheinlich erst so zahlreich gemacht. Die Zigeuner führen, wie allerwärts, ein Wanderleben, sind Schmiede, Kesselflicker, Wahrsager, Bettler ꝛc. Die Tscherkessen, erst seit 1864 in der Türkei angesiedelt, sind das gefährlichste Bevölkerungselement geworden; sie sind an verschiedene Punkte verstreut, von den Grenzen Griechenlands bis in die Dobrudscha. Ebenso vertheilt sind die Armenier, die den Reichthum in den Händen haben u. bes. die einträglichen Geschäfte machen. Die Juden, die gegen die Armenier hier nicht aufkommen können, sind außer Handelsleuten Aerzte, Apotheker ꝛc. Die Mehrzahl befindet sich in den traurigsten Verhältnissen.

**Geistige Kultur.** Für den Unterricht ist wenig gesorgt. Nach den Bestimmungen des Gesetzes vom J. 1847 besteht zwar für die Elementarschule Schulzwang u. unentgeltlicher Unterricht, aber die Ausführung dieser Bestimmung läßt noch immer auf sich warten. In Bosnien kommt auf 100 Dörfer kaum eine Schule u. Albanien ist fast ganz ohne solche. Die einzelnen christlichen Nationen, bes. die Griechen u. in den Donaustädten u. in den unabhängiger gebliebenen Distrikten des nördl. Balkan auch die Bulgaren, haben zuweilen eigene Schulen errichtet. Der Unterricht ist aber ein höchst dürftiger. Die Organisation des höheren Schulwesens wurde durch das Unterrichtsgesetz vom 15. Sept. 1869 geregelt, ist aber, mit der geringen Ausnahme in einigen größeren Städten, nur Projekt geblieben. Klosterschulen u. andere christl. Lehranstalten, wiederum bes. griech., haben einige Aehnlichkeit mit unseren Gymnasien, befinden sich aber meist auch, wie selbst die ehemals berühmten in Janina, Adrianopel u. Saloniki, in traurigem Zustande, so daß der Wohlhabendere seine Kinder ins Ausland schickt. Eine den abendländischen Universitäten gleiche Organisation hat die Hochschule zu Konstantinopel erhalten, die 20. Febr. 1870 unter dem Titel Dar ul Fenun, d. i. Sitz der Wissenschaften, eröffnet wurde. An technischen Hochschulen existiren in Konstantinopel die Schule für Brücken- u. Wegebau u. die Genie- u. Artillerieschule, die auch für Civilingenieure u. Architekten bestimmt ist. Für militärische Ausbildung existirt eine Kriegsschule u. eine Militärmedizinalschule in Konstantinopel u. eine Marineschule auf der Insel Chalki (Prinzeninsel). Für den muselmännischen Priesterstand sind höhere Kollegien, sog. Medresses, an den Moscheen, die zugleich auch Rechtsschulen für die Ulemas sind. Für die Thierheilkunde besteht eine Thierarzneischule.

Die außereurop., ungenau auch asiat. genannte Türkei begreift alle unmittelbaren u. mittelbaren Besitzungen des Osmanischen Reiches in Asien u. Afrika. Der asiat. Antheil umfaßt ganz Kleinasien, grenzt östl. an die transkaukasischen Besitzungen Rußlands u. an Persien, reicht bis zum Pers. Golf, erstreckt sich über den größten Theil der Westküste Arabiens, umfaßt nördl. davon die Sinaihalbinsel, Syrien mit Palästina, Cypern u. die Inseln des Aegäischen (Weißen) Meeres, soweit sie nicht zu Europa gerechnet werden. 1871 bestand folgende administrative Eintheilung (auch die Einwohnerzahlen beziehen sich auf dasselbe Jahr):

| | | |
|---|---|---|
| Asiat. Theil des Polizeibez. Konstantiopel | 232,5 □M. | 796,000 E. |
| Brussa | 1358,3 „ | 1,030,244 „ |
| Aidin | 938,7 „ | 1,040 570 „ |
| Inseln des Weißen Meeres | 264,2 „ | 431,197 „ |
| Cypern | 173,2 „ | 135,000 „ |
| Kastamuni | 974,5 „ | 772,010 „ |
| Angora | 1260,0 „ | 514,080 „ |
| Konia | 1884,5 „ | 755,045 „ |
| Adana | 671,0 „ | 335,520 „ |
| Trapezunt | 676,6 „ | 938,140 „ |
| Siwas | 1167,3 „ | 571,808 „ |
| Erzerum | 2301,3 „ | 792,104 „ |
| Diarbekr | 1770,7 „ | 708,288 „ |
| Bagdad | 4400,0 „ | 2,000,000 „ |
| Aleppo | 1917,1 „ | 535,714 „ |
| Syrien | 3109,7 „ | 518,750 „ |
| Hedschas u. Jemen | 10,312,5 „ | 1,134,375 „ |
| Hedjer | 1477,0 „ | 162,470 „ |
| Privilegirtes Beylik Sissan (Insel Samos) | 10,0 „ | etwa 30,000 „ |

Nach dem Präliminarfrieden von S. Stefano sind hiervon die Sandschaks Kars, Tschildir, Bajazet u. Batum mit zusammen 710 □M. u. nach russ. Berechnung ziemlich 400,000, nach türk. Angaben über 1,200,000 E., an Rußland abzutreten.

Die afrik. Besitzungen sind das unmittelbare Vilajet Tripolis mit 16,200 □M. u. 1,150,000 E. u. die tributären Schutzstaaten: Regentschaft Tunis mit 2150 □M. u. 2,000,000 E., u. das Vizekönigthum Aegypten (Vilajet Mussr) mit 40 50,000 □M. u. 17 Mill. E. Seit den letzten Erwerbungen in den 70er Jahren grenzt Aegypten im S. ans Niam-Niam-Land, südöstl. an den Somersetfluß, welcher den Victoria-Nyanza mit dem Albert-Nyanza verbindet, südwestl. umfaßt die Grenzlinie Dar Fertit u. Dar For, läuft von da auf 24. u. 23. Meridian östl. von Greenwich nördl. nach El Tarfajah u. von dort zum Ras-el-Kanais am Mittelland. Meer. Zugleich sind die Baiek u. Bogosländer u. der ganze Küstenstrich längs des Rothen Meeres u. Busens von Aden bis Kerem zu Aegypten gezogen worden u. thatsächlich auch noch das Gebiet von Harar. Es besteht demnach gegenwärtig das Vizekönigreich aus dem eigentlichen Aegypten mit 10,000 □M. u. 5,251,757 E. (1872), Nubien mit 15,700 □M. u. 1 Mill. E., ägypt. Sudan, Danakil ꝛc. mit 5 Mill. E., Dar For mit 1 Mill. E., Schegga u. Grenzgebiete mit 100 000 E., Bari 120 000 E., Basen 150 000 E. u. Harar über 1 Mill. E.

Von dem außereurop. Gebiet liegen an der Küste des Schwarzen Meeres die Vilajets Trapezunt u. Kastamuni am Schwarzen Meer, Bosporus, Marmarameer u. den Dardanellen Konstantinopel am Bosporus

u. Aegäischen Meer Brussa, im Aegäischen Meer Bahr i sefid Dschezairi (d. h. Inseln des Weißen Meeres), am östl. Mittelmeer überhaupt, von N. nach S. gezählt, Aidin, Konia, Cypern, Aleppo u. Syrien, am südl. Mittelmeer u. dem Rothen Meer Aegypten, am Rothen Meer allein Hedschas u. Hedjer, am Pers. Golf Bagdad, endlich am südl. Mittelmeer Tripolis u. Tunis; durchaus Binnenprovinzen sind Angora u. Siwas auf dem Hochplateau von Kleinasien od. Anatolien, Erzerum u. Diarbekr an u. auf dem Hochland von Armenien. Ueber die Bodengestalt u. die ganze physische Geographie in den größeren Provinzen der außereurop. Türkei, ferner über die Bewohner u. deren Beschäftigung s. unter den einzelnen Artikeln. – Von Bahnen hat Kleinasien 231 Km. um Smyrna, 43 Km. von Skutari bis Ismid in Betrieb; die ägypt. Bahnen haben 1763, die tunisischen ca. 60 Km. Länge. Die Linienlänge der Telegraphen beträgt in Aegypten 6550, in Tunis 964 Km.; die Hauptlinie der asiat. Türkei geht von Konstantinopel bis Bagdad.

**Bekenntniß u. Kirche.** Die herrschende Kirche der Gesammtmonarchie ist die mohammedanische; ihre Anhänger, Moslemin, genießen vielfache Vorrechte. Ihnen stehen die Rajahs (d. i. Herde), jetzt gesetzlich Tebahs (d. i. Unterthanen) genannt, gegenüber, denn Christenthum u. Judenthum sind geduldet. Die den Koran Studirenden, der dem Moslem die Quelle aller Wissenschaft ist, also die Gelehrten, heißen Ulemas (s. unter „Softa"). Die Geistlichkeit zerfällt in sechs Klassen, von denen aber die untersten Stufen nicht mit Ulemas besetzt sind. Die Derwische, die als heulende u. drehende unterschieden werden, entsprechen ungefähr der Ordensgeistlichkeit der Kathol. Kirche. Das Oberhaupt der Kirche ist nächst dem Sultan der von ihm ernannte Scheikh ul Islam (s. d.). – Die Röm.-kathol. Kirche hat in der Türkei 4 Erzbischöfe, 4 Suffraganbischöfe, 1 exemten Bischof u. 4 Vikare, die Griech.-orientalische 49 Metropoliten u. Erzbischöfe, von denen viele aber nur den Titel u. nicht die entsprechende Würde haben, höchstens einen Vorrang vor den Bischöfen genießen, u. 51 Bischöfe.

**Verfassung.** Die Türkei ist nach der Verfassung vom 23. Dez. 1876 eine konstitutionelle Monarchie. Nach ihr gebührt die ottomanische Souveränetät, welche mit der Person des Sultan das oberste Khalifat des Islam vereinigt, dem ältesten Prinzen der Dynastie Osman. Der Sultan ist in seiner Eigenschaft als oberster Khalif der Beschützer der muselmännischen Religion; er ist Souverän u. Padischah aller Ottomanen. Er ist unverantwortlich u. seine Person ist heilig. Seine Rechte sind im Wesentlichen folgende: Er ernennt die Minister u. setzt sie ab, verleiht Würden, läßt Geld münzen, schließt Verträge mit fremden Mächten, erklärt Krieg u. schließt Frieden, ist Oberbefehlshaber zu Wasser u. zu Lande, überwacht die Ausführung des heil. Gesetzes (Scheri) u. anderer Gesetze, giebt Vorschriften über die Staatsverwaltung, beruft u. vertagt die Reichsversammlung, löst, wenn nöthig, die Deputirtenkammer auf. Die Minister sind vor letzterer verantwortlich, welche, nachdem sie die etwaige Vertheidigung des angeklagten Ministers gehört hat, ihren Beschluß in einer Adresse dem Sultan zur Aburtheilung übergiebt. Der Großvezier, dem alle Minister untergeordnet sind u. dessen Amt schon 754 n. Chr. eingesetzt worden ist, ist Chef der Verwaltung (seit Anfang 1878 war das Großvezierat unbesetzt u. schien in den Posten eines Premierministers umgewandelt werden zu sollen, wurde aber Ende Mai 1878 durch kaiserlichen Hat wieder errichtet). Die Reichsversammlung besteht aus dem Senat u. der Deputirtenkammer. Sie versammelt sich alljährlich am 1. Nov. Die Senatoren werden vom Sultan auf Lebenszeit ernannt u. erhalten monatlich 10,000 Piaster Gehalt (500 Piaster = 1 türk. Beutel = 90 Mk.). Die Deputirten, auf vier Jahre durch geheimen Modus gewählt, dürfen keine Staatsstellung, ausgenommen einen Ministerposten, inne haben, müssen türk. sprechen können u. mindestens 30 Jahre alt sein. Jeder erhält außer Ersatz der Reisekosten für jede Session 20,000 Piaster. Auf je 50,000 männliche Ottomanen kommt ein Deputirter. Den Präsidenten u. die beiden Vizepräsidenten der Kammer ernennt unter neun von der Kammer Vorgeschlagenen der Sultan. Die Staatsverwaltung ist 17 Ministern übertragen mit dem Titel Muschir u. Vezier. Es sind dies der Präsident des Staatsraths, der Minister des Auswärtigen, der Kriegsminister, der Minister der Marine, der Großmeister der Artillerie, der Minister des Innern, der Minister der Justiz, der Finanzminister, der Minister der öffentlichen Arbeiten u. des Handels, der Minister des öffentlichen Unterrichts, der Minister für die indirekten Steuern, der Polizeiminister, der Intendant der den Moscheen od. frommen Stiftungen gehörigen Güter, der Minister der Civilliste, der Minister der Archive, der Präfekt von Konstantinopel u. der Musteschar (oberster Rath) des Großveziers. An der Spitze eines jeden Vilajets steht der Vali (Generalgouverneur); die einzelnen Sandschaks, in welche die Vilajets zerfallen, haben an ihrer Spitze einen Mutessarif, den Kazas, den Unterabtheilungen der Sandschaks steht ein Kaimakam vor, u. die einzelnen Gemeinden (Nahien) werden von einem selbstgewählten Mudir verwaltet. Hinsichtlich der Justizpflege ist bestimmt, daß die Richter unabsetzbar u. die Tribunalssitzungen öffentlich sind. Die Prozesse, welche das heilige Gesetz betreffen, werden vor besondere Tribunale, die Civilprozesse vor die Civiltribunale gebracht. Andere Spezialgerichte dürfen nicht konstituirt werden. Der höchste Gerichtshof besteht aus 10 Senatoren, 10 Staatsräthen u. 10 aus den Präsidenten u. Mitgliedern des Kassations- u. Appellhofes gewählten Mitgliedern. Zur Kontrole der Finanzoperationen u. der Rechnungsabschlüsse soll ein besonderer Gerichtshof ernannt werden. Appellhöfe giebt es in den Hauptorten der Vilajets, Gerichte zweiter, bez. erster Instanz in den Hauptorten der Sandschaks, Gerichte erster Instanz an den Sitzen der Kaimakams u. Friedensgerichte für Ausgleichungsversuche in Civil- u. geringen Strafsachen in den einzelnen Gemeinden. Für fremdländische Unterthanen

Nr. 5299. Vor einer Moschee.

existiren die betreffenden Konsulatsgerichte. — Der eigentliche Ausleger des Gesetzes ist der Scheikh ul Islam, der Chef der Ulemas, einer zugleich gerichtlichen u. priesterlichen Körperschaft, da der Koran auch die Gesetzesquelle ist; jede Verordnung bedarf zu ihrer Bestätigung seiner Fetwa. Mufti ist der Titel der rechtsgelehrten Mitglieder in den höheren Conseils. Effendis heißen die Beamten der Magistratur u. der Kanzleien; Pascha ist ein Titel für die höchsten Staatsbeamten u. Generäle; die Oberoffiziere u. die Söhne der Paschas führen den Titel Bey, die Subalternoffiziere u. die niederen Beamten den Titel Aga.

**Kriegswesen.** Die Armee, die durch den jüngsten Russ.-türk. Krieg zahlreiche Umbildungen erhalten hat, bestand vor demselben nach dem Gesetze vom 22. Juni 1869 aus der regulären Armee, den irregulären Truppen u. den Hülfstruppen. Sie sollte bis 1878 auf 720,000 Mann Kriegsstärke gebracht werden, wovon 220,000 Mann die aktive Armee, 80,000 die erste Reserve u. 420,000 die zweite Reserve u. den Landsturm bilden sollten. Die reguläre Armee, in 7 Armeecorps getheilt, besteht aus 178 Infanterie- u. Schützenbataillonen zu 8 Compagnien, 161 Escadrons Kavallerie, 103 Feldbatterien mit 618 Geschützen, 7 Festungs- u. Küstenartillerieregimentern, 5 selbständigen Artilleriebataillonen, 17 lokalen Artillerieabtheilungen, 2 Regimentern Administrationstruppen, dem Gensdarmeriecorps (Saptiés) von 65 Bataillonen zu 5 Compagnien, einem Artillerie-Handwerkercorps u. einer Geniebrigade von 7 Sappeurs- u. Handwerkercompagnien. Die irregulären Truppen sind gebildet aus der freiwilligen Infanterie (Baschi-Bozuks), die nur Waffen u. Munition empfängt, aus der freiwilligen Reiterei (Spahis), meist von mohammedanischen Lehnsherren gestellt, aus den Beduinen u. anderen freiwilligen Corps, zusammen etwa 70,000 Mann. Die Hülfstruppen sind die Kontingente der halbsouveränen Staaten, vorzugsweise der von Aegypten u. Tunis. — Die Wehrpflicht ist für die Mohammedaner eine allgemeine. Die Dienstzeit beträgt 20 Jahre, 4 resp. 5 im aktiven Heere (Nizam), 2 resp. 1 auf Urlaub (Ichtjat), 6 in der Reserve (Redif) u. 8 im Landsturm (Mustehafiz). Die Nichtmohammedaner zahlen Kriegssteuer von 3–5000 Piastern auf den Kopf od. müssen der Flotte dienen. — Die Flotte zählte 1874: 19 große Panzerschiffe mit 120 Kanonen, 17 Schraubendampfer mit 640 Kanonen u. 80 andere Dampfer, zusammen also 116 Dampfer mit 1600 Kanonen. Dazu kommen noch 50 wenig verwendbare hölzerne Segelschiffe. Die Dauer des Dienstes in der Flotte ist 8 Jahre aktiv u. 5 in der Reserve.

**Staatshaushalt.** Die Türkei, die bis zum Krimkriege ohne Staatsschulden war, hat seit 1854 in der Aufnahme von Staatsanleihen im Uebermaß gearbeitet. Die Staatsschulden betrugen 1874 bereits 4,335,237,191 Francs. Die Menge des seit Anfang des letzten Krieges in Umlauf gesetzten Papiergeldes entzieht sich bis jetzt einer bestimmten Kontrole. Die Staatsausgaben waren für das Jahr 1875/76 mit 520,723,710 Mk., die Staatseinnahmen mit 429,892,920 Mk. veranschlagt, so daß sich wieder ein Defizit von 90,830,790 Mk., das durch neue Anleihen gedeckt sein will, herausstellte. Eine Herabminderung der immer wiederkehrenden Defizits ist kaum denkbar, denn die Einnahmen sind nur durch den härtesten Steuerdruck auf diese Höhe zu bringen gewesen, u. die Ausgaben können keine Veränderung ertragen, da über $^2/_3$ derselben allein zur Bestreitung der Zinsen für die öffentliche Schuld u. zur gesetzlichen Amortisation derselben nöthig sind. Für die Härte des Steuerdrucks werden noch folgende Angaben Zeugniß ablegen. Bei einem besitzlosen Landbewohner, der ein Feld in Pacht nimmt u. dafür dem Grundherrn gewöhnlich $^1/_3$ der Naturalerträgnisse abgeben muß, betragen die Abgaben mit dem Pachtschilling zusammen über 70% seines Einkommens, lasten als Zehnten, als direkter Zoll, als Auflage für die Feldgewächse, als Ackersteuer, Haussteuer, Getreidesteuer, Auflage für das kleine Hausvieh, solche für das große, Steuer auf jedes Einkommen, das mehr als 4 Piaster im Jahre beträgt, Honigsteuer, Steuer für Befreiung vom Militärdienst, Arbeitsteuer, Heiraths-, Braut-, Fenster-, Thürsteuer u. außerdem noch als unentgeltlicher Frohndienst bei Straßen- u. Brückenbauten, als Gestellung von Vorspann ꝛc. auf ihm u. werden trotz des Hatti Scherif von 1839 immer noch verpachtet u. mit Hülfe von Gensdarmerie eingetrieben. Sie werden zuweilen noch bes. drückend dadurch, daß keine Steuerverminderung eintreten darf, so daß z. B. die Herzegowina nach ihrem starken Viehsterben im J. 1875 dieselbe Viehsteuer einbringen mußte wie 1874. — Ein Hauptprojekt für die Hebung der Finanznoth ist die allmähliche Nutzbarmachung des Vakuf für den Staat, d. h. des Komplexes der Vermögensobjekte der Todten mohammedanischen Hand, der die Hälfte des ganzen Landes ausmacht u. ohne allen Nutzen für den Staat ist. Vorschläge von geringerer Bedeutung für die Hebung der Finanzen sind die Erhöhung des Zolltarifs von 8 auf 20% für die Einfuhr u. die Herabminderung der Gehälter über 3000 Piaster = 540 Mk. um die Hälfte des Ueberschusses. Vorläufig jedoch beziehen die meisten Beamten gar keinen od. doch ganz geringen Gehalt. — Die Schwäche des T. R.s überhaupt aber liegt in der schlechten Verwaltung, in dem mangelhaften Justizwesen, in der durch den Koran sanktionirten Intoleranz gegen Nichtmohammedaner, in der Haremswirthschaft u. der damit zusammenhängenden verfehlten Kindererziehung, in Zuständen überhaupt, die damit zusammenhängen, daß der Koran nicht nur das Glaubensfundament, sondern zugleich die Quelle aller Staatsweisheit ist u. jedes Gesetz aus ihm abgeleitet werden soll.

Das W a p p e n ist ein grüner Schild, den eine Löwenhaut umgiebt, u. auf dem ein Turban mit einem Reiherbusche u. zwei schrägen Standarten mit Roßschweifen liegt. Die Mitte des Schildes hat einen zunehmenden silbernen Mond. Die Flagge s. unter „Flagge" (Bd. IV Taf. LXI).

Die g r ö ß e r e n S t ä d t e der e u r o p. T ü r k e i sind nach neuerer Schätzung Konstantinopel mit ca. 600,000 E., Saloniki mit 60—80,000 E., Adrianopel mit 60—62,000 E., Serajewo mit 50,000 E. u. Philippopel mit 28,000 E. Die größten Städte der a s i a t. T ü r k e i: Smyrna u. Damaskus mit 150,000, Aleppo mit 70,000, Beirut mit 60—70,000, Erzerum, Kaisarie u. Brussa mit 60,000, Skutari mit 50—70,000, Trapezunt 50,000, Mekka 45,000, Manissa, Bagdad, Diarbekr, Mossul, Urfa 40,000 u. Jerusalem 28,000 E., doch sind alle diese Zahlen u. die vieler anderer ebenfalls über 30,000 E. geschätzter Städte ziemlich zweifelhaft. In Aegypten sind Kairo mit 349,883 E. (1872), Alexandria mit 212,034, Tantah mit 60,000, Zagazig mit 38—40,000, Damiette mit 29,383, Siut mit 27,470, Damanhur mit 25,000, in Tunis Tunis mit 125,000 u. in Tripolis die gleichnamige Hauptstadt mit gegen 30,000 E. die größten Städte.

**Geschichte.** Die Thäler des Altaigebirges, die Quellgebiete des Ob, Irtisch u. Sir sind am wahrscheinlichsten als die Heimat der Türken zu betrachten, welche diese schon im 5. Jahrh. verließen, um sich jenen Theil von Turan zu unterwerfen, der heute noch Turkestan genannt wird. Schon 562 u. 568 erschienen Gesandte ihres Großkhans bei Justinian I. u. Justinus II. in Konstantinopel. Türk. Leibwachen finden sich frühzeitig bei den omajjadischen Khalifen. Dort nannte man die Türken „Oghusen", hier die mohammedanischen „Turkmanen", d. i. rechtgläubige Türken. Schon im 10. Jahrh. treten diese als Kämpfer für den Islam u. als Eroberer auf. Die seldschukischen Türken (s. „Seldschuken") breiteten ihre Herrschaft um 1072 von den Quellen des Oxus bis zum Hellespont aus u. schreckten den byzantinischen Kaiser. Seit dem 13. Jahrh. mußten sie den von NO. herbeidringenden Mongolen weichen. Vor ihnen flüchtete ein türk. Stamm aus dem pers. Khorasan nach Kleinasien u. empfing unter seinem Khan Ertoghrul für Kriegsdienste von dem seldschukischen Sultan von Karaman od. Rum (Ikonium) das Land bis Brussa zu Lehen. O s m a n (s. d.), der seinem Vater Ertoghrul 1288 folgte, vergrößerte sein Gebiet nach W. um so schneller, als er den Christen ungestört ihre Religionsübung ließ, weshalb dieselben oft freiwillig die byzantinische Herrschaft mit der seinigen vertauschten, u. machte sich 1299 frei von der Oberlehnshoheit der Sultane von Karaman. In seinem Todesjahre 1326 drang er in Brussa ein. Sein Sohn O r c h a n (1326—59) fügte Nikäa u. Nikomedia hinzu, so daß der Kaiser in Kleinasien nichts mehr besaß als eine Enklave am Sipylusgebirge (Philadelphia), u. fand zuerst Gelegenheit, sich in den Zwist innerhalb der kaiserlichen Familie zu mischen. Obwol er bei dieser Gelegenheit der Schwiegersohn des Kaisers Kantakuzenos wurde, gerieth er mit ihm in Streit u. nahm ihm 1356 die Festung Tzympe, 1357 die Halbinsel Gallipoli fort, die erste Besitzung der Osmanen in Europa. Ueberdies wurde er der Begründer der ersten Staatsordnung durch ein Gesetzbuch, ein einheitliches Münzsystem u. Einrichtung des aus Christenknaben gebildeten Infanteriecorps der Janitscharen (s. d.). Das neu eroberte Land, aus welchem stets eine Masse Sklaven nach Asien geführt wurde, erhielten die Sipahi (Reiter) zu Lehen, welche unter der Führung von Sandschakbegs u. unter dem Beglerbeg standen. M u r a d I. (1359—89), der Angora eroberte u. 1389 das ganze Sultanat Karaman unterwarf, nahm 1361 schon Adrianopel zur Residenz u. besetzte 1363 auch Philippopel. So wurden die Byzantiner an die Küste des Marmarameers, des Bosporus u. des Schwarzen Meeres, die Bulgaren über den Balkan gedrängt u. ein Versuch der Serben (s. „Serbien, Geschichte"), im Bunde mit Ungarn der Ausbreitung der Osmanen entgegenzutreten, durch die blutige Niederlage an der Maritza 1371 vereitelt. Eben so wenig half dem serb. Könige Lazar die Verbindung mit Bosnien. 1382 fiel Sofia, 1386 Nisch in die Hände der durch ihre Masse u. Kriegskunst überlegenen Osmanen, u. 1389 wurde ganz Serbien nach der Niederlage bei Kossova, in welcher Murad I. fiel, ein türk. Vasallenstaat. B a j a z e d I. (1389—1402), der schon die Paläologen in Byzanz (s. „Oström. Reich") nach Belieben ab- u. einsetzte u. ihnen Philadelphia, die letzte Besitzung in Kleinasien, entriß (1390), unterwarf 1393 das Bulgarenreich von Tirnova, in demselben Jahre Thessalien bis zum Othrys, schlug Sigismund von Ungarn (s. d.) 1396 bei Nikopoli u. drang bis nach Steiermark, Bosnien, Albanien u. zum Korinthischen Golf vor. Seine Gefangennahme durch Timur (s. d.) in der Schlacht bei Angora 1402 schuf ebenso wie die Theilung des Reiches unter seine drei Söhne nur einen kurzen Aufenthalt.

Nr. 5300. Türkische Schule.

Nr. 5301. Im Harem eines reichen Türken.

Nr. 5302. Softas und Ulemas.

Nr. 5303. Soldaten der regulären türkischen Armee (Nizam).

Nr. 5304. Offiziere der türkischen Armee.

Mohammed I. (1403–21), der sich in Amasia gegen die Mongolen behauptet hatte, trieb seinen Bruder Isa 1403 zur Flucht nach Konstantinopel u. ließ 1413 Musa, der selbst 1410 den ältesten Bruder Suleiman I. in Adrianopel gestürzt hatte, erdrosseln. Murad II. 1421 bis 1451) eroberte 1430 Thessalonich, das die Venetianer besetzt hielten, Korinth u. selbst Patras, drang westl. bis zum Adriat. Meere vor, fand aber bei den Albanesen od. Schkypetaren im N. unter Stephan Tschernojewitsch, dem Ahnherrn der späteren Fürsten von Czernagora, im S. seit 1443 unter Georg Kastriota (s. „Skanderbeg") unerwarteten Widerstand. Auch die Magyaren unter König Wladislaw III. u. Johann Hunyades brachten dem Sultan in der Nähe von Nisch 1443 zwei erhebliche Niederlagen bei, aber 1444 siegte er entscheidend bei Varna u. 1448 bei Kossova. Verschwörungen u. Aufstände nöthigten Murad, den Thron, dem er schon zweimal entsagt hatte, noch bis zu seinem Tode zu behalten, u. hinderten ihn zugleich, den Rest des byzantinischen Kaiserreiches, die Hauptstadt, einige Küstenstädte in Thrakien, die nördl. Sporaden u. Morea zu erobern. Diese Aufgabe fiel Mohammed II. (1451–81) zu. Schon 29. Mai 1453 nahm er Konstantinopel mit Sturm u. machte es zu seiner Residenz; 1456 schlug zwar Belgrad seinen Angriff ab, aber ganz Serbien ward 1458 türk. Provinz, desgleichen 1460 das byzantinische Morea u. das florentinische Athen mit Böotien, 1462 das Fürstenthum Lesbos, 1463–83 Bosnien, 1470 im Kriege mit Venedig (1463–79) die Insel Negroponte, durch den endlichen Friedenschluß noch mehrere Häfen u. Inseln u. zugleich der größte Theil von Albanien, dessen Kraft durch den Tod Skanderbeg's (1467) u. die Bekämpfung der Venetianer gebrochen war. Zugleich entriß der Sultan im O. 1475 Genua die Städte Kaffa, Soldaja u. Mangup auf der Krim, vernichtete die Sultansfamilie von Karaman u. eroberte das kleine Komnenische Kaiserthum Trapezunt (1461). Schon hatte er durch die Einnahme von Otranto 1480 einen Fuß in Italien, das er zu erobern dachte, als ihn der Tod ereilte. Dies war der Höhepunkt der osmanischen Macht: nicht nur alle kleinen Mächte des zerklüfteten Italiens, sondern auch Frankreich, ja selbst deutsche Staaten u. sogar der Papst sahen zeitweise in dem Sultan der Türkei den schrecklichsten Feind od. den besten Bundesgenossen, der allein die Macht habe, Ordnung in der christlichen Welt zu stiften. Unter dem friedliebenden Bajazed II. (1481–1512), der lange mit seinem Bruder Dschem kämpfen mußte u. endlich von seinem dritten Sohne gestürzt wurde, begann schon der Kampf mit Persien u. Aegypten. Nach der Schlacht bei Tabris gewann Selim I. (1512–20) 1514 das ganze nördl. Mesopotamien, nach der von Haleb 1516 das ganze Syrien, endlich durch den Sieg bei Redania (bei Kairo) 1517 Aegypten u. wurde zugleich Schutzherr der heiligen Städte Mekka u. Medinah. Selbst Tunis u. Algier erkannten die Oberhoheit des Sultans an. Suleiman II., der Große od. Prächtige (1520–66, s. d.), ist wol nach Talent u. Charakter der bedeutendste Herrscher der Türkei gewesen. Im Innern war er der Neuordner des Steuer-, Gerichts-, Heer- u. Unterrichtswesens, nach außen der schrecklichste Eroberer, gefürchtet von Bagdad bis Wien. Von Persien gewann er nach 19jährigem Kriege im Frieden zu Amasia 1553 alles Land von Georgien am Kaspischen Meere bis zum unteren Tigris, den Johannitern nahm er 1522 Rhodos, warf die Aufstände im O. u. S. nieder, entriß Karl V. das kaum (1535) eroberte Tunis wieder, schwächte die Seeherrschaft Spaniens durch Barbarossa's Krieg gegen Karl V. von Algier aus (1541–47), die Venedigs in dreijährigem Kampfe (1537–40) u. führte vier Kriege (1521–33, 1541–47, 1551 bis 1562, 1564–67) gegen Ludwig II., Ferdinand u. Maximilian von Ungarn. Obwol er während der Belagerung Szigeths (1566) starb, ohne den von Ferdinand 1562 versprochenen Tribut dem Kaiser Maximilian abzwingen zu können, so blieb doch das ganze östl. Ungarn mit Fünfkirchen, Stuhlweißenburg, Gran, Erlau in den Händen seines Nachfolgers Selim II. (1566–74), u. Ofen wurde für die nächsten 145 Jahre die Residenz eines türk. Pascha. Obwol Venedig nach dreijährigem Kriege 1573 Cypern abtrat u. für Zante 1500 Dukaten Tribut zu zahlen versprach, obgleich die türk. Korsarenstaaten Algier, Tunis, Tripolis selbst nach der Niederlage bei Lepanto (1571) u. der momentanen Einnahme von Tunis 1573 das ganze Mittelmeer beherrschten, so war die Türkei doch schon im Verfall begriffen. Schon regierten zur Zeit Suleiman's II. die Veziere in ihrem Ministerrath, dem Divan, allein u. ohne Anwesenheit u. Mitwirkung des Sultans, schon vergab man die einflußreichsten Aemter nach Gunst u. Verwandtschaft, nicht nach Verdienst, schon mußten die Unterbeamten zu ihrer Sicherheit Präsente an die Veziere od. wenigstens den Großvezier schicken, schon wuchs die Verschwendung des Sultans selbst bis in das Unermeßliche u. schuf finanzielle Verlegenheiten, denen man durch das schlechteste Mittel, durch Münzfälschung, zu begegnen suchte. Murad III. (1574–95) zehrte noch von der Größe seiner Vorgänger. Als Polen den Woiwoden von Siebenbürgen, Stephan Bathory, zum Könige wählte, ward es gewissermaßen vom Sultan abhängig, dessen Lehnsmann jener war. Von Sigismund III. wollte man sogar Tribut haben, was allerdings fast zum Kriege führte. Frankreich u. England machten reiche Geschenke für günstige Handelsverträge. Ein 13jähriger Krieg mit Persien (1577–90) brachte wenig Gewinn. Mohammed III. (1595–1603), der nur Klugheit u. Energie genug besaß, um seine 19 Brüder umbringen zu lassen, damit er keinen Rivalen zu fürchten brauche, u. dessen Sohn Achmed I. (1603–17), der im Alter von 14 Jahren auf den Thron kam, überließen sich selbst den Lüsten, die Herrschaft den Vezieren. Während ihrer Regierung wurde ein blutiger Krieg mit Oesterreich (1593–1606) geführt, der erste, welcher im Frieden von Sitwatorok (bei Komorn) der Türkei eine Einbuße brachte. Sie verzichtete auf den Tribut von 30,000 Dukaten u. erkannte Stephan Bocskay als erblichen Fürsten von Siebenbürgen an. Ebenso mußte die Türkei den Pers. Krieg (1603–12) durch Gebietsabtretungen beendigen, da in Kleinasien u. Syrien Aufstände ausbrachen. Achmed's Bruder, der geistesschwache Mustafa I., wurde durch die Janitscharen, die er mit 3 Mill. Dukaten gewann, im Nov. 1617 erhoben u. nach drei Monaten gestürzt. Sein Neffe Osman II. (1618–22), dessen Großvezier Ali maßlose Erpressungen übte, war der erste regierende Sultan, der bei einem Janitscharenaufstand erdrosselt wurde. Noch einmal wurde Mustafa I. (1622–23) erhoben u. gestürzt. Osman's Bruder, Murad IV. (1623 bis 1640), ließ um seiner Sicherheit u. um seiner Kasse willen an 25,000 Menschen hinrichten, mußte nach 16jährigem Kriege (1623–39) den Persern Eriwan überlassen, erlitt 1624 eine vollkommene Niederlage durch den Khan der Krimtataren u. bekämpfte nur mühsam (1626–36) einen Aufstand der Drusen im Libanon. Sein Bruder Ibrahim I. (1640–48) u. dessen Sohn Mohammed IV. (1648–87), für den seine Großmutter Mahpeiker u., als sie 1651 ermordet wurde, seine Mutter die Regierung führte, schickten ihre Flotten gegen Venedig, um diesem Kandia zu entreißen, was nach 23jährigem Ringen (1645–69) endlich gelang. Gleichzeitig brach 1662 ein Krieg mit Oesterreich aus. Die Pforte erkannte den nach Rakoczy's Tode (1660) gewählten Apafy als Woiwoden von Siebenbürgen an, Oesterreich wollte Kemeny einsetzen. 1663 eroberten die Türken Neuhäusel, 1664 Neitra, wurden aber 1. Aug. 1664 bei St. Gotthardt an der Raab von Montecuculi geschlagen. Dennoch erhielten sie im Frieden von Vasvar Neuhäusel u. Wardein, auch ließen sich die Oesterreicher jetzt Apafy's Herrschaft in Ungarn gefallen. Solche Erfolge verdankte der Sultan allein der genialen u. umsichtigen Thätigkeit seines Großveziers Achmed Köprili, der seit 1661 volle 15 Jahre lang den Staat regierte. Sein Verdienst war es auch, daß im Kriege mit Polen (1672–76), trotzdem Sobieski 1673 bei Choczim, 1675 bei Lemberg siegte, Podolien u. die halbe Ukraine gewonnen wurde. Als die letztere an Rußland abfiel, kam es 1678 zum ersten Türk.-russ. Kriege u. 1681 zu dem Frieden von Radzin, nach welchem zwischen Dnjepr u. Bug von keiner Macht eine Festung angelegt werden sollte. Zugleich wurde den Krimtataren, welche unter türk. Oberhoheit standen u. seit dem Ende des 15. Jahrh. die Ursache mancher Streitigkeiten mit Rußland waren, jeder Einfall in dieses Land untersagt. Ein neuer Krieg gegen Oesterreich, den der Graf Tököli (s. d.), der Woiwode von Siebenbürgen, erregte, führte den Großvezier Kara Mustafa im Juli 1683 vor Wien, das jedoch durch Sobieski gerettet wurde, u. dann zum Schaffot. Oesterreich drang immer tiefer in Ungarn ein, seitdem es 1684 den Heiligen Bund mit Polen u. Venedig geschlossen hatte. Nachdem schon 1683 Gran erobert war, fielen 1684 u. 85 Wissehrad, Waitzen, Neuhäusel, Fünfkirchen, Szegedin u. endlich 1686 Ofen in die Hand der Christen, die endlich 1687 bei Mohacz siegten. Gleichzeitig nahmen die Venetianer Navarino, Nauplia, Patras, Lepanto, Korinth, Athen ꝛc. Es half den Türken nichts, daß sie ihren Sultan stürzten u. dessen Brüder, die beiden Trunkenbolde Suleiman III. (1687–91) u. Achmed II. (1691–95), erhoben, es half ihnen wenig, daß sie der geniale u. tugendhafte Großvezier Köprili führte. Die Christen drangen bis Belgrad, Semendria u. Zwornik vor, sie siegten 1691 unter Ludwig von Baden bei Salankemen, wo Köprili fiel, 1695 bei Lugos, 1696 an der Bega (bei Temesvar), endlich 1697 unter Prinz Eugen an der Zentha. Im Frieden zu Carlowitz (1699) verlor die Türkei an Oesterreich Siebenbürgen u. ganz Ungarn außer dem Banat, so daß im NW. Unna u. Sau die Grenzflüsse wurden, an Venedig Morea, Zante u. einen Theil von Dalmatien, an Polen Podolien u. Ukraine, an Rußland nach fünfjährigen weiteren Verhandlungen (bis 1705) Asow nebst der Umgegend. Solches Unglück blieb nicht ohne Erfolg. Der Sultan Mustafa II. (1695–1703) ließ nicht nur Heer, Flotte u. Festungen in bessern Stand setzen, sondern hob auch die Lage der Christen, revidirte das Steuer- u. Münzwesen u. wehrte den Erpressungen. Infolge dessen wurde er jedoch durch einen Soldatenaufstand gestürzt u. sein Bruder Achmed III. (1703–30) an die Stelle gesetzt. Schon jetzt erschien der Zustand der Türkei unverbesserlich u. so, daß er jeden kriegslustigen od. eroberungssüchtigen Nachbar zum Angriff

reizen mußte. Während Achmed Lustschlösser baute, Spiegel, Vögel u. Frauen in Ueberzahl zusammenkaufte, wechselten die Großveziere u. mit ihnen die Regierungsweise unaufhörlich. Der Krieg mit dem von Norden hierher verschlagenen Schwedenkönige Karl XII. zusammen gegen Rußland (1710–13) brachte zwar den glänzenden Sieg am Pruth 1711, aber der bestochene Großvezier begnügte sich im Frieden mit der Rückgabe von Asow u. ließ Peter d. Gr. u. sein Heer dem sichern Verderben entrinnen. Ein zweiter Großvezier, wieder bestochen, trat in einer nochmaligen Friedensverhandlung 1712 die Ukraine bis zum Dnjestr ab; erst ein dritter schloß mit Unterstützung Englands u. Hollands 1713 den Frieden zu Adrianopel ab, durch welchen die Türkei im Allgemeinen die Bedingungen von 1711 erhielt. Uebrigens hatte schon während dieses Krieges Rußland die Montenegriner zum Aufstande gegen die Türkei gereizt. Als dieser unterdrückt war u. Venedig die Flüchtlinge nicht ausliefern wollte, welche sich auf sein Gebiet gerettet hatten, erklärte die Pforte an jenes den Krieg, fiel 1714 unvermuthet über Morea her u. wurde durch das Gelingen dieses Streiches so kühn, daß sie 1716 auch Oesterreich den Frieden kündigte. Das Resultat war, daß Eugen nach dem Siege bei Peterwardein u. der Einnahme von Temesvar 1716, nach dem Siege bei Belgrad 1717, im Frieden von Passarowitz 1718 für Oesterreich das Banat, die Kleine Walachei, einen Theil von Serbien u. Bosnien gewann, während Venedig allerdings Morea abgeben u. sich mit dem Gewinn einiger dalmatischer Grenzfestungen begnügen mußte. Wenige Jahre danach erklärte die Türkei an Persien den Krieg, weil es die Südküste des Kaspischen Meeres an Rußland abgetreten hatte, dessen Nachbarschaft in Asien sie mit richtigem Takte fürchtete; doch einigte sie sich 1724 lieber mit Rußland u. nahm auch ein Stück von dem durch Thronumwälzungen geschwächten Persien, einen Theil von Schirwan, Eriwan, Aserbeidschan u. Irak. Als Achmed durch einen Soldatenaufstand beseitigt war, trat sein Neffe **Mahmud I.** (1730–54) an die Stelle. Dieser mußte Anfangs nach dem Willen der Janitscharenführer begüterte Leute hinrichten lassen, um jene zu bereichern, aber endlich entschloß er sich, lieber seine Bedränger durch Meuchelmord zu entfernen u. selbst zu regieren. Trotz zweier nicht unrühmlicher Kriege gegen Persien (1728 bis 1732 u. 1733–36) mußte er 1736 Alles zurückgeben, was die Türkei 1724 an sich gerissen, weil die Kaiserin Anna von Rußland damals den Krieg begann. In einem dritten Kriege 1742–46 mit dem Schah Nadir blieb es bei denselben Grenzen gegen Persien. Die Russen drangen schnell in Asow u. in der Krim ein, nahmen 1737 Otschakow u. besetzten die Moldau, während die ihnen verbündeten Oesterreicher zwar Nisch eroberten, aber bei Krozka (in der Nähe von Belgrad) 1739 geschlagen wurden. Der eilig abgeschlossene Friede zu Belgrad 1739 nöthigte die Türkei nur zur Abtretung von Asow, dessen Festung geschleift werden mußte, brachte ihr aber alles 1718 Verlorene außer dem Banat wieder, vor Allem Belgrad. Seitdem suchte Mahmud seinem Lande mit wahrhaftem diplomatischen Geschick den Frieden zu erhalten. Nach der bedeutungslosen Regierung **Osman's III.** (1754–57) folgten die beiden Söhne Achmed's III. nach einander, der gutmüthige **Mustafa III.** (1757 bis 1774) u. der an Geist u. Körper gleich schwache **Abd-ul-Hamid I.** (1774–89). Unter dem Ersteren führte der tüchtige Großvezier Raghib einen kurzen Aufschwung herbei, indem er die Gegner der Türkei, Oesterreich u. Rußland, 1761 durch einen Vertrag mit Friedrich d. Gr. erschreckte; aber 1763 starb er, u. trotzdem wagte Mustafa, 1768 Rußland den Krieg zu erklären, weil bei der Verfolgung der Barer Konföderirten russische Soldaten ein türk. Dorf in Brand gesteckt hatten. Nichts konnte Katharina willkommener sein. Vom Kaukasus her fiel ein russ. Corps in die asiat. Türkei ein, am Dnjestr siegten 1769 Gallizin u. Romanzow, 1770 drang der Letztere über den Pruth u. den Kagul bis in die Walachei vor, 1771 eroberte Dolgorucky die Krim, u. der russ. Flotte unter den Brüdern Orlow u. dem Engländer Elphinstone glückte es nach dem Siege bei Skio 1770, 15 Linienschiffe u. viele kleinere Fahrzeuge der Türken in der Bucht von Tschesmé in Brand zu stecken. Nur der Versuch, die Griechen des Peloponnes u. selbst die Rumänen zur Freiheit aufzurufen, war 1770 ebenso mißglückt, wie der, welchen der Mamlukenhäuptling Ali Bey machte, sich im Vertrauen auf russ. Hülfe von der Türkei loszureißen u. Herrscher von Aegypten zu werden; ein Aufstand der Aegypter selbst beseitigte diesen schnell, ein längeres furchtbares Strafgericht kam über jene Unglücklichen, welche einen Augenblick geträumt hatten, die vergangene Herrlichkeit u. Freiheit des Griechenthums wieder herstellen zu können. Auch vor Kandia u. Lemnos lagerten die Russen vergebens, nur Paros gelang ihnen zu besetzen. Ueberdies waren 1772 u. 1773 mehr Jahre der Entwürfe, der diplomatischen Intriguen u. Verhandlungen als der Kämpfe. Als die erste Theilung Polens fertig war, siegten die Russen 1774 bei Basardschik, Karasu u. Kainardsche; da jedoch Romanzow's Angriff auf Varna mißglückte u. überdies der Aufstand Pugatschew's (s. d.) an Umfang zunahm, bot Katharina selbst den Frieden



an, welcher 1774 zu Kutschuk Kainardsche mit Abd-ul-Hamid abgeschlossen wurde. Dieser trat an Rußland die Festungen Kinburn an der Mündung des Dnjepr, Jenikale u. Kertsch in der Krim, das inzwischen wiedergewonnene Asow, einen Distrikt zwischen Bog u. Dnjepr ab, sprach die Tataren in der Krim u. am Kuban von der Lehnsabhängigkeit los, gestattete der russ. Flotte freie Schifffahrt in den türk. Gewässern u. endlich den russ. Ministern jederzeit zu Gunsten der neuen Kirche zu Galata u. deren Priesterschaft Vorstellungen zu machen. Gerade dieser letzte fast unscheinbare Artikel war die Quelle aller folgenden Kriege mit Rußland, das daraus ein Recht des Protektorats über alle griechischen Christen in der Türkei herleitete. Mühsam wurde 1776 ein Aufstand Syriens unterdrückt, 1786 Aegypten zur Tributzahlung gezwungen, da begann Rußland 1787 im Bunde mit Oesterreich einen neuen Krieg. Schon waren die Türken 1787 bei Kinburn geschlagen, 1788 Otschakow genommen u. die türk. Flotte vernichtet, Choczim von den Oesterreichern erobert, als der Sultan 1789 starb u. **Selim III.** (1789–1807) an seine Stelle trat. Trotz der umfänglichsten Rüstungen wurden seine Truppen bei Fokschani u. Martinetschi geschlagen, Akjerman, Belgrad, Semendria, Passarowitz, Ismaïl von den Russen, Neu-Orsowa von den Oesterreichern genommen; in Albanien u. Griechenland erhoben sich die Christen u., wenn auch Leopold II. 1791 zu Sistowa Frieden machte u. sich mit der Abtretung von Alt-Orsowa u. dem Gebiete bis zur Czerna begnügte, so zwang doch ein Sieg der russ. Armee bei Matschin u. der russ. Flotte auf dem Schwarzen Meere zum Frieden von Jassy 1792, durch welchen Dnjestr u. Kuban die Grenzflüsse wurden. Das ephemere Bündniß mit Gustav III. von Schweden (1788–90) hatte der Türkei keinen Vortheil gebracht. Ueberdies war die Zertrümmerung der benachbarten Staaten, Polens 1795 u. der venetianischen Republik 1797, bedenklich für die Türkei, bedenklicher noch, daß Frankreich die Jonischen Inseln besetzte u. Napoleon durch seine Invasion in Aegypten die Türkei zwang, sich Rußland u. England in die Arme zu werfen, mit denen sie im Dez. 1798 u. im Jan. 1799 eine Defensivallianz abschloß. Freilich, den Krieg gegen Frankreich, den er bereits im Sept. 1798 erklärt hatte, energisch zu führen, war Selim III. außer Stande. Die Kassen waren leer, das Kriegsmaterial fast aufgebraucht u. der Versuch, neue Regimenter nach europäischer Art auszubilden, hatte zu beständigen Empörungen der Janitscharen geführt, die eben so heftige Gegner jeder Neuerung waren, wie die Ulemas, die Gelehrten des Koran. Dennoch half der Türkei die Zerstörung der franz. Flotte bei Abukir durch Nelson 1. Aug. 1798, die Vertheidigung von St. Jean d'Acre durch Sidney Smith im Frühjahr 1799, u. wenn auch die türk. Heere bei Abukir im Juli 1799, bei Heliopolis im März 1800 geschlagen wurden, so siegten sie doch mit Hülfe der Engländer im März u. April 1801 bei Abukir u. Ramanieh u. zwangen im Sept. desselben Jahres Napoleon's u. Kleber's Nachfolger Menou zur Kapitulation. Der Friede vom 8. Okt. 1801 gab der Türkei Aegypten wieder u. der von Amiens im März 1802 fügte dazu noch das Schutzrecht über die von Rußland gebildete Republik der Jonischen Inseln u. einige ehemals venetianische Häfen in Albanien. Aegypten den aufständischen Mamluken zu entreißen, gelang jedoch erst, nachdem ihr Führer Mohammed Ali (s. d.) die Partei gewechselt hatte u. 1805 zum Gouverneur, 1806 zum Vizekönig ernannt worden war. Allein auch er benutzte die Schwäche der Türkei, um sich fast unabhängig zu machen, überdies fiel Mekka eine Zeit lang in die Hand der Wahabiten, Ali Pascha von Janina erhob sich u. Serbien (s. d.) erkämpfte sich in einem mehrjährigen Kriege unter Michael Obrenowitsch fast vollkommene Freiheit. Bald entschloß sich der Sultan, gedrängt u. verlockt von Sebastiani, dem Botschafter Napoleon's, den Vertrag mit Rußland zu brechen, welches sich 1801 Georgiens bemächtigt hatte, setzte 1805 die beiden russenfreundlichen Hospodare der Moldau u. Walachei, Murusi u. Ypsilanti, ab u. erklärte den Krieg (1806–12), als russ. Heere in jene Länder einmarschirten. Kaum hatte er eine allgemeine Rekrutirung nach franz. Muster ausgeschrieben, so brach gegen ihn u. gegen die Franzosen die Wuth des Volkes, der Janitscharen u. der Ulemas aus. Selim wurde in den Kerker geworfen u. sein Vetter **Mustafa IV.** (1807–1808) erhoben. Während Aegypten von den Engländern bedroht, 10 Linienschiffe von den Russen bei Lemnos zerstört wurden, reizte der Sultan, ein blinder Reaktionär, die Janitscharen durch Erweiterung ihrer Rechte u. Abstellung aller Reformen zu unerhörtem Uebermuth. Da erhob sich der Pascha von Rustschuk, Mustafa Bairaktar, gegen ihn, um Selim aus dem Kerker auf den Thron zu führen, u. setzte, als dieser auf Befehl des Sultans erdrosselt wurde, 1808 den jungen **Mahmud II.** (1808–39) an dessen Stelle. Inzwischen hatte der Friede zu Tilsit 1807 Alexander I. zum Freunde Napoleon's u. zum Gegner Englands gemacht, das nun die Feindseligkeiten einstellte u. 1809 mit der Türkei bei den Dardanellen Frieden schloß. Um so heftiger entbrannte der Krieg mit Rußland, bis dieses, von Frankreich bedroht, unter Englands Vermittlung im Mai 1812 zu Bukarest

einen Frieden machte, durch welchen der Pruth die Grenze, der freie Handel auf der untern Donau gesichert u. Serbien die Selbstverwaltung zugestanden wurde. Bald darauf ging durch den ersten Pariser Frieden 1814 die Schutzherrschaft über die Jonischen Inseln von der Türkei an England über. Eine kurze Zeit genoß sie des Friedens, da brach 1821 der Aufstand der Griechen (s. d.) aus. Wol gelang es schon 1821, die Schar Ypsilanti's (s. d.) bei Dragatschan zu vernichten, 1822 den wieder abtrünnigen Ali Pascha von Janina zu unterwerfen: die grausame Ermordung des 74jährigen Patriarchen von Konstantinopel u. eine Masse von Hinrichtungen, die ihr folgten, reizten eben so die Griechen zur Wuth u. Verzweiflung wie das ganze gebildete Europa zum Mitgefühl. Bald erhob sich der Peloponnes, ein Nationalkongreß zu Epidaurus sprach schon im Dez. 1821 die Unabhängigkeit Griechenlands aus. Dennoch war der Türkei der Tod Ali Pascha's (1822), die engherzige Politik Metternich's, durch den sich auch Alexander von Rußland von jeder Intervention zu Gunsten der Griechen zurückhalten ließ, die beständige Zwietracht unter diesen selbst u. vor Allem die Hülfe, welche seit 1823 der Vizekönig von Aegypten, Mohammed Ali, ihr gewährte, von großem Vortheil. Nachdem sein Schwiegersohn Hassan Kreta durch furchtbare Grausamkeit überwältigt hatte, eroberte u. verwüstete sein Sohn Ibrahim, seitdem er im Febr. 1825 bei Modon gelandet, Schritt für Schritt Morea u. gewann 22. April 1826 Missolunghi. Am 5. Juni 1827 fiel die Akropolis in Athen in die Hand des türk. Feldherrn Kintagi zurück u. damit war fast ganz Hellas der Rache wieder anheimgefallen. Die Vermittlung der Petersburger Konferenz im Frühjahre 1825 hatte der Sultan zurückgewiesen, er wies jetzt ebenso die Annahme des Londoner Vertrages vom 6. Juli 1827 zurück, nach welchem Griechenland Selbstverwaltung unter seiner Oberherrschaft erhalten sollte, u. entschloß sich zum Kampfe gegen England, Rußland, Frankreich, die jenen Vertrag unterzeichnet hatten. Mit der Schlacht bei Navarin 20. Okt. 1827, in der 60 Schiffe vernichtet u. 6000 Mann getödtet wurden, kam die Entscheidung. Durch Vertrag mit dem siegreichen Admiral Codrington räumte Ibrahim Morea; aber erst nach der Einnahme von Erzerum durch Paskiewitsch u. der Uebersteigung des Balkan durch Diebitsch im Juli 1829 willigte der Sultan in den Frieden von Adrianopel (14. Sept. 1829), der Griechenland frei machte, an Rußland ein Stück der kaukasischen Küste u. die sandigen Inseln an der Donaumündung gab, den russ. Handelsschiffen die freie Fahrt auf der ganzen niedern Donau, denen der übrigen Mächte durch die Dardanellen u. den Bosporus gestattete. Drückender als diese Bedingungen war für die Türkei das russ. Schutzrecht über die Vasallenstaaten an der Donau, die Moldau, Walachei u. Serbien, sowie die Zahlung von über 11 Mill. Dukaten zu den Kriegskosten u. zur Entschädigung russ. Kaufleute. Erst 1832 wurde nach den Bestimmungen der Großmächte die Grenze des Königreichs Griechenland durch eine Linie vom Golf von Arta bis zu dem von Volo gezogen.. Vergebens suchte Mahmud II. durch Reformen der Sitten u. Gebräuche, durch bessere Organisation des Heerwesens, durch hohe Zölle, durch Aufhebung des alten Lehnssystems u. Centralisation der Verwaltung, endlich durch Begünstigung der Christen die Kräfte des Landes wieder neu zu beleben, bei jeder Gelegenheit kam es zu Aufständen u. zu Widersetzlichkeiten der Beamten, die dem Alten anhingen. Bedenklicher noch wurde die Erhebung Mohammed Ali's, der durch Bekämpfung der Wahabiten in Arabien u. der Griechen auf Morea die Gunst der Rechtgläubigen gewonnen u. zugleich durch zahlreiche Reformen nach franz. Muster seine Macht in Aegypten verstärkt hatte. Unter dem Scheine, einen Rebellen zu züchtigen, drang er 1831 in Syrien ein, belagerte den dortigen Statthalter Abdallah in Acre u. erklärte offen, als der Sultan Einhalt gebot, daß er sich an die Spitze der Türkei stellen wolle. Er nahm bald nach einander Acre, Hamah, Haleb, Antakia, schlug zwei Heere des Sultans, 29. Juli 1832 bei Bylon u. 21. Dez. bei Konieh, u. war auf dem Wege nach Brussa, als der Sultan sich entschloß, die vom Kaiser Nikolaus ihm angebotene Hülfe anzunehmen u. im April 1833 ein Heer von 14,000 Russen in der Nähe seiner Hauptstadt landen zu lassen. Nun erst kam es durch die Bemühungen der europ. Diplomatie 5. Mai 1833 zu einem Frieden, durch welchen Mohammed Ali amnestirt u. Statthalter von Aegypten, Abessinien, Syrien u. Kandia wurde. Bald darauf (8. Juli 1833) verpflichtete sich die Türkei zu Untiar Jskelessi durch ein Schutz- u. Trutzbündniß mit seinem gefährlichsten Nachbar, vorkommenden falls den Feinden Rußlands die Dardanellen zu verschließen. Mahmud II., in den wenigen nun folgenden Friedensjahren eifrig bemüht, sein Heer noch besser zu rüsten, ging 1839 daran, Mohammed Ali die Herrschaft Syriens zu entreißen, starb aber wenige Tage nach der großen Niederlage, die sein Heer bei Nisib (24. Juni) erlitt, 2. Juli 1839 u. hinterließ das Reich seinem 16jahr. Sohne Abdul Medschid (1839—61), dessen Großvezier einige Tage später (14. Juli) die ganze türk. Flotte verrätherisch an Mohammed Ali auslieferte. Während der Sultan auf dem Wege der Reformen weiterschritt u. durch seinen Minister Reschid Pascha 2. Nov. 1839 in dem Hattischerif von Gülhane dem Lande eine Konstitution geben ließ, stritt Mohammed Ali weiter für den erblichen Besitz seiner Gewalt, bis 1840 die vier Großmächte England, Oesterreich, Preußen u. Rußland der Türkei zu Hülfe kamen u. durch die Eroberung Syriens Mohammed Ali zwangen, sich mit dem erblichen Besitz Aegyptens zu begnügen, an den Sultan Tribut zu zahlen u. die Flotte auszuliefern. Seitdem blieb die Türkei in steter Bedrängniß durch irgend eine auswärtige Macht. 1842 beanspruchte Frankreich ein Schutzrecht über die griech. Christen, setzte Rußland den Hospodar der Walachei, Fürst Ghika, ab u. Bibesco ein, u. leitete in Serbien die Wahl von Alexander Czerny zum Fürsten. Um den beständigen Einreden Englands u. Frankreichs ein Ende zu machen, stellte die Türkei 1845 durch Verwüstung u. Blutbad die Ruhe in Syrien her, wo die Drusen u. Maroniten beständig mit einander im Kampfe lagen. Da 1848 in Rumänien Unruhen ausbrachen, mußte die Pforte im Vertrage von Balta-Liman (1. Mai 1849) Rußland auf acht Jahre das Recht zugestehen, zu Gunsten der Ordnung daselbst einzurücken, doch verweigerte sie beharrlich die Auslieferung ungarischer u. polnischer Flüchtlinge an Oesterreich u. Rußland. 1851 zwang Omer Pascha (s. d.) die feudalen Bey's von Bosnien zur Anerkennung u. Ausführung des Hattischerif von Gülhane, u. 1852 wurde mit Hülfe einer englischen Flotte auch Abbas Pascha von Aegypten, der Sohn des 1848 verstorbenen Ibrahim, dazu gebracht. Alle diese kleinen Erfolge aber halfen nichts, da Rußland (s. d., Geschichte, Bd. 7, S. 482 ff.) die Zeit für günstig hielt, um „dem kranken Manne" ein schnelles Ende zu bereiten. Zu seinem Leidwesen wurde ein Aufstand der Montenegriner 1852 schnell durch Oesterreichs Einfluß beigelegt. Infolge dessen verlangte Nikolaus durch seinen Flügeladjutanten u. Marineminister Menschikoff im Frühjahr 1853 die Zurücknahme eines Fermans, der auf Grund alter Verträge Frankreich das Schutzrecht über die heil. Stätten in Paläſtina gewährte, die Konstituirung eines ganz unabhängigen Staates Montenegro, das Protektorat über alle griech.-kathol. Unterthanen des Sultans, endlich die Ausweisung der ungarischen u. polnischen Flüchtlinge. Die Türkei, schwankend zwischen Nachgiebigkeit u. Widerstand, zögerte mit ihrer Einwilligung im Vertrauen auf englische Hülfe so lange, daß Menschikoff im Mai mit der ganzen Gesandtschaft abreiste u. der „Orientalische" od. „Krimkrieg" (1853—56) seinen Anfang nahm. Kaum waren die Russen 2. Juli 1853 ohne Kriegserklärung in die Moldau eingerückt, um „die Rechte der heiligen Griechischen Kirche aufrecht zu erhalten", so suchte eine Wiener Konferenz von Vertretern der Großmächte zu vermitteln. Da dies Bemühen aber scheiterte, verlangte die Türkei die Räumung der Fürstenthümer in 15 Tagen u. erklärte, als diese nicht erfolgte, 23. Okt. selbst den Krieg. Schon 30. Nov. wurde die ganze türk. Flotte durch den Admiral Nachimoff bei Sinope vernichtet u. dadurch das Interesse der Westmächte, die das Schwarze Meer nicht in ein russisches Binnenmeer verwandelt sehen wollten, mit beeinträchtigt. Am 12. März 1854 erklärten sich Frankreich u. England als Bundesgenossen der Türkei u. begannen in der Ostsee, in der Türkei u. im Schwarzen Meere den Kampf gegen Rußland (s. „Rußland, Geschichte", Bd. VII, S. 482 ff.), welcher sich, seitdem die Russen im Juli 1854 zum Theil vor Omer Pascha, zum Theil vor der Cholera aus den Donaufürstenthümern zurückgewichen waren, auf der Krim konzentrirte u. fast ohne Mitwirkung der Türkei geführt wurde. Nachdem auch Oesterreich 2. Dez. 1854, Sardinien 10. Jan. 1855 sich mit den Westmächten vereinigt hatten, Nikolaus 2. März 1855 gestorben, Sebastopol 8. Sept. mit Sturm genommen war, kam es 30. März 1856 zum Frieden von Paris, dem ersten in der Geschichte, durch welchen Rußland der Türkei gegenüber nachgeben mußte. Das Schwarze Meer wurde neutral, weder Rußland, noch die Türkei sollten Arsenale od. Kriegsschiffe daselbst haben, die drei Vasallenstaaten traten unter den gemeinsamen Schutz aller sieben Vertragsmächte, die christlichen Unterthanen verzichteten auf jedes Protektorat u. Rußlands Grenze wich von der Donau nach dem Trajanswalle zurück. Obwol die Türkei durch diesen Frieden zugleich in die Reihe der gleichberechtigten europäischen Staaten aufgenommen wurde, blieb sie im Innern kraftlos. Gegen des Sultans Willen wurde 1859 Fürst Cusa zum Herrscher beider Fürstenthümer Walachei u. Moldau gewählt, diese 1862 zum Staate Rumänien vereinigt, in Montenegro 1860 an Stelle des ermordeten Fürsten Danilo Nikita erhoben. In demselben Jahre bestrafte Frankreich in Syrien eine Verfolgung der Christen u. hätte sich dort festgesetzt, wenn England es nicht verwehrt. Nicht viel besser wurde es unter Abdul-Medschid's Nachfolger, Abdul-Aziz (1861—76), der nach kurzem Versuch, durch Sparsamkeit u. Ordnung die Finanzen des Landes zu heben, wieder in die frühere Gewohnheit besinnungsloser Verschwendung zurücklenkte. Machtlos schaute er zu, als die Rumänen (s. d.) 1866 den Fürsten Cusa verjagten u. Karl von Hohenzollern erwählten, als Kandia 2. September seine Vereinigung mit Griechenland von den

Großmächten erbat, u. nicht den grausamen Siegen des Mustafa u. Omer Pascha, auch nicht der Kriegserklärung an Griechenland im Dez. 1868, sondern der Gnade der Pariser Konferenz verdankte er den Weiterbesitz von Kandia; einer serbischen Bewegung endlich gab er nach, indem er 1867 noch die letzten Festungen von seinen Besatzungen räumen ließ u. den jungen Milan Obrenowitsch als Fürsten anerkannte, den die Stuptschina zum Nachfolger seines ermordeten Großonkels Milosch berufen hatte. Der Mangel aller einheitlichen Verwaltung, die Zerrüttung der Finanzen u. die Unzufriedenheit vieler christlichen Unterthanen reizten Rußland, das durch Verbesserungen im Heerwesen seine Macht bedeutend erhöht hatte, die unbequemen Bedingungen des Pariser Friedens abzuschütteln. Schon 13. März 1871 war ihm auf einer Konferenz in London von den Großmächten das Recht zugestanden, an den Ufern des Schwarzen Meeres militärisch maritime Arsenale anzulegen. Bald zeigte es sich, daß es mehr verlange. Die Aufstände in Bosnien u. der Herzegowina im Sommer 1875 u. 76 waren schon von Muthtar u. Schefket Pascha unterdrückt, als am 2. Juli 1876 Serbien (s. d., Bd. VII, S. 1048) u. Montenegro sich offen gegen die Türkei empörten. Inzwischen hatte die Ermordung des deutschen u. des französischen Konsuls in Saloniki (6. Mai 1876) Veranlassung gegeben, daß ein deutsches, französisches u. englisches Geschwader sich vor jenem Hafen einfand, um der Türkei die Genugthuung abzupressen. In Konstantinopel empfand man die Schmach der gegenwärtigen Zustände, u. schon am 11. Mai zwangen einige Tausend Softa's den schwachen Sultan, sein Ministerium zu ändern; vierzehn Tage später erhoben vier der neuen Minister seinen Neffen, Murad V. (30. Mai bis 31. Aug. 1876), auf den Thron, u. 4. Juni verbreitete man die Nachricht, der Sultan Abdul-Aziz habe sich im Wahnsinn mit einer Schere die Adern geöffnet. Die Verhältnisse wurden immer verworrener. Am 15. Juni wurden der Kriegsminister Hussein Avni u. der Minister des Auswärtigen Raschid von Hassan, einem tscherkessischen Offizier, aus Privatrache in der Ministerrathssitzung ermordet. Ihren Nachfolgern fiel sogleich die Aufgabe des Kampfes gegen Serbien u. Montenegro zu, welche 2. Juli der Türkei offen den Krieg ankündigten. Die Unterwerfung des ersten geschah überraschend schnell. Trotzdem zahlreiche russische Offiziere, Tschernajeff (s. d.) an der Spitze, den Fürsten Milan unterstützten, mißlang ihm Alles. Nach den fünftägigen Kämpfen zwischen Nisch u. Alexinatz (20.—24. Aug. 1876) bat Serbien um einen Waffenstillstand u. wurde, da es diesen selbst 24. Sept. brach, bis Belgrad von türkischen Truppen besetzt. Nur der energischen Drohung Rußlands verdankte Serbien den Abschluß eines zweiten Waffenstillstandes 1. Nov., der 1. März 1877 in einen Frieden auf Grund des Zustandes vor dem Kriege verwandelt wurde. Montenegro kämpfte zum Theil mit Erfolg weiter. Inzwischen war 31. Aug. Sultan Murad V., vor wenigen Wochen noch als Reformator begrüßt, wegen einer „unheilbaren Gehirnkrankheit" durch seinen Ministerrath abgesetzt u. sein Bruder Abd-ul-Hamid II. (geb. 22. Sept. 1842) am 7. Sept. feierlich mit dem Schwert umgürtet worden. Die Regierung selbst führte nach wie vor Midhat Pascha. Während Türkei u. Rußland nach Möglichkeit rüsteten, tagte 12. Dez. 1876 bis 20. Jan. 1877 auf Antrieb Englands in Konstantinopel eine Konferenz von Vertretern der Großmächte, die vollkommen resultatlos blieb, da Midhat Pascha durch die Proklamation einer neuen Verfassung alle Klagen der Christen für erledigt erklärte u. der Große Rath in die Einsetzung christlicher Gouverneure u. einer europäischen Garantiekommission zur Ueberwachung der Reformen nicht willigen wollte. Vierzehn Tage später wurde jener energische Vertreter der Reformpolitik, Midhat selbst (5. Febr.), auf einem Regierungsdampfer in die Verbannung geschickt u. Edhem Pascha, ein russenfeindlicher Alttürke, an seine Stelle gesetzt, weil der Sultan durch seinen Schwager Damad Mahmud Pascha sich hatte überreden lassen, Midhat stehe an der Spitze einer Verschwörung. Währenddessen hatte Rußland von den Gesandten der Großmächte in London durch vielfache diplomatische Verhandlungen die Unterschrift eines Protokolls am 31. März erlangt, durch welches Garantien für die Ausführung der Reformen verlangt, eine Gebietsabtretung an Montenegro für wünschenswerth erklärt u. im Falle der Ablehnung gemeinsame Schritte der Großmächte in Aussicht gestellt wurden. Da die Pforte jede Abtretung ablehnte, verließ der russische Botschafter 23. April Konstantinopel, u. am 24. folgte die Kriegserklärung. An demselben Tage überschritten russische Soldaten den Pruth u. vollzogen bis 21. Mai ihre Aufstellung an der Donaulinie, während an den Küsten u. auf der Donau die türkischen Monitors durch Torpedos od. Panzerschiffe entweder vernichtet od. zur Unthätigkeit gezwungen wurden. In der Nacht vom 21. zum 22. Mai setzte die erste russ. Brigade bei Galatz über die Donau, am folgende Tage die zweite, aber der Hauptübergang wurde erst in der Nacht vom 26. zum 27. Juni bei Simnitza ausgeführt u. dann 7. Juli Tirnova, die alte Hauptstadt der Bulgaren, besetzt, welche die Russen als Erretter von unsäglichen Grausamkeiten begrüßten, die ihnen durch die Türkei angethan waren, u. das Heer durch eine zahlreiche „Legion" verstärkten. Obwol inzwischen General Zimmermann in die Dobrudscha eingedrungen u. der Uebergang mehrerer Corps bei Sistowa vollzogen war, zeigte sich sehr bald, daß die russ. Macht zu gering u. zu weit ausgedehnt war, um große Erfolge erzielen zu können. Wol hatte man 20. Juli bereits drei Balkanübergänge besetzt, aber an demselben Tage wurde General Krüdener's Angriff auf Plewna, welches Osman Pascha mit großem Geschick befestigt hatte u. vertheidigte, energisch zurückgeschlagen u. alle weiteren Versuche in der Art vereitelt, daß er 31. Juli sich nach großen Verlusten zurückzog; auch General Gurko, der über den Schipkapaß vorgedrungen war, mußte vor Suleiman Pascha im Anfange des August zurückweichen; am 8. Aug. war das Land inkl. des Balkan geräumt. Vom 21. bis zum 26. Aug. wurde mit äußerster Anstrengung um den Schipkapaß gerungen, vom 7. bis 11. Sept. u. abermals 19. Okt. ein Sturm auf Plewna versucht, aber immer von den Türken abgeschlagen. Erst nach vorsichtiger Cernirung gelang es 10. Dez. 1877, Osman in Plewna zur Ergebung zu nöthigen. Dadurch war die große Belagerungsarmee der Russen frei geworden, die Hauptmacht der Türken vernichtet, u. wenn auch Suleiman von Osten her eine Zeit lang zur Offensive überging, so wurde doch auch er im Dez. genöthigt, sich auf seine Vertheidigungslinie Rustschuk-Osmanbazar zurückzuziehen. Schon 31. Dez. 1877 vereinigte General Gurko seine sämmtlichen Detachements im Süden des Balkan. Erschreckt wichen die Türken vor ihm zurück u. ließen ihn 4. Jan. 1878 in Sofia einrücken. Das Unglück rückte von allen Seiten heran. Seit dem 21. Mai hatte sich schon Rumänien für unabhängig erklärt u. Fürst Karl seine wohlgeübte Armee zur russischen stoßen lassen, nach dem Fall von Plewna hatten die Serben zu den Waffen gegriffen, Griechenland rüstete, u. vor Allem war Fürst Nikita mit seinen 10,000 Montenegrinern Herr des ganzen Küstenstriches bis zur Bojana, ja am 10. Jan. von Antivari, am 19. von Dulcigno geworden. Einen ähnlichen Verlauf nahmen die Ereignisse auf dem asiatischen Kriegsschauplatze. Schon 24. April hatte eine russische Armee unter Großfürst Michael die Grenze überschritten, 30. April die Festung Bajasid, 17. Mai Ardahan genommen u. die Cernirung von Kars begonnen, aber 21. u. 22. Juni erfocht Mukhtar Pascha einen entschiedenen Sieg in den Engpässen von Elban u. die Offensive der Russen kam nicht nur zum Stillstande, sondern sie hoben die Belagerung von Kars im Juli auf, entsetzten ihr kleines in Bajasid eingeschlossenes Corps 11. Juli u. gingen über ihre Grenze zurück, die Ismail Pascha 5. Aug. ebenfalls überschritt. Mit Erfolg hatten die Türken die kaukasischen Völkerschaften zum Aufstande gegen Rußland gereizt. Die Tschetschenzen, die Georgier, Daghestaner waren zwar bald durch ihre Garnisonen überwältigt, aber die kriegerischen Abchasier hatten die Forts Suchum-Kaleh u. Ardler genommen u. wurden erst durch einen Sieg Alchasoff's über eine türkische Hülfsarmee vor Suchum-Kaleh im Juli 1877 niedergeworfen. Von jetzt an drangen die Russen wieder vor. Nach mehreren siegreichen Treffen nahmen sie 18. Nov. Kars u. cernirten während des harten Winters die Festungen Erzerum u. Batum. Die Entscheidung kam unerwartet schnell auf dem europäischen Schlachtfelde. Schon 3. bis 8. Jan. 1878 überschritten Gurko u. Radetzky den Balkan, am 9. machte der Letztere beim Dorfe Schipka die ganze türk. Armee kriegsgefangen, am 15. wurde Philippopel besetzt, am 17. Suleiman's Heer zersprengt, am 20. Jan. hielten die ersten russischen Truppen, am 26. der Großfürst Nikolaus seinen Einzug in die zweite Hauptstadt der Türkei. In drei Richtungen gegen Kirkilissi, Gallipoli u. Konstantinopel rückten sie weiter vor, ohne Widerstand zu finden. Sie standen fast unter den Mauern der Hauptstadt. Schon 31. Jan. wurde ein Waffenstillstand mit dreitägiger Frist geschlossen, dem 3. März der Präliminarfrieden von San Stefano folgte. Danach soll die Türkei Serbien, Rumänien u. Montenegro für unabhängig erklären, an das erste ein Gebiet von 154, an das zweite von 240, an das letzte von 170 □M. abtreten, Bulgarien (mit 3091 □M.) als autonomes, tributpflichtiges Fürstenthum anerkennen, die Donaufestungen schleifen u. an Rußland entweder 1410 Mill. Rubel zahlen od. in Europa das Sandschak von Tultscha, welches Rußland mit Rumänien gegen das östl. Bessarabien austauschen wollte, in Asien die Festungen Ardahan, Kars, Batum, Bajasid u. das Gebiet bis zum Saganlugh abgeben. Da dieser Vertrag die Besorgniß der Großmächte erregte, nam. England umfassende Rüstungen machte u. trotz des Protestes der türk. Behörden einen großen Theil seiner in der Besika-Bai ankernden Flotte durch die Dardanellen in das Marmarameer einlaufen u. in nächster Nähe Konstantinopels Anker werfen ließ, wurde nach vielfachen diplomatischen Verhandlungen am 13. Juni ein Kongreß nach Berlin berufen, um dort das Schicksal der Türkei zu berathen u. festzustellen. — Vgl. Hammer-Purgstall, „Geschichte des Osmanischen Reiches" (4 Bde., 2. Aufl., Pest 1835 ff.); Zinkeisen, „Geschichte des Osmanischen Reiches in Europa" (7 Bde., Gotha 1844 ff.); Rosen, „Geschichte der Türkei neuester Zeit" (2 Bde., Lpz. 1866 ff.).

### Stammtafel der Osmanischen Herrscher.

Osman I., 1303—26.

Orchan, 1326—58.

Murad I., 1357—89.

Bajazed I., 1389—99.

Isa, 1399—1403. Soliman I., 1403—10. Musa, 1410—13. | Mohammed I., 1413—22.

Murad II., 1422—51.

Mohammed II., 1451—81.

Bajazed II., 1481—1512.

Selim I., 1512—20.

Soliman II., 1520—66.

Selim II., 1566—74.

Murad III., 1574—95.

Mohammed III., 1595—1603.

Achmed I., 1603—17. | Mustafa I., 1617—18.

Osman II., 1618—23. Murad IV., 1623—40. | Ibrahim, 1640—48.

Mohammed IV., 1648—87. | Soliman III., 1687—91. Achmed II., 1691—95.

Mustafa II., 1695—1703. | Achmed III., 1703—30.

Mahmud I., 1730—54. | Osman II., 1754—57. | Mustafa III., 1757—74. | Abdul-Hamid I., 1774—89.

Selim III., 1789—1807. | Mustafa IV., 1807—8. | Mahmud II., 1808—39.

Abdul-Medschid, 1839—61. | Abdul-Aziz, 1861—76.

Murad V., 30. Mai bis 1. Sept. 1876. | Abdul-Hamid II., 1876.

Nr. 5305. Mittagsmahl bei den Turkmenen.

**Türkisch-Roth** nennt man eine auf baumwollenen Garnen u. Geweben mittels Krapp hervorgebrachte lebhaft rothe Farbe. So gefärbte Stoffe konnten früher nur aus dem Oriente bezogen werden, so lange man bei uns das eigenthümliche Färbeverfahren nicht kannte. Im vorigen Jahrhunderte erst wurde dasselbe durch Herzuziehung orientalischer Färber in Europa u. zwar zuerst in Frankreich bekannt, u. seit dieser Zeit hat der Bezug von türkisch roth gefärbten Garnen aus der Türkei aufgehört. In Deutschland wird jetzt die Türkisch-Roth-Färberei hauptsächlich in Elberfeld u. Umgegend betrieben. Die Farbe ist sehr echt u. haltbar, der Färbeprozeß aber ein sehr umständlicher.

**Turkmenen**, ein in Vorderasien, Iran u. Turan verbreitetes Volk mongolischer Rasse u. türkisch tatarischer Familie, welches, nie in eine einzige Körperschaft vereinigt, in Chalts od. Stämme zerfällt, die aus einzelnen Horden od. Taifs bestehen, deren Unterabtheilungen Tire od. Clans sind. Ihre Hauptsitze sind heute die Strecken vom Kaspischen Meere bis an u. über den Amu u. bis Herat u. Asterabad in Persien, also das westl. u. südl. Turkestan; ihr unabhängiges Gebiet umfaßt aber nur 3750 □M. mit 175,000 E. Im russischen Transkaspien (s. unter „Turkestan") sollen gegen 275,000, in Khiwa gegen 200,000 u. in Persien nach pers. Angaben 212 100 Seelen sein, so daß die Gesammtsumme fast 1 Million wäre, wobei die nomadisirenden kleinasiatischen T. nicht berücksichtigt sind. Die T. zerfallen in Freie od. Tscherwa, welche nomadisch mit ihren Kameelen leben, u. Tschumur, welche, nur sehr gering an Anzahl, den Acker bauen. Aelteste, Aksakal od. Jakschilar genannt, stehen an der Spitze der Horde, sind aber vollständig machtlos; daher herrscht bei ihnen ewige blutige Fehde im Innern wie gegen alle Nachbarn. Beherrscht werden sie allein von dem Deb, d. i. der 1000jähr. Sitte, dem Herkommen, welches übrigens durch die Annahme des Islam eben so wenig wie im Grunde ihre alte Religion verändert worden ist. Die meiste Macht besitzen neben dem Deb noch die Familienhäupter, dagegen die Mollahs u. Kazis, d. i. die Koranausleger, nur in gewissen Fällen. Die Viehzucht ist neben dem Räuberthum, das sich bes. gegen die als Schiiten gehaßten Perser kehrt, für die T. die Quelle ihres Reichthums. Ganz vorzüglich sind ihre Pferde; von diesen sind sie unzertrennlich u. auf deren Vortrefflichkeit beruhen die Erfolge ihrer Alamane od. Raubzüge. Ihre Nationalwaffe ist die Lanze; durchaus nicht jeder T. hat ein Feuergewehr, aber dafür Messer, Dolche u. Schwerter. Ihre Kleidung ist im S. fast wie die der Perser, im N. fast wie die der Kirgisen, nur haben sie keine Filzmützen. Ihre äußere Erscheinung anlangend, so sind sie hager, aber rüstig, haben wenig Bart, dicke Lippen u. abstehende Ohren; das Haupthaar scheren sie ganz ab. Die Frauen leben nicht so eingezogen wie bei den übrigen Mohammedanern, sind unverschleiert u. entgegenkommend u. halten viel auf Silberschmuck in Ohrgehängen, Ketten, Armringen 2c. Bei feierlichen Gelegenheiten tragen sie eine mit Gold- u. Silberketten behängte sehr hohe Mütze. Die Zelte bestehen aus hölzernen Gerüsten, die mit Filzplatten belegt werden. Industrie u. Kunst sind sehr wenig entwickelt. Die Sklaven u. Frauen allein fertigen hübsche Teppiche, Wollenbänder 2c. Lesen u. Schreiben sind den T. fast unbekannte Künste, dagegen besitzen sie einen Sängerstand, der die Nationallieder, z. B. das Volksepos des Karroglu, vorträgt u. dessen schönste Gesänge im Gedächtniß Aller leben.

**Turkos**, s. „Algerien".

**Turmalin** (Schörl), ein sehr interessantes u. komplizirt zusammengesetztes Mineral, welches sich häufig in Graniten, Gneisen, Glimmerschiefern 2c. als zufälliger Bestandtheil eingewachsen vorfindet. Der T. krystallisirt gewöhnlich in langstengeligen od. dicksäulenförmigen Krystallen des Hexagonalsystems, u. zwar in den halbausgebildeten od. rhomboëdrischen Formen dieses Systemes. Seine vorherrschende Farbe ist schwarz, doch kommen auch braune, rothe, gelbe, grüne, blaue u. farblose Krystalle vor. Im Granit von Penig findet man sogar solche, die an einem Ende roth, am andern grün u. in der Mitte farblos sind. Der T. hat Glasglanz u. ist mehr od. weniger durchsichtig, in den hellfarbigen Arten vollständig, in den schwarzen nur unvollkommen in dünnen Platten. Seine Härte ist 7—7,5. Das spezifische Gewicht schwankt zwischen 2,94 u. 3,24. Der Bruch ist muschelig bis uneben. Höchst interessant ist das optische u. elektrische Verhalten des T.; derselbe zeigt negative Doppelbrechung, ist sehr dichromatisch u. polar thermoelektrisch; wegen dieser seiner letztern Eigenschaft, die ihn beim Erwärmen leichte Körperchen anziehen läßt, hieß er auch Aschenzieher. Seine chemische Zusammensetzung ist so schwankend, daß es bisher unmöglich war, eine allgemeine chemische Formel, die den Analysen aller untersuchten Varietäten entspräche, aufzustellen. Es dürfte daher wol die schon von mehreren Mineralogen u. Chemikern aufgestellte Ansicht, der T. müsse in mehrere Mineralspezies zertheilt werden, ihre Berechtigung haben. Die T.e enthalten: Kieselsäure, Borsäure, Phosphorsäure u. Fluor, ferner Kali, Natron, Lithion, Kalk, Magnesia, Eisen, Mangan und Thonerde. Nach Rammelsberg lassen sie sich in folgende fünf Gruppen bringen: a. Magnesia-T.e; gelbe u. braune T.e mit geringem Eisen- u. großem Mangangehalte. b. Magnesia-Eisen-T.e; mit mittlerem Eisen- u. mittlerem Magnesiagehalte; schwarze T.e. c. Eisen-T.e, die schwärzesten T.e, mit größtem Eisen- u. kleinstem Magnesiagehalte. d. Eisen-Mangan-T.e; violette, blaue u. hauptsächlich grüne T.e, meist Lithion u. zugleich etwas Eisen u. Mangan enthaltend. e. Mangan-T.e; rothe T.e, mit Lithion- u. Mangan-, aber ohne Eisengehalt. Die beiden letzten Arten werden auch Rubellit genannt. Fluor u. Phosphorsäure treten stets nur in sehr kleinen Mengen auf. Der T. ist nicht selten, man findet ihn bei Penig u. Eibenstock in Sachsen, Bodenmais in Bayern, Andreasberg im Harz, St. Gotthard, Wallis, Tessin, auf Elba, in Norwegen, Grönland 2c. Die durchsichtigen rothen u. blauen Rubellite werden als Edelsteine verarbeitet. Die grünen T.e benutzt man zu Platten für Polarisationsapparate.

**Turnen**, das, ist ein dem Lateinischen entnommenes, seit dem 10. Jahrh. bei uns eingebürgertes Lehnwort, welches von F. L. Jahn 1811 gewählt wurde, um das bis dahin auch bei den Deutschen, wie noch jetzt bei den meisten anderen Kulturvölkern gebräuchliche griech. Wort Gymnastik zur Bezeichnung des Inbegriffs aller der zum Zwecke leiblicher Ausbildung anzustellenden besonderen Uebungen zu ersetzen.

Nr. 5306. Turkmenischer Brautzug.

Die Aufgabe der Turnkunst erläutert er mit den Worten: „Die Turnkunst soll die verloren gegangene Gleichmäßigkeit der menschlichen Bildung wieder herstellen, der blos einseitigen Vergeistigung die wahre Leibhaftigkeit zuordnen, der Ueberverfeinerung in der wiedergewonnenen Mannlichkeit das nothwendige Gegengewicht geben u. im jugendlichen Zusammenleben den ganzen Menschen umfassen u. ergreifen.“ Turnübungen in der einen od. andern Weise sind zu allen Zeiten bei allen Völkern vorgenommen worden, in der Neuzeit jedoch hatten sie bei gänzlich veränderten Kulturverhältnissen auch eine ganz andere Gestaltung als in früheren Jahrhunderten erhalten. Hiernach ist dasjenige, was man jetzt unter T.

Nr. 5307. Turkmenisches Begräbniß.

versteht, etwas durchaus Modernes, dessen Anfänge nicht viel weiter als bis in das Ende des 18. Jahrh. zurückreichen. Sie fallen zusammen mit dem Beginn der großen, zuerst mehr geistigen u. literarischen, später sozialen u. politischen Bewegung, welche um die Mitte desselben das deutsche Volk aufzurütteln anfing, u. wurden von den Nachbarvölkern erst mehrere Jahrzehnte später aufgenommen. Man verdankt sie in erster Reihe den auf eine Reform der bürgerlichen Erziehung gerichteten Bestrebungen des Philanthropinismus, welche Johann Bernhard Basedow (geb. 1724 zu Hamburg) seit 1768 zur Geltung zu bringen suchte. Die von ihm im Dez. 1774 zu Dessau eröffnete Lehranstalt hatte in ihren Plan auch die bis dahin nur an Adelsschulen hier u. da gepflegten Uebungen im Reiten, Fechten, Tanzen, Voltigiren, Schwebegehen, Tragen von Gewichten, Springen, Schlittschuhlaufen u. verschiedene Bewegungsspiele aufgenommen u. eine Zeit lang mit Erfolg u., was von besonderer Wichtigkeit war, in einer Weise getrieben, welche bei anderen Schulen sich nachahmen ließ, ohne daß, wie an jenen Adelsakademien, besondere Exerzitienmeister nöthig gewesen wären. Als Basedow's Lehranstalt sich auflöste u. seine Anhänger (Campe, Resewitz, Trapp u. A.), einsehend, daß sie in vielen Stücken zu weit gegangen waren, in dem sog. „Revisionswerk“ eine verständige pädagogische Theorie für sich selbst u. alle Erzieher aufzustellen versuchten, schrieb 1787 Villaume für dieses Werk seine vortreffliche Abhandlung von der Bildung des Körpers, so daß sich die Entstehung einer Literatur der Leibesübungen auf das Genaueste mit der Bemühung verflicht, aus der Pädagogik eine Wissenschaft zu machen. Seine nächsten Nachfolger waren Guts Muths u. Vieth, zwei Männer, deren Schriften sich gegenseitig vortrefflich ergänzen, u. über welche man in manchen Stücken auch heute noch nicht hinausgekommen ist. Gerhard Ulrich Anton Vieth (geb.

8. Jan. 1763 zu Hoksiel bei Jever, gest. als Schulrath a. D. am 12. Jan. 1836 zu Dessau) gab einen dreibändigen „Versuch einer Encyklopädie der Leibesübungen" (1. Th. Berl. 1794, 2. Th. 1795, 3. Th. Lpz. 1818) heraus. Da jedoch im Allgemeinen bei ihm das theoretische Interesse vorwaltete, so war die unmittelbare Wirkung seines Werkes lange nicht so groß, wie die der gleichzeitigen Schriften Guts Muths' (s. d.). Des Letztgenannten Hauptwerk, „Die Gymnastik für die Jugend", erschien zuerst 1793 (2. Aufl. 1804, spätere sind nicht mehr von Guts Muths u. verstümmelt od. bis zur Unkenntlichkeit umgearbeitet); die 1. Auflage wird immer noch gern gelesen, weil man die Vortheile einer maßvollen Beachtung des jugendlichen Bewegungsbedürfnisses nirgends mit mehr Grazie erörtert findet. Neben ihr haben sich auch die zuerst 1796 erschienenen „Spiele zur Uebung u. Erholung des Körpers u. Geistes" frisch erhalten; sie stellen sogar in der von O. Schettler besorgten 5. Aufl. (Hof 1878) wiederum den weitaus reichhaltigsten u. zuverlässigsten Rathgeber für die Leitung der Jugend außerhalb der strengen Lehr- u. Uebungsstunden dar. War Guts Muths bei den Bestrebungen, aus denen jene Schriften entsprangen, ganz von den weltbürgerlichen Ideen der Philanthropen ausgegangen, so hinderte ihn dies nicht, später sich mit ganzer Seele dem nationalpatriotischen Zuge hinzugeben, mit welchem unter dem Einflusse großer Zeitereignisse die allgemeine erzieherische Gymnastik zu einer besondern deutschen Turnkunst individualisirt wurde; davon zeugt sein 1817 veröffentlichtes „Turnbuch für die Söhne des Vaterlandes" u. sein „Katechismus der Turnkunst" vom J. 1818. —

Nr. 5308. Der erste Turnplatz Deutschlands in der Hasenhaide zu Berlin im Jahre 1818.

Das Hauptverdienst bei dieser Umwandlung, durch welche die auf Leibeserziehung gerichteten Bemühungen der Vorgänger erst ihre rechte wahre Lebensfähigkeit erhielten, gebührt Friedrich Ludwig Jahn (s. d.), einem „zwar nicht sachverständigeren Meister, wol aber einem ungleich stärkeren Geiste". Jahn, welcher zu Ende des Jahres 1809 nach Berlin gekommen war u. sein Buch „Deutsches Volksthum" herausgegeben hatte, hatte als Lehrer am Grauen Kloster auf Spaziergängen im Sommer 1810 mit wenigen Schülern die ersten Versuche mit Jugendspielen u. einfachen Uebungen gemacht. Der Schüler war später eine größere Zahl zusammengekommen, ein kleiner Kern hatte auch im Winter zusammengehalten u. mit diesem war im Frühjahr 1811 der erste Turnplatz in der Hasenhaide eröffnet. Im folgenden Winter hatte man nachgelesen, was über die Turnkunst habhaft zu werden. Die Größeren u. Herangereiften, vom Turnwesen bes. ergriffenen, hatten sich weiter geübt, so daß sie im Sommer 1812 hatten als Vorturner auftreten u. bei der Erweiterung des Turnplatzes u. der Turnübungen helfen können. Dieser u. die folgenden Sommer waren vorzugsweise der praktischen Arbeit auf dem Turnplatze, ebenso die Winter der theoretischen gewidmet gewesen. Auch die Feldzüge von 1813 u. 1815 hatten eine Unterbrechung derselben nicht bewirkt. Dabei war zwar Friedrich Friesen (geb. 27. Sept. 1785 zu Magdeburg, gest. 16. März 1814 bei La Lobbe in den Ardennen u. später Ernst Eiselen (geb. 27. Sept. 1793 zu Berlin, gest. 22. Aug. 1846 zu Misdroy auf der Insel Wollin) die Hauptrolle zugefallen, aber der Ertrag der gemeinsamen Arbeit war 1816 in dem im Verein mit dem Letztgenannten fertig gestellten Buche „Die deutsche Turnkunst zur Einrichtung der Turnplätze dargestellt" doch von Jahn selbst zusammengetragen. Das Buch gehört in gewissem Sinne zu den klassischen Erzeugnissen unserer Literatur, es ist einerseits eine in edlem Tone gehaltene, sittenstrenge Erziehungsschrift, es giebt andererseits eine musterhaft bündige Beschreibung der zu Jahn's Zeit im Gebrauche gewesenen od. damals aufgekommenen Uebungsformen. Ist der sachliche Zugewinn nach Guts Muths' Leistungen nicht gar so erheblich, so ist der sprachliche, welchen man ausschließlich Jahn zuzurechnen hat, um so größer. Das Ziel, welches er durch die turnerische Erziehung zu erreichen trachtete, war allgemein ausgedrückt männliche Rüstigkeit; er schuf sich eine Turnsprache, um „eine deutsche Sache mit deutschem Wort zu bezeichnen". Nach der Anleitung des Jahn'schen Turnbuches u. dem Muster der Jahn'schen Turnanstalt zu Berlin entstanden im zweiten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts ziemlich schnell an verschiedenen Orten ähnliche Anstalten. Die meisten schlossen sich an Gymnasien an u. fanden in den Lehrern derselben, welche an den Befreiungskriegen Theil genommen hatten, ihre für ein vaterländisches Jugendleben begeisterten Vorsteher. Sie standen überdies mit den Berliner Turnern in einem engen Verkehr u. wurden durch diese wesentlich beeinflußt. Vorturner, welche von letzteren ausgeschickt od. erbeten wurden, verbreiteten den Geist u. die Formen des Jahn'schen Turnens eben so wie die einzelnen Turnkünste mehr u. mehr nam. in Norddeutschland, nach Mecklenburg, Lübeck, Hamburg, an die Universitäten Jena u. Halle. In Süddeutschland sind diese Einwirkungen weniger fühlbar, doch ging der Anstoß selbst noch in die Schweiz. Die größte Turnerzahl nächst Berlin hatte Breslau aufzuweisen; nur der dortige Turnplatz hat neben dem Berliner eine das Ganze unmittelbar berührende Bedeutung erhalten. Den Breslauer Turnplatz „für Alt u. Jung aller Stände" hatte Wilhelm Harnisch (geb. 28. Aug. 1787 zu Wilsnack, gest. 15. Aug. 1864 zu Berlin) am 11. April 1815 eröffnet. Eine Zeit lang machte sich die Sache sehr gut. Bedeutende Lehrer der von Frankfurt a. O. nach Breslau verlegten Universität, wie K. v. Raumer, Schneider, v. Cölln, Wachler, Passow, Professoren der Breslauer Gymnasien, wie Kayßler, Linge, Schaub, Offiziere, wie v. Schmeling, u. mit ihnen die Seminaristen sowol des protestantischen als des kathol. Seminars, die Mitglieder der Burschenschaft, Gymnasiasten, Volksschüler u. Privatschüler, im J. 1818 nach den übrigens nicht ganz vollständigen Listen 570 Mann, während der Turnplatz zu Berlin 815 Besucher zählte, traten durch das gemeinsame Leben auf dem Turnplatze in engste Berührung, u. in der That erzeugte sich unter ihnen im Allgemeinen ein sittlicher, einfacher u. zu begeistertem Handeln fähiger Sinn. Allerdings legten einzelne der dem allgemeinen „Liebesbunde" Angehörenden im übertriebenen Bewußtsein des Gegensatzes zur „Philister- u. Schlaraffenwelt" auch auf Aeußerlichkeiten ungebührlichen Werth, aber wir sehen doch die meisten der Breslauer Turner im späteren Leben hervorragende Stellungen einnehmen u. den Anforderungen geistig u. sittlich gewachsen sein. Auch sind die beiden neben Jahn's Turnkunst werthvollsten Schriften über das Turnwesen aus jener Zeit auf die durch das Breslauer Turnleben gegebenen Anregungen zurückzuführen: Harnisch, „Das T. in seinen allseitigen Verhältnissen" u. v. Schmeling, „T. u. Landwehr". In der Folge aber entbrannte in eben der Stadt Breslau, an dessen Turnwesen so bedeutende geistige Kräfte arbeiteten, um es glücklich zu entwickeln, ein ebenso heftiger, zunächst rein wissenschaftlicher, später durch persönlich gehässige Angriffe getrübter Streit, der unter dem Namen der Breslauer Turnfehde bekannt ist. Die genanntesten Namen unter den Streitern sind Passow (s. d.) u. Steffens (s. d.); ihre Hauptstreitschriften tragen beide den Titel „Turnziel"; Beide schießen über das Ziel hinaus, der Eine mit seinen Hoffnungen u. Wünschen, der Andere mit seinen Befürchtungen u. Rügen. Diese Turnziele haben gegenwärtig keine Bedeutung mehr. (Vgl. über diese Fehde die Aufsätze von Th. Bach in der „Deutschen Turnzeitung" von 1864, S. 275 ff., u. von 1868, S. 181 ff.). Aeußerlich wurde der Fehde ein Ziel gesetzt durch die gewaltsamen Maßregeln der nach der Ermordung Kotzebue's durch Sand (23. März 1819) hereinbrechenden Reaktion. Die preußischen Turnplätze, einige achtzig, welche kurz zuvor durch eine Kabinetsordre sämmtlich für einige Zeit geschlossen waren, nur um sie sofort nach einem bestimmten, dem Könige schon zur Unterzeichnung vorgelegten Plane, durch welchen sie dem gesammten preußischen Unterrichtswesen angepaßt werden sollten, wieder zu eröffnen, blieben geschlossen, da der König nunmehr die Unterschrift verweigerte. Fortan, wie Jahn es treffend ausdrückt, einsiedlerte das T. in Garten u. Sälen. Zwar erhielt es sich hier u. da auch an Schulen, es wurde außerhalb Preußens keineswegs allenthalben gestört, allein gleichwol ging es wie ein Frosthauch

über alle Turnplätze, u. bei weitem die Mehrzahl Derjenigen, welche sich seine Pflege bis dahin besonders hatten angelegen sein lassen, zog sich entmuthigt, enttäuscht, wol auch aus Furcht vor äußerlichen Nachtheilen zurück. So giebt es denn in den nächsten zwei Jahrzehnten wol Geschichten einzelner deutscher Turnplätze, aber keine Geschichte des deutschen Turnwesens. Wenn demungeachtet jene Jahre für dieses nicht unfruchtbar gewesen sind, so verdankt man dies lediglich der Treue Einzelner, welche nicht mit, sondern neben einander die Arbeit fortsetzten. Hier ist an erster Stelle Ernst Wilhelm Bernhard Eiselen, der Mitherausgeber von Jahn's „Deutscher Turnkunst", zu nennen, der sich die Förderung der Sache zum Lebensberuf machte. Ihm gelang es seit 1825, die Erlaubniß zum Privatunterricht im T. u. 1827 die zur Anlegung einer eigenen Turnanstalt zu Berlin zu erwirken; aus seiner Anstalt ging nicht nur eine große Zahl deutscher Fachturnlehrer hervor, auch seine literarischen Arbeiten („Das deutsche Hiebfechten", 1818, „Das deutsche Stoßfechten", 1826, „Der Wunderkreis", 1829, „Hantelübungen", 1833, 1847, „Merkbüchlein", 1838, 1844, „Anweisung für Vorturner", 1844, „Anlegung von Turnplätzen", 1844, „Abbildungen von Turnübungen", 1846), bes. seine „Turntafeln" in Fol., 1837, bildeten für die Folgezeit die alleinige od. die Hauptquelle, aus der die meisten Turnschriftsteller bis 1850 hin ihre Weisheit schöpften, so daß man wohl thut, sich an die Eiselen'schen „Turntafeln" u. an das „Lehr- u. Handbuch der deutschen Turnkunst", welches sein unmittelbarer Gehülfe W. Lübeck 1843 u. 1860 herausgegeben hat, zu halten, wenn man das, was man in späterer Zeit mit einigem Unrecht als Jahn'sches System anderen im Turnwesen nach Geltung ringenden Richtungen gegenübergestellt hat, kennen lernen will. Für die Organisation des T.s im Großen brachte die ganze Schule Eiselen's keinen Fortschritt. — Besondere Wege verfolgte gleichzeitig Johann Adolf Ludwig Werner (geb. 11. Febr. 1794 zu Vielau bei Zwickau, gest. als Professor u. pensionirter Direktor der herzoglichen gymnastischen Akademie u. Normalschule zu Dessau 17. Jan. 1866). Ziemlich wahllos verarbeitete derselbe in einer Menge zum Theil sehr umfänglicher Schriften Alles, was ihm Guts Muths, Jahn, Fechtbücher, Tanzbücher an gymnastischem Stoffe boten, wendete auch nam. der Orthopädie eine große Aufmerksamkeit zu u. erwarb sich dadurch Verdienste, deren Anerkennung er allerdings selbst dann durch die Art sie geltend zu machen beeinträchtigte. — Ungemeine Aehnlichkeit mit Werner's Leben u. Auftreten hat auch das des Schweizers Phokion Heinrich Käslin, gewöhnlich Elias genannt (geb. 1782 zu Boston, gest. 4. Nov. 1854 zu Coppet), eines andern Zeitgenossen. Plagiator wie dieser, machte er ungemein viel Geschrei von seinem System, ungemein viel Aufhebens von seinem Wirken in der Schweiz, wo man, so lange es dauerte, nichts davon wußte, in Frankreich, wo er die besser u. ehrlicher gemeinten Bestrebungen des von Guts Muths ausgegangenen spanischen Obersten Amoros zu durchkreuzen strebte, auf dessen „Nouveau manuel complet d'éducation physique, gymnastique et morale" (2 Thle., Par., zuerst 1830) noch jetzt das gesammte französische T. in Schule u. Heer beruht, in England, wo er sich auf Frankreich berief, u. wieder in Frankreich, wo England herhalten mußte, erzielte aber eben deswegen nirgends dauernde Erfolge. — Der Aufschwung, welchen das T. gegen das Ende der dreißiger u. zu Anfang der vierziger Jahre in Deutschland nahm, ist gar nicht auf die innere Entwicklung u. Fortbildung der Turnkunst zurückzuführen, sondern zunächst auf äußerlichen Anstoß. Ein Schriftchen des Medizinalraths Karl Ignaz Lorinser (s. d.) zu Oppeln, betitelt „Zum Schutz der Gesundheit in den Schulen", in welchem aus dem Vielerlei der Unterrichtsgegenstände, der Ueberzahl der Lehrstunden u. häuslichen Aufgaben bes. in den höheren Schulen ein allgemeines körperliches wie geistiges Siechthum der Schüler prophezeit wurde, redete nämlich zwar zunächst mit keiner Silbe vom T., aber man erschrak; eine große Zahl von Schulmännern, deren Gutachten eingefordert wurden, antworteten auf die der Schule gemachten Anklagen mit dem Verlangen nach Einführung von Leibesübungen. Dazu kam der unzeitige Kriegsruf des französischen Ministers Thiers nach der Rheingrenze. Man sang auf den Gassen Becker's Lied: „Sie sollen ihn nicht haben" u. verlangte abermals, sich besinnend auf den Antheil, welchen die Turnfreunde an der franzosenfeindlichen Begeisterung von 1813 gehabt hatten, nach der noch kurz zuvor übel angesehenen „Schutz- u. Schirmlehre" der deutschen Turnkunst. Der Regentenwechsel in Preußen u. die Hoffnungen, welche sich an die Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's IV. knüpften, steigerten den Muth der Forderung. Sie wurde erhört. Am 26. März 1840 schon erließ das preuß. Kultusministerium eine Verfügung, in welcher allen höheren Schulen die Einführung der Leibesübungen empfohlen wurde, u. am 26. Juni 1842 folgte eine allerhöchste Kabinetsordre, welche das T. als „nothwendigen u. unentbehrlichen Bestandtheil der gesammten männlichen Erziehung" bezeichnete. Im J. 1843 wurde durch den damaligen Minister Eichhorn der Prof. Hans Ferdinand Maßmann (s. d.), der Schüler Jahn's u. Harnisch', unter dem Schutze König Ludwig's Begründer der öffentlichen Turnanstalt zu München, zunächst auf zwei Jahre, vom 18. Juni 1843 bis 18. Juni 1845, später auf ein Jahr, bis zum 14. Juni 1846, nach Berlin berufen u. hierauf fest angestellt, um in ganz Preußen Turnanstalten zu errichten, Inspektionsreisen zu unternehmen u. die Sache zu vertreten. Die Bekanntmachung, daß unter Maßmann's Leitung eine eigene Anstalt zur Ausbildung von Lehrern der Leibesübungen begründet sei, erging am 16. Febr. 1848. Diese Wendung der Dinge rief eine ganze Reihe von Schriften turnfreundlichen Inhalts hervor, welche, zum größten Theile an die frühere Gestaltung des öffentlichen Turnwesens anknüpfend, eine Rechtfertigung derselben u. Vorschläge zu ihrer Wiederherstellung brachten. Die Namen der Verfasser hatten zum Theil einen guten Klang. Die Meinungen eines Arndt, Diesterweg, Klumpp, Trendelenburg, Wolfgang Menzel, Schreber verdienten Beachtung, aber was von diesen Männern vorgebracht wurde, trug doch fast durchweg eben nur den Charakter der Meinung. Indem sie ganz von ihren mehr od. weniger verblaßten

Nr. 5309. Guts Muths' Turnplatz in der „Hart" bei Schnepfenthal.

Jugenderinnerungen ausgingen u. es übersahen, daß die Zeit eine andere geworden u. somit auch das T. in neuen Lebensformen auftreten mußte, konnten sie zur Beseitigung der Schwierigkeiten, welche sich der beabsichtigten allgemeinern Einführung des T.s entgegenstellten, wenig od. nichts helfen. Am wenigsten begriff Maßmann selbst, worauf es ankam; er übersah es vollständig, daß sich eine schon von Harnisch u. A. vorausgesagte Scheidung des zu Jahn's Zeit noch ungesondert neben u. mit einander fortgehenden T.s der Erwachsenen u. Unerwachsenen zu vollziehen anfing, u. daß demgemäß das T. der Letzteren, als das Männerturnen in sog. Turnvereinen sich selbständig entwickelte, nothwendig mehr u. mehr ein T. an Schulen werden u. deswegen so betrieben werden müsse, daß es unmittelbar von der Schule aus beherrscht u. verwaltet werden könne. Die Hartnäckigkeit, mit der er damals weder von Turnvereinen noch vom Schulenturnen etwas wissen wollte, verwickelte ihn in höchst unerquickliche Streitigkeiten u. führte schließlich dahin, ihn u. seine Richtung vollständig lahm zu legen. Das preußische Turnwesen erfuhr damit eine um so größere Hemmung, als die Regierung sich infolge dessen nicht blos von seiner Person, sondern gleicherweise von seinen besser berathenen deutschen Gegnern abwandte.

Der vorzüglichste unter diesen war Adolf Spieß (geb. 3. Febr. 1810 zu Lauterbach im Vogelsberg, gest. 9. Mai 1858 zu Darmstadt), der sich damals bereits als durchaus origineller Turnschriftsteller einen Namen gemacht hatte, obwol seine schriftstellerische Wirksamkeit u. seine Virtuosität im praktischen Unterricht erst später zur vollen Höhe gelangten. Sein Hauptwerk: „Die Lehre der Turnkunst" (Basel, Schweighauser

1840—46), erschloß in dem ersten der vier Theile das für die Turnkunst bis dahin ganz unangebaute Gebiet der Freiübungen, d. h. derjenigen Uebungen, welche der Mensch ohne äußere Hülfsmittel vermöge der Gelenkigkeit seiner Glieder auf einer ebenen Fläche, wie sie der glatte u. platte Erdboden darbietet, vornehmen kann. In den beiden mittleren Theilen gab er eine systematische u. schematische Zusammenstellung der Uebungen an Geräthen im Hangen u. im Stemmen, im letzten Theile behandelte er die gemeinschaftlichen Uebungen Mehrerer u. gab insbesondere Grundzüge der Ordnungsübungen, d. h. derjenigen Uebung, welche sich auf das Formen, Bewahren u. Umgestalten einer in irgend einer Ordnung aufgestellten u. bewegten Mehrzahl von Turnern bezieht; gab also den Elementen sowol der Kriegskunst als der Tanzkunst eine für den Turnunterricht verwendbare Form. Der Zweck, welchen er durch sein ganzes Leben hindurch mit seltener Strenge verfolgte, war, das T. zu einer Unterrichtssache der Schule zu machen, u. er hat ihn, obgleich er früh starb u. Vieles unfertig hinterließ, theoretisch in einem solchen Maße erreicht, daß die Nachfolger wol Einzelnes an seinem Plane gebessert, vervollständigt, ausgeführt haben, im Ganzen aber doch nur innerhalb der Bahnen fortgegangen sind, welche Spieß eingeschlagen hat. (Seine kleineren Schriften hat J. C. Lion gesammelt u. mit Beiträgen zu seiner Lebensgeschichte [Hof 1871] herausgegeben.) Für den Betrieb des T.s in Schulen aber ist sein „Turnbuch für Schulen" (2 Thle., Basel 1847—51) das Grund- u. Musterbuch geblieben. Ebenso beherrscht die darin entwickelte analytisch-synthetische Methode der Unterweisung, durch welche erzieherisch gebildete Lehrer nicht mehr blos vorturnend, sondern dem Verständniß des zur Ueberlegung angeregten Schülers lehrend näher treten u. das Individuum in u. mit der Gesammtheit der Schulklasse, welcher es sonst angehört, ausbilden sollen, die Mehrheit der bestehenden Turnplätze, so in wie außerhalb Deutschlands, wenn sie auch nicht allenthalben zur reinen u. gleich scharf ausgeprägten Durchführung gelangt. So wurde sie u. A. von dem wackeren Schweizer Rudolf Obermann (geb. 3. Juli 1812 zu Zürich, gest. 9. Juni 1869 zu Turin) nach Italien getragen u. dort eingebürgert. Und selbst innerhalb der Männerturnvereine hat sie mehr u. mehr Terrain gewonnen. — Diese spielten bereits in der Zeit, als die Entwicklung des Systems u. der Methode der deutschen Turnkunst durch Spieß einen vorläufigen Abschluß erhielt, eine große Rolle. Eine von zwei Centren, der unteren Maingegend u. dem sächs. Voigtlande (Männerturnverein zu Frankfurt 1833 u. Plauen 1834), selbständig ausgegangene Bewegung auf Errichtung von Turnanstalten, welche zunächst zwar auch noch der schulpflichtigen Jugend, bald aber mehr u. vorzugsweise der jungen Mannschaft geöffnet werden sollten, hatte im Zusammenhang mit einem wachsenden, auf Ausbreitung des Konstitutionalismus gerichteten politischen Leben nam. in den deutschen Kleinstaaten Boden gefaßt; die anfänglich vereinzelten Vereine hatten nach Vereinigung gestrebt u. Gelegenheit dazu in Turnfesten u. sog. Turntagen gesucht. Die Turner aus Frankfurt, Mainz u. Hanau hatten sich am 5. Sept. 1841 in Frankfurt, die aus Württemberg 1844 in Gmünd, die aus Rheinland u. Westfalen 9./10. Okt. 1847 bei größeren gemeinsamen Festen, 54 Vereine aus Sachsen am 31. Okt. 1846 in berathender Versammlung in Dresden begrüßt, u. wie seiner Zeit burschenschaftlich gesinnte Studenten die Verbreiter des Jahn'schen T.s gewesen waren, so trugen jetzt vorwaltend junge Handwerker die Kunst von Ort zu Ort, wobei zugleich vielfach theils eine Mischung, theils ein Kampf der Lehrmeinungen des neuen Liberalismus mit den Idealen der Jahn'schen Zeit eintrat. Der Gegensatz der gemäßigten u. radikalen Elemente führte sodann naturgemäß in den Jahren 1848—50 zu heftigen Kämpfen innerhalb der einzelnen Vereine u. in den entstehenden größeren Verbänden u. ließ dieselben, insbesondere den größten, den allgemeinen deutschen Turnerbund, welcher zu Hanau am 2. April 1848 geplant, am 2. Juli gegründet wurde, aber schon am 26. Aug. 1849 zu Eisenach einen demokratischen Turnerbund aussonderte u. am 31. März 1850 ebenda seinen letzten Turntag abhielt, zu keiner erheblichen Wirksamkeit gelangen. Wol gab dann die lebhafte Betheiligung der Hanauer u. der Dresdener Turner an den revolutionären Bewegungen der Zeit den Regierungen vielfach Anlaß zur direkten Auflösung u. Beschränkung nicht blos der unmittelbar betheiligten, sondern auch gutgesinnter Vereine, aber in viel höherem Grade litten sie, nam. die kleineren, unter der Flauheit der allgemeinen Stimmung. Wenn im Jahre 1849 etwa 300 Turnvereine bestanden, so haben sich von diesen kaum 100 in das Jahr 1859 erhalten. Daß auch das Schulturnen von dieser zehnjährigen Schwächung des Vereinsturnwesens seinen Theil abbekam u. wenigstens äußerlich so gut wie gar nicht gefördert wurde, ist bei dem Zusammenhange, welcher zwischen Volksleben überhaupt u. Schulleben besteht, gar nicht zu verwundern. Der italienische Krieg Oesterreichs mit Frankreich, die damit nam. in Süddeutschland verbundene Aufregung u. das Erschrecken über seinen für Oesterreichs Waffen unglücklichen Ausgang mußte erst den Volksgeist aus seinem Schlummer wecken u. zugleich den mißwollenden Regierungen etwas Geneigtheit zuführen, auf seine Forderungen einzugehen, um zunächst in das Turnvereinswesen u. weiter dann auch in das Schulturnen neuen Schwung zu bringen. Wie die Zahl der Turnvereine schnell wuchs, später langsamer wieder abnahm u. dann wieder sich mehrte, ersieht man am besten aus der nachstehenden Tabelle:

| Es bestanden am | Turnvereine überhaupt | Davon Gründungen aus dem Jahre 1860 | 1861 | 1862 | 1863 | 1864 | 1865—69. |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 1. Juli 1862 | 1284 | 253 | 474 | 323 | | | |
| 1. Nov. 1864 | 1934 | 247 | 453 | 520 | 336 | 151 | |
| 1. Aug. 1869 | 1546 | 177 | 311 | 309 | 179 | 122 | 212 |
| 1. Nov. 1876 | 1647 | — | — | — | — | — | — |

Wiederum sind es Turnfeste u. Turntage, von jetzt an allgemeine deutsche, an welchen die Wendepunkte der Turnvereinsgeschichte am leichtesten festgehalten werden. Bei Gelegenheit des ersten (Koburg 16./19. Juni 1860) u. mehr noch bei dem zweiten (Berlin am 10./12. Aug. 1861), als Jubelfest der Gründung des Jahn'schen Turnplatzes in der Hasenhaide abgehaltenen, einigten sich die Turnvereine zur Wahl eines ständigen Ausschusses, an dessen Spitze 13 Jahre hindurch die zuerst ernannten fünf Männer als „engerer Ausschuß" verblieben, Th. Georgii-Eßlingen (geb. 9. Jan. 1826), Ed. Angerstein-Berlin (geb. 1. Sept. 1830), Ferd. Goetz-Lindenau (geb. 24. Mai 1826), K. Friedländer-Elbing (Leipzig, Hamburg, geb. 8. Dez. 1831), J. C. Lion-Bremerhaven (Leipzig, geb. 13. März 1829), sämmtlich Leute, welche als Jünglinge in den Jahren 1848 ff. aus den Geschicken der Turnvereine gelernt hatten u. es verstanden, sie vor Rückfall in die Verirrungen dieser Jahre zu bewahren. Die Anfangs losere Verbindung der Vereine festigte sich nam. bei dem glänzenden dritten deutschen Turnfeste (Leipzig 2./5. Aug. 1863), mit welchem eine Gedenkfeier an die Leipziger Völkerschlacht verbunden wurde, u. in formeller Beziehung auf einem ohne Festlichkeit einberufenen Turntage (Weimar 20./21. Juli 1868), insofern sich die Turnvereine hier mit einem bestimmten Grundgesetz als „Deutsche Turnerschaft" konstituirten. Das nächste vierte Turnfest führte diese (am 3./6. Aug. 1872) in Bonn u. der nächste selbständige Turntag (am 25./26. Juli 1875) in Dresden zusammen.

Eine ähnliche, wenn auch geringere Bedeutung, als diese Turnfeste u. Turntage, haben die zuweilen mit ihnen verbundenen, zuweilen selbstständigen Versammlungen der deutschen Turnlehrer (Berlin 9./11. Aug. 1861; Gera 10./12. Juni 1862; Dresden 30. Juli bis 1. Aug. 1863; Stuttgart 1./3. Aug. 1867; Görlitz 16./17. Juli 1869; Darmstadt 30. Juli bis 1. Aug. 1872; Salzburg 31. Juli bis 2. Aug. 1874; Braunschweig 27./30. Juli 1876) gehabt. Die Art der turnerschaftlichen Organisation in Kreise, Gaue ꝛc. trägt eine ziemliche Bürgschaft der Dauer in sich u. ist vielfach für ähnliche genossenschaftliche Vereinigungen vorbildlich gewesen. Man erkennt sie am besten aus den drei 1863, 1865, 1871 hergestellten statistischen Jahrbüchern der Vereine (Leipzig, Herausgeber: Hirth, Böhme, Goetz), welche auch zur Spezialgeschichte ausführliche Nachweisungen enthalten. Nachrichten über die Zustände des Schulturnens finden sich zusammengestellt in dem größern Werke: „Statistik des Schulturnens in Deutschland" (Lpz. 1873) von J. C. Lion, welches einen vollständigen Durchschnitt durch die schulturnerischen Zustände darstellt, wie sie in Deutschland bis zur Gründung u. bei der Gründung des neuen Deutschen Reiches bestanden. Es ist unverkennbar, daß fast bis zu diesem Zeitpunkte auch in der Förderung des Schulturnens den Turnvereinen noch der Löwenantheil gebührt. — Eine bes. eigenthümliche Episode in dieser Geschichte voll eigener Arbeit u. Anregung nach außen bildet der Kampf der preußischen u. nam. der Berliner Turnvereine gegen das sog. schwedische T. Es ist oben berichtet, wie durch die Einseitigkeit Maßmann's der Versuch, von Berlin aus das preuß. Turnwesen im Anschluß an die Schule dauernd zu gestalten, scheiterte. Die preuß. Regierung gerieth dadurch auf einen seltsamen Abweg. Sie lehnte sich, da ihr das Inländische verleidet war, an etwas Ausländisches an. Um jene Zeit hatte nämlich die von dem Schweden Peter Heinrich Ling (geb. 15. Nov. 1776 bei Wexiö, gest. 3. Mai 1839 zu Annalund) ausgebildete Gymnastik zuerst mehr von sich reden gemacht, da Maßmann 1847 dessen Schriften über Leibesübungen einschließlich des von ihm unvollendet hinterlassenen Hauptwerks „Allgemeine Begründung der Gymnastik" übersetzt (Magdeburg, Heinrichshofen) u. u. A. der bekannte Prof. Eberhardt Richter in einem Schriftchen: „Die schwedische nationale u. medizinische Gymnastik" (Dresd. 1845) mit großer Wärme davon geredet hatte. Der preuß. Kriegsminister v. Boyen hatte in den Jahren 1845 u. 46 einige Offiziere zu verschiedenartiger Instruktion nach Schweden hinübergesendet, u. Einer derselben, damals Artilleriepremierlentnant, Hugo Rothstein (geb. 28. Aug. 1810 zu Erfurt, gest. ebd. 1865), der sich schon vorher für das schwedische T. interessirt hatte, war als fanatischer Freund desselben zurückgekehrt. Er hatte es

sich zur Lebensaufgabe gemacht, dem sog. Systeme Ling's, welches, indem es die hauptsächlichsten Anwendungsgebiete des T.s mit den Zweigen desselben verwechselt, die eine Turnkunst in vier Gymnastiken, eine pädagogische, medizinische, militarische u. ästhetische, zerreißt, in Deutschland zur literarischen u. praktischen Herrschaft zu verhelfen. Seine Hauptarbeit, „Die Gymnastik nach dem Systeme des schwed. Gymnasiarchen P. H. Ling" (Berl., Kaiser), erschien in fünf Theilen von 1847—59. Sowol in diesem weitschweifigen Buche als auch bei anderem Anlaß hatte Rothstein sich herzhaft bemüht, auf der einen Seite das deutsche T. zu verunglimpfen, auf der andern Seite in einer angeblichen Fortentwicklung des Ling'schen Systems eine besondere preußische Staatsturnmethode herauszubilden, während außer einer Anzahl von ärztlichen Charlatanen kein Mensch viel von diesem Rothstein'schen Wesen wissen wollte. Trotzdem erhielt er die Stellung an der Spitze der nach Maßmann's Beseitigung im J. 1851 (18. Aug. bis 1. Okt.) neu organisirten, dem Kriegs- u. dem Kultusministerium gemeinsam unterstellten Centralturnanstalt zu Berlin, u. von hier aus ward es ihm möglich, die Entwicklung des preuß. Schulturnens auf lange Zeit hinaus lahm zu legen. Erst im J. 1861 nahmen sich die Turnvereine, nam. Berlins, der Sache an, erließen eine Denkschrift über die Angelegenheit, veranlaßten Petitionen an das Abgeordnetenhaus 2c.; dadurch wurde aus dem seither mehr auf literarischem Gebiete od. heimlich geführten Streite eine förmliche öffentliche Staatsfrage für Ministerien, deren pädagogischer Glaube auf dem Grund der Regulative stand. Der Kampf zog sich so lange fort, bis Rothstein, anstatt sich weiter in allgemeinen Anschuldigungen zu bewegen, darauf verfiel, einem harmlosen Geräthe deutscher Turnplätze, dem Barren, auf Grund eines vom Hausarzt der Centralturnanstalt, Dr. Abel, verfaßten ärztlichen Gutachtens die entsetzlichsten Dinge nachzusagen, u. nunmehr die durch seine dilettantischen Eingriffe in ihr Gebiet längst schwer verletzte Wissenschaft der Medizin in der Person des Physiologen Dubois Reymond, eines alten Turners aus Eiselen's Schule, an diesem Gutachten u. an Rothstein's Vertheidigungsschrift desselben die vernichtendste Kritik übte, eine Kritik, welche R. Virchow im Abgeordnetenhause fortsetzte u. welcher zuletzt die von der Regierung angerufene wissenschaftliche Deputation für das Medizinalwesen, die höchste ärztliche Behörde des preuß. Staates, beipflichtete. Rothstein verschwand vom Schauplatze, der Prozeß hatte mit einer Niederlage der Regierung geendigt. Zwar blieb der unter Rothstein's Einfluß im J. 1862 redigirte Leitfaden für den Turnunterricht in den preuß. Volksschulen in Geltung u. erfloß als neuer Leitfaden 1868 zum zweiten Male, zwar wurde die an sich unnatürliche Verbindung zweier Abtheilungen, von denen die eine den Zwecken der Armee, die andere denen der Schulen dienen sollte, in der Centralturnanstalt nicht vor dem Herbste 1877 gelöst, doch gelangte auch die Civilabtheilung unter ihren Lehrern C. Euler u. G. Eckler schon früher zu einer verständigeren u. mehr u. mehr selbständigen Wirksamkeit, während andererseits die militärische Abtheilung, unter der Leitung des Hauptmanns Stocken (jetzt Oberst v. Stocken) u. nach ihm v. Waldow (jetzt Major v. Dresky), die Pedanterie Rothstein's allmählich abstreifend, die Grundzüge einer im ganzen deutschen Heere durchführbaren u. dessen Zwecken entsprechenden Betriebsweise des T.s herausarbeitete. Man findet diese Grundzüge in der „Instruktion für den Betrieb der Gymnastik bei den Truppen zu Pferde" (Berl. 1869), den „Vorschriften über das T. der Infanterie" vom 6. April 1876 (Berl. 1876) u. den gleichzeitigen „Vorschriften über das Bajonettfechten der Infanterie" in ihrer neuesten gesetzlich sanktionirten Form zusammengestellt. — Die militärische Abtheilung der Centralturnanstalt hat ihren Namen behalten, die bürgerliche nach ihrer Scheidung von jener den in anderen deutschen Staaten für die ähnlichen, nach dem Vorgange Preußens geschaffenen Institute beliebten Namen Turnlehrerbildungsanstalt bekommen. Solche vollständig organisirte Anstalten bestehen in Dresden seit dem 23. Okt. 1850, in Stuttgart seit dem 10. Juni 1862, in Karlsruhe seit dem 26. Nov. 1869, in München seit 1. Okt. 1872; an anderen Orten verfolgt man den Zweck der Turnlehrerausbildung in einzelnen von Zeit zu Zeit abgehaltenen Kursen, od. man begnügt sich mit derjenigen Unterweisung, welche die Lehrer an den allgemeinen Bildungsanstalten erhalten, u. mit den Ergebnissen des Selbststudiums. Die Richtung, welche die genannten Staatsturnschulen einhalten, erkennt man aus den bezüglichen Schriften ihrer Dirigenten: M. Kloß, „Anleitung zur Ertheilung des Turnunterrichts zunächst für die Elementarvolksschulen des Königreichs Sachsen" (2. Aufl., Dresd. 1873); O. H. Jäger, „Turnschule für die deutsche Jugend, als Anweisung für die Turnlehrer in Württemberg" (Lpz. 1864) u. „Neue Turnschule" (Stuttg. 1876); A. Maul, „Anleitung für den Turnunterricht in Knabenschulen", I. Thl.: Das Lehrverfahren, II. Thl.: Die Ordnungs-, Frei- u. Stabübungen (2. Aufl., Karlsruhe 1878); G. H. Weber, „Grundzüge des Turnunterrichts für Knaben und Mädchen in Volks- und Mittelschulen", Thl. I. Methodik. Thl. II. Unterrichtspläne. Thl. III. Geschichte des Schulturnens in Bayern (Münch. 1877—78). Sie weichen nicht so sehr von einander ab, daß man sie nicht neben einander gebrauchen könnte. Im Uebrigen aber dürften folgende Schriften aus der reichhaltigen Turnliteratur unbeschadet des Werthes anderer eine besondere Empfehlung verdienen. a) Für Einrichtung von Turnanstalten (Turnhallen u. Turnplätzen): W. Angerstein, „Anleitung zur Einrichtung von Turnanstalten" (Berl. 1863); J. C. Lion, „7 Tafeln Werkzeichnungen von Turngeräthen" (Lpz. 1865); H. O. Kluge, „Turngeräthe u. Turneinrichtungen" (Berl. 1872). b) Für Begründung, Theorie u. Geschichte des T.s: F. A. Lange, „Die Leibesübungen" (Gotha 1863); E. Angerstein, „Theoretisches Handbuch für Turner" (Halle 1870); G. Hirth, „Das gesammte Turnwesen, ein Lesebuch für deutsche Turner" (Lpz. 1865); C. Euler, „Der Unterricht im T.", in Bd. III, Abth. II des Diesterweg'schen Wegweisers (5. Aufl., Essen 1877). c) Für die Uebungslehre im Allgemeinen u. einzelne Turnarten: A. Ravenstein, „Volksturnbuch" (3. Aufl. 1876); J. C. Lion, „Leitfaden für den Betrieb der Ordnungs- u. Freiübungen" (5. Aufl., Lpz. 1875); J. C. Lion, „Die Turnübungen des gemischten Sprunges" (2. Aufl., Lpz. 1875); K. Waßmannsdorff, „Die Ordnungsübungen" (Frankf. a. M. 1868); A. Lang, „Turntafeln. Illustrationen 2c." (Hof 1878); W. Buley, „Liederreigen" (Wien 1877). d) Für das Schulturnen insbesondere: J. Niggeler, „Turnschule für Knaben u. Mädchen" (2 Thle., 7. u. 5. Aufl., Zür. 1878 u. 77); F. Marx, „Leitfaden für den Turnunterricht in Volksschulen" (3. Aufl., Bensh. 1878); J. C. Lion, „Bemerkungen über Turnunterricht in Knabenschulen u. Mädchenschulen" (3. Aufl., Lpz. 1877); C. F. Hausmann, „Das T. in der Volksschule 2c." (3. Aufl., Weim. 1877); O. Schettler, „Turnschule für Mädchen" (2 Thle., 2. Aufl., Plauen i. V. 1875) u. „Turnschule für Knaben" (2 Thle., ebd.); C. Kapell, „Handbuch für Vorturner" (3. Aufl., Stade 1873); H. Bohm, „Das Geräthturnen" (Wien 1877); L. Puritz, „Merkbüchlein für Vorturner" (4. Aufl., Hann. 1877). e) Für Zimmerturnen: M. Kloß, „Hantelbüchlein für Zimmerturner" (Lpz. 1876) u. „Weibliche Hausgymnastik" (Lpz. 1873); L. Seeger, „Diätetische u. ärztliche Zimmergymnastik" (Wien 1878). f) Außerdem die periodischen Schriften: E. Strauch, „Deutsche Turnzeitung" (Lpz., seit 1856); M. Kloß, „Neue Jahrbücher für die Turnkunst" (Dresden, seit 1855); J. Niggeler, „Schweizerische Turnzeitung" (Bern, seit 1858). Wenn im Vorhergehenden das deutsche T. hauptsächlich als eine geschichtliche Erscheinung dargestellt ist, so bieten die genannten Schriften dem Suchenden vollauf die Mittel, sich über seine Bedeutung als Wissenschaft von den zur Leibesübung dienlichen Bewegungsformen u. den Bewegungsmitteln, wie als Kunst in der Darstellung jener Formen u. Handhabung jener Mittel zu belehren.

**Turner**, Joseph Mallord William, einer der bedeutendsten, aber auch extravagantesten engl. Landschaftsmaler, geb. zu London 23. April 1775; wurde durch den Maler Wilson ausgebildet u. trat 1789 als Student in die königliche Kunstakademie, die ihn bereits 10 Jahre später zu ihrem Mitglied wählte. In der Landschaft im weitesten Sinne des Wortes schlug er Anfangs die ideale Richtung Claude Lorrain's ein u. schuf in diesem Stile eine Anzahl von Werken von großartiger Komposition, herrlicher Perspektive, Klarheit u. Durchsichtigkeit der Beleuchtung u. Wärme des Kolorits, so daß er, zumal da er auch in der Aquarellmalerei sich hervorthat, auf seine künstlerischen Zeitgenossen einen großen Einfluß übte. Doch gerieth er allmählich, vom Haschen nach Effekt verleitet, auf künstlerische Abwege, wurde in der Zeichnung flüchtig, unwahr in der Farbe, im Inhalt gedankenarm. Nachdem er 1802 zum ersten Male den Kontinent bereist hatte, begann 1807 die Veröffentlichung seines „Liber studiorum", eines Skizzenbuches nach Art des von Claude Lorrain herausgegebenen „Liber veritatis". Andere Reisen in Frankreich, der Schweiz u. Italien unternahm er 1819, 1829 u. 1840. An der Londoner Akademie hielt T. sehr geschätzte Vorträge über Perspektive. Er starb 19. Dez. 1851 als reicher Misanthrop in Chelsea u. vermachte seine sämmtlichen Gemälde u. Skizzen der Nationalgalerie, wo 105 seiner Oelgemälde (Turner-Gallery) in zwei Sälen vereinigt sind, während die Originalskizzen zum „Liber studiorum" u. die Aquarelle sich im Kensington-Museum befinden. Unter seinen bedeutendsten Bildern, die zum Theil mehr der Historie als der Landschaft angehören, sind zu nennen: „Die Landung Wilhelm's III. von Oranien in England", „Die Gründung Karthago's", „Hannibal's Zug über die Alpen", „Der Tod Nelson's", „Die Zerstörung von Sodom", „Odysseus u. Polyphem", „Der Canal grande in Venedig" 2c. — Vgl. Thornbury, „Turner's life and correspondance" (Lond. 1877); James Dafforne, „The works of J. M. W. Turner" (Lond. 1878).

**Turnhout** (spr. Türnhaut), Stadt mit 15,480 E. (1874) in der belg. Provinz Antwerpen, liegt im NO. des Landes, in der sog. Campine, u. ist durch Zweigbahn mit der Bahn Mecheln Antwerpen in Verbindung gebracht. Es hat ein altes, 1371 von Maria v. Geldern erbautes Schloß, jetzt Justizpalast, ein Gymnasium, großartige Fabrikation von Phantasiepapier, starke Bleicherei, Färberei u. Gerberei u. lebhafte Industrie in Baumwolle u. Leinen. — T. war ehemals eine freie Herrschaft, kam dann an den Prinzen von Nassau u. infolge des Westfälischen Friedens an die Wittwe des Statthalters Friedrich Heinrich; 1708 fiel es dem Könige von Preußen anheim, wurde aber 1753 der österr. Kaiserin Maria Theresia zurückgegeben, 1794 Frankreich einverleibt u. schließlich belgisch. Am 22. Jan. 1597 siegten hier die Niederländer unter Moritz von Nassau über die Spanier unter Varas, u. 27. Okt. 1789 die brabantischen Patrioten unter Vandermersch über die Oesterreicher.

**Turnier.** Man hat den Ursprung der T.e (lat. torneamenta, hastitudia, ludi Trojani) od. jener Scheintreffen, in welchen der europ. Adel des Mittelalters seine Geschicklichkeit in den Waffen zeigte u. sich dadurch zu wirklichen Treffen vorbereitete, von den Trojanischen Spielen abgeleitet, welche Aeneas seinem verstorbenen Vater Anchises zu Ehren in Sizilien anstellte (Vergil, „Aeneide", V. 545 ff.), oder von einer ähnlichen Gewohnheit der lakedämonischen Ritter (Cornelius Nepos, „Agesilaus", Kap. 3), allein diese Ansicht läßt sich eben so wenig beweisen wie die Sage, daß die ersten T.e in England von dem fabelhaften König Artus für seine Tafelrunde (im 6. Jahrh.) eingerichtet worden seien. Auch der franz. Ritter Gottfried v. Previlly († 1066), den man für den Stifter dieses Instituts gehalten hat, ist es nicht gewesen, sondern die Ehre der Erfindung dieser Kriegsspiele gebührt den Deutschen. Schon der Geschichtschreiber Procopius („Bell. Goth.", III.), der um 560 schrieb, erwähnt dergl. bei den Franken gewöhnliche Ritterspiele, u. Nithardus („De dissens. filior. Ludovici Pii", III zu Ende) beschreibt solche um 870 zu Straßburg u. Worms abgehaltene ritterliche Lustbarkeiten. Daher kann auch Kaiser Heinrich I. od. der Finkler, der das erste T. im J. 930 bei der Vermählung seines Sohnes Otto, das zweite aber im J. 936 nach dem Siege über die Hunnen zu Magdeburg abgehalten haben soll, nicht der eigentliche Erfinder, sondern nur der Verbesserer dieser Ritterspiele genannt werden. G. Rüxner theilt in seinem „Turnierbuche" von 1530 schon die angebliche Turnierordnung Heinrich's mit, allein jedenfalls nur nach Tradition, nicht nach schriftlichen Quellen, wie denn auch das Wort T. (vom kelt. dorna, d. h. kämpfen, od. dem althochdeutschen turnen, d. h. wenden, drehen) erst im 12. Jahrh. aufkam (Otto von Freising, „De rebus gestis Frider. I.", II. 8). Noch werden als berühmte T.e das 948 zu Kostnitz am Bodensee abgehaltene (dritte), das zu Merseburg 966 (vierte), das zu Braunschweig 996 (fünfte) u. das zu Göttingen 1119 (neunte) in der deutschen Geschichte erwähnt.

Die Te. wurden gewöhnlich bei feierlichen Reichs- u. Hoflagern, bei Vermählungen von Fürsten, bei Besuchen derselben, bei Belehnungen, bei wichtigen Ritterschlägen 2c. angestellt, u. nicht blos Ritter u. Edle betheiligten sich bei ihnen, sondern außer dem höchsten Adel Fürsten u. Könige, wie wir dies z. B. von den Kaisern Karl IV. u. Maximilian I. wissen. Diese T.e gaben nun nicht blos Gelegenheit zu fortwährenden Kriegsübungen des jungen Adels sowie zur Ausbildung der Waffenschmiedekunst, sondern nam. förderten sie die Heraldik. Der im T. auftreten wollende Ritter mußte nämlich zum Beweis der Turnierfähigkeit seiner Familie den von seinen Ahnen, die auch bereits T.e besucht hatten, geerbten Helm nebst den Helmzierrathen u. Kleinodien bei der Wappenschau aufstellen; außerdem bezeichnete er, um sich von anderen Rittern zu unterscheiden, seinen Schild mit gewissen Figuren, welche sich aber von den auf dem Helme aufgesteckten, aus Metall gefertigten Zeichen unterschieden. Die Zeichen auf dem Schilde führte bald darauf eine ganze Familie gemeinschaftlich, während die auf dem Helme die verschiedenen Linien bezeichneten. Diese Anfangs willkürlichen Zeichen wurden nach u. nach für eine Familie ausschließend üblich u. dienten dann als Beweis für den ältesten Adel. Konnte ein Ritter seine Turnierfähigkeit nicht durch Schild u. Helm beweisen, so mußte er dies durch Zeugen od. Briefe thun. Deshalb ließ sich nach dem T. Jeder, welcher turniert hatte, einschreiben u. erhielt einen sog. Turnierbrief, der dann bewies, daß er turnierfähig sei. Ein solches Turnierregister von Zurich datirt schon vom J. 1122 (s. „Deutscher Reichsanzeiger" von 1795 Nr. 268). Weil nun aber viele Ritter bei diesen T.en ums Leben kamen, verbot sie Papst Innocenz II. im J. 1139, was allerdings Papst Johann XXII. später widerrief, allein jenes Verbot ward auch überhaupt so wenig geachtet, daß sich die Ritterschaften einer größern od. kleinern Provinz od. eines Landes zu besonderen Turniergesellschaften verbanden, die unter ihrem Hauptmann od. Landesturniervogt, der sein Amt vom Kaiser zu Lehn trug, bei den T.en gegen andere Gesellschaften kämpften. In Deutschland gab es vier solcher Gesellschaften, deren jede ihren eigenen Namen nach dem Zeichen, welches sie in ihrer Fahne führte, hatte; die Mitglieder derselben hießen die Ritterschaft der Vierlande u. standen unter einem sog. Fürsten od. obersten Landesturniervogt, der wieder vier Unterturniervögte hatte, die nach Beendigung eines jeden T.s allemal wieder neu gewählt wurden. Diese Gesellschaften bestanden aus den rheinischen, fränkischen, schwäbischen u. bayerischen Rittern u. Edlen u. sollen zuerst auf dem Nürnberger T. von 1190 erschienen sein, wo die sächsischen Ritter wegen des Streites ihrer Fürsten mit dem schwäb. Kaiserhause fehlten. Etwas später kamen die sog. 12 Turnierartikel auf, welche bestimmten, wer nach seinem Stande, seiner Abkunft, seiner Lebensart u. Aufführung am T. Theil nehmen durfte: dies durfte aber nur der, welcher ein freier Mann mit vier ebenbürtigen Ahnen war. Jedoch ist diese Ahnenprobe nicht älter als das Aufkommen des neuen od. Briefadels unter Friedrich II., der bekanntlich den ersten Adelsbrief gab (s. Goldast's „Reichssatzungen", Bd. III, S. 398). Jenen alten Turnierartikeln folgten die Turnierordnungen von Heidelberg, Würzburg, Mainz (1481) u. Heilbronn (1484), sowie die der Ritterschaft der Vierlande (s. Rüxner, „Turnierbuch", S. X ff.). Zwar ward nicht schon 1487, wie man behauptet hat, das letzte eigentliche T. Deutschlands in Worms abgehalten, allein weil in den Turnierartikeln ausdrücklich stand, daß Niemand zugelassen werden solle, der Neuerungen in der Religion anfange, vermied man seit dem Beginn der Reformation (1519) absichtlich die Abhaltung derselben, um nicht protestantische Ritter zurückweisen zu müssen, u. außerdem verlor auch durch das Häufigerwerden der Schußwaffen die persönliche Tapferkeit ihr Ansehen. Die noch so genannten T.e, z. B. das 1577 bei der fürstl. württemb. Hochzeit abgehaltene, das Kübelstechen (welches nur von Knechten ausgefochten ward) des Herzogs Wilhelm von Bayern im J. 1568, das T. zu Baden von 1644, das T. zu Dresden von 1719, das zu Stockholm von 1777 u. das von Herzog Georg von Meiningen u. von dem Fürsten Ludwig Friedrich von Schwarzburg-Rudolstadt zu Rudolstadt im J. 1793 veranstaltete T. waren Carrousels, keine T.e im älteren Sinne. Nach Frankreich kamen die T.e aus Deutschland, denn Gottfried v. Previlly übertrug angeblich auf Befehl König Philipp's I. die Turniergesetze Kaiser Heinrich's I. ins Französische, u. der durch seine Galanterie bekannte König von Sizilien u. Jerusalem, René d'Anjou († 1480 zu Aix), der selbst ein berühmtes T. bei Saumur abhielt, verbesserte sie insoweit, als er diese Kriegsspiele lediglich zu Ehren der Damen abgehalten wissen wollte. Die Tödtung König Heinrich's III. durch Montmorency in dem 1559 zu Paris abgehaltenen T.e u. der Tod des Prinzen Heinrich von Bourbon bei einem andern zu Orleans 1560 machten in Frankreich, wo bald darauf die Bürgerkriege zu wüthen anfingen, allen derartigen Kriegsspielen ein Ende u. die Carrousels traten an die Stelle derselben. Die berühmtesten T.e waren dort das zu Boulogne 1309 u. das zu Lyon im J. 1503 abgehaltene gewesen. Nach England kamen die T.e unter König Stephan im 12. Jahrh. aus Frankreich, Heinrich II. verbot sie aber wieder, bis Richard Löwenherz sie nicht blos wieder herstellte, sondern auch neue Turniergesetze erfand, sie aber auch zu einer Einnahmequelle für sich benutzte. Nach Italien kam diese Sitte in der Mitte des 12. Jahrh. aus Deutschland, u. die zu Faenza u. Bologna abgehaltenen T.e scheinen vielen Anklang gefunden zu haben, doch hörten sie zu Anfang des 16. Jahrh. auch wieder auf. Das im J. 1376 unter Kaiser Andronicus d. J. bei Gelegenheit seiner Vermählung mit der Tochter des Herzogs Amadeus von Savoyen abgehaltene T. kommt jedoch nicht auf Rechnung der Griechen, sondern der franz. u. savoyischen Edelleute, welche die Prinzessin begleiteten. Das Hauptwerk über die bei den T.n, welche in solche, die zur Lust (Schimpfturniere), u. in solche, die zum Ernst (od. wo man auf Tod u. Leben kämpfte) gehalten wurden, eingetheilt werden, geübten Ceremonien ist des deutschen Reichsheroldes Georg Rüxner's „Turnierbuch" (Simmern 1530 u. öfter); vgl. auch J. Chr. Ludwig, „Historische Untersuchung der ehemaligen Kampf-, Renn- u. Ritterspiele" (Nordh. 1750); Fr. Modii „Pandectae triumphales" (Frankf. 1586) u. Reibisch, „Deutscher Rittersaal" (S. 20 ff.).

**Turnips** (engl.), eigentlich die weiße Rübe, fälschlich auch die rothe Runkel- od. Futterrübe (s. „Beta").

**Turnus** (mittellat.), Kreislauf, Reihenfolge, Ordnung od. Reihe.

**Turpin,** welcher als Erzbischof von Rheims um 800 starb, wurde im Zeitalter der Kreuzzüge als Verfasser einer lat. Chronik bezeichnet, die zum großen Theil aus älteren, ursprünglich deutschen, kärlingischen Sagen u. Dichtungen zusammengesetzt ist. Von Calixtus II., der vielleicht zum Theil ihr Verfasser war, wurde sie 1122 für authentisch erklärt u. verdrängte seitdem die wahrheitsgetreue Erzählung Einhard's in allen Darstellungen Karl's des Großen, sowol den deutschen als romanischen. Calixtus, dessen Bruder Raymund durch seine Gemahlin Urraca, die Tochter Alfon's VI., Herr des span. Galiciens geworden

war, beabsichtigte sowol die Kirche von San Jago di Compostella zu erheben als auch Karl d. Gr. als ersten Kreuzfahrer darzustellen. Der erste Theil der Chronik beschreibt die Erfolge des Kaisers gegen die Sarazenen in Nordspanien u. seine Errichtung eines apostolischen Sitzes in jener Stadt, dann folgt die Erzählung der Ronceval-schlacht, u. am Schlusse fördert San Jago den Kaiser zu den ewigen Freuden. In den meisten Handschriften des T. findet sich auch noch die Abhandlung jenes Papstes über die Wunder San Jago's. Die besten Ausgaben des T. sind von Ciampi (Florenz 1822) u. in Reiffenberg's Ausgabe der „Chronique de Phil. Mousques" (Brüssel 1836 f.); eine deutsche Uebersetzung von Hufnagel im „Rheinischen Taschenbuch" von 1822. – Vgl. G. Paris, „De Pseudo-Turpino" (Par. 1865); Derselbe, „Histoire poétique de Charlemagne" (Par. 1865); L. Gautier, „Les épopées françaises" (3 Bde., Par. 1865 ff.); F. A. Schmidt, „Ueber die ital. Heldengedichte" (Berl. u. Lpz. 1820).

**Túrócz,** auch Thurocz, ungar. Komitat, liegt im nordöstl. Ungarn, 20,89 □M. mit 45,346 Seelen Civilbevölkerung (1869), wird begrenzt von den Komitaten Bars, Neutra, Trentschin, Arva, Liptau u. Sohl u. ist vorzugsweise aus dem reizenden Thale der Túrócz u. einem Theile des Waagthales gebildet. Es hat üppige Wiesen u. fruchtbare Aecker im Thale, kräftige Weiden u. Wälder auf den Höhen. Die Bodenprodukte sind ausreichend für den Bedarf. Die Bewohner sind größtentheils Slaven u. dem Bekenntnisse nach Katholiken. Hauptort ist der Flecken Szent-Márton mit etwa 1200 E.

**Türschmann,** Richard, ein ganz eigenartiger Künstler, der die Recitation dramatischer Werke aus dem Gedächtniß auf die höchste Vollendung gehoben u. dabei ohne alle anderen äußeren Hülfsmittel als das gesprochene Wort u. diejenigen Unterscheidungen, welche der Modulation der Stimme möglich sind, Wirkungen hervorgebracht hat, wie sie in gleich idealer Weise vor ihm wol keinem Interpreten möglich gewesen sind. Geb. als der Sohn eines Geistlichen 26. Mai 1834 zu Penig, besuchte T. als Alumnus die Thomasschule u. nach absolvirtem Abiturientenexamen die Universität zu Leipzig, um an der letzteren juristische Kollegien zu hören, in der Hauptsache aber Literatur u. Kunst zu studiren, wohin ihn schon während der Gymnasialzeit seine Neigung getrieben hatte. Bald ganz dafür entschieden, sich der Schauspielkunst zuzuwenden, nahm er Unterricht bei dem damaligen Charakterdarsteller Gerstel am Leipziger Stadttheater; die Bühne selbst betrat T. zum ersten Male in Hildburghausen, war darauf an zahlreichen Theatern, zuletzt als erster Charakterdarsteller in Braunschweig thätig. Sein auf ideale Gestaltung gerichtetes Bestreben fand jedoch in dem auf das Aeußere gerichteten Wesen der heutigen Bühne zu wenig Raum, T. verließ das Theater, um sich ausschließlich der Recitation dramatischer Dichtungen zuzuwenden. Von einem eminenten Gedächtniß unterstützt, das er infolge zunehmender Kurzsichtigkeit zu üben veranlaßt worden war, ging er zunächst an die Wiedergabe Shakespeare'scher Dramen; Goethe's Iphigenie führte ihn dann zu den antiken Dramen über, deren Vorführung nam. in dem unvergleichlichen Vortrage der Chorgesänge gipfelte. In der geistigen Durchdringung u. Ausgestaltung der Dichtungen, in der genialen Interpretation des poetischen Gehaltes der Dramen, in der Vorführung der idealen Einheit des Kunstwerkes liegt die Hauptbedeutung T.'s, dessen Auftreten bald von eminenten Erfolgen begleitet war. Den ganzen Winter auf Reisen zubringend, die ihn nicht nur durch ganz Deutschland u. Oesterreich, sondern auch nach Holland u. Rußland führten, hat T. seinen dauernden Wohnsitz in Blasewitz bei Dresden.

**Tuscarora,** nordamerik. Indianerstamm. Die T. saßen ehemals in Nordkarolina u. waren sehr gefürchtet wegen ihrer Grausamkeit gegen die weißen Ansiedler, denen sie 1711 den Krieg erklärten. 1713 aber total geschlagen, schlossen sich die T. den ihnen befreundeten Irokesen (s. d.) an, deren Schicksale sie seitdem theilten.

**Tusch** (vom oberdeutschen tuschen, dumpf schallen), festliche Begrüßung mit Trompeten u. Pauken beim Eintritt eines zu Feiernden od. beim Ausbringen eines Hochs.

**Tusche,** die in längliche Täfelchen geformte u. gewöhnlich mit aufgepreßten farbigen od. vergoldeten Schriftzügen u. Zeichen versehene schwarze Wasserfarbe, welche in bester Qualität in China aus Sepienkohle u. dem Ruß von verbranntem chines. Sesamöl sowie aus Leim als Bindemittel dargestellt u. schließlich mit etwas Moschus u. Kampher parfümirt wird. Zu geringeren Sorten dient auch der Ruß von Fichtenholz od. fetten Oelen. Gute T. muß, wenn sie angehaucht u. auf Wollenstoff gerieben wird, einen braunschwarzen Glanz zeigen u. wohlriechend sein. Weil sie sich mit Wasser leicht abreiben läßt u. aller Schattirungen vom schwächsten Grau bis zum tiefsten Schwarz fähig ist, wird sie in Malerei vielfach angewandt. Man nennt daher Tuschmanier (franz. dessin au lavis) die Manier des Malens, welche die leichten Schatten durch Verwaschen der Farbe hervorbringt u. dann, wenn diese völlig trocken geworden, durch tiefere Schattentone nach u. nach die dunkleren Partien aufträgt.



**Tusculum,** uralte, befestigte Stadt in Latium, lag auf bedeutender Anhöhe im Albanergebirge, 3 M. südöstl. von Rom, an der Zweigstraße der Via latina. Seine Ruinen, ¾ Stunde ostsüdöstl. vom jetzigen Frascati, bestehen in alten Mauerresten, deren älteste Theile ein kyklopisches Gefüge zeigen, mit den Pfeilerstumpfen eines Thors, in einer Brunnenkammer mit drei Becken von hohem baugeschichtlichen Interesse, in Ueberresten eines Amphitheaters außerhalb der Stadt (seit 1839 ausgegraben), im Forum, einem gut erhaltenen Theater u. einem Wasserbehälter aus vier Kammern. Von der auf künstlich behauenem Felsen, 50 m. über der Stadt gelegenen u. 800 m. im Umfang haltenden viereckigen Burg sind noch zwei Thore u. der Zug der Mauern erkenntlich. — T. ist der Sage nach von Telegon, dem Sohne Odysseus' u. der Kirke, gegründet. Es war anfänglich eine pelasgische Stadt. Nach der Niederlage der Latiner am See Regillus (496 v. Chr.) schloß es sich den Römern an. In seine reizende Umgebung verlegten bald vornehme Römer ihre Sommersitze; hier lagen die Villen von Crassus, Pompejus, Hortensius, Lucullus, Brutus, Cicero 2c. Eine solche im Gebiete der Stadt T., dem ager Tusculanus, gelegene Besitzung hieß Tusculanum; nach seiner Villa benannte Cicero eine seiner philosophischen Schriften „Tusculanae disputationes". Vom 9.–12. Jahrh. hatte T. eigene Grafen, zu deren Familie sieben Päpste zählen. In den Kämpfen der Kaiser mit Rom stand T. auf Seite der Ersteren. Als aber 1191 Kaiser Heinrich IV. mit dem Papste Cölestin Frieden schloß, wurde T. vom Kaiser im Stiche gelassen u. der Rache der Römer preisgegeben, welche die Stadt gründlich zerstörten. Die weggejagten Einwohner erbauten darauf das nahe Frascati.

**Tusker,** s. „Etrurier".

**Tussilago** (Huflattich), Pflanzengattung der Kompositen mit einer für Bach- u. Flußufer üppigen Charakterpflanze (T. Farfara), welche auch als Roßhuf, Brust-, Esels- u. Brandlattich, Bergglätscher, Ohmblatt 2c. bekannt ist. Sie zeichnet sich dadurch aus, daß ihr Blumenstiel, welcher nur eine gelbe Blumenscheibe entwickelt, vor der Entfaltung der Blätter erscheint, während letztere erst nach dem Verblühen zu bedeutender Größe gelangen u. dann eine herzförmig ausgeschweifte, zu einem Trichter mehr od. weniger zusammengewickelte Form annehmen. Man verwendet den Saft der frischen Blätter zu Frühlingskuren, die getrockneten Blätter zu Brustthee. Ein paar andere äußerlich nahe verwandte Arten gehören zur Gattung der Pestwurz (Petasites officinalis, albus, niveus u. tomentosus), wurden aber früher ebenfalls zu den Huflattichen gerechnet.

**Tutel** (lat. tutela), Vormundschaft. Hierunter begreift man die Fürsorge für Jemand, der selbst für sich zu sorgen nicht vermag, seitens einer Person, die unter staatlicher Autorität berufen wird u. dieses ihr Amt unter staatlicher Aufsicht als Vormund verwaltet. Der Vormund ist verpflichtet, das Interesse seines Mündels in jeder Beziehung wahrzunehmen, er ist aber auch berechtigt, den Mündel bei Rechtshandlungen zu vertreten u. über sein Vermögen zu verfügen. Der wichtigste Fall der T. ist die Vormundschaft über Unerwachsene, welche entweder überhaupt keinen Vater haben (außer der Ehe Geborene), od. deren Vater vor Erreichung der Volljährigkeit verstorben ist. Einen Vormund können außerdem noch solche Personen bekommen, welche aus irgend einem andern Grunde ihre Angelegenheiten selbst zu besorgen nicht im Stande sind, nam. Wahnsinnige u. Geistesschwache, Verschwender, Kranke u. Gebrechliche, Taube u. Stumme. Die Vormundschaft über Frauenspersonen überhaupt, die sog. Geschlechtsvormundschaft, ist dagegen in neuerer Zeit fast überall beseitigt worden. Der Vormund handelt regelmäßig im Namen u. statt seines Mündels, er kann aber auch den Mündel selbst handeln lassen. Die Art der Erziehung, den Betrag der Unterhaltungskosten u. den künftigen Beruf hat der Vormund gleichfalls zu bestimmen. Insbes. aber hat er das ganze Vermögen des Pflegebefohlenen zu verwalten, nach Befinden Rechnung zu legen u. für anvertraute Gelder Sicherheit zu leisten. In Deutschland konkurrirt bei allen diesen Amtshandlungen bald mehr bald minder das Gericht od. eine besondere Vormundschaftsbehörde. Der Vormund haftet für absichtliche Verschuldung u. für Unterlassung des Fleißes, welchen er in seinen eigenen Angelegenheiten anzuwenden pflegt. Nach Beendigung der Vormundschaft hat er dem Mündel od. dessen Erben Rechnung zu legen u. ihm, bez. ihnen das vorhandene Vermögen auszuantworten. Andererseits kann er, wenn er allen diesen seinen Obliegenheiten nachgekommen ist, von dem Mündel od. dessen Erben Quittungsleistung verlangen.

**Tutti** (ital., d. h. alle), in der Musik ein technischer Ausdruck, der im Gegensatz zum Solo (s. d.) gebraucht u. durch welchen angedeutet wird, daß alle Stimmen eines Tonstücks vereint wirken sollen.

**Tutti frutti** (ital., d. h. alle Früchte), ein aus mehreren Früchten bestehendes Gericht.

**Tuttlingen**, Stadt mit 7515 E. (1875) im württemberg. Schwarzwaldkreise, in der sog. Baar, liegt in 643 m. Seehöhe am linken Donauufer u. an der württemberg. oberen Donaubahn Rottweil-Immendingen, ist Sitz eines Oberamts, eines Oberamtsgerichts u. eines evangelischen Dekanats, hat ansehnliche Industrie, bes. Messerfabrikation (gegen 150 Messerschmiedemeister), fertigt Tuch u. Papier, hat Wollenspinnerei, Strumpfwirkerei, Gerberei, starke Brauerei u. treibt Handel nam. mit Getreide nach der Schweiz. Ueber der Stadt liegen die Ruinen des im Dreißigjährigen Kriege zerstörten Schlosses Honberg; in der Nähe ist das Eisenwerk Ludwigsthal. — T. scheint das röm. Julio majus zu sein. Im 14. Jahrh. war es im Besitze der Herren v. Wartenberg, später derer v. Sulz u. kam wol mit Sulz 1471 an Württemberg. 1635 gab es Kaiser Ferdinand II. dem Grafen Schlick, aber der Westfälische Friedensschluß brachte es wieder an Württemberg zurück.

**Twain** (spr. Twähn), Mark, nordamerikanischer Schriftsteller, bez. Humorist, heißt eigentlich Samuel Longhore **Clemens** u. ist geb. 30. Nov. 1835 zu Florida (Missouri). Seine Studien erstreckten sich nicht über die Bezirksschule. Mit 12 Jahren Druckerlehrling, schrieb er schon mit 13 Jahren den ersten Zeitungsartikel. Nachdem er dann 7 Jahre lang als Pilot auf einem Mississippidampfer gearbeitet hatte, begab er sich nach Nevada u. trieb sich mit wechselndem Glück in Kalifornien u. den Minen umher, lebte auch einige Zeit als Zeitungskorrespondent auf den Sandwichinseln. Glänzend begann sich seine Laufbahn zu gestalten mit einer Vorlesung humoristischer Schilderungen. Das Halten öffentlicher Vorlesungen setzte er auch dann noch längere Zeit fort, als seine Frau eine Viertelmillion Doll. geerbt hatte u. er selbst durch seine Schriften viel Geld verdiente. Von seiner umfangreichsten Schrift, der humoristischen Schilderung einer Reise durch Europa, wurden allein in Amerika binnen Kurzem 112,000 Exemplare abgesetzt. In Europa fand sie eine weniger günstige Aufnahme. Dagegen haben auch hier seine kleineren Humoresken ihre Wirkung nicht verfehlt. 14 derselben bilden den 2. Bd. der „Amerikanischen Humoristen" (Lpz. 1874). In ihm hat das moderne Yankeethum vielleicht die lebenswahrste Verkörperung gefunden. Seine Schreibweise ist rauh u. verräth den Autodidakten, doch sind seine Darstellungen von großer Kraft u. Frische.

**Tweed** (spr. Twihd), ein anfänglich schott., später engl. Küstenfluß, entspringt in 457 m. Seehöhe in der südschott. Grafschaft Peebles, nimmt rechts die Nebenflüsse Ettrick mit Yarrow, Teviot u. Till, links Lyne, Gala, Lauder u. Adder auf, bildet eine Strecke die Grenze zwischen Schottland u. England u. mündet nach 21 M. langem Laufe bei Berwick in der engl. Grafschaft Northumberland in die Nordsee. Er ist nur eine kurze Strecke schiffbar, aber wichtig für den stark darin betriebenen Lachsfang. Sein Gebiet umfaßt 88 □M.

**Twer**, russ. Gouvernement, 1186,457 □M. mit 1,528,881 E. nach den offiziellen Berechnungen für 1870, liegt im Gebiete der oberen Wolga u. ist nördl. vom Gouvernement Nowgorod, östl. von Jaroslaw u. Wladimir, südl. von Moskau u. Smolensk u. westl. von Pskow begrenzt. Zur alaunischen Hochebene (Waldaihöhe, Wolgonskiwald) gehört der NW. Die von dort kommende Wolga empfängt im Gouvernement die Twerza, Schoscha u. Medwjeditza; die hier entspringende Mologa geht ihr erst später zu. Zwei Kanäle, der eine von der Twerza zur Msta u. somit das Wolgagebiet mit dem Ladogasee verbindend, der andere zwischen Wolga u. Düna, sind durch das Gouvernement geführt u. ebenso die große Eisenbahn Petersburg-Moskau. Die Gesammtlänge der fahrbaren Wasserstraßen beträgt 898, die der Eisenbahnen 213 Werst. Große Seen, wie der Seligersee (3,62 □M.), konnten sich in dem welligen Gebiete sammeln. Die Gesammtfläche aller beträgt 11,001 □M., die der darin liegenden Inseln 0,769 □M. Der Boden eignet sich bes. zu Flachs- u. Hanfbau, die sehr ausgiebig betrieben werden. Im Ganzen sind 31,7 % Ackerland, 22 % Wiesen u. 31,6 % Wald. Hauptbeschäftigungen der Bewohner sind außer dem Ackerbau Schiffahrt u. Handel. Fabriketablissements giebt es über 400. Die Industrie liefert Leinwand, Lichte, Seife, Papier u. vor Allem Leder, um die sehr ausgebreitete Schuhmacherei, die für die großen Städte arbeitet, befriedigen zu können. Das Gouvernement zerfällt in die 12 Kreise: Twer, Bjeshezk, Kaschin, Kaljasin, Kortschewa, Ostaschkow, Rshew, Stariza, Subzow, Torshok, Wessjegonsk u. Wyschnij Wolotschok. Außer der Hauptstadt (s. u.) haben noch über 10,000 E.: Rshew (17,528), Torshok (15,147) u. Wyschnij-Wolotschok (15,133). — Die Hauptstadt **Tw.** mit 29,896 E. (1867) liegt in 120 m. Seehöhe in schöner Ebene auf Halbinseln an der Twerzamündung in die hier schiffbare Wolga u. an der Eisenbahn Petersburg-Moskau. Die regelmäßig gebaute Stadt, mit großen Plätzen u. Palästen, einem kaiserlichen Schlosse, einem Theater, einer Ritterakademie, einem Gymnasium u. anderen höheren Schulen u. über 30 Kirchen, ist Sitz eines Civilgouverneurs, der Gouvermentalbehörden u. eines Erzbischofs, fabrizirt vor Allem viel Leinwand, Leder u. Papier, ist der wichtigste Handelsplatz der oberen Wolga u. einer der Hauptstapelplätze für Fische, Getreide u. Eisen. Doch hat der Verkehr auf der Wolga stark abgenommen. — In der Nähe liegen eisenhaltige Mineralquellen u. das Mönchskloster Nikolaus Monastyr. — Tw. wurde gegen Ende des 12. Jahrh. gegründet. Noch nicht 100 Jahre später war es schon Hauptstadt eines eigenen Großfürstenthums. 1606 wurde es durch die Polen genommen u. verwüstet u. 1763 durch Feuersbrunst fast ganz zerstört. Doch ließ es die Kaiserin Katharina II. regelmäßiger u. schöner wieder aufbauen, wofür ihr die Stadt ein Denkmal aus sibir. Marmor gesetzt hat.

**Twesten**, August Detlev Christian, nambafter protest. Theologe, geb. 11. April 1789 zu Glückstadt; studirte zu Kiel Theologie, wurde 1812 Lehrer am Friedrichswerder'schen, 1813 Inspektor am Joachimsthaler Gymnasium zu Berlin u. trat in dieser Zeit auch zu Schleiermacher in Beziehung. Seit 1814 wirkte er als außerord., seit 1819 als ordentl. Professor der Theologie zu Kiel u. wurde 1835 als Nachfolger Schleiermacher's nach Berlin berufen, da er von allen Schülern desselben die Theologie des Meisters, nam. was die Auseinanderhaltung von Philosophie u. Theologie betrifft, mit am reinsten vertrat. Zu seiner höchst erfolgreichen Thätigkeit als akademischer Lehrer kam seit 1850 noch die im evangel. Oberkirchenrath. Tw. starb zu Berlin 8. Jan. 1876. Von seinen Schriften sind an erster Stelle zu nennen die „Vorlesungen über die Dogmatik der Evangel. luther. Kirche, nach dem Kompendium von de Wette" (Bd. I, 4. Aufl., Hamb. 1838; von Bd. II erschien nur die 1. Abth. 1837); ferner: „Die drei ökum. Symbole, die Augsburger Konfession 2c." (Kiel 1816); die Vorlesung über „Matthias Flacius Illyricus" (Berl. 1844). — Sein Sohn Karl **Tw.**, geb. zu Kiel 22. April 1820, studirte 1838—41 in Berlin u. Heidelberg die Rechte, trat 1845 als Assessor beim Berliner Kammergericht in den preuß. Staatsdienst u. wurde 1855 Stadtgerichtsrath in Berlin. Durch seine politische Broschüre „Was uns noch retten kann" 1861 in ein Duell mit dem General v. Manteuffel verwickelt, ward er von demselben am Arm verwundet. Seit dem nämlichen Jahre Mitglied des Abgeordnetenhauses, war er hier einer der hervorragendsten Redner der Fortschrittspartei u. seit 1866 der von ihm mitbegründeten nationalliberalen Partei auch im Norddeutschen Reichstage. Eine 1865 von ihm in der Kammer gegen das preuß. Justizwesen gerichtete Rede hatte ihn in einen Prozeß verwickelt, in dem er 1868 zu einer Geldstrafe verurtheilt wurde. Hierauf nahm er seine Entlassung aus dem Justizdienste. Tw. starb zu Berlin 14. Okt. 1870. Er schrieb: „Schiller in seinem Verhältnisse zur Wissenschaft" (Berl. 1863); „Macchiavelli" (ebd. 1868) u. „Die religiösen, politischen u. sozialen Ideen der asiatischen Kulturvölker u. der Aegypter in ihrer historischen Entwicklung" (unvollendet herausgeg. von M. Lazarus, 2 Bde., ebd. 1873).

**Twiete**, auch Twete od. Twetje vom niederdeutschen twê, zwei, od. von twischen, zwischen?), nennt man in Niederdeutschland, bes. in Hamburg, eine Zwischen- od. Quergasse, welche zwei parallel laufende Straßen verbindet.

**Tycho de Brahe**, s. „Brahe".

**Tychsen**, Claus Gerhard, berühmter Orientalist, geb. zu Tondern (Schleswig) 14. Dez. 1734; studirte seit 1756 in Halle Theologie u. oriental. Sprachen, erhielt 1757 eine Lehrerstelle am dortigen Waisenhause u. wurde 1759 Mitarbeiter Callenberg's zur Bekehrung der Juden, zu welchem Zwecke er, aber ganz vergeblich, zwei Jahre hindurch Deutschland u. Dänemark bereiste. Seit 1760 Privatdozent an der neuerrichteten Universität in Bützow (Mecklenburg) u. seit 1763 Professor der oriental. Sprachen daselbst, ging er 1789 als Professor, Oberbibliothekar u. Vorsteher des Museums nach Rostock, wurde dort 1813 Vizekanzler u. starb daselbst 30. Dez. 1815. Er besaß die gründlichsten Kenntnisse im Rabbinischen, wie in der Numismatik u. Epigraphik u. gab zuerst der arabischen Paläographie

eine feste Begründung. Sein Hauptwerk bilden die „Bützowischen Nebenstunden“ (6 Bde., Bützow 1766—69). Vgl. seine Lebensbeschreibung von Th. Hartmann (2 Bde., Bremen 1818—20). Thomas Christian T., gleichfalls bedeutend in der orientalischen Philologie u. Archäologie, geb. zu Horsbyll (Schleswig) 8. Mai 1758; studirte in Kiel u. Göttingen Theologie u. Philologie, bereiste 1783—84 Frankreich, Spanien u. die Lombardei, wirkte seit 1784 als Professor der Theologie in Göttingen u. starb daselbst 24. Okt. 1834. Am erwähnenswerthesten sind von ihm: „Grundriß einer Archäologie der Hebräer“ (Gött. 1789); „Grammatik der arabischen Schriftsprache“ (ebd. 1823) u. die Ausgabe des Smyrnäus (Bd. 1, Straßb. 1807). Seine Tochter Cäcilie (geb. 18. März 1791, gest. 3. Dez. 1812) gewann die Herzensneigung Ernst Schulze's (s. d.), der sie nach ihrem Tode in dem Epos „Cäcilia“ besang.

**Tyler** (spr. Teiler), John, 10. Präsident der Verein. Staaten von Nordamerika, geb. in der Grafschaft Charles City (Virginien) 29. März 1790 als Sohn eines reichen Pflanzers; studirte die Rechte, wurde bereits 1816 Mitglied des Repräsentantenhauses in Washington, später Gouverneur von Virginien u. 1827 Mitglied des Senats der Vereinigten Staaten, dem er bis 1836 angehörte. Seit 1840 Vizepräsident der Union, ward er durch den unerwarteten Tod Harrison's 4. April 1841 auf den Präsidentenstuhl erhoben. Die parlamentarische Geschichte der beiden ersten Jahre seiner Verwaltung zeigt einen ununterbrochenen Kampf der Whigs gegen T., weil dieser, obgleich er gerade ihrer Partei seine Wahl zum Vizepräsidenten verdankte, zu den früher von ihm befolgten Grundsätzen der strikten Demokratie zurückkehrte u. die Macht der Whigs brach, noch bevor sie die Durchführung ihres Programms begonnen hatten. Ihren wiederholten Versuchen gegenüber, den Präsidenten zur Genehmigung der Errichtung einer Bundesbank u. eines mit unannehmbaren Klauseln beschwerten Zolltarifs zu nöthigen, machte derselbe von seiner Vetogewalt in einem Maße Gebrauch, wie keiner seiner Vorgänger. Auch ging T. schließlich als Sieger aus dem Kampfe hervor, u. bei den Kongreßwahlen von 1843 erlangten die Demokraten eine Mehrheit von zwei Dritteln im Repräsentantenhause. Die Glanzseite der Administration T.'s bilden die durch den Ashburtonvertrag vom 9. Aug. 1842 zum Abschluß gebrachten Verhandlungen mit England über die nordöstl. Grenzfrage u. andere Streitpunkte. Gegen das Unwesen im Staatsdienste, bei Vergebung der Aemter nur Parteirücksichten walten zu lassen, that T. nichts, vielmehr machte er selbst, auf seine Wiederwahl erpicht, von der „Patronagemaschine“ umfassenden Gebrauch. Doch erreichte er seinen Zweck nicht, sondern mußte 4. März 1845 zurücktreten. Die im Januar dess. J. erfolgte Einverleibung von Texas in das Gebiet der Union legte den Grund zu dem bald darauf ausgebrochenen Krieg mit Mexiko. Persönlich war T. von großer Versöhnlichkeit u. wurde, als unmittelbar vor Ausbruch des Bürgerkrieges, 5. Febr. 1861, die sog. „Friedenskonferenz“ in Washington zusammengetreten war, zu deren Vorsitzenden gewählt. Infolge der Proklamation Lincoln's vom 16. April 1861 ging er freilich ins Lager der Sezessionisten über. Er starb zu Richmond 18. Jan. 1862.

**Tympanum** (griech. τύμπανον, aus τύπανον, von τύπτειν, schlagen), eine beckenförmige Handpauke, welche im Alterthum bei den Gottesdiensten der Rhea od. Kybele u. des Bakchos Verwendung fand. T. heißt auch das Trommelfell (s. d.).

**Tyndal,** auch Tindal od. Tindale, William, Beförderer der Reformation in England, wurde als Priester zu Oxford, woselbst er auch studirt hatte, durch Luther's Schriften für dessen Lehre gewonnen u. unternahm infolge davon eine engl. Uebersetzung des Neuen Testaments. Durch den Haß der Päpstlichen 1523 aus England vertrieben, begab er sich zu Luther nach Wittenberg, wurde von diesem zur Vollendung seiner Uebersetzung ermuntert u. ließ dieselbe 1526 (wahrscheinlich zu Wittenberg) mit Anmerkungen erscheinen. Trotz aller Verfolgungen, bes. von Seiten des Humanisten Thom. More, fand das Werk in England rasche Verbreitung, zumal auch Geistliche dieselbe unterstützten. Vergebens ließ der Bischof Tonstal von London 1528 alle Exemplare aufkaufen u. verbrennen; T. besorgte eine neue Ausgabe (Antw. 1533), nachdem er 1530 auch die 5 Bücher Mosis ins Englische übersetzt hatte. Nicht minder war er durch Abfassung evangel. Flugschriften u. durch Uebersetzung solcher aus dem Deutschen für die Reformation thätig. Den heimtückischen Verlockungen zur Rückkehr nach England widerstand er, wurde jedoch schließlich auf Betrieb Heinrich's VIII. zu Antwerpen verhaftet u. im Sept. 1536 zu Vilvoord bei Antwerpen als Ketzer erdrosselt u. dann verbrannt.



**Tyndall** (spr. Tinndahl), John, engl. Naturforscher, geb. zu London 21. Aug. 1820; war zuerst als Ingenieur mehrere Jahre bei der trigonometrischen Aufnahme Großbritanniens beschäftigt, studirte dann (seit 1848) in Marburg u. Berlin (hier bei Magnus) Physik u. Chemie u. wurde 1853 Professor der Physik an der Royal Institution in London. Auf seinen alljährlich wiederholten Reisen nach der Schweiz war die Untersuchung der Gletscher eine Hauptaufgabe seiner Forschung, deren Resultate er in der mit Huxley verfaßten Schrift „The glaciers of the Alps“ (Lond. 1860) niederlegte. In der Folgezeit beschäftigte er sich vielfach mit kosmisch-physikalischen Fragen, die er in glänzender Darstellung auch schriftstellerisch behandelte; nam. waren es die Wärmeerscheinungen u. die Phänomene des Schalles u. des Lichtes, auf die sich seine Forschungen bezogen.

Nr. 5310. John Tyndall (geb. 21. Aug. 1820).

Seine Kometentheorie dagegen wurde unter den Astronomen bes. von Fr. Zöllner angegriffen. Seit 1876 ist T. mit der älteren Tochter des Lords Hamilton vermählt. Von seinen Schriften sind noch zu nennen: „Heat considered as a mode of motion“ (Lond. 1863 u. ö.; deutsch von Helmholtz u. Wiedemann unter dem Titel „Die Wärme“, Braunschw. 1867; 8. Aufl. 1875); „On radiation“ (Lond. 1865); „Eight lectures on sound“ (ebd. 1867; deutsch von denselben unter dem Titel „Der Schall“, Braunschw. 1869; 2. Aufl. 1874); „Faraday as a discoverer“ (Lond. 1868; deutsch von Helmholtz, 1870); „Natural philosophy in easy lessons“ (Lond. 1869); „Nine lectures on light“ (ebd. 1870; deutsch, Braunschw. 1876); „Fragments of science for unscientific people“ (Lond. 1871; deutsch von Helmholtz als „Fragmente aus den Naturwissenschaften“, Braunschw. 1874); „The forms of water in clouds and rivers, ice and glaciers“ (Lond. 1872) bildet in der deutschen Uebersetzung den 1. Bd. der von Rosenthal herausgegebenen „Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek“ (Lpz.); „Researches in molecular physics“ (ebd. 1872); „Religion u. Wissenschaft“ (deutsch, Hamb. 1874).

**Tyne** (spr. Tein), nordengl. Küstenfluß, entspringt als South T. am Croß-Fell in der Grafschaft Cumberland u. als North-T. im engl.-schott. Grenzgebirge in Northumberland. Der bei Hexham vereinigte Fluß schlägt eine allgemeine östl. Richtung ein, bildet bald die Grenze zwischen den Grafschaften Northumberland u. Durham u. mündet nach 17,4 M. langem Laufe bei Tynemouth in die Nordsee. Von Newcastle upon T. abwärts wird er bis zur Mündung stark zum Kohlentransport benutzt, denn in seinem Gebiete (45 □M.) liegen Englands reichste Steinkohlenlager.

**Tynemouth** (spr. Teinmauß), besuchter Badeort in der nordengl. Grafschaft Northumberland; bildet mit North Shields (s. d.) eine Stadt von 38,941 E. (1871), hat auf hoher Halbinsel ein Kastell aus dem 11. Jahrh., jetzt Kaserne, einen schönen Thurm als Rest einer ehemaligen Priorei, einen Hafen mit Leuchtthurm u. Salzwerke. Nördlich stößt an T. die Fischerstadt Cullercoates.

**Typhon,** bei den Griechen theils (so in der Mythologie) ein Ungeheuer, Sohn des Tartaros u. der Gäa, welches Zeus nach langem Kampf besiegte u. vernichtete, theils (so nach Herodot) ein sagenhafter König Aegyptens, der mit Osiris u. Horus in Verbindung gebracht wird u. als das Prinzip des Bösen von den Griechen angesehen wurde. Aus Alledem geht, wenn man damit die sicheren Berichte der altägyptischen mythologischen Texte vergleicht, zweifellos hervor, daß T. lediglich eine Entlehnung des ägyptischen Gottes Set ist, der in den Inschriften des Tempels zu Edfu in Oberägypten auch Teb-Ha, woher der griech. Name kommt, heißt. Set, auch Sutech (d. h. der Untere), ist eine echt ägyptische Gottheit u. spielt schon in den ältesten Todtenbuchtexten in dem Isis- u. Osirismythus die Rolle des feindlichen zerstörenden Elementes, die er überhaupt in Aegypten (wie später bei den Griechen, welche seinen Kult von dorther entlehnten) gehabt hatte. Er wurde als ein fabelhaftes Thier von gelber Farbe, mit hohen abgestutzten Ohren, gebogener Schnauze u. hoch aufgerichtetem starren Schwanze, später auch als eselköpfig dargestellt, u. die Hieroglyphe dieses Thieres hat dann allgemein die Bezeichnung des Bösen, Feindlichen angenommen. Als die Hyksos (s. d.) nach Aegypten kamen u. allmählich fast das ganze Nildelta semitisirten, erhoben sie den Set, den sie mit ihrem Baal identifizirten, zu ihrem Hauptgott, u. erst seither hörten die Aegypter auf, ihn zu verehren, u. sein Name wurde, wo er auf den Denkmälern vorkommt, ausgekratzt. Doch ist es ein Irrthum, ihn deshalb für eine erst von den Semiten adoptirte Gottheit zu halten. — Vgl. Eduard Meyer, „Set-T., eine religionsgeschichtliche Studie" (Lpz. 1875).

**Typhoons,** s. „Teifuns".

**Typhus** ist eine Infektionskrankheit, welche man bisher zumeist als „Nervenfieber" bezeichnete, u. die, durch ein spezifisches Miasma od. Kontagium erzeugt, in verschiedenen Formen als fieberhaftes hitziges, akutes Allgemeinleiden verläuft. Die vier Formen dieser äußerst gefährlichen Krankheit sind: 1. T. abdominalis od. Unterleibstyphus; 2. T. recurrens od. Rückfallstyphus; 3. T. biliosus od. galliges Typhoid; 4. T. exanthematicus od. Flecktyphus.

1. Bei dem Unterleibstyphus (Darmtyphus, enterisches Fieber, Fièvre typhoïde der Franzosen, Typhoid fever der Engländer) scheint das Kontagium, welches die spezifische Krankheitsursache bildet, nicht direkt von Person zu Person übertragen zu werden; vielmehr sind als Träger des Kontagiums die Stuhlausleerungen des Typhuskranken zu bezeichnen, durch welche die Krankheit in einen Ort od. in ein Haus eingeschleppt wird, sich hier durch die Luft od. das Trinkwasser verbreitet u. zu epidemischem Auftreten von Typhusfallen Veranlassung geben kann. Die Entwicklung u. Verbreitung der Krankheit wird durch die Sonnenwärme gefördert, durch die Winterkälte gehemmt; in einigen Städten (z. B. München) haben sich die Schwankungen des Grundwasserstandes von Einfluß gezeigt. Besondere Disposition zur Erkrankung bietet das Alter zwischen 15–30 Jahren. Die Krankheit beginnt mit Fieber, das 3–4 Wochen lang andauert u. in eigenthümlicher Weise verläuft, indem es in der ersten Woche allmählich steigt, in der zweiten Woche gleichmäßig (kontinuirlich) fortbesteht, in der dritten Woche allmählich unterbrochen wird (remittirt) u. in der vierten Woche anfallsweise (intermittirend) auftritt. Im Laufe des Tages steigt die Temperatur des Körpers vom Morgen bis zum Abend, sie sinkt in der Nacht; u. während die Abendtemperaturen schon im Verlaufe der ersten Woche bis zu 40–41° C. steigen, bleiben sie in der zweiten u. dritten Woche bei günstigem Verlaufe der Krankheit auf ziemlich gleicher Höhe, dann sinken die bis dahin zwischen 39 u. 40° betragenden Morgentemperaturen gegen Ende der dritten Woche mehr u. mehr u. gehen allmählich innerhalb der vierten Woche mit verhältnißmäßig bedeutenden Tagesschwankungen bei schnell abfallen der Abendtemperatur zum normalen Verhalten zurück. Dieser Fieberverlauf, der sich nicht blos in der Körperwärme, sondern auch in dem Pulse (Herzthätigkeit) ausspricht, ist charakteristisch für den Unterleibstyphus; die Häufigkeit der Pulsschläge steigt auf 120 u. mehr in der Minute; dabei wird der Puls doppelschlägig (Dicrotismus des Pulses). Dem Auftreten der Krankheit geht gewöhnlich ein Vorläuferstadium voraus, dessen Erscheinungen nichts Charakteristisches haben, u. das meist 5–10 Tage dauert: Im Allgemeinbefinden tritt schon von Anfang an großes Unbehagen, Unruhe, Eingenommenheit des Kopfes, Kopfschmerz, Unlust zur Arbeit, unruhiger, durch Träume gestörter Schlaf auf. Zuweilen kommen auch als Vorboten der Krankheit Schmerzen im Bauche od. Diarrhöe vor. Nach u. nach erfolgt der Uebergang in die eigentliche Krankheit, indem unter wiederholtem Frösteln deutliche Fiebererscheinungen auftreten; der Kranke klagt bes. Nachmittags über Hitzegefühl, das von leisem Frösteln unterbrochen ist; Abends ist sein Gesicht geröthet, in den Morgenstunden erscheint seine Haut feucht, der Kopfschmerz steigert sich; der Appetit fehlt fast ganz, Patient klagt über Durst; Anfangs ist Stuhlverstopfung, dann Neigung zum Durchfall vorhanden. Hiermit vergeht die erste Woche. Schon gegen Ende derselben u. mit Beginn der zweiten Woche stellt sich eine (durch Perkussion u. Palpation nachweisbare) Vergrößerung der Milz ein, auf der unteren Brust- u. oberen Bauchgegend treten röthliche Flecke (Roseola) auf, der Bauch wird etwas aufgetrieben u. in der linken Seite unten (Ileocöcalgegend) auf Druck empfindlich. Im weiteren Verlaufe kommt es erst zu vorübergehenden Störungen des Bewußtseins, zu apathischer Gemüthsstimmung u. zu Delirien im Schlafe; alsdann wird das Bewußtsein andauernd gestört; der Kranke liegt in einem schlafähnlichen Zustande unter fortgesetzten murmelnden Delirien, wird jedoch noch zuweilen durch Anreden, durch Hervorrufen von Schmerz vorübergehend aus dem Halbschlaf erweckt. In anderen Fällen sind die Delirien lebhafter, mit größter Unruhe verbunden u. gehen auch zeitweise in Anfälle von sehr heftiger Aufregung über. Diese Zustände psychischer Störung beginnen bei schwereren Fällen schon im Verlaufe der zweiten Woche u. dauern unter allmählicher Steigerung zuweilen bis in die vierte Woche hinein. Beim höchsten Grade solcher geistigen Alteration besteht anhaltende Bewußtlosigkeit, wobei die Kranken auf Anreden od. Anstoßen nicht mehr reagiren, die Ausleerungen unter sich gehen lassen ꝛc. (Lethargie der älteren Autoren). Dabei liegt der Patient anhaltend auf dem Rücken, unbeweglich od. von Zeit zu Zeit an der Bettdecke zupfend, Flocken lesend, mit halbgeschlossenen Augen. Es stellt sich Zittern der Sehnen ein, die Zunge wird äußerst trocken, roth, oft rissig, u. es bilden sich dunkle, rußige Krusten auf Lippen, Zunge u. Zahnfleisch. Die Auftreibung des Bauches nimmt sehr zu (Meteorismus), u. beim Druck in die Weichengegend des Unterleibs rechterseits nimmt die fühlende Hand ein Gurgeln u. das Ohr ein gurrendes Geräusch wahr. Meist besteht eine stärkere Diarrhöe; die breiigen od. wässerigen entleerten Massen zeigen oft erbsenbrühähnliche Beschaffenheit; sie sondern sich beim Stehen in zwei Schichten: in eine obere trübe Flüssigkeit u. einen unteren, krümeligen Absatz. Diese sämmtlichen schweren Zufälle kommen in der dritten Woche zur vollen Ausbildung; die Schwäche wird ungemein groß; es tritt bisweilen Harnverhaltung ein; auf der Haut bilden sich häufig kleine wasserhelle Bläschen; manchmal kommt es zu Darmblutung, auch gesellen sich mitunter Lungenaffektionen zur Krankheit, u. auf dem Kreuzbein entwickelt sich unter Entzündung der Haut das Aufliegen (Decubitus). Erst gegen Ende der dritten Woche fangen die Ermäßigungen des Fiebers zur Morgenzeit an einen günstigern Einfluß auf den Kranken auszuüben. In der vierten Woche werden wieder Zeichen von Theilnahme an der Umgebung u. am eigenen Zustande bemerkbar. Stuhl u. Urin werden nicht mehr ohne Weiteres ins Bett entleert; es stellt sich besserer Schlaf, doch auch das Gefühl der schweren Krankheit u. der äußersten Erschöpfung ein; die Zunge beginnt allmählich feucht zu werden, die Auftreibung des Bauches nimmt ab, die Diarrhöe wird seltener, der Stuhl allmählich fester, die Milz geht auf ihre natürliche Größe zurück, der Puls verlangsamt sich wieder, die Körpertemperatur sinkt von Tag zu Tag. Das Körpergewicht des Kranken hat dabei beträchtlich abgenommen. Noch in der Rekonvalescenz, wo sich ein oft schwer zu stillendes Hungergefühl einstellt, sind Nachkrankheiten u. Rückfälle nichts Seltenes; alle körperlichen u. geistigen Anstrengungen machen heftigen Eindruck; grobe Diätfehler haben leicht eine Darmzerreißung zur Folge. Oft mangelt noch monatelang das Gedächtniß u. die geistige Kraft. Bei gutem Appetit nimmt jedoch das Körpergewicht zuweilen schnell zu, u. dann haben die Kranken häufig das Gefühl eines ungewöhnlichen körperlichen u. geistigen Wohlbefindens. Auch das in der Rekonvalescenz verlorene Kopfhaar regenerirt sich.

Als charakteristische Erscheinungen in den Leichen der an Unterleibstyphus Verstorbenen findet man: Blutüberfüllung u. in späteren Stadien Verschwärung der im Dünndarm auf der Schleimhaut zerstreut liegenden sog. Peyer'schen Drüsen u. solitären Follikel, Schwellung der Lymphdrüsen, des Mesenteriums sowie eine bis aufs Doppelte od. Dreifache steigende Vergrößerung der Milz durch vermehrten Blutgehalt. Auch die Nieren u. die Leber, die Muskulatur des Herzens u. die willkürlichen Muskeln sind eigenartig degenerirt. Man nimmt an, daß das spezifische Gift des Unterleibstyphus zuerst in den Darmkanal eingeführt wird, daselbst von den lymphatischen Organen (Drüsen) in das Blut aufgenommen u. von diesem aus in anderweitige lymphatische Organe u. in die Milz abgelagert wird.

Das Fieber, d. h. die Temperatursteigerung, wird theils durch das im Blut wirkende Typhusgift, theils durch die von demselben verursachten Organerkrankungen erzeugt. Es giebt indessen auch leichtere u. mit geringen Krankheitserscheinungen verlaufende Typhusfälle; in einzelnen Fällen ist der ganze Verlauf auffallend abgekürzt (Abortivtyphus). Bei tödlichem Ausgange ist die nächste Ursache des Sterbens zumeist das hochgradige Fieber u. die damit verbundene Herzschwäche, seltener eine Hirnlähmung; außerdem können Blutungen u. Zerreißungen des Darms den Tod herbeiführen.

Bezüglich der Vorkehrungsmaßregeln vor T. ist hauptsächlich auf Reinheit des Trinkwassers u. auf häufige Entleerung sowie Desinfektion der Abtritte, Schwemmung der Kloaken 2c. zu achten. Die Behandlung hat, seitdem man ein rationelles, abkühlendes Verfahren (die antipyretische Methode) einschlug, günstige Resultate erzielt. Während sonst 27—30 % der Typhuskranken starb, verliert man jetzt nur noch 8—10 % u. darunter. Die konsequente Kaltwasserbehandlung des T. wurde vorzugsweise durch E. Brand in Stettin 1861 empfohlen u. von zahlreichen Klinikern seitdem angewendet: je nach dem Fiebergrad, d. h. bei einer Körperwärme von 40° C. u. darüber, wird durch kalte, 10 Minuten dauernde Vollbäder von etwa 20° C. (16° R.) od. noch niedrigerer Temperatur, od. durch kalte Uebergießungen, Einwicklungen u. kalte Abwaschungen, auch durch kaltes Getränk der Körper abgekühlt. Außerdem vermindern die Fieberhitze Chinin (aller 10 Minuten ½ Gramm schwefelsaures Chinin in Pulver) sowie salicylsaures Natron, Digitalis u. Veratrin. Von mehreren Aerzten wird dem Kranken vor dem neunten Tage der Krankheit Calomel (zu ½ Gramm zwei- bis viermal), von Anderen Jodkalium gegeben. Eisaufschläge auf den Kopf u. die allgemeine Abkühlung wirken nam. bei heftigem Deliriren beruhigend. Bei bedenklicher Herzschwäche giebt man alkoholisches Getränk (Wein 2c.) sowie Kampher u. Moschus, reichliche wässerige Durchfälle erfordern kleine Gaben Opium mit Tannin, Alaun 2c.; bei Darmblutung Eisblase auf den Unterleib. Das Aufliegen verhütet ein Wasserkissen; Waschung mit verdünntem Weingeist u. mit Bleiwasser sind bei beginnender Entzündung der Druckstelle, eine Tannin- od. Bleisalbe sowie Waschung mit Karbolsäurelösung bei Geschwürbildung anzuwenden. Vollständige körperliche u. geistige Ruhe, zweckmäßiger Luftwechsel bei Tag u. Nacht (durch häufiges Oeffnen der Fenster), eine Zimmerwärme zwischen 14—18° C. (11—14° R.) u. passende Ernährung unterstützen die Genesung; kaltes Wasser einfach od. mit Eis, Wein, Citronen- od. Mineralsäure, dünner Reis- od. Gerstenschleim, Wasser mit Milch sind je nach Umständen zu gewähren; als Nahrungsmittel dient schwache Fleischbrühe mit Gersten- od. Haferschleim, Milch u. etwas Selterswasser od. Kaffee; bei großer Schwäche u. in der Rekonvalescenz konzentrirte od. Liebig'sche Fleischbrühe (durch Maceration des Fleisches mit Salzsäure bereitet), auch alter Wein, Glühwein, gutes Bier; erst bei weit vorgeschrittener Rekonvalescenz verträgt Patient feste Speisen.

2. Die andere Form des T., der **Rückfallstyphus** (T. recurrens), ist eine epidemisch sich von einer Brutstätte aus, bisweilen nur in einem Orte od. über große Länderstrecken durch Verschleppung verbreitende kontagiöse Krankheit, die nam. bei Anhäufung vieler Menschen u. schlimmen Wohnungs- u. Ernährungsverhältnissen als Seuche auftritt. Nachdem sie schon mehrfach in Irland, Schottland, in Oberschlesien u. anderen Fabrikgegenden Deutschlands, in der Bukowina, New-York, Aegypten 2c., auch in weniger bedeutenden Epidemien in vielen Städten Deutschlands beobachtet worden war, traten wiederholt große Seuchenzüge in ausgedehnten Gegenden Rußlands auf. Man bezeichnete die Krankheit öfters als „Hungertyphus", doch mit Unrecht, denn sie tritt allerdings gern in der armen, schlecht ernährten Bevölkerung u. in Theuerungsjahren epidemisch auf, verschont aber keineswegs wohlgenährte Individuen. Die Krankheit beginnt mit Vorboten u. ähnlichen Erscheinungen wie der Unterleibstyphus, entwickelt sich jedoch rascher als dieser: ein Frostanfall, dem brennende Hitze folgt, also ein hochgradiges Fieber, bei dem die Temperatur des Körpers auf 40—41° C. steigt, ist charakteristisch; nach Ablauf desselben, der mit Milzschwellung auftritt, klagt Patient über große Abspannung, Schmerzen in allen Gliedern, Schlaflosigkeit. Nach Verlauf von fünf bis sieben Tagen tritt plötzlich Nachlaß aller Symptome u. ein gewisses Wohlbehagen ein, welches etwa vier bis fünf Tage andauert; da kündigt sich plötzlich der „Rückfall" durch die Wiederkehr eines Frostes an u. hiermit tritt der zweite, oft heftigere Fieberanfall auf. Nach einer Zwischenperiode von vier bis sieben Tagen erscheint dann der dritte Anfall, nach dem sich meist Genesung mit langsamer Erholung einstellt, doch bleibt es auch oft nur bei einem zweiten Anfall. Der Ausgang ist meist günstig, indem durchschnittlich nur 2—3 % der Kranken sterben. Für die Krankheit ist wesentlich, daß im Blute zur Zeit des Fieberanfalls mit dem Mikroskop ungemein kleine, spiralförmig geschlängelte, in lebhafter Bewegung begriffene Fädchen wahrgenommen werden, welche, 1873 von Obermeier entdeckt, zu den parasitischen Pilzen gehören u. als Spirochaete bezeichnet werden. Es scheint keinem Zweifel unterworfen, daß sie Beziehung zur Entstehung u. zum eigenthümlichen Verlauf der Krankheit haben. — Vorkehrend schützt man sich bei Epidemien durch strenges Vermeiden des Verkehrs mit Rekurrenskranken, sorgfältige Ventilation, Desinfektion der aus Seuchenherden herrührenden Gegenstände 2c. Die Behandlung kennt kein direkt auf die Krankheit wirkendes Mittel; selbst Chinin in großen Dosen u. wiederholte kalte Bäder sind — vorübergehende Herabsetzung des Fiebers abgerechnet — erfolglos, es bleibt dem Arzte also nur die Bekämpfung einzelner Erscheinungen übrig: Eisblase bei Kopfschmerz, Chloroformeinreibung bei Muskelschmerz, Moschus bei Kräfteverfall 2c.

3. Das **Biliöse Typhoid** ist ein dem Rückfallstyphus ähnliches Leiden, welches, ohne jene „Rückfälle" zu zeigen, 10—14 Tage lang unter schnellem Steigen anhaltenden Fiebers dauert u. sich durch Gelbsucht sowie Leber- u. Milzanschwellung charakterisirt. Die Gefahr ist jedoch bei dieser Form eine weit größere, als bei dem Rückfallstyphus, mit welchem das Typhoid häufig gemeinschaftlich epidemisch auftritt.

4. Der **Flecktyphus** endlich (T. exanthematicus) ist eine entschieden kontagiöse Krankheit, die oft in Irland, Rußland, Polen, doch auch in Gegenden Deutschlands (Schlesien, Spessart 2c.) insbes. in Hungerjahren u. zu Kriegszeiten auftrat u. in specie als Hunger- od. Kriegstyphus bezeichnet wurde. Auch hier spielen zur Verbreitung der Krankheit Anhäufung vieler Menschen in schlecht beschaffenen Lokalitäten, kümmerliche Ernährung u. Unreinigkeit eine große Rolle, doch überträgt sich das Leiden in sehr ansteckender Weise durch Berührung Kranker auch auf gut situirte Personen. Ein allmählich steigender Fieberzustand mit Kopfschmerz, Schwindel 2c. leitet die Krankheit ein; allgemeine Muskelschwäche, Gliederschmerzen, unruhiger, durch Träume gestörter Schlaf, Verdauungsstörungen u. Katarrhe gesellen sich hinzu. Ende der ersten Woche erscheint ein charakteristischer Ausschlag auf der Haut des ganzen Körpers in Form rother, den Masern ähnlicher Flecken (Roseola). In der zweiten Woche folgt eine tiefe Benommenheit des Bewußtseins, Schwerhörigkeit, Trockenheit der belegten u. rissigen Zunge, Milzschwellung u. schneller Verfall der Kräfte. In schweren Fällen tritt der Tod durch Erschöpfung ein, doch ist ein günstiger Ausgang die Regel, da etwa 15 % der Erkrankten sterben. Die Vermeidung dieser immerhin gefährlichen Krankheit ist eine Frage, die das öffentliche Wohl auf das Tiefste berührt. Indessen sind auch hier nur allgemeine Verhaltungsmaßregeln zu geben. — Bei Eintritt von Epidemien hat man die Brutstätten zu säubern u. zu desinfiziren, die Kranken möglichst zu isoliren sowie für Räumung der Kloaken u. für reines Trinkwasser in den befallenen Stadttheilen u. für Zufuhr guter Nahrung für die arme Bevölkerung (durch billige Speiseanstalten) zu sorgen. Es sollte ferner allgemein darauf geachtet werden, daß die Krankenzimmer stets gut gelüftet sind u. die Kranken mit kalten Waschungen u. Bädern, kühlendem, säuerlichem Getränk (mit Phosphorsäure, Haller'scher Säure, d. i. verdünnter Schwefelsäure u. dergl.) behandelt werden 2c., denn der einzelne Patient ist bei epidemischen Krankheiten Theil eines großen Gemeinkörpers, auf dessen Wohlbefinden sein spezielles Verhalten den größten Einfluß gewinnen kann.

**Typographie** (griech.), Buchdruckerei, Buchdruckerkunst; Type, ein gegossener Buchstabe (s. „Lettern").

**Typus** (griech. τύπος), eigentlich Gestalt, Bild, wird jetzt meist im Sinn von Vorbild od. Urbild gebraucht. So spricht man z. B. von dem T. einer einzelnen Menschenrasse u. versteht darunter ein wirkliches od. fingirtes Individuum, in welchem alle Eigenschaften vereinigt sind, die sich sonst in der betreffenden Rasse zerstreut finden; ebenso von dem T. einer Krankheit, eines Lasters 2c. — In engerem Sinn werden in der christl. Kirchenlehre die Vorbilder von Personen, Zuständen u. Ereignissen, die im Alten Test. auf das Neue Test. hinüberdeuten, Typen genannt.

**Tyrann** (griech. τύραννος, d. i. eigentlich Herr) wurde von den Griechen ursprünglich Derjenige genannt, der sich gegen den Willen des Volks u. unter Beseitigung einer bereits bestehenden oligarchischen od. demokratischen Verfassung der Tyrannis, d. h. der unumschränkten Alleinherrschaft, bemächtigte. Keineswegs knüpfte sich ursprünglich an das Wort, wie später, der Begriff eines grausamen u. willkürlichen Herrschers. Erst als die Tyrannis nicht selten durch blutige u. willkürliche Mittel behauptet wurde (wie von den sog. „Dreißig Tyrannen", welche in Athen nach dem Ende des Peloponnesischen Krieges 404 v. Chr. zum Entwurf einer neuen Verfassung eingesetzt wurden, aber nach achtmonatlicher Gewaltherrschaft durch Thrasybul gestürzt wurden), erhielt das Wort die jetzige Bedeutung u. wurde seitdem auch auf rechtmäßige, aber grausame Herrscher angewendet.

**Tyrnau** (ungarisch Nagy-Szombat), Stadt mit 9737 E. (1869) im ungar. Komitate Preßburg, liegt in fruchtbarer Ebene in 92 m. Seehöhe an der Trnawa (Tyrnau) u. an der Hauptlinie der noch nicht vollendeten Waagthalbahn u. ist Ausgangspunkt der Zweigbahn nach Szered.

T. ist Sitz eines katholischen Generalvikars mit bischöflicher Jurisdiktion, hat zahlreiche Thürme u. Kirchen, ein Obergymnasium, ein Seminar 2c., fabrizirt Tuch u. Leinwand, treibt Acker- u. viel Weinbau, hat Zuckerfabrikation u. lebhaften Handel. Das berühmte T.er Weinfaß faßt 2119 Eimer, d. i. mehr als das Doppelte des Heidelberger. 1635—1784 war T. Sitz einer seither nach Pest verlegten Universität.

**Tyrol**, s. „Tirol".

**Tyrone** (spr. Tirohn'), Grafschaft von 59,283 □M. mit 215,766 E. (1871) in der nordirischen Provinz Ulster, grenzt nördlich an die Grafschaften Donegal u. Londonderry, östlich durch den Lough-Neagh an Antrim u. Armagh, südlich an Monaghan u. Fermanagh u. westlich an letzteres u. an Donegal. T. ist ein gebirgiges u. an Naturschönheiten reiches Gebiet, das nur im östl. Theile, am Neaghsee, eben wird u. Sumpf- u. Moorgegenden trägt. Das Carntogher Gebirge an der Nordgrenze, der Slieve-Hough, der Lengfield u. Larrughon erheben sich bis auf 5 u. 600 m. Die zahlreichen kleinen Flüsse, der Foyle mit Moyle u. Derg, der Ballinderry, der zum Lough-Neagh geht, u. der ebenfalls dorthin sich wendende südöstl. Grenzfluß Blackwater laufen Anfangs nach allen Himmelsgegenden, denn das hochliegende Terrain ist mehrfache Wasserscheide. Der Boden ist, abgesehen von den sumpfigen Distrikten u. den höchsten Berglagen, fruchtbar. Die Irland bes. heimischen Produkte, Kartoffeln u. Hafer, werden reichlich gewonnen, noch bedeutender ist die Viehzucht, nam. Rindvieh u. Schafe, u. das Mineralreich liefert Steinkohlen u. Eisenerze; die Industrie liegt fast ganz danieder u. beschränkt sich auf etwas Baumwollen- u. Flachsspinnerei. Die Bevölkerung lebt in großer Armuth u. ist, wie die vielen irischen Grafschaften, in starker Abnahme begriffen (sie betrug noch 1841: 312,965 Köpfe). Mehr als die Hälfte der Einwohner sind katholisch. Die Grafschaft zerfällt in 4 Baronien. Die jetzige Hauptstadt ist **Omagh** am Strule u. an der einzigen Bahnlinie, welche die Grafschaft in nordsüdl. Richtung durchzieht, mit 3724 E., welche Getreide- u. Leinwandhandel treiben.

**Tyros** (eigentl. Zor, dann nach aramäischer Aussprache Tor), altberühmte Stadt der Phöniker, deren Name sich noch heute in dem Städtchen Sur erhalten hat. Näher ist für das Alterthum zu unterscheiden: Alt- od. Palätyros u. Neu- od. Inseltyros. Ersteres lag 8 M. nördlich vom heutigen Haifa an der Ostküste des Mittelländischen Meeres in dem schmalen, aber sehr fruchtbaren Küstenstrich, der das Hinterland der phönikischen Seestädte bildete, u. galt den Phönikiern wie den Griechen als eine uralte Stadt, ohne jedoch wegen des Mangels an einem geeigneten Hafen das noch ältere Sidon (s. d.) überflügeln zu können. Doch war es als Sitz des Heiligthumes des Melkart (Herakles) von Wichtigkeit. Um 1200 v. Chr. wurde von Alttyros aus auf einer Insel (eine kleine Meile nördlich) Neu- od. Inseltyros gegründet u. gegen Ende des 11. Jahrh. von König Hiram I., dem Zeitgenossen David's u. Salomo's, durch großartige Bauten u. Befestigungen zu einer Bedeutung erhoben, gegen welche Sidon auf lange Zeit ganz in den Schatten trat. Hiram verband nach einer (neuerdings bestrittenen) Ueberlieferung eine größere u. kleinere Insel durch einen Damm u. erweiterte außerdem das Terrain durch Aufschüttung nach der Landseite hin. Auf dieses Neutyros als eine überaus mächtige, aber auch üppige Stadt beziehen sich die Schilderungen des Alten Testamentes; vgl. bes. Jesaia 23 u. Ezech. 26—28. Um 726 v. Chr. fiel Alttyros sammt der ganzen Küste in die Hände des assyrischen Königs Salmanassar, aber weder ihm noch seinem Nachfolger Sargon gelang trotz fünfjähriger Belagerung die Bezwingung der Inselfestung. Ebenso fraglich ist, ob die 13jährige Belagerung durch Nebukadnezar im Anfang des 6. Jahrh. zu einer vollständigen Eroberung der Inselstadt geführt habe. Jedenfalls wurde dadurch die Macht von T. für längere Zeit geschwächt, so daß es seit Kyros unter persischer Hoheit stand; wenigstens unterstützte es kräftig mit seiner Flotte die persischen Unternehmungen gegen Aegypten u. Griechenland. Nach dem Siege Alexander's d. Gr. bei Issos (333 v. Chr.) verweigerte T. dem Eroberer den Einzug in die Inselstadt, wo er angeblich nur dem Melkart opfern wollte, u. suchte ihn durch Uebersendung einer goldenen Krone zum Abzug zu bewegen. Alexander ließ hierauf (angeblich aus den Trümmern des zerstörten Alttyros) einen Damm von der Küste bis zur Insel aufschütten u. bezwang endlich nach gewaltigen Anstrengungen im 7. Monat die Insel, freilich nur mit Hülfe von Verrath. Jener Damm hat sich im Laufe der Jahrhunderte durch den angespülten Sand zu einer ziemlich breiten Landzunge erweitert. Seitdem war T., obschon noch immer unter eigenen Königen, der wechselnden Herrschaft der Nachfolger Alexander's unterworfen, welche 63 v. Chr. von der der Römer, 638 n. Chr. von der der Araber abgelöst wurde. Aber noch immer behauptete T. seinen alten Ruhm als Sitz des Seehandels u. mannichfaltiger Industrie u. Kunst, wie nam. der uralten Purpurfärberei u. der Glasbereitung. Schon um 200 n. Chr. war es der Sitz eines christlichen Bischofs. 1124—1291 diente es als ein wichtiger Stützpunkt für die Herrschaft der Kreuzfahrer in Palästina, verblieb aber seitdem bis heute unter mohammedanischer Herrschaft. Damit war ihr zunehmender Verfall besiegelt. Nur etwa 4000 E., zur Hälfte Mohammedaner, zur andern Christen, wohnen heute noch auf dem Boden, den einst die „Königin der Meere", die „Kronenspenderin, deren Kaufleute Fürsten waren" (Jes. 23, 8), eingenommen hatte. Zahlreiche Säulentrümmer, zum Theil vom Meere überspült, sowie die Reste eines ungeheuren Wellenbrechers u. einer Wasserleitung geben noch Kunde von der alten Stadt; aus dem Mittelalter sind die alte verfallene Mauer u. die Ruinen einer hübschen griech. Kirche erhalten. Der Handel von Sur beschränkt sich auf etwas Baumwolle u. Tabak (sog. Surieh), auf Mühlsteine u. Holzkohlen.

**Tyrrhener**, ein alter gräko-italischer Völkerstamm, der etwa 300 Jahre vor der Gründung Roms sich im südl. Etrurien um die Städte Tarquinii u. Agylla herum festsetzte u. einen tyrrhenischen od. tuscischen Staat bildete. Im Kampfe gegen die Umbrer (s. d.) verbanden sich die T. mit den Rasenern u. bildeten zusammen einen Bund von 12 (od. 17) Staaten od. Kantonen; später wurden sie von Rom unterworfen.

**Tyrrhenisches Meer** (ital. Mare tirreno, Toscanisches u. früher auch Hetrurisches Meer) ist der durch die Westküste der ital. Halbinsel, durch die Inseln Sizilien, Sardinien, Korsika u. Elba abgegrenzte Theil des Mittelmeeres, der etwa 3700—3800 □M. umfaßt u. von größeren Einschnitten die Busen von Gaëta, Neapel, Salerno, S. Eufemia u. Gioja bildet. In früherer Zeit rechnete man auch den Golf von Genua hinzu.

**Tyrtäos**, griech. Elegiendichter u. Künstler im Flötenspiel, der Sohn des Archembrotos, eines Lakoniers (nach Anderen eines Milesiers), lebte um die Zeit der Kriege Sparta's gegen Messenien, also Mitte des 7. Jahrh. v. Chr. Nach einer (attischen) Sage wäre T. ein lahmer Lehrer in Athen gewesen, den die Athener Sparta zu Hülfe sandten, als dieses auf Rath des Orakels Athen darum anging. T. begeisterte mit seinen Kriegsliedern „*Ὑποθῆκαι*" (d. i. „Standreden" an das Heer) die Spartaner zu ihren siegreichen Schlachten gegen die Messenier, u. mit den „*Εὐνομία*" (d. i. „Gesetzmäßigkeit") beruhigte er einen Aufruhr, der infolge einer Theuerung entstanden war u. in welchem neue Ackervertheilung gefordert wurde. Die lebendigen u. warmen Lieder des T. wurden bei Spartanern noch lange in der Schlacht u. in der Gesellschaft gesungen. Ausgaben der uns erhaltenen Bruchstücke von beiden Werken des T. veranstalteten u. A. N. Bach (mit Asios u. Kalinos zusammen, Lpz. 1831) u. Bergk (in dessen „Lyrici Graeci", 3. Aufl., Lpz. 1866).

**Tzetzes**, Johannes, einer der berühmtesten byzantinischen Dichter u. Gelehrten im 12. Jahrh.; erhielt von seinem Vater Michael Tz. eine sorgfältige Erziehung u. erwarb sich eine umfassende Kenntniß der älteren Literatur, welche seine Werke zu einer ergiebigen Fundgrube für Historiker u. Philologen machen. Sein in 1676 Hexametern geschriebenes Epos „Iliaca" handelt über Ilion od. Troja in drei Theilen: „Antehomerica", d. h. diejenigen Sagen, welche zeitlich vor das von Homer Berichtete fallen; „Homerica", d. h. das, was Homer berichtet, u. „Posthomerica", d. h. was auf das von Homer Berichtete folgt (Ausgaben von Jacobs, Lpz. 1795; von J. Bekker, Berl. 1816). Ferner schrieb T. die „*Βίβλος ἱστορική*", d. h. das Geschichtsbuch, jetzt „Chiliades" genannt, in 12,675 sog. politischen Versen, worin er eine ganze Masse von mythologischen, antiquarischen u. historischen Erzählungen aus älteren Quellen zusammenstellte (herausgeg. von Gerbelius, Basel 1546; von Th. Kießling, Lpz. 1826). Außer diesen beiden Hauptwerken verfaßte T. noch eine Menge andere größere u. kleinere Schriften, so die „Homerischen Allegorien", die er der Kaiserin Irene (1143—58 n. Chr.) widmete, eine „Theogonie" in 77 politischen Versen, über Metrik 2c. Neben einer gewissen Breite charakterisirt die Werke des Tz. auch eine starke Ruhmredigkeit u. Verbitterung über angebliche Verkennung seiner Verdienste.

Ende des Buchstaben T.

# U

**U, u, U, u,** der 21. Buchstab im deutschen Alphabet, der 20. im lat., der 5. Vokal. Er wurde im Lat. früher gewöhnlich mit v bezeichnet u. erhielt erst im 16. Jahrh. durch die niederländischen Philologen seine jetzige Form. Das Griechische hat kein besonderes Schriftzeichen für diesen Vokal, sondern drückt ihn durch eine Verbindung von o u. v aus. Als Abkürzung bezeichnet U. od. u. urbs, die Stadt (nämlich Rom, bes. in der Verbindung u. c., d. h. seit der Erbauung der Stadt [Rom]); auf franz. Münzen die Münzstätte Pau u. als chem. Zeichen das Metall Uran.

**Ubeda,** Stadt mit 18,378 E. (1860) in der südspan. Provinz Jaen (Königreich Andalusien); liegt in 600 m. Seehöhe auf dem fruchtbaren Plateau von U. zwischen dem Guadalquivir u. seinem Nebenflusse Guadalimar, hat durchaus castilischen Charakter, da es seit seiner Zerstörung 1212 vollständig neu aufgebaut worden ist, mit einem großen, von einer thurmreichen Mauer umgebenen Kastell, schönen Kirchen u. mehreren Klöstern, fertigt Tücher, Leder, Seife, treibt Feigenbau, züchtet treffliche Pferde u. handelt mit Wein u. Oel. — 1210 unterlag hier der marokkanische König Muhamed den vereinigten Königen von Navarra u. Castilien.

**Uebelkeit** ist das unangenehme Gefühl nahenden Erbrechens, das oft, doch nicht immer, aus Affektionen des Magens, Ueberfüllung desselben, Dyspepsie, Indigestion, Katarrh 2c., bisweilen auch durch Allgemeinerkrankungen, bei nervösen Personen sogar schon im Gefolge bloßer Vorstellung eines Genusses widerwärtiger Speisen u. als Vorläufer von Ohnmacht sowie beim Schaukeln, Fahren, nam. als Begleiterscheinung der Seekrankheit entsteht. Brausepulver, einige Tropfen ätherischen Oels, Hoffmann's Liquor 2c. vermögen mitunter die Ue. zu mildern.

**Ueberbankfeuer** heißt das Feuer derjenigen Belagerungs- u. Festungsgeschütze, überhaupt aller Geschütze hinter Deckungen, welche nicht durch Scharten, sondern direkt über die Brustwehr feuern. Das Feuer über Bank bietet zwar weniger Deckung, gestattet aber ein größeres Schußfeld als das Feuer durch Scharten u. erschwert das Zielen für den Feind.

**Ueberbein** (Ganglion) ist eine meist auf dem Handrücken vorkommende, bis taubeneigroße Geschwulst, welche in einer theilweisen, sackartigen Ausstülpung einer Sehnenscheide u. in Anfüllung des bruchartig ausgestülpten Stückes mit dickschleimiger Flüssigkeit besteht. Das Ue. entsteht durch übermäßige Ausdehnung der Sehnenscheide bei irgend einem anstrengenden Griffe, od. durch Schlag u. Stoß auf die ziemlich oberflächlich liegende Sehnenscheide; infolge dessen wird von der Flüssigkeit (Synovia), welche in normalem Zustande von der Sehnenscheide abgesondert wird u. dazu dient, die Bewegung der Sehnen leicht u. schlüpfrig zu machen, eine größere Menge ausgeschieden, u. diese dehnt nun den Sehnenscheidensack in hohem Grade aus. Kleinere Ue.e sind für die Bewegung wenig hinderlich, bei größerem, nach u. nach zunehmendem Umfang jedoch wird die Kraft der Hand- u. Fingerbewegung verringert. Schmerzen bestehen dabei nicht. Zur Beseitigung des Ue.s leisten die etwa zur Aufsaugung der angesammelten Flüssigkeit dienenden Mittel, wie Jodtinktur, Quecksilbersalbe, fast nichts; am häufigsten wird das Zerdrücken angewendet: mit beiden dicht neben einander liegenden Daumen drückt der Operateur heftig auf das Ue., wobei der Sack desselben bisweilen gesprengt wird u. sich die Flüssigkeit ins Unterhautzellgewebe ergießt, wo sie resorbirt wird. Auch ein Schlag mit dem Hammer führt zum Ziele, kann aber durch ungeschickte Ausführung üble Folgen haben. Die Chirurgen führen die subkutane Discision od. auch die Exstirpation des Sackes aus; die erstere dieser Operationen ist zumeist erfolgreich u. minder gefährlich als letztere.

c c b d b a a b b

Nr. 5312. Durchschnitt eines Ueberbeins.
a Sehne, b Sehnenscheide mit einer sack- od. bruchartigen Ausstülpung nach oben, c Haut, d angesammelte Flüssigkeit.

**Ueberdruck,** s. „Steindruck".

**Ueberfangen.** Es giebt gewisse Metalloxyde, z. B. Kupferoxydul u. Kobaltoxyd, welche dem Glassatze eine so intensive Färbung ertheilen, daß solches Glas, wenn es in der ganzen Masse gefärbt ist, beinahe schwarz u. in dickeren Stücken fast undurchsichtig erscheint, während es in ganz dünnen Schichten bei durchfallendem Lichte prachtvolle Farbeneffekte darbietet. Man verarbeitet daher jene Gläser gewissermaßen nur als Fourniere, indem der Arbeiter aus gewöhnlicher weißer geschmolzener Glasmasse mit der Pfeife eine Portion herausnimmt, diese etwas aufbläst u. mit der so gebildeten Kugel in den Hafen mit schmelzendem blauen od. rothen Glase hineinfährt. Es setzt sich dann von der gefärbten Masse eine Haut auf die farblose Kugel ab, die beliebig dick gemacht werden kann, u. die sich beim weitern Blasen u. Bearbeiten in gleicher Weise ausdehnt, wie die farblose Unterlage, diese gewissermaßen plattirt. Dieses Verfahren nennt man überfangen, u. solcher Art gefärbte Gläser Ueberfanggläser. Der Umstand, daß durch theilweises Wegschleifen der farbigen Schicht der helle Grund zum Vorschein kommt, ist für die Musterung ein Vortheil, den sich nam. die Glasmalerei zu Nutze macht.

**Uebergabe** (lat. traditio). Dieser Begriff ist von größter Bedeutung in der Lehre vom Besitze u. vom Eigenthum. Den Besitz an einer Sache kann man erlangen ohne od. mit dem Willen des bisherigen Besitzers. In letzterem Falle geschieht die Ue. einer unbeweglichen Sache dadurch, daß der bisherige Besitzer Denjenigen, welcher den Besitz erwerben soll, in dieselbe einführt od. ihm das Grundstück zeigt, od. daß der Erwerber hiervon mit Einwilligung des bisherigen Besitzers den Besitz ergreift. Die Ue. einer beweglichen Sache dagegen erfolgt dadurch, daß der bisherige Besitzer Demjenigen, welcher den Besitz erwerben soll, die Sache einhändigt od. sie vor ihn mit seiner Einwilligung hinlegt, od. auch die Schlüssel zu dem Behältnisse, in welchem sie sich befindet, in dessen Nähe übergiebt, od. endlich dadurch, daß der Erwerber mit Genehmigung des bisherigen Besitzers, nam. vor dessen Augen u. ohne dessen Widerspruch, den Besitz ergreift. Diese Arten von Ue. aber genügen nicht zu derjenigen Eigenthumserwerbsart, die man durch Ue. bezeichnet u. die den bei weitem häufigsten Fall bildet, wie Jemand das Eigenthum an einer Sache erlangt. Hierbei ist nur zu bemerken, daß die meisten deutschen Gesetzgebungen die Ue. auf bewegliche Sachen beschränken, dagegen bei Grundstücken nicht als genügend ansehen, vielmehr eine weitere Art, nam. die Eintragung als Erwerber in öffentliche Bücher (Kauf-, Handels-, Grund- u. Hypothekenbücher) erfordern. An beweglichen Sachen aber wird Eigenthum durch Ue. erworben, wenn der Besitz derselben auf obige Weise, aber zugleich in der Absicht, nicht blos Besitz, sondern Eigenthum zu übertragen, übergeben wird. Hierzu gehört, daß der Veräußerer handlungsfähig u. regelmäßig selbst Eigenthümer ist, daß beide Betheiligte auch den Willen haben u. kundgeben, Eigenthum zu übertragen u. zu erlangen. Irrthum über die Art des Geschäftes hindert den Uebergang des Eigenthums auf den Erwerber dann jedenfalls nicht, wenn Uebereinstimmung darüber vorhanden ist, daß Eigenthum übergehen soll.

**Uebergangsformation,** Uebergangsgebirge. Dieser Name wurde zuerst von Werner denjenigen sedimentären Gebirgsschichten gegeben, welche unmittelbar auf die Urformation folgen u. gewissermaßen den

Uebergang aus den ältesten, fossilfreien Schichten in die neueren fossilhaltigen vermitteln; die unteren Schichten der Ue. enthalten demnach die Ueberreste der ersten Anfänge organischen Lebens, u. ist bei dem vereinzelten Vorkommen u. der Unvollkommenheit derselben eine scharfe Grenze zwischen Urformation u. Ue. oft schwer zu ziehen. Wegen des vorwaltenden Vorkommens von Grauwacke wird die Ue. auch häufig als Grauwackenformation bezeichnet. In neuerer Zeit theilt man die Ue. in drei besondere Formationen, die man als cambrische, silurische u. devonische Formation bezeichnet; von diesen ist die cambrische die älteste, die devonische die jüngste. Die für die Ue. charakteristischen Gesteine sind außer der bereits erwähnten Grauwacke Thonschiefer, Sandsteine, Kieselschiefer, Alaunschiefer u. Konglomerate; ferner treten Kalksteine bes. häufig auf u. bergen die am besten erhaltenen organischen Ueberreste. Die Verhältnisse der Ue. sind nam. in England sehr genau studirt worden, u. war es nam. Murchison, der sich durch sein berühmtes Werk: „The Silurian System" (1839) große Verdienste erwarb; er war es auch, der 1833 zuerst die Silurformation als selbständige Formation feststellte. Von ihm u. Sedgwick wurde auch den über der Silurformation lagernden Schichten der Name devonische Formation od. devonisches System gegeben; die ältesten Schichten der Ue. wurden erst 1859 von Murchison als besonderes System unter dem Namen cambrische Formation aufgeführt. In Großbritannien ist die Ue. auch am mächtigsten u. vollständigsten ausgebildet; sie tritt ferner in Schweden u. Rußland auf, in Deutschland nimmt sie ein großes Terrain am Rhein ein, die Eifel, der Hundsrück, der Taunus, die Ardennen u. der Westerwald gehören in dieses Gebiet; ferner findet sich die Ue. am Harze, im östl. Thüringer Walde, im Frankenwalde, Fichtelgebirge u. westl. Erzgebirge; endlich in Schlesien, Mähren u. Böhmen.

**Ueberlandpost** (engl. Overland Mail), die Post, welche die Verbindung zwischen Großbritannien u. dessen Besitzungen in Asien u. Australien vermittelt, u. zwar jetzt über Brindisi, Alexandria u. Suez. In weiterem Sinne versteht man darunter auch den auf demselben Wege stattfindenden Personen- u. Güterverkehr. Den Dampferdienst der Ue. versieht die Peninsular and Oriental Steam Navigation Company auf Grund von Verträgen, welche die Regierung mit ihr 1834, 1840 u. 1852 abgeschlossen hat, u. auf eigene Rechnung seit 1851 die Eastern steam Navigation Company.

**Ueberläufer**, s. v. w. Deserteur, s. unter „Desertion".

**Uebermangansäure**, s. „Mangan".

**Uebersetzung** heißt die Uebertragung eines Schriftwerkes aus der einen Sprache in die andere. Das Bedürfniß nach Ue.en machte sich naturgemäß zuerst auf dem religiösen Gebiete geltend. So wurden schon sehr früh die heiligen Schriften der Inder aus dem Sanskrit, die der Parsen aus dem Zend übersetzt; eine ungeheure Literatur erwuchs aus der Ue. der buddhistischen Bücher ins Chinesische 2c. Die Ue. des Alten Testaments begann mit der sog. Septuaginta (s. d.) im 3. Jahrh. v. Chr.; vom Neuen Testamente gab es schon Ende des 2. Jahrh. n. Chr. eine syrische wie eine lateinische Ue. (vgl. über die weiteren Ue.en den Art. „Bibel", Bd. II, Sp. 888). Andererseits konnte jedoch auch das wissenschaftliche od. künstlerische Interesse zu Ue.en Anlaß geben. So bewirkte das hohe geistige Uebergewicht der griech. Literatur, daß sich die ganze Literatur anderer Völker von geringerer Schöpferkraft an sie anlehnte u. sie auf dem Wege von Ue.en u. Nachahmungen ausbeutete. Dies geschah nicht nur von Seiten der Römer seit dem 3. Jahrh. v. Chr., sondern auch von Seiten der Syrer seit dem 2. Jahrh. n. Chr., sowie später von Seiten der Armenier, Araber u. Aethiopen. Andererseits schöpften bes. die Araber Vieles aus den Werken der Syrer. So konnte es geschehen, daß z. B. die Werke des Aristoteles dem Mittelalter weniger durch die Ue. aus dem Griechischen, als vielmehr durch die Ue. aus dem Arabischen ins Lateinische zugänglich gemacht wurden. Ue.en in andere Sprachen als die lateinische wurden erst im spätern Mittelalter versucht, während man umgekehrt sehr häufig Werke aus der Landessprache ins Lateinische übersetzte u. so zum Gemeingut machte. Seit dem 16. Jahrh. hat kein Volk einen solchen Eifer auf dem Felde der Ue.en bewiesen wie das deutsche; keinem andern Volke ist aber auch in gleichem Grade die Erkenntniß gekommen, daß das Uebersetzen eine überaus schwierige Kunst sei, welche in vielen Stücken eine vollendete Meisterschaft erfordert. Hatte doch die unübertroffene Leistung Luther's in der Ue. der Bibel gezeigt, daß nicht die wörtliche Uebertragung der fremden Gedanken den Namen einer Ue. verdiene, sondern daß es gelte, daß fremde Kunstwerk in der eigenen Sprache zu neuem, selbständigen Leben zu erwecken, nicht blos den Buchstaben, sondern auch den Geist auf den Boden der andern Sprache zu verpflanzen. So entstand während der zweiten deutschen Literaturblüte seit Mitte des 18. Jahrh. auch eine klassische Uebersetzungsliteratur, zu welcher fast alle Meister der deutschen Dichtkunst Beiträge geliefert haben. Den Anlaß gab bes. Voß durch seine unsterbliche Ue. der „Odyssee" u. „Ilias" sowie der Komödien des Aristophanes; die Ue. Schiller's vom zweiten u. vierten Buch der „Aeneïde" Vergil's ist ein selbständiges Kunstwerk, das sich dem Original mindestens an die Seite stellen kann; die indische, arabische u. persische Poesie wurde bes. durch Rückert erschlossen, der auch die feinsten Feinheiten der Form in seinen Umdichtungen wiederzugeben vermochte. Dasselbe gilt von der Wiedergabe italienischer u. spanischer Kunstwerke, die wir Tieck (z. B. im „Don Quixote"), Schlegel, Gries (Calderon's Dramen 2c.) u. A. verdanken. Diese Literatur ist bis in die neueste Zeit durch ausgezeichnete Arbeiten vermehrt worden. Allerdings muß trotz Alledem bemerkt werden, daß auch die vollkommenste Ue. das Original niemals ersetzen kann. Entweder behauptet die Ue. einen selbständigen Kunstwerth, den das Original nicht in der gleichen Weise besitzt, od. sie muß darauf verzichten, den eigenthümlichen Duft u. Geist des Originals genau wiederzugeben. Ganz besonders gilt dies von solchen Werken, deren künstlerische Wirkung wesentlich an den Volksdialekt geknüpft ist, in welchem sie geschrieben sind. Ue.en von Hebel's „Allemannischen Gedichten", od. von Fritz Reuter's plattdeutschen Dichtungen können nur mit Preisgebung ihres Hauptvorzugs, der Naivetät, stattfinden. — Ueber die niederen Arten der Uebersetzungskunst, nämlich die „Interlinearversion" od. buchstäbliche Ue. u. die „Paraphrase" od. Umschreibung s. die betr. Artikel.

**Ubi bene, ibi patria** (lat., wo (es mir) gut (geht), da (ist mein) Vaterland, ein zum geflügelten Worte gewordener Ausspruch, dessen Urheber wahrscheinlich der röm. Tragiker Pacuvius ist u. welches von Cicero (Tusculanen, 5, 37) in der Form: Patria est, ubicumque est bene (da ist das Vaterland, wo es gut ist) citirt wird.

**Ubier** (lat. Ubii) werden zuerst von Cäsar als german. Volk am Rhein genannt, südl. von den Sigambern, westl. u. nördl. von den Sueven, die sie bedrängten u. zinsbar machten. Daher schlossen sie sich bereitwillig an die Römer an u. folgten 37 v. Chr. der Aufforderung des Augustus, lieber auf dem linken Rheinufer nördl. von den Trevirern ihren Wohnsitz zu nehmen. Hier wohnten sie nördl. bis in die Gegend von Krefeld u. südl. bis Zülpich hin. Ihr Hauptort (ara od. oppidum Ubiorum) wurde 50 n. Chr. von Neuem kolonisirt u. nach der hier geborenen Kaiserin Colonia Agrippina (das heutige Köln) genannt. Später verschmolzen die U. mit den Franken.

**Ubiquität** (vom lat. ubīque, überall) heißt im scholastischen Latein eigentlich das „Ueberallsein", die „Allgegenwart". Gewöhnlich braucht man das Wort in der protestantischen Dogmatik von der U. des Leibes Christi. Diese wurde nach Luther's Vorgang von den Lutheranern gelehrt, da ja Christus vermöge seiner göttlichen Natur an den Eigenschaften Gottes (also auch) an der Allgegenwart Theil habe. Der Zweck dieser Lehre war, die wirkliche Gegenwart des Leibes u. Blutes Christi im Abendmahl zu beweisen, u. zwar bes. gegen die Reformirten, welche die U. Christi leugneten u. demgemäß auch die lutherische Abendmahlslehre verwarfen.

**Ucayale**, einer der Hauptquellflüsse des Amazonenstromes, der südamerikan. Republik Peru angehörend, entsteht aus der Vereinigung mehrerer von dem östl. Andenabhang herabströmender Flüsse, von denen der bedeutendste der Apurimac ist. Dieser entspringt nur 10 M. vom Großen Ozean in Südperu am Vulkan von Arequipa, fließt im Ganzen nach N. zuerst auf dem Hochplateau von Cuzco, nach dem Austritt aus dem Gebirge in der Pampa del Sacramento; wegen seiner vielen Stromschnellen ist dieser fast 200 M. lange u. sehr wasserreiche Fluß nur die letzten 20 M. seines Laufes für große Schiffe fahrbar. Seine größten Nebenflüsse sind von links der Rio Pampas, der Mantara, Chanchamayo u. bes. der Rio Jauja od. Pachitea, welcher im Cinchaysee 10 M. von Lima am Cerro de Pasco entspringt; von rechts ist der stärkste der ebenfalls im südl. Theile des Plateau von Cuzco entspringende Quilabamba. Die Mündung des U. in den Amazonas erfolgt an der Grenze von Peru u. Ecuador bei Nauta unter 4° 30' südl. Br. u. 73° 5' westl. L. von Greenwich (nach Rochester).

**Uechtland** (lat. Nantuates, Nuithonia), d. i. ödes Land, hieß im Mittelalter ein ungefähr dem heutigen schweiz. Kanton Freiburg entsprechendes Gebiet, weil hier eine Einöde das deutsche u. burgundische Land trennte. Der Name kommt heute fast nur noch in der Verbindung Freiburg im Ue. vor, durch welche Bezeichnung man das schweiz. Freiburg von Freiburg im Breisgau unterscheidet.

**Uechtritz**, Peter Friedrich v., Dichter, geb. zu Görlitz 12. Sept 1800; studirte seit 1818 in Leipzig die Rechte, daneben auch Philosophie, Geschichte u. Poesie u. betrat 1821 zu Berlin als Auskultator u. Referendar beim Stadt- u. Kammergericht die juristische Laufbahn 1828 kam Ue. als Assessor an das Landesgericht in Trier u. 1829 nach Düsseldorf, wo er 1833 zum Oberlandesgerichtsrath u. später

zum Appellationsgerichtsrath aufrückte. In Düsseldorf schloß er Freundschaft mit Immermann u. Karl Schnaase, wie er schon in Berlin viel mit H. Heine u. Grabbe verkehrt hatte. Seit 1858 als Geh. Justizrath pensionirt, zog er sich 1863 nach Görlitz zurück, wo er 15. Febr. 1875 starb. Im Gefolge der klassisch romantischen Periode unserer Literatur nahm Ue. eine hervorragende Stelle ein. Zu seinen Schriften gehören insbes. die Trauerspiele „Chrysostomus" (Brandenb. 1822), „Rom u. Spartacus" (Berl. 1823), „Rom u. Otto III." (ebd. 1823); „Das Ehrenschwert" (ebd. 1823), „Alexander u. Darius" (ebd. 1827) u. „Rosamunde" (Düsseld. 1833); das dramatische Gedicht „Die Babylonier in Jerusalem" (ebd. 1836); „Ehrenspiegel des deutschen Volkes u. vermischte Gedichte" (ebd. 1842); die Romane „Albrecht Holm" (7 Bde., Berl. 1852 f.), „Der Bruder der Braut" (3 Bde., Stuttg. 1860) u. „Eleazar" (3 Bde., Jena 1867); „Blicke in das Düsseldorfer Kunstleben" (2 Bde., Düsseld. 1839) u. „Studien eines Laien" (kritische Untersuchung über das Evangel. Johannes, nach seinem Tode erschienen).

**Ucker**, ein Küstenfluß des Stettiner Haffs, kommt aus dem Poweskesee im Kreise Templin (Reg.-Bez. Potsdam, Provinz Brandenburg), durchfließt die Seen bei Prenzlau, tritt bei Pasewalk, wo er schiffbar wird, in die Provinz Pommern u. mündet nach 14 M. langem Laufe, wovon gegen 5 M. schiffbar sind, bei der Kreisstadt Uckermünde (mit 4000 E.) in das Haff. Das Gebiet der U. ist vorwaltend die Uckermark, die, seit 1250 einen Theil der Kurmark bildend, auf 68,59 □M. 160,497 E. (1871) zählt u. gegenwärtig in die Kreise Prenzlau, Templin u. Angermünde zerfällt. Der Hauptort ist Prenzlau (s. d.).

**Uden**, Lucas van, Landschaftsmaler u. Radirer, geb. zu Antwerpen 18. Okt. 1595, erhielt den ersten Unterricht von seinem Vater, der ebenfalls Maler war, u. zeichnete sich bald so aus, daß sich Rubens von ihm die landschaftliche Staffage seiner Bilder malen ließ, wofür er wieder zuweilen U.'s Landschaften mit Figuren staffirte. Auch Teniers u. van Dyck verliehen einigen Gemälden U.'s die Staffage, bei anderen malte er sie selbst. Besondern Einfluß auf U.'s künstlerische Entwicklung übte Paul Bril. U.'s Landschaften sind meistens klare Fernsichten mit leicht bewegten Bäumen, in theils weichem, theils kräftigem Kolorit. Die besten derselben befinden sich im Museum zu Dresden. Auch radirte er in seiner feinen, geistreichen Weise 62 Blätter, wovon 58 nach eigenen Erfindungen. U. starb um 1662. Sein viel jüngerer Bruder, Jakob van U., war gleichfalls Landschaftsmaler, aber von geringerer Bedeutung.

**Udine**, Provinz im ital. Landestheile Venetien, 118,3143 □M. mit 481,586 E. (1871), nördl. u. östl. an österr. Gebiet grenzend, südl. ans Adriatische Meer u. westl. an die Provinzen Venedig, Treviso u. Belluno, umfaßt vorzugsweise das Gebiet des Tagliamento, das Friaul, u. ist halb gebirgig, halb eben. Bekannte Gebirgsthäler sind das Thal von Rigolato, das Val di S. Pietro, das Val del Ferro 2c. Die Provinz ist reich an Seide, Wein u. Mais u. fabrizirt viel Seidenwaaren, Baumwollengarn u. Leder. Der größte Theil der Bewohner sind Furlaner od. Friauler, die sich nach W. zu allmählich mit italienischer Bevölkerung mischen. Rein ital. Dörfer sind nur im NW., den NO. bis südöstl. von Cividale bewohnen Slovenen. — Die Provinzialhauptstadt U., mit 22,004 E. (1871), liegt in 116 m. Seehöhe an dem vom Torre abgezweigten Kanale Roja u. an der Eisenbahn Cormons-Venedig u. hat ein höchst angenehmes Klima von 13,25° C. Mitteltemperatur. Die Stadt ist mit stattlichen Mauern umgeben; in ihrer Mitte erhebt sich auf einem Hügel das ansehnliche, von Giovanni Fontana 1517 erbaute Kastell, jetzt Strafhaus. Am Fuße desselben liegt die Piazza S. Giovanni, eine Nachbildung des venetianischen Markusplatzes. Der im 14. Jahrh. erbaute romanische Dom sowie der erzbischöfliche Palast enthalten berühmte Gemälde. Der 1547 erbaute Palazzo Pubblico erinnert an den Dogenpalast. Die Paläste Antonini u. Cernazai sind nach den Entwürfen des hier geborenen Malers Giovanni da Udine aufgeführt. Eine Fontaine auf der Piazza Giovanni trägt die Friedensgöttin zur Erinnerung an den Frieden von Campo Formio. U. ist Sitz der Provinzialregierung u. eines Erzbischofs, hat bischöfliches Seminar, Gymnasium, Theater, verschiedene Wohlthätigkeitsanstalten u. ist Mittelpunkt der friaulischen Seidenkultur u. -Spinnerei, hat ansehnliche Leinenindustrie, Gerberei, Seidenhandel u. Weinbau. — U. wird zuerst im 10. Jahrh. erwähnt. Die Blüte der Stadt begann, als der Patriarch Bertold sie zu seiner Residenz gemacht hatte 1238 u. als viele in den Bürgerkriegen Italiens vertriebene Familien hier Zuflucht suchten. 1445 wurde U. venetianisch. Infolge des Friedens von Campo Formio am 18. Okt. 1797, zu dem die Vorbesprechungen hier stattfanden, kam U. mit Venedig an Oesterreich, wurde aber schon 1805 wieder mit dem Königreich Italien vereinigt u. Hauptstadt des Departements Passerino, bis es 1813 abermals an Oesterreich kam. 1866 ging es mit Venetien wieder an das Königreich Italien über.

**Udschidschi**, s. „Tanganjika".

**Uëlle**, afrikanischer Fluß, welchen bis jetzt nur 2 europ. Reisende, Schweinfurth 1870 u. Miani 1872, u. vielleicht Stanley 1876/77 an der Mündung gesehen haben, scheint in den am Nordwestrand des Albert Nyanzasees liegenden Blauen Bergen zu entspringen, hat als Hauptquellfluß den Kibali, welcher, in wildreiche Steppen eintretend, nach mehreren nicht bedeutenden Stromschnellen sich schon zu 300 m. verbreitert u. zuerst das Land der Makaraka od. Mundo durchfließt. Schweinfurth überschritt ihn an zwei Stellen zwischen 28° 5 u. 10' östl. L. von Greenwich u. zwischen 3° 35 u. 40' n. Br., wo er, das Land der Niamniam u. Monbuttu von einander trennend, an der obern Stelle 100, an der untern 250 m. breit, schon für größere Boote schiffbar war, im April zu steigen begann, von rechts den Kapili, von links den Gadda u. damit den Namen U. empfing u. im Ganzen von O. nach W. floß.

Nr. 5313. Insel Ufenau im Züricher See. Ulrich v. Hutten's Ruhestätte.

Später scheint er von rechts den Mbruale, von links die vereinigten Romajo u. Malobe aufzunehmen u. nicht, wie Schweinfurth aus den Aussagen der Eingeborenen schloß, der Oberlauf des in den Tschad mündenden Schari, sondern ein Zufluß zum Congo zu sein, u. zwar der, welchen Stanley unter dem Namen Aruwimi in Koruru, einem Kannibalengebiet, münden läßt.

**Ufá**, russ. Gouvernement im Urallande, 2212,227 □M., wovon 0,161 □M. auf Binnenseen kommen, u. 1,364,925 E. nach den Berechnungen für 1870, d. i. nur 617 auf die □M., grenzt südl. an das Gouvernement Orenburg, aus dessen nordwestl. Theile es 1865 gebildet wurde, westlich an Ssamara u. Kasan, nördlich an Wiatka u. Perm u. östlich an Sibirien. Von seinem Gebiete liegen etwa 16 □M. östl. vom Uralgebirge. U. ist im O. stark gebirgig, reicht aber westlich bis ins Tiefland u. wird hauptsächlich von der Bjelaja, die hier die schiffbare Ufa u. viele Nebenflüsse aus dem Uralgebirge aufnimmt, durchflossen; die Kama ist nur nordwestl. Grenzfluß. Die Bevölkerung ist aus sehr heterogenen Elementen zusammengesetzt. Nach der Zählung von 1867 waren von seinen 1,297,577 E. 498,402 Großrussen, 1181 Polen, 424 Deutsche, 70 Juden, 12,516 Mordwinen, 48,933 Tscheremissen, 12,361 Wotjaken, 99,313 Tataren, 414,365 Baschkiren, 76,317 Meschtscherjaken, 102,333 Teptjaren u. 31,299 Tschuwaschen. Es zerfällt in die Kreise U., Belebei, Birsk, Slatoust, Menselinsk u. Sterlitamak. — Die Hauptstadt U. mit 20,166 E. (1867), in 152 m. Seehöhe am rechten Ufer der Bjelaja, unfern der Ufamündung gelegen, ist Sitz des

Civilgouverneurs, eines griech. Erzbischofs u. eines tatarischen Mufti, hat mehrere Kirchen u. Moscheen, ziemlich entwickelte Fabrikthätigkeit u. hält im Januar einen viel besuchten, zehntägigen Jahrmarkt (die Ufinische Messe) ab. – Eine andere bedeutende Stadt des Gouvernements ist die Bergstadt Slatoust mit 15,974 E. (1867), am Südfuße des gegen 1000 m. hohen Taganai u. am Flusse Ai, einem Nebenflusse der Ufa in 400 m. Seehöhe gelegen. Die Stadt hat sehr bedeutende Eisenhämmer u. eine berühmte Waffenfabrik mit deutschen Klingenschmieden.

**Ufenau** od. Ufnau, auch Aufnau, eine kleine, niedrige Insel im Züricher See, gehört zum Kloster Einsiedeln, enthält eine Pächterwohnung u. eine 1141 geweihte Kirche u. eine Kapelle sowie einen kleinen Friedhof. Hier starb 1523 Ulrich v. Hutten.

**Uglitsch** (Uglicz), Stadt mit 13,272 E. (1867) im großruss. Gouvernement Jaroßlaw, liegt am rechten Wolgaufer, hat viele Kirchen u. Klöster, ist bedeutender Fabrikort für Leder, Seife, kupferne u. zinnerne Waaren, Papier u. ein wichtiger Handelsplatz. Die Umgegend fertigt viel Holzwaaren.

**Ugocsa**, ungarisches Komitat jenseit der Theiß, 21,62 □M. mit 67,498 Civilbevölkerung (1869), wird im N. vom Komitat Bereg, östl. von Marmaros, südl. von Szatmar u. westl. von Szabolcs begrenzt. Die Theiß, die hier den Batas aufnimmt, theilt das Komitat in einen größern nördl. u. einen kleinern südl. Theil; sie u. ihre Nebenflüsse sind hier sehr fischreich. Das Gebiet, im O. gebirgig, streicht im W. bis in die große ungar. Ebene, ist aber wenig fruchtbar. Weiden u. Wald bilden den größten Theil desselben Schweine- u. Schafzucht sind daher die Hauptbeschäftigung. Die Gebirge führen Gold, Silber u. Eisen. Die Bewohner sind theils Ruthenen, theils Magyaren u. zu ¾ katholisch. Der größte Ort ist der Flecken Nagy-Szöllös mit 4406 E. (1869).

Nr. 5314. Johann Ludwig Uhland (geb. 26. April 1787, gest. 13. Nov. 1862).

**Uhland**, Johann Ludwig, hervorragender deutscher Dichter, geb. 26. April 1787 zu Tübingen; studirte auf der Universität seiner Vaterstadt die Rechte, widmete sich aber gleichzeitig dem neubeginnenden Studium der mittelalterlichen Dichtung u. bethätigte sein poetisches Talent in Versuchen, welche die erwärmende Theilnahme kleiner Kreise schon 1808 u. 1810 erregten. Nach einer 1810 unternommenen Reise nach Paris, welche nam. seine romanischen Studien förderte, widmete sich U. in Stuttgart der Advokatur u. veröffentlichte unmittelbar nach dem Pariser Frieden die erste Ausgabe seiner „Gedichte" (Stuttg. u. Tüb. 1814), welche den Namen des Dichters rasch durch ganz Deutschland trugen. Diese Gedichte, obschon nam. in ihren erzählenden Theilen von der Romantik ausgehend, hatten von dieser Geistesrichtung nur diejenigen Elemente in sich aufgenommen, welche durchaus frisch, klar, heimatlich, dem wahrhaften Bedürfniß des Gemüths u. der vaterländischen Empfindung entsprungen waren. Die Stimmungen u. Empfindungen U.'s waren selten leidenschaftlich, aber jederzeit tief, warm, innig, mit der umgebenden Natur im ergreifendsten Einklang, die schlichte Plastik seiner Gestalten gemahnte ohne irgend welche Künstelei an die höchsten Vorzüge alter Kunst. So konnte mit Recht U. als Liederdichter unmittelbar neben Goethe gestellt, als Balladendichter als eine unübertroffene u. selten erreichte Erscheinung in der deutschen Literatur geehrt werden. Während der nächsten Jahre nach seiner Niederlassung in Stuttgart dichtete U. seine beiden dramatischen Werke „Ernst, Herzog von Schwaben" (Trauerspiel, Heidelb. 1818) u. „Ludwig, der Bayer" (Schauspiel, Berl. 1819). Bei allen Vorzügen einer treffenden klaren u. scharfen Charakteristik, patriotischer Empfindung, einfach edler Sprache u. selbst vorzüglich wirksamer Scenen, konnten dieselben eine bleibende theatralische Wirkung nicht gewinnen, weil ihnen die unerläßliche Energie vorwärtsdrängender u. fortreißender Leidenschaft u. dramatischer Spannung abgeht. — Seit 1816 betheiligte sich der Dichter in hervorragender Weise an den Verfassungskämpfen seiner Heimat, stand zuerst auf Seite der altwürttembergischen Rechtspartei, nach der Vereinbarung einer Verfassung aber in den Reihen der freisinnigen Opposition, die mancherlei Bedrängnisse zu erfahren hatte. Seit 1830 wirkte U. als außerord. Professor der deutschen Sprache u. Literatur in Tübingen, legte aber diese Stelle 1833 nieder, als ihm, der beim Beginn des zweiten Landtages zum Abgeordneten gewählt war, der Urlaub verweigert wurde, um nun ungestört seinen Pflichten als Volksvertreter nachzukommen, u. stand in der Kammer auf Seiten der konstitutionellen Opposition. Bei den Wahlen für 1839 verzichtete er aber auf eine Wiederwahl u. lebte seitdem in stiller Zurückgezogenheit, die nur 1848 durch seine Theilnahme an der Frankfurter Nationalversammlung unterbrochen wurde, in welche ihn der Wahlkreis Tübingen gewählt hatte u. in der er sich der Linken anschloß. Im Uebrigen widmete er sich ganz seinen Studien der deutschen Alterthümer u. der mittelalterlichen Literatur, deren Früchte außer einem Aufsatze „Ueber das altfranz. Epos" (in Fouqué's „Musen", 1812) u. einem andern „Zur Geschichte der Freischießen" (vor Halling's Ausgabe des „Glückhaften Schiffes", Tüb. 1828) die meisterhafte Schrift „Ueber Walther v. d. Vogelweide" (Stuttg. 1822), das treffliche Werk „Ueber den Mythus von Thor" (Stuttg. 1836) u. die vorzügliche Sammlung „Alte hoch- u. niederdeutsche Volkslieder" (2 Thle., Stuttg. 1844—45) zu nennen sind. Diese Arbeiten (mit Ausnahme der „Volkslieder") u. zahlreiche andere aus demselben Gebiete erschienen, nachdem U. 13. Nov. 1862 in Tübingen gestorben war, gesammelt als „U.'s Schriften zur Geschichte der Dichtung u. Sage" (8 Bde., Stuttg. 1865—72); eine Ausgabe seiner dramatischen Entwürfe gab A. v. Keller unter dem Titel „U. als Dramatiker" (Stuttg. 1877) heraus. Sein Grab auf dem Friedhofe in Tübingen ziert ein Granitstein, sein von Kietz modellirtes ehernes Standbild wurde 1873 in Tübingen aufgestellt. — Vergl. Pfeiffer, „Ludwig U." (Wien 1862); Jahn, „Ludwig U." (Bonn 1863); Notter, „Ludwig U. Sein Leben u. seine Dichtungen" (Stuttg. 1863); Mayer, „Ludwig U., seine Freunde u. Zeitgenossen" (2 Bde., Stuttg. 1867); „U.'s Leben, von seiner Wittwe [Emilie U., geb. Vischer]" (Stuttg. 1874).

**Uhlich**, Leberecht, einer der Hauptstimmführer der sog. „Freien Gemeinden" (s. d.), wurde 27. Febr. 1799 zu Köthen geboren; studirte zu Halle Theologie u. erhielt 1827, nachdem er sich in Köthen durch seine Freimüthigkeit mißliebig gemacht hatte, die Pfarrei Pömmelte bei Schönebeck in Preußen. 1841 legte er durch die Stiftung der Gnadauer Predigerkonferenzen den Grund zu der Gesellschaft der „Protestantischen Freunde" od. „Lichtfreunde" (s. Näheres unter „Freie Gemeinden"). Als 1845 die staatliche Verfolgung dieser Bewegung begann, verbot man U., seine Parochie ohne Urlaub zu verlassen. Doch wurde er noch im Herbste 1845 als Pfarrer an die Katharinenkirche zu Magdeburg gewählt. Da er auch hier fortfuhr, im Sinne der „Freien Gemeinden" zu wirken, wurde er 1847 nach vielfachen Maßregelungen von seinem Amte suspendirt, trat infolge dessen aus der Landeskirche aus u. wirkte seitdem als Prediger der freien Gemeinde zu Magdeburg bis an seinen Tod 23. März 1872. In seiner theologischen Richtung ist U. allmählich von dem sog. Rationalismus zu einem christlichen Pantheismus u. schließlich zu einer ziemlich seichten Moralitätsreligion fortgeschritten. Von seinen Schriften

nennen wir außer den zahlreichen Aufsätzen in den „Blättern für christliche Erbauung" (1842–46) die Volksschriften: „Das Büchlein vom Reiche Gottes" (3. Aufl., Magdeb. 1845); „Bekenntnisse" (4. Aufl., Lpz. 1846); „Katechismus" (Magdeb. 1851); „Zehn Jahre in Magdeburg. 1845–55" (Magdeb. 1855); „Aus der Vernunftreligion" (3 Thle., Magdeb. 1855–57); „Sonntagsbuch" (Gotha 1858); „Religiöse Vorträge" (2 Thle., Gotha 1859).

**Uhren** sind Instrumente zur Zeitmessung, bei welchen zuerst mit Benutzung des scheinbaren Sonnenumlaufes die Schattenbewegung eines Körpers innerhalb eines zur Ablesung einzelner Zeittheile eingetheilten Kreises zur Anwendung kam. Dies waren die Sonnenuhren, welche von den Aegyptern derartig ausgeführt wurden, daß sie auf freien Plätzen hohe Obelisken errichteten, die ihren Schatten in einen mit Zeitzeichen versehenen Kreis warfen. Neben diesen Sonnenuhren wurden schon im Alterthume auch Wasseruhren (Klepsydra bei den Griechen) benutzt, welche auf dem gleichmäßigen Abflusse einer auf gleicher Druckhöhe erhaltenen Flüssigkeit beruhen. Fig. 5315 stellt eine Wasseruhr vor, wie solche noch bis in das vorige Jahrhundert benutzt wurden, der Wasserkasten A erhält durch ein kleines Rohr seinen Zufluß aus einem größern Behälter, u. aus demselben läuft durch ein zweites Rohr unterhalb das Wasser mit gleichmäßiger Geschwindigkeit ab, um allmählich das Steigen des Wasserspiegels im untersten Theile des Gehäuses zu bewirken.

Nr. 5315. Wasseruhr.

Nr. 5316. Taschenuhr aus dem 16. Jahrh.

Nr. 5317. Die Uhr des Straßburger Münsters.

Auf diesem Wasserspiegel ruht ein glockenartiger Schwimmer A, der mittels eines Gegengewichtes C durch eine um die Zeigerwelle B geschlungene Schnur gehalten wird u. bewirkt, daß bei seinem Emporgehen der Zeiger das Zifferblatt regelmäßig durchläuft. Auch die Sanduhren, die noch heutzutage zu manchen Zwecken benutzt werden, waren schon im Alterthume bekannt. Wirkliche Uhrwerke, d. h. Zahnräderverbindungen, welche, durch Gewichte in regelmäßigen Betrieb gesetzt, die Bewegung eines Zeitzeigers auf einer in Stunden eingetheilten Scheibe, dem Zifferblatte, veranlassen, sollen bereits den Sarazenen bekannt gewesen sein. Andererseits wird angegeben, daß ums J. 850 ein gewisser Pacificus in Verona die erste durch Gewichte betriebene Räderuhr mit Schlagwerk gebaut habe. Aus einer Stelle in Dante's „Göttlicher Komödie" geht hervor, daß Schlaguhren in der zweiten Hälfte des 13. Jahrh. schon keine Seltenheit mehr waren. England soll die erste im J. 1288 auf Westminsterhall in London erhalten haben. Mit voller Bestimmtheit sind Räderuhren mit Hemmung (Steigrad nebst Lappenspindel) u. Unruhe gegen die Mitte des 14. Jahrh. nachzuweisen, u. wahrscheinlich sind solche U. zuerst in Deutschland angefertigt worden, wenigstens ist bekannt, daß ein deutscher Uhrmacher, Heinrich v. Wiek, vom franz. König Karl V. nach Paris berufen wurde, um daselbst in der Zeit von 1364–70 eine Gewichtsuhr mit Schlagwerk zu bauen. Die erste Räderuhr bekam Augsburg 1364, Breslau 1368, Straßburg auf seinem Münster 1370 u. Nürnberg gar erst 1462. Um die Mitte des 16. Jahrh. waren Räderuhren mit Schlagwerk u. Wecker als Stubenuhren, daneben aber auch schon Taschenuhren vielfach in Gebrauch. Als Erfinder der letzteren wird Peter Hele, ein Nürnberger, bezeichnet, welcher die erste Taschenuhr ums J. 1510 hergestellt haben soll. Die Unruhe derselben soll mittels einer Schweinsborste im Gange erhalten worden sein. Diese etwas plumpen Zeitmesser hießen ihrer Gestalt wegen Nürnberger Eier. Wenn schon bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts in der Uhrmacherei Bedeutendes geleistet worden ist, so zeigt sich doch im Vergleich zur neuern Zeit eine ganz andere Richtung, indem die älteren Werke nicht eigentlich als exakte Zeitmesser, sondern mehr als automatische Kunstwerke gelten dürfen, bei denen häufig Spielereien der sonderbarsten u. fremdartigsten Natur zur Ausführung kamen. Ein Beispiel für diese Richtung der Uhrenbaukunst liefert die (1572–74) durch Isaak Hobrecht aus Schaffhausen hergestellte, 1842 durch Schwilgué erneuerte Uhr des Straßburger Münsters. So lange die U. nichts weiter als Räderverbindungen waren, denen man durch die sog. Hemmung eine Gleichmäßigkeit des Ganges aufzwang, konnten sie auch nur sehr unvollkommen sein. Die wesentlichste Vervollkommnung datirt von dem Zeitpunkte, wo man mit der Hemmung ein regulirendes Organ verband, dessen eigene Schwingungsdauer ein Zeitmaß abgab, so daß dem Räderwerke nur noch die Aufgabe zufiel, dieses kleine Zeitmaß zu vervielfältigen, dessen Wiederholungen zu zählen u. sie auf dem Zifferblatte zu registriren. Dies geschah, als man die Unruhe mit elastischer Spiralfeder versah, od., in noch vollkommenerem Grade, als man die Unruhe durch das Pendel ersetzte. Die Erfindung der Spiralfeder wird dem Engländer Hooke (1658–60) oder dem Holländer Huyghens (1674–75) zugeschrieben. Die Pendelgesetze entdeckte Galilei 1582, u. er soll auch schon an die Verbindung des Pendels mit dem Uhrwerke gedacht haben. In England soll die erste Pendeluhr 1641 von Richard Harris verfertigt worden sein. Sicher nachgewiesen ist, daß Huyghens 1657 ganz selbständig Pendeluhren konstruirte. Der Londoner Uhrmacher Clement soll im letzten Viertel des 17. Jahrh. zuerst das Pendel an einer Stahlfeder, anstatt an einem Faden aufgehängt haben. Von anderen die U. betreffenden Erfindungen ist zu bemerken, daß die Schnecke, durch welche in Federuhren die abnehmende Zugkraft der Feder ausgeglichen wird, schon zu Anfang des 17. Jahrh. benutzt wurde, daß der Engländer Barlow die Repetiruhr erfand, daß Aequationsuhren zur Angabe der Sonnenzeit u. mittlern Zeit durch verschiedene Zeiger zuerst 1699 in London verfertigt wurden, u. daß gebohrte Rubine als Zapfenlager (sog. Steinlöcher) zu Anfang des vorigen Jahrhunderts von Falio od. Faccio in Genf zuerst zur Anwendung kamen. Wenn auch die

Wiege der Uhrmacherei sozusagen in Deutschland stand, so wurde diese Kunst doch in England u. Frankreich zuerst der Vervollkommnung entgegengeführt. Bes. in der Herstellung von Chronometern (s. d.), ein Bedürfniß der Seefahrer, leistete England lange Zeit das Beste, während Frankreich sich in der Fabrikation eleganter Stutz- u. Wanduhren hervorthat. Für den gewöhnlichen Hausbedarf sorgten die schwarzwälder Uhrmacher schon von der Mitte des 17. Jahrh. an, wenigstens datiren bis in jene Zeit die Anfänge dieser bekannten Uhrenhausindustrie zurück.

Nr. 5318. Treibwerk einer Spindeluhr.

Anton Ketterer brachte hier 1730 zuerst die klassischen Kukuksuhren aufs Tapet; 1740 ging man von den Unruhuhren zu den Pendeluhren über; 1750 wurden statt der hölzernen Getriebe solche von Draht gefertigt u. metallene Räder folgten bald nach. Was die deutsche Taschenuhrenfabrikation betrifft, so wurde damit 1767 zu Pforzheim ein Versuch gemacht, doch ohne Erfolg. Gegen 1850 gründete Adolf Lange eine derartige Fabrik zu Glashütte in Sachsen, der eine zweite Firma Julius Aßmann 1853 folgte. Die Glashütter Taschenuhren stehen unter allen jetzt mit in erster Linie. Die schweizer Uhrenindustrie, welche bis in die neueste Zeit den Vorrang in der massenhaften Anfertigung guter u. billiger U. hatte, ist zu Anfang des 17. Jahrh. in Genf entstanden. Der Begründer der berühmten Neuchateler Uhrenindustrie war Daniel Johann Richard, genannt Bressel, der, 1665 zu Sagne bei Chaux-de-Fonds geboren, ganz von selbst zum Uhrmacher sich ausbildete u. mit Jakob Brandt, genannt Gruyerin, 1700 eine kleine Uhrenfabrik anlegte, die von seinen fünf Söhnen fortgeführt u. sehr vergrößert wurde. Neuerdings scheinen die Amerikaner in der Uhrenfabrikation wie in so manchen anderen Industriezweigen Europa es nicht nur gleich zu thun, sondern ihm selbst in Bezug auf Billigkeit wenigstens den Vorrang abzulaufen.

Nr. 5319. Unruhe mit Spiralfeder.

Nr. 5320. Cylinderhemmung in vergrößertem Maßstabe.

Unter den wesentlichen Theilen der U. haben wir zu unterscheiden: 1) den Bewegungsapparat, dessen Triebkraft gewöhnlich in einem aufgezogenen Gewichte od. einer gespannten Feder besteht; 2) das Räderwerk, welches durch ein System ineinander greifender Zahnräder u. Getriebe repräsentirt wird, wodurch sowol die Zeiger in einer gleichmäßigen Umdrehung erhalten, mittels deren man in den Stand gesetzt wird, die Zeit auf dem Zifferblatte abzulesen, u. wodurch ferner auch noch ein anderer Theil, nämlich 3) der Regulator (d. i. Pendel od. Unruhe) seine Bewegung erhält; endlich 4) die Hemmung, durch welche der Regulator mit dem Räderwerke in Verbindung gesetzt u. sowol verhindert wird, daß das Uhrwerk zu schnell abläuft, als auch Ersatz für den Kraftverlust erfolgt, welchen der Regulator durch Reibung u. andere Widerstände erleidet. — Fig. 5318 zeigt das Treibwerk einer ältern Taschenuhr, wobei der Deutlichkeit halber die Räder auf den Wellen weiter aus einander gerückt sind, als dies in der Wirklichkeit der Fall ist. Man sieht, daß hier die treibende Feder A an ihrem äußern Ende befestigt ist, während das innere Ende an dem Federstifte T sitzt u. durch Umdrehung desselben zusammengerollt wird, eine Einrichtung, die mit der Einführung der Schnecke verlassen wurde, die aber in den jetzigen Cylinderuhren wieder aufgenommen worden ist. Auf dem Federstifte sitzt das Sperrrad B, welches infolge des Eingriffes des Sperrkegels o das Stirnrad C in der einen Richtung mitnimmt. Letzteres Rad greift in das Getriebe D, wodurch das Rad E gedreht wird, das wieder mittels des Getriebes F das Rad G dreht. Von G geht die Bewegung auf das Getriebe H u. das Kronrad K, u. letzteres treibt durch das Getriebe L das Steigrad M. An der stehenden Welle od. Spindel des kleinen, die Unruhe bildenden Schwungrades N sind zwei unter einem rechten Winkel gegen einander stehende Plättchen i u. i' derartig angesetzt, daß sie, eines oben u. das andere unten, in die schräggeschnittenen Zähne des Steigrades eingreifen. Erhält nun das obere Plättchen i von der steilen Kante eines Steigradzahnes einen Stoß nach der einen Seite u. dadurch das Schwungrädchen eine kurze Drehung, so stellt sich alsbald das untere Plättchen i' einem andern Zahne in den Weg, erhält von diesem einen Stoß, das Schwungrädchen wird wieder nach der andern Seite herumgeworfen ꝛc.

Nr. 5321. Cole's ruhende Ankerhemmung für Taschenuhren.

Nr. 5322. Freie Hemmung mit konstanter Kraft für Pendeluhren.

Nr. 5323. Rostpendel.

Das Steigrad u. die beiden Spindelansätze bilden demnach hier die Hemmung, u. zwar eine sog. Hemmung mit Rucklauf, weil jedesmal, wenn ein Plättchen mit dem einen Steigradzahne zusammentrifft, das Steigrad durch die Kraft des Schwungrades ein wenig zurückgetrieben wird, bis letzteres seine Bewegung verloren hat u. dem Impulse nach der andern Seite hin folgen kann. Eine wesentliche Verbesserung der Unruhuhren wurde dadurch erreicht, daß man das Schwungrädchen nicht mehr von dem Werke hin- u. herstoßen ließ, sondern dasselbe mit einer feinen Spiralfeder verband, wie Fig. 5319 zeigt; hierdurch wurde die Unruhe befähigt, gewissermaßen selbständige Schwingungen zu machen

u. so pendelartig zu wirken. Da die Hemmungen einen der wichtigsten Theile zur Regulirung des Ganges der U. bilden, so ist man eifrig bestrebt gewesen, dieselben zu verbessern. Man kann gegenwärtig vier verschiedene Systeme in der Konstruktion dieses Mechanismus unterscheiden, nämlich: 1. die zurückfallenden; 2. die ruhenden; 3. die freien Hemmungen u. 4. die mit konstanter Kraft. Zur ersten Klasse gehört der im Vorhergehenden besprochene Spindelgang u. die bereits früher beschriebene „Ankerhemmung" (s. d.). Die Spindelhemmungen haben den großen Nachtheil, daß sie einen weiten Ausschlag erfordern, wodurch bei ihrer Anwendung in Pendeluhren das Pendel einen unregelmäßigen Gang erhält. Etwas besser wirkt schon die Ankerhemmung, doch erfolgt ihre Wirkung immer noch stoßweise, wodurch die Schwingung des Pendels od. der Unruhe beeinträchtigt wird. Man ging daher schon gegen Ende des 17. Jahrh. zu den ruhenden Hemmungen über, bei denen das Steigrad während eines Theiles der Schwingung von Pendel od. Unruhe vollständig zum Stillstand kommt. Der älteste dieser Mechanismen ist die Cylinderhemmung, welche Fig. 5320 in vergrößertem Maßstabe so deutlich darstellt, daß sie weiter keiner Erklärung bedarf. Der Erfinder der Cylinderhemmung, der Londoner Uhrmacher George Graham, erfand auch eine ruhende Ankerhemmung für Pendeluhren, u. nach diesem System wurden statt der mit starker Abnutzung arbeitenden Cylinderhemmung auch für Taschenuhren Ankerhemmungen konstruirt, von denen Fig. 5321 eine vom Engländer Cole konstruirte Anordnung zeigt. Die Einrichtung ist im Wesentlichen folgende: Auf der Spindel der Unruhe a sitzt ein kleines Scheibchen b, das mit einem Stifte, dem sog. Hebesteine, versehen ist, der bei guter Ausführung aus Rubin besteht. Der am Steigrade d angreifende Anker e ist an dem einen Ende mit einer Gabel c versehen, welche am Hebesteine angreift, an der andern Seite aber hat er eine gerade Feder c als Verlängerung, welche beim Schwingen des Ankers gegen die Stifte gg' anschlägt u. so die Bewegungen des Ankers beschränkt. Im Spiel der von einer Spiralfeder angeregten Unruhe streift der Hebestein an den schrägen Seiten der Gabel hin u. tritt abwechselnd in dieselbe ein. Die Schwingungen einer mit solcher Hemmung verbundenen Unruhe betragen nahezu einen ganzen Umlauf nach vor- u. rückwärts, u. hierin liegt ein Hauptvorzug dieses Mechanismus, indem dergestalt die Unruhe viel kräftiger wirkt u. kleine Störungen überwindet, als dies bei der Cylinderhemmung der Fall ist. Noch besser als die ruhenden wirken die freien Hemmungen u. die Hemmungen mit konstanter Kraft, welche letztere indessen nur bei Pendeluhren zur Anwendung kommen. Fig. 5322 illustrirt eine solche. Bei derselben befindet sich der Anker k m n nebst dem Steigrade r außer aller direkten Verbindung mit dem Pendel a p, welches an einer bei e eingeklemmten Stahlfeder d aufgehängt ist. Zwischen dieser Feder u. dem Pendel ist eine Art Wagebalken b c eingeschaltet, dessen Enden mit kleinen becherförmigen Gefäßen g versehen sind, die sich genau im Gleichgewicht befinden. An den Enden k der Ankerarme k l sind an Seidenfäden i kleine gleichschwere Metallkugeln h aufgehängt. Ist das Pendel durch einen Anstoß mit der Hand einmal in Schwingung versetzt, so reichen die geringen Stöße, welche die kleinen Kugeln h beim Aufsetzen auf die Böden der Becher g abwechselnd ausüben, gerade hin, um das Pendel fortdauernd in ganz gleichmäßiger Schwingung zu erhalten. Wichtig für den genauen Gang der U. sind endlich auch die Kompensationen, welche zur Ausgleichung der durch Temperaturdifferenzen hervorgerufenen Veränderungen der Schwerpunktslagen beim Pendel sowol wie bei der Unruhe in Anwendung gebracht werden. Am häufigsten wird als Kompensation bei Pendeluhren das sog. Rostpendel (Nr. 5323) benutzt, welches von den gewöhnlichen Temperaturschwankungen in Betreff seiner Länge nicht beeinflußt wird, also immer dieselbe Schwingungsdauer beibehält. Dasselbe besteht aus einer Verbindung von vier Eisenstangen e u. von zwei Zinkstangen z, welche durch Querstücke rahmenartig verbunden sind, wobei die mittlere Eisenstange frei durch das untere Querstück hindurch geht, um die Pendellinse L zu tragen; oberhalb bei C ist diese Verbindung an einer dünnen Bandfeder C angehängt. Bei dieser Anordnung dehnen sich bei steigender Temperatur die Eisenstäbe e nach unten, die Zinkstäbe z dagegen nach oben aus u. die Längen der Stäbe sind so bemessen, daß bei der verschiedenen Ausdehnung od. Zusammenziehung der beiderlei Metalle die Entfernung der Linse L vom Aufhängepunkte nicht verändert wird. Den Schwungring der Unruhe in Chronometern stellt man behufs der Kompensation ebenfalls aus zweierlei Metall — gewöhnlich aus Stahl u. Messing — her.

**Uhrich**, Jean Jacques Alexis, franz. General, geb. 15. Febr. 1802 zu Pfalzburg im damaligen franz. Departement Meurthe; besuchte die Kriegsschule von St.-Cyr, trat im Sept. 1820 als Unterleutnant in die 1821 in ein Linieninfanterieregiment umgewandelte Legion der Hautes-Alpes, kämpfte 1823—26 im spanischen Invasionskriege mit u. ging 1834 als Major nach Algerien, wo er seit 1841 ein Infanteriebataillon u. seit 1848 als Oberst ein Infanterieregiment befehligte. 1852—54 kommandirte er als Brigadegeneral im Departement des Niederrheins zu Straßburg u. nahm dann bis 1856 am Krimkriege Theil, in dem er nach dem ersten Sturme auf den Malakoff (Sebastopol) zum Divisionsgeneral befördert ward. Im ital. Feldzug (1859) führte er die 2. Infanteriedivision des unter dem Prinzen Napoleon stehenden 5. Armeecorps, das nur wenig an den Operationen betheiligt wurde. 1867 erfolgte zwar U.'s Versetzung in die Reserve, doch ward er beim Ausbruch des Krieges gegen Deutschland wieder in den aktiven Dienst berufen, erhielt zuerst abermals eine Division u. wurde nach der Schlacht bei Wörth Kommandant von Straßburg, welches er mannhaft vertheidigte; indessen mußte Straßburg schließlich doch 28. Sept. 1870 kapituliren.

Nr. 5324. Der Uhu (Strix bubo).

Als Kriegsgefangener auf Ehrenwort entlassen, begab sich U. im Okt. 1870 nach Tours, um den Delegirten der Provisorischen Regierung Rechenschaft von seinem Verhalten abzulegen. Seine Aufnahme daselbst war eine enthusiastische. Nachher lebte er in der Schweiz, bis er im April 1871 zum Oberintendanten der gegen die Pariser Commune kämpfenden Truppen ernannt wurde. In der Folgezeit von vielen Seiten verleumdet, ja sogar des Verraths beschuldigt, verlangte er, vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden. Diesem Verlangen wurde nicht willfahrt, dagegen sprach die zur Untersuchung wegen Uebergabe der Festungen im Kriege gegen Deutschland niedergesetzte Kommission auch gegen U. einigen Tadel aus. Infolge dessen nahm er im Juni 1872 seinen Abschied u. veröffentlichte: „Documents relatifs au siége de Strasbourg" (Par. 1872).

**Uhu**, Schuhu (Strix bubo), eine große, mit ihren Flügeln bis zu 90 cm. spannende, über Europa u. Asien, bes. in gebirgigen Gegenden, verbreitete Eule. Das dichte Gefieder ist rostgelb, oben schwarzbraun gefleckt, unten braungestrichelt u. quergewellt, die Federohren sind schwarz, Schnabel u. Beine graulich, die Augen goldgelb mit röthlichem Außenrande. Der U. raubt Vögel u. kleine Säugethiere, selbst Rehkälber, wird aber von anderen Vögeln lebhaft verfolgt u. ist deshalb auf dem Vogelherde u. in Krähenhütten der beliebteste Lockvogel. In Afrika u. Nordamerika kommen dem europäischen U. ähnliche Eulenarten vor.

**Ujest**, Herzog v., s. „Hohenlohe-Oehringen".

**Ukas** (von russ. ukasat, d. h. anreden) heißt in Rußland jedes von der Regierung erlassene Edikt, sei es, daß es vom Kaiser direkt ausgeht od. als Beschluß des dirigirenden Senats veröffentlicht wird.

**Uker**, s. „Ucker".

**Ukeréwesee** (arab. Name, bei den Eingeborenen einfach Nyanza, d. i. Wasser, von Speke Victoria Nyanza genannt) ist der größte Quellsee des Nil, incl. der Inseln 1525 □M., nach einer anderen

Berechnung ohne diese 1257 □M. groß, 1250 m. über dem Meere zwischen 2° 50′ s. Br. u. 0° 45′ n. Br. u. 31° 40′—35° ö. L. von Greenwich. Er bildet das hauptsächliche Quellenreservoir für den Nil, der in der Mitte seines Nordufers ihn nordwestlich von der Ujumainsel verläßt, um dem Ibrahim Paschasee u. dem Mwutan-Nzige (s. d.), den beiden nächsten, im N. u. NW. vom U. liegenden Nilquellseen, zuzueilen. Auf einem meist wellenförmigen Hochlande liegend, das im S. bis in das Gebiet des Rufidschi od. Lufidschi reicht u. nach N. terrassenförmig sich senkt, macht er mit seiner durchschnittlich zwar nicht tiefen, aber weit ausgedehnten u. in der Regenzeit die niedrigen Ufer überschwemmenden Wassermasse den Eindruck, als ob eine mächtige Flut sich über ein flaches, weites Gebiet ausgebreitet hätte. Gerühmt wird die meist friedliche Schönheit seiner Ufer, die Dichtigkeit der Negerbevölkerung in den Dörfern u. Weilern derselben, ferner deren echt tropische Fauna u. Flora, die sich im S. bes. durch die smaragdgrünen Milchbüsche u. durch eine wahrhaft wunderbare Menge von Moskitos charakterisirt. Sein sehr gutes u. süßes Wasser sieht im S. schmuzig weiß aus, im N. fand Long eine durchsichtige Tiefe von 8—10 m., häufig sollen nach Speke Krokodile u. Fische sein, Stanley erwähnt bes. Flußpferde. Fälschlich wurde früher der nordöstl. Theil des U. als besonderer See Baringo angegeben, da wo die Inseln Uinguru im N. u. Ugingo u. die Bridge Inseln od. Kihwu im S. an der Ugejejaküste mit den Baien Baringo u. Nakidimo liegen. Andere, fast stets mit Wald bedeckte Inseln sind Ujuma im N., Sasse, die größte, im NW., Bumbireh u. die Refuge Inseln im SW., Ukerewe u. Ukara im SO. Von Baien werden noch genannt im S. in der Mitte die Jordan Nullamündung, ein Flußbett, das nur in der Regenzeit Wasser führt, im SO. hinter der Ukerewe Insel der Spekegolf, im N. Murchisonbai u. der Napoleonskanal. Im SO., von der Ukerewe Insel östl., erhebt sich bis über 2000 m. an der Küste der tafelförmige Madschitaberg, an der Westseite, jedoch nicht direkt am Ufer, zieht sich von S. nach N. das höchste Gebirge des Landes (Lunae montes) mit dem Gambaragara, 4—5000 m. hoch, im N. an der Wasserscheide nach dem Mwutan zu, u. mit den südlicheren Ufumbirobergen, circa 4000 m. hoch. Auf dieser Seite mündet in den U. der Kagera, nach Stanley, der ihn Alexandra-Nil nennt, der größte Zufluß u. der eigentliche Oberlauf des Nil, welcher von SW. kommend durch mehrere Seen im Karagwelande fließt. Der zweite bedeutendste Fluß, der in den U. mündet, ist der Schimiju im S.; in den Spekegolf von O. ergießt sich der Ruana, nördl. von ihm im O. der Gori, Ugowe u. Jagama, im NW. der Katonga. Die größten Reiche der zahllosen Negerstämme, die sich übrigens in Gesittung u. Beschäftigung hier sehr unterscheiden, sind am südl. Ufer des U.: Usukuma, in dem Stanley's Hafenort Kagehji 2° 31′ s. Br. u. 33° 13′ östl. L. von Greenwich liegt, im SO. Ututwa, im O. Ururi u. bes. Ugejaja, das Eldorado der Elfenbeinhändler u. die Quelle des Reichthums für Sklavenjäger, im NO. Usoga, im NW. Uganda mit des jetzigen Herrschers Mesa Residenz an der Murchisonbucht, im W. Karagwe u. im SW. die Upsansaländer u. Ukhanga. — Die ersten Nachrichten vom U. stammen von den Erkundigungen u. der Karte der Missionäre Erhardt u. Rebmann. Der erste Europäer, der seine Ufer, u. zwar im S., betrat, war Speke (s. d.) 30. Juli 1858, der eigentliche Entdecker der Nilquellen, der auf einer zweiten Reise 1859—63 mit James Aug. Grant (s. d.) ihn im W. umging u. den nördlichen Ausfluß des Nil im Allgemeinen konstatirte, dessen Aussagen aber von seinem früheren Reisegefährten Richard Burton (s. d.) bekämpft wurden. Dieser hielt den U. für eine Gruppe von Lagunen u. den Tanganjika für den eigentlichen Nilquellsee. Nachdem noch Oberst Long 1874 den Theil des nördl. Ausflusses, den Speke nicht gesehen, befahren u. die Nordküste besucht hatte, umfuhr Henry Stanley (s. d.) März bis Mai 1875 den ganzen königlichen See u. bestätigte Speke's Angaben fast in Allem. Quer durchsegelt ist der U. noch nicht u. seine Mitte ist uns unbekannt; seltsam sind die Aussagen der Eingeborenen, daß im NO. große Fahrzeuge von 40—50 Mann zu landen pflegten, die nach Art der Schiffe auf dem Ozean gehandhabt würden. Seit Anfang 1877 hat die Church Missionary Society hier eine Missionsstation; der ägypt. Einfluß ist bis an die Nordküste vorgedrungen.

Nr. 5325. Karte des Ukeréwesees.

**Ukert**, Friedrich August, Historiker, geb. zu Eutin 28. Okt. 1780; studirte seit 1800 in Halle u. Jena, ging 1804 als Hauslehrer nach Danzig, wurde 1807 Erzieher der hinterlassenen Söhne Schiller's u. des jungen Wolzogen in Weimar, übernahm 1808 ein Lehramt am Gymnasium sowie die Aemter eines Oberbibliothekars u. Aufsehers des Münzkabinets in Gotha u. starb daselbst 18. Mai 1851. Ein Gelehrter von sehr mannichfaltigem Wissen u. unermüdlicher Arbeitskraft, begann er seine literarische Thätigkeit mit Uebersetzungen historischer und geographischer Schriften aus dem Spanischen, Englischen u. Französischen; dann verfaßte er selbständig: „Ueber die Geographie des Hekatäos u. Damastes“ (Weimar 1814); „Ueber die Geographie Homer's“ (ebd. 1815); „Handbuch der Geographie der Griechen u. Römer“ (3 Bde., ebd. 1816—46); „Erdbeschreibung von Afrika“ (21. u. 22. Bd. von Hassel's u. Gaspari's „Handbuch der Erdbeschreibung“, ebd. 1824 f.); „Gemälde von Griechenland“ (Königsb. 1811; n. Aufl., Darmst. 1833); „Ital. Chrestomathie“ (Gotha 1823) u. „Ueber Dämonen, Heroen u. Genien“ (Lpz. 1850). Auch redigirte U. neben Heeren (s. d.) die von Friedrich Perthes (s. d.) herausgeg. „Geschichte der europäischen Staaten“. Außerdem gab er heraus: das von seinem Vater Georg Heinr. Albr. U. († 1811 zu Gotha) hinterlassene Werk „Dr. Martin Luther's Leben“ (2 Bde., Gotha 1817), seines Schwiegervaters Leßler „Kleine Schriften“ (3 Bde., Weim. 1817 f.) u. mit Jacobs die „Merkwürdigkeiten der herzoglichen Bibliothek zu Gotha“ (3 Bde., Lpz. 1835—38).

**Ukraine**, s. v. w. Kleinrußland (s. d.).

**Ulanen** heißt eine Gattung der heutigen Reiterei, deren Hauptwaffe die Lanze ist u. deren Ursprung, der noch bestehenden Uniform nach, auf polnische Reiterei hinweist. Die preußischen U. entstanden aus den Towarczy's Friedrich's d. Gr., einer Gattung leichter, mit Lanzen bewaffneter slavischer Reiterei.

**Ule**, Otto Eduard Vincenz, hochverdienter populär wissenschaftlicher Schriftsteller, geb. 22. Jan. 1820 zu Lossow bei Frankfurt a. d. O. als Sohn eines Predigers, der bald darauf Konsistorialrath in Frankfurt ward, sollte gleichfalls die Laufbahn seines Vaters einschlagen, fühlte sich aber, nachdem er 1840 die Universität Halle bezogen, mehr durch die Naturwissenschaften als durch die Theologie gefesselt. Ersteren wandte er sich daher bald mit rastlosem Eifer zu; daneben studirte er noch klassische Philologie, um sich als Lehrer eine gesicherte Lebensstellung gründen zu können. 1845—46 machte er am Gymnasium in Potsdam sein Probejahr durch; da er aber nicht gleich eine Anstellung finden konnte, hielt er in Frankfurt a. d. O. Vorträge über Humboldt's „Kosmos". Von der Bewegung des J. 1848 lebhaft ergriffen, wirkte er vom Standpunkt der äußersten Linken aus in den Frankfurter Klubs mit, bis er durch einen Parteigenossen, den Prediger Hildenhagen in Queis bei Zörbig, eine Stelle als Lehrer der Naturwissenschaften u. Mathematik an der von diesem daselbst eingerichteten Fortbildungsschule bekam. Nachdem aber infolge der allgemeinen Reaktion diese Schule geschlossen worden war, ging U. nach Halle, wo er sich an der Universität habilitiren zu können hoffte. Diese Hoffnung scheiterte an der damaligen politischen Richtung; auch die Veröffentlichung seiner „Raumtheorie des Aristoteles u. Kant" (1850) nützte ihm nichts. Infolge dessen lebte er während der ganzen trüben Periode der 50er Jahre still als Privatgelehrter, indem er seine Zeit zwischen freier schriftstellerischer Thätigkeit u. populären Vorträgen theilte. Der Mittelpunkt der ersteren wurde die Zeitschrift „Die Natur", die er seit 1852 in Gemeinschaft mit Karl Müller u. Roßmäßler herausgab u. dann mit Ersterem bis zu seinem Tode fortführte. U.'s eigenes Lieblingsthema bildeten die Astronomie u. die Geologie. Als mit dem Regierungsantritt König Wilhelm's das Morgenroth einer „neuen Aera" zu dämmern anfing, wandte sich auch U. dem politischen Parteileben wieder zu u. entwickelte auch hier eine so lebhafte Theilnahme, daß er selbst für die Legislaturperiode 1863 bis 1865 ins preuß. Abgeordnetenhaus gewählt wurde, wo er in den Reihen der Fortschrittspartei saß u. sich bes. durch seine Thätigkeit in der Unterrichtskommission auszeichnete. Andauernder war seine Wirksamkeit für die Stadt Halle, wo er als Stadtverordneter u. Vorstand der verschiedensten Vereine in ununterbrochener Beziehung zu den meisten gemeinnützigen Bestrebungen stand. Der pflichttreue, unermüdliche Mann sollte vorzeitig u. tragisch enden. Während eines Festmahls, womit man eine von ihm selbst eröffnete Gartenbauausstellung feierte, brach ein Brand in der Stadt Halle aus; sofort eilte U. als Führer der Turnerfeuerwehr an die Brandstelle, u. dort trafen ihn Bruchstücke eines herabstürzenden Giebels so unglücklich, daß er 2 Uhr Morgens am folgenden Tage, 7. Aug. 1876, verschied. Die hauptsächlichsten seiner zahlreichen Schriften sind: „Das Weltall" (Beschreibung u. Geschichte des Kosmos, 3 Bde., Halle 1830; 3. Aufl. 1858); „Die Natur, ihre Kräfte, Gesetze u. Erscheinungen" (ebd. 1851); „Physikalische Bilder im Geiste kosmischer Anschauung" (2 Bde., ebd. 1854—57); „Die Wunder der Sternenwelt" (Lpz. 1860; 2. Aufl. 1877); „Populäre Naturlehre" (ebd. 1865—67); „Warum u. Weil" (Fragen u. Antworten aus den wichtigsten Gebieten der Naturlehre, Berl. 1868; 4. Aufl. 1877); „Ausgewählte kleinere naturwissenschaftliche Schriften" (5 Bde, Lpz. 1865—68; 1. Bd., 2. Aufl., 1871); „Alex. v. Humboldt" (Berl. 1869); „Aus der Natur" (Essays, 3 Bde., Lpz. 1871—73); „Die Erde u. die Erscheinungen ihrer Oberfläche" (nach Reclus, 2 Bde., ebd. 1873 bis 1877); „Physikalische u. chemische Unterhaltungen" (mit Hummel, ebd. 1873). Seit 1852 gab U. mit Karl Müller die Zeitschrift „Die Natur" (Halle) heraus.

**Uleåborg**, der nördlichste Län im Großfürstenthum Finnland, 3008,213 □M. (wovon 2838,180 □M. Festland, 8,044 □M. Inseln in den Seen, 1,421 □M. Meeresinseln u. 157,268 □M. Binnenseen ohne die Inseln) mit zusammen 189,014 luth. E. (1873), also nur 63 auf die □M., grenzt westl. an den Bottnischen Meerbusen u. an Schweden, nördl. an Norwegen, östl. an die russ. Gouvernements Archangelsk u. Olonez u. südl. an die finnländischen Läne Kuopio u. Wasa. Das an Flüssen, Seen u. Wäldern überhaupt überaus reiche Gebiet mit großentheils felsigem Untergrunde gestattet in den günstigeren Lagen noch Ackerbau, trägt noch Wälder, ja in U. blüht noch der Apfelbaum, freilich ohne Früchte anzusetzen. Die Heidel- u. Preißelbeere bedeckt große Flächen in ihm. Die hier herrschende Kälte ist oft sehr bedeutend; 1844 blieb in U. das Quecksilber 3 Tage lang gefroren. Doch sind die Wälder noch stark belebt von Wild. Bären, Wölfe, Luchse, Füchse, Fischottern, Hermeline, Vielfraße, Dachse ꝛc. sind reichlich vorhanden. Die Viehzucht beschränkt sich im N., wo Lappen wohnen, auf Renthierzucht, im S. hat man noch Rinder, Schafe, Schweine u. Ziegen. Der Hauptort **U.** od. Oulu, mit 7602 E. (1867), liegt auf einer Halbinsel an der Mündung der Uleaelf (Oulujoki), die aus dem **Uleåsee kommt u. durchschnittlich ½ Jahr, von Mitte Okt. bis Mitte** April, unter Eis ist. Der Verkehr im Hafen ist daher auf die Sommermonate beschränkt, aber dann höchst lebhaft, denn U. ist nächst Åbo der wichtigste Handelsplatz am Bottnischen Busen. Außer Schifffahrt u. Handel treiben die Bewohner etwas Ackerbau u. Lachsfang. U. wurde 1605 gegründet u. 1822 neu aufgebaut.

**Ulema** d. h. Wissende heißen im Türkischen Reiche die Gelehrten des Koran, die also, da der Koran für die Mohammedaner nicht nur religiöses, sondern auch bürgerliches Gesetzbuch ist, zugleich Gottes- u. Rechtsgelehrte sind. Sie bilden einen besonderen einflußreichen Stand. Vgl. „Softa".

**Ulfilas**, gothisch Vulfila (d. h. Wölflein), der Verfasser der berühmten goth. Bibelübersetzung, wurde 311 n. Chr. geboren u. nach klösterlicher Vorbildung bei seinen Stammesgenossen, den Gothen, die damals noch nördl. von der Donau saßen, Lettor, d. h. Vorleser od. Prediger. 341 wurde er ihr Bischof u. begleitete sie, die von heidnischen Stammverwandten bedrängt wurden, 348 über die Donau, wo sie auf römischem Gebiet neue Wohnsitze fanden. 360 nahm er Theil an der Synode zu Konstantinopel, wohin er auch 381 ging, um die arianische Lehre, der er anhing, gegen ihre Verächter u. Verfolger zu vertheidigen; noch in demselben Jahre starb er in Konstantinopel. Es wird berichtet, daß er in griechischer, lateinischer u. gothischer Sprache gepredigt, geschrieben, bez. Uebersetzungen gefertigt habe. Nur ein Zeugniß seiner Thätigkeit, die Bibelübersetzung, ist uns erhalten, bei welcher er, wenn sie auch nicht ganz sein Werk war, jedenfalls den bedeutendsten Theil der Arbeit geleistet hat. Von der ganzen Heiligen Schrift soll er nur, um den ohnehin kampflustigen Sinn seiner Gothen nicht aufzureizen, die beiden Bücher der Könige wegen ihres kriegerischen Inhalts unübersetzt gelassen haben. Erhalten sind uns Bruchstücke eines Psalmes, von Esra u. Nehemia vom Alten Testament, aus dem Neuen die vier Evangelisten u. die sog. echten Paulinischen Briefe, auch dies zum Theil fragmentarisch. Auch um die Schrift hat sich U. verdient gemacht, indem er das gothische Runenalphabet erweiterte u. durch kleine Modifikationen die Lautzeichen denen des griechischen Buchstabensystems näher brachte. Die Bibelübersetzung des U., das einzige größere Denkmal in goth. Sprache, ist von der höchsten Wichtigkeit, weil sie uns einen klaren u. deutlichen Einblick gewährt nicht nur in die Sprache, sondern auch in die ganze geistige Kultur dieses alten Germanenvolkes. — Von besonderem Interesse ist unter den Handschriften der Bibelübersetzung des U. der sog. „Codex argenteus", so genannt wegen der silbernen (u. goldenen) Buchstaben, in denen er auf purpurgefärbtem Pergament geschrieben ist; gefunden wurde dieses Manuskript zu Werden an der Ruhr, kam nach den Niederlanden in den Besitz des Isaak Vossius, dann an die Königin Christine von Schweden, die es der Bibliothek zu Upsala schenkte. — Vgl. Waitz, „Ueber das Leben u. die Lehre des U." (Hann. 1840); Bessel, „Ueber das Leben des U. u. die Bekehrung der Gothen zum Christenthum" (Göttingen 1860). — Ausgaben der goth. Bibel veranstalteten v. d. Gabelentz u. Löbe (2 Bde., Lpz. 1843 bis 1846), Maßmann (Stuttg. 1855—57), Stamm (6. Aufl. von M. Heyne, Paderb. 1874) u. Bernhardt (Halle 1875). Einen Abdruck des „Codex argenteus" besorgte Uppström (Upsala 1854—57).

**Ulibischeff**, auch Oulibicheff u. Ulybyschew geschrieben, Alexander Dmitrijewitsch, russ. Musikgelehrter, geb. 1795 (n. A. 1791) zu Dresden; studirte auf deutschen Universitäten, diente dann bis 1831 in der russ. Diplomatie u. starb als pensionirter Staatsrath zu Nishnij Nowgorod 5. Febr. 1858. Er hatte sich

Violinspiel eine sehr ungewöhnliche Fertigkeit angeeignet u. machte sich vortheilhaft bekannt durch seine geistvolle „Biographie de Mozart, suivie d'un aperçu sur l'histoire générale de la musique et de l'analyse des principaux ouvrages de Mozart" (3 Bde., Petersb. 1843; deutsch, Stuttg. 1847; 2. Aufl. 1859) u. durch sein Werk über „Beethoven, ses critiques et ses glossateurs" (Lpz. 1857; deutsch 1859).

**Ullmann**, Karl, namhafter protest. Theolog, geb. 15. März 1796 zu Epfenbach in der Pfalz; studirte seit 1812 in Heidelberg, 1813—16 in Tübingen u. wirkte dann kurze Zeit als Vikar zu Kirchheim bei Heidelberg. Noch im Herbst 1817 begann er aufs Neue in Heidelberg zu studiren, um sich für den Beruf eines akademischen Lehrers vorzubereiten; neben dem Theologen Daub waren bes. der Philosoph Hegel u. der Philolog Creuzer von Einfluß auf ihn.

Nr. 5326. Der Münster in Ulm.

Noch mehr entschied über seine theologische Richtung der persönliche Verkehr mit Schleiermacher u. Neander zu Berlin während einer wissenschaftlichen Reise in Norddeutschland 1819. Nachdem sich U. im Herbst letzteren Jahres zu Heidelberg habilitirt hatte, wurde er 1821 außerord., 1826 ord. Professor der Theologie daselbst, siedelte 1829 als Professor der Kirchengeschichte nach Halle über, kehrte aber 1836 in gleicher Stellung nach Heidelberg zurück. Seine Bedeutung als Gelehrter sowie als geistvoller Vertreter der von Schleiermacher ausgegangenen positiven Vermittlungstheologie, für welche er schon 1828 in den „Theologischen Studien u. Kritiken" ein jetzt noch blühendes Organ geschaffen hatte, bewirkten 1853 seine Berufung zu dem wichtigen Amt eines evangelischen Prälaten des Großherzogthums Baden. U. schien dazu bes. geeignet wegen des Eifers, den er längst allen landeskirchlichen Fragen u. bes. auch (obwol von Haus aus reformirter Konfession) der Union zwischen den Lutheranern u. Reformirten Badens zugewendet hatte. Wirklich gelang es ihm, auf der Generalsynode von 1855 eine Neuordnung der badischen Landeskirche in Bezug auf die Bekenntnißverpflichtung, die Ordnung des Gottesdienstes u. die kirchlichen Lehrbücher durchzubringen. Als aber 1858 auf Grund jener Beschlüsse eine neue Agende eingeführt wurde, erhob sich von Seiten der liberalen Opposition unter Führung Schenkel's ein Sturm des Widerspruchs gegen die angeblich hierarchischen Gelüste des Oberkirchenraths, dessen Direktor seit 1856 U. war. Die fortgesetzten gehässigen Angriffe auf seine Person sowie die Ernennung des liberalen Ministeriums von 1860 bewogen ihn endlich, mit Neujahr 1861 in den Ruhestand zu treten. Er starb zu Karlsruhe 12. Jan. 1865. Vgl. über ihn die Biographie von Beyschlag (Gotha 1866). Unter seinen Schriften, die sich ebenso durch Klarheit u. Gelehrsamkeit wie durch ihre künstlerische Form auszeichnen, sind hervorzuheben: „Reformatoren vor der Reformation" (2 Bde., Hamb. 1841; 2. Aufl., Gotha 1866), das Hauptwerk U.'s; ferner: „Die Sündlosigkeit Jesu" (1828, 7. Aufl., Gotha 1863); „Das Wesen des Christenthums" (1845, 4. Aufl., Gotha 1854); „Johann Wessel" (Hamb. 1834); „Historisch od. Mythisch" (gegen Strauß, Hamb. 1838, 2. Aufl. 1866). Eine Gesammtausgabe der Werke U.'s erschien in Gotha (5 Bde., 1864—67).

**Ulm**, Hauptstadt des württemberg. Donaukreises mit 30,222 E. (1875), liegt in 429 m. Seehöhe am linken Ufer der Donau, welche hier die Blau aufnimmt, u. $^1/_4$ Stunde unter dem Einflusse der Iller, welche die Donau schiffbar macht, an der Hauptstrecke der württemberg. Staatsbahn Bruchsal-Friedrichshafen u. der bayer. Staatsbahn U.-Augsburg-München. Als an einem strategisch wichtigen Punkte gelegener Ort wurde es 1842 zur deutschen Bundesfestung ersten Ranges gemacht u. ist auch jetzt Festung erster Ordnung, die, mit der Wilhelmsfeste für 100,000 Mann berechnet, mehrere detachirte Forts besitzt, von denen einige, auf dem rechten Donauufer gelegen, auch das gegenüberliegende bayer. **Neuulm**, mit dem U. durch drei Brücken verbunden ist, in den Festungsrayon hineinziehen. Die etwas winkelige Stadt mit engen Straßen ist Sitz der Kreisbehörden, einer Generalsuperintendentur, hat Gymnasium, Industrie- u. Gewerbeschule, Theater, Waisenhaus, Hospital 2c. Der im reinsten goth. Baustile 1377—1507 erbaute Münster ist die größte protest. Kirche des Deutschen Reichs, hat zugleich eine der größten Orgeln Deutschlands mit 100 Registern u. 6286 Pfeifen (1856 erbaut), ist 145,5 m. lang, 51 m. breit u. im Chore $42^1/_2$ m. hoch u. hat fünf Schiffe. Ausgezeichnet sind die in Holz geschnitzten Chorstühle von Syrlen, die aus Stein gearbeitete Kanzel u. der 19,5 m. hohe Heiligenschrein. Der mächtige Thurm, bis zur Höhe von 97 m. vollendet, ist nach dem Bauriß auf 151 m. berechnet. Bei dem zu Anfang des 16. Jahrh. im Uebergangsstil von der Spätgothik zur Renaissance erbauten alterthümlichen Rathhause steht ein schöner, 1482 von Syrlen dem Aelteren erbauter Brunnen, der sog. Fischkasten. Die bedeutende Industrie liefert U.er Mehl, U.er Zuckerbrot, U.er Pfeifenköpfe, fertigt Leinwand, hat Messingfabriken, Thurmuhren- u. Spielkartenfabrikation 2c. Der Handel ist hauptsächlich Holz- u. Speditionshandel, früher war U. auch Mittelpunkt des schwäb. Leinwandhandels. Von den Produkten seiner Umgebung sind U.er Spargel u. U.er Gerste weithin berühmt. — U., möglicherweise das Alcimoënnis des Ptolomäus, war unter Karl d. Gr. eine Villa regia, u. erhielt 883 durch Karl den Dicken seine Privilegien als Stadt bestätigt. Reichsstadt seit 1134, erlangte es als solche viel Macht u. Reichthum. 1245 besiegte hier Herzog Konrad IV. von Schwaben den Thüringer Landgrafen Heinrich Raspe, u. 1331 kam hier der Landfriedensbund zwischen den schwäbischen u. bayerischen Städten u. dem Landesherrn zu Stande. Im 15. Jahrh. war U.s Macht am bedeutendsten, es war das Hauptmitglied der Bündnisse in Schwaben. Sehr früh nahm es die Reformation an u. trat 1531 dem Schmalkald. Bunde bei, mußte sich aber 1546 Karl V. unterwerfen. Im Dreißigjährigen Kriege schlossen hier 1620 die Mitglieder der evangel. Union einen Vergleich mit denen der kathol. Ligue u. 14. März 1647 die Franzosen, Schweden u. Bayern einen Separatwaffenstillstand. Im Span. Erbfolgekriege überrumpelte es der Kurfürst von Bayern; der kaiserl. General von Thüngen eroberte es 1704 zurück. Durch den Reichsdeputationsrezeß verlor U. 1803 seine Reichsfreiheit, wurde zu Bayern geschlagen u. zur Hauptstadt des obern Donaukreises gemacht. 1805 wurde hier der österr. General Mack von Napoleon eingeschlossen u. mußte sich 17. Okt. mit 23,800 Mann ergeben. Seit 1809 ist U. württembergisch.

**Ulme** (Ulmus), Pflanzengattung der Ulmaceen od. Rüstergewächse mit baumartigen Formen, welche der nördl. gemäßigten Zone angehören u. hier schon im ersten Frühling ihre glockenförmigen, in Bündeln stehenden unvollständigen Blumen mit vier- bis fünfzähniger Blumenhülle

fünf Staubfäden u. zwei Griffeln treiben, um später aus dem zweifächerigen Fruchtknoten eine einfächerige Flügelfrucht von kreisförmiger Gestalt zu entwickeln. Deutschland besitzt zwei Arten: U. campestris u. effusa. Die erstere ist bekannt als U., Elme, Ilm, Reuster, Rüster, Rußholz, Rüstbaum, Ruschen, Meckricke, Rauch u. Steinlinde, Essenbaum, Ypern, Eperholz, Ysopenholz, Fliegenbaum, Lindenbast ꝛc. Ein prächtiger Gebirgsbaum, von mehr als 20 m. Höhe, mit rissiger Rinde u. oft maserigen Auswüchsen des Stammes, glatten, aber in der Jugend mit korkartigen Streifen belegten Aesten, herrlicher Krone, abwechselnden, in zwei Reihen gestellten Blättern, welche von eilänglicher Gestalt am Grunde etwas ungleich sind. Die U. nimmt mit der schlechtesten, magersten u. felsigsten Bodenart vorlieb, bildet jedoch ein feines Holz aus, das man vielfach zu Schreiner- u. Stellmacherarbeiten verwendet. Die junge Rinde liefert eine ebenso vortreffliche Lohe. Die Art ändert vielfach ab nach ihrem Standort, wird aber gewöhnlich nur in zwei Hauptspielarten getheilt: die Korkrüster (U. suberosa) u. die Bergrüster (U. montana). Man pflanzt den genügsamen Baum gern in Anlagen u. Parks. Die zweite Art ist der ersten nahe verwandt, zeichnet sich aber durch höhere Schönheit aus, welche durch längere, sanft geschwungene Aeste u. breitere Blätter bedingt wird. Diese Blätter sind zum Unterschiede von denen der U. campestris doppelt gesägt u. am Grunde sehr ungleich. In Ungarn werden diese Arten von der eigentlichen Weißrüster (U. alba), in Sibirien von der Zwergrüster (U. pumila), deren Blätter als Theesurrogat dienen, in Nordamerika von der slipperyelm od. Schleimrüster (U. fulva), deren Bast genießbar ist, sowie von ein paar anderen Arten, in den kaspischen Ländern von der kleinblätterigen U. (U. parvifolia), in Japan von der hochgeschätzten Kejaki-U. (U. Kejaki), im Himalaja von ein paar Arten (U. arosa u. U. integrifolia), deren Blumen erst nach den Blättern erscheinen, ꝛc. abgelöst.

Nr. 5327. Ulmus campestris.

Nr. 5328. Ulmus effusa.

**Ulpianus,** Domitius, röm. Jurist, stammte aus Tyros, wurde unter Septimius Severus als Hülfsbeamter einem Prätor in der Stadt Rom beigegeben. Seine Hauptthätigkeit fällt in die Regierungszeit Caracalla's u. Heliogabal's. Seine Hauptwerke, nur in Bruchstücken vorhanden, sind „Ad edictum" über das prätorische Recht in 83 Büchern u. „Ad Sabinum" über das Civilrecht in 51 Büchern. Großen Einfluß erlangte U. unter Alexander Severus, dessen Vormund er geworden, nachdem die Mutter des Kaisers Mammäa ihre anfängliche Abneigung gegen U. besiegt hatte u. seine wärmste Beschützerin geworden war. Der junge Kaiser schenkte U. auch, als er mündig geworden, das unbedingteste Vertrauen u. überhäufte ihn mit Aemtern u. Würden. Als die Präfekten der Prätorianer, Flavianus u. Chrestus, die bei ihren Soldaten sehr beliebt waren u. sich weigerten, eine strengere Disziplin bei ihren Heeresabtheilungen einzuführen, der Kaiserin-Mutter verdächtig wurden, ward ihnen U. als Kollege beigegeben. Einen in ihrem Unmuth darüber unternommenen Mordversuch büßten sie mit dem Tode u. U. verwaltete nun allein das Amt eines praefectus praetorio. Er wartete seines Amtes mit Treue, aber auch streng, weshalb verschiedene Meutereien gegen ihn ausbrachen, bei denen ihm nur Mammäa's Einfluß das Leben rettete. Endlich aber wurde er doch auf Anstiften des Epagathus unter den Augen des Kaisers u. der Mammäa 228 n. Chr. ermordet. Als Jurist steht U. seinem etwas ältern Zeitgenossen Papinian würdig zur Seite; seine Werke bilden ein volles Drittel der Pandekten (s. d.). Die kleine Schrift „Tituli ex corpore Ulpiani", meist „Ulpian's Fragmente" genannt, gaben Hugo (5. Aufl., Berl. 1834) u. Böcking (3. Aufl., Bonn 1845), ein Fragment seiner Institutionen Endlicher (Wien 1835) heraus. — Vgl. Schilling, „Dissertatio de Ulpiano" (Bresl. 1842).

**Ulrich,** Herzog von Württemberg, geb. 8. Febr. 1487 als der einzige Sohn des blödsinnigen Grafen Heinrich von Württemberg, der erst 1519 starb, wurde schon 1498 nach der Absetzung seines Oheims Eberhard II. zum Herzog ernannt. Während die Räthe regierten, wurde U. durch Schmeichler verzogen u. verwilderte trotz mancherlei Gaben des Geistes u. Gemüthes u. trotz seiner warmen Liebe für Musik unter ritterlichen Uebungen u. kühnen Jagden. Mit 16 Jahren zur selbständigen Regierung gelangt, erkämpfte er sich im Bayer. Erbfolgekriege Ruhm u. Landbesitz. Sein Hof war der reichste u. glänzendste in Deutschland. Bei der Hochzeit mit Sabina von Bayern, einer Schwestertochter des Kaisers Maximilian, ließ er 16,000 Menschen auf seine Kosten speisen. In jugendlichem Unmuth sagte er sich von dem Schwäb. Bunde los, der ihn auf den Thron erhoben, u. stand nun allein, als wegen seiner Schulden u. des finanziellen Druckes 1514 der kommunistische Bund des „armen Konrad" gegen ihn aufstand. Ungern unterschrieb er den Tübinger Vertrag, welcher 1515 durch Vermittlung der „Ehrbarkeit", eines Bundes von reichen Städtern, den Frieden herstellte, aber auch ihn selbst beschränkte. In eine schlimmere Lage noch gerieth U., als er 1515 im Zorn seinen Stallmeister Hans v. Hutten erschlug. Die Schmähschriften Ulrich's v. Hutten (s. d.) wirkten mehr als Feldschlachten, u. die Flucht seiner heftigen u. von ihm gemißhandelten Gattin Sabina machte ihm Bayern u. selbst den Kaiser zu Feinden. Als der Letztere ihm bei Androhung der Reichsacht gebot, auf sechs Jahre sein Land zu verlassen u. die Regierung an die Landschaft unter Aufsicht des Kaisers zu übergeben, verwarf U. diesen Vertrag, sowie den milderen zu Blaubeuren geschlossenen, u. mißhandelte, gestützt auf die Anhänglichkeit des niederen Volkes, seine eigenen Räthe. Schon war er zum zweiten Male in die Acht gethan, als er noch durch Ueberfall der Stadt Reutlingen den Landfrieden brach u. den Schwäbischen Bund gegen sich herausforderte. Am 7. April 1519 ward er aus Tübingen u. bald darauf aus seinem Lande vertrieben, das nun dem österr. Verwalter Ferdinand huldigte, aber bald genug unter dem Steuerdruck u. der religiösen Unduldsamkeit des neuen „Landesfürsten" — denn als solchen bezeichnete ihn Kaiser Karl — Schlimmeres erduldete als je zuvor. Der verbannte Herzog U. aber wurde zu Mömpelgard Lutheraner, verbündete sich mit Frankreich u. der Schweiz, u. hätte schon 1525 während des Bauernkrieges Stuttgart eingenommen, wenn die Eidgenossen ihn nicht plötzlich verlassen hätten. Aber am 12. u. 13. Mai 1534 siegte er mit Hülfe Philipp's des Großmüthigen von Hessen bei Laufen über Oesterreich u. erhielt im Vertrage von Kaaden in Böhmen sein Land als österr. Afterlehn zurück. Sofort führte er die Reformation daselbst ein u. trat 1536 in den Schmalkaldischen Bund. Zehn Jahre später war er nochmals in Gefahr, sein Land zu verlieren, als er im Schmalkaldischen Kriege die Protestanten unterstützt hatte; allein gegen Ferdinand's u. Alba's Willen ließ der Kaiser sich mit der Annahme des Interim u. mit der Bezahlung einer Straffsumme zufriedenstellen. Als Ferdinand dennoch mit einer Klage drohte, starb U. schon am 6. Nov. 1550. — Vgl. Heyd, „U., Herzog von Württemberg" (Tüb. 1844); Kugler, „U., Herzog von Württemberg" (Stuttg. 1865); Stälin, „Württemberg. Geschichte" (Bd. IV, Stuttg. u. Tüb. 1870).

**Ulrich von Liechtenstein,** s. „Liechtenstein".

**Ulrike Eleonore,** Königin von Schweden (1719—41), geb. 23. Jan. 1688 zu Stockholm, war die zweite Tochter Karl's XI. von Schweden u. jüngere Schwester Karl's XII. Da die ältere, Hedwig, schon 1708 starb u. nur einen achtjährigen Sohn, Karl Friedrich von Holstein-Gottorp, hinterließ, so richteten sich während der Abwesenheit ihres Bruders im Süden Europa's mehr u. mehr die Blicke auf sie als die Nachfolgerin. Daß man sie im Nov. 1713 zur Regentin berief, trieb jenen zumeist an, schnell aus der Türkei zurückzukehren. Als nun Karl XII. 11. Dez. 1718 vor Friedrichshall sein Leben eingebüßt hatte, beeilte sich der aristokratisch gesinnte Reichstag, U. E. trotz ihres mangelhaften Erbrechtes die Krone unter der Beding-

zuzusprechen, daß sie der unumschränkten Königsgewalt entsage u. die Regierungsgewalt fast ganz in die Hand des aristokratischen Reichsrathes gebe. Erst nachdem sie das gethan, wurde sie 17. März 1719 gekrönt, trat aber ihre geringen Rechte schon 1720 an ihren Gemahl, den Erbprinzen, seit 1730 Landgrafen Friedrich von Hessen Kassel, ab, der nun auch gekrönt wurde. Ihr einziges weltgeschichtliches Regierungswerk war die Unterzeichnung der Friedensschlüsse von Stockholm (1720) u. Nystädt (1721), welche dem Nord. Kriege (s. d.) u. zugleich der Großmachtsstellung Schwedens ein Ende machten. Selbst ihr Tod 24. Nov. (a. St.) 1741 veränderte nichts, da ihr Gemahl die Regierung u. zugleich den eben begonnenen unglücklichen Krieg mit Rußland (1741—43) weiter führte, durch welchen dem Hause Holstein Gottorp die Thronfolge gesichert wurde.

**Ulster** (lat. Ultonia), die nördlichste Provinz Irlands, 402,974 □M. mit 1,833,228 E. (1871), grenzt westl. u. nördl. an den Atlantischen Ozean, nordöstl. an den Nordkanal u. im S. an die Provinzen Leinster u. Connaught. Die vielfach gegliederte Küste hat außer kleineren Buchten u. Baien im O. die Carlingford-, Steangford- u. Belfastbai, im N. die Foyle-, Swilly- u. Mulroybai u. im W. die große Donegalbai. Die Bodenbeschaffenheit ist an der Küste anders als im Innern; an ihr ziehen sich meist Gebirge hin. Am Irischen Meere, der Insel Man gegenüber, erheben sich unmittelbar vom Ufer die Mourne-Berge mit dem 726,7 m. hohen Sliebh Donard; den NO. umgürten die basaltischen Berge von Antrim mit Gipfeln von 4—600 m. Höhe u. dazwischenliegenden Plateaulandschaften; im W. liegen die Berge von Donegal, die im Errigal 750 m. erreichen, u. zwischen den letzteren beiden Gruppen ist vielfach Gebirgsland. Der mittlere u. südl. Theil der Provinz partizipirt an der mittelirischen Ebene. Diese Gebirgstheile sind vielfach sumpfig u. tragen große Wasserbecken, so im NO. den 7,22 □M. großen Lough-Neagh, im SW. den 9 M. langen Ernesee ꝛc. Die Flüsse kommen zu keiner großen Entwicklung; die größten sind der nach N. fließende u. aus Poe, Mourne, Finn u. Derg gebildete Foyle, der dem Lough Neagh entfließende Bann u. der Erne. Das Kulturland, das etwa ⅔ des Ganzen ausmacht, liefert außer Getreide viel Flachs. Viehzucht, Ackerbau, Fischerei u. Schiffahrt sind die hauptsächlichsten Nahrungszweige. Die Industrie erstreckt sich nur auf Weberei, die aber noch nicht fabrikmäßig betrieben wird. Die Bevölkerung ist stark im Abnehmen; sie betrug noch 1841: 2,410,725 Seelen. Die Provinz zerfällt in die Grafschaften:

| | □M. | E. (1871) | | □M. | E. (1871) |
|---|---|---|---|---|---|
| Antrim . . . . . | 56,130 | 420,170 | Down . . . . . . . | 44,885 | 277,294 |
| Armagh . . . . . | 24,112 | 179,260 | Firmanagh . . . . | 33,613 | 92,794 |
| Cavan . . . . . . | 35,085 | 140,735 | Londonderry . . . | 38,386 | 173,906 |
| Donegal . . . . . | 87,982 | 218,334 | Monaghan . . . . | 23,199 | 114,969 |

u. Tyrone mit 59,283 □M. u. 215,766 E.

**Ult.**, Abkürzung für ultimo (lat.), am letzten, nämlich Monatstage.

**Ultima ratio regum** (lat.), das letzte Wort der Könige, eine häufig an Geschützen angebrachte Inschrift, die auf Ludwig XIV. zurückgeführt wird.

**Ultimatum** (neulat.) heißt in der Sprache der Diplomatie bei den Verhandlungen zweier Mächte die Schlußerklärung, das letzte Wort der einen, an welchem sie unwiderruflich festzuhalten gesonnen ist. Eine Verwerfung des U. pflegt den Abbruch der diplomatischen Beziehungen u. die Ergreifung von Gewaltmaßregeln zur Erzwingung der aufgestellten Forderungen zur Folge zu haben.

**Ultra** (lat.), jenseits, darüber hinaus. Ultra's nennt man die Anhänger der extremsten Parteien, die in ihren Bestrebungen nur von Leidenschaften sich leiten lassen u. Maß u. Ziel überschreiten; so spricht man von Ultraroyalisten, Ultraliberalen, Ultrarevolutionären ꝛc.

**ultra posse nemo obligatur** (lat. Sprudwort), Niemand ist verbunden, mehr zu thun, als in seinem Vermögen steht.

**Ultramarin** (Lasurblau), eine prachtvolle, nicht giftige blaue Farbe, die bis zum J. 1837, wo die erste Ultramarinfabrik in Nürnberg entstand, lediglich aus dem Lasurstein (s. d.) durch Schlämmen u. Erhitzen bis zur Glühhitze bereitet wurde. Die große Seltenheit dieses Minerals u. die geringe Ausbeute an brauchbarem U., die man daraus erhält, bedingten einen so hohen Preis des natürlichen U.s, daß die Idee, dieselbe Farbe künstlich herzustellen, sofort auftauchen mußte, als durch die Chemie die Zusammensetzung des natürlichen U.s ermittelt worden war. Wie die frühere Annahme, daß ein Kupfergehalt die Ursache der blauen Farbe sei, sich als irrig erwies, so ergab sich auch, daß der geringe Eisengehalt, den man alsdann als Ursache der blauen Färbung ansah, dieselbe nicht bedinge; u. es blieben nur die an u. für sich ganz farblosen Körper Thonerde, Kieselsäure, Natron u. der gelbe Schwefel als wesentliche Bestandtheile des U.s übrig, das man schon lange fabrizirte, als man sich von der Entbehrlichkeit des Eisens überzeugte. Im J. 1824 war in Frankreich eine Prämie auf die Entdeckung der künstlichen Darstellung des U. gesetzt worden. Guimet hatte ein Verfahren gefunden, welches er aber geheim hielt u. für sich ausbeutete. Unabhängig von Guimet hatte sich aber auch L. Gmelin, damals in Tübingen, mit diesem Gegenstand beschäftigt, u. es gelang ihm im J. 1827 ebenfalls künstliches U. herzustellen. Wenn nun auch seine Methode der Darstellung dieser Farbe sich für die Praxis nicht ausführbar erwies, so war es doch der uneigennützigen Veröffentlichung seiner Versuche zu danken, daß in Deutschland diese Fabrikation sich entwickeln konnte. Durch Gmelin's Arbeiten angeregt, gelang es Leykauf, ein für die Praxis ausführbares Verfahren auszumitteln, u. infolge dieser Erfindung wurde 1837 die Nürnberger Ultramarinfabrik gegründet, der später viele andere folgten. Die künstliche Darstellung des U.s besteht darin, daß man reinen, geschlämmten u. geglühten Porzellanthon (Kaolin), der nicht mehr als 1% Eisen enthalten darf, in welchem also Kieselsäure u. Thonerde gegeben sind, mit wasserfreiem, schwefelsaurem Natron u. Kohle innig gemengt, der Glühhitze aussetzt. Anstatt des schwefelsauren Natrons kann man auch kohlensaures Natron u. Schwefel anwenden; meistens benutzt man beide Salze zugleich. Das Glühen dauert 7—10 Stunden lang, u. man erhält zunächst ein zartes, wenig lebhaft grün gefärbtes Pulver, das sog. Ultramaringrün; aus diesem wird erst durch Rösten mit Schwefel bei niedriger Temperatur u. Luftzutritt das blaue U. erzeugt (Blaubrennen). Die Farbe braucht dann nur noch fein gemahlen zu werden. Das U. kommt als feines, trockenes, zartes Pulver in den verschiedensten Nuancen von Blau in den Handel. Es ist in Wasser u. anderen Flüssigkeiten vollständig unauflöslich, am Lichte u. an der Luft ganz unveränderlich; durch Säuren wird jedoch die blaue Farbe unwiederbringlich zerstört, indem diese das U. unter Entwicklungen von Schwefelwasserstoffgas u. Abscheidung von Schwefel zersetzen. Hieraus geht hervor, daß das U. neben Silikaten ein Natriumsulphid enthalten muß, dem die Ursache der blauen Färbung zuzuschreiben ist. Ueber die wirkliche endgiltige chemische Konstitution des U.s sind aber die Chemiker bis jetzt noch zu keinem Abschluß gekommen. Interessant ist es, daß Leykauf u. neuerdings auch Guimet gelungen ist, mittels der dem Schwefel so nahestehenden Elemente Selen u. Tellur ebenfalls U. herzustellen, was natürlich nur von wissenschaftlicher, nicht praktischer Bedeutung ist. Die Produktion von U. in Deutschland betrug im J. 1862 nur 55,100 Ctr., 1872 dagegen schon 131,600 Ctr. u. wird gegenwärtig auf 150,000 Ctr. geschätzt. Die Ausfuhr hat sich von 38,200 Ctr. in 1872 auf 46,100 Ctr. in 1874 gehoben. Die österr. Produktion wird auf 13,000 Ctr. jährlich angegeben. England besitzt auffallenderweise nur eine Ultramarinfabrik. Infolge seiner vortrefflichen Eigenschaften u. vollständigen Unschädlichkeit hat das U. eine sehr vielseitige Anwendung gefunden: so als Maler- u. Anstrichfarbe, in der Tapeten- u. Buntpapierfabrikation, zum Kattun- u. Wolldruck, zum Blauen der Wäsche, des Maschinenpapiers, des Zuckers ꝛc. ꝛc.

**Ultramaringelb**; unter diesem unpassend gewählten Namen findet man im Handel eine wenig benutzte hellgelbe, giftige Malerfarbe, die aus chromsaurem Baryt besteht.

**ultramontan** (vom lat. ultra montes, d. h. jenseit der Berge, nämlich der Alpen) heißen vom Standpunkte der diesseit von den Alpen Wohnenden alle Bestrebungen, welche den Schwerpunkt der Kathol. Kirche in die unumschränkte Gewalt des röm. Papstes verlegen wollen. Dieser sog. Ultramontanismus ist nicht mit dem Katholizismus überhaupt zu verwechseln, sondern stellt nur eine besondere Richtung innerhalb der Kathol. Kirche dar, obschon er zur Zeit durch den Einfluß der Jesuiten, wie ihn die Regierung Pius' IX. großgezogen hat, auf Alleinberrichaft Anspruch macht. Sein Absehen ist auf die Erneuerung aller der Ansprüche gerichtet, welche die Hierarchie des Mittelalters während ihrer Blütezeit erhob, also auf die Unverletzlichkeit des Kirchenstaates, die unbedingte Geltung des Kanonischen (Kirchen-) Rechts in allen rein kirchlichen u. gemischten Fragen (Ehe, Schule ꝛc.), u. vor Allem auf die Anerkennung der päpstlichen Infallibilität (s. d.). Am grimmigsten haßt der Ultramontanismus den Gedanken selbständiger kathol. Nationalkirchen, da solche zu der im Papste dargestellten Einheit der Kirche im gefährlichsten Gegensatze stehen. Da seit 1870 das Dogma von der Infallibilität des Papstes thatsächlich zu den Grundlagen der streng kathol. Anschauung gehört, so braucht man gegenwärtig in dem sog. „Kulturkampf“ die Bezeichnung „u.“ von allen Katholiken (die jenes Dogma anerkennen) im Gegensatz zu den Altkatholiken, auch wenn damit nicht eine Zustimmung zu allen Grundsätzen des Ultramontanismus verbunden ist.

**Uelzen**, Kreisstadt mit 6366 E. (1875) im Landdrosteibezirk Lüneburg der preuß. Provinz Hannover, liegt am linken Ufer der Ilmenau, eines Nebenflusses der Elbe, u. an den Eisenbahnstrecken Hannover-Harburg der hannover. Staatsbahn u. Magdeburg-Stendal-Ue. der Magdeburg-Halberstädter Bahn. Es hat ein altes Schloß, treibt Leinen- u. Tuchweberei, hat einige Fabrikation von Leder, Tabak, Cichorie ꝛc. u. hält

Flachs- u. Pferdemärkte ab. Die Umgegend treibt starken Flachsbau. Ue., früher Löwenwold geheißen, erhielt 1270 Lüneburger Stadtrecht u. wurde 1451 Mitglied der Hansa. Während des Dreißigjähr. Krieges hatte die Stadt, in welcher 1527 Herzog Ernst der Bekenner von Braunschweig-Lüneburg die Reformation eingeführt hatte, 1626 durch die Kaiserlichen unter Tilly, 1635 durch die Schweden unter Banér viel zu leiden; 1646 u. 1826 wurde sie durch große Brände heimgesucht.

**Umbelliferen,** s. v. w. Doldengewächse (s. „Dolde").

**Umbra** (Umbererde, Umbraun), eine braune Maler- u. Anstrichfarbe; die echte U., auch türk. od. cyprische U. genannt, kommt von der Insel Cypern u. besteht aus wasserhaltigem kieselsauren Eisenoxyd u. kieselsaurem Manganoxyd; sehr häufig wird aber unter dem Namen U. ein halbverwitterter Brauneisenstein verkauft, der sich an vielen Orten findet. Die U. ist eine sehr haltbare, unschädliche Farbe. Die sog. kölnische U. hat mit der echten gar nichts gemein, sondern ist eine aus erdiger Braunkohle bereitete Farbe.

**Umbrella** (engl.), Regenschirm.

**Umbrer** (lat. Umbri), ein Zweig der alten Italioten od. Gräco-italiker, d. h. der mit den Griechen stammverwandten Urbewohner Italiens, die (nach Grotefend) aus Illyrien nach Italien eingewandert sein sollen. Lange Zeit waren die U. das herrschende Volk in Ober- u. Mittelitalien, mußten aber später die Herrschaft den Tyrrhenern abtreten. Das nach ihnen benannte Land Umbria lag auf der Westseite Italiens u. war begrenzt im W. vom Adriat. Meere u. von Picenum, von dem es der Fluß Aesis (jetzt Esino) trennte, im S. durch das Sabinerland, gegen welches der Fluß Nar (jetzt Nera) die Scheidelinie bildete, westl. durch den Tiberis von Etrurien u. nördl. durch den Rubicon (s. d.) von Gallia cisalpina geschieden. Den ganzen W. des Landes durchziehen die Apenninen, während der O. eben u. fruchtbar war. Seit Augustus' Eintheilung des röm. Gebietes bildete Umbrien die sechste Region Italiens. Unter den sehr zahlreichen Städten (nach Plinius sollten die Tusker 300 umbrische Städte zerstört haben) sind als die bedeutenderen zu nennen: Ariminum (jetzt Rimini), Fanum Fortunä (jetzt Fano), Sena Gallica (jetzt Sinigaglia), Sarsina (jetzt ebenso), Urbinum Hortense (jetzt Urbino), Urbinum Metaurense (jetzt Urbania), Iguvium (jetzt Gubbio), Camerinum (jetzt Camerino), Mevania (jetzt Bevagna), Spoletium (jetzt Spoleto), Tuder (jetzt Todi), Ameria (jetzt Amelia), Narnia (jetzt Narni) ꝛc. — Im heutigen Königreich Italien bildet Umbrien die Provinz Perugia (174,9537 □M. mit 549,601 E. [1871]).

**Umdrehung,** s. „Rotation".

**Umeå,** Hauptort des schwed. Läns Westerbotten, mit 2587 E. (1870), in der schwed. Landschaft Westerbotten, liegt an der Umeåelf, 1½ Stunde vom Meere (Bottnischen Meerbusen) entfernt, hat einen Hafen für nur bis 2½ m. tief gehende Fahrzeuge (der bequeme Hafen Holmssund liegt an der Mündung des Flusses), ist als Hauptort des Läns Residenz des Landeshauptmanns u. treibt bedeutenden Handel mit Theer, Balken, Bretern, Butter, Käse, Geflügel, Fischen ꝛc. 1873 liefen 303 Schiffe mit 7307 Last ein u. 166 Schiffe aus. In den Gärten der Stadt reifen noch Gurken, Erbsen u. Radieschen. ¾ M. von U. entfernt liegt Schwedens größtes Sägewerk Backböle.

**Umgehungen** gehören zu den beliebtesten Bewegungen der heutigen Gefechtsweise. Man umgeht den Feind, während man ihn zugleich in der Front anfaßt. Sie dienen dazu, den Feind, ohne selbst zu große Verluste zu erleiden, zum Verlassen seiner Stellung zu nöthigen. U. im Angesichte des Feindes sind nur bei entschiedener Ueberlegenheit möglich, weil naturgemäß der Umgehende dem Umgangenen ebenfalls die Flanke, also eine schwächere Seite als die Front darbietet.

**Umlage** nennt man die in einer Gemeinde zur Deckung einer außerordentlichen Ausgabe durch Repartirung der fraglichen Summe auf die einzelnen Gemeindeglieder erhobene Steuer.

**Umlaut** od. Trübung nennen die Grammatiker seit J. Grimm die den german. Sprachen eigenthümliche u. bes. im Mittel- u. Neuhochdeutschen (inwieweit auch das sog. Mitteldeutsche u. das Niederdeutsche in ihren älteren Perioden dem U. Raum gegeben haben, ist eine neuerdings mehrfach angeregte, aber noch nicht spruchreife Frage), Altnordischen u. Angelsächsischen ausgebildete Wandlung, welche die reinen Vokale a u. u, sowie die aus diesen beiden entstandenen au u. o unter dem Einflusse der Vokale der folgenden Silbe erleiden. Das im Neuhochdeutschen letztere Stelle meist einnehmende e ist selbst erst durch U. des a zu i entstanden; wir haben jetzt einen U. von a: e od. ä, von o: ö, von u: ü, von au: eu od. äu. U. bewirkt durch i z. B. in schwärzlich, geläufig, Hündin; durch in e gewandeltes i in Häuser, Städte, müßte. Oft folgt heute auch weder e, noch i mehr, u. doch ist der U. vorhanden, so in Heft (von haften), Mehl (von mahlen) ꝛc. Im Neuhochdeutschen wird der U. regelmäßig in der starken Biegung gebraucht, um die Einzahl von der Mehrzahl, den Konjunktiv vom Indikativ zu unterscheiden, z. B. Baum Bäume, Hof Höfe, schlug schlüge, gab gäbe. Oft ist der U. auch unrichtigerweise für andere Laute eingetreten, so ä für gebrochenes e in Bär, wählen, Gewähr, ö für e in schwören, zwölf, ü für i in Sprüchwort ꝛc. Mit dem U. nicht zu verwechseln ist die **Brechung**, die Wandlung des i zu e unter dem Einflusse von a (das bereits zu e abgeschwächt od. ganz abgefallen sein kann): Wetter Gewitter, schlecht schlicht, u. des u od. ü zu o unter dem Einflusse von a: Gold Gulden, hold Huld.



**Unalaschka,** eine der östl. Aleuteninseln, zur Gruppe der Fuchsinseln u. seit 1867 zum Territorium Alaska der Verein. Staaten von Nordamerika gehörig, 56,2 □M. mit angeblich 1500 E.; liegt westl. von Unimak u. der Westspitze der Halbinsel Alaska, ist felsig u. vulkanisch, hat heiße Quellen, ein rauhes Klima u. dürftige Vegetation, ist aber reich an Fischen, Füchsen, Renthieren, Seehunden ꝛc. An der Nordseite liegt der Haupthafen Illjuljuk; andere Häfen im W. sind: Makuschinsk, Kaschiginsk u. Kulliliak.

**Unam sanctam,** d. i. „Eine heilige" (Kirche), heißt nach den Anfangsworten eine berühmte Bulle des Papstes Bonifacius VIII. vom 18. Nov. 1302, in welcher er gegenüber Philipp dem Schönen von Frankreich die Ansicht verdammt, daß das weltliche Schwert (die weltliche Gewalt) der Kirche gleichstehe, anstatt ihr untergeordnet sei.

**Unbefleckte Empfängniß** heißt zunächst nach der Lehre des Neuen Testaments (Matth. 1, 18 ff. Luk. 1, 26 ff.) die übernatürliche Erzeugung Jesu durch unmittelbare Einwirkung des heiligen Geistes. Diese Lehre steht in engem Zusammenhang mit derjenigen von der Erbsünde. Denn die Sündlosigkeit Jesu schien nur behauptet werden zu können, wenn er nicht von einem der Erbsünde unterworfenen Menschen erzeugt war. — Gewöhnlich aber wird unter dem Dogma von der U. E. vielmehr die sündlose Erzeugung der Jungfrau Maria selbst verstanden. Eine solche wurde (als nothwendige Frucht der steigenden Vergötterung der Maria) schon um 845 von Paschasius Radbertus gelehrt; seit dem 12. Jahrh. wurde an vielen Orten ein Fest der U. E. Mariä am 8. Dez. gefeiert u. dasselbe 1389 von Clemens VII. zum allgemeinen Kirchenfeste erhoben, obschon sich Kirchenlehrer, wie der heilige Bernhard von Clairvaux u. Thomas Aquinas sammt dem Orden der Dominikaner, entschieden dagegen erklärt hatten. Desto eifriger wurde jene Lehre von den Franziskanern vertheidigt. Aber erst Pius IX. wagte es, dieselbe 8. Dez. 1854 als ein Dogma der Kathol. Kirche feierlich zu verkündigen. Er erfüllte damit ein Gelübde, welches er während seines Exils zu Gaeta (1849) für den Fall seiner Rückkehr nach Rom gethan haben soll.

**unbekannte Größe,** s. „Gleichung".

**unbenannte Zahlen** nennt man in der Arithmetik Zahlen ohne irgend eine Beifügung über die Natur u. Art der gezählten Größen. So ist die 7 an sich eine unbenannte Zahl, im Ausdrucke „7 Meter" dagegen ist sie eine benannte.

**unbestimmte Gleichungen,** s. v. w. diophantische Gleichungen (s. d.).

**Uncialen** od. Uncialbuchstaben, d. h. Buchstaben von der Höhe eines Zolles (lat. uncĭa, d. h. Zwölftel, Zoll), bilden zusammen mit den Kapitalbuchstaben die Majuskel- od. große Buchstabenschrift. Sie sind aus den Kapitalbuchstaben entstanden, indem die steifen, geradlinigen Formen derselben in abgerundete, gebogene od. geschweifte verwandelt wurden. Die großen U. veränderten sich allmählich in diejenigen, welche wir ihrer mindern Größe wegen kleine Buchstaben od. Minuskeln nennen. Eine Abart der Uncialschrift ist die verlängerte Schrift, mit welcher häufig die Anfangszeilen der Urkunden geschrieben wurden. Ihr Charakter ist möglichste Verlängerung der Buchstaben ohne verhältnißmäßige Vergrößerung ihrer Breite u. Schmälerung des Zwischenraums zwischen denselben. Durch ein sonderbares Zusammenschmelzen der Kapital- mit der Uncialschrift entstand die sog. Mönchs- od. gothische Schrift des spätern Mittelalters, welche charakterisirt wird durch Abschneiden aller Rundungen durch scharfe Ecken u. Brechen der geraden Linien.

**Undine** (frz. Ondine, v. lat. unda, franz. onde, Welle), das Wellenmädchen, eine erst vom Abbé de Villars († 1673) in seinem bekannten Buche „Le comte de Gabalis" (Par. 1670) geschaffene Art von Elementargeistern, die in dem Wasser leben, über das Wasser Gewalt haben u. das Wasser repräsentiren, offenbar aus den Nixen der nordisch-germanischen Mythologie entstanden. Angeblich lassen sie sich gern mit sterblichen Männern in Liebesverhältnisse ein u. sind daran kenntlich, daß das Ende ihres blauen Schleiers od. eines andern Kleidungsstücks stets als von Wasser benetzt erscheint. Die klassische, orientalische u. germanische Mythologie weiß von den U.n nichts. — „U." ist die Titelheldin des besten Romanes von de la Motte Fouqué, dessen Stoff Lortzing's gleichnamiger Oper zu Grunde liegt. Vergl. auch „Sylphe".

**Undulationstheorie,** s. „Licht".

**unduliren** (v. lat. unda, Welle), sich wellenförmig bewegen.

**unendliche Größe** ist ein in der Mathematik gebrauchter Grenzbegriff für ein über alles Maß hinaus gedachtes Wachsthum einer Größe. Das unendlich Große selbst wird bezeichnet durch ∞.

**Unfallversicherung**, einer der jüngsten Zweige des Versicherungswesens, dazu bestimmt, durch Geldentschädigungen die nachtheiligen Folgen von Unglücksfällen, die den Versicherten während der Reise, in seinen Berufsarbeiten ꝛc. persönlich (körperlich) zugestoßen sind, möglichst zu mildern. — Seitdem durch die Vermehrung der Kommunikationsmittel das Reisen weit mehr in Aufnahme gekommen ist, haben manche Lebensversicherungsgesellschaften die Versicherungen gegen die Unfälle der Reise — Reiseversicherung — als eine besondere Branche aufgenommen. Gegen eine mäßige Prämie garantiren sie dem Versicherten od. dessen Erben bei dem Todesfall einen bestimmten Geldbetrag, bei Verwundungen die Kurkosten u. je nach dem Grade der Beschädigung u. der dadurch bewirkten Erwerbsunfähigkeit einen Theil der für den Todesfall bestimmten Summe od. eine dem entsprechende Jahresrente. Die Prämie kann, da glücklicherweise auf Eisenbahnen u. Dampfschiffen Unglücksfälle gegenüber der großen Anzahl der beförderten Personen verhältnißmäßig selten vorkommen, weit seltener als z. B. mit Fuhrwerk u. in Fährbooten, ziemlich niedrig sein; sie beträgt in der Regel pro Jahr 1 pro mille, d. h. für je 1000 Mk. garantirte Unfallentschädigung 1 Mk. — Es lag sehr nahe, diese Art der Versicherung nicht blos auf die Gefahren der Reise, sondern auf alle Unfälle ähnlicher Art, bes. aber auf die Beschädigungen u. Verletzungen, denen der Arbeiter in seinem Berufe ausgesetzt ist, auszudehnen. Jede Erwerbsbranche bietet nach dieser Richtung hin ihre besonderen Gefahren, der Bergbau, die Seeschiffahrt u. der Eisenbahndienst stärker als das Bauhandwerk u. der Hüttenbetrieb, diese doch noch in höherem Grade als die Arbeit in den Etablissements der Textil-, der Glas-, der Papierindustrie u. als die Beschäftigungen der Handwerker u. in der Landwirthschaft. Die neuere Gesetzgebung bestimmt, daß bei solchen Verletzungen u. Beschädigungen der Arbeiter, welche auf den betreffenden Gewerbebetrieb zurückzuführen sind u. bei welchen dem Arbeiter eine Verschuldung seinerseits nicht nachzuweisen ist, der Arbeitgeber für die Folgen eintreten muß (Haftpflicht, s. d.). Hierdurch hat die U. binnen Kurzem eine sehr bedeutende Ausdehnung erlangt u. haben sich seitdem besondere Gesellschaften gebildet, die sich mit dieser Branche des Versicherungswesens ausschließlich beschäftigen. Die meisten Arbeitgeber versichern jetzt ihre Arbeiter (bald mit, bald ohne dieselben zu Beiträgen heranzuziehen) gegen die Unfälle, die denselben bei der Ausführung der übertragenen Arbeiten etwa zustoßen können u. versichern sich damit selbst gegen die Nachtheile, die ihnen aus der Anwendung der Haftpflichtgesetze erwachsen könnten.

**Unfehlbarkeit** (Infallibilität), s. „infallibel".

**Unfruchtbarkeit** (Sterilität), das Unvermögen, sich fortzupflanzen, findet sich bei Menschen u. Thieren, soweit man überhaupt die Ursachen zu erkennen vermag, theils als Folge von Mißbildungen od. Erkrankungen der Geschlechtswerkzeuge, theils als Folge veränderter Lebensbedingungen — bei Thieren z. B. Gefangenschaft — theils endlich als Folge der Kreuzung nahverwandter natürlicher Spezies. Im Pflanzenreiche kommen zahlreiche Fälle von U. vor, analog denen bei den Thieren. Es sind hier noch besonders Monstrositäten, das Gefülltsein der Blüten, anomale Entwicklung der Früchte, ferner eine excessive Entwicklung der Vegetationsorgane, eine lange fortgesetzte od. übertriebene Vermehrung durch Knospen, Veränderung des Klimas, desgl. des Bodens, endlich Abwesenheit der richtigen Insekten zu erwähnen, welche den befruchtenden Blütenstaub zur Narbe befördern. Speziell wegen der U. des männlichen Geschlechts (des männlichen Unvermögens) s. „Impotenz".

**Ung** od. Ungvarer Gespanschaft, ungar. Komitat jenseit der Donau von 53,16 □M. Größe mit 130,032 E. (1869), grenzt nördl. an das Komitat Zemplin u. an Galizien, östl. u. südl. an die Komitate Bereg u. Szabolcs u. westl. wieder an Zemplin. Es reicht im NO. bis in die dicht bewaldeten Karpaten, wird vorzugsweise vom Ung, der in die Laborcza geht, bewässert, während Laborcza u. Latorcza nur Grenzflüsse bleiben. 1/[illegible] des Bodens ist noch mit Wald bedeckt u. Wild reichlich vorhanden. Der Kulturboden liefert Roggen u. Hafer, auch guten Wein u. Hanf. Viehzucht ist nächst Ackerbau die Haupterwerbsquelle. Die Bewohner sind theils Slaven, theils Magyaren; [illegible]/11 gehören der Griech. unirten, $^4/_{11}$ der Evang. Kirche an. — Der Hauptort Ungvár mit 11,017 E. (1869) liegt reizend am Ung, über den eine Brücke führt u. an der ungar. Nordostbahnstrecke Nyiregyháza-Csap-U., ist Sitz des griech. unirten Bischofs von Munkacz mit Domkapitel u. Konsistorium, hat ein bischöfliches Seminar u. Lyceum, ein Obergymnasium, ein sehr altes, schon vor Ankunft der Magyaren bestehendes Schloß, jetzt Sitz der Domherren von Munkacz, etwas Industrie, Weinbau u. ein Mineralbad.

**Ungarn.** Das Königreich U. hat durch den staatsrechtlichen Ausgleich vom J. 1867 eine weitere u. eine engere Bedeutung erhalten. In der weitern Bedeutung bildet es die eine volle Reichshälfte der österr.-ungar. Monarchie, ist also gleichbedeutend mit Transleithanien od. den Ländern der ungar. Krone; in dem engern Sinne ist es nur das eigentliche U., das aber durch die Vereinigung mit dem banatisch-serbischen Militärgrenzgebiet u. dadurch, daß es mit Siebenbürgen einen Verwaltungsbezirk ausmacht, wieder in verschiedenem Sinne genommen werden kann. Als eigene Reichshälfte besteht es aus dem eigentlichen U., das nebst dem banat.-serb. Militärgrenzbezirk 4094,254 □M. u. 11,530,397 E. (Ende 1869) hat, aus dem Großfürstenthum Siebenbürgen mit 997,917 □M. u. 2,115,024 E., der königl. Freistadt Fiume mit 0,355 □M. u. 17,884 E. u. dem Königreich Kroatien-Slavonien mit 789,000 □M. u. 1,846,150 E., von zusammen also 5881,527 □M. mit 15,509,455 E., gegenüber der andern Reichshälfte mit 5451,781 □M. u. 20,394,980 E. Von seinen Bewohnern sind circa 1,780,000 od. 11,4 % deutsch, 4,746,000 = 30,6 % slavisch, 2,673,000 = 17,6 % romänisch, 553,000 = 3,5 % jüdisch, 5,553,700 = 35,7 % magyarisch u. 199,000 = 1,2 % verschiedenen kleinen Stämmen angehörig. Dem Bekenntnisse nach sind katholisch nach lateinischem Ritus 7,600,000, nach griech. Ritus (unirte Griechen) 1,600,000, nach armenischem Ritus 5200, zusammen 9,205,200; Protestanten Augsburger Konfession 1,114,000, Helvetischer 2,031,000, zusammen 3,145,000, orientalische Griechen 2,590,000, Gregorianer (nicht unirte Armenier) 656, Unitarier 55,000, anderen herrschenden Bekenntnissen angehörig 2600, Juden 553,700 ꝛc. — Die für Transleithanien u. Cisleithanien gemeinsamen Angelegenheiten bestehen im auswärtigen Departement, im Kriegs- u. im Finanzwesen u. außerdem in den zwar nicht gemeinsam verwalteten, aber von Zeit zu Zeit nach gleichen Grundsätzen zu vereinbarenden kommerziellen Angelegenheiten, bes. in der Zollgesetzgebung, in den indirekten Abgaben, dem Münz- u. Geldwesen, in den beide Reichshälften berührenden Eisenbahnlinien (1875: 647,13 M.) u. in der Feststellung des Wehrsystems. Zur Behandlung dieser Angelegenheiten durch Delegationen entsendet U. gleich Oesterreich 60 Mitglieder, u. zwar 20 von der Magnaten- u. 40 von der Repräsentantentafel, u. zur Bestreitung des gemeinsamen Aufwandes leistet es 30 %. — Zur Besorgung seiner eigenen Angelegenheiten gliedert sich seine Centralverwaltung in 9 Ministerien: 1. für das Innere; 2. für Kultus u. Unterricht; 3. für Ackerbau, Gewerbe u. Handel; 4. für öffentliche Arbeiten u. Kommunikation; 5. für Landesvertheidigung; 6. für Justiz; 7. für die Finanzen; 8. das königl. kroatisch-slavonische Ministerium ohne administrativen Wirkungskreis, nur als Vermittlung zwischen dem Könige, dem ungar. Ministerium u. dem Lande Kroatien-Slavonien dienend; 9. der Minister am Hoflager des Kaisers. Zur Kontrolirung der Staatseinnahmen u. Ausgaben, des Staatsvermögens u. der Staatsschulden besteht der Staatsrechnungshof. Die Volksvertretung besteht aus der Magnatentafel, wozu die in Transleithanien begüterten Erzherzöge, die Erzbischöfe, Bischöfe u. andere geistliche Würdenträger, die Reichsbarone, die Obergespane u. andere höhere Beamte, die nicht unter väterlicher Gewalt stehenden Fürsten, Grafen u. Freiherren ꝛc. gehören, u. in der Repräsentantentafel (Abgeordnetenhaus), das 444 Abgeordnete zählt, wovon U. 334, Siebenbürgen 75, Kroatien-Slavonien 34 u. Fiume einen wählt. Das Wahlrecht kann jeder Staatsangehörige üben, der 20 Jahre alt u. selbständig ist u. einen Haus- od. Grundbesitz von mindestens 315 fl. Werth od. ein sicheres Einkommen von 105 fl. hat. Der in U. Wählbare muß 24 Jahre alt sein u. ungarisch sprechen können. — Zu den Religionsgenossenschaften hat Transleithanien seine Verhältnisse in folgender Weise geordnet: die Kathol. Kirche der drei Riten, die Evangelische beider Bekenntnisse, die Griech.-oriental., die Gregorianisch-armenische u. die Unitarische Kirche u. die israelitische Religionsgenossenschaft genießen vollkommene Gleichheit u. Reciprocität. Jedem Kultus ist die selbständige Verwaltung u. Erledigung seiner Angelegenheiten zugesprochen. Mittels königl. Verordnung vom 9. Aug. 1870 ist das Placetum regium wieder hergestellt. Es sind in den Ländern der ungar. Krone 5 Erzbisthümer in Gran (Primas von U.), Erlau, Kolocza, Agram u. das griech.-kathol. zu Blasendorf in Siebenbürgen, 16 lat. u. 5 griech.-kathol. Bischöfe u. 34 Titularbisthümer; bischöfliche Jurisdiktion üben aus der Generalvikar zu Tyrnau u. der Erzabt der Benediktinerabtei zu Martinsberg. Die Anzahl des Säkularklerus belief sich 1872 auf 8018 (5467 lat. u. 2551 griech. kathol.). An Klöstern bestanden 195 männliche mit 2297 Mönchen u. 64 weibliche mit 915 Nonnen. Die Evangel. Kirche Augsburger Konfession hatte 5 Superintendenturen mit 1109 Geistlichen, die Helvetische ebenfalls 5 mit 2263 Geistlichen; die Griech.-oriental. 2 Metropoliten, 8 Bischöfe u. 2802 Pfarrer; die Unitarische 106 Pfarrer. Die Israeliten bilden 350 Gemeinden. — Zu dem Truppenkontingent stellt U. nach dem Gesetze vom 5. Dez. 1868: 312,988 Mann. Seine Landwehrtruppen bilden 7 Infanteridivisionen, 10 Kavallerieregimenter u. 7 Mitrailleusendivisionen. — Das Budget weist für 1875 eine Gesammteinnahme von 212,138,518 fl., eine Gesammtausgabe von

233,609,063 fl., mithin ein Defizit von 21,665,557 fl. auf. Die eigene Staatsschuld war, abgesehen von dem Antheil, mit dem es an der Gesammtmonarchie betheiligt ist, 188,717,830 fl., dem ein Staatsvermögen von 696,600,000 fl. gegenüber stand.

U. im engern Sinne mit dem durch Gesetz vom J. 1873 ihm zugesprochenen Banater Militärgrenzbezirk reicht von 16° 20' bis 29° 35' östl. L. v. Gr. u. von 44° 30' bis 49° 50' nördl. Br. u. ist begrenzt im N. von Oesterr. Schlesien u. Galizien, im O. von Galizien, Bukowina, Siebenbürgen u. Rumänien, im S. von Serbien u. dem vereinigten Kroatien Slavonien u. im W. von Steiermark, Niederösterreich u. Mähren. Es ist zum größern Theile Flachland mit den beiden Tiefebenen: der großen zwischen Donau u. Theiß u. darüber hinaus, gegen 1800 □M. groß, der kleinen am rechten Donauufer nach Niederösterreich zu, an 180 □M. groß. Bergland findet sich nur an den Grenzen mit Ausnahme der südlichen. Oestlich vom Grenzflusse March steigen die Karpaten (s. d.) auf u. bilden als Kleine Karpaten, hohe Tatra u. Karpatisches Waldgebirge im großen nach N. gerichteten Halbbogen den Grenzwall nach Mähren, Schlesien, Galizien u. der Bukowina. Das Radnaer-, Laposch-, Bück-, Kraßna-, Bihar-, siebenbürg. Erzgebirge 2c. trennen es von Siebenbürgen. Die als Scheidewand gegen Niederösterreich südl. der Donau sich erhebenden Gebirge gehören dem Alpensysteme an. Nur das ungar. Erzgebirge in Ober-U., einzelne Ausläufer der Karpaten, wie die Hegyalla, u. der Bakonywald reichen etwas tiefer in das Ungarland hinein. — Die klimatischen Verhältnisse sind von denen Deutschlands ziemlich verschieden. Die große Ebene hat heiße u. ziemlich trockene Sommer mit meist kalten u. an Thau reichen Nächten. Der Herbst ist angenehm, aber wie der schneereiche, oft sehr kalte Winter von kurzer Dauer. Der Frühling verwandelt die ganze Ebene in eine endlose Koth- u. Morastfläche, von welcher sumpfige Strecken bis zum Sommer übrig bleiben. Die mittlere Jahreswärme ist für Temesvar 11,5° C., für Szegedin 11,3°, für Ofen 10,9°. Der jährliche Niederschlag beträgt in Ofen 46 cm., in Szegedin 49. In den Gebirgen steigt die Winterkälte bis −28°, u. der Niederschlag ist bedeutend. — Ganz U. gehört mit Ausnahme eines ganz unbedeutenden Striches im N. zum Gebiete der Donau, die es von der Porta Hungarica bei Theben oberhalb Preßburg bis Orsowa in trägem, langsamem Laufe 141 M. lang durchfließt, alle Flüsse vom Südabhange der Karpaten hier aufnimmt u. zur wichtigsten Wasserstraße wird. Nächst ihr hat die Theiß (s. d.) die größte Bedeutung. Sie bewässert nicht nur einen der fruchtbarsten Striche ganz Europa's, sondern ist auch als Fahrstraße in dem noch kommunikationsarmen Lande von Wichtigkeit. Von den übrigen Donauzuflüssen sind nur die Waag u. die Gran auf der linken u. die Raab auf der rechten Seite erwähnenswerth. Die Leitha u. die mächtige Drau bleiben Grenzflüsse. Im Platten- u. im Neusiedlersee hat das Land großartige Wasserbecken.

Von der Gesammtfläche sind über 83 % produktiv. Hiervon nehmen die Aecker mehr als 1/3 u. die Waldungen u. die Wiesen mit den Weiden etwa je 1/4 ein. Die Produktion übersteigt den Bedarf u. liefert ansehnliche Quantitäten für den Export. Der eigentliche Getreideboden sind die Tiefebenen, bes. die große jenseit der Theiß u. die südungar. Bacska, derselbe reicht aber selbst im Gebirge bis 600 m. hinauf. Man baut von Cerealien Mais, der den Ruthenen, Rumänen u. Serben unentbehrlich ist, Weizen, Roggen, Gerste, Hafer u. in den feuchten Niederungen Hirse. Leider ist der Landbau in dem so reich begabten Lande noch weit zurück. Der beste Landbauer ist der Deutsche in der Zips; der übrigens fleißige Slovake ist zu unwissend, um rationell wirthschaften zu können, u. die anderen Bevölkerungselemente sind meist zu träge. Außer Getreide werden Raps, Runkelrüben, Farbpflanzen, Zwiebelgewächse, Hülsenfrüchte, Melonen, Kürbisse, Gurken, Rettige, Salat, rother Pfeffer (türk. Paprika), Hanf 2c. viel gewonnen. Den ersten Rang behauptet aber der Tabak, dessen durchschnittliche Jahresproduktion mit 1/2 Mill. Ctr. angenommen werden kann. Lettinger, Verbeleter, Döbröer, Ribaer, Veger, Nagyfalver, Chatneter, Kospolleger 2c. gelten als gute Sorten. Sodann ist U. eins der ersten Weinländer der Erde. Der durchschnittliche Jahresertrag beträgt 7 Mill. Eimer. Die gesammte Weinbaufläche beträgt über 70 □M., umsäumt die Ebenen u. steigt in den Bergen bis 300 m. hinan. Die besten Sorten sind der auf 5 □M. wachsende Tokayer, der Ofener, Ruster, Meneser, Villanyer, Schomlauer, Szekszarder 2c. Obst, nam. Pflaumen, werden bes. von den Deutschen in den Komitaten Zala, Somogy, Baranya, Bihar, Arad, Beregh u. Szatmar gewonnen. Aprikosen, Pfirsiche u. Walnüsse zieht bes. der S.; von echten Kastanien giebt es im S. u. SW. ganze Wälder. Wald, selbst Urwald, wie bei Munkacs, Muranu, Ungvar u. überall auf dem Gebirge. Schöne Tannen zu Bauholz liefern Marmaros, Liptau, Arwa u. Sohl, u. die prächtigsten Eichenwälder, welche ungeheure Schweineheerden nähren, sind in den

Nr. 5329. Die Kecskemeter Pußta.

Komitaten Veszprim (Bakonywald), Baranya, Somogy, Zala, Arad, Bihar, Hont, Gömör 2c. Die Buchenwälder in Neutra u. Trentschin liefern bedeutende Mengen von Feuerschwamm, der bis nach Sachsen geht. Die Ebene aber hat empfindlichen Holzmangel. — Der reiche Viehstand macht einen beträchtlichen Theil des Nationalwohlstandes aus. Die 490 □M. große Wiesenfläche u. das über 600 □M. große Weideland

Nr. 5330. Trachten aus Oberungarn.

begünstigen die Viehzucht in hohem Maße. U. besitzt die Hälfte der Pferde der ganzen Monarchie, etwa 1 3/4 Mill. Bes. sind es die von den Magyaren bewohnten großen Ebenen, auf denen, von sog. Szikós beaufsichtigt, große Herden halbwilder, dauerhafter Pferde weiden. Von Rindviehrassen werden in der Ebene die stämmige, milcharme, aber als Schlachtvieh ausgezeichnete podolische Rasse gehalten, in Zahl von

ziemlich 3 Mill.; an den Gebirgsabhängen u. in den Thälern dagegen etwa $^{2}/_{3}$ Mill. Stück Schweizer Rasse. Die Zahl der Schafe übersteigt 12 Mill., wovon etwa $4^{1}/_{2}$ Mill. veredelte sind. In den fruchtbaren Niederungen züchtet man gern das Zackelschaf. Schweinezucht wird fast in jedem Hause getrieben. In den an Eichen u. Buchen reichen Komitaten u. in den Sumpf- u. Flußniederungen ist sie der bedeutendste Zweig der Viehzucht, u. Speck u. Schweinefleisch sind Hauptnahrung. Gänse u. Enten zieht man viel an der untern Theiß; der Federexport beträgt jährlich gegen 3000 Ctr. Blutegel liefern die großen Sümpfe; von Pest aus werden jährlich etwa 1 Mill. ausgeführt. Die Seidenraupenzucht ist erst im Entstehen. Jagd u. Fischerei geben reiche Ausbeute. Gemsen, Bären, Wölfe u. Wildschweine sind in den wilden Theilen der Karpaten noch reichlich vorhanden. Rothwild wird vielfach gehegt, Fasanerien hält jeder größere Grundbesitzer, u. die Schar der Wasservögel in den sumpfigen Schilfwäldern längs der größeren Flüsse ist unermeßlich; ebenso giebt es noch viel Trappen in der Ebene u. Adler in den Gebirgen. Von Fischen sind Donaukarpfen, Hausen, die schönen Barben der Waag, die schmackhaften Störe der Theiß, die Lachsforellen im Poprad u. Dunajec u. der Fogasch aus dem Plattensee bes. berühmt. — An Schätzen des Mineralreichs ist U. überaus reich u. wird in Bezug auf edle Metalle nur von Rußland übertroffen. Die Goldgruben zu Schemnitz, Kremnitz, Nagy-Banya, Neusohl u. einige kleine Goldwäschereien lieferten 1872 für nahe 2 Mill. fl. Die Silberausbeute aus denselben Werken u. aus denen von Schmöllnitz, Kapnik ꝛc. betrug $1^{1}/_{2}$ Mill. Die Kupfermenge bes. aus dem Schmöllnitzer Distrikt war über 21,000 Ctr. im Werthe von $1^{1}/_{2}$ Mill. fl. Die Eisenproduktion von Ober-U., bes. in den Komitaten Gömör u. Zips, betrug $2^{1}/_{2}$ Mill. Ctr. mit einem Werthe von nahe $9^{1}/_{2}$ Mill. fl.; an Steinsalz bringt Marmaros allein das Fünffache von dem, was U. braucht. Sudsalz kommt vom Saroser Komitat. Braunkohlen findet man in großer Mächtigkeit bei Oravizza u. Fünfkirchen; die Gesammtförderung betrug 1872 an 17 Mill. Ctr., die der Steinkohlen an $11^{1}/_{2}$ Mill. Ctr. Die Gewinnung von Antimon, Blei, Zink u. anderen Erzen u. die von Soda, Alaun, Töpferthon, Porzellanerde, Marmor, Alabaster, edlem Opal, Erdöl, Graphit u. Torf wird, wenn auch wenig Ausbeute gebend, doch mit Erfolg betrieben.

Trotz dieses Reichthums an Rohprodukten aller Art leistet U. wenig in der Verarbeitung derselben od. betreibt die Industrie höchstens gewerbmäßig. Die Verwendung stehender Dampfmaschinen ist noch ungemein gering, wenn auch hierin von Jahr zu Jahr Fortschritte gemacht werden. Der größte Theil der industriellen Etablissements, nämlich 1385 von 2705, die im J. 1871 in ganz U. gezählt wurden, verarbeiteten Erzeugnisse der heimatlichen Landwirthschaft, denn von ihnen waren 640 Spiritus-, 448 Branntweinfabriken, 161 Sägemühlen u. 136 Brauereien. Am entwickeltsten ist die Industrie im W. u. NW., wo sie an die vorgeschrittenen Kulturdistrikte Oesterreichs grenzt. An Städten steht obenan die Landeshauptstadt Budapest, dann folgt Preßburg mit Umgebung, bedeutend im Hintertreffen schon ist die Gegend von Kaschau, u. die schwächste Industrie hat der Landestheil östl. der Theiß. Am ausgedehntesten, aber vorwiegend handwerksmäßig wird die Lederbereitung betrieben. Leinene Hausindustrie treibt das slovakische Ober-U., fabrikmäßig nur die westl. Grenze. Fabrikbetrieb für Schafwolle ist trotz des reichen Materials kaum vorhanden. Eisenindustrie ist im Wachsen u. schon stark in Nord-U. Beachtenswerth ist die Glas- u. Papierfabrikation im N. u. die Gerberei, Tuchweberei, Rübenzuckerfabrikation, Branntweinbrennerei u. Bierbrauerei im W. Die gewöhnlich als wichtige Gewerbeplätze bezeichneten Orte in den vorwiegend von Magyaren bewohnten Distrikten, wie Debreczin, Szegedin, Großwardein, Erlau, Eperjes, Temesvar, können im Vergleich mit anderen Ländern kaum als solche angesehen werden. — Der Ueberschuß an Rohprodukten auf der einen u. der Mangel an Industrie-Erzeugnissen auf der andern Seite hat einen lebhaften Handelsverkehr mit den Nachbarstaaten hervorgerufen. Derselbe ist bes. seit dem Falle der Zollschranken gegen Oesterreich (1. Juli 1851) u. der Verbesserung der Kommunikationswege zu großer Entfaltung gelangt. Der Werth der Einfuhr betrug 1871: 472,8 Mill. fl., der der Ausfuhr 357,6 Mill., nachdem diese Zahlen 1870: 344 u. 342, u. 1868: 319,7 u. 329,9 gewesen waren. Die Länge der Eisenbahnen war 1871: 846 M., d. i. zwar noch nicht $1^{1}/_{2}$ Km. auf die □M., während in Sachsen über 7 Km. auf dieselbe Fläche kommen, aber doch 40% der Gesammtlänge der Bahnen des Kaiserstaates (1866 erst 279 M.). Und mit dieser Entwicklung des Eisenbahnwesens ist die Verbesserung der Landstraßen u. die Regulirung u. Schiffbarmachung der Flüsse immer Hand in Hand gegangen. — Die Bevölkerung zeigt eine Mischung von Volkselementen, wie sie in Europa einzig im untern Donaugebiete vorkommt. Die Magyaren mit etwas über 5 Mill. Köpfen nehmen ziemlich die Hälfte der Bevölkerung ein, die Slovaken etwa den 6. Theil, die Deutschen ziemlich eben so viel, nämlich 14,3%, die Rumänen 11%, die Ruthenen 4%, die Kroaten 2,6%, die Serben 1,9%, die Juden $1^{1}/_{2}$%, die Zigeuner $^{1}/_{2}$% ꝛc. Von diesen bewohnen die Slovaken den NW. des Königreichs von der Donau bis zur Tatra, die Ruthenen od. Rußniaken von der Tatra bis zur Theißquelle; zwischen Raab u. Mur sitzen Slovenen, Kroaten an der kroatischen Grenze, Serben in Süd-U., Rumänen längs der Grenze Siebenbürgens. Das deutsche Element waltet an der Grenze Niederösterreichs u. der Steiermark vor u. bildet inmitten anderer Bevölkerungselemente große Sprachinseln, wie in der Zips, in der Gegend von Ofen, in der von Szeksgard ꝛc.; außerdem trifft man vereinzelte Deutsche fast überall u. ihre Sprache wird allerwärts verstanden. Die Juden sind im Pester Komitat am zahlreichsten, u. in manchen Städten, wie in Preßburg, bilden sie den 4. Theil der Bevölkerung. Die Zigeuner schmieden u. musiziren im ganzen Lande. Das große Tiefland ist der Wohnsitz der Magyaren. — Der Konfession nach sind 6 Mill. katholisch, über 2 Mill. evangelisch, über 1 Mill. griechisch nicht unirt u. $^{2}/_{3}$ Mill. jüdisch. Trotz dieses Gemisches ist dem ganzen sozialen wie politischen Leben der Stempel des Magyarismus aufgedrückt. Die offizielle Sprache, die Landestracht, der gesellige Verkehr ist entweder schon magyarisch od. wird es von Jahr zu Jahr mehr. Die geistige Kultur läßt im Allgemeinen noch zu wünschen, macht aber starke Fortschritte. 1871 besuchten von 2,206,187 schulpflichtigen Kindern erst 1,253,500 die Schule. Es gab 14,550 Volksschulen mit 19,297 Lehrern, 60 Lehrerseminare, 99 Ober- u. 47 Untergymnasien, 11 Ober- u. 17 Unterrealschulen, dazu eine Handelsakademie, ein Polytechnikum, die Universität u. die königliche Akademie der Wissenschaften in Budapest. 1874 war die Zahl der Volksschulen bereits auf 15,387 gestiegen. Davon waren 6822 Schulen mit ungar. Sprache, 1273 mit deutscher, 3001 mit slovakischer, 312 mit serbischer, 110 mit kroatischer, 571 mit ruthenischer, 1 mit griechischer, 6 mit bulgarischer, 14 mit wendischer Sprache, 1167 waren zweisprachig, 139 dreisprachig ꝛc. Es kommt demnach eine Volksschule auf durchschnittlich 874 Bewohner, während in Niederösterreich erst auf 1518, in Galizien auf 2258 Bewohner eine solche kommt. Die Zahl der die Schule besuchenden Kinder hat sich bis 1875 auf 70% der schulpflichtigen gesteigert, während sie 1869 erst 48% betrug. Der Schulunterricht selbst aber ist noch dürftig; von den 1874 aus der Schule Entlassenen konnten nur 74% lesen u. schreiben, 26% nur lesen.

In administrativer Beziehung zerfällt das Land in 49 Komitate u. 3 freie Kreise. Der Banater Militärgrenzbezirk ist durch Gesetz vom J. 1873 theils zu den Komitaten Bacs, Temes, Torontál u. Krassó geschlagen, theils unter dem Namen Szörényer Komitat als neues Municipium konstituirt worden. Die folgenden Zahlen beziehen sich auf die letzte offizielle Zählung vom Ende des J. 1869.

| | □M. | Civilbevölkerung. | | □M. | Civilbevölkerung |
|---|---|---|---|---|---|
| Abauj | 52,17 | 166,666 | Sohl Zolyom | 51,36 | 101,958 |
| Arad | 109,20 | 304,713 | Somogy (Sümeg) | 119,31 | 289,555 |
| Arva | 37,73 | 82,364 | Stuhlweißenburg Feher | 75,48 | 196,234 |
| Bács | 186,79 | 576,149 | Szabolcs | 108,38 | 265,584 |
| Baranya | 92,49 | 283,506 | Szatmar | 106,28 | 280,568 |
| Bars | 48,52 | 137,191 | Temes | 107,66 | 356,174 |
| Bekes | 62,11 | 209,729 | Tolna | 66,17 | 220,740 |
| Bereg | 67,69 | 159,223 | Torna | 11,22 | 23,176 |
| Bihar | 201,24 | 555,337 | Torontal mit dem Kreise Nagy Kikinda | 124,64 | 413,010 |
| Borsod | 64,38 | 195,037 | Trentschin (Trencsén) | 83,90 | 248,626 |
| Csanad | 30,13 | 95,847 | Túrócz | 20,89 | 45,346 |
| Csongrád | 60,28 | 207,585 | Ugocsa | 21,62 | 67,498 |
| Eisenburg (Vas) | 91,45 | 331,602 | Ung | 53,10 | 130,032 |
| Gömör | 25,71 | 103,637 | Vesprim Veszprém | 72,40 | 201,431 |
| Gran (Esztergom) | 19,95 | 65,306 | Wieselburg Mosony | 33,79 | 75,486 |
| Heves | 119,77 | 332,613 | Zala | 85,06 | 333,237 |
| Hont | 46,35 | 112,195 | Zaránd | 22,54 | 63,282 |
| Komorn Komarom | 53,92 | 143,090 | Zemplin Zemplen | 107,65 | 292,771 |
| Krassó | 94,98 | 259,079 | Zips mit den 16 Zipser Städten | 63,19 | 175,061 |
| Kraizna | 20,88 | 62,744 | Distrikte der Jazyger u. Kumanen | 85,88 | 215,526 |
| Liptau | 41,60 | 79,273 | Distrikte der Hajduken | 17,55 | 62,914 |
| Marmaros | 188,06 | 220,506 | Distrikte der Kovar | 19,79 | 51,741 |
| Mittel-Szolnok (Közepszolnok) | 40,22 | 113,639 | | | |
| Neograd Nograd | 79,30 | 198,269 | | | |
| Neutra Nyitra | 104,42 | 361,005 | | | |
| Oedenburg Sopron | 60,06 | 230,158 | | | |
| Pest | 197,39 | 775,030 | | | |
| Preßburg Poczony | 78,29 | 297,377 | | | |
| Raab Györ | 74,80 | 173,438 | | | |
| Saros | 68,84 | 175,292 | | | |

Der Banater Militärgrenzbezirk von 255 □M. hatte damals 111,660 E.

Von Städten mit über 20,000 E. gab es 29, nämlich Pest (200,476), Szegedin (70,179), Maria Theresiopel (56,323), Ofen (53,998), Hódmező-Vásárhely (49,153), Preßburg (46,540), Debreczin (46,111).

Kecskemét (11,195), Arad (32,725), Temesvár (32,223), Békés Czaba (30,022), Großwardein (28,698), Makó (27,119), Zombor (21,309), Fünfkirchen (23,863), Mezö Tarkany (22,735), Stuhlweißenburg (22,683), Békés (22,517), Szarvas (22,116), Czegléd (22,216), Nyiregyháza (21,896), Kaschau (21,712), Felegyháza (21,313), Miskolcz (21,199), Oedenburg (21,108), Versecz od. Werschetz (21,095), Jász Berény (20,233), Nagy Körös (20,093) u. Raab (20,035).

**Geschichte.** Das Land U., den Römern unter dem Namen Panonia (s. d.) bekannt, wurde durch Augustus römische Provinz u. seit dem 3. Jahrh. der Ruheplatz für deutsche, slavische u. tatarische Wandervölker, von denen Reste zurückblieben. Seine selbständige Geschichte beginnt erst mit der Einwanderung der Magyaren in der Mitte des 9. Jahrh. Ihre Abstammung von den Hunnen wird in vielen Sagen angenommen, ist aber von der Wissenschaft weder zu erweisen, noch geradezu abzuleugnen. Um so zweifelloser ist (durch Hunfalvy) ihre nahe Verwandtschaft mit der heute am Altai u. Ural wohnenden ugrischen Völkergruppe der Wogulen, Ostjaken u. Mordwinen aus der Sprache dargethan, während man sie früher mit den Finnen zusammenstellte. Ihr sagenhafter Führer Arpád (s. d.) bemächtigte sich bis zum Ende des Jahrhunderts nicht nur des ganzen Landes, sondern brandschatzte bereits Oberitalien u. Bayern. 907, als er gestorben war, erlag trotzdem ein großes deutsches Heer der wilden u. grausamen Tapferkeit der Magyaren bei Preßburg, ein zweites 910 unter dem jungen König Ludwig am Lech. Seitdem Herzog Arnulf von Bayern im Zorn über König Konrad den Franken ihnen selbst den Weg in das Innere von Deutschland gezeigt hatte, durchschwärmten sie dieses alljährlich bis Elsaß, Lothringen, ja Frankreich. Erst Heinrich I., der wegen der Gefangennahme ihres Führers, vielleicht des Herzogs Zoltan selbst, 924 von ihnen einen Waffenstillstand auf 9 Jahre zu erkaufen vermochte, schlug sie entscheidend 15. März 933 an der Unstrut. Seitdem unterlagen sie den Deutschen 938 in Sachsen, 942 an der Traun, 944 in Kärnthen. Dennoch ließ sich Taksony (944—972) durch Otto's I. Sohn u. Schwiegersohn Ludolf u. Konrad reizen, 954 einen Plünderungszug bis zum Rhein zu unternehmen. Allein bei der Wiederkehr im J. 955 wurden die Magyaren 10. Aug. auf dem Lechfelde so vollkommen aufgerieben, daß nur sieben Flüchtlinge heimgekehrt sein sollen. Taksony ließ Schanzen an der Grenze Deutschlands errichten u. lud Petschenegen aus der Walachei in die entvölkerte Gegend am Neusiedlersee, Ismaeliten in die von Pest, Bissenen in die Ebenen der Theiß ein, zum Schutze, nicht mehr zum Angriff. Sein Sohn Geisa (972—997) schloß Frieden mit den Nachbarn u. ließ sich taufen. Obwol seine Gemahlin Sarolta der Griechischen Kirche angehörte u. diese in U. schon viele Bekenner zählte, errang doch die Römische Kirche eine größere Ausbreitung, seitdem Bischof Pilgrim von Lorch als Missionar auftrat u. die zahllosen Gefangenen u. Sklaven, welche man von allen Raubzügen in das Land geführt hatte, ihre Wirksamkeit begannen. Stephan der Heilige (997—1038), getauft von der Hand des heiligen Adalbert, Gemahl von Kaiser Otto's I. Schwester Gisela, vollendete das Werk der Bekehrung nicht ohne Grausamkeit, stiftete Bisthümer, Klöster, Schulen, vernichtete die alte Stammverfassung u. schuf eine neue Reichsordnung. Er selbst ließ sich 15. Aug. 1000 zu Gran eine Königskrone auf das Haupt setzen, die ihm Papst Silvester II. übersandt hatte, u. umgab sich mit einer Schar von Reichswürdenträgern. Seine Güter verwalteten königliche Kastellane, seine Befehle führten in jedem der Komitate od. Gespanschaften die von ihm eingesetzten Grafen, später Obergespane, aus. An der Spitze der Verwaltung stand ein Senat u. der zuweilen berufene Landtag, lange Zeit nur aus Bischöfen zusammengesetzt. Da Stephan's einziger Sohn Emerich 1031 gestorben war, folgte ihm Peter (1038—47), der Sohn seiner Schwester Gisela u. des Dogen Urseolo von Venedig; allein schon 1041 wurde er zur Flucht nach Deutschland genöthigt, weil er die eingewanderten Deutschen u. Italiener bevorzugte, u. an seiner Stelle Samuel (1041—44), genannt Aba, der Gemahl von Stephan's Schwester Sarolta, erhoben.

Nr. 5331. Ein Zigeunerlager in Ungarn.

Jener fand jedoch Hülfe bei Kaiser Heinrich III., der ihn 1044, nachdem Samuel an der Raab Sieg u. Leben verloren hatte, nach Stuhlweißenburg zurückführte u. mit der ungarischen Krone belehnte. Kaum war dies geschehen, so erhob sich die national od. heidnisch gesinnte Partei, rief Andreas I. aus Rußland herbei, wohin er einst vor Peter geflohen war, entthronte u. tödtete Peter durch Blendung 1047 u. wüthete gegen alle christlichen Priester. Dennoch ließ Andreas I. (1047—61) sich auf christliche Weise krönen, wehrte den Verfolgern der Kirche u. zwang Kaiser Heinrich III., der zur Rache für die Entthronung Peter's heranzog, zur Rückkehr u. zum Frieden. Noch einmal erhoben sich die Heiden unter Bela I. (1061—63) u. wurden grausam niedergemacht, dann nie wieder. Bela's Söhne riefen um des Friedens willen den rechtmäßigen Erben, den Sohn des Andreas, Salomo (1063—74), auf den Thron, der siegreich mit den Kumanen u. Bissenen kämpfte, die über die Karpaten u. die Sau eindrangen. Sein Vetter Geisa I. (1074—77), von den Priestern der Große genannt, stürzte ihn vom Throne u. starb, als er beabsichtigte, ihn wieder einzusetzen. Aber die Ungarn erhoben Geisa's Bruder Ladislaw I., den Heiligen (1077—95), welcher Salomon vertrieb, der 1087 als Einsiedler zu Pola in Istrien verstarb, u. Kroatien eroberte. Sein Neffe Koloman (1095—1114) kämpfte gegen die räuberischen Kreuzfahrer unter Walther Sansaveir u. Peter von Amiens, gestattete aber

dem Heere der Fürsten den Durchzug. Das Reich erweiterte er 1102 um Dalmatien u. einen Theil von Bosnien, suchte auch durch ein strenges Strafgesetz im Innern U.s Ordnung zu schaffen u. vor Allem den Diebstahl zu bannen. Daß sein Bruder Almos u. dessen Sohn Bela, die er wegen vermeintlichen Hochverrathes hatte blenden lassen, nach Byzanz flüchteten,

Nr. 5332. In einer Pußtaschule.

gab den ersten Anlaß zu beständigen Kämpfen mit den griech. Kaisern unter Stephan II. (1114—31), unter Bela's II., des Blinden (1131—41), Sohn, Geisa II. (1141—61), u. unter Stephan III. (1161—73), dessen Gegenkönig, Stephan IV. (1162—63) von Manuel unterstützt wurde. Bela III. (1174—96) jedoch, der demselben Kaiser den Thron verdankte führte byzantinische Formen ein, wie seine zweite Gemahlin Margarethe, eine Schwester Philipp's II. von Frankreich, die Bildung u. die Sitten dieses Landes. Andreas II. (1205—35), der durch einen erfolglosen Kreuzzug (1216) die Kassen des Reiches erschöpfte, sah sich 1222 genöthigt,

Nr. 5333. Ungarische Hirten.
Béres (Ackerknecht). Csikós (Pferdehirt). Gulyás (Rinderhirt).

durch die „Goldene Bulle" den Städten nicht nur bedeutende Freiheiten, sondern auch das Recht des Widerstandes einzuräumen, falls ein König selbst dawider handeln sollte. Dem Klerus verlieh er durch ein eigenes Dekret Freiheit von allen Abgaben u. von der weltlichen Gerichtsbarkeit. Als die Mongolen 1241 das ganze Land ausgeplündert, verwüstet u. weite Strecken menschenleer gemacht hatten, rief der energische König Bela IV. (1235—70) deutsche u. italienische Ansiedler in das Land, gab den Städten neue Freiheiten u. schützte die handeltreibenden Juden. Mit seinem Neffen Andreas III. (1290—1301) starb der arpadische Mannesstamm aus u. U. wurde 7 Jahre lang der Schauplatz eines blutigen Thronstreites (s. d. Stammtafel) zwischen Wenzeslaw III. von Böhmen, Otto von Bayern u. Karl Robert von Anjou, Titularkönig von Neapel. Als der Letzte, für den sich vor Allem die Päpste Bonifaz VIII. u. Clemens V. thätig erwiesen, endlich den Thron (1308—42) gewonnen hatte, kam es zu einer Reform des Justiz- u. des Münzwesens u. zu einem längern Friedenszustande, weil der König lieber unterhandelte als kämpfte. Da er mit Elisabeth von Polen verheirathet war, erbte sein Sohn Ludwig I. (1342—82) 1370 auch dieses Königreich, nachdem er von 1348—52 vergeblich Neapel zu behaupten versucht u. 1345—80 in drei Kriegen fast erfolglos mit Venedig gerungen hatte. Die Justiz verbesserte der König durch eine Beschränkung der geistlichen Gerichte, die Städte erhob er durch neue Freiheiten, der Wissenschaft errichtete er (1367) eine Heimat in der Akademie zu Fünfkirchen. Als er zu Tyrnau starb, erhielt eine kurze Zeit lang Maria unter Vormundschaft ihrer Mutter die Regierung, wurde 1385—86 von Karl dem Kleinen von Neapel verdrängt, nach dessen Ermordung von seinem Anhänger Horwáth gefangen gehalten, aber 1387 von ihrem deutschen Gemahle Sigismund (s. d.) befreit, der nun den Thron bestieg (1387—1437). Polen jedoch kam an Maria's Schwester Hedwig u. deren Gemahl Wladislaw Jagello (s. d.). Mühsam behauptete sich Sigismund gegen die Anhänger des Neapolitaners Ladislaus u. des Polen Wladislaw, während die Türken von S. heranzogen u. ihn 1396 bei Nikopoli schlugen. Dennoch wurde er 1405 der Gründer einer neuen Verfassung, nach welcher außer der Magnatentafel auch bürgerliche Abgeordnete zu den „Ständen" berufen wurden, u. einer neuen Heeresorganisation. Seinem Schwiegersohne Albrecht (1437 bis 1439), der während einer neuen Invasion der Türken starb, folgte durch den Einfluß des Nationalhelden Hunyadi zunächst Wladislaw III. (1440—44) von Polen u., als dieser bei Varna von den Janitscharen erschlagen war, der nachgeborene Sohn Albrecht's, Ladislaus Posthumus (1444—57), für den jener Johann Hunyadi als Reichsverweser bis zu seinem Tode (1456) die Türken abwehrte. Als der Letzte aus dem Blute der Anjou's mitten unter den Vorbereitungen zur Hochzeit 23. Nov. 1457 vom Tode ereilt wurde, rief die Nation Matthias Corvinus (1458 bis 1490; s. d.), den Sohn des Johann Hunyadi, auf den Thron, welcher durch eine neue Kriegs-, Rechts- u. Steuerordnung, durch Herbeiziehung von Gelehrten u. Künstlern aus Italien u. Deutschland nach Ofen u. Pest der zweite Gründer U.s wurde u. in Wien starb, das er im Kampfe mit Friedrich III. (s. d.) erobert hatte. Da man seinen unehelichen Sohn Johann nicht mochte, fiel die Wahl auf den Jagellonen Wladislaw II. (1490 bis 1516), der seit 1471 König von Böhmen war. Von Maximilian geschlagen, gab er schon 1491 im Frieden zu Preßburg alle österreichischen Stammländer auf, die Corvinus genommen hatte, u. verhieß dem Gegner die Krone, wenn er kinderlos sterben sollte. Unter seinem schwachen Regiment erlangte der Adel seine alten Vorrechte wieder u. Johann Zapolya, der Führer der Nationalpartei, gewann das höchste Ansehen, als er, zum Woiwoden von Siebenbürgen ernannt, den grausamen Aufstand der Bauern, welche sich als „Kreuzfahrer", daher Coruzzen od. Kuruzzen genannt, gegen den Adel erhoben, 1514 mit höchster Energie niederwarf. Wladislaw suchte nun eine Stütze an dem Hause Habsburg, mit welchem Sohn u. Tochter durch den Wiener Ehevertrag 1515 verbunden wurden. Als nach zehnjähriger Regierung Ludwig II. (1516—26) in der blutigen Schlacht bei Mohacs gegen Soliman gefallen war, trat daher jene unheilvolle Doppelwahl ein, die den größten Theil U.s für ein Jahrhundert in die Hände der Türken brachte. Während die Nationalpartei im Nov. 1526 Johann Zapolya zu Stuhlweißenburg zum König ausrief, erkannten viele Magnaten in Ferdinand (1526—64) von Oesterreich, dem Gemahl von Ludwig's II. Schwester Anna, ihren Herrscher. Daher nahm jener seine Krone auf dem Felde von Mohacs aus Soliman's Hand zu Lehn.

Seitdem wurde U. das Schlachtfeld eines 200jährigen Krieges zwischen Oesterreich u. der Türkei (s. d.), welcher durch Friedensschlüsse u. Tributzahlungen bisweilen unterbrochen, aber durch die Unterdrückung der Protestanten, der magyarischen Nationalpartei u. vor Allem durch die Woiwoden von Siebenbürgen (s. d.) immer wieder erweckt wurde. Erst die Siege Montecuccoli's (s. d.) u. des Prinzen Eugen (s. d.) machten dieses Land 1699 zu einem erblichen habsburgischen Großfürstenthum u. führten zur vollkommenen Vertreibung der Türken aus U. u. Kroatien im Frieden von Passarowitz 1718. Von jetzt an wird die Geschichte U.s, dessen Südgrenze seit dem Frieden von Belgrad 1739 unverändert blieb, nur noch durch die vergeblichen Versuche Oesterreichs, das Land zu germanisiren, u. durch die Gegenbestrebungen der Nationalpartei ausgefüllt. Ein Aufstand Rakoczy's (s. d.) u. der Bauern, die sich wieder Kuruzzen nannten (s. o.), wurde unter Josef I. (s. d.) mit Mühe unterdrückt u. von Karl VI. im Frieden von Szathmar 1711 dem Adel die alten Rechte, den Protestanten freie Religionsübung, allen Eingeborenen das alleinige Anrecht an die Staats-, Militär- u. Kirchenämter zugestanden. Wenn aber der Kaiser durch seine deutschen Truppen noch immer die Möglichkeit fand, seine Herrschaft fühlen zu lassen, so entschloß sich Maria Theresia (s. d.) in ihrer Bedrängniß auf dem Reichstage zu Preßburg 1741, nicht nur die alte Verfassung mit der hergebrachten Autorität der großen Reichsämter zu beschwören, sondern auch den Ungarn vertrauensvoll die Waffen in die Hand zu geben, die sie nun während des Erbfolgekrieges für sie führten. Durch Reform des Schulwesens, durch Aufhebung des Jesuitenordens (1773), durch eine neue Ordnung des Städte- u. Gemeindewesens, das sog. Urbarium, suchte sie mit leiser Hand U. dem deutschen Wesen anzunähern, aber Josef II. (s. d.) verdarb Alles, als er den Zunftzwang aufhob, die Vorrechte des Adels beschränkte, die Klöster einzog, das Land, statt in Komitate, in 10 Kreise theilte, ein Toleranzedikt gab u. die deutsche Sprache zur allein giltigen Geschäftssprache machen wollte. Wie er selbst noch auf dem Sterbebette beschlossen hatte, schaffte Leopold II. (s. d.) alle Neuerungen ab u. ließ nur das Toleranzedikt bestehen. Dennoch verweigerte er ebenso wie jener, den Krönungseid auf die Goldene Bulle des Andreas zu leisten. Der Aufforderung Napoleon's, sich mit seiner Hülfe von Oesterreich loszutrennen, widerstand U. mit Entschiedenheit, obwol unter Franz I. (1792–1835) seine Reichstage nur berufen wurden, um Geld zu bewilligen, u. aufgelöst wurden, sobald sie von ihren Rechten od. den Angelegenheiten des Reiches sprachen. Eine Zeit lang ließ der Kaiser sogar Steuern erheben u. rekrutiren ohne Reichstag, doch wurde er 1825 durch allgemeinen Widerstand zu dem Versprechen genöthigt, wenigstens alle drei Jahre denselben zu berufen. Inzwischen arbeitete man aber, von der Regierung fast unbemerkt, schon seit dem Tode Josef's an einer Wiederbelebung des magyarischen Nationalbewußtseins u. der magyarischen Sprache. 1843 beschloß die Ständetafel, nur ungarische Reden hören zu wollen, u. die Reden der kroatischen Abgeordneten, die sich noch des Lateinischen bedienten, nicht in das Protokoll aufzunehmen. Metternich nannte die Gründung einer ungarischen Akademie eine „philologische Spielerei" u. suchte die Nation 1840 durch eine weitgehende Amnestie zu gewinnen. Mehr half der Regierung, daß sich Illyrien mehr u. mehr von U. ablöste, daß in U. selbst die Centralisationspartei unter Eötvös u. Deak der Bewegungspartei unter Ludwig Kossuth (s. d.) u. den Konservativen unter dem Hofkanzler Apponyi gegenüberstand. Als das Revolutionsjahr 1848 alle gährenden Elemente neu belebte, sah sich der Palatin Erzherzog Stephan (s. d.) bewogen, ein Ministerium unter Bathyanyi's Vorsitz aus allen drei Parteien zusammenzusetzen; dennoch folgte der Reichstag fast willenlos den Eingebungen Kossuth's, u. der Kaiser Ferdinand (1835–48) gab seine Zustimmung zu allen 31 Gesetzen (10. April 1848), durch welche U. nach demokratischen Grundsätzen umgestaltet wurde. Eine Zeit lang nahm er sogar Partei für U. gegen den von dem Banus Jellachich (s. d.) geleiteten Landtag des dreieinigen Königreiches Kroatien-Slavonien-Dalmatien, der 5. Juni zu Agram zusammentrat u. ein südslavisches Königreich zu gründen beabsichtigte. Als aber weder das ungarische Ministerium noch der am 2. Juli zusammengetretene demokratische Reichstag sich um die Anordnungen der Wiener Regierung kümmerte, sondern allein Kossuth folgte, ließ der Kaiser es geschehen, daß der Ban Jellachich im Sept. in U. einrückte u. der Erzherzog Stephan, unfähig zu vermitteln, am 26. sein Amt niederlegte. Nun begann der Kampf. Am 7. Okt. war Jellachich zwar zum Rückzug gezwungen worden, hatte aber die ihn verfolgenden Ungarn 27. Okt. bei Wien besiegt. Im Dez. marschirten auch Windischgrätz (s. d.), Nugent u. Schlick in das Land hinein, um die Anerkennung des Kaisers Franz Josef zu erzwingen, an welche Ferdinand 2. Dez. 1848 die Krone abgegeben hatte. Allein unter Görgei, Perczel, Klapka u. Bem, welcher Letztere die Oesterreicher u. die Russen, welche ihnen zu Hülfe kamen, aus Siebenbürgen verdrängte, hielten sich die Ungarn durch Tapferkeit u. Geschick; am 21. April 1849 war fast das ganze Land in ihren Händen, welches nun eine Republik unter dem Präsidium Kossuth's wurde. Kaum aber hatte Rußland nach Verabredung mit Franz Josef (im Mai 1849) sein Hülfscorps unter Paskiewitsch über die Ostgrenze, Oesterreich den Feldzeugmeister Baron Haynau über die Westgrenze geschickt, so folgte eine Niederlage der Ungarn nach der andern. Endlich, zusammengedrängt an der untern Theiß, wurden sie unter Dembinski 5. Aug. bei Szoreg, unter Bem, den der russische General Lüders aus Siebenbürgen vertrieben hatte, 9. Aug. bei Temesvar besiegt, u. Görgei, dem Kossuth selbst 11. Mai die Diktatur u. die Verhandlung mit Paskiewitsch übertragen hatte, ergab sich mit 23,000 Mann u. 129 Geschützen durch die Kapitulation von Vilagos 13. Aug. 1849 bedingungslos den Russen. Nur Klapka errang sich durch tapfere Vertheidigung von Komorn 27. Sept. günstige Bedingungen, die übrigen Führer des Aufstandes flüchteten entweder, wie Kossuth, Bem, Dembinski, Perczel, od. es traf sie das Todesurtheil; nur Görgei lebte unbehelligt, aber von den Ungarn als Verräther betrachtet, in Kärnthen. Mit einem Schlage waren alle Rechte des Reichs, wie es schien, für immer vernichtet.

**Stammtafel der ungarischen Könige bis 1526.**

Arpad. † 907.

Zoltan. 907–944.

Taksony. 944–972.

Geisa. 972–997. | Ladislaw.

Stephan d. Heil. 997–1038. | Gisela. Gem.: Dogn. Ursèolo. | Sarolta Gem.: Samuel. 1041–44. | Andreas I. 1047–61. | Bela I. 1061–63.

Emmerich d. Heil. † 1031. | Peter 1038–41. u. 1044–47. | Salomon. 1063 bis 1074. († 1087). | Geisa I. 1074–77. | Ladislaw I. d. Heil. 1077–95.

Koloman. 1095–1114. | Almus.

Stephan II. 1115–31. | Bela II., d. Blinde. 1131–41.

Geisa II. 1141–61. | Ladislaw II. 1161–62. | Stephan IV. 1162–63.

Stephan III. 1161 u. 1163–73. | Bela III. 1173–96.

Emmerich. 1196–1204. | Andreas II. 1205–35.

Ladislaw III. 1204–1205. | Bela IV. 1235–70.

Stephan V. 1270–72. | Anna. Gem.: Rostislaw v. Smolensk. | Elisabeth. Gem.: Heinrich v. Bayern.

Ladislaw IV. 1272–90. | Maria. Gem.: Karl I. v. Anjou u. Neapel. | Kunigunde. Gem.: Ottokar v. Böhmen. | Otto v. Bayern. 1305–1307.

Karl Martell. | Johann. | Wenzeslaw II.

Karl I. Robert. 1308–42. | Ludwig. | Wenzeslaw III. 1301–1305.

Ludwig I. 1342–82. König von Polen 1370–82. | Karl II. 1385–86.

Ladislaus.

Maria 1382–85 († 1395). Gem.: Sigismund. 1387–1437. | Hedwig Gem.: Wladislaw Jagello.

Elisabeth v. Böhmen. Gem.: Albrecht II. 1437–39. | Wladislaw I. (III.) v. Polen. 1440–44. | Kasimir IV. v. Polen. Gem.: Elisabeth v. Ungarn u. Böhmen.

Ladislaw V. Posthumus. 1444–57. | Elisabeth. | Wladislaw II., seit 1471 König v. Böhmen. 1490–1516.

Außerhalb des Stammes: Matthias Corvinus. 1458–90. | Ludwig II. 1516–26. Gem.: Maria v. Oesterr. | Anna. Gem.: Ferdinand v. Oesterr. 1526–64.

Dennoch widerstand U. entschieden 1859 dem Protestantenpatent, durch welches die Verhältnisse der Evangelischen von der Regierung einseitig geordnet wurden, u. seine Vertreter im Reichsrathe, die der Kaiser 1860 ernannt hatte, erklärten ausdrücklich, daß sie nur erschienen seien, um die alten Rechte U.s in Erinnerung zu bringen u. möglichste Selbständigkeit in Gesetzgebung u. Verwaltung zu erlangen. Da der Kaiser in finanzieller Verlegenheit war u. sich in dem Oktoberpatent nachgiebig äußerte, begann man in U. sofort Komitatsversammlungen zu halten u. an Stelle der kaiserlichen selbstgewählte Beamte u. Richter zu stellen. Vergebens war die Mahnung des neuen Ministers Schmerling, vergebens ein Handschreiben des Kaisers selbst. Man verlangte die Gesetze von 1848, verweigerte die Beschickung des Reichstags u. des Landtags, lehnte in der Adresse vom Juni 1861 jede Verhandlung über die Krönung Franz Josef's ab, so lange die Nebenländer nicht auf der Ständetafel auch vertreten seien. Als der Kaiser nicht nachgab, erklärte eine zweite Adresse Deak's am 8. Aug. „der König habe selbst den Faden zerrissen". Nun kam es 21. Aug. zur Auflösung des Landtags, zur Absetzung aller inzwischen erwählten Komitatsbeamten u. zur Anwendung militärischer Gewalt. Nach vierjährigen Versuchen des Ministers Schmerling, einen wirklichen Frieden herzustellen, gewann der Kaiser persönlich durch seine Anwesenheit in Pest im Juni 1865, durch Mailath's Ernennung zum Hofkanzler, endlich durch Absetzung Schmerling's die Sympathien für sich. Dennoch wollte der Landtag 25. Juni 1866 von einer Betheiligung am gemeinsamen Reichsrathe durchaus nichts wissen und schlug zur

Berathung des gemeinsamen Budgets Delegationen des Reichsraths u. des ungarischen Landtags vor. Wenige Wochen danach sah man die preuß. Truppen vor Preßburg, u. Alles empfand die Nothwendigkeit nachzugeben u. sich zu versöhnen. Nur eine Streifschar von flüchtigen u. verbannten Ungarn unter Klapka war in Schlesien gegen Oesterreich thätig gewesen, die Gemäßigteren unter Deák hatten jeden Verrath gescheut. Mit ihnen wurden schon im Nov. 1866 Verhandlungen angeknüpft, welche Anfang 1867 eine vollkommene Versöhnung herbeiführten. Die Komitate wurden wieder hergestellt u. U. erhielt sein eigenes Ministerium unter dem Präsidium des Grafen Andrássy. Die Steuer- u. Rekrutenbewilligung, die Revision der Gesetze von 1848, die Anerkennung der Abdankungsordre Ferdinand's ging nun ohne Kampf von statten. Am 8. Juni 1867 erfolgte zu Ofen die glänzende Krönung, bei welcher Gelegenheit der Kaiser die ihm dargereichten 100,000 Dukaten, das übliche Geschenk des Landes, für die Invaliden der aufständischen Ungaren von 1848 hingab u. eine weitgehende Amnestie erließ. Der vollkommene Ausgleich kam erst durch die Verhandlungen der Delgationen 26. Sept. zu Stande. Vgl. Feßler, „Geschichte der Ungarn" (2. Aufl. von Klein, Lpz. 1873 ff.); Mailath, „Geschichte der Magyaren" (2. Aufl., Regensburg 1852 ff.); Szálay, „Geschichte U.s" (Lpz. 1851 ff.); Horváth, „Geschichte U.s" (2 Bde., deutsch, Pest 1863).

**Ungarische Sprache u. Literatur.** Die ungarische, od., wie die Ungarn sie selbst nennen, magyarische (spr. madjarische) Sprache gehört, wie nur noch in Europa das Baskische, Finnische u. Türkische, nicht zum indoeurop. Sprachstamm, sondern, mit den zwei letzteren dem Baue nach enger verwandt, zum ural-altaischen od. tatarischen (s. d.). Obwol uns dadurch doppelt fremd klingend, ist sie doch, bes. durch die in ihr wie im Türkischen herrschende sog. Vokalharmonie u. durch den Reichthum ihrer Wortformen u. Fügungen, eine sehr angenehm ins Ohr fallende Sprache, u. uns wie die Literatur des Magyarenvolkes schon deshalb interessant, weil dieses der Sprößling der drei Jahrhunderte vor ihnen nach unserm Erdtheil gekommenen u. für diesen so schrecklich gewordenen Hunnen ist. Die erste Grammatik auf wissenschaftlicher Grundlage ist von Nic. Revái, „Elaboratior grammatica Hungarica" (2 Bde., Pest 1803); unter den vielen neueren zum praktischen Gebrauch heben wir hervor die von Rey, „Anleitung zur Erlernung der ungar. Sprache" (17. Aufl., Pest 1873); von Wörterbüchern Ballagi, „Vollständiges Wörterbuch ꝛc." (2 Bde., Pest 1843 u. öfter). Die Blüteperiode der ungar. Literatur ist sehr neuen Datums; erst in diesem Jahrhundert hat sie sich von der Nachahmung losgerissen u. hat selbständig Vortreffliches geleistet. Nur die Volkspoesie hatte schon vor dieser Periode eine dem orientalischen Charakter der Magyaren entsprechende Entfaltung von ganz eigenartigem Zauber erreicht. „In ihr lebte das Ungarland mit seinen Heiden u. Pußten, mit seinem nomadenhaften, an die Ursitze der Magyaren in den Steppen der Mongolei gemahnenden Hirten- u. Zigeunertreiben, mit seinen Czikos, Juhas u. Husaren, mit seinen Erinnerungen an die glorreichen Thaten, die es gegen Türken u. Oesterreicher verrichtet, u. an die namenlosen Leiden, welche es in diesen Kämpfen erduldet hat." Aus dem 16. bis 18. Jahrh. sind nur wenige Namen zu nennen, obwol in dieser Zeit, wo das Lateinische noch Schriftsprache in Ungarn war, trotz dem bereits viel in magyarischer Sprache gedichtet od. vielmehr gereimt od. im besten Fall den Deutschen u. Anderen nachgedichtet wurde. Ins 16. Jahrh. fällt ein wegen des frühen Datums (Geburtsjahr Shakespeare's u. Marlowe's, 1564) interessantes Drama: „Die Fürstenverrathe" des Melchior Balassa (übers. von Kertbeny, Lpz. 1874); außerdem sind für dieses wie das 17. Jahrh. höchstens noch die Dichter Tinódi, Szegedi u. Erdöji, Zriny, Liszti, Koháry, Beniczky u. Gyöngyösi zu erwähnen. Unter den vielen Namen des 18. Jahrh. zeichnen sich Faludi, Virág, Endrödi u. Kazinczy einzig dadurch aus, daß ihnen hier u. da ein Liedchen im Volkston, welches dann auch im Munde des Volkes fortlebte, gelungen ist, während der auch als Historiker bekannte Josef Katona (1792—1830) das großartigste ungar. Drama: „Der Banus Bank" (deutsch von Ad. Dux, Lpz. 1856) gedichtet hat. Noch vor der Schwelle der eigentlichen Glanzperiode der ungar. Literatur des 19. Jahrh. steht Alex. Kisfaludy (1772—1844) mit seinem ganz im Geist Petrarca's gedichteten Liedercyklus „Himfy's Liebe" (übers. von Graf Mailath, Pest 1829 u. 1833), während mit seinem jüngern Bruder Karl Kisfaludy (1790—1830) die Morgenröthe der neuen Literatur anbricht, u. ihm (hauptsächlich wegen seiner Schauspiele, z. B. „Stibor", „Illa" ꝛc.) wie seinen mitstrebenden Altersgenossen Czuczor (Liebeslieder), Czokonai (berühmtes Liebeslied an seinen Weinschlauch), Berzsenyi u. Kölcsey die Ehre zuerkannt werden muß, für eine selbständige Literatur, deren eigentlicher Schöpfer Michael Vörösmarty (1800—55) ist, anregend u. bahnbrechend gewirkt zu haben. Doch während zwar Vörösmarty als Lyriker (sein berühmtestes Gedicht „Der Aufruf" in „Gedichte Vörösmarty's", übers. von Kertbeny, Pest 1857), Epiker u. Dramatiker (z. B. die Tragödie „Ban Marot", übers. von Ring, Pest 1872) ein großes u. vielseitiges Talent bewährt hat, so wird er doch weit überragt von Alex. Petöfy (1823—49; s. d.), dem größten Dichter Ungarns u. einem der bedeutendsten Lyriker aller Zeiten. Als Epiker steht Johann Arany (geb. 1817) dem großen Lyriker nicht unebenbürtig zur Seite, dessen poetische Malerei von bewunderungswerther Anschaulichkeit ist („Erzählende Dichtungen", I. „Toldy", II. „Die Belagerung von Murány", übers. von Kertbeny, Lpz. 1851; „Gedichte", deutsch von L. Korodi, Kronstadt 1863). Die ungar. Novellistik ist zu einem bedeutenden Umfang herangewachsen u. wurde auch in Deutschland sehr beliebt, so neben N. Josika's (1794—1865) historischen Romanen („Sämmtliche Werke", deutsch Pest 1839—44, 17 Bde.; dann noch mehrere spätere Romane, wie „Die Hexen von Szegedin", deutsch, 3 Bde., Wurzen 1865 ꝛc.) u. den gehaltvollen Romanen des Freiherrn J. v. Eötvös (1813—71), worunter bes. „Der Dorfnotar" (übers. von Mailath, Pest 1846) der bedeutendste ist, die besonders populär gewordenen zahlreichen Produktionen M. Jokai's (s. d.). Unter den Historikern nehmen Jesaia Budai u. Bened. Virag, vor Allem aber Mich. Horváth (geb. 1784; „Geschichte von Ungarn", 2 Bde., deutsch, Pest 1851) u. L. Szalay (1813—64; „Geschichte von Ungarn", deutsch von Wögerer, 6 Bde., Pest 1866—75) einen bedeutenden Rang ein, während die Werke der früheren ungar. Historiker, so Heltai's, Szalardi's u. A. mehr noch den Charakter von bloßer Chronik- od. Memoirenschreiberei hatten. Vgl. Greguß, „Ungar. Volkslieder" (1846); „Pannoniens Dichterheim. Eine Auswahl der schönsten magyarischen Gedichte in deutscher Uebersetzung" von Ad. v. d. Haide (Stuttg. 1878); Toldy, „Geschichte der ungar. Dichtung" (deutsch von G. Steinacker 1863) u. Kertbeny, „Bibliographie ungar. national. u. international. Literatur 1441—1876" (12 Hefte [1. Heft: die Uebersetzungen aus dem Ungar.], Budapest 1876).

**Ungarweine,** in Ungarn produzirte Weine, von denen einzelne Sorten zu den edelsten unter den europ. Weinen zählen. Sie zeichnen sich durch einen hohen Weingeistgehalt aus, sind also sog. schwere Weine, in vielen Sorten von einer großen Süßigkeit u. feinem gewürzigen Geschmack, ohne gerade wie die Rheinweine ein besonderes Bouquet zu haben. Es giebt rothe u. weiße od. gelbe U. mit allen Uebergängen zwischen diesen beiden Farben. Die Pflege des Weinstockes ist in Ungarn eine sehr alte; nach der Sage soll Kaiser Probus im J. 280 die ersten Weinstöcke auf dem mons almus in Syrmien haben anpflanzen lassen. Als der edelste von allen gilt der Tokayer, welcher auf dem südl., aus Porphyr bestehenden Vorgebirge der Karpaten, Hegyalya, in der Zempliner Gespanschaft in einer Ausdehnung von 5 □M. angebaut wird. Junge Tokayer Weine haben eine bräunlichgelbe Farbe u. einen eigenthümlichen Brotgeruch, ältere sind gelbgrün, von mildem gewürzigen Geschmack, reich an Geist u. Süßigkeit u. sehr haltbar. Der beste Tokayer wächst auf einem Berge bei Tarczal (Mézesmale); der von Tolscva u. Erdö-Bény ist sehr dauerhaft u. eignet sich bes. für den Export zur See, der von Szeghi u. Szadany hat mehr Gewürz, der von den Bergen um Tokay u. Tarczal gilt als der süßeste, der von Talya als sehr stark. — Man bereitet gewöhnlich aus den Ende Oktober od. November gesammelten Beeren drei Sorten, u. zwar die Essenz, aus einem konzentrirten Most, welcher aus den Trockentrauben zuerst gewonnen wird, indem dieselben in hohen Gefäßen mit siebartig durchlöchertem Boden lediglich der Wirkung ihres eigenen Druckes ausgesetzt werden; nur was von dem Safte auf diese Weise ausgepreßt wird, wird zu Essenz verarbeitet. Den sog. Ausbruch erhält man durch Festtreten der zurückbleibenden Trockenbeeren, indem von anderen Trauben so lange Most hinzugesetzt wird, bis eine dünne Flüssigkeit entsteht; sobald die Gährung derselben beginnt, die Schalen zur Oberfläche aufsteigen u. eine starke Kohlensäureentwicklung eingetreten ist, preßt man ab u. läßt die Gährung in lose verspundeten Fässern langsam verlaufen. Wird eine größere Menge Most zu den Trockenbeeren zugesetzt, so erhält man den Máslás. — Dem Tokayer folgen der Ménes Magyarat aus dem Arader Komitat, er ist weiß u. roth, sehr stark u. gewürzhaft; ferner der süße, minder feurige u. gewürzreiche Ruster aus dem Oedenburger Komitat; der liebliche, goldfarbige, aromatische St. Georger aus der Preßburger Gegend, welcher durch längeres Liegen besser wird; der rothe Karlowitzer hat viel Körper u. Geist u. eignet sich als vorzüglicher Dessertwein. Hervorragende Weißweine sind der nach Erdbeeren duftende Schomlauer aus dem Vesprimer Komitat, der Neßmélyer bei Komorn, der Badacsoner im Szalader Komitat, die sehr ausdauernden, auch zur Schaumweinfabrikation geeigneten Produkte aus der Umgegend von Oedenburg, Preßburg u. von den Ufern des Neusiedlersees. Durch sehr feines Aroma übertreffen einige Rothweine, wie der dunkle Adlersberger bei Ofen, der Szegszárder aus dem Tolnaer Komitat, der Villányer u. Weißkirchener selbst den besten Burgunder. Als Dessertweine eignen sich noch die Produkte von Moßlavina in Kroatien. Die bei Mediasch in Siebenburgen angebauten Weine kommen den U.n gleich. An Rebsorten werden sehr verschiedenartige gebaut, bes.

ist die rothe Burgunderrebe viel vertreten. Man rechnet in Ungarn an Weinland 43½ □M., auf denen etwa 10 Mill. Eimer produzirt werden. Wegen der hohen Eingangszölle der Nachbarstaaten kommt nur etwa der zehnte Theil zur Ausfuhr, vorzugsweise nach Polen u. Schlesien. Der Hauptweinmarkt ist in Pest. Die Pflege der U., überhaupt die ganze Kellerwirthschaft liegt noch sehr im Argen, u. daher kommt es hauptsächlich, daß diese edlen Erzeugnisse auf dem Weltmarkte noch lange nicht die Rolle spielen, wozu ihre Qualität sie berechtigt, u. daß Ungarns Weinbau trotz seiner Massenerträge lange noch nicht die Grenzen seiner Leistungsfähigkeit erreicht hat.

**Unger,** Franz, berühmter Botaniker u. Paläontolog, geb. auf dem väterlichen Gute Amthof bei Leitschach in Südsteiermark 30. Nov. 1800; studirte erst in Graz die Rechte, dann in Prag u. Wien Medizin u. Naturwissenschaften, praktizirte hierauf als Arzt bei Wien u. bis 1836 in Tirol, folgte im letztgenannten Jahre einem Rufe als Professor der Botanik u. Direktor der Polytechnischen Anstalt nach

Nr. 5334. Franz Unger (geb. 30. Nov. 1800, gest. 13. Febr. 1870).

Graz, wurde 1850 Universitätsprofessor in Wien u. starb 13. Febr. 1870 eines plötzlichen Todes zu Graz. Die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt lenkte er zuerst auf sich durch Beobachtungen über gewisse Bewegungen in der Pflanzenwelt, u. wenn auch seine Auslegung derselben als „Thierwerdung der Pflanze" von ihm selbst u. der Wissenschaft längst verlassen worden, so knüpften sich doch daran die wichtigsten Bereicherungen der Pflanzenphysiologie. Unter den späteren zahlreichen Schriften U.'s sind bes. hervorzuheben: „Ueber den Einfluß des Bodens auf die Vertheilung der Gewächse" (Wien 1836); „Genera et species plantarum fossilium" (ebd. 1850); „Die Urwelt in ihren verschiedenen Bildungsperioden" (München 1851; 3. Aufl. 1864); „Botanische Briefe" (Wien 1852); „Versuch einer Geschichte der Pflanzenwelt" (ebd. 1852); „Anatomie u. Physiologie der Pflanzen" (ebd. 1855); „Botanische Streifzüge auf dem Gebiete der Kulturgeschichte" (9 St., ebd. 1857—68); „Wissenschaftliche Ergebnisse einer Reise nach Griechenland u. den Jonischen Inseln" (ebd. 1862); „Die Insel Cypern" (mit Kotschy, Lpz. 1865); „Die fossile Flora von Kumi auf Cypern, von Radoboj u. von Santo in Ungarn" (Wien 1867, 1869 u. 1870); „Geologie der europ. Waldbäume" (Graz 1869 f.). — Vgl. Reyer, „Leben u. Wirken U.'s" (Graz 1871).

**Unger,** Joh. Georg, namhafter Holzschneider, geb. zu Goes bei Pirna 1715, war zuerst Schriftsetzer u. widmete sich erst 1757 ausschließlich dem Holzschnitt, dessen Technik er sich ohne Lehrer allmählich zu eigen machte. Aber da er unbemittelt war, mußte er, um seine Existenz zu sichern, Anfangs bloße Vignetten für Fabriken verfertigen; später gelangte er zum wirklich künstlerischen Holzschnitt. Zu seinen besten Arbeiten gehören fünf Blätter nach Meil's Zeichnungen, die er mit einer Untersuchung der Frage „Ob Albrecht Dürer jemals Bilder in Holz geschnitten" (Berl. 1779) herausgab. Er starb zu Berlin 1788. — Bedeutender als Holzschneider war sein Sohn Joh. Friedrich Gottlieb **U.**, geb. 1750 in Berlin. Er war ebenfalls zuerst Buchdrucker u. suchte als solcher in vielfacher Weise die deutschen Druckbuchstaben zu verbessern u. zu verschönern. Zwar schnitt er auch Vignetten für verschiedene Gewerbe, aber auch eine Reihe trefflicher Kunstblätter, z. B. die „Sechs Figuren für die Liebhaber der schönen Künste", „Zwei historische Darstellungen zum Volkskalender von 1796", „Die Weiber von Weinsberg" nach einer Zeichnung von Rhode 2c. Auch literarisch war er für eine künstlerische Vollendung des Holzschnittes thätig. 1800 wurde er Professor der Holzschneidekunst an der Kunstakademie zu Berlin u. starb als solcher 1804.

**Unger,** Joseph, österr. Jurist u. Staatsmann, geb. zu Wien 2. Juli 1828; studirte daselbst 1846—50, war dann kurze Zeit bei der Hofbibliothek angestellt, habilitirte sich 1852 als Privatdozent für österr. Privatrecht in Wien, wurde 1853 außerord. Professor in Prag u. kehrte 1857 als ord. Professor nach Wien zurück. Er hatte sich bereits den Ruf einer fachwissenschaftlichen Autorität erworben, als er auch politisch durch eine Flugschrift, worin er zu Schmerling's Zeiten ein dualistisches Programm verfocht (1861), in bemerkbarer Weise hervortrat. 1867 in den niederösterr. Landtag u. von diesem in den Reichsrath gewählt, mußte er zwar wegen Erkrankung sein Abgeordnetenmandat bald wieder niederlegen, nach seiner Genesung ward er aber 1869 ins Herrenhaus berufen, wo er wiederholt als Wortführer der liberalen Partei Erfolge errang. Während er sich weder für das Ministerium Hasner, noch für das Ministerium Potocki hatte gewinnen lassen, nahm er 25. Nov. 1871 im Kabinet Auersperg einen Ministerposten ohne Portefeuille an, den er bis zum Juli 1878 inne hatte, zu welcher Zeit das gesammte Ministerium seine Entlassung anbot, vom Kaiser aber einstweilen mit der Fortführung der Geschäfte beauftragt wurde. Von U.'s juristischen Werken ist das „System des österr. allgemeinen Privatrechts" (6 Bde., Lpz. 1856 u. ö.) epochemachend gewesen. Von seinen kleineren Schriften ist hervorzuheben „Der Besitz nach österr. Recht" (Lpz. 1865). Mit J. Glaser giebt U. eine „Sammlung von civilrechtlichen Entscheidungen des k. k. Obersten Gerichtshofes in Wien" (Wien 1859 ff.) heraus.

**Ungern-Sternberg,** Alexander Frhr. v., gewöhnlich nur A. v. Sternberg genannt, Romanschriftsteller, geb. auf dem väterlichen Gute Noistfer bei Reval (Estland) 22. April 1806; studirte in Dorpat anfänglich die Rechte, wandte sich aber bald den Schönen Wissenschaften zu. 1829 ging er nach Petersburg, um eine Anstellung im Staatsdienst zu erstreben, doch sagten ihm die russ. Zustände so wenig zu, daß er schon 1830 nach Deutschland ging, wo er zunächst in Dresden, dann in Stuttgart, Mannheim, Weimar u. (seit 1841) in Berlin lebte. Hier betheiligte er sich 1848 in reaktionärem Sinne mit großem Eifer am politischen Parteikampfe. Während das deutsche Parlament in Frankfurt tagte, hielt er sich dort auf, um der russ. Regierung über die Parlamentsverhandlungen Bericht zu erstatten. Später wandte er sich von Berlin nach Dresden, doch veranlaßte ihn ein schweres Körperleiden, sich nach ein paar Jahren auf das einem Freunde gehörige Gut Dannenwalde in Mecklenburg-Strelitz zurückzuziehen, wo er 24. Aug. 1868 starb. Er war äußerst produktiv, oft aber auch eben so frivol als gewandt u. geistreich. Am bekanntesten sind von seinen Schriften: „Die Zerrissenen" (Stuttg. 1832, 1. Bd. der ersten Sammlung seiner Novellen); „Lessing" (ebd. 1834, 2. Bd. der genannten Sammlung); „Molière" (ebd. 1835, 5. Bd. derselben Sammlung); „Der Missionär" (2 Bde., Lpz. 1842); „Diana" (3 Bde., Berl. 1842); „Die Royalisten" (2 Bde., Bremen 1848; 2. Aufl. 1849); „Der deutsche Gilblas" (Komischer Roman, 2 Bde., Bremen 1851); „Die Brüder" (5 Bde., Wurzen 1852); „Das stille Haus" (Berl. 1854), einige biographische Romane u. A. Auch schrieb er: „Die Dresdener Galerie" (2 Bde., Lpz. 1857 f.) u. „Erinnerungsblätter" (6 Bde., Berl. u. Lpz. 1855—60).

**Ungläubige.** Schon im Koran werden die Leugner der göttlichen Sendung Mohammed's häufig als U. (Kafir, woraus dann in Europa das Schimpfwort „Kaffer" entstand) bezeichnet. Später wurde der Name auf alle Andersgläubigen ausgedehnt. Umgekehrt aber wendeten nun die Christen den Namen auf die Mohammedaner selbst an; die Kreuzzüge

wurden als ein heiliger Kampf „gegen die U.n" geführt. Noch heute heißen die kathol. Bischöfe, welche ihren Titel von ehemaligen Besitzthümern in Palästina 2c. führen: episcopi in partibus infidelium, d. h. Bischöfe im Gebiet der U.n.

**Ungvarer Gespanschaft,** s. „Ung".

**Unicum** (lat.), ein in seiner Art Einziges, nur einmal Vorhandenes.

**Uniform** (a. d. Lat., gleichförmig) heißt die Bekleidung des Soldaten der heutigen Armeen. Die Gleichförmigkeit der Bekleidung wurde schon in alten Zeiten angestrebt. So war bereits bei den Spartanern die rothe Farbe vorherrschend. Zur Zeit des Ueberwiegens der blanken Waffen unterschieden sich die Krieger verschiedener Völker vielfach durch die Art ihrer Schutz- u. Trutzwaffen, ihrer Banner 2c., später durch die ausgeprägtere Nationaltracht. Die Einführung der vollständigen U. stammt erst aus unserem Jahrhundert, wenigstens was die bis in das Einzelne gehende Gleichförmigkeit sämmtlicher Bekleidungsstücke anlangt.

**Uniformitätsakte,** d. h. Einheitsakte, heißt ein Erlaß der Königin Elisabeth von England vom J. 1563, durch welchen sie die Puritaner zur Anerkennung der 39 Artikel der engl. Staatskirche (von 1562) zwingen wollte. Die Widersetzlichen hießen seitdem „Nonconformisten", d. h. sich nicht Anbequemende. Siehe das Weitere unter „Puritaner".

**Unigenitus,** gewöhnlich Konstitution U., heißt nach den Anfangsworten (U. dei filius, der eingeborene Sohn Gottes) eine Bulle des Papstes Clemens XI. vom Sept. 1713, in welcher er 101 Sätze aus den Anmerkungen des Paschasius Quesnel zum Neuen Testament (1693) als ketzerisch verdammte, darunter viele, die mit der Bibel u. der alten Kirchenlehre bestens übereinstimmen. Siehe das Weitere unter „Jansenisten".

**Union** (vom lat. unio, Vereinigung) heißt in **politischem** Sinne die Vereinigung mehrerer an sich getrennter Staaten zu einem mehr od. weniger eng verbundenen Staatskörper. Die U. unterscheidet sich von bloßen Bündnissen dadurch, daß sie sich auch in Friedenszeiten einer einheitlichen Centralgewalt unterordnet, mag nun dieselbe in einem monarchischen Oberhaupte od. in einer aus den Vertretern der verschiedenen Staaten zusammengesetzten Versammlung bestehen. Naturgemäß hängt damit das einheitliche Vorgehen in Fragen der auswärtigen Politik sowie der Volkswirthschaft, Civilgesetzgebung 2c. zusammen, obschon geschichtlich manche U.en bestanden haben, welche in den letztgenannten Fragen den einzelnen Staaten die größte Selbständigkeit einräumten. Dagegen werden Bündnisse nur zur gegenseitigen Hülfsleistung in Kriegsfallen ohne weitere Einmischung in die inneren Angelegenheiten des od. der anderen Staaten geschlossen. Die wichtigsten Beispiele von politischen U.en sind: die Kalmarische U. (12. Juli 1397) zwischen Schweden, Norwegen u. Dänemark. Dieselbe löste sich jedoch schon 1447 völlig auf, u. gegenwärtig besteht nur zwischen Schweden u. Norwegen eine **Personalunion**, d. h. beide Reiche haben bei getrennter Verfassung, eigenem Heer 2c. einen gemeinsamen König u. damit eine gemeinsame Vertretung in der auswärtigen Politik. Die Schweiz ist im Verlaufe der Geschichte aus einem bloßen Bunde der Kantone in eine U. derselben u. schließlich (bes. seit der Bundesverfassung von 1874) in einen Bundesstaat übergegangen. Eine wirkliche U. war die Utrechter von 1579, durch welche sich sieben niederländische Provinzen zu einer Republik (den Generalstaaten) unter einem Statthalter vereinigten. Durch die Erhebung Wilhelm's III. von Oranien auf den Thron Englands entstand eine Personalunion, indem der König von England zugleich Statthalter der Niederlande war, bis letztere schließlich (1814) in eine konstitutionelle Monarchie übergingen. Auch das alte Deutsche Reich stellte eigentlich eine U. der Reichsfürsten unter der Oberhoheit des Kaisers dar; doch war der Umfang der für das ganze Reich geltenden Gesetze nur gering u. die Wirkungen der U. zeigten sich nur dann, wenn der Kaiser kräftig genug war, die Reichsfürsten zur Erfüllung ihrer Lehnspflicht, d. h. bes. der Heeresfolge, zu zwingen. Der nach dem Sturze des Kaiserthums (1806) gegründete Deutsche Bund von 1815 war ein Mittelding zwischen U. u. Bundesstaat, ebenso die von Preußen nach der Revolution von 1848 angestrebte U. Deutschlands. Erst der Norddeutsche Bund von 1866 u. vollends das neue deutsche Kaiserreich von 1871 haben die schwankende U. in einen festgeordneten Bundesstaat verwandelt. Ueberhaupt läßt sich der Geschichte der staatlichen U.en die Lehre entnehmen, daß ihr Bestand nur dann dauernd gesichert erscheint, wenn die Personalunion mehr u. mehr der thatsächlichen od. **Realunion** weicht, die sich nicht nur in der Einheit der Heeresverfassung u. der diplomatischen Vertretung, sondern auch in der Einheit des Kriminal- u. Civilrechts, der Handelspolitik 2c. kund giebt, während sich die gewaltsame Einigung in Fragen des kirchlichen Lebens, des Erziehungswesens u. der volksthümlichen Einrichtungen (Gemeindeverfassungen 2c.) immer wieder als schädlich erwiesen hat. Eine Realunion in obigem Sinne hat sich aus der ursprünglichen Personalunion allmählich zwischen England u. Schottland ergeben (seit 1707), zum Theil auch zwischen diesen Reichen u. Irland (seit 1801). Dagegen kann es fraglich erscheinen, ob nicht die Personalunion zwischen Oesterreich u. Ungarn, obschon dieselbe durch die Pragmatische Sanktion von 1713 zu einer dauernden gemacht wurde, durch die scharfe Trennung beider Staaten im sog. Ungar. Ausgleich von 1867 in dem Uebergang zur Realunion aufgehalten worden ist. Der kurzweg als „U." bezeichnete Bund der nordamerik. Republiken od. „Vereinigten Staaten" hat im Sezessionskriege von 1861—65 die Feuerprobe bestanden, indem damals prinzipiell die Frage entschieden, d. h. verneint wurde, ob die Zugehörigkeit zur U. von dem Belieben der einzelnen Staaten abhänge.

U. in **kirchlichem** Sinne ist die Vereinigung an sich getrennter Kirchen zu einer Einheit, sei es des Glaubens od. doch wenigstens der kirchlichen Verfassung. So lange die Kathol. Kirche als ein festgefügter Körper dastand, dessen Einheit durch die ökumenischen Konzilien (s. d.) dargestellt wurde, konnte von U.en nicht die Rede sein. Die vorkommenden Schismen (Spaltungen) wurden durch die Unterwerfung od. durch die Ausschließung der neuentstandenen Sekten beigelegt. Zahllose Unionsversuche tauchten dagegen auf, als sich die Griech.-kathol. Kirche (s. d.) thatsächlich schon 692 (offiziell 1054) von der Röm. Kirche getrennt hatte. Alle diese Versuche scheiterten immer wieder an der Weigerung der Griechen, die Obergewalt des Papstes anzuerkennen, weniger an der Glaubensverschiedenheit. Auch die wirklich zu Stande gekommenen U.en, wie die auf dem Konzil zu Lyon (1274) u. zu Florenz (1439), hatten nur äußerst kurzen Bestand. Doch erhielten sich von jenen Unionsversuchen her in den östl. Ländern zahlreiche griech. Gemeinden, welche die Hoheit des Papstes anerkannten u. damit die Beibehaltung ihrer alten Kirchenverfassung u. gottesdienstlichen Ordnung erkauften. Auf der Synode zu Brest (1594) ließ sich sogar der größte Theil der griech. Gemeinden Westrußlands zu einer U. mit der Röm. Kirche bewegen. Doch sind diese sog. „Unirten Griechen" in neuerer Zeit durch die harte Bedrückung von Seiten der russ. Staatskirche stark zusammengeschmolzen. Ueber die unirten Armenier vgl. den Art. „Mechitharisten", über die Maroniten s. d. Art. Erwähnung verdient noch, daß im 17. Jahrh. sogar zwischen der Griech.-kathol. u. der Reform. Kirche Unionsversuche stattfanden, so bes. durch den Patriarchen Cyrillus Lukaris von Konstantinopel (seit 1621), doch ohne allen Erfolg.

Die Sisyphusarbeit der Unionsversuche hatte unterdeß auf einem andern Gebiete begonnen, nämlich zwischen der Röm. u. den Evangel. Kirchen. Nachdem auf dem Reichstag zu Speier (1526) der Grund zu einer dauernden Lostrennung der Lutheraner gelegt worden war, wurde doch der ganze Zeitraum bis zum Augsburgischen Religionsfrieden (1555) mit allen möglichen Ausgleichungsversuchen ausgefüllt (s. das Nähere unter „Luther. Kirche" u. „Reformation"). Nebenher gingen beständig auch Unionsverhandlungen mit den Reformirten in Süddeutschland u. der deutschen Schweiz (so bes. auf dem Marburger Religionsgespräch von 1529 zwischen Luther, Zwingli 2c., s. „Reformirte Kirche"), aber ohne dauernden Erfolg; wurden doch sogar die Reformirten in den Augsburger Religionsfrieden nicht mit einbegriffen. Desto eifriger wurden die Unionsversuche zwischen Lutheranern u. Reformirten im 19. Jahrh. wieder aufgenommen, so daß man jetzt den Namen der kirchlichen U. fast nur in diesem engern Sinne braucht. Einer solchen U. hatte schon der Pietismus (s. d.) im 18. Jahrh. mit seiner Gleichgiltigkeit gegen die orthodoxen Bekenntnisse u. noch mehr der Rationalismus mit seiner weitherzigen Praxis mächtig vorgearbeitet. Die Lehrgegensätze hatten sich mehr u. mehr ausgeglichen, da die Lutheraner über das Abendmahl meist reformirt, die Reformirten über die Prädestination (s. d.) meist luther. dachten. So glaubte Friedrich Wilhelm III., dem die Union eine Gewissenssache war, 1817 einen Aufruf zur Wiedervereinigung erlassen zu können. Eine 1822 u. in veränderter Gestalt 1829 veröffentlichte Agende sollte das gemeinsame Band bilden. Abermals zeigte sich jedoch, daß sich U.en nicht kommandiren lassen. Offiziell besteht zwar seitdem eine unirte preuß. Landeskirche, streng genommen aber zerfällt dieselbe in drei verschiedene Kirchen: eine Lutherische, eine Reformirte u. eine wirklich Unirte. Die beiden ersteren halten an ihren besonderen Bekenntnissen fest, stehen aber unter sich u. mit der dritten in einer Art Personalunion durch das gemeinsame Kirchenregiment (den Oberkirchenrath) u. die gemeinsame Agende. Da sich aber ein Theil der strengen Lutheraner der Unterwerfung unter die U. beharrlich widersetzte, so kam es trotz aller gegen sie angewendeten Polizeimaßregeln 1841 auch noch zu einer von der Staatskirche getrennten luther. Sonderkirche, welche 1845 staatliche Genehmigung erhielt; auch diese hat sich übrigens 1861 nochmals gespalten. Neue Verwirrungen entstanden seit 1866 durch die Annexion der streng luther. Länder Schleswig-Holstein, Hannover u. Kurhessen, indem dort manche Schritte des Kirchenregiments mit höchstem Mißtrauen als Versuche zur Einführung der U. betrachtet wurden. In Hessen hat sich gegenwärtig der Konflikt zu einer bedauerlichen Schärfe zugespitzt u. bereits zu zahlreichen Absetzungen „renitenter" Pastoren geführt. Zu Alledem bereitet auch das strenge

Festhalten vieler rein reformirter Gemeinden an ihrem Sonderbekenntniß der U. Schwierigkeiten. Aehnliche Erscheinungen wiederholen sich in anderen Ländern, in welchen die preuß. U. nachgeahmt wurde; so in Nassau, welches längst vor der Annexion von 1866 unirt war, in Anhalt, Hessen Darmstadt, Rheinbayern u. Baden. Schließlich muß noch erwähnt werden, daß auch die unionistisch gesinnten Glieder der preuß. Landeskirche in zwei ziemlich scharf getrennte Parteien zerfallen: die des Protestantenvereins (s. d.), welche auf die Beseitigung jeder Art von Bekenntnißverpflichtung hinarbeitet, u. die der sog. positiven U., welche an dem Bekenntnißstand der Unionsagende (in milder Auslegung derselben) festhält u. durch die „Neue evangel. Kirchenzeitung", seit 1876 auch in einem besondern Zweige durch die „Deutsch evangel. Blätter" vertreten wird. Allgemeinerer Natur sind die Unionsbestrebungen, welchen seit 1846 die „Evangel. Allianz", seit 1848 der deutsche „Evangel. Kirchentag" obliegt (s. die einzelnen Art.).

**Unionist,** Beförderer, Anhänger der Union (s. d.); unionistisch, unionsfreundlich.

**unisono** (ital.), im Einklange, einstimmig.

**Unitarier** (vom lat. unitas, Einheit) heißen in weiterem Sinne die Anhänger der Lehre von der unbedingten Einheit des göttlichen Wesens, im Gegensatz zu der Lehre von der Dreieinigkeit. In diesem Sinne fällt der Name U. zusammen mit Antitrinitarier (s. d.). In engerem Sinne heißen U. die Anhänger einer Sekte, welche in ihren Lehrsätzen mit den Socinianern (s. d.) zusammenhängt. Letztere zählten seit dem 16. Jahrh. bes. in Siebenbürgen zahlreiche Anhänger, einzelne Gemeinden aber auch in England. Durch den 1791 vom Volke aus Birmingham vertriebenen U. Priestley wurde die Sekte nach Nordamerika verpflanzt u. gelangte hier, bes. durch die Prediger Channing († 1842) u. Theodor Parker zu Boston († 1860), zu ziemlicher Blüte in zahlreichen Gemeinden; ebenso seit der öffentlichen Anerkennung (1813) in England.

**United States of America,** s. v. w. Ver. Staaten von Amerika.

**Universität** (vom lat. universitas, Gesammtheit). Die jetzt übliche Auffassung der U. als einer hohen Schule, auf welcher die Gesammtheit der Wissenschaften (universitas literarum) gelehrt wird, entspricht nicht der ursprünglichen Bedeutung des Namens im Mittelalter. Nach derselben hieß U. die Gesammtheit od. Korporation Derjenigen, die sich um wissenschaftlicher Zwecke willen an einem Orte zusammenfanden. Und zwar konnte die U. entweder in der Korporation der Studirenden (so bes. in Bologna), od. der Lehrer (so in Paris), od. endlich Beider zusammen bestehen. Doch reicht auch die andere Auffassung der U. als eines Sammelpunktes aller Wissenschaften weit in das Mittelalter zurück; schon Neapel soll 1224 von Kaiser Friedrich II. ausdrücklich als „universitas literarum" gestiftet worden sein. Der Zeit nach fällt die Entstehung der ältesten Korporationen in oben angegebenem Sinne in das 12. Jahrh. Allerdings hatten ähnliche Anstalten schon im Alterthum bei den Griechen u. Römern bestanden. Sowol die Philosophenschulen der Griechen, insbes. die von Platon begründete Akademie in Athen, die peripatetische Schule des Aristoteles u. a., als auch die Rednerschulen in Athen, Rhodos 2c. beruhten auf der freien Vereinigung berühmter Lehrer u. ihrer Schüler u. dienten der Mittheilung u. Fortführung der höchsten wissenschaftlichen u. künstlerischen Leistungen. Dieselben erstreckten sich indeß in der Hauptsache nur auf einzelne bestimmte Fächer u. dabei ermangelten jene Vereinigungen des festen auch äußeren Zusammenschlusses, der das Wesen der ältesten U.en ausmacht. Auch die von Hadrian u. Antonin auf Staatskosten in Athen u. Rom (s. „Athenäum") errichteten Anstalten mit besoldeten Professoren galten fast nur dem Studium der sog. freien Künste; ebenso die hohe Schule, welche mit 28 besoldeten Lehrern seit 425 in Konstantinopel blühte. Dagegen waren die Vereinigungen von Lehrern u. Schülern, welche als die ersten Keime der nachmaligen U.en zu betrachten sind, anfänglich nicht an bestimmte Orte gebunden; sie entstanden ohne Verabredung u. ohne alles Zuthun von selbst, sobald der Ruf eines bedeutenden Lehrers in weitere Kreise gedrungen war. So versammelten sich um den großen Scholastiker Abälard (s. d.) nicht nur in Paris u. an anderen Orten, wo er wirkte, sondern auch in einem Walde, wohin er geflohen war, zahllose eifrige Schüler. Da aber die Betreibung der Wissenschaften auf die Dauer fester Sitze nicht entbehren kann, an welchen sich die leiblichen u. geistigen Hülfsmittel beisammen finden, so begreift es sich, daß im 12. Jahrh. zuerst einige feste Mittelpunkte für bestimmte Wissenschaften hervortreten. Es waren dies die Schulen von Salerno für Medizin, Bologna für Rechtskunde (beide um Mitte des 12. Jahrh. zu Korporationen gestaltet), Paris für Theologie (seit Anfang des 13. Jahrh.). Auch Oxford erlangte bereits im 12. Jahrh. die Bedeutung einer wissenschaftlichen Korporation, Cambridge im 13. Jahrh., doch ist die Entstehung u. Entwicklung dieser englischen U.en in vieler Hinsicht von denen des Festlandes verschieden (s. u.). Erst allmählich gestalteten sich jene Spezialhochschulen zu vollständigen U.en. So gesellten sich in Bologna zu den Juristen erst die Philosophen (damals Artisten, d. i. Pfleger der artes liberales od. freien Künste, genannt), dann die Mediziner, zuletzt, nach Mitte des 11. Jahrh., die Theologen. Aehnlich erweiterte sich die theologische Schule von Paris durch das Hinzutreten der Artisten, Juristen, Mediziner zur U. Hinsichtlich der Verfassung ist als das wichtigste Merkmal der mittelalterlichen U.en die Scheidung sowol der Lehrer als der Studenten nach Nationen zu bezeichnen. Da jene Korporationen ohne Zuthun des Staates od. der Kirche von innen heraus entstanden waren, mußte der Einzelne für seine persönlichen Interessen auf Anschluß an seine natürlichen Bundesgenossen, d. i. seine Landsleute, bedacht sein. Innerhalb der „Nation" fand er Schutz u. Rückhalt. Um diesen zu leisten, mußte die Nation selbst gegliedert u. mit Gesetzen ausgestattet sein. Demgemäß sind die ältesten Statuten der U.en die der einzelnen Nationen. Aber nicht von außen kamen diese Gesetze, die Nation selbst gab u. handhabte sie. Erst seit dem 13. Jahrh. findet sich die Bestätigung dieser Statuten sowie die Ausstellung des Privilegiums zur Gründung neuer Universitäten durch die Päpste u. noch später das Bestätigungsrecht der Kaiser. Die Zahl u. Eintheilung der Nationen war eine sehr verschiedene. Während in Bologna den Italienern (cisalpini) nur die Nation der Ultramontani (der von jenseit der Berge Gekommenen) gegenüberstand, zerfiel Paris von Anfang an in die Nationen der Franzosen, Normannen, Picarden u. Briten. Angehörige anderer Völker schlossen sich an die ihnen nächstverwandte Nation an. Natürlich fehlte es nicht an starken Reibungen unter den verschiedenen Nationen. Zwar war in Paris u. anderwärts das Uebergewicht der fremden Nationen dadurch aufgehoben, daß dieselben nur je eine Stimme, die Einheimischen aber drei besaßen. Dies hinderte jedoch bisweilen nicht die Ueberstimmung der Einheimischen durch die Fremden, u. in Prag hatte der Anspruch der Böhmen auf drei Stimmen sogar die Auswanderung von ca. 2000 Lehrern u. Studenten u. die Gründung der U. Leipzig (1409) zur Folge. Aus Obigem ergiebt sich, daß die Nationen in allgemeinen Angelegenheiten als geschlossene Korporation stimmten, nachdem sie unter sich zu einem Beschluß gelangt waren. Die Gesammtheit der Nationen od. ihrer Vertreter bildete das Generalkonzil unter dem Vorsitze des Rektors. Derselbe wurde (in Paris Anfangs vierteljährlich) entweder von der Gesammtheit der Magister gewählt (so in Leipzig bis 1830), od. — wo die U. vor Allem in der Gesammtheit der Studenten bestand — von diesen letzteren (so in Padua noch bis weit in das 18. Jahrh. herein), u. zwar häufig aus ihrem Kreise. So war der erste Rektor von Basel (1460) ein Student; auch anderwärts wurden bes. fürstliche u. adelige Studenten öfter mit dem Rektorat beehrt. — So wenig sich nun Staat u. Kirche Anfangs in die Verfassung der U.en selbst einmischen konnten, so eifrig waren doch beide bemüht, ihre Gönnerschaft durch Verleihung großartiger besonderer Privilegien zu beweisen. Hierher gehört vor Allem das alleinige Recht zur Ertheilung gelehrter Würden u. Titel, ferner das Vorrecht der Steuerfreiheit u. das der eigenen Gerichtsbarkeit. Letztere erstreckte sich nicht etwa blos (wie noch jetzt bei den Universitätsgerichten zu Leipzig 2c.) auf Disziplinarvergehen der Studenten, sondern auf den gesammten Gerichtsstand aller eigentlichen u. weiteren Mitglieder der Korporation. Der Bezirk der U. war eine Freistätte, die noch im 17. Jahrh. sogar gemeinen Verbrechern eine Zuflucht bot. Denn die U.en selbst hatten gar oft nicht die Macht od. vielmehr den Muth, der entsetzlichen Rohheit ihrer Glieder (und zwar oft auch der Lehrer) energisch entgegenzutreten. Neben der Eintheilung in Nationen ging nebenher die in Fakultäten. Auch diese hatten ihre besondere Verfassung u. ihre besonderen Privilegien. Unter den letzteren stand die Ertheilung der Grade obenan. Denn nur diese boten die Möglichkeit, an der U. zu Aemtern u. Einfluß zu gelangen. Dabei bestand übrigens an vielen Orten u. sehr lange der Mißbrauch, daß sich Diejenigen, welche endlich das Doktorat u. einen selbständigen Lehrstuhl errungen hatten, auf ihre Pfründen zurückzogen u. das fernere Ablesen ihrer Hefte den Magistern überließen. Schon im 13. Jahrh. zog sich übrigens (zunächst in der theologischen Fakultät, später auch bei den Artisten) das wissenschaftliche Leben von den öffentlichen Vorlesungen u. Disputationen mehr u. mehr in den Bereich der Kollegien zurück. Es waren dies (wie z. B. die Sorbonne, s. d.) kleinere Verbände von Lehrern u. Schülern derselben Fakultät, die in demselben Hause (dem Kollegium) beisammen wohnten u. einer festen Ordnung des Lehrens u. Lernens oblagen. Da nun diese Kollegien vielfach auf frommen Stiftungen beruhten, so mußte sich hier der Einfluß der Kirche am stärksten geltend machen. Uebrigens hatten die damals allmächtigen Päpste schon ohnedies dafür gesorgt, daß die Ertheilung neuer Privilegien od. die Bestätigung älterer jedesmal einen Zuwachs an dem geistlichen Charakter der U.en herbeiführten. Schon sehr früh finden wir die Lehrer mit wenigen Ausnahmen zur Ehelosigkeit verpflichtet; auch die besondere Tracht der Professoren u. Studenten deutete (wie noch heute bes. in Oxford u. Cambridge) auf den Zusammenhang der U.en mit der Kirche.

Was den Studiengang anbelangt, so war derselbe, sofern er auf die Erlangung aller Grade gerichtet war, ein sehr langwieriger. Zwar traten (neben vielen reifen Männern) oft schon achtjährige Knaben, die höchstens die Elemente des Lesens u. Schreibens hinter sich hatten, in die Artistenfakultät ein: doch bedurfte es wenigstens 12–14 Jahre, bis die ganze Stufenleiter der Grade vom Baccalaureus (s. d.) durch den Licentiaten bis zum Magister erst in der philosophischen, dann in einer der anderen Fakultäten durchlaufen war. Meist aber berechtigte dann auch die Magisterwürde als solche zum Halten von Vorlesungen; ja an manchen U.en lag die oberste Entscheidung über die Angelegenheiten der U. in der Gesammtheit der magistri legentes (od. regentes), d. i. der lesenden (regierenden) Magister. Für die seit 1348 in Deutschland gegründeten U.en war fast ohne jede Ausnahme Paris das Musterbild, u. zwar bis in die kleinsten Details der Verfassung u. der Ceremonien hinein. Stand doch die U. Paris in einem Glanz u. Ansehen, daß sie länger als drei Jahrhunderte als der Inbegriff der höchsten Autorität in allen wissenschaftlichen Fragen galt. Dazu hatte sie eifersüchtig über ihren Privilegien gewacht, die Eingriffe der Könige u. selbst der Päpste gar oft siegreich zurückgewiesen. Andererseits aber theilte sie das Schicksal aller machtvollen Korporationen: sie hing mit wunderbarer Zähigkeit an dem Alten u. Hergebrachten, u. zwar nicht blos hinsichtlich der äußeren Ordnungen, sondern auch in Bezug auf die Methode der wissenschaftlichen Arbeit. Die Wirkung hiervon erstreckte sich auch auf die nach Pariser Muster gegründeten U.en. Nur in erbittertem Kampfe gegen die Scholastik gewann der Humanismus (s. d.) seit Ende des 15. Jahrh. Eingang u. endlich die Herrschaft auf den U.en, am schwersten u. letzten in Paris selbst. Sogar die Reformation hat nur ganz allmählich eine sittliche u. wissenschaftliche Erneuerung der U.en herbeigeführt. Desto größer war der Einfluß, den die Umgestaltung des Staatswesens seit dem Dreißigjährigen Kriege ausübte. Die ganze neuere Geschichte der U.en beruht theils auf der zunehmenden Zurückdrängung des kirchlichen Einflusses, theils auf der zunehmenden Unterordnung der Korporationsrechte unter die Oberaufsicht des Staates. Schon im 16. Jahrh. trat an die Stelle der päpstlichen die kaiserliche Bestätigung alter u. neuer Privilegien; neben den Rektoren stand eine ständige staatliche Aufsichtsbehörde in der Person eines Kanzlers od. (wie noch jetzt in Schweden) eines Bischofs, entsprechend den Kuratoren (Preußen) od. Regierungskommissaren (z. B. in Leipzig), die noch jetzt den Staat an U.en vertreten. Der Einfluß des Staates war um so natürlicher, je mehr er sich durch großartige Schenkungen od. jährliche Zuschüsse um die U.en verdient machte. So beruht der Reichthum der U. Leipzig auf den Schenkungen des Kurfürsten Moritz aus den eingezogenen Klostergütern; auch anderwärts kamen diese vielfach den U.en zugute. In dem inneren Leben der U.en bestand die Hauptumwälzung seit der Reformation darin, daß das Zusammenleben in Kollegien od. „Bursen“ (woher der Name „Bursche“) mehr u. mehr aufhörte; an die Stelle desselben trat im 16. u. 17. Jahrh. das Wohnen u. Kostnehmen bei den Professoren. Der so entstehende Unterschied zwischen den stets bevorzugten „Professorenburschen“ u. den sog. „Burgerburschen“ hatte unausgesetzt Reibungen zur Folge. Die Disziplin war auch in dieser Zeit eine sehr mangelhafte; vielen Jünglingen wurde die U. eine Stätte des leiblichen u. sittlichen Ruins. Bes. hat auch hier der Dreißigjährige Krieg unsäglich zur Verwilderung beigetragen. Die alte Eintheilung in Nationen war im Laufe der Jahrhunderte gegenstandlos geworden, obschon sie formell (in Leipzig bis ins 19. Jahrh.) noch hier u. da fortgeführt wurde. Ein Nachklang derselben waren die bis heute bestehenden studentischen Verbindungen (s. d.), in deren Namen (Meißner, Sachsen, Westfalen 2c.) sich zum Theil noch die alten Bezeichnungen der Nationen erhalten haben. Dem veralteten u. vielfach verrotteten Wesen dieser Verbindungen suchte nach den Freiheitskriegen die 1816 in Jena gestiftete Burschenschaft entgegenzutreten. Gewisse Uebereilungen derselben (Wartburgfest von 1817) gaben dem von Metternich beherrschten Polizeistaat willkommenen Anlaß, die U.en, welche als die Hauptquelle freiheitlicher Umtriebe angesehen wurden, in der unwürdigsten Weise zu überwachen u. zu maßregeln. Auch diese schlimme Zeit, die bis gegen 1860 währte, hat jedoch die Lebenskraft der U.en nicht zu ersticken vermocht; vielmehr haben dieselben 1866 u. 70 in würdigster Weise mit an der Spitze der nationalen Erhebung gestanden.

Ueberblicken wir zum Schluß den gegenwärtigen Zustand, zunächst der deutschen U.en. Abgesehen von dem Aufsichtsrecht des Staates, welches fast überall dem Kultusministerium zusteht, ruht die Verwaltung der inneren Angelegenheiten, bes. des Vermögens der U.en, fast überall in den Händen des Senats, d. i. der Gesammtheit der ordentlichen Professoren. Hier u. da (z. B. in Leipzig) besteht noch ein besonderer Ausschuß des Senats, der theils von den Fakultäten, theils von der Regierung aus den Professoren gewählt wird. Den Vorsitz im Senat führt der Rektor, der seit ca. 1500 den Titel „Magnificenz“ (Rector magnificus) führt u. in seinem Amte vielfach fürstliche Ehren besitzt. Doch giebt es auch U.en (z. B. Jena), als deren eigentlicher Rektor der Landesherr gilt, während der Leiter der U. den Titel Prorektor führt. Anderwärts (z. B. Leipzig) führt der Landesherr den Titel Rector magnificentissimus. Die Amtsdauer des Rektors erstreckt sich in der Regel nur auf ein Jahr. Gewählt wird derselbe entweder vom Senat od. (so in Leipzig) von der Gesammtheit der ordentlichen u. außerordentlichen Professoren. Letztere Unterscheidung hat sich in Deutschland erst nach der Reformation eingebürgert. In der Regel sind die ordentlichen Professuren an die Vertretung eines bestimmten Fachs od. Lehrstuhls geknüpft, während außerordentliche Professoren je nach Bedürfniß, oft nur des Titels halber u. ohne Besoldung, ernannt werden. Die Berufung auf erledigte Lehrstühle erfolgt meist auf Vorschlag der betreffenden Fakultät, doch auch ohne Zuziehung derselben. Im Ganzen herrscht dabei der Grundsatz, neue Lehrkräfte von außen herbeizuziehen, u. es findet daher zwischen sämmtlichen U.en deutscher Zunge ein beständiger Austausch von Kräften statt. Die alte Reihenfolge der Fakultäten (theologische, juristische, medizinische, philosophische) hat nur insofern eine Abänderung erfahren, als sich die letztgenannte mancher Orten in zwei gespalten hat; so besteht in München, Erlangen u. Tübingen noch eine besondere staatswissenschaftliche Fakultät (in Tübingen sogar als sechste eine besondere naturwissenschaftliche), in Dorpat u. Straßburg neben der historisch-philologischen eine mathematisch-naturwissenschaftliche. Anderwärts ist die philosophische Fakultät wenigstens in mehrere Sektionen getheilt. Die Fakultäten selbst bestehen meist nur aus den ordentlichen Professoren unter dem Vorsitz eines jährlich gewählten Dekans; doch haben hier u. da auch die ordentlichen Honorar- (d. i. Titular-) Professoren u. selbst die außerordentlichen Sitz u. Stimme. Die Befugnisse der Fakultät erstrecken sich vor Allem auf die Ertheilung akademischer Grade u. die Zulassung von sog. Privatdozenten zum Lehramt auf Grund wissenschaftlicher Arbeiten, Prüfungen, Probevorlesungen u. Disputationen; in allen diesen Leistungen besteht die „Habilitation“ des Privatdozenten. Dagegen sind die öffentlichen Examina für Staatsämter nur infolge besondern staatlichen Auftrags Sache der Fakultäten. In lockerem Verband mit den letzteren stehen vielfach noch sog. Repetenten, öffentliche Lektoren (für Musik, neuere Sprachen 2c.) u. Exerzitienmeister (für die Reit-, Fecht- u. Tanzkunst).

In der Lehrmethode herrschen weitaus die sog. Vorlesungen (Kollegien) vor, nur daß die Unsitte des diktirenden Vorlesens mehr u. mehr dem freien Vortrag gewichen ist. Die Lehrsprache ist jetzt fast durchaus die deutsche an Stelle der früher (in Leipzig bis weit ins 19. Jahrh. herein) alleinherrschenden lateinischen. Die Verdrängung der letztern begann schon zu Anfang des 18. Jahrh. durch Christ. Thomasius (s. d.) u. die hallischen Pietisten. Neben den sog. akroamatischen (auf das bloße Hören berechneten) Vorträgen wird auch die dialogische (gesprächsweise) Methode in den sog. Examinatorien, Repetitorien u. wissenschaftlichen Gesellschaften (Seminarien 2c.) gepflegt. Man bezeichnet alle diese Unterrichtsformen als collegia privatissima, während unter den collegia publica die unbezahlten, unter den collegia privata diejenigen öffentlichen Vorlesungen verstanden werden, für welche ein Honorar an den Lehrer entrichtet wird. Wie die Lehrer in der Ankündigung ihrer Vorlesungen, so erfreuen sich auch die Studenten in der Auswahl der Kollegien einer unbeschränkten Freiheit, wennschon nach Ablauf des Halbjahrs, über welches sich die Vorlesung erstreckt, ein Zeugniß (Testat) über den Besuch derselben ertheilt wird. Ein sog. „Kollegienzwang“ existirt jedoch nur insofern, als das Annehmen (Belegen) gewisser Kollegia zum Behuf des Examens gefordert wird. Die Zulassung zu jedem beliebigen Kolleg hängt meist von dem Besitz des Reife- (Maturitäts-) Zeugnisses von Seiten eines Gymnasiums ab. Doch wird hier u. da die Einschreibung (Inskription) in das Studentenverzeichniß auch auf andere Zeugnisse hin gewährt. An manchen U.en unterscheidet man daher zwischen Studenten erster u. zweiter Klasse, zu welcher letzteren noch die nicht inskribirten „Auskultanten“ od. Hörer kommen. Als die geringste zu einem Examen erforderliche Studiendauer gilt überall das sog. Triennium (3 Jahre); doch ist diese Zeit schon längst nicht mehr ausreichend u. pflegt sich bes. bei den Medizinern auf $4\frac{1}{2}$–5 Jahre auszudehnen. Ueber Einzelheiten des Universitätswesens, wie Aula, Konvikt, Pedelle, Stipendien 2c. s. die betreffenden Artikel. Das Deutsche Reich besitzt gegenwärtig 20 U.en, an welchen ca. 770 ordentliche, 340 außerordentliche Professoren u. etwa eben so viele Privatdozenten wirken. Die Zahl der ordentlichen Studenten beträgt über 16,000. Welcher Mittel (bes. für die Fächer der Medizin u. Naturwissenschaften) heutzutage eine U. ersten Ranges bedarf, mag man aus dem Voranschlag der U. Leipzig für 1877 ersehen. Danach beliefen sich die Ausgaben auf 1,065,697 Mk., welchen ein Staatszuschuß von 754,887 Mk. u. eigene Einnahmen der U. (aus Grundbesitz 2c.) von 346,080 Mk. gegenüberstanden, ungerechnet die sehr bedeutenden Summen, die für Stipendien 2c. aus milden

Stiftungen flossen. Seit 1876 besitzt das deutsche Universitätswesen ein treffliches Organ in Stöhr's „Deutschem akademischen Jahrbuch" (Lpz.). Im Jahrg. 1877 desselben findet sich auch eine reichhaltige Uebersicht über die Literatur zur Geschichte ꝛc. der U.en. Auf derselben Stufe, wie die deutschen U.en, stehen fast in jeder Beziehung die drei U.en der deutschen Schweiz, ferner diejenigen Hollands, Schottlands u. — wenn auch mit einem geringern Maße akademischer Freiheit — diejenigen Oesterreichs sowie die deutsche Universität Dorpat in Rußland. Einer strengern staatlichen od. kirchlichen Beaufsichtigung sind die übrigen Universitäten Rußlands, ebenso die in den skandinavischen Ländern u. in Belgien unterworfen. Doch wurde in letzterem Lande noch 1837 Brüssel nach deutschem Muster gegründet. Ganz eigenartig u. mittelalterlich hat sich das korporative Wesen in den Kollegien von Cambridge u. Oxford (s. d.) erhalten. Beide stellen strenggenommen großartige Artistenfakultäten dar, deren Graduirte lebenslang zu der Korporation in einem engern Verhältniß stehen. Ein Gegengewicht gegen diese Kollegien bildet seit 1826 die freie U. zu London, welche 1836 mit der staatlichen London university verbunden wurde. In Frankreich verdient gegenwärtig nur Paris den Namen einer U. in unserem Sinne. Die zahlreichen anderen U.en, die zum Theil aus dem 13. u. 14. Jahrh. stammten, fielen der Revolution von 1789 zum Opfer. An ihre Stelle traten einzelne Fakultäten (sog. Akademien od. Collèges) von wechselnder Zahl; doch finden sich in keiner Stadt, außer Paris, mehr als drei solcher Fakultäten, u. sowol der Unterricht als die Disziplin sind überall nach derselben Schablone geregelt. Auch in Nordamerika finden sich über 150 höhere u. selbst mittlere Schulen, die sich den stolzen Namen U. beilegen, ohne sich irgend über den Rang eines deutschen Gymnasiums zu erheben. Die bedeutenderen von diesen Anstalten in Amerika u. den übrigen Ländern sind aus der unten folgenden Uebersicht zu ersehen (die beigesetzte Jahreszahl bedeutet das Stiftungsjahr, die in Klammern beigefügte zweite Jahreszahl bezeichnet das Jahr der Erneuerung nach zeitweiligem Eingehen; die mit einem Sternchen bezeichneten U.en sind jetzt eingegangen).

1. Universitäten deutscher Zunge.

a) Preußen.

Berlin 1810.
Bonn 1817.
Breslau 1702.
*Duisburg 1655—1818.
*Erfurt 1392—1816.
*Frankfurt a. O. 1506—1811.
*Fulda 1734—1805.
Göttingen 1734.
Greifswald 1456.
Halle 1694.
*Herborn 1584—1817.
Kiel 1665.
*Köln 1388—1797.
Königsberg 1544.
Marburg 1527.
*Münster 1631—1818.
*Osnabrück 1630—1633.
*Paderborn 1615—1819.
*Rinteln 1621—1809.
*Trier 1454—1797.
*Wittenberg 1502—1815.
(Außerdem eine philos. u. kathol.-theol. Fakultät zu Münster u. zu Braunsberg, beide seit 1818.)

b) Uebriges Deutsches Reich.

*Altorf (Nürnberg) 1575—1809.
*Bamberg 1648—1803.
*Dillingen (Augsb.) 1554—1804.
Erlangen 1743.
Freiburg 1457.
Gießen 1607.
Heidelberg 1386.
*Helmstädt 1571—1809.
Jena 1558.
*Ingolstadt 1472—1802.
*Landshut 1802—1826.
Leipzig 1409.
*Mainz 1477—1798.
München 1472 (1826).
Rostock 1419.
Straßburg 1621 (1872).
*Stuttgart 1775—1794.
Tübingen 1477.
Würzburg 1582.

c) Oesterreich.

Czernowitz 1875.
Graz 1585 (1827).
Innsbruck 1672.
*Linz 1636.
*Olmütz 1581—1853.
Prag 1348.
*Salzburg 1623—1810.
Wien 1365.
(Außerdem bestehen in Oesterreich die nicht- od. nur zum Theil deutschen U.en: Agram 1877, Krakau 1401, Lemberg 1784 [erneuert 1817], Ofen 1463—1635 [dann nach Tyrnau verlegt, 1780 wieder nach Ofen, 1784 mit der 1777 gestifteten U. Pest vereinigt].)

d) Deutsche Schweiz.

Basel 1460.
Bern 1834.
Zürich 1833.
(In der französ. Schweiz wurde Genf 1874 zur vollen U. erhoben; außerdem bestehen daselbst die Akademien Lausanne u. Neuenburg mit einzelnen Fakultäten.)

e) Russische Ostseeprovinzen.

Dorpat 1632 (1802).
(Außerdem hat Rußland die U.en Charkow 1804, Helsingfors 1827, Kasan 1803, Kiew 1842, Moskau 1755, Odessa 1864, St. Petersburg 1819. Die 1816 gestiftete U. Warschau wurde 1832 aufgehoben.)

2. Niederlande.

Amsterdam 1877.
Gröningen 1614.
Leyden 1575.
Utrecht 1636.

3. Belgien.

Brüssel 1837.
Gent 1816.
Löwen 1426 (1834).
Lüttich 1816.

4. England.

Cambridge 1231.
London 1826 (1836).
Oxford 12. Jahrh.

5. Schottland.

Aberdeen 1506.
St. Andrews 1412.
Edinburgh 1582.
Glasgow 1454.

6. Irland.

Dublin 1591.

7. Dänemark.

Kopenhagen 1479.

8. Schweden.

Lund 1668.
Upsala 1476.

9. Norwegen.

Christiania 1813.

10. Italien.

Bologna um 1158.
Neapel 1224.
Padua 1222(?).
Palermo 1394.
Pavia 1361.
Pisa 1339(?).
Turin 1404.
(Außerdem die minder bedeutenden zu Cagliari, Catania, Genua, Messina, Modena, Parma, Sassari, Siena u. vier nicht vom Staate unterhaltene Anstalten.)

11. Griechenland.

Athen 1837.
(Außerdem bestand bis 1865 eine U. in Korfu, jetzt in ein Lyceum verwandelt.)

12. Frankreich.

Paris um 1213.
Ueber die sog. Akademien s. d.

13. Spanien.

Alcala 1499.
Barcelona 1596.
Granada 1531.
Huesca 1354.
Madrid 1770.
Oviedo 1580.
Salamanca 1239.
Saragossa 1474.
Sevilla 1504.
Valencia 1209 (1410).
Valladolid 1346.

14. Portugal.

Coimbra 1307 (ursprünglich in Lissabon seit 1297).

15. Nordamerika ꝛc.

Cambridge (Massachusetts) [sog. Harward University] 1638.
Newhaven (Connecticut) 1701.
Baltimore (Maryland) 1812.
(In Südamerika kann als U. in annähernd europäischem Sinne bezeichnet werden die zu Buenos-Aires in den La Plata Staaten seit 1827, ferner Rio de Janeiro in Brasilien; endlich in Neu holland Sidney, seit 1852.)

**Universum** (lat.) ist s. v. a. „allgemein", als Hauptwort: die Gesammtheit der Dinge, das Weltall. Davon universal od. universell, d. i. die Gesammtheit umspannend, z. B. „universelle Bildung" im Gegensatz zu der einseitigen Fachbildung; Universalreligion, die Idee einer alle Menschen umfassenden Religion (im Gegensatz zu den partikularistischen Religionen. — Universalismus, die Richtung od. Beziehung auf die Gesammtheit, im speziellen Sinne die Annahme der schließlichen Beseligung aller Menschen. Die Anhänger der letzteren Lehre, die sich bes. in den protestantischen Sekten Nordamerika's findet, heißen daher Universalisten.

**Unke,** Feuerkröte (Bombinator igneus), eine die stehenden Wässer Europa's bis zu 1600 m. Höhe bewohnende Amphibie von bräunlicher Farbe mit schwarzblauer, orangegelb gefleckter Unterseite. Sie erreicht eine Länge von 5 cm., hat eine kreisrunde, überall fest angewachsene Zunge, durch die sie sich wie durch das versteckte Paukenfell von ihren Verwandten unterscheidet, u. zwei kleine Gruppen von Gaumenzähnen. Ihre Haut ist zwar körnig wie die der Kröten, doch fehlen ihr die Ohrdrüsen, auch sind ihre mit ganzen Schwimmhäuten versehenen Hinterbeine wie bei den Fröschen länger. Ihr eintöniges Rufen läßt sie vorzüglich gegen Abend vernehmen.

Nr. 5335. Die Unke (Bombinator igneus).

**Unna,** Stadt mit 7330 E. (1875) im Kreise Hamm, Reg.-Bez. Arnsberg, der preuß. Provinz Westfalen, liegt in 96 m. Seehöhe am Haarstrang an der Eisenbahnstrecke Dortmund-U.-Soest der Bergisch-märkischen Bahn. Ihre rege Industrie erstreckt sich auf Leinenweberei, Strumpfwirkerei, Töpferei, Bierbrauerei und Branntweinbrennerei. In der Nähe liegt das Salzwerk Königsborn.

**Unruh,** Georg Viktor v., Techniker u. Politiker, geb. zu Tilsit 28. März 1806 als Sohn des Generals v. U.; studirte in Königsberg Mathematik u. Naturwissenschaften, trat 1824 in den Staatsdienst, wurde 1829 Wasserbau-Inspektor in Breslau, 1839 Regierungs- u. Baurath in Gumbinnen, 1843 in Potsdam u. schied 1844 aus dem Staatsdienst, um sich der Privatindustrie zu widmen. 1844—47 führte er die technische Oberleitung des Baues der Potsdam-Magdeburger u. 1846—51 der Magdeburg-Wittenberger Eisenbahn. 1848 von der Stadt Magdeburg in die preuß. Nationalversammlung gewählt, wo er sich dem rechten Centrum anschloß, ward er im Oktober deren Präsident, wohnte aber, nachdem sie in Berlin gesprengt worden

war, den in der Stadt Brandenburg wieder eröffneten Sitzungen derselben nicht mehr bei. Nach kurzer Wirksamkeit in der Zweiten Kammer von 1849, in welcher er zur Opposition gehörte, zog er sich aus dem politischen Leben zurück u. wurde Direktor mehrerer industriellen Gesellschaften, insbes. der Kontinentalgasgesellschaft in Dessau u. der Fabrik für Eisenbahnbedarf in Berlin. 1859 betheiligte er sich an der Gründung des Nationalvereins, in dessen Ausschuß er gewählt ward. Seit Jan. 1863 Mitglied des preuß. Abgeordnetenhauses, bez. (vom Nov. 1863—67) dessen Vizepräsident u. bis 1866 einer der hervorragendsten Genossen der Fortschrittspartei, gehört er seit 1867 auch dem Norddeutschen, bez. Deutschen Reichstage an u. hält sich seitdem zur nationalliberalen Partei. Er schrieb: „Skizzen aus Preußens neuester Geschichte" (Magdeb. 1849) u. „Erfahrungen aus den letzten 3 Jahren" (ebd. 1851).

**Unschlitt,** s. v. w. Talg.

**Unschuldige Kindlein,** die nach Evangel. Matth. 2, 16 von Herodes d. Gr. zu Bethlehem ermordeten Kinder. Die Kathol. Kirche feiert das Gedächtniß derselben als der ersten christlichen Märtyrer am 28. Dez.

**Unsere liebe Frau,** s. v. w. die Jungfrau Maria.

**unsichtbare Kirche,** s. „Kirche".

**Unsterblichkeit** der Seele od., wie man richtiger sagen sollte, des Geistes heißt die ewige Fortdauer der menschlichen Persönlichkeit auch nach dem Tode des Leibes, an welchen sie während des irdischen Lebens gefesselt war. Durchaus wesentlich ist dabei die Annahme einer ewigen Fortdauer mit der Fähigkeit des Selbstbewußtseins; denn eine U., die nach der Weise des Materialismus (s. d.) nur in dem Fortbestand der Stoffe des Leibes, od. nach der Annahme des Pantheismus (s. d.) nur in dem Zerfließen der Seele in die Weltseele gesucht würde, kann nicht mehr U. genannt werden. – Eine Erörterung der ganzen eben so wichtigen als schwierigen Frage nach der U. hat zwischen den Beantwortungen derselben durch den religiösen Glauben u. denen der Philosophie zu unterscheiden. In ersterer Beziehung tritt uns die Thatsache entgegen, daß das religiöse Denken nirgends des Unsterblichkeitsglaubens in irgendwelcher, wenn auch noch so rohen, Form hat entbehren können. Der Gedanke der absoluten Vernichtung des persönlichen Lebens ist schon dem natürlichen Denken so völlig unerträglich, daß es unmöglich in einer Religion Befriedigung gefunden hätte, welche jenem Bedürfniß nicht entgegengekommen wäre. Schon die ältesten religiösen Systeme verweisen daher entweder auf die Seelenwanderung (s. d.) od. auf ein schattenhaftes Fortleben in der Unterwelt (s. d.), od. sie verbinden beide Erwartungen mit einander. Allerdings kann die Vorstellung, welche die Griechen von dem Zustande der Abgeschiedenen im Hades hatten, nicht mit dem christlichen Unsterblichkeitsglauben verglichen werden. Da sie jedoch eine Möglichkeit der Rückerinnerung (durch den Genuß frischen Blutes) annahmen, auch einen Ort der Qual u. paradiesischer Freuden unterschieden, so schrieben sie demnach dem Schatten Empfindung u. somit eine Art persönlichen Fortlebens zu. Eine höhere Stufe des Glaubens an U. stellt die altgerman. Götterlehre dar. Denn so grobsinnlich auch die Vorstellung von den Trinkgelagen der Helden in der Walhalla, ihren Kämpfen ꝛc. sein mag, so liegt ihr doch die Annahme einer ewigen Dauer des Bewußtseins zu Grunde. Dasselbe gilt von dem „Land der Seelen", in welchem die Indianer ewig der Jagd obzuliegen hoffen, sowie von dem Paradies, welches der spätere Buddhismus (s. d.) erschaffen u. mit Freuden ohne Zahl ausgestattet hat. Daß dies geschehen konnte in einer Religion, welche nach der Meinung des Stifters in der Vernichtung (dem Nirvana) das höchste Ziel des Strebens erblicken sollte, beweist überaus schlagend den unvertilgbaren Drang des volksthümlichen Denkens nach einer Unsterblichkeitshoffnung. Eine Ausnahme von dieser Thatsache scheint nur die alttestamentliche Religion zu machen. Zwar kennt auch sie, wenigstens als einen Bestandtheil des Volksglaubens, ein Fortleben der Schatten im Scheol (Unterwelt), aber so traumhaft, geistlos und unbewußt, daß Niemand eine Unsterblichkeitshoffnung darin erblicken kann. Höchstens die dichterische Schilderung (z. B. Jesaja 14, 9 ff.) erhebt sich bisweilen zur Vorstellung von einem „Reiche" der Schatten. Trotzdem aber finden sich auch im Alten Testament zahlreiche Spuren, welche auf das Bedürfniß nach einem Unsterblichkeitsglauben hinweisen (vgl. 1. Mos. 5, 24. 2. Kön. 2, 11. Ps. 16, 9 ff.). In bestimmteren Formen bildete sich derselbe aus, als (seit dem babylonischen Exil) die Erwartung einer Wiederbelebung der todten Leiber Wurzel geschlagen hatte (vgl. bes. Daniel 12, 2). Auf dieser Grundlage ruhte die Unsterblichkeitshoffnung der Juden zu Christi Zeit, u. auf dieselbe Grundlage geht auch die Lehre von der U. im Neuen Testament zurück. Nach derselben ist das Wesentliche die „Auferstehung des Fleisches" bei Gelegenheit des Endgerichts, wennschon nicht desselben Leibes, der im Grabe verwest ist, sondern eines andersartigen, verklärten Leibes (1. Kor. 15, 35 ff.). Die in manchen urchristlichen Kreisen verbreitete Annahme, daß die Fortdauer der von den Todten Erstandenen auf Erden stattfinden werde (vgl. Offenb. 20, 4 ff., wo eine doppelte Auferstehung gelehrt wird, u. den Art. „Chiliasmus"), wich bald dem Glauben an eine Fortdauer der Verklärten im Himmel. Die Hauptstütze für den christlichen Glauben an die U. ruht aber in dem Vorgang der Auferstehung Jesu Christi selbst. Nur die Frage blieb für die spätere Erörterung noch übrig, welcher Zustand bis zur Wiedererweckung des Leibes statthaben werde. Nach den Einen befindet sich der Geist bis dahin in einem Schlummerzustand (sog. Seelenschlaf); Andere nahmen, gestützt auf Stellen wie Luk. 23, 43, Joh. 14, 2. Phil. 1, 23 einstweiligen Aufenthalt der vom Leibe getrennten Seele bei Gott an. Doch hat diese Lehre in der christlichen Theologie nie eine ganz bestimmte Ausbildung erfahren, obschon die kathol. Kirchenlehre seit dem 6. Jahrh. die Zwischenzeit zwischen Tod u. Auferstehung auch durch das Fegefeuer (s. d.) ausfüllt, während sie andererseits die Heiligen sogleich in den Himmel versetzt. Ein ähnliches Schwanken zwischen sofortiger Seligkeit (in einem sehr sinnlich ausgemalten Paradiese) u. einer erst künftigen Entscheidung bei der Auferweckung der Todten herrscht auch in der Lehre der Mohammedaner (s. u. „Religion"). Uebrigens sind obige Streitfragen für den festen religiösen, bes. christlichen, Glauben insofern gleichgiltig, als die Hauptsache, die Gewißheit einer dauernden Gottesgemeinschaft, nicht von denselben betroffen wird. Die philosophische Untersuchung der Unsterblichkeitshoffnung geht dagegen nothwendig von der Frage nach der Beschaffenheit des menschlichen Geistes aus. Sie hat erstlich die allgemeine Verbreitung des Glaubens an die U. zu erklären u. zweitens die Möglichkeit derselben aus dem Wesen des Geistes (der Seele) darzuthun. Mit Recht ist von allen tieferen Denkern die Meinung verworfen worden, als ob die allgemeine Verbreitung des Unsterblichkeitsglaubens nur aus dem Widerwillen des Menschen gegen den Gedanken der völligen Vernichtung erklärt werden könne. Denn die feste Erwartung einer künftigen Fortdauer findet sich auch bei Solchen, die vor dem Gedanken der Unsterblichkeit schaudern u. ihn um jeden Preis von sich werfen möchten. Daher rechnet Kant den Glauben an die U. zu den drei Postulaten (Grundforderungen) der praktischen Vernunft; nur infolge einer mehr od. minder starken Verbildung der Vernunft könne dieser Glaube aufgegeben werden. Allerdings sind nun alle die Gründe, welche die Philosophie von der Nothwendigkeit eines künftigen Ausgleichs zwischen dem Thun des Menschen u. seinem künftigen Schicksal hergenommen hat, nur für Denjenigen beweisend, welcher an eine göttliche Gerechtigkeit u. Vergeltung glaubt; ebenso zweifelhaft ist der Beweis, der sich auf die Nothwendigkeit einer künftigen Vervollkommnung stützt, da ja alles irdische Streben niemals ganz sein Ziel erreiche. Stärkere Beweiskraft schienen die Gründe zu haben, welche aus dem Wesen der Seele selbst abgeleitet sind, u. die schon Platon in seinem „Phädon" fast erschöpfend zusammengestellt hat. Aber die Berufung auf die reine Geistigkeit (Stofflosigkeit) u. die „Einfachheit" der Seele, welche somit einer Auflösung nicht unterworfen sei, konnte für die neuere Philosophie deshalb nicht als unumstößlich gelten, weil letztere auf eine wirkliche Erklärung des Wesens des Geistes verzichtet hat u. nur die Erscheinungen desselben zu prüfen vermag. Vielmehr steht die Frage zur Zeit so, daß die Naturwissenschaft eine Existenz des Geistes an sich, d. h. ohne Verbindung mit irgendwelcher Leiblichkeit, für schlechthin undenkbar erklärt. Damit ist die Frage nach der U. für den Philosophen in die Frage umgewandelt, ob die Umkleidung des vom Leibe getrennten Geistes mit einem andern, minder stofflichen Leibe denkbar u. sogar wahrscheinlich sei. Beides ist von einer großen Zahl scharfsinniger u. tiefer Denker, auch ganz abgesehen von religiösen Gründen, bestimmt bejaht worden. Die Denkbarkeit wird aus gewissen Naturvorgängen (z. B. Raupe u. Schmetterling) gefolgert; die Wahrscheinlichkeit aber daraus, daß ein ziel- u. zweckloses Entstehen bewußter Persönlichkeiten zum Behufe schließlicher Vernichtung etwas Unvernünftiges wäre, das sich mit der sonst im Weltall offenbaren Vernunft u. Zweckmäßigkeit nicht reimen ließe. Die Erwartung solcher Philosophen kommt nach Alledem auf dasselbe hinaus, was schon die Lehre des Apostels Paulus von der Natur des verklärten Leibes aussagt. Ein anderes Beweismittel, nämlich der Verkehr mit abgeschiedenen Geistern u. das Erscheinen solcher, wie es die Swedenborgianer (s. „Swedenborg") u. die Spiritisten (s. „Spiritismus") behaupten, muß bei der Dunkelheit dieses Gebietes auf sich beruhen.

**Unstrut,** der größte linke Nebenfluß der Saale, entspringt in 357 m. Seehöhe bei Dingelstädt auf dem Eichsfelde, im Kreise Heiligenstadt Reg.-Bez. Erfurt der preuß. Provinz Sachsen, in die auch bis auf eine kleine Strecke, die im Weimarischen liegt, ihr ganzer Lauf u. ihre Mündung fällt. Ihr zunächst nach SO. gerichteter Lauf ändert sich von Sömmerda bis Artern in einen nordlichen um, nimmt aber von da ab bis zur Mündung bei Naumburg wieder die südöstliche Richtung an.

Der 189 Km. lange Fluß ist infolge von Korrektionsarbeiten von Brettleben an 76,7 Km. lang für Fahrzeuge bis 2500 Ctr. Tragfähigkeit schiffbar. Obgleich ein zwischen Thüringer Wald u. Harz laufender Fluß, erhält die U. doch von beiden Gebirgen nur geringe Zuflüsse, da Nesse u. Ilm am Fuße des ersteren u. die Bode im letzteren ihr das Gebiet streitig machen. Ihre größten linken Nebenflüsse sind Helbe, Wipper u. Helme, alle drei vom Eichsfelde kommend u. nur die letztere durch Zuflüsse vom Harze verstärkt; der größte rechte Zufluß ist die Gera, deren Hauptgebiet zwar im Thüringer Walde liegt, u. die durch ihren Nebenfluß Apfelstedt, welche einen Theil ihres Wassers nach Gotha abgiebt, eine künstliche Bifurkation zwischen Elbe u. Weser herstellt, aber, durch Nesse u. Ilm eingeengt, zu keiner bedeutenderen Entwicklung kommen kann.

**Unterbindung** (ligatura) heißt in der Chirurgie das künstliche Zusammenschnüren eines Blutgefäßes mittels eines Fadens, um hiermit den Austritt von Blut od. die Cirkulation des Blutes zu hindern. Die U. kommt hauptsächlich als blutstillendes Mittel bei Wunden der Pulsadern sowie zur mechanischen Verschließung des Gefäßes bei Pulsadergeschwülsten (Aneurysmen), sowie überhaupt dort in Anwendung, wo es gilt, das strömende Blut in der Ader zum Stillstand zu bringen. Die Folge des künstlichen Verschlusses einer Ader ist Gerinnung des in letzterer befindlichen Blutes u. hiermit Pfropfbildung. Die U. wird je nach den Umständen verschiedentlich ausgeführt.

**unter die Kanonen kommen** heißt: in den Bereich der Geschütze einer Festung, einer Stellung kommen.

**Unter-Franken,** s. „Franken".

**Untergrund,** die unter der Ackerkrume befindliche, rohe, unkultivirte Schicht des Bodens. Je seichter die Krume, d. h. die obere durch Ackerinstrumente kultivirte u. gedüngte Schicht, desto mehr ist die Beschaffenheit des Bodens von dem U. beeinflußt. Ein milder Lehmboden u. die besseren Sandbodenarten bilden den für die Kulturpflanzen geeignetsten U. Eine thonige, insbes. letteartige Unterlage läßt das Wasser nur schwer eindringen, weshalb die Krume eines solchen Bodens, nam. wenn sie von thoniger od. lehmiger Beschaffenheit ist, od. die Lage den Wasserabfluß erschwert, meistens an Nässe leidet. Hier erweist sich die Entwässerung durch eine unterirdische Röhrenleitung (Drainage) am wirksamsten. Bei der felsigen Unterlage kommt es auf die Verwitterbarkeit des Gesteins an. Geschlossene, wenig zerklüftete Felsmassen, aus schwer verwitterbarem Gestein bestehend, sind stets eine sehr schlechte, bei Nässe undurchlassende, bei Trockenheit austrocknende Unterlage, durch welche das Eindringen der Wurzeln gehindert wird. Durch Sprengen mittels Dynamit wird das Gestein zerklüftet (s. „Urbarmachung"), so daß auch die Wurzeln leicht in dasselbe eindringen können. Ganz besonders nachtheilig für die Vegetation sind Eisensteine unter der Krume. Der U. kann wesentlich durch die Tiefkultur verbessert werden, welche entweder nur im Lockern der tieferen Bodenschichten od. im Heraufschaffen derselben auf die Ackerkrume, bez. Mischen mit derselben besteht. Das Heraufholen des U.es (Rajolen) ist unbedenklich, wenn derselbe sowie die Krume in ihrer Beschaffenheit wenig von einander abweichen u. die Krume physikalisch durch Mischen von Sand- u. Thonschichten verbessert wird, wenn große Düngervorräthe vorhanden sind u. wenn die Vertiefung der Krume nur allmählich geschieht. Ein bloßes Lockern des U.es wird räthlich sein, wenn in demselben viel lösliche Eisensalze vorhanden sind, welche durch den erleichterten Luftzutritt höher oxydirt u. dadurch unschädlich gemacht werden. Die Lockerung des U.es geschieht durch den Untergrundhaken, Wühler od. Grubber im Frühjahr u. Herbst. Das Heraufholen der unteren rohen Bodenschichten auf die Krume erfolgt im Herbst durch den Rajolpflug od. durch Spatpflügen; gewöhnlich baut man hierbei als erste Frucht im Frühjahr Rüben, Kartoffeln, Hafer od. Luzerne; dagegen sind Roggen, Weizen, Gerste, Lein u. Buchweizen sehr empfindlich gegen rohe Bodenschichten. Die Tiefkultur wird gänzlich auszuschließen sein, wo eine mächtige Lage von Kies u. Ortstein vorhanden ist, u. in solchen Lagen, welche an Nässe leiden.

**Unterhaus,** s. „England, Verfassung".

**Unterleib** od. Bauch heißt der zwischen Brust u. Becken gelegene mittlere Theil des Rumpfes. Er ist länglich rund u. vorn gewölbt, hinten u. an den Seiten etwas vertieft, doch ändert sich seine Form vielfach ab je nach Körperstellung, Angefülltsein der Därme, Schwangerschaft 2c.; sein vorderer Theil (der Bauch in engerem Sinne), auf dessen Mitte der Nabel liegt, ist sehr beweglich u. ausdehnbar, da er nur aus Weichtheilen (der Haut u. den Bauchmuskeln) besteht, während die seitlichen (Hüften) u. der hintere Theil (Lenden) durch die unteren (od. Bauch-)Rippen, die Lendenwirbel u. die Hüftbeine unbeweglicher gemacht sind. Der U. des Weibes ist länger u. runder als der des Mannes u. tritt stärker hervor, der Nabel vertiefter u. von der Schamgegend weiter entfernt; der männliche U. mehr birnförmig mit nach unten gerichteter Spitze.



**Unterleibskrankheiten** sind sämmtliche Leiden, die ihren Sitz theils in den Organen der Bauchhöhle od. in letzterer selbst, theils in der Bauchwand haben: Unterleibsbrüche, Unterleibsgeschwülste (Kothgeschwülste, Bauchhöhlen- u. Beckenabscesse 2c.), Bauchwassersucht, Magen-, Darm-, Leber- u. Milzleiden. Unter dem Namen von Unterleibsbeschwerden verstehen Aerzte wie Laien einen Komplex von subjektiven u. funktionellen Krankheitserscheinungen, welche von fieberlosen Störungen in den Unterleibsorganen abhängen: lästige Empfindungen im Bauche, Verdauungsstörungen, Unregelmäßigkeiten im Stuhlgange, allgemeine hypochondrische Verstimmung. Früher mehr als jetzt suchte man den Grund solcher Erscheinungen in sog. Pfortaderstockungen (Unterleibsanschoppungen, Plethora abdominalis), indem man annahm, daß Blutstockungen im Gefäßsystem der Pfortader, verbunden mit Veränderungen (in der Lage, Weite, Kontraktilität u. Schleimhaut) des Verdauungskanals chronische Leber- u. Milzleiden sowie Hämorrhoidalbeschwerden (s. „Hämorrhoiden") herbeiführen. Dagegen ist unzweifelhaft, daß sitzende Lebensweise, unzweckmäßige Ernährung, das Tragen zu enger Kleidung zur Entstehung vielfacher U., insbesondere zu Blutstockungen im Bauche, Veranlassung geben.

**Untermalung,** die gewöhnliche Art der Grundirung eines Oelbildes, darin bestehend, daß der Maler das ganze Bild zuerst wie einen einfarbig getuschten Karton herstellt, u. dann allmählich durch Lasiren (s. d.) die Farben (Lokalfarben) aufträgt, die jeder einzelne Theil des Bildes zeigen soll. Tizian soll die U. grau in grau gemalt haben, gewöhnlich aber geschieht sie in einem braunen Sepiatone.

**Unteroffizier** ist der Sammelname für sämmtliche Vorgesetzte des Soldaten unter dem Offiziersgrade. Es gehören dem Unteroffizierstande an: Feldwebel, Wachtmeister, Vizefeldwebel, Vizewachtmeister, Portepéefähnrich, Sergeant, U. (Korporal).

**Unterösterreich,** s. v. w. Oesterreich unter der Enns.

**Unterrheinkreis** hieß seit 1832 der nördlichste Kreis des Großherzogthums Baden. Er bestand aus dem größten Theile der rechtsrheinischen Kurpfalz, aus Theilen, die zum Hochstift Speier, zum Hause Leiningen u. zur Herrschaft Werthheim gehörten u. aus zahlreichen reichsritterschaftlichen Orten, war umgrenzt im N. von Hessen-Darmstadt, im O. von Bayern u. Württemberg, im S. vom badischen Mittelrheinkreise u. im W. gegen die bayerische Pfalz hin vom Rhein u. umfaßte 62⅔ □M. Es bildet jetzt vorwaltend den Bezirk Mannheim mit den Kreisen Mannheim, Heidelberg u. Mosbach u. einem Gesammtareal von 65,2692 □M. u. 401,473 E. (1875).

**Unterricht** heißt im Allgemeinen diejenige Thätigkeit, welche auf die Mittheilung geistiger Erkenntnisse (so z. B. bei dem U. in der Religion) od. Kenntnisse (z. B. in der Geschichte, Geographie 2c.), od. endlich körperlicher Hand- u. Kunstgriffe (so bei dem U. in einem Handwerk, einer Kunst 2c.) ausgeht. Das Wesentliche ist sonach für den Begriff des U.s immer, daß vorher unbekannte Kenntnisse u. Fertigkeiten mitgetheilt werden, mag nun diese Mittheilung Selbstzweck sein, wie z. B. bei der Aneignung eines Handwerks, od. den allgemeinen Zwecken der Erziehung (s. d.) dienstbar gemacht werden. Die Erziehung, d. h. die geistige u. körperliche Ausbildung des ganzen Menschen, besitzt in dem U. eines ihrer wichtigsten u. unentbehrlichsten Hülfsmittel, u. zwar erreicht der U. alsdann um so mehr seinen Zweck, wenn er thunlichst die Förderung des ganzen Menschen ins Auge faßt od., nach der Sprache der neuern Pädagogik, „erziehender U." ist. Daneben kann indeß nicht geleugnet werden, daß U. auch als Selbstzweck u. nur in lockerem Zusammenhang mit der Erziehung bestehen kann u. vielfach bestehen muß, indem der erziehliche Zweck hinter der unbedingt nöthigen Aneignung bestimmter Kenntnisse od. Fertigkeiten zurücktritt. — Ist für den erziehenden U. bes. die Auswahl der Lehrgegenstände von Wichtigkeit, so für den U. überhaupt die rechte Methode (s. d.) desselben. Die Kunstregeln, welche in dieser Beziehung aufgestellt worden sind u. welche in der Pädagogik unter dem Namen der Didaktik (s. d.) gefaßt werden, fußen in der Hauptsache auf der Psychologie (s. d.) od. Seelenlehre, indem jeder U. um so schneller u. nachhaltiger wirkt, je genauer er der Beschaffenheit der menschlichen Geisteskräfte angepaßt ist. Dabei ist allerdings die moderne Pädagogik nicht selten in den Fehler verfallen, daß sie die verschiedene Individualität der Schüler zu wenig berücksichtigte, vielmehr dieselbe Methode als die allein giltige unter sehr verschiedenen Verhältnissen in Anwendung brachte. Abgesehen von den psychologischen Voraussetzungen hängt aber die Didaktik noch von einer Reihe rein praktischer Erfahrungen ab. Ganz bes. gilt dies von dem stetig vervollkommneten Gebiet der Unterrichtsmittel, u. zwar speziell auf dem Gebiete des Elementarunterrichts (s. das Nähere in diesem Art.). Die Gesammtheit der in einem Staate bestehenden Anstalten u. Bestrebungen, welche dem U. gewidmet sind, bildet das Unterrichtswesen, mag nun dasselbe (wie in England, Amerika,

Belgien, zum Theil auch in Frankreich) völlig freigegeben sein od. sich völlig in den Händen des Staates befinden, so daß selbst der Privatunterricht der staatlichen Aufsicht unterliegt. Ueber das öffentliche Unterrichtswesen s. „Schulwesen“ u. „Erziehung“; vergl. auch die Uebersicht über die Hauptvertreter der „Pädagogik“ (s. d. Art.).

**Untersberg** heißt der breitrückige, der Kreideformation angehörige u. durch schönfarbige Marmorarten ausgezeichnete, 2034 m. hohe, nördlichste Pfeiler der Berchtesgadener Berggruppe an der Grenze zwischen Salzburg u. Bayern, im SW. der Stadt Salzburg.

**Unterschiebung** (lat. suppositio) nennt man ein zum Zweck widerrechtlicher Begründung od. Aufhebung von Ansprüchen geschehendes Ausgeben einer Sache od. Person für eine andere. Als ein besonders schwerer Fall des Betruges u. zugleich als ein Verbrechen in Beziehung auf den Personenstand wird die U. od. vorsätzliche Verwechselung eines Kindes betrachtet. Das Reichsstrafgesetzbuch für das Deutsche Reich ahndet dieses Verbrechen mit Gefängniß bis zu 3 Jahren, u. wenn die Handlung in gewinnsüchtiger Absicht begangen wurde, mit Zuchthaus bis zu 10 Jahren. Auch der Versuch dieses Verbrechens ist strafbar. Gleichgiltig ist dabei, ob die Handlung zum Nachtheile des Kindes geschah; denn selbst da, wo die Veränderung des Personenstandes einen Vortheil des Betheiligten begründet, enthält sie stets eine schwere Schädigung der Rechte dritter Personen, z. B. der Verwandten.

**Unterschlagung**, s. „Diebstahl“.

**Unterstützungswohnsitz.** Das Heimatswesen hat in Deutschland eine Neuregelung durch das Bundesgesetz vom 6. Juni 1870 über den U. erfahren. Die Angehörigen eines deutschen Staates stehen sich danach, ohne Rücksicht ihrer Staatsangehörigkeit u. ihres Heimatsrechtes, insofern gleich, als sie im Falle der Hülfsbedürftigkeit überall die gleiche öffentliche Unterstützung beanspruchen u. regelmäßig an jedem deutschen Orte den sog. U. erwerben können. Zu dem Behufe sind überall ein od. mehrere Landarmenverbände zu bilden, welche wiederum in Ortsarmenverbände zerfallen. Die letzteren können ihrerseits aus einer od. mehreren Gemeinden, bez. Gutsbezirken bestehen. Innerhalb eines derartigen Ortsarmenverbandes nun erwirbt Derjenige den U., welcher sich entweder nach Vollendung seines 24. Lebensjahres zwei Jahre lang ununterbrochen in demselben aufhält; eine Ehefrau erwirbt ihn, wenn sie nach der Eheschließung den angegebenen Zeitraum hindurch den U. ihres Ehemannes theilt, wobei zu bemerken, daß Wittwen u. rechtskräftig Geschiedene diesen U. so lange behalten, bis sie selbst einen neuen dergleichen erworben haben; ehelich Geborene theilen den U. des Vaters, Außereheliche den ihrer Mutter. Verloren wird der U. durch Erwerbung eines anderweitigen U.es od. zweijährig ununterbrochene Abwesenheit nach zurückgelegtem 24. Lebensjahre. Ist allerdings die Abwesenheit durch Umstände veranlaßt, durch welche die Annahme der freien Selbstbestimmung bei der Wahl des Aufenthaltsortes ausgeschlossen wird (z. B. Inhaftirung), so beginnt der Lauf der zweijährigen Frist erst mit dem Tage, an welchem diese Umstände aufgehört haben. Jeder Hülfsbedürftige muß übrigens vorläufig von dem Ortsarmenverbande unterstützt werden, in dessen Bezirk er sich bei dem Eintritte der Hülfsbedürftigkeit befindet. Doch hat der an sich verpflichtete Verband die entstandenen Kosten zu erstatten. Kur- u. Verpflegungskosten bei Dienstboten, Gesellen, Gewerbegehülfen u. Lehrlingen aber können nur bei längerer als sechswöchentlicher Erkrankung u. nur für den über diese Frist hinausgehenden Zeitraum beansprucht werden. Streitigkeiten zwischen verschiedenen Armenverbänden über die öffentliche Unterstützung Hülfsbedürftiger werden, wenn die streitenden Theile einem u. demselben Staate angehören, auf dem durch die Landesgesetze vorgeschriebenen Wege, anderenfalls durch das Bundesamt für das Heimatswesen, eine ständige u. kollegiale Behörde mit dem Sitze in Berlin, entschieden. Die Berufung an das Bundesamt, welche nach Befinden auch gegen Entscheidungen der obersten Landesbehörde zulässig ist, muß bei Verlust des Rechtsmittels binnen 14 Tagen von der Behändigung der angefochtenen Entscheidung an gerechnet, bei derjenigen Behörde, gegen deren Entscheidung sie gerichtet ist, schriftlich angemeldet werden.

**Untersuchung.** Die Thätigkeit der eigentlichen Strafbehörden im Gegensatz der Sicherheitsbehörden, nam. der Polizei — ist eine dreifache: U., Entscheidung u. Vollstreckung bei strafbaren Handlungen. Die Eröffnung der U. ist durch die Erhebung einer Klage, sei es seitens des Staatsanwaltes, sei es des Privatklägers, bedingt (Reichs-Str.-Pr.-Ord. § 151). Ihr Zweck ist, den Thäter u. den Umfang seiner Schuld zu ermitteln, sowie die mündliche Verhandlung, auf Grund deren das Urtheil zu sprechen ist, gehörig vorzubereiten. Eine derartige U., technisch Voruntersuchung genannt, muß in denjenigen Sachen, welche vor die Reichsgerichte gehören u. über welche Geschworene entscheiden, stattfinden. In anderen Strafsachen dagegen nur, wenn der Staatsanwalt u. in anderen als Schöffensachen der Angeschuldigte es beantragt. Jederzeit ist die Voruntersuchung von einem richterlichen Beamten, u. zwar bei den wichtigeren Akten unter Zuziehung eines Gerichtsschreibers zu führen. Sie beginnt mit dem Beschlusse auf Eröffnung der U. u. der Mittheilung derselben an den Angeschuldigten u. den Ankläger; dieser Beschluß kann nur wegen Unzuständigkeit des Gerichts od. Unzulässigkeit der Strafverfolgung angefochten werden. Die Voruntersuchung ist nicht weiter auszudehnen als erforderlich ist, um eine Entscheidung darüber zu begründen, ob das Hauptverfahren zu eröffnen od. der Angeschuldigte außer Verfolgung zu setzen sei. Beweise, deren Verlust für die Hauptverhandlung zu besorgen steht od. deren Aufnahme zur Vorbereitung der Vertheidigung des Angeschuldigten erforderlich erscheint, sind in der Voruntersuchung zu erheben. Hauptsächlich ist der Angeschuldigte zu vernehmen. Erachtet der Untersuchungsrichter den Zweck für die Voruntersuchung als erreicht, so schließt er die letztere, benachrichtigt hiervon den Angeschuldigten u. übersendet die Akten an die Staatsanwaltschaft zur Stellung ihrer Anträge. — Vgl. „Kriminalprozeß“ u. „Inquisitionsprozeß“.

**Untersuchungshaft.** In solche kann der Angeschuldigte nur genommen werden, vorausgesetzt, daß dringende Verdachtsgründe gegen ihn vorliegen, wenn er eine mit dem Tode, mit Zuchthaus od. Festungshaft über fünf Jahre bedrohte Handlung begangen hat, wenn er Ausländer, Heimatloser od. Landstreicher od. überhaupt der Flucht verdächtig ist, endlich wenn Thatsachen vorliegen, aus denen zu schließen ist, daß er Spuren der That vernichten od. Zeugen od. Mitschuldige zu einer falschen Aussage od. Zeugen dazu verleiten werde, sich der Zeugnißpflicht zu entziehen (Reichs-Str.-Pr.-Ord. § 112). Die Verhaftung kann regelmäßig nur auf Grund eines schriftlichen u. vorzuzeigenden Haftbefehles erfolgen. Der Verhaftete ist am Tage nach seiner Einlieferung über den Gegenstand der Beschuldigung zu hören; er soll, soweit möglich, während der Dauer der U. getrennt von Anderen u. nam. von Strafgefangenen verwahrt werden. Seine Freilassung kann nach Befinden gegen Sicherheitsleistung erfolgen. Auf eine zu vollstreckende Freiheitsstrafe ist unverkürzt diejenige U. anzurechnen, welche der Angeklagte erlitten hat, seit er auf Einlegung eines Rechtsmittels verzichtet od. letzteres zurückgenommen hat od. die Einlegungsfrist unbenützt verstrichen ist (Str.-Pr.-Ord. des Deutschen Reichs § 482).

**Unterthan.** Die Voraussetzung zur vollen Rechtsfähigkeit in einem Lande bildet regelmäßig der bürgerliche Verband mit einem bestimmten Staate. In dieser Beziehung unterscheidet man dann zwischen Einheimischen od. Staatsunterthanen u. Ausländern. Im Privatrecht stehen sich beide zumeist gleich, anders im öffentlichen Rechte u. in Beziehung auf Ausübung der politischen Rechte. Das Recht, Gemeindemitglied zu werden, den Rechtsschutz des Staates im Auslande wie im Inlande zu genießen, im Bedürfnißfalle Armenversorgung zu erhalten, das Stimmrecht bei Wahlen u. die Wählbarkeit, das Petitions- u. Beschwerderecht, das Anrecht auf Staats- u. Gemeindeämter, steht nur den Staatsunterthanen zu. Das Nähere hängt von der Verfassung des einzelnen Landes ab. Für ganz Deutschland besteht eine Gleichstellung aller Deutschen (sog. Indigenat) nach Art. 3 der Verfassung des Deutschen Reiches vom 16. April 1871 insofern, als der Angehörige (U.) eines jeden Bundesstaates in jedem andern Bundesstaate als Inländer zu behandeln ist. Erworben wird das Unterthanenrecht durch Geburt, Verheirathung einer Fremden mit einem Inländer, durch Erlangung eines Staatsamtes, Niederlassung u. mehrjährigen dauernden Wohnsitz, ausdrückliche Verleihung (sog. Naturalisation). In letzterem Falle wird vielfach beim Verleihungsakte die Ableistung eines Eides dahin, daß man sich den Landesgesetzen gehorsam bezeigen wolle, sog. Unterthaneneid, erfordert.

**Unterwalden**, der der Größe nach 16., der Einwohnerzahl nach 20. Schweizerkanton, ist durch den Vierwaldstädter See von Zug u. Schwyz getrennt, grenzt östlich an Uri, südlich an Bern u. westlich an Luzern u. zählt auf 13,9 □M. 26,116 E. (1870), wovon 8,621 □M. mit 14,415 E. auf U. ob dem Wald u. 5,276 □M. mit 11,701 E. auf U. nid dem Wald kommen. U. ob dem Wald wird gebildet durch das Gebiet der Sarner Aa, mit dem freundlichen Sarnerthale, als dem Hauptthale, u. seinen Nebenthälern, dem Melchthale (rechts) u. den Thälern des Großen u. Kleinen Schlierenbaches (links). Vom Engelbergerthal gehört nur der oberste Theil zum Kanton. In der Mitte des Ganzen liegt der 0,217 □M. große Sarner See. Nach W., S. u. O. zu umsäumt das Gebiet eine hohe Alpenmauer, die im NW. mit dem Pilatus beginnt, über den Glauberstock bis zum Brienzer Rothhorn an der Südwestecke sich fortsetzt u. von da östlich über den Paßeinschnitt des Brünig zum Hochstollen, Tannalpstock bis Titlis ꝛc. sich fortsetzt. Nur in letzterem aber ragt die Kette bis in die Schneeregion, so daß der Kanton ohne Gletscherbildung ist. Sein berühmtester Paß ist der Brünig von Lungern in das Haslithal; weniger bekannt u. schwerer zugänglich sind das Engelberger Joch von Engelberg nach Oberhasle u. die Surenen von Engelberg ins Urner Waldnachthal. Das Klima ist im Allgemeinen mild u.

gesund u. nur in den hohen Lagen rauh; der Boden in den Thälern fruchtbar. Doch treibt man wenig Ackerbau; die Getreideproduktion deckt daher nicht den Bedarf, aber Obst, bes. Nüsse, bilden einen starken Ausfuhrartikel. Schwellende Wiesen u. kräftige Almen sind reichlich vorhanden; die Viehzucht ist daher die Hauptbeschäftigung, u. Butter u. Käse (am berühmtesten der Schwendikäse) werden viel ausgeführt. Die Wälder sind reich an Holz u. haben noch guten Wildstand; Seen u. Bäche liefern treffliche Fische, bes. Forellen. Industrie ist kaum vorhanden. Die kräftige Bevölkerung ist streng katholisch. Die Zählung von 1870 ergab nur 358 Protestanten. Der Hauptort ist Sarnen mit 3720 E. — U. nid dem Wald ist vorzugsweise das Gebiet der Engelberger Aa, die wie die Sarner in den Vierwaldstädter See geht. Unbedeutend sind die kleinen östlich von ihr sich unmittelbar in den See öffnenden Thäler. Die natürlichen Verhältnisse u. die Beschäftigung der Bewohner sind wie in Obwalden. Zahl der Nichtkatholiken war 1870: 175; der Hauptort ist Stans (s. d.). U. bildet im Schweizerbunde nur einen Kanton, wählt daher auch nur 2 Mitglieder wie jeder andere Kanton in den Ständerath, zerfällt aber im Innern in die beiden vollständig getrennten Halbkantone, deren Scheidung schon gegen Mitte des 12. Jahrh. vor sich gegangen sein mag, obgleich bis ins 14. Jahrh. als regierender Landammann nur eine Person angeführt wird. — Der Halbkanton Obwalden, wie Nidwalden einer der Urkantone, ist eine reine Demokratie, in welcher die Souveränetät im Volke ruht, das dieselbe unmittelbar in seinen verfassungsmäßigen Versammlungen, mittelbar durch die von ihm gewählten Behörden ausübt. Nach der neuen Verfassung von 1867 wird die Stimm- u. Wahlfähigkeit der Kantonsbürger mit dem zurückgelegten 20. Jahre erlangt. Die Abstimmung geschieht in der Regel durch das offene Handmehr. Die Landsgemeinde ist die gesetzgebende Behörde, ihr allein steht die Annahme od. Verwerfung der Verfassung, der Gesetze u. der Ordnung aller wichtigen Angelegenheiten zu; sie nimmt Kenntniß von den Rechnungen, von der Landesverwaltung, beschließt die nöthigen Steuern rc.; sie wählt die Mitglieder des Regierungsrathes, das Obergericht u. dessen Ersatzmänner, den regierenden Landammann, den Statthalter u. Seckelmeister, den Landesschreiber u. den Landesweibel u. die Mitglieder in die Bundesversammlung. Ihre Zusammenkunft findet ordentlicherweise am letzten Sonntag im April statt, außerordentlicherweise so oft sie vom Kantonsrath berufen wird. Der aus 30 Mitgliedern bestehende Kantonsrath ist die oberste Regierungsbehörde; er prüft die Gesetzentwürfe, erläutert Verfassung u. Gesetze, beschließt endgiltig über den Beitritt zu Konkordaten u. Verträgen mit anderen Kantonen, wählt das Revisions- u. Kassationsgericht, das Civil-, Kriminal- u. Polizeigericht auf Vorschlag der Gemeinde, übt das Recht der Begnadigung in Kriminal- u. Polizeifällen u. hält Aufsicht über die Gemeindebehörden u. Korporationen. Der aus 7 Mitgliedern zusammengesetzte Regierungsrath ist die Vollziehungs- u. Verwaltungsbehörde des Kantons. Sein Präsident ist der Landammann, u. Unterbehörden sind der Erziehungs- u. der Sanitätsrath. Die Rechtspflege erfordert, daß jede Civilstreitigkeit, ehe sie vor Gericht kommt, zum Zwecke gütlicher Ausgleichung vor Vermittlung gebracht wird. Dann od. in zweiter Instanz urtheilen die Civilgerichte. Kriminalfälle u. Verbrechen behandelt das Kriminalgericht u. die Polizeifälle das Polizeigericht. Die letzte Instanz ist das Obergericht aus 9 Mitgliedern u. 2 Ersatzmännern. Doch besteht noch ein Kassationsgericht aus 5 Mitgliedern des Kantonsrathes, das eine kontrolirende Stellung einnimmt u. die Urtheile des einen od. des andern Gerichtes kassiren kann. Eine Revision der Verfassung muß der Landsgemeinde zur Abstimmung vorgelegt werden, wenn 500 stimmfähige Kantonseinwohner od. der Kantonsrath eine solche beantragen. — Die Verfassung von Nidwalden stammt vom 23. April 1850. Danach ist der Halbkanton eine reine Demokratie wie Obwalden. Die Stimmfähigkeit beginnt aber schon mit dem vollendeten 18. Jahre, während die Wahlfähigkeit für kantonale Aemter ein Alter von 25 Jahren verlangt. Die Landsgemeinde, als höchste souveräne Kantonsbehörde, wählt den Landammann, den Landesstatthalter, den Landesseckelmeister u. alle übrigen höheren Kantonalbeamten, das Mitglied des eidgenössischen Ständerathes u. diejenigen des Schwurgerichts. Sie tritt im April zusammen. Am zweiten Sonntag im Mai versammelt sie sich als Nachgemeinde u. ist jetzt einzig gesetzgebende Behörde. Die oberste Vollziehungs-, Verwaltungs-, Wahl- u. Polizeibehörde ist der Landrath, der aus dem Landammann, dem Regierungsrath u. 51 Mitgliedern aus dem Volke besteht. Seine Amtsdauer beträgt 6 Jahre. Die höchste strafrichterliche Behörde ist das Kriminalgericht, bestehend aus Mitgliedern des Landesraths. Ueber Civilprozesse u. polizeirechtliche Fälle urtheilt in letzter Instanz das vom Landrath gewählte, aus 11 Mitgliedern bestehende Geschworenengericht. Die erste Instanz für Polizeivergehen ist das Polizeigericht, die erste für Civilprozesse das Vermittlungsgericht, die zweite das Siebengericht. Eine Revision der Verfassung kann durch 800 stimmfähige Kantonseinwohner verlangt werden. — U. stand, bevor es ein selbständiger Staat wurde, der Reihe nach unter fränkischer, burgundischer u. deutscher Oberhoheit. 1308 vertrieb es mit Uri u. Schwyz die Reichsvogte u. schloß 1315 den ewigen Bund zu Brunnen. Nach Auflösung der alten Eidgenossenschaft 1798 wurde es mit Schwyz, Uri u. Zug zum Kanton Waldstätten vereinigt. 1815 mußte es gewaltsam zur Annahme der neuen Verfassung gezwungen werden. Gegenüber den Bestrebungen anderer Kantone, durch die Bundesverfassung ein festeres Einheitsband zu schaffen u. die politische Selbständigkeit der Kantone zu brechen, hat es sich jederzeit konservativ u. in allen religiösen Fragen ultramontan gezeigt, wie es denn auch Mitglied des Sonderbundes war.

Nr. 5336. Stans, Hauptort des Kantons Unterwalden.

**Unterwelt.** Die Vorstellung von bewohnten, wenn auch dunklen, unterirdischen Räumen stand von jeher im engsten Zusammenhang mit den Vorstellungen vom Zustande des Menschen nach dem Tode. Ueberall, wo man die Todten begrub, od. vielmehr in unterirdischen Räumen, Felsenhöhlen rc. beisetzte, mußte sich der Glaube bilden, daß sie dort abermals in Gemeinschaft mit einander ständen (bes. die Glieder derselben Familie in einer gemeinsamen Grabhöhle) u. ein, wenn auch schattenhaftes Dasein fortführten. Das Grauenhafte der Grabhöhlen begünstigte zugleich die Vorstellung, daß die U. vor Allem eine Stätte der Bestrafung für die Verbrecher sei. Diese Bedeutung hat die U. bes. in der Religion der Inder, während die Phantasie der Aegypter ein ganzes weit ausgedehntes Todtenreich (Amente) unter der Herrschaft des Osiris erschuf. Auch im Alten Testament spielt die U. (Scheol, d. i. Abgrund, genannt) wenigstens im Volksglauben eine wichtige Rolle als ein völlig finsterer Ort unter der Erde, zu dem es keinen Zugang u. von welchem es keine Rückkehr giebt, wo die Schatten freudlos u. unbewußt dahinleben (Näheres s. unter „Unsterblichkeit"). Erst gegen Ende der vorchristlichen Zeit verband sich damit die Vorstellung von der Gehenna, als einem Ort feuriger Qual, also einer Hölle im heutigen Sinn. Der Name bezeichnet eigentlich das Thal Hinnom bei Jerusalem, genauer die Höhle, vor welcher einst dem Moloch Kinder im Feuer geopfert wurden, zu Christi Zeit aber das Aas gefallener Thiere verbrannt wurde.

Bei den Griechen, welche die Todten nicht begruben, sondern verbrannten, ist das Todtenreich nach der älteren Vorstellung eigentlich nicht in der U., sondern am äußersten (westl.) Rand der Erdscheibe zu suchen. Nach Homer (Odyssee, Buch 11) gelangte Odysseus dorthin auf dem Okeanos, der die Erde umfließt, u. fand den Eingang in dem gänzlich sonnenlosen Land der Kimmerier. Beherrscher der Todten ist Hades (s. d.), daher die U. „Haus des Hades" od. kurzweg Hades heißt. Die Schatten leben dort düster, freudlos u. unbewußt. In der Zeit nach Homer wurden die Vorstellungen vom Hades immer weiter ausgeschmückt u. derselbe bestimmter in die U. verlegt, so daß man verschiedene Schluchten in Griechenland u. Italien als Eingänge in die U. ansah. Nach der am weitesten ausgebildeten Vorstellung, welche durch die röm. Dichter den christl. Völkern geläufig wurde, ist die U. vom Acheron durchflossen, in welchen der aus dem Flusse Styx hervorgehende Kokytos (d. i. Thränenstrom) u. der Pyriphlegethon (d. i. Feuerstrom) einmünden. Die Seelen der Abgeschiedenen wurden von Hermes bis an den Acheron geleitet, bezahlten einen Obolos (den man den Todten in den Mund steckte) an den Fährmann Charon u. wurden nun übergesetzt. Drüben lauerte als Wächter der U. in einer Höhle der dreiköpfige Kerberos. Auf einem freien Platze daneben saßen die drei Todtenrichter Minos, Aeakos u. Rhadamanthos.

Je nach ihrem Urtheilsspruch wurden die Schatten nach rechts in die freudenreichen Gefilde des Elysiums od. nach links an den Ort der Qual (Tartaros) gebracht, wo Tantalos, Sisyphos, die 50 Danaiden, Ixion rc. weilten. Obgleich nun schon die heidnischen Philosophen zum Theil gegen diese Märchen eiferten, so vermochte doch selbst das Christenthum sie nicht ganz zu verdrängen. Vielmehr wurden sie jetzt durch die Verknüpfung mit der jüd. Lehre von der Gehenna (s. o.) umgebildet; der alte Gott Hades od. Pluto verwandelte sich unmerklich in den Teufel, Persephone (die Gemahlin des Hades) in des Teufels Großmutter. Die Kirche begünstigte diesen Volksglauben durch die Lehre vom Fegefeuer, u. so hat sich die Vorstellung von der U. in Gestalt der Hölle (d. i. bei den alten Germanen eigentlich der Wohnsitz der Todesgöttin Hel) auch unter dem protest. Volke bis heute erhalten, zumal sie durch biblische Bilder, wie Offenb. 20, 10 u. 14, gestützt wird. Die großartige Schilderung, welche Dante (s. d.) in seinem „Inferno" von der U. entwirft, gehört lediglich der Phantasie dieses Dichters an.

**unverbrennliche Stoffe od. Zeuge** im strengsten Sinne des Wortes lassen sich nur aus dem langfaserigen Asbest od. Amianth (s. „Asbest") herstellen, sind aber von geringer Haltbarkeit u. daher auch von keiner praktischen Bedeutung. Dagegen ist es von großer Wichtigkeit, leicht entzündliche Stoffe, wenn auch nicht unverbrennlich, denn dies ist nicht möglich, so doch schwer verbrennlich zu machen; so z. B. Gardinen, Bettvorhänge, Theatervorhänge u. Coulissen, leichte Ballkleider rc. Von den vielen hierzu in Vorschlag gebrachten Mitteln mögen hier nur drei Erwähnung finden, die sich vorzüglich bewährt haben u. den Farben u. der Festigkeit der Gewebe in keiner Weise Eintrag thun; es sind dies das phosphorsaure Ammoniak, das borsaure Ammoniak u. das saure wolframsaure Natron. Mit den wässerigen Lösungen dieser Substanzen werden die betreffenden Stoffe getränkt od. bestrichen; sie verlieren dadurch die Fähigkeit, mit heller Flamme zu verbrennen, fangen überhaupt beim Nahen an einen brennenden Körper nicht mehr Feuer, sondern verkohlen blos, wenn sie in direkte Verbindung mit Feuer gebracht werden. Die genannten Salze schmelzen in der Hitze leicht u. bilden über der Faser einen glasartigen, den Luftzutritt beschränkenden Ueberzug; die Ammoniaksalze entwickeln dabei zugleich viel Dämpfe, welche die Luft verdrängen. Um Balken od. Breter in Gebäuden rc. schwer verbrennlich zu machen, wendet man gesättigte Lösungen von Chlorzink, Borax, Alaun od. Wasserglas an.

**Unze** (℥), lat. uncia, franz. once, engl. ounce, ital. oncia, span. onza, war als Apothekergewicht in 8 Drachmen à 3 Skrupel à 20 Gran eingetheilt u. war der 12. Theil des Pfundes = 2 frühere Loth od. 29,232 Gr. Jetzt rechnet man die U. zu 30 Gr. Die engl. Troy-U. = $^1/_{12}$ Pfd. ist = 31,104 Gr., die U. des engl. Handelsgewichtes = $^1/_{16}$ Pfd. = 28,3495 Gr., die holländ. U. = $^1/_{10}$ Pond = 100 Gr., die span. U. = 29,686 Gr., die franz. = 30,6 Gr. u. die ital. = 31,475 Gr. Die span. Gold-U. od. onza de oro ist eine Goldmünze zu 16 Piaster = 65 Mk. Die Silber-U. China's, Tael od. Liang genannt, = $^1/_{16}$ Ketti (Pfund) = 6 Mk.

**Unze**, s. „Jaguar".

**Unzelmann**, Karl Wilh. Ferdinand, ausgezeichneter Schauspieler, geb. zu Braunschweig 1. Juli 1753; ging 1771 aus Neigung zum Theater u. spielte Anfangs in Schwerin jugendliche Liebhaber, gastirte 1774 in Hamburg unter Schröder u. in Gotha unter Eckhof u. ließ sich dann von Döbbelin engagiren, mit dessen Gesellschaft er in Leipzig, Dresden u. seit 1775 in Berlin spielte. Hier entwickelte sich sein Talent für die Komik. Streitigkeiten mit Döbbelin veranlaßten ihn zwar wiederholentlich, Berlin zu verlassen (1781—83 war er in Hamburg, 1784—88 in Frankfurt a. M.), doch kehrte er jedesmal dahin zurück. Seit 1814 Regisseur des Schau- u. Lustspiels am Hoftheater, trat er 1823 in Pension u. starb zu Berlin 21. April 1832. Seine größten Erfolge hatte er im Lustspiel u. in der Posse geerntet, weniger gelungen waren seine Leistungen auf tragischem Gebiete. Vermählt war er eine Zeit lang mit Friederike Auguste Konradine, geb. Flittner (s. „Bethmann"). — Karl Wolfgang **U.**, Sohn der beiden Vorigen u. als Schauspieler noch bedeutender als sein Vater, geb. zu Berlin 6. Dez. 1786; betrat die Bühne zuerst in Weimar, wo Goethe seine große Begabung erkannte u. förderte, war seit 1821 nach einander in Dresden, Wien, Berlin, Darmstadt, Mannheim, Mainz u. Frankfurt a. d. O. engagirt, hatte sich aber einem ausschweifenden Leben, nam. der Trunksucht, ergeben, gerieth schließlich ins tiefste Elend u. erhängte sich 21. März 1843 im Berliner Thiergarten. In seiner Blütezeit ein genialer Künstler, war er der erste Bonvivant seiner Zeit; auch verfügte er über ein großes Improvisationstalent. — Bertha **U.**, Nichte des Vorigen u. Tochter des August **U.** (geb. 1792, gest. 1833), der als Komiker u. Charakterspieler lange Zeit Mitglied des Berliner Hoftheaters war, aus dessen Ehe mit der nachmaligen Hofschauspielerin Wilhelmine Werner (geb. 1803), ward 19. Dez. 1822 zu Berlin geb. u. debutirte 1842 in Stettin. Obgleich von der Natur, bes. hinsichtlich des Organs, nicht sehr begünstigt, wußte sie sich doch bald durch ihr durchdachtes u. sinniges Spiel die Anerkennung des Publikums zu gewinnen. Nachdem sie auch schon am Königsstädter Theater in Berlin, sowie in Neustrelitz u. Bremen gespielt hatte, ward sie 1845 am Leipziger Stadttheater engagirt, von wo sie 1847 einem Rufe ans Hoftheater in Berlin folgte. Hier vermählte sie sich 1849 mit dem Heldenspieler Joseph Wagner (s. d.), mit dem sie bald darauf ein lebenslängliches Engagement am Wiener Hofburgtheater annahm. Schon seit 1854 kränkelnd, starb sie zu Wien 7. März 1858. Ihr Fach waren weiche, gefühlvolle Charaktere ernstern u. heitern Genres. — Friedrich Ludwig **U.**, Bruder des Karl Wolfgang u. August U., geb. 1797 zu Berlin, war ein vorzüglicher Holzschneider, der sich allmählich von der ältern Stichmanier losmachte u. seinen Schnitten durch Weichheit u. Zartheit der Formen eine lebendigere Wirkung zu geben wußte. Nam. zur Illustrirung von Geschichtswerken hat er viele Arbeiten geliefert. 1843 ward er Mitglied der Berliner Kunstakademie, erhielt 1845 den Titel „Professor" u. starb während eines Aufenthaltes in Wien 29. Aug. 1854.

**Unzucht** nennt man jede Befriedigung des Geschlechtstriebes, welche den Geboten der Sittlichkeit u. den Gesetzen des Staates widerstreitet. Die meisten dieser Vergehen bedroht daher der Staat mit Strafe, nam. den Ehebruch, die Bigamie, den Incest, die widernatürliche Wollust, die Nothzucht u. die derselben gleichkommenden Verbrechen, endlich die Kuppelei. Während früher alle diese u. einige ähnliche Vergehen sehr streng geahndet wurden, hält man jetzt meist niedrige Strafen für ausreichend, eine Milde, gegen welche sich legislative Bedenken geltend machen lassen. Eine der vorzüglichsten Behandlungen der U. od. Fleischesvergehen findet sich in v. Wächter's „Abhandlungen aus dem Strafrechte" (Lpz. 1835).

**Upas** ist das ostind. Pfeilgift, welches von den Eingeborenen der Philippinen u. Molukken aus dem Safte von Antiaris toxicaria bereitet wird u. als rothbraune Masse von Wachskonsistenz erscheint (s. „Antiarin u. Antiaris", woselbst auch Abb.).

**Upsāla**, schwed. Län, 93,055 □M. (wovon 3,496 □M. auf Seen kommen) mit 104,371 E. (1875), bildet die Westhälfte von Upland u. grenzt nördl. an den Bottnischen Meerbusen, östl. an das Län Stockholm, südl. an Södermanland, westl. an Westmanland u. Gefleborg. U. ist ein hügeliger u. bergiger, ziemlich rauher, im Ganzen aber doch fruchtbarer Distrikt, der viel Getreidebau, selbst noch Obstbau hat u. die Viehzucht reichlich lohnt. Auch an Erzen ist die Provinz reich, die berühmten Eisengruben von Dannemora gehören ihr an. — Die Provinzialhauptstadt **U.** mit 12,218 E. (1875) liegt zu beiden Seiten des durch Kunst schiffbar gemachten Flüßchens Fyris, $^3/_4$ M. von der Mündung desselben in den Ekoln, an der Eisenbahnstrecke Stockholm-U.-Krylbo der schwed. Staatsbahn u. ist Ausgangspunkt der Privatbahn U.-Gefle u. der im Bau begriffenen U.-Lenna. Die alterthümliche, meist aus hölzernen, von Gärten umgebenen Häusern bestehende freundliche Stadt ist Sitz des Landeshauptmanns u. der Provinzialbehörden, eines Erzbischofs u. der 1476 von Steno Sture gestifteten u. von Gustav Adolf mit reichen Einkünften bedachten Universität (Winter 1874: 1528 Studirende) mit Sternwarte u. Laboratorien, einem bedeutenden botanischen Garten mit ansehnlichen naturhistorischen Sammlungen, mit Gemäldegalerie u. Museum, Kunst- u. Münzkabinet, Krankenhaus rc., hat eine Kathedralschule, ein Lyceum, Realgymnasium, eine Handwerkerschule rc., die größte schwed. Bibliothek von 130,000 Bänden u. 7000 Manuskripten mit dem berühmten „Codex argenteus" (s. „Ulfilas") rc. Das königl. Schloß, von Gustav I. 1548 angelegt, aber nicht vollendet, ist jetzt Wohnung des Landeshauptmanns. Auf dem Schloßhofe steht auf einem Fußgestell von Granit das von 4 Kanonen getragene u. in Eisen gegossene Brustbild des Königs Gustav I. von Fogelberg; den botanischen Garten ziert die Statue Linné's von Byström. Der Dom, 1287 begonnen u. 1435 vollendet, ist die größte u. schönste Kirche Schwedens, 90 m. lang, bis 41,6 m. breit u. im Chore 27,3 m. hoch. Die größte der fünf im nördl. Thurme hangenden Glocken ist zugleich die größte Schwedens. Der Dom war lange Zeit Krönungsort der schwed. Könige; in ihm steht neben dem Altar der vergoldete Sarg des heiligen Erik, des Schutzpatrons Schwedens, u. liegen die schwed. Könige Johann III. u. Gustav Wasa, die Gelehrten Linné u. Berzelius u. viele Mitglieder der vornehmsten Familien des

Reichs begraben. Auf der schönen Promenade Odenslund steht ein 1832 zum Andenken an Gustav II. errichteter Obelisk u. im Karolinenpark ein Denkmal für Karl XIV. Johann. U.'s industrielle Thätigkeit beschränkt sich auf einige Fabrikation von seidenen Strümpfen u. Bändern u. etwas Tabakmanufaktur. In der Nähe liegen Runensteine u. Hünengräber u. das Dorf Gamla U. (Alt U.), einst der Hauptsitz des Odinkultus u. Residenz des Oberpriesters, der zugleich Oberkönig war. 1 M. von U. entfernt liegen auch die Morasteine, bei denen im Mittelalter die schwed. Könige gewählt u. gekrönt wurden. U. ist eine der ältesten Städte des Landes u. war bis zur Gründung Stockholms die königl. Residenz. Im 13. Jahrh. verlegten auch die Erzbischöfe von Alt U. ihren Sitz hierher. Um diese, die nach Wegzug der Könige hier zu großer Macht gelangten u. den Königen unbequem wurden, im Zaume zu halten, legte Gustav Wasa 1548 den Grund zum Schlosse, von welchem er aber nur den nördl. Thurm u. die Feste Styrbiskop (d. i. Steuerbischof) vollständig fertig baute. 1593 fand in U. eine große Kirchenversammlung statt.

**Upstalsboom** (d. h. Obergerichtsbaum), ein Hügel im W. von Aurich, auf welchem früher die friesischen Stämme, die sog. „sechs Seelande", ihre Volks- u. Gerichtsversammlungen abhielten.

**Ur**, s. v. w. Auerochs.

**Ur-**, deutsche Vorsetzsilbe, s. v. w. er-, aus, dient zur Bezeichnung des Hervorgehens od. Hervorbringens (z. B. Urheber, Ursprung), eines Beginnes od. einer Anfänglichkeit (z. B. Urzeit, Urwelt, Ursprache, Urgebirge), des vierten Gliedes bei Verwandtschaftsgraden in auf- u. absteigender Linie (Urgroßvater, Urenkel); s. v. w. er- ist Ur in Urlaub, (d. h. Erlaubniß, nämlich zu gehen), in urbar (d. h. ertragbar, von altdeutsch bern, tragen), auch in urtheilen (alterthüml. Form mit theilweiser Neubildung für ertheilen); das Aussein od. Ende bezeichnet es in Urfehde (s. d.), auch dient es häufig blos zur Verstärkung od. Steigerung eines Begriffes, s. v. w. sehr (z. B. urplötzlich, urkomisch, uralt ꝛc.).

**Urach**, Stadt mit 3382 E. (1871) im württemberg. Schwarzwaldkreise, liegt in 466 m. Seehöhe im romantischen Urachthale am Einflusse der Elsach in die Erms, einem Neckarzuflusse, u. an der württemberg. Ermsthalbahn Metzingen-U. Das alterthümliche Städtchen mit einem 1443 erbauten Schlosse, der Residenz Eberhard's im Barte, ist Sitz verschiedener niederer Behörden, hat mechanische Flachs- u. Baumwollenspinnerei, Leinweberei, Bleicherei u. Färberei u. treibt Handel mit Leinwand u. Leder. Auf der Höhe liegen die Trümmer der Burg Hohen-U. u. in der Nähe das königl. Gestüt Güterstein. — U. war ehemals eine eigene Grafschaft. 1441 wurde von Eberhard I. (dem Bärtigen) die Linie Württemberg-U. gestiftet, die aber mit ihm 1496 wieder ausstarb. 1474 kam hier der Vergleich zwischen Ulrich v. Württemberg u. seinem Neffen Eberhard zu Stande.

**Ural** (bei den Kosaken Jaik genannt), nach der gewöhnlichen Anschauungsweise Grenzfluß zwischen Europa u. Asien; entspringt in 631 m. Seehöhe in einer der höchsten Schluchten des Kalgantau im südl. U., fließt bis Orsk südl., wendet sich dann bis Uralsk nach W., um von da bis zu seiner mehrarmigen Mündung in den Kaspisee wieder südl. zu fließen. Der 284 M. lange Strom ist fast ohne Schiffahrt, weniger des ungünstigen Fahrwassers wegen, das, obgleich nicht tief, doch zur Schiffahrt hinreicht, als vielmehr infolge des wenig begünstigten Uferlandes u. der Menschenarmuth, denn schon von Ilek an, gegen 100 M. vor seiner Mündung, tritt er in die unfruchtbare Salzsteppe ein. Dagegen ist der Fischfang bedeutend. Der größte rechte Nebenfluß des U. ist der 55 M. lange Kamysch-Ssakmara, auf dem viel Holz geflößt wird; der größte linke der 67 M. lange, vom Magaldirgebirge in der Kirgisensteppe kommende Ilek.

**Ural** (d. i. Gürtel), lat. Montes Riphaei, russ. Semlännii od. Kammenoï-Pojas, nach gewöhnlicher Auffassungsweise das Grenzgebirge zwischen Europa u. Asien, reicht von den Küsten des nördl. Eismeeres bis zum Becken des Kaspi- u. Aralsees, streicht im Allgemeinen in nordsüdl. Richtung u. hat eine Länge von gegen 500 M. Man pflegt dasselbe in eine nördliche, mittlere u. südl. Partie zu zerlegen. Der nördl. Theil, vom Eismeer bis zur Petschoraquelle, ist ein rauhes u. wildes, vielfach zerrissenes Felsengebirge, meist ohne Vegetation, obgleich es sich nicht bis zur Schneegrenze erhebt u. keine Gletscherbildung zeigt. Da, wo im südl. Theile Wald auftritt, hält sich gern das Elenthier auf. Der 1267 m. hohe Syrty ist seine höchste Erhebung. Dieser nördl. Theil des U. läßt





sich, obgleich nur 11 M breit, in mehrere Parallelketten zerlegen, die Längenthäler zwischen sich haben. Er zeigt mehrfache tiefe Einsenkungen, durch welche bequeme Pässe führen; über diese erhält bei der NL des Gouvernements Archangelsk sein Getreide aus Sibirien. Die Gebirge der Waigatschinsel jenseit der Jugorischen Straße u. das der Doppelinsel Nowaja-Semlja hinter der Karischen Straße scheinen Fortsetzungen seines Nordwesttheiles, des Pöchoïgebirges, zu sein, wenigstens deuten ihre Thonschieferfelsen auf die Gleichheit der Bildung mit den der devonischen u. silurischen Formation angehörigen Gesteinen des nördl. U. hin.

Nr. 5337. Landschaft aus dem Ural.

Der mittlere od. Metall-U., südl. bis zu der Quelle der Ufa reichend, ist von mäßiger Erhebung, mehr ein breites Tafelland als ein Kettengebirge, das sich sehr allmählich nach W., noch langsamer nach O. hin senkt. Der Nurtschum (1462 m.), der Kyrtym (1300 m.) u. der Kumba (1016 m.) gehören zu seinen höchsten Bergen. Der Paß von Perm nach Jekaterinenburg ist die wichtigste Passage über diesen mittlern U. Sein Metallreichthum erstreckt sich auf Gold, Silber, Kupfer, Platin u. Eisen. Ueber 1/3 der ganzen russ. Eisenproduktion, ziemlich 5 Mill. Centner, liefert dieser Theil des U. allein. Das Gold, seit 1745 entdeckt, hat bis 1869: 615 Mill. Rubel Ausbeute gegeben. Die Ausbeute des wegen seiner Dehnbarkeit berühmten Kupfers betrug 1850: 110,526 Ctr. Vom Platin, 1824 entdeckt, hat man 1857: 674 Ctr. gewonnen. Auch Steinkohlen finden sich hier. —

Nr. 5338. Festung Uralsk im Ural.

Der südl. U. geht dreitheilig von der Ufaquelle nach S. Der östl. Theil heißt südöstl. von Slatoust Ilmengebirge, südlicher Djebyk-Karagan, dann Kara-Edyr u. endlich Muchadjagebirge. Letzteres senkt sich schließlich bis zu 61 m. über die Steppe nach dem Aralsee herab. Der mittlere Theil, die Irendikkette, Kyrktyk u. Aktuba, hat eine mittlere Höhe von 800 m. Die westl., höher als die beiden anderen, u. an ihrem Endpunkte 25 M. von der östl. entfernt, trägt als höchste Gipfel den 1536 m. hohen Iremel (1536 m.), den Taganai (1049 m.), den Jurma (1051 m.) u. viele andere Berge. Von ihr geht der bis zur Wolga streichende Obschtschij-Syrt aus, der das dortige Tiefland in einen mit europ. Vegetation gesegneten nördl. u. in einen mit brennend heißer Salzsteppe besetzten südl. Theil trennt. Die Straßen von Ufa über Slatoust u. die von Orenburg über Orsk sind die wichtigsten Pässe über den südl. U.

**Uran** (Uranium), ein metallischer Grundstoff, dessen Sauerstoffverbindung, das Uranoxyd, zuerst von Klaproth im J. 1789 in zwei ziemlich seltenen Mineralien, der Pechblende (Uranpecherz) u. dem Uranglimmer, entdeckt wurde. Das in diesem Uranoxyd enthaltene reine Uranmetall wurde jedoch erst 1841 von Peligot dargestellt u. von diesem u. von Wöhler seinen Eigenschaften nach näher untersucht. Das U. ist im feinvertheilten Zustande ein schwarzes Pulver, im kompakten Zustande ein sehr hartes, aber etwas schmiedbares Metall; es läuft an der Luft gelblich an, schmilzt erst in der Weißglühhitze und verbrennt an der Luft, zum Glühen erhitzt, mit großem Glanze zu Uranoxyd. Das spez. Gewicht des geschmolzenen U.s ist 18,4, also beinahe so hoch, wie das des Goldes, das Aequivalent u. Atomgewicht ist = 60, das chemische Zeichen des U.: Ur. Das schon erwähnte Uranoxyd (Uransusquioxyd od. auch Uransäure genannt) hat eine rothe Farbe; beim Glühen geht es in dunkelschwarzgrünes Uranoxyduloxyd (Ur O, $Ur_2O_3$) über. Mit Säuren bildet das Uranoxyd die Uransalze, welche größtentheils krystallinisch, meist auch in Wasser löslich sind u. eine gelbe od. grünlichgelbe Farbe besitzen. Am häufigsten trifft man von diesen im Chemikalienhandel das salpetersaure Uranoxyd (Uranium nitricum) u. das essigsaure Uranoxyd (Uranium aceticum) an. Letzteres wird zu quantitativen Phosphorsäurebestimmungen benutzt. Durch reduzirende Substanzen werden die Uranoxydsalze in Uranoxydulsalze übergeführt; dieselben besitzen meist eine grüne Farbe, das reine Oxydul ist braun gefärbt. Man hat auch die Uransalze für die Zwecke der Photographie vorgeschlagen, indem dieselben lichtempfindlich sind, d. h. durch das Licht zersetzt werden. Wenn man ein im Dunkeln z. B. mit salpetersaurem Uranoxyd imprägnirtes u. getrocknetes Papier unter einem Negativ dem Kopirprozeß unterwirft, so erhält man ein schwaches Bild, das durch Silberlösung verstärkt werden kann. Das Verfahren, Uranverfahren genannt, hat jedoch wenig Eingang gefunden. Unter dem Namen Urangelb kommt ein schweres, schön gelbes Pulver in den Handel, das aus Uranpecherz im Großen bereitet wird u. aus Uranoxydnatron besteht, einer Verbindung, in welcher das Uranoxyd dem Natron gegenüber gewissermaßen die Rolle einer Säure spielt. Man benutzt das Urangelb als feine Malerfarbe sowie auch zum Färben feiner Seifen. Die Hauptverwendung findet es jedoch zur Herstellung des bekannten gelben Glases, Uranglas genannt, dem man durch Zusatz von etwas Kupferoxyd beim Schmelzen eine gelbgrüne bis smaragdgrüne Färbung geben kann. Auch in der Porzellanmalerei wird das Urangelb, zuweilen auch schon das rohe gemahlene Uranpecherz benutzt.

**Uranglimmer,** diesen Namen führen zwei sehr seltene, in ihrer äußern Erscheinung ähnliche Mineralien, die beide phosphorsaures Uranoxyd enthalten, das eine aber nebenbei noch phosphorsauren Kalk, das andere phosphorsaures Kupferoxyd. In ersterem Falle wird das Mineral Kalkuranit od. auch blos Uranit genannt, im zweiten Falle Kupferuranit od. Chalkolith. Beide Mineralien kommen in sehr kleinen, tafelförmigen, stark glänzenden Krystallen, einzeln auf Gesteinsflächen aufgewachsen, seltener zu Drusen vereinigt vor. Der Kalkuranit besitzt eine schwefelgelbe bis zeisiggrüne Farbe, der Kupferuranit ist gras- bis smaragdgrün; beide sind durchsichtig, beide auch wasserhaltig. Der U. findet sich im Erzgebirge bei Johanngeorgenstadt, Joachimsthal, Eibenstock u. Schneeberg, ferner in Cornwall u. bei Limoges.

**Urania,** eine der neun Musen, u. zwar die der Sternkunde. Sie wird von der bildenden Kunst dargestellt mit der Himmelskugel, auf welche sie mit einem Stabe deutet. Von Apollon wurde U. Mutter des Linos, von Bacchos Mutter des Hymenäos. — U. ist der Titel eines lyrisch-didaktischen Gedichtes von Tiedge (s. d.).

**Urania,** ein von Hind zu London 22. Juli 1854 entdeckter, zwischen Mars u. Jupiter um die Sonne kreisender Planetoid; sein Zeichen ist (30).

**Uranit,** s. „Uranglimmer“.

**Uranocker** ist natürliches Uranoxyd, ein sehr seltenes Mineral.

**Uranographie** (vom griech. *οὐρανός*, Himmel, u. *γράφειν*, beschreiben), die Beschreibung des Sternhimmels.

**Uranos** (griech., d. h. Himmel) ist in der griech. Mythologie der erstgeborene Sohn der Ge (Erde) u. zeugte mit seiner Mutter die Titanen (s. d.), die Kyklopen (s. d.) u. die Hekatoncheiren, d. h. die hundertarmigen Riesen Kottos, Briareos u. Gyes. Als U. die Kyklopen u. Hekatoncheiren in den Tartaros verwiesen hatte, wurde er von den Titanen, welche Ge dazu aufgereizt hatte, vom Throne gestürzt. Kronos, der jüngste der Titanen, schnitt dem U., als dieser herankam, Ge zu umarmen, mit einer Sichel das männliche Glied ab u. warf es ins Meer; aus dem Schaume, der darum sich anhäufte, ging Aphrodite hervor, während aus den Blutstropfen die Erynnien, die Giganten u. die Melischen Nymphen entstanden.



**Uranpecherz** (Uranpechblende, Nasturan), ein pechschwarzes, glänzendes, seltener graulich-schwarzes Mineral, derb, scheinbar amorph, gewöhnlich in plattenförmigen od. krummschaligen Stücken vorkommend, besteht der Hauptsache nach aus Uranoxyduloxyd, enthält aber gewöhnlich noch variable Mengen von Eisen, Blei, Arsen, Kalk, Magnesia, zuweilen auch Vanadin u. Selen, so daß man nur selten U. antrifft, welches mehr als 80% Uranoxyduloxyd enthält. Man findet das U. an denselben Orten, wo der Uranglimmer gefunden wird. Die jährliche Ausbeute soll auf sächs. u. böhm. Seite des Erzgebirges sich auf ca. 300 Ctr. belaufen. Die Verarbeitung des U.es auf der österr. Seite des Erzgebirges geschieht ausschließlich in Joachimsthal; im J. 1874 wurden daselbst 3920 Kg. Urangelb im Werthe von 76,709 fl. dargestellt. Die Menge des ausgebrachten U.es betrug im J. 1874 daselbst 5191 Kg.

**Uranus** ist ein den Alten unbekannt gewesener, erst am 13. März 1781 von Wilhelm Herschel entdeckter Planet. Seine mittlere Entfernung von der Sonne beträgt 389,100,000, die größte 411,900,000 u. die kleinste 366,300,000 M. Die tropische Umlaufszeit um die Sonne beträgt 83 Jahre 271 Tage 11 Stunden. Der Durchmesser des U. beläuft sich auf 8000 M., sein Rauminhalt ist 90mal so groß als der der Erde. Dabei ist er nur etwa $^1/_6$ mal so schwer als eine gleich große Wassermasse. Es wirkt daher die Schwere auf ihm trotz seiner Größe nur $^7/_{10}$ so stark wie auf der Erde. Flecken hat man wol auf dem U. bemerkt, aber noch nicht daraus die Rotationszeit um die Achse bestimmen können. Man kennt bei U. mit Sicherheit 4 Satelliten od. Monde (Ariel, Umbriel, Titania u. Oberon, s. „Planeten“, Tabelle C.). Die Bewegungsrichtung derselben ist merkwürdigerweise fast senkrecht zu seiner Bahn, so daß man daraus geschlossen hat, auch die Rotationsachse des Uranus läge nahe in der Ebene seiner Bahn.

Nr. 5339. Uranus und Erde in ihrem Größenverhältniß.

**urban** (lat. urbānus, von urbs, Stadt), stadtmäßig (im Gegensatz zu bäuerisch), höflich, wohlgesittet, artig; **Urbanität**, städtische Feinheit, Höflichkeit, Artigkeit, feine Lebensart.

**Urban** ist der Name von acht röm. Päpsten. **U. I.** aus Rom, (223—30), soll unter Alexander Severus als Märtyrer gestorben sein; sein Heiligentag ist der 25. Mai. — **U. II.** (1088—99) hieß eigentlich Odo von Lagny u. stammte aus Frankreich. Anfangs Kanonikus in Rheims, wurde er nachmals Abt von Clugny, Bischof von Ostia u. 1088 Papst. Als solcher hielt er alle die Ansprüche Gregor's VII. gegenüber dem Kaiser Heinrich IV. aufrecht, obgleich er 1091—93 vor dem kaiserlichen Gegenpapste Clemens III. aus Rom weichen mußte. Sein Ansehen wuchs bes. durch sein energisches Auftreten gegen den ehebrecherischen König Philipp von Frankreich, den er durch den Bannfluch zur Unterwerfung nöthigte, sowie durch seinen Kampf gegen die Investitur (s. d.) der Bischöfe durch Laien. Verdienstlicher war sein Eifer für das Zustandekommen des ersten Kreuzzugs; auf dem Konzil zu Clermont (1095) entflammte er selbst durch eine feuerige Rede zur Theilnahme an dem Zug u. verhieß Allen, die im Kampfe sterben werden, vollkommenen Ablaß u. den Rang von Märtyrern. Er starb 29. Juni 1099. — **U. III.** (1185—87), eigentlich Lambert Crivelli aus Mailand, war zuerst Archidiakonus zu Bourges, dann zu Mailand, 1182 Erzbischof daselbst u. Kardinal. Als Papst lag er beständig in erbittertem, aber erfolglosem Kampfe gegen Kaiser Friedrich I.; er starb 19. Okt. 1187. — **U. IV.** (1261 bis 1264), eigentlich Jakob Pantaleon aus Troyes, wurde Kanonikus daselbst, dann Bischof zu Lüttich. Als Papst benutzte er die kaiserlose Zeit zur Befestigung der päpstlichen Macht in Deutschland, starb aber schließlich zu Perugia (2. Okt. 1264) auf der Flucht vor dem König Manfred von Sizilien, nachdem er denselben mit dem Bann belegt u. Sizilien an den Grafen Karl von Anjou vergeben hatte. Von U. rührt die allgemeine Einführung des Fronleichnamsfestes her. — **U. V.** (1362—70), eigentlich Wilhelm Grimoard aus Südfrankreich, hatte früher an mehreren franz. Universitäten als Rechtslehrer gewirkt, wurde dann Abt zu Auxerre, endlich zu Marseille u. aus letzterer Stellung 28. Okt. 1362 auf den päpstlichen Stuhl erhoben. Die Residenz der Päpste befand sich damals in Avignon. U. erkannte die große Gefahr, welche dem Papstthum aus

der Trennung von Rom erwuchs, u. siedelte daher trotz des Widerspruchs der meisten Kardinäle im Sommer 1367 nach Italien über. Aber seine Bemühungen um die Herstellung einer strengeren Sittenzucht u. die Abschaffung des geistlichen Stellenhandels scheiterten meist an der Unlust der Bischöfe; im Sept. 1370 mußte er sich sogar auf das Drängen der franz. Kardinäle zur Rückkehr nach Avignon entschließen u. starb daselbst 13. Nov. Seiner Anordnung gemäß wurde er in Marseille begraben. — **U. VI.** (1378—89), eigentlich Bartholomäus von Prignano aus Neapel, vor der Stuhlbesteigung Erzbischof von Bari. Seine Wahl (8. April 1378) war von dem Volke durchgesetzt worden, da dieses nur von einem Italiener das Verbleiben in Rom erwartete, während zahlreiche Kardinäle die Rückkehr nach Avignon verlangten. Als nun vollends U. thatkräftig gegen die allgemeine Verderbniß einschritt, versammelten sich die erzürnten Kardinäle zu Anagni, erklärten seine Wahl für ungiltig u. stellten (20. Sept. 1378) Clemens VII. als Gegenpapst auf. Letzterer nahm natürlich seine Residenz in Avignon, u. so war das 30jährige Schisma des Papstthums hereingebrochen. U. wurde zwar von Deutschland, England etc. als Papst anerkannt, hatte aber in Italien selbst beständig mit Unruhen zu kämpfen u. befand sich sogar längere Zeit auf der Flucht. Sein herrisches Wesen u. grausame Hinrichtungen, die er angeordnet hatte, trieben auch seine Anhänger ins Lager des Gegenpapstes. Er starb zu Rom 15. Okt. 1389, vielleicht vergiftet. — **U. VII.**, eigentlich Johann Baptist Castagna aus Rom, Erzbischof von Rossano, starb bereits 12 Tage nach seiner Erwählung, 27. Sept. 1590. — **U. VIII.** (1623—44), eigentlich Maffeo Barberini, geb. 1568 zu Florenz, hatte sich durch wichtige Dienste, die er als päpstlicher Nuntius in Frankreich leistete, zuletzt (1608) zum Erzbischof von Spoleto aufgeschwungen. Seine Wahl zum Papste erfolgte 6. Aug. 1623. Seine Neigung zu politischen u. kriegerischen Händeln fand in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges reiche Nahrung. Bei aller Gleichgiltigkeit gegen die Kirche versäumte er doch keine Gelegenheit, die Ansprüche derselben auf das Schroffste geltend zu machen. So gab er 1627 der berüchtigten Nachtmahlsbulle (s. d.) ihre letzte Form, verdammte 1633 die Lehre des Galilei (s. d.) u. 1842 den „Augustinus" Jansen's (s. „Jansenisten"). Nach ihm als Stifter führt das Collegium de propaganda fide zu Rom (s. „Mission", Bd. V, Sp. 507) auch den Namen Collegium Urbanum. Eine Sammlung von Gedichten U.'s VIII. wurde 1634 (zu Antwerpen) u. öfter herausgegeben. Er starb 29. Juli 1644.

**Urbar** (altdeutsches Wort), Ertrag; davon mit lat. Endung Urbarium, ein Verzeichniß der urbaren u. daher steuer- u. zinspflichtigen Ländereien einer Gemeinde od. eines größeren Bezirks.

**Urbarmachung** ist die Vorbereitung eines wüsten od. schlecht benutzten Bodens, um demselben höhere Erträge abzugewinnen. Diese Vorbereitung geschieht durch die Beseitigung von Hindernissen, welche der Pflanzenproduktion entgegenstehen, u. zwar können hierbei in Betracht kommen: Umbruch des früheren Holzbestandes, Umbruch von Oedland od. Wiesen, Umbruch von Heide, Moorkultur, Teichkultur, Sprengkultur. Beim Umbruch von Gehölz werden die Stöcke ausgerodet, der Boden geebnet u. mit einer Frucht, gewöhnlich zuerst Hafer, bestellt, wobei eine Kalkung od. Mergelung von großem Vortheil ist. Dasselbe geschieht beim Umbruch von Wiesen zu Ackerland, wobei Kalken u. Mergeln die Verwitterung des Bodens beschleunigt u. die vorhandenen Säuren neutralisirt. Ehe man zum Anbau von Früchten (Oelfrüchte, Hafer od. Rüben) schreitet, muß die etwa erforderliche Entwässerung ausgeführt, die Grasnarbe vollständig zersetzt sein. Zur Kultivirung von Heide sollte nur geschritten werden bei Ueberschuß von Dünger od. bei der Möglichkeit, Dünger durch Zukauf erwerben od. den Boden mergeln zu können. Die Moorkultur wird in zweierlei Weise ausgeführt. Ist das Moor kein eigentliches Hochmoor u. ist daher der Torfstich nicht lohnend, so legt man breite Ackerbeete an, welche von tiefen Gräben umgeben werden. Dieselben werden bis in den Untergrund — den Sand — vertieft, u. der heraufgebrachte Sand wird einige Centimeter hoch über die Krume ausgebreitet. Durch Mischung des Sandes mit der letzteren erhält der Moorboden eine bessere physische Beschaffenheit. Als bes. gelungen u. beachtenswerth sind die Moordammkulturen des Herrn Rimpau in Cunrau am Drömling zu erwähnen. Bei Hochmooren u. bei der Möglichkeit, diese zu entwässern, ist die sog. Fehnkultur der Holländer die rationellste. Die Moore werden von einem Netz von Kanälen durchzogen, welche zur gründlichen Entwässerung u. zur Schiffahrt dienen. Nachdem hierdurch das Moor trocken gelegt ist, beginnt das Stechen des Torfes, welcher auf den Kanälen zum Markt befördert wird. Nach der Beseitigung der Torfschicht wird die Herstellung eines Ackerbodens in der Weise eingeleitet, daß der Untergrund, welcher gewöhnlich aus Diluvialsand mit erratischen Blöcken besteht, mit Moorerde gemischt u. mit Dünger aus den Städten u. Marschen, mit Seeschlamm etc. versehen wird. Durch diese Kulturmethode haben die älteren Fehnkolonien häufig die Erträge der Marschen erreicht. In den unkultivirten, od. bisher nur zur Brandkultur benutzten Mooren Deutschlands ist nach dieser Richtung hin noch Manches einer bessern Kultur zu erschließen. Ueber die zeitweise Entwässerung von Teichen oder Seen zur mehrjährigen Benutzung als Ackerland s. „Teiche". In neuester Zeit ist durch Hamm die Sprengkultur zur U. gänzlich unproduktiven Bodens empfohlen worden u. hat sich dieselbe auch sehr rasch Eingang verschafft. Als Sprengmittel dienen Dynamite, welche in einer Minenanlage zur Explosion gebracht werden, u. kann mittels derselben sowol gänzlich unproduktiver Boden durch Entfernung von Felsbänken aus dem Ackerlande od. Herstellung von Vertiefungen im Gestein, ferner minder gute Bodenfläche durch Zertrümmerung nahe der Oberfläche liegender Steinpartien (Ortstein) od. undurchlassender Schichten, Beseitigung von Findlingen sowie Bodenlockerung od. Zerklüftung auf Tiefen, in die kein Ackergeräth reicht, erzielt, auch die rasche u. billige Beseitigung von Wurzelstöcken bewirkt werden.

**Urbino**, Hauptstadt der ital. Provinz Pesaro e Urbino, mit 5162 E. (1871), liegt in 450 m. Seehöhe in den östl. Ausläufern des Apennin, im umbrischen Gebirge, höchst malerisch auf zwei Hügeln, von denen die weniger schroffe Kuppe den herzoglichen Palast, die Kathedrale u. die reizende, jetzt verlassene Kirche S. Giovanni trägt. Die im Innern düstere Stadt mit engen, winkeligen Straßen u. Häusern, aber von eigenthümlichen Naturreizen umgeben, ist Sitz der Provinzialbehörden u. eines Erzbischofs, hat ein Theater, welches die erste ital. Komödie zur Darstellung brachte, ein für die urbinatische Malerschule wichtiges Museum, mehrere Kirchen mit berühmten Gemälden etc. U. fertigt Seiden- u. Hanfwaaren, Hüte u. hat eine große Nadelfabrik. U. ist die Vaterstadt Rafael's (s. d.). Eine alte Stadt Umbriens, zur Römerzeit Urbinum Hortense genannt, fiel U. in die Hände der Gothen, kam durch Belisar wieder an Rom, wurde langobardisch, durch Pipin fränkisch u. ging durch die sog. Schenkung des Exarchats an den bischöflichen Stuhl von Rom über. Seit 1345 im Besitze des Hauses Montefeltro u. seit 1508 in dem der della Rovere, hatte es das Glück, eine Reihe trefflicher Fürsten zu besitzen, die neben ihren kriegerischen Thaten auch in der Förderung von Kunst u. Wissenschaft ihren Ruhm suchten. Der letzte Herzog setzte den päpstlichen Stuhl zum Erben ein, der seine Erbschaft (damals 7 Städte u. gegen 300 Schlösser umfassend) 1631 antrat. Seit 1861 gehört es zum Königreich Italien.

**Urethra**, die Harnröhre, s. „Harn".

**Urf** (arab., d. h. eigentlich bekannt, schicklich, billig, gerecht), ein türk. kaiserl. Kabinetsbefehl.

**Urfehde** (mittelhochdeutsch urvêhede, von urvêch, frei von Feindschaft), feierliches Gelöbniß, für erlittene Feindschaft od. Strafe sich nicht rächen, auch nach etwa erfolgter Stadt- od. Landesverweisung das betreffende Gebiet nicht wieder betreten u. dessen Bewohner unbehelligt lassen zu wollen.

**Urformation**, Urgebirge, unter diesem Namen versteht man die ältesten, versteinerungsfreien, nicht eruptiven Gebirgsarten, nämlich den Gneiß, Glimmerschiefer u. Urthonschiefer.

**Urga** (von den Mongolen Kuren genannt), Stadt in China mit 40,000 (nach früheren Angaben 70,000) E., Hauptstadt im Lande der Kalkhamongolen, liegt in 1330 m. Seehöhe an der Tola, einem Nebenfluß der Selenga, in rauher Gegend vor dem heiligen Berge Chana-Ula, hinter dem die Wüste Gobi beginnt, u. ist ein wichtiger Punkt an der Straße von Peking nach Kiachta. U. besteht meist aus Jurten, ist von einem Pfahlwerk umgeben u. bildet den Sitz der beiden höchsten chinesischen Beamten der Mongolei u. des Guison-Tamba, eines Chutuchtu, d. i. eines Stellvertreters des Dalai Lama, also des höchsten buddhistischen Geistlichen. Neben dessen prachtvollem Palast mit vergoldeten Kuppeln u. Spitzen giebt es ein großes Kloster für 3000 Lamen, in der Mitte der Stadt, große Tempel, bes. am Chan-Ula, schöne Häuser der chinesischen Beamten u. Kaufleute. U. ist das Ziel unzähliger buddhistischer Pilgerfahrten u. beherbergt viele Tausende von Priestern.

**Urgendsch** od. Jengi- od. Jany- (d. i. Neu-) U., Stadt mit 10- bis 20,000 E. u. Centralpunkt des auswärtigen Handels des turanischen Khanats Khiwa, liegt in der angebautesten u. industriellsten Gegend desselben im Mündungsgebiet des Amu an Kanälen $^3/_4$ Stunde vom Flusse, liefert vortreffliche Früchte u. Seide, in ganz Mittelasien als U.-Tschapani berühmte Röcke u. ist die Handelsniederlage zwischen Buchara u. Rußland. Die chiwanischen Kaufleute nennen sich selbst auf den Märkten in

Centralasien Urgendschi. In der Nähe sind die Ruinen der alten Stadt Giaur. Die Reste von Kunja-Alt (U., der ehemaligen Residenz des Khans von Chowaresm, welche 1388 von Timurlenk u. nach ihrem Wiederaufbau noch einmal am Ende des 17. Jahrh. von den Kalmüken zerstört wurde, liegen weiter abwärts am muthmaßlichen alten kaspischen Arm des Amu.

**Urgeschichte** ist ein Theil der Kulturgeschichte (s. d.), welcher sich mit dem frühesten Auftreten des Menschen auf der Erde beschäftigt, u. welcher die Erkenntniß der körperlichen Beschaffenheit, der Sitten u. Gebräuche, der verwandtschaftlichen u. Rassenbeziehung des vorgeschichtlichen Menschen, die Urzustände des gesammten Menschengeschlechts aus den Ergebnissen der Ausgrabungen in Gräbern, Höhlen, Pfahlbauten 2c. entnimmt. Man hat die U. in drei Perioden: die Stein-, Bronze- u. Eisenzeit, eingetheilt; allein neuerlich wollen Manche nur die Eintheilung in Stein- u. Metallzeit gelten lassen, da Bronze u. Eisen wenigstens bei der Urbevölkerung Deutschlands gleichzeitig in Gebrauch waren; auch ist es fraglich, ob nicht die Stein- u. Metallzeit bei verschiedenen Völkern gleichzeitig neben einander hergingen. Literatur: Tylor, „Early history of mankind“ (Lond. 1870; deutsch Lpz. 1873); Lubbock, „Prehistoric times“ (3. Aufl., Lond. 1872; deutsch Jena 1874); Dawkins, „Cave Hunting“ (Lond. 1874; deutsch Lpz. 1876); Corazzini, „I tempi preistorici“ (Verona 1874); Le Hon, „L'homme fossile en Europe“ (Brüssel u. Par. 1867); Caspari, „Urgeschichte der Menschheit“ (Lpz. 1873); Bär, „Der vorgeschichtliche Mensch“ (Lpz. 1874); Ratzel, „Sein u. Werden der organischen Welt. Eine populäre Schöpfungsgeschichte“ (Lpz. 1869); Oberländer, „Der Mensch vormals u. heute“ (Lpz. 1878).

**Urheber** (lat. auctor). Unter U., einem nam. im Strafrecht wichtigen Begriffe, versteht man Denjenigen, in dessen Person u. Handlung sich sowol der subjektive als der objektive spezielle Thatbestand des in Frage stehenden verübten Verbrechens vollständig vereinigt findet. Paßt bei der nämlichen verbrecherischen That der erwähnte Begriff auf mehrere Personen, so bezeichnet man sie als Miturheber. Sie können physische (Mitthäter) od. intellektuelle (Anstifter) sein; Erstere nehmen gemeinschaftlich die Handlung, welche das Verbrechen ausmacht, vor; Letztere bestimmen einen Andern zu der von ihm begangenen strafbaren Handlung durch Geschenke od. Versprechen, Drohung, Mißbrauch des Ansehens u. der Gewalt, durch absichtliche Herbeiführung od. Beförderung eines Irrthums, durch Rath od. durch andere ähnliche Mittel. Regelmäßig ist die Strafe des Anstifters der des Thäters gleich u. richtet sich nach dem Gesetze, welches auf die Handlung Anwendung findet, zu welcher er wissentlich angestiftet hat.

**Urheberrecht.** Die ausschließliche Befugniß zur Verwerthung eigner geistiger Schöpfungen, bez. Erfindungen, auf literarischem, künstlerischem u. gewerblichem Gebiete. In reinster Gestalt tritt dieses Recht, das erst in neuester Zeit gebührende Anerkennung u. entsprechenden gesetzlichen Schutz gefunden hat, bei literarischen Erzeugnissen, d. h. bei Schrift- od. Druckwerken (sowol prosaischen wie poetischen Inhalts, von wissenschaftlicher od. volksthümlicher Haltung) hervor, welche in Büchern, Broschüren, Zeitblättern, Musikalien 2c., den äußeren Trägern u. Verbreitungsmitteln des Geisteswerkes, als Waare auf den buchhändlerischen Markt gelangen. Der hierbei zu erzielende Ertrag wird in volkswirthschaftlichem Sinne als angemessenes u. gegen fremde Ausnutzung (z. B. durch Nachdruck) zu schützendes Entgelt für die Arbeit u. Mühwaltung, für die Kosten u. das Risiko angesehen, welche theils der Urheber (Autor, Schriftsteller), theils der Verleger (Buchhändler) aufwendet, indem Letzterer meist gegen Vergütung (in Form eines bestimmten Honorares od. der Gewinnbetheiligung) vom Urheber das sog. Verlagsrecht, d. h. das Recht zur ausschließlichen Vervielfältigung u. zum gewerbemäßigen Vertrieb des Geisteswerkes, erwirbt. Frühere Anschauungen hatten Mangels anderer vorhandener Rechtsformen, in welche das U. einzureihen, dasselbe unter den Begriff desjenigen Rechtes, welches seinem Inhaber den ausschließlichsten Genuß gewährleistet, gebracht, d. h. ein sog. geistiges Eigenthum aufgestellt, dessen strenge Durchführung jedoch, da ein wirkliches Eigenthum von Gedanken unfaßlich erscheint, weder seitens der Gesetzgebung noch der Praxis möglich gewesen ist. Die neuere Lehre hat deshalb zum Schutze schöpferischer geistiger Leistungen ein besonderes Recht, das U. geschaffen, welches in der ausschließlichen, also gegen fremde Ausbeutung geschützten Verwerthung gipfelt u. gegenwärtig gesetzlichen Schutz in bald größerer bald geringerer Wirkung wie Dauer auf den verschiedenen Gebieten genießt. Dahin gehört bei Druckwerken der Schutz gegen Nachdruck auf Lebenszeit des Urhebers u. noch 30 Jahre nach seinem Tode für die Erben (deutsches Reichsgesetz vom 11. Juni 1870), bei dramatischen, bez. dramatisch-musikalischen Kompositionen der Schutz gegen unbefugte Vervielfältigung u. Aufführung (vgl. § 50–56 dieses Gesetzes), bei Kunstwerken (Gemälden, Kupferstichen, Holzzeichnungen 2c., Bildhauerarbeiten, dagegen nicht Bauwerken), Schutz gegen unberechtigte Nachbildung (Reichsgesetz vom 9. Jan. 1876), bei Photographien ein unter gewissen Formalitäten gewährter u. auf 5 Jahre beschränkter Schutz gegen Nachmachung (Reichsgesetz vom 10. Jan. 1876), bei Mustern u. Modellen für gewerbliche Erzeugnisse ein unter bestimmten Voraussetzungen auf 1 bis 3 Jahre gewährter Schutz gegen Nachahmung (Reichsgesetz vom 11. Jan. 1876), endlich bei industriellen Erfindungen ein unter gewissen Vorbedingungen u. Formalitäten gewährter Patentschutz (Patentgesetz vom 25. Mai 1877). Wer unbefugt den Urheber in diesen seinen Rechten schädigt, ist ihm zur Leistung von Schadenersatz verpflichtet; nach Befinden trifft den Zuwiderhandelnden eine bis auf 3000 Mk. ansteigende Geldstrafe. Das Recht des Urhebers geht auf dessen Erben über. Es kann beschränkt od. unbeschränkt durch Vertrag od. durch Verfügung von Todeswegen auf Andere übertragen werden. — Vgl. Dambach, „Das Musterschutzgesetz 2c. erläutert“ (Berl. 1876) u. „Das Patentgesetz für das Deutsche Reich erläutert“ (ebd. 1877).

**Uri,** der Größe nach der 11., der Einwohnerzahl nach 22. Kanton der Schweiz, reicht nördl. bis an den Vierwaldstädter See u. wird begrenzt im N. von den Kantonen Unterwalden u. Schwyz, östl. von Glarus u. Graubünden, südl. von Tessin u. westl. von Wallis, Bern u. Unterwalden. Er umfaßt das Gebiet der obern Reuß bis zur südl. Bucht des Vierwaldstädter Sees, dem Urner See, mit allen rechts u. links liegenden Seitenthälern, also außer dem eigentlichen Reußthale u. seiner obern Fortsetzung, dem Urserenthale mit dem Ober- u. Unteralpnachthale, das Thal des Göschenenbaches, das Mayenthal, das Waldnachthal u. das in den Urner See mündende Isenthal auf der linken u. das Teufenthal, das Maderanerthal mit Eli- u. Rübletenthal, das Schächenthal u. das unmittelbar in den See sich öffnende Riemenstaldenthal rechts. Nur kleine Striche liegen außerhalb des Reußgebietes im Gebiete der Muotta, der Linth u. der Engelberger Aa. Der Kanton erhält auf diese Weise eine Größe von 19,541 □M. mit nur 16,107 E. (1870), d. i. 824 auf die Quadratmeile. U. ist also nächst Graubünden mit 703 E. auf die Quadratmeile der am schwächsten bevölkerte Kanton. Sein ganzes Gebiet ist mit Ausnahme der erwähnten Thäler eine wilde Gebirgslandschaft, umsäumt von einer gewaltigen Alpenmauer, die im W. die Riesen Uri Rothstock, Titlis, Sustenhorn u. Galenstock trägt, im S. mit Mutthorn, Ursernspitz, Luzendro, Finudo u. Fibia, die sämmtlich zur Gotthardgruppe gehören, besetzt ist, u. östl. im Sixmadun, im Crispalt, in der Windgalle, in den Clariden u. im Roßstock die höchsten Erhebungen hat. Außer im N. vermitteln daher nur hochliegende Pässe die Verbindung mit den Nachbarkantonen: der Gotthardpaß mit Tessin, die Furka mit Wallis, der Sustenpaß aus dem Mayen- ins Gadmenthal mit Bern, der Surenenpaß vom Waldnachthal zur Engelberger Aa mit Unterwalden, der Cluspaß über die Balmwand vom Schächenthal zum Urnerboden mit Glarus u. der Kreuzlipaß vom Maderanerthal nach Disentis mit Graubünden. Das Klima ist daher mit Ausnahme der tiefer liegenden Partien des Reußthales von Flüelen bis Amsteg rauh u. unwirthlich. Viehzucht ist demnach die Haupterwerbsquelle. Man zählte 1866: 11,107 Rinder (in den tieferen Strichen Schwyzerrasse, in den oberen Graubündener), 1868 Kälber, 13,150 Ziegen, 12,872 Schafe, 1551 Schweine u. 428 Pferde. Der Milchertrag liefert den guten Urseren- u. Maderanerkäse. Ackerbau wird nur auf 5400 Hektaren, d. i. etwa auf dem 20. Theile des ganzen Gebiets, getrieben u. bringt kaum den 6. Theil des erforderlichen Getreides. Obstbäume, Kastanien u. Nußbäume gedeihen noch prächtig am Urner See u. im Reußthale bis Amsteg. Der Wald bedeckt etwa 9 % der Bodenfläche u. liefert das Holz für 20 Sägemühlen, fast die einzigen industriellen Etablissements des Kantons. Eben so unbedeutend ist der Handel, obgleich die Gotthardstraße u. künftig die Gotthardbahn einen Haupthandelsweg zwischen der Schweiz u. Italien bildet. Die Bewohner sind streng katholisch. Ihre Schulbildung, sehr erschwert durch die schwache Bevölkerung u. die große Entfernung der einzelnen Höfe von den Schulorten, ist eine mangelhafte. Der Kanton zerfällt in die Bezirke Uri u. Urseren. Der Hauptort ist Altorf od. Uri mit 2724 E. (1870). — U. ist nach seiner Verfassung vom J. 1837 ein rein demokratischer Staat. Die Souveränetät ruht im Volke, welches sich selbst Verfassung u. Gesetze giebt. Es giebt keine Unterthanenverhältnisse, keine Vorrechte weder der Geburt noch der Person. Die Landsgemeinde beschließt über die gesammte Gesetzgebung, über Steuern u. Anleihen, über die Kantonsbürgerrechte u. vollzieht alle wichtigeren Wahlen. Sie versammelt sich ordentlicherweise jeden 1. Mai (außerordentlicherweise, wenn 7 Mann aus 7 verschiedenen Familien den Antrag stellen od. der Landrath sie beruft. Die Stimm- u. Wahlfähigkeit in ihr beginnt für Kantonsbürger mit dem zurückgelegten 20. Jahre. Der Wahlmodus ist das Handmehr. Jeder Gewählte muß wenigstens für eine Wahlperiode das Amt annehmen. Der Landrath, der die Gesetzesvorschläge beräth, die Gesetze auslegt, auch Interimsgesetze erlassen darf, den Staatshaushalt überwacht u. überhaupt

die stellvertretende gesetzgebende u. souveräne Gewalt ist, besteht aus dem Landammann, dem Landesstatthalter, dem Präsidenten des Kantonsgerichts u. je einem Vertreter von 30 Seelen, der auf 4 Jahre gewählt wird. Er versammelt sich ordentlicherweise nur dreimal im Jahre. Der Regierungsrath, aus den höchsten Kantonalbeamten zusammengesetzt, übt die vollziehende polizeiliche Gewalt aus. Außerdem hat jeder der beiden Bezirke einen Bezirksrath, der die Bezirksgemeindebeschlüsse vollzieht u. das Bezirksgut verwaltet. Als oberste richterliche Behörde besteht das Kantonsgericht, unter welchem das Kriminalgericht u. die Bezirksgerichte U. u. Urseren stehen. Die Amtsdauer der Oberrichter ist zwei, die der anderen vier Jahre. Die Staatsreligion ist die röm.-kathol.; die Volksbildung u. Erziehung ist unter den Einfluß der Kirche gestellt. Urkundlich tritt U. zuerst 853 auf; damals schenkte König Ludwig der Abtei Frauenmünster in Zürich das Pagellum Uraniae. In den folgenden Jahrhunderten erwarben auch das Kloster Wettingen, die Grafen von Rapperswyl, die Freiherren von Attinhausen u. Andere verschiedene Rechte im Urner Lande. Seine Reichsunmittelbarkeit wurde ihm 1240 durch Kaiser Friedrich II. bestätigt. Die Revolution 1308 hatte zur Folge, daß sich U. mit Schwyz u. Unterwalden zur Eidgenossenschaft verband u. demnach, wie jene, zu den Schweizer Urkantonen gehört. 1410 nahm es das Urserenthal in seinen Schutz, kaufte später auch jenseit des Gotthard das Livenerthal am Ticino, konnte dasselbe aber nur mit aller Kraftanstrengung halten. Nach Auflösung der alten Eidgenossenschaft 1798 wurde U. mit Schwyz, Unterwalden u. Zug zum Kanton Waldstätten vereinigt, wogegen es sich mit aller Gewalt sträubte u. dafür Napoleon's kräftigen Arm fühlen mußte. In diesem Jahrhundert war seine Politik jederzeit streng konservativ u. ultramontan, wie diejenige von Unterwalden; es war auch, wie dieses, Mitglied des Sonderbundes.

**Uria,** ein Hethiter u. Heerführer der Israeliten unter König David. Mit des U. Weibe Bathseba stand David in einem ehebrecherischen Verhältniß u. beschloß den Gatten aus dem Wege zu räumen. Mit einem verschlossenen Briefe, welcher den Befehl enthielt, den Ueberbringer im Kampfe an die gefährlichste Stelle zu senden, ward U. an David's Oberbefehlshaber Joab geschickt u. verlor, da Joab dem Befehle Folge gab, im Kampfe sein Leben. Man nennt daher einen solchen, dem Ueberbringer Verderben bringenden Brief einen Uriasbrief.

**Urkunde** (documentum, instrumentum), s. „Diplom" u. „Diplomatik". In der Rechtssprache nennt man U. in weiterem Sinne eine bewegliche Sache, die durch ihre Existenz od. ihr Dasein den Richter von der Wahrheit einer Thatsache zu überzeugen geeignet ist. In engerem u. eigentlichem Sinne versteht man darunter ein Schriftstück, das von einer Person herrührt u. regelmäßig von derselben unterzeichnet worden ist. Dasselbe kann beim Beweise zweifelhafter od. bestrittener Thatsachen, sog. Urkundenbeweis, benutzt werden, doch muß, damit dies der Fall sein könne, das Schriftstück nicht blos den Erfordernissen genügen, welche an jede Beweisurkunde zu machen sind, also sog. absolute Beweiskraft besitzen (so nam. nicht zerrissen, durchstrichen, verfälscht sein), sondern es muß aus seinem Inhalte auch gerade diejenige Thatsache erhellen, welche bewiesen werden soll, sog. hypothetische Beweiskraft. Außer im Strafprozesse kommt nam. auch in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten die U. als Beweismittel vor. Die Deutsche Reichscivilprozeßordnung § 380 f. unterscheidet zwischen: 1. Privaturkunden, d. i. solchen, welche von einer Privatperson als Aussteller unterschrieben od. mittels gerichtlich od. notariell beglaubigten Handzeichens unterzeichnet sind; 2. öffentlichen U.n, welche von einer öffentlichen Behörde, einem öffentlich Angestellten od. einem Notar ausgehen. Dergleichen giebt es drei Arten, nämlich: a) U.n, welche von einer öffentlichen Behörde über eine vor ihr abgegebene Erklärung innerhalb der Grenzen ihrer Amtsbefugnisse, od. von einer mit öffentlichem Glauben versehenen Person innerhalb des ihr zugewiesenen Geschäftskreises in der vorgeschriebenen Form aufgenommen sind; b) die von einer Behörde ausgestellten, eine amtliche Anordnung, Verfügung od. Entscheidung enthaltenden U.n (z. B. Urtheile, Beschlüsse); endlich c) öffentliche U.n, welche einen andern als den vorerwähnten Inhalt haben, z. B. Protokolle über von einer öffentlichen Behörde gemachte Wahrnehmungen, Zeugnisse ꝛc. Nur gegen die an zweiter Stelle gedachten U.n ist der Gegenbeweis ausgeschlossen; wo ein solcher aber zulässig ist, liegt er Demjenigen ob, der das Gegentheil von dem behauptet, was in der U. steht. Vermag der Kläger bei Ansprüchen, welche die Zahlung einer bestimmten Geldsumme od. die Leistung einer bestimmten Quantität anderer vertretbarer Sachen od. Werthpapiere zum Gegenstande haben, die sämmtlichen zur Begründung des Anspruchs erforderlichen Thatsachen durch U.n nachzuweisen, so kann er die Form des Urkundenprozesses zur Durchführung seiner Rechte nach § 555 der Reichscivilprozeßordnung wählen. Dieser ist insofern günstig für ihn, als der Beklagte nur mit Einreden gehört wird, die er ebenfalls durch U.n od. durch Eideszuschiebung nachzuweisen vermag. Andere Einreden hat der Richter ihm, dem Beklagten, zwar im Urtheile vorzubehalten, es wird aber hierdurch die Zwangsvollstreckung nicht gehemmt, vielmehr muß der Beklagte seine Einreden in dem an den Urkundenprozeß sich anschließenden ordentl. Verfahren ausführen. — Urkundenfälschung nennt man sowol die Verfälschung einer echten U. als auch die fälschliche Anfertigung einer solchen; das Deutsche Strafgesetzbuch (§ 267) verlangt aber noch weiter zum Thatbestand des Verbrechens, daß der Fälscher von der gefälschten U. zu rechtswidrigem Zwecke Gebrauch macht. Besonders hervorgehoben u. mit schwerer Strafe bedroht wird von demselben Gesetzbuch (§ 348) der Fall, wenn ein Beamter, der zur Aufnahme öffentlicher U.n befugt ist, innerhalb seiner Zuständigkeit vorsätzlich eine rechtlich erhebliche Thatsache falsch beurkundet od. in öffentliche Register od. Bücher falsch einträgt. Der Verfälschung einer U. wird übrigens gleich geachtet die Beiseiteschaffung, Beschädigung od. Vernichtung einer solchen, sofern diese Handlung zum Zwecke einer rechtswidrigen Täuschung geschieht. Manche Gesetzbücher behandeln die Urkundenfälschung als einen Fall ausgezeichneten Betruges, während das Deutsche Strafgesetzbuch (§ 268) in der Absicht, einen Vermögensvortheil durch Täuschung zu erreichen, einen Strafverschärfungsgrund beim Verbrechen der Urkundenfälschung erblickt.



Nr. 5340. Bronzeurne, Gräberfund aus der südgermanischen Eisenzeit.

Nr. 5341. Knochenurne in Sitta nova gefunden.

Nr. 5342—47. Graburnen aus Hünenbetten.

**Urmia,** s. „Urumia".

**Urnen** (lat., von urna, Gefäß zum Wasserschöpfen, Wasserkrug) heißen vorzugsweise die bauchigen, meist thönernen, doch zuweilen auch aus Metall gefertigten Gefäße, deren sich die alten Deutschen u. Slaven zur Aufbewahrung der verbrannten Gebeine der Todten u. derjenigen Gegenstände, die dem Todten im Leben bes. werth gewesen waren, bedienten u. die in den Grabhügeln beigesetzt wurden. Die in bedeutender Anzahl in den Gräbern gefundenen, aus vorchristlicher Zeit stammenden U. sind aus freier Hand, ohne Anwendung der Drehscheibe, aus einer Mischung von Thon u. zerstampftem Granit geformt u. im Feuer hart gebrannt, wobei die Färbung theils von der dazu verwendeten Erde, theils von dem mehr od. weniger starken Brennen abhing. Ob die ältesten U., die der Steinzeit angehören, stets wirkliche Aschenurnen waren, ist wol zweifelhaft; die der Bronzezeit waren es nur zum Theil, oft wurden sie auch als Hausgeräth den Todten mit ins Grab gelegt. Aus dieser Zeit, wo sie schon um den Bauch mit Verzierungen von Kreis-, Spiral- od. Wellenlinien versehen sind, unterscheidet man die größeren Beinurnen, rund bauchige Vasen mit engem od. weitem Hals, häufig mit einem od. zwei Henkeln, von den kleineren Aschenurnen, die in mannichfaltiger Form

vorkommen u. zum Sammeln der Asche des verbrannten Leichnams dienten. Urnenartige Gefäße der mannichfaltigsten Form aus Thon, Marmor, Erz, auch aus Holz mit Verzierungen in Schnitzwerk kannten übrigens schon die Griechen, denen sie aber nur als Zierrath dienten; die Römer, welche die U. von den Griechen kennen lernten, stellten od. hängten sie in den Grabmälern zum Andenken an Verstorbene auf.

**Urquhart** (spr. Örkert), David, engl. Reisender, Politiker u. Publizist, geb. 1805 zu Braelangwell (schott. Grafschaft Roß Cromarty); studirte in Oxford Mineralogie, Nationalökonomie u. Orientalia, begleitete 1827 den Lord Cochrane nach Griechenland, für dessen Freiheitskampf er eine lebhafte Theilnahme empfand, besuchte nach dem Frieden von Adrianopel die Türkei u. kehrte 1831 nach England zurück, wo er dann durch Wort u. Schrift zu beweisen suchte, daß die Türkei keineswegs ein verfallender Staat sei, daß aber Rußland, u. zwar zum Nachtheil Englands, den Untergang des Osman. Reiches bezwecke. Im Interesse dieser antiruss. Agitation hielt er sich 1833—34 u. 1836—37 wieder in Konstantinopel auf, das letzte Mal als engl. Gesandtschaftssekretär; auch ging dann damit seine heftige u. nachdrückliche Polemik gegen die Palmerston'sche Politik Hand in Hand. Erst 1847 hatte seine Kandidatur fürs Parlament Erfolg, doch ward er seit 1852 wegen seiner excentrischen Einseitigkeit nicht wieder gewählt. Nichtsdestoweniger setzte er seinen Kampf fort, so nam. in zwanglosen Heften, die unter dem Titel „Portfolio“ erschienen, in der „Free Press“ u. in der „Diplomatic Review“. Auch stiftete er an verschiedenen Orten „Ausschüsse für auswärtige Angelegenheiten“, doch schmolz die Zahl seiner Anhänger mehr u. mehr zusammen. U. kannte das System der russ. Politik wie nur Wenige; er gelangte häufig in frühen Besitz wichtiger Aktenstücke u. deckte oft geheime Zusammenhänge auf, von denen Niemand eine Ahnung hatte, allein seine fanatische Bewunderung des echten Türkenthums, von dem er sogar die Wiedergeburt Europa's erhoffte, seine rücksichtslosen Anklagen nicht blos gegen wirklich Schuldige, sondern auch gegen manchen unanfechtbaren, höchstens im Irrthum begriffenen Charakter u. seine schroff royalistische Gesinnung in engl. Staatsangelegenheiten mußten nach u. nach entfremdend auch bei seinen Jüngern wirken. In den letzten Jahren trat er sogar mit der ultramontanen Richtung in enge Verbindung. Er starb zu Nizza im Mai 1877. Von seinen Schriften sind bes. zu erwähnen: „Turkey and its resources“ (Lond. 1833); „England and Russia“ (ebd. 1834); „The Sultan Mahmoud and Mehemed-Ali-Pasha“ (ebd. 1834); „Reflections on thoughts and things“ (2 Bde., ebd. 1836); „Spirit of the East“ (ebd. 1838); „Exposition of the affairs of Central-Asia“ (ebd. 1840); „Exposition of the boundary differences between Great-Britain and the United-States“ (Glasg. 1840); „The pillars of Hercules, a narrative of travels in Spain and Marocco“ (2 Bde., Lond. 1850); „The mystery of the Danube“ (ebd. 1851; deutsch, Berl. 1853); „Progress of Russia in the West, North and South“ (Lond. 1853) u. „The Lebanon“ (ebd. 1860).

**Urquiza**, Justo José de, ehemaliger Präsident der Argentin. Republik, geb. in der La Plata Provinz Entre Rios 19. März 1800; schwang sich während der Kriege in den La Plata Staaten von einem Gaucho zum General empor, als welcher er seit 1836 unter dem Diktator Rosas (s. d.) eine Division gegen die Unitarier befehligte, u. wurde 1840 Gouverneur von Entre Rios. In den folgenden Jahren machte er Einfälle in Uruguay u. brachte (1845) dem Unitarier Ribera bei India-Muerta eine große Niederlage bei. Als 1851 der Diktator Rosas seine Komödie mit der Amtsniederlegung wieder in Scene setzte, nahm ihn U. beim Wort u. erklärte seine Vollmacht für erloschen. Mit ihm fielen die Provinzen Entre Rios u. Corrientes von Rosas ab. Die weiteren Ereignisse: den Sturz Rosas', die Erhebung U.'s zum provisor. Direktor der Argentin. Konföderation im Mai 1852, seine Bekämpfung durch die Unitarier in Buenos Aires, das sich dann von den übrigen Staaten trennte, seine Ernennung seitens der letzteren zum konstitutionellen Direktor der Argentin. Konföderation 20. Nov. 1853 2c., s. unter „Argentina“. U. nahm später den Titel „Präsident“ an, trat 8. Febr. 1860 zurück, war in der Folgezeit wiederholt Gouverneur von Entre Rios u. betheiligte sich gewöhnlich bei den Aufständen in Santa Fe u. Corrientes, um die Staaten der Argentina zu reinen Föderativstaaten umzuwandeln. Auch 1870 war er wieder Gouverneur, als er 12. April desselben Jahres von Lopez Jordan in einem Aufstande ermordet wurde. Er hinterließ 64 anerkannte Kinder.

**Ursache u. Wirkung.** Die allenthalben nachgesprochene Behauptung, daß jede Veränderung, die an einem Dinge wahrgenommen werde, auf eine Ursache zurückgeführt werden müsse, u. daß somit in allem Geschehen eine endlose Wechselbeziehung von U.n u. W.n stattfinde, stellt sich für die philosophische Erörterung nicht so einfach, wie es dem gemeinen Menschenverstand erscheinen könnte. Die Philosophie bezeichnet den angenommenen Zusammenhang zwischen U.n u. W.n als das Gesetz der Kausalität od. Ursächlichkeit (vom lat. causa, Ursache). Nun reicht aber die Erfahrung des Menschen nicht weiter, als daß auf gewisse Vorgänge gewisse andere zu folgen pflegen, u. für diese Aufeinanderfolge der Vorgänge hat er den Begriff der Kausalität erfunden. Eine ganz andere Frage aber ist, ob jene Aufeinanderfolge zu der Annahme einer innern Einwirkung berechtige. Daß sich z. B. das Wasser bei einem gewissen Kältegrad zu Eis verdichtet, ist eine Thatsache der Erfahrung; in welcher Weise aber die Natur des Wassers durch den Einfluß der Kälte umgebildet werde, vermag Niemand befriedigend zu erklären. Nach den Einen geschieht es durch das Aufeinanderstoßen der Stofftheile (sog. physische Einwirkung), nach den Andern durch eine Selbstbewegung des Dinges, welches den Einfluß erfahrt; noch Andere nehmen die gleichzeitige Einwirkung einer dritten Kraft (der Weltseele od. auch Gottes) an, od. verzichten überhaupt ganz auf den Begriff der Kausalität als einer leeren Auskunft, mit der die Philosophie nichts anfangen könne. Daß sich die Frage noch ungleich schwieriger gestaltet auf dem Gebiete der rein geistigen Einwirkungen, versteht sich von selbst. Kant begnügte sich daher, den Begriff der Kausalität für eine der ursprünglichen Kategorien der menschlichen Betrachtungsweise zu erklären, d. h. für eine der Formen, unter welchen der Verstand die Dinge betrachten müsse, ohne daß daraus für den wirklichen innern Zusammenhang etwas zu erschließen sei. — Abgesehen von diesen verwickelten Streitfragen unterscheidet man im gewöhnlichen Sprachgebrauch zwischen Grund- od. Erstlingsursachen (causae primariae) u. abgeleiteten od. Mittelursachen (causae secundariae), die sich zu ersteren als Wirkungen verhalten. Genau genommen sind dann aber alle sog. Ursachen thatsächlich nur Mittelursachen, u. es erhebt sich hier wieder eine vielumstrittene Frage, ob nämlich die Kette der Wirkungen eine ewige (anfangslose) od. der Ausfluß einer thatsächlich ersten Ursache sei. Die Kirchenlehre beantwortet diese Streitfrage einfach mit dem Hinweis auf den Begriff Gottes als der causa primaria schlechthin.

**Ursula**, die Heilige. Nach einer mittelalterlichen Legende, die etwa im 12. Jahrh. ihre jetzige Gestalt erhielt, war U. die Tochter des Königs Diognetus von England. Von einem heidnischen Fürsten, Holofernes, zur Gemahlin begehrt, forderte sie den Uebertritt desselben zum Christenthum u. außerdem eine dreijährige Frist zum Behufe einer Wallfahrt mit ihren 10 Gespielinnen. Mit 11 Schiffen, deren jedes 1000 Jungfrauen trug, gelangte sie auf dem Rhein über Köln nach Basel, von da über die Alpen nach Rom. Den Rückkehrenden schloß sich der Papst Cyriakus mit vielen Geistlichen, in Basel der Bischof mit einer großen Schar von Pilgern an. Zu Schiffe gelangten Alle nach Köln, wurden jedoch hier von den Hunnen unter König Etzel (Attila) überfallen u. sämmtlich ermordet. Auch U. wurde von einem Pfeil durchbohrt (so wird sie daher von den Künstlern dargestellt), nachdem sie die Ehe mit Etzel ausgeschlagen. Durch 11,000 Engel wurden hierauf die Hunnen verjagt; die Kölner aber begruben die 11,000 Jungfrauen am Rhein, indem sie zugleich den Namen einer Jeden auf einem Denkstein verewigten. Auf dem Begräbnißplatz wurde nachmals eine Kirche erbaut u. dieselbe bis heute sehr heilig gehalten. — Daß die Legende in dieser Form geschichtlich unmöglich ist, wurde schon frühzeitig erkannt; im 3. Jahrh., wohin sie verlegt wird, gab es weder einen Papst Cyriakus, noch Hunneneinfälle in Deutschland. Auch die zahlreichen anderen Gestalten der Ursulasage in England 2c. sind nicht minder abenteuerlich. Nach neueren Forschungen war Ende des 9. Jahrh. nur von 11 Jungfrauen die Rede; erst 200 Jahre später sind diese zu 11,000 geworden, u. der Irrthum rührt wahrscheinlich daher, daß man in dem Bericht über die XI M. Virgines statt XI Martyres Virgines (11 jungfräuliche Märtyrer), vielmehr XI Millia (11,000) las. Andere nehmen an, daß als geschichtlicher Kern die Ermordung der U. u. einer beträchtlichen Zahl britischer Frauen festzuhalten sei; das Ereigniß falle in die Zeit der angelsächs. Eroberung, woraus die Flucht so vieler Britinnen zu erklären sei. In der That waren damals (um 450)

die Hunnen bis Köln vorgedrungen. Sehr geringen Werth hat natürlich die Ueberlieferung, daß man 1155 durch Visionen zur Ausgrabung des Gräberfeldes bei Köln bewogen worden sei, worauf dann die heil. Elisabeth, Aebtissin von Schönau, gleichfalls durch Visionen über Zahl, Namen u. Schicksale der 11,000 Jungfrauen eingehend belehrt wurde. Als Heiligentag der U. u. der 11,000 wird in der Kathol. Kirche der 21. Okt. gefeiert.

**Ursulinerinnen** (so genannt zu Ehren der heil. Ursula, s. d.), ein flußreicher katholischer Nonnenorden, 25. Nov. 1535 von einer frommen Jungfrau, Angela Merici aus Desenzano am Gardasee, zu Brescia gestiftet, war Anfangs eine freie Vereinigung für Werke der Barmherzigkeit u. bes. den Unterricht junger Mädchen ohne bindendes Gelübde, erhielt aber allmählich eine festere Gestalt. Angela wurde 1537 zur Oberin erwählt, starb aber schon 27. Jan. 1540. Die päpstliche Bestätigung des Ordens erfolgte 1544. Klösterliche Gestalt erhielt derselbe erst nach seiner Einführung in Frankreich; an die Kongregation von Paris (1611), welche 1612 eine feste Nonnenregel erhielt, schlossen sich mehrere andere, so daß die Zahl der Klöster im 18. Jahrh. bis auf ca. 350 mit ca. 20,000 Nonnen wuchs. Etwa gleich groß war die Zahl der nicht klösterlichen U. in Italien u. der Schweiz. Der große Einfluß, den die U. ehedem bes. im Unterricht jüngerer Mädchen ausübten, ist gegenwärtig durch ihre Verdrängung aus den Schulen infolge des „Kulturkampfes" (bes. in Deutschland u. der Schweiz) sehr zurückgetreten.

**Urtheil** in logischem Sinne heißt eine solche Verknüpfung zweier Begriffe, bei welcher der eine als Näherbestimmung od. Merkmal des andern aufgestellt wird. Der näherbestimmte Begriff heißt Subjekt (s. d.), der bestimmende Prädikat (s. d.). Jedes U. tritt somit in Gestalt eines Satzes auf, obschon nicht jeder Satz nothwendig ein U. enthält. Die U.e zerfallen nach ihrer Quantität in allgemeine, besondere u. einzelne; nach ihrer Qualität in bejahende, verneinende u. unendliche (limitirende); nach der Relation in kategorische (bedingungslose), hypothetische (bedingungsweise) u. disjunktive (welche verschiedene Möglichkeiten aufstellen); nach der Modalität endlich in problematische (zweifelnd ausgesprochene), assertorische (versichernde) u. apodiktische (welche mit dem Anspruch auf alleinige Giltigkeit auftreten). Alle diese Formen beziehen sich zunächst auf die einfachen U.e. Da aber auch der aus zwei Vordersätzen abgeleitete Schluß (s. d. u. „Syllogismus") in Gestalt eines U.s auftritt, so wird auch der Schluß sehr häufig kurzweg als U. bezeichnet. Insbes. sind die gewöhnlich so genannten U.e über die Handlungen der Menschen, über politische Ereignisse 2c. erst das Ergebniß einer Verknüpfung von U.en, während die sog. Geschmacksurtheile nicht auf logischen Schlüssen, sondern auf unmittelbaren persönlichen (subjektiven) Eindrücken beruhen.

**Urtheil** in juristischem Sinne, s. „Erkenntniß".

**Urtheilskraft** heißt die Fähigkeit des menschlichen Denkvermögens (Verstandes), die Dinge mit den ihnen zukommenden Merkmalen zu verbinden u. so Urtheile (s. d.) aufzustellen. Ist danach ein gesunder Verstand nicht denkbar ohne U. überhaupt, so ist doch der Grad derselben in Bezug auf Schnelligkeit, Richtigkeit u. Gründlichkeit des Urtheils überaus verschieden u. man spricht demgemäß von einer hervorragenden, gesteigerten 2c., wie von einer mangelhaften od. schwachen U. Kant unterscheidet in seiner „Kritik der U." von 1790 zwischen einer subsumirenden, welche das zu beurtheilende Einzelne nach den feststehenden allgemeinen Thatsachen mißt, u. einer reflektirenden U., welche von den einzelnen Erscheinungen zu dem sie bestimmenden Gesetze hindurchzudringen sucht.

**Urticaceen**, Nesselgewächse; kraut- od. strauchartige, dikotylische Pflanzen mit getrenntgeschlechtigen Blumen, welche, in Rispen, Köpfchen od. Knäueln gestellt, eine vier- bis fünffach od. auch gar nicht getheilte Hülle für die männlichen Befruchtungswerkzeuge, eine zwei- bis fünftheilige Hülle für die weiblichen, 4—5 Staubgefäße u. einen Griffel in je einer der betreffenden Blüten enthalten u. eine einfächerige nußartige Frucht mit einem Samen entwickeln. Vertreter dieser Familie sind die Nesseln (s. d.). Eine Eigenthümlichkeit, welche andere Nesselgewächse (s. „Boehmeria") in großartigstem Maßstabe verwerthbar macht, ist die, verspinnbare Fasern zu erzeugen. Einige Arten liefern eßbare knollige Wurzeln; z. B. Urtica tuberosa in Bengalen. Die röm. U. (U. pilulifera) gehört Südeuropa an, kommt in Deutschland eingeführt nur im Mansfeldischen vor u. liefert schleimig-ölige Samen, welche ehedem in den Apotheken gebräuchlich waren.

**Uruguay** od. Republica oriental del U., südamerik. Republik, welche, so lange sie unter span. Herrschaft stand, den Namen Banda Oriental führte, liegt 30—35° südl. Br. u. zwischen 52 u. 59° westl. L. von Greenwich, grenzt im NO. u. N. an die brasilianische Provinz Rio Grande do Sul, im W. an die argentinischen Staaten Corrientes u. bes. Entre Rios, im Uebrigen an den Atlantischen Ozean u. umfaßt 3284 □M. (nach José M. Reyes: 3958) mit 445,000 E. (1876 nach A. Vaillant).



Die Grenze bildet im W. der Uruguayfluß, im N. der Cuareim, im O. die Cuchilla (Gebirge) de Santa Anna, der Yaguaro u. die Laguna Mini. Außer der letztern giebt es noch 4 größere Strandseen an der Südostküste: die Laguna Tijuntas, de Castillos, de Rocha u. de José Ignacio. Die Küste ist meist niedrig, sandig u. für den Verkehr wenig günstig, die besten Häfen haben Montevideo u. Maldonado. Die wellenförmige, fast ganz baumlose Ebene, welche im Allgemeinen das Land bildet, trägt mehrere, nicht bis 700 m. steigende, aus dem brasilianischen Hochlande herabziehende Bergketten, im N. von NO. nach SW. die Cuchilla del Haedo u. von ihr nach W. streichend die nördlichere C. de Belem u. die südlichere C. del Taiman; von O. nach W. in der Mitte von U. erstrecken sich 2 mit demselben Namen: C. grande belegte, die Wasserscheide zwischen dem Flusse U. u. dem Ozean bildende Hügelreihen, die eine südlich vom Rio Negro, die andere südlich vom Rio Yi. Von größerem Werth als die Küste sind für U. die das Land erschließenden Flüsse, die zum allergrößten Theil in den die Westgrenze bildenden Hauptfluß, den Uruguay, münden. Dieser entspringt im Westabhang des Küstengebirges der brasilianischen Provinz Santa Catharina, 20 M. vom Meere, ca. 27° südl. Br., der wichtigste Quellfluß ist der Canoesfluß. Genau nach W. strömend, bildet er die Grenze der brasilian. Provinzen Parana u. Rio Grande do Sul, dreht sich nach SW. u. scheidet nun die letzteren von dem argentinischen Territorio de Missiones, bis er von 30° 5′ südl. Br. an sich ganz nach S. wendet u. zwischen Argentinien u. dem Staate U. hinfließend seiner Mündung in den Rio de La Plata unter fast 34° südl. Br. u. 59° westl. Länge zueilt. Im Oberlaufe von ungeheuern Wäldern eingerahmt, hat er meist felsige, von den Ueberschwemmungen, die im Frühling u. im Sept. u. Okt. eintreten, nicht angegriffene Ufer, fast nur hohe u. vegetationsreiche Inseln u. klares, wohlschmeckendes Wasser. Nördlich von U. empfängt er zahllose, das Südende des brasilianischen Hochlandes entwässernde Zuflüsse, bes. von links, unter denen der Ybicuy Guassu der bedeutendste ist. Von der Grenze von U. an erhält er aus der westl. flachen argentinischen Seite nur Bäche, dagegen von dem rechten hohen Ufer von U. größere Flüsse, von N. nach S. aufgezählt den Arapey, Daiman, Queguay u. den Rio Negro, seinen größten Zufluß u. den Hauptstrom von U., der, in Brasilien entspringend, von NO. nach SW. fließt, das Land in zwei Hälften theilt, von rechts die vereinigten Tacuarembo, Yaguavi u. Caraguatai, u. von links den größten Rio Yi u. den Arroyo Grande aufnimmt u. bis zur Stadt Mercedes für kleine Seeschiffe fahrbar ist. Der wasserreiche u. schon außerhalb des Staates U. 3000 m. breite Fluß U. bildet von der Mündung an aufwärts eine treffliche Wasserstraße für große Seeschiffe bis zu seinen, übrigens bei Hochwasser ganz bedeckten Stürzen (Saltos), welche ihn von 31° 5′ südl. Br. an einen ganzen Breitengrad lang unterbrechen. Noch bei Paysandu, $32\frac{1}{3}$° südl. Br., ist er einmal bis 600 m. eingeschnürt, dann aber verbreitert er sich immer mehr, hat 12 M. weit eine Menge schöner Palmeninseln u. erscheint endlich, ganz langsam dahinfließend, auf einer Strecke von 18 M. wie ein breiter See, der von einer fruchtbaren, stark bevölkerten Küstenlandschaft mit herrlicher Natur eingerahmt ist. Seine Länge beträgt 225 M., sein Stromgebiet gegen 7200 □M.; an der Mündung führt er pro Sekunde 12,000 Kbm. Wasser, Dampfer gehen jetzt nur bis zum Salto aufwärts. Von den direkten Küstenflüssen des Landes sind der Rio Santa Lucia, westl. von Montevideo, u. die in die Laguna Mini mündenden vereinigten Cebollati u. Ulimar grande die wichtigsten. Seen giebt es außer den Strandseen in U. nicht, Wälder in wirklich tropischer Weise nur in den feuchten östlichen Landschaften, dichte Baumbestände von Cocos Yatai nordwärts, sonst sieht man nur mächtige Agavehecken. Das Klima ist gemäßigt u. gesund, im Ganzen trocken u. windig, der kälteste Monat ist der Juli. Der sehr fruchtbare Boden wird infolge der schwachen Bevölkerung weniger zum Ackerbau benutzt, obgleich außer allen europ. Fruchtarten auch manche tropische, wie Zuckerrohr, ausgezeichnet gedeihen. Von Mineralien sind Bleiglanz, Kupfer, Antimon, auch Silber u. Gold, schöne Achate u. Marmor zu finden; von wilden Thieren sind die gewöhnlichsten der riesengroße Nandu, dessen Federn sehr geschätzt werden, Hirsche, Füchse 2c. Unter der sehr gemischten menschlichen Bevölkerung befinden sich fast keine Ureinwohner, nur Mischlinge von ihnen u. den Weißen, die Guachos; in deren Händen ruht vor Allem die Viehzucht, deren Produkte den Reichthum des Landes bilden, da es vortrefflicher Weiden die Fülle giebt. Die Guachos herrschen durchaus auf den hier nur Campos genannten Pampas des innern Landes. Häute, Wolle u. gesalzenes Fleisch sind die Hauptgegenstände, die sie verkaufen; große Schlacht- u. Einsalzestätten, sog. Saladeros, liegen bei Montevideo; bei Fray-Bentos am Flusse U. wird ein großer Theil des Liebig'schen Fleischextrakts zubereitet. Fast $\frac{1}{3}$ der Bevölkerung setzt sich aus Fremden zusammen, unter denen Spanier, Italiener, Franzosen und Brasilianer am

zahlreichsten sind; wichtig, wenn auch weniger wegen ihrer Zahl, sind die meist in u. um die Hauptstadt angesiedelten Deutschen u. Basken. Doch hat in allerneuester Zeit die Einwanderung Rückschritte gemacht; während 1866–71 jährlich durchschnittlich 17,300 Fremde ankamen, waren es 1872–76: 12,100, ja 1876 nur 5570. Die Regierung des Freistaates ruht in der Hand eines gesetzgebenden, aus 2 Kammern bestehenden Körpers u. eines vollziehenden Präsidenten, die Verfassung gilt für eine der besten in Südamerika; die oberste richterliche Gewalt hat ein Appellationstribunal. An der Spitze der (katholischen) Staatskirche steht ein Bischof; der Unterricht liegt ganz danieder. Die Einnahmen des Staates betrugen 1876 nach Vaillant 5,479,762 Pesos (à 4,2 Mk.), die unumgänglich nöthigen, nicht die vollständigen Ausgaben 4,552,570 Pesos; die Staatsschulden am 1. Jan. 1875: 42,357,695 Pesos; die konsolidirte Staatsschuld stand 1. Jan. 1877 auf: 45,008,170 Pesos. Die Armee zählte 1877: 4080 Mann, darunter 1091 zur Disposition gestellte Offiziere; auf einen aktiven Offizier kommen 3 Soldaten. Die Nationalgarde des ganzen Landes zählt ca. 20,000 Mann. Der Handel kann wegen des in großem Maßstabe betriebenen Schmuggels schwer kontrolirt werden, auf den Zolleinkünften beruhen nämlich die Staatseinnahmen. Die offiziellen Zahlen von 1875 sind: Werth der Einfuhr total: 13,442,000 Pesos, wovon 2,904,000 auf Frankreich, 2,500,000 auf England, 1,716,000 auf Brasilien, 1,103,000 auf Spanien, 1,228,000 auf Cuba u. 483,000 auf Deutschland fallen; Werth der Ausfuhr: 12,693,000 Pesos, wovon England 4,592,000, Frankreich 2,347,000, Belgien 1,215,000, der Union 1,019,000, Brasilien 1,481,000, Deutschland nur 15,000 Pesos zukamen. Von den Produkten hatten Häute einen Werth von 5,451,000 Pesos, Wolle von 2,596,000, gesalzenes Fleisch von 1,575,000, Talg von 912,000, Fleischkonserven u. Extrakt von 324,000 Pesos. In Betreff des Schiffsverkehrs in Montevideo nahmen 1876 die Deutschen neben den Engländern u. Franzosen nach dem Tonnengehalt die dritte Stelle ein; es liefen ein: 1509 Schiffe von 1,115,016 Tonnen, aus: 1441 von 1,004,641 Tonnen. Eisenbahnlinien sind in einer Gesammtlänge von $375\frac{1}{2}$ Km. bis jetzt nur wenige ausgebaut um Montevideo u. eine am Flusse U. entlang von seinem Eintritt in den Staat U. bis zum Salto; von Telegraphen waren 1875: 1542 Km. in Betrieb. Getheilt ist U. in 13 Departements; Sitz der Regierung bildet Montevideo (s. d.). Oestlich von diesem auch an der Küste liegt Maldonado, westl. Colonia an der La Platamündung. Oberhalb an dem Uruguayausflusse liegt Higueritas, den U. aufwärts Fray-Bentos, Paysandu, Salto-oriental, am Rio-Negro, östl. von Fray-Bentos, Mercedes. Keine dieser Städte hat 10,000 E.

**Geschichte.** U., der auf dem östl. Ufer des La Platastromes gelegene Theil des span. Vizekönigreiches Buenos-Aires (s. d.) u. daher gewöhnlich Banda oriental (Ostufer) genannt, war seit der Mitte des 17. Jahrh. die Stätte der Grenzstreitigkeiten mit den Portugiesen in Brasilien u. zugleich eines überaus regen Schleichhandels. Als aber seit 1811 eine span. Kolonie nach der andern sich vom Mutterlande losriß, bemächtigte sich Alvear, ein General der Aufständischen, u. zugleich die Flotte unter Führung des Engländers Brown im Juni 1814 der Hauptstadt Montevideo u. eroberte damit U. für die Freiheit. Alsbald jedoch schwang sich Artigas, ein kühner u. rücksichtsloser Soldat, zum Präsidenten auf u. brachte sogar die meisten Provinzen von Buenos-Aires zur Unterwerfung. Dieses Zerwürfniß benutzte Johann von Brasilien, um 1817 Montevideo „provisorisch" in Besitz zu nehmen, Artigas nach langem Kampfe 1820 zu vertreiben u. U. als cisplatinische Provinz mit seinem Reiche zu vereinigen. Allein das Land selbst protestirte gegen diese Einverleibung, erklärte sich 1822 für Portugal, dessen Regierung König Johann selbst wieder übernommen hatte, während er Brasilien seinem Sohne Don Pedro überließ, wurde zwar im Dez. 1823 überwältigt, rief aber Buenos-Aires zu Hülfe u. errang sich im Frieden von Rio Janeiro 1828 durch engl. Vermittlung die Anerkennung seiner Freiheit als Cisplatinische Republik. Erst 1830 nahm diese nach Vollendung ihrer Konstitution den Namen Oestliche Republik des U. an. Die ersten vier Jahre war Ribera Präsident, dann trat General Oribe an seine Stelle, aber schon 1838 erhob jener die Fahne des Aufruhrs u. kämpfte an der Spitze der farbigen Rinderhirten (Gauchos) u. der vom Diktator Rosas aus Buenos-Aires vertriebenen Unitarier mit Hülfe eines franz. Corps gegen Oribe, dem nun Buenos-Aires zu Hülfe kam. Mehrere Jahre siegreich in U., übertrug Ribera den Kampf auf das feindliche Nachbarland, wurde aber am 27. März 1845 bei India Muerta von Urquiza geschlagen u. flüchtete nach Brasilien. Trotzdem führte U., auch nachdem England u. Frankreich jede Betheiligung aufgegeben hatten, den Kampf gegen Oribe u. Buenos-Aires mit Hülfe Brasiliens u. Urquiza's fort, der sich von Rosas getrennt hatte. Mehrere Siege u. der Sturz Rosas' führten 1852 den Frieden herbei, allein schon 1853 wurde der neue Präsident gestürzt u. Ribera herrschte mit Flores u. Lavalleja über das Land. Der Tod des Ersten machte Flores zum alleinigen Präsidenten, bis 1855 Oribe ihn aus Montevideo vertrieb, aber dann bis zur Herstellung einer Neuordnung sich mit ihm verbündete. Oribe's Tod 1857, Flores' Flucht 1858, ein Vertrag mit Brasilien u. Buenos-Aires 1859 über die Anerkennung U.'s brachten keinen vollkommenen Friedensschluß zwischen den Colorados u. den Blancos, eben so wenig mit jenen Nachbarstaaten. Ende 1864 kehrte Flores zurück, bemächtigte sich mehrerer Städte u. zog im Febr. 1865 in Montevideo ein, das der Präsident Aguirre verlassen mußte. Da Brasilien Flores unterstützte u. Paysandu am U. besetzte, erklärte Paraguay (s. d.) dieses als eine Störung des Gleichgewichts; sein kühner Diktator Lopez begann den Krieg u. drängte sogar durch Verletzung des Gebietes von La Plata dessen Präsidenten, den General Mitre, in die Reihe seiner Gegner. Lopez vernichtete schnell das Heer von U. u. von La Plata, wurde aber vom brasilianischen General Caxias im Aug. 1868 aus seiner Stellung bei Humaita vertrieben u. fand später (1. März 1870) nach vielen Kämpfen den Tod. Inzwischen war Flores im Febr. 1868 ermordet worden, sein Bruder zusammen mit 21 Anhängern wenige Tage darauf plötzlich gestorben. Eine kurze Zeit herrschte Schrecken u. Ruhe, aber U. bleibt doch eine Heimat der Revolutionen. Am 5. Dez. 1874 wurden zwei Obersten, Perez u. Coronado, fechtend bei Mercedes gefangen genommen, weil sie den Präsidenten Elauri absetzen wollten; am 15. Jan. 1875 wurde dieser doch bereits von Pedro Varela verdrängt, unter dessen Herrschaft am 21. Aug. der deutsche Vizekonsul v. Grävenitz ermordet wurde. Seit dem März 1876 hält der Diktator Latorre die Ruhe aufrecht.

**Urumia,** Stadt in der persischen Provinz Azerbeidschan mit gegen 40,000 E., liegt in einer stark bevölkerten, gut bewässerten u. obstreichen Ebene, ist weitläufig gebaut u. von schönen Gärten umgeben. In der Umgegend u. in der Stadt selbst wohnen viele Nestorianische Christen, zu deren Bekehrung die Nordamerikaner hier auch eine eigene Missionsschule haben. Merkwürdig sind die über 20 m. hohen Grabhügel in der Nähe, in denen Münzen aus der Römerzeit gefunden worden sind. $1\frac{1}{2}$ M. östlich von der Stadt liegt in über 1200 m. Seehöhe der Urumiasee od. Derja-Schahi, 81,6 □M. groß (nach Klöden nur 69,77) mit einer größten Tiefe von 15 m., im NO. u. S. von wilden, mit ewigem Schnee bedeckten Bergen überragt, dessen größter Zufluß der Dschagatu von S. ist u. in dessen Umgebung nicht weniger als 37 warme Bittersalz- u. eisenhaltige Quellen von $14\frac{1}{2}$° R. liegen. Acht gut bewaldete Inseln erheben sich über sein Niveau, u. sein weithin die Luft mit starkem Salzgeruch durchdringendes Wasser überschwemmt oft die niedrigen Uferstrecken, deren Sümpfe zu einträglicher Salzbereitung benutzt werden. Er ist fast eben so reich an Salz wie die Seen der Salzsteppen, nach Abich enthalten 100 Theile der festen Stoffe in seinem Wasser 86 % Chlornatrium, 7 % Chlormagnesium u. 6 % schwefelsaures Magnesium. Fische od. andere Thiere fehlen ihm natürlich; ein Abfluß ist nicht sichtbar.

**Urwahl,** bei indirekten Wahlen (s. unter „Wahl") die Vornahme derjenigen Wahl seitens aller aktiv Wahlberechtigten (Stimmberechtigten, Urwähler), aus der die sog. Wahlmänner hervorgehen; die Wahlmänner ihrerseits haben dann die Abgeordneten selbst zu wählen.

**Urwald** (sylva primaeva) nennt man diejenigen Waldungen, welche noch niemals von der Hand des Menschen in ihrem Ganzbestande angerührt wurden, also gleichsam noch so verharren, wie sie aus der Hand der Natur hervorgingen. In Deutschland kennen wir den U. nicht mehr, od. höchstens vielleicht noch in einigen Parzellen des Bayerischen Waldes, nur in Steiermark u. im Böhmer Walde trifft man ihn noch an einigen Stellen. Der eigentliche U. unterscheidet sich augenblicklich von den geforsteten Waldungen durch seine große Unregelmäßigkeit, bes. in Bezug auf seine Gesellschaft, welche freilich in den tropischen Ländern ihren Höhepunkt allein durch ihre außerordentliche Mannichfaltigkeit der Baumformen erreicht.

**Urwelt,** der dem jetzigen vorausgegangene, durch mehrfache Umwälzungen vulkanischer u. neptunischer Art vielfach umgeänderte Zustand der Erde u. die Gesammtheit ihrer Organismen. Die letzteren haben sich theilweise in versteinertem Zustande (s. „Petrefakten") erhalten, theilweise Spuren ihres Daseins in Form von Abdrücken in der zu Gestein erhärteten Erdmasse hinterlassen.

**Urzeugung** („freiwillige" od. „elternlose" Zeugung, generatio aequivoca, g. spontanea, g. originaria) nennt man die Entstehung von Organismen aus organischen Substanzen, wie man sie früher selbst von Weichthieren, Fischen u. Kröten, später wenigstens von Eingeweidewürmern annahm, deren Erscheinen in geschlossenen Körperhöhlen man nicht anders erklären konnte, desgl. die Entstehung von Infusionsthierchen, Räderthieren, Pilzen, Algen in Aufgüssen u. Verwesungsprodukten von Pflanzen u. Thierstoffen, von Milben ꝛc. Heutzutage ist für alle jene Fälle der Ursprung aus Keimen od. Eiern nachgewiesen, denen in der Regel eine sehr bedeutende Lebenszähigkeit zukommt, so daß sie, bei ihrer Kleinheit von der Luft fortgeführt (Panspermie), noch nach langer Zeit

u. an ganz entlegenen Orten zur Entwicklung gelangen können, sobald sie die nöthigen Lebensbedingungen irgendwo vorfinden. Gleichwol ist die Unmöglichkeit einer U. nicht bewiesen u. muß man wenigstens das anfängliche Entstehen niederer Organismen auf diese Weise sich erklären, wie es auch nicht unwahrscheinlich ist, daß jene Bedingungen u. Stoffe, unter u. aus denen die erste Entstehung stattfand, sich auch jetzt noch wiederholen können. Neuerdings ist bes. Pouchet hierfür aufgetreten, der in Pasteur einen eifrigen Gegner fand. Häckel unterscheidet noch von der gewöhnlich angenommenen U. die Selbstzeugung (Autogonie), wonach der unmittelbare Uebergang anorganischer Substanz in individualisirte organische Substanz behauptet wird.

**Usance** (franz., spr. Uesangß), ital. Uso, in der Kaufmannssprache s. v. w. Wechselgebrauch, übliche Zahlungs- od. Wechselfrist.

Nr. 5348. Urwald in Brasilien (zum Art. „Urwald"). Nach einer Originalzeichnung von de M. Forbin.

**Usbeken,** Name eines asiatischen Volksstammes in Turkestan, nach Vámbéry eine eigene türk. Nation, die, in viele (32) Haupttaife (= Stämme) zerfallend, sich über ganz Centralasien verbreitet hätte, nach Peschel ein buntes Gemenge türkisch-mongolischer Elemente, die nicht ethnographisch, sondern nur politisch als die ehemals herrschende Rasse im Reiche Kiptschak, dem westlichen Mongolenreiche, seit der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. zusammengehören. Heute werden als U. die den unterworfenen Tadschiks gegenüberstehenden, bis zum Eindringen der Russen überall in Turan, heute nur noch in Khiwa u. Buchara eigene Regenten besitzenden, eine türkische Sprache sprechenden Völkerschaften bezeichnet. Sie sind roh u. ohne Bildung, ohne Sinn für staatliche Ordnung u. ausdauernden persönlichen Muth, dabei leidenschaftlich u. räuberisch. Körperlich sind sie groß u. gut gebildet, doch ohne einheitlichen Typus; der bei weitem größte Theil ist ansässig u. beschäftigt sich mit Ackerbau, nur wenige sind Nomaden. Alle sind fanatische sunnitische Mohammedaner u. besitzen einen eigenen Romanzensängerstand; ihre Frauen leben durchaus von der Welt abgeschlossen. Die U. erscheinen in der Geschichte zuerst nach Timurlenk's Tode; seitdem sind ihre Hauptstaaten Khiwa, das bes. stolz auf seine usbekische Abkunft ist, Buchara u. Khokand gewesen, von denen der letzte aber seit 1875 ganz, die anderen seit 1866—68 u. 1873 theilweise von den Russen unterworfen worden sind.

**Usedom,** eine zur preuß. Provinz Pommern, Reg.-Bez. Stettin, gehörige Insel an den Odermündungen, ist östlich durch die Swine von der Insel Wollin, südlich durch das große u. kleine Stettiner Haff u. westl. durch die Peene vom Festlande getrennt. Die nach der Landseite zu fjordartig entwickelte, durch das breite, tief einschneidende, fischreiche Achterwasser fast in zwei Theile getrennte Insel ist mit Binnenseen u. hohen Sanddünen vielfach besetzt, hat im 50 m. hohen Golmberge ihre höchste Erhebung u. trägt, wo sich ihre Bodenverhältnisse besser gestalten, kräftigen Wald u. selbst fruchtbare Getreidefelder. U. bildet mit der Insel Wollin den Kreis U.-Wollin (12,25 □M. u. 12,593 E. (1871), wovon etwa $^2/_3$ auf U. kommen. Der wichtigste Ort der Insel ist Swinemünde (s. d.). Im SW. der Insel liegt die Stadt **U.** mit 1717 E. (1871).

**Uschak,** Stadt im türk. Vilajet Brussa (Kleinasien), westl. von Karahissar liegend, ist ein wichtiger Produktenlagerplatz für das Hochplateau von Kleinasien. Die Zahl der Einwohner wird jetzt auf 15,000 angegeben (früher 25,000).

**Ueskub** (Uskup, Uestjüb, das alte Skopia), Stadt im Sandschak Bitolia (Monastir) der Europäischen Türkei, mit 15—28,000 zur Hälfte mohammedanischen, zur Hälfte christlichen E., in schöner Lage in 283 m. Seehöhe auf Hügeln am Wardar u. an der Eisenbahn Salonik-Mitrovitza, ist Sitz eines griech. Erzbischofs, hat ein befestigtes Schloß, treibt ansehnliche Färberei u. ist ein wichtiger Handelsplatz.

**Usninsäure** ist eine der verbreitetsten Flechtensäuren, die sich in den meisten Arten von Cladonia, Usnea, Parmelia u. Ramalina in freiem, unverbundenem Zustande findet. Rein dargestellt erscheint sie in schwefelgelben, glänzenden Krystallblättchen, die bei 200° C. schmelzen, in Wasser u. Weingeist unlöslich sind, sich aber in kochendem Aether gut lösen.

**Ussing,** Tage **Algreen-,** dänischer Jurist u. Politiker, geb. zu Frederiksborg auf Seeland 11. Okt. 1797; studirte in Kopenhagen die Rechte, bereiste 1831—32 Deutschland, Frankreich u. Italien, wurde 1836 Assessor beim Hof- u. Stadtgericht in Kopenhagen, 1841 beim höchsten Gericht u. 1846 mit dem Titel eines Etatsraths Mitglied der dän. Kanzlei sowie Direktor für Justiz u. Polizei in Fühnen, Laaland u. Falster, Jütland, für Bornholm, Island u. die Faröer. Daneben war er seit 1840 Professor der Rechte u. seit 1844 Bürgermeister in Kopenhagen. Auch gehörte er 1835—46 dem dänischen Provinziallandtage an, wo er 1844 den Antrag stellte, durch ein Gesetz die unzertrennliche u. ewige Verbindung der Herzogthümer mit dem Königreiche auszusprechen. Durch diesen mit großer Mehrheit angenommenen Antrag ward der erste Anstoß zu den Uebergriffen der dän. Partei in den Herzogthümern gegeben. Seit 2. März 1848 Generalprokurator des Königreichs u. 1849 in den Reichstag gewählt, wurde er 1854 vom König in den Reichsrath berufen. Er starb 28. Juni 1872 zu Kopenhagen. Er schrieb u. A.: „Handbog

i den danske Criminalret" (2 Bde., 4. Aufl., Kopenhagen 1859); „Laeren om Servituter" (ebd. 1846); „Handbog i den danske Arveret" (ebd. 1855). Auch gab er seit 1841 eine Sammlung von königl. Reskripten u. Resolutionen u. seit 1850 eine Sammlung der dän. Gesetze heraus.

**Ustĕri,** Paul, schweizer. Staatsmann u. Schriftsteller, Sohn des Chorherrn u. Professors Leonhard U. (geb. 1741, gest. 1789) in Zürich, geb. 14. Febr. 1768; studirte in Zürich u. Göttingen Medizin u. wirkte dann in seiner Vaterstadt zunächst als Arzt u. als Lehrer am Medizinisch-chirurgischen Institut. Seit 1797 Mitglied des Großen Rathes, wurde er zum Präsidenten des helvetischen Senates gewählt, in welcher Stellung er nam. auf Verbesserung der Verfassung im Sinne der Einheit od. doch der Verschmelzung kleinerer Kantone zu größeren hinarbeitete. 1798—1803 schrieb er mit seinem Freunde Escher von der Linth den „Schweizer. Republikaner" u. war später längere Zeit in der Redaktion der „Neuen Züricher Zeitung" beschäftigt.

Nr. 5349. Der Mormonentempel zu Utah.

1802 Abgeordneter bei der Consulta in Paris, nahm er als Mitglied der Zehnerkommission an den Konferenzen mit Napoleon Theil. Während der Mediationsverfassung im Kleinen Rath u. seit der Konstitution 1814 im Staatsrath des Kantons Zürich, trat er energisch für Verwirklichung der freiheitlichen Ideen ein, stellte sich aber, über den Leidenschaften der Parteien stehend, den krankhaften Verirrungen des Zeitgeistes entgegen. 1831 entwarf er die neue Verfassung des Kantons Zürich u. wurde trotz seines Widerstrebens zum ersten Bürgermeister u. Präsidenten des Großen Rathes erwählt, starb aber schon 9. April 1831. Er schrieb: „Handbuch des schweizer. Staatsrechts" (deutsch u. franz., 2 Bde., Aarau 1815 u. öfter) u. gab heraus „Repertorium der medizinischen Literatur" (1798—1803) u. „Haller's Tagebuch der medizinischen Literatur" (3 Bde.). Seine „Kleinen gesammelten Schriften" (Aarau 1832) enthalten U.'s Vorträge u. Berichte 1791—1828.

**Ustĕri,** Johann Martin, schweizer. Dichter, geb. 12. April 1763 in Zürich als Sohn eines begüterten Kaufmannes; trat nach beendeter Schulzeit in das Geschäft seines Vaters ein, bereiste Deutschland, wo er Goethe, Klopstock, Claudius u. A. kennen lernte, sowie Holland u. Frankreich, übernahm nach des Vaters Tode das Geschäft, sah sich aber während der Revolutionszeit von mancherlei Verlusten betroffen u. kam schließlich 1803 zu dem Entschluß, dem Geschäft ganz zu entsagen, worauf er sich mehr den öffentlichen Interessen zuwandte. Bei Einführung der neuen Verfassung 1803 ward er in den Großen Rath, 1810 in den Stadtrath gewählt u. 1815 in den Kleinen Rath befördert. Er starb zu Rapperswyl 29. Juli 1827. Als Zeichner u. Maler, wie als Liederdichter u. Erzähler im schweizer. Dialekt hat sich U. ausgezeichnet; bes. erhielt sich sein Name durch das zu einem Volksliede gewordene Gedicht „Freut Euch des Lebens". Unter seinen Dichtungen in Züricher Mundart ist die gelungenste „De Vicari" (Neudruck in Reclam's „Universalbibliothek", Lpz. 1874). U.'s „Dichtungen in Versen u. Prosa" gab mit einer Lebensbeschreibung des Verfassers David Heß heraus (3 Bde., Berl. 1831; 3. Aufl., Lpz. 1877).

**Usukapion,** s. v. w. Ersitzung (s. d.).

**usurpiren** (lat. usurpāre), eigentlich überhaupt gebrauchen, handhaben, ausüben; hauptsächlich aber: sich Etwas widerrechtlich u. mit Gewalt aneignen od. an sich reißen. Usurpation, widerrechtliche Besitznahme. Usurpator, unrechtmäßiger, gewaltthätiger Besitzergreifer, Thronräuber.

**Usus** (lat.), Gebrauch einer Sache; Brauch, Herkommen; Usus fructus, s. v. w. Nießbrauch (s. d.); usuell, gebräuchlich, üblich, herkömmlich.

**Utah** (Yuta heißen bei den Indianern Bergbewohner), Territorium der Verein. Staaten von Nordamerika, zwischen 37 u. 42° n. Br. u. 108 u. 114° westl. Länge von Greenwich, 3973,9 □M. mit 995,871 E. (1870), grenzt im O. an den Staat Colorado, im S. an das Territorium Arizona, im W. an den Staat Nevada u. im N. an die Territorien Idaho u. Wyoming. Es liegt auf dem gewaltigen Felsplateau zwischen den Rocky Mountains im O. u. der Sierra Nevada im W., durchschnittlich 1700—1800 m. hoch mit einer 400 m. tiefen Einsenkung im Großen Salzseegebiet. Diese Senke, welche den NW. von U. bildet u. sich auch noch in das westlicher liegende Nevada erstreckt, ist der wichtigste Theil des Landes u. wird im Ganzen von dem Bassin des Großen Salzsees eingenommen. Oestl. von ihm zieht von S. nach N. in der Mitte des Landes das Wahsatchgebirge, das im Lone Peak östl. vom Utahsee seine höchste Erhebung (3250 m.) erreicht u. direkt östl. vom Salzsee den Namen Timpanozugebirge annimmt. Im S. ziehen von NO. nach SW. noch mehrere Ketten, wie die Sierra Azul; im NO. erheben sich die Uintah Mountains an der Grenze von Wyoming im Hayden, Dawe- u. Gilbertpeak bis zu 4250 m. Bei weitem niedrigere Höhenzüge laufen im W. der Centralsenke von S. nach N. Die Flüsse im O. gehören alle zum Gebiet des Colorado; der bedeutendste, der U. von NO. nach SW. durchschneidet, ist der Green River od. Rio Verde, mit dem parallel weiter im SO. der Grande River fließt. Im SW. ist der wichtigste der aus dem Fishlake heraustretende u. in den Sevierlake sich ergießende Sevierriver; er durchströmt den südl. Theil der Centralsenke u. ist durch eine ca. 1350 m. hohe Wasserscheide von dem nördl. Haupttheil derselben getrennt. In diesem letztern fehlt ein Hauptstrom; im SO. entspringt der Salt-Creek, der in den Utahsee fällt, einen fischreichen, 6 M. langen u. 2 M. breiten schönen Süßwassersee. Aus seinem Nordwestende tritt der Jordan, der in den größten Binnensee des Territoriums, den Großen Salzsee (s. d.), sich ergießt. Dieser nimmt von NO. noch den Bearriver u. von O. den Weberriver auf, in dessen Thal die Pacificbahn zum Salzsee herabläuft. Keins von den fließenden Gewässern ist für die Schiffahrt brauchbar. Der ganze O. des Landes ist wenig bekannt u. fast unbewohnt, den NW. erfüllt die Große Salzwüste. Am dichtesten bevölkert sind die Ufer des Sevier, Jordan, Bärenflusses u. der Ostrander des Utah u. Salzsees; im SW. haben sich neuerdings zahlreiche Kolonisten angesiedelt. Das Klima ist kontinental, außerordentlich trocken, der Boden zum größten Theil wegen des Wassermangels überhaupt nicht anbaufähig. Selbst in den Flußthälern ist künstliche Bewässerung u. Düngung unbedingt nöthig. Spärlich ist auch die Fauna; an Mineralien finden sich Eisen u. Kohlen in großer Menge im SW., Salz sowol an als in den Seen, im Wahsatchgebirge u. im S., Gold im SO.; Schwefel u. heiße Quellen sind überall häufig. Wald ist nur wenig vorhanden. Die Abhänge der Gebirge sind fruchtbarer als die kalteren u. salzigeren Thalsohlen u. vorzüglich wegen des häufig vorkommenden Buffalograses für Schaf- u. Rindviehzucht passend; nam. am Greenriver liegen große u. schöne Schafweiden. Von den Bewohnern waren 1870: 86,044 Weiße, 118 Farbige, 445 Chinesen, 179 außer Verband stehende u. 12,795 in Stämmen wohnende Indianer. Von allen Territorien ist U. trotz seiner ungünstigen Natur am blühendsten u. bevölkertsten, eine Folge des energischen Fleißes der Mormonen (s. d.). Durch sie sind Acker- u. Gartenbau die wichtigsten Erwerbszweige von U. geworden, ist ein ganzes, zum Bewässerungsprozeß nöthiges Werk von

Teichen u. Kanälen hergestellt u. die natürliche Oase am Großen Salzsee zu blühendem Kulturland umgewandelt worden. Weizen ist das Hauptprodukt, von dem 1870: 558,473 Bushels geerntet wurden; der Maisbau geht zwar zurück, die Baumwollenkultur aber steigt. Industrie u. Handel sind sehr unbedeutend, obwol die Pacificbahn den nördl. Theil durchschneidet. Die Länge der Bahnlinien beträgt 78 M. Schulen bestanden 1870: 227 mit 21,067 Schülern, ferner gab es eine Universität, eine freie Akademie, eine Handelsschule u. drei Kunstschulen. U. sendet einen Delegirten zum Kongreß, hat einen Rath von 13 u. ein Repräsentantenhaus von 26 Mitgliedern u. zerfällt in 21 Counties. Die Hauptstadt ist die Große Salzseestadt (s. „Salzsee"); nördl. am Kreuzungspunkte der Bahnen liegt Ogden City mit 3127 E., am See selbst Provo City mit 2384 E. Andere Orte sind: Corinna, Paysan, Nephi City, Cedar City, Fillmore, die ehemalige Hauptstadt. 24 M. östl. vom Salzsee liegt 2350 m. hoch das wichtige Fort Bridger. Die Geschichte von U. fällt mit der der Mormonen zusammen.

**Utensilien** (lat. utensilia, von uti, gebrauchen), Haus-, Wirthschafts- u. Küchengeräth, Werkzeuge, Geräthschaften.

**Uterus** (Fruchthalter, Gebärmutter), ein platter, mehr od. weniger birnförmiger, muskulöser, hohler Körper, in welchem das Ei zur Frucht, dem Fötus, ausgebildet wird. Der U. hat seine Lage im obern Theile des kleinen Beckens zwischen Harnblase u. Mastdarm u. läßt als obern Theil den „Grund", an dessen rechter u. linker Seite sich die Eileiter (Muttertrompeten, Fallopische Röhren) ansetzen, die das Ei aus dem Eierstock in die Gebärmutter leiten, als mittlern Theil den „Körper", als untern den „Hals" unterscheiden, welcher sich mit dem „Muttermund" in die Scheide öffnet. Ihrer Bestimmung gemäß ist die im nicht schwangern Zustande auf ein Minimum reduzirte Gebärmutterhöhle einer außerordentlichen Erweiterung fähig, indem die Muskelfasern der drüsenreichen („Uterindrüsen") Wandung einer periodischen Zunahme unterliegen, der nach vollzogenem Geburtsakt eine Rückbildung folgt. Der U. der Säugethiere ist gewöhnlich in zwei Fortsätze ausgezogen, „zweihörnig", so bei Wiederkäuern, vielen Walthieren u. Dickhäutern; bei den Fleischfressern u. einigen Nagern in zwei Abschnitte getheilt, geradezu doppelt bei den meisten Nagern, den Beutelthieren u. Monotremen.

**Utica** (phönik. Atik'ha, d. h. alte Stadt), eine im Alterthum blühende Stadt, im 12. Jahrh. v. Chr. (fast 300 Jahre vor Karthago) von Tyrus aus gegründet, lag westlich von Karthago am Meeresufer in dem Zeugitana genannten Landestheile, unweit des westl. Armes des Flusses Bagradas (jetzt Medscherdah) in fruchtbarer Ebene, an welche sich erzreiche Gebirge anschlossen. U. stieg durch lebhaften Handelsverkehr rasch zu bedeutender Blüte; Korn u. Salz wurden von hier massenhaft nach Italien ausgeführt. Seit dem gewaltigen Anwachsen der Macht Karthago's suchte diese jüngere Stadt die Unabhängigkeit U.'s zu vernichten, weshalb sich U. wiederholt gegen Karthago auflehnte u. mit dessen Feinden gemeinsame Sache machte, aber doch in den beiden ersten Punischen Kriegen treu zur Schwesterstadt hielt. Erst beim letzten Verzweiflungskampf der Karthager unterwarf sich U. den Römern u. wurde nach Karthago's Fall die bedeutendste u. wichtigste Stadt des nördl. Afrika. Im Bürgerkriege hielt der jüngere Cato die Stadt für die Pompejanische Partei besetzt, tödtete sich aber hier nach dem für die Partei unglücklichen Ausgange der Schlacht bei Thapsos 46 v. Chr., worauf sich U. an Cäsar ergab, aber von ihm sehr milde behandelt wurde. Auch Augustus begünstigte sie außerordentlich, ebenso erfreute sie sich der besonderen Fürsorge späterer röm. Kaiser, namentlich des in Afrika geborenen Septimius Severus. Die Kämpfe der Vandalen u. Araber brachen U.'s Wohlstand, im 7. Jahrh. wurde die Stadt von den Arabern zerstört. Bedeutende Ruinen von Wasserleitungen, Tempeln, Theatern 2c. bei dem heutigen Bu-Schatter, welches aber infolge des Zurücktretens des Meeres jetzt fast drei Stunden landeinwärts liegt, zeugen von der ehemaligen Bedeutung der Stadt.

**Utica,** Hauptstadt von Oneida County im Staate New-York der Vereinigten Staaten von Nordamerika, mit 28,804 E. (1870), liegt an dem zum Hudson fließenden Mohawk u. dem Eriekanal in der Mitte fruchtbarer Landschaften, ist gut gebaut, hat Straßeneisenbahnen, 33 Kirchen verschiedener Religionsgemeinden, 4 höhere Lehranstalten u. zahlreiche öffentliche u. Privatschulen u. mehrere Wohlthätigkeitsanstalten, unter denen das State Lunatic Asylum (staatliches Irrenhaus) bes. hervorzuheben ist. U. ist Knotenpunkt mehrerer Bahnen u. eine aufblühende Handels- u. Industriestadt mit großen Spinnereien u. Maschinenfabriken. Die Geschichte von U. läßt sich bis 1792 zurückverfolgen; damals hieß der Ort Old Fort Schuyler u. hatte als Stationspunkt von Albany nach dem Westen bereits Bedeutung. In den 30er Jahren wurde U. als Stadt inkorporirt.

**Utile cum dulci** (lat.), das Nützliche mit dem Angenehmen.

**Utilitarismus** (vom lat. utilis, nützlich) heißt im Allgemeinen die Richtung auf das Nützliche, näher ein solches System der Staatskunst od. Sittenlehre, welches nicht auf ein für allemal feststehenden Grundsätzen, sondern auf dem Bestreben beruht, möglichst vielen Menschen zu dem größtmöglichen Glück zu verhelfen. Dieses sog. Utilitäts- od. Nützlichkeitsprinzip hat sich jederzeit dann eingestellt, wenn der Glaube an die Möglichkeit einer unbedingt verbindlichen (objektiven) Rechts- u. Sittenlehre in einem Volke wankend geworden war u. doch irgend ein Grund für die dem Staate unentbehrlichen Ordnungen gefunden werden mußte. Neu war jedoch die Energie, mit welcher jenes Prinzip von Jeremias Bentham (s. d.) auf allen Gebieten des öffentlichen u. privaten Lebens zur Geltung gebracht wurde. Die an ihn angeschlossene Sekte der Utilitaristen hat allerdings die Frage nicht zu beantworten vermocht, ob nicht die konsequente Ausführung des Utilitätsprinzips vielmehr dazu führe, daß Jeder möglichsten Nutzen für sich auf Kosten der Anderen erstrebe, u. in diesem Sinne ist Bentham's Lehre thatsächlich von einigen Neueren ausgebeutet worden.

**Utopia** (vom griech. *οὐ*, „nicht", u. *τόπος*, „Ort", also eigentlich Nicht-Ort, Nirgendswo) heißt in dem satirischen Roman des Thomas Morus (s. d.) „Ueber den besten Zustand des Staates" (1516) u. o. die Insel, auf welcher jener Roman spielt. Dieselbe entspricht ganz dem deutschen Schlaraffenland. Seitdem nennt man bes. politische u. soziale Weltverbesserungspläne, deren Ausführung undenkbar ist, Utopien besser Utópien auszusprechen als, wie gewöhnlich geschieht, Utopíen; die Redewendung „das ist eine Utopie" ist unrichtig, es sollte heißen „das ist ein Utopien" od. „das sind Utopien"), die Urheber solcher Pläne aber Utopisten.

**Utraquisten,** die Adelspartei unter den böhm. Hussiten. Der Name rührt von ihrer Forderung nach dem Abendmahle sub utraque specie (lat.), d. i. unter beiderlei Gestalt (Hostie u. Wein, nicht blos die Hostie); daher auch ihre Bezeichnung als Calixtiner. Das Geschichtliche s. unter „Hussiten".

**Utrecht** (spr. Uetrecht), Provinz des Königreichs der Niederlande, 25,14 □M. mit 184,084 E. nach den Berechnungen für 1875, d. i. 7322 auf die □M., reicht nördl. bis an den Zuydersee u. ist östl., südl. u. westl. der Reihe nach von den Provinzen Geldern, Süd- u. Nordholland begrenzt. Das fast durchaus ebene Gebiet, das nur im O. von einer sandigen, mit Bäumen u. Villen besetzten Hügelreihe von Amersfoort nach S. hin durchzogen wird, hat weiter südl. schweren Lehmboden, ist im SW. das schönste holländische Wiesenland, nur längs der Vecht dehnen sich torfreiche Sumpfstriche. Der Krumme u. der Alte Rhein (kromme u. oude Rhijn), die Vecht, die holl. Ijssel, die Amstel, Eem u. viele kleinere Flüsse u. Kanäle bewässern das im Ganzen fruchtbare Terrain. Getreide wird reichlich produzirt, bes. berühmt ist der Buchweizen; der hier wachsende Tabak ist der beste in Holland, u. die Viehzucht, die vorzüglich Butter u. Käse liefert, steht in hoher Blüte. Die Einwohner sind größtentheils reformirt. Das Wappen ist ein rother u. silberner, vom rechten Winkel aus bandweise durchschnittener Schild. Die Provinz zerfällt in die Bezirke U. u. Amersfoort. — Die Provinzialhauptstadt **U.**, im Volksmunde Uitert (von oude Trecht, d. i. alte Furt), mit 65,052 E. (1875), liegt an der Theilungsstelle des Krummen Rhein in den Alten Rhein u. die Vecht, an der niederländ. Centralbahn U.-Campen, an der holl. Eisenbahnhauptlinie Amsterdam-U.-Emmerich, an der Nebenlinie U.-Rotterdam der niederländ. Rheinbahn u. Boxtel-U. der niederländ. Staatsbahn. Es ist Sitz der Provinzialregierung, des hohen Militär-Gerichtshofes, des Jansenistischen Erzbischofs, einer 1634 gestifteten u. 1636 eingeweihten Universität mit 4—500 Studirenden, Münzstätte für alles holl. u. ostind. Geld, hat das Reichshospital, eine Sternwarte, Thierarzneischule, eine Gesellschaft für Kunst u. Wissenschaft, ein Museum der schönen Künste mit Instrumentensammlung, ein Malerkollegium u. verschiedene höhere Schulen 2c. Der Dom des heiligen Martin wurde im 7. Jahrh. gegründet, 1254—67 erneuert; das Langschiff stürzte jedoch 1674 infolge eines gewaltigen Sturmes ein, u. da der Wiederaufbau unterblieb, so sind jetzt Chor u. Querschiff vom Westthurm durch einen großen freien Platz getrennt. Unter der Kirche befinden sich große Grüfte, in denen die Eingeweide der deutschen Kaiser Konrad II. u. Heinrich V. beigesetzt sind. Die schönen goth. Kreuzgänge, die südl. an den Chor anstoßen, dienen jetzt theilweise Universitätszwecken. Der oben achteckige, 103 m. hohe durchbrochene Thurm hat ein Glockenspiel von 42 Glocken u. gewährt eine überaus weite Fernsicht. Das schöne Stadthaus, 1830 erbaut, hat eine kleine Gemäldesammlung. In dem jetzt als akademische Aula dienenden Saale wurde 1579 die U.er Union (s. d.) geschlossen. Die Stadtwälle sind in Spaziergänge umgewandelt, die schönste Promenade ist die Maliebaan, eine 1000 Schritt lange Allee von sechs Reihen Linden. U. ist ein lebhafter Industrieplatz; es hat gegen 50 Tabak- u. Cigarrenfabriken, 12 fabrikmäßige Webereien für wollene, seidene, halbseidene, baumwollene u. leinene Waaren, 8 Kupfergießereien,

viele Windmühlen ꝛc. Als Mittelpunkt wichtiger Verkehrslinien ist es auch ein Haupthandelsplatz. Seine gartenähnlichen Umgebungen sind mit geschmackvollen Villen dicht besäet, denn es ist auch Wohnsitz vieler hoher niederländ. Geschlechter. In U. wurde Papst Hadrian VI. geb. — Zur Römerzeit war U. als Trajectum inferius eine Stadt der Bataver im belg. Gallien. Sie lag damals auf der rechten Rheinseite, etwa ½ Stunde vom jetzigen U. entfernt, u. wurde an ihre jetzige Stelle gebaut, nachdem Dagobert hier die Kathedrale angelegt hatte. Durch Bischof Heinrich, einem Prinzen von Bayern, kam U. 1527 an Kaiser Karl V., der hier zwei Jahre später die Vree od. Friedensburg bauen ließ, die 1577 von den Städtern wieder zerstört wurde. 1579, den 13. Jan., schloß U. mit den Provinzen Holland, Zeeland, Geldern, Over-Ijssl, Friesland u. Groningen die sog. U.er Union, durch welche Prinz Wilhelm I. von Oranien Statthalter u. die Unabhängigkeit der Niederlande begründet wurde. Am 11. April 1713 kam hier zwischen Frankreich einer- u. England, Portugal, Holland u. Preußen andererseits der U.er Friede zu Stande, der für diese Mächte den Span. Erbfolgekrieg beendigte. Am 17. Jan. 1795 besetzten die Franzosen unter Pichegru die Stadt.

Nr. 5350. Johann Peter Uz (geb. 3. Okt. 1720, gest. 12. Mai 1796).

**ut, re, mi, fa, sol, la, si**, s. „Solmisation".

**ut supra** (lat.), wie oben.

**Uttmann**, Barbara, die „Mutter des Spitzenklöppelns u. Spitzenhandels im sächs. Erzgebirge", geb. 1514, entstammte einer Nürnberger Patrizierfamilie, die sich nach dem sächs. Erzgebirge gewandt hatte, hier durch den Bergbau zu großem Vermögen gekommen war u. vermuthlich den Namen Elterlein von dem gleichnamigen Orte angenommen hatte. Ihr Vater, Heinr. v. Elterlein (geb. 1485, gest. 1582), verheirathete Barbara an Christoph U., einen reichen Bergherrn in Annaberg, u. dort fing sie um 1561 an, das Spitzenklöppeln zu lehren, wodurch sie eine Wohlthäterin des Erzgebirges wurde. Daß sie selbst, wie auf dem ihr vom Bürgermeister Reiche Eisenstuck 17. Okt. 1834 auf dem Annaberger Friedhofe errichteten Denkmal zu lesen ist, das Klöppeln erfunden, erscheint weniger glaublich als die Angabe, daß sie die Kunst von einer wegen ihres Glaubens aus der Heimat vertriebenen Brabanterin erlernt habe, der sie eine Zufluchtsstätte gewährt hatte. Sie starb als Wittwe zu Annaberg 14. Jan. 1575.

**Utzschneider**, Joseph v., Finanzmann u. Techniker, geb. zu Rieden am Staffelsee (Oberbayern) 2. März 1763; studirte in München u. Ingolstadt, wurde 1783 Professor der Kameralwissenschaften u. Repetitor der Mathematik u. Physik an der herzoglich Marianischen Akademie in München u. erhielt 1784 durch Vermittlung der Herzogin Maria Anna, deren geheime Korrespondenz er 1778 u. 1779 geführt hatte, die Stelle eines Hofkammerraths u. wurde 1795 mit dem Posten eines Salinenadministrators im Fürstenthum Berchtesgaden betraut. Seit 1799 einer der sieben Direktoren bei der neuerrichteten Generallandesdirektion u. dann Geh. Referendar für landständische Angelegenheiten im Finanzdepartement, erregte er durch seine Reformpläne so sehr das Mißfallen der Mehrheit der Stände, daß er sich 1804 von allen Staatsgeschäften zurückziehen mußte. Hierauf gründete er eine Ledermanufaktur in München u. 1805 mit Georg v. Reichenbach (s. d.) u. Jos. Liebherr das Optisch Mechanische Institut in Benediktbeuern, in dessen Leitung 1809 auch Fraunhofer (s. d.) mit eintrat. Inzwischen (1807) war er als General-Salinenadministrator u. Geh. Finanzrath wieder in den Staatsdienst getreten. Unter seiner Verwaltung wurde die Saline zu Rosenheim gebaut u. kam 1809 die zu Hallein in bayer. Administration; auch ward das Grundkataster in Bayern eingeführt. Seit 1811 leitete U. überdies die Staatsschulden-Tilgungsanstalt. 1814 legte er aber alle seine Staatsämter abermals nieder. Eine große Brauerei u. eine Tuchmanufaktur, die er hierauf errichtete, konnten wegen der Intriguen seiner Gegner nicht gedeihen. 1818—21 war er Erster Bürgermeister von München u. Mitglied des Landtags. Dann wandte er sich wieder dem industriellen Gebiete zu u. ward 1827 Vorstand der Polytechnischen Centralschule in München; auch beschäftigte er sich seit 1829 auf dem von ihm erworbenen Gute Erching mit der Landwirthschaft. Infolge eines Unglücksfalles (seine Pferde gingen mit ihm durch) starb er zu München 31. Jan. 1840.

**Uz**, Johann Peter, deutscher Dichter, geb. zu Ansbach 3. Okt. 1720; studirte seit 1739 zu Halle die Rechte, schloß sich hier dem sog. Halle'schen Dichterkreise (Lange, Pyra, Götz, Gleim u. A.) an, eröffnete seine poetische Laufbahn mit einer Uebertragung der „Oden Anakreon's" (Frankf. u. Lpz. 1746), dichtete, 1743 nach Ansbach zurückgekehrt, wo er als Justizbeamter nach u. nach zum Landgerichtsdirektor emporstieg, das nach dem Muster des Pope'schen „Lockenraubes" angelegte komische Heldengedicht „Der Sieg des Liebesgotts" (Lpz. 1753) u. das Lehrgedicht „Die Kunst stets fröhlich zu sein" (Lpz. 1760). Den höchsten Ruhm errang er bei seinen Zeitgenossen mit seinen Oden, welche eine gewisse Mitte zwischen dem Schwunge Klopstock's u. der nüchternen Reimerei der älteren Schulen zu halten suchten. Bald nachdem er seine „Sämmtlichen Werke" (2 Bde., Lpz. 1768) durch seinen Freund Chr. F. Weiße hatte veröffentlichen lassen (derselbe besorgte auch eine neue Ausgabe der „Poetischen Werke", 2 Bde., Wien 1804—1805), kam die Sturm- u. Drangperiode u. die klassische Zeit der deutschen Literatur, in welcher U.' lebendige Wirkungen aufhörten. Nach dem Uebergange Ansbachs an Preußen wurde U. von seinem neuen Landesherrn zum Wirkl. Geh. Justizrath u. Landrichter in seiner Vaterstadt ernannt, doch starb er bereits wenige Stunden nach Empfang dieser Nachricht 12. Mai 1796. Im Schloßgarten zu Ansbach ward ihm 1825 ein Denkmal, eine Säule mit Büste, errichtet. Vergl. Henriette Feuerbach, „U. u. Cronegk. Ein biogr. Versuch" (Lpz. 1866) u. „Briefe von U. an einen Freund aus den Jahren 1753—82" (herausgeg. von Henneberger, Lpz. 1866).

Ende des Buchstaben U.

# V

**V, v, V, v,** der 22. Buchstab im deutschen Alphabete, zur Gruppe der Labialen od. Lippenlaute gehörig, wird im Deutschen in der Regel wie F, in den Worten romanischer Abkunft jedoch fast wie W ausgesprochen. Das griech. Alphabet hatte diesen Buchstaben ursprünglich gar nicht, sondern an seiner Stelle das sog. Digamma mit der Form Ϝ; bei der Wiedergabe ausländischer Namen bedienten sich die Griechen des β od. des ου. Im Lat. hatten U u. V gleiche Bedeutung; auch in älteren Handschriften u. Drucken wird gern das v durch u ausgedrückt. Als röm. Zahlzeichen bedeutet V 5; auf franz. Münzen die Münzstätte Troyes; als Abkürzung vide, siehe, auch verte, wende um, auf Notenblättern volti (ital.), wende um, u. in der Chemie: Wolfram.

**va** (franz., spr. wa), es sei, es gilt (nämlich der Einsatz beim Pharao- u. Roulettespiel); va banque (spr. bangk), es gilt die Bank (den Fonds des Spielhalters, gegen welchen pointirt wird), va tout (spr. wa tuh), es gilt alles aufs Spiel gesetzte Geld.

**Vaal,** südafrik. Fluß, Nebenfluß des Oranjeflusses, gab der 1852 bis 1877 bestehenden Transvaalrepublik der Boers den Namen u. ist heute das wichtigste Gewässer der brit. Province of Transvaal (s. d.). Er hat im Koranadialekt der Hottentotten den Namen Hai-Gariep, d. i. gelber, fahler Fluß, u. entsteht aus der Vereinigung des im Kathlambagebirge am Fuße des über 2300 m. hohen Ipoko entspringenden Klip River u. des Klipstapel od. Kapok, welcher im Hoogn Veld seine Quellen hat. Er fließt im Ganzen nach SW., bildet die Nordgrenze der Oranjefluß-Republik (s. d.), nimmt auf der rechten Seite den Mooi od. Klakua, an welchem Potschefstrom liegt, den Schoonriver u. den Hartriver od. Kolong, welche alle in Transvaal fließen, u. von links die aus der Oranjefluß-Republik kommenden Vilge, Valsche, Vet u. Modder auf u. vereinigt sich ungefähr 24½° östl. Länge von Greenwich u. 29° südl. Breite mit dem Nu-Gariep, dem eigentlichen Oranjefluß. Für die Schiffahrt ist er wenig geeignet.

**Vaccina** (neulat.), Kuhpocke; Vaccination, Kuhpocken- od. Schutzblatternimpfung (s. „Impfen").

**Vaccinium,** s. „Beere" u. „Preißelbeere".

**Vacuum,** s. „Leere".

**Vacuumapparate** (Vacuumpfannen) sind aus Kupferblech gefertigte, meist kugelförmige Apparate, in welchen Flüssigkeiten unter vermindertem Luftdruck u. verminderter Temperatur zur Verdampfung gelangen. Die ersten V., die zum Einkochen des gelösten Zuckersaftes od. des Klärsels in den Zuckeraffinerien in Anwendung kamen, waren von dem Engländer Howard konstruirt; seitdem haben sie vielfache Verbesserungen erfahren. — Der luftverdünnte Raum wird entweder dadurch erzeugt, daß man hochgespannte Dämpfe einströmen läßt u. diese in einem Kondensator durch kaltes Wasser verdichtet (also nach dem Prinzipe der Niederdruckdampfmaschine), od. dadurch, daß man die Luft durch eine gut konstruirte Luftpumpe auspumpt; letzteres Verfahren ist bei den V.n der neueren Zuckersiedereien das gebräuchlichere. Außer in den Zuckerfabriken werden die V. jetzt vielfach auch in chemischen Fabriken, zum Einkochen von Farbholzextrakten u. zum Eindampfen von Milch bei der Fabrikation der kondensirten Milch verwendet. Ihre Anwendung ist überall da zu empfehlen, wo es sich darum handelt, Flüssigkeiten möglichst rasch bei möglichst niedriger Temperatur zu verdampfen, welche durch den Einfluß der Luft in höherer Temperatur Veränderungen erleiden.

**Vademecum** (lat. vade mecum, geh mit mir), ein Buch, das als Begleiter, Rathgeber ꝛc. dient.

**Vaduz** (von Valdulsch, d. i. Süßthal od. Liechtenstein, Hauptort des Fürstenthums Liechtenstein (s. d.), mit gegen 1000 E., liegt am rechten Rheinufer u. an der Nebenlinie Feldkirch-Buchs der Vorarlberger Eisenbahn. V. ist Sitz des Landesverwesers, des fürstlichen Regierungsamtes u. des Landtags. Auf dem Berge bei der Stadt liegt die Burg Hohen-Liechtenstein, jetzt Kaserne. Die ganze Umgebung baut viel Wein.

**Vae** (lat.), wehe! V. victis! Wehe den Besiegten!

**Vaerst** (spr. Bahrst), Friedrich Christian Eugen, Frhr. v., Schriftsteller, geb. zu Wesel 10. April 1792; wurde bei Jean Paul in Bayreuth erzogen u. im Berliner Kadettencorps vorgebildet, 1810 Offizier im 2. westpreuß. Infanterieregiment, mit dem er 1812 den Feldzug gegen Rußland sowie 1813—15 die Feldzüge gegen Frankreich mitmachte, nahm 1818 als charakterisirter Hauptmann seinen Abschied, privatisirte dann in Berlin u. seit 1822 in Breslau u. brachte später mehrere Jahre auf Reisen zu. Schon seit 1825 Mitbesitzer der „Breslauer Zeitung", übernahm er 1834 allein die Redaktion derselben u. wußte dieser Zeitung nam. dadurch eine größere Bedeutung zu geben, daß er in ihr Korrespondenzen deutscher Offiziere im karlistischen Heere über den damaligen Span. Bürgerkrieg veröffentlichte. Auch unternahm er 1838 selbst eine Reise ins Hauptquartier des Don Carlos u. gewann dessen Vertrauen. 1840 pachtete er das Breslauer Theater u. leitete dasselbe mit Umsicht u. Energie bis 1847, in welchem Jahre er sich krankheitshalber auf das seinem durch seine parlamentarische Thätigkeit in der Frankfurter Nationalversammlung wie im preuß. Abgeordnetenhause u. im ersten Reichstag des Norddeutschen Bundes bekannten Bruder Hermann Hans Hugo, Frhr. **v. V.** (geb. 15. Nov. 1798 zu Bayreuth), gehörige Rittergut Herrendorf bei Soldin zurückzog. Daselbst starb er 16. Sept. 1855. V. war ein geistreicher u. literarisch gebildeter Weltmann, als welcher er sich auch in seinen Schriften zeigte. Unter diesen sind bes. zu nennen: „Hundert Sonette" (Bresl. 1835); „Kavalierperspektive" (unterm Pseudonym Chevalier de Lelly veröffentlicht, Lpz. 1836); „Die Pyrenäen" (2 Bde., Bresl. 1847) u. „Gastrosophie" (2 Bde., Lpz. 1852).

**vag** (vom lat. vagus), eigentlich umherschweifend, dann: unbestimmt, häufig mit dem Nebenbegriff des Nichtssagenden, wie z. B. vager Ausdruck, vager Begriff, vage Redensarten ꝛc.

**Vaga,** Perino del, eigentlich Pierino Buonaccorsi, Maler, geb. im J. 1500 zu Florenz; war Anfangs Schüler von Ridolfo Ghirlandajo u. ging als Gehülfe des Malers V. (daher sein Beiname Pierino del V.) in die Schule Rafael's nach Rom, wo er mit Giovanni da Udine in den Logen des Vatikans arbeitete, nach Rafael's Zeichnungen im Saale des Appartamento Borgia die Bilder der Planetengottheiten u. Stukkaturen ausführte, verschiedene Häuser u. Loggien mit Fresken schmückte u. mehrere Kirchenbilder malte. Nach der Plünderung Roms durch das deutsch-span. Heer (1527) begab er sich nach Genua u. schuf hier als sein bedeutendstes Werk die Ausschmückung des Palastes Doria mit Ornamenten, Stukkaturen u. Fresken aus der antiken Mythe u. der röm. Geschichte, die sehr an die Arbeiten

Rafael's in der Villa Farnesina zu Rom erinnern. Später eröffnete er in Rom eine große Werkstatt u. erhielt so zahlreiche Aufträge, daß er Vieles seinen Schülern überlassen mußte; er selber verfiel in handwerksmäßige Arbeit u. Flüchtigkeit, zerstörte durch übermäßige Anstrengung u. zügelloses Leben seine Gesundheit u. starb 1547. Von seinen außerhalb Italiens befindlichen Bildern ist der anmuthige „Wettgesang der Musen u. Pieriden auf dem Parnaß" (im Louvre) zu nennen.

**vagant** (lat. vagans), eigentlich „umherschweifend", als Hauptwort „Landstreicher", gleichbedeutend mit Vagabund (lat. vagabundus). — Clerici vagantes hießen im Mittelalter solche Geistliche, die kein festes Amt hatten, also überall umherstreiften. Obschon die Kirchengesetze seit dem 4. Jahrh. oft einschärfen, es solle Niemand vage (s. „vag"), d. h. ohne für ein bestimmtes Amt, ordinirt werden, so waren doch diese vagantes im früheren Mittelalter durch ihre Einmischung in die Pfarreien, durch Betrügereien ꝛc. eine wahre Landplage. Vagiren (lat. vagāri), umherschweifen, ein Landstreicherleben führen.

**Vaillant** (spr. Wajang), Jean Baptiste Philibert, Graf, franz. Marschall, geb. zu Dijon 6. Dez. 1790; besuchte die Polytechnische Schule in Paris, begann 1. Okt. 1809 seine militärische Laufbahn als Unterleutnant im Geniecorps, machte 1812 den Feldzug gegen Rußland mit u. fiel als Adjutant des Generals Haro 30. Aug. 1813 in deutsche Kriegsgefangenschaft, aus der ihn erst der Friedensschluß befreite. Während der Hundert Tage zeichnete er sich bei Ligny u. Waterloo aus. Als Generalstabsoffizier nahm er 1830 am Alger. Feldzuge u. 1832 an der Belagerung von Antwerpen Theil. Seit 1833 Oberst u. seit 1834 Kommandeur des 2. Genieregiments, fungirte er 1837—38 als Festungsdirektor in Algier; dann ward er Generalmajor, 1839 Direktor der Polytechnischen Schule in Paris, 1840 Direktor der Befestigungen von Paris auf dem rechten Seineufer u. 1845 Generalleutnant, als welcher er dem obersten Befestigungsausschusse präsidirte u. 1849 die Belagerung Roms leitete. Am 11. Dez. 1851 zum Marschall u. dann auch zum Großmarschall des Palastes ernannt, folgte er im März 1854 dem Marschall Saint-Arnaud als Kriegsminister. Diesen Posten trat er Mai 1859 an den Marschall Randon ab, um die Würde eines Majorgenerals der Alpenarmee zu übernehmen. Im Dez. 1860 ward er Minister des kaiserl. Hauses, als welcher er auch die Oberaufsicht über die Theater, Museen u. Kunstschulen hatte, bis das Ministerium Ollivier 2. Jan. 1870 ein besonderes Portefeuille hierfür schuf. Das Ministerium des kaiserl. Hauses behielt V. bis zum Sturze des zweiten Kaiserreichs. Seit Jan. 1864 war er auch Großkanzler der Ehrenlegion. Er starb zu Paris 1. Juni 1872 u. wurde in Dijon beigesetzt.

**Vaisselle** (franz., spr. wäss'ell, vom lat. vascella, Mehrzahl von vascellum, kleines Gefäß), Tisch-, Tafelgeschirr.

**vakant** (vom lat. vacans), eigentlich „leer, erledigt", wird fast nur von erledigten Aemtern, z. B. „v.e Pfarreien" ꝛc., gebraucht. Vakanz (vom spätlat. vacantia) s. v. w. „Erledigtsein". Eine besondere Rolle spielt die Vakanz geistlicher Aemter im Kirchenrecht. In der Kathol. Kirche fielen die Einkünfte erledigter Bischofsstühle (s. „Sedisvakanz") an die Kurie; niedere Stellen mußten von Laien in sechs, von Geistlichen in vier Monaten wiederbesetzt werden. Die preuß. Regierung beschränkte durch die sog. Maigesetze (1873) die Vakanz geistlicher Stellen auf ein Jahr u. schritt seitdem mit hohen Geldstrafen u. Gefängniß gegen die säumigen Bischöfe ein; die Domkapitel verlieren, wenn ein Bischofsstuhl länger als ein Jahr v. bleibt, den Staatszuschuß, u. das Kirchenvermögen wird einem staatlichen Kommissar unterstellt, ebenso das Vermögen unterdeß v.er Pfarreien, bis diese durch den Patron od. die Gemeinde neubesetzt sind. In Aemterverzeichnissen wird die augenblickliche Vakanz eines Amtes oft durch vacat (d. h. steht leer) bezeichnet. Vakanz od. in der Mehrzahl Vakanzen bedeutet das Leerstehen der Schulen, ist also s. v. w. Schulferien.

**Val** (ital. u. span., d. i. Thal), ein Wort, das häufig in Zusammensetzung, bes. mit Eigennamen, zur Bezeichnung von Thalern u. Ortschaften vorkommt. Besonders häufig ist diese Verbindung am Südfuße der Alpen. V. Blegno ist ein linkes Seitenthal vom obern Ticino im Schweizerkanton Tessin, V. Bona ein Theil vom Thale des Chiesabaches in Südtirol, V. Camonica das obere Thal des Oglio in der ital. Provinz Brescia, V. di Ledro ein Seitenthal westlich vom Gardasee in Südtirol, V. d'Ossola das Thal des Toce westl. vom Lago Maggiore in der ital. Provinz Novara, V. Leventina das obere Ticinothal im Kanton Tessin, V. Sole das vom Nosbach durchflossene Sulzbergthal, V. Sugana das obere Brentathal, beide in Südtirol, V. Tellina der offizielle Name für Veltlin (s. d.) an der obern Adda ꝛc. V. dei Signori u. V. Tournanche sind zwei bekannte Dörfer, das erstere an der Straße von Roveredo nach Vicenza, das andere am Passe übers Matterjoch in der ital. Provinz Aosta. Im Schweizer Jura sind am bekanntesten das V. de Ruz, das Thal des Seyon, u. das von der Reuse durchflossene V. Travers, beide im Kanton Neufchatel. Mittelitalien hat die nach den Flüssen benannten V. d'Arno, V. di Chiana ꝛc. Die Insel Sizilien wurde bis in dieses Jahrhundert eingetheilt in das V. di Mazara, welches den ganzen Westen, V. di Dimona, welches den Nordosten, u. V. di Noto, welches den Südosten umfaßte. V. d'Amour, V. de Grandvaux, V. de Mièges, V. de Mijoux sind Landschaften im franz. Oberburgund, V. de Guepras, V. des Près ꝛc. dergl. in der Dauphiné, V. de Saire u. V. de Vire eben solche in der Normandie ꝛc. Berühmte Thäler am Südfuße der Pyrenäen sind V. de Andorra (s. „Andorra"), V. de Benasque, ein enger, öder Felsengrund zwischen Maladetta u. Pico Posets, das wegen seiner Fruchtbarkeit berühmte V. de Hecho, V. de Llobregat, ein enger Felsengrund, der später in die Vega von Manresa übergeht, V. de Ronc mit der berühmten Abtei Roncesvalles (s. d.), das Anfangs sehr tiefe, dann sich zu einer Ebene erweiternde u. stark bevölkerte V. de Segre, das enge u. stark bevölkerte V. de Ter ꝛc.

**Valckenaer** (spr. Valkenahr), Ludwig Kaspar, holländ. Philolog, geb. 7. Juni 1715 zu Leeuwarden; studirte zu Franeker u. Leyden Humaniora, Philosophie u. Theologie, wurde 1740 Konrektor zu Kampen u. erhielt 1741 eine Professur der griech. Sprache zu Franeker. Für dasselbe Fach u. zugleich für das der niederländ. Geschichte ward er 1766 an die Universität Leyden berufen, wo er 14. März 1785 starb. Berühmt u. vielbesucht waren seine akademischen Vorlesungen, seine zahlreichen Ausgaben griech. Schriftsteller, wie Ammonios (Leyd. 1739), Euripides' „Phönissen" (Franeker 1755), Hippolytos (Leyd. 1768), Theokrit's „Idyllen" (Leyd. 1779), Kallimachos (Leyd. 1799) ꝛc., zeichnen sich durch feine Textkritik u. gelehrte Kommentare aus, die theilweise noch heute als Fundgruben nicht ohne Werth sind. Seine „Opuscula philologica, critica, oratoria" gab Erfurdt heraus (2 Bde., Lpz. 1808).

**Valdepeñas** (spr. Waldepenjas), Stadt mit etwa 7000 E. in der span. Provinz Ciudad Real, liegt zwischen Bergen in 656 m. Seehöhe an der Bahn Manzanares-Cordova-Sevilla u. an der Grenze eines Weindistrikts, der sich nördlich bis über Manzanares erstreckt u. den berühmten Rothwein von V. (Burgunder Rebe) liefert. Die Stadt treibt viel Safranbau.

**Valdieri,** Marktflecken mit etwa 2000 E. in der ital. Provinz Cuneo, Landestheil Piemont, liegt in 1350 m. Seehöhe am Gesso, hat Eisenwerke, Marmorbrüche u. acht berühmte Schwefelquellen zwischen 32 u. 86° Wärme, die hauptsächlich als Wasser- u. Schlammbäder benutzt werden. Die den Bodensatz liefernde Mussa besteht aus mineralischen Stoffen, Algen u. abgestorbenen niederen Thieren.

**Valdivia,** Provinz der südamerikan. Republik Chile, grenzt im W. an den Stillen Ozean, im S. an die Provinz Llanquihue, im O. an die Cordilleren, welche es von Patagonien u. Argentina scheiden, im N. an die Provinz Arauco u. umfaßt 441,84 □M. mit 30,525 E. (1875). Mehr als der vierte Theil ist Gebiet der Araukaner; das Ganze zerfällt in 3 große Bassins, das des Rio Bueno im S., welcher Fluß aus dem Ralune, dem Lago de Rubanco entströmend, dem Pilmaiquen aus dem Lago de Puyehue u. dem Abflusse des Lago de Ranco entsteht, ferner das Bassin des Valdivia od. Rio de Callecalle, zu dem die Lagunen de Rinihue, Lajara, Panguipulli u. Calafquen gehören, u. endlich das nördlichste das des Tolten, welcher aus dem Lago de Villarica tritt. Von allen diesen Seen, die in den Vorbergen der Cordilleren liegen, ist der Ranco, 7½ M. lang u. 1 M. breit, der größte. Das Land ist also reich bewässert, die Flüsse flößbar u. schiffbar, so der 25 M. lange Bueno auf 4 M., der 20 M. lange Valdivia auf 10 M., ebenso der 12 M. lange Tolten. Längs der Küste läuft eine 7 M. breite Waldzone, dann folgt eine fast baumlose, schöne Ebene von großer Fruchtbarkeit, bes. im O., u. endlich wieder Waldgebiet an den Gebirgsabhängen. Zu dem Wasser- u. Holzreichthum tritt noch der an Kohlen, bes. an der Küste. Das milde Klima gestattet europ. Kolonisation. In der Stadt V. ist die mittlere Jahrestemperatur 10,5°, das Maximum 28°, das Minimum — 3°. Es gedeihen alle Früchte der tropischen u. gemäßigten Zone; die Regenmenge ist bedeutend; während Erdbeben sich seltener einstellen, sind die Orkane, Temporales genannt, auch hier eine Landplage. Die Hauptbeschäftigung ist Ackerbau u. Viehzucht, doch sind diese eben so wie Industrie u. Handel trotz des Aufschwunges der letzten

Jahrzehnte immer noch gering. Eisenbahnen fehlen noch ganz, zwei gute Häfen sind Corral an der Valdiviamündung u. Bueno an dem Ausflusse des gleichnamigen Gewässers. Die Hauptstadt V., am Flusse gleichen Namens, 2½ M. vom Meere, liegt in einer reizenden Gegend, ist 1551 von Petro de Valdivia angelegt u. benannt u. hat 3872 E. (1875), welche lebhaften Handel treiben u. von denen ⅓ Deutsche sind. Es besteht aus meist einstöckigen hölzernen Häusern; der Hafen, einer der schönsten u. sichersten dieser ganzen Küste, liegt an der Bucht von V. bei Corral. Andere Städte im Binnenlande sind: La Union u. Osorno.

**vale** (Imperat. vom lat. valēre, gesund sein), sei od. bleibe gesund; lebe wohl. Valedittion (neulat.), das Abschiednehmen, die Abschiedsrede.

**Valée** (spr. Waleh), Sylvain Charles, Graf, franz. Marschall, geb. zu Brienne le Château 17. Dez. 1773, diente seit 1792 im Heere u. that sich in allen Feldzügen, die er mitmachte, als ein ausgezeichneter Artillerieoffizier hervor. 1809 mit dem Kommando über die Artillerie des 3. Armeecorps in Spanien betraut, erwarb er sich dort 1811 den Rang eines Divisionsgenerals. Seit der ersten Restauration wieder in Frankreich, ward er von Ludwig XVIII. im Juni 1814 zum Generalinspektor der Artillerie ernannt u. erhielt diesen Posten auch wieder nach den Hundert Tagen, in denen er die Artillerie des 5. Armeecorps befehligt hatte. 1837 ging er mit dem General Damrémont nach Algerien, wo er nach dessen Tode vor Constantine (12. Okt.) an die Spitze des Expeditionsheeres trat u. am nächsten Tage die Stadt erstürmte. Diese That trug ihm die Ernennung zum Marschall u. Generalgouverneur der franz. afrikan. Besitzungen ein; indeß hatten seine weiteren gegen die Araber unternommenen Operationen wenig Erfolg. Ende 1840 aus Algerien abberufen, beschränkte er seine öffentliche Thätigkeit auf die Pairskammer, der er seit 1835 angehörte, u. starb zu Paris 16. Aug. 1846.

**Valence** (spr. Walangs), Hauptstadt des franz. Departements der Drôme, mit 17,317 E. (1872), liegt in 128 m. Seehöhe links am Rhone, über welchen hier eine Hängebrücke führt, an der Bahn Paris-Lyon-Méditerranée u. ist Ausgangspunkt der Linie V.-Grenoble-Chambery. Die gut gebaute Stadt ist Sitz des Präfekten, der Departementsregierung u. eines Bischofs, hat ein Kollegium (früher Universität), eine Artillerieschule, ein unbedeutendes Museum mit Alterthümern u. naturhistorischen Sammlungen, eine öffentliche Bibliothek von 20,000 Bänden, eine altromanische Kathedrale u. 11 andere Kirchen, ein Denkmal des hier geborenen Generals Championnet, des Eroberers von Neapel (geb. 1762, gest. 1800), u. bedeutende Industrie. Es fabrizirt seidene, wollene u. leinene Waaren, hat Kattundruckerei, Metallgießerei, Färberei, Gerberei, Hutmacherei, fertigt Wagen, Glas, Papier, Handschuhe rc. Auf dem Rhone unterhält es Dampfschiffverbindung mit Lyon u. Avignon. — V. war als Valentia eine Stadt der Segovellauni im Narbonensischen Gallien u. röm. Kolonie mit dem Privilegium, daß ihre Einwohner Ehrenstellen in Rom bekleiden durften. Im Mittelalter war V. Hauptstadt der zur Dauphiné gehörigen Landschaft Valentinois. In V. wurden damals, z. B. 855, mehrere Konzile gehalten. 1799 starb hier Papst Pius VI. in der Gefangenschaft.

**Valencia** (spr. Walenßia) od. Tacarigua, südamerikanische Stadt in der Republik Venezuela, ist die Hauptstadt des Staates Carabobo, liegt westlich von Caracas im Binnenlande an dem gleichnamigen Flusse, der hier in den östlich von V. liegenden, über 8 M. langen See von V. strömt, in gesunder u. fruchtbarer Gegend u. hat 28,594 E. (Nov. 1873). Die gut gebaute u. immer mehr aufblühende Stadt besitzt ein Collegio nacional u. mehrere niedere Schulen u. ist ein Hauptstapelplatz für den Hafen Puerto-Cabello. Die Umgegend ist reich angebaut mit Indigo, Zucker, Baumwolle u. europ. Weizen. 12 Jahre älter als Caracas, ist V. 1555 von Diaz Moreno gegründet.

**Valencia** (spr. Walenßia). 1. **V.**, ein span. Königreich, 418,47 □M. mit 1,401,833 E. (1870), wird auf der Landseite von Catalonien, Aragonien, Neu-Castilien u. Murcia umgrenzt u. zieht sich östlich mit langer Küste am Mittelmeere hin. Das Gebiet ist im Ganzen gebirgig, nur an den beiden durch das Cabo de la Nao getrennten u. wenig tief einschneidenden Busen von V. u. von Alicante tritt Tiefland auf. Im N. reicht das Königreich bis auf die nordvalencianische Bergterrasse u. trägt hier Gipfel mit über 2000 m. Höhe. Die südlicheren Gebirge gehören wie jene zum iberischen Systeme; einzelne Partien darin sind das Cabrillasgebirge, der Monte Carocho, die Sierra de Mariola u. der Aitana. Ihre höchsten Spitzen erreichen zwar kaum 2000 m Höhe, die ganze Berglandschaft aber hat einen wilden Charakter u. als große Eigenthümlichkeit die sog. Muelas (Backzähne), das sind schroff sich erhebende, abgeplattete Felsenkegel. Zwischen dem wilden Gebirge u. der lieblichen Küstenebene zieht sich ein 4—5 M. breites, an Holz u. Schnee reiches Bergland hin, das bis weit in den Sommer hin die Flüsse mit Wasser versorgt. Die Gewässer, nur Küstenflüsse, laufen sämmtlich in südöstl. Richtung zum Meere u. befruchten durch ein gut angelegtes Kanalsystem die fast regenlose Niederung. Die Fruchtbarkeit ist daher hier eine

Nr. 5352. Valencia.

ganz außerordentliche; man macht im Sommer 4—5 Ernten u. gewinnt z. B. Reis in großen Massen. Hanf, Flachs, Melonen, Rosinen, Granatäpfel, Feigen, Mandeln, Orangen, Johannisbrot sind Exportartikel, u. selbst Zuckerrohr u. Datteln gedeihen in der Küstenebene, die keinen Frost kennt u. deren drückendste Sonnenhitze durch den Seewind angenehm gemildert wird. Weizen u. Gerste dagegen reichen für den Bedarf nicht aus, denn trotz der in den Niederungen günstigen Kulturverhältnisse ist im Ganzen doch nur ⅓ der Bodenfläche für den Anbau geeignet. Das Mineralreich liefert Eisen, Blei, Kupfer, Zinnober, Kobalt u. Steinkohlen; der Bergwerksbetrieb verdient aber kaum der Erwähnung, wie überhaupt die ganze industrielle Thätigkeit ganz unbedeutend ist. Die Bewohner sind ein Mischvolk der sog. Mozaraber, d. h. Nachkommen der Gothen, die während der Maurenzeit allmählich Sitten, Gebräuche u. Sprache der Araber annahmen, aber ihren christlichen Glauben behielten, u. der sog. Moriscos, d. h. Mauren, von denen viele vollständig hispanisirt sind. Man kennzeichnet die Valencianer als fleißig, körperlich gewandt, gelehrig, genügsam, uneigennützig, gastfrei u. an Phantasie reich, zugleich aber auch als jähzornig, hinterlistig u. rachsüchtig; ihr Körperbau ist schlank u. doch kräftig; ihre Frauen sind schön, voller Grazie u. Lebenslust. Ihre leichte phantastische Kleidung verräth überall das maurische Original. Die Schulen sind besser als anderwärts in Spanien; die Sprache ist in den höheren Ständen castilianisch, in den niederen lemosinisch. — Das Königreich zerfällt in die Provinzen Valencia mit 204,70 □M. u. 665,141 E. (1870), Castellon mit 115,08 □M. u. 296,222 E., Alicante mit 98,69 □M. u. 440,470 E. — 2. Die **Provinz V.**, der mittlere u. reichste Theil des Königreichs, grenzt von N. durch W. nach S. an die Provinzen Castellon, Teruel, Cuença, Albacete u. Alicante u. im O. ans Meer. Sie ist, wie das ganze Königreich, im W. gebirgig u. hier sogar theilweise unwirthbarer Fels, im O. eben u. ausgezeichnet fruchtbar, bes. in der Huerta, in den Thälern von Chelva, Murviedro u. S. Felipe. Die Ribera del Jucar u. die Albufera bilden den Reisdistrikt. Guadalaviar u. Jucar sind die größten Flüsse. Ihr Wasser u. das vieler kleinerer ist in vielen Kanälen zur Bewässerung durch die Ebene geleitet. Die **Provinzialhauptstadt V.** mit 107,703 E. (1860) liegt in der ewig grünen Huerta de V., rechts am Guadalaviar, über den 5 antike Steinbrücken führen, eine

Stunde vom Meere entfernt u. an den Bahnen Almansa V. u. V.-Tarragona. Die Stadt ist ein Gewirr krummer, ungepflasterter Gassen u. vieler kleiner Plätze, aber ein Waffenplatz ersten Ranges u. Sitz des Generalkapitäns von V. u. Murcia, eines Obergerichts für beide Königreiche, der Provinzialregierung u. seit 1492 eines Erzbischofs; die 1410 gegründete Universität ist eine der besuchtesten, der höchst sehenswerthe botanische Garten der beste in ganz Spanien. V. hat ferner die Kunstakademie von S. Carlos, eine Malerschule, ein Gemäldemuseum, ein Priesterseminar, eine Baugewerkenschule, eine bedeutende erzbischöfliche Bibliothek, ein großes Theater u. einen Stiergefechtscirkus. Die Kathedrale, die zur Römerzeit Dianentempel, unter den Gothen christliche Kirche, bei den Mauren Moschee war, ist ein unregelmäßiges Bauwerk in verschiedenen Stilen ausgeführt; ihr isolirter, achteckiger, 52,6 m. hoher Torre de Miguelete, der eine wunderschöne Rundsicht gewährt, stammt aus dem J. 1381. Von den übrigen 14 Kirchen ist el Temple, ehemals den Tempelrittern gehörig, die interessanteste u. von den 17 Kapellen die schönste die Kapelle de los Desamparados, eine Rotunde mit prächtigen Frescogemälden u. großer Kuppel. Von den übrigen, theilweise im maurischen Stile errichteten Gebäuden ist die maurisch-gothische Lonja am Marktplatze hervorzuheben, ein großes Gebäude mit ungeheurer Halle, die als Verkaufslokal der rohen Seide u. als Seidenbörse dient. Imposant ist ferner die königl. Tabak- u. Cigarrenfabrik, in der über 3000 Frauen u. 250 Männer beschäftigt sind. Die auch früher nicht bedeutende Industrie der Stadt ist in den letzten Jahren noch mehr zurückgegangen, nur die Seidenwaarenfabrikation scheint sich neu beleben zu wollen. Wichtig aber ist der Handel. In seinem Hafenorte el Grao, der durch vierfache Pappel- u. Ulmenalleen mit V. verbunden ist, liefen 1873: 3879 Schiffe mit 629,680 Tonnengehalt ein u. aus; die Einfuhr repräsentirte einen Werth von 35,458,313, die Ausfuhr einen solchen von 21,943,363 Frcs. Einen Hauptausfuhrartikel bildete der Wein. — V. ist Geburtsort der Päpste Calixtus III. u. Alexander VI. — V., ehemals Valentia, tritt in der Geschichte zuerst als Stadt der Edetaner im Tarraconensischen Spanien auf, wurde später röm. Kolonie u. von Pompejus im Kriege gegen Sertorius zerstört, aber bald wieder aufgebaut. Zu Ende des 5. Jahrh. bemächtigten sich ihrer die Westgothen. Im 8. Jahrh. kam sie in die Gewalt der Mauren u. wurde 1025 Hauptstadt eines unabhängigen Maurenreiches. Zwar eroberte das Cid (s. d.) die Stadt für die Christenheit zurück, nach seinem Tode aber fiel sie wieder in die Gewalt der Mauren, bis 1238 Jayme I., König von Aragonien, sie einnahm. Nach der Landung der Engländer u. Holländer 1706 erklärte sich V. für Karl III., mußte sich aber 1707 dem Herzog von Orleans ergeben u. verlor durch Philipp V. alle Privilegien. Bei der Erhebung Spaniens gegen Frankreich in den J. 1808—13 war V. eine der ersten Städte, die gegen Frankreich auftraten, u. hielt sich bis 1811 unabhängig. Am 7. Jan. 1812 aber wurde es von Suchet genommen u. bis Ende des Jahres gehalten. Gegen die span. Regierung hat V. in diesem Jahrhundert zweimal, 1835 u. 1843, revolutionäre Bewegungen eingeleitet, sich aber bald wieder unterworfen. Am 12. Okt. 1840 entsagte hier die Königin Marie Christine dem span. Throne.

**Valenciennes** (spr. Walangßienn'), Stadt mit 22,118 E. (1872) im franz. Departement du Nord, liegt am Einflusse der Ronelle in die hier mehrarmige, schiffbare Schelde u. an den Eisenbahnlinien Paris-Quiévrain u. V.-Lille der franz. Nordbahn. V., mit starker, von Vauban angelegter Citadelle u. sonstigen Befestigungen, ist Sitz eines Handelsgerichts, einer Kunstakademie mit Museum, hat ein Gymnasium u. andere höhere Schulen, eine öffentliche Bibliothek von 25,000 Bänden u. über 800 Handschriften, seit 1856 ein Denkmal des Chronisten Froissart (s. d.) u. nicht unbedeutende Industrie, nämlich große Gießereien, Schmiedereien, Walzwerke, Drahtziehereien, Zuckerfabriken u. Raffinerien, Branntweindestillationen, Beinschwarzfabrikation, früher sehr berühmte, aber jetzt in Abnahme begriffene Spitzenfabrikation, Fabriken in Batist u. Linon, in Leinen ꝛc. Die Hauptbedeutung von V. aber besteht in der Vermittlung des Handels nach Belgien hin. An seiner Douane werden jährlich Waaren im Betrage von über 80 Mill. Frcs. abgefertigt. Die Einfuhrartikel sind Vieh, bes. Pferde, Wollenwaaren u. Steinkohlen; die Ausfuhr betrifft vorwaltend Zucker, Getreide, Metall u. Thonwaaren. — V., zur Zeit der fränk. Herrschaft Valentianae, später Valentiana, gehörte zum Pagus Fanomartensis u. hatte für die Frankenkönige ein Palatium, wohin auch Chlodwig III. einen Reichstag berief. Im 11. Jahrh. kam es an Hennegau, nahm, durch seine Lage an der Schelde begünstigt, bald an Größe u. Reichthum zu u. wurde die Hauptstadt von Hennegau, in der auch, so lange es mit Flandern vereinigt war, die flandrischen Grafen residirten. 1677 ergab es sich nach längerer Belagerung dem franz. König Ludwig XIV., wurde durch den Frieden von Nimwegen von Spanien an Frankreich abgetreten u. durch Vauban in seinen Befestigungen verstärkt. Im J. 1793 nahmen es die vereinigten Oesterreicher, Engländer u. Hannoveraner, mußten es aber 1794 wieder räumen. Am 12. Aug. 1815 ergab sich der hier belagerte franz. General Graf Rey an die Niederländer.

**Valens**, röm. Kaiser, um 328 n. Chr. in Pannonien geboren; diente zuerst in der Leibgarde des Kaisers Julianus Apostata (s. d.), blieb aber ein eifriger Bekenner des Christenthums unter diesem romantischen Regenten, der bestrebt war, das Heidenthum wieder zu restituiren. 364 wurde er von seinem ältern Bruder Valentinian (s. d.) zum Mitregenten ernannt u. erhielt die östl. Provinzen des Reiches. Zu seiner Residenz machte er Byzanz. Seine Regierung wurde vielfach gestört durch Kriege, nicht weniger durch kirchliche Streitigkeiten, veranlaßt durch seinen strengen Arianismus; auch rief die allgemeine Unzufriedenheit mit der Verwaltung des habsüchtigen Petronius, dessen Tochter Domnica er geheirathet hatte, zahlreiche Aufstände u. Verschwörungen hervor. 365 begab sich V. wegen der persischen Unruhen nach Syrien, von wo ihn ein großes Erdbeben in Kleinasien u. Südeuropa sowie der Einfall der Gothen in Thrakien wieder zurückriefen. 366 wurde mit Mühe der Aufstand des Prokopius unterdrückt, gegen dessen Verbündete, die Gothen unter Athanarich, V. einige unbedeutende Vortheile errang. Neue Unruhen im Orient veranlaßten V. zu einem abermaligen Zuge nach Syrien; bei dieser Gelegenheit verlor er 372 seinen einzigen Sohn Valentinian. Sein Aufenthalt in Syrien währte bis 378, dann rief den Kaiser ein neuer Gothenkrieg nach Byzanz zurück, denn nach der Zertrümmerung des Gothenreiches hatten gewaltige gothische Scharen Aufnahme in Mösien u. Thrakien erbeten u. erhalten, wurden aber durch die Habsucht u. Treulosigkeit der röm. Beamten zur Empörung getrieben. Ein röm. Heer wurde von ihnen geschlagen, u. auch V. selbst, der sich 9. Aug. 378 ihnen bei Adrianopel entgegenstellte, erlitt eine völlige Niederlage u. fand selbst den Tod; nach einigen Berichten hätte er sich verwundet in eine Hütte geflüchtet u. wäre in derselben, die von herumschweifenden Gothen angezündet wurde, verbrannt.

**Valentia** (spr. Walenzia), Stadt mit ca. 2000 E. in der irischen Grafschaft Kerry, Prov. Munster, liegt an der Westküste Irlands auf der kleinen, gleichnamigen Insel u. ist Ausgangspunkt des amerik. Telegraphenkabels.

**Valentin**, Gabriel Gustav, ausgezeichneter Physiolog, geb. zu Breslau 8. Juli 1808; studirte daselbst 1828—32 Medizin, betrieb seit 1833 ebendaselbst die ärztliche Praxis u. folgte 1846 einem Rufe als Professor der Physiologie nach Bern, wo er noch jetzt wirkt. Die Hauptwerke V.'s sind: „Handbuch der Entwicklungsgeschichte“ (Preisschrift, Berl. 1835); „De functionibus nervorum cerebralium et nervi sympathici libri quatuor“ (Bern 1839); „Lehrbuch der Physiologie des Menschen“ (2 Bde., Braunschw. 1845; 2. Aufl. 1847 bis 1850; Nachtrag 1851); „Grundriß der Physiologie des Menschen“ (ebd. 1846; 4. Aufl. 1854); „Die Untersuchung der Pflanzen- u. Thiergewebe im polarisirten Licht“ (Lpz. 1861); „Gebrauch des Spektroskops“ (ebd. 1863); „Physiologische Pathologie der Nerven“ (Braunschw. 1864); „Physiologie u. Pathologie des Blutes ꝛc.“ (2 Bde., ebd. 1866 f.).

**Valentinianus**, Name von drei röm. Kaisern. — Flavius **V. I.**, zu Cibalä in Pannonien 321 n. Chr. geb., zeichnete sich in den Kriegen Roms aus, war Befehlshaber in Afrika u. Britannien u. wurde, beim Heere in höchstem Ansehen stehend, 364 zu Nikäa zum Nachfolger des Jovianus gewählt, theilte jedoch alsbald die Herrschaft mit seinem Bruder Valens (s. d.) u. behielt selbst nur die westl. Hälfte des Reiches mit der Residenz Mailand. Er war ein strenger Regent, aber von großer Sittenreinheit, duldsam gegen Andersgläubige, ein tüchtiger Soldat, zugleich ein Freund der Wissenschaften u. sehr erfahren in der Mechanik. Während sein Feldherr Theodosius 367 in Britannien die Herrschaft Roms wieder herstellte u. 373 in Afrika den Aufstand des Maurenfürsten Firmus niederschlug, kämpfte V. selbst gegen mehrere germanische Völker. 365 zog er nach Gallien u. schlug die Alemannen 366 u., als sie von Neuem in Gallien einfielen, abermals 368, unternahm auch einen Kriegszug gegen die Franken u. später gegen die Sachsen. 375 griff er die Quaden in Pannonien an u. besiegte sie; ihre Gesandtschaft nahm er sehr ungnädig auf u. gerieth während der Verhandlungen mit derselben so sehr in Zorn, daß ihn ein Blutsturz überfiel, der in Bregetio (bei Komorn) 17. Nov. 375 seinem Leben ein Ende machte. Ihm folgte

sein ausgezeichneter Sohn Gratianus, der, 359 zu Sirmium geb. u. von Ausonius sorgsam erzogen, schon 367 von seinem Vater als Mitregent angenommen wurde. 378 schlug er die Alemannen, darauf die Sarmaten an der untern Donau, kehrte aber auf die Nachricht vom Tode des Valens nach Mailand zurück, wo er mit dem Bischof Ambrosius viel verkehrte. Die nächsten Jahre verbrachte er abwechselnd in Italien u. Gallien, verlor aber 383 beim Aufstande des Maximus Krone u. Leben. Für seinen Halbbruder, **V. II.**, geb. 371, führte dem Namen nach dessen Mutter Justina, in Wahrheit aber Theodosius die Regierung, der ihn auch gegen den Usurpator Maximus 387 u. 388 schützte. Doch starb V. II. 15. Mai 392 eines gewaltsamen Todes durch die Hand des anmaßenden u. herrschsüchtigen fränk. Comes Arbogast. — **V. III.**, Sohn des Constantius, des Mitkaisers des Honorius (s. d.), u. der Galla Placidia, geb. 419, wurde von seinem Oheim Honorius zu seinem Nachfolger ernannt, jedoch erst 425, nach dem Sturze des Usurpators Johannes, durch seinen Vetter Theodosius II. (s. d.) in die Herrschaft des Weström. Reiches eingesetzt. Die Regierung führte für ihn seine Mutter (†450), unterstützt von Aëtius (s. d.), der mit starker Hand das wankende Reich gegen Aufstände im Innern sowie gegen Westgothen u. Vandalen vertheidigte, aber freilich gegen Intriguen des Hofes, welcher den Feldherrn Bonifacius begünstigte, hart zu kämpfen hatte u. weder den Verlust Afrika's an die Vandalen, welche auch Sizilien verheerend heimsuchten, verhindern, noch auch Britannien behaupten konnte, letzteres vielmehr aufgeben mußte, um die Kräfte des Reiches mehr zu konzentriren. Die größte Gefahr für V.' Herrschaft, welche ihr durch Attila's Zug nach Gallien drohte, beseitigte Aëtius durch seinen großen Sieg über die Hunnen auf den Catalaunischen Feldern (451). Durch diesen Erfolg aber erregte er das Mißtrauen des Kaisers, der ihn 454 eigenhändig ermordete. Das gleiche Schicksal aber traf den Kaiser selbst 455 durch Petronius Maximus, dessen Gattin V. entehrt hatte.

**Valentinit** (Weißspießglaserz, Antimonblüte) ist natürliches Antimonoxyd, ein Mineral, das theils in breitsäulenförmigen od. länglich tafelförmigen Krystallen des rhombischen Systems, theils auch derb u. eingesprengt in körnigen, stängligen u. schaligen Aggregaten angetroffen wird; der V. ist stark glänzend, halbdurchsichtig bis durchscheinend, gewöhnlich graulichweiß od. aschgrau, zuweilen auch durch fremde Beimengungen anders gefärbt; er besteht aus 83,5 Antimonmetall u. 16,5 Sauerstoff u. findet sich bei Bräunsdorf in Sachsen, Przibram in Böhmen, Horhausen in Rheinpreußen, Allemont, Felsöbanya 2c.

**Valentinstag,** der 14. Febr., der Todestag des Märtyrers Valentinus, eines Priesters in Rom († 270 n. Chr.), an den sich in England, dem nördl. Frankreich u. den Niederlanden eigenthümliche Gebräuche knüpfen. Nach dem engl. Volksglauben paaren sich an diesem Tage die Vögel, u. Jünglinge u. Jungfrauen feiern ein Fest, bei welchem ihnen durch das Los ihr Liebchen (Valentin u. Valentine) für die Dauer eines Jahres bestimmt wird, in der Art, daß Beide sich gegenseitig beschenken u. der Valentin während des angegebenen Zeitraumes seiner Valentine zu Dienst verbunden ist. Woher dieser Gebrauch rührt u. weshalb er sich gerade an den V. knüpft, ist unaufgeklärt. Einige haben in ihm den Nachklang eines altgermanischen Festes sehen wollen, welches sich auf die wiedererwachende Macht einer Frühlingsgottheit bezog, weshalb man auch an einigen Orten an diesem Tage Freudenfeuer anzündet.

**Valeriana,** s. v. w. Baldrian (s. d.).

**Valerianus,** Publius Aurelius Licinius Valerius, röm. Kaiser (253—259 n. Chr.), trat unter Severus u. seinen Nachfolgern, obgleich er aus edlem Geschlechte stammte u. schon 238 als princeps senatus genannt wird, in Kriegsdienste u. bekleidete 251 das Amt der Censur, welches der Kaiser Decius wieder hergestellt hatte, folgte auch dem Decius in den Krieg. Siegreich im Kampfe gegen Aemilianus, der in Mösien sich zum Gegenkaiser gegen Gallus erhoben hatte, ward V. 253 vom Heere zum Imperator ausgerufen u. behauptete sich in dieser Stellung um so leichter, als sowol Gallus wie Aemilianus von ihren Soldaten erschlagen wurden. Seinen Sohn Gallienus machte er 254 zum Mitregenten. Die tüchtigen Eigenschaften V.', der freilich die Christen grausam verfolgte, vermochten doch die beginnende Verwirrung im Reiche nicht zu hemmen. Dazu kamen feindliche Einfälle der Alemannen in Italien, der Franken in Gallien u. Spanien, der Gothen in Mösien u. Griechenland, u. die





gegen die Feinde ausgeschickten Feldherren warfen sich selber zu Gegenkaisern auf. Auf einem Zuge gegen die Perser fiel V. selbst 259 in deren Gefangenschaft, in welcher er, schimpflich behandelt u. von seinem Sohne nicht ausgelöst, 269 starb.

**Valerius Flaccus,** röm. Epiker im 1. Jahrh. n. Chr., geb. in Patavium, lebte in Rom in kümmerlichen Verhältnissen, so daß ihm Martialis rieth, sich lieber der advokatorischen Praxis zu widmen, u. starb 88 od. 90 n. Chr. Im Beginn der Regierung des Vespasianus schrieb V. sein Epos „Argonautica", eine Nachdichtung des gleichnamigen Werkes von Apollonios von Rhodos, in welchem die Heldenthaten u. Abenteuer der Argonauten erzählt werden. Weniger anmuthig u. natürlich als sein Original, übertrifft er dieses an feurigem Vortrag u. kräftigerer Charakteristik. Das Werk gerieth früh in Vergessenheit u. wurde erst durch Poggius fragmentarisch wieder entdeckt u. 1474 zuerst gedruckt (Bologna), seitdem herausgeg. von Heinsius (Amsterd. 1680), Burmann (Leyden 1724), Wagner (Gött. 1805), Thilo (Halle 1863) u. Schenkl (Berl. 1871).

**Valerius Maximus,** röm. Schriftsteller, lebte in gedrückten Verhältnissen in Rom, bis ihn die Gunst des Sextus Pompejus, den er auf seinem Feldzuge in Asien begleitete, in eine bessere Lage brachte. Nach Rom zurückgekehrt, schrieb er zwischen 28 u. 32 n. Chr. neun Bücher „Factorum dictorumque memorabilium" (d. i. merkwürdiger Thaten u. Aussprüche), die, wie schon der Titel anzeigt, mehr den Charakter einer Anekdotensammlung als eines geschichtlichen Wertes tragen, zum Theil aber nach guten älteren, uns verlorenen Quellen gearbeitet u. deshalb nicht ganz werthlos sind. Das Werk ist nach Rubriken angeordnet u. wurde von seinem Verfasser dem Kaiser Tiberius gewidmet; der Stil läßt viel zu wünschen übrig, er ist deklamatorisch u. geschraubt. Auszüge aus dem trotzdem vielgelesenen Buche veranstalteten im 6. Jahrh. Julius Paris u. Januarius Nepotianus; auch ward das Buch im Mittelalter vielfach gedruckt, übersetzt u. nachgeahmt. Die ersten Ausgaben erschienen 1471 zugleich in Straßburg u. Mainz; neuere lieferten C. B. Hase (Par. 1822), Kempf (Berl. 1854), K. Halm (Lpz. 1865). Eine Uebersetzung verfaßte schon 1364 der meißnische Dichter Heinrich v. Mügeln (s. d.).

**Valet** (v. lat. valēte, lebt wohl), Abschied, Lebewohl; V. geben, Lebewohl sagen, den Abschied geben.

**Valet** (frz., spr. Waleh), Diener, Bediente; Bube im franz. Kartenspiel.

**Valide** od. Sultane V. (türk. Walideh [d. i. Gebärerin] Sultân), Titel der Mutter des jeweiligen türkischen Sultans.

**validiren** (neulat. validare, frz. valider, vom lat. validus, kräftig, stark), geltend machen, bekräftigen; in der Kaufmannssprache giltig sein, gleichgelten, einen Werth durch einen andern ausgleichen.

**Valla,** Laurentius, berühmter Humanist u. einer der ersten Vorkämpfer gegen die Scholastik, geb. 1415 zu Rom; lehrte zu Pavia, Mailand, Neapel u. Rom die schönen Wissenschaften, erbitterte aber die Geistlichkeit durch seine kühne Kritik der Bibel, bes. der lateinischen Uebersetzung derselben (s. „Vulgata"), sowie durch den Nachweis, daß die sog. Schenkung des Kirchenstaats durch Kaiser Konstantin d. Gr. auf einer gefälschten Urkunde beruhe. 1443 wurde er genöthigt, zu König Alphons V. von Neapel zu fliehen; durch neue Ketzereien verfiel er hier wieder der Inquisition, u. Alphons rettete ihn mit Mühe vom Tode, nicht aber von schimpflicher Auspeitschung. Doch fand V. nunmehr Zuflucht u. Lehrfreiheit bei dem kunstsinnigen Papste Nikolaus V. u. starb 1465 als päpstlicher Sekretär u. Kanonikus des Lateran. Ein Hauptverdienst V.'s war der Eifer, mit dem er, nam. in der Schrift „Elegantiae latini sermonis" (Vened. 1471 u. ö.), auf die Rückkehr vom Mönchslatein zum klassischen Stile drang. Seine lat. Anmerkungen zum Neuen Testament gab Erasmus (1505 u. ö.) heraus; die Schrift „Ueber die fälschlich angenommene Schenkung Konstantins" beförderte Hutten zum Druck. Minder bedeutend sind seine Uebersetzungen des Herodot, Thukydides u. A. Gesammtausgaben seiner Werke erschienen Basel 1540 u. Venedig 1592. Eine Biographie des L. V. schrieb Vahlen (Wien 1864).

**Valladolid** (spr. Waljadolih), Provinz im span. Königreich Alt-Castilien, 143,11 □M. mit 242,384 E. (1870), grenzt nördl. an die Provinzen Leon u. Palencia, östl. an Búrgos u. Segóvia, südl. an Avila u. Salamanca u. westl. an Zamora. Das Gebiet, theils hügelig, theils eben, gehört zur Hälfte der baumlosen Tierra de campos u. der altcastil.

Steppe an. Der Boden ist wenig fruchtbar, erzeugt aber doch Weizen, Farberröthe u. Wein (Tordesillas). Große Striche werden als Weide= plätze für Schafherden benutzt, daher auch Wolle ein Exportartikel ist. Der Duero durchschneidet die ganze Provinz in ostwestl. Richtung u. nimmt hier die Nebenflüsse Pisuerga auf der rechten, Duraton, Cega, Adaja mit Eresma, Zapardiel u. Trabancos auf der linken Seite auf. Der zum Pisuergagebiete gehörige Canal de Castilla durchzieht den N. Die Provinz zerfällt in 9 Bezirke. Die **Provinzialhauptstadt V.** mit 43,361 E. (1860) liegt in fruchtbarer, bewässerter Ebene in 679 m. Seehöhe links am Pisuerga, am Endpunkte des erwähnten Kanals u. an der Bahn Irun=Madrid, ist Waffenplatz ersten Ranges, Sitz des General= kapitäns für Alt-Castilien u. des Obergerichts u. seit 1851 eines Erz= bischofs, hat eine 1346 gegründete, früher hochberühmte Universität, ein Instituto, eine Akademie der schönen Künste, ein Kunstmuseum mit ge= schätzten Gemälden u. Skulpturen, eine bedeutende Bibliothek, mehrere Seminarien, eine Baugewerkenschule u. andere höhere Unterrichtsanstalten, ein Theater, mehrere Spitäler, ein Armenhaus 2c. Im alten königlichen Schlosse, der ehemaligen Residenz castilischer u. spanischer Könige, sind mehrere Könige geboren. Die dreischiffige Kathedrale mit vielen Kunst= schätzen ist von Philipp II. 1585 gegründet u. nach den Plänen Herrera's erbaut. Von den 39 Klöstern, die V. ehemals hatte, sind viele zerstört; das vom Kardinal Torquemada im 15. Jahrh. erbaute Dominikaner= kloster ist jetzt Zuchthaus, das Benediktinerkloster befestigte Kaserne. Von den vielen Plätzen sind die schönsten die Plaza mayor, ein von pracht= vollen Häusern umgebenes Viereck, der achteckige El Ochavo u. der drei= eckige Campo grande mit Alleen; auf letzterem fanden die königlichen Festlichkeiten u. die Autodafés statt, denn unter Philipp II. war V. Sitz der Inquisition. V.'s industrielle Thätigkeit erstreckt sich auf Maschinen-, Papier= u. Tuchfabrikation, Eisengießerei, etwas Leinwandweberei, Töpferei, Leder=, Hut- u. Knopffabrikation u. Bierbrauerei. Am 20. Sept. hält es eine große Messe ab. — V. soll 625 von den Gothen auf den Ruinen der Römerstadt Pintia erbaut worden sein, den Namen V. aber erst von den Mauren erhalten haben; man leitet denselben gewöhnlich von Bilâd= Walid, d. i. Land des Walid, ab, unter dessen Khalifat Spanien erobert wurde. Im 10. Jahrh. kam es zu Leon u. wurde seiner schönen Lage wegen bald Residenz castilischer u. später spanischer Kö= nige, bis Kaiser Karl V. die Residenz nach Madrid verlegte. Die Stadt hatte damals nicht ihresgleichen in Spanien. In ihrer jetzigen Gestalt wurde sie nach dem großen Brande von 1561 auf Befehl Philipp's II., der hier ge= boren ist, aufgebaut. Jetzt ist sie zum Theil verödet.

Nr. 5355. Vallisneria spiralis.
a Weibliche Pflanze, b männliche Pflanze, verjüngt.

**Vallisneria**, Val= lisnerie, Pflanzengat= tung der monokotylischen Hydrochariden, zu Ehren des Prof. Ant. Vallis= neri zu Padua schon von Micheli vor Linné (1729) benannt, mit einer einzigen europäischen Art (*V. spiralis*) u. einigen anderen Arten: *V. Americana* *Mx.* aus Nord= amerika, *V. nana* *R. Br.* aus Neuholland, *V. Physeium* *Juss.* aus Cochinchina u. *V. octandra* *Roxb.* aus Ostindien. Die erstere kommt erst am Südabhange der Alpen vor, zunächst in den Buchten des Garda= sees u. Luganersees; dann bes. in der norditalienischen Ebene, um Pisa, wo sie in Wassergruben wächst u. gerade so lange Blätter treibt als der Wasserstand hoch zu sein pflegt. Hier wurzelt die mit langen linearischen, grasartigen Blättern versehene Pflanze auf dem schlammigen Grunde, für gewöhnlich dem Auge völlig unsichtbar. Erst in der Blütezeit macht sie sich bemerkbar, u. ihr eigenthümliches Verhalten bei der Befruchtung hat die V. zu einer botanischen Berühmtheit gemacht. Die Pflanze trägt nämlich ihre Befruchtungswerkzeuge auf verschiedenen Stämmchen, u. zwar befindet sich die männliche Blume als ein kleines Zäpfchen auf einem sehr kurzen Stielchen zwischen der Blätterrosette; sie ist folglich von der weiblichen Blume gänzlich abgeschlossen, u. da eine Befruchtung unter dem Wasser nicht stattfinden kann, so muß ein außergewöhnlicher Weg dazu eingeschlagen werden. Die Natur hat diese Aufgabe gelöst, indem sie die männliche Blume befähigte, sich durch Abschnürung von ihrem Stielchen loszureißen u. an die Oberfläche des Wassers zu steigen, wo sie nun ihren Pollen verstäubt, der myriadenweis auf dem Wasser= spiegel schwimmt. Im Gegensatze hierzu besitzt die weibliche Blüte die Eigenschaft, bis zu der Oberfläche des Wassers selbst emporzusteigen, u. zwar durch Abwicklung einer Spirallinie ihres Blumenstieles, an den sie geheftet ist. Dieses Abwickeln geschieht aber gerade in derselben Zeit, wo die männliche Blume sich losreißt u. stäubt; ein seltenes Beispiel des Zusammenhanges zwischen Mittel u. Zweck in der Natur, durch welchen die sonst unscheinbare Pflanze eine große Berühmtheit erlangt hat.

**Valls**, Stadt mit 16,100 E. (1860) in der span. Provinz Tarragona in Catalonien, liegt in 165 m. Seehöhe nördl. von Tarragona an der Straße nach Lerida, unweit des Francoli, ist mit Thürmen u. Mauern umgeben u. eine aufblühende Industriestadt. Es hat große Gerbereien, Baumwollen= u. Papierfabriken, Leinweberei u. Töpferei. Am 25. Febr. 1809 siegten hier die Franzosen über die Spanier; zur Erinnerung daran stiftete Ferdinand VII. 27. April 1815 das Kreuz für Auszeichnung von V.

**Valmy**, Dorf mit gegen 500 E. im franz. Departement der Marne, an der Linie Reims=Aubréville=Verdun der franz. Ostbahn, hat ein Schloß u. einen Denkstein zur Erinnerung an das 1820 hier beigesetzte Herz des Marschalls Kellermann (s. d.), der bei V. 20. Sept. 1792 die Preußen schlug u. dafür den Titel eines Herzogs von V. erhielt.

**Valois**. Die Grafschaft V., seit 1406 Herzogthum (das heutige Arrondissement Senlis im Dep. Oise mit der Hauptstadt Crépi), wird schon im 9. Jahrh. als Sitz eines Grafen Pipin erwähnt. Im 10. Jahrh. gehörte sie den Grafen von Vexin, welche als Schutzvögte von St. Denis die Oriflamme (s. d.) dem Heere vorantrugen. Durch die Erbin Adelheid kam V. 1077 an deren Gemahl Heribert von Vermandois u. durch die Erbtochter Beider, ebenfalls Adelheid mit Namen, an König Philipp's I. Bruder Hugo († 1102), der den ersten Kreuzzug mitmachte. Endlich ver= machte dessen kinderlose Enkelin Eleonore ihren gesammten Besitz an König Philipp II. August, u. so blieb die Grafschaft königlich, bis zuerst der kinderreiche Ludwig IX. († 1270) seinen Sohn Johann Tristan damit belehnte u., als dieser 1270 ohne Erben verstarb, Philipp III. seinen zweiten Sohn Karl. Obwol Karl durch seine erste Ehe die Grafschaft Anjou, durch die zweite Ansprüche an den Kaisertitel von Konstantinopel erwarb, so wurde er u. der von ihm gestiftete Seitenzweig des Cape= tingischen Herrscherhauses vorzugsweise V. genannt. Nicht auf Grund des Salischen Gesetzes (s. d.), sondern durch den Ausspruch einer Notablen= versammlung, welche Philipp V. 1317 berufen hatte, um seiner Nichte Johanna den Thron zu entreißen, war die weibliche Linie von der Thron= folge ausgeschlossen, u. deshalb bestieg Karl's Sohn, Philipp VI., als nächster männlicher Verwandter der älteren Capetinger u. mit ihm die Linie V. 1328 den franz. Thron, der bis 1589 in ihrem Besitz blieb. Doch gab es zweimal eine sehr bedeutende Unterbrechung der regel= mäßigen Erbfolge: einmal, als nach Karl's VIII. Tode 1498 Ludwig XII. von Orléans, der Enkel von dem Urgroßonkel des Vorigen, auf den Thron kam, u. zum zweiten Male, als von diesem wieder 1515 der Enkel des Oheims, Franz I. von Angoulême, die Krone erbte. Obwol die Ver= wandtschaft der Häuser Orléans u. Angoulême mit V. also viel entfernter ist, als die der Linie V. von den älteren Capetingern, so rechnet man sie doch stets dazu. Uebrigens kam durch Belehnung Philipp's des Kühnen 1363 auch das Herzogthum Burgund an eine Linie V., welche mit Karl d. Kühnen (s. d.) 1477 ausstarb. Der Name V. kommt, ausdrücklich ge= nannt, nur noch bei Margarethe (s. d.), der Gemahlin Heinrich's IV., vor.

**Valparaiso**, Provinz der südamerik. Republik Chile, im W. vom Großen Ozean, im S. von der Provinz Santjago, im O. u. N. von Aconcagua begrenzt, ist zum großen Theil gebirgig, erhebt sich von der 500 m. hohen grau- u. rothbraunen Hügelkette an der Küste an, deren Aufwärtssteigen aus dem Meere in neuerer Zeit jährlich ⅙ m. betragen soll, langsam ansteigend in oft wasserarmen Terrassen nach den Anden= bergen hinauf u. umfaßt 78,29 QM. mit 176,682 E. (1875). Der Haupt= fluß ist der dem Aconcagua entspringende Rio de Aconcagua; in seinem Thal u. den tiefen u. großen Seitenthälern findet sich eine herr= liche Vegetation, während sonst weite, mit dornigem Gebüsch bewachsene Flächen od. kahle Gebirgswände vorherrschen; Palmen fehlen überall. Zu V. gehört der Archipel Juan Ferdinandez (s. d.). Der Hauptverkehr von ganz Chile konzentrirt sich in der Hauptstadt V., welche an einer Bai, auf drei Seiten von grauen Syenitwänden ohne allen Baumschmuck umgeben, liegt, aber trotz der öden Gegend, u. obgleich der sonst vortreff= liche, von drei Forts beherrschte Hafen nach N. völlig offen u. daher den Nordwinden sehr ausgesetzt ist, einen der ersten Handelsplätze des Großen Ozeans bildet u. 97,575 E. zählt, worunter mehrere tausend Fremde. Die Stadt hat krumme u. steile Straßen, wegen der sehr zahlreichen Erdbeben

meist einstöckige Häuser u. im Theater, dem Intendanzpalast, dem Zollhaus, dem Depot mit 246 Magazinen seine bedeutendsten Gebäude. Man findet hier Gasbeleuchtung, Droschken, gute Polizei, tägliche Märkte, eine Börse, Klubs, Wohlthätigkeitsinstitute, ein Hospital, Journale &c. Großartig ist der Seehandel von V., den meist Fremde betreiben; von den 5756 Schiffen von 3,747,296 Tons, die 1875 in Chile einliefen, kommt der beträchtlichste Theil auf V. Größer als die eigentliche Stadt ist die auch besser gebaute Vorstadt Almendral mit Villen u. Gärten u. Fernsicht auf Meer u. Gebirge. 7 Meilen nach O. liegt der wichtigste Vergnügungsort Quillota am Rio di Aconcagua, mit 11,369 E., der Garten von V., über welches die von V. nach Santjago führende Staatsbahn geht. In der Stadt V. selbst existirt eine 9,85 Km. lange Privatbahn.

**Valuta** (ital.), s. v. w. Werth od. Gehalt. Im Geldverkehr versteht man darunter das Werthverhältniß zwischen Gold u. Silber, od. zwischen Metall- u. Papiergeld, od. auch zwischen verschiedenen Münzsystemen, sobald die Münzen verschiedenwerthig ausgeprägt sind. Siehe hierüber den Artikel „Währung“. – Im Wechselverkehr bedeutet V. den Geldbetrag, für welchen ein Wechsel ausgestellt, weiter begeben od. verkauft worden ist (s. „Wechsel“).

Kenntnisse, nam. in Sprachen, zu erwerben, von denen er jetzt 16 beherrscht. In seinem 20. Jahre erlernte er das Türkische ohne Lehrer u. Wörterbuch. Weite Ferienwanderungen, die ihn nach Wien, Prag &c. führten u. auf denen er sich oft kümmerlich durchhelfen mußte, wurden ihm zu einem praktischen Vortheile für seine späteren Fahrten. Nachdem er noch in Privatlehrerstellungen in Slavonien, zu Kecskemet u. Pest eifrig weiterstudirt hatte, ermöglichte ihm Joseph von Eötvös die Reise nach Konstantinopel, wo er ohne alle Aussichten ankam, aber bald eine Stelle als Lehrer des Französischen im Hause Afif Bey's, dann des Ministers Rifaat Pascha fand. Drei Jahre lang blieb er dort u. lernte Sprache, Leben u. Charakter der Türken gründlich kennen; 1858 gab er ein „Deutsch-türkisches Taschenwörterbuch“ heraus. Um auch die osttürk. Sprachen genau kennen zu lernen, trat er mit Unterstützung der ungar. Akademie seine berühmt gewordene Reise nach Turkestan an, u. zwar, da dieselbe für Europäer damals geradezu unmöglich war, im Incognito eines mohammedanischen Gelehrten; von Konstantinopel aus ging er nach Persien u. schloß sich im

Nr. 5354. Valparaiso.

**Valvation,** d. i. die Bestimmung des Werthes, bez. Preises einer Sache, vorzugsweise aber die obrigkeitliche Bestimmung des Werthes solcher Münzen, welche nicht in das bestehende gesetzliche Münzsystem passen, jedoch in größerer Menge im Lande umlaufen. In neuerer Zeit wird eine solche Werthbestimmung richtiger u. besser dem Verkehr selbst überlassen, doch werden nam. in den Grenzbezirken die Staatskassen für Zollabgaben, Steuern, Post, Telegraphie, Eisenbahnen &c. sich der Verpflichtung nicht entziehen dürfen, durch Anschlag von sog. Valvationstabellen od. sonstige Anzeigen bekannt zu machen, zu welchen Werthen (in Landesmünzen ausgedrückt) fremde kursirende Münzen u. Werthzeichen (Papiergeld) von ihnen genommen u. berechnet werden. Dabei ist vorauszusetzen, daß die Umrechnungen der fremden Geldwerthe in Landesmünze dem wirklichen Werthe, abzüglich einer etwaigen, die Berechnung erleichternden Abrundung des Betrages, entsprechen u. die Staatskassen nicht darauf ausgehen, aus der Feststellung derartiger Tabellen einen Extragewinn zu ziehen.

**Vámbéry,** Hermann, namhafter ungar. Reisender u. Sprachforscher, wurde 1832 zu Szerdahely (auf der Insel Schütt) geb.; wenige Wochen darauf starb sein Vater. Unter den größten Entbehrungen wuchs er auf u. wurde mit 12 Jahren bei einem Schneider in die Lehre gegeben, dem er aber bald entlief, um Hauslehrer eines Wirthssohnes zu werden; von da ging er nach St. Georgen bei Preßburg auf das Piaristengymnasium u. 1846 nach Preßburg. Die fortwährende Noth hielt ihn nicht ab, sich immer ausgedehntere

März 1863 zu Teheran einer Gesellschaft von Mekka nach Turkestan zurückkehrender Pilger an, mit denen er nach langem u. beschwerlichem Zuge durch die Wüste im Juni nach Khiwa gelangte; hier besuchte er Kungrad, Bokhara u. Samarkand u. kehrte dann durch Afghanistan nach Persien u. von da nach Europa zurück. Viele von jenen jetzt russ. Ländergebieten hat V. als der erste Europäer betreten, u. nur seiner großen Geistesgegenwart u. Sprachenkenntniß dankt er die glückliche Ueberwindung aller Gefahren. 1865 erschien sein interessanter Reisebericht unter dem Titel „Reise in Mittelasien von Teheran durch die Turkmanische Wüste an der Ostseite des Kaspischen Meeres nach Khiwa, Bokhara u. Samarkand“ (2. Aufl., Lpz. 1873). Seitdem veröffentlichte V. eine Reihe sprachwissenschaftlich zum Theil hervorragender Werke über die turanischen Sprachen, auf welchem Gebiete er heute die erste Autorität ist, so z. B. „Abusihka“, dschagataisches Wörterbuch (Pest 1861), „Dschagataische Sprachstudien“ (Lpz. 1867), „Uigurische Sprachmonumente“ (Innsbr. 1870), „Etymologisches Wörterbuch der turko-tatarischen Sprachen“ (Lpz. 1878), auch eine „Geschichte Bokhara's“ (2 Bde., Stuttg. 1872). Als Ergänzungen zu seinem Reisewerk sind zu betrachten: „Meine Wanderungen u. Erlebnisse in Persien“ (Lpz. 1867) u. „Skizzen aus Mittelasien“ (Lpz. 1868). Von allgemeinem Interesse sind ferner seine Orient-Schriften: „Der Islam im 19. Jahrh.“ (Lpz. 1876), „Sittenbilder

aus dem Morgenland" (Berl. 1876) u. „Ueber die Reformthätigkeit der Türkei" (Budapest 1877); in der letzteren vertritt er die Ansicht, daß die in der Türkei hervorgetretenen Uebelstände wesentlich auf die sich dort in unserem Jahrhundert vollziehende Kulturumwälzung zurückzuführen sind. V. ist kein exklusiver Gelehrter, sondern gewohnt, die Ergebnisse seiner Studien für möglichst Viele nutzbar zu machen; er ist Mitarbeiter zahlreicher deutscher, englischer u. ungarischer Blätter u. Zeitschriften.

**Vampyr** heißen einmal gewisse große Fledermäuse des südlichen Asiens, Neuhollands u. Aegyptens, die sich durch gestreckten Hundskopf mit kleinen Ohren auszeichnen, die Gattung Pteropus, Rousette, Flatterhund od. Fliegender Hund. Sie nähren sich in der Hauptsache von Früchten u. werden deshalb dort, wo sie sich in größeren Gesellschaften aufhalten, den Pflanzungen oft sehr schädlich; außer der vegetabilischen Nahrung fressen sie aber auch wol kleine Vögel. Ihr Fleisch ist genießbar, wird jedoch von den Hindu, denen sie als heilig gelten, verschmäht. — Dann bezeichnet der Name V. in specie die nach ihrem eigenthümlichen Nasenaufsatz benannte **Blattnase, Phyllostoma spectrum**, die größte insektenfressende Fledermaus Südamerika's, welche sich Nachts an schlafende Säugethiere (nam. Pferde, Maulthiere, Rinder), eventuell auch Menschen klammert u. ihnen das Blut aussaugt. Die Angaben der Reisenden über diese Blutsauger lauten verschieden: nach Burmeister sind sie unschädlich, nach Tschudi können sie, in größerer Zahl vereint, dem Leben der ihnen Ausgesetzten gefährlich werden.

**Vampyr** ist nach dem Volksaberglauben ein gespenstisches Wesen, welches den Lebenden das Blut aussaugt u. sie dadurch tödtet. Dieser Glaube wurzelt schon im griechischen Alterthum, denn Homer (Od. XI, 49—232) sagt schon von den Schatten im Hades, daß sie einen Drang nach Wiederbelebung durch Blut in sich fühlen. Bei den Römern ist oft die Rede von harpyienartigen Wesen, strigae genannt, welche die Säuglinge rauben u. den Müttern nebst der Milch das Blut aussaugen. Unter den griechischen Christen des Mittelalters findet sich bereits der Glaube, daß im Kirchenbanne Verstorbene vom Teufel in einer Art von Leben erhalten würden, im Grabe äßen u. frisch u. wohlbehalten blieben; weil ihre Haut sich straff u. elastisch hielt, nannte man sie tympanitae. Sie mußten ausgegraben, der Bann durch den Geistlichen aufgehoben u. der Körper dann verbrannt werden. Dieser Aberglaube hat sich auch bei den Neugriechen erhalten, welche dergleichen Wesen brukolakai od. burdolakai nennen. Da letzteres Wort slavischen Ursprungs u. identisch mit dem slavischen Namen des Werwolfs (bulg. u. slov. vrkolak, böhm. vlkodlak) ist, die Sage vom Vampyrismus aber nam. auch in Serbien u. bei den Christen des Balkan sowie in Ungarn vorkommt, so erklärt sich auch ihre Erhaltung beim Volke. Auch in anderen europäischen Ländern, z. B. in Schottland, Irland 2c., hat sich der Glaube an das Kauen der Todten in den Gräbern, an das Nichtverwesen der Leichen im Grabe, so lange sie etwas von ihrem eigenen Leibe erlangen, an sich saugen u. nagen können, an ihr nächtliches Hervorgehen aus den Gräbern, sowie daß sie befreundeten u. ihnen feindlich gewesenen Personen das Blut aussaugen u. sich selbst damit erhalten, während diese sterben u. wieder V.e werden müssen, erhalten. 1725 u. 1732 gab dieser Aberglaube in Ungarn u. Serbien Gelegenheit zu gerichtlichen Untersuchungen: man öffnete Gräber, nahm Leichen, die man unverwest fand, heraus, schlug ihnen einen Pfahl durch den Leib, wobei angeblich Blut aus Mund u. Nase geflossen sein soll, u. verbrannte sie. Byron hat diesen Stoff zu einem Gedicht, Marschner zu einer Oper benutzt.

**Vanadin** (Vanad, Vanadium), ein metallisches Element, das sich in der Natur nirgends frei, sondern stets nur in Verbindung mit Sauerstoff als Vanadsäure od. Vanadinsäure findet. Diese wurde zuerst 1801 von Del Rio in einem braunen Bleierz von Zimapan in Mexiko entdeckt, von Descotils aber für Chromsäure erklärt, wobei sich Del Rio beruhigte. 1830 fand Sefström im Taberger Eisen u. in noch größerer Menge in der Frischschlacke dieses Eisens ein eigenthümliches Metall, welchem er nach Vanadis, einem Beinamen der skandinavischen Göttin Freia, den Namen V. gab. Wöhler zeigte hierauf, daß das oben erwähnte Bleierz dasselbe Metall, welches Del Rio Erythronium genannt hatte, enthalte u. vanadsaures Bleioxyd sei. Berzelius hat dann weiteres Licht über das chemische Verhalten u. die Eigenschaften dieses Elementes u. seiner Verbindungen verbreitet; in neuerer Zeit haben Baumgarten, Schafarik, Roscoë u. A. verdienstvolle Arbeiten über denselben Gegenstand geliefert. Das V. gehört zwar zu den sehr verbreiteten Elementen unserer Erde, es findet sich aber stets nur in sehr kleiner Menge, gewöhnlich nur spurenweise in verschiedenen Mineralien, wie z. B. in Eisenerzen, nam. dem Bohnerz, im Uranpecherz, im Bauxit, Basalt, in verschiedenen Thonsorten 2c. Seinen Eigenschaften nach ist das reine metallische V. noch sehr wenig bekannt; es stellt gewöhnlich ein grauweißes, krystallinisches Pulver dar, welches auch in starker Rothglühhitze weder geschmolzen noch verflüchtigt werden kann; Johnston will es dagegen als röthlichweißes, sprödes, schwierig zu feilendes, dem Wismuth ähnliches Metall erhalten haben. Das chemische Zeichen des V. ist = V od. Va; das Aequivalent u. Atomgewicht: 51,3; das spez. Gewicht ist 5,5. Es giebt vier verschiedene Verbindungen des V. mit Sauerstoff: Vanadinbioxyd ($VO_2$), Vanadintrioxyd ($VO_3$), Vanadintetroxyd ($VO_4$) u. das Vanadinpentoxyd od. die Vanadinsäure ($VO_5$). Von diesen haben nur die erste u. die letzte einiges allgemeinere Interesse, namentlich insofern, als die Vanadinsäure sich außerordentlich leicht zu Vanadinoxydul od. Vanadinbioxyd reduziren läßt u. dieses ebenso leicht wieder zu Vanadinsäure oxydirt werden kann, welches Verhalten man in der neuesten Zeit vorgeschlagen hat zur Erzeugung eines sehr schönen Anilinschwarz auf Geweben. Die Vanandinsäure ist dunkelroth bis orangeroth, sie schmilzt bei anfangender Glühhitze u. erstarrt dann krystallinisch; nicht flüchtig löst sie sich auch nur äußerst wenig in Wasser; sie bildet mit den Basen drei Reihen von Salzen, ähnlich wie die Phosphorsäure, mit 1, 2 u. 3 Aequivalenten Basis (vanadinsaure Salze od. Vanadinate); die Lösung des Vanadinbioxyds in Säuren hat eine blaue Farbe. In den Lösungen saurer vanadinsaurer Alkalien entsteht durch Galläpfeltinktur eine tiefschwarze Färbung; Berzelius schon hat diese Flüssigkeit als Vanadintinte empfohlen. Wenn man nach Gerland eine Lösung von Kupfervitriol mit überschüssigem Salmiak versetzt u. dann eine Lösung von Ammoniumvanadinat zufügt, so entsteht beim Erhitzen auf etwa 75° die Abscheidung prachtvoll goldgelb glänzender Krystallflitterchen von Metavanadsäure, welche einen so lebhaften Glanz zeigen, daß sie der echten Goldbronze nicht nachstehen; man hat sie daher als Surrogat derselben neuerdings empfohlen, da sie nam. an der Luft unveränderlich sind u. sehr gut decken.

**Vancouverinsel**, nordamerik. Insel an der Küste des Großen Ozeans, zur Provinz Britisch Columbia der engl. Dominion of Canada gehörig, früher offiziell Quadra- u. V. genannt, liegt, von SO. nach NW. sich ausdehnend, 123¼—128½° westl. Länge von Greenwich u. 48⅓ bis fast 51° n. Br., ist 611,5 □M. groß u. hat 23,000 E. Ihren Küsten sind auf allen Seiten noch kleinere Inseln vorgelagert, deren wichtigste im W. die Nootka- u. Floresinsel, im SO. der San Juanarchipel (s. d.), im O. die Texada-, im NO. die Valdes-, Cracford- u. Malcolm- u. im NW. die Scottinseln sind. Den S. bespült die Juan de Fucastraße, den N. der Königin-Charlottensund; die wichtigsten Passagen im O., welche die V. vom Festlande trennen, sind der Georgiagolf u. die Johnstonestraße. Die Küsten sind steil u. felsig, von starker Brandung umtost, auf der Westseite durch tiefe Fjorde aufgerissen; von S. nach N. folgen hier auf einander der Barclaysund mit dem Albernikanal, der Clayquotsund, der Nootka-, Esperanza-, Kyuquot-, Brooks- u. Quatsinosund, von denen der südlichste u. nördlichste fast wieder bis zur Ostküste reichen. Hinter den Küstenwänden folgen runde Hügel, deren gewaltige Nadelwälder schönes Nutzholz liefern, den Kern bildet eine rauhe Felsenkette, deren höchste Spitzen der Victoria-Peak (2271 m.) u. von ihm nach SO. auf einander folgend: die Crown Mountains (1819 m.), Albert Edward Range, Exploration Mountains, Beaufort Range, der Mount Arrowsmith (1820 m.) 2c. sind. Von den großen Seen, die in der Mitte liegen, sind von S. nach N. die wichtigsten: der Cowichan-, Central-, Buttle-, Muchlat-, Conuma- u. Karmutsenlake; von den Flüssen münden der Cowichan u. Nanaimo im SO., der Goldriver im W. Dichtes Farrnkraut bedeckt den nicht kultivirten Boden, der noch den bei weitem größten Theil einnimmt, die ausgerodeten Strecken an den Küsten sind sehr fruchtbar. Das Klima ist dem Englands ähnlich. Sehr reiche Kohlenlager werden bei Nanaimo, einem aufblühenden Orte nördl. von Victoria, ausgebeutet; auch die im N. entdeckten Goldgruben sind werthvoll; Hopfen, Weizen, Gerste u. Hafer gedeihen; gute Resultate bietet auch die Zucht der Merinoschafe, des Rindviehs u. der Pferde. Lohnend ist ferner der Fischfang, bes. auf Lachs u. Hering, u. die Jagd auf Roth- u. Pelzwild. Noch ungefähr 10,000 Indianer sind auf der Westküste u. einem Theile der Süd- u. Ostküste zu finden, welche in drei Hauptstämme zerfallen u. dem Aussterben entgegen gehen; von den Einwanderern sind die Chinesen die zahlreichsten. Der Hauptort Victoria an der Südküste, 1849 gegründet, mit über 6000 E., ist eine freundliche u. reinliche Stadt mit einem kleinen u. unsichern Hafen, hat aber als Hauptdepot für den Handel mit Pelzen, Fischen u. Kohlen regelmäßige Dampfschiffverbindung mit S. Francisco. — 1778 von Cook entdeckt, 1792 zum ersten Male umsegelt u. für engl. Besitzthum erklärt, wurde die V. von dem damaligen span. Kommandanten Quadra u. dem engl. Kapitän Vancouver, der sie zuerst erforschte, mit ihren eigenen beiden Namen belegt. 1849—59 der Hudsoncompagnie gehörig, steht sie seit 1859 unter direkter engl. Oberhoheit u. ist von Robert Brown 1863 bis 1866 zuerst sorgfältiger bereist worden.

**Vandalen.** Der Name V. erscheint bei Plinius u. Tacitus noch als Gesammtname der östl. von der Oder bis zur Ostsee hin wohnenden suev. Völkerschaften, u. erst im 2. Jahrh. wird ein einzelnes Volk der V. genannt, welches zusammen mit den Markomannen den Kaiser Marc Aurel angreift u. schneller als diese mit Rom Frieden macht. Ihre Wohnsitze giebt Dio Cassius (55, 1) im Riesengebirge an, welches er die „Vandalischen Berge" nennt. Von hier aus kämpften sie noch mit Aurelian (gest. 275), aber wenige Jahre danach greifen sie im Bunde mit Gothen u. Gepiden von Dacien aus den Kaiser Probus (gest. 282) an. Auf ihren Wunsch siedelte Konstantin (gest. 337) sie nach Pannonien über, von wo aus sie ihre welthistorische Wanderung begannen. Unter Godegisil drangen sie 406 mit den Burgunden, Alanen u. Sueven über den Rhein, 409 über die Pyrenäen u. zogen verwüstend nach dem Süden, bis das Meer ihnen Halt gebot. Als Godegisil's Sohn Gunderich, der Eroberer von Sevilla, 427 gestorben, folgte sein Bruder Geiserich (427—477) dem Hülferuf des abtrünnigen röm. Statthalters von Afrika, Bonifacius, setzte 429 über das Meer u. eroberte, jetzt im Kampfe mit dem Statthalter, der ihn gerufen u. sich inzwischen mit der Kaiserin ausgesöhnt hatte, in zehnjährigem Siegeslauf, unterstützt von Mauren u. Donatisten (s. d.), die ganze Provinz Afrika u. machte Karthago 439 zu seiner Hauptstadt. Während er von dem kaiserlichen Hofe zu Ravenna durch Abtretung von Mauretanien u. Westnumidien 442 Frieden erlangte, vermochte er seine Herrschaft in Afrika nur durch grausame Gewalt zu befestigen. Die Thronansprüche seiner Neffen beseitigte er durch deren Ermordung, ihre Anhänger ließ er zu Hunderten hinrichten. Als Arianer verfolgte er die Katholiken, die nun scharenweise nach Italien flüchteten, Wohlstand u. Bildung mit sich nehmend u. einen Räuberstaat zurücklassend. Bald plünderte er die Balearen, Sardinien, Sizilien, u. 455 erschien er — wie man sagte, herbeigerufen von Eudoxia gegen den Kaiser Maximus — in Rom selbst, nahm in der Zeit von 14 Tagen, vom 15.—29. Juni, was sich von Gold, Silber u. Gefangenen fortbringen ließ u. kehrte über Capua, Nola, Neapel u. Karthago zurück. Fünf Jahre später vernichtete er mit einem Schlage die gewaltigen Zurüstungen, welche der wackere Kaiser Majorian, in Cartagena zur Landung in Afrika gemacht hatte. Selbst der byzantinische Hof erkaufte sich mit hohem Tribut Frieden, Sicherheit u. die Befreiung der gefangenen Kaiserin Eudoxia nebst ihrer Tochter Placidia. Als Kaiser Leo dennoch 468 mit 1113 Schiffen einen Angriff wagte, wurde die eine Hälfte vernichtet, die andere entfloh. Nun nahm Geiserich auch Sizilien in Besitz u. schloß mit den Ost- u. Westgothen ein Schutz- u. Trutzbündniß. Unter seinen Nachfolgern Hunnerich (477—481) u. Gundamund (481—496) dauerten die den V. selbst gefährlichen Streitigkeiten der Arianer u. Katholiken fort, u. der Letztere fand es schon passend, sich durch die Rückgabe Siziliens 491 die Freundschaft u. Bundesgenossenschaft des Königs Theodorich zu erkaufen. Langsam verzehrte die Macht der röm. Bildung u. des röm. Glaubens dennoch die rohe Kraft des Vandalenvolkes. Hilderich (523 bis 530) hatte noch dem sterbenden Thrasimund (496—523) schwören müssen die Athanasianer zu verfolgen, u. versuchte es dennoch mit Duldung u. Menschlichkeit. Da erhob sich gegen ihn sein Vetter Gelimer (530—534), ließ ihn gefangen nehmen u. setzte die Verfolgungen der Katholiken fort. Als er dem Verlangen Justinian's, seinen Vorgänger frei zu lassen u. die Gläubigen zu schonen, widerstand, wurde er im Sommer 533 durch eine Flotte unter Belisar's Führung überrascht, durch zwei Niederlagen am 10. Meilenstein u. bei Trikameron zur Flucht nach Numidien genöthigt, nach langer Vertheidigung zur Ergebung gezwungen u. im Triumph nach Konstantinopel gebracht. Seine letzten Tage verlebte er mit seiner Familie auf einer Besitzung in Galatien, die ihm der Kaiser geschenkt hatte. Was von vandalischen Kriegern übrig war, wurde in fünf Reitercohorten gesammelt u. in das byzantinische Heer aufgenommen, die übrigen V., längst verweichlicht in Luxus u. Sinnengenuß nach Römerart, verschwanden allmählich spurlos unter der byzantinischen Herrschaft in Afrika. — Sollte es aber wahr sein, was Prokop erzählt, daß ein Theil der V. die weite Wanderung nicht mitgemacht, sondern in der Heimat zurückgeblieben sei, so wäre es nicht unerlaubt, den heute mitten unter Fremden wohnenden kleinen Stamm der Gotscheer für einen Rest von V. zu erklären. Als Nachkommen der V. betrachtet Fr. v. Löher die Guanchen der Kanarischen Inseln. Vgl. Papencordt, „Geschichte der vandalischen Herrschaft in Afrika" (Berl. 1837); F. Dahn, „Könige der Germanen" (Bd. 1, Würzb. 1861); Zeuß, „Die Deutschen 2c." (München 1837).

**Vandamme** (spr. Wangdamm'), Dominique René, seit 1808 Graf v. Hüneburg, franz. General, geb. 5. Nov. 1770 zu Cassel in Flandern, war der Sohn eines Chirurgen u. kam von 16 Jahren in eine Militärvorbereitungsschule, wo er so geringe Fortschritte machte, daß ihn die Familie 1788 in ein Kolonialregiment auf der Insel Martinique stecken ließ. Hier zeigte er als Korporal u. Sergant so viel Muth u. Intelligenz, daß man ihn im Juni 1791 in ein anderes Regiment zu Brie in Frankreich aufnahm. Allein schon 1792 wurde er verabschiedet. Erst seine Anführung eines Corps von freiwilligen Jägern, welches er in Cassel gebildet hatte, der Compagnie du Mont Cassel, bei der Nordarmee, bei Mons u. Ruremonde im Anfange 1793 u. bei Hondschoote machte ihn zum Brigadegeneral im Sept. 1793. In diesem u. dem folgenden Jahre kämpfte er in der Nordarmee bei Furnes, Ypern, Nieuport mit, stand 1795—97 bei der Rheinarmee, doch mit Unterbrechung, da er wegen seiner Exaltation ein Jahr lang außer Dienst gestellt wurde. 1799 führte er den linken Flügel der Donauarmee, dann drang er an der Spitze einer Division unter Bruke in Holland ein u. siegte im Sept. u. Okt. 1799 bei Bergen u. Castricum, ward aber noch Ende des Jahres wieder an die Donau geschickt. Napoleon begünstigte ihn, gab ihm 1802 die Division von Lille, 1804 die von Boulogne u. ertheilte ihm für seine Auszeichnung bei Donauwörth u. Austerlitz 1805 das Großkreuz der Ehrenlegion, nebst einer Dotation von 20,000 Francs. 1806 u. 1807 nahm er die schlesischen Festungen Glogau, Breslau, Neiße u. Schweidnitz, gerieth aber mit seinem Chef, dem Prinzen Jérôme, wegen der Plünderung von Klöstern in Streit u. wurde nach Lille, 1808 nach Boulogne versetzt. 1809 siegte V. an der Spitze von 10,000 Württembergern neben Lefevre bei Abensberg u. Eckmühl u. stand 1810 wieder in Boulogne, 1811 in Caen. Von der Armee, die gegen Rußland zog, wurde er wegen eines abermaligen Zwistes mit Jérôme 1812 entfernt; aber 1813 zurückgerufen, entriß er im Mai den Russen Hamburg u. zeichnete sich bei der Okkupation von Nordwestdeutschland durch rücksichtslose Härte aus. Im August nach Dresden berufen, sollte er am Südabhange des Erzgebirges den Rückzug der Verbündeten nach Böhmen vereiteln, ward aber 30. Aug. 1813 bei Kulm, da sein Rücken nicht gedeckt war, von den Verbündeten umringt u. mit 10,000 Mann u. 87 Kanonen gefangen genommen. Von Teplitz schickte ihn Alexander nach Moskau, dann noch 80 Meilen weiter nach Osten, entließ ihn aber nach Abschluß des Pariser Friedens 1814.

Nr. 5355. Distelfalter (Vanessa cardui; Art. s. Spalte 587).

Während der ersten Restauration lebte er dienstlos in Cassel, wurde aber schon im Juni 1815 nach Napoleon's Rückkehr zum Pair u. zum Kommandanten des 3. Armeecorps ernannt. Bei Ligny nahm er 16. Juni 1815 zwei Dörfer, wurde dann mit Grouchy zur Verfolgung Blücher's abgesandt, fand die Feinde aber erst 18. Juni bei Wawre u. war außer Stande die Katastrophe bei Waterloo aufzuhalten, da er ohne Instruktion blieb. Für seine Thätigkeit bei dem Rückzuge votirte ihm die Kammer einen Dank. Von Ludwig XVIII. wurde er im Juli geächtet, ging bis 1819 nach Amerika, lebte nach seiner Rückkehr auf einem Landgute bei Gent, wurde endlich 1822 retablirt, nahm aber 1825 seinen Abschied u. starb 15. Juli 1830 als Privatmann in seinem Geburtsort Cassel.

**Vandiemensland**, s. unter „Tasmanien".

**Vanessa** (Eckflügler), eine artenreiche, über alle Erdtheile, vorwiegend aber in Europa verbreitete Gattung von Tagfaltern, zu der die bekanntesten inländischen Schmetterlinge zählen, z. B. der Trauermantel (V. Antiopa), das Tagpfauenauge (V. Jo), der Admiral (V. Atalanta), der Distelfalter (V. cardui), der kleine u. der große Fuchs (V. urticae u. polychloros). Ihre Raupen sind bedornt, die bisweilen metallglänzende Puppe ist gestürzt, d. h. mit dem Kopfende nach unten frei aufgehängt, der Falter hat lange Fühler mit kurzer Keule, ovale behaarte Augen, schräg vorgestreckte große Taster, zu Putzpfötchen verkümmerte Vorderbeine u. stark entwickelte breite Flügel, von denen die vorderen meist mit scharf hervortretender Ecke des Hinterrandes u. abgeschnittener Spitze erscheinen.

**Vangerow,** Karl Adolf v., ausgezeichneter Rechtsgelehrter, geb. 5. Juni 1808 in Schiffelbach bei Marburg, widmete sich seit 1824 an der Marburger Universität dem Studium der Rechte u. habilitirte sich an derselben 1830 als Privatdozent. 1833 wurde er zum außerord., 1837 zum ord. Professor ernannt, 1840 an des verstorbenen Thibaut Stelle als Professor des Röm. Rechts nach Heidelberg berufen, wo er seitdem eine außerordentliche Wirksamkeit entfaltete u. 11. Okt. 1870 starb. Mehrere Berufungen an andere Universitäten hatte er abgelehnt u. war 1842 zum Hofrath, 1846 zum Geheimen Hofrath u. 1849 zum Geheimrath ernannt worden. Außer verschiedenen kleineren Schriften aus dem Gebiete des Röm. Rechts schrieb er die werthvolle rechtsgeschichtliche Monographie „Latini Juniani“ (Marburg 1833) u. das vielgebrauchte „Lehrbuch der Pandekten“ (3 Bde., ebd. 1837 ff., 7. Bearbeitung 1863—68).

Nr. 5356. Karl Adolf v. Vangerow (geb. 5. Juni 1808, gest. 11. Okt. 1870).

Seit 1841 war er der Mitherausgeber des „Archivs für civilistische Praxis“, in dem er, ebenso wie in den Richter'schen Jahrbüchern, eine lange Reihe von civilrechtlichen Abhandlungen veröffentlichte.

**Vanille** (Vanilla), eine zu den Orchideen gehörende Pflanzengattung, von der man bisher 15 Arten kennen gelernt hat (11 im tropischen Amerika u. 4 in Asien), zum größten Theil mit langen aromatischen Schoten als Frucht, welche als ein feines Gewürz vielfache Verwendung finden. Die Stammpflanze der echten V. ist die flachblätterige Vanilla planifolia Mexiko's; der Name V. stammt aus dem Span. von bayna od. vayna (lat. vagina, die Scheide), im Diminutiv baynilla od. vaynilla, das Schötchen. In der Sprache der alten Mexikaner hieß die Pflanze Hilxoschitl, womit wahrscheinlich die Vanilla Pompona bezeichnet wurde, die außer in Mexiko auch in Venezuela u. dem franz. Guyana angebaut wird u. breite markige, jedoch weniger gewürzhafte Schoten hervorbringt, welche so saftig sind, daß sie in Zucker eingemacht werden müssen, weil sie sonst in Gährung übergehen würden. Die Vanilla planifolia entsendet aus den Blattwinkeln Blütenähren mit großen fünfzipfeligen, etwa wie Lilien geformten, wohlriechenden Blumen, bei denen die Befruchtungsorgane, Staubgefäße u. Griffel, wie bei allen Orchideen zu einem säulchenartigen Körper verwachsen sind. Der Inhalt der ersteren ist aber kein Blütenstaub, sondern eine klebrige Masse, die nur durch Vermittlung anderer Körper auf die Narbe gelangen kann. Dies ist jedenfalls die Ursache, warum auf den reichlichen Blütenstand doch nur wenig Früchte folgen. In der Natur besorgen die Befruchtung besondere Insekten, wo diese fehlen, muß die Uebertragung mittels eines Pinsels od. dgl. geschehen. Die Frucht ist botanisch genommen eine Kapselfrucht, die sich bei der Reife von der Spitze her in drei Theile spaltet, zu jedem Theile gehört eine Samenleiste mit einer Unzahl sehr kleiner Samenkörner, der übrige Gehalt der Frucht ist musartig. Die Früchte der V. planifolia sind schmal gefurcht u. derb u. haben eine runzelige Oberfläche. Als Hauptkulturorte für die echte Art gelten Oaxaka u. Veracruz. Man pflanzt einfach an den Fuß eines Pfefferbaumes (Piper arborescens) od. Storaxbaumes einen Vanillesproß, umhüllt ihn mit Erde u. überläßt ihn der Natur. Bald klettert er als Liane an dem Stamme empor bis zu den höchsten Wipfeln, an denen seine Früchte von den Indianern gesammelt werden. Nur bedarf er des Lichtes, weshalb die Indianer um seinen Mutterstamm herum Alles ausrotten, was ihn zu sehr beschatten könnte. Schon im dritten Jahre trägt die Liane u. von da bis zu ihrem 40. Im Heimatlande selbst hat man für sie keine Verwendung, da sie in dem heißen Klima viel zu reizend wirkt. Die Schoten, von denen eine Pflanze jährlich etwa 50 liefern soll, sind 15—25 cm. lange, bis 1 cm. breite, dunkelbraune, fettig sich anfühlende Früchte, deren Reife fünf Monate bedarf; sie werden jedoch schon geerntet, wenn ihre Farbe aus dem Grünen ins Braune übergeht, zuerst vorsichtig im Schatten, dann in der Sonne getrocknet, u. schließlich mit ein wenig Acajounuß (Anacardium occidentale) überzogen u. bündelweis in luftdichte Blechbüchsen für den Handel verpackt. Bei dem Trocknen liefern etwa 100 Kg. der grünen Schoten 1 Kg. trockene, das noch in den 20er Jahren, als alle V. nur aus Veracruz in den Handel kam, mit 90 bis 120 Mk. bezahlt wurde. Gegenwärtig sind die Preise sehr gesunken infolge der Vanillekultur, welche man auf Java einführte, wo man anfänglich lange Zeit nur unfruchtbare Pflanzen erhielt, bis der Garteninspektor Trijsmann die künstliche Befruchtung mittels Pinselübertragung einführte. Seit 1840 lernte man auch auf Reunion (Bourbon) das Verfahren kennen, u. von beiden Inseln verbreitete es sich bald über Mauritius, die Sechellen, Ceylon, Tahiti, Jamaika u. Trinidad. Man scheint an den verschiedenen Orten auch verschiedene Arten von V. zu kultiviren. So ist die V. von Guyana breit, glatt u. holzig, die von Haiti (Simavour hierselbst genannt) röthlich, spröde u. wenig aromatisch, die von Tahiti röthlichbraun, kürzer als die mexikanische, aber fleischiger, biegsamer, weicher u. von köstlichem Geruch 2c. Die Verwendung der V. als Gewürz für die Chokolade ist sehr alt u. soll in Mexiko schon zu Anfang des 16. Jahrh. üblich gewesen sein. Im J. 1860 schätzte man die jährliche Vanilleproduktion auf 31,000 Pfd., wovon Mexiko noch immer über die Hälfte lieferte, u. zwar in einem Werthe von 465,000 Mk. An charakteristischen Bestandtheilen enthält die V. außer einem eigenthümlichen Oele, das jedoch in den besseren Sorten nur in geringer Menge vorkommt, das aromatische Vanillin (s. d.) u. Vanillesäure.

Nr. 5357. Vanille.

**Vanillin** ist die das feine Aroma der Vanille bedingende Substanz, welche bei längerem Lagern der zu kleinen Bündeln zusammengebundenen Schoten aus dem Innern derselben hervordringt u. sich an der Oberfläche der Schoten in Form kleiner weißer, nadelförmiger Krystalle absetzt, so daß die im Innern des Bündels liegenden Schoten oft ganz mit

V. bedeckt sind. Das, was wir über die chemische Natur dieses höchst interessanten Stoffes wissen, verdanken wir erst den Untersuchungen der neuesten Zeit, u. nam. denen von Tiemann u. Haarmann, denen es gelungen ist, das V. künstlich herzustellen. Früher hielt man das V. für Benzoësäure, später für Zimmtsäure; Bley zeigte zuerst, daß die aus den Vanilleschoten auskrystallisirende Substanz weder das Eine noch das Andere, sondern eine eigenthümliche Verbindung sei, welche Vanillekampher od. auch Vanillasäure genannt wurde, bis Gobley den Namen V. einführte, der auch beibehalten wurde, als die aldehydartige Natur dieses Körpers nachgewiesen worden war. Die diesem Aldehyd, dem V., entsprechende Säure wurde Vanillinsäure genannt; sie findet sich ebenfalls schon in der Vanille fertig gebildet vor, ist jedoch geruchlos. Um das J. 1866 fand W. Kubel, der das von Th. Hartig in dem Cambialsafte (dem Safte der zwischen dem Holze u. der Rinde liegenden Zellschichten) der Nadelbäume aufgefundene Coniferin näher untersuchte, daß dieses letztere beim Kochen mit verdünnten Säuren einen vanilleartigen Geruch entwickelte, u. gab damit den Anstoß zur Entdeckung der künstlichen Darstellung des V. Aus dem Coniferin stellten nämlich Tiemann u. Haarmann 1874 das V. wirklich her. Das erwähnte Coniferin ist ein Glykosid; man erhält es, wenn man das bei der Entrindung der Nadelbäume zur Zeit der Holzbildung auf der Oberfläche des Holzes zurückbleibende u. abgeschabte Cambium auspreßt u. die durch Aufkochen vom Eiweiß befreite u. geklärte Flüssigkeit auf etwa $1/5$ ihres Volumens eindampft. Beim Erkalten krystallisirt das Coniferin in reichlicher Menge heraus. Durch Kochen dieses Coniferin mit einer verdünnten Lösung von doppelchromsaurem Kali u. Schwefelsäure bildet sich das riechende Prinzip der Vanille, das V. — Seit dieser Zeit wird das V. von den Entdeckern fabrikmäßig bereitet u. als Ersatz für Vanille in den Handel gebracht. Der Saft eines Nadelholzbaumes von mittlerer Größe soll V. im Werthe von 80 Mk. liefern. Infolge des starken Sinkens der Vanillepreise in der letzten Zeit ist jedoch die Nachfrage nach künstlichem V. geringer geworden, obwol 1 Theil dieses Stoffes ca. 50 Theile natülicher Vanille ersetzen soll. Nach den Untersuchungen von Tiemann u. Haarmann enthalten die besten Sorten von Vanille durchschnittlich 1,5–2,5 % V.; auffallenderweise enthalten die billigeren Bourbon- u. Javavanillen in der Regel noch mehr davon als die theuere mexikan. Vanille. Der Grund der feinern Qualität der letztern scheint nach obigen Chemikern darin zu liegen, daß die Mexikovanille den Geruch reiner zeigt, während in den anderen Sorten das V. von einer eigenthümlichen öligen Substanz begleitet ist, die isolirt einen unangenehmen Geruch besitzt. — K. Reimer ist es ferner (1876) gelungen, das V. auch aus dem Guajacol des Buchenholztheers darzustellen, ebenso will es Erlenmeyer neuerdings durch Oxydation von Eugenolkalium (aus Nelkenöl zu gewinnen) erhalten haben.

**Vanloo** od. van Loo, niederländ. Malerfamilie, deren ältestes Mitglied Jan **V.** war, der, geb. 1585 zu Ecluse (bei Douai), wenig bekannt ist. Sein Sohn Jakob **V.**, geb. daselbst 1614, zog nach Amsterdam u. später nach Paris, wo er als Portrait- u. Historienmaler 1663 Mitglied der Akademie wurde u. 26. Nov. 1670 starb. Jakob's Sohn u. Schüler, Louis **V.** (1641—1713), lebte Anfangs in Paris, später in Aix u. wird bes. als Frescomaler gerühmt. Sein älterer Sohn u. Schüler war Jean Baptiste **V.**, geb. zu Aix 1684, der als Geschichts- u. Portraitmaler zunächst in Nizza, Genua u. Turin arbeitete, sich dann in Rom weiter ausbildete u. mit dem Prinzen von Carignan nach Paris ging, wo er als Historienmaler thätig war u. Mitglied der Akademie wurde. Er starb 1745 in Aix. Des Letzteren jüngerer Bruder Charles André **V.**, geb. zu Nizza 1705, ging mit seinem ältern Bruder nach Turin, studirte dann in Rom u. zog später nach Paris, wo er in Historienbildern eine reiche, aber nicht immer lobenswerthe Thätigkeit entwickelte, die ganz das Gepräge der Manier des 18. Jahrh. an sich trägt. Er starb in Paris 1765. Von den Söhnen Jean Baptiste's, Louis Michael (1707 bis 1771) u. Charles Amédée Philippe **V.** (1715—90), malte Ersterer ebenfalls Historienbilder u. Portraits u. wurde Hofmaler des Königs von Spanien; Letzterer war eine Zeit lang Hofmaler des Königs von Preußen u. malte als solcher u. später in Paris mythologische u. allegorische Bilder von sehr verschiedenem Werth.

**Vannes** (spr. Wann'), Hauptstadt des Dep. Morbihan im nordwestl. Frankreich mit 12,542 E. (1872), liegt unweit des Morbihanbusens, mit dem es durch einen kleinen Kanal in Verbindung steht, u. an der Linie Savenay-Landernau der Orleansbahn, hat einen kleinen Hafen, ist Sitz der Departementsbehörde, eines Bischofs, eines Handelsgerichts u. hat eine Schifferschule. Auf dem Schlosse l'Hermine, welches unter Ludwig XIII. niedergerissen wurde, residirten früher die Herzöge der Bretagne; in der Kathedrale St. Pierre befindet sich ein Denkmal zur Erinnerung an die 1795 auf Quiberon umgekommenen Emigrirten. Die Industrie der Stadt erstreckt sich auf Schiffbau, Schmiederei u. Fischfang; der Handel mit Getreide, Sardellen, Eisen ꝛc. ist ziemlich bedeutend. — Gegen 4 Km. von V. entfernt liegt der Außenhafen, Port du Conlan, in welchem Schiffe von 800 Tonnen ankern können. V., ehemals Dariorigum u. Venetas, war zur Römerzeit Hauptstadt der Veneter im Lugdunensischen Gallien. Später kam es in die Gewalt der Römer, dann in die der Franken. 577 eroberte es Varoc, Fürst der Britannier, 753 Pipin, u. 1342 nahmen es die Engländer unter Graf Robert von Artois. Seit 1675 war es 14 Jahre lang Sitz des Parlaments von V.



**Vannuchi,** s. „Sarto, Andrea del“.

**Vannucci,** Pietro, s. „Perugino“.

**Vapeurs** (franz., spr. Wapöhrs, vom lat. vapor, Dunst), Blahungen. Vaporisation, Verdampfung, Verflüchtigung; vaporisiren, durch Verdampfen verflüchtigen.

**Var** (spr. War). 1. **V.** ein Küstenfluß im franz. Mittelmeergebiet, entspringt in 1850 m. Seehöhe östl. vom Allossee in den Seealpen, nimmt die Tinea u. den Esteron auf u. mündet nach 18,2 M. langem u. raschem Laufe, ohne schiffbar geworden zu sein, zwischen Antibes u. Nizza ins Mittelmeer. Vor der Annexion Nizza's durch Frankreich bildete er die Grenze zwischen diesem u. Piemont. — 2. **V.**, Departement im südöstl. Frankreich, ein ehemaliger Theil der Provence, 110,48 □M. mit 293,757 E. (1872), grenzt im S. mit langer Küste an das Mittelmeer u. auf der Landseite an die Departements Seealpen, Niederalpen u. Rhonemündungen. Das Gebiet ist im N. durch Ausläufer der Seealpen erfüllt u. trägt hier Berge bis 3000 m. Höhe; nach der Küste zu breiten sich hier u. da fruchtbare Ebenen, aber auch Wüsteneien, besetzt mit Strandseen, aus. Nebenflüsse des V. u. der Durance u. kleinere Küstenflüsse bewässern das Terrain. Mehrfach greift auch das Meer tief ins Land hinein u. bildet einzelne prächtige Busen, wie den von Juan, Fréjus, Grimaud, d'Hyères u. Toulon. Vor der Küste liegen die dem Departement zugehörigen Lerinischen Inseln (s. d.). Die Produkte des Departements sind Oel u. Wein, die einen bedeutenden Exportartikel bilden, Obst, Südfrüchte, Kork u. Baumwolle. Der Oelbaum nimmt 18 □M. Fläche ein. Die ehemals bedeutenden Wälder bedecken jetzt kaum noch 45 □M. Das Mineralreich liefert Steinkohlen, Marmor, Serpentin, Salz u. Thon. Die Bevölkerung, meist kathol. u. mit provençalischer Sprache, ist im Abnehmen (noch 1861: 315,530) u. treibt einigen Ackerbau, mehr Schaf- u. Ziegenzucht, Oliven-, Wein-, Obst- u. Seidenbau, schlämmt Salz, schneidet Korke u. hat etwas Handel. Die natürlichen Verhältnisse scheinen sich zu verschlechtern, u. die Unfruchtbarkeit mit der Entvölkerung zuzunehmen. Das Departement zerfällt in die Arrondissements Draguignan, Toulon u. Brignoles. Städte mit über 5000 E. sind nach der Zählung von 1872: Toulon (59,808), Draguignan (8177), La Seyne (7423) u. Hyères (5881).

**Vara** od. Stab, ein Längenmaß in Spanien, Portugal u. Brasilien. 1. Die span. V. zu 36 Pulgados od. Zoll = 0,835 m.; 2. die portug. u. brasil. V. zu 5 Palmos od. Spannen à 8 Pollegadas od. Zoll = 1,1 m.

**Varec u. Kelp,** die Asche von Meerpflanzen, s. „Soda“.

**Varel,** Stadt mit 4377 E. (1875) im Großherzogthum Oldenburg, Hauptort des Obergerichtes V., liegt am Vareler Siel, einem Hafen des Jahdebusens, u. an der Eisenbahn Oldenburg-Wilhelmshaven, hat ein Schloß, ein Eisenwerk, treibt Spinnerei, Weberei, Schiffahrt, Fischfang u. Handel, bes. mit Vieh. — Die Herrschaft V., 2,2 □M. groß, war früher Besitzthum der Grafen von Oldenburg. Die Erbtochter des letzten Grafen heirathete 1733 den Reichsgrafen von Bentinck, u. so ging V. mit der Herrschaft Kniphausen an die Bentincks über. Ehemals reichsunmittelbar, steht es, auf dem Wiener Kongreß zunächst vergessen, erst seit 1825 unter oldenburg. Landeshoheit.

**Varese,** Stadt mit 5027, mit den Vorstädten 8404 E. (1871), in der ital. Provinz Como, Landestheil Lombardei, liegt in reicher Hügellandschaft östl. vom 0,247 □M. großen u. fischreichen Lago di V. u. an der Zweiglinie Gallarate-V. der oberital. Eisenbahn. Es ist beliebter Sommeraufenthalt der Mailänder, hat viele diesen gehörige Paläste u. Villen, eine Musteranstalt für Seidenzucht vom Grafen Dandalo u. die Wallfahrtskirche Madonna del Monte.

**Varia** (lat., von varius, mannichfaltig, verschieden), Vermischtes, Mancherlei; variabel (spätlat. variabilis), veränderlich; variiren (lat. variäre), abwechseln, wandelbar sein, schwanken; Varianten (lat. variantes) od. variae lectiones, auch varietas lectionis, verschiedene Lesarten eines Textes; variatio (richtiger: varietas; Phädrus' Fabeln, Buch 2, Prolog V. 10) delectat (lat.), Abwechselung ergötzt.

**Variation der Magnetnadel,** s. „Deklination“ u. „Magnetismus“.

**Variationen** (ital. Variazioni, franz. Variations) nennt man in der Musik Umbildungen od. Veränderungen eines Tongedankens von größerer od. geringerer Ausdehnung, auf mancherlei Art: melodisch, harmonisch u. rhythmisch, u. zwar in der Art, daß die Variation (wenigstens für gewöhnlich) an Ausdehnung u. Form der rhythmischen Theile der Originalmelodie gleicht. Entweder wird die Variation inmitten eines größern Tonsatzes angewendet, um dem mehrmals wiederkehrenden Thema immer eine etwas andere Gestalt zu geben, es zu variiren, wie man sagt; od. sie tritt als eine selbständige Tonform auf, als ein Cyklus von V. über ein gegebenes Thema, gewöhnlich Thema mit V. (ital. Tema con variazioni) genannt. Die V. sind entweder nur einfache Veränderungen vorzugsweise der Melodie, Harmonie u. Rhythmik; es werden also ruhig fortschreitende Noten in Passagen, Spielfiguren &c. aufgelöst, mit Verzierungen umgeben, ferner allerhand Aenderungen der Zeitfiguren u. rhythmischen Gruppirung der Noten vorgenommen, die Bewegungsart geändert, ruhig gehaltene Akkorde gebrochen, überhaupt andere Begleitungsfiguren gewählt &c., wobei die harmonische Unterlage in der Regel die nämliche bleibt, nur zuweilen das Tongeschlecht geändert wird. Oder die V. sind freier behandelt, nicht allein melodische Abänderungen u. Ausschmückung des Thema's od. Vermannichfaltigung der Begleitung, sondern wirkliche Um- u. Ausgestaltung des Thema's in tieferer Bedeutung, freie thematische Bildungen, aus denen das Thema jedoch verständlich herausklingen muß, auch wenn Tongang, Rhythmik &c. der Variation noch so erheblich davon abweichen. — Das Thema mit V. kommt nicht allein als selbständiges Tonstück für sich vor, sondern auch als einer der Sätze in den cyklischen Tonwerken (Sonaten, Quartetten, Trio's, Sinfonien &c.), am gewöhnlichsten als Andante, in der Sonate auch als erster u. letzter Satz.

Nr. 5358. Varna.

**Varicellen**, s. „Pocken“.

**Varietät**, Abart, Spielart, ein dem naturgeschichtlichen Artbegriff (s. d.) untergeordneter u. eben so wenig wie dieser scharf abgegrenzter Begriff. Thiere u. Pflanzen variiren, d. h. haben durch gewisse Merkmale von ihren Eltern abweichende Nachkommen. Die Ursachen der Abänderung sind in veränderten Lebensbedingungen zu suchen, nach Ch. Darwin, der ein sehr werthvolles Werk über „Das Variiren der Thiere u. Pflanzen im Zustande der Domestikation“ (2 Bde.) geschrieben hat, am häufigsten in Einflüssen, welche das männliche od. weibliche reproduktive Element (die Geschlechtsorgane) schon vor dem Akte der Befruchtung erfahren hat. Befestigen sich die Eigenthümlichkeiten einer V. mehrere Generationen hindurch, so wird die letztere zur Rasse, so bes. bei den Hausthieren.

**Varinas**, Stadt in der südamerik. Republik Venezuela, Hauptstadt des Staates Zamora, liegt am San Domingo, einem Zufluß des Apure, des größten Orinoconebenflusses, am Ostabhang der Cordilleren, ist Sitz der Behörden des Staates u. hat 3950 E. (1873). Wie die Bevölkerung, so ist auch die früher sehr berühmte Tabakskultur (Varinastabak) infolge der Bürgerkriege in beständigem Abnehmen begriffen. Jetzt wird mehr Kaffee u. Kakao als Tabak gebaut.

**Variolae** u. **Varioloiden**, s. „Pocken“.

**Varna**, Stadt u. Festung mit 15—20,000 E. im osmanischen Tunavilajet, liegt östl. vom Dewnosee am Schwarzen Meere u. ist Kopfstation der Eisenbahn Rustschuk-V. Die Stärke seiner Befestigung liegt in seiner Lage (es ist außer von dem genannten See vielfach von Sümpfen umgeben) u. in den Schanzen, welche auf den die Stadt beherrschenden Höhen errichtet sind. Der Hafen, zwar nicht gegen alle Winde geschützt, ist doch der bedeutendste Bulgariens. In ihm verkehrten 1874/75: 1229 Schiffe mit 132,164 Tonnengehalt. Die Einfuhr beläuft sich auf 17, die Ausfuhr auf etwa 19 Mill. Frcs. jährlich. Am 23. Mai hält es eine große Messe ab. V. ist daher Sitz mehrerer fremder Konsuln, hat große Magazine, regelmäßige Dampfschiffverbindung u. ist Ausgangspunkt unterseeischer Telegraphenkabel nach Konstantinopel u. nach der Krim. — V. war als Odessos eine Stadt Niedermösiens. 1200 eroberte u. schleifte es der bulgar. Fürst Kalo Johann. Am 10. Nov. 1444 unterlagen hier die Ungarn den Türken unter Murad II. 1610 nahmen die Kosaken die Stadt u. befreiten 3000 christliche Sklaven. Am 11. Okt. 1828 ergab sich V. nach langer Belagerung den Russen, u. 4. u. 5. Sept. 1854 wurde von hier aus die große Expedition nach der Krim ins Werk gesetzt. Im Russ.-türk. Kriege von 1877/78 hat V. keine Rolle gespielt.

**Varnhagen v. Ense**, Karl August, deutscher Schriftsteller, wurde als Sproß eines altsächs., nach der in der Soester Fehde zerstörten Burg Varnhagen bei Arnsberg sich nennenden Adelsgeschlechts 21. Febr. 1785 zu Düsseldorf geboren. Mit seinen Eltern führte er als Kind ein vielbewegtes Wanderleben in Straßburg, Brüssel, Aachen Düsseldorf; 1794 nahm ihn sein Vater, ein Arzt, mit sich nach Hamburg, wo er, hauptsächlich durch diesen selbst, eine tüchtige Bildung erlangte. Nach seines Vaters Tode bezog er 1800 zu medizinischen Studien die Pépinière in Berlin, fühlte sich aber bald weit mehr zum Studium der Philosophie u. alten Literatur hingezogen; 1804 erschien von V. gemeinsam mit Chamisso herausgegeben der „Musenalmanach“. In demselben Jahre ging V. für einige Zeit nach Hamburg zurück, 1806 ging er an die Universität Halle, 1807 wieder nach Berlin, 1808 nach Tübingen. In Berlin erlangten A. v. Schlegel u. Fichte, in Halle F. A. Wolf, Schleiermacher u. H. Steffens nachhaltigen Einfluß auf V.'s Geistesrichtung. Voll patriotischen Eifers hatte er schon 1806 in preuß. Militärdienst treten wollen; als 1809 der österr. Krieg ausgebrochen war, ging er alsbald zum österr. Heere ab; nach dem Siege von Aspern wurde er zum Offizier befördert. Bei Wagram wurde er schwer verwundet u. bis zum Herbste des Jahres dienstunfähig. Wieder beim Heere eingetroffen, trat er in nähere Beziehungen zu dem Obersten, späteren General Prinz Bentheim, u. begleitete ihn nach dem Friedensschluß als Adjutant auf seinen Reisen 1810 nach Paris an Napoleon's Hof. Auch den Freiherrn v. Stein lernte V. um diese Zeit in Prag kennen. Als sich die Oesterreicher 1812 an dem Feldzuge gegen Rußland betheiligen mußten, nahm V. seinen Abschied u. ging zunächst nach Berlin, wo er in den Civildienst zu treten berufen war. Bei dem großen Umschwunge des J. 1813 nahm er, unter Vorbehalt seiner preuß. Dienstanwartschaft, russ. Dienste als Hauptmann u. ging zuerst unter Tettenborn nach Hamburg, dann als dessen Adjutant bis Paris. Ueber theilweise miterlebte Vorgänge jener Tage berichtete er in den noch während des Krieges veröffentlichten Werken „Geschichte der Hamburger Ereignisse“ (London 1813) u. „Geschichte der Kriegszüge Tettenborn's“ (Stuttg. 1814). Noch in Paris erhielt er die Berufung in den preuß. diplomatischen Dienst u. begleitete 1814 den Staatskanzler Hardenberg zum Wiener Kongreß, wo er unter Anderem in Stein's u. Hardenberg's Auftrage eine Denkschrift über Sachsen verfaßte. Nach der Schlacht bei Waterloo folgte er Hardenberg nach Paris u. blieb dann als preuß. Ministerresident in Karlsruhe. Nachdem er hier thätig an der Einführung der ständischen Verfassung mitgewirkt, wurde er im Sommer 1819 abberufen. Eine Sendung als Ministerresident nach Washington lehnte er ab, u. lebte seitdem ohne Stellung mit dem Titel eines Geheimen Legationsrathes meist in Berlin; indeß war er noch mehrfach politisch thätig, bes. 1829 in Kassel u. Bonn, um den Zwiespalt im kurfürstlichen Hause beizulegen, was ihm aber nicht gelang, u. 1830, wo ihn der Minister Graf Bernstorff mit den schwierigsten Geschäften betraute. V. v. E.'s spätere Lebensjahre waren fast ausschließlich literarischen Arbeiten gewidmet. Er ist als einer der größten deutschen Prosaisten zu betrachten; bes. meisterhaft

sind seine Biographien. Aus der langen Reihe seiner Schriften heben wir hervor: „Deutsche Erzählungen" (Stuttg. 1815); „Goethe in den Zeugnissen der Mitlebenden" (Berl. 1823); „Biographische Denkmale" (5 Bde., 2. Aufl.; ebd. 1845—46); „Zur Geschichtschreibung u. Literatur" (Hamb. 1833); „Leben des Generals Seydlitz" (Berl. 1835); „Leben des Generals v. Winterfeld" (Berl. 1836);

Nr. 5359. Karl August Varnhagen v. Ense (geb. 21. Febr. 1785, gest. 10. Okt. 1858).

„Leben des Feldmarschalls Keith" (ebd. 1844); „Hans v. Held" (Lpz. 1845); „Denkwürdigkeiten u. vermischte Schriften" (7 Bde., ebd. 1843—59); „Leben des Generals Grafen Bülow von Dennewitz" (ebd. 1853). Auch zu zahlreichen Zeitschriften hat V. v. E. Beiträge geliefert. Er starb zu Berlin 10. Oktober 1858.

Nr. 5360. Rahel Antonie Friederike Varnhagen v. Ense (geb. im Juni 1771, gest. 7. März 1833).

Aber noch heute dauert das Erscheinen seiner Geistesprodukte od. doch mit ihm in Zusammenhang stehender Schriften, Briefe &c. fort; V.'s Schwägerin Ludmilla Assing giebt aus seinem Nachlasse immer neue Bände heraus. Das Wichtigste davon sind wol V.'s „Tagebücher" (im Ganzen 14 Bde., Lpz. 1861 ff.), welche nam. auf die innere preuß. Geschichte der Jahrzehnte nach den Befreiungskriegen viel neues, grelles, theilweise auch tendentiös gefärbtes Licht fallen lassen; auch die „Blätter aus der preuß. Geschichte" (3 Bde.) u. die „Biographischen Porträts" enthalten viel Interessantes. V.'s Gattin Rahel, geb. als Levin **Marcus** zu Berlin im Juni 1771, zeigte sich frühzeitig als hochbegabt u. entwickelte sich trotz Mangels an eigentlichen Kenntnissen zu einer bedeutenden Gemüths- u. Geistesbildung. V. kannte u. verehrte sie seit 1807 u. vermählte sich mit ihr 1814, nachdem sie zum Christenthum übergetreten war. Schon vorher hatte sie großen Einfluß auf V. v. E.'s ganzes Leben u. seine Thätigkeit, der sich nun noch steigerte. Wo sie auch weilte, wurde Rahel zum belebenden Mittelpunkt geistreicher Kreise, u. sie gilt, da Heine u. andere Gleichstrebende ihrem Einflusse viel zu verdanken hatten, als die „Mutter des jungen Deutschland". Während der Befreiungskriege bethätigte sie ihren Patriotismus aufs Glänzendste, in der Cholerazeit 1831 ihre Menschenliebe u. ihren Wohlthätigkeitssinn. Sie starb zu Berlin 7. März 1833. Aus ihrem Nachlasse veröffentlichte V. v. E. eine Auswahl unter dem Titel „Rahel, ein Buch des Andenkens für ihre Freunde" (3 Bde., Berl. 2. Ausg. 1834); später folgte die „Galerie von Bildnissen aus Rahel's Umgang" (2 Bde., Lpz. 1836). Neuerdings erschien auch Rahel's Briefwechsel mit V. v. E. (6 Bde., Lpz. 1875). Vgl. über sie Funck, „Rahel, Geistes- u. Charaktergemälde dieser großen Frau" (Bamberg 1835) u. Schmidt-Weißenfels, „Rahel u. ihre Zeit" (Lpz. 1857).

**Varro,** Marcus Terentius, der größte Gelehrte des alten Rom, geb. in Reate 116 v. Chr. aus altsenatorischem Geschlecht; diente unter Pompejus im Seeräuberkriege (67) u. in dem Kriege gegen Mithridates u. benutzte dabei jede Gelegenheit zu wissenschaftlichen Beobachtungen über die gesehenen Völker u. Länder. Mit Pompejus eng befreundet, ergriff er im Bürgerkriege dessen Partei, suchte als Legat des Pompejus, wenngleich vergeblich, das jenseitige Spanien gegen Cäsar zu behaupten, u. folgte Pompejus nach Griechenland. Doch söhnte sich der siegreiche Cäsar mit V. aus u. übertrug ihm die Einrichtung einer öffentlichen Bibliothek. Nach Cäsar's Tode von Antonius auf die Proskriptionsliste gesetzt, entging er durch die Unterstützung seiner Freunde dem Tode. Seitdem lebte er ruhig seinen wissenschaftlichen Arbeiten u. starb 28 v. Chr. Als Schriftsteller war V. außerordentlich fruchtbar, Ritschl zählt 620 Bücher, die 74 verschiedene Werke aus den verschiedensten Wissensgebieten bildeten, darunter 6 Bücher Tragödien, 10 Bücher Gedichte (wol epigrammatischer Art), 150 Bücher „Saturae Menippeae" (Satire hier im ältern allgemeinern Sinne, eine freie Dichtungsart gemischten Inhalts; Menippus schrieb deren in Prosa, bei V. wechselt wie bei Petronius Prosa u. Vers ab), 4 Bücher „Saturae", ein Buch „De compositione saturarum" (ein theoretisches Werk über die Verfertigung von Satiren), 9 Bücher „Disciplinae", in denen er nach einander die Disziplinen der Grammatik, Dialektik, Rhetorik, Geometrie, Arithmetik, Astrologie, Musik, Medizin u. Architektur behandelte. Ferner philosophische Schriften u. an geschichtlichen Werken: eine Selbstbiographie, dann „Antiquitates rerum humanarum et divinarum" (41 Bücher), d. i. Alterthümer weltlichen u. religiösen Inhalts. Dazu kamen noch eine Menge grammatischer Werke: 24 Bücher „De lingua Latina", „De similitudine verborum" &c. Auch eine Schrift technischen Inhalts stammt von V.: „De re rustica". Erhalten sind uns nur „De re rustica" (herausgeg. von Gesner u. Ernesti, 1773 f., von Schneider, 1793 ff.), ein Theil des Werkes „De lingua latina" (herausgeg. u. A. von Spengel, Berl. 1826, von K. O. Müller, Lpz. 1833, u. Egger, Par. 1846) u. Reste der Menippeischen Satiren (herausgeg. von Oehler, Lpz. 1844). Unter den älteren Gesammtausgaben sind zu nennen die von Jos. Scaliger (Par. 1569) u. von Popma (Leyd. 1601), letztere mit V.'s Biographie.

**Varus,** Publius Quintilius Sextus, röm. Feldherr, durch seine Gemahlin Claudia Pulchra mit dem Kaiserhause verwandt, war 13 v. Chr. zugleich mit Tiberius Konsul u. danach Statthalter von Syrien, wo er sich durch Habsucht u. Erpressungen verhaßt machte, u. wurde im J. 6 n. Chr. als erster Statthalter nach Germanien geschickt, um dort den zwischen Rhein u. Weser gelegenen Theil des Landes, den Drusus unterworfen hatte, als röm. Provinz einzurichten. Seine rücksichtslose Nichtachtung der Landessitten u. des Unabhängigkeitssinnes der Germanen trieb diese zur Verschwörung, an deren

Spitze Arminius der Cheruskerhäuptling (s. „Hermann") trat. Dieser wußte V. in völlige Sicherheit einzuwiegen, welche ihm der Schwiegervater des Arminius, Segestes, vergeblich zu benehmen suchte. Bei widrigem Wetter in ein äußerst ungünstiges Terrain gelockt, wurde V. von verschiedenen vereinten Germanenstämmen in der Schlacht im Teutoburger Wald 10 n. Chr. gänzlich geschlagen; er selbst, verwundet, stürzte sich in sein Schwert.

**Varzin,** ein im Kreise Schlawe, Reg.-Bez. Köslin der preuß. Prov. Pommern, 3½ M. von der Stadt Rügenwalde entfernt u. an der im Bau begriffenen Bahn Posen-Stolpgemünde gelegenes Rittergut des Fürsten Bismarck. Der nur geringe Tragfähigkeit besitzende Boden des Gutes wird von der Wipper durchflossen; die aus Nadelholz bestehenden Waldungen sind größtentheils erst durch den gegenwärtigen Besitzer angelegt, da der frühere die Abwirthschaftung des Waldes in ausgedehntem Maße betrieben hatte. Das Dorf hatte 1871: 262 E. Hinter dem Herrenhause (Abb. s. Bd. II, S. 1006) erhebt sich ein kleiner Hügel. Auf dem Gute befindet sich auch eine dem Fürsten gehörige Papierfabrik, welche das Nadelholz zu Papiermasse u. Holzpappen verarbeitet.

**Vasall** (mittellat. vasallus od. vassallus, von kelt. [walis.] gwasawl, dienend), Lehnsmann, s. „Lehn".

**Vásárhely** (von vásár, Flecken, u. hely, Ort) ist der Name mehrerer ungar. u. siebenbürgischer Flecken u. Dörfer. 1. Hódmezö-V., Flecken mit 49,153 E. (1869) im ungar. Komitat Csongrád, liegt in der Nähe großer Theißsümpfe an der Strecke Großwardein-Essег der Alföld-Fiumaner Eisenbahn, hat viel Tabak- u. Weinbau, treibt große Viehzucht u. starken Viehhandel. — 2. Maros-V. od. Székely-V., s. unter „Maros". — 3. Kézdi-V. (Neumarkt), Flecken mit 4546 E. (1869), ebenfalls im siebenbürg. Szeklerlande u. ehemals Hauptort der siebenbürg. Militärgrenze, liegt in 554 m. Seehöhe an einem Nebenflusse der Aluta, hat Branntweinbrennereien, Viehhandel u. ist ein gewerbthätiger Ort. — 4. Somlyo-V. (Schomlau), Dorf mit 1900 E. im ungar. Komitat Vesprim, liegt am weinreichen Berge Somlyo am Torna u. an der Strecke Stuhlweißenburg-Klein Szell der ungar. Westbahn. Wein- u. Tabakbau ist Hauptbeschäftigung seiner Bewohner. — 5. Fugyi-V. ist ein kleiner siebenbürg. Ort an der Hauptstrecke Großwardein-Kolozsvár-Kronstadt der ungar. Ostbahn.

**Vasari,** Giorgio, Maler, Architekt u. Kunstschriftsteller, geb. zu Arezzo 1512; erhielt den ersten Unterricht von dem Glasmaler Guillaume de Marsillat, bildete sich dann in Florenz unter Michel angelo u. Andrea del Sarto aus u. malte bes. Frescobilder u. Häuserfaçaden. 1529 arbeitete er nach einander in Pisa, Bologna, Arezzo, ging dann mit dem Kardinal Ippolito de' Medici nach Rom, wo er sich nach den Werken Michelangelo's, Rafael's u. Peruzzi's einen sehr verschiedenen Stil aneignete. Dann kehrte er nach Florenz zurück u. malte hier sowie in vielen anderen Städten im Auftrage der Päpste Clemens VII., Paul III., Julius III. u. anderer Besteller eine überreiche Fülle von Werken, verfiel aber infolge dieser vielschaffenden Thätigkeit zuletzt in Nachlässigkeit u. Manier. Zu seinen bedeutendsten Werken gehört das „Hochzeitsmahl des Ahasverus u. der Esther" in der Badia zu Arezzo u. das Portrait des Lorenzo de' Medici in den Uffizien zu Florenz. Mit großem Erfolg widmete sich V. auch der Baukunst u. baute von 1560 an die in drei Geschossen von mächtiger Behandlung u. lebendiger Gliederung sich erhebenden Uffizien in Florenz, die Kirche der Stephansritter in Pisa, die freilich zum Grundplan nicht passende flache Kuppel der Madonna dell' Umiltà in Pistoja 2c. Das größte Verdienst aber erwarb er sich durch seine literarische Thätigkeit, indem er in seinen Künstlerbiographien („Le Vite de' più eccellenti pittori, scultori et architetti", zuerst 1550, später sehr vermehrt 1568; deutsch u. A. von Schorn u. Förster, 5 Bde., Stuttg. 1832—47) ein höchst bedeutendes Werk über die Kunstgeschichte lieferte, das trotz mancher chronologischen u. sonstigen Irrthümer den Grund zur Kenntniß der Geschichte der italienischen Kunst gelegt hat u. sich durch höchst ansprechende Darstellung u. reiche Beiträge zur Sittengeschichte auszeichnet. V. starb zu Florenz 27. Juni 1574. Von einer auf 8 Bde. berechneten neuen Ausgabe seiner sämmtlichen Schriften u. Briefe, herausgeg. von Milanesi u. Pini, erschien der 1. Band („Le Vite etc.") 1878 in Mailand.

**Vasa sacra** (lat.), heilige Gefäße, zum Gebrauch beim Gottesdienst dienend.

**Vasco de Gama,** s. „Gama".

**Vasen,** in weiterem Sinne alle Gefäße für Flüssigkeiten, in engerem, gebräuchlicherem Sinne die Gefäße aus gebranntem Thon, welche nam. seit dem vorigen Jahrhundert in Griechenland u. Kleinasien sowie in Italien (Apulien, Lucanien u. Etrurien) aus Gräbern sehr zahlreich ans Licht gefördert worden sind. Sowol wegen der Mannichfaltigkeit u. Schönheit ihrer Formen als wegen der darauf befindlichen Darstellungen aus der Mythologie wie aus dem täglichen Leben gehören die V., deren Zahl bis jetzt schon viele Tausende beträgt (die Hauptsammlungen sind die in Neapel, Rom, Berlin, München, Wien, London u. Petersburg), zu den wichtigsten Ueberresten der antiken Malerei. Zu bemerken ist jedoch, daß diese Gefäße nur Erzeugnisse der handwerklichen Thätigkeit waren u. kein einziger der vielen als Verfertiger od. Maler darauf genannten Namen eine Bedeutung in der Kunstgeschichte hat. Die ältesten V. reichen bis in die vorhomerische Zeit zurück u. setzen sich dann in verschiedenen Entwicklungsstufen bis ins 2. Jahrh. v. Chr. fort (vgl. Gefäße). Aus der überaus reichen Literatur über die V. nennen wir nur als Hauptwerke: Millin u. Dubois-Maisonneuve, „Peintures de vases antiques" (2 Bde., Par. 1808); Millingen, „Peintures antiques et inédites de vases Grècs" (Rom 1813); Lenormant u. de Witte, „Élite de monuments céramographiques" (Par. 1844—61); Gerhard, „Auserlesene griech. Vasenbilder" (Berl. 1840—54), „Etruskische u. campanische Vasenbilder" (ebd. 1843), „Apulische Vasenbilder" (ebd. 1845); Benndorf, „Griech. u. sizilische Vasenbilder" (1869 ff.); Heydemann, „Griech. Vasenbilder" (1870); außerdem Otto Jahn's treffliche Einleitung zum Katalog der Vasensammlung in München (1854).

**Vater,** Johann Severin, Sprachforscher u. Theolog, geb. 27. Mai 1771 zu Altenburg; besuchte daselbst das Gymnasium u. studirte seit 1790 zu Jena u. Halle Theologie u. orientalische Sprachen, für welches Fach er sich 1795 in Halle, 1796 in Jena habilitirte. An letzterer Universität erhielt er 1798 eine außerordentliche Professur für morgenländische Sprachen, wurde aber schon im nächsten Jahre als Professor der Theologie u. der morgenländ. Sprachen nach Halle berufen. Durch seine sprachwissenschaftlichen Schriften bekannt geworden, ging er 1809 als Professor der Theologie u. Bibliothekar nach Königsberg, von wo er indeß 1820 in seine frühere Stellung in Halle zurückkehrte; er starb daselbst 16. März 1826. V. ist durch seine Untersuchungen über allgemeine Sprachkunde u. durch seine wissenschaftliche Behandlung der früher wenig berücksichtigten afrikanischen u. amerikanischen Sprachen einer der Vorläufer der modernen vergleichenden Sprachwissenschaft geworden. Von seinen sehr zahlreichen Schriften, deren manche auch heute noch gutes Material bieten, nennen wir: „Hebräische Sprachlehre" (Lpz. 1797); „Handbuch der hebräischen, syrischen, chaldäischen u. arabischen Grammatik" (ebd. 1802; 2. Ausg. 1817); „Versuch einer allgemeinen Sprachlehre" (Halle 1801); „Vergleichungstabelle der europäischen Stamm- u. südwestasiatischen Sprachen" (1802); die Fortsetzung von Adelung's „Mithridates" (2.—4. Thl., Berl. 1809—17); „Literatur der Grammatiken, Lexika u. Wörterbücher" (Berl. 1815; 2. Ausg. von Jülg 1847). Mit Bertuch gab er ein „Archiv für Ethnographie u. Linguistik" (Weim. 1807) heraus.

**väterliche Gewalt** (lat. patria potestas). Das Eltern- u. Kinderverhältniß begründet für alle Betheiligte eine Mehrheit von Rechten u. Pflichten. Dieselben sollen meist das zwischen den gedachten Personen bestehende nahe Verwandtschaftsband vor Verletzungen schützen. Dem Vater aber ist von jeher eine vorwiegende Gewalt über die Person u. das Vermögen seiner Kinder zugestanden worden, so nam. auch bereits im Röm. Rechte. In vermögensrechtlicher Beziehung ist insbesondere der Einfluß des Vaters, so lange sein Kind, sei es großjährig od. nicht, noch in seiner Behausung lebt, von größter Bedeutung. Allerdings kann nach heutigem Rechte das Kind eigenes Vermögen besitzen u. erwerben, der Vater aber hat jedenfalls daran das Recht des Nießbrauches u. der Verwaltung. Erst mit dem Tode eines der Betheiligten, der Emanzipation (s. d.), insbesondere der Verheirathung einer Tochter od. der Begründung eines eigenen Hausstandes endigt dieses Unterwerfungsverhältniß.

**Vatermord,** s. „Parricidium".

**Vaterschaft** od. Paternitat (lat. paternitas). Dieselbe kann dreifacher Art sein: entweder leibliche, eheliche, od. natürliche, nicht durch die Ehe geheiligte, od. endlich sie beruht auf Adoption (s. d.). In der Ehe gilt als Vater eines von der Ehefrau geborenen Kindes regelmäßig der Ehemann, falls nicht derselbe den positiven Beweis der Unterschiebung od. der Unmöglichkeit ehelicher Erzeugung führt, od. bei der Geburt des Kindes der Annahme der V. ausdrücklich widerspricht; in letzterem Falle

haben Mutter od. Kind den Beweis der V. zu führen. Außer der Ehe wird als Vater eines Kindes Derjenige angesehen, der während der 118 Tage, die den 182. vom 301. Tage, von der Geburt zurückgerechnet, trennen, einmal mit der Mutter den Beischlaf vollzogen hat, wobei es natürlich häufig ganz ungewiß bleibt, ob das Kind gerade aus diesem ausgemittelten Beischlaf entstanden od. von einem ganz Andern erzeugt ist. Deshalb stand weder nach Römischem noch nach Kanonischem Rechte dem unehelichen Kinde ein Anspruch auf Ausmittlung des Vaters u. gegen den Ausgemittelten ein Anspruch auf Alimente (s. d.) zu (doch vgl. „Konkubinat"), u. zu diesen römischrechtlichen Grundsätzen ist auch der Code Napoléon zurückgekehrt, der die Erforschung der V. untersagt; auch sind bereits mehrere Länder, so neuerdings einige Schweizer Kantone, diesem Beispiel gefolgt. Im Gegensatz dazu hat sich aber seit dem Mittelalter die sog. **Paternitätsklage** ausgebildet, durch welche der Vater erforscht u. zur Leistung von Alimenten, nebenbei auch zur Entschädigung für die Mutter angehalten werden kann. Durch nachfolgende Heirath der Eltern können uneheliche Kinder legitimirt (s. „legitim") werden (vgl. „Mantelkinder"), desgleichen durch landesherrliches Reskript.

**Vaterunser**, auch „Gebet des Herrn" (oratio dominica) od. „Die sieben Bitten" genannt, heißt das Grundgebet der Christenheit, welches Jesus nach Matth. 6, 9—13 u. Luk. 11, 2—4 seine Jünger lehrte, bei Matthäus inmitten der Bergpredigt, bei Lukas auf besonderes Verlangen der Jünger. Die bei den Lutheranern übliche Wortstellung des Anfangs schließt sich an das lat. Pater noster (s. d.) an, während die Reformirten richtiger deutsch „Unser Vater" beten. Der Streit darüber war um so thörichter, als Luther in der Bibel beide Mal „U. V." übersetzt. Uebrigens hat der Text des Lukas ursprünglich nur fünf Bitten (ohne die dritte u. siebente); auch ist darüber gestritten worden, ob nicht die 6. u. 7. Bitte als **eine** gemeint seien. Die Schlußworte („Denn Dein ist 2c.) od. die sog. Doxologie (s. d.) wurden erst später, wahrscheinlich als Antwort der Gemeinde beim kirchlichen Gebrauch, beigefügt; denn schon im 4. Jahrh. galt das V., wie noch jetzt, als nothwendiger Bestandtheil einer jeden gottesdienstlichen Handlung. Die Anordnung des V. ist deutlich folgende. Auf die Anrede an Gott als den gemeinsamen himmlischen Vater, durch welche das Gebet zugleich zur Fürbitte wird, folgen zuerst drei Bitten, die sich auf Gottes Ehre u. Sache beziehen, nämlich 1) auf die Heiligung seines Namens, welcher der Ausdruck seines Wesens ist; 2) auf das Kommen seines (Messias-) Reiches; 3) auf die Verwirklichung seines Willens, welche die Bedingung ist, daß das Messiasreich komme. Nachdem so das Gebet gleichsam vom Himmel zur Erde herabgestiegen ist, bewegt es sich in der zweiten Dreizahl von Bitten (5—7), die sich auf des Menschen Bedürfnisse beziehen, wiederum von der Erde hinweg der künftigen Vollendung zu. In der Mitte steht die der Erdenzeit geltende vierte Bitte, die daher nicht, wie Anfangs selbst Luther that, auf die geistliche Speise des Wortes Gottes gedeutet werden darf. Die fünfte Bitte nennt die unerläßliche Voraussetzung für den Eintritt in das Gottesreich, die sechste bittet um die Abwendung eines möglichen Rückfalls, die siebente um die endgiltige Befreiung von dem „Bösen" (welche Uebersetzung der Reformirten richtiger ist, als die „von dem Uebel"). Vgl. Kamphausen, „Das Gebet des Herrn" (Elberf. 1866).

**Vatikan** heißt der großartige päpstliche Palast Roms auf der rechten Tiberseite, auf dem Mons Vaticanus (s. „Rom") im Stadttheile Borgo. Er ist eine Vereinigung mehrerer größerer Anlagen mit 374 m. Gesammtlänge u. 249 m. Breite u. enthält 10,246 Zimmer, Säle, Gänge u. Kapellen u. 20 Höfe. Als gewöhnlicher Eingang zu ihm dient die 1860 von Pius IX. angelegte schöne Marmortreppe zum Damasushofe, der auf drei Seiten von den anmuthigen Loggien Bramante's u. Rafael's in drei Geschossen umgeben ist. In Verbindung mit dem ersten Geschoß steht die Sala ducale, der ehemalige Empfangssaal für fremde Fürsten vor dem Konsistorium, u. dahinter die Sala regia, das Audienzzimmer der Gesandten christlicher Mächte, zu welcher man auch direkt durch die Scala regia vom Petersplatze aus gelangen kann. Links zur Seite letzterer führt eine Thür zur Paolinischen Kapelle, die Thür rechts vermittelt den Zutritt zur Cappella Sistina, der päpstlichen Hauskapelle (von Baccio Pintelli 1473 erbaut, geschmückt mit herrlichen Fresken Michelangelo's u. anderer Meister). Diese u. einige Nebengebäude bilden die südl. Vorbauten des V.s. Hinter ihnen u. fast parallel dazu ist die südl. Schmalseite desselben, die, von Papst Alexander VI. Borgia erbaut, Appartamento Borgia genannt, vorzüglich zu Bibliothekszwecken benutzt wird. Von ihr aus geht rechts ein 6½ m. breiter u. 178 m. langer Korridor mit der Galleria lapidaria, einer Sammlung von mehr als 3000 Inschriften; parallel zu diesem läuft westl. davon die Galleria della Biblioteca, die mit der Sala dei Papiri, auf ägyptisches Schilfpapier geschriebene Urkunden enthaltend, u. dem Museo cristiano, einer Sammlung von Gegenständen hauptsächlich aus den Katakomben, beginnt, u. an ihrem Ende als Verbindungsglied mit der östl. Seitengalerie das Bibliothekgebäude hat, in dem etwa 24 000 Manuskripte, 50 000 Bände gedruckter Bücher u. das vatikanische Archiv, d. i. die den heiligen Stuhl betreffenden Urkunden, vorzüglich aus dem Mittelalter, enthält. Von diesen Gebäuden wird der größte vatikanische Hof, der Cortile del Belvedere, umschlossen. Der zweitgrößte, der Giardino della Pigna mit dem 2½ m. hohen bronzevergoldeten Pinienapfel, nördl. von ersterem, hat zur Südfront den Braccio nuovo, 1817 von Rafael Stern unter Pius VII. angelegt u. 1822 vollendet, mit einer Sammlung der prächtigsten Statuen, zur rechten Seite das Museo Chiaramonti, Statuen, Büsten u. Reliefs enthaltend, zur linken die Galleria geografica mit topographischen Plänen Italiens, die Galleria degli Arazzi mit den Tapeten Rafael's u. die Galleria de' Candelabri mit einem großen Reichthum an Statuetten. Die Nordfaçade wird von dem Museo Egizio, einer Sammlung ägyptischer Monumente, gebildet. Dahinter befindet sich in mehreren Abtheilungen eine der bedeutendsten Schatzkammern der griech.-röm. Kunst, das Museo Pio Clementino, mit dem weltberühmten Torso des Hercules, der Laokoongruppe, dem bei S. Martino ai monti gefundenen Merkur, dem Apollo von Belvedere, der schlafenden Ariadne, dem Zeus von Otricoli 2c. Die berühmten Loggien u. Stanzen Rafael's befinden sich in einem 2. Stockwerke im mittlern Palaste, u. die Pinacoteca, die nur aus 42 Nummern bestehende, ausgesuchte Gemäldesammlung, ist in einem 3. Stockwerke aufbewahrt. — Die erste Anlage des V. soll unter Papst Symmachus entstanden sein. 981 nahm schon der Deutsche Kaiser Otto II. hier Wohnung. Papst Eugen III. (1150) u. seine Nachfolger errichteten Neubaue, od. bauten das Alte um u. schlossen das Ganze mit Mauern ein. Während des Aufenthalts der Päpste in Avignon zerfiel aber so Manches wieder. Nach der Rückkehr aus dem Exil werden die Neubauten fortgesetzt; Nikolaus V. hegte sogar den Plan, den V. zum gewaltigsten Palaste der Erde zu machen, für alle Kardinäle hier Wohnung u. für alle Beamten des röm. Hofes hier Unterkommen zu schaffen. Seit dieser Zeit ist der V. die eigentliche Residenz der Päpste. Seine Nachfolger eiferten ihm nach; Sixtus IV. baute die Cappella Sistina, Innocenz VIII. das Belvedere, Alexander VI., Julius II. u. Leo X. erwarben wesentliche Verdienste um seine Verschönerung. Paul III. ließ 1534 die Salaregia u. die Cappella Paolina erbauen, Gregor XIII. die Galleria geografica, vor Allem aber hat Sixtus V. für den großartigen Bau gesorgt, indem er das Ganze einheitlich zu gliedern verstand. Das Museo Clementino ist ein Werk der Päpste Clemens' XIV. u. Pius' VI., das Braccio nuovo verdankt, wie erwähnt, Pius VII. seine Entstehung; das Etruskische Museum richtete Gregor XVI. ein, u. selbst noch Pius IX. hat an der Verschönerung Antheil durch Aufführung der erwähnten Marmortreppe. Er hat von 1870 an, von der Okkupation Roms durch den König Italiens, bis zu seinem Tode den V. nicht verlassen. — Die altberühmte **päpstliche Sängerkapelle**, die Sixtinische genannt, weil sie in der Sixtinischen Kapelle hauptsächlich zu fungiren pflegt, wurde gegründet von Gregor d. Gr.; ihre gegenwärtigen Statuten stammen von Papst Paul III. aus dem J. 1545, die älteren waren bei der Plünderung Roms 1527 durch Soldaten Karl's V. u. Karl's von Bourbon verloren gegangen. Die Sänger, Priester u. päpstliche Kaplane, beim Gottesdienste auch in einer geistlichen Amts- od. Ordenstracht erscheinend, stehen unter einem Kapellmeister od. Primicerius, der früher immer nur ein Prälat sein konnte, bis Sixtus V. 1586 dem Kollegium der Sänger die Vollmacht verlieh, den Kapellmeister alljährlich aus ihrer Mitte zu wählen. Man singt stets ohne alle Begleitung von Instrumenten (a capella); der Sopran u. Alt waren in früherer Zeit mit Falsetisten (Alti naturali, Tenori acuti) besetzt; Kastraten begann man, wie es scheint, erst mit Anfang des 17. Jahrh. aufzunehmen. Die Anzahl der vortrefflich geschulten Sänger beläuft sich auf etwa 30; die Vortragsart ist traditionell fortgepflanzt.

**Vauban** (spr. Wobang), Sebastien le Prestre, Seigneur de, franz. Marschall u. genialster Ingenieur Ludwig's XIV., geb. 15. Mai 1633 zu St. Léger de Fougeret, einer kleinen Stadt in Burgund, war der Sohn eines armen Edelmannes u. trat im Alter von 17 Jahren in die Compagnie eines Bekannten ein, der unter Condé in den Niederlanden stand. Seine Fertigkeit im Zeichnen, seine Kenntniß der Mathematik u. Fortifikation machten ihn bald bekannter. Als er mit Condé in span. Dienste getreten war, wurde er 1653 gefangen genommen, vor Mazarin geführt u. beauftragt St. Ménehould einzunehmen, das er selbst ebenzuvor hatte befestigen lassen. Ebenso eroberte er 1654 Stenay u. wurde 1655 „Ingenieur des Königs". Von jetzt an war seine Hauptarbeit, im Kriege Festungen zu erobern, im Frieden Festungen zu erbauen. Die Anwendung der Parallelen, welche einer von seinen Gehülfen den Türken in Kandia abgesehen hatte, bildete er auf das Vollkommenste aus u. nahm in dieser Art im Spanischen Kriege 1656 u. 1657 Landrecie, Condé, St. Ghislain,

La Ferté u. Mardyk, demolirte im Frieden die Festungen Lothringens, eroberte im Devolutionskriege unter den Augen seines Königs 1667 u. 1668 Tournay, Douai, Lille u. Dôle, im Holländischen 1673 Mastricht u. Trier. Inzwischen u. später erbaute er mit gemauerten Bastionen u. Gräben die Festungen Bayonne, Breisach, Lille (1667) Arras, Dünkirchen (1668), Pignerol, Straßburg, Kehl ꝛc. Auch verdanken ihm die Schleußenwerke von Gravelines u. die Hafenbauten von Toulon ihre Entstehung. 1689 erfand V. das Bajonett u. etwas später das Steinschloßgewehr. Dabei trieb er als eifriger Patriot nationalökonomische Studien u. sprach vor Allem zuerst die Idee aus, das ganze Volk sei berufen zur Erhaltung des Heerwesens, durch einen allgemeinen Zehnten u. durch allgemeine Dienstpflicht mitzuwirken.

Nr. 5361. Sebastien le Prestre de Vauban (geb. 15. Mai 1633, gest. 30. März 1707).

Eine statistische Denkschrift, in welcher er die Größe u. die Bevölkerung Frankreichs nach des Königs Meinung zu gering, in Wirklichkeit noch zu hoch angegeben hatte, kostete ihm 1705 die Gnade desselben, u. er wurde in Ruhestand versetzt. Doch war er bereits seit 1699 Mitglied der Akademie, seit 1703 Marschall. Im Leben erschien er als ein Muster von Patriotismus, Sanftmuth u. Bescheidenheit. Am 30. März 1707 starb er zu Paris. Seine Militärischen Werke erschienen erst lange nach seinem Tode („Oeuvres militaires“, herausgegeben von La Tour-Foissac, 3 Bde., Par. 1796; „Traité de l'attaque et de la défense des places, suivi d'un traité des mines“, 2 Bde., Haag 1737; die beiden ersten einzeln herausgeben von Augoyat, Par. 1829, u. von Jombert, Par. 1829; „Essai sur la fortification“, Par. 1739; „Projet d'une dixme“, Brüssel 1708). — Vergl. „Abrégé des services de V. fait par lui en 1703“ (herausgeg. von Augoyat, Par. 1839).

**Vaucanson,** Jacques de, franz. Mechaniker, geb. zu Grenoble 21. Nov. 1709, gest. zu Paris 21. Nov. 1782, ist bekannt als Verfertiger einiger berühmter Automaten (s. d.), wie z. B. der nach ihm benannten Ente u. eines Flötenspielers.

**Vaucluse** (spr. Woklühs'), ein Departement im südöstl. Frankreich, 64,13 □M. mit 263,451 E. (1872), grenzt nördl. an das Departement Drôme, östl. an das der Niederalpen, ist südl. durch die Durance von dem der Rhonemündungen u. westl. durch den Rhone von Gard geschieden. Es ist zur größern Hälfte aus der ehemaligen Grafschaft Avignon, Grafschaft Venaissin u. dem Fürstenthum Orange, zur kleinern aus Theilen der Provence zusammengesetzt. Durch die Kette des 1912 m. hohen Ventoux im NO., des 1724 m. hohen Luberongebirges im SO. u. das dazwischen liegende 650 m. hohe Gebirge von V. wird das Departement in drei natürliche Becken zerlegt, nördl. in das von Orange, südl. in das von Cavaillon u. in der Mitte in das von Avignon bis Carpentras. Rhone, Durance u. deren Nebenflüsse Lez, Aigues, Louvèze, Nesque, Calavon u. bes. ein von der Durance ausgehendes u. von ihr gespeistes Kanalsystem bewässern das im Ganzen fruchtbare Gebiet. Die milde Temperatur gestattet bereits die Kultur der Olive; die Rebe gedeiht vortrefflich, 1765 wurde die Krappkultur eingeführt, die aber durch die künstliche Darstellung des Alizarins neuerdings fast ganz absatzlos geworden ist; Trüffeln liefert das Departement gegen 8000 Ctr. jährlich, Obst u. Südfrüchte bilden Exportartikel. Die Bewohner, bis auf etwa 4000 Reformirte katholisch, treiben Ackerbau, Viehzucht (bes. Mauleselzucht), Bienenzucht, gewinnen Steinkohlen, Thon u. Gips, haben Seidenzucht u. Seidenweberei, verfertigten Metallwaaren u. treiben mit diesen Produkten Handel. Die Paris-Lyon-Mittelmeerbahn durchschneidet den W. des Gebiets. Das Departement zerfällt in die Arrondissements Avignon, Orange, Apt, Carpentras; die größeren Städte sind nach der Zählung von 1872: die Departements-Hauptstadt Avignon (33,235 E.), Carpentras (7967 E.) u. Orange (6608 E.).

**Vaucouleurs** (spr. Wohkulöhr'), Stadt mit 2450 E. (1872) im franz. Maasdepartement, liegt zwischen blumigen Wiesen in 360 m. Seehöhe am linken Maasufer u. an der Linie Boulogne-Neufchateau-Pagny der franz. Ostbahn, hat Baumwollenfabrikation u. eine Fayencefabrik. In der Nähe ist das Schloß Tusey. In V. begann im Febr. 1429 die Jungfrau von Orleans (s. „Arc“) ihre Laufbahn.

**Vaudeville** ist eigentlich eine Gattung des franz. Liedes, das durch den Mund des Volkes geht, mehrere Strophen (Couplets) hat, oft satirischen Inhalts ist u. gewöhnlich sich auf eine Tagesneuigkeit, eine Thorheit der Zeit ꝛc. bezieht, zuweilen auch eine lebende Person angreift. Boileau (Art poét. ch. II.), wo er von der Satire spricht, charakterisirt es folgendermaßen: „D'un trait de ce poème en bons mots si fertile, le Français né malin créa le vaudeville etc.“ Es muß entweder eine gefällige leichte Melodie haben od. doch nach einer bekannten gesungen u. der Hauptgedanke des Liedes muß am Ende jedes Couplets wiederholt werden. Das Wort ist korrumpirt aus vau-de-vire, welches wiederum aus val de Vire entstand u. eine Art von Liedern bezeichnet, die in den bei der Stadt Vire in der Normandie gelegenen Thälern von dem dort lebenden Volksdichter Olivier Basselin in der 2. Hälfte des 15. Jahrh. gedichtet wurden. Aus einer Sammlung solcher Lieder mit einem heitern Lustspiel verbunden besteht nun das Vaudevillestück, welches zuerst der franz. Romanschriftsteller Lesage (s. d.) erfand, u. das dann in dem seit 1791 zu Paris bestehenden Théâtre des vaudevilles seine Vertretung fand. Am berühmtesten haben sich in der neuern Zeit in Frankreich hierin Scribe u. Melesville gemacht. In Deutschland hatte schon M. Opitz in seinen Volksliederspielen etwas Aehnliches versucht, u. Joh. Frdr. Reichardt in seinem Liederspiel „Liebe um Liebe“ dasselbe auf dem deutschen Theater einzuführen gesucht, allein erst Blum („Vaudevilles“, 2 Bde., Berl. 1824—25), Angely („Sieben Mädchen in Uniform“), Holtei („Wiener in Berlin“, „Der alte Feldherr“) gelang es, dem deutschen Publikum Geschmack an dieser Form der komischen Operette einzuflößen, obwol ihre hierher gehörigen Stücke doch mehr den Namen von Liederspielen verdienen, als daß sie das leisten, was die Franzosen unter V. verstehen. In neuerer Zeit ist jedoch in Deutschland das V. wieder durch die Wiener u. Berliner Gesangspossen u. sog. Volksstücke verdrängt worden.

**Vauquelin** (spr. Wohkläng), Louis Nicolas de, franz. Chemiker, geb. zu Hébertot (Calvados) 16. Mai 1763; studirte in Rouen u. Paris, war 1783—91 Fourcroy's Gehülfe u. 1793 erster Pharmazeut am Militärhospital in Melun, von wo er 1794 als Inspektor des Bergbaues nach Paris zurückkehrte. Später erhielt er die Stelle eines Adjunkten der Chemie am Polytechnischen Institut, wurde dann Professor der Chemie am Collège de France u. Direktor der neu errichteten Spezialschule für Pharmazie, übernahm 1804 die Professur der Chemie am Jardin des plantes u. 1811 die an der medizinischen Fakultät. Im J. 1822 trat V. in den Ruhestand, gehörte seit 1827 der Deputirtenkammer an u. starb in seinem Geburtsorte 14. Nov. 1829. Er war nam. ein ausgezeichneter Analytiker u. machte sich zuerst durch die Entdeckung des Chroms (1797) u. der Glycinerde einen Namen. Sein „Manuel de l'essayeur“ (Par. 1812) ist veraltet.

**Vautier** (spr. Wohtjeh), Benjamin, einer der bedeutendsten Genremaler der Gegenwart, geb. 24. April 1829 zu Morges am Genfersee; erhielt seinen ersten Unterricht in Genf, beschäftigte sich dann zwei Jahre lang mit Emailmalerei u. trat 1849 in das Atelier des dortigen Historienmalers Lugardon. Aber schon 1850 wandte er sich nach Düsseldorf, wo Rudolf Jordan sein Lehrer wurde. Unter dessen Leitung bildete er sich zu einem der ersten Genremaler aus, der das Leben des Volkes u. der Bauern in einfachen Motiven von idealer Auffassung, Adel des Ausdrucks u. geistvollem Kolorit, oft mit anmuthiger Schalkhaftigkeit darstellt. Nachdem er noch Studienreisen

im Schwarzwald u. in der Schweiz gemacht u. sich in Paris aufgehalten hatte, ließ er sich in Düsseldorf nieder. Zu seinen vorzüglichsten Bildern gehören „Die Betenden in der Kirche" (1858), „Die Bauern im Wirthshause", „Die Ueberraschung" (1863, Museum in Leipzig), „Der Leichenschmaus" (Museum in Köln), „Bauer u. Makler", „Die erste Tanzstunde" (Nationalgalerie in Berlin), „Der Toast auf das Brautpaar", „Das Zweckessen", „Vor der Sitzung", u. sein neuestes: „Der Gang zur Civiltrauung". Auch illustrirte er in trefflicher Weise den „Oberhof" (aus Immermann's „Münchhausen"), sowie B. Auerbach's „Barfüßle" u. A.

Nr. 5362. Benjamin Vautier (geb. 24. April 1829).

**Vauxhall** (spr. Wohkshahl), früher ein Dorf in der Grafschaft Surrey, rechts an der Themse oberhalb Londons, benannt nach einem gewissen Jane Vaux, der es zu Anfang des 17. Jahrh. besaß, später mit dem Londoner Stadttheile Lambeth verschmolzen. Der hier 1760 angelegte öffentliche Garten mit Wasserkünsten, Theater, Illuminationen u. sonstigen Anlagen war ehemals, vorzugsweise des Abends, Mittelpunkt der feinen Londoner Welt. Er fand in Paris u. anderen großen Städten Nachahmung, so daß man später alle dergleichen Unternehmungen mit dem Namen V. belegte. Der Vauxhallgarten Londons ist längst eingegangen. Die Vauxhallbridge ist eine 1816 vollendete eiserne Brücke über die Themse, die in 243¼ m. Länge u. ziemlich 11 m. Breite in 9 Bogen von der Vauxhallstreet nach dem linksseitigen Stadttheile Belgravia führt.

**Vecellio**, s. „Tizian".

**Vecht** (Vegt, Fecht, Stichtsche, Utrechtsche od. Hollandsche V., lat. Vedrus) ist 1) der Name des rechten Rheinarmes, der sich bei Utrecht vom Krummen Rhein absondert u. durch schwere Schutzschleußen bei Muiden in die Zuidersee mündet. V. (große V.) ist 2. ein rechter Zufluß des Zwarte Waters, der als Vechte nördl. von Koesfeld in Westfalen entspringt, durch den W. der Provinz Hannover läuft, hier links die Dinkel aufnimmt, bei Holthoone, bei seinem Eintritt in die Niederlande, den Namen V. annimmt, links die Regge empfängt u. nach 25 M. langem Laufe unterhalb Zwolle in das Zwarte Water tritt, wodurch er mit der Ijssel in Verbindung kommt. Schiffbar wird er bereits im Hannoverschen.

**Vechta**, Stadt mit 2072 E. (1875) im oldenburgischen Obergerichte Varel, liegt im S. des Landes an der Vechta, einem Nebenflusse der Hase, ist Sitz eines Amtes, hat ein kathol. Gymnasium, Seminar, Strafanstalt u. treibt Leinweberei u. Brauerei.

**Vechte**, s. „Vecht". **Veda**, s. „Sanskrit".

**Vedette** heißt der Kavallerist, welcher in der Vorpostenlinie Posten steht. V.n stehen nie allein, sondern immer zu zweien zusammen.

**Vedute** (ital. veduta), Ansicht, Aussicht, Landschaftsgemälde (vergl. „Prospekt").

**Veen**, Hohes, s. „Venn".

**Veen**, Octavio van, latinisirt Otto Venius, holländischer Historienmaler, geb. zu Leyden 1558 als Sohn des dortigen Bürgermeisters, erlernte in seiner Vaterstadt die Anfangsgründe des Zeichnens u. zog dann mit seinem Vater nach Lüttich, wo er sich unter dem Dichter Lampsonius weiter ausbildete, bis er 1575 nach Italien reiste. In Rom lernte er sieben Jahre unter Federigo Zucchero, wurde mit einer Mission zum Kaiser Rudolf II. nach Wien beauftragt u. fand dann eine Anstellung beim Herzog von Parma als Hofmaler. Nach dessen Tode (1592) ließ er sich in Antwerpen nieder, malte viel für dortige Kirchen u. begab sich nach Brüssel, wo er 6. Mai 1629 starb. Sein Hauptverdienst besteht darin, daß er der Lehrer des Rubens war; aber auch in seinen eigenen Werken zeigt er eine lebhafte Phantasie, Wahrheit der Charakteristik u. treffliche Vertheilung von Licht u. Schatten. Seine Hauptbilder finden sich in den Kirchen u. im Museum zu Antwerpen. Einige seiner Werke gab er selbst in Radirungen heraus.

**Vega** (arab.) heißt in Spanien eine berieselte Fruchtebene. Die V.s können in voller Entwicklung nur in der Niederung auftreten. Ihre Aecker sind gewöhnlich mit Getreide, Reis od. Hanf bebaut, die eine 4—5malige Ernte jährlich geben, da man in raschem Wechsel auf die Ernte sofort die Saat folgen lassen kann u. die Wärme wiederum die Frucht schnell zeitigt. Baumreihen, vorwaltend von Maulbeerbäumen, denen man nur eine wagerechte Ausbreitung der Zweige gestattet, um aller Blätter für die Seidenzucht leicht habhaft werden zu können, bilden die Einfassung, aber auch Granat-, Apfelsinen-, Feigen-, Johannisbrot- u. die mitteleuropäischen Obstbäume werden dazu benutzt, u. hier u. da treten auch Palmem auf. Die berühmteste V. ist die von Granada, deren Bewässerungssystem schon von den Mauren herrührt; bekannt sind ferner die von Malaga, von Motril, von Cordova. Ziemlich gleichbedeutend mit V. ist Huerta (v. lat. hortus, Garten), welches Wort zur Bezeichnung der Umgegend von Valencia gebraucht wird.

**Vega**, Garcilasso de (eigentlich Garcias Laso de la), span. Dichter, geb. 1503 zu Toledo; widmete sich dem Kriegsdienste in dem Heere Kaiser Karl's V. u. zeichnete sich nam. bei der Eroberung von Tunis 1535 durch seine heldenhafte Tapferkeit aus, erhielt aber schon 1536, als er auf dem Feldzuge gegen Frankreich einen festen Thurm bei Fréjus mit Sturm nahm, eine schwere Verwundung am Kopfe, an deren Folgen er wenige Tage darauf zu Nizza starb. V. hat nur eine kleine Sammlung lyrischer Dichtungen hinterlassen, welche aber für die span. Literaturgeschichte eine besondere Wichtigkeit dadurch erlangt haben, daß in ihnen zum ersten Male der erfolgreiche u. später vielfach nachgeahmte Versuch gemacht worden ist, die reichen u. kunstvollen Formen der italienischen Poesie auf das Spanische zu übertragen. Hierdurch ist V. neben Boscan, Montemayor u. A. der Begründer einer neuen, freilich sehr bald auf die abschüssigen Bahnen der Formenspielerei führenden Richtung in der span. Lyrik geworden. Ausgaben seiner „Obras" besorgten Herrera (Madr. 1580) u. Azara (ebd. 1765 u. 1817).

**Vega**, Georg, Frhr. v., Mathematiker, geb. 1754 (n. A. 1756) zu Sagoritza, einem Dorfe in Krain; war zuerst Navigationsingenieur, ging dann zur Artillerie über, wurde nach einander Unterleutnant u. zugleich Lehrer der Mathematik im zweiten Felbartillerieregiment, Hauptmann u. Professor beim neu errichteten Bombardiercorps u. Oberstleutnant beim vierten Artillerieregiment, mit dem er die Feldzüge gegen die Türken u. gegen die Franzosen mitmachte. Im J. 1800 erhob ihn der Kaiser in den Freiherrnstand. Am 26. Sept. 1802 fand man die Leiche V.'s in der Donau, u. erst 30 Jahre später kam es ans Tageslicht, daß er von einem Müller ermordet worden war. Am verdientesten hat sich V. gemacht durch seinen „Thesaurus logarithmorum completus" (Lpz. 1794), am berühmtesten durch seine „Logarithmentafeln" (2 Bde., Wien 1783; n. Aufl. von Hülße, Lpz. 1840 u. ö.). Außerdem sind von seinen Schriften zu nennen: „Vorlesungen über die Mathematik" (4 Bde., Wien 1786—90, wiederholt aufgelegt); „Logarithmisch-trigonometrisches Handbuch" (Lpz. 1793; 61. Aufl. 1877; seit 1840 ebenfalls von Hülße besorgt); „Anleitung zur Zeitkunde" (Wien 1801) u. „Natürliches Maß-, Münz- u. Gewichtssystem" (herausgeg. von Kreil, Wien 1803).

**Vega**, Lope Felix de, berühmter span. Dichter, wurde 25. Nov. 1562 zu Madrid geboren. Nach einer abenteuerreichen Jugend, während deren er nur eine unvollkommene wissenschaftliche Ausbildung hatte erlangen können, trat er um 1582 als Sekretär in den Dienst des Herzogs Antonio Alba ein, auf dessen Wunsch u. Anregung er sein erstes größeres Werk, den dramatisirten Schäferroman „Arcadia" (gedr. 1602) verfaßte. Infolge eines Duells, in welchem

er seinen Gegner, einen vornehmen Edelmann, schwer verwundet hatte, wurde er jedoch nach wenigen Jahren genöthigt, Madrid zu verlassen u. sich in eine Art Verbannung nach Valencia zu begeben. Erst 1590, nachdem er inzwischen an dem unglücklichen Feldzuge der Armada gegen England sich betheiligt hatte, erhielt er die Erlaubniß, nach Madrid zurückzukehren, u. verlebte nun hier, obwol nur im Besitze einer höchst bescheidenen Stellung — er wurde Buchführer des Marquis von Malpica — eine Reihe glücklicher Jahre, die ihm reiche Familienfreuden u. glänzende literarische Erfolge brachten. 1597 vermählte er sich, nachdem er bereits früher verheirathet gewesen war, zum zweiten Male. Allein gebeugt durch den Verlust seiner Gattin u. mehrerer Kinder, beschloß er, in den geistlichen Stand einzutreten, u. ließ sich 1609 die Priesterweihe ertheilen, ohne daß er indessen hierdurch, noch auch durch seinen später erfolgten Beitritt zu einer frommen Bruderschaft zu einer Verzichtleistung auf seine literarische Thätigkeit sich hätte bestimmen lassen. In seinem neuen Lebenskreise wirkte V. gleichzeitig als Geistlicher (1618 wurde er zum apostolischen Protonotar beim Erzbistum Toledo ernannt) u. als Dichter bis zu seinem am 26. Aug. 1635 zu Madrid erfolgten Tode. — Lope de V. ist ohne Zweifel der produktivste Dichter der Neuzeit, ja vielleicht aller Zeiten gewesen. Die Menge u. der Umfang seiner Werke ist geradezu unglaublich, hat er doch allein weit über 2000, zum Theil sehr umfängliche dramatische Werke verfaßt, dazu zwei Epen, „Angelica“ u. „La Jerusalem conquistada“, vier größere historische Gedichte: „San Isidro“, „La Dragontea“, „La Corona trágica“ u. „La Virgen de la Almudena“, ferner ein komisches Heldengedicht „La Galomatiquia“, ein asketisches Werk „Soliloquios à Dios“, dazu mehrere beschreibende u. didaktische Gedichte, Novellen, Sonette, Romanzen, Oden, Elegien 2c.; er selbst hat berechnet, daß er durchschnittlich an jedem Tage seines Lebens gegen fünf Bogen geschrieben habe. Selbstverständlich ist es, daß unter dieser Unmasse poetischer Produktionen auch viele von einem sehr untergeordneten Werthe sich befinden, u. staunen muß man vielmehr, daß V. trotz seiner Vielgeschäftigkeit u. der Schnelligkeit seiner poetischen Produktion doch eine nicht geringe Anzahl von Meisterwerken zu schaffen u. sich eine hervorragende Stelle in der Geschichte der span. Literatur zu erringen vermocht hat. Unter den Dichtungen V.'s sind wie an Zahl so auch in Bezug auf ihren Gehalt die Dramen weitaus die bedeutendsten, u. sie sind es auch vorzugsweise gewesen, welche dem Dichter die bewundernde Anerkennung seiner Zeitgenossen erworben haben. Diese Dramen haben den verschiedenartigsten Inhalt u. sind in die mannichfaltigsten Formen gekleidet: es sind Tragödien, Komödien, Schauspiele im engern Sinne, sog. Intriguenstücke, possenartige, lose an einander gereihte Scenen; nicht minder mannichfach sind ihre Stoffe: die einen entlehnen ihn der Geschichte, andere dem bürgerlichen Leben, noch andere aber — u. diese letzteren bilden eine ganz eigenartige Gattung (autos sacramentales genannt) — der biblischen Geschichte u. der Heiligenlegende. Von den bürgerlichen Dramen (mit dem technischen Ausdrucke „comedias de capa y espada“, d. h. Mantel- u. Degenstücke genannt) seien folgende aufgeführt: „Der Madrider Stahl“, „Die Thörin für Andere u. Weise für sich selbst“ u. „Die St. Johannisnacht“; von den geschichtlichen Schauspielen: „Das brennende Rom“, „Der vollkommene Fürst“ u. „Die Komthure von Cordova“; von den geistlichen Stücken endlich: „Die Brücke der Welt“, „Die Rückkehr aus Aegypten“ u. „Der Wolf als Hirt“. — V.'s Gedichte u. Novellen sind enthalten in der „Collecion de las Obras sueltas etc.“ (21 Bde., Madr. 1776—79); von seinen Dramen scheint die Mehrzahl verloren gegangen zu sein, u. nur etwas über 300 sind gedruckt in der Sammlung seiner „Comedias“ (28 Bde., Madr. 1604—47; 25 Bde., Sarag. 1641 ff.); 112 Stücke hat Hartzenbusch herausgeg. in der „Biblioteca de autores españoles“ (Bd. 24, 34, 41 u. 52). Deutsche Uebersetzungen einzelner Stücke lieferten Malsburg (Dresd. 1824), Soden (Lpz. 1820), Dohrn (Hamb. 1844), v. Schack (Frankf. 1845); die Romane u. Novellen („Romantische Dichtungen“) übersetzte Richard (6 Bde., Aachen 1824—27).

**Vegesack**, bremischer Marktflecken mit 3553 E. (1871) am Einflusse der Wümme in die Weser u. an der Zweiglinie Burg Lesum Grohn V. der hannov. Staatsbahn, hat einen 1619 angelegten kleinen Hafen, Eisengießerei, Schiffswerfte, Waarenniederlage für Bremen, Schiffahrt, Lootserei, Fischfang u. Handel. In seiner Umgebung sind viele Villen u. Landhäuser reicher Bremenser.

**Vegetabilien** (spätlat. vegetabilia), Pflanzen, Gewächse, Pflanzenspeisen; Vegetation, der Pflanzenwuchs, die Lebenskraft der Pflanzen; vegetiren (vom lat. vegetāre, beleben), ein Pflanzenleben führen, gleichsam eingewurzelt u. daher unthätig leben.

**Vegetarianer** (Vegetarier, Pflanzenesser) sind die Anhänger der Lehre, daß nur Pflanzenkost dem Menschen zuträglich, dagegen die Ernährung mit thierischen Stoffen schädlich u. verwerflich ist (Vegetarianismus). Die Lehre gewann erst an Bedeutung u. Ausbreitung, als in England, dann auch in anderen Ländern die V. in Vereine zusammentraten, deren Mitglieder sich nicht blos aus gesundheitlichen, sondern auch aus ethischen Rücksichten gegenseitig verpflichteten, nicht blos das Fleisch der Thiere von ihrem Speisezettel zu verbannen, sondern auch der Tödtung der Thiere durch das Schlachten zum Zwecke der Befriedigung des Nahrungsbedürfnisses als einer rohen Handlung möglichst entgegenzutreten. Ein Vorläufer dieser Bestrebungen war J. Newton, dessen Buch „Return to nature, or defence of vegetable regimen“ (Lond. 1811) wol zur Gründung eines Vereins Veranlassung gab, doch noch keine größeren Kreise bekehrte. Die vegetarianischen Grundsätze wurden mit größerem Erfolge durch die Schriften von Alcott, S. Graham, John Smith 2c. verbreitet, so daß sich die Sekte der V. schon im J. 1847 zu London in einer „Vegetarian Society“ vereinigte, die dann weiterhin über England u. Amerika für den ausschließlichen Pflanzengenuß agitirte. Den meisten Eindruck machte nicht blos in England, sondern auch in Deutschland die Schrift Charles Lane's „Nur Pflanzenkost! od. die vegetarianische Diät“ (deutsch, Breslau 1854). Hier wird gelehrt, daß alleinige Pflanzenkost körperliche u. geistige Verjüngung herbeiführe, daß einzelne Erscheinungen aus dem Völkerleben (Inder 2c.) den Beweis zu führen scheinen, wie der Mensch recht wohl mit Pflanzenkost ausreiche u. sich dabei einen sanften Charakter bewahre, daß ferner zahlreiche Bibelstellen gegen das Tödten der Thiere sprechen, daß die nur Pflanzenkost genießenden Athleten Griechenlands u. Roms ganz ungemein kräftig waren, daß gerade die pflanzenfressenden Thiere (Elefanten, Rinder, Pferde) die stärksten seien, daß schließlich zahlreiche Philosophen, wie Pythagoras, Sokrates, Spinoza, Voltaire 2c., sowie Naturforscher, wie Hyrtl, Humboldt, Cuvier 2c., in ihren Schriften die reine Pflanzenkost als vorzüglich gepriesen hätten. Der Genuß des Fleisches soll, wie die V. behaupten, mannichfache Krankheiten erzeugen, die durch dessen reizende Beschaffenheit sowie durch gewisse Parasiten entstehen; auch soll derselbe zur Leidenschaftlichkeit anregen. Schon die Humanität verbiete das Abschlachten der Thiere, wie nam. Jean Antoine Gleïzès in seiner Abhandlung: „Thalysie ou la nouvelle existence“ (3 Bde., Paris 1842, deutsch von R. Springer, Berl. 1872) hervorhebt; es wird sogar angeführt, daß Etwas vom Charakter der genossenen Thierart auf den Menschen übergehe. — Daß die ganze Lehre des Vegetarianismus auf Einseitigkeit beruht, wird von vielen Aerzten nachgewiesen. Der Körperbau, insbes. die Verdauungswerkzeuge des Menschen sind nicht auf bloße vegetabilische, sondern auf gemischte Kost angewiesen: auch fehlen die stickstoffhaltigen Bestandtheile für den Ernährungsprozeß des Organismus in den Pflanzenspeisen. Die V. suchen den mangelnden Stickstoff allerdings dadurch zu ersetzen, daß sie vor Allem das nach Graham bereitete Brot empfehlen, in welchem derselbe noch mehr als in anderen Pflanzenspeisen vertreten ist; auch gestatten sie von thierischer Nahrung noch immer den Genuß von Eiern u. Milch. Allein Klencke in seiner Schrift: „Fleisch u. Pflanzenkost“ (Lpz. 1869) u. Virchow („Ueber Nahrungs- u. Genußmittel“, Berl. 1868) beweisen, wie wenig die bloße Pflanzenkost in chemischer Hinsicht den physiologischen Anforderungen entspricht.

In Deutschland bildeten sich nach u. nach viele vegetarianische Vereine, die sich fast alljährlich in größeren Versammlungen besprechen (Nordhausen 1869, Berlin 1870, Leipzig 1872). Dergleichen Vereine bestehen in Berlin, Hannover, Barmen, Elberfeld, Wien, Stuttgart, Dresden, Leipzig, Bern, Nordhausen 2c. An der Spitze dieser Vereinigung steht der deutsch katholische Pfarrer Dr. E. Baltzer in Nordhausen, u. als literarisches Organ dient ein Vereinsblatt. Außerdem giebt der ehemalige Apotheker Theodor Hahn, welcher auch eine vegetarianische Heilanstalt zu Waid in St. Gallen leitet, unter Mitwirkung von E. Weilshäuser, Dr. Nagel u. A. die Zeitschrift für naturgemäße Nähr- u. Lebensweise der „Vegetarianer“ heraus (1. Jahrg. 1876, Berlin). Außer der humanitären Richtung mischen sich in diese Bestrebungen noch andere Tendenzen; so sind viele V. Feinde des Pockenimpfens, auch Verfechter der Kaltwasserkur u. Mäßigkeitsvereinler; Dr. Boruttau, ein hervorragender V., verwirft das eheliche Leben, u. andere V. sind Sozialisten

mit dem Motto: „Durch die Rückkehr zur Natur würde sich die soziale Frage leicht lösen." Die allgemeine Durchführung des Vegetarianismus würde freilich nicht blos eine Reform, vielmehr eine wahre Revolution aller Sitten u. Gewohnheiten, aller buchstäblich in Fleisch u. Blut der menschlichen Organisation eingedrungenen Ueberlieferungen herbeiführen. Auf einer der letzten Versammlungen in Köln gründeten die V. eine vegetarianische Pension u. Kolonie zu Gernsbach bei Baden-Baden, Villa Thalysienhof genannt (Thalysien hießen bei den Griechen die Früchte- u. Blumenopfer); dort sollen Waisenkinder vegetarianisch erzogen werden. Ein vegetarianisches Kochbuch, in Nordhausen erschienen, lehrt 146 Speisen u. Getränke nach angeblich den einzig richtigen Grundsätzen bereiten. Ferner schrieb Baltzer: „Die natürliche Lebensweise, der Weg zur Gesundheit u. zu sozialem Heil" (4 Bde., Nordh. 1867–72); Th. Hahn: „Die naturgemäße Diät, die Diät der Zukunft" (Köthen 1859) u. „Der Vegetarianismus" (Berl. 1869); G. Struve, „Die Pflanzenkost, die Grundlage einer neuen Weltanschauung" (Stuttg. 1869); Lindermann, „Der Vegetarianismus, eine kleine Belehrung für Laien" (Graz 1877).

**vehement** (lat. vehemens), heftig, ungestüm; **Vehemenz**, Heftigkeit, Gewalt, Eifer, Ungestüm.

**Vehikel** (lat. vehiculum, eigentl. Fuhrwerk, Fahrzeug), Beförderungsmittel; in der Medizin ein gestaltgebendes Mittel, ein indifferenter od. unwirksamer Stoff, dem kräftig wirkende Substanzen in geringer Quantität beigemischt werden, um ihre Masse u. Form zu verändern.

**Vehmgerichte**, s. „Femgerichte".

**Vehse**, Karl Eduard, Geschichtschreiber, geb. zu Freiberg i. S. 18. Dez. 1802; studirte seit 1820 in Leipzig u. Göttingen die Rechte, ward 1825 Accessist, 1826 Sekretär u. 1833 Archivar im Staatsarchiv zu Dresden, legte 1838 sein Amt freiwillig nieder u. wanderte mit dem Separatisten Stephan nach Amerika aus, kehrte aber schon im Dez. 1839 nach Europa zurück. Seitdem privatisirte er in Dresden, bereiste 1851—52 Deutschland, die Schweiz, Frankreich u. England u. nahm 1853 seinen Aufenthalt in Berlin, siedelte 1856 nach Sissach in der Schweiz über, lebte 1857—62 in Italien, dann in seinem Geburtsorte, seit 1867 eine Zeit lang wieder in Florenz u. zuletzt in Neustrießen bei Dresden, wo er 18. Juni 1870, in den letzten Lebensjahren erblindet, starb. Sein mit pikanten Details überreich ausgestattetes Hauptwerk, die „Geschichte der deutschen Höfe" (48 Bde., Hamb. 1851 ff.), erregte seiner Zeit ungeheures Aufsehen u. ward überall verboten, zog auch 1856 dem Verfasser wegen einer darin enthaltenen Beleidigung des Herzogs Wilhelm von Mecklenburg eine kurze Haft zu. Andere Werke V.'s sind: „Geschichte Kaiser Otto's d. Gr." (Zittau 1828; 2. Aufl., Lpz. 1865); „Tafeln der Welt- u. Kulturgeschichte" (Dresd. 1834); „Die Stephan'sche Auswanderung nach Amerika" (ebd. 1840); „Vorlesungen über Weltgeschichte" (2 Bde., ebd. 1842); „Shakespeare als Politiker, Psycholog u. Dichter" (2 Bde., Hamb. 1851).

**Veilchen** (Viola), Pflanzengattung der Violaceen, zu denen etwa 18 Gattungen in allen Theilen der Welt gehören, mit 28 inländischen, mitteleuropäischen, u. vielen ausländischen Arten, von denen nur unter den letzteren holzartige vorkommen. Die Blume zeichnet sich durch einen Kronensporn aus, in welchen die beiden untersten Staubblätter mit spornartigen Anhängseln hineinragen. Sie prangt in gelben, blauen, weißlichen od. bunten Farben, weshalb auch die Veilchenarten als Zierblumen nicht nur in der Landschaft, sondern auch in den Gärten u. selbst als Topfgewächse von großem Werthe sind. Obenan steht wegen seines herrlichen Geruches das wohlriechende V. (V. odorata), das man sowol mit einfachen als auch mit gefüllten Blumen kennt. Seine Kultur ist sehr bedeutend, u. pflegt man zu diesem Behufe ganz bes. zwei Spielarten: das italien. V. (V. ordorata semperflorens) u. das russ. V. (V. odorata var. russian superb.), welche beide schon im September blühen u. deshalb für den Winterflor von großem Werthe sind. Das tiefdunkelblaue, lang gespornte V. (V. calcarata) aus unseren Alpen, das Altai-V. (V. altaica) sowie das gehörnte V. (V. cornuta) aus den Pyrenäen, das erste mit gelben, blaßblauen od. weißen Blumen, die beiden anderen mit großen blauen Blumen, sind ebenfalls in Kultur genommen. Ueber Viola tricolor od. Stiefmütterchen s. d.

**Veilchenstein.** Mit diesem Namen bezeichnet man nicht eine besondere Gesteinsart, sondern vielmehr Felsstücke od. Gesteinsbrocken überhaupt, welche sich innerhalb der Wolkenregion des Berglandes, z. B. der höchsten Höhen des Thüringer Waldes, des Harzes, des Riesengebirges ꝛc., mit einem gelblichgrünen, später brauner werdenden Ueberzuge bekleiden, den man zu den Pilzen gezählt u. Byssus Jolithus od. Dematima Jolithus genannt hat. Er besteht aus einfachen Fäden, die sich zu einem moosartigen flachen Rasen auf dem Stein zusammensetzen u. befeuchtet nach Veilchen riechen. Der Glaube, daß dieser pflanzliche Ueberzug Jod enthalten solle, hat den Schimmel auch gegen Hautausschläge im Volke Verwendung finden lassen.

**Veilchenwurzel**, s. „Iris".

**Veile**, dänisches Amt in Jütland, 12,12 □M. mit 107,400 E., von denen 20,200 auf die Stadt u. 87,200 auf die Landbevölkerung kommen (nach den Berechnungen für 1871), bildet den südöstl. Theil Jütlands am Kattegat u. dem Kleinen Belt. Der größte Ort ist die Festung Fredericia mit 7186 E. (1870), die Hauptstadt aber das gleichnamige V. mit 6092 E. Dasselbe liegt in tiefem Thale von Hügeln mit Buchenwald umgeben am Ausflusse des Flüßchens V. Aa in den V. Fjord u. an der Strecke Fredericia-Langaa der jütischen Eisenbahn, hat einen kleinen Hafen, treibt Handel, Schiffahrt, Fischerei (bes. Lachsfang) u. Hopfenbau. Am 5. Mai 1848 wurde V. von den Schleswig-Holsteinern besetzt, ebenso im Mai 1849 von den Preußen, nachdem den Dänen von den Schleswig-Holsteinern 7. Mai bei dem benachbarten Gudsö ein Treffen geliefert worden war, infolge dessen sich die Dänen zurückzogen.

**Veit**, der Heilige (lat. St. Vitus), soll aus Sizilien gebürtig gewesen sein u. nach vielen Wunderthaten zu Rom den Märtyrertod auf der Folter erlitten haben, nachdem er auf dem Scheiterhaufen u. im Löwenzwinger unverletzt geblieben war. Als Zeit seines Todes wird die Verfolgung unter Diocletian (um 306 n. Chr.) genannt. Die Katholische Kirche feiert sein Gedächtniß 15. Juni u. zählt ihn zu den sog. 14 Nothhelfern (s. d.). Als Schutzpatron gegenüber dem sog. Veitstanz (s. d.) erscheint er seit 1418, wo der Straßburger Magistrat die von der Tanzwuth Befallenen in einer Kapelle des heiligen V. heilen ließ.

**Veit**, Philipp, berühmter Historienmaler, zu den sog. Nazarenern (s. d.) gehörig, geb. zu Berlin 13. Febr. 1793 als Sohn des Bankiers Simon V., wurde, als seine Mutter, eine Tochter Moses Mendelssohn's, sich von ihrem Gatten scheiden ließ u. Friedrich Schlegel heirathete, von Letzterem adoptirt u. trat bald nach ihm (1810) zur Katholischen Kirche über. Unter der Leitung seiner geistreichen Mutter u. seines Stiefvaters hatte sich des Jünglings große Begabung bereits vielseitig entwickelt, als er, dem Beispiel seines älteren Bruders folgend, sich zum Künstlerberuf entschloß u. die Akademie in Dresden bezog. Aber die Theilnahme am Befreiungskriege unter dem Major de la Motte Fouqué entzog ihn auf einige Jahre der Kunst; erst 1815 konnte er nach Rom gehen, wo er sich an die bereits seit 1830 dort angesiedelten Cornelius, Overbeck u. Schadow anschloß u. bald Gelegenheit fand, sein Künstlertalent in Fresken zu beweisen. In der Casa Bartholdy malte er nach Anleitung eines alten Maurers auf die frische Kalkwand einen Kopf, der so sehr gelang, daß V. auch seine Freunde in dieser seit langer Zeit ganz in Verfall gerathenen Technik (s. „Frescomalerei") unterrichtete. In Gemeinschaft mit den erwähnten Genossen malte nun V. in der Casa Bartholdy die Geschichte Joseph's; „Joseph u. Potipbar's Weib" sowie „Die sieben fetten Jahre" rühren von ihm her. Diesem Cyklus folgte ein zweiter in der Villa Massimo, in welchem V. an Stelle des 1818 von Rom abgereisten Cornelius die Bilder zu Dante's Paradies ausführte u. damit so viel Anerkennung fand, daß der Papst ihm die Ausführung eines Gemäldes im Museum Chiaramonti des Vatikans: „Die triumphirende Religion auf den Trümmern des Kolosseums", u. bald nachher auch eines Altarbildes mit der Madonna immaculata für die Kirche S. Trinità de' monti übertrug. Letzteres nam. erntete den größten Beifall. Inzwischen hatten sich auch V.'s Eltern in Rom angesiedelt u. trugen viel zur Belebung des Kreises geistreicher Deutschen bei, die sich zu jener Zeit im Hause des damaligen preuß. Gesandten Niebuhr zu versammeln pflegten. Als aber Schlegel 1829 gestorben war, folgte V. 1830 einem an ihn ergangenen Rufe als Direktor des Städel'schen Instituts (s. d.) in Frankfurt a. M., welches infolge dessen zu einem Sammelplatz zahlreicher Künstler wurde. — Unter den dort entstandenen bedeutenden Bildern nennen wir nur das Wandgemälde im Städel'schen Institut: „Die Einführung der Künste in Deutschland durch das Christenthum" mit den Seitenbildern Italia u. Germania, „Die beiden Marien am Grabe des Herrn" (Nationalgalerie in Berlin), mehrere Kaiserbilder im Römer zu Frankfurt, „Das Gleichniß vom verlorenen Sohn" ꝛc. Als Lessing's „Huß vor dem Konzil zu Kostnitz" 1842 vom Institut gegen V.'s Willen

angekauft wurde, trat er von seinem Amt zurück u. zog sich mit seinen Anhängern in das Deutschordenshaus nach Sachsenhausen zurück, wo er 11 Jahre lang verweilte u. unter Anderem auch 1852 eine „Himmelfahrt Mariä" für den Dom in Frankfurt malte. Dann ging er als Galerie-Direktor nach Mainz u. führte hier mit mehreren Gehülfen die neuen Fresken im restaurirten Dome aus. In Mainz starb V. 19. Dez. 1877. In der Auffassung seiner Hauptbilder lehnte er sich Anfangs mehr an Overbeck's Stil an u. strebte dabei nach ernster, sinniger Schönheit, später wurde er in den religiösen Gegenständen immer asketischer.

**Veit,** Moritz, Buchhändler, Gelehrter u. Politiker, Vetter des Philipp V. (s. d.), geb. von jüd. Eltern zu Berlin 12. Sept. 1808; studirte daselbst Philosophie, Philologie u. Geschichte u. errichtete 1833 mit seinem Universitätsgenossen Lebfeldt unter der Firma „V. & Co." ein Verlagsgeschäft, das sich binnen Kurzem zu einem der angesehensten in Deutschland aufschwang. Als Lebfeldt 1858 gestorben war, verkaufte V. die Buchhandlung an Th. Einhorn in Leipzig, der sie unter der frühern Firma fortführte; unter Firma „Veit & Co." besteht sie auch heute noch, wenngleich in anderem Besitz. Eine sehr verdienstvolle Thätigkeit entwickelte V. seit 1853 als stellvertretender u. 1855—61 als erster Vorsitzender des Börsenvereins der deutschen Buchhändler; u. A. hatte er an dem vom Börsenvereine 1855—57 bearbeiteten Entwurfe eines deutschen Nachdruckgesetzes wesentlichen Antheil. Ferner war V. lange Jahre hindurch Mitglied des Berliner Stadtverordnetenkollegiums, als welches er nam. dem städtischen Unterrichtswesen sein förderndes Interesse zuwandte. Schon 1848 in das Frankfurter Parlament gewählt, wo er zu den Führern der altliberalen Partei in nähere Beziehung trat, gehörte er 1851—52 auch der preuß. Ersten Kammer u. 1858—61 dem Abgeordnetenhause an. Endlich bekleidete er in der Berliner israelitischen Gemeinde die vornehmsten Aemter bis zu seinem 5. Febr. 1864 in seiner Vaterstadt erfolgten Tode. Von seinen eigenen literarischen Arbeiten sind vorzugsweise zu nennen: „Saint-Simon u. der Saint-Simonismus" (Lpz. 1834) u. „Der Entwurf einer Verordnung über die Verhältnisse der Juden in Preußen" (ebd. 1847).

**Veitstanz** (Chorea Sancti Viti) ist eine Nervenkrankheit, die sich auf charakteristische Weise durch krampfhafte, vom Willenseinfluß nicht zu beherrschende Bewegungen einzelner willkürlicher Muskeln od. ganzer Muskelgruppen bei vorhandenem Bewußtsein ausspricht. Während des Schlafes hören in den meisten Fällen diese Muskelkrämpfe auf. Dieselben befallen am häufigsten die Arm-, die Gesichts- u. Zungenmuskeln, während die Beine weniger zu leiden pflegen; doch werden bei hoher Ausbildung der Krankheit mitunter alle willkürlichen Muskeln des Körpers ergriffen. Den Anfang der Krankheit macht meist ein unruhiges Hin- u. Herbewegen der Hände, Verziehen des Gesichts (Gesichterschneiden) u. ein häufiges Fallenlassen der Gegenstände, welche Patient erfaßt hat, auch ein ungeschicktes Zugreifen. Dann können auch die Arme nicht mehr richtig dirigirt werden; der Patient greift daneben, er muß gefüttert werden, weil er den Löffel nicht mehr selbst zum Munde führen kann; eine gleiche Unsicherheit bemächtigt sich der Beine, der Kranke kann nicht mehr auf gerader Linie gehen; die Sprache wird erschwert, die Zunge oft unwillkürlich stoßweise herausgestreckt u. das Schlingen macht Mühe. Das Bewußtsein zeigt dabei keine Trübung. Die Krankheit, welche in der Regel mit Genesung endet, dauert in gelinderen Formen 21—50 Tage, in schwereren 3—4 Monate u. darüber; sie kommt am häufigsten zwischen dem 6. u. 17. Lebensjahre, u. zwar nam. bei Mädchen vor, welche bleichsüchtig u. schnell gewachsen sind. Psychische Einflüsse, Angst u. Schreck geben die häufigste, Rheumatismen die seltenere Veranlassung zum Ausbruch des V.s. — Der sog. „große" V. (Chorea magna od. Germanorum) ist eine bei psychischen Leiden, nam. bei Hysterischen, vorkommende Erscheinung eigenthümlicher Krampfbewegungen, bei welchen die Kranken bald zappeln, bald kriechen, auf Tische u. Bänke springen, bald auch nur Schüttelbewegungen einzelner Glieder zeigen. Die Behandlung empfiehlt kräftige Kost, Eisen, China u. frische Luft, auch Waschungen mit kaltem Wasser u. Regenbäder. Bei Empfindlichkeit einzelner Rückenwirbel ist ruhige Rückenlage nöthig, außerdem Blutegel u. kalte Uebergießungen. Als Mittel, die auf die Nerven beruhigend wirken, fanden zu innerlichem Gebrauch Arsenik, Zinkoxyd, Kupfersalze, Bromkali 2c. Anwendung, doch schienen sie die Krankheit nur wenig abzukürzen; bessern Erfolg hatte Chloralhydrat, insbes. als schlafmachendes Mittel in schwereren Fällen; sehr gerühmt wird die Elektrizität in Form des induzirten Stroms.

**Veji,** alte etruskische Stadt, die größte der 12 etrurischen Bundesstädte, lag $2^1/_2$ M. nördl. von Rom auf einer Höhenfläche, welche im N. u. O. von dem Flüßchen Cremera (jetzt Fosso dell' Isola) umströmt wird. Lange unter eigenen Königen stehend, war V. vielfach in Kriege mit Rom verwickelt u. wurde erst nach zehnjähriger Belagerung 396 v. Chr. durch Camillus erobert. Aus dem Verfall, in den die Stadt nach der Eroberung gerieth, suchte sie Cäsar durch Anlegung einer röm. Kolonie zu heben. Die Ruinen der alten Stadt (eine Brücke über die Cremera, Reste eines Columbariums, ein Grab in der sog. Grotta Campana, Spuren alter kyklopischer Mauern 2c.) finden sich in dem ärmlichen Dorfe Isola Farnese.

**Velasquez de Silva** od. Don Diego Rodriguez de Silva y Velasquez, einer der Hauptmaler der span. Schule von Sevilla, wurde in dieser Stadt 6. Juni 1599 geboren. Mit bedeutendem Künstlertalent begabt, trat er schon früh in die Schule des ältern Francisco Herrera, ging aber bald in die ihm mehr zusagende des Pacheco über u. studirte bes. die Werke des Luis Tristan aus Toledo.

Nr. 5363. Velasquez de Silva (geb. 6. Juni 1599, gest. 7. Aug. 1660).

1622 kam er nach Madrid, studirte die Meisterwerke im Escorial u. fand eine Anstellung als Hofmaler u. Kammerherr. Das Aufsehen, welches seine Portraits bereits erregt hatten, steigerte sich noch durch ein Bildniß des später von ihm öfter gemalten Königs Philipp IV. Auf den Rath des 1628 nach Madrid gekommenen Rubens, sich nicht aufs Portrait zu beschränken, sondern auch Historienbilder zu malen, ging er 1629 über Venedig nach Rom, wo er bes. Michelangelo's „Jüngstes Gericht", Rafael's „Parnaß" u. „Schule von Athen" kopirte u. die Antiken im Vatikan studirte. Danach kehrte er nach einem flüchtigen Besuche Neapels 1631 nach Madrid zurück, wo er, als Portraitmaler hochgefeiert u. vielbeschäftigt, 17 Jahre verweilte, u. ging dann zum zweiten Male nach Italien, um Gegenstände für eine von König Philipp zu gründende Akademie zu kaufen. Bei dieser Gelegenheit malte er u. A. das berühmte Portrait des Papstes Innocenz X. (Palast Doria in Rom). Auf der Rückreise begriffen, sah er sich 1651 durch den zwischen Frankreich u. Spanien ausgebrochenen Krieg zur schleunigen Rückkehr nach Madrid gezwungen, wo er bis 1660 blieb. In letzterem Jahre wurde ihm der Auftrag, als Oberquartiermeister den König Philipp u. dessen Tochter, die Braut Ludwig's XIV., nach Irun (an der franz. Grenze) zu begleiten, was seine Kräfte so erschöpft haben soll, daß er bald nach seiner Rückkehr 7. Aug. 1660 in Madrid starb. V.' Thätigkeit als Maler erstreckte sich zwar auf fast alle Fächer, doch ist er am bedeutendsten im Portrait, das er in echt naturalistischer, aber höchst geistvoller u. im Laufe der Jahre immer geläuterter u. veredelter Weise behandelte. Die meisten u. vorzüglichsten seiner Schöpfungen

befinden sich in Spanien, nam. im Museum in Madrid, nur von seinen Portraits ist eine ziemliche Zahl in die übrigen Museen Europa's gewandert. Besonders hervorragend sind „Die Uebergabe von Breda“ mit einem großen Reichthum an Portraitfiguren, das Reiterportrait Philipp's IV. u. das seines Ministers Olivarez, das zu einem Genrebilde erweiterte reizende Portrait der kleinen Infantin Margaretha (sämmtlich in Madrid), ferner das Bild der ganzen Familie des Malers (Belvedere in Wien) u. ein trefflicher Philipp IV. im Ornat des Ordens vom Goldenen Vließ (Galerie des Grafen Harrach in Wien). Auch von seinen landschaftlichen Bildern besitzt das Museum zu Madrid die besten.

**Velber Tauern** heißt ein Glied der Hohen Tauernkette (s. „Tauern“) zwischen der Großvenediger- u. der Großglocknergruppe, an der Grenze von Salzburg u. Tirol. Ueber die eisfreie Gebirgspartie führt in 2494 m. Höhe ein Paß von Mittersill im Thale der Salzach nach Windisch Matrei ins Isselthal.

**Velde,** van de, eine weitverzweigte u. interessante holländische Künstlerfamilie, als deren ältestes Glied der Kalligraph Jan **v. d. V.** erscheint, der, geb. um 1567, in Rotterdam lebte u. 10. Sept. 1623 starb. Sein Sohn Jan, dessen Geburts- u. Todesjahr unbekannt sind, war Kupferstecher u. Radirer u. hinterließ mehr als 300 Blätter. Des Letzteren jüngerer Bruder, Esaias **v. d. V.**, war bereits 1611 als selbständiger Mann in Haarlem ansässig u. seit 1628 Mitglied der Malergilde im Haag; er starb wahrscheinlich um 1654. Er malte Schlachten, Reitergefechte u. Plünderungsscenen u. staffirte die Werke anderer Maler mit dergleichen Figuren. Sein berühmtester Schüler war der Landschaftsmaler Jan Goyen. Ob Willem **v. d. V.** der Aeltere, geb. 1610 od. 1612 zu Leyden, der jüngere Bruder Jan's od. der älteste Sohn desselben war, ist ungewiß. Willem hatte eine besondere Vorliebe für Seefahrten u. zeichnete mit der Feder allerlei Schiffe u. ganze Flotten mit ihrer Takelage, um mit Hülfe seiner Skizzen der Regierung Bericht über den Zustand der Schiffe u. die Ereignisse zur See abstatten zu können. In dieser Eigenschaft als offizieller Berichterstatter wohnte er, wahrscheinlich von seinem Sohne Willem van de V. d. J. (s. u.) begleitet, dem Seetreffen der holländ. Flotte unter de Ruyter gegen die Engländer (11.—14. Juni 1666) bei, zeichnete auch später mehrere Seegefechte. Er starb im Dez. 1693. Ob er selber in Oel gemalt hat, od. ob die von ihm gezeichneten Skizzen von seinem Sohne in Oel ausgeführt wurden, ist ungewiß. Dieser Sohn, Willem **v. d. V.** der Jüngere, geb. 1633 zu Amsterdam, wurde, 13 od. 14 Jahre alt, ein Schüler des Landschafts- u. Marinemalers Simon de Vlieger, nahm später in Greenwich seinen Wohnsitz, kehrte zwar um 1685 nach Amsterdam zurück, ging aber bald wieder nach England an den Hof Jakob's II. u. scheint nach dessen Entthronung in Gemeinschaft mit seinem Vater dort noch thätig gewesen zu sein. In seinen zahlreichen Bildern, von denen die meisten in England befindlich, zeigt er sich als der vorzüglichste holländ. Seemaler. Bewunderungswürdig ist nam. seine Beleuchtung, mochte er nun das Meer in spiegelglatter Fläche od. im wüthendsten Sturme darstellen. Er starb zu Greenwich 6. April 1707. Der jüngere Sohn Willem's d. Aelt., Adrian **v. d. V.**, geb. 1639 in Amsterdam, wurde Schüler des Landschaftsmalers Jan Wynant, doch verdankt er auch Vieles seinem Bruder Willem u., wie es scheint, auch dem Phil. Wouwerman. Daneben führte er auch schon früh die Radirnadel u. brachte es hierin später zu hoher Meisterschaft. Seine Oelbilder sind Landschaften mit Viehherden u. Figuren mancherlei Art, manchmal auch Winterlandschaften, meistens im Charakter eines idyllischen Friedens, geistvoll in der Komposition, lieblich u. klar im Kolorit; oft staffirte er die Landschaften anderer Maler mit Figuren. Zu seinen Hauptbildern gehören die Landschaft mit dem Portrait des Künstlers u. seiner Famile (gem. 1669, in der Sammlung van der Hoop in Amsterdam) sowie „Der Strand von Scheveningen“ (im Louvre). Er hinterließ etwa 200 Bilder, obgleich er schon 21. Jan. 1672 starb.

**Velde,** Karl Franz van der, früher sehr beliebter deutscher Schriftsteller, geb. 27. Sept. 1779 zu Breslau; studirte seit 1797 zu Frankfurt a. d. O. die Rechte, wurde 1804 Referendar am Stadtgericht seiner Vaterstadt u. bekleidete dann verschiedene richterliche Stellen in Winzig, Breslau, Zobten u. wieder in Breslau, wo er 6. April 1824 als Justizkommissär starb. Er schrieb viele Erzählungen u. kleinere Romane meist geschichtlichen u. kulturgeschichtlichen Gepräges, deren Darstellung gut ist, ohne aber einem höheren Gehalt zum Ausdruck zu dienen; am bekanntesten davon sind: „Die Wiedertäufer“, „Gyllenstierna“, „Der Mägdekrieg“, „Die Eroberung von Meriko“, „Das Liebhabertheater“, „Christine u. ihr Hof“. Mehrere davon wurden von Charlotte Birch-Pfeiffer zu Dramen verarbeitet. V. d. V.'s „Sämmtliche Schriften“ nebst seiner Biographie erschienen, von Böttiger u. Hell herausgegeben, in 25 Bdn. (Dresden 1824—27; 7. Ausg., 10 Bde., Lpz. 1862); Einiges auch abgedruckt in Reclam's „Universalbibliothek“.

**Veldeke,** Heinrich v., s. unter „Heinrich“.

**Veleda** ist der Name einer deutschen Seherin, welcher nach Tacitus („Hist.“ 4 u. 5) dem Stamm der Bructerer an der Lippe angehörte u. in einem hohen Thurm wohnte, den nur ein naher Verwandter betreten durfte, um Fragen zu bringen u. Antworten zu empfangen. Dadurch, daß sie 70 n. Chr. dem Führer der aufständischen Bataver Julius (nicht Claudius) Civilis, die Eroberung der röm. Festung Castra vetera weissagte, führte sie ihm mehrere deutsche Stämme zu. Zum Dank schickte man ihr einen erbeuteten röm. Dreiruderer. Nach Tacitus scheint sie in röm. Gefangenschaft gestorben zu sein.

**Velin** od. Velinpapier (franz., spr. Weläng), vom altfranz. viel (alte Form für veau, Kalb), eigentlich Pergament von Kalbshaut, Pergamentpapier, feines, glattes Papier.

**Vellebit-** od. Vellebichgebirge ist ein südl. vom Kapela am Morlachischen Kanale in Dalmatien beginnendes u. an seinem Ufer nach S. ziehendes Kalkgebirge, dessen höchste Erhebung der 1753 m. hohe Sveto Brdo ist. Ein ansehnlicher Arm des Gebirges im O. bildet die Grenze zwischen Dalmatien u. der Türkei, erreicht im Monte Dinara 1811 m. u. ist die Veranlassung geworden, daß die Gesammtheit der von den Julischen Alpen sich in südöstl. Richtung erstreckenden, gegen 80 M. langen u. im Mittel 600 m. hohen Kalkgebirgsketten den Namen der Dinarischen Alpen bekommen haben.

**Velleität** (vom lat. velle, wollen), nicht zur Ausführung kommender Wille, Anwandlung.

**Vellejus Paterculus,** röm. Geschichtschreiber, geb. 19 v. Chr. aus angesehenem Geschlechte, that 1 n. Chr. im Orient Kriegsdienste u. war später mit Tiberius in Germanien, Pannonien u. Dalmatien. Nach Rom zurückgekehrt, wurde V. 14 n. Chr. Prätor. Ueber seine späteren Lebensjahre fehlen die Nachrichten. Sein eilfertig hingeschriebenes Werk „Historiae Romanae libri II“ entstand um das J. 30 n. Chr. Inhaltlich nicht sonderlich tief, formal etwas rhetorisch u. in der Manier Sallust's geschrieben, sollte dieses Werk seinem Hauptkern nach die Geschichte der letzten 150 Jahre erzählen; erhalten ist es uns nur in einer einzigen, noch dazu verstümmelten Handschrift, welche Beatus Rheanus 1515 in der Abtei Murbach im Elsaß auffand, die aber bald nach dem Erscheinen der ersten Ausgabe (Basel 1520) wieder verschwand. Weitere Ausgaben veranstalteten Lipsius (Leyden 1591, Antwerpen 1607), Gruter (Frkf. 1607), N. Heinsius (Amsterdam 1678), P. Burmann (Leyden 1719 u. 1744), D. Ruhnken (Leyden 1779, wiederholt von C. H. Frotscher, Lpz. 1830, 1839), J. L. H. Krause (Lpz. 1800), Fr. Kritz (Lpz. 1840; Handausgabe 1847), F. Haase (Lpz. 1851, 2. Ausgabe mit Emendationen von Th. Mommsen 1863), eine deutsche Uebersetzung gab Fr. Jacobs (1793).

**Velletri,** Stadt mit 13,584 E. (1871) in der ital. Provinz Rom, 5½ M. südöstl. von Rom am Fuß des Artemisio u. an der Strecke Rom-Neapel der röm. Eisenbahn gelegen, ist Sitz eines Kardinalbischofs, hat eine Kathedrale, den Palast Lancelotti mit Garten, eine Akademie, ein Museum, ein antikes Theater, ein Denkmal des Papstes Urban VIII. u. treibt Getreide-, Oel- u. viel Weinbau. — V. war als Veliträ Hauptstadt der Volsker. Von den Römern genommen, wurde es 494 v. Chr. mit röm. Kolonisten besetzt. 335 v. Chr. verlor es seine Mauern, weil die Einwohner von Rom abgefallen, u. wurde, da man die Rebellen jenseit des Tiber ansiedelte, neuen Kolonisten überlassen. Von diesem späteren V. stammt die Familie der Oktavier, welcher der Kaiser Augustus angehörte. Mehrere spätere Kaiser hatten hier Paläste. Im Mai 1482 siegten hier die Venetianer über den Herzog von Ferrara u. 19. Mai 1849 die röm. Republikaner unter Garibaldi über die Neapolitaner. Unter der päpstl. Herrschaft genoß V. großer Vorrechte; der hiesige Kardinalbischof hatte eigenes Militär, eigenes Aerar u. einen obersten Gerichtshof ohne Appellation an den Papst.

**Vellore** od. Bellur, Stadt in der Präsidentschaft Madras im brit. Vorderindien, liegt westl. von Madras am Palar in stark bevölkerter u. gut angebauter Gegend, ist berühmt als starke Bergfestung u. wegen seiner interessanten Lage u. hat 38,022 E. (1872). Die Bahn von Madras nach Bengalur u. die südlichere nach Salem, Koimbatur u. Kalikut führt über V., welches der Familie Tippo Saib's (s. d.) 1799 als Wohnort angewiesen wurde.

**Veloriped,** von dem lat. velox, schnell u. pes, der Fuß, ein Vehikel, das eine schnelle Fortbewegung mittels der Füße gestattet. Fahrgeräthe, welche durch den Fahrenden selbst in Bewegung gesetzt wurden, sind schon seit langer Zeit konstruirt worden, u. A. bereits 1817 von dem Forstmeister Drais von Sauerbronn (s. „Draisine"); auch das Prinzip, das Fortrollen durch die Trittbewegung der Beine zu bewirken, fand bei ihnen schon Anwendung, jedoch konsumirten die älteren Fuhrwerke dieser Art (auch die englischen drei od. vierrädrigen mit Trittbretern bewegten Pedomotiven) zu viel Kraft u. ergaben im Verhältniß eine zu geringe Geschwindigkeit, so daß sie immer bald wieder außer Gebrauch kamen. Erst 1867 wurden in Paris zweirädrige leichte Fahrzeuge konstruirt, welche ihre Bewegung durch direkte Trittbewegung auf die beiderseits kurbelartig gekrümmte Treibradachse erhielten. Diese sog. V.s, um deren zweckmäßige Konstruktion sich in den folgenden Jahren bes. die Engländer bemühten (was die sehr große Zahl der daselbst auf bezügliche Verbesserungen genommenen Patente beweist), erregten sehr große Erwartungen hinsichtlich schneller Personenbeförderung, welche sich jedoch nur sehr bedingungsweise erfüllten. Vor allen Dingen sind gute glatte, möglichst horizontale Straßen erforderlich, wenn der Velocipedreiter mit dem Fußgänger konkurriren will, außerdem muß natürlich auch ein richtig gebautes Fuhrwerk u. die nöthige Uebung vorhanden sein. Die modernen V.s bestehen aus einem einfachen, möglichst leichten Gestell mit Reitsitz, worin das vor dem Fahrer befindliche 80—120 cm. (auch mehr) im Durchmesser haltende Treibrad in einer horizontal drehbaren Gabel eingelagert ist. Die Achse des Treibrades ist beiderseits mit Trittkurbeln versehen, u. die Gabel läßt sich mittels eines zweigriffigen Handhebels sammt dem Treibrade nach rechts od. links drehen, um das Fuhrwerk zu lenken. Das hinten befindliche Laufrad ist kleiner, u. zwar bei den neuesten Formen des V.s sehr viel kleiner, als das bis nahe anderthalb Meter hohe Treibrad, wodurch der Vortheil erreicht wird, daß fast die ganze Last des Reiters auf letzteres wirkt u. so die Treibkraft durch vermehrte Adhäsion des Radkranzes am Boden erhöht wird. Der Leichtigkeit wegen wird das Gestell aus Hohleisen hergestellt. Aus gleichem Grunde u. um die für den Fahrer angenehme Elastizität des Fuhrwerkes zu sichern, wird der Kranz des Treibrades aus einem dünnen, mit einem Kautschukreif umgebenen Stahlringe gebildet, während man die Speichen in eigenthümlicher Anordnung aus möglichst schwachen Eisenstäben konstruirt. Trotz dieser nach den gewonnenen Erfahrungen geregelten Konstruktion kann der Velocipedreiter seine Fahrten nur auf gut makadamisirten, od. noch besser, auf asphaltirten Straßen unternehmen, wenn er eine Geschwindigkeit von 2—3 m. pro Sekunde Fahrstrecke erzielen will. Der Widerstand wächst sehr schnell mit der Rauhheit der Straße. Denn während er auf vorzüglich unterhaltenen trockenen Straßen od. sehr festem feinen Sandweg $^1/_{60}$ bis $^1/_{80}$ des Gewichtes von Mann u. Maschine beträgt, steigert sich dieser Widerstand auf gewöhnlicher trockener Landstraße auf fast das doppelte, u. durch Nässe, wenn sie auch nur gering ist, wird er noch bedeutend erhöht. Auch eine verhältnißmäßig geringe Steigung der Fahrstraße erschwert den Velocipedbetrieb, u. bei einer Steigung von 1:25 ist der Velocipedist bereits im entschiedenen Nachtheil gegen den Fußgänger. Sehr genaue Versuche haben ergeben, daß auf horizontaler, gewöhnlicher, glatter Landstraße der vom Velocipedreiter zu überwindende Widerstand gleich 2,36 Kgr. ist. Hat das Rad 110 cm. Durchmesser, also 3,456 m. Umfang, so ist bei 97 Tritten pro Minute (über 100 Tritte soll man nicht machen) der pro Sekunde zurückgelegte Weg, d. i. die Geschwindigkeit, gleich 2,75 m., so daß stündlich 1,32 M. (à 7500 m.) mit Bequemlichkeit von einem geübten mittelstarken Manne zurückgelegt werden. Bei einer solchen Geschwindigkeit kann die Fahrt mit dazwischen liegenden Ruhepausen täglich 8 Stunden lang fortgesetzt werden, so daß der Velocipedist etwa 10 Meilen täglich zurücklegt, was ungefähr die doppelte Wegstrecke ist, die bei gleicher Anstrengung ein guter Fußgänger auf die Dauer zu durchmessen vermag. — Anfängern ist ernstlich anzurathen, die Fahrgeschwindigkeit nicht zu übertreiben; denn der damit erzielte Erfolg ist nur ein scheinbarer, da rasch Ermüdung eintritt, außerdem aber die Ueberanstrengung sogar noch schädliche Folgen haben kann.

**Velours** (franz., spr. Weluhr), s. v. w. Sammet (s. d.).

**Veltheim** od. Velthen, Joh., Vorsteher einer Schauspielergesellschaft, s. unter „Theater", Bd. VIII S. 149.

**Veltlin** (amtlich Val Tellina genannt, nach dem alten Wartthurm u. Orte Tellina, Tilium, jetzt Teglio), das größte Längenthal auf der Südseite der Alpen, zieht sich südl. der Berninagruppe von Bormio in 10 M. Länge bis zum Comer See, wird von der Adda durchflossen u. bildet den größten Theil der ital. Provinz Sondrio (s. d.). Die Richtung des Thales ist zunächst eine südwestl., von Teglio ab aber geht sie in die rein westl. über, u. liegt nun sein Nordabhang den direkten Wirkungen der Sonne dermaßen ausgesetzt, daß sein Pflanzenwuchs ein durchaus südl. ist, Granaten u. Feigen ohne große Pflege gedeihen, die Rebe einen gewürzhaften Rothwein liefert u. der Getreideboden nach einander vier Ernten gewährt: Winterfrucht, Mais, Nachmais u. Rüben. Sumpfstrecken, durch das öftere Austreten der Adda veranlaßt, u. hier u. da physische Verkommenheit der Bewohner bilden die Schattenseiten des V. Als Zugang zu wichtigen Alpenstraßen, vor Allem zum Berninapasse u. zum Stilfser- u. Wormser-Joche, hat das Thal strategische Wichtigkeit. In seinen obern Theil münden in dasselbe das Val Viola, Val di Fraele, Val Umbrail, das Braungliothal u. das Val di Furba, tiefer das Val Poschiavo, Val Venina, Val Malenco u. andere. Der Hauptort ist Sondrio (s. d.). — Das V., ursprünglich mailändisches Gebiet, kam 1512 durch Vertrag an Graubünden. Unzufrieden durch den Druck von Geistlichkeit u. Adel, zwischen welchen der Grundbesitz getheilt ist, revoltirten 1620 die Veltliner, ermordeten die Protestanten u. richteten eine eigene Regierung ein, was die Veranlassung zum sog. Veltliner Kriege wurde. 1627 kehrte es in den Besitz Graubündens zurück, wurde 1797 ein Theil der eben entstandenen Cisalpinischen Republik, dann im neu konstituirten Königreich Italien zum Dep. Adda geschlagen, kam 1814 an Oesterreich u. infolge des Friedens von Villafranca mit der Lombardei 1859 an das nunmehrige Königreich Italien.

**Vena** (lat.), Blutader.

**Venationen** vom lat. venatio, Jagd od. ludi venatorii (Jagdspiele) hießen bei den Römern jagdähnliche Schauspiele, die zur Abwechselung mit den Gladiatorenspielen zuerst in Rom veranstaltet wurden, später aber fast in allen ital. Städten üblich waren. Ihr Ursprung schreibt sich von den in den Triumphzügen aufgeführten fremdländischen Thieren her, welche die siegreichen Feldherren bes. aus dem Orient mitbrachten. Diese schaffte man zusammen in die Arenen der verschiedenen Cirkus u. ließ sie gegen einander kämpfen; später wurden Menschen angestellt, die von einem gesicherten Orte aus die Thiere durch Geschosse erlegten; endlich traten besondere Fechter auf (die sog. bestiarii), die um Lohn (auctoramentum) in der Arena mit den Thieren kämpften, od. man verwandte dazu Leute, die gesetzeskräftig ihr Leben verwirkt hatten u. nun „ad bestias" verurtheilt wurden. Dabei suchte man bes. durch die Menge der wilden Thiere Aufsehen zu erregen: Pompejus ließ 500 Löwen auftreten; Elefanten führte schon Appius Claudius Pulcher vor, u. Augustus rühmt sich auf der sog. Ancyranischen Tafel, daß unter seinen Auspicien bei Siegen, welche Mitglieder der Augusteischen Familie errungen hatten, 3500 afrik. Thiere zu V. verwendet worden waren. Der Kaiser Gordinus ließ zu einer solchen Venation einen künstlichen Wald herstellen, in welchem die Kämpfe stattfanden. Doch fanden die V. keineswegs ungetheilten Beifall. Cicero verurtheilt sie scharf u. mehrere Kaiser erließen ausdrückliche Verbote, wenngleich ohne Erfolg.

**Vendée** (spr. Wangdeh). 1. **V.**, ein Fluß im franz. Dep. V. (s. u.), der auf dem Gatineplateau entspringt, die Flüsse Mère u. Longère aufnimmt, bei Niort für kleine Fahrzeuge schiffbar wird u. nach 75 Km. langem Laufe in die Sèvre Niortaise mündet. — 2. **V.**, eine Landschaft im westl. Frankreich zwischen den Flüssen Loire im N., Yon im W. u. V. im S. u. einer Bahnlinie im O., die von Nanton über Secondigny, Parthenay, Argenton, Brissac bis zur Loire führt. Der Strich hieß vordem wegen der häufigen Buschwälder le Bocage de l'Anjou et du Poitou. Es ist eine von unzähligen unbedeutenden Hügelreihen u. Höhenrücken gebildete u. von vielen, aber wenig einschneidenden Fluß- u. Bachthälern durchfurchte Fläche, die, soweit nicht Wald dieselbe bedeckt, in lauter kleine Abschnitte von etwa 10,000 □m. getheilt ist, die zur Sicherheit mit breiten Gräben u. 2—4 m. hohen Erdwällen mit darauf wachsenden dichten Hecken umgeben sind. Jedes Quadrat ist eine kleine Besitzung, in deren Mitte, oft hinter Bäumen ganz verborgen, das einsame Wohnhaus des Bauern liegt, der den kleinen Fleck Erde gewöhnlich vom adeligen Gutsherrn gegen die Hälfte der Erträgnisse in Pacht hat. Ortschaften mit geschlossenen Häuserreihen finden sich nur vereinzelt u. reichen kaum zur Betreibung der nothwendigsten Handwerke hin. Unter der am Alten hangenden, kräftigen u. mit natürlichem Muthe ausgestatteten Bevölkerung konnten die Freiheitsideen der Revolution von 1789 keinen Boden finden u. führten zum Vendéerkriege (s. d.). — 3. **V.**, franz. Dep. 121,74 □M. mit 401,446 E. (1872), aus Theilen von Poitou gebildet, grenzt nördl. an die Dep. Loire inférieure u. Maine et Loire, östl. an

Deux Sevres, südl. an Charente inférieure u. westl. an den Atlantischen Ozean, an dessen Küste mehrere ihm zugehörige Inseln liegen, von denen die größten d'Yeu od. Dieu u. Noirmoutiers sind. Das Gebiet zerfällt in drei natürliche Theile: die Bocage, einen Theil der vorher erwähnten Landschaft V., sodann eine fruchtbare, baumlose Getreideebene mit Weingärten, u. endlich das Sumpfland längs der Küste. Letzteres ist entweder noch reiner Sumpf u. dann ergiebig an Salz, od. durch Entwässerung entsumpftes u. durch Deiche geschütztes Kulturland (Klein-Holland genannt), das ausgezeichneten Hanf, reichliches Getreide, vortreffliches Gemüse liefert u. Weide bietet für die größte franz. Pferderasse, für die großen, Chollet genannten Ochsen, die meist nach Paris verkauft werden, u. für die bis 7000 Francs theueren Maulthiere, die nach Spanien gehen. Das Land nimmt hier auf Kosten des Meeres von Jahr zu Jahr zu, u. die flachen Küsteninseln verwachsen allmählich mit dem Festlande. Die Hauptbeschäftigung der Bewohner ist Ackerbau, Viehzucht, Salzgewinnung, Fischerei, Verfertigung von Leinwand, groben Wollstoffen, Seilen u. Töpferwaaren. Das Departement zerfällt in die Arrondissements la Roche-sur-Yon, Fontenai-le-Comte u. les Sables d'Olonne; die Hauptstadt ist la Roche-sur-Yon, früher Bourbon-V. u. danach eine Zeit lang Napoléon-V. genannt, mit 8144 E. (1872). Ueber 5000 E. haben noch les Sables d'Olonne (8148), Fontenay le Comte (6411) u. Luçon (5842).

**Vendéerkrieg** wird die Erhebung des ganzen Landstriches zu beiden Seiten der niedern Loire genannt, also nicht blos der Vendée selbst auf dem Südufer, sondern auch eines Theiles der Brétagne auf dem nördl., welche jahrelang die Armeen der Revolution, der Republik u. später noch Louis Philipp's ermüdete. Jeder Veränderung der Staats- u. Kirchenverfassung abhold u. der Geistlichkeit blind gehorchend, widerstanden die Vendéer schon den ersten Verordnungen der Nationalversammlung über den Bürgereid der Geistlichen u. wurden 1790 u. 1791 durch Dumouriez mit Waffengewalt bezwungen. Dasselbe geschah den Chouans der Brétagne 1792, die sich gegen die Abschaffung der Salzsteuer erhoben, weil ihnen dadurch der Erwerb aus dem Schleichhandel entzogen wurde. Ihr eigentlicher Aufstand brach erst aus, als die republikanische Regierung eine allgemeine Aushebung zum Kriege verlangte. Auf den Ruf eidverweigernder Priester scharten sie sich im März 1793 um den Führer Cathelineau, den Wildmeister Stofflet, die Edelleute d'Elbée u. Bonchamps, später auch Larochejacquelin, Lescure u. den ehemaligen Schiffsleutnant Charette, nahmen die weiße Kokarde zum Feldzeichen u. riefen den gefangenen Dauphin, Louis XVII., als ihren König aus. Die Eigenthümlichkeit ihres Landes (s. „Vendée") erleichterte die Vertheidigung; bald erkämpften sie sich Geschütze u. Kriegsmaterial, siegten am 5. Mai bei Thouars, am 24. bei Fontenai u. machten Saumur, das sie am 10. Juni eroberten, zu ihrem Waffenplatze. Als aber die erwartete Hülfe Englands ausblieb u. Cathelineau bei einem vergeblichen Angriff auf Nantes am 29. Juni tödlich verwundet wurde, gerieth ihre Bewegung ins Stocken. Schon am 30. Juni besetzten Westermann u. Santerre mit überlegenen Streitkräften Saumur, u. wenn die Vendéer auch den Erstern am 5. Juli bei Chatillon, den Andern am 18. Juli bei Vihiers schlugen, so wurden sie doch am 14. Aug. vom Republikaner Tuncq besiegt. Die furchtbare Verwüstung, welche die republikanischen Führer, zu denen sich auf Robespierre's Anordnung auch Rossignol gesellte, über ihr Land brachten, dazu das Geschick der Mainzer Garnison, welche ein Kleber gegen sie führte, verlieh ihnen den Muth der Verzweiflung. Am 5. Sept. schlugen sie die Armee „der Blauen" bei Chatonnay aufs Haupt, am 18. die Armee Santerre's bei Coron u. drängten am 19. Sept. die Truppen Canclaux' u. die Mainzer bei Torfou zurück, aber am 17. Okt. wurden sie von Westermann u. Canclaux bei Cholet so entscheidend geschlagen, daß Barère dem Nationalkonvent verkündete: „Die Vendée ist nicht mehr". Bonchamps u. d'Elbée waren tödlich verwundet, die Vendée eine Einöde u. es drohte die Hungersnoth. Da setzte Larochejacquelin am 18. u. 19. Okt. über die Loire, vereinigte sich mit einigen Tausend bretonischen Chouans, warf Rossignol bei Dol u. Antrain am 22. Nov. zurück, wurde aber am 12. Dez. bei le Mans von Westermann u. Marceau so vollkommen geschlagen, daß 15,000 Vendéer den Tod fanden, der Rest am 23. Dez. bei Savenay vernichtet od. gefangen genommen wurde, um durch das Richtbeil zu fallen. Pariser Sansculotten erschienen nun unter Turreau, Prieur u. Bourbotte in Nantes u. ließen Männer, Weiber, Kinder zu Hunderten niederkartätschen od., wie Carrier that (s. „Noyaden"), paarweise ersäufen. Allein auch die erfinderische Grausamkeit, mit welcher die 12 „infernalen Kolonnen" Turreau's im Jan. 1794 das Land heimsuchten, hätte den Aufstand nicht unterdrückt, wenn nicht Larochejacquelin am 28. Jan. gefallen u. die anderen Führer in Uneinigkeit gerathen wären. Ueberdies ermüdete auch die Kampfeswuth des Konvents. Man rief am 13. Mai 1794 Turreau ab, bot am 2. Dez. Frieden u. Verzeihung an u. machte mit Charette u. Sapinaud am 13. Febr. zu La Jaunaye u. mit Stofflet am 2. Mai 1795 zu St. Florent einen Vertrag, durch welchen für Niederlegung der Waffen u. Anerkennung der Republik den Vendéern Amnestie, Freiheit des Kultus u. Befreiung vom Kriegsdienste bewilligt wurde. Dennoch erhoben sie sich schon im Juni 1795 wieder, als eine brit. Flotte mit Emigranten in Quiberon landete. Aber der geschickte u. edelmüthige Hoche bewältigte sie schnell u. ließ die gefangenen Führer Stofflet 23. Febr. 1796 in Angers, Charette am 29. März in Nantes erschießen. Zur völligen Unterwerfung brachte die Vendéer erst Napoleon im Febr. 1800. Dennoch verweigerten sie gleich nach dem russ. Feldzuge von 1812 die Abgaben u. die Stellung von Rekruten u. mußten auch 1815 noch einmal von General Lamarque Napoleon gewaltsam unterworfen werden. — Zum letzten Male erhoben sie die Waffen am Ende des J. 1831 zu Gunsten der vertriebenen Bourbons gegen Louis Philipp, legten dieselben aber nieder, als die Herzogin von Berry am 7. Nov. 1832 gefangen genommen wurde. Diesen Aufstand nannte man „die kleine Chouannerie". Vgl. Cretineau Joly, „Histoire de la V. militaire" (Par. 1840).

**Vendémiaire** (franz., spr. Wangdemiähr; vom lat. vindemĭa), der Weinmonat im Kalender der ersten Franz. Republik (vom 22. Sept. bis 21. Okt.).

**Vendetta** (ital., vom lat. vindicta, Rache), die Blutrache (s. d.).

**Vendôme** (spr. Wangdohm'), Stadt mit 7895 E. (1872) im franz. Dep. Loir-et-Cher, liegt in 84 m. Seehöhe an dem hier sich in viele Kanäle theilenden Loir u. an der Linie Paris-V.-Tours der Orleansbahn. Die hübsche Stadt hat eins der schönsten Colleges in Frankreich, ein verfallenes Schloß, eine öffentliche Bibliothek, ein Hospital, Theater, Fabriken in Handschuhen, Leder, Baumwollenwaaren u. Papier. Die Umgegend ist reich an Weingärten. — V. war ehemals Hauptstadt der gleichnamigen Grafschaft im Orleanais, die von Franz I. zu Gunsten Charles' von Bourbon zum Pairieherzogthum erhoben wurde. Der Enkel des Letzteren, König Heinrich IV., gab dasselbe seinem natürlichen Sohne César, der zum Stammvater des Hauses V. (s. d.) wurde.

**Vendôme** (spr. Wangdohm'), ein franz., nach der einstigen Grafschaft V. (s. o.) benanntes Herzogsgeschlecht, dessen Stifter, César, Herzog **v. V.**, der im Juni 1594 auf dem Schlosse Coucy in der Picardie geborene älteste Sohn Heinrich's IV. u. der Gabrielle d'Estrées (s. d.) war. Schon 1598 ward derselbe zum Herzog v. V. ernannt u. mit der Erbtochter des reichen Herzogs von Mercoeur verlobt, der ihm das Gouvernement der Bretagne abtrat. Auch gab ihm der König 1610 den Rang unmittelbar nach den Prinzen von Geblüt. Habsüchtig u. ehrgeizig, ließ sich aber später der Herzog damit nicht genügen, stellte sich während der Minderjährigkeit seines Halbbruders, Ludwig's XIII., an die Spitze der Unzufriedenen am Hofe, nahm 1626 an dem gegen Richelieu gerichteten Komplot Theil u. wurde infolge dessen mit seinem Bruder Alexandre, Großprior des Malteserordens in Frankreich, in Vincennes gefangen gesetzt. Nach seines Bruders Tode (1629) erhielt er zwar seine Freiheit wieder, wurde jedoch aus Frankreich verbannt. Er diente nun in Holland, bis ihm der franz. Hof die Rückkehr gestattete. Richelieu aber, um ihn zu verderben, ließ ihn 1641 durch zwei erkaufte Falschmünzer eines gegen sich, den Minister, geplanten Attentats beschuldigen. Der Herzog flüchtete deshalb nach England u. kehrte erst nach dem Tode Richelieu's zurück, um die Revision seines Prozesses durchzusetzen; diese führte zu seiner gänzlichen Freisprechung. Unter der Regentin Anna von Oesterreich kam er zwar zu großem Ansehen, indeß verwickelte er sich in die Verschwörung gegen Mazarin u. mußte daher abermals aus Frankreich fliehen. 1650 durfte er wieder zurückkehren, ließ sich durch Geld für den Hof gewinnen u. ward Gouverneur von Bourgogne. Im Kriege gegen die Fronde eroberte er 1653 Bordeaux, u. 1655 siegte er als Großadmiral über die span. Flotte bei Barcelona. Er starb zu Paris 22. Okt. 1665. — Sein zweiter Sohn, François **de V.**, Herzog **v. Beaufort**, geb. zu Paris 1616, saß wegen eines Anschlags gegen Mazarin 1643—46 in Vincennes gefangen, war in den Bürgerunruhen der Fronde deren Held u. Spielwerk u. fiel 1669 im Kriege gegen die Türken vor Kandia. — Louis, Herzog **v. V.**, ältester Sohn des Erstgenannten, geb. 1612, führte bis zu des Vaters Tode den Titel eines Herzogs von Mercoeur, ward 1649 zum Vizekönig des eroberten Catalonien ernannt, heirathete 1651 Laura Mancini, eine Nichte Mazarin's, trat nach deren Tod 1656 in den geistlichen Stand, wurde 1667 Kardinal sowie Legat a latere am franz. Hofe u. starb zu Aix in der Provence 6. Aug. 1669. — Louis Joseph, Herzog **v. V.**, ältester Sohn des Vorigen, der berühmteste Sproß seines

Hauses, geb. zu Paris 1. Juli 1654, betrat 1672 die kriegerische Laufbahn u. that sich schon in allen Feldzügen jener Zeit hervor. 1695 zum Oberbefehlshaber des franz. Heeres in Catalonien ernannt, belagerte er Barcelona u. zwang es 10. Aug. 1697 zur Uebergabe. Im Span. Erbfolgekrieg erhielt er 1702 an Stelle Villeroi's die Führung des Heeres in Italien, lieferte hier 15. Aug. bei Luzzara dem Prinzen Eugen eine Schlacht, die aber unentschieden blieb, u. suchte 1703 durch Tirol nach Deutschland zu dringen, um sich mit dem Kurfürsten von Bayern zu vereinigen. Von den Tirolern in Trient aufgehalten, entwaffnete er dann die von Frankreich abgefallenen Truppen des Herzogs von Savoyen, nahm mehrere feste Plätze in Piemont, belagerte Turin u. trieb 1706 die Kaiserlichen über die Etsch. Hierauf nach den Niederlanden geschickt, operirte er mit Glück gegen Marlborough u. ward 1708 mit dem Unterbefehl über das 80,000 Mann starke Heer unter dem Herzog von Bourgogne betraut. Er bezwang zwar Gent, Brügge u. Plassendal, vor Oudenaarde aber wendete sich sein Kriegsglück, u. nachdem er auch Ryssel an die Verbündeten verloren, mußte er sein Kommando niederlegen. Doch 1710 ward er wieder nach Spanien gesandt, um dem König Philipp V. gegen den siegreichen Karl III. von Oesterreich Hülfe zu bringen, zwang die Alliirten zur Räumung Madrids, führte Philipp V. im Dez. 1710 dahin zurück u. besiegte hierauf (7. Dez.) den engl. General Stanhope bei Brihuega u. (9. Dez.) den österr. General Starhemberg bei Villa Viciosa, wodurch der Krieg für Philipp V. entschieden wurde. V. starb 11. Juni 1712 zu Tigneroz in Catalonien, u. da er keine Erben hinterließ, fiel das Herzogthum V. an die franz. Krone zurück. Seine Leiche ward auf Befehl des Königs von Spanien im Escurial beigesetzt. — Vgl. Villeneuve, „Eloge histor. de L. J., duc de V." (Agen u. Par. 1783). — Philippe **de V.**, Bruder des Vorigen, geb. zu Paris 23. Aug. 1655, trat schon früh in den Malteserorden u. wohnte bereits 1669 der Belagerung von Candia bei. Später focht er unter Turenne in den Niederlanden u. am Rhein mit u. ward 1693 Großprior seines Ordens u. Generalleutnant, als welcher er sich unter Catinat u. seinem Bruder in Italien u. Spanien auszeichnete. Im Span. Erbfolgekriege kämpfte er in Italien, bis ihm wegen eines vermeintlichen Versehens 1705 alle seine Würden genommen wurden. Er lebte hierauf in Rom, erhielt aber 1711 sein Großpriorat zurück u. residirte seitdem wieder im Temple zu Paris, den er zwar zu einem Sammelpunkte einer Anzahl geistig hervorragender Zeitgenossen, aber auch zu einer Stätte der ärgsten Sittenlosigkeit machte. Er starb daselbst als der Letzte seines Geschlechts 24. Jan. 1727.

**Vendomesäule**, eine auf der Place Vendôme in Paris an Stelle der ehemaligen kolossalen Reiterstatue Ludwig's XIV. 1806—10 zum Andenken an den Sieg von Austerlitz errichtete, 43 m. hohe Säule, deren Künstler Gondouin u. Lepère die Trajanssäule (s. „Trajan") in Rom nachahmten. Sie besteht aus einem hohlen Kern von Haustein, umhüllt von einer Bronzebekleidung aus eroberten russ. u. österr. Geschützen. An einer der vier Seiten des Postaments führt eine Thür zu einer Wendeltreppe, auf der man bis oben auf die Deckplatte steigen kann. Um die Säule windet sich spiralförmig ein Band von Basreliefs, die die Geschichte des Feldzuges von 1805 u. 1806 darstellen. Auf jener von einem eisernen Geländer umgebenen Deckplatte der Säule erhebt sich ein kleiner Thurm, bedeckt von einer flachen Kuppel, auf der seit 1831 eine Statue Napoleon's I. von Seurre, in dem bekannten Oberrock u. Hütchen, stand, an deren Stelle 1863 eine andere im röm. Kaiserkostüm trat. 1871 wurde im Aufstand der Commune die V. umgestürzt, aber 1874 aus den vorhandenen Bruchstücken vollständig wieder hergestellt.

**Venedey**, Jakob, Schriftsteller, geb. zu Köln 24. Mai 1805; studirte in Bonn u. Heidelberg die Rechte, war dann in der Sachwalterexpedition seines Vaters in Köln thätig, mußte 1832 wegen seiner Schrift „Ueber Geschworenengerichte" Preußen verlassen u. lebte hierauf meist in Frankreich u. England, bis er im Febr. 1848 wieder nach Deutschland zurückkehrte. In das deutsche Vorparlament gewählt, bekämpfte er die Sonderbestrebungen Hecker's. Im Fünfziger Ausschuß wie in der Frankfurter Nationalversammlung (als Vertreter Hessen-Homburgs) gehörte er zu den Führern der Linken; auch nahm er an den Sitzungen des Stuttgarter Rumpfparlaments bis zu dessen Sprengung Theil. Nachher hielt er sich schriftstellernd in Bonn, seit 1853 in Zürich, dann in Heidelberg u. seit 1857 in Oberweiler bei Badenweiler (Baden) auf, wo er ein „Rasthaus" (eine Pension zur Sommerfrische) errichtet hatte; daselbst starb er auch 8. Febr. 1871. An seiner demokratischen Gesinnung, aber auch an seiner Abneigung gegen die Hegemonie Preußens hielt er bis zuletzt fest. Er schrieb u. A.: „Reise- u. Rasttage in der Normandie" (2 Bde., Lpz. 1838); „La France, l'Allemagne et les provinces rhénanes" (1840); „Römerthum, Christenthum u. Germanenthum" (Frankf. 1840); „Die Deutschen u. Franzosen in Sprache u. Sprüchwort" (Frankf. 1843); „England" (3 Bde., Lpz. 1843); „Irland" (2 Bde., ebd. 1844); „Das südl. Frankreich" (2 Bde., Frankf. 1846); „Vierzehn Tage Heimatsluft" (Lpz. 1847); „Vorwärts u. Rückwärts in Preußen" (1848); „Schleswig-Holstein im J. 1850" (Lpz. 1851); „Geschichte des deutschen Volkes" (4 Bde., Berl. 1854 ff., unvollendet); „Machiavell, Montesquieu u. Rousseau" (2 Bde., Berl. 1846 bis 1850); „Friedrich d. Gr. u. Voltaire" (Lpz. 1859); Biographien von John Hampdon (1843; 3. Aufl. 1865), G. Washington (Freiburg i. Br. 1862), Benjamin Franklin (ebd. 1863) u. Karl v. Stein (Iserl. 1868); „Die deutschen Republikaner unter der Französischen Republik" (Lpz. 1870).

**Venedig** (ital. Venezia, franz. Venise), ehemals eine Republik Oberitaliens, die außer dem angrenzenden Festlande die Halbinsel Istrien, große Theile von Dalmatien u. Slavonien, die Jonischen Inseln, die Inseln Cypern u. Kandia, die Halbinsel Morea u. andere Theile Griechenlands besaß u. in ihrer Blütezeit gegen 8 Mill. E. zählte. Sodann als Venetien ein österr. Königreich von 426,1258 □M., das seit 1866 in den Besitz Italiens übergegangen ist, 1872: 2,642,807 E. zählte u. in folgende Provinzen zerfällt:

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| Belluno | 59,7822 □M. | 175,282 E. | Udine | 118,3143 □M. | 481,586 E. |
| Padua | 35,5170 „ | 364,430 „ | Venezia | 39,9187 „ | 337,538 „ |
| Rovigo | 30,6230 „ | 200,835 „ | Verona | 49,8945 „ | 367,437 „ |
| Treviso | 44,2693 „ | 352,538 „ | Vicenza | 47,8068 „ | 363,161 „ |

Es reicht vom Gardasee u. Mincio im W. bis östl. zum Isonzo u. vom Po im S. bis in die Vorberge der Tridentiner- u. Cadorischen Alpen u. besteht hauptsächlich aus der fruchtbaren venetianisch friaulischen Ebene, in der als bedeutendste Unebenheit südwestl. von Padua die Vericischen u. im S. von Vicenza die Euganeischen Hügel bis ziemlich 600 m. sich erheben. Die Wiesen in ihr können sechsmal im Jahre gemäht werden, der Mais reift noch auf dem Acker, auf welchem bereits der Winterweizen geerntet worden ist, Kastanien, Feigen u. Mandeln gedeihen vortrefflich; die an den Flüssen sich hinziehenden Sumpfniederungen, bes. am Po, liefern bedeutende Mengen von Reis. Das Land ist meist im Besitze großer Grundherren, die dasselbe in kleine Pachtungen zerschlagen. Solche gewöhnlich viereckige Flächen sind mit Maulbeerbäumen u. Ulmen umpflanzt, an denen die Weinrebe emporrankt u. sich von Wipfel zu Wipfel schwingt. Außer dem Po bewässern eine große Zahl von den Alpen kommender Flüsse das im O. an u. für sich schon mit Regen reichlich bedachte Gebiet. Etsch, Brenta, Piave, Tagliamento sind nur die größeren, zwischen ihnen u. mit ihnen parallel läuft noch eine große Anzahl kleinerer, die, meist durch Kanäle mit den anderen verbunden, ein engmaschiges Bewässerungsnetz bilden. Die Provinz **V.** bildet das weniger fruchtbare, lagunenreiche Küstenland von der Mündung des Poarmes di Goro bis zu der des Tagliamento, auf der Landseite von den Provinzen Rovigo, Padua, Treviso u. Udine begrenzt. Es ist ein von unzähligen Flußarmen u. Kanälen durchschnittener Distrikt, bestehend aus alluvialen Bildungen, die durch den Po u. seine Nachbarflüsse abgesetzt sind. Nach dem Meer zu ist Alles Lagune; die von V. allein umfaßt 9,5 □M. Sie ist ein Gewirr von Sümpfen u. Inseln, auf welch letzteren Städte, Flecken u. Dörfer, umgeben von Saatfeldern u. Weinpflanzungen, erbaut sind. Die hier täglich sich wiederholende Erscheinung der Ebbe u. Flut gewährt das interessante Doppelbild des kanalisirten Festlandes u. des Inselgebiets. Die an der Grenze zwischen Lagune u. Meer sich hinziehenden Sanddünen, hier Lidi genannt, mit Gebüsch bedeckt, sind durch treppenartig vom Grunde des Meeres aufsteigende Steindämme (Murazzi) vor dem Wellenandrange geschützt. Fünf Einfahrten (Porti), von welchen die von Lido bei V. u. die von Malamocco die wichtigsten sind, ermöglichen den Seeschiffen den Zugang zu den Binnenhafen. Die Provinz zerfällt in die Distrikte V., Mestre, Dolo, Chioggia, S. Donà di Piave, Porto Gruaro u. Murano.

Die Provinzialhauptstadt **V.** mit 128,094 E. (1871) erhebt sich auf 118 Inseln in den Lagunen; auf der größten Brücke der Welt, 3600 m. lang, fährt der Eisenbahnzug von Mestre, wo sich die Linien Cormons V. u. Verona Padua V. vereinigen, bis in die Stadt. Durch 157 Kanäle sind die einzelnen Stadttheile von einander getrennt u. durch 380 meist steinerne Brücken wieder mit einander verbunden.

Nr. 5364. Der Rialto.

Nr. 5365. Die Piazzetta u. die Kirche Santa Maria della Salute.

Nr. 5366.

Zecca. Bibliothek. Campanila u. Piazzetta. Dogenpalast. Ponte degla Paglia. Riva degli Schiavoni.

Nr. 5367. Der Markusplatz.

Nr. 5368. Der Hof des Dogenpalastes mit der Riesentreppe.

Die 15—16,000 Häuser stehen auf Rost von Eichenpfählen, die oft bis 9 m. tief durch die Schlammschicht in den härteren Thonmergel eingerammt sind; auf ihnen liegen stärkere Dielen von Lärchenholz u. darüber bis über die Fluthöhe Puzzolanmörtel u. Marmorquadern. Die Mehrzahl der stattlichen Häuser selbst ist aus Backsteinen erbaut. Das Trinkwasser erhält man durch etwa 2000 Cisternen, an welche die Kirchendächer die bedeutendsten Wassermassen abgeben. Ein besseres Wasser wird in eigens dazu gebauten Schiffen von einem Brenta Kanale zugeführt. Das Klima ist sehr günstig für Solche, die an entzündlichen Reizzuständen der Athmungsorgane leiden, u. im Ganzen der Gesundheit so zuträglich, daß V. klimatischer Kurort geworden ist. Die mittlere Jahrestemperatur ist 13,26° C. Das Wintermittel 3,35°, das des Frühlings 12,60, des Sommers 22,80 u. des Herbstes 13,26. Die Schwankungen der täglichen Temperatur sind verhältmäßig gering. Nebel sind selten. — Die Hauptverkehrsader u. Wassercorso ist der 3470 m. lange, 45—72 m. breite u. 4,5—7 m. tiefe Canal grande, der sich S-förmig durch das Insellabyrinth hindurchzieht u. von schwarzen Gondeln u. Barken immerfort belebt ist.

Nr. 5369. Die Markuskirche zu Venedig.

Die kleineren Kanäle (Rii) laufen entweder unmittelbar an den Häusern hin, od. ein schmaler Pfad trennt die Häuserreihe von ihnen. Diese Pfade, 1914 an Zahl u. Calli gen., u. die größeren Straßen an den Lagunen (Riva) machen es möglich, daß man zu jedem Hause zu Fuß gelangen kann, wenn auch die schönere Frontseite oft dem Kanal zugekehrt ist u. zu Wasser erreicht wird. Durch mehrere Forts auf den Lidi neben den Einfahrten zur Lagune u. durch das von Napoleon I. verstärkte Fort Malghera auf dem Festlande neben der Eisenbahn ist V. eine starke Festung geworden. Sie ist als solche Sitz eines Stadt- u. Festungskommandos, außerdem Sitz der Provinzialregierung, eines katholischen Patriarchen mit Patriarchalkapitel u. Konsistorium, hat eine theologische u. philosophische Studienanstalt, ein Polytechnikum, Konservatorium für Musik, Akademie der schönen Künste, mehrere Gymnasien, eine nautische Schule u. andere höhere Unterrichtsanstalten. Von ihren Palästen ist der großartigste der Palazzo Ducale od. Dogenpalast, 809 das erste Mal erbaut u. fünfmal wieder zerstört u. neu gebaut. Der jetzige Bau im maurisch goth. Stile stammt aus dem 14. Jahrh. Diese ehemalige Residenz der Dogen hat nach der Piazetta zu 75, nach der Wasserseite zu 71 m. Seitenlänge. Zu beiden Seiten läuft unten ein Arkadengang, um das erste Stockwerk eine schlanke Säulenhalle, u. die darüber liegenden Etagen sind nach außen zu mit rothen u. weißen Marmorquadern netzartig bekleidet. Den Haupteingang bildet die Porta della Carta, ein elegantes, reich gothisches Prachtwerk des Giovanni u. Bartolommeo Bon (1439—43). Ihr gegenüber erhebt sich die marmorne Riesentreppe (Scala dei Giganti), durch sie kommt man in die oberen Hallenumgänge, von welchen die Goldene Stiege, 1555—77 von Jacopo Sansovino erbaut, zum Atrio quadrato, dem Vorzimmer zu den ehemaligen Magistratsälen führt. Das Hauptstockwerk enthält die Antikensammlung u. die 130,000 Bände u. 10,000 Manuskripte umfassende Bibliothek; im oberen Stockwerk ist das Real Instituto di scienze, lettere ed arti. Alle diese Räume sind mit berühmten Decken- u. Wandgemälden geschmückt. Von besonderer architektonischer Schönheit ist die östl. Hoffaçade, 1485—1545 von Antonio Rizzo, Pietro Lombardo u. Scarpagnino der Reihe nach ausgeführt. Die Kehrseite des Palazzo bilden die engen Bleikammern, das sind die Gefängnisse unter dem Bleidache, ferner diejenigen im Niveau des Kanals, u. die Seufzerbrücke (Ponte dei Sospiri), die über den Kanal zum Kriminalgefängnisse führt. Die anderen prächtigen Paläste liegen fast ausnahmslos am Canal grande; seine rechte Seite, von der Piazzetta beginnend, schmücken gegen 50, seine linke gegen 30 Paläste alter venetianischer Adelsfamilien. Die bedeutendsten rechts sind La Cà Doro, das am reichsten verzierte mittelalterliche Wohnhaus V.s, u. der Palazzo Vendramin-Calergi, unter allen Palästen V.s der edelste u. schönste. Viele andere dienen gegenwärtig zu Miethwohnungen, Gasthöfen ꝛc. u. zeigen schon ziemlich deutlichen Verfall. Andere Prachtbauten sind die Procurazie vecchie am Markusplatze, die ehemalige Wohnung der Prokuratoren, ein streng gegliederter, würdevoller, festlicher Bau, der elegante Abglanz des vornehmen Patrizierlebens; der königliche Palast am Markusplatze u. der Piazzetta, worin während seiner Anwesenheit der König residirt, bestehend aus der neuen Prokurazie (Proc. nuove), 1584 für 8 Prokuratoren erbaut, u. der alten Bibliothek (Liberia vecchia), 1536 durch Jacopo Sansovino begonnen, 1582 durch Scamozzi beendigt, die schönste, reichste u. glänzendste Doppelhalle, u. daneben an der Wasserseite der von Jac. Sansovino 1576 aufgeführte ernste u. feste Bau der Zecca (Münze). Am Campo della Carità liegt die unter Napoleon's Regierung 1807 gegründete Akademie mit berühmter Gemäldesammlung, in der bes. Tizian reich vertreten ist. Ein zierlicher Bau ist die mit dem Bürgerspital vereinigte Scuola di S. Marco, ein mustergiltiges Vorbild venetianischer Bauart, ferner der 98,6 m. hohe Glockenthurm von S. Marco (il Campanile). Die köstliche Loggia an seinem Fuße ist das ehemalige Wachtzimmer eines Prokurators während der Senatssitzungen. Die 102 Kirchen, worunter 1 griechische, 1 armenische u. 1 evangelische, u. die 7 Synagogen liegen meist an größeren u. kleineren Plätzen. Den ersten Rang nimmt die Markuskirche ein, das eigentliche Nationalheiligthum der Venetianer. Die gegenwärtige Anlage wurde 1043 begonnen u. zunächst in Ziegeln ausgeführt; die Marmorsäulen u. Platten u. der Skulpturschmuck kamen später hinzu; eingeweiht wurde sie 1085. Ihr Hauptcharakter ist byzantinisch, zeigt aber Annäherung an romanische Bauweise. Der Grundplan des Innern ist ein griech. Kreuz. Sie ist 76,5 m. lang, an der Stirnseite 51,8 m. u. im Kreuze 26,6 m. breit. Die Hauptfaçade hat 5 breite Portale, mit 2 über einander stehenden Säulenreihen geschmückt. Oben vor dem großen Mittelfenster stehen die berühmten 4 antiken Rosse, das einzige erhaltene antike Viergespann; sie stammen aus Konstantinopel, wohin sie von Chios im 5. Jahrh. gekommen sein sollen. Die Nordfaçade ist durch 4 Bogen getheilt u. trägt 124 Säulen, deren an der ganzen Kirche über 500 von Porphyr, Verde antico, Serpentin, Cipollin, Rosso antico ꝛc. angebracht sind. An der Südfaçade stehen zwei merkwürdige Porphyrgruppen in halb erhabener Arbeit. Die Vorhalle, 62 m. lang, hat an der Eingangswand alte Dogengräber u. sonst interessante Mosaiken. Ihre Erzthüren, die zum Innern führen, sind von künstlerischer Bedeutung. Das Innere ist mit prachtvollen Mosaikarbeiten reich geschmückt, die an der ganzen Kirche überhaupt 1000 □m. bedecken, hat mehrere Kapellen u. den berühmten goldenen Altarvorsatz (la Pala d'oro). Unter den anderen Kirchen ist eine der größten u. wichtigsten die im frühgoth. Stile erbaute S. Maria dei Frari mit herrlichen Grabmälern, darunter das Tizian's u. das des Dogen Niccolò Tron, u. einem Altarbilde von Tizian, die Familie Pesaro in Anbetung der heil. Jungfrau begriffen. Ein imposanter Bau ist die gothische Dominikanerkirche S. Giovanni e Paolo mit dem berühmten Grabmal des Dogen Andrea Vendramin u. anderer Dogen. — Das größte von den 6 Theatern ist das 3000 Zuschauer fassende della Fenice. Die bedeutendste Brücke ist die über den Canal grande 1587 errichtete Rialtobrücke; der größte u. schönste Platz von den 137 größeren u. 139 kleineren der Markusplatz mit 176 m. Länge u. bis 82 m. Breite, ein durch Schönheit u. Pracht ausgezeichnetes, von edlen u. reichen Arkaden u. Palastwänden umgebenes Forum mit Marmorboden. An ihn stößt in einem rechten Winkel die Piazzetta, im O. begrenzt vom Dogenpalast, im W. von der Bibliothek, gegen S. nach den Lagunen zu geöffnet. Hier am Ufer stehen 2 Granitsäulen, vom Dogen Michael 1120 aus

Syrien hierher gebracht u. 1180 aufgestellt; auf der einen steht der geflügelte Löwe des heil. Markus, auf der andern seit 1329 der heilige Theodor auf einem Krokodil. Unter den Straßen ist die bedeutendste, zugleich der belebteste Spaziergang, die Riva degli Schiavoni, welche, von der Piazzetta ausgehend, am Landungsplatz der Dampfschiffe vorüber führt. Der eng beschränkte Raum der Stadt hat wenig Platz zu Gartenanlagen übrig gelassen, aber doch besitzt V. einen öffentlichen Volksgarten im äußersten SO. der Stadt, einen botanischen Garten, den Giardino Papadopoli u. den Giardino Reale hinter der Bibliothek u. der Münze, einen großen Exerzierplatz u. im O. der Stadt auch noch Raum zu einem großen Arsenal mit Schiffswerften, in dem im 16. Jahrh. bis 16,000 Arbeiter (Arsenalotti) beschäftigt wurden. Hier befinden sich die Denkmäler des Admiral Emo von Canova u. der Generale Königsmark u. Schulenburg. Ein freistehendes Denkmal ist die eherne Reiterstatue des Condottiere Bartolommeo Colleoni aus Bergamo, eines verdienten Feldherrn der Republik, gest. 1475. — V.s Industrie liefert Goldarbeiten, Stahl-, Eisen-, Kupfer- u. Bronzewaaren, Mosaiken, Posamentierwaaren, Spiegel, Kerzen, Leder, Seife, Segeltuch, Seile, Darmsaiten, Wollen- u. Seidenwaaren, Zucker, Essig, Branntwein u. Rosoglio; es hat Schiffsbau, Kanonen- u. Glockengießerei u. den bedeutendsten Buchdruck Italiens. Sein Handel, der sich wieder zu heben beginnt, wird zu Wasser u. zu Lande vermittelt. V. besitzt 120 Handelsschiffe u. 400 Küstenfahrer. Die Einfuhr belief sich 1874 auf 250 Mill. Lire, wovon 149 Mill. auf die See u. 101 auf Fluß u. Eisenbahn kamen, die Ausfuhr auf ziemlich 200 Mill. mit 71 Mill. zur See u. 129 auf Fluß u. Eisenbahn. Im Ganzen aber sind Industrie u. Handel noch ungenügend, so daß 25,000 Menschen auf öffentliche Unterstützung angewiesen sind.

**Geschichte.** Das Land der Veneter (lat. Venetia, ital. Venezia), eines Stammes, der sich selbst von den asiatischen Henetern des Homer ableitet, wahrscheinlich aber illyrischer Abkunft ist, war schon Herodot (Bd. 1 u. 2) bekannt u. wurde für die Heimat des Bernsteins gehalten (u. der Po für den Eridanus), weil die Veneter mit diesem lebhaften Handel trieben. Als Feinde der Kelten nöthigten sie diese 390 v. Chr. durch einen Ueberfall im Rücken von Rom abzulassen. Wann V. röm. Provinz wurde, ist unbekannt; 183 v. Chr. war es eine solche u. wurde unter Hadrian als eine der vornehmsten von einem „Konsul“ verwaltet. Seit 400 n. Chr. wird das ganze Gebiet von jenen wilden Völkern verheert, welche von den Alpen herniedersteigen, um sichs in Italien wohl sein zu lassen. Seine eigene Geschichte beginnt erst mit der Gründung der Stadt V., wie die römische mit der der Stadt Rom. Als Attila 452 n. Chr. verwüstend in Italien einfiel, flüchteten die Einwohner zerstörter Städte, vor Allem Aquileja's u. Altinums, mit den Trümmern ihres Wohlstandes, mit ihrem Glauben u. ihrer Bildung auf die Schlamminseln in den Lagunen der Brentamündung, wohin sie Niemand verfolgte. Zu der Fischerei, die sie Anfangs allein betrieben, gesellte sich bald der Handel, u. schon Theodorich d. Gr. lieh um 500 kriegstüchtige Schiffe von ihnen. Eine zweite Einwanderung führte ihnen romanisirte Deutsche zu, die 641 vor dem wilden Langobardenkönig Rotharis flüchteten. Jede Insel hatte ihre besondere Verwaltung unter einem jährlich gewählten Tribunen, doch bildeten alle zusammen einen Waffenbund u. standen in einer gewissen Abhängigkeit von dem Exarchen zu Ravenna, wenn dieser stark genug war, darauf zu dringen. Erst 697 vereinigte man sich zur Wahl eines Dogen auf Lebenszeit, der die militärische u. richterliche Obergewalt hatte. Der erste war Anafesto aus Eraclea, der für die Ausbreitung des Handels eben so besorgt war wie für Befestigung der Inseln u. eine Kriegsmarine. Schon der dritte, Orso, zu welchem der Exarch Eutychius geflüchtet war, entriß 727 dem Langobarden Liutprand die Stadt Ravenna u. gab sie jenem zurück, doch war er auch der Erste, welcher seine Würde erblich machen wollte u. deshalb erwürgt wurde. Nach fünfjährigem Interregnum wählte man 742 dennoch seinen Sohn zum Dogen. Als der König Pippin, der Sohn Karl's d. Gr., zur Eroberung Dalmatiens V.s Hülfe erbeten hatte u. sie ihm verweigert wurde, richtete er seine Waffen gegen dieses u. bekämpfte fast alle Inseln außer Rialto, welches seitdem der Sitz der Regierung (810) u. bald darauf auch des heiligen Markus wurde, dessen Gebeine venetianische Kaufleute aus Alexandria mitbrachten. Erst jetzt begann die eigentliche „Republik V.“ ihre Geschichte. Sie wuchs rasch durch die glückliche Lage zwischen dem östl. u. westl. Kaiserreich, schützte ihren Handel durch Bekämpfung der Normannen u. Sarazenen u. brachte mehrere Städte Dalmatiens 997 zu freiwilliger Ergebung. Währenddessen entwickelte sich die Macht des Dogen, der schon nicht mehr durch Tribune der einzelnen Inseln beschränkt wurde u. kaum noch dem Namen nach unter byzantinischer Oberhoheit stand, immer monarchischer, u. sowol die Participatier wie die Candiani u. Orseoli strebten nach Erblichkeit ihrer Würde. Allein die Letzten vertrieb man 1026 u. verbot die Ernennung eines „Mitregenten“ 1032. Seit 1052 versammelte der Doge schon bisweilen 60 Häupter der angesehensten Familie zu einem „Rathe der Eingeladenen“ (consiglio dei pregadi). Dieses ist der erste Anfang jener starren u. grandiosen Aristokratie, welche V. seine Selbständigkeit u. das Andenken an seine mittelalterliche Pracht bis in das Ende des vorigen Jahrhunderts gerettet hat. Schon fühlte sich V. stark genug, um in der kaufmännischen Ausnutzung der Kreuzzüge mit Pisa, Genua, Amalfi zu rivalisiren od. es ihnen zuvor zu thun. Bald genossen seine Schiffe Vorzugsrechte in Konstantinopel, Alemanien, Syrien u. Aegypten. Selbst im Kampfe der Kaiser mit den Päpsten gewann V. als Bundesgenosse bald des einen, bald des andern. Mit dem Reichthum stieg die Macht der Aristokraten im Innern. Als Vital Michieli 1172 von einer byzantinischen Flotte geschlagen war, brachte man es zu einem Aufstande des erbitterten Volkes gegen ihn u. setzte nach seiner Ermordung durch, daß die Neuwahl nicht wie bisher dem ganzen Volke, sondern elf Wählern übergeben, die Berathung aller wichtigen Angelegenheiten einem „Großen Rath“ von 470 Personen anvertraut u. die Regierung des Dogen selbst an die Zustimmung eines „Senates“ von 60 Mitgliedern gebunden werde. 1178 gelangte die Dogenwahl ganz in die Hand des Großen Rathes, der vier Wähler ernannte, die sich zu 44 ergänzten u. dann die Wahl vornahmen. Inzwischen hatte V. 1177 durch Besiegung einer deutschen Flotte u. durch Aufnahme Alexander's III. von diesem die Belehnung mit der Herrschaft über das Adriatische Meer durch einen goldenen Ring erhalten u. wiederholte seitdem diese Ceremonie der Vermählung „mit der Adria“ an jedem Himmelfahrtstage. Zur höchsten Machtentfaltung stieg es auf unter der Regierung des 80jähr. Dogen Enrico Dandolo (1192—1205), der einst als Gesandter in Konstantinopel von dem Kaiser geblendet worden war u. nun die Rache vollführte. Im sog. vierten Kreuzzuge (s. d.) eroberte er nicht nur 1202—1204 Kandia, die schönsten von den kleineren Inseln des Archipel u. viele Städte in Morea, Livadien, Albanien, sondern erwarb auch mit Hülfe, Rath u. Befehl V.s die Gewalt über das ganze lat. Kaiserthum. Diese Machtfülle reizte die Eifersucht Genua's, der einzigen ebenbürtigen Republik Italiens. Ein geringer Streit über den Besitz einer Kirche in St. Jean d'Acre gab 1256 den Anlaß zu einem Kriege der beiden Seemächte, der erst nach 125 Jahren mit dem Siege V.s endigte. Als Michael Paläologus 1261 sich Konstantinopels bemächtigt hatte, übergab er den Genuesen Skio, die Vorstadt Pera, den Palast u. das Comptoir der Venetianer in der Hauptstadt u. damit die Schlüssel zum Schwarzen Meere. Selbst die schwere Niederlage, welche die genuesische Flotte 1264 durch die Admirale Jacopo Dandolo u. Marco Gradenigo bei Trapani erlitt, beugte ihren Muth nicht u. nur die Vermittlung der franz. u. engl. Kreuzfahrer, die 1270 gegen Tunis zogen, führte einen kurzen Waffenstillstand herbei. Inzwischen ordnete man 1268 die Dogenwahl durch einen umständlichen Losungsprozeß in einer neuen Weise u. erkämpfte sich 1269—75 von Ancona u. Bologna die unbedingte Anerkennung der despotischen Macht über das Adriatische Meer u. des Rechtes, alle Schiffe daselbst zu durchsuchen. Auch gegen den Papst zeigte man sich nicht so ergeben wie andere Staaten. Dem Verbote, mit dem mohammedanischen Aegypten zu handeln, widerstrebte V. entweder offen od. half sich durch Schleichhandel; der Aufforderung gegen Peter von Aragonien für Karl von Anjou zu kämpfen, widerstand es (1283) trotz des Interdiktes, das Martin IV. verhängte. Mit Honorius IV. machte es 1286 Frieden u. versprach die Einführung der Ketzergerichte. Indessen gab es im Innern V.s noch einen beständigen Kampf zwischen den neu emporgekommenen Geschlechtern u. den älteren, die eine Art von Adel bildeten. Um diesem zu Gunsten der Aristokratie ein Ende zu machen, setzte der Doge Pietro Gradenigo 1297 die Schließung des Großen Rathes durch. Das Verzeichniß seiner Mitglieder wurde der Prüfung der Quarantia, eines Gerichtshofes von 40, unterworfen u. 1298 verordnet, daß nur die bezeichneten Nobili od. Nachkommen derselben in den Großen Rath gewählt werden durften; seit 1315 wurden die Namen derselben in ein „Goldenes Buch“ eingetragen, sobald sie das 18. Lebensjahr zurückgelegt hatten. Erleichtert wurde dieser Staatsstreich durch Unglück im Kriege. 1398 wurden die Venetianer entscheidend von der genuesischen Flotte geschlagen, zu gleicher Zeit alle Hafenstädte in Syrien von dem Sultan Aegyptens fortgenommen, endlich im Auftrage Clemens' V. die venetianischen Besatzungstruppen aus Ferrara, das sich jenem unterworfen hatte, 1308 durch ein Kreuzheer unter einem Kardinal vertrieben u. alle Venetianer in den Bann gethan. Dennoch verzagte die aristokratische Regierung nicht, vielmehr benutzte sie zwei Verschwörungen 1302 u. 1310, die nur mühsam bewältigt wurden, um 1311 provisorisch, 1335 für immer den Rath der Zehn einzusetzen, der, mit ausgedehntester Vollmacht ausgerüstet, Jeden vor sein Tribunal ziehen u. strafen durfte, der des Hochverrathes schuldig wäre od. schiene. Schon 20 Jahre später fiel nach seinem Urtheilsspruch das Haupt des Dogen Marino Falieri (1355), der durch einen Gewaltstreich die Verfassung ändern wollte. Der Reichthum u. die Machtfülle V.s wuchs aber um so mehr, als die jungen

Aristokraten alle Intelligenz anwandten, um auf dem Gebiete des Handels, der Politik u. des Krieges Großes zu leisten. Bald vergrößerte man auch das Landgebiet. Schon 1338 hatte man Mastino della Scala von Verona zur Abtretung von Treviso u. Bassano gezwungen, u. wenn man auch 1358 an Ludwig d. Gr. von Ungarn die dalmatischen Küstenstädte abtreten mußte, so brachte doch der tapfere Widerstand, den V. im sogenannten Chioggiakriege 1379—81 den vereinten Gegnern Ungarn, Oesterreich, Padua, Aquileja u. vor Allem Genua leistete, manchen Vortheil. Unter Vermittlung des Amadeus von Savoyen kam es 1381 zu Turin mit Allen zum Frieden. Zwar verlor V. alle Besitzungen auf dem Festlande u. versprach an Ungarn jährlich 7000 Dukaten zu zahlen, aber Genua's Haß war auch erschöpft u. es hatte weniger Aussicht, seine Verluste wieder zu ergänzen, als V. durch seine weiten Handelsverbindungen. 1386 unterwarf sich ihm Korfu freiwillig u. Durazzo wurde erobert. Im Bunde mit den Visconti erhielt es 1388 einen Theil des Paduanischen u. die Umgegend von Ceneda zurück. Im Bunde mit der Wittwe des ersten Herzogs von Mailand eroberte es 1402—1406 Vicenza, Verona, Bassano, Feltre, Belluno u. Padua. Der letzte Herr von Padua wurde mit seinen Söhnen in V. erdrosselt, die letzten della Scala beschlossen ihr Leben thatenlos ebendaselbst. Im Kriege mit Sigismund von Ungarn wurden Friaul, Istrien, Dalmatien 1421 zur Huldigung gezwungen, u. viele kleine Herrscher in Griechenland suchten in der Unterwerfung unter V. Schutz gegen die Türken. Der Doge Francesco Foscari (1423—57) erwarb im Bunde mit Florenz, Mantua, Ferrara u. Ravenna gegen Mailand das Gebiet von Brescia u. Bergamo 1428, u. 20 Jahre später wurde im Frieden mit Franz Sforza die Adda zur Grenze gemacht. Verlor man auch an die beständig vordringenden Türken 1430 Thessalonich u. bald einige Inseln Griechenlands, so trat doch die Wittwe des letzten Königs von Cypern, Catarina Cornaro, die herrliche Insel 1489 an ihre Mutterstadt ab. Seit jener Zeit trugen die drei Flaggenstangen auf der Piazzetta die Flaggen der drei Königreiche, die V. unterthan waren, Morea, Kandia u. Cypern, die vier Rosse auf dem Markusdom erinnerten an die Eroberung Konstantinopels. Das Morgen- u. das Abendland verzollte seine Waaren in seinen Häfen u. empfing für schweres Geld seine Glasperlen u. Spiegel, seine Goldketten, Mosaiken u. Edelsteine, seine Spitzengarnituren, seine Seiden-, Sammet- u. Wollwaaren, 50 Jahre später die Meisterwerke seiner Maler. Auch besaß V. Hafenstädte fast in allen Ländern Italiens, hatte seine Partei in jeder großen Stadt der Halbinsel, seine Gesandten in allen Städten Europa's. Seine Nobili wohnten in den herrlichsten Palästen, seine Bürger schliefen hinter seidenen Vorhängen u. aßen von Gold od. Silber. Allein die Quellen dieses Reichthums versiegten langsam, aber unablässig, seitdem die Auffindung des Seeweges nach Ostindien (1498) den Völkern Westeuropa's bequemeren Zutritt zu den Stoffen u. Gewürzen Südasiens gewährte, u. überdies drohten Feinde von allen Seiten. Die Türken raubten ihm die Inseln des Archipels, die besten Städte in Morea, u. 1508 bildeten der Papst Julius II., Kaiser Maximilian, dem man den Durchzug nach Rom verweigert hatte, Ferdinand von Aragonien u. Ludwig XII. von Frankreich die Ligue (s. d.) von Cambray zu seiner Vernichtung. Zwar rettete sich V. durch Trennung seiner Gegner, aber nicht ohne große Einbuße. 1517 blieben Roveredo, Riva, Gradisca in der Hand des Kaisers, alles Land auf dem westl. Ufer der Adda, dazu Cremona bei Mailand, die Hafenstädte in der Romagna wurden des Papstes, die in Apulien Ferdinand's Eigenthum, endlich ging in den Türkenkriegen 1539—41 u. 1571—73 trotz mancher glorreichen Siege der Rest von Morea u. Cypern verloren u. V. mußte noch 300,000 Dukaten Kriegsentschädigung bezahlen. Aber im Innern war Frieden u. der Ausschuß der 3 Staatsinquisitoren, den Leonardo Loredano (1501—21) mit unbeschrankter Machtfülle bekleidete, erstickte jeden Widerstand im Keime, so 1618 eine große Verschwörung, die von dem span. Gesandten in V. u. von den Statthaltern in Neapel u. Mailand angefacht war. Noch immer füllte die musterhafte Industrie die Kassen der Bürger u. des Staates, wenn auch der Handel mehr u. mehr sich auf das Weltmeer hinzog u. die Türken das Mittelmeer unpassirbar machten, denen V. nach 24jährigem tapferen Ringen (1645—69) auch die Insel Kandia überlassen mußte; nur drei Hafenstädte verblieben V. u. kapitulirten erst 1715. Dennoch verband es sich 1683 mit Oesterreich u. Polen von Neuem gegen den Sultan, eroberte unter der geschickten Führung des Francesco Morosini ganz Morea wieder u. erhielt im Frieden von Carlowitz 1699 den größten Theil von Dalmatien. Allein die schlechte Befestigung der neuerworbenen Besitzungen machte es den Türken möglich, im folgenden Kriege einen Theil derselben wieder zu gewinnen. Im Frieden von Passarowitz verzichtete V. 1718 auf Morea u. erhielt dafür das winzige Cerigo u. einige Forts in Albanien, Dalmatien u. der Herzegowina. Verschuldet u. innerlich verfallen, nahm die Republik keinen Antheil weiter an den Geschicken Europa's, sondern begnügte sich, seine Handelsbeziehungen nach Möglichkeit zu erhalten u. von den Raubstaaten den Frieden zu erkaufen. Erst am Ende des Jahrhunderts, als die Franz. Republik den Kampf gegen Sardinien u. Oesterreich begann, nahm sie für das letztere Partei u. beschleunigte dadurch ihr Verhängniß. Sie hatte den österr. Truppen den Durchzug durch ihr Landgebiet gestattet, darum verlangte Napoleon (s. d.) ein Gleiches für die französischen. Alsbald empörten sich einige Landstädte gegen die Aristokraten in der Hauptstadt u. wollten frei sein wie die Franzosen. Da nun die Bauern, von V. aus dazu bestimmt, zu den Waffen griffen, die Städter mordeten u. die „jakobinischen" Franzosen zugleich niedermachten, erklärte Napoleon, daß die aristokratische Verfassung ein Ende nehmen müsse, u. erlangte im Mai 1797 durch seine Kriegserklärung die Umwandlung der Republik in eine durchaus demokratische, zu deren Schutz eine Abtheilung Franzosen in V. einrückte. Die Verkommenheit u. Verarmung der meisten Nobili des Großen Rathes, die Altersschwäche des letzten Dogen Manini machten jeden Widerstand unmöglich: Beide dankten am 12. Mai 1797 ab. Nachdem Napoleon V. einen Theil seiner Schätze geraubt, gab er es am 17. Okt. 1797, aber ohne die röm. Inseln u. nur bis zur Etsch u. zum Po, an Oesterreich. Durch den Preßburger Frieden wurde auch dieser Rest mit dem Königreiche Italien vereinigt, aber 1814 durch den Wiener Frieden das ganze vormalige V. zusammen mit der Lombardei als Lombardisch-venetianisches Königreich an Oesterreich zurückgegeben, um unter dessen strenger Polizeiherrschaft die alte Freiheit u. Größe zu vergessen. Erst 1848, als in ganz Italien alte Erinnerungen u. neue Hoffnungen auflebten, scharten sich die Patrioten V.s zusammen u. brachten ihre Klagen vor den österr. Statthalter, den Grafen Zichy. Da er die Redner verhaften ließ, wurde er 22. März 1848 aus der Stadt gedrängt u. am 23. durch den Advokaten Daniele Manin (s. d.) die „Republik von San Marco" wieder hergestellt. Allein der Drang aller italienischen Länder ging einmal auf Vereinigung, u. am 4. Juli beschloß die Landesversammlung mit 127 gegen 6 Stimmen die Einverleibung ihres Gebietes in das zu bildende norditalienische Königreich. Für kurze Zeit übernahm nun ein Ministerium unter dem Grafen Castelli die Regierung, bis die Niederlage der Piemontesen bei Custozza (25. Juli) u. der Waffenstillstand von Vigevano (9. Aug.) die Venetianer bewog, ihre Freiheit allein zu erkämpfen u. am 11. Aug. Manin als Diktator wieder an ihre Spitze zu stellen. Mit Tapferkeit u. Ausdauer vertheidigte man sich im September gegen die österr. Flotte, welche V. blockirte, u. fand Hülfe bei Frankreich. Obwol Manin am 3. März 1849 durch einen Aufstand genöthigt wurde, die Diktatur aufzugeben, leitete er die Vertheidigung als Präsident des Ministeriums weiter u. gab auch nach dem Falle des Forts Malghera am 26. Mai noch nicht nach. Als aber die Nachricht bekannt wurde, daß Ungarn am 13. Sept. durch die Kapitulation von Vilagos besiegt sei, als Hunger u. Cholera zu Tausenden die Kämpfer niedergestreckt hatten, kapitulirte Manin am 22. Aug. 1849 u. V. wurde wieder österreichisch. Am 30. Aug. hielt Radetzky seinen Einzug. Die republikanischen Truppen wurden amnestirt, nur 40 Parteiführer mußten die Stadt verlassen, u. V. verlor die Rechte eines Freihafens, die es seit 1830 besaß, erhielt sie aber schon 1851 wieder. Doch blieb es noch bis 1854 unter dem Belagerungszustande. Grollend fügten sich die Venetianer der unbeliebten deutschen Herrschaft. Ihre Hoffnung auf Viktor Emanuel u. Napoleon 1859 u. auf Garibaldi 1860 blieb unerfüllt. Als 1861 der allgemeine Reichstag nach Wien berufen wurde, beschickten sie ihn nicht, auch die Versuche der Regierung, mit Vertrauensmännern eine eigene Landesverfassung für V. zu Stande zu bringen, schlugen fehl. Die allgemeine Sehnsucht, den deutschen Herrscher mit dem König von Italien zu vertauschen, wurde erst 1866 befriedigt. Oesterreich (s. d.), zugleich mit Preußen u. Italien im Kriege u. bei Königgrätz am 3. Juli geschlagen, trat am 5. Juli V. an Napoleon ab u. bat ihn, den Frieden mit Viktor Emanuel zu vermitteln, damit es seine siegreichen Truppen nach dem Norden schicken könnte. Anfangs weigerten sich die Italiener unter Cialdini u. Garibaldi, V. als Geschenk von fremder Hand anzunehmen, u. drangen weiter vor, dann aber mußte man sich doch der Entscheidung Napoleon's fügen. Die Oesterreicher überlieferten gemäß dem Wiener Frieden vom 3. Okt. V. am 19. dem franz. Bevollmächtigten Leboeuf, dieser gab die Gewalt vorläufig der Stadtbehörde, bis nach der Abmachung der Monarchen eine Volksabstimmung mit 650,000 Stimmen gegen 69 sich am 21. u. 22. Okt. für den Anschluß an Italien erklärt hatte. Nun unterzeichnete Viktor Emanuel, der zugleich die venetianische Provinzialschuld u. einen Theil der österreichischen übernahm, am 4. Nov. das Dekret der Einverleibung u. hielt am 7. Nov. 1866 in V. seinen Einzug. — Vgl. Romanini, „Storia documentata di V." (9 Bde., Vened. 1854 ff.); Philippi, „Geschichte des Freistaates V." (5 Bdchn., Dresd. 1828); Leo, „Geschichte der italien. Staaten" (5 Bde., Hamb. 1829 f.); Galibert, „Histoire de la rép. de V." (Par. 1847 ff., deutsch von Hopfner, 2 Bde., Lpz. 1848); Dandolo, „La caduta della republica di V." (Firenze 1860).

**Venen** od. Blutadern sind diejenigen Gefäße, welche das Blut zum Herzen zurückleiten. Sie sind über alle Theile des Körpers verbreitet u. unterscheiden sich von den Arterien od. Schlagadern, deren Lauf sie im Allgemeinen begleiten, durch dünnere Wände, minder geschlängelten Verlauf, zahlreichere Astverbindungen u. durch ihren Reichthum an Klappen. Das Venenblut ist kohlenstoffreicher, daher dunkler als das Arterienblut. Die wichtigsten Stämme des Venensystems sind die Lungenvenen, welche arterielles Blut aus den Lungen zum Herzen leiten, die Herzvenen, die obere u. untere Hohlvene (v. cava), die das venöse Blut aus dem Ober- u. Unterkörper zum Herzen leiten, von wo es durch die Lungenschlagadern zu den Athmungswerkzeugen geführt wird, die (Leber-) Pfortader (v. portae), die das Blut aus den ins Bauchfell eingewickelten Verdauungswerkzeugen (mit Ausschluß der Leber) aufnimmt u. sich in der Leber verbreitet. Beim Embryo endlich ist noch die Nabelvene von Wichtigkeit. Viele Thiere besitzen auch eine Nierenpfortader. Das Weitere s. in den Art. „Blut", „Blutgefäße" u. „Gefäßsystem".

**Venerabile** (lat., d. h. Verehrungswürdiges, daher auch deutsch „hochwürdiges Gut") heißen in der Kathol. Kirche die geweihten Abendmahlselemente, sofern dieselben Gegenstand der Anbetung sind; vgl. „Monstranz".

**venerische Krankheit**, s. „Syphilis".

**Venĕter** (lat. Veneti), von Herodot Heneter genannt, die Bewohner von Venetia, d. h. desjenigen Theiles der Nordküste des Adriatischen Meeres, welcher vor den Mündungen des Padus (Po) u. des Athesis (Etsch) liegt. Die V., deren Abstammung den Alten unbekannt ist, die aber wol zum illyrischen Volksstamm gehörten, trieben lebhaften Handel, bes. mit Bernstein, der ihnen von den Küsten der Ostsee zu Lande gebracht wurde. Die bedeutendsten Städte des Landes waren (von SO. nach NW. gerechnet) Adria (wie noch heute), Patavium (Padua), Vicentia (Vicenza), Tarvisium (Treviso), Altinum (jetzt das Dorf Altino). 185 wurde das Land von den Römern eingenommen, welche alsbald die Kolonie Aquileja (s. d.) anlegten. — V. hieß ferner eine gallische Völkerschaft an der Küste des Atlantischen Ozeans, nördlich von der Mündung des Liger (Loire). — Veneti nennen Plinius u. Tacitus die östl. Nachbarn der Germanen, die Wenden.

**Venetianische Kreide**, s. „Speckstein".

**Venezuela**, südamerikan. Republik zwischen 1° 8′ u. 12° 16′ n. Br. u. 68° 16′—73° 18′ westl. L. von Greenwich, wird begrenzt im N. vom Karaibischen, im NO. vom offenen Atlantischen Meere, im O. von Britisch-Guyana, im S. von der brasilian. Provinz Amazonas u. im W. von der Republik Columbia u. umfaßt 18,968 □M. mit 1,784,194 E. (1873). V. hat eine relativ reich gegliederte Küste von 313 M. Länge, an der man 32 zum Theil treffliche, gut geschützte Häfen, 50 Baien u. 71 Inseln zählt. Die Nordostseite nimmt das großartige Orinocodelta ein, vor welchem sich weit ausgedehnte Untiefen lagern; von ihm westlich folgt zuerst der fast ganz geschlossene Golf von Paria, den im O. die britische Insel Trinidad u. im N. die Halbinsel Paria einrahmen, ferner der fjordartig von W. nach O. einspringende Busen von Cariaco, den die Halbinsel (Punta) von Araya im N. vom Meere trennt. Nördlich von letzterer liegt die größte zu V. gehörige Insel Margarita, 20,8 □M. mit 30,983 E. u. dem 2758 E. zählenden Hauptort Asuncion; westl. folgt nun auf 40 M. der einförmigste Strich der Küste, der von Lagunen eingefaßt, flach u. sandig ist, bis zum Kap Codera, von wo 31 M. weit bis Puerto Cabello steile Gebirgswände sich aus dem Meere erheben. Die Nordwestküste bildet wiederum ein sandiger niedriger Strich, der nach N. vorspringt u. in dessen Mitte die nur ganz schmal mit dem Festlande zusammenhängende Halbinsel Paraguana sich westl. vor den Golf von V. lagert. Letzterer ist die nördl. Fortsetzung des herrlichen, tief einschneidenden Sees od. Meerbusens von Maracaibo. Das Binnenland, ebenfalls sehr mannichfaltig gestaltet, zerfällt in das Parimebergland im SO., das Küstengebirge von V. od. die Sierra Costanera im N. u. NO., die zu den Cordilleren gehörigen Gebirgsketten u. Hochlandschaften im NW. u. in die ¼ des Ganzen einnehmenden gewaltigen Tiefebenen, die zum allergrößten Theil in der Mitte des Landes zwischen dem Parimehochland u. den Küsten- u. Cordillerenketten um den Orinoco liegen, zum kleineren, aber ebenfalls reich bewässert, um den Maracaibosee. Das vom Orinoco in großem Bogen umspannte, noch ziemlich unbekannte Parimehochland, das ungefähr ⅓ des ganzen Landes umfaßt, hat im südlichsten Theile, in der Sierra Maraguaca od. dem Maravaca u. dem steilen Granitgipfel des Cerro Duida (2535 m.), 2 schon von Humboldt besuchte beherrschende Punkte; andere im NO. davon liegende Ketten sind das Maigualida-, Para-, Uinpamo-, Roraima-, Imataca- u. Arimaguagebirge; an der brasilianischen Grenze liegen von W. nach O. das Juraguaca-, Ariwanu- u. Mara- u. das Humridagebirge. In diesem ganzen Gebiet giebt es neben grasbedeckten Hochebenen gewaltige Urwälder. Das Küstengebirge von V. dehnt sich vom Golf von Paria bis zum Rio Unare, also im Ganzen südl. von Cumana, von O. nach W., besteht aus mehreren Parallelketten, die in den Araya- u. Pariahalbinseln u. dem Südwestende von Trinidad gegenüber enden u., im Ganzen 1300 m. hoch, ihren bedeutendsten Gipfel in dem eine außerordentlich weite u. malerische Aussicht bietenden Cucurucho de Turimiquiri fast 2050 m. hoch haben. Dieses ganze Gebirge wird nicht selten unter dem Namen Bergantingebirge nur als östlichster Theil der Cordillerenketten von V. aufgefaßt, die von W. von Columbia her, südl. um den Maracaibobusen herum zur Küste ziehen u. deshalb von Barquisimento an, wo der Cerro del Altar die Verbindung mit den Cordilleren unterhält, auch schon öfter Küstengebirge von V. heißen. In diesem bis zum Unare reichenden Nordwestende der südamerikan. Cordilleren liegen die kultivirtesten Gegenden von V., u. zwar zwischen den beiden Hauptketten u. an deren Nord- u. Südabhang, welche der Rio Tocuyo von einander trennt, u. von denen die westliche zur Paraguanahalbinsel, also nach N. zieht, während die östliche sich in eine höhere Küstenkette u. eine weit niedrere Kette im Innern gabelt. Die letztere hat im Cerro de Platilla fast 1900 m. u. im Cerro Azul 1775 m. hoch, die zweite im Silla de Caracas 2633 m. u. im Pik von Naiguata 2800 m. hoch ihre wichtigsten Erhebungen. Die absolut größte Höhe aber in V. erreicht das Cordillerengebirge südl. vom Maracaibobusen, wo es, von dem Gebirgsknoten von Pamplona an der columbischen Grenze aus nach NO. streichend, in der Sierra Nevada de Merida bis 4680 m. u. im Picacho de Mucuchies sich bis ca. 4600 m. erhebt. Dort liegen auch die vier Paramas (Hochebenen) von Timotes, Niquitao, Bocono u. de las Rosas, voll der herrlichsten Alpenpflanzen. Weit umfangreicher als diese Hochebenen sind die Tiefebenen von V., die zum Theil baumlose Llanos (s. d.), wie die Llanos von Cumana, Barcelona u. Caracas zwischen dem Orinocodelta u. dem Ostfuß der Cordilleren, zum Theil, bes. in dem Ueberschwemmungsgebiet der Ströme, hauptsächlich südlich vom Rio Meta, Urwälder sind; wellenförmige u. für die Kultur wohl geeignete Savannen finden sich auf dem rechten Orinocoufer. Von den Flüssen ist bei weitem der wichtigste der Orinoco (s. d.), der mit seinen weithin schiffbaren Nebenflüssen, Rio Guaviare, Rio Meta u. bes. Rio Apure auf der linken u. Rio Caroni u. Caura auf der rechten Seite das östliche, mittlere u. südl. V. aufschließt. Der äußerste S. gehört durch den Guainia od. den Oberlauf des Rio Negro (s. d.), welcher durch den Cassiquiare auch mit dem Orinoco in Verbindung steht, zum Amazonasgebiet. Durch die Cordilleren wird im NW. das Gebiet des Süßwasser haltenden, aber mit dem Meere verbundenen Sees von Maracaibo abgetrennt, in welchen von bedeutenderen, theilweise auch schiffbaren Zuflüssen der Rio Zulia

Nr. 5370. Pik von Naiguata (Venezuela).

u. Catatumbo, die sich vereinigen, im SW. u. der Cenia im O. münden. Das Gebiet südl. vom Orinocodelta entwässert der Rio Cuyuni, der aber nach Britisch-Guayana übertritt. Von den mehr als 200 Küstenflüssen, die sich in das Karaibische Meer ergießen, sind der Tocuyo, Aroa, Tuy, Unare u. Aragua die bedeutendsten. Von Binnenseen außer dem Maracaibo sind der von Valencia u. unter einer großen Menge im SW. des Maracaibo der Zuliasee nennenswerth. Das Klima ist durchaus tropisch mit einer trockenen u. einer nassen Jahreszeit, ja an einigen Küstenstrecken sogar mit je zwei, doch außer in den Ueberschwemmungsgegenden nicht gerade ungesund. An den Gebirgsabhängen kann man noch eine gemäßigte u. eine kalte Zone unterscheiden. Am ungesundesten sind das Orinocodelta u. das Tiefland südl. vom Maracaibo; periodisch zeigt sich das gelbe Fieber auch in den Küstenstädten. Diese werden außerdem noch von häufigen u. meist starken Erdbeben heimgesucht. Die Flora u. Fauna sind fast überall tropisch; die Nutzpflanzen tragen meist sehr üppig, wie die Baumwollenstaude, der Kakao- u. Kaffeebaum; ausgezeichnete Nutzhölzer liefern die Urwälder. Von größter Bedeutung für den Reichthum des Landes sind die in halbwildem Zustande auf den Llanos weidenden Herden von Rindern, Pferden, Eseln u. Maulthieren. Alle Gewässer sind fischreich, an der Küste finden sich sogar zwei Walarten oft ein, berühmt sind die Zitteraale (Gymnoten od. Templadores), die in Orinoco u. Meta u. anderen größeren Flüssen nicht selten, am häufigsten aber in den stehenden Gewässern der Llanos von Calabozo gefunden werden. Von Mineralien sind häufig: Gold in den Flüssen des Parime, Silber u. Kupfer in Cumana, Kohlen u. Asphalt in der Küstenkette, Salz am Maracaibosee. Die menschliche Bevölkerung ist eine Mischlingsrasse, unter der Mulatten u. Zambos vorwiegen; ca. 1% sind Kreolen; ungetaufte u. uncivilisirte Indianer nimmt man mehr als 50,000 an, Fremde, unter denen die Deutschen an Zahl hervorragen, gegen 24,000. Die Hauptbeschäftigung ist Ackerbau u. Viehzucht, ersterer am meisten an der Küste u. auf den Hochebenen, letztere auf den Llanos des Innern. Am reichsten angebaut ist das Araguathal. Den größten Theil des fruchtbaren Bodens bedecken noch Urwälder. Der Bergbau ist unbedeutend, eben so die Industrie, nur Gerbereien finden sich in größerer Zahl. Der Handel, der freilich, soweit er ins Ausland geht, in der Hand von Deutschen u. Engländern liegt, hat sich in neuester Zeit gehoben; im Innern ist er noch immer gering. Der Werth der Einfuhr betrug in Venezolanos (à 100 Centavos = 3 Mk. 75 Pf.) nach der offiziellen Handelsstatistik von V. 1874—75: 10,586,307, 1875—76: 15,043,373, der Ausfuhr 1874: 17,304,050, 1875: 16,112,626. Von den Hauptausfuhrprodukten kamen auf Baumwolle 1873/74: 3,537,468, 1875/76: 2,091,422 Kg., auf Kaffee 31,082,417 u. 32,846,769 Kg., auf Kakao 3,164,411 u. 4,874,921 Kg., der Tabak sank von 457,859 auf 153,307, der Indigo von 40,008 auf 5667 Kg. Zucker, obgleich 1840 bis 1850 viel exportirt, fehlte ganz. Die wichtigsten Verkehrsländer sind Deutschland, von wo Hamburg allein für 1,541,000 V. Waaren sandte u. wohin für 5,450,000 V. geschickt wurde; England, von wo, aber beinahe ausschließlich auf Rechnung deutscher Häuser, für 2,514,000 V. ein- u. wohin für 291,000 V. ausgeführt wurde; Nordamerika (Einfuhr 2,657,000 V., Ausfuhr 3,799,000 V.) u. Frankreich (Einfuhr 1,817,000 V., Ausfuhr 2,598,000 V.). Im Ganzen verkehrten 1874 ca. 2200 Schiffe in sämmtlichen Häfen, von denen La Guaira (1874: 343 Schiffe), Puerto Cabello (338 Schiffe) u. Ciudad Bolivar dem auswärtigen Handel geöffnet sind. Den Verkehr mit dem Auslande vermitteln daneben 5 Dampferlinien, im Innern ist dagegen wenig dafür gethan worden. Eine Eisenbahnlinie ist 1877 in einer Länge von 113 Km. von Tucacas nach den Minen von Aroa eröffnet, eine andere von La Guaira nach Caracas begonnen worden. — V., bis 1863 eine in Provinzen getheilte Republik, ist seit jenem Jahre ein Staatenbund. Die Unitarier, die eine der beiden Hauptparteien, streben den früheren Zustand wieder an u. waren auch 1868—70 noch einmal im Besitz der Regierungsgewalt. Doch seitdem, wie 1863—68, ist die föderalistische Partei, die schon 1864 eine Verfassung gegeben hatte, wieder die herrschende. Die jetzige Verfassung datirt vom 27. Mai 1874; danach besteht die Exekutivgewalt aus einem Präsidenten mit zweijähr. Amtsdauer u. den Ministern, die Legislative aus einem jährlich zusammentretenden Kongreß, der in Senat u. Abgeordnetenhaus zerfällt. Jeder souveräne Staat, u. deren giebt es zwanzig außer dem Bundesdistrikt mit der Hauptstadt Caracas, hat daneben noch seine eigene Exekutive, Legislative u. Gerichtsgewalt; nicht souverän sind die 3 Territorien. Die Einnahmen der Republik betrugen in dem Budjetjahre 1874 bis 1875: 6,702,081 Venez., die Ausgaben 6,143,133 Venez., wovon 1,970,711 Venez. zur Wiederherstellung der Ruhe verwendet wurden. Die Schuldenlast stellte sich am 31. Dez. 1876 auf 16,178,609 Venez. innere u. 50,574,097 Venez. äußere Schuld; erst in neuester Zeit hat die Regierung begonnen, die Zinsen der Schulden zu zahlen u. 40% der Einnahmen zur Tilgung der Schuld bestimmt. Die Armee unter Waffen beträgt 1878: 5494 Mann, eine den Namen verdienende Flotte existirt thatsächlich nicht. Die Landeskirche ist römisch-katholisch; ein Erzbischof residirt in Caracas, Bischöfe in Merida u. Ciudad Bolivar. Um die Hebung der sehr niedrig stehenden geistigen Kultur, die eine eben so zahlreiche als ungebildete Geistlichkeit beeinflußte, hat sich der Präsident Blanco 1870 bis 1877 höchst verdient gemacht. Während 1872 nur 100 Bundesschulen mit 3744 Schülern existirten, gab es 1876: 782 mit 31,610 Schülern, der Schulbesuch wurde durch ihn obligatorisch. Außerdem bestanden Anfang 1877: 664 Munizipalitäts- u. Privatschulen mit 20,581 Schülern. Von 218 neuerdings dekretirten Bundesschulen sind freilich viele wegen Geldmangels wieder eingegangen. Ferner giebt es 2 Universitäten in Caracas (mit 31 Lehrstühlen) u. in Merida u. 21 Kollegien sowie 2 Colegios de niñas (für Mädchen). Die Kosten des öffentl. Unterrichts betrugen 1873: 21,477 u. 1876: 213,167 Venez., haben sich also in 3 Jahren verzehnfacht. Die wichtigsten Städte sind Caracas mit 48,897 E. (1873), Valencia mit 28,594, Barquisimento mit 25,664, Maracaibo mit 21,954, Maturin mit 12,944 u. San Carlos mit 10,420 E.

**Geschichte.** Auf dem ersten von Columbus 1498 entdeckten Festlande gelegen, wurde das Gebiet Anfangs nur Tierra firma (Festland) genannt. Als Vespucci (s. d.) u. Hojeda weiter vordrangen, fand der Letztere an der Stelle des heutigen Coro ein Dorf auf Pfählen erbaut u. nannte es V. (Klein Venedig). Doch bezeichnete man das Land, in welchem man Anfangs Gold fand, bald mit dem Namen Castilla del oro (Goldcastilien) u. Karl V. verpfändete es von 1528—45 an die Welser (s. d.) in Augsburg, welche sich durch Golddurst u. Grausamkeit einen schlimmen Namen machten. Unter Philipp II. erhielt V. nach seiner 1567 gegründeten Hauptstadt den Titel Generalcapitanat von Carácas, u. erlebte u. erlitt seitdem dasselbe wechsellose Schicksal, wie alle Kolonien Spaniens. Inquisition u. Jesuiten hielten die Bildung nieder, der Import- u. Exporthandel war an Spanien gekettet u. dadurch gelähmt, nur in Spanien geborene Weiße durften zu Aemtern gelangen. Trotzdem widerstanden die Kolonien der Aufforderung Napoleon's, seinem Bruder Josef zu huldigen, u. bildeten Junten, welche das Land im Namen Ferdinand's VII. (s. d.) regierten. Da jedoch die liberalen Cortes sich nicht herbeiließen, den Kolonien Rechtsgleichheit, Volksvertretung u. Handelsfreiheit zu gewähren, so erklärte zuerst der Kongreß von V. 1811 u. nochmals 1812 unter Bolivar seine Unabhängigkeit, bildete seit 1823 im Bunde mit Neu-Granada u. Ecuador die Republik Columbia u. widerstand den span. Truppen energisch. Allein im Nov. 1829 sagte sich V. von dem Bunde los, gab sich 1830 eine eigene republikanische Verfassung, vereinigte sich zwar nochmals mit ihm, trennte sich aber im Nov. 1831 für immer u. wurde 1845 auch von Spanien als selbständig anerkannt. Alsbald entwickelte sich nun in V. selbst ein Streit der Föderalisten u. Unionisten, der Weißen u. der Farbigen. Zehn Jahre lang bemächtigte sich die föderalistische Familie der Monagas der Präsidentschaft 1848—58, dann wurde sie durch General Castro gestürzt, von einem Nationalkonvent eine neue Verfassung gegeben u. Castro zum Präsidenten erhoben. Trotzdem aber dauerte der Streit der Parteien fort. Als den Föderalisten der Hafen La Guaira abgenommen war, kämpften sie in den Straßen weiter; mehrere Präsidenten wurden erhoben u. verjagt, bis man sich 1861 entschloß, den 80jähr. Paëz (s. d.), der schon 1826, 1829, 1831, 1839 u. 1845 Präsident gewesen war, mit diktatorischer Gewalt an die Spitze zu rufen. Als er 1863 diese zu Gunsten Falcon's niederlegte, war der Sieg der Föderalisten gewonnen. Der Kongreß von Carácas gestaltete die Verfassung 1864 in ihrem Sinne um u. wählte Falcon zum Präsidenten auf 7 Jahre. Unter seinem Nachfolger Guzmann Blanco kam es 1874 zu einem merkwürdigen Kampfe mit dem Vatikan. Der Kongreß hatte im Jan. 1873 die Civilehe eingeführt u. den dagegen streitenden Verwalter des Erzbisthums von Carácas nebst 6 anderen Priestern verhaftet, sie dann nach Rom geschickt u. endlich die Aufhebung der Klöster (5. Mai 1874) dekretirt. Da nun der Papst dem neuernannten Erzbischof die Bestätigung versagte, wurde auf Antrag des Präsidenten am 9. Mai 1876 die Kirche V.'s sogar für unabhängig vom röm. Bischof erklärt, damit sie „zu der von Jesus u. den Aposteln gegründeten Gestalt zurückgeführt werde". Nach kurzer Zeit erschien der päpstliche Nuntius Roca Cocchia in Carácas u. erlangte durch die Bestätigung des erwählten Erzbischofs, der zuvor den Eid auf die Staatsgesetze leistete, die Zurücknahme jenes Beschlusses. Am 20. Febr. 1877 legte Blanco die Gewalt in die Hände seines erwählten Nachfolgers, des Generals Jacinto Gutierrez, nieder.

**Venia concionandi** (lat.), die Erlaubniß zu predigen; v. docendi od. legendi, die, an der Universität Vorlesungen zu halten.

**Veni creator spiritus**, d. i. „Komm, Schöpfer, heil. Geist", ist der Anfang eines berühmten lat. Pfingstliedes, welches im 6. Jahrh. von Papst Gregor d. Gr. nicht erst von Karl d. Gr. od. Alcuin gedichtet u. bereits im 13. Jahrh., dann auch von Luther 1524 in dem Liede „Komm Gott Schöpfer, heiliger Geist" verdeutscht wurde.

**Veni, vidi, vici** (lat.), ich kam, ich sah, ich siegte; Worte, mit denen Cäsar seinen schnellen Sieg über den König Pharnates bei Zela in Pontus seinem Freunde Amintius in Rom anzeigte.

**Venlo,** Stadt mit 6377 E. (1869) in der niederländischen Provinz Limburg, liegt in 13 m. Seehöhe am rechten Maasufer, wo die Fossa Eugeniana endigte, u. ist Knotenpunkt der Bahnen Viersen V. der preuß.-niederl. Verbindungsbahn, V. Hamburg der Köln Mindener, Kempen V. der rheinischen u. Mastricht V. der niederl. Staatsbahn. Die ehemaligen Festungswerke wurden 1868 geschleift. Mit dem auf dem linken Ufer der Maas liegenden Dorfe Blerick ist V. durch eine Brücke verbunden. V.'s Hauptthätigkeit ist Handel u. Schiffahrt. — V., ehemals Flecken, verdankt seine Vergrößerung u. Stadtgerechtigkeit dem Herzoge Renald II. von Geldern 1343. 1372 nahm es Bischof Hugo von Utrecht für Mathilde v. Geldern, Gemahlin des Grafen Johann II. von Blois, in Besitz; 1473 eroberte es Herzog Karl von Burgund, 1481 Maximilian I. Nach Parteinahme der Einwohner für Karl v. Egmont, den Herzog von Geldern, 1512, wurde es von Karl V. belagert u. ergab sich ihm schließlich unter günstigen Bedingungen (sog. Akkord v. V.). 1568 nahmen es die Niederländer, 1586 wieder der Herzog von Parma. 1632 eroberte es nach nur dreitägiger Belagerung Prinz Friedrich Heinrich von Oranien. Dann kam es wieder in die Hände Spaniens u. blieb bei der span. Krone bis 1702, obgleich es infolge des Westfälischen Friedens ausgetauscht werden sollte. 1702 nahmen es die Alliirten, u. der Friede von Baden 1714 sprach es wieder Oesterreich zu, doch wurde es bereits 1715 durch den Barrieretraktat an die Niederländer abgetreten. 1794 eroberten es die Franzosen, machten es 1801 zur franz. Stadt, verloren es aber 1814 wieder durch den Pariser Frieden an Holland. Vom 10. Nov. 1830 bis 21. Juni 1839 war es in den Händen der Belgier.

**Venn** od. Hohe V., auch Hohe Veen (holl. Veen, s. v. w. Sumpf, Moor), eine Gebirgspartie im Westflügel des niederrhein. Schiefergebirges, an der Grenze von Rheinprovinz u. Belgien zwischen Eupen u. Malmedy, ist eine über 30 □M. große, im Mittel 600 m. hohe, waldlose, öde Hochfläche, die theils mit mächtigen Torflagern, theils mit Heidekraut, das aus dem braunen Moorsande aufwächst, überzogen ist. Dicke Nebel u. im Winter tiefer Schnee hüllen das unwegsame Revier ein u. machen es zu einer der traurigsten Partien Deutschlands. Der höchste Punkt ist der nahe der belg. Grenze liegende 695,5 m. hohe Botrange. Roer u. Vesdre haben hier ihren Ursprung.

**Ventilation,** sowol die Lufterneuerung selbst, als die dazu dienenden Vorrichtungen, welche die Entfernung der verdorbenen u. die Herbeiführung frischer Luft in Räumen, die zum Aufenthalte von Menschen od. Thieren dienen, bezwecken. Unter den verschiedenen Systemen der Lufterneuerung, welche man successive probirt hat, sind es vorzüglich drei, die sich in Anwendung zu halten vermocht haben: das System der Aspiration, der Pulsion u. der Porenventilation. Das System der Aspiration beruht auf der Entfernung der an Sauerstoff armen u. mit Kohlensäure vermischten Luft durch Schornsteine od. Ventilatoren (s. d.), wodurch der frischen Luft Gelegenheit gegeben wird, den dadurch frei gemachten Raum einzunehmen. Bei der Pulsion wird die reine Luft durch Ventilation in den zu ventilirenden Raum ein-, u. dadurch die schlechte Luft ausgetrieben. Bei der Porenventilation werden die Wände der Wohnungen so hergestellt, daß sie von der äußeren Luft leicht durchdrungen werden können. Für die Lufterneuerung durch Aspiration sind bes. Kamine förderlich, u. zwar am besten in der Weise, daß durch die im Schornsteine abziehende heiße Feuerluft ein Rohr erwärmt wird, welches reine Luft von außen auffangt u. in das Zimmer strömen läßt, während die schlechte Luft durch das Kamin abgeführt wird. Hierdurch wird das Zimmer mit reiner erwärmter Luft versehen u. aller kalter Zug vermieden. Bei der gewöhnlichen Ofenheizung ist die V. durchaus ungenügend, man kann sie jedoch auch hier bedeutend verstärken, wenn man besondere Abzugsröhren für die verdorbene Luft anordnet u. diese durch den Ofen erwärmen läßt. Unter Umständen kann jedoch schon durch die gewöhnlichen Zimmerwände, nam. wenn diese aus Fachwerkbau bestehen, eine sehr starke V. herbeigeführt werden, wie Pettenkofer nachgewiesen hat. Für den Steinbau, der gegenwärtig den Fachwerkbau mehr u. mehr verdrängt, hat der Architekt Scharrath in Bielefeld die Porenventilation eingeführt, indem er diejenigen Wände, welche nicht Witterungseinflüssen ausgesetzt sind, mit feinen Zugöffnungen versieht u. durch dieselben die frische Luft in feinster Zertheilung eintreten läßt. Es sind übrigens eine große Anzahl verschiedenartiger Ventilationsapparate konstruirt worden, ohne daß jedoch einer od. der andere für alle Fälle als zweckmäßig hingestellt werden könnte. Vielmehr erfordert die Ventilationsanlage für jedes Bauwerk eine besondere Einrichtung, die durch die vorhandenen Umstände u. Anforderungen bedingt wird, u. es ist in keinem Falle nach einem allgemeinen Schema der Zweck zu erreichen. Für eine wirksame V. muß unter allen Umständen entweder eine mechanische Kraft zum Betriebe eines Ventilators, od. eine genügende Differenz zwischen einer warmen u. einer kalten Luftsäule vorhanden sein, welche eine ausreichend starke Luftströmung hervorrufen u. unterhalten kann. Berühmt wegen seiner vortrefflich gelungenen V. ist das neue Wiener Opernhaus.

**Ventilator** (Windrad), eine zur Luftbeförderung dienende Maschine, welche durch Saugen entweder die Luft aus gewissen Räumen entfernt od. durch Blasen Luft in gewisse Räume hineinbefördert; man unterscheidet hiernach Saugventilatoren u. Druckventilatoren. Das Prinzip vieler dieser Apparate fällt im Allgemeinen mit dem Prinzip der Pumpen zusammen, denn man muß im weitesten Sinne auch die Gebläse (s. d.) den V.en mit zuzählen. Die gewöhnlichen V.en bestehen jedoch in der Regel aus einem cylindrischen Gehäuse, durch dessen Achse eine Welle geht, durch welche ein Flügelrad in sehr rasche Umdrehung versetzt werden kann. Die hierbei zur Wirkung kommende Centrifugalkraft treibt die Luft aus dem Innern des Gehäuses nach außen zu, weshalb letzteres am Umfange mit einem Kanal in Verbindung steht. Indem aber die Luft aus dem Innern des Gehäuses herausgetrieben wird, entsteht hier ein luftverdünnter Raum, in welchen durch Oeffnungen in der Nähe der Radachse (Sauglöcher) die äußere Luft in das Gehäuse eindringt, während aus dem Kanale ein fortdauernder Windstrom unter einem gewissen Ueberdrucke herausgetrieben wird. Diese V.en können aber nur da als Gebläse dienen, wo eine mäßige Windmenge unter geringem Drucke genügt, also bei Schmiedefeuern u. höchstens in Kupolöfen u. dgl. Als Saugapparate werden sie dagegen zur Ventilation von Gebäuden u. Bergwerken mit Vortheil benutzt.

**Ventile** sind Vorrichtungen zur zeitweiligen Trennung von Gefäßräumen u. können sehr verschiedene Gestalt u. Anordnung haben, denn je nach der Form der Oeffnung richtet sich auch die Form des abschließenden Körpers. Man unterscheidet daher sowol Klappen-, Rund- od. Tellerventile als auch Kugelventile, kegel- od. kolbenartige V.; ferner gehören hierher Höhendrehschieber (konische, flache u. cylindrische), der Steuerschieber der Dampfmaschine, die Sicherheitsventile, die zum Heben wie auch zum Schieben eingerichtet sein können, die Drosselklappe, u. selbst die Wasserschützen bei Wasserrädern u. Turbinen dürfen mit hierher eingerechnet werden. Man kann die V. in selbstthätige u. nicht selbstthätige eintheilen. Selbstthätig sind die gewöhnlichen V. in Pumpen, nicht selbstthätig ist z. B. der Steuerschieber der Dampfmaschine od. der Absperrehahn.

**Ventimiglia** (spr. Wentimilja), Stadt u. Festung mit 3518 E. (1871) im ital. Landestheile Ligurien, Prov. Porto Maurizio, liegt malerisch am Berghange an der Roccamündung in der Riviera di Ponente u. an der Linie Genua-Savona-V. der oberital. Bahn, ist Bischofssitz, hat eine Kathedrale u. mehrere andere Kirchen. Seine älteste Befestigung, das Fort S. Paolo, stammt aus dem J. 1201.

**Ventôse** (frz., spr. Wangtohs), der Windmonat im Kalender der ersten Franz. Republik, vom 19. Febr. bis zum 20. März.

**Ventriloquist** (v. lat. venter, Bauch u. loqui, reden), Bauchredner (s. d.).

**Venus** heißt in der Astronomie ein durch seine Helligkeit u. durch sein weißes Licht auffallender Planet (s. d.), der im gewöhnlichen Leben, je nach seiner Stellung zur Erde u. Sonne, bald als Abendstern, bald als Morgenstern bezeichnet wird. Er liegt, ebenso wie der Merkur (s. d.), näher zur Sonne als die Erde u. ist im Mittel von der Sonne 14,500,000 M. entfernt, in der Sonnennähe nur 14,400,000 M., in der Sonnenferne dagegen 14,600,000 M. Die tropische Umlaufszeit beträgt 224 Tage 16 St. 41 Min., die synodische 1 Jahr 218 Tage 16 St., sodaß der Planet in 8 Jahren fast genau fünf synodische Umläufe macht, daher aller 8 Jahre sehr nahe zu derselben Jahreszeit an derselben Stelle des Himmels erscheint. Die Bahn der V. ist fast kreisrund, ihre Excentrizität beträgt nur $^1/_{146}$, ihre Masse ist etwa $^3/_4$ von der Erdmasse u. $^1/_{412150}$ von der Sonnenmasse. Die scheinbare Größe der V. beläuft sich in der Stellung jenseit der Sonne (Opposition) auf nur 9,5 Sek., dahingegen sie in der Stellung zwischen Sonne u. Erde (Konjunktion) bis auf 65,2 Sek. anwächst. Der wirkliche Durchmesser der V. ist 1640 M. u. die Dichtigkeit derselben 0,89 im Vergleich zur Erde. 1 Pfd. auf der Erde wiegt auf der V. nur 0,85 Pfd. Die tägliche Umdrehung um die Achse dauert 23 Stunden 21 Min. 22 Sek. Da die V., ebenso wie Merkur, ein sog. unterer Planet ist, zeigt sie auch wie dieser (u. wie der Mond) alle Beleuchtungsphasen von der schmalen Sichel bis zur vollbeleuchteten Scheibe. Die Erscheinungen, welche, bei starker Vergrößerung betrachtet, dabei wahrzunehmen sind, deuten auf das Vorhandensein von Bergen u. einer Atmosphäre. Eine andere Folge davon, daß die Venusbahn, eben so wie die Merkurbahn, innerhalb der Erdbahn, also der Sonne näher liegt als diese, ist die, daß die V. u. ebenso der Merkur zuweilen vor der Sonnenscheibe vorübergehen müssen. Diese Venusvorübergänge sind sehr selten, aber für die Astronomie sehr wichtige Erscheinungen. Wahrscheinlich ahnte man im Alterthume schon diese Vorübergänge, konnte sie aber nicht berechnen u. hätte sie auch mit bloßem Auge

nicht wahrnehmen können. Erst nach Erfindung des Fernrohrs war die Möglichkeit einer solchen Beobachtung gegeben. Der Erste, der einen solchen Venusvorübergang (den vom 6. Dez. 1631) berechnete, war Kepler, u. zwar mit Hülfe der von ihm selbst erst konstruirten sog. Rudolfinischen Tafeln. Kepler starb jedoch schon 15. Nov. 1630 u. auch sonst hat Niemand diesen Vorübergang beobachtet. Aber 1639 waren es die englischen Astronomen Horrox u. Crabtree, welche den ersten Venusdurchgang wirklich beobachteten, ohne jedoch eine Ahnung von der großen Wichtigkeit eines solchen Ereignisses zu haben. Erst 1691 machte der engl. Astronom Edmund Halley (s. d.) seine Methode bekannt, wie man mit Hülfe der Venusvorübergänge die Sonnenparallaxe u. infolge davon die Entfernung der Erde von der Sonne, d. i. das Grundmaß aller astronomischen Messungen, bedeutend besser u. genauer bestimmen könne als auf andere Weise. Die Parallaxe (s. d.) eines entfernten Gegenstandes ist um so kleiner je entfernter derselbe ist.

Nr. 5371. Venusdurchgang (nach einer Original-Photographie).

So ist z. B. zur Zeit der untern Konjunktion des Merkur u. der V. mit der Sonne die Merkurparallaxe $1^2/_3$mal, die Venusparallaxe dagegen gar 4mal größer als die Sonnenparallaxe, da uns dann der Merkur $1^2/_3$mal, die Venus gar 4mal näher steht als die Sonne. Man braucht daher nur die leichter zu bestimmende Venusparallaxe durch 4 zu dividiren, um die Sonnenparallaxe zu erhalten. Zur Zeit der untern Konjunktion wenden uns aber diese beiden Planeten ihre dunkele Seite zu, sind also nicht sichtbar, ausgenommen den seltenen Fall, wenn sie gerade vor der Sonnenscheibe vorbeigehen, dann erscheinen sie im Fernrohr als kleine dunkle Scheiben (vgl. Nr. 5371) vor der hellen Sonnenscheibe, u. zwar scheinen diese, wegen der Parallaxe, von verschiedenen Punkten der Erde aus betrachtet, an verschiedenen Stellen der Sonnenscheibe zu liegen u. Sehnen während ihres Durchganges auf der Sonnenscheibe zu beschreiben. Die Zeit des Sichtbarwerdens vor der Sonne heißt der Eintritt, die des Wiederverschwindens der Austritt, u. zwar hat man zu unterscheiden zwischen Ein- u. Austritt des ersten u. des zweiten Randes der dunklen Planetenscheibchen. Da bei der Halley'schen Methode die Zeiten der Ein- u. Austritte beobachtet werden, so wirkt auf diese Zeiten nicht nur die Planeten- sondern auch die Sonnenparallaxe ein, u. zwar hängt die Verschiebung von der Differenz der beiden Parallaxen ab. Daher ist diese Verschiebung bei dem Merkur gleich $1^2/_3 - 1$, d. i. gleich dem $^2/_3$ Theile der Sonnenparallaxe, bei der V. 4—1, d. i. gleich dem dreifachen Betrage derselben Parallaxe. Man benutzt daher nur die Venusdurchgänge, nicht aber die zu geringe Genauigkeit bietenden Merkurdurchgänge zur Bestimmung der Sonnenparallaxe. Für alle Punkte der Erdoberfläche, an denen die V. gerade über die Mitte der Sonnenscheibe hinweg geht, dauert der Durchgang über 8 Stunden; zu gleicher Zeit kann an anderen Punkten der Erde, an welchen die Durchgangsbahn der V. unter dem Einflusse der Parallaxe mehr nach dem Rande der Sonnenscheibe projizirt erscheint, diese Durchgangsdauer mehr als 2 Stunden weniger betragen. Hieraus ist ersichtlich, wie sich aus so bedeutenden, leicht bestimmbaren Zeitdifferenzen die parallaktischen Winkel mit erwünschter Genauigkeit werden ableiten lassen. Damit nun überhaupt ein Venusdurchgang stattfinden kann, muß die V. auf der Ekliptik dieselbe Länge u. auch nahe dieselbe Breite haben wie die Sonne od. mit ihr in Konjunktion stehen; bei Opposition ist natürlich kein Durchgang möglich. Die Zeit von einer Konjunktion zur andern (ein synodischer Umlauf) beträgt nahe 584 Tage od. ca. $1^3/_5$ Jahr, u. so oft würde auch ein Venusdurchgang stattfinden, wenn die Venusbahn nicht gegen die Ekliptik geneigt wäre. Sie ist aber um 3° 23′ gegen dieselbe geneigt u. braucht zu einem drakonitischen Umlaufe, d. h. um vom aufsteigenden Knoten wieder zu ihm zurück zu kommen, nahe 225 Tage. Weil aber 5 synodische Umläufe 2919,6 Tage, 13 drakonitische 2921,1 Tage sind u. in dem Unterschiede dieser Zeiten von 1,5 Tagen die Breite der V. sich nur um 24′ ändert, also weniger als der scheinbare Sonnendurchmesser beträgt, so kann nach diesem Zeitraume von fast 8 Jahren, wenn der erste Durchgang in geringer nördlicher Breite der Sonne stattgefunden hat, wieder ein solcher in geringer südlicher Breite stattfinden u. umgekehrt. Eine genügende Annäherung an denselben Knoten findet dann aber erst nach 243 Jahren nach dem ersten Vorübergange statt (125 synodische = 395 drakonitische Umläufe), od., da auch der andere Knoten genügt, schon nach $121^1/_2$ Jahren (76 synodische sind genau $197^1/_2$ drakonitische Umläufe), u. dann wieder nach 8 Jahren aus dem zuerst angegebenen Grunde. Da aber die Bahnen der V. u. der Erde nicht Kreisbahnen sind, sondern Ellipsen u. dadurch die Zeit des Laufes der V. vom auf- zum niedersteigenden Knoten sich ändert, so kommt es, daß der erste Vorübergang im aufsteigenden Knoten nicht $121^1/_2$, sondern schon $113^1/_2$ Jahre nach dem ersten Durchgange stattfindet, u. der zweite Durchgang im niedersteigenden Knoten kann dann wieder nach 8 Jahren, der nächste in demselben aber erst nach 243 Jahren nach dem ersten Durchgange sich ereignen. In der großen Periode von 243 Jahren können sich daher nur 4 Venusdurchgänge ereignen, u. die Zwischenzeiten zwischen je 2 solchen Durchgängen sind ca. 8, $105^1/_2$, 8, $121^1/_2$ Jahre ꝛc. Die seit Erfindung des Fernrohrs vorgekommenen Durchgänge waren am 6. Dez. 1631, 4. Dez. 1639, 5. Juni 1761, 3. Juni 1769 u. 8. Dez. 1874; die nächsten werden stattfinden am 6. Dez. 1882, 7. Juni 2004, 5. Juni 2012, 10. Dez. 2117, 8. Dez. 2125, 10. Juni 2247, 8. Juni 2255 ꝛc. Ein Venusdurchgang kann natürlich nur da auf der Erde vollständig sichtbar sein, wo die Sonne während der Dauer des Durchganges über dem Horizonte steht. In manchen Theilen der Erdoberfläche wird er nur theilweise, in manchen Gegenden gar nicht sichtbar sein. Beim Durchgange von 1761 sah ganz Asien, ein Theil des nördlichen u. östlichen Europa, der westliche Theil von Nordamerika u. ganz Neuholland den Eintritt. Der Austritt war sichtbar in ganz Afrika, ganz Europa, Asien, im größten Theile des Atlant. Ozeans, einem kleinen Theile von Nordamerika u. Neuholland. Die verschiedenen Regierungen u. Akademien Europa's entsendeten Beobachter nach entfernten wichtigen Punkten. Der Berliner Astronom Enke hat die an 63 Orten angestellten Beobachtungen alle gesammelt u. daraus den Werth der Sonnenparallaxe zu 8″,49 berechnet. Der Venusdurchgang von 1769 war noch günstiger. Es wurden wieder möglichst viele Beobachtungen angestellt. Enke hat solche von 50 Orten in Europa, 6 Orten in Asien, 17 Orten in Amerika u. einem Orte in Polynesien gesammelt u. daraus die Sonnenparallaxe 8″,60 gefunden. Beide Resultate vereinigt ergaben 8″,57 als wahrscheinlichen Werth. Auf anderem Wege, aus der Bewegung des Mondes hatte der berühmte Hansen in Gotha einen Werth von 8″,97 gefunden, andere Astronomen nach anderen Methoden auch annähernd eben so große Werthe. So stand die Sache, als der mit größter Spannung erwartete Durchgang von 1874 herannahte. Die Apparate u. Methoden waren seit dem vorigen Jahrhundert viel exakter geworden, bes. Uhr u. Fernrohr beträchtlich vervollkommnet, auch war die Halley'sche Methode selbst wesentlich verbessert worden, indem nicht blos Ein- u. Austritte beobachtet, sondern auch direkt Entfernungen der V. von den

Sonnenrändern gemessen werden sollten, u. zwar mit Hülfe des Bonzner'schen Heliometers, welches noch $^1/_{10}$ Bogensekunden zu messen gestattet. Ein wichtiges neues Hülfsmittel war aber die Photographie, welche zahlreiche Aufnahme des Sonnenbildes mit der V. gestattete, auf denen in Ruhe die Entfernungen mit Genauigkeit nachgemessen werden können.

Nr. 5372. Weltkarte zur Uebersicht des Venusdurchganges vom 8. bis 9. Dez. 1874.

Alle Regierungen u. gelehrten Körperschaften trafen schon Jahre vorher unter bedeutenden Geldopfern die nöthigen Vorbereitungen u. rüsteten zahlreiche Expeditionen mit den tüchtigsten Beobachtern u. den besten Instrumenten aus nach den verschiedensten Punkten der Erde, wo die Erscheinung sichtbar war, zum Theil sogar noch völlig unbewohnten Inseln, wie die Kerguelen-, Macdonald- u. Auklandsinseln. Die Karte in Nr. 5372 giebt eine Uebersicht, an welchen Punkten der Erdoberfläche der Durchgang von 1874 ganz od. theilweise sichtbar war, an welchen nicht. Alle die über 360 betragenden Stationen aufzuzählen, sowie die an ihnen thätig gewesenen Beobachter namhaft zu machen, würde hier zu weit führen. An allen wurden Eintritt od. Austritt, wo es möglich war beide, beobachtet, zahlreiche Heliometermessungen vorgenommen u. im Ganzen etwa 3800 photographische Aufnahmen der Sonnenscheibe mit verschiedenen Stellungen der Venusscheibe gemacht. Dieses massenhaft gewonnene Material ist natürlich bis heute noch nicht völlig durchgearbeitet, wird aber bes., wenn die Beobachtungen des nächstbevorstehenden Durchganges im J. 1882 noch hinzukommen, die Grundlage so scharfer Resultate sein, wie sie wol auf lange hin dem Wissensdurst der fortschreitenden Menschheit genügen können.

**Venus**, s. „Aphrodite".

**Venusberge** heißen mehrere Berge in Deutschland. An dieselben knüpfen sich alte Volkssagen, daß in ihnen Frau Venus unter fortwährenden Lustbarkeiten königl. Hof halte u. von Zeit zu Zeit bethörte Menschen zu sich hinablocke, die bei ihr ein wonnevolles Leben führen, bis die Reue sie von dannen treibt, od. gar bis zum Jüngsten Tage; am Eingange zum Berge sitzt der Getreue Eckhart u. erhebt seine warnende Stimme. Nam. der edle Tannhäuser (s. d.) spielt in dieser Sage eine Rolle, sowie der Hörselberg bei Eisenach. Der Ursprung derselben ist auf die german. Mythologie zurückzuführen; Frau Venus ist die altdeutsche Göttin Hulda, die in der wilden Jagd einherzieht. Auch dieser schreitet der Sage nach der Getreue Eckhart voran u. mahnt die Menschen aus dem Wege zu gehen.

**Venusfächel** (Gorgonia flabellum), eine rothe od. gelbe Rindenkoralle des Antillenmeers, deren Stock ein fächerförmig ausgebreitetes Netzwerk bildet u. nach Höhe u. Breite sich bis zu einem halben Meter ausbildet. In Indien wird derselbe als Fächer u. zum Anfachen des Feuers benutzt.

**Venusgürtel** (Cestum Veneris), eine Rippenqualle (Ctenophore) des Mittelmeers, deren Körper ein 1,7 m. langes u. 5 cm. breites, in den schönsten Farben schillerndes Querband darstellt, in dessen Mitte die Verdauungsorgane, der Mund nach unten, liegen. Bei den Fischern heißt er auch Meersäbel.

**Venusmuschel** (Venus), eine artenreiche Gattung von Seemuscheln, deren mehr od. weniger bauchige, rundliche od. dreiseitige Klappen ein deutliches Feldchen vor u. hinter den starken, vorwärts gewendeten Wirbeln, ein dickes randliches Band u. jederseits drei Schloßzähne tragen. Man findet sie an allen Küsten, bes. des Indischen Meeres, in Farbenzeichnung u. Skulptur ihrer Schalenoberfläche vielfach abändernd; die meisten sind eßbar (Abb. s. Tafel XLVIII, Nr. 3, Conchylien). Fossile Arten giebt es weit über $1^1/_2$ Hundert, nam. in der Tertiärformation.

Nr. 5373. Venusgürtel (Cestum Veneris).

**Veracruz**, ein Staat der Republik Mexiko, der sich am Mexikanischen Meerbusen hinzieht, wird von dem Staate Tamaulipas im N., San Luis Potosi, Hidalgo u. Puebla im W., Oaxaca im S. u. Tabasco im SO. begrenzt u. umfaßt 1233,5 □M. mit 504,950 E. (1874). Die Küste, flach u. sandig, hat keinen einzigen guten Hafen, sondern nur offene Rheden u. Barren vor jeder Flußmündung, ist infolge der vielen stehenden Gewässer, Sümpfe u. Strandlagunen, deren größte die Laguna de Tamiagua ist, u. des vollständig fehlenden Brunnenwassers die

ungesundeste Provinz von ganz Mexiko u. regelmäßig vom Gelben Fieber u. Schwarzen Erbrechen heimgesucht. An den Küstenstrich schließen sich, nach W. sich hebend, die außerordentlich fruchtbaren, aber immer noch ungesunden, kultivirten Gebiete mit ihren Zuckerrohr-, Indigo-, Kakao-, Baumwolle- u. Tabakplantagen. Dann folgen für die Viehzucht geeignete Savannen u. endlich der ununterbrochene Wall des Hochlandes von Anahuac, dessen Ostabhang mit seinen schönen Thälern u. herrlichen Wäldern zum großen Theil zu V. gehört. Die Bewässerung ist reichlich;

Nr. 5374. Der Marktplatz in Veracruz.

die längsten der sämmtlich von W. nach O. fließenden Küstenflüsse sind die südlichsten, der Rio Coazagualio, der Rio Alvarado, welcher 4 M. von seiner Mündung für kleinere Schiffe fahrbar ist, u. der Rio Blanco. Der höchste Berg von Nordamerika liegt ebenfalls in V., der Citlaltepetl od. Pik von Orizaba, ebenso der Coffre de Perote. Zwar erschwert der steile Abfall des Gebirges den Verkehr, doch ist trotzdem gerade dieser Küstenstrich derjenige, durch welchen Mexiko's Handelsverbindung mit Europa u. Nordamerika vermittelt wird. Eine Bahn (423,8 Km.) verbindet die Hauptstadt mit Mexiko selbst, u. ein zweiter Schienenstrang (70 Km.) führt an der Küste hin bis Jalapa. Der Handel u. Waarentransport ist somit die Hauptbeschäftigung neben dem Ackerbau; Industrie u. Bergbau sind gering. Die Hauptstadt V. am gleichnamigen Golf liegt in ungesunder Gegend von öden Sanddünen u. stehenden Sumpfwässern umgeben, ist aber trotzdem, u. obgleich nur eine offene unsichere Rhede, die durch einen Molo zugänglicher gemacht u. von zwei Redouten vertheidigt wird, ihm zur Verfügung steht, der bedeutendste Seehandelsplatz Mexiko's, welcher über die Hälfte der Ein- u. Ausfuhr des Landes vermittelt. Die Stadt selbst ist regelmäßig gebaut, hat viele große altspanische Häuser, nur flache Dächer, Arkadengänge um die Märkte u. gewährt mit seinen 16 Kirchthürmen u. Kuppeln vom Meere aus ein anziehendes Bild. Doch dürfte die Bevölkerung, trotz entgegenstehender höherer Angaben, da die höheren Klassen u. die Kaufleute meist in Jalapa wohnen, nicht viel über 10,000 Köpfe betragen. V. ist Sitz der Regierungsbehörden des Staates u. mehrerer Konsuln. Neben den Kirchen sind ein Augustinerkollegium, ein Zollhaus, ein Amphitheater u. ein Schauspielhaus die nennenswerthesten Gebäude. Der wirkliche Werth der Ausfuhr 1872—73 betrug 17,939,000 Dollars, die wichtigsten Produkte waren Silber, Häute u. Felle, Kaffee u. Vanille; der der Einfuhr: 14,114,000 Dollars. Eine regelmäßige Verbindung mit Europa vermitteln französische Dampfer. Das Kastell San Juan d'Ulloa, im Hafen auf einer Insel gelegen, beherrscht die Stadt. 1580 gegründet, wenig entfernt von der Stelle, wo Cortez 1519 landete, blieb V. als letzter Punkt bis 1825 in spanischen Händen, wurde 1838 von den Franzosen, 1847 von den Nordamerikanern zur Ergebung gezwungen u. bildete den Ausgangspunkt der französischen Expedition in Mexiko, welchen 1862 der General Prim eroberte u. erst 1867 die letzten span. Truppen verließen. Andere wichtige Orte in V. sind: Jalapa, Orizaba, Perote, Hafenplätze: Tuspan im N. u. Minatitlan im S., welches für einen eventuellen Tehuantepeckanal von Wichtigkeit sein würde; wegen alter indianischer Tempelüberreste mit Skulpturen u. wegen seiner Vanillenkultur ist merkwürdig das Dorf Papantla im N. mit 2500 E.

**Veranda** (ein von den Portugiesen aus Indien eingeführtes Wort), eine offene Vorhalle od. Sommerlaube an einem Hause.

**Verantwortlichkeit.** Hat Jemand für den Erfolg eigener od. fremder Handlungen einzustehen, so sagt man, er sei für dieselben verantwortlich. Regelmäßig beschränkt sich dies auf das eigene Thun u. Unterlassen, indessen können Gesetz u. Vertrag auch eine weitergehende Verhaftung begründen. So ist nam. der Prinzipal in vielen Fällen für seine Gehülfen, der Dienstherr für sein Gesinde, gewisse Unternehmer (s. „Haftpflicht") für Handlungen u. Unterlassungen ihrer Angestellten einzustehen verbunden. — Ueber V. der Minister s. unter „Konstitution".

**Veratrin** (Veratrium), ein sehr giftiges Alkaloid, welches im J. 1818 von Meißner im Sabadillsamen u. unabhängig davon 1819 von Pelletier u. Caventon auch in der Wurzel der weißen Nießwurz (Veratrum album) aufgefunden wurde. Das V. findet sich übrigens noch in Samen u. Wurzeln mehrerer anderer Veratrumarten, zum Theil neben Sabadillin u. Jervin, zweier anderer Alkaloide, vor. Zur Darstellung des V. benutzt man immer nur die Sabadillsamen, die 0,3—0,4 % davon enthalten. Das V. erscheint gewöhnlich als ein weißes, unter dem Mikroskope krystallinisches Pulver, kann jedoch auch in großen durchsichtigen Krystallen erhalten werden; es ist geruchlos, erregt aber, wenn auch nur die kleinsten Mengen davon an die Nasenschleimhaut gelangen, das heftigste u. anhaltendste Niesen. Es schmilzt bei etwa 115° C. u. erstarrt beim Erkalten zu einer gelben durchscheinenden Masse; höher erhitzt wird es zersetzt. In kaltem Wasser ist es unlöslich, in heißem wenig löslich; dagegen ist es in Weingeist sehr leicht löslich. Die Verbindungen des V. mit den Säuren, die Veratrinsalze, sind nur zum Theil krystallisirbar, sie bilden meist nur gummiartige Massen, irgendwelche Verwendung finden sie nicht. Das reine V. dagegen wird äußerlich in Form von Salben u. Einreibungen als Reizmittel benutzt, innerlich nicht verwendet, da es ein sehr heftiges Gift ist.

**Veratrum** (Germer, Nieswurz), eine monokotylische Pflanzengattung der Colchiaceen, welche, kräftige Stauden u. Blütenrispen hervorbringend, als charakteristische Landschaftspflanzen auftreten. Die mitteleurop. Flora zählt nur zwei Arten: V. album u. nigrum, die meist auch als weiße u. schwarze Nieswurz bekannt sind. Hiervon ist die erstgenannte Art eine sehr heftige Giftpflanze unserer Hochgebirge, in denen sie, meist in der höheren Bergregion von 1000—2000 m. vorkommt. Sie trägt hier, je nach den Gegenden, verschiedene Volksnamen: Hermerwurz, Hemer, Hammer-, Hühner, Kräß, Sau, Brech u. Wendewurz, Läusekraut, Deltaken u. Zaffönie; in der Nordschweiz: Geermäder, Galbala u. Gerbala, Geermägä, Christworzel u. der Wurzelstock Kaferwurzel, weil man durch einen Absud desselben Ungeziefer vertreibt. Die Staude wird gegen 2 m. hoch u. trägt rings um den starren Schaft gestellte wegkrautartige Blätter, über denen sich eine lange Blumenrispe erhebt, die im unentwickelten Zustande an die Königskerzen (Verbascum) erinnert; die Blumen sind weißlich od. gelbgrün gefärbt, die Blumenblätter viel länger als die Blütenstiele. Die knollige Wurzel enthält das Veratrin (s. d.) u. wirkt in gepulvertem Zustande niesenerregend, weshalb auch die Pflanze zu den echten Nieswurzeln gestellt u. Helleborus albus genannt wurde. Das V. nigrum mit braunen Blüten, deren Blättchen eben so lang als die Blütenstiele sind, ist weniger giftig, erregt aber Erbrechen. Andere Arten mit gleichen Eigenschaften kommen in Nordamerika u. Mexiko vor.

Nr. 5375. Veratrum album.

**Veräußerung** in weiterem Sinne nennt man das Aufgeben eines Rechtes schlechthin, ohne daß selbiges nothwendig auf einen Anderen übertragen wird, od. das Verlorengehen eines Rechtes mit Wollen u.

Bewußtsein des bisher Berechtigten. Hierunter fällt also nam. auch der Verzicht (s. d.). In engerem u. eigentlichem Sinne dagegen begreift man unter V. dasjenige Rechtsgeschäft, durch welches der bisherige Berechtigte ein ihm zustehendes Recht auf einen Anderen überträgt.

**Verbalinjurie,** s. „Injurie“.

**Verband,** dasselbe was Bandage (s. d.). Die Verbände bestehen entweder aus einfachem Material u. können vom Wundarzt, Wärter, auch wol vom Kranken selbst sofort mit Hülfe von Messer, Schere, Nadel u. Faden angefertigt werden, od. sie sind komplizirter u. müssen vom Mechaniker od. Bandagisten hergestellt werden. Die Anlegung des V.es ist ein sehr wichtiger Theil der praktischen Chirurgie (Verbandlehre). Unter den modifizirten Verbänden, die nach ihren ersten Verfertigern benannt werden: Seutin's Kartenkleisterverband, Velpeau's Dextrinverband, Lafarge's Gipsstärkemehlverband, de Lavacherie's Pflasterverband, Burggräve's Wattenverband, van de Loo's Gipsverband, Schuh's Wasserglasverband ꝛc., hat die ausgebreitetste Anwendung bei Wunden u. Geschwüren, zur aseptischen (d. h. fäulnißwidrigen) Behandlung derselben Lister's Carbolverband gefunden: mit einer Auflösung von krystallisirter Carbolsäure (10 Theile) in destillirtem Wasser (200 Theile) wird die Wunde od. geschwürige Stelle ausgespritzt, u. unter fortgesetztem künstlichen Sprühregen (Spray) von Carbolsäurelösung legt man Charpie auf, darüber aber noch Wachstaffet, der mit einer Mischung von Carbolsäure (20 Theile) u. Leinöl (100 Theile) bestrichen wird. Andere aseptische Verbände sind: der Salicylsäure-Watteverband nach Thiersch u. der Thymolverband nach Volckmann.

**Verbannung** ist diejenige Freiheitsstrafe, welche in Ausweisung aus einem bestimmten Orte od. Lande, u. zwar bald darin, daß der Verbannte nur letztere nicht betreten darf, bald darin besteht, daß der Verbannte sich an einem bestimmten Orte od. in einem dazu bestimmten Lande od. einer Kolonie aufhalten muß (s. „Deportation“). Eine bes. strenge Form war die im Mittelalter gebräuchliche Landesverweisung. Sie bestand in der zwangsweisen Entfernung aus dem betreffenden staatlichen Gebiete, nachdem Ausstellung am Pranger u. Ausstäupung vorausgegangen waren.

**Verbascum,** s. „Königskerze“. **Verbena,** s. „Eisenkraut“.

**Verboeckhoven** (spr. Verbuckhowen), Eugen Joseph, einer der besten Thiermaler Belgiens, geb. zu Warneton in Westflandern 8. Juli 1799; erhielt von seinem Vater, dem Bildhauer Barthélémy V., den ersten Unterricht im Zeichnen u. Modelliren u. setzte das Modelliren von Thieren, bes. von Pferden, auch später noch fort, als er sich schon der Malerei widmete. Dadurch brachte er es zu einer großen Genauigkeit im Zeichnen der Thiere u. zu besonderer Vollendung der Details, während der Farbenvortrag seiner Bilder (die selten von großen Dimensionen sind) sehr glatt u. oft etwas geleckt ist. Es sind meistens die Thiere des Feldes, vorzüglich Schafe, aber auch Rinder in ruhiger Situation od. in ihrem Verhältniß zu den Menschen, selten in aufgeregtem Zustande, od. wilde Thiere. Fast alle größeren Sammlungen moderner Meister besitzen Bilder von ihm. Sein jüngerer Bruder Charles Louis **V.**, geb. 1802, ist ein geschätzter Marinemaler.

**verbotenus** (lat.), wörtlich, Wort für Wort.

**Verbrauchsteuern,** s. „Steuern“.

**Verbrechen** (lat. crimen, delictum, maleficium) ist eine widerrechtliche, mit öffentlichen Strafen bedrohte Handlung. Die V. erfordern ein Subjekt, ein Objekt u. eine Handlung, durch welche vom Subjekte an dem Objekte das Verbrechen begangen wird. Dies ist der sog. allgemeine Thatbestand des V.s; während man unter besonderem Thatbestande die Merkmale der verbrecherischen Handlung begreift, wodurch sich das eine V. von dem andern unterscheidet. Der erstere muß vorhanden sein, wenn überhaupt ein V. sich soll annehmen lassen, der letztere ist nam. für die Frage, welches V. begangen ist u. mit welcher Strafe es der Richter zu belegen hat, von Einfluß. Während in der Sprache der Wissenschaft der Ausdruck V. für jede vorbezeichnete Handlung gebraucht wird, nimmt das Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich denselben in einem engeren Sinne. Nach §. 1 desselben sind nämlich zu unterscheiden: V., das sind strafbare Handlungen, welche mit dem Tode, mit Zuchthaus od. mit Festungshaft von mehr als fünf Jahren bedroht sind; Vergehen, das sind diejenigen strafbaren Handlungen, welche mit Festungshaft bis zu fünf Jahren, mit Gefängniß od. mit Geldstrafe von mehr als 150 Mk. bedroht sind; Uebertretungen, das sind solche Handlungen, auf deren Begehung Haft- od. Geldstrafe, die letztere im Betrage bis zu 150 Mk. gesetzt ist. Früher unterschied man nach der Schwere der Strafen vielfach zwischen peinlichen u. nichtpeinlichen V. Hauptsächlich ist auseinander zu halten der Begriff der gemeinen u. politischen V. Alle V. nämlich, welche das fortdauernde, ungefährdete Dasein des Staates in seiner jetzigen Organisation aufzuheben, insbes. gewaltsame Mittel zur Abänderung des bisherigen Zustandes in Anwendung zu bringen bezwecken, heißen politische. Freilich hängt deren genauere Charakterisirung sehr von den besonderen Verhältnissen des einzelnen Staates ab u. ist nach Zeit u. Volkscharakter sehr verschieden. Ursprünglich gab es nur ein politisches V., den Hochverrath (s. d.), allmählich aber ist der Begriff sehr verallgemeinert worden, indem eine Menge verbrecherischer Akte, welche das Ansehen der Staatsgewalt, ihrer Behörden, die Erhaltung des Territoriums, einzelne Vermögensrechte des Staates, insbes. auch Leben, Ehre u. Gesundheit der Herrscherfamilien gefährden, hinzugerechnet u. demgemäß unter bes. schwere Strafe gestellt worden sind. Wichtig ist ferner die Eintheilung der V. in dolose u. culpose (s. „Dolus“ u. „Culpa“), d. h. ob sie mit Absicht od. blos aus Fahrlässigkeit begangen worden sind. Die Zahl der letzteren ist eine sehr geringe, auch ihre Bestrafung zumeist eine weit gelindere.

**Verbrecherkolonien,** s. „Deportation“.

**Verbrennung,** hierunter versteht man gewöhnlich eine unter Licht- u. Wärmeentwickelung (Feuererscheinung) vor sich gehende chemische Verbindung irgend eines Stoffes mit dem Sauerstoff der Luft. Sehr häufig dehnt man aber den Begriff V. noch weiter aus u. bezeichnet dann auch solche Vorgänge als V., bei denen der Sauerstoff sich ohne Lichtentwicklung mit dem Körper vereinigt (langsame V.); anderentheils kann man aber auch von V. sprechen bei analogen Vorgängen, bei denen Sauerstoff gar nicht ins Spiel kommt, wenn nur eine mit auffälliger Licht- u. Wärmeentwicklung verbundene chemische Vereinigung zweier Stoffe, von denen der eine gasartiger Natur ist, stattfindet. Die V. erfolgt mit Flammenerscheinung, wenn der brennende Körper entweder an sich schon ein Gas ist od. wenigstens durch die Verbrennungshitze vor dem Verbrennen in gasförmigen Zustand übergeführt wird, wie es bei allen unseren flüssigen od. festen Leuchtstoffen der Fall ist; bei festen Körpern tritt nur ein Glühen od. Verglimmen ein. So vereinigen sich z. B. Chlorgas u. Antimonmetall, od. Chlor u. Arsen unter starker Licht u. Wärmeentwicklung zu Chlorantimon beziehentlich Chlorarsen bei vollständiger Abwesenheit von Sauerstoff; ebenso verbrennt Kupfer in Schwefeldampf mit Feuererscheinung zu Schwefelkupfer. Die bei der V. freiwerdende Wärme u. die damit verbundene Lichterscheinung sind Zwecke, wegen deren im gewöhnlichen Leben V.en überaus häufig eingeleitet u. unterhalten werden. Unsere gewöhnlichen Brennmaterialien bestehen entweder nur aus Kohlenstoff u. Wasserstoff (wie z. B. Petroleum, Photogen ꝛc.), od. sie enthalten außer den beiden genannten Stoffen auch noch Sauerstoff (wie z. B. Holz, Steinkohle, Braunkohle, Stearin, Wachs ꝛc.), abgesehen von dem bei einigen vorkommenden geringen Gehalte anderer Stoffe, wie Stickstoff, Schwefel u. den Aschenbestandtheilen. Bei der V. dieser Brennmaterialien vereinigt sich der Sauerstoff der Luft mit dem Kohlenstoff u. dem Wasserstoff, (der Sauerstoffgehalt der Brennmaterialien ist zu gering u. zur vollständigen V. unzureichend) u. es entstehen Kohlensäure u. Wasserdampf als Verbrennungsprodukte. Bei ungenügendem Luftzutritt bildet sich neben Kohlensäure auch Kohlenoxydgas, welches jedoch selbst wieder verbrennlich ist u. bei erneuerter Sauerstoff- od. Luftzufuhr ebenfalls zu Kohlensäure verbrennt.

**Verbrennung der Todten,** s. „Leichenverbrennung“.

**Verbum** (lat.) heißt zunächst „Wort“ überhaupt, wird aber in der Grammatik gewöhnlich auf die sog. Zeitwörter beschränkt. Die Zusammenstellung aller Formen eines V. heißt Konjugation (s. d.); bei derselben kommen in Betracht die genera des V. (von genus, Art), d. h. das Aktivum u. Passivum (s. d.), wozu bei den Griechen noch das Medium, bei den Lateinern noch das Deponens (s. d. Art.) kommt; ferner die tempŏra (von tempus, Zeit), d. h. Gegenwart, Vergangenheit ꝛc., die modi (von modus, Art), d. h. Indikativ, Konjunktiv, Imperativ, Optativ (s. d. Art. u. „modus“), endlich die Flexion od. Abwandlung der einzelnen tempora nach je drei Personen in der Einzahl u. Mehrzahl durch verschiedene Endungen (ich gebe, du giebst ꝛc.); diejenigen Formen des V., welche für sich einen Sinn geben, bilden das V. finitum od. bestimmte V., die übrigen (Infinitive, Participia ꝛc.) das V. infinitum od. unbestimmte V. Die Verba selbst zerfallen in transitive, d. h. solche, die einen Akkusativ regieren (z. B. schlagen, geben ꝛc.), u. in intransitive (z. B. schlafen, blühen ꝛc.); ferner in persönliche u. unpersönliche (z. B. es regnet, blitzt ꝛc.); in vollständige u. unvollständige (verba defectiva), d. h. nur in bestimmten Formen gebräuchliche, z. B. ich bin, dagegen in der ersten Vergangenheit: ich war; in regelmäßige u. unregelmäßige (anomale). Im Deutschen kommt hierbei bes. der Unterschied der schwachen u. starken Bildung in Betracht, z. B. schwache Bildung: ich lebe, ich lebte; starke (durch Vokalwechsel): ich gebe, ich gab, gegeben. Hülfsverba (V. auxiliare) heißen diejenigen, mit welchen gewisse tempora durch Zusammensetzung gebildet werden; im Deutschen sind dies die Verba haben, sein u. werden

ich habe gegeben, ich werde gelobt ꝛc.). Endlich spricht man noch von abgeleiteten Verben (verba derivata), z. B. tänzeln von tanzen; von verursachenden Verben (verba causativa), z. B. tränken, d. h. trinken lassen, sprengen, d. i. springen machen ꝛc.; von reflexiven od. zurückbezüglichen Verben, z. B. sich ärgern, sich freuen ꝛc.

**Vercelli** (spr. Wertschelli), Stadt mit 20,140 E. (1871) im ital. Landestheile Piemont, Provinz Novara, in sumpfiger, ungesunder Ebene an der Mündung der Cantarana in die Sesia u. an der Linie Turin-Mailand der oberital. Eisenbahn gelegen, ist Bischofssitz, hat ein bischöfliches Seminar, ein Gymnasium, ein Waisenhaus u. andere Wohlthätigkeitsanstalten. Die bedeutendste der 14 Kirchen ist die von Pellegrino Tibaldi 1560 erbaute, reich geschmückte Kirche S. Eusebio mit dem Grabe des S. Amadeus aus dem regierenden Hause. Die Bibliothek enthält als wichtiges Manuskript das Evangelium von S. Eusebio u. die langobardische Gesetzsammlung. Die Kirche S. Cristoforo hat gute Fresken von Gaudenzio Ferrari; S. Andrea ist ein frühgoth. Bau aus dem J. 1219. Auf der Piazza steht seit 1864 die Statue Cavour's. — Die Industrie ist unbedeutend. Die Umgebung baut viel Reis u. Weizen u. hat Seidenkultur: in der Nähe gegen Rotto an der Sesia zu, von Anderen aber in die Gegend von Verona verlegt, liegen die Raudii Campi, wo Hannibal die erste Schlacht auf ital. Boden lieferte, u. 101 v. Chr. die Kimbrer von Marius u. Catulus vernichtet wurden. — V. war als Vercellae Stadt der Libici im Cisalpinischen Gallien, wurde später röm. Municipium u. mit Festungswerken versehen, die seit 1704 in Spaziergänge umgewandelt sind. Die 1228 gegründete Universität ging später wieder ein. Im Mittelalter hatte V. wechselnde Herren, war eine Zeit lang sogar Republik, wurde dann mailändisch u. 1427 savoyisch. Am 10. Okt. 1495 schlossen hier Karl VIII. von Frankreich u. Herzog Ludovico Moro von Mailand Frieden. 1638 eroberten es die Spanier, gaben es aber infolge des Pyrenäischen Friedens 1659 an Savoyen zurück. 1704 kam es in den Besitz Frankreichs u. 1717 nochmals in den Spaniens, aber noch in demselben Jahre durch den Frieden von Pavia wieder an Savoyen.

**Vercingetorix,** der König der keltischen Arverner. Seitdem er diese u. fast ganz Gallien im J. 52 v. Chr. zur Befreiung vom Joche Cäsar's aufgerufen hatte, verschanzte er sich mit ungemeinem Geschick in Avaricum (Bourges), der Hauptstadt der Bituriger u., als er dies hatte räumen müssen, in Gergovia (Gergoie bei Clermont), jagte die Römer, die schon über die Stadtmauern eindrangen, zurück u. gewann gleich darauf auch die Aeduer für den Abfall von Cäsar. Schon faßte er den Plan, in die südl. Provinz einzudringen, als der Verlust eines geringfügigen Reitertreffens ihn ängstlich machte u. zu dem Entschluß bewog, sich mit der ganzen Armee in Alesia (St. Reine im Depart. Côte d'or) einzuschließen. Hier entschied der Sieg des Labienus über ein 250,000 Mann starkes Keltenheer, das zum Entsatz heranzog u. schon Cäsar's Lager an einem Punkte zu erstürmen begann, sein Schicksal. V. entschloß sich, nicht zu fliehen, sondern sich als Opfer selbst auszuliefern, gab Roß u. Waffen an Cäsar ab u. wurde 47 v. Chr., nachdem er den Triumph verherrlicht hatte, auf der Höhe des Kapitols als Hochverräther an der röm. Nation enthauptet.

**Verdacht** heißt die auf Indicien (Anzeichen) beruhende Wahrscheinlichkeit, daß Jemand eine verbrecherische Handlung begangen habe, im Gegensatz zu der Gewißheit od. dem direkten Beweise der That. Wird bei der gegen einen Verdächtigen eingeleiteten Untersuchung nicht volle richterliche Ueberzeugung von der wirklichen Schuld erlangt, so ist der Verdächtige freizusprechen. Beschränkte Freisprechung (im Mangel mehreren Verdachts) darf nach den neueren Strafprozeßgebungen nicht erfolgen.

**Verdampfung** od. Verdunstung nennt man in der Wärmelehre die Dampfbildung an der Oberfläche solcher Körper, welche überhaupt flüchtiger Natur sind. Wasser, Alkohol, ätherische Oele, auch feste Körper, wie Kampher ꝛc., verdampfen, während Rüböl nicht verdampft. Jene Körper bleiben tropfbar flüssig nur unter einem gewissen Drucke, vermindert sich derselbe, so folgen die Molecule der Spannung, die sie auseinandertreibt, die vorher tropfbare Flüssigkeit geht in gasförmigen Zustand über, sie verdampft. Dabei mischen sich die Dämpfe mit der Luft, wenn die V. im Freien vor sich geht, od. sie erfüllen den Raum für sich, wenn derselbe luftleer gemacht war. Unter der Luftpumpe, im Vacuum (s. d.), ist die V. daher eine sehr rapide. Aehnlich wie die Verminderung des Druckes der auf der Flüssigkeit lastenden Atmosphäre wirkt die Erwärmung der Flüssigkeit, welche jenem Drucke entgegen die Spannung der Molecule der Flüssigkeit steigert, so daß beim Sieden der äußere Druck soweit überwunden wird, daß die Dämpfe mit Lebhaftigkeit auch im Inneren der Flüssigkeit sich bilden. Da die über einer Flüssigkeitsoberfläche befindliche Luft nur eine gewisse Menge des gebildeten Dampfes aufnehmen kann, so hört die V. auf, sobald die Luft den Sättigungspunkt, der übrigens für verschiedene Temperaturen ein verschiedener ist, erreicht hat. Findet also V. bei jeder Temperatur statt, so kann dieselbe beschleunigt werden einmal durch Verminderung des Druckes (Vacuum) u. durch Erwärmung, dann aber durch Vergrößerung der Oberfläche u. durch Luftzug, wodurch der Sättigung der Luft vorgebeugt wird. Beim Verdunsten wird freie Wärme gebunden od. latent (s. „Wärme"), daher wird die Umgebung verdunstender Körper kalt.

**Verdauung** (Digestion) besteht in der Aufnahme der zum Unterhalt der Lebensprozesse u. zum Ersatz der Gewebe erforderlichen Nahrung in den aus Mundhöhle, Schlundkopf, Speiseröhre (s. d.), Magen (s. d.) Leber (s. d.), Darm (s. d.) bestehenden Verdauungskanal u. in der Ueberführung der Nahrung zur Aufnahme in die Säftemasse geeignete Form. Die V. ist also derjenige Vorgang im Körper, bei welchem die Nahrung (s. d.) zum Theil durch chemische Veränderung in einer solchen Weise umgewandelt wird, daß sie zur Ernährung u. Erhaltung des thierischen Organismus dienen kann. Die Organe, welche hierbei mitwirken, heißen Verdauungs- (Digestions-) Werkzeuge; außer den als „Verdauungskanal" oben bezeichneten Theilen des Körpers gehören zu ihnen die Speicheldrüsen (s. d.), die Leber (s. d.), die Bauchspeicheldrüse. Die mechanische Verarbeitung der Speisen in der Mundhöhle besteht in der Zertheilung des Bissens mittels der Zähne, wobei die Zunge den Bissen von einer Seite zur andern schiebt, u. in der Durchfeuchtung des Bissens mit Mundschleim u. Speichel, indem die Speichel- u. Schleimdrüsen infolge des Reizes, den die Thätigkeit des Kauens auf die Mundhöhlenschleimhaut ausübt, eine reichlichere Menge des von ihnen abgesonderten Sekrets in die Mundhöhle ergießen. Das „Kauen" wird durch die Bewegungen der Kiefer (s. d.) bewirkt; die Zähne (s. d.) funktioniren insofern, als die meißelförmigen Schneidezähne sowie die Eck- od. Reißzähne den Bissen ergreifen, der dann von den Backzähnen auf das Feinste zertheilt wird. Es folgt hierauf die Operation des Schlingens od. Schluckens: Der zerkleinerte Bissen sammelt sich auf dem ausgehöhlten Zungenrücken u. wird von diesem zwischen die Bögen des weichen Gaumens geschoben, welche sich mit ihren beiden Schenkeln aneinander legen u. den Bissen fassen; letzterer gleitet hierauf über die Zungenwurzel, während der Kehldeckel den Eingang zur Stimmritze schließt, der Schlundkopf aber gehoben wird, den Bissen in sich aufnimmt u. durch Zusammenziehungen der seitlich liegenden Muskeln ihn in die Speiseröhre schlüpfen läßt; die unwillkürlichen (peristaltischen) Zusammenziehungen der Speiseröhre befördern schließlich den Bissen in den Magen. Hier angelangt machen die Speisen unter dem Einflusse des Reizes, den sie auf die Magennerven ausüben, u. dem sofort auch Kontraktionen der Magenwände folgen, in der Magenhöhle eine Art von Kreisbewegung, bis sie durch den Pförtner des Magens in den Zwölffingerdarm gelangen. Die Bewegungen, welche sowol in der Speiseröhre, als auch im Magen u. im Darm die Fortführung des Inhalts von oben nach unten besorgen, sind fortschreitende, sie werden als „peristaltische" (s. d.) bezeichnet u. stehen unter dem Einflusse des Vagus- u. des Sympathicusnerven, wobei die Zusammenziehungen der Kreis- u. Längsmuskelfasern der Därme schließlich die mehr od. weniger flüssigen od. konsistenten Massen (Faeces) bis zum Mastdarm schaffen, von wo sie unter Mitwirkung der sog. Bauchpresse (Kontraktionen der Bauchmuskeln u. des Zwerchfells) entleert werden. — Die chemische Veränderung der Nahrungsstoffe beginnt schon in der Mundhöhle, indem einerseits der Mundschleim, andererseits die Absonderung der Speicheldrüsen (s. d.), der Speichel, die Stoffe nicht blos durchfeuchten (einspeicheln), sondern auch das in der Nahrung enthaltene Stärkemehl in sehr kurzer Zeit in Traubenzucker umwandeln, eine Wirkung, die sich auch noch im Magen fortsetzt, u. die man als eine Fermentwirkung aufzufassen hat, bei welcher die im Mundsekret befindlichen eiweißähnlichen Substanzen die Rolle von Gährungserregern spielen. Gelangen dann die Speisen in den Magen, so mischen sie sich hier mit zwei Absonderungsstoffen, dem Magenschleim u. dem Magensaft. Ersterer wird von der Magenschleimhaut immerwährend, letzterer nur während der V. od. bei künstlicher Reizung der Magenschleimhaut abgesondert. Der Magensaft, das Sekretionsprodukt der Labdrüsen, eine klare, sauer reagirende Flüssigkeit, besitzt allein die Fähigkeit, Eiweißkörper, die mit der Nahrung in den Magen gelangen, aufzulösen u. in eine zur Aufsaugung u. zur weiteren Verwendung im Körper geeignete Form zu bringen. Seine wesentlichen Bestandtheile sind freie Säure (Chlorwasserstoffsäure u. Milchsäure) u. ein den Eiweißstoffen verwandter Fermentkörper, das Pepsin (s. d.), welches die in den Magen eingeführten Eiweißkörper in die leicht löslichen Peptone umwandelt. Ein Theil der in den Magen mit der Nahrung eingeführten Stoffe, die in der Regel 2—3, höchstens 4½ Stunden daselbst verharren, wird hier nicht umgewandelt; nur die flüssigen od. verflüssigten Stoffe gehen durch Aufsaugung von den Magenwänden aus in das Blut über. Die übrige Menge der Stoffe tritt in fester Form theils aufgeschlossen, theils noch

unverändert, doch immerhin mit Magensaft durchtränkt in den Darm über u. wird als Speisebrei od. Chymus bezeichnet. In demselben befinden sich manche in der Nahrung enthaltenen pflanzlichen u. thierischen Gewebe ganz unverändert, andere in verschiedenem Grade erweicht, fein zertheilt od. völlig gelöst; beispielsweise finden sich die Fettbestandtheile der Nahrungsmittel in einzelne Tropfen zusammengeflossen u. so mit dem Speisebrei ziemlich innig gemischt. Der Grad der Verdaulichkeit der zusammengesetzten Nahrungsmittel ist vorzugsweise abhängig von der Art u. Weise, wie die leicht löslichen Nahrungsstoffe mit schwer löslichen od. mit ganz unlöslichen gemengt sind. An Personen mit Magenfistel haben Beaumont u. später Bidder u. Schmidt experimentell nachgewiesen, wie lange verschiedene Speisen im Magen verweilen: Gekochter Reis, Schweinsfüße, geschlagene Eier 1 Stunde, Forelle u. Lachs $1^1/_2$ Stunde; Milch, Stockfisch, Brot, rohe Eier, Kohlsalat 2 Stunden; Kartoffeln, Lammfleisch, Ochsenfleisch, gekochte Eier $2^1/_2$—$2^3/_4$ Stunden; Austern, Beefsteak, Schinken 3 Stunden; Bratwürste, Bohnen, Hammelfleisch, Schweinefleisch, Wildente $3^1/_2$ 4 Stunden. Schwerverdaulich sind die Hülsenfrüchte, weil in ihnen das Eiweiß (Legumin) u. die Stärke in feste Cellulosehüllen eingeschlossen sind. Die Verschiedenheit in der Verdaulichkeit der Fleischsorten rührt ohne Zweifel theils von der verschiedenen Festigkeit der Muskelfaserbündel, theils von der durch die Zubereitung erzeugten Beschaffenheit her.

Nachdem der Speisebrei aus dem Magen durch dessen Pförtner in den Darm, zunächst in den Zwölffingerdarm, dann in den Dünndarm gelangt ist, geschieht die weitere V. unter der Wirkung der von den Darmdrüsen abgesonderten Flüssigkeit (Darmsaft), welche die Fähigkeit hat, Stärkemehl in Zucker umzuwandeln, sowie sie auch die Eiweißstoffe leichter löslich zu machen vermag. Der von der Bauchspeicheldrüse (Pankreas) abgesonderte Bauchspeichel, welcher aus dieser durch einen Gang sich in den Zwölffingerdarm ergießt, hat die Aufgabe, im Speisebrei das Stärkemehl in Zucker, die Eiweißkörper in Peptone umzuwandeln, sowie die Fette fein zu vertheilen, auch theilweise chemisch zu zerlegen. Ebenfalls in den Zwölffingerdarm fließt aus der Gallenblase durch einen Gang die in der Leber bereitete Galle ab, um sich gleichfalls dem Speisebrei beizumischen u. die noch in demselben befindlichen Fette so umzuwandeln, daß sie leicht von den zottenartigen Schleimhautdrüsen des Darms aufgesogen u. der Lymphe zugeführt werden. Bei der Fortführung des Speisebreies durch den Darm werden zugleich die sämmtlichen unverdaulichen Substanzen in Verbindung mit den im Ueberschuß genossenen verdaulichen Stoffen in eine Art fauligen Gährungsprozeß versetzt, wobei sich verschiedene Salze sowie Gase (Kohlensäure, Wasserstoff, Stickstoff, Kohlen- u. Schwefelwasserstoff) bilden; die fettreichen Massen werden schließlich als Exkremente (Faeces, Koth) aus dem Mastdarm durch den After entleert. Das Gesammtgewicht der in 24 Stunden in normalem Zustande ausgeleerten, zumeist sauer reagirenden Exkremente beträgt 120—180 Gr. mit 75% Wassergehalt, demnach ungefähr $1/_{20}$ der in der gleichen Zeit aufgenommen Nahrungsmenge.

Bei der V. sind es im Allgemeinen vier Gruppen von Substanzen, die in den einzelnen Nahrungsstoffen durch die genannten Verdauungssäfte eine Umwandlung erleiden: Kohlenwasserstoff-Verbindungen, Fette, Eiweißkörper u. Salze. Von dem Kohlenhydrate werden der Trauben- u. Milchzucker größtentheils unverändert aufgenommen, der Rohrzucker wahrscheinlich nach vorheriger Umwandlung in Traubenzucker; im Dickdarm geht ein Theil des Zuckers durch Gährung in Milchsäure u. Buttersäure über. Das Stärkemehl wird durch den Mundspeichel, den Bauchspeichel, den Darmsaft u. vielleicht auch durch die Galle in Traubenzucker umgewandelt. Die Fette werden durch die Wirkung des Bauchspeichels, zum Theil auch des Darmsaftes äußerst fein vertheilt u. dann unter dem Einfluß der Galle zur Aufsaugung gebracht. Die Eiweißkörper (Albumin, Fibrin ꝛc.) wandelt der Magensaft in Peptone um; diese Umwandlung setzt sich im Darm durch den Bauchspeichel u. Darmsaft fort. Leim u. leimgebende Substanzen werden im Magensaft aufgelöst, allein in ihren chemischen Eigenschaften nicht weiter verändert u. in gelöstem Zustande zum Theil aufgesaugt. Die Salze werden im Wasser od. der Säure des Magens zumeist gelöst, soweit sie nicht schon in gelöstem Zustande in letzteren gelangten; nur die kohlensauren Salze werden zersetzt, indem sie Verbindungen mit der Salzsäure u. Milchsäure des Magens eingehen, wobei die Kohlensäure im Magen frei wird. Die V. kann durch die mannichfachsten Krankheiten der dabei thätigen Organe gestört werden; am häufigsten geschieht dies durch Magen- u. Darmkatarrhe, die infolge von Diätfehlern od. von Erkältungen auftreten. Eine gelindere Form von Störung ist die Verdauungsschwäche, die zumeist auf einer ungenügenden Absonderung od. einer chemischen Veränderung des Magensaftes beruht. Sie kommt in letzter Beziehung als Dyspepsie vor, bei welcher im Magensaft theils die Säuren in zu reichlicher od. zu geringer Menge vorhanden sind, theils auch das Pepsin mehr od. weniger mangelt. Während bei Säurebildung Magnesia od. doppelkohlensaures Natron Dienste leisten, wird in letzterem Falle Pepsinlösung mit Vortheil genommen. Wenn dagegen die Verdauungsschwäche auf einer unkräftigen Bewegung des Magens beruht, so können bittere Stoffe od. ätherisch ölige Mittel sowie reizende Substanzen durch Anregung der Magennerven Abhülfe schaffen.

**Verde antico,** mit diesem Namen belegen die ital. Künstler verschiedene grüne Gesteine, die sie zu Bildhauerarbeiten benutzen u. irrthümlicherweise für Marmor halten. Jene Gesteine sind nämlich entweder Diabasporphyr (Grünsteinporphyr), der in seiner dunklen augitischen Grundmasse weiße Feldspathkrystalle eingesprengt zeigt, od. Breccie von Kalkstein, Talk u. edlem Serpentin. Der Porfido v. a. aus Krokna in Griechenland, in Italien jetzt Porfido di vitelli genannt, soll ein Gemenge einer grasgrünen, kalkigen Grundmasse mit edlem Serpentin sein.

**Verdeck,** s. „Deck".

**verdeckte Batterie** heißt eine Geschützaufstellung, welche für den Feind erst im Augenblick des Feuerns erkennbar wird. V. B.n kommen im Festungskriege vor.

Nr. 5376. Giuseppe Verdi (geb. 9. Okt. 1813).

**Verden** (spr. Fehrden), Kreisstadt mit 7669 E. (1875) in der preuß. Provinz Hannover, Landdrosteibezirk Stade, an der Aller, kurz vor deren Mündung in die Weser u. an der Strecke Hannover-Geestemünde der hannov. Staatsbahn gelegen, ist Sitz der Kreisbehörden, hat Gymnasium u. Gewerbeschule, Tabakfabrikation, Bierbrauerei, Schiffahrt u. Handel. Das hervorragendste Bauwerk der Stadt ist der mächtige, neuerdings restaurirte, thurmlose Dom. In der Nähe liegt der dem Pyrmonter ähnliche Uhlenmüller Gesundbrunnen. — V. verdankt seine Entstehung Karl d. Gr., der 776 od. 780 das Bisthum V. stiftete, als dessen erster Bischof gewöhnlich der Angelsachse Suitbert angenommen wird. Der Sprengel erstreckte sich bis zur Gründung von Ratzeburg (1158) bis aufs rechte Elbufer; später war die Elbe bis zur Havelmündung die Nordostgrenze. Lauenburg u. Salzwedel mit einem Theile der Altmark gehörte zu V., das selbst wieder unter Mainz stand. Zur Reformationszeit wurde es durch Bischof Gregor von Braunschweig lutherisch. Die vom Bischof Franz Wilhelm gemachten Versuche, das Bisthum wieder zu katholisiren, wurden im Dreißigjährigen Kriege durch die Schweden vereitelt. Der Westfäl. Friede erhob es zu einem Herzogthum von etwa 24 □M., das ein von der Wümme u. ihren Nebenflüssen Veerse, Windau ꝛc. bewässertes, zum Theil sumpfiges, zum Theil heidereiches Gebiet umfaßte u. Schweden als Reichslehen überlassen wurde. 1715 kam es durch Kauf an Hannover u. wurde 1719 im Frieden förmlich von Schweden an Hannover abgetreten. Von 1807 an bildete es einen Theil des Königreichs Westfalen, wurde aber 1814 wieder mit Hannover verbunden, mit dem es 1866 preußisch wurde.

**Verdi,** Giuseppe, berühmter ital. Komponist, geb. 9. Okt. 1813 zu Roncole im Parmesanischen als Sohn eines Gastwirthes u. Krämers; erhielt bereits frühzeitig von dem alten Organisten seines Dorfes den ersten Unterricht im Klavier- u. Orgelspielen u. wurde sogar schon mit zwölf Jahren der Amtsnachfolger seines Lehrers; diesen Posten

versah er auch noch, als er bald darauf behufs des Schulbesuches nach Busseto, einem drei Stunden von Roncole entfernten Städtchen, gekommen war, indem er alle Sonn- u. Feiertage sich nach seinem Heimatsorte begab. In Busseto erhielt er durch Vermittlung eines Gönners zunächst Unterricht bei Giovanni Provesi, Kapellmeister an der Kathedrale von Busseto, u. später die Mittel zu weiterer musikalischer Ausbildung in Mailand. Hier von dem damaligen Direktor des Konservatoriums, Francesco Basily, als zu gering beanlagt zurückgewiesen, fand V. in Vincenzo Lavigna, dem Kapellmeister am Scalatheater, einen würdigen Lehrer. Zu Anfang der dreißiger Jahre nach Busseto zurückgekehrt, wurde V. Dirigent der dortigen philharmonischen Gesellschaft, ging aber, seit 1835 vermählt, einige Jahre darauf wieder nach Mailand, wo 1839 seine erste Oper „Oberto conte di San Bonifazio" mit großem Erfolg in Scene ging, während 1840 die zweite, „Un giorno di regno, o il finto Stanislao", durchfiel.

Nr. 5377. Verdun-sur-Meuse.

Der Schmerz über diese Niederlage u. über den um dieselbe Zeit erfolgten Tod seiner Gattin ließ ihn den Entschluß fassen, nichts mehr für das Theater zu schreiben u. sich ganz der Ertheilung von Unterricht zu widmen; doch versuchte er auf Zureden seiner Freunde noch einmal sein Glück mit der Oper „Nabuccodonosor" (1842), welche von zündender Wirkung war. Bedeutenden Erfolg hatten auch 1843 „I Lombardi alla prima crociata" (Mailand) u. 1844 „Ernani" (Venedig), weniger „I due Foscari" (1844, Rom), „Giovanna d'Arco" (1845, Mailand), „Alzira" (1845, Neapel), „Attila" (1846, Venedig) u. „Macbeth" (1847, Florenz; 1865 für das Théatre Lyrique umgearbeitet). In das J. 1847 fallen noch „I Masnadieri" (London) u. die für die Große Oper in Paris umgearbeiteten u. nunmehr „Jérusalem" betitelten „Lombardi". „Il Corsaro" (Triest, 1848) u. „La Battaglia di Legnano" (Rom, Anfang 1849) fanden nur geringen Beifall, während „Luisa Miller" (Neapel, Ende 1849) sehr gefiel. Nachdem 1850 „Stiffelio" in Triest fast durchgefallen, erregte 1851 „Rigoletto" in Venedig Enthusiasmus, u. noch mehr 1853 zu Rom „Il Trovatore", dagegen machte in demselben Jahre „La Traviata" in Venedig bei ihrer ersten Aufführung vollständiges Fiasco, gefiel aber nachgehends mehr u. mehr u. wurde endlich neben dem „Rigoletto" u. „Trovatore" die verbreitetste von V.'s Opern. 1855 ging die für die Große Oper in Paris komponirte Oper „Les Vêpres Siciliennes" mit Erfolg in Scene; für Italien verlangte die Censur ein anderes Libretto, u. so kam dort das Werk unter dem Titel „Giovanna di Guzman" auf die Bühne. Die seither entstandenen Opern V.'s, nämlich „Simone Boccanegra" (Venedig 1857), „Aroldo" (Rimini 1857, eine Umarbeitung des „Stiffelio"), „Un Ballo in maschera" (Rom 1859), „La Forza del destino" (Petersb. 1862) u. „Don Carlos" (Par. 1867) hatten nur zweifelhafte Erfolge zu verzeichnen, während die bis jetzt neueste Oper „Aïda", im Auftrage des Vizekönigs von Aegypten geschrieben, Ende des Jahres 1871 zum ersten Male in Kairo mit ungemeinem Beifall aufgeführt, allgemeine Anerkennung gefunden hat u. wol mit Recht als V.'s interessanteste u. bedeutendste Opernschöpfung gilt. Für die Eröffnung der Londoner Ausstellung 1862 komponirte V. die Cantate „Inno delle nazioni", u. seit 1874 besitzen wir von ihm auch das höchst achtungswerthe „Requiem", zum Gedächtniß Manzoni's geschrieben u. in Mailand 1874 zum ersten Male aufgeführt. Aus dem J. 1873 stammt ein Streichquartett, neben welchem noch einige Sammlungen von ital. Romanzen u. mehrstimmigen Notturno's im Druck erschienen sind. — Seit Mitte der vierziger Jahre ist V. zum zweiten Male verheirathet (mit der ehemaligen Sängerin Strepponi) u. lebt, zu großem Vermögen gelangt, den Sommer meist auf einer Besitzung in der Nähe von Busseto u. den Winter in Genua; seit 1875 gehört er auch dem Senat an. — Ohne Frage ist V. gegenwärtig der bedeutendste Tonsetzer Italiens, wenn auch sein Talent dem seiner Vorgänger Donizetti, Bellini u. Rossini nachsteht. Doch ersetzt er, was ihm etwa an Erfindung abgeht, durch bedeutenden Kunstverstand u. energisches Wollen, welches allerdings häufig auf blos Aeußerliches u. drastisch Wirkendes gerichtet ist. Er ähnelt in dieser Beziehung Meyerbeer, von dessen Manier er sich überhaupt seit den „Vêpres Siciliennes" Mancherlei angeeignet hat.

**Verdikt** (vom lat. vere dictum, ein wahr Gesprochenes), Ausspruch, Entscheidung, Wahrspruch, bes. der Geschworenen.

**Verdoppelung der Würfel,** s. „Delisches Problem".

**Verdun-sur-Meuse** (spr. Werdöng ßür Möhs'), Stadt u. Festung ersten Ranges im franz. Maasdepartement, mit 10,567 E. (1872), liegt in 314 m. Seehöhe an beiden Ufern der Maas an der Linie Rheims-Aubréville-V. der franz. Ostbahn u. an der Bahn Lerouville à Sedan. Die gutgebaute Stadt ist Bischofssitz, hat ein Handelsgericht, 9 Kirchen, 3 Spitäler, eine öffentliche Bibliothek, fertigt Leder, Wollenwaaren, feine Bäckereien, hat viel Destillationen u. in der Umgegend zahlreiche Schmieden, Glas- u. Papierfabriken u. ergiebigen Weinbau. — V. war als Virodunum zur Römerzeit eine Stadt der Mediomatrici in Belgica prima, später eine Stadt Austrasiens. Im Vertrag zu V., welchen 11. Aug. 843 Kaiser Lothar mit seinen Brüdern Ludwig dem Deutschen u. Karl dem Kahlen über die Theilung des Fränkischen Reiches schloß, erhielt es Lothar. Die Herzöge von Lothringen, von welchen das Verdunois, das Land um V., später erworben wurde, ließen es durch Grafen regieren, von denen der eine, Friedrich, dasselbe mit Bewilligung Kaiser Otto's I. an den Bischof Haimon von V. schenkte. Da die Herzöge damit nicht zufrieden waren, bildete das Verdunois einen Gegenstand fortwährender Fehden, bis es in die Hände Gottfried's v. Bouillon kam. Durch ihn erhielt es sein Bruder Balduin, der es, um Geld zu einem Kreuzzuge zu erhalten, an den Bischof von V. verkaufte. Die Stadt V. selbst aber war schon längst vorher deutsche Reichsstadt geworden u. wußte ihre Freiheit gegen die Bischöfe zu vertheidigen. 1552 aber mußte sie franz. Hülfe annehmen, u. so erhielt sie franz. Besatzung u. wurde endlich im Westfälischen Frieden 1648 ganz an Frankreich abgetreten. Am 4. Sept. 1792 öffneten die Royalisten den Alliirten die Thore, wofür sie, nach dem Rückzuge der Deutschen, fast sämmtlich von den Republikanern enthauptet wurden. Im Deutsch-franz. Kriege wurde V. 25. Aug. 1870 vergeblich zur Uebergabe aufgefordert u. durch Truppen des 12. (sächs.) Armeecorps resultatlos beschossen, seit 25. Sept. aber, da die Festung sich für die Truppen vor Metz u. für die Kommunikation mit dem Westen sehr störend erwies, eng cernirt u. vom 13. Okt. an regelrecht belagert, was 8. Nov. 1870 zur Kapitulation führte. — V.-sur-Garonne (spr. W. ßür Garonn'), Stadt mit 1580 E. (1872) im Depart. Tarn et Garonne an der Garonne. — V.-sur-le-Doubs (spr. W. ßür lö Duh), Stadt mit 1843 E. im Depart. Saône et Loire am Einflusse des Doubs in die Saône.

**Veredelung d. Obstbäume,** s. „Okuliren", „Kopuliren", „Pfropfen".

**Vereinigte Staaten von Columbia,** s. „Columbia", „Columbische Republik".

**Vereinigte Staaten von Nordamerika** (engl. United States of America), eine Bundesrepublik in Nordamerika, die größte der Erde, besteht aus 38 souveranen Staaten, 1 Bundesdistrikt, 8 organisirten u. 2 nicht organisirten Territorien (Alaska u. Indianerterritorium). Der Haupttheil liegt zwischen 24° 30′ u. 49° 24′ nördl. Breite u. 66° 50′ u.

124° 45′ westl. L. von Greenwich. Die V. St. werden begrenzt im N. von Britisch Nordamerika, im O. von der britischen Provinz Neu Braunschweig, dem Atlantischen Ozean u. dem Golf von Mexiko, im S. vom Golf u. von der Republik Mexiko u. im W. vom Stillen Ozean. Die Grenze gegen Britisch Nordamerika mißt nach der Karte des Kriegsdepartements 3540 engl. M. (770 deutsche geogr. M.) u. die mexikanische Grenze 1550 engl. M. (336 deutsche geogr. M.). Die größte Länge von O. nach W. beträgt 2800 engl. M. von Cape Cod in Massachusetts bis an den Stillen Ozean, nahe dem 42. Breitengrade, u. die größte Breite von N. nach S. 1600 engl. M., von der Nordwestecke von Minnesota bis an den Südpunkt von Texas. Das Areal betrug 1870 nach Walker's „Statistical Atlas of the United States" 3,076,494 engl. □M., ohne die Seen u. die Flußoberflächen u. ohne Alaska; mit letzteren betrug das Areal 1878: 3,603,884 engl. □M. (nach dem Frieden von 1783 umfaßten die V. St. nur 827,844 engl. □M.). Hierzu kam 1803 Louisiana von Frankreich (1,171,931 □M.), 1819 Florida von Spanien (59,268 □M.), 1845—53 967,451 □M. von Mexiko u. 1867 Alaska (577,400 □M.) von Rußland. Die Bevölkerung war von 3,929,214 Personen (1790) auf 38,927,098 (1870) gestiegen. Die Tabelle giebt die Staaten u. Territorien mit ihren Hauptstädten, dem Jahre ihrer Zulassung zur Union od. ihrer Organisation als Territorien, ihrem Gebietsumfange in engl. u. deutschen geogr. □M. u. ihrer Bevölkerung im J. 1870:

| Staaten u. Territorien und ihre Hauptstädte. | Zugelassen im J. | Engl. □M. | Deutsche geogr. □M. | Bevölkerung im J. 1870. | Einw. auf 1 □M. |
|---|---|---|---|---|---|
| 1. Staaten. | | | | | |
| Alabama (Montgomery) | 1819 | 50,722 | 2385,7 | 996,992 | 417 |
| Arkansas (Little Rock) | 1836 | 52,198 | 2455,1 | 484,471 | 190 |
| California (Sacramento) | 1850 | 188,981 | 8888,7 | 560,247 | 64 |
| Colorado (Denver) | 1876 | 104,500 | 4915,2 | 39,864 | 8 |
| Connecticut (Hartford) | 1788 | 4750 | 223,1 | 537,454 | 2402 |
| Delaware (Dover) | 1787 | 2120 | 99,7 | 125,015 | 1254 |
| Florida (Tallahassee) | 1845 | 59,268 | 2787,7 | 187,748 | 64 |
| Georgia (Atlanta) | 1788 | 58,000 | 2728,0 | 1,184,109 | 447 |
| Illinois (Springfield) | 1818 | 55,410 | 2606,2 | 2,539,891 | 978 |
| Indiana (Indianopolis) | 1816 | 33,809 | 1590,2 | 1,680,637 | 1063 |
| Iowa (Des Moines) | 1846 | 55,045 | 2589,1 | 1,194,020 | 446 |
| Kansas (Topeka) | 1861 | 81,318 | 3824,8 | 364,399 | 85 |
| Kentucky (Frankfort) | 1792 | 37,680 | 1772,3 | 1,321,011 | 957 |
| Louisiana (New-Orleans) | 1812 | 41,346 | 1944,7 | 726,915 | 383 |
| Maine (Augusta) | 1820 | 35,000 | 1646,2 | 626,915 | 383 |
| Maryland (Annapolis) | 1788 | 11,124 | 523,2 | 780,894 | 1488 |
| Massachusetts (Boston) | 1788 | 7800 | 366,9 | 1,457,351 | 4018 |
| Michigan (Lansing) | 1837 | 56,451 | 2655,2 | 1,184,059 | 447 |
| Minnesota (St. Paul) | 1858 | 83,531 | 3928,9 | 439,706 | 128 |
| Mississippi (Jackson) | 1817 | 47,156 | 2218,0 | 827,922 | 383 |
| Missouri (Jefferson City) | 1821 | 65,350 | 3073,0 | 1,721,295 | 574 |
| Nebraska (Lincoln) | 1867 | 75,995 | 3574,4 | 122,993 | 36 |
| Nevada (Carson City) | 1861 | 104,125 | 4897,5 | 42,491 | 9 |
| New-Hampshire (Concord) | 1788 | 9280 | 436,5 | 318,300 | 723 |
| New-Jersey (Trenton) | 1787 | 8320 | 391,3 | 906,096 | 2334 |
| New-York (Albany) | 1788 | 47,000 | 2210,7 | 4,382,759 | 1999 |
| North-Carolina (Raleigh) | 1789 | 50,704 | 2384,9 | 1,071,361 | 447 |
| Ohio (Columbus) | 1802 | 39,964 | 1879,7 | 2,665,260 | 1425 |
| Oregon (Salem) | 1859 | 95,274 | 4481,3 | 90,923 | 20 |
| Pennsylvania (Harrisburg) | 1787 | 46.000 | 2163,6 | 3,521,951 | 1573 |
| Rhode-Island (Providence u. Newport) | 1790 | 1306 | 61,4 | 217,353 | 3572 |
| South-Carolina (Columbia) | 1788 | 34,000 | 1599,2 | 705,606 | 447 |
| Tennessee (Nashville) | 1796 | 45,600 | 2144,8 | 1,253,520 | 595 |
| Texas (Austin) | 1845 | 274,356 | 12,904,4 | 819,579 | 64 |
| Vermont (Montpellier) | 1791 | 10,212 | 480,3 | 330,551 | 688 |
| Virginia (Richmond) | 1788 | 38,348 | 1803,7 | 1,225,163 | 679 |
| West-Virginia (Wheeling) | 1862 | 23,000 | 1081,8 | 442,014 | 408 |
| Wisconsin (Madison) | 1848 | 53,924 | 2536,3 | 1,054,670 | 415 |
| Zusammen | | 2,088,967 | 98,255,0 | 38,156,505 | 388 |
| 2. Territorien. | | | | | |
| Alaska (Sitka) | — | 577,390 | 27,157,6 | 70,461 | 2 |
| Arizona (Tucson) | 1863 | 113,916 | 5358,0 | 9658 | 2 |
| Dakota (Yankton) | 1861 | 150,932 | 7099,1 | 14,181 | 2 |
| Distr Columbia (Washington) | 1801 | 64 | 3,0 | 131,700 | 43900 |
| Idaho (Boise City) | 1863 | 86,294 | 4058,9 | 14,999 | 3 |
| Indianer-Terr. (Tahlequah) | — | 68,991 | 3245,0 | 68,152 | 21 |
| Montana (Helena) | 1864 | 143,776 | 6762,5 | 20,595 | 3 |
| New-Mexiko (Santa Fe) | 1850 | 121,201 | 5700,6 | 91,874 | 16 |
| Utah (Salt Lake City) | 1850 | 84,476 | 3973,9 | 86,786 | 22 |
| Washington (Olympia) | 1853 | 69,994 | 3292,2 | 23,955 | 7 |
| Wyoming (Cheyenne) | 1868 | 97,883 | 4603,9 | 9118 | 2 |
| Total | | 1,514,917 | 71,254,7 | 541,979 | 8 |
| Indianer | | — | — | 228,614 | — |
| Vereinigte Staaten: Total | | 3,603,884 | 169,509,4 | 38,927,098 | 229 |

Die Resultate der 1874 von der Staatsregierung von Michigan, 1875 von 12 anderen Staaten u. 1876 von Missouri u. Nebraska vorgenommenen Zählungen sind folgende:

| Staaten. | Einw. 1870. | Einw. 1875. | Staaten. | Einw. 1870. | Einw. 1875. |
|---|---|---|---|---|---|
| Iowa . . . . | 1,191,020 | 1,350,544 | Nevada . . . . | 42,491 | 52,540 |
| Kansas . . . | 364,399 | 528,437 | New Jersey . . | 906,096 | 1,019,413 |
| Louisiana . . | 726,915 | 859,639 | New York . . | 4,382,759 | 4,998,208 |
| Massachusetts | 1,457,351 | 1,657,652 | Oregon . . . . | 90,923 | 104,920 |
| Michigan . . | 1,184,059 | 1,334,031 | Rhode Island | 217,353 | 258,239 |
| Minnesota . | 439,706 | 597,407 | South Carolina . . . . | 705,606 | 925,145 |
| Missouri . . | 1,721,295 | 2,058,537 | Wisconsin . . | 1,054,670 | 1,236,729 |
| Nebraska . . | 122,993 | 246,280 | | | |

Einw. 1870: 14,910,636, Einw. 1875: 16,959,721.

Daraus ergiebt sich für diese Staaten eine Zunahme von 2,049,085 od. 15%. Dieses Verhältniß auf die Gesammtheit der V. St. übertragen, würde für 1875 eine Bevölkerungsziffer von 44 Mill. E. ergeben u. für 1880: 50 Mill. E. in Aussicht stellen; doch wird letztere Zahl kaum erreicht werden, da die Einwanderung seit 1874 in beständiger Abnahme ist.

Mit Ausnahme einer kleinen Strecke im äußersten NO. ist die atlantische Küste u. die Küste des Golfes flach, während die Küsten des Stillen Ozeans meistens gebirgig sind. Die bedeutendsten Einbuchtungen an der atlantischen Küste sind die Baien Passamaquoddy, Frenchman's, Penobscot, Casco, Massachusetts, Cape Cod, Buzzard's, Narragansett, New-York, Raritan, Delaware u. Chesapeake, der Long-Island-Sund, der Albemarle-Sund u. der Pamlico-Sund; an der Golfküste die Baien Tampa, Appalachee, Pensacola, Mobile, Galveston, Matagorda u. Corpus Christi; an dem Stillen Ozean der Hafen von San Diego, die Bai von Monterey, die Bai von San Francisco u. die Meerenge von San Juan de Fuca. Die Ausdehnung der Meeresküste beträgt nach der offiziellen Vermessung, ohne die verschiedenen Einbuchtungen, 5715 engl. Meilen, wovon 2349 M. auf die atlantische Küste, 1810 M. auf den Stillen Ozean u. 1556 auf den Golf kommen.

Die **Flüsse** der V. St. werden in 4 große Stromsysteme getheilt: 1. Der Mississippi u. seine Nebenflüsse; die bedeutendsten unter diesen sind der Wisconsin, Rock, Illinois, Ohio, Yazoo u. Big Black von O. kommend, u. der Minnesota, Des Moines, Missouri, St. Francis, Arkansas u. Red River vom W. 2. Die Flüsse, die sich in den Atlantischen Ozean ergießen, wie der Penobscot, Kennebec, Merrimac, Connecticut, Hudson, Delaware, Susquehanna, Potomac, James, Roanoke, Neuse, Cap Fear, Pedee, Santee, Savannah u. Albamaha. 3. Die Flüsse, die in den Golf von Mexiko münden, wie der Appalachicola, Mobile, Pearl, Sabine, Trinity, Brazos, Colorado, Nueces u. Rio Grande. 4. Die in den Stillen Ozean fließenden Ströme, der Columbia, Sacramento u. der Colorado. Die bedeutendsten Seen mit Ausnahme der sog. Großen Seen im N., Lake Ontario, Lake Erie, Lake Huron, Lake Michigan u. Lake Superior, von denen nur Lake Michigan ganz in den V. St. liegt, sind Lake Champlain, Pyramid, Great Salt Lake, Mono u. Tulare.

Das **Klima** der V. St., mit Ausnahme von Florida, Oregon u. des Washington-Territorium, zeichnet sich durch Unbeständigkeit aus. Es kommt fast in allen Theilen der Union u. zu allen Jahreszeiten vor, daß ein Witterungswechsel von 30° F. binnen weniger Stunden stattfindet, u. während im Sommer häufig selbst in den nördl. Staaten das Thermometer auf 100° F. steigt, sinkt es im Winter in den nördl. Staaten oft auf — 20° F. Die Temperatur der am Stillen Ozean gelegenen Staaten ist bedeutend höher als in den Staaten unter den gleichen Breitengraden an der atlantischen Küste; die gesundesten Gegenden der V. St. sind unzweifelhaft Florida, California, Oregon, Washington, die Quellländer des Mississippi, des Red River of the North u. des Missouri u. die Abdachungen zu beiden Seiten des Felsengebirges.

Das **Pflanzenreich** in den nördl. Staaten östlich vom Mississippi ist in seinen Hauptzügen entschieden europäisch. Unter den Bäumen finden wir Fichten, Tannen, Birken, Eichen, Ahorn, Eschen u. Ulmen, während die hauptsächlichsten Bäume rein amerikanischen Ursprungs die Magnolien, die Tulpenbäume u. die Hickorybäume sind. Unter den Sträuchern begegnen wir verschiedenen Sumacharten, Azaleas, Rhododendrons, Dogwood, Wachholder u. Brombeeren, dem Lorber, Papaw, der Prickley-Esche, der Witch Hazel 2c. Unter der Flora dieses Distrikts nehmen die Kompositen einen hervorragenden Platz ein, von denen die Astern u. Sonnenblumen am häufigsten vorkommen. In den südlichen Staaten, mit Ausnahme von Florida, finden wir außer verschiedenen nördl. Bäumen die in den Gebirgen vorkommenden großen Magnolienbäume, die Lebenseiche u. verschiedene Fichtenarten. Spezifisch südliche Bäume sind Orangen, Catalpa, der Sorrel tree, Devilwood u. Alligator pear. Pflanzen dieser Region eigen sind die Pitcher plant u. die Venus fly trap. Die Flora dieser Region hat einen entschieden tropischen Charakter u. zeichnet sich durch großen Farbenreichthum aus; das südl. Florida hat große Aehnlichkeit mit Westindien, u. finden wir hier den

Mangobaum, Mahagonibaum, das Lignum vitae, den Cistard apple, den echten Papaw u. eine giftige Sumachart. Auf den großen Prairien westlich vom Mississippi nimmt die Vegetation, je weiter westlich man kommt, einen verschiedenen Charakter an. Wenige Bäume kommen vor, außer an den Ufern der Flüsse, wo der Cotton wood, eine Art Pappel, in großer Menge wächst. Andere Bäume dieser Gegend sind Pecan Nüsse, die weiße Ulme, die weiße Esche u. die rothe Ceder. Die Prairien selbst sind mit langem Büffelgras bedeckt, obgleich es auch große, ganz vegetationslose Strecken giebt. In den Pacificstaaten California, Oregon, Nevada u. Washington-Territory begegnen wir einer außerordentlich üppigen Flora. Hier finden sich die riesenhaften Bäume, die ohne Ihresgleichen dastehen. Unter diesen sind es hauptsächlich Cedern, Fichten u. Redwoods, die in bisher unerreichten Größen angetroffen werden.

Die Thierwelt ist dieselbe wie in ganz Nordamerika. Unter den Raubthieren sind bes. bemerkenswerth der Jaguar, die wilde Katze, verschiedene Arten von Füchsen u. Wölfen, der Fichtenmarder, der Wiesel, der schwarze, kalifornische u. graue Bär, der letztere das furchtbarste Raubthier Amerika's. Von Hirschen u. Antilopen giebt es verschiedene Arten, während der Bison od. amerikanische Büffel der einzige Repräsentant der Ochsenfamilie ist. An der Küste erscheint der Seehund u. im äußersten NW. der Seelöwe u. Seebär, während das Manati od. die Seekuh an den Küsten des Golfes von Mexiko vorkommt. Von Raubvögeln giebt es eine große Anzahl von Adler-, Geier-, Habicht- u. Eulenarten. Andere Vögel sind der amerikan. Robin, der Spottvogel, Papageien, Königsfischer, viele Arten Tauben u. Hühner u. verschiedene Arten von Wad- u. Schwimmvögeln, unter den ersteren besonders der Flamingo, u. unter den letzteren über 50 verschiedene Gänse- u. Entenarten. Von den Amphibien ist bes. der Alligator der südl. Staaten bemerkenswerth. Unter den verschiedenen Schlangenarten sind die Klapperschlangen, die Moccasinschlangen u. die Vipern wegen ihres tödlichen Giftes allgemein verrufen. Die Flüsse u. andere Gewässer der Union sind von zahlreichen Fischarten bewohnt, Krebse u. Schildkröten sind auch in großer Menge vorhanden. Außer den Austern, die hier von besonderer Güte u. Größe sind, giebt es noch viele andere Mollusken.

**Verfassung.** Die einzelnen Staaten der Union sind, soweit ihre inneren Interessen in Betracht kommen, souverän u. unabhängig, während sie für ihre gemeinsamen Interessen einen Theil ihrer Befugnisse einer Centralregierung übertragen, deren Gesetze über den Staatsgesetzen stehen, so lange sie nicht gegen die Bundesverfassung verstoßen. Alle Gewalten, die nicht ausdrücklich durch die Verfassung der Bundesregierung übertragen u. den Einzelstaaten entzogen sind, sind für die Staaten reservirt. Die Bundesregierung besteht aus drei Theilen: die legislative, die exekutive u. die richterliche Gewalt. Die exekutive Gewalt ist dem Präsidenten anvertraut, welcher mit einem Vizepräsidenten von einem Kollegium von Wahlmännern auf vier Jahre gewählt wird. Die Wahlmänner werden von den Einzelstaaten gewählt, u. zwar ist jeder Staat zu so vielen Wahlmännern berechtigt, wie er Mitglieder im Repräsentantenhause u. Senatoren hat. Der Vizepräsident vertritt den Präsidenten in dessen Abwesenheit u. nimmt dessen Stelle ein im Falle seiner Verhinderung. Im Falle der Unfähigkeit des Präsidenten sowol wie des Vizepräsidenten, das Amt zu verwalten, bestimmt der Kongreß, wer als Präsident fungiren soll, bis eine neue Wahl stattfinden kann. Im J. 1792 bestimmte der Kongreß, daß in einem solchen Falle der Präsident des Senats u. nach ihm der Sprecher des Repräsentantenhauses als Präsident fungiren sollte. Dieser Fall ist jedoch nie vorgekommen. Drei Präsidenten, W. H. Harrison im J. 1841, Z. Taylor im J. 1850, u. A. Lincoln im J. 1865, starben während ihres Amtstermines. Die folgende Tabelle enthält die Namen sämmtlicher Präsidenten, ihren Heimatsstaat u. ihre Amtsdauer.

| Präsidenten. | Staat. | Amtstermin. |
|---|---|---|
| 1. George Washington | Virginia | 1789 1797 |
| 2. John Adams | Massachusetts | 1797 1801 |
| 3. Thomas Jefferson | Virginia | 1801 1809 |
| 4. James Madison | Virginia | 1809 1817 |
| 5. James Monroe | Virginia | 1817 1825 |
| 6. John Quincy Adams | Massachusetts | 1825 1829 |
| 7. Andrew Jackson | Tennessee | 1829 1837 |
| 8. Martin Van Buren | New York | 1837 1841 |
| 9. William Henry Harrison | Ohio | 4. März 4. April 1841. |
| 10. John Tyler | Virginia | 1841 1845 |
| 11. James Knox Polk | Tennessee | 1845 1849 |
| 12. Zachary Taylor | Louisiana | 1849 1850 |
| 13. Willard Fillmore | New York | 1850 1853 |
| 14. Franklin Pierce | New Hampshire | 1853 1857 |
| 15. James Buchanan | Pennsylvania | 1857 1861 |
| 16. Abraham Lincoln | Illinois | 1861 1865 |
| 17. Andrew Johnson | Tennessee | 1865 1869 |
| 18. Ulysses Sidney Grant | Illinois | 1869—1877 |
| 19. Rutherford Birchard Hayes | Ohio | seit 1877. |

Der Präsident ist der oberste Befehlshaber der Armee u. der Flotte; er ernennt mit der Zustimmung des Senats Minister u. andere Beamte der V. St., deren Ernennung nicht anderweitig bestimmt ist. Das jährliche Gehalt des Präsidenten ist 50,000 Dollars, das des Vizepräsidenten 10,000 Dollars. Alle Gesetze, die vom Kongreß erlassen werden, müssen dem Präsidenten unterbreitet werden, u. kann er sie innerhalb zehn Tagen ohne seine Zustimmung an den Kongreß zurückschicken. In diesem Falle kann der Kongreß die Gesetzvorlage noch einmal in Erwägung ziehen, doch bedarf es einer Zweidrittelmajorität in beiden Häusern, um ihr Gesetzeskraft zu geben. Der Präsident u. Vizepräsident müssen eingeborene Bürger der V. St. u. wenigstens 35 Jahre alt sein. Dem Präsidenten steht ein Kabinet zur Seite, bestehend aus Ministern, die den Namen „Secretary" führen. Es sind diese der Staatssekretär, dem Minister des Auswärtigen in europ. Staaten entsprechend, der Finanzsekretär, der Sekretär des Innern, der Kriegssekretär, der Marinesekretär, der Generalanwalt u. der Generalpostmeister. Dem Kriegsdepartement beigeordnete Bureaux sind die Generaladjutantur, das Bureau des Generalquartiermeisters, das Generalkommissariat, das Militär-Medizinal-Departement, das Generalzahlamt, das Ingenieur-Departement, Artillerie- u. Zeugdepartement, das Bureau für Militärjustiz u. die Signaloffice (das Wetterbureau). Dem Schatzdepartement sind das Bureau der Küstenvermessung u. das statistische Bureau untergeordnet. Dem Departement des Innern untergeordnete Behörden sind das Indianerbureau, das Pensionsbureau, das Bureau für Staatsländereien, das Patentbureau, das Censusbureau u. das Erziehungsbureau. Das Departement für Landwirthschaft ist ein selbständiges Departement, doch hat der Chef desselben keinen Sitz im Kabinet. Die Bundeslegislatur od. der Kongreß besteht aus einem Senat u. einem Repräsentantenhause. Der Senat besteht aus zwei Senatoren für jeden Staat, im Ganzen also 76 im J. 1878, die von den Legislaturen der einzelnen Staaten auf 6 Jahre gewählt werden, u. zwar so, daß alle zwei Jahre ein Drittel des Senats erneuert wird. Der Vizepräsident ist ex officio Präsident des Senats, u. der Senat wählt einen Präsidenten pro tempore, der in der Abwesenheit des Vizepräsidenten fungirt. Ein Senator muß 30 Jahre alt, neun Jahre lang Bürger der V. St. gewesen u. Bürger des Staates, von dem er gewählt wird, sein. 1878 war die Zahl der Senatoren zum ersten Mal seit dem Bürgerkriege vollzählig. Die Zahl der Repräsentanten wird vom Kongreß bestimmt u. unter die einzelnen Staaten im Verhältniß zu ihrer Bevölkerung vertheilt. 1872 bestimmte der Kongreß die Zahl der Repräsentanten auf 292, welche Zahl durch die Zulassung von Colorado als Staat (1876) auf 293 stieg. Die Zahl der Repräsentanten ist wie folgt unter die einzelnen Staaten vertheilt:

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| Alabama . . . | 8 | Repräsentanten. | Mississippi . . . | 6 | Repräsentanten. |
| Arkansas . . . | 4 | „ | Missouri . . . . | 13 | „ |
| California . . . | 4 | „ | Nebraska . . . | 1 | „ |
| Colorado . . . | 1 | „ | Nevada . . . . | 1 | „ |
| Connecticut . . | 4 | „ | New Hampshire | 3 | „ |
| Delaware . . . | 1 | „ | New Jersey . . | 7 | „ |
| Florida . . . . | 2 | „ | New York . . . | 33 | „ |
| Georgia . . . . | 9 | „ | North Carolina | 8 | „ |
| Illinois . . . . | 19 | „ | Ohio . . . . . . | 20 | „ |
| Indiana . . . . | 13 | „ | Oregon . . . . | 1 | „ |
| Iowa . . . . . | 9 | „ | Pennsylvania . | 27 | „ |
| Kansas . . . . | 3 | „ | Rhode Island . | 2 | „ |
| Kentucky . . . . | 10 | „ | South Carolina | 5 | „ |
| Louisiana . . . | 6 | „ | Tennessee . . . | 10 | „ |
| Maine . . . . . | 5 | „ | Texas . . . . . | 6 | „ |
| Maryland . . . | 6 | „ | Vermont . . . . | 3 | „ |
| Massachusetts . | 11 | „ | Virginia . . . . | 9 | „ |
| Michigan . . . | 9 | „ | West Virginia . | 3 | „ |
| Minnesota . . . | 3 | „ | Wisconsin . . . | 8 | „ |

Zusammen 293 Repräsentanten.

Die Territorien wählen je einen Delegirten in den Kongreß, der zwar Sitz, aber keine Stimme hat. Gerichte sind: ein oberster Gerichtshof, 9 Kreisgerichte, 57 Distriktsgerichte u. ein Fiskalgericht. Der oberste Gerichtshof besteht aus einem Oberrichter u. 8 Beisitzern u. hält eine Sitzung des Jahres in Washington. Die Richter fungiren zu gleicher Zeit als Oberrichter der 9 Kreisgerichte. Alle Richter der Bundesgerichte werden auf Lebenszeit vom Präsidenten ernannt. Die Verfassungen der Einzelstaaten stimmen in allen wesentlichen Punkten mit der Bundesverfassung überein, u. hat jeder Staat seinen vom Volk gewählten Gouverneur, seine eigene Legislatur u. seinen eigenen Richterstand, der in allen Sachen, die nicht Bundessachen sind, vollständig unabhängig ist. Die Gouverneure u. Richter in den Territorien werden vom Präsidenten ernannt, doch wählt das Volk seine eigene Legislatur.

Die Armee der V. St. umfaßt 25 Reg. Infanterie, 10 Reg. Kavallerie u. 5 Reg. Artillerie. Die Armee befehligen 1 General (1878: William Tecumseh Sherman), 1 Generalleutnant, 3 Generalmajore u. 4 Brigadegeneräle.

Nr. 5378 Die neue Hängebrücke über den Niagara, New-York.

Nr. 5379. St. Anthony-Fälle des Mississippi, Minnesota.

Nr. 5380. Canon am Weberflusse, Utah.

Nr. 5381. City Hall in Cincinnati, Ohio.

Nr. 5382. Harvard Universität in Cambridge, Massachusetts.

Die V. St. sind in 3 Militärdivisionen, welche 7 Militärdepartements umfassen, u. 2 selbständige Militärdepartements eingetheilt; die Stärke der Armee ist von dem Kongreß auf 25,000 Mann (1878) festgestellt. Nach dem Gesetz soll die Miliz der Einzelstaaten aus allen wehrpflichtigen Bürgern zwischen 18—45 Jahren bestehen, doch ist nur in einigen wenigen Staaten die Miliz gut organisirt u. disziplinirt, in mehreren besteht noch gar keine.

Nr. 5383. Fort Laramie, Territorium Wyoming.

Die Organisation u. Kontrole der Miliz ist in Friedenszeiten den Staaten übertragen. Im Falle einer Invasion od. einer Rebellion kann der Präsident die Miliz unter die Waffen rufen, doch nur auf 9 Monate. Die organisirte Miliz zählte 1876: 8101 Offiziere u. 145,219 Mann. Die Zahl der Bürger, welche im Nothfall zur Miliz einberufen werden können, beläuft sich auf 3,434,058. Die Kriegsflotte bestand 1876 aus 125 Schiffen mit 1293 Kanonen, von 1 Admiral (1878: D. D. Poster), 1 Vizeadmiral u. 12 Contreadmirälen befehligt.

Nr. 5384. Erdölquelle in Pennsylvanien.

**Finanzen.** Die öffentliche Schuld betrug am 1. Januar 1878: 2,196,372,408 Dollars; hierzu kommen rückständige Zinsen im Betrage von 37,430,285 Dollars, wodurch die Gesammtschuld auf 2,233,802,693 Dollars gebracht wurde. Der Kassenbestand zur selben Zeit war 187,847,250 Dollars. 1791 betrug die Schuld 75,463,476 Dollars u. hielt sich eine Zeit lang auf dieser Höhe, bis 1806 an eine planmäßige Abtragung der Schuld gegangen wurde. 1812 betrug sie nur noch 45,209,738 Dollars als der Krieg mit England ausbrach, der sie bis 1816 wieder auf 157,334,934 Dollars brachte. In den Friedensjahren, die nun folgten, wurde die Schuld stetig vermindert, bis 1835 nur noch 37,573 Dollars ausstanden, deren Tilgung aber vorhergesehen war, so daß in diesem Jahre die V. St. schuldenfrei waren. Dann stieg sie wieder infolge der Kriege in Florida u. gegen Mexiko u. der Landerwerbungen auf 68,304,796 Dollars im J. 1851. Seitdem wurde wieder an der Abtragung gearbeitet, u. 1857 war sie bis auf 28,699,831 Dollars reduzirt; in den darauf folgenden Jahren hob sie sich bis auf 91,580,873 Dollars am 1. Juli 1861. Während des Bürgerkrieges von 1861—65 erreichte sie 31. Aug. 1865 ihren Höhepunkt mit 2,845,907,626 Dollars. Seitdem wird stetig an der Abtragung der Schuld gearbeitet. Es kursirt zweierlei Papiergeld in den V. St., 1. das von den V. St. selbst ausgegebene, von dem 1. Jan. 1878: 368,154,692 Dollars im Umlauf war, u. 2. die Noten der Nationalbanken. Die Noten dieser Banken sind durch Hinterlegung von Bonds der V. St. bei dem Schatzmeister der V. St. in Washington gesichert, u. daher so sicher wie die Noten der Bundesregierung selbst. Ende 1877 betrug die Zahl der Banken 2072 mit einem Kapital von 486,324,860 Dollars. Ihr Notenumlauf betrug am 1. Nov. 1877: 318,207,231 Dollars. Sparbanken, Staatsbanken u. Privatbanken gab es 1876: 4520 mit einem Kapital von 219,030,800 Dollars u. Einlagen zum Betrage von 1,361,834,352 Dollars. Die Einnahmen u. Ausgaben werden von dem Kongreß bewilligt; die Einnahmen ohne die des Postdepartements betrugen 1877: 268,594,810 Dollars, die Ausgaben ohne die des Postdepartements u. die Zinsen der öffentlichen Schuld 238,660,008 Dollars. Die letzteren betrugen 97,124,511 Dollars.

**Ackerbau.** Die fast überall herrschende große Fruchtbarkeit des Landes eignet es vorzüglich zum Ackerbau. In den nördl. Staaten wird vorzüglich Getreide gebaut, u. bes. in Illinois, Wisconsin, Minnesota u. Iova hat der Getreidebau einen großen Aufschwung genommen. In den südl. Staaten baut man hauptsächlich Baumwolle, u. sind es bes. South-Carolina, Georgia, Alabama, Mississippi u. Louisiana, wo die größten Baumwollernten erzielt werden. Zucker wird hauptsächlich in Louisiana u. Florida, Reis in den sumpfigen Küstenstrecken längs des Golfes u. Tabak in allen Staaten, doch hauptsächlich in Kentucky, Nord-Carolina, Virginia, Tennessee, Maryland u. Connecticut gezogen. Im Jahre 1876 wurden 283,827,500 Bushel Mais, 289,356,500 Bushel Weizen, 320,884,000 Bushel Hafer, 124,827,010 Bushel Kartoffeln, 381,002,000 Pfund Tabak, 4,438,000 Ballen Baumwolle und 190,672,570 Pfd. Zucker gewonnen. Der Weinbau hat in den letzten Jahren außerordentliche Fortschritte gemacht, bes. in California, Missouri u. Ohio, u. wird der Wein bereits exportirt. Der Obstbau hat sich ebenfalls bedeutend entwickelt u. ist die Hauptfrucht die Pfirsiche. Die Viehzucht wird in den V. St. mit großem Eifer betrieben, u. sind es bes. die Staaten Texas, Colorado u. Illinois, die den größten Viehstand aufweisen. Am 1. Jan. 1877 gab es in den V. St. 10,155,400 Pferde, 1,443,500 Maulesel, 11,260,800 Milchkühe, 17,956,100 Rindvieh, 35,804,200 Schafe u. 38,077,100 Schweine.

Der **Bergbau** ist eine Hauptquelle des industriellen Reichthums der V. St. Im äußersten Westen bergen die Goldminen von California u. den benachbarten Staaten u. Territorien, u. bes. in letzterer Zeit die neuentdeckten Goldminen in den Schwarzen Bergen u. die Silberminen von Nevada einen unermeßlichen Reichthum, während die hauptsächlich in Pennsylvania gelegenen Kohlengruben u. Oelquellen nicht minder werthvoll sind. Andere Metalle, die in den V. St. vorkommen, sind Kupfer, Eisen, Blei, Quecksilber u. Zink.

**Industrie u. Handel.** Die Industrie der V. St. nahm während u. nach dem Bürgerkriege einen raschen Aufschwung. Während 1850 nur 123,025 u. 1860 140,433 gewerbliche Etablissements bestanden, war die Zahl 1870 auf 252,148 gestiegen. Nach dem Census von 1870 wurden darin 2,053,996 Arbeiter beschäftigt. Das Anlagekapital belief sich auf

2,118,208,769 Dollars, die Löhne auf 775,584,343 Dollars, der Werth des bearbeiteten Materials auf 2,488,127,242 Dollars u. der Werth der erzeugten Fabrikate auf 1,232,325,142 Dollars. Die Haupterzeugnisse der amerikanischen Industrie waren nach dem Census von 1870 Ackerbauwerkzeuge, Säcke u. Packstoffe aus Hanf, Flachs u. Jute, Schuhe u. Stiefel, Käse u. andere Erzeugnisse der Milchwirthschaft, Teppiche, Kattune, Baumwollwaaren, Mehlprodukte, Strumpfwaaren, Guttapercha, Eisen, Blei, Leder, Bauholz, musikalische Instrumente, Drucksachen, Salz, Stahl, Zucker, Thee, Terpentin, Tabak, Wollwaaren, Dampf- u. Nähmaschinen. Während die einheimische Industrie während des Bürgerkrieges sich bedeutend hob, litt der Handel der V. St. infolge dieses Krieges sehr. Eine Hauptursache war das stetige Steigen der Einfuhr fremder, nam. Luxusartikel, über die Ausfuhr einheimischer Handelsgegenstände. Seit 1873 hat sich aber ein günstiger Umschwung geltend gemacht. Während in dem mit dem 30. Juni 1873 endenden Jahre die Einfuhr noch 642,136,210 Dollars u. die Ausfuhr nur 522,499,922 Dollars betrug, waren in dem mit dem 30. Nov. 1877 endenden Jahre Waaren zu dem Betrage von 492,097,540 Dollars eingeführt, während der Export auf 676,105,592 Dollars gestiegen war. Die Länder, mit denen die V. St. im regsten Verkehr stehen, sind Großbritannien, Cuba, Deutschland, Brasilien, Canada, Frankreich, China, Mexiko u. Ostindien. Die Handelsflotte zählte 1875: 25,934 Schiffe von 4,279,000 Tonnengehalt, von denen 4320 von 1,172,000 Tonnen Dampfer waren. Die Handelsflotte, die infolge des Bürgerkrieges sich sehr vermindert hatte, hebt sich nur sehr langsam; da ein altes Gesetz das Registriren von fremden Schiffen unter amerikanischer Flagge verbietet u. verschiedene Umstände, wie hohe Zölle auf das nöthige Rohmaterial sowie die höheren Arbeitslöhne, es amerikanischen Schiffbauern unmöglich machten, Dampfer so billig u. gut herzustellen wie in England, so war nam. der ganze Dampferverkehr mit Europa in fremde Hände übergegangen. Von den zahlreichen Dampferlinien, die die amerikanischen Häfen mit Europa verbinden, war keine einzige in amerikanischen Händen, bis sich in den letzten Jahren eine Gesellschaft in Philadelphia bildete, die eine Anzahl Dampfer in Pennsylvania bauen ließ u. so zum ersten Male seit vielen Jahren Dampferverbindung mit Europa unter amerikanischer Flagge herstellte.

**Verkehr.** Am Schlusse des J. 1877 betrug das **Eisenbahnnetz** der V. St. 79,669 engl. M. od. 128,210 Km. Von den Staaten besaßen Illinois, New-York u. Pennsylvania die größten Eisenbahnnetze. Die Bahnen in den V. St. gehören alle Privatgesellschaften. Diese hatten 1876 ein Aktienkapital von 2,248,358,375 Doll. u. eine fundirte Schuld von 2,220,233,560 Doll., ein Totalkapitalconto von 4,468,591,935 Doll. machend. Die Baukosten betrugen durchschnittlich per Meile 53,558 Doll., die Totaleinnahmen 497,257,959 Doll., die Betriebskosten 310,805,207 Doll. u. die Nettoeinnahmen 186,452,252 Doll. Die bedeutendsten **Kanäle**, die unter der Kontrole der Einzelregierungen stehen, u. denen hauptsächlich die Staaten New-York, Ohio u. Pennsylvania den Aufschwung ihrer Industrie verdanken, sind: der Eriekanal vom Eriesee bis an den Hudson; der Chesapeake-Ohio-Kanal in Virginia u. Maryland; der Ohio-Erie-Kanal, welcher den Ohio mit den Seen verbindet; der Centralkanal; der Wabash-Erie-Kanal u. der Illinois-Michigan-Kanal, welcher von Chicago am Michigansee nach La Salle am Illinoisflusse, einem Nebenflusse des Mississippi, führt. Die **Telegraphen** sind wie die Eisenbahnen ganz in den Händen von Privaten. Die bedeutendste Gesellschaft ist die Western-Union, welche 1876: 122,776 Km. Linien, 303,000 Km. Drähte u. 7218 Bureaux hatte. — Die Zahl der **Poststationen** betrug am 30. Juni 1876: 363,832; die Zahl der Briefe im internen Verkehr im J. 1875: 680,000,000, u. der auswärtigen Briefe 25,135,581; 1875–76 wurden 698,799,090 Briefmarken, 157,021,500 gestempelte Briefconverts, 19,789,097 gestempelte Zeitungsbander, 33,372,820 amtliche Briefmarken u. 150,815,000 Postkarten verkauft. Die Einnahmen des Postdepartements betrugen 1875–76: 29,181,698 Dollars, die Ausgaben 33,263,188 Dollars.

Das **Schul- u. Unterrichtswesen** ist ausschließlich Sache der Einzelstaaten. Der Unterrichtskommissar, ein Amt, das erst seit 1867 besteht, der oberste Schulbeamte der Bundesregierung, kann nur in anregender Weise auf die Schulverhaltnisse der Einzelstaaten einwirken, aber in keiner Weise eine Kontrole ausüben, da, wie erwähnt, das Schulwesen Sache der Staatsregierungen ist. In jedem Staate steht ein Superintendent dem Schulwesen vor. Schon früh wurde in den Neuenglandstaaten der Werth der öffentlichen Volksschulen erkannt, u. die Amerikaner haben sich immer durch Liberalität in Allem, was die Schule anging, ausgezeichnet. Nicht nur ist der Unterricht frei, sondern in den meisten Staaten werden den Kindern auch die Schulbücher u. die Schreibmaterialien geliefert. Die Schulhäuser sind meist große, geräumige Gebäude; dazu ist die finanzielle Stellung der Lehrer eine viel bessere als in irgend einem Lande Europa's. Obgleich erst seit neuerer Zeit u. nur in einigen Staaten Schulzwang besteht, hat der Schulbesuch fortwährend zugenommen. Nur die südl. Staaten waren vor dem Bürgerkriege im Unterrichtswesen zurückgeblieben. Nicht nur war es unter strenger Strafe verboten, den Sklaven Unterricht zu ertheilen, selbst die ärmeren Weißen standen meistens mit den Schwarzen auf einer Bildungsstufe. Seit dem Kriege haben sich diese Zustände jedoch bedeutend gebessert, u. bes. in letzterer Zeit sind in den meisten südlichen Staaten bedeutende Fortschritte zum Bessern gemacht worden. Die Schulen sind von jeder Kirche

Nr. 5385. Sägemühle in Kalifornien.

unabhängig u. wird, um keinen Anstoß bei einer der zahlreichen Sekten zu erregen, kein Religionsunterricht ertheilt; doch wird in den meisten Schulen vor Eröffnung des Unterrichtes ein Abschnitt aus der Bibel verlesen. Selbst dieses hat bei Vielen Anstoß erregt, während die Katholiken den Religionsunterricht für ihre Kinder u. deshalb eine Theilung des Schulfonds verlangen. Es ist ihnen zwar noch nirgends gelungen, dies zu erreichen, doch unterhalten sie zahlreiche Pfarrschulen, zu deren Besuch die katholische Bevölkerung von den Bischöfen u. der Geistlichkeit eifrig angehalten wird. Die Eintheilung der Schulen in die drei Grade: Elementar-, Mittel- u. Hochschulen entspricht in den V. St. nicht dieser Eintheilung in europ. Staaten. Die Hochschulen Amerika's, die Colleges u. Universitäten, entsprechen in ihren Leistungen etwa einem deutschen Gymnasium, während die deutsche Universität ganz fehlt od. doch nur theilweise durch die verschiedenen Fachschulen ersetzt wird. 1876 betrug die Zahl der Kinder im Schulalter 14,169,381, die Zahl der in den öffentlichen Schulen eingeschriebenen Kinder 8,755,010, u. wurden die Schulen durchschnittlich täglich von 4,214,632 Lernenden besucht. Von höheren u. Spezialschulen gab es 1876: Normalschulen (Lehrerseminare) 151 mit 1065 Lehrern u. 33,921 Schülern; 137 Handelsschulen mit 599 Lehrern u. 25,234 Schülern; 1229 Mittelschulen mit 5999 Lehrern u. 106,647 Schülern; 105 vorbereitende Schulen für die Colleges mit 736 Lehrern u. 12,369 Schülern; 75 technische u. Landwirthschaftsschulen mit 793 Lehrern u. 7614 Schülern; 225 Colleges für Mädchen mit 2404 Lehrern u. 23,856 Schülern; 356 Colleges u. Universitäten mit 3920 Professoren u. 56,481 Studenten; 124 theologische Schulen mit 580 Lehrern u. 4268 Studirenden; 102 medizinische Schulen mit 1201 Lehrern u. 10,143 Studirenden, u. 42 juristische Schulen mit 218 Lehrern u. 2664 Studirenden.

**Kirchliche Verhältnisse.** Das erste Amendement zur Konstitution bestimmt ausdrücklich, daß die Union keine Nationalreligion od. Staatskirche kenne od. anerkenne, u. daß der Kongreß kein Gesetz erlassen solle über Einführung einer Staatskirche od. die Ausübung einer Religion. Unter diesen Umständen entwickelten sich bald eine große Anzahl Sekten. Die bedeutendsten unter den protestantischen Kirchen sind die Methodisten, die Baptisten, die Presbyterianer, die Lutheraner, die Disciples of Christ (Jünger Christi), die Kongregationalisten, die Episkopalkirche u. die beiden reformirten Kirchen, die deutsch-reformirte u. die niederländisch-reformirte Kirche. Die Zahl der Katholiken hat sich infolge der massenhaften Einwanderung aus Irland u. den katholischen Gegenden Deutschlands verhältnißmäßig viel rascher vermehrt als die Gesammtbevölkerung der Union. Die folgende Tabelle giebt die Anzahl der erwachsenen Mitglieder der verschiedenen Kirchen in den V. St. nach den letzten offiziellen Berichten u. Schätzungen:

| | | |
|---|---|---|
| Adventisten | 30,000 | Mitglieder. |
| „ Siebenter Tag | 11,708 | „ |
| Baptisten, reguläre | 1,932,385 | „ |
| „ Free Will | 75,826 | „ |
| „ Six Principles | 3000 | „ |
| „ Anti Mission | 105,000 | „ |
| „ Deutsche (Tunkers) | 60,000 | „ |
| „ Siebenter Tag | 8308 | „ |
| „ Siebenter Tag, Deutsche | 1000 | „ |
| Christl. Vereinigung (Christian Connection) | 57,000 | „ |
| Church of God (Kirche Gottes) | 30,000 | „ |
| Deutsche Synode des Westens | 40,000 | „ |
| Disciples of Christ (Christusschüler) | 500,000 | „ |
| Episcopal, Protestant (engl. bischöfl. Kirche) | 301,852 | „ |
| „ Reformer (reform. bischöfl. Kirche) | 10,728 | „ |
| Evangelical Association (evang. Vereinigung) | 105,013 | „ |
| Gesellschaft der Freunde (Quäker) | | |
| 1. Orthodoxe | 57,000 | „ |
| 2. Hicksiten | 35,000 | „ |
| Juden | 500,000 | „ |
| Katholiken (Totalbevölkerung) | ? | |
| Kongregationalisten | 330,391 | „ |
| Lutheraner | ? | |
| Mennoniten | 50,000 | „ |
| Methodisten, bischöfliche Kirche | 1,471,777 | „ |
| „ „ „ des Südens | 731,361 | „ |
| Methodist Protestant | 113,405 | „ |
| „ African Episcopal | 200,000 | „ |
| „ African Episcopal „Zion" | 225,000 | „ |
| „ Colored | 80,000 | „ |
| „ Congregational | 10,000 | „ |
| „ Primitive | 2879 | „ |
| „ Freie Kirche | 6000 | „ |
| „ Amerikanische Wesleyaner | 2000 | „ |
| Mährische Brüder | 16,080 | „ |
| Mormonen | 84,000 | „ |
| Presbyterianer, reguläre | 557,674 | Mitglieder. |
| „ südliche Kirche | 112,550 | „ |
| „ vereinigte | 78,483 | „ |
| „ Cumberland | 100,000 | „ |
| „ reformirte | 14,500 | „ |
| „ andere | 5000 | „ |
| Reformirte Kirche in Amerika (niederländisch) | 78,597 | „ |
| Reformirte Kirche in den V. St. (deutsch) | 144,458 | „ |
| Shaker | 6000 | „ |
| Swedenborgianer | 19,000 | „ |
| Unitarier | 31,000 | „ |
| Universalisten | 35,395 | „ |
| Vereinigte Brüder in Christo | 148,763 | „ |

**Geschichte.** Als das Land, welches das gegenwärtige Gebiet der V. St. bildet, zum ersten Male von Europäern besucht wurde, war es ausschließlich von der rothen od. kupferfarbenen Rasse, den Indianern, bewohnt. Von dem Ursprung dieser Rasse ist wenig bekannt, doch geben ihre eigenen Traditionen u. ihre in manchen Punkten hervortretende Aehnlichkeit mit den Völkern des nordöstlichen Asiens der Behauptung einen Schein von Wahrscheinlichkeit, daß ihre Vorfahren über die Behringsstraße nach Amerika gekommen sind. Grabmäler u. andere Denkmäler einer vergangenen Kultur, hauptsächlich in dem Mississippithal, lassen schließen, daß die Indianer nicht die ersten Einwohner dieses Landes gewesen sind. — Nach skandinavischen Sagen kamen ungefähr im J. 1000 norwegische Seefahrer nach Grönland, segelten von da südlich u. erreichten eine Küste, die sie Weinland nannten u. welche von einigen Forschern für das heutige Rhode-Island gehalten wird. Die erste historisch nachweisbare Entdeckung der Küste der V. St. geschah 1497 von Johann Cabot, der im Auftrage des Königs von England auf Entdeckungsreisen ausgezogen war. Ihm folgten sein Sohn Sebastian 1498 u. Verrazzani 1508. Doch diese Expeditionen sowol wie die von Ponce de Leon, der 1513 Florida entdeckte, u. die von De Soto, der 1541 den Mississippi erreichte, hatten keine Niederlassung zur Folge, vielmehr erfolgte die erste Ansiedelung erst 1562, als französische Hugenotten sich bei Port Royal in Süd-Carolina niederließen. Doch diese wie eine spätere Ansiedelung von Hugenotten am St. John's-Flusse in Florida wurde von den Spaniern zerstört, u. diese Nation gründete 1565 die erste permanente Niederlassung in den V. St. bei St. Augustine in Florida. Infolge der Entdeckungen der Cabot's erhob die engl. Krone Ansprüche auf Nordamerika, u. 1606 theilte Jakob I. das ganze Gebiet in zwei Theile, Nord-Virginien u. Süd-Virginien, ersteres von der Mündung des Hudson bis an den Kennebec, letzteres von Cape Fear bis an den Potomac sich erstreckend. Zwei Compagnien wurden in England gebildet, um diese neuen Kolonien zu besiedeln, die London-Compagnie, die Süd-Virginen, u. die Plymouth-Compagnie, die Nord-Virginien erhielt. Das Land zwischen Hudson u. Potomac sollte neutral bleiben. Die Londoner Gesellschaft gründete 13. Mai 1607 die Stadt Jamestown in Virginia, die erste bleibende englische Ansiedelung in Amerika. Die Regierung der neuen Kolonie Virginien blieb vorerst in den Händen des Königs, doch wurde schon nach kurzer Zeit den Kolonisten gestattet, ihr Repräsentantenhaus (House of Burgesses) zu wählen. Dieses Haus trat 30. Juli 1619 zum ersten Male zusammen u. war der Anfang der Repräsentativregierung in Amerika. In demselben Jahre brachte ein holländisches Kriegsschiff 30 Negersklaven nach Virginien u. legte so den Grund zur Sklaverei. Die ersten Ansiedler im N. waren Puritaner, welche, in England ihres Glaubens wegen verfolgt, in der Neuen Welt eine Heimstätte suchten u. fanden. Im Dez. 1620 kamen sie mit ihrem Schiffe, der Mayflower, in der Massachusettsbai an u. bauten hier eine Stadt, die sie Plymouth nannten. Die Regierung war entschieden republikanisch. Alle gemeinsamen Angelegenheiten wurden durch öffentliche Versammlungen, an denen Alle Theil nahmen, entschieden, bis die Zahl der Kolonisten zu groß wurde u. eine Repräsentativ-Regierung eingeführt wurde. 1628 wurde die Massachusetts-Bai-Kolonie gegründet, u. 1692 die Plymouth-Kolonie mit ihr vereinigt. Maine wurde zuerst von Franzosen besiedelt, die aber bald den Engländern weichen mußten, u. Maine blieb dann bis 1820 mit Massachusetts vereinigt. In Connecticut ließen sich 1635—36 Auswanderer aus Massachusetts nieder, die Kolonisation von Rhode Island erfolgte 1636 durch Roger Williams, der Massachusetts seiner Religion wegen verlassen mußte. — 1609 entdeckte der Engländer Henry Hudson im Dienst der Holländisch-Ostindischen Compagnie den Hafen von New-York u. segelte den Fluß hinauf, der später seinen Namen erhielt. Das neu entdeckte Land nahm Holland in Besitz, nannte es Neu Niederland u. gründete Niederlassungen bei Fort Orange (das heutige Albany) u. Neu-Amsterdam (das heutige New-York). Die holländ. Niederlassungen dehnten sich allmählich bis nach Connecticut im N. u. dem Delawarefluß im S. aus, wo das von den Schweden gegründete Neu Schweden, das nachherige Delaware, annektirt wurde.

Nr. 5386. Goldgräber in Kalifornien.

Nr. 5387. Niederlassung im amerikanischen Urwald.

Nr. 5388. Mauvaises terres, Missouri.

Nr. 5389. Shermanhouse an der Pacificbahn, Felsengebirge.

Nr. 5390. Eine Haltestelle der Pacificbahn im Felsengebirge.

Im J. 1664 wurden die ganzen holländischen Kolonien in Besitz genommen u. von König Karl II. seinem Bruder, dem Herzoge von York, verliehen u. nach diesem fortan New-York genannt. New Jersey erhielt um diese Zeit seinen Namen von Sir George Carteret, dem frühern Gouverneur der Insel Jersey, der mit Lord Berkeley das Land vom Herzoge von York kaufte u. es zu einer Kolonie machte. 1681 wurde das Land westlich vom Delaware William Penn verliehen, der es hauptsächlich mit Quäkern besiedelte. Die Kolonie, nach ihm Pennsylvanien genannt, war bald eine der wohlhabendsten; die gerechte u. humane Behandlung, welche die Kolonisten den Indianern angedeihen ließen, war der Grund, daß Pennsylvania über ein Jahrhundert lang von Indianerkriegen verschont blieb. Maryland, 1631 zuerst besiedelt, that sich dadurch hervor, daß hier zum ersten Male vollständige Gewissensfreiheit gewährt wurde. Das Land südl. von Virginien wurde unter dem Namen Carolina eine Zeit lang unter einer Konstitution, von dem Philosophen Locke entworfen, regiert, doch kaufte 1729 der König die Provinz von den Eigenthümern zurück u. theilte sie in Nord- u. Süd-Carolina. 1732 wurde Georgia von Süd Carolina abgetrennt u. einer Compagnie verliehen. So waren im Verlauf von etwas mehr als hundert Jahren seit der Gründung von Jamestown 13 Kolonien von den Engländern innerhalb der heutigen Grenzen der V. St. gegründet. Innerhalb derselben Grenzen hatten die Spanier Florida u. Neu-Mexiko besiedelt, während die Franzosen sich in Michigan, Illinois u. Louisiana festgesetzt hatten. Die englischen Kolonien hatten in dieser Zeit viel von Indianerkriegen zu leiden, am meisten 1675—76, als während des Krieges Englands mit König Philipp II. von Spanien eine allgemeine Vereinigung der Indianer zu Stande kam. Gegen das Ende des 17. Jahrh. fingen auch die Franzosen an, die Indianer zu unterstützen. Die Engländer hatten mit wachsendem Mißtrauen gesehen, wie die Franzosen am Mississippi eine Reihe von Festungen gründeten, um so das Wachsthum der engl. Kolonien zu beschranken. Der erste Zusammenstoß zwischen den beiden Nationen auf amerikanischem Boden geschah jedoch nicht dieser Angelegenheit wegen, sondern infolge der englischen Revolution von 1688 u. wurde in Amerika „König Wilhelm's Krieg" genannt. Er dauerte 7 Jahre. Während die Franzosen u. Indianer die Kolonien verwüsteten, machten die Engländer zwei erfolglose Versuche, Canada zu erobern. Beendet wurde der Krieg durch den Ryswiker Frieden. Während des folgenden Krieges, des Spanischen Erbfolgekrieges, in Amerika „Königin Anna's Krieg" genannt, 1702—13, eroberten die Engländer Akadien, welches sie als Neu-Schottland ihrem Reiche einverleibten. Nach einem dreißigjähr. Frieden brach 1744 der „König Georg's Krieg", in Europa der Oesterr. Erbfolgekrieg genannt, aus. In diesem Kriege eroberten die Kolonisten Louisbourg, doch mußten sie es in dem Frieden von Aachen 1748 wieder herausgeben. 1754 wurde eine Expedition unter Georg Washington in das Ohiothal geschickt, da neue Differenzen mit den Franzosen sich erhoben hatten. Der nun folgende sog. Französisch Indianische Krieg war ungefähr gleichzeitig mit dem Siebenjährigen in Europa. Während in den Jahren 1754—57 die Franzosen unter dem Marquis de Montcalm siegreich waren u. viele sehr wichtige Punkte einnahmen, wendete sich das Blatt 1758 zu Gunsten der Engländer, welche den Franzosen eine Festung nach der andern abnahmen, bis mit der Einnahme von Quebec 13. Sept. 1759 der Krieg in Amerika zu Ende kam. In Europa dauerte der Krieg noch bis 1763, wo in dem Frieden von Paris Canada u. die franz. Kolonien im N. u. W. an England abgetreten wurden. Die Uebertragung der franz. Posten zwischen den Großen Seen u. dem Ohio an die Engländer führte 1763 zu einem Indianerkriege, der mehrere Jahre dauerte. Mit dem Pariser Frieden trat eine Wendung in der Haltung der Kolonien zu dem Mutterlande ein, indem die englische Kolonialpolitik dieselben nur als Bereicherungsmittel für das Mutterland betrachtete u. demgemäß behandelte. Im J. 1765 beschloß das englische Parlament, die Kolonien trotz des allgemeinen Protestes direkt zu besteuern, u. nahm zwei Bills an, von denen die eine die berüchtigte Stempelakte war, während die andere den Kolonien die Verpflichtung auferlegte, den königlichen Truppen Wohnung u. Naturalleistungen zu gewähren. Diese Gesetze riefen eine große Aufregung u. Opposition im ganzen Lande hervor. Ein Kongreß wurde in New York im Okt. 1765 abgehalten, der in einer Declaration of rights u. in einer Petition an den König sich entschieden dagegen verwahrte, daß die Kolonien von anderen als ihren eigenen Repräsentanten besteuert werden könnten. Die Stempelakte wurde infolge der populären Demonstrationen 1766 zurückgezogen, doch behielt sich das Parlament das Recht vor, die Kolonien zu besteuern, u. erließ 1767 eine Steuer auf Thee, Glas, Papier u. andere Gegenstände. Doch da die Kolonien sich weigerten, diese Sachen zu importiren, so wurden 1770 alle Steuern erlassen, mit Ausnahme einer kleinen Steuer auf Thee, so daß, wie Georg III. sagte: „es immer eine Steuer gebe, um das Recht der Besteuerung aufrecht zu erhalten. Da die Amerikaner gegen das Prinzip der Besteuerung waren, so fuhren sie fort, sich zu weigern, Thee einzuführen, u. infolge dessen kam es 1773 in Boston zu einem Exceß, bei dem 50 als Indianer verkleidete Männer eine Ladung Thee, die im Hafen lag, in die Bai warfen. Die englische Regierung ergriff nun strenge Maßregeln; die populärsten Theile des Freibriefs von Massachusetts wurden aufgehoben u. der Gouverneur wurde mit außerordentlichen Vollmachten ausgestattet. Diese Maßnahmen der Regierung erzeugten nur noch größere Aufregung in den Kolonien. Am 5. Sept. 1774 trat in Philadelphia ein von allen Kolonien mit Ausnahme von Georgia beschickter Kongreß zusammen, auf welchem zum ersten Mal die Idee der Zusammengehörigkeit der amerikan. Kolonien ausgesprochen wurde. Ein junger Advokat aus Virginien, Patrick Henry, sagte im Laufe einer Rede: „Britische Unterdrückung hat die Grenzen der einzelnen Kolonien verwischt; es giebt keinen Unterschied mehr zwischen Virginia, Pennsylvania, New York u. Neu England. Ich bin kein Virginier, sondern ein Amerikaner." Eine Erklärung wurde erlassen, in welcher die Kolonisten auf ihrem Rechte bestanden, ihre eigenen Gesetze zu machen, von einer Jury ihrer Mitbürger gerichtet zu werden, öffentliche Versammlungen zu halten u. ihre Beschwerden dem König vorlegen zu dürfen. Sie protestirten gegen die Erhaltung eines stehenden Heeres in den Kolonien ohne ihre Genehmigung, u. gegen elf Gesetze, die seit Georg's III. Thronbesteigung erlassen worden waren. Der Kongreß vertagte sich am 26. Okt. Da ein Konflikt nun unvermeidlich erschien, begann das Volk der Kolonien sich auf Krieg vorzubereiten. In Massachusetts wurden alle waffenfähigen Männer täglich exerziert, um zu jeder Stunde bereit zu sein, unter die Waffen zu treten. General Gage, der königliche Gouverneur von Massachusetts, befestigte Boston u. ließ in den benachbarten Orten alle Waffen u. Munition konfisziren. Am 18. April 1775 schickte Gage Soldaten nach Concord, um sich der Waffen zu bemächtigen, die von der Provinzialregierung dort angesammelt waren. Der Abzug der Soldaten aus Boston war jedoch verrathen, u. das Volk wurde rasch unter die Waffen gerufen. Bei Lexington, einem Städtchen halbwegs zwischen Boston u. Concord, kam es am Morgen des 19. zum ersten Zusammenstoß zwischen den königlichen Truppen u. dem Volke. Die Amerikaner wurden vertrieben, u. die Truppen drangen bis Concord vor, wo sie jedoch auf solchen Widerstand stießen, daß sie sich zurückziehen mußten u., von den Amerikanern scharf verfolgt, sich nach Boston flüchteten. Die Kunde von diesem Treffen verbreitete sich mit ungeheurer Schnelle durch die Kolonien, u. überall griff das Volk zu den Waffen u. eilte nach Boston, so daß schon am folgenden Abend General Gage in Boston sich vollständig belagert sah. Auch in den anderen Kolonien erhob sich das Volk, u. noch vor Ende des Sommers war die Macht der engl. Gouverneure vollständig zu Ende. Am 10. u. 12. Mai nahmen die Expeditionen unter Ethan Allen u. Benedikt Arnold die festen Punkte Ticonderoga u. Crown Point. Eine Konvention die im Mai zu Charlotte in North-Carolina zusammentrat, erklärte diese Kolonie unabhängig von der britischen Krone u. nahm Maßregeln zur Vertheidigung an. Der kontinentale Kongreß, der sich zu seiner zweiten Sitzung 10. Mai 1775 in Philadelphia versammelte, ging nicht so weit, sondern nahm noch eine Adresse an den König an, in welcher er um Abhülfe der gerechten Beschwerden der Kolonien bat, u. jede Absicht sich von England loszutrennen, entschieden ablehnte. Es wurden jedoch Maßregeln getroffen, eine Armee u. Flotte zu gründen. Die Truppen von Boston wurden zur kontinentalen Armee gemacht u. Georg Washington vom Kongreß einstimmig zu ihrem Befehlshaber erwählt. Ehe er jedoch bei der Armee eintraf, war 17. Juni die Schlacht von Bunker Hill geschlagen, in welcher 1500 Amerikaner zweimal den Angriff der englischen Truppen zurückschlugen u. bei dem dritten Angriff nur durch das Ausgehen ihrer Munition gezwungen wurden, sich zurückzuziehen. Unter den Todten der Amerikaner in dieser Schlacht war der General Warren. Am 3. Juli übernahm Washington das Kommando, u. mit General Gates, dem einzigen unter den amerikan. Generälen, der einige militärische Erfahrung hatte, brachte er Ordnung in die Armee u. belagerte Boston, welches 17. März 1776 von den Engländern geräumt wurde. Ein Einfall in Canada wurde von General Montgomery u. Benedikt Arnold unternommen, doch scheiterte er infolge der ungenügenden Ausrüstung der Truppen. Am 28. Juni beschoß eine engl. Flotte Charleston in Süd Carolina, doch wurde der Angriff zurückgeschlagen. Indessen hatte sich den Amerikanern bei allen ihren Operationen der Mangel an Munition empfindlich fühlbar gemacht. Demselben abzuhelfen, rüsteten sie Schiffe aus, um engl. Munitionssendungen zu kapern. Der Kongreß hatte während dieser Vorgänge ein geheimes Comité eingesetzt, um mit den Freunden der Kolonien in Europa zu korrespondiren, u. auch ein Kriegs- u. Finanzcomité geschaffen, so daß die Regierung der Vereinigten Kolonien vollständig eingerichtet war. Am 7. Juni brachte Richard Henry Lee seine Resolution ein, welche besagte, daß „diese dreizehn Kolonien frei u. unabhängig sind u. von Rechts wegen sein sollten. Diese Resolution wurde 2. Juli angenommen, u.

4. Juli 1776 nahm der Kongreß die von Thomas Jefferson verfaßte Unabhängigkeitserklärung an. In diesem Dokument erschien zum ersten Male der Name „V. St. von Amerika". Washington hatte sich bald nach der Räumung von Boston durch die Engländer nach New York gewandt. Am 29. Juni erschien eine britische Flotte im Hafen von New York u. landete auf Staten Island. Die frühere Besatzung von Boston unter General Howe war durch Verstärkungen, die Sir Henry Clinton vom S. heranführte, auf 30,000 Mann gebracht worden. Washington war den Engländern weder an Zahl noch an Ausrüstung seiner Truppen gewachsen, u. nach zwei Niederlagen, auf Long Island 27. Aug. u. bei White Plaine 28. Okt., zog er sich Anfangs Dez. mit nur 3000 Mann hinter den Delaware zurück. In der Weihnachtsnacht von 1776 überschritt er den Delaware bei Trenton u. überraschte 1000 dort stationirte, im engl. Solde stehende Hessen. Am 3. Jan. schlug Washington den Feind bei Princeton u. bezog dann Winterquartier bei Morristown. Beim Beginn des Feldzuges von 1777 war Washington's Armee 7500 Mann stark. General Howe, der Staten-Island mit 20,000 Mann im Juni 1777 verließ, wandte sich gegen Philadelphia. Um die Hauptstadt zu schützen, griff Washington 11. Sept. die Engländer bei Brandywine an, wurde aber hier u. ein zweites Mal 4. Okt. bei Germantown geschlagen u. zum Rückzuge genöthigt, worauf beide Armeen Winterquartiere bezogen. Diese Niederlagen im S. wurden jedoch durch einen wichtigen Erfolg im N. aufgewogen, wo 7. Okt. eine britische Armee von 7500 Mann unter Burgoyne sich den Amerikanern unter Gates ergab. Verschiedene hervorragende Fremde hatten sich den Amerikanern angeschlossen, unter ihnen La Fayette u. Kosciuszko, u. am 1. Dez. schloß sich an Washington der Baron Steuben an, ein deutscher Offizier, der sich später durch Einführung einer tüchtigen Disziplin sehr verdient um die Amerikaner machte. Im Febr. 1778 wurde auch ein Freundschafts- u. Handelsvertrag mit Frankreich abgeschlossen. Am 17. Juni verließen die Engländer unter Clinton, dem Nachfolger Howe's, Philadelphia u. zogen sich nach New-York zurück, hart verfolgt von Washington. Am 28. Juni kam es zu einer unentschiedenen Schlacht bei Monmouth in New Jersey, nach welcher die Engländer ihren Rückzug nach New York fortsetzten. Im August wurde mit Hülfe einer französischen Flotte unter Graf d'Estaing ein erfolgloser Versuch gemacht, die Engländer von Rhode-Island zu vertreiben. Während des Jahres 1779 war der Süden der Hauptschauplatz des Krieges. Hier setzten die Engländer sich vollständig in den Besitz von Georgia u. trieben die Amerikaner unter Lincoln nach Süd-Carolina. Im J. 1780 segelte Clinton mit 8500 Mann von New-York nach Süd-Carolina, zwang Lincoln, sich zu ergeben, brachte auch diesen Staat vollständig unter engl. Herrschaft u. kehrte schon am 5. Juni nach New York zurück, Lord Cornwallis als Befehlshaber zurücklassend. General Gates, vom Kongreß nach Süd-Carolina geschickt, wurde 16. Aug. von Cornwallis geschlagen, so daß innerhalb dreier Monate zwei amerikanische Armeen vollständig vernichtet waren. Anfang September marschirte Cornwallis nach Nord-Carolina, erlitt aber hier 7. Okt. durch eine Abtheilung Miliz eine vollständige Niederlage, infolge dessen er sich nach Süd-Carolina zurückzog. Im N. war am 10. Juli eine franz. Flotte mit 6000 Mann unter dem Grafen Rochambeau bei Newport in Rhode-Island gelandet. Die geplante verrätherische Ueberlieferung von West-Point an die Engländer durch Benedikt Arnold wurde noch rechtzeitig entdeckt u. hintertrieben; Arnold selbst entkam, doch wurde der englische Unterhändler Major Andre gefangen u. als Spion gehängt. Der Süden war während des Jahres 1781 wieder der Hauptschauplatz des Krieges. Am 17. Januar wurden die Engländer bei Cowpens in Süd-Carolina geschlagen; am 15. März blieben sie zwar Sieger bei Guilford Court House in Nord-Carolina, doch brachte ihnen der Sieg wenig Vortheil. Die Schlacht von Entaw-Springs in Süd-Carolina, am 8. Sept., obgleich unentschieden, machte doch dem Kriege in diesen Staaten ein Ende. Mit dem Schluß des Jahres 1781 waren südl. von Virginien nur noch Charleston u. Savannah in englischen Händen. Cornwallis hatte sich im April 1781 nach Virginien gewandt, wo er sich La Fayette, Wayne u. Steuben gegenüber befand, u. verschanzte sich mit bedeutenden Streitkräften in Yorktown. Die Amerikaner unter Washington hatten sich während dieser Zeit mit Rochambeau am Hudson vereinigt, u. ohne daß Clinton, der sich in New-York verschanzt hielt, eine Ahnung davon hatte, marschirte Washington mit den verbündeten Armeen in Eilmärschen nach Virginien. Clinton merkte Washington's Absichten erst, als es zu spät war. Noch machte er einen Versuch, Washington in andere Richtung zu locken, indem er den Verräther Arnold nach Connecticut schickte, um diesen Staat zu verwüsten. Washington ließ sich jedoch nicht beirren, u. 28. Sept. wurde die Belagerung von Yorktown eröffnet, deren Resultat war, daß 19. Okt. Cornwallis mit seiner ganzen Armee sich ergab. Damit war der Erfolg der Amerikaner entschieden. In England trat 28. März 1782 das Ministerium des Lord North, das den Krieg bisher geführt hatte, zurück, u. das neue unter dem Marquis von Rockingham erwies sich dem Frieden geneigt: die engl. Generäle in Amerika erhielten Befehl, sich weiterer Feindseligkeiten zu enthalten. Im Juli 1782 wurde Savannah u. 14. Dez. Charleston von den Engländern geräumt, 30. Nov. 1782 ein Präliminarfriede u. 3. Sept. 1783 in Paris der definitive Friede unterzeichnet, in welchem England die V. St. als frei u. unabhängig anerkannte. Am 25. Nov. 1783 erfolgte auch die Räumung von New-York, dem letzten noch von den Engländern besetzten Punkte, u. so endete der siebenjährige Unabhängigkeitskampf, in dessen Verlaufe die Engländer 113,000 Soldaten u. 22,000 Matrosen nach den V. St. geschickt, der Kongreß 232,000 „continental" Soldaten u. 56,000 Milizen ins Feld gestellt hatte.

Gleich im Beginn der Friedensära machte sich die Ohnmacht des Kongresses fühlbar. Unter den größten Schwierigkeiten waren die Finanzen der jungen Republik während des Befreiungskrieges von Robert Morris geleitet worden, doch da die Einzelstaaten nicht auf die Vorschläge des Kongresses eingehen wollten, so konnte der letztere auch kein Geld verschaffen. Die Folge hiervon war, daß die Armee, die schon lange keinen Sold erhalten, immer unzufriedener wurde u. nur durch Washington's persönlichen Einfluß von offener Meuterei zurückgehalten werden konnte. Am 2. Nov. erließ Washington eine Abschiedsadresse an die Armee u. am 23. Dez. legte er sein Amt nieder. — Die Regierung der V. St. war bis 1781 eine rein revolutionäre gewesen. In diesem Jahre nun schlossen die verschiedenen Staaten eine Konföderation, die sich jedoch nicht bewährte. Eine allgemeine Unzufriedenheit mit der Konföderation machte sich bald bemerkbar, u. 1786 beantragte eine Konvention von Delegaten die Berufung einer andern Konvention zum Zweck einer Aenderung der Konföderationsartikel. Diese Konvention trat 25. Mai 1787 zusammen u. nahm die jetzige Konstitution der V. St. an. Unter dieser Konstitution wurde Washington zum ersten Präsidenten u. John Adams zum ersten Vizepräsidenten der V. St. gewählt. Zehn Amendements zur Konstitution wurden 1791, ein elftes 1798 u. ein zwölftes 1804 angenommen. Seitdem blieb die Konstitution über 60 Jahre lang unverändert. Der Regierungssitz wurde permanent nach Washington verlegt, u. 1801 hielt der Kongreß seine erste Sitzung in dieser Stadt ab. Bei seinem Regierungsantritt ernannte Washington Jefferson zum Staatssekretär, Hamilton zum Finanzsekretär, Henry Knox zum Kriegssekretär u. Edmund Randolph zum Generalanwalt.

Der wohlthätige Einfluß der neuen Regierung machte sich bald bemerkbar u. nahmen bes. die Finanzen unter Hamilton's tüchtiger Verwaltung einen raschen Aufschwung. 1791 wurde die V.-St.-Bank inkorporirt u. 1792 die Münze in Philadelphia gegründet. Um diese Zeit übte die Französische Revolution einen großen Einfluß auf die Parteibildung aus. Die Föderalisten, die für einen starken Bundesstaat waren, u. die unter ihren Führern Washington, Adams, Hamilton u. Jay zählten, befürworteten eine strikte Neutralität in den europäischen Wirren dieser Zeit, während die Republikaner od. Demokraten, welche die Gewalt der Bundesregierung so viel wie möglich limitirt sehen wollten u. Jefferson, Madison u. Gallatin zu ihren bedeutendsten Führern zählten, ebenso entschieden einer offenen Parteinahme für Frankreich das Wort redeten. Trotz der Bitterkeit jedoch, mit der die Parteien diese Frage verfochten, wurde Washington 1792 zum zweiten Male einstimmig zum Präsidenten erwählt. Als er jedoch 1793 eine strenge Beobachtung der Neutralitätsgesetze einschärfte, nahm das Mißvergnügen im Lande sehr zu. Ein drohender Bruch mit England wurde 1794 durch einen Freundschafts- u. Handelsvertrag abgewendet. Dieser Vertrag wurde jedoch von der franz. Regierung als eine Verletzung der Neutralität betrachtet, u. nahmen die Beziehungen zu Frankreich infolge dessen einen so drohenden Charakter an, daß einer der ersten Akte von Washington's Nachfolger, John Adams (1796 gewählt), war, den Kongreß zu einer Extrasitzung behufs Erledigung dieser Frage zu berufen. Nachdem die Armee u. Flotte der V. St. in Kriegsbereitschaft gesetzt worden war u. sogar zwei Seegefechte stattgefunden hatten, in denen die Amerikaner Sieger blieben, gab Frankreich nach, u. 1800 wurde ein Vertrag mit der Regierung des Konsuls Bonaparte abgeschlossen. Um sich gegen die Feinde im Innern, nam. die eingewanderten Fremden, die sich lebhaft der politischen Diskussion hingaben, zu schützen, wurden die sog. „Fremden- u. Aufruhrgesetze" erlassen (1798). Diese Gesetze machten die Föderalisten noch unpopulärer, u. 1800 wurde der Republikaner Jefferson zum Präsidenten erwählt u. 1804 zum zweiten Male. Die Hauptereignisse seiner Administration waren der Kauf von Louisiana von Frankreich 1803, u. 1804 die Züchtigung der Barbareskenstaaten in Nordafrika, welche der amerikanischen Schiffahrt bedeutenden Schaden zugefügt hatten. Die Beziehungen zu England wurden 1805 wieder gespannt, da die Engländer den ganzen Kontinent von Europa in Blockadezustand erklärten u. dadurch den amerikanischen

Handel schädigten. Hierzu kam, daß amerikan. Schiffe von engl. Kriegsschiffen gekapert u. verkauft worden waren, u. daß engl. Kriegsschiffe das Recht beanspruchten, amerik. Schiffe nach Deserteuren zu durchsuchen. Um den amerikan. Handel zu schützen, erließ der Kongreß 1807 ein Embargo, das amerikan. Schiffen verbot, aus amerikan. Häfen auszulaufen, u. fremden Schiffen verbot, daselbst Fracht einzunehmen. Das Embargo, von den Föderalisten heftig angegriffen, wurde im Februar 1809, kurz vor Ablauf von Jefferson's zweitem Amtstermin, aufgehoben.

Nr. 5391. Prairie in Louisiana.

1808 erwählten die Republikaner, od., wie sie sich jetzt meistens nannten, die Demokraten ihren Kandidaten James Madison. Unter seiner Administration kam es 1812 zum Kriege mit England. Schon lange vorher hatten die Engländer die Indianer im Nordwesten aufgereizt, u. die Letzteren hatten unter ihrem großen Häuptling Tecumseh schon 1811 die Feindseligkeiten begonnen, wurden indessen 7. Nov. 1811 von Harrison, dem nachmaligen Präsidenten, am Tippecanoefluß total geschlagen.

Nr. 5392. Die Sierra Nevada vom Thale der Four Creeks aus gesehen

General Hull, der Gouverneur von Michigan, fiel nach der Kriegserklarung in Canada ein, mußte sich jedoch bald zurückziehen u. noch im J. 1812 seine Armee sowie das ganze Michigan den Engländern übergeben. Zur See waren die Amerikaner jedoch in diesem Jahre glücklicher u. erfochten eine Reihe glänzender Siege, während Kaperschiffe dem engl. Handel empfindlichen Schaden zufügten. Während der folgenden Jahre wechselte das Kriegsglück häufig, obgleich auf dem Meere die Amerikaner fast regelmäßig Sieger blieben. Im Aug. 1814 nahmen die Engländer Washington u. verbrannten die öffentlichen Gebäude; bei der Belagerung von Baltimore wurden sie indessen zurückgeschlagen. In dem Frieden von Gent 24. Dez. 1814 geschah der Rechte neutraler Mächte zur See, die doch den eigentlichen Anlaß zum Kriege gegeben hatten, keiner Erwähnung. Noch vor dem Bekanntwerden des Friedensschlusses in Amerika erlitten die Engländer bei New-Orleans 8. Jan. 1815 eine völlige Niederlage. Da der Krieg von Anfang an wenig Anklang in den Neu-England-Staaten fand, so wurde die Hartforder Konvention 1814 berufen, welche einen energischen u. vereinten Widerstand gegen die verderbliche Politik der Republikaner empfahl u. in unbestimmter Form für die Staaten das Recht in Anspruch nahm, aus der Union zu scheiden, falls in der bisherigen Weise mit der Verletzung der Rechte u. Interessen der Neu-England-Staaten fortgefahren würde. Doch wurde die Hartford-Konvention für eine Verschwörung von Hochverräthern erklärt u. die politische Bedeutung der Föderalisten damit vollends vernichtet. Madison's Nachfolger 1816 war der Demokrat James Monroe, der 1820, mit nur einer Elektoralstimme gegen sich, wieder gewählt wurde. Unter seiner Administration erhielt zum ersten Male die Sklavereifrage einige Bedeutung. Die 1821 erfolgte Zulassung von Missouri als Staat erregte einen bittern Kampf, ob derselbe ein Freistaat od. Sklavenstaat sein sollte. Die Frage wurde endlich durch den „Missouri-Kompromiß" dahin erledigt, daß Missouri Sklavenstaat wurde, daß jedoch in den Staaten, die in Zukunft nördl. von 36° 30' nördl. Br. gebildet werden würden, die Skaverei für immer verboten sein sollte. Die Anerkennung der südamerikanischen Republiken 1822 führte im folgenden Jahre zu dem Erlaß der berühmten „Monroe Doctrine", in welcher der Präsident es als unvereinbar mit den Interessen der V. St. erklärte, daß eine europäische Macht ihre Regierungsform in irgend einen Theil dieses Kontinents einführe. Die V. St. würden nicht in die Verhältnisse der bestehenden Kolonien u. Besitzungen europäischer Staaten eingreifen, doch würde jeder Versuch, die Länder, deren Unabhängigkeit die V. St. anerkannt hätten, zu bedrücken od. ihr Geschick gewaltsam zu bestimmen, als eine unfreundliche Handlung gegen die V. St. betrachtet werden. — Unter Monroe's Administration war 1819 Florida von Spanien gekauft worden. Unter seinem Nachfolger, John Quincy Adams (1824 erwählt), wurde eine hohe Steuer auf fremde Handelsartikel gelegt, um die amerikanische Industrie zu schützen. Diese Maßregel stieß auf heftigen Widerstand im Süden u. führte zu mehreren Excessen. Andrew Jackson, 1828 gewählt, war wie sein Vorgänger ein Demokrat. In seiner ersten Botschaft an den Kongreß opponirte er der Erneuerung des Freibriefes der V. St. Bank, u. als der Freibrief trotzdem 1832 erneuert wurde, belegte der Präsident ihn mit seinem Veto. Da bei der Wiedererwägung die erforderliche Zweidrittel-Majorität nicht für die Erneuerung stimmte, so erlosch der Freibrief 1836. Der Tarif hatte während dieser Zeit eine starke Opposition in Süd Carolina hervorgerufen, wo eine Staatskonvention 1832 die Tarifgesetze für ungesetzlich u. folglich für null u. nichtig erklärte u. zugleich anzeigte, daß einem Versuche der Bundesregierung, Zölle im Hafen von Charleston zu erheben, mit Gewalt begegnet werden u. zur Secession von Süd-Carolina führen würde. Der Hauptführer der „Nullifiers", wie diese Partei in Süd Carolina genannt wurde, war John C. Calhoun. Die Festigkeit u. Energie des Präsidenten erstickten jedoch diese Rebellion im Keime, u. die Sache wurde durch eine allmähliche Abschaffung der Zölle geordnet. Noch vor dem Ablauf des Freibriefes der V. St. Bank entzog der Präsident derselben die Regierungsgelder. Dieser Akt zog ihm den Tadel des Senats zu, doch wurde er von dem Repräsentantenhaus indossirt. Jackson's auswärtige Politik war eine sehr erfolgreiche Handelsverträge wurden mit verschiedenen Ländern abgeschlossen. Eine Verwicklung mit Frankreich wurde 1836 durch die Vermittlung von England friedlich beigelegt. Gegen das Ende seiner Administration 1835 brach ein Krieg mit den Seminolen in Florida aus. Auf Jackson folgte 1836 der Demokrat Martin van Buren, unter dessen Administration die große Finanzkrisis von 1837 ausbrach. Diese Krisis sowol wie der mit ungeschwächten Mitteln fortgeführte Krieg gegen die Seminolen riefen eine starke Opposition gegen die demokratische Partei hervor, so daß 1840 die Whigs ihren Kandidaten, William Henry Harrison, zum Präsidenten erwählten. 1840 wurde van Buren's Vorschlag angenommen

u. Unterschatzämter in den größeren Städten der Union eingerichtet. Harrison starb schon einen Monat nach seiner Inauguration u. ihm folgte im Amte der Vizepräsident John Tyler. Dieser neigte sich bald so entschieden zu den Demokraten, daß das ganze Kabinet mit Ausnahme des Staatssekretärs Daniel Webster resignirte. Die Herrschaft der Whigs hatte infolge des Bruches in der eigenen Partei ein schnelles Ende. Tyler's Administration war von Bedeutung durch den Ashburton-Vertrag von 1842, welcher die wesentlichsten Streitfragen mit England u. nam. auch die nordöstliche Grenze der V. St. feststellte. Von nicht geringerer Bedeutung war der Abschluß eines Handelsvertrags mit China 1844. Am 12. April 1844 schloß Calhoun, der damalige Staatssekretär, einen Vertrag mit Texas, durch welchen diese junge Republik sich an die V. St. anschloß. Der Vertrag wurde vom Senat verworfen, aber vom Kongreß 1. März 1845 der gemeinschaftliche Beschluß gefaßt, durch welchen Texas als Staat in die Union aufgenommen wurde. Tyler unterzeichnete den Vertrag noch an demselben Tage. Tyler's Nachfolger, der Demokrat James Knox Polk, fand bei seinem Amtsantritt Verwicklungen mit Mexiko vor, von der Annexion von Texas herrührend, die auch bald zum Kriege führten. General Zachary Taylor erhielt Befehl, das Land zwischen dem Nueces u. dem Rio Grande zu besetzen, ein Stück Land, welches Mexiko beanspruchte, da, wie die Regierung von Mexiko behauptete, der Nueces die Grenze von Texas bildete. Nach einem Zusammenstoß mit mexikanischen Truppen am Rio Grande im April 1846 erklärte Präsident Polk, daß die V. St. „sich mit Mexiko im Kriege befänden". Der Kongreß bewilligte sofort 10,000,000 Doll. Nach mehreren siegreichen Gefechten nahm Taylor im Sept. die Stadt Monterey u. 23. Febr. 1847 Buena Vista. Am 9. März 1847 landete General Scott bei Veracruz mit 12,000 Mann, nahm diese Stadt vor Ende des Monats ein, u. 14. Sept. zog er, ohne eine einzige Schlacht verloren zu haben, in der Hauptstadt Mexiko ein. Während dieser Zeit war Neu-Mexiko von Kearny u. Kalifornien von Fremont erobert worden. Im Friedensvertrage von Guadalupe Hidalgo, vom 2. Febr. 1848, wurde der Rio Grande als Grenze festgestellt, Kalifornien u. Neu-Mexiko von Mexiko an die V. St. abgetreten, während die V. St. 15,000,000 Doll. an Mexiko zahlten. Während Polk's Administration drohte ein Bruch mit England, da die V. St. das ganze sog. Oregongebiet bis 54° 40′ n. Br. beanspruchten. Der Streit wurde jedoch in der Weise gelöst, daß der 49. Breitengrad als die Grenze angenommen wurde. Unter Polk's Nachfolger, dem General Taylor (1848 gewählt), trat die Sklavereifrage sehr in den Vordergrund u. bahnte eine allgemeine Auflösung der Parteien an. Taylor starb 1850, vor Ablauf seines Amtstermins, u. unter seinem Nachfolger, dem bisherigen Vizepräsidenten Millard Fillmore, wurden die streitigen Fragen allmählich erledigt. Kalifornien wurde als freier Staat aufgenommen, Utah u. Neu-Mexiko als Territorien organisirt, u. erhielten die letzteren die Berechtigung zugestanden, bei ihrer dereinstigen Aufnahme als Staaten zu bestimmen, ob sie freie od. Sklavenstaaten sein wollten. Das Gesetz gegen flüchtige Sklaven wurde bedeutend verschärft, so daß eine große Erbitterung im Norden sich gegen den Süden zu regen anfing. Schon bei der Wahl im J. 1848 hatten sich die entschiedenen Gegner der Sklaverei unter dem Namen Freibodenpartei organisirt, u. van Buren als Präsidentschaftskandidaten aufgestellt, doch erhielt derselbe nur 291,000 Stimmen. Unter Franklin Pierce (1852 gewählt) schlossen die V. St. einen Handelsvertrag (1853) mit Japan ab. Ein Versuch, Cuba von Spanien zu erwerben od. zu erobern, scheiterte an der Opposition der Gegner der Sklaverei. Bei der Organisirung des Territoriums Kansas 1854 wurden die Bestimmungen des Missouri-Kompromisses von 1830 aufgehoben u. kam es bei der Entscheidung der Frage, ob Frei- od. Sklavenstaat, oft zu blutigen Zusammenstößen. Die Whigpartei wurde 1856 durch die republikanische abgelöst, die aber noch nicht stark genug war, die Erwählung des Demokraten Buchanan zu verhindern. Unter Buchanan steuerte das Land immer mehr auf einen Bruch zwischen dem Norden u. Süden zu, u. als 1860 der Republikaner Abraham Lincoln, hauptsächlich infolge der Zersplitterung der demokratischen Partei, erwählt wurde, beschloß ein Konvent am 20. Dez. 1860 einstimmig den Austritt aus der Union. Georgia, Florida, Louisiana, Alabama u. Mississippi folgten diesem Beispiele u. vereinigten sich Anfang Februar 1861 als Konföderirte Staaten u. erwählten Jefferson Davis zum Präsidenten. Nach verschiedenen erfolglosen Versuchen, eine friedliche Lostrennung von der Union zu erzielen, eröffneten die Konföderirten den Bürgerkrieg mit der Beschießung des Forts Sumter im Hafen von Charleston 12. April 1861. Mit dem Beginn der Feindseligkeiten traten auch die Grenzstaaten, die bis jetzt noch gezögert hatten, Virginien, Nord Carolina u. Tennessee, der Konföderation bei. Arkansas folgte bald u. Missouri wurde der Union nur durch das energische Auftreten des Kapitän Lyon u. durch die dort ansässigen Deutschen gerettet. Der Präsident hatte 15. April seinen ersten Aufruf für 75,000 Freiwillige erlassen, doch da diese Zahl nicht genügte, so wurden bald mehr zu den Waffen gerufen. Am 24. Mai überschritten die Bundestruppen, die noch unter dem Oberbefehl des Generals Scott standen, den Potomac, u. nach mehreren kleineren Gefechten wurde die erste Schlacht des Krieges bei Bull Run am 21. Juli geschlagen, die mit einer vollständigen Niederlage der Bundestruppen endete. General M'Clellan erhielt jetzt den Oberbefehl über die Potomac-Armee und wurde 31. Okt. an Stelle des Generals Scott zum Oberbefehlshaber sämmtlicher Bundestruppen ernannt. Während des Jahres 1861 hatte Halleck im Westen den Staat Missouri fast ganz von den Konföderirten gesäubert. In Kentucky, welches nicht aus der Union ausgetreten war, sich jedoch für neutral erklärt hatte, wurden verschiedene Plätze von den Konföderirten genommen, doch bis Anfang März 1862 hatte General Grant Kentucky u. den größern Theil von Tennessee für die Union zurückerobert. Am 8. Nov. 1861 nahm Kapitän Wilkes von der Bundesflotte zwei Abgesandte der Konföderation an England u. Frankreich auf einem englischen Postdampfer gefangen. Da dieser Akt zu einem Bruch mit England zu führen drohte, so wurden die Kommissäre, Mason u. Slidell, an England ausgeliefert. Im März 1862 segelte der Commodore Foote den Mississippi herunter, um diesen wichtigen Strom für die Union

Nr. 5393 Die Unabhängigkeitshalle in Philadelphia, Pennsylvanien.

wieder zu erobern, doch konnte er Vicksburg in Mississippi, welches er im Juni erreichte, nicht bezwingen. Grant hatte im Anfange des Jahres 1862 die Forts Donalson u. Henry in Tennessee genommen u. war dann den Tennesseefluß heraufmarschirt. Am 6. u. 7. April schlug er die Konföderirten unter Johnston u. Beauregard bei Shiloh. Im Süden hatte die Flotte unter Admiral Farragut u. die Armee unter General Butler 1. Mai New Orleans genommen. Bald darauf fiel auch Beton Rouhl nebst mehreren anderen Punkten am Mississippi in die Hände der Bundestruppen, so daß Vicksburg jetzt der einzige Platz an diesem Strome war, der den Südlichen verblieb. Am 8. März erschien das Panzerschiff „Merrimac" in Hampton Roads u. richtete große Verheerungen unter der Bundesflotte daselbst an, doch mußte es dem in der folgenden Nacht erscheinenden Thurmschiff „Monitor" weichen. Nach einem erfolglosen Versuche seitens M'Clellan's, die Hauptstadt der Konföderirten, Richmond, zu erobern, ergriff der südstaatliche General Lee die Offensive u. fiel Anfangs August in Maryland ein. Nach verschiedenen bedeutenden Schlachten kam es 17. Sept. zu der Schlacht am Antietam, nach welcher, obgleich sie unentschieden blieb, Lee sich nach Virginien zurückzog. Im Juni 1863 ergriff Lee wieder die Offensive u. marschirte in Pennsylvanien ein, wurde aber 1., 2. u. 3. Juli bei Gettysburg von den Bundestruppen unter Meade vollständig geschlagen u. zog sich nach Virginien zurück. Im Dez. 1862 hatte Sherman die Belagerung von Vicksburg begonnen; im Febr. 1863 übernahm Grant die Oberleitung derselben, u. 4. Juli 1863 ergab sich der südstaatliche General Pemberton. Im August eroberte die Flotte unter Farragut den Hafen von Mobile u. zerstörte die hier befindliche Flotte der Südstaaten. Im März 1864 erhielt Grant den Oberbefehl sämmtlicher Bundestruppen, der seit M'Clellan mehreremal gewechselt worden war, u. begab sich zur Potomac-Armee. Nach den Schlachten in der Wilderniß vom 5.—7. Mai u. bei Spottsylvania Court House, 7.—12. Mai, den blutigsten des ganzen Krieges, schritt Grant 19. Juni zur Belagerung von Richmond, welches 3. April 1865 von Lee geräumt wurde. Lee selbst ergab sich am 9. bei Appomattox Court House mit seiner ganzen Armee, wodurch der Krieg thatsächlich beendet war. Im S. hatte Sherman am 1. Sept. 1864 Atlanta genommen, trat dann Mitte Nov. mit 60,000 Mann seinen berühmten Marsch nach dem Meere an u. besetzte am 21. Savannah. Das letzte Gefecht fand 13. Mai am Rio Grande statt, u. am 26. Mai ergab sich die letzte Armee der Konföderirten unter Kirby Smith. Maßregeln wurden sofort getroffen, um die Bundesarmee aufzulösen, u. binnen weniger Monate war der größere Theil der Soldaten entlassen. Schon frühe hatte die Sklavereifrage den Präsidenten beschäftigt, u. 1. Jan. 1863 erließ er seine Proklamation, in welcher er alle Sklaven als frei anerkannte. Das 13. Amendement zur Verfassung, 1865 erlassen, erklärte die Sklaverei in den V. St. für immer aufgehoben. Präsident Lincoln wurde 1864 wieder gewählt, aber 14. April 1865 ermordet, worauf der Vizepräsident Johnson an seine Stelle trat. Die Frage des Wiedereintritts der südlichen Staaten in ihre vollen Rechte führte zu einem Konflikt zwischen dem Präsidenten u. dem Kongreß, der durch die Absetzung des Kriegssekretärs seitens des Präsidenten auf die Spitze getrieben wurde. Am 24. Febr. 1868 wurde Johnson vom Repräsentantenhause förmlich vor dem Senate verklagt, aber von diesem freigesprochen. Unter Johnson's Administration wurde 1867 Alaska von Rußland um 7,200,000 Doll. gekauft. 1868 erwählten die Republikaner den General Grant zum Präsidenten, der 1872 wieder gewählt wurde. Unter seiner Administration wurden die Differenzen mit England, die infolge der Ausrüstung südlicher Kaperschiffe in engl. Häfen entstanden waren, friedlich beigelegt. Eine Hohe Kommission, bestehend aus fünf Repräsentanten jeder Nation, trat 1871 in Washington zusammen u. empfahl zur Beilegung des Streites die Einsetzung eines Schiedsgerichtes welches denn auch 15. Dez. 1871 in Genf zusammentrat u. 14. Sept. 1872 entschied, daß England seinen Verpflichtungen als neutrale Macht nicht nachgekommen sei u. deshalb 15,500,000 Doll. in Gold an die V. St. zu zahlen habe. Die Pläne Grant's, San Domingo zu annektiren, stießen auf entschiedenen Widerstand im Kongreß wie unter dem Volke. Die Feier ihres hundertjährigen Bestehens als Nation begingen die V. St. 1876 durch Veranstaltung einer Weltausstellung in Philadelphia. Die Präsidentenwahl von 1876 führte zu einem erbitterten Wahlkampfe zwischen den Parteien, die sich in diesem Jahre zum ersten Male seit langer Zeit in gleicher Stärke gegenüberstanden. Als es sich nach der Wahl herausstellte, daß der Demokrat Tilden auf 184 Elektoralstimmen sicher zählen konnte, u. daher nur noch einer Stimme bedurfte, um erwählt zu sein, kam es zu einem erbitterten Kampfe um die Elektoralstimmen von Süd Carolina, Florida u. Louisiana. Die Sache wurde endlich einer Kommission überwiesen, bestehend aus fünf Richtern des obersten Gerichtshofes u. je fünf Mitgliedern der beiden Häuser des Kongresses, welche die Elektoralstimmen aller drei Staaten für den Republikaner Hayes zählte, der dadurch erwählt wurde. Präsident Hayes ernannte ein Kabinet aus den Reformelementen seiner Partei, bestehend aus Evarts, Staatssekretär; Schurz, Sekretär des Innern; Sherman, Schatzsekretär; M'Crary, Kriegssekretär; Thompson, Marinesekretär; Key, Generalpostmeister, u. Devens, Generalstaatsanwalt. Gegen den Süden schlug er, im Gegensatz zu Grant, eine Versöhnungspolitik ein u. entfernte 1877 die letzten Bundestruppen aus den südlichen Staaten, entfremdete sich aber durch diese Politik dem äußern Flügel der Republikaner. — Vergl. Bancroft, „History of the United States" (Bd. 1—9, Boston 1862 ff.; 23. Aufl. 1870); Hamilton, „History of the Republic of the United States" (7 Bde., Philad. 1868); Neumann, „Geschichte der V. St. von Amerika" (3 Bde., Berl. 1863—66); „Jennings, „Eighty years of republican government in the United States" (Lond. 1868); Higginson, „Geschichte der V. St. von Nordamerika" (deutsch Stuttg. 1876); Kapp, „Die Geschichte der Sklaverei" (Hamb. 1861); Draper, „The Civil War in America" (3 Bde., New-York 1868—70); Pollard, „Southern History of the War" (2 Bde., ebd. 1868); Schmidt, „Geschichte des amerikan. Bürgerkrieges" (Philad. 1866 f.); Tocqueville, „La Démocratie en Amérique" (2 Bde., 15. Aufl., Par. 1868); Döhn, „Die politischen Parteien in den V. St. von Amerika" (Lpz. 1868); Blankenburg, „Die inneren Kämpfe der nordamerikan. Union" (Lpz. 1869); Holst, „Verfassung u. Demokratie der V. St. von Amerika" (Bd. I., Th. 1, Düsseld. 1873; Th. 2, Berl. 1878); „Löher, „Die Deutschen in Amerika" (2. Aufl., Gött. 1855); Kübeck, „Reiseskizzen aus den V. St. von Nordamerika" (Wien 1872); Ratzel, „Städte- u. Kulturbilder aus Nordamerika" (2 Bde., Lpz. 1876) &c.

**Vereinswesen** (vergl. hierzu nam. „Association"). An sich ist es als ein Recht der Bürger eines Staates zu betrachten, zu friedlichen Versammlungen zusammenzutreten u. dergleichen zu veranstalten. Mit Rücksicht darauf jedoch, daß Ruhe u. Ordnung bei Mißbrauch dieses Rechtes bedenklich gefährdet werden können, unterliegt das gedachte Recht bald größeren, bald geringeren Einschränkungen. Nam. wird vorgängige Anmeldung bei der Ortsobrigkeit vorgeschrieben; es muß den Polizeiorganen die Anwesenheit gestattet u. ihren Anweisungen Folge geleistet werden; Versammlungen, deren Zweck es ist, Gesetzesübertretungen od. unsittliche Handlungen zu begehen, dazu aufzufordern od. geneigt zu machen, sind verboten. Zur Bildung von Vereinen, d. i. Versammlungen von geringerem Umfange, welche lediglich aus Mitgliedern u. von diesen eingeführten Gästen bestehen, bedarf es regelmäßig nicht der Einholung der staatlichen od. polizeilichen Genehmigung. Wesentlichen Beschränkungen dagegen unterliegen diejenigen Vereine, deren Zweck sich auf öffentliche Angelegenheiten bezieht. Diese bedürfen der obrigkeitlichen Erlaubniß u. müssen ein genehmigtes Statut haben. Mitglieder dürfen in der Regel nur dispositionsfähige Personen sein; für Einhaltung der Gesetze u. Statuten sind die Leiter des Vereins verantwortlich. Vielfach ist es auch untersagt, daß mehrere Vereine sich mit einander in Verbindung setzen u. größere Körperschaften bilden. Gewissen Personen, Militärs, Beamten &c., ist die Theilnahme an politischen Vereinen überhaupt untersagt. Die gedachten Einschränkungen pflegen jedoch meist keine Anwendung auf die Vereine u. Versammlungen zu erleiden, welche Zwecke geselliger Unterhaltung befolgen, Künste od. Wissenschaften befördern sollen, frommen od. wohlthätigen Zwecken dienen. Dem Staate steht im Allgemeinen die Befugniß zu, verbotene Vereine u. Versammlungen aufzulösen, im Falle des Ungehorsams auch das Einschreiten durch die bewaffnete Macht zu veranlassen.

**Verfälschung der Lebensmittel**, eine Erscheinung, die zwar nicht erst in unserer Zeit aufgetreten ist, jedoch neuerdings dermaßen überhand genommen hat, daß sich die Aufmerksamkeit der Behörden mit Recht auf sie gelenkt hat u. im Deutschen Reiche ein Gesetz gegen die V. d. L. in Aussicht genommen worden ist. Die V. d. L., welche theils schon von Seiten der Produzenten geschehen mag, zum größern Theile aber von den Händlern ausgeführt zu werden pflegt, hat stets eine Benachtheiligung des Käufers zur Folge u. ist, da sie einen unberechtigten Vermögensvortheil des Verkäufers bezweckt, als Betrug zu behandeln, auch wenn die zur Fälschung benutzten Substanzen vollständig unschädlich sind. Um so strafbarer ist sie aber, wenn die V. d. L. mit Substanzen ausgeführt wird, die Nachtheile für die Gesundheit zur Folge haben. Wenn z. B. Jemand Kunstbutter als solche verkauft, so ist dagegen gar nichts einzuwenden, wenn derselbe aber Kunstbutter als Kuhbutter verkauft, so ist dies offenbarer Betrug, insofern ein Gegenstand von geringerem Werthe für einen werthvollern ausgegeben wird. Man hat ferner vielfach behauptet, die Anwendung des Stärkezuckers als theilweisen Ersatz des Malzes beim Bierbrauen sei keine Fälschung, weil ganz derselbe Zucker in der aus dem Malze bereiteten Maische enthalten sei; allein obschon dies Letztere seine vollkommene Richtigkeit hat, so werden doch mit dem Stärkezucker nicht auch zugleich die anderen im Malze enthaltenen Bestandtheile in das Bier gebracht. Eiweißkörper u. phosphorsaure Salze

die im Malze enthalten sind, die einen hohen Nährwerth haben u. die der Konsument in dem Malzbiere vorauszusehen berechtigt ist. Aehnlich verhält es sich mit den gallisirten Weinen. Die Hülfsmittel, welche die gewissenlose Gewinnsucht zu Verfälschungszwecken benutzt, sind leider durch die Ausbildung der chemisch technischen Zweige sehr vermehrt worden, einmal, weil durch die analytischen Untersuchungen die Natur der wirksamen charakteristischen Stoffe, welche zunächst den Sinnen sich bemerklich machen, genauer erforscht worden ist, dann aber auch, weil die künstliche Herstellung od. Zubereitung der Surrogate förmlich zu einem Studium gemacht u. dadurch sehr ausgebildet worden ist. Da das Publikum die Mittel nicht in der Hand hat, jeden Betrug dieser Art aufzudecken u. zur Bestrafung zu bringen, so ist es eine Sache von höchster wohlfahrtspolizeilicher Wichtigkeit, auf dem Wege der Gesetzgebung die Allgemeinheit vor den unsittlichen Uebergriffen Einzelner zu schützen. Nachdem die Aufmerksamkeit einmal auf den Gegenstand gelenkt worden ist, hat sich herausgestellt, daß so ziemlich Alles der Verfälschung unterliegt. **Mehl** u. **Brot** werden durch Zusatz von geringeren Mehlsorten, von Erbsen-, Linsen- u. Bohnenmehl, Kartoffeln 2c., von gemahlenem Gips, Schwerspath u. Speckstein der Masse nach vermehrt, Alaun od. Kupfervitriol wird dem Brote zugesetzt, um demselben, wenn es aus geringem Mehle gebacken wurde, das Aussehen besserer Qualität zu geben; **Butter** läßt man einen zu großen Wassergehalt, um das Gewicht zu vermehren, außerdem verfälscht man sie durch geringere Fette u. Oele verschiedener Art od. durch Substitution von Kunstbutter; **Milch** durch Entrahmung, Verdünnung mit Wasser, Zusatz von Zucker, Stärkekleister, Kreide, Gips, Kalbsgehirn 2c.; **Käse** durch Zusatz von geriebenen Kartoffeln, Stärkemehl, Gips, Thon 2c., Benutzung von ausgedämpftem, seines Oeles beraubten Kümmels zum Käse; **Bier** durch Anwendung von Stärkezucker od. Stärkesirup, Glycerin, Zuckerconleur als Surrogate für Malz u. durch Beifügung von oft sehr schädlichen Bitterstoffen als Ersatz für Hopfen; **Wein** durch Zusatz von Wasser, Stärkezucker od. Sirup, Glycerin, Alkohol, künstlichem Bouquet 2c; durch künstliche Färbung, Substituirung echter Weine durch Kunstweine, welche lediglich aus Spiritus, Zucker, Glycerin, Weinsäure u. ätherischen Bestandtheilen zusammengemischt sind; **Essig** erhält einen Zusatz von Schwefelsäure od. scharfen Pflanzensubstanzen 2c., um ihn kräftiger zu machen. Am schlimmsten verhält es sich mit **Rum**, **Arak**, **Cognac**, **Branntwein**, bei denen die V. dermaßen an der Tagesordnung ist, daß man ohne Uebertreibung behaupten kann, $^9/_{10}$ der im Kleinverkehr zum Verkauf kommender Waaren seien unecht, verschnitten od. ganz u. gar Kunstprodukte. Und ebenso steht es mit den **gemahlenen Gewürzen**, **Pfeffer**, **Zimmt**, **Nelken**, **Safran** 2c.; die Menge der zur Verfälschung dienenden Substanzen ist so groß, daß auf eine Aufzählung verzichtet werden muß, von Sägespänen, Brotrinden hinab zu den widerlichsten Stoffen wird fast Alles den Gewürzen zugesetzt; es genügt, darauf hinzuweisen, daß die gemahlenen Gewürze gewöhnlich weit billiger sind als die ungemahlenen. Pfeffer z. B. kauft man in gemahlenem Zustande zu 36 Mk. pro Centner, während Pfefferkörner 90 Mk. durchschnittlich kosten. **Chokolade** bekommt Zusatz von Talg an Stelle abgepreßter Cacaobutter, auch von Ziegelmehl, Gips, Bolus, Mehl 2c. Beim **Kaffee** werden unscheinbare Bohnen gefärbt, od. aus Brotteig u. anderen noch werthloseren Stoffen künstliche Kaffeebohnen gepreßt. Unter den Thee mischen die Fälscher ausgezogene Blätter od. die Blätter anderer Pflanzen. **Konditoreiwaaren** erleiden die Anwendung giftiger Farben od. die Beimengung von Gips, Schwerspath, Kreide, Zinkweiß, Pfeifenthon 2c. **Wurst** wird mittels Mehl u. Stärke in der Masse vermehrt, auch durch Färben mit giftigem Anilinroth im Aussehen verbessert 2c. Die Nachweisung solcher Verfälschungen geschieht theils auf chemischem Wege, theils mit Hülfe des Mikroskopes. — Vgl. H. Klencke, „Die Verfälschung der Nahrungsmittel u. Getränke 2c. Nach Arth. Hill, Hassall u. Chevallier u. nach eigenen Untersuchungen" (Lpz. 1858); Derselbe, „Illustrirtes Lexikon der Verfälschung der Nahrungsmittel u. Getränke" (2. Aufl., Lpz. 1878).

**Verfassung** (Konstitution) eines Staates nennt man das System von Prinzipien u. Einrichtungen, welche seinem politischen Leben zu Grunde liegen, bez. die Form seiner Regierung bedingen. In diesem weitern Sinne hat jeder Staat, also auch der absolut regierte, eine V. In engerem Sinne versteht man darunter die Summe der rechtlichen Normen, welche der Regierungsgewalt gewisse Grenzen geben u. dieselbe insbes. durch die der Volksvertretung zugetheilten Rechte beschränken (s. „Konstitution"); in letzterer Beziehung spricht man von einer landständischen od. Repräsentativ-V. Auch wird die Urkunde, welche die betreffenden gesetzlichen Bestimmungen enthält, V. genannt (vgl. „Staatsgrundgesetz"). Der **Verfassungseid** ist die eidliche Versicherung des Staatsoberhauptes u. der Staatsbeamten, die V. in engerem Sinne halten zu wollen.

**Vergiftung**, s. unter „Gifte" u. „Giftmord".



**Vergilius** od. Virgilius, mit vollem Namen Publius V. Maro, berühmter röm. Dichter, geb. 15. Okt. 70 v. Chr. in Andes, einem Dorfe bei Mantua, als Sohn eines kleinen Landbesitzers; erhielt seinen ersten Unterricht in Cremona, besuchte, nachdem er 55 v. Chr. die Toga virilis genommen hatte, die Schulen in Mailand u. machte dann weitere Studien in Neapel unter dem griech. Dichter u. Grammatiker Parthenios u. in Rom bei dem Epikureer Siron. Darauf kehrte er in seine Heimat zurück, mit dem Studium griech. Dichter beschäftigt, u. wurde mit dem als Dichter u. Geschichtschreiber bekannten Asinius Pollio, der damals als Legat des Antonius das transpadanische Gallien verwaltete, befreundet. Um jene Zeit jedoch gerieth er in Gefahr, sein Besitzthum zu verlieren, da Octavian nach der Schlacht bei Philippi seine Veteranen mit Landschenkungen in jener Gegend belohnte u. die Beschenkten sich vielfache Uebergriffe erlaubten. Es bedurfte einer zweimaligen Reise des Dichters nach Rom, um durch Vermittlung des Mäcenas von Octavian Sicherung seines Besitzes zu erlangen; in der ersten Ecloge dankt der Dichter dafür. Bald darauf zog V. nach Rom, wo ihm Mäcenas seine volle Gunst schenkte, so daß V. wiederum Andere, z. B. Horatius, an diesen empfehlen konnte u. bald überhaupt den Mittelpunkt der künstlerischen Bestrebungen am röm. Hofe bildete. Im J. 37 v. Chr. hatte er die „Bucolica" od. „Eclogen" vollendet, sein erstes größeres Werk, Idyllen im Stile des Theokrit, in denen er das Leben der italischen u. sizilischen Hirten schildert, insofern aber von Theokrit abweicht, als V. in ihnen unter der Maske des Hirtenlebens Personen u. Zustände seiner Zeit schildert. Diese Dichtung begründete den Ruf des Dichters, der von nun an abwechselnd in Rom u. Neapel lebte. Dort in Campanien vollendete er seine zweite größere Dichtung, die „Georgica" (d. h. Landwirthschaft), in der er den Ackerbau, die Baumkultur, die Vieh- u. die Bienenzucht in je einem Buche besingt u. diesen lehrhaft trockenen Stoff geschickt zu beleben u. durch seine hohe Kunst interessant zu machen verstand. Von der sorgfältigen Art V.'s, zu arbeiten, ist uns der Umstand Beweis, daß er zur Abfassung dieses Werkes sieben Jahre brauchte, von 37—30 v. Chr. Schon während dieser Arbeit faßte er den Plan zu seinem berühmtesten Werke, der „Aeneïs", dem Nationalepos der Römer, welches ihn 11 Jahre lang beschäftigte u. vor dessen völliger Vollendung, obwol das Werk äußerlich bereits zum Abschluß gediehen war, er starb, als er im J. 19 v. Chr. Griechenland besucht hatte, aber wegen anhaltender Kränklichkeit auf Veranlassung u. in Begleitung des Augustus, mit dem er in Athen zusammengetroffen war, nach Italien zurückkehrte; bald nach der Landung starb er in Brundusium 22. Sept. 19 v. Chr. u. wurde in Neapel bestattet. Die Herausgabe der „Aeneïs" besorgten mit großer Pietät, ohne Eigenes hinzuzuthun, des Dichters Freunde, die Dichter Varius u. Tucca. Die „Aeneïs" beginnt mit dem Weggange des Aeneas von Asien, seinen Irrfahrten u. der Gründung Roms, dabei feiert V. in seiner Weise das Julische Geschlecht, welches jetzt eben den Thron des Weltreiches inne hatte. Abgesehen von dem patriotischen Werthe dieses Werkes, schuf V. in demselben eine würdige Dichtersprache, welche mustergiltig blieb; mit glücklicher Wiedergabe der Homerisch-epischen Diktion brachte er eine, wenn auch nicht eben kraftvolle heroische, so doch edle u. tüchtige Gesinnung zur Anschauung; außerdem stand ihm eine gründliche philosophische sowie antiquarische Bildung zur Seite, die seinen Werken einen noch höhern Werth verleiht. So kam es, daß V. bis heutigen Tages zu den gelesensten Dichtern der Weltliteratur gehört. Schon dem Alterthum galt V. für einen Musterschriftsteller u. wurde als solcher frühe schon als Schulbuch benutzt; den Grammatikern war er eine der ersten Autoritäten. Eine spätere Zeit umwob seine Person mit mancherlei Sagen, christliche Schriftsteller gaben seinen Werken eine moralische od. religiöse Ausdeutung; den Anfang der 4. Ecloge faßte man als eine messianische Weissagung, in den Mysterien wie in der katholischen Liturgie figurirt V. häufig mit der Sibylle u. den alttestamentlichen messianischen Propheten als prophetischer Zeuge für den künftigen Messias, ja das Mittelalter machte aus ihm den „Zauberer Virgilius" (vgl. Roth in Pfeiffer's „Germania", Bd. 4 u. Comparetti, „V. im Mittelalter", (deutsch Lpz. 1875) u. in Dante's „Göttlicher Komödie" tritt V. als Lehrer der Weisheit schlechthin auf. Die erste Ausgabe der

Werke V.'s erschien um 1469 in Rom; von den zahllosen folgenden Ausgaben nennen wir die von N. Heinsius (Amsterd. 1664; mit Kommentar u. Burmann's Noten ebd. 1746); C. G. Heyne (Lpz. 1767; 4. Ausg. besorgt von G. P. E. Wagner, Lpz. 1830 bis 1841, Lpz. 1845; 2. Aufl. 1852); Ladewig (Lpz. 1858); O. Ribbeck (Lpz. 1859—62); Moritz Haupt (Lpz. 1858) rc.; Uebersetzungen lieferten J. H. Voß (2. Aufl., Braunschw. 1821), Neuffer (3 Bde., Stuttg. 1830—35), Binder (3 Bde., ebd. 1856—67), von der „Aeneïs" allein Hertzberg (ebd. 1859).

**Vergleich** (lat. transactio). Unter V. begreift man theils ein Vertragsverhältniß, theils eine Beendigungsart eines Prozesses. V. ist nämlich derjenige Vertrag, durch welchen Mehrere ein zwischen ihnen streitiges od. sonst zweifelhaftes Rechtsverhältniß durch beiderseitiges Nachgeben u. Einschränkung ihrer ursprünglichen Ansprüche zu einem unbestrittenen u. unzweifelhaften machen. Alsdann können regelmäßig die Betheiligten nur den durch V. festgestellten Anspruch, nicht ihre ursprüngliche Forderung, geltend machen, u. zwar selbst dann nicht, wenn sie sich später überzeugen, daß ihre Forderung größer war, als sie ihnen bei dem V.e zugestanden wurde. Von wesentlicher Bedeutung sind nam. die V.e, die bei Beginn od. während eines Prozesses zur Beilegung des letztern abgeschlossen werden. Sie hat der Gesetzgeber vielfach begünstigt, nam. durch die Bestimmung, daß sie einem rechtskräftigen Erkenntnisse hinsichtlich der Möglichkeit der Zwangsvollstreckung gleichgestellt worden sind, außerdem daß für derartige Regelungen eines Rechtsstreites vielfach nur geringere Kosten in Ansatz gebracht werden. So findet z. B. nach § 702 der deutschen Reichscivilprozeßordnung insbes. die Zwangsvollstreckung statt: a) aus V.en, welche nach Erhebung der Klage zur Beilegung eines Rechtsstreites seinem ganzen Umfange nach od. in Betreff eines Theiles des Streitgegenstandes vor einem deutschen Gerichte abgeschlossen sind; b) aus V.en, welche in den Fällen abgeschlossen worden sind, wo eine Partei, die eine Klage zu erheben beabsichtigte, unter Angabe des Gegenstandes ihres Anspruches zum Zwecke des Sühneversuches ein gütliches Verhör bei dem Amtsrichter, bei welchem der Gegner seinen allgemeinen Gerichtsstand hat, beantragte u. der Amtsrichter einen V. unter den Betheiligten zu Stande brachte.

**Vergleichung** heißt im Allgemeinen die Zusammenstellung verschiedener Dinge zu dem Zwecke, ihr gegenseitiges Verhältniß zu bestimmen, sowol hinsichtlich der übereinstimmenden als der abweichenden (differirenden) Merkmale. Je nach dem Vorwiegen der einen od. anderen spricht man von einem höhern oder niedreren Vergleichungsgrad. Der höchste Vergleichungsgrad heißt in der Geometrie Kongruenz od. völlige Uebereinstimmung, z. B. zweier Dreiecke, die sich vollständig decken. Ueber die Bedeutung des Vergleichungsgrades in den arithmetischen „Gleichungen" s. diesen Art.

**Vergolden,** das Ueberziehen irgend eines Stoffes mit einer dünnen Schicht von Gold. Das V. geschieht theils, um den Gegenständen ein schöneres Aussehen zu geben, theils aus Gründen der Zweckmäßigkeit, weil das Gold ein an der Luft unveränderliches Metall ist; aus diesem Grunde vergoldet man z. B. die Schalen feiner chemischer Wagen, die Spitzen der Blitzableiter rc. Bei der erstaunlichen Dehnbarkeit u. Theilbarkeit des Goldes genügen verhältnißmäßig sehr kleine Mengen dieses kostbaren Metalls, um sehr große Flächen damit zu überziehen. Je nach der Natur der zu vergoldenden Gegenstände ist das Verfahren selbst ein verschiedenartiges; es geschieht die Vergoldung entweder auf rein mechanischem Wege, durch Auflegen u. Befestigen von dünnem Goldblech od. Blattgold, od. durch gleichzeitige Mitwirkung chemischer Thätigkeit, od. auch blos durch diese u. auf galvanischem Wege. Man pflegt auch kalte, nasse u. Feuervergoldung zu unterscheiden. Die Anwendung von dünnem Goldblech findet u. A. bei der Herstellung der goldplattirten Waaren statt, wo das Goldblech auf das Metall aufgewalzt wird, außerdem aber kann hierher auch das Einlegen von Goldblech od. Golddraht bei der Tauschirarbeit (s. d.) gerechnet werden. Die Vergoldung mit Blattgold auf mechanischem Wege wird angewendet, wenn man Holz, Leder, Papier, Stein u. dgl. ganz od. stellenweise mit Gold bedecken will, so z. B. bei der Herstellung von Goldleisten, Spiegel- u. Bilderrahmen, in der Buchbinderei u. feinen Lederwaaren- u. Portefeuillefabrikation, beim V. von Inschriften auf Grabdenkmälern aus Marmor, Sandstein, Serpentin rc. Das Verfahren ist hiernach wieder verschieden, indem man z. B. bei Holz erst einen Untergrund von Leimwasser, dann von Kreide u. Bolus giebt, bei Leder u. Papier die Goldblättchen mit Eiweißlösung befestigt, mit Achat andrückt u. polirt od. mittels heißgemachter Metallstanzen Verzierungen aufprägt. Bei manchen Gegenständen wendet man auch ein Gemenge von Bleiweiß u. Leinölfirniß als Goldgrund an, auf welche Schicht man dann das Blattgold auflegt u. anreibt (Oelvergoldung). Man vergoldet zuweilen auch Säbel- u. Degenklingen von Stahl mittels Blattgold, indem man sie zunächst mit Salpetersäure anätzt, dann erhitzt, bis sie blau anlaufen, das Blattgold auflegt u. mit dem Polirstahl anreibt. Die Vergoldung auf nassem od. chemischem Wege wird bei Eisen u. Stahl in Anwendung gebracht u. so ausgeführt, daß man die Gegenstände durch Eintauchen in eine Kupfervitriollösung zuerst mit einer dünnen Kupferschicht überzieht u. dann in eine verdünnte Goldchloridlösung eintaucht. Oder man ätzt den Stahl mit Salpetersäure an, bestreicht ihn dann mit einer Lösung von Goldchlorid in Aether u. erhitzt. Die Vergoldung auf kaltem Wege erfolgt, indem man in eine Goldchloridlösung Leinwandläppchen taucht, dieselben trocknet u. dann zu Zunder verbrennt. Die aus fein vertheiltem Gold u. Kohle bestehende Asche (Goldzunder) wird mittels eines in Salzwasser getauchten Korkes auf die vorher gereinigte u. polirte Oberfläche des zu vergoldenden Metalles aufgerieben. — Die Feuervergoldung ist die haltbarste; sie wird bei Gegenständen von Bronze, Kupfer, Messing, Eisen u. Silber angewendet u. besteht darin, daß man die Metalle zunächst mit einer Lösung von Quecksilber in Salpetersäure einreibt (anquickt) u. dann auf die zu vergoldenden Stellen Goldamalgam (2 Theile Gold u. 1 Theil Quecksilber) aufträgt. Durch das nachfolgende Ausglühen wird das Quecksilber verjagt, während das Gold als Ueberzug auf dem Metall haften bleibt u. nur mit dem Polirstahl behandelt zu werden braucht, um Glanz zu bekommen. — Hierbei ist aber zu berücksichtigen, daß die entweichenden Quecksilberdämpfe äußerst giftig sind, daß man sich also gegen die Einwirkung derselben schützen muß. Stahl u. Eisen werden vor der Vergoldung im Feuer verkupfert. Die Vergoldung auf galvanischem Wege (s. unter „Galvanismus", woselbst auch Abb.) eignet sich für alle Arten von Metallwaaren; dieselben müssen vorher durch Eintauchen in siedende Kalilauge vollständig von allem anhängenden Fett u. Schmuz befreit werden. Als Vergoldungsflüssigkeit wendet man am besten eine Cyangoldcyankaliumlösung an u. bewirkt die Zersetzung durch ein einfaches galvanisches Element (vgl. Galvanoplastik). Bei dieser Art der Vergoldung hat man sich vor den entweichenden, sehr giftigen Blausäuredämpfen in Acht zu nehmen. Die zu vergoldenden Gegenstände werden in die Zersetzungszelle mittels eines Drahtes eingehängt, der mit dem positiven Pole der Batterie in Verbindung steht; ein zweiter Draht ist mit dem negativen Pole verbunden u. endet mit einem angenieteten Platinblech in der Vergoldungsflüssigkeit. Anstatt dieser Platinanode wendet man auch zweckmäßig eine solche von Goldblech an, die nach u. nach in eben dem Maße aufgelöst wird, in dem Gold in metallischer Form aus der Vergoldungsflüssigkeit ausgeschieden wird, so daß der Goldgehalt der Lösung immer derselbe bleibt. Diese Art der Vergoldung vollzieht sich sehr rasch binnen wenigen Minuten. Zum V. von Porzellan u. Glas wird chemisch reines Gold in Form eines zarten Pulvers (durch Fällen mit Eisenvitriol erhalten) verwendet. Beim Glase mischt man dieses Goldpulver mit gebranntem Borax u. Lavendelöl, trägt die Mischung auf die zu vergoldenden Stellen des Glases auf u. erhitzt letzteres in einem Muffelofen, bis der Borax geschmolzen ist. Nach dem Erkalten polirt man mit einem Polirstahle, wodurch erst der Goldglanz hervortritt. — Beim Porzellan verfährt man auf ähnliche Weise, indem man anstatt Borax als Flußmittel auch basisch salpetersaures Wismuthoxyd anwendet. Die Mischung mit Gold u. Lavendelöl trägt man auf das vorher schon gebrannte u. glasirte Porzellan auf u. bringt dieses dann nochmals im Muffelofen zum Glühen; der Goldglanz wird schließlich auch erst durch Poliren mit Achat hervorgerufen. Man hat jedoch auch Goldpräparate, bei deren Anwendung auf Porzellan der Glanz sofort nach dem Glühen zum Vorschein kommt, ohne daß man zu poliren braucht; diese Art der Vergoldung nennt man Glanzvergoldung. Die hierzu zur Verwendung kommenden Glanzgoldpräparate bestehen meistens aus mit Schwefelbalsam angerührtem Knallgolde. Das Glanzgold ist jedoch weniger haltbar als die auf erstere Weise hervorgebrachte Vergoldung.

**Vergrößerungsglas,** populärer Name für Loupe u. Mikroskop.

**Verhaftung.** Es ist zu unterscheiden zwischen V. u. vorläufiger Festnahme (vgl. auch Deutsche Reichsstrafprozeßordnung § 112 ff.). Die erstere kommt nur bei eigentlichen Kriminalvergehen vor u. kann nur vom Richter angeordnet werden; zu der letztern sind auch die Staatsanwaltschaft u. die Polizeibehörden befugt, sie kommt auch bei polizeilichen Uebertretungen u. Verwaltungsvergehen vor. Natürlich kann die vorläufige Festnahme jederzeit in V. übergehen, sobald der Richter die Maßregel der anderen Behörden billigt u. zu der seinigen macht. Nach den Vorschriften der Reichsstrafprozeßordnung vom 1. Febr. 1877, § 112 ff. darf der Angeschuldigte nur dann in Untersuchungshaft genommen werden, wenn dringende Verdachtsgründe gegen ihn vorhanden sind u. entweder er der Flucht verdächtig ist od. Thatsachen vorliegen, aus denen zu schließen ist, daß er Spuren der That vernichten, od. daß er Zeugen od. Mitschuldige zu einer falschen Aussage od. Zeugen dazu verleiten werde, sich der

Zeugnißpflicht zu entziehen. Der Verdacht der Flucht bedarf keiner weitern Begründung, wenn ein Verbrechen (die schwereren Kriminalfälle) den Gegenstand der Untersuchung bildet, wenn der Angeschuldigte ein Heimatloser od. Landstreicher od. nicht im Stande ist, sich über seine Person auszuweisen, endlich wenn der Angeschuldigte ein Ausländer ist u. gegründeter Zweifel besteht, daß er sich auf Ladung vor Gericht stellen u. dem Urtheile Folge leisten werde. Die V. erfolgt auf Grund des schriftlichen Haftbefehles des Richters, welcher dem Angeschuldigten entweder bei seiner Inhaftnahme u., wenn dies unthunlich ist, spätestens am Tage nach seiner Einlieferung in das Gefängniß bekannt zu machen ist. Der Verhaftete soll, soweit dies möglich, von Anderen gesondert u. nicht in demselben Raume mit Strafgefangenen verwahrt werden. Es dürfen ihm nur solche Beschränkungen auferlegt werden, welche zum Zweck der Sicherung od. der Aufrechterhaltung der Gefängnißordnung nothwendig sind. Fesseln dürfen im Gefängnisse dem Verhafteten nur dann angelegt werden, wenn es wegen besonderer Gefährlichkeit seiner Person, nam. zur Sicherung Anderer erforderlich erscheint, od. wenn er einen Selbstentleibungs- od. Entweichungsversuch gemacht od. vorbereitet hat. Ein Angeschuldigter, dessen V. lediglich wegen des Verdachts der Flucht angeordnet ist, kann gegen Sicherheitsleistung, welche durch Hinterlegung in baarem Gelde od. in Werthpapieren od. durch Pfandbestellung od. mittels Bürgschaft geeigneter Personen zu bewirken ist, mit der Untersuchungshaft verschont werden.

**Verhältniß** ist der allgemeinste Ausdruck für die gegenseitige Beziehung zweier Dinge zu einander. Die nähere Angabe, wie sie sich zu einander verhalten, heißt daher eine Verhältnißbestimmung. Dieselbe ist eine „arithmetische", wenn sie den Größenunterschied (die Differenz) zwischen zwei Dingen (Gliedern) angiebt, z. B. ein Winkel von 70 Grad ist um 20 Grad kleiner als ein rechter; dagegen eine geometrische, wenn sie angiebt, wie vielmal das eine Glied im andern enthalten sei. Die Vergleichung mehrerer Verhältnißbestimmungen bildet eine Proportion (s. d. Art.); sind von einer solchen nur drei Glieder bekannt, so wird das vierte durch die sog. regula de tri gefunden. Ein rationales od. vernünftiges V. findet statt, wenn dasselbe durch Zahlen ausgedrückt werden kann, dagegen ein irrationales (eigentl. unvernünftiges), wenn dies nicht der Fall ist. So verhält sich z. B. jede Seite eines Quadrats zu dem ganzen Umfang desselben wie 1 zu 4; dagegen ist es unmöglich, das V. der Querlinie (Diagonale) eines Quadrats zu den Seiten durch eine bestimmte (rationale) Zahl auszudrücken. Daher nennt man auch solche V.e, welche nicht auf ein kleinstes gemeinschaftliches Maß zurückgeführt werden können, „inkommensurabele", d. h. nicht zusammen meßbare, im Gegensatz zu den „kommensurabelen" od. gegenseitig meßbaren V.en. Beide Ausdrücke werden übrigens auch außerhalb der Mathematik von allen beliebigen V.en gebraucht, je nachdem dieselben eine Vergleichung zulassen (kommensurabel sind) od. nicht. — Verhältnißbegriffe sind solche, die nicht für sich, sondern nur in Verbindung mit einem Ergänzungsbegriff gedacht werden können; z. B. der Begriff „Lehrer" bedarf nothwendig der Ergänzung durch den Begriff „Schüler". Letzterer bildet somit zu dem „relativen (bezüglichen)" Begriff „Lehrer" das Correlat od. Mitbezogene.

**Verhandlung.** Die Erörterung einer Strafsache od. Civilsache in Gegenwart der Betheiligten nennt man V. Nach §. 170 des Gerichtsverfassungsgesetzes für das Deutsche Reich haben künftig alle Verhandlungen vor dem erkennenden Gerichte, einschließlich der Verkündung der Urtheile u. Beschlüsse, öffentlich zu erfolgen. Das Verfahren ist ein mündliches, es ist nur über den Hergang bei der V. ein kurzes Protokoll aufzunehmen, aus dem sich ergiebt, daß die vorgeschriebenen Formen allenthalben beobachtet worden sind.

**Verhärtung** (Induration) ist eine krankhafte Veränderung der Gewebe od. eines Organes im Körper, die sich durch eine vermehrte Konsistenz kenntlich macht. Sie kann theils dadurch bedingt sein, daß der betreffende Körpertheil in minderem als normalem Grade durchfeuchtet ist, theils dadurch, daß eine Vermehrung der Gewebselemente, d. h. der Zellen (Hypertrophie), stattgefunden hat, theils durch Entzündung, Ausschwitzung (Exsudatbildung) und Festwerden des Exsudats, indem sich dasselbe in neue härtere Gewebselemente, nam. in Bindegewebe umbildet. In letzterem Falle kann sich durch Ablagerung von Kalksalzen Verknöcherung entwickeln. — Die Haut kann nach wiederholtem Auftreten rosenartiger Entzündung verhärten (Scleroderma), während die sog. Zellgewebsverhärtung (Sclerosis) nam. bei Neugeborenen vorkommt. Die V. der Knochen heißt Osteosklerose. Hier werden die Markkanäle klein u. der Knochen zeigt glasartige Brüchigkeit. Die V. des Gehirns u. Rückenmarks beruht meist auf Exsudationsprozessen. Die Schleimhäute können durch theilweise, narbenähnliche Umbildung verhärten, das Muskelgewebe durch hypertrophische Zustände derber werden. Die drüsigen Organe, die Leber, die Milz ꝛc. gehen durch eine speckartige Umwandlung u. durch Neubildungen in einen krankhaften, große Derbheit zeigenden Zustand über. Einlagerung von Geschwülsten (z. B. von harten Krebsformen (Scirrhus), sind oft die Ursache der V. eines Organes. Bei so verschiedenartigen Umständen ist auch die Behandlung, die sich nach jenen zu richten hat, eine sehr verschiedene; sie wird eine chirurgische (operative), wenn sich ein Erfolg durch Anwendung erweichender od. zertheilender Mittel (Kataplasmen, Jodeinreibungen ꝛc.) nicht erzielen läßt.

**Verhaue** gehören zu den Hindernißmitteln im Kriege. Fahrwege, Chausseen, welche durch Wälder führen, Waldwiesen ꝛc. lassen sich in kurzer Zeit sehr wirksam durch das Fällen der Bäume u. Zusammenschichten der Zweige derselben absperren. Ist es möglich, einen solchen Verhau noch durch Geschütz od. Gewehrfeuer zu bestreichen, so wird das Hinderniß fast unüberwindlich.

**Verhör** nennt man das Vorlegen von Fragen durch den Richter zum Zwecke der Auskunftserlangung über eine Sache. Ein solches V. kommt zwar auch in Civilsachen, z. B. zur Schlichtung von Erbstreitigkeiten, in Grund- u. Hypothekensachen ꝛc. vor. Namentlich wird aber dieser Ausdruck für die Vernehmung des Beschuldigten im Strafverfahren angewendet. Der Beschuldigte ist, wenn er sich nicht in Haft befindet, zur Vernehmung schriftlich zu laden; die Ladung kann unter der Androhung geschehen, daß im Falle des Ausbleibens seine Vorführung erfolgen werde. Bei Beginn der ersten Vernehmung ist dem Beschuldigten zu eröffnen, welche strafbare Handlung ihm zur Last gelegt wird; derselbe ist zu befragen, ob er etwas auf die Beschuldigung erwiedern wolle. Die Vernehmung soll dem Beschuldigten Gelegenheit zur Beseitigung der gegen ihn vorliegenden Verdachtsgründe u. zur Geltendmachung der zu seinen Gunsten sprechenden Thatsachen geben.

**Verjährung.** Den wichtigsten Einfluß, den der Zeitablauf auf die Begründung u. Fortdauer von Rechtsverhältnissen äußert, ist die V. Im Privatrecht versteht man darunter diejenige Veränderung in Rechten durch die eine Zeit hindurch fortgesetzte Ausübung od. Nichtausübung derselben, welche, wenn sie in einem Erwerbe besteht, Acquisitivverjährung, Ersitzung, Usukapion, wenn sie in einem Verluste, Extinktiv-, erlöschende, Klagverjährung genannt wird. Im Allgemeinen beruht die V. darauf, daß ein Zustand, welcher längere Zeit angedauert hat, dadurch eine gewisse Berechtigung erlangt, welche auch vom Rechte geschützt u. anerkannt werden muß. Auch das Deutsche Reichsstrafgesetzbuch kennt in § 66 ff. eine V. Durch V. wird nämlich sowol die Strafverfolgung als die Strafvollstreckung ausgeschlossen. Erstere verjährt, wenn das Verbrechen mit dem Tode od. mit lebenslänglichem Zuchthause bedroht ist, in 20 Jahren; wenn es im Höchstbetrage mit einer Freiheitsstrafe von einer längern als zehnjährigen Dauer bedroht ist, in 15 Jahren; wenn es mit einer geringern Freiheitsstrafe bedroht ist, in 10 Jahren. Vergehen verjähren in 5, bez. 3 Jahren; Uebertretungen in 3 Monaten. Die V. der Strafvollstreckung erfordert einen längern Zeitraum, je nach der Schwere der erkannten Freiheitsstrafe. Civilklagen verjähren in der Regel, wenn ihre Anstellung 30 Jahre unterlassen worden ist, doch giebt es auch längere od. kürzere Verjährungsfristen. Unverjährbar sind Klagen auf Familienzustände, Theilung einer Gemeinschaft an Sachen, auf Feststellung von Grenzen, auf im Grund- u. Hypothekenbuche eingetragene Rechte ꝛc. Gegen Personen, welche einer gesetzlichen Vertretung ermangeln, läuft regelmäßig keine V. Unterbrochen wird die V., wenn der Verpflichtete das Recht des Andern anerkennt, durch Anbringung der Klage bei Gericht, nach § 239 der Deutschen Civilprozeßordnung mit der Erhebung der Klage, nach Befinden auch durch eine Verwahrung bei Gericht, wenn wegen Unbekanntschaft des Ortes, wo der Gegner belangt werden könnte, die Klage nicht zugestellt werden kann. Infolge der V. eines Civilanspruches steht der Klage eine Einrede entgegen, durch welche die Klage gegen den zu dieser Einrede Berechtigten unwirksam gemacht wird. Bei Klagen aus Forderungen werden mit der V. die letzteren selbst wirkungslos.

**Verjüngung,** die proportionale Verkleinerung aller Theile einer Zeichnung od. eines Modells gegen die wirkliche Größe dieser Theile im dargestellten Original. V. bezeichnet also dasselbe wie: Darstellung in verjüngtem Maßstabe (s. „Maßstab").

**Verkauf,** s. „Kauf u. Kaufvertrag", „Auktion", „Licitation", „Subhastation".

**Verkehr u. Verkehrsmittel,** s. „Weltverkehr".

**Verklarung,** s. „Seeprotest".

**Verklärung** (lat. transfiguratio Christi) heißt der in den Evangelien Matth. 17, 1 ff., Mark. 9, 1 ff., Luk. 9, 28 ff. erzählte Vorgang, bei welchem Christus auf einem hohen Berge in Gegenwart des Moses u. Elias von himmlischem Lichtglanz umstrahlt u. so auch von Petrus, Jakobus u. Johannes gesehen wurde. Die wahrscheinlich älteste Ueberlieferung verlegte die V. in völligem Widerspruch mit den Evangelien auf den Oelberg; nicht viel besser ist die schon Ende des 4. Jahrh. auftauchende u. seitdem allgemeine Annahme, daß der Tabor die Stätte der

V. sei. Denn dieser Berg war damals dicht bebaut u. überdies weisen die Evangelien eher auf einen Berg im O. des Jordan. Gegenwärtig streiten sich das röm.-kathol. u. das griech. Kloster auf dem Tabor um die Ehre, die echte Stätte in ihren Mauern zu haben. Das Fest der V. (auch Taborion genannt) wurde schon frühzeitig in beiden Kathol. Kirchen gefeiert, in der Röm. jedoch erst von Calixt III. 1457 zu einem allgemeinen Kirchenfest (am 6. Aug.) erhoben, zugleich als Erinnerung an die Besiegung der Türken bei Belgrad 1456. Außer der V. Christi lehrt die Kathol. Kirche auch eine solche der Maria kurz vor ihrem Tode.

**Verkleiden** od. Bekleiden, das, heißt in der Baukunst das Bedecken der Flächen eines Baukörpers mit einem andern Material, daher Verkleidung s. v. w. Umhüllung eines Baukörpers od. Bautheils entweder als Bedeckung zum Schutze desselben, od. als bloße verzierende Einfassung, z. B. die nur wenig aus der Mauerfläche hervortretende, oft reich gegliederte Thürverkleidung, in der Renaissance häufig architravirt.

**Verkohlung,** diesen Ausdruck gebraucht man für die Zerstörung organischer Stoffe durch Wärme bei gehemmtem Luftzutritt. Da alle organischen Stoffe Kohle (Kohlenstoff) enthalten, dieser aber für sich in der Hitze nicht flüchtig ist, so muß, wenn die Stoffe soweit erhitzt werden, daß sie sich zersetzen, bez. mit dem Sauerstoff der Luft verbinden od. verbrennen, sich Kohlenstoff in fester Form abscheiden, wenn der zu vollständiger Verbrennung nöthige Sauerstoff nicht vorhanden ist. Die auf diese Weise gewonnene Kohle zeigt, je nach der Substanz, aus der sie sich abgeschieden hat, u. nach dem Grade der hierbei stattgefundenen Erhitzung, ein verschiedenes Aussehen, sie ist mehr od. weniger dicht, matt od. glänzend ꝛc. Sehr häufig hält sie, außer den etwa vorhandenen Aschenbestandtheilen, noch geringe Mengen Wasserstoff od. Stickstoff zurück. Die V. organischer Stoffe wird vielfach im Großen ausgeführt; um sich Kohle zu verschaffen; so verkohlt man z. B. Holz zu Holzkohle, Braunkohlen u. Steinkohlen zu Koaks (s. „Kohlen"), Knochen behufs der Darstellung von Knochenkohle ꝛc.

**Verkrümmung,** s. unter „Orthopädie".

**Verkürzung,** die perspektivische Zeichnung räumlicher Gegenstände von einem Standpunkte aus, von welchem die vom Beschauer abwärts gerichtete Dimension der Tiefe eine nur geringe Ausdehnung in ihrer Projektion auf die Fläche erfährt. Beruht jede perspektivische Zeichnung eigentlich auf der Darstellung von V.en, so redet man von solchen doch in der Regel nur bei der Abbildung von solchen Gegenständen, Körpertheilen, bei denen diese perspektivische Darstellung bes. auffällige Bilder giebt, wie sie die gewöhnliche Anschauung nicht erhält. Meister in gewagten V.en ist Michelangelo.

**Verlag** u. **Verlagskatalog.** Ein Buchhändler nimmt ein literarisches od. artistisches Erzeugniß in seinen Verlag (eine ehemals allgemein, jetzt nur noch im südwestl. Deutschland gebräuchliche Bezeichnung für Niederlage), heißt so viel als: er kauft dem Autor das Recht der Nutzung seines Geistesproduktes mittels dessen Vervielfältigung, bez. Veröffentlichung ganz od. theilweise ab u. bietet die durch die technische Vervielfältigung gewonnenen Exemplare seinerseits dem Sortimentsbuchhändler (Sortimenter) zum Kauf an. Zu Letzterem steht also der Verlagsbuchhändler (Verleger) in einem ähnlichen Verhältniß wie der Fabrikant zum Detaillisten. Das Verzeichniß der von einem Buchhändler in Verlag genommenen Werke nennt man einen Verlagskatalog. Als die ältesten Verlagskataloge gelten die von Joh. Mendelin in Straßburg (1471), von Günther Zainer in Augsburg (1472) u. von Joh. Bämler daselbst (um 1473). Um die Mitte des 16. Jahrh. waren dergleichen Verzeichnisse schon ziemlich allgemein verbreitet, doch erschienen sie damals u. noch lange Zeit später meist nur zu Ostern, bez. zur Buchhändlermesse.

**Verlagsrecht.** Wenn der Urheber od. Inhaber eines literarischen Erzeugnisses od. eines Werkes der Kunst dasselbe einem Andern, dem Verleger, zur Vervielfältigung, zur Veröffentlichung od. zum Vertriebe desselben überläßt od. nach Fertigstellung zu überlassen verspricht, so schließen sie mit einander einen Verlagsvertrag. Alsdann hat der Urheber od. Inhaber des Werkes dasselbe vertragsmäßig zu liefern u. sich aller Verfügungen über dasselbe zu enthalten, welche zum Nachtheile des Verlegers gereichen. Er darf das Werk weder gleichzeitig einem Andern in Verlag geben, noch die Aufnahme desselben in eine Gesammtausgabe seiner Werke od. in ein sonstiges Sammelwerk ohne Genehmigung des Verlegers veranstalten. Der Verleger dagegen ist verpflichtet, das Werk in angemessener, im Zweifel von ihm zu bestimmender Ausstattung auf seine Kosten zu vervielfältigen u. für den gehörigen Umsatz zu sorgen. Die Preisbestimmung hängt von seinem Ermessen ab. Der Verlagsvertrag berechtigt ihn blos zu einer Auflage; über deren Stärke entscheiden die Vertragsbestimmungen, im Mangel solcher das Ermessen des Verlegers od. der Orts- od. Geschäftsbrauch. Regelmäßig ist das Honorar zu bezahlen, sobald das Manuskript abgeliefert ist; im Falle der Bestimmung des Honorars nach der Bogenzahl ist dasselbe zu bezahlen sobald das Werk od., wenn es in einzelnen Abtheilungen erscheinen soll, eine Abtheilung zur Veröffentlichung vollendet ist.

**Verlassung,** bösliche. Bereits in der Heil. Schrift ist dem Ehebruche der Fall gleichgestellt, wenn der eine Ehegatte den andern verläßt, um thatsächlich die Ehe aufzuheben. Das Kanonische Recht hat zwar die V. als Ehescheidungsgrund nicht anerkennen wollen, wol aber ist dies seitens des evangl. Kirchenrechts geschehen. Für die Scheidung wegen V. ist durch die Praxis u. Gesetzgebung ein eigenes Verfahren, der sog. Desertionsprozeß, ausgebildet worden. Ist nämlich der Aufenthalt des entwichenen Ehegatten bekannt, so pflegt diesem die Wiederverheirathung u. Rückkehr unter Androhung von Geld- u. Gefängnißstrafen aufgegeben zu werden, nach deren fruchtloser Erschöpfung gewöhnlich auf Antrag des Klägers die Scheidung ausgesprochen wird. Wenn dagegen der Aufenthalt des Entwichenen unbekannt ist, so wird eine öffentliche Ladung zu einem Verhandlungstermine unter der Verwarnung erlassen, daß der Verklagte im Falle des Außenbleibens der böslichen V. für schuldig erklärt u. die Ehe getrennt werden solle. Erscheint derselbe hierauf trotzdem nicht, so wird alsdann die Ehe geschieden. Vielfach wird allerdings erfordert, daß die Abwesenheit des Verklagten bereits eine längere, in den Gesetzen verschieden bestimmte Zeit gedauert habe, u. daß der Kläger die Abwesenheit des Beklagten, die Ungewißheit seines Aufenhaltes u. die Fruchtlosigkeit von ihm angestellter Nachforschungen nachweise.

**Verleumdung.** Als ein bes. schwerer Fall der Ehrverletzung (Injurie) ist die V. zu betrachten. Dieselbe begeht, wer wider besseres Wissen in Beziehung auf einen Andern oder über einen Andern eine unwahre Thatsache behauptet od. verbreitet, welche denselben verächtlich zu machen od. in der öffentlichen Meinung herabzuwürdigen od. dessen Kredit zu gefährden geeignet ist. Eine besondere Art der V. ist das Pasquill (s. d.). Nach § 187 des Deutschen Reichsstrafgesetzbuchs wird die V. mit Gefängniß bis zu zwei Jahren u., wenn die V. öffentlich od. durch Verbreitung von Schriften, Abbildungen od. Darstellungen begangen ist, mit Gefängniß nicht unter einem Monat bestraft. Sind mildernde Umstände vorhanden, so kann die Strafe bis auf einen Tag Gefängniß ermäßigt od. auf Geldstrafe bis zu 900 Mk. erkannt werden.

**Verließ** (richtiger Verlies), eine sich unter die Erde verlierende tiefe Höhle, ein unterirdischer Keller ꝛc., bes. ein unterirdisches Gefängniß in den alten Burgen.

**Verlöbniß** ist der Vertrag, durch welchen sich zwei Personen verschiedenen Geschlechts die Eingehung der Ehe versprechen. Der Gebrauch bestimmter Worte bei Schließung des Verlöbnisses ist nicht vorgeschrieben, vielmehr genügt es, wenn nur der übereinstimmende Wille der Parteien, sich gegenseitig ehelichen zu wollen, in deutlich erkennbarer Weise ausgedrückt ist. Das V. erfordert zu seiner Giltigkeit, daß diejenigen Personen einwilligen, deren Einwilligung es zur Eheschließung bedarf; bei ehelichen Kindern, so lange der Sohn das 25., die Tochter das 24. Lebensjahr nicht vollendet hat, der Genehmigung des Vaters, nach seinem Tode der Mutter, u. wenn die Kinder minderjährig sind, auch des Vormundes, nach erfolgtem Ableben beider Eltern im Falle der Minderjährigkeit der Zustimmung des Vormundes; bei unehelichen Kindern gelten die nämlichen Vorschriften, wie bei vaterlos gewordenen ehelichen Kindern; bei angenommenen Kindern tritt an Stelle des Vaters Derjenige, welcher an Kindesstatt angenommen hat. Die Hauptwirkung eines Verlöbnisses besteht darin, daß Kinder, die von Personen, welche in einem giltigen V. stehen, mit einander erzeugt worden sind, sog. Brautkinder, die Rechte ehelicher Kinder genießen; das Nämliche gilt von den Kindern, welche noch vor dem V. erzeugt aber noch während desselben geboren worden sind. Aus einem V. kann nicht auf Eingehung der Ehe geklagt werden, es findet auch regelmäßig kein indirekter Zwang statt. Daher ist nach den meisten Gesetzgebungen das Versprechen einer Strafe für den Fall, daß die Ehe zwischen den Verlobten nicht zu Stande kommt, nichtig; auch die Verbindlichkeit zum Ersatze des etwa entstandenen Schadens ist zumeist eine sehr eingeschränkte. Haben sich die Verlobten zum Zeichen des eingegangenen Verlöbnisses Geschenke (Mahlschätze) gegeben, so sind dieselben, wenn das V. durch gegenseitiges Einverständniß od. wegen eines Grundes, bei welchem keinem Theile eine Verschuldung zur Last fällt, gelöst wird, gegenseitig zurückzugeben. Tritt dagegen ein Theil ohne Grund von dem V. zurück od. veranlaßt durch seine Schuld die Auflösung des V.es, so hat er zurückzugeben, was er empfangen hat, verliert dagegen Dasjenige, was er selbst gegeben hat. Wird das V. durch Tod aufgelöst, so findet ein Anspruch auf Rückgabe der Mahlschätze u. Geschenke nicht statt.

**Vermächtniß.** Den hauptsächlichen Gegensatz gegen die Erbfolge, d. i. den Eintritt in die Gesammtheit der Rechte eines Verstorbenen, bildet die Einzelnachfolge, das V. Dasselbe setzt regelmäßig das Vorhandensein eines Erben voraus, denn dieser ist es, welcher aus der Nachlaßmasse dem Bedachten, Vermächtnißnehmer, das ausgesetzte Vermögensobjekt zu gewähren hat. Das Röm. Recht kannte zwei Formen

des V.es, das legatum u. fideicommissum, ersteres an strengere Formvorschriften geknüpft, das letztere in freier Form, aber auch mehr vom Belieben des Erben abhängig. Bereits in der Justinianischen Gesetzgebung u. bei uns ist der Unterschied verschwunden. Wir verstehen unter V. jeden Eintritt in ein einzelnes Vermögensobjekt u. den Erwerb des letztern aus Anlaß des Todes einer Person. Wird die ganze Erbschaft od. ein Theil derselben dergestalt hinterlassen, daß sie der Erbe einer dritten Person ausantworten soll, so bezeichnet man dies heutzutage durch **Erbanwartschaft**. Wer sich einen Erben ernennen kann, kann auch Vermächtnisse aussetzen. Dieselben können errichtet werden in Testamenten (s. d.), Kodizillen (s. d.) u. durch eine ganz formlose Erklärung des Erblassers an den mit dem Vermächtnisse beschwerten Erben. Jedem übrigens, welcher aus dem Nachlasse Etwas erhält, kann bis zum Betrage seiner Portion ein V. auferlegt werden; nur der Erbe u. Universalvermächtnißnehmer ist nach Röm. Recht befugt, den vierten Theil seiner Portion frei von Vermächtnissen zu verlangen. Im Allgemeinen kann Alles, was Gegenstand einer Forderung sein kann, auch Gegenstand desjenigen Anspruches sein, welcher durch ein V. für den Bedachten wider den Beschwerten begründet wird; es kann also z. B. der Gegenstand nur der Gattung od. dem Individuum nach bezeichnet sein, in einem Nießbrauche, einer Leibrente, einer Forderung, einer Schuld od. in Befreiung von einer Schuld bestehen. Läßt sich bei einem V. nicht ermitteln, welcher von mehreren Gegenständen vermacht sein soll, so hat der Beschwerte, nicht der Bedachte, unter den Gegenständen zu wählen. Ist das V. einer dem Stücke nach bestimmten Sache in einem od. in mehreren neben einander bestehenden letzten Willen wiederholt, so kann es blos einmal gefordert werden. Ist eine derartige Sache dem Einen schlechthin, dem Andern nach einem Theile vermacht, so erhält der Erstere das, was nach Abzug des Antheiles des Letztern übrig bleibt. V.e sind für aufgehoben zu betrachten, wenn der letzte Wille, in welchem sie hinterlassen worden sind, aufgehoben wird.

**Vermeil** (frz., spr. wermäj; v. lat. vermiculus, Würmchen, nämlich dasjenige, welches die Scharlachfarbe giebt), hochroth; von der Gesichtsfarbe gebraucht: blühend; in Feuer vergoldetes Silber.

**Vermessen** od. **Vermessung** nennt man die Aufnahme eines Terrains nach den Regeln der Feldmeßkunst (s. „Feldmeßkunst" u. „Meßknecht").

**Vermeyen**, Jan Cornelis, wegen seines bis auf die Füße reichenden Bartes von den Spaniern Juan de Barbalonga genannt, Maler u. Radirer, geb. zu Beverwijk bei Harlem um 1500, gest. 1559 zu Brüssel. Ueber sein Leben wissen wir nur, daß ihn Kaiser Karl V. nach Spanien berief u. daß er denselben auf seinem Kriegszuge nach Tunis begleitete, den er in 10 großen Cartons in Wasserfarben von sehr gewandter Komposition u. Zeichnung darstellte (jetzt im Magazin der kaiserl. Galerie zu Wien). Auch ging er später mit dem Kaiser nach Neapel, nach Deutschland u. Flandern u. machte landschaftliche Aufnahmen. Auch besitzt man von ihm recht ausdrucksvolle Radirungen, während andere seiner Werke, nam. Altarbilder, verloren gegangen sind.

**Vermicellen** (ital. vermicelli [spr. wermitschelli], franz. vermicelles [spr. wermißell']), eigentlich Würmchen (vom lat. vermiculus); feine Fadennudeln.

**Vermiethen**, s. „Miethsvertrag".

**Vermillon** (franz., spr. Wermijong; abgeleitet von vermeil [s. d.]), Name der feinsten Sorte von Zinnober (s. d.).

**Vermischungsrechnung**, s. „Alligationsrechnung".

**Vermögen** bezeichnet die Fähigkeit od. Möglichkeit, nach einer bestimmten Richtung hin eine gewisse Wirksamkeit zu entfalten. In wirthschaftlichem Sinne verbindet man mit dem Begriffe V. die Idee eines größern Besitzes von solchen Sachen, welche zur Befriedigung unserer Bedürfnisse dienen u. uns in den Stand setzen, jene Wirksamkeit zu entfalten u. bestimmte Zwecke zu erreichen. Durch den Sprachgebrauch haben also die materiellen Mittel, nach einer bestimmten Richtung hin Etwas ausführen zu können, die gleiche Bezeichnung erhalten, wie die individuelle (geistige u. körperliche) Fähigkeit selbst. Zu dem V., industriell thätig zu sein, z. B. eine Fabrik selbständig zu leiten, also zu der intellektuellen Fähigkeit, bedarf es des V.s im andern Sinne, der materiellen Mittel, des Besitzes von Gebäuden, Maschinen, Rohstoffen 2c., od. wenn dieselben noch nicht vorhanden sein sollten, des erforderlichen Geldes, um alle diese Dinge erwerben zu können. Unter V. in diesem engern Sinne versteht man daher die Summe aller Güter, welche sich im Eigenthum einer Person befinden. Reichen dieselben nur nothdürftig aus, um mit Hinzurechnung des Arbeitsertrags den nothwendigsten Lebensbedarf zu decken, so nennen wir den Inhaber arm u. **unvermögend**. Wer so viel besitzt, daß er, ohne Verschwender zu sein, sein behagliches Auskommen hat, gilt als wohlhabend, wer sich im Ueberfluß befindet, als reich. Mit **vermögend** wird Derjenige bezeichnet, welcher, ohne gerade reich zu sein, in Bezug auf Besitz u. Erwerb besser situirt ist, als durchschnittlich seine Standes- u. Gewerbsgenossen. Seine Mittel sind derart beschaffen, daß er in seinem Wirkungskreise mehr auszurichten **vermag**, als seine Kollegen, Konkurrenten u. Nachbarn. Der Ueberfluß gehört indessen nicht zum Wesen des V.s; ob der Eine 1000, der Andere 10,000 Mk. in Geld u. Geldeswerth besitzt, für Jeden repräsentirt die ihm gehörende Summe sein V. — In diesem Sinne spricht man auch von einem **Einzel-** od. **Privatvermögen** im Gegensatz zu dem **Volks-**, **Staats-** od. **Nationalvermögen**. Das V. der Nation umfaßt das gesammte Besitzthum innerhalb der Landesgrenzen, während hier u. da der Begriff „Volksvermögen" in einen (künstlichen) Gegensatz gebracht wird zu dem Staatsvermögen, d. h. zu dem speziellen Besitzthum des Staates an Ländereien, Waldungen, Gebäuden, Staatsbahnen 2c. Unter Volksvermögen in dem erwähnten Sinne versteht man dann: das Nationalvermögen ohne den staatlichen (fiskalischen) Besitz.

**Vermögenssteuer** ist eine Abgabe, die sich direkt an den Besitz, an das Vermögen des Steuerzahlenden wendet. In dieser Weise ist die V. sehr alt. Die Klassensteuer, welche Servius Tullius im alten Rom einführte, ging vom Vermögen aus, auch die atheniensische **Eisphora** war eine außerordentliche V. — **Schoß**, **Schatzung**, **Losung** sind alte reichsstädtische V.n, die schon im 14. Jahrh. vorkommen; dasselbe gilt von dem **gemeinen Pfennig**, von der sächsischen **Schocksteuer** u. a., die sich bis zu den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts erhalten haben. Am schärfsten war unter Anderem die V. in Bremen durch den **Vermögensschoß** ausgebildet, welcher bei außerordentlichem Bedarf der Staatskasse erhoben wurde. Diese Abgabe wurde ohne Kontrole u. ohne daß der gezahlte Betrag bekannt wurde, in die Schoßkiste eingelegt, u. doch soll es nur selten vorgekommen sein, daß bei dieser eigenen Abschätzung der nothwendige Bedarf nicht durch die erste Erhebung gedeckt worden wäre. — Gegen die V. lassen sich sehr erhebliche theoretische Bedenken aufstellen. Die Steuer wendet sich direkt an das Kapital, nicht an den daraus erzielten Ertrag od. an das Einkommen, u. da das letztere für ein u. denselben Vermögensbetrag sehr verschieden ist, so wird die V. allerdings in sehr vielen Fällen trotz ihrer ausgesprochenen Gleichmäßigkeit die Steuerzahler sehr ungerecht u. unzutreffend belasten. Ein arbeitsunfähiger Greis, eine Wittwe mit noch unversorgten Kindern können nicht dieselbe Steuer zahlen, wie ein junger, kräftiger u. geschickter Geschäftsmann, wenngleich diese drei Steuerzahler gleich hohe Vermögen besitzen. Derjenige Staat, welcher das Vermögen besteuert, ohne auf dessen Ertrag Rücksicht zu nehmen, vermindert ferner seine Steuerquelle, u. hierzu kommt noch, daß die Ermittlung der V. nicht blos sehr hohe Kosten verursacht u. trotzdem zu richtigen Resultaten über die Höhe der Einzelvermögen kaum gelangen läßt. Kommt man schon bei der Rentensteuer, die nicht das Vermögen selbst, sondern das Einkommen daraus besteuern will, kaum zu einer richtigen Veranlagung, weil die Steuerpflichtigen ihr Einkommen oft zu niedrig angeben, so ist bei der V. eine Hinterziehung in ungleich höherem Grade zu fürchten. Und doch hat man vorgeschlagen, mit der Einkommensteuer noch eine besondere Steuer auf das Vermögen zu verbinden, um Diejenigen richtig zu treffen, welche, sei es aus Trägheit, Ungeschick, Leichtsinn od. irgend anderen Ursachen, aus ihrem materiellen Besitz das entsprechende Einkommen nicht zu ziehen verstehen. Man wollte damit dem Uebelstande vorbeugen, daß durch die Einkommensteuer die Arbeitskraft stärker herangezogen werden könnte als das Kapital, u. zwar bes. dasjenige Kapital, welches der wohlthätig befruchtenden Arbeit mehr od. weniger entbehrt. Eine solche, an u. für sich nicht tadelnswerthe Absicht würde sich aber auch durch die Einkommensteuer allein erreichen lassen, sobald nämlich die Einschätzungskommissionen auch das Vermögen des Steuerzahlers zu ermitteln versuchen u. je nach der Höhe des angegebenen Einkommens entscheiden, ob irgend welche Fälle vorliegen, in denen durch Verschuldung des Besitzers selbst ein mäßiger Zinsfuß nicht erreicht worden ist.

**Vermont**, der nordöstlichste Binnenstaat der Vereinigten Staaten von Nordamerika, grenzt im N. an Canada, im O. an New-Hampshire, im S. an Massachusetts u. im W. an New-York, liegt zwischen 42° 44' u. 45° n. Br. u. 71° 30' u. 73° 20' westl. L. von Greenwich u. hatte 1870 auf 480,3 □M. 330,551 E., wovon 924 Farbige u. 14 Indianer waren, ist also nächst Maine am dünnsten bevölkert. Es wird von S. nach N. in der Mitte von den **Green-Mountains**, welche ihm den Namen: Land der Grünen Berge gegeben haben, durchzogen, einem 2—3 M. breiten Gebirge, das von mehreren tiefen Pässen durchschnitten, reich an Quellen u. Bächen, fast bis zu den Gipfeln mit ausgedehnten Waldungen, worin viele Zuckerahornbäume, bedeckt ist. Der höchste Berg ist der **Mount Mosehillock**, 1369 m. hoch; isolirt liegt im NO. eine niedrigere Kette mit dem **Bourke Mount** von 941 m. Höhe. So zerfällt V. also in

eine östl. u. westl. von Vorbergen u. Hügeln, zwischen denen weite bebaute Thäler liegen, bedeckte Hälfte, in deren ersterer die dem Gebirge in der Mitte entströmenden Flüsse meist nach O. od. SO. dem Grenzflusse Connecticut, in deren zweiter sie im Ganzen nach W. dem Becken des Champlainsees u. dem Hudson, welche hier die Grenze bilden, zueilen. In den zu zwei Drittheilen zu V. gehörigen Champlainsee, welcher mit dem Lorenzo u. dem Hudson in Verbindung steht u. deshalb für den Handel von V. sehr wichtig ist, fallen die beiden größten Flüsse von V., der Otter Creek u. der Onion od. Winooski. Die Zahl malerischer Flußpartien, bes. schöner Wasserfälle in V. ist nicht unbedeutend. An Mineralien finden sich Eisen, Kupfer, Blei u. Zink. Die Wälder liefern außer werthvollem Nutzholz auch Arzneimittel, wie Sassafras. Das Klima ist streng, aber gesund. Hauptbeschäftigung bildet der Ackerbau u. die Viehzucht, unterstützt von dem fruchtbaren Boden u. dem trefflichen Weideland. Der dritte Theil des Landes ist kultivirt. Die wichtigsten Produkte sind Kartoffeln, Hafer, Mais, aber auch Weizen, Buchweizen, Hopfen u. Heu. Die Industrie steht hinter der der übrigen Neuenglandstaaten zurück, doch hat sich die Produktion von 1860—70 beinahe verdoppelt (von 18 auf $31\frac{1}{2}$ Mill. Doll.). Es gab 1870 8 Baumwoll- u. 46 Wollfabriken, 53 Eisenverarbeitungsplätze u. 108 Gerbereien. Einzig in der Union ist die Ahornzuckerfabrikation in V., deren Masse 1870 mit 8,894,302 Pfund fast $\frac{1}{3}$ der ganzen Produktion der Verein. Staaten deckte. Eisenbahnen hatte V. 1871: 129 M.; Kanäle sind an der Ost- u. Westgrenze. Unter den Nichteingeborenen gab es 1870: 14,080 Irländer, dagegen nur 370 geborene Deutsche. An Unterrichtsanstalten hat V. eine Universität (in Burlington), 3 Kollegien, 41 Akademien, eine medizinische u. eine landwirthschaftliche Schule. Von den kirchlichen Genossenschaften herrschen die Kongregationisten, Methodisten u. Baptisten vor. V. sendet zwei Senatoren u. drei Repräsentanten in den Kongreß; der Einzelkongreß von zweijähriger Dauer umfaßt 30 Senatoren u. 236 Repräsentanten. Die Schulden betrugen 1874: 227,000 Dollars; getheilt ist der Staat in 14 Counties. Die Hauptstadt ist Montpelier am Winooski mit 3023 E., der wichtigste Ort für den Handel u. die Industrie ist Burlington, am Champlain in reizender Lage, mit 14,387 E. Andere Städte sind das rasch aufblühende Rutland mit 9834 E. u. Middleburg mit 3086 E. Entdeckt wurde V. 1609 von den drei franz. Offizieren Champlain, Dupont u. Chauvin; die erste Niederlassung der Weißen war 1725 das Fort Dummer in der Südwestecke der jetzigen Stadt Brattleborough; noch zur Zeit des Freiheitskrieges war es nicht eine besondere Kolonie, sondern wurde unter dem Namen: die Neu Hampshirer Landanweisungen von New York beansprucht; erst 1791 wurden die „Jungen vom Grünen Berge" als Glieder eines eigenen Staates in die Union aufgenommen. Die Konstitution ist von 1793.

**Vermuthung.** Unter V.en versteht man Folgerungen, welche der Richter aus dem Vorhandensein bewiesener od. des Beweises nicht bedürftiger Thatsachen auf das Vorhandensein u. die Wahrheit erst noch des Beweises bedürfender Thatsachen zieht. Er nimmt alsdann, wenn auch zumeist nur vorläufig an, daß die betreffende Angabe od. Behauptung wahr sei. In gewissen Fällen hat der Gesetzgeber den Richter angewiesen, gewisse Thatsachen für feststehend anzusehen, sobald andere Thatsachen, die sogenannte Prämisse, außer Zweifel beruhen. Hierbei ist der Gegenbeweis der Unwahrheit bald zulässig (praesumtiones juris, Rechtsvermuthungen schlechthin), bald ausgeschlossen (praesumtiones juris et de jure, zwingende Rechtsvermuthungen). Neben diesen gesetzlichen V.en giebt es noch eine große Anzahl sog. thatsächlicher V.en, welche auf allgemeinen Erfahrungsgrundsätzen beruhen, z. B. das Wasser läuft nicht den Berg hinan; wenn es regnet, wird es naß. Derartige Folgerungen liefern bald Gewißheit, bald nur Wahrscheinlichkeit; ob Eines od. das Andere im einzelnen Falle anzunehmen sei, ist jedesmal Sache der richterlichen Entscheidung. Der Vortheil derartiger V.en besteht darin, daß, wer sich auf eine solche zu seinen Gunsten zu berufen vermag, regelmäßig von der Beweislast befreit ist, indem diese auf den Gegner übergewälzt wird.

**Vernageln** eines Geschützes besteht im Eintreiben eines langen, spitzen, dreikantigen Nagels von Stahl in das Zündloch eines Geschützes. Jedes Geschütz führte früher einen solchen Nagel zum V. feindlicher Geschütze od. der eigenen Geschütze, wenn solche dem Feinde überlassen werden mußten, bei sich. Seit Einführung der Hinterladungsrohre macht man die Geschütze einfach durch Wegnahme des Verschlusses unbrauchbar. Ein Pferd v. heißt den Hufnagel anstatt in die Hornwand in die Fleischtheile des Hufes treiben, wodurch Lähmung entsteht.

**Verne** (spr. Wern), Jules, franz. Schriftsteller, geb. zu Nantes 8. Febr. 1828; studirte in Paris die Rechte, wandte sich aber dann der literarischen Thätigkeit zu, u. zwar zunächst auf dem dramatischen Gebiete. Nachdem er die Lustspiele „Les pailles rompues" u. „Onze jours de siege" sowie mehrere komische Opern geschrieben, veröffentlichte er 1863 unter dem Titel „Cinq semaines en ballon" den ersten jener phantastisch-naturwissenschaftlichen u. geographischen Romane, welche, beruhend auf der Verwerthung u. Ausbeutung naturwissenschaftlicher Thatsachen u. Probleme, einen ungewöhnlichen Erfolg bei der Lesewelt selbst über Europa's Grenzen errungen u. V.'s Namen zu einem allbekannten gemacht haben. Den Erfolg seines glücklichen Griffs ermöglichte freilich V. nur durch seine beispiellos kühne, schrankenlose Einbildungskraft, die er mit dem Unwahrscheinlichen bis zu dessen scheinbar völliger Besiegung spielen läßt. Wir nennen von diesen in rascher Folge nach einander erscheinenden Romanen „Die Reise nach dem Mond", „Zwanzigtausend Meilen unter dem Meere", „Abenteuer des Kapitän Hatteras", „Die Reise um die Erde in 80 Tagen" (vom Verfasser gemeinsam mit Adolphe d'Ennery auch für die Bühne bearbeitet, 1874) ꝛc. Daß aber auch die fruchtbarste Phantasie nicht unerschöpflich ist, zeigen V.'s neueste Werke: „Die geheimnißvolle Insel" (2 Bde.) u. „Der Kurier des Zars, od. von Moskau nach Irkutsk", in denen sich die Absonderlichkeiten u. barocken Münchhausiaden in unerlaubter Weise häufen. Eine Anzahl seiner Romane hat V. unter dem Titel „Voyages extraordinaires" gesammelt. In Gemeinschaft mit Lavallée hat V. auch eine „Géographie illustrée de la France" (Par. 1867 f.) veröffentlicht.

Nr. 5391. Jules Verne (geb. 8. Febr. 1828).

**Vernehmung**, s. unter „Verhör".

**Vernet** (spr. Werneh), Claude Joseph, franz. Landschafts- u. Marinemaler u. Kupferstecher, geb. zu Avignon 14. Aug. 1714; erlernte die Anfangsgründe der Kunst von seinem Vater, einem Dekorationsmaler, u. unternahm schon mit 18 Jahren eine Reise nach Rom. Von Marseille aus den Seeweg einschlagend, empfing er vom Meere einen so gewaltigen Eindruck, daß er in Rom in das Atelier des Marinemalers Fergioni trat. Dabei vernachlässigte er aber auch die Landschaft u. das Studium der Ruinen Roms nicht u. errang mit seinen Bildern, die in ihrer ersten Manier an Salvator Rosa erinnern, nam. wegen seiner meisterhaften Behandlung der Lichteffekte großen Erfolg. 1753 ließ er sich durch Ludwig XV. zur Rückkehr nach Frankreich bewegen, wurde Mitglied der Akademie u. malte im Auftrage des Königs sämmtliche franz. Seehäfen, Bilder von geistvoller Auffassung, aber in der Farbe etwas eintönig. Diese nebst anderen Seestücken u. Landschaften befinden sich im Louvre, 14 an der Zahl; andere Bilder von ihm besitzen die Museen in Petersburg, München u. Wien. V. starb 3. Dez. 1789. Sein Sohn u. Schüler, Antoine Charles Horace, genannt Carle V., geb. in Bordeaux 1758, zeigte schon als Kind hervorragendes Talent zum Zeichnen der

Pferde u. trug, in die Schule von Lépicié getreten, 1782 mit zwei Bildern den ersten Preis davon. Ein Aufenthalt in Italien förderte ihn in der Kunst wenig u. weckte in ihm die Neigung zum geistlichen Stande. Von seinem Vater in die Heimat zurückgerufen u. verheirathet, nahm er die Malerei wieder auf, wurde 1789 Mitglied der Akademie u. hatte mit seinem „Triumphzuge des Aemilius Paulus", der alle Regeln des sog. klassischen Stils verleugnete, einen glänzenden Erfolg. Der Ausbruch der Revolution unterbrach seine Thätigkeit; erst unter dem Direktorium griff er wieder zur Palette u. brachte eins seiner größten u. besten Bilder, die „Schlacht bei Marengo". Diesem folgte 1808 der noch glänzender aufgenommene „Morgen von Austerlitz" u. dann eine Reihe von Schlachten- u. Jagdbildern, Pferderennen u. Landschaften 2c., in denen er dem Humor einen großen Spielraum ließ. Sein letztes größeres Werk waren „Die Mauern Roms" (1827). Er starb 17. Nov. 1835. — Berühmter als die beiden Genannten wurde Carle's Sohn, Jean Emile Horace **V.**, hochgefeiert als Maler des modernen franz. Kriegsruhms u. Begründer des Realismus in der biblischen Historie. Geb. 30. Juni 1789 in Paris, wurde er von seinem Vater in die Kunst eingeführt u. hatte Anfangs David u. Girodet zu Lehrern, von deren akademischem Stil er sich aber sehr bald lossagte. Nach einer kurzen Studienreise nach Rom (1819) veranstaltete er 1822 eine Ausstellung von 50 seiner Bilder, in denen bes. die Schlachten- u. Genremalerei vertreten

Nr. 5395. Jean Emile Horace Vernet (geb. 30. Juni 1789, gest. 17. Jan. 1863).

waren, darunter auch der romantische „Mazeppa", dem zunächst noch andere romantische Gegenstände folgten. 1825 entstand sein bekannter „Abschied Napoleon's von seiner Garde in Fontainebleau". Nachdem er 1828 zum Direktor der Franz. Akademie in Rom ernannt war, stieg sein Ruhm durch andere Werke von höchst energischer Behandlung u. ausnehmender Kraft der Farbe, z. B. „Pius VIII. durch die Peterskirche getragen", „Judith u. Holofernes", die bekannte „Begegnung Rafael's u. Michelangelo's im Vatikan", „Die Beichte des Räubers" 2c. 1834 kehrte er von Rom nach Paris zurück u. begab sich von da nach Afrika, um die Kriegsthaten der franz. Armee zu verherrlichen. Damit begann auch die ganze Reihe seiner orientalischen, oft mit biblischen Scenen versehenen Bilder (z. B. „Rebekka am Brunnen") u. seiner Schlachtenstücke, die zunächst die Siege des Kaiserreichs zum Gegenstand haben, z. B. bei Jena, Friedland u. Wagram, wo in einer für das moderne Schlachtenbild charakteristischen Weise jedesmal Napoleon u. seine Generäle das eigentliche Bild ausmachen, u. wenigstens für den Beschauer in keinem Zusammenhang mit dem Schlachtgetümmel des Hintergrundes stehen, während doch gerade in diesen vereinzelten Kampfscenen die Hauptstärke V.'s besteht. Nachdem er dann für die russische Regierung in Petersburg vier große Bilder aus dem russisch-türkischen Kriege gemalt hatte, betrat er sein eigentlichstes Feld, indem er verschiedene Momente der Einnahme von Constantine (1837) darstellte; diese Bilder befinden sich, wie fast alle seine Darstellungen aus dem Kriegsleben der franz. Armee, im historischen Museum zu Versailles. Nach einer Reise in Algerien u. Syrien (1839) setzte er jene afrikan. Kriegsbilder fort u. schuf als größtes derselben die „Wegnahme der Smalah (d. h. des Lagers) von Abdelkader durch den Herzog von Aumale", das, eigentlich ein Panorama, eine bunte Mischung von einzelnen Kriegsscenen bietet; ebenso „Die Schlacht von Isly" gegen die Marokkaner, die genreartig eine Reihe von Episoden enthält, aus der nur ein Hauptmoment für den Beschauer hervortritt. Eine zweite Frucht jener orientalischen Reisen war eine Reihe von ziemlich mißlungenen Oelbildern, in denen er das Kostüm u. die Lebensweise der heutigen Araber auf die Darstellung alttestamentlicher Erzählungen anzuwenden versuchte. Dennoch trugen sie, so gut wie jene Kriegsbilder, zur Erhöhung seines Ruhmes u. zu der Gunst bei, in der er nam. bei Louis Philipp u. beim Kaiser Nikolaus stand. Letzterer bewog ihn, noch einmal (1842 u. 1843) nach Petersburg zu kommen u. ihn auf mehreren Reisen zu begleiten. Dort portraitirte er auch die kaiserliche Familie u. schuf das große „Gefecht von Wola vor der Einnahme von Warschau". Nach der Revolution von 1848 fing sein künstlerischer Ruhm an zu schwinden; er malte zwar noch außer mehreren Portraits die „Belagerung von Rom" (1849), „Die Schlacht an der Alma" u. die „Erstürmung des Malakoff", aber sein Mangel an großartiger historischer Auffassung trat immer mehr hervor. Er fühlte sich vereinsamt, fing an zu kränkeln u. starb 17. Jan. 1863. Selbst die strengste Kritik kann V. hohe künstlerische Befähigung, seltene Vielseitigkeit, Schärfe der Beobachtung u. große Energie der Farbe nicht absprechen, aber sie vermißt bei ihm namentlich die den Beschauer ergreifende Tiefe des Gemüths.

**Vernickeln**, das Ueberziehen von Metallen mit einer Schicht von Nickelmetall. Man bedient sich hierzu der wässerigen Auflösung irgend eines der verschiedenen Nickelsalze u. deren Doppelsalze, in welche man die zu vernickelnden Metallgegenstände legt u. die Ausscheidung des Nickels mittels des galvanischen Stromes bewirkt. Gewöhnlich benutzt man schwefelsaures Nickeloxydulammoniak od. Chlornickelsalmiak zum V.; auch eine Lösung von schwefelsaurem Nickeloxydul, Weinsäure u. Aetznatron soll sich sehr gut hierzu eignen. Der Nickelüberzug ist glänzend weiß u. hält sich an der Luft unverändert. Man kann auch ohne Mitwirkung des galvanischen Stromes Metallgegenstände vernickeln, doch ist dann die Schicht eine nur sehr dünne; es geschieht dieses V. dadurch, daß man die Metallgegenstände, die vollkommen fettfrei auf ihrer Oberfläche sein müssen, in einer Lösung von chemisch reinem Chlorzink u. schwefelsaurem Nickeloxydul 30—60 Minuten lang der Kochhitze aussetzt. Das V. eignet sich nam. für eine Menge kleiner Maschinentheile u. allerhand Metallgegenstände von Kupfer, Messing, polirtem Eisen u. Stahl, wie z. B. Scheren, Schlüssel, Klingen, Steigbügel, Magnete, Schnallen 2c.

**Vernier** (spr. Wernjeh), eine eigenthümliche Meßvorrichtung, welche von dem portugiesischen Pater Nunez, lat. Nonius (s. d.) für Winkelmessungen erfunden, von dem Mathematiker u. Mechaniker Pierre Vernier (geb. 1580 zu Ornans bei Besançon, später Gouverneur daselbst, dann Münzdirektor in Burgund, gest. in seiner Vaterstadt 14. Sept. 1637) für lineare Messungen eingerichtet wurde. Dieser Apparat besteht in einem beweglichen Schieber, der neben einem Maßstabe od. einem Gradbogen (Limbus) sich an diesem hin u. her bewegen läßt. Um noch kleinere Theile zu messen, als Maßstab od. Gradbogen angeben, ist der Schieber ebenfalls, u. zwar so getheilt, daß, wenn noch die $n$ten Theile der Maßstabseinheit abgelesen werden sollen, der Schieber auf die Länge von $n-1$ Theilen des Maßstabes $n$ gleiche Theile enthält. Beispielsweise soll die Länge von 9 mm. des Maßstabes auf dem Schieber in 10 Theile getheilt sein, so wird, wenn der Nullpunkt des V. gerade mit einem Theilstriche des Maßstabes übereinstimmt, jeder folgende Strich des V. um $^1/_{10}$ hinter der Theilung des Maßstabes zurückbleiben, u. erst der 10. Theilstrich des V. wieder mit einem Theilstriche des Maßstabes übereinstimmen. Trifft aber nicht der Nullpunkt, sondern ein anderer, etwa der 4. Theilstrich des V., mit einem solchen des Maßstabes zusammen, so steht der Nullpunkt des V. um $^4/_{10}$ von dem nächsten Theilstriche des Maßstabes ab 2c. Auf diese Weise kann, indem man feststellt, der wievielte Theilstrich des V. mit der Theilung des Maßstabes zusammenfällt, bestimmt werden, um wie viel Zehntel eine Linie, die zwischen zwei Theilstrichen des Maßstabes liegt u. auf die man den Nullpunkt des V. eingestellt hat, von dem nächsten Theilstriche des Maßstabes entfernt ist.

**Vernis** (franz., spr. Wernih), Firniß.

**Vernunft** (von „vernehmen") heißt im Allgemeinen das Vermögen zur Ausübung der höheren Geistesthätigkeiten. Da die letzteren nothwendig mit Selbstbewußtsein verbunden sein müssen, d. h. mit dem Bewußtsein einer für sich bestehenden Persönlichkeit, so kann folglich V. nur den Menschen, nicht aber den Thieren zugesprochen werden. Da sich ferner das Selbstbewußtsein, obschon es seiner Natur nach ein einheitliches ist,

Nr. 5396. Castello nuovo in Verona.

auf den drei verschiedenen Gebieten des Denkens (Intellekts), Wollens u. Fühlens äußern kann, so hat man demgemäß zwischen einer theoretischen, moralischen u. ästhetischen V. unterschieden. Wichtiger ist die von Kant eingeführte Unterscheidung der reinen u. der praktischen V. Erstere ist nach Kant's „Kritik der reinen V." die Geistesthätigkeit, welche in rein

Nr. 5397. Die Arena zu Verona

formeller Weise, d. h. blos mit Hülfe der Denkgesetze, zu höheren Erkenntnissen zu gelangen strebt, aber vergeblich, denn ihre vermeintlichen Resultate sind vielmehr angeborene Ideen od. Forderungen (Postulate) der praktischen V. Für solche Postulate erklärt Kant die Idee Gottes, der Tugend u. Unsterblichkeit. Je mehr nun die späteren Philosophen diese Postulate als solche bestritten u. für bloße Folgerungen (Abstraktionen) aus Verstandesbegriffen erklärten, desto schwieriger wurde die Frage nach dem Unterschied zwischen V. u. Verstand (s. d.). Daß die Thätigkeit des Verstandes nicht blos auf dem Gebiete des Denkens, sondern auch des Wollens u. Fühlens eine Rolle spielt, wird allgemein zugestanden. Die höhere Stufe der Vernunftthätigkeit wird meist darin erblickt, daß sich dieselbe nach höheren, das Ganze umfassenden Gesetzen u. Grundsätzen vollzieht. So sucht die theoretische V. bei der Betrachtung der Dinge u. ihres Zusammenhangs zu einer harmonischen Gesammt- od. Weltanschauung durchzudringen. Die moralische V. ordnet die einzelnen Handlungen den allgemeinen sittlichen Prinzipien unter u. strebt nach sittlicher Freiheit, d. h. nach einem solchen Zustand des Willens, in welchem er sich nur gemäß der moralischen V. entscheiden kann. Die ästhetische V. endlich trachtet nach Ausscheidung der niederen, mehr od. weniger sinnlichen Gefühlswirkungen u. hat ihre höchste Stufe in dem Gefühl der Seligkeit, d. h. der vollkommenen Befriedigung. Ueber das Verhältniß der V. zum Verstand in allen diesen Beziehungen s. „Verstand".

**Vernunftrecht**, s. „Naturrecht".

**Véron** (spr. Werong), Louis Désiré, französischer Publizist, geb. zu Paris 5. April 1798; studirte 1816 bis 1821 Medizin, machte dann einen mehrjährigen Kursus in verschiedenen Pariser Hospitälern durch u. erhielt 1824 auf Verwendung royalistischer Gönner den eigenthümlichen Posten eines Arztes der königlichen Museen. Seine Privatpraxis blieb mäßig, obwol er noch viele Jahre später für einen der besten Kinderärzte galt. Ausgiebiger ward für ihn die Bekanntschaft mit dem Pharmazeuten Regnauld, dem Erfinder einer Paste für Brustleidende, die nach seinem Tode von einigen seiner Freunde u. insbes. von V. zum Gegenstand der Spekulation gemacht wurde. Durch den glücklichen Erfolg dieser Spekulation, für welche alle Mittel der damals noch nicht üblichen Reklame aufgeboten wurden, legte er den Grund zu seinem späteren bedeutenden Vermögen. Eine mißlungene chirurgische Operation wurde für V. Ursache, 1828 die ärztliche Praxis mit der Journalistik zu vertauschen. Er trat zuerst in die Redaktion der legitimistischen „Quotidienne" ein, dann lieferte er für den „Messager des Chambres" die Theaterfeuilletons, u. 1829 begründete er die „Revue de Paris". Durch dieses Blatt gewann er solchen Einfluß, daß er nach der Julirevolution mit der Leitung der Großen Oper, um die er sich beworben, betraut wurde. Er trat seine Stellung 1. März 1831 an u. verwaltete sie mit Glück u. Geschick bis Ende 1835, wo er, reich geworden, die Direktion niederlegte. Sein Ehrgeiz ließ ihm aber keine Ruhe. Nachdem es ihm nicht gelungen war, ein Abgeordnetenmandat zu erlangen, kehrte er zur Journalistik zurück u. ward Administrator u. verantwortlicher Redakteur, 1844 sogar des „Constitutionnel", für den damit eine neue Epoche begann; denn V. machte das Blatt nicht nur zum Organ Thiers', sondern brachte auch den Feuilletonroman zu großartiger Entwicklung. Bei der Präsidentschaftsfrage 1848 erklärte sich V. nach einigem Besinnen für Ludwig Napoleon, bekehrte sich nachgehends völlig zum Bonapartismus u. trat bald nach dem Staatsstreich als Abgeordneter des Seinedepartements — seitdem als Mimi V. eine typische Figur des „Charivari" — in den Gesetzgebenden Körper. Im Nov. 1852 verkaufte er den „Constitutionnel" u. wurde im Febr. 1856 noch Miteigenthümer der „Independance Belge" in Brüssel. Inzwischen hatte er seine „Memoires d'un bourgeois de Paris" (7 Bde., 1854 ff.) zu veröffentlichen begonnen, die ihm die Aufnahme in die Schriftstellergesellschaft verschafften; aus Freude darüber stiftete er alljährlich zu vertheilende Preise für Schriftsteller u. Dichter. Uebrigens schrieb er auch den Sittenroman „Cinq cent mille francs de rente" (2 Bde., 1855) sowie das politische Werkchen „Quatre ans de règne" (1857) u. eine Schrift über die „Theatres de Paris de 1806 à 1860" (1860). Er starb zu Paris 27. Sept. 1867. In seinen „Memoiren"

hatte V. eine ganz versunkene Epoche u. Gesellschaft jener Welt von großen Lebemännern wieder aufleben lassen, in welcher er selbst seine Laufbahn begonnen u. nachgehends eine bedeutende Rolle gespielt hatte. Ein Mann von vielem Geist u. feinem Kunstsinn, war er doch der Ur- u. Grundtypus einer den Götzen des äußern Erfolges u. des materiellen Lebensgenusses huldigenden Gesellschaft.

**Verona,** Provinz des Königr. Italien, 49,895 □M. mit 367,437 E. (1871), im Landestheile Venetien, grenzt nördl. an Tirol, östl. an die Provinzen Vicenza, Padua u. Rovigo, südl. an Rovigo u. Mantua u. westl. an letzteres u. an den Gardasee. Sie ist im N. Bergland (der Monte Baldo u. die Lessinischen Alpen steigen bis 2000 m. an), im S. vegetationsreiche Ebene mit Reis, Mais u. Weizenkultur, sechsschurigen Wiesen, Seidenbau ꝛc. Die aus dem Engthale Lagarina im N. eintretende Etsch durchfließt die Provinz in südöstl. Richtung. Kleinere Flüsse, die ähnliche Richtung einschlagen, sind Tione u. Tartaro. Haupterwerbsquellen der Bewohner sind Ackerbau u. Seidenzucht. Die Provinz, der Schauplatz vieler Schlachten, zerfällt in die Distrikte: V., Villafranca, Isola della Scala, Sanguinetto, Legnago, Cologna veneta, San Bonifacio, S. Pietro Incariano, Caprino veronese, Bardalino u. Tregnago. Die **Provinzialhauptstadt V.** (in der deutschen Heldensage **Bern** genannt) mit 60,049 E. (1871) liegt mit einem Umfange von $1\frac{3}{4}$ M. in 51 m. Seehöhe zu beiden Seiten der hier sehr gewundenen Etsch u. an den Eisenbahnlinien Avio-V.-Mantua u. Mailand-V.-Venedig der oberital. Bahnen. Der rechtsseitige Theil der dauerhaft gebauten, höchst ansehnlichen Stadt springt halbinselartig gegen die Etsch vor u. ist durch sechs Brücken, von denen die Ponte della Pietra theilweise röm. Ursprungs ist, mit dem kleineren, linksseitigen Theile **Veronetta** verbunden. V. ist Sitz der Provinzialregierung u. eines Bischofs, hat eine theologische Lehranstalt, ein bischöfliches Seminar, mehrere Gymnasien, Akademie für Landwirthschaft, Handel u. Gewerbe, Maler- u. Bildhauerakademie, eine Kommunalbibliothek, die Biblioteca capitolare mit Palimpsesten, in welchen Niebuhr 1817 die Institutionen des Gajus entdeckte, das Museo lapidario mit röm., griech. ꝛc. Inschriften, etruskischen Denkmäler ꝛc. u. die für die Kenntniß Veroneser Kunst wichtige Gemäldesammlung, die zugleich auch eine 22,000 Nummern zählende Münzsammlung, kleine Bronzen, Marmorarbeiten u. naturgeschichtliche Sammlungen enthält. Von seinen etwa 60 Kirchen ist die bedeutendste die Kathedrale S. Maria Matricolare, eine Stiftung des 8. Jahrh., im 14. Jahrh. gothisch umgebaut. Zu beiden Seiten des Hauptportals stehen die Paladine Karl's d. Gr., Roland u. Olivier; das Innere hat unter vielen prächtigen Bildern Tizian's „Mariä Himmelfahrt". Die interessanteste Kirche für die Kunstgeschichte ist S. Zeno aus dem 11. Jahrh., ein Bau, der überall die bunte Mischung alter Kultur mit neuen, noch ungeregelten Elementen zeigt. S. Fermo Maggiore ist eine goth. Kirche mit röm. Krypta, deren Oberkirche 1313 durch Guglielmo di Castelbarbo umgebaut wurde. S. Bernardino enthält die berühmte Cappella Pellegrini, einen ausgezeichneten Renaissancebau in Form eines runden korinthischen Tempelchens von Sammichele; in S. Giorgio in Braida befindet sich das hochberühmte Altargemälde „S. Georg's Martyrium" von Paolo Veronese; Sta. Anastasia ist ein schöner goth. Bau, 1290 begonnen, mit vielen Skulpturen, Fresken, Holzschnitzereien, Gemälden u. Denkmälern; S. Maria in Organo, schon 866 erbaut u. 1481 in schöner Frührenaissance umgebaut, hat eine unvollendete Façade von Sammichele u. ein sehr schönes Presbyterium; bei der kleinen romanischen, aber sehr erneuerten Kirche Sta. Maria antica befinden sich die großartigen gothischen Grabdenkmäler der Scaliger (s. „Scala"). — Die prächtigsten der zahlreichen Paläste sind der Palazzo della Prefettura, 1272 erbaut, das alte Rathhaus od. Palazzo del Consiglio, gewöhnlich la Loggia genannt, zu Anfang des 16. Jahrh. von Fra Giocondo de Verona erbaut, der Palazzo Guastala verza von Sammichele, der Palazzo Bevilacqua mit leichten Arkaden u. weiten Fenstern u. der Palazzo Giusti mit berühmter Gartenaussicht, 100jähr. Cypressen u. anderen Prachtbäumen, antiken Grabmälern ꝛc. — Als Rest alter Kunstdenkmäler hat V. aus seinem 2000jähr. Bestande bis zur Gegenwart seine herrliche Arena gerettet, ein prächtig erhaltenes röm. Amphitheater, wahrscheinlich aus Diocletian's Zeit stammend; ihr Gesammtumfang beträgt 435,6 m., die Gesammtlänge des Ovals 152,5, die Breite desselben 123,2 m. u. der Umfang des innern Ovals für die Kampfspiele 188,5 m.; die Zahl der Sitzreihen ist 45, die bis 32 m. Höhe ansteigen; sie werden getragen durch Bogenhallen, die in der Neuzeit zu Werkstätten für Schmiede, Tischler, zu Magazinen ꝛc. hergerichtet sind. Fernere Reste des Alterthums sind das antike Theater, von welchem Bogen, Gewölbe u. Thore wieder freigelegt sind, u. die antiken Thore Arco de' Leoni u. Porta de' Borsari. In der neuerdings etwas restaurirten Kapelle eines ehemaligen Franziskanerklosters im Vicolo Franceschine wird ein roh gearbeiteter steinerner Trog als Sarg der Julia, der Geliebten Romeo's, gezeigt. Von den vier Hauptplätzen der Stadt gewährt die Piazza d'Erbe, das ehemalige Forum, mit Brunnen, Kaufhaus, Denksäule an die Unterwerfung V.'s unter Venedig geschmückt, das lebendigste Bild echt ital. Städtelebens u. ruft die Piazza dei Signori, von sechs Palästen umgeben, mit Marmorquadern belegt u. mit einer 1865 errichteten Statue Dante's geschmückt, am deutlichsten die mittelalterliche Größe zurück; an der Piazza di Bra stehen das Amphitheater, der Palazzo pubblico u. das Teatro Filarmonico, u. der Campo marzio ist der Meßplatz. Auf allen Seiten ist die Stadt mit Festungswerken umgeben, denn V. bildet die Nordostecke des strategischen Vierecks Peschiera, Mantua, Legnago, V. Die Mauern rühren zum größten Theil noch von Theodorich her, andere von Karl d. Gr. u. den Scaligern; Venedig hat neue Befestigungen zugefügt, u. an der Erweiterung der Festungswerke ist viel noch in diesem Jahrhundert unter der Herrschaft der Oesterreicher gebaut worden. V.'s Industrie erstreckt sich auf ausgezeichnete Färberei, Seiden- u. Lederfabrikation, Seifensiederei, Zuckerraffinerie u. Oelbereitung; sein Handel beschäftigt sich mit Seide, Getreide, Salami, Leder, Oel, Wolle u. Wein. — V. wurde von den Euganeern, einem nicht keltischen Stamme in den Rhätischen Alpen, wahrscheinlich von Brescia aus gegründet. Es kam dann unter die Herrschaft der keltischen Cenomaner, u. unter Pompejus wurde es röm. Kolonie, nachdem sich schon vorher viele Römer in dieser schönsten u. blühendsten Stadt Oberitaliens angesiedelt hatten. Catull, Vitruv, Cornelius Nepos, der jüngere Plinius u. andere berühmte Römer sind hier geboren. Als Ostpforte des Römerreichs war es bei dem Zerfalle desselben gewöhnlich dem ersten Anpralle der Feinde Roms ausgesetzt. Hier wurde 312 der Feldherr des Maxentius vom Heere Konstantin's geschlagen, hier besiegte 402 Stilicho den Alarich, 488 Theodorich d. Gr. den Odoaker u. schlug hier seine Residenz auf. 572 fiel V. in die Hände der Langobarden. Durch Karl d. Gr. kam es an das Fränkische Reich u. wurde Hauptstadt vom Königreich Italien. Nach Zerfall des Karolinischen Reiches in Italien wurde es die Beute verschiedener Abenteurer, bis die Veronesen 1209 Mastino della Scala zu ihrem Oberhaupt wählten, dessen Nachkommen länger als ein Jahrhundert eine macht- u. glanzvolle Herrschaft über die Stadt übten. Nach der Herrschaft des Herzogs von Mailand von 1387 an u. einer kurzen nochmaligen Herrschaft der Scaliger bemächtigte sich 1409 Venedig der Stadt, verlor

Nr. 5398. Die Grabdenkmäler der Scaliger zu Verona.

sie zwar auf kurze Zeit zu Anfang des 16. Jahrh. wieder, blieb aber dann bis zum Frieden von Campo Formio in ungestörtem Besitze derselben. Durch diesen Frieden kam V. an Oesterreich. Am 3. Juni 1796 nahmen es die Franzosen unter Massena, 15. April 1799 besetzten es die Russen unter Suwarow u. 3. Jan. 1801 zogen wieder die Franzosen ein. 1805 brachte der Friede von Preßburg V. an das Königreich Italien, 1814 der von Paris wieder an Oesterreich. Ende 1822 wurde hier der Kongreß von V. unter Betheiligung von Rußland, Preußen, Oesterreich, Frankreich, England u. Neapel abgehalten, der über das Verhältniß zu Spanien, zur griech. Insurrektion u. zu ital. Angelegenheiten Beschlüsse faßte. Seit 1866 gehört V. zum Königreich Italien.

**Veronese**, Paolo, s. „Caliari".

**Veronica**, Ehrenpreis; eine niedliche Pflanzengattung der Scrophularineen mit zahlreichen, zum Theil höchst charakteristischen, oft durch Blumenpracht ausgezeichneten Arten, deren Individuen trupp- od. rasenartig bei einander stehen. Charakterisirt sind die Arten dieser Gattung durch gegenständige Blätter u. kleine, gewöhnlich blaue od. weiße Blumen, welche Aehren od. Trauben bildend in den Achseln wechselständiger Deckblätter stehen, einen fünfspaltigen Kelch u. eine Blumenkrone mit sehr kurzer Röhre haben. Zahl der Staubgefäße 2. Das mitteleuropäische Pflanzengebiet zählt nach Koch gegen 31 Arten, deren Verbreitung von der Ebene bis zu der höchsten Grenze der Alpenkräuter reicht, wo sie sich überall in den kurzen od. in den hohen Rasen einflechten, während andere Arten, z. B. die Bachbunge (V. Beccabunga), selbst den Rand der Gewässer bewohnen. Der deutsche Volksname bezieht sich vorzugsweise

Nr. 5399. Veronica officinalis.

auf einige besondere Arten, die man als werthvolle Arzneikräuter verwerthete u. zum Theil noch verwerthet, z. B. V. officinalis. Im Allgemeinen legte man ihnen eine schweißtreibende Kraft bei, u. soll ihr lat. Name dies andeuten, der Beziehung auf das Schweißtuch des Erlösers enthalten soll. In welchem hohen Rufe diese Kräuter standen, geht schon aus den vielen sich selbst erklärenden Volksnamen des gebräuchlichen Ehrenpreis hervor. Man kennt dasselbe als: Grundheil, Heil aller Welt, Groß u. Bathengel, europäischer Thee, Köhler-, Schlangen-, Vieh- u. Wunderkraut 2c. Die Pflanze selbst ist nur ein sehr unscheinbares Kraut, das mit seinen niederliegenden Stengeln gern auf Heiden u. in lichten Wäldern wächst, wo es bes. zu sog. Maitränken gesucht wird. In einem ähnlichen Ansehen stand u. steht noch bei dem Volke der durch herrliche blaue Blumen ausgezeichnete Waldehrenpreis (V. Chamaedrys), auch wol Gamander, Blaumanderle, Frauenbiß u. selbst Vergißmeinnicht genannt. Im antarktischen Amerika, d. h. in Patagonien 2c., wachsen viele Arten zu immergrünen Sträuchern heran. Von daher sowie von Vandiemensland u. Neuseeland züchtet man bei uns bereits einige Arten als Ziersträucher, die sich selbst für Zimmerkultur eignen; z. B. V. formosa, Lindleyana u. speciosa, welche ihre Blumen in dichte ährenartige Trauben zusammendrängen.

**Veronica**, die Heilige des 4. Februar, auch Berenike genannt, soll nach der Legende eine fromme Frau zu Jerusalem gewesen sein, welche Christus während seines Ganges nach Golgatha aus Mitleid ihr Kopftuch zum Abtrocknen des Schweißes reichte. Zum Danke erhielt sie in dem Tuche einen treuen Abdruck der schmerzensvollen Züge sammt der Dornenkrone zurück. Auf die Kunde von dem wunderbaren Bilde läßt der am Aussatz erkrankte Kaiser Tiberius die V. nach Rom kommen; sie heilt ihn mit dem Tuche u. bringt ihn dadurch zur Anerkennung der Gottheit Christi u. zur Verbannung des Pilatus. Das Schweißtuch vermachte V. dem Papste Clemens, dem Nachfolger des Petrus, u. noch jetzt wird dasselbe in der Peterskirche als eine der heiligsten Reliquien aufbewahrt, obschon sich auch Mailand u. Jaen (in Spanien) rühmt, das echte Schweißtuch zu besitzen. Nach neueren Forschungen galt der Name V. noch bis ins 13. Jahrh. nicht einer Person, sondern dem Schweißtuch mit dem Bilde selbst, u. V. ist wahrscheinlich ursprünglich vera ikon, d. h. das wahre Bild. Die Umsetzung in eine Person, Namens V., mag auf einer Verwechselung mit Veronike beruhen. So hieß angeblich das von Jesu geheilte blutflüssige Weib zu Paneas (s. Matth. 9, 20 ff.), welches nach Eusebius aus Dankbarkeit eine Statue Christi in ihrer Vaterstadt aufstellte. Indem man nun annahm, daß jene Statue nach dem Schweißtuchbilde gefertigt sei, konnte Veronike od. (durch Vermengung mit vera ikon) V. schließlich zur angeblichen Besitzerin des Tuches gemacht werden. Die Malerei hat sich des Gegenstandes (Schweißtuch der heil. V.) vielfach bemächtigt; am bekanntesten ist unter den älteren Bildern das von Correggio (s. unter Christusbilder Taf. XLV), unter den neueren das von Gabriel Max.

**verpfänden**, s. unter „Hypothek" u. „Pfand".

**Verpflegung des Soldaten** besteht wesentlich in Versorgung desselben mit Lebensmitteln u. spielt in den Feldzügen selbstverständlich eine große Rolle. Man unterscheidet hauptsächlich Magazinsverpflegung u. Verpflegung durch Requisition, natürlich gegen volle Bezahlung. Die erstere ist die regelmäßigere, erfordert aber eine sehr umsichtige Anlage der Magazine, zweckmäßige Wahl der Transportmittel u. macht deshalb den Train größer u. somit die Operationen der Heere schleppender. Die Verpflegung durch Requisition ist dagegen nur in fruchtbaren Gegenden möglich, entbindet aber das Heer von dem großen Trosse, ist mannichfaltiger in der Wahl der Nahrungsmittel 2c. Bei großen Truppenmassen, welche längere Zeit in einer Gegend verweilen, wie z. B. bei Belagerungen, ist die Magazinsverpflegung nicht zu umgehen. In den neueren Kriegen wurden beide Arten kombinirt, während die methodischen Kriege des 17. u. 18. Jahrh. nur die Magazinsverpflegung kannten. Napoleon I. regelte das in den Revolutionskriegen wieder aufgekommene Requisitionssystem u. verdankte ihm vielfältig die raschen energischen Operationen, womit er seine am Alten festhaltenden Gegner vernichtete. Da aber durch Hereinziehen der Eisenbahnen in die Strategie in der Neuzeit die Bewegungen der Truppenmassen viel schneller geworden sind, u. zwar so schnell, daß die umfangreichen Proviantkolonnen, welche nicht unter allen Umständen auf den Eisenbahnen mitbefördert werden können, gleichen Schritt zu halten nicht vermögen, so würde die Magazinverpflegung allein kaum ausreichen, u. es ist Rücksicht darauf zu nehmen, daß der Bezug von Lebensmitteln in den zu besetzenden od. zu durchziehenden Landstrichen gesichert u. den Bewohnern der Verkauf in keiner Weise verleidet werde. Die Anwendung der Chemie auf die Bedürfnisse des täglichen Lebens hat auch die Verpflegung großer Truppenmassen durch zweckmäßige Auswahl der Speisen rücksichtlich ihres Nährwerthes u. durch Einführung der Konserven sehr erleichtert. Große Konservenfabriken, deren Produkte schon durch Gebrauch im Frieden erprobt u. stets aufgefrischt werden, vermögen eine gesunde u. zweckmäßige Verpflegung auch der größten Heere im Kriegsfalle zu sichern.

**Verquicken**, das, bedeutet so viel als Legiren von Metallen mit Quecksilber, Amalgamiren (s. d. unter „Amalgam").

**Verrath.** Derjenige Staatsunterthan, welcher sich mit einer ausländischen Regierung einläßt, um dieselbe zu einem Kriege gegen unsern Staat zu veranlassen, wird wegen Landesverraths streng bestraft, nach dem Deutschen Strafgesetzbuche Art. 87 mit Zuchthaus nicht unter fünf Jahren, u. wenn ein Krieg wirklich ausgebrochen ist, mit lebenslänglichem Zuchthaus. Ein weiterer Fall ist, wenn ein Staatsunterthan während eines gegen unsern Staat geführten Krieges im feindlichen Heere Dienste nimmt u. die Waffen gegen unsere Truppen trägt, sei es auch, daß er früher bereits in den nämlichen Kriegsdiensten gestanden hat. Desgleichen macht sich des V.s schuldig, wer vorsätzlich während eines Krieges der feindlichen Macht Vorschub leistet, den Truppen unseres Staates od. seiner Bundesgenossen Nachtheil zufügt, ferner Festungen, Pässe u. dgl., einzelne Soldaten od. ganze Truppenkörper in feindliche Gewalt bringt, dasselbe mit Festungswerken, Schiffen, Kassen, Zeughäusern, Magazinen, Vorräthen 2c. thut, dem Feinde Mannschaften zuführt, Operationspläne verräth, als Spion dient od. Aufstände erregt. Nicht dem Staate

Angehörige, welche dergleichen Handlungen begehen, werden nach den Kriegsgesetzen, bez. dem Kriegsgebrauche behandelt.

**Verrenkung** (Luxation) ist derjenige Zustand eines Gelenkes, in welchem die beiden Gelenkenden entweder vollständig od. zum größten Theil aus ihrer gegenseitigen Lage gewichen sind, wobei in der Regel die Gelenkkapsel theilweise zerrissen ist. Meist entsteht die V. durch eine Gewalteinwirkung, doch unterscheidet man außerdem noch die angeborene u. die sog. spontane V. Letztere entsteht dadurch, daß infolge von allmählicher eiteriger Zerstörung der Gelenkenden u. Gelenkbänder Verschiebungen sich ausbilden, indem die Gelenkenden durch Muskelwirkung bei aufgehobenem Widerstande von Seiten der Kapselbänder in eine falsche Lage gebracht werden. Die V. wird erkannt durch die veränderte Form des Gelenks sowie durch die Verlängerung od. Verkürzung, auch durch die abnorme Stellung des betroffenen Gliedes. Ferner sind meist Blutunterlaufungen (Sugillationen) in der Umgegend des Gelenks wahrzunehmen, auch besteht Schmerz u. Unfähigkeit, das Glied in normaler Weise zu bewegen. Man muß sich hüten, die V. mit einem Knochenbruch od. auch mit einer bloßen Verstauchung, einer sog. Kontusion u. Distorsion (Verdrehung) des Gelenks, zu verwechseln. Als eine unvollkommene V. od. Subluxation bezeichnet man diejenige Verletzung eines Gelenkes, bei welcher die Gelenkflächen sich nicht ganz verlassen haben. Die Behandlung der V. besteht in der kunstgerechten Einrichtung (Reduktion), welche man so zeitig als möglich vornehmen muß, so lange die Weichtheile des verletzten Gelenks noch nicht durch die eintretende Entzündung zu sehr geschwollen sind. Die Manipulation richtet sich nach der Mechanik des betreffenden Gelenks u. nach der Stellung, in der sich die Gelenkenden befinden. Der Wundarzt hat dabei verschiedene Bewegungen, Beugen, Ausziehen, Drehen, Andrücken ꝛc., vorzunehmen. Gewöhnlich dirigirt der behandelnde Chirurg diese von den Assistenten ausgeführten Bewegungen u. schiebt dann selbst mit der Hand den Gelenkkopf in die richtige Stellung. Bisweilen kann jedoch der Chirurg allein die Einrichtung bewerkstelligen. Kommt man mit der Händekraft nicht aus, so müssen, um die Zugkraft der Muskeln zu überwinden, mehrere helfende Personen in der Weise verwendet werden, daß man lange Schlingentücher an die Extremität anlegt u. diese in einer bestimmten Richtung ziehen läßt. In schwierigen, zumeist veralteten Fällen muß man wol auch die Kraft eines Flaschenzugs zu Hülfe nehmen. Der Patient wird bei solchen Operationen in vorsichtiger Weise chloroformirt, um ihm nicht blos den Schmerz zu ersparen, sondern auch die kontrahirten Muskeln der Glieder zu erschlaffen. Wenn die Einrichtung gelungen ist, so bedarf es noch einer längern Zeit, bis das betroffene Glied wieder funktioniren kann; denn die Wunde der Gelenkkapsel muß heilen, u. hierzu ist eine gewisse Zeit dauernde Ruhe erforderlich. Insbesondere bleibt das Gelenk noch wochenlang durch die Entzündung u. den stattgefundenen Flüssigkeitserguß bis zur völligen Aufsaugung der letztern schmerzhaft, steif u. unbeholfen. Man umgiebt daher die wunde Stelle mit nassen Binden u. macht kalte Ueberschläge darum. Nach ein bis zwei Wochen beginnt man mit dem Gelenk passive Bewegungen zu machen, bis dann auch aktive Bewegungen u. Uebungen wiederum die Rückkehr zum freien Gebrauch des Gliedes fördern.

**Verres,** Cajus, wol aus dem Geschlechte der Cornelier stammend, Sohn eines Senators, war 82 v. Chr. Quästor des Papirius Carbo im Cisalpinischen Gallien, ließ aber nach Sulla's Sieg den Carbo im Stiche u. nahm anvertraute fremde Gelder mit sich. 80 v. Chr. Legat u. Proquästor des Dolabella in Cilicien, benutzte er die Reise in diese Provinz zu einem förmlichen Raubzuge durch die Städte Griechenlands u. Kleinasiens u. schädigte im Verein mit Dolabella seine Provinz durch Erpressungen auf das Schwerste. In ähnlicher Weise wirkte er 74 als Prätor in Rom u. brachte, 73—71 in Sizilien als Prätor fungirend, durch seine schamlose Raubwirthschaft diese Provinz an den Rand des Verderbens. Im J. 70 aber erhoben die Sizilier eine Anklage gegen V., mit deren Führung Cicero, damals designirter Aedil, betraut wurde, während Hortensius die Vertheidigung übernehmen wollte. In seinen berühmten Anklagereden gegen V., den „Actiones Verrinae", gewöhnlich blos „Die Verrinen" genannt (die aber nicht wirklich so gehalten wurden, wie sie auf uns gekommen sind, sondern zum Zweck der Veröffentlichung nachträglich bearbeitet wurden), deckte Cicero eine solche Fülle von Schuldbeweisen auf, daß Hortensius auf die Vertheidigung verzichtete u. V., nachdem er den größten Theil seiner Beute in Sicherheit gebracht hatte, freiwillig ins Exil ging. V. wurde später von Antonius, den nach den korinthischen Gefäßen des V. gelüstete, auf die Proskriptionsliste gesetzt u. 43 v. Chr. ermordet.





**Verrinen,** s. „Verres".

**Verrocchio** (spr. Werrokkio), Andrea del, ein überaus vielseitiger ital. Künstler, geb. 1435 zu Florenz, begann seine Laufbahn als Goldschmied u. führte in seiner Jugend mehrere in dieses Fach schlagende Arbeiten aus, von denen sich aber fast nichts erhalten hat. Später in Donatello's Schule gekommen u. dessen naturalistischer Richtung folgend, trat er, mit großem Zeichentalent begabt u. von starkem Hange zur Universalität in der Kunst beseelt, auch als Erzgießer u. Bildhauer auf u. wandte dabei das damals noch seltene Hülfsmittel der Gypsabgüsse von nackten Körpertheilen an. Mit dem schon bejahrten Donatello arbeitete er den schönen Waschbrunnen in der alten Sakristei von S. Lorenzo in Florenz, größere Aufträge aber wurden ihm durch den Mediceer Lorenzo il Magnifico zu Theil, für den er zunächst das 1472 vollendete Grabmal des Giovanni u. Piero di Cosimo de' Medici in derselben Sakristei, in Porphyr mit Bronze verziert, fertigte, sodann für den Hof des Palazzo vecchio den reizenden bronzenen Knaben, der einen wasserspeienden Delphin in seine Arme drückt, endlich die jetzt im dortigen Nationalmuseum befindliche, stark naturalistische Bronzestatue „David als Hirtenknabe", von fast trivialer Auffassung, mageren u. eckigen Formen, aber herrlichem Lockenkopfe. 1477 begann V. auch in Marmor zu arbeiten u. schuf u. A. ein Grabmal der Gattin des Giovanni Tornabuoni, von dem nur noch ein den Naturalismus des V. trefflich charakterisirendes Relief (Nationalmuseum in Florenz) existirt, das in höchst energischer Weise die Trauer um die im Wochenbett gestorbene Frau ausdrückt. Nachdem er noch ein Silberrelief mit der Enthauptung Johannis des Täufers (Baptisterium in Florenz) von wunderbarer Ausführung der Details gearbeitet hatte, vollendete er 1483 die Bronzegruppe des ungläubigen Thomas (an der Kirche Orsanmichele daselbst), voll Leben u. Ausdruck in den beiden Gestalten, aber von herber Schönheit u. unruhig in der Gewandung. Die letzten Lebensjahre widmete er seiner größten Aufgabe, der Herstellung der ehernen Reiterstatue des 1476 gestorbenen venetianischen Condottiere Bartolommeo Colleoni vor der Kirche S. Giovanni e Paolo in Venedig. Im Modell war sie 1488 fertig, als der Meister nach kurzer Krankheit starb, nachdem er als Vollender des Werkes seinen Lieblingsschüler Lorenzo di Credi bezeichnet hatte; doch fand dieser Wunsch keine Beachtung, man übertrug vielmehr den Guß u. den Sockel dem Alessandro Leopardi. Als Maler ist V. nur insofern wichtig, als er zahlreiche, unter seinem Einfluß schaffende Schüler ausbildete; von seinen eigenen Leistungen ist uns nichts als eine Taufe Christi (Akademie in Florenz) erhalten, in der nam. die Gestalt Christi u. die Gruppe der Engel sehr gelungen sind.

**Verruca** (lat.), die Warze; verrucos od. verrucös, warzig.

**Verruf.** Wenn Jemand durch ehrenrührige Handlungen in der Achtung Anderer sinkt, so nennt man dies in V. kommen. Zeiht Jemand dagegen einen Andern dergleichen Handlungen u. fordert Dritte auf, infolge dessen den Umgang mit ihm zu meiden, so nennt man dies in V. erklären. Im Mittelalter wurden zwei Fälle der Art bes. streng geahndet. Vor Allem das Handwerkschelten oder Handwerkauftreiben. So nämlich nannte man es, wenn ein zur Handwerkszunft gehörender Meister od. Geselle, entweder um sich wegen einer Beleidigung zu rächen, od. um irgend einen Anspruch eigenmächtig auf diese Weise durchzusetzen, die ganze Zunft od. einzelne Mitglieder derselben in V. u. für unehrlich erklärte. Ferner gehört hierher der Landzwang. Dessen machte sich Jeder schuldig, welcher unter von ihm ausgestoßenen Drohungen von Gewaltthätigkeiten gegen eine Gemeinde od. gegen Einzelne aus seiner bisherigen Gemeinde aus dieser ausgetreten ist u. dieselbe in der Meinung anderer Gemeinden durch Zurlastlegung ehrenrühriger od. verbrecherischer Handlungen herabzuwürdigen sucht. Das Deutsche Strafgesetzbuch kennt diese Verbrechen als besondere nicht mehr, sondern ahndet sie als Drohungen od. Ehrverletzungen.

**Vers,** vom lat. versus, das Umwenden (daher bei den Römern auch die Ackerfurche vom Umwenden des Pflugs, dann überhaupt eine wiederkehrende Reihe od. Linie), heißt in der Dichtkunst eine Reihe von Worten, die nach einem bestimmten Metrum (s. d.) od. Versmaß zusammengesetzt sind. Die einzelnen Theile dieses Metrums heißen Versfüße, z. B. Jambus, Trochäus, Spondeus, Daktylus, Anapäst ꝛc. (s. die einzelnen Artikel). So ist z. B. ein Hexameter od. Sechsfüßer ein V., der aus sechs Daktylen weniger einer kurzen Silbe besteht. V.e mit lauter vollständigen Füßen heißen akatalektische (nicht abbrechende), solche mit einem od. mehreren unvollständigen Füßen katalektische, solche endlich,

die überzählige Silben haben, hyperkatalektische. In der altdeutschen Poesie hing der V. weniger von der Art u. Zahl der Versfüße, als von der Alliteration (s. d.) ab; in der mittel- u. neuhochdeutschen Poesie, wie überhaupt in den meisten modernen Sprachen, ist das Ende des Verses außer am Metrum meist auch an der Reimsilbe kenntlich. Feststehende Versmaße sammt dem Reim kennt u. a. auch die indische, persische u. arabische Poesie; dagegen wird in der hebräischen Poesie der V. (ohne Metrum u. Reim) durch die Sinnverwandtschaft zweier od. mehrerer Glieder (den sog. Parallelismus) gebildet, z. B. Ps. 1, 5: „Darum bleiben die Gottlosen nicht im Gericht, noch die Gottlosen in der Gemeine der Gerechten." Der Name V. wird übrigens auch auf die im 16. Jahrh. eingeführten kleinsten Abschnitte des Bibeltextes angewendet u. nicht minder (obschon ganz unrichtig) auf die regelmäßig wiederkehrende Anzahl einzelner V.e; so wenn wir von den V.en (statt „Strophen", s. d.) eines Gesangbuchsliedes reden.

männer u. Helden u. die bronzene Reiterstatue Ludwig's XIV. In dem 600 m. langen Palais sind 3000 Gemälde, theils historische Bilder, theils Portraits, ferner Statuen u. Büsten, Alles auf die Geschichte Frankreichs bezüglich, untergebracht. An das Schloß schließt sich ein ungeheurer Park, ein Meisterwerk der Gartenkunst, mit breiten Alleen, zierlichen Bosquets, schattigen Laubengängen, weiten Rasenplätzen, dazwischen unzählige Bronzen, Vasen, Statuen, weltberühmte Fontainen, Kaskaden, Bäder, eine großartige Orangerie ꝛc.; am äußersten Ende des Parkes liegen die Lustschlösser Groß- u. Klein-Trianon (s. „Trianon"). Auch in der Stadt selbst finden sich schöne Promenaden u. Statuen des hier geborenen General Hoche u. Abbé de l'Epée. — Industrielle Etablissements hat V., seitdem es seine große Gewehrfabrik verloren, nur wenige; es fabrizirt Uhren, baumwollene Waaren, Lichte u. bleicht Wachs. — V. war bis ins 17. Jahrh., da es König Ludwig XIII. kaufte u. 1630 ein kleines Schloß anlegte, ein unbedeutendes Dorf.

Nr. 5400. Das Schloß in Versailles, von der Place d'Armes gesehen.

**Versailles** (spr. Werßalj), Stadt mit 61,670 E. (1872), Hauptstadt des Departements Seine et Oise, liegt in schöner, hügeliger, waldreicher Gegend, 123 m. hoch, ziemlich 4 Stunden westsüdwestl. von Paris, mit dem es durch zwei Bahnen verbunden ist. Die Stadt wird durch eine breite Avenue von vier Reihen Bäumen in eine Nord- u. eine Südseite geschieden; sie ist Sitz der Departementsbehörden u. seit dem letzten Kriege Sitz der franz. Nationalversammlung, hat ein Civil- u. ein Handelstribunal, ein prächtiges kaiserliches Lyceum, die Normalprimarschule der Akademie von Paris u. andere Unterrichtsanstalten, eine Bibliothek von 40,000 Bdn., mehrere Wohlthätigkeitsanstalten ꝛc. Das prachtvolle Schloß wurde unter Ludwig XIV. 1660–80 mit einem Kostenaufwande von weit über 100 Mill. Frcs. erbaut. Es war bis 1789, bis das Pariser Volk am 6. Okt. nach Ermordung einiger Garde du Corps den König Ludwig XVI. nach Paris führte, königl. Residenz. Durch Ludwig Philipp wurde es 1833–37 zu einem großartigen historischen Museum, dem Ruhme Frankreichs geweiht, hergerichtet u. dient diesem Zwecke noch heute, nur daß zur Zeit ein Theil der sehenswerthesten Räume zu Bureaux der Nationalversammlung dient. Vor dem Haupteingange im Hofe stehen 16 kolossale Marmorstatuen berühmter Staats-

Nach Erbauung des königl. Residenzschlosses aber wuchs es bis auf nahe 100,000 E. Wichtige Dokumente, wie die Union zwischen Frankreich u. Oesterreich gegen Friedrich II. am 30. Dez. 1758 u. der Friedensschluß zwischen Frankreich u. Nordamerika mit England am 3. Sept. 1783, sind hier unterzeichnet worden. Am 5. Mai 1789 fand hier die Eröffnung des Reichstages statt, welcher im sog. Ballhause der Schwur der Abgeordneten der Gemeinen, sich nicht eher zu trennen, bis Frankreich durch sie eine Konstitution erhalten, am 20. Juni u. die Entführung des Königs am 6. Okt. folgte. Seitdem sank die Stadt auf 30,000 E., das Schloß stand leer u. Manches wurde zerstört. Die Wiederherstellung desselben begann 1814, wurde aber bald wieder unterbrochen u. erst durch Ludwig Philipp mit einem Kostenaufwande von 15 Mill. Frcs. seinem gegenwärtigen Zwecke dienstbar gemacht. Vom 15. Okt. 1870 bis zum Friedensschlusse war das Präfekturgebäude in V. das Hauptquartier König Wilhelm's I. von Preußen, u. 18. Jan. 1871 wurde er in der prächtigen Galerie des Glaces des Schlosses zum Deutschen Kaiser proklamirt.

**Versalbuchstaben** od. **Versalien** (neulat., von versus, Vers, Zeile, Absatz), große Anfangsbuchstaben, so genannt weil sie zunächst zu Anfang eines Verses od. Abschnittes gebraucht wurden.

**Versatzamt,** s. v. w. Leihhaus.

**Verschlagen,** das, ist ein im Volke gebräuchlicher Ausdruck für einen lähmungsartigen Schwächezustand infolge von Erkältung sowie für Rheumatismus.

**Verschleimung** ist eine populäre Bezeichnung für den langwierigen Katarrh (s. d.) der verschiedenen Schleimhäute (in der Nase, Mundhöhle, Luftröhre, im Magen, Darm 2c.), der sich bes. durch Absonderung eines reichlichen, zähen Schleims kenntlich macht.

**Verschneiden des Weines,** die Mischung mehrerer ähnlicher Gewächse zu einem gleichartigen Ganzen, auch das Versetzen junger, geringerer Weine mit älteren, feineren Sorten, um jenen mehr Bouquet zu geben.

**verschollen, Verschollenheit.** Als verschollen ist Derjenige zu betrachten, von dessen Leben seit zwanzig u. mehr Jahren od. seit einem ähnlichen Zeitraume weder durch ihn noch durch einen Andern Nachricht von seinem bisherigen Aufenthalte u. Wohnorte vorhanden ist. Jeder Verschollene muß daher abwesend sein; die Abwesenheit allein aber genügt nicht. Hat der Verschollene das siebzigste Lebensjahr von od. nach seiner Entfernung erreicht, sich in einem Kriege od. in einer großen Lebensgefahr befunden, so genügen nach Befinden auch kürzere Zeiträume, um den Abwesenden als verschollen zu betrachten. Die Hauptwirkung der Verschollenheit besteht darin, daß, obgleich es an einem sicheren Beweise des Todes gebricht, der Abwesende trotzdem für todt erklärt werden, sein Ehegatte sich demzufolge aber anderweit verheirathen u. sein Vermögen an seine Erben zur Vertheilung gebracht werden kann. Eine derartige Todeserklärung erfolgt bald Amts halber, bald auf Antrag eines Betheiligten zumeist durch richterliches Erkenntniß, in welchem das Vorhandensein der Voraussetzungen der Todeserklärung u. der Verschollenheit festgestellt wird. Die Todeserklärung hat eine verschiedene Wirkung; bald stellt sie nur die gedachten Voraussetzungen fest, u. gilt dann als Todestag derjenige Tag, an welchem die Verschollenheitsfrist ablief, bald gilt der Tag des Erkenntnisses selbst als Todestag. Ob der Verschollene, wenn er später wiederkehrt, die Wirkungen der Todeserklärung rückgängig machen kann, ist in den einzelnen Gesetzgebungen verschieden bestimmt.

**Verschwender, Verschwendung.** An sich hat der Staat allerdings Niemand, sobald er volljährig ist, vorzuschreiben, wie er mit seinem Vermögen umgehen u. dasselbe verwalten soll. Dies hat jedoch eine gewisse Grenze. Im Interesse der Angehörigen, welche von einer bestimmten Person Unterhalt zu empfangen od. ihr eintretendenfalls Unterhalt zu gewähren haben, kann sich hier eine Beschränkung nöthig machen. Personen daher, welche ihr Vermögen auf unvernünftige u. leichtsinnige Weise durchbringen u. hierdurch sich u. ihre Familie der Gefahr eines Nothstandes aussetzen, sind gewissermaßen einem Geisteskranken gleich zu achten u. daher nach Untersuchung der Verhältnisse zu bevormunden. Sie können alsdann keine verpflichtenden Geschäfte od. Veräußerungen rechtsgiltig vornehmen, keine letzten Willen errichten 2c., die Erklärung als Verschwender u. die Stellung unter Vormundschaft hat öffentlich zu erfolgen. Nach §. 621 der Deutschen Civilprozeßordnung kann eine Person für einen Verschwender nur durch Beschluß des Amtsgerichtes erklärt werden u. darf ein derartiger Beschluß nur auf Antrag eines Ehegatten od. eines Verwandten des zu Entmündigenden erlassen werden. Der über die Entmündigung zu fassende Beschluß ist dem Antragsteller u. dem zu Entmündigenden von Amtswegen zuzustellen, der Vormundschaftsbehörde ist derselbe von Amtswegen mitzutheilen, seine Wirksamkeit tritt mit dem Augenblicke der Zustellung an den Entmündigten ein. Der Letztere kann diesen Beschluß innerhalb Monatsfrist im Wege der Klage anfechten, die Klage ist gegen den Antragsteller u., wenn dieser verstorben, sein Aufenthalt unbekannt od. im Auslande ist, gegen den Staatsanwalt zu richten. Ist die Vormundschaft eine Zeit lang angelegt gewesen, der Verschwender hat sich aber gebessert od. hält sich für gebessert, so kann auf Wiederaufhebung der Entmündigung angetragen werden. Eine Anfechtung des Beschlusses des Amtsrichters, durch welchen die Entmündigung aufgehoben wird, findet nicht statt. Wird dagegen der Antrag auf Wiederaufhebung von dem Amtsgerichte abgelehnt, so kann dieselbe im Wege der Klage angefochten werden. Zur Erhebung der Klage ist der Vormund des Entmündigten befugt. Will dieser die Klage nicht erheben, so kann der Vorsitzende des Prozeßgerichts dem Entmündigten einen Rechtsanwalt als Vertreter beiordnen. Die Entmündigung einer Person wegen Verschwendung sowie die Wiederaufhebung einer solchen Entmündigung ist auch nach der Deutschen Reichscivilprozeßordnung (§. 627), u. zwar durch das Amtsgericht, öffentlich bekannt zu machen.

**Verschwörung.** Hierunter ist zu verstehen die Verabredung Mehrerer zur gemeinsamen Begehung eines Verbrechens. Nach dem Deutschen Strafgesetzbuche (§. 83) wird dieselbe nur als besonderes Verbrechen beim Hochverrath bestraft. Haben nämlich Mehrere die Ausführung eines hochverrätherischen Unternehmens verabredet, ohne daß es wirklich zur Inswerksetzung des geplanten Verbrechens gekommen ist, so werden sämmtliche Theilnehmer mit Zuchthaus nicht unter fünf Jahren od. mit Festungshaft von gleicher Dauer bestraft. Ein besonderer Fall der V. ist noch die Meuterei. Gefangene nämlich, welche sich zusammenrotten, u. mit vereinten Kräften die Anstaltsbeamten od. die mit der Beaufsichtigung Beauftragten angreifen, denselben Widerstand leisten od. es unternehmen, sie zu Handlungen od. Unterlassungen zu nöthigen, ebenso Diejenigen, welche mit vereinten Kräften einen gewaltsamen Ausbruch unternehmen, werden als Meuterer mit sehr schweren Strafen belegt. Dasselbe gilt von Soldaten od. Schiffsmannschaft, welche sich gegen ihre Vorgesetzten auflehnen od. zu dem Behufe gemeinsame Verabredungen treffen.

**Versecz** (deutsch Werschetz), königl. Freistadt mit 21,095 E. (1869) im ungar. Komitate Temes, liegt nahe den Alibunarer Sümpfen, die der Versecczer Kanal zu entwässern bestimmt ist, am Fuße eines Berges u. an der Linie Wien-Marchegg-Bazias der österr. Staatsbahn. Es ist Sitz eines Bezirksamtes, eines griech. nichtunirten Bischofs mit Konsistorium, hat zwei theologische Lehranstalten der nichtunirten Griechen, Lehrerseminar, Realschule, zwei Armenhäuser und andere Wohlthätigkeitsanstalten u. treibt Seidenkultur u. -Spinnerei, Reis- u. Weinbau. Am 19. Jan. 1849 fand in der Nähe zwischen den Insurgenten u. den kaiserlichen Truppen unter dem General Todorovich ein Treffen statt, in dessen Folge die Insurgenten V. räumen mußten.

**Versehen der Schwangern,** s. unter „Schwangerschaft“.

**Versicherungswesen.** Die Versicherung (Assekuranz) geht darauf aus, gegenüber unvermeidlichen Gefahren u. Verlusten infolge von eintretender höherer Gewalt vollen od. theilweisen Schadenersatz durch das Mittel der freiwilligen Association (Genossenschaft) zu erhalten, bez. zu gewähren. In der Bewahrung u. Erhaltung unseres Besitzthums vor äußeren Eingriffen u. Gewalten haben wir große Fortschritte gemacht; es giebt aber Gefahren, vor denen man sich auch mit der größten Vorsicht nicht zu schützen vermag, Gefahren, deren Erscheinen sich jeder menschlichen Berechnung entzieht, deren Ausdehnung u. Einwirkung sich eben so wenig voraus ermessen lassen. Vor Feuersgefahr wird zwar vermehrte Vorsicht einigermaßen Schutz gewähren können; das Entstehen eines Feuers im Nachbarhause, ein Blitzschlag od. der Leichtsinn eines zur rechten Zeit nicht genau genug beobachteten Hausgenossen kann trotzdem Hab u. Gut vernichten lassen. — Gegen die zerstörende Gewalt des Hagels kennen wir zur Zeit noch kein Mittel. Die Fortschritte im Schiffsbau u. im Seewesen überhaupt, die bessere Regulirung der Binnenwasserstraßen, die Einführung wichtiger Sicherheitsmaßregeln im Eisenbahnverkehr, auch der Bau der Chausseen u. sonstiger Landwege haben die mancherlei Gefahren vermindert, welche dem Transport der Waaren u. der Beförderung von Menschen u. Thieren drohen. Und doch gehen jedes Jahr noch viele Schiffe unter, finden Entgleisungen u. Zusammenstöße auf den Eisenbahnen statt, werden die transportirten Güter selbst auf der Landstraße geraubt, zerstört od. sonst beschädigt. — Selbst bei sorgfältigster Pflege der Haus-, Zucht- u. Zugthiere können plötzlich eintretende Krankheitsfälle od., was noch schlimmer, Epidemien den Viehbestand des Landmannes bedenklich lichten, ohne daß dagegen ein absoluter Schutz zu erlangen ist. — Dem Leben jedes Menschen ist ein Ziel gesetzt, nur wissen wir nicht, wann die Todesstunde eintreten wird. Sie kann aller Vorsicht ungeachtet schon morgen eintreten, zu einer Zeit, in der der Familienvater seine Angehörigen ohne materielle Mittel, der Geschäftsmann seine finanziellen Unternehmungen unabgewickelt, seine Pläne unausgeführt zurücklassen muß. In allen diesen Fällen handelt es sich um Vermögensbeschädigungen, die nicht eintreten müssen, aber doch eintreten können, um Verluste des Einzelnen, vor denen es keinen absoluten Schutz giebt. Das V. ist bestimmt, derartige Kalamitäten zwar nicht abzuwenden — dies wäre unmöglich — aber doch die entstandenen Vermögensverluste dadurch wieder auszugleichen, daß für die Entschädigung die Gesammtheit der Versicherten eintritt. In der Branche der Feuerversicherung vereinigen sich die Hausbesitzer zur Zahlung von vorausbestimmten Beiträgen, je nach dem Werthe des einzelnen Besitzthums, um aus den eingezahlten Summen den Brandschaden, der den Genossen betreffen wird, vergüten zu können. Die Landwirthe treten zur Hagelassekuranz zusammen u. entschädigen bei eingetretenem Hagelwetter den Verlust ihrer Genossen, in der Viehversicherung den Abgang der gefallenen Thiere. Die Rheder in den Seestädten versichern ihre See- u. Flußschiffe in der Transportversicherung gegen die Gefahren von Sturm u. Wetter, sie versichern auch die in den Schiffen beförderten Waaren. Die Entschädigung für ein untergegangenes Schiff u. dessen Fracht tragen zusammen alle die Rheder, deren Schiffe mit ihrer Fracht glücklich u. ohne Schaden wieder in den heimatlichen Hafen zurückgelangt sind. In dieser Uebertragung eines Vermögensverlustes des Einzelnen auf die Gesammtheit der Mitversicherten liegt der Schwerpunkt des V.s, das, seit etwa vier Jahrhunderten (zuerst in Italien u. bei der deutschen Hansa als Transportversicherung) in Gebrauch, in der ganzen civilisirten Welt eine

außerordentliche Verbreitung u. die höchste volkswirthschaftliche Bedeutung erlangt hat. Die Hauptbranchen des V.s sind: die Feuerversicherung für Immobilien (Häuser) u. Mobilien, die Hagel-, Transport- u. Viehversicherung, die Lebensversicherung mit den Unterabtheilungen der V. gegen die Nachtheile von Unfällen (Unfallsversicherung) während der Arbeit (in Fabriken, Bergwerken 2c.) u. während der Reise (Reiseversicherung), die Hypotheken- u. Kreditversicherung, Pensions- u. Rentenversicherung. Spielen schon die zuletzt genannten Branchen eine nur untergeordnete Rolle, so gilt dies in höherem Grade von anderen noch mehr dem Zufall unterworfenen Gefahren, deren Entschädigung man gleichfalls dem V. überwiesen hat, u. A. von der Spiegelscheibenversicherung, der Prämienlosversicherung (der Versicherung für Auszahlung der Differenz, sobald ein Prämienlos mit einem niedrigern Betrage ausgelost wird, als sein Tageskurs an der Börse besagt). — Die versicherten Beträge (Versicherungssumme) richten sich nach der Größe des versicherten Besitzes, z. B. bei der Feuerversicherung nach dem Werthe der Gebäude u. der Mobilien, bei der Hagelversicherung nach der Ausdehnung der Aecker. Hiernach sowie nach der Größe der Gefahr (dem Risico), z. B. nach der Feuergefährlichkeit eines Hauses, der guten od. weniger guten Bauart eines Schiffes 2c., bestimmt sich der von dem Versicherten pro Jahr zu zahlende Beitrag: die Prämie. Der schriftlich abgefaßte Vertrag wird die Police genannt. — Man unterscheidet Versicherungsgesellschaften auf Aktien u. auf Gegenseitigkeit. Im erstern Falle ist das zum Betriebe u. als erster Garantiefonds erforderliche Kapital auf dem Wege der Aktienbegebung aufgebracht worden; der Versicherte schließt mit der Aktiengesellschaft seinen Vertrag ab, zahlt seine Prämie u. erhält im Schadensfalle den versicherten Betrag nach Ermittelung des wirklich erlittenen Verlustes ausgezahlt. Er nimmt aber nicht an dem etwaigen Gewinn od. Verlust der Gesellschaft Theil, wie dies seitens der Aktionäre geschieht. Bei der Versicherungsgesellschaft auf Gegenseitigkeit ist der Versicherte stiller Mittheilhaber der Gesellschaft, er trägt je nach Höhe seiner Police zu den zu zahlenden Entschädigungen bei, partizipirt aber auch an dem Gewinn. Bei den Aktiengesellschaften ist die zu zahlende Jahresprämie fest normirt, vertragsmäßig vereinbart, bei den Gegenseitigkeitsgesellschaften in ihrer Höhe schwankend, da zwar von vornherein auch feste Prämiensätze erhoben, je aber nach dem erzielten Gewinn Rückprämien gezahlt, bei ausnahmsweise großen Verlusten Nachzahlungen verlangt werden. — Früher beschäftigte sich auch der Staat mit dem Versicherungsgeschäft, doch sind dieselben bis auf vereinzelte Fälle (Landesbrandkasse im Königreich Sachsen u. in Württemberg, beide mit dem Versicherungszwang, die Häuser bei der Landes-Feuerversicherung zu versichern) aufgehoben worden. Dagegen bestehen noch Versicherungsgesellschaften einzelner Gemeinden, Kreise od. Provinzen, nam. für Feuer-, auch für Hagelversicherung. — Da die mit den Versicherungsgesellschaften abgeschlossenen Verträge in den meisten Fällen mehrere Jahre, bei den Lebensversicherungen bis zum Tode des Versicherten laufen, möge man vor Abschluß des Vertrags die Statuten der fraglichen Gesellschaft, die einzelnen Paragraphen der Police, vorzugsweise aber die vorhandenen Geldmittel (die Garantiefonds u. Reserven) sorgfältig prüfen. Im Allgemeinen gelten die deutschen Gesellschaften als gutgeleitet u. sicher; bei ausländischen Anstalten mag wol dasselbe auch der Fall sein, doch ist der Versicherte nicht so leicht in der Lage, von etwaigen Rückgängen fremder Gesellschaften sich recht zeitig zu unterrichten.

**Versiegelung.** Dieselbe erfolgt nam. von Gerichtsbehörden, theils um Räume, in denen Verbrechen begangen worden sind, bis zur Feststellung der verbrecherischen Spuren u. Indizien, gegen das Betreten seitens dritter Unberufener zu schützen, theils um Gegenstände, die von plötzlich Verstorbenen hinterlassen od. bei einer Hülfsvollstreckung durch den Exekutor mit Beschlag belegt worden sind, sicher zu stellen. Sie wird regelmäßig durch Anbringung einer sog. Tectur über dem Thürschlosse ausgeführt, d. h. es wird ein Papierstreifen über das Schloß gelegt, dessen beide Enden mit Gerichtssiegeln verbunden werden, so daß eine Oeffnung der Thüre seitens eines Unbefugten ausgeschlossen erscheint. Die absichtliche Verletzung derartiger amtlicher Verschlußmittel wird kriminell bestraft.

**Versifer** (lat.), Versemacher, Reimschmied.

**Versilbern,** s. „Vergolden“.

**Version** (vom lat. versio), Wendung, Form od. Fassung (einer Erzählung, eines Berichtes 2c.); Uebersetzung, Uebertragung.

**Versöhnung,** die Wiedervereinigung zweier feindseliger Parteien, in der Lehre der christlichen Kirche die Erneuerung der durch die Sünde aufgehobenen Gemeinschaft zwischen Gott u. der Menschheit. Dabei ist zu unterscheiden zwischen der geschichtlich (objektiv) durch das Erlösungswerk Jesu Christi vollzogenen V. u. der persönlichen (subjektiven) V., die dem Einzelnen durch die Aneignung der objektiven V. zu Theil wird. Die Lehre von der V. bildet einen Theil der Soteriologie od. Heilslehre; Voraussetzung der V. ist nach der protest. Dogmatik, daß alle Menschen durch die Erbsünde (s. d.) dem Zorn Gottes u. der Verdammniß verfallen sind, daß aber Gott nach einem ewigen Rathschluß ihre Errettung will. Daher sendet er seinen Sohn, der als Mensch u. Gott zugleich sündlos ist u. der V. für sich nicht bedarf; er vollzieht die V. in den drei Aemtern als Prophet, Hoherpriester u. König, bes. aber durch das hohepriesterliche Werk der „Genugthuung“ (Satisfaktion), indem er durch seine Aufopferung im Kreuzestod der göttlichen Gerechtigkeit Genüge leistet u. den Zorn Gottes aufhebt. Doch ist diese Auffassung des Versöhnungstodes erst durch den Scholastiker Anselmus (s. d.) bestimmt ausgeprägt worden, während die ältere Auffassung nur überhaupt von einem Sühnopfer redete od. dasselbe dem Teufel dargebracht sein ließ. (Bemerke den Zusammenhang zwischen V. u. Sühne.) Die Ergänzung der Satisfaktion besteht in der Intercession, dem „Eintreten“ Christi für die Einzelnen durch seine Fürbitte, damit ihrem Glauben die von Christus gewonnene Gerechtigkeit „angerechnet“ werde. Denn die subjektive Aneignung der V. beruht nach der biblischen u. daher auch nach der protest. Auffassung allein auf dem Glauben an die Giltigkeit des Versöhnungswerkes Christi; nach der kathol. Lehre zugleich auf der Vollbringung guter Werke u. der Zurechnung des Verdienstes der Heiligen 2c.

**Versöhnungsfest,** das ernsteste u. bedeutsamste religiöse Fest der Juden (daher 3. Mos. 16, 31 als hoher Sabbath bezeichnet), welches je am 10. Tage des 7. Monats Tischri (innerhalb unseres Sept. u. Okt.) gefeiert wird. In den Festkalendern 2. Mos. 23 u. 34, 5. Mos. 16 wird das V. nicht erwähnt, u. geschichtlich ist die Feier vor dem Exil nicht nachweisbar. Ausführlich handelt dagegen vom V. 3. Mos. 16 (vgl. 23, 27 f.). Danach war dasselbe allein von allen im Gesetz gebotenen Festen ein strenger Fasttag. Der Hohepriester hatte nicht im Festschmuck, sondern in leinenen Kleidern zu fungiren. Zuerst brachte er für sich u. sein Haus einen Farren zum Sühnopfer. Hierauf wurde durch das Los von zwei Böcken der eine für Gott, der andere für Asasel (d. i. wahrscheinlich ein Wüstendämon; Luther ganz falsch „dem ledigen Bock“) bestimmt; der erstere wird als Sühnopfer Gott dargebracht, sein Blut aber im Allerheiligsten gegen den Deckel der Bundeslade gesprengt, nachdem der Raum dicht in Weihrauchwolken gehüllt ist. In dieser Blutsprengung liegt der Mittelpunkt des V.es; symbolisch wird alsdann das Hinausthun der Sünde dadurch dargestellt, daß der Hohepriester dem andern Bock die Hände u. damit alle Sünden Israels aufs Haupt legt u. ihn durch einen Mann dem Asasel in die Wüste bringen läßt. Nun erst legt der Hohepriester wieder sein Amtsgewand an u. bringt die gewöhnlichen Brandopfer. Ueber die mannichfaltigen Ceremonien des V.es, wie sie sich zu Christi Zeit ausgebildet hatten, handelt der talmud. Traktat Joma (d. i. „der Tag“); die Juden nennen es gewöhnlich mit dem hebr. Namen jôm kippurim, d. i. Tag der Sühnung, u. feiern es gemäß dem ursprünglichen Sinne als ernste Vorbereitung auf das Freudenfest der Laubhütten (s. d.).

**Versorgungsanstalten.** In unserm Jahrhundert hat die Humanität erfreulicherweise sehr beachtenswerthe Fortschritte gemacht u. sich in der Erhaltung u. Erweiterung, nicht minder in der Errichtung neuer Anstalten hervorgethan, welche berufen sein sollen, erwerbsunfähigen Personen Unterkommen, Unterhalt, Pflege, überhaupt Versorgung zu gewähren. In erster Linie wird hierbei an Solche zu denken sein, welche ihres hohen Alters wegen ihr Auskommen nicht mehr selbst beschaffen können, u. sind nach dieser Richtung hin die sog. Spitäler für Männer u. Frauen, Bürgerhäuser, Gemeindehäuser, Invalidenanstalten, ebenso die verschiedenen Versorgungskassen der Innungen, kaufmännischen Korporationen, Handelsverbände, die Knappschafts- u. Pensionskassen der Bergleute, Hüttenwerke 2c., für körperlich od. geistig Unheilbare die Siech- u. Irrenhäuser zu nennen. Es kann sich aber auch um eine nur zeitweilige, in späterer Zeit aufhörende Versorgung handeln u. kommen dann die Findel- u. Waisenhäuser, die Anstalten für Taubstumme, Blinde, sogar die Asyle für Obdachlose (nur für sehr vorübergehenden Aufenthalt berechnet) 2c. in Frage. Dieser Zweig der Armenpflege (s. d.) ist ohne Zweifel nicht blos der humanste, sondern auch der berechtigtste. Staat, Gemeinde, auch die Privatwohlthätigkeit haben die Verpflichtung, hier helfend einzugreifen.

**Versprechen.** Jeder Vertrag zerfällt in zwei Hauptbestandtheile, in die Zusage, eine Vermögensleistung dem Andern bewirken zu wollen, das V., u. die Annahme dieser Zusicherung seitens des Andern. Hieraus folgt zugleich, daß das Eine ohne das Andere wirkungslos ist. Daher bindet regelmäßig ein nicht angenommenes V. nicht. Uebrigens ist nicht ausgeschlossen, daß sich beide Betheiligte wechselseitig ein V. ablegen, welches alsdann beiderseits angenommen werden muß. Dies gilt z. B.

vom Kaufe od. von der Miethe. Einer besonderen Form bedarf das V. regelmäßig zu seiner Giltigkeit nicht.

**Versprechen** od. Besprechen, s. „Sympathetische Kuren".

**Verstählen**, 1. des Eisens; diejenige Operation, durch welche Gegenstände von weichem Eisen (Schmiedeeisen) auf ihrer Oberfläche in Stahl umgewandelt werden. Da der Stahl mehr Kohle enthält als das Schmiedeeisen, so muß das V. in einer Zuführung von Kohlenstoff bestehen; man benutzt zu diesem Zwecke am besten Cyanverbindungen, u. man hat Grund anzunehmen, daß das Cyan (Kohle u. Stickstoff) auch bei der Stahlbereitung im Großen der Ueberträger des Kohlenstoffs an das Schmiedeeisen ist. Die zu verstählenden Gegenstände werden im glühenden Zustande mit Blutlaugensalz (Cyaneisenkalium) bestreut od. mit einem Teige bestrichen, der aus Holzkohlenpulver, Blutlaugensalz u. schwarzer Seife gefertigt ist, nachdem sie vorher rothwarm gemacht worden sind; die aufgestrichene Masse läßt man im Feuer abbrennen, worauf das heiße Eisen in kaltes Wasser getaucht wird; 2. des Kupfers. Kupferplatten können auf galvanischem Wege mit einer Schicht Eisen überzogen werden, ein Verfahren, welches für manche Zwecke der Praxis ausgeübt u. auch als V. bezeichnet wird. Merkwürdigerweise ist nämlich das auf elektrolytischem Wege aus gewissen Eisendoppelsalzen ausgeschiedene chemisch reine Eisen ungewöhnlich hart, fast härter als Stahl. Man benutzt daher diese Methode bes., um gravirte, zum Kunstdruck bestimmte Kupferplatten mit einer dünnen, glänzenden Schicht solchen Eisens zu überziehen. Dadurch umgeht man das zeitraubende Vervielfältigen solcher Kupferplatten auf galvanoplastischem Wege, denn man kann, wenn es sich nöthig macht, den dünnen Eisenüberzug mit verdünnter Salzsäure entfernen u. in wenig Augenblicken ihn von Neuem wieder herstellen. Benutzt wird hierzu eine Lösung von schwefelsaurem Eisenoxydulammoniak; neuerdings hat Böttger eine Lösung von frischgefälltem Pariserblau (Eisencyanürcyanid) in Kalilauge als zu diesem Zweck bes. geeignet empfohlen.

**Verstand** (von „verstehen") heißt im Sprachgebrauch des gewöhnlichen Lebens die Fähigkeit des Menschen zu richtiger Begriffsbildung, logischem Denken u. Urtheilen, u. vor Allem zu zweckgemäßem Handeln. So spricht man von einem gesunden, scharfen, eindringenden V., einem verständigen Handeln 2c., immer im Hinblick auf die schnelle u. richtige Auffassung praktischer Verhältnisse u. Aufgaben. Dagegen versteht die Psychologie od. Seelenlehre unter V. vor Allem das Denkvermögen, d. h. die Fähigkeit, die aus der sinnlichen Erfahrung (Anschauung 2c.) gewonnenen Begriffe unter verschiedene Abtheilungen (Kategorien) zu bringen, zu Urtheilen zu verbinden u. endlich aus der Verknüpfung von Urtheilen logisch richtige Schlüsse zu ziehen. Den Unterschied des V.es u. der Vernunft bestimmte die ältere Psychologie so, daß sie dem V.e den Bereich des niederen, auf die Sinnenwelt gerichteten Erkennens zuwies, während sie in der Vernunft das Vermögen für das Uebersinnliche erblickte. In Wahrheit aber beruht die Thätigkeit des V.es mit der der Vernunft auf derselben Grundlage u. beide unterscheiden sich nicht sowol dem Gegenstande als dem Grade nach. Spuren einer Verstandesthätigkeit zeigen sich schon bei den niederen Thierarten; aber auch der höchste Grad derselben, wie er sich bei gewissen Affenarten, bei Pferden, Hunden u. Elefanten zeigt, u. nicht selten zu auffällig komplizirten Schlußfolgerungen fortschreitet, beruht doch immer nur auf unbewußtem Instinkt einerseits u. auf Rückerinnerungen andererseits. Demgemäß erstreckt sich der thierische V. auf dem Gebiete des Denkens nur auf die Anwendung früher gemachter Erfahrungen auf ähnliche spätere Fälle. Auf dem Gebiete des Wollens ist er gleichfalls von der Erfahrung abhängig u. bezieht sich immer nur auf den einzelnen gegebenen Fall; auf dem Gebiete des Gefühls endlich erhebt er sich nicht über die Stufe des mehr od. weniger sinnlichen Behagens, während die Vernunft (s. d.) in allen drei Fällen das Einzelne nach allgemeinen Gesetzen u. Grundsätzen bemißt u. bestimmt. Den deutlichsten Beweis dafür, daß auch eine hochgesteigerte Verstandesthätigkeit eine „unvernünftige" sein kann, weil sie der Zurechtstellung durch das vernünftige Selbstbewußtsein ermangelt, liefert theils der Traum (s. d.), theils der sog. Irrsinn u. Wahnsinn.

**Verstauchung** (Distorsion) ist die Verletzung eines Gelenkes infolge heftiger, übermäßiger Bewegung, wobei Zerrungen u. zum Theil Zerreißungen der Muskeln, Sehnen, Bänder u. Gelenkkapseln stattfinden u. die Gelenkknorpel gegen einander gedrückt u. gequetscht wurden. Ein im Augenblick der Verletzung eintretender heftiger Schmerz, der bei jeder Bewegung des Gelenkes wieder hervorgerufen wird, bei ruhiger Haltung aber verschwindet, eine durch Bluterguß entstandene Geschwulst u. die mannichfache Färbung der Haut infolge des unter ihr ausgetretenen Blutes sind die charakteristischen Erscheinungen. Oft entwickelt sich eine ziemlich langdauernde Gelenkentzündung u. es dauert nicht selten monatelang, bevor das Glied wieder vollkommen zu gebrauchen ist. Kalte Umschläge in ruhiger Lage des Gliedes werden so lange fortgebraucht, bis das Gelenk kühl u. schmerzlos geworden ist, wenn nöthig örtliche



Blutentziehung, später zur Zertheilung der Geschwulst spirituöse u. aromatische Umschläge, Einreibung von Arnikatinktur, bei zurückbleibender Schwäche des Gelenks passive Bewegungen, flüchtige Einreibungen, Douchebäder, Thierbäder 2c.

**Versteigerung**, s. v. w. Auktion (s. d.).

**Versteinerungen**, s. „Petrefakten".

**Verstopfung**, s. „Obstruktion".

**Verstümmelung** ist ein durch Verletzung herbeigeführter Verlust eines Organs od. Organtheils, verbunden mit einer hierdurch bedingten Beeinträchtigung der Funktion desselben. Früher wurden V.en als Strafe in verschiedener Form (z. B. Abhacken der Hand) vollzogen, u. auch noch jetzt nehmen halbbarbarische Völker, z. B. die Montenegriner, an Kriegsgefangenen V.en (z. B. Abschneiden der Ohren u. Nase) vor. Da nach dem Strafgesetzbuche die durch V. verursachte Beschädigung härter als eine andere Verletzung bestraft wird, so ist bei Beurtheilung des auf eine Verletzung zu stellenden Strafmaßes nur dann auf eine V. zu erkennen, wenn in der That eine Funktion erheblich erschwert od. theilweise gestört ist; dies muß im gegebenen Falle erst gerichtsärztlich festgestellt werden. Vorsätzliche V., die zur Erfüllung der Wehrpflicht untauglich macht, wird nach dem Strafgesetzbuch des Deutschen Reichs mit Gefängniß nicht unter einem Jahre bestraft.

**Versuch eines Verbrechens.** Als vollendet bezeichnet man ein Verbrechen, wenn vom Thäter Alles geschehen ist, was nach dem besondern Thatbestande der betreffenden Verbrechensgattung zur Ausführung dieses bestimmten Verbrechens erfordert wird. Verbrecherische Unternehmungen, welche noch nicht so weit gediehen sind, doch aber schon einen Anfang zur Ausführung des Verbrechens selbst bilden, bezeichnet man dagegen als Versuche. Ein solcher setzt den Willen des Verbrechers, ein bestimmtes Verbrechen zu begehen, voraus; daher giebt es weder einen Versuch eines fahrlässigen Verbrechens, noch einen kulposen Versuch. Handlungen, welche ein Verbrechen blos vorbereiten, sowie bloße Willensäußerungen dagegen erscheinen regelmäßig als straflos u. werden nicht mit zum Versuch gerechnet. Nach §. 43 des Deutschen Strafgesetzbuches macht sich eines verbrecherischen Versuchs schuldig, wer den Entschluß, ein Verbrechen od. Vergehen — bei Uebertretungen ist der Versuch straflos — zu verüben, durch Handlungen, welche einen Anfang der Ausführung enthalten, bethätigt hat, ohne daß das beabsichtigte Verbrechen od. Vergehen zur Vollendung gekommen ist. Der Versuch eines Vergehens wird übrigens nur in den Fällen bestraft, in welchen das Gesetz dies ausdrücklich bestimmt. Der V. e. V. wird nach den neueren Gesetzgebungen u. auch nach §. 44 des Deutschen Strafgesetzbuches stets milder bestraft, als das vollendete Verbrechen. Bei Verbrechen, welche mit dem Tode od. lebenslänglichem Zuchthause bez. Festungshaft bedroht sind, tritt Zuchthausstrafe bez. Festungshaft nicht unter drei Jahren ein. Sonst muß die Strafe stets niedriger sein, als die des vollendeten Verbrechens; sie kann herabsteigen bis auf ein Viertel des im Strafgesetzbuche angegebenen od. gesetzlichen Mindestbetrages. Die neueren Theoretiker neigen vielfach der Annahme der Straflosigkeit des V.s e. V. zu. Hierin ist jedoch ein schwerer Mißgriff, welcher bei seiner praktischen Durchführung die verhängnißvollsten Folgen haben könnte, zu erblicken. Auch das Deutsche Strafgesetzbuch ist hierin wol schon zu weit gegangen. So läßt es den Versuch als solchen straflos, statt ihn lediglich geringer zu bestrafen, wenn 1. die Ausführung der beabsichtigten Handlung vom Verbrecher aufgegeben wurde, ohne daß er an dieser Ausführung durch Umstände gehindert worden ist, welche von seinem Willen unabhängig waren, od. wenn er 2. zu einer Zeit, zu welcher die Handlung noch nicht entdeckt war, den Eintritt des zur Vollendung des Verbrechens od. Vergehens gehörigen Erfolges durch eigene Thätigkeit abgewendet hat.

**vertagen** heißt in Gesetzgebenden Körperschaften, Gerichtshöfen od. anderen Versammlungen: für kürzere od. längere Zeit die Verhandlungen od. Berathungen aussetzen.

**Vertebraten** (Vertebralsystem), s. „Wirbelthiere".

**Vertheidigung**, s. „Defensive".

**Vertheidigung.** Man hat zu unterscheiden zwischen einer materiellen od. formellen V. Die erstere, welche in der Ermittelung der Wahrheit, gleichviel ob Schuld od. Unschuld, besteht, liegt allen im Strafverfahren thätig werdenden Personen, nam. auch den Richtern ob. Was die formelle V. anlangt, so ist sie im Interesse des Angeschuldigten im Strafverfahren eingeführt; bald kann sie stattfinden (willkürliche), bald muß sie stattfinden (nothwendige). Diese Nothwendigkeit ist vorhanden: wegen der Schwere der Anschuldigung (§. 140, Abs. 1 u. Abs. 2, b der Deutschen Reichsstrafprozeßordnung) oder wegen der Persönlichkeit des Angeschuldigten (Taubheit, jugendliches Alter 2c.), §. 140, Abs. 2, 1. Außerdem tritt eine amtliche Beiordnung eines Vertheidigers ein, wenn das Gericht dieselbe nach Lage der Sache für angemessen erachtet (§. 141)

od. wenigstens vorübergehend für erforderlich hält (bei Verdacht der Geisteskrankheit). Der Beschuldigte kann sich in jeder Lage des Verfahrens, also nam. auch bereits in der Voruntersuchung, des Beistandes eines Vertheidigers bedienen. Zu Vertheidigern können die bei einem deutschen Gerichte zugelassenen Rechtsanwälte sowie die Rechtslehrer an deutschen Hochschulen gewählt werden. Andere Personen können nur mit Genehmigung des Gerichtes, u. wenn der Fall einer nothwendigen V. vorliegt u. der Gewählte nicht zu den Personen gehört, welche zu Vertheidigern bestellt werden dürfen, nur in Gemeinschaft mit einer solchen als Wahlvertheidiger zugelassen werden. Der als Vertheidiger gewählte Rechtsanwalt kann mit Zustimmung des Angeklagten die Vertheidigung einem Rechtskundigen, welcher die erste Prüfung für den Justizdienst bestanden hat u. in demselben seit mindestens zwei Jahren beschäftigt ist, übertragen. Bei der nothwendigen Vertheidigung geschieht die Bestellung unter Umständen durch das Gericht. Der Vertheidiger darf alle die Handlungen vornehmen, welche aus dem Begriffe u. der Aufgabe der V. von selbst folgen, also nam. Anträge stellen, Beweismittel benennen, Rechtsmittel einwenden, ohne daß es hierzu eines besonderen Auftrages bedarf. Die Akteneinsicht muß ihm nach dem Schlusse der Voruntersuchung u., wenn eine solche nicht stattgefunden hat, nach Einreichung der Anklageschrift bei dem Gerichte, sie kann ihm auch schon vorher gestattet werden, soweit dies ohne Gefährdung des Untersuchungszweckes geschehen kann.

**vertikal** od. scheitelrecht (vom lat. vertex, der Scheitel), auch senk- od. lothrecht, heißt jede auf der wagerechten od. horizontalen rechtwinkelig stehende Richtung; Vertikalebene demnach jede Ebene, welche auf der Horizontalebene lothrecht steht, wie z. B. die Wände des Zimmers auf dem Fußboden. Vertikalkreise nennt man in der sphärischen Astronomie alle am scheinbaren Himmelsgewölbe vom Zenith (Scheitelpunkt) nach dem Horizont herabgezogenen Viertelkreise. Der nach dem Ostpunkt des Horizontes herabgezogene heißt der erste Vertikalkreis, denn von ihm aus zählt der Astronom die übrigen.

**Vertrag** (Kontrakt) nennt man die gegenseitige, schließlich zu einer Uebereinstimmung führende Willenserklärung mehrerer, insbes. zweier Personen, des Gläubigers u. Schuldners. Der V. ist eine allgemeine Rechtsform, durch welche Rechte verschiedenster Art hervorgebracht od. aufgehoben werden können. Der V. gilt als geschlossen, wenn die handelnden Personen über die nach dem Gesetze od. nach ihrer Absicht wesentlichen Punkte des in Rede stehenden Geschäftes ihren Willen in bindender Absicht u. in der gehörigen Form, wenn eine solche zum Abschlusse des V.es erforderlich ist, erklärt haben; blos vorbereitende Verhandlungen dagegen sind unverbindlich u. begründen keine Forderung.

**Vertumnus**, altitalische Gottheit; von den Römern zuweilen als etruskisch angesehen. Der Name wird abgeleitet von vertere (wenden, drehen), nach einer Auffassung, weil V. bei einer Ueberschwemmung des Forums durch den Tiberfluß diesen wieder abgeleitet haben soll; nach einer andern wird er als die Gottheit des sich wendenden Jahres erklärt u. speziell auf den Herbst, aber auch allgemein auf den Wechsel der Jahreszeiten bezogen. Auch faßte man V. als den „Verwandler“ mit Beziehung auf die verschiedenen Erscheinungsformen der Vegetation, welche die Jahreszeiten hervorbringen; auch verwandelte er sich selbst zuweilen, z. B. in eine Matrone, in welcher Gestalt er sich seine Geliebte Pomona (s. d.) gewann. Im Vicus tuscus, d. h. dem tuscischen Stadttheil in Rom, stand ein Bild des Gottes, den die alte Niederlassung der Volsker als Hauptgott verehrte. Ihm zu Ehren feierte man im Herbst die Vertumnalien; auch an den Iden des Mai (15. Mai) wurde ihm in seinem Heiligthume ein Fruchtopfer dargebracht. Die bildende Kunst stellte ihn dar als Jüngling od. als rüstigen bärtigen Mann, bekränzt mit Aehren od. grünem Laub, im Arm ein mit Früchten gefülltes Füllhorn od. mit einem Winzermesser u. einer Fruchtschale in der Hand.

**Veruntreuung**, s. unter „Diebstahl“.

**Verviers** (spr. Werwjeh), Stadt mit 39,616 E. (1874) in der belg. Provinz Lüttich, liegt an einem Bergabhange u. im tiefen Thale der Vesdre (eines Nebenflusses der Ourthe, die zur Maas geht), durch welche sie in die obere u. untere Stadt getheilt wird, u. an der Linie Brüssel-Herbesthal der belg. Staatsbahn. Die Stadt hat ein Tribunal erster Instanz, ein Handelsgericht, eine Industrieschule u. andere höhere Unterrichtsanstalten, ist aber arm an hervorragenden Bauwerken, besteht vielmehr überwiegend aus Fabrikgebäuden u. den Wohnungen reicher Fabrikanten, denn V. ist seit dem 18. Jahrh. Sitz der großartigsten u. blühendsten Tuchfabrikation in Europa. Man schätzt den Werth der jährlich gefertigten Tuche in V. u. Umgebung auf weit über 60 Mill. Mk. Die Zahl der Fabriken betrug schon 1852: 132, u. 1860 waren zu ihrem Betriebe bereits 194 Dampfmaschinen im Gange. V. hat außerdem Färbereien, Walken u. bedeutende Maschinenfabrikation. Die Umgegend baut viel Tuchmacherkarden u. gewinnt Walkerde.

**Verwaltung.** Alle Staatsgewalt zerfällt in drei große Zweige: gesetzgebende, vollziehende u. Regierungsgewalt. Die vollziehende Gewalt zerfällt in Justiz u. V. Zu einem gut geordneten Staatsorganismus gehört die Trennung beider Gebiete. In der Justiz ist nur die Frage entscheidend, ob eine Handlung den bestehenden Gesetzen entspreche od. nicht, die Gesetzesvorschrift ist für den Richter absolute Schranke, sein eigenes freies Ermessen kommt nur in sehr beschränktem Maße zur Geltung. Anders im Verwaltungsgebiete. Hier entscheiden Zweckmäßigkeitsrücksichten. Den Verwaltungsbehörden sind als Verwaltungssachen nam. alle Fragen des öffentlichen Rechtes sowie diejenigen Streitigkeiten, welche hierbei entstehen, zugewiesen; so z. B. Streitigkeiten über Erlangung, Wirkung u. Verlust des Unterstützungswohnsitzes, des Staatsbürger-, Heimats-, Stadtbürger-, Landgemeinderechts; über die Beitragspflicht zu öffentlichen Abgaben, Wegebau, Enteignung; alle Polizeisachen, Streitigkeiten zwischen Kirchen- u. Schulgemeinden u. einzelnen Mitgliedern derselben. In unterster Instanz haben die Landgemeinden u. Städte zumeist die V. mehr od. weniger selbständig auszuüben; die ersteren vielfach unter Aufsicht eines besonderen Verwaltungsorgans, des Amtshauptmanns od. Landrathes. In oberster Instanz entscheiden über die Verwaltungssachen die betreffenden Ressortministerien; das eigentliche Verwaltungsministerium aber ist das Ministerium des Innern. Eine Verwaltungssache wird dann zur Justizsache, sobald sich Jemand in der ersteren auf einen Privatrechtstitel beruft. Kommen in einem Falle Punkte vor, welche zur Justiz, u. andere, welche zur V. gehören, so hat über jene die Justiz, über diese die Verwaltungsbehörde zu entscheiden. In Streitfällen, sog. Kompetenzkonflikten, hat meist eine besondere Behörde, welche theils aus Richtern, theils aus Verwaltungsbeamten zusammengesetzt ist, solchenfalls zu entscheiden. Das gewöhnliche Rechtsmittel in Verwaltungssachen ist der Rekurs.

**Verwandtschaft.** Die Familienverhältnisse sind entweder spezielle: Ehe u. Eltern- u. Kindesverhältniß, od. allgemeine: V. u. Verschwägerung. Die V. zerfällt in natürliche (Blutsverwandtschaft) u. künstliche (Adoption, s. d.). Die erstere ist das auf der Zeugung u. der dadurch entstandenen Gemeinschaft des Blutes beruhende Verhältniß. Stammen die betreffenden Personen, sei es unmittelbar, sei es mittelbar (Eltern, Großeltern ꝛc. auf der einen Seite, Kinder, Enkel ꝛc. auf der andern Seite) von einander ab, so sind sie in gerader Linie mit einander verwandt; stammen sie dagegen von einem ihnen gemeinschaftlichen dritten Stammvater ab, so heißen sie Seitenverwandte (z. B. die Geschwister). Die sog. mehrfache V. tritt ein, wenn zwei Personen durch mehrere — gerade od. Seiten- — Linien verbunden sind. Die Seitenverwandten sind wiederum entweder vollbürtige od. halbbürtige Verwandten, je nachdem sie von demselben Ehepaare abstammen od. nur einen gemeinschaftlichen Stammvater od. nur eine gemeinschaftliche Stammmutter haben. Die Grade der V. zwischen zwei Personen werden nach der Zahl der in der Mitte liegenden Zeugungen bestimmt (Eltern u. Kinder sind im ersten Grade, Geschwister im zweiten Grade, Onkel u. Neffe im dritten Grade mit einander verwandt). Eine von der hier erwähnten Gradberechnung (Röm. Computation) verschiedene Berechnungsweise wollte das Kanonische Recht (sog. Kanonische Computation) einführen, indem es bei der Seitenlinie den längeren Schenkel des Dreiecks allein bei Bestimmung der Verwandtschaftsnähe in Betracht zog. Dies ist jedoch in Deutschland nicht zur Anerkennung gelangt, vielmehr zählt man in der Seitenlinie die Grade nach der Zahl der Zeugungen von einem Verwandten bis zum gemeinschaftlichen Vorfahren u. von diesem zum andern Verwandten. Die V. ist vom größten Einflusse auf die Rechtsverhältnisse. Sie verleiht ein Erbrecht, gewährt die Berechtigung, von gewissen nahen Verwandten Unterhalt u. Unterstützung zu verlangen, sie begründet in den näheren Graden ein Ehehinderniß, berechtigt zur Ablehnung des Zeugnisses u. der Vereidung, ist von Einfluß nach Befinden auf die größere od. geringere Strafbarkeit einer verbrecherischen Handlung ꝛc.

**Verwandtschaft**, chemische, od. Affinität nennt man das Bestreben stofflich verschiedener Körper, sich mit einander zu chemischen Verbindungen zu vereinigen. Diese letzteren sind dadurch charakterisirt, daß sie die einzelnen Stoffe, aus denen sie bestehen, stets in ganz bestimmten u. unabänderlichen Gewichts- u. Raumverhältnissen enthalten (vgl. „Aequivalent“ unter Atome), u. daß sie ferner ganz andere Eigenschaften besitzen, als die Stoffe, aus denen sie zusammengesetzt sind. Mit dieser chemischen Vereinigung der Stoffe ist stets eine Wärmeentwicklung verknüpft, die, wenn die Vereinigung langsam von statten geht, durch das Gefühl nicht wahrgenommen wird, sich aber bei schneller Vereinigung bis zur Lichtentwicklung od. zum Erglühen steigern kann. Die Größe od.

Stärke der V. ist unter den einzelnen Stoffen sehr verschieden; einerseits giebt es Stoffe, die sich mit großer Entschiedenheit anziehen u. festhalten, andererseits solche, welche durch das Zwischentreten ganz schwacher Kräfte veranlaßt werden können, sich wieder von einander zu trennen. Diese V. wirkt ferner nicht allein zwischen den chemischen Grundstoffen od. Elementen, sondern auch zwischen chemischen Verbindungen derselben unter einander, denn auch diese ziehen sich an u. bilden wieder neue Verbindungen. Eine Folge der verschieden starken chemischen V. ist es, daß z. B. ein auf eine chemische Verbindung einwirkender anderer Stoff dieselbe in der Art zu zersetzen vermag, daß er sich mit einem Bestandtheile derselben selbst verbindet, während der andere Bestandtheil wegen seiner geringern V. in Freiheit gesetzt wird; man nennt einen solchen Vorgang *einfache Wahlverwandtschaft*. Von *doppelter Wahlverwandtschaft* spricht man dagegen, wenn zwei zusammengesetzte Körper ihre Bestandtheile beim Zusammenbringen austauschen, ohne daß einer in Freiheit gesetzt wird; wobei also der mit der stärkern V. behaftete Bestandtheil sich mit demjenigen verbindet, zu dem er eine größere V. besitzt, während die mit schwächeren V.en behafteten Bestandtheile sich ebenfalls zu einer neuen Verbindung vereinigen. Mischt man z. B. Lösungen von schwefelsaurem Kupferoxyd mit essigsaurem Baryt, so wird man essigsaures Kupferoxyd u. schwefelsauren Baryt erhalten, weil die beiden letzteren eine stärkere V. zu einander haben. Die Intensität der V. bleibt sich auch zwischen denselben Stoffen nicht immer gleich, sie kann sich vielmehr je nach den Umständen oft sehr ändern, indem hierbei Temperatur, Menge u. Art des Lösungsmittels u. andere Verhältnisse Einfluß auszuüben vermögen. Will man daher die Verwandtschaftsgrößen verschiedener Körper mit einander vergleichen, so muß dies stets unter gleichen Verhältnissen geschehen.

**Verweis** heißt die von einer mit Autorität bekleideten Person abgegebene Erklärung, daß Derjenige, dem der V. ertheilt wird, eine ungesetzliche, Mißbilligung verdienende Handlung begangen habe. Der V. ist das mildeste Strafmittel; das Deutsche Strafgesetzbuch (§. 57) kennt ihn außer in Disciplinarsachen bei eigentlich verbrecherischen Handlungen nur noch in dem einzigen Falle, daß ein Angeschuldigter zur Zeit der Begehung der verbrecherischen That zwar das 12., aber noch nicht das 18. Lebensjahr vollendet hatte. Allerdings wird erfordert, daß die widerrechtliche Handlung in einem Vergehen od. einer Uebertretung u. überdies in einem bes. leichten Falle einer solchen bestand.

**Verwerfungen** nennt man im Bergbau u. in der Geognosie diejenigen Veränderungen in der Lage der Gebirgsschichten, welche durch Zertrümmerung der letzteren infolge unterirdischer Kraftäußerungen, Hebungen, Senkungen, Einstürzungen u. dgl. veranlaßt worden sind u. in einer Verschiebung der einzelnen Trümmerstücke in vertikaler Richtung bestehen, so daß einzelne Theile der zersprengten Schicht gehoben wurden, während andere eingesunken od. sonstwie dislocirt worden sind. Die Spalte, welche die Möglichkeit dieser Verrückung in der gegenseitigen Lage der Schichtentheile geliefert hat u. zugleich die Bahn der Bewegung bildete, wird die *Verwerfungsspalte*, *Dislokationsspalte* od. *Sprungkluft* genannt. Die Größe der gegenseitigen Niveauveränderung bezeichnet man als *Sprunghöhe*. Dergleichen V. kommen nam. in der Steinkohlen- u. in der Triasformation sehr häufig vor; sie sind für den Bergbau sehr störend, nam. dann, wenn zahlreiche V. hinter einander vorkommen.

**Verwesung** ist derjenige Zersetzungsprozeß, welchem organisirte Körper nach ihrem Ableben anheimfallen. Die V. besteht in einer langsamen Verbrennung, durch welche die zusammengesetzteren organischen Verbindungen nach u. nach in immer einfachere übergeführt werden; Kohlensäure u. Wasser, Stickstoff u. Ammoniak, unter Umständen auch Salpetersäure sind die schließlichen Endprodukte der V.

**Verwitterung** *der Gesteine* ist die Veränderung, welche die Mineralien u. die aus ihnen zusammengesetzten Gebirgsarten, hauptsächlich die Silikatgesteine, durch die Einwirkung der Atmosphäre, des Wassers u. die Temperaturdifferenzen erleiden. Diese Veränderungen finden ganz allmählich von außen nach innen hin statt u. werden theils durch mechanische, theils durch chemische Kräfte veranlaßt. Beide Arten der Einwirkung gehen gleichzeitig vor sich u. bewirken zunächst die Entstehung einer *Verwitterungskruste* u. die Bildung erst feinerer u. dann größerer Risse im Gestein, die durch die Sonnenwärme im Sommer u. den Frost im Winter erweitert werden, bis ein Zerfallen des Gesteins in kleinere Stücke die Folge ist. Die chemische Wirkung besteht darin, daß einestheils kohlensäurehaltiges Wasser lösend auf viele Bestandtheile der Gesteine wirkt, daß aus vielen Silikaten die löslichen Alkalien durch Wasser ausgezogen u. fortgeführt werden, während die unlöslichen erdigen Bestandtheile als Thon, Lehm 2c. zurückbleiben, daß endlich manche niedrigere Oxyde, wie die des Eisens u. Mangans, durch den Sauerstoff der Luft in höhere verwandelt werden u. auch dadurch eine Lockerung der Theilchen der Gesteine eintritt. Diese letzte Veränderung erkennt man leicht daran, daß solche Gesteine, die Eisenoxydul od. Manganoxydul enthalten, sobald sie verwittern, eine gelbe, braune od. rothe Farbe annehmen, während das Innere des Gesteines heller gefärbt ist. Je nach den Bestandtheilen der Gesteine tritt die V. derselben in sehr verschiedener Weise auf; manche Gesteine enthalten neben Mineralien, die sehr leicht verwittern, solche, die nur schwer od. gar nicht verwitterbar sind. Dies letztere ist z. B. bei dem Quarz der Fall; die Körnchen desselben können nur durch mechanische Kräfte zerkleinert werden, sind aber in der freien Natur einer chemischen Zersetzung so gut wie gar nicht unterworfen. Solche Gesteine also, die Quarz enthalten, wie die Granite, zerfallen daher bei der V. in eine lockere, aus kleinen Körnchen bestehende Masse (*Grus*), indem zunächst nur die feldspathigen Bestandtheile der auflösenden Wirkung der V. unterliegen. Die *Verwitterungsprodukte* der Gebirgsarten, d. h. die unlöslichen, erdigen Ueberbleibsel, werden in der Regel, weil sie jeden Zusammenhang verloren u. fein zertheilte Massen haben, vom Wasser leicht fortgeführt, um sich erst an niedrig gelegenen Orten, wo der Wasserlauf ruhiger geworden ist, abzusetzen. Durch V. bildet sich heutzutage noch unter unseren Augen, da wo die Gebirgsarten zu Tage liegen, pflanzentragender Boden, auf dem sich zunächst Flechten u. Moose, später Gräser u. höhere Pflanzen ansiedeln. Aller Ackerboden ist das Produkt der V. von Gebirgsarten. Man gebraucht den Ausdruck V. auch zuweilen bei *chemischen Verbindungen* zur Bezeichnung der Veränderungen, die gewisse chemische Verbindungen durch den Einfluß der Luft erleiden. So verlieren z. B. viele wasserhaltige Salze an trockener Luft einen Theil ihres Krystallwassers, verändern dadurch ihre Oberflächenbeschaffenheit od. zerfallen ganz. Schwefeleisen verwittert, indem es Sauerstoff u. Feuchtigkeit anzieht, u. zerfällt allmählich zu einem Haufwerk von aus schwefelsaurem Eisenoxydul bestehenden Krystallen 2c.

**Verzicht** ist diejenige Veräußerung eines Rechtes, welche durch einen mit Wollen u. Bewußtsein herbeigeführten Verlust desselben erfolgt, gleichviel ob der Verzichtende dabei die Absicht hatte, daß das Recht überhaupt zu existiren aufhöre, od. daß ein Anderer es erwerbe, ohne daß man dabei mitwirkt. Außerdem begreift man unter V. die Erklärung, ein Recht, dessen Erwerb möglichst nicht erwerben zu wollen. Damit ein V. wirksam werde, bedarf es in einigen Fällen einer ausdrücklichen Annahme; in anderen Fällen ist er ohne solche giltig.

**Verzierung**, s. „Ornament".

**Verzug** (lat. mora) nennt man eine ungehörige rechtswidrige Verzögerung der Leistung bei einem Obligationsverhältniß. Der V. kann vorkommen auf Seiten des Schuldners, wenn er nicht rechtzeitig u. gehörig erfüllt (sog. Erfüllungsverzug), sowie auf Seiten des Gläubigers, wenn er die ihm gehörig angebotene Leistung nicht annimmt od. sonst die Nichtabnahme der letzteren verschuldet (sog. *Annahmeverzug*). Regelmäßig übt der V. einen Einfluß auf Fortbestand u. Umfang der Verbindlichkeit des Schuldners aus. Bei V. des Schuldners hat dieser zumeist die Gefahr der Verschlechterung u. des Unterganges des Leistungsgegenstandes zu tragen u. allen Schaden zu ersetzen, welcher dem Gläubiger durch seine Säumniß erwächst. Bestand die Verbindlichkeit des Schuldners in einer Geldleistung, so kann der Berechtigte, ohne erst den Umfang des ihm entstandenen Schadens nachweisen zu müssen, Zinsen von der geschuldeten Geldsumme, die sog. *Verzugszinsen*, fordern. Voraussetzung des Erfüllungsverzuges auf Seiten des Schuldners ist eine fällige Schuld, deren Nichterfüllung lediglich an dem Schuldner liegt; ferner Mahnung seitens des Gläubigers od. statt dessen Vorausbestimmung eines Zahlungstermines, welchen jedoch der Schuldner nicht eingehalten hat; bei verbrecherischen Handlungen ferner soll immer angenommen werden, daß der Thäter sich mit der Ersatzleistung im V. befinde. Der Annahmeverzug dagegen entsteht dadurch, daß der Gläubiger den Empfang der geschuldeten Leistung verweigert od. sonst verhindert, während der Schuldner seinerseits Alles gethan hat, was zur Erfüllung der geschuldeten Verbindlichkeit nöthig war.

**Vesicatorium**, s. v. w. Blasen- od. Zugpflaster.

**Vesoul** (spr. Wsuhl), Stadt mit 7597 E. (1872), Hauptstadt des franz. Dep. der obern Saône, liegt in 235 m. Seehöhe in einem von Weinhügeln umgebenen Becken am Fuße des Kegelberges la Motte, am Drugeon, einem linken Nebenflusse der Saône u. an den Linien Paris-Mühlhausen der franz. Ostbahn u. Besançon-Lyon der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn. Es ist Sitz des Präfekten u. der Departementsregierung, hat ein theologisches Seminar, eine öffentliche Bibliothek von 26,000 Bdn., Messer- u. Nadlerwaarenfabrikation, Gerberei, Färberei, Leinweberei u. Handel mit Getreide, Wein u. Eisen. In der Nähe liegen mehrere Hütten- u. Hammerwerke. Am 3. Jan. 1814 siegten bei V. die Oesterreicher u. Bayern über die Franzosen; im Deutsch-franz. Kriege war es 20. u. 21. Okt. Hauptquartier des Generals Werder auf dessen Zuge nach Dijon.

**Vespasianus,** Titus Flavius, röm. Kaiser 69—79 n. Chr., geb. 9 n. Chr. im Sabinerland in der Nähe von Reate, that seine ersten Kriegsdienste in Thrakien u. ward Militärtribun, später Quästor in Kreta u. Kyrene. Während er als Aedil fungirte, zog er sich das bis zur Beschimpfung gesteigerte Mißfallen Caligula's zu, weil er nach des Kaisers Meinung nicht genügend für die Straßenreinigung gesorgt hatte; später aber erwarb sich V. des Kaisers Gunst dadurch, daß er für den Triumph desselben über Germanien gesprochen. Unter Claudius stand er bei dem allmächtigen Narcissus gut angeschrieben. 43 wurde er als Legat nach Germanien, dann nach Britannien geschickt, später Pontifex Maximus u. Augur, 51 n. Chr. Konsul; 59 verwaltete er als Prokonsul Afrika. Seine militärischen Tugenden bewährte er dann aufs Neue, als ihn 67 n. Chr. Nero nach Judäa sandte, um den Aufstand der Juden zu dämpfen, was ihm im J. 69 gelang. Unzufrieden mit dem Kaiser Vitellius, riefen die Legionen im Orient V. zum Imperator aus, die in anderen Provinzen folgten dem Beispiele, u. nach der Ermordung des Vitellius war V. Herr des Röm. Reiches, ohne sich am Bürgerkriege selbst betheiligt zu haben. Glücklich in den äußeren Kämpfen gegen Parther u. andere Asiaten, gegen Sarmaten u. Britannen, gegen die aufständischen Bataver unter Führung des Civilis (69—79) u. die Juden, deren Reich sein Sohn Titus 70 zerstörte (s. „Titus"); im Innern milde u. weise regierend, erfreute er sich der allgemeinen Verehrung u. Liebe. Er schuf gute Gesetze, stellte die Würde u. das Ansehen des auf 1000 Mitglieder gebrachten Senates wieder her u. war sparsam in seiner Hofhaltung. Er starb 23. Juni 79, in der Regierung folgte ihm sein Sohn Titus. Ein Freund der Künste u. Wissenschaften, hat V. selbst seine Denkwürdigkeiten geschrieben, die der Geschichtschreiber Josephus benutzte.

Nr. 5401. Amerigo Vespucci (geb. 9. März 1451, gest. 22. Febr. 1512).

**Vesper** (lat. vesper od. vespera, Abend od. Spätnachmittag) heißt in der Katholischen Kirche diejenige unter den regelmäßigen Gebetsstunden (horae canonicae), welche gegen die Zeit des Sonnenuntergangs (ca. 6 Uhr) fällt. Der Ausdruck hat sich auch in evangel. Ländern erhalten in Vesperglocke für „Abendläuten" und Vespergottesdienst für „Nachmittagsgottesdienst" überhaupt.

**Vesper,** sizilianische, s. „Sizilianische Vesper".

**Vespucci,** Amerigo, geb. am 9. März 1451 zu Florenz in einer angesehenen Familie, erwarb sich frühe Kenntniß in der Mathematik u. im Gebrauch astronomischer Instrumente. Nach der Sitte florentinischer Kaufleute wanderte er in die Handelsplätze anderer Länder u. erscheint 1493 zu Cadix in Handelsverbindungen mit einem dortigen Landsmann Ricolini. Nach Las Casas' Behauptung machte er als Commis eines Florentiner Hauses, nach seiner eigenen im Auftrage der span. Krone die Expedition des Hojeda mit (vom 18. Mai 1499 bis Juni 1500), auf welcher die Nordküste von Südamerika bis Puerto Cabello untersucht, das Karaibische u. Mexikan. Meer befahren u. mehrere Inseln der Bahamagruppe entdeckt wurden. Vom Mai 1501 bis zum Sept. 1502 begleitete V. die portugiesische Expedition nach dem jüngst von Cabral entdeckten Brasilien wahrscheinlich als Kosmograph u. Astronom, erhielt aber, wie er selbst erzählt, auf Verlangen des Schiffsvolkes das Kommando. Er erkannte übrigens gleich, daß Brasilien der südl. Theil desselben Landes sei, das er u. Hojeda kurz zuvor besucht hatten. Im folgenden Jahre erhielt er bei einem Geschwader von sechs Segeln, das Malacca auffinden sollte, den Befehl über ein Schiff; doch kam die Expedition gar nicht nach Asien, sondern entdeckte nur Fernando de Noronha u. ankerte, von Stürmen u. Gewittern heimgesucht, in der Allerheiligenbucht in Brasilien. Nach seiner Rückkehr am 18. Juni 1504 begab sich V., wie Columbus versichert, ebenfalls mit Undank belohnt, nach Sevilla, wo ihn König Ferdinand mit einem Gnadengeschenk, Philipp I. 1505 mit dem span. Bürgerrecht ehrte. Am 22. März 1508 wurde er mit einem Gehalt von 200 Dukaten zum Reichspiloten ernannt u. hatte als solcher bis zu seinem Tode am 22. Febr. 1512 die doppelte Befugniß, sowol die Steuermänner der Westindienfahrer im Gebrauche des Quadranten u. Astrolabiums zu prüfen, als auch nach Verhör der Seefahrer neue geographische Bestimmungen in die Karten einzutragen. Seine Berühmtheit verdankt V. jedoch weder seinen Thaten noch seiner Stellung, sondern allein seinen Schriften. Schon 1503 wurde sein ausführlicher Bericht über die zweite brasil. Fahrt an Lorenzo Medici, von Jean Lambert in das Lateinische übertragen, zu Paris, 1504 zu Augsburg, 1505 zu Straßburg gedruckt. 1507 aber erschienen in St. Dié in Lothringen, angeblich aus „dem Französischen" ins Lateinische übersetzt, seine Briefe an den florentinischen Gonfaloniere Pietro Soderini, unter dem Titel „Quatuor Navigationes"; zum Theil eine Fälschung, da V. nicht vier, sondern nur drei Seereisen mitgemacht hat. Infolge dieser Schrift machte der Herausgeber, der Gymnasialprofessor Waldseemüller (Hylacomilus) in St. Dié, in einer Abhandlung über mathematische Geographie den Vorschlag, man solle den vierten Erdtheil Americа od. Amerika benennen, das Land des A. V., u. schon Las Casas klagte, daß er diesen Namen bisweilen auf Karten finde. — Vergl. Bandini, „Vita di Amerigo V." (Flor. 1745); Varnhagen, „A. V., son caractère, ses écrits, sa vie et ses navigations" (Lima 1865) u. Peschel, „Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen" (2. Aufl., Stuttg. 1877).

**Vesta,** röm. Göttin, identisch mit der griech. Göttin Hestia, welche die Tochter des Kronos u. der Rhea war. Apollon u. Poseidon warben um sie, aber sie schwur, allezeit Jungfrau bleiben zu wollen; zum Lohne dafür verhieß ihr Zeus, auf jedem Herde als schützende Göttin des Hauses verehrt zu werden, u. da der Herd als Mittelpunkt des Hauses u. Vereinigungspunkt der Familie galt, wurde V. die Schützerin des häuslichen Friedens u. Segens, zugleich Göttin der Schutzflehenden, da Fliehende u. Verfolgte am Herde Schutz suchten, u. sogar Schützerin der Eide, da man bei dem Herde schwur. Und wie des häuslichen Herdes, war V. Schirmerin auch der Stadt- u. Staatsgemeinden, welche als größere Familien angesehen wurden. In ihrem Heiligthum wurde ein ewiges Feuer von unvermählten Frauen unterhalten; wenn es ja einmal erlosch, so war das von schlimmster Vorbedeutung. Uebrigens hat man in der röm. Götterlehre zwei V.'s zu scheiden: eine ältere, die Gattin des Coelus od. Janus, die Mutter Saturn's, eine Erdgöttin, u. eine jüngere, Tochter Saturn's u. der Ops od. Rhea. Ein Vestaaltar befand sich schon unter Romulus auf dem Palatinus, als dem damaligen Mittelpunkte der Stadt, später erst ward ein Tempel erbaut. Das Innere desselben war ganz so wie das eines Privathauses beschaffen, hier hatten die Vestalinnen (s. d.) ihre Amtswohnungen. In dem Allerheiligsten, der cella der Göttin, wurde das Palladion u. andere Heiligthümer verwahrt, welche keines Sterblichen Auge erblicken durfte. Bei dem Tempel am Palatin hinab zog sich der Hain der V. bis zur Via nova. Am 9. Juni jedes Jahres wurde das Fest der V. gefeiert, wobei Saatsprößlinge, Gräser, Wasser, Oel u. Wein auf das heilige Feuer geworfen od. gespendet u. der jungfräulichen Göttin einjährige Kühe als Brandopfer dargebracht wurden. Von der bildenden Kunst wurde V. dargestellt als ein ernstes, erhabenes Weib mit einfachen Zügen.

**Vesta,** ein von Olbers in Bremen 29. März 1807 entdeckter, zwischen Mars u. Jupiter um die Sonne kreisender Planetoid; sein Zeichen ist ⚶.

**Vestalinnen** hießen die Priesterinnen der Vesta (s. d.), deren es Anfangs vier, dann sechs gab, bis diese Institution unter dem Kaiser Theodosius einging. In der Periode des Königthums wurden die V. vom König ernannt; später wurden bei eintretender Vakanz vom Pontifex Maximus 20 Jungfrauen, nicht unter 6 u. nicht über 10 Jahre alt (man denke dabei an die im Süden früher eintretende Geschlechtsreife) ausgewählt u. von diesen eine durch das Los bestimmt. Danach ward die junge Vestalin in das Atrium der Vesta gebracht, geweiht u. ihres Haarschmuckes beraubt. Anfangs nahm man nur Patrizier, später aber auch

Plebejertöchter, stets aber mußten es Jungfrauen sein, beide Eltern mußten noch leben, der Vater in Italien wohnen u. jede mußte sich auf 30 Jahre verpflichten: 10 Jahre lernend, 10 Jahre ausübend, 10 Jahre lehrend der Vesta zu dienen; danach durften sie austreten u. heirathen, wiewol das selten geschah, da dem gemeinen Glauben nach eine solche Ehe den Göttern nicht wohlgefällig war. Der Eintritt in den Dienst der Vesta hatte bei der Vestalin von selbst das Aufhören der väterlichen Gewalt zur Folge u. machte sie fähig, über ihr Vermögen zu verfügen sowie ein Testament zu errichten. Falls sie nicht durch ein solches anders verfügte, fiel ihr Vermögen an den Staat. Der Dienst der V. bezog sich auf die religiösen Pflichten des Staates überhaupt, speziell aber auf die der Vesta gegenüber. Vor allen Dingen war über das ewige Feuer zu wachen; erlosch dieses durch die Unachtsamkeit einer Vestalin, so wurde dieselbe vom Pontifex maximus gezüchtigt; das Wiederanzünden des Feuers geschah durch Brennspiegel od. durch Aneinanderreiben trockener Hölzer. Auch hatten die V. gewisse Opferhandlungen zu vollziehen, bei allen Opfern u. an den Iden des Mai (15. Mai) mußte die älteste Vestalin eine Puppe (als symbolisches Menschenopfer) zur Sühne für das röm. Volk von der Sublicischen Brücke in den Tiber werfen. Kein Mann durfte die Wohnung einer Vestalin betreten; brach eine ihr Keuschheitsgelübde (incestus hieß die Uebertretung), so wurde sie hingerichtet, später lebendig begraben u. der Verführer zu Tode gegeißelt. Dafür waren die V. aber auch hoch angesehen u. ihre Person unverletzlich, ihre Anwesenheit verbot jede Gewaltthat, der zum Tode geführte Verbrecher ward der Strafe entbunden, wenn er einer Vestalin begegnete, viel galt ihre Fürbitte bei Gericht. Sie allein durften in der Stadt auf Wagen fahren, der Konsul sogar mußte ihnen ausweichen u. die Fasces senken lassen; sie hatten einen besondern Platz im Theater; sie allein hatten endlich das Recht, innerhalb der Stadt sich begraben zu lassen, u. zwar am Palatinus nahe dem Tempel der Vesta. Ihre Kleidung bildeten weißwollene, vielleicht purpurverbrämte Gewänder u. eine Stirnbinde mit lang herabhängenden Flechten u. Bändern.

**Vestibulum** (lat.) od. Vestibule (frz., spr. Westibühl), Vorhof, Hausflur, Vorhalle. Vergl. „Röm. Alterthümer" (Bd. VII, S. 344 u. 347).

**Vestris** (spr. Westriß), eigentlich Vestri, Name einer Tänzerfamilie, von der am berühmtesten geworden sind: Gaëtano Apollino Baldassare **V.**, genannt der Große, geb. zu Florenz 18. April 1729; betrat 1748 in Paris als Balletttänzer zum ersten Mal die Bühne u. ward bereits 1749 an der Großen Oper engagirt, wo er bald seinen Lehrer Dupré als Balletmeister ersetzte u. durch seine Leistungen 40 Jahre lang glänzte. Von edler Gestalt, großer Schönheit, höchster Anmuth u. Kraft, war er selbst von der Größe seines Talents dergestalt berauscht, daß er zu behaupten wagte, Europa habe nicht mehr als drei große Männer aufzuweisen: Friedrich II. von Preußen, Voltaire u. V., den „Gott des Tanzes". Als Komponist von Ballets war er dagegen unbedeutend. Im Uebrigen wird er als ein liebenswürdiger, braver u. geistreicher Mann geschildert, dessen Bekanntschaft die ausgezeichnetsten Zeitgenossen gesucht haben. Er starb zu Paris 27. Sept. 1808. Seine Gattin u. Schülerin, Anna Friederike **Heynel=V.**, geb. zu Bayreuth 28. Dez. 1752, gest. zu Paris 8. Jan. 1808, war gleichfalls eine vielbewunderte Tänzerin u. gehörte seit 1768 der Großen Oper an. — Marie August **V.=Allard,** natürlicher Sohn des Erstgenannten u. der berühmten Tänzerin Allard (gest. zu Paris 18. Jan. 1802), geb. zu Paris 27. März 1760; widmete sich ebenfalls der Tanzkunst u. war 1773—1835 Mitglied der Großen Oper; wie hier, so erntete er auch auf seinen Gastspielreisen durch Europa große Triumphe. Selbst als Greis vermochte er noch das Publikum zu entzücken. Er starb zu Paris 6. Dez. 1842. — Angiolo Maria Gasparo **V.**, Bruder des Erstgenannten, geb. zu Florenz 19. Nov. 1730, gest. zu Paris 10. Juni 1809, ein mittelmäßiger Tänzer, war 1766—70 vermählt mit Françoise Rose **Gourgaud=Dugason=V.** (geb. zu Marseille 7. April 1743, gest. zu Paris 5. Okt. 1804), einer der ausgezeichnetsten Schauspielerinnen ihrer Zeit. Seit 1768 am Théâtre Français engagirt, erwarb sie sich hier nam. im tragischen Fache großen Ruf. Ihres dünkelhaften u. anmaßenden Wesens halber lebte sie aber mit ihren Kunstgenossinnen in stetem Unfrieden. Auch wußte sie aus Eitelkeit ihrer Bühnenthätigkeit nicht rechtzeitig eine Grenze zu setzen, so daß sie ihren Ruhm selbst überlebte. — Lucia Elisabeth **V.**, geborene **Bartolozzi,** geb. 2. März 1797, gest. zu London 8. Aug. 1856, eine vorzügliche Sängerin an der Großen Oper, war in ihrer ersten Ehe mit einem Sohne des Erstgenannten vermählt, heirathete 1838 den berühmten engl. Schauspieler Charles Mathews (geb. 1803, gest. zu Manchester 24. Juni 1878) u. machte mit demselben eine Kunstreise nach den Vereinigten Staaten, worauf Beide die Leitung des Coventgarden Theaters sowie des Lyceum Theaters in London übernahmen, ohne jedoch damit finanziell Glück zu haben.

Nr. 5402. Der Vesuv vor dem Ausbruch im J. 79 n. Chr.

Emilie Wilhelmine Karoline **V.**, Enkelin des Erstgenannten u. Tochter des Steffano **V.**, der Bibliothekar des Prinzen Heinrich von Preußen war, geb. zu Rheinsberg bei Potsdam 16. Febr. 1801, gest. zu Berlin 1869, besaß gleichfalls ein großes Talent für die Tanzkunst u. war seit 1821 die Gattin des Michel François Hoguet (geb. zu Paris 17. Juni 1793, gest. zu Berlin 5. April 1871), der 1837 bis 1856 als Balletmeister am Berliner Hoftheater wirkte.

**Vesuv** (lat. Vesuvius, bei den Dichtern auch Vesevus, ital. Vesuvio), der einzige noch thätige Vulkan des europäischen Festlandes, liegt frei u. isolirt in der campanischen Ebene, an der Ostseite des Golfes von Neapel u. erhebt sich hier zweigipfelig bis zu 12—1300 m., da jeder Ausbruch mit der Gestalt auch die Höhe des Berges verändert. Er gehört zu den Strato=Vulkanen (s. unter „Vulkanismus"). Die Basis des Ganzen ist

Nr. 5403. Der Vesuv nach dem Ausbruch im J. 79 n. Chr.

der Piano, eine wenig geneigte Bergmasse; auf ihr steigt steil, bis 33°, der halb vom Somma umgebene Aschenkegel auf, an dessen Spitze sich der etwa 1000 m. im Durchmesser haltende Krater öffnet. Er ist gebildet aus abwechselnden Schichten von Lava, Sand u. Schlacken u. theils mit großen, scharfkantigen Lavablöcken, theils mit Sand u. feiner Asche, in welcher der Fuß einsinkt, bedeckt. Der den Kegel auf der Nord- u. Nordostseite umhüllende Somma, der Rest des alten Kraterwalles, besteht aus regelmäßigen, 2—3 m. mächtigen Schichten von Leucitporphyr, die unter einem Winkel von etwa 26° ansteigen, oben mit einer 6 m. dicken Schicht aus gleichem Gestein den fast überall gleich hohen Rand, der in der

Punta del Nasone 1110 m. erreicht, bilden u. dem Aschenkegel gegenüber fast senkrecht zum Atrio del Cavallo abfallen. Diese gewöhnlich mit Ginster bedeckte sichelförmige Thalebene nimmt meist die Lava auf, wenn sie sich nicht nach dem Meere od. nach der Südseite zu ergießt, u. dann den Abhang des Berges herunter fließt od. an der Seite zum Durchbruch kommt. Den Abhang der ganzen kleinen Gebirgsgruppe bedecken bis zu ziemlicher Höhe Gärten u. Weinberge, in denen der Lacrimä Christi wächst; an ihrem Fuße liegt ein reicher Kranz von belebten Städten u. kleineren Ortschaften; im NO. Ottajano, im N. Somma, S. Anastasia, Trocchia, Pollena, Massa, S. Sebastiano, im W. S. Giorgio, Portici, Resina, Torre del Greco, südl. Torre dell' Annunziata, Bosco Trecase, Bosco Reale ꝛc. Man besteigt den Berg gewöhnlich von Resina od. von Pompeji aus in 4—5 Stunden. Die Alten kannten den V. in dieser Gestalt nicht; bis zum J. 63 n. Chr. war er ein regelmäßig gebildeter Berg, der statt eines Gipfels eine breite Fläche trug, in deren Mitte sich der Krater öffnete, dessen Seiten üppig mit Buschwerk bedeckt waren. Hier oben soll Spartacus 72 v. Chr. mit seinem Sklavenheere gelagert haben. Im J. 63 n. Chr. gab sich zum ersten Male die schlummernde Kraft des Berges durch ein furchtbares Erdbeben kund. Ihm folgten bald mehrere, bis am 24. Aug. 79 der erste entsetzliche Ausbruch erfolgte, der Herculanum u. Pompeji unter Asche u. Schlammmassen begrub. Bis 1500 sind 9 kräftigere Ausbrüche verzeichnet worden, von denen der vom J. 1036 das erste Mal wirkliche Lava ergossen zu haben scheint, die vor ihm also nur Asche- u. Sandausbrüche gewesen sind. Dabei hat der Berg zuweilen 100 u. mehr Jahre geruht, u. von 1500—1631 ließ er in der verwitterten Lava der Vegetation dermaßen zur Entfaltung Zeit, daß er endlich ganz bewachsen war u. das Vieh in seinem Krater weidete. Seit dieser Zeit aber sind 50 größere Ausbrüche erfolgt. Der bes. furchtbare von 1631 schleuderte Steine bis 3 M. weit, einen im Gewichte von 500 Ctrn. bis zum Orte Somma. Schreckliche Ausbrüche im 18. Jahrh. waren 1707, 37, 60, 67, 79 u. 94; bei dem letztern ergoß sich die Lava bei Torre del Greco ins Meer, so daß es aufkochte. Im 19. Jahrh. wüthete der Berg bes. in den Jahren 1804, 1805, 22, 50, 55, 58, 61 u. 72. Die letzte Eruption führte die Lavamasse in einem 1 Km. breiten u. 6 m. tiefen Strome nordwestl. zwischen Massa u. S. Sebastiano hindurch, beide Ortschaften dabei theilweise zerstörend. In geringerem Maße ist der V. gegenwärtig seit mehreren Jahren thätig; Wasser- u. Schwefeldämpfe entströmen unaufhörlich seinem Krater u. wiederholt werden unter großem Getöse Steine emporgeworfen, die aber selten den Kraterrand übersteigen. Zu seiner steten Beobachtung ist seit 1844 ein meteorologisches Observatorium gegründet, das, auf einem Bergrücken in 676 m. Höhe gelegen u. mit den vortrefflichsten Instrumenten ausgerüstet, bes. die Erschütterungen u. die Anzeichen einer neuen Eruption beobachtet. Der gegenwärtige Direktor desselben ist der Prof. Palmieri; sein Vorgänger u. erster Direktor war der berühmte Physiker Melloni.

**Vesuvian** od. Egeran, ein zu den wasserfreien Silikaten gehöriges Mineral; kommt gewöhnlich in schön ausgebildeten, glasglänzenden Krystallen des tetragonalen Systemes, zuweilen auch in stengeligen u. körnigen Aggregaten vor; die Färbung ist sehr verschieden, meist gelblich grün, doch treten auch alle Nuancen zwischen Gelb, Braun, Grün u. Schwarz auf, himmelblaue Varietäten sind selten. Die Härte ist = 6,5, das spez. Gew. = 3,2 bis 3,4. Hinsichtlich seiner chemischen Zusammensetzung steht der V. dem Granat am nächsten u. kann als ein Doppelsilikat von Kalk, Magnesia, Thonerde u. Eisenoxyd betrachtet werden. Das schöne Mineral wird an verschiedenen Orten gefunden, so am Vesuv u. bei Eger in Böhmen (daher die Namen), in Tirol, Sibirien, Norwegen, zu Sandfort in Maine, wo er einen 65 m. mächtigen Gang bilden soll, im Banat ꝛc. Vollkommen durchsichtige u. schön gefärbte Varietäten des V. werden geschliffen u. als Schmucksteine verwendet.

**Veszprim,** ungar. Veszprém (spr. Wäsprehm), ungar. Komitat im Kreise jenseit der Donau, 75,67 □M. u. 201,431 E. (1869), nördl. von den Komitaten Raab u. Gran, östl. von Stuhlweißenburg, südl. von Tolna, Somogy u. Zala u. westl. von Eisenburg begrenzt, ist im N. u. bis zur Mitte vom Bakonygebirge u. seinen Wäldern erfüllt, sein S. u. W. dagegen sind eben u. sehr fruchtbar. Nur unbedeutende Flüsse, wie Marczal u. Czecha, die sich nördl. zur Raab u. Donau wenden, u. der Séd u. andere Zuflüsse des Plattensees, dessen Nordostende zum Komitat gehört, bewässern das Gebiet. Die Bewohner, meist Ungarn, aber auch Deutsche u. Slaven, u. zu $^{9}/_{10}$ kathol., treiben vorwaltend Ackerbau u. Viehzucht. Roggen u. Gerste werden nach Bedarf, Mais, Linsen, Tabak u. ausgezeichneter Wein (Somlauer) im Ueberflusse gewonnen. Die Viehzucht ist im Bakonyer Walde bes. Schweinezucht, der ebenere Theil hat mehr Rindvieh. Das Mineralreich liefert Marmor, Steinkohlen u. Eisen. Der größte Ort ist der Flecken Pápa mit 14,223 E. (1869), die Komitatshauptstadt u. Sitz der Regierung aber der Flecken V., deutsch Weißbrunn, mit 12,002 E. Letzteres, am Séd u. an der Linie Stuhlweißenburg-Klein-Czell der ungar. Westbahn gelegen, ist Sitz eines Bischofs mit Domkapitel u. bischöflichem Konsistorium, hat Domprobstei, ein Kollegium der Piaristen, bischöfliches Seminar, theologische Diözesanlehranstalt, Untergymnasium ꝛc. Auf hohem Kalkfelsen in der Mitte der Stadt steht das bischöfliche Residenzschloß u. die prächtige Kathedrale. V. hat Bierbrauerei, Weinbau u. Getreidehandel. V. ist das Cimbriana der Römerzeit u. war unter den Arpaden Residenz der Königin. 1490 wurde es von den Oesterreichern, 1491 von den Ungarn, 1527 von den Deutschen, 1552 von den Türken erobert, welche es im Laufe der Zeiten mehrmals an die Kaiserlichen verloren u. wieder gewannen, bis es seit 1683 definitiv von den Kaiserlichen eingenommen wurde.

**Veteranen** (lat. veterāni, von vetus, alt) hießen bei den Römern diejenigen alten Soldaten, welche ihre Dienstzeit vollendet u. einen ehrenvollen Abschied (honesta missio) erhalten hatten, aber in Zeiten der Gefahr wieder zum Dienst aufgerufen wurden (evocati). Zugleich mit dem Abschied, dessen Urkunde ihnen auf einem Erztäfelchen ausgefertigt wurde, erhielten die V. meist noch Belohnungen in Geld, Befreiung von öffentlichen Lasten, das Bürgerrecht u. einige andere Rechte sowie Land zum Anbau. Die Praxis der jeweiligen Gewalthaber, den Landbesitz feindlicher Städte u. diese selbst den V. anzuweisen, befolgte zuerst Sulla, der damit zugleich die Militärkolonien begründete. Heute nennt man V. alte gediente Soldaten u. Halbinvaliden.

**Veterinärkunde**, s. „Thierarzneikunde“.

**Veto** (lat. „ich verbiete“) heißt der Einspruch gegen einen von anderer Seite gefaßten Beschluß. Wird das V. nur zu dem Zwecke „eingelegt“, um einen anderen, aber ähnlichen Beschluß zu erwirken (z. B. wenn der Landesfürst das V. gegen die päpstliche Ernennung eines Bischofs ergreift), so ist das V. ein suspendirendes (vorläufig aufhebendes); dagegen ein absolutes, wenn der Beschluß überhaupt für nichtig erklärt wird. Das Vetorecht spielt in allen höher ausgebildeten Staatsverfassungen eine wichtige Rolle, um das Gleichgewicht zwischen den verschiedenen Machtbefugnissen herzustellen, mag es nun (in konstitutionellen Monarchien) dem Staatshaupte gegenüber der Volksvertretung, od. (in Republiken) dem Volke gegenüber der Regierung eingeräumt sein. In die letztere Gattung gehörte das V. der Volkstribunen in der röm. Republik sowie das sog. Referendum in der schweizerischen Verfassung von 1874, wonach jeder Beschluß der Bundesversammlung auf Verlangen der Volksabstimmung unterbreitet werden muß.

**Vetturino** (ital.), Lohnfuhrmann.

**Veuillot** (spr. Wöjoh), Louis, franz. Publizist u. Schriftsteller, Hauptwortführer der Ultramontanen in Frankreich, geb. 1813 zu Boynes (Loiret) als Sohn eines mittellosen Böttchers, der wegen Mangels an Arbeit 1818 nach Paris ging u. dort einen kleinen Weinschank eröffnete, bildete sich durch Selbststudium für die literarische Laufbahn aus u. konnte bereits mit 19 Jahren vom Ertrage seiner Feder leben. 1832 Mitarbeiter des „Echo de la Seine-Inferieure“, zog er sich durch seine Keckheit u. Rücksichtslosigkeit zwei Duelle zu, erwarb sich aber auch durch sein journalistisches Talent den Posten eines Redakteurs beim „Mémorial de la Dordogne“. 1837 kehrte er als Mitarbeiter der „Charte de 1830“ nach Paris zurück, u. als bald darauf dieses Regierungsblatt wieder einging, übernahm er die Redaktion des „Paix“. Bislang, nach seinem eigenen Bekenntniß, jeder ernsten Idee bar, ward er während eines Aufenthaltes in Rom zur Osterzeit des J. 1838 ein eifriger Katholik. Nach Paris zurückgekehrt, begann er nun mit den „Pelerinages de Suisse“ (Par. 1838; 8. Aufl. 1856) eine Reihe religiöser Tendenzschriften, von denen insbes. noch „Rome et Lorette“ (mit einer autobiographischen Einleitung, ebd. 1841; 6. Aufl. 1855) zu nennen ist. 1842 ging er als Sekretär des Generals Bugeaud nach Algerien, wurde nach seiner baldigen Rückkehr Bureauchef im Ministerium des Innern, Ende 1843 Redakteur beim „Univers religieux“ u. binnen Kurzem die Seele dieses Blattes, welches durch ihn zu großem Einfluß kam. Infolge dessen erhielt er 1848 den Posten des Oberredakteurs bei demselben, u. diesen bekleidet er noch heute. Auch ist V. noch heute der bedeutendste u. gefürchtetste Kämpe der kathol. Presse in Frankreich, ein Mann von hoher Bildung u. scharfem Verstande, wol auch von tiefer Ueberzeugung u. sicherlich von einem seltenen schriftstellerischen Talent. In Buchform hat V. veröffentlicht: den Roman „L'honnête femme“ (2 Bde, 1844); „Historiettes et fantaisies“ (1862); den christlichen Roman „Corbin et d'Aubecourt“ (1850); die „Histoire de la Bienheureuse Germaine Cousin“ (1854); „Melanges religieux, histor. et litt.“ (4 Bde., 1857—59; 2. Serie 1860);

„Ça et là“ (2 Bde., 1859); „Waterloo“ (1861); „Le pape et la diplomatie“ (1861); „Deux commensaux du cardinal Dubois“ (1861); „Le fond de Giboyer“ (eine Antwort in Dialogform auf die Komödie Augier's „Le fils de Giboyer“, 1863); die „Biographie de Pie IX“ (1863); „Satires“ (1863 u. ö.); den Tendenzroman „Le parfum de Rome“ (2 Bde., 1865; 8. Aufl. 1877); „Les odeurs de Paris“ (1866; 10. Aufl. 1876); „Rome pendant le concile“ (1871); „Paris pendant les deux siéges“ (1876); „Molière et Bourdaloue“ (Par. u. Brüss. 1877, eine Schmähschrift gegen Molière) u. A. — Eugène **V.**, Bruder sowie Gesinnungs- u. Kampfgenosse des Vorigen, geb. 1818 zu Boynes; widmete sich gleichfalls frühzeitig der journalistischen Thätigkeit u. gehört seit 1844 der Redaktion des „Univers“ an. Zu seinen Schriften gehören: „Histoire des guerres de la Vendée et de la Bretagne 1790—1832“ (1847); „La Cochinchine et le Tonquin“ (1859); „Le Piémont dans les États de l'Église“ (1861); „Les vies des pères des déserts d'Orient“ (6 Bde., 1863 f.); „Critiques et croquis“ (1866) ꝛc.

**Vevay,** deutsch Vivis, das röm. Vibiscus, Stadt mit 7867 E. (1870) im Schweizerkanton Waadt, liegt reizend am Nordufer des Genfersees, wo die kleine Veveyse mündet, u. an der Linie Genf-St. Maurice der schweizerischen Westbahn. Der anmuthige Ort, von holländischer Reinlichkeit u. franz. Heiterkeit, hat ein Collége, Realschule, mehrere Privatinstitute, eine 1805 gestiftete öffentliche Bibliothek, ein Schloß (früher Sitz der Landvögte), den kostbaren goth. Palast Couvreu, mehrere Kirchen, Korn- u. Kaufhaus, treibt Fournierschneiderei, Tabak-, Leim-, Strohhut- u. Stahlfederfabrikation, Uhrmacherei, fabrizirt Mineralwässer u. moussirende Weine, chem. Produkte, Chokolade, hat Weinbau u. Seidenkultur u. bedeutenden Handel mit Wein, Holz, Käse ꝛc. Das herrliche Klima u. die ausgezeichnete Lage machen V. zu einem der besuchtesten Plätze der franz. Schweiz. — V. war während der Zeit der burgundischen Könige ein Fischerflecken, stellte sich 1257 unter den Schutz Savoyens u. wurde 1401 der Hauptort der Landvogtei Chablais. 1474 wurde es von Bern erobert, zwar später wieder an Savoyen abgetreten, fiel aber 1536 mit ganz Waadt wieder an Bern.

**Vexen,** s. v. w. Kretinen.

**vexiren** (vom lat. vexare), quälen, beunruhigen, zum Besten haben; **Vexation,** Quälerei, Belästigung, Kränkung, Neckerei; **Vexirapparate** (z. B. Vexirdose, Vexirspiegel, Vexirwürfel ꝛc.), auf Täuschung od. Ueberraschung des Zuschauers berechnete Apparate, wie sich deren die Taschenspieler zu bedienen pflegen.

**Vezir** (altarab. wazîrun, vulgärarab. wezir, „Träger“ näml. der Staatsgeschäfte) ist in den mohammedanischen Staaten des Orients ein Titel für hohe Staatsbeamte, etwa unserm Wort Minister entsprechend. Früher hießen bei der Pforte die ersten Mitglieder des hohen Staatsraths (Diwans) V.e, welche unter dem Vorsitz des Großvezirs standen. Der Name V. kam erst nach Ausbreitung des Islam auf, vorher hießen solche hohe Staatsbeamte Ridf (die Stellvertreter, näml. des Königs), heute aber ist der Name V. verschwunden, Minister nach europäischem Muster sind an die Stelle der V.e getreten u. ihr Präsident heißt jetzt Sadri-a'zam (wörtlich „höchster Ehrensitz“, d. i. Inhaber des höchsten Ehrensitzes).

**Via** (lat.), der Weg; via (ital.) auf Briefen, Pässen ꝛc. s. v. w. über, z. B. v. Ostende, auf dem Wege über Ostende.

**Via Appia,** s. „Appia via“.

**Viaduct** (neulat. viaeductus), ein künstlich angelegter Weg, großer Straßenbau, bes. durch Ueberbrückung eines Thales, Sumpfes ꝛc.

**Via Mala** (d. i. böser Weg), ein berühmter Schluchtweg im Hinterrheinthal im Schweizerkanton Graubünden, beginnt $1/2$ Stunde südl. von Thusis bei den Trümmern der ältesten Schweizerburg, bei Hohen-Rhätien. Die das Thal hier einengenden Kalkfelsen erheben sich fast senkrecht zu 4—500 m. Höhe u. treten oft so nahe an einander heran, daß sie sich fast berühren. Der Eingang zu ihr ist erzwungen durch das sog. verlorene Loch, eine etwa 60 m. lange, durch den Felsen gesprengte Galerie. Dahinter folgt eine Halbgalerie unter überhängendem Felsen. Nach einer Erweiterung der Schlucht zu einem kleinen Thalkessel unterhalb des auf der Höhe liegenden Dörfchens Rongella treten die Felsen wieder zusammen. Dreimal überschreitet die Straße den Fluß, der hier etwa 90 m. unter ihr fortbraust u. doch bei starkem Anschwellen, wie z. B. 1834, fast die Brückenbogen erreicht. Beim Eingange des offenen Schamserthales endigt die etwa eine Stunde lange Partie. Die Straße in ihrer jetzigen Lage ist erst 1822 erbaut. Von 1470—1822 führte der Weg an der Rolla aufwärts, erreichte die Schlucht unterhalb Rongella u. war von hier mit nur 1½ m. Breite durchgängig am linken Ufer geführt.

**Vianna do Castello,** Stadt mit 6049 E. (1864) in der portugies. Prov. Entre Douro e Minho, liegt rechts am Lima, über den eine lange Holzbrücke führt, kurz vor seinem Ausflusse in den Atlantischen Ozean. Die saubere u. wohlhabende Stadt hat ein von Philipp II. erbautes starkes Fort, einen Hafen, treibt Fischerei u. Küstenhandel; sie besaß 1875: 17 Schiffe von 2041 Tonnengehalt.

**Viardot-Garcia** (spr. Wiardoh-Gartschia), **Pauline,** berühmte Sängerin, Tochter des Sängers Manoel Garcia (s. d.) u. jüngere Schwester der Malibran (s. d.), geb. zu Paris 18. Juli 1821, hatte daselbst seit 1828 Klavierunterricht bei Meysenberg, dann bei Liszt u. trat nicht lange darauf als Pianistin in den Konzerten ihrer Schwester Marie (Malibran) auf. Nach dem Tode ihres Vaters (1832) lebte sie mit ihrer Mutter eine Zeit lang in Brüssel, setzte hier ihre inzwischen begonnenen Gesangsstudien fort u. betrat 1839 zu London die Bühne der Ital. Oper, worauf sie 1840 mit großem Glück zu Paris an der Ital. Oper sang u. sich bald darauf mit dem Schriftsteller Louis Viardot (geb. zu Dijon 31. Juli 1800, 1838 bis 1840 Direktor des Théâtre-Italien) verheirathete. In der Folgezeit bereiste sie Italien, Frankreich, England, die Niederlande, Deutschland u. Rußland als Theater- u. Konzertsängerin u. erregte durch die Schönheit ihrer umfangreichen Mezzosopranstimme, durch ihre eminente Gesangstechnik, durch ihren allen Stilen gerecht werdenden Vortrag sowie durch ihr bedeutendes dramatisches Darstellungstalent großes Aufsehen. In den fünfziger Jahren noch in Paris, theils an der Großen Oper, theils am Théâtre-Lyrique engagirt, zog sie sich mehr u. mehr aus der Oeffentlichkeit zurück, lebte theils in Paris, theils in Baden-Baden, mit der Ausbildung talentvoller Gesangsschülerinnen sich beschäftigend, u. seit einigen Jahren hat sie ihren bleibenden Wohnsitz in Paris genommen, wo sie eine Zeit lang als Gesangslehrerin am Konservatorium wirkte, gegenwärtig aber nur mit Privatlektionen sich befaßt. Sie hat sich auch als geschickte Komponistin von Operetten, Liedern ꝛc. bekannt gemacht.

Nr. 5404. Vevay.

**Viaticum** (lat.), Reisegeld, Zehrpfennig; das einem Sterbenden gereichte Heilige Abendmahl.

**Viborg,** dänisches Amt, 55,05 □M. mit 82,877 E. (1870), auf der Halbinsel Jütland, bildet den mittleren Theil der Halbinsel, grenzt nördl. u. nordöstl. an dem Liimfjord u. an das Stift Aalborg, südöstl. u. südl. an Aarhuus u. westl. an Ribe, ist theils sandig u. mit Heidekraut bewachsen, theils aber auch, wie auf der Halbinsel Sallingland, äußerst fruchtbar. Ackerbau u. Viehzucht sind die Haupterwerbsquellen der Bewohner.

Das Amt zerfällt in die Harde Nörlyng, Fjends, Rinds, Middelsom, Harre, Nörre, Rödding, Hindberg, Houlberg, Sönderlyng, Lysgaard u. Hids mit zusammen 158 Kirchspielen. Die **Hauptstadt V.** (im Mittelalter **Viberg**) mit 6422 E. (1870) liegt am Westufer des kleinen Viborgsees, an dem strategisch wichtigen Vereinigungspunkte aller Hauptstraßen der Insel u. an der Strecke Langaa-Holstebro der jütischen Eisenbahn, ist Sitz des Landesobergerichts für Jütland, der jüt. Provinzialstände, des Stiftsamtmanns u. eines Bischofs; hat Kathedralschule, Zucht- u. Arbeitshaus, eine große, 1726 neu erbaute Domkirche mit einer Krypta auf 18 Granitsäulen, etwas Tuch-, Handschuh- u. Tabakfabrikation, Eisengießerei, Ziegelei u. treibt Handel. Sein Außenhafen ist bei dem Dorfe **Hjarbek** am Hjarbekfjord, der mit dem Liimfjord in direkter Verbindung steht. — V. ist die älteste Stadt Nordjütlands. Schon in der Heidenzeit war es Hauptopfer- u. Thingplatz, wo die Königswahl für Jütland erfolgte. 1151 wurde es befestigt u. wuchs, durch seine Lage in der Mitte der Halbinsel begünstigt, zur bedeutendsten Stadt Jütlands an (die umfangreichste ist es noch jetzt) u. hatte im 16. Jahrh. 22 Kirchen u. 6 Klöster. Durch die Predigten des fünenschen Bauernsohnes Hans Tausen 1525—29 begeistert, war es die erste jütische Stadt, welche die Reformation annahm. Der Rückgang V.s datirt von der Mitte des 17. Jahrh.

**Viborg** od. **Wiborg** (finnisch Wiipuri), ein Län (Gouvernement) im Großfürstenthum Finnland, 781,919 □M. mit 281,786 E. nach der offiziellen Berechnung für 1874; grenzt westl. an den Finnischen Meerbusen u. an den Län Nyland, nördl. an die Läne St. Michel u. Kuopio, östl. an das russ. Gouvernement Olonez u. an den Ladogasee, von welchem noch 145,533 □M. zu V. gerechnet werden, u. südl. an das Gouvernement St. Petersburg. Das Gebiet ist sehr wasserreich: die Binnenseen umfassen allein 66,203 □M.; die Inseln in ihnen (17,018) wie die im Finn. Busen (6,159 □M.) sind wie der weitaus größte Theil des Gebietes wenig fruchtbar. Die Haupterwerbsquellen der dünnen Bevölkerung sind Viehzucht, Ackerbau, Fischfang u. Handel. Industrie ist wenig vorhanden; man hat etwas Bergbau, Eisenfabrikation, eine Porzellan- u. eine Pulverfabrik u. Verfertigung der nothwendigsten Kleidungsstoffe u. Hausgeräthe. Die Bevölkerung ist bis auf 26,727 griech. u. 830 röm. Katholiken lutherisch. Die **Hauptstadt V.** mit 13,466 E. (1870) liegt in der tiefen Bucht Trangö Sunde des Finnischen Meerbusens, die durch die Inseln Uuransaari u. Ravansaari geschützt wird, an der Mündung des ziemlich 7 M. langen Saimakanals u. an der Linie Petersburg-Helsingfors der finnländischen Eisenbahn. V. ist starke Festung, Sitz der Provinzialregierung, hat ein luth. Konsistorium, ein Gymnasium u. mehrere andere Schulen, ein großes goth. Schloß, Fabriken für Eisenwaaren, Seilerei, Fischerei u. bedeutenden Handel. In seinem Hafen verkehrten 1873: 788 Schiffe von 78,908 Last. Die Einfuhr repräsentirte einen Werth von über 13, die Ausfuhr einen solchen von gegen 17 Mill. Mark. Die intelligenten Bewohner sprechen finnisch, schwedisch, deutsch u. russisch. In der Nähe liegt der vielbesuchte Garten Mon Repos. — Das Schloß von V. verdankt seine Erbauung 1293 entweder Torkel Knudson od. Birger Jarl. Es wurde 1495 vom Zaren Wassilij Schuiskoi vergeblich belagert, 10. Juni 1710 aber von Peter d. Gr. genommen.

**Vibration**, s. v. w. Erzitterung, sehr schnelle Schwingung.

**Vibrationstheorie**, s. v. w. Wellentheorie (s. d. u. unter „Licht").

**Vicenza** (spr. Witschenza), ital. Provinz im Landestheile Venetien, 47,868 □M. mit 363,161 E. (1872), grenzt östlich an die Provinzen Belluno, Treviso u. Padua, südl. an letztere u. an Verona, westl. ebenfalls an Verona u. nördl. an Tirol. Sie reicht im N. bis in die Venetianischen Alpen, deren Ausläufer fast die Hälfte der Provinz erfüllen, u. trägt im S. die kleine, isolirte, vulkanische Gruppe der Monti Berici. Der Bacchiglione mit Timonchio u. Astico u. die Brenta mit ihren Nebenflüssen bewässern das zur Hälfte ebene Gebiet. Getreide, Wein, Obst, Gemüse, Seide u. Vieh sind die Hauptprodukte. Die Bewohner sind mit Ausnahme der deutschen Sette communi (s. d.) Italiener. Ihre Industrie beschränkt sich auf Seidenwaaren, Papier, Holz u. Strohwaarenfabrikation. Die Provinz zerfällt in die Distrikte: V., Bassano, Marostica, Asiago, Tiene, Schio, Valdagno, Arzignano, Lonigo u. Barbarano. Die **Provinzialhauptstadt V.** mit 26,944 E. (1871) am Nordostfuße der Bericischen Berge, am Zusammenflusse des Bacchiglione u. Retrone u. an der Linie Verona-Padua-Venedig der oberital. Bahn, ist Sitz der Provinzialregierung, einer Handels- u. Gewerbekammer, eines Bischofs u. Domkapitels u. hat 2 Gymnasien, ein bischöfliches Seminar, eine theologische Lehranstalt, eine Akademie für die exakten Wissenschaften u. schönen Künste (Accademia olimpica di scienze, lettere ed arte) u. andere höhere Schulen, ein Civilspital, ein Versorgungs- u. Arbeitshaus, 2 Waisenhäuser, Findelhaus 2c. Die Stadt besteht großentheils aus engen, mit niedrigen Lauben versehenen Straßen, nur der mit Palästen geschmückte Corso macht eine Ausnahme. Von den vielen Plätzen ist der größte die Piazza Vittorio Emanuele am Ende des Corso, der schönste die Piazza dei Signori, 120 m. lang u. 32,5 m. breit, mit 2 steinernen Säulen als Zeichen der Herrschaft Venedigs. Seine Kunstbauten verdankt V. großentheils dem hier geborenen Baumeister Palladio (s. d.). Von ihm stammen der Palazzo del Consiglio od. die Basilika, sein bester u. frühester Bau, schon 1549 begonnen, der Palazzo Tiene (1556), der P. Valmarana (1566), der P. Porto-Barbarano (1570), der P. Prefettizio (1571), der P. Chieregati mit dem Museo Civico, den städtischen Sammlungen, sein schönster Palastbau, der P. del Conte Giulio Porta, ein geniales Bruchstück eines unvollendeten Meisterwerks, das Teatro Olympico, eine interessante Renaissancenachahmung der antiken Theater, 1584 nach seinen Entwürfen vollendet, u. die Villa Palladiana od. La Rotonda auf dem nahen Hügel S. Sebastiano. Auf dem Platze neben der Basilika ist dem Palladio 1859 ein Marmorstandbild von Gajassi in Rom gesetzt worden. V.'s beste Kirchen sind der Dom, ein einschiffiges gothisches Bauwerk, 1235 eingeweiht; S. Lorenzo mit schöner gothischer Façade; S. Stefano mit einer Madonna von Palma vecchio, u. S. Corona, ein Backsteinbau mit schlicht lombard. Façade von 1260. Auf dem nahen Monte Berico u. durch einen 650 m. langen Säulengang von 168 Bogen mit der Stadt in Verbindung liegt die Wallfahrtskirche Madonna del Monte. V.'s Industrie erstreckt sich auf bes. schöne Seidenzeuge, Hüte aus Reisstroh, Porzellan, Leder 2c. Sein Handel, bes. mit Getreide u. Wein, ist nicht unbedeutend. — V. ist das alte Vicetia od. Vicentia am Flusse Togisonus in Venetia. Seine Erbauung um 600 v. Chr. schreibt man den Euganeern zu. Durch sennonische Gallier wurde die Stadt im 4. Jahrh. v. Chr. vergrößert. Später wurde sie römisch, nach Zerfall des Reiches von Attila verheert u. der Reihe nach von den Langobarden, Gothen u. den Königen Italiens unterworfen, gehörte dann zum Reiche Karl's d. Gr., erhielt durch Otto d. Gr. das Recht der Autonomie u. schloß sich später dem langobardischen Städtebunde an. Kaiser Friedrich II. hat sie 1236 fast ganz zerstört. Wieder aufgebaut, war sie den Paduanern unterthan, 1311 dem Cangrande della Scala, wurde hierauf noch viermal von Padua überfallen, aber niemals mit bleibendem Erfolge unterjocht. 1387 unterwarf sie sich den Visconti u. kam 1404 in die Gewalt Venedigs, 1815 mit diesem an Oesterreich u. 1866 wieder mit ihm an Italien.

**Vich** (spr. Witsch) od. **Vique** (spr. Wik), Stadt mit etwa 10,000 E. in der span. Provinz Barcelona (Fürstenthum Catalonien), liegt in 489 m. Seehöhe in einem fruchtbaren Becken am Gurre, einem Nebenflusse des zum Mittelmeere gehenden Ter, u. an der Eisenbahnstrecke Granollers à St. Juan de los Abasedas, ist Sitz eines Bischofs, hat Kathedrale, Weberei, Hutfabriken, Papiermühlen u. verfertigt Töpfe, Kämme, Messer, berühmte Würste, Chokolade 2c. — V. ist das alte Ausa, später Ausona, Vicus Ausonensis, Vic de Osane, woher sein jetziger Name. Hier siegten am 20. Febr. 1810 die Franzosen unter Augereau über die Spanier unter Odonnel.

**Vichy** (spr. Wischi), Stadt mit 5647 E. (1872) im franz. Dep. Allier im Bourbonnais, liegt in einem milden, gesunden Thale am Nordostfuße des Auvergnegebirges, rechts am Allier u. an der Nebenlinie St. Germain des Fosses-V. der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn. V. hat Frankreichs berühmteste Mineralquellen u. ist daher eines der besuchtesten franz. Bäder. Das Quartier neuf od. V. les Bains, das von der alten finstern Stadt durch prächtige Parkanlagen u. Promenaden getrennt ist, besteht aus reizenden, eleganten Gebäuden. Das Wasser der 7 Hauptquellen schwankt zwischen 19 u. 45° C., enthält Chlornatrium, doppelkohlensaures Natron u. kohlensaure Magnesia, wird zum Trinken u. Baden benutzt u. gegen Bleichsucht, Skropheln, Verdauungsbeschwerden, Rheumatismus 2c. empfohlen. Die Stadt hat einige Wollspinnerei u. fabrizirt Gerstenzucker. — Als Aquae calidae waren die Bäder schon im Alterthum bekannt. Ueberreste altröm. Marmorbecken sind noch jetzt vorhanden. Der große Ruf seiner Heilkraft stammt aber erst aus dem Ende des 18. u. Anfang des 19. Jahrh. 1784 begannen die Tanten Ludwig's XVI. das Etablissement thermal zu bauen, das 1829 vollendet wurde.

**vicinal** (lat. vicinalis, nachbarlich, von vicinus, Nachbar), nachbarlich; **Vicinal-Wege**, Nebenwege, welche nur benachbarte Dörfer verbinden, im Gegensatz zu Land- u. Poststraßen.

**Vicksburg**, Stadt u. Festung in dem nordamerikan. Bundesstaate Mississippi, auf dem linken, hier ziemlich hohen u. steilen Ufer des Mississippi gelegen, den seine Batterien durchaus bestreichen, ist der bedeutendste Handelsplatz des Staates, bes. für Baumwolle, durch Bahn mit der Hauptstadt Jackson, durch regelmäßige Dampfschiffahrt mit New Orleans u. Saint Louis verbunden, hat eine Nationalbank, ein Theater, mehrere höhere Bildungsanstalten, 3 Zeitungen u. 12,443 E., worunter 6805 Farbige sind (1870). — Während des Bürgerkrieges in den Verein. Staaten war V. der bedeutendste befestigte Platz der Secessionisten im

SW., wurde von Sherman vergeblich angegriffen, aber von Grant nach 47tägiger Belagerung 4. Juli 1863 zur Uebergabe genöthigt.

**Vico,** Giovanni Battista, ital. Gelehrter, geb. 1669 zu Neapel; studirte daselbst Rechtswissenschaft, wurde Lehrer der Rhetorik u. starb 1744 als Reichshistoriograph König Karl's von Neapel. Indem er die Rechtswissenschaft historisch philosophisch zu begründen unternahm, behandelte er zugleich die Anfänge der röm. Geschichte vom kritischen Standpunkte aus. Er erkannte in den Sagen von Aeneas, Evander, Romulus u. den übrigen Königen „eine den griechischen Mythen nachgedichtete historische Mythologie“ u. fand, daß die Entwicklung der röm. Verfassung u. der röm. Rechtsverhältnisse eine andere wäre, als die überlieferte Geschichte uns glauben machen wolle. So ward er der Vorgänger von Montesquieu u. Niebuhr. Sein Hauptwerk, die „Principj di szienza nuova d'intorno alla commune natura delle nazioni“, erschien zuerst 1725 zu Neapel (7. Aufl. 1817; deutsch v. W. E. Weber, Lpz. 1822), eine Gesammtausgabe seiner Werke von Ferrari (6 Bde., Mailand 1835—37), eine Auswahl von Michelet (2 Bde., Par. 1835). — Vgl. Cauer in Prutz' „Deutsches Museum“ (1851).

**Vicomte** (frz., spr. Wikongt), engl. Viscount (spr. Wiskaunt), vom lat. vicecomes (Stellvertreter eines Grafen), ist in Frankreich u. England der Titel eines Adeligen, der im Range zwischen dem Baron u. dem Grafen steht.

**Victor** (lat., d. h. Sieger, der Siegreiche) ist der Name von vier röm. Päpsten. **V. I.** aus Afrika, um 193—200. Sein heftiger Charakter zeigte sich darin, daß er wegen der verschiedenen Ansetzung des Osterfestes (die Röm. Kirche feierte es frühzeitig am Sonntag, statt am 16. Nisan) den kleinasiatischen Gemeinden die Kirchengemeinschaft aufkündigte; er mußte jedoch diese Uebereilung selbst wieder zurücknehmen. — **V. II.**, eigentl. Gebhard, ein Verwandter u. Freund Kaiser Heinrich's III., wurde von diesem 1054 vom Bisthum Eichstädt hinweg auf den päpstlichen Stuhl erhoben u. 1055 gekrönt. Daß gerade er, der heftige Gegner der hochkirchlichen Partei, gewählt wurde, soll auf Betrieb des Mönches Hildebrand (nachmals Papst Gregor VII.) geschehen sein, welcher dadurch den gefährlichen Gegner in einen Vorkämpfer für seine Pläne zu verwandeln hoffte. In der That trat V. II., obwol er sich sonst von Hildebrand nicht beherrschen ließ, energisch für dessen Hauptwünsche ein, die Bekämpfung der Simonie (des Aemterverkaufs) u. der Priesterehe, starb aber bereits 1057. — **V. III.**, eigentl. Desiderius aus dem Geschlechte der Fürsten von Benevent, vor der Papstwahl Abt von Montecassino, wurde 1086 nach dem Wunsche des sterbenden Gregor VII. zum Papste gewählt, weigerte sich aber bis zum Frühjahre 1087 hartnäckig, die päpstliche Würde auf sich zu nehmen. Als er endlich nachgab, nahm er das von Gregor VII. begonnene Werk mit großartiger Thatkraft wieder auf; doch schon im Sept. 1087 machte der Tod seinem Wirken ein Ende. — Unter dem Namen **V. IV.** regierte 1038 der Kardinal Conti als Gegenpapst Innocenz' II. zwei Monate lang; ebenso 1159—64 der Kardinal Octavian als Gegenpapst Alexander's III.

**Victor Amadeus** ist der Name von drei savoyischen Herzögen, von denen der zweite bereits König von Sardinien wurde. — **V. A. I.**, geb. 8. Mai 1587, später verheirathet mit Ludwig's XIII. Schwester Christine, erbte 1630 von seinem Vater Karl Emanuel mit dem Throne auch den Mantuanischen Erbfolgekrieg, beendigte ihn aber 1631 durch den Frieden zu Cherasco, in welchem er einen Antheil an Montferrat erhielt u. dafür Pinerolo an Frankreich überließ. Seitdem führte er auch im Dreißigjähr. Kriege die Waffen in Italien für Frankreich gegen Oesterreich u. starb 1637. — **V. A. II.**, geb. 14. Mai 1666, Enkel des Vorigen; folgte seinem Vater Karl Emanuel II. als Herzog von Savoyen 1675 unter Vormundschaft seiner Mutter Maria Johanna von Nemours, ward 1680 selbständig u. sicherte sich durch Verheirathung mit Philipp von Orleans' Tochter Anne Marie (1684) gegen die Vergrößerungslust des franz. Königs. Als ihm jedoch die Abhängigkeit von diesem Verwandten lästig wurde, betheiligte er sich an dem Oranischen Bunde von 1689 u. verlor darüber 1690 u. 1691 einen Theil seines Landes durch Catinat. Auch blieb sein Versuch, die Hugenotten der Provence u. Dauphiné zum Aufstande zu bewegen, vergeblich. Um so lieber trat er deshalb 1696 von der Allianz zu Ludwig XIV. zurück u. empfing im Vertrage von Turin (Aug. 1696) für seinen Abfall die Festungen Casale u. Pinerolo. Reichlicherer Lohn ward ihm für eine ähnliche Politik im Spanischen Erbfolgekriege (s. d.). Als Schwiegervater des jungen Königs von Spanien, Philipp's V., zog er 1700 gegen Mailand im Bunde mit den franz. Truppen; kaum aber war der Angriff der letzteren 1703 auf Tirol mißglückt, so schloß er einen Bund mit dem Kaiser, der ihm Vergrößerung seines Landes in Aussicht stellte. Mehrere Jahre hindurch gerieth nun sein Land in die Hand Vendôme's, aber der Sieg Eugen's bei Turin 7. Sept. 1706 führte auch V. A. noch an demselben Tage in seine Hauptstadt zurück. 1707 standen Beide sogar vor Toulon, vermochten dasselbe jedoch nicht zu nehmen. Endlich erhielt er im Frieden zu Utrecht 1713 die Insel Sizilien mit dem Königstitel u. für seine Nachkommen das Recht der Erbfolge in Spanien, wenn die Linie Philipp's V. erlöschen sollte. 1720 wurde V. A. veranlaßt, Sizilien mit Sardinien zu vertauschen, u. nannte sich seitdem König von Sardinien. Uebrigens verbesserte er das Schul- u. Rechtswesen, gründete zu Turin eine Universität, begünstigte durch kluge Verträge Handel u. Gewerbe u. mehrte die Einnahmen der Krone, indem er dem Adel die lange besessenen Domänen entriß. Am 3. Sept. 1730 legte er die Regierung nieder u. vermählte sich mit einer Hofdame, der Gräfin San Sebastiano, widerrief aber, von dieser angereizt, 1731 die Entsagung. Der eigene Sohn jedoch ließ ihn auf Wunsch des Staatsrathes gefangen nach Rivoli u. dann nach Moncalieri bringen, wo er 1. Nov. 1732 verschied. — **V. A. III.**, geb. am 26. Juni 1726, Enkel des Vorigen; folgte seinem Vater Karl Emanuel III. 1773 als König von Sardinien, regierte bis 1792 im tiefsten Frieden, rüstete dann im Bunde mit England, Oesterreich u. Preußen gegen Frankreich, erkannte aber zu spät, wie wenig die Kraft seines heruntergekommenen Staates solchem Gegner gewachsen war. Ohne Geld, ohne tüchtige Offiziere, erlag seine Armee im April 1796 zusammen mit der österreichischen den Schlägen Napoleon's, u. der Friede von Turin 15. Mai kostete Savoyen u. Nizza. Französische Truppen zogen in Alessandria ein, die Festungen La Brunetta, Susa u. Exiles mußten geschleift werden. Von Alter u. Unglück niedergebeugt, starb V. A. 16. Okt. 1796.

**Victor Emanuel I.**, König von Sardinien 1802—21, geb. 24. Juli 1759, führte als zweiter Sohn des Vorigen Anfangs den Titel Herzog von Aosta u. folgte seinem Bruder Karl Emanuel IV. nach dessen Thronentsagung 4. Juni 1802. Als erbitterter Feind Frankreichs hatte er sich schon 1792 erwiesen u. war nach dem Frieden von Turin 1796 außer Landes gegangen. Bis 1814 mußte er in Cagliari bleiben, weil Piemont 1798 von Frankreich besetzt war; 20. Mai 1814 aber hielt er seinen Einzug in Turin, da ihm der erste Friede von Paris Piemont, Nizza u. einen Theil von Savoyen wiedergegeben hatte. Den Rest u. dazu das Gebiet der ehemaligen Republik Genua erhielt er 1815. In blindem Haß gegen Napoleon ließ er den botanischen Garten in Turin, die herrliche Brücke über den Po vernichten, die kostbare Straße über den Mont Cenis verfallen, weil sie aus der Zeit der französischen Herrschaft herrührten. Als aber 1821 die Carbonari nach einer Verfassung verlangten u. sein eigener Verwandter, der Prinz Karl Albert, sich dafür erklärte, legte er ermüdet u. verzagt die Regierung zu Gunsten seines Bruders Karl Felix 19. April 1821 nieder u. starb 10. Jan. 1824 zu Moncalieri mit Hinterlassung von vier Töchtern, die an die Herrscher von Modena, Parma, Oesterreich u. Sizilien verheirathet waren.

**Victor Emanuel** (II. als König von Sardinien), König von Italien, geb. zu Turin 14. März 1820, ältester Sohn König Karl Albert's (s. d.) u. der Erzherzogin Therese, einer Tochter Großherzog Ferdinand's III. von Toscana; erhielt neben einer streng militärischen Erziehung auch eine tüchtige wissenschaftliche Bildung, kämpfte nach dem Ausbruch der 1848er Revolution an der Seite seines Vaters gegen Oesterreich u. erhielt am Tage der unglücklichen Schlacht bei Novara, 23. März 1849, eine Kugelwunde in den Schenkel, aber auch die Krone von Sardinien, da der Vater, um bessere Friedensbedingungen, zu erlangen noch am nämlichen Tage abgedankt hatte. Die Fortschrittspartei in Italien hatte zuerst kein besonderes Vertrauen auf den neuen König; dieses stellte sich aber in voller Stärke

ein, nachdem V. E. den Eid auf die Verfassung geleistet u. sich mit Männern wie Cavour u. Azeglio umgeben hatte. Daß sein Regiment ein verläßliches war, zeigte sich auch bald in den Reformen, die er durch seine Minister im Finanz- u. Unterrichtswesen sowie in der Heeresorganisation vornehmen ließ. Obwol von Oesterreich auf andere Bahnen verlockt u. vom Papste mit der Exkommunikation bedroht, hielt er doch die Repräsentativverfassung mit allen Garantien einer freien Presse, Gewissens- u. Handelsfreiheit u. die Unabhängigkeit der Krone gegenüber dem Papstthum so unerschütterlich aufrecht u. entwickelte die Wehrkraft seines Landes in solchem Grade, daß dasselbe bald die einzige Hoffnung der ital. Patrioten bildete. Und als der Vatikan wirklich den Bannstrahl gegen ihn schleuderte, protestirte dagegen „der König Ehrenmann" (il rè galantuomo) mit einem denkwürdigen Memorandum u. mit der Entfaltung der Trikolore. Am Krimkriege gegen Rußland nahm Sardinien, wenn auch nur mit einem kleinen Heere, Theil, wodurch die Regierung V. E.'s Gelegenheit erhielt, auf dem Friedenskongresse zu Paris die Klagen u. Forderungen Italiens geltend zu machen. In u. nach dieser Epoche wurde der König von schweren Schicksalsschlägen in seiner Familie heimgesucht. Seine Mutter, seine Gattin (er hatte sich 1842 mit der Erzherzogin Adelheid, einer Tochter des Erzherzog Rainer von Oesterreich vermählt), sein Bruder u. sein jüngstes Kind starben rasch hinter einander, er selber erkrankte gefährlich. Nach seiner Genesung besuchte er die Höfe von Paris u. London, wo er enthusiastisch aufgenommen wurde. Der Ausgang der Generalwahlen zu Ende des J. 1857 bewies die Richtigkeit der von ihm befolgten Politik. In den beiden folgenden Jahren machte er, nachdem er seine Allianz mit Frankreich durch eine Verheirathung seiner Tochter Clotilde mit dem Prinzen Napoleon bekräftigt hatte, gemeinsame Sache mit dem Kaiser der Franzosen gegen Oesterreich, u. zeichnete sich durch persönliche Tapferkeit aus, was ihm unter den Zuaven den Namen „Korporalkönig" eintrug. Nach der Schlacht von Solferino u. dem Frieden von Villafranca hatte es zwar den Anschein, als ob seine Hoffnung auf die Herrschaft in einem vergrößerten Italien scheitern sollte; sie verwirklichte sich aber dennoch, freilich um den Preis von Savoyen u. Nizza, die an Frankreich abgetreten werden mußten. So ward die Lombardei u. im Verlauf der Ereignisse auch das übrige Italien mit Ausnahme von Venedig u. einem Theil des Kirchenstaats (dem sog. Patrimonium Petri) mit Sardinien vereinigt, worauf V. E. am 17. März 1861 den erblichen Titel „König von Italien" annahm. Seitdem versuchte er die Ungeduld der Aktionspartei zu dämpfen, an deren Spitze sein Freund Garibaldi stand, dem er die Krone von Neapel u. Sizilien zu danken hatte; dabei handelte er nur nach der Richtschnur, die Cavour gezogen, der sich als Haupt der Regierung in offene Opposition gegen die Aktionspartei gesetzt hatte. Der Tag von Aspromonte (28. Aug. 1862), an welchem Garibaldi von den Sardiniern geschlagen wurde, entschied für die Regierung u. vertagte die völlige Einigung Italiens. Indeß verlegte der König 11. Dez. 1864 seine Residenz von Turin nach Florenz. 1866 verbündete sich V. E., um auch Venedig für Italien zu gewinnen, mit Preußen gegen Oesterreich, u. wirklich erlangte er nach beendetem Kriege durch die preuß. Siege, trotz der Niederlagen der ital. Waffen bei Custozza u. Lissa, in dem am 3. Okt. 1866 geschlossenen Wiener Frieden die nochmalige Bestätigung des Lombardo-venet. Königreichs für Italien. Oesterreich lieferte 3. Okt. die eiserne Krone der Lombarden an Italien aus, u. 21. u. 22. Okt. erfolgte das Plebiscit in Venetien über die Vereinigung mit der konstitutionellen Monarchie des Königs V. E.; die Abstimmung ergab 651,758 Ja u. nur 69 Nein. Die volle Einheit Italiens sollte aber erst durch die Ereignisse des J. 1870 erreicht werden. Nach der Katastrophe von Sedan sah sich die ital. Regierung außer Stande, dem einmüthigen Rufe der ital. Nation nach dem Besitze Roms länger Widerstand zu leisten. Am 20. Sept. 1870 zogen die ital. Truppen in Rom ein u. besetzten die Stadt, am 26. Jan. 1871 wurde von den ital. Kammern die Verlegung des Regierungssitzes nach Rom beschlossen, am 2. Juli 1871 zog V. E. daselbst ein u. am 27. Nov. 1871 erfolgte durch ihn die Eröffnung des ital. Parlaments auf dem Monte Citorio in Rom, wobei der König das Werk seines Lebens, die Einheit Italiens, für vollendet u. die Organisation der Freiheit u. Ordnung als seine höchste Aufgabe in der Zukunft erklärte. Infolge einer Lungenentzündung starb V. E. zu Rom 9. Jan. 1878. V. E. hat, in einer großen, ereignißreichen Zeit lebend, auch selbst mächtig in diese eingegriffen u. ist von ihren Wogen zu kaum geträumter Höhe emporgetragen worden. In seiner Jugend war er der Kronprinz eines kleinen Landes. An der Schwelle des Thrones fand V. E. die Demüthigung u. den Schmerz über blutige Niederlagen. Die Schlacht von Novara hatte Piemonts Kraft gebrochen, u. doch kann man die Geschichte der Regierung V. E.'s in die Worte zusammenfassen: von Novara bis Rom! Ebenso thaten- als körperkräftig, konsequent in seinem Charakter, unwandelbar treu dem konstitutionellen Liberalismus u. der Liebe zu seinem großen Vaterlande, treu selbst bis zur Verleugnung seiner persönlichen Gefühle, die ihn, den ergebenen Sohn seiner Kirche, oft genug mit seiner Politik in Widerstreit brachten, wußte V. E. das kleine Piemont so erstarken zu lassen, daß es das im J. 1849 mißlungene Werk der ital. Wiedergeburt erneuern konnte, u. das Glück begünstigte aufs Wunderbarste dieses Unternehmen. Seinem Aeußern nach war V. E. nicht schön zu nennen; er war untersetzt, breitschulterig, u. sein mächtiger charakteristischer Schnurr- u. Backenbart in den letzten Jahren stark ergraut, aber sein ganzes Wesen war von kräftiger Männlichkeit u. großer Liebenswürdigkeit.

Nr 5105. Victor Emanuel II (geb. 14. März 1820, gest. 9. Jan. 1878

In seinen Lebensgewohnheiten war er der einfachste, anspruchsloseste Mensch, ein Feind des steifen Hofceremoniels, dem er sich bei jeder Gelegenheit auf jede Weise zu entziehen suchte. Von seinem Volke ward er fast abgöttisch verehrt. Das zeigte sich am meisten bei seinem unerwarteten Ableben; selbst die Freunde des Vatikans konnten ihre Theilnahme nicht verbergen; waren doch auch dem König, der im Bann gelebt hatte, die Sterbesakramente gereicht worden. Begraben wurde er im Pantheon. Seit 20. Jan. 1855 Wittwer, hatte er sich später in morganatischer Ehe mit Rosina, der nachmals zur Gräfin Mirafiori erhobenen Tochter eines Tambourmajors vermählt. Die dieser Ehe entsprossenen Kinder führen gleichfalls nur den Grafentitel. Aus seiner ersten Ehe hinterließ V. E. vier Kinder: die Prinzessin Clotilde (geb. 2. März 1843); den seit 1868 mit der Prinzessin Margarethe von Genua, einer Enkelin König Johann's von Sachsen, vermählten Kronprinzen Humbert (geb. 14. März 1844), der ihm in der Regierung folgte; den Prinzen Amadeus (geb. 30. Mai 1845), 1. Dez. 1870 bis 11. Febr. 1873 König von Spanien, jetzt wieder als Herzog von Aosta in Italien lebend, u. die Prinzessin Pia (geb. 16. Okt. 1847), seit 1862 Gemahlin König Ludwig's von Portugal. Vgl. Rasetti u. La Varenne, „Histoire de l'Italie nouvelle et du roi V. E." (Par. 1861); Rüffer, „König V. E. in seinem Leben u. Walten" (Wien 1878).

**Victoria**, Siegesgöttin, s. „Nike".

**Victoria I.**, Alexandrine, Königin von Großbritannien u. Irland u. Kaiserin von Indien, geb. zu Kensington bei London 24. Mai 1819 als einziges Kind des Prinzen Eduard, Herzogs von Kent (geb. 2. Nov. 1767, gest. 23. Jan. 1820), vierten Sohnes König Georg's III., aus dessen Ehe mit der Prinzessin Luise V. (geb. 17. Aug. 1786, gest. 16. März 1861), einer Tochter des Herzogs Franz von Sachsen Saalfeld Koburg, die in ihrer ersten Ehe mit dem Fürsten Emich von Leiningen vermählt gewesen war, wurde für ihren dereinstigen Beruf mit großer Umsicht vorbereitet. Außer ihrer Mutter leitete die Herzogin von Northumberland ihre Erziehung. Später ward sie u. A. auch mit dem engl. Staatsrechte u. der engl. Regierungspraxis bekannt gemacht, u. zwar, zum Verdruß der Tories, vom Lord Melbourne. Nach dem Tode ihres Oheims, König Wilhelm's IV., bestieg sie 20. Juni 1837 den Thron u. ward 28. Juni 1838 gekrönt. Unter den vielen Freiern um ihre Hand bevorzugte sie, dem Zuge ihres Herzens folgend, ihren Vetter, den Prinzen Albert von Sachsen Koburg Gotha (s. d.). Nachdem dieser am 24. Jan. 1840 in Großbritannien naturalisirt worden war, fand 10. Febr. die Vermählung der Beiden statt. Die Regierung der Königin begann mit

Nr. 5406. Victoria I (geb. 24. Mai 1819).

einem Whigministerium. Als dasselbe die Mehrheit im Unterhause verloren, glaubte man wahrzunehmen, daß V. ihre freisinnigen Rathgeber ungern entließ. Sir Robert Peel, der Besieger u. Nachfolger Lord Melbourne's, hielt es daher für räthlich, der jungen Monarchin eine Lehre zu geben; er weigerte sich, das Ministerium zu übernehmen, wenn die Königin nicht auch die ersten Hofstellen mit Tories besetze. V. willigte ein. Ueberhaupt hat sie sich während ihrer ganzen Regierung den konstitutionellen Formen williger als irgend ein engl. Monarch vor ihr gefügt. Ihre Regierung ist so wenig persönlich, daß deren Geschichte mit der von Großbritannien zusammenfällt. Einige Attentate, wie das eines gewissen Francis, eines verarmten Tabakshändlers, 30. Mai 1842, u. das des 17jährigen Iren Edward O'Connor im Febr. 1872, schädigten die Königin nicht. Mit ihrem Gemahl, der ihr stets mit seinem klaren Verstande, seiner Ehrlichkeit u. Pflichttreue, seinem Eifer u. seiner Liebe zum Adoptivvaterland ein ausgezeichneter Berather war, gab V. dem engl. Adel das Beispiel eines schönen, sittenreinen Familienlebens, u. nachdem ihr Prinz Albert 14. Dez. 1861 durch den Tod entrissen worden, lebte sie so lange in tiefster Zurückgezogenheit ausschließlich ihrer Wittwentrauer, bis ihre Popularität darunter zu leiden begann; noch heute aber erscheint sie so selten wie möglich bei öffentlichen Feierlichkeiten u. weilt am liebsten in Windsor, in Osborne auf Wight od. in Balmoral Castle (Schottland). Auch hat sie seit 1870 mehrere Reisen nach dem Festland unternommen. Ihrem Gatten ließ sie nicht bloß ein großartiges Mausoleum im Parke von Frogmore errichten, sie veröffentlichte auch selbst: „The early years of the Prince Consort" (Lond. 1867) u. „Leaves from the journal of our life in the Highlands" (ebd. 1868); außerdem ist sie die eigentliche Verfasserin des von Theodor Martin herausgegebenen trefflichen Werkes: „The life of the Prince Consort" (4 Bde., ebd. 1876 ff.; deutsch von E. Lehmann, Gotha 1876 ff.). Auf den angeblichen Wunsch der Fürsten u. des Volkes von Indien brachte der Premierminister Disraeli (jetzt Lord Beaconsfield) 1876 eine sog. „Royal style and title bill" im Parlamente ein, nach welcher die Königin auch den Titel einer „Kaiserin von Indien" annehmen sollte. Wie sehr auch die öffentliche Meinung diesem Wunsche abgeneigt war, so erhielt doch schließlich die Bill die Genehmigung des Parlaments (28. April), infolge dessen V. am 1. Jan. 1877 in Delhi als Kaiserin von Indien proklamirt wurde. **Ihrer Ehe entsprossen: 1. V., geb. 21. Nov. 1840, vermählt 25. Jan.** 1858 mit dem Prinzen Friedrich Wilhelm, jetzigem Kronprinzen des Deutschen Reichs u. von Preußen; 2. Albert Eduard, Prinz von Wales, geb. 9. Nov. 1841, vermählt 10. März 1863 mit der Prinzessin Alexandra von Dänemark; 3. Alice, geb. 25. April 1843, vermählt 1. Juli 1862 mit dem Prinzen Ludwig von Hessen Darmstadt; 4. Alfred, Herzog von Edinburg, geb. 6. Aug. 1844, vermählt 23. Jan. 1874 mit der Großfürstin Maria, der einzigen Tochter Kaiser Alexander's II. von Rußland; 5. Helene, geb. 25. Mai 1846, vermählt 5. Juli 1866 mit dem Prinzen Christian von Schleswig Holstein Sonderburg Augustenburg; 6. Luise, geb. 18. März 1848, vermählt 21. März 1871 mit John Douglas Sutherland, Marquis of Lorne, dem ältesten Sohne des Herzogs v. Argyll; 7. Arthur, Herzog von Connaught, geb. 1. Mai 1850; 8. Leopold, geb. 7. April 1853; 9. Beatrix, geb. 14. April 1857.

**Victoria**, die südlichste der brit. Kolonien auf dem Festland von Australien, 4160,3 □M. mit 823,272 E. (1875), grenzt im N. an Neusüdwales, im W. an Südaustralien, sonst wird es von dem Großen Ozean, speziell im S. von der Baßstraße, die Tasmania von V. trennt, bespült, hat seinen östlichsten Punkt in dem Kap Howe, 149° 58′ 35″ östl. Länge von Greenwich, von wo die Grenze nach NW. zu den Quellen des Murray u. diesen Fluß entlang bis zu seiner nahezu nördlichsten Biegung 34° südl. Br. geht, u. wird im W. begrenzt von einer geraden Linie, die direkt von N. nach S., dem 141.° östl. Länge (genauer 140° 58′ östl. Länge) entlang, zur Küste geht; der südlichste Punkt von V. ist das Kap Wilson, 39° 11′ südl. Breite. V., die kleinste, aber bevölkertste Kolonie des Festlandes, besitzt nur wenige Inseln von zusammen 10,1 □M. Größe, darunter die Flatinseln im Port Phillip, die 2½ □M. große Frenchinsel in u. die 1,7 □M. große Grant- od. Phillipinsel vor dem Western Port, u. die Snake- od. La Trobeinsel vor dem Corner Inlet u. Bassin, hat aber eine ungemein hafenreiche, schöne u. steile Felsküste. Deren östlicher, Neuseeland zugewandter Theil, gewöhnlich Gippsland genannt, hat zwar keine tief einschneidenden Busen, aber zahlreiche Strandlagunen, wie den Lake King, Lake Rive u. Lake Wellington. Um die äußerste Südspitze aber, also in der Mitte der ganzen Küstenstrecke, liegen Baien, die den besten Häfen der Erde beizuzählen sind, auf der Ostseite das Corner Bassin, westl. davon der Western Port u. endlich der größte, der Port Phillip; von diesem springt die südwestl. ziehende Küste noch einmal im Kap Otway gegen S. vor, zieht sich aber dann rein westl. mit der Portlandbai als tiefstem Einschnitt. Die Mitte der Kolonie durchschneidet, von W. nach O. u. nach NO. sich drehend, eine ziemlich hohe, verzweigte u. dicht bewaldete Bergkette, deren höchste Gipfel oft mit Schnee bedeckt sind; im W. zwischen 142 u. 143° östl. Länge die Grampians Mounts mit dem Mount William (1166 m.), im O. die Australian Alps, von denen zu V. gehören, von N. nach S. aufgezählt, der Hotham (1599 m.), der Mount Tomboritha (1640 m.) u. der Baw-Baw Mount (1543 m.). Im N. u. NW. ziehen sich dürre, wasserlose Striche hin, südl. von den Gebirgen fruchtbare Ackerbaustriche, im SO. bes. im Gippsland, im S. in der Umgegend von Melbourne. Doch ist im Ganzen u. Großen V. nicht gut bewässert; außer dem Grenzfluß Murray u. seinen südl. Nebenflüssen, dem Loddon, Campaspe u. Goulburn River, giebt es keine bedeutenden Wasserläufe, am größten sind noch der Glenelg River im W. u. der Snowy River im O. In dem sterilen NW., dem Bullarut Dessert, liegen einige Salzseen, von denen der Lake Tyrrell, der Lake Albacutya u. der Lake Hindmarsh die größten sind.

Das ganze übrige V. jedoch ist zum Ackerbau u. zur Viehzucht geeignet, sein Klima ist dem von Südeuropa entsprechend, hatte deshalb früher auch den Beinamen Australia Felix u. liefert, trotzdem eine regelmäßige, gedeihliche Bodenbewirthschaftung durch das Goldfieber unterbrochen wurde, noch immer Landprodukte aller Art u. von vorzüglicher Güte zur Ausfuhr. Weizen, Mais, Kartoffeln gedeihen nirgends in Australland so gut wie um Melbourne, auch Wein u. Tabak gedeihen.

Nr. 5407. Am oberen Mitta-Mitta (Kolonie Victoria).

Die Hauptbeschäftigung ist jedoch die Viehzucht, der sich hier treffliches Weideland von gewaltiger Ausdehnung darbietet. Der wichtigste Ausfuhrartikel ist deshalb die Wolle, von der 1844: 4,326,229 Pfd., 1874 aber 88,662,000 u. 1875: 85,065,000 Pfd. ausgeführt wurden. Während hierin V. von Neusüdwales 1875 übertroffen wurde, ist es unbestritten

Nr. 5408. Die Lal-Lal-Fälle bei Ballarat (Kolonie Victoria).

die erste Kolonie geblieben in Betreff der Goldausfuhr, seitdem 1851 die großartigsten Goldlager im Alluvialboden, am ergiebigsten im N. u. NW. vom Port Phillip um den Mount Alexander, Ballarat u. the Oven, gefunden wurden. Auf deren Entdeckung folgte eine ungewöhnliche Einwanderung in V., die jedoch seit 1870, weil die Gruben der Erschöpfung entgegen gehen, nachgelassen hat. In den hiesigen Goldfeldern, den größten der Erde, fand man Klumpen von 10, 50, ja 93 Pfund; es strömten deshalb Goldgräber, Schwindler u. Abenteurer in außerordentlicher Masse hier zusammen. Die Goldausfuhr betrug 1853: 12,600,000 Pfd. Sterl., sank von 1858 an unter 10 Mill. Pfd. Sterl. u. betrug 1875 noch 4,667,000 Pfd. Die Gesammtproduktion in Goldunzen, aus Quarzminen u. Goldwäschereien zusammen, betrug 1868: 1,684,918, 1870: 1,304,304, 1873: 1,170,397 u. 1876: 963,760. Obenan stehen immer noch die Quarzminen von Sandhurst nördl. vom Mount Alexander u. von Ballarat südl. von diesem. Von der Bevölkerung bestand der weitaus größte Theil aus Europäern von den brit. Inseln, dazu kamen etwa 30,000 Deutsche u. über 17,000 Chinesen, Eingeborene gab es 1330. Die Einwanderung betrug 1874: 30,732, 1875: 32,744, die Auswanderung 1874: 27,365, 1875: 29,342 Köpfe. Von Religionen ist die christliche die vorherrschende, doch gilt unbedingt Toleranz. Für den Unterricht geschieht viel mehr als in Amerika; eine Universität ist 1856 in Melbourne gegründet worden. An der Spitze der Kolonie steht ein Gouverneur u. Oberbefehlshaber; das Parlament, welches seit 1855 besteht, zerfällt in den legislativen Rath von 30 Mitgliedern u. die legislative Versammlung von 60 Vertretern. Die Gesammteinnahmen betrugen 1875: 4,236,423 Pfd. Sterl., die Ausgaben: 4,318,121 Pfd. Sterl., die Schulden Ende 1874: 13,995,093 Pfd. Sterl., wovon die meisten für den Bau von Eisenbahnen gemacht wurden. Die Gesammteinfuhr belief sich auf 16,686,000, die Ausfuhr auf 14,767,000 Pfd. Sterl., der Schiffsverkehr auf 4394 Schiffe. Eisenbahnen waren 1875 in Betrieb 993 Km., in Bau 576 Km., Telegraphen in Betrieb 4231 Km., in Bau 30 Km., Bureaux existirten 163. Postbureaux gab es 855; Briefe kursirten über 17 Mill., Zeitungen über 7½ Mill. Die größten Städte waren: Melbourne, mit den Vorstädten 219,675 E. (1875), Ballarat 37,536 E. (1874), Sandhurst 35,592 E., Geelong 23,545 E., Emerald Hill 22,500 E., Collingwood 22,500 E., Richmond 18,274 E., Fitzroy 16,420 E., Prahran 14,720 E., Hotham 14,248 E., Castlemaine 10,600 E. Für die Verwaltung zerfällt V. in 25 Counties u. 3 Distrikte: Murray im O., Loddon in der Mitte, Wimmera, der sterile, im W. Vor 30 Jahren war V. noch unbekannte Wildniß u. gehörte als Provinz Port Phillip zu Neusüdwales, seit 1851 erst ist es eigene Kolonie.

**Victoria,** Hauptstadt der Insel Hongkong (s. d.), wurde 1842 angelegt u. zählt jetzt über 100,000 E., von denen 1871: 5931 Europäer u. Amerikaner (worunter die flottirende Bevölkerung, die Garnison, selbst die von Kaulung, u. die Matrosen mitgerechnet), 2623 Indier u. Malayen, wovon 1122 auf das Militär u. dessen Familien fielen, 72,984 in V. selbst, 12,309 daselbst auf Booten, 7840 im Dienst der Europäer lebende u. 404 im Gefängniß sitzende Chinesen waren. Die Stadt ist Sitz des brit. Generalkonsuls u. vieler europ. u. amerik. Konsuln, eines Gouverneurs und militärischen Oberbefehlshabers, ist Marinestation, zerfällt in ein europ. u. ein chines. Quartier u. hat drei breite, neben u. terrassenartig über einander laufende Hauptstraßen, welche durch Querstraßen an vielen Stellen mit Stufen verbunden sind. Ringsum erheben sich malerische Berge; der Hafen ist sehr geräumig u. sicher; er ist einer der wichtigsten für den Verkehr Europa's mit Ostasien u. hat Macao ganz in den Hintergrund gedrängt. Unter den Europäern sind auch zahlreiche Deutsche, die sogar eine deutsche Zeitung erscheinen lassen. Der Schiffsverkehr betrug 1875: 3891, die Einnahme der ganzen Kolonie 187,000 Pfd. Sterl., die Ausgabe 181,000.

**Victoria,** ein von Hind in London 13. Sept. 1858 entdeckter Planetoid; sein Zeichen ist ⑫.

**Victoriafälle** benannte David Livingstone die von ihm aufgefundenen, zu den großartigsten u. schönsten Wasserfällen der Erde gehörigen Fälle des Zambesi in Afrika, welche nach Eduard Mohr unter 17° 51' 43" südl. Br. u. 26° 29' östl. Länge von Greenwich 750 m. über dem Meere am Fuße des Gebirges der Batoka liegen. Gewaltige weißballige Wolken zeigen auf 1½ geogr. M. Entfernung schon den Ort an, wo der mächtige Strom, in zwei Arme getheilt, von denen der westl. die größere Wassermasse führt, im Ganzen gegen 900 m. breit, seine Gewässer in einem gegen 125 m. hohen Falle in eine lothrecht aufsteigende 85—110 m. breite Spalte zwischen basaltischen Felswänden hinabdonnert. Mosiwatunja (d. h. lärmender Rauch) ist deshalb auch der einheimische Name.

Die Richtung des Flusses ist oberhalb des Falles von NNW. nach SSO.; den imposantesten Anblick hat man von dem östlichsten Punkte der westl. Halbinsel unterhalb desselben, welche, parallel mit dem Falle sich hinziehend, einen üppigen tropischen, von beständigem Regen übergossenen Wald trägt. Ungefähr in der Mitte des Stromes, hart am Fall, liegt, strotzend in tropischer Pflanzenfülle, Garden Island, wo der Entdecker einen jetzt längst von Nilpferden zerstörten Garten anlegte; einzelne andere kleine Felseninseln liegen, umschäumt von der rasenden Flut, geradezu in der Falllinie. Unterhalb wird die wieder vereinigte Wassermasse in enge, finstere Schluchten, die steil u. unersteiglich nur 80 bis 90 m. breit sind, eingeengt, den einzigen Abzug, der überhaupt vorhanden.

**Victoria Nyanza**, s. „Ukerêwesee“.

Nr. 5409. Die Victoria regia in ihrer Heimat.

**Victoria regia**, eine zu den Seerosen od. Nymphäaceen gehörige Wasserpflanze des tropischen Südamerika, wo sie Robert Schomburgk zuerst im Essequibo Guyana's entdeckte. Sie ist in jeder Beziehung gleichsam der Superlativ unserer Seerosen, da sie alle Theile der letzteren im riesigsten Maßstabe ausbildet. Die kreisförmigen Blätter sind, bei einem 7—12 cm. hohen Rande, so mächtig u. fest, daß sie 150 Pfd. Gewicht 3—4 Minuten lang zu tragen vermögen, weshalb sich auch oft zahlreiche Wasservögel auf ihnen niederlassen. Auf einem mit elastischen Stacheln besetzten Blattstiele, an welchem die Blätter in ihrer Mitte schildförmig befestigt sind, schwimmend, laufen von diesem $2\frac{1}{2}$ cm. dicken Stiele die Rippen strahlenförmig nach allen Seiten des Blattes aus; 8 solcher Hauptrippen stehen 2—10 cm. hoch über das Blatt hinaus, während sich an sie nach allen Richtungen hin ein Netz von Querrippen anschließt. Letzteres erscheint wie ein großartiges Spinnengewebe auf einer Menge von kleinen abgetheilten Beeten, die ihrerseits wieder mit elastischen Stacheln besetzt sind. So schwimmen diese Blätter gleich grünen Riesentellern mit netzförmigen rothen Reliefen auf der Wasserfläche. Ihnen würdig, entfaltet die Blüte eine Größe u. eine Pracht, die sie zu einer der schönsten Blumen der Welt erhebt. Wie eine gefüllte gigantische Rose nur einige Centimeter über den Fluten schwebend, ist sie von vier fleischigen Kelchblättern umgeben, jedes 18 cm. in der Länge, 7 cm. in der Breite messend, welche inwendig weiß, außen rothbraun gefärbt a. stachelig sind. Der Durchmesser dieses Kelches beträgt 30—40 cm. Auf ihm ruht eine Blume, welche im Umfange 1,3 m., im Durchmesser 40 cm. mißt. Eben geöffnet, ist sie rein weiß, in der Mitte fleischfarbig. Beim weitern Aufblühen färbt sich die Blume aber sehr bald mit einem prachtvollen Karminroth, u. ihrem Innern entströmt ein Duft, welcher an den der Magnolia grandiflora, entfernter an den der Orangeblüten erinnert, der jedoch nur eine Nacht hindurch währt. Wie bei allen Seerosen, ist der Fruchtknoten von großen schönen Staubbeuteln kranzförmig umgeben, die allmählich in freie Staubbeutel übergehen, indem die äußersten noch den Blumenblättern gleichen. Die Frucht hat die Größe eines Kinderkopfes, die Form einer Urne u. enthält zahlreiche mehlige Samen in einem vielzelligen fleischigen Gewebe. Die Samen sind eßbar, die Pflanze heißt deshalb auch „Wassermais“; die Eingeborenen Guyana's nennen sie ebenso bezeichnend „Wasserteller“ (Irupé), die Indianer des Amazonas, in deren Gebiete Pöppig die V. r. zuerst um 1832 fand, Murnvá, Moringua u. Tachocho. Von Guyana verbreitet sie sich nach dem Amazonas bis nach Bolivia u. in den Parana der Provinz Corrientes. Erst Schomburgk erkannte die Blume als eigenthümliche Gattung, welche er zu Ehren der Königin von England benannte, während sie Pöppig als Euryale Art betrachtet hatte. Nachdem man die Samen im Wasser nach Europa gebracht hatte, gelang es, die V. r. auch in unseren Gärten vielfach zu züchten.

**Victor-Perrin**, Claude, Herzog v. **Belluno**, franz. Marschall, geb. 7. Dez. 1764 zu La Marche im Dep. Vosges, war eine Zeit lang Ladendiener in Troyes u. trat 1781 als Tambour in ein Artillerieregiment zu Auxonne. Eine glänzendere Zukunft zeigte sich ihm, als die Republik 1792 auch dem gemeinen Soldaten, wenn er von seinen Kameraden gewählt wurde, die höchsten Ehren gestattete. Schon 1792 wurde V. Chef eines Freiwilligenbataillons, 1793 bald nach Napoleon Brigadegeneral. Als solcher stand er im Heere gegen Spanien bis zum Frieden von 1795. 1796 fand ihn Napoleon in der Alpenarmee in Savoyen vor, ernannte ihn 1797, als er vor Mantua den General Provera zur Kapitulation brachte, zum Divisionsgeneral u. nahm seine Division mit auf den kecken Zug in den Kirchenstaat, welcher den Papst im Febr. zum eiligen Abschluß des Friedens von Tolentino zwang. Während des ägypt. Feldzuges kämpfte V. eine Zeit lang in der Vendée, wurde 1799 unter Scherer, Moreau u. Macdonald in Italien von Kray u. Suworow bei Verona, Cassano u. an der Trebbia geschlagen, hatte aber 1800 die Genugthuung, den Vortrab der Franzosen zu führen, der 13. Juni Marengo eroberte u. am 14. Juni behauptete. Nach diesem Feldzuge stand er mehrere Jahre als Lieutenant des Generals en chef in Holland, kämpfte 1806 im preuß. Feldzuge mit, wurde aber im Jan. 1807 von dem Schill'schen Streifcorps in Pommern gefangen genommen u. im Febr. gegen Blücher ausgetauscht. Bald nach der Schlacht bei Friedland erhielt er an der Grenze Rußlands den Marschallsstab (13. Juli 1807).

1808—12 stand V., der inzwischen auch zum Herzog von Belluno ernannt war, in Spanien, wo er trotz mancher Siege (bei Uclès 13. Jan., bei Medellin 28. Mai, bei Talavera de la Reyna 27. u. 28. Juli 1809, bei Chiclana 5. März 1811) u. der Belagerung von Cadix weder die Spanier zum Gehorsam zu bringen, noch die Engländer zu verdrängen vermochte. Im russ. Feldzuge kämpfte er 31. Okt. u. 14. Nov. 1812 ohne Erfolg bei Smoliany gegen Wittgenstein. Am 28.—29. führte er den Nachtrab während des Uebergangs über die Beresina mit Tapferkeit u. Geschick. Auch den Feldzug von 1813 u. 1814 machte er von Dresden bis Craonne mit, wo er 7. März schwer verwundet wurde. Nach seiner Genesung ging er in die Dienste Ludwig's XVIII. über, folgte diesem 1815 in das Exil nach Gent u. wurde nach der Rückkehr Pair u. Majorgeneral der Königlichen Garde, 1821 sogar Kriegsminister. 1823 legte er sein Amt nieder u. begleitete den Herzog von Angoulème auf dem kurzen u. wenig rühmlichen Feldzuge in Spanien. Nachdem er seine militärische Stellung hatte aufgeben müssen, weil er vorgekommene Unterschleife nicht angezeigt u. bestraft hatte, sollte er als Gesandter nach Wien gehen, lehnte aber ab, weil Oesterreich seinen Herzogstitel nicht anerkennen wollte, zog sich vom Staatsleben zurück u. starb in Paris 1. März 1841, gefürchtet u. beobachtet als eifriger Legitimist.

**Victrix** (lat.), die Siegerin, ein Beiname der Venus, weil sie beim Urtheil des Paris (s. d.) den Preis der Schönheit über die Göttinnen Juno u. Minerva davontrug.

**Vida**, Marcus Hieronymus, neulat. Dichter, geb. um 1480 zu Cremona; machte theologische Studien in Mantua, Padua u. Bologna, wurde dann Kanonikus an der Kirche St. Johann im Lateran u. erhielt in dieser Stellung von Papst Leo X. den Auftrag, das Leben des Erlösers in einem epischen Gedichte zu besingen. So entstand sein „Christias“ (Cremona 1535; deutsch von Müller, Hamb. 1811), V.'s Hauptwerk, nach dessen Vollendung ihn Leo's Nachfolger, Clemens VII., 1532 zum Bischof von Alba erhob. Als solcher starb er 27. Sept. 1566. Wie die „Christias“ zeichnen sich auch die übrigen Dichtungen V.'s, „De arte poetica“ (herausgeg. von Klotz, Altenb. 1766), „De bombyce“ (d. h. über den Seidenbau; zuerst Rom 1527; deutsch von Hoffmann, Neiße 1865) u. „De ludo scaccharum“ (über das Schachspiel; deutsch von Hoffmann, Mainz 1826) durch kunstvolle Anordnung, gefälligen Vortrag u. harmonischen Rhythmus aus; die Nachahmung Vergil's ist freilich nirgends zu verkennen u. verschuldet es auch, wenn selbst seine religiösen Dichtungen nicht selten ein heidnisches Gepräge tragen. Fließende Latinität charakterisirt auch V.'s prosaische Dialoge, Briefe u. Reden. Eine Sammlung seiner Reden gab u. A. Vulpi (2 Bde., Padua 1731) heraus.

**vide** od. videatur (lat.), abgekürzt v. od. vid.: sieh! siehe nach! od.: man sehe! (nämlich die angeführte Stelle eines Buches). — **Videant consules, ne quid respublica detrimenti capiat:** mögen die Konsuln zusehen, daß der Staat keinen Schaden leide — eine oft gebrauchte politische Formel, welche sich in Cicero's erster Catilinarischer Rede findet; danach hätte einst der röm. Senat an Lucius Opimius, Konsul im J. 121 v. Chr. u. Gegner des Cajus Gracchus, diese Mahnung gerichtet.

**vidimiren** (barbar. lat., von vidimus, wir haben es gesehen), beglaubigen, gerichtlich bezeugen od. bestätigen (bes. bei Abschriften üblich).

**Vidocq** (spr. Widók), Eugène François, franz. Abenteurer, berüchtigt insbes. als gewandter Polizeispion, geb. zu Arras 23. Juli 1775 als Sohn eines Bäckers, stahl schon als Kind u. entwendete zuletzt seiner Mutter 2000 Frcs., mit denen er nach Amerika gehen wollte. Auf dem Wege nach Ostende ward ihm selbst aber das Geld wieder gestohlen, u. seitdem trieb er sich in Frankreich, Holland u. Belgien gaunernd umher, bis er wegen Fälschung zu einer längeren Galeerenstrafe verurtheilt wurde, entfloh aber u. trat als Spion in den Dienst der Pariser Polizei. Seit 1812 Chef des Sicherheitscomité's zu Paris, leistete er bes. unter der Restauration durch seine Schlauheit gute Dienste. Als er 1827 in Lacour seinen Meister gefunden, ward er entlassen. Hierauf schrieb er seine von H. Maurice u. L'Héretier veröffentlichten „Mémoires“ (4 Bde., Par. 1828—30; deutsch, 8 Bde., Stuttg. 1829 f.), die ihrer Zeit viel Aufsehen erregten, begründete in der Picardie eine Papierfabrik u. errichtete 1832 in Paris eine Art von Privatpolizeibureau, das ihn aber, die offizielle Polizei zu schließen zwang. Er starb zu Paris 10. Mai 1857.

**Viebahn**, Georg Wilhelm Johann v., Statistiker, geb. zu Soest 10. Okt. 1802; studirte in Heidelberg u. Berlin die Rechts- u. Staatswissenschaften, trat 1824 in den preuß. Staatsdienst, war seit 1827 nach einander beim Hofgericht in Arnsberg u. bei der Regierung in Minden u. Posen angestellt, wurde 1832 Regierungsrath in Düsseldorf, 1837 Hülfsarbeiter im Finanzministerium zu Berlin, 1839 Oberregierungsrath in Arnsberg, 1842 vortragender Rath im Finanzministerium u. 1858 Präsident der Bezirksregierung in Oppeln, wo er 28. Aug. 1871 starb. Er veröffentlichte u. A.: „Statistik u. Topographie des Reg.-Bez. Düsseldorf“ (2 Bde., Düsseld. 1836); Amtliche Berichte über die Londoner Weltausstellung im J. 1851, bei der er den Zollverein vertrat (3 Bde., Berl. 1852 f.) u. über die Pariser Ausstellung im J. 1855, bei der er als Vertreter Norddeutschlands fungirte (ebd. 1856); „Statistik des zollvereinten u. nördl. Deutschlands“ (3 Thle., ebd. 1858—68).

**Viehoff**, Heinrich, Schulmann u. Literarhistoriker, geb. zu Büttgen bei Neuß 28. April 1804; studirte seit 1824 in Bonn Philologie, Mathematik u. Naturwissenschaften, wurde, nachdem er 1828 kurze Zeit Lehrer am Progymnasium in Uerdingen u. hierauf Hauslehrer gewesen war, 1833 Gymnasiallehrer in Emmerich, 1838 Realschuloberlehrer in Düsseldorf, 1850 Direktor der Real- u. Provinzialgewerbeschule in Trier u. trat 1875 in Ruhestand. Er schrieb: „Goethe's Leben“ (4 Bde., Stuttg. 1847—49; 4. Aufl. 1877); „Goethe's Gedichte erläutert“ (3 Bde., Düsseld. 1846—54; 3. Aufl., 2 Bde., 1876); „Schiller's Gedichte erläutert“ (5 Bde., Stuttg. 1839 f.; 5. Aufl., 3 Bde., 1876); „Handbuch der deutschen Nationalliteratur“ (3 Thle., Braunschw.; des 1. u. 2. Thls. 9. Aufl. u. des 3. Thls. 7. Aufl. 1875); „Vorschule der Dichtkunst“ (ebd. 1860); „Leitfaden für den geographischen Unterricht höherer Lehranstalten“ (Berl. 1871 f.) rc. Auch übersetzte er Racine's Werke (4 Bde., Emmerich 1840—46; 2. Aufl. 1869—70), den Sophokles (Hildburgh. 1868 f.) u. 11 Shakespeare'sche Stücke in Dingelstedt's Sammlung, bearbeitete Hoffmeister's Schiller-Biographie neu (1875) u. begründete mit Herrig das „Archiv für das Studium der neueren Sprachen u. Literaturen“ (Braunschw. 1844 ff.).

**Viehzucht** in wirthschaftlichem Sinne umfaßt die Haltung, Ernährung, Pflege u. Züchtung der landwirthschaftlichen Hausthiere, durch welche gewisse in der Landwirthschaft produzirte Pflanzen durch Vermittlung des thierischen Lebens verwerthet werden. Ob die Produktion von Milch, Fleisch, Wolle, von Arbeits- od. Zuchtthieren rc., u. welche Viehart für ein- od. mehrseitigen Gebrauch in einer Wirthschaft angezeigt ist, hängt von dem Boden, Klima, der Intensität des Betriebes, der Größe des Gutes, den Absatz- u. Verkehrsverhältnissen ab. Die Statistik giebt über diese Verhältnisse Aufschluß u. Anhalt. In extensiv betriebenen Wirthschaften mit ausgedehnter Weide bildet die Viehhaltung leicht den einträglichsten Zweig. Beim Steigen der Kultur tritt das minder transportfähige u. dringender nothwendige Getreide in den Vordergrund, die Viehhaltung geschieht mehr um der Arbeit u. Düngung willen. Erst auf höchster Kulturstufe werden Milch, Fleisch rc. wieder Hauptzwecke der landwirthschaftlichen Produktion. Mit Bezug auf den natürlichen Standort der einzelnen Viehzuchtszweige wird die Haltung von Melkvieh in der Nähe der großen Städte angezeigt sein, weil die Milch wegen ihres zu hohen Wassergehaltes wenig geeignet für weite Transporte ist. Wo der Verkauf von frischer Milch vorherrscht, rentirt die V. am höchsten. Den Hauptsitz der Produktion von Käse u. gesalzener Butter finden wir in Gegenden einer gut entwickelten Feldgraswirthschaft. Die Einführung überwiegender Mastwirthschaft ist ein Fortschritt zu noch höherer Kultur. Junges Vieh wird mit größerem Vortheil in dünn bevölkerten Gegenden aufgezogen, wo der Boden einen geringern Werth hat u. größere Weideflächen für die naturgemäßere Entwicklung der Thiere vorhanden sind. Deshalb wird Pferdezucht in so ausgedehnter Weise in Ungarn, in den Ostsee- u. Nordseeländern, in den Heidedistrikten von Lüneburg, in Andalusien u. in Yorkshire (England) betrieben. Am entferntesten vom Marktcentrum können wegen des bequemern Transports Wolle u. nam. Häute produzirt werden. Im Allgemeinen ist daher die Wollschafzucht dort am Platze, wo dünne Bevölkerung, große Güter, freie Weiden mit trockenem Boden zusammentreffen. Die Schafe können noch die schlechteste Weide verwerthen, sie werden deshalb auch in Gegenden von höherer Kultur zur bessern Ausnutzung der geringwerthigen sog. Nebenweiden, wenn auch in geringer Zahl, gehalten. Dagegen ist die Fleischschafhaltung bei intensiverer Wirthschaftsweise angezeigt (England).

Auch die Größe des Besitzes hat Einfluß auf die Nutzungsrichtung, bez. auf die zu haltende Viehart. Der Großbesitzer wird einen mehr einseitigen, der Kleinbesitzer einen mehrseitigen Nutzen aus dem vorhandenen Viehstande erzielen wollen. Die Transportkosten nach dem Markt sind beim Kleinbesitzer größer; billiger u. bequemer ist für ihn der Erlös für Butter u. Käse neben Milchverkauf, auch spielt der eigene Hausbedarf bei ihm eine große Rolle.

Wir haben die **Haltung** von der **Züchtung** der Hausthiere (s. die Art. „Pferd", „Rind", „Schaf", „Schwein") zu unterscheiden. Erstere hat es nur mit der **Fütterung** (s. d.), Pflege u. Nutzung zu thun. Um bes. leistungsfähige Thiere zu erlangen, hat man neben der entsprechenden Fütterung u. Pflege sein Augenmerk bes. auf die zweckmäßige Paarung der Thiere zu richten. Die Paarung nach bestimmten Regeln (**Zuchtmethoden**) u. für ein bestimmtes Ziel (**Zuchtrichtung**) erfolgt durch die **Züchtung** (**künstliche Wahlzucht**), von welcher nur auf höheren wirthschaftlichen Kulturstufen die Rede sein kann. Durch die Züchtung werden in der Nachzucht die Vorzüge der Eltern zu erhalten gesucht u. etwaige Mängel derselben durch normale Eigenschaften od. durch die Vorzüge eines der zu paarenden Thiere verbessert, bez. ausgeglichen. Gewöhnlich wird der Viehzüchter die schlechten Thiere nicht mehr sich fortpflanzen lassen, sondern nur solche zur Zucht verwenden, welche seinen Ansprüchen am meisten genügen u. die erwünschten Eigenschaften auch auf die Nachkommen zu übertragen vermögen (**Vererbungskraft**). Es ist nach dem Stande der örtlichen Viehzucht immer zu untersuchen, ob der vorhandene Stamm aus sich selbst durch **Reinzucht** od. durch **Kreuzung** gehoben werden kann. Erstere ist die Paarung von Thieren einer u. derselben Rasse od. eines Schlages, wenn die Rasse in Unterabtheilungen zerfällt. Unter **Inzucht** dagegen, welche innerhalb der Reinzucht u. nach erfolgter Kreuzung angewendet werden kann, wird die Paarung von Thieren aus derselben Zucht u. aus derselben Familie verstanden. Erstere Art heißt Inzucht in weiterem, letztere Inzucht in engerem Sinne od. **Verwandtschaftszucht**.

**Die Inzucht in weiterem Sinne** u. die Reinzucht sind die zweckmäßigsten Züchtungsmethoden, sobald einer bestimmten Thiergruppe diejenigen Eigenschaften in fertiger Ausbildung od. als Anlage innewohnen, welche der Züchter zu ihrer Nutzbarkeit beansprucht. Die Befestigung der erwünschten Eigenschaften, die Herstellung der Gleichartigkeit einer Zucht, wird allerdings rascher durch die Verwandtschaftszucht ermöglicht. Die Paarung der nächsten blutsverwandten Thiere nennt man **Incest-** od. **Blutschandezucht**. Fortgesetzte Verwandtschaftszucht führt jedoch zur Unfruchtbarkeit bei Pferden u. Schweinen, zu Nervenkrankheiten bei Schafen u. zur Ueberbildung. Die letztere macht sich kenntlich durch schwächliche Körperkonstitution, dünne Haut, langen, schlanken Hals, feines, dünnstehendes Haar, schwache Knochen, nam. das Schienbein unter dem Knie eingeschnürt, bei Schweinen sind Lähmungen der Beine sehr gewöhnlich. Am wenigsten Widerstandsfähigkeit gegen die Einflüsse der Verwandtschaftszucht besitzt das Schwein, dann folgt das Schaf, das Pferd u. zuletzt das Rind. Gemeinhin wird es sich bei einem kleinern Viehstande als vortheilhaft erweisen, das Landvieh od. den vorhandenen Viehschlag zu erhalten zu suchen, da derselbe sich an die gegebenen örtlichen u. klimatischen Verhältnisse bereits angepaßt hat. Wo heut die V. am meisten florirt, da haben auch gewisse Zuchtrichtungen sich in bestimmten Rassen konsolidirt u. typische Formen herausgebildet, wie dies bei der Niederungsrasse, den Southdownschafen, der Devon- u. Hereford-Rinderrasse hervortritt, welche durch Reinzucht herangebildet wurden. Die Rasse selbst aber kann in den erwünschten Eigenschaften nur erhalten werden durch Wahlzucht — durch besondere Berücksichtigung der Individualität der Thiere. Eine andere Methode der Züchtung ist die **Kreuzung**, die Paarung von Thieren zweier verschiedener Rassen od. Schläge, wodurch unter Umständen bedeutende Resultate erzielt werden können. Man bedient sich der Kreuzung zur Erzeugung von Nutzungsthieren (engl. Schweine mit deutschen Landschweinen für den Fleischmarkt), zur Herstellung neuer Rassen (Elektoral- u. Negrettischafe), od. behufs Besserung einer bestehenden Rasse. Bei der Neubildung von Rassen werden oft drei u. mehr Rassen verwendet, u. sobald deren Nachkommen eine gewisse Konformität erlangt haben, so sucht man diese durch Inzucht in weiterem Sinne zu befestigen. Es kann auch vortheilhaft erscheinen, nur einen geringen Antheil des Blutes der einen Rasse zur Aufbesserung zu benutzen. **Vollblut** liefert mit unedlem od. gemeinem Blute gekreuzt in der ersten Generation **Halbblut**, mit diesem in der zweiten Generation **Dreiviertelblut** ꝛc., bis nach Annahme der Züchter etwa in der 8. od. 10. Generation ein Produkt erzielt wird, welches dem Vollblut fast gleich ist. In letzterem, dem **Blutthier**, vereinigen sich alle erwünschten Eigenschaften einer anerkannten Rasse in hohem Grade. Durch Kreuzung sind die vorzüglichsten Kulturrassen entstanden: das engl. Vollblutpferd, die Leicester-Schafrasse (durch Bakewell), die Shorthorn-Rinderrasse (durch die Gebrüder Colling). Doch wird nur der erfahrene Züchter, dem es an vielem Betriebskapital nicht fehlt, diese Züchtungsmethode anwenden. Im Speziellen ist bei der künstlichen Wahlzucht innerhalb der genannten Züchtungsmethoden noch zu beachten, daß sich bes. das männliche Thier in den erwünschten Eigenschaften auszeichne, denn es überträgt dieselben auf eine größere Anzahl von Nachkommen. Fehler eines zu paarenden Thieres werden durch Vorzüge od. durch normale Eigenschaften des andern ausgeglichen, nicht durch entgegengesetzte Fehler. Fehlerhaftes mit Fehlerfreiem giebt Ausgleichung. Die erwünschten Eigenschaften u. Formen müssen auch von den Eltern vererbt werden. Thiere, welche eine Reihe ihnen möglichst ähnlicher Vorfahren besitzen (Reinzucht), vererben unter denselben äußeren Verhältnissen mit größerer Wahrscheinlichkeit als Thiere, bei welchen dies nicht der Fall ist (Kreuzung) u. bei welchen nur die **Möglichkeit** der Vererbung vorhanden ist. Zur Kontrole der letzteren dienen deshalb die **Stamm-** u. **Züchtungsregister**, in welche nicht nur die Abstammung des Zuchtthieres, sondern auch dessen Vorzüge u. Fehler mit Bezug auf Form u. Leistungsfähigkeit für den Gebrauchs- u. Zuchtwerth verzeichnet werden. Solche Register sind bei der individuellen Zutheilung der Zuchtthiere, beim sog. Sprung aus der Hand, unerläßlich. Eine genaue Kenntniß des **deutschen Viehstandes** besitzen wir erst seit 10. Jan. 1873. Nach dieser ersten allgemeinen **Viehstatistik** für das Reich waren vorhanden:

| | Gesammtzahl. | | Auf je 100 Einw. | |
|---|---|---|---|---|
| Pferde ...... | 3,352,582 | Stück, | 8,2 | Stück. |
| Rindvieh ..... | 15,776,702 | „ | 38,4 | „ |
| Schweine .... | 7,124,088 | „ | 17,4 | „ |
| Schafe ...... | 24,999,406 | „ | 61,0 | „ |
| Ziegen ...... | 2,320,002 | „ | 5,7 | „ |

Im Deutschen Zollverein waren 1864 nach angestellten Berechnungen vorhanden:

| | Gesammtzahl. | | Auf je 100 Einw. | |
|---|---|---|---|---|
| Pferde ...... | 2,963,624 | Stück, | 8,9 | Stück. |
| Rindvieh ..... | 14,084,027 | „ | 40,9 | „ |
| Schweine .... | 6,014,863 | „ | 16,7 | „ |
| Schafe ...... | 26,577,226 | „ | 70,4 | „ |
| Ziegen ...... | 1,616,772 | „ | 4,1 | „ |

Daraus ergiebt sich ein **Großviehbestand**, wenn man den durchschnittlichen Futterbedarf nach 1 Stück Rindvieh = $^2/_3$ Pferd = 4 Schweinen = 10 Schafen = 12 Ziegen rechnet, von 1864: 20,249,279 Stück, 1873: 22,469,387 Stück. Die meisten deutschen Staaten haben am 3. Dez. 1867 ihren Viehbestand ermittelt. Der **Pferdebestand** ist in fast sämmtlichen Einzelstaaten 1873 geringer gewesen als 1867, u. zwar hat sich das Lastfuhrwerk vermindert. Der Pferdebestand war:

| Staat: | Am 7. Dez. 1867. | Am 10. Jan. 1873. | 1873 weniger resp. mehr. |
|---|---|---|---|
| Preußen .......... | 2,279,337 | 2,202,045 | — 76,992 |
| Sachsen .......... | 112,800 | 115,792 | + 2992 |
| Württemberg ....... | 104,297 | 96,970 | — 7327 |
| Baden ........... | 76,764 | 70,285 | — 6479 |
| Großherzogthum Hessen ... | 43,089 | 44,858 | + 1769 |
| Sachsen-Weimar ...... | 16,700 | 15,547 | — 1153 |
| Sachsen-Meiningen .... | 5069 | 4531 | — 538 |
| Anhalt ........... | 14,582 | 14,403 | — 179 |
| Sachsen-Altenburg .... | 9112 | 8892 | — 220 |
| Schwarzburg-Rudolstadt .. | 2681 | 2528 | — 153 |
| Schwarzburg-Sondershausen | 4117 | 3738 | — 379 |
| Lippe ............ | 8423 | 7961 | — 462 |
| Elsaß-Lothringen ...... | 154,883 | 135,698 | — 19,195 |
| Reuß j. L. .......... | 2698 | 2662 | 36 |
| Reuß ä. L. .......... | 917 | 957 | + 40 |
| Lübeck ........... | 2877 | 2747 | — 130 |
| Bremen ........... | 4023 | 4241 | + 209 |
| Bayern ........... | | 353,949 | — |
| Braunschweig ........ | | 24,779 | |
| Sachsen-Koburg-Gotha ... | | 7318 | — |

Beim **Rindvieh** ist als Folge der fortschreitenden, intensiver werdenden Kultur nicht nur eine allgemeine Vermehrung des Bestandes eingetreten, sondern es hat auch eine Erhöhung des Milchertrages, eine Verbesserung der Qualität u. des Gewichts des Einzelthieres infolge zweckmäßiger Pflege u. Fütterung stattgefunden. Der größere Grundbesitz ist hierbei reformatorisch vorgegangen u. ihm der Bauernstand nachgefolgt. So sind allenthalben Molkereigenossenschaften (in Hannover 13) entstanden. Voraussichtlich wird die Rindviehhaltung für die nächste Zukunft gegenüber den anderen Viehgattungen eine überwiegende Bedeutung für den landwirthschaftlichen Betrieb in Deutschland bilden. Dies geht schon daraus hervor, daß (Bremen ausgenommen) bei allen nachstehend verzeichneten Staaten eine bedeutende Zunahme des Rindviehbestandes, u. zwar in Höhe von 735,249 Stück, zu konstatiren ist.

| Staat: | 1867. | 1873. | Zunahme. |
|---|---|---|---|
| Preußen | 7,996,596 | 8,612,150 | 615,554 |
| Sachsen | 625,260 | 647,972 | 22,712 |
| Württemberg | 911,013 | 946,228 | 35,215 |
| Baden | 607,825 | 621,888 | 14,689 |
| Großherzogthum Hessen | 277,199 | 284,049 | 6850 |
| Sachsen-Weimar | 105,705 | 112,296 | 6591 |
| Sachsen-Meiningen | 69,414 | 70,160 | 746 |
| Sachsen-Koburg-Gotha | 24,561 | 25,276 | 613 |
| Anhalt | 49,428 | 52,277 | 2848 |
| Sachsen-Altenburg | 54,376 | 57,428 | 3052 |
| Schwarzburg-Rudolstadt | 20,732 | 21,321 | 589 |
| Schwarzburg-Sondershausen | 19,208 | 20,573 | 1365 |
| Lippe | 32,474 | 33,485 | 1011 |
| Lübeck | 8069 | 8335 | 266 |
| Reuß ä. L. | 10,326 | 12,089 | 1763 |
| Reuß j. L. | 29,008 | 31,118 | 2110 |
| Bremen | 13,635 | 13,322 | —315 |
| Elsaß-Lothringen | 399,209 | 418,484 | 19,275 |
| Bayern | — | 3,066,263 | — |
| Braunschweig | — | 86,172 | — |

Nr. 5410. Der Vielfraß (Gulo arcticus).

**Deutschlands Schafzucht u. Wollproduktion** beschränkt sich vorzugsweise auf den größeren Grundbesitz; bei dem kleineren ist die Haltung von nur wenigen Stücken meist so kostspielig, daß auch davon vielfach abgesehen wird. Gegenwärtig leidet die Rentabilität der Schafzucht durch die ganz enorme u. fast kostenlose Produktion von Wolle in den überseeischen Ländern, wodurch die Preise um die Hälfte zurückgingen; ein weiteres Fallen derselben ist sogar mit den dort sich bessernden Transportmitteln noch in Aussicht. Aus dieser Ursache u. infolge der durch eine intensivere Wirthschaftsweise sich ergebenden Abnahme der Weiden (Brache) verminderte sich die Zahl der Schafe in allen Staaten Deutschlands von 1867–73 um etwa 3 Millionen Stück. Lohnend wird die Haltung von Wollschafen sich aber auch heute noch erweisen, wo, wie in den Provinzen Pommern, Brandenburg, Hannover, geringwerthige Weidenflächen mit kurzem, spärlichem Pflanzenwuchs, ausgedehnte Stoppelweiden reichlich vorhanden sind. Auch in den intensiveren Wirthschaften wird durch die Züchtung von Wollschafen mit gut entwickelten Formen, durch Zucht u. Haltung von Fleischschafen nam. auf Gütern mit technischen Gewerben immerhin noch heute eine befriedigende Rente erzielt. Die Abnahme der Schafviehhaltung ergiebt sich aus folgender Uebersicht:

| Staat | 1867. | 1873. | Abnahme. |
|---|---|---|---|
| Preußen | 22,261,330 | 19,624,758 | 2,646,572 |
| Sachsen | 304,087 | 206,833 | 97,254 |
| Württemberg | 655,256 | 577,290 | 78,566 |
| Baden | 174,439 | 156,287 | 18,152 |
| Großherzogthum Hessen | 182,501 | 130,110 | 52,091 |
| Sachsen-Weimar | 257,633 | 212,874 | 44,759 |
| Sachsen-Meiningen | 103,200 | 85,000 | 18,200 |
| Sachsen-Koburg-Gotha | 23,671 | 18,218 | 5453 |
| Anhalt | 207,060 | 163,217 | 31,843 |
| Sachsen-Altenburg | 40,002 | 30,771 | 9231 |
| Schwarzburg-Rudolstadt | 64,284 | 51,918 | 12,366 |
| Schwarzburg-Sondershausen | 92,155 | 82,488 | 9677 |
| Lippe | 64,024 | 56,478 | 7546 |
| Lübeck | 9931 | 6531 | 3400 |
| Reuß ä. L. | 5716 | 4885 | 831 |
| Reuß j. L. | 29,185 | 23,010 | 6175 |
| Bremen | 1884 | 747 | 1137 |
| Elsaß-Lothringen | 311,202 | 191,142 | 120,060 |
| Bayern | — | 1,342,190 | — |
| Braunschweig | — | 313,165 | — |

Bei der so bedeutenden Abnahme der Stückzahl ist jedoch eine Zunahme des Körpergewichts erfolgt, dadurch auch die Fläche des produzirenden Wollfeldes eine größere geworden; der Gesammtausfall an Wolle u. Fleisch ist demnach der obigen Stückzahl nicht ganz entsprechend. Die Schafhaltung vermindert sich im Deutschen Reiche von Osten nach Westen, die Rindviehhaltung nimmt dagegen in dieser Richtung zu. Auch die **Schweinehaltung** ist numerisch zurückgegangen, obschon die Qualität u. das Gewicht des Einzelthieres sich erhöht hat. Die Anzahl der Schweine betrug in:

| | 1867. | 1873. | Abnahme |
|---|---|---|---|
| Preußen | 4,875,112 | 4,278,531 | 596,581 |
| Sachsen | 325,564 | 301,369 | 24,195 |
| Württemberg | 254,888 | 267,350 | — |
| Baden | 339,568 | 272,333 | 67,235 |
| Großherzogthum Hessen | 180,252 | 133,987 | 46,265 |
| Sachsen-Weimar | 94,917 | 78,141 | 16,776 |
| Sachsen-Meiningen | 51,869 | 37,564 | 14,305 |
| Sachsen-Koburg-Gotha | 13,136 | 10,605 | 2531 |
| Anhalt | 57,163 | 43,640 | 13,532 |
| Sachsen-Altenburg | 44,189 | 37,552 | 6637 |
| Schwarzburg-Rudolstadt | 18,534 | 15,530 | 3004 |
| Schwarzb.-Sondershausen | 21,942 | 18,077 | 3865 |
| Lippe | 37,908 | 30,593 | 7315 |
| Lübeck | 6301 | 5179 | 1222 |
| Reuß ä. L. | 4299 | 4656 | – |
| Reuß j. L. | 15,393 | 13,659 | 1734 |
| Bremen | 5555 | 3790 | 1765 |
| Elsaß-Lothringen | 241,749 | 261,505 | — |
| Bayern | — | 872,098 | — |
| Braunschweig | — | 76,731 | — |

Die Abnahme an Schweinen beträgt in den genannten Staaten 806,962 Stück; eine numerische Zunahme erfolgte in Württemberg (12,462), in Reuß ä. Linie (357) u. in Elsaß-Lothringen (24,756). Der **Ziegenbestand** hat sich in sämmtlichen oben angeführten Staaten vermehrt; geschah dies innerhalb der ländlichen Arbeiterkreise, so kann dies nur freudig begrüßt werden.

Literatur: H. Settegast, „Die Thierzucht" (3. Aufl., Bresl. 1872); H. v. Nathusius-Hundisburg, „Vorträge über Viehzucht u. Rassenkenntniß" (Berl. 1872); v. Weckherlin, „Thierzucht" (4. Aufl.). Im Verlage von Wiegandt, Hempel u. Parey in Berlin: „Die Viehzucht nach ihrem jetzigen rationellen Standpunkt" von Rohde, Bohm 2c. — Die Beschreibung von hervorragenden Zuchtthieren u. Herden findet sich im „Deutschen Herdbuch", herausgegeben von H. Settegast, A. Krocker u. P. Parey (4 Bde., 1865–75).

**Vieleck** od. **Polygon** heißt in der Planimetrie jede ebene geradlinige Figur. Das einfachste V. ist das Dreieck. V.e mit lauter gleichen Seiten u. Winkeln nennt man „regulär". Die regulären V.e lassen sich alle leicht mit Hülfe des Kreises konstruiren dadurch, daß man den Umfang eines gegebenen Kreises in genau so viel gleiche Theile theilt, als das Polygon Seiten haben soll u. dann die Theilpunkte des Kreises der Reihe nach mit geraden Linien verbindet. Die Viertheilung des Kreises für Herstellung des regulären Vierecks geschieht durch Ziehen zweier auf einander senkrechter Durchmesser. Durch fortgesetzte Halbirung, Viertelung 2c. der Vierecksbogen erhält man die Punkte des Achtecks, Sechzehnecks 2c. Das reguläre Sechseck erhält man durch sechsmaliges Herumtragen des Radius in der Peripherie; durch fortgesetztes Halbiren das Zwölfeck, Vierundzwanzigeck 2c. Durch Theilung des Radius nach dem „Goldenen Schnitt" (s. d.) erhält man die Seite des Zehnecks, durch Verdoppelung des Zehneckbogens das Fünfeck. Das Siebeneck, Elfeck 2c können nur durch Annäherungskonstruktionen od. durch Theilung des Umfangs mit Hülfe des Transporteurs erhalten werden.

**Vielfraß** (Gulo arcticus), ein 75–90 cm. langes u. am Widerrist bis 45 cm. hohes Säugethier aus der Familie der Wiesel, gedrungenen Baues, nach Art der Bären langbehaart, oben schwarzbraun, an den Seiten u. unten rothbraun, mit kurzen abgerundeten Ohren, buschigem Schwanze u. behaarten Sohlen, ist in Lappland, Finnland, Nordasien

u. Canada heimisch. Der V. ist ein schlaues u. grausames Thier, hat aber seinen Namen nicht vom Vielfressen, sondern vom finnischen Fial fraß, d. i. Höhlenbewohner. Seine nächtliche Jagd gilt Hasen, Lemmingen u. a. kleinen Säugethieren, doch bewältigt er auch Hirsche u. Renthiere, indem er, von der Höhe eines Baumes auflauernd, ihnen auf den Nacken springt. Früchte u. die Speisevorräthe der Lappen verschmäht er auch nicht. Sein Fleisch wird gegessen u. sein Pelz geschätzt, nam. der einer weißen Spielart.

**Vielgötterei**, s. „Polytheismus". **Vielhufer**, s. „Dickhäuter". **vielstimmig**, s. „polyphon". **Vielweiberei**, s. „Polygamie".

**Vien** (spr. Wjäng), Joseph Marie, Maler u. Kupferstecher, in der Entwicklung der französischen Malerei der Vorläufer der klassischen Richtung seines Schülers David. Geb. 18. Juni 1716 in Montpellier, arbeitete er Anfangs in einer Fayencefabrik u. studirte vier Jahre lang bei dem Maler Giral, begab sich dann 1740 nach Paris u. trug schon 1743 mit einem Bilde „Die Pest der Israeliten unter dem König David" den ersten Preis davon, was ihn in den Stand setzte, nach Rom zu gehen. Während seines dortigen Aufenthaltes (1744—49) malte er viele Kirchenbilder. Nach Paris zurückgekehrt, fand er Anfangs wenig Anerkennung, bis ihm 1751 seine „Einschiffung der heil. Martha nach Massilia" den Eintritt in die Akademie verschaffte. Mit jeder neuen Schöpfung stieg sein Ruhm; er sammelte zahlreiche Schüler um sich, erhielt die glänzendsten Anerbietungen u. wurde 1775 Direktor der Akademie in Rom, wohin er mit seinem Schüler David übersiedelte. Doch bekleidete er dieses Amt nur sechs Jahre, kehrte dann nach Paris zurück u. wurde 1789 erster Hofmaler des Königs. Obgleich durch die Revolution seiner Aemter u. seines Vermögens beraubt, verlor er nicht den Muth, erlangte noch 1796 einen Preis u. legte die Palette erst im 92. Jahre nieder. Er starb 27. März 1809. In seinen zahlreichen Bildern aus fast allen Fächern der Malerei legte er — u. darin besteht sein Hauptverdienst — wieder Gewicht auf Beobachtung der Natur u. Korrektheit der Zeichnung u. übte dadurch einen wohlthätigen Einfluß auf seine Schule. Aber es fehlte ihm an Kraft u. Feuer, an Phantasie u. an einem festen Ideale. Zu seinen besten Bildern gehören „Die Predigt des heil. Dionysius" (Kirche St. Roch in Paris), „Julius Cäsar vor der Statue Alexander's", „Dädalos u. Ikaros", u. 6 Bilder aus dem Leben der heil. Martha in deren Kirche zu Tarascon. Auch hat er eine Anzahl von Kostümbildern radirt.

**Vienne** (spr. Wjänn'). — 1. **V.**, ein linker Nebenfluß der Loire, entspringt am Mont Odouze im franz. Departement Corrèze, durchfließt in nordwestl. Richtung die Departements Haute-V., Charente u. V. u. mündet nach 50 M. langem Laufe, wovon 10 schiffbar sind, im Dep. Indre et Loire. Seine größten Nebenflüsse sind links der 18 M. lange Clain u. rechts die 31 M. lange u. 2 M. schiffbare Creuse, die ebenfalls am Odouze entspringt u. vorzugsweise durch den von den Marchebergen kommenden, 24 M. langen Gartempe verstärkt wird. — 2. **V.**, franz. Departement, 126,59 □M. mit 320,598 E. (1872), grenzt nördl. an die Departements Maine et Loire u. Indre et Loire, östl. an Indre, südl. an Haute-V. u. Charente u. westl. an Deux Sèvres. Weite Ebenen bilden den N., W. u. die Mitte, der O. hat Tiefebenen mit kleinen Thälern, der S. ist Hügelland. Die V., die hier an der Nordgrenze rechts die Creuze mit dem Gartempe u. in der Mitte links den Clain mit Vonne u. Auzance aufnimmt, bewässert das Gebiet, das, obwol hier u. da unfruchtbar, doch Getreide u. Wein nach Bedarf hervorbringt. Das Departement ist reich an Mineralquellen u. Eisenerz u. hat daher mehrere Frisch- u. Hohöfen u. Messer- u. Waffenfabrikation. Haupterwerbsquellen sind aber Ackerbau, Viehzucht, Obst- u. Weinbau. Der gewonnene Wein wird im Departement vielfach zu Branntwein verwendet. Die meist kathol. Bewohner hängen sehr am Alten u. Hergebrachten. Das Departement zerfällt in die Arrondissements Poitiers, Châtellerault, Civray, Loudun u. Montmorillon; der Hauptort ist Poitiers mit 28,247 E. (1872). Ueber 5000 E. hat nur noch Châtellerault (13,363). — 3. **V.**, Stadt mit 21,430 E. (1872) im franz. Departement Isère, liegt amphitheatralisch am Salomonberge, an der Mündung der reißenden Gère in den Rhone, über den eine Brücke zum gegenüberliegenden St. Colombe führt, u. an der Strecke Lyon-Marseille der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn; ist Sitz eines Erzbischofs u. eines Handelsgerichts, hat 11 Kirchen, darunter die Kathedrale St. Maurice, im 11. Jahrh. begonnen, aber erst 1515 beendet, u. die Kirche St. Pierre, eine alte, aus dem 6. Jahrh. stammende u. neuerdings restaurirte Basilika, zahlreiche röm. Alterthümer, wie z. B. den sog. Tempel des Augustus, Ueberreste eines Theaters, zweier Amphitheater, eines Triumphbogens ꝛc.; auch die Brücke u. das Fort Pipet sollen antik sein, u. die alten Wasserleitungen versorgen seit 1820 die Stadt wieder mit Wasser. Die Stadt, die sich in neuerer Zeit sehr gehoben hat, besitzt wichtige Tuchfabrikation, berühmte Gerbereien, viele Metallwerkstätten, Leder-, Papier- u. Glasfabriken u. treibt starken Weinbau u. Handel. In der Nähe wachsen die geschätzten Weine l'Hermitage u. Côte rotie. — V. ist das alte Vienna, die Hauptstadt der Allobroger im Narbonensischen Gallien, schon damals in weinreicher Gegend am Rhodanus gelegen. Die Römer erhoben es zu einer Kolonie u. machten es zur Kaiserzeit zur Hauptstadt der Provinz Viennensis. Im 5. Jahrh. n. Chr. war es Residenz der burgundischen Könige, wurde dann eine souveräne Grafschaft u. unter Ludwig XI. mit der Dauphiné vereinigt. In V. sind mehrere Konzile gehalten worden, so 1112, wo Kaiser Heinrich V. wegen seiner Ansprüche auf das Recht der Investitur mit dem Banne belegt wurde, u. 1311, das die Aufhebung des Tempelherrenordens 1312 zur Folge hatte.

Nr. 5411. Volkstrachten in den Vierlanden.

**Viereck** heißt in der Planimetrie jedes Polygon von 4 Seiten od. Ecken. Ist ein Paar Gegenseiten parallel, so heißt das V. Trapez, sind beide Paare Seiten parallel, Parallelogramm.

**Vierfüßler**, s. „Säugethiere".

**Vierhänder** (Quadrumana), s. „Affen".

**Vierlande** ist der Name eines äußerst fruchtbaren, etwas über 1 □M. großen, zum hamburgischen Amt Bergedorf gehörigen Landstriches an der rechten Seite der Unterelbe. Die niedrige Lage des von Deichen überall eingeschlossenen Gebiets macht dasselbe zu einem nordischen Aegypten. Die vom Spätherbst bis Anfang Frühling andauernden Ueberschwemmungen lassen einen fetten Dünger zurück; die Hügelkette im N. u. O. schützt vor den kalten Winden, so daß sich hier die üppigste Vegetation entwickelt. Unabsehbare Weizenfelder, kräftige Wiesen, ausgedehnte Gemüse-, Obst-, Blumengärten u. Erdbeerfelder wechseln mit einander ab; die zur Ableitung der Gewässer gezogenen Gräben sind zu beiden Seiten dicht mit Bäumen bepflanzt. Die Erträgnisse an Obst, Gemüse, Erdbeeren ꝛc. wandern gewöhnlich nach Hamburg zu Markte, u. mancher Landmann führt jährlich allein 300 Ctr. Kirschen zu. Die Erdbeerernte wirft durchschnittlich über 60,000 Mk. ab. Das Vieh ist groß u. schön u. eine Kuh liefert täglich mindestens 10 L. Milch. Das Gebiet zerfällt in die vier Kirchspiele (daher Vierlande) Kirchwärder mit 3390, Altengamme mit 1396, Neuengamme mit 1170 u. Kurslack mit 1282 E. (1871), wozu man oft noch die an der Elbe weiter aufwärts liegende Exklave Geestnacht mit 1723 E. rechnet. Die Bewohner sind in Sitte, Tracht u. Sprache von ihren Nachbarn verschieden u. weichen in letzterer auch in den einzelnen Kirchspielen von einander ab. Sie stammen

wahrscheinlich von niederländ. Kolonisten, die im 12. Jahrh. hier einwanderten. — Die V. wurden durch Hamburg u. Lübeck vom Herzogthum Sachsen Lauenburg erobert u. im Vertrage von Perleberg 1420 behauptet. Bis 1867 besaßen beide Freie Städte dieselben gemeinschaftlich; seitdem sind sie durch Vertrag in den alleinigen Besitz Hamburgs übergegangen.

**Viersen,** Fabrikstadt mit 19,687 E. (1875) im Kreise Gladbach, Reg.-Bez. Düsseldorf, der preuß. Rheinprovinz, liegt in 42 m. Seehöhe 1 M. nordöstl. von Gladbach, unweit der Niers, am Nordkanal, an der Linie Gladbach-Ruhrort der bergisch-märkischen u. an der Strecke V.-Krefeld-Süchteln der Krefeld-Kreis Kempener Industriebahn. Der rasch aufgeblühte Ort (V. hatte 1840 nur 4543 E.) fabrizirt bes. seidene, halbseidene, halbwollene u. baumwollene Zeuge, hat aber auch Sammt-, Band-, Spitzen- u. Damastfabrikation, Maschinenspinnereien, Bleichen, Färbereien, Leder-, Strohwaaren-, Tabak- ꝛc. Fabriken u. starken Flachsbau.

**Viertel** od. das Viertheil eines größern Maßes, z. B. ein Viertelgebinde od. ein Oxhoft; das frühere bayerische V. od. der halbe Metzen Getreide = $18\frac{1}{2}$ L.; ein V. od. 8 Loth, in Bayern Vierling genannt = 140 gr. Das V. Wein od. $\frac{1}{4}$ Stückfaß ist jetzt in ganz Deutschland = 250 L. od. 300 Flaschen.

**Vierwaldstätter See,** genannt nach den vier schweizer Waldkantonen Luzern, Schwyz, Uri u. Unterwalden, zwischen denen er liegt, umfaßt 1,95 □M. u. ist einer der schönsten u. großartigsten Seen Europa's. Er wird gebildet, bez. gespeist durch die Reuß, die bei Flüelen in ihn tritt u. ihn bei Luzern wieder verläßt, durch die Muotta u. durch die Engelberger u. Sarner Aa. Seine Gestalt gleicht der eines Hochkreuzes; den Kopf bildet die Bucht von Luzern, den einen Arm nördl. der Küßnachter, den andern südl. der Alpnachter u. den allerdings sehr gekrümmten Fuß der Buochser u. Urner See. Seine größte Länge, von Luzern bis Flüelen, beträgt $8\frac{3}{8}$, seine Breite meist nur 1 St., an den beiden in der Mitte vorspringenden Nasen u. an der Umbiegungsstelle bei Brunnen nur 10 Min. Er ist von hohen Gebirgsgruppen, vom Rigi, Pilatus, Lopper, Mutterschwanden, Bürgenstein, Buochserhorn, Niederbauen, Axenberg ꝛc. umgeben, liegt selbst schon 437 m. hoch u. hat eine Maximaltiefe von 155 m. Er kann, bes. bei Südwinden (Föhn) sehr unruhig werden u. die Schifffahrt aufs Höchste gefährden. Dampfschiffe befahren den von allen Schweizerseen am meisten besuchten nach allen Richtungen hin; die bekanntesten Uferorte u. Dampfschiffstationen sind Luzern, Küßnacht, Wäggis, Fiznau, Gersau, Brunnen, Flüelen, Beckenried ꝛc. Geschichtlich interessante Punkte sind durch Schiller's Drama „Tell" bes. das Rütli u. die Tellsplatte am Urner See u. Küßnacht in der Nordbucht geworden.

**Vierzehnheiligen,** berühmte u. jährlich von gegen 50,000 Andächtigen besuchte Wallfahrtskirche auf dem Staffelberge im bayer. Reg.-Bez. Oberfranken, 1 Stunde südl. vom Eisenbahnknotenpunkte Lichtenfels am Main. Die prächtige, zweithürmige Kirche ist 1743—72 an der Stelle erbaut worden, an welcher dem Schäfer Hermann 1445 u. 46 viermal Jesus u. die 14 heiligen Nothhelfer als Kinder erschienen sind. Die erste Kirche wurde schon 1446 gebaut, durch die Bauern 1525 aber u. später wieder im Dreißigjährigen Kriege verwüstet.

**Vierzon** (spr. Wjerjong), gewöhnlich V. Ville, zum Unterschiede von V.-Village, gut gebaute Stadt mit 8296 E. (1872) im franz. Dep. Cher, liegt im fruchtbaren Thale am Zusammenflusse des Yèvre u. Cher u. an der Linie Orléans-Agen der Orléansbahn, hat Porzellan-, Pergament-, Glas-, Essig- ꝛc. Fabrikation, in dem nahen Dorfe V.-Village Kanonengießerei, Eisen- u. Stahlhämmer u. ist ein wichtiger Handelsplatz.

**Vieuxtemps** (spr. Wjötang), Henri, einer der bedeutendsten Violinvirtuosen der Neuzeit, auch namhafter Komponist für sein Instrument, geb. zu Verviers 17. (nach Anderen 20.) Febr. 1820 als Sohn eines Arbeiters in einer Tuchfabrik, erhielt von seinem Vater frühzeitig den ersten Violinunterricht u. wurde dann durch Vermittlung eines auf das große Talent des Knaben aufmerksam gewordenen Gönners Schüler des tüchtigen Violinisten Lecloux. Mit diesem machte dann der damals erst 7jähr. V. eine Kunstreise, die ihn auch nach Brüssel führte, u. hier interessirte sich Beriot so sehr für ihn, daß er sich erbot, die weitere Ausbildung des Knaben zu leiten. 1830 bereits konnte Beriot den kleinen Henri in Paris produziren, wo dieser allgemeinste Bewunderung erregte; jedoch erst 1833 sah er sich förmlich aus der Lehre entlassen u. ging nun auf Reisen, zunächst die vorzüglichsten Städte Deutschlands u. Oesterreichs besuchend. In Wien, wo er bes. enthusiastische Aufnahme fand, nahm er dann einen längern Aufenthalt, um unter Simon Sechter's Leitung Kompositionsstudien zu machen. Nach einem Verweilen in England ging er 1835 nach Paris, vervollständigte daselbst bei Reicha seine Kompositionsstudien u. unternahm dann längere Kunstreisen durch Deutschland, Oesterreich, Rußland, Frankreich, England u. 1844 auch nach Amerika. 1846—52 lebte er in Petersburg als kaiserlicher Kammervirtuos, darauf abwechselnd in Belgien, Deutschland, England u. Frankreich, ging 1857 zum zweiten Male nach Amerika u. weilte, von dort zurückgekehrt, zuerst einige Zeit in Zurückgezogenheit auf einem in der Nähe von Frankfurt a. M. erworbenen Anwesen, machte dann wieder einige Kunstreisen, siedelte 1866 nach Paris über, folgte dann einem Rufe nach Brüssel als erster Geigenprofessor am Konservatorium u. kehrte endlich vor einigen Jahren, nachdem er aus Gesundheitsrücksichten jene Stellung aufgegeben, nach Paris zurück, wo er gegenwärtig noch lebt. — Die Triumphe, welche V. auf seinen Kunstwanderungen allerorts gefeiert hat, waren vollberechtigt durch die technische u. musikalische Vorzüglichkeit seines Spiels, wie auch seine Kompositionen — Konzerte, Phantasien, Capricen, Salon- u. Charakterstücke ꝛc. — durch ihre äußere Wirksamkeit wie ihren geistigen Gehalt verdiente Anerkennung u. Verbreitung fanden. Außer seinen Violinkompositionen nennen wir von V.' Arbeiten noch eine Ouverture, Streichquartette, eine Sonate für Klavier u. Viola, ein Violoncellkonzert ꝛc.

Nr. 5412. Henri Vieuxtemps (geb. 17. Febr. 1820).

**Vieweg,** Hans Friedrich, Buchhändler, geb. zu Halle 11. März 1761; bereitete sich zuerst in Magdeburg für den kaufmännischen Beruf vor, erlernte aber dann in Halle u. Berlin den Buchhandel u. ging hierauf als Gehülfe der Bohn'schen Buchhandlung nach Hamburg, wo er sich mit dem Buchhändler Hoffmann u. der Familie J. H. Campe's befreundete. 1784 übernahm er die Leitung der Mylius'schen Buchhandlung in Berlin u. gründete 1786 daselbst ein eigenes Geschäft. Die Fortdauer seiner freundschaftlichen Beziehungen zu Campe führte 1795 seine Verheirathung mit dessen einziger Tochter Charlotte (gest. 22. Juli 1834) herbei. Auch trat V. nach u. nach fast mit allen bedeutenden Zeitgenossen auf dem Gebiete der deutschen Literatur in Verkehr; insbes. wurden Herder, Wieland u. Goethe, welch Letzterem er für „Hermann u. Dorothea" ein Honorar von 1000 Dukaten zahlte, seine persönlichen Freunde. Aufgefordert vom Herzog von Braunschweig, der in seiner Residenz eine Buchhändlermesse u. Buchhändlerbörse begründen wollte, siedelte V. 1801 nach Braunschweig über, wo er zu seiner eigenen Buchhandlung u. Druckerei noch die bis dahin von seinem Schwiegervater geleitete Schulbuchhandlung übernahm. Da der Krieg gegen Frankreich u. der Tod des Herzogs die großen Pläne zerstörten, zu deren Ausführung V. nach Braunschweig gegangen, so wandte er seine ganze Thätigkeit seinem Geschäft zu, mit dem er eine Schriftgießerei u. Spielkartenfabrik verband. Er starb zu Braunschweig 26. Dez. 1835. Sein Sohn Eduard **V.**, geb. 15. Juli 1797, erlernte bei seinem Vater u. bei Hoffmann u. Campe in Hamburg den Buchhandel, trat 1825 als Associé in das

väterliche Geschäft ein u. übernahm dasselbe 1831 ganz. Unter ihm erfuhren alle Geschäftszweige eine beträchtliche Erweiterung, die Druckerei insbes. durch Einrichtung einer Schrift- u. Stereotypgießerei sowie eines xylographischen u. galvanoplastischen Ateliers, u. erhielt der V.'sche Verlag seit etwa 1840 jene naturwissenschaftliche Richtung, welche demselben eine so große Bedeutung gegeben hat. Auch erschien bei V. seit 1848 längere Zeit die „Deutsche Reichszeitung". Später wurde er auch Mitglied des Stadtverordnetenkollegiums in Braunschweig, Landtagsabgeordneter u. Verwaltungsrath bei der Braunschweigischen Bank. Er starb zu Braunschweig 1. Dez. 1869. Heinrich **V.**, Sohn des Vorigen, geb. 17. Febr. 1826, übernahm 1855 die Schulbuchhandlung u. 1867 die Leitung der väterlichen Geschäfte, die nach des Vaters Tod in seinen Besitz übergingen. — Karl **V.**, Bruder des Eduard V., geb. 19. Juni 1800, gest. 15. März 1855, besaß gemeinschaftlich mit demselben eine Maschinenpapierfabrik in Wendhausen bei Braunschweig.

**Vigevano** (spr. Widschewäno), Stadt mit 14,096 E. (1871) in der ital. Prov. Pavia, liegt unweit des rechten Ticinoufers an der Linie Mortara-V. Milano der oberital. Eisenbahn, ist Bischofssitz, hat eine von Hallen umringte große Piazza, einen schönen Dom, eine einst von Bramante zum Palast umgebaute Burg der Sforza, ein prächtiges Schulhaus mit Façade aus rothem Granit von Baveno, große Seidenmanufaktur, Fabrikation vorzüglicher Maccaroni u. bedeutenden Handel sowol hiermit als auch bes. mit Seidenraupeneiern. — V., dessen Name von Victumviae u. Vicus Veneris abgeleitet wird, wurde 1449 vom Gründer der Dynastie der Sforza, Franz I., erobert u. befestigt. Es ist Geburtsort des letzten Herzogs von Mailand, Franz Sforza II.

**Vigilien** (lat. vigiliae, d. i. Nachtwachen, nächtliche Feier) hießen in der kathol. Kirche ursprünglich die nächtlichen Gottesdienste, welche die Christen in der Zeit blutiger Verfolgungen hielten, später die Vorfeier vor den kirchlichen Hauptfesten. Von besonderer Wichtigkeit war seit dem 2. Jahrh. die Ostervigilie, weil man in derselben jedesmal die Wiederkunft Christi erwartete. Bis Mitternacht verweilte man knieend in schweigendem Gebet, worauf dann der Osterjubel erscholl. Zu den großen Festvigilien kamen allmählich auch V. vor den Marien- u. Heiligenfesten. Doch strebte die Kirche schon seit dem 5. Jahrh. wegen mancherlei Unfugs nach der Einschränkung der V.; dieselben wurden meist auf den Nachmittag u. selbst auf den Vormittag verlegt. In der protest. Kirche hat sich ein Rest der V. nur in den sog. Christmetten (s. „Mette") erhalten.

**vigiliren** (lat. vigiläre, von vigil, wachsam), wachsam od. aufmerksam sein, scharf aufpassen od. beobachten; **vigilant** (lat. vigilans), wachsam, aufmerksam, umsichtig.

**Vignette** (frz. [spr. Winjette], Waldrebe), eigentlich Weinrebenverzierung, dann jede mit Laubwerk od. Weinranken verzierte Initiale u. jede kleine derartige Verzierung im Holzschnitt, wie sie im 15. Jahrh. auch am Rande der Bücher üblich war u. auch jetzt im Anfang od. am Ende der Bücher gefunden wird. Der Name rührt daher, daß die von dem holländischen Buchdrucker Johannes Veldener um 1476 zuerst angewandten Verzierungen dieser Art Weinranken waren.

**Vignöla** (spr. Winjola), eig. Giacomo Barozzi, von seinem Geburtsort Vignola (bei Modena) genannt, bedeutender ital. Baumeister u. Kunstschriftsteller, geb. 1507; widmete sich Anfangs der Malerei, ging aber bald zur Architektur über, u. begab sich deshalb nach Rom, wo er im Auftrage der Akademie der Baukunst die wichtigsten antiken Gebäude zeichnete. Nachdem er von 1537 an eine Zeit lang am Hofe Franz' I. in Frankreich gelebt, ohne dort wegen des Krieges seine Baupläne ausführen zu können, u. dann einige Jahre in Bologna gearbeitet hatte, ernannte ihn der Papst Julius III. zu seinem Architekten. Sein Hauptwerk ist das für den Kardinal Farnese in Caprarola unweit Viterbo gebaute Schloß, ein regelmäßiges Fünfeck um einen runden Hofraum, in den beiden Hauptgeschossen durchweg mit Pilastern dekorirt, im untern Geschosse mit offener Säulenhalle, mit kühner Treppe u. reizender Perspektive; andere namhafte Bauten sind der Portico de' banchi (1562) in Bologna, mit sehr glücklicher Gliederung des Hauptgeschosses u. großer Sorgfalt der Details, u. ferner die 1568 begonnene, nach V.'s Tode von Giacomo della Porta vollendete Kirche del Gesù in Rom, welche das Vorbild für viele folgende Kirchen wurde. Als Baumeister der Peterskirche nach Michelangelo's Tode fügte er der großen Kuppel zwei Nebenkuppeln hinzu, starb aber schon 1573. Von seinen Schriften (herausgeg. von Le Bas u. Debret, Par. 1815) sind hervorzuheben die „Regole delle cinque ordine d'architettura" (Rom 1563), welche fast bis auf unsere Tage der architektonische Kanon geblieben u. erst durch das Studium der altgriechischen Bauten zum Theil verdrängt sind, u. die „Regole della perspettiva prattica" (Rom 1583).

**Vigny** (spr. Winjih), Alfred Victor, Graf v., franz. Dichter, geb. 27. März 1799 (nach Anderen 1798) in dem Schlosse Loches in der Touraine; trat, nachdem er eine gute Erziehung empfangen, 1816 in das franz. Heer ein, in welchem er bis zum Kapitän aufrückte, nahm aber 1828 seinen Abschied u. lebte seitdem lediglich mit literarischen Arbeiten beschäftigt bis zu seinem am 18. Sept. 1863 erfolgten Tode zu Paris. Seit 1845 war er Mitglied der Französischen Akademie. Als Dichter gehörte V. der romantischen Schule an, war jedoch einer ihrer maßvollsten Vertreter. V.'s Ruhm beruht hauptsächlich auf seinen ersten Dichtungen, den „Poemes" (1822) u. den „Poemes antiques et modernes" (1824—26), obwol dieselben anfänglich wenig Beachtung fanden. Außerdem schrieb er mehrere Romane („Cinq-Mars", 1826; „Stello", 1832; „Servitude et grandeur militaires", 1835) u. zwei Dramen („La maréchale d'Ancre", 1830, u. „Chatterton", 1835), welche Werke indessen ebenso wie seine späteren (in der „Revue des Deux-Mondes" veröffentlichten) „Poëmes philosophiques" nur getheilten Beifall gefunden haben. Ein wesentliches Verdienst hat sich V. durch seine Uebersetzung des „Othello" (1829) erworben, durch welche Shakespeare zuerst dauernd in Frankreich eingebürgert wurde. Aus seinem Nachlaß 1864 erschienen „Les destinées, poésies philosophiques", 1863—66 seine „Oeuvres complètes" (8 Bde., Par.).

**Vigo**, feste Hafenstadt mit etwa 7000 E. in der span. Provinz Pontevedra (Königreich Galicien), liegt amphitheatralisch mit unebenen, schlechten Gassen am Busen von V. u. treibt bedeutenden Handel. 1873 liefen in seinem Hafen 1471 Schiffe von 339,502 Tonnengehalt ein. Die Einfuhr belief sich in demselben Jahre auf ziemlich 22 Mill. Frcs. u. erstreckte sich auf Baumwollenwaaren, Zucker, Steinkohlen, Wollstoffe, Mehl, Häute, Kakao u. Stockfische. Die Ausfuhr im Werthe von 9½ Mill. betraf bes. Vieh, Sardinen, Eier, Schinken u. Mais. Von seiner Vorstadt aus betreiben catalonische Fischer großartigen Sardinen- u. Thunfischfang. — Bei V. wurde 23. Okt. 1702 die span. Silberflotte, die sich unter Eskorte einer französischen hierher geflüchtet hatte, von der britischen unter Admiral Roke vernichtet. Aus den mit erbeuteten 4 Mill. Piastern ließ die Königin Anna von England eigene Erinnerungsmünzen, die sog. Vigos, schlagen.

**Vigogne**, die Wolle des Vigognethieres od. der Vicuña, einer Lamaart der Anden (s. „Lama"). Diese Wolle ist rothbraun von Farbe u. wegen ihrer feinen seidenartigen Textur sehr geschätzt, sie bildet einen Ausfuhrartikel Peru's, dessen Quantität aber von Jahr zu Jahr wegen der Lichtung der wilden Vicuñaherden geringer geworden ist. Das unter dem Namen V. od. Vigognegarn in der Textilindustrie gehende Halbfabrikat führt seinen Namen fälschlich, denn es besteht nur aus einem Gemisch von feiner Schafwolle mit einem Zusatz von 20 u. mehr Proz. Baumwolle; es wird bes. zu Strumpfwaaren u. Kleiderstoffen verarbeitet.

**Vikar** (lat. vicarius, Stellvertreter) heißt im Allgemeinen Jeder, der vorübergehend das Amt eines Andern verwaltet (für ihn „vikarirt"). In engerem Sinne braucht man V. in der Kirchensprache von den Stellvertretern des Papstes (den sog. „apostolischen V.en"), sei es, daß besondere Personen als Legaten, Nuntii 2c. mit dieser Würde betraut werden, od. sei es, daß höheren Geistlichen, wie Erzbischöfen 2c., die Befugnisse eines päpstlichen V.s ertheilt werden. Nicht minder können V.e als Stellvertreter für Ordensgeneräle, Domherren u. bes. für Bischöfe eingesetzt werden, entweder im Auftrage des Bischofs selbst od. (bei Erledigung des Stuhles) im Auftrag des Domkapitels (s. „Generalvikar"). In der Protestantischen Kirche Englands heißen V.e die niederen Geistlichen, welche in Wahrheit die Pfarreien gegen geringe Entschädigung verwalten, während der eigentliche Inhaber der Pfründe auswärts verweilt. In Deutschland bezeichnet man als Pfarrvikare od. Pfarrverweser die Anfänger im geistlichen Amte, welche während eines bestimmten Zeitraumes invalide Geistliche unterstützen od. erledigte Pfarreien bis zur Wiederbesetzung verwalten. Eine solche Amtsführung auf Zeit heißt ein **Vikariat**.

**Világos** (spr. Wilagosch), Marktflecken mit 2114 E. (1869) im ungar. Komitat Arad, liegt in reizender Gegend nordöstl. von Arad an der Arad-Köröstalbahn, hat ein altes berühmtes Schloß, **Vilagosvar**, u. eine Ruine. Die ehemalige Stadt V. wurde von den Tataren zerstört. Am 13. Aug. 1849 streckte hier Görgei mit 28,000 Ungarn u. 142 Geschützen vor dem russ. General Rüdiger die Waffen.

**Vilaine** (spr. Wilähn), der alte Herius, ein franz. Fluß, kommt von Juvigné in den Mainehügeln an der Grenze der Departements Mayenne u. Ille et V., wird durch Schleußen bei dem Dorfe Lessan schiffbar u. mündet nach 30 M. langem Laufe, wovon ziemlich 13 schiffbar sind, unterhalb Roche-Bernard in den Atlant. Ozean. Ihre größten Nebenflüsse sind rechts Ille, Meu u. Oust, links Cher u. Don. Durch einen schiffbaren Kanal ist sie von Rennes aus mit der in die Bucht von St. Malo mündenden Rance verbunden, durch einen andern von unterhalb Redon mit der zur Loire fließenden Erdre, u. von ihrem Nebenflusse Oust führt ein solcher zum Blavet u. zu der in die Bucht von Brest fallenden Aulne. Die größte Stadt an ihr ist Rennes (s. d.).

**Villa** (span., spr. Wilja), Marktflecken ohne Stadtrechte, entgegengesetzt Ciudad.

**Villa** (lat., ursprünglich Verkleinerungswort von vicus, Dorf, also: Dörfchen, Oertchen), Landhaus od. ländlicher Wohnsitz. Schon die Athener erbauten sich Villen u. benutzten dieselben während der schönen Jahreszeit, doch waren dieselben Anfangs höchst einfach in ihrer Einrichtung, erst zur Zeit Alexander's d. Gr. luxuriöser ausgestattet.

Nr. 5413. Die Villen Doria-Pamfili, Corsini und Ferroni zu Rom.

Eine besondere Vorliebe hatten die reichen Römer für derartige Anlagen, woraus es sich erklärt, daß uns nicht allein mehrere Beschreibungen derselben aufbewahrt sind, die man zu rekonstruiren versucht hat, sondern auch aus der Kaiserzeit ziemlich zahlreiche Ueberreste. Zwar ursprünglich ausgehend von der villa rustica, dem Komplex der ländlichen Wohn- u. Wirthschaftsräume, wurden sie allmählich dem Zweck des Ackerbaus entfremdet u. in schöner landschaftlicher Umgebung häufig mit allem Luxus der städtischen Architektur als villa urbana ausgestattet, z. B. die Villen des Metellus u. des Lucullus. Eine klare Vorstellung solcher Villen giebt uns einestheils der jüngere Plinius, der uns seine Villen beschreibt, aber dabei bemerkt, daß sie sich mit anderen viel ausgedehnteren Anlagen nicht vergleichen lassen, anderntheils die ausgedehnten Ruinen der V. Kaiser Hadrian's bei Tivoli, die mit allen Nebengebäuden in einem Umfang von 7 Km. für die Benutzung einer großen Menschenzahl berechnet war. Sie umfaßte einen kaiserlichen Palast, die Wohnung für die Leibgarde, zwei Theater, ein Odeum, eine Bibliothek, verschiedene Bäder, einen Schwimmteich, mehrere Tempel 2c. u. half außerdem noch der natürlichen Schönheit der Gegend durch künstliche Anlagen nach. Einfacher waren die Villen der röm. Privatleute, z. B. die des Arrius Diomedes in Pompeji, aber immerhin noch sehr ausgedehnt u. luxuriös ausgestattet. Diese Vorliebe für den Villenbau hat sich bei den Römern bis auf unsere Zeit erhalten. Zu den bekanntesten u. schönsten Villen bei Rom gehören die V. Borghese, Doria-Pamfili, Ludovisi, Farnesina, Madama, andere bei Tivoli (V. d'Este), bei Genua (Pallavicini), am Comersee (Pliniana, Carlotta, Melzi).

**Villach**, Hauptstadt von Oberkärnthen, mit 4276 E. (1869), liegt in 487 m. Seehöhe an der Drau u. an der Hauptlinie St. Valentin-Laibach der Kronprinz Rudolfbahn, hat ein Bezirksgericht, ein Schloß, eine Pfarrkirche aus dem 15. Jahrh. mit vielen Denkmälern, Bleiweiß-, Mennige- u. Schrotfabriken, Niederlage von Blei, Eisen, Zink 2c., Speditionshandel u. Schiffahrt. Auf dem Hans Gasser-Platze steht seit 1871 das von Meßner modellirte Standbild des Bildhauers Hans Gasser (s. d.). In der Nähe liegen Bleibergwerke, Marmorbrüche, Eisenhämmer 2c., sowie 3/4 Stunde südwestl. am Fuße des Dobratsch das Warmbad V. mit Schwefelquellen. — Die sehr alte Stadt ist wahrscheinlich das röm. Julium Carnicum. Sie war schon früh ein bedeutender Handelsplatz, wurde aber 1359 vom Erzherzog Rudolf, 1478 von den Türken zerstört. 1492 erlagen hier die Türken einem christlichen Heere. — Die Villacher Alpe od. Alm ist ein kleiner Gebirgszug zwischen Drau u. ihrem Nebenflusse Gail, südl. von V., der im Dobracz mit weithin sichtbarer Kirche 2154 m. erreicht.

**Villafranca**, franz. Villefranche (spr. Wihlfrangsch'), Stadt mit 2116 E. (1872) im franz. Departement Alpes maritimes, nur wenige Kilometer östl. von Nizza, liegt mit zierlichen Häusern u. Gärten terrassenförmig am Golfe von V. im nördl. Mittelmeer u. an der Strecke Marseille-Nizza-Menton der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn, hat eine Citadelle, einen Gouvernementspalast, eine Schiffahrtsschule, einen durch zwei Forts geschützten Hafen, der 25 Linienschiffe aufnehmen kann u. zu welchem Marmortreppen hinabführen, Schiffswerfte, Thunfischfang, Seebäder u. Handel. Die Umgebung hat eine Fülle u. Ueppigkeit südlicher Vegetation, wie sie sich erst in Sizilien wiederfindet. — V., von den Phönikiern gegründet, hieß zur Römerzeit Olivula portus. Sein Hafen, der alte Portus Herculis, wurde 1295 von Karl von Anjou zum Freihafen erhoben. Im 16. Jahrh. zerstörten die Türken die Stadt. Der Herzog Emanuel Philipp baute sie wieder auf u. schützte sie durch eine Citadelle. V. erlangte später als einziger sardinischer Kriegshafen Bedeutung. Daher sank es auch rasch wieder, als Sardinien 1814 durch die Erwerbung Genua's seine Marine-Etablissements nach letzterer Stadt verlegte. 1858 trat Sardinien den Hafen pachtweise auf 20 Jahre als Kohlenstation an Rußland ab. Mit Nizza kam V. 1860 an Frankreich.

**Villafranca del Panadés** (spr. Wilja—), Stadt mit etwa 5500 E. in der span. Prov. Barcelona, Fürstenthum Catalonien, liegt in 243 m. Seehöhe am Küstenflusse Foix u. an der Eisenbahnstrecke Tarragona-Barcelona. Die finstere u. verödete Stadt mit altem goth. Palaste der Könige von Aragonien, denen V. früher gehörte, hat mehrere Kirchen u. Klöster, einige Fabrikation u. ist Hauptort des 112 Ortschaften enthaltenden Kantons el Panadés, der viel Feigen hervorbringt. V. wurde von den Karthagern gegründet.

**Villafranca di Verona**, Marktflecken mit 3898 E. (1871) in der ital. Prov. Verona, Landestheil Venetien, liegt am Tione u. an der Linie Avio-Verona-Mantua der oberital. Eisenbahn, hat ein Kastell aus dem 14. Jahrh. u. bedeutende Seidenkultur. — Am 11. Juli 1859 fand hier die Zusammenkunft zwischen den Kaisern Franz Josef u. Napoleon III. statt, welcher der nach V. genannte Friedensschluß folgte, demzufolge Oesterreich den größten Theil der Lombardei an Sardinien abtrat.

**Villāni**, Giovanni, ital. Historiker, von dessen Lebensverhältnissen wir nur wissen, daß er dem Handelsstande angehörte, mehrfach angesehene Aemter in seiner Vaterstadt Florenz bekleidete, 1300 eine Pilgerreise nach Rom unternahm, hier den Plan zu einem, dem Ruhme von Florenz gewidmeten Geschichtswerk faßte u. alsbald mit der Ausarbeitung begann u. 1348 als ein Opfer der großen Pest starb. Dieses Geschichtswerk, „Historie Fiorentine" od. „Cronica universale" betitelt, erzählt die Schicksale der Stadt von ihrer Gründung bis 1348 unter steter Berücksichtigung der allgemein italienischen Geschichte in einer einfachen u. treuherzigen Sprache u. ist eine der werthvollsten Quellen für unsere Kenntniß der Geschichte Italiens im spätern Mittelalter, zugleich von großer Bedeutung als eins der ältesten ital. Prosawerke. Dem aus 12 Büchern bestehenden Werke fügte nach V.'s Tode sein Bruder Matteo ein 13. Buch hinzu; dasselbe reicht bis 1364, in welchem Jahre auch Matteo an der Pest starb. Ausgaben von V.'s „Chronik" besorgten Muratori (Bd. 13 von dessen „Rerum italicarum scriptores") u. besser Moutier (14 Bde, Flor. 1823—26). — Giovanni's Sohn Filippo, Rechtsgelehrter u. Richter, schrieb „De origine civitatis Florentinae et ejusdem civibus", ein Werk, dessen erster Theil fast nur Fabeln enthält u. ungedruckt blieb, während der zweite, „Liber de civitatis Florentinae

famosis civibus“, als eine Art ältester vaterländischer Literaturgeschichte von hohem Werthe ist (herausgeg. von Galletti, Flor. 1847) u. schon früh ins Italienische übersetzt wurde (letzterer Text herausgeg. von Mazzuchelli, 1747, u. von Moutier als Anhang zu dessen Ausgabe der „Chronik“, s. o.).

**Villareal** (spr. Wiljareal). — 1. **V.**, Stadt mit etwa 8000 E. in der span. Prov. Castellon, Königreich Valencia, liegt nahe am Mittelmeer in der rothen Ebene la Plana u. an der Bahn Valencia-Tarragona, ist mit alten Mauern umgeben, in Form eines Quadrats gebaut u. hat schöne gerade Straßen. — 2. **V.**, Stadt mit 5097 E. (1863) in der portug. Provinz Trazos Montes, liegt malerisch in 420 m. Seehöhe im tiefen Thale des Lorgo, der zum Duoro (Duero) fließt, hat ein altes Kastell, ist Mittelpunkt des Weindistrikts Alto Duoro u. hat große Weinniederlage.

**Villars** (spr. Wilärß), Claude Louis Hector, Herzog v., franz. Feldherr, geb. 8. Mai 1653 zu Moulins, war der Sohn des Generals u. Diplomaten Marquis Pierre de V., der im Namen Ludwig's XIV. 1688 mit Max Emanuel von Bayern über die Erhebung von dessen Bruder Joseph Clemens zum Erzbischof von Köln verhandelte. Nachdem er selbst sich schon im holländischen Kriege unter Vauban bei der Belagerung Mastrichts (1673) u. später als Diplomat bei den Verhandlungen über die span. Erbfolge am Wiener Hofe ausgezeichnet hatte, stand er 1701 bei der ital. Armee, erhielt aber 1702 zum ersten Male ein eigenes Kommando am Rhein, wo die Kaiserlichen u. Reichstruppen vereinigt Landau eingenommen hatten. Nachdem er 17. Okt. den Markgrafen Ludwig von Baden bei Friedlingen geschlagen u. dafür den Marschallstab erhalten hatte, brachte er im Mai 1703 in Oberschwaben die Verbindung mit dem von allen Seiten bedrängten Kurfürsten von Bayern zu Stande. V. hielt die obere u. mittlere Donau besetzt, während jener in Tirol einbrach, um sich dieses zu erobern u. Vendôme die Hand zu reichen, der von Italien aus heranzog. Als dieses Unternehmen fehlschlug (s. „Tirol, Geschichte“), bot er dem Kurfürsten abermals einen Rückhalt, überraschte u. schlug mit ihm gemeinsam den General Styrum 30. Sept. 1703 bei Höchstädt u. zwang dadurch auch den Markgrafen von Baden zum Rückzuge. Da sich von jetzt an Beide nicht mit einander verständigen konnten, rief Ludwig XIV. V. auf Bitten des Kurfürsten ab u. schickte ihn gegen die Camisarden, die er 1704 zum Gehorsam brachte. Mit um so größerem Vertrauen übertrug ihm nun der König 1706 den Oberbefehl an der Mosel. Er nahm bei Sierk zwischen den Festungen Stellung, zog Truppen von allen Seiten heran u. bewog dadurch Marlborough, 17. Juni unerwartet den Rückzug anzutreten. So konnte V. wieder ins Elsaß einbrechen u. Hagenau erobern, ja er überwältigte im Mai 1707 die Linien von Stollhofen, brandschatzte Schwaben u. einen Theil von Franken u. lud Karl XII. ein, ihm bis Nürnberg entgegenzukommen. Doch dieser wies alle Anträge ab, u. V. mußte sich vor der stärkern Armee der Kaiserlichen langsam bis an den Rhein zurückziehen. Ueberdies bedurfte der König seiner auf dem Hauptschlachtfelde in den Niederlanden. Hier kam es zwischen Tournay u. Mons 11. Sept. 1709 zur blutigen Schlacht bei Malplaquet, die nur dadurch zu einer vollkommenen Niederlage wurde, daß V. verwundet das Kommando an Boufflers übertrug u. dieser zaghaft den Rückzug anordnete. 1710 schützte V. geschickt Cambray u. Arras vor einer Belagerung u. war überhaupt beschäftigt, eine Schlacht zu vermeiden u. doch Frankreich nach Osten u. Norden zu schützen, bis der Friede unterzeichnet wäre, über den man schon während des Krieges berieth. Nachdem er zu Utrecht mit England abgeschlossen war, vermochte V. seine ganze Macht gegen Eugen zu wenden u. beschleunigte durch die Beherrschung des ganzen Oberrheinthales von Freiburg bis Kaiserslautern den Abschluß des Friedens zu Rastatt im März 1714. Von Ludwig XIV. wurde V. zum Pair u. Herzog erhoben u. zum Mitgliede des Regentschaftsraths für Ludwig XV. bestimmt. Unter diesem Könige erschien er während des Polnischen Erbfolgekrieges 1733 noch einmal als Feldherr in Italien u. eroberte mit Karl Emanuel III. von Sardinien einen Theil der Lombardei, gerieth aber mit diesem Verbündeten Frankreichs in Streit, bat um seine Zurückberufung u. starb auf der Heimkehr 17. Juni 1734 zu Turin. — Vergl. „Mémoires du duc de V.“ (3 Bde., Amst. 1736) u. Anquetil, „Vie du Mar. duc de V.“ (4 Bde., Par. 1784).





**Villaviciosa** (spr. Wiljawisiossa), José, span. Dichter, geb. 1589 zu Siguenza; studirte Theologie u. Jurisprudenz, wurde 1622 Relator beim Inquisitionstribunal zu Madrid, 1628 Inquisitor des Königreichs Murcia u. 1644 Inquisitor zu Cuenca, wo er 28. Okt. 1658 starb. Von seinen Gedichten ist allein erhalten das 1615 geschriebene, höchst anmuthige burleske Epos „Mosquea“ (Krieg der Fliegen u. Mücken), ein Nachahmung des pseudo homerischen Froschmäusekrieges (Cuenca 1615; beste Ausgabe Madr. 1777).

**Villefranche de Rouergue** (spr. Wihlfrangsch do Ruerg'), ehemalige Hauptstadt der untern Marche du Rouergue, mit 7424 E. (1872), im franz. Departement Aveyron, liegt in 267 m. Seehöhe am rechten Ufer des Aveyron u. an der Linie Périgueux-Figeac-Toulouse der Orleansbahn, ist Sitz der Behörden des gleichnamigen Arrondissements, hat **Handelsgericht, Eisenwerk, Glockengießerei, Kesselfabrik,** fertigt leinene u. baumwollene Waaren u. treibt Handel.

**Villegas** (spr. Wiljehgas), Esteban Manuel de, berühmter span. Lyriker, geb. 1595 zu Najera in Altcastilien u. gestorben ebendaselbst 3. Sept. 1669. Von seinen sonstigen Lebensumständen haben wir nur spärliche Nachrichten. Er scheint nach Vollendung seiner Jugendbildung seine ganze Lebenszeit ruhig u. zurückgezogen in seiner Vaterstadt verbracht zu haben, woselbst er ein bescheidenes Amt bekleidete. V. gehört zu den hervorragendsten Vertretern der span. Renaissancelyrik. Sein Hauptbestreben war, den Geist u. die Form der griechisch-römischen Lyrik auf die spanische zu übertragen, ein Bestreben, welches er in erfolgreicher Weise theils durch Uebersetzungen, theils durch Nachbildungen der lyrischen Poesien des Anakreon, des Horaz u. A. verwirklichte. V.' Dichtungen (zuerst Najera 1617; zuletzt 2 Bde., Madrid 1797) zeichnen sich durch ungemeinen Wohllaut u. eine staunenswerthe Beherrschung der Sprache aus. Im Allgemeinen muß jedoch V.'s Einfluß auf die Entwicklung der span. Poesie als ein nachtheiliger bezeichnet werden, indem durch denselben die span. Lyrik dem nationalen Geiste entfremdet u. zu einer bald in geistlose Formenspielerei ausartenden Nachbildung antiker Muster hingedrängt wurde. Außer seinen Dichtungen verfaßte V. auch mehrere gelehrte philologische Werke, von denen die Uebersetzung des Boëthius das am meisten bekannte u. bis jetzt einzig gedruckte (Madr. 1665) ist.

**Villegiatura** (ital., spr. Willedschatura, von villegiare, auf dem Lande leben), Erholungsaufenthalt auf einem Landsitze; Sommeraufenthalt.

**Villemain** (spr. Wihl'mäng), Abel François, franz. Staatsmann u. Gelehrter, geb. zu Paris 11. Juni 1790; erhielt in der Anstalt des Hellenisten Planche eine vortreffliche Bildung, ließ sich dann in der Rechtsschule immatrikuliren, erhielt 1811 durch Fontanes, den damaligen Großmeister der Universität, eine Professur der Rhetorik am Lycée Charlemagne u. dann eine solche an der Normalschule u. erwarb sich 1812 durch eine „Lobrede auf Montaigne“ den ersten Preis der Franz. Akademie. Als geistreicher causeur u. ein Mann, der sich vortrefflich seiner Umgebung anzuschmiegen wußte, wurde V. einer der Löwen in den Salons der letzten Jahre des Kaiserreichs u. durch den Grafen Narbonne auch dem Kaiser empfohlen, dessen Gunst er sich indeß durch ein freies Wort wieder verscherzte. In einer nach dem Einzug der verbündeten Monarchen von der Akademie veranstalteten feierlichen Sitzung las V. seine zweite Preisschrift „Ueber die Vortheile u. Nachtheile der Kritik“, vor, worin er den König von Preußen u. den Zaren feierte, was ihm später häufig zum Vorwurf gemacht wurde; doch erhielt er nach der Restauration als Stellvertreter Guizot's die Lehrkanzel für moderne Geschichte an der Sorbonne u. 1816 die Titularprofessur für franz. Beredsamkeit. Damit begann die Glanzperiode seines Wirkens; seine Vorträge zu hören, wurde ordentlich zu einer „noblen Passion“. Je nach der herrschenden Windströmung war V. bald ultraroyalistisch, bald liberal, stets aber unvergleichlich in der Geschicklichkeit, den einflußreichen Persönlichkeiten unter seinen Zuhörern Artigkeiten u. Schmeicheleien zu sagen. Seit 1821 Mitglied der Akademie, ward er von dieser 1827 beauftragt, mit Châteaubriand u. Lacretelle dem Ministerium Polignac eine Vorstellung gegen das Institut der Censur zu überreichen. Infolge dieser Arbeit entzog ihm die Regierung die ihm schon 1819 verliehene Stelle eines Requetenmeisters beim Staatsrathe. 1830 von der Stadt Evreux in die Kammer gewählt, ließ sich V., den Sturz der Bourbons voraussehend, auf einer Bank der äußersten Linken nieder, doch hatte er als

politischer Redner nur geringen Erfolg. Ludwig Philipp machte ihn nach einander zum Mitglied des königlichen Unterrichtsraths, Vizepräsident desselben, Pair von Frankreich u. Großmeister der Universität, u. ward V. 1839 zum ersten Mal Unterrichtsminister. Damals behielt er auch den Posten nur wenige Monate, doch kehrte er im folgenden Jahre auf denselben zurück. Heftige Angriffe nam. der Klerikalen verstimmten ihn aber aufs Aeußerste, u., im Dez. 1844 von einem leichten Schlaganfall betroffen, stürzte er sich aus einem Parterrefenster auf die Straße. Er kam zwar mit leichter Verletzung davon, auch seine Gemüthsstörung ward gehoben, aber er verlor sein Ministerportefeuille. 1846 trat er wieder als Redner in der Kammer auf, zog sich aber nach der 1848er Februarrevolution vom polit. Schauplatz zurück. Vom Jan. bis Mai 1852 nochmals Mitglied des Staatsraths, verzichtete er unterm 2. Kaiserreich auf jede öffentliche Thätigkeit u. starb zu Paris 8. Mai 1870. Seine Hauptwerke sind: „Tableau de l'éloquence chrétienne au IV. siècle" (Par. 1827; n. Aufl. 1861); „Cours de littérature française" (6 Bde., ebd. 1828—30; n. Aufl., 5 Bde., 1871); „Études de littérature ancienne et étrangère" (ebd. 1846; n. Aufl. 1865);

Nr. 5411. Abel François Villemain (geb. 11. Juni 1790, gest. 8. Mai 1870).

„Choix d'études sur la littérature contemporaine" (ebd. 1857); „Souvenirs contemporains d'histoire et de littérature" (ebd. 1853; n. Aufl. 1864; deutsch 1854); „M. de Chateaubriand" (ebd. 1857) u. „Histoire de Grégoire VII" (2 Bde., ebd. 1873). Außerdem enthalten seine „Essais littéraires" u. „Discours et mélanges littéraires" (2 Bde., 1823; 3. Aufl. 1825) vortreffliche Studien u. Aufsätze, während seine Biographie Cromwell's (1819) u. sein historischer Roman „Laxaris ou les Grecs du XV. siècle" (1825) unbedeutend sind.

**Villena** (spr. Wiljehna), Don Enrique, span. Gelehrter, wurde als Sprößling eines sehr vornehmen, mit dem königl. Hause von Aragon verwandten Geschlechtes — weshalb er auch oft, obwol fälschlich, als „Markgraf" bezeichnet wird — 1384 geboren u. für die kriegerische Laufbahn bestimmt, widmete sich aber vielmehr den Wissenschaften u. erwarb sich für jene Zeit so bedeutende Kenntnisse, daß er sogar in den Ruf der Zauberei kam. Von Heinrich III. von Castilien wurde er, als angeblich zur Verwaltung seiner Güter unfähig, derselben beraubt; auch trennte der König seine freilich unglückliche Ehe, aber wol kaum aus Gunst für V., sondern aus Liebe zu dessen Gattin. Als Entschädigung für seine Güter erhielt er von Heinrich III. die Würde eines Großmeisters des Ordens von Calatrava; aber diese Ernennung wurde von den Rittern angefochten u. nach des Königs Tode 1407 annullirt, auch erklärte der Papst die Auflösung von V.'s Ehe für nichtig. 1412 begab sich V., nachdem sein Oheim Don Fernando el Honesto zum Könige von Aragon erwählt war, an dessen Hof nach Saragossa u. ließ bei Gelegenheit der Krönungsfeierlichkeiten eine von ihm verfaßte Moralität aufführen, die zu den ersten Erzeugnissen der span. dramatischen Literatur gehörte, aber nicht erhalten ist. Auch gründete er zu Barcelona eine Dichtergesellschaft nach provençalischem Muster u. schrieb eine „Arte de trobar". Später in große Dürftigkeit gerathen, erhielt V. nach langem Bitten von den Vormündern des Königs Johann II. von Castilien die Herrschaft Iniesta u. lebte hier in Zurückgezogenheit seinen Studien. Er starb während eines Aufenthaltes in Madrid 1434. Von seinen Werken ist außer jener „Arte de trobar" die mythologische Abhandlung über die Arbeiten des Hercules berühmt geworden; kulturhistorisches Interesse hat auch seine „Arte cisoria" (d. h. „Anleitung zur Tranchirkunst", zuerst gedruckt Madrid 1766).

**Villeneuve d'Agen** od. sur Lot (spr. Wihlnöhw' d'Aschang od. ßür Loh), Stadt mit 8512 E. (1872) im franz. Dep. Lot et Garonne, liegt am Lot, über den in 18 m. Höhe die aus dem 13. Jahrh. stammende Brücke Pont-neuf führt, u. an der Zweiglinie Penne-V. der Orleansbahn. Die ehemals befestigte Stadt ist Sitz der Behörden des gleichnamigen Arrondissements u. treibt einigen Handel.

**Villeroi** (spr. Wihlroa), Nicolas de Neufville, Herr v., franz. Staatsmann, geb. 1542; war Minister der Könige von Karl IX. an bis Ludwig XIII. Heinrich III. rieth er 1585, die Macht der kathol. Ligue dadurch unschädlich zu machen, daß er mit ihr einen Vertrag schloß. 1589 suchte er in Paris als Rathgeber Karl's v. Mayenne die Sache der Katholiken gegen Heinrich IV. zu vertheidigen. Als Minister Heinrich's IV. verfocht er die Idee, daß die politische Einheit der Nation mehr von Bedeutung sei als die religiöse, obwol er persönlich ein Freund u. Beförderer der Jesuiten war u. die Meinung vertrat, der König solle sich allein mit der stärkern Partei der Katholiken verbinden. Sein Ministerium, welches er durch die Regentin Marie v. Medici verlor, erhielt er nach der Beseitigung des Marquis von Ancre 1617 wieder, starb aber schon 12. Nov. desselben Jahres zu Rouen. Seine Memoiren (zuerst Paris 1622, am vollständigsten Amsterdam 1725, 7 Bde.) enthalten eine reiche Fülle von Aktenstücken. — Nicolas, Enkel des Vorigen, geb. 1598, wurde militärischer Erzieher Ludwig's XIV., 1646 Marschall u. 1663 Herzog v. V. Er starb 1685. — François **de Neufville,** Herzog **v. V.,** des Vorigen Sohn, geb. 7. April 1643 u. persönlich bei Ludwig XIV. beliebt, that sich lange Zeit nur als Elegant hervor u. war bei den Damen, auch bei den vornehmsten, so sehr beliebt — man nannte ihn nur „le charmant V." — daß er wegen allerhand Liebesaffairen vom Hofe entfernt werden mußte. Er lebte seitdem in Lyon u. erbte dieses Gouvernement seines Vaters 1685. Die Gunst des Königs erfuhr er 1694 wieder, als er, ohne militärisches Verdienst zu besitzen, Marschall wurde. An der Spitze von 10,000 Mann verhinderte er nicht, daß Wilhelm III. 1695 Namur wieder eroberte, vermied jede Schlacht u. ließ nur, auf Ludwig's XIV. speziellen Befehl, die offene Stadt Brüssel bombardiren. Trotzdem wurde er 1701 an Stelle Catinat's mit der Führung der ital. Armee betraut, aber sofort 2. Sept. von Prinz Eugen bei Chiari zurückgeschlagen u. 1. Febr. 1702 durch Ueberfall von Cremona gefangen genommen. Voll Eifer, aber ohne Geschick u. Kenntniß, trat er nach seiner Auslösung auch 1706 in den Niederlanden auf. Ohne genügenden Grund verließ er seine feste Stellung bei Löwen u. stellte sich bei Ramillies an der Geete 23. Mai Marlborough entgegen, der ihm trotz seiner geringern Truppenzahl eine vollkommene Niederlage beibrachte. V. verlor 12—15,000 Mann u. alle Kanonen bis auf sechs, wenige Tage später aber bei der kopflosen Flucht aus den Niederlanden wurden auch die noch übrigen 40,000 Mann fast ganz aufgerieben. Am Hofe nannte man ihn seitdem den „unglücklichen Marschall", Ludwig XIV. aber bewahrte ihm seine Gunst bis zu seinem Tode u. stand nicht an, ihm die Erziehung seines Nachfolgers zu übertragen. Nachdem man ihn längst geheimer Intriguen verdächtigt hatte, weil er offen u. insgeheim die Regentschaft des Herzogs von Orleans tadelte, ließ ihn dieser unter dem Vorwande, daß er mit den Gegnern der Regierung im Bunde stehe, 12. Aug. 1722 verhaften u. erst auf seinen Landsitz, dann in sein Gouvernement Lyon verweisen, wo er 18. Juli 1730 starb.

**Villon,** François (eigentlich François de Monterbier od. Montcorbier geheißen), burlesker franz. Dichter, wurde 1431 zu

Paris geboren. Sein Leben bietet ein merkwürdiges Beispiel dafür dar, wie hohe dichterische Begabung sich mit höchster moralischer Verworfenheit verbinden kann. V. empfing eine gute Jugendbildung u. beendete sogar seine Universitätsstudien, sank aber dennoch später so tief, daß er Mitglied einer Diebesbande, zum Räuber u. selbst zum Mörder, infolge dessen wiederholt verhaftet u. 1457 sogar zum Galgen verurtheilt u. nur auf Verwendung mächtiger Gönner zur Verbannung begnadigt wurde. Er starb vermuthlich 1461 zu Paris. V. kann als der erste neufranz. Lyriker bezeichnet werden, denn in seinen Dichtungen, von denen „Le grand testament" u. „Le petit testament" die bedeutendsten sind, findet sich zuerst jene anmuthige Leichtigkeit der Form u. jene gefällige Heiterkeit, mitunter auch Leichtfertigkeit des Inhaltes, welche seitdem für die französische Lyrik charakteristisch geworden sind. Die erste Ausgabe von V.'s Werken erschien 1489 (Par.), eine neue besorgte Lacroix („Oeuvres complètes de Fr. V.", Par. 1854). Vergl. Campaux, „Fr. V., sa vie et ses oeuvres" (Par. 1859); Nagel, „Fr. V., Versuch einer kritischen Darstellung seines Lebens nach seinen Gedichten" (Mülheim a. d. R. 1856).

**Vilmar,** Aug. Friedrich Christian, einer der Hauptführer der strengluther. Partei, daneben hochverdient um die deutsche Literaturgeschichte, geb. 21. Nov. 1800 zu Solz im damaligen Kurhessen; studirte zu Marburg Theologie u. wirkte dann in verschiedenen Schulämtern bis 1833, wo er die Direktion des Gymnasiums zu Marburg übernahm. Wie schon früher, hat V. in dieser Stellung auf das gelehrte Schulwesen in Hessen einen tiefgehenden Einfluß ausgeübt. 1850 trat er als Konsistorialrath in das Ministerium des Innern ein. Ueber die Zustände in Hessen, welche zum Theil unter V.'s Beihülfe geschaffen wurden, s. „Hessen-Kassel" u. „Hassenpflug". Nach dem Sturze des Letztgenannten wurde V. 1855 ordentl. Professor der Theologie zu Marburg u. starb daselbst 30. Juli 1868. Von den theologischen Schriften V.'s, welche von einer nahezu kathol. Auffassung des Kirchenbegriffs ausgehen u. im Geiste des schroffsten Konfessionalismus gehalten sind, heben wir hervor: „Die Theologie der Thatsachen wider die Theologie der Rhetorik" (Marburg 1856, 4. Aufl. 1876), eine Art Programm seines Standpunktes. Nach seinem Tode wurden herausgegeben: die Vorlesungen über „Theologische Moral" von Israel (3 Thle., Gütersloh 1871—72); das „Lehrbuch der Pastoraltheologie" von Piderit (Gütersloh 1872); die pastoraltheologischen Aufsätze „Kirche u. Welt" (2 Bde., Gütersloh 1872 bis 1873); „Predigten u. geistliche Reden" (Marb. 1876); die „Dogmatik" von Piderit (2 Bde., Gütersloh 1874—75). — Höchst verdienstlich waren V.'s Bemühungen um die Erforschung u. schwungvolle Darstellung der deutschen Literatur, bes. der altdeutschen. Aus Vorlesungen, die er 1843—44 in Marburg hielt, entstand die „Geschichte der deutschen Nationalliteratur" (2 Bde., 18. Aufl., Marb. 1877). Außerdem nennen wir: „Deutsche Alterthümer im Heliand" (2. Ausg., Marb. 1862); die „Deutsche Schulgrammatik" (Marb. 1840), später unter dem Titel „Anfangsgründe der deutschen Grammatik" (6. Aufl., 1864); das „Spicilegium hymnologicum" (Marb. 1857); das „Deutsche Namenbüchlein" (5. Aufl., Frankf. 1864); das „Handbüchlein für Freunde des Volksliedes" (Marb. 1867), endlich das werthvolle „Idiotikon von Kurhessen" (Marb. 1868). Die Aufsätze V.'s in dem 1848—51 von ihm herausgegebenen „Hessischen Volksfreund" erschienen gesammelt unter dem Titel „Zur neuesten Kulturgeschichte Deutschlands" (3 Thle., Frankf. 1858—67).

**Vils.** 1. **V.**, ein rechter Nebenfluß der Naab im bayer. Reg.-Bez. Oberpfalz, der im N. des Bezirks entspringt, direkt nach S. fließt, bei Amberg für Kähne schiffbar wird u. nach 12 M. langem Laufe bei Kalmünz mündet. — 2. **V.**, ein rechter Nebenfluß der Donau im Reg.-Bez. Niederbayern, entspringt an der Grenze von Ober- u. Niederbayern, schlägt eine ostnordöstl. Richtung ein u. mündet nach 12 M. langem Laufe bei Vilshofen.

**Vinaigre** (franz., spr. Winäg'r), Weinessig.

**Vincennes** (spr. Wängßenn'), vor der Revolution la Pisotte genannt, Marktflecken mit 17,064 E. (1872) im franz. Dep. der Seine, liegt ½ Stunde südöstl. von Paris an der Linie Paris-V.-Brie Comte Robert der franz. Ostbahn, hat Porzellanfabrik, Weberei u. ansehnlichen Handel. Einziges namhaftes Bauwerk des unbedeutenden Ortes ist sein altes, festes Schloß mit neun Thürmen u. hochragendem, freistehendem Wartthurm (Donjon), im 14. Jahrh. von Philipp von Valois angefangen u. von Karl V. vollendet; der Wald von V. wurde mit einer Mauer umzogen u. in einen Park umgewandelt. Das Schloß diente in der Folge als Staatsgefängniß u. wurde erst später mit dem 1808 erbauten neuen Schlosse u. den Forts in die Befestigungen von Paris gezogen, seinen Charakter als Staatsgefängniß behielt es aber trotzdem bei. Unter dem Schutze seiner Befestigungen hat V. einen großen Artilleriepark, große Werkstätten für die Artillerie, eine Schießschule für Offiziere, ein Asyl für kranke u. verwundete Soldaten 2c. Zu seiner Besatzung gehört ein Bataillon Scharfschutzen, die berühmten Chasseurs de V. Im Wallgraben von V. ließ Napoleon I. 1804 den Herzog von Enghien (s. d.) erschießen, dem in der schönen Schloßkapelle ein Denkmal gesetzt worden ist. — Das Ver Wäldchen (Bois de V.) ist ein Erholungsort für die Pariser.



**Vincenz von Beauvais** (lat. Vincentius Bellovacensis), gelehrter Scholastiker, lebte als Dominikaner zu Beauvais, häufig auch am Hofe Ludwig's IX., u. starb um 1264. Abgesehen von seiner Bedeutung als Prediger u. Lehrer, hat sich V. vor Allem als Verfasser des „Speculum majus" (großen Spiegels; daher sein Beiname speculator) berühmt gemacht. Dasselbe ist eine Encyklopädie des ganzen damaligen Wissens u. zerfällt in das Speculum naturale (Naturwissenschaften), Speculum doctrinale (Philosophie, Grammatik, Mathematik, Medizin 2c.) u. Speculum historiale (Weltgeschichte bis 1254). Der vierte Theil, das Speculum morale, stammt nicht von V. Das Speculum majus erschien im Druck zuerst 1473 zu Straßburg, dann öfter, auch franz. u. holl.; alle vier Theile als „Speculum quadruplex" (Douai 1624). Von anderen Schriften des V. ist bes. das Werk über die Prinzenerziehung berühmt („De institutione filiorum regiorum seu nobilium", Basel 1481; deutsch von Schlosser, Frankf. 1819).

**Vincenz von Paula,** s. „Paula".

**Vinci,** Leonardo da, s. „Leonardo".

**Vincke,** Friedrich Ludwig Wilhelm Philipp, Frhr. v., preuß. Staatsmann, geb. zu Minden 23. Dez. 1774 als Sohn eines Osnabrück'schen Landdrostes, der nam. in Preußen begütert u. auch Domdechant in Minden war; studirte seit 1792 in Marburg, Erlangen u. Göttingen Jura u. Cameralia u. trat 1795 als Referendar der kurmärkischen Kammer u. des Berliner Manufakturkollegiums in den preuß. Staatsdienst. Seit 1798 Landrath für das Fürstenthum Minden, ging er 1802 im Auftrag des Ministers v. Heinitz nach Spanien, um Merinos zur Veredlung der deutschen Schafzucht zu kaufen, wurde 1803 Präsident der ostfries. Kriegs- u. Domänenkammer in Aurich u. 1804 Kammerpräsident zu Münster u. Hamm. Auch nach dem Einmarsch der Franzosen 1806 blieb V. noch eine Zeit lang in amtlicher Thätigkeit, begab sich dann aber nach England, um dort auf eigene Hand für das vaterländische Interesse zu wirken, u. erhielt nach dem Frieden von Tilsit 1809 das Oberpräsidium der Regierung in Potsdam. 1810 nahm er seine Entlassung, zog sich auf seine Güter in Westfalen zurück, wo er das klassische Werk „Ueber die innere Verfassung Großbritanniens" (herausgeg. von Niebuhr, Berl. 1816) schrieb, u. lebte hierauf, mit der Landwirthschaft beschäftigt, auf Ickern bei Dortmund, dem Gute seiner Gattin, bis er, den franz. Behörden verdächtig, 1812 verhaftet, seiner Papiere beraubt u. auf das linke Rheinufer verwiesen ward. Kaum aber waren die Preußen nach Westfalen vorgedrungen, als V. dahin zurückkehrte u. als Civilgouverneur die Verwaltung des Landes übernahm, wo er nun Freiwillige aufrief u. die Landwehr u. den Landsturm organisirte. Auch nachdem er 1815 Oberpräsident der neu zu organisirenden Provinz Westfalen geworden, wußte er das Volk zur Theilnahme an dem neuen Kampfe gegen den von Elba zurückgekehrten Napoleon zu begeistern. Rastlos u. mit praktischem Sinn war er nachher für das Wohl seiner Provinz thätig. Er schuf eine Menge Kunststraßen, trocknete Moräste aus, machte die Lippe bis Hamm schiffbar, richtete einen großen Rheinhafen bei Ruhrort ein, sorgte für die feste Bestimmung der Rechte zwischen den Gutsherren u. Bauern, wirkte für die Landeskultur durch die Gemeinheits- u. Heidetheilung, für den öffentlichen Unterricht u. für die Armen u. widmete auch den wissenschaftlichen Instituten seine Aufmerksamkeit. Seit 1817 auch Mitglied des Staatsraths u. seit 1825 Wirklicher Geheimer Rath, starb V. zu Münster 2. Dez. 1844. Ihm zu Ehren wurde 3. Aug. 1857 auf Hohensyburg bei Dortmund ein 30 m. hoher Thurm („V.'s Denkmal") errichtet.

Vgl. E. v. Bodelschwingh, „Leben des Oberpräsidenten Frhrn. v. V." (1. Thl., bis 1816 reichend, Berl. 1853); „V., Westfalens Oberpräsident, sein Leben u. seine Zeit" (Lemgo 1858). — Ernst Friedrich Georg, Frhr. **v. V.**, ältester Sohn des Vorigen, Politiker, geb. zu Busch bei Hagen in der Grafschaft Mark (Westfalen) 15. Mai 1811; studirte seit 1828 in Göttingen u. Berlin die Rechte, trat 1832 als Auskultator beim Berliner Stadtgericht gleichfalls in den preuß. Staatsdienst, wurde 1834 Referendar beim Land- u. Stadtgericht in Minden u. war 1837—48 Landrath des Kreises Hagen. Schon als Abgeordneter der Ritterschaft seiner heimatlichen Grafschaft auf den westfälischen Landtagen machte er sich 1843 u. 1845 nicht blos als Redner, sondern auch durch seine Anträge auf Einführung einer reichsständischen Verfassung sowie durch Befürwortung anderer freisinniger Maßregeln bemerklich. Mehr in den Vordergrund trat er auf dem Vereinigten preuß. Landtage von 1847, wo er die feudalständischen Reaktionsgelüste mit Eifer bekämpfte. Am 18. März 1848 kam er während des Straßenkampfes nach Berlin,

Nr. 5415. Ernst Friedrich Georg Frhr. v. Vincke (geb. 15 Mai 1811, gest. 3. Juni 1875)

u. seinem Einflusse an hoher Stelle glaubte man theilweise die Einstellung des Kampfes zuschreiben zu müssen. In der Frankfurter Nationalversammlung, wo er den Kreis Hagen vertrat, zählte er zu den hervorragendsten Führern der konstitutionellen u. erbkaiserlichen Partei. Ende Febr. 1849 in die Zweite preuß. Kammer gewählt, trat er gleich entschieden gegen die Politik der Regierung wie gegen die demokratische Linke auf. Eine Wiederwahl in die neue Kammer lehnte er im August ab, nahm aber ein Mandat ins Volkshaus des Erfurter Parlaments an, gehörte auch 1850—51 wieder der Zweiten preuß. Kammer an, wo er fortdauernd den reaktionären Tendenzen energisch opponirte. Wie hier, war er 1862—63 auch im Abgeordnetenhause Führer der liberalen Partei u. saß nochmals in demselben 1866—67; damals wurde V. durch eine eigensinnige Opposition wegen einer Lappalie der eigentliche Urheber des Sturzes der liberalen Aera u. des langjährigen Militärkonflikts u. machte sich überdies durch seine Herrschsucht seinen eigenen Parteigenossen unbequem. 1867 saß er als Mitglied des Norddeutschen Reichstags im Centrum u. zog sich in demselben Jahre auf das ererbte Familienstammgut Ostenwalde im Hannöverschen zurück, wo er sich nur noch an Gemeinde- u. Kreistagen betheiligte. Er starb 3. Juni 1875 im Bade Oeynhausen bei Minden. In kirchlicher Beziehung hatte V. der strengeren Richtung angehört. — Sein Bruder Karl Friedrich Gisbert, Frhr. **v. V.**, geb. zu Busch 6. Sept. 1813, studirte 1830—34 in Heidelberg u. Berlin die Rechte, trat 1842 als Mitglied in das Regierungskollegium zu Potsdam ein, wurde 1846 als Regierungsrath nach Münster versetzt, schied 1860 aus dem Staatsdienst, siedelte nach Frankfurt a. M. über u. lebt jetzt zu Freiburg i. Br. Er hat sich als Dichter, nam. im Fache der Ballade u. Sage, vortheilhaft bekannt gemacht. Er veröffentlichte bisher: „Ein Sommernachtstraum" (Münster 1851); „Rose u. Distel" (Poesien aus dem Engl. u. Schott., Dessau 1853; 2. Aufl., Weimar 1865); „Bilder aus Italien" (Dessau 1854); „Sagen u. Bilder aus Westfalen" (Hamm 1856; 2. Aufl. 1857); „Zeitvertreibe" (einaktiges Lustspiel in Versen, ebd. 1856); „Gedichte" (Berl. 1860; 2. Aufl., Iserlohn 1862); „Im Bann der Jungfrau" (Novellen, 3 Bde., Hann. 1864; 2. Aufl. 1872); „Reisegeschichten" (Münster 1869); „Lustspiele" („Theorie u. Praxis", „Eine Ehe mit Hindernissen", „Die Feuerprobe", ebd. 1869); „ABC für Haus u. Welt" (Aus der Mappe eines alten Diplomaten, ebd. 1870; 2. Aufl., Berl. 1875); „Anno 70 in drei Liedern" (Münster 1871) ꝛc. Auch bearbeitete er einige Stücke Shakespeare's für die deutsche Bühne. — Karl Friedrich Ludwig, Frhr. **v. V.-Olbendorf** (so genannt nach seinem Guten Olbendorf bei Grottkau im Reg.-Bez. Breslau), geb. zu Minden 17. April 1800; diente seit 1817 im preuß. Heere, wurde 1829 dem Generalstab beigegeben, hielt sich 1837—40 in militärischer Sendung in der Schweiz auf, nahm 1843 als Oberstleutnant seinen Abschied u. lebte seitdem meist auf jenem, 1841 erkauften Gute. 1849—54 u. von 1858 bis zu seinem Tode war er Mitglied des preuß. Abgeordnetenhauses; auch saß er 1866 u. 67 im Norddeutschen Reichstage. Seiner altliberalen Richtung blieb er bis zuletzt getreu. 1864 veröffentlichte er eine Schrift über „Die Reorganisation des preuß. Heerwesens". Er starb kinderlos zu Berlin 18. Mai 1869.

**Vinckeboons** (nicht Vinckebooms), David, Genre- u. Landschaftsmaler, geb. 1578 zu Mecheln; zog schon in früher Jugend mit seinem Vater, der ihn in der Temperamalerei unterrichtete, nach Antwerpen u. von da nach siebenjährigem Aufenthalt nach Amsterdam, wo er 1629 starb. Nach des Vaters Tode begann V. die Oelmalerei u. malte bes. ländliche Feste, Hochzeiten, Kirmessen ꝛc., od. auch Landschaften mit biblischer Staffage; daneben beschäftigte er sich mit Glasmalerei. Seine Gestalten sind meistens ziemlich häßlich, im Ausdruck des Gesichtes roh u. sinnlich u. in der Fleischfarbe unangenehm hart. Im Landschaftlichen dagegen zeigt er bisweilen eine großartige Auffassung u. ein poetisches Gefühl in der Darstellung der Waldeinsamkeit.

**Vindebona**, lat. Name für Wien.

**Vindelicien** (lat. Vindelicia), die nordwestliche röm. Donauprovinz, wurde im N. durch die Donau begrenzt, im W. durch das Land der Helveter, im S. durch Rätien u. Noricum, im O. durch Noricum; es umfaßte demnach die nordöstl. Schweiz, einen Theil Badens, Württemberg, Tirol u. das südliche Bayern. Die das Land durchströmenden Flüsse, Nebenflüsse der Donau, waren Ilargus (Iller), Guntia (Günz), Licus (Lech), Isara (Isar) u. Oenus od. Aenus (Inn); zu V. gehörte der größte Theil des Lacus Brigantinus (Bodensee). Die Bewohner, Vindelici, den Rätiern stammverwandt, zerfielen in mehrere Stämme, wie Brigantii, Runicates, Breuni (am Brenner); die wichtigsten Städte waren die Hauptstadt Augusta Vindelicorum (jetzt Augsburg), Arbor Felix (jetzt Arbon), Brigantium (jetzt Bregenz), Batava Castra (jetzt Passau). Die Bewohner von V. wurden durch Tiberius u. Drusus seit 16 v. Chr. unterworfen; seit Ende des 1. Jahrh. n. Chr. wurde V. mit Rätien verbunden.

**vindiciren** (lat. vindicāre), rächen, strafen; beschützen; sich od. Jemand Etwas v., s. v. a. Eigenthumsrechte an einer Sache für sich od. einen Andern in Anspruch nehmen, z. B. Jemand eine Schrift v., behaupten, daß er der Verfasser sei. Vindikation (lat. vindicatio), Rache; Rettung, Ehrenrettung; rechtlicher Anspruch auf das Eigenthum einer Sache; Vindikationsrecht, Rückforderungsrecht an Waaren, wenn der Käufer vor der Bezahlung fallirt.

**Vinet** (spr. Wineh), Alexander Rudolf, einer der geistvollsten u. frömmsten Vertreter des franz. Protestantismus in der Neuzeit sowie namhafter Schriftsteller u. Literaturhistoriker, geb. 17. Juni 1797 zu Ouchy am Genfer See; studirte auf dem Gymnasium u. der Akademie zu Lausanne u. übernahm bereits 1817 das Lehramt für franz. Sprache u. Literatur am Gymnasium zu Basel. Anfang 1823 wurde er von der religiösen Erweckung ergriffen, welche damals durch die franz. Schweiz ging, u. trat seitdem energisch für die Gewissensfreiheit ein gegenüber den staatlichen Gewaltmaßregeln, wie man sie

bes. im Waadtlande gegen die Erweckten brauchte; sein „Mémoire“ zu Gunsten der Kultusfreiheit wurde 1826 von der Pariser Gesellschaft für christliche Moral mit dem Preis gekrönt. Nachdem er sich durch eine Reihe von Flugschriften über ähnliche Gegenstände u. nicht minder durch seine Arbeiten zur franz. Literatur weithin berühmt gemacht u. zahlreiche ehrenvolle Berufungen nach Genf, Paris &c. abgelehnt hatte (1835 schuf man in Basel eigens für ihn eine ord. Professur der franz. Literatur), kehrte er endlich 1837 als Professor der praktischen Theologie nach Lausanne zurück. In dieser Stellung entfaltete er als Lehrer u. Kanzelredner sowie in kirchenpolitischer Hinsicht eine glänzende Thätigkeit, vor Allem durch seine klassische Handhabung der franz. Sprache. Infolge der Revolution von 1845 nahm er seine Entlassung von der theologischen Professur u. trat bald darauf zu der neubegründeten „Freien Kirche“ des Waadtlandes über. Dies gab 1846 Veranlassung, ihn auch von der Professur für franz. Literatur zu entfernen. Obwol seit Jahren gebrochenen Leibes, setzte er dennoch auf Bitten seiner Schüler auch jetzt seine Vorlesungen fort.

Nr. 5416. Alexander Rudolf Vinet (geb. 17. Juni 1797, gest. 4. Mai 1847).

Zunehmende Krankheit nöthigte zu seiner Uebersiedelung nach Clarens am Genfer See; hier starb er 4. Mai 1847. V.'s hohe Bedeutung für die Neugestaltung des franz. Protestantismus in streng positivem Geist u. doch wahrhafter Glaubensfreiheit ist bis heute je länger, je mehr klar geworden; an der Lebenskraft der Waadtländer freien Kirche hat noch heute seine hinreißende Beredsamkeit den größten Antheil. Von seinen sehr zahlreichen theologischen Schriften haben in Deutschland bes. Eingang gefunden: die „Reden über einige religiöse Gegenstände“ (deutsch von Vogel, Frankf. 1835; von Bonin, Hamb. 1847 u. 56); die „Pastoraltheologie“ (Par. 1850 u. ö., deutsch von Hasse, Grimma 1852); die „Homiletik“ (Par. 1853; deutsch von Schmid, Basel 1857); vgl. auch „Evangelische Silberblicke. Reden, Predigten u. Studien von A. Vinet“ (deutsch von Lehmann u. Vogel, Zwickau 1863). Von seinen literaturgeschichtlichen Arbeiten genießen ein klassisches Ansehen bes. die „Chrestomathie française“ (3 Bde., Basel 1829—30 u. sehr oft); „Histoire de la littérat. franç. au dix-huitième siècle“ (2 Bde., Par. 1853 u. ö.) „Études sur la littérat. franç. au dix-neuv. siècle“ (3 Bde., Par. 1849—51 u. ö.). Biographien V.'s schrieben Scherer (Par. 1853) u. Rambert (Par. 1868).

**Vineta**, „die Stadt der Wenden“, von Alfred d. Gr. (gest. 901) nach Schleswig, von Späteren nach der Odermündung bei Wollin od. auf das rechte Ufer der Peene, auf Usedom verlegt, wurde von der Sage als der Mittelpunkt des slavischen Handels u. seiner Schätze bezeichnet, u. alle Märchen der isländischen Sage von Jomsburg, alle Erzählungen Adam's von Bremen (im 11. Jahrh.) über Jumne, des Volkes über Julin, wurden auf V. übertragen. Am vollständigsten geschah dies von Engelbrecht um 1731 („Henr. ab Engelbrecht de Wineta etc. commentatio“, herausgegeben von Müller, Marb. 1877), später von Rumohr („Ueber das prachtvolle V.“ in seiner „Sammlung für Kunst u. Historie“, Bd. 1, 1816), von Levezow („Einige Bemerkungen über die Entstehung von V.“, Stettin 1823) u. von Simonsen („Geschichtliche Untersuchung über Jomsburg im Wendenlande“, deutsch von Giesebrecht, Stettin 1827). Die Geschichte findet einestheils Erinnerungen darin an die letzten Zeiten des slavischen Ostseehandels, als sich 1071 jene Lande noch einmal von der Herrschaft der Sachsen u. des Christenthums losrissen, andererseits an das frühe Eindringen des letztern, da man noch Sonntags das Glockengeläute aus den Kirchen der versunkenen Stadt zu vernehmen meint. Die Geographie sucht den Anlaß zu jenen Sagen in auffallenden Klippenreihen. Die sog. Geschichte der Stadt V. giebt einzelne Züge aus der Geschichte der Stadt Wollin.

**Vinland**, von den ersten Entdeckern „Weinland, das gute“ genannt, weil sie wildwachsende Reben daselbst fanden, ist der älteste Name des Festlandes von Amerika, etwa zwischen den Mündungen des Lorenz- u. Hudsonflusses od. noch weiter südlich. Nach wenig verbürgten Erzählungen isländischer u. dän. Geschicht- u. Sagenschreiber hat schon Björne, der Sohn Herjulf's, der Erich dem Rothen von Island nach Grönland nachgefahren war, 986 V. gesehen, Erich's Sohn Leif es um das Jahr 1000 betreten u. benamet. Thorfinn Karlsefne, ein norweg. Kaufmann, soll 1007 die erste Ansiedelung gegründet haben, die sich aber gegen die Skralinger, wahrscheinlich Eskimos, nicht behaupten konnte. Dennoch folgten seitdem neue Versuche, u. im Anfang des 12. Jahrh. gründete der Bischof Erich von Grönland aus das Bisthum V. Auch die südlicher gelegene Küstenstrecke haben Isländer besucht u. Hvitramanaland benannt, aber im Laufe des 14. Jahrh. ist jede Spur sowol dieser Kolonisation als der auf Grönland erloschen. Pest u. Krieg scheinen ihr ein Ende gemacht zu haben. Als Columbus 1477 in Island war, erfuhr er wahrscheinlich nichts mehr davon. Heute findet man noch altgermanische Runensteine an der Ostküste Nordamerika's bis weit nach Süden herab. Vgl. Hermes, „Die Entdeckung Amerika's durch die Isländer im 10. u. 11. Jahrh.“ (Braunschw. 1844).

**Vintschgau**, genannt nach den Venoneten, seinen früheren Bewohnern, ist das Thal der obern Etsch vom Sattel der Rechenscheideck bis zur Töll oberhalb Meran in Tirol. Es durchschneidet terrassenförmig abfallend das Glimmerschiefergebirge der Oetzthaler Gruppe u. geht, indem es bei Meran in die Porphyre Südtirols eintritt, in das untere Etschthal über. Es gliedert sich mit einer Mittelhöhe von 800 m. in vier Terrassen: die erste am Rechensee hat gegen 1400 m. Seehöhe, die zweite auf der Malserheide 1000, die dritte bei Glurns 800 u. die vierte bei Meran zwischen 400 u. 500 m. Das Volk theilt dasselbe in das obere u. untere V. ab u. bezeichnet als Grenze beider Eyrs. Seine grünen, fruchtbaren Gehänge, die lachenden Fluren, die fast südl. Vegetation mit Edelkastanie u. Mandelbaum, die üppigen Weinberge, die alterthümlichen Schlösser, Burgen u. Ruinen u. dagegen als Kontrast der weiße Firnmantel, der das Ganze einhüllt, machen das V. zu einem der interessantesten Tiroler Thäler. Seine bekanntesten Nebenthäler sind links das Schnalser u. rechts das Martellthal.

**Viola** (Altgeige, Altviola, Alto, Viola da braccio [Armgeige], Bratsche), eine Geigenart, gebräuchlich im Orchester sowol wie im Streichquartett als dritte Hauptstimme u. auch als Soloinstrument, wenngleich in dieser Eigenschaft seltener verwendet, ist der Violine ganz ähnlich gebaut, nur etwas größer an Corpus u. mit verhältnißmäßig höheren Zargen (vgl. „Geige“). Bezogen ist die V. mit vier in Quinten gestimmten Saiten: c der kleinen Oktave, eingestrichen g, zweigestrichen d u. a. Da das Corpus der V. nur unerheblich größer ist als das der Violine, ungeachtet ihrer um eine volle Quinte tieferen Stimmung, so müssen die Saiten schwerer u. weniger straff gespannt sein, wodurch ihre vom Glanze der Violine erheblich sich unterscheidende dunkle Klangfarbe entsteht. Notirt wird die V. im Altschlüssel. Hinsichtlich der Technik gleicht sie im Allgemeinen der Violine, nur daß ihre Griffe ein wenig weiter sind. In der Orgel ist V. eine den Klang des gleichnamigen Saiteninstruments imitirende offene Flötenstimme von 8 u. 4 Fuß; die kleinere führt auch den Namen Violet.

**Violett**, von Viola, das Veilchen, s. v. w. Veilchenblau, nennt man in der Optik die Farbe der Lichtstrahlen, welche von den für gewöhnlich mit dem Auge wahrnehmbaren am stärksten brechbar sind (s. „Farbe“, „Farbenspektrum“, „Licht“). Wenn jedoch das Auge sehr sorgfältig vor jedem andern Lichte geschützt wird, bemerkt man auch noch weit über das v.e Ende des Spektrums hinaus Licht von einer blaugrauen (lavendelblauen) Farbe, das sog. „ultraviolette“ Licht. Man kann diese Strahlen, für die unser Auge nur wenig empfindlich ist, bes. durch Fluorescenz (s. d.) u. durch ihre chemischen Wirkungen bemerklich machen. Der sinnliche

Eindruck, den die v.en Strahlen hervorbringen, ist dem entsprechend, den man durch Betrachten eines Gemisches von rothen u. blauen Strahlen erhält. Das V. ist keine reine, sondern eine Mischfarbe, die man auch durch innige Vermischung rein rother u. blauer Farbstoffe immer hervorbringen kann.

**Violine** (ital. Violino, franz. Violon), Diskantgeige, auch schlechtweg Geige genannt, die kleinste Gattung der Bogeninstrumente; sowol im Solovortrag wie im Orchester (wo ihr die beiden obersten Stimmen des Bogeninstrumentenchores zukommen) ausgezeichnet durch ausgedehnteste technische Leistungsfähigkeit aller Art sowie durch höchstes Ausdrucksvermögen im seelenvollsten Gesange. Die V. ist mit vier in Quinten gestimmten Saiten bezogen, als: g der kleinen Oktave, eingestrichen d, eingestrichen a u. zweigestrichen e, u. wird notirt im G-Schlüssel (der nach ihr auch Violinschlüssel heißt). Ueber die Konstruktion s. „Geige".

Nr. 5417. Hornviper (Cerastes cornutus)

**Viollet-le-Duc** (spr. Wiolleh lö Dük), Eugène Emmanuel, einer der bedeutendsten Architekten u. gründlichsten Kenner der Archäologie Frankreichs, geb. zu Paris 27. Jan. 1814; widmete sich Anfangs vorzugsweise dem Studium der Baukunst des Mittelalters, studirte dann in Italien 1836 die antike Kunst u. machte später Reisen ins südl. Frankreich u. nach Deutschland. 1840 wurde er in Gemeinschaft mit Lassus († 1857) mit der Restauration der Sainte Chapelle u. 1845 mit der von Notre Dame in Paris beauftragt. 1846 wurde er Baumeister der Abtei St. Denis u. später mit der Aufsicht über die Bauten der ganzen Diöcese betraut. Außerdem restaurirte er eine große Menge kirchlicher, profaner u. Festungsbauten, z. B. das Schloß Pierrefonds. Fast noch größeres Verdienst erwarb er sich durch seine gediegenen, mit trefflichen Illustrationen versehenen wissenschaftlichen Werke: „Dictionnaire de l'architecture française" (10 Bde., 1853 bis 1868); „Dictionnaire du mobilier français" (6 Bde., 1855 bis 1875); „Entretiens sur l'architecture" (2 Bde., 1858 u. 68) u. mehrere Schriften über die Kathedrale Notre Dame.

**Violon**, der franz. Name für die Violine (s. d.); zuweilen abkürzend für Kontraviolon (ital. Violone), d. h. Kontrabaß (s. d.) gebraucht.

**Violoncell** (spr. Violontschell), ital. Violoncello, abgekürzt Cello, auch kleine Baßgeige u. früher Bassetchen genannt, bekanntes Baßbogeninstrument, von gleicher Wichtigkeit für das Orchester als Baß des Geigenchores (neben dem Kontrabaß) u. für das Streichquartett als obligate Grundstimme, wie auch für das Solospiel als konzertirendes Instrument. Erheblich kleiner als der Kontrabaß, wird es beim Spielen zwischen die Kniee genommen. Es ist mit der Viola in gleichen Quinten gestimmt, klingt jedoch um eine Oktave tiefer als diese, indem die Saiten groß C u. G, klein d u. a heißen. Durch die Länge der Saiten u. die dadurch bedingte weite Ausspannung gestaltet sich der Fingersatz auf dem V. schwieriger als auf der Violine bei übrigens gleichen Grundprinzipien. Auch in der Bogenführung kommen Violine u. V. ziemlich überein. Notirt wird für das V. im Baßschlüssel, welcher indessen bei höheren Stellen mit dem Tenor- u. bei den höchsten mit dem Violinschlüssel wechselt. Neben ungemein männlicher u. edler Klangfarbe im Gesange besitzt das V. bei großem Tonumfange bedeutende Spielgeläufigkeit, wenn auch wegen seiner längeren u. stärkeren Saiten nicht in gleichem Maße wie die Violine. Im Orchester ist das V. entweder obligat gehalten, od. es geht, als Baßinstrument, mit dem Kontrabaß zur Verschärfung desselben im Einklange od. in der Oktave. Seine gegenwärtige vollkommene Form erhielt das V. durch ital. Meister. Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts durch Tardieu, einen zu Tarascon in der Provence lebenden Geistlichen, aus der sechssaitigen Viola da gamba umgebildet, hatte es in der ersten Zeit noch fünf Saiten, die man in die Töne C, G, d, a, $d_1$ stimmte; als aber gegen 1725 die Applikatur sich mehr zu vervollkommnen begann, ließ man die oberste ($d_1$-)Saite fort. Ueber die Konstruktion des V. s. „Geige". — In der Orgel ist V. eine engmensurirte offene Labialstimme von acht Fußton, die den Ton des gleichnamigen Saiteninstrumentes nachahmen soll.

**Viotti**, Giovanni Battista, berühmter Violinspieler u. trefflicher Komponist für sein Instrument, geb. 23. Mai 1753 zu Fontanetto in Piemont als Sohn eines Hufschmiedes; erhielt frühzeitig, aber nur dürftigen Unterricht auf der Violine, machte aber trotzdem große Fortschritte u. fand bald in dem Bischofe des Städtchens Strambino, der bei Gelegenheit eines Kirchenfestes, bei dem Vater u. Sohn mitwirkten, auf das Talent des Knaben aufmerksam geworden war, einen werkthätigen Gönner, der ihn zu weiterer Ausbildung nach Turin sandte. Hier fand V. in dem Hause der Marquise v. Vogbera Aufnahme, genoß den Unterricht des berühmten Pugnani u. wurde, noch während er unter dessen Leitung studirte, in der Turiner Hofkapelle angestellt, ging 1780 mit seinem Lehrer auf Reisen u. machte in Deutschland, Polen u. Rußland sowie zuletzt auch in England u. Frankreich ungemeines Aufsehen. 1782 ließ sich V. in Paris nieder u. wurde in der Folge Accompagnateur der Königin, ferner Leiter der aristokratischen Konzerte im Hôtel Soubise u. endlich 1789 Direktor der Ital. Oper. Durch die Revolution 1792 aus Paris vertrieben, ging er nach London, wo er anfänglich als Virtuos glänzende Erfolge hatte, aber schließlich in den Verdacht kam, Agent der revolutionären Propaganda zu sein, u. daraufhin ausgewiesen wurde. Bis 1795 lebte er nun in der Nähe von Hamburg, erhielt dann, da sich seine Unschuld herausgestellt hatte, die Erlaubniß zur Rückkehr nach England, u. machte von derselben Gebrauch. Als Theilhaber einer Weinhandlung, zugleich als Virtuos thätig, blieb er in London, nahm 1819 einen längern Aufenthalt in Paris, erhielt die Direktion der Großen Oper u. führte dieselbe unter allerhand Verdrießlichkeiten bis 1822, ging darauf zur Kräftigung seiner geschwächten Gesundheit auf Reisen, starb aber bereits 10. März 1824 zu London. Gediegen, wie V.'s Spiel war, sind auch seine Kompositionen. Im Druck erschienen von denselben: 29 Violinkonzerte, 21 Streichquartette u. eben so viele Streichtrio's, 51 Violinduette, 2 Konzertanten für zwei Violinen, 18 Sonaten für Violine u. Baß.

**Viper** od. Otter heißen Giftschlangen mit einem am Rumpfe scharf abgesetzten, mit Schuppen od. bis zum Scheitel mit kleinen Schildern bedeckten Kopfe, oberseits gekielten Schuppen, unterseits Halbringen u. unter dem runden Schwanze paarigen Schildern. Den Namen (Vipera) haben sie davon, daß ihre Eier zuweilen schon im Leibe der Mutter auskommen, sie also „vivipar", lebendiggebärend, sind. Die bekannteste Art ist die Kreuzotter (s. d.), andere sind: die Sandviper (V. ammodytes) Dalmatiens u. Ungarns, von jener bei ähnlicher Zeichnung durch die weichen Hörnchen über der Schnauzenspitze unterschieden, u. die Aegypten u. Arabien bewohnende Hornviper (Cerastes cornutus), die über jedem Augenlide eine kleine, einem Hahnensporn ähnliche Hervorragung trägt. Beide Arten werden $^2/_3$ m. lang.

**Virchow**, Rudolf, berühmter pathologischer Anatom sowie Politiker, geb. als Kaufmannssohn zu Schievelbein in Pommern 13. Okt. 1821; studirte, nachdem er das Gymnasium in Köslin besucht, 1839—43 in Berlin, wurde dann Unterarzt an der Charité, 1846 Prosektor daselbst u. hielt seit demselben Jahre als Privatdozent Vorlesungen über chirurgische u. pathologische Anatomie an der Berliner Universität. Als Prosektor befleißigte sich V. mit seinem talentvollen Freunde Reinhardt vornehmlich einer selbständigen Kritik des Leichenbefundes u. trug insbes. durch mehrere hundert Sektionen während der Cholerazeit in Berlin Manches zur Feststellung des Choleraprozesses bei. Mit Reinhardt gründete auch V. schon 1845 das „Archiv für pathologische Anatomie u. Physiologie u. für klinische Medizin" (Berl.), das er nach des Ersteren frühem Tod allein fortführte. Geradezu Sensation erregte er 1846 in der medizinischen Welt durch eine Kritik der pathologischen Anatomie des allgemein bewunderten Rokitansky (s. d.), worin er dessen falsche Richtung mit

klarer Begründung verwarf. Von da an galt er bereits als Führer einer neuen Richtung in der pathologischen Anatomie. Im Februar 1848 vom Kultusministerium zum Studium des Hungertyphus nach Oberschlesien geschickt, berichtete er dann über seine Erfahrungen in der Schrift: „Mittheilungen über den oberschles. Typhus" (Berl. 1848). Als in demselben Jahre die allgemeine politische Bewegung auch auf manche Uebelstände im Medizinalwesen die Aufmerksamkeit lenkte, gab V. in Gemeinschaft mit R. Leubuscher die Wochenschrift: „Die medizinische Reform" heraus, welche aber nach Eintritt der Reaktion zu erscheinen aufhörte. Ueberhaupt zog ihm seine Freisinnigkeit u. sein politisches Wirken in entschieden liberalem Sinne manche Anfeindungen zu, so daß er im Sept. 1849 Berlin gern verließ, um die ord. Professur der pathologischen Anatomie in Würzburg zu übernehmen. Vorher veröffentlichte er noch in der Schrift: „Die Einigkeitsbestrebungen in der wissenschaftlichen Medizin" (Berl. 1849) ein förmliches Programm seiner Ansichten über die von der fortschreitenden medizinischen Wissenschaft zu nehmende Richtung. In Würzburg übte V. eine mächtige Anziehungskraft aus. Auch ward er 1852 von der bayer. Regierung nach dem Spessart gesandt, um in der dortigen Hungersnoth Hülfe zu bringen. Unter günstigeren Umständen kehrte er 1856 an die Berliner Universität zurück, wo er die Leitung des neubegründeten Pathologischen Instituts übernahm, das seitdem das Muster für zahlreiche ähnliche Anstalten geworden ist. Im Herbst 1859 von der norweg. Regierung zur Untersuchung des Aussatzes an die Westküste von Norwegen berufen, ward er nach seiner Rückkehr (Ende 1859) in das Berliner Stadtverordnetenkollegium gewählt, zu dessen thätigsten Mitgliedern er noch jetzt zählt. Seit Herbst 1861 auch Mitglied des preuß. Abgeordnetenhauses, wo er einer der trefflichsten Redner ist, wurde er Mitbegründer der deutschen Fortschrittspartei u. ist beständiger Referent der Budgetkommission. Eine Wahl in den Reichstag hat er zwar abgelehnt, doch betheiligt er sich als einer der Führer der Fortschrittspartei sehr lebhaft an der jedesmaligen Wahlagitation. Während der Kriege von 1866 u. 1870—71 war er als Vorstandsmitglied des Berliner Hülfsvereins für die Armee im Felde thätig, insbes. war er Vorsitzender der Lazarethkommission, als welcher er 1870 den Bau des großen Barackenlazareths auf dem Tempelhofer Felde leitete u. die ersten preuß. Sanitätszüge nach Frankreich organisirte, deren ersten er selbst nach Metz führte. Vgl. seine Schriften „Ueber Lazarethe u. Baracken" (Berl. 1871) u. „Der erste Sanitätszug des Berliner Hülfsvereins" (ebd. 1870). Infolge dieser Wirksamkeit ward er in den geschäftsführenden Ausschuß der Victoria-National-Invalidenstiftung u. in den Vorstand der Kaiser-Wilhelms-Stiftung berufen. Auch ist V. Mitglied der wissenschaftlichen Deputation für das Medizinalwesen im preuß. Kultusministerium u. hat in dieser Eigenschaft eine Reihe wichtiger Gutachten bearbeitet, wie z. B. über die Kanalisation von Berlin, über die Schulkrankheiten &c. Durch diese ausgedehnte Thätigkeit haben indeß seine wissenschaftlichen Forschungen u. seine Lehrthätigkeit keinen Abbruch erlitten. Die Heilkunde verdankt ihm außer einer Menge von Detailuntersuchungen auch eine Menge neuer leitender Ideen. Insbes. wurde die Bedeutung der von ihm mit dem Mikroskop gefundenen sog. Bindegewebskörperchen gleichsam das erste Glied u. die Unterlage für seine sog. Cellularpathologie od. die Lehre von den krankhaften Veränderungen der Zellen im Körper (vgl. seine „Die Cellularpathologie in ihrer Begründung auf physiologischer u. pathologischer Gewebelehre", Berl. 1858; 4. Aufl. als 1. Band seiner „Vorlesungen über Pathologie", ebd. 1871). Unter vielen anderen Fachschriften veröffentlichte er ferner: „Handbuch der speziellen Pathologie u. Therapie" (in Gemeinschaft mit anderen deutschen Aerzten, 6 Bde., ebd. 1852—67); „Gesammelte Abhandlungen zur wissenschaftlichen Medizin" (ebd. 1856; 2. Aufl. 1862); „Untersuchungen über die Entwicklung des Schädelgrundes" (ebd. 1857); „Ueber Geschwülste" (3 Bde., ebd. 1862—67); „Die Lehre von den Trichinen" (ebd. 1864; 3. Aufl. 1866) &c. Außerdem sucht er durch Vorträge u. Schriften die Naturwissenschaften zu popularisiren; hierher gehören: „Goethe als Naturforscher" (ebd. 1861); „Vier Reden über Leben u. Kranksein" (ebd. 1862); „Ueber die nationale Entwicklung u. Bedeutung der Naturwissenschaften" (ebd. 1865); „Die Aufgabe der Naturwissenschaften in dem neuen nationalen Leben Deutschlands" (ebd. 1871). Letztere hat V. in den allgemeinen Sitzungen der Versammlungen der deutschen Naturforscher u. Aerzte gehalten, deren thätiges Mitglied er seit 1847 ist. Auf der 50. derselben, 1877 in München abgehalten, machte ein Vortrag viel von sich reden, in welchem er sich gegen das Dogmatisiren der Naturforscher, insbes. der Darwinianer, wendete. Acht Jahre früher, in Innsbruck, half er die Deutsche Anthropologische Gesellschaft begründen, deren erster Vorsitzender er 1870 wurde; auch leitet er seit dem Winter 1869 die damals ins Leben gerufene Berliner Anthropologische Gesellschaft, deren Organ die von ihm mitredigirte „Zeitschrift für Ethnologie" ist. V. selbst hat die meisten Pfahlbauten Pommerns u. der Mark aufgedeckt sowie eine

Nr. 5418. Rudolf Virchow (geb. 13. Okt. 1821).

große Anzahl von Brandwällen, Burgwällen (Heidenschanzen) u. historischen Ansiedelungen genauer untersucht, Forschungen über die Verbreitung brachycephaler Schädel in vorgeschichtlicher u. geschichtlicher Zeit in Deutschland angestellt, die Vornahme von Körpermessungen an der deutschen Schuljugend angeregt &c. Mit v. Holtzendorff (s. d.) giebt er die „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge" heraus.

**Virgilius**, s. „Vergilius".

**Virginia** (spr. Wirrdschinjä), Küstenstaat der Verein. Staaten von Nordamerika, 1803,7 □M. mit 1,225,163 E. (1870), grenzt im N. an Maryland, im W. an Westvirginia u. Kentucky, im S. an Tennessee u. Nordcarolina u. im O. an den Atlantischen Ozean u. erstreckt sich von 36° 30′—39° 43′ n. Br. u. von 74° 50′—83° 40′ westl. L. von Greenwich. Die Küste zerfällt in zwei getrennte Theile, indem zu V. der südlichste Theil der Delawarehalbinsel gehört, den die Chesapeakebai von dem übrigen V. trennt. An dieser letztern ist der größte Theil der eigentlichen Küste von der Potomakmündung an bis zum Curritucksund gelegen; sie ist niedrig u. sandig u. hat nur in den tief einschneidenden Mündungsfjords der Flüsse gute Häfen. An sie schließt sich eine oft sumpfige, bis 25 M. breite Küstenebene, die von den Alleghaniesvorbergen im W. eingerahmt wird; die östlichste Hauptkette der letzteren, die Blue-Ridge, im Mittel 400—650 m. hoch, durchzieht ganz V. von SW. nach NO. u. erhebt sich im Otter-Peak bis 1097 m. In die Südwestecke von V. dringen außerdem noch die Vorberge der Iron- u. Clinch-Mountains von Tennessee ein. Von den Flüssen fließen bei weitem die meisten nach O. u. sind nur kurze Küstenflüsse, in die aber, weil die Küstenebene nur 40—50 m. sich über das Meer erhebt, die Flut hoch hinaufdringt. Die wichtigsten sind von N. nach S. der Grenzfluß Potomak, der von virginischer Seite den Shenandoah aufnimmt, der Rappahannock, der York-River u. der James-River mit dem Appomattox, alle in die Chesapeakebai mündend u. eine weite Strecke aufwärts von Seeschiffen zu benutzen. Der James-River ist der wichtigste; er kann bis Richmond von Schiffen bis zu 5 m. Tiefgang befahren werden u. besitzt in der Mündungsbucht Hampton-Road einen für die größten Kriegsschiffe brauchbaren Hafen. Da der W. von V. über die Alleghanies hinwegreicht, so giebt es in diesem Theile noch Flüsse, die westl. fließend zum Ohiogebiet gehören,

so der große u. kleine Kanawha u. der Clinch- u. der Holston-River, die dem Tennessee zueilen. Durch seine landschaftlichen Reize, seine waldreichen Berge, seine lieblichen Thäler, seine großen Höhlen ist V. in der ganzen Union berühmt; die Weirshöhle ist nächst der Mamuthhöhle in Kentucky die größte von Nordamerika. Das Klima ist verschieden, die Ostküste ist heiß u. ungesund, auf den Plateaux der Alleghanies ist es kälter, aber auch gesünder. Im Ganzen machen Klima u. Boden V. zu einem ackerbauenden Staat; schöne Weiden finden sich im W. Von Mineralien giebt es Gold vom Appomattox bis zum Rappahannock, ausgezeichnete bituminöse Kohle im James Rivergebiet u. bes. in großen Lagern an den westl. Alleghanies, nam. am Kanawha; auch Eisen u. Salzquellen sind an diesem Flusse in großen Mengen gefunden worden, ebenso sind heiße Mineralquellen zahlreich. Die Fauna u. Flora sind reich, Platanen, Ahorne u. Fichten herrschen in den Wäldern neben zahlreichen anderen Nadel- u. Laubholzarten vor; von Raubthieren giebt es noch, wenn auch selten, Bären, Jaguare u. Wölfe, von giftigen Reptilien Klapperschlangen. Von der Bevölkerung waren 1870: 229 Indianer, 4 Chinesen, 512,841 Farbige u. 712,089 Weiße, darunter 13,754 Fremde, von welchen 4050 in Deutschland u. 5191 in Irland geboren waren. Die Abschaffung der Sklavenarbeit hat die Produktion der in den heißen Küstenregionen vorwiegenden Plantagenwirthschaft um 20—25 % vermindert, die Baumwollenkultur, welche 1860 noch 12,727 Ballen lieferte, fast vernichtet. Auch die Tabakernte, die 1860 allein $^2/_7$ des gesammten Ertrags der Union betrug, hat 1870 nur den dritten Theil der ehemaligen Produktion geliefert: 37,086,364 Pfd.; der Flachs gab 1850 über 1 Mill. Pfd., 1870 nur 130,750 Pfd. Neben dem Tabak ist heute Mais (1870: 17,649,304 Bushels) u. Weizen (7,422,261 B.) das wichtigste Erzeugniß der Landwirthschaft; der Reisbau ist ganz aufgegeben worden. Holzschlägerei u. Bienenzucht werden in den Alleghanies noch eifrig getrieben; die Viehzucht liefert neuerdings mehr Schweine u. Schafe als Rinder u. Pferde. Die Industrie hat im Gegensatz zu Ackerbau u. Viehzucht sich seit dem Bürgerkriege mehr erholt; die Mühlenprodukte, Tabaksfabrikate u. Eisenwaaren sind die werthvollsten Erzeugnisse. 1870 hatte die Gesammtproduktion der Industrie einen Werth von 38,364,322 Dollars. — Die Volksvertretung besteht aus 42 auf 4 Jahre gewählten Senatoren u. aus 132 Repräsentanten von zweijähriger Amtsdauer; in den Kongreß sendet V. 2 Senatoren u. 9 Repräsentanten. Die Schuldenlast betrug 30. Sept. 1874: 47,543,000 Doll., die größte Summe, die überhaupt ein Unionsstaat trägt. Die Eisenbahnen waren 1871: 313 M. lang. Die Volksbildung ist sehr niedrig, mehr als 50 % der Bewohner sind Analphabeten. Es gab 1870 nur 122 Schulen, darunter eine Universität mit 475 Studenten in Charlottesville, 13 Colleges, ein Militärinstitut in Lexington, 2 medizinische u. 5 theologische Bildungsanstalten. Von den kirchlichen Gemeinden sind die der Methodisten, Baptisten u. Presbyterianer die zahlreichsten. — V. war das erste von Engländern besiedelte Land in Amerika, daher auch der Name Old Dominion. Nachdem Sir Walter Raleigh u. A. schon im 16. Jahrh. Niederlassungen gegründet hatten, die aber nicht prosperirten, wurde 1607 im April die erste große engl. Kolonie hier unter dem schon von Raleigh zu Ehren der jungfräulichen Königin Elisabeth adoptirten Namen V. angelegt u. Jamestown gegründet. Zur Zeit des Unabhängigkeitskrieges stand V. an der Spitze sämmtlicher Kolonien, sie war es, die zuerst die Losreißung vom Mutterlande vorschlug u. viele der trefflichsten Männer sowol im Kongreß als im Feldlager stellte, wie Washington, Jefferson, Monroe, Madison, Tyler, Harrison, Henry Lee &c. Noch 1810 übertraf es an Flächeninhalt, Bevölkerung, Reichthum u. politischem Einfluß alle übrigen Staaten. Seitdem wurde es von New-York, Ohio u. Pennsylvanien überholt u. bes. durch den Sklavenkrieg, der hier seine Entscheidung fand, arg zurückgebracht. Damals trennte sich auch 1862 der westl. von dem östl. Theil u. wurde 1863 als eigener Staat in die Union aufgenommen, während der östliche das Hauptquartier der Secessionisten wurde. Erst 1868 erlangte V. nach veränderter Verfassung seine Vertretung im Kongreß wieder. Die Hauptorte sind heute: Richmond mit 51,038 E. (1870), Norfolk mit 19,229 E., Petersburg mit 18,950 E., Portsmuth mit 10,492 E.

**Virginia,** Tochter des Plebejers Lucius Virginius, durch Schönheit ausgezeichnet, erregte die Begierde des Decemvirs Appius Claudius (s. d.), der sich ihrer auch bemächtigte, wurde aber von ihrem Vater, um sie der drohenden Schmach zu entziehen, getödtet.

**Virginia,** ein von Ferguson zu London 4. Okt. 1857 entdeckter, zwischen Mars u. Jupiter um die Sonne kreisender Planetoid. Sein Zeichen ist (50).

**Virginische Inseln,** s. „Jungferninseln“.

**Virilescenz** heißt die eigenthümliche Erscheinung, daß weibliche Säugethiere u. Vögel im Alter zuweilen männliche Charaktere annehmen, Hühner z. B. nach Art der Hähne krähen, alte Ricken Gehörn aufsetzen, alte Weiber Bärte bekommen.

**Virilstimme** (lat. votum virīle), s. unter „Kurie“.

**Virtuose** (vom ital. virtuoso, d. h. kräftig, tüchtig), ein Meister in einer Kunst, Kunstheld, bes. in der Tonkunst.

**Virtus** (lat., von vir, der Mann), männliche Kraft, Tapferkeit, Tüchtigkeit, Tugend; virtuell, kräftig, der Bedeutung od. seinem Wesen nach geltend, begriffsmäßig, z. B. virtuelle Kraft, eine zwar vorhandene, aber zur Zeit nicht wirksame Kraft (Gegensatz aktuell).

**virulent** (lat. virulentus, von virus, Saft, Jauche, Gift), eiterig, giftig.

**Visa** (franz., vom lat. visa, Gesehenes [Mehrzahl von visum, s. d.]), das Gesehene, die Bescheinigung, etwas (z. B. einen Paß) gesehen u. in der Ordnung befunden zu haben. — Vgl. „visiren“.

**vis-à-vis** (franz., spr. Wisawih), Angesicht gegen Angesicht, gegenüber.

**Vischer,** Peter, berühmter Erzgießer, geb. zu Nürnberg 1455 als Sohn des Rothschmiedes Hermann V. († 1487), von dem noch ein etwas rohes, unbeholfenes Taufbecken in der Pfarrkirche zu Wittenberg vorhanden ist; lernte bei dem Vater das Handwerk u. wurde 1489 als Meister aufgenommen. Schon der Vater hatte seine Werkstatt für größere Gußwerke eingerichtet; der Sohn erweiterte dieselbe noch u. sah sich bald mit zahlreichen ehrenvollen Aufträgen bedacht.

Nr. 5419. Peter Vischer (geb. 1455, gest. 7. Jan. 1529).

Eins seiner ersten Werke, vielleicht noch vom Vater angefangen, ist die Statue des Grafen Otto IV. von Henneberg (Stiftskirche zu Römbild), die in allen Theilen, mit Ausnahme des Löwen, auf dem der Ritter steht, mit großem Verständniß durchgeführt u. von sehr sauberem Gusse ist. Weniger gelungen in ihrem flachen Relief sind die Grabmäler von mehreren Domherren u. drei Bischöfen von Bamberg (Dom daselbst), besser u. reicher ausgebildet dagegen das 1496 entstandene „Grabmal des Bischofs Johannes IV. von Breslau“ (Dom daselbst), die „Grabplatte des Kardinals Friedrich“ im Dom zu Krakau, u. andere ähnlich behandelte, aber später entstandene Grabplatten im Dom zu Meißen, unter denen bes. die der Herzogin Sidonie († 1510) von hoher Schönheit ist. Ungleich wichtiger u. werthvoller, von meisterhafter Technik, ist das in den Formen noch ganz gothische Denkmal für den Erzbischof Ernst von Magdeburg (im Dom daselbst) u. das diesem in kleineren Dimensionen nachgebildete Denkmal des Grafen Hermann VIII. von Henneberg (Kirche zu Römbild). Ins J. 1507 fällt die Inangriffnahme desjenigen Werkes, das V.'s Namen unsterblich gemacht hat: „Das Grabmal des heil. Sebaldus“ (Abb. Bd. IV S. 879) in der ihm geweihten Pfarrkirche, an dem der Meister mit seinen Söhnen (er hatte deren fünf u. eine Tochter, aus mehreren Ehen) 12 Jahre lang arbeitete, wie er selbst in der Inschrift auf der Plinthe berichtet. Die Ausführung begann zwar nach einem bereits 1488 von Adam Krafft eingereichten Entwurfe, erlitt aber

infolge der seitdem sehr in Aufnahme gekommenen Formen der Renaissance, die V.'s ältester Sohn Hermann in Italien kennen gelernt hatte, solche Veränderungen, daß hier gothische Formen mit denen der ital. Renaissance vermischt erscheinen. Infolge dieses Abgehens von dem alten Entwurfe u. des Hereinziehens neuer Motive fehlt es zwar dem Ganzen an Einheit des Stils u. an organischem Zusammenhang der einzelnen Theile, aber im Einzelnen entschädigen dafür in vollem Maße der Reichthum an reizenden Motiven, nam. in den Ornamenten, u. die lebens- u. ausdrucksvollen Statuetten, bes. der an den Pfeilern stehenden 12 Apostel (Abb. Bd. I S. 797 f.). Ob gerade diese, wie man gewöhnlich annimmt, von dem Sohne Hermann herrühren, läßt sich eben so wenig sagen, als wie weit überhaupt der Antheil der Söhne an der Arbeit reicht; der Vater hatte jedenfalls die technische Leitung des Ganzen. Hermann, der schon 1516 starb, u. Peter sind wol vorzugsweise Bildner, der dritte Sohn Hans wol mehr Gießer gewesen. Zu gleicher Zeit mit dem Sebaldus-Denkmal entstanden in des Vaters Gießhütte noch viele andere größere Arbeiten, z. B. zwei Statuen für das Maximilians-Denkmal in Innsbruck, die Messing-Grabplatte der Familie Wigerinck in der Marienkirche zu Lübeck, die Gedenktafel des Henning Goden in der Schloßkirche zu Wittenberg (Wiederholung im Dom zu Erfurt), das Epitaph der Margaretha Tucher im Dom zu Regensburg, u. später noch manche kleinere Sachen, die wol ohne bestimmten Zweck nur aus der Lust am Schaffen hervorgingen u. zum Theil auch Arbeiten des jüngern Peter sein mögen, der sich in kleinen allegorischen u. mythologischen Darstellungen gefiel. Ein solches gemeinschaftliches Werk der beiden Peter V. ist auch wol das 1525 gegossene Epitaph des Erzbischofs Albrecht II. von Mainz (Stiftskirche zu Aschaffenburg). Eins der letzten vor dem Tode des alten Peter V. entstandenen Werke war das 1527 vollendete Epitaph der Herzogin Helena von Mecklenburg († 1524) im Dom zu Schwerin. Die Bemühungen des Vaters, seinem Sohne Peter das Meisterrecht zu verschaffen, vereitelte der bereits 1528 erfolgte Tod desselben, u. 7. Jan. 1529 folgte ihm der Vater selber nach. Die Gießhütte erbte Hans, der zunächst die noch bei Lebzeiten des Vaters bestellten Arbeiten vollendete, unter denen das Doppelgrabmal des Kurfürsten von Brandenburg, Johann Cicero († 1499), u. seines Sohnes Joachim († 1535), im Dom zu Berlin, das bedeutendste ist, doch auch selbständig noch einige Grabmäler schuf, bes. Reliefplatten, die aber in der künstlerischen Ausführung immer roher u. nachlässiger werden u. von dem raschen Verfall der Vischer'schen Gießhütte zeugen. Ueber das Ende des schließlich in Noth u. Armuth gerathenen Hans V. fehlen die Nachrichten.

**Vischer**, Friedrich Theodor, der namhafteste Aesthetiker u. Kunstkritiker der Gegenwart, geb. 30. Juni 1807 zu Ludwigsburg; studirte Anfangs seit 1821 am Stifte zu Blaubeuren, seit 1825 zu Tübingen Theologie, wurde 1830 Pfarrvikar in Horrheim, 1831 Repetent am Stift zu Maulbronn, 1833 am Tübinger Stift, widmete sich aber schon damals mehr der Philosophie u. Kunstgeschichte; letztere Neigung war in ihm bes. auf einer Reise, die er 1832—33 durch die deutschen Hauptstädte unternommen hatte, genährt worden. Nachdem er sich 1836 zu Tübingen habilitirt hatte, erhielt er 1837 eine außerordentliche Professur der Philosophie daselbst, unternahm 1839 bis 1840 eine Studienreise nach Italien u. Griechenland u. wurde 1844 ord. Professor in Tübingen. Die Schroffheit, mit welcher er in seiner Antrittsrede u. sonst gegen die herrschende kirchliche Partei auftrat, zog bald seine Suspension (bis Ostern 1847) nach sich. Nachdem er sich in den Sturmjahren 1848 u. 49 vorwiegend der Politik gewidmet hatte, siedelte er 1855 als Professor an das eidgenössische Polytechnikum nach Zürich über, kehrte aber 1866 in die Heimat zurück, um jeweilen im Winter die Professur der Aesthetik in Tübingen, im Sommer diejenige am Polytechnikum zu Stuttgart zu verwalten. Gegenwärtig ist V. nur noch als Vorstand der Fachschule für allgemein bildende Fächer am Polytechnikum zu Stuttgart thätig. Seine literarische Laufbahn eröffnete er mit der Schrift „Ueber das Erhabene u. Komische" (Stuttg. 1837); sein berühmtes Hauptwerk ist die „Aesthetik od. Wissenschaft des Schönen" (3 Thle., Reutl. u. Stuttg. 1846—58). Bedeutend sind auch die „Kritischen Gänge" (2 Bde., Tüb. 1844; von der „Neuen Folge" derselben erschienen bisher 6 Hefte, Stuttg. 1860—73). Außer der pseudonymen Satire „Faust. Der Tragödie dritter Theil" (Stuttg. 1862), einer Verspottung des 2. Theils, gab V. eine gehaltvolle Studie über „Goethe's Faust" (Stuttg. 1875) heraus. Seine Neigung zur Satire u. selbst zur burlesken Komik zeigt sich theils in den anonymen „Epigrammen aus Baden-Baden" (Stuttg. 1867), theils in den Bänkelsängerliedern, die er unter dem Namen „Schartenmeyer" (zuletzt in köstlichem Humor über den Krieg von 1870) veröffentlichte.

Nr. 5420. Friedrich Theodor Vischer (geb. 30. Juni 1807).

**Visconti**, entstanden aus Vice comites (Vizegrafen), ist der Name des mächtigen Herzogsgeschlechtes in Mailand, das bis zu seinem Erlöschen 1447 eine Art Großmachtstellung in Italien einnahm. Nach der Zertrümmerung der Macht der Hohenstaufen, als in der ganzen Halbinsel Anarchie verbreitet war, werden zum ersten Male mit Sicherheit V. genannt, u. zugleich als ihre erbitterten Gegner die della Torre, Beide nach der Herrschaft in Mailand strebend. — Otto **V.**, der 1277—95 Erzbischof war, hatte sie in der That inne u. hinterließ sie seinem Großneffen Matteo, dem sie aber lebhaft von Guido della Torre bestritten wurde. Matteo wurde vertrieben, aber der damals in Italien weilende Kaiser Heinrich VII. brachte im J. 1311 eine Aussöhnung der beiden Gegner zu Stande. Beide sannen indessen insgeheim auf Heinrich's Vertreibung, aber Matteo ließ schlau den alten Guido zuerst sich empören u. durch die Deutschen verjagt werden u. erntete nach kurzer Verbannung 1311 das Reichsvikariat. Nun eroberte er mit deutschen Söldnern eine Stadt nach der andern, so daß sich bald das Gebiet von Mailand von den Alpen u. den Seen bis zum Po erstreckte u. seine Signorie anerkannte. Seinen ältesten Sohn Galeazzo I. (1322—28) ließ Ludwig der Bayer aus unbekannten Gründen 1327 mit zwei Brüdern in Monza gefangen setzen, ließ sie aber nach Jahresfrist frei u. belehnte sie mit dem Reichsvikariat über Pisa, ebenso 1328 nach Galeazzo's Tode dessen Sohn Azzo (1328—39) mit der Signorie über Mailand. Ihm folgte durch Wahl der Mailänder selbst sein Oheim Luchino (1339—49), welcher durch die eiserne Strenge, mit der er in dieser anarchischen Zeit waltete, einen großen Namen erwarb. Seine Neffen Matteo u. Barnabo, die sich gegen ihn verschworen, lebten armselig in der Fremde u. wurden selbst von den Päpsten in Avignon noch gebannt. Indem Luchino die Ligue der Este's, Gonzaga's, Scala's u. A. zersprengte, dehnte er das Gebiet bis nach Piemont aus. Nach seinem Tode ergriff sein Bruder Giovanni, Kardinal u. Erzbischof von Mailand (1349 bis 1354), auch die weltliche Regierung, rief die verbannten Neffen zurück, gewann den Papst durch Geldspenden u. nahm 1350 Bologna in Besitz, während Genua ihn 1353 freiwillig zum Signore wählte. Seine drei Neffen Matteo († 1355), Barnabo († 1385) u.

Galeazzo II. († 1378) verloren schon Genua u. geriethen mit einander in einen verderblichen Streit. Als Barnabo in der Gefangenschaft seines Neffen Gian Galeazzo III. (1385—1402), den man den Grafen von Virtù (Tugendgrafen) benannte, gestorben war, erkannte Mailand diesen allein als Nachfolger an, ohne auf Barnabo's Söhne Rücksicht zu nehmen. Er brachte durch Besiegung der della Scala u. Carrara Verona u. Vicenza, durch Geldspenden die Signorie von Pisa in seine Gewalt, während Siena, Perugia u. Bologna freiwillig seine Herrschaft anerkannten. 1395 erlangte er sogar von Kaiser Wenzel den Herzogstitel. Als er starb, wurde für seine drei minderjährigen Söhne eine Regentschaft eingesetzt u. dann das Reich unter sie getheilt. Zugleich aber entstanden die heftigsten Parteistreitigkeiten. Der jüngste, Gabriele, wurde 1408, da er Pisa an die Florentiner verkauft hatte, in Genua zu Tode gemartert. Der älteste Bruder, Gian Maria, ein roher Tyrann, fiel 1412 unter den Dolchen von Verschworenen. Der mittlere, Filippo Maria, warf die Verschwörer nieder, die auch ihm den Thron streitig machten, erkaufte mit 200,000 Goldgulden die Bestätigung durch Kaiser Sigismund, den jene zu Hülfe gerufen hatten, u. eroberte mit Hülfe des tapfern Condottieri Carmagnola Brescia, Parma, Genua, Forli u. Imola. Dennoch veruneinigte er sich mit seinem Feldherrn u. zog Francesco Sforza in seine Dienste, dem er für seine Hülfe im Kriege gegen Florenz u. Lucca (1430—33) seine (natürliche) Tochter Blanca Maria zur Gemahlin gab. Da er jedoch zu gleicher Zeit den Condottieri Piccinino begünstigte, wollte Sforza schon zu den Waffen greifen, als Filippo Maria 1447 starb u. dadurch das Geschlecht der V. ein Ende nahm. Die Nachkommen eines Bruders vom Erzbischof Otto († 1295) leben noch.

**Stammtafel der Visconti.**

Hubert Visconti, um 1267.

- Otto, Erzbischof von Mailand. 1277—95.
- Obizzo.
  - Theobald.
    - Matteo I. 1295—1322.
      - Galeazzo I. 1322—28.
        - Azzo. 1328—39.
      - Luchino. 1339—49.
      - Giovanni, Erzbischof v. Mailand. 1349—54.
      - Stefan. † 1327.
        - Matteo II. 1354—55.
        - Barnabo. 1354—85.
          - Ludwig. † 1404.
          - Giovanni's Nachkommen sterben in Utrecht 1782 aus.
          - Carolo. † 1404.
            - Giov. Carolo. † 1418.
        - Galeazzo II. 1354—78.
          - Gian Galeazzo III. 1378—1402.
            - Gian Maria. 1402—12.
            - Filippo Maria. 1412—47.
              - Blanca Maria. Gem.: Fr. Sforza.
            - Gabriele. † 1408.
            - Valentine. Gem.: Ludw. v. Orleans.
              - Karl v. Orleans.
                - Ludw. XII., König v. Frankr. 1498—1515.
- Caspar (seine Nachkommen leben noch).

**Visconti,** Ennio Quirino, berühmter ital. Archäolog, geb. 1. Nov. 1751 zu Rom, wo sein Vater, Giambattista Antonio V. (geb. zu Vernazza im Herzogthum Genua 26. Dez. 1722, gest. daselbst 2. Sept. 1784), unter den Päpsten Clemens XIII., Clemens XIV. u. Pius VI. Präfekt der Alterthümer war, zeigte schon in früher Jugend eine ungewöhnliche Begabung; insbes. verschaffte ihm seine bereits 1765 gedruckte Uebersetzung der „Hekabe“ des Euripides in ital. Verse den Ruf eines Wunderkindes. Auch er widmete sich dem Studium der Archäologie, studirte aber nebenbei seit 1771 auch Jurisprudenz. Sehr bald vom Papste zum Ehrenkämmerer u. Unterbibliothekar im Vatikan ernannt, ward er 1787 Konservator des Museum Capitolinum. Nach der ersten Besetzung Roms durch die Franzosen 1797 berief ihn Berthier in die provisorische Regierung. Die späteren Ereignisse veranlaßten ihn aber 1799 zur Auswanderung nach Frankreich, wo er in demselben Jahre Professor der Archäologie zu Paris u. Aufseher der Sammlungen im Louvre ward. Seit 1803 Generaldirektor des Louvre-Museums u. seit 1804 Mitglied der Franz. Akademie, folgte er 1817 einer Einladung nach London, um die vom Lord Elgin in den Trümmern des Parthenon aufgefundenen u. für das Brit. Museum bestimmten Statuen abzuschätzen. Er starb zu Paris 7. Febr. 1818. Seine Hauptwerke sind: eine unter dem Titel „Museo Pio-Clementino“ herausgegebene epochemachende Beschreibung der vatikanischen Sammlungen (7 Bde. mit Kupfern, Rom 1782—1807); „Iconographie grecque“ (3 Bde., Par. 1808); „Iconographie romaine“ (3 Bde., ebd. 1818—20); „Description des antiques du Musée royal“ (ebd. 1817); „Mémoire sur les ouvrages de sculpture du Parthénon etc.“ (ebd. 1818). Seine kleineren Arbeiten sind zahllos. Eine Sammlung seiner Werke veranstaltete G. Labus (12 Bde., Mail. 1818—22). — Als Fortsetzung des „Museo Pio-Clementino“ gab V.'s gleichfalls als Archäolog bekannter Bruder Filippo Aurelio (geb. zu Rom 10. Juli 1754, gest. das. 30. März 1831) unter dem Titel „Museo Chiaramonti“ heraus.

**Visconti-Venosta,** Emilio, ital. Staatsmann, Sprößling einer der ersten Patrizierfamilien von Mailand, geb. daselbst (nach Anderen in der Provinz Sondrio od. im Veltlin) 1830 (nach Anderen 1828 od. 1829); widmete sich frühzeitig der Journalistik u. gehörte als Anhänger Mazzini's zu jenem Häuflein ausgezeichneter Talente der Lombardei, die im „Crepuscolo“ die Zuversicht auf die Wiedergeburt Italiens wach erhielten, sagte sich aber 1853 offen von den Mazzinisten los, um die Politik Cavour's zu unterstützen. Während des Krieges von 1859 königl. Kommissar im Hauptquartier Garibaldi's, ward er nach dem Friedensschlusse von Villafranca Sekretär Farini's, des damaligen Diktators von Parma u. Modena, ging Jan. 1860 nebst dem Marchese Pepoli im Auftrage Cavour's wegen der Annexion dieser beiden Herzogthümer an Piemont nach Paris u. London, erhielt nach seiner Rückkehr von den Wählern in Tirano, wo er seine Besitzungen hat, ein Abgeordnetenmandat ins Parlament u. wurde von der Regierung als Mitglied der Kommission für internationale Streitsachen ins Ministerium des Aeußern berufen. Ende 1860 folgte er ohne offiziellen Titel dem zum königl. Statthalter ernannten Minister Farini nach Neapel, wo er die auswärtigen Angelegenheiten leitete. Als nach Cavour's Tode (1861) Farini den Vorsitz im Staatsministerium übernommen hatte, ward V.-V. Generalsekretär im Ministerium des Auswärtigen. Seine Ernennung zur Leitung dieses Ministeriums unter dem Ministerpräsidenten Minghetti am 24. März 1863 erregte schon wegen der großen Jugend V.-V.'s Aufsehen, indeß wußte er nicht nur der Kammer zu imponiren, sondern sich auch das Vertrauen des Landes zu erwerben. Infolge der Unruhen in Turin trat er 24. Sept. 1864 mit dem Kabinet zurück, bekleidete später einige Zeit den Gesandtschaftsposten in Konstantinopel, bis er unter Ricasoli 20. Juni 1866 abermals das unter den damaligen Verhältnissen bes. schwierige Ministerium des Auswärtigen übernahm. Mit dem Sturze Ricasoli's verlor auch V.-V. 10. April 1867 seinen Posten, doch kehrte er auf denselben unter Lanza 14. Dez. 1869 wieder zurück. In die Zeit seiner diesmaligen Amtsführung fiel insbes. die Annexion der letzten päpstlichen Provinzen u. die Verlegung der Hauptstadt des Königreichs Italien nach Rom. An der Anbahnung freundschaftlicher Verhältnisse zum Deutschen Reiche u. an der bessern Gestaltung der Beziehungen zu Oesterreich hatte V.-V. wesentlichen Antheil. Auch nach dem Sturze des Ministeriums Lanza 25. Juni 1873 ließ Minghetti, der neue Ministerpräsident, V.-V. im Besitze seines Portefeuilles, welches dieser nun bis 18., beziehentl. 25. März 1876 behielt.

**Viscount,** s. v. w. Vicomte (s. d.). **Viscum,** die Mistel (s. d.).

**Vision** (vom lat. vidēre, sehen), eig. „Schauung“, „inneres Gesicht“, heißen innere Vorstellungen von solcher Lebhaftigkeit, daß sie der betreffenden Person selbst als die Folge äußerer Sinneseindrücke (bes. des Gesichts) erscheinen. Solche V.en stellen sich in der Regel nur infolge krankhafter Ueberreizung der Nerven ein, u. auch dann nur bei bes. dazu angelegten Personen (sog. Visionären). Die merkwürdigsten Beispiele solcher sind J. Swedenborg (s. d.), der auf seine V.en ein theosophisches System gründete, u. vor ihm Christ. Friedr. Nicolai (s. d.), der die visionären Zustände nüchtern zergliederte, oft auch die Erscheinungen durch Ansetzung von Blutegeln an seinen Körper vertrieb. — Unter „prophetischen V.en“ versteht man gleichfalls innere, aber von Gott gewirkte Vorgänge in der Seele des Propheten; das Muster einer solchen prophetischen V. ist Jesaja Kap. 6.

**Visir** heißt das verschiebbare Helmgitter, welches das Gesicht bedeckt ohne das Sehen zu hindern; sodann der an dem Aufsatze auf dem hintern Ende der Geschützrohre u. Gewehrläufe angebrachte drei- od. viereckige Einschnitt, welcher mit der Spitze des Korns zusammen die Visirlinie bezeichnet.

**visiren** (frz. viser, von lat. visēre), zielen (aufs Korn nehmen); aichen, den Inhalt eines Gefäßes mit dem Visirstabe untersuchen u. messen;

einen Paß ꝛc. durchsehen u. durch Siegel u. Unterschrift beglaubigen; Etwas nach gehörigem Maß u. richtigem Verhältniß verfertigen, bes. den Riß von einem Gebäude machen (in letzterer Bedeutung veraltet).

**Visitationsrecht.** Ein solches kennt an sich zwar jeder Verwaltungsbereich eines Staates od. andern öffentlichen Korporation; besondere Erwähnung jedoch verdient das V. der Kirche, da die hier nach u. nach festgestellten Grundsätze später auf alle anderen Kreise mehr od. weniger übertragen worden sind. Schon seit dem 4. Jahrh. n. Chr. wurde es üblich, daß die Bischöfe durch eigene Anschauung von den Verhältnissen der ihnen anvertrauten Diöcesen sich Kenntniß verschafften. Seitdem ist die Visitation allgemein üblich u. sogar zu einer Pflicht gewisser hoch gestellter Geistlichen geworden. Als die Punkte, auf welche sie sich bei dieser Gelegenheit richten soll, sind zu bezeichnen: die Amtsführung der Geistlichen, die religiösen u. sittlichen Zustände der Gemeinden, die kirchliche Vermögensverwaltung. Untergeordnete Visitatoren sind, abgesehen von provisorischen Maßregeln in eiligen Fällen, zur eigenen Verfügung nur insoweit berechtigt, als ihnen dies ihre Instruktion gestattet. Vielfach pflegt übrigens der Staat, weil durch die Visitation häufig seine Interessen mit berührt werden, sich durch einen besondern Kommissar hierbei vertreten zu lassen.

**visitiren** (lat. visitare, eig. wiederholt nach Etwas sehen; frz. visiter), untersuchen, durchsuchen, besichtigen; Visite (frz.), Besuch, Aufwartung; Visitation, Untersuchung, Durchsuchung, auch Besuchung, Heimsuchung.

**Visp** od. Vispach, frz. Viège (spr. Wiähsch'), Marktflecken mit 723 E. (1870) im Schweizerkanton Wallis, liegt 657 m. über dem Meere in fruchtbarer Umgebung am rechten Ufer der zum Rhone fließenden Visp u. an der von Martigny über den Simplon nach Domo d'Ossola führenden Straße. Der durch das Erdbeben vom 25. Juli 1855 u. die Ueberschwemmung von 1868 stark mitgenommene u. jetzt unansehnliche Ort war früher Sitz mehrerer adeliger Familien, wie der Silinen, Riedmatten, Kalbermatten, Blandra, Ulrich ꝛc. — In der Nähe liegt die Ruine Hübschburg, das ehemalige Schloß der Grafen von V. u. Blandra, das 1388 von den Oberwallisern zerstört wurde.

**Visum** (lat., von vidēre, sehen), das Gesehene, der Anblick, Augenschein, auch s. v. w. Visa (s. d.); visum repertum (v. lat. reperīre, finden), ein auf Augenschein beruhender Bericht, Fundschein; nam. der vom Gericht veranlaßte schriftliche Bericht eines Arztes über die Resultate einer gerichtlich-medizinischen Untersuchung nebst den aus derselben zu ziehenden Schlußfolgerungen.

**Vita brevis, ars longa** (lat. Uebersetzung des Anfanges der „Aphorismen" des Hippokrates), kurz ist das Leben, lang ist die Kunst.

**Vitalienbrüder** wird eine Verbindung von Seeräubern genannt, welche sich 1391 unter dem Schutze Herzog Albrecht's von Mecklenburg bildete, um Stockholm, das die Königin Margarethe (s. d.) von Dänemark belagerte, für jenen zu erhalten u. wenigstens mit Lebensmitteln (Viktualien) zu versorgen (vgl. „Schweden, Geschichte"). Einmal zu Macht gelangt, setzten sie sich in Gothland fest, wo Swen Sture ihnen für die Hälfte ihres Raubes gestattete, Burgen zu bauen, u. störten den ganzen Handel auf der Ostsee. Vergebens waren die Expeditionen hansischer Schiffe 1395 u. 1396, obwol man viele „Vitalianer" ergriff u. hinrichten ließ, vergebens die Verhandlungen des Deutschen Ordensmeisters Konrad von Jungingen mit Albrecht. Da bemächtigte sich jener 1398 der Insel Gothland, entschädigte Albrecht mit einer Geldsumme u. trieb die V. aus der Ostsee in die Nordsee, wo sie noch eine Zeit lang unter dem Namen „Likendeeler" (d. h. die zu gleichen Theilen Theilenden), geführt von dem kühnen Klaus Störtebeker, ihr Wesen trieben, bis sie zum Theil 1402 von Hamburgern bei Helgoland, zum Theil 1422 in Friesland, wo sie lange Zeit Schutz gefunden hatten, vernichtet wurden. Nur 1439 erscheinen noch einmal Seeräuber ihres Namens, um Bergen zu plündern. — Vgl. J. Voigt, „Die V." (in Raumer's „Hist. Taschenbuch", 1841) u. Koppmann in „Hansische Geschichtsquellen" (Jahrg. 1878).

**Vitellius,** Aulus, röm. Kaiser vom 16. April bis zum 20. Dez. 69 n. Chr., geb. im Sept. 15 n. Chr., war aus einem Geschlechte, welches Schmeichler vom sagenhaften Könige Faunus u. seiner Gemahlin Vitellia, Andere von einem Schuhflicker herleiteten, jedenfalls Sohn des Lucius V., der als brauchbarer Geschäftsmann u. geschickter Schmeichler dreimal zum Konsul u. einmal zum Censor gemacht wurde. Aulus galt schon als Knabe für einen Liebling des Tiberius in Capri wegen seiner schönen Gestalt, empfahl sich dem Caligula als Wagenlenker, dem Claudius als Würfelspieler, dem Nero als Bewunderer seines Gesanges u. Citherspiels. Galba schickte ihn als Prokonsul nach Niedergermanien, „das Reichthümer genug besäße, möglicherweise seinen tiefen Schlund zu füllen." Hier riefen ihn schon im Anfang des Jahres 69 seine Legionen u. die des Oberrheins zum Imperator aus. Ein Theil marschirte voran u. schlug bei Bedriacum (in der Nähe von Cremona) den Kaiser Otho, der inzwischen an Stelle des ermordeten Galba auf den Thron erhoben war u. sich vergeblich erbot, das Reich mit V. zu theilen. Durch den Selbstmord des Otho (s. d.) 16. April stand V. der Weg nach Rom offen, wo er im Juli mit 60,000 Mann seinen Einzug hielt. Er erklärte offen Nero als sein Vorbild, doch galt dies nur in Betreff der Schwelgerei. Seine Regierung war ein beständiges Mittagsmahl. Er selbst verwandte in sieben Monaten 225 Mill. Denare (etwa 153 Mill. Mk.) auf seine Tafel. Doch lud er sich oft bei reichen Bürgern zu Tisch, sogar bei mehreren an einem Tage, u. keine Mahlzeit durfte weniger als 66,000 Mk. kosten. So erschöpfte er in Kurzem den Schatz u. die Steuerkraft des Volkes. Die Legionen des Ostens aber, erbittert, daß die westlichen ihnen einen Kaiser aufgedrungen hatten, riefen schon im Juli 69 Vespasian (s. d.) aus, u. die pannonischen Legionen unter Antonius Primus besiegten wieder bei Bedriacum die des V. Schon erklärte sich auch der ganze Westen für Vespasian, aber ein Aufstand, den dessen Bruder Sabinus in Rom erregte, wurde von V.' Leibwache niedergeworfen u. dabei das Kapitol erstürmt u. niedergebrannt. Als Antonius Primus die Stadt eroberte, fielen noch 50,000 Menschen. V. wurde endlich aus dem Versteck hervorgeholt, unter Mißhandlungen auf das Forum geschleppt u. dort getödtet.

**Viterbo,** Stadt mit 16,326 E. (1871) in der ital. Provinz Rom, Landestheil Latium, liegt 360 m. über dem Meere in fruchtbarer Gegend im Thale des Arnione, am Fuße des Monte Cimino. Die Stadt, „voll schöner Brunnen u. schöner Jungfrauen", wie sie vor alten Zeiten genannt wurde, mit einer vielthürmigen Mauer umgeben, ist Sitz eines Bischofs, hat die berühmte Kathedrale S. Lorenzo, die, im Innern römisch, mit übertünchten antiken Granitsäulen, eine moderne Façade trägt, u. in welcher die Grabmäler der Päpste Johann XXI., Alexander IV. u. Clemens IV. sich befinden, die ursprünglich goth. Kirche S. Francesco, mit dem prächtigen Grabmale Papst Hadrian's V., die Kirche S. Maria della Verita vor dem Thore, mit sehr schönem goth. Klosterhofe u. außerdem noch 15 andere Kirchen, einen großen mittelalterlichen Palazzo pubblico mit etruskischen Sarkophagen voll von Reliefs u. Inschriften, unter vielen schönen Brunnen die berühmte Fontana della Rocca von Vignola, 1566, einen röm. Sarkophag auf dem Platze vor dem Stadthause u. viele andere röm. u. etruskische Alterthümer. Eine halbe Stunde westl. liegt die etruskische Gräberstadt Castel d'Asso, etwas weiter ab sind die Gräber von Norchia u. die Todtenstadt von Bieda (Blera) u. 20 Minuten östl. vom Thore die stark besuchte Wallfahrtskirche u. Benediktinerabtei Madonna della Quercia, ein schöner Bau nach Bramante's Zeichnung. Die ganze Umgebung ist reich an warmen Quellen, von denen die berühmteste der schon von Lucretius erwähnte Bulicame, eine kalkhaltige Schwefelquelle, ist. — Die Gründung V.'s fällt in die Zeit der Langobardenherrschaft; es soll auf der Stelle des etruskischen Fanum Voltumnae liegen. V. war Hauptstadt der Besitzungen der Gräfin Mathilde u. Residenz verschiedener Päpste. Auf dem Platze vor der Kathedrale soll Friedrich Barbarossa 1155 dem Papste Hadrian IV. den Steigbügel gehalten haben. 1265 ermordete während des Gottesdienstes an den Stufen des Hochaltars der Kathedrale Simon v. Montfort den Prinzen Heinrich v. Cornwall, der sich hierher geflüchtet hatte.

**Vitoria,** feste Stadt mit 18,728 E. (1860) in der span. Prov. Alava im Baskenlande, liegt 543 m. überm Meere in weiter, fruchtbarer Ebene, unweit des Ebrozuflusses Zadorra u. an der nordspan. Eisenbahnlinie Irun-Madrid. Die regelmäßige u. gut gebaute Stadt ist als Provinzialhauptstadt Sitz der Regierung, Sitz eines Bischofs, hat einen schönen quadratischen Platz von 61 m. Seitenlänge, der von Säulengängen umgeben ist, mehrere Kirchen u. Klöster, Theater, Fabrikation von Leder, Wollstoffen, Leinwand, Eisenwaaren ꝛc., treibt Weinbau u. ansehnlichen Handel. — V. gehörte ursprünglich zu Navarra u. wurde 1181 zur Stadt erhoben. Hier siegte 1367 der Schwarze Prinz u. 21. Juni 1813 Wellington über die vereinigten Spanier u. Franzosen.

**Vitriol,** mit diesem veralteten Namen belegt man im gewöhnlichen Leben häufig noch die schwefelsauren Salze mehrerer Metalle, so nam. die des Eisens, Kupfers u. Zinks u. spricht daher von Eisen-, Kupfer- u. Zinkvitriol; man läßt wol auch die Namen der Metalle ganz weg u. unterscheidet diese drei nach der Farbe in grüner, blauer u. weißer V.

**Vitriolöl** ist konzentrirte Schwefelsäure.

**Vitruvius,** Marcus V. Pollio, berühmter röm. Architekt u. der einzige röm. Schriftsteller, der über Baukunst geschrieben hat, wurde zu Julius Cäsar's Zeit in Verona geboren u. erhielt eine gute

Erziehung. Nachdem er schon in Cäsar's Diensten Verwendung gefunden hatte, brauchte ihn Augustus als Ingenieur zur Anfertigung von Kriegsmaschinen u. übertrug ihm die Leitung des Bauwesens. Durch seine Gönnerin Octavia erhielt er eine beträchtliche Pension, die ihm ein behagliches Alter sicherte. In seinem um 16—13 v. Chr. verfaßten Werke „De architectura", von dessen ursprünglichen zehn Büchern sich nur die sieben ersten u. einige Bruchstücke des neunten erhalten haben, handelt V. über Grundlagen der Baukunst, über die Baumaterialien, die Tempel, die Säulenordnungen, die öffentlichen Gebäude, die Stadt- u. Landbaukunst, den Schmuck der Häuser, die Wasserleitung, die Sonnenuhren u. die Mechanik; aber seine Darstellung ist sehr schwerfällig u., zumal da die ursprünglich mit beigegebenen Pläne u. Zeichnungen (schemata) verloren gegangen sind, unklar. Gedruckt wurde das Werk zuerst in Rom 1486; herausgegeben von Rode (Berl. 1800), Schneider (Lpz. 1803), Marini (Rom 1836), Lorentzen (Gotha 1856), Rose u. Müller-Strübing (Lpz. 1867), ins Deutsche übersetzt von Rode (Lpz. 1795) u. Reber (Stuttg. 1865). Vergl. Genelli, „Exegetische Briefe über V.' Baukunst" (Braunschw. u. Berl. 1801—1804).

**Vittoria,** Stadt mit 16,543 E. (1871) in der ital. Prov. Siracusa, auf der Südseite der Insel Sizilien, nahe dem alten Camarina (Hipparis). Die wenig bemerkenswerthe Stadt treibt einigen Handel; ihr Hafenplatz ist Scoglietti.

**Vittoria della Volpe,** venetianischer Bildhauer u. Baumeister, geb. 1525 zu Trient, gest. zu Venedig 27. Mai 1608. Als Schüler Jacopo Tatti's (Sansovino) betrieb er vorzugsweise die Plastik u. scheint diesem seinen Lehrer bis zu dessen Tode (1570) zur Seite gestanden zu haben, obgleich er auch eine Zeit lang in Vicenza als Stukkateur arbeitete. Von seinen Skulpturwerken sind erwähnenswerth die beiden Sklaven u. die Statuen der Brenta u. der Fama am Grabmal des Contarini im S. Antonio in Padua, ein Altar in S. Giuliano zu Venedig, zahlreiche Büsten für Grabdenkmäler u. als seine beiden besten Werke die Statue des Zacharias u. sein eigenes Grabdenkmal in der Kirche S. Zaccaria zu Venedig; als Architekt machte er sich einen Namen durch mehrere venetianische Bauten, z. B. Ateneo, Palazzo Balbi 2c.

**Vitzliputzli** (auch Vitslipochtli, Huitzilopochtli od. Mexitli genannt) war die Hauptschutzgottheit der alten Mexikaner, der Gott des Krieges u. der Weissagung: seine durch den Mund der Priester gegebenen Orakelsprüche kamen einem Kriegsrathsbeschluß gleich. Nach der Legende hatte er einst seine Verehrer, welche planlos herumschweiften (mexi), auf die Mexikanische, vorher von den Navalteken bewohnte Hochebene geführt. V.'s Mutter, eine fromme Frau aus Koatepek in der Nachbarschaft der Stadt Tula, Namens Koatlikoe, hatte einst, als sie zum Tempel ging, einen Federball aus der Luft aufgefangen u. war davon schwanger geworden. Darüber empört, beschlossen ihre Söhne, sie zu beseitigen, aber eben, da sie zur Ausführung des Planes schreiten wollten, gebar die Mutter den Gott, der mit Schild u. Spieß, einem Busche von grünen Federn auf dem Kopfe u. am linken Beine, Gesicht, Arm u. Schenkel blau gestreift hervorkam, die Mörder tödtete, ihre Häuser plünderte u. den Raub der Mutter brachte. Davon hieß er auch Tetzauhteotl (der schreckliche Gott). Seine Hauptkultusstätte war zu Mexiko, wo er einen prachtvollen Tempel besaß. Hier befand sich auch seine kolossale Statue. Er war in menschlicher Gestalt, sitzend auf einem, von einer azurnen, den Himmel vorstellenden Kugel getragenen Throne dargestellt, auf dem Kopfe trug er einen Helm von buntfarbigen Federn, der einen Vogel darstellte, sein Gesicht war schrecklich anzusehen u. durch zwei blaue Narben auf Stirn u. Nase entstellt, u. seine Rechte stützte sich auf eine sich krümmende Schlange, welche ihm als Stab diente, während seine Linke vier Pfeile u. einen mit fünf weißen, in Form eines Kreuzes zusammengestellten Federn bedeckten Schild hielt. In einer Nebenkapelle stand ein ihm völlig ähnlicher Götze, Tlaloch, der als sein Bruder galt. Zuweilen bildete man ihn auch mit einem Löwenkopfe auf dem Nabel od. mit Fledermausflügeln u. Ziegenfüßen ab.

**vivat** (lat., von vivĕre, leben), er lebe! V. als Hauptwort gebraucht: Lebehoch. V., crescat, floreat (lat.), er lebe, wachse, blühe.

**Viviani,** Vincenzo, berühmter ital. Mathematiker, geb. zu Florenz 5. April 1622, war ein Schüler Galilei's, dem er auch bis zu dessen Tode (1642) die treueste Anhänglichkeit bezeigte; 1666 wurde er erster Mathematiker Großherzog Ferdinand's II. von Toscana, der ihm sein ganzes Vertrauen schenkte, u. starb in seiner Geburtsstadt 22. Sept. 1703. Ludwig XIV. hatte V., der für einen der größten Gelehrten seiner Zeit galt, 1699 zum Mitglied der Franz. Akademie ernannt u. ihm eine beträchtliche Pension ausgesetzt. In seiner „Divinatio in Aristaeum" (Flor. 1701) suchte er mit wunderbarem Scharfsinn die verloren geglaubten 5 Bücher des griech. Mathematikers Aristäus über die Kegelschnitte u. in der „Divinatio in quartum conicorum Apollonii Pergaei" (ebd. 1659) das damals ebenfalls verloren geglaubte 4. Buch des Mathematikers Apollonius aus Perga über den nämlichen Gegenstand zu ersetzen.

**Vivianit** (Blaueisenerz), ein nach dem englischen Mineralogen Vivian benanntes Mineral, das theils in kleinen monoklinischen Krystallen von indigblauer Farbe, theils auch derb, eingesprengt u. in staubartigen Theilen vorkommt, in letzterem Falle heißt das Mineral Blaueisenerde. Der V. ist wahrscheinlich ursprünglich wasserhaltiges phosphorsaures Eisenoxydul u. daher farblos od. weiß gewesen, u. in der That findet man auch in einigen Gegenden (Bodenmais) noch fast farblose Varietäten desselben. Durch Sauerstoffaufnahme aus der Luft ist er nach u. nach blau geworden u. ist demnach jetzt phosphorsaures Eisenoxyduloxyd. Schön krystallisirte Varietäten finden sich bei Bodenmais in Bayern, bei Starkenbach im nordöstlichen Böhmen, in Cornwall u. bei Commentry u. Cransac in Frankreich; ferner kommt V. in Siebenbürgen u. Grönland vor; Blaueisenerde bei Eckardsberga, Spandau u. häufig als Ausfüllung von Petrefakten, sowie in Torfmooren mit Raseneisenstein zusammen. Auch wird der V. als blaue Farbe benutzt.

**Vivisektion,** d. i. Zergliederung lebender Thiere, ist eine Form der physiologischen Untersuchung, die in Eröffnung des Körpers von lebenden Thieren zu wissenschaftlichen Zwecken besteht, wodurch man in Stand gesetzt wird, über die Funktion u. Bedeutung gewisser Organe Genaueres zu erfahren. Meist sind mit der V. besondere Experimente verknüpft, welche durch willkürliche Abänderung der Thätigkeit eines Organes Zweck u. Bestimmung desselben klarlegen. Für solche Versuche werden nicht blos Frösche u. andere kaltblütige Thiere, sondern nam. auch Kaninchen u. Hunde, bisweilen sogar größere Thiere, wie Pferde, benutzt. Das Versuchsthier wird zu diesem Behufe je nach Bedürfniß gefesselt, in einzelnen Fällen mit dem lähmenden Pfeilgift (Curare) vergiftet, um es bewegungslos zu machen, od. narkotisirt (durch Chloroform, Aether, Morphium 2c.); in diesem Zustande wird schließlich der zu untersuchende Körpertheil durch Einschnitte bloßgelegt. Um das Thier möglichst lange am Leben zu erhalten, wird durch künstliche Respiration das natürliche Athmen ersetzt. Ganz überflüssig erscheint es, zu erwähnen, daß es im eigensten Interesse des Experimentirenden liegt, jedes Schmerzgefühl, welches nur Unruhe des Thieres bewirken u. die Untersuchung erschweren würde, zu beseitigen. Bei der V. kann so ziemlich jedes Organ der unmittelbaren Untersuchung unterworfen werden, u. indem man dasselbe theils mechanischen Einwirkungen aussetzt, theils mit verschiedenen Reizmitteln, wie Elektrizität, chemischen Stoffen 2c., behandelt, gelangt man zu Beobachtungen, welche in die inneren Lebensvorgänge tiefere Einblicke gestatten. Ganz unberechenbar ist der große praktische Nutzen für die Heilkunde. Daher beschäftigen sich sämmtliche moderne Physiologen, wie Claude Bernard (Paris), Ludwig (Leipzig), Du Bois-Raymond (Berlin) 2c. mit V.en. Es konnte nicht fehlen, daß sich gegen diese Methode wissenschaftlicher Studien eine Opposition erhob, welche dieselbe in Verkennung ihrer bedeutenden Vortheile für die Wissenschaft u. deren Anwendung auf die Heilkunde als eine Grausamkeit u. Thierquälerei verwarf. Namentlich in England wurde die Agitation, welche sich in Schriften u. Petitionen aussprach, so mächtig, daß sich die Regierung u. das Parlament, obgleich tausend englische Aerzte für die V.en eintraten, veranlaßt sahen, ein Gesetz zu geben, welches nur besonderen Personen gestattet, V.en unter gewissen Beschränkungen zu veranstalten. Der Londoner Thierschutzverein hatte einen Preis für eine dieses Thema behandelnde Schrift ausgesetzt u. ertheilte der Arbeit eines Dr. Fleming, die auch ins Deutsche übersetzt wurde, den Preis („Die V.; ist sie nothwendig oder entschuldbar?" Berl. 1870). In Deutschland erhob namentlich der Dresdner Thierschutzverein u. dessen Mitglied E. v. Weber seine Stimme gegen die V., u. unter dem Pseudonym „Jatros" erschien eine Abhandlung: „Die V., ihr wissenschaftlicher Werth u. ihre ethische Berechtigung" (Lpz. 1877). Die Züricher medizinische Fakultät an ihrer Spitze Prof. Hermann, trat dagegen für die Nothwendigkeit u. Unentbehrlichkeit der V. energisch ein. „Für jedes gerettete Hundeleben hat die Menschheit ein Menschenleben zu zahlen!" rufen die Aerzte allen Gegnern zu, welche die durch V.en geforderte wissenschaftliche Forschung aus ethischen Gründen zu hindern suchen.

**Vize** (von einem nicht gebräuchlichen lat. Nomin. vicis, Wechsel), an der Stelle, anstatt; häufig als Vorsatzsilbe bei Amtstiteln, sowol den

Stellvertreter des ordentlichen Beamten bezeichnend wie auch als bloßer Titel dienend, z. B. Vize-König, Präsident, Admiral ꝛc. — Vice versa (abgek. v. v.), umgekehrt, hinwiederum.

**Vitzthum,** entstellt aus Vicedom (lat. vicedominus, frz. vidame), eig. Statthalter, Stellvertreter eines Fürsten; Verwalter geistlicher Güter, Stiftshauptmann; Oberamtmann.

**Vlaardingen,** Stadt mit 8152 E. (1869) in der niederländischen Prov. Süd-Holland, westl. von Rotterdam, am linken Ufer der Neuen Maas, hat eine kathol. u. eine protest. Kirche, letztere mit schönen Grabmälern, ein stattliches Rathhaus u. treibt mit 60—70 Schiffen Herings- u. mit 30—40 Schiffen Kabeljaufischerei u. nicht unbedeutenden Handel mit Spanien, Portugal, Schweden, Norwegen u. Nordamerika.

**Vládika** od. Wladika (vom slav. wladati, herrschen), Herrscher, Titel des Fürsten von Montenegro.

**Vlamänder,** Vlämen, Vlamingen, derjenige german. Stamm, der in einer Stärke von rund 320,000 die niederländischen Provinzen Nord-Brabant u. Limburg u. mit etwa 2½ Mill. an Zahl das Tiefland Belgiens, also den nördl. u. nordwestl. Theil des Königreichs, die Provinzen Limburg, Antwerpen, Brabant, Ost- u. Westflandern bewohnt. Ihre Sprache ist das Vlämische od. Vlamländische, ein Zweig des Niederdeutschen (vgl. „Niederländische Sprache u. Literatur").

**Vleet** (holl.), Ausrüstung eines Schiffes für den Walfischfang, auch das zu diesem Zwecke ausgerüstete Schiff selbst; Heringsnetz.

**Vließ,** ein Schaffell mit der Wolle.

**Vließ,** goldenes, s. „Argonautenzug" u. „Goldenes Vließ".

**Vlissingen** (frz. Flessingue), Stadt mit 8929 E. (1869) auf der zur niederländischen Provinz Zeeland gehörigen Insel Walcheren, an der Mündung der Westerschelde u. an der Linie Roosendaal-V. der niederländischen Staatsbahn. Die stark befestigte Stadt ist Sitz einer Admiralität u. eines Seedepartements, hat einen der vier Kriegshäfen der Niederlande, einen neuen, großartigen Handelshafen, Trockendock, großartige Marine-Etablissements, Arsenal, zwei Schiffswerfte u. ein Fischhandel-Entrepôt. Auch eine Sternwarte befindet sich hier. Es ist Geburtsort des Admirals de Ruyter (1607 geb.), dem hier 1841 ein Denkmal gesetzt worden ist. — Am 15. Aug. 1809 ergab sich V. den Engländern, die es mehrere Tage beschossen hatten.

**Vocativus** (lat.), eig. „Zum Rufen dienend", heißt in der Grammatik der Casus der Anrede. Derselbe stimmt im Lateinischen überwiegend, im Deutschen überall mit dem Nominativ überein, wird aber häufig durch vorgesetztes o hervorgehoben, z. B. o Herr! ꝛc. — Scherzweise bezeichnet man mit V. einen bes. behenden, geistig geriebenen Menschen.

**Voce** (ital., spr. Wohtsche), Stimme, Singstimme; v. di petto, Bruststimme; v. di testa, Kopfstimme, Fistel, Falset.

**Vogel,** Johann Karl Christoph, ausgezeichneter Schulmann, ein Sohn des 1840 zu Gotha verstorbenen Arztes u. medizinischen Schriftstellers Joh. Ludwig Andreas **V.**, der 1823—37 Professor in Kasan war, wurde zu Stadt-Ilm in Schwarzburg-Rudolstadt 19. Juli 1795 geb.; studirte seit 1812 in Jena Theologie u. Philologie, wurde 1816 Lehrer an dem damals in Tharandt, später auf Wackerbartsruhe bei Dresden bestehenden Erziehungsinstitute u. leitete seit 1821 dasselbe, bis es 1823 sich auflöste. Hierauf ging V. als Direktor der höhern Stadtschule nach Krefeld, 1832 als Direktor der allgemeinen Bürgerschule nach Leipzig, führte dort eine vollständige Reorganisation des gesammten Bürgerschulwesens glücklich durch, begründete auch eine städtische Realschule u. starb 15. Nov. 1862. Mehr noch als in den blos äußerlichen Einrichtungen zeigte sich das Treffliche seiner Reorganisation des Bürgerschulwesens in den Bestimmungen, die er hinsichtlich der Abgrenzung des Lehrstoffs für die einzelnen Klassen, hinsichtlich der Vertheilung der Lehrgegenstände nach Stundenzahl u. hinsichtlich der Methode traf. Dadurch erst schuf er ein so großartiges Ganze, daß fast alle Länder u. Staaten Europa's u. selbst Amerika's Lehrer u. Schulfreunde nach Leipzig schickten, um dasselbe kennen zu lernen. Auch als Schriftsteller hat V. Bedeutendes geleistet. Zu seinen Schriften u. Lehrmitteln, die meist öfters aufgelegt worden sind, gehören: „Lesebuch für Schule u. Haus" (Lpz. 1836); „Atlas der neueren Erdkunde" (ebd. 1836); Schulwörterbuch der deutschen Sprache" (ebd. 1841); „Des Kindes erstes Schulbuch" (ebd. 1843); „Deutsches Lesebuch für die oberen Klassen" (ebd. 1849); „Des Kindes zweites Schulbuch" (ebd. 1851); „Handbuch zur Belebung geographischer Wissenschaften" (3 Bde., ebd. 1852); „Netzatlas auf Wachspapier zum Kartenzeichnen in Schulen" (ebd. 1852) ꝛc. Seit 1840 war V. auch Mitredakteur der Darmstädter „Allgemeinen Schul-Zeitung", 1842 gründete er die „Mittheilungen der allgemeinen Bürgerschule an das Elternhaus" u. seit 1852 redigirte er mit Körner die Zeitschrift „Die höhere Bürgerschule". — Elise **V.**, älteste Tochter des Vorigen, s. unter „Polko". — Eduard **V.**, Sohn des Erstgenannten, Afrikareisender, geb. zu Krefeld 7. März 1829; studirte seit 1848 in Leipzig u. Berlin Mathematik u. Naturwissenschaften u. wurde 1851 der Gehülfe Hind's an Bishop's Sternwarte in London. Später ward er auf Empfehlung Petermann's u. Bunsen's dazu auserkoren, den Verlust zu ersetzen, den Barth (s. d.) in Centralafrika durch den Tod seiner Genossen Richardson u. Overweg erlitten hatte. Am 20. Febr. 1853 schiffte sich V. zunächst nach Tripolis ein, von wo er über Murzuk nach Kuka am Tsadsee ging. Hier kaum angekommen (13. Jan. 1854), bereitete er sich zur Erforschung der bisher noch nicht besuchten Länder an diesem wichtigen Wasserbecken vor, dessen Lage er zugleich genau bestimmte. Mitten in seinen Vorarbeiten ward er zwar von derselben Gallenkrankheit ergriffen, welcher Overweg erlegen war, aber nach mehreren Wochen so weit wieder hergestellt, daß er an einem Feldzuge nach Musgu im Süden des Tsadsees (9° n. Br.) Theil nehmen konnte. Dann machte er eine Reise in das Bergland Mandara, auf der er seiner Lastthiere u. seines Gepäcks beraubt u. er selbst mit dem Tode bedroht wurde. Seine Entschlossenheit rettete ihn, so daß er nach Kuka zurückkehren konnte, wo inzwischen der heimtückische Sultan gestürzt u. erdrosselt worden war. Nun wendete sich V. nach Westen, traf am 1. Dez. in Bundi mit Barth zusammen, der auf der Rückkehr nach Europa begriffen war, erforschte während des J. 1855 die Gebiete zwischen Kuka, Zaria u. dem Benué u. versuchte in Adamaua einzudringen, mußte jedoch wegen der Feindseligkeit der dortigen Negerstämme wieder nach Kuka umkehren. Um das Gebiet zwischen dem Sudan u. den Nilländern zu erforschen, schlug er im Dez. 1855 den Weg nach Wadai ein, erreichte dasselbe auch, wurde aber 8. Febr. 1856 zu Wara ermordet. Als gegen Ende desselben Jahres die Kunde von seinem Tod nach Kuka gelangte, wollte sein früherer Begleiter Maguire, der in Kuka zurückgeblieben war, V.'s Papiere nach Europa bringen; derselbe ward aber 6 Tagereisen nördl. von Kuka 6. Dez. 1856 von räuberischen Tuaregs überfallen u. gleichfalls erschlagen. Damit gingen auch die Papiere V.'s verloren. Zur Erforschung des lange Zeit ungewissen Schicksals V.'s wurden später zwei Expeditionen nach Wadai unternommen: 1861 unter Heuglin (s. d.) nach Osten, 1862 unter Beurmann (s. d.) nach Norden. Vgl. Elise Polko, „Erinnerung an einen Verschollenen" (Lpz. 1863).

**Vogel von Falckenstein,** s. „Falckenstein".

**Vogel von Vogelstein,** Karl Christian, Historienmaler, geb. zu Wildenfels im sächs. Erzgebirge 26. Juni 1788; war zunächst Schüler seines Vaters Christian Lebrecht V. († 1816 als Professor der Akademie in Dresden), besuchte später die Dresdener Akademie u. that sich schon damals als Portraitmaler u. Zeichner sehr hervor. 1808 bis 1812 war er in Petersburg, wo er eine Menge von Bildnissen hochgestellter Personen malte, ging 1813 nach Italien, trat dort zur Katholischen Kirche über u. schloß sich in mancher Beziehung den Nazarenern an, obwol er andererseits auch die koloristische Seite auszubilden suchte. 1820 kam er als Prof. der Akademie nach Dresden u. wurde hier einer der Gefeiertsten im Tieck'schen Kreise. 1842 besuchte er zum zweiten Male Italien. Seine Hauptarbeiten sind die Fresken in der Kapelle zu Pillnitz, die das Leben der heil. Jungfrau enthalten, die Wandgemälde im Speisesaal daselbst, die Altarbilder im Dom zu Naumburg, in der kathol. Kirche zu Leipzig, in der Kirche zu Wolmar in Livland u. andere in Petersburg, die christliche „Märtyrerin im Gefängniß" u. die Kompositionen zu Dante's „Göttliche Komödie". Gegen Ende seines Lebens gab er seine Professur in Dresden auf u. siedelte nach München über, wo er 4. März 1868 starb.

**Vögel** sind luftathmende, warmblütige, eierlegende, mit Federn bekleidete Wirbelthiere, deren zahnlose, von horniger Haut bedeckte Kiefern in einen Schnabel umgebildet, deren Vorderextremitäten in Flügel umgewandelt u. deren Beine zum Stehen, Gehen, Hüpfen od. Schwimmen eingerichtet sind. Von äußeren Theilen des Vogelkörpers unterscheidet man zunächst am Oberschnabel die Firste od. den Rücken, dessen Spitze, wenn gewölbt, Kuppe heißt, u. den an seinen Rändern (Tomien) öfters vorhandenen Vorsprung als Zahn; am Unterschnabel die Spitze

als Dille. Die die Schnabelwurzel überkleidende weiche Haut heißt Wachshaut (od. Cerom), der oft auffallend gefärbte Streif zwischen Schnabelwurzel u. Auge Zügel. Ueber die Federn s. das Wichtigste in dem bezüglichen Artikel. Man unterscheidet Deck- od. Contourfedern, Dunen od. Flaumfedern u. fadenförmige od. borstenartige Federn; die Deckfedern nach Größe u. Stellung als Schwung- u. Ruderfedern, u. zwar als Schwingen erster Ordnung (Handschwingen) u. zweiter Ordnung (Armschwingen), während die am Oberarm sitzenden Federn als Schulterfittich u. ein vom Daum getragenes Büschel kleiner Contourfedern als Eckflügel (alula) bezeichnet werden.

Nr. 5121. Heidentempel auf der hohen Donne in den Vogesen.

Am Schwanzende sitzen die Schwanz- od. Steuerfedern. Die Deckfedern werden jährlich einmal (im Frühling) od. zweimal (Frühling u. Herbst) theilweis od. gänzlich abgestoßen (ein der Häutung der Reptilien u. dem Hären der Säugethiere entsprechender Vorgang, den man als

Nr. 5122. Bauernhaus in den Vogesen.

Mauser bezeichnet) u. durch neue ersetzt. Nach Alter, Geschlecht u. zur Fortpflanzungszeit ist in vielen Fällen das Gefieder sehr verschieden (Jugendkleid, Hochzeitskleid); manche Vögel haben hier u. da nackte Hautstellen, eigenthümliche Lappen, Kämme &c. (Hühner, Geier). Was die **inneren Körpertheile der V.** betrifft, so sieht man am Skelet verschiedene, mit dem Fliegen in innigem Zusammenhang stehende Eigenthümlichkeiten. Die (meisten) Knochen sind pneumatisch, d. h. sie sind hohl u. lufterfüllt, zur Erzielung größerer Leichtigkeit, der aus 9 bis 24 Wirbeln gebildete Hals besitzt eine große Beweglichkeit; der Brustkorb ist sehr gedrungen u. fest gebaut (die Rippenknorpel sind verknöchert, das Brustbein trägt einen, den kräftigen Flugmuskeln genügenden Ansatz bietenden Kamm [crista], zu den beiden Schlüsselbeinen kommt noch ein zweites Paar, der Gabelknochen [furcula]. Bezüglich der Vorderextremitäten s. d. Art. „Flug". An den Unterextremitäten verwächst die obere Tarsalknochenreihe mit der Tibia, die untere mit dem Metatarsus zum „Lauf", an dessen unterem Ende die 2–4 Zehen eingelenkt sind. Die Bildung dieser ist je nach ihrem Gebrauch zum Gehen, Hüpfen, Klettern, Schwimmen eine sehr verschiedene (vgl. d. Art. „Anatomie"). Die V. haben eine meist harte, hornige Zunge, eine sehr lange, bei Raubvögeln, die ganze Thiere auf einmal verschlingen, entsprechend weite Speiseröhre, die sich manchmal zum Kropf (ingluvies) erweitert, in welchem die Nahrung eingeweicht wird. Am Ende der Speiseröhre liegt der drüsige Vormagen (proventriculus), auf den erst der eigentliche, bes. bei Körnerfressern stark entwickelte Muskelmagen folgt. Unverdauliche Theile, wie Wolle, Federn, Haare, werden (von den Raubvögeln) als „Gewölle" durch Erbrechen entfernt. Der Mastdarm mündet zugleich mit den Ausführungsgängen der Harnorgane u. den Eileitern in die Kloake. Der Kreislauf des Stoffes ist bei den V.n, als vorwiegenden Luftthieren, ein sehr energischer. Die lange Luftröhre, die manchmal theilweis in Höhlungen des Brustbeins eingebettet liegt, besitzt einen oberen (dem der Säugethiere entsprechenden) u. einen an der Theilungsstelle liegenden unteren Kehlkopf; letzterer ist das eigentliche Stimmorgan der V. u. nam. bei den Singvögeln hoch entwickelt. Die Lungen sind nicht lose in der Brusthöhle aufgehängt wie bei den Säugethieren, sondern mit ihrer hinteren Fläche an Rippen u. Wirbelsäule befestigt, u. stehen mit eigenthümlichen Luftsäcken, einem aërostatischen, das spez. Gewicht des Vogels verringernden Apparate in Verbindung, dessen Verlängerungen in die Hohlräume der Knochen reichen. Der Harn der V. besteht vorwiegend aus harnsauren Salzen u. ist eine breiartige, an der Luft rasch erhärtende weiße Masse. Eine eigenthümliche, über den letzten Schwanzwirbeln liegende Drüse, die Bürzeldrüse, liefert das Fett, mit welchem der Vogel mittels des Schnabels seine Federn einölt. Von Sinnen ist der Gehörsinn hoch entwickelt, ganz bes. aber der Gesichtssinn (Raubvögel). Ein äußeres Ohr fehlt, zu den beiden Augenlidern kommt als drittes noch die Nickhaut. Das große Auge ist ausgezeichnet durch den Knochenring der Sklerotika u. eine eigenthümliche Entwicklung der Gefäßhaut (Fächer). Im Allgemeinen sind bei den V.n die Männchen durch eine lebhaftere Färbung des Gefieders, oft auch durch besondere Hautbildungen, wie Kämme, Lappen, Sporen, endlich durch den Gesang ausgezeichnet. Die Begattung erfolgt durch Umstülpen u. gegenseitiges Anlegen der Kloakenöffnungen; ein Penis ist nur bei wenigen vorhanden. Bei den Weibchen ist von den traubigen Eierstöcken blos der linke entwickelt.

Am Vogelei unterscheidet man den Dotter (Eigelb), das Eiweiß u. die poröse Kalkschale. Ersterer entsteht im Eierstock u. ist größtentheils „Nahrungsdotter", während nur ein kleiner Theil mit dem Keimbläschen (Hahnentritt) Bildungsdotter ist, d. h. direkt zum Aufbau des Embryo dient. Beim Durchgange durch den Eileiter wird der Dotter schichtweise von dem aus den Eiweißdrüsen abgesonderten Eiweiß umhüllt, das im unteren Theile des Eileiters von einer Eiweißhaut u. schließlich von der Kalkschale umkleidet wird, die ebenfalls Abscheidungen besonderer, in der Eileiterwand lagernder Drüsen sind. Im gelegten Ei entwickelt sich das Junge durch Bebrütung, deren Dauer meist von der Größe des Vogels abhängt. Bei Singvögeln währt das Brüten 11, beim Huhn 21, beim Strauß 49 Tage. Gewöhnlich brütet nur das Weibchen. Mit der Brutpflege in Verbindung steht der Nestbau (s. d.). Der Kukuk legt sein Ei in fremde Nester; die australischen Großfußhühner legen die Eier in den Sand od. in vegetabilische Substanzen, um sie von der Sonne od. der Gährungswärme ausbrüten zu lassen. Vogeleier können auch künstlich (35–40° C) ausgebrütet werden, u. giebt es hierzu eigene Brutmaschinen u. Brutöfen. Die ausschlüpfenden Jungen vieler V. sind nackt u. hülflos, so daß sie von den Eltern aus dem Kropfe geätzt werden müssen (Atzvögel, Nesthocker, Insessoren, so die Raubvögel, Klettervögel, Singvögel, Tauben); viele von ihnen sind die ersten acht Tage blind. Die anderen sind gleich Anfangs mit Flaum bedeckt u. brauchen

nicht gefüttert zu werden (Nestflüchter, Pippel, Autophagen). Die Verschiedenheit der Vogeleier hat sie zu einem Gegenstande des Sammelns gemacht. Die Eierkunde (Oologie) ist indeß mehr od. weniger eine werthlose Spielerei, die nur bedingungsweise bei der relativ u. absolut verschiedenen Größe, der verschiedenen Form u. Färbung der Eier die Naturgeschichte der V. vervollständigen hilft. Die Nahrung der V. besteht theils in Pflanzentheilen, bes. Körnern, theils in Insekten, Gewürm, Wasserthieren, theils (Raubvögel) in warm- u. kaltblütigen Wirbelthieren; einige (Geier) leben vom Aase. Viele V. erreichen ein hohes Alter, Enten 30 Jahr, Adler, Raben u. Papageien über 60 Jahr. Man kennt etwa 8000 Arten von V.n, 470 derselben sind Europäer. Fossile Reste kennt man von etwa 230 ausgestorbenen Arten, meist in tertiären Schichten; im Dep. de l'Allier findet sich ein mit Federn u. Eiern untermischtes großes Knochenlager von über 800 meist noch lebenden Vogelarten. Nur Eine fossile Form, Archaeopteryx lithographica, im Solnhofener Schiefer, weicht vom heutigen Vogeltypus ab u. bildet den Uebergang zu den Reptilien. In historischer Zeit ausgestorben sind die Gattungen Dronte (Didus) u. gewisse Riesenvögel (Dinornis 2c.); dem Erlöschen nahe der hochnordische Alk (Alca impennis) u. der Kiwi (Apteryx) der Südseeinseln. Nach ihrem Aufenthalte unterscheidet man Standvögel, die das ganze Jahr am gleichen Orte verbleiben, Strichvögel, die ihn zeitweilig — um einer bestimmten Nahrung nachzugehen — verlassen, u. Zug- od. Wandervögel, die bei Eintritt der kälteren Jahreszeit wegen Abnahme der Temperatur u. der Nahrung nach wärmeren Ländern, oft über das Meer ziehen, um bei Eintritt der wärmeren Jahreszeit wieder zurückzukehren. Winterschlaf kommt nur ganz vereinzelt vor. — Der Nutzen der V. im Haushalte der Natur u. des Menschen ist ein bedeutender. Die Aasfresser schaffen verwesende Körper beiseite; Raubvögel vertilgen schädliche Säugethiere, bes. Nager; Singvögel, Krähen, Spechte, Schwalben, gewisse Schwimmvögel tilgen Insekten u. deren Larven, Sumpfvögel Schnecken u. Frösche. Von einer großen Zahl von Vogelarten werden Fleisch u. Eier gegessen, die Federn liefern Schmuck, Material zu Betten, dienen zum Schreiben, Zeichnen, wilden Völkern selbst zur Anfertigung von Matten u. Decken. Die Taube dient als Bote, der Falke zur Jagd, Pelikan u. Kormoran zum Fischfang, der Trompetervogel (Psophia) u. der Hirtenvogel (Chauna) am La Plata zum Hüten des Federviehs. Der angehäufte Koth (Guano) von Seevögeln ist ein geschätzter Dünger. — Abgesehen vom Archaeopteryx, dem eine besondere Ordnung zuzuweisen ist, gruppirt man die V. in Schwimmvögel, Sumpf- od. Stelzvögel, Laufvögel, Scharr- od. Hühnervögel, Tauben-, Sing- od. Sperlingsvögel, Heftzeher, Klettervögel u. Raubvögel.

Die Zahl der Schriften über Vogelkunde (Ornithologie) ist eine sehr große; eigene Fachjournale sind: J. Cabanis' „Journal für Ornithologie", eine Fortsetzung von Baldamus' „Naumannia", u. P. L. Sclater, „The Ibis". Zusammenstellung der Literatur bietet Giebel's „Thesaurus Ornithologiae". Aus der großen Masse ornithologischer Werke seien nur folgende namentlich angeführt: C. L. Bonaparte, „Conspectus generum avium" (Leyden 1850—65); G. R. Gray, „The Genera of Birds etc. with 371 plates" (3 Bde., Lond. 1844—49); Ludwig Reichenbach, „Die vollständigste Naturgeschichte der V." (Dresd. 1848—54); J. A. Naumann's „Naturgeschichte der V. Deutschlands" (umgearbeitet von J. F. Naumann, 12 Thle. mit 337 kolorirten Tafeln, Lpz. 1822—44); endlich A. Brehm, „Das Leben der V.", u. desselben Forschers „Illustrirtes Thierleben".

**Vogelbeerbaum,** s. v. w. Eberesche (s. d.).

**Vogeldunst,** feiner, kleinkörniger Schrot zum Schießen der Vögel.

**Vogeleidechse** (Pterodactylus), s. „Flugeidechse" unter „Flug".

**vogelfrei** (lat. exlex) heißt, wer des Rechtsschutzes beraubt u. aus dem allgemeinen Frieden gesetzt ist. V. war, wer in die Aber- (Ober-) Acht erklärt war; er verlor Lehen u. Eigen, konnte keine echten Kinder gewinnen, vor Gericht weder klagen noch zeugen u. durfte, wenn er der Vorführung vor den Richter, u. demselben wegen seines Verbrechens Rede zu stehen, Widerstand leistete, sogar erschlagen werden. Da aber das Recht dem Vogelfreien die Möglichkeit ließ, sich wieder aus der Acht zu ziehen, so ist es irrig, zu glauben, daß es Jedem frei gestanden habe, den Vogelfreien zu tödten. Als Napoleon I. nach seiner Rückkehr von Elba von den Verbündeten für v. erklärt wurde, bedeutete das, daß ihm der Schutz des Völkerrechts entzogen sein solle.

**Vogelkirsche,** s. „Ahlkirsche".

**Vogelleim,** eine sehr kleberige, dicke, harzartige, braune Masse, die an der Luft nicht austrocknet u. zum Bestreichen von Ruthen (Leimruthen) für den Fang kleiner Vögel u. Insekten dient. Der echte V. wird aus den Beeren der Mistel, Viscum album (L.) durch Auskochen mit Wasser gewonnen. Dabei platzen die Beeren, der V. tritt aus u. schwimmt auf dem Wasser; die Fruchtschalen werden auf mechanische Weise durch Schlämmen entfernt. Geringere Sorten von V. werden aus der Rinde der Mistel u. aus der Stecheiche, Ilex aquifolium, gefertigt, oft auch mit Terpentin vermischt. Künstlicher V. wird aus einer Mischung von Leim mit Chlorzink gemacht, od. man kocht Leinol längere Zeit, zündet es dann, wie bei Bereitung der Druckerschwärze, an u. läßt es einige Zeit brennen. Auch durch Auflösen von geschmolzenem Harz in Leberthran wird V. bereitet. Die harzige Substanz des echten V.s heißt Viscin.

**Vogelperspektive,** s. „Perspektive".

**Vogelspinne** (Buschspinne, Mygale avicularia), eine schwarzbraune, zottig behaarte Spinne Südamerika's, die ziemlich die Größe eines Sperlings hat. Sie spannt kein Netz aus, sondern macht sich eine

Nr. 5423. Kloster Ottilienberg in den Vogesen.

etwa 15 cm. lange Röhre aus weißem Gespinnst in die Höhlung von Bäumen. Ihre Nahrung besteht hauptsächlich in Insekten, doch überfällt sie auch, wie glaubwürdige Reisende übereinstimmend angeben, kleine Vögel, u. a. Kolibri's, beißt sie todt u. saugt ihnen das Blut aus. Dem Menschen kann ihr Biß gefährlich werden.

**Vogesen** od. Wasgaugebirge, franz. Vosges (spr. Wohsch'), lat. Mons Wogesus u. Wosegus, ein Gebirge im südwestl. Deutschland, im S. Grenzgebirge zwischen dem Reichslande Elsaß u. dem Frankreich verbliebenen Theile Lothringens, im N. im Elsaß selbst liegend, zieht sich in seiner Hauptkette von einer Linie zwischen Belfort u. Lüre im S., wo es mit den Montagnes de Faucille zusammenhängt, längs östl. der obern Mosel bis zum Breuschthale südwestl. von Straßburg. Hier ist ihm westl. ein zweiter Zug, der südl. etwas über das Breuschthal hinausgreift, angeschoben, der von St. Dié bis an die Lauter reicht. Das ganze Gebirge hat demnach eine Länge von etwa 30 M., begrenzt im W. in derselben Weise die oberrheinische Tiefebene, wie der ihm parallele Schwarzwald im O. u. hat auch wie dieser seine Kuppen od. Belchen zu einem südl. Schlußknoten zusammengedrängt. Massive krystallinische Gesteine, bes. Granit u. Porphyr, u. der übergelagerte od. durchbrochene Dyas bilden sein Material. Die 5—8 M. breite südl. Partie fällt steil zur Rheinebene ab, während sie nur allmählich zur Hochebene von Lothringen sich senkt;

der nordwestl., weniger hohe Zug verläuft auch nach O. hin allmählicher. Mehrere Senken u. Thaleinschnitte durchziehen in ostwestl. Richtung die ganze Kette, bilden vielgenannte Pässe u. sind die Veranlassung geworden, die ganze Gebirgskette in die oberen od. Hoch-V., in das mittlere u. in das untere od. niedere Wasgaugebirge abzutheilen. Die ersteren reichen mit einer Kammhöhe von etwa 900 m. bis zur Senke von Markirch, durch welche die Straße nach St. Dié geht, das zweite bis zum Paß von Zabern (Saverne), durch welchen die Eisenbahn u. der Marne-Rheinkanal geführt ist; das letztere ist das nördl. Stück. Die höchsten Berge im S. sind der Bärenkopf od. Ballon de Giromagny (1076,8 m.) u. der Elsässer Belchen (1250,2 m.), etwas nördlicher les Chaumes (983,9 m.) u. östl. der Thurquelle der 1428,6 m. hohe Winterung (Ventron); östl. davon liegt der Sulzer od. Gebweiler Belchen (1431 m.), der Tanet (1296,4 m.) u. im SO. des Breuschthales der 1040 m. hohe Champ de Feu od. das Hochfeld. Die höchsten Erhebungen des nordwestl. Zuges sind der Donon an der Saarquelle (1010 m.) u. der Große u. der Kleine Rougimont (621,4 u. 520 m.). In seinem Nordfuße senkt sich dieser Zug bis auf 400 m. herab. Seine Fortsetzung ist das zerschnittene Plateau des Haardtgebirges (s. d.). Das ganze Gebirge ist reich an nutzbaren Mineralien, hat daher an seinen Abhängen mehrfach Metallindustrie, ist noch stark bewaldet, mit gutem Wildstand, selbst Wölfen; hat in den Thälern oft höchst fruchtbare Striche u. umfaßt mit allen seinen Ausläufern gegen 165 □M.

**Vogesen,** franz. Departement, s. „Vosges".

**Voghera** (spr. Wogehra), Stadt mit 10,813 E. (1871) in der ital. Provinz Pavia, das alte Iria Augusta od. Vicus Iria (woraus der heutige Name), liegt in fruchtbarer, gesunder Gegend zwischen Po u. Apennin am linken Ufer der Staffora, über die eine Brücke führt, u. an der Linie Genua-V.-Mailand der oberital. Eisenbahn. Seine 1372 von Galeazzo Visconti angelegten Befestigungen sind in herrliche, baumbepflanzte Promenaden umgewandelt worden. Die hervorragendsten Gebäude sind die alte, 1600 umgebaute Kirche S. Lorenzo u. das Rathhaus an der Piazza Grande. V. hat Seidenzucht u. lebhaften Handel mit Wein u. Getreide.

**Vogl,** Johann Nepomuk, österr. Dichter, geb. zu Wien 2. Febr. 1802 als Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns, ward, kaum 17 Jahre alt, Beamter der niederösterr. Landstände u. blieb in deren Dienst bis zu seinem am 17. Nov. 1866 in Wien erfolgten Tode. V.'s Balladen, Romanzen u. Weinlieder, die vielleicht nach Tausenden zählen, sind in Oesterreich volksthümlich geworden wie wenig andere Dichtungen. Als Jüngling hatte er in Duller, Stelzhamer, Vincenz Weber, Schuhmacher u. A. gleichgestimmte Genossen gefunden, die ihn in seinen poetischen Bestrebungen bestärkten, u. häufige Fußreisen durch Oesterreich, Ungarn u. die Nachbarländer kräftigten u. bereicherten seine Phantasie u. halfen ihm seine Lebensfrische bewahren. Hervorzuheben von seinen zahlreichen Werken sind: „Balladen u. Romanzen" (Wien 1835; 2. Aufl. 1841; neue Folge 1837; neueste Folge 1841; 2. Aufl. 1845); „Lyrische Dichtungen" (ebd. 1844); „Klänge u. Bilder aus Ungarn" (ebd. 1839; 4. Aufl. 1850); „Neuer Liederfrühling" (ebd. 1841); „Neueste Dichtungen" (Pest 1843); „Karthäuser Nelken" (Sagen u. Legenden aus der christlichen Vorzeit, Wien 1845; 3. Aufl. 1847); „Domsagen" (ebd. 1845; 4. Aufl. 1853); „Balladen, Romanzen, Sagen u. Legenden" (ebd. 1846; 3. Aufl. 1851); „Soldatenlieder" (ebd. 1849; 3. Aufl. 1855); „Aus der Teufe" (bergmännische Dichtungen, ebd. 1849; 2. Aufl. 1855); „Schnadahüpfle" (ebd. 1850); „Blumen" (Romanzen &c., ebd. 1852; 2. Aufl. 1857); „Passiflora" (Sagencyklus, ebd. 1854); „Neue Gedichte" (Lpz. 1856); „Die Poesie beim Weine" (Wien 1857); „Schenken- u. Kellersagen" (ebd. 1858); „Jägerbrevier" (ebd. 1862) u. „Aus dem alten Wien" (ebd. 1865). Seine Biographie schrieb A. Schmidt (Wien 1868).

**Vogl,** Heinrich, ausgezeichneter Tenorist, geb. zu München (Vorstadt Au) 15. Jan. 1845; besuchte, für das Schulfach bestimmt, 1861 bis 1863 das Seminar zu Freising, wo er auch seine schon in den Knabenjahren begonnene Musikausbildung förderte, u. wirkte dann als Schullehrer zu Ebersberg u. Aibling, neben seinen Amtsgeschäften auf die Ausbildung seiner inzwischen prächtig entwickelten Tenorstimme großen Fleiß verwendend. Diese seine Stimme erregte u. A. auch die Aufmerksamkeit der Münchener Hoftheaterintendanz, u. nach abgelegter Prüfung vor derselben wurde er 1865 für die Münchener Oper engagirt, woselbst er in ausgezeichnetster Weise auch gegenwärtig noch wirkt. Durch Schönheit der Stimme, durch Vortrefflichkeit der Gesangstechnik u. tiefes musikalisches Verständniß gehört V. zu den hervorragendsten Sängern unserer Zeit, wie er denn nicht nur auf der Bühne, sondern auch als Konzert- u. Oratoriensänger in München u. anderwärts sich glänzend bewährt hat. — Seine Frau, Therese geb. Thoma, hat ebenfalls in der Gesangswelt einen vortrefflichen Namen. Zu Tutzing am Starnberger See im Nov. 1846 geb., erhielt sie von ihrem Vater, einem Schullehrer, den ersten Musik- resp. Gesangsunterricht, wurde nachgehends von Fr. Hauser in München gesanglich ausgebildet u. erhielt 1865 ihr erstes Engagement am Hoftheater in Karlsruhe, von wo sie bereits 1866 an die Münchener Hofoper kam, der sie, nicht lange nach ihrem Engagement mit V. verheirathet, auch gegenwärtig noch angehört.

Nr. 5424. Georg Joseph Vogler (geb. 15. Juni 1749, gest. 6. Mai 1814).

**Vogler,** Georg Joseph (gewöhnlich Abt od. Abbé V. genannt), trefflicher Musiktheoretiker, Klavier- u. Orgelspieler, auch namhafter Komponist, geb. 15. Juni 1749 zu Würzburg als Sohn eines Geigenmachers; wurde frühzeitig zum Musiktreiben angehalten u. machte nachgehends wissenschaftliche Studien bei den Jesuiten zu Würzburg u. Bamberg. 1771 kam er nach Mannheim, wußte sich bei dem Kurfürsten Karl Theodor in Gunst zu setzen u. wurde von diesem behufs höherer musikalischer Ausbildung nach Italien geschickt. Nachdem er kurze Zeit die Unterweisung des Pater Martini in Bologna genossen, ging er nach Padua zu Vallotti, betrieb neben den musikalischen auch theologische Studien u. wandte sich dann nach Rom, wo er zum Priester geweiht wurde, bei Misliweczek seine Kompositionsstudien fortsetzte u. nicht nur zum Mitgliede der Gesellschaft der „Arkadier", sondern vom Papst auch zum Ritter des Goldenen Sporns, zum Protonotar u. Kämmerer ernannt wurde. 1775 nach Mannheim zurückgekehrt, wurde er daselbst Hofkaplan, errichtete eine Musikschule u. sah sich vermöge des Einflusses von Maitressen u. Jesuiten (in deren Orden er übrigens früher bereits getreten sein soll) 1777 neben Holzbauer zum zweiten Kapellmeister ernannt. 1779 ging er mit dem pfälzischen Hofe nach München, komponirte Einiges für das dortige Theater, legte aber um 1782 seine Stellen als Hofkaplan u. Kapellmeister nieder u. ging auf Reisen, zuerst Paris besuchend (wo 1783 eine von ihm komponirte komische Oper „La Kermesse" aufgeführt wurde, aber durchfiel), dann Spanien, Griechenland u. einen Theil von Afrika. 1786 zurückgekehrt, wurde er in Stockholm als königlicher Kapellmeister angestellt, erfand daselbst das Orchestrion (eine Art tragbare Orgel) u. ging mit diesem Instrument seit 1789 auf Reisen, sich darauf u. auf der gewöhnlichen Orgel mit größtem Beifall in Holland, England u. Süddeutschland hören lassend. Nachdem er 1791 in Mannheim seine Oper „Castor u. Pollux" mit

Beifall zur Aufführung gebracht hatte, kehrte er über Hamburg nach Stockholm zurück, wo er 1792 seine Oper „Gustav Adolf" in Scene brachte, dann während zweier Jahre musikalische Vorlesungen hielt u. überhaupt, eine Reise nach Paris abgerechnet, bis 1799 verweilte. Dann gab er seine Stellung in Stockholm auf, ging zuerst nach Kopenhagen, wo er zum Drama „Herrmann von Unna" die Musik schrieb, dann nach Berlin, 1800 nach Prag, wo er an der Universität musikalische Vorlesungen hielt, u. 1804 nach Wien, wo er seine Oper „Samori" zur Aufführung brachte u. bis zum Ausbruch des Krieges im J. 1805 sich aufhielt, besuchte dann München, Frankfurt a. M., Offenbach u. verschiedene rheinische Städte, bis er 1807 als Hofkapellmeister u. geheimer geistlicher Rath nach Darmstadt berufen wurde. Hier bildete er seine zwei berühmtesten Schüler, C. M. v. Weber (der übrigens in Wien schon seine Unterweisung genossen) u. Meyerbeer. Nachdem er noch von Ende 1812 bis Mitte 1813 eine größere Reise durch Deutschland gemacht hatte, starb er 6. Mai 1814. — Als Mensch wurde V. von seinen Zeitgenossen vielfach als eitel u. intrigant verschrien, u. als ausübender Künstler war er nicht frei von Charlatanerie. Seine Kompositionen ermangeln eigentlicher schöpferischer Kraft, wenn sie auch im Allgemeinen Talent u. bedeutendes Können u. Wissen bekunden; der Hauptvorwurf, der ihnen zu machen ist, besteht in zu reflektirter u. raffinirter Technik, in Veräußerlichung u. Effekthascherei. Als Theoretiker ist V. scharfsinnig u. oft geistreich; um die Wissenschaftlichkeit des Orgelbaues erwarb er sich namhafte Verdienste. Außer den obengenannten Opern, zu denen noch „Eglé", „Der Kaufmann von Smyrna", das Ballet „Ino", das Melodram „Lampredo", Chöre zu Racine's „Athalia" kommen, hat er zahlreiche Kirchensachen, Orgelstücke, Orchestersachen, Klaviersonaten, Duo's, Trio's u. Quartette für Klavier mit Streichinstrumenten, Variationen, Divertissements rc. produzirt. Von seinen theoretisch-didaktischen Werken seien genannt: „Tonwissenschaft u. Tonsetzkunst" (Mannh. 1776); „Churpfälzische Tonschule" (ebd. 1778); „Mannheimer Tonschule"; „Stimmbildungskunst" (ebd. 1776); „Choralsystem" (Kopenh. 1800); „Handbuch zur Harmonielehre u. für den Generalbaß" (Prag 1802); „Ueber die harmonische Akustik" (Münch. u. Offenbach 1807); „System für den Fugenbau" (nach V.'s Tode erschienen).

**Vogt**, Karl, Naturforscher, bekannt als entschiedener Darwinianer, Sohn des 1861 als Universitätsprofessor zu Bern verstorbenen Mediziners Philipp Friedrich Wilhelm **V.**, geb. zu Gießen 5. Juli 1817; studirte 1833—38 dort u. in Bern Medizin, Anatomie u. Physiologie u. ging 1839 nach Neufchâtel, um mit Desor an den Forschungen u. Arbeiten des Naturforschers Agassiz (s. d.) Theil zu nehmen; zu diesen gehörten nam. die Untersuchungen über die Süßwasserfische Mitteleuropa's und über die Gletscher. Unter seinem eigenen Namen veröffentlichte V. mehrere wissenschaftliche Abhandlungen in Fachzeitschriften u. dann auch seine ersten selbständigen Schriften: „Untersuchungen über die Entwicklung der Geburtshelferkröte" (Solothurn 1842) u. „Im Gebirge u. auf den Gletschern" (ebd. 1843). 1844—47 hielt er sich in Paris (wo er die „Gesellschaft der deutschen Aerzte" begründen half) u. in Italien auf. Inzwischen hatten seine „Physiologischen Briefe" (Stuttg. 1845; 4. Aufl. 1874) u. sein „Lehrbuch der Geologie u. Petrefaktenkunde" (2 Bde., Braunschweig 1846; 3. Aufl. 1866—75) die Augen der naturwissenschaftlichen Welt auf ihn gelenkt, u. gleich nach seiner Rückkehr nach Deutschland erhielt er eine außerord. Professur der Medizin in Gießen. Seine Dozentenlaufbahn ward aber durch die 48er Bewegung unterbrochen, in deren Strudel ihn seine Freiheitsliebe mit fortriß. Die Stadt Gießen machte ihn zum Anführer ihrer Volks- u. Bürgerwehr u. schickte ihn auch ins Frankfurter Vorparlament. Hier u. dann in der Reichsversammlung saß V. auf der äußersten Linken u. zeichnete sich durch die Lebhaftigkeit seines ganzen Wesens aus; er sprach gut, fließend u. feurig, war geistreich u. stets schlagfertig in der Debatte, gab seinen Worten oft eine beißende Schärfe u. zeigte einen gewissen praktischen Sinn in Beurtheilung verwickelter politischer Verhältnisse. Im Juni 1849 ging er mit dem Rumpfparlament nach Stuttgart, wo er Mitglied der Reichsregentschaft wurde. Nach Sprengung des Rumpfparlamentes begab er sich, da er seiner Professur enthoben worden war u. aus Deutschland fliehen mußte, zunächst nach Bern u. 1851 nach Nizza. Hier nahm er seine zoologischen Studien wieder auf, indem er Untersuchungen über die Seethiere des Mittelmeeres anstellte; das Ergebniß derselben legte er in seinen „Bildern aus dem Thierleben" (Frankf. 1852) nieder, während er über seine erste Reise nach Italien schon in dem interessanten Buche „Ozean u. Mittelmeer" (2 Bde., ebd. 1848) berichtet u. seinen „Untersuchungen über Thierstaaten" (ebd. 1851) eine politische Tendenz gegeben hatte. 1852 übernahm V. die Professur der Geologie an der Akademie in Genf, wo er 1856 auch Direktor der Industrieschule u. Mitglied des Großen Raths u. des eidgenössischen Ständeraths wurde. Große Sensation erregte seine gegen den

Nr. 5425. Karl Vogt (geb. 5. Juli 1817).

Göttinger Professor Rud. Wagner (s. d.) gerichtete Streitschrift „Köhlerglaube u. Wissenschaft" (Gieß. 1855; 4. Aufl. 1856), worin er den religiösen Glauben für ein Hemmniß des naturwissenschaftlichen Fortschritts erklärte. In der sich hieran schließenden öffentlichen Diskussion bildete sich eine förmliche materialistische Partei in der jungen Naturforscherwelt, die in V. ihr Haupt erblickte. Einen andern sehr unerquicklichen Streit hatte dieser 1861 mit verschiedenen deutschen Flüchtlingen; aus demselben ging hervor, daß er die extremsten Konsequenzen revolutionärer Ideen nicht billigte. In demselben Jahre leitete er eine wissenschaftliche Expedition nach dem Nordkap, die ein wohlhabender Naturfreund auf eigene Kosten ausgerüstet hatte; über diese berichtete dann V. in seiner „Nordfahrt entlang der norweg. Küste nach dem Nordkap" (Frankf. 1863). Seit 1867 hat er in vielen Städten Wandervorträge gehalten. Von seinen Schriften sind noch hervorzuheben: „Natürliche Geschichte der Schöpfung des Weltalls" (2 Bde., Braunschw. 1851; 2. Aufl. 1858); „Zoologische Briefe" (2 Bde., Bern 1851); „Studien zur gegenwärtigen Lage Europa's" (Bern 1859); „Altes u. Neues aus dem Thier- u. Menschenleben" (2 Bde., Frankf. 1859); „Die künstliche Fischzucht" (Lpz. 1859; 2. Aufl. 1875); „Grundriß der Geologie" (Solothurn 1860); „Untersuchungen über die Absonderungen des Harnstoffes" (Gieß. 1861); „Vorlesungen über den Menschen" (2 Bde., Gieß. 1863 f.); „Ueber Mikrokephalen od. Affenmenschen" (ebd. 1867) rc.

**Vogt** (mittelhochdeutsch voget, entstellt mittellat. vocatus für advocatus), zunächst Rechtsbeistand, Fürsprecher, Vormund; dann Vertheidiger, Beschützer, Schirmherr (eines Gotteshauses, einer Stadt rc.), auch Landesherr; ferner dessen Statthalter, beaufsichtigender Beamter, höherer weltlicher Richter, Gerichtsbeamter. Für ihre unmittelbaren Besitzungen (Reichsvogteien, Vogtlande) bestellten die Kaiser eigene Beamte, Vögte od. Landvögte genannt, die, im Gegensatz zu den erblich gewordenen Grafen u. anderen Landesfürsten stehend, doch später theilweise ihr Amt

auch in erbliche Landeshoheit verwandelten. Auch die Städte erhielten vom Kaiser od. von einem Landesherrn Vögte, welche da, wo neben ihnen noch ein Schultheiß bestand, nur in Sachen, die Leib u. Leben betrafen, zu erkennen hatten, während dem Schultheiß die bürgerlichen Angelegenheiten unterstanden. Heute ist V. meist nur Titel ganz niederer Beamten (Armenvogt &c.), s. v. w. Aufseher. **Vogtei** ist das Amt wie auch der Amtsbezirk eines V.es.

**Vogtland** od. **Voigtland**, genannt nach den Vögten, die dasselbe im Namen des Kaisers regierten, ist ein mit dem Erzgebirge, dem Fichtelgebirge u. dem Frankenwalde zusammenhängendes, bis 660 m. ansteigendes Plateau, das den ehemaligen (bis 1835) Vogtländischen Kreis des Königreichs Sachsen, die jetzige Amtshauptmannschaft Plauen, die reußischen Fürstenthümer, das Altenburger Amt Ronneburg, den sachsen-weimar. Kreis Neustadt, den preuß. Kreis Ziegenrück, das bayer. Bezirksgericht Hof u. die böhm. Herrschaft Asch umfaßte u. in dieser Ausdehnung etwa 70 □M. groß war. Es wird von den Thälern der Saale, Weißen Elster u. Eger durchschnitten, hat in der Vogtländ. Schweiz, dem Thale der Elster zwischen Elsterberg u. Plauen, wildromantische Partien, eignet sich bes. zur Viehzucht, hat bedeutende Industrie mit zum Theil eigenen Erwerbszweigen, wie Weiß- u. Halbwollenweberei, Weißstickerei u. Näherei u. ist seiner Lage wegen ein Passageland zwischen dem deutschen Norden u. Süden. Die natürliche Hauptstadt u. der ehemalige Sitz der Vögte ist Plauen (s. d.).

**Voigt**, **Johannes**, namhafter deutscher Geschichtschreiber, geb. 27. Aug. 1786 zu Bettenhausen im Herzogthum Sachsen-Meiningen, sollte anfänglich den Beruf seines Vaters, die Chirurgie, erlernen, kam aber dann auf das Gymnasium seiner Vaterstadt u. studirte seit 1806 zu Jena erst Theologie, dann Philologie u. Geschichte, durch Luden für die letztere gewonnen. 1809 folgte er einem Rufe als Lehrer an das Pädagogium zu Halle u. habilitirte sich 1812 an der dortigen Universität, erhielt 1817 eine Professur der geschichtlichen Hülfswissenschaften, ging 1821 als Professor der Geschichte u. Archivdirektor nach Königsberg u. starb daselbst 23. Sept. 1863. Seine erste bedeutende Schrift war: „Hildebrand als Papst Gregor VII. u. sein Zeitalter“ (2 Bde., Weim. 1815; 2. Ausg. 1846). Von dem Projekt einer Geschichte der Hohenstaufen stand V. ab, als er von Raumer's Absicht einer Bearbeitung desselben Gegenstandes erfuhr; er ließ als Resultat seiner diesbezüglichen Studien nur die „Geschichte des Lombardenbundes“ (Königsb. 1818) erscheinen. V.'s Hauptwerk ist die umfassende, durch Benutzung zahlreicher neu entdeckter Quellen epochemachende „Geschichte Preußens von den ältesten Zeiten bis zum Untergange der Herrschaft des Deutschen Ordens“ (9 Bde., Königsb. 1827—39). Demselben Gebiete gehören noch folgende Schriften V.'s an: „De lacertarum societate od. Geschichte der Eidechsengesellschaft“ (Königsb. 1821; die Eidechsengesellschaft war ein Ritterbund, der nach V.'s Forschungen den Abfall Westpreußens von dem Deutschen Orden an Polen herbeigeführt hat); „Geschichte von Marienburg“ (ebd. 1824); „Die westfälischen Femgerichte in Beziehung auf Preußen“ (ebd. 1836); „Handbuch der Geschichte Preußens bis zur Zeit der Reformation“ (3 Bde., ebd. 1842—43, 2. Ausg. 1850); „Codex diplomaticus Prussicus“ (6 Bde., ebd. 1836—61); „Briefwechsel der berühmtesten Gelehrten des Zeitalters der Reformation mit Herzog Albrecht von Preußen“ (ebd. 1841); „Namen-Koder der deutschen Ordensbeamten, Hochmeister &c.“ (Königsb. 1843); „Geschichte des Deutschen Ritterordens“ (2 Bde., Berl. 1857—59); „Markgraf Albrecht Alcibiades von Brandenburg Kulmbach“ (2 Bde., Berl. 1852); „Die Erwerbung der Neumark“ (Berl. 1863). V. hat für Aufhellung der verschiedensten Partien der preuß. Geschichte Bedeutendes geleistet. Sein Sohn **Georg V.**, geb. 8. April 1827 zu Königsberg, besuchte daselbst Gymnasium u. Universität, an der er sich historischen u. philologischen Studien widmete, erhielt 1851 den Doktorgrad, 1855 eine Stelle als Custos an der Königsberger Universitätsbibliothek u. folgte dann einem Rufe als Honorarprofessor nach München, wo er unter Sybel's Leitung an der Herausgabe der deutschen Reichstagsakten arbeitete. 1860 wurde er als ord. Prof. der Geschichte nach Rostock, 1866 in gleicher Stellung nach Leipzig berufen, wo er noch jetzt eine bedeutende Wirksamkeit entfaltet. Von seinen Schriften nennen wir: „Die Wiederbelebung des klassischen Alterthums od. das erste Jahrhundert des Humanismus“ (Berl. 1859); „Enea Silvio de' Piccolomini als Papst Pius II. u. sein Zeitalter“ (3 Bde., Berl. 1856—63); „Moritz von Sachsen 1541 bis 1547“ (Lpz. 1876).

**Voigt**, **Bernhard Friedrich**, Sohn des Mineralogen **Johann Karl Wilhelm V.** (geb. zu Allstedt 20. Febr. 1750, gest. 1. Jan. 1821), geb. 1787 zu Weimar; erlernte daselbst den Buchhandel u. ließ sich, nachdem er in Leipzig, Basel u. an anderen verschiedenen Orten sich weiter ausgebildet hatte, 1811 als Sortimenter in Sondershausen nieder, begründete 1822 in Ilmenau ein Verlagsgeschäft, mit dem er eine Buch- u. Steindruckerei verband, siedelte mit demselben 1834 nach Weimar über u. starb daselbst 17. Febr. 1859. Zu seinen zahlreichen Verlagswerken gehören nam.: „Der Schauplatz der Handwerke“ (erschien bis 1859 in 240 Bdn.) u. der „Neue Nekrolog der Deutschen“ (30. Jahrg. nebst 3 Registerbänden, 1823—53). Die Firma besteht noch in Weimar im Besitz der Söhne des Begründers.

**Voigtel**, **Karl Eduard Richard**, namhafter Architekt, geb. zu Magdeburg 31. Mai 1829; besuchte die dortigen höheren Schulen, widmete sich 1848 dem Baufache u. absolvirte seine Studien auf der Bauakademie zu Berlin. Von längeren Reisen ins Ausland zurückgekehrt, wurde er von der Regierung mit verschiedenen Bauten beauftragt u. 1855 zum Bauführer beim Dombau in Köln u. Stellvertreter des Dombaumeisters Zwirner, nach dessen Tode 1861 auch zu seinem Nachfolger u. zum Landbaumeister im Handelsministerium ernannt. Neben der überaus einsichtsvollen Leitung des Dombaues führte er auch andere Arbeiten aus, z. B. die Restauration der Kirche in Sinzig am Rhein, den Ausbau des Schlosses Moyland bei Kleve, u. lieferte zahlreiche Projekte zu Kirchen in verschiedenen Provinzen.

**Voigtland**, s. „Vogtland“.

Nr 5126. Konstantin Bernhard v. Voigts-Rhetz (geb. 16. Juli 1809, gest. 14. April 1877).

**Voigts-Rhetz**, **Konstantin Bernhard v.**, preuß. General, geb. zu Seesen 16. Juli 1809; diente seit 1827, war seit 1833 nach einander zur Allgemeinen Kriegsschule, zum Topographischen Bureau u. zum Großen Generalstabe kommandirt, gehörte letzterem seit 1841 als Hauptmann an, war 1844—47 Vermessungsdirigent bei der Landestriangulation u. wurde 1847 als Major zum Generalstabe des 5. Armeecorps versetzt, als welcher er 1848 den Aufstand in Posen unterdrücken half. Seit 1852 Chef desselben Generalstabes, rückte er 1853 zum Oberstleutnant u. 1855 zum Oberst auf. 1857 erhielt er das Kommando über das 19. Infanterieregiment u. im Juni 1858 das über die 9. Infanteriebrigade. Im November desselben Jahres zum Generalmajor ernannt, leitete er vom Januar 1859 bis Juli 1860 das Allgemeine Kriegsdepartement, war dann Kommandant der Bundesfestung Luxemburg, wurde im Januar 1863 Generalleutnant u. im Oktober 1864 Oberbefehlshaber der

Bundesgarnison in Frankfurt a. M. Der Krieg von 1866 brachte ihm die bedeutungsvolle Stellung des Generalstabschefs bei der I. preuß. Armee. Als solcher vereinbarte er in einem Gasthofsstübchen zu Gitschin mit Moltke u. dem König die Dispositionen, welche zur Schlacht von Königgrätz führten. Nach dem Frieden wurde V. R. Generalgouverneur der neuen Provinz Hannover u. Kommandeur des neuformirten 10. Armeecorps, mit dem er im Kriege gegen Frankreich glänzenden Antheil an den Schlachten bei Metz u. den Kämpfen gegen die Loirearmee nahm. Insbes. wirkte sein Sieg über den General Chanzy bei Le Mans (12. Jan. 1871) so niederschmetternd auf die Franzosen, daß sie Jules Favre nach Versailles sandten, um Friedensunterhandlungen anzuknüpfen. Nach dem Friedensschlusse trat V.-R. wieder in seine Stellung als kommandirender General der Provinz Hannover zurück, erhielt 1872 eine Dotation, nahm aber im nächsten Jahre seinen Abschied u. starb zu Wiesbaden 14. April 1877. — Sein jüngerer Bruder, der Generalmajor **v. V.-R.**, war während des Deutsch franz. Krieges Kommandeur der 18. Infanteriebrigade u. vom Sept. 1870 bis zum März 1871 Kommandant von Versailles. Nach dem Frieden für die Fälle der Behinderung des Generalmajors v. Stieble zum Bevollmächtigten beim Bundesrathe u. zum Vizevorsitzenden des Ausschusses für das Landheer u. die Festungen ernannt, fand er wiederholentlich Gelegenheit, sich als einen der beredtesten unter den militärischen Parlamentariern zu zeigen. Später ward er Direktor des Allgemeinen Kriegsdepartements.

**Voit**, August v., Architekt, geb. 1801 zu Wassertrüdingen als Sohn des Baumeisters Joh. Michael v. V. († 1846); wandte sich unter der Leitung von Friedrich v. Gärtner (s. d.) vorzugsweise dem Rundbogenstil zu, pflegte diese Vorliebe auf mehreren Reisen durch Italien u. Frankreich u. brachte in der bayer. Pfalz jenen Baustil, der byzantinische u. romanische Formen mit einander zu verbinden sucht, in vielen öffentlichen Bauwerken zur Geltung, die mehr Erzeugnisse des berechnenden Verstandes als der schöpferischen Phantasie sind. 1841 zum Professor an die Akademie zu München berufen, restaurirte er im spätmittelalterlichen Stile die damals von den Pfälzern dem König Max geschenkte Marburg, die nachher durch die Revolution von 1848 theilweise wieder zerstört wurde. Seine in München errichteten größeren Bauten beschränken sich auf drei: die mit Recht mehr zweckmäßige als formenschöne Glasmalereianstalt, die 1846 begonnene Neue Pinakothek, die, unschön im Aeußern, nur wegen der Anlage des Innern u. nam. des originellen Rottmannsaales Lob verdient, u. der 1854 aus Glas u. Eisen errichtete Industrieausstellungspalast, der, obgleich nur für einen vorübergehenden Zweck bestimmt, bewiesen hat, welche Dauerbarkeit mit diesem Material zu erzielen ist. Leider kam gerade dieser sein wirklich schön gelungener, höchst poetischer Entwurf für die Villa des Königs Max bei Feldafing am Starenberger See wegen des Ablebens des Königs nicht zur Ausführung. Im J. 1847 zum Oberbaurath befördert, starb V. in München 12. Dez. 1870.

**Vokabularium** (lat.), Wörterbuch.

**Vokal** (lat. vocalis, d. i. „Klang gebend", von vox, Stimme), nicht unpassend mit „Selbstlauter" übersetzt. Denn die V.e sind im Gegensatz zu den Konsonanten od. Mitlautern solche Sprachlaute, welche für sich allein hörbar gemacht werden. Seiner Natur nach ist jeder V. ein vom Kehlkopf ausgehender Hauch, der sich je nach der Verengerung od. Erweiterung der Mundhöhle zu einem dunklen od. hellen Laut gestaltet; durch Ausstoßung des Hauchs aus dem geöffneten Mund entsteht a, durch Brechung am Gaumen i, durch Hemmung mittels der Lippen u. Diese drei reinen od. Grundvokale sind jedoch zahlreicher Färbungen fähig, obschon dieselben (zumal die der Volksdialekte) nur annähernd durch die Schrift wiedergegeben werden. Ueber die Doppelvokale od. Diphthonge s. d. Art. Nach der auf ihre Aussprache verwendeten Zeitdauer (Quantität) zerfallen die V.e in lange u. kurze, eine Unterscheidung, die bes. für die Prosodie od. Verslehre wichtig ist. Das gesammte Vokalwesen einer Sprache heißt der Vokalismus derselben. Die Veränderungen, welchen die V.e theils im Innern einer Sprache, theils innerhalb der Dialekte u. Zweige desselben Sprachstammes unterliegen, bilden den Vokalwechsel; derselbe vollzieht sich, wie der Lautwechsel überhaupt, nach festen Gesetzen u. entscheidet, da die V.e den am meisten charakteristischen u. geistigsten Bestandtheil der Sprache bilden, über den Grad ihres Wohlklanges.

**Vokalisation** heißt die Ausstattung eines bloßen Konsonantentextes mit Vokalzeichen. Insbes. gehört hieher die V. der hebräischen Bibeltextes. Denn das Hebräische kannte, wie alle semitischen Sprachen außer dem Assyrischen, ursprünglich nur eine Konsonantenschrift. Das Lesen derselben wurde nach dem Aussterben der Sprache immer schwieriger; daher bildeten die jüdischen Gelehrten in Palästina u. Babylonien etwa im 5.–7. Jahrh. n. Chr. ein sehr scharfsinniges System von Strichen u. Punkten in, über u. unter den Konsonanten aus, welches auch die Feinheiten der Aussprache wiedergiebt u. als alte Tradition über dieselbe, sowie als Zeugniß für die damalige Textauffassung von höchster Wichtigkeit ist. Diese V. (gewöhnlich Punktation genannt) bildet einen Bestandtheil der sog. Masora (s. d.). Außer der in unseren hebr. Handschriften u. Drucken üblichen (sog. palästinensischen) Punktation giebt es noch eine etwas abweichende andere, die sog. babylonische, welche erst seit einigen Jahren durch die Petersburger Prophetenhandschrift von 916 näher bekannt geworden ist. Das jüdische System der V. fand übrigens auch unter mannichfaltigen Variationen bei den Syrern u. Arabern Eingang.

**Vokalmusik**, Musik für den Gesang mit od. ohne Instrumentalbegleitung im Gegensatz zur Instrumentalmusik. Noch in der ersten Hälfte des 17. Jahrh. ist alle Kunstmusik im Wesentlichen V., u. erst gegen 1700 hin beginnt das Instrumentenspiel mit dem Gesange gleiche Rechte zu gewinnen u. jener Umschwung in der Musikempfindung, durch welchen in neuester Zeit die Instrumentalmusik zur Herrschaft über den Gesang gelangt ist, sich vorzubereiten. — Die Formen der V. sind der Hauptsache nach folgende: Recitativ, Lied (Romanze, Ballade 2c.), Choral, Arie (Ariette, Arioso), Cavatine, Duett, Terzett, Quartett 2c., Motette, Messe (Requiem), Oratorium, Oper.

**Vokation** (lat. vocatio), die „Berufung" zu einem, bes. geistlichen, Amte; oft auch für die Berufungsurkunde gebraucht, welche über die Amtsbefugnisse u. Einkünfte Aufschluß giebt. Jeder, der die V. von Seiten der dazu berechtigten Behörde in den Händen hat, heißt rite vocatus (rechtmäßig berufen) u. kann nun auch die Konfirmation (Bestätigung) von Seiten des Landesherrn, Bischofs 2c. erhalten.

**Volenti non fit injuria** (lat.), dem Wollenden geschieht nicht Unrecht.

**Volger**, genannt **Senckenberg**, Georg Heinrich Otto, Geolog, geb. zu Lüneburg 30. Jan. 1822; studirte in Göttingen die Naturwissenschaften, habilitirte sich daselbst 1847 als Privatdozent für Mineralogie, Geologie u. Paläontologie, wurde 1849 Lehrer der Naturgeschichte an der Bezirksschule zu Muri im Aargau, erhielt 1851 die Professur der Naturgeschichte an der Universität u. Kantonschule in Zürich, wirkte 1856—60 am Senckenberg'schen Institut in Frankfurt a. M. u. ist jetzt Obmann des von ihm daselbst 1859 gegründeten „Freien deutschen Hochstifts" für Wissenschaften, Künste u. allgemeine Bildung, an dem er auch Mineralogie u. Geologie lehrt. Er verfaßte: „Beiträge zur geognostischen Kenntniß des norddeutschen Tieflandes" (Braunschw. 1846); „Method. Schule der Naturgeschichte" (Stuttg. 1851 f.); „Studien zur Entwicklungsgeschichte der Mineralien" (Zür. 1854); „Entwicklungsgeschichte der Mineralien der Talkglimmerfamilie" (ebd. 1855); „Die Krystallographie" (Stuttgart 1855); „Erde u. Ewigkeit" (Frankf. a. M. 1857); „Untersuchungen über die Phänomene der Erdbeben in der Schweiz" (3 Bde., Gotha 1857 f.); „Die Steinkohlenbildung Sachsens" (ebd. 1860); „Das Buch der Erde" (2 Bde., Frankf. a. M. 1859); „Die Steinsalzgebirge von Lüneburg" (1865) u. a. m.

**Volhynien** (Wolynien), westruss. Gouvernement, 1301,666 □M. (wovon 2,071 □M. auf Seen kommen) mit 1,704,018 E. nach offizieller Berechnung für 1870, grenzt nördlich an die Gouvernements Grodno u. Minsk, östl. an Kijew, südl. an Podolien u. westl. an Galizien u. Polen. Das ganze Gebiet ist eben od. niederes Hügelland, im N. sumpfig, zum dritten Theile getreidereiches Kulturland, 42 % sind Wald. Die Flüsse wenden sich vom westl. Grenzflusse Bug, der zur Weichsel geht, bis östl. zum Ubor nach N. dem Przypree zu; nur Usz u. Teterew an der Ostgrenze fließen östl. zum Prypet u. Dnjepr. Ackerbau u. Viehzucht sind Haupterwerbsquellen. Die Industrie ist noch in den Anfängen, zeigt aber bereits Tuchfabrikation (bes. in Slawuta), Rübenzuckerfabriken, Eisengießereien, Eisenhämmer, Glashütten, Gerbereien u. in Ljukar eine Instrumenten- u. Leierkastenfabrik, die alle wandernden Organisten Rußlands versorgt. Die Bevölkerung bilden vorwaltend Kleinrussen; nach der Zählung von 1866 bestanden die 1,643,270 Bewohner aus 3475 Großrussen, 1,292,196 Kleinrussen, 109,678 Polen, 6374 Tschechen, 25,351 Deutschen, 1001 Zigeunern, 204,734 Juden u. 481 Tataren. Die Juden sind die gewerbtreibende Stadtbevölkerung u. auf dem Lande das Factotum. Der meist polnische Adel besitzt die großen Herrschaften. Das Gouvernement

zerfällt in die Kreise Zytomierz, Luzk, Dubno, Krzemieniec, Ostrog, Saßlawl, Rowno, Kowel, Wladzimierz, Staro-Konstantinow, Nowograd-Wolynskij u. Owrucz. Die Hauptstadt ist Zitomierz (Shitomir) mit 37,640 E. (1867). Andere Städte über 10,000 E. sind Staro-Konstantinow mit 12,676 E., Krzemieniec (Kremenez) mit 10,963 E. u. Luzk mit 10,656 E. — V., ursprünglich ein Theil von Rothreußen, wurde durch Boleslaw II. 1074 Polen einverleibt. Zu Anfang des 14. Jahrh. eroberte es der Großherzog von Lithauen, Gedimin, u. schlug es zu Lithauen, aber schon 1365 eroberte es der poln. König Kasimir II. zurück. Von da an war es theils in engerem, theils in loserem Verbande mit Polen, bis es 1569 mit Lithauen ganz der Krone Polen einverleibt wurde. Nach der dritten Theilung Polens 1796 wurde es ein russ. Gouvernement.

**Volière** (franz., spr. Woljähr'), großes Vogelbauer, Vogelhaus.

**Volk.** Ueber die ursprüngliche Bedeutung dieses weitschichtigen Begriffs s. „Nation". Daß in dem Worte V. vor Allem der Zusammenschluß zahlreicher Einzelner zu einer staatlichen Einheit, die Unterordnung unter eine gemeinsame Führung betont wird, lehrt u. A. der Sprachgebrauch, der das Wort auch auf die sog. Kolonien von Thieren (Bienen, Ameisen) ausdehnt. In engerer Bedeutung steht V. von der großen Masse im Gegensatz zu den durch Machtstellung od. Bildung Hervorragenden. Deshalb ist jedoch V. keineswegs (nach der von Frankreich her eingedrungenen Auffassung) gleichbedeutend mit Pöbel. Vielmehr stellt sich das V. in allen Denjenigen dar, bei welchen nicht fremdländische Bildung u. überhaupt fremde Einflüsse, sondern die nationalen (volksthümlichen) Sitten, Gebräuche u. Lebensanschauungen überwiegen. Gerade diese bilden den edelsten Kern, die erhaltenden Kräfte einer Nation. Von der Zugehörigkeit zum V. in diesem Sinn schließt aber weder Macht u. Reichthum, noch wahre Bildung aus. Vielmehr hat sich die wahrhafte Volksthümlichkeit nicht selten in den bedeutendsten Fürsten (Kaiser Wilhelm!), Staatsmännern u. Gelehrten in ihrer edelsten Gestalt gezeigt. Aus dem V.e in diesem weitern Sinne ist die erste Blüte der deutschen Literatur im 12. Jahrh. u. zu allen Zeiten das sog. „Volkslied" (s. d.), das Volkssprüchwort, die echte „Volksstimme", die das Sprüchwort als „Gottes Stimme" bezeichnet, hervorgegangen. Enger ist allerdings der Gebrauch des Wortes in Bildungen wie „Volksschule", „Volksbildung" ꝛc., indem hierbei der Gedanke an die ärmeren Volksschichten überwiegt.

**Völk,** Joseph, Politiker, geb. zu Mittelstetten (bayer. Schwaben) 9. Mai 1819, studirte 1838—42 in München die Rechte u. war dann bei Gerichten u. Anwälten praktisch thätig. An der politischen Bewegung der J. 1848 u. 1849 betheiligte er sich lebhaft; insbes. agitirte er für die Einführung der Frankfurter Reichsverfassung sowie für die Unterordnung Bayerns unter das Hohenzollern'sche Erbkaiserthum. Daher erfolgte auch erst 1855 seine Ernennung zum Rechtsanwalt für Friedberg bei Augsburg. Seit demselben Jahre Mitglied der bayer. Abgeordnetenkammer, wo er gegen die reaktionäre Politik des Ministers v. d. Pfordten entschieden Partei ergriff, gründete er 1859 mit Marquard Barth u. Brater in Bayern eine deutsche Partei u. war in den folgenden Jahren ein eifriger Förderer der Zwecke der deutschen Abgeordnetentage, zu deren Ausschußmitgliedern er gehörte. 1868 ins Zollparlament gewählt, lenkte er nam. durch eine schwungvolle Rede, in der er am 18. Mai desselben Jahres die partikularistischen Bedenken gegen die Erweiterung der Kompetenz des Zollparlaments nachdrücklich widerlegte, die Augen von ganz Deutschland auf sich. Ueberhaupt erhob er bei jeder Gelegenheit seine Stimme im nationalen Sinne. In den Deutschen Reichstag ließ er sich erst 1871 wählen. Hier schloß er sich zuerst der liberalen Reichspartei, dann der national liberalen Partei an.

**Volkameria,** s. „Clerodendron".

**Völkerkunde,** s. v. w. Ethnographie (s. d.).

**Völkerrecht** od. Aeußeres Staatenrecht, Internationales Recht (lat. Jus gentium, franz. Droit des gens od. Droit international, engl. Law of nations od. International law, ital. Diritto delle genti), ist der Inbegriff der Rechtsgrundsätze, welche die gegenseitigen Verhältnisse der Staaten betreffen. Seiner Quelle nach theilt man es gewöhnlich in ein natürliches od. philosophisches u. ein positives V. Das natürliche V. umfaßt die Rechtsgrundsätze, die beim Wollen eines friedlichen Nebeneinanderbestehens schon aus einer innern Nothigung anzuerkennen sind u. die nach der subjektiven Ansicht Derer, welche sie aufgestellt haben, immer gelten sollten. Das positive V. besteht aus den Rechtsgrundsätzen, welche von mehreren, nam. von den europ. Staaten ausdrücklich od. stillschweigend anerkannt sind, theils durch den Inhalt u. Geist der von ihnen unter einander abgeschlossenen Verträge, theils durch die gleichförmige Anwendung u. Befolgung der nämlichen Grundsätze in gleichartigen Fällen. Dem Gegenstande nach zerfällt das V. in ein V. des Friedens, welches die sich auf friedliche Zustände beziehenden Rechtsgrundsätze, wie insbes. das Gesandtschaftsrecht, in sich begreift, u. in ein V. des Krieges, welches gewissermaßen die prozeßrechtliche Seite des V.s im Allgemeinen ausmacht u., ohne die militärische Kraft der Kriegführung zu schwächen, die Heere an ihre Menschenpflicht erinnern u. die friedlichen Bewohner auch des feindlichen Landes gegen unnöthige Gewaltthat u. widerrechtliche Barbarei schützen soll. Die Wirksamkeit des letztern hängt aber viel weniger von den Rechtsüberzeugungen der Juristen u. von den Meinungen der Politiker ab, als von der Uebung der Heere u. der Disziplin der Offiziere u. Soldaten. Das erhabene Prinzip u. das leuchtende Endziel der Theorie des V.s überhaupt, dessen Codex freilich erst noch zu schaffen ist, bildet der Humanismus, der allseitige Triumph der Humanitätsidee; ihre Tendenz ist also eine ausgleichende, versöhnende, sie will Kriege möglichst verhüten u., wenn ein solcher doch zum Ausbruch gekommen, die Härten u. Schrecken des Krieges mildern. Nun giebt es allerdings ein V. noch nicht in dem Sinne, daß die Bestimmungen desselben für alle Staaten unbedingte Geltung besitzen, denn dazu fehlt es ja an einer gesetzgebenden Gewalt, an einer richterlichen Behörde u. an einer exekutorischen Autorität. Doch lehrt die Geschichte, daß die Grundsätze des V.s, die sich selbst erst allmählich mit der Civilisation u. dem internationalen Verkehr ausgebildet haben, Schritt für Schritt Boden gewinnen u. mehr u. mehr zu einer zwingenden Macht werden, wenn auch der Gedanke eines „ewigen Friedens", für dessen Verwirklichung schon Männer wie Rousseau, Kant, Fichte, Schelling u. A. die Errichtung eines permanenten Schiedsgerichts vorgeschlagen haben, wol immer ein frommer Wunsch bleiben wird. Namentlich in unserer Zeit hat das Prinzip des V.s eine außerordentliche Förderung erhalten durch die vielen verschiedenen internationalen Verträge (Handelsverträge, Telegraphenverträge, Postkonventionen, die schon zur Gründung eines Weltpostvereins geführt haben), durch die fast allgemeine Anerkennung des Nichtinterventionsprinzips (s. „Interveniren"), durch die Lösung des „Alabama"-Streites durch ein Schiedsgericht, durch die Genfer Konvention (s. d.), durch den von Rußland angeregten Brüsseler Kongreß im J. 1874, durch das „Internationale Institut für V." ꝛc. Die erste selbständig wissenschaftliche Behandlung erfuhr das V. durch Hugo Grotius (s. d.) in dem berühmten Werke „De jure belli ac pacis" (1617; deutsch von Kirchmann, 2 Bde., Berl. 1871), welches an die Grundsätze des Christenthums, die Lehren der Geschichte u. die Aussprüche der älteren Staatsweisen über Recht u. Unrecht anknüpfte. Spätere Bearbeiter des V.s sind insbes.: Pufendorf (s. d.), Vattel (s. d.), J. J. Moser (s. d.), Phillimore, v. Martens (s. d.) u. Klüber. Vgl. Pütter, „Beiträge zur Völkerrechtsgeschichte u. Wissenschaft" (Lpz. 1843); Wheaton, „Histoire des progrès du droit des gens" (3. Aufl., ebd. 1854); Heffter, „Das europ. V. der Gegenwart" (3. Aufl., Berl. 1855); Bluntschli, „Das moderne V. als Rechtsbuch" (Nördl. 1868; 2. Aufl. 1872); Bulmerincq, „Praxis, Theorie u. Codifikation des V.s" (1874); Rolin-Jacquemyns, „Revue du droit international" (Gent 1869 ff.) u. „Archives du droit international" (ebd. 1874 ff.); Pierantoni, „Geschichte der ital. Völkerrechtsliteratur" (deutsch von Roncali, Wien 1872).

**Völkerwanderung** ist der Gesammtname für die Bewegung der Germanen nach Westen u. Süden, durch welche sie die Herren Italiens u. der meisten röm. Provinzen in Europa, zum Theil auch in Afrika wurden. Ihr Ursprung, gewöhnlich vom J. 375 datirt, ist ein doppelter. Schon im 2. Jahrh. n. Chr. verlassen viele Stämme die Wohnsitze, welche sie noch zur Zeit des Augustus u. des Tacitus (100 n. Chr.) am Rhein, an der Elbe u. an der Ostsee inne hatten, entweder (wie Dahn u. A. annehmen) langsam infolge ihrer Gewohnheit, mit dem Ackerbau immer weiter vorzurücken u. ihre Häuser nachzuführen, od. sie kommen, durch das Vordringen der Slaven nach Westen beengt, in flutende Bewegung. Einige vertauschen ihre alten Namen mit neuen, wie die Sueven (s. d.) u. Hermunduren (s. d.), welche jetzt Alemannen u. Thüringer heißen, viele vereinigen sich zu ganzen Völkerbünden, wie die Franken, Sachsen, Gothen u. a. m. Alle werden erst geschichtlich, wenn sie die röm. Grenze bedrängen. Markomannen, Quaden u. slavische Völker werden vergebens 166—180 von Marc Aurel (s. d.) besiegt u. erhalten endlich Wohnsitze an der mittlern Donau. Franken (s. d.) dringen seit 240 immer von Neuem über den Mittel- u. Niederrhein in Gallien vor, Alemannen (s. d.) seit 264 über den Oberrhein, nachdem sie sich des römischen Decumatlandes bemächtigt haben. Obwol sie wiederholentlich geschlagen werden, besetzen die Ersteren doch seit ca. 290 für immer das batavische Mündungsland des Rheins u. erhalten zum Theil südlichere Wohnsitze um 292, die Anderen siedeln sich immer entschiedener auch auf dem linken Rheinufer im Elsaß an. Zu derselben Zeit beginnen die Gothen, welche im 2. Jahrh. am Schwarzen Meere erscheinen, bis zur Donau

vorzurücken, wo zuerst Decius 251 gegen sie fällt u. endlich Aurelian 275 ihnen die ganze Provinz Dacien überläßt. Andere Völker sind diesen nachgerückt od. gedrängt. Die Burgunder aus Westpreußen, die Vandalen aus Pommern, die Langobarden vom rechten Ufer der Mittelelbe erscheinen vom Fichtelgebirge bis zu den Abhängen der Karpaten seßhaft. Die Heruler u. Rugier, aus Pommern u. Rügen, werden um 250 am Asowschen Meere genannt, von wo sie auf vielen Schiffen die Seestädte, die Inseln im Aegeischen, Jonischen u. Adriatischen Meere plündern, um endlich als Söldner in Aurelian's Dienste zu treten. Nur die Saxen bleiben in ihren Wohnsitzen an der Elbe u. Wesermündung, zerstören aber auch seit dem 4. Jahrh. röm. Städte am Rhein u. in Gallien. Eine zweite Bewegung erzeugt um 375 n. Chr. der Einbruch der Hunnen (s. d.) in Europa, welche zunächst bis Ungarn, unter Attila (s. d.), bis über den Rhein u. die Alpen vordringen. Sofort gehen die Westgothen (s. „Gothen") über die Donau, durchziehen unter Alarich (s. d.) Italien u. gründen in der röm. Provinz Gallien um Toulouse 419 ein eigenes Reich, später, von den Franken verdrängt, in Spanien (s. d.). Ein Schwarm aus jenem flutenden Völkergemisch kommt 406 unter Radagais über die Alpen u. wird von Stilicho bei Florenz vernichtet, aber die Vandalen (s. d.), Alanen (s. d.) u. Sueven (s. d.) überschreiten in demselben Jahre den Rhein, drei Jahre später (409) die Pyrenäen u. siedeln sich in Spanien an. Während hier die Sueven u. ein Theil der Alanen um 585 von den Westgothen (s. oben) bezwungen werden, haben die Vandalen sich mit dem Reste der Alanen 429 nach Afrika gewandt u. in Karthago ein neues Reich errichtet, das 534 durch Belisar zertrümmert wird. Auch die Burgunder (s. d.) sind 407 jenen Völkern nachgerückt u. bleiben eine Zeit lang im Rheinthale, bis ihr König Gundichar in Worms 437 von Aëtius durch hunnische Söldnerscharen besiegt wird. Die Reste siedeln 443 nach dem Rhonethale über u. bilden ein selbständiges Reich, das 532 von den fränkischen Königen erobert wird, aber unter verschiedenen Gestalten (s. „Burgund") immer wieder in der Geschichte auftaucht. Seit 445 haben auch die Angelsachsen (s. d.) aus Schleswig u. Holstein das von den Römern seit 407 verlassene Britannien in Besitz genommen u. germanisirt (s. „Großbritannien"). Italien, das sich längst nur durch germanische Söldner gegen Hunnen u. Germanen zu schützen vermocht hat, wird immer wieder u. wieder von plündernden u. zertrümmernden Scharen durchzogen u. 476 die Beute des Skirenfürsten Odovaker (s. d.) u. seiner Heruler. Da erheben sich die Ostgothen (s. „Gothen"), die durch Attila's Tod frei geworden sind, aus Ungarn u. bemächtigen sich unter Theodorich d. Gr. (s. d.) 493 Ravenna's u. ganz Italiens, bis ihr letzter König Tejas 553 am Fuße des Vesuvs gegen Narses im Kampfe fällt. Wenige Jahre später ziehen ihnen die Langobarden (s. d.) von der Donau her nach u. gründen 568 von Pavia aus unter Alboin ein Königreich, das 774 in die Hand des mächtigsten Frankenkönigs, Karl's d. Gr., kommt. Die kürzeste Wanderung haben die Franken gemacht. Von der Rheinmündung gegen Paris vordringend, hat Chlodwig 486 sich Galliens bemächtigt u. sein Reich bis zu dem Mittel- u. Oberrhein u. den Pyrenäen erweitert. Seine Söhne fügen 532 u. 534 Burgund u. Thüringen hinzu u. legen so den Grund zu jener Machtstellung, die Karl d. Gr. auf den Gedanken bringen konnte, nicht nur alle deutschen Stämme, sondern auch Italien u. die ehemals deutschen, seit langer Zeit slavischen Länder unter seinem Scepter zu vereinigen. Dieser Gedanke lag um so näher, als bei allen jenen Wanderzügen vom 2. Jahrh. bis 568 n. Chr. an ein vollkommenes Verlassen der alten Heimat nirgend zu denken ist; vielmehr blieb wol die Mehrzahl der Stammgenossen zurück, weshalb oft dieselben Völker nochmals an der früheren Stätte genannt werden, u. diente nur fremden, in der großen Ebene meist slavischen Gebietern.

Die Invasion der Normannen (s. d.) an allen Küsten Europa's, wie das Westwärtsdrängen der Slaven, Magyaren, Tataren u. Mongolen wird nicht zur V. gerechnet. — Vgl. Pallmann, „Geschichte der V." (Gotha 1863); v. Wietersheim, „Geschichte der V." (4 Bde., Lpz. 1859 ff.); Dahn, „Die Könige der Germanen" (6 Bde., Münch. 1861 u. Würzb. 1866). In einer Reihe von epischen Einzelbildern hat die V. dargestellt Hermann Lingg (s. d.).

**Volkmann,** Alfred Wilhelm, Anatom u. Physiolog, geb. 1. Juli 1801 zu Zschortau bei Delitzsch, wo sein Vater, der Leipziger Rathsherr Joh. Wilh. V., ein Gut besaß; studirte 1821—26 in Leipzig u. dann noch in Paris u. London Medizin u. Naturwissenschaften, habilitirte sich 1828 in Leipzig als Privatdozent für Physiologie u. Anatomie, ward daselbst 1833 außerord. Professor der Zootomie u. folgte 1837 einem Rufe als ord. Professor der Physiologie, Pathologie u. Semiotik nach Dorpat. Hier setzte er die bereits in Leipzig begonnenen Untersuchungen über das Nervensystem u. den Gesichtssinn fort u. begann seine erfolgreichen Forschungen über die Physik der Blutbewegung, die ihm bei einen Namen machen sollten. 1844 übernahm V. die Professur der Physiologie in Halle, mit welcher er seit d'Alton's Tode (1854) auch die Professur der Anatomie u. die Aufsicht über das Meckel'sche Kabinet verband. Nachdem er 1870 bereits die Professur der Physiologie niedergelegt u. 1876 seine Lehrthätigkeit ganz eingestellt hatte, starb er zu Halle 21. April 1877. Zu seinen Schriften gehören: „Anatomia animalium tabulis illustrata" (Lpz. 1831—33); „De colubri natricis generatione" (ebd. 1834); „Neue Beiträge zur Physiologie des Gesichtssinns" (ebd. 1836); „Die Lehre von dem leiblichen Leben des Menschen" (ebd. 1837); „Die Selbständigkeit des sympathetischen Nervensystems" (in Verbindung mit Bidder herausgeg., ebd. 1842); „Die Hämodynamik" (ebd. 1850); „Physiologische Untersuchungen im Gebiete der Optik" (ebd. 1863) u. a. — Richard **V.**, Sohn des Vorigen, Chirurg u. Dichter, geb. zu Leipzig 17. Aug. 1830, ist ord. Professor der Medizin u. Direktor der Chirurgischen Klinik in Halle u. konsultirender Generalarzt der Armee. Unter dem Pseudonym Richard Leander schrieb er: „Träumereien an franz. Kaminen" (Märchen, Lpz. 1871; 7. Aufl. 1876) u. „Aus der Burschenzeit" (ein Idyll, Halle 1876). — Julius **V.**, Bruder des Erstgenannten, geb. 1804 zu Leipzig; ließ sich als Advokat in Chemnitz nieder u. hat sich durch sein „Lehrbuch des im Königreich Sachsen geltenden Kriminalrechts" (2 Bde., Lpz. 1831) u. sein „System des sächs. Civil- u. Administrativprozesses" (2 Bde., ebd. 1841—45) vortheilhaft bekannt gemacht.

**Volkmann,** Robert, namhafter Tonsetzer, geb. 6. April 1815 zu Lommatzsch in Sachsen, wo sein Vater Cantor war; konnte, obwol schon früh viel Talent zur Musik zeigend, doch infolge äußerer Hindernisse erst später die Tonkunst zu seinem Lebensberufe wählen. Vom Musikdirektor Anacker in Freiberg dazu bewogen, ging V. nunmehr um 1838 nach Leipzig, wo er bei C. F. Becker Unterricht im Orgelspielen u. in der Theorie der Tonsetzkunst nahm. Nach mehrjährigem Aufenthalt in Leipzig, während dessen V. sein erstes Werk — „Sechs Phantasiebilder für Klavier" — veröffentlicht hatte, ging er nach Pest, wo er Musikunterricht gab u. u. A. das Bmoll-Trio (für Klavier, Violine u. Violoncell) komponirte, welches ihn zuerst allgemeiner bekannt machte (nam. auf das Interesse hin, welches Liszt an demselben nahm). Nachdem ihm einige seiner Streichquartette in Wien einen günstigen Boden bereitet hatten, ging er selbst dorthin, kehrte aber nach einigen Jahren wieder nach Pest zurück, wo er seitdem geblieben ist. — Von V.'s meist interessanten u. gediegenen Kompositionen sind etwa 70 im Druck erschienen: zwei Sinfonien (darunter die in Dmoll, sein bedeutendstes Werk überhaupt), einige Ouverturen, drei Serenaden für Streichorchester, mehrere Streichquartette, zwei Klaviertrio's, zwei Messen für Männerstimmen, Motetten, Konzerte für Klavier u. Violoncell, eine Klaviersonate, Charakterstücke für Klavier, ein- u. mehrstimmige Lieder u. Gesänge 2c.

**Volksbewaffnung** war ein Stichwort der Revolutionszeiten. Man beabsichtigte, alle wehrhaften Männer zu bewaffnen u. gedachte damit die stehenden Heere unnöthig zu machen. Die Kriege unserer Zeit erwiesen das Unpraktische dieser Bestrebungen u. die Volksbewaffnungsfrage hat zunächst in der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht ihre praktische Lösung gefunden.

**Volksbibliotheken,** Büchersammlungen, durch welche dem Volke (im Gegensatz zu den höher Gebildeten) gegen eine geringe Leihgebühr gediegene Volksschriften (s. d.) zur Belehrung od. Unterhaltung zugänglich gemacht werden. Dieselben sind eine Errungenschaft der neuern Zeit u. theils im Dienste der innern Mission (s. d.), theils auf Anregung des Staates od. bürgerlicher Obrigkeiten entstanden, bisweilen für einzelne bestimmte Kreise als Fabrik-, Arbeiterbibliotheken 2c. Als ein Gegengewicht gegen gewissenlose Leihbibliotheken od. (bei dem Mangel an aller Lektüre) gegen geistige Verdumpfung sind die V. ein äußerst wichtiges Mittel der Volksbildung, haben sich aber bes. vor zwei Gefahren zu hüten: vor der Einmischung politischer od. erbaulicher Tendenzschriften (die letzteren treten bes. in den V. geistlichen Ursprungs nicht selten in den Vordergrund) u. nicht minder vor der allzu reichlichen Gewährung selbst guter Unterhaltungsschriften. Auch die Vermischung von Volks- u. Jugendbibliotheken hat nicht selten Schaden gestiftet, da beide von Haus aus getrennte Zwecke verfolgen sollen (s. „Volksschriften").

**Volksbücher,** d. h. bei allen Volksklassen eingebürgerte Bücher, heißen insbes. in der deutschen Literaturgeschichte die in der zweiten Hälfte des 15. u. während des 16. Jahrh. zahlreich erschienenen Unterhaltungsschriften,

die theils bloße Neubearbeitungen mittelalterlicher Dichtungen, theils auch erste Fixirungen von Volkssagen, Schwänken ꝛc. enthielten u. sich in den weniger gebildeten Volksschichten Jahrhunderte hindurch, zum Theil sogar bis auf die Gegenwart in Gunst erhalten haben; für die Wissenschaft haben die V. ganz bes. quellen- u. kulturgeschichtliches Interesse. Als die im 13. Jahrh. noch so blühende deutsche Dichtkunst mit dem Niedergange des Mittelalters mehr u. mehr abnahm u. hinsiechte, begann man die alten Sagen u. Dichtungsstoffe, an denen das Interesse noch lebendig blieb, in Prosa zu bearbeiten. Da aber mit der Kunst der Poesie auch der Geschmack dafür verloren ging, wählte man nicht gerade die besten u. vollendetsten der vorhandenen Dichterwerke zur Umarbeitung, sondern meist geringere. So blieb Wolfram's v. Eschenbach „Parcival" unbenutzt, ebenso das Nibelungenlied, dagegen ward Siegfried's viel unbedeutendere Jugendgeschichte zu dem Volksbuche vom „Hörnenen Siegfried" verarbeitet; ferner wurde die Tristansage nicht in Anlehnung an Gottfried's herrliche Dichtung, sondern an den weit geringern Eilhart vom Oberge bearbeitet. Sehr viele V. waren auch Uebersetzungen, meist aus dem Französischen, u. zwar oft ungeschickt u. in verderbtem Deutsch; in diese Gattung gehören: „Die vier Haimonskinder", „Die schöne Magelone", „Kaiser Octavianus", „Hiolande aus Britannien", „Die schöne Melusina", „Die heilige Genovefa", „Griseldis" u. v. a., wahrscheinlich auch der schon erwähnte „Hörnene Siegfried". Eine Reihe von Stoffen aus der deutschen Heldensage faßte zusammen das „Heldenbuch" (1491), in dem die Erzählungen vom Riesen Sigenot, das Hildebrandslied, der Hörnene Siegfried, Ecken's Ausfahrt, der Rosengarten, König Laurin enthalten waren. Der deutschen Geschichte u. Sage entlehnten ferner ihren Stoff die V. von Heinrich dem Löwen, dem Kaiser Friedrich Barbarossa (1519), Herzog Ernst (1502). „Das Buch von den sieben weisen Meistern" (1473) vereinigt eine Reihe von Erzählungen, deren Ursprung zum Theil auf die ältesten orientalischen Kulturvölker zurückzuführen ist. Zu V.n wurden auch viele Sammelwerke, wie Johann Pauli's „Schimpf u. Ernst" (1522), Kirchhof's „Wendunmuth" (1563), Wickram's „Rollwagenbüchlein" (1557) u. a. Die wichtigsten aber u. am meisten ins Volk gekommenen sind die V. vom „Doktor Faust" (s. „Faust"), von den „Schildbürgern" (s. d.) od. das „Lalenbuch", „Till Eulenspiegel" (s. „Eulenspiegel"), „Der ewige Jude" (s. „Ahasverus") u. „Fortunatus" (s. d.), alle vier deutschen Ursprungs. Neuerdings erschienen mehrere Neubearbeitungen der V.: von Schwab (Stuttg. 1836; nur eine Auswahl, in vielen Auflagen verbreitet), Marbach (Lpz. 1838 ff.; ein mißglückter Versuch, durch Wohlfeilheit u. schlechte Ausstattung an Verbreitung den alten V.n gleichzukommen), am besten von Karl Simrock (2. Aufl., Frankf. 1877 ff.). Ueber die V. schrieb Görres (Heidelb. 1807). Da die überall auf Märkten feilgebotenen Bearbeitungen verwässert u. entstellt sind, wären billige, durch Benutzung der alten Texte aufgefrischte u. dabei wahrhaft volksthümliche Ausgaben der besseren V. sehr wünschenswerth.

**Volksfeste** nennt man bald Nationalfeste, d. h. Festlichkeiten, an denen eine ganze Nation Theil nimmt, meist entstanden durch eine große nationale Begebenheit od. auch in religiöser Beziehung gefeiert (z. B. das Laubhüttenfest der Juden, s. d.), bald solche Feste, bei welchen Belustigung u. Unterhaltung der unteren Volksklassen der Hauptzweck ist, häufig nur an einzelnen Orten od. in einzelnen Gegenden gefeiert (z. B. Vogel- u. Scheibenschießen). Die hauptsächlichsten sind: 2. Jan. Die Reitstange (riding stang) in England; der St. Berchtoldstag in der Schweiz; 5. Jan. das Berchteljagen in Kärnthen u. das Perchten im Pinzgau; 6. Jan. das Dreikönigsfest, vorzüglich in England durch den Königskuchen (twelfth-cake), in den Niederlanden durch das Bohnenfest u. in vielen Orten Deutschlands durch das Dreikönigsspiel gefeiert; 7. Jan. der Pflugmontag (plough-monday) in England u. der verlorene Montag in den Niederlanden; 13. Jan. die kalte Kirchweih in Basel; 20. Jan. der Sebastianstag, Festtag der Schützengesellschaft. 2. Febr. Der Kälbaweil in der Oberpfalz; 3. Febr. das Hudlerlaufen zu Hall in Tirol; Donnerstag vor Fastnacht (7. Febr.), Weiberfastnacht am Rhein, das Blocksfest im Oberinnthal, der Fritschistag zu Luzern; 10. Febr. Fasching, Karneval in Belgien, England, Dänemark, Frankreich, Italien, Deutschland, Schönbartlaufen in Nürnberg, Metzgersprung in München, der Hirsemontag (letzter Montag in der Fastnacht) od. Güdismontag in der Schweiz, la promenade du boeuf gras zu Paris (letzter Donnerstag im Karneval); 12. Febr. das Fahnenschwingen zu Eger; 11. Febr. der St. Valentinstag (s. d.) in England u. die Fastnachtsdrunken der schwarzen Häupter zu Riga; 18. Febr. der Schäfflertanz zu München. März, Sonntag Invocavit das Scheibenschlagen in Schwaben, Bayern, Tirol u. der Schweiz; 10. März, Sonntag Lätare od. Mitfasten das Todaustragen od. Sommersingen in Deutschland u. der Schweiz; 12. März das Gregoriusfest (später auch am ersten Pfingsttag gefeiert), in Basel u. in Böhmen auch Trommelfest genannt; 24. März der Palmensonntag u. der Palmenumzug im katholischen Deutschland; 28. März der Gründonnerstag mit dem Süßen Brei zu Neuhaus in Böhmen u. der Fußwaschung in Wien; 29. März der Charfreitag mit seinen Passionsspielen (das berühmte Oberammergauer Passionsspiel wird aber im Hochsommer gefeiert); 31. März Ostern (da diese Feste beweglich sind, fallen sie auch zuweilen erst im April), das Osterreiten in Böhmen, das Eiersuchen in Süd- u. Norddeutschland u. Böhmen. 2. April das Strohsackfest od. Schneiderfest zu Prag; 3. April das Schusterfest zu Prag; 23. April das Fest des heil. Adalbert in Böhmen. 1. Mai das Praterfest in Wien, das Fest des Maibaums in England (maie-pool), das Maibrunnenfest zu Tissington in England; 12. Mai das Fest des Maikönigs in Schwaben u. Dänemark, des Mai- od. Blumengrafen in Norddeutschland u. Schweden, des Lattichkönigs in Thüringen, des Wasservogels in Bayern, der Pinxterbloem in Holland u. des Königsspiels zu Pilsen u. Prag (Sonntag vor Pfingsten); 16. Mai das Nepomukfest in Böhmen; 19. u. 20. Mai das Pfingstfest mit dem Pfingstreiten im Elsaß u. in Schwaben, dem Königreiten in Oesterreich-Schlesien, dem Kranzstechen im Harz, Sachsen u. der Mark, dem Ringstechen in Norddeutschland, dem Wettrennen im Böhmerwalde, den Wettrennen in England, den Pfingstbieren in Norddeutschland u. Thüringen, dem Königsspiel in Böhmen, Sonnabend darauf das Salzfest zu Halle; 30. Mai das Fronleichnamsfest in München. 14. Juni der Torgauer Auszug, das Künstlerfest zu Düsseldorf (beide Feste sind aber nicht stabil); 21. Juni der Laupenzug zu Bern; 24. Juni das Johannisfest (in Leipzig), das Pferderennen in Florenz u. die Einsegnung des Meeres in Ostende; 30. Juni der Kirchtag in der Brigittenau bei Wien. 4. Juli das Fest des heil. Prokop in Böhmen; 8. Juli u. fg. die Schützenfeste in Deutschland, Böhmen, Oesterreich u. der Schweiz; 25. Juli die Jakobsfeste in den kathol. Theilen Deutschlands; 26. Juli der St. Annatag in Böhmen, Oesterreich, Belgien u. England; 28. Juli das Hussitenod. Kirschenfest zu Naumburg, die Dresdener Vogelwiese; 29. Juli der grüne Montag zu Erfurt. 3. Aug. das Fischerstechen zu Leipzig; 15. Aug. die große Kirmeß zu Antwerpen, der Umzug des Riesen zu Brüssel u. in anderen belg. Städten, der Holzäpfeltanz im Odenwald, die Marienfeste in Böhmen, die Krautweihe im kathol. Deutschland; 24. Aug. das Fest des Schäferlaufs zu Markgröningen im Württembergischen, der Stralauer Fischzug in Berlin; 26. Aug. das Rasenfest in Basel. 2. Sept. das Sedanfest in Norddeutschland; 3. Sept. die Robblerfeste in Tirol, die Zwiebelkirmeß im Koburgischen; 9. Sept. der Tauchaer Jahrmarkt in Leipzig; 14. Sept. das Fest der Kreuzerhöhung im kathol. Deutschland; 28. Sept. das St. Wenzelsfest in Böhmen, das Volksfest in Cannstatt; 29. Sept. das St. Michaelsfest in Norwegen, Schweden, England, Flandern u. Deutschland. 1.—15. Okt. die Winzerfeste, Schwingtage u. Hopfenfeste, die Kirchweihfeste; 12. Okt. das Oktoberfest in München. 2. Nov. das Fest Allerseelen; 3. Nov. der Hubertustag in Belgien u. Böhmen; 5. Nov. Guy-Fawkes-day in England; 9. Nov. Lord Mayor's-day in London; 11. Nov. das Martinsfest; 29.—30. Nov. das Andreasfest. 6. Dez. das St. Nikolausfest; 12. Dez. das Fest der heil. Lucia in Böhmen; 24. Dez. das Weihnachtsfest; 31. Dez. die Sylvesterfeier in Deutschland, das Losungsfest der Cortejos in Spanien.

Ein allgemeines Werk über Volks- u. Nationalfeste existirt nicht (J. Fr. Fischer's „Beschreibung der vorzüglichen V. in Europa", 2 Bde., Wien 1799, ist ungenügend), denn Montanus' „Die deutschen V. ꝛc." (Iserlohn u. Elberfeld 1854), O. v. Reinsberg-Düringsfeld, „Das festliche Jahr in Sitten u. Gebräuchen german. Völker" (Lpz. o. J.), dessen „Festkalender aus Böhmen" (Prag 1862) u. „Calendrier Belge" (2 Bde., Brüssel 1862), W. Hone, „The Every Day Book" (2 Bde., Lond. 1866); J. J. Hanusch, „Bajeslovny Kalendar Slovansky" (Prag 1866), Mad. Clément, „Histoire des fêtes civiles et religieuses du dép. du Nord" (Par. 1834) haben nur Spezialtendenz.

**Volkshymnen** od. Nationalhymnen, feierliche, dabei einfache u. populäre Gesänge, auf Texte komponirt, welche meist eine Anrufung der Gottheit um Erhaltung des Staates, des Staatsoberhauptes ꝛc. irgend einer Nation der civilisirten Welt zum Inhalt haben. Solche Gesänge, bei feierlichen Anlässen vom Volke angestimmt, sind z. B. das engl. „God save the king" (von verschiedenen Nationen adoptirt), die russische Hymne „Den Zaren schütze Gott" (von Lwoff komponirt), die österr. „Gott erhalte Franz, den Kaiser" (von Haydn komponirt).

**Volkslied** ist das von Anfang an gesungene, Gefühlen u. Stimmungen nicht eines Einzelnen, sondern eines ganzen Volkes zum Ausdruck dienende Erzeugniß der Volkspoesie. Die letztere, im Gegensatz zur Kunstpoesie, ist ihrem Wesen nach ungekünstelt u. natürlich, einfach in Form u. Inhalt; sie pflegt bei allen Völkern der erst mit der Entstehung einer höheren Bildung aufkommenden Kunstpoesie voranzugehen u. sie dann zu begleiten. Wenn auch nicht an die strengen Gesetze der Poetik gebunden, bleibt sie ein Born frischer Kraft u. Schönheit für die Kunstpoesie der spätesten u. höchstkultivirten Zeiten: gerade die größten Dichter greifen regelmäßig auf die Volkspoesie zurück u. lehnen sich an

sie in ihren besten Schöpfungen an. Wie die nationalen Sagen als Volksmärchen Gemeingut des ganzen Volkes werden, so auch die V.er. Freilich der Ursprung derselben kann unmöglich auf die ganze Volksmasse als solche zurückgeführt werden, sondern immer auf einen Einzelnen, der aber nur die gewissermaßen in der Luft der betreffenden Zeit, des betreffenden Volkes, Alters, Standes &c. liegenden Gefühle in Worte übersetzte; im weitern Laufe des V.es erfuhr es die mannichfachsten Umgestaltungen, Zusätze &c., so daß die zuletzt übrig bleibenden Texte doch nicht nur als Eigenthum, sondern auch als Werk sehr Vieler gelten können. Diese Entstehung der V.er wird dadurch aufs Merkwürdigste bewiesen, daß sich oft in den von einander entferntesten Gegenden eines Landes ganz dieselben Lieder, doch in dialektischen Abweichungen, mit lokalen Zusätzen &c. vorfinden. Auch bei verschiedenen Völkern hat man vielfach nahe Uebereinstimmungen in den V.ern entdeckt. Doch prägt sich stets der Volkscharakter deutlich in ihnen aus: deutsche Gemüthsweichheit, franz. Lebenslust, slav. Schwermuth, ital. Lebhaftigkeit bilden auch den Charakter der V.er dieser Völker. Dem schlichten Gedankeninhalt, der einfachen Darstellungsweise u. der ungekünstelten metrischen Form schmiegt sich, stets aufs Engste damit verwachsen, die Melodie an, oft Jahrhunderte hindurch immer u. immer wieder gesungen. — Die Deutschen sind von jeher ein liederfrohes u. liederreiches Volk gewesen. Schon von den alten Germanen berichten uns die Römer, daß sie beim Mahle u. bei ihren Trinkgelagen, auf dem Marsche u. vor der Schlacht ihre Lieder sangen, deren Stoff die uralten Götter- u. Heldensagen darboten. Auch die großen Kriegsthaten unserer Altvordern selbst mögen zu markigen Gesängen verarbeitet worden sein, aber von Alledem ist nichts auf uns gekommen: die Stürme der Völkerwanderung haben es verweht. Die alten Sagen u. geschichtlichen Ueberlieferungen selber verschmolzen mit den Erzählungen von den großen Heldenzügen u. Thaten der Wanderzeit u. wurden in dieser veränderten Form gesungen; aber auch von diesen neuen Liedern ist außer dem Hildebrandslied (s. d.) nichts erhalten; auch rein lyrische V.er wurden in jener Zeit schon viel gesungen, ausdrücklich wird uns von Spottliedern aus dem 7. u. 8. Jahrh. berichtet. Selbst Liebeslieder müssen weit verbreitet u. allbeliebt gewesen sein, denn wir wissen, daß Karl d. Gr. an die Klosterfrauen ein Verbot ergehen ließ, keine derartigen Lieder aufzuschreiben u. an andere zu versenden. Ueber die Form der V.er jener Zeit ist nur so viel sicher, daß dieselben durch die Alliteration zusammengehalten wurden; fraglich ist es, ob sich ihre strophische u. metrische Ausbildung noch weiter erstreckte. Seit dem 9. Jahrh. ward das V. durch die frommen Dichtungen der Geistlichen, die es längst bekämpft hatten, aus den höheren Volksschichten, d. h. den höfischen u. adeligen, verdrängt, blühte indeß in den unteren weiter. Allmählich kamen besondere Träger des V.es auf, die sog. Fahrenden Leute. Aus den epischen Gesängen der Letzteren sind direkt od. indirekt unsere großen mittelhochdeutschen volksmäßigen Heldengedichte: das „Nibelungenlied", „Gudrun" &c., hervorgegangen. Es ist höchst wahrscheinlich, daß auch die lyrische Kunstdichtung jener Zeit, die Minnepoesie, auf V.ern beruhte. Mit dem Verfalle der höfischen u. ritterlichen Dichtung trat das V. der niederen Stände mehr u. mehr an die erste Stelle in der deutschen Dichtung. Von den Sagenstoffen der ersteren übernahm es nur wenige, bes. die der Wundersucht u. Liebesromantik der Zeit entsprechenden, wie Albertus Magnus, den Tanhäuser, den Getreuen Eckhart, Heinrich den Löwen &c. Auch die deutsche Zeitgeschichte bot wenig große Stoffe, dagegen wurden die religiösen u. gesellschaftlichen Strömungen Anlässe zu Satiren u. Hohnliedern aller Art; Mönchthum u. Geistlichkeit kamen dabei nicht am besten weg. Im 14. u. 15. Jahrh. wurden zuerst zahlreiche V.er gesammelt u. aufgeschrieben, bald auch auf fliegenden Blättern gedruckt (in dieser Form, meist mit dem Zusatz „gedruckt in diesem Jahr", sind sie bis in unsere Zeit auf Jahrmärkten &c. im Umlauf geblieben). Aus den geistlichen V.ern jener Zeit entwickelte sich nach der Reformation das protest. Kirchenlied. Die eigentliche Volksliederdichtung erreichte im 16. Jahrh. ihren Höhepunkt; war die Form auch vielfältig unbeholfen, die Darstellung springend u. zuweilen nicht ganz klar, so sind die Natürlichkeit u. Empfindungseinheit, die Frische u. Lieblichkeit des V.es jener Zeit doch niemals wieder erreicht worden. Jedes Gebiet, jede Lage des Lebens wurde in den Bereich der Volksdichtung gezogen, ja jeder Stand u. Beruf hatte seine eigenthümlichen V.er; es entstanden Landsknechts-, Jäger-, Reiter-, Studenten-, Handwerksburschenlieder &c. Seit Anfang des 17. Jahrh. reißen Roheit u. Gemeinheit ein, u. das V. verfällt mehr u. mehr. Die seitdem neuentstandenen V.er kommen den alten mit wenigen Ausnahmen (wie „Prinz Eugen, der edle Ritter") nicht im Entferntesten gleich u. erhalten sich auch meist nicht lange. Das musikalische Element allerdings hat durch die „Kränzchen", Gesangvereine, die der Reihe nach bei den einzelnen Mitgliedern zusammenkamen, wobei immer der jedesmalige Bewirther einen Kranz trug, einen neuen Aufschwung genommen. Wurde überhaupt in neuerer Zeit eine kunstsinnige Pflege des Gesanges in den gebildeten Kreisen unseres Volkes immer mehr Sitte, so droht andererseits bei der eigentlichen Volksmasse bei der großen Stärke der Gassenhauer, der Abhub von Opern-, Tanz-, Coupletmelodien mit oft zotigen, oft geradezu sinnlosen Texten das gute alte V. völlig zu verdrängen. Die lebendige Quelle des V.es im Volke selbst ist fast allerorten so gut wie versiegt u. fließt wol nur noch in den Alpengegenden Bayerns u. Tirols, wo Bursche u. Mädchen beim Tanze u. sonst ihre „Schnadahüpfeln" singen, die sich noch immer, eben erst gedichtet, oft mit Schnelligkeit verbreiten; Aehnliches wird von schwäb. u. hess. „Spinnstuben", den bekannten Winterabendzusammenkünften der Dorfbewohner, erzählt. Einen Ersatz für das Versiegen der poetischen Schöpferkraft unseres Volkes als solcher könnte es bieten, wenn die guten volksmäßigen Lieder neuerer Dichter, die schon viel Boden gewonnen haben, noch weitere Verbreitung erhielten, bes. durch die Schule; dies gilt von Goethe, M. Claudius, Uhland, Hoffmann v. Fallersleben, J. Kerner, W. Müller u. A. Vgl. hierüber Hoffmann, „Unsere volksthümlichen Lieder" (Lpz. 1859). Das Interesse am V. war den Gebildeten seit dessen Verfall im 17. Jahrh. verloren gegangen, zumal die Literatur theils von dem damaligen zopfigen Gelehrtenthum, theils von allerlei ital. u. franz. Einflüssen beherrscht wurde. Erst die Herausgabe einer Sammlung von ihm willkürlich veränderter alter engl. V.er, die Percy 1765 unter dem Titel „Reliques of ancient English poetry" herausgab, lenkte die Aufmerksamkeit wieder auf die Volkspoesie u. erhob sie aus der unverdienten Verachtung. In Deutschland waren es zunächst die Dichter des Göttinger Hainbundes, die der gegebenen Anregung folgten. Herder machte zugleich in seinen kritischen Schriften auf die poetische Bedeutung des Volksmäßigen aufmerksam u. ließ eine im Ganzen zwar noch dürftige, aber mit Geschick ausgewählte Sammlung von V.ern, die „Stimme der Völker in Liedern" (2 Bde., Lpz. 1778—79), folgen, die dem V.e bald viele Freunde verschaffte. Dagegen konnte der platte Aufklärer Nicolai mit seinem Spott nicht aufkommen; sein „Feyner kleyner Almanach voll schönerr echterr liblicherr V.er" (2 Bde., Berl. 1778) bewirkte gerade das Gegentheil von dem, was er gewollt hatte: die allgemeine Aufmerksamkeit wurde nur noch mehr auf das V. hingelenkt. Ganz bes. aber ist Goethe in seinen Liedern ein gelehriger Schüler des V.es geworden. Die Romantische Schule, durch das scheinbar Dunkle u. Mittelalterliche mancher V.er noch bes. angezogen, folgte auf diesem Wege; A. v. Arnim u. Cl. Brentano gaben die erste umfassende Sammlung deutscher V.er unter dem Titel „Des Knaben Wunderhorn" heraus (3 Bde., Heidelb. 1806—8, neue Ausgabe, Berl. 1877), die mit feinem Geschmack gewählt ist, aber freilich noch viel Unechtes, Vieles in schlechten Texten, auch wol viel eigenmächtig Geändertes enthielt. Eine lange Reihe unkritischer Sammlungen von Büsching und v. d. Hagen, Erlach, Kretzschmer, Wolff u. v. A. folgte. Als brauchbar sind zu nennen: Erk, „Auswahl der vorzüglichsten deutschen V.er mit ihren eigenthümlichen Melodien" (Berl. 1853); Uhland, „Alte hoch- u. niederdeutsche V.er" (2 Bde., Stuttg. 1844—45); die Sammlungen von Rochholz (2. Aufl. 1842); Soltau (2. Aufl. von Hildebrand, Lpz. 1856); die Auswahlen von Simrock (Frkf. 1851); Vilmar (Marb. 1867). Eine treffliche Sammlung der historischen deutschen V.er hat R. v. Liliencron geliefert (4 Bde., Lpz. 1865 ff.). Vgl. ferner: Kertbeny, „Volksliederquellen in der deutschen Literatur" (Halle 1851) u. Talvj, „Versuch einer geschichtlichen Charakteristik der V.er german. Nationen" (Lpz. 1840). Gute Sammlungen der V.er einzelner deutscher Länder sind: Meinert, „Alte deutsche V.er in der Mundart des Kuhländchens" (Hamb. 1817); Hoffmann v. Fallersleben u. E. Richter, „Schles. V.er mit Melodien" (Lpz. 1842); Anastasius Grün, „V.er aus Krain" (Lpz. 1850); Ziska u. Schottky, „Oesterr. V.er" (2. Aufl., Wien 1844); Wyß, „Sammlung von Schweizer Kühreihen u. V.ern" (4. Aufl., Bern 1826); Rochholz, „Eidgenössische Liederchronik" (ebd. 1835). Geibel u. Heyse gaben Uebersetzungen span. V.er als „Span. Liederbuch" (Berl. 1852) heraus; A. Kopisch übersetzte ital.: „Agrumi" (Berl. 1838); A. Keller u. v. Seckendorff solche aus der Bretagne (Tüb. 1841); W. Müller neugriech. (2 Bde., Lpz. 1819); serb. Talvj (2 Bde., Halle 1825) u. W. Gerhard (2. Aufl. von K. Braun, Lpz. 1878), slav., bes. aus Böhmen, Wenzig (Halle 1830), russ. Götze (Stuttg. 1828), speziell ukrainische Bodenstedt (ebd. 1845), poln. W. P. (Lpz. 1833), dän. W. Grimm (Heidelb. 1811) u. Grundtvig (Lpz. 1878), schwed. Mohnike (Berl. 1830) u. Ungewitter (3 Bde., Lpz. 1842), lithauische Rhesa (2. Aufl. 1833) u. W. Jordan (Berl. 1844), ungar. Greguß (Lpz. 1846), finnische Schröter (Stuttg. 1834). Eine Sammlung altböhm. V.er gab Hanka mit Swoboda's Uebersetzung heraus (2. Aufl., Prag 1829); „V.er der Wenden in der Ober- u. Niederlausitz" in der Ursprache u. mit Uebersetzung u. den Melodien L. Haupt u. J. E. Schmaler (2 Bde., Grimma 1841—43). Rückert übersetzte endlich „Hamasa", eine Sammlung arab. (2 Bde., Stuttg. 1846), u. das „Liederbuch des Schi King", eine Sammlung chines. V.er (Altona 1834). Wolff's „Hausschatz der Volkspoesie" (Lpz. 1846), V.er verschied. Völker u. Zeiten.

**Volksküchen** sind von Gemeinden od. von wohlthätigen Vereinen errichtete Speiseanstalten mit der Bestimmung, den ärmeren Klassen eine gute, nahrhafte u. doch einfache, bes. aber billige Kost zu verschaffen. Von einer Rentabilität wird in der Regel von vornherein abgesehen, vielmehr bedürfen die V. fast ohne Ausnahme größerer od. kleinerer Zuschüsse, die von den Unternehmern aufgebracht werden. Bes. wohlthätig haben sich V. in den Zeiten der Theuerung od. geringen Verdienstes für die unteren Klassen der Bevölkerung erwiesen; doch auch in den Zeiten normalen Erwerbes gewähren sie den Arbeitern u. Arbeiterinnen insofern große Vortheile, als sie denselben die Mühe u. die Kosten für die eigene Bereitung des Mittagsmahles ersparen u. doch eine nahrhaftere u. billigere Kost zu liefern vermögen, als für die Küche eines kleinen Haushaltes zu erreichen ist. Oeffentliche Speisehäuser (Gast- u. Schankwirthschaften) bieten außer den höheren Preisen u. der vielfach mangelnden Güte der Speisen Gelegenheit zu stärkerem Genuß spirituöser Getränke, der in den V. zwar selten ganz ausgeschlossen, aber doch auf ein bescheidenes Maß beschränkt bleibt. Die Einrichtung der V. hat sich bes. in Deutschland seit dem Theuerungsjahre 1847 rasch eingebürgert; dieselben sind jetzt sehr verbreitet u. selbst in den kleineren Städten u. industriellen Dörfern eingeführt, bald das ganze Jahr hindurch in Wirksamkeit, bald nur auf die Winterszeit beschränkt. In der Regel ist die V. nur für das Mittagsmahl geöffnet, einige wenige geben auch Abendbrot. Der tägliche Speisezettel (gewöhnlich 2—3 einfache Gerichte zur Auswahl) wird fast überall durch das gelesenste Lokalblatt od. durch Anschlag veröffentlicht.

**Volksschriften** heißen im Allgemeinen solche Schriften, welche die Belehrung u. Unterhaltung des Volkes (im Gegensatz zu den höher Gebildeten) bezwecken. Eine V. entspricht dann ihrem Zweck, wenn sie zwar streng in den Grenzen der Volksanschauung u. des volksthümlichen Verständisses bleibt, dabei aber unmerklich den Leser auf eine höhere Stufe der geistigen u. vor Allem der Gemüthsbildung emporhebt. Dabei überwiegt entweder der Zweck der Belehrung, d. h. der Mittheilung gemeinnütziger Kenntnisse, od. der Zweck der edlen u. zugleich bildenden Unterhaltung durch Erzählungen. Bes. in den letzteren zeigt sich die Meisterschaft des Volksschriftstellers, aber nur sehr Wenige können sich derselben rühmen. Ihre Reihe eröffnet im 18. Jahrh. Salzmann (s. d.) u. R. Z. Becker (s. d.), sodann Matth. Claudius (s. d.), im 19. Jahrh. J. P. Hebel (s. d.), Phil. Friedr. Wilh. Oertel (s. d.), Jer. Gotthelf (eigentlich A. Bitzius), Glaubrecht (eigentlich Oeser). Bes. der Letztere hat nachdrücklich gegen die verkehrte Vermischung von Volks- u. Jugendschriften (s. d.) geeifert, indem eine vollkommene Jugendschrift zwar immer zugleich als Volksschrift dienen könne, aber nicht umgekehrt. Einen besondern, aber nicht den unwichtigsten Zweig von V. bilden auch die Volkskalender. Der Verbreitung guter V. dienen theils die Volksbibliotheken (s. d.), theils die sog. Volksschriftenvereine, welche durch Aussetzung von Preisen zur Abfassung von V. ermuntern u. für einen möglichst billigen Vertrieb derselben sorgen. Solche Vereine entstanden zu Zwickau (1841), in Württemberg (1843), Magdeburg (1844); vieles Treffliche lieferte auch die von Klaiber herausgegebene „Evangelische Volksbibliothek" (Stuttg. seit 1861) u. der Norddeutsche Volksschriftenverein zu Berlin, der Nordwestdeutsche Volksschriftenverlag zu Bremen 2c.

**Volksschulen.** Nach dem jetzt geltenden Sprachgebrauch gehört zum Wesen der V. erstlich die Oeffentlichkeit, d. h. sie werden auf Grund der allgemeinen Schulpflicht (des Schulzwangs) von den bürgerlichen Gemeinden in Stadt u. Land errichtet u. unterhalten, indem sie gleichzeitig der Oberaufsicht des Staates unterworfen sind. Sodann aber gehört zum Wesen der V. die Beschränkung auf ein solches Maß von Kenntnissen, wie es von allen Gliedern des Volkes gefordert werden muß, also auch des Volkes (s. d. Art.) im engern Sinn, im Gegensatze zu den höher Gebildeten. Mit der Einführung der allgemeinen Schulpflicht, welche in der Regel das 6.—14. Altersjahr umfaßt, erwuchs dem Staat von selbst die Pflicht, allen Kindern innerhalb dieser acht Jahre den Besuch einer Schule gegen geringes Entgelt zu ermöglichen. In Mittel- u. Großstädten wird von den bürgerlichen Behörden meist für einen Unterricht gesorgt, der mehr od. weniger über das Unentbehrlichste hinausgeht; doch gehören auch diese sog. „Bürgerschulen" noch zu den V. (im Gegensatze zu den sog. höheren Bürger- od. R., u. weiter im Gegensatz zu Realschulen, Gymnasien u. Fachschulen). Das geringste Maß von Anforderungen stellen die sog. zweiklassigen V. auf dem Lande dar. In denselben werden die Kinder vom 6.—10. (Unterklasse) u. die vom 11. bis 14. Jahre (Oberklasse) in je drei Stunden täglich, u. zwar Knaben u. Mädchen gemeinsam, unterrichtet. Bei sehr starker Schülerzahl wird meist die Trennung in drei Klassen unter Zuziehung eines zweiten Lehrers, in den Städten außerdem auch die Trennung in Knaben- u. Mädchenklassen vollzogen. Der Unterricht erstreckt sich mindestens auf die Fertigkeit im Lesen u. Schreiben sowie in den niedrigen Rechnungsarten, ferner auf biblische Geschichte u. Katechismuserklärung, auf die Elemente im Zeichnen, der Geographie, Geschichte, Naturkunde u. geometrischen Formenlehre; letztere Fächer werden als „gemeinnützige Kenntnisse" meist an den Leseunterricht angeknüpft. Der Unterricht in der „deutschen Sprache" umfaßt vor Allem die Orthographie u. die Elemente der Grammatik. Ueberall wird außerdem der Gesang (bes. Volkslieder u. Choräle) u. neuerdings auch das Turnen gepflegt. Geschichtlich betrachtet, fallen die Anfänge des Volksschulwesens, abgesehen von dem vorübergehenden Ansatze unter Karl dem Großen, in die Zeit der Reformation. Schon früher gab es zwar hier u. da in den Städten „deutsche Schulen", welche (entsprechend den jetzigen Primarschulen) die ersten Elemente einprägten u. dadurch auf den Besuch der „Lateinschulen" vorbereiteten; dieselben hatten aber höchstens einen bürgerlichen, nicht staatlichen Charakter, u. noch häufiger waren sie in den Händen unwissender Privatunternehmer. Erst die Reformatoren drangen darauf, daß sich überall die bürgerliche Obrigkeit dieser Lese-, Schreib- u. Rechnenschulen annehme, dieselben auch den Mädchen zugänglich mache u. dem Religions- (bes. Katechismus-) Unterricht eine Vorderstellung einräume. Dies Alles geschah nun zwar wenigstens in den Städten; aber bei dem Mangel an staatlicher Aufsicht u. Nöthigung führten die V. bis ins 19. Jahrh. herein fast allerwärts ein sehr kümmerliches Dasein. Der Umschwung auf dem Gebiet des Volksschulwesens, wie er durch Amos Comenius, A. H. Francke, Felbiger, Rochow, Pestalozzi u. A. bewirkt wurde, hat sich fast stets zuerst in Privatunternehmungen vollzogen u. ist erst in den letzten Jahrzehnten durch das kräftige Eingreifen des Staats dem gesammten Volke zugute gekommen. Eine Uebersicht über die hervorragendsten Förderer des Volksschulwesens ist in dem Artikel „Pädagogik" mit enthalten. Für vieles Andere, was hierher gehört, verweisen wir auf die Artikel: „Elementarunterricht", „Erziehung", „Fortbildungsschulen", „Konfessionslose Schulen", „Unterricht", vor Allem aber auf „Schulwesen".

**Volkstribun,** s. „Tribun".

**Volksversammlungen.** Regelmäßig zwar ist es gestattet, friedliche Versammlungen zu veranstalten, zu leiten u. denselben beizuwohnen. Doch ist dieses Recht, der Gefahr des Mißbrauches halber, fast in allen Staaten mehrfachen, bald weitgehenden, bald geringfügigen Beschränkungen unterworfen. Hierher gehören nam. folgende: Alle Versammlungen, in denen öffentliche Angelegenheiten erörtert werden sollen, sind 24 Stunden vorher, mit Angabe der Zeit, des Ortes u. Zweckes derselben der Obrigkeit des Versammlungsortes von Demjenigen anzuzeigen, welcher sie zusammenberufen will. Hierzu sind nur dispositionsfähige u. im Besitze der bürgerlichen Ehrenrechte befindliche Personen befugt. Versammlungen, deren Zweck es ist, Gesetzesübertretungen od. unsittliche Handlungen zu begehen, dazu aufzufordern od. doch dazu geneigt zu machen, sind verboten. Die Polizeibehörde kann in jede Versammlung einen od. mehrere Beauftragte senden. Wird deren Anordnungen zuwider gehandelt od. werden Vorschläge gemacht u. Aeußerungen gethan, welche den Strafgesetzen widersprechen od. eine Aufforderung od. Anreizung zu Gesetzesübertretungen od. unsittlichen Handlungen enthalten, so können sie, die Aufsichtsorgane, die Versammlung auflösen od. für geschlossen erklären. Sobald eine Versammlung für aufgelöst erklärt ist, sind alle Anwesenden verpflichtet, sich sofort zu entfernen. Niemand, außer den Aufsichtsorganen, darf mit Waffen in irgend einer Art von Versammlung erscheinen.

**Volksvertretung,** s. „Repräsentativsystem".

**Volkswirthschaft** (Nationalökonomie) ist der Inbegriff der innerhalb eines Volkes der Befriedigung von irdischen Bedürfnissen zugewandten, auf die Erzeugung, Verbreitung u. Erhaltung von Wohlstand, überhaupt auf die allseitige Verbesserung der materiellen Lage gerichteten wirthschaftlichen Thätigkeiten. Im engern Sinne versteht man unter V. den wirthschaftlichen Zustand od. die wirthschaftliche Lage eines bestimmten Volkes od. Landes. Dieselbe zu schildern ist Aufgabe der wirthschaftlichen Statistik. Man spricht von einer deutschen, englischen, französischen V. u. meint damit die wirthschaftlichen Zustände dieser Völker u. ihre wirthschaftliche Stellung zu anderen Nationen (Nationalökonomie). Erwägt man, daß die nämlichen Gesetze, welche das Wirthschaftsleben eines einzelnen Volkes beherrschen, unter gleichen Bedingungen für das Wirthschaftsleben der ganzen Menschheit maßgebend sind, u. daß dieselben wirthschaftlichen Beziehungen, wie sie zwischen den Einzelnen, den Familien, den Stämmen u. zwischen sonstigen Verbindungen eines Volkes bestehen, auch zwischen den Völkern, den Völkerfamilien, zwischen den Völkern der ganzen Erde, wenn auch zur Zeit in noch sehr unvollkommener Weise, vorhanden sein werden, so gelangt man zu dem Begriffe der Weltwirthschaft. Mit der Erforschung der Gesetze, welche das Wirthschaftsleben der Menschen beherrschen, mit der Erörterung der Grundbedingungen des Volks- u. Völkerwohlstandes u. mit den Vorschlägen zur Hebung u. Besserung der materiellen Lage beschäftigt sich die Volkswirthschaftslehre, die Nationalökonomie,

als Wissenschaft. Bis zu einem gewissen Grade müssen dieselben Gesetze, welche für das Wohlbefinden eines Volkes gelten, auch für die Wirthschaft des Einzelnen, der Gemeinde u. des Staates gelten, u. spricht man in diesem Sinne von: Privatwirthschaft, Staats- u. Gemeindewirthschaft. Der Name „politische Oekonomie" ist als gleichbedeutend mit V. (franz.: économie politique, engl.: political economy, ital.: economia politica) aus anderen Sprachen aufgenommen worden, aber zur Zeit nur noch wenig gebräuchlich. Grundwissenschaften der Volkswirthschaftslehre sind die Philosophie, die Psychologie, letztere als die Wissenschaft von den Kräften des menschlichen Geistes u. den Gesetzen des menschlichen Geisteslebens. Die wichtigsten Hülfswissenschaften sind die Wirthschaftskunde u. die Wirthschaftsstatistik, welche wiederum auf genauer Kenntniß der Kulturgeschichte, der Völkerkunde, der Rechts- u. der technologischen Wissenschaften basiren. – Andererseits ist die Volkswirthschaftslehre unmittelbare Grundwissenschaft für die allgemeinen Theile der Privatwirthschaftslehren (z. B. für die allgemeine Landwirthschafts-, Handels-, Bergbau-, Gewerbelehre) u. für die Staatswirthschaftslehre. – Die Volkswirthschaftslehre ist eine angewandte Vernunftwissenschaft. Auf empirischem Wege (durch Beobachtung u. Erfahrung) werden Kenntnisse gesammelt, unter die allgemeinen Gesetze eingeordnet u. dadurch die Erscheinungen des Wirthschaftslebens erklärt, bez. begründet. Die Urtheile werden indessen nicht ausschließlich durch den Hinweis auf die Anschauung gerechtfertigt, vielmehr wird deren Wahrheit an den von der V. als giltig angenommenen Grundurtheilen (Prinzipien, Grundsätzen) geprüft.

Die wirthschaftliche Thätigkeit des Menschen beruht auf der Arbeit u. deren Uebertragung auf das Kapital, wobei unter letzterem nicht blos das gemünzte Geld u. Werthpapiere, auch nicht blos mobile Güter, sondern sämmtliche nutzbare u. zu bearbeitende Stoffe, Werthe u. Dinge der ganzen Erde, also auch Grund u. Boden, Feld u. Wald, Erze u. Steine, Wasser u. Luft 2c., zu verstehen sind. Selbst die Früchte des Waldes, die ohne unser Zuthun wachsen, erlangen ihre Brauchbarkeit nur erst durch die Arbeit, wenn es auch nur die des Aufhebens u. Zugreifens wäre. Das Kapital der Waldbeere wird erst durch diese menschliche Arbeit zu einem Gut, d. h. zu etwas Brauchbarem. Ohne Kapital wäre wiederum die Arbeit nutzlos, überhaupt unmöglich; wir müssen einen Stoff haben, der zu bearbeiten ist, wir brauchen dazu Werkzeuge, bedürfen der Wohnung, Kleidung, angesammelter Lebensmittel 2c., um jene Arbeiten ausführen zu können, u. alle diese Stoffe, Werkzeuge, Hülfs- u. Subsistenzmittel gehören zum Kapital in volkswirthschaftlichem Sinne. Durch die Vereinigung von Arbeit u. Kapital, richtiger durch die Einwirkung der Arbeit auf die vorhandenen Stoffe, werden also Güter geschaffen, welche die Bedürfnisse der Menschen zu befriedigen vermögen. Aufgabe der Volkswirthschaftslehre ist es, die Gesetze zu ermitteln, nach denen sich die Erzeugung (Produktion), die Anwendung (Verbrauch, Konsumtion) u. die Vertheilung dieser Güter (durch den Handel) vollzieht, sodann zu ermitteln, welche Rolle hierbei der Werth u. der Preis spielen, welche Rente, bez. Einkommen Arbeit u. Kapital erzielen lassen, wie je nach regulärer od. irregulärer Ausführung u. Anwendung jener Gesetze Armuth od. Dürftigkeit, Wohlstand od. Reichthum in der Wirthschaft des Einzelnen wie im Wirthschaftsleben eines Volkes zur Erscheinung treten. Wir erfahren aus der Geschichte, daß im grauen Alterthum u. noch heute bei den Völkerschaften auf unterster Kulturstufe trotz zeitweilig harter Arbeit mitten in einer reiche Schätze spendenden Natur nur wenige Bedürfnisse befriedigt werden, während kultivirte Nationen trotz ihres weit ungünstigern Klima's, ohne sich körperlich mehr anzustrengen, geradezu im Ueberfluß leben. Wir wissen ferner, daß Anfangs Jeder Alles, was er brauchte, für sich selbst herzustellen versuchte. Der Tausch eines selbsterzeugten Artikels gegen einen von Anderen hergestellten Verbrauchsgegenstand war der erste Fortschritt, der Anfang zu der wichtigen Arbeitstheilung, die, im Laufe der Jahrtausende weiter vervollkommnet, den Grund legte zu den tausend verschiedenen Erwerbszweigen der heutigen Zeit. Von der Naturalwirthschaft (dem Eintauschen der Bedarfsartikel in natura, Fleisch gegen Getreide, Milch gegen Obst) schritt man zur Geldwirthschaft (Tausch gegen Zahlung durch ungemünztes, später durch gemünztes Edelmetall), endlich zur Kreditwirthschaft (Kauf u. Verkauf gegen Zahlungsversprechen) vor. Aufgabe der V. ist es, alle diese verschiedenen Phasen sorgfältig zu studiren, zu beobachten, wie Produktion u. Konsumtion nicht nur für den Einzelnen, sondern für bestimmte Erwerbskreise, für das ganze Volk, endlich im Verkehr der Völker sich gestalten, dafür die einschlagenden Regeln u. Gesetze aufzufinden u. diejenigen Einrichtungen vorzuschlagen, welche die Wohlfahrt des Einzelnen wie der Gesammtheit zu heben geeignet sind. Nach dieser Richtung sind die Vorschläge für staatliche Gesetzgebung im Gebiete der Niederlassung, des Gewerbewesens u. der Industrie, für Handel, Ackerbau, Bergbau, Bank u. Kreditwesen, für den Betrieb der Post, Telegraphie, der Eisenbahnen, Schiffahrt, für Zollwesen, Besteuerung, sodann Vorschläge für die Errichtung der nöthigen Anstalten zur Hebung der Produktion u. der Konsumtion (z. B. Schulen aller Art, Bildung von Genossenschaften u. die vielen Einrichtungen verschiedenster Art, bestimmt, das materielle Wohlbefinden zu fördern) so recht eigentlich Obliegenheiten der V.

Die Geschichte des Wirthschaftslebens bildet einen wichtigen Theil der Geschichte der Menschheit überhaupt, sind ja doch manche Schriftsteller soweit gegangen, den Ursprung aller menschlichen Vereinigungen auf das Wirthschaftsleben zurückzuführen. Den Philosophen des Alterthums u. des Mittelalters hat sicher nicht entgehen können, in welchen engen Beziehungen schon die politischen Einrichtungen, die Gesetzgebung, die allgemeine Bildung des Volks, die Machtstellung, die Bodenverhältnisse, Klima, geographische Lage 2c. zu der wirthschaftlichen Entwicklung standen, gar nicht zu reden von den Tausenden von Beziehungen der einzelnen Erwerbszweige unter sich, von der Stellung des Arbeiters zu dem Arbeitgeber, des Kaufers zum Verkaufer, des Vermiethers zu dem Miether, des Gläubigers zum Schuldner, des Lehrherrn zum Lehrling. Unter Anderm liefert nun zwar Platon im II. Bande seiner „Republik" eine ziemlich getreue Schilderung von den Wirkungen der Sonderung in den verschiedenen menschlichen Berufskreisen, auch Aristoteles widmet in seiner „Politik" der Produktion eine wenn auch ziemlich einseitige Besprechung; Xenophon, von den Lateinern bes. Cicero, streifen in ihren Schriften vielfach das wirthschaftliche Gebiet. Es scheint aber doch, als ob sowol den Griechen als auch den Römern, wahrscheinlich allen Völkern des Alterthums die Fähigkeit abgegangen sei, das wirthschaftliche Leben als ein besonderes ebenbürtiges Gebiet wissenschaftlicher Forschung u. angewandter Staatskunst, überhaupt die wirthschaftlichen Erscheinungen in ihrer Gesammtheit u. in ihren einzelnen Beziehungen zu erfassen. Das unbefangene Nachdenken über die wirthschaftlichen Erscheinungen erschwerten damals offenbar die Vorurtheile über die Nothwendigkeit der Sklaverei, über die Unehre der gewerblichen Arbeit, über die Unerläßlichkeit der Feindschaft gegen alles Fremde, nicht wenig auch die vielverbreitete Meinung, daß der Wohlstand eines Volkes nicht durch friedliche Arbeit, sondern vorzugsweise durch Eroberungen u. Beraubung anderer Völker gehoben werde. Eben so wenig kann im Mittelalter bis etwa zur Reformationszeit von beachtenswerthen wirthschaftlichen Forschungen gesprochen werden. Nur einige wenige erleuchtete Köpfe, z. B. Thomas v. Aquino († 1274), wendeten sich bei ihren Arbeiten gelegentlich auch der Erörterung wirthschaftlicher Verhältnisse u. Fragen zu. Erst vom 15. u. 16. Jahrh. ab wird Italien, also dasjenige Land, das damals in Kunst u. Wissenschaft, in Gewerbe u. Handel voranleuchtete, die Wiege volkswirthschaftlicher Forschung. Nennenswerth sind aus frühester Zeit: Franciscus Patricius, Bischof von Siena († 1494), Tolosanus († 1597), Bodinus (1526–96). Botero (1485) untersucht die Grundbedingungen des Volkswohlstandes, Antonio Serra beleuchtet 1613 die Produktivkraft der Industrie, Davozati schrieb um das Jahr 1680 über Münzen u. Wechsel, Bandini v. Siena zu Anfang des 18. Jahrh. über Theuerung, Belloni 1750 über den Handel, Galiani gleichfalls 1750 über das Münzwesen. Im J. 1764 ward in Neapel ein Lehrstuhl für Nationalökonomie errichtet. Der erste Lehrer dieser Fakultät war Genovesi. — In Deutschland fand die Volkswirthschaftslehre erst später Eingang u. selbständige Bearbeitung. Man kann zwar schon Langenstein, der 1384 an die Wiener Universität berufen wurde, Gabriel Biel († 1495 in Tübingen), Ullrich von Hutten (1488 bis 1523), Agricola (1490—1555), Camerarius (1500—74), dann auch Luther, der in seinen Schriften volkswirthschaftliche Gebiete meist mit seiner bekannten Klarheit berührt, u. A. m. zu den Volkswirthen rechnen: als selbständige Wissenschaft wird indessen von den genannten Autoren die Nationalökonomie noch nicht aufgefaßt. Auch noch nicht im 17. u. 18. Jahrh., aus welcher Zeit in Deutschland zu nennen sind: Bornitz (Anfang des 17. Jahrh.), Christ. Besold (1577—1638 in Ingolstadt), von Seckendorff (1626—92, Gotha), Becher (1625–85, Wien), der Sachse Pufendorff († 1670 in Stockholm), die Philosophen Leibnitz u. Wolff, Joh. Jakob Moser (1701—85), Justi († 1771), Schlettwein (1731—1802), Just. Möser (1720—94). Inzwischen war auch in Holland durch Grotius, Salmasius u. Delacourt, in Frankreich nam. durch Colbert, den Schöpfer des Merkantilsystems, die V. in Aufnahme gekommen. Da begann mit Adam Smith's berühmtem Werke „Inquiry into the nature and causes of the wealth of nations" (Lond. 1776) die neueste Epoche der Volkswirthschaftslehre. Smith beleuchtete zum ersten Male nicht blos einzelne Theile, sondern das gesammte Wirthschaftsleben systematisch, u. weil zugleich seine Methode einige seitdem unbestrittene Grundwahrheiten auffinden u. feststellen ließ, wird Smith als der eigentliche Begründer der Volkswirthschaftslehre betrachtet. Seitdem ist diese Wissenschaft mehr u. mehr ausgebaut u.

erweitert worden. In England nam. durch: Malthus († 1834), David Ricardo († 1823), J. St. Mill († 1872), M'Culloch († 1864), W. N. Senior, R. Torrens, Thomas Smith, J. S. Eisdell, P. Scrope, Harriet Martineau, R. Whately u. A. — In Frankreich: J. Bapt. Say (1767—1832), Simonde de Sismondi († 1842), J. Droz († 1850), Jos. Garnier, Michel Chevalier, Fred. Bastiat († 1850, bekannt durch die unvergleichliche Klarheit u. Schärfe seiner Darstellung in seinen „Harmonies économiques"), Louis Say, de Tracy, Ch. Genilh, Blanqui, Suzonne u. A. — In Italien: G. Palmieri, Melch. Gioja, C. Bosselini, Scialoja, Bianchini, Meneghini, Trinchera u. A. — Unter den Schriftstellern Nordamerika's ragt in Bezug auf V. bes. H. C. Carey hervor. Für Deutschland sind zu nennen: Julius v. Soden (1754—1831), der Hallenser Heinr. v. Jacob (1759—1827), der Minister Karl v. Stein (1757—1831), der Statistiker Hoffmann (1765—1847), Adam Müller (1779—1829), Ludw. v. Haller (1768—1854), Chr. Schlözer (1774—1831 in Rußland), der Jenenser Friedr. Gottlob Schulze, der Heidelberger Prof. Karl Heinrich Rau (1792—1870), der Statistiker Friedr. Wilh. Hermann (1795—1868, München), Heinr. v. Thünen (1783—1850), der geistige Schöpfer des deutschen Zollvereins u. der ersten deutschen Eisenbahnen Friedr. List (1789—1846), Prince-Smith († 1874), Jul. Faucher († 1877), Lassalle, der Begründer des deutschen Sozialismus, Präsident Lette († 1869, Berlin) u. A. Von den noch Lebenden nennen wir als Männer von bes. hervorragenden Verdiensten in Deutschland: die Professoren Roscher in Leipzig, Hanssen in Göttingen, A. Wagner in Berlin, Held in Bonn, Schmoller in Straßburg, den frühern Präsidenten des Reichskanzleramts Delbrück, Schulze-Delitzsch-Potsdam (Begründer des Genossenschaftswesens), den Statistiker Dr. Ernst Engel-Berlin, wobei nicht unbemerkt bleiben darf, daß diese Liste durch zahlreiche Namen, die sich in dem Reichstage u. in den Landtagen, in der Literatur u. in der Tagespresse, in Vereinen u. Kongressen durch sachgemäße Erörterung volkswirthschaftlicher Tagesfragen verdient gemacht haben, ergänzt werden könnte.

Vor ca. 100 Jahren noch das sehr vereinzelte Studium einiger wenigen Gelehrten, wird die Volkswirthschaftslehre heutzutage nahezu bei jedem Gebildeten wenigstens in ihren Hauptsätzen als bekannt vorausgesetzt. Zu ihrer Verbreitung hat der großartige Aufschwung der Produktion u. die Herausbildung unserer Verkehrsbeziehungen zu einem Weltverkehr von früher nie geahnter Bedeutung beigetragen. Außer den eigentlichen volkswirthschaftlichen Fachblättern giebt es heute in den civilisirteren Ländern keine größere Zeitung mehr, die sich der Erörterung wirthschaftlicher Tagesfragen entziehen könnte od. wollte. Volkswirthschaftliche Vereine, darunter bes. der Kongreß deutscher Volkswirthe mit seinen seit 1859 bestehenden jährlichen Wanderversammlungen, u. eine reiche volkswirthschaftliche Literatur haben gleichfalls nicht verfehlt, volkswirthschaftliche Kenntnisse in die Massen zu tragen u. eine Wissenschaft, die wie kaum eine andere die Interessen der Gesammtheit wie des Einzelnen täglich berührt, populär zu machen, wobei allerdings nicht ausgeschlossen ist, daß das rechte Verständniß ihrer sonst so einfachen Grundwahrheiten für die Entscheidung eines einzelnen gegebenen Falls nicht selten sowol in gesetzgebenden Körperschaften wie bei der großen Masse zu vermissen ist.

**Volkszählung.** Wenn die Standesämter die Journale der Bevölkerung führen, aus denen die statistischen Bureaux die Einträge in die Hauptbücher des Bevölkerungswechsels machen, so nehmen die V.en die Inventur der Bevölkerung auf. Die Bilanz ergiebt dann, ob u. wie viel von der Bevölkerung durch Wanderungen geschwunden ist. — Diese Buchhaltung der Menschheit ist die wichtigste von allen. Ihr Fehlen in früheren Zeiten thut der Zuverlässigkeit der Geschichtschreibung den größten Eintrag. Sie ist nicht nur von naturwissenschaftlicher Bedeutung („Physiologie der Gesellschaft"), sondern auch von volkswirthschaftlicher (die lebenden Menschen repräsentiren den größten Theil des vorhandenen Kapitals u. sind Voraussetzung u. Träger alles übrigen) u. von staatswissenschaftlicher, da die Kenntniß der Bevölkerung allein die militärische u. steuerliche Kraft eines Staates kennen lehrt. Die späte Ausführung eigentlicher V.en ist deshalb eben so auffällig wie beklagenswerth. Früher begnügte man sich mit der Zählung einzelner Theile des Volks (jährliche „Konsumententabellen"). Die Vereinigten Staaten von Nordamerika machten 1790 den Anfang mit einem eigentlichen Census, welcher sich seitdem aller zehn Jahre wiederholt. In Deutschland veranlaßte der Zollverein seit 1830 allgemeine V.en mit dreijähr. Turnus. Wissenschaftliche Bedeutung erhielten die Zählungen zuerst in Belgien (1846). Wesentlich vervollkommnet sind die Zählungen in Deutschland, seitdem sie Reichsangelegenheit geworden sind (1. Dez. 1871, 1. Dez. 1875). Wahrscheinlich wird eine fünfjährige Zählungsperiode in Deutschland adoptirt, während außer Nordamerika auch England, Oesterreich u. Italien sich mit einer zehnjährigen begnügen. Im Dez. (1. od. 31.) wird in den meisten Staaten deshalb gezählt, weil zu dieser Zeit die Bevölkerung am meisten seßhaft ist u. deshalb die jetzt vorwiegend zur Erhebung gelangende faktische od. ortsanwesende Bevölkerung am meisten mit der sog. Wohnbevölkerung u. rechtlichen Bevölkerung übereinstimmt. Aus den bezeichneten Zwecken der V.en ergiebt sich, daß sich dieselben nicht mit der Feststellung der bloßen Bevölkerungszahlen begnügen können, sondern möglichst viele Elemente für eine Volksbeschreibung erheben müssen. Es können natürlich nur die Eigenthümlichkeiten der einzelnen Personen berücksichtigt werden, welche Merkmale besitzen, über deren Vorhandensein jeder Zweifel ausgeschlossen ist: Geschlecht, Alter, Civilstand, Heimat, Religionsbekenntniß, Beruf. Die Fragestellung muß allen Unsicherheiten dabei entgegentreten. Es wird deshalb bei dem Alter nach dem Geburtstag, bei der Heimat nach dem Geburtsort gefragt werden müssen. Einen höhern Grad allgemeiner Bildung setzen schon Fragen voraus, wie die nach der Staatsangehörigkeit, nach besonderen Gebrechen (blind, taubstumm, blödsinnig, irrsinnig), nach der elementarsten Bildung (kann lesen? u. schreiben?), nach der Muttersprache, nach der Dauer der Ortsanwesenheit, welche jetzt ebenfalls häufig gestellt werden. Je größer die Einsicht der Bevölkerung in die Nothwendigkeit u. Nützlichkeit der Statistik ist, je mehr das Mißtrauen vor der „Inquisition" schwindet, desto zahlreichere u. feinere Modalitäten (Stellung in der Haushaltung u. im Beruf u. A.) können zur Erhebung kommen u. desto ergiebiger wird die Kombination der einzelnen Merkmale der Individuen für den Einblick in das Wesen der Bevölkerung u. der Gesellschaft. Der bezeichnete Fortschritt erleichtert auch den Modus der Zählungen selbst. Während man früher die Zählungen durch Polizeibeamte vornehmen ließ, hat man in Deutschland es jüngst wagen können, die Bevölkerung in doppelter Weise an der Zählung zu betheiligen, indem man einmal die Ausfüllung der Zählungsformulare den zu Zählenden selbst überließ u. zum andern die Austheilung, Wiedereinsammlung u. Kontrole der Formulare freiwilligen Zählern als Ehrenamt übertrug. Der Erfolg ist nicht nur ein großer finanzieller gewesen, sondern hat auch hohe volkserzieherische Bedeutung. Was die Methode der Zählung anbelangt, so geht man nach italienischem u. preußischem Vorgang jetzt mehr u. mehr von der Liste (Haus- od. Haushaltungsliste) zur Individualkarte über, welche außerordentliche Vortheile bei der technischen Bearbeitung bietet u. die Stelle einer Photographie in Worten u. Zahlen für jedes einzelne Individuum des ganzen Volkes vertritt. Da die Individualkarte aber eine Vereinigung der Mitglieder einer Haushaltung, der wichtigsten höheren Einheit über dem Individuum, nicht entbehren läßt, schwanken die Ansichten noch darüber, ob die Karten bei der Zählung vom Publikum od. nach den Haushaltungslisten in den Bureaux ausgefüllt werden sollen. Der gewaltige Apparat, welcher bei einer V. in Bewegung gesetzt wird — am 1. Dez. 1875 waren in Deutschland 1½ Mill. Personen als Zähler ꝛc. thätig — wird gewöhnlich dazu benutzt, andere ähnliche Erhebungen gleichzeitig mit zu bewerkstelligen. Am häufigsten, u. zumal in großen Städten, werden mit der V. Nachrichten über die Größe u. Beschaffenheit der Wohnungen u. Häuser eingezogen, oft wird mit ihr eine Viehzählung verbunden; am 1. Dez. 1875 fand in Deutschland zugleich eine umfassende Gewerbezählung statt.

**Vollblut** bezeichnet in der Thierzüchtung den Inbegriff vorzüglicher Eigenschaften, deren Konzentration u. Vererbungsfähigkeit, wodurch die „Blutthiere" ihren hohen Werth für die Züchtung erhalten. Das V. braucht nicht durch Reinzucht erhalten zu sein, vielmehr ist es in der Regel das Produkt einer sorgfältig ausgewählten Kreuzung. So verdanken die englischen Vollblutpferde sowol wie die englischen Vollblutschweine ihre Entstehung sehr mannichfaltigen Blutmischungen. V. mit gemeinem Blut giebt Halbblut, dieses wieder mit V. gepaart Dreiviertelblut ꝛc. (vgl. „Viehzucht").

**Vollblütigkeit,** s. „Blut". **volljährig,** s. „majorenn".

**Vollmacht** nennt man diejenige Urkunde, durch welche Jemand einen Andern mit der Führung eines od. mehrerer Geschäfte betraut u. zu seiner Stellvertretung beauftragt. Außer der Handlungsvollmacht, welche den Handlungsbevollmächtigten zum Abschluß aller der Geschäfte, die regelmäßig in der Geschäftsbranche des Prinzipals vorzukommen pflegen, jedoch mit Ausnahme der Eingehung von Wechselverbindlichkeiten, der Aufnahme von Darlehen u. der Prozeßführung (vergl. Art. 47 des „Deutschen Handels-Gesetzbuches"), ermächtigt, bedarf noch besonderer Erwähnung die Prozeßvollmacht. Nach §. 76 der Reichscivilprozeßordnung hat der Bevollmächtigte die Auftragsertheilung durch eine schriftliche V. nachzuweisen u. diese zu den Gerichtsakten abzugeben. Eine Privaturkunde muß auf Verlangen des Gegners notariell od. gerichtlich beglaubigt werden. Eine deratige V. ermächtigt, wenn keine Beschränkungen eingefügt sind, zu allen den Rechtsstreit betreffenden

Prozeßhandlungen, einschließlich derjenigen, welche durch eine Widerklage, eine Wiederaufnahme des Verfahrens u. die Zwangsvollstreckung veranlaßt werden; zur Bestellung eines Vertreters sowie eines Bevollmächtigten für die höheren Instanzen; zur Beseitigung des Rechtsstreits durch Vergleich, Verzichtleistung auf den Streitgegenstand od. Anerkennung des von dem Gegner geltend gemachten Anspruchs; endlich zur Empfangnahme der von dem Gegner zu erstattenden Kosten, dagegen nicht zur Einkassirung der eigentlichen Streitsumme sammt Zinsen, da es hierzu eines besondern, ausdrücklich hierauf gerichteten Auftrages bedarf. Eine Beschränkung des gesetzlichen Umfangs der V. hat dem Gegner gegenüber nur insoweit rechtliche Wirkung, als diese Beschränkung die Beseitigung des Rechtsstreits durch Vergleich, Verzichtleistung auf den Streitgegenstand od. Anerkennung des von dem Gegner geltend gemachten Anspruchs betrifft. Die von dem Bevollmächtigten vorgenommenen Handlungen sind für die Partei in gleicher Art verpflichtend, als wenn sie von der Partei selbst vorgenommen wären. Die V. wird weder durch den Tod des Vollmachtgebers, noch durch eine Veränderung in Betreff seiner Prozeßfähigkeit od. seiner gesetzlichen Vertretung aufgehoben; der Bevollmächtigte hat jedoch, wenn er nach Aussetzung des Rechtsstreits für den Nachfolger im Prozesse auftritt, eine V. desselben beizubringen.

**Vollraths,** eines der ältesten noch wohl erhaltenen Schlösser im Rheingau, unfern Johannisberg, zwischen Weinbergen, Wiesen u. Buchenhainen gelegen, wahrscheinlich 1362 von dem reichsfreiherrlichen Geschlecht Derer von Greiffenklau erbaut u. 1648 renovirt, jetzt im Besitz des Grafen Matuschka. Der in der Umgebung des Schlosses gebaute Wein „Schloß Vollrathser“ wird zu den edelsten Weinen des Rheingaues gezählt.

**Vollziehende Gewalt,** s. „Exekutivgewalt“.

**Volney** (spr. Wolnä), Constantin François de **Chasseboeuf,** Graf, berühmter franz. Reisender, Gelehrter u. Schriftsteller, geb. zu Craon in Anjou 3. Febr. 1757; studirte in Paris Medizin, Philosophie, Geschichte u. die alten, bes. oriental. Sprachen, ging 1783 nach der Levante, hielt sich, um das Arabische gründlich zu erlernen, ein Jahr lang in einem koptischen Kloster auf dem Libanon auf u. bereiste dann bis 1787 Aegypten u. Syrien. Nach Paris zurückgekehrt, veröffentlichte er seine „Voyage en Syrie et en Égypte“ (2 Bde., Par. 1787 u. ö.; deutsch von Schorcht u. Paulus, 3 Thle., Jena 1800) u. seine „Considérations sur la guerre actuelle des Turcs avec les Russes“ (Lond. 1788; Par. 1808), in welch letzterer Schrift er die Eroberung Aegyptens seitens Frankreichs vorschlug. 1789 in die Konstituirende Nationalversammlung gewählt, entwickelte er eine einflußreiche Thätigkeit zu Gunsten der reformatorischen Bestrebungen. Mit Pozzo di Borgo lebte er 1792 u. 93 in Korsika, wo er auch Bonaparte kennen lernte. Unter der Pariser Schreckensherrschaft eingekerkert, erhielt er erst nach 10 Monaten infolge des Sturzes Robespierre's seine Freiheit zurück. 1794 ward V. Prof. der Geschichte an der Normalschule, u. nach deren Auflösung im folgenden Jahre begab er sich nach Nordamerika, das er bis 1798 bereiste. Dabei sammelte er das Material zu seinem „Tableau du climat et du sol des États-Unis d'Amérique“ (2 Bde., Par. 1803; deutsch, 2 Bde., Hamb. 1804). Seine Begünstigung der Revolution vom 18. Brumaire (9. Nov. 1799) trug ihm die Ernennung zum Senator ein, u. obgleich er sich nach Errichtung des Kaiserthums zur republikanischen Opposition hielt, ward er doch von Napoleon gegraft. Ludwig XVIII. nahm ihn unter die Pairs auf. Er starb zu Paris 25. April 1820. Von seinen Werken sind noch hervorzuheben: „Les ruines, ou méditations sur les révolutions des empires“ (Par. 1791; n. Aufl. 1818; deutsch von Liebeskind, Berl. 1791; 9. Aufl., Braunschw. 1839); „La loi naturelle, ou catéchisme du citoyen franç.“ (Par. 1793; deutsch von L. F. Huber, Berl. 1794); „Leçons d'histoire prononcées à l'École normale“ (Par. 1799; n. Aufl. 1810); „Chronologie d'Hérodote“ (ebd. 1809); „Recherches nouvelles sur l'histoire ancienne“ (3 Bde., ebd. 1814 f.). Seine „Oeuvres complètes“ erschienen zu Paris 1821—26 in 8 Bdn. (n. Aufl. 1836).

**Volo** (Glöloß, Demetrias), Stadt mit über 3000 E. im osmanischen Vilajet Janina, liegt am alten Pelasgischen, Pagasäischen Busen, jetzt Busen v. V., am Aegeischen Meere, ist Sitz eines griech. Erzbischofs, hat ein altes Schloß u. einen ausgezeichneten Hafen mit regelmäßiger Dampfschiffverbindung u. ist Hauptstapelplatz Thessaliens; von hier aus gehen die Kolonial- u. Manufakturwaaren ins Land u. gelangen andererseits die thessalischen Produkte, Getreide, Tabak, Wolle, Baumwolle, Seide, Oel, Sesam ꝛc., zum Export. Der Schiffsverkehr ist ein sehr ansehnlicher, wie die statistischen Tabellen ergeben, welche 1872 eine Einfuhr im Werthe von etwa 4½ u. eine Ausfuhr von gegen 9 Mill. Mk. registriren. Oestlich von V. lag Jolkos, wo sich die Argonauten einschifften, u. nordöstl. erhebt sich der Pelion, ein schön belaubter Gebirgszug mit einer zahlreichen Bevölkerung, die großentheils der Schafzucht sich widmet. Hier war der Hauptsitz der letzten griech. Insurrektion. Am 10. Sept. 1823 wurde hier eine Anzahl türk. Schiffe von einer griech. Flottille zerstört.

**Volontair** (franz., spr. wolongtär, v. lat. voluntarius, freiwillig), ein ohne Sold Dienender, bes. im Militärstande, ein Freiwilliger.

**Volpato,** Giovanni, nambafter Kupferstecher, geb. zu Bassano 1738; beschäftigte sich zuerst mit Zeichnen von Stickmustern u. mit Stickereien selber, wandte sich dann, 21 Jahre alt, zum Kupferstich u. erregte bereits durch seine ersten Arbeiten so großes Aufsehen, daß Bartolozzi in Venedig seinen weitern Unterricht übernahm. V. machte bedeutende Fortschritte u. ging nach Rom, wo er acht in der Ausführung treffliche Blätter nach Rafael's Stanzen im Vatikan stach u. eine Ausgabe der Rafael'schen Loggien u. Arabesken veranstaltete, die manchen trefflichen Zeichner u. Stecher in Thätigkeit setzte u. eine Kupferstecherschule hervorrief, in der auch Rafael Morghen (s. d.) seine Ausbildung erhielt. V.'s Stiche sind sehr geschickt in der Zeichnung, weich u. zart in der Schraffirung, geben aber nicht immer den Geist des Originals wieder. V. starb 26. Aug. 1803 in Rom; sein Freund Canova schuf ihm ein herrliches Grabmal in der Apostelkirche daselbst.

Nr. 5427. Alessandro Volta (geb. 18. Febr. 1745, gest. 5. März 1827).

**Volsker** (lat. Volsci), ein altital. Urvolk, nach Einigen umbrischen Stammes, welches an beiden Seiten des Flusses Liris u. längs der Pomptinischen Sümpfe bis an das Tyrrhenische Meer wohnte u. dessen bedeutendste Stadt Suessa Pometia war. Lange lagen die V. mit den Römern in Feindschaft u. Krieg, bis sie endlich 338 v. Chr. diesen erlagen u. seitdem keine Rolle in der Geschichte mehr spielten.

**Volta,** Alessandro, Graf, berühmter Physiker, geb. zu Como 18. Febr. 1745; studirte daselbst Naturwissenschaften, ward ebendas. 1774 Rektor des Gymnasiums u. Professor der Physik u. lehrte 1778—1804 an der Universität in Pavia. Von Napoleon ward er in den Grafenstand erhoben u. zum Senator des Königreichs Italien ernannt; seit 1815 aber fungirte er auf Ernennung vom Kaiser Franz als Direktor der philosophischen Fakultät in Pavia, seine letzten Lebensjahre brachte er in Como zu, woselbst er auch 5. März 1827 starb. Seinen Namen hat V. unsterblich gemacht durch seine fruchtbaren Untersuchungen auf dem Gebiete der Elektrizität überhaupt u. nam. auf dem des Galvanismus (s. d.), infolge deren er schon 1776 den Elektrophor (s. d.) u. 1784 das Strohhalmelektrometer erfand. Von geradezu epochemachender Wirkung war aber die Erfindung der galvanischen Batterie (1800), deren ursprüngliche Form den Namen V.'sche Säule (s. d.) erhalten hat; durch die Entdeckung des berühmten

Spannungsgesetzes wurde die Erfindung theoretisch ergänzt. Die V.'sche Säule erregte bei der Anwesenheit V.'s in Paris (1802) eine solche Bewunderung, daß diesem der Erste Konsul eine Ehrengabe von 6000 Francs auszahlen ließ u. die Akademie der Wissenschaften ihn unter ihre Mitglieder aufnahm. Auch auf anderen Gebieten der Physik stellte V. erfolgreiche Forschungen an, so insbes. in Betreff der Gasarten, der elektrischen Erscheinungen in der Atmosphäre, der Zusammensetzung der Luft ꝛc. Seine zahlreichen Arbeiten veröffentlichte V. in verschiedenen gelehrten Zeitschriften. Eine Sammlung seiner Schriften gab Antinori heraus (5 Bde., Flor. 1826). Hundert Jahre nach Beginn seiner Lehrthätigkeit in Pavia (29. April 1878) ward daselbst das ihm von einem einzelnen Bewunderer (C. F. Rocca) errichtete Standbild (ein Werk des Bildhauers Tantardini) enthüllt. Seine Vaterstadt ehrte ihn ebenfalls durch Aufstellen einer Statue von P. Marchesi.

**Voltaire,** François Marie, berühmter franz. Dichter u. Schriftsteller, wurde als Sohn des Notars Arouet 20. Febr. 1694 zu Chatenay bei Paris (nach anderen Angaben in Paris selbst) geboren.

Nr. 5428. François Marie Voltaire (geb. 20. Febr. 1694 gest. 20. Mai 1778).

Nachdem er in dem Jesuitenkolleg Louis le Grand zu Paris sein Jugendbildung empfangen hatte, versuchte er in die diplomatische Laufbahn einzutreten u. begab sich mit dem franz. Gesandten Chateauneuf nach Holland. Bald jedoch erkennend, daß er sich für diese Laufbahn nicht eigne, kehrte er nach Paris zurück u. trat in eine untergeordnete Stellung bei einem Gerichtsprokurator ein. So bescheiden indessen diese Stellung auch war, so verstand V. doch rasch in die höheren Gesellschaftssphären einzutreten, indem er seine poetische Begabung gut zu verwerthen wußte u. durch seine witzigen u. geistvollen Verse, die schnell populär wurden, sich allenthalben bekannt machte. Gleichwol blieb ihm die Erfahrung, daß der Witz eine zweischneidige Waffe sei u. frühzeitiger Dichterruhm keinen absoluten Schutz gewähre, nicht erspart. Durch eine satirische Dichtung erregte er den Zorn eines einflußreichen Edelmannes gegen sich u. wurde auf dessen Betrieb verhaftet u. in die Bastille geschickt. Bald zwar erlangte er seine Freiheit wieder, aber nur, um sie nach kurzer Zeit infolge einer ähnlichen Veranlassung — er hatte sich mit dem Chevalier de Rohan verfeindet — abermals zu verlieren, nachdem er vorher von seinem Widersacher in der ärgsten Weise öffentlich beschimpft worden war. Endlich nach sechs Monaten wieder in Freiheit gesetzt, begab er sich, der Kränkungen müde, die er im Vaterlande hatte erdulden müssen, nach England (1727) u. verweilte hier drei Jahre, ein Aufenthalt, durch welchen er, was für seine geistige Entwicklung höchst vortheilhaft war, mit der engl. Poesie u. Philosophie sowie mit der engl. Verfassung vertraut wurde. 1730 kehrte er nach Paris zurück u. verstand es, sich trotz der früheren Vorfälle die Gunst des Hofes in solchem Grade zu gewinnen, daß er 1743 mit einer geheimen politischen Mission an den jungen König von Preußen, Friedrich II., d. Gr., betraut wurde, u. daß bald darauf auch seine Aufnahme in die Franz. Akademie erfolgte, letztere freilich nicht, ohne daß er vorher seine schon damals sehr bezweifelte Rechtgläubigkeit hatte versichern müssen. Indessen die Gunst des Hofes währte nicht lange, u. infolge dessen beschloß V., bes. als auch seine Geliebte, die Marquise v. Châtelet, mit welcher er zu Cirey in der Champagne einige glückliche Jahre verlebt hatte, gestorben war, den dringenden Einladungen des ihn hochverehrenden Preußenkönigs, Friedrich's d. G., zu folgen u. sich nach Berlin zu begeben (1750). Aber auch hier gerieth er infolge seiner maßlosen Eitelkeit u. unwürdigen Habsucht in arge Mißhelligkeiten u. entzweite sich endlich dermaßen mit seinem fürstlichen Gönner, daß er nicht nur Berlin u. Preußen verlassen mußte (1753), sondern auch auf der Rückreise zu Frankfurt a. M. auf Befehl Friedrich's, allerdings nur für kurze Zeit, verhaftet wurde. Nach vergeblichen Versuchen, die Erlaubniß zur Rückkehr nach Paris zu erlangen, ließ sich V. 1758 dauernd auf dem von ihm erworbenen Landgute Ferney bei Genf nieder u. führte hier im Genusse eines großen Vermögens u. eines über ganz Europa verbreiteten Ruhmes ein behagliches, der Landwirthschaft, den Studien u. einer ausgedehnten Korrespondenz gewidmetes Leben. Im Alter von 84 Jahren unternahm er noch einmal, um die Aufführung seiner „Irène“ zu sehen, eine Reise nach Paris, die sich zu einem wahren Triumphzuge für ihn gestaltete — war er doch der berühmteste u. zugleich populärste Schriftsteller der damaligen Zeit geworden — die aber auch durch die Anstrengungen, welche sie ihm auferlegte, seinen Tod beschleunigte: er starb zu Paris am 20. Mai 1778. Seine Leiche wurde zunächst 2. Juni in der Stiftskirche Notre-Dame von Scellières beigesetzt, während der Revolution aber ins Pantheon übertragen, wo auch Rousseau seine Ruhestätte fand. Was in der Folgezeit aus den Gebeinen Beider geworden ist, weiß man nicht; jedenfalls ergab eine auf Befehl Napoleon's III. angestellte Untersuchung, daß beide Särge leer waren. Nicht unwahrscheinlich ist eine Nachricht, der zufolge 1814 einige Fanatiker der religiösen u. politischen Reaktion beide Särge erbrachen, die Leichen herausnahmen u. auf einem wüsten Felde bei Bercy verscharrten.

Unter den zahlreichen Werken V.'s sind zunächst seine Tragödien zu nennen: „Oedipe“ (1718), „Brutus“ (1730), „Zaïre“ (1732), „La mort de César“ (1735), „Alzire“ (1736), „Mahomet“ (1741), „Merope“ (1743), „Sémiramis“ (1748), „Oreste“ (1749), „Rome sauvée“ (1752), „Tancred“ (1762) u. „Irène“ (1777). So sehr diese Dramen auch bei ihrem Erscheinen bewundert u. theilweise von den Franzosen noch gegenwärtig bewundert werden, so ist ihr absoluter Werth doch kein allzu bedeutender: sie leiden an allen Fehlern der klassischen Tragödie der Franzosen, sie sind innerlich kalt u. hohl u. lassen bei aller ihrer pathetischen Deklamation das wahre ergreifende Pathos u. die wirkliche dramatische Lebendigkeit vermissen. V. war eben kein tragischer Dichter in vollem Sinne des Wortes, u. so vortrefflich er sich auch auf die äußere Technik des Drama's verstand, so fremd blieb ihm doch dessen inneres Wesen, wie es am deutlichsten in den Stücken hervortritt, in denen er, wie im „Brutus“, mit Shakespeare zu wetteifern wagte. Wenn man indessen es erklärlich finden kann, daß V. in der Tragödie durchaus keine hohen Ziele erreichte, so muß es befremden, daß er bei seiner Neigung u. Befähigung zu witzigen u. satirischen Darstellungen in der Komödie sich nur selten u. mit geringem Erfolge versucht hat; sein verhältnißmäßig bestes Lustspiel ist die „Nanine“ (1751). Auch als epischer Dichter war V. nicht glücklich u. konnte es unter den, wie er selbst erkannte, dem Epos höchst ungünstigen Verhältnissen seiner Zeit gar nicht sein. Seine „Henriade“ (1728), durch welche er die Thaten des großen Béarners Heinrich IV. verherrlichen wollte, ist im letzten Grunde nur eine frostige Nachahmung des „Aeneis“ Vergil's u. des „Befreiten Jerusalems“ Tasso's, seine „Pucelle“ aber, deren Heldin die Jungfrau von Orleans ist, ist eine allerdings sehr witzige u. geistvolle burleske Dichtung, welche aber der Würde des Epos Hohn spricht u. einen erhabenen Gegenstand in den Koth zieht. V.'s Bedeutung beruht durchaus auf seinen zahlreichen Prosaschriften theils philosophischen, theils geschichtlichen Inhalts. Zwar war er weder Philosoph noch Geschichtschreiber in strengem Sinne des Wortes. Seine philosophischen Abhandlungen, wie z. B. der berühmte „Essai sur l'histoire

générale et sur les moeurs et l'esprit des nations" od. einzelne der „Lettres sur les Anglais", geben wol eine Fülle geistreicher Gedanken, aber kein ausgearbeitetes philosophisches System, u. seine Geschichtswerke, wie die bekannte „Histoire de Charles XII" od. die „Histoire de la Russie sous Pierre le Grand" od. auch sein berühmtestes Werk, „Le Siècle de Louis XIV", lassen bei allem Glanze u. Geschick der Darstellung es an Kritik der Quellen u. an Objektivität der Beurtheilungen überaus fehlen. Selbst auch seine philosophirenden Romane, wie „Candide", „L'Ingénu", „Zadig" — sämmtlich Schöpfungen seines spätern Lebens (1748—58) — bieten, so anziehend u. witzig sie auch geschrieben sind, vom ästhetischen Standpunkte aus betrachtet, gar viele Blößen dar. Aber in allen diesen Werken, u. das ist das Wesentliche u. Verdienstliche an ihnen, erscheint V. als der Vorkämpfer der modernen freiheitlichen Ideen, welche er mit scharfen Waffen u. mit nie erschüttertem Muthe gegen die althergebrachten Vorurtheile verficht. Durch diesen steten u. erfolgreichen Kampf gegen die Beschränktheit, gegen die abgelebten Formen des religiösen, staatlichen u. literarischen Lebens u. gegen die damals noch erhaltenen Reste düsterer mittelalterlicher Institutionen ist V. neben J. J. Rousseau der geistige Begründer der Franz. Revolution geworden u. dadurch hat er seine weltgeschichtliche Bedeutung sich erworben: er war groß nicht als Dichter, nicht als Gelehrter u. auch nicht als systematischer Philosoph, aber als scharfsinniger Denker u. als immer kampfbereiter Streiter für die Aufklärung gegen die Finsterniß. Daß er in diesem Kampfe oft zu weit ging u. die Grenzen des Vernünftigen überschritt, daß er nam. in seinem berechtigten Hasse gegen die damalige verknöcherte Form der christlichen, speziell der Kathol. Kirche auch das Christentum selbst mit giftigen Waffen anzugreifen wagte, die hohe sittliche Bedeutung desselben weder verstehend noch erkennend, das Alles ist unleugbar; doch kann dadurch sein Verdienst, für die Aufklärung gewirkt zu haben, nicht geschmälert werden. Auch darf man nicht vergessen, daß V. an dem Glauben an Gott stets festhielt, wenn er auch denselben in seltsame Formen kleidete (wie in der Inschrift „Deo erexit Voltarius", welche er über das Portal der von ihm zu Fernev erbauten Kirche setzen ließ), u. daß er wiederholt in edelster u. sittlichster Weise u. nicht ohne persönliche Aufopferung sich der Vertheidigung schuldlos um ihres Glaubens willen verfolgter Männer angenommen hat (wie nam. in der berüchtigten Affaire des Protestanten Calas, an welchem zu Toulouse ein entsetzlicher Justizmord begangen worden war).

V.'s Charakter war durch manche schwere Makel entstellt u. sein Leben zeigt manche unwürdige Handlung. So war nam. sein Betragen gegen seinen fürstlichen Freund, Friedrich d. Gr., im höchsten Grade niedrig u. unedel, steigerte es sich doch bis zur offenbaren Verleumdung u. Lüge, ja bis zum literarischen Diebstahle (V. entwendete Friedrich ein Bändchen Gedichte). Maßlose Eitelkeit war V.'s hauptsächlichster u. schlimmster Charakterfehler. Indessen muß man anerkennen, daß in seinen späteren Lebensjahren eine moralische Läuterung sich in ihm vollzog u. ihn zu würdigen sittlichen Grundsätzen gelangen ließ. Die vollständigste Gesammtausgabe der Werke V.'s ist die von Beuchot (70 Bde., Par. 1829 ff.). Von den zahlreichen biographischen Schriften über V. heben wir hervor Strauß, „Sechs Vorträge über V." (4. Aufl., Bonn 1877).

**Volta'sche Säule** ist ein von Volta (s. d.) im J. 1800 konstruirter Apparat zur Verstärkung der durch ein einzelnes galvanisches Element (s. „Galvanismus") erzeugten elektrischen Wirkung. Sie besteht aus einer säulenförmigen Uebereinanderschichtung von galvanischen Elementen, welche in der Form von Plattenpaaren (Kupfer u. Zink od. Silber u. Zink) durch angesäuerte Tuch- od. Pappscheiben von einander getrennt sind. Mit der Vermehrung der Zahl der einzelnen Plattenpaare (Elemente) vergrößert sich die Spannung der durch die Berührung erregten Elektrizität, welche den Ausgleich zwischen den einzelnen Polen sucht, mit der Größe der Plattenpaare steht nur ihre Menge, die Stärke des galvanischen Stromes, in direktem Zusammenhange. Diese erste Anordnung der galvanischen Batterie in Säulenform hat mancherlei Unbequemlichkeiten, hauptsächlich die, daß durch das Gewicht der Säule die Flüssigkeit aus den als feuchte Leiter dienenden nassen Pappscheiben, Filzdeckeln od. dgl. herausgepreßt u. dadurch die Isolirung der Plattenpaare gestört wurde. Volta gab ihr deshalb schon eine andere Gestalt, indem er die einzelnen Elemente in besonderen, mit Flüssigkeit erfüllten Gefäßen aufstellte, Becher od. Trogapparat (vgl. die Art. „Batterie", „Elektrizität", „Galvanismus"). Für uns hat die V. S. nur noch ein historisches Interesse.

Nr. 5429. Voltaire's Haus in Ferney.

**Volte** (franz., spr. Wolt), die Wendung; in der Reitkunst bezeichnet es das Umwenden des Pferdes in einer Kreislinie von 2 Pferdelängen od. 4,50 m. kleinstem Durchmesser, welche der Reiter, von der geraden Linie abbiegend u. wieder in dieselbe zurückkehrend, beschreibt. Die V. hat den Zweck, das Pferd biegsamer u. gewandter zu machen, resp. bei gerittenen Pferden u. ungeübten Reitern, den Reiter in Sitz u. Führung zu befestigen. — V. im Kartenspiel heißt eine sehr gewandte Art, die Karten zu mischen, so daß ein vorher ausgesuchtes Blatt eine bestimmte Lage einnimmt, u. dem betrügerischen Spieler, wenn er es verwenden will, immer zur Hand ist (V. schlagen).

**Volterra,** Daniel da, s. „Ricciarelli".

**Volterra,** Stadt mit 5324 E. (1871) in der ital. Provinz Pisa, Landestheil Toscana, liegt in 490 m. Seehöhe an der Wasserscheide der Cecina u. Era, auf dem halbmondförmigen Plateau eines steilen, mit Oliven bepflanzten Hügels, der die Nachbarhöhen beherrscht u. die weiteste Aussicht über die Maremmen gewährt. V. ist Sitz eines Bischofs, hat bischöfliches Seminar, Piaristenkollegium, Stadtbibliothek mit den alten Stadtrechten 2c. Die Stadt, von düsterem Aussehen, mit engen auf- u. absteigenden Straßen, mit wohlerhaltener Mauer von Kaiser Otho u. einer aus der Zeit der Mediceer stammenden Citadelle, dem später berüchtigten Gefängnißthurm „il mastio", hat ihren etruskischen Charakter von allen Städten Italiens am meisten bewahrt. Sie hat noch schöne Fragmente der altetruskischen Mauer, die Porta dell' Arco ist ein altetruskisches Thor mit drei dunkelgrauen mysteriösen Köpfen, die Grotta de' Marmini ist eine altetruskische Grabstätte u. das etruskische Museum im Palazzo comunale eine der reichsten Sammlungen altetruskischer Denkmäler. Von seinen Kirchen sind erwähnenswerth der Dom mit einer von Niccolò Pisano errichteten Façade u. dem berühmten Gemälde der Verkündigung von Luca Signorelli (1491), die Kirche San Francesco

Nr. 5430.
Die Volta'sche Säule.

mit Altartabernakel von demselben, die achteckige Taufkirche S. Giovanni von 1252, die Kirche S. Lino mit dem Grabmal des Stifters Rafaele Maffei &c. Ein interessantes Bauwerk ist die sog. Piscina, ein 21 m. langes, 14 m. breites u. 9 m. hohes Wasserreservoir mit drei von sechs Pfeilern gestützten Gewölben, jedenfalls röm. Ursprungs. V.'s Hauptindustrie sind Alabasterarbeiten, zu denen die nahegelegenen Steinbrüche das Material liefern; auch hat die Umgegend Vitriol-, Schwefel- u. Alaungruben u. eine bedeutende Saline. V. ist Vaterstadt des röm. Dichters Persius (geb. 34 v. Chr.), des Rafael Maffei (geb. 1451), des Daniele la V. (geb. 1509). – V. war als Volaterrae eine der ältesten der 12 Bundesstädte Etruriens. Sein Gebiet reichte bis an die sumpfige Meeresküste, Luna u. Populonia waren seine Häfen. In den Bürgerkriegen zwischen Sulla u. Marius stand es auf Seite des Letzteren u. konnte erst nach zweijähriger Belagerung genommen werden; Cicero als Konsul rettete es vor völligem Untergange, es erhielt aber Militärkolonie u. hat sich nie wieder von seinem Verfalle erholt. Während der Langobardenzeit verschaffte ihm zwar seine feste Lage zeitweilig die Ehre einer Residenz, die Stadt aber hatte wenig Gewinn davon. Im 12. u. 13. Jahrh. war V. Republik, im 14. fiel es an Florenz u. 1860 kam es mit Toscana an das Königreich Italien.

**volti** (ital.), wende um; v. subito, wende rasch um.

Nr. 5431. Trachten aus Vorarlberg.

**voltigiren** (spr. woltischiren), sich auf ein Pferd od. einen ähnlich gestalteten Bock auf- u. von demselben wieder abschwingen, darüber hinwegsetzen, überhaupt künstliche Sprünge machen. Voltigeur (spr. Woltischöhr), ein Luftspringer; in Frankreich eine Gattung der leichten Infanterie.

**Voltri,** Marktflecken mit 5943 E. (1871) in der ital. Provinz Genua, Landestheil Ligurien, liegt in der Riviera di Ponente, am Ausflusse der Cerusa ins Mittelmeer u. an der Linie Genua-Savona-Ventimiglia der oberital. Eisenbahn. Der mit herrlichen Villen geschmückte Ort, mit der Wallfahrtskirche Madonna dell' Acqua sola, hat Hafen, Schiffswerfte, Baumwollenspinnerei u. ist bes. durch sein dem Wurme widerstehendes Papier u. durch Konfitüren bekannt. Am 18. April 1800 kämpften hier die Oesterreicher unter Melas gegen die Franzosen unter Massena.

**Volturno** (im Alterthum Vulturnus), Fluß in den ital. Provinzen Campobasso u. Caserta, entspringt am Monte S. Croce bei Castellone u. durchfließt in südl. Richtung die drei im Gebirge gelegenen Ebenen von Venafro, Alife u. Amorosi. Durch den Einfluß der ihm ebenbürtigen Calore ändert er seine Richtung in eine westl. um u. fließt durch die Terra di Lavoro nach Capua zu. Nach 20 M. langem Lauf mündet der V. beim Dorfe Castel V. ins Tyrrhenische Meer.

**Voltz,** Johann Friedrich, trefflicher Idyllenmaler u. Radirer, geb. 31. Okt. 1817 zu Nördlingen, wo er die Unterweisung seines Vaters Joh. Michael V. (gest. 17. April 1858) genoß, der ebenfalls Maler u. Kupferstecher, nam. aber ein ausgezeichneter Illustrator der Freiheitskriege war. Im Winter 1834/35 besuchte er die Münchener Akademie, wo ihn nur das Aktstudium anzog, so daß V. schon frühzeitig sich autodidaktisch durch das Kopiren älterer Meister weiter förderte, auch die Radirnadel führte u. auf Stein zeichnete. Durch seine häufigen Wanderungen in Oberbayern, Tirol u. Oberitalien, sowie später auch in Holland u. Belgien, u. durch eifriges Studium der Natur bildete er sich zu einem der besten Idyllenmaler unserer Zeit aus, der in vollendeter Weise das Eigenthümliche der Thierwelt aufzufassen u. sie in geschickte Verbindung mit der Landschaft u. mit der Menschenwelt zu bringen weiß. Seine Thiere sind gewöhnlich in ruhigen Situationen aufgefaßt, selten in starker Aufregung u. heftigen Bewegungen, immer aber kräftig u. warm im Kolorit. Zu seinen besten Bildern gehören z. B. die „Idylle" aus d. J. 1867, die „Herde im Walde", „Kühe am Wasser", „Hirt u. Hirtin" &c.

**Volubilität** (lat. volubilitas, von volvĕre, wälzen, rollen, drehen), Beweglichkeit, Gelenkigkeit, Geläufigkeit, bes. der Zunge, Fluß der Rede.

**Volumen** (v. lat. volvĕre), Schriftrolle, Bündel Schriften; Band od. Theil eines Buches; Raumgehalt, Umfang, Masse eines Körpers; voluminös (neulat. voluminosus, frz. volumineux), umfangreich, dickleibig.

**vomiren** (v. lat. vomĕre, brechen), speien, sich erbrechen; Vomitiv (neulat. vomitivum, franz. vomitif), Brechmittel.

**Vondel,** Joost van den, holl. Dichter, geb. 17. Nov. 1587 zu Köln, kam in früher Jugend mit seinen Eltern, die Wiedertäufer waren, nach Amsterdam. Herangewachsen, nährte er sich als Strumpfwirker u. führte lange Zeit ein lockeres Leben. Später trat er zu den Arminianern u. endlich 1639 von diesen zum Katholizismus über; 1658 nahm er eine Stelle am Leihhause zu Amsterdam an u. starb daselbst 5. Febr. 1679. Reichbegabt, besaß V. doch keinerlei tiefere Bildung; erst in seinem 30. Jahre lernte er Latein u. Französisch. Doch zeugen seine Werke, so wenig sie fehlerfrei sind, von einer reichen Erfindungsgabe u. von warmem Gefühl. Er war sehr vielseitig: wir haben von ihm Uebersetzungen lat. Dichter sowie eine Bearbeitung der Psalmen, lyrische Gedichte, Elegien u. Heroiden, Satiren u. Episteln, ferner eine Anleitung zur holl. Dichtkunst (1650). Am bedeutendsten aber sind seine Tragödien, von denen „Die Eroberung von Amsterdam durch Graf Florens V. od. Gysbrecht von Amstel" (deutsch von de Wilde) als sein Hauptwerk, ja als das beste niederländ. Trauerspiel überhaupt gilt; dasselbe wurde zuerst 3. Jan. 1638 aufgeführt u. geht noch jetzt alljährlich über die Bühne. Von seinen anderen Dramen sind am berühmtesten: „Palamedes", „Joseph in Dothan", „Lucifer", „Jephtha". Bes. schön sind in allen die eingeflochtenen Chöre, die nur zuweilen den Bezug auf die Handlung vermissen lassen. Die erste Gesammtausgabe der Werke V.'s erschien zu Franeker (9 Bde., 1683 ff.), u. neuere veranstalteten J. van Lennep (7 Bde., Amsterdam 1850—61) u. van Vloten (Schiedam 1875 ff.). Eine Uebersetzung von V.'s „Gedichten" lieferten Grimmelt u. Jansen (Münster 1873). Biographische Arbeiten über V. veröffentlichten Camper (Leyd. 1818), Zeemann (Amsterd. 1831) &c.

**Vorarlberg,** das vor dem Arlberge liegende Land, bildet mit Tirol zusammen ein gemeinschaftliches Verwaltungsgebiet des österr. Kaiserstaates diesseit der Leitha, die „gefürstete Grafschaft Tirol u. V.", u. besteht aus der rechten Rheinseite von der Grenze Liechtensteins bis zum Bodensee, aus dem von der Ill durchflossenen, schönen, stark bevölkerten Montafoner Thale mit dem bis an den Arlberg streichenden Klosterthale u. dem Walserthale, aus dem Thale der Bregenzer Ache u. dem obersten Gebiete des Lech. Es wird im N. vom Bodensee u. von Bayern, im O. von Tirol, im S. von der Schweiz u. im W. von letzterer u. von Liechtenstein begrenzt u. umfaßt 47,259 □M. mit 102,241 Seelen Civilbevölkerung (1869), die sich auf drei Bezirke so vertheilen: Bludenz 24,351 □M. u. 23,100 E., Bregenz 14,631 □M. u. 37,749 E., Feldkirch 8,277 □M. u. 41,392 E. V. gehört zu den industriellsten Ländern des Kaiserstaates; im Rheinthale nam. wird schwunghafte Industrie betrieben, denn seine alemannische Bevölkerung ist eben so betriebsam wie freiheitsliebend. In baumwollenen Artikeln ist V. nächst Niederösterreich u. Böhmen der stärkste Produzent; fast jede Gemeinde hat eine od. mehrere Fabriken, u. wo lokale Zustände dem Fabrikbetriebe hinderlich sind, vertreten Handweberei, Stickerei &c. die Stelle. In der Färberei u. Buntfärberei hat es seine Spezialität. Auch sein Maschinenbau, seine Gußwerke, die Papierfabrikation, der Schiffbau u. die Verfertigung von Alpenhütten

für die Schweiz sind wichtige Industriezweige, so daß der Landbau in den tieferen Lagen u. die Viehzucht, Milchwirthschaft u. Käsebereitung in den höheren Gebieten in diesem Alpenlande gegen die Industrie zurück tritt. Wichtige Fabrikorte sind: Feldkirch, Kennelbach, Bludenz, Dornbirn, Hohenems ꝛc. V. hat, obgleich mit Tirol ein gemeinsames Verwaltungsgebiet bildend, doch seinen eigenen Landtag von 20 Mitgliedern. In das Haus der Abgeordneten wählt es drei Mitglieder. In kirchlicher Beziehung hat es einen Generalvikar in Feldkirch. Die Hauptstadt ist **Feldkirch** mit 2868 E. (1869); großer aber sind **Bregenz** mit 3686 E., **Dornbirn** mit 3369 u. **Hohenems** mit 3332 E.

**Vorbehalt,** geistlicher (reservatum ecclesiasticum), heißt eine Bestimmung des Augsburgischen Religionsfriedens von 1555, nach welcher jeder geistliche Würdenträger, der zugleich weltlicher Fürst war (wie z. B. die geistlichen Kurfürsten von Köln, Mainz, Trier), im Fall des Uebertrittes zur Protestantischen Kirche ohne Weiteres auch alle weltliche Herrschaft verlor. Ohne diese Bestimmung wären die geistlichen Herrschaften zweifellos alle nach u. nach protestantisch geworden; daher begreifen sich die Anstrengungen, mit welchen die kathol. Stände den geistlichen V. schließlich durchsetzten.

**Vorderindien,** s. „Ostindien“.

**Vorgebirge der guten Hoffnung,** engl. Cape of Good Hope od. Cape Point, ist das südwestlichste Kap von Afrika, das über 325 m. hoch vorspringende Südende der Kaphalbinsel zwischen der Tafel- u. Falsebai, liegt 34° 23′ 40″ südl. Br. u. 18° 24′ 18″ östl. Länge von Greenwich u. wurde zuerst 1486 von dem Portugiesen Bartolomeo Diaz besucht u. wegen der heftigen Stürme, die ihn überfielen, Cabo tormentoso (stürmisches Vorgebirge) genannt. König Johann III. jedoch taufte es um in Cabo da bôa esperança (d. h. V. d. g. H.); umsegelt wurde es zuerst von Vasco da Gama 20. Nov. 1497.

**Vorhut,** s. v. w. „Avantgarde“ (s. d.).

**Vorkauf.** Hierunter versteht man das Recht einer Person, vermöge dessen dieselbe verlangen kann, beim Verkaufe einer Sache einem andern Käufer vorgezogen zu werden. Dasselbe tritt mit dem Abschlusse des Kaufes zwischen dem Vorkaufsverpflichteten u. dem Käufer ein; Ersterer hat alsdann den Vorkaufsberechtigten zu benachrichtigen. Von der Anzeige an muß sich der Berechtigte innerhalb der bald vertragsmäßig, bald gesetzlich bestimmten Frist bei Verlust seines Vorkaufsrechtes über die Ausübung desselben erklären. Der Vorkaufsberechtigte muß, wenn nicht etwas Anderes bestimmt ist, dasselbe leisten, wozu sich der Dritte erboten hat. Kann der Vorkaufsverpflichtete nicht erfüllen, weil er dem Dritten die Sache bereits übergeben hat, so ist der Vorkaufsberechtigte befugt, von ihm Schadenersatz zu verlangen. Gegen den Dritten, welcher die Sache übergeben erhalten hat, kann der Vorkaufsberechtigte sein Recht nur geltend machen, wenn derselbe zur Zeit der Uebergabe an ihn in unredlichem Glauben gestanden hat.

**Vorladung,** s. „Citation“.

**Vorlesungen** werden (in Nachahmung des lat. praelectiones) alle Vorträge der Professoren u. Dozenten an den Universitäten genannt, auch wenn der Redende nicht eigentlich vorliest, sondern frei vorträgt. Ebenso pflegt man auch die mehr populären Vorträge, wie sie von Wanderrednern od. auf Veranstaltung von Vereinen in den Städten gehalten werden, als V. zu bezeichnen. Im eigentlichen Sinne braucht man das Wort von dem kunstgemäßen Vorlesen dichterischer, bes. dramatischer Werke. Der größte Meister in dieser Beziehung war Ludwig Tieck; seine Fähigkeit, eine ganze Reihe von Personen nach Charakter u. Sprechweise zu unterscheiden, ist von keinem Späteren völlig erreicht worden. Einige Neuere sind vom Vorlesen zum Recitiren aus dem Gedächtniß übergegangen, so z. B. der Rhapsode Jordan (s. d.).

**Vormundschaft,** s. „Tutel“.

**Vorort** hieß derjenige Kanton der Schweiz, welcher bei nicht versammelter Tagsatzung die Leitung der Bundesangelegenheiten hatte, u. in welchem die Tagsatzung ihre Sitzungen hielt. Diese Begünstigungen besaßen nach der bis 1848 giltigen Verfassung die Kantone Zürich, Bern u. Luzern u. wechselten darin alle zwei Jahre ab. Im weiteren Sinne nennt man V. jeden Ort, der von irgend einer Vereinigung (Gesangverein, Turnverein, Schützengesellschaft ꝛc.) entweder für immer od. fürs nächste Mal zum Versammlungsort gewählt ist, u. demgemäß zur Besorgung der Einladungen u. sonstiger gesellschaftl. Angelegenheiten dient.

**Vörösmarty** (spr. Wöröschmarty), **Michael**, ungar. Dichter, geb. zu Nyék im Stuhlweißenburger Komitat 1. Dez. 1800; studirte seit 1819 in Pest die Rechte u. wurde 1824 Advokat, gab aber später die Praxis auf, um sich ausschließlich der Poesie zu widmen. In der 1848er Revolution Mitglied der Nationalversammlung u. dann des Pester Begnadigungstribunals, hatte er nach dem unglücklichen Ausgange des Aufstandes zwar nur eine kurze Haft auszuhalten, doch war seitdem seine Kraft gebrochen. Er starb zu Pest 19. Nov. 1855. V. gilt als ein Mitbegründer der ungar. Nationalliteratur. Sein hervorragendes Talent bekundete sich bereits in den während seiner Studienzeit veröffentlichten Dramen „König Salomon“ u. „König Sigismund“, sowie in dem romantischen Gedicht „Der Sieg der Treue“, das aus derselben Zeit stammt. Bedeutend war er auch im Epos („Zalán's Flucht“, „Cserhalom“, „Eger“ u. a.), im Lied (sein von der ungar. Akademie mit 1 Dukaten für die Zeile honorirter „Aufruf“ wurde die ungar. Marseillaise), in der Ode u. in der Elegie. Sammlungen seiner Dichtungen ließ er selbst 1833 zu Pest (3 Bde.) u. 1840 zu Ofen (4 Bde.) erscheinen. Bajza u. Toldy gaben seine „Sämmtlichen Werke“ (10 Bde., Pest 1845—47) heraus. Vergl. Toldy, „Aesthetische Briefe über V.'s epische Werke“ (Pest 1827).



**Vorparlament,** s. „Deutschland, Geschichte“.

**Vorposten** nennt man diejenigen Truppen, welche vor das Hauptcorps vorgeschoben, od. bei Rückzügen, hinter demselben zurückgelassen, für dessen Sicherheit während der Ruhe sorgen. Die V. gliedern sich selbst wieder in ein Gros, Feldwachen u. Posten. Die Postenlinie steht dem Feind am nächsten.

**Vorrecht** (Privilegium). Von den allgemeinen Rechtsgrundsätzen müssen schon aus rein sachlichen Gründen vielfache Ausnahmen gemacht, z. B. Minderjährige, Wahnsinnige, Frauenspersonen, Rechtsverhältnisse naher Angehörigen besonders beurtheilt werden. Diese Ausnahmebestimmungen u. die hierdurch begründeten V.e erscheinen gerechtfertigt u. kommen in jeder guten Gesetzgebung vor. Auf einer nicht zu billigenden Willkür dagegen beruhen die einzelnen Personen gewährten Begünstigungen, denen zufolge die sonst auf alle Staatsbürger anzuwendenden Gesetze auf sie nicht anzuwenden sind.

**Vorrücken der Aequinoctien** od. Nachtgleichen, s. „Präzession“.

**Vorschußvereine** (Kreditgenossenschaften, auch Gewerbe-, Handwerker- u. Volksbanken genannt) sind auf dem Prinzip der Selbsthülfe beruhende (genossenschaftliche) Verbindungen von Gewerbtreibenden, um sich den zu ihren Erwerbs- u. Wirthschaftszwecken erforderlichen Kredit zu beschaffen u. dadurch ihre Lage zu verbessern. Zu jedem geschäftlichen Unternehmen bedarf es eines, wenn auch noch so kleinen Kapitals; je größer dasselbe ist, um so günstiger sind für den fleißigen, geschickten, intelligenten, sparsamen u. vorsichtigen Unternehmer die Chancen des Erfolges. Wer selbst nicht im Besitz von Geldmitteln ist, kann sich solche borgen, u. der ehrliche u. sonst tüchtige Geschäftsmann würde auch gern jederzeit Kredit, sogar gegen mäßige Zinsen erhalten, sobald nur ausreichende Bürgschaft dafür vorhanden wäre, daß zunächst auf einige Jahre hinaus sein Leben u. seine Gesundheit nicht gefährdet wären, u. daß auch in seinen guten Eigenschaften eine doch immerhin mögliche Aenderung nicht eintrete. Ohne diese Bürgschaft giebt es nur selten Kredit. Verbinden sich aber mehrere od. viele Gewerbtreibende zu einer Genossenschaft derart, daß sie **solidarisch** (Alle für Einen u. Einer für Alle) für einander haften, so wird ein solcher Verband viel leichter, sobald anerkannt tüchtige Männer an der Spitze stehen, sogar unbedenklich Kredit erhalten, denn allen Mitgliedern gegenüber vermindert sich die Gefahr der Erkrankung, bald eintretender Todesfälle od. leichtsinniger Geschäftsführung bis auf ein Minimum. Nach diesen Grundsätzen hat **Schulze-Delitzsch** zuerst in seiner Vaterstadt Delitzsch, sodann mit Einführung der solidarischen Haft 1851 in Eilenburg die V. ins Leben gerufen. In der Regel sind sie in folgender Weise organisirt. Eine Anzahl von Gewerbtreibenden eines Ortes od. Bezirks treten zu einem V. zusammen u. verpflichten sich zu wöchentlichen od. monatlichen kleinen Beiträgen auf so lange, bis Jeder einen **Geschäftsantheil** von bestimmter Höhe eingezahlt hat. Um den dadurch zu erlangenden Garantiefonds möglichst rasch zu verstärken, sind auch größere Einzahlungen, bez. die sofortige Erlegung eines vollen Geschäftsantheils gestattet. Auf gemeinschaftlichen Kredit u. unter solidarischer Haft aller Mitglieder werden dann von Fremden, auch von Genossen des Verbandes in der Form von verzinslichen **Spargeldern** Darlehne aufgenommen. Beansprucht ein Mitglied aus diesen Beträgen Kredit, so wird letzterer gewährt, jedoch nur nach Höhe einer von dem Aufsichtsrath od. der sog. Kreditbewilligungskommission für jedes einzelne Mitglied ausgeworfenen Kreditsumme. In nicht wenigen V.n wird der Kredit sogar dann erst ertheilt, sobald das borgende Mitglied, falls es durch Hypothek, Waaren od. andere mobile Werthe ausreichende Sicherheit nicht zu stellen vermag, einen od. zwei Bürgen stellt, die indessen dem Verbande angehören können. — Die V. haben sich auf diesen Grundlagen in Deutschland, auch in Oesterreich außerordentlich rasch verbreitet, u., wenn auch nicht in gleich hohem Grade, in der Schweiz, Italien, Belgien, Frankreich, selbst

in Rußland festen Fuß gefaßt. Nach den verdienstlichen Jahresberichten des Anwalts der deutschen Genossenschaften, Schulze-Delitzsch, betrug für Deutschland u. Oesterreich:

| | 1862 | 1876 |
|---|---|---|
| Zahl der überhaupt bekannten Kreditgenossenschaften | 511 | 2815 |
| Vereine, deren Abschlüsse der Anwaltschaft eingeschickt waren | 243 | 806 |
| Mitgliederzahl der letzteren | 69,202 | 418,251 |

| | 1862 | 1876 |
|---|---|---|
| Deren gewährte Vorschüsse und Prolongationen | 71,022,783 Mk. | 1,525,389,219 Mk. |
| Eigener Fonds | 3,997,314 „ | 88,876,139 „ |
| Auf Kredit entnommene Gelder, Anlehne | 10,323,099 „ | 334,472,581 „ |
| Spareinlagen | 8,242,731 „ | 121,962,922 „ |

Im Allgemeinen haben die V. sehr segensreich gewirkt dadurch, daß sie ihre Mitglieder in den Stand setzen, jederzeit eine deren Verhältnissen angemessene baare Geldsumme zu leihen, die hohen Zinsen, welche früher gezahlt werden mußten (falls überhaupt ein Darleiher gefunden wurde) zu sparen, gleichwol aber an dem Gewinn des Vorschußgeschäfts, der als Dividende vertheilt wird, Theil zu nehmen. Sehr wichtig ist der Umstand, daß die Mitglieder durch die kaum belästigenden Monatsbeiträge zur eigenen Kapitalbildung veranlaßt werden u. dadurch selbst die Fabrik- u. Lohnarbeiter, denen der Eintritt nicht verwehrt ist, allmählich in den Besitz eines wenn auch nur erst kleinen Kapitalfonds gelangen können. — Die Organisation u. Verwaltung gleicht der der Aktiengesellschaften. An der Spitze stehen bezahlte Beamte, deren Geschäftsthätigkeit durch den Verwaltungs- od. Aufsichtsrath überwacht wird. Ueber wichtige Fragen, über Rechnungslegung, Dividendenvertheilung 2c., entscheidet die Generalversammlung, an welcher jedes Mitglied stimmberechtigt Theil nehmen kann. — Wenn endlich trotz vorzüglich ausgedachter Organisation in den letzten Jahren die eine od. andere Kreditgenossenschaft doch ungünstige Resultate erzielt hat od. wol gar in Konkurs gerathen ist, so liegt der Grund meist in dem Uebertreten der ersten Regel des Bank- u. Kreditwesens: jederzeit kündbare Kapitalien (die Spareinlagen) nicht auf längere Kündigungsfristen auszugeben. Die V. versprachen, die Spareinlagen Fremder, die ihnen in großer Anzahl zugingen, zu jeder beliebigen Zeit zurückzuzahlen, verborgten aber dieselben Gelder auf längere (viertel- u. halbjährliche) Fristen. Kamen dann unerwartet starke Beträge zur Rückzahlung, so konnten die Außenstände nicht so rasch, als wünschenswerth war, eingezogen werden, es trat Zahlungsunfähigkeit ein, welche sofort die übrigen Spareinleger zu schleunigster Rückforderung ihrer Einlagen u. damit den finanziellen Zusammenbruch der Vorschußbank veranlaßte.

**Vorsehung.** Der Glaube an die göttliche V., d. h. eigentlich das Vorhersehen des Künftigen, weiter aber auch das entsprechende Handeln, bildet die nothwendige Ergänzung zu dem Glauben an die Schöpferkraft Gottes. Denn die Annahme des sog. Deismus (s. d.), daß Gott die Welt zugleich mit den Gesetzen ihrer Fortdauer u. Erhaltung geschaffen habe, befriedigt zwar das Denken in Betreff der natürlichen Dinge, nicht aber in Betreff der vernünftigen (sittlichen) Geschöpfe. Diese sind einerseits den Gesetzen des Naturverlaufs unterworfen, andererseits aber besitzen sie eine Willensfreiheit, welche vielfach in den Naturverlauf einzugreifen vermag. Die religiöse Weltbetrachtung kann daher nicht den Glauben an eine oberste Leitung u. Regierung entbehren, durch welche der Widerstreit zwischen Naturgesetz u. menschlicher Willensfreiheit sowie zwischen den mannichfaltigen Willensäußerungen der Menschen selbst aufgehoben wird, damit der göttliche Weltzweck nicht dauernd durch ihn gestört werde. Dieser Weltzweck ist aber nach der christlichen Lehre die Beglückung der Geschöpfe; mit Recht wird daher die V. als „die unausgesetzte Mittheilung des höchsten Gutes an die Welt" beschrieben. Näher unterscheidet man in der V. das Vorherwissen des Kommenden (die sog. Präscienz), die Vorherbestimmung des Guten u. die Ausführung desselben (Erhaltung u. Regierung). Bei der Regierung werden wieder die Formen der Zulassung, Verhinderung, Hinleitung u. Nöthigung unterschieden. Dabei wird jedoch die V. gegenüber der menschlichen Willensfreiheit immer nur als Mitwirkung od. Einwirkung gefaßt; denn ein Vorsehungsglaube, der die Willensfreiheit aufhöbe, würde in Fatalismus (s. d.) umschlagen.

**Vorspiel,** s. v. w. Präludium (s. d.).

**Vorstellung** heißt im Allgemeinen jedes Bild, welches die Denkkraft mehr od. weniger bewußt „vor sich hinstellt" u. so gleichsam mit dem inneren, geistigen Auge betrachtet. Die Frage nach dem Ursprung u. Verlauf der V.en bildet eigentlich die Hauptfrage der gesammten Psychologie od. Lehre von den Seelenkräften. Denn eine Bürgschaft für die Wahrheit aller menschlichen Erkenntniß kann nur dann gegeben werden, wenn zuvor bewiesen ist, daß die Grundlagen der Erkenntniß — u. dies sind eben die V.en — dem wirklichen Wesen der Dinge entsprechen. Der endlose Streit, der zu allen Zeiten von den Philosophen über den Ursprung der V.en geführt worden ist, dreht sich in der Hauptsache um zwei entgegengesetzte Möglichkeiten. Nach den Einen sind die V.en nichts als Erzeugnisse (Abdrücke) der Außendinge in der Seele. Als Mittel zur Ueberführung der äußeren Bilder in die innere Anschauung dienen lediglich die Sinne; es giebt somit keine V., die nicht zuerst durch die sinnliche Erfahrung hervorgerufen worden wäre. Deshalb braucht nicht jede V. eine „unmittelbare", d. h. ausdrücklich durch Sinneseindrücke bewirkte, zu sein; sie kann auch „mittelbar" sein, d. h. auf Erinnerung u. Verknüpfung früher gewonnener V.en beruhen. Dieser ganzen Auffassung, dem sog. Sensualismus (s. d. Art. sowie den Art. „Nominalismus"), steht der Idealismus (s. d.) mit der Behauptung gegenüber, daß die V.en etwas für sich Bestehendes seien, was im Wesen des denkenden Geistes liege u. durch die Sinneseindrücke nur geweckt u. genährt werde. In der That kann der Sensualismus nicht leugnen, daß es rein geistige V.en giebt, zu denen man vergeblich ein sinnliches Urbild suchen würde, u. weiter, daß es unwillkürlich („spontan") erzeugte V.en u. vor Allem Vorstellungsreihen giebt, die sich ganz unabhängig von der Erfahrung bilden. Der Idealismus wiederum leugnet nicht, daß die Erfahrung ein unentbehrliches Mittel zur Weckung der Vorstellungswelt ist, u. daß die letztere bei dem Fehlen eines Sinnes (z. B. des Gesichts) unvollkommen bleibt, aber mit Recht macht er geltend, daß der bloße Sinneseindruck wirkungslos bleibt, wenn ihn nicht eine besondere geistige Kraft aufnimmt u. zur Grundlage einer Erkenntniß macht, indem sie ihn zu sonstigen Erkenntnissen in Beziehung setzt. Diese Kraft ist aber vor der Erfahrung in der Seele dagewesen, denn ohne sie würde die Erfahrung der Sinne selbst unmöglich sein. Der alte Streit endlich über die sog. „unbewußten V.en" ist mehr ein Streit um Worte. Es ist Thatsache, daß bisweilen Sinneseindrücke in der Seele haften, welche von ihr nicht zu bestimmten V.en verarbeitet werden, also scheinbar nicht zum Bewußtsein gelangen; wohl aber zeigt sich später, z. B. auf Befragen von anderer Seite, daß der betreffende Sinneseindruck wirklich in die Seele gelangt war, da er aus dem Gedächtniß wiedererzeugt werden kann. Ebenso ist Thatsache, daß wir eine Menge alltäglicher Handlungen u. Fertigkeiten gleichsam unbewußt (mechanisch) ausüben, obwol jeder Willensantrieb von einer V. ausgehen muß. In Wahrheit sind aber alle derartigen V.en nicht schlechthin unbewußt, sondern werden vielmehr nur mit solcher blitzartigen Schnelligkeit von anderen verdrängt, daß der Schein des Unbewußten entsteht.

**Vortrag** heißt zunächst die Art u. Weise, wie zusammenhängende Gedanken od. musikalische Töne äußerlich an Andere mitgetheilt (ihnen vorgetragen) werden. Daher spricht man eben so von dem guten V. eines Predigers, Redners u. Schauspielers, wie von dem eines Sängers, Organisten 2c. In beiden Fällen hängt die Wirkung des V.s vor Allem von der Geltendmachung der Stimmmittel, sei es der Sprachorgane od. des musikalischen Instrumentes, ab; bei dem rednerischen V. kommt dazu noch die Körperhaltung u. die Geberdensprache (Mimik). Nicht mit Unrecht legt Goethe dem Famulus im Faust das Urtheil in den Mund: „Allein der V. macht des Redners Glück". Denn wenn es auch Thatsache ist, daß ein hochbedeutender geistiger Inhalt selbst bei dem schlechtesten V. oft noch zu wirken vermag, so gilt doch andererseits auch, daß ein vollendeter V. nicht selten über die Schwäche des Inhalts zu täuschen u. das künstlerisch Unbedeutende in einem günstigen Lichte darzustellen vermag. Die höchste Wirkung wird natürlich immer dann entstehen, wenn vollendeter Inhalt in vollendetem V. geboten wird. — In weiterem Sinne bezeichnet man mit V. auch den Inhalt des von einem Redner Vorgetragenen; so, wenn man von gedruckten, wissenschaftlichen, populären 2c. Vorträgen redet.

**Vorurtheil** heißt ein solches Urtheil über Personen od. Dinge, welches schon fest stand, ehe eine genaue Prüfung des wirklichen Sachverhalts stattfinden konnte, u. welches sich trotz aller Gegengründe hartnäckig zu behaupten sucht. V.e haben ihren Sitz nicht im Intellekt (der Einsicht), sondern im Willen; je nachdem sie auf Neigung od. Abneigung beruhen, spricht man von günstigen od. ungünstigen V.en.

**Vorzeichnung,** in der Musik die Kreuze ♯ od. die Be (♭), welche durch die Tonart, in welcher ein Tonstück gesetzt ist, bedingt sind, u. welche dem Schlüssel sowol im Anfang des Musikstückes beigesetzt, als auch bei jeder Notenzeile wiederholt werden. Indessen sollten billig der Schlüssel selbst sowie die Taktart u. endlich auch die Zeitmaßbezeichnung mit zur V. gerechnet werden, da sie zusammen erst diejenige Bestimmung ausmachen, nach welcher sich der Ausführende zu richten hat.

**Vosges** (spr. Wohsch'), d. h. Vogesen, franz. Dep., 106,725 □M. mit 392,988 E. (1872), grenzt südl. an das Dep. Haute Saône, westl. an Haute Marne, nordl. an die Dep. Meuse u. Meurthe u. östl. an das deutsche Reichsland Elsaß Lothringen. Das hochliegende Dep. ist das Quellgebiet von Mosel, Meurthe u. Saône; sein Osttheil, erfüllt vom Westabhang der Vogesen, ist mit großen Tannenwäldern u. trefflichen Wiesen bedeckt, hat Eisen-, Kupfer u. Bleibergwerke u. erzeugt viel Butter u. Käse. Die höchsten Erhebungen sind im S. der Ballon d'Alsace od.

Elsasser Belchen (1250 m.) u. im N. der Donon (1010 m.). Die Industrie besteht in Weberei von Leinwand, wollenen u. baumwollenen Stoffen, Mousselin, Spitzen, in Spinnerei u. Stickerei, Verfertigung von Holzwaaren, Eisengeräthen, Töpferwaaren, Leder, Papier etc. Die Bewohner sind größtentheils katholisch. Das Dep. zerfällt in die Arrondissements Epinal, St. Dié, Remiremont, Mirecourt u. Neufchâteau. Die Hauptstadt ist **Epinal** mit 10,938 E. (1872); über 5000 E. haben noch St. **Dié** (9748), **Remiremont** (6212) u. **Mirecourt** (5105).

**Voß,** Gerhard Johann, gewöhnlich latinisirt Vossius genannt, hervorragender Philologe, geb. 1577 in einem Dorfe bei Heidelberg als Sohn eines Geistlichen aus einem niederländ. Geschlechte; studirte zu Dortrecht u. Leyden Alterthumswissenschaften u. Theologie, wurde schon 1598 Professor zu Leyden, 1600 Rektor des theologischen Kollegiums in Dortrecht, übernahm 1614 das Rektorat des Leydener Kollegiums, vertauschte dieses Amt aber 1618 mit einer Professur der Beredsamkeit u. Chronologie. Seit 1626 war er im Besitz einer engl. Sinecure, eines Kanonikats in Canterbury, aber mit der Erlaubniß, in Leyden zu bleiben. 1643 folgte er der Berufung zum Professor der Geschichte an dem neuerrichteten Amsterdamer Gymnasium; er starb daselbst 19. März 1649. Als Lehrer u. Schriftsteller auf dem gesammten Gebiete der Philologie, Sprachwissenschaft u. Geschichte entfaltete V. eine fruchtbare Thätigkeit; epochemachend sind seine Forschungen für die lat. Formenlehre geworden. Seine wichtigsten Schriften sind: „Aristarchus sive de arte grammatica" (2 Bde., Amsterd. 1635 u. ö.; neue Ausgabe von Eckstein u. Förtsch, Halle 1833—34); „Grammatica latina" (Leyden 1607 u. ö.); „Commentarii rhetorici" (ebd. 1606); „De historicis latinis" (ebd. 1627); „De historicis graecis" (ebd. 1624; neue Ausgabe von Westermann, Lpz. 1838); „De theologia gentili" (2 Bde., Amsterd. 1642); „De rhetorices natura et constitutione" (Amst. 1647); „De poetices natura et constitutione" (Amst. 1647); „Etymologicum linguae latinae" (ebd. 1662, vermehrt von Isaak V. u. Mazochius, 2 Bde., Neapel 1762 f.); „Historiae Pelagianae libri IV" (Amst. 1618). Letzteres Werk verwickelte ihn in die damals entbrannten Streitigkeiten der Gomaristen u. Arminianer, worin V. sich auf Seite der Ersteren stellte. Eine Gesammtausgabe seiner Werke erschien in 6 Bänden (Amsterd. 1695—1701), seine Briefe in London 1690. Vgl. Toll, „Oratio de Gerh. Joh. V. grammatico perfecto" (Amsterd. 1778). Von seinen fünf Söhnen, die sich alle wissenschaftlich hervorthaten, überlebte ihn nur der jüngste, Isaak **V.**, geb. 1618 zu Leyden. Derselbe unternahm wissenschaftliche Reisen nach England, Frankreich u. Italien u. folgte 1648 einer Einladung der Königin Christine nach Schweden. Bei seiner Rückreise nach Holland nahm er die berühmte „silberne Handschrift" der goth. Bibel mit sich, welche der Marschall de la Gardie ihm später wieder abkaufte. Später ging Isaak V. nach England, erhielt 1673 ein Kanonikat zu Windsor u. starb daselbst 21. Febr. 1689. Er führte mehrere gelehrte Fehden mit Salmasius, Gronow u. A., nicht ohne Derbheit u. Bissigkeit. Auf wissenschaftlichem Gebiet war er ein Kleinkrämer, doch enthalten seine Ausgaben vielerlei noch jetzt zuweilen brauchbares Material; zu nennen sind die Bearbeitungen des Dichters Catull (Lond. 1684) u. der Geographen Scylax (Amsterd. 1639) u. Pomponius Mela (Haag 1658).

**Voß,** Johann Heinrich, Dichter u. Philolog, geb. als Sohn eines Pächters, dessen Vater noch Leibeigener gewesen war, zu Sommersdorf im Mecklenburgischen 20. Febr. 1751; besuchte seit 1766 die Schule in Neu-Brandenburg u. wurde 1769 Hauslehrer in einem adeligen Hause zu Ankershagen (Mecklenb.), wo er als Nichtstudirter eine schimpfliche Erniedrigung zu ertragen hatte. Es war daher, als ihn 1772 Boie, mit dem er durch Gedichtsendungen für dessen Musenalmanach in Verbindung getreten, nach Göttingen zu kommen veranlaßt hatte, ein Uebergang von der Knechtschaft in die Freiheit, u. wie sehr V. auch in Göttingen darben mußte, so fühlte er sich doch glücklich u. reich. Hier fand er im Hainbunde (s. d.) einen Kreis von gleichstrebenden Freunden, u. mit dem ganzen Ernste u. der Energie seiner Natur ergriff er die Ideen des Bundes: er entsagte bald der Theologie, die er anfänglich studiren wollte, um sich ganz der Philologie zu widmen, u. übte sich bereits fleißig im Uebersetzen alter Dichter. Seit 1775 privatisirte er in Wandsbeck, wo er den „Göttinger Musenalmanach" herausgab, u., nachdem er sich mit Ernestine Boie (gest. 1831) verheirathet hatte, übernahm er 1778 ein Rektorat zu Otterndorf im Lande Hadeln. Hier fand er unter dem Drucke eines schweren Schulamtes u. in einer nichts weniger als glänzenden Stellung doch Kraft u. Elastizität des Geistes genug, um dasjenige Werk zu vollenden, das seinen Namen zuerst zu einem allgemein bekannten u. berühmten machte: die Uebersetzung von Homer's „Odyssee" (1781). Die erste Auflage steht hinsichtlich der Natürlichkeit u. einfachen Schlichtheit des epischen Stils höher als die späteren, von V. durchgefeilten Auflagen u. als seine Uebersetzung der „Ilias", die gleich von vornherein in einem kunstvolleren Stil gehalten ist, indeß ist doch der V.'sche „Homer" (Altona 1793 u. ö.; Tüb. 1821 u. ö., Lpz. 1837 bis 1839 u. ö.) bis heute der klassische u. typische geblieben. Durch ihn schuf V. eine neue epische Sprache in Deutschland; insbes. bildete

Nr. 5432. Johann Heinrich Voß (geb. 20. Febr. 1751, gest. 28. März 1826).

er mit einer sprachbildenden Gewalt, die seiner Zeit großen Widerspruch erweckte, die epischen Epitheta der Homerischen Poesie aufs Glücklichste nach; hierzu hatte er sich durch fleißiges Studium der deutschen Sprache in ihrer geschichtlichen Entwicklung, nam. der Schriften Luther's, geschult. Auch brachten ihn seine germanistischen Studien später auf den Gedanken, Material zu einem deutschen Wörterbuch zu sammeln, das in gewissem Sinne zu einer Vorarbeit des Grimm'schen Wörterbuches wurde. Die Bedeutung seines Homer auf die Entwicklung unserer klassischen Literatur, bes. auf Goethe, war eine außerordentliche. Durch denselben ward der Hexameter in unserer Literatur eingebürgert, was er durch Klopstock's „Messias" niemals geworden wäre. Seit 1782 stand V. der Schule in Eutin als Rektor vor, u. dort erreichte seine Poesie den Gipfel ihrer Vollendung in der Idylle. Aber nicht die vielgerühmte „Luise" (Königsb. 1795 u. ö.), einst das Entzücken der deutschen Lesewelt, sondern „Der siebzigste Geburtstag" bezeichnet diese Vollendung. Nachdem V. aus Gesundheitsrücksichten sein Lehramt niedergelegt, begab er sich 1802 nach Jena. Hier, in unmittelbarer Nähe von Goethe u. Schiller, fand er eine Anerkennung u. Theilnahme, die ihn befriedigen mußte; seine Berufung als Professor nach Heidelberg 1805 brachte ihm „die Erfüllung seines schönsten Jugendtraumes". In der sorgenfreien Stellung, die ihm hier wurde, ging jedoch seine ganze Thätigkeit, soweit sie nicht rein wissenschaftlicher Natur war, im Uebersetzen auf u. nahm nach dieser Seite hin einen mehr u. mehr handwerksmäßigen Charakter an. Seine Versuche, den Horaz (Heidelb. 1806; neue Aufl. 1820) u. die griech. Dramatiker zu verdeutschen, erwiesen sich als arge Mißgriffe; seine schlimmste Verirrung aber war die Uebersetzung des Shakespeare (9 Bde., Lpz. 1818—29), zu der ihn seine Söhne Heinrich u. Abraham (s. d.) verleiteten. Als Philolog, bez. als scharfsinniger Textkritiker hat V. zu einem tieferen u. feineren Verständniß der Alten wesentlich beigetragen. Abgesehen von zwei philologischen

Kämpfen, die sich durch einen großen Theil seines Lebens hinziehen, der eine mit seinem Lehrer Heyne, der andere mit Creuzer, hatte er eine lange Fehde mit seinem einstigen Freunde u. Bundesbruder Fr. L. v. Stolberg (s. d.), die durch dessen Uebertritt zum Katholizismus zum Ausbruch kam u. tief in sein Inneres eingriff. Ueberhaupt wurde V. mit dem zunehmenden Alter nach außen hin immer stacheliger u. zerfiel fast mit seiner ganzen Umgebung. Er starb zu Heidelberg 28. (nicht 20.!) März 1826. Am 2. Nov. 1875 wurden seine Gebeine mit denen seiner Gattin u. seines Sohnes Heinrich vom St.-Annenkirchhof nach dem neuen Friedhof übertragen. Seine sämmtlichen poetischen Werke erschienen 1835 zu Leipzig in 1 Bde. (neue Ausg. 5 Bde., ebd. 1850 ff.). Von seinen Uebersetzungen sind noch hervorzuheben: die des Vergil (3 Bde., Alt. 1799; 3. Aufl., Braunschweig 1822); die von Ovid's „Metamorphosen" (2 Thle., 1798; 2. Aufl., Braunschw. 1829); die des Theokrit, Bion u. Moschos (Heidelb. 1808), des auch im Original von ihm herausgeg. Tibull (ebd. 1810), des Aristophanes (3 Bde., Braunschw. 1821) u. des Properz (ebd. 1829). Außerdem übersetzte er: Shaftesbury's „Philosophische Werke" (mit Hölty, 3 Bde., Lpz. 1776—79); „Tausend u. Eine Nacht" (6 Bde., Brem. 1781—85) u. A. m. Zu seinen prosaischen Schriften gehören insbes.: „Mythologische Briefe" (2 Bde., Königsb. 1794; 2. Aufl., 3 Bde., Stuttg. 1827); „Antisymbolik" (2 Bde., ebd. 1824—26); „Kritische Blätter" (2 Thle., ebd. 1828) u. „Anmerkungen u. Randglossen zu Griechen u. Römern" (Lpz. 1838). Seine Briefe gab sein Sohn Abraham heraus (3 Bde., Halberst. 1829—33). Vgl. seine Lebensbeschreibung von W. Herbst (2 Bde. in 3 Thln., Lpz. 1872—76). — Heinrich **V.**, Sohn des Vorigen, geb. zu Otterndorf 29. Okt. 1779; studirte in Halle Philologie, wurde 1804 Gymnasialprofessor in Weimar u. 1806 Professor in Heidelberg, wo er 20. Okt. 1822 starb. Sein Briefwechsel mit Jean Paul erschien zu Heidelberg 1833 f., 2 Bde. — Abraham **V.**, Bruder des Vorigen, geb. zu Eutin 12. Febr. 1785; ward 1810 Gymnasialprofessor in Rudolstadt, lebte dann bei seinem Vater in Heidelberg, wurde 1821 Oberlehrer am Gymnasium in Kreuznach, war zuletzt Direktor u. starb zu Düsseldorf 15. Nov. 1847. Beide Söhne betheiligten sich an den späteren Uebersetzungen des Vaters, nam. an der des Aristophanes u. des Shakespeare.

**votiren** (vom lat. Votum, s. d.), seine Meinung abgeben, stimmen.

**Votiv** (lat.), eigentl. „infolge eines Gelübdes (den Göttern) geweiht"; daher Votivtafel, d. h. eine Tafel, welche zum Danke für erfahrene Rettung aus Todesgefahr, Schiffbruch ꝛc., im Tempel desjenigen Gottes aufgehängt wurde, dem man das Gelübde gethan hatte. Diese Votivtafeln, deren noch viele auf Steinen u. größeren Monumenten aus dem Alterthum erhalten sind, berichten die Veranlassung der Widmung sowie Dank- u. Wunschformeln. Aus letzterem Grunde bezeichnet man noch jetzt solche (gedruckte ꝛc.) Tafeln, auf welchen man gefeierten Personen bei Jubiläen u. dgl. gratulirt, als Votivtafeln.

**Votum** (lat.) heißt ursprünglich ein „Gelübde", wird aber jetzt im Sinne von Meinungsabgabe überhaupt gebraucht. So spricht man theils von dem V., welches Jemand im Schoße einer Behörde bei Gelegenheit einer Berathung abgiebt, theils von dem V. (Mehrzahl „Voten") Jemandes bei Gelegenheit einer Abstimmung. In letzterem Falle ist V. gleichbedeutend mit „Stimme". Ein V., welches unter Anführung der Gründe abgegeben wird, heißt ein „motivirtes V.". Ein V. abgeben heißt auch „votiren".

**Vouet** (spr. Wu eh), Simon, einer der Begründer der franz. Malerei, geb. zu Paris 9. Jan. 1582; war schon in seinem 15. Jahre ein geschickter Portraitmaler, dessen Ruf sich über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus, bes. nach England, verbreitete, wohin man ihn berief u. wo König Karl I. ihn gern an seinen Hof gefesselt hätte. Doch kehrte V. bald nach Paris zurück, begleitete den franz. Gesandten auf einer Reise nach Konstantinopel u. studirte u. kopirte in Venedig die Werke der Maler fast aller Schulen. Dadurch wurde seine Richtung eine völlig eklektische. Nachdem V. eine Zeit lang als Direktor der Akademie von S. Luca in Rom gelebt hatte, rief ihn Ludwig XIII. nach Paris zurück, machte ihn zum ersten Hofmaler u. gab ihm glänzende Aufträge. V. sammelte allmählich eine überaus zahlreiche Schule um sich, aus der fast alle namhaften französischen Maler des 17. Jahrh. hervorgegangen sind; er beschränkte sich fast nur auf das Entwerfen der Bilder, die Ausführung seinen Schülern überlassend. Trotz seiner großen Erfindungsgabe u. einer gewissen Eleganz in der Darstellung, wurden aber infolge der allzu umfänglichen Thätigkeit die Arbeiten V.'s nach u. nach recht handwerksmäßig u. ausdruckslos. Er starb 30. Juni 1641.

**Vries**, Jan Fredeman de, der erste Künstler, welcher die Architekturmalerei als besonderen Zweig ausbildete, geb. zu Leeuwarden 1527; lernte Anfangs in Amsterdam bei Reyer Gerritzen die Glasmalerei, wurde aber, da er 1569 an dem für den Einzug Karl's V. in Antwerpen errichteten Triumphbogen mitarbeitete, auf das Studium des Vitruv geführt u. widmete sich der Architekturmalerei, indem die Figuren des Vordergrundes zwar als Hauptsache erscheinen, der Hauptvorzug seiner Bilder jedoch in der architektonischen Umgebung u. in der Linien- u. Luftperspektive besteht. Zu seinen interessantesten Arbeiten gehören die allegorischen Bilder in der großen Rathsstube des Rathhauses zu Danzig. Er soll 1588 in Antwerpen gestorben sein.

**V. s.**, Abkürzung für Volti subito (s. „volti").

**Vulcan** (Mythol.), s. „Hephästos".

**vulgär** (vom lat. vulgaris, franz. vulgaire), gemein, alltäglich; niedrig, pöbelhaft.

**Vulgata** (lat.), Abkürzung für versio vulgata, d. i. die „allgemein verbreitete" Uebersetzung, heißt die lat. Bibelübersetzung, welche von dem Kirchenvater Hieronymus (s. d.) in den J. 392—404 n. Chr. gefertigt wurde u. in der Römisch-katholischen Kirche zuletzt ein solches Ansehen als „kanonische" od. „authentische" Uebersetzung erlangte, daß sie in streitigen Fragen sogar gegenüber dem Grundtext den Ausschlag giebt. Uebrigens sind nicht alle Bücher der V. von Hieronymus neu übersetzt; die Psalmen u. das „Neue Testament" wurden fast ganz nach der von Hieronymus verbesserten altlat. Uebersetzung (der sog. „Itala") beibehalten. Da die V. auch die sog. Apokryphen des Alten Testaments mit enthält, so wurden auch diese auf dem Tridentinischen Konzil (s. d.) den kanonischen Büchern gleichgesetzt. Mit Recht verwarfen die Protestanten das kanonische Ansehen der V., da sie vielfach flüchtig u. erweislich falsch, weil in zu großer Abhängigkeit von der rabbinischen Ueberlieferung u. der griech. Bibel (s. „Septuaginta") übersetzt ist; dazu kommt, daß es die Katholische Kirche nie zu einer wirklich kritischen Ausgabe der V. gebracht hat, so daß bei der großen Masse verschiedener Lesarten gar oft zweifelhaft bleibt, was als Lehre der Bibel zu gelten habe. Die V. gehört zu den ersten Büchern, welche gedruckt wurden. Seit der ersten Ausgabe Gutenberg's (Mainz 1450 ff.) u. der berühmten Ausgabe von Fust u. Schöffer (Mainz 1462) erschienen bis 1500 gegen 100 Drucke der V. Die wichtigsten späteren Ausgaben, in denen wenigstens ein Versuch zur kritischen Herstellung des Textes gemacht wurde, sind die von Rob. Stephanus zu Paris (seit 1528); sodann die Sixtinische, so genannt nach Papst Sixtus V., welche nach langen Vorarbeiten auf Veranlassung des Tridentinischen Konzils zu Rom (1590) als die „einzig u. für immer giltige" erschien, aber schon 1592 auf Betrieb der Jesuiten wieder aufgekauft u. größtentheils vernichtet wurde. An ihre Stelle trat seitdem die Clementinische Ausgabe (nach Papst Clemens VIII., Rom 1592), als „authentischer" Text. Die beste u. neueste Wiedergabe dieses Textes lieferten Heyse u. Tischendorf (Lpz. 1873) unter Beifügung der Lesarten aus der ältesten u. besten Vulgatahandschrift, dem Codex Amiatinus, aus dem 6. Jahrh.; das Neue Testament gab Tischendorf aus dieser Handschrift (Lpz. 1850) heraus. Vgl. Kaulen, „Geschichte der V." (Mainz 1868).

**Vulkane**, s. „Vulkanismus".

**vulkanische Gesteine.** Mit diesem Namen belegt man alle jüngeren Eruptivgesteine, d. h. solche Gesteine, die im feuerflüssig geschmolzenen Zustande, zuweilen auch als heiße Schlammfluten dem Innern der Erde entquollen sind od. heutzutage noch in Form von Laven u. Auswürflingen aus den noch thätigen Vulkanen ausgetrieben werden. Zu diesen v.n G.n in engerem Sinne rechnet man gewöhnlich die Melaphyre, Basalte, Phonolithe, Andesite, Dolerite, Trachyte u. die Laven; in weiterem Sinne jedoch kann man auch die älteren Eruptivgesteine, die man früher mit dem Namen plutonische Gesteine bezeichnete, zu den v.n G.n zählen, u. dann fällt der Begriff Eruptivgestein überhaupt mit v.n G.n zusammen. In der That ist auch keine scharfe Grenze zwischen den älteren u. jüngeren Eruptivgesteinen od. v.n G.n zu ziehen; sie enthalten alle dieselben Grundbestandtheile, nämlich Kieselsäure, Thonerde, Eisenoxydul, Eisenoxyd, Kalk, Magnesia, Kali u. Natron, verschieden ist nur das Mengenverhältniß derselben sowie Gruppirung jener Bestandtheile zu den Mineralien, welche die mehr od. weniger deutlich unterscheidbaren Gemengtheile der v.n G. bilden. Die Mitwirkung von Wasser bei diesen Eruptionen ist wol kaum ausgeschlossen gewesen, wie wir dies ja auch heut noch bei unseren Lavaströmen beobachten können. Trotz der großen Hitze, unter der die v.n G. sich bildeten, war es immer möglich, daß

unter Umständen (bei gleichzeitig herrschendem starken Druck) kleine Mengen Wasser zurückgehalten werden konnten; findet man doch z. B. in den Quarzen der Granite u. ebenso in anderen Gesteinen Einschlüsse von tropfbaren Flüssigkeiten, die man für Wasser angesehen hat u. aus denen man sogar auf die Bildung dieser Gesteine auf nassem Wege hat schließen wollen. Die neueren v.n G. sind bereits oben namhaft gemacht, zu den älteren gehören: Granit, Granulit (nach neueren Ansichten nicht eruptiv), Syenit, Porphyr, Diorit, Hypersthen, Gabbro, Serpentin, Aphanit, Diabas, Pechstein. Aus dem häufigen Vorkommen der v.n G. u. dem massenhaften Auftreten nam. der älteren geht schon hervor, daß diese Gesteine einen sehr wesentlichen Antheil bei dem Aufbau unserer Erdrinde gehabt haben müssen; hauptsächlich aber ist der Umstand hierfür noch maßgebend, daß ältere u. jüngere v. G. fast immer die Centralmasse der Gebirge bilden u. die höchsten Spitzen derselben sehr häufig aus solchen Gesteinen bestehen. Es steht also hiernach der Ausbruch der v.n G. mit der Erhebung od. Entstehung der Gebirge in einem nicht zu leugnenden Zusammenhang. Auch bei solchen Gebirgen, die aus langgestreckten Höhenzügen sedimentärer od. geschichteter Urgesteine bestehen, findet man doch immer, daß an einzelnen Stellen ihres Verlaufs Ausbrüche von Porphyren, Basalten u. dgl. v.n G.n stattgefunden haben, die wenigstens als die theilweise Ursache ihrer Erhebung angesehen werden müssen.

**Vulkanisiren des Kautschuk**, s. unter „Kautschuk".

**Vulkanismus** ist nach Alexander v. Humboldt die Reaktion des als feurigflüssig angenommenen Innern unseres Planeten gegen seine Oberfläche. Durch die anziehende Kraft der nächsten Gestirne (Mond u. Sonne) muß die von der festen Erdrinde eingeschlossene flüssige Masse eben so in wellenförmige Bewegung versetzt werden wie der Ozean an der Erdoberfläche (s. „Ebbe u. Flut"); die mit der fortschreitenden Erstarrung sich immer mehr verdickende u. dadurch ein größeres Volumen als im geschmolzenen Zustande einnehmende Erdkruste übt ferner einen immer sich steigernden Druck gegen das flüssige Innere, endlich verwandeln sich die durch Spalten in das Innere eintretenden Wassermassen in überhitztes Wasser u. Dampf, welche ebenfalls eine erhöhte Pression ausüben; dies sind die drei Hauptursachen, die einem ruhigen Verlaufe des Erdabkühlungsprozesses im Wege stehen u. täglich sich wiederholende Konflikte zwischen dem glutflüssigen Innern u. der starren Kruste herbeiführen. Diese Reaktionen äußern sich einestheils in einem Erbeben u. Erzittern der Erdoberfläche, anderntheils in dem Hervorbrechen von gasförmigen u. tropfbar flüssigen Substanzen, bes. von Wasserdämpfen, heißem Schlamm u. feurig flüssiger Gesteinsmasse. Das erstere bringt die Erscheinung der Erdbeben wahrscheinlich mit hervor, wenn es auch nicht der alleinige Grund derselben ist. Die aus röhrenförmigen Kanälen, welche aus dem Erdinnern nach außen führen, hervorbrechenden Gase sind entweder vorwaltend Wasserdämpfe u. führen dann zur Bildung von Fumarolen (s. d.), od. Schwefeldämpfe (Schwefelwasserstoff u. schwefelige Säure), u. heißen die Orte solchen Durchbruches dann Solfataren (s. d.), od. Kohlensäure, deren Exhalationen Mofetten (s. d.) genannt werden. Diejenigen Berge, aus denen feurig flüssige Gesteinsmasse, Lava, zum Ausflusse od. Auswurfe gelangt, heißen Vulkane. Ihre Eruptionen treten periodisch auf u. von einem Ausbruche bis zum andern herrscht oft vollkommene Ruhe. Ist der letzte Ausbruch in vorhistorischer Zeit erfolgt, so betrachtet man den Vulkan als erloschen, ohne daß sich seine Beschaffenheit in sonst irgend etwas von der noch thätiger Vulkane zu unterscheiden braucht. Solche erloschene Vulkane finden sich in manchen Gegenden in außerordentlicher Anzahl. Auf dem Isthmus von Auckland in Neuseeland trägt eine etwa 8 □M. große Fläche 63 derselben, u. von den Phlegräischen Feldern bei Neapel giebt Breislack 27 an. Die Auvergne in Frankreich, die vulkanische Eifel in der Rheinprovinz sind mit Kratern erloschener Vulkane wie durchlöchert, u. die Gesammtzahl aller mag wol das Zehnfache von der Zahl der noch thätigen Vulkane ausmachen. Damals, als die Erdkruste noch eine geringere Dicke als jetzt hatte u. weniger Widerstand zu leisten im Stande war, brachen die geschmolzenen Massen auf langen Spalten hervor, od. sie flossen, wenn sie aus einer kraterförmigen Oeffnung zum Ausbruche kamen, ruhiger ab, od. auch die ganze Masse erstarrte im Berge. Dann diente eine solche Oeffnung mitunter nur zu einer einzigen Eruption u. lieferte die sog. homogenen Vulkane, wie bes. die Basaltberge u. die Trachytkegel zeigen. Die noch thätigen Vulkane dagegen, die sich durch die Periodizität ihrer Ausbrüche bes. von den vorhergehenden unterscheiden, häufen Schicht auf Schicht u. gehören daher sämmtlich der Kategorie der sogenannten Stratovulkane an; ihre Größe schwankt zwischen 227 m (der Vulkan der japanischen Insel Koima) u. 6600 m (der Sahama in Bolivia). Die äußere Gestalt derselben ist die eines mehr od. weniger abgestutzten Kegels mit Wachsthum der Steigung nach dem Gipfel zu. Die Ausflußöffnung u. der dieselbe in der Kegel umgebende trichterförmige Rand heißt der Krater. Derselbe, gewöhnlich schroff abstürzend, ist von sehr verschiedener Größe. Der od. die Gipfelkrater des Mauna Loa auf Hawai, einer der Sandwichinseln, haben einen Durchmesser von 3790 m., sein Seitenkrater Kilauea gar einen solchen von 1700 m. Der den Eruptionskegel oft umgebende Ringwall, wie die Somma am Vesuv, den Leopold v. Buch u. Alexander v. Humboldt irrthümlich als Erhebungskrater bezeichneten, ist als der Rest eines eingestürzten Kraterwalls zu betrachten. Die Oberfläche des Vulkans ist gewöhnlich durch die Wirkung des Regenwassers gerippt u. ausgefurcht. Kleine parasitische Tuffkegel, welche Seiteneruptionen ihre Entstehung verdanken, sind nicht selten an den Abhängen verstreut. Die Gesammtzahl der thätigen Vulkane giebt Alexander v. Humboldt auf 407 an, die sich nach ihm auf die einzelnen Erdgebiete in folgender Weise vertheilen: Europa 7, Inseln des Atlantischen Ozeans 11, Afrika 3, Festland Asien 25, ostasiat. Inseln 69, südasiat. 120, Ind. Ozean 9, Südsee 40, Südamerika 56, Centralamerika 29, Nordamerika mit Mexiko 30 u. Antillen 5. Fuchs dagegen zählt 672. Die Pausen zwischen den einzelnen Ausbrüchen sind von verschiedener Dauer u. einigermaßen abhängig von der Größe des Berges. Der 3200 m. hohe Aetna bricht verhältnißmäßig selten aus.

Nr. 5433. Kegel von gemischtem vulkanischem Materiale (nach Hochstetter). a Tuffkegel, b Lavakegel, c Aschen- u. Schlackenkegel.

Auch der Vesuv (s. d.) hat lange Ruhepausen gehabt. Der kleine Stromboli (s. d.) stößt dagegen seit mindestens 2000 Jahren wol jede Stunde Rauch- u. Aschenwolken aus. Die meisten der thätigen Vulkane liegen an den Küsten der Kontinente od. auf Inseln u. sind entweder in Reihen geordnet od. um einen Mittelpunkt gruppirt. Die Anordnung der Reihenvulkane entspricht wol den Spalten in der Erdkruste, die bei Hebung der Kontinente sich gebildet haben. Mittelpunkte liegen meist da, wo Reihensysteme sich schneiden. Isolirte Vulkane gehören zu den Seltenheiten. Der Vesuv steht am Endpunkt einer 50 M. langen Vulkanreihe, die durch Mittelitalien an der Westseite des Apennin in südöstl. Richtung verläuft u. eine große Anzahl erloschener Vulkane zeigt. Ebenso ordnen sich die Vulkane Sumatra's, Java's, Kamtschatka's ꝛc. in Reihen. Die größte Reihe, von mindestens 700 M. Länge, ist die an der Westküste Südamerika's.

Nr. 5434. Profil eines älteren Stratovulkanes (eines Ringwalles) u. eines jüngeren Eruptionskegels in dem Einsturzkrater des ersteren (nach Credner).
a Verstürzter alter Stratovulkan, b Ausfüllung u. Ausebnung des Kraters desselben durch Schutt von den Kraterwänden, c neuer Eruptionskegel, d Sedimentärschichten des Untergrundes.

Bei der inneren Thätigkeit der Vulkane scheint der Wasserdampf die Hauptrolle zu spielen; er ist die treibende Kraft, die die Lava im Krater hebt u. zur Explosion in ihr führt, u. über den Krater aufgestiegen die Veranlassung zu vulkanischen Gewittern wird. Daher enthält alle feurig flüssige Lava gebundenes Wasser, das erst bei ihrer Erstarrung entweicht u. die poröse Textur der Lava erklärt. Gasförmige Salzsäure, Schwefeldämpfe, Schwefelwasserstoff, Kohlensäure u. Wasserstoff sind wol die gasförmigen Begleiter einer jeden Eruption; sehr häufig werden auch noch andere flüchtige Chlorverbindungen bemerkt, die unter Einwirkung von Schwefelsäure die Bildung schwefelsaurer Salze, wie Glaubersalz, Bittersalz, Gips, Eisenvitriol, veranlassen, die sich oft an den Kraterwänden zeigen. Der Lavaausbruch erfolgt bei kleinen Vulkanen gewöhnlich aus dem Krater; bei größeren, bei welchen die flüssige Lavasäule mehrere Tausende von Metern zu steigen hat, ehe sie zum Ausflusse kommen kann, reißt sie infolge des starken Druckes, mit dem sie auf die Seitenwände wirkt, oft dieselben auf u. fließt am Abhange des Berges aus. Die Menge des ausfließenden Materials ist sehr verschieden. Es finden sich Ströme von kaum 1—2 m. Höhe, 30—40 m. Breite u. sehr geringer Länge, daneben aber auch solche von ganz gewaltigen Dimensionen. Der Strom des Aetna, der 1669 Catania zerstörte, wird zu 1 Milliarde Kbm. geschätzt. In Island ist ein Lavafeld, das allerdings von mehreren Ausbrüchen

herrühren mag, 20 M. lang, 4—5 M. breit u. 30 m. dick. Nach Bischoff hat aber auch hier schon die einzige Eruption vom J. 1794: 500 Milliarden Kbm. geliefert, d. i. mehr als das Volumen des Montblanc. Die Geschwindigkeit des Flusses überströmender Lavamasse hängt nicht nur von der Neigung des Terrains, sondern auch von der Dünnflüssigkeit der Lava ab. Trachytische Lava bewegt sich im Allgemeinen langsamer als basaltische, u. die Lava fließt um so zäher, je näher sie dem Festwerden kommt. Der große Strom, welcher 1669 dem Aetna entquoll, legte in den ersten 20 Tagen 3 M. zurück, für die nächste halbe Meile brauchte er 23 Tage. Vor der vollständigen Erstarrung kommen selbst diejenigen Ströme den Tag kaum 1 m. vorwärts, die anfänglich eine erschreckende Geschwindigkeit besaßen. Durch die rasche Abkühlung der Oberfläche eines Stromes scheint die Lava wie in einem Sacke fortzufließen, erkaltete Schlacken stürzen vorn über u. berechtigen zu dem Ausspruche, daß sich die Lava selbst ihren Weg pflastert. Große Lavaströme brauchen sehr lange Zeit zu ihrer vollständigen Erkaltung, denn sowol das schlechte Wärme-

Nr. 5435. Parasitische Vulkankegel im Krater des Vesuvs. Nach einer Zeichnung von Abich im J. 1843.

leitungsvermögen der erhärteten Masse, wie die durch die Krystallisation frei werdende Wärme verzögern den Abkühlungsprozeß. In den Spalten des Stromes von 1858 am Vesuv konnte man noch 1864 Essen kochen. Dem Lavastrome des Jorullo in Mexiko vom J. 1759 entstiegen noch im J. 1846 Fumarolen. Derartige Gasentwicklungen können ihrerseits die Ursache zu sekundären Eruptionserscheinungen auf dem Strome werden u. selbst wieder kleinere Schlackenkegel od. Schlackenschornsteine bilden. — Die heftige Eruptionen begleitenden Gas- u. Dampfexplosionen innerhalb des Kraters zertheilen u. zerstäuben die Lava. Ausgeworfene glühende Massen nehmen die Form von Tropfen an, die durch die rotirende Bewegung abgeplattet werden. Man nennt sie bis zu Faustgröße herab **vulkanische Bomben**. Kleine Gesteinsfragmente werden als **Lapilli** od. **Rapilli** u. noch kleinere als **vulkanischer Sand** u. **Asche** bezeichnet. Letztere bildet die pinienartigen Wolken über den Kratern. Solche Auswürflinge können bis zu einer Höhe von über 3000 m. geschleudert werden; die größeren fallen wieder in den Krater zurück od. häufen sich als Schlackenkegel auf, die Asche wird oft durch den Wind weit fortgetrieben; die des Vesuvs vom J. 1822 wurde 105 M. weit getragen. Die Asche des Consiguina in Centralamerika verfinsterte 1835 einen Kreis von 70 M. Durchmesser u. wurde bis 200 M. weit fortgeführt. Die Asche des Sangay in Südamerika hat 1842 u. 1843 die Umgebung des Vulkans bis auf 3 M. mit einer über 100 m. hohen Decke begraben. Die furchtbaren Platzregen, die infolge der Abkühlung der in die Höhe getriebenen Wasserdämpfe sich bilden u. als vulkanische Gewitter bekannt sind, vermischen sich mit diesen Aschenmassen u. bilden die sog. **Schlammströme**, welche oft mehr gefürchtet sind als die feurige Lava. Diese Schlammmassen geben erhärtet den Tuff, u. sie waren es bes., die Herculanum u. Pompeji im J. 79 n. Chr. bedeckten. Sie dringen überall ein, umhüllen Alles u. liefern, wenn sie erstarrt sind, oft ganz getreue Abdrücke der umschlossenen Gegenstände. Die Mächtigkeit solcher Ströme kann eine ganz bedeutende sein. Der Schlammstrom vom Gelunggung auf Java bedeckte 1822: 114 Dörfer u. einen herrlich bebauten Landstrich. Hat ein Vulkan vor der Eruption eine längere Ruhepause gehabt, so kann sich der Krater mit Wasser angefüllt haben, das bei der Eruption gleichfalls einen Schlammstrom erzeugt. Derartige Wasseranhäufungen sind oft auf Java die Ursache von großen Ueberflutungen gewesen. Der Cotopaxi in Südamerika warf damit zugleich eine große Anzahl von Fischen aus, deren Fäulniß die ganze Umgegend mit Gestank erfüllte. Das plötzliche Schmelzen von Schnee u. Eismassen sehr hoher Vulkane hat ebenfalls schon das Wasser zu Schlammströmen geliefert. — **Submarine Ausbrüche**, die, wenn der Meeresgrund nicht zu tief ist, Inselbildungen zur Folge haben können, sind seit historischer Zeit sehr häufig gewesen. Besteht eine solche Insel nicht aus erhärteten Lavaströmen, sondern nur aus losen Auswürflingen, so pflegt sie meist bald wieder der Macht des Wellenschlages zu weichen. So erhob sich im Juli 1831 südl. von Sizilien die Insel Ferdinandea, die schon vor Ende des Jahres vom Meere wieder zerstört war. Neu gebildete Vulkane auf dem Festlande giebt es mehrere. Die bekanntesten Beispiele sind der 1538 entstandene Monte nuovo bei Neapel u. der mexikanische Jorullo aus dem J. 1759. Die Dauer u. Zahl der Ausbrüche ist eben so verschieden u. ohne bestimmtes Gesetz wie die Länge der Ruhepausen. Die Eruptionsdauer am Vesuv pflegt zwischen 5 u. 25 Tagen zu schwanken. Der Aetna war 1852 über 9 Monate thätig, ein Vulkan auf Lanzarota, einer der Kanarischen Inseln, 5½ Jahr. Der Alaïd auf den Kurilen ist seit seiner gewaltigen Eruption 1793 in steter Thätigkeit geblieben, u. Stromboli u. Sangay sind seit Menschengedenken immerfort thätig. Ueber den Zusammenhang zwischen den vulkanischen Ausbrüchen u. den Jahreszeiten, den Witterungsverhältnissen od. kosmischen Erscheinungen, Sonnenflecken, bes. Konstellationen der Gestirne 2c. sind die Akten noch nicht geschlossen. Im Allgemeinen kann nur gesagt werden, daß vielfach Zusammenhang vermuthet worden ist, wo sich absolut keiner nachweisen läßt. — V. od. Plutonismus im Gegensatze zu Neptunismus (s. „Neptunisten") bezeichnet diejenige geologische Hypothese, nach welcher die Gesteine sämmtlich vulkanischen Ursprungs sein sollten.

**Vulpius**, Christian August, Schriftsteller, geb. zu Weimar 23. Jan. 1762; studirte in Jena u. Erlangen, wurde 1788 Privatsekretär beim Freiherrn v. Soden in Nürnberg, später beim Grafen v. Egloffstein, lebte dann als Privatgelehrter in Bayreuth, Würzburg, Bamberg u. Leipzig, bis er 1797 nach Weimar zurückkehrte u. daselbst Theatersekretär wurde. Durch Goethe, der 1806 seine Schwester, Christiane V. (geb. 1. Juni 1765, gest. 6. Juni 1816), zur Gattin nahm, erhielt V. später auch die Registratorstelle bei der herzoglichen Bibliothek. In der Folgezeit ward er Aufseher des Münzkabinets u. erster Bibliothekar mit dem Titel eines herzogl. Raths. Er starb zu Weimar 26. Juni 1827. Bereits 1782 trat V. als Mitarbeiter an Reichard's „Bibliothek der Romane" auf, u. wenige Jahre darauf erschienen die ersten von ihm selbst erfundenen od. nach älteren Werken bearbeiteten Romane, an die sich eine Menge anderer, nebst kleinen Erzählungen, Schauspielen, Singspielen 2c. anschlossen. Am bekanntesten von ihm ist der Räuberroman „Rinaldo Rinaldini" (3 Bde., Lpz. 1797; 6. Aufl. 1843), der leider das Musterbild für zahllose Räuberromane anderer Vielschreiber wurde. Außerdem sind seine „Romantische Geschichten der Vorzeit" (12 Bde., ebd. 1791—98), „Anekdoten aus der Vorzeit" (2 Bde., ebd. 1797) u. „Kuriositäten der physiologisch-literarisch-artistisch-historischen Vor- u. Mitwelt" (10 Bde., Weim. 1811—26) hervorzuheben.

**Vyborg**, häufige Schreibung für Viborg (s. d.).

Ende des Buchstaben V.

# W

**W, w, W, w,** der 23. Buchstab des deutschen Alphabets, zu den Labialen u. Spiranten gehörig (s. „Laut" u. „Lautlehre"), ist erst im Mittelalter entstanden u. eigentlich aus zwei v od. u zusammengesetzt, weshalb er bei den Engländern auch dobble u heißt. Er existirt nur im deutschen, holländischen u. englischen Alphabet, bezeichnet als W. auf Kurszetteln Wechsel, W. W. Wiener Währung od. österr. Papiergeld; W. in der Geographie Westen, w. westlich und w. L. westliche Länge, W. in Rußland bei Bestimmung der Entfernungen Werste, in der Chemie Wolfram, u. auf franz. Münzen die Münzstätte Lille.

**Waadt** od. Waadtland, franz. Pays de Vaud, ist der Größe nach vierter, der Einwohnerzahl nach dritter Kanton der Schweiz, hat 58,53 □M. mit 231,705 E. (1870) u. wird begrenzt nördl. von den Kantonen Neuenburg u. Freiburg, östl. von Bern u. Wallis, südl. von letzterem, vom Genfersee u. vom Kanton Genf u. westl. von Frankreich. Es enklavirt innerhalb dieser Grenzen 3 Freiburger Parzellen, hat aber selbst auch im Freiburger Gebiete eine Exklave am Murtener u. Neuenburger See. Der halb aus Gebirgs-, halb aus Hügelland bestehende Kanton setzt sich aus einzelnen Landschaften zusammen. Das Plateau im N. Lausanne's ist der bis 880 m. hohe Jurten (Mont Jorat), die westl. des Genfersees zwischen Rolle u. Nyon gelegene Landschaft heißt la Côte; längs der franz. Grenze laufen parallel zu einander der bis 1423 m. hohe lange Rücken Risaux u. der 1560 m. hohe Noir Mont, dessen nördl. Fortsatz der 1680 m. hohe Mont Tendre ist. Zwischen ihnen liegt das schmale Jouxthal mit dem gleichnamigen See, dessen Fortsetzung im Val Orbe gesucht werden kann. Es gehört demnach ein großer Theil der Jurakette mit dem Dôle (1678 m.) an der Südgrenze u. dem 1486 m. hohen Dent de Vaulion zum Waadtland. Die höchsten Erhebungen hat der Kanton aber im O., wo er die letzten Partien der Berner Alpen mit dem Diablerets (3251 m.), dem Oldenhorn (3133 m.) u. Dent de Morcles (2938 m.) aufnimmt. Eine Folge dessen, daß der Kanton kein im geograph. Sinne Ganzes u. Einheitliches darstellt, ist auch, daß seine Gewässer nach den verschiedensten Himmelsgegenden laufen. Der Rhone, der gegen SO. seine Grenze bildet, hat nordwestl. Richtung u. nimmt aus dem Kanton mehrere südwestl. gerichtete wasserreiche Zuflüsse auf. In den Genfersee gehen zahlreiche Flüsse mit allgemein südl. Richtung; der größte ist die Venoge. Die zum Neuenburger See fließende Orbe, die durch einen sehr alten Kanal mit der Venoge in Verbindung steht, so daß innerhalb des Kantons das Rhein- u. Rhonegebiet mit einander verbunden sind, läuft nordöstl., wie auch die zum Murtener See fließende Broge, u. westl. ist das Stück der Saane gerichtet, das im Kanton liegt. Der Kanton gehört zu den fruchtbarsten der Schweiz. Das Ackerland nimmt über 10 □M. ein, die Wiesen bedecken fast 9 u. die Weiden 2 □M. Auf ziemlich 1 □M. wird Wein gebaut, nam. am Südabhange des Jurten u. an den sanften, langgestreckten Jurawellen; Wein bildet daher einen ansehnlichen Exportartikel; die besten Sorten sind La Côte, Yvorner u. Ryfwein. Etwas über 100 Hektaren sind mit Tabak bepflanzt. Der Obstbau ist ausgedehnt, bes. im O. des Kantons. Die Edelkastanie bildet Wälder u. herrliche Nußbäume schmücken die Abhänge. $9^1/_2$ □M. sind Wald. — Die Viehzucht ist sehr bedeutend. Man hatte 1866: 77,646 Rinder, 49,289 Schafe, 38,567 Schweine, 15,827 Ziegen, 17,444 Pferde u. 16,064 Bienenstöcke. Die Fischerei liefert in vielen Seen reichliche Ausbeute. Der Bergbau gewährt etwa 150,000 Ctr. Steinkohlen u. bei Bex am Rhone 30- bis 40,000 Ctr. Salz. Die Industrie ist noch wenig gehoben. Man verarbeitet Roheisen bei Vallorbe u. im Jouxthal, in letzterem fabrizirt man auch jährlich etwa 2000 Uhren u. 40,000 Spieldosen; nirgends sonst geht die Industrie über den lokalen Bedarf hinaus. Handel treiben bes. am Genfersee Morges u. Vevay u. am Neuenburger See Yverdon. Das herrliche Klima am östl. Genfersee u. die romantische Lage hier u. anderwärts sind die Veranlassung geworden, daß der Kanton unverhältnißmäßig viel Pensionen u. Erziehungsanstalten für Ausländer u. Kuranstalten, Hotels u. Landsitze hat. Die Waadtländer sprechen französisch u. sind mit Ausnahme von 17,592 Katholiken u. 610 Juden (1870) reformirt. Für Volksbildung ist in den letzten 40 Jahren viel geschehen. Der Besuch der Volksschule ist obligatorisch. Der Unterricht soll nach christlichen u. nach demokratischen Grundsätzen gegeben werden. Der Kanton hatte 1870: 782 Primär-(Elementar-) Schulen, 3 Sekundärschulen mit obligatorischem Unterrichte in der deutschen Sprache, 12 höhere Töchterschulen, 14 Progymnasien u. Industrieschulen, ein Collège cantonal (Staatsgymnasium), die kantonale Industrieschule mit technischer, kommerzieller u. landwirthschaftlicher Abtheilung u. das mit Akademie verbundene höhere Gymnasium. Die Verfassung datirt vom 15. Dez. 1861. Danach ist der Kanton eine demokratische Republik. Das Waadtländer Volk ist souverän. Es besteht weder Vorrecht des Orts noch der Geburt. Jeder ist Soldat. Die individuelle Freiheit, Vereins- u. Petitionsrecht sind garantirt. Die Presse ist frei, die Steuern werden jährlich gesetzlich bestimmt. Die Todesstrafe für politische Verbrechen ist abgeschafft. Aktivbürger sind die Waadtländer nach dreimonatlichem u. die niedergelassenen Eidgenossen nach einjähr. Domizil, wenn sie das 20. Lebensjahr erreicht haben u. im Vollgenusse der bürgerlichen Rechte u. Ehren sind. Die allgemeine Kommunalversammlung beschließt durch geheimes Stimmenmehr über die Revision der Bundes- u. der Kantonalverfassung u. über alle Vorschläge, die der Große Rath vorzulegen hat. Die gesetzgebende, konsekutive, administrative u. richterliche Gewalt sind getrennt. Die gesetzgebende übt der Große Rath aus, der auf Kreisversammlungen auf vier Jahre gewählt wird; auf je 1000 E. kommt ein Abgeordneter. Er versammelt sich ordentlicherweise im Mai u. Nov., außerordentlich, wenn es 30 Mitglieder od. der Staatsrath verlangen. Er beschließt die Anleihen, setzt die Steuer fest, erwählt die Abgeordneten in den eidgenössischen Ständerath, ratifizirt Konkordate u. Konventionen mit anderen Kantonen u. läßt sich über den Staatshaushalt u. die Gerichtsbarkeit jährlichen Bericht erstatten. Die exekutive u. administrative Gewalt ist in die Hände des aus 7 Mitgliedern bestehenden Staatsrathes gelegt. Zur Wählbarkeit in denselben gehört das Alter von 25 Jahren. Seine Mitglieder werden vom Großen Rathe auf 4 Jahre gewählt. Seinen Präsidenten wählt er selbst. Je ein Mitglied steht einem Departement vor, in welche die Regierungsverwaltung eingetheilt ist. Er führt die Aufsicht über die unter ihm Angestellten, wählt u. entläßt sie mit Beobachtung bestimmter gesetzlicher Vorschriften u. bereitet die Gesetzesvorlagen vor. Die oberste richterliche Behörde ist das Kantonsgericht; es besteht aus 9 vom Großen Rathe auf 4 Jahre gewählten Mitgliedern u. überwacht die Funktionen der unteren Gerichte. Jeder Kreis hat seinen Friedensrichter, jeder Bezirk sein Bezirksgericht. Für Kriminalfälle sind Geschworene. Kein im Staatsdienst angestellter Beamter kann Richter sein. Militärgericht, Polizeigericht &c. sind durch Gesetz geordnet, ebenso

die Beziehungen zwischen Staat u. Kirche. Die Evangel.-reformirte Kirche ist zwar die nationale Kirche, die Ausübung der kathol. Religion aber in den betreffenden kathol. Gemeinden garantirt, u. der Staat sorgt bei beiden Konfessionen für die Ausgaben. Die Ausübung jeder andern Religion steht frei. – Der Kanton zerfällt in 19 Bezirke: Aigle, Aubonne, Avenches od. Wiflisburg, Cossonay, Echallens, Grandson, Lausanne, La Vallée od. Jouxthal, Lavaux od. Ryfthal, Morges, Moudon od. Milden, Nyon, Orbe, Oron, Payerne od. Peterlingen, Pays d'Enhaut, Rolle, Vevay od. Vivis, Yverdon od. Ifferten. Die Hauptstadt ist Lausanne mit 26,520 E. (1870). Andere Städte mit über 5000 E. sind Yverdon (5889) u. Vevay (7887). — W., zu Cäsar's Zeit ein Theil Helvetiens, kam später zur röm. Provinz Maxima Sequanorum, wurde dann burgundisch u. gehörte nach der Theilung des Reichs zum Transjuranischen Bunde. Später war es ein Theil vom Reiche Kaiser Lothar's u. gehörte im 9. Jahrh. zu Hochburgund. Nach Untergang des letzteren Reiches kam es an die Deutschen Kaiser, die das Haus Zähringen bis zu seinem Aussterben damit belehnten. 1370 eroberte es zum Theil Peter von Savoyen; Savoyen entriß es wieder Bern durch den Sieg 1536 u. behielt es bis 1797, in welchem Jahre das W. sich befreite; seit 1803 bildet es ein selbständiges Glied der Eidgenossenschaft.

**Waag** (ungar. Vágh), ein über 53 M. langer, linker Nebenfluß der Donau, entsteht bei Hradek im ungar. Komitat Liptau aus den Quellbächen der Schwarzen u. Weißen W. Erstere entspringt in 705 m. Seehöhe an der Nordwestseite des Kralowa-Hola, die Weiße (ungar. Fejér Vágh, slov. Vajeczka) kommt aus dem Grünen See zwischen beiden Krivans in der Hohen Tatra. Der vereinigte Fluß fließt in engem Thale bis hinter Silein in westnordwestl. Richtung, schlägt dann eine im Allgemeinen südl. Richtung ein, tritt bei Szered in die Ebene u. vereinigt sich im Sumpflande bei Gutta mit der Neuhäusler Donau. Von da bis zur Mündung in die eigentliche Donau bei Komórn heißt er Vághduna. Die Nebenflüsse der W. sind rechts die 9 M. lange Arva, die, ebenfalls aus einem Weißen u. Schwarzen Quellbache zusammenfließend, bei Krilovan mündet, u. die aus den Beskiden kommende u. unterhalb Teplicza mündende Kisucza, links bei Turany die Turocz vom Sturzberge u. kurz vor der Mündung ein Arm der Neutra (Nyitra). Die W. durchfließt ein zum Theil sehr fruchtbares Gebiet; ihr zur Seite läuft die 1872 konzessionirte, jetzt ziemlich fertig gestellte Waagthalbahn von Preßburg aus über Tyrnau u. Trendchin bis Silein.

**Waagen,** Gustav Friedrich, ein Mitbegründer der modernen Kunstgeschichte, geb. zu Hamburg 11. Febr. 1794 als Sohn eines Malers; wollte anfänglich selbst Maler werden, entschied sich aber für die Kunstforschung als Lebensberuf, nachdem er nach den deutschen Befreiungskriegen, die er als Freiwilliger im preuß. Heere mitgemacht, die von Napoleon I. aus allen Ländern zusammengeschleppten Kunstschätze noch vor ihrer Rückgabe an ihre Eigenthümer zu Paris vereinigt gesehen hatte u. hierdurch zu vergleichenden Betrachtungen angeregt worden war. Auch wandte er sich früh der neuen Richtung zu, welche die Kunst jeder Zeit in ihrem Zusammenhange mit dem Volksgeiste u. seiner weltgeschichtlichen Stellung auffaßt. Nach Erscheinen seines musterhaften Buches „Ueber Hubert u. Jan van Eyck" (Bresl. 1822) wurde W. mit den Vorarbeiten für die Bildung des königl. Museums in Berlin betraut; 1832 ward er Direktor der königl. Gemäldegalerie u. 1844 zugleich Prof. der Kunstgeschichte an der dortigen Universität. Studienreisen führten ihn seitdem durch Deutschland, Frankreich, England, Spanien u. andere Länder. Auf einer solchen Kunstreise begriffen, starb er, dem die letzten Lebensjahre durch mancherlei Mißhelligkeiten verbittert worden waren, zu Kopenhagen 15. Juli 1868. Von seinen Schriften sind noch zu nennen: „Kunstwerke u. Künstler in England u. Paris" (3 Bde., Berl. 1837–39); „Kunstwerke u. Künstler in Deutschland" (3 Bde., ebd. 1843–45); „The treasures of art in Great Britain" (3 Bde., Lond. 1854); „Handbuch der deutschen u. niederländischen Malerschulen" (2 Bde., Stuttg. 1862); „Die Gemäldesammlung in der kaiserl. Eremitage in Petersburg" (Münch. 1864; 2. Aufl. 1871); „Die vornehmsten Kunstdenkmäler in Wien" (2 Bde., Wien 1866). Seine „Kleinen Schriften" (Stuttg. 1875) mit einer biographischen Skizze hat A. Woltmann herausgegeben. Die von W. geplante Geschichte der Miniaturen ist nicht zur Ausführung gekommen.

**Waarenkunde.** Unter W. in weiterem Sinne versteht man die Kenntniß von Allem, was auf den Handel mit Waaren Bezug hat, während die W. in engerem Sinne sich nur mit der Waare selbst beschäftigt. Der Kaufmann muß die Bezugsquellen seiner Waaren, die Art ihrer Verpackung sowie die Mittel u. Wege kennen, auf denen sie von ihrer Heimat in seine Hände u. durch ihn zu den Käufern gelangen; er muß ferner mit der Aufbewahrung derselben vertraut sein u. genau wissen, an welchen Orten sie begehrt u. wie sie benutzt od. verbraucht werden. Diese W. in weiterem Sinne erfordert also zunächst ein gründliches Bekanntsein mit den Natur- u. Kunstprodukten der verschiedenen Länder, mit den Gewohnheiten der Völker hinsichtlich Nahrung, Kleidung, Wohnung, Luxus 2c. sowie mit ihren Bedürfnissen u. ihrer Leistungsfähigkeit auf den verschiedenen Gebieten gewerblicher, industrieller u. künstlerischer Thätigkeit, dann aber auch mit allen dem Welt- u. Binnenverkehr zu Gebote stehenden Mitteln u. den hierauf bezüglichen Handelsverträgen der verschiedenen Länder. Die W. in engerem Sinne hat sich mit der physikalischen u. chemischen Beschaffenheit einer Waare zu beschäftigen, mit den Kennzeichen ihrer Qualität u. Echtheit, der Art ihrer Gewinnung u. Zubereitung sowie mit ihrer Klassifikation u. Benennung.

**Waben,** die aus einzelnen Zellen zusammengesetzten, von den Bienen aus Wachs, von anderen wespenartigen Insekten aus einem, grauem Papier ähnlichen Stoffe erbauten Nester.

**Wace** (spr. Wahß) — der ihm gewöhnlich gegebene Vorname Robert läßt sich nicht als authentisch nachweisen — altfranz. Dichter (Trouvère), geb. im Beginne des 12. Jahrh. auf der normannischen Insel Jersey; empfing seine Jugendbildung zu Caen u. Paris, erhielt, nachdem er in den geistlichen Stand eingetreten war, zunächst ein untergeordnetes kirchliches Amt zu Caen u. später (um 1155) ein Kanonikat zu Bayeux; in dieser letztern Stellung scheint er nach 1174 gestorben zu sein. W.'s Dichtungen, welche trotz ihres verhältnißmäßig geringen poetischen Werthes doch für die altfranz. Literaturgeschichte eine große Wichtigkeit besitzen, sind folgende: „Le Brut" od. „Le Roman du Brut", eine versifizirte Erzählung der fabelhaften Geschichte Britanniens von der Zerstörung Troja's bis zum J. 680 n. Chr. (herausgeg. von Le Roux de Lincy, 2 Bde., Par. 1836), ein Werk, durch welches zuerst die Sage von König Artus u. seiner Tafelrunde in die franz. Poesie eingeführt wurde; „Le Roman de Rou" (d. h. der Roman von Rollo), eine normannische Reimchronik, welche die Ereignisse von den ersten Einfällen der Normannen in Frankreich bis zur Regierung Heinrich's II. erzählt, mit ganz besonderer Ausführlichkeit aber die Eroberung Englands durch den Normannenherzog Wilhelm berichtet (herausgeg. von Andresen, Heilbronn 1877); die beiden religiösen Gedichte: „L'Établissement de la fête de la conception de Notre-Dame" (herausgeg. von Luzarche, Par. 1869) u. „St. Nicholas" (herausgeg. von Delius, Bonn 1850). Das Metrum, dessen W. sich mit Vorliebe bedient, ist der achtsilbige Reimvers, ein Theil des „Roman de Rou" aber ist in Alexandrinern abgefaßt.

**Wach,** Karl Wilhelm, Historienmaler, geb. zu Berlin 11. Sept. 1787; trat, mit großem künstlerischen Talent begabt, als Knabe in die Lehre Kretschmar's u. bildete sich dann auf der Akademie so vielseitig aus, daß er schon mit 20 Jahren Vorträge über die Perspektive hielt. Nachdem W. 1807–11 einige Bilder ausgestellt hatte, kam er als Landwehroffizier auch nach Paris, wo er seine Studien unter David u. Gros fortsetzte, mehrere Bilder biblischen Inhalts malte u. andere im Museum des Louvre kopirte. Während der J. 1817–19 lebte W. in Italien; eine große Zahl von Studien u. Kartons (darunter auch eine „Thronende Madonna mit dem Christuskinde") entstanden daselbst; nach Berlin zurückgekehrt, malte er an der Decke des Zuschauerraumes im neuen Schauspielhause die neun Musen, wurde Hofmaler u. versammelte allmählich zahlreiche Schüler um sich. In den folgenden Jahren, nam. von 1820–24, entstanden mehrere Altarbilder, z. B. „Die Auferstehung Christi" u. „Das Abendmahl" für die Peter-Paulskirche in Moskau, zahlreiche Portraits sowie Kartons u. Farbenskizzen zu Glasmalereien für Marienburg, u. in den dreißiger Jahren mehrere Bilder historischen u. mythologischen Inhalts. Korrekte Zeichnung, große Klarheit in den Umrissen u. in der Modellirung u. tiefgestimmte Farbe geben seinen Bildern eine gewisse Klassizität, aber auch eine gewisse Kälte u. Nüchternheit, weil es ihm an Phantasie u. Naivetät fehlt. W. starb als Vizedirektor der Akademie 24. Nov. 1845.

**Wachabiten,** s. „Wahabiten".

**Wachau,** ein Dorf mit 329 E. (1875) in der sächs. Kreishauptmannschaft Leipzig, 1 M. südsüdöstl. von Leipzig, Geburtsort des Satirikers Rabener, ist nam. bekannt durch die Rolle, welche es am 16. Okt. 1813,

dem Haupttage der Leipziger Schlacht, spielte. Genaueres s. unter „Leipzig“, woselbst auch eine Karte des Schlachtfeldes gegeben ist.

**Wache** od. Wacht, eine nach der Wichtigkeit des zu bewachenden Gegenstandes, der Größe der ihm drohenden Gefahr u. der Nothwendigkeit der mehrfachen Ablösungen der einzelnen Schildwachen (Posten) zu bemessende Anzahl Soldaten unter einem Vorgesetzten (Offizier, Unteroffizier) als Wachtkommandanten. Die Größe der Ehrenwachen (Wachen zu Ehren von Fürsten, hohen Generalen 2c.) richtet sich nach dem Range des Betreffenden u. der Zahl der zu besetzenden Posten.

**Wachholder**, s. „Juniperus“.

**Wachler**, Joh. Friedr. Ludwig, deutscher Geschicht- u. Literaturgeschichtschreiber, geb. 15. April 1767 zu Gotha als Sohn eines Geh. Regierungsraths; bestärkte seine Neigung zu literaturgeschichtlichen Studien schon als Gymnasiast durch Benutzung der Gothaer herzogl. Bibliothek. Seit 1784 studirte er zu Jena Theologie u. Philologie, bis er trotz seines wissenschaftlichen Eifers infolge einer jugendlichen Uebereilung relegirt wurde; er setzte nun in Göttingen seine Studien fort, erhielt 1788 eine Hauslehrerstelle in Rinteln u. noch in demselben Jahre eine außerordentliche Professur an der damals dort bestehenden Universität. 1790 wurde er als Rektor nach Herford berufen, welche Stelle er aber 1794 niederlegte, um in Rinteln Prof. der Theologie, 1797 auch der Geschichte u. Universitätsbibliothekar zu werden. Als Professor der Theologie ward er 1801 nach Marburg versetzt, erhielt auch das Lehrfach der Geschichte, 1802 eine theologische Professur u. 1805 den Titel eines Wirklichen Konsistorialraths. 1815 kam W. als Professor der Geschichte u. Konsistorialrath nach Breslau; das letztere Amt mußte er jedoch infolge seiner bei den Streitigkeiten über das Turnwesen bewiesenen Freimüthigkeit 1824 niederlegen; dafür wurde er aber zum Oberbibliothekar der Universitätsbibliothek ernannt. Er starb 4. April 1838. W. ist neben Bouterwek der Begründer der Literaturgeschichtschreibung in Deutschland. Alle seine Werke zeugen von umfassender Sachkenntniß u. selbständigem Urtheil, wodurch sie noch jetzt interessant sind. Außer verschiedenen kurzen Lehrbüchern u. dergl. schrieb er: „Versuch einer allgemeinen Geschichte der Literatur“ (3 Bde., 1793—96); „Handbuch der allgemeinen Geschichte der literarischen Kultur“ (2 Bde., Marb. 1804—1805, 3. Aufl., Lpz. 1833); „Geschichte der historischen Forschung u. Kunst“ (2 Bde., Gött. 1812—20); „Handbuch der Geschichte der Literatur“ (4 Bde., Frankf. 1804; 3. Aufl., Lpz. 1833; W.'s Hauptwerk, dessen letzte Ausgabe nam. durch die genannten Vorzüge sich auszeichnet); „Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Nationalliteratur“ (2 Bde., Frankf. 1818 bis 1819, 2. Aufl. 1834); „Philomathie“ (3 Bde., ebd. 1819—21); „Darstellung der Pariser Bluthochzeit“ (Lpz. 1826, 2. Aufl. 1828). Von 1793—1823 gab W. die „Neuen theologischen Annalen“ als Fortsetzung von Hassenkamp's „Annalen“ heraus.

**Wachs u. Honig.** Diese beiden von Alters her bekannten Sekretionsprodukte der Bienen bilden einen nicht unwichtigen Handels- u. Verbrauchsartikel u. werden in allen Ländern der gemäßigten u. warmen Zone gesammelt, sowol von den Bauten wildlebender Bienenschwärme, als auch da, wo Bienenzucht getrieben wird, von denjenigen der zahmen Bienen. Den Honig sammeln bekanntlich die Arbeitsbienen aus den Nektarien sehr vieler Blüten, verwahren ihn in ihrem Innern u. sondern ihn, in ihren aus Wachs bestehenden Zellen angekommen, wieder ab. Das Wachs wird jedoch nicht so direkt von der Pflanze übertragen, wie man früher annahm, denn durch die Untersuchungen von J. Hunter u. Fr. Huber hat sich herausgestellt, daß der von den Arbeitsbienen eingetragene, an ihren Füßen hängende wachshaltige Blütenstaub ausschließlich zur Ernährung der jungen Brut dient, u. daß das von den Bienen zur Erbauung ihrer Waben benutzte Wachs ein Produkt ihres Organismus u. wahrscheinlich ein Umwandlungsprodukt des Honigzuckers ist. Das Wachs wird von den Arbeitsbienen unter den schuppigen Ringen, welche den Hintertheil ihres Körpers bilden, in Gestalt kleiner Tröpfchen abgesondert, welche sehr bald zu kleinen Wachsschuppen erhärten. — Um es zu gewinnen, nimmt man nach dem Austreiben der Bienen aus ihrem Stocke die Waben heraus u. entfernt daraus den Honig durch freiwilliges Ausfließenlassen u. Auspressen u. schließlich durch Kochen der möglichst honigfreien Waben mit Wasser; der noch anhängende Honig löst sich in dem Wasser, während das Wachs als geschmolzene Masse oben aufschwimmt u. nach dem Erkalten als gelbe Scheibe abgenommen werden kann. Das auf diese Weise erhaltene Wachs besitzt eine mehr od. weniger dunkelgelbe Farbe, ist bei gewöhnlicher Temperatur knetbar, bei niederer spröde, hat einen körnigen Bruch u. ein spez. Gew. von 0,962 bis 0,965, es schmilzt zwischen 60 u. 62° C. Das aus jungen Stöcken stammende Wachs ist heller gelb u. wird Jungfernwachs genannt. In Wasser u. kaltem Alkohol ist das Wachs unlöslich, in kochendem Alkohol löst es sich jedoch in größerer Menge auf; es löst sich ferner in heißen fetten u. ätherischen Oelen, in Benzol u. anderen Kohlenwasserstoffen. Wird das Wachs in dünnen Schichten unter öfterem Benetzen mit Wasser in freier Luft der Einwirkung der Sonnenstrahlen ausgesetzt, so wird der ihm vom Stocke aus anhaftende Farbstoff zerstört u. dasselbe gebleicht. Solches Wachs ist weiß, in dünnen Schichten durchscheinend, härter u. brüchiger, als das gelbe Wachs. Beide Arten werden zu den verschiedensten Zwecken verwendet, nam. zu Wachsstöcken u. Wachskerzen, zu Figuren, Wachspolitur 2c. In Apotheken wird gelbes Wachs unter dem Namen Cera flava u. weißes Wachs, Cera alba, zu Salben u. Pflastern verwendet. Seines hohen Preises wegen ist das Bienenwachs vielfachen groben Verfälschungen ausgesetzt. In der Neuzeit ist in dem sog. Ceresin, einem natürlich vorkommenden paraffinartigen Kohlenwasserstoffe, der als Ozokerit in Galizien aus der Erde gegraben wird, ein Surrogat in den Handel gebracht worden, welches für manche Zwecke das echte Wachs leidlich ersetzen kann. In chemischer Beziehung ist das Wachs ein Gemenge dreier verschiedener Stoffe, es besteht nämlich hauptsächlich aus Myricin od. palmitinsaurem Melissyloxyd u. freier Cerotinsäure sowie einer kleinen Menge Ceroleïn, einem schon bei 28° schmelzenden Körper, welchem das Wachs seine Fettigkeit verdankt.

Der Honig wird gewöhnlich im Frühjahre, zuweilen auch im Herbste, beim Ausschneiden der Waben gewonnen; der freiwillig ausfließende ist der beste; er ist dickflüssig, hell u. klar, von süßem u. reinem Geschmack (Jungfernhonig); der durch Erhitzen od. Auspressen gewonnene Honig ist trübe, dunkler u. nicht so fein im Geschmack. In manchen Gegenden, wo die Bienen auf ganz bestimmte Blüten, z. B. Linden, Rosmarin, Lavendel, Rosen 2c., angewiesen sind, besitzt der Honig ein von diesen Blüten herrührendes besonderes Aroma. Die Bestandtheile des Honigs sind, außer diesen riechenden Körpern, ein krystallisirbarer Zucker (Traubenzucker od. Glykose) u. ein nicht krystallisirbarer, flüssig bleibender Zucker (Schleimzucker, Levulose), nebst etwas Wasser u. Farbstoff. Die Verwendung des Honigs als Genußmittel im rohen Zustande u. zu Konditoreizwecken, Honigkuchen 2c., ist allbekannt; auch in Apotheken wird er sowol im rohen Zustande als Mel crudum, als auch im gereinigten, Mel depuratum, benutzt. Der aus Amerika in großen Massen kommende Honig (sog. wilder Honig) ist oft sehr unrein, zuweilen auch säuerlich.

Das Bienenwachs ist aber nicht der einzige Stoff, der im gewöhnlichen Leben Wachs genannt wird, sondern es giebt verschiedene andere, jenem ähnliche, theils auch von Insekten abgeschiedene, theils direkt aus Pflanzen gewonnene Substanzen (Pflanzenwachs), welche man als Wachs bezeichnet, ja sogar mineralischen Produkten hat man den Namen Wachs gegeben, obgleich diese eine ganz andere Zusammensetzung haben, wie z. B. das schon genannte Erdwachs (Ozokerit). Am bekanntesten sind außer dem Bienenwachs folgende Wachsarten: das chinesische Wachs (Pela-Wachs), wird in China von einer Art Schildlaus, Coccus cocciferus, gewonnen, die auf einer dortigen Eiche u. auf einigen Ligusterarten lebt. Baum u. Insekt werden der Wachsgewinnung wegen in vielen Provinzen China's gezogen. Im Frühjahr werden die Nester, welche die Eier des Insekts enthalten, auf den Blättern der betreffenden Bäume ausgebreitet u. an den Zweigen des Baumes aufgehängt, nach 3—4 Wochen kommen unzählige kleine, weiße Insekten heraus, welche, indem sie von den Blättern sich ernähren, das Wachs produziren. Im Juni erscheint der Baum wie verzuckert; man kratzt dann die Wachskruste ab, bringt sie in siedendes Wasser u. nimmt das darauf schwimmende Wachs ab u. gießt es in runde Scheiben. In seinem Aeußeren ist es dem Walrath ähnlich, farblos, glänzend, krystallinisch, durchscheinend, geruch- u. geschmacklos. Es schmilzt erst bei 83° C. u. wird in China hauptsächlich zur Kerzenfabrikation gebraucht. Seiner chemischen Zusammensetzung nach ist das chinesische Wachs cerotinsaures Cerotyloxyd. Die jährliche Produktion wird auf 200,000 Kg. angegeben, ihres hohen Preises wegen kommt jedoch diese Wachssorte nur selten nach Europa. — Das Andaquieswachs ist das Produkt eines im Flußgebiete des Amazonenstromes u. Orinoco lebenden Insektes. Das japanische Wachs (Cera japonica der Droguisten) wird in Japan aus den Früchten von Rhus succedanea (*L.*) bereitet u. in großen Massen nach Europa gebracht; es ist gelblichweiß, nicht krystallinisch, von eigenthümlichem, etwas ranzigem Geruch, in der Kälte spröde, in der Hand wird es weich u. knetbar; es schmilzt zwischen 42 u. 50° C. Man erhält es in schüsselförmigen Scheiben, die mit einem weißen Reif überzogen sind, od. auch in großen viereckigen Blöcken. Dieses Produkt führt jedoch mit Unrecht den Namen Wachs, da es seiner chemischen Natur nach zu den

Fetten gerechnet werden muß. Es wird häufig anstatt des Bienenwachses u. zur Verfälschung des letzteren benutzt. — Das Carnaúbawachs, brasilianisches Palmenwachs, bildet den Ueberzug der Blätter der Carnaúbapalme (s. d.), es schmilzt bei 83,5° C. u. eignet sich dieses hohen Schmelzpunktes wegen, um leicht schmelzbare Fette zur Kerzenfabrikation tauglich zu machen. — Myricawachs, Myrtelwachs, bildet einen Ueberzug der Früchte mehrerer Myricaarten, hauptsächlich der Myrica cerifera (*L.*), nordamerikanischer Wachsstrauch, u. der Myrica cordifolia (*L.*), afrikanischer Wachsstrauch. Die Beeren dieser Sträucher werden mit Wasser ausgekocht, wodurch das Wachs schmilzt, sich auf der Oberfläche des Wassers sammelt u. dann abgeschöpft wird. Es besitzt eine grünliche Farbe, ist durchscheinend u. härter als Bienenwachs, riecht schwach gewürzhaft u. schmilzt bei 48–50° C. Ein einziger Strauch kann jährlich 12–15 Kg. Beeren tragen, welche 32% Wachs geben. Man benutzt es in Nordamerika u. am Kap der guten Hoffnung als Kerzenmaterial (vgl. ferner den Art. „Wachsbaum").

Nr. 5437. Der Wachsbaum (Myrica cerifera).
a Zweig in ½ natürlicher Größe, b Grundtheil eines Blattes von unten gesehen, c eine einzelne Schuppe, 30mal vergrößert.

**Wachsbaum** (Myrica cerifera), auch Wachs-Myrte (Wax-Myrtle od. Candle-berry-myrtle), Pflanzenart der dikotylischen Myricaceen od. Gagel-Gewächse, von denen unser Vaterland nur eine Art (M. Gale) auf den torfigen Heiden Norddeutschlands beherbergt. In völlig gleicher Weise wächst der Strauch von Ohio u. Pennsylvanien durch Virginien, Carolina u. Louisiana bis Mexiko auf Torfboden u. erzeugt hier eine beerenartige Frucht, welche ganz wie in Wachs eingebettet erscheint. Darum auch Wachsbeere (Myrtle-Wachs od. Myrica-Wachs, s. unter „Wachs"). Weniger in Betracht kommen noch zwei nordamerikanische Arten: M. pensylvanica u. carolinensis. Um so bedeutungsvoller tritt im äquatorialen Amerika eine andere Art (M. Caracasana) auf, aus deren Beeren man in Neugranada alljährlich große Mengen Wachs gewinnt. Diese Beeren scheiden das Wachs in einer dicken Schicht auf ihrer Oberfläche aus. Auch Afrika beherbergt einige Wachs liefernde Arten: M. aethiopica in Abessinien, M. brevifolia, Kraussiana, Burmanni, quercifolia, laciniata, cordifolia u. serrata am Kap der guten Hoffnung. Die letzten beiden Arten sind bes. wichtig, da sie zwischen der Kapstadt u. Stellenbosch zur Befestigung der Sanddünen u. des Flugsandes überhaupt wesentlich beitragen, indem sie gegen 20 m. lange Wurzeltriebe erzeugen, aus denen sich etwa 1 m. hohe Sträucher massenhaft erheben. Man sammelt auch hier die Beeren des Wachses wegen vom Mai bis November. — Uebrigens giebt es noch eine Menge von Wachsbäumen, die hier u. da eine Kulturbedeutung erlangt haben. Obenan stehen einige Palmen (s. unter „Ceroxylon"); ferner gehört der Kuhbaum (Galactodendron, s. d.) hierher; aus der Familie der Wolfsmilchgewächse sind zu verzeichnen: der Tiaïry Tahiti's od. der Cammi der Malayen (Aleurites triloba), dessen zweifächerige große Beeren das Wachs in so großer Menge im Innern abscheiden, daß man sie auf Schnüre reiht u. diese Schnüre direkt als Kerzen gebraucht; dann eine verwandte Art (A. Ambinux) auf den Molukken. Noch weit wichtiger ist der chinesische Talgbaum (Stillingia sebifera), der in den südl. Ver. Staaten Carolina u. auf Cuba einheimisch gemacht wurde. Bei ihm scheiden die dreifächerigen Früchte an ihren erbsengroßen schwarzen Samen ein walrathartiges Fett ab. Am berühmtesten jedoch ist der japanische W. (Rhus succedaneum), eine Sumachart, geworden, der das japanische Wachs (s. d.) des Handels aus seinen Früchten liefert. Dem Bienenwachse am nächsten steht ein anderer Stoff China's, die sog. Pela (s. unter „Wachs"). Ein anderes Wachsinsekt züchtet man in Japan auf Ligustrum Ibota, nämlich die Asinaca cerifera. Bemerkenswerth ist die Bildung von Wachs in der pilzartig geformten Familie der Balanophoreen; so z. B. in Langsdorffia hypogaea Neugranada's, deren Stengel man sich zu Bogotá gleich Wachsstöcken an Fest- u. Feiertagen bedient. In Ostindien spielt Balanophora elongata in einer Region von 2—3000 m. über dem Meere die gleiche Rolle (s. „Balanophora"). Uebrigens kommt Wachs bei sehr vielen anderen Gewächsen vor, wenn man auch dieselben wegen des zu geringen Gehalts nicht als Wachspflanzen verwerthet. So z. B. sind die weißen Streifen des nordamerikanischen gestreiften Ahorns (Acer striatum) an dessen jungem Stamme Wachs. Ebenso findet man dasselbe an dem Acer Negundo u. Tulpenbaume (Liriodendron tulipera) sowie auf Blättern u. Stengeln der Eucalyptus pulverulenta u. Acacia cultriformis 2c. Auch ein den Chinabäumen verwandter Baum, welcher bei Fugäsägusá in Neugranada wächst u. als Elaeagia utilis den Botanikern bekannt ist, erzeugt ein Wachs von harzartiger Beschaffenheit, das man als grünes Condamine-Harz im Handel kennt u. zu Kerzen verarbeitet.

**Wachsbildnerei**, griech. Keroplastik. Das Modelliren u. Nachbilden von menschlichen u. thierischen Körpern sowie von anderen Gegenständen, insbes. von Früchten, in Wachs war schon den Griechen u. Römern bekannt. Zur Zeit der Kreuzzüge wurde es in Konstantinopel häufig ausgeübt u. zur Zeit der Renaissance war es in Italien, wo die Bildner ihre Skizzen in diesem Material ausführten, auch Büsten u. Portraitmedaillons darin anfertigten, sehr in Gebrauch. Die naturwahre Färbung, welche dem Wachse leicht mitgetheilt werden kann, die eigenthümlich transparente Beschaffenheit, die sich für die Wiedergabe von Haut- u. Fleischpartien bes. gut eignet, u. die leichte Bearbeitung, die das Wachs gestattet, sind Vorzüge, welche dem sonst wenig formbeständigen Materiale für gewisse Zwecke der Plastik Verwendung verschafft haben. So wird die W. nam. zur Anfertigung lebensgroßer bekleideter menschlicher Gestalten mit Portraitähnlichkeit (sog. Wachsfiguren) verwendet, bei denen jedoch nur die unbekleideten Körpertheile aus Wachs bestehen, während der bekleidete Körper ausgestopft ist. Solche Sammlungen u. Nachbildungen historisch merkwürdiger Personen sind als Wachsfigurenkabinete Gegenstände der Schaustellung; wol die bedeutendste Sammlung dieser Art bildet das Wachsfigurenkabinet der Mad. Tussaud in London. Dem Gebiete der wahren Kunst stehen die Wachsfiguren fern. Sehr gut eignet sich die W. zur Nachbildung von anatomischen Präparaten.

**Wachsblume** (Cerinthe), Pflanzengattung der Boretschgewächse od. Borragineen, deren Blätter wie mit Wachs überzogen glänzen. Man kennt bei uns drei Arten: C. major, minor u. alpina, als jährige od. ausdauernde Kräuter, von denen man die beiden ersten zum Blaufärben, auch als Herba Cerinthes gegen Augenentzündungen gebrauchte.

**Wachsleinwand**, s. „Wachstuch".

**Wachsmalerei.** Nach Plinius gab es drei Arten der enkaustischen Malerei: „eine mit Wachs, eine andere in Elfenbein mit dem Cestrum (od. Griffel) u. eine später hinzugekommene, als man anfing, Schiffe zu bemalen." Diese dritte Art, die übrigens wahrscheinlich viel älter war, als Plinius annimmt, bestand darin, daß die gefärbten Wachse am Feuer zerlassen u. mit dem Pinsel aufgetragen wurden. Sie war nur geeignet zu einem farbigen Ueberzug der Architekturtheile u. der damit in Verbindung stehenden Bildwerke. Jene zweite Art auf Elfenbein war wol nur eine schraffirte Zeichnung, die mit einem glühenden Instrumente, dem Cestrum, eingebrannt u. vielleicht nachher mit Farbe ausgefüllt wurde. Die erste Art endlich, von der Plinius nur sagt, daß sie mit Wachs geschah, war wahrscheinlich diejenige, in welcher wirkliche Gemälde, u. zwar kleine Kabinetsstücke, ausgeführt wurden. Das Verfahren selbst jedoch wird aus den Beschreibungen nicht näher bekannt. Verschieden hiervon sind diejenigen Malmethoden, bei denen die Farben mit Wachs als Bindemittel versetzt u. diese Mischung in geschmolzenem od. erweichtem Zustande auf die Unterlage aufgetragen, bez. in dieselbe eingeschmolzen wird, die eigentliche enkaustische Malerei. Für die sog. kalte W. wird eine Mischung von Wachs, Terpentin, Leinölfirniß u. Dammarlack zusammen geschmolzen, bis sie eine pomadenartige Beschaffenheit zeigt. Mit diesem Bindemittel werden die mit Leinöl abgeriebenen Farben vor dem Gebrauche angemacht, die fertige Malerei erhält durch vorsichtiges Abreiben mit wollenen Lappen einen charakteristisch milden Glanz.

**Wachsmuth,** Ernst Wilhelm Gottlieb, Geschichtsforscher, geb. 28. Dez. 1784 zu Hildesheim; erhielt dort seine Gymnasialbildung, studirte seit 1803 Theologie u. Philologie zu Halle u. wurde dann

Lehrer an der Klosterschule zu Magdeburg, später am Gymnasium zu Zerbst. 1815 erhielt er eine Stelle an der Hauptschule der Vereinigten Gymnasien zu Halle u. bald darauf, durch gründliche Sprachstudien vorbereitet, die eines Lektors der italienischen u. englischen Sprache an der Universität daselbst. Mit Günther gab er 1816—18 die „Humanistische Zeitschrift" heraus. Nachdem er schon seit 1818 Vorlesungen über allgemeine, römische u. neuere Geschichte gehalten, eine „Aeltere Geschichte des Röm. Reichs" (Halle 1819) u. einen „Entwurf einer Theorie der Geschichte" (ebd. 1820) herausgegeben hatte, wurde er 1820 als Professor der alten Literatur nach Kiel berufen. Durch die eingehendsten Quellenforschungen u. auf verschiedenen Reisen sammelte W. nun das Material zu seiner „Hellenischen Alterthumskunde" (4 Bde., Halle 1826—30, 2. Aufl. 1843—46). Inzwischen trat er im Herbst 1825 die Leipziger Professur der Geschichte an, in der er bis an seinen am 23. Jan. 1866 erfolgten Tod verblieb. Neben seinen Vorlesungen, die sich auf fast alle Gebiete der alten u. neuen Geschichte erstreckten, blieb seine literarische Thätigkeit fortwährend sehr fruchtbar u. erfolgreich. Außer den genannten sind als Hauptwerke zu bezeichnen: die „Historischen Darstellungen aus der Geschichte der neueren Zeit" (3 Bde., Lpz. 1831 ff.); „Europäische Sittengeschichte" (5 Bde., ebd. 1831 ff.); „Geschichte Frankreichs im Revolutionszeitalter" (4 Bde., Hamb. 1840 ff.); „Geschichte des Zeitalters der Revolution" (4 Bde., Lpz. 1846 ff.); „Allgemeine Kulturgeschichte" (3 Bde., ebd. 1850 ff.); „Geschichte der politischen Parteiungen" (3 Bde., Braunschw. 1853 ff.); „Geschichte deutscher Nationalität" (3 Bde., ebd. 1860 f.). Ein sehr brauchbarer historischer Leitfaden ist sein „Grundriß der allgemeinen Geschichte" (4. Aufl., herausgeg. von G. Weber, Lpz. 1875). Ferner sind zu nennen: „Der deutsche Bauernkrieg" (1. Bd. einer beabsichtigten Reihe von Darstellungen aus der Geschichte des Reformationszeitalters, Lpz. 1834); „Weimars Musenhof in den Jahren 1772—1807" (Berl. 1844). Endlich schrieb W. eine „Geschichte vom Hochstift u. Stadt Hildesheim" (Hildesh. 1863).

**Wachspalme**, s. „Ceroxylon".

**Wachspräparate**, s. „Anatomie".

**Wachsthum** ist die unter dem Einflusse der Ernährung u. der Aufnahme neuer Stofftheile vor sich gehende Zunahme organischer Körper an Größe u. Gewicht, die nach gewissen natürlichen Gesetzen u. in regelmäßigen Proportionen sich vollzieht. Möglich ist das W. nur durch einen Ueberschuß der Einnahmen über die Ausgaben beim Stoffwechsel. Sämmtliche Gewebe u. Körpertheile des pflanzlichen u. thierischen Organismus nehmen in der Regel am W. Theil, so lange dasselbe überhaupt stattfindet; allerdings nicht alle Gewebe in gleichem Maße. Dabei ist das W. weit weniger die Folge einer Vergrößerung der Elementartheile des Körpers, als vielmehr die Wirkung einer Zunahme der Anzahl der sich als gewebsbildende Elemente darstellenden Zellen; im Allgemeinen ist das W. der Erfolg der Zelltheilung. Das gewöhnliche Maß für das W. des thierischen u. menschlichen Körpers ist dessen Längenzunahme u. diese wiederum hauptsächlich an das W. der Knochen geknüpft. Dieser mit dem Verknöcherungsprozeß verbundene Vorgang dauert so lange, als noch knochenbildendes Material in der Längsachse des Knochens vorhanden ist. Beim Menschen dehnt sich dieser Prozeß bis zum 22. Lebensjahre aus, wo die Röhrenknochen ein einziges Stück bilden, also das Längenwachsthum vollendet ist. Das W. in anderen Dimensionen u. die Gewichtszunahme dauert etwa bis zum 40. Jahre fort.

Während des Säuglingsalters (die 7—9 ersten Monate) findet das stärkste W. mit einer Längenzunahme um $^2/_3$ (20 cm.) statt. Das Kindesalter (9. Monat bis 7. Jahr) zeigt im 2. Jahre ein W. um etwa 10, im 3. um etwa 7, dann jedes Jahr um etwa $5^1/_2$ cm. Während des Knaben-, bez. Mädchenalters, welches vom 7.—14. Jahre reicht, nimmt der Mensch von der Geburt an bis zum Ende desselben durchschnittlich um etwa 40 Kg. zu. Diese Gewichtszunahme ist beim männlichen Geschlecht (um 3 Kg. durchschnittlich) größer als beim weiblichen. Quetelet hat aus statistischen Zahlen das Massenwachsthum des menschlichen Körpers durch Berechnung der mittleren Gewichtszunahme für jedes Altersjahr festgestellt: die Gewichtszunahme ist bei weitem am stärksten im 1. Lebensjahre (6 Kg.); sie sinkt rasch im 2. Jahre, erreicht ihren geringsten Werth im 3. Jahre, schwankt bis zum 9. u. 10 Jahre u. nimmt von da an (beim Mädchen früher als beim Knaben) wieder zu.

Unregelmäßigkeiten im W. können eintreten durch abnorme Größe — das sog. Riesen-W. (s. „Riese") — od. durch abnorme Verminderung der Zunahme an Länge u. Gewicht — zwerghaftes W. (s. „Zwerg").

**Massenwachsthum des menschlichen Körpers nach Quetelet.**

| Jahre. | Männliches Geschlecht. Körpergewicht in Kilogr. | Verhältniß zum Neugeborenen. | Absolute Wachsthumszahl. | Relative Wachsthumszahl. | Weibliches Geschlecht. Körpergewicht in Kilogr. | Verhältniß zum Neugeborenen. | Absolute Wachsthumszahl. | Relative Wachsthumszahl. |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 0 | 3,20 | 1,000 | | | 2,91 | 1,000 | | |
| 1 | 9,45 | 2,953 | 6,25 | 1,960 | 8,79 | 3,021 | 5,88 | 2,020 |
| 2 | 11,34 | 3,511 | 1,89 | 0,200 | 10,67 | 3,667 | 1,88 | 0,214 |
| 3 | 12,47 | 3,897 | 1,13 | 0,099 | 11,79 | 4,052 | 1,12 | 0,105 |
| 4 | 14,23 | 4,447 | 1,71 | 0,141 | 13,00 | 4,467 | 1,21 | 0,103 |
| 5 | 15,77 | 4,928 | 1,54 | 0,108 | 14,36 | 4,935 | 1,36 | 0,105 |
| 6 | 17,24 | 5,388 | 1,47 | 0,093 | 16,00 | 5,498 | 1,64 | 0,115 |
| 7 | 19,10 | 5,969 | 1,86 | 0,108 | 17,54 | 6,028 | 1,54 | 0,096 |
| 8 | 20,76 | 6,488 | 1,66 | 0,087 | 19,08 | 6,557 | 1,54 | 0,087 |
| 9 | 22,65 | 7,078 | 1,89 | 0,091 | 21,36 | 7,340 | 2,28 | 0,119 |
| 10 | 24,52 | 7,663 | 1,87 | 0,082 | 23,52 | 8,083 | 2,16 | 0,101 |
| 11 | 27,10 | 8,469 | 2,58 | 0,105 | 25,65 | 8,815 | 2,13 | 0,090 |
| 12 | 29,82 | 9,319 | 2,72 | 0,100 | 29,82 | 10,246 | 4,17 | 0,162 |
| 13 | 34,38 | 10,744 | 4,56 | 0,153 | 32,94 | 11,320 | 3,12 | 0,104 |
| 14 | 38,67 | 12,113 | 4,29 | 0,127 | 36,70 | 12,612 | 3,76 | 0,114 |
| 15 | 43,62 | 13,631 | 4,95 | 0,125 | 40,37 | 13,872 | 3,67 | 0,100 |
| 16 | 49,67 | 15,522 | 6,05 | 0,138 | 43,57 | 14,973 | 3,20 | 0,079 |
| 17 | 52,85 | 16,516 | 3,18 | 0,064 | 47,31 | 16,258 | 3,84 | 0,083 |
| 18 | 57,85 | 18,078 | 5,00 | 0,095 | 51,03 | 17,536 | 3,72 | 0,078 |
| 25 | 62,93 | 19,666 | — | 0,048 | 53,28 | 18,310 | | 0,019 |

Beim W. spielen Anlage, Erblichkeit, Rasse u. Lebensweise eine einflußreiche Rolle. Eine willkürliche Abänderung od. Förderung der Wachsthumsverhältnisse ist nicht gut möglich; höchstens kann man vermittels der Ernährungszustände einwirken. Beachtenswerth ist vor Allem als Zeichen des Gedeihens das W. des Kindes. Um dasselbe zu kontroliren, werden sorgsame Eltern dasselbe nicht nur von Zeit zu Zeit messen, sondern auch wiegen. Die Wachsthumsverhältnisse der einzelnen Körpertheile, auch diejenigen des Ober- u. Unterkörpers, gehen nicht gleichmäßig, sondern in gewissen Proportionen vor sich. Zeising stellte über die Metamorphosen in den Verhältnissen der menschlichen Gestalt von der Geburt bis zur Vollendung des Längenwachsthums ausgedehnte Untersuchungen an; auch Liharzik suchte „Das Gesetz des menschlichen W.s" (Wien 1858) durch zahlreiche Messungen festzustellen.

Quetelet, „Sur l'homme et le développement physique de ses facultés" (Par. 1835, deutsch von Riecke, Stuttg. 1838); derselbe, „Anthropométrie ou mesure des différentes facultés de l'homme" (Brüssel 1870).

**Wachstuch** od. Wachsleinwand (franz. Toile cirée, engl. Oilcloth); hierunter verstand man ursprünglich verschiedene Gewebe, Barchent, Kattun od. locker gewebte Leinwand, die auf der einen Seite mit einem glatten, glänzenden, wasserdichten Ueberzug versehen waren, der mittels einer Mischung von Wachs u. Leinölfirniß hergestellt wurde. Wegen seines hohen Preises hat man das Wachs schon lange weggelassen, der Name W. ist aber geblieben u. führen denselben jetzt alle mit Leinölfirniß überzogenen, in der Regel gemusterten Gewebe, welche zu vielerlei Zwecken gebraucht werden. Als Material für das W. u. zur Unterlage für den nachfolgenden Firnißüberzug dienen verschiedene Gewebe aus Leinen, Werg od. Baumwolle, nam. auch aus Jute. Diese werden erst mittels Bindfaden in hölzerne Rahmen eingespannt u. mit einem Kleister, der gewöhnlich aus Roggenmehl u. Wasser bereitet wird, überzogen. Nachdem dieser Ueberzug vollständig trocken geworden ist, wird der erste Farbengrund, meist aus Ruß od. einer andern Farbe u. Leinölfirniß bestehend, aufgetragen u. nach dem Trocknen mit Bimsstein glatt geschliffen. Dann folgen weitere Firnißüberzüge, mit welchen die verschiedenen Farben u. Mustertheile aufgedruckt werden, u. zuletzt ein Glanzlack. Das Drucken geschieht meist mit der Hand mittels hölzerner od. messingener Formen; mittels kleiner Walzen wird die Holzmaserung hergestellt; auch dienen Hadern, durchschnittene Krautköpfe u. dgl. für gewisse Zwecke als Modell. Neuerdings sind von England aus Maschinen für die Wachstuchfabrikation verbreitet worden, zuerst Grundirmaschinen, jetzt aber wird auch das Mustern mittels Walzendruck bewerkstelligt. Als Farbstoffe dienen deckende Mineralfarben, bes. auch Bronzen. Dem Leder ähnlich gepreßtes W., bei dessen Fabrikation an Stelle des Kleisters häufig eine Kautschuklösung verwendet wird, kommt unter dem Namen Ledertuch in den Handel. Die ordinären Sorten von W., die häufig nur einen Theerüberzug haben, anstatt Firniß, dienen zum Bedecken u. Verpacken von Waaren; die feineren werden zu Ueberzügen von Möbeln, zum Bedecken von Pianofortes u. Tischen, zum Ausschlagen von Kutsch- u. Eisenbahnwagen, zum Belegen der Fußböden, zu verschiedenen Sattler- u. Portefeuillearbeiten verwendet. Man verlangt von einem guten W.,

daß dasselbe einen reinen starken Glanz u. vollständige Glätte besitzt, daß es geschmeidig ist u. beim Biegen keine Risse bekommt, daß es aber auch nicht klebt u. in der Kälte nicht zu hart u. steif wird. — Ein ähnliches Fabrikat ist die Malerleinwand od. das Malertuch für Oelgemälde; dasselbe ist ein leinenes od. hanfenes Gewebe, welches auf einer Seite mit einem Ueberzuge von Firniß u. Bleiweiß bedeckt ist. — Unter dem Namen **Wachstaffet** versteht man einen leichten seidenen Stoff, der mit einem bes. präparirten Firniß überzogen ist u. zu Ueberzügen, zum Futter für Hüte u. zu Schweißblättern verwendet wird.

**Wacht am Rhein,** ein deutsches patriotisches Lied, mit den Worten „Es braust ein Ruf wie Donnerhall" beginnend, welches bes. in der Kriegsperiode 1870—71 zu großer Berühmtheit gelangte. Gedichtet ist es von Max Schneckenburger u. komponirt von Karl Wilhelm (geb. 5. Sept. 1820 zu Schmalkalden, gest. daselbst 26. Aug. 1873).

Nr. 5438. Wachtelfamilie.

Es erschien zuerst in einer von Erck u. Greef (Essen 1854) herausgegebenen Sammlung von Männerchören.

**Wachtel,** Theodor, berühmter deutscher Tenorist, geb. 1824 (nach Anderen erst 1827) zu Hamburg als der Sohn eines Lohnkutschers. Erst ziemlich spät, nachdem er in dem väterlichen Geschäft thätig gewesen, auch dasselbe nach dem Tode des Vaters für die Mutter weitergeführt hatte, wurde man auf seine schöne Tenorstimme aufmerksam u. veranlaßte ihn, dieselbe bei der Gesanglehrerin Grandjean in Hamburg weiter auszubilden. Nach anderthalbjährigem Unterricht bei genannter Dame trat W. in Hamburg zuerst in Konzerten, dann 1848 auch auf der Bühne auf. Sein erstes Engagement fand er zu Schwerin, blieb aber nicht lange daselbst, sondern wandte sich nach Dresden, wo er aber auch nur drei Monate verweilte, war darauf in Würzburg, Darmstadt, Kassel u. Hannover u., nachdem inzwischen sein Ruf sich verbreitet u. befestigt hatte, bei der Hofoper in Wien, endlich bei der königlichen Oper in Berlin thätig. Gegenwärtig hat er kein festes Engagement, sondern gastirt nur noch, was er auch schon früher in umfänglichem Maße gethan, indem er außer auf den meisten größeren Theatern Deutschlands auch (seit 1862) zu verschiedenen Malen in London bei der Ital. Oper im Coventgarden Theater gesungen sowie in neuester Zeit auch Amerika besucht hat. Seine wundervoll ausgiebige u. umfangreiche Stimme sowie das Feuer u. die Leidenschaft seines Vortrages haben ihn stets die glänzendsten Triumphe feiern lassen.

**Wachtel** (Perdix dactylisonans), ein 18 cm. großes, braunes, gelbweiß gestricheltes Feldhuhn mit gelblich weißem Strich über jedem Auge u. dem Scheitel, beim Männchen schwarzbrauner, beim Weibchen weißlicher Kehle, u. unbefiederten Läufen u. Zehen. Die W. hält sich in Getreidefeldern Europa's als Zugvogel auf, in Deutschland von Mai bis August, u. zieht im September scharenweise des Nachts, zumeist bei Mondenschein, nach dem Süden. Viele bleiben schon in Italien, andere fliegen trotz ihrer Schwerfälligkeit über das Mittelmeer nach Afrika, oft freilich von Stürmen hinweggerafft. Ihres angenehmen Schlages wegen (dessen dem Daktylus [–◡◡] ähnlicher Rhythmus ihnen den Beinamen verschaffte) hält man sie in Käfigen; das Fleisch wird gegessen. Die W.n, von denen sich die Israeliten in der Wüste nährten (Selavim des Alten Testamentes) waren Steppenhühner (Pterocles), nach Ansicht Anderer (z. B. Ehrenberg's) dagegen Flugfische.

**Wachtelkönig** (Wiesenknarre, Schnarre, Crex pratensis), ein 26 cm. großer, oben brauner, unten weißlichgelber, seitlich rothbraun gebänderter Sumpfvogel mit aschgrauem Halse u. etwas gebogenem Schnabel. Derselbe lebt auf Feldern u. feuchten Wiesen von Insekten u. Sämereien, würgt aber auch junge Vögel. Er führt seinen Namen irrthümlich wegen entfernter Aehnlichkeit seines Gefieders mit dem der Wachteln u. wegen des Umstandes, daß er manchmal mit Wachtelzügen zusammen vorkommt. Wie die Wachtel gehört auch er zu den deutschen Zugvögeln. Da er sich geschickt zu verbergen weiß, bekommt man ihn selten zu sehen, doch verräth ihn seine schnarrende Stimme.

**Wächter,** Eberhard Georg Friedrich v., einer der nächsten Nachfolger von Carstens (s. d.) in der Zeit der Wiederherstellung der deutschen Kunst. Geb. 1762 zu Bablingen bei Tübingen, widmete er sich Anfangs der Jurisprudenz, ging dann aber zur Malerei über, die er in Paris unter David u. in Rom erlernte, wo er sich als Gesinnungsgenosse an Carstens anschloß. Durch die Zeitereignisse von dort vertrieben, ging er 1809 nach Wien u. wurde hier für viele jüngere Künstler der Mittelpunkt der neuen Kunstbestrebungen. Mit reicher Phantasie begabt, von großen Gedanken erfüllt u. beseelt vom edelsten Willen, wurde W. doch im Ausdruck seiner Gedanken durch die Mangelhaftigkeit seiner Zeichnung u. Pinselführung empfindlich gehemmt. Seine Stoffe entlehnte er meist dem Alten Testamente (als sein Hauptbild gilt „Hiob u. seine Freunde", Stuttgarter Museum), od. der antiken Mythologie u. Geschichte. Er starb 1852.

**Wächter,** Karl Georg v., berühmter Rechtsgelehrter, geb. zu Marbach am Neckar 21. Dez. 1797; studirte 1815—18 in Tübingen u. Heidelberg die Rechte u. wurde, nachdem er Aspirant beim Obertribunal in Stuttgart u. dann Assessor beim Appellationsgericht in Eßlingen gewesen, 1820 außerord. u. 1822 ord. Prof. der Rechte in Tübingen, erhielt auch 1829 den Posten eines Vizekanzlers der Universität, legte denselben aber schon im folgenden Jahre nieder u. folgte 1833 einem Rufe als Professor nach Leipzig. Doch kehrte er 1836, kurz nachdem er durch Verleihung des Ordens der württemb. Krone den persönlichen Adel erlangt hatte, nach Tübingen als Professor u. Kanzler der Universität zurück. In letzterer Eigenschaft zugleich Mitglied der württemb. Kammer, ward er 1839 zu deren Präsidenten erwählt, welches Amt er dann ununterbrochen bekleidete, bis im März 1848 der Wechsel im Ministerium ihn veranlaßte, dem Vorsitze zu entsagen. Er nahm dann Theil am Frankfurter Vorparlament u. wurde von diesem auch in den Fünfziger-Ausschuß gewählt.

Nr. 5439. Karl Georg v. Wächter (geb. 24. Dez 1797).

Nach seiner Rückkehr übertrug ihm die Regierung den Vorsitz in einer zeitweiligen Kommission für Gesetzgebung. Später dozirte er wieder einige Zeit in Tübingen u. betheiligte sich nur noch ausnahmsweise an den Verhandlungen des Landtags. 1851 legte W. das Kanzleramt auf immer nieder u. ging als Präsident des Oberappellationsgerichts der vier Freien Städte nach Lübeck. Da ihm aber diese Stelle zu wenig Zeit für rein wissenschaftliche Arbeiten ließ, übernahm er 1852 wiederum eine Professur in Leipzig, wo er auch jetzt noch wirkt. 1855 verlieh ihm der König von Sachsen Sitz u. Stimme in dem neuerrichteten Staatsrathe u. Staatsgerichtshofe, 1857 den Rang eines Geh. Raths u. 1872 bei Gelegenheit des 50jährigen Doktorjubiläums W.'s den Rang eines Wirkl. Geh. Raths. 1866 u. 1867 war er als Mitglied des Norddeutschen Reichstags noch einmal auf dem politischen Gebiete thätig, auf dem er sich stets als gesinnungstüchtiger u. überzeugungstreuer Parteigenosse der gemäßigt Liberalen bewährt hat. In wissenschaftlicher Hinsicht gilt W., nam. im Privat- u. Kriminalrecht, als Autorität u. hat als Lehrer auf Tausende von Studirenden u. als Schriftsteller auf die gesammte Wissenschaft den größten Einfluß geübt. Von seinen Werken sind insbes. zu nennen: „Lehrbuch des Röm.-deutschen Strafrechts" (2 Bde., Stuttg. 1825 f.); „Abhandlungen aus dem Strafrecht" (Lpz. 1835); „Gemeines Recht Deutschlands" (ebd. 1844), „Beiträge zur deutschen Geschichte, insbes. zur Geschichte des deutschen Strafrechts" (Tüb. 1845); „Erörterungen aus dem röm., deutschen u. württemb. Privatrecht" (Stuttg. 1845); „Handbuch des in Württemberg geltenden Privatrechts" (2 Bde., ebd. 1839—51); „Die bona fides insbes. bei der Ersitzung des Eigenthums" (Lpz. 1871); „Die Buße bei Beleidigungen" (ebd. 1874); „Die Entscheidungsgründe zu dem Schiedsspruche in der Berlin-Dresdener Eisenbahnsache. Ein Beitrag zur Lehre von der Auslegung der Verträge" (ebd. 1877). Seit 1826 redigirte er lange Zeit mit R. v. Mohl die „Kritische Zeitschrift für Rechtswissenschaft"; vom 14. Bde. an war er viele Jahre Mitherausgeber des „Archivs für civilistische Praxis" u. vom 11. Bde. an des „Neuen Archivs des Kriminalrechts", für welche Zeitschriften er selbst zahlreiche Abhandlungen verfaßte. Oskar **W.**, Sohn des Vorigen, Jurist u. Publizist, geb. zu Tübingen 29. April 1825, ließ sich 1849 als Advokat in Stuttgart nieder u. nahm bald den lebhaftesten Antheil an der Politik. Insbes. bekämpfte er das Konkordat u. wurde 1866 als Mitglied der Ständekammer, der er seit 1862 angehörte, einer der Führer der Deutschen Partei. 1868 gründete er die Zeitung „Der Landbote". Zu seinen Schriften gehören: „Das Verlagsrecht mit Einschluß der Lehren vom Verlagsvertrage u. Nachdruck nach den geltenden deutschen u. internationalen Rechten" (2 Thle., Stuttg. 1857 f.); „Das Recht des Künstlers gegen Nachbildung u. Nachdruck seiner Werke" (ebd. 1859); „Wechsellehre nach den deutschen u. ausländischen Gesetzen" (ebd. 1861); „Württemberg u. Rom vor 300 Jahren" (ein Zeugniß gegen das Konkordat, ebd. 1860); „Konkordat u. Recht in Württemberg" (ebd. 1861); „Bekenntnißgrund, Kirche u. Sektenwesen in Württemberg nach Geschichte, Recht u. Lehre dargestellt" (ebd. 1862); „Das Handelsrecht nach dem allgemeinen deutschen Handelsgesetzbuch u. den Einführungsgesetzen" (2 Thle., Lpz. 1865 f.); „Johann Albr. Bengel" (Stuttg. 1865); „Beiträge zu Bengel's Schrifterklärung" (Lpz. 1865); „Der 9. Nov. 1867 u. das Verlagsrecht" (ebd. 1867); „Das Wechselrecht des Norddeutschen Bundes" (2 Abth., ebd. 1869 f.); „Das Autorrecht" (ebd. 1875); „Das Urheberrecht" (ebd. 1877) rc.

**Wachtmeister,** Benennung einer Unteroffizier-Charge bei den berittenen Truppen. Der W. entspricht in Rang u. Dienstverrichtung dem Feldwebel.

**Wachtschiff** ist ein Kriegsschiff, welches mit gewissen Zweigen der Aufsicht u. Polizei in einem Hafen od. Flusse betraut ist.

**Wacke** ist eine allgemeine, aber auch sehr unbestimmte Bezeichnung für halbzersetzte feldspathhaltige Gesteine, nam. Basalt u. Grünstein. W. ist demnach mehr ein Zustand gewisser Gesteine, als eine bestimmte Gesteinsart, u. man spricht daher von wackenartigem Basalt (Basaltwacke), wackenartigem Grünstein (Grünsteinwacke) rc. Diese W.n sind scheinbar einfache, dichte od. erdige Massen von unrein grünlich-grauer bis bräunlich-schwarzer Farbe, zeigen beim Anhauchen den Thongeruch, ein Zeichen der angefangenen Zersetzung der Thonerdesilikate, u. brausen mit Säuren infolge ihres Gehaltes an Karbonaten, die durch Einwirkung kohlensäurehaltiger Wasser auf das ursprüngliche Gestein gebildet worden sind. Durch weitere Zersetzung u. Auslaugung mit Wasser bleiben dann thonige Massen, die Wackenthone, zurück.

**Wackelsteine,** auch Wagsteine, nennt man im Volke gewisse vorgeschichtliche Steindenkmäler, die zu den sog. Dolmen od. megalithischen Bauten aus der Stein- od. Bronzezeit gehören, u. sich dadurch kennzeichnen, daß auf einem od. mehreren aufgerichteten Steinen ein kolossaler Deckstein aufgelegt ist, welcher trotz seiner Schwere eine geringe, schwingende Beweglichkeit zeigt. Man hielt sie lange Zeit fälschlich für Opferaltäre od. für Gegenstände des Kultus aus frühester Zeit; dagegen weisen sie sich zumeist als Ueberreste von zerstörten Grabkammern od. Hünengräbern aus. Man kennt dergleichen Bauten nicht blos in Deutschland, sondern auch in England als Rocking stones u. in Frankreich als pierres branlantes.

**Wackenroder,** Wilhelm Heinrich, ein früh verstorbener, kunstsinniger Schriftsteller, geb. 1773 in Berlin als Sohn eines Geh. Kriegsraths u. Bürgermeisters; gewann schon auf dem Gymnasium die Freundschaft Ludwig Tieck's u. wurde durch Fasch u. Reichardt in die Musik, durch K. Ph. Moritz in die bildende Kunst, durch E. J. Koch in die Schätze der alten deutschen Literatur eingeführt. Nach seines Vaters Willen widmete er sich in Halle, Erlangen, Göttingen dem Studium der Rechte, beschäftigte sich aber viel mehr mit Kunststudien. Nach beendigtem Studium wurde W. Referendar am Berliner Kammergericht u. starb bereits 13. Febr. 1798. Nicht lange zuvor war eine Sammlung seiner Aufsätze über Kunst unter dem Titel „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders" (Berl. 1797) erschienen, zum Theil in Novellenform, von Tieck mit einer Vorrede versehen u. mehreren Beiträgen bereichert. W. findet in der

religiösen Begeisterung einen Born wahrer Kunst u. will auf die Neubelebung der ersteren einen Aufschwung der letzteren begründen; zugleich fordert er von den Künstlern eingehendes Studium der Kunstgeschichte, Anschauungen, die bes. bei den deutschen Künstlern in Rom lebhaften Anklang fanden. In den „Phantasien über die Kunst" (1799) hat Tieck hinterlassene Aufsätze W.'s mit eigenen vereinigt; auch an Tieck's Kunstroman „Franz Sternbald's Wanderungen" (1798) hat W. Theil gehabt. W.'s Briefe an Tieck finden sich in der Holtei'schen Sammlung der „Briefe an Ludwig Tieck" (Berl. 1864); über sein Leben vgl. Köpke's „Ludwig Tieck" (2 Bde., Lpz. 1855).

**Wackernagel,** Karl Heinrich Wilhelm, ausgezeichneter Germanist u. trefflicher Dichter, geb. 23. April 1806 in Berlin; wurde auf dem dortigen Gymnasium zum Grauen Kloster vorgebildet u. widmete sich 1824—27 auf der Berliner Universität dem Studium der deutschen Sprach-, Literatur- u. Alterthumskunde, vornehmlich unter Lachmann. W.'s in seinem letzten Studienjahre erschienenen kleine Schriften „Spiritalia theotisca" u. „Das Wessobrunner Gebet u. die Wessobrunner Glossen" zogen alsbald die Aufmerksamkeit auf ihn; bald darauf erschien die erste Sammlung von Erzeugnissen seiner dichterischen Begabung: „Gedichte eines fahrenden Schülers" (Berl. 1828). W. privatisirte 1828—30 in Breslau, wo er mit Hoffmann v. Fallersleben in Verkehr trat, dann in Berlin, u. veröffentlichte in dieser Zeit mehrere germanistische u. sprachwissenschaftliche Abhandlungen in Hoffmann's „Fundgruben" u. anderen Zeitschriften. Seine scharfsinnige „Geschichte des deutschen Hexameters u. Pentameters bis auf Klopstock" (Berl. 1831) verschaffte ihm, nachdem er in Preußen keine Stellung hatte finden können, 1833 eine Berufung als Professor der deutschen Sprache u. Literatur an die Universität Basel, mit welchem Amte die Verpflichtung zur Ertheilung des höheren deutschen Sprachunterrichts am Baseler Gymnasium (Pädagogium) verbunden war. Mit einer Antrittsrede über „Die Verdienste der Schweizer um die deutsche Literatur" (Basel 1833) eröffnete er seine neue akademische Thätigkeit, der er fortan trotz ehrenvoller Berufungen nach München, Wien u. Berlin treu blieb; seit 1835 war er ordentlicher Professor. 1836 entzog ihm die preuß. Regierung das Staatsbürgerrecht, dafür schenkte ihm Basel im nächsten Jahre sein Bürgerrecht; W.'s rege Theilnahme am öffentlichen Leben veranlaßte 1854 seine Wahl in den Großen, 1856 in den Stadtrath. Seit 1837 gab W. mit Gerlach u. Hottinger das „Schweizerische Museum für historische Wissenschaft" heraus (Zürich u. Frauenfeld), in dem sich viele Beiträge von ihm finden; er lieferte solche auch in viele andere Zeitschriften, so in Haupt's u. Hoffmann's „Altdeutsche Blätter", Haupt's „Zeitschrift für deutsches Alterthum", Pfeiffer's „Germania", Höpfner's u. Zacher's „Zeitschrift für deutsche Philologie", Kurz' u. Weißenbach's „Beiträge zur Geschichte u. Literatur", endlich in seines Schwagers Gelzer „Protestantische Monatsblätter" u. die von der Historischen Gesellschaft zu Basel herausgegebenen „Beiträge zur vaterländischen Geschichte". W.'s schriftstellerische Thätigkeit erstreckte sich, überall von gleicher Sachkenntniß getragen, auf Sprach-, Kunst- u. Rechtswissenschaft, auf Literatur- u. Kulturgeschichte, auf Theologie u. Mythologie. Von seinen kleineren Schriften sind noch hervorzuheben: „Ueber die dramatische Poesie" (Basel 1838); „K. Fr. Drollinger" (ebd. 1841); „Die deutsche Glasmalerei" (Lpz. 1855); „Die Umdeutschung fremder Wörter" (ebd. 1861, 2. Aufl. 1862); „Ἔπεα πτερόεντα, ein Beitrag zur vergleichenden Mythologie" (Basel 1860); „Die Lebensalter, ein Beitrag zur vergleichenden Sitten- u. Rechtsgeschichte" (ebd. 1862); „Johannes Fischart von Straßburg u. Basels Antheil an ihm" (ebd. 1870); sodann als Früchte einer 1849 unternommenen Reise durch Frankreich, Spanien u. Italien: „Pompeji" (2. Aufl., ebd. 1851) u. „Sevilla" (ebd. 1854). W.'s Hauptwerke sind aber sein „Deutsches Lesebuch" (zuerst 2 Bde., Basel 1835—36, 2. Aufl., 3 Bde., ebd. 1839—43, vom 1. Bde. bereits 5 Aufl. erschienen), ein Zeugniß tiefster Literaturkenntniß u. feinsten Geschmacks, zu welchem auch ein „Altdeutsches Handwörterbuch" (ebd. 1861) gehört, u. die leider unvollendet gebliebene, bis zum 17. Jahrh. reichende „Geschichte der deutschen Literatur" (3 Bde., ebd. 1848—56, neue, aus W.'s Nachlaß vermehrte Ausgabe von Ernst Martin, ebd. 1877 ff.), die sich durch Originalität des Urtheils u. des Stils, neue, bessere Anordnung des Stoffs, Verarbeitung der Sprach- u. Kulturgeschichte auszeichnet. Ferner gab W. heraus: „Das Landrecht des Schwabenspiegels" (Zürich 1840); „Altfranz. Lieder u. Leiche" (Basel 1846); „Meinauer Naturlehre" (Bibliothek des Stuttgarter literarischen Vereins Nr. 22, Stuttg. 1850); „Das Bischofs- u. Dienstmannenrecht von Basel in deutscher Aufzeichnung des 13. Jahrh." (Basel 1852); „Der arme Heinrich Herrn Hartmann's von Aue u. zwei jüngere Prosalegenden verwandten Inhalts" (ebd. 1855); „Kleines altdeutsches Lesebuch" (ebd. 1861); auch betheiligte er sich an M. Rieger's Herausgabe „Walther's von der Vogelweide" (Gießen 1862). Wie W.'s literarische, war auch seine akademische Thätigkeit eine äußerst vielseitige; neben seinen stark besuchten Vorlesungen leitete er viele Jahre lang ein sehr anregendes „Germanistisches Kränzchen". Seine gedankenvollen u. formschönen, stets jugendlich frischen u. den Geist u. Charakter der altdeutschen Dichtung wiederspiegelnden Gedichte sammelte W. als: „Neuere Gedichte" (Zürich 1842), „Zeitgedichte" (Basel 1843), „Weinbüchlein" (Lpz. 1845). Nach J. Grimm's Tode das Haupt der Germanisten, wurde W. der Wissenschaft 21. Dez. 1869 durch den Tod entrissen. Nach seinem Tode erschienen: seine „Kleineren Schriften" (3 Bde., Lpz. 1872 bis 1875), eine Sammlung von Aufsätzen aus den verschiedenen von W. beherrschten Gebieten der Wissenschaft, seine gesammelten „Gedichte" (Basel 1873) u. die „Poetik, Rhetorik u. Stilistik" (herausgegeben von L. Sieber, Halle 1874). Vgl. über W. die Biographien im letzten Bande der „Kleineren Schriften" u. den Nekrolog von Vögelin in der „Zeitschrift für deutsche Philologie" (Jahrg. 1870). — Sein älterer Bruder, K. E. Philipp **W.**, war früher als Oberlehrer am Realgymnasium zu Berlin, dann an der Erziehungsanstalt eines Schwagers zu Stetten in Württemberg thätig, wurde hierauf Professor am Realgymnasium zu Wiesbaden, wonach er von 1849—62 das Direktorat der Elberfelder Gewerbeschule führte; später privatisirte er in Dresden u. starb das. 20. Juli 1877. Sein wichtigstes Werk ist „Das deutsche Kirchenlied von Luther bis Nik. Hermann" (2 Bde., Stuttg. 1841), neue Bearbeitung unter dem Titel „Das deutsche Kirchenlied bis zum 17. Jahrh." (Lpz. 1863 ff.), eine außerordentlich umfassende, mit vielem Fleiß aus den Quellen zusammengetragene Sammlung; im Zusammenhange damit steht die sorgfältige „Bibliographie des deutschen Kirchenliedes" (2 Bde., Frankf. 1854 bis 1855). Er gab außerdem heraus: eine nach den Versmaßen geordnete „Auswahl deutscher Gedichte für höhere Schulen" (5. Aufl., Berl. 1858); „Deutsches Lesebuch" (4 Bde., ebd. 1845 ff.); „Edelsteine deutscher Dichtung u. Weisheit im 13. Jahrh." (2. Aufl., Frankf. 1857); „Die goldene Fibel" (Wiesb. 1863).

**Wad** (Braunsteinschaum, erdiger Manganit), ein gewöhnlich als erdige Masse vorkommendes, zuweilen auch als Ueberzug u. in nierenförmigen od. stalaktitischen Massen sich findendes Manganerz von verschiedener Zusammensetzung; es besteht gewöhnlich aus einem Gemenge von Manganoxydhydrat u. Manganhyperoxyd. Man benutzt es wie Braunstein. Fundorte: Thüringen, Harz, Erzgebirge, England.

**Wadai,** innerafrikan. Reich in Flachsudan, welches im N. bis in die Sahara, im S. bis in das obere Scharigebiet reicht, im O. an Darfur u. im W. an Bagirmi grenzt, wird von Nachtigal, dem ersten wissenschaftlichen Reisenden, der sich längere Zeit (das ganze J. 1873) hier aufgehalten hat, auf 5800 □M. geschätzt, ungerechnet die in der Sahara liegenden abhängigen Gebiete von Kanem, am Bahr el Ghasal, in Borku u. Ennedi, mit 2,600,000 od., mit Einschluß der genannten nördlichsten Striche, mit wol 3 Mill. E., während Barth nach fremden Angaben sicher zu hoch 5 Mill. annahm. Die eigentliche Landesgrenze ist im W. 18½° östl. L. von Greenwich, reicht im S. nicht über den Fluß der Salamat, der also hier von 10° n. Br. u. 19° östl. L. bis 12° n. Br. u. 22° östl. L. die Scheidelinie bildet, u. schwankt im O. zwischen 22 u. 22½° östl. L. Doch wurden schon früher 3 Vasallenländer mit zu W. gezählt, zu denen nun die Saharastriche u. seit Nachtigal's Erkundigungen ein weites Gebiet im S. kommen. Von den Wüstenbewohnern gehorchen dem Sultan von W. die Bewohner des östlichsten Theiles von Kanem, eines Theiles am Bahr el Ghasal, eines kleinen Striches von Borku u. fast der Hälfte von Ennedi. Ebenso wie diese nördlichsten, so sind auch die südlichsten, von dem jetzigen Sultan Ali beherrschten Gebiete bis fast 8° n. Br. den anderen Provinzen des Reiches u. den alten Vasallenstaaten eigentlich gleichzusetzen. Sie sind gegenwärtig in das Centrum

Tafel CXII.

# Waffen.

Waffen aus der Steinzeit.

Orientalische Waffen.

Waffen aus der Bronzezeit.

Schwerter und Dolche aus dem Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts.
1—8. Deutsche und italienische Schwerter und Degen. 9. 10. Deutsche und italienische Dolche (sämmtlich aus Zarskoje-Sselo). 11. 12. Schweizer Flamberge. 13. 14. Maurische Waffen des Boabdil aus dem Madrider Waffen-Museum

Griechische Waffen.

Römische Waffen.

Mittelalterliche Waffen aus dem 11.–14. Jahrhundert.

Armbrüste und Schwerter aus dem 14. u. 15. Jahrhundert.

Waffen aus dem Dreißigjährigen Kriege.

Degen und Dolche aus dem 16. u. 17. Jahrhundert.
1. 2. 4. 7. 8. Deutsche und italienische Degen. 3. Dalmatiner. 10. 11. 12. Deutsche und italienische main-gauches. 5. 6. Spanische main-gauches. 9. Deutscher Springdolch.

Waffen aus dem Siebenjährigen Kr[iege.]

Verlag von Otto Spamer in Leip[zig.]

# Tafel CXIII. Wappen der deutschen Staaten. No. 1.

Deutsches Reich.

Bayern.

Sachsen.

Württemberg.

FURCHTLOS UND TREW

Preußen.

Baden.

Hessen.

Sachsen-Weimar.

Mecklenburg.

Oldenburg.

Braunschweig.

Sächsische Herzogthümer.

Anhalt.

Lippe-Detmold.

[illegible]

# Wappen deutscher und europäischer Staaten.



Reuß.

Bremen.

Hamburg.

Lübeck.

Waldeck.

Oesterreich.

Ungarn.

Rußland.

Frankreich, Napol. Dynastie.
Die Republik Frankreich führt kein Wappen.)

Großbritannien.

Italien.

Belgien.

Niederlande.

Spanien.

Portugal.



Verlag von Otto Spamer in Leipzig.

Tafel CXV. **Wappen europäischer und außereuropäischer Staaten.** No. 3.

Dänemark. Schweden und Norwegen. Schweiz. Rumänien. Griechenland.

Vereinigte Staaten von Nord-Amerika. Türkei. Persien. Aegypten. Mexiko.

Argentina. Venezuela. Brasilien. Chile. Peru.

des geographischen Interesses gerückt, da sie dem Nordpunkte des Congo, von welchem Nachtigal als dem Bahar Kuta schon hier hörte, nicht fern liegen können. Es sind dies die Länder Runga u. Kuti, von dem eigentlichen W. durch den Bahar es Salamat getrennt, unter einem eigenen König, aber alljährlich von W. aus kontrolirt u. Tribut zahlend. Das über 40 M. lange u. 20—25 M. breite Gebiet wird vom Aukadebbe, einem rechten Scharizuflusse, u. anderen kleinen nicht perennirenden Gewässern des Scharisystems von O. nach W. durchströmt u. deckt den reichen Bedarf des Marktes von W. an Elfenbein u. Sklaven. Die alten 3 Vasallenländer sind: Fittri mit dem gleichnamigen See, in den der Batha mündet, im NW., also an die Nordostspitze von Bagirmi grenzend, mit 100 Dörfern, Sula, nördl. vom Bahar es Salamat, im O., mit 60 Dörfern, Tama, östl. von Wara im NO. Die beiden letzten liegen nach Darfur hin u. zahlten zur Zeit von Nachtigal's Anwesenheit Tribut an dieses wie an W., wurden also von beiden als abhängig angesehen. Diese Ostgrenze, die in neuester Zeit, seitdem Darfur ägyptisch geworden ist, W. von Aegypten trennt, ist außerdem unsicher wegen der Räubereien der Massalit, die nur zum Theil W. gehorchen. Der von den aufgezählten abhängigen Ländern eingeschlossene Kern von W. nun hat im Ganzen ebenen, von 2 niedrigen, öfter durchbrochenen Hügelketten von O. nach W. wenig erhobenen Boden, der nach N. u. O. ziemlich sandig ist. Die Mitte nimmt das Flußgebiet des Batha ein welcher an der Ostgrenze entspringt, im Ganzen 13° n. Br. entlang nach W. fließt, in der Mitte einen Bogen nach N. macht u. hier bei Malam von rechts seinen größten, im äußersten NO. entspringenden Nebenfluß, den Beteha, aufnimmt. Er mündet in den Fittrisee, welcher bald 2—3, bald wieder (in der Regenzeit) 6—8 Tagereisen Umfang hat u. die in der Mitte gelegene Insel Modi umschließt. In der Regenzeit sind Batha u. Beteha große Flüsse, in der Dürre nur schmale Bäche u. zeitweise sogar nur eine Reihe von Pfützen in einem breiten Sandbett. Der südl. Hauptfluß ist der Bahar es Salamat, dessen Ursprünge der Wadi Kadsha u. Wadi Asunga an der Grenze gegen Darfur u. der Bahar Azum auf dem Dschebbel Marra, dem in Darfur liegenden u. die Wasserscheide zwischen Tsad- u. Nilgebiet bildenden Gebirge, entstehen; er fließt südl. von Sula nach W., ist ebenfalls kein perennirender Wasserstrom u. ergießt sich in den See Iro, der $1\frac{1}{2}$—2 Tagereisen im Umfang mißt u. einen westl. Abfluß zum Schari zu haben scheint. Die Flora ist ziemlich mannichfaltig, Tamarinden, Sykomoren u. einige Palmenarten herrschen vor, angebaut werden bes. Weizen, Reis u. Duche neben Durrha, rothem Pfeffer, auch Mais u. Baumwolle. Von der Fauna sind bemerkenswerth das ein- u. das zweihörnige Rhinozeros, gute Pferde, Kameele u. Rindvieh. Die Bewohner zerfallen in edle Mabastämme von arabischer Abstammung, die zuerst den Islam annahmen u. nördl. vom Beteha, also auch in der Residenz Abesche u. um Wara wohnen, in 350 Dörfern, andere, erst später dem Islam gewonnene Maba's, die südlicher zwischen Beteha u. Batha u. an letzterem in 550 Dörfern sitzen, die nicht zu den Maba's gehörigen Bewohner im N. u. O. in 660 Dörfern u. die unterworfenen unedlen Stämme im S. in 290 Dörfern; im Ganzen schätzt Nachtigal die seßhaften Bewohner auf 2,349,000, die Nomaden auf mindestens 200,000 Seelen. Die Hauptbeschäftigung bilden Ackerbau u. Handel mit Sklaven, Salz, europ. Artikeln, Kupfer u. Eisen. Die Industrie ist gering. Die Fakih u. Ulema von W. sind wegen ihrer Korankenntniß in ganz Sudan berühmt. An der Spitze von W. steht ein despotischer Herrscher, der in den Vasallenstaaten u. in den einzelnen Distrikten Statthalter einsetzt. Die jetzige Hauptstadt ist Abesche od. Abeschr, an einem nördl. Zufluß des Beteha, mit ca. 8000 E., die frühere, Wara, liegt nördl. davon u. ist jetzt gänzlich verfallen, nur der frühere Stadttheil des gemeinen Volkes existirt noch als unbedeutendes Dorf. Andere Orte sind: Nimro, westl. von Wara, wo die meisten den Großhandel treibenden Dschellaba wohnen, Bir Tuil im O., Bir Sessi im SO. u. Jawa in Fittri, östl. vom See. Der mohammedanische Staat W. wurde 1642 von Abdel Kerim gestiftet, sein Nachfolger baute Wara, ein anderer Abdel Kerim (regierte 1805—15) unterwarf Bagirmi, das sich aber wieder frei gemacht hat. In neuester Zeit war W. berüchtigt wegen des Fanatismus seiner Bewohner u. seiner starren Abgeschlossenheit gegen die christlichen Reisenden; so wurde Vogel 1856 in Wara, v. Beurmann 1864 an der Westgrenze ermordet; doch konnte Nachtigal, geschützt von dem klugen u. energischen Sultan Ali, ungehindert hier reisen u. gerade W. für einen jetzt ganz bes. gut geeigneten Ausgangspunkt für das Eindringen in den Aequatorialgürtel empfehlen.

**Wade**, der dicke, gewölbte, hintere Theil des menschlichen Unterschenkels, wird von, die Streckung des Fußes u. das Beugen der Zehen vermittelnden Muskeln gebildet, die nach unten in die starke Achillessehne auslaufen. Das Wadenbein (Fibula), ein dünner, an der äußeren Seite des Schienbeines gelegener Röhrenknochen, dient mehreren Muskeln zur Befestigung u. vervollständigt mit seinem unteren Ende die Gelenkgrube für den Fuß. Bei den Säugethieren wie beim Menschen entwickelt, ist das Wadenbein der Vögel nur kurz u. unvollständig u. verwächst unten mit dem Schienbeine, bevor es die Fußwurzel erreicht.

**Wadenkrampf** ist eine in den Muskeln der Wade bei einer unvorsichtigen Bewegung od. auch ganz von selbst, bisweilen mitten im Schlafe auftretende Empfindung eines äußerst schmerzhaften Ziehens, die als eine Reizung der in jenen Partien liegenden Bewegungs- u. Gefühlsnerven aufzufassen ist. Man bezeichnet die Affektion auch als Crampus der Wade. Dabei ist der Wadenmuskel, Musculus Gastrocnemius, geschwellt, brethart, seine Contouren treten scharf hervor; der Schmerz ist nam. bei Drücken od. Reiben erheblich. Nach wenigen Sekunden od. Minuten läßt der Krampf nach, häufig bleibt aber sehr unangenehmes Müdigkeitsgefühl u. Empfindlichkeit bei Druck für einige Zeit zurück. Nicht selten kehrt der Krampf mehrmals wieder u. quält den Kranken manchmal stundenlang. Da es sich beim Zustandekommen des W.es um eine gesteigerte Erregbarkeit der Muskelnerven handelt, so ist meist absolute Ruhe des ergriffenen Beines am wohlthätigsten; Reiben u. Kneten der Wade scheint hier u. da Erleichterung zu schaffen. Warme Bäder, spirituöse, beruhigende u. narkotische Einreibungen von Kampherliniment mit Chloroform od. Opium bringen Linderung; in hartnäckigen Fällen wird man auch vom galvanischen Strom (Elektrizität) sowie von Morphium-Injektionen Gebrauch machen können. Innerlich schaffen in solchen Fällen Chloralhydrat u. Bromkali Erleichterung.

**Wadi**, im westl. Nordafrika Wed genannt (arab.), Fluß- od. Flußthal.

**Wadvögel** (Sumpfvögel, Stelzvögel, Grallatores), eine Ordnung von Vögeln mit langem Halse, langen Beinen, langem Schnabel, welche vorzugsweise an den Ufern der Gewässer leben u. hier Würmern, Weichthieren, Fischen, Amphibien, theilweise auch kleinen Säugethieren nachgehen. Ihre langen Zehen gewähren ihnen eine breite Basis für die dünnen Beine u. den schlanken Körper. Sie leben monogamisch u. bauen kunstlose Nester auf Bäumen, auf der Erde, auch auf Dächern od. auf dem Wasser. Die meisten von ihnen sind Strich- od. Zugvögel u. erscheinen in großen Scharen im Frühling; sie brüten bei uns od. im Norden, ziehen aber im Herbst wieder nach dem Süden. Hierbei bewähren sie ein ausgezeichnetes Flugvermögen, die langen Beine sind im Fluge nach hinten gestreckt. Zu den W.n gehören die Familien der Wasserhühner, der Schnepfen, der Regenpfeifer, der Reiher u. der Kraniche.

**Waffen** nennen wir alle Werkzeuge u. Bekleidungsstücke, welche der Mensch zum Schutze seines Körpers gegen feindliche Angriffe u. zum eigenen Angriffe gegen Andere gebraucht. Wir unterscheiden deshalb im Allgemeinen Schutz- u. Trutzwaffen. Die Gestaltung derselben ist mit der fortschreitenden Entwicklung der Kultur eine immer vollkommenere geworden, die eigentlichen Schutzwaffen aber, d. h. diejenigen Bekleidungsstücke, welche den Körper des Einzelnen unmittelbar schützten u. von ihm getragen wurden, sind vor der Vervollkommnung der Trutzwaffen gewichen, weil sie, um ihrem Zwecke zu entsprechen, ein die Tragkraft von Mann u. Pferd übersteigendes Gewicht hätten haben müssen. Die Deckung gegen feindliche Waffenwirkung wurde, abgesehen von der Benutzung natürlicher Bodenbeschaffenheit, nach u. nach immer mehr durch besondere Vorbereitung des Kampfplatzes, od. auch durch geschicktere u. massenhaftere Anwendung der eigenen Trutzwaffen bewirkt, u. so entstand die Befestigungskunst (s. d.), sowie für den einzelnen Mann die Fechtkunst, für Truppen die Taktik, d. h. die Kunst, Truppen aufzustellen u. im Gefechte zu bewegen. Wie wir nun die verschiedenen Stufen der Waffenentwicklung bei den europäischen Kulturvölkern nach einander entstehen sehen, so können wir noch heutzutage, wenn wir unsere Blicke auf die dem heutigen Mittelpunkt der Kultur, Europa, ferner liegenden Erdtheile richten, diese Stufen neben einander betrachten. Die Aehnlichkeit der Waffenkonstruktion aus der Stein- u. Bronzezeit mit den bekannten Gestalten der gegenwärtigen W. der Südsee-Insulaner springt sofort in die Augen, wie denn die orientalischen W. der neuern Zeit in den Konstruktionsprinzipien ganz entschieden noch mit den W. des ritterlichen Mittelalters übereinstimmen. Eine gleiche Erscheinung zeigt sich bei den Feuerwaffen. Noch in der Mitte unseres Jahrhunderts standen die Feuerwaffen der Tscherkessen, Beduinen, der Indianer, welche von Feuerwaffen Gebrauch machten, etwa auf dem technischen Standpunkte der europäischen Feuerwaffen aus dem vorigen Jahrhundert. Die in unserer Zeit stets gesteigerten Transportmittel, die große Ausdehnung

Nr. 5410. Schwert aus dem 14. Jahrh.

unserer Handelsbeziehungen, die Nothwendigkeit der Veräußerung bedeutender Mengen von Feuerwaffen, welche durch die reißend schnell vorwärts schreitende Verbesserung in der Konstruktion u. Wirksamkeit dieser W. für europäische Anforderungen sich unzureichend erwiesen, endlich die durch die steten Kriege der Jetztzeit zum Theil hervorgerufene Ueberproduktion vieler Fabriken sind die Ursache, daß heutzutage wol bei allen Völkern der Erde, welche überhaupt Feuerwaffen gebrauchen, auch die neueren u. neuesten Modelle vertreten sind. (Vgl. „Feuerwaffen" u. die besonderen Artikel sowie „Artillerie".) Mit dem Beginne der Eisenzeit (s. „Kultur, Kulturgeschichte") treten diejenigen Völker in den Vordergrund, über deren Geschichte uns sichere Quellen zu Gebote stehen. Die Griechen u. Römer kannten nach den frühesten Nachrichten, welche wir über sie haben, bereits das Eisen, wenn auch in den ersten Zeiten noch mehrfach Bronzewaffen bei ihnen vorkommen, u. bei ihnen finden wir sowol in Schutz- als auch in Trutzwaffen bereits diejenigen natürlich gegebenen Konstruktionsgrundzüge, welche auch das Mittelalter für dieselben W. festgehalten hat. Helm u. Harnisch zeigen sogar zum Theil elegantere u. geschmackvollere Formen, als sie das frühere Mittelalter mit seinen unförmlichen Topfhelmen (s. die Eck-Illustration) u. ringbesetzten Lederhemden (s. „Harnisch") aufzuweisen hat; ein Beweis unter noch vielen anderen für die höhere Stufe, auf welcher Kunst u. Handwerk zur Blütezeit des Alterthums standen. Die Hauptwaffe, die eigentliche Ehrenwaffe u. Zier des wehrhaften Mannes, war auch damals schon das Schwert; es bringt in allen Kämpfen, sowol des Einzelnen gegen den Einzelnen, als auch der Heere gegen einander die endgiltige Entscheidung, u. der Gallier Brennus wirft bei der Eroberung Roms sein Schwert noch in die Wagschale, um diese zu seinem Vortheile sinken zu lassen. Der Gestaltung u. Ausschmückung des Schwertes finden wir deshalb stets die größte Sorgfalt zugewendet. Die Römer vertauschten ihre ursprünglich kurzen Schwerter mit den langen hispanischen Klingen. Die germanische Vorzeit weiß viel zu erzählen von den Schwertern berühmter Helden, welche selbst besondere Namen führten. So hieß Siegfried's Schwert Balmung, dasjenige Roland's Durindana 2c. Auf den Klingen wurden später Heiligenbilder, Denksprüche, ja schließlich ganze Kalender, Vaterunser 2c. eingeätzt. Die Gestalt der Klingen wechselte im Ganzen wenig, sie kann also für sich keinen Aufschluß über das Alter der Waffe geben, wol aber das Gefäß, dessen Entwicklung von der einfachen Parirstange zum Korbe, welcher den früheren Stahlhandschuh entbehrlich machte, unsere Illustrationstafel vollständig nachweist. Gebogene Klingen waren im Orient in Gebrauch. Schon die Hunnen in der Völkerwanderung führten gekrümmte Schwerter mit. Aus diesen entwickelten sich unsere Säbel, wie aus den geraden Schwertern die heutigen Degen u. Pallasche (s. „Pallasch"). Die orientalischen Schwerter u. Säbel sind, der kleinen Hand der Orientalen entsprechend, mit sehr kurzem Griffe versehen. Als Extrem stehen diesen gegenüber die Zweihänder, d. h. diejenigen langen Schwerter, welche die deutschen Landsknechte führten (s. Illustr. zu „Frundsberg"). Neben dem Schwerte führten schon die Römer den Dolch (s. d.), eine kurze Waffe, zum Stoße mit einer Hand eingerichtet. Im Mittelalter u. bis ins 15. u. 16. Jahrh. wurde dem Dolche besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Er diente zu verschiedenen Zwecken, zum Pariren der Degenstöße des Gegners, indem man ihn mit der linken Hand faßte, sog. Main gauche, als Zierde, endlich, um dem besiegten Feinde den Gnadenstoß zu geben, sog. Miséricorde. Springdolche waren so eingerichtet, daß sie sich durch einen Druck auf eine Feder des Gefäßes in mehrere Schneiden theilten. Ueber die Lanze, Hellebarde, Partisane vgl. die bes. Artikel, desgl. über Schild, Tartsche „Helm" u. „Harnisch". Von letzterem hat sich Panzerhemd u. Stahlhelm mit Schild noch bei den Tscherkessen erhalten. Konstruktion u. Ausstattung der blanken W. u. der Harnischtracht hatten nach Einführung der Feuerwaffen u. bis in das 16. Jahrh. wol ihre edelsten Formen erreicht. Schwert u. Speer gingen nun nach u. nach in Degen u. Lanze über u. von der Harnischtracht blieb nur Küraß u. Ringkragen in den Heeren der Neuzeit übrig. Die Armbrust (s. d.) erhielt sich noch lange neben den Feuerwaffen, da sie fast auf 200 Schritt trug u. schneller zu schießen erlaubte, als die anfänglichen Feuergewehre. Auch Katepulten u. Ballisten (s. d.) wurden Anfangs noch bei Belagerungen neben den ersten Feuergeschützen verwendet. Die Geschütze u. Gewehre, welche zur Zeit des Mittelalters, des Dreißigjähr. Krieges, des Siebenjähr. Krieges u. in der Mitte unseres Jahrhunderts in Gebrauch waren, sind in „Artillerie" u. in „Feuerwaffen" beschrieben u. ebendaselbst sowie auf der hier beigefügten Tafel abgebildet. Die daselbst aufgestellten Waffengruppen geben zugleich ein Bild der in jenen Perioden gebräuchlichen Armatur- u. Ausrüstungsstücke (s. auch „Armatur") u. bekunden damit den steten Fortschritt, welcher auch in dieser Richtung stattgefunden hat. Ganz besonders ist hier das 1842 von dem preuß. Premierleutnant Virchow in Vorschlag gebrachte u. nach u. nach in der ganzen deutschen u. auch in anderen Armeen eingeführte Gürtellederzeug, an Stelle der über der Brust des Infanteristen gekreuzten Bandeliere, welche bis zur Mitte unseres Jahrhunderts überall üblich waren. Die Anfertigung der W. war eine der wichtigsten u. edelsten Aufgaben der alten Kunst u. Technik. Die Waffenschmiede der vorchristlichen germanischen Zeit leben noch in den Liedern jener Tage. Die berühmten Plattner (s. d.) des 15. u. 16. Jahrh. in Italien u. Deutschland, wie die Brüder Nigroli, Johann Ambrogis, Bernardo Civo, Hieronymus Spacini, der Verfertiger des Schildes Karl's V., Desiderius Kollmann von Augsburg, Lorenz Plattner, Wilhelm Seussenhofer, standen in hohem Ansehen. Auch der Orient hatte bedeutende Waffenschmiede, die Damaszener Klingen (s. d.) sind bekannt. In Europa werden nam. die Toledaner Klingen gerühmt. Juan Martinez aus Toledo war ein berühmter Klingenschmied, ebenso Andrea Ferrara. Plattner u. Klingenschmiede hatten ihre Zeichen, welche sie in die Klingen einschlugen; ein in Paris 1840 erschienenes Schriftchen „Notices sur les armes défensives etc." von Jubinal führt allein die Klingenzeichen von 99 Toledaner Schmieden an. Unter den deutschen, ebenfalls sehr zahlreichen Klingenzeichen ist nam. dasjenige der Passauer Klingenschmiede, das sog. Wolfszeichen, zu erwähnen, welches sich übrigens auch auf Solinger Klingen befindet. Wenn auch im J. 1427 Mailänder Waffenschmiede nach der Schlacht von Macalo in wenigen Tagen 4000 Reiter u. 2000 Fußgänger mit Harnischen u. allen anderen Rüstungsstücken versehen haben, so ist doch diese für jene Zeit gewaltige Leistung nicht zu vergleichen mit unseren heutigen Vorräthen u. der Lieferungsfähigkeit unserer Fabriken. Solingen vermochte schon Ende der sechziger Jahre bei Anstrengung aller Arbeitskräfte 8–10,000 Seitengewehre wöchentlich herzustellen. In gleichem Verhältniß der Lieferungsfähigkeit stehen die großen Gewehrfabriken zu Lüttich in Belgien u. Suhl in Thüringen, ferner die Krupp'schen Stahlwerke in Essen, bezüglich Erzeugung von Geschützen. Neben diesen Privatfabriken besitzen große Staaten, wie Deutschland, Oesterreich, Frankreich, Rußland, ausgedehnte Fabriken, welche vom Staate selbst betrieben werden, als: Spandau, das Arsenal bei Wien (s. „Arsenal"), die russ. Gewehrfabriken in Tula, die russ. Arsenale in Petersburg u. Briansk, die franz. Gewehrfabriken in Vincennes, das Arsenal in Bourges 2c. Die Verbindung der Privatindustrie mit dem Staate hat die Leistungsfähigkeit in der Herstellung von Kriegsmaterial in einer Weise gesteigert, von welcher zu Anfang unseres Jahrhunderts noch keine Vorstellung war. Dieser Verbindung verdanken wir auch zum größten Theile die neuesten Waffenkonstruktionen; denn ohne die mannichfachen Aufgaben, deren Lösung der Betrieb der Dampfmaschinen von dem Civilingenieur täglich fordert, wäre nimmermehr die Herstellung von gasdichten u. im Gebrauche haltbaren Verschlüssen der Hinterladungswaffen gelungen.

Nr. 5411. Augsburger Plattnerzeichen.

Nr. 5412. Damaszenerklinge von Kosciuszko's Säbel.

Nr. 5413. Wolfszeichen einer Schwertklinge aus dem 14. Jahrh. Im Züricher Zeughaus.

**Waffenplatz,** einspringender, ausspringender W., s. Art. „Befestigung". Auch nennt man eine Festung, welche große Vorräthe von Waffen, Munition, Proviant enthält u. einer ganzen Armee Zuflucht u. Schutz für längere Zeit gewähren kann, einen W.

**Waffenstillstand** heißt die längere u. kürzere Pause in der kriegerischen Thätigkeit, welche nach Uebereinkommen zweier kriegführenden Theile eintritt, um Verhandlungen über den Frieden anzuknüpfen, um nach einer großen Schlacht die Gefallenen zu begraben 2c.

**Wage** nennt man jede Vorrichtung, welche dazu bestimmt ist, das Gewicht eines Gegenstandes zu ermitteln. Es geschieht diese Ermittelung im Allgemeinen dadurch, daß man dem Gewichte, d. i. dem durch die

Schwere des betreffenden Gegenstandes ausgeübten Drucke, durch einen andern gemessenen od. meßbaren Druck das Gleichgewicht hält. Als solchen Gegendruck benutzt man entweder die Schwere selbst, u. liegt in diesem Falle der Konstruktion der W.n das Prinzip des Hebels zu Grunde, oder man benutzt zur Herstellung des Gleichgewichtes die Federkraft od. Elastizität. Derartige W.n sind die sog. Federwagen. Bei den gleicharmigen Hebelwagen ist der wichtigste Theil der sog. Wagebalken, ein gerader, möglichst unbiegsamer Hebel, in dessen Mitte eine Drehachse in Form einer Schneide so angebracht ist, daß der Balken in horizontaler Lage in stabilem Gleichgewichte zur Ruhe kommen muß. Diese horizontale Ruhelage wird an der Stellung der Zunge, eines mit dem Balken verbundenen Metallstiftes, erkannt. An den Enden des Wagebalkens sind auf gleich weit von der Mitte entfernten Schneiden vermittels Schnüren, Ketten u. dgl. die beiden Wagschalen aufgehängt, die eine für den zu wägenden Gegenstand, die andere für die damit zu vergleichenden Gewichtsstücke. Hierher gehören die gewöhnliche Krämerwage u. die in Nr. 5446 abgebildete chemische W. Bei der letztern ist, abgesehen davon, daß alle Theile mit äußerster Genauigkeit gearbeitet sind, die Zunge nach unten gerichtet, so daß sie vor einer an der Mittelsäule angebrachten Skala spielt. Auch wird während des Auflegens der Gewichtsstücke der Wagebalken durch ein Hebelsystem festgehalten (arretirt), damit nicht durch die dabei unvermeidlichen Erschütterungen die feine, auf Stahl- od. Karneolplatten ruhende Schneide der Drehachse des Balkens leidet. Bisweilen arretirt man auch die Schalen. Zu den ungleicharmigen Hebelwagen gehört die in Nr. 5447 abgebildete sog. Schnellwage. Am kürzeren Hebelarm AC hängt die Last, am längeren ein verschiebbares Laufgewicht Q, das man so weit vom Drehpunkt C entfernt, bis das Gleichgewicht hergestellt ist. Die auf dem Balken eingeschlagene Skala ist empirisch durch Anhängen von entsprechenden Gewichtsstücken bei A ermittelt. Bei A sind übrigens zwei Aufhängungspunkte, ein dem Drehpunkte näherer für größere u. ein fernerer für kleinere Lasten. Dem entsprechend finden sich auch auf den beiden Seiten des längeren Armes zwei verschiedene Gewichtsskalen. Eine dem Laufgewichte der Schnellwage ähnliche Vorrichtung wendet man übrigens auch bei den gleicharmigen chemischen Wagen an. Es ist dies der sog. Milligrammreiter, ein 10 Milligramm schweres gebogenes Stückchen Platin- od. Golddraht. Der eine Arm des Wagebalkens ist durch Striche in 10 gleiche Theile getheilt. Hängt man das Reiterchen auf den ersten Strich neben die Achse, so drückt es nur gleich einem Milligramm, auf dem zweiten Striche gleich zweien 2c. Durch die Stellung zwischen zwei Strichen bestimmt man die Zehntelmilligramme.

Nr. 5444. Aufhängung der Schalen. Nr. 5445.

Nr. 5446. Chemische Wage.

Die Brückenwagen sind aus einem System ungleicharmiger Hebel gebildet. Die bekannteste ist die 1821 vom Straßburger Mechaniker (früher Mönch) Quintenz erfundene. Dieselbe ist in Nr. 5448 abgebildet. Die zur Aufnahme der Last bestimmte Brücke ABD mit der Rücklehne BC ruht einmal bei E auf dem durch Punktirung angedeuteten einarmigen Hebel FEG, dessen Drehpunkt in F liegt, u. zweitens hängt sie durch die Zugstange HK an dem oberen Hebel LN. Der Hebel FEG hängt durch die Zugstange GL ebenfalls am Hebel LN. Da nun KM dem zehnten Theile von ML gleich ist, braucht man für den an der Zugstange HK ziehenden Theil der Last nur den zehnten Theil seines Gewichts in die Schale P zu legen. Der andere Theil der Last ruht zunächst auf E

Nr. 5447. Schnellwage.

u. daher mittelbar durch die Zugstange GL an L. Die Hebelarme FE u. FG müssen nun genau dasselbe Verhältniß haben wie die Hebelarme MK u. ML, dann wird auch der Rest der Last Q ebenso auf den oberen Wagehebel LN drücken, als wenn er ebenfalls an K hinge, u. ebenfalls durch $^1/_{10}$ seines Gewichtes in der Schale P im Gleichgewicht gehalten werden, so daß das Gewicht P überhaupt nur der zehnte Theil der Last Q zu sein braucht. Eine solche W. heißt deshalb auch Dezimalwage. Man kann übrigens die Brückenwage leicht auch so einrichten, daß man nur den hundertsten Theil der Last zum Gegengewichte braucht (Centesimalwage). Für Münzwerkstätten u. Banken, bei denen es darauf ankommt, immer nur geringe Abweichungen des Gewichtes der einzelnen Münzen von einem bestimmten Gewicht zu konstatiren, hat man W.n konstruirt, welche diese Münzprüfung mit einer ganz erstaunlichen Schnelligkeit fast automatisch ausführen. Es werden z. B., wie bei einer W. der Berliner Münze, die von einer schiefen Ebene auf die Wageplatte herabrollenden Geldstücke sofort durch eine durch den Druck regulirte Weichenstellung in die eine od. die andere Rinne gelenkt, je nachdem sie vollwichtig sind od. nicht. Ein ganz anderes Prinzip als den Hebelwagen liegt, wie schon bemerkt, der Konstruktion der Federwagen zu Grunde. Entweder wird, bes. für größere Lasten, ein elastischer starker, gekrümmter Stahlbügel durch Anhängung der Last etwas aufgebogen u. dadurch ein Zeiger über eine mit dem Bügel verbundene Skala bewegt bis zu dem Punkte, welcher die Größe des Gewichtes der Last angiebt; die Skala wird, wie auch bei den folgenden Federwagen, empirisch graduirt. Oder man wendet statt des einfachen Bügels einen schraubenförmig gewundenen Stahldraht von entsprechender Stärke an, der je nach dem Grade der Belastung sich zusammendrückt od. aus einander giebt.

**Wage** heißt auch ein Sternbild, südl. vom Himmelsäquator, zwischen diesem u. der Ekliptik, ungefähr im Zeichen des Skorpions stehend.

Nr. 5448. Brückenwage.

Es hat nur zwei Sterne zweiter Größe, alle übrigen sind höchstens vierter od. fünfter Größe.

**Wagen** heißt jedes vierräderige Fuhrwerk im Gegensatze zum Karren, dem zweiräderigen Fuhrwerk. An jedes Fuhrwerk stellt man

die Anforderungen der Stabilität gegen das Umfallen, der Fahrbarkeit, Lenkbarkeit u. Biegsamkeit, u. versteht unter letzterer Eigenschaft die Möglichkeit, die Deichsel in vertikaler Ebene möglichst weit auf- u. abwärts biegen zu können. Alle drei Eigenschaften beruhen mehr od. weniger auf der Art der Verbindung von Vorder- u. Hinterwagen. Je weiter der Verbindungspunkt von Vorder- u. Hinterwagen von ersterem entfernt liegt, desto größer ist die Lenkbarkeit unter sonst gleichen Verhältnissen; je loser die Verbindung von Vorder- u. Hinterwagen, desto größer ist die Biegsamkeit. Beide Eigenschaften aber wirken im Extrem schädlich auf die Fahrbarkeit, welche um so besser ist, je starrer die Verbindung von Vorder- u. Hinterwagen, weil nur dann die Hinterräder das von den Vorderrädern bereits gezogene Geleise benutzen können, also spuren, wie man zu sagen pflegt. Den höchsten Grad der Lenkbarkeit besitzt der Karren, weil er gestattet, vollständig in einem ganzen Kreise zu wenden. Dagegen beschwert er das Zugthier zu sehr. Die Höhe der Räder eines Fuhrwerks steht gleichfalls mit den obigen Anforderungen in Beziehung. Vermehrung der Radhöhe schadet der Stabilität durch Höherlegen des Schwerpunktes der Last, der Lenkbarkeit, dadurch, daß die Räder des Vorderwagens früher am Obergestell des W.s anstoßen, befördert aber die Fahrbarkeit, weil ein hohes Rad Hindernisse der Fahrbahn leichter überwindet als ein niedriges. Spur- oder Geleisebreite (s. „Geleise") richtet sich nach der Stabilität; je größer, desto sicherer ist der W. gegen Umfallen. Die Spurweite ist der Straßen wegen meist gesetzlich vorgeschrieben. In Konstruktion der einzelnen Theile der W. sind in unserer Zeit wesentliche Fortschritte gemacht worden. An Stelle der hölzernen Achsen sind überall deren von Eisen, ja von Stahl getreten, die Fabrik des Herrn Thonet (s. den Art.) in den Karpaten hat Räder angefertigt, deren Nabe von Metall u. deren Felgenkranz aus einem rundgebogenen Holze besteht. Die Möglichkeit des Bezuges der besseren u. festeren Holzarten aus überseeischen Ländern, sowie die vermehrte Anwendung des Eisens hat wesentliche Verbesserungen in Konstruktion u. Haltbarkeit der W. im Gefolge gehabt. Die Verwendung des W.s od. Karrens, die Konstruktion derselben hängt wesentlich von ihrem Zwecke, von der Art ihrer Bespannung u. von dem Terrain, in welchem sie gebraucht werden sollen, sowie von der Landessitte ab. Nach diesen Richtungen ist bald der einen, bald der andern der oben berührten Hauptanforderungen an jedes Fuhrwerk mehr od. weniger Rechnung zu tragen. Einzelne Fahrzeuggattungen, wie die Araba, Kibitke, die Kriegsfahrzeuge, die Kutschen ꝛc., sind in besonderen Artikeln od. gelegentlich der Betrachtung einzelner Völker erwähnt u. illustrirt. Wir verweisen deshalb auf „Araba", „Kibitke", „Artillerie", „Kutschen", „Laffeten" u. auf die einzelnen Völkerschaften, welche im Konversationslexikon Aufnahme gefunden haben. Ueber die Theorie der Konstruktion ist insbes. zu erwähnen: Migout u. Bergery, „Essai sur les affûts et voitures d'artillerie" (Par.).

**Wagenaar**, Jan, niederländ. Geschichtschreiber, geb. 31. Okt. 1709 zu Amsterdam; widmete sich anfänglich dem Handelsstande, erlernte dann, vom Wissensdrang getrieben, Latein u. mehrere neuere Sprachen u. wandte sich endlich ganz der Beschäftigung mit der Geschichte zu. Er starb als Rathsschreiber u. Historiograph seiner Vaterstadt 1. März 1773. Er schrieb das umfassendste niederländische Geschichtswerk, betitelt „De vaderlandsche historie vervattende de geschiedenissen der Vereenigde Nederlanden, inzonderheit die van Holland" (21 Bde., Amsterdam 1749—60; deutsch von Toze, 8 Bde., Lpz. 1756—64); dasselbe reicht bis 1751, ist zwar nicht durchweg objektiv gehalten, aber gut erzählt. Die Fortsetzung über den Zeitraum bis 1774 erschien in 3 Bdn. (Amsterd. 1789 ff.), das Weitere bis 1802 unter dem Titel „Vervolg van W. vaderlandsche historie" (48 Bde., ebd. 1788—1810). Werthvoll sind auch W.'s „Schilderung der Verein. Staaten der Niederlande" (12 Bde., Amst. 1739) u. die „Beschreibung von Amsterdam" (3 Bde., ebd. 1760).

**Wagenburg** hieß in früheren Zeiten diejenige Schutzwehr, welche herumziehende kriegerische Völker für ihr Lager, das meist Weib, Kind u. die ganze Habe enthielt, dadurch herstellten, daß sie ihre Fahrzeuge durch Ineinanderschieben der Deichseln ꝛc. zu einer festen Umzäunung vereinigten, welche eintretenden Falles vertheidigt wurde. Solche W.en wurden zur Zeit der Völkerwanderung von vielen deutschen Völkerschaften, später noch von den Hussiten in ihren Kriegen errichtet.

**Wagener**, Friedrich Wilhelm Hermann, preuß. Staatsbeamter u. Politiker, geb. zu Segeletz im Kreise Neu-Ruppin 8. März 1815; studirte 1835—38 Jura u. Cameralia in Berlin, war Auskultator in Guben, kam dann als Referendar nach Frankfurt a. d. O., wurde 1844 Assessor bei den Meliorationsanlagen in Preußen unter dem frühern Oberpräsidenten Frhrn. Senfft v. Pilsach u. erhielt 1847 die Stelle eines Konsistorialassessors in Magdeburg. Durch das Ministerium Schwerin 1848 zum Austritt aus dem Staatsdienst veranlaßt, gründete W. in Berlin die „Neue Preußische (Kreuz-) Zeitung" als Organ der Feudalpartei u. stand derselben bis 1854 als Chefredakteur vor, worauf er sich nach seiner Wahl ins Abgeordnetenhaus als Führer seiner Partei ganz der parlamentarischen Thätigkeit widmete. Im Interesse derselben blieb er auch nur kurze Zeit Rechtsanwalt beim Obertribunal. Aus Anerkennung seiner Wirksamkeit machte ihm die konservative Partei das Rittergut Eulenburg zum Geschenk. 1858 bis 1868 gab er ein „Staats- u. Gesellschaftslexikon" (23 Bde. u. Suppl.) heraus, das in seiner Art u. nam. in Betreff konservativer Interessen als Quellenwerk bezeichnet werden muß. Seit 1. April 1866 Geheimer Regierungsrath u. vortragender Rath im Staatsministerium zu Berlin u. seit 1869 Geheimer Oberregierungsrath, wurde er im Dez. 1870 nach Versailles berufen, wo er an den Arbeiten zur Begründung des Deutschen Reiches, an der Centralverwaltung der okkupirten franz. Departements sowie an den Verhandlungen über die Kapitulation von Paris u. den Präliminarfrieden mit der Franz. Republik Theil nahm. Nach dem Frieden machte er sich im Reichstage, dem er seit 1866 angehörte, vielfach bemerkbar, so insbes. durch seine Reden über die Reichsverfassung u. 15. Juni 1872 zu Gunsten des Jesuitengesetzes; auch ist die Aufhebung der Schuldhaft u. der Beschlagnahme der Löhne auf seine Initiative zurückzuführen. Durch die am 7. Febr. 1873 von Lasker (s. d.) im preuß. Abgeordnetenhause gemachten Enthüllungen über Bevorzugung Einzelner seitens der Staatsregierung beim Ertheilen von Konzessionen zu Eisenbahnbauten erschien W. so stark berührt, daß er seinen Abschied nahm. Er blieb indessen in Beziehung zur Regierung u. erschien im Okt. 1874 als „Bevollmächtigter des deutschen Reichskanzlers" auf dem Volkswirthschaftlichen Kongresse in Eisenach. In literarischer Beziehung ist noch W.'s Schrift „Das Judenthum u. der Staat" (Berl. 1857) u. seine „Denkschrift über die wirthschaftlichen Assoziationen u. sozialen Koalitionen" (Neuschönefeld 1867) zu nennen.

**Wagenwinde** ist eine mechanische Vorrichtung, um mit geringer Kraft eine große Last zu heben. Sie besteht aus einer starken hölzernen Hülse, aus welcher durch ein mit einer Kurbel bewegtes Getriebe eine starke eiserne Zahnstange emporgetrieben wird, u. läßt ihren Zweck durch eine entsprechende Umsetzung der Kraft, welche mittels eines ziemlich langen Kurbelarmes zunächst auf ein Zahnrad u. dann erst durch mehrfache zwischengelegte Räder auf die Zahnstange wirkt, erreichen.

**wagerecht** od. horizontal nennt man jede wirkliche od. gedachte Ebene od. jede in einer solchen Ebene liegende Linie od. Fläche, welche auf der Richtung der Schwere rechtwinkelig steht. Eine horizontale Ebene heißt auch ein Niveau u. die Ermittelung derselben durch Abvisiren ꝛc. heißt nivelliren (s. „Niveau" u. „Nivellement").

**Waggons** od. Eisenbahnwagen werden nach dem Zwecke, dem sie dienen sollen, als Personenwagen, Postwagen, Gepäckwagen, Pferdewagen, Borstenviehwagen, Hornviehwagen, gedeckte Güterwagen, offene Güterwagen unterschieden u. in sehr verschiedener Art ausgeführt. Der Bau der Eisenbahnwaggons ist zu einer Branche des Maschinenbaues geworden u. nam. in Amerika auf eine hohe Stufe der Vollkommenheit gebracht. Die langen Routen der quer durch den Kontinent durch gänzlich unbewohnte Gegenden führenden Eisenbahnen, auf denen der Reisende viele Tage hindurch lediglich in seinem W. leben muß, haben zur Ausstattung mit allen möglichen Bequemlichkeiten geführt, so daß ein solcher Eisenbahnzug im Ganzen einem wohleingerichteten Hôtel der besten Klassen gleicht. Die Schlafwagen, von dem Amerikaner Pullmann eingeführt, haben auch auf manchen europ. Verkehrslinien bereits Aufnahme gefunden (s. „Eisenbahnen").

**Waghäusel**, ein kleiner Ort im bad. Kreise u. Bezirke Mannheim, an der bad. Rheinthalbahn Mannheim-Karlsruhe, hat eine besuchte Wallfahrtskirche u. in den Räumlichkeiten eines ehemaligen Lustschlosses der Bischöfe von Speyer die größte Rübenzuckerfabrik Deutschlands, in welcher jährlich etwa 1½ Mill. Ctr. Rüben verarbeitet werden. Am 21. Juni 1849 fanden bei W. u. dem ½ M. südlicher gelegenen Dorfe Wiesenthal Treffen zwischen den bad. Insurgenten unter Mieroslawski u. den preuß. Divisionen Hannecken u. Brun statt, welches dem bad. Aufstande ein Ende machte.

**Wagner**, Joh. Martin v., ein in der Geschichte der Bildhauerei ziemlich isolirt stehender Künstler, geb. 1777 (nach Anderen 1773)

zu Würzburg als Sohn des Hofbildhauers Peter v. W.; bildete sich in Wien unter Fuger Anfangs zum Maler aus u. schuf als solcher mehrere in akademischem Geiste ausgeführte Bilder aus dem Sagenkreise der Griechen. Noch in Rom malte er 1803 die Helden vor Troja, die mehr sein Talent für plastische Komposition als für die Malerei bekundeten. In der That wandte er sich bald nachher völlig der Plastik zu, studirte Roms Alterthümer, bereiste im Auftrage des Kronprinzen Ludwig von Bayern zweimal Griechenland u. erwarb sich große Kenntnisse in der antiken Kunst. Sehr verdient machte er sich dort 1811 um die Erwerbung der Aegineten (s. d.) u. anderer Statuen. Sein plastisches Talent bewährte W. zunächst in dem Relief des Centaurenkampfes an der Façade der Reitbahn in München, noch vollständiger aber in dem in der Walhalla (s. d.) angebrachten, 42 m. langen Fries, der in acht Feldern die Geschichte u. das Leben der alten Germanen bis zur Einführung des Christenthums darstellt, lebendig in der Darstellung u. mannichfaltig in der Gruppirung. Zu dieser von 1827—37 entstandenen Arbeit kam später noch das Modell der Bavaria auf dem Siegeswagen mit dem Löwengespann, wonach das vergrößerte Bronzewerk auf dem Siegesthor in München ausgeführt wurde. Er starb in Rom 8. Aug. 1858. Vgl. Urlichs, „Joh. Mart. v. W." (Würzb. 1866).

Nr. 5449. Rudolf Wagner (geb. 30. Juni 1805, gest. 13. Mai 1864).

**Wagner**, Rudolf, hervorragender Anatom u. Physiolog, geb. zu Bayreuth 30. Juni 1805; erhielt seine Vorbildung in Augsburg, wo sein Vater Rektor des protest. Gymnasiums geworden, studirte 1822—26 in Erlangen u. Würzburg Medizin, hörte dann noch in Paris die Vorträge Cuvier's u. machte wissenschaftliche Forschungsreisen nach den Küsten der Normandie u. nach Sardinien, wo er ein merkwürdiges Lager fossiler Knochen entdeckte. Hierauf kurze Zeit praktischer Arzt in Augsburg, ward er 1829 Prosektor, 1832 außerord. u. 1833 ord. Professor der Zoologie in Erlangen. Daselbst schrieb er: „Naturgeschichte des Menschen" (2 Thle., Kempten 1831); „Zur vergleichenden Physiologie des Blutes" (Lpz. 1833; Nachträge dazu 1838); „Lehrbuch der vergleichenden Anatomie" (ebd. 1834 f.; 2. Ausg. als „Lehrbuch der Zootomie", 2 Thle., 1843—47); „Prodromus historiae generationis hominis atque animalium" (ebd. 1836); „Grundriß der Encyklopädie u. Methodologie der medizinischen Wissenschaften" (Erl. 1838); „Icones physiolog." (3 Hefte, Lpz. 1839; neu bearbeitet von Ecker, ebd. 1853 ff.) u. a. Werke, durch die er sich einen solchen Ruf erwarb, daß er 1840 die bisher von Blumenbach bekleidete Professur der Physiologie u. vergleichenden Anatomie u. Zoologie in Göttingen erhielt. Neben seiner ausgezeichneten akademischen entwickelte er auch hier eine sehr bedeutende literarische Thätigkeit, bes. in dem von ihm redigirten „Handwörterbuch der Physiologie" (4 Bde., Braunschweig 1842—53); außerdem sind sein „Handatlas zur vergleichenden Anatomie" (ebd. 1841) u. sein „Lehrbuch der Physiologie" (Lpz. 1842; 5. Aufl. 1855—57) hervorzuheben. Aus Gesundheitsrücksichten brachte er die Winter 1845 u. 1846 in Italien zu, wo er Untersuchungen über die Elektrizität des Zitterrochens anstellte; diese wiederum wurden u. A. die Veranlassung zu seinen „Neurologischen Untersuchungen" (Gött. 1854), durch welche er als Führer der spiritualistischen Richtung unter den Naturforschern in einen heftigen Federkrieg mit K. Vogt u. Ludwig gerieth. Im Verfolg desselben veröffentlichte W. die Schriften: „Menschenschöpfung u. Seelensubstanz" (Gött. 1854); „Wissen u. Glauben" (ebd. 1854) u. „Der Kampf um die Seele" (ebd. 1857). Im Interesse seiner Studien über die Beziehungen zwischen Leib u. Seele, für deren Dualismus er auftrat, nahm er eifrig Hirnwägungen vor; auch suchte er neue Gesichtspunkte für die Formation der Schädel bei den verschiedenen Rassen zu gewinnen u. veranstaltete im Sept. 1861 eine Versammlung von Anthropologen, welche sich über die Methode der Messungen am menschlichen Körper einigten. Er starb zu Göttingen 13. Mai 1864. — Adolf Heinrich Gotthilf **W.**, älterer Sohn des Vorigen, Nationalökonom, geb. zu Erlangen 25. März 1835; studirte in Göttingen u. Heidelberg die Rechte u. die Staatswissenschaften, hielt sich dann behufs seiner weiteren Ausbildung in Berlin auf u. übernahm zu Michaelis 1858 die Professur der Nationalökonomie an der neuerrichteten Handelsakademie in Wien, folgte 1863 einer Berufung auf den von einem kaufmännischen Verein dotirten Lehrstuhl der Volkswirthschaft in Hamburg u. 1865 einem Rufe als ord. Professor der Statistik nach Dorpat, von wo er 1868 in gleicher Eigenschaft nach Freiburg ging. Seit 1870 wirkt er als Professor der Staatswissenschaften an der Universität in Berlin, wo er auch am Statistischen Seminar u. an der Gewerbeakademie beschäftigt ist. W. ist ein Hauptvertreter des sog. Kathedersozialismus (s. u. „Sozialismus"). Von seinen Schriften sind zu nennen: „Beiträge zur Lehre von den Banken" (Lpz. 1857), worin er für Bankfreiheit, auch in Betreff der Notenausgabe, auftrat; „Die Geld- u. Kredittheorie der Peel'schen Bankakte" (Wien 1861); „Die österr. Valuta" (ebd. 1862); „Die Ordnung des österr. Staatshaushaltes" (ebd. 1863); „Die Gesetzmäßigkeit in den scheinbar willkürlichen menschlichen Handlungen vom Standpunkte der Statistik" (Hamb. 1864); „Die russ. Papierwährung" (Riga 1868); „System der deutschen Zettelbankgesetzgebung" (Freiburg 1871; 2. Aufl. 1875); „Die Abschaffung des privaten Grundeigenthums" (Lpz. 1870); „Elsaß u. Lothringen u. ihre Wiedergewinnung für Deutschland" (ebd. 1870; 6. Aufl. 1871); „Die Kommunalsteuerfrage" (Lpz. 1878). Auch bearbeitete er mit Nasse die 6. Ausgabe von Rau's „Lehrbuch der politischen Oekonomie" (Lpz. 1871 f.).

**Wagner**, Richard, dramatischer Tondichter u. Musikschriftsteller, geb. zu Leipzig 22. Mai 1813 als Sohn eines Polizeiaktuars; verlor in früher Kindheit seinen Vater durch den Tod u. nach wenigen Jahren auch den Stiefvater, den Schauspieler, dramatischen Schriftsteller u. Portraitmaler Ludwig Heinrich Christian Geyer (geb. zu Eisleben 21. Jan. 1780, gest. zu Dresden 30. Sept. 1821). Mit Letzterem war die Familie nach Dresden übergesiedelt, wo W. später die Kreuzschule besuchte. Schon hier gab er sich abwechselnd dichterischen u. musikalischen Versuchen hin; zu kräftiger Entwicklung kam sein künstlerischer Trieb aber erst, nachdem er 1824 nach Leipzig zurückgekehrt war, um auf der Nikolaischule seine Gymnasialbildung zu vollenden. Hier schrieb er eine aus „Hamlet" u. „Lear" zusammengesetzte Tragödie, in deren Verlauf 24 Menschen starben, u. versah sie auch mit Musik im Stile Beethoven's, ohne jedoch schon im Besitze genügender theoretischer Kenntnisse zu sein. Erst als er noch einige selbständige Stücke für Orchester komponirt hatte, erhielt er bei Gottlob Müller überhaupt musikalischen Unterricht. 1830 verließ W. das Gymnasium u. bezog die Universität Leipzig als Student der Philosophie, doch daneben beschäftigten ihn Opernentwürfe u. ließ er sich vom Kantor Weinlig (s. d.) in der Kompositionslehre unterrichten. Die erste Frucht davon war eine Ouverture, die im Gewandhause aufgeführt wurde u. der eine Symphonie folgte. 1833 ging er als Chordirektor nach Würzburg, wo sein Bruder Sänger u. Regisseur am Theater war. Dort entstand

unter dem Einflusse von Weber, Marschner u. Spohr seine erste Oper: „Die Feen", die, obwol vom Leipziger Theaterdirektor zur Aufführung angenommen, doch nicht an die Oeffentlichkeit gelangte. In Magdeburg, wo W. 1834 die Musikdirektorstelle am Stadttheater übernommen hatte, komponirte er seine zweite Oper, deren Text er nach Shakespeare's „Maß für Maß" verfaßt hatte: „Das Liebesverbot"; diese Oper ward 1836 unter dem Titel „Die Novize von Palermo" in Magdeburg aufgeführt. Seine Lage, von Haus aus nicht günstig, gestaltete sich dort immer mißlicher; trotzdem verheirathete sich W. in Magdeburg mit Minna Planer, ein Ehebund, der kein sehr glücklicher werden sollte. Auch in Königsberg, wohin W. 1836 in gleicher Stellung gegangen war, verlebte er ein ganzes Jahr unter kleinlichen Sorgen u. in erbärmlichen Verhältnissen, aus denen sich aufzuraffen es seiner ganzen eigenthümlichen Kraft bedurfte. 1837 einem Rufe als Musikdirektor an das unter Holtei's Leitung stehende Theater in Riga gefolgt, schrieb er dort nach Bulwer's gleichnamigem Roman den Text für seine Oper „Cola Rienzi, der letzte der Tribunen".

Nr. 5450. Richard Wagner (geb. 22. Mai 1813).

Die Musik dazu hatte er noch nicht ganz vollendet, als er sich im Sommer 1839 über London nach Paris begab. Mit goldenen Träumen kam er an, u. — Enttäuschungen bitterster Art warteten seiner. Sein Versuch, sich zunächst durch Kompositionen für den Salon einen Namen zu machen, scheiterte, damit auch die Hoffnung, den „Rienzi" bei der Großen Oper anzubringen. Dagegen stellte sich die alte Geldnoth von Neuem u. schlimmer als je bei ihm ein, so daß er beliebte Opernmelodien seiner glücklichen Nebenbuhler für alle möglichen Instrumente arrangiren u. Novellen u. Aufsätze für Schlesinger's „Gazette musicale" schreiben mußte. Seine Stimmung wurde zu einem förmlichen Ekel vor dem Pariser Kunstgetreibe. Um nicht in demselben unterzugehen, machte sich W. an die Bearbeitung eines neuen Stoffes, der in ihm nach Gestaltung rang, u. der sich doch in den herkömmlichen Formen der Oper auf keine Weise bewältigen ließ: die Sage vom Fliegenden Holländer. Auf der Seereise von Riga nach London, in Sturmesnöthen, bei dreimaligem Einlaufen in norweg. Häfen, war sie dem Dichterkomponisten näher getreten, u. sein Leben in Paris war dazu angethan, ihm die Gestalt des ruhelosen, wandermüden Seemanns noch näher zu bringen. Bei der musikalischen Bearbeitung blieb W. zwar im Prinzip noch bei den abgeschlossenen Formen der Ouverture, der Arie rc., auch bei der kurzen, übersichtlichen Melodie, aber die durch u. durch dramatische Form der Dichtung war neu, war ein kühner Versuch, gegen den sinnlosen Schlendrian der gewöhnlichen Opernlibretti's anzukämpfen. In sieben Wochen war der Text u. die Komposition zum „Fliegenden Holländer" fertig. Das Bewußtsein des Genius machte sich stürmisch in W. geltend. In diese mächtige Erregung, die erste u. fruchtbarste in W.'s ganzer Entwicklung, fiel plötzlich auch 1841 ein heller Strahl des Glücks. Durch Vermittlung des Chordirektors Wilh. Fischer (gest. 1859) war der „Rienzi" am Hoftheater in Dresden, durch Meyerbeer's Vermittlung der „Fliegende Holländer" beim Hoftheater in Berlin zur Aufführung angenommen worden. Dies bestimmte W., Frankreichs Hauptstadt im Frühjahr 1842 wieder zu verlassen u. nach Dresden zu gehen.

Am 20. Okt. 1842 ging der „Rienzi" unter Reißiger's (s. d.) Leitung im Dresdener Hoftheater zum ersten Male in Scene, trotz der ermüdenden Länge (die Oper spielte von 6—11½ Uhr) ein großartiger Enthusiasmus, u. zwar im Publikum wie auf der Bühne u. in der Kapelle. Tichatscheck (s. d.), damals in seiner Glanzepoche, hatte die Titelrolle inne u. die Schröder-Devrient (s. d.) bot in der jugendlichen Mannesrolle des edlen Römers Adriano eine ihrer hinreißendsten dramatischen Darstellungen. Der außerordentliche Erfolg trug dem Dichterkomponisten die Ernennung zum zweiten Kapellmeister am Dresdener Hoftheater (an Stelle des 1841 verstorbenen Morlacchi) ein, der öffentliche Kunstgeschmack hing jetzt mit von seiner Leitung ab, u. sein glücklicher Stern schien aufgegangen, denn die Gunst des Publikums wuchs von Tag zu Tage. Dem sächs. Königshofe erwies W. sich dankbar durch die Komposition einer Cantate, „Gruß seiner Treuen an Friedrich August den Geliebten" (1843), deren er allerdings in seinen späteren Schriften nicht mehr Erwähnung thut. Das Letztere gilt auch von der geistlichen Cantate für Männerchor u. Orchester „Das Liebesmahl der Apostel". Schon am 2. Jan. 1843 fand auf der Dresdener Hofbühne die erste Aufführung des „Fliegenden Holländers" unter W.'s eigener Leitung statt. Das Publikum sah sich aber in seinen Erwartungen auf ein Spektakelstück getäuscht u. die Oper fiel geradezu durch. Auch in Berlin u. an anderen Orten fand sie keinen günstigen Boden. Aber der Genius W.'s ließ sich nicht aufhalten. Die Idee des „Tannhäuser" beschäftigte ihn, u. sie gewann Gestalt, indem W. den Text, den er komponiren wollte, selbst dichtete; von seiner ersten Konzeption an war das ganze Kunstwerk das Produkt eines Schöpfers. Zwar herrscht in der Dichtung des „Tannhäuser" eine arge Unklarheit, eine unbeschreibliche Konfusion der Motive, doch sind auch wundervolle Schönheiten darin enthalten, u. sie verlangt von der Bühnenkunst eine Tiefe u. Vielseitigkeit des Ausdrucks, wie sie wenigstens für die Oper bislang unerhört war. Der „Tannhäuser" ging am 20. Okt. 1845 zum ersten Mal über die Dresdener Hofbühne mit Tichatscheck in der Titelpartie, der Schröder-Devrient als Elisabeth u. Mitterwurzer als Wolfram v. Eschenbach, u. doch fand auch dieses Werk bei seinem ersten Erscheinen keinen Anklang beim Publikum. Unbeirrt arbeitete W. weiter, u. zwar war es zunächst der Plan zum „Lohengrin", mit dem er sich von 1847 an beschäftigte. Die Bemühungen, sich sein Publikum zu erziehen, ebenso die Darsteller, Kapellmeister u. Intendanten seinen Ideen vollständig geneigt zu machen, stießen jedoch an dem Kunstinstitute, dem er angehörte, schon theils auf Gleichgiltigkeit, theils auf Widerstand. Aeußere u. persönliche Umstände trugen daran große Schuld. Die durch seine wieder in Zerrüttung gerathenen persönlichen Verhältnisse nur noch gesteigerte Mißstimmung äußerte sich auch darin, daß er seine amtliche Stellung allmählich vernachlässigte. Es wankte daher auch schon der Boden unter seinen Füßen, als die politische Bewegung des J. 1848 auftauchte. Die Klagen der Parteien auf seinen so erregbaren, phantasievollen, aber durch u. durch unpolitischen Kopf blieben ohne Einfluß. Leicht war er überredet, daß alles Bestehende verwerflich, daß jede Aenderung ein Segen sei. Er suchte eine neue, eine herrschende Stellung zu erringen u. verfaßte daher einen „Entwurf zur Organisation eines deutschen Nationaltheaters im Königreich Sachsen", den er dem Minister Oberländer einreichte, schrieb auch einen Aufsatz über „Die Kunst u. die Revolution", den er einem Pariser Journal zuschickte. Daß seine Vorschläge taube Ohren fanden, verbitterte ihn immer mehr. Die wohlgemeinten Warnungen u. Rathschläge seines Chefs, des Intendanten v. Lüttichau, der ihn seines großen Talentes wegen halten wollte, fielen auf schlechten Boden. W. schloß sich in öffentlichen Reden den revolutionären Bestrebungen an u. betheiligte sich schließlich auch am Dresdener Maiaufstande (1849). Die Wendung der Dinge nöthigte ihn zur Flucht; der steckbrieflich

Verfolgte wandte sich zuerst nach Weimar, wo er in Franz Liszt (s. d.) einen warmen Freund fand, dann wieder nach Paris u. von dort nach Zürich, wo er das Bürgerrecht erwarb u. theils dichterisch (u. A. entwarf er eine Operndichtung „Wieland der Schmied", der ein Bild seiner selbst werden sollte), theils schriftstellerisch thätig war. 1850 ging er abermals nach Paris, doch nöthigte ihn das Nahen einer Krankheit, am Genfersee Erholung zu suchen, von wo er nach Zürich zurückkehrte. Der „Unbefriedigte" wandte sich jetzt der Schopenhauer'schen Philosophie zu, von der sein schon 1848 begonnenes u. 1852 vollendetes Drama od., wie W. es nennt, Bühnenfestspiel „Der Ring der Nibelungen" völlig durchtränkt ist. Inzwischen brachte Liszt den „Tannhäuser" u. am 28. Aug. 1850 (an Goethe's Geburtstag u. zur Nachfeier der Enthüllung des Herderdenkmals) den „Lohengrin" auf der Weimarer Hofbühne zur Aufführung. Liszt eröffnete dem Publikum, das in natürlicher Betroffenheit den gemäßen Standpunkt zur Betrachtung dieser eigenthümlichen Werke nicht sogleich finden konnte, das Verständniß durch die Schrift „Lohengrin u. Tannhäuser" (Lpz. 1851). Damit begann eine eifrige, im Großen betriebene Agitation für W., u. seitdem bewarben sich auch andere Bühnen um das Aufführungsrecht seiner Opern, welches der Komponist indessen nur unter allerlei erschwerenden Bedingungen zu ertheilen pflegte. Ein System seiner Kunstanschauung entwickelte er selbst 1850—51 in den Schriften „Das Kunstwerk der Zukunft", „Kunst u. Klima", „Oper u. Drama". Nach den darin ausgesprochenen Anschauungen ist allerdings fast Alles, was seit Lessing u. Winckelmann für Kunst gegolten hat, verfehlt, einseitig u. verderblich, u. ist das einzig wirkliche Kunstwerk das Musikdrama, d. h. eine durchkomponirte Dichtung, welche, von der Dekorationsmalerei u. der Plastik lebendigen Geberdenspiels unterstützt, auf einem Schauplatze, den die Baukunst bereitet, also auf der Bühne, zur Aufführung kommt, um an die „Universalität der Kunstempfänglichkeit" zu appelliren. Für den einzig würdigen Stoff dieses Drama's erklärt W. den „Mythus", die Sagenwelt, das epische Volksgedicht. Je schattenhafter aber die mythischen Gestalten sind, desto mehr bedürfen sie der Mitwirkung aller dem Künstler nur irgend zur Verfügung stehenden Mittel. W. studirte daher selbst die Regie u. hat es darin zu großer Meisterschaft gebracht, so daß er es versteht, seine Werke mit den Reizen aller neun Musen zu bekleiden. Er erzielte denn auch in der Regel ganz fascinirende Eindrücke. Wenn auch dann der blendende Schein vor der nachprüfenden Erinnerung verschwindet, die Seele ist doch einmal in Wallung gewesen. An die Aufführung des Riesendrama's: „Der Ring des Nibelungen", dessen Komposition im Frühjahr 1857 größtentheils beendigt war, konnte der verbannte, auf die kleinen deutschen Theater in der Schweiz angewiesene Künstler natürlich vor der Hand nicht denken. Das Bedürfniß, wieder mit einem neuen Werke auf der Bühne zu erscheinen, gab ihm die Anregung zu „Tristan u. Isolde". Er begann diese Oper, nachdem er 1855 eine Zeit lang in London gewesen war, wo er auf Einladung der Philharmonischen Gesellschaft acht Konzerte derselben dirigirt hatte. „Ein seiner scenischen Anforderungen u. seines kleineren Umfanges wegen leichter u. eher ausführbares Werk" nannte W. die 1857 vollendete Oper, welche jedoch wegen ihrer enormen Schwierigkeiten u. ihrer großen Dauer bisher nur in wenigen Städten gegeben worden ist. In W.'s Entwicklung bedeutet sie einen neuen Abschluß. Nachdem es ihm nicht gelungen war, den Streit zwischen seiner Neigung zum Idealen u. seiner sinnlich üppigen Natur harmonisch zu schlichten, hatte er den von ihm aber mißverstandenen Satz, daß der Mensch nur durch die vollste Bethätigung seiner sinnlichen Anlage vollkommen wird, zu dem seinen gemacht. Dank den Freunden u. Anhängern des Komponisten, waren gegen Ende der 50er Jahre „Tannhäuser" u. „Lohengrin" fast über alle großen u. mittleren Bühnen Deutschlands gegangen. W. selbst aber hatte nichts davon gesehen, u. er wandte sich daher schließlich an den Großherzog von Baden, damit dieser ihm die Niederlassung in seinem Lande gestatte. Da dies erfolglos war, ging W. 1859 wieder nach Paris, wo ihm der Boden durch die Bemühungen seiner Freunde, namentlich der Fürstin Metternich, geebnet worden war. Seine Operndichtungen wurden ins Französische übersetzt, u. er begleitete die Ausgabe mit einem Vorworte, worin er die Hauptzüge seiner persönlichen u. künstlerischen Entwicklung niederlegte (auch enthalten in der W.'schen Schrift „Die Zukunftsmusik", Lpz. 1861). Drei Konzerte, die er in Paris veranstaltete, fanden beim Publikum Beifall; sein „Tannhäuser" jedoch, der im März 1861 auf Befehl Napoleon's III. aufgeführt wurde, hatte einen sehr zweifelhaften Erfolg, u. damit war der Versuch, in Frankreich zur Geltung zu kommen, abermals gescheitert. Bald darauf erhielt W. die Erlaubniß, nach Deutschland zurückzukehren. Er machte davon Gebrauch, indem er sich zunächst nach Karlsruhe, Wien, Mainz u. Bieberich begab, wo er an die Komposition der komischen Oper „Die Meistersinger" ging, zu der er schon 1845 den Plan entworfen hatte (der Kampf des Junkers Walther v. Stolzing ist sein eigener gegen die zünftigen Kapellmeister u. den herkömmlichen Schlendrian). In der 1862 im Druck erschienenen Dichtung ist der Stabreim, welcher doch nach W.'s Theorie die Melodie bestimmen müßte, verschwunden; es ist wieder, wie im „Tannhäuser", Gelegenheit zu abgerundeten Musikstücken gegeben, die Personen sind nicht mythisch, der ganze Kreis der Empfindungen ist uns näher gerückt, so daß es schien, als wollte W. in betretene Bahnen zurücklenken. Dieser selbst, nachdem er Prag, Petersburg, Berlin, Pest, Breslau u. andere Orte besucht u. sich dann in Penzing bei Wien angesiedelt hatte, ward 1864 vom jungen König Ludwig II. von Bayern als Generalintendant der Hofmusik nach München berufen, wo er bald den außerordentlichsten Einfluß gewann. Wie dies selbst auf dem politischen Gebiete möglich war, läßt seine Broschüre „Deutsche Kunst u. deutsche Politik" (Lpz. 1868) erkennen. Vor Allem wurde das Münchener Konservatorium auf Grund eines W.'schen Gutachtens reorganisirt u. unter Hans v. Bülow gestellt, der auch die Leitung der Oper erhielt. W. selbst konnte nun auch daran denken, unter dem Schutze des Königs u. unterstützt von Freunden u. Gönnern, den sog. Patronen seiner Sache, seine fast vollendete große Trilogie, bez. Tetralogie „Der Ring des Nibelungen" („ein Bühnenfestspiel für drei Tage u. einen Vorabend", 2. Aufl., Lpz. 1873) zur Aufführung vorzubereiten. Inzwischen gelangten „Die Meistersinger" am 21. Juni 1868 im Münchener Hoftheater zur ersten Aufführung. Die Aufführung des Nibelungenvorspiels „Rheingold" folgte am 22. Sept. 1869 u. am 26. Juni 1870 die der ersten Abtheilung des genannten Cyklus: „Die Walküre". Die glücklichsten Umstände hatten sich vereinigt, die je ein schaffender

Nr. 5451. Das Wagnertheater in Bayreuth.

Künstler für die Ausführung seiner weitgehendsten Pläne herbeiwünschen konnte. Indessen zeigte sich hier, wie immer im Leben dieses merkwürdigen Mannes, daß die Ruhe u. Sicherheit des harmonischen großen Menschen dem Meister, wie sich W. gern nennen läßt, auf dem Gipfel seines Glücks fehlt. Die maßlose Selbstüberhebung W.'s, durch die willenlose Vergötterung seiner Anhänger befestigt u. zu schroffem Ausdruck verleitet, mußte allmählich die wohlgesinnte Meinung der ruhiger Denkenden abkühlen. Vielfach angegriffen, hatte W. sich verleiten lassen, eine Schrift über „Das Judenthum in der Musik" (Lpz. 1869) zu veröffentlichen, worin er den Juden, in denen er seine geschworenen Feinde erblickte, jeden Kunstsinn absprach. Diese Schrift rief zahlreiche Gegenschriften hervor, unter denen die des Münchener Irrenarztes Puschmann: „Richard W., eine psychiatrische Studie" (Berl. 1872; 3. Aufl. 1873), wol die stärkste war. Hier seien auch gleich noch folgende Broschüren W.'s erwähnt: „Ueber das Dirigiren" (Lpz. 1870); „Beethoven" (ebd. 1870); „Ueber die Bestimmung der Oper" (ebd. 1871); „Ueber Schauspieler u. Sänger" (ebd. 1872). Das Amt eines Generalintendanten der Hofmusik hatte W. schon 1866 wieder niedergelegt, seit welcher Zeit er meist in Triebschen bei Luzern wohnte. Allmählich lockerten sich auch seine Beziehungen zum König Ludwig, so daß er nach Beendigung des Deutsch-franz. Krieges damit einverstanden war, daß einflußreiche Freunde sich beim preuß. Hofe dafür verwendeten, ihm die seit Meyerbeer's Tod unbesetzte Stelle eines Generalmusikdirektors zu übertragen. Diese Angelegenheit führte auch W. selbst im April 1871 nach Berlin. Ein Erfolg wurde jedoch nicht erzielt. W., der mittlerweile zu der Ueberzeugung gekommen war, daß kein Theater im Stande sei, den ganzen Nibelungencyklus in seinen Rahmen aufzunehmen, weil dazu keines theils die nöthigen technischen Mittel, theils die nöthigen Gesangskräfte (Wagnersänger) besitze, strebte jetzt die Verwirklichung des Planes an, mitten in Deutschland ein eigenes, unabhängiges Theater, vorerst nur für die Darstellung des Nibelungenringes, zu errichten. Für seine großartige Idee fand W. bei seinen Anhängern das werkthätigste Interesse, infolge dessen sich in verschiedenen Städten zur Förderung des Planes Wagner-Vereine bildeten. So konnte denn auch schon im Mai 1872 zu Bayreuth, welcher Ort als der passendste erwählt worden war, die feierliche Grundsteinlegung vorgenommen werden. Um noch mehr für sein Unternehmen zu wirken, machte 1872 W. selbst eine Rundreise durch die größeren deutschen Städte. Für die Lösung der Riesenaufgabe, welche die Aufführung der Trilogie bot, suchte er sich von den verschiedensten Theatern die geeigneten Kräfte zusammen. Endlich waren der Bau des Bayreuther Theaters u. alle Vorbereitungen so weit gediehen, daß im Aug. 1876 die Aufführung der Nibelungen, bez. des Vorspiels „Das Rheingold" u. der drei Abtheilungen „Die Walküre", „Siegfried" u. „Die Götterdämmerung" stattfinden konnte. Diese „Mustervorstellungen", die dann noch zweimal wiederholt wurden, bildeten ein sensationelles Ereigniß in der Theaterwelt. Um neue Mittel für seine Zwecke zu sammeln, reiste W. 1877 nach London, doch entsprach der Erfolg eines daselbst gegebenen Konzertes seinen Erwartungen durchaus nicht. Neuerdings ist es im Plane, eine besondere Musikschule für die Richtung W.'s zu gründen. Während übrigens das Bayreuther Festspielhaus seit 1876 seine Pforten geschlossen hält, haben inzwischen andere Theater, wie das Opernhaus in Wien, das Stadttheater in Leipzig u. das Hoftheater in Schwerin, einzelne Abtheilungen der „Nibelungen" zur Aufführung gebracht. W. selbst verfolgt mit rastloser Thätigkeit die von ihm eingeschlagenen Bahnen weiter; das beweist eine neue Dichtung: sein zu Anfang 1878 erschienenes Bühnenweihfestspiel „Parzival". Von kleineren Kompositionen aus neuerer Zeit sind noch sein „Kaisermarsch" u. sein „Festmarsch" (für die 1876er Weltausstellung in Philadelphia) zu nennen. Ein zusammenfassendes Urtheil über die Schwächen u. Vorzüge W.'s ist noch nicht möglich; die Akten über ihn sind noch nicht geschlossen, auch seine von ihm selbst „Gesammelten Schriften u. Dichtungen" (9 Bde., Lpz. 1871—73) haben noch lange nicht alle Tiefen seines Wesens erhellt. Wie immer sich aber auch das Urtheil über ihn gestalten mag, einen eminenten Einfluß auf die Geschmacksrichtung der Zeit wird es ihm immer zugestehen müssen. Nachdem seine erste Gattin 25. Jan. 1866 gestorben war, verheirathete sich W. in Luzern 25. Aug. 1870 mit Cosima Liszt, der geschiedenen Frau v. Bülow's; mit ihr lebt er jetzt in Bayreuth. — Aus der umfangreichen Wagnerliteratur seien hervorgehoben: Schuré, „R. W. u. das musikalische Drama" (aus dem Franz. übersetzt, Hamb. 1873); Hermann, „R. W.; Streiflichter auf Dr. Puschmann's psychiatrische Studie" (Münch. 1873); Gumprecht, „R. W. u. sein Bühnenfestspiel" (Lpz. 1873); Koßmaly, „Ueber R. W." (ebd. 1873); Friese, „R. W. u. die Zukunftsmusik" (Berl. 1874); Glasenapp, „R. W.'s Leben u. Wirken" (2 Bde., Kassel 1876); Filippi, „R. W.; eine musikalische Reise in das Reich der Zukunft" (aus dem Ital., Lpz. 1876); H. v. Wolzogen, „Erläuterungen zu R. W.'s Nibelungendrama" (ebd. 1878).

**Wagner**, Moritz Friedrich, Bruder von Rudolf W. (s. d.), hochverdienter Naturforscher u. Reisender, geb. zu Bayreuth 3. Okt. 1813; erlernte zuerst die Kaufmannschaft u. trat in ein Marseiller Handelshaus ein. Eine für dasselbe nach Algier unternommene Reise erweckte in ihm die Lust zu weiteren Reisen u. bestimmte ihn, seinen bisherigen Beruf aufzugeben. Er studirte in Erlangen u. Paris Naturwissenschaften, insbes. Zoologie, u. erregte als Zoolog in Paris so große Erwartungen, daß ihm die franz. Regierung die Geldmittel zu einer wissenschaftlichen Erforschung Algeriens bewilligte, wo er denn 1836 bis 1838 weilte. Nach seiner Rückkehr lebte er in Augsburg u. bearbeitete seine „Reisen in der Regentschaft Algier" (3 Bde., Lpz. 1841). 1844 begab sich W. auf eine Reise nach den Küstenländern des Schwarzen Meeres, die er bis Kurdistan u. Persien ausdehnte u. auf der er das Material zu den Werken sammelte: „Der Kaukasus u. das Land der Kosaken" (2 Bde., Lpz. 1848); „Reise nach Kolchis" (ebd. 1850) u. „Reise nach Persien u. dem Lande der Kurden" (2 Bde., ebd. 1852 f.). Hatte W. seine wissenschaftliche Thätigkeit bisher blos den ältesten Sitzen der Kultur gewidmet, so wendete er sich, nachdem er 1852 Professor der Ethnographie u. Geographie an der Universität München geworden, der „Neuen Welt" zu, indem er sich in Begleitung Karl Scherzer's (s. d.) nach Nordamerika u. von da nach Centralamerika begab, von wo er 1855 über Westindien nach Deutschland zurückkehrte. In San Salvador erlebte er das furchtbare Erdbeben, das diese Stadt in der Osternacht 1854 gänzlich vernichtete. Schon zwei Jahre nach seiner Heimkehr brach W. wieder auf, um auf Kosten des Königs von Bayern die südamerik. Staaten Peru, Bolivia, Ecuador, Neugranada u. Venezuela zu bereisen. Hierzu brauchte er die Jahre 1857—59. Die wissenschaftlichen Ergebnisse dieser Reise waren nicht minder reich als die seiner früheren. Die Berichte über seine Reisen durch Amerika legte er nieder in: „Die Republik Costa Rica" (Lpz. 1856); „Reisen in Nordamerika" (3 Bde., ebd. 1858) u. „Naturwissenschaftliche Reisen im tropischen Amerika" (ebd. 1870). Zur Lehre Darwin's stellte sich W. in einen Gegensatz in seiner Schrift: „Die Darwin'sche Theorie u. das Migrationsgesetz der Organismen" (Lpz. 1868).

**Wagner**, Joseph, Schauspieler, geb. zu Wien 15. März 1818, sollte sich für den geistlichen Stand ausbilden, folgte aber seiner Neigung u. ging zum Theater. Schon in seinem 15. Lebensjahre betrat er in Meidling die Bühne; dann ging er nach Preßburg, wo er 1837 als Darsteller jugendlicher Helden engagirt wurde. 1839 bis 1844 spielte er in Pest, dann in Prag u. seit 1845 gehörte er dem Stadttheater in Leipzig an, wo er eigentlich erst seine künstlerische Ausbildung erhielt. Nachdem er sich 1847 mit der Schauspielerin Bertha Unzelmann (s. d.) verheirathet hatte, folgte er mit derselben 1848 einem Engagement ans Berliner Hoftheater, ließ sich aber 1850 für das Wiener Burgtheater gewinnen, wo er der Liebling des Publikums wurde. Später fungirte er auch als Regisseur. Nachdem er 5. April 1870 zum letzten Mal aufgetreten war, starb er zu Wien 5. Juni dess. J.

**Wagner**, Rudolf Johannes v., einer der bedeutendsten Technologen unserer Tage, geb. zu Leipzig 13. Febr. 1823; widmete sich zunächst einige Jahre praktisch der Pharmazie u. Chemie, studirte dann letztere in Leipzig u. Paris, wurde, nachdem er noch im Interesse seiner Studien Frankreich, Belgien, Holland u. Deutschland bereist hatte, 1846 Adjunkt am akademischen Laboratorium der Leipziger Universität u. habilitirte sich 1850 an derselben als Privatdozent für Chemie u. Technologie. Seit 1851 Professor der Chemie an der

Polytechnischen Schule in Nürnberg, wo er sich auch als Vorstand des Gewerbevereins um die gewerblichen Verhältnisse der Stadt verdient machte, leitete er während der Münchener Industrieausstellung neben Staatsrath v. Hermann die Beurtheilungsarbeiten. 1856 erhielt W. die ord. Professur der chemischen Technologie an der Universität Würzburg übertragen, die er noch heute bekleidet. Außerdem ist er seit 1858 Inspektor der technischen Unterrichtsanstalten Bayerns u. hat auch wiederholt im Auftrag der Regierung wissenschaftliche Reisen gemacht. Abgesehen von den Monographien, welche die Ergebnisse seiner Untersuchungen über die Farbstoffe des Gelbholzes, über den polymeren Isomorphismus in der organischen Chemie, über das Hopfenöl, über die Hefe 2c. enthalten, hat W. verfaßt: „Lehrbuch der Chemie" (Lpz. 1850; 5. Aufl. 1873); „Lehrbuch der chemischen Technologie" (ebd. 1850; 10. Aufl. 1875); „Geschichte der Chemie" (ebd. 1854); „Theorie u. Praxis der Gewerbe" (5 Bde., ebd. 1856—63); „Die chemische Fabrikindustrie" (ebd., 2. Aufl. 1869) u. A. m. Wie durch diese Bücher, hat sich W. auch durch seine „Jahresberichte über die Leistungen der chemischen Technologie" (ebd. 1856 ff.) in den weitesten Kreisen rühmlichst bekannt gemacht. Der verdiente Gelehrte hat den persönlichen Verdienstadel.

**Wagner,** Ernst Leberecht, pathologischer Anatom, geb. zu Dehlitz an der Saale bei Weißenfels 12. März 1829; studirte seit 1848 in Leipzig, Wien u. Prag Medizin, habilitirte sich 1856 in Leipzig als Privatdozent, wurde daselbst 1858 außerord. u. 1863 ord. Professor der allgemeinen Pathologie u. der pathologischen Anatomie sowie Direktor des Pathologischen Instituts, 1878 als Wunderlich's (s. d.) Nachfolger Professor der speziellen Pathologie u. Therapie u. Direktor der medizinischen Klinik am Königl. klinischen Institut. W., der auch den Charakter eines Geheimen Medizinalraths hat, ist ein gediegener Arbeiter am Sektionstische u. mit dem Mikroskope, vortrefflicher Arzt u. Verfasser zahlreicher wissenschaftlicher Aufsätze. Sein Hauptwerk ist das zuerst mit Uhle verfaßte „Handbuch der allgemeinen Pathologie" (Lpz. 1862; 7. Aufl. 1876). Außerdem ist seine Schrift „Der Gebärmutterkrebs" (ebd. 1858) hervorzuheben. Seit 1860 giebt er das „Archiv für Heilkunde" (ebd.) heraus.

**Wagner,** Johanna, Nichte von Richard Wagner (s. d.), ausgezeichnete Sängerin u. Schauspielerin, wurde geb. 13. Okt. 1828 auf dem Lande in der Nähe von Hannover; betrat bereits von ihrem 5. Jahre ab in Würzburg — wo ihre Eltern beim Theater angestellt waren — in Kinderrollen die Bühne u. erhielt im Alter von 15 Jahren ihr erstes selbständiges Engagement — u. zwar im Schauspiel — beim Theater in Bernburg, ging aber bald zur Oper über u. kam 1844 als Sängerin an die Hofbühne nach Dresden, wo inzwischen ihr Oheim Richard Wagner Kapellmeister geworden war. 1846 ging sie auf einige Zeit nach Paris, wo sie bei Garcia noch Gesangsstudien machte, u. 1849 verließ sie die Dresdener Bühne, um in Hamburg ein Engagement anzunehmen. Von hier kam sie 1850 an die königl. Oper nach Berlin, erhielt daselbst 1853 den Titel einer Kammersängerin u. verheirathete sich 1859 mit dem preuß. Landrath Jachmann. 1862 trat sie von der Oper zum Schauspiel über, auch in diesem Verhältniß der Berliner Bühne (im königl. Schauspielhause) angehörend u. verschiedene Jahre mit Auszeichnung in großen tragischen Partien wirkend. Als Sängerin hat sie an den Orten ihrer ständigen Wirksamkeit wie auf zahlreichen Gastspielreisen weniger durch ihre spezifische Gesangskunst als durch die Schönheit u. Wucht ihrer Mezzosopranstimme, durch geistvolle Wiedergabe ihrer Rollen u. durch ihr eminentes darstellerisches Vermögen glänzende Erfolge erzielt.

**Wagram,** Dorf auf dem Marchfelde nordöstl. von Wien, geschichtlich denkwürdig, weil daselbst 5. u. 6. Juli 1809 die Entscheidungsschlacht im Kriege Oesterreichs mit Napoleon stattfand. Durch den glänzenden Sieg bei Aspern 22. Mai hatte Erzherzog Karl die Möglichkeit erwiesen, auch einen Napoleon zu schlagen, u. wartete nun auf dem nördlichen Ufer der Donau die Wirkung dieser Schlacht ab. Zugleich meinte er den Feind zu ermüden, der nur mit großer Beschwerde die Stadt Wien u. sein Heer zu verpflegen vermochte. Er hoffte auf die Betheiligung Preußens, auf Erhebung im Rücken der französischen Armee. Tirol erhob sich, Preußen nicht. Allerdings zog Erzherzog Karl Verstärkungen heran; allein Jellachich wurde 25. Mai bei St. Michael in Steiermark, Erzherzog Johann 14. Juni bei Raab geschlagen. Mit den Resten beider Armeen stand der Letztere bei Preßburg u. verschanzte sich dort. Um so energischere Thätigkeit hatte der Gegner entfaltet. Er zog die württembergischen u. bayerischen Divisionen aus Linz u. Salzburg herbei, ließ durch einen Theil des Davoust'schen Corps die Festung Raab einnehmen u. Preßburg beobachten, verwandelte die Insel Lobau in eine Festung u. verband sie durch eine gegen jeden Zerstörungsversuch wohlverwahrte Pfahlbrücke mit dem rechten Ufer, auf dem er bei Ebersdorf sein Hauptquartier hatte. In den ersten Tagen des Juli waren seine Heeresmassen — mindestens 160,000 Mann u. 600 Geschütze — um Wien vereinigt u. zum Uebergange bereit. Für diesen selbst hatte Napoleon kunstvolle Schwimmbrücken ausgesonnen, die, durch Kanonen geschützt, in wenigen Minuten vom Strome selbst an das andere Ufer getrieben wurden. Nachdem er zum Scheine mehrere Versuche zum Brückenbau auf der Westseite der Lobau bei Aspern u. Eßling gemacht, begann er 4. Juli Abends zwischen 8 u. 9 Uhr auf der Ostseite den Uebergang mit der Hauptarmee. Am Morgen des 5. Juli standen bereits 50,000 Mann unter dem Kommando von Oudinot u. Massena am nördlichen Ufer u. drängten die Avantgarde der Oesterreicher aus Enzersdorf hinaus. Erzherzog Karl nahm noch enger um W. herum hinter dem Rußbache eine Defensivstellung an, u. seine Corps wichen so langsam in diese zurück, daß sich erst gegen 6 Uhr Abends die französischen Truppen der österreichischen Hauptarmee naherten. Dennoch ordnete Napoleon noch um 7 Uhr den Angriff. Während Massena den rechten, Davoust den linken Flügel der feindlichen Armee festhielt, sollten Oudinot, Eugen, Bernadotte die Mitte erstürmen. Für kurze Zeit überschritten die Franzosen den Rußbach u. drängten die Oesterreicher im Nahkampf zurück, dann mußten sie zurückweichen u. geriethen in so arge Verwirrung, daß nur die Dunkelheit sie vor einer vollkommenen Niederlage bewahrte. Um so sicherer hoffte der Erzherzog Karl am 6. zu siegen, da er an den Erzherzog Johann den Befehl geschickt hatte, eiligst von Preßburg aus den Feinden in die rechte Flanke od. in den Rücken zu fallen. Allein die Depesche kam zu spät an, da die Marchbrücke abgebrochen war, u. Erzherzog Johann erreichte das Schlachtfeld, als die Schlacht bereits entschieden war. Napoleon hatte nämlich seine Massen doch schneller zusammengezogen als der österreichische Generalissimus. Wol entriß Klenau auf dem rechten Flügel Aspern u. Eßling gegen 10 Uhr Morgens den Franzosen, wol wurden Bernadotte, Massena, Molitor aus W. u. Aderklaa zurückgetrieben, allein Napoleon bemerkte eine Lücke im österreichischen Heere zwischen der Hauptmasse u. dem linken Flügel, u. indem er die Corps von Macdonald, dem Vizekönig u. die Bayern antrieb, mit aller Energie auf diese schwache Stelle der österreichischen Aufstellung zu stürmen, griff Davoust den linken Flügel an u. es entstand ein mörderisches Ringen. Die ehrenhafteste Tapferkeit u. die Hoffnung auf die Ankunft des Erzherzogs Johann ließ die Oesterreicher bis nach Mittag nicht wanken, endlich wich ein Corps nach dem andern u. wandte sich fast unverfolgt zum Rückzuge; auch Erzherzog Johann ging, eben nur angekommen, wieder nach Ungarn zurück. Der Verlust der Oesterreicher betrug 24,000 Todte u. Verwundete, 7600 Gefangene. Erst am 11. Juli kam es zu einem letzten Gefecht bei Znaim, das am Abend durch die Botschaft vom Waffenstillstande beendigt wurde, dem am 14. Okt. der Wiener Friede folgte. — Vergl. Varnhagen, „Die Schlacht bei W." in Raumer's „Historischem Taschenbuch", Lpz. 1836; Häuser, „Deutsche Geschichte" 3 Bde., 3. Aufl., Berlin 1863).

**Wagrien,** der südöstl. Theil des heutigen Holsteins, die Kreise Oldenburg, Plön, Segeberg, einen Theil von Kiel u. das Gebiet von Lübeck umfassend, hatte entweder früher schon wendische Bevölkerung od. erhielt sie durch Karl d. Gr., der 804 die „Transalbingischen Gaue" den Obotriten abtrat. Unter Heinrich I. u. Otto I. zur Unterwerfung gebracht, wie die meisten Wenden an der Ostsee, mußten auch die Wagrier Christen werden u. sich in Stargard, wo bisher ein Tempel des Wendengottes Prove gestanden hatte, die Stiftung eines Bisthums (Oldenburg) gefallen lassen. Wol machten sie sich 983 wieder frei, verjagten unter Mistiwoi die Geistlichen u. verheerten ganz Nordalbingien, aber schon der Enkel dieses Fürsten, Gotschalk, der durch Knud von Dänemark eingesetzt wurde u. zugleich die wendischen Nachbarn an der Ostsee beherrschte, predigte selbst das Christenthum, stellte das Bisthum her u. genoß wieder den Schutz des sächsischen Herzogs u. des Erzbischofs von Hamburg. Dennoch errichtete man von Holstein aus eine Mark, die vom Kieler Busen sich bis zur Elbe erstreckte, um den Wenden zu wehren. Gotschalk's Sohn Heinrich, der sich König nannte u. von Buku (Lübeck) aus die Slaven an der Ostsee beherrschte, war der letzte selbständige Fürst des Landes; er starb 1124. Als seine Söhne im Streit um die Herrschaft ermordet waren u. die östl. Slaven sich befreit hatten, als der dänische Prinz Knud, den Kaiser Lothar 1126 belehnte, ebenfalls getödtet war, erhob sich noch einmal das Heidenthum. Erst die Predigt Vicelin's, der das Bisthum Neumünster stiftete, u. der grausame Kreuzzug, den Heinrich

von Bardewide 1138 im Auftrage Albrecht's des Bären gegen sie führte, machte ihm für immer ein Ende. Er eroberte Plön u. ließ die meisten Slaven tödten, so daß der Graf Adolf von Schauenburg u. Holstein, den Heinrich der Löwe gegen Abtretung des Polabenlandes (Lauenburgs) 1143 mit W. belehnte, friesische, holländische u. westfälische Kolonisten in das entvölkerte Land führen konnte. Nur bei Lützenburg u. Oldenburg, aus welchem der Bischofssitz nach dem neuerbauten Lübeck (s. d.) verlegt wurde, blieben noch Slaven zurück, welche dem Grafen zinspflichtig wurden. Seitdem ist W. ein Theil von Holstein. Vgl. Waitz, „Schleswig-Holsteinsche Geschichte“ (2 Bde., Gött. 1851 ff.).

**Wahabiten** od. Wachabiten, s. „Wechabiten“.

**Wahl**, der Akt, durch welchen die Theilnehmer einer Versammlung, die Mitglieder einer Gesellschaft, eines Vereins, einer Korporation 2c., die Angehörigen einer städtischen, ländlichen od. kirchlichen Gemeinde u. die Bürger eines Staates nach Stimmenmehrheit unter mehreren Personen eine auswählen, damit dieselbe ein Amt bekleide, als ihr Vertreter gewisse Funktionen übernehme 2c. Selbst die höchste Gewalt im Staate kann durch W. einer Person übertragen werden, so z. B. die Präsidentenwürde in Republiken. Früher gab es auch Wahlmonarchien (s. „Wahlreich“). In den neueren konstitutionell-monarchischen Staaten werden durch W.en die Volks-, Kreis- u. Gemeindevertretungen gebildet, ja der Bestand der ganzen Verfassung ist wesentlich durch das Wahlsystem bedingt. (Das erste Beispiel einer lediglich durch W. gebildeten Vertretung gab die franz. Verfassung von 1790.) Die positiven Bestimmungen über die W.en der Volksvertreter finden sich theils in den Verfassungsurkunden der einzelnen Staaten, theils in besonderen Wahlgesetzen, die aber von der Regierung nur mit Zustimmung der Volksvertretung abgeändert werden dürfen. Im Einzelnen weichen die Vorschriften der verschiedenen Wahlgesetze von einander ab. Auch werden die W.en oft nach verschiedenen Bevölkerungsklassen verschieden geordnet, u. diese Klassen richten sich wieder theils nach den Ständen (Städter, Landbewohner, Rittergutsbesitzer), theils nach dem Vermögen (große Grundbesitzer, Höchstbesteuerte u. die übrigen Staatsangehörigen). Wo das Zweikammersystem besteht, bildet meist nur die Zweite Kammer od. das Abgeordnetenhaus (in Frankreich jetzt die Nationalversammlung) die eigentliche Wahlkammer, doch wird in neuerer Zeit fast überall wenigstens ein Theil der Ersten Kammer (in Frankreich ein Theil des Senats) durch W.en seitens großer Städte, Ritterschaftsverbände, Universitäten 2c. gebildet. Für die W. selbst ist die direkte u. die indirekte W. zu unterscheiden, je nachdem die Wahlberechtigten die Abgeordneten unmittelbar od. vorerst einen Ausschuß (Wahlkollegium, Wahlmänner) wählen, welcher sodann die W. der Abgeordneten vorzunehmen hat. In letzterem Falle heißen die W.en, durch welche die Wahlmänner gewählt werden, die Urwahlen u. die für diese W.en Berechtigten die Urwähler. Das Wahlrecht ist entweder ein aktives, d. h. es berechtigt, als wählende Person an der W. Theil zu nehmen (Stimmrecht, Wahlfähigkeit), od. ein passives, d. h. es verleiht die Fähigkeit, gewählt zu werden (Wählbarkeit). Als höchster Ausdruck der Selbstverwaltung eines Volkes, jener Selbstverwaltung, die in den allgemeinen Angelegenheiten einer großen Volksgemeinschaft überhaupt möglich ist, gilt das allgemeine Wahl- od. Stimmrecht (franz. Suffrage universel), welches nur Volljährigkeit, bezw. das vollendete 25. Lebensjahr, u. Unbescholtenheit verlangt. Das allgemeine Stimmrecht ist nicht blos ein Recht, sondern dem Staate gegenüber zugleich, ja in noch viel höherem Grade eine Pflicht, weil sonst die Selbstverwaltung unwahr wird u. an ihre Stelle die absolute Parteiherrschaft tritt, welche zu sog. Minoritätswahlen führt, d. h. zu Wahlen, an denen sich im Verhältniß zur Gesammtheit der Wahl- od. Stimmberechtigten nur eine meistens kompakte Minderheit von bestimmter Parteifärbung betheiligt. Infolge der Revolution von 1848 in Frankreich zuerst eingeführt, wurde das allgemeine Wahlrecht von Kaiser Napoleon III. zur Legalisirung des Staatsstreiches vom 2. Dez. 1852 in Anwendung gebracht. Das aktive Wahlrecht im Deutschen Reich in Bezug auf den Reichstag ist laut dem dann zum Reichswahlgesetz erhobenen Wahlgesetze des Norddeutschen Bundes vom 31. Mai 1869 allgemein, gleich u. direkt; für Personen des Soldatenstandes des Heeres u. der Marine ruht die Berechtigung zum Wählen so lange, als dieselben sich bei der Fahne befinden. Ein gleiches ist das Wahlrecht, weil es an keinen Census nach dem Vermögen od. nach dem Maß der zu entrichtenden Staats- u. Gemeindeabgaben geknüpft ist. Als Korrektiv des allgemeinen, gleichen u. direkten Wahlrechts wurde im Deutschen Reich festgesetzt, daß die Abgeordneten keine Diäten erhalten sollen. Vor der W. zu Gunsten eines Kandidaten zu agitiren durch Wort u. Schrift (Wahlagitation) ist erlaubt; unerlaubt dagegen u. sogar mit öffentlichen Strafen bedroht (nach §. 109 des Deutschen Strafgesetzbuches mit Gefängniß von 1 Monat bis zu 2 Jahren) sind Wahlbestechungen u. ebenso das Kaufen u. das Verkaufen einer Wahlstimme. Im Deutschen Reich entscheidet die absolute Stimmenmehrheit aller in einem Wahlkreise abgegebenen Stimmen; stellt bei einer W., bezw. im ersten Wahlgange, eine solche Stimmenmehrheit sich nicht heraus, so ist dann nur unter den zwei Kandidaten zu wählen, welche die meisten Stimmen erhalten haben (zweiter Wahlgang, engere od. Stichwahl); bei Stimmengleichheit dagegen entscheidet das Los. Nach Einberufung der Versammlung der gewählten Volksvertreter geht dieselbe in der Regel zuerst an die Frage, ob bei den einzelnen W.en Alles legal vorgegangen ist u. sie giltig erklärt werden können (Wahlprüfung). Vgl. Bülau, „Wahlrecht u. Wahlverfahren“ (Lpz. 1849); Levita, „Die Volksvertretung in ihrer organischen Zusammensetzung“ (ebd. 1850).

**Wahlberg**, Peter Friedrich, schwed. Botaniker, geb. zu Linköping 19. Juni 1800; studirte Medizin u. Naturwissenschaften in Upsala, wurde 1827 Adjunkt des Professors der Naturgeschichte daselbst u. erhielt 1830 die Professur der Naturwissenschaften in Stockholm, wo er 1848 zugleich an Stelle von Berzelius zum beständigen Sekretär der Akademie der Wissenschaften erwählt wurde, zu deren Mitgliedern er schon seit 1830 gehört hatte. Nachdem W. schon 1829—30 Dänemark, Deutschland, die Schweiz, Italien, Frankreich u. Holland bereist hatte, durchforschte er 1843—47 bes. das westl. Schweden. Sein Hauptwerk ist die „Flora gothenburgensis“ (1847). Auch setzte er Wahlenberg's „Svensk Botanik“ fort. — Sein Bruder, der Geometer J. A. **W.**, erhielt 1838 von der schwed. Regierung eine wissenschaftliche Mission nach Südafrika u. hielt sich daselbst bis 1845 auf. Die von ihm von dort mitgebrachte Insektensammlung beschrieb Boheman unter dem Titel „Insecta Cafraria“ (Stockh. 1848).

**Wahlenberg**, Georg, schwed. Botaniker, geb. auf dem Eisenhüttenwerk Skarphyttan bei Philipstad (Wermland) 1. Okt. 1780; studirte seit 1792 in Upsala Naturwissenschaften, ward 1801 Amanuensis beim dortigen Naturhistorischen Museum, dann Intendant desselben u. bereiste einen großen Theil Skandinaviens sowie die Schweiz u. die Karpaten in botanischem Interesse. Im J. 1814 zum Demonstrator an der Universität Upsala ernannt, wurde W. 1826 Professor der Botanik daselbst u. starb als solcher im Februar 1851. Seine Hauptwerke sind: „Flora lapponica“ (Berl. 1812); „De vegetatione et climate Helvetiae septemtr.“ (Zür. 1813); „Flora Carpatorum“ (Gött. 1814); „Flora Upsaliensis“ (Ups. 1820); „Flora Suecica“ (2 Bde., ebd. 1824—26; 2. Aufl. 1832) u. die von ihm aber nicht vollendete „Svensk Botanik“ (11 Bde., Stockh. 1802—30), welche Wahlberg (s. d.) fortsetzte.

**Wahlkapitulation** nennt man die urkundliche Aufstellung der Bedingungen, an welche der deutsche König u. römische Kaiser bei der Ausübung seiner Macht gebunden sein sollte. Es lag im Wesen der Königswahl, welche in Deutschland seit 911 zu Recht bestand, daß die Wähler, bes. seitdem es nur wenige waren (s. „Wahlreich“), die Gelegenheit entweder zum eigenen Vortheil od. zur oligarchischen Beschränkung der Königsgewalt überhaupt benutzten. Ist auch der älteste „Wahlpakt“, in dem Kaiser Lothar (s. d.) 1125 das Wormser Konkordat aufgehoben haben sollte, neuerdings für unecht erklärt worden (von E. Friedberg u. T. Wichert in den „Forschungen zu deutscher Geschichte“, Bd. 8 u. 12), findet sich doch Aehnliches schon bei der Doppelwahl 1198 in den Versprechungen u. „Handsalben“, die Philipp von Schwaben (s. d.) u. Otto IV. (s. d.) für ihre Anerkennung geben mußten. Seit Rudolf von Habsburg (s. d.), dem ersten deutschen Könige, der nur durch sieben Kurfürsten erwählt wurde, sind W.en an der Tagesordnung. Eine der bedeutendsten ist die am 3. Juli 1519 zu Frankfurt aufgesetzte „Handfeste der Kaisermacht“, durch welche „Karl von Spanien und Burgund“ (s. „Karl V.“) gehalten wurde, kein fremdes Kriegsvolk in das Land zu bringen, keinen Reichstag außerhalb des Reichs zu berufen, die Reichs- u. Hofämter nur mit geborenen Deutschen zu besetzen, in Reichssachen nur die deutsche od. die lateinische Sprache anzuwenden, die Reichsstände vor kein fremdes Gericht zu stellen, alle fürstlichen Hoheitsrechte zu bestätigen, nichts vom Reiche zu veräußern, ein Schirmvogt der Kirche zu sein 2c. Während bis zum Dreißigjähr. Kriege solche W.en nur von den Kurfürsten aufgesetzt wurden, beschloß man auf dem Westfälischen Friedenskongreß 1648, daß eine „beständige kaiserliche W.“ von sämmtlichen Reichsständen als Reichsgrundgesetz entworfen werde. Doch kam es erst 1711 dazu, als der Begriff des Reichs schon fast wesenlos geworden war. Der Inhalt dieses Aktenstückes kommt nicht über allgemeine u. selbstverständliche Regentenpflichten hinaus. — W.en gab es auch in Dänemark von 1320—1660.

**Wahlrecht**, s. „Wahl“.

**Wahlreich** nennt man ein Reich, in welchem der Monarch nicht durch Geburt, Adoption od. Gewalt, sondern durch die Wahl der gesetzlich dazu Berechtigten seine Macht u. Würde auf Lebenszeit bekommt. W.e sind eigentlich alle geistlichen Territorien von der Abtei aufwärts bis zum (ehemaligen) Kirchenstaate, ebenso die Länder der geistlichen Ritterorden, vor Allem Preußen zur Zeit des Deutschen Ordens (1283—1525). Unter den weltlichen W.en sind am bekanntesten Deutschland u. Polen. Deutschland wurde es 911 nach dem Aussterben der Karolinger. Anfangs wählten den König die waffenfähigen Mannschaften der Hauptstämme unter ihren Herzögen, dann diese allein, endlich erscheinen nach Angabe des „Sachsenspiegels" (1230) drei geistliche (Mainz, Trier, Köln) u. drei weltliche (Brandenburg, Pfalz, Sachsen) Vorwähler, die sich aber mit den anderen Reichsständen vorher vereinbart hatten, bei der Wahl Rudolf's 1273 als siebenter Wähler Bayern, an dessen Stelle durch die Goldene Bulle 1356 Böhmen trat, doch ohne daß andere Fürsten mit befragt wurden. Seitdem wurde Deutschland mehr u. mehr Oligarchie, vor Allem durch die Kreiseintheilung unter Maximilian I. (1512), durch die Wahlkapitulation (s. d.) Karl's V. von 1519 u. durch den Westfälischen Frieden von 1648. Trotzdem war die Würde des Kaisers seit 1438 im habsburgischen Mannsstamme erblich, da der Kaiser meistens schon bei Lebzeiten seinen Nachfolger zum römischen Könige wählen ließ. Polen (s. d.) kam erst durch die Thronbesteigung der Jagellonen 1386 in die Form eines W.s u. in Wirklichkeit ward es ein solches nach dem Aussterben jener im Jahre 1572. Ebenso wurde Ungarn (s. d.) nach dem Erlöschen des Arpadischen Stammes W., verlor alle seine Rechte 1687 durch Leopold I. (s. d.), errang sie sich aber zum Theil in neuester Zeit wieder. — Außerdem hat Böhmen eine Zeit lang u. Dänemark bis 1660 die Königswahl durch den Reichstag vornehmen lassen. Endlich könnte man die Republik Venedig (s. d.) unter die W.e zählen.

**Wahlstatt**, s. v. w. Schlachtfeld.

**Wahlstatt**, Pfarrdorf mit 977 E. (1871) im Kreise u. Reg.-Bez. Liegnitz der preuß. Prov. Schlesien, 1 M. südöstl. der Kreisstadt, hat seit 1838 in dem ehemaligen Benediktinerkloster eine Kadettenanstalt. Nahe bei W. steht auf dem Felde ein Obelisk zur Erinnerung an die hier gelieferte Schlacht an der Katzbach (26. Aug. 1813), welche dem hier kommandirenden Feldmarschall Blücher den Titel Fürst v. W. einbrachte. — W. verdankt seine Entstehung dem Umstande, daß die heil. Hedwig nach der Tatarenschlacht vom 9. April 1241 auf der Stelle, auf welcher der enthauptete Leichnam ihres Sohnes, des Herzogs Heinrich II., des Frommen, von Niederschlesien, gefunden wurde, eine Kapelle erbauen ließ, aus der das erwähnte Kloster u. das Dorf sich entwickelte.

**Wahlverwandtschaft**, s. „Verwandtschaft" (chemische).

**Wahnsinn** ist eine Form von Seelenstörung (s. „Geisteskrankheit" u. „Irrenheilkunde"), die als Exaltationszustand auftritt u. deren Charakter in gesteigertem Selbstgefühl u. daraus hervorgehenden, ausschweifenden u. fixen Wahnvorstellungen besteht. Die Kranken machen ungeheuerliche Pläne u. Projekte, sich alle Mittel zu deren Durchführung zutrauend; häufig tritt der Wahn auf, eine ausgezeichnete Persönlichkeit der Geschichte zu sein, übermenschliche Macht u. unerschöpfliche Reichthümer zu besitzen. Nicht selten kommen Hallucinationen (s. d.) vor. In der Regel entwickelt sich die Krankheit aus einem melancholischen Stadium. Der Kranke kann sehr wohl genesen, doch bleibt oft auch der W. stabil. Schnelles Uebersiedeln in ein Irrenhaus fördert die Heilung.

**Wahrheit** heißt im Allgemeinen die Uebereinstimmung einer Aussage od. eines Urtheils mit dem äußeren Thatbestand. Ein Urtheil ist (nach der treffenden Erklärung des Aristoteles) wahr, wenn das objektiv (außerhalb des Bewußtseins) Verbundene auch subjektiv (im denkenden Bewußtsein) verbunden wird, od. wenn das objektiv Getrennte auch subjektiv getrennt wird. Dagegen ist das Urtheil falsch, wenn objektiv Verbundenes getrennt wird u. umgekehrt. Doch gelangt man mit dieser Erklärung zunächst nur zum Begriff der logischen od. formellen W. u. diese kann auch eine problematische sein, d. h. eine solche, die zwischen mehreren Möglichkeiten die Wahl läßt. Der logischen od. formellen W. steht gegenüber die materielle, d. h. eine solche, die nicht blos auf der Form, sondern auch auf dem Inhalt der Aussage beruht, mag nun die Aussage selbst eine positive (bestimmt aussagende) od. negative (verneinende) sein. Nicht Alles, was formell wahr ist, muß deshalb auch materiell wahr sein; wol aber gilt umgekehrt, daß sich die materielle W. nur in einer formell wahren Aussage darstellen kann. — Von dem bisher behandelten Begriff der W. als einer sog. abstrakten Eigenschaft ist der Gebrauch des Wortes zu unterscheiden, nach welchem man von einzelnen (z. B. mathematischen, geschichtlichen, religiösen 2c.) W.en spricht. In diesem Fall steht W. für „wahrhafte, dem Thatbestand entsprechende Behauptung". — Eine uralte Streitfrage ist die nach dem Vorhandensein einer objektiven W., od. genauer: nach der Möglichkeit, sie zu erkennen. Da nämlich alle unsere Erkenntniß an gewisse Gesetze des Denkens gebunden ist, so entsteht die Frage, ob wir nicht in einem trügerischen Schein befangen sind, wenn wir den Aussagen, die sich unserem Denken als wahr erweisen, sofort auch objektive W. zuschreiben. Man könnte einwenden, dieser Zweifel gelte blos den sog. idealen W.en, also z. B. den religiösen, moralischen, ästhetischen, weil diese alle auf geistigen Voraussetzungen beruhen, nicht aber den empirischen, d. h. aus der Erfahrung stammenden W.en, z. B. der Behauptung, daß die drei Winkel eines Dreiecks zwei Rechte betragen. Allein auch die empirischen W.en hängen von der Frage ab, ob die Mittel unserer Sinneswahrnehmung untrüglich seien, d. h. ob wir nicht vielleicht irrthümlich bloße Vorspiegelungen unserer Sinne u. weiter unserer Gedanken für reelle Erscheinungen halten. Die Antwort auf diese Frage entscheidet über die Grundrichtung eines jeden philosophischen Systems. Wird der Begriff der W. nur als ein relativer, d. h. von der Beschaffenheit unserer Erkenntnißformen abhängiger gefaßt, während man auf die Erkenntniß der objektiven W. (der Dinge, wie sie wirklich sind) verzichtet, so entsteht das System des Kritizismus (s. „Kant" u. „Kritik"). Verzichtet der Philosoph überhaupt auf die Möglichkeit, das Wahre zu erkennen, indem er sich mit der größtmöglichen Wahrscheinlichkeit begnügt, so huldigt er dem Skeptizismus (s. d.); dagegen dem Dogmatismus, wenn er die Richtigkeit u. Untrüglichkeit der Erkenntnißformen als unumstößliche Voraussetzung nimmt. Auf solchem Dogmatismus beruht natürlich der Begriff der W. in allen Religionen u. ebenso in allen Systemen der Sittenlehre. Denn der Glaube an übersinnliche Dinge u. sittliche Ziele setzt von selbst die Existenz beider voraus. — W a h r h a f t i g k e i t (häufig für Wahrheit gebraucht) ist die stete Richtung des Willens auf das Sagen u. Thun des als wahr Erkannten.

**Wahrsagung**, die Vorherverkündigung des Zukünftigen aus irgend welchen äußeren Anzeichen, deren richtige Deutung der Wahrsager auf Grund geheimer Künste zu besitzen glaubt od. vorgiebt. Durch diese Bezugnahme auf äußere Zeichen unterscheidet sich die W. streng von der Weissagung (s. d.). Obschon lediglich eine Ausgeburt des Aberglaubens, ist doch die W. zu allen Zeiten in zahllosen Formen verbreitet gewesen. Denn so oft sie sich auch trügerisch erwies, fand sie doch immer wieder Nahrung in dem unvertilgbaren Hange des Menschen, den Schleier von der verborgenen Zukunft zu heben. Geschichtlich lassen sich solche Formen der W. oder Wahrsagerei (letzteres mit verächtlichem Nebenbegriff) unterscheiden, welche mit dem religiösen Glauben eines Volkes in Zusammenhang stehen, u. solche, welche unabhängig von der Religion od. sogar trotz ihres Verbotes geübt werden. In ersterem Falle sind die Priester zugleich die Träger der W. (so von jeher in den sog. Naturreligionen). Die Hauptformen der W. sind die Astrologie (s. d.); verwandt damit ist die (auch im Alten Testament erwähnte) Wolkenschau. Bei den Griechen war die W. besonders an das Orakelwesen (s. „Orakel") geknüpft; bei den Römern lag sie in den Händen der Auguren (s. d.) u. der Haruspices (s. d.). Auch sonst spielen die Anzeichen, die von Thieren hergenommen wurden, eine große Rolle; so bei der W. aus dem Wiehern der Pferde bei den Persern u. alten Germanen, od. aus den Bewegungen einer Schlange (der sog. Ophiomantie 2c.). Einen besondern Zweig der W. bildet die Nekromantie, die sich auf den angeblichen Verkehr mit Todten beruft (vgl. schon 1. Sam. 28) u. in dem heutigen Spiritismus wieder aufgelebt ist; ferner die W. auf Grund des Loses, wozu auch die sog. Belomantie (W. aus dem Pfeil-Los) gehört. Verwandt damit ist die schon von den alten Griechen u. Germanen gepflegte Rhabdomantie od. Stabwahrsagerei, die das verschiedene Auffallen hingeworfener Stäbchen beobachtet; andererseits versteht man darunter auch die Kunst, unterirdische Schätze mit Hülfe der sog. Wünschelruthe zu wittern. Von den noch jetzt üblichen Formen ist bes. die Traumdeutung mittels der sog. Punktirbücher, die Kartenschlägerei, das Bleigießen, das Wahrsagen aus den Formen des Kaffeesatzes od. den Linien der Hand (die von Alters her bes. von den Zigeunern geübte Chiromantie) hervorzuheben, ungerechnet alle die Formen der Ahnungen u. Anzeichen durch räthselhafte Töne 2c., in denen der Volksglaube schlimme Vorbedeutungen erblickt.

**Wahrscheinlichkeit** od. P r o b a b i l i t ä t irgend eines Ereignisses u. zwar e i n f a c h e od. a b s o l u t e W. ist das Verhältniß der für das Eintreffen jenes Ereignisses g ü n s t i g e n Fälle zu der Anzahl aller Fälle, welche überhaupt eintreten k ö n n e n od. m ö g l i c h sind. Man drückt deshalb die W. eines Ereignisses durch einen Bruch aus, dessen Zähler die Anzahl der günstigen u. dessen Nenner die Anzahl aller möglichen Fälle angiebt. So ist z. B. die W., mit einem Würfel eine bestimmte Nummer, z. B. 5, natürlich eben so groß wie die, jede andere Nummer von 1—6 zu werfen, u. weil im Ganzen also 6 Fälle möglich sind, unter diesen jedoch nur ein günstiger sich befindet, die gesuchte W. also = $^1/_6$, d. h. unter 6 Würfen wird im Durchschnitt e i n e r eine 5 sein. Wenn mit zwei Würfeln eine bestimmte Zahl geworfen werden soll, so kann die

Anzahl der günstigen Fälle gegenüber der Anzahl aller möglichen eine sehr verschiedene sein, denn während z. B. die 2 nur auf eine Weise durch 1 u. 1 geworfen werden kann, ist die 3 schon auf zweierlei Art möglich (2 u. 1, 1 u. 2); die 4 auf dreierlei Art (3 u. 1, 2 u. 2, 1 u. 3) rc., so daß also, da die Zahl aller möglichen Fälle 36 beträgt, die W. für 2 u. 12 = $^1/_{36}$, die für 3 u. 11 = $^2/_{36}$, die für 4 u. 10 = $^3/_{36}$ rc. ist. Je größer die Anzahl der günstigen Fälle im Verhältniß zu der möglichen, desto größer ist die W. Ist die Zahl der günstigen gleich der der möglichen Fälle, wird also der Bruch gleich Eins, so wird die W. zur Gewißheit. Von der einfachen od. absoluten W. unterscheidet man noch die relative. Befinden sich z. B. in einem Gefäße 5 schwarze, 8 rothe, 10 gelbe u. 9 blaue Kugeln, u. man fragt, wie groß die W. sei, eher eine schwarze als eine rothe Kugel zu ziehen, so daß also alle Fälle, wo gelbe od. blaue gezogen werden, ganz ohne Entscheidung bleiben, so nennt man diese W. eine relative. — Die Ermittelung der W. eines Ereignisses, auch in zusammengesetzten Fällen, ist Gegenstand der **Wahrscheinlichkeitsrechnung.** Da sich viele Berechnungen, wie die von Leibrenten, Lebens- u. anderen Versicherungen, auf die W. des Eintretens gewisser Ereignisse gründen, so ist diese Rechnungsart von großer praktischer Bedeutung. Der Grund der Wahrscheinlichkeitsrechnung wurde durch Pascal u. Fermat gelegt. Weiter entwickelt wurde sie durch Huyghens („Hugenii tractatus de ratiociniis etc.", 1658), Jakob Bernoulli („Ars conjectandi opus posthumum", Basil. 1713). Auch Montmort, Moivre u. Condorcet schrieben über diesen Gegenstand. Bes. wichtig ist aber Laplace („Recherches sur la probabilité des jugemens etc.", Par. 1837). Ferner zu erwähnen ist Cournot („Exposition de la théorie des chances et des probabilités", Par. 1843). Von deutschen Autoren erwähnen wir: Fries, „Versuch einer Kritik der Prinzipien der Wahrscheinlichkeitsrechnung" (Braunschw. 1847) u. Wild, „Grundsätze der Wahrscheinlichkeitsrechnung" (Münch. 1861).

**Wahrspruch,** s. „Verdikt".

**Währung** heißt das Geld in seiner Eigenschaft als gesetzliches Zahlungsmittel, d. h. als dasjenige wirthschaftliche Gut, das als Preismaß, Tauschmittel, Objekt der auf Geld lautenden Verträge innerhalb eines Landes benutzt wird, bez. benutzt werden muß. So lange ein Volk auf seiner untersten Kulturstufe noch der Tauschwirthschaft huldigt, so lange also Bedarfsgegenstände gegen andere Artikel des Verbrauchs (z. B. Vieh gegen Getreide, Bekleidungsgegenstände gegen Nahrungsmittel) direkt eingetauscht wurden, war für ein allgemeines Tausch- u. Preismaß kein Bedürfniß vorhanden. Mit dem Auftreten der Arbeitstheilung u. mit dem Wachsen der Kultur trat jedoch überall der Wunsch hervor, die Werthe bez. Preise aller Objekte nach irgend einem allgemein begehrten, der Veränderung wenig unterworfenen u. in seinem Preise möglichst wenig schwankenden, auch leicht aufzubewahrenden Verbrauchsartikel zu bemessen. Hierzu eigneten sich am besten die Edelmetalle, Gold, Silber, Platin, auch Kupfer. Wo diese Metalle fehlten, griff man zu anderen Artikeln. In grauer Vorzeit mag das Getreide lange Zeit die Rolle des Geldes gespielt haben; in Sibirien gilt dasselbe von den Zobelfellen, in China früher von kleinen viereckigen Theepäckchen, in Afrika von kleinen weißen Muscheln, in Mittelamerika von dem Kakaogelde. In Sparta führte Lykurg mit den eisernen Münzen die Eisenwährung ein rc. Selbst da, wo man schon im frühesten Alterthum Gold u. Silber als Preismaß benutzte, beruhte deren Anwendung lange Zeit hindurch nur auf Sitte u. Herkommen. Man kaufte u. verkaufte gegen Edelmetall, das noch nicht gemünzt war, sondern gewogen wurde, wobei die Untersuchung des jedesmaligen Feinheitsgrades, die Feststellung der Legirung keine leichte Aufgabe gewesen sein mag. Die Einführung der Münzen, also gewisser Edelmetallstücke von gesetzlich bestimmtem Gewicht, Gehalt, vorgeschriebener Form u. mit festgesetztem Werth, mußte daher den Verkehr ganz wesentlich erleichtern. Das Metall, in welchem gesetzlich die Zahlung von Verbindlichkeiten zu erfolgen hat, heißt Währungsmetall; es ist der einzige Werthmesser, alle anderen Metalle sind ihm gegenüber nichts Anderes als Waare. Je nachdem diese Hauptrolle dem Gold od. dem Silber übertragen worden ist, spricht man von Gold- od. von Silberwährung. Ist gesetzlich bestimmt, daß auch das vom Staat ausgegebene Papiergeld als Zahlungsmittel anzunehmen ist, so existirt in solchen Ländern (zur Zeit Oesterreich, Rußland, Italien, Nordamerika) die Papierwährung. Die Goldwährung besteht in England, Deutschland, Dänemark u. anderen Ländern, d. h. es können Zahlungen von dem Empfänger zurückgewiesen werden, wenn sie nicht in Goldmünzen erfolgen. Silbermünzen braucht der Gläubiger nur in den kleineren, zur restlichen Ausgleichung nöthigen Beträgen zu nehmen; denn das Silbergeld dient u. gilt in den Ländern, welche reine Goldwährung haben, nur als Scheidemünze, die wenigstens in den Geldstücken von geringerem Werth nicht vollwerthig ausgeprägt zu werden braucht. Andere Länder haben dagegen die ausschließliche Silberwährung. Was dort vom Gold gesagt wurde, gilt hier für das Silber. In noch anderen Ländern existiren Gold- u. Silberwährung gleichzeitig (Doppelwährung), so in Frankreich, Italien, Belgien, der Schweiz. Hier können Zahlungen gesetzlich in Gold- u. in Silbermünzen geleistet werden. Dies setzt aber voraus, daß zwischen Gold u. Silber, welche als Rohmetalle in ihren Preisen auf dem Weltmarkte Schwankungen ausgesetzt sind, feste Werthverhältnisse gesetzlich bestimmt sind. Für die sog. lat. Münzkonvention, zu welcher Frankreich, Belgien, Schweiz u. Italien gehören, ist das Werthverhältniß zwischen Gold u. Silber derart angenommen worden, daß 1 Pfd. Feingold gleich gerechnet werden soll $15^1/_2$ Pfd. Feinsilber. Nach diesem Werthverhältniß sind dort Gold- u. Silbermünzen ausgeprägt. Auf dem Weltmarkte ist indessen der Preis von Gold u. von Silber jederzeit größeren od. geringeren Veränderungen unterworfen u. befinden sich daher bald die Gold-, bald die Silbermünzen über od. unter dem für Gold u. Silber zu zahlenden Tageskurse. Für das Land, in dem die Doppelwährung besteht, könnte dies anscheinend nicht von Bedeutung sein, denn 20 Frcs. gelten z. B. in Frankreich 20 Frcs., gleichviel, ob sie in Gold od. in Silber gezahlt werden. Frankreich hat aber in u. durch seine Handelsbeziehungen große Zahlungen an das Ausland zu leisten u. von dort zu erhalten, u. hierbei kommt eine solche Differenz allerdings in Frage u. kann auch bei großen Posten ansehnliche Beträge erreichen. Bei Zahlungen nach auswärts spielt das zu entrichtende Agio auf das im Preise gesunkene Edelmetall seine Rolle, während Zahlungen von auswärts in dem geringerwerthigen Metall, das gleichfalls als gesetzliches Zahlungsmittel anerkannt ist, geleistet werden. Ist die Differenz zwischen dem fixirten Werthe u. den Weltmarktpreisen von Gold u. Silber bedeutend, so macht sich dies auch in dem innern Verkehr der Länder mit Doppelwährung bald bemerkbar. Jeder zahlt dann in dem geringerwerthigen Metall, das ja als Zahlungsmittel genommen werden muß, das höherwerthige Edelmetall wird eingeschmolzen u. wandert nach außen, wo der höhere Zeitwerth dafür gezahlt wird. So ist in den letzten 3 Jahren (seit 1875) der Weltmarktpreis für Silber bedeutend gefallen, derart, daß für 1 Pfd. Gold nicht mehr $15^1/_2$, sondern 16 Pfd. u. noch mehr an Silber eingetauscht werden können. Hat nun ein Land der Doppelwährung das Werthverhältniß zwischen Gold u. Silber zu $15^1/_2$ fixirt, so ist zeitweise Gold zu niedrig, Silber zu hoch ausgemünzt. In solchem Falle wird zwar der Kleinverkehr kaum gestört werden, größere Zahlungen werden dagegen meist nur in dem geringerwerthigen Metall (für unser Beispiel: in Silber) geleistet werden, das höherwerthige Metall (Goldmünzen) wandert aus u. fehlt schließlich ganz, bis sich das Verhältniß gelegentlich umkehrt. Die Volkswirthschaftslehre drückt dies aus: „die schlechtere W. verdrängt die bessere". Den in die Augen fallendsten Nachweis von der Richtigkeit dieses Satzes liefern die Länder der Papierwährung, z. B. Oesterreich, in denen die schlechte W. des Papiergeldes die gehaltvollere W. in Gold- u. Silbermünzen derart verdrängt hat, daß Baargeld in größeren Stücken als Scheidemünze dort aus dem Verkehr ganz verschwunden ist u. nur Noten als Ausgleichsmittel verwendet werden. — Die Doppelwährung hat demnach ihre großen Schattenseiten; theoretisch ist sie entschieden zu verwerfen. Wenn trotzdem selbst hochkultivirte Staaten, wie Frankreich, Belgien, die Schweiz, daran festhalten u. Nordamerika wahrscheinlich dazu zurückkehren wird, so wird der hauptsächlichste Grund darin zu suchen sein, daß sehr schwer vorauszubestimmen ist, welches Edelmetall (Gold od. Silber) im Laufe der nächsten 20, 30, 50 od. 100 Jahre in seinen Preisen den geringsten Schwankungen unterworfen sein wird. Nach dem Vorgange Großbritanniens, auch Nordamerika's, hat sich das Deutsche Reich für die Goldwährung entschieden u. damit die Meinung ausgesprochen, daß der Weltmarktpreis für Gold im Laufe der nächsten Jahrzehnte konstanter sein werde als für Silber.

**Wahrzeichen** (wahrscheinlich umgedeutet aus Wortzeichen, d. h. Erkennungswort, Losung), s. v. w. Merkmal, Kennzeichen. Gewöhnlich bezeichnet man als W. eine äußerliche Eigenthümlichkeit eines Ortes (einen alten Thurm, ein Wappenbild rc.), den die am Orte anwesenden Handwerksgesellen ihren zuwandernden Handwerksgenossen zeigen, damit sie durch Angabe od. Beschreibung desselben den Beweis liefern können, daß sie wirklich da waren. Vgl. Schäfer, „Deutsche Städtewahrzeichen" (2 Bde., Lpz. 1858).

**Waiblingen,** Stadt mit 3530 E. (1871) im württemberg. Neckarkreise, in reizender Lage in 299 m. Seehöhe an der Rems, einem rechten Nebenflusse des Neckar, u. an der Remsbahn Cannstatt-Nördlingen. Die unebene Stadt hat ein alterthümliches Aussehen; die im german. Stile 1488 von Hans Felber aus Ulm erbaute sog. äußere Kirche enthält neben alten Grabdenkmälern ein schönes Sakramenthäuschen u. eine kunstreiche Kanzel. W. ist Sitz eines Oberamtes, hat eine Latein- u. Realschule, Seiden-, Wollen- u. Leinweberei, Gerberei, Kunstziegelei, Verfertigung mathematischer u. physikalischer Apparate, viel Kleingewerbe,

Ackerbau, Obstzucht, Weinbau, gute Viehzucht, namhafte Viehmärkte. Es ist Geburtsort von Jakob Andreä. W. war schon zur Römerzeit eine Niederlassung mit röm. Straßenknoten. Später wurde es eine karoling. Pfalz u. Karl der Dicke stellte hier u. in seinem kaiserlichen Hofgut im J. 885 Urkunden aus u. hielt 887 einen Hoftag. Von den Karolingern kam W. an das salische Haus, welches den Beinamen von W. annahm, u. von diesem an die Hohenstaufen. Aus dem Beinamen von W. entstand dann in Italien der Name Gibellinen, als Bezeichnung des Anhangs der Hohenstaufen in den Parteikämpfen. Seit der Mitte des 13. Jahrh. gehört W. zu Württemberg. Zu dieser Zeit ungefähr ist es auch zur Stadt erhoben worden. Es stand hier ein altes württemberg. Schloß, das 1439 von den Grafen Ludwig u. Ulrich verkauft wurde; das neue zerstörten 1634 die Kaiserlichen. Seine älteste Burg wurde schon 1291 von dem Grafen Albrecht von Hohenberg im Kriege mit Württemberg zerstört.

**Waid**, s. „Isatis“.

**Waidmannssprache** heißt die Sammlung derjenigen Ausdrücke, mit welchen der waidgerechte Jäger (s. Art. „Jagd“) die einzelnen Theile u. Thätigkeiten der jagdbaren Thiere sowie die Verrichtungen auf der Jagd benennt. Ohne Anspruch auf absolute Vollständigkeit geben wir nachstehend ein Verzeichniß der Waidmannsausdrücke nach des Altmeisters H. W. Döbel's „Jäger-Praktika aus dem J. 1746“, v. Wildungen u. A.

Ansprechen, ein Wild ansprechen heißt, sich waidmännisch über dasselbe ausdrücken, im engeren Sinne, z. B. beim Hirsch bedeutet es die Abgabe des Waidmannsurtheils über die Stärke des Hirsches nach dessen Fährte od. nach der Anschauung.

Ansprache des Auerwildes. Das Auerwild hat seinen Stand (Aufenthaltsort); es steigt od. tritt zu Baume, stiebt ab od. tritt vom Baume, für auf den Baum u. von dem Baume fliegen. Der Auerhahn steht auf dem Baume, statt sitzt auf dem Baume. Seine Beine heißen Füße. Der eigenthümliche Stimmlaut, mit dem er in der Begattungszeit den Hennen od. Nebenbuhlern sich bemerklich macht, heißt Balzen od. Falzen. Der Balzlaut zerfällt in das Knappen, den Hauptschlag u. das Wetzen od. Schleifen. Er äuget u. vernimmt, statt sieht u. hört. Er frißt nicht, sondern er äset. Er wird aufgebrochen, nicht ausgenommen. Seine Eingeweide bestehen aus Geräusch u. Gescheide.

Birkwild, wie beim Auerwild.

Bären. Der Bär hat eine Haut, kein Fell; er wird aufgeschärft, zerwirkt, nicht zerlegt; er schreit nicht, sondern brummt; er hat Tatzen od. Branten, keine Füße. Der Bär geht von od. zu Holze u. zu seinem Lager (Loch); er schlägt, trifft, erdrückt seinen Gegner od. seine Beute; er raubt, nimmt Fraß an; er erhebt u. erniedrigt sich, wenn er auf die Hinterbranten tritt u. sich auf die vorderen wieder niederläßt, auch wenn er vom Lager aufsteht od. sich niederthut; er schlägt sich ein im Winterlager.

Der Dachs hat eine Ruthe, keinen Schwanz; sein Fell heißt Schwarte od. Haut, sein Lager ist ein Bau mit Röhren u. Kessel. Er befährt die Röhren, trabt od. trollt auf die Weide, sticht nach Wurzeln, ranzt od. rollt (begattet sich), verklüftet, d. h. er verschanzt sich in seinem Bau.

Der Edelhirsch. Der Hirsch hat ein Gehörn, Geweih od. Gewicht, dessen hochaufstehende Theile, die Stangen, mittels eines krausen breiten Untertheils, der Rosen auf dem Rosenstock, am Kopfe aufstehen. Perlen heißen die Knöpfchen an Rosen u. Stangen. Enden heißen alle Spitzen am Gehörne. Die untersten Enden heißen Augensprossen, die nächstfolgenden Eissprossen. Der Spießhirsch hat nur zwei glatte Stangen ohne Enden, der Gabler trägt an jeder Stange ein Ende. Nach der Zahl der Enden auf beiden Stangen wird der Hirsch angesprochen. Ein Zehnender od. Zehner hat also z. B. auf beiden Stangen fünf Enden. Hat er auf einer Stange fünf, auf der andern nur vier, so ist er ein ungerader Zehnender od. ungerader Zehner. Vereckt heißt das vollständig ausgewachsene u. verhärtete Geweih. Jagdbar heißt der Hirsch, welcher zehn Enden trägt, Hirsche von acht Enden heißen schlecht jagdbar. Fährte heißt der Eindruck, den des Wildes Tritt hinterläßt. Läufe heißen beim Hirsche wie bei allem Haarwild die Beine; Schalen die Hornschuhe an den Läufen, Oberrucken, Geäfter od. Aftern sind die etwa drei Finger über den Ballen stehenden Hornspitzen an den Läufen. Losung heißen die Exkremente des Hirsches, Kurzwildpret die Hoden. Brand od. das Brunftschild ist die schwarze Färbung am Bauche des Hirsches zur Brunftzeit. Ruthe, Pinsel, Zimmel u. Feigenblatt sind Benennungen für Geschlechtstheile des Hirsches, resp. der Hirschkuh, des Thiers. Der Hirsch tritt auf die Brunft, wenn er sich den Thieren naht. Er schreit od. orgelt, während das Thier mahnet, schmählt, schreckt od. meldet. Der Begattungsakt heißt Beschlag. Das Thier ist nicht trächtig, sondern beschlagen, hoch beschlagen od. tragend. Das Thier setzt das Kalb auf einem Bette, nicht im Lager. Das Edelwild hat keine Augen, sondern Lichter, Spiegel, Leuchter; keine Ohren, sondern Gehör, Lauscher, Luser od. Schüsseln; keine Zunge, sondern Waidmesser, Waidlöffel, Graser, Lecker; keine Eckzähne, sondern Haken, keinen Schwanz, sondern eine Blume; kein Fell, sondern eine Haut; kein Fleisch, sondern Wildpret; kein Blut, sondern, wie alle jagdbaren Thiere, Schweiß; kein Fett, sondern Feist. Der Hirsch ist verwundet, angeschweißt, nicht getroffen. Das Edelwild wird aus seinem Stande gesprengt, zieht vertraulich, nicht langsam, trollet, fliehet od. ist flüchtig, es trabt, rennt od. läuft nicht. Der Hirsch flieht od. fällt über das Zeug, die Lappen (s. Art. „Jagd“) 2c., er springt nicht darüber. Vier, fünf od. mehr Hirsche u. Stück Wild heißen Rudel, Trupp, Gesellschaft. Wechsel heißt die Stelle, wo der Hirsch hin u. wieder her gezogen ist, sein Aus- u. Eingang. Das Edelwild legt sich nicht, es thut sich nieder u. sitzt dann; es steht nicht auf, sondern es thut sich auf. Der Hirsch äset sich; er zieht aufs Geäß, nicht auf die Weide; zieht zu Holze u. tritt aus demselben; er häret sich nicht, sondern er färbt sich. Das Wild wird aufgebrochen u. zerwirkt. Der Hirsch wird nicht schön genannt, sondern er sieht gut aus am Leibe, es ist ein recht guter, ein starker, ein Kapitalhirsch. Der Hirsch hat ein braves, gutes, prächtiges, kein schönes, Geweih. Dem Hirsch wird ein Fang gegeben, er wird abgefangen, nicht gestochen. Thier u. Kalb werden genickt. Der Hirsch stürzt nach dem Schusse od., wenn ihn die Hunde niederziehen. Er endet, verendet, stirbt nicht; er geht in die Suhle, suhlt sich, wenn er sich in Sumpflöchern wälzt u. kühlt; er ist nach der Brunft od. bei Frühlingseintritt schlecht am Leibe, nicht mager. Er nimmt den Jäger wahr durch das Gesicht; er vernimmt ihn durch das Gehör. Der Hirsch schwimmt nicht, er rinnt durch das Wasser. Kümmerer heißt ein Hirsch, der irgendwie verwundet, aber wieder geheilt ist, bes. auch, wenn er am Kurzwildpret gelitten u. deshalb nicht od. nicht vollständig aufgesetzt, ein Geweih bekommen hat. Hirschthräne, Hirschbezoar heißt die ohrenschmalzartige, nach u. nach verhärtende Masse von glänzend braungelber Farbe, welche in den dem Hirschgeschlecht, mit Ausnahme des Rehwildes, eigenthümlichen Thränenhöhlen unter den Augen sich sammelt. Das männliche Kalb heißt Hirschkalb, das weibliche Wildkalb. Das Hirschkalb wird im folgenden Jahre ein Spießer, im nächstfolgenden ein Gabler od. Gabelhirsch, später Hirsch vom dritten, vierten Gehörn, dann Zehnender 2c.; Kolbenhirsch heißt der Hirsch, welcher noch nicht gefegt, den Bast an dem neuen Geweih noch nicht abgerieben hat. Das Wildkalb heißt nach dem ersten Halbjahr od. auch Jahr Schmalthier, später Thier. Thiere, welche nicht beschlagen gehen, trächtig sind, heißen Geltthiere.

Der Damhirsch wird wie der Edelhirsch angesprochen. Das Gehörn nennt man Schaufeln; die guten u. starken Damhirsche heißen nicht jagdbare Hirsche, sondern Schaufler od. gute Schaufelhirsche. An manchen Orten heißt der Damhirsch auch Dambock, das Thier Damgeis, das Kalb Damkitz, also entsprechend der Ansprache des Rehwildes.

Der Fasan hat ein Spiel, keinen Schwanz, Schilder, keine Flügel, die Jungen schildern, wenn sie die ersten Federn bekommen. Der Fasan sitzt auf, wenn er sich für die Nachtzeit auf einen Baum setzt. Im Uebrigen wird der Fasan wie die anderen Vögel aus dem Hühnergeschlecht angesprochen.

Der Fuchs hat einen Balg, kein Fell; eine Standarte od. Ruthe, keinen Schwanz; eine Blume, statt Schwanzspitze; ein Gebiß u. Fänge, statt Fangzähne; er hat Läufe u. Klauen. Er ranzt od. rollt, die Füchsin wölft od. wirft Junge; der Fuchs trabt, er geht nicht; er läuft aufs Reizen (Locken) od. vor den Hunden; er kriecht zu Baue (sein Bau — Hauptbau — hat mehrere Kammern u. zahlreiche Röhren, darunter auch ganz kurze, geradeaus gehende sog. Fluchtröhren). Der Fuchs frißt vom Raube; er bellt bei Veränderung des Wetters; er wird todtgeschlagen u. gestreift.

Der Hase hat einen Balg mit Wolle; Läufe mit Nägeln; die Hinterläufe heißen auch Sprünge; er hat Löffel, Lichter, Blume, keine Ohren, Augen, Schwanz. Er rammelt (begattet sich), die Häsin setzt Junge; er rückt od. fährt zu Felde od. Holze; wird behetzt od. gehetzt, von den Hunden gerahmt, d. h. erreicht; die Hunde greifen fehl, wenn der Hase eine Wendung macht, einen Haken schlägt; er wird gegriffen, gefangen, schreit, wird erwürgt von den Hunden; genickt, wenn man ihm mit der flachen Hand das Genick abschlägt; er ist fett, nicht feist; wird ausgeworfen, ausgeweidet, gestreift (abgezogen), eingehäst, gehessiet od. geheßt, wenn man behufs Tragens einen Hinterlauf durch die aufgeschlitzte

Flechse des andern steckt. Der Hase sitzt od. drückt sich im Lager; erhebt sich aus demselben, steht auf, wird aufgestoßen, aufgeschreckt; seine Fährte heißt Spur; er wird auf der Neuen, d. h. auf neuem Schnee, aufgespürt od. ausgemacht; nagelt, d. h. macht mit den Nageln sichtbare Eindrücke im Boden; er geht schnell, flieht, macht ein Männchen, wenn er sich aufsetzt. Der junge Hase heißt nach 9 Wochen halbwüchsig, nach 12 Wochen ein Dreiläufer.

Der Luchs baumt, wenn er sich auf einen Baum setzt; er hat ein Lager, schleicht, hat Waffen od. Krallen, auch ein Gefäng, keine Zähne. Der Luchs begehrt od. ranzt; die Lüchsin bringt Junge. Der Luchs thut weite Sprünge. Die übrige Ansprache ist wie bei dem Fuchse.

Die Katze, Wildkatze, wie die übrigen Raubthiere der niederen Jagd.

Die Otter, Fischotter fischt; steigt aus dem Wasser; geht über Land. Uebrige Ansprache wie beim Fuchse.

Rehwild wie beim Hirsche. Im ersten Jahre heißt der Rehbock ein Spießbock, weil er schon im Alter von 6–7 Monaten aufsetzt, später guter, starker Bock; die Rehgeis, Ricke, heißt in diesem Alter Schmalreh, das junge Reh beiderlei Geschlechts heißt Kitz. Dem Rehwild fehlt äußerlich die Blume (der Schwanz) u. die Thränenhöhlen. Schürze heißt der Haarzopf am Geschlechtstheil der Ricke, Pinsel derjenige am Geschlechtstheil des Bockes. Schmählen (schreien) heißt der Laut, den das Rehwild von sich giebt, wenn es unversehens etwas vernimmt.

Gems- u. Steinwild, wie bei dem Rothwild.

Das Rebhuhn (Feldhuhn). Eine Familie Rebhühner heißt Volk, Kette, Schar, Compagnie. Das Volk, die Kette steht auf, streicht, stiebt, fällt ein, fällt auf die Weide, weidet od. äset, liegt, sprengt sich od. wird gesprengt. Die Rebhühner rufen, haben ein Lager, stauben, d. h. sie budeln sich im Sande, paaren sich. Die Excremente heißen Gebrecht. Der Hahn hat auf der Brust ein Schild, die Füße des Rebhuhns heißen Ständer. Die Gesammtheit der Eier, welche das Rebhuhn legt, heißt das Gelege.

Die Schnepfe, wie beim Rebhuhn; Nahrung suchen heißt bei der Schnepfe Aesung stechen. Der als Delikatesse geschätzte Gehalt der Eingeweide heißt Schnepfendreck.

Wildenten u. sonstige jagdbare Vögel, im Wesentlichen wie beim Rebhuhn.

Die Raubvögel haben Ständer u. Fänge, nicht Füße u. Nägel; die Federbesetzung am Schenkel heißt Hose, das Nest der Horst. Abstreichen heißt das Wegfliegen, aufhaken das Niederlassen auf einen Ast od. sonstigen Ort. Der Raubvogel kröpft, wenn er frißt, und schmeißt, wenn er Koth läßt; Gewölle heißt die Masse von Haaren u. Federn, welche der Raubvogel vom Raube des vorigen Tages ausspeit. Er fängt od. schlägt seinen Raub.

Das Schwarzwild. Keiler ist das männliche, Bache das weibliche, Frischling das junge Schwein. Die Bache setzt od. frischt; der über sechs Monate alte Frischling heißt übergegangener od. übergehender Frischling, bis er über zwei Jahre alt ist. Von da an tritt die Benennung zweijähriger u. dann dreijähriger Keiler od. Bache ein. Der vierjährige Keiler heißt ein angehendes, der fünfjährige ein hauendes, der sechs- u. mehrjährige ein Hauptschwein. Die Bache heißt vom vierten Jahre an eine gute od. starke, auch grobe Bache. Die einzelne Sau hat ein Lager, das Rudel einen Kessel. Die Sau schiebt sich in den Kessel od. das Lager. Der Keiler führt in seinen Eckzähnen Waffen, Gewehr, Gewerft, Hauer; die Bache hat nur kurze Haken. Damit schlagen sie sich durchs Zeug, fliehen, fallen darüber. Die Waffen sind stark u. scharf. Die Sauen stellen sich vor den Hunden, schlagen sie ab, od. gehen vor ihnen durch. Sie werden von den Hunden eingeholt, gestellt, gepackt, festgemacht, gedeckt. Sie streiten mit den Hunden, gehen, springen, laufen auf des Jägers Anruf an; es wird ihnen vom Jäger der Fang gegeben. Die Sauen brechen (wühlen) mit dem Gebrech (Rüssel; man beachte den Unterschied zwischen der Bedeutung von Gebrech beim Rebhuhn u. Gebrech bei der Sau) in der Erde, sie machen ein Gebräche (Bezeichnung des von Sauen aufgewühlten Bodens). Die Sauen haben Haut u. Borsten od. Federn, nehmen im Herbste, wenn noch Wolle unter dem Haar wächst, die Winterfedern auf; die Sauen sind feist, nicht fett; haben ein Gehör, keine Ohren, vernehmen, wittern, äugen, statt hören, riechen, sehen; haben einen Pürzel, Krückel, Federlein, statt Schwanz; Läufe, Schalen, Geäfter, wie der Edelhirsch. Die Brunstzeit heißt die Rausch- od. Rollzeit; der Keiler tritt zu den Bachen. Die Nahrung des Schwarzwildes heißt Fraß, Gefraß, die Winterfütterung Körnung, Geschütt; es nimmt Fraß, frißt nicht, wird damit auf den Wechseln angekornt, schneidet das Kraut ab, ludert (nimmt Aas), bricht nach Erdmast; unter Erdmast versteht man wurstähnliche Klumpen von Raubfliegen, Engerlingslarven u. Maden, welche sich unter dem Moos u. Laube aufhalten. Der Waidmann nennt die Sau ein ritterlich Thier.

Der Ansprache der hauptsächlichsten jagdbaren Thiere mögen noch einzelne dortselbst nicht erwähnte Ausdrücke folgen:

Anschneiden heißt das unbefugte Auffressen von Wild durch die Hunde.

Anschuß bezeichnet 1. den Ort, wo das Wild stand, als danach geschossen wurde; 2. die Stelle am Leibe des Wildes, wo die Kugel eingedrungen ist. Ausschuß der Ort, wo die Kugel, nachdem sie das Wild durchdrungen, wieder herausgefahren ist.

Aufholzen, auf den Baum klettern, vom Marder.

Aufstieg, der Ort, wo der Marder an Bäumen u. Gebäuden hinaufzusteigen pflegt.

Blohm, Plan, heißt auch der Brunstplatz der Hirsche.

Brunsten, nässen ist das Uriniren des Hirsches, Feuchten des Thieres.

Curée machen heißt bei der Parforcejagd das Zerwirken des erlegten Hirsches auf der Stelle, wo er abgefangen worden ist u. die Art u. Weise, wie einzelne Theile des Hirsches der Meute preisgegeben werden.

Feist = Fett, beim Hochwild, bei allen zur niederen Jagd gehörigen Raubthieren wird der Ausdruck fett beibehalten.

Flug, eine wenig zahreiche Familie wilder Enten od. Gänse; zahlreiche Familien heißen Schar.

Gehecke od. Hecke ist die Gesammtheit der ausgebrüteten Jungen bei den Vögeln.

Gelünge, Herz, Lunge, Leber beim Edelwild, auch Geräusch od. Lunze genannt.

Gescheide sind die vom Netz umschlossenen Gedärme des Wildes.

Hirschgerecht ist der Jäger, wenn er jede Wildart an dem Tritte, den sie bei jeder Bewegungsart im Boden zurückläßt, erkennt u. die Stärke jedes einzelnen Stückes richtig anspricht.

Hui Sau! ist der Anruf, welchen der Jäger gebraucht, um die Sauen bei eingestelltem Saujagen auf dem Laufe gegen die Saufeder, das Fangeisen (Pike zum Abfangen der Sau) anrennen zu lassen u. so abzufangen (s. Art. „Jagd").

Hund, Hündin od. Petze. Der Hund hat ein Gebiß mit Lappen u. Fängen, kein Maul mit Lippen u. Eckzähnen. Die hängenden Ohren heißen Behang; der Hund ist gut behangen. Schwanz, Beine, Nägel heißen: Ruthe, Läufe, Klauen; der Daumen hinten heißt die Afterklaue, die Ferse am Vorderlauf der Oberballen, die Sohle des Laufes der Ballen. Der Koth heißt die Losung, der Hund löset sich, er feuchtet; er nimmt Fraß; er schlägt an, giebt Laut od. wird laut. Der Hund ist weder mager, noch fett, sondern schlecht od. gut bei Leibe; er hat eine gute od. schlechte Nase od. Suche; trägt die Nase hoch; windet od. hat im Winde. Die Hunde beißen nicht, sie würgen sich. Die Begattungszeit heißt die Hitze. Der Hund belegt od. bedeckt die Hündin. Die Hündin wölft od. schüttet aus; die Gesammtheit der Jungen, Wölfe, heißt der Wurf. Die Hunde wohnen in Zwingern; sie stehen an der Kette, verfolgen das Wild, fassen das Wild, werfen es zu Boden, reißen es an, wenn sie beim Packen ein Stück Wildpret ausreißen, schneiden es an, wenn sie davon fressen. Der Hund hat Recht, es wird ihm Recht gegeben, od. er wird bestraft. Der **Hühnerhund** wird dressirt, sucht mit hoher od niedriger Nase, nimmt hoch den Wind, tief die Fährte auf, nimmt zu viel Feld ein, sucht zu kurz, zieht an u. nach, jagt das Wild auf, prellt nach, zeichnet (markirt), steht vor, springt an, hat Appell, d. h. er gehorcht unbedingt, od. jagt, bald still, bald laut; er apportirt das Wild; er ist ferm, wenn er in aller Dressur fest ist. Der **Schweißhund** wird gearbeitet, mit dem Pürschriemen od. der Fangleine gefaßt u. daran geführt, auf den Schweiß gelassen, geht auf den Schweiß; man hängt mit ihm auf dem Schweiße nach; sucht nach; er wird gelöst, gehetzt, stellt u. verbellt das angeschossene Wild, steht vor demselben, wirft es, verbellt es todt, d. h. wenn es schon verendet ist. Er wird genossen gemacht dadurch, daß man ihm Schweiß vom Aufbruch des Wildes giebt. Der **Leithund** wird an- u. abgehalset, d. h. mit der Halsung, dem Halsband versehen; der Leithund wird gearbeitet, d. h. ausgebildet; die Arbeit heißt das Behängen, u. die Zeit der Arbeit, Mai, Juni, Juli, die Behangezeit. Der Leithund fällt die Fährte an, greift mit der Nase in die Fährte, er zeichnet die Fährte; er wird, wenn er die Fährte richtig gezeichnet hat, von der Fährte abgetragen. Den Leithund auf die Wiederfährte, den Wiedersprung, den Absprung arbeiten, heißt, ihn dahin bringen, daß er die Hin- u. Herfährte des Hirsches zeigt, daß man dadurch genau weiß, wie viel Hirsche wieder ins Holz gezogen sind,

also vorsuchen kann. Die Zeit des Vorsuchens heißt der Besuch, der Jäger, der die Vorsuche vornimmt, der Besuchjäger. Der im Holze steckende Hirsch ist zu Holze gerichtet u. dadurch bestätigt. Wird der Besuch am nächsten Tage wiederholt, so heißt das: Erneuern. Die Fährten werden verbrochen, d. h. mit abgebrochenen Büschen bedeckt, deren abgebrochene Enden dahin zeigen, wohin die Fährte gerichtet ist. Der **Dachshund** wird angeführt, kriecht od. fährt ein, wird angehetzt, kommt vor, liegt fest vor od. weit ab, ist vorlaut (gleich beim Einfahren), er stöbert Dachs od. Fuchs heraus, wird von ihnen geschlagen. Der **Jagdhund**, Parforcehund, ist hinsichtlich seiner Stimme feinhälsig, grobhälsig, doppelhälsig, hat einen guten Laut. Die Jagdhunde werden gearbeitet, gekuppelt (zu zweien od. dreien zusammengekettet), kuppelbändig gemacht, d. h. daran gewöhnt, gekuppelt zu gehen, in Athem gesetzt, eingejagt (die jungen mit den alten Hunden); sie sind vorlaut, waidlaut, wenn sie früher als die Alten, schlagen bei, wenn sie nach den Alten Laut geben, haben verloren, wenn sie still werden; sie überellen, überschießen, wenn sie des Wildes Absprung, Wiedersprung od. Haken nicht beachten, sondern gerade fortjagen; sie halten an od. aus. Der Jagdhund steht im ersten, zweiten, dritten Feld, d. h. ist so viel Jahre alt. Der **Windhund.** Drei Windhunde heißen ein Strick Windhunde. Sie werden eingehetzt, strickbändig gemacht, sind strickgerecht u. bügelfest; werden am Hetzriemen geführt. Man reitet mit ihnen Hetzen, nimmt sie dabei an den Strick; der Strick wird gelöst; es wird angehetzt, eine Hetze gemacht. Der junge Hund ist verhetzt, er will nicht nachsetzen; od. überhetzt, außer Athem. Der Windhund überschießt das Wild, rahmt es (bedrängt es), äuget, läuft, fängt u. nimmt gut; ist Solofänger, d. h. er fängt das Wild ohne Beihülfe der anderen Hunde, ist Retter, d. h. er leidet nicht, daß die anderen Hunde es anreißen od. anschneiden. Der **Saufinder** wird gearbeitet, an die Fangleine gefaßt, man zieht mit ihm aus, läßt ihn streichen; er stellt u. verbellt die Sau; er wird genossen gemacht dadurch, daß man ihn die erlegte Sau würgen läßt. Der **Hetzhund.** Eine Anzahl Hetzhunde heißt Hatze. Die Hatze zieht dahin. Junge Hetzhunde werden an zahmen Sauen eingehetzt, sie packen an. Es wird auf den Boll (wahrscheinlich von Bellen) od. Ball gehetzt, d. h. die Hatze ist dem Saufinder so nahe, daß sie sein Bellen hört; auf den Kopf gehetzt, d. h. auf eine anlaufende Sau direkt. Die Hunde haben sich verschossen, d. h. die Sau verloren; sie verfangen od verbeißen sich u. werden dann mit dem Knebel abgebrochen, weil sie sonst das Wild nicht loslassen; sie werden genossen gemacht mit dem Schweiß u. Geräusch der erlegten Sau.

Jagdgerecht ist der Jäger, wenn er eine Wildbahn (s. Art. „Jagd") zweckmäßig zu behandeln u. jede Jagdart gehörig zu betreiben versteht.

Juch Hirsch! ist der Jägerruf, wenn ein jagdbarer Hirsch beim Bestätigungsjagen auf den Lauf kommt (s. Art. „Jagd").

Schnüren sagt man von den Tritten des Luchses, Wolfes od. Fuchses, wenn dieselben schnurgerade hinter einander gesetzt werden. Gegensatz dazu ist Schränken, wenn zwischen den Fährten der beiden Vorderläufe u. ebenso der beiden Hinterläufe ein Zwischenraum ist. Starke Hirsche z. B. „schränken"; auch der Luchs schränkt, wenn er auf Raub schleicht.

Strecke heißt der Platz neben dem Jagdschirm, wo das erlegte Wild in der Reihenfolge, Edelhirsch, Thiere, Damhirsche, Schwarzwild, Rehe, zuletzt Raubwild, niedergelegt wird.

**Waidwerk**, s. v. w. Jagd.

**Waisenhäuser**, Anstalten zur Versorgung u. Auferziehung elternloser u. daher verlassener Kinder. Schon das Alte Testament rechnet die Beschützung der Waisen zu den vornehmsten sittlichen Pflichten, u. eben so betrachtete das klassische Heidenthum, wie auch der Islam, die Waisen als besondere Schützlinge der Gottheit. Eine umfassende u. gründliche Fürsorge ist jedoch den Waisen erst durch das Christenthum gewidmet worden. Daher waren die seit der Mitte des 3. Jahrh. aufkommenden Anstalten dieser Art durchaus kirchlichen Ursprungs u. standen meist in enger Verbindung mit den Klöstern, überall aber unter der Oberaufsicht der Bischöfe. Wie andere milde Stiftungen genossen diese Orphanotrophien (d. h. Waisenpflegeanstalten) ausgedehnte staatliche Privilegien, u. so blieb es bis gegen die Zeit der Reformation. Zwar hatten sich schon früher, wenigstens in den größeren Städten, die Zünfte u. bürgerlichen Behörden der Waisen angenommen, aber erst im 16. Jahrh. wurde die Verpflichtung dazu allgemeiner erkannt. Auch jetzt noch waren die W., wie z. B. das 1572 zu Augsburg errichtete, eine Frucht der freien christlichen Liebesthätigkeit, bestanden aber unabhängig von der Kirche durch milde Stiftungen u. Geschenke. Erst im 18. Jahrh. finden wir sie allmählich der Oberaufsicht des Staates unterstellt, nachdem noch A. H. Francke (s. d.) in dem berühmten Halleschen Waisenhause ein großartiges Muster solcher Anstalten gegründet hatte. Von der staatlichen Aufsicht war nur ein Schritt zur eigenen Thätigkeit des Staates auf diesem Gebiet. Daher gestaltete sich im 19. Jahrh. das Verhältniß überall so, daß der Staat von sich aus W. gründete, wo das Vermögen der Gemeinden nicht ausreichte od. nicht milde Stiftungen aus früherer Zeit vorhanden waren. Auch für besondere Klassen von Waisen wurden Anstalten gegründet; so die Militärwaisenhäuser in Berlin, in Struppen bei Pirna in Sachsen (seit 1822) 2c. Trotz aller Fürsorge von Seiten des Staates u. der bürgerlichen Gemeinden ist übrigens bis heute für die freie christliche Liebesthätigkeit noch ein breiter Raum geblieben, bes. da, wo es sich nicht blos um verwaiste, sondern zugleich verwahrloste Kinder handelt. Die aufopfernde Thätigkeit, die für die Pflege der Letzteren erfordert wird, kann nur aus freiem Antrieb hervorgehen, u. hier hat in der That die sog. „Innere Mission" in den letzten Jahrzehnten Großartiges geleistet, weit über die Grenzen Deutschlands hinaus. So wurde 1860 in Jerusalem das syrische Waisenhaus für Knaben von Schneller gegründet; ebendaselbst das Mädchenwaisenhaus „Talitha kumi" von Kaiserswerth aus, andere W. zu Bethlehem, Nazareth, zu St. Isabella in Brasilien 2c. Eine wahrhaft staunenerregende Thätigkeit ist der Waisensache seit vielen Jahren von Georg Müller in Bristol gewidmet worden (vgl. „Mission II."). — Was die in den W.n befolgte Erziehungsmethode anbelangt, so haben sich frühzeitig an der Hand der Erfahrung schwere Mängel des sog. Kasernensystems herausgestellt, u. zwar um so größere, je umfangreicher die betreffende Anstalt war. Auch bei der besten Leitung durch aufopfernde Waiseneltern zeigte sich nicht nur eine bedenkliche Sterblichkeit der Kinder, sondern auch eine auffallend mangelhafte Charakterbildung derselben. Da diese fast stehenden Mängel nur in der Massenerziehung ihren Grund haben konnten, so griff man mancher Orten (z. B. in Leipzig) zum System der Einzelerziehung, indem die Kinder bei Pflegeeltern, die sich dazu erboten, gegen Vergütung u. unter steter Kontrole der Waisenbehörde untergebracht wurden. Dieses System hat sich je nach der Sorgfalt, die bei der Wahl der Pfleger geübt wurde, durchaus bewährt; noch mehr aber das sog. Familiensystem, wie es z. B. im Rauhen Hause zu Horn bei Hamburg angewendet wird, wo die Eintheilung der Kinder in kleine „Familien" unter besonderen Pflegern die Vortheile der Familienerziehung mit denen der planmäßigen Gesammtleitung verbindet.

**Waitz**, Georg, deutscher Historiker, wurde 9. Okt. 1813 zu Flensburg geb.; besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt u. bezog 1832 die Kieler, später die Berliner Universität zu juristischen Studien, von denen er immer mehr zu historischen überging. Als Mitarbeiter an den von Pertz herausgegebenen „Monumenta Germaniae historica" thätig, lebte W. dann in Hannover u. unternahm für die Zwecke dieses Werkes eine Forschungsreise behufs der Durchforschung der Bibliotheken u. Archive in Frankreich, bes. in den einst deutschen burgundischen u. lothringischen Städten, sodann in Dänemark, in der Rheinprovinz, Thüringen u. Sachsen; auf dieser Reise entdeckte er die althochdeutschen „Merseburger Zaubersprüche", welche J. Grimm herausgab. In den „Monumenta" sind von W. herausgegeben: Widekind, Marianus Scotus, Ekkehardus Uraugiensis, der Annalist Saxo, die Gesta Trevirorum, die Bischofsannalen von Metz, Toul u. Verdun, endlich die franz. Autoren Ademar u. Hugo von Fleury. Nachdem W. 1842 zum Professor der Geschichte in Kiel ernannt worden war, begann er im nächsten Jahre die Veröffentlichung seines Hauptwerkes, der „Deutschen Verfassungsgeschichte" (8 Bde., Kiel 1843—78, 2. Aufl. 1865 ff.), welche von den ältesten Epochen deutscher Geschichte beginnt u., durchgehends auf eigene Quellenforschung gestützt, manche ganz neue Gebiete aufschloß. Als Vertreter der Kieler Universität trat W. 1846 in die holsteinischen Provinzialstände, die aber schon wenige Tage danach aufgelöst wurden. Die Bewegung des J. 1848 führte ihn zunächst in die Provisorische Regierung zu Rendsburg, in deren Auftrag er zur Vertretung der Interessen der Herzogthümer nach Berlin ging, dann als Abgeordneter in die Frankfurter Nationalversammlung, wo er zuerst der Fraktion des Casino, dann der des Weidenbusches angehörte. Im Sommer des folg. Jahres schied er mit Gagern u. seinem Anhange aus dem Parlament u. nahm eine Geschichtsprofessur in Göttingen an, wo er seitdem durch seine Vorlesungen u. als Leiter des historischen Seminars eine bedeutende Wirksamkeit entfaltete, bis er, inzwischen schon 1874 zum Geheimen

Regierungsrath ernannt, 1876 an die Akademie u. Universität zu Berlin berufen wurde. Von seinen Schriften sind noch bes. hervorzuheben: die „Schleswig-holsteinische Geschichte“ (2 Bde., Gött. 1851 bis 1854); die mustergiltige Monographie „Lübeck unter Jürgen Wullenweber u. die europ. Politik“ (3 Bde., Berl. 1855—56); „Deutsche Kaiser von Karl dem Großen bis Maximilian“ (ebd. 1862); „Grundzüge der Politik“ (Kiel 1862); ferner schrieb er: „Jahrbücher des Deutschen Reichs unter Heinrich I.“ (Berl. 1837, neue Bearbeitung 1863); „Ueber Leben u. Lehre des Ulphilas“ (Hann. 1840; durch Bessel's Untersuchungen widerlegt); „Das alte Recht der Salischen Franken“ (Kiel 1846); „Kurze schleswig-holstein. Landesgeschichte“ (Kiel 1864); auch hatte er wesentlichen Antheil an dem Werke „Das Staats- u. Erbrecht des Herzogthums Schleswig“ (Kiel 1849). Beiträge von W. finden sich in den „Abhandlungen“ der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften sowie in dem von ihm u. Ratjen 1844 bis 1851 herausgegebenen „Nordalbingischen Studien“. Seit 1862 redigirte er mit Häusser u. Stälin für die Münchener Historische Kommission die „Forschungen zur deutschen Geschichte“.

**Waitz**, Theodor, deutscher Philosoph u. Kulturhistoriker, geb. 17. März 1821 zu Gotha; studirte seit 1838 zu Jena u. Leipzig Philologie u. Mathematik, wandte sich aber bald der Philosophie zu. Auf einer 1842—43 unternommenen Reise durch Frankreich u. Italien sammelte er das Material zu seiner kritischen Ausgabe von Aristoteles' „Organon“ (2 Bde., Lpz. 1844—46). Seit 1844 an der Universität Marburg habilitirt, wurde er 1848 zum außerordentlichen Professor ernannt u. erhielt 1863 eine ordentliche Professur der Philosophie; er starb schon 21. Mai 1864 zu Marburg. Von seinen philosophischen Werken sind die wichtigsten: „Grundlegung der Psychologie“ (Hamb. u. Gotha 1846); „Lehrbuch der Psychologie als Naturwissenschaft“ (Braunschw. 1849); „Allgemeine Pädagogik“ (Braunschw. 1852). Die streng naturwissenschaftlich behandelte Psychologie sucht er im Sinne Kant's zur Grundlage aller Philosophie zu machen u. bekämpft von diesem realistischen Standpunkte aus die idealistischen Systeme von Fichte, Hegel u. Schelling; in der Psychologie steht er Herbart nahe, weniger in der Pädagogik. Weit über Deutschlands Grenzen hinaus drang W.'s großes kulturgeschichtliches Werk „Die Anthropologie der Naturvölker“ (Lpz. 1860 ff.), von dessen 6 Bdn. G. Gerland die beiden letzten herausgab, der auch die 2. Aufl. (Lpz. 1877 ff.) besorgt. Nach dem allgemeinen Theil über die Einheit des Menschengeschlechts u. den Naturzustand, worin W. vor Darwin dessen Hypothesen nahekommende Ansichten aussprach, werden der Reihe nach die afrik. Negervölker, die Urbewohner Amerika's, Ostasiens u. Australiens auf Grund eingehendster Forschungen behandelt. Schließlich veröffentlichte W. noch eine Schrift über die „Indianer Nordamerika's“ (Lpz. 1864).

**Waitzen** (ungar. Vacz), Stadt mit 12,894 E. (1869) im ungar. Komitat Pest, liegt in fruchtbarer Ebene 95 m. über dem Meere am linken Donauufer u. an der österr. Südostbahnlinie Wien-Marchegg-Bazias. W. ist Sitz eines Bischofs u. zerfällt in die bischöfliche Stadt mit nur katholischer Bevölkerung, in die Kapitelstadt, wo Raitzen wohnen, u. in Kisvacz mit vorwaltend reformirter Einwohnerschaft. Es hat eine theologische Lehranstalt, ein bischöfliches Seminar, Untergymnasium, Militärakademie, Taubstummeninstitut, Waisenhaus ꝛc., starken Weinbau u. berühmte Viehmärkte. Seine Kathedrale u. der bischöfliche Palast sind herrliche Bauwerke, ebenso in der Nähe das nach dem Bischofe Migazzi genannte Lustschloß Migazziburg. Bei W. unterlag 1074 der ungar. König Salomo, wurde 1535 zwischen König Ferdinand u. Zopolya Frieden geschlossen, erlitten 1597 die Türken eine Niederlage durch die Oesterreicher, besiegte 1684 der Herzog von Lothringen die Türken, kämpften 8. April 1849 die Oesterreicher unter Csorich mit den Insurgenten, infolge dessen die Ersteren die Stadt räumen mußten, u. lieferten 16. u. 17. Juli 1849 die Russen unter Saß den Ungarn unter Görgey ein siegreiches Gefecht, dessen Folge die Einnahme der Stadt war.

**Wakefield** (spr. Wehkfihld), Stadt mit 28,069 E. (1871) in der engl. Grafschaft York, liegt am Calder, am Wakefieldkanal u. an der Bahn Manchester-York, hat bedeutende Wollspinnerei u. Färberei u. beschäftigte 1871 über 1000 Tucharbeiter, ziemlich 700 Worsted-(Wollen-)Arbeiter, gegen 1000 Eisenarbeiter, 117 Seiler, 77 Seifensieder u. 3200 Kohlenbergleute. Es ist zugleich einer der Hauptkornmärkte Englands u. hat ansehnliche Vieh- u. Wollmärkte. Am 30. Dez. 1460 siegten hier die Königlichen unter dem Grafen von Northumberland über den Herzog v. York.

**Wakf** (Plural Wukâf u. Ewkâf, arab., d. h. [fromme] Stiftung) bezeichnet in den mohammedanischen Staaten die dem Islam (also nach unseren Begriffen der Kirche) gehörigen Besitzthümer aller Art, deren Verwaltung u. Aufsicht in der Türkei einem eigenen Ministerium untersteht, welches Ewkâf-Nassaretý heißt u. den anderen Gerichten gegenüber vollkommen frei u. unabhängig dasteht. Diese geistlichen Güter können entweder uraltes Besitzthum von Moscheen od. religiösen Anstalten sein, das für dieselben sofort bei Eroberung des betreffenden Landes abgesondert wurde, od. das von Fürsten wie Privatpersonen zu heiligen Zwecken mit Verzichtleistung aller Rechte darauf u. aller Nutznießung daraus geschenkt wurde; sie können aber auch, u. das ist meistens der Fall, dem Staat, resp. der Kirche, nur zum Schein geschenkt werden, so daß der Stifter sie gegen nicht sehr hohe Zinsen als Erblehen weiter behalten u. genießen darf; die Vererbung kann nur von Eltern direkt auf Kinder stattfinden, sonstigenfalles fallen die Güter ganz dem sie für die Kirche verwaltenden Staate anheim. Daß die ganze Institution in nationalökonomischer Hinsicht von großen Nachtheilen begleitet, ja für das wirthschaftliche Aufblühen dieser Länder geradezu ein Hemmniß ist, hat man längst bei der türk. Reformpartei erkannt, doch gelang es derselben bis jetzt noch nicht, sie abzuschaffen.

**Wal**, s. „Walthiere“. **Walachei**, s. „Rumänien“.

**Walch**, Joh. Georg, einer der gelehrtesten lutherischen Theologen u. Philologen des 18. Jahrh., geb. 17. Juni 1693 zu Meiningen; studirte seit 1710 zu Leipzig u. zeigte sich schon seit 1713 als fruchtbarer Schriftsteller, indem er zahlreiche röm. Klassiker, u. A. auch den Lactanz, herausgab. 1716 trat er als Dozent an der Universität Jena auf, erhielt 1719 die ord. Professur der Beredsamkeit daselbst, 1724 zugleich eine außerord. Professur der Theologie, trat 1728 als ord. Prof. in die theologische Fakultät ein u. starb 13. Jan. 1775. Seiner theologischen Richtung nach gehört W. der damals blühenden Schule an, in welcher der Ernst u. die Schärfe der altlutherischen Orthodoxie von der Milde u. Innigkeit des Pietismus (nach langem erbitterten Kampf beider Richtungen) vortheilhaft beeinflußt war. Die Hauptstärke W.'s lag auf dem Gebiet der theologischen Literaturgeschichte. Noch heute ist seine Ausgabe der „Sämmtlichen Werke Luther's“ (24 Bde., Halle 1740—52) äußerst geschätzt, ebenso die „Bibliotheca theologica“ (4 Bde., Jena 1757—65) u. die „Bibliotheca patristica“ (Jena 1770; neu herausgeg. von Danz 1834). Auf großartiger Gelehrsamkeit beruht auch die „Einleitung in die Religionsstreitigkeiten der Evangelisch-lutherischen Kirche“ (5 Bde., Jena 1730—39) u. die „Einleitung in die Religionsstreitigkeiten, welche außer der Lutherischen Kirche entstanden“ (5 Thle., 3. Aufl., Jena 1733—36). — Von seinen Söhnen hat sich Joh. Ernst Immanuel **W.** (geb. zu Jena 30. Aug. 1725, gest. daselbst als ord. Prof. der Beredsamkeit u. Dichtkunst 1. Dez. 1778) als Philolog u. Alterthumsforscher ausgezeichnet; ebenso Christian Wilhelm Franz **W.** (geb. 25. Dez. 1726 zu Jena, gest. 10. März 1784 als ord. Prof. der Theologie zu Göttingen) durch seine zahlreichen kirchengeschichtlichen Arbeiten.

**Walchensee**, ein reizender Gebirgssee im bayer. Reg.-Bez. Oberbayern, liegt in 791 m. Seehöhe einsam von dunklem Hochwald u. Gebirgen umgeben, vom Kochelsee durch den Kesselberg, über den eine schöne Straße führt, getrennt, bedeckt einen Flächenraum von 0,336 □M. u. hat die ansehnliche Tiefe von gegen 250 m. Sein Abfluß erfolgt durch die Jachenau zur Isar. Er ist reich an Fischen, bes. an Lachsforellen u. Saiblingen. An seiner Nordspitze liegt das nur aus zwei Häusern bestehende Urfeld, am Westufer das Dorf Walchensee, am Ostufer das Dörfchen Sachenbach.

**Walcheren** (sonst Walkyrienland, Walacra), eine Insel von 3,75 □M. mit 40,000 E., zur niederland. Provinz Zeeland gehörig, liegt zwischen Nordsee, Ooster- u. Hont- od. Wester-Schelde u. ist durch die Sloe von Beveland getrennt. Sie wird durch kostbare Deichbauten gegen das Meer geschützt, enthält kräftigen Ackerboden, auf dem bes. Weizen, Kartoffeln u. Krapp gebaut werden. Der Hauptort ist Middelburg mit 11,714 E. (1869), die nächstgroße Stadt Vlissingen (8929 E.).

**Walckenaer** (spr. Walkenahr), Charles Athanase, Baron, franz. Geograph, Naturforscher u. Literarhistoriker, geb. zu Paris 25. Dez. 1771; emigrirte in der Revolution nach Schottland, von wo er später nach Paris zurückkehrte, erhielt 1816 das Amt eines Maires daselbst, wurde 1817 Generalsekretär der Präfektur der Seine u. 1826 Präfekt von Nièvre, verließ 1830 den Staatsdienst, fungirte seit 1840 als beständiger Sekretär der Franz. Akademie, der

er schon seit 1815 angehörte, u. starb zu Paris 27. April 1852. Er schrieb u. gab heraus: „Faune parisienne“ (2 Bde., Par. 1802), „Géographie moderne“ (6 Bde., ebd. 1804); „Histoire naturelle des aranéides“ (5 Hefte, ebd. 1805 f.); „Cosmologie“ (ebd. 1815); „Itinéraire de l'Égypte ancienne“ (ebd. 1819); „Le monde maritime“ (4 Bde., ebd. 1818; 12 Bde., 1819); „Histoire de la vie et des ouvrages de Lafontaine“ (ebd. 1820; 3. Ausg. 1824); „Recherches géographiques sur l'interieur de l'Afrique“ (ebd. 1821); „Histoire naturelle des insectes“ (3 Bde., ebd. 1836); „Géographie ancienne des Gaules“ (3 Bde., ebd. 1839); „Histoire de la vie et des poésies d'Horace“ (2 Bde., ebd. 1840); „Mémoires touchants la vie et les écrits de la Marquise de Sévigné“ (5 Bde., ebd. 1842—52) sowie zahlreiche Abhandlungen in Zeitschriften.

Nr. 5452. Der Walchensee.

**Wald**, eine mit Bäumen u. Gesträuch dicht bestandene größere Bodenfläche. Wo sich der Bestand von jeher durch natürliche Besamung erzeugt u. ohne Eingriff der menschlichen Hand erhalten hat, spricht man von Urwald (s. d.), der in Europa jetzt freilich nur noch an vereinzelten Stellen anzutreffen ist. Den Gegensatz dazu bildet der Kulturwald. Ist derselbe für den regelmäßigen wirthschaftlichen Betrieb eingerichtet, so nennen wir ihn Forst. Wird der W. als ein ungetheiltes Ganzes betrachtet, worin je nach Bedarf vorzugsweise die ältesten Bäume gefällt werden, so heißt diese Betriebsart Plänter- od. Vehmelwirthschaft. Sie ist insofern sehr wohlfeil, als gar keine künstlichen Anpflanzungen dabei vorkommen. Aber das gleichzeitige Holzhauen, Umherfahren 2c. kostet viel Zeit u. vernichtet viel jungen Nachwuchs; die Aufsicht über die Arbeiter ist schwierig, eine genaue Taxation des W.es kaum möglich. Bei starkem Holzbedarf u. ausgedehnter Waldweide tritt deshalb leicht Waldverwüstung ein. Einen rationellern Betrieb zeigt dagegen die Schlagwirthschaft, wobei der W. in Schläge von gleichalten Bäumen getheilt wird. Der älteste Schlag wird zuerst niedergelegt u. dann von Neuem bewaldet, u. zwar bei jungen Laubbäumen durch das Ausschlagen der im Boden gelassenen Wurzelstöcke, bei alten Laubbäumen u. fast allen Nadelhölzern durch Saat od. Anpflanzung. Je nach der Verjüngungsart od. Umtriebszeit unterscheidet man noch innerhalb der Schlagwirthschaft 1. den Hochwald- od. Samenholzbetrieb. Hier wachsen die Bäume, bevor sie gefällt (abgetrieben) werden, bis zur Beendigung des Höhenzuwachses u. werden im Nutzungsalter entweder stufenweise gelichtet u. erst dann abgetrieben, wenn der durch Samenabfall begründete Jungbestand des Schutzes der Mutterbäume nicht mehr bedarf, od. kahl abgetrieben, wobei die Verjüngung durch Saat od. Anpflanzung erfolgt. 2. Der Ausschlagwaldbetrieb, bei welchem die Verjüngung durch den Ausschlag des Stockes od. der Wurzel (Niederwaldbetrieb) od. am Kopfe des bleibenden Stammes (Kopfholzbetrieb) geschieht. Eine Verbindung beider Methoden ist 3. der Mittelwaldbetrieb, wobei man im Ganzen auf Niederwald wirthschaftet, aber doch einzelne Bäume völlig auswachsen läßt. — Unstreitig gewährt von diesen drei Methoden der Hochwald mit nicht allzu langem Umtriebe den größten Rohertrag, denn nach Hartig liefert dasselbe Grundstück beim Niederwaldbetrieb jährlich etwa 100 Kbm., bei Hochwaldkultur 200 Kbm. Wo es auf die Erzeugung werthvoller Bauhölzer abgesehen ist, wird eine lange Umtriebszeit nöthig, welche bis auf etwa 120 Jahre ausgedehnt wird. Das so lange Hinausschieben der Waldernte bedarf allerdings eines größeren Kapitalaufwandes. Die abwechselnde Nutzung von Holz u. Ackerbauprodukten finden wir in der Hackwald- od. Haubergswirthschaft, in welcher der abgetriebene Niederwaldschlag durch mehrere (4—5) Jahre mit Feldfrüchten (zweimal Kartoffeln, Sommerung, Winterroggen) bestellt wird, worauf dann wieder die Waldkulturen folgen. Die Waldfeldwirthschaft des Oden- u. Schwarzwaldes besteht im Hochwaldbetrieb mit Kahlabtrieb u. ebenfalls mehrjähriger landwirthschaftlicher Bodenbenutzung. — Im gemeinen Leben sucht man den Nutzen des W.es nur im Holzertrage, in der bessern Ausnutzung auch solchen geringwerthigen Bodens, welcher sich für den Ackerbau nicht mehr eignet. Ein allgemeiner hoher Nutzen aber besteht in der Erhaltung eines für die gesammte Pflanzenvegetation passenden Klima's; denn die ganze Natur eines Landes kann durch rücksichtslose Waldrodungen auf das Ungünstigste verändert werden. Kahle Berge ziehen aus der Luft nicht so viel Feuchtigkeit an wie bewaldete. Der W. schützt u. hegt die ihm unterbreitete Moosdecke, welche die feuchten Niederschläge auffangt u. langsam zur Quellenbildung abgiebt. Dagegen strömt das Wasser entwaldeter Berge periodisch in zerstörenden Massen herab, die Flüsse schwellen im Frühjahr u. nach starkem Regen zu plötzlicher Ueberschwemmung an, für den regelmäßigen Dienst der Schiffahrt werden sie jedoch wasserärmer. Die furchtbaren Ueberflutungen u. Verheerungen in Südtirol, im Rhonethal, Rheinthal, nam. im westl. Frankreich sind mit die Folge solcher rücksichtsloser Waldrodungen. Ebenso ist die Veränderung der klimatischen Verhältnisse in vielen Theilen Griechenlands, Kleinasiens in historischer Zeit darauf zurückzuführen. Erwiesen ist es, daß die Temperaturverschiedenheit zwischen Winter u. Sommer durch Waldzerstörung schroffer wird. Eine bewaldete Fläche erwärmt u. erkältet sich langsamer als eine kahle. Daher kühlt der W. am Tage, wärmt des Nachts, kühlt im Frühjahre, wärmt im Herbste. Das Waldklima hat insofern Aehnlichkeit

mit dem Seeklima. Für viele Gegenden ist der W. eine nöthige Schutzwehr gegen Stürme, Hagel, Gewitter, Lawinensturz (Bannwald in der Schweiz), Flugsand, ungesunde Luft. Auch giebt es viel sog. unbedingten Waldboden, steile Abhänge, lockeren Sandboden, welcher sonst ausgedörrt u. verweht werden würde. Auf solchen Stellen ist der kahle Abtrieb allerdings leicht, die Wiederbewaldung aber sehr schwer, oft unmöglich. Viele dieser Rücksichten, welche die Waldrodung verbieten können, sind offenbar von der Art, daß sie weit über den Horizont der Einzelwirthschaft hinausgehen, u. nur entweder von einem ungewöhnlich einsichtsvollen u. vaterlandsliebenden Patrioten, od. aber vom Staate, als berufsmäßigem Vertreter des Gemeinwohls, genommen werden (Roscher). Die Theilung der Kommunalforsten bleibt deshalb noch in den neuesten Gesetzen regelmäßig verboten. Wo solche ganz od. halb öffentliche Wälder eine bedeutende Quote des nationalen Holzbedarfs sichern, da kann den Privatforstbesitzern unbedenklich selbst das Roden unter zwei Bedingungen gestattet werden: 1. daß von jeder beabsichtigten Rodung vorher der Staat Kenntniß erhalte, um diejenigen Waldstrecken, die er aus volkswirthschaftlichen Gründen für nothwendig hält (Schutzwälder), auf dem Wege der Expropriation gegen Schadloshaltung in seinen Besitz zu bringen; 2. daß jeder gerodete Platz innerhalb einer gesetzlich bestimmten Frist wieder neu bewaldet od. einer andern ordentlichen Kultur unterzogen werde. Die Erfahrung beweist aber, daß die bisherige Gesetzgebung dem Uebel rücksichtsloser Waldrodung noch nicht genügend zu steuern vermocht hat. Deutschland besitzt bei einem Flächeninhalt von 9818,42 □M. (1 geogr. □M. = 5506,29 Hektar) an Waldland 2376,76 □M. od. 24 % der Gesammtfläche. Davon entfallen auf die Staatsforsten 1158,6 □M. (6,380,051 Hektar). Von der Gesammtfläche entfallen auf Hessen-Nassau u. die Rheinpfalz an W. über 35 %; auf Bayern, Königreich Sachsen, Württemberg, Baden, Thüringen, Hessen-Darmstadt 30—35 %; auf Brandenburg, Rheinprovinz, Westfalen 25 bis 30 %; auf Schlesien, Posen, Elsaß-Lothringen 20—25 %; auf die Provinzen Sachsen, Preußen, Pommern 15—20 %; auf Hannover, Oldenburg, Mecklenburg 10—15 %; auf Schleswig-Holstein unter 10 %. Vgl. Cotta (9. Aufl. 1865); Pfeil, „Forsttaxation“ (3. Aufl. 1858); Derselbe, „Forsttechnologie“ (3. Aufl. 1858); König (2. Aufl. 1861); Gayer (2. Aufl. 1868); Bernhardt, „Waldschutzfrage“ (1869); Derselbe, „Statistik“ (1872); Berg, „Geschichte der deutschen Wälder“ (1871).

**Waldaï-Plateau** od. -Höhe ist ein von NW. nach SO. etwa 50 M. weit gedehntes Plateau im russ. Gouvernement Nowgorod, das Quellgebiet der Wolga u. der zum Ladogasee abfließenden Gewässer des Ilmensees u. demnach die Wasserscheide zwischen Kaspisee u. Ostsee. Das Plateau, das oft als eine Anschwellung des norduralischen Höhenrückens betrachtet wird, trägt auf seinem Scheitel ziemlich steile, durch tiefe Schluchten von einander getrennte Erhebungen, die aber, von nur geringer relativer Höhe, nirgends imponiren. In der Popowa-Gora erreicht es die absolute Höhe von 351 m. u. wird dadurch zur höchsten Erhebung im ganzen sarmatischen Tieflande. Sein westl. Rand ist der Wolgonskiwald.

**Waldau,** Max, Pseudonym des Dichters Spiller v. Hauenschild, s. „Hauenschild“.

**Waldburg,** ein 1803 aus den ehemals reichsunmittelbaren Besitzungen der Grafen von W. gebildetes Fürstenthum, welches unter württemberg. u. bayer. Landeshoheit steht u. die Grafschaften Zeil, Wolfegg u. Trauchburg sowie die Herrschaften W., Waldsee, Wurzach u. Moorstetten umfaßt. Die Ahnen des gleichnamigen Geschlechts hatten an den Höfen mehrerer Hohenstaufen das Truchsessenamt, weshalb es den Namen Truchseß v. W. annahm. Dasselbe blüht noch in den Linien: **W.-Wolfegg-Waldsee** u. **W.-Zeil,** deren Häupter den Reichsfürstentitel führen. Die zweitgenannte Linie, welche sich wieder in die Linien W.-Zeil-Zeil od. W.-Zeil-Trauchburg u. W.-Zeil-Wurzach theilt, erhielt 1525 von Kaiser Karl V. für ihr jedesmaliges Haupt die Erlaubniß, sich Reichserbtruchseß zu nennen, u. der jedesmalige Senior des Gesammthauses W. hat seit 1808 die Würde eines Reichs-Erb-Oberhofmeisters des Königreichs Württemberg; seit 1871 ist Senior der Fürst Eberhard II. **v. W.-Zeil-Wurzach,** geb. 17. Mai 1828. — Eine preuß., seit 1685 reichsgräfliche Linie (vormals Capustigall) ruht im Mannesstamme nur noch auf den Augen des Grafen Gebhard **zu W.-Truchseß,** geb. 16. März 1794. Letztgenannter Linie gehörte jener am 25. Okt. 1776 zu Tangermünde geb. Graf Friedrich Ludwig **zu W.-Truchseß** an, der 1814 als preuß. Kommissar den Exkaiser Napoleon, als dieser in die Verbannung nach Elba ging, von Fontainebleau bis nach Frejus begleitete u. sich später als preuß. Gesandter in Turin nam. der Waldenser in Piemont thatkräftig annahm. Seit 1827 Gesandter im Haag u. seit 1832 wieder in Turin, erhielt er 1837 den Rang eines Generallieutenants u. starb zu Turin 18. Aug. 1844. Er war seit 1803 mit der Prinzessin Antonie von Hohenzollern-Hechingen (gest. 1831) vermählt. — Der seit 1772 ausgestorbenen Linie **W.-Trauchburg-Scheer** entsproß der Erzbischof Gebhard v. Köln (s. d.).

**Waldeck,** ein deutsches Fürstenthum, 20,6146 □M. mit 54,711 E. (1875), besteht aus den beiden durch westfäl. u. lippesches Gebiet getrennten Fürstenthümern W. mit 19,4096 □M. u. 47,081 E. im S. u. Pyrmont mit 1,2050 □M. u. 7630 E., 6 M. nördl. davon. Das erstere ist ganz umschlossen vom preuß. Gebiet, nämlich von den Reg.-Bez. Arnsberg, Minden u. Kassel u. umschließt seinerseits die beiden preuß., bis 1866 großherzogl. hessischen Exklaven Eimelrode u. Höringshausen. Ueber Pyrmont s. d. Das eigentliche W. ist ein hochgelegenes Bergland an der oberen Eder u. Diemel, an der Westgrenze des Wesergebiets u. ein Uebergangsglied zwischen dem rhein. Schiefergebirge u. dem hess. Berglande. Die Mitte trägt die Hochebene von Corbach, von welcher westl. Schiefer, östl. Sandstein auftritt. Mehr als $^1/_3$ des Ganzen ist noch mit dichten Waldungen bedeckt. Acker-, bes. Getreidebau treten sehr zurück; nur Kartoffeln, Flachs u. Hanf werden viel gewonnen. Die fruchtbarsten Striche liegen längs der Aar u. Eder. Ziemlich bedeutend ist die Viehzucht. Das Mineralreich liefert Eisen, Marmor, Bausteine 2c. Zwei Eisenwerke förderten 1872: 57,443 Ctr. Eisenerz, die Bericher Hütte produzirte 4676 Ctr. Roheisen u. der Niederwerker Hammer 3208 Ctr. Frischeisen. Die ganz unbedeutende Industrie liefert einige Lein- u. Baumwollenwaaren; nur der Bierbrauereibetrieb ist verhältnißmäßig stark. Der Handel, bes. nach Bremen gerichtet, beschäftigt sich mit Holz, Rindvieh, Butter, Käse, Wolle u. Pyrmonter Mineralwasser. Die Bewohner W.s sind fränk. Stammes; sie reden an der Eder oberdeutsch; an der Diemel dagegen beginnt das Plattdeutsche, das auch von den zum sächs. Stamme gehörigen Bewohnern Pyrmonts gesprochen wird. Der Konfession nach sind sie überwiegend Lutheraner, die sich mit den wenigen Reformirten 1821 unirt haben u. wovon sich nur 1858 ein spezifisch luther. Verein abgesondert hat. Katholiken gab es 1875: 1305, Juden 834. Dem Geschlechte nach waren 25,744 männlich u. 28,967 weiblich. Für die Volksbildung ist gut gesorgt; es giebt über 100 Elementarschulen, 3 höhere Bürgerschulen u. 1 Gymnasium. Das Schulwesen ist dem preuß. Provinzialschulkollegium in Kassel unterstellt. Nach dem Staatsgrundgesetze vom 17. Aug. 1852 ist W. eine beschränkte Monarchie. Der jährlich versammelte Landtag besteht aus 15 Mitgliedern, die aus allgemeinen, indirekten Wahlen hervorgehen. Die Gemeinden verwalten ihre Angelegenheiten selbst. Durch den Accessionsvertrag vom 18. Juli 1867 hat Preußen vom 1. Jan. 1877 an zunächst auf zehn Jahre die Verwaltung des Fürstenthums übernommen. Dem Fürsten steht bis dahin nur das Begnadigungsrecht, das Kirchenregiment, der Ertrag der Domänen u. Forsten, die formelle Zustimmung bei der Gesetzgebung u. die Vertretung nach außen zu. Der Vertrag ist nach Ablauf des zehnjährigen Termins verlängert worden. Ihm zufolge ist das Appellationsgericht für W. in Kassel; ihm unterstehen das Kreisgericht in Arolsen u. vier Amtsgerichte. Die Militärkonvention mit Preußen datirt vom 1. Okt. 1867. Die Truppen bilden einen Theil des 3. hess. Infanterieregiments Nr. 83. Das Budget balancirt 1877 mit 937,903 Mk. in Einnahme u. Ausgabe. Der Verwaltungszuschuß, den die preuß. Staatskasse leistet, ist dabei auf 240,000 Mk. festgesetzt u. als Matrikularbeiträge zum Deutschen Reiche leistete W. 1877: 76,500 Mk. Das gesammte Domanium ist Privatvermögen des Fürsten. Die Landesschuld besteht in einer W.schen u. in einer Pyrmont'schen Anleihe. Die erstere, ursprünglich 2,550,000 Mk., hatte am 1. Mai 1878 einen Restbetrag von 2,357,800 Mk., der Restbetrag der letzteren, ursprünglich 300,000 Mk., war am 1. März 1878: 277,800 Mk. Die Landesfarben sind grün u. weiß. Das Wappenemblem W.s ist ein schwarzer Stern von acht Strahlen auf goldenem Grunde, das von Pyrmont ein rothes Ankerkreuz in Silber. Die Landeshauptstadt, Sitz des Landesdirektors, ist Arolsen mit 2460 E. (1875). Fürstliche Residenzen sind Arolsen u. Pyrmont, Lustschlösser in Rhoden u. Friedrichstein u. ein Schloß in Corbach.

**Geschichte.** Der älteste, urkundlich zu erweisende Stammvater der heutigen Fürsten von W. ist Widekind I., Graf im Ittuthi u. Wettigau, welcher noch um 1042 lebte u. dessen Sohn Hermann II. auch im Almen u. Ittergau Güter besaß. Der Enkel des Letzteren, Widekind III. (gest. 1137), erscheint zuerst als Graf von Schwalenberg. Er u. seine Gemahlin Gepa v. Itter, die Stifterin des Augustinerinnenklosters zu W. (gest. 1152), sind die gewissen Stammeltern des heutigen Hauses W. Von seinen drei Söhnen erbte der älteste, Volkwin I. (gest. 1178), von seiner zweiten Gemahlin W., u. sein Sohn Widekind V. (gest. 1192) nennt sich deshalb schon 1180 Graf von W., der zweite, Widekind IV., wurde der

Stammvater der Grafen von Pyrmont, die 1465 ausstarben, der dritte, Heinrich II. (gest. 1213), endlich stiftete die Linien Schwalenberg u. W. Durch neue Theilungen wurde Heinrich's II. Enkel, Heinrich, der Stifter der Linie Sternberg, die 1405 erlosch, nachdem 1365 auch schon die Schwalenberger ausgestorben waren. So blieb nur die Linie der Grafen von W. übrig, welche sich wieder 1388 in W. u. Landau spaltete. Da beide ihr Land (1431 u. 1438) an Hessen zu Lehn gaben, so entstanden bis in das 19. Jahrh. daraus immerwährende Streitigkeiten mit den Kurfürsten von Hessen, bis endlich der Bundestag 1847 die Entscheidung abgab, daß jenes Verhältniß mit der Auflösung des Reiches 1806 ein Ende genommen habe. Obwol Josias (gest. 1588) nach dem Aussterben der Landauer Linie das ganze Territorium wieder vereinigte, so theilte er es doch gleich wieder unter seine Söhne, so daß Christian Graf von Eisenberg seit 1631 u. von Pyrmont (das durch Verheirathung 1399 abgetrennt, jetzt durch Erbschaft zurückgefallen war) Wolrad IV. Graf von Wildungen wurde; des Letzteren Sohn ist der zum Fürsten erhobene berühmte Georg Friedrich von W., welcher eine Zeit lang brandenburgischer Staatsmann u. Feldherr, dann niederländischer Feldmarschall war, 1690 bei Fleurus mitkämpfte u. 1692 ohne männliche Erben starb. So kam Wildungen an die Linie Eisenberg, u. der Enkel jenes Christian, Christian Ludwig (1645–1706), der aus zwei Ehen neben 12 Töchtern 13 Söhne hatte, stiftete zwar für den ältesten Sohn aus zweiter Ehe, Heinrich Georg, das Paragium zu Bergheim, aus welchem die heutigen Grafen von W. u. Pyrmont, auch Limpurg-Gaildorf herstammen, führte aber für das Hauptgebiet 1687 das Recht der Erstgeburt ein. Sein ältester Sohn Friedrich Anton Ulrich (1706–28), seit 1712 zum Reichsfürsten erhoben, vererbte W. auf Karl, der 1763 als österr. Feldmarschall starb, dieser auf Friedrich, der die Grafschaft Pyrmont schon 1805 an seinen Bruder Georg abgab, 1807 souveräner Rheinbundsfürst wurde u. 1812 kinderlos verstarb. Georg (gest. 1813) erbte nun auch W., da ein älterer Bruder, Christian August, 1798 als portug. Feldmarschall in Cintra hingeschieden war. Georg Friedrich Heinrich (1813–45) gab seinem Lande nach zweijährigem Kampfe mit den Ständen, welche sich in W. seit dem Mittelalter erhalten hatten, 1816 eine freisinnige Verfassung, trat 1832 in den preuß. Zollverein u. begann 1834 mit der Ablösung der bäuerlichen Dienste.

### Stammtafel des Hauses Waldeck.

Widekind I., Graf im Tilithi- u. Wettigau. † nach 1042.

Hermann II.

Heinrich I., Vogt von Paderborn. † 1116.

Widekind III., Graf von Schwalenberg. † 1137. Gem.: Gertrud v. Itter.

Volkwin I., Graf v. Schwalenberg. † 1178. — Widekind IV., Graf v. Pyrmont, dessen männl. Nachkommen 1465 ausstarben.

Widekind V., Graf v. Schwalenberg u. seit 1180 Graf v. Waldeck. † 1192. — Heinrich II † 1213.

Volkwin III., Graf v. Schwalenberg. † um 1249. — Adolf I. v. Schwalenberg. † 1270. — Heinrich III. v. Waldeck. † nach 1279.

Heinrich I., Graf v. Sternberg, dessen Nachkommen 1405 ausstarben. — Widekind VI., Graf v. Schwalenberg, dessen Nachkommen 1365 ausstarben. — Heinrich I. † vor dem Vater.

Adolf II u Gottfried. † 1302. — Otto I. v. Schwalenberg u. Waldeck. † 1305.

Heinrich II. † 1348 u. fünf Brüder.

Otto III. † 1369 (?) u. drei Brüder.

Heinrich IV. † 1397.

Adolf IV., seit 1388 Graf v. Landau. † 1431, dessen Erben 1495 ausstarben. — Heinrich V. v. Waldeck. † nach 1441.

Wolrad I. † nach 1474.

Philipp I. † 1475. — Philipp II. v. Eisenberg. † 1524.

Heinrich VI. v. Wildungen. † 1513, dessen Nachkommen 1598 ausstarben. — Philipp III. † 1539.

Wolrad II. † 1578. — Johann I. v. Landau. † 1567, dessen Linie 1591 ausstirbt.

Josias. † 1588. — Wolrad III. † 1587.

Christian, Graf v. Wildungen. † 1637. — Wolrad IV. v. Eisenberg. † 1640.

Philipp VII. † 1645. — Johann II. v. Landau. † 1668. — Georg Friedrich, Reichsfürst 1682. † 1692 ohne Erben.

Christian Ludwig. † 1706.

Friedrich Anton Ulrich, regierender Graf, seit 1717 Fürst zu Waldeck u. Pyrmont. † 1728. — Josias, Graf zu Waldeck u. Pyrmont, in Bergheim. † 1763.

Christian. † 1728. Karl. † 1763. Georg. † 1756. Karl. † 1758. Frdr. † 1771. Josias. † 1788.

Frdr. † 1812. Christian. † 1798. Georg I. † 1813. Josias. † 1829. Karl. † 1849. Georg. † 1826.

Georg II. † 1845. Karl. † 1846. Hermann. † 1876. 2 Töchter. Adalbert, geb. 1833. Richard, geb. 1835.

Albrecht, geb. 1841. Erich, geb. 1842. Heinrich, geb. 1844. — Adalbert, geb. 1863. Hermann, geb. 1864. Alexander, geb. 1867. Friedrich, geb. 1870.

Georg Victor, geb. 1831. Wolrad. † 1867.

Friedrich Adolf Hermann, geb. 20. Jan. 1865 u. 6 Schwestern.

Für seinen minderjährigen Sohn Georg Victor, geb. 14. Jan. 1831, regierte bis 1852 seine Mutter Emma, eine Prinzessin von Bernburg-Schaumburg (gest. 1858), welche sich 1849 genöthigt sah, mit den Ständen eine neue Verfassung auf demokratischer Grundlage zu vereinbaren, der Fürst erklärte sich aber selbst nach erlangter Volljährigkeit zur Uebernahme der Regierung erst bereit, nachdem ein Revisionslandtag eine neue Verfassungsurkunde angenommen hatte (17. Aug. 1852). Ein neues Wahlgesetz u. Steuerfreiheit für die Mitglieder seiner Familie vermochte der Fürst trotz der Auflösung der Kammer 1860 nicht durchzusetzen. 1862 schloß er eine Militärkonvention mit Preußen u. trat 1866 in den Norddeutschen Bund ein, allein die Kammer gab nicht eher ihre Einwilligung, bis er mit Preußen den sog. Accessionsvertrag abgeschlossen hatte (s. o.). – Vgl. Curtze, „Geschichte des Fürstenthums W. u. Pyrmont" (Arolsen 1850) u. „Beiträge zur Geschichte von W. u. Pyrmont" (Arolsen 1863 f.).

**Waldeck,** Benedikt Franz Leo, Jurist u. Politiker, geb. zu Münster 31. Juli 1802; studirte 1819–22 in Göttingen, war seit 1828 Oberlandesgerichts-Assessor in Halberstadt u. dann in Paderborn, fungirte seit 1832 als Land- u. Stadtgerichtsdirektor in Vlotho, wurde 1836 als Oberlandesgerichtsrath nach Hamm versetzt, wo er auch mehrere Jahre hindurch Stadtverordnetenvorsteher war, u. sah sich 1846 zum Geheimen Obertribunalsrath in Berlin befördert. 1848 in die preuß. Nationalversammlung gewählt, schloß er sich hier der Linken an, wurde Vorsitzender der Verfassungskommission u. nahm an der Schöpfung der neuen Preuß. Verfassung den hervorragendsten Antheil. 1849 Mitglied der II. Kammer, wurde W. nach Auflösung des Landtags 16. Mai dess. J. als angeblicher Mitwisser einer großen revolutionären Verschwörung verhaftet u. mußte 6½ Monate Untersuchungshaft in der Hausvogtei ertragen. Doch endete dieser Prozeß 3. Dez. 1849 mit W.'s glänzender Freisprechung. Eine damalige Wahl in die I. Kammer nahm W. nicht an; vielmehr widmete er sich in den 50er Jahren ausschließlich seiner amtlichen Thätigkeit. Erst von 1860 an betheiligte er sich wieder an den Arbeiten des preuß. Abgeordnetenhauses u. seit 1866 auch an denen des Norddeutschen Reichstages. Augenleiden u. körperliche Gebrechen führten jedoch schon vom J. 1867 an häufige Unterbrechungen in seiner politischen Wirksamkeit herbei, u. 1869 sah er sich zum vollständigen Rücktritt von der politischen Bühne genöthigt. Er starb zu Berlin 12. Mai 1870. W. war ein Mann von eisernem Willen, von unbeugsamen Grundsätzen, von heftigem Temperament u. von reinstem Charakter. Hierzu kam eine mächtige Rednergabe. Trotz seiner freisinnigen Denkart war er übrigens ein eifriger Katholik. Vgl. Oppenheim, „Benjamin Franz Leo W., der Führer der preuß. Demokratie" (Berl. 1873).

**Waldemar** ist der Name von vier dän. Königen. **W. I.** (1157 bis 1182), Sohn u. Erbe des 1131 verstorbenen Herzogs Laward von Schleswig, wurde nach einer langen Zeit der Anarchie u. des Streites der eigentliche Neugründer von Dänemark. Erhoben durch den Erzbischof von Lund u. berathen von dem in Paris gebildeten Axel, Bischof von Roeskilde, später Erzbischof von Lund, nahm er sein Reich im Sept. 1157 zu Würzburg von Friedrich I. zu Lehn u. verband sich dann mit Heinrich dem Löwen (s. d.) zur Bekämpfung u. Christianisirung der Wenden an der Ostsee. 1168 zerstörte er das Heiligthum der Swantewit auf Arkona, 1177 die reiche Wendenstadt Julin u. ergriff nicht ungern die Gelegenheit, sich vom Bunde mit Heinrich loszumachen, da er mit ihm die Beute theilen mußte. Obwol sein Sohn Knud mit des Löwen Tochter Gertrud 1171 verlobt, 1177 verheirathet war, versagte er ihm die Hülfe gegen den Kaiser u. schloß mit diesem zu Lübeck 1181 Freundschafts- u. Eheverträge. Sein zweiter Sohn, **W. II.**, der Sieger (1202–41), nannte sich schon wie sein älterer Bruder u. Vorgänger, Knud, „König der Dänen u. Wenden", warf die deutsche Lehnsabhängigkeit ab, bekam für die Freilassung des gefangenen Grafen Adolf von Schauenburg das Gebiet von Lauenburg, nahm den pommerschen Fürsten Jaromar, der Stralsund angelegt, 1209, später auch die mecklenburg. Grafen in Lehnspflicht, wurde durch Kaiser Friedrich II. 1215 „Herr von Nordalbingien" u. gewann unter dem vom Papste selbst geweihten Banner des weißen Kreuzes auf rothem Grunde (dem Danebrog) 1219 durch die Schlacht bei Rewal einen Theil von Esthland. Seine Flotte rechnete man auf 1400 Schiffe, sein Heer auf 160,000 Mann. Allein 1223 (6. Mai) auf der Insel Lyö (im Kleinen Belt) sammt seinem Sohne gleiches

Namens durch Heinrich von Schwerin überfallen u. gefangen, sah er sich genöthigt, nach einem Vertrage, den Hermann von Salza (s. d.) im Namen des Kaisers vermittelte u. den sein Schwestersohn Albrecht von Orlamünde vergebens durch das Schwert — er wurde bei Mölln im Jan. 1225 besiegt u. gefangen genommen — abzuwenden suchte, für die Erlangung der Freiheit die Oberlehnsherrschaft des Kaisers anzuerkennen, Nordalbingien an Adolf zurückzugeben, die deutschen Fürsten aus seiner Lehnspflicht zu entlassen u. 45,000 Mark Lösegeld zu zahlen. Kaum war W. im Dez. 1225 frei geworden, so rüstete er zur Rache, wurde aber dann von der vereinten Kriegsmacht der Grafen von Holstein u. Schwerin, des Herzogs von Sachsen, des Erzbischofs von Bremen u. der Stadt Lübeck, vor Allem aber durch die Dithmarsen, die zum Feinde übergingen, am 22. Juli 1227 bei Bornhöved so vollkommen geschlagen, daß ihm von allen seinen Besitzungen nur Rügen u. Esthland verblieb. — **W. III.** (1326—30), wurde im Alter von 12 Jahren zu Wiborg zum Könige gewählt, weil sein Oheim Christoph nicht die von ihm 1320 beschworene Wahlkapitulation gehalten hatte, legte aber nach vier Jahren die Regierung zu Gunsten Christoph's nieder u. blieb bis zum Tode 1364 nur Herzog von Südjütland. — **W. IV.** (1340—75), Christoph's Sohn, wußte mit großem Geschick den streitenden Verwandten die meisten Stücke von Dänemark nach u. nach zu entreißen, so daß er 1360 wieder das Reich in der Ausdehnung besaß, wie einst Gorm der Alte. Ebenso glückte der erste Feldzug gegen die Hanseaten (1361—63), denen er Gothland u. Wisby entriß, allein 1367, als W. seit Jahren auf Reisen war, schlossen die Bundesstädte einen Vertrag mit Schweden, Holstein, dem Adel Jütlands, Mecklenburg u. a. gegen ihn u. seinen Schwiegersohn Hakon von Norwegen, verheerten die norweg. Südküste u. ganz Seeland, bis 1370 der Adel Dänemarks selbst die Gelegenheit ergriff, durch den Stralsunder Frieden zugleich die Feinde u. die autokratische Gewalt des noch immer entfernten Königs loszuwerden. Weder die Wittelsbacher noch Kaiser Karl IV., die W. anrief, konnten ihm Hülfe schaffen. Er mußte in die Beschränkung seiner Königsmacht u. ebenso in die der Landesgrenzen willigen. — Vgl. Dahlmann, „Geschichte von Dänemark“ (3 Bde., Hamb. 1840 f.).

**Waldemar**, der letzte bedeutende Markgraf von Brandenburg (1303—19) aus der Linie der Askanier, geb. um 1290; regierte schon in jungen Jahren das ganze Gebiet der Marken u. erbte den größten Theil desselben, da alle seine männlichen Verwandten bis auf einen unmündigen Vetter, Heinrich den Jüngeren von Landsberg u. Sangerhausen, schnell nach einander kinderlos verstarben. W. war im Sinne der Zeit einer der glänzendsten Fürsten durch eine prachtvolle Hofhaltung, durch Freigebigkeit u. durch beständige Fehden mit seinen Nachbarn, den Herzögen von Mecklenburg, von Pommern, dem Markgrafen von Meißen u. Landgrafen von Thüringen. Als er Pommerellen (Westpreußen bis zur Weichsel u. Ostpommern), dessen Herzog kinderlos verstorben war, nicht ganz — „als erledigtes Lehn“ — an sich zu reißen vermochte, verkaufte er sein Recht auf den größeren Theil 1309 für 10,000 Mark Silber an den Deutschen Orden u. erwarb Lauenburg, Bütow, Schlawe, Stolpe u. Rügenwalde. Im Kampfe mit Friedrich dem Freidigen hielt er 1312 alles Land auf dem rechten Elbufer, die Mark Meißen, Torgau, Dresden u. selbst Freiberg besetzt; den schlesischen Herzögen entriß er Krossen, Schwiebus, Züllichau an der Oder u. beschützte Stralsund, das sich von der dän. Oberlehnsherrschaft losgerissen hatte. Aber 1316 bei Gransee von seinen vereinigten Gegnern, Mecklenburg, Sachsen, Dänemark, Magdeburg, geschlagen, mußte er 1317 zu Templin Frieden machen. Von Kaiser Ludwig dem Bayer, den er mit erhoben hatte, wurde er 1318 selbst zum Lehnsherrn über Anhalt, das Stammland der Askanier, ernannt, starb aber plötzlich 14. Aug. 1319 zu Bärwalde u. wurde im Kloster Chorin begraben. Seine Wittwe, Agnes, noch in demselben Jahre mit Otto von Braunschweig vermählt, behauptete sich um so leichter in einem Theile der Altmark, da der unmündige Nachfolger W.'s, Heinrich der Jüngere (s. d.), schon im Juli od. August 1320 in das Grab sank u. mit ihm der askanische Stamm in Brandenburg ausstarb.

**Waldemar**, der Falsche, war Markgraf von Brandenburg von 1348—50. Als nach dem Aussterben der Askanier in Brandenburg sowol die Fürsten von Anhalt als auch der Herzog Rudolf von Sachsen Anspruch auf die Nachfolge erhoben u. der Letztere schon von 21 Städten die Huldigung empfangen hatte, belehnte Kaiser Ludwig der Bayer mit Einwilligung der Reichsfürsten (März 1323 zu Nürnberg) seinen ältesten achtjährigen Sohn Ludwig 1324 mit der Mark Brandenburg, gab aber an die Nachbarn beträchtliche Gebiete ab, um ihm den Rest zu sichern, an Mecklenburg einen Theil der Priegnitz, an Sachsen die Niederlausitz, verpfändete an den Erzbischof von Magdeburg die Städte Jerichow u. Plaue, an Heinrich von Schwerin Lenzen u. Dömitz, an W.'s Wittwe die Altmark u. belehnte Magnus von Braunschweig mit Sangerhausen u. Landsberg, den König Johann von Böhmen mit Bautzen. Zugleich rissen die schles. Herzöge Krossen, Schwiebus u. Görlitz, die von Pommern die Uckermark, der König von Polen den brandenburg. Antheil von Hinterpommern an sich. So blieb nur ein geringer Ueberrest der glänzenden Monarchie des Askaniers W. (s. d.) in den schwachen Händen Ludwig's, der übrigens sich weniger um die Regierung als um seine Liebeshändel kümmerte u. das Land durch Anarchie fast zu Grunde gehen ließ. Da erschien im Sommer 1348 bei einer Zusammenkunft des Erzbischofs von Magdeburg mit dem Herzog Rudolf von Sachsen in Wolmirstedt ein Pilger aus dem Morgenlande, der sich für den 1319 verstorbenen W. ausgab u. von den Anwesenden, dann auch von den Herzögen von Mecklenburg, Braunschweig u. Pommern als derselbe erkannt wurde. Er gab vor, aus Gewissensangst wegen der zu nahen Verwandtschaft mit seiner Gemahlin Agnes, der Enkelin seines Oheims, Tod u. Begräbniß fingirt zu haben, damit er ungestört eine Bußfahrt nach dem heiligen Grabe unternehmen könne; jetzt aber sei er zurückgekehrt, um sein armes verheertes Land zu erretten. Da ihm alsbald die ganze Mark bis auf Spandau, Frankfurt u. Brietzen (seitdem Treuenbrietzen genannt) zufiel, belehnte ihn am 5. Okt. 1348 auch Karl IV., dem sein Auftreten zur Bekämpfung der Wittelsbacher bequem war, mit den Marken u. gab Sachsen u. Anhalt nur die Anwartschaft für den Todesfall. Als der Kaiser aber durch die Abdankung u. den Tod seines Gegenkaisers Günther von Schwarzburg u. durch Versöhnung mit dem Pfalzgrafen Rudolf in Deutschland an Macht gewonnen hatte, schloß er auch mit dem Markgrafen Ludwig 1349 einen Vertrag, in dem er ihn für die Auslieferung der Reichskleinodien als Herrn der Marken anzuerkennen versprach. Der falsche W., zum 6. April 1350 nach Nürnberg vor den Kaiser geladen, um sich zu rechtfertigen, erschien nicht u. wurde nun auf die Erklärung mehrerer Fürsten hin, welche „eher beschwören wollten, daß er unecht, als daß er echt sei“, für unecht erklärt u. geheißen, das Land zu räumen. Vergebens waren die Bitten von 15 Städten, darunter Berlin u. Brandenburg, an Karl IV., bei W. u. nach dessen Tode bei Sachsen u. Anhalt bleiben zu dürfen, wie es ihnen 1348 u. 1349 zugesagt sei — der Kaiser gab nicht nach, u. nachdem der größte Theil des Landes von Ludwig zurückerobert war, entließ W. selbst 1355 die letzten Städte aus seinem Gehorsam u. ging nach Dessau, wo er bis an seinen Tod 1357 wie ein Fürst gehalten wurde. Seine Gegner sahen in ihm einen ehemaligen Müller, Namens Jakob Rehbock, u. obwol so lange dauernde Bußfahrten u. Gefangenschaften in jenen Jahrhunderten nicht ungewöhnlich waren, verrathen doch selbst seine treuesten Anhänger in einigen Aktenstücken ihren eigenen Zweifel. — Vgl. Klöden, „Diplomatische Geschichte des Markgrafen W.“ (4 Bde., Berl. 1844). Willibald Alexis hat den falschen W. zum Helden eines Romans gemacht.

**Waldemar**, Friedrich Wilhelm, Prinz von Preußen, geb. als zweiter Sohn des 1851 verstorbenen Prinzen Wilhelm Karl von Preußen zu Berlin 2. Aug. 1817; bereiste 1844 den Orient, ging 1845 nach Ostindien, wo er im engl. Heere am Feldzug gegen die Sikhs Theil nahm, kehrte 1847 über Aegypten nach Europa zurück, trat wieder in den aktiven preuß. Militärdienst u. starb als Kommandeur der 13. Kavalleriebrigade zu Münster 17. Febr. 1849. Aus seinem Nachlasse erschien: „Zur Erinnerung an die Reise des Prinzen W. von Preußen nach Indien“ (2 Bde., Berl. 1856; Auszug daraus von Kutzner, ebd. 1857).

**Waldenburg.** 1. **W.**, fürstl. Schönburg'sche Rezeßherrschaft 62,89 □Km. (1 Stadt u. 15 Dörfer) mit 12,267 E. (1875) in der sächs. Kreishauptmannschaft Zwickau. Die bis 1330 reichsunmittelbare Herrschaft

besaßen schon vor Ende des 12. Jahrh. die Herren od. Freiherren v. W., die ums J. 1168 ausstarben, nachdem sie 1423 die Herrschaft an die Herren v. Schönburg verkauft hatten. Der Hauptort ist die Stadt **W.** mit 2959 E. (1875); sie liegt in 260 m. Seehöhe links an der Zwickauer Mulde, über die hier eine Brücke nach dem gegenüberliegenden Dorfe Altstadt W. führt, u. an der Muldenthalbahn Glauchau-Wurzen. W. hat ein fürstl. Schönburg'sches Schloß, eine Superintendentur, Lehrerseminar, Weberei, Strumpfwirkerei 2c. Altstadt W. liefert die unter dem Namen W.er Waare bekannten Thongefäße u. Pfeifen u. Schmelztiegel. Der nahe fürstl. Park Greenfield enthält das Mausoleum des Fürsten Otto Karl Friedrich. Das Schloß W. wurde 1848 vom Volke in Brand gesteckt, seitdem aber schöner wieder aufgebaut. 2. **W.**, Kreisstadt mit 11,312 E. (1875) im Reg.-Bez. Breslau der preuß. Provinz Schlesien, liegt in 425 m. Seehöhe von Bergen umgeben an der Polsnitz, an der Strecke Breslau-W. der Breslau-Schweidnitz-Freiburger Eisenbahn u. Kohlfurt-Altwasser der schles. Gebirgsbahn. Die ansehnliche Stadt ist Sitz eines Bergamtes, hat große Porzellan- u. Steingutfabriken, Steinkohlenbergbau, Leinweberei, Leinwand- u. Garnhandel. W. gehört zur freien Standesherrschaft Fürstenstein, dem Fürsten von Pleß gehörig; in der Nähe liegt Schloß Fürstenstein mit Garten u. Park.

**Waldenser.** Diese merkwürdige evangel. Sekte, welche lange vor der Reformation entstand u. noch heute blüht, hat ihren Namen von einem reichen Bürger zu Lyon, Valdez od. Waldus (erst später Petrus Waldus genannt). Derselbe gelangte durch das Studium des Neuen Testaments zu der Erkenntniß des ursprünglichen Christenthums u. gründete infolge dessen um 1170 einen Verein von Predigern des Evangeliums, indem er gleichzeitig alle seine Habe an die Armen verschenkte. Die Evangelisten zogen paarweise im Lande umher u. fanden als „die Armen von Lyon" großen Anklang beim Volke. Von den Holzsandalen (sabates), die sie trugen, wurden sie auch Sabatati genannt; sie selbst nannten sich Humiliati, d. i. „die Demüthigen". So wenig auch Waldus eine feindliche Stellung zur Kathol. Kirche beabsichtigte, wurde ihm doch die päpstliche Bestätigung seines Vereins durchaus verweigert u. 1184 sogar der Bann über die W. verhängt. Waldus selbst starb nach langem Umherirren 1197 in Böhmen. Aber der Bann hatte die Ausbreitung der Sekte nicht zu hindern vermocht; dieselbe zählte im südl. Frankreich, in Oberitalien, der Schweiz, in Spanien u. Böhmen zahlreiche Gemeinden. Vergeblich suchte sie Innocenz III. durch die Umwandlung in eine Art von Mönchsorden zur Kirche zurückzuführen. Der Widerspruch des herrschenden kathol. mit dem ursprünglichen Christenthum war ihnen nur zu klar geworden, so daß sie die Lockungen der Kirche ebenso verachteten, wie die blutigen Verfolgungen, die sich seit der Erneuerung des Bannes (1215) gegen sie erhoben. Schon seit 1209 waren sie übrigens in Südfrankreich vielfach mit den Albigensern u. Katharern (s. d.) vermischt worden u. zu Tausenden dem Kreuzzug gegen jene Ketzer zum Opfer gefallen. Daß sie in mehr als 400jähriger blutiger Verfolgung doch nicht völlig ausgerottet wurden, erklärt sich theils aus dem bewaffneten Widerstande, den sie hier u. da mit Erfolg leisteten, theils aus dem Schutze, der ihnen durch einzelne mächtige Landesherren zutheil wurde. Dazu kam, daß durch die zahllosen Austreibungen u. Auswanderungen der Same des Waldenserthums in immer neue Gegenden getragen wurde, u. a. auch nach Deutschland, den Niederlanden u. nach England. Größere Gemeinden besaßen sie indeß um 1500 nur noch in den abgelegenen Thälern Piemonts, Savoyens u. des südl. Frankreich. Die innere Geschichte der W. vor der Reformation ist durch die Einmischung zahlloser Fabeln u. Mißverständnisse, die größtentheils von den späteren W.n selbst herrühren, sehr verdunkelt worden. Nach den maßgebenden Untersuchungen von Dieckhoff („Die W. im Mittelalter", Gött. 1851) u. Herzog („Die roman. W. 2c.", Halle 1853) ist der von den W.n selbst behauptete Ursprung der Sekte aus evangel. Gemeinden der Apostelzeit od. doch des 9. Jahrh. eine grundlose Einbildung; ebenso die Herleitung des Namens von Vallenses, d. i. Thalbewohner, nämlich Piemonts. Die ältesten Schriften der W. (bis ins 13. Jahrh. herein) stehen noch fast ganz auf katholischem Boden, indem sie zwar die Sittenverderbniß in der Kirche beklagen, aber die Hauptlehren derselben theilen, einschließlich der Messe, Ohrenbeichte, der sieben Sakramente, des Heiligen- u. Mariendienstes, der guten Werke u. des Mönchthums. Erst im 13. Jahrh. brachen sie innerlich mit der Kirche, erblickten in dem Papste den Antichrist u. verwarfen alle die unevangel. Lehren der Kirche, die dann auch von den Reformatoren verworfen wurden. Um so bestimmter erhoben sie jetzt die Forderung eines streng apostolischen Lebens u. eifrigen Bibellesens. Schon frühzeitig zerfielen sie in zwei getrennte Klassen; die perfecti (Vollkommene), von denen Ehelosigkeit u. völlige Armuth gefordert wurde, u. die credentes (Gläubige). Die Geistlichen (die zum Theil aus übergetretenen Priestern bestanden) hießen Barben (Oheime) od. boni homines (gute Männer). In neue Bahnen lenkte die Geschichte der W. ein durch die Berührung mit der Reformation. Der Befruchtung durch dieselbe waren sie um so mehr zugänglich, als ihnen schon seit dem 15. Jahrh. durch die Hussiten u. die Böhm. Brüder der wichtigste Grundsatz der Reformation, die Rechtfertigung aus dem Glauben, zugeführt worden war (vgl. über die Entwicklung ihrer Lehre bes. Zezschwitz, „Die Katechismen der W. u. Böhm. Brüder", Erl. 1863). Abgesandte der W. brachten aus Deutschland u. der Schweiz, bes. 1530 aus Basel u. Straßburg, reformatorische Schriften u. reiche Anregung zurück. Infolge dessen wurde im Sept. 1532 in dem piemontesischen Thale von Angrogne eine Synode der W. veranstaltet, auf welcher man sich über eine Reihe von Grundsätzen, wesentlich im Anschluß an die Schweizer Reformation, einigte. Die Durchführung dieser Grundsätze nöthigte selbstverständlich zur deutlichen Lossagung von der Kathol. Kirche, u. damit waren die W. aufs Neue den blutigsten Verfolgungen preisgegeben. In der Provence wurden sie um 1545 fast ganz aufgerieben; in Piemont wurde 1630 u. 31 die Hälfte von der Pest hinweggerafft; die Ueberlebenden wurden durch den fast gänzlichen Mangel an Predigern zur Berufung von Geistlichen aus Frankreich u. der Schweiz genöthigt. Die Folge davon war die Einführung der franz. Sprache in den Gottesdienst u. überhaupt der genaueste Anschluß an die gottesdienstlichen Formen der franz. Reformirten Kirche. Die dunkelsten Punkte in der langen Leidensgeschichte der W. waren seitdem die schrecklichen Verfolgungen von 1654 u. 55 sowie die von 1685 durch Ludwig XIV.;

Nr. 5453. Petrus Waldus (gest. 1197). Vom Lutherdenkmale in Worms

doch eroberten die in die Schweiz geflüchteten W. 1689 mit Hülfe schweizer. Truppen nochmals ihre alten Wohnsitze. Im 18. u. 19. Jahrh. ließ zwar die blutige Verfolgung, keineswegs aber die raffinirte Bedrückung der W. nach. Von allen öffentlichen Aemtern ausgeschlossen, standen sie fast wie Ehrlose da; nur die zeitweilige Verwendung der Regierungen von England u. Preußen schaffte ihnen eine erträglichere Existenz. 1839 gaben sie sich auf der Synode von St. Jean eine neue Kirchenordnung unter dem Namen der Église évangélique Vaudoise. Die piemontes. Konstitution vom 17. Febr. 1848 brachte ihnen endlich volle Gleichberechtigung mit der Kathol. Kirche. Ihre Zahl betrug damals etwa 20,000; doch ist dieselbe seitdem beträchtlich gewachsen, zumal nachdem die Aufrichtung des Königreichs Italien (1861) ihrer eifrigen Missionsthätigkeit auch außerhalb Sardiniens größern Spielraum eröffnet hat. Ihren geistigen Mittelpunkt bildet seitdem die theologische Schule zu Florenz. Dem 1854 eingeweihten ersten Tempel der W. zu Turin sind noch mehrere andere gefolgt. Im Ganzen bestehen gegenwärtig ca. 25 Gemeinden, deren Oberleitung in den Händen der jährlich abgehaltenen Synode liegt. Eine 1854 ausgebrochene Spaltung, welche auf eine liberale Reformation der W. ausging, endigte schließlich mit der Rückkehr des von den W.n abgesetzten Hauptopponenten, des ehemaligen kathol. Priesters de Sanctis (gest. 1869 als Professor der waldensischen Theologie zu Florenz). Einen bedeutenden Zuwachs an Ansehen erfuhr die Sache der W. durch die von Pius IX. gestattete Disputation zu Rom (9. u. 10. Febr. 1872), bei welcher der W. Professor Sciavelli nebst zwei anderen W.n gegen Fabiani u. zwei andere Katholiken den Satz vertheidigte, daß der Apostel Petrus nie nach Rom gekommen sei. — Vgl. außer den oben angeführten Schriften noch Bender: „Die W., geschichtlich dargestellt" (Ulm 1850).

**Waldfrevel.** Als eine besondere Art von Diebstahl erscheinen die Forstvergehen. Der Gegenstand des Verbrechens erfordert eine besondere strafrechtliche Behandlung, insofern einerseits die Schwierigkeit der Ueberwachung der Waldung in Betracht gezogen werden muß, andererseits aber auch nicht unberücksichtigt bleiben darf, daß in der Anschauung der niederen Stände gewöhnlich die Erzeugnisse des Waldes mehr od. weniger für Gemeingut gehalten werden, während dies nur bezüglich einzelner der Fall ist (z. B. bei Pilzen, Beeren, sog. Leseholz). Das deutsche Strafgesetzbuch behandelt die Forstvergehen überhaupt nicht mit, überläßt vielmehr die Anordnung der hierauf sich beziehenden strafrechtlichen Bestimmungen der Landesgesetzgebung, weil dabei allerdings sehr viel von den Einrichtungen des einzelnen Staates, nam. von den daselbst geltenden Grundsätzen über das Jagdrecht, abhängt. Zu den W.n gehören außer der Entwendung von Holz, Moos, Streu, ganzen Bäumen, Sträuchern, Büschen nam. auch das unbefugte Abstreifeln von Laub, das Kienaushauen aus stehenden Hölzern, das Anreißen von Stämmen, um Harz daraus zu gewinnen, Rinden- u. Bastschälen in Laub- od. Nadelhölzern, das Ausbrechen der Wurzeln noch stehender Bäume, Saftabzapfen von Bäumen, Eichel- u. Buchekerschlagen, Sammeln von Holzsämereien, Ausziehen von Holzpflanzen ꝛc.; ferner das Führen von Schießgewehren auf fremden Jagdrevieren seitens Unbefugter; das Hüten, Treiben u. Laufenlassen von Ziegen, Schweinen, Rindvieh ꝛc. in Waldungen; endlich die Abänderungen der die Benutzung des Wassers u. den Schutz gegen dasselbe bezweckenden Vorrichtungen. — Die Strafe der Waldvergehen besteht zumeist nur in einer geringen Geld- od. Gefängnißstrafe. Doch giebt es eine große Menge Erschwerungsgründe, wie z. B. den Gebrauch eines eisernen Werkzeuges, die Verübung der Vergehen durch mehrere Personen, zur Nachtzeit, an Sonn- od. Feiertagen, die Benutzung eines Wagens, eines Handschlittens, eines Schiebebockes od. eines Karrens. Desgleichen wird Derjenige bes. streng bestraft, der zum Zweck des Verkaufes gestohlen hat, der auf der That betroffen worden, aber auf Anrufen der Jagdberechtigten od. ihrer Angestellten nicht stehen geblieben ist od. sich gegen dieselben einen falschen Namen gegeben od. sonst unkenntlich zu machen gesucht od. sich geweigert hat, dem Anhaltenden vor einen Gerichts- od. Polizeibeamten zu folgen. Der Schwierigkeit der Entdeckung halber wird bereits Derjenige bestraft, welcher mit Werkzeugen zur Erlangung von Waldprodukten sich in einem fremden Walde außerhalb eines gestatteten Weges betreffen läßt, wer an stehendem od. gefälltem Holze das Waldzeichen, die Nummer od. eine sonstige Bezeichnung beseitigt, wer aufgesetzte Klaftern od. Schocke sowie Holz- od. Torfhaufen einreißt od. umwirft.

**Waldheim,** Stadt mit 7151 E. (1875) in der sächs. Kreishauptmannschaft Leipzig, liegt in romantischer Gegend 180 m. über dem Meere an der Zschopau u. an der Strecke Riesa-Chemnitz der sächs. Staatsbahn. In dem Schlosse ist Sachsens allgemeine Strafanstalt untergebracht. Dieselbe wurde 1716 als erstes allgemeines Zucht-, Armen- u. Versorgungshaus gegründet, gab aber 1829 die Versorgungs- u. Heilanstalt nach Colditz u. die Kinderbesserungsanstalt nach Braunsdorf. W.s Hauptbeschäftigung ist Cigarrenfabrikation u. Stuhlbauerei; die früher stark betriebene Buntweberei u. Barchentfabrikation ist zurückgegangen. Kaum 1 St. von W. entfernt liegen auf hohem Felsen über der Zschopau einander gegenüber die ehemaligen Ritterschlösser **Ehrenberg** u. **Kriebstein.** Urkundlich kommt W. schon 1286 als Stadt vor u. bekam 1404 ein Augustinerkloster, das nach der Säkularisation 1588 in das erwähnte Schloß umgewandelt wurde. 1832 brannte die Stadt fast vollständig ab.

**Waldhorn,** s. „Horn“.

**Waldhuhn** (Tetrao), eine Gattung von Hühnern mit befiedertem, durch keinerlei fleischige Auswüchse geziertem Kopf, einem nackten rothwarzigen Streif über jedem Auge, kurzen abgerundeten Flügeln, abgerundetem, selten gegabeltem Schwanze, befiederten Läufen u. nackten, seitlich mit Hornschuppen gefransten Zehen. Die Arten (Auerhuhn, Birkhuhn, Haselhuhn, Heidehuhn) leben als Standvögel in Wäldern; sie fliegen schwerfällig u. leben bes. von Blättern, Blüten u. Knospen der Waldbäume (vgl. die speziellen Artikel).

**Waldmann,** Hans, Bürgermeister von Zürich u. eine Zeit lang der berühmteste, reichste u. einflußreichste aller Eidgenossen, geb. 1437 im Dorfe Blickensdorf, Kanton Zug, kam mit seiner verwittweten Mutter nach Zürich u. daselbst zu einem Gerber in die Lehre. Seit 1460 nahm er Theil an verschiedenen Kriegszügen schweizerischer Söldner u. wurde früh Hauptmann. Durch seine Verheirathung zu Vermögen gekommen, betrieb er in Friedenszeiten einen Eisenhandel. In den Burgunderkriegen that er sich als der kühnste u. umsichtigste Führer hervor; er befehligte 22. Juni 1476 in der Schlacht bei Murten den Gewalthaufen der Eidgenossen u. wurde dort zum Ritter geschlagen. Bald erwies er sich auch an verschiedenen Höfen als gewandter Diplomat u. übte in allen wichtigen politischen Angelegenheiten der Eidgenossenschaft maßgebenden Einfluß aus. 1483 wurde er erster Bürgermeister von Zürich; in dieser Stellung führte er zahlreiche Verbesserungen ein, ließ sich aber von seinem reformatorischen Eifer oft über die Grenze der Besonnenheit hinausführen u. ging bei Durchführung verletzender Gesetze u. Ordnungen u. gegenüber anderen Eidgenossen mit rücksichtsloser Strenge zu Werke; auch war er den alten Adelsgeschlechtern verhaßt u. erbitterte die Geistlichkeit durch mancherlei Beschränkungen. Ein gegen ihn gerichteter Aufstand führte seinen jähen Fall herbei, er wurde 6. April 1489 hingerichtet. Vgl. Füßli, „Joh. W., Ritter, Bürgermeister von Zürich“ (Zür. 1780); „Archiv für Schweizergeschichte“ (Bd. VI: drei Briefe, betreffend W.'s Ende, v. Kirchhofer; Bd. IX: der Waldmann'sche Auflauf); „Neujahrsstück der Antiquar. Gesellschaft in Zürich für 1878“.

**Waldmeister** (Asperula), eine Pflanzengattung, die in ihrer äußern Erscheinung viel Aehnliches mit dem derselben Familie der Rubiaceen zugehörigen Labkraut (Galium) hat, sich aber von diesem hauptsächlich durch die Blumenkrone unterscheidet, indem die Blüten längere Röhren haben. Sie ist lange nicht so reich an Arten wie jene; von den in Europa vorkommenden hat der gewöhnliche W., Asperula odorata (s. unter „Asperula“) eine angenehme Bedeutung als Würze für den Maitrank.

**Waldmensch,** s. „Orangutan“.

**Waldmüller,** Georg Ferdinand, nambafter Genremaler der Wiener Schule, geb. zu Wien 1793; war anfänglich Portraitmaler u. erlangte großen Ruf in diesem Fache, widmete sich dann dem Studium u. dem Kopiren der älteren Meister u. wandte sich zuletzt der Genremalerei zu, auf welchem Felde er, das Leben des Volkes darstellend, eine große Wahrheit der Auffassung, Lebendigkeit der Darstellung u. bedeutende Technik bekundete. Zu seinen durch Stiche u. Lithographien bekanntesten Bildern gehören „Des Landmanns Ausgang“, „Die Rückkehr des Landmanns von der Arbeit“ (1832), „Die fromme Alte“ (1833), „Der unterrichtende Rabbiner“, „Die Klostersuppe“ (1858), „Das Ende der Schule“. Auch seine nicht zahlreichen Landschaften zeugen von gründlichem Studium der Natur. Er starb als Professor der Akademie in Wien 23. Aug. 1865.

**Waldmüller,** Robert, eigentlich Charles Edouard **Duboc,** Schriftsteller u. Dichter, geb. zu Hamburg 17. Sept. 1822; ist der Sohn des in seiner Jugend aus Havre dahin übergesiedelten Casimir Benjamin Ed. Duboc (Verfasser der Schrift „De la dignité de l'homme“, Schüler u. Freund des Philosophen Reinhold), dessen früher Tod die Wittwe nöthigte, ihren Söhnen vor Allem eine praktische Lebensrichtung zu geben. So mußte sich W. wider seinen Willen dem Kaufmannsstande widmen. Der Zwiespalt zwischen Neigung u. Beruf glich sich zwar dadurch etwas aus, daß W. Gelegenheit fand, auf verschiedenen größeren Reisen, die er im Auftrag seines Handlungshauses zu unternehmen hatte, seinen Gesichtskreis zu erweitern, auf die Dauer aber konnte er sich mit seinem Berufe nicht aussöhnen, u. so entsagte er demselben, nachdem er sich 1854 verheirathet hatte, u. widmete sich fortan, da in ihm der Drang poetischen Schaffens über seine Neigung für die Malerei die Oberhand behalten hatte, ausschließlich der literarischen Thätigkeit. Mit seiner jungen Gattin verlebte er zunächst zwei Jahre in Italien, dann wählte er Dresden zu seinem Wohnsitz. Von dort aus unternahm er 1858 eine Reise nach Griechenland; auch weilte er während des Deutsch-franz. Krieges (1870—71) eine Zeit lang im sächs. Hauptquartier u. hielt sich im Winter 1873—74 in Stuttgart auf. Er ist jetzt Vorsitzender des Verwaltungsraths der „Deutschen Schillerstiftung“ (s. d.). Der vielgewandte Dichter u. elegante, feinsinnige Stilist, der zu den eigenartigsten Charakteren unserer modernen Literatur gehört, hat verfaßt: „Unterm Schindeldach“ (Genrebilder aus dem Landleben, Hamb. 1851); „Dichters Nachtquartier“ (poetische Erzählungen, ebd. 1853); „Irrfahrten“ (Gedicht, Berl. 1853); „Merlin's Feiertage“ (Hamb. 1853); „Gedichte“ (ebd. 1857); „Lascia passare“ (Gedichte, ebd. 1857); „Wab“ (Roman, Lpz. 1857); „Unterm Krummstab“ (desgleichen, ebd. 1858); „Novellen“ (Berl. 1860); „Dorfidyllen“ (Stuttg. 1860); „Wanderstudien“ (2 Bde., Lpz. 1861); „Gebrüder Hansen“ (Künstlerroman, 4 Bde., Berl. 1862); „Mirandola ꝛc.“ (5 Novellen, Lpz. 1866, 1868 u. 1869); „Das Vermächtniß der

Millionärin" (Roman, 3 Bde., ebd. 1870); „Die tausendjährige Eiche im Elsaß" (chronistische Erzählung, Berl. 1870); „Des wohlseligen Eusebius Hutzler, vulgo Heuschreck, einfältige Selbstbekenntnisse" (Hamb. 1871); „Walpra" (Alpenidylle, Lpz. 1871); „Brunhild" (Trauerspiel, ebd. 1871); „Leid u. Lust" (Novellen, 3 Bde., Stuttg. 1874); „Schloß Roncanet" (Roman, 4 Bde., Hann. 1871); „Der Sekundant" (aus dem Tagebuche eines Genealogisten, Breslau 1878). Auch übersetzte er Mehreres aus dem Franz. u. dem Engl. u. besorgte im Auftrag des Königs Johann die Gesammtausgabe der dramatischen Werke der Prinzessin Amalie von Sachsen (6 Bde., Dresd. 1873 ff.). – W.'s jüngerer Bruder, der Schriftsteller Julius **Duboc**, ein Schüler u. Freund des Philosophen Feuerbach, lebt gleichfalls in Dresden. Derselbe hat J. Grant's „Geschichte der engl. Presse" (Hann. 1873) frei bearbeitet u. verschiedene philosophische u. kritische Essais veröffentlicht.

**Waldrebe**, s. „Clematis". **Waldschnepfe**, s. „Schnepfe".

**Waldstein-Wartenberg**, ein altes böhm., in Böhmen, Mähren u. Ungarn begütertes Adelsgeschlecht, welches um 1619 gegraft u. 25. Juni 1628 in den Reichsgrafenstand erhoben wurde. Seine erste Hauptlinie, **W.-W.**, zerfällt in die drei Linien: zu Münchengrätz, auf Dux u. vormals auf Leitomischl. Die erstere besitzt die Fideikommißherrschaften Münchengrätz, Weißwasser, Hünerwasser, Hirschberg, Neuperstein mit Dauba, Stiahlau, Nebillau, Wessela u. Kotzenitz in Böhmen sowie die Allodialherrschaften Boros-Sebes u. Monyaszа u. die Allodialgüter Szelesan u. Rawna in Ungarn; ihr jedesmaliger Chef, jetzt der Geh. Rath Graf Ernst v. W.-W. (geb. 10. Okt. 1821), ist Oberst-Erblandvorschneider in Böhmen (seit 1703) u. erbliches Mitglied des Herrenhauses des österr. Reichsraths. Die zweite Linie besitzt die Fideikommißherrschaft Dux mit Oberleutensdorf u. das Allodialgut Maltheuern, die Allodialherrschaft Brandeis u. die Herrschaft Leitomischl in Böhmen. Die Kunst- u. Naturaliensammlungen im Schlosse Dux legte dessen Erbauer an: Graf Franz Adam **v. W.-W.** (geb. zu Wien 14. Febr. 1759, gest. zu Oberleutensdorf 24. Mai 1823), der auch mit dem Pester Professor Kitaibel die „Descriptiones et icones plantarum rariorum Hungariae" (3 Bde., Wien 1802—12) veröffentlichte. Die dritte Linie wird heute nur noch durch den Grafen Johann **v. W.-W.** (geb. 21. Aug. 1809) repräsentirt, welcher den Rang eines Geh. Raths hat u. in der ungar. Landeskommission für bildende Künste den Vorsitz führt; derselbe besitzt die Senioratsherrschaft Trebitsch mit dem Gute Wilimowitz in Böhmen u. die Herrschaft Nagy-Megyer in Ungarn. Auch die zweite Hauptlinie, **W.-Arnau**, aus welcher Wallenstein (s. d.) stammte, hat nur noch einen Vertreter in dem Grafen Albrecht **v. W.-Arnau** (geb. 1832).

**Waldwolle**, ein Faserstoff, der aus den Nadeln der Kiefer (*Pinus sylvestris*, *L.*) bereitet u. als Polstermaterial u. Surrogat für Kuh- u. Kälberhaare verwendet wird. Dieses Material wurde zuerst vom Papierfabrikanten Weiß in Zuckmantel in österreichisch Schlesien dargestellt, u. zwar auf folgende Weise: Die frisch gesammelten grünen Nadeln (abgefallene sind untauglich) werden mehrere Stunden lang mit schwacher Lauge gekocht od. auch, anstatt dessen, einer Art Gährung unterworfen, bis ihre Masse sich durch Reiben zwischen den Fingern leicht zerfasern läßt. Hierauf werden sie durch eine passende mechanische Vorrichtung unter Wasserzufluß zerquetscht u. einer mechanischen Durcharbeitung unterworfen, so daß die einzelnen Fasern sich isoliren, schließlich noch mit Dampf gekocht, gequetscht u. gewaschen. Diese W. besitzt eine grünlichgelbe bis bräunliche Farbe, kann aber durch Bleichen auch ganz weiß hergestellt werden; sie hat einen schwachen Nadelholzgeruch, der jedoch kein Nachtheil, sondern insofern ein Vortheil ist, als dadurch Insekten abgehalten werden. Kocht man die Nadeln vor der Behandlung mit Laugen mit gewöhnlichem Wasser aus, so kann diese Abkochung als Material für die bekannten Kiefern- u. Fichtennadelbäder dienen. Fichtennadeln geben auch W., aber von geringerer Faserlänge.

**Wales** (spr. Uehls), ein engl. Fürstenthum, 347,019 □M. mit 1,217,135 E. (1871), bildet einen halbinselartigen Vorsprung an der Westseite der großbritannischen Insel, ist nördlich von der Irischen See, westl. vom Georgskanale u. südl. vom Bristolkanale bespült u. grenzt östl. in der Richtung von S. nach N. an die engl. Grafschaften Monmouth, Hereford, Salop u. Chester. Es ist seiner Beschaffenheit nach ein Gebirgsland, das durch die Thäler der nach N. fließenden Dee u. der südlich gerichteten Severn von den engl. Gebirgen geschieden ist. Die größte Erhebung erreicht der Boden im NW., wohin überhaupt die Gebirge steiler abfallen als nach O.; hier steigt der Snowdon (Schneeberg) in drei fast gleich hohen Gipfeln bis zu 1094 m. Höhe u. wird dadurch zugleich zum höchsten Berge Englands. Die von ihm auslaufende nordwestl. gerichtete Halbinsel Carnarvon ist von einer bis 487 m. hohen Bergreihe durchzogen u. die nordwestl. davon gelegene Insel Anglesea, die zu W. gehört u. durch die berühmte Britanniabrücke mit ihm verbunden ist, besteht aus primären Gesteinsarten mit einer Mittelhöhe von 217 m. Südlich vom Snowdon liegt der 887,8 m. hohe Cader Idris u. östl., an der obern Dee, eine etwa 200 m. hohe ebene Landschaft, die mehrere hohe Kegelberge trägt u. südöstl. durch die 827,4 m. hohe Berwynkette begrenzt wird. Die von hier nach N. gerichteten Küstenflüsse stürzen alle mit Wasserfällen u. Stromschnellen durch enge Thäler; nur östlicher werden die Thäler breiter u. fruchtbarer u. die Hügellandschaft geht in die Ebene von Cheshire über. An der Grenze zwischen Nord- u. Süd-W. erhebt sich der dreigipfelige Plinlimmon od. Plynlumon Fawr bis 746 m. Zwischen ihm u. den 6 M. südlicher gelegenen Epynt-Hills liegt die traurigste Gegend von W., ein Gebiet kahler Heiden, Sümpfe, dunkler u. steiler Felsen, hier u. da mit Torf, Moos u. mageren Weidestrichen bedeckt. Oestlich davon wird auch hier das Land kultivirbar. Südlich von den Epynt-Hills u. getrennt von ihnen durch das Thal des Usk erhebt sich die große Kette des Fothoc (Black Mountains od. Forest Fawr), mit guten Schafweiden besetzt, bis zu 872,2 m. im Van od. Beacon von Brecknock u. 789,3 m. im Trecastle Beacon od. Carmathen Van. Dem südlichsten Gebirge, dem von Glamorgan, das noch 566,5 m. erreicht u. durch schmalen Kamm mit spitzen Gipfeln, steilen Abfällen u. engen Thälern ausgezeichnet ist, liegt die wellige, mit sanften Hügeln bedeckte Ebene von Glamorgan vor. Alle Gesteine dieser Gebirge sind nicht jünger als die Kohlenformation u. gehören meist den Kalken u. Schiefern der silurischen u. cambrischen Periode an. Sie sind vor Allem reich an Eisenerzen. In 481 Eisengruben wurden 1861: 8,561,021 Tonnen Eisenerze gefördert. Steinkohlen finden sich in zwei Bassins; das nördliche zieht sich von der Deemündung durch die Grafschaften Flint u. Denbigh, das südliche, 18 M. lang, reicht von der Mitte von Monmouthshire bis an das Westende von Pembrokeshire. Auf Bleierze waren 1861: 147 Gruben in Betrieb. Außerdem gewinnt man Kupfer, Kobalt, Zink, Silber u. Gold. Die das Land bewässernden Flüsse sind im O. die Dee u. obere Severn, der eine große Anzahl wasserreicher Flüsse rechts aus W. zugehen, wie Lug, Wye, Usk u. a. Alle sonst nach S., W. u. N. gerichteten Gewässer sind nur Küstenflüsse von kurzem Laufe. — Die hauptsächlichste Erwerbsquelle der Waleser ist nächst Bergbau Ackerbau u. Viehzucht. Es gab 1874: 62,604 Landinhaber u. 1873 waren vom Ganzen 20,3 %, Getreideland, 5 % Grünland, 1,3 % Brache, 13,6 % Klee, 42,8 %, Wiese, 0,11 % Obstgarten u. nur 4,7 % Wald u. vom Kulturlande wurden in runden Zahlen 117,000 Acker mit Weizen, 164,000 mit Gerste, 245,000 mit Hafer, nur 1900 mit Roggen, 4000 mit Bohnen, 5500 mit Erbsen, 45,000 mit Kartoffeln, 71,000 mit Rüben, 7000 mit Mangold, 450 mit Karotten, 1300 mit Kohl u. Raps u. 8700 mit Wicken, Luzerne u. dergl. bestellt. Der Viehstand war 1874: 124,000 Pferde, 665,000 Rinder, 3,065,000 Schafe u. 213,000 Schweine. Wildstand ist unbedeutend, nur Kaninchen u. Geflügel sind viel vorhanden. In den Flüssen lohnt der Lachsfang; an der Küste sind vereinzelt Austernparks; bedeutend ist der Seefischfang. Die Industrie ist weniger verbreitet als in England; nur die Grafschaft Glamorgan ist hauptsächlich Fabrikland; doch fertigt man viel Metallwaaren u. die Hüttenwerke lieferten 1863: 898,829 Tonnen Roheisen; auch die Fabrikthätigkeit in Wolle u. Baumwolle ist nicht unbedeutend, weniger bedeutet sie in Leinen u. Seide. Der Handel ist auf die Hafenplätze, vorwaltend auf die des Südens, wie Swansea, Cardiff, Pembroke, Llanelly, Aberavon, Carmarthen ꝛc., beschränkt. — Die Bewohner von W., kymrischer Abkunft, sind kräftig, gutmüthig, offen, gesellig u. gastfrei, doch etwas derb u. weniger thätig als der Engländer; sie sprechen eine eigene Sprache, doch versteht selbst der gemeine Mann gewöhnlich englisch. W. zerfällt in folgende zwölf Grafschaften, von denen die ersten sechs Nord-, die anderen Süd-W. bilden:

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| Anglesey | mit | 14,222 | □M. u. | 51,040 | E. (1871) |
| Carnarvon | „ | 27,154 | „ „ | 106,121 | „ „ |
| Denbigh | „ | 28,809 | „ „ | 105,102 | „ „ |
| Flint | „ | 12,432 | „ „ | 76,312 | „ „ |
| Merioneth | „ | 28,316 | „ „ | 46,598 | „ „ |
| Montgomery | „ | 35,670 | „ „ | 67,623 | „ „ |
| Brecon | „ | 38,818 | „ „ | 59,901 | „ „ |
| Cardigan | „ | 32,586 | „ „ | 73,441 | „ „ |
| Carmarthen | „ | 44,549 | „ „ | 115,710 | „ „ |
| Glamorgan | „ | 40,206 | „ „ | 397,859 | „ „ |
| Pembroke | „ | 28,933 | „ „ | 91,998 | „ „ |
| Radnor | „ | 20,321 | „ „ | 25,430 | „ „ |

Von den meist kleinen Städten hatten nach der Zählung von 1871 nur sieben über 10,000 E.: Merthyr-Tydfil (51,949), Swansea (51,702), Cardiff (39,536), Llanelly (14,973), Pembroke (13,704), Aberavon (11,906) u. Carmarthen (10,488).

**Geschichte.** Die ältesten Einwohner von W., welches die Römer Cambria od. Wallia nannten, waren Kelten u. nannten sich wie heute Kymry. Schon nach röm. Nachrichten zerfielen sie in mehrere Stämme, die mit einander in beständigem Kampfe lagen u. nur selten u. in größter Noth die Herrschaft eines einzigen Oberkönigs anerkannten. Ein solcher war der in der Sage mehr als in der Geschichte bekannte Arthur (s. d.), der 537 im Kampfe gegen die Sachsen fiel. Durch inneren Zwist ermattet, huldigten die meisten kleinen Könige im 10. Jahrh. dem sächsischen Könige, machten sich aber um 1015 wieder selbständig unter ihrem Oberkönige Llewelyn, der ganz Cambrien beherrschte. Vergebens wehrten sie sich gegen die Normannen. Wilhelm der Eroberer schickte ihnen seine Barone als Markgrafen an die Grenze, um sie zu berauben u. durch Kampf zu ermüden. König Gruffyth von Nordwales († 1137) war der letzte mächtige u. freie König, dessen Thaten die Dichter u. Sänger des gesangreichen u. gesangliebenden Landes noch heute feiern.

Nr. 5454. Die Walhalla bei Regensburg.

Nach ihm nannten sich die Häupter der Stämme nur Fürsten od. gar nur Herren. Als Heinrich II. von England (1154—89) dreimal (1157, 1162, 1165) W. mit Krieg überzogen hatte u. doch zum Schluß mit freundlicher Mäßigung auftrat, huldigte ihm 1171 Rhys, ihr Oberkönig, u. wurde Statthalter im ganzen Süd-W. Neuen Aufstand erhob, u. zwar gegen Heinrich III., Llewelyn ab Gruffyth (1246—82), errang sich sogar 1267 im Frieden die Anerkennung seines Titels „Fürst von W.", fiel aber 1282 im Kampfe gegen Eduard I., der neben den Kopf desselben auf die Zinnen von London auch den seines für Geld verrathenen Bruders David stecken ließ. König Eduard ließ die Verhältnisse in W. neu ordnen, schickte englische Lords in das Land u. englische Richter, ließ aber, wo man es wünschte, das walische Recht bestehen, ernannte seinen zu Carnarvon 1284 geborenen zweiten Sohn zum Fürsten von W. u. ließ ihm nach 14 Jahren feierlich zu Chester die Huldigung leisten. Da der ältere starb u. dieser Thronfolger wurde, so blieb seitdem der Titel „Fürst von W." dem ältesten Königssohne, der jedesmal im 14. Jahre die Huldigung in Empfang nimmt. Noch mehrmals kam es in W. zu heftigen Aufständen, gemeinhin wegen zu hoher Steuern, so 1287—91 u. 1295 gegen Eduard I., 1315 gegen Eduard II., vor Allem aber unter Owen Glandower, der, ein Sänger u. ein Held zugleich, mit Frankreich u. dem Papst im Bunde von 1400 an gegen Heinrich IV. kämpfte u. doch endlich in ängstlicher Verborgenheit (1416) sein Leben beschließen mußte. Erst 1536 u. 1543 wurde W. durch zwei Edikte Heinrich's VIII. vollkommen mit England verschmolzen, so daß den Einwohnern der reizenden Gebirgshalbinsel alle Pflichten u. Rechte der übrigen englischen Unterthanen zutheil wurden. — Vergl. Walter, „Das alte W." (Bonn 1859) u. Borrow, „Wild W. ꝛc." (3 Bde., 2. Aufl., Lond. 1866).

**Walewski,** Alexander Florian Joseph **Colonna-,** Graf, zuletzt Herzog, franz. Staatsmann, natürlicher Sohn Napoleon's I. u. einer der angeblich von den ital. Colonna abstammenden Grafenfamilie W. angehörigen Polin, welche 1816 den General d'Ornano heirathete, ward 4. Mai 1810 auf dem Schlosse Walewice in Polen geb., erhielt seine erste Erziehung in Genf, kehrte 1824 nach Polen zurück u. ging später nach London u. Paris. Von hier infolge des Ausbruchs der poln. Revolution seitens des Grafen Sebastiani, damaligen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, mit geheimen Aufträgen nach Polen geschickt, betheiligte er sich an den Kämpfen seiner Landsleute u. focht nam. in der Schlacht bei Grochow mit Auszeichnung. Nachdem er sich dann im Interesse der poln. Sache bis zum Falle Warschau's wieder in England aufgehalten, ließ er sich in Frankreich naturalisiren, stand eine Zeit lang im Militärdienst, half dann den „Messager" begründen u. redigiren u. betrat 1840 die diplomatische Laufbahn. Nachdem er von Thiers u. Guizot verschiedene Missionen erhalten hatte u. seit 1848 bevollmächtigter Minister Frankreichs in Buenos-Aires gewesen, wurde er 1849 Gesandter in Florenz, 1850 in Neapel, 1851 in Madrid u. 1854 in London, wo er 10. April 1854 den franz.-engl. Allianzvertrag zu Stande brachte. Im Juli dess. J. gab W. seinen Gesandtschaftsposten auf. Seit April 1855 Senator, ward er 7. Mai dess. J. Minister des Aeußeren, als welcher er 1856 den Vorsitz auf dem Pariser Friedenskongresse führte, auch 26. Mai 1857 den Vertrag über die Neuenburger Angelegenheiten mit unterzeichnete u. den in demselben Monat zu Paris eröffneten Konferenzen über die Organisation der Donaufürstenthümer präsidirte. Am 4. Jan. 1860 durch Thouvenel ersetzt, trat er 24. Nov. 1860 als Staatsminister an die Stelle Fould's u. behielt dieses Amt bis 23. Juni 1863. Im Aug. 1865 in den Gesetzgebenden Körper gewählt, fungirte er hier, nachdem er als Senator seine Entlassung genommen, ein Jahr lang als Präsident, doch berief ihn ein Dekret vom 2. April 1867 in den Senat zurück. Auch hatte ihn der Kaiser im April 1866 in den Herzogsstand erhoben u. die Akademie der Schönen Künste nahm ihn im Febr. 1868 unter ihre Mitglieder auf. W. starb, auf einer Reise begriffen, 27. Okt. 1868 zu Straßburg. Seine Wittwe erhielt eine Pension von 20,000 Fres.; auch kaufte der Kaiser die große Domäne zurück, die W. in den Landes besessen hatte. Sein natürlicher Sohn von der Schauspielerin Rachel ist der Graf v. Etiolles. Mit Alex. Dumas hatte W. 1839 die fünfaktige Komödie „Mademoiselle de Belle-Isle" verfaßt, die 1840 unter dem Titel „L'École du monde" im Théâtre-Français zur Aufführung gelangte.

**Walfisch,** s. „Waltbiere".

**Walfisch** ist ein größtentheils südl. vom Aequator gelegenes Sternbild zwischen den Sternbildern: Stier, Widder, Fische, Wassermann, Bildhauerwerkstatt, Elektrisirmaschine, chemischer Apparat, Eridanus u. Harfe. Der W. hat außer drei Sternen zweiter Größe, nämlich Menkar an der Schnauze, Mira am Halse u. Deneb Kaitos am Schwanze, nur kleine Sterne. Von den drei erwähnten ist Mira (der Wunderbare) als veränderlicher Stern sehr interessant. Er erscheint nämlich nicht immer zweiter Größe, sondern schwankt innerhalb einer Periode von 331⅓ Tag zwischen 2. u. 10. Größe, so daß er dann für das bloße Auge fast unsichtbar wird.

**Walhalla** (vom altnordischen val, Leiche, u. halla, Ort) heißt in der nordischen Mythologie eine herrliche Halle, welche den Aufenthaltsort der ruhmreich in der Schlacht gefallenen Helden bildet u. so hoch war, daß man den Giebel kaum sehen konnte. Sie stand in Gladsheim (d. i. Freudenheim), war beschattet von der Weltesche Yggdrasil u. umrauscht von dem lieblichen Hain Glasur, welcher aus Bäumen mit goldenen Blättern bestand; davor hing als Symbol des Krieges ein Wolf, über welchem ein Adler saß. Der Saal war mit Schilden gedeckt u. mit Speeren getäfelt u. so groß, daß durch jede seiner 540 Thüren 800 Einherier (gefallene Helden) neben einander schreiten konnten. Odin, der höchste der Götter, war der Herr der W., u. wenn besonders gewaltige Helden sich nahten, schickte er ihnen zur feierlichen Begrüßung Bragi u. Hermod entgegen. Je größer das Gefolge u. die erbeuteten Schätze, um so größer war die Ehre, darum folgten dem gefallenen Führer die Gefährten in den Tod, u. in den Grabhügel legte man außer seinem Roß

u. den Waffen auch die reichste Kriegsbeute. Allmorgendlich beim ersten Hahnenschrei zogen die Einherier zu wildem Kampfe gegen einander aus, um Mittag aber waren alle Wunden geheilt, u. das Mahl unter Odin's Vorsitz begann. Er selbst trank nur Wein u. fütterte mit den Speisen die neben ihn sitzenden Wölfe Geri u. Freki, während die Helden Bier u. Meth tranken, die in ungeheurer Menge den Eutern der Ziege Heidrun entflossen, u. von dem nie endenden Speck des Rieseneber Sährimnir speisten. Unter Leitung der Göttermutter Freya reichten ihnen die Walküren (s. d.) die großen Trinkhörner. Neben der W. stand der Baum Lěrádr, von dem sich die Ziege Heidrun u. der Hirsch Eikthyrnir nährten, von dessen Geweih starke Tropfen in den Urquell Hwergelmir fielen.

Nach dieser Ruhmeshalle benannte König Ludwig I. von Bayern seine Lieblingsschöpfung, zu der er schon 1806 in den Tagen der tiefsten Erniedrigung Deutschlands den Plan gefaßt u. die er sich von vornherein als einen dorischen Tempel gedacht hatte: den Tempel deutscher Ehren, der die Marmorbüsten der hervorragendsten deutschen Männer enthalten sollte. Er ließ ihn durch den Architekten Klenze (s. d.) bei Donaustauf unweit Regensburg am südl. Abhange des Brauberges an der Donau errichten. Der Grundstein wurde 10. Okt. 1830 gelegt, die Einweihung des vollendeten Gebäudes erfolgte 18. Okt. 1842. Der aus grauweißem, unpolirtem Marmor vom Untersberge bestehende Bau, zu welchem auf kyklopischem Mauerwerk ruhende Marmortreppen hinaufführen, ist im Aeußern als Nachbildung des Parthenon in Athen rein dorischen Stils. Bei einer Länge von 69, einer Breite von 33 u. einer Höhe von 19,20 m. ist er von 52 cannelirten Säulen umgeben. Die über dem Gebälk der vorderen u. hinteren Säulenreihe aufsteigenden Giebelfelder enthalten in Marmorgruppen an der südlichen, der Donau zugewendeten Vorderseite eine Darstellung der Germania, die nach der Schlacht bei Leipzig ihre Freiheit wieder gewinnt, an der nördlichen Hinterseite die Hermannsschlacht mit der Figur des Arminius in der Mitte, jene nach Rauch's, diese nach Schwanthaler's Entwurf, beide von Letzterem ausgeführt. Das Innere des Gebäudes, die sog. Cella, bildet in ionischem Stil einen Saal von 20,50 m. Länge mit kassettirter, reich verzierter u. vergoldeter Erzdecke. Das Licht fällt von oben durch drei große Dachfenster ein. Die Wände der Langseiten sind durch vorspringende Pfeilermassen je zweimal getheilt, alle vier Wände in zwei Abtheilungen durch ein Gesims getrennt, auf welchem 14 Walküren als Karyatiden (von Schwanthaler) das reich verzierte obere Gebälk tragen. Unmittelbar unter dem Gesims zieht sich ein langer Fries vom Bildhauer Wagner (s. d.) hin, der in acht Feldern die Geschichte u. das Leben des germanischen Stammes darstellt. An den mit röthlich braunem Marmor bekleideten Wänden sieht man über dem Gesims an den Langseiten zwei Reihen weißer Marmortafeln mit Inschriften u. unterhalb des Frieses zunächst eine Reihe von Büsten, die auf Konsolen stehen, u. darunter auf einem fortlaufenden Postamente eine zweite Reihe von Büsten. Es sind nach der Auswahl des königlichen Bauherren „Die Walhalla-Genossen", etwa 100 an der Zahl, deutsche Männer u. Frauen von Heinrich dem Vogelsteller an bis auf Goethe, Schelling u. Alexander von Humboldt (Luther wurde erst nach Ludwig's Abdankung aufgestellt). Diese Büsten sind durch sechs dazwischen gestellte herrliche Siegesgöttinnen von Rauch in Gruppen getheilt. Hinter der Cella, also der Eingangsthür gegenüber, der durch zwei ionische Säulen getrennte sog. Opisthodomos. Der Fußboden des ganzen innern Raumes besteht aus Marmormosaik. Abgesehen von dem innern Widerspruche, einen Tempel deutscher Größe als einen griechischen Tempel neben der mittelalterlichen Ruine von Donaustauf herzustellen, besteht das Hauptverdienst des Gebäudes weniger in der gelungenen äußern Nachbildung eines edlen griechischen Vorbildes, als in der ebenso geschmackvollen Anordnung als künstlerisch prachtvollen Ausschmückung des Innenraums. Vergl. „König Ludwig's Walhallagenossen" (Münch. 1842) u. Pangkofer, „W. u. Stauf an der Donau" (4. Aufl., Regensb. 1851).

**Walken** nennt man die Operation, welche in anhaltendem Stoßen, Schlagen u. Durchkneten eines Stoffes besteht u. hauptsächlich in der Hutmacherei, bei der Tuch- u. Filzfabrikation sowie bei der Bereitung des sämischgaren Leders vorkommt. Das W. des Hutfilzes hat zum Zweck, denselben zu verdichten, u. wird aus freier Hand mit Hülfe einfacher Werkzeuge (eines Rollholzes u. einer steifen Bürste) verrichtet, während der Filz mit einer heißen sauren Flüssigkeit durchnäßt ist. — Das W. des Tuches u. der tuchartigen Wollenstoffe sowie des Filzes im Großen wird mit Hülfe besonderer Maschinen, Walkmaschinen od. Walken, von sehr verschiedenartiger Konstruktion ausgeführt. Die älteste Form, die Walkmühle od. Hammerwalke, besteht nur aus großen hölzernen Hämmern od. Stampfern, welche der Reihe nach auf den zu bearbeitenden Stoff fallen gelassen werden, der in einem erwärmten Kasten angefeuchtet liegt. Bei der Druckwalke sind die Hämmer nicht durch freien Fall, sondern vermöge einer vom Mechanismus ihnen mitgetheilten schiebenden Bewegung thätig. Die Doppelwalke arbeitet mit Hämmern, welche eine pendelartig schwingende Bewegung haben u. wechselweise mit beiden Enden in zwei einander gegenüberstehenden Walktrögen anschlagen. Da hier die Bewegung mittels Kurbel erfolgt, so heißt diese Maschine auch Kurbelwalke. Die neueren W. bedienen sich jedoch statt der Hämmer der Walzen.

**Walker** (spr. Uahker), William, nordamerikanischer Abenteurer, geb. zu Nashville (Tennessee) 8. Mai 1824, unternahm aus reiner

Nr. 5455. Das Innere der Walhalla bei Regensburg.

Abenteuerlust weite Wanderungen, die ihn 1850 nach Kalifornien führten. Hier leitete er eine Zeit lang in San Francisco die Zeitung „The Herald", bis er sich in Marysville als Advokat niederließ. Doch schon 1852 trieb es ihn wieder in die Weite, u. er war gerade in Guaymas, als daselbst der franz. Graf Raousset de Boulbon mit seinen Flibustiern landete. Dessen Unternehmen u. dann das des Lopez gegen Cuba brachten auch W. auf den kühnen Gedanken, sich einen Theil des span. Amerika zu erobern. So organisirte er denn 1853 in Kalifornien eine Expedition gegen den mexikanischen Staat Sonora, die aber gänzlich fehlschlug. Infolge dessen redigirte er vom Mai bis Dez. 1854 wieder eine kalifornische Zeitung, doch schon im nächsten Jahre betrieb er eine neue Unternehmung gegen Nicaragua, wohin er sich 1855 mit seiner Freischar einschiffte. Wirklich setzte er sich in Besitz des Landes u. beherrschte dasselbe von der Hauptstadt Granada aus mit diktatorischer Gewalt. Seine Absicht aber, sich dann auch der Moskitoküste zu bemächtigen, brachte ihn in Konflikt

mit England, welches nun den feindlich gesinnten Nachbarstaaten Unterstützungen zufließen ließ. Ueberdies verscherzte sich W. die Gunst der Nordamerikaner. Es gelang daher im Juni 1857 seine Vertreibung. Nichtsdestoweniger versuchte er, da man ihn in Nordamerika in Freiheit ließ, eine Wiederholung seiner Unternehmung. Abermals landete er im Dez. 1857 in Nicaragua u. nahm ein kleines Fort weg, worauf er sich wieder zum Präsidenten von Nicaragua proklamirte. Diesmal unterlag er jedoch sehr bald den gegen ihn aufgebotenen Truppen, so daß er sich wieder nach New York flüchten mußte. Eine dritte Expedition im Okt. 1859 führte schon an der Mündung des Mississippi zu seiner Verhaftung; das Gericht sprach ihn aber frei. Noch unternahm W. im Juni 1860 eine Expedition gegen Honduras, wo er die Stadt Truxillo nach kurzem Kampfe nahm. Als ihn aber der Befehlshaber eines engl. Kriegsschiffes zur Räumung dieser Stadt aufforderte, zog er landeinwärts, ward dabei von engl. Seesoldaten gefangen genommen, 3. Sept. nach Truxillo zurückgebracht u. daselbst 12. Sept. 1860 kriegsgerichtlich erschossen. Vergl. Wells, „W.'s Expedition nach Nicaragua u. der Centralamerikan. Krieg" (Braunschweig 1857).

**Walkerde,** Walkererde (Fullers earth), ein wasserhaltiges Thonerdesilikat, ein unreiner Thon, der durch Zersetzung verschiedener Gesteinsarten, nam. des Gabbro u. des Diabas, entstanden ist. Die W. fühlt sich fettig an, besitzt eine gelblichgrüne bis olivengrüne Farbe u. zeigt im Uebrigen die Eigenschaften des Thones, nur mit dem Unterschiede, daß sie durchaus nicht plastisch ist, sondern im Wasser zu einer erdigen Masse zerbröckelt. Sie enthält neben Thon gewöhnlich kleine Mengen Kalk, Magnesia u. Eisenoxyd beigemengt; mit Wasser angerührt u. geschüttelt, schäumt sie ziemlich stark u. wird deshalb benutzt, um Wolle, Tuch u. andere Gewebe damit auf der Walkmühle zu waschen u. von Fett u. Schmuz zu befreien. Man findet die W. in Sachsen bei Roßwein, Colditz ꝛc., in Steiermark u. in England; die englische soll die beste sein.

**Walküren** od. Valkyrien (vom altnordischen val, der Todte, u. kjóra, wählen, also Todtenwählerinnen) waren die Schlacht- u. Siegesgöttinnen der altnordischen Mythologie. Odin sandte sie aus, den Schlachten beizuwohnen u. die zum Tode bestimmten Helden auszuwählen. Strahlend in Schönheit u. mit prangender, goldgeschmückter Waffenrüstung angethan, reiten sie durch die Lüfte; lieblicher Thau träufelt von den Mähnen ihrer Rosse, u. Licht strahlt von den Spitzen ihrer Lanzen. Die im Kampfe Gefallenen führen sie nach Walhalla u. reichen ihnen dort den Becher. Durch die Vermählung mit sterblichen Menschen verlieren sie ihre Unsterblichkeit u. ihre Riesenkraft. Ihre Zahl wird sehr verschieden angegeben: auf drei, neun, zwölf, dreizehn. Sie heißen auch valmeyjar, d. i. Schlachtenjungfrauen u. óskmeyjar, d. i. Wunschjungfrauen, weil sie allein des Kriegers höchsten Wunsch, den Sieg, gewähren können. In der altdeutschen Sage erscheinen sie als Schwanjungfrauen, die sich in Schwäne verwandeln können u. die man in seine Gewalt bekommt, wenn man ihnen ihr Schwanenhemd raubt.

**Wall,** s. „Befestigung".

**Wallace** (spr. Ualles), William, ein schottischer Freiheitsheld u. eine Zeit lang Regent, geb. um 1270 in Hochschottland; war der Sohn eines armen Ritters aus alter Familie, Malcolm von Elderslie. In der für Schottland unglücklichen Zeit, als König Baliol im Tower saß u. englische Beamte sich jede Gewaltthat erlaubten, erschlug W. den unverschämten Sohn eines Gouverneurs, flüchtete in den Hochwald, sammelte eine Schar von Verzweifelten u. überfiel mit immer größerer Zahl die englischen Besatzungen. Bald schlossen sich ihm zur Herstellung der nationalen Freiheit William Douglas u. Robert Bruce mit einem Theile des Adels an. Vergebens drang mit 40,000 Mann Warenne von Nordengland aus ein u. erzwang von vielen Adeligen einen neuen Huldigungseid. W. schlug ihn 11. Sept. am Forth, drang im Oktober verwüstend in Northumberland vor u. kehrte mit reicher Beute nach Schottland zurück, wo man ihn zum Regenten während der Abwesenheit des Königs ernannte. Aber während Eduard I. durch Zusage von Freiheiten den Adel u. die Städte von ganz England u. Wales unter die Waffen lockte, entstand Zwiespalt im schottischen Heere, da der Adel sich nicht dem Helden aus armer Familie unterordnen wollte. Obgleich W. der Regentschaft entsagte, bildeten sich doch neben seinem Heerhaufen zwei andere unter Comyn, Graham, Stewart u. A. Bei Falkirk 22. Juli 1299 mit einem Verluste von 20,000 Mann geschlagen, floh W. nach Frankreich zu Philipp II. u. rief die Hülfe des Papstes Bonifacius VIII. an. Aber Eduard I., der durch neuen Streit mit seinem Adel verhindert war, tiefer in Schottland einzudringen, schloß Frieden mit diesem, söhnte sich mit Frankreich aus, widerstand keck den Ermahnungen des Papstes u. durchzog im Sommer 1303 das ganze Land bis zum Norden. Einzeln besiegt od. geängstigt, demüthigten sich die Führer des Adels nach einander, huldigten u. zahlten Buße. Nur W. blieb geächtet, der, aus Frankreich heimgekehrt, mit großer Ausdauer, unterstützt von treuen Anhängern aus dem niedern Volke, den Freiheitskampf fortsetzte. Als aber ein hoher Preis von Eduard auf seinen Kopf gesetzt wurde, verrieth ein ehemaliger Freund sein Versteck. In Ketten nach London geführt u. dort zum Hohne mit einem Lorberkranze gekrönt, wurde W. dem Spott des Pöbels preisgegeben, wegen „Hochverrath, Mord u. Brandstiftung" zum Tode verurtheilt u. 23. Aug. 1305 zu Smithfield gehängt. Noch lange sah man seinen Kopf auf einer Stange an der Londoner Brücke, seine Glieder über den Thoren von Newcastle, Berwick, Perth u. Aberdeen. Aber W.'s Heldenthaten singt das Volk noch heute in den Thälern von Hochschottland.

**Wallace** (spr. Ualles), Alfred Russel, engl. Naturforscher u. Reisender, geb. 1823 zu Usk (Monmouthshire); bildete sich seit 1838 bei seinem ältern Bruder für den Beruf eines Landvermessers u. Civilingenieurs aus, beschäftigte sich aber auch mit dem Studium der Botanik u. wurde 1844 Lehrer in einer Kollegiatschule zu Leicester, wo er sich nebenbei auch aufs Insektensammeln legte. Seit 1845 war W. als Ingenieur in Süd-Wales thätig, bis er sich 1848 ausschließlich der Naturforschung widmete. In diesem Jahre schiffte er sich mit Henry Walter Bates nach Pará ein, um mehrere Jahre im Thale des Amazonenstroms zu verbringen. Durch ein schlimmes Fieber in seiner Gesundheit sehr angegriffen, kehrte er 1852 nach England zurück. Mitten auf dem Ozean aber brach auf dem Schiffe Feuer aus, das mit demselben auch alle seine Sammlungen, eine große Anzahl lebender Thiere u. fast seine sämmtlichen Manuskripte u. Skizzen vernichtete. Die Passagiere mußten sich in die Boote flüchten, u. wurden auf diesen 10 Tage auf der See umhergeworfen, ehe sie ein anderes Schiff aufnahm, mit dem sie im Oktober England erreichten. Nachdem hier W. sich wieder erholt u. seine „Travels on the Amazon and Rio Negro" (Lond. 1853) u. „Palm Trees of the Amazon" (ebd. 1853) nebst einigen kleineren Schriften veröffentlicht hatte, machte er sich im Frühjahr 1854 ungebrochenen Muthes wieder auf, u. zwar diesmal nach dem Osten. Acht Jahre benutzte er dazu, um die Naturgeschichte des Malayischen Archipels von der Halbinsel Malakka bis nach Neu-Guinea in Kreuz- u. Querfahrten zu studiren u. reichhaltige Sammlungen anzulegen. Hier war es auch, wo W. seine fruchtbringenden Gedanken über die Entstehung der Arten faßte. Indem er die Ansichten Malthus' (s. d.) über die menschliche Bevölkerung auf die Thierwelt anwandte, gelangte er zu der Idee von der „natürlichen Zuchtwahl" (wenn er auch diesen Namen noch nicht einführte) u. der von ihm darüber nach Europa gesandte Artikel hauptsächlich veranlaßte Charles Darwin (s. d.), nun auch mit seiner Theorie an die Oeffentlichkeit zu treten. Gleich dem Letztgenannten lebt W. seit seiner Rückkehr (1860) als Privatmann in London. Die Ergebnisse jener acht Wanderjahre legte W. zunächst in einer großen Anzahl von Abhandlungen nieder. Erst nachdem er seine mitgebrachten Schätze (er hatte über 125,000 naturwissenschaftliche Gegenstände gesammelt) geordnet u. studirt hatte, gab er in anziehendem Gewande einen Ueberblick unter dem Titel: „Der Malayische Archipel, die Heimat des Orang Utan u. des Paradiesvogels; Reiseerlebnisse u. Studien über Land u. Leute" (2 Bde., Lond. 1869; mit 51 Illustrationen u. 9 Karten; 2. Aufl. 1870; deutsch von A. B. Meyer, Braunschw. 1869). Ein anderes Werk: „Die geographische Verbreitung der Thiere" (2 Bde., mit 20 Illustrationen u. 7 Karten, Lond. 1876; deutsch von Meyer, Dresd. 1876), ist dadurch epochemachend geworden, daß es den Grundstein zu einer neuen Wissenschaft, der geographischen Zoologie, gelegt hat.

**Wallach,** ein verschnittenes männliches Pferd.

**Wallbüchse,** eine zwischen Gewehr u. Geschütz stehende Schußwaffe, welche namentlich zur Zeit der glatten Gewehre u. Geschütze zum Beschießen einzelner rekognoscirender Offiziere od. zum Beschießen der Sappenköpfe ꝛc. von der Festung aus Verwendung fand.

**Wallensee** od. **Wallenstädter See**, ein 125 m. hoch gelegener, bis 150 m. tiefer u. 0,136 □M. großer See im Schweizerkanton St. Gallen, im SW. die Grenze von Glarus bildend, streckt sich 4 Stunden lang u. 1 Stunde breit von O. nach W., wird im N. von den bis 900 m. steil abstürzenden Felswänden der 7 Churfirsten, im S. theilweise von dem 2442 m. hohen Mürtschen Stocke eingeschlossen u. steht daher an Großartigkeit der Gebirgsnatur dem Vierwaldstätter See kaum nach. Einzelne Wasserfälle, wie der Bayerbach u. der Serenbach, stürzen 400 resp. 600 m. hoch von den Churfirsten herab u. der ganze Nordwall hat nur für das einzige Dorf Quinten Raum; auch am Südufer senken sich die Felsen an mehreren Stellen so steil in den See, daß für die hier geführte Eisenbahn 9 Tunnel gebrochen werden mußten. In den See tritt an dem flachen obern Ende die Seez. Kurz vor ihrer Mündung liegt das Städtchen Wallenstadt mit 2705 E. (1870). Am unteren Ende im W. fließt ihm noch, aus dem Glarner Thal kommend, die stärkere, durch Konrad Escher's Bemühungen kanalisirte Linth zu. Der Ausfluß des Sees wird durch den seit 1822 vollendeten Linthkanal in den Zürichersee geleitet; unweit seines Anfangs liegt das Dorf Wesen mit 769 E. Die Namen der übrigen Dörfer u. Höfe am See, wie Primsch (prima), Gunz (secunda), Terzen, Quarten u. das schon erwähnte Quinten, verbunden mit der Bezeichnung gaster (castra) für die ganze Gegend erinnern an ehemalige Standorte von Kohorten röm. Legionen.

**Wallenstein**, Albrecht Eusebius Wenzel **v. Waldstein**, schon in einem offiziellen Schreiben von 1621 Wallenstein u. von den Tschechen gewöhnlich páni z Walsteina genannt, später Herzog v. Friedland, Sagan u. Mecklenburg, wurde 14. Sept. 1583 zu Hermanic im Kreise Königgrätz auf dem Gute seines Vaters geboren. Beide Eltern, Wilhelm Waldstein (od. eigentlich Kalsko-Waldstein) u. Margaretha Smiricky, waren von tschechischer Abkunft u. evangelischer Konfession. Als W. im Alter von 12 Jahren Waise geworden war, übergab man ihn zuerst den Böhmischen Brüdern in Kaschumberg, dann im Alter von 16 Jahren den Jesuiten in Olmütz zur Erziehung, bei denen er wahrscheinlich Katholik wurde. Von seinem Besuche der lutherischen Universität Altorf geben die Strafakten aus den Jahren 1599 u. 1600 unzweifelhafte Kunde. Dann erschien er im Gefolge des Erzherzogs Matthias in Padua, wo er mit der Astrologie bekannt wurde, u. später auf Reisen in Italien, Deutschland u. den Niederlanden. Nachdem er zuerst als Hauptmann bei einem Infanterieregiment in Ungarn gedient hatte, kehrte er nach Böhmen zurück, heirathete durch Vermittlung des Erzbischofs von Prag die alte, aber sehr reiche Wittwe Lukrezia Nekyssowa von Landeck u. kam 1614 durch ihren Tod in den Besitz der reichen Güter Wsetin, Lukow, Rimnitz u. Milotitz. Schon jetzt zeigte er ein außerordentliches Geschick, den Ertrag der Güter zu mehren u. ihn zu politischen u. militärischen Zwecken flüssig zu machen. Nur kurze Zeit im Jahre, aber dann mit königlicher Pracht, pflegte er am Hofe u. in der Hauptstadt zuzubringen. Mit selbstgeworbenen Truppen kam er dem Erzherzog Ferdinand gegen Venedig zu Hülfe u. erhielt nicht nur für den Entsatz von Gradisca den Grafentitel u. die Führung eines eigenen Regimentes in Mähren, sondern reichen Sold durch Verhandlungen mit Venedig. Größeren Vortheil brachte W. 1617 die Vermählung mit Isabella, der Tochter des einflußreichen u. mit dem noch mächtigern Fürsten Eggenberg verwandten Grafen Harrach. Als der böhmische Aufstand ausbrach, bei dem vor Allem auch die Verwandten seiner Mutter betheiligt waren, verließ ihn, der zum Kaiser hielt, sogar sein Regiment, aber er brachte doch noch die Kriegskasse nach Wien. Diese That u. die Betheiligung eines von ihm besoldeten Regimentes bei der Schlacht am Weißen Berge 1620 verschafften W. nicht nur die unbeschränkte Gunst des Kaisers, sondern auch unermeßlichen Gewinn. Die reichen Güter seiner mütterlichen Verwandten wußte er vor der Konfiskation zu schützen u., indem er die Vormundschaft über einen blödsinnigen Oheim erhielt, allmählich an sich zu reißen. 1621 erwarb er für 150,000 fl. die Herrschaften Friedland u. Reichenberg. Vor Allem aber kaufte er durch Vertrag mit dem ihm befreundeten Fürsten Liechtenstein von den konfiszirten Gütern der Aufständischen in den Jahren 1622—24 für 7,290,000 fl. Doch wußte er einen Theil durch seine Kosten bei dem Aufstande zu verrechnen, einen andern brachte er wahrscheinlich durch gefälschte Münze auf, die er sich unter der Protektion des ihm befreundeten Statthalters von Böhmen, des Grafen Michna, anfertigen ließ, den Rest blieb er schuldig. Trotzdem war der Kaiser kurzsichtig genug, von ihm Geld zu hohen Zinsen zu leihen, u. erhob ihn 1623 zum Fürsten, 1624 zum Herzoge von Friedland. Schon dachte W. an Gründung eines eigenen Bisthums u. einer Universität in seinem Landgebiete, das man auf 30 Mill. schätzte, als sich ihm bessere Aussichten zeigten. Das feindliche Auftreten Christian's IV. veranlaßte ihn, dem Kaiser 1625 das Anerbieten zu machen, er wolle 15—20,000 Mann eigene Truppen selbst besolden u. gegen den Feind führen. Nach einigem Zögern nahm der Kaiser an u. machte ihn im Juli zum „Generaloberstenfeldhauptmann". Mit einem größeren Heere, als ihm gestattet war, zog W. von Eger aus im Winter 1625 auf 1626 nach Westfalen, schlug 26. April 1626 an der Elbbrücke in der Nähe von Dessau Peter Ernst von Mansfeld (s. d.) u. folgte ihm im Sept. bis nach Ungarn. Aber 1627, als jener gestorben war, kehrte er zurück, besiegte die Dänen im Juli bei Kosel, nahm ganz Schlesien u. trotz der Neutralität einen Theil von Brandenburg für den Kaiser in Besitz, von dem er zugleich (Sept. 1627) das Herzogthum Sagan kaufte, u. stand bald darauf mit Tilly zusammen in Holstein, dann allein in Jütland, Mecklenburg u. Pommern. Um den Inselkönig weiter zu verfolgen, ging W. schon an die Erbauung einer Flotte u.

Nr 5456. Albrecht v. Wallenstein (geb. 14. Sept. 1583, gest. 25. Febr. 1634).

ließ sich zum „Admiral des Ozeanischen u. Baltischen Meeres" (April 1628) ernennen, aber sein Hauptplan, die Macht Habsburg's u. die seinige an u. auf der Ostsee für immer festzugründen, die Erbschaft der Hansa anzutreten u. einen gewaltigen Arm um das nördliche protestantische Deutschland zu schlingen, scheiterte zunächst an dem tapfern Widerstande von Stralsund, das sich nach sechsmonatlicher (Febr. bis Juli 1628) Belagerung doch nicht ergab, u. an dem Mißtrauen der Hanseaten (im Febr. bis März 1628), die allen Lockungen widerstanden. Dennoch gab er ihn noch nicht auf. Schon im Febr. 1628 waren beide Herzöge von Mecklenburg aus dem Lande gewiesen. Zunächst erhielt W. das Land nur als Unterpfand für die Kriegskosten, nach dem Abschlusse des Lübecker Friedens (12. Mai 1629) aber 16. Juni 1629 als erbliches Lehen u. für alle seine Besitzungen zugleich Freiheit von der Kriegssteuer u. Unabhängigkeit von den Reichsgerichten. Als Landesherr zeigte sich W. tolerant in religiösen Angelegenheiten, vor Allem gegen die lutherische Universität Rostock, u. begünstigte selbst die Niederlassung von Juden wegen des Handels, war jedoch vor Allem beflissen, durch wohlgeordnete u. äußerst strenge Verwaltung die Einnahmen zu vermehren. Inzwischen bewog seine rauhe u. alles Land verheerende Kriegführung, mehr noch die Sorge, daß er den Kaiser zum souveränen erblichen Herrn von ganz Deutschland machen werde, die Kurfürsten u. vor Allem Maximilian von

Bayern, auf dem Konvente zu Regensburg (Juni bis Nov. 1630) gegen das Versprechen, den Sohn des Kaisers zum röm. Könige zu erheben, 13. Aug. 1630 die Enthebung W.'s vom Oberkommando durchzusetzen. Als W. in Memmingen die Kunde davon empfangen, zog er sich nach Gitschin zurück u. wartete ab, bis man seine Hülfe einst wieder erbitten u. um so theurer erkaufen werde. Als Gustav Adolf (s. d.) siegreich in Bayern eingedrungen war, schien W. der Augenblick der Rache gekommen. Er verhandelte längst mit ihm als selbständiger Fürst u. verlangte ein schwedisches Hülfscorps, um den Kaiser nach Italien zu treiben, aber der Schwedenkönig traute ihm nicht. Da entschloß sich W., mit dem der Kaiser schon nach der Niederlage Tilly's bei Breitenfeld wieder angeknüpft hatte, den dringenden Bitten Eggenberg's, der im Dez. 1631 bei ihm in Znaim erschien, nachzugeben u. zur Rettung des Kaisers zu rüsten. Nachdem er sich als „Generalissimus des Hauses Oesterreich u. Spanien" vollkommen unabhängige Kriegführung, das Recht der Konfiskation u. Begnadigung u. für die „Pazifikation des Reiches" ein kaiserliches Erbland — er soll an die Pfalz gedacht haben — ausbedungen, übernahm er im April 1632 den Oberbefehl. Während er langsam die Sachsen unter Arnim aus Böhmen hinaus u. die Elbe abwärts drängte, verhandelte er unablässig mit ihrem Kurfürsten, um ihn von dem schwedischen Bündniß zu trennen, aber Johann Georg hielt noch den Schwedenkönig für den Stärkeren. Da dieser von Schwaben durch Bayern nach dem Norden vorrückte, vereinigte sich W. zwischen Eger u. Regensburg bei Weiden mit den Bayern u. bezog vor Nürnberg, das Gustav Adolf besetzt hatte, ein befestigtes Lager in fast unangreifbarer Stellung. Als nach mehreren Wochen der König ihn angriff, wurde er 24. Aug. mit großem Verlust zurückgeworfen u. mußte die Stadt aufgeben. Langsam zog nun W. im Okt. 1632 nach Sachsen hinein, vereinigte sich in Altenburg mit Holke u. Gallas, die das Elbthal u. Muldethal verwüstet hatten, in Leipzig mit Pappenheim (s. d.), der aus den Niederlanden herbeikam, u. kämpfte 16. Nov. 1632 die blutige Schlacht bei Lützen, in der Pappenheim u. Gustav Adolf fielen. Zum Rückzuge genöthigt, hielt W. während des Winters in Böhmen ein strenges Strafgericht über seine geschlagenen Offiziere, während Schweden u. Franzosen um so eifriger waren, zum Kriege zu rüsten. Er betrieb jetzt mit besonderem Eifer u. unter beständiger Mittheilung an den Kaiser die Friedensverhandlungen mit Sachsen. Allein wenn die Forderung des Kurfürsten, daß der Besitzstand u. die Verfassung im Reiche von 1618 hergestellt werde, W. zu weit ging, so wollte die spanische Camarilla in Wien auch vom Widerruf des Restitutionsedikts, von Wiedereinsetzung der vertriebenen Fürsten, von Abfindung der Schweden u. Franzosen, die W. selbst als nothwendig zugestehen wollte, nichts wissen. So zeigte sich der Zwiespalt größer zwischen ihm u. dem Hofe, als zwischen ihm u. den Feinden. Noch bedenklicher wurde jener, als W., der im Laufe des Jahres 1633 ganz Schlesien den Schweden entrissen hatte, dem Wunsche des Kaisers gemäß zwar eine Heeresabtheilung dem verhaßten Kurfürsten von Bayern zu Hülfe schickte, aber einen Winterfeldzug zur Rettung von Regensburg nach dem Gutachten seiner Obersten ebenso entschieden ablehnte, als im Jan. 1634 die Unterstützung des Kardinal Infanten Ferdinand, der die Niederlande u. das Elsaß an sich reißen u. gegen Frankreich vertheidigen wollte. Vielmehr gedachte W. schon damals das Elsaß als Abfindung an Ludwig XIII. kommen zu lassen, damit die spanischen Nebenlande durchbrochen würden, u. unterhandelte in diesem Sinne mit Frankreich. Alles dies bewog Kaiser Ferdinand II., dem W. bis zum Ende des Jahres noch alle Friedensverhandlungen mitgetheilt hatte, dem Andringen der spanischen u. Jesuitenpartei am Hofe nachzugeben u. ihm den Oberbefehl abermals zu nehmen. Inzwischen fühlte sich W. als eine Macht u. hegte die kühne Absicht, seinen Frieden, durch welchen auch die Forderungen seiner Soldaten u. seine Ansprüche an ein Aequivalent für Mecklenburg befriedigt würden, vom Kaiser im Bunde mit den Feinden selbst zu erzwingen. Nur dies war seine ausgesprochene Absicht, als er 12. Jan. 1634 die Offiziere zu Pilsen bei einem Bankett durch Unterschrift verpflichtete, sich nicht von ihm zu trennen, nachdem er selbst wahrscheinlich die Klausel gestrichen, in welcher der Dienst des Kaisers vorbehalten war. Schon 24. Jan. unterzeichnete nun der Kaiser ein geheimes Patent, welches die Obersten anwies, nicht mehr W., sondern Gallas zu gehorchen. Nochmals verband sich W. seine Offiziere 20. Febr. durch einen zweiten Revers, in dem sie ihm Treue versprachen, „so lange er nichts wider den Kaiser od. die Religion unternehme", was ihm auch nicht in den Sinn gekommen sei. Wenige Tage danach kam aber schon ein zweites Patent des Kaisers vom 18. Febr. nach Pilsen, in welchem er als Hochverräther bezeichnet wurde. Als W. die veränderte Stimmung merkte, wollte er mit Denen, die ihm folgten, nach Prag. Aber der dortige Oberst verschloß ihm die Thore. Mit dem Reste seines Heeres — es dünkte ihm immer noch groß genug, um es mit den Truppen Bernhard's von Weimar vereint zum Siege zu führen — kam er 24. Febr. nach Eger. Der irische Oberst Butler, der ihm unterwegs mit acht Compagnien Dragoner zugekommen war, glaubte sich berufen, ihn lebend od. todt dem Kaiser zu überliefern. Dem schottischen Oberstleutnant Gordon u. dem Oberstwachtmeister Lesley, die in Eger befahlen, war W.'s Angelegenheit unbequem, noch mehr die zu erwartende Ankunft der Truppen Bernhard's. Auf Lesley's Vorschlag beschloß man, W. u. seine Hauptanhänger zu tödten. Butler's Dragoner, die vor der Stadt lagen, wurden leise eingelassen. Nachdem sie 25. Febr. 1634 Abends auf der Burg die Generale Ilow, Kinsky, Terzky u. den Sekretär W.'s, den Rittmeister Neumann, ermordet hatten, gingen sie zum Hause des Bürgermeisters, in dem W. selbst wohnte. Um Mitternacht, als W. eben seinen Astronomen Zenno entlassen u. sich zur Ruhe gelegt hatte, stiegen sie die Treppe vom Hof aus hinauf. Der Page, welcher in goldener Schale den Nachttrunk gebracht hatte, begegnete ihnen, legte den Finger an die Lippe zum Zeichen, daß der Herzog Stille brauche; er ward sofort niedergemacht. Durch seinen Schrei erschreckt, hatte sich W. erhoben. Als Deveroux mit sechs Dragonern die Thür einschlug, stand er gelehnt an einen Tisch, deckte mit den Händen die Brust auf u. empfing lautlos den Partisanenstoß. Seine Leiche wurde erst auf die Burg, dann nach der Familiengruft in Gitschin gebracht. Sein einziges Kind, Marie Elisabeth, damals noch nicht zehn Jahre alt, weilte bei der Mutter in Bruck. Sie wurde später die Gemahlin eines Grafen Kaunitz. Der Kaiser erklärte die Ermordung W.'s für gerecht u. belohnte mit seinen Gütern die abtrünnigen Generale, doch nahm er die größten selbst. — Aus der massenhaften Literatur über W. begnügen wir uns als das Hauptwerk anzuführen: Ranke, „Geschichte W.'s" (Lpz. 1869); noch neuere Schriften sind von Hallwich (im „Archiv für sächs. Geschichte". Neue Folge, Bd. III, Heft 4, Lpz. 1876); Lorenz (Sybel's „Historische Zeitschrift", 1878, I. S. 22 ff.); Hunziker, „W. als Landesherr" (Zür. 1875).

**Wallerstein,** Marktflecken mit etwa 1700 E. im bayer. Reg.-Bez. Schwaben u. Neuburg, 1 Stunde nordwestl. von Nördlingen, an der bayer. Staatsbahnstrecke Nördlingen-Dinkelsbühl, ist Residenz der Fürsten von Oettingen-W., deren Besitzungen W., Bissingen u. Harburg in Bayern u. Neresheim u. Heidesheim in Württemberg zusammen 11 □M. ausmachen. Das fürstl. Schloß in W. enthält eine Bibliothek, eine Antiquitätensammlung u. eine Gemäldegalerie, die, 1812 begonnen, bis 1821 stark vermehrt, zum Fideikommiß gemacht worden ist.

**Wallerstein,** s. „Oettingen-Wallerstein".

**Wallfahrt,** der feierliche Zug von Angehörigen einer bestimmten Religionsgemeinschaft zu solchen Orten, die als bes. heilige gelten. Die zu allen Zeiten u. fast in allen Religionen bemerkbare Neigung zu W.en hat ihren Grund in der Richtung auf das sinnlich Greifbare, die sich nur schwer zu einer Anbetung des Göttlichen „im Geiste u. der Wahrheit" entschließt. Vielmehr glaubt sie das Gebet u. die Andacht wirksamer, wenn beide auch an bes. geheiligten Orten stattfinden; dazu kommt überall noch der Glaube, daß von den heiligen Orten u. den daselbst befindlichen Reliquien besondere Gnadenwirkungen auf die Beschauenden u. Berührenden ausgehen — ein Glaube, der aus begreiflichen Gründen von den Inhabern der Wallfahrtsorte u. Reliquien stets nach Kräften genährt wurde. Wir übergehen hier die verwandten Erscheinungen auf dem Gebiete des Judenthums (wo indeß die W.en zu dem Tempel in Jerusalem einen wesentlichen Bestandtheil zu der Religion selbst bildeten), des Brahmanismus u. Buddhismus (Fußstapfen Buddha's auf dem Adamspik auf der Insel Ceylon) u. des Islam, welcher die W. nach Mekka u. zu dem Grabe des Propheten nach Medina gleichfalls zu einer Religionspflicht erhob: mehr als alles Dies nimmt die Geschichte der W.en innerhalb des Christenthums unser Interesse in Anspruch. Die besuchtesten Wallfahrtsorte

waren hier begreiflicherweise von jeher die durch Christus u. die Apostel geheiligten Stätten Palästina's. Die berühmte W. der Kaiserin Helena (326) fand so eifrige Nachahmung, daß sich die Kirchenväter des 4. u. 5. Jahrh. öfter genöthigt sahen, vor der Ueberschätzung dieses Werk dienstes u. vor den Gefahren für Zucht u. Sittlichkeit, die stets (wie noch heute) mit den W.en verbunden waren, nachdrücklich zu warnen. Aber weder dies noch die Eroberung Palästina's durch die Araber im 7. Jahrh. vermochte den Pilgerstrom zu hemmen. Die Kreuzzüge boten dem Wallfahrtseifer neue Nahrung, u. noch heute beläuft sich die Zahl der griech. u. russ. Pilger bes. um Ostern auf mehrere Tausende. Welche Erwartungen der Aberglaube an den Besuch der heiligen Stätten, an die Mitbringung geweihter Kerzen u. eines Sterbehemdes aus der Grabeskirche knüpft, geht am besten daraus hervor, daß die W.en bes. von russ. Pilgern vielfach stellvertretend für andere od. für ganze Gemeinden unternommen werden. Im Abendlande trat frühzeitig das Grab der Apostelfürsten Petrus u. Paulus (jetzt St. Peter) zu Rom in den Vordergrund, seit dem 5. Jahrh. auch das Grab des heiligen Martin von Tours. Von den später berühmt gewordenen Wallfahrtsorten können wir hier nur die vornehmsten hervorheben; im Voraus ist dabei zu bemerken, daß sich der Grad ihres Ansehens immer nach zwei Dingen richtete: nach dem Umfang des Ablasses, den die Kirche dem Besucher verhieß, u. nach dem Ruf der Wunder, die von den betreffenden Reliquien gewirkt sein sollten. In ersterer Beziehung nimmt St. Peter in Rom im Abendlande den ersten Rang ein; höchstens kommt daneben noch der Ablaß in Betracht, welchen Honorius III. 1223 den Franziskanern für alle Diejenigen bewilligte, welche am 2. Aug. in der Kirche zu Portiuncula beten würden. In Bezug auf die Wunderkraft der Reliquien stehen obenan (nach der Zeitfolge der Entstehung geordnet): 1. das Benediktinerkloster zu Fleury an der Loire mit den Gebeinen des heil. Benedikt (seit 653); 2. die Marienkirche zu Aachen seit dem 9. Jahrh. Die zahllosen Reliquien daselbst zerfallen in die kleineren (in 12 Gefäßen) u. die vier größeren (Windeln Jesu, Kleid der Maria mit Milchflecken, Leintuch des Täufers u. das jenige Christi). Die größeren Reliquien werden aller 7 Jahre 14 Tage lang bei der sog. Heiligthumsfahrt ausgestellt; 3. S. Jago de Compostela in Spanien (Königreich Galicien) mit den angeblichen Gebeinen des heiligen Jakobus, der 44 n. Chr. in Jerusalem hingerichtet wurde, seit dem 9. Jahrh. der berühmteste Wallfahrtsort Spaniens u. im Mittelalter der Kathol. Kirche überhaupt; 4. das Benediktinerkloster zu Maria-Einsiedeln (s. d.) im Kanton Schwyz mit dem wunderthätigen Muttergottesbilde. Die Zahl der jährlichen Wallfahrer betrug vor dem schweizer. Kulturkampf (seit 1871) etwa 150,000, ist aber seitdem noch gestiegen; 5. die Wallfahrtskirche zu Mariazell (s. d.) in Steiermark mit dem wunderthätigen Marienbilde, seit dem 14. Jahrh.; 6. das Dorf Wilsnack in der preuß. Provinz Brandenburg (südl. von Perleberg) mit dem heiligen Blut, welches seit 1383 aus drei Hostien ausschwitzte. Der Ruf der dort geschehenen Wunder zog im 14. u. 15. Jahrh. Wallfahrer, bes. Kranke, aus der ganzen Welt herbei; die Habsucht der Priester u. die reichen Ablässe der Päpste halfen kräftig nach, bis endlich die Reformation dem plumpen Betrug ein Ende machte; 7. Loreto (s. d.) südl. von Ancona in Italien, mit dem Haus der Jungfrau Maria seit dem 15. Jahrh.; die Zahl der Pilger beläuft sich noch jetzt auf ca. 500,000 im Jahr; 8. Trier mit dem ungenähten heiligen Rock (s. d.) seit 1512; 9. die Grotte zu Lourdes (s. d.) in Frankreich mit der Wunderquelle, seit 1858. Die W.en dahin, die zum Theil auf Extrazügen unternommen werden, dienen bes. seit 1872 als ein Agitationsmittel für die Legitimisten u. Ultramontanen Frankreichs; neuerdings hat indeß Lourdes an der alten Cluniacenserabtei Paray-le-Monial in Burgund u. an der 1875 zu Paris gegründeten Votivkirche „zum heiligen Herzen Jesu“ gefährliche Konkurrenten erhalten; 10. Marpingen im preuß. Reg.-Bez. Trier, seit 13. Juli 1876, wo in einem nahen Walde die Mutter Gottes etlichen Schulkindern erschien. Auch hier dienten die W.en zugleich als Demonstration der durch den Kulturkampf gereizten Volksmenge; doch wurde durch die militärische Absperrung des Waldes die unverkennbare Absicht, aus Marpingen ein deutsches Lourdes zu machen, noch rechtzeitig vereitelt.

**Wallich**, Nathaniel, dän. Botaniker, geb. zu Kopenhagen 28. April 1787; studirte daselbst Medizin, wurde 1807 Arzt am dän. Etablissement zu Frederiksnagor in Bengalen u. trat, als diese Kolonie englisch geworden, in die Dienste der Ostind. Compagnie. Seit 1815 Oberintendant des Botanischen Gartens in Kalkutta, bereiste er 1825—27 Hindostan, Ava u. Birma, lebte seit 1828 seiner Gesundheit wegen in England, bereiste später auch noch Assam, hielt sich dann seit 1847 wieder in England auf u. kehrte nach einigen Jahren in seine Geburtsstadt zurück, wo er 28. April 1854 starb. Er schrieb: „Description on the tree which produces the Ripal camphor wood and Sassafras-bark“ (Kalk. 1823); „Tentamen florae nepal.“ (ebd. 1824—26); „List of plants from the dried specimens in the East India Company's Museum“ (Lond. 1828); „Plantae asiat. rariores“ (3 Bde., ebd. 1829—32) u. gab mit Carey Roxbourgh's „Flora indica“ (1820 f.) heraus. Die zur Familie der Buettneriaceae-Eriolaeneae gehörige Pflanzengattung Wallichia ist nach ihm benannt.

**Wallin**, Johan Olof, ausgezeichneter schwed. Dichter u. Kanzelredner, geb. zu Stora Tuna (Dalekarlien) 15. Okt. 1779; studirte seit 1799 in Upsala, ward 1806 Hausprediger beim Freiherrn v. Hamilton, 1809 Religionslehrer an der Kriegsakademie u. Schloßprediger in Karlsberg, 1812 Pastor der Adolf Frederiksgemeinde in Stockholm, 1815 Lehrer des Herzogs von Södermanland, 1816 Dompropst in Westeras, 1817 Pastor Primarius der Nikolaigemeinde in Stockholm u. Präsident des Konsistoriums, 1824 Ordensbischof, 1830 Oberhofprediger, 1837 Erzbischof u. Prokanzler der Universität zu Upsala u. starb daselbst 30. Juni 1839. Nachdem W. in Gemeinschaft mit Choräus u. Franzen bereits früher alte u. neue Kirchenlieder (Stockh. 1807—13) umgearbeitet herausgegeben hatte, führte er 1819 ein neues Gesangbuch für Schweden ein. Von seinen eigenen Gedichten wurden mehrere von der Akademie gekrönt. Außer einzelnen Predigten, Reden u. Gedichten veröffentlichte er: „Förslag till svensk psalmbok“ (Stockholm 1816); „Vitterhetsförsök“ (ebd. 1821); „Religionstal vid åtskilliga tillfällen“ (ebd. 1825—31; 3. Aufl. 1834); „Emmas minne“ (ebd. 1837); „Predikningar“ (2. Aufl., 3 Bde., ebd. 1842). Nach seinem Tode erschienen seine „Samlade vitterhetsarbeden“ (2 Bde., ebd. 1847 f.).

**Wallis** (franz. Valais), der der Größe nach 3., der Einwohnerzahl nach 11. Kanton der Schweiz, 95,293 □M. u. 96,887 E. (1870), d. i. nur 1017 auf die □M., wird begrenzt nördl. vom Genfersee u. von den Kantonen Waadt u. Bern, östl. von Uri, Tessin u. Italien, südl. von Italien u. westl. von Frankreich (Savoyen) u. besteht im Wesentlichen aus dem 20 M. langen Thal des Rhone von seiner Quelle bis zum Genfersee, zwischen den Kämmen der Berner u. der Penninischen Alpen. Dieses größte Thal der Schweiz, das schlechthin als vallis (d. h. Thal) bezeichnet wird, beginnt mit geringer Breite im NO., wo es von Bern aus durch die Grimsel, von Uri durch die Furka u. von Tessin durch den Nufenenpaß zugänglich ist. Hier ist es einsam, ernst u. ärmlich, mächtige Gletscher hängen weit herunter ins Thal, das nur frische Wiesen u. Sennhütten einigermaßen beleben. Bald aber tritt links die Alpenkette weiter zurück u. das W. bekommt von einer Firnkante zur andern eine Breite von 8 M. Hier wird auch das Klima, das am Thaleingange rauh u. unwirthlich ist, ungemein mild u. selbst wärmer als am Genfersee. Alle Abhänge sind mit Reben bedeckt, Feigen, Mandeln u. Safran gedeihen ohne Pflege, die edle Kastanie bildet dichte Wälder, selbst der wilde Granatbaum, die Kugeldistel u. die Stachelfeige kommen vor. Beim Knie des Rhone, bei Martigny, treten die Ketten wieder näher zusammen, das Thal verengt sich bis auf wenige Meilen, u. schon oberhalb St. Maurice ist das W. nur auf das schmale linke Ufer des Rhone beschränkt, während das rechte zum Kanton Waadt gehört. Hier wälzt sich der Fluß, der ursprünglich ein reißender Bergstrom, träge dem Genfersee zu, u. die breite Thalsohle schafft genug Raum zu ergiebigem Ackerbau. Die Zahl seiner Nebenthäler ist beiderseits eine sehr bedeutende; die größte Entwicklung erlangen sie auf der breiteren linken Seite. Hier folgen sich vom oberen Ende bis zum Genfersee das Gerenthal, Egginenthal, Mirzenthal, Blinnenthal, Rappenthal, das selbst mit vielen Seitenthälern ausgestattete Binnenthal, das viel verzweigte Saltinathal, in welchem die Simplonstraße ihren Anfang nimmt, das Nanzathal, das Visptthal (das größte von allen), das Turtmannthal, das Val d'Anniviers, das 12 Stunden lange Val d'Herens, das von der Drance durchflossene Val d'Entremont mit dem Val de Ferret u. Val Bagne, das Trienterthal, das von der Viège durchströmte wilde St. Illiezthal u. a. Das größte rechts ist das getreidereiche Lötschenthal, das von der Lonza durchflossen wird. Die Zahl der Gletscherbäche, die dem Rhone im W. zugehen, beträgt 83. Sie sind die Ursache, daß er jedes Jahr zu einem verheerenden Strome anschwillt, der Dämme u. Wehre zerstört. — Der mitten in der Alpenwildniß liegende Kanton hat noch ansehnliche Wälder, in deren Revieren noch Bären, Luchse, Gemsen u. Lämmergeier hausen. Man schätzt das gesammte Waldareal auf 13 □M., das Kulturland bedeckt ungefähr den vierten Theil der Bodenfläche. Man baut darauf die gewöhnlichen Getreidearten. Die beste Frucht aber ist der Wein. Bes. geschätzte Sorten sind der Malvasier von Siders u. Sion, der Vin de glace, der Rothwein von Conthey, Chamosan, Ardon ꝛc. Der Kanton, der vorzugsweise auf Viehzucht angewiesen ist, hatte 1866 einen Viehstand

von 62,617 Rindern, 59,718 Schafen, 26,266 Ziegen, 9701 Schweinen, 2199 Pferden, 3326 Maulthieren u. Eseln. Ausgezeichneter Käse wird bes. vom Binnenthale ausgeführt. Das Mineralreich liefert Eisenerz, Kobalt u. Nickel im Einfischthal, silberhaltigen Bleiglanz, goldhaltigen Schwefelkies u. Anthrazit. Von seinen zahlreichen Mineralquellen mögen Leuk, Brig u. die Jodquelle von Saxon die wichtigsten sein. Die Industrie ist unbedeutend; man gewinnt Seide, webt Tuch, fabrizirt Glas u. hat etwas Papier-, Nägel- u. Messingdrahtfabrikation u. Holzwaarenindustrie. Die Bewohner gehören verschiedener Nationalität an; das untere W. mit etwa $^2/_3$ der Bevölkerung spricht franz., das obere deutsch. Die Sprachgrenze ist Siders (franz. Sierre). Der Konfession nach sind Alle bis auf 900 Reformirte katholisch. Die Volksbildung läßt noch viel zu wünschen übrig; doch ist jetzt der Besuch der Primär- (Elementar-) Schulen obligatorisch. 1870 bestanden 445 Primärschulen, 4 Mittelschulen (höhere Bürgerschulen), 3 Progymnasien u. das Lycée cantonal. Die Verfassung datirt vom 23. Dez. 1852. Ihr zufolge ist W. eine Repräsentativdemokratie. Die Souveränetät ruht auf der Gesammtheit der Aktivbürger. Vor dem Gesetze sind Alle gleich. Persönliche Freiheit, das Recht freier Niederlassung, die Freiheit in Handel, Gewerbe u. Kunst, das Petitionsrecht sind gewährleistet. Niemand darf seinem ordentlichen Richter entzogen werden. Das Hausrecht ist unverletzbar. Jeder Walliser ist wehr- u. waffenpflichtig. Die Presse ist frei, die deutsche u. die franz. Sprache sind Nationalsprachen. Die geistlichen u. die bürgerlichen Amtsverrichtungen sind unvereinbar. Die Ausübung politischer Rechte ist an das vollendete 20. Jahr gebunden. Die Volksabstimmung findet in den Gemeinden statt u. geschieht bezirks- od. kreisweise. Auf je 1000 Seelen wird ein Abgeordneter in den Großen Rath gewählt. Der Große Rath, der Staatsrath, das Appellationsgericht u. die Bezirksgerichte unterliegen aller vier Jahre einer Neuwahl, die Gemeinderäthe u. Gemeinderichter aller zwei Jahre, der Präsident u. der Vizepräsident des Staatsrathes u. des Appellationsgerichtes alljährlich. Der Große Rath übt die gesetzgebende Gewalt aus; er versammelt sich ordentlicherweise zweimal im Jahre, außerordentlicherweise nach Bedürfniß. Er ernennt selbst seinen Präsidenten u. sein Bureau, ebenso die Mitglieder des Staatsrathes u. des Appellationsgerichts; er genehmigt, ändert od. verwirft die vom Staatsrathe vorgelegten Gesetzentwürfe, ertheilt das Bürgerrecht, übt das Begnadigungsrecht aus, prüft die Amtsführung des Staatsraths, genehmigt Budget u. Staatsrechnung, setzt den Gehalt der Beamten fest ꝛc. u. erwählt die Mitglieder in den eidgenössischen Ständerath u. die höheren Offiziere. Die Vollziehungs- u. Verwaltungsbehörde ist ein aus fünf Mitgliedern gebildeter Staatsrath. Er bereitet die Gesetzentwürfe vor, macht die Gesetze bekannt u. vollzieht sie. Ihm untersteht die bewaffnete Macht des Kantons; er erwählt die Regierungsstatthalter u. hat die Befugniß, alle ihm untergeordneten Staatsbeamten unter Berichtgabe an den Großen Rath selbst anzustellen. Er nimmt mit berathender Stimme an den Sitzungen des Großen Rathes Theil, unterhält den Verkehr mit dem Bundesrathe u. den Kantonen u. theilt sich zur Erledigung seiner Geschäfte in Departements. Die richterliche Gewalt ist unabhängig. In jeder Gemeinde ist ein Richter u. ein Stellvertreter desselben; jeder Bezirk hat ein Civil-, ein Korrektions- u. ein Kriminalgericht. Die höchste richterliche Instanz ist ein Appellationsgericht aus neun Mitgliedern u. fünf Suppleanten. Die röm.-kathol.-apostol. Religion ist Staatsreligion. Verfassungsänderungen können von 6000 Aktivbürgern u. unter gewissen Bedingungen vom Großen Rathe beantragt werden. Die Genehmigung dazu ertheilt das Volk. — Der Kanton zerfällt in die 13 Bezirke (Zehenden) Gombs, Brig, Visp, Raron, Leuk, Sierre, Sitten, Herens, Gundis, Martigny, Entremont, St. Maurice u. Monthey. Keine Stadt hat über 5000 E. Die Hauptstadt ist Sitten (s. d.). Die Walliser sind keltischer Abstammung. Sie wurden durch Cäsar der röm. Herrschaft unterworfen; dann kamen sie an Burgund, dann an Savoyen u. endlich als kaiserl. Lehen an die Herzöge von Zähringen. Letztere machten sich durch Uebermuth u. Geldgier beim Volke so verhaßt, daß dasselbe aufstand u. sie in den Schlachten auf dem Sidersand (1184), auf den Seufzermatten bei Leuk (1187) u. bei Ulrichen (1211) überwand u. sich frei machte, in Oberwallis entstand nach Zerstörung der Zwingburgen der inneren Herren, die das Volk zu Knechten u. Leibeigenen zu machen strebten, das freie Walliser Gemeindewesen. 1475 zogen die freien Leute von Oberwallis gegen die Herzöge von Savoyen u. besiegten sie auf der Planta bei Sitten; infolge dessen fiel Unterwallis an das obere u. blieb bei demselben bis 1799. 1477 schloß W. ein Bündniß mit Bern u. trat 1597 zur Eidgenossenschaft.

**Wallmoden**, ein altes niedersächs., früher freiherrliches, seit 1783 gräfliches Geschlecht, dessen Stammsitz die Burg W. bei Goslar ist. Von den beiden Linien **W.-W.** u. **W.-Gimborn** ist die erstere bereits ausgestorben u. wird die letztere, welche ihren Namen von der Herrschaft Gimborn in Westfalen erhielt, nur noch durch den österr. Geheimen Rath u. General der Kavallerie außer Dienst Graf Karl August Ludwig **v. W.-Gimborn**, geb. 4. Jan. 1792, repräsentirt. Geschichtlich bemerkenswerth ist der Bruder des Letztgenannten, Graf Ludwig Georg Thedel **v. W.-Gimborn**, geb. zu Wien 6. Febr. 1769. Derselbe erhielt seine Erziehung in der Karlsschule, begann seine militärische Laufbahn als Leutnant in der hannov. Leibgarde, diente seit 1790 im preuß. Heere, trat 1795 als Hauptmann in österr. Dienste, in denen er bis zum Range eines Feldmarschallleutnants aufrückte, u. übernahm 1813 die Führung der russ.-deutschen Legion im nördl. Deutschland, mit welcher er in Gemeinschaft mit dem schwed. Kronprinzen nam. den gefürchteten u. gewandten Marschall Davoust in Schach hielt, bis er Mitte Febr. 1814 nach den Niederlanden abberufen wurde. Nach dem ersten Pariser Frieden, bez. nach Auflösung seines Corps, trat er in die österr. Dienste zurück. 1816—23 befehligte er die österr. Truppen im Königreich Neapel, dessen Hauptstadt er, nachdem er den General Pepe bei Rieti geschlagen, 1820 besetzte. Seit 1838 General der Kavallerie, wurde er später Befehlshaber des 1. Armeecorps in Italien u. Militärkommandant in Mailand, nahm 1848 noch an der Seite Radetzky's am Ital. Feldzuge Theil, ließ sich aber Ende 1848 verabschieden u. zog sich nach Wien zurück, wo er 20. März 1862 starb.

**Wallner**, eigentlich **Leidesdorf**, Franz, Schauspieler (Komiker), Bühnenleiter u. Schriftsteller, geb. als Sohn eines Börsenmaklers zu Wien 25. Sept. 1810; trat zum ersten Mal 1830 im Theater zu Krems auf, doch war sein Debut nichts weniger als glänzend, u. erst nachdem er geraume Zeit verschiedenen anderen kleinen Bühnen angehört hatte, konnte er ein Engagement am Josephstädter Theater in Wien erhalten, an dem er bald einer der besten Darsteller Raimund'scher Rollen wurde. 1838 ging er nach Deutschland, wo er fast an allen Bühnen von Bedeutung gastirte, bis er 1848 ein Engagement am Hoftheater in Petersburg annahm, kehrte aber schon 1849 wieder nach Deutschland zurück, wurde 1850 Theaterdirektor in Baden-Baden u. 1851 in Posen, von wo er sich 1855 mit einer eigenen Gesellschaft nach Berlin wandte, um dort in der Blumenstraße Nr. 9 ein Vaudevilletheater unter der Firma „Neues Königstädter Theater“ zu errichten. Das Unternehmen glückte außerordentlich. Theils übte Karl Helmerding u. die mit demselben erstehende moderne Berliner Lokalposse, für welche Kalisch (s. d.) so erfolgreich thätig war, theils die Aufführung der ersten Stücke des jüngern Dumas große Anziehungskraft aus. Für die Posse insbes. bildete sich dort ein Ensemble heraus, wie es weder vorher noch nachher in Berlin je vorhanden war. 1864 erstand an Stelle des kleinen Theaters der Neubau des bekannten „Wallnertheaters“, welches W. bis Ende April 1868 leitete. Dann übernahm Lebrun als Pächter die Direktion, während W. dem in ihm aufs Neue erwachten Wandertriebe folgte. Seitdem hielt sich derselbe nur vorübergehend in Berlin auf u. war meist auf Reisen; daneben war er literarisch, bezw. feuilletonistisch thätig. Er starb zu Nizza 19. Jan. 1876, liegt aber seit 13. Febr dess. J. in Berlin begraben. Er schrieb: „Rückblicke auf meine theatralische Laufbahn“ (Berl. 1864); „Wenn Jemand eine Reise thut“ (Reiseskizzen von der Spree bis zum Vesuv, ebd. 1867); „Unter frohen Menschen“ (komische Vorträge, ebd. 1867; 3. Aufl. 1872); „In ernster Stimmung“ (Deklamationsvorträge, ebd. 1869); „Aus der Theaterwelt“, „Aus meinen Erinnerungen“, „Aus meinem Wanderbuche Italia“ (ebd. 1870); „Von fernen Ufern“ (Reiseskizzen aus Konstantinopel, Aegypten u. Sizilien, ebd. 1872); „Hundert Tage auf dem Nil“ (ebd. 1873); „Ueber Land u. Meer“ (Reisebilder aus Nord u. Süd, ebd. 1873) u. A. m.

Agnes **W.**, geb. **Kretschmar**, geb. zu Leipzig 22. Dez. 1826, bildete sich daselbst zur Schauspielerin aus, spielte dann mit Beifall in Bremen u. Riga, heirathete 8. Mai 1848 den Vorigen, folgte demselben nach Petersburg u. wirkte 1851—68 mit ihm in Berlin, wo sie noch lebt. Sie glänzte früher im Drama, wie insbes. als Marguérite Gautier in der „Kameliendame“, u. im Lustspiel.

**Wallonen** (vlämisch Waelen), ein Volksstamm von etwas über 2 Mill. Seelen, die auf etwa 287 □M., deren Centraltheil die Provinz Lüttich ist, das Königreich Belgien bewohnen, kleine Kolonien in den

niederländischen Städten bilden u. wie Savoyarden in Paris, Deutschland, nam. am Rhein ꝛc. ihr Fortkommen suchen. Sie sind Nachkommen der alten Belgen, die in den Ardennen ihre Selbständigkeit bewahrten. Sie tragen in ihrer Jovialität, Sittsamkeit, Gastfreiheit, Gutmüthigkeit u. in ihrem Aberglauben, ihrer Zanksucht u. Gewaltthätigkeit die unverkennbaren Zeichen keltischen Ursprungs mit allen seinen Vorzügen u. Schattenseiten. Sie sind ein großer u. starker Menschenschlag mit dunklen blauen od. tiefbraunen feurigen Augen, der seiner Kühnheit u. Ausdauer wegen vortreffliche Soldaten liefert. Sie haben eine natürliche Anlage zur Dichtkunst u. große Vorliebe für Musik u. Tanz. Die Zahl ihrer Nationalgesänge u. Rondeaux ist daher eine sehr ansehnliche. Ihre Sprache ist ein korrumpirtes altes Französisch, hat aber mehr keltische Wörter konservirt als andere franz. Dialekte u. manches deutsche, holl. u. span. Wort aufgenommen. Sie ist sowol stark in der Betonung der Vokale, als sie auch viel Vorliebe für Gaumen- u. Zischlaute hat. Das v u. c der franz. Wortstämme ersetzt sie häufig durch w u. k, letzteren Konsonant gebraucht sie auch für das franz. q. Der Dialekt von Lüttich zeichnet sich durch Leichtigkeit u. sonoren Klang aus. Die Blütezeit der wallonischen Sprache fällt in das 18. Jahrh.; damals wurden Operntexte, Komödien, Hymnen, patriotische Gesänge, Cantaten, Kriegs- u. Liebeslieder in dieser Sprache veröffentlicht. Als die bedeutendsten Dichter in dieser Zeit u. Sprache werden Lambert de Rickman u. Jean Hamal gepriesen.

**Wallosin** heißen gewisse Fabrikate, die als Surrogat für Fischbein zu Stäben für Sonnen- u. Regenschirme benutzt werden. Die ordinären Sorten von W. bestehen nur aus gespaltenem u. schwarzgefärbtem span. Rohr, die besseren Sorten werden auf die Weise bereitet, daß man geschältes u. gespaltenes span. Rohr durch Kochen unter 2—3 Atmosphären Dampfdruck erweicht, ausdämpft u. das in einem warmen Luftstrome vollständig ausgetrocknete Rohr sodann in eine Auflösung von Kautschuk u. Guttapercha bringt, welche unter starkem hydraulischen Drucke eingepreßt wird; zugleich wird durch Hinzufügung einer Lösung von Schwefel in Theeröl die Masse vulkanisirt. Die Stäbe werden dann nochmals unter starkem Drucke gedämpft, gewalzt, getrocknet u. polirt.

**Wallraf**, Ferdinand Franz, Kunst- u. Alterthumssammler, geb. zu Köln 20. Juli 1748; studirte Theologie, ward 1773 Mitglied der philosophischen Fakultät an der Universität zu Köln, übernahm 1786 die Professur der Naturgeschichte u. Aesthetik u. ward 1799 Lehrer der Geschichte u. Schönen Wissenschaften an der Centralschule, gab aber später seine Lehrthätigkeit auf, machte 1812 eine kunstwissenschaftliche Reise nach Paris u. starb 28. März 1824 zu Köln. 1818 hatte er seine Sammlungen von Handschriften, Urkunden, alten Drucken, Handzeichnungen, Kupferstichen, Holzschnitten, Mineralien, geschnittenen Steinen, wie auch bes. von Gemälden u. vaterländischen Alterthümern seiner Geburtsstadt vermacht, die seit 1861 in dem W.-Richartz'schen Museum aufgestellt sind. W. schrieb auch: „Sammlung von Beiträgen zur Geschichte der Stadt Köln" (Köln 1818); „Taschenbuch der Ubier" (ebd. 1798 f.) u. A. m. Vgl. Smets, „Biographischer Versuch über W." (Köln 1825).

**Walnußbaum**, s. „Juglans".

**Walpole** (spr. Uollpohl), Sir Robert, Graf **v. Orford**, großbrit. Staatsminister (1715—17 u. 1721—42), geb. 26. Aug. 1676 zu Neu-Houghton in Norfolk; wurde in Eton gebildet u. studirte in Cambridge Theologie, bis der Tod seiner älteren Brüder ihn bewog, das Studium mit der Landwirthschaft zu vertauschen. Durch eine reiche Heirath erlangte er die Mittel, sich in das Parlament wählen zu lassen, wo er als eifriger Whig die Aufmerksamkeit Marlborough's auf sich zog. W. wurde 1708 im Kriegsministerium angestellt, 1709 Schatzmeister der Marine, aber schon 1710 erntete er mit von der Verbitterung der Tories. Abgesetzt u. der Bestechung angeklagt, wurde er 1711 auch aus dem Parlament ausgestoßen. Allein schon 1715 kam für ihn die Gelegenheit, Vergeltung zu üben. Georg I. aus dem Hause Hannover hatte ihn 1714 zum Schatzmeister der Land- u. Seemacht erhoben; nun wurde er gar Mitglied der Kommission, welche den Hochverrath der Toryminister zu untersuchen hatte. Zum Lohne für seinen hierbei bewiesenen Eifer wurde er in demselben Jahre Lord der Schatzkammer, dankte jedoch schon 1717 ab, als ihm eine Anklage wegen Bestechung von Parlamentsmitgliedern drohte, trotzdem man es vor Allem seiner Wachsamkeit zu danken hatte, daß der Aufstand der Jakobiten bereits bekämpft war, als Jakob III. (s. d.) in Aberdeen landete. Um seine Stellung wieder zu erlangen, ging er, obwol im Herzen konservativ, in die Reihen der Opposition über u. verlangte Verminderung des stehenden Heeres, ließ sich indessen gern von der Regierung wieder gewinnen u. wurde im April 1721 abermals erster Lord des Schatzes u. zugleich Kanzler der Schatzkammer. Obwol ohne bedeutende Kenntniß, ohne großes Rednertalent u. im gewöhnlichen Leben von plumpen Manieren, wußte sich W. durch sein praktisches Geschick u. seine Menschenkenntniß nicht nur Georg I., sondern auch (seit 1727) Georg II., der ihn früher gehaßt hatte, ja England selbst fast unentbehrlich zu machen. Im Einverständniß mit dem franz. Minister Fleury strebte er danach, den Frieden Europa's zu erhalten, die Staatsschuld zu verringern, Handel u. Industrie in der Heimat u. in den Kolonien zu heben u. die Macht des Königthums zu vergrößern. Ein Meister in der parlamentarischen Taktik u. in der praktischen Geschäftsführung, sicherte er sich eine feste Majorität im Parlamente durch systematische Bestechung. Dennoch mußte er bisweilen nachgeben. Als er 1733 die sog. Accisebill vor das Parlament brachte, durch die er England mehr u. mehr zu einem einzigen Freihafen gestalten wollte, drang er nicht durch. Während des gleichzeitigen

Nr. 5457. Sir Robert Walpole (geb. 26. Aug. 1676, gest. 29. März 1745).

Poln. Erbfolgekrieges (s. d.) war er Anfangs nicht zur Kriegserklärung an Spanien zu bewegen, die nicht nur der König, die Häupter der Tories, sondern auch der Handelsstand verlangte. Als er 1738 sich fügte, fuhr er doch mit Verhandlungen fort u. die Unzufriedenheit der gesammten Nation brach aus, als 1741 der Oesterr. Erbfolgekrieg seinen Anfang nahm; um so mehr, als ein Neutralitätsvertrag mit Spanien u. Frankreich, durch den Georg II. Hannover schützen wollte, u. für dessen Erlangung er die Wahl Karl's VII. versprach, höchst unpopulär war. Nach der ersten Debatte im Parlament von 1742 erkannte W. die Unhaltbarkeit seiner Stellung u. dankte ab. Zum Grafen von Orford mit einer Pension von 4000 Pfd. Sterl. ernannt, lebte er noch bis zum 29. März 1745, von den Gegnern wegen seines Bestechungssystems, des allgemeinen Uebels der Zeit, unmäßig geschmäht, von seinen Anhängern als „Ruhm der Whigs" unmäßig erhoben. Macaulay rühmt, daß „er die wahren Interessen des Landes besser als irgend einer seiner Zeitgenossen kannte u. dann immer förderte, wenn sich dies mit den Wünschen seines brennenden Ehrgeizes vereinigen ließ." Da er sich zu keiner eigentlichen Idee erhob, so haßte er auch nicht u. war der erste Minister, der seine Gegner nicht mit Beil u. Strang verfolgte, um seine Macht zu sichern. Vgl. Coxe, „Memoirs of the life and administration of Sir R. W." (3 Bde., Lond. 1798); Macaulay's „Essays" (Thl. II) u. „Ueber Horace W.'s Briefe an Horace Mann" (deutsch von Steger, Braunschweig 1855); Ranke, „Engl. Geschichte" (Bd. 7, Lpz. 1868).

**Walpole,** Horace, Graf **v. Oxford,** jüngster Sohn des Vorigen, geb. 1717; studirte in Eton u. bereiste dann Italien, gehörte 1741 bis 1767 wiederholentlich dem Unterhause an, zog sich aber dann aus dem politischen Leben gänzlich zurück u. war auf seinem Gute Strawberry-Hill bei Twickenham nur noch literarisch thätig. Seit 1791 Graf v. Orford, starb er zu London 2. März 1797. Er hat sich nam. als geistreicher u. witziger Brief- u. Memoirenschriftsteller einen Namen gemacht. Aus einer Buchdruckerei, welche er in seinem Landhause hatte einrichten lassen, gingen nicht blos seine eigenen, sondern auch mehrere Schriften anderer Autoren hervor, die er aber nicht verkaufte, sondern verschenkte. Seine Hauptwerke sind: „Catalogue of royal and noble authors of England" (2 Bde., Lond. 1759; „Postscript" dazu, ebd. 1786); „Anecdotes of painting in England etc." (4 Bde., ebd. 1762—71; vermehrt, 4 Bde., ebd. 1782); der Geisterroman „The castle of Otranto" (ebd. 1765; deutsch von F. L. W. Meyer, Berl. 1794); das Trauerspiel „The mysterious mother" (1768); „Historic doubts on the life and reign of Richard III." (1768). Seine Werke erschienen gesammelt 1798 zu London (5 Bde.; in einer Auswahl von A. W. Schlegel, Lpz. 1800). Seine Briefe, herausgeg. von Cunningham, erschienen 1841 ff. zu London (9 Bde.; neue Ausgabe 1877), seine Memoiren 1846 ebd. (12 Bde.; deutsch, 3 Bde., Stuttg. 1846); seine Korrespondenz mit Sir Horace Mann, herausgeg. von Lord Dover, 1833 zu London u. die mit Will. Mason, herausgeg. von J. Mitford, 1851 ebd. (2 Bde.). Vgl. Warburton, „Memoirs of H. W. and his contemporaries" (2 Bde., Lond. 1851).

**Walpurgis** od. Walpurga, die Heilige, war die Schwester des heil. Willibald, des ersten Bischofs von Eichstädt, u. in England geboren. Auf Antrieb des heil. Bonifacius soll sie bes. an der Bekehrung der heidnischen Thüringer betheiligt gewesen u. als Aebtissin des Klosters Heidenheim bei Eichstädt 25. Febr. 776 od. 78 gestorben sein. Schon bei Lebzeiten stand sie im Rufe einer Wunderthäterin u. nach ihrem Tode soll das aus ihren Knochen ausschwitzende Oel zahlreiche Heilungen, bes. an Hausthieren, bewirkt haben. Als Ehrentag der W. wird hauptsächlich der 1. Mai, der Tag ihrer Heiligsprechung, gefeiert. Vergeblich suchte dadurch die Kirche einer rein heidnischen Feier entgegenzuarbeiten, nämlich der auf den 1. Mai fallenden altgermanischen Frühlingsfeier, mit der zugleich die öffentlichen Volksgerichte verbunden waren. Durch das Christenthum wurden zwar die alten Götter zu Dämonen u. Hexen unter der Führung des Teufels herabgesetzt, aber das Volk ließ nicht (zum Theil bis auf den heutigen Tag) von dem Anzünden des alten heiligen Maifeuers in der Walpurgisnacht (30. April zum 1. Mai), indem es zugleich in dieser Nacht alle Hexen auf Besen 2c. zu den alten Opferstätten reiten ließ, um daselbst mit dem Teufel wilde Feste zu feiern. Als vornehmstes Ziel dieser Hexenfahrten galt seit dem spätern Mittelalter der Brocken (Blocksberg), wie ihn denn auch Goethe in seiner Walpurgisnacht (am Schluß des ersten Theiles des „Faust") solcherart verherrlicht hat. Auch das Anzünden von Besen in der Walpurgisnacht u. das Springen über die Walpurgisfeuer sind uralte heidnische Gebräuche, ebenso das Aufstellen von Birken vor den Häusern. Die Kirche bemühte sich, wenigstens den letztern Gebrauch zu Ehren der heil. W. zu wenden, indem dieselbe einst durch das plötzliche Grünen eines in die Erde gesteckten Reises ihre Keuschheit bewiesen habe. Das Volk zog es jedoch vor, jene Birken eben so wie das Bekreuzigen der Ställe, das Schießen über die Aecker 2c. als einen Schutz gegen die Hexen zu betrachten.

**Walrath** (Wallrath), Cetaceum, Sperma ceti), eine eigenthümliche fettartige Substanz, welche sich in einem fischähnlichen Seesäugethiere, dem Potwal (Physeter macrocephalus), s. „Wale", findet. Die sog. Walrathbehälter dieses Thieres liegen in der großen muldenförmigen Vertiefung der oberen Schädelfläche unter der Specklage der Haut, reichen von der Schnauze bis zum Nacken u. werden von einer sehnigen Haut gebildet, welche nicht allein durch Einstülpung zahlreiche Fächer im Innern abzweigt, sondern noch als eine horizontal verlaufende Scheidewand den ganzen Raum in zwei über einander liegende Stockwerke theilt. Durch Oeffnungen stehen beide mit einander in Verbindung. Außer diesen großen Räumen läuft ein sich allmählich verjüngender Behälter vom Kopfe bis zum Schwanze, eben so wie auch im Fleische u. Speck des Thieres zerstreut zahlreiche kleine Walrathbehälter sich finden. Das Innere aller dieser Räume ist beim lebenden Potwal mit einer öligen Flüssigkeit, dem flüssigen W., angefüllt. Nach dem Tode des Thieres trennt sich der Inhalt allmählich in eine sich krystallinisch ausscheidende Masse u. einen flüssig bleibenden Theil. Erstere ist das rohe W., letzterer das Walrathöl od. Spermacetiöl. Das rohe W. kommt nur selten in unserem Handel vor, es erscheint in gelblichen, fingerdicken Platten (durch Abpressen des Oeles erhalten) von blätterig krystallinischem Gefüge u. ranzigem fischartigen Geruch. Behufs der Reinigung behandelt man das rohe W. mit verdünnter Kalilauge, welche alles noch anhängende Oel aufnimmt, wäscht den Rückstand anhaltend mit Wasser u. schmilzt ihn mehrmals um. So gereinigt ist das W. eine schneeweiße, stark perlmutterglänzende, halbdurchsichtige Masse von blätterig krystallinischer Struktur u. 0,943 spez. Gewicht. In Wasser ist es unlöslich u. auch in Weingeist ist es nur wenig löslich, dagegen löst es sich leicht in Aether,

Nr 5458. Das Walroß (Trichechus rosmarus)

Benzin u. Terpentinöl. Das W. fühlt sich mild u. fettig an, läßt sich leicht in kleinere Stücke zerbrockeln, schmilzt zwischen 49 u. 53° C. u. macht auf Papier keine Fettflecken. Bei vorsichtigem Erhitzen u. Luftabschluß läßt es sich bei 300° C. unzersetzt destilliren. — Seiner chemischen Zusammensetzung nach ist das W. Palmitinsäurecetyläther od. palmitinsaures Cetyloxyd. Das gereinigte W. ist ein Artikel des Droguenhandels u. wird auch in Apotheken geführt, wo es zur Bereitung verschiedener Salben Verwendung findet; auch in der Parfümerie benutzt man es zur Bereitung von Cold-Cream. In England fertigt man Kerzen aus W.; dieselben zeichnen sich durch ihre Durchsichtigkeit u. Farblosigkeit aus; sie brennen mit schön leuchtender Flamme, verbrennen aber sehr schnell. Für Kerzen werden dem W. ca. 3 Proz. Wachs zugesetzt, um ihm die Krystallisationsfähigkeit zu benehmen. Das oben erwähnte Walrathöl ist gelb, durchsichtig, besitzt einen eigenthümlichen Geruch u. ähnelt in mancher Beziehung den Thranarten; man benutzt es in England zum Einfetten der Wolle sowie zum Brennen in Lampen.

**Walroß** (Trichechus rosmarus), ein bis 7 m. lang u. bis 2000 Pfd. schwer werdendes Robben-Säugethier des nördl. Eismeeres, von unbehülflichem Bau, mit ganz dünn u. kurz behaarter, sehr dicker Haut u. kurzen Nägeln an den breiten, kurzen Schwimmfüßen. Beim Zahnwechsel fallen ihm die unteren Vorderzähne aus u. von den drei oberen der mittlere. Die oberen Eckzähne entwickeln sich hauerartig u. treiben, eine Länge von 60 cm. erreichend, den oberen Theil der Schnauze so stark auf, daß dieselbe ganz dick u. stumpf erscheint u. die Naslöcher oben stehen. Das W. lebt hauptsächlich von Muscheln, die es mit seinen starken Mahlzähnen zermalmt, während ihm dagegen die mächtigen Hauer theils als Vertheidigungswaffe dienen, theils als Anker beim Landen an Eisschollen od. am Strande. Da Kugeln durch die dicke Specklage der Haut nicht einzudringen vermögen, kann man das W. nur harpuniren. Seine Jagd ist nicht ohne Gefahr, sie wird hauptsächlich wegen der als

Elfenbein verwendbaren, bis 20 Pfd. schweren Hauer betrieben; nächstdem benutzt man von dem Thiere Speck, Thran u. Leder; die Polarvölker genießen das Fleisch, ja sogar die Haut. Während das W. ehemals in großen Herden bis zu Tausenden von Thieren vorkam, ist jetzt durch fortgesetzte Verfolgung ihre Zahl wesentlich verringert worden.

**Walsall** (spr. Uollsahl), Marktflecken mit 49,018 E. (1871) in der engl. Grafschaft Staffordshire, auf einem Hügel 1½ M. nordnordwestl. von Birmingham u. an der Eisenbahn von letzterem nach Lichfield, gehört zum großen Birminghamer Fabrikdistrikt, beschäftigte über 2000 Arbeiter, die allerlei Metallarbeiten für Reiter u. Wagen fertigen, hat mehr als 1800 Eisenarbeiter, bedeutende Schlosserei, Roth- u. Gelbgießerei, Anker- u. Kettenschmiederei, Nagel- u. Lederfabrikation, Bürstenmacherei u. starken Kohlen- u. Eisenbergbau. W. sendet ein Mitglied ins Parlament.

**Walter,** Ferdinand, Rechtsgelehrter, insbes. katholischer Kanonist, geb. zu Wetzlar 30. Nov. 1794; machte 1813 den Befreiungskrieg mit, studirte seit 1814 in Heidelberg die Rechte u. erhielt 1818 eine Professur in Bonn, die er bis in sein spätestes Alter bekleidete. Als Mitglied der preuß. Nationalversammlung von 1848 u. der Ersten Kammer von 1849 u. 1850 hielt er sich zur konservativen Partei. Sein Hauptwerk ist das lange Zeit bedeutendste, oftmals aufgelegte „Lehrbuch des Kirchenrechts" (Bonn 1822). Außerdem veröffentlichte er: „Corpus juris germanici antiqui" (3 Bde., Berl. 1824); „Geschichte des Röm. Rechts bis auf Justinian" (ebd. 1840; 3. Aufl. 1860 f.); „Deutsche Rechtsgeschichte" (ebd. 1852); „System des Gemeinen deutschen Privatrechts" (ebd. 1854); „Juristische Encyklopädie" (ebd. 1856); „Das alte Wales" (ebd. 1859); „Fontes juris ecclesiastici antiqui et hodierni" (ebd. 1861); „Naturrecht u. Politik im Lichte der Gegenwart" (ebd. 1863) ꝛc.

**Waltershausen,** Stadt mit 4437 E. (1875) im Herzogthum Sachsen-Koburg-Gotha, liegt in 334 m. Seehöhe 3 Stunden südwestl. von Gotha, an der Strecke Fröttstedt-Friedrichroda der Thüring. Eisenbahn, hat große Schlächtereien (berühmte Würste), Bierbrauerei, Spritzenfabrik, Papiermühle u. in Stadt u. Umgegend bedeutende Puppenfabrikation. Oberhalb W. liegt auf einem Berge das gut erhaltene Schloß Tenneberg, jetzt Amtssitz.

**Walther von der Vogelweide,** der größte deutsche Lyriker des Mittelalters, wurde in den 60er Jahren des 12. Jahrh. wahrscheinlich im südl. Tirol geboren. Da sich nirgends eine bestimmte Andeutung über seine Heimat findet, sind darüber die verschiedensten Vermuthungen aufgestellt worden: nach Lachmann war W. aus Oesterreich, nach H. Kurz aus der Schweiz, u. zwar aus dem Thurgau, nach von der Hagen u. W. Wackernagel aus Franken, nach R. Menzel, K. Bartsch u. Fr. Pfeiffer aus Tirol, wo früher, südl. an der Brennerstraße, ein Ort „Vogelweide" lag u. sich noch heute, unweit Waidbruck, ein Vogelweiderhof findet. Auch darüber, ob W. bürgerlicher od. adliger Abkunft gewesen sei, sind die Ansichten getheilt; jedenfalls war er nicht begütert. Als Jüngling kam er nach Wien an den Hof Leopold's des Tugendhaften; hier lernte er die dem Sänger seiner Zeit unentbehrliche höfische Sitte u. Sangeskunst, in letzterer war vermuthlich der treffliche Minnesänger Reimar der Alte, dessen Tod er später so rührend besang, sein Lehrer. Viele jugendlich frische „Minnelieder" W.'s stammen ohne Zweifel aus dieser Zeit. Auch Leopold's Nachfolger, Friedrich der Katholische, schenkte W. seine Gunst; als derselbe aber 1198, auf einem Kreuzzuge begriffen, umkam, war W. gezwungen, den Wiener Hof zu verlassen u. ein Wanderleben zu beginnen, das ihn durch ganz Deutschland u. die angrenzenden Länder führte u. ihm zwar viele Entbehrungen auferlegte, aber dafür auch für seine Welt- u. Lebenskenntniß in hohem Grade fruchtbar wurde; wie er selber sagt, ist er „von der Elbe bis an den Rhein u. wieder bis Ungarn", „von der Seine bis an die Mur, vom Po bis an die Trave" gekommen, selbst das heilige Land hat er nach Menzel's u. Kurz' Annahme als Kreuzfahrer im Zuge Friedrich's II. besucht. Von Oesterreich hatte er sich, der Sitte der „höfischen" Dichtungsperiode gemäß, zunächst zu König Philipp von Schwaben begeben; er wohnte der Krönung desselben in Mainz bei u. begleitete ihn dann nach Magdeburg. Mit kraftvollen Liedern trat W. für die Rechte des Hohenstaufen ein u. begann gleichzeitig seinen so berühmt gewordenen Liederkampf gegen den Papst. Um Pfingsten 1200 war er vorübergehend zur Schwertleite Leopold's VII. in Wien. Nach König Philipp's Ermordung durch Otto von Wittelsbach, wandte sich W. dem Welfen Otto IV. zu; als auch dessen Stern erbleichte, ging W. 1214 zu seinem siegreichen Nebenbuhler, dem Hohenstaufen Friedrich II. über, dem er treu blieb u. der ihm auch den lang gehegten Wunsch nach einem kleinen Lehengute erfüllte. In der Zwischenzeit weilte W. außer bei den bereits genannten Fürsten vorübergehend auch an den Höfen Leonhard's von Kärnthen u. Dietrich's von Meißen, am berühmtesten aber ist sein mehrmaliger Aufenthalt am Hofe des edlen Sängerfreundes, des Landgrafen Hermann von Thüringen, geworden, der auf der waldumrauschten Wartburg bei Eisenach Hof hielt u. freigebig die Dichter bei sich aufnahm; hier soll sich W. an dem von der Sage überlieferten Sängerkriege (s. „Wartburgkrieg") betheiligt haben.

Nr. 5459. Walther von der Vogelweide. (Aus der Maneßischen Handschrift.)

Auch nachdem er das Lehn erhalten, gab er das Wanderleben nicht auf, zumal sein Gut keinen großen Ertrag lieferte. 1217 ging er von Neuem nach Oesterreich u. besuchte seinen Gönner, Heinrich von Medlik, des österr. Herzogs Oheim, zu Döbling bei Wien, u. Berthold v. Andechs, den Patriarchen von Aquileja; als Herzog Leopold selbst von einer Kreuzfahrt, die er unternommen hatte, zurückkehrte, blieb W. kurze Zeit auch an dessen Hofe. Wahrscheinlich setzte Kaiser Friedrich hierauf den Dichter zum Erzieher seines Sohnes Heinrich ein, welches Amt W. aber, da er wenig Erfolg damit hatte, bald wieder aufgab. Längere Zeit lebte er nun in der Zurückgezogenheit auf seinem Lehnsgute; für seine Betheiligung an dem Kreuzzuge des J. 1228 spricht bes. das schöne Lied, in dem er das Wiedersehen der Heimat feiert, wozu ihm der Kreuzzug Gelegenheit gegeben hatte. Wann W. gestorben, ist ungewiß; daß er über 40 Jahre Minnelieder gedichtet, sagt er selbst, also wird sein Tod nicht vor etwa 1230 erfolgt sein. Im Lorenzgarten des Würzburger neuen Münsters zeigte man früher seinen Grabstein, 1843 ist ihm ein neues Denkmal zu Würzburg errichtet worden; eine Chronik berichtet, in seinem Testament habe er bestimmt, daß auf seinen Grabstein täglich den Vögeln zur

Weide Semmelkrumen gestreut werden sollten, was die Domherren dahin geändert hätten, daß sie selbst die Semmeln bekamen. —

Nr. 5460. Finnfisch.

W. hat den engen Gedankenkreis der Minnesänger vor ihm durchbrochen; nicht nur verarbeitete er die alten Themata derselben, Lenz u. Liebe, Frauen- u. Fürstenlob, in durchaus neuer, selbständiger Weise, sondern er brachte auch der großen Frage des öffentlichen, politischen u. kirchlichen Lebens Verständniß entgegen u. zog sie in das Bereich seiner Kunst. Voll vaterländischer Gesinnung klagt er über die Abnahme der deutschen Macht u. Herrlichkeit u. tritt der Anmaßung u. Habgier des Papstes entgegen; mit einer zu jener Zeit unerhörten Kühnheit stellt er die Tücke der päpstlichen Politik an den Pranger u. spricht davon, wie man zu Rom lüge u. die Deutschen Kaiser betrüge. Daß er dabei von wahrer Frömmigkeit beseelt ist, zeigen seine religiösen Lieder; tiefe Lebensweisheit birgt sich in seinen gnomischen Gedichten. Ueber den Aberglauben seiner Zeitgenossen ist er erhaben; das zeigt z. B. sein Gedicht „Die Traumdeuterin", worin er sich in feinem Spott über den Glauben an Träume ergeht. Auch in der Form hat W. den höchsten Gipfel der mittelhochdeutschen Lyrik erstiegen; kein anderer Vertreter derselben erreicht W.'s liebliche u. wohlklingende Verse, seine treffenden Bilder, seine Sorgfalt in der Sprache. Diese Vorzüge W.'s wurden schon zu seiner Zeit allseitig anerkannt: so

Nr. 5461. Potfisch.

nennt ihn Gottfried von Straßburg aller Nachtigallen Meisterin; ähnlich sprechen sich Hugo von Trimberg u. A. aus, u. der Einfluß, den er auf den Minnesang seiner Zeit übte, war für dessen Entwicklung geradezu entscheidend, so daß Ulrich von Singenberg, der jüngere Reimar u. fast alle auf W. folgenden Minnesänger als Epigonen desselben zu betrachten sind. Wie mächtig die Wirkung seiner politischen Lieder war, beweist der Ausspruch des päpstlich gesinnten Tomassin von Zerkläre, durch das Wort, daß der Papst mit deutschem Gute seine welschen Taschen füllen wolle, habe W. Tausende bethört, daß sie Gottes u. des Papstes Gebot mißachtet hätten. Die Ueberlieferung der Meistersänger bezeichnete W. als einen der zwölf Meister, die zur Zeit Kaiser Otto's des Großen den Meistersang gestiftet haben sollten. — W. Grimm's, auch von W. Wackernagel adoptirte Vermuthung, W. sei der Verfasser der berühmten Spruchsammlung „Freidank's Bescheidenheit", ist von J. Grimm (in der Einleitung zu den „Gedichten des Mittelalters auf König Friedrich I."), Fr. Pfeiffer (in „Freie Forschung") u. Bezzenberger (in der Einleitung zu seiner Ausgabe „Bescheidenheit") widerlegt worden. Nachdem W.'s Gedichte in Bodmer's u. Breitinger's sowie in F. H. v. d. Hagen's „Minnesingern" im Druck erschienen waren, wurde er in neuerer Zeit zuerst in seiner ganzen Bedeutung gewürdigt von L. Uhland in seiner trefflichen Schrift „W. v. d. V., ein altdeutscher Dichter" (Stuttg. 1822); von anderen Schriften über W. sind hervorzuheben: Reuß, „W. v. d. V."

Nr. 5462. Schädel des Walfisches (Balaena mysticetus). a Barten, b Unterkinnlade.

(Würzburg 1843); Daffis, „Zur Lebensgeschichte W.'s v. d. V." (Berl. 1854); Opel, „Min guoter klosenaere" (Halle 1860); Ringer, „Das Leben W.'s v. d. V." (Gießen 1863); H. Kurz, „Ueber W.'s v. d. V. Herkunft u. Heimat" (Aarau 1863); R. Menzel, „Das Leben W.'s v. d. V." (Lpz. 1865); Lucä, „Leben u. Dichten W.'s v. d. V." (Halle 1867); Thurnwald, „Dichter, Kaiser u. Papst, W. v. d. V. als epischer Dichter" (Wien 1872). W.'s Gedichte wurden herausgegeben: von K. Lachmann, Berl. 1827, 3. u. 4. Aufl. von M. Haupt, 5. von K. Müllenhoff, 1875, nebst Ulrich v. Singenberg u. Leutold v. Seven), von Wackernagel u. M. Rieger, Gießen 1862; mit Wort u. Sacherklärungen von Fr. Pfeiffer, 5. Aufl. von K. Bartsch, Lpz. 1877; von W. Wilmanns, Halle 1869; von K. Simrock, Bonn 1870; Schulausgabe mit Wörterbuch. Ein besonderes Glossar dazu bearbeitete Hornig, Quedlinb. 1844. Uebersetzungen W.'s giebt es von Simrock (mit Erläuterungen von Wackernagel, 2 Bde., Berl. 1833), 6. Aufl., Lpz. 1876; Weiske, Halle 1852; K. Pannier, Lpz. 1878.

**Walthiere** (Wale, Walfische, Cetacea), eine Ordnung schwimmender Säugethiere mit fischähnlichem Körper, nackter Haut, welche eine dicke Specklage unter sich hat, einem überaus großen Kopfe, Nasenlöchern, welche nahe dem Scheitel liegen u. in Spritzlöcher umgewandelt sind, u. einer wagerechten Schwanzflosse, die ihnen zum Schwimmen dient. Die Vorderextremitäten, von deren Gürtel nur das Schulterblatt entwickelt ist, sind in äußerlich nicht gegliederte Flossen umgebildet, während die hinteren ganz fehlen od. durch ein rudimentäres Becken angedeutet sind. Die Wale haben meist vier Magen, ihre Nase, welcher der Riechnerv fehlt, ist nur Luftgang u. die hintere Nasenöffnung gegen den Schlund muskulös verschließbar. Das bekannte Blasen der Wale besteht im Ausstoßen von wasserdampfreicher Athemluft, die in der kühlen Atmosphäre als scheinbare Fontaine sichtbar ist. Man unterscheidet mehrere Familien der Wale. Zunächst die eigentlichen Wale od. Bartenwale (Balaena), welche bis 24 m. Länge erreichen u. in Glattwale u. durch eine Rückenflosse kenntliche Finnwale (Finnfische) sich theilen.

Sie leben in allen Weltmeeren, einzeln od. in Scharen. Der Kopf dieser Thiere erreicht ziemlich die Hälfte der ganzen Körperlänge; neben sehr kleinen Augen ist er durch ein großes Maul ausgezeichnet. Statt der Zähne, deren Keime nur im ersten Lebensalter vorhanden sind, haben sie im Oberkiefer 300—1000 senkrechte, blattartige, innen gefranste Hornplatten, die **Barten**; ähnliche Gebilde auch am Gaumen. Diese Barten liefern das **Fischbein**. Der Schlund der Bartenwale ist eng, so daß die Nahrung nur aus kleinen Seethieren besteht, die aus dem eingeschluckten Seewasser zwischen den Bartenfransen hängen bleiben. Ein kleines Weichthier, Clio borealis, heißt deshalb **Walfischaas**. Neben den Barten, deren Gewicht bei ausgewachsenen Thieren über 1650 Kg. beträgt, ist bes. der Speck (ausgeschmolzen Thran), der bis 70 cm. dick in einer Gesammtmasse bis zu 30,000 Kg. unter der Haut liegt, von praktischer Wichtigkeit. Im Mittelalter, wo Wale noch häufig an die europ. Küsten kamen, wurde ihr Fleisch (bes. die Zunge) gegessen, u. der röthliche Koth in der Färberei benutzt. Durch fortgesetzte Verfolgung haben sich die einst viel weiter verbreiteten Bartenwale in die hochnordischen Meere, den Stillen Ozean u. die Meere der südl. Hemisphäre zurückgezogen. Den Hauptfang haben jetzt die Amerikaner in den Händen; 1859 beschäftigten sie 661 große Fahrzeuge mit 16,000 Mann. Von den etwa 8000 Schiffen, die überhaupt auf Walfischfang ausgehen, befährt über $^1/_3$ die südlichen Meere. Ein Walfischfahrer ist gewöhnlich 38 m. lang, 10 m. breit u. 4 m. tief, seine Bemannung beträgt 30—50. Ein solches Schiff führt 6—7 leicht gebaute Boote mit sich. In diese begeben sich die Harpuniere u. einige Matrosen. Außer mit der **Harpune**, einem

Nr. 5463. Das Boot des Walfischfängers.

eisernen Pfeile, der an einem langen Tau befestigt wird, ist die Mannschaft auch mit Lanzen, Schaufeln u. Hacken bewaffnet. Es ist nicht ohne Gefahr, sich dem Thiere zu nahen, das durch einen einzigen Schlag mit der Schwanzflosse das Boot hoch in die Luft schleudern od. in den Grund hauen kann. Der durch die nach ihm geworfene Harpune getroffene Fisch schießt pfeilschnell davon, bald sinkend, bald steigend, das durch das Harpunentau mit ihm in Verbindung stehende Boot nachziehend, bis es gelingt, dem endlich ermüdet Auftauchenden eine Lanze in die Lungen zu stoßen. Ist er verendet, so wird die Specklage mit Schaufeln stückweis vom Körper gelöst u. entweder sogleich auf dem Schiffe, od. erst am Lande ausgeschmolzen, der Oberkiefer wird an Bord genommen, um die Barten abzulösen. 20—30 erlegte Wale sind nöthig, um das Schiff voll zu befrachten, eine Zahl, die jedoch sehr selten erreicht wird.

In derselben Weise verläuft auch die Jagd nach den **Potwalen** (**Potfischen**, **Kaschelots**, Physeter), die eine zweite Familie bilden. Es sind dies große Thiere von einer Länge von 20—28 m., mit einem gewaltigen viereckigen Kopfe, der ein Drittel der gesammten Körperlänge einnimmt. Das Maul liegt ganz unterseits, über dem Mundwinkel, nahe vor den auffällig kleinen Brustflossen, liegen die kleinen Augen, auf der Höhe der Vorderecke des Kopfes die in Spritzlöcher verwandelten Nasölöcher. Die glatte Körperhaut ist schwarz od. schiefergrau wie die der Bartenwale, u. vielfach mit Schmarotzern (Krebsen, Weichthieren) besetzt. Unter der Haut liegt der Speck bis 30 cm. dick. Während nun die Bartenwale außer dem Speck das Fischbein liefern, entschädigt der Potwal durch das in einem zweikammerigen Behälter seines ungeheueren Kopfes lagernde ölige **Walrath** (s. d.) u. durch die **Ambra**, welche sich im Darmkanale in konzentrisch schaligen Massen findet. Sie ist eine Art Gallenstein von aromatischem Geruch, reich an Benzoësäure u. dem Ambraïn, einer dem Cholesterin ähnlichen Substanz, u. brennt mit heller Flamme. Früher als krampfstillendes u. als erregendes Arzneimittel benutzt, wird die Ambra jetzt nur in der Parfümerie verwandt.

Endlich sind auch die kegelförmigen Zähne, deren der Potwal (statt der fehlenden Barten) 50—60 im Unterkiefer hat, als Elfenbein geschätzt. Der Potwal bewohnt die Meere um den Südpol, von da aus steigt er im Atlant.

Nr. 5464—66. Die Harpune des Walfischfängers.
Nr. 5464. Die Harpune mit dem Knuppel. Nr. 5465. Einrichtung der Harpune vor dem Wurf. Nr. 5466. Die Harpune nach dem Wurf im Leibe des Thieres. — a Der Eisenstab, b die Stahlspitze, c Scharnier zur Verbindung beider durch d kleines Holzstäbchen, e hintere Ende des Stabes, f die kurze Leine am Stab, k der Knuppel, m die große Leine verbunden bei v mit der Stableine.

Ozean auf u. verirrt sich selbst ins Mittelmeer, berührt die franz., engl. u. schott. Küsten u. dringt bis zum Eismeere vor. Ebenso streift er zwischen Asien u. Amerika gegen das nördl. Eismeer hin. Daß einmal einer an den europ. Küsten strandet, kommt selten vor. Wie sich die Lebensgeschichte der Bartenwale mehr od. weniger der Beobachtung entzieht, so auch selbstredend die der Potfische. Nur so viel ist bekannt, daß sie in Familien u. Gesellschaften bis zu Hunderten leben, die Weibchen u. Jungen unter Anführung einiger — ihnen an Größe weit überlegener — alter Männchen. Die Glieder derselben Herde u. Familie halten treu zusammen u. vertheidigen einander mit Aufopferung. Die Männchen führen um den Besitz einer Familie gewaltige Kämpfe mit einander. Auf der Wanderung od. Flucht schwimmen die Potfische in regelmäßige Kolonnen geordnet mit taktmäßigem Flossenschlag an der Oberfläche hin. Ihre Nahrung endlich besteht, nach den in ihrem Magen 2c. vorgefundenen Resten zu urtheilen, aus Weichthieren u. Fischen. Als anderweite Familien der Wale sind zu nennen: die **Narwale** (Monodon, 7 m. lange Thiere des Arktischen Meeres, deren Männchen im linken Oberkiefer einen spiral gefurchten Stoßzahn (der rechte verkümmert) von halber Körperlänge hat („Einhorn"); die **Delphine** mit zahlreichen kegelförmigen Zähnen in beiden Kiefern u. meist nur **einem** querovalen Spritzloch. Sie leben

Nr. 5467. Zertrümmerung des Walfischfahrers „Essex" durch einen harpunirten Walfisch.

truppweis in allen Meeren von Fischen, einige auch in großen Flüssen (Orinoco, Amazonas, Laplata, Ganges, Indus, Amur) u. werden bes. wegen ihres Thranes gejagt. Eine ausgestorbene Walfamilie ist die der

Zeuglodonten Nordamerika's. Endlich sind noch die Seekühe zu nennen. Diese pflanzenfressenden Wale unterscheiden sich von den übrigen Walen durch den kleinen Kopf mit der dickwulstigen Schnauze, das Gebiß, die großen Vorderflossen u. das spärliche Borstenkleid. Sie leben am Seestrand u. steigen von da in die Mündungen großer Flüsse, Tange u. Strandpflanzen weidend. Den südlichen Atlantischen Ozean bewohnt in mehreren Arten der Manati (Lamantin, Manatus, s. „Manati"), den Indischen Archipel u. das Rothe Meer der Dujong (Halicore). Beide Gattungen werden wegen ihres wohlschmeckenden Fleisches verfolgt; eine dritte Gattung, das Borkenthier (die Steller'sche Seekuh, s. „Seekuh") ist um deswillen im vorigen Jahrhundert geradezu ausgerottet worden.

**Walze,** s. v. w. Cylinder.

**walzende Grundstücke** sind solche, die zwar mit dem geschlossenen Komplex eines Landgutes im Verband liegen, jedoch nicht rechtlich zu ihm gehören u. demnach separat verkauft od. vertauscht werden können. Walzende Güter können gleichfalls ohne Dismembrationsverfahren zerlegt, vertheilt u. veräußert werden.

**Walzendruck,** eine neuere Druckmethode, welche im Gegensatz zu den älteren Verfahren mit flachen Druckformen mit cylindrischen Formen druckt u. ihrer großen Vortheile wegen sowol im Buch- als auch im Zeug- u. Tapetendruck Anwendung gefunden hat. Für den Buchdruck kam der eigentliche W. erst mit der Schnellpresse durch den Engländer Nicholson zur Anwendung, der die Druckform auf der Mantelfläche eines Cylinders anbrachte (vgl. „Schnellpresse"). Denn die sog. Walzenpresse, welche Strauß in Wien 1814 konstruirte, hatte noch flache Druckformen, die nur unter einer Walze durchgeführt wurden. Indessen ist der W. in der Typographie immer nur erst für einzelne Zwecke, z. B. Zeitungsdruck, bei denen es auf äußerste Genauigkeit nicht ankommt, u. wo sehr große Auflagen die Zurichtungskosten übertragen, in allgemeinerer Verwendung. In der Zeugdruckerei dagegen hat der 1780 von dem Deutschen Chr. Philipp Oberkampf eingeführte W. alle anderen Druckmethoden bei weitem hinter sich gelassen. Patente auf derartige Maschinen waren übrigens schon vor Oberkampf in England ertheilt worden, jedoch hatte die Praxis die Erfindung nicht bes. beachtet. Die Druckwalzen, welche beim Buchdruck aus Clichémasse u. erhaben hergestellt werden, sind beim Kattundruck aus Kupfer u. mit vertieft eingravirtem Muster (vgl. Drucken von Zeugen). Im J. 1800 waren Walzendruckmaschinen in England bereits allgemein verbreitet u. 1806 fand ihre Einführung in Oesterreich statt. Im Laufe der Zeit sind diese Maschinen sehr verbessert u. zum gleichzeitigen Druck von mehreren Farben eingerichtet worden. Von den Kattundruckmaschinen wurden die Tapetendruckmaschinen abgeleitet, welche Anfangs mit vertieft gravirten Walzen versehen waren, für die später jedoch Reliefwalzen eingeführt wurden. In der Regel werden solche Walzendruckmaschinen für mehrere (manchmal bis zu 20) Farben eingerichtet; man erreicht jedoch mit denselben bei weitem nicht die Vollkommenheit des Druckes wie mit Handformen, von denen zuweilen 5—600 zu einer Tapete verwendet werden müssen. Schon bei wenigen Farben ist die genaue, dem Muster entsprechende Zusammenstellung der Farben auf der Maschine nicht vollkommen sicher, so daß nur mittlere u. ordinäre Tapeten durch W. hergestellt werden (Abbild. s. Bd. III, Nr. 2508).

**Walzer,** ein Gesellschaftstanz, der, ursprünglich nur in Böhmen u. Oesterreich heimisch, sich jetzt über fast alle civilisirten Länder verbreitet hat. Die Musik des Tanzes steht im Dreiviertel- od. Dreiachteltakt, bildet mehrere acht- od. sechzehnaktige Reprisen u. hat zumeist den Charakter einer gemüthlichen Fröhlichkeit. Etwas mehr Aufgeregtheit der melodischen Haltung u. schnelleres Tempo machen den W. zum sog. Wiener W. Eine Art des W.s ist auch der Ländler u. Manche rechnen auch den im Zweivierteltakt gesetzten Galopp od. die Galoppade zur Walzergattung. Seit Strauß u. Lanner ist es Sitte geworden, die Zahl der Walzerreprisen zu vermehren, gleichsam mehrere W. auf einander folgen zu lassen u. diese durch eine Introduktion (Einleitung) u. eine Coda (Anhangs- od. Schlußsatz) zusammenzuhalten u. einzurahmen.

**Walzwerke** sind Maschinen, die im Wesentlichen aus zwei horizontalen, neben od. über einander stehenden u. sich drehenden Walzen bestehen, welche, je nach dem Zweck, dem sie dienen sollen, aus verschiedenem Materiale u. von verschiedener Form gefertigt werden. Die größten derartigen W. kommen in der Eisenindustrie zur Verwendung zum Walzen von Stabeisen, Schienen ꝛc. (vgl. „Eisen"); die Walzen haben zu diesem Zwecke rinnenförmige Vertiefungen rings um ihre Peripherie von der Form des Querschnittes des zu walzenden Eisens. W. mit glatten Walzen werden zur Herstellung von Blech aus verschiedenen Metallen verwendet. Das Walzenmaterial ist verschieden, für große W. gewöhnlich Gußeisen, für Blechwalzwerke ebenfalls Gußeisen od. dieses mit Futter von Messing od. Kupfer; für kleinere W. Stahl. Jetzt verwendet man Walzen von Bronze od. Biscuit (unglasirtem Porzellan) auch vielfach anstatt der Mühlsteine zum Mahlen von Getreide (Walzenmühlen).

**Wan,** Stadt im Vilajet Erzerum der asiat. Türkei, mit 35,000 E. (von denen über die Hälfte Christen sind), liegt an der Ostküste des Wansees (s. u.), ¾ Stunde vom Wasser entfernt in reicher Gartengegend, ist befestigt u. treibt lebhaften Handel, hat hübsche Bazars u. Kaffeehäuser, ein Hospital u. mehrere Schulen. Zu Zeiten wandert ein großer Theil der Bewohner nach Konstantinopel, um sich dort zu verdingen. Neben dem Handel wird Fischfang getrieben, Calico's werden auf 300 Stühlen gefertigt. Die Citadelle trägt ein aus gewaltigen Werkstücken aufgethürmter Hügel, der sich 1 Stunde hinzieht, u. in dessen Innerem große Höhlen u. Gewölbe mit Resten alter Bildwerke u. Denkmäler gefunden werden, am Eingang u. an den Seiten mit Keilinschriften bedeckt. Aehnliche Ruinen finden sich in der ganzen Umgegend, u. schon Moses von Chorene (370—489) beschrieb sie; die Sage nennt die mythische Königin Semiramis als Erbauerin, weshalb die Stadt auch von je bei den Armeniern Schamiramakert (d. i. Stadt der Semiramis) hieß. Sicher ist, daß hier schon in altassyrischer u. später persischer Zeit eine bedeutende Stadt lag; der Mongole Timurlenk, der es 1387 u. 1394 einnahm, soll den Bau haben zerstören wollen, wegen der gewaltigen Massen aber davon abgestanden sein. Der 67 □M. große Wansee, dessen Wasser verschiedenartige Salze enthält, liegt in großartiger Alpenlandschaft 1660 m. über dem Meere, fast nach allen Seiten bassinartig von Hochgipfeln umgeben, die zwischen 3- u. 5000 m. hoch sich erheben.

**Wanda** (d. h. Angel), sagenhafte Beherrscherin von Polen, um 700 n. Chr., Tochter des Königs Krak. Unter ihren zahlreichen Freiern, die sie aber alle zurückwies, befand sich auch der Alemannenfürst Ritbigar, der, über die Abweisung erbittert, Polen mit Krieg überzog, aber besiegt wurde u. sich selbst tödtete. W. ordnete ein großes Dankfest für die Götter an u. opferte sich dann, um das Land vor weiteren Kriegen zu bewahren, selbst, indem sie sich in die Weichsel stürzte. Zum Andenken an diese That — so berichtet die Sage — erhielt fortan die Weichsel den Namen Vandalus, das Volk nannte sich seitdem Vandalen. An der Stelle, wo W.'s Leiche ans Ufer geschafft u. der Erde übergeben war, dem Berge Wawel gegenüber, welcher die Königsburg von Krakau trägt, thürmte man einen ungeheuern Erdhügel auf, der den Namen Mogila erhielt u. später mit der aus Erz gegossenen Statue W.'s geschmückt ward.

**Wandelndes Blatt** (Blattheuschrecke, Phyllium siccifolium), eine über 7 cm. lange ostindische Heuschrecke von grünlicher od. gelblicher Färbung, deren Vorderrücken gezähnelt ist, deren Schenkel gezähnte blattartige Anhängsel tragen, u. deren Vorderflügel einem trockenen Blatte ähneln. Wegen dieser ihre Gegenwart verhüllenden Aehnlichkeit, wegen ihres nächtlichen gefräßigen Lebens u. ihres Sichtodtstellens bei Gefahr führen sie auch wie die Stabheuschrecken (Phasma ꝛc.) den Namen Gespenstheuschrecken.

**Wandelstern,** s. „Planeten".

**Wanderblöcke,** s. v. w. erratische Blöcke (s. „Diluvialbildungen").

**Wanderheuschrecke** (Oedipoda migratoria, Arbeth der Bibel), eine grünlichgelbe od. schmuziggelbe Feldheuschrecke mit schwärzlich gefleckten Flügeldecken u. innen gelblichgrünen, übrigens glashellen Flügeln. Ihre Hinterschenkel sind innen blau, mit schwarzen Ringen vor den Gelenken, die Hinterschienen gelb. Der Flug ist statt des absatzweise schnarrenden anderer Feldheuschrecken ein anhaltender. Sie ist im Orient häufig u. reicht bis in die Tatarei, nach Westen aber bis über Wien u. selbst bis ins südl. Schweden, obwol sie da meist nur vereinzelt vorkommt. Unter Umständen, bes. bei trockener, warmer Witterung, kann sich die W. auch in Europa so vermehren, daß sie zur Landplage wird, wie es in den J. 1693, 1730, 1749, 1750 ff., 1846, 1859 in Deutschland geschah. Furchtbar aber sind die Verheerungen dieser Heuschrecken in Westasien u. Nordafrika, wo verwandte Arten, wie z. B. Oedipoda aegyptiaca 1867 in Algerien, so bedeutenden Schaden anrichten, daß allgemeine Hungersnoth entsteht. Während die W. auf ihren Zügen vor ihrer letzten Häutung nur langsam vorrücken (wegen unvollständiger Entwicklung der Flugwerkzeuge) u. ihre Vertilgung deshalb bei einem energischen Vorgehen noch möglich ist, läßt sich dieselbe kaum erreichen, sobald die gefräßigen Insekten ihre Flügel vollständig entwickelt haben. Ihre das Tageslicht verdunkelnden Züge haben oft eine Ausdehnung von mehreren Stunden Länge u. Breite, u. wo sie niederfallen, da ist binnen wenigen Stunden die ganze Vegetation vernichtet (Abbild. s. Bd. IV, Nr. 3390).

**Wanderungen der Thiere** sind häufig vorkommende Erscheinungen, die verschiedene, zum Theil unbekannte Ursachen haben. Vielfach unaufgeklärt u. wunderbar ist auch die Art, wie sie ausgeführt werden, die Sicherheit, mit welcher Zeit u. Richtung eingehalten werden, die Energie, mit welcher Hindernisse überwunden werden. In vielen Fällen bestimmt Witterungswechsel u. mit diesem verbundener Futtermangel wie

andere Noth die Thiere zum Wandern. Feldmäuse z. B. werden durch nasse Witterung im Frühling zum Auswandern veranlaßt, die Wanderratte (s. „Ratte“) hat nach Pallas ursprünglich infolge großer Dürre ihre Heimat verlassen. Salamander, Aale u. andere Wasserthiere verlassen bei Wassermangel ihren Wohnort, um einen wasserreicheren aufzusuchen. Die amerikan. Wandertaube (Ectopistes migratorius, vgl. „Tauben“) wird durch eintretenden Futtermangel bestimmt, in Scharen, die nach vielen Hunderttausenden zählen, auszuwandern, um in futterreicherer Gegend ihren Aufenthalt zu nehmen. Vor den Stichen lästiger Insekten flüchten die Renthiere des nördl. Rußlands in großen Herden gen Süden in schützende Wälder u. Gebirge; sie ziehen dabei stets die gleiche Bahn nur von Landstraßenbreite u. setzen stets an den nämlichen Stellen über die Ströme. Uebervölkerung veranlaßt das Bienenvolk, auszuschwärmen u. einen neuen Staat zu gründen. Ebenso zwingt eine nach einer Reihe von Jahren zum Höhepunkte gelangte Uebervölkerung den Lemming (s. d.), ein nordeurop. Nagethier, aller 18 bis 20 Jahre in zahllosen Scharen dem Bottnischen Meere zuzuwandern, immer in gerader Richtung über jede Bodenbeschaffenheit hinweg. amerika's gehen in ungeheueren Herden im Sommer an die Küsten des Eismeeres u. im Winter in die südlicheren Gegenden. Robben u. Wale ziehen in Scharen, die nach Tausenden zählen. Von Reptilien sind die Seeschildkröten anzuführen, die, um ihre Eier abzusetzen, weite Reisen durchs Meer nach der Küste unternehmen, um von da wiederum ins Meer zurückzukehren. Lediglich um des Laichgeschäfts willen unternehmen auch zahlreiche Fische jährliche Wanderungen. Ein Theil dieser Wanderfische zieht vom Meere den Küsten zu u. weit hinauf in die Flüsse u. deren Nebenflüsse, um an gesicherter Stelle den Laich abzusetzen u. dann wieder ins Meer zurückzukehren, wie auch die junge Brut sich dem Meere zuwendet. Ein anderer Theil von Wanderfischen gehört den Süßwasserfischen an, wandert zum Laichen ins Meer, u. geht dann, wie die junge Brut, wieder die Flüsse hinauf. Beiderlei Wanderer wissen die verschiedenen Hemmnisse (Wehre, Schnellen 2c.), die sich ihnen entgegenstellen, oft mit merkwürdiger Geschicklichkeit zu überwinden. Zu den Wanderfischen der zweiten Art, die im Meere laichen, gehört der Aal, dessen Fortpflanzungsgeschichte sich denn auch deshalb bislang noch mehr od. weniger dem Auge der Forscher entzogen hat. Wanderfische der anderen

Nr. 5468. See und Festung Wan.

Manche Thiere wurden durch die fortschreitende Kultur mit ihren sich ihnen bietenden Subsistenzmitteln zum Wandern bestimmt, der Haussperling z. B. folgte dem Getreidebau nach Sibirien. — Ein ganz besonderes Interesse nehmen jedoch die jährlich wiederkehrenden periodischen Thierwanderungen in Anspruch. Bei ihnen ist es nicht blos der Nahrungsmangel, nicht blos die sinkende Temperatur, welche das Wandern veranlaßt, auch nicht die, allerdings in vielen Fällen hier eingreifende Sorge um die Nachkommenschaft; es bemächtigt sich vielmehr mit magischer Gewalt ein Trieb, die Heimat zu verlassen, der Thiere einer Art, daß sie sich scharen u. mit wunderbarem Einverständniß u. mit der Sicherheit eines vom Kompaß Geleiteten über Berg u. Thal, über Fluß u. Meer nach den entferntesten Gegenden ziehen, um mit der gleichen Sicherheit beim Wiederkehren der milderen Jahreszeit sich der alten Heimat wieder zuzuwenden. So bes. zahlreiche Vögel (Zugvögel), unter denen nam. Insektenfresser, ferner die Störche, Kraniche, selbst die schwerfälligen Wachteln. Jede dieser Vogelarten hat eine ihr eigenthümliche Zugzeit u. jede ihre besondere Form des Zuges; geleitet wird der Zug von erfahrenen Individuen. Nächst den Vögeln zeigen auch die anderen Wirbelthierklassen zahlreiche Beispiele jährlichen Wanderns. So wandern z. B. die Antilopen Afrika's in ungeheueren Schwärmen je nach der Regenzeit u. der durch diese bewirkten Vegetation in den Gegenden nördl. u. südl. vom Aequator alle Jahre regelmäßig hin u. her. Ganz ebenso verhalten sich die Renthiere der alten u. neuen Welt. Die Büffel Nord-

Art, die stromaufwärts ziehen, um zu laichen, sind z. B. der Stint, der Lachs, die Lachsforelle, der Maifisch, die Finte, der Stör, der Hausen, der Sterlet, die Seelamprete u. das Neunauge. Von niederen Thieren, die aus gleichem Grunde wandern, sei die Wanderkrabbe (Gecarcinus) erwähnt, die zur Regenzeit von Februar bis April scharenweise dem Meere zuwandert, um ihre Eier abzulegen, wobei sie auf ihren Zügen selbst in die Häuser geräth. Im Bereiche der Insekten finden sich manche interessante Beispiele von Wanderung, theils infolge massenhafter Vermehrung am gleichen Orte, theils um der gleichen Nahrung nachzugehen, theils aus unbekannten Gründen. Von Raupen, Faltern, Libellen, Ameisen 2c. kann man große Züge beobachten (vgl. „Heerwurm“, „Prozessionsraupe“, „Wanderheuschrecke“). Im Leben der Würmer (Eingeweidewürmer) endlich spielt Wandern in aktivem u. passivem Sinne eine bedeutende Rolle, indem die Mehrzahl von ihnen nicht an einem Orte (in einem Wirthe) alle Lebensstadien durchmacht. Das Wandern spielt in der Geschichte der Organismen, u. nam. der Thiere, eine große Rolle. Bei dem Streben der Organismen, sich zu erhalten u. sich zu vermehren, bei der Nothwendigkeit also, den Kampf ums Dasein zu bestehen, wird es zu einer tiefbegründeten Naturnothwendigkeit. Und zwar tritt dies Streben bei den Thieren stärker hervor als bei den Pflanzen, da bei ihnen zur passiven Wanderung (durch Wind u. Wasser) sich die freie Bewegung gesellt. Die stärkeren Individuen werden durch das Verlangen nach reicherer Nahrung, die schwächeren durch den

Wunsch, sich dem Kampfe mit kräftigeren Konkurrenten ihrer Art od. der Verfolgung von Raubthieren zu entziehen, über die Grenzen ihres ursprünglichen Standortes getrieben. Langdauernde räumliche Trennung der ausgewanderten Individuen von ihren Artgenossen leitet Varietäten- u. Artbildung (s. „Art" u. „Darwin") ein. Hierauf gründet sich Wagner's Migrationsgesetz der Organismen. Die ersten veränderten Abkömmlinge der Kolonisten bilden das Stammpaar, die neue Heimat wird der Mittelpunkt des Verbreitungsbezirkes der neuen Art.

**Wandmalerei,** die schon von den Aegyptern u. den Völkern des klassischen Alterthums angewandte Bemalung der Wände, insbes. monumentaler Gebäude, mit Figurendarstellungen ist die für bedeutungsvolle u. umfangreiche historische Darstellungen geeignetste Art der Malerei. Sie entfaltet sich gewöhnlich auf großen Flächen u. in großem Maßstabe, steht in der Regel in gegenständlicher Beziehung zu dem Gebäude u. seinem öffentlichen Charakter u. erhält schon dadurch eine gewisse Großartigkeit. Da sich die W. zugleich an der Decke u. an den Wänden des Gebäudes auszubreiten pflegt, so setzt sie eine gewisse Eintheilung des gegebenen Inhaltes voraus, so daß Haupt- u. Nebenbilder entstehen, die gewöhnlich durch die die einzelnen Felder umgebenden Arabesken od. Ornamente zu einem Ganzen verbunden werden. Demnach unterscheidet man je nach dem Orte, wo diese Darstellungen angebracht sind, Haupt- od. Mittelbilder, darunter streifenartige Sockelbilder (Predellen), darüber Friesbilder, halbkreisförmige Lunettenbilder, runde Medaillons; ebenso, wenn die Malereien an der gewölbten Decke sich befinden, Kuppelbilder, dreieckige Zwickelbilder 2c. So ist auch die Eintheilung der mit Malereien versehenen Wände der Häuser in Herculanum u. Pompeji die, daß die Wände durch 2 wagerechte u. 2 senkrechte Streifen in 9 Felder getheilt werden, von denen die drei oberen den breiten Fries von ziemlich heller Farbe bilden, die drei mittleren als Hauptfelder auf gewöhnlich tief rothem od. gedämpft gelbem, selten blauem od. grünem Grunde entweder nur schwebende Gestalten von Tänzerinnen od. Genien, od. auch ganze mythologische od. historische Gemälde, od. Genrebilder enthalten, während die drei unteren Sockelfelder in dunklerer, bisweilen schwarzer Farbe nur mit Ornamenten aus der Thier- od. Pflanzenwelt bemalt sind. Der heitere Charakter des Ganzen wird erhöht durch eine auf den vertikalen Streifen gemalte perspektivische Scheinarchitektur. — Die neuere Auffassung der W. ist entweder die des klassischen Alterthums, welche sich in der Eintheilung der Wand- u. Deckenflächen u. deren Umrahmung einem bestimmten architektonischen, dem Bauzweck entsprechenden Gedanken anpaßt, z. B. Rafael's Bilder in den Stanzen des Vatikans; od. sie sieht die (gewölbte) Decke des Raumes als den geöffneten Himmel an, in welchem Götter u. überirdische Gestalten sich bewegen, z. B. in den Fresken Correggio's in Parma; od. endlich sie denkt sich die Malerei als einen an der Wand od. an der Decke ausgespannten Teppich. — Die Technik der W. ist entweder die schon von den Alten u. nam. in Pompeji geübte Frescomalerei (s. d.), od. die sog. Seccomalerei, bei welcher die Farben auf die trockene Mauerfläche aufgetragen werden. Diese letztere, sehr einfache Technik, die im Mittelalter bis zum 14. Jahrh. fast ausschließlich herrschte, während von da an gewöhnlich die Frescomalerei eintrat, trägt, sobald die Umrisse des Kartons angegeben sind, die Farben mit verschiedenen Bindemitteln auf, gewöhnlich in Leimwasser angerührt, od. auch mit Eigelb od. Feigensaft. Zu diesen beiden Verfahrungsweisen gesellten sich in neuerer Zeit die bereits sehr verbreitete Stereochromie (s. d.) u. die Malerei in Wachsfarben, wobei die Farbestoffe zu dem in Terpentinöl aufgelösten Wachs hinzugesetzt u. dann auf der trockenen Wandfläche gemalt werden (s. „Wachsmalerei"). Diese letztere, bes. für landschaftliche Darstellungen geeignete Technik wurde z. B. von Rottmann für seine Landschaften aus Griechenland in der Neuen Pinakothek zu München u. von Preller für seine Odysseelandschaften in Weimar angewandt. Vgl. auch „Sgraffito", „Mosaikmalerei", „Enkaustik".

**Wandsbeck,** Kreisstadt mit 13,531 E. (1875) vom Kreise Stormarn im Reg.-Bez. Schleswig der preuß. Provinz Schleswig-Holstein, 1 Stunde östl. von Hamburg, an der Lübeck-Hamburger Eisenbahn, hat ein Amtsgericht, ein Hauptzollamt, ein Schloß des Grafen Schimmelmann, ein Gymnasium, Wachsbleichen, Kattundruckerei, Cigarrenfabrikation u. ein Denkmal zur Erinnerung an Matthias Claudius (s. d.), den Herausgeber des „Wandsbecker Boten".

**Wangeroge** od. Wangeroog, eine Nordseeinsel, 0,037 □M. mit 350 E. an der oldenburg. Küste, ziemlich 3 Stunden von ihr entfernt u. zum oldenburg. Amt Jever, Obergericht Varel, gehörig, ist 1 Stunde lang u. sehr schmal, besteht großentheils aus unfruchtbarem Sandland u. ist in steter Abnahme begriffen. Es hat Seebad, Salzsiederei u. Fischerei. Das Kirchdorf darauf zählt 87 E.

**Wanzen** sind Insekten aus der Ordnung der Halbflügler od. Hemiptera (s. d.), in der sie die Abtheilung der „Ungleichflügler" (Heteroptera) bilden. Die Vorderflügel der W. sind am Grunde hart, an der Spitze häutig wie die Hinterflügel, ihr Schnabel entspringt an der Spitze der Stirn u. wird in der Ruhe meist gegen die Brust zurückgeschlagen. Die meisten dieser Thiere verbreiten bei der Berührung einen eigenthümlichen Gestank (den bekannten „Wanzengeruch"), der von der Absonderungsfeuchtigkeit einer im Brustkasten gelegenen Drüse stammt. Die W. sind theils Landwanzen (Geocores), die sich meist nur von thierischen Stoffen nähren, indem sie Insekten aussaugen — od., wie die Bettwanze (Limex lectularius [s. d.]), die hierher gehört, den Menschen aussaugen; sie gehen aber auch an Pflanzen. Sie leben auf der Erde zwischen Steinen od. auf Gewächsen; wie sich die Bettwanze im Naturzustande verhalten hat, ehe sie zum Hausthier im übeln Sinne wurde, ist unbekannt, jedenfalls aber eben so wie die anderen Arten; auf dem Wasser lebt nur der „Wasserläufer" (Hydrometra). Nächst den Genannten zählt zu den Landwanzen die in Hunderten von Arten verbreitete Gattung Baumwanze (Limex) u. die ungeflügelte, schwarzrothe Feuerwanze (Pyrrhocoris). Anderntheils sind die W. Wasserwanzen (Hydrocores), wasserlebige Insekten, die sich von thierischen Stoffen nähren, Nachts von einem Gewässer zum andern fliegen u. sehr empfindlich stechen.

**Wapiti,** canadischer Hirsch (Cervus canadensis), ein den Edelhirsch um ein Drittel an Größe überragender Hirsch mit gewaltigen, an der Spitze zweigabeligen Geweihen, deren Augensprossen fast der Stirn parallel stehen. In seinem Aeußeren ähnelt er dem Edelhirsch sehr, er sieht rothbraun, im Winter graubraun aus, unter der Blume gelblichweiß mit schwarzer Einfassung. Die Heimat dieses Hirsches ist Nordamerika, wo er bes. am obern Missouri, jedoch nicht über 67° n. Br., vorkommt u. seines Fleisches u. Felles wegen sowie wegen der Geweihe gejagt wird.

**Wappäus,** Johann Eduard, ausgezeichneter Statistiker u. Geograph, geb. zu Hamburg 17. Mai 1812; besuchte 1830—31 die landwirthschaftliche Akademie in Möglin, bezog dann die Universität Göttingen, machte 1833 eine Reise nach den Kapverdischen Inseln u. nach Brasilien, setzte 1834 seine Studien in Berlin fort u. habilitirte sich 1836 als Privatdozent für Statistik in Göttingen, wo er 1845 Professor wurde. Er ist ein Vertreter der alten Achenwalt'schen beschreibenden Statistik; sein Werk über „Allgemeine Bevölkerungsstatistik" (2 Bde, Lpz. 1859—61) ist an Reichthum des verarbeiteten Materials bisher unerreicht; auch gilt W. als einer der gelehrtesten Kenner Amerika's. Außer jenem Werke schrieb er: „Untersuchungen über die geographischen Entdeckungen der Portugiesen unter Heinrich dem Seefahrer" (Gött. 1842); „Die Republiken von Südamerika" (1. Thl., Venezuela, ebd. 1843); „Deutsche Auswanderung u. Kolonisation" (Lpz. 1846 u. 1848) u. besorgte eine neue Ausgabe von Stein's u. Hörschelmann's „Handbuch der Geographie u. Statistik" (ebd. 1855 ff.), für die er selbst die allgemeine Geographie, Nordamerika, Mittel- u. Südamerika u. Brasilien bearbeitete.

**Wappen** (franz. Armes), das auf dem Schilde od. einer den Schild darstellenden Fläche befindliche Bild od. Abzeichen, das mit anerkannter Berechtigung von einer Person, einer Körperschaft, einer Stadt, einem Lande 2c. geführt wird (s. „Heraldik"). Ursprung u. Ausbildung verdankt das Wappenwesen erst dem Mittelalter, denn wo im Alterthum auf einem Schilde bestimmte Zeichen vorkommen, da sind es nur symbolische, vom Eigenthümer des Schildes selbst gewählte Figuren, also kein eigentlich bleibendes, mit einer besondern Berechtigung geführtes W., das vom Landesfürsten als ein ausschließliches Recht für den Betheiligten verliehen wird u. unter einer staatlichen Kontrole steht. Zur Ausbreitung der Ertheilung bestimmter W. trugen vor Allem die Kreuzzüge bei, in denen so viele Herren mit ihren Reisigen u. ihrem Gefolge gemeinschaftlich ins Feld zogen, wodurch sich die Nothwendigkeit ergab, als Erkennungszeichen für die Zusammengehörigen die Waffen u. nam. den Schild mit bestimmten Zeichen zu bemalen. Diese auch zum Andenken an gewisse Ereignisse u. Kriegsthaten verliehenen Zeichen sind offenbar von großem Einfluß für die Entstehung der W. gewesen. Eben so großen Einfluß auf die Ausbreitung des Wappenwesens hatte aber auch einerseits die Bildung des Adels als Korporation sowie die Ausbildung des Ritterthums u. seinen eigenthümlichen Einrichtungen, andererseits die Turniere (s. d.), bei denen die Ritter ihre W. als Abzeichen führten, durch welche sie ihre Ritterbürtigkeit u. ihre Berechtigung zum Turniere nachzuweisen hatten. Diese Prüfung der W. (Wappenschau) war das Amt der Herolde.

**Wappenkönig** hieß im Mittelalter der oberste der Herolde eines Landes, welcher zugleich Vorsteher des landesfürstlichen Heroldamtes war. Diese Würde kam allenthalben mit dem Verfall des Feudalwesens ab; nur England kennt noch dieselbe; ja es besitzt sogar drei Wappenkönige (Kings of Arms): den Garder principal (den Herold des Hosenband

ordens u. Reichsherold) als obersten, dann den Clarencieux (für die südl. Provinzen) u. den Norroy (für die nördlichen), außerdem 6 Herolde u. 4 Heroldsgehülfen (Poursuivants).

**Wappenkunde,** s. „Heraldik".

**Wappers,** Gustav v., der Gründer der heutigen Malerschule von Antwerpen, geb. 23. Aug. 1803; erhielt in Antwerpen seine erste künstlerische Ausbildung u. studirte dann in Paris die alten Venetianer, von deren Einfluß sein warmes, glänzendes Kolorit Zeugniß giebt. Sein erstes Bild, das schon durch seinen patriotischen Gedanken die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn lenkte, war 1830 die „Episode aus der Belagerung von Leyden", darstellend, wie der Burgemeister van der Werff während der Belagerung der Stadt durch die Spanier 1574 die hungernden Vertheidiger zum Ausharren auffordert, indem er ihnen seinen Körper als Speise darbietet (Museum im Haag). Als sein bes. durch Schönheit der Zeichnung u. Kraft des Kolorits ausgezeichnetes Meisterwerk gilt eine „Scene aus den Brüsseler Kampftagen im Sept. 1830"; zu seinen übrigen größeren Werken gehören „Der Abschied Karl's I. von seinen Kindern", „Die Vertheidigung von Rhodos durch die Johanniter", „Die große Antwerpener Fischerei", „Peter d. Gr. in Saardam", „Boccaccio den Decamerone vorlesend" u. mehrere religiösen Inhalts, u. Portraits. W. sammelte um sich eine große Zahl von Schülern, wurde 1840 Direktor der Akademie, 1847 in den Adelstand erhoben u. zum „Maler des Königs der Belgier" ernannt. 1860 nahm er seinen Wohnsitz in Paris u. starb dort 6. Dez. 1874.

**Waräger** od. Wäringer, Warangen, Warjazi (die Ableitung des Namens ist ungewiß) werden zuerst die Normannen genannt, welche im 9. Jahrh. unter Rurik (s. d.) u. seinen Brüdern an der Küste Rußlands landeten u. durch friedlichen Vertrag die Herrschaft erhielten. Seit dem 10. Jahrh. nennt man sie auch in Konstantinopel als Leibwächter des Kaisers, so in den J. 902, 935, 949 u. noch 1341. Außerdem bezeichnen byzantinische Quellen alle Skandinavier, die über Land plündernd nach dem Süden kamen, mit dem Namen W. Während in Skandinavien selbst derselbe nirgends vorkommt, läßt die jüngere Edda (auf Island) Harald, den Bruder Olaf's des Heiligen (s. d.), als Anführer der W. Züge durch das Mittelmeer nach Afrika u. Byzanz unternehmen. — Vgl. Zeuß, „Die Deutschen" (Münch. 1837).

**Warasdin** (Varasd, ein kroatisches Komitat, 33,192 □M. mit 170,022 Seelen Civilbevölkerung (1869), liegt im NW. des vereinigten Königreichs Kroatien-Slavonien u. grenzt östl. an das Komitat Kreuz, südl. an Agram, westl. an Steiermark, nördl. an letzteres u. durch die Drau an die ungar. Komitate Zalá u. Somogy. Es wird in der Mitte in westöstl. Richtung von dem bis 1061 m. hohen Ivansizagebirge, der Wasserscheide zwischen Drau u. Save, durchzogen, hat an der Nordwestgrenze das Matzelgebirge u. ist im N. fruchtbares Flachland. Seine Flüsse, von denen, abgesehen von der Drau, die Bodnia der größte ist, gehen theils zur Drau, theils zur Save. Der Boden des flachen Landes eignet sich großentheils vortrefflich zum Getreide-, Tabak- u. Weinbau. Die Gebirge sind noch stark bewaldet. Hauptort ist die königl. Freistadt **W.** mit 10,623 E. (1869) unweit des rechten Draunfers; es ist Sitz der Komitatsbehörden, hat ein altes befestigtes Schloß, ein Schloß des Erzbischofs von Agram, ein Kollegiatkapitel, Obergymnasium, Haupt- u. Realschule, Fabriken in Tabak, Likör, Essig, Steingut u. Seide u. beträchtlichen Weinhandel.

**Warbeck,** Perkin (d. i. vlämische Form für „Peterchen"), eigentl. Peter Osbeck aus Turnay, gab sich von 1492—97 für Richard (IV.), den Sohn Eduard's IV., aus. Seine Jugendgeschichte ist dunkel, da der Vater, vielleicht ein getaufter Jude, bald hier- bald dorthin zog. Als Margarethe von Burgund, die Wittwe Karl's des Kühnen u. als Schwester Eduard's IV. erbitterte Feindin Heinrich's VII., von W.'s gewinnendem Aeußeren u. seiner überraschenden Aehnlichkeit mit ihrem Bruder erfuhr, ließ sie ihn kommen, machte ihn mit der unglücklichen Geschichte des Hauses York bekannt, ließ ihn Sprachen u. Ritterkünste, in Portugal auch höfisches Wesen erlernen u. hieß ihn dann seine Rolle spielen. Als er 1492 zu Cork in Irland landete u. sich „Richard Plantagenet" nannte, glaubte man ihm überall die Erzählung von seiner wundersamen Rettung aus den Händen Richard's III. (s. d.), u. viele mißvergnügte Peers von England, manche Anhänger des Hauses York erklärten sich für ihn. Auch Karl VIII. von Frankreich lud ihn zu sich u. behandelte ihn als Prinzen, nöthigte ihn aber bald darauf, das Land zu verlassen, als er mit England Frieden machte. Jetzt erst nahm ihn auch Margarethe öffentlich als Herzog von York auf. Immer mehr Unzufriedene sammelten sich um ihn, geführt von dem energischen Lord Clifford, u. bereiteten eine Invasion in England vor. Aber Heinrich VII. ließ die Küsten mit aller Vorsicht bewachen, gewann Clifford u. einige Häupter der Verschworenen in England für sich, ließ andere ergreifen u. hinrichten u. sorgte zumeist dafür, daß alle Nachrichten über die Ermordung der Söhne Eduard's gesammelt u. bekannt gemacht wurden. Vergebens landete W. Ende Juni 1495 mit 600 Abenteurern in Kent. Ein Theil derselben wurde gefangen genommen, u. W. selbst mußte flüchten; ebenso scheiterte sein Versuch im Juli, in Waterford zu landen. Dennoch flackerte sein Glücksstern noch einmal auf, als Jakob IV. ihn als Königssohn ehrte, ihn mit seiner Verwandten, der Lady Katharina Gordon, vermählte u. im Sept. 1496 zur Vertreibung Heinrich's VII. über die Grenze begleitete, da sich eine Menge Anhänger des Hauses York unter seiner Fahne gesammelt hatten. Aber die Engländer erschraken über die Roheit seiner schottischen Bundesgenossen, König Jakob wandte sich auch von ihm ab u. schloß Frieden mit England. Da versuchte W. zum letzten Male sein Heil in Cornwall, ließ sich im Sept. 1497 als Richard IV. ausrufen, zog mit 3000 kühnen Anhängern gegen Exeter, sah aber seine Sache bald verloren u. flüchtete in ein Kloster, während seine Gemahlin die Gnade des Königs anrief u. erfuhr. Auch W. ergab sich gegen Zusicherung des Lebens, wurde durch die Straßen Londons geführt u. mußte selbst überall die Geschichte seines Betrugs erzählen, wurde aber sonst milde behandelt. Selbst ein Fluchtversuch, den er 1498 machte, wurde nur mit einer ähnlichen Buße u. mit Gefangenschaft im Tower bestraft. Als W. jedoch mit dem ebenfalls gefangenen Prätendenten, dem Grafen Warwick (s. d.), den Versuch machte, zu entfliehen, ließ der König Beide vor Gericht stellen u. hinrichten: W. wurde 23. Nov. 1499 zu Tyburn gehängt.

**Warburton,** Peter Egertan, Entdeckungsreisender in Australien, ein ehemaliger Offizier in ostindischen Diensten, dann seit 1853 Polizeipräsident zu Adelaide in Südaustralien. Als solcher unternahm er häufige Reisen, anfänglich nur, um das noch unbekannte Innere seines Verwaltungsbezirks kennen zu lernen, doch dehnte er dieselben später auf weitere noch unbekannte Strecken im Westen u. Osten Australiens aus. Von der südaustralischen Regierung 1864 beauftragt, das Nordende des Eyresees zu durchforschen, entdeckte er den Fluß Barku nebst vielen anderen Gewässern u. großen Strecken fruchtbaren Ackerlandes. In den Jahren 1872—74 leitete er abermals Untersuchungsexpeditionen, von der Ueberlandtelegraphenlinie ausgehend, die so günstige Resultate lieferten, daß das südaustralische Parlament ihm einen Ehrensold von 1000 Pfd. Sterl. zuerkannte u. die königl. geogr. Gesellschaft zu London ihm die goldene Victoria Medaille ertheilte. W. lebt gegenwärtig im Kreise seiner zahlreichen Familie zu Burnside, einem 5 Km. von Adelaide entfernten Flecken. Außer zahlreichen Berichten über seine Reisen in Fachzeitschriften, veröffentlichte er: „Major Warburton's Diary" (Adelaide 1866) u. „Journey across the Western Interior of Australia" (Lond. 1875).

**Ward,** Edward Matthew, einer der besten Historien- u. Genremaler Englands, geb. in London 1816; bildete sich auf der dortigen Akademie, setzte seine Studien in Italien u. in Paris fort u. trat zuerst 1844 mit historischen Genrebildern auf, von denen einige ihrer charaktervollen Auffassung u. eleganten Malerei wegen großen Beifall fanden, z. B. „Lafleur's Abreise von Montreuil" u. „Die Ungnade Clarendon's". An anderen wurde Mangel an Harmonie des Kolorits od. auch allzu strenge Ausführung der Details getadelt. Zu W.'s besten Bildern gehören die aus der engl. Geschichte, darunter auch die 8 Fresken im Korridor des Hauses der Gemeinen in London (1852 ff.), u. eine Reihe von Bildern aus der Geschichte der Franz. Revolution, z. B. „Ludwig XVI. mit seiner Familie im Tempel", „Marie Antoinette empfängt ihr Todesurtheil". Beliebter noch als die historischen Bilder wurden seine Genrebilder, in denen er sich der Hogarth'schen Auffassung nähert.

**Wardein,** der mit Prüfung des Gehaltes der Münzen betraute Beamte.

**Warmbluter,** warmblütige Thiere heißen diejenigen Thiere, welche infolge eines raschen u. bedeutenden Stoffwechsels u. einer größeren

Lebensenergie überhaupt ein bedeutendes Wärmequantum erzeugen u. eine Bluttemperatur haben, die von der Temperatur der sie umgebenden Medien nahezu unabhängig ist. Sie heißen auch hämatotherme, richtiger homöotherme, d. h. Thiere mit gleichbleibender (Blut-) Wärme, u. stehen im Gegensatz zu den Kaltblutern (hämatokryen, richtiger pökilothermen Thieren), d. h. solchen mit variabler, von den umgebenden Medien abhangender Temperatur. Die Blutwärme ist am geringsten bei den Reptilien, beträgt beim Menschen u. den Säugethieren 36—38° C. (ein Plus zeigt den Beginn des Fiebers an), bei den Vögeln bis 42° C. Die W. ertragen keine bedeutende Abkühlung, Vögel z. B. sterben, wenn ihr Blut bis auf 26° C. abgekühlt wird. Nur die Winterschläfer ertragen eine Blutabkühlung bis auf 4° C.

**Warmbrunn,** Marktflecken mit 2998 E. (1875) im Kreise Hirschberg am Bober, Reg.-Bez. Liegnitz der preuß. Provinz Schlesien, eine gräflich Schaffgot'sche Besitzung, in reizender Ebene vor dem Riesengebirge am Zaken u. an der schles. Gebirgsbahn Kohlfurt-Altwasser, ist der besuchteste schles. Badeort mit 2 warmen Schwefelquellen von 39 u. 35,4° C. Es hat seit 1803 neue großartige Badeeinrichtungen für Douche-, Schwitz-, Dampfbäder ꝛc., ein gräflich Schaffgot'sches Schloß (1800 erbaut), 2 Kirchen verschiedener Konfessionen, Theater, bedeutende Glasfabrikation u. Glas- u. Steinschleifereien. Das schwefelhaltige Wasser, das sowol zum Baden wie zum Trinken benutzt wird, erweist sich bes. wirksam bei Gicht, Lähmungen, Drüsenverhärtungen u. Hautausschlägen ꝛc. Vgl. Knoblauch, „W. u. seine Heilquellen“ (Warmbr. 1876).

**Wärme** bezeichnet einmal eine eigenthümliche, vor dem Tastgefühl verschiedene Art von Empfindung an der Oberfläche unseres Körpers, wenn diese mit gewissen äußeren Objekten in Berührung kommt (einen sehr hohen Grad dieser Empfindung unterscheidet man als Hitze). Weiterhin bezeichnet der Ausdruck W. aber auch die äußere Ursache jener unserer Wärmeempfindung, eine Ursache, die uns ihrem inneren Wesen nach durchaus noch nicht bekannt ist, die wir vielmehr als Eigenschaft den äußeren Objekten zuschreiben, welche Wärmeempfindung in uns erregen. In dieser zweiten Bedeutung ist die W. Gegenstand der Wärmelehre, eines der umfangreichsten u. theoretisch sowie praktisch wichtigsten Kapitels der Physik. Ueber die eigentliche Natur der W., d. h. der die Wärmeempfindung in uns erregenden Ursache, ist man von Alters her nicht immer derselben Ansicht gewesen. Früher, zum Theil noch bis in die neuere Zeit hinein, glaubte man, daß diese Ursache ein äußerst feiner, unwägbarer Stoff sei, den man auch Wärmestoff, calorieum, calorique, nannte, während man später dazu überging, die W. nicht als einen besondern, von den Körpern trennbaren u. zu ihnen hinzufügbaren Stoff, sondern als einen Zustand zu betrachten, in welchen die Körper unter gewissen Bedingungen gerathen können, eine Anschauung, die endlich zu der weiter unten zu erörternden mechanischen Wärmetheorie führte.

Wirkungen der Wärme. Die Beobachtung lehrt, daß durch dieselbe Ursache, welche in uns das Wärmegefühl hervorbringt, auch noch eine Reihe anderer Veränderungen in der stofflichen Welt erzeugt werden, als: 1. Ausdehnung, Volumenvergrößerung aller Körper durch die W., 2. Aenderung des Aggregationszustandes der Körper, 3. chemische Wirkungen, 4. elektrische Wirkungen u. 5. die physiologischen Wirkungen der Wärmeempfindung. Was die Ausdehnung der Körper durch die W. anlangt, so unterliegen derselben alle Stoffe, feste sowol als flüssige u. luftförmige; am stärksten u. zugleich am proportionalsten erfahren die Luftarten mit der Wärmezunahme eine Vergrößerung ihres Volumens. Da die Ausdehnung durch die W. meßbar ist, wird sie auch in der Regel als Maß des Wärmezustandes, der Temperatur (s. d.) der Körper benutzt. Ueber die Art u. Weise, wie dies geschieht, s. „Thermometer“. Die Größe, um welche sich die Längeneinheit (1 m.) eines Körpers bei einer Erwärmung um 1 Temperaturgrad der 100theiligen Skala ausdehnt, heißt der Ausdehnungskoeffizient dieses Körpers, u. zwar sein linearer. Die Größe, um welche sich die Volumeneinheit (etwa 1 Kbm.) eines Körpers bei gleicher Erwärmung ausdehnt, heißt sein kubischer Ausdehnungskoeffizient. Der kubische Ausdehnungskoeffizient ist dreimal so groß als der lineare. Bei festen Körpern giebt man den letzteren an, bei tropfbaren u. luftförmigen Flüssigkeiten den ersteren. Der lineare Ausdehnungskoeffizient fester Körper ist verschieden, immer aber nur gering; er beträgt bei allen nur einige Hunderttausendstel der Länge. Der kubische Ausdehnungskoeffizient des Quecksilbers beträgt noch nicht ganz 0,0002, der des Weingeistes etwa 0,003. Alle Luftarten dehnen sich für 100 Grad Erwärmung um reichlich $^1/_3$ (genau um 0,366) ihres Volumens aus. Für viele technische u. wissenschaftliche Fragen ist die genaue Kenntniß der Ausdehnungskoeffizienten der Stoffe unentbehrlich. — Die Aenderung des Aggregationszustandes durch die W. zeigt sich in verschiedener Weise, indem durch Erwärmung sowol sehr viele feste Körper in den flüssigen Zustand, als auch flüssige in den gasförmigen Zustand übergeführt werden. Das Verflüssigen fester Körper durch W. nennt man Schmelzen (s. d. und „Erstarrungspunkt“). Den Uebergang des flüssigen in den gasförmigen Zustand durch Wärmeaufnahme bezeichnet man als Verdampfen; als Sieden, wenn das Verdampfen mit heftiger Dampfentwicklung aus dem Innern der Flüssigkeit heraus erfolgt (vgl. „Dampf“ sowie die Artikel „Feuchtigkeit“, „Hygrometer“, „Sieden“, „Thau“, „Verdampfungswärme“). Beim Schmelzen sowol wie beim Sieden bleibt das Thermometer trotz weiterer Wärmezufuhr fest auf dem betreffenden Schmelz- od. Siedepunkte stehen, bis alles Vorhandene geschmolzen od. in Dampf verwandelt ist. Man sagt, die inzwischen weiter zugeführte Wärme sei in dem neuen Aggregatzustande „latent“ geworden. Beim Niederschlagen der Dämpfe od. beim Erstarren des Geschmolzenen wird diese latente (verborgene) W. wieder frei. Bezüglich ihrer chemischen Wirkungen ist die W. eines der mächtigsten Agentien. Bald, wie bei den Oxydationsprozesse, begünstigt sie die Verbindung zweier Stoffe, bald wird durch die Erwärmung ein Auseinanderfallen der Verbindung in ihre Bestandtheile erzielt, wie z. B. das Quecksilberoxyd beim Erhitzen in Quecksilber u. Sauerstoff zerfällt. Ueber die elektrischen Wirkungen s. „Thermoelektrizität“. Die physiologische Wirkung, d. h. die von uns schlechthin als W. bezeichnete Empfindung, ist von ihrer äußeren Ursache od. von dem, was der Physiker als W. bezeichnet u. zum Gegenstand der Wärmelehre macht, so gänzlich verschieden, wie etwa das auf unserer Wange durch Berührung mit einer Flaumfeder erregte Kitzelgefühl von der dasselbe erregenden Flaumfeder verschieden ist.

Wärmeeinheit, spezifische W. Um einen Körper in seiner Temperatur um eine gewisse Anzahl Grade zu erhöhen, ist für eine bestimmte Menge, z. B. 1 Kg., immer dieselbe Wärmemenge nothwendig. Diesen Umstand hat man benutzt, um ein relatives Maß für Wärmequantitäten daraus abzuleiten, indem man diejenige Wärmemenge, welche man braucht, um die Temperatur eines Kilogramms Wasser um 1° C. zu erhöhen, als eine Wärmeeinheit oder Calorie angenommen hat (zuweilen nennt man auch die tausendmal kleinere für 1 Gr. Wasser erforderliche Menge so). Andere Stoffe verhalten sich bezüglich ihrer Erwärmung aber insofern verschieden von dem Wasser, als bei ihnen ganz andere Wärmemengen nothwendig sind, um dasselbe Gewichtsquantum in gleicher Weise zu erwärmen. So braucht 1 Kg. Quecksilber zur gleichen Erwärmung nur den 33. Theil der W., welche für 1 Kg. Wasser nothwendig ist. Man nennt daher für jeden Körper diejenige Wärmemenge, welche erforderlich ist, um die Temperatur seiner Gewichtseinheit (1 Kg.) um 1° C. zu erhöhen, seine spezifische W. od. Wärmekapazität. Die franz. Physiker Dulong u. Petit fanden (1818), daß bei den meisten chemischen Elementen die Produkte aus den Atomgewichtszahlen mit den betreffenden spezifischen W.n einer konstanten Größe gleich sind, nämlich nahe gleich 6,4, od., was dasselbe bedeutet, daß die Atomwärme für die betreffenden Elemente gleich ist.

Fortpflanzung der W. Die W. kann sich von einem warmen Körper aus in zweierlei Weise fortpflanzen, durch Leitung od. durch Strahlung. In Bezug auf die größere od. geringere Leichtigkeit, mit der sie die Wärme von Theilchen zu Theilchen durch sie hindurch leiten, verhalten sich die verschiedenen Stoffe sehr verschieden. Man unterscheidet demnach gute u. schlechte Wärmeleiter. Zu den guten Wärmeleitern gehören vor Allem die Metalle, dann kommen Glas, Porzellan, Steine, Holz, poröse Körper, Pelzwerk, Flüssigkeiten, Gasarten. In flüssigen u. gasartigen Körpern verbreitet sich die W. leicht, wenn sie von unten erwärmt werden, weil dann die erwärmten, ausgedehnten, mithin spezifisch leichter werdenden Theile aufsteigen u. durch nachströmende kalte ersetzt werden können. Stroh- u. Pelzbekleidung, Doppelthüren u. Doppelfenster wirken durch die wegen der porösen Beschaffenheit ihres Materiales eingeschlossene Luft als schlechte Wärmeleiter. Die Wärmestrahlung geht ganz wie die Lichtstrahlung durch Luft u. leere Räume sowie durch die durchsichtigen Körper vor sich; doch sind nicht alle für das Licht durchgängigen (durchsichtige od. diaphane) Stoffe in gleicher Weise auch für die Wärmestrahlen durchgängig (diatherman); so werden z. B. vom Glase u. noch mehr vom Alaun viel Wärmestrahlen absorbirt, bes. wenn sie von einer dunklen Wärmequelle, etwa einem geschwärzten Gefäß mit heißem Wasser, kommen, während dagegen eine Steinsalzplatte die Wärmestrahlen fast ganz ungeschwächt durchläßt. Die Wärmestrahlen werden übrigens, wie schon die Benutzung der Brennspiegel u. Brennglaser zeigt, genau eben so wie die Lichtstrahlen reflektirt, gebrochen ꝛc. Bei einem durch ein Steinsalzprisma erzeugten Wärmespektrum liegt das Maximum der Wärmewirkung noch jenseit des Roth, wo das Auge gar kein Licht mehr wahrnimmt. Melloni, dem die Lehre von der strahlenden W. sehr viel zu verdanken hat, hat dieses Auftreten von verschieden brechbaren Wärmestrahlen Thermochrose od. Wärmefärbung genannt. Durch Strahlung durch den leeren Weltraum hindurch kommt die Sonnenwärme zu uns; durch eben solche Strahlung

giebt aber die Erde einen Theil ihrer eigenen sowol als auch der zugestrahlten Sonnenwärme wieder her, am leichtesten in wolkenfreien Nächten (s. „Thau").

**Quellen der W.** Die hauptsächlichste Wärmequelle für uns ist die **Sonne**. Ganz allein die von diesem glühenden Körper zu uns herüberstrahlende W. unterhält auf der Erdoberfläche eine Temperatur, welche nachweisbar seit 2000 Jahren sich nicht um den hundertsten Theil eines Grades verringert hat, so daß also der durch Ausstrahlung der Erdwärme in den Weltraum entstehende Ausfall durch die Wärmezuströmung von der Sonne (**Insolation**) vollständig ausgeglichen wird. Diese Sonnenwärme ermöglicht das organische Leben auf der Erde, das aber auch erlöschen muß, sobald der fortschreitende Abkühlungsprozeß der Sonne einen gewissen Punkt erreicht haben wird. Früher mag auch noch die innere Erdwärme für Unterhaltung des organischen Lebens merklich wirksam gewesen sein. Bei der jetzigen Dicke der erstarrten Erdkruste macht sie sich nur noch bei vulkanischen Eruptionen u. in den heißen Quellen äußerlich bemerkbar. Eine weitere wichtige Wärmequelle ist der **chemische Prozeß**. Bei jeder Oxydation (Verbrennung) od. überhaupt bei jeder chemischen Verbindung wird eine für diese Verbindung stets gleich große Wärmemenge erzeugt. Die mannichfache, uns unentbehrliche Verwendung der durch Verbrennung erzeugten Hitze ist bekannt. Die Verbrennungswärme sowol als auch die spezifische W. der verschiedenen Stoffe werden von den Physikern durch das **Calorimeter** (s. d.) bestimmt. Ebenfalls auf dem chemischen Prozeß beruht die **Wärmebildung durch den Lebensprozeß der Thiere**. Schon Lavoisier u. Laplace erkannten (1785–99), daß die Lebenswärme einem langsamen Oxydationsprozesse ihre Entstehung verdankt, indem der mit den Lebensmitteln in das Blut aufgenommene Kohlenstoff u. Wasserstoff sich mit dem durch Respiration aus der Luft genommenen Sauerstoff zu Kohlensäure u. Wasserdampf verbinden, verbrennen. Bei gewissen Thieren, den **warmblütigen** Säugethieren u. Vögeln, ist dieser Prozeß so regulirt, daß ihre Temperatur immer unabhängig von der der Umgebung sich sehr nahe gleich bleibt, während bei den übrigen, den **kaltblütigen**, diese Verbrennungswärme eben nur hinreicht, um die Temperatur des Thieres 1–2° über der der Umgebung zu halten. Endlich ist eine in jüngster Zeit bes. für die richtige Einsicht in die wahre Natur der W. wichtig gewordene Wärmequelle die **Wärmeentwicklung durch mechanische Arbeit**. Es ist bekannt, daß durch Druck, Schlag, Stoß, beim Hämmern, Reiben harter Gegenstände beträchtliche Wärmemengen erzeugt werden können. Die Kompression der Luft wird beim pneumatischen Feuerzeug (s. d.) benutzt, um ein Stück Schwamm zu entzünden. Die lebendige Kraft des auf den Amboß niederfallenden Hammers verschwindet scheinbar spurlos, sie wird verwandelt in Wärme, die man an der Temperaturzunahme der geschlagenen Stelle wahrnehmen kann. Diese u. ähnliche Betrachtungen, welche auf einen innigen Zusammenhang zwischen W. u. mechanischer Arbeitsleistung hinweisen, insofern sich in unzähligen Fällen W. in mechanische Arbeitsleistung u. umgekehrt diese in jene verwandelt, führten zur Ausbildung der **mechanischen Wärmetheorie**. So lange man in der Physik die W. zu den sog. Imponderabilien, unwägbaren Stoffen, rechnete, waren die Schwierigkeiten bei der Erklärung der latenten W. u. der Wärmeerzeugung durch Reibung u. andere mechanische Vorgänge durchaus unüberwindliche. Jene alte Theorie wurde vollends unhaltbar, als man die Identität der Wärmestrahlen mit den Lichtstrahlen erkannte und sich genöthigt sah, das Licht nicht mehr für einen besondern Stoff, sondern nur als einen Schwingungszustand des Aethers zu betrachten. Von ausschlaggebender Bedeutung nicht nur für eine rationellere Auffassung der W., sondern für eine geläuterte Naturanschauung überhaupt mußte daher die Entdeckung des sog. mechanischen Aequivalentes der W. durch den genialen Heilbronner Arzt J. R. **Mayer** (1842) werden. Infolge der genauen Betrachtung, welcher er die Wärmeerzeugung im menschlichen Körper unterwarf, kam dieser Forscher zu dem Resultate, daß eine unveränderliche Größenbeziehung zwischen W. u. Arbeit stattfinden müsse. Mayer bemühte sich, durch das Experiment festzustellen, wie viel Arbeitskraft zur Hervorbringung eines bestimmten Maßes von W. erforderlich sei u. umgekehrt. Arbeitskraft läßt sich messen durch Gewichtshebung. Es mußte also ermittelt werden, wie hoch ein bestimmtes Gewicht gehoben werden muß, damit seine Fallkraft der Erwärmung eines gleichen Gewichtes Wasser von 0° auf 1° äquivalent sei, d. h. daß es beim Herabsinken auf mechanischem Wege (durch Reibung, Kompression ꝛc.) so viel Wärme erzeugt, als nöthig ist, um einen gleichen Gewichtstheil Wasser auf eine um 1° höhere Temperatur zu bringen. Diese Zahl ist das mechanische Aequivalent der W., u. Mayer berechnete dasselbe, allerdings infolge einer nicht ganz korrekten Rechnungsunterlage, etwas zu niedrig, auf 367 Meterkilogramm, d. i. auf die Arbeit eines Hubes von 1 Kg. auf die Höhe von 367 m. Genauere Untersuchungen, welche seit 1843 der Engländer Joule bezüglich des mechanischen Wärmeäquivalentes ausführte, ergaben denn auch einen etwas andern Werth als Mayer gefunden hatte, indem Joule die Größe jenes Aequivalentes sehr nahe dem jetzt festgestellten Werthe von 424 Meterkilogramm bestimmte. Während dessen hatte aber der deutsche Entdecker sich bereits mit der Verfolgung des neuen Naturgesetzes in verschiedene Anwendungsgebiete versucht. 1845 erschien seine Schrift: „Die organische Bewegung in ihrem Zusammenhange mit dem Stoffwechsel", worin die aus der neuen Entdeckung sich ergebenden allgemeinen physikalischen Ideen weiter ausgeführt wurden; in der 3 Jahre später erscheinenden Schrift Mayer's: „Beiträge zur Dynamik des Himmels" wies er nach, daß die ausstrahlende Sonnenwärme wenigstens zum Theil Ersatz finde durch die W., welche nach Maßgabe des Wärmeäquivalentes der mechanischen Kraft erzeugt werde beim Zusammenstoß meteorischer Massen mit der Masse der Sonne. Seit Entdeckung des mechanischen Wärmeäquivalentes hat man nun versucht, sämmtliche Wärmeerscheinungen als Bewegungserscheinungen, wie die Erscheinungen des Lichtes, der Elektrizität ꝛc., aufzufassen. Zu den Physikern, welche sich um Entwicklung dieser Auffassung verdient gemacht haben, sind zu nennen: Clausius, Zeuner, Redtenbacher, Rankine, James u. William Thomson, Tyndall u. A. Das Wesentliche dieser mechanischen Auffassung der W. ist Folgendes. Die W. besteht in der schwingenden Bewegung der Körpermolecule. Die lebendige Kraft eines Moleculs bestimmt die **Temperatur**, die Summe der lebendigen Kräfte aller den **Wärmegehalt**. Der Punkt, wo diese lebendige Kraft gleich Null wäre, ist der absolute Nullpunkt; nach den zu Gebote stehenden Unterlagen wurde derselbe auf den sehr niedrigen Temperaturgrad von —275° berechnet. Bei Moleculen von ungleicher Natur kann bei gleicher Erwärmung der Zuwachs an lebendiger Kraft nur durch entsprechende Steigerung der lebendigen Kraft der Gewichtseinheit bewirkt werden. Dies hat in der mechanischen Wärmetheorie die Bedeutung der **spezifischen W.** Die einem Körper zugeführte lebendige Kraft wird zum Theil zu Arbeit verbraucht, durch welche Entfernung u. Lage der Molecule geändert u., wenn auf dem Volumen ein äußerer Druck lastet, dieser eine Strecke weit fortgeschoben wird. Diese letztere Arbeit heißt auch **äußere**, die andere dagegen **innere Arbeit**. Nur das, was an lebendiger Kraft im Körper zurückbleibt, unterhält seine Temperatur u. bildet die **freie W.**, während der nur in Form geleisteter Arbeit vorhandene Theil die Temperatur nicht beeinflußt u. das bildet, was gewöhnlich sonst **gebundene** od. **latente W.** genannt wird. Eine treffliche populäre Darstellung der mechanischen Wärmetheorie ist enthalten in einem Vortrag von **Baumgartner** in Wien. Derselbe findet sich im „Archiv der Mathematik" von Grunert (1864, Seite 211–226).

**Warmwasserheizung**, ein Centralheizsystem, welches darauf beruht, daß erwärmtes Wasser durch die zu heizenden Räume in Röhren geleitet wird, eine Heizmethode, die schon in den röm. Bädern Anwendung fand. Die allgemeine Anordnung einer W. ist in Nr. 5469 dargestellt. Von dem im Souterrain od. Keller angebrachten Kessel H geht ein Rohr E (das Steigrohr) vertikal empor u. mündet in der obersten Etage in den Boden des sog. Expansionsgefäßes D ein, welches der oberste Theil des Apparates bildet u. mit der freien Luft kommunizirt, so daß dem im ganzen Heizsysteme befindlichen Wasser die freie Ausdehnung gestattet ist u. dadurch verhütet wird, daß der Druck im Apparate den äußeren Luftdruck übersteigt. Von diesem Expansionsgefäße wird das Wasser durch die Röhren C u. C′ abwärts nach den Oefen B u. B′ geführt, die sich in den verschiedenen Etagen in der zur Heizung der verschiedenen Räume genügenden Anzahl befinden. Von diesen Oefen, deren Heizmaterial eben nur das vom Kessel ausgehende heiße (höchstens bis 80° R. erhitzte) Wasser ist, dem hier eine vergrößerte Ausstrahlungsfläche geboten wird, führen die Retourröhren A u. A′ abwärts, um, zu einem einzigen Rohre vereinigt, in den Boden des Kessels H einzumünden. Ist der ganze Apparat bis zu einem gewissen Wasserstande im Expansionsgefäße D mit Wasser gefüllt u. wird der Kessel H mittels direkter Feuerung geheizt, so steigt das erwärmte Wasser infolge seiner Ausdehnung im Rohre E empor, indem es von dem aus der Höhe herabsinkenden kalten Wasser verdrängt wird. Das Rohr E sowie das Expansionsgefäß D sind durch gehörige Umhüllung vor Wärmeverlust geschützt, u. es gelangt das Wasser mit der im Kessel H erhaltenen Temperatur bis in die Abfallröhren C u. C′, in denen das niedersinkende kältere Wasser Platz macht. Auf diese Weise tritt fortwährend warmes Wasser in die Stubenöfen ein, während das infolge von Wärmeabgabe abgekühlte Wasser nach dem Kessel strömt, um daselbst von Neuem erwärmt zu werden u. darauf im Steigrohre nach oben zu gelangen. Die so erregte Cirkulation wird noch eine Zeit lang fortdauern, nachdem das Feuer unter dem Kessel erloschen ist — nämlich so lange, bis die ganze Wassermasse sich gleichmäßig auf die Temperatur der äußeren Luft abgekühlt hat, worauf sie zum Stillstand kommen muß. Die Geschwindigkeit, mit der das Wasser in dem Apparate

cirkulirt, hängt einmal von dem Temperaturunterschiede ab; je größer derselbe ist, um so rascher ist auch die Bewegung des Wassers. Hierdurch erlangt das System die Eigenschaft, sich auf gewisse Weise selbst zu reguliren, indem das Wasser um so schneller niedersinkt, um sich wieder zu erwärmen, je kälter es ist. Dann aber beruht die Cirkulationsgeschwindigkeit auch auf der Höhe der beiden Wassersäulen u. wird um so größer, je größer diese Höhe wird. Die W. bietet den großen Vortheil, daß die Temperatur in den geheizten Räumen ohne große Sorgfalt gleichmäßig erhalten werden kann u. niemals auf eine ungesunde od. gar gefährliche Höhe steigen wird, wie dies bei der Luftheizung vorkommen kann. Bezüglich der Proportionirung der Heizfläche ist zu bemerken, daß zur Erwärmung von 1000 Kbm. Raum bis auf ca. 22° C. bis gegen 40 □m. kupferne Heizfläche nöthig sind. Gußeiserne Heizflächen muß man um die Hälfte größer machen. Je höher das Expansionsgefäß sich über dem Heizapparate befindet, um so stärker kann das Wasser erwärmt werden. Der Warmwasser- od. Niederdruckheizung gegenüber hat man bes. in England auch sog. Heißwasser- od. Hochdruckwasserheizungen konstruirt, bei denen das Wasser in einem von der äußeren Luft vollständig abgeschlossenen Systeme cirkulirt und darin in beliebiger Weise ohne Rücksichtnahme auf die Druckhöhe der Wassersäule im Steigrohre erhitzt werden kann. Je stärker diese Erhitzung ist, um so stärker ist aber auch der vom Wasser auf die Wände des Apparates ausgeübte Druck. Die Röhren werden deshalb für diese Heizung von nur etwa 3–4 cm. Durchmesser genommen, während für die vorherbesprochene W. Röhren bis zum Durchmesser von 12 cm. u. mehr nothwendig werden. In der Anlage ist daher die Heißwasserheizung billiger als die W., auch kann damit die Wärme weitergeführt u. eine kräftigere Heizung bewirkt werden, jedoch bedarf sie beständiger Aufsicht u. ist des hohen Druckes wegen immer Gefahr vorhanden, daß die Röhren undicht werden od. gar platzen.

Nr. 5469. Warmwasser- od. Niederdruckheizung.

**Warnemünde,** Marktflecken mit 17,667 E. (1875) im Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin, am Ausflusse des durch die Warnow gebildeten Breitling in die Ostsee, ist besuchtes Seebad u. Außenhafen Rostocks. In seinem Hafen verkehrten 1872: 937 Schiffe, darunter 50 Dampfer.

**Warnkönig,** Leopold August, Rechtshistoriker, geb. zu Bruchsal 1. Aug. 1794; studirte 1813–16 in Heidelberg u. Göttingen die Rechte, habilitirte sich dann an letztgenannter Universität als Privatdozent u. wurde außerord. Beisitzer am dortigen Spruchkollegium, folgte 1817 einem Rufe als Professor der Rechte nach Lüttich, ging 1827 in gleicher Eigenschaft nach Löwen, wo er jedoch 1830 als Nichtbelgier sein Amt verlor, bekleidete 1831–36 eine Professur in Gent, war dann Professor in Freiburg u. übernahm 1844 den Lehrstuhl für das katholische Kirchenrecht in Tübingen. Seit 1856 im Ruhestande, starb er zu Stuttgart 19. Aug. 1866. Zu seinen Werken gehören insbes. „Institutiones s. Elementa juris Romani privati“ (Lüttich 1819; 4. Aufl., ebd. 1860); „Commentarii juris Romani privati“ (3 Thle., ebd. 1825 ff.); „Recherches sur la legislation belge au moyen-age“ (Gent 1831); „Flandrische Staats- u. Rechtsgeschichte“ (3 Bde., Tüb. 1835–42); „Histoire externe du droit romain“ (Brüss. 1836); „Ueber die Wichtigkeit des belg. Rechts“ (Freiburg 1836); „Histoire du droit belge“ (Brüss. 1837); „Beiträge zur Geschichte u. Quellenkunde des Lütticher Gewohnheitsrechts“ (Freiburg 1838; 2. Aufl. 1854); „Rechtsphilosophie als Naturlehre des Rechts“ (ebd. 1839; 2. Aufl. 1854); „Vorschule der Institutionen u. Pandekten“ (ebd. 1839; 2. Aufl. 1854); „Juristische Encyklopädie“ (Erl. 1853); „Die staatsrechtliche Stellung der Katholischen Kirche“ (ebd. 1855); „Histoire des Carolingiens“ (gemeinschaftlich mit Gerard, 2 Bde., Par. 1862)



u. „Don Carlos“ (Leben, Verhaftung u. Tod dieses Prinzen, Stuttg. 1864). Außerdem bearbeitete er mit L. Stein die „Franz. Staats- u. Rechtsgeschichte“ (3 Bde., Basel 1846 ff.), übersetzte Savigny's „Abhandlung der Lehre vom Besitz“ (Lütt. 1824) u. Makeldey's „Einleitung zum Studium des Röm. Rechts“ (Mons 1826) ins Französische u. gab 1819—31 die Zeitschrift „Themis“ u. seit 1836 mit Roßhirt die „Zeitschrift für Civil- u. Kriminalrecht“ heraus.

**Warnow,** ein mecklenburg. Küstenfluß, entspringt in 33,5 m. Seehöhe beim Dorfe Grebbin, nördl. von Parchim, fließt zwischen flachen, oft brüchigen Ufern bis unterhalb Kladow nordwestl., später nordöstl., bildet den Barnimer-, den Mickowsee, den See Rummelborn u. den Neddersee, wird bei Bützow, wo der Fluß die nur für kleine Kähne fahrbare Nebel aufnimmt, schiffbar u. tritt unterhalb Rostock nach 18 M. langem Laufe in den Breitling, der bei Warnemünde seinen Ausfluß in die Ostsee hat. Bis Rostock trägt der Fluß bei einem Maximaltiefgang von 4,8 m. Schiffe bis 10,000 Ctr. Tragfähigkeit; für größere Fahrzeuge ist Warnemünde Hafenplatz. Das Gesammtgebiet der W. beträgt rund 2800 □Km.

**Warrants** sind Bescheinigungen (Certifikate) über eingelagerte Waaren in Magazinen der Zollverwaltungen, in Lagerhäusern von Lombardbanken, kaufmännischen Korporationen, Gemeinden ꝛc. Diese Certifikate sind auf andere Personen übertragbar u. gelten als Handelsobjekte, obgleich sie nur die darin bezeichneten Waaren repräsentiren.

**Warren** (spr. Uarr'n), Samuel, engl. Schriftsteller, geb. zu Racre in der walis. Grafschaft Denbigh 23. Mai 1807 als Sohn jenes W., welcher 1794, als er von den Scillyinseln hatte absegeln wollen, in franz. Gefangenschaft gerathen war u. später seine Schicksale in Frankreich unter dem Titel „Eine Gefangenschaft in Frankreich während der Schreckensregierung“ sehr anziehend beschrieben hatte; derselbe wurde später Prediger in Racre u. war zuletzt Rektor in Ancoats (Manchester). Samuel W. studirte zuerst fünf Jahre lang Medizin, hielt sich dann, ohne ein besonderes Studium zu kultiviren, 1827–28 in Edinburgh auf, wo er durch Arbeiten über sehr verschiedene Themata mehrere Preise gewann, u. ging später nach London, um sich nun zum Juristen auszubilden. Seit Okt. 1831 Privatkonsulent, erwarb er sich bald eine große Praxis u. wurde im Nov. 1837 als Advokat bestätigt. Später erhielt er die Direktion einer Irrenanstalt; in dieser mit einem bedeutenden Gehalt verbundenen Stellung kam ihm seine tiefe Kenntniß der menschlichen Natur, sein medizinisches u. juristisches Wissen u. seine humane Denkungsweise sehr zu statten. Im Juli 1850 erfolgte seine Ernennung zum Anwalt der Königin, 1852 ward er Syndikus (Recorder) der Stadt Hull u. seit 1859 fungirte er als Richter im Gerichtshofe für Verhandlungen über Irrsinnfälle (Master in lunacy). Auch saß er einmal kurze Zeit im Parlament. Auf literarischem Gebiete hat er sich weniger durch seine juristischen u. philosophischen, als durch seine belletristischen Schriften bekannt gemacht; letztere haben sich in der ganzen Welt eines großen Beifalls erfreut; nam. wurden seine Erzählungen: „Das Tagebuch eines Arztes“ (1837), „Zehntausend Pfund Rente“ (1841) u. „Einst u. Jetzt“ (1847) in alle Sprachen Europa's übersetzt. Eine Sammlung seiner belletristischen Werke erschien 1854 f. in 5 Bdn. (6 Bde., deutsch, 1843—48). W. starb zu London 31. Juli 1877.

**Warrington** (spr. Uorringt'n), Stadt mit 32,144 E. (1871) in der engl. Grafschaft Lancashire, liegt zwischen Manchester u. Liverpool, rechts nahe am Mersey, u. ist Knotenpunkt der Eisenbahnen zwischen Liverpool, Lancaster, Stockport, Crewe u. Chester. Es hat eine alte Kirche sächs. Ursprungs, ist Hauptsitz der Lancashire-Werkzeugfabrikation, hat Baumwollen- u. Barchentmanufaktur, Gerberei, berühmte Malz- u. Alefabrikation, ausgezeichnete Gärtnerei u. Kohlenbergbau. W., nach dem die Familie Grey den Titel Graf Stamford u. W. führt, sendet ein Mitglied ins Parlament.

**Warschau** (poln. Warszawa, franz. Varsovie), Gouvernement im russ. Königreich Polen, 264,165 □M. mit 925,639 E. (1867), umfaßt den mittleren Theil des Königreichs, bildet eine gegen die Weichsel geneigte Ebene, die nur nach S. hin in welliges Hügelland übergeht u. westl. u. nordwestl. ausgedehnte Sümpfe trägt. 54 % der Bodenfläche ist Ackerland, 17,5 Wald u. 7,6 Wiese. Die Industrie ist im Wachsen; man hat bereits über 20 Rübenzuckerfabriken, 8 Wollfabriken, 15 Metallwaaren-, 18 Licht- u. Seifenfabriken, 3 Papiermühlen, 48 Gerbereien, über 100 Ziegeleien, noch mehr Branntweinbrennereien, über 50 Brauereien, einige Schneidemühlen, Glashütten ꝛc., im Ganzen gegen 1500 industrielle

Etablissements mit über 10,000 Arbeitern. Von den Bewohnern waren 1867: 705,319 Polen, 1832 Großrussen, 179 Kleinrussen, 71,355 Deutsche, 143,719 Juden, 127 Zigeuner u. 58 Tataren. Das Gouvernement zerfällt in die Kreise Blonie, Gora Kalwaria, Gostynin, Grojez, Kutno, Lowitsch, Neschawa, Nowo Minsk, Radimin, Ssochatschew, W. u. Wlozlawsk. Städte mit über 5000 E. waren nach der Zählung von 1867: Kalnschin (5770), Lowitsch (6136), Kutno (7337), Wlozlawsk (9145) u. die gleichnamige Hauptstadt des Gouvernements sowie des ganzen Königreichs. Die Stadt **W.** mit 251,584 E. (wovon 17 % Juden) liegt links an der hier schiffbaren Weichsel, über die seit 1832 eine stehende Brücke (früher Schiffbrücke) zur gegenüberliegenden Vorstadt Praga führt, u. ist Ausgangs-, bez. Endpunkt der Eisenbahnstrecken W.-Wien, W.-Bromberg, W.-Terespol u. St. Petersburg-W. Sie ist Sitz der Centralbehörden u. des Statthalters od. Generalgouverneurs für das Königreich, der Gouvernements- u. Kreisbehörden, eines röm.-kathol. Erzbischofs (seit 1818 Primas von Polen), einer Universität mit 830 Studenten (1873/74), einer kathol.-geistlichen u. einer medizinisch-chirurgischen Akademie, hat Forst-, Bergwerk-, Gesang- u. Musikschule, Thierarzneischule, zwei Gymnasien, ein Realgymnasium u. viele andere Schulen u. Pensionate. Die Stadt, von höchst gemischter Bauart, in welcher trotz der vielen Verschönerungsbauten der letzten Jahrzehnte Paläste mit elenden Schindelhäusern immer noch abwechseln, besteht aus der Alt- u. der Neustadt mit den Vorstädten Kratau, Nowy-Swiat (Neue Welt), Grzybow, Leszno, Szolec u. Praga; 300, mit Ausnahme der Honigstraße (Miodowa), der langen Straße (Dluja), der Kurfürsten-, Königs-, Marschall-, Senatoren- u. Weidenstraße u. der der neuen Welt, meist enge Gäßchen u. viele größere u. kleinere Plätze ermöglichen den Verkehr im Innern. Von letzteren sind nennenswerth der des Königs Sigismund III. in der schönen Vorstadt Kratau; er trägt auf einer Marmorsäule die 1643 errichtete vergoldete Kolossal-Bronzestatue dieses Königs; der Sächs. Platz mit dem vor dem Sächs. Palais 1843 errichteten Denkmal der 1830 treugebliebenen Polen, der Platz am Krakauer Thor mit der Statue Poniatowski's vom poln. Künstler Taterkiewitz, der Andreasplatz, Altstadtplatz, Börsenplatz u. a. m. Schöne Paläste sind das königl. Schloß (Zamek) auf der Höhe an der Weichsel; das Sächs. Palais, Residenz der beiden Auguste von Sachsen, mit großem Hof u. Garten, der die schönste Promenade der Stadt bildet; die Paläste Potocki, Zamoyski, Lubienski, Tarnowski, Racinski, Krassowski, Karoli, Branicki, Sapieha, Pacz, das Rathhaus (ehemals Palast des Fürsten Jablonowski), die neue Münze 2c. Von den zahlreichen kathol. Kirchen ist die größte u. älteste die Kathedrale St. Johannis aus dem Jahre 1250, die Krönungskirche der poln. Könige; nach ihr kommen die Kapuzinerkirche mit der Statue Sobieski's, dessen Herz umschließend, die Karmeliterkirche, in der Stanislaw Leszinski u. Karl XII. von Schweden ihr Bündniß beschworen, u. die Kreuzkirche, eine Gründung Sobieski's, 1682 begonnen. Ein sehr schönes Bauwerk ist die luth. Kirche; die reform. Kirche ist eine Nachbildung des röm. Pantheons, die griech. Kathedrale ist seit 1842 vollendet. Durch eine starke Citadelle u. durch mehrere Forts, die bis auf das rechte Weichselufer vorgeschoben sind, ist W. zu einer Festung ersten Ranges gemacht worden. Seine nicht unbedeutende Industrie erstreckt sich auf chemische Fabrikate, Lederfabrikation, Zuckerraffinerie, Maschinen-, Wagen-, Neusilber-, Teppich-, Tapeten-, Tuch- 2c. Fabrikation. 1873 beschäftigten 256 Fabriken 8923 Arbeiter. Ebenso treibt W. starken Handel u. hält im Mai u. im November drei Wochen andauernde wichtige Messen ab. — Vergnügungsorte u. Spaziergänge in der nächsten Umgebung sind die Alleen von Ujazdow, die dem Wiener Prater gleichen u. zum Vergnügungsort Bagatelle führen; dabei das kaiserl. Lustschloß Belvedère. In einem Park von alten Bäumen liegt an der Weichsel Lazienki od. die Bäder, die ehemalige Sommerresidenz von Stanislaus August. In einer Meile Entfernung ist **Villanov**, einst großes Schloß Sobieski's, jetzt den Potocki's gehörig, ferner das Kamaldulenserkloster **Bielany** an der Weichsel mit großem Park; andere erwähnenswerthe Punkte der Umgegend sind die Schlösser u. Gärten Marimont, Mlociny, Pulkow, Wlochy, Wola, Czyste, Natolin, Gucin 2c. — W., das um das Ende des 12. Jahrh. von König Kasimir dem Gerechten gegründet worden sein soll, kommt urkundlich 1224 zum ersten Mal vor. Es war in der Folge meist Residenz der Könige von Masovien, bis mit ihrem Aussterben 1526 Masovien u. W. an Polen fielen. Schon um die Mitte des 16. Jahrh. verlegte der König Sigismund II. seine Residenz von Krakau nach W., förmlich wurde es aber erst 1609 zur königlichen Residenz erhoben, nachdem jedoch schon von 1573 an, als Polen Wahlreich wurde, die Wahlreichstage in der Nähe von W., in der Ebene von Wola, abgehalten worden waren. 1655 besetzten es vorübergehend die Schweden, nahmen es nach der Schlacht bei Brudno, die sie im Verein

Nr. 5470. Warschau.

mit den Brandenburgern den Polen lieferten, 1656 wieder ein u. rissen die Mauern nieder. Im Nordischen Kriege war es bald von Sachsen u. Polen, bald von Russen u. Schweden besetzt u. hatte viel zu leiden. Am 24. Nov. 1705 kam der Warschauer Friede zwischen Karl XII. u. Stanislaw Leszinski zu Stande u. 1711 der Friede zwischen dem sächs.-poln. Könige August II. u. den Konföderirten. 1734 schlossen hier Ungarn, England, Holland u. Polen einen Vertrag u. 8. Jan. 1745 die Quadrupelallianz, die König August III. zur Kriegführung gegen Preußen verpflichtete. Nach dem Tode August's besetzten 1746 die Russen W. u. erzwangen die Wahl Stanislaw Poniatowski's zum Könige; sie behielten W. bis 1773,

Nr. 5471. Der Sächsische Platz in Warschau.

besetzten es im Kriege Preußens gegen Polen 1792 nochmals, wurden aber 17. April 1794 durch Volksauflauf vertrieben. Am 5. Nov. mußte es sich wieder den Russen ergeben u. fiel 1796 durch die dritte Theilung Polens an Preußen, das es zur Hauptstadt der Provinz Südpreußen erhob. Nach Einzug der Franzosen am 28. Nov. 1806 wurde W. der Mittelpunkt des poln. Aufstandes gegen Preußen, u. durch den Frieden von Tilsit 1807 wurde Südpreußen zum eigenen Herzogthum W. erhoben.

Vom 8. Febr. 1813 an hielten die Russen W. besetzt, bekamen es dann durch den Wiener Kongreß zugesprochen u. machten es zur Hauptstadt ihres neuerrichteten Königreichs Polen. Am 29. Nov. 1830 brach die Poln. Revolution aus, die mit der Ermordung u. Vertreibung der russ. Besatzung begann u. W. wiederum zum Mittelpunkte hatte; den 8. Sept. 1831 aber kam es aufs Neue in russ. Hände. Später haben hier mehrere Konferenzen zwischen Rußland u. Preußen u. zwischen ihnen u. Oesterreich, so im Mai u. Okt. 1850, im Mai 1851 u. Okt. 1860, stattgefunden, in denen theils deutsche, theils allgemeine europ. Fragen verhandelt wurden.

**Wartburg,** Bergschloß im Eisenacher Kreise des Großherzogthums Sachsen-Weimar-Eisenach, liegt auf einem 413 m. hohen, isolirten Vorberge des Thüringer Waldes, 1/2 Stunde südwestl. von Eisenach, u. ist eins der schönsten renovirten Bauwerke romanischen Stils. Sie wurde seit 1847 nach Ritgen's Plänen hergestellt u. mit Fresken von Moriz v. Schwind, Begebenheiten aus der Geschichte der Burg u. dem Leben der heil. Elisabeth darstellend, geschmückt. Sehr sehenswerth sind die Kapelle, die Rüstkammer mit alten Rüstungen u. Waffen, der Rittersaal, der Ahnensaal, die Zelle Luther's 2c. Das Schloß sowol wie die herrliche Aussicht berechtigen zu dem Ausspruche, daß die W. die Krone Thüringens sei. Die W. ließ 1067 Ludwig der Springer erbauen, welcher das Stück Land, auf dem dieser sog. „Wartberg" lag, den Herren von Frankenstein entrissen hatte. Seit 1076 wurde sie seine Residenz u. blieb auch die seiner Nachkommen bis zum Tode des letzten männlichen Sprossen, Heinrich Raspe's (s. d.), welcher 1247 verstarb. Während dieser anderthalb Jahrhunderte gab es kein fürstliches Schloß in Deutschland, in welchem so oft u. so reichlich die glänzendsten Seiten des Mittelalters offenbar wurden. Minnegesang, Turnierwesen u. die stille Arbeit frommer Barmherzigkeit (s. „Elisabeth, die Heilige") haben hier neben u. nach einander gewohnt. Beim Beginn des Thüringischen Erbfolgekrieges (s. „Thüringen, Geschichte") kam die W. gleich Anfangs in die Gewalt Heinrich's des Erlauchten von Meißen, der Thüringen bald an seinen ältesten Sohn Albrecht den Entarteten übergab. Nicht erst seit dem Friedensschlusse 1264, sondern schon früher residirte dieser daselbst an der Seite der Kaiserstochter Margarethe (s. d.), welche 1270 in Nacht u. Nebel aus der W. floh. Seit 1406 hörte die W. auf, Residenz zu sein, da Friedrich IV. häufiger seinen Wohnsitz in den Städten der Ebene aufschlug. Ihre Zinnen u. Thürme verfielen nach u. nach od. wurden — unter Friedrich dem Weisen — nothdürftig u. im Stile des 16. Jahrh. reparirt. In solchem Zustande bot sie Luther (s. d.) vom 4. Mai 1521 bis zum 6. März 1522 ein Asyl u. eine Arbeitsstätte. Einen Thurm fällte 1544 der Blitz, die anderen brachen bald darauf zusammen bis auf einen. An die Stelle der großen Bögen traten kleine Fenster, an die der gemauerten Zinnen hölzerne Bedachungen. Dennoch gab ihr jene Fülle von Erinnerungen aus dem Mittelalter u. der Zeit der Reformation einen unvergänglichen Werth, u. noch in unserem Jahrhundert wählte man sie zur Stätte der Festfeier des Reformationsjubiläums u. zugleich der Völkerschlacht bei Leipzig (s. „Wartburgfest"). — Den besten „Führer auf die W." schrieb Ritgen, der die Restauration durchgeführt hat (Lpz., 2. Aufl. 1868). Vgl. Lepsius, „Die W." (Königsb. 1857) u. die Geschichten von Thüringen u. Sachsen von Knochenhauer, Wachter u. Flathe.

Nr. 5472. Die Wartburg.

**Wartburgfest,** ein am 18. Okt. 1817 von 500 Studenten, welche den Universitäten Berlin, Leipzig, Halle, Göttingen, Kiel, Rostock, Gießen, Marburg, Heidelberg, Tübingen, Erlangen, Würzburg u. zum größten Theile Jena angehörten, gefeiertes Fest. Die Jenenser Burschenschaft, welche sich zwei Jahre zuvor auf den Rath des Turnvaters Jahn (s. d.) gebildet hatte, um dem rohen Commentwesen der Landsmannschaften u. ihrem spießbürglichen Hängen an den kleinen Heimatländern durch die Liebe zum allgemeinen deutschen Vaterlande entgegenzuwirken, u. an den meisten deutschen Universitäten nachgeahmt war, hatte zu dem genannten Tage eine Versammlung nach der Wartburg ausgeschrieben, um dort das „dreifache Fest der Reformation, des Sieges bei Leipzig u. der ersten freudigen u. freundschaftlichen Zusammenkunft deutscher Burschen" zu begehen. Auch die städtischen Behörden von Eisenach, die Geistlichkeit u. mehrere Jenenser Professoren nahmen Theil, u. der Großherzog Karl August hatte die Polizeibehörden angewiesen, „kein Mißtrauen zu bezeugen, da sich die Jugend in Jena in den letzten Jahren ausgezeichnet sittlich benommen habe." Am Morgen des 18. zogen die Festgenossen unter Glockengeläute mit der schwarzrothgoldenen Fahne der Burschenschaft paarweise auf die Wartburg, wo nach dem Gesange des Reformationsliedes („Ein' feste Burg") der Studiosus Riemann aus Jena, Ritter des Eisernen Kreuzes, in einer Rede zur Liebe des großen deutschen Vaterlandes u. zur Uebung jeder menschlichen u. vaterländischen Tugend ermahnte. Nach einer kurzen Ansprache des Professors Fries schloß der apostolische Segen die eigentliche Feier. Dann folgte das Mittagsmahl im Rittersaale u. der Gottesdienst in der Stadtkirche zu Eisenach. Alle Reden bei Tisch u. in den Zwischenzeiten hatten einen ernsten, ja frommen Charakter, u. als ja einmal geklagt wurde, daß nur **ein** Fürst seinem Worte gemäß eine Verfassung gegeben habe, so mahnten Andere, vor Allen der Professor Oken, von jeder „für Burschen unziemlichen" Einmischung in die Politik ab. Die Mehrzahl blieb auch bei solchem Sinne u. beschloß ihre Feier am zweiten Tage mit einer allgemeinen Abendmahlsfeier. Allein noch am 18. Abends, als man mit Fackeln auf die Wartburg gezogen war u. das Feuer zum Andenken der Leipziger Schlacht angezündet hatte, kam es doch zu einer politischen Demonstration. Der Student Hans Ferd. Maßmann (s. d.) brachte einen Korb mit Büchern herbei, u. einige Bursche steckten, nachdem man an Luther's Verbrennung der Bannbulle erinnert hatte, die Namen der Verfasser von 28 freiheitsfeindlichen Schriften, deren Titel verlesen wurden, auf schwarze Zettel geschrieben, bisweilen auch die Bücher selbst od. anstatt derselben Makulatur, mit Heugabeln in das Feuer, als Kundgebung des „grimmigen Hasses gegen alle Bösen u. Buben im Vaterlande", endlich folgten unter lautem Jubel ein hessischer Zopf, ein österreichischer Korporalstock u. ein preußischer Gardistenschnürleib als Symbole der alten schlimmen Zeit. Den Schluß machte das Burschenlied von Follenius: „Schalle, du Freiheitssang". Der jugendliche Streich, entstellt u. vergrößert in den Berichten, schreckte u. erbitterte die reaktionäre Partei. Der preuß. Polizeiminister v. Kamptz verlangte schriftlich von dem Großherzog Schutz gegen den „Haufen verwilderter Professoren u. verführter Studenten", da sein Name u. sein „Codex der Gensdarmerie" mit verbrannt war. Auf Verlangen von Oesterreich, Preußen, Rußland u. Frankreich mußte Karl August wider Willen die Presse beschränken, die Studenten bedrohen u. gegen die betheiligten Professoren eine Untersuchung einleiten, u. kaum waren die Statuten einer allgemeinen deutschen Burschenschaft, die man auf dem W. gestiftet hatte, von den Vertretern von 14 deutschen Universitäten am 18. Okt. 1818 festgestellt worden, so gab eine Schrift des Bojaren Sturdza (s. d.) in Weimar u. die Ermordung Kotzebue's (s. d.) das Signal zur polizeilichen Beaufsichtigung der Universitäten, wie zur Verfolgung der Professoren u. Burschen. Bei der Jubelfeier am 18. Okt. 1867 erschienen von den 500 Burschen nur 15 wieder. — Vgl. Kieser, „Das W." (Jena 1818).

**Wartburgkrieg** od. Sängerkrieg auf der Wartburg heißt ein um das Ende des 13. Jahrh. von einem unbekannten thür. Dichter verfaßtes, früher Wolfram v. Eschenbach zugeschriebenes Streitgedicht, das uns nur in Bruchstücken erhalten ist. Es berichtet von einem Wettkampfe, der am Hofe des Landgrafen Hermann von Thüringen auf der Wartburg im Geburtsjahr der heiligen Elisabeth, also 1206 od. 1207, zwischen Walther von der Vogelweide, dem sagenhaften Heinrich von Ofterdingen, „dem tugendhaften Schreiber" u. anderen Sängern stattgefunden habe, indem Jeder das Lob eines Fürsten sang. Der Besiegte sollte dem Henker verfallen. Wolfram von Eschenbach u. Reinmar von Zweter, die

Kampfrichter, entschieden den mit großer Heftigkeit geführten Kampf zu Gunsten Walther's, der das Lob des Landgrafen gesungen, u. erklärten Heinrich, der den Herzog Leopold von Oesterreich gepriesen, für besiegt. Bei der milden Landgräfin Sophie sucht der mit dem Tode Bedrohte Schutz, u. diese erlaubt ihm, den zauberkundigen Meister Klinsor aus Ungarland herbeizurufen, um den Streit zu schlichten. Von diesem ersten Theile des Gedichts ist der zweite, in einer andern Strophe gedichtete u. offenbar später verfaßte zu unterscheiden. In diesem streitet Klinsor mit Wolfram in dunklem Räthselspiel über die verschiedensten religiösen u. anderen Fragen u. droht schließlich, den Teufel zu Hülfe zu rufen. Dem Ganzen mag ein wirklicher Vorgang zu Grunde liegen, da uns von ähnlichen Sangeskämpfen berichtet wird, jedenfalls aber sind viele Persönlichkeiten u. die näheren Umstände durchaus erdichtet. Auch mehrere thüringische Chroniken berichten über den W. in mit dem Gedicht übereinstimmender Weise, aber wol auch auf Grund desselben. Neuerdings hat R. Wagner den W. in seiner Oper „Tannhäuser od. der Sängerkrieg auf der Wartburg" poetisch verwerthet. Herausgegeben ist der W. in v. d. Hagen's Sammlung der „Minnesänger", ferner von Ettmüller (Ilmenau 1830) u. Simrock (mit Uebersetzungen u. Erläuterungen, Stuttg. 1858). Vgl. Koberstein, „Ueber das wahrscheinliche Alter u. die Bedeutung des Gedichtes vom W." (Naumb. 1823); Lucas, „Ueber den Krieg von Wartburg" (Königsb. 1838); Rinne, „Es hat keinen Sängerkrieg zu Wartburg gegeben" (Zeitz 1842); v. Plötz, „Ueber den Sängerkrieg auf Wartburg" (Weim. 1851).

**Warte** nennt man allgemein einen hochgelegenen Ort mit freier Aussicht; in engerem Sinne ist W. ein einen weiten Umblick gewährender Thurm, entweder isolirt stehend od. mit einer Ritterburg verbunden, zur Sicherung vor plötzlichen Ueberfällen dienend.

**Wartenberg**, Standesherrschaft von 8 □M. (32 Güter umfassend) mit über 20,000 E., der fürstlichen Familie Biron von Kurland gehörig, liegt im Osten des Reg.-Bez. Breslau u. der preuß. Provinz Schlesien, an der Grenze von Posen. Der Hauptort darin, Polnisch W., mit 2319 E. (1875), am Honigwasser, einem Nebenflusse der Bartsch u. an der Eisenbahn Breslau-Warschau, ist fürstliche Residenz u. Kreisstadt des gleichnamigen Kreises, hat zwei Schlösser, Kirchen verschiedener Konfessionen, eine Synagoge, treibt bedeutende Leinweberei, Färberei, Zeugdruckerei, Ziegelbrennerei u. hält ansehnliche Flachsmärkte ab. — Die Standesherrschaft, ursprünglich im Besitze der Burggrafen v. Dohna, gehörte seit 1734 dem russ. Oberkammerherrn v. Biron, Herzog von Kurland, ging 1738 in den Besitz des poln. u. kursächs. Kammerherrn v. Trotta, Baron v. Treyden, u. durch Geschenk der Großfürstin Anna 1740 an den Feldmarschall Grafen v. Münnich über. Von 1741—63 hielt sie der König von Preußen in Sequester, bis zwischen dem Herzog Biron von Kurland u. dem Grafen v. Münnich ein Vergleich zu Stande kam, demzufolge der Letztere gegen Geldentschädigung die Herrschaft dem Ersteren überließ.

**Warthe** (poln. Warta), der größte rechte Nebenfluß der Oder, ihr an Lauflänge gleich, entspringt in Polen an der Lissagora, südl. von Czenstochau, fließt bis zu dieser Stadt in einem nach N. gerichteten Gebirgsthale, weicht von da ab durch einen großen Bogen nach O. den westlicher liegenden Höhen aus u. geht zunächst in allgemein nördlicher Richtung zwischen flachen, oft bruchigen Ufern bis in die Höhe von Warschau, wendet sich dann scharf bis Schrimm nach W., wird auf dieser Strecke von Konin ab auf 439 Km. Länge schiffbar u. tritt zwischen Peisern u. dem preuß. Dorfe Tarnowo, Kreis Wreschen, Prov. Posen, wo sie links die nicht unbeträchtliche, flößbare Prosna als Grenzfluß aufnimmt, in das deutsche Gebiet ein. Von Schrimm bei Posen vorüber bis Obornik mit nördlichem Laufe, steht sie auf dieser Strecke durch den Obrakanal mit diesem ihrem spätern Nebenflusse u. mit der Oder in Verbindung. Von Obornik, wo sie wieder allmählich in westl. Richtung übergeht, fließen ihr noch wenige Kilometer vor ihrer Mündung links die Obra, rechts die Netze zu, die schon bei Nakel schiffbar wird u. durch den Bromberger Kanal mit der Brahe u. Weichsel verbunden ist. Bei der Netzemündung tritt sie in das 10 M. lange, $1\frac{1}{2}$—2 M. breite Warthebruch ein u. mündet nach 105 M. langem Laufe fast 100 m. breit bei Küstrin in die Oder. Bromberger Kanal u. von seinem Ausgangspunkte an Netze u. nach deren Mündung W. ziehen sich in einem charakteristisch eingeschnittenen, wahrscheinlich ursprünglich der Weichsel angehörigen Flußbette längs des Fußes des pommerschen Landrückens bis zur Einmündung in die Oder hin. — Die Benutzung der W. nimmt nach ihrer Mündung zu bedeutende Dimensionen an; während bei Pogorzelice an der poln. Grenze 1876 nur 68 Schiffe mit 126,280 Ctr. Ladung zu Berg u. 62 Schiffe mit 120,789 Ctr. Ladung zu Thal die W. benutzten, gingen bei Küstrin 2494 Schiffe aus der W. in die Oder u. 2523 in umgekehrter Richtung. Das gesammte Flußgebiet der W., das großentheils eben u. hier u. da Sumpf- u. Bruchland ist, wird auf 967 □M. angegeben.

**Warwick** (spr. Uorrick), engl. Grafschaft, 41,43 □M. mit 631,189 E. (1871), der bedeutenden Bevölkerung von 15,234 auf die □M., fast in der Mitte Englands gelegen u. nördlich an die Grafschaften Stafford u. Leicester, östl. an letztere u. an Northampton, südl. an Oxford u. Gloucester u. westl. an Worcester grenzend, ist ein welliges, in der Mitte, im N. u. im W. bewaldetes, im Uebrigen sehr fruchtbares Gebiet, das vom oberen Avon, von Tame, Leam u. Stour bewässert wird, u. in dessen NW. der ausgezeichnete Industriebezirk von Birmingham gelegen ist. Acker- u. Gartenbau, Viehzucht, Bergbau auf Eisen u. Steinkohlen, Eisen- u. Stahlindustrie u. Wollenmanufaktur sind Hauptbeschäftigungen. Der Handel wird durch ein engmaschiges Eisenbahnnetz u. durch mehrere Kanäle gefördert. Die Hauptstadt **W.** mit 10,986 E. (1871) liegt rechts am Avon, an der Eisenbahn von London nach Birmingham, die sich hier verzweigt, u. an dem W.-Birmingham-, W.-Napton- u. Oxford-Kanale. Die sehr alte, aber freundliche u. betriebsame Stadt hat das prächtigste alte Schloß in England (ehemals eine starke Festung), aus dem J. 915, mit ausgezeichneter Gemäldegalerie u. der berühmten antiken marmornen Warwick-Vase, eine schöne goth. Kirche mit dem Grabmal des Grafen Essex, Fabriken in wollenen Zeugen &c. Ins Parlament sendet W. zwei Mitglieder. Zur Grafschaft gehören auch die Städte Birmingham (343,787 E.), Soho, Coventry (37,670 E.), Aston Manor (33,948 E.) u. Leamington-Priors (20,910 E.).

**Warwick** (spr. Uorrick), ein nach dem Schlosse W. (s. o.) gegebener Grafentitel, der schon unter den Baronen zur Zeit Wilhelm's des Eroberers erscheint u. den im Laufe der Zeiten Glieder verschiedener Familien geführt haben. Geschichtlich bedeutend sind außer einem Grafen von W., der 1312 den Günstling der Königin Isabelle, den Gascogner Gaveston, auf sein Schloß u. auf das Schaffot brachte, folgende: 1) Richard Beauchamp, Graf **v. W.**, Feldherr Heinrich's V., wurde von ihm 1422 zum Vormund des einjährigen Königs Heinrich VI. ernannt, war der Befehlshaber von Rouen, welcher 1431 mit Eifer die Hinrichtung der Johanna d'Arc betrieb, u. starb daselbst 31. Mai 1439, nachdem er kurz zuvor Generalstatthalter von Frankreich geworden war. — 2) Richard Nevil, genannt the kingsmaker (der Königmacher), war der Sohn Henry Nevil's, des Grafen von Salisbury, des Schwagers u. lebhaften Parteigängers von Richard York, dem Protektor, u. wurde durch Vermählung mit der Erbtochter der Beauchamps Graf v. W. Siegreich focht er in der Schlacht von St. Albans 21. Mai 1455 für den Protektor gegen Heinrich VI. u. erhielt nach der Aussöhnung der beiden Häuser York u. Lancaster 1459 den Oberbefehl in Calais. Da er hier wie ein Seeräuberkönig schaltete, ließ ihn die Königin zurückkommen. Er aber entwich vom Hofe, schlug ein königliches Heer bei Bloreheath 23. September u. führte den Herzog von York wieder nach London. Als dieser bald darauf zur Flucht nach Irland genöthigt war, rettete W. den Prinzen Eduard nach Calais, kehrte mit ihm im folgenden Jahre zurück u. siegte 10. Juli 1460 bei Northampton, so daß Heinrich VI. abermals den Thron verlor. Sogar als Richard schon 30. Dez. bei Wakefield sein Leben eingebüßt hatte, besaß W. Geistesgegenwart genug, den 19jähr. Prinzen sofort nach London zu führen u. ihn als Eduard IV. ausrufen zu lassen. Am 28. März 1461 befestigte er diese That noch durch den blutigen Sieg von Towton. Seitdem besaß er die mächtigste Stellung im Königreiche u. seine Verwandten erhielten Aemter u. Einfluß, bis der König sich vermählte u. die begehrlichen Verwandten der jungen Königin, die Greys, sich vordrängten. Verstimmt über den Undank des Königs, der nach seinem Rathe nicht mehr fragte, traf W. 1467 in Frankreich geheime Verabredungen mit Ludwig XI., brachte des Königs Bruder, den Herzog von Clarence, auf seine Seite, indem er ihn hinter dem Rücken jenes in Calais mit seiner Tochter Isabella verheirathete, u. trat selbst mit Robert Wells in Verbindung, der die empörten Landleute des Nordens anführte. Dieser jedoch, von Eduard IV. besiegt u. zum Tode bestimmt, erklärte sein Einverständniß mit W. u. Clarence. Nun flüchteten Beide schuldbewußt an Frankreichs Küste, verabredeten im Aug. 1470 mit der Königin Margarethe die Herstellung ihres Gemahls, u. W. besiegelte diesen unnatürlichen Bund durch die Vermählung des jungen Prinzen Eduard von Wales mit W.'s zweiter Tochter Anna. Kaum war er im Sept. 1470 in England gelandet, so zog sein Bruder Montague, den Eduard IV. gegen ihn geschickt hatte, die rothe Fahne der Lancasters auf, u. Heinrich VI. mußte den

Namen geben zu W.'s Regierung. Allein schon im März 1471 kehrte der vertriebene König, von Burgund mit Truppen u. Geld unterstützt, zurück, söhnte sich mit Clarence aus, der wieder die weiße Rose aufsteckte, zog im April in London ein u. siegte dann am Ostertage (14. April) 1471 bei Barnet, wo W. u. sein Bruder Montague fielen. — 3) Eduard, Sohn des Herzogs v. Clarence u. Enkel des Vorigen, erbte den Titel Graf v. W., wurde aber seit dem Tode seines Vaters (18. Febr. 1478) im Tower gefangen gehalten, weil er der letzte männliche Sproß des Hauses Plantagenet war, u. am 28. Nov. 1499 auf Befehl Heinrich's VII. im Tower hingerichtet, weil er den Versuch gemacht hatte, mit Perkin Warbeck (s. d.) zu entfliehen. — 4) John Dudley (s. d.), Viscount Lisle, legte sich 1547 nach der Thronbesteigung des jugendlichen Eduard's VI. willkürlich den Titel Graf v. W. bei, wurde später Herzog v. Northumberland u. 1554 hingerichtet. — 5) Der Admiral Earl **v. W.**, aus der Familie Rich stammend, fiel 1640 mit der Flotte von Karl I. ab u. trat mit Cromwell in verwandtschaftliche Verbindung. 1759 ging der Titel der Grafen v. W. an die Familie Greville über, die ihn noch führt.

Nr. 5475. Der Waschbär (Procyon lotor).

**Warze** nennt man eine auf der äußeren Haut aufsitzende krankhafte Neubildung, welche dadurch entsteht, daß eine Hautpapille (s. „Haut") übermäßig wächst u. sich verdickt u. daß dann auf derselben die Oberhaut (Epidermis) in Form von kleinen Zapfen verhornt. Jede W. besteht aus einer großen Anzahl solcher kleinen Zapfen, wie man schon mit bloßem Auge erkennen kann. Die W.n, welche ohne bekannte Veranlassung bes. an den Händen oft massenhaft auftreten, erreichen selten eine bedeutende Größe; nur ausnahmsweise sind sie größer als Linsen od. Erbsen. Bei Kindern hat man die W.n bisweilen mit Eintritt der Pubertät verschwinden sehen. Ueber die Ursachen, welche sie erzeugen, weiß man nichts Bestimmtes; jedenfalls beruht ihr Erscheinen auf Ernährungsstörungen noch unbekannter Art. Bei zahlreich auftretenden W.n ist man genöthigt, eine Blutalteration anzunehmen, u. hat auch von jeher mit mehr od. weniger Erfolg innere Kuren, z. B. mit auflösenden Extrakten, Kräutersäften, Quecksilbermitteln ꝛc., angeordnet. Am zweckmäßigsten ist jedoch eine rein örtliche Behandlung: Man soll die mit W.n bedeckten Hände mehrmals täglich in warmes Wasser halten u. stark mit einem Stück Seife reiben. Zum Wegätzen der W.n bedient man sich des Saftes der Euphorbia (Wolfsmilch), des Schierlings, des Sedum acre, der Cantharidentinktur; doch führen diese vegetabilischen Mittel keineswegs so schnell zum Ziele, wie die Mineralsäuren (konzentrirte Schwefel- od. Salpetersäure): mit denselben betupft man die W. nachdrücklich mittels eines Glasstäbchens, ohne die umgebende Haut zu benetzen, u. wiederholt die Procedur, wenn der sich bildende Schorf abgefallen ist, bis zur Zerstörung der W. Ist dieselbe sehr hoch, so nimmt man vor der Aetzung, zu der man sich auch des Höllensteinstiftes bedienen kann, erst ein Stück mit dem Messer fort. Das Abschneiden mit der Schere od. dem Messer gebietet, so unbedeutend diese Operation ist, einige Vorsicht, da durch Verletzung der unter der W. liegenden Theile leicht heftige Entzündung, selbst gefährliche Nervenzufälle herbeigeführt werden können. Schließlich machen zuweilen auch psychische Eindrücke die W.n verschwinden, was die Vertilgung mittels sympathetischer Kuren erklären würde.

**Wasa**, der bis jetzt ungenügend erklärte Name eines schwedischen Königshauses, erscheint in der Geschichte zuerst als Adelsname eines Christian Nielsson **W.**, der 1435 „Droste u. Oberrichter" in Schweden wurde. Mit Gustav I. **W.** (s. d.) erhielt die Familie 1523 den Königsthron u. starb in der männlichen Linie mit Gustav II. Adolf (s. d.) auf dem Schlachtfelde zu Lützen 6. Nov. 1632 aus, während ein katholischer Zweig dieses Geschlechtes, der 1587 mit Sigismund III. (s. d.) in Polen zur Herrschaft gekommen war, erst 1668 mit Johann Kasimir erlosch. In Schweden folgte auf Gustav Adolf zunächst seine Tochter Christine u. dann die Nachkommen seiner Schwester Katharina von der Pfalz bis 1751. Obwol nun der schwedische Zweig des Hauses Holstein Gottorp, das mit Adolf Friedrich 1751 den Thron erhielt, durchaus keine verwandtschaftliche Verbindung mit den W.'s aufweisen kann, so nannte sich doch der Sohn des 1809 vertriebenen Königs Gustav IV. (s. d.) seit 5. Mai 1829 „Gustav, Prinz v. W." (geb. 1799, gest. 1876) u. übertrug diesen Titel auf sein einziges Kind, die 5. Aug. 1833 geborene Prinzessin Carola, jetzige Königin von Sachsen.

**Wasa**, ein Län (Gouvernement) im Großfürstenthum Finnland, 756,269 □M. mit 321,073 E. nach den offiziellen Berechnungen für 1874, grenzt westl. an den Bottnischen Meerbusen, nördl. an den Län Uleåborg, östl. an Kuopio u. St. Michel u. südl. an Tavastehus u. Åbo. Es ist eine der fruchtbarsten Provinzen Finnlands, bes. die Umgegend der Hauptstadt (s. u.) bringt sehr viel Roggen hervor, u. ist sonst noch sehr waldreich. Der Osten hat Ueberfluß an Wasser; die Binnenseen betragen 61,782 □M. Vor der Küste liegen zahlreiche Skaren, zusammen 9,549 □M. umfassend. Die Haupterwerbsquellen sind Ackerbau u. Viehzucht, Fischfang u. Handel. Die Bewohner sind mit Ausnahme von 20 griech. Katholiken Lutheraner. Die Hauptstadt **W.** od. Nicolaistad mit 4561 E. (1870) liegt am Bottnischen Meerbusen, hat ein verfallenes Schloß, Hafen, Schiffswerfte, etwas Leder- u. Tabakfabrikation u. Handel mit Getreide u. Waldprodukten. Es wurde 1606 vom schwed. Könige Karl IX. angelegt u. nach seinem Stammschlosse benannt.

**Waschbär** (Katuhn, Schupp, Procyon lotor), ein Raubthier aus der Bärenfamilie, mit gelblich-grauem, schwärzlich melirtem Pelze, kurzer, spitzer, weißlicher Schnauze u. schlaffem, ziemlich langem, sechsmal schwarzbraun geringeltem Schwanze. Er erreicht eine Länge von 60 cm. ohne u. bis 85 cm. mit dem Schwanze u. eine Höhe von etwa 35 cm., bewohnt das gemäßigte Nordamerika u. ist leicht zähmbar, weshalb er auch in seiner Heimat als Hausthier gehalten wird u. ein sehr gewöhnlicher Bewohner der Menagerien ist. Den Fraß, der in Fischen, Vögeln, Eiern, Insekten u. Früchten besteht, pflegt er mit den Vorderfüßen ins Wasser zu tauchen. Sein Fleisch wird gegessen, u. sein Pelz ist geschätzt, auch zu Hutfilz wird das Haar verarbeitet. Ein Verwandter von ihm ist der südamerikanische Aguara od. Raton.

**Wäsche**, im Allgemeinen ein Reinigungsprozeß, der mittels Flüssigkeiten, gewöhnlich mit Wasser, an festen Körpern in der Weise vollzogen wird, daß die Flüssigkeit die zu entfernenden löslichen od. unlöslichen Stoffe in sich aufnimmt u. durch Abgießen od. Fortführen entfernen läßt. So bezeichnet Erzwäsche in der Hüttenkunde das Verfahren, wodurch eine Abscheidung des tauben Gesteines von den Erztheilen herbeigeführt u. diese selbst nach der Größe ihres Kornes durch einen Schlämmprozeß sortirt werden. Es geschieht das Waschen des sog. Grubenkleins, d. h. des mehr od. minder klar aus der Grube gebrachten Erzes, dadurch, daß jenes auf ein Holzgerüst, die Bühne, geschüttet u. ein Wasserstrom darüber geleitet wird. Das Gröbere bleibt auf der Bühne, alles Uebrige wird fortgespült u. fließt durch ein schräg abwärts geführtes Gerinne (Schußgerinne), worin eiserne Roste von verschiedener Weite angebracht sind, so daß der erste weiteste Rost die gröbsten Theile u. die nächstfolgenden stets kleinere Theile in den darunter befindlichen Behältern zurückhalten. Um die noch im Wasser aufgeschwemmten feinsten Theile zu gewinnen leitet man dasselbe durch eine Anzahl flacher Reservoirs (Sümpfe), worin

es bei seiner langsamen Bewegung diese Theile absetzt. Zu der geeigneten Ausführung der W. hat man gewisse Vorrichtungen; nach deren Einrichtung unterscheidet man: die Fallwäsche, Reibgitterwäsche, Kippwasche, das Sprudelwaschwerk, das Läutern in der konischen Trommel u. a. Der Zweck der Verwaschung des Grubenkleins geht im Wesentlichen nur dahin, eine Trennung nach der Größe des Kornes herbeizuführen. Der eigentliche Waschprozeß, d. h. der Reinigungsprozeß des Erzes vom tauben Gestein, wird erst vorgenommen, nachdem das Erz entweder durch das Naßscheiden als klarer Schlamm gewonnen, od. durch das Pochwerk in diese Form übergeführt worden ist. Diese Konzentration der Erztheilchen erfolgt als letzter Zweck der nassen Aufbereitung auf sog. Herden, die entweder festliegende, sog. Kehrherde, od. mit Rüttelvorrichtung versehen sind, wo sie dann Stoßherde heißen; natürlich sind die letzteren viel wirksamer. — Im gewöhnlichen Sprachgebrauch versteht man unter W. bes. die Reinigung der Gewebstoffe, welche als Kleidungsstücke für den Handbedarf od. Hausgebrauch dienen. Auch bezeichnet man solche Gewebstoffe, welche wegen der bei ihnen öfters nöthig werdenden Reinigung aus Leinen, Baumwolle, Hanf ꝛc. gefertigt werden, selbst als W. Da der Schmuz, auf dessen Beseitigung es bei der W. ankommt, zumeist fettiger Natur ist, wenigstens durch einen fettigen Stoff an dem Gewebe festgehalten wird, so geht die chemische Wirkung aller Waschmittel, Lauge, Seife, Borax ꝛc., darauf hinaus, dieses Fett in eine im Wasser lösliche Form überzuführen, wodurch es die Fähigkeit verliert, die festen Theile des Schmuzes, Ruß, Staub, erdige Theile ꝛc., an die Gewebfaser zu befestigen, so daß durch eine nachherige mechanische Behandlung der Gewebstoffe (Reiben, Klopfen ꝛc.) jene festen Schmuztheile davon gelöst u. mittels Wasser abgespült werden können. Der Waschprozeß besteht also hauptsächlich darin, daß die W. mit warmem Wasser u. Seifen, Soda, Borax, Wasserglas u. anderen Fett zersetzenden Materialien mittels der bloßen Hand od. in sog. Waschmaschinen behandelt wird. Diese Maschinen sind weiter nichts als geschlossene Gehäuse, worin sich bewegliche Theile befinden, welche die Wäschstücke reiben, pressen u. hin- u. herwerfen, um sie mit den beigegebenen chemisch wirkenden Reinigungsmitteln möglichst vollständig in Berührung zu bringen. Trotzdem ist die Konstruktion dieser Maschinen sehr verschiedenartig. In den Appreturanstalten, Bleichereien u. Kattundruckereien benutzt man zum Waschen u. Spülen der Baumwollen- u. Leinenzeuge sog. Waschräder; dieselben bestehen aus einem großen trommelartigen, um eine horizontale Achse drehbaren, hölzernen Gehäuse, das innen mit radialen Scheidewänden versehen ist, so daß Abtheilungen, gewöhnlich vier, zum Hineinlegen der Stoffe gebildet werden. Durch den innern Radkranz wird ein kontinuirlicher Wasserstrom eingeführt u. durch Löcher am äußern Radkranze fließt das Schmuzwasser ab. Während für Fabrikzwecke, wo das Waschen ganzer großer Gewebestücke mit möglichster Raschheit, Gleichmäßigkeit u. Sparsamkeit stattfinden muß, die Waschmaschinen ganz unentbehrlich sind, scheinen dieselben für die Hauswäsche, wobei es sich vielfach auch um das Waschen mehrtheiliger Kleidungsstücke handelt, ihrem Zwecke noch keineswegs vollständig zu entsprechen, so daß hierbei die Handwäsche immer noch den Vorzug behalten hat.

**Wasenmeister**, s. v. w. Abdecker. **Wasgau**, s. „Vogesen“.

**Washington** (spr. Uoschingt'n), George, der Befreier von Nordamerika, geb. 22. Febr. 1732 in der virginischen Grafschaft Westmoreland; stammte aus einer angesehenen u. wohlhabenden Pflanzerfamilie, deren Vorfahren 1657 aus England eingewandert waren. Eine Zeit lang arbeitete er als Feldmesser, widmete sich aber seit 1752, durch den Tod eines älteren Bruders zum Erben des Landgutes Mount-Vernon am Potomac geworden, ganz dem Ackerbau. Allein seine eminenten Eigenschaften des Körpers u. Geistes fanden weder darin, noch in Jagd u. Reisen vollkommene Befriedigung. Daher trat er im Alter von 22 Jahren in die virgin. Miliz ein u. machte die unglückliche Unternehmung des Oberst Braddok gegen die Franzosen mit, welche an der Mündung des Monongabela in den Ohio das Fort du Quesne errichtet hatten. Da lediglich durch seine Geschicklichkeit die Truppen auf dem Rückzuge vor der Vernichtung bewahrt blieben, ernannte man ihn zum Oberst u. zollte ihm überall eine außerordentliche Verehrung. Dennoch zog er sich schon 1756 auf sein Gut zurück u. trat erst wieder 1759 als Mitglied des Unterhauses von Virginien hervor, in dem man ihm bald wegen seiner Kenntniß der Dinge u. seines gesunden Urtheils, trotz seiner mangelhaften Rednergabe, u. seiner außerordentlichen Bescheidenheit den ersten Rang zuerkannte. Selbstverständlich wählte man ihn 15 Jahre später in den Kongreß von Philadelphia, als im Sept. 1774 55 Delegirte aus den Provinzialversammlungen zusammentraten, um die nothwendigen Schritte gegenüber den feindseligen Maßnahmen des Mutterlandes zu berathen. Nachdem sich alle Verhandlungen als nutzlos erwiesen hatten, berief der wiederversammelte Kongreß W. einstimmig 16. Juni 1775 zum Oberbefehlshaber aller amerik. Streitkräfte, an demselben Tage, an dem die Schlacht von Bunkershill das letzte Friedensband zerriß. W. lehnte jeden Gehalt ab. Seine nächste Aufgabe war, vom Kongreß u., da dieser keine genügende Autorität besaß, von den einzelnen Regierungen die zum Kriege erforderlichen Mittel herbeizuschaffen, die nur mit Widerstreben bewilligt wurden; Leuten, die nie Waffen getragen, den äußeren Schein von Soldaten zu geben; Truppen zu kommandiren, die nie gehorchen gelernt hatten; Offiziere zu gebrauchen, fremde u. amerik., deren Patriotismus u. Selbstschätzung größer war als ihre Kenntniß u. Tüchtigkeit; Städte zu belagern od.

Nr. 5474. Washington's Denkmal zu Washington. (W. geb. 22. Febr. 1732, gest. 14. Dez. 1799.)

Schlachten zu liefern ohne Munition; endlich, als die erste Begeisterung dahin war, den Kampf zu führen gegen Gleichgiltigkeit, Trägheit, Eifersucht u. Verrath. Dennoch überwand W.'s Genie u. Ausdauer alle diese Schwierigkeiten. Schon im März 1776 glückte es ihm, durch die Besetzung der Höhen von Dorchester den Lord Howe zur Räumung von Boston zu zwingen, doch vermochte er mit seinen höchstens 17,000 Mann, die oft in der entscheidenden Stunde davongingen, um die Feldarbeiten zu bestellen, u. dann durch ungeübte Rekruten ersetzt werden mußten, Howe nicht an der Besitznahme von New-York im Aug. 1776 zu hindern. Im Nov. ging W. über den Hudson nach New-Jersey u. hinter den Delaware, der Kongreß nach Baltimore zurück. Allein 26. Dez. 1776 setzte der General über den gefrorenen Fluß u. überraschte die Feinde bei Trenton, so daß er gegen 1000 Gefangene, meistens hessische Miethsoldaten, davonführte; am 3. Jan. 1777 bereits errang er einen zweiten Sieg über General Cornwallis bei Princeton. Ganz New-Jersey schloß sich nun der Sache der Freiheit an, u. der Kongreß ermächtigte W., 88 Bataillone als Kern einer Nationalarmee zu bilden u. nach bestem Ermessen zu handeln. So erhielt der General die nothwendige militärische Diktatur. Indessen verstärkten auch die Engländer ihre Truppencorps.

Vermochte W. zwar im Juni einen Angriff auf Philadelphia, wohin der Kongreß zurückgekehrt war, zu hindern, so mußte er sich doch, 11. Sept. 1777 am Brandywine von Cornwallis geschlagen, in die Waldungen hinter Philadelphia zurückziehen u. dieses den Feinden überlassen. Sein Versuch, das Verlorene wiederzugewinnen, scheiterte an der Niederlage bei Germantown 3. Okt. Während der wenig begabte General Gates 17. Okt. den General Bourgoyne mit 6000 Engländern bei Saratoga zur Kapitulation zwang, erlitt W. in seinem Waldlager die schlimmsten Verluste durch Mangel an Nahrungsmitteln u. Kleidung, durch Krankheiten u. durch feige Flucht. Erst 28. Juni 1778, als schon der Bundesvertrag mit Frankreich abgeschlossen war, errang er einen kleinen Vortheil über die Feinde bei Monmouth, konnte diese jedoch an ihrem Marsche nach New-York nicht hindern, da ihm der Untergeneral Lee nicht gehorchte. Er sah sich nach wie vor mehr auf Vertheidigung u. auf Zögern angewiesen. Dennoch machte er 16. Juni 1779 bei Stony Point in der Nähe des Hudson einmal 543 Gefangene u. ermüdete wenigstens den Gegner, der ohnehin einen ernsteren Kampf in Europa mit Frankreich u. Spanien zu kämpfen hatte. Trotzdem geschah es auch jetzt noch immer, daß der Kongreß seine Befehle durchkreuzte u. durch die Ernennung des unfähigen Gates zum unabhängigen Oberbefehlshaber des Südens die Niederlage von Camden 16. Aug. 1780 herbeiführte. Auch durch Verrath sah sich W. in seiner Kriegführung gehindert. Als er im Sept. einen Angriff auf Clinton in New-York plante, trat der General Arnold, der das Centrum seiner Stellung befehligte, mit den Engländern in verrätherische Verbindung. Er selbst entkam, aber sein Generaladjutant u. Unterhändler, der Major André, wurde ergriffen u. trotz der Einsprache des engl. Generals aufgeknüpft. Die Lage W.'s blieb eine fast verzweifelte. Im Anfange des J. 1781 schrieb er an den Kongreß: „Wir sind ohne Geld, Zufuhr, Munition u. Kleidung u. werden bald ohne Mannschaften sein." Dennoch glückte es ihm durch schnelle Verbindung mit Lafayette u. mit den Franzosen unter Rochambeau u. de Grasse, das Hauptheer der Engländer unter Cornwallis 18. Okt. 1781 bei Yorktown zur Kapitulation zu nöthigen u. dadurch den Krieg in Nordamerika zum Stillstande zu bringen. Nachdem er noch einmal seinen ganzen Einfluß geltend gemacht hatte, um das unzufriedene Heer, dessen Forderungen an den Kongreß noch nicht erfüllt waren, zum freiwilligen Nachgeben u. Abwarten zu bewegen; während es schon zum Kampfe gerüstet dastand, verabschiedete er sich 23. Dez. 1783 von dem Kongreß zu Annapolis in Maryland u. zog sich dann, „wie ein zweiter Cincinnatus" (daher der Name des von den Offizieren gestifteten Ordens), auf sein Landgut zurück. Aber nicht auf lange Zeit. Schon 1787 trat er in die Versammlung, welche die Bundesverfassung ausarbeitete, u. opferte dann nochmals seinen ländlichen Frieden, als man ihn einstimmig 4. März 1789 zum ersten Präsidenten gewählt hatte. Am 30. April leistete er den Eid. In dem wüthenden Kampfe der Föderalisten u. Centralisten war W. der Einzige, der mehr war als Parteigänger, er konnte es wagen, die Führer beider Parteien zu Ministern zu machen. Durch Uebernahme aller Schulden der einzelnen Landschaften auf den Staatskredit ordnete er die Finanzen u. brachte Vertrauen in Handel u. Gewerbe; er stiftete die Nationalbank, ordnete die Verwaltung, die Rechtspflege, das Heerwesen u. stellte die Ruhe wieder her, als über die neuen u. ungewohnten Steuern Aufstände ausbrachen. Als er nach Verlauf von vier Jahren abermals einstimmig zum Präsidenten gewählt war, wuchsen die Schwierigkeiten seiner Stellung. Man drängte ihn, im Kampfe zwischen dem republikanischen Frankreich u. dem monarchischen England Stellung zu nehmen. Mit Entschiedenheit erklärte er vollkommene Neutralität für die einzig richtige Grundlage der amerik. Politik, Freundschaft mit Allen, Partei für Keinen. Als der Vertreter Frankreichs, Genêt, offen zum kecken Anschluß an die „Schwesterrepublik" u. zur Bekämpfung der Regierung ermunterte, verlangte er energisch dessen Abberufung. Andererseits wurde England mißtrauisch u. verschärfte seine Maßregeln gegen den amerikanischen Handel. Die Gährung stieg, die Aufstände mehrten sich, Alles verlangte nach Krieg. Mitten unter solchen Stürmen schloß W. 1794 einen Handelsvertrag mit England u. erlitt geduldig allen Schimpf, ja den Vorwurf des Hochverrathes, weil er die Schulden der alten Amerikaner an England auf den Staat übernommen hatte. Doch verbat er sich entschieden eine Wiederwahl, als seine Präsidentschaft 1797 zu Ende ging, u. nahm in einer denkwürdigen Anrede an das Volk Abschied von seiner hohen staatsmännischen Laufbahn, um sein Leben als einfacher Bürger des neuen Freistaates zu beschließen. Am 14. Dez. 1799 starb er in Mount-Vernon. Da er keine Kinder hinterließ, machte er ein Legat zur Gründung einer Hochschule im Distrikt Columbia, sprach seine Sklaven frei u. bestimmte für die Alten eine Pension, für die Kinder das nöthige Geld zum Schulunterricht. Sein Gut erbte ein Neffe. Im J. 1800 siedelte bereits der Kongreß in das Kapitol über, zu dem einst W. selbst 18. Sept. 1793 den Grundstein gelegt hatte, u. ließ die Stadt, welche schon bei seinen Lebzeiten nach ihm benannt war, mit seinem Kolossalstandbild von der Hand Greenough's schmücken. — Vgl. Bancroft, „Essay on the life of W." (Boston 1851); Sparks, „The life and the correspondance of W." (12 Bde., Philadelphia 1837; im Auszuge deutsch von Raumer, 2 Bde., Lpz. 1839); W. Irving, „Life of W." (5 Bde., New-York 1855 ff., deutsch Lpz. 1856 ff.); K. F. Neumann, „Geschichte der Vereinigten Staaten von Nordamerika" (3 Bde., Berlin 1863 f.).

**Washington** (spr. Uoschingt'n), Territorium der Verein. Staaten von Nordamerika, 3294,2 □M. mit 23,955 E. (1870; ungerechnet die 11—12,000 nicht gezählten Indianer), grenzt im N. an Britisch-Nordamerika, im O. an Idaho, im S. an Oregon u. im W. an den Großen Ozean. Die Küste ist zerrissener als die von Oregon u. Kalifornien, an tiefen Baien besitzt sie die Shoalwater- u. Greysbai, bes. aber den Pugetsund, das Südende des Admirality Inlet, in welchem eine Menge guter Hafenplätze sich finden. Das Nordwestende wird von der britischen Insel Vancouver durch die Juan de Fuca-Straße getrennt, die westl. Spitze ist das Kap Flattery. W. zerfällt in eine Westhälfte, die der Kultur zugänglich ist, u. in öde Plateaux, die sich vom Kaskadengebirge bis zu den westl. Ausläufern der Rocky Mountains hinziehen. Das Hauptgebirge ist das von S. nach N. ziehende, bis über die Schneegrenze emporragende Kaskadengebirge, in welchem der Mount Baker, der nördlichste wichtige Berg, mit seinem steilen, beeisten Hauptgipfel 3262 m., der 100 engl. M. südlicher liegende Mount Rainier sogar 4404 m. mißt. Beide sind, wie auch der noch südlicher liegende Mount St. Helens, Vulkane mit Gletschern. Westlich streicht an der Küste entlang, vielfach zerrissen, das Küstengebirge, welches in der Halbinsel westl. vom Pugetsund im Olympic Range seine bedeutendsten Gipfel hat, den Mount Olympus (2484 m.) und den Mount Constance (2370 m.). Das östl. vom Columbia u. Snake River eingeschlossene Plateau, Great Plain of the Columbia River, ist nur 200—330 m. hoch. Der größte Fluß ist der Columbia od. Oregon, der im NO. von Britisch-Nordamerika her eintritt, zuerst, im Ganzen nach S. fließend, W. halbirt u. dann, nach W. schwenkend, die Grenze gegen Oregon bildet. Seine Zuflüsse in W. sind von N. nach S. der Pend d'Oreille, der Okinakane, der Yakima, der Snake River u. der Cowlitz. Von den in den Pugetsund u. die Nachbarfjorde mündenden kleinen Flüssen sind der White River im O. u. der Skokomisch im W. die bedeutendsten. Von den Seen ist der Chelan Lake der größte. Das Klima ist im W. feuchter u. gleichmäßig milder als im O., dem von England gleich. Ansiedelungen mit oft recht fruchtbarem Boden giebt es nur im W., die Weißen, deren Zahl sich von 1860—70 verdoppelte, wohnen fast allein an den Ufern des Pugetsundes u. am Wallawalla, einem Nebenflusse des Oregon. Der Ackerbau steht noch hinter der Pferde- u. Rinderzucht zurück; doch gedeihen Weizen, Hafer, Kartoffeln, selbst Mais vortrefflich. Der größte Theil des Landes ist von ungeheuren Waldungen bedeckt, deren Roth- u. Gelbtannen den höchsten u. gewaltigsten Bäumen Kaliforniens nicht nachstehen u. treffliches Schiffsbauholz liefern. Fische u. Pelzthiere giebt es in Menge, so daß Lachse u. Austern, bes. von der Shoalwaterbai, ausgeführt werden; auch Kohlen von der Bellinghambai sind neben Bretern u. Holz einträgliche Exportartikel. Gold wurde 1861 am obern Oregon entdeckt, so daß schon 1862 für etwa 5 Mill. Dollar auf den Markt kam; doch haben die Gruben, wie es scheint, schon nachgelassen. Die Gesammtproduktion betrug 1870: 2,851,052 Dollar; daß aber W. mit seinen unausgebeuteten Schätzen noch eine Zukunft hat, beweist die immer steigende Zahl der Schiffe die im Pugetsunde anlegen (1870: 1143 Schiffe). 1870 bestanden 170 Lehranstalten; von den 47 kirchlichen Gemeinden kamen 16 auf die Methodisten u. 11 auf die Katholiken. Zum Kongreß sendet W. einen Delegirten; der Rath von W. selbst besteht aus 9 Mitgliedern mit zweijähriger, das Repräsentantenhaus aus 30 mit einjähriger Amtsdauer. Hauptstadt ist Olympia am Südende des Pugetsundes, mit 1203 E. (1870), mit

gutem Hafen, lebhaftem Handel u. regelmäßiger Dampfschiffverbindung mit S. Francisco. An der Ostseite des Sundes liegt Seattle (1107 E.), am gleichnamigen Fluß im S. Wallawalla (1594 E.). Die Küste wurde 1592 von dem in span. Dienste stehenden Griechen Juan de Fuca zuerst besucht; sie blieb englisch bis 1846, wurde als Territorium, von Oregon getrennt, 1853 organisirt u. hat jetzt 21 Counties.

**Washington,** die Hauptstadt der Verein. Staaten Nordamerika's, mit 109,199 E. (1870), worunter 35,455 Neger u. 4133 geborene Deutsche, liegt im Bundesdistrikt Columbia, zwischen dem hier einmündenden Anacostia od. dem östl. u. dem westl. Arme des Potomac, gegen 10 m. über dem Flusse auf unebenem Boden, u. wird in geringer Entfernung von einem Amphitheater bewaldeter, mit einzelnen Villen bedeckter Hügel umgeben. Nordwestlich von der Stadt, durch den Rock-Creek von ihr getrennt, liegt die ebenfalls zum Distrikt gehörige Stadt Georgetown. W. ist nach einem großartigen Stadtplan 1791 gegründet worden, nachdem Maryland u. Virginia diesen Landstrich am Potomac der Union zum Bundesdistrikt geschenkt hatten. Indessen wird, obwol seit 1800 die Regierung von Philadelphia hierher übersiedelt ist, doch wol nie die ganze, 1 geogr. M. lange u. ½ M. breite Fläche nach jenem ersten Entwurf bebaut werden. Indeß ist Alles nach kolossalen Dimensionen eingerichtet. Die Straßen sind 30—48 m. breit, laufen alle direkt entweder von O. nach W. od. von N. nach S., durchschneiden sich also rechtwinkelig, u. die von ihnen umschlossenen Häuserquartiere werden in der Diagonale von Avenuen (d. i. Alleen) durchschnitten, an deren Kreuzungspunkten mit den Straßen große Plätze liegen; 15 dieser Avenuen sind nach den 15 Staaten benannt, welche zur Zeit der Gründung vorhanden waren. Zur Zeit ist ein Theil mit Häusern besetzt. Den Mittelpunkt des Bauplans bildet das auf einem 22 m. hohen Hügel liegende Kapitol, von dem nach 5 Seiten Avenuen auslaufen, u. welches mit seiner Front nach O. gerichtet ist, während gerade im Rücken, im W., der bis jetzt fertige u. stadtähnliche Theil von W. liegt; nach allen übrigen Seiten stehen nur einzelne Häusergruppen u. unvollendete Straßen. Das Kapitol selbst ist in griechischem Stile erbaut u. dient als Versammlungsort des Kongresses der Vereinigten Staaten; das Hauptgebäude, 1818—27 gebaut, zerfällt in ein Mittelgebäude, 2 Flügel u. eine Verlängerung nach der Westseite; eine ungeheure Kuppel von 39 m. Höhe überwölbt die Mitte; vor der Ostfront springt eine Halle 20 m. weit vor mit einem Portikus von 22, gegen 10 m. hohen Säulen; die Westseite schmückt ein zweiter Portikus von 10 Säulen. 1851—57 sind noch 2 Flügel angebaut worden, mit deren Einschluß das Ganze gegen 2 Hektaren bedeckt. Eine Steinbalustrade umgiebt das Ganze, u. das zweite u. dritte Stockwerk ist mit korinthischen Säulen u. Pilastern geschmückt. Gerade unter der domartigen Kuppel liegt eine Rotunda, 30 m. im Durchmesser haltend u. mit Reliefskulpturen u. Wandgemälden geschmückt. Westlich von der Rotunda steht die Kongreßbibliothek, im zweiten Stock des südl. Flügels ist die Halle des Repräsentantenhauses, im zweiten des nördlichen diejenige des Senats, unter letzterer der Sitzungssaal des Obergerichtshofes der Union. Außerdem enthält der Bau noch etwa 70 Zimmer für die verschiedenen Ausschüsse u. Beamten des Kongresses. Breite, vorspringende Treppen führen vom Erdboden zum Kapitol hinauf, an den Seiten mit Piedestalen eingefaßt, die aber zum allergrößten Theile leer sind; auf der Ostfronttreppe steht ein Marmorstandbild von Persico, welches Columbus mit dem Globus in der Rechten u. einer demüthig sich beugenden Eingeborenen an der Seite darstellt. Schöne Parkanlagen mit Springbrunnen u. Statuen umziehen

Nr. 5475. Washington. Im Vordergrunde das Kapitol.

die ganze Häusermasse, in denen in einem bes. für sie gebauten Tempel im O. des Kapitols die kolossale Statue Washington's von Greenough aufgestellt ist. Von der Kuppel des Kapitols hat man eine herrliche Aussicht. In der Nähe desselben, nach NW. zu, liegen die Gebäude der einzelnen Ministerien u. Verwaltungsabtheilungen, das Generalpost-, das Schatz-, das Patentamt, lauter im großartigsten Maßstabe aufgeführte, öfter aber etwas extravagant erscheinende Gebäude, denen außerdem eine passende Umgebung fehlt. Sie liegen meist an od. nicht fern von dem Lafayetteplatz, den eine eherne Reiterstatue Jackson's schmückt. In diesem Stadttheil liegt auf einer ähnlichen, 10 m. über dem Potomac sich erhebenden Anhöhe wie das Kapitol das Weiße Haus, od. Executive Mansion, die Amtswohnung des Präsidenten, ein in einfachem Stil erbautes zweistöckiges, geräumiges Gebäude auf einem über 5 Hektaren großen, schön bepflanzten Platze, an dessen Nordseite ein hoher Portikus mit 4 ionischen Säulen u. weiter entfernt die Reiterstatue Jefferson's steht. Auch von diesem White House laufen 5 Avenuen aus. Noch unvollendet ist das riesige Washingtonmonument, ein von Säulen umgebenes Bauwerk, in dessen Mitte ein Obelisk sich erheben soll, in Summa 182 m. hoch. Oberhalb der 30 Säulen, welche die Fußrotunde umgeben, befinden sich die Wappen der einzelnen Staaten, rings um die Rotunde u. in die Nischen sollen Statuen gestellt, in der Mitte ein Grabdenkmal Washington's aufgeführt werden. Von den zum Theil noch nicht einmal gepflasterten Straßen der Stadt ist die Pennsylvania Avenue die wichtigste. Von den wissenschaftlichen Anstalten sind bes. hervorzuheben das Smithsonian Institut (s. d.) in einem riesigen, mit 9 Thürmen gezierten, von schönen Gartenanlagen umgebenen Gebäude; ferner das Columbian- u. das National Medicinal-College, das Nationalinstitut u. die Sternwarte am Potomac.

Noch zu erwähnen sind die City Hall, das Arsenal, eines der größten der Union, der 12 Hektaren große Schiffsbauhof und der Kongreßkirchhof. Eine große Brücke führt über den Potomac; der Potomacaquädukt ist 3⅔ geogr. M. lang. Die Industrie von W. ist nicht unbedeutend, die Fabrikation von Mehl, Brot, Holzwaaren, Cigarren, der Buchdruck u. Buchhandel sind die wichtigsten Erwerbszweige. Trotzdem erscheint W., außer in der Zeit der Kongreßsession, todt u. langweilig, bes. in den ungesunden Monaten August u. September. Dem Verkehr dienen 6 Bahnlinien u. mehrere Kanäle; im Ostarme des Potomac können selbst beladene Fregatten bis zu den Werften hinaufgehen. Etwa 6 M. von W., in Virginia, liegt Washington's Landsitz Mount-Vernon mit seinem Grabe. Im August 1814 nahm der engl. General Roß die Stadt ein u. legte das damalige Kapitol mit vielen Regierungsgebäuden in Asche.

**Wasser** (lat. aqua, frz. eau, engl. water), ist der auf der Erdoberfläche am meisten verbreitete u. dem Gewichte nach in der größten Menge vorkommende Körper, der theils in flüssiger Form, theils erstarrt als Eis u. Schnee, theils endlich in luftförmigem od. gasartigem Zustande als beständiger, nie fehlender Gemengtheil der atmosphärischen Luft sich vorfindet. Das W. ist zum Bestehen sämmtlicher lebender Wesen ganz unentbehrlich; alle Thier- u. Pflanzenkörperbestandtheile enthalten W. in beträchtlicher Menge, von dessen Gegenwart man sich indirekt durch den Gewichtsverlust beim Austrocknen (75—90%) überzeugen kann. — Ganz chemisch reines W. ist nirgends auf der Erde zu finden, obschon es hier u. da Quellen giebt, die nur sehr kleine Mengen fremder Bestandtheile aufgelöst enthalten. Auch das Regenwasser ist nicht ganz rein. Will man ganz reines W. haben, so muß man gutes Brunnenwasser in einem metallenen Destillationsapparate einer vorsichtigen Destillation unterwerfen, wobei man das erste u. letzte Drittel des Destillates beseitigt u. nur das mittlere Drittel für sich auffängt; solch destillirtes W., aqua destillata, wird in chemischen Laboratorien, in Apotheken, in der Photographie 2c. verwendet.

Eigenschaften u. chemische Zusammensetzung des reinen W.s. Dasselbe ist vollständig geruch- u. geschmacklos; in dünnen Schichten farblos u. klar, erscheint es dagegen in dicken Schichten, wenn das Licht durch dieselben gehen muß u. das Seitenlicht abgehalten ist, rein blau, z. B. beim Hindurchsehen durch eine lange mit W. gefüllte Röhre, deren Wandung mit schwarzem Papier umklebt ist. Die schöne blaue Farbe der Alpenseen hat ihren Grund in der Reinheit des Wassers. Reines W. ist, gegen die Luft geschützt, nicht fäulnißfähig, sondern ganz unveränderlich; das sog. Faulwerden des W.s rührt von dem Vorhandensein leicht zersetzbarer organischer Verbindungen her. Das W. besitzt ein verhältnißmäßig nur schwaches Lichtbrechungsvermögen; seine größte Dichte liegt bei 4° C. (genau bei 3,87°), über u. unter dieser Temperatur dehnt es sich wieder aus; demnach ist W. von 0° leichter, als W. von 4° C. Diese Erscheinung ist für den Haushalt der Natur von der größten Bedeutung; das W. von Flüssen, Teichen u. Seen kühlt sich, bevor es sich mit einer Eisdecke überzieht, zunächst auf die Temperatur seiner größten Dichte (4° C.) ab u. sinkt daher in wärmerem W. unter; bei einer weiteren Abkühlung wird es leichter u. kann nicht mehr zu Boden sinken, bis es endlich auf seiner Oberfläche gefriert u. die entstandene Eisdecke das darunter befindliche W. gegen die abkühlende Einwirkung der Luft schützt. Die tieferen Schichten bewahren als die schwereren sehr lange die Temperatur von 4° C., wodurch verhütet wird, daß die Gewässer bis auf den Grund ausfrieren. Bei etwas unter 0° fängt das W. an zu gefrieren u. dehnt sich dabei aus; Eis ist leichter als W. u. schwimmt auf letzterem. Infolge dieser Ausdehnung kann das W. beim Gefrieren Gefäße zersprengen, wenn diese vollgefüllt u. fest verschlossen sind. Man kann jedoch das W. unter Umständen bis auf —10° C. u. mehr abkühlen, ehe es gefriert, wenn es nämlich ganz ruhig steht; die geringste Bewegung genügt aber alsdann, um das Gefrieren sofort zu bewirken. Die Ausdehnung des W.s durch die Wärme beträgt von 0° bis 100° C. nur $^1/_{22,76}$, d. h. 22,76 Raumtheile W. von 0° nehmen nach dem Erwärmen bis auf 100° C. einen Raum von 23,76 Raumtheilen ein. Der Schmelzpunkt des erstarrten W.s (Eises) liegt bei 0°, der Siedepunkt unter 0,760 mm. Luftdruck bei 100° C. od. 80° R. Das W. verdampft jedoch auch schon bei gewöhnlicher, überhaupt bei jeder Temperatur, u. zwar um so schneller, je höher diese ist u. je mehr dafür gesorgt ist, daß der entstandene Dampf weiter geführt wird. Der Siedepunkt des W.s verändert sich mit dem Luftdruck (s. „Thermometer"); er steigt, wenn in dem W. Salze od. andere Körper gelöst sind. Ueber die Eigenschaften des Wasserdampfes siehe den Artikel Dampf; über Eis u. Schnee ebenfalls die betreffenden Artikel. Das spez. Gewicht des W.s ist = 1, d. h. man hat das Gewicht eines bestimmten Volumens W. von 4° C. als Einheit angenommen und darauf die Gewichte gleicher Volumina anderer Körper bezogen. W. von 0° ist 770mal schwerer als das gleiche Volumen Luft von 0°. — 1 Kcm. W. von 4° C. wiegt genau 1 Gr., 1 L. (= 1000 Kcm.) wiegt also 1 Kg. — Was die chemische Beschaffenheit des W.s anlangt, so ist dasselbe nicht, wie man früher glaubte, ein einfacher Stoff, sondern besteht aus zwei Gasen, die man in neuester Zeit auch für sich allein zu verdichten gelernt hat, nämlich aus Wasserstoff (H) u. Sauerstoff (O); das W. ist demnach ein Oxyd des Wasserstoffes (Wasserstoffoxyd, Hydrogenoxyd). Zwei Raumtheile Wasserstoffgas u. ein Raumtheil Sauerstoffgas geben bei der chemischen Verbindung zwei Raumtheile Wasserdampf von derselben Spannung u. Temperatur, welche die beiden Gase vor ihrer Vereinigung besaßen; es findet also bei dieser chemischen Verbindung eine Verdichtung von drei Raumtheilen auf zwei Raumtheile statt. Wenn jeder der beiden Raumtheile Wasserstoff das Gewicht = 1 hat, zusammen also 2, so wiegt der eine Raumtheil Sauerstoff = 16, denn der letztere ist bei gleichen Raumtheilen genau 16mal schwerer als Wasserstoff. Das einfachste Gewichtsverhältniß, in welchem die beiden Gase zu W. verbunden sind, ist demnach 1 : 8, d. h. 1 Kg. Wasserstoffgas u. 8 Kg. Sauerstoffgas geben 9 Kg. W.; od., was dasselbe ist, 2 Kg. H (= 2 Volumina) u. 16 Kg. O (= 1 Volumen) geben 18 Kg. (= 2 Volumina) Wasserdampf. — Da nun nach dem Avogardo'schen Gesetz — dessen Richtigkeit vorausgesetzt — gleiche Volumina zweier Gase eine gleiche Anzahl Atome enthalten, demnach auch die Atome aller Gase gleiche Größe haben müssen, so besteht jedes Wassermolecul aus 2 Atomen Wasserstoff u. 1 Atom Sauerstoff; seine Atomformel wird demnach $H_2O$, seine Aequivalentenformel HO geschrieben werden müssen. — Der elektrische Strom ist im Stande, das W. leicht in seine beiden Bestandtheile zu zerlegen; werden beide Gase getrennt aufgefangen, so kann man sich leicht überzeugen, daß dem Volumen nach doppelt so viel Wasserstoff als Sauerstoff entwickelt wird. Eine Zersetzung des W.s kann aber auch auf mancherlei andere Weise bewirkt werden, wobei allerdings immer nur der Wasserstoff frei wird, indem der Sauerstoff in Verbindung mit dem zersetzenden Körper tritt. So zersetzen z. B. die Metalle der Alkalien (Kalium, Natrium 2c.) das W. schon bei gewöhnlicher Temperatur, während Eisen, Zink u. einige andere Metalle dies erst in der Glühhitze zu thun vermögen. Auch wird W. durch gewisse Metalle, Eisen, Zink 2c., bei Gegenwart einer Säure zersetzt; der Sauerstoff verbindet sich mit dem betreffenden Metalle zu Oxyd, welches mit der vorhandenen Säure zu einem Salz zusammentritt, während der Wasserstoff entweicht.

Chemischer Charakter des W.s. Das W. ist weder sauer, noch basisch, ist demnach ein chemisch indifferenter Körper; dennoch ist dasselbe in hohem Grade verbindungsfähig. Es vereinigt sich mit sehr vielen Salzen in ganz bestimmten chemischen Verhältnissen zu festen krystallinischen Verbindungen. In diesem Falle pflegt man das W. Krystallwasser zu nennen. Außerdem aber geht das W. sowol mit Basen als mit Säuren Verbindungen ein, die man Hydrate nennt; das W. heißt dann in diesem Falle Hydratwasser. So spricht man z. B. von Kalihydrat, Kalkhydrat, Schwefelsäurehydrat 2c. Ebenso können organische Säuren u. Basen solche Hydrate bilden, ja mehrere der ersteren können ohne Hydratwasser gar nicht bestehen; gewisse indifferente organische Verbindungen verwandeln sich durch den Hinzutritt von W. in sehr charakteristisch verschiedene Stoffe, wie das Chloral, eine farblose Flüssigkeit, in das Chloralhydrat. — Das W. ist das allgemeinste Lösungsmittel u. vermag eine große Zahl fester Körper aufzulösen. Auch Gase kann das W. verschlucken (absorbiren), viele jedoch nur in sehr geringer Menge.

Das natürlich vorkommende W. ist nicht chemisch rein, u. man kann insofern von verschiedenen Arten des W.s sprechen, als die darin aufgelösten Substanzen eine große Verschiedenheit seiner Eigenschaften veranlassen. Diese Substanzen sind theils anorganische Salze, theils organische Verbindungen, theils Gase. W., welches besonders reich an anorganischen Bestandtheilen ist, wird hartes W. genannt, im Gegensatz zu dem weichen W., welches verhältnißmäßig geringe Mengen davon enthält. Regenwasser, Schneewasser, ist eigentlich ein natürlich destillirtes W., da es durch Verdichtung des auf der Erde verdampften W.s wieder zur Erde herabgelangt; dennoch ist es keineswegs ganz rein u. kann das künstlich destillirte W. nur in einigen Fällen ersetzen. Das Regenwasser nimmt bei seinem Herabfallen eine Menge in der Luft schwebender Substanzen auf, beladet sich auch mit Luft selbst u. anderen in dieser zufällig vorkommenden Gasen. Der Luftgehalt des Regenwassers beträgt ungefähr $^1/_{20}$ seines Volumens; diese Luft enthält jedoch etwas mehr Sauerstoff als die atmosphärische, weil der Sauerstoff in größerer Menge vom W. absorbirt wird als der Stickstoff; stets ist auch Kohlensäure vorhanden u. zuweilen kleine Mengen Schwefelwasserstoff. In Gewitterregen finden sich ferner sehr deutlich wahrnehmbare Mengen von salpetrigsaurem u. salpetersaurem Ammoniak; auch ist das Regenwasser nicht ganz frei von Salzen, die mechanisch mit in die Höhe gerissen worden sind, so nam. in der Nähe des Meeres. Bei anhaltenden

Regengüssen sind natürlich die später aufgefangenen Partien des W.s bedeutend reiner als die zuerst aufgefangenen, welche alle Staubtheilchen der Luft mit niedergerissen haben. Trotz der mannichfachen Verunreinigungen, welche demnach in dem Regen u. Schneewasser vorkommen können, ist dieses doch das reinste W., welches die Natur uns direkt liefert, u. eignet sich demnach zu einer Menge gewerblicher u. häuslicher Zwecke ganz vorzüglich. — Flußwasser, süßes Seewasser u. Teichwasser ist nächst dem Regenwasser in den meisten Fällen das verhältnißmäßig reinste, wird daher auch zu den weichen Wässern gerechnet. Die Menge der darin enthaltenen festen Bestandtheile schwankt gewöhnlich von 1—3 Theilen in 10,000 Theilen W. Von diesem Gehalte macht der kohlensaure Kalk die Hauptmasse aus, dann folgen gewöhnlich ihrer Menge nach: schwefelsaurer Kalk, kohlensaure Magnesia, Chlornatrium, schwefelsaures Natron 2c. Da, wo das Flußwasser durch Abfallwässer aus Fabriken u. Schleußen großer Städte verunreinigt ist, ist selbstverständlich die Menge der festen Bestandtheile eine viel größere, als die oben angegebene normale, u. können dann auch eine Menge fremdartiger, nicht in das W. gehöriger Stoffe, nam. auch organischer Natur, darin vorkommen. — Brunnenwasser, Trinkwasser. Das W., welches in gegrabenen Brunnen sich sammelt od. in Quellen zu Tage tritt (Quellwasser), hat je nach Art der Erd- od. Gesteinsmassen, mit denen es in Berührung kam, verschiedenartige u. verschieden große Mengen mineralischer Bestandtheile. Im Allgemeinen sind die Brunnenwässer reicher an letzteren als die Flußwässer u. werden daher zu den harten Wässern gerechnet. Außer Luft u. Kohlensäure sind auch bei diesen Wässern die Karbonate des Kalks u. der Magnesia sowie die Sulphate des Kalks u. des Natrons u. Chlornatrium die am häufigsten u. in größter Menge vorkommenden Bestandtheile. Kleine Mengen von schwefelsaurer Magnesia u. Chlormagnesium, Kalisalzen, Eisenoxyd u. Kieselsäure fehlen im Brunnenwasser nur selten. Die kohlensauren Salze des Kalkes u. der Magnesia sowie auch des Eisenoxyduls sind an u. für sich in W. unlöslich, sind aber durch den Gehalt desselben an freier Kohlensäure gelöst, indem sich doppelkohlensaure Salze bilden. Dasselbe ist auch bei dem Flußwasser der Fall, aber in weit geringerem Grade; denn da dieses beständig mit der Luft in Berührung ist u. eine große Fläche darbietet, so entweicht der größte Theil der freien Kohlensäure u. die dadurch gelöst gewesenen Karbonate scheiden sich in unlöslicher Form ab. Erhitzt man W., welches viel solcher Karbonate (kohlensaure Salze) als Bikarbonate (doppelkohlensaure Salze) gelöst enthält, zum Kochen, so entweicht ebenfalls die Kohlensäure, u. die einfach kohlensauren Salze scheiden sich ab, zugleich aber auch der größte Theil des schwefelsauren Kalkes. Das W. wird also durch das Kochen weicher. Diese Ausscheidung von kohlensauren Salzen u. schwefelsaurem Kalk (Gips) kann, wenn in einem Gefäße beständig große Mengen W. verdampft werden, sehr störend werden (Kesselstein). Von einem guten Trinkwasser verlangt man, daß es nicht zu weich ist, sondern eine gewisse Menge Salze sowie etwas Kohlensäure u. Luft enthält; abgekochtes luftfreies W. od. destillirtes W. haben einen faden u. keinen erfrischenden Geschmack. Selbstverständlich muß ein gutes Brunnenwasser, wenn es zum Trinken u. zur Bereitung von Speisen benutzt werden soll, frei von allen schädlichen Bestandtheilen sein u. darf auch seine Härte einen gewissen Grad nicht übersteigen. Nam. hat man darauf zu sehen, daß die Brunnen in genügender Entfernung von Düngerstätten, Abtrittsgruben, Senkgruben u. Schleußen sich befinden, da im entgegengesetzten Falle leicht Verunreinigung des Brunnenwassers durch fremden Zufluß erfolgen kann. Man nimmt daher auch bei der chemischen Untersuchung des Trinkwassers auf seine Brauchbarkeit hierauf besonders Rücksicht u. prüft, ob das W. eine außergewöhnliche Menge organischer Substanz gelöst enthält, ob ferner Salpetersäure, Phosphorsäure od. Ammoniak (od. gar Schwefelwasserstoff) in verhältnißmäßig auffallender Menge darin enthalten sind. Die Gegenwart dieser Substanzen sowie auch ein ungewöhnlich hoher Gehalt an Chloriden, würden den Beweis liefern, daß ein Zufluß aus Schleußen od. Abtrittsgruben stattfindet. Wenn auch die genannten Substanzen (Phosphorsäure 2c.) an u. für sich in der kleinen Menge, in welcher sie in solchem W. vorkommen, vollständig unschädlich sind, so kann solches W. doch durch die Gegenwart von Fäulnißprodukten, mikroskopisch kleinen Pilz- u. Thierkeimen, Ansteckungsstoffen 2c., die mit jenen gewöhnlich zusammen vorkommen, sich aber auf chemischem Wege nicht nachweisen lassen, auf die Gesundheit sehr schädlich wirken. Die Abwesenheit od. doch wenigstens das nur spurenweise Vorhandensein der oben genannten Substanzen gilt daher mit Recht als ein Maßstab für die Güte eines Wassers. — Das harte W. od. Brunnenwasser, obwol zum Trinken ganz geeignet, paßt doch nicht für manche andere Zwecke, beispielsweise kochen sich viele Gemüse u. Hülsenfrüchte in zu hartem W. nicht weich, ferner eignet dasselbe sich nicht zum Waschen, da es die Seife schlecht löst, dieselbe zersetzt, indem sich unlösliche Kalkseife ausscheidet.



Man benutzt daher auch eine Lösung von Seife in destillirtem W. von bekannterem Gehalte, um die Härte verschiedener Wasser zu prüfen u. zu vergleichen. Je härter ein W., desto mehr Kalkseife wird abgeschieden, u. um so mehr Seifenlösung muß zugesetzt werden, um ein Schäumen des W.s beim Umschütteln zu erzielen. Als zulässige Grenze wird gewöhnlich angesehen, daß ein gutes, noch trinkbares W. nicht mehr als: 0,010 bis 0,050 organische Substanzen, 0,004—0,006 Salpetersäure, 0,100—0,200 Kalk, 0,020—0,080 Chlor u. 0,002—0,080 Schwefelsäure, im Ganzen aber nicht mehr als 0,100—0,500 fester Bestandtheile in 1000 Theilen, also Gramme im Liter, enthalte. Es giebt jedoch, nam. in großen Städten, viele Brunnen, die 1,5—2,00 Gr. Gesammtrückstand an festen Bestandtheilen im Liter enthalten. Um trübes u. nicht ganz reines W. nur einigermaßen genießbar zu machen, wendet man gewöhnlich eine Filtration durch Sand u. Kohlefilter an. Im Großen zur Versorgung ganzer Städte mit dem nöthigen W. durch Wasserleitungen verwendet man zur Herstellung solcher Filter abwechselnde Schichten von Kies, feinem Sand u. Holzkohle od. Koaks, durch welche das W. durchfließen muß. — Mineralwasser (s. d.); über Meerwasser vgl. Bd. VI, 310.

**Wasserbad**, s. „Bad, chem." **Wasserblei**, s. v. w. Graphit.

**wasserdichte Stoffe** werden bes. aus Leder, Gewebe, Papier hergestellt, indem man sie mit gewissen, in Wasser unlöslichen Substanzen, wie Kautschuk, Wachs, Firniß 2c., überzieht u. imprägnirt. Die dabei befolgten Prozesse sind sehr verschiedenartig. Die ersten Versuche, Leder u. gewebte Stoffe durch (in Terpentinöl zur Gallerte erweichtes) Kautschuk wasserdicht zu machen, fanden 1791 durch einen Engländer Peal statt. Im J. 1823 trat Charles Macintosh in Glasgow mit seinen weltberühmt gewordenen wasserdichten Stoffen hervor, welche er aus zwei Gewebschichten mit dazwischen liegendem, durch Steinkohlentheeröl aufgelösten Kautschuk bildete. Seit 1836 kam aber in England u. Frankreich ein anderes Verfahren zur Anwendung, welches darin bestand, klein zerschnittenes Kautschuk in Knetmaschinen unter Mithülfe von Wärme zu einer homogenen Masse zu vereinigen, diese mittels heißer Walzen zu einer dünnen Kautschukhaut auszustrecken u. letztere in noch klebrigem Zustande durch Aufwalzen mit den Geweben zu vereinigen. Ein davon sehr verschiedenes Verfahren rührt von Thieux in Marseille her; es besteht darin, die Gewebe mit einer Mischung von essigsaurer Thonerde u. Alaun zu imprägniren, die man erhält durch Zusammengießen einer Lösung von 3 Kg. Alaun in 100 L. Wasser, mit einer andern aus 3 Kg. Bleizucker in 300 L. Wasser u. Abfiltriren des gebildeten Niederschlages von schwefelsaurem Bleioxyd. Zum Wasserdichtmachen von Geweben u. Papier dient auch das Kupferoxydammoniak sowie bei Papier die Behandlung mit Schwefelsäure (s. Pergamentpapier unter „Papier").

**Wasserfall** (in der Schweiz Gießen, Lauffen u. Tschur, im Schwedischen Foß u. Fossen) ist diejenige Stelle im Laufe eines Flusses, an welcher er einen größern senkrechten Absturz macht. Kleinere Abstürze größerer Ströme, bei welchen infolge der bedeutenden Wassermasse der senkrechte Abfall zur Stromschnelle (s. d.) wird, heißen Katarakte; mehrfach sich wiederholende kleinere Fälle, bes. wenn sie künstlich hergerichtet sind, nennt man Kaskaden. Katarakt (griech.) aber u. Cascade (franz.) bedeuten ursprünglich nur W. ohne jenen Nebensinn. Die W.e gehören meist dem Oberlauf eines Flusses an, kommen aber noch im unentwickelten Mittellaufe u. sogar noch kurz vor der Mündung vor. Von europäischen Gebieten haben die meisten W.e Skandinavien, bes. Norwegen, u. die Alpenländer; in den deutschen Alpen zählt man allein 250. Bei W.en von gewöhnlicher Höhe stürzt das Wasser als zusammenhängende Masse ab, bei größeren Höhen löst es sich in Tropfen u. schließlich in Schaum od. Staub auf, der bei günstiger Beleuchtung die herrlichsten Regenbogen bildet. Die dabei statthabende Erregung mehr od. weniger starker negativer Elektrizität ist die Folge der Reibung der Wassertheilchen an einander u. an der Luft. Die bekanntesten der bedeutenderen W.e sind in alphabetischer Ordnung folgende:

Achenfall der Gasteiner Ache in der Tauernkette (Salzburg), die auf 6 Stunden Laufes 4 W.e bildet, deren letzter gegen 60 m. hoch ist.

Bathurstfall im östl. Australien, 50 M. nördl. von Sydney, gebildet durch den Apsley, der, 60 m. breit, einen ziemlich 70 m. hohen Fall macht.

Böringfoß im innersten Winkel des Hardangerfjord in Norwegen, gegen 250 m. hoch.

Cascade de Gavarnie im franz. Departement Hautes Pyrénées, gebildet vom Gave de Pau, dessen Wasser sich von den lothrecht ansteigenden Felsen des Cirque (d. h. Kesselthal) de Gavarnie ohne Absatz 422 m. hoch herabstürzen.

Elfkarlebyfall, der Sturz der Dalelf an der Mündung in die Ostsee im mitttlern Schweden, dem Rheinfall an Bedeutung gleichkommend.

Gollinger-, Schwarzbach- od. Guringfall, im Salzachthal südl. von Salzburg, in 2 Absätzen gegen 80 m. hoch.

Gubavizza in Dalmatien, gebildet von der Cettina, die, beim Dorfe Duare einige 20 m. breit, über 40 m. hoch herabstürzt.

Handeckfall im Berner Oberland, wo die Aar in ungetheilter Masse ziemlich 70 m. tief in einen Felsenschlund stürzt; neben Rhein- u. Tosafällen der großartigste der Alpen.

Imatrafall in Finnland, gebildet durch den südl. Abfluß des Saimasee's, des Wurksee, der, in 2 Arme getheilt, mit dem südl. bedeutenderen durch den Suvantosee in den Ladogasee fällt. Der senkrechte Sturz beträgt 10,5 m.

Keelfoß in Norwegen, gegen 600 m. hoch, von einem kleinen Flusse in einem Seitenfjord des Sognefjord gebildet.

Krimlfall in der Tauernkette, Herzogthum Salzburg. In 3 großen Fällen stürzt die Krimler Ache in einer Gesammthöhe von über 400 m. über die unterste Thalstufe das Achenthal herab.

Kuralfälle bei Honáwar in den West-Ghats in Vorderindien, südl. von Goa. Der ziemlich 200 m. breite Gerseppa od. Shiravati stürzt in 4 Fällen, als Großer Fall, Brüller, Rakete u. Weiße Dame, hinab, von welchen der erstere allein etwa 250 m. tief in ein 100 m. tiefes Grundwasser fällt.

Leerfoß bei Drontheim in Norwegen, von der Nidelf gebildet. Der 120 m. breite Fluß fällt zunächst 28 m. u. später, im kleinen Leerfoß 50 m. breit, noch 23 m. herab.

Missourifälle in Nordamerika, kurz vor der Mündung des Flusses in den Mississippi. Der höchste beträgt 25 m.; die Gesammtheit aller ziemlich 100 m.

Montmorencyfall, 72 m. hoch, bei Quebec in Canada (Nordamerika), soll an Großartigkeit den Niágarafall übertreffen.

Nant d'Arpenas, ein 230 m. hoher Fall bei Balme, westlich vom Montblanc.

Niágarafall, gebildet durch den aus dem Eriesee kommenden Niágara, durch die Ziegeninsel getheilt u. am amerikanischen Ufer 49 m. hoch. Sein Getöse hört man bis 10 M. weit.

Pissevache, der einige 30 m. hohe Fall der Sallenche ins Rhonethal im Schweizerkanton Wallis.

Reichenbachfall, eigentlich 7 Fälle des Reichenbaches im Ober-Haslithale im Berner Oberland.

Rheinfall, ½ Stunde unterhalb Schaffhausen beim Schlosse Lauffen, 20 m. hoch.

Rjukandfoß im tiefsten Hintergrunde des Westfjordthales in Norwegen. Die Maaneelf stürzt nach gegen 100 kleinen Absätzen zuletzt 133,5 m. ins Thal.

Sarpen, südl. von Christiania in Norwegen, stürzt, 36 m. breit, 23 m. hoch; sein Fall ist dem Rheinfall vergleichbar.

Staubbach im Lauterbrunner Thale (Berner Oberland), fällt 306 m. tief u. zerstiebt in der Tiefe.

Tequendama in Columbien (Südamerika), gebildet durch den Rio de Bogota, der in 2 Streifen zwischen üppiger Vegetation mit kolossaler Wasserfülle 146 m. herabstürzt.

Ternifälle bei Terni in der ital. Prov. Perugia, ein 106 v. Chr. durch Manius Curius Dentatus geschaffener Wasserfall des Velino.

Tivolifälle des Teverone, unfern von Rom, künstliche Wasserfälle von 96 m. Höhe.

Tosafälle bei Feutval im Formazzothale in Piemont, über 120 m. hoch.

Trentonfälle im Staate New-York. Ein Seitenarm des Mohawk, der West-Canada-Creek, fällt in 6 Stufen über 100 m. herab.

Trollhättafälle in Südschweden, gebildet durch die aus dem Wenersee kommende Götaelf, von zusammen 33 m. Fallhöhe.

Victoriafall des Zambesi in Südafrika, der, getheilt 1700 u. 500 m. breit, 106 m. tief hinabstürzt.

Yosemitefälle in der Thalschlucht des Merced am Westabhange des Nevadagebirges in Kalifornien. Der 33 m. breite Merced bildet hier erst den 107 m. hohen Kanopa- u. dann den doppelt so hohen Awanifall.

**Wasserfarben** sind die Farben, welche mit bloßem Wasser, dem aber ein Bindemittel, z. B. Leim, Gummi, beigemischt ist, sich auflösen. Die Kunst, mit solchen Farben zu malen, heißt Aquarellmalerei (s. d. u. „Gouachemalerei"). Zu diesen Malereien mit W. gehören auch die meisten der aus dem Mittelalter uns erhaltenen Miniaturen (s. d.).

**Wasserflöhe** (Daphniden, Cladocera) sind kleine Krebsthiere (s. d. u. Abbild. Nr. 3781), deren zusammengedrückter Körper nur theilweise von der zweiklappigen, meist durchsichtigen, dünnen Schale bedeckt wird, so daß das kappenförmige Kopfbruststück theilweise frei liegt. Ihr erstes Fühlerpaar ist klein u. tasterförmig, das zweite groß, zweitheilig, mit langen Endborsten besetzt, u. dient als Ruder. Sie haben ein großes, zusammengesetztes Auge, 4—6 Paar Kiemenfüße u. einen ungegliederten Schwanz mit zwei großen klauenförmigen Fortsätzen. Von besonderem Interesse ist ihre Fortpflanzungsgeschichte. Im Frühling u. Sommer nämlich bevölkern ausschließlich Weibchen unsere stehenden Gewässer u. pflanzen während dieser Zeit sich ohne Zuthun von Männchen durch Sommereier fort, die in einem besondern Brutraum zwischen Schale u. Rückenfläche zur Entwicklung gelangen u. schon nach wenigen Tagen eine junge, frei werdende Generation liefern. Im Herbste erst produziren diese Weibchen auch Eier, welche Männchen liefern. Letztere unterscheiden sich von den Weibchen schon äußerlich durch die geringere Größe. Nach vollzogener Begattung legen die Weibchen auch je zwei große, hartschalige Wintereier, die erst im nächsten Frühjahr zur Entwicklung kommen. Einige Daphnidenarten leben auch in der Tiefe größerer Landseen, andere im Brackwasser, endlich im Meere. Ihre zahllosen Scharen dienen besonders Fischen zur Nahrung. — Das stoßweise, sprungartige Schwimmen aber verschaffte ihnen den Namen W.

**Wassergalle**, s. „Galle".

**Wassergas** bezeichnet sowol das Wasser im gas- od. luftförmigen Zustande, den Wasserdampf, als besonders auch eine Art Leuchtgas, welches dadurch bereitet wird, daß man Wasserdämpfe durch eiserne od. thönerne Retorten strömen läßt, die mit glühender Holzkohle od. glühenden Koaks gefüllt sind. In Berührung mit der glühenden Kohle zersetzt sich das Wasser u. bildet ein aus Kohlenoxydgas, Kohlensäuregas, Wasserstoffgas u. etwas Sumpfgas bestehendes Gasgemenge, welches zwar an u. für sich wenig Leuchtkraft besitzt, aber dadurch, daß man es mit schweren Kohlenwasserstoffen beladet, indem man es durch dieselben hindurchstreichen läßt, gut leuchtend gemacht werden kann. Man benutzt das W. auch zum Vermischen mit dem gewöhnlichen Leuchtgas, zu welchem Zwecke man es in die Retorten, in welchen das gewöhnliche Gas bereitet wird, leitet.

**Wasserglas** (lösliches Glas), mit diesem Namen belegt man die in Wasser auflöslichen Verbindungen der Kieselsäure mit den Alkalien. Je nachdem man zur Darstellung des W.es Kali od. Natron, od. endlich beide Alkalien gleichzeitig anwendet, unterscheidet man: Kaliwasserglas, Natronwasserglas u. Doppelwasserglas. Ersteres ist demnach kieselsaures Kali, von den älteren Chemikern Kieselfeuchtigkeit genannt, das zweite ist kieselsaures Natron (Natrum silicicum). Für die meisten Zwecke verhalten sich diese verschiedenen Sorten von W. ganz gleich; in einigen Fällen jedoch kann man nur eine ganz bestimmte Sorte gebrauchen, so z. B. als Zusatz zu Seifen nur Natronwasserglas, weil durch Kali- od. Doppelwasserglas die Seife nicht hart werden würde. Die Darstellung des W.es ist im Wesentlichen ganz dieselbe, wie die des Glases, nur daß man den Zusatz von Kalk od. Bleioxyd wegläßt u. das Verhältniß zwischen Kieselsäure u. Alkali etwas ändert. Für Kali-W. nimmt man eine Mischung von 45 Quarzpulver od. Quarzsand, 30 Potasche u. 3 Holzkohlenpulver. Zu Natron-W. nimmt man entweder 45 Quarz, 23 kalzinirte Soda u. 3 Kohle, od. 100 Quarz, 60 kalzinirtes Glaubersalz u. 15—20 Holzkohle. Für Doppelwasserglas rechnet man auf 100 Quarz 28 Potasche, 22 Soda u. 6 Kohle, od. 152 Quarz, 54 kalzinirte Soda u. 70 Potasche. Diese Substanzen müssen vor dem Schmelzen innig gemischt werden. Am leichtesten schmilzt die Mischung zu Doppelwasserglas. Die geschmolzene Masse wird nach dem Erkalten gepulvert u. entweder so als trockenes W. verkauft, od., was gewöhnlich geschieht, man kocht das Pulver in einem eisernen Kessel mit Wasser, bis fast Alles aufgelöst ist, u. verdampft die Lösung so weit, bis auf der Oberfläche sich eine fadenziehende Haut zeigt. Man erhält so das W. in Form einer schwachgelblichen, durchsichtigen, sirupsdicken Flüssigkeit, welche in Fässer gefüllt u. versendet wird. Man muß das W. beim Aufbewahren sorgfältig gegen den Zutritt der Luft schützen, da es durch die Kohlensäure derselben zersetzt u. Kieselsäure abgeschieden wird. Letztere Säure ist nämlich blos in der Glühhitze im Stande, die Kohlensäure aus den kohlensauren Salzen auszutreiben; in wässeriger Lösung der kieselsauren Alkalien scheidet umgekehrt die Kohlensäure wieder die Kieselsäure ab, indem sich wieder kohlensaures Alkali bildet. Fein zertheilte Kieselsäure, wie sie im Kieselguhr sich zeigt, löst sich schon in kochender Alkalilauge. Die Anwendung des W.es, das zuerst 1825 von Fuchs in München dargestellt wurde, ist eine sehr vielseitige, man benutzt es zur Fixirung von Wandgemälden auf Kalkwänden (Stereochromie), zu feuerfesten Anstrichen auf Holz 2c., als Kitt, zum Härten von Bausteinen, zum Imprägniren von Dachpappen, als Zusatz zu Seifen 2c.

**Wasserhanf**, Wasserdost, Pflanzengattung der Kompositen, Gruppe der Eupatoriaceen unter den Tubulifloren od. Röhrenblumigen, bei uns nur durch eine Art vertreten: Eupatorium cannábinum *L.*, auch Alp-, Dosten-, Kunig-, Kunigunden-, Drachen-, Schloß-, Kletten-, Hirschwundkraut, Hirschklee, Tugendblume, Leberbalsam, Wasserrettig, Bruchwurz 2c. Eine buschartige Staude von 1—1½ m. Höhe, von wenig in die Augen fallender Form, die länglichen, schwach flaumhaarigen Blätter sind in 3—5 lanzettliche, kurz gezahnte Lappen getheilt; die blaßpurpurrothen Blütenköpfchen stehen zahlreich in gedrängten gipfelständigen Schirmtrauben. Ihr scharfer Geruch, ihr äußerst bitterer u. beißender

Geschmack verursachen, daß kein Thier die Pflanze berührt; die Bewohner der Moorländer haben sie indessen schon frühzeitig gegen Wechselfieber, Wasser- u. Gelbsucht, Scharbock ꝛc. benutzt, während sie selbst von den Aerzten gegen faulige Fußgeschwüre u. dgl., von den griech. Aerzten sogar gegen Schlangenbiß angewendet wurde. An sich ist das Kraut ein

Nr. 5476. Wasserschnecke.

harn- u. schweißtreibendes, das leicht Erbrechen u. Purgiren erregt; letztere Eigenschaft kommt auch den Wurzeln zu, in denen sich das kräftig wirkende **Eupatorin** bes. reichlich findet. Die Stengel verwendete man, wie den Hanf, als Faserstoffe, mit den Blättern u. Blüten färbte man blau. Es giebt eine große Menge von Arten mit ähnlichen od. gleichen Eigenschaften, die aber meist in Nord- u. Südamerika sowie in Mexiko, seltener in Ostindien auftreten. Auf den Hochebenen der Anden erheben sich die Gruppen verwandten zu hohen, stattlichen Sträuchern.

**Wasserhebemaschinen** sind in ihrer ältesten Form einfache Hebelwerke, wie sie unter dem Namen Picota od. Kuppilai als Schwingbrunnen bei den Indern Verwendung finden. An einem Wippbaume od. Schwengel, der auf gabelförmigen Stützen aufgelagert u. mit Stricken noch angebunden ist, hängt an dem einen Ende eine Stange, welche den Wasserkübel trägt, während das andere Hebelende mit einem Gegengewichte belastet ist. Die Bewegung des Schwengels erfolgt durch zwei über den Stützen stehende Männer durch Vor- u. Rückwärtsschreiten, während ein dritter Mann den Kübel regiert. Die **Schöpfräder** bezeichnen eine zweite Form der W. Eine ebenfalls uralte Vorrichtung ist die von Archimedes erfundene **Wasserschraube** od. **Wasserschnecke**, welche in Nr. 5476 u. Nr. 5477 in zwei Formen abgebildet ist. Der Natur der Sache nach können derartige Apparate nur so lange Wasser in sich emportreiben, als der Steig- od. Windungswinkel der Schraube u. der Steigungswinkel ihrer Achse (der sog. Standwinkel) zusammen noch nicht einen rechten Winkel (90°) betragen. Sie werden meistens als sog. Tonnenmühlen, d. h. in der Form ausgeführt, daß eine ein- od. mehrgängige Schraube in einem cylindrischen Gehäuse mit möglichst dichtem Anschluß ihrer Windungen an die innere Gehäusewand rotirt, welche Form in Nr. 5477 dargestellt ist, u. finden bes. häufige Anwendung in Holland zum Trockenlegen von Niederungen, wobei der Betrieb durch Windräder erfolgt. Die **Spiralpumpe**, welche sich zum Heben des Wassers auf größere Höhen eignet, entspricht der Wasserschnecke in Nr. 5476, nur daß sie eine

Nr. 5477. Tonnenmühle.

horizontale Achse hat u. die rohrartigen, in einer Vertikalebene liegenden Gänge mit wachsendem Durchmesser um einander herum gewunden sind. Andere durch Rotation die Wasserhebung bewirkende Maschinen sind die **Centrifugal-** od. **Kreiselpumpen** (s. unter „Centrifugalgebläse"), welche sich wegen der Einfachheit in der Konstruktion bes. zum Heben unreinen Wassers eignen, da sie sich nicht leicht verstopfen, jedoch ist ihr Nutzeffekt ein geringerer als bei **Kolbenpumpen**, welche als Saug- od. als Druckpumpen, od. auch als kombinirte Saug- u. Druckpumpen ausgeführt werden (s. „Pumpen"). Man hat ferner auch den Wasserdampf zur Hebung des Wassers benutzt, indem man einen allseitig gegen die Luft abgeschlossenen, mit Saug- u. Steigrohren versehenen Behälter mit Wasserdampf füllt u. durch Kondensation dieses Dampfes in dem Behälter einen luftleeren Raum erzeugt, so daß derselbe infolge des äußeren Atmosphärendruckes durch das in einen Brunnen mündende Saugrohr sich mit Wasser füllt, welches durch den wiederum zugelassenen Dampf hierauf in die Höhe gepreßt wird, worauf die Kondensation des Dampfes u. das Ansaugen einer neuen Wassermenge sich wiederholt. Eine derartige sog. **Aspirationsmaschine** wurde bereits ums J. 1698 vom Engländer Th. Savery zur Entfernung des Wassers aus Bergwerken konstruirt. Neuerdings ist ein nach gleichem Prinzip wirkender, aber im Detail sehr verbesserter Apparat unter der Bezeichnung **Pulsometer** vom Amerikaner Hall erfunden worden. Derartige Wasserhebe-Apparate empfehlen sich durch ihre Einfachheit u. geringen Raumbedarf, sind jedoch hinsichtlich des Dampfverbrauches viel weniger ökonomisch als gut konstruirte Dampfkolbenpumpen. — Handelt es sich darum, eine kleinere Wassermenge auf eine geringe Höhe zu

Nr. 5478. Das Wasser- od. Bläßhuhn (Fulica atra).

heben u. steht dabei ein gewisses Gefälle sowie ein Uebermaß von Wasser zur Verfügung, so benutzt man zuweilen den sog. **hydraulischen Widder** (s. d.), einen 1796 vom Franzosen Montgolfier erfundenen Apparat, der ohne Rad- od. Kolbenmechanismus arbeitet, indem einfach dabei der Stoß einer in ihrer Bewegung plötzlich gehemmten Wassermasse benutzt wird, um einen Theil dieses Wassers in die Höhe zu treiben.

**Wasserheilanstalten**, s. „Kaltwasserkur".

**Wasserheizung**, s. „Warmwasserheizung".

**Wasserhose** ist eine spezielle Form der Wettersäule od. Windhose (s. d.).

**Wasserhuhn** (Bläßhuhn, Fulica atra), ein Sumpfvogel von hühnerähnlichem Habitus, mit kurzem, kräftigem, geradem, seitlich zusammengedrücktem Schnabel, einer kahlen weißen Platte auf der Stirn, schiefergrauem Gefieder u. mit kurzen Läufen, deren lange Zehen Seitenlappen haben. Während das W. den Norden nur als Zugvogel besucht, findet man es in Deutschland u. der Schweiz überall auf stillen Teichen, in deren Uferröhricht es nistet. Es lebt von Würmern, Wasserschnecken u. Insektenlarven u. ist, da es den Fischlaich verschont, der Fischerei nicht gefährlich. Verwandte Formen sind das etwas größere südeuropäische **Purpur-** od. **Sultanshuhn**, Porphyrio antiquorum, mit blauem Gefieder u. rothen Füßen u. Schnabel; dasselbe frißt gern Getreidesamen, den es mit den Zehen aufhebt u. zum Schnabel führt; u. das olivenbraune, grünfüßige **Rohr-** od. **Teichhuhn**, Gallinula chloropus, ein in Europa weitverbreitetes Thier, das sich in Deutschland von Mai bis Oktober als Zugvogel aufhält.

**Wasserkies** (Markasit, Strahlkies), ein seiner chemischen Zusammensetzung nach mit dem Schwefelkies od. Pyrit übereinstimmendes Mineral, das sich aber von diesem durch die Form seiner Krystalle unterscheidet. Während nämlich der Pyrit dem tesseralen Krystallsysteme angehört, zeigt der W. einen großen Reichthum verschiedener Zwillingsformen, die sich alle auf das rhombische Krystallsystem zurückführen lassen. Infolge dieser Mannichfaltigkeit der Zwillingsbildungen unterscheidet man vom W. wieder verschiedene Varietäten, die man früher für eben so viele verschiedene Mineralien hielt u. mit den Namen: Speerkies, Kammkies, Strahlkies u. Leberkies belegte.

**Wasserkopf**, s. unter „Gehirnkrankheiten“.

**Wasserkünste**, Vorrichtungen, um das Wasser in die Höhe zu treiben, entweder zu technischen Gebrauchszwecken od. zu Zwecken des Vergnügens, indem das als Springbrunnen steigende od. in Kaskaden herabfallende Wasser zur Erhöhung der landschaftlichen Reize Vieles beizutragen vermag. Die künstlichsten Anlagen der letzteren Art stammen aus der Zeit des sog. franz. Geschmackes in der Kunstgärtnerei, u. sind nam. die W. von Versailles u. Wilhelmshöhe bei Kassel berühmt. Der ältere Sprachgebrauch bezeichnete als Kunst jede größere maschinistische Anlage, demnach als W. solche Maschineneinrichtungen, durch welche entweder Wasser zu Gebrauchszwecken nach anderen Orten hingeleitet, od. von Orten, wo dasselbe hinderlich od. schädlich ist, entfernt wird, wie z. B. im Bergbau, sowie diejenigen Vorrichtungen, welche diese Wasserförderung bewirken, endlich auch solche Maschinen größeren Maßstabes, bei denen das Wasser eine motorische Rolle spielt, wie in den Wassersäulmaschinen.

**Wasserkur**, s. „Kaltwasserkur“.

**Wasserleitung**, eine Vorrichtung, wodurch Quell- od. Flußwasser aus kleinerer od. größerer Entfernung nach einem Orte geführt wird, wo man dessen zu irgend welchem Zwecke bedarf. Je nachdem die Entnahmestelle höher od. tiefer liegt, als der mit Wasser zu versorgende Ort, wird das Wasser entweder in Kanälen od. Röhren fortgeleitet, od. vorher durch eine Wasserkunst od. Wasserhebemaschine gehoben, u. zwar entweder damit in ein Hochbassin gebracht, woraus es abfließt, od. direkt in die Leitung hineingedrückt. Großartige Wasserleitungsanlagen wurden schon im Alterthum gebaut, nam. von den Römern (s. „Aquädukt“). Es wurde hierbei das Wasser einfach aus Hochquellen entnommen u. in künstlich gemauerten Kanälen abgeführt. Dieses uralte System ist auch heute noch das zweckmäßigste, sobald sich damit nur eine genügende Wassermenge beschaffen läßt. In vielen Fällen aber u. nam. für Städte im Tieflande, wo höher gelegene Orte, von denen reichlich fließende Quellen hergeleitet werden könnten, entweder gar nicht vorhanden sind, od. deren Entfernung die Leitung zu kostspielig machen würde, muß man dazu verschreiten, in der Nähe vorhandenes Quellwasser od. auch nur Grundwasser od. Flußwasser durch Dampfkraft mittels eiserner Röhren in ein hochgelegenes Reservoir zu pressen u. aus diesem den Verbrauchspunkten zuzuleiten. Da Quellwasser in der Regel nicht ausreichend vorhanden ist, so hat den Ausfall meist der Fluß zu decken, wofür dann besondere Filtrationsanlagen durch Sand od. Kiesbetten nothwendig werden.

Nr. 5479. Wasserpest (Elodea canadensis)

**Wasserlilie**, s. „Nymphaea“.

**Wassermann**. 1. Der Name eines Sternbildes, welches in der 24. Sternstunde in der Nähe des Aequators u. der Ekliptik zwischen den Sternbildern des Pegasus, der Fische, des Walfisches, des südl. Fisches u. des Steinbocks gelegen ist. Seine hellsten Sterne sind 4 Sterne dritter Größe. 2. Der Name eines früher mit dem Sternbilde gleichen Namens zusammenfallenden Zeichens der Ekliptik, welches jedoch jetzt im Sternbilde des Steinbocks liegt (s. „Ekliptik“).

**Wassermelone**, s. „Citrullus“ u. „Melone“.

**Wassernuß** (Trapa natans), auch Stachel-, Jesuiten-, See-, Spitz-, Weihernuß, Wasserkastanie, Jesuitenmütze; eine gegenwärtig den Nachtkerzengewächsen (Onagraceen), früher den Holorageen zugezählte Pflanzenart unserer stehenden Gewässer. Sie ist ausgezeichnet durch ihre schwimmenden rautenförmigen Blätter mit meist in der Mitte aufgeblasenen Blattstielen, welche strahlenförmig von einem Punkte ausgehen u. auf dem Wasserspiegel eine dichte Rosette bilden; die Blätter, welche untergetaucht im Wasser sich entwickeln, nehmen eine haarförmig fiederspaltige Form an u. verhalten sich wurzelartig. Die kleinen vierblätterigen weißen Blumen gehen aus vierblätterigen Kelchen kurzgestielt hervor u. entwickeln aus ihrem Fruchtknoten eine Nuß, an welcher die vier Kelchzipfel zu vier Hörnern auswachsen. Das Innere dieser Nuß ist mehlreich u. eßbar, weshalb sie früher, wo sie ungleich häufiger war als jetzt, roh od. zu Brei gekocht, ja selbst in das Brot gebacken, genossen wurde, obgleich sie leicht Blähungen u. Verstopfungen erzeugen soll. In China bringt Tr. bicornis viel größere Früchte, welche allgemein als Nahrungsmittel gebraucht werden. In Cochinchina tritt Tr. cochinchinensis an ihre Stelle, in Indien Tr. quadrispina u. Tr. bispinosa; von letzterer stammen die Singhornnüsse.

**Wasserpest**, Elodea canadensis, *Rich. et Mchx.* (Anácharis Alsinastrum, *Babingt.*), eine berüchtigte Wasserpflanze, die sich in manchen stehenden Gewässern Europa's u. insbes. Deutschlands derart einbürgerte, daß sie durch ihre enorme Wucherung zu einer wahren Plage geworden ist. Ursprünglich in den Flüssen Nordamerika's einheimisch, besitzen wir nur die weibliche Pflanze, deren lilagefärbte kleine Blumen im Hochsommer sich scharenweis über das Wasser auf langen hellen Stielen erheben, während die Pflanze selbst in moosartigen Polstern am Grunde des Wassers verharrt. Ihre Fortpflanzungskraft ist so außerordentlich, daß schon ein kleiner Zweig, durch Wasservögel verschleppt, hinreicht, der Stammvater zahlloser Pflanzen zu werden, die schließlich Gräben gänzlich ausfüllen, Kanäle verstopfen, Seen verbarrikadiren u. damit der Schifffahrt hinderlich werden können. Man bemerkte die W. zuerst in England; später ging sie vom Berliner botanischen Garten aus über einen großen Theil von Norddeutschland, wo sie nun mit anderen monocotylischen Verwandten einen permanenten Bestandtheil der Wasservegetation bildet. Sie gehört zu der Familie der Hydrocharideen.

**Wasserpfeffer**, s. „Calla“.

**Wasserräder** sind Betriebsmaschinen, in denen das Wasser durch seine Schwere od. durch seine lebendige Kraft wirkt, indem es jene Räder in Rotation versetzt u. mittels der Welle die von jenen aufgenommene Kraft weiter verwendbar gemacht wird. Damit das Wasser in einem Wasserrade zur Wirkung kommen kann, ist also immer ein Gefälle erforderlich, u. es beruht das Arbeitsvermögen od. der mechanische Nutzeffekt der W. einestheils auf der Menge des in der Zeiteinheit zuströmenden Wassers, anderntheils auf der Höhe des Gefälles, welche im Wasserrade nutzbar gemacht werden kann. Bei strömendem Wasser, wo die lebendige Kraft durch Stoß wirkt, tritt dasselbe ein, denn jene lebendige Kraft ist ebenfalls erst ein Produkt des Falles, welchen das Wasser durch eine mehr od. minder große Höhe auf einer mehr od. minder geneigten schiefen Ebene ausgeführt hat. Man unterscheidet zwei Hauptklassen von W.n, solche mit horizontaler Achse (vertikale W.) u. solche mit vertikaler Achse (horizontale W. od. Turbinen). Die vertikalen W. theilt man wieder, je nach der Lage der Einfallsstelle des Wassers am Radumfange, in oberschlächtige, mittelschlächtige u. unterschlächtige W. Bei den Rädern der ersteren Art trifft das Wasser die höheren Punkte des Rades, bei denen der zweiten Art fällt es in der Nähe des Radmittels ein u. bei den unterschlächtigen Rädern kommt das Wasser nahe am Fuße des Rades zum Angriff. Außerdem unterscheidet man noch rückenschlächtige W., bei welchen das Wasser zwischen dem Scheitel u. dem Mittel des Rades einfällt u. welche daher zwischen den ober- u. mittelschlächtigen Rädern innestehen. Bei den oberschlächtigen Rädern wirkt das Wasser vorzüglich durch seine Schwere, bei den unterschlächtigen aber in der Regel durch seine lebendige Kraft, während es bei den mittelschlächtigen Rädern durch Schwere u. lebendige Kraft zugleich wirksam ist. Zu den in unbegrenztem Wasser hangenden Rädern gehören die Schiffmühlenräder. Die übrigen unterschlächtigen W. hängen entweder in geradem Gerinne od. in einem kreisbogenförmig ausgehöhlten sog. Kropfgerinne. Uebrigens giebt es auch mittelschlächtige Räder im Kropfgerinne u. diese heißen dann gewöhnlich Kropfräder. Die vollkommenste Ausnutzung der lebendigen Kraft des Wassers gewahren die Ponceleträder, bei denen das Wasser an besonders gekrümmten Schaufeln auf- u. absteigt, u. die es erst verläßt, wenn es seine ganze Kraft zur Vorwärtsbewegung derselben verbraucht hat. Aehnliche Schaufelkonstruktionen haben das Sagebien- u. das Zuppingerrad, welche unter die mittelschlächtigen W. rangiren u. für mittlere Gefälle von 0,5–2 m. am zweckmäßigsten benutzt werden. Oberschlächtige Räder geben den besten Nutzeffekt zwischen 3–12 m. Gefälle. In den horizontalen, um eine vertikale Achse laufenden W.n wirkt das Wasser nicht unmittelbar durch seinen Fall, sondern entweder durch Stoß od. durch Druck, die allerdings auch Folge der Schwere und der Fallhöhe sind. Gewöhnlich nennt man auch diese Räder

Turbinen (s. d.) od. Kreiselräder, jedoch giebt es auch Turbinen mit horizontaler Achse. Hierher gehört das sog. Schraubenrad. Wesentlich für die gute Wirkung der Turbinen ist, daß das Wasser ohne Stoß in das Rad gelangen kann, daß es während seines Verweilens im Rade keinerlei Bewegungsstörung erleide u. daß es ohne Geschwindigkeit od. doch mit möglichst geringer Geschwindigkeit das Rad verlasse. Schneller Gang ist für diese Räder ein Hauptbedingniß. Ihre zweckmäßige Konstruktion gehört zu den schwierigsten Aufgaben des Maschinenbaues.

**Wasserratte**, s. „Ratte".

**Wasserrecht.** An der fließenden Wasserwelle als einer sich stets fortbewegenden u. erneuernden Masse ist eine ausschließliche Herrschaft einer einzelnen Privatperson u. insbesondere ein Eigenthumsrecht nicht denkbar. Wohl aber gehört es zu den Aufgaben der Staatsgewalt, die Benutzung dieses wichtigen Hülfsmittels des Verkehrs u. der Industrie, soviel dies überhaupt geschehen kann, jedem Staatsbürger möglich zu machen u. etwaigen Beeinträchtigungen berechtigter Interessen thunlichst vorzubeugen. Es hat daher bald der Staat an Strömen u. Flüssen das Eigenthumsrecht für sich beansprucht, ohne den Besitzern der angrenzenden Grundstücke Rechte am Ufer, Bett od. Wassermasse zuzugestehen, bald die Letzteren als die zunächst Berechtigten zwar anerkannt, zugleich aber deren u. der anderen Staatsbürger Gerechtsame polizeilich geregelt (s. auch „Wasserregal"). Die Benutzung der Ströme u. Flüsse — im Gegensatze der Bäche u. Teiche, welche als im unbeschränkten Eigenthume der anliegenden Grundeigenthümer befindlich betrachtet werden — ist nach der Natur der Sache eine allgemeine u. einem jeden Staatsbürger freistehende. Waschen, Schöpfen, Baden, Schwimmen, Viehtränken u. Fahren mit Fahrzeugen jeder Art kann regelmäßig Jedermann, u. zwar im Zweifel unentgeltlich. Schiffahrt u. Fähren aber pflegen mancherlei Beschwerungen u. Abgaben zu unterliegen. Benutzungsweisen, welche den Gebrauch für Andere entweder vollständig od. doch wenigstens theilweise ausschließen, sind meist untersagt od. doch von der Ertheilung besonderer Konzessionen abhängig; so ist beispielsweise das Flößen ungebundenen Holzes untersagt, die Anlegung von Brücken u. Fähren nur an bestimmten Stellen des Flusses u. ohne Gefährdung der Schiffahrt gestattet. Die Ufer gehören zwar an sich den Eigenthümern der unmittelbar daranstoßenden Grundstücke, es müssen sich dieselben jedoch alle diejenigen Beschränkungen gefallen lassen, welche die Benutzung der Ströme u. Flüsse mit sich bringt, z. B. das Anlegen von Schiffen, die Herstellung eines Leinpfades, d. h. eines Weges, auf dem die Schiffe von Pferden u. Menschen an Leinen gezogen werden können. Dagegen muß auch der Staat die Flußufer gleich dem Flußbett in Stand halten u. Vorkehrungen gegen Hochwasser treffen, damit dieses keinen Schaden anrichten kann.

**Wasserregal.** Als sich im Mittelalter die einzelnen deutschen Länder allmählich größere Unabhängigkeit nach oben u. unten errangen, war das Bestreben der Landesherren hauptsächlich auch mit darauf gerichtet, diejenigen Gerechtsame u. Einkünfte an sich zu reißen, welche dem Staatsoberhaupte Einfluß u. die erforderlichen Geldmittel sicherten. Daher beanspruchten die Fürsten auch, nam. seit dem 15. Jahrh., die alleinige Benutzung u. Ausbeutung der Ströme u. schiffbaren Flüsse für sich, indem sie bald ein Eigenthum hieran wie an den Domänen u. Waldungen beanspruchten, bald wenigstens ein ausschließliches Benutzungsrecht behaupteten, so daß den Staatsbürgern der Gebrauch der Flüsse u. nam. die Schiffahrt auf denselben nur gegen eine Abgabe an den Landesherrn verstattet wurde. In neuerer Zeit ist ganz allgemein dieses ausschließliche Benutzungsrecht von der Staatsgewalt aufgegeben worden u. an dessen Stelle eine strompolizeiliche Regelung des Verkehrs auf den Flüssen u. des Gebrauches des Wassers getreten.

**Wasserrose**, s. „Nymphaea". **Wassersapphir**, s. „Cordierit".

**Wassersäulenmaschine**, eine hydraulische Kraftmaschine, welche im Wesentlichen aus einem mit Wasser gefüllten vertikalen Rohre (der Wassersäule) u. einem Kolben besteht, welcher darin durch den Wasserdruck in hin- u. hergehende Bewegung gesetzt u. ähnlich wie der Kolben im Cylinder der Dampfmaschine bewegt wird. Die Einrichtung beider Maschinen zeigt infolge dessen auch einige Verwandtschaft. Wenn bei den Dampfmaschinen der Druck der atmosphärischen Luft od. die Expansion des Dampfes den Kolben vor sich hertreibt, so ist es bei der W. der Druck, den das auf den Kolben wirkende Wasser durch sein Gefälle erleidet. Es giebt einfach u. doppelt wirkende W.n. Bei den ersteren treibt das Wasser den Kolben nur nach einer Richtung fort, während dessen Rückgang durch sein eigenes Gewicht bewirkt wird; bei der zweiten Art drückt das Wasser abwechselnd auf beide Seiten des Kolbens. Die W.n haben vorzüglich im Bergbau ihre Anwendung zum Heben der Grubenwässer gefunden, weil der Natur der Sache nach hier Wasserkräfte mit hohem Gefälle eher zur Verfügung stehen als anderwärts, u. weil gerade für hohe Gefälle, aber geringen Wasserzufluß diese



Maschinen eine sehr zweckmäßige Kraftausnutzung gestatten. Sie sind mitunter in großartigen Dimensionen ausgeführt worden. Im Kleinen haben die W.n unter der Bezeichnung Wasserdruckmotoren für den Gewerbebetrieb bes. da Anwendung gefunden, wo Druckwasser von natürlichen Gefällen od. zu nicht zu hohem Preise von einer Hochdruckwasserleitung erhältlich ist. Derartige kleine Maschinen mit horizontalem Cylinder, dessen vom Wasserdruck hin u. her getriebener Kolben eine Kurbelwelle in rasche Bewegung versetzt, eignen sich zum Betriebe kleiner Arbeitsmaschinen unter Umständen ganz vorzüglich, da sie ohne alle Gefahr arbeiten u. mit großer Leichtigkeit sofort in od. außer Betrieb gestellt werden können.

**Wasserscheide** ist die Grenzscheide benachbarter Flußgebiete. Sie läuft meist den Gebirgskämmen entlang; so sind z. B. die Kämme der einzelnen Alpenketten die W. zwischen Rhone, Rhein, Donau, Etsch u. Po; kann aber auch nur mäßig hohen Landanschwellungen u. Höhenzügen folgen, wie solche z. B. im mittlern Rußland der Reihe nach Riemen, Düna, Newa, Dwina, Wolga, Don u. Dnjepr von einander trennen; ja die W. selbst großer Flußsysteme kann vollständig verwischt sein, wie im N. des Kaukasus, wo während der Regenzeit od. nach der Schneeschmelze eine Reihe von mit einander in Verbindung stehender Seen u. Sümpfe sich bildet, die durch den Manytsch ihr Wasser westl. zum Don u. durch den Kuläus östl. zum Kaspisee senden. Von Norwegen, aus den Pyrenäen u. von anderwärts werden Seen angeführt, die jederzeit nach verschiedenen Flußsystemen ihr Wasser abgeben, u. vom Kol-Sumpfe auf dem Hardangerfjeld in Norwegen behauptet man sogar, daß 8 Bäche in divergirender Richtung von ihm abfließen.

**Wasserscheu**, s. „Wuthkrankheit". **Wasserschierling**, s. „Cicuta".

**Wasserschlangen** (Seeschlangen, Hydriden) sind das Ostind. Meer bewohnende Giftschlangen mit stark zusammengedrücktem (vertikalem) Ruderschwanz, kleinschuppigem Körper, beschildertem Kopfe u. verschließbaren Naslöchern. Es giebt mehrere Arten, z. B. die meterlange schwarzgelbe Pelamys; sie ruht auf der stillen Meeresoberfläche u. schwimmt den Schiffen in Wellenbewegungen nach. Eine andere ist Hydrophis. — Ueber Seeschlange s. d.

**Wasserschraube**, s. „Wasserhebemaschine".

**Wasserstoff** (Hydrogenium), einer der wichtigsten chemischen Grundstoffe, weil derselbe mit dem Sauerstoff (s. d.) das Wasser zusammensetzt u. damit zu einem wesentlichen Bestandtheile des menschlichen u. thierischen Körpers sowie sämmtlicher Pflanzen wird. Im unverbundenen Zustande kommt der W. in der Natur nur ganz vereinzelt od. in geringer Menge vor, so findet man ihn z. B. zuweilen unter den Exhalationsprodukten mancher Vulkane, ferner als Bestandtheil der Ausathmungsluft der Thiere u. der Darmgase; als ein Produkt gewisser Gährungsarten, z. B. der Buttersäuregährung 2c. Der W. ist unter gewöhnlichen Verhältnissen gasförmig, bis vor Kurzem galt er sogar als ein permanentes Gas; erst Ende 1877 ist es gelungen, den W. durch sehr starken Druck unter gleichzeitiger Abkühlung zu einer Flüssigkeit zu verdichten. Reiner W. ist vollkommen farblos u. geruchlos; er ist der leichteste aller bekannten Körper, sein spezifisches Gewicht (Luft = 1 gesetzt) ist 0,0692; er ist demnach $14\frac{1}{2}$mal leichter als die atmosphärische Luft od. 14mal leichter als Stickstoff u. 16mal leichter als Sauerstoff. 1000 Kbcm. W. bei 0° u. unter 760 mm. Druck wiegen 0,08939 Gr. Das gleiche Volumen Platin ist 241,573mal schwerer als W. Trotz seiner geringen Dichte hat der W. doch ein sehr bedeutendes Lichtbrechungsvermögen, denn er bricht die Lichtstrahlen $6\frac{1}{2}$mal stärker als die atmosphärische Luft. Das chemische Zeichen des W.s ist H; sein Aequivalent u. Atomgewicht = 1. Das Wasserstoffgas läßt sich entzünden u. brennt mit blasser, wenig leuchtender Flamme, welche aber eine sehr bedeutende Wärme entwickelt; dagegen unterhält es das Verbrennen anderer Körper nicht; brennende Körper verlöschen in reinem Wasserstoffgase. Bei der Verbrennung des W.s entsteht Wasserdampf, indem sich der W. mit dem Sauerstoffe der Luft vereinigt. Eine Mischung von W. u. Sauerstoffgas, in dem Verhältnisse, wie beide Gase in dem Wasser enthalten sind, also 2 Volumen W. u. 1 Volumen Sauerstoff, explodirt beim Entzünden mit großem Knall u. wird daher Knallgas (s. d.) genannt. Der W. ist für sich allein nicht athembar, obwol er nicht geradezu giftig wirkt u., mit genügenden Mengen Luft gemengt, eine Zeit lang ohne Nachtheil eingeathmet werden kann. Der W. war unter dem Namen brennbare Luft schon im 16. Jahrh. bekannt; Paracelsus hatte ihn schon durch Behandeln gewisser Metalle mit verdünnten Säuren erhalten; Cavendish beschrieb ihn aber erst 1766 seinen Eigenschaften nach genauer, u. er sowol als auch Watt zeigten 1781, daß das Verbrennungsprodukt des W.s Wasser sei. Lavoisier zerlegte umgekehrt das Wasser in seine beiden Bestandtheile W. u. Sauerstoffgas. Die Wasserzersetzung läßt sich ausführen durch Einleiten eines galvanischen Stromes in schwach angesäuertes Wasser,

wobei jedes der das Wasser zusammensetzenden Gase für sich aufgefangen werden kann, da sich an dem einen Pole der Säule nur W., an dem andern nur Sauerstoff entwickelt. Auch auf chemischem Wege läßt sich der W., u. zwar auf verschiedene Weise, aus seinen Verbindungen abscheiden; so sind z. B. mehrere Metalle, Zink, Eisen, Kadmium 2c., im Stande, wenn sie in glühendem Zustande mit Wasser zusammenkommen, dasselbe zu zersetzen, sich durch den Sauerstoff des Wassers zu oxydiren u. den Wasserstoff in Freiheit zu setzen. Was diese Metalle in der Glühhitze vermögen, können andere, kraft ihrer größeren Affinität zum Sauerstoffe, schon bei gewöhnlicher Temperatur, so z. B. die Metalle der Alkalien u. alkalischen Erden, nam. Natrium u. Kalium; dieselben entwickeln schon in der Kälte mit Wasser zusammengebracht Wasserstoffgas. Für die Darstellung dieses Gases benutzt man aber in der Praxis gewöhnlich Eisen od. Zink u. verdünnte Schwefelsäure od. Eisen u. Essigsäure, wie beispielsweise in der Fabrikation der Anilinfarben, um das Nitrobenzol durch W. in Anilin überzuführen. Auch aus dem Chlorwasserstoff od. der sog. Salzsäure läßt sich der W. durch viele Metalle abscheiden, wobei die letzteren mit dem Chlor zu Chlorverbindungen (Chloriden) zusammentreten. Man fängt das Gas über Wasser auf, welches nur sehr wenig davon verschluckt. Der W. ist bei weitem weniger verbindungsfähig als der Sauerstoff; er tritt nur mit verhältnißmäßig wenig Elementen zusammen u. mit noch weniger auf direktem Wege. Die größte Verwandtschaft besitzt er zu Chlor u. Brom, dann zu Sauerstoff, Fluor u. Jod. Durch diese seine Verwandtschaft wird er zu einem kräftigen Reduktionsmittel; er reduzirt in der Glühhitze sehr viele Oxyde u. Chloride, u. auch bei gewöhnlicher Temperatur vermag er in dem Augenblicke, wo er selbst erst frei wird (im statu nascendi), eine Menge Reduktionen, nam. organischer Verbindungen, auszuführen; so kann er z. B. unter diesen Umständen Salpetersäure in Ammoniak verwandeln, Indigblau in Indigweiß, Aceton in Isopropylalkohol 2c. — Interessant ist die von Graham entdeckte Eigenthümlichkeit des Palladiummetalls, große Mengen W. in sich zu verdichten, ohne sich damit chemisch zu verbinden. Bringt man frisch im Vacuum ausgeglühtes Palladiumblech in Wasserstoffgas, so nimmt dasselbe schon bei gewöhnlicher Temperatur sein 376faches Volumen, bei 90—97° C. aber sein 643faches Volumen W. auf. Ueber dieser Temperatur verringert sich wieder das Absorptionsvermögen des Palladiums zum W., u. in der Glühhitze entweicht das Gas vollständig. Das Wasserstoffgas wird wegen seiner Leichtigkeit zuweilen zum Füllen von Luftballons verwendet; jetzt benutzt man jedoch hierzu häufiger das leichter zu beschaffende, wenn auch schwerere Leuchtgas.

**Wasserstoffchlorid** ist Chlorwasserstoff, s. „Salzsäure".

**Wasserstofffluorid** ist Fluorwasserstoff, s. „Flußsäure".

**Wasserstoffhyperoxyd** (Wasserstoffsuperoxyd, Wasserstoffbioxyd); diese interessante Verbindung wurde im J. 1818 von Thénard entdeckt; sie enthält auf dieselbe Menge Wasserstoff gerade noch einmal so viel Sauerstoff als das Wasser, ist also gewissermaßen oxydirtes Wasser u. bekommt die Formel $HO_2$. In reinem Zustande ist das W. eine farblose, durchsichtige u. geruchlose, sirupdicke Flüssigkeit, welche bei 30° C. noch nicht fest wird. Das spez. Gew. ist 1,452 (Wasser = 1); beim Erwärmen zersetzt sich das W. sehr leicht in Wasser u. Sauerstoff; eine Temperatur von 15—20° C. genügt hierzu schon. Mit Wasser vermischt, hält es sich dagegen ohne Zersetzung bei dieser Temperatur. Im luftleeren Raume verdunstet es schon bei niederer Temperatur unzersetzt. In Aether ist das W. ebenfalls löslich, u. diese Lösung läßt sich sogar unzersetzt destilliren; ebenso nimmt auch Aether das W. auf, wenn er mit einer Lösung des letzteren in Wasser geschüttelt wird. Das W. schmeckt herbe metallisch u. bringt auf der Zunge u. Haut einen weißen, schmerzhaften Fleck hervor; es bleicht Lackmus u. andere Pflanzenfarbstoffe. Seine Darstellung in reinem Zustande ist eine sehr umständliche. Das Verhalten dieses interessanten Körpers kann man schon an einer verdünnten Lösung studiren, welche man erhält, wenn man etwas Baryumhyperoxyd mit Wasser übergießt u. dann vorsichtig verdünnte Salzsäure zusetzt, wobei jede Erwärmung zu vermeiden ist. Schüttelt man dann diese chlorbaryumhaltige Lösung des W.s mit Aether, so nimmt dieser das W. auf u. kann von der wässerigen Flüssigkeit durch Abgießen getrennt werden. Das W. ist ein sehr energisches Oxydationsmittel; beim Erwärmen über 20° entwickelt es Ozon.

**Wasserstoffsäuren**; mit diesem Namen pflegt man gewöhnlich die Verbindungen folgender Körper mit Wasserstoff zu belegen: Fluor, Chlor, Brom, Jod, Schwefel, Selen, Tellur u. Cyan; sie enthalten sämmtlich 1 Aequivalent Wasserstoff auf 1 Aequivalent der erwähnten Stoffe. Beim Zusammenbringen mit Sauerstoffbasen werden die W. zersetzt, indem neben Wasser sich Fluoride, Chloride, Bromide 2c. bilden.

**Wasserstoffsuperoxyd**, s. „Wasserstoffhyperoxyd".

**Wassersucht** (Hydrops, Hydropsie). Mit diesem Namen bezeichnet man von Alters her die krankhafte Anhäufung gewisser Flüssigkeiten an verschiedenen Stellen des Körpers, u. man hatte dabei insbes. solche Wasseransammlungen im Auge, welche durch Abscheidung aus dem Blute entstanden sind. Die Anhäufung von Wasser findet entweder in Körperhöhlen (Bauch-, Brust-, Herzbeutelwassersucht 2c.), od. in dem Gewebe der Organe statt (Haut-, Lungenwassersucht); in letzterem Falle bezeichnet der Arzt den Zustand als Oedema, Anasarca od. hydropische Infiltration. So unterscheidet man folgende Arten: 1. Hydrothorax, Brustwassersucht, wo die Flüssigkeit in der Brusthöhle, speziell im Brustfell abgesetzt ist; 2. Hydropericardium, Herzbeutelwassersucht; 3. Ascites, Bauchwassersucht; 4. Hydrocele, Wasserbruch, bei dem sich die Flüssigkeit in der Scheidenhaut des Hodens befindet; 5. Hydrocephalus, Wasserkopf od. Hirnhöhlenwassersucht; 6. Hydrarthros, Gelenkwassersucht; 7. Hydrophthalmus, Augenwassersucht; 8. Hydrops od. Oedema pulmonum, d. i. Lungenwassersucht od. Stickfluß; 9. Anasarca, Hautwassersucht, wobei die Flüssigkeit das unter der Haut liegende Zellgewebe erfüllt. In der Regel besteht die angesammelte Flüssigkeit aus Wasser, in welchem ziemlich geringe Mengen Eiweiß, Fette, Salze u. Extraktivstoffe gelöst sind. Den Vorgang der Ausscheidung des Wassers hat man sich in der Weise vorzustellen, daß aus dem in den Kapillargefäßen cirkulirenden Blute infolge ungewöhnlicher Steigerung des Seitendruckes eine Filtration des Blutwassers durch die Wände der Kapillargefäße hindurch stattfindet. So kann die W. durch die verschiedensten Krankheitszustände bedingt sein u. als Folge- od. Begleiterscheinung sehr mannichfacher Krankheitsformen auftreten. Die moderne Heilkunde faßt die W. daher auch nicht als eine eigentliche u. besondere Krankheit, sondern nur als krankhafte örtliche Störung des Kreislaufs auf, welche mit einem Mißverhältniß zwischen Ausschwitzung (Exsudation) u. Aufsaugung (Resorption) verbunden ist. In der Regel gehen dann auch der W. Störungen des Blut- u. Lymphstromes, Mischungsänderungen des Blutes od. Erkrankungen einzelner Organe voraus, u. es sind keineswegs spezifische Schädlichkeiten, welche an sich die W. bedingen. Man unterscheidet oft die chronische W. von der akuten, welch letztere zumeist infolge entzündlicher Vorgänge in den serösen Häuten (Brust- od. Bauchfellentzündung 2c.) entsteht, während die chronische W. mehr durch mechanische Behinderung des Kreislaufes u. durch Blutstockung bei organischen Fehlern (Herzfehler, Lebervergrößerung, Unterleibsgeschwülste) od. durch Blutentartung (nam. Blutarmuth u. Blutwässerigkeit) bedingt ist. Dem Sitze der W. entsprechend sind auch die Erscheinungen verschieden; darin kommen jedoch alle Arten der W. überein, daß der Theil od. die Höhle, in welche der Erguß erfolgt, eine Raumvergrößerung erfährt. Es erfolgt eine größere Ausdehnung der Höhle; der Perkussionston an der Stelle, wo sich das Wasser gesammelt hat, ist matt, die Hand fühlt die nachgiebigen Stellen aufgetrieben. Wo die Spannung der mit Flüssigkeit erfüllten Höhle geringer ist, ist das Sympton der „Fluktuation" fühlbar, indem man durch Anschlagen an die gefüllte Höhle mit der an einer andern Stelle aufgelegten Hand ein Schwappen der Flüssigkeit wahrnimmt, das dem Gefühl wie Wellenbewegung erscheint. Durch die Erschütterung (Succussion) wird eine wahrnehmbare Wellenbewegung nur dann hervorgebracht, wenn außer der Flüssigkeit gleichzeitig Luft in der Höhle (z. B. in der Brusthöhle) enthalten ist. In solchen Höhlen, welche außer dem Wasser noch andere bewegliche Theile enthalten, gewähren die Ortsveränderungen, welche der verschiedenartige Inhalt je nach seiner Schwere erleidet, gute Anhaltepunkte für die Erkenntniß. Lunge u. Därme, wenn sie lufthaltig sind, schwimmen auf dem Wasser, u. je nach der Lage, welche der Kranke einnimmt, fließt das Wasser bald hierhin, bald dorthin. Natürlicherweise sind damit Funktionsstörungen verbunden, je nachdem die in der Nähe liegenden Organe mehr od. weniger komprimirt sind: unterdrückte Herzthätigkeit, Schwerathmigkeit, Stuhlverstopfung 2c. Wenn jedoch das Wasser nicht in Höhlen, sondern in Gewebstheilen, z. B. in der Haut od. im Zellgewebe, angesammelt ist, so macht sich diese wassersüchtige Anschwellung der Theile durch die Wegdrückbarkeit der infiltrirten Flüssigkeit kenntlich. Bei einem Fingerdruck bildet sich auf der Haut eine Grube, welche mehr od. weniger lange stehen bleibt; der Finger empfindet dabei ein eigenthümliches teigiges Gefühl.

Der Verlauf der W. ist oft ein ungünstiger, nam. wenn die Cirkulationsorgane, z. B. das Herz, durch eine organische Störung (Vergrößerung, Klappenfehler) Veranlassung zur W. geben, u. wenn die Nieren ihre Funktion versagen (entweder durch Verminderung der Harnabsonderung od. durch Eiweißharnen, Bright'sche Niere). Bei günstigem Ausgang erfolgt die Genesung einfach durch schnellere od. langsamere Entfernung der angehäuften Flüssigkeit; dies geschieht meist unter Erhöhung der Absonderungen, wie Schweiß u. Urin. Der Tod kann erfolgen durch direkte Störung eines zum Leben nöthigen Organes, durch allmähliche Entkräftung, durch irgend eine hinzutretende Lokalstörung (Rose,

Brand 2c.). Die Behandlung ist keineswegs nach einem allen Fällen gemeinschaftlichen Schema einzurichten; sie muß vor Allem auf Beseitigung der Ursachen hinwirken. Beim Bestehen unheilbarer Krankheiten, wie Leberkrebs, chronische Nierenentzündung, Herzfehler 2c., wird dies freilich nicht möglich sein. Dann hat man an äußeren Theilen zu versuchen, durch Druck (Einwicklungen, Kompressivverbände) dem ferneren Ansammeln der Flüssigkeit Grenzen zu setzen u. den Uebergang derselben in die abführenden Gefäße zu unterstützen. Steigt die Spannung sehr bedeutend, so ist die künstliche Entleerung des Wassers angezeigt durch Einschnitte, Skarifikation, sowie durch das „Abzapfen des Wassers", d. h. durch Punktion u. Paracentese. Daß man durch schweiß- u. durch urintreibende Mittel (sog. Hydragoga) auch die Aufsaugung zu fördern sucht, ist bekannt. Auch durch Anregung der Stuhlentleerung kann man auf Abminderung der Wasseransammlung hinwirken. Unter allen Umständen muß man die Kräfte des Patienten zu erhalten suchen durch nahrhafte, leicht verdauliche Kost (gute Suppen, Milch, Fleisch, Eier), alten Wein, gut ausgegohrenes Bier; auch sucht man die Digestion zu bessern durch bittere u. aromatische Mittel (China, Kalmus, Absinth, Gentiana 2c.).

**Wasserwage** od. Kanalwage ist ein horizontal befestigtes Glasrohr, dessen beide Enden nach aufwärts gebogen sind. Füllt man es zum Theil mit Wasser, so steht dies nach hydrostatischen Gesetzen in beiden aufrechten Schenkeln gleich hoch, so daß die Visirlinie über diese beiden Wasseroberflächen od. Niveau's hin eine horizontale Richtung hat. Man kann daher die W., von der die Libellen eine besondere Form sind, zum Nivellement (s. d.) benutzen.

Nr. 5480. Wasserwage.

**Wasserweihe** heißt in weiterem Sinne die priesterliche Weihung des Taufwassers in der kathol. Kirche, in engerem Sinne ein großes Kirchenfest, welches die Griech.-kathol. Kirche alljährlich 6. Jan. feiert. Man zieht an diesem Tage in großer Prozession zu den Flüssen od. Quellen, denen das Taufwasser entnommen wird; nach der Entfernung des Eises segnet der Priester das Wasser durch das Eintauchen eines Kreuzes u. besprengt dann mittels einer eingetauchten Quaste die Umstehenden. Das so geweihte Wasser gilt als Heilmittel gegen alle Schäden des Leibes u. der Seele u. wird daher sorgfältig aufbewahrt.

**Wasserzeichen** nennt man gewisse Fabrikationsmarken im Papier, welche jedem Bogen beigebracht werden dadurch daß, an den Stellen, welche die Zeichnung der Marke, Schrift od. dgl. bilden, die Papiermasse eine geringere Dicke erhält als in dem übrigen Bogen, so daß beim durchscheinenden Lichte jene Stellen sich heller markiren. Man erreicht dies dadurch, daß man die Maschen des Schöpfsiebes bei der Büttenpapierfabrikation od. bei der Maschinenpapierfabrikation das endlose Drahtsieb, auf welches der flüssige Papierstoff gegeben wird, an den Stellen, welche das W. bilden sollen, etwas weiter macht, so daß hier mit dem Wasser mehr von dem Papierstoff hindurchläuft als durch die übrigen Maschen, od. daß man auf den Boden des Siebes eine Reliefform auflegt, so daß an dieser Stelle von Haus aus der Papierbrei nicht die gewöhnliche Dicke erlangt. Bei dem Büttenpapier befindet sich das W. allemal genau an derselben Stelle des Bogens, bei dem Maschinenpapier ist dies nicht der Fall, weil hier die Bogen aus endlosem Papier herausgeschnitten werden.

**Wasserziehen**, das, ist ein Lichtmeteor, welches sich bildet, wenn die Sonne durch einige Lücken des Gewölks hindurchscheint u. die Atmosphäre unter diesen Lücken beleuchtet. Die so beleuchteten Stellen erscheinen dann dem entfernt stehenden Beobachter als helle, nach der Sonne zu konvergirende Streifen, u. diese werden das W. der Sonne genannt, weil die Erscheinung bes. auffällig wird, wenn sich Abends die Cumuli infolge einer Sättigung der Atmosphäre mit Wasserdampf nicht auflösen wollen u. das Eintreten von Niederschlägen sehr wahrscheinlich wird.

**Water-Closet**, Wasserschluß, luftdichter Verschluß eines Kanales, einer Röhre od. eines Ventils mit Wasser. Je einfacher ein solcher Verschluß ist, desto zuverlässiger wird er seine Funktion erfüllen. Wir geben hier die Abbildungen einiger der einfachsten Konstruktionen, u. zwar zeigt Nr. 5481 den Schluß im Laufe einer Leitung, Nr. 5482 am Fuße einer lothrechten Leitung, z. B. da, wo eine Abtrittsschlotte od. eine Gußsteinröhre in die Grube mündet u. man üble Gase vom Eintritte in das Rohr abhalten will; Nr. 5483 für Gußsteine, Schleusenmündungen, Rinnsteine 2c.; Nr. 5484 für thönerne od. gußeiserne Rohrleitungen u. Nr. 5485 einen Rinnsteinschluß mit beweglicher, schalenartiger Klappe 2c., welche durch eine Kugel nach oben gedrückt wird, sobald die Schale sich ziemlich ganz von dem eingegossenen Wasser entleert hat, aber doch noch so viel Wasser in sich hält, um den Rand der unteren Rinnsteinmündung abzuschließen.

**Waterford** (spr. Uahterforrd), Grafschaft in der irischen Provinz Munster, 33,921 □M. mit 123,310 E. (1871), liegt im S. der Insel, grenzt westl. an die Grafschaft Cork, nordl. an Tipperary, ist östl. durch den Suir von Kilkenny u. durch die Waterfordbai von Wexford getrennt u. liegt mit der Südseite am Atlant. Ozean. Ihr Gebiet ist zum vierten Theile unkultivirbares Gebirgs- u. Moorland, hat aber anderwärts auch guten Ackerboden u. liefert Weizen, Kartoffeln, Hafer u. Flachs. In den Gebirgen findet sich Eisen- u. Kupfererz. Der Grenzfluß Suir u. der Blackwater sind die größten Flüsse. Hauptbeschäftigung der Bewohner, deren Zahl im Abnehmen begriffen ist (1841 noch 172,941), ist Ackerbau, Viehzucht, Fischerei, Whiskybrennerei u. Leinweberei. Die Hauptstadt **W.** mit 23,349 E. (1871) liegt rechts am Suir, kurz vor dessen Mündung in den Waterfordhafen, u. am Vereinigungspunkte der Eisenbahnen von Dublin u. Limerick. Die unregelmäßig gebaute Stadt mit 246 m. langer Holzbrücke über den Fluß ist Sitz eines hochkirchlichen u. eines kathol. Bischofs, hat 2 Kathedralen, Weberei, Zuckerraffinerie, Flintglasmanufaktur, Fabrikation eiserner Geräthe, Bierbrauerei, Branntweinbrennerei, Fischerei u. ist durch seine Lage an dem trefflichen Waterfordhafen, in welchem Schiffe von 800 Tonnen bis an die Stadt gelangen können, einer der ersten Handelsplätze Irlands. Korn, Mehl, Butter, Rind- u. Schweinefleisch, Schinken, Felle, Talg, Vieh 2c. führt es für mehr als 40 Mill. Mk. aus.

Nr. 5481. Nr. 5482. Nr. 5483. Nr. 5484. Nr. 5485.

Nr. 5481—85. Wasserschlüsse. (Zum Art. „Water-Closet".)

**Waterloo**, Antoine, Landschaftsmaler u. vorzüglicher Radirer. Ueber seine Lebensumstände ist wenig mehr bekannt, als daß er 1618 zu Amsterdam (nach Anderen in Utrecht) geboren wurde u. 1662 in Dürftigkeit im St. Hiobshospital bei Utrecht starb. Seine Landschaften zeigen eine getreue Darstellung der Natur u. eine leichte Behandlung der Pflanzenwelt; viel bedeutender ist er indessen als Radirer von waldigen Gegenden, von sehr ansprechendem Naturgefühl u. großer Meisterschaft in der Behandlung des Bodens. Weniger gelungen ist die Staffage. Unter den von ihm radirten Blättern, 136 an der Zahl, gilt als das Meisterstück „Der junge Tobias mit dem Engel". W. hinterließ auch mehrere Zeichnungen in schwarzer Kreide u. Tusche.

**Waterloo**, Dorf in der belg. Provinz Brabant, südöstl. von Brüssel, 3292 E. (1874), hat in einer 1855 erbauten kleinen Kirche Reliefs aus Bronze u. Marmor, dazu eine Büste des Herzogs von Wellington sowie zahlreiche Marmortafeln zur Erinnerung an engl. u. holländ. Offiziere, u. fabrizirt Rübenzucker u. Chemikalien. Berühmt ist W. als Schauplatz der Schlacht von W. (auch Schlacht von Belle-Alliance genannt). Nachdem Napoleon 26. Febr. heimlich von Elba aufgebrochen, in Frankreich gelandet u. nach Paris in den Besitz seiner alten Macht zurückgekehrt, aber von den sämmtlichen, auf dem Kongreß zu Wien versammelten Mächten in die Acht erklärt war, waren die von Preußen in den Festungen an der franz.-belg. Grenze zurückgeblieben Armeecorps unter Blücher u. die in den Niederlanden stehenden engl.-hann. Truppen unter dem Herzog von Wellington zuerst bereit, um gegen den Friedensstörer ins Feld zu rücken. Napoleon sammelte seine Armee an der oberen Sambre, griff 16. Juni die Preußen unter Blücher bei Ligny an u. zwang

sie zum Rückzuge, ließ an demselben Tage die Truppen Wellington's durch den Marschall Ney bei Quatrebras aufhalten u. beschäftigen u. wandte sich 18. Juni selbst gegen das engl.-niederländ. Heer unter Wellington, das auf einem Höhenrücken südl. W., der bei Mont St. Jean von der Brüsseler Chaussee überschritten wird, aufgestellt war, vor dem Centrum das Vorwerk la Haye Sainte, vor dem linken Flügel die Vorwerke Smouhen, Papelotte u. la Haye, sämmtlich von engl. Truppen besetzt. Wellington hatte 65,000 Mann, darunter 24,000 Briten, die übrigen Deutsche u. Niederländer; Napoleon's Heer zählte 75,000 Mann u. besaß eine Ueberlegenheit von 50 Geschützen. Gegen Mittag eröffnete Napoleon den Angriff, u. schon um 2 Uhr hielt er die engl. Linien für so erschüttert, daß er einen Durchbruch des Centrums der feindlichen Stellung beschloß. Trotz ihrer großen Zähigkeit hätten die engl. Truppen den wiederholten ungestümen Angriffen der Franzosen nicht zu widerstehen vermocht, wenn nicht zur rechten Zeit die Hülfe ihres Bundesgenossen auf dem Schlachtfelde eingetroffen wäre. Blücher hatte trotz des unglücklichen Ausgangs der Schlacht bei Ligny Wellington versprochen, ihm am 18. Juni gegen einen Angriff der Franzosen nicht allein mit einem Heertheile — wie jener gewünscht hatte — sondern mit seinem ganzen Heere zu Hülfe zu kommen, u. hatte demgemäß auch den Rückzug nach der Schlacht bei Ligny auf Wavre an der Dyle angeordnet, um die Verbindung mit dem engl. Heere zu erhalten. Ungeachtet der großen Schwierigkeiten des Marsches auf den durch anhaltende Regengüsse beinahe grundlos gewordenen Wegen, gelang es doch, alle Hindernisse zu überwinden u. am Nachmittag 4½ Uhr, gedeckt durch die Waldhöhen von Frichermont, in der rechten Flanke der franz. Schlachtordnung zu erscheinen. Napoleon hatte die Möglichkeit einer Mitwirkung der Preußen, die er bei Ligny so vollständig geschlagen glaubte, daß er sich nicht einmal um ihre Rückzugsrichtung bekümmerte, gar nicht in Berechnung gezogen u. glaubte selbst bei der Meldung von der Annäherung starker Kolonnen aus der Richtung von Wavre, daß dies Grouchy's Heertheil wäre, den er den geschlagenen Preußen zur Verfolgung nachgeschickt hatte. Als das preuß. Corps Bülow den Angriff gegen seine rechte Flanke eröffnete, suchte er dasselbe zunächst nur beobachten u. aufhalten zu lassen u. verdoppelte seine Anstrengungen, um die Armee Wellington's niederzuwerfen. Bald hatte indessen auch das Corps Zieten die Verbindung mit dem linken Flügel der Engländer hergestellt, u. das Vordringen des Bülow'schen Corps gegen Planchenoit sowie die Eroberung dieses Dorfes an der Ostseite der Chaussee, auf welcher Napoleon seinen Rückzug zu bewerkstelligen hatte, entschied die Rückwärtsbewegung des franz. Heeres, die nach der Erstürmung des Meierhofes la Belle Alliance in vollständige Flucht ausartete. In Belle-Alliance war es, wo die Anführer der beiden verbündeten Heere, Wellington u. Blücher, sich begegneten, u. dieser Umstand bewog Blücher, der Schlacht den Namen jenes Meierhofes zu geben, während die Engländer sie nach dem letzten Hauptquartier Wellington's zu W., die Franzosen nach dem in der Mitte der Stellung gelegenen Mont St. Jean benennen. Der glänzende Sieg wurde noch vervollständigt durch die unermüdliche Verfolgung von Seiten der Preußen, die Gneisenau „bis zum letzten Hauch von Mann u. Roß" fortgesetzt wissen wollte. Die Verluste der Verbündeten in der Schlacht betrugen über 20,000 Mann, darunter 7000 Preußen; die Franzosen gaben die ihrigen auf 25,000 Mann an. Ein reiches Kriegsmaterial u. fast sämmtliche Geschütze fielen noch auf der Verfolgung in die Hände der Sieger. Die preuß. Avantgarde (Füsilierbataillon 15. Infanterieregiments) erbeutete in der Nähe von Gemappes den Reisewagen Napoleon's nebst dessen Hut u. Degen, die der fliehende Kaiser im Stich gelassen hatte. Die Schlacht bei W. entschied den ganzen Feldzug. Blücher verfolgte die Heerestrümmer bis in die Nähe der Hauptstadt Paris, überschritt bei St. Germain die Seine u. rückte über Versailles gegen die Südseite der Stadt vor. Nachdem er die franz. Reservearmee bei Issy u. Sèvres geschlagen hatte, kapitulirte am 4. Juli die Hauptstadt, wo am 20. Nov. der zweite Pariser Friede unterzeichnet wurde.

**Watt,** Joachim v., gewöhnlich Vadianus genannt, Reformator von St. Gallen, geb. 29. Nov. 1484 daselbst; studirte in Wien bes. die humanistischen Wissenschaften u. trat um 1511 an derselben Universität als Lehrer der griechischen Sprache auf. Nachdem er (1514) von Kaiser Maximilian zum Dichter gekrönt worden war u. 1518 auch den medizinischen Doktorgrad erlangt hatte, kehrte er zu einem Besuche nach St. Gallen zurück, wurde jedoch daselbst als Stadtarzt zurückgehalten u. 1526 sogar zum Bürgermeister gewählt. Er verdankte diese Würde bes. dem Eifer, den er für die Einführung der Reformation bewiesen hatte. Schon in Wien mit den Schriften Luther's bekannt geworden, hatte er das Reformationswerk Zwingli's, seines Wiener Studiengenossen, mit lebhafter Theilnahme begrüßt; bei der Züricher Disputation (1523) spielte er eine wichtige Rolle u. setzte im April 1524 (endgiltig 1528 nach der Berner Disputation) trotz aller Anfeindungen von Seiten der kathol. Partei die Reformation auch in St. Gallen durch. Er starb daselbst 6. April 1551. Für die Vielseitigkeit des Mannes spricht besonders, daß er sich nicht nur auf dem Gebiet der Philologie, Geschichte u. Medizin, sondern auch auf dem der Theologie durch zahlreiche gelehrte Schriften hervorthat. Eine Biographie W.'s hinterließ sein Freund u. Gehülfe Keßler (s. d.); eine neuere schrieb Pressel (Elberf. 1861).

**Watt,** James, der berühmte Verbesserer der Dampfmaschinen, der durch seine Erfindungen zum eigentlichen Schöpfer dieses wichtigen Motors geworden ist, wurde als Sohn eines Kaufmanns zu Greenock in Schottland 19. Jan. 1736 geboren, kam dort zu einem Mechaniker in die Lehre, ging später nach London u. arbeitete hier ein Jahr lang bei dem geschickten Mechaniker Morgan, mußte aber dann wegen Kränklichkeit in die Heimat zurückkehren, wo er nun sein Talent für die Technik durch eigenen Fleiß weiter ausbildete. 1757 wurde er Mechaniker u. Instrumentenmacher für die Universität in Glasgow,

Nr. 5486. James Watt (geb. 19. Jan. 1736, gest. 25. Aug. 1819).

wo sein kleiner Laden neben der Werkstatt im Universitätsgebäude bald zu einem Vereinigungspunkt der gelehrten Männer Glasgows wurde. In dieser Stellung wurde ihm die Restaurirung eines Modelles der Newcomen'schen Dampfmaschine übertragen, das sich in der Sammlung der Universität befand. Dadurch zur genaueren Untersuchung dieser Maschine veranlaßt, fand W. sehr bald die Mängel derselben heraus u. machte sich daran, sie zu verbessern. Inzwischen hatte der Fabrikbesitzer Matthew Boulton (s. d.) in Soho bei Birmingham eine gewöhnlich als „atmosphärische Maschine" bezeichnete Dampfmaschine, bez. eine vom Grobschmied Newcomen wesentlich verbesserte „Feuermaschine" Savery's, in Gebrauch genommen; dieselbe genügte aber nicht für die Zwecke, welche er im Auge hatte, u. daher setzte sich Boulton behufs einer zweckentsprechenden Verbesserung jener Maschine mit W. in Verbindung. W. erfand zu diesem Zwecke den „gesonderten Kondensator", dessen Einführung den Kohlenbedarf der Dampfmaschine auf das Drittel herabminderte. 1769 konnten W. u. Boulton gemeinschaftlich mit dem schott. Kohlengrubenbesitzer Dr. Roebuck das erste Patent auf die neue verbesserte Dampfmaschine lösen, die bald auch in allen übrigen Ländern Europa's u. in Nordamerika Eingang fand. Die Umstände des Dr. Roebuck zeigten sich aber bald als so zerrüttet, daß das Verhältniß gelöst werden mußte u. W. mit Boulton seit 1773 allein das Maschinenbauetablissement in Soho betrieb, welches bald Weltruf erlangte durch die zahlreichen epochemachenden Erfindungen W.'s zur Vervollkommnung der Dampf

maschine, welche hier ihren Ursprung nahmen. Wir nennen nur die Einführung des Schwungrades, des Regulators, des bewundernswürdigen Parallelogramms, welches, zwischen Kolbenstange u. Kurbel gelegt, ersterer gestattet, immer einen genau geradlinigen Weg zu nehmen, des Manometers &c. Eine ganz neue Epoche begann aber mit der Erfindung der doppeltwirkenden Dampfmaschine, deren erste Idee von W. bereits im J. 1774 gefaßt wurde, deren vollkommene u. bis jetzt so gut wie unverändert beibehaltene Form aber erst aus dem J. 1782 stammt. Die älteren Dampfmaschinen hatten dem Dampfe nur den Auftrieb des Kolbens zugewiesen, den Niedergang bewirkte nach geschehener Kondensation des Dampfes unter dem Kolben der Druck der atmosphärischen Luft. W. dagegen schloß den Cylinder vollständig von der äußeren Luft ab u. ließ den Dampf abwechselnd oberhalb u. unterhalb des Kolbens wirken; dazu war es nöthig, die Kolbenstange durch eine vollständig gedichtete Stopfbüchse gehen zu lassen u. eine Vorrichtung, den Schieber, zu erfinden, welche die regelmäßige Zuleitung u. Absperrung des Dampfes besorgte. Beides verdanken wir W., der auch den Balancier seiner Maschine zufügte, kurz dieselbe mit allen denjenigen Gliedmaßen ausstattete, welche nöthig waren, um ihr die universelle Anwendbarkeit zu sichern. Durch diese Erfindungen hat W. unbestritten die Aera der modernen Maschinentechnik u. des darauf gegründeten Weltverkehrs inaugurirt. Nebenbei erfand übrigens W. auch eine wegen ihrer großen Bequemlichkeit allgemein eingeführte Briefkopirpresse (Patent von 1780). Die Londoner Königl. Gesellschaft der Wissenschaften u. die Franz. Akademie erkannten seine außerordentlichen Verdienste durch seine Aufnahme unter ihre Mitglieder an. Der geniale Mann, den ein wahrhaft humaner Charakter adelte, starb, nachdem er bereits 1800 sein Geschäft seinem Sohne überlassen hatte, welcher es mit einem Sohne Boulton's fortführte, auf seinem Landsitze Heathfield bei Birmingham 25. Aug. 1819. Standbilder wurden ihm 1827 in Birmingham, 1828 in Greenock u. 1857 in Manchester errichtet; auch in Glasgow u. Handworth erinnern Denkmäler an ihn. — Vgl. Muirhead, „The origin and progress of the mechan. inventions of J. W.“ (3 Bde., 2. Aufl., Lond. 1859) u. Smiles, „Lives of the engineers“ (Bd. 4, neue Ausg., ebd. 1874).

**Watte,** ein aus Baumwolle bestehendes lockeres, weiches Fabrikat, welches als Zwischenfutter für Kleider u. Bettdecken benutzt wird. Die Baumwolle wird zu dem Zwecke durch Bearbeitung auf einer Kratzmaschine aufgelockert u. in einer dünnen Schicht ausgebreitet, indem man das von der Kratzmaschine gelieferte zarte Fließ auf einer hölzernen Trommel sich aufwickeln läßt. Die aufgewickelten Schichten werden dann in Tafeln getrennt u. äußerlich mit einem Anstrich von dünnem, mit etwas Alaunwasser versetztem Leime versehen. Früher wurde auch seidene W. auf ähnliche Weise aus Flockseide (den Abfällen der Seidencocons) gefertigt, jedoch ist dieselbe jetzt ganz außer Gebrauch gekommen, da man diese Abfälle anders verwerthet.

**Watteau** (spr. Wattoh), Antoine, französischer Maler u. Kupferstecher, geb. zu Valenciennes 1684; zeigte schon in früher Jugend großes Zeichentalent, weshalb sein Vater ihn zu einem freilich sehr mittelmäßigen Maler in die Lehre gab. Da er hier nicht viel lernte, wanderte er ganz mittellos nach Paris, wo er schließlich zu dem Maler Gillot kam, der das in ihm schlummernde Talent für komische Scenen u. moderne Gegenstände weckte. Doch blieb W. auch hier nicht lange, sondern trat in die Lehre des damals beliebten Dekorationsmalers Audran, wo er sich sehr auszeichnete u. mit selbständigen Arbeiten auftrat, die sogar den Neid des Lehrers erregten. Später lernte er in Paris die Crozat'sche Sammlung von Zeichnungen kennen, unter denen bes. die Blätter von Rubens u. Paolo Veronese ihn sehr fesselten, u. schuf einige Bilder, welche ihm 1717 die Mitgliedschaft der Akademie einbrachten. Nach einem kurzen Aufenthalt in London zog er sich wieder in Paris in die Einsamkeit zurück, rastlos an seiner Weiterbildung arbeitend, u. begann eine Reihe von Bildern, die, dem damaligen Geschmack entsprechend, Scenen des französischen Theaters, italienische Masken, Begebenheiten der vornehmen Gesellschaft, idyllische Schäferwelt &c. darstellen u. vermöge der Naivetät der Auffassung u. der galanten Tournüre der Figuren oft von ergötzlicher, komischer Wirkung sind. Viele dieser Bilder von kleinen Dimensionen finden sich in den Schlössern von Berlin u. Potsdam sowie im Museum zu Berlin, andere in England. Er hat auch einige Blätter mit geistreicher Nadel radirt. W. starb 18. Juli 1721 zu Nogent sur Marne.



**Watten** (holl. Wadden) sind flachliegende Sand- od. Schlammküsten, die während der Ebbe trocken liegen u. durch die Flut feine Ablagerungen von Schlamm od. Sand erhalten, u. im ersteren Falle, später eingedeicht, den Marschen ihren Ursprung geben. Sie sind charakteristisch für die deutsche u. holländische Nordseeküste, können hier während der Flut mit flach gehenden Fahrzeugen, Wattenführern, befahren werden, schaffen aber ein im Ganzen für Seeschiffe unzugängliches Wattenmeer.

**Wattenbach,** Wilhelm, trefflicher deutscher Historiker, bes. Quellenforscher, geb. 22. Sept. 1819 als Sohn eines Hamburger Kaufmanns zu Ranzau in Holstein; besuchte gleichzeitig mit Geibel u. den Brüdern Curtius das Gymnasium zu Lübeck, dann ein Jahr lang das Akademische Gymnasium zu Hamburg, studirte 1837—41 in Bonn, Göttingen u. Berlin Philologie u. Geschichte, besonders angeregt von Welcker, Lassen, K. O. Müller u. Ranke, u. übernahm auf den Wunsch des nach Kiel berufenen Waitz 1843 dessen Stelle als Mitarbeiter an den von Pertz geleiteten „Monumenta Germaniae historica“, welche Thätigkeit W. eine vielseitige Kenntniß des Mittelalters verschaffte u. ihm zu einer 1847—49 ausgeführten Studienreise nach Oesterreich u. dessen Klosterbibliotheken veranlaßte. Eine Aussicht auf Anstellung daselbst schwand wieder, u. so habilitirte sich W. 1851 an der Berliner Universität, wo seine Vorlesungen über Quellenkunde der deutschen Geschichte u. Paläographie eifrige Zuhörer fanden. 1855—62 fungirte W. als Provinzialarchivar in Breslau, veröffentlichte inzwischen sein Meisterwerk, „Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter bis zur Mitte des 13. Jahrh.“ (Berl. 1858, 4. Aufl., 2 Bde., 1877), welches durch O. Lorenz eine Fortsetzung erhalten hat, u. folgte 1862 einem Rufe als Professor der Geschichte nach Heidelberg; seit 1872 wirkt er in gleicher Stellung in Berlin. Seit 1873 ist W. auch Mitglied der Münchener Historischen Kommission. Von seinen Schriften sind noch hervorzuheben: „Anleitung zur griechischen Paläographie“ (2. Aufl., Lpz. 1877); „Anleitung zur lateinischen Paläographie“ (3. Aufl., ebd. 1878); „Eine Ferienreise nach Spanien u. Portugal“ (ebd. 1869); „Das Schriftwesen im Mittelalter“ (2. Aufl., ebd. 1877); „Geschichte des röm. Papstthums“ (ebd. 1876); ferner umfassende paläographische Sammelwerke. Seit 1876 redigirt W. das „Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde“.

**Wat Tyler** (spr. Uott Teiler), d. h. Walther der Ziegelbrenner, war der verwegene Führer des Bauernaufstandes unter Richard II. (s. d.) von England. Als die unsinnige Verschwendung dieses Königs u. der unrühmliche Krieg mit Frankreich 1379 das Parlament genöthigt hatten, eine allgemeine Kopfsteuer auszuschreiben, kam es 1381 zunächst in Essex unter dem Bäcker Thomas, dann auch in Kent unter W., in dessen Familie ein Steuereinnehmer Frechheiten verübt hatte, zu einem allgemeinen Aufstande der Leibeigenen, welche, aufgeregt von den kommunistischen Reden des Priesters John Ball, zunächst gegen die Steuererheber u. Richter, dann gegen den Adel mit Aexten u. Sicheln zu Felde zogen. Aehnlich der Jacquerie (s. d.) durchzogen sie das platte Land, drangen in London ein, wo sich der Pöbel mit ihnen verband, öffneten die Kerker, zerstörten die Paläste, tödteten die reichen Kaufleute u. umstellten endlich, über 100,000 Mann stark, den Tower, in dem sich der junge König befand. Als W. das Verlangen kund gab, es sollten alle adeligen u. gelehrten Beamten abgeschafft werden, entschloß sich Richard, selbst mit den Empörern zu verhandeln. Er ritt ihnen am 13. Juni kühn entgegen u. verhieß ihnen Befreiung aller Leibeigenen. Ein großer Theil legte die Waffen nieder, aber eine wilde Schar war inzwischen in den Tower eingedrungen u. hatte den greisen Erzbischof v. Canterbury nebst anderen Räthen des Königs enthauptet; auch W. wich nicht vom Platze u. erklärte, den Finger auf seine Lippe legend, in wenigen Tagen würden die Gesetze Englands aus seinem Munde kommen. Am folgenden Tage, als ihm der junge König abermals auf Smithfield zur Unterredung entgegenritt, griff ihm W. in die Zügel u. spielte mit seinem kurzen Schwert ihm vor den Augen. Entrüstet über solche Frechheit, stieß John Walworth, der Mayor von London, W. den Dolch in die Kehle. Als die Menge nach Rache schrie, rief der König: „Was wollt

Ihr, meine Leute? Er war ein Verräther, ich selbst will Euer Hauptmann sein." Dadurch entstand Verwirrung u. Flucht, auf der die einzelnen Scharen niedergemacht wurden. — Vgl. Lappenberg-Pauli, „Geschichte von England" (Gotha 1853 ff., Bd. IV).

**Watzdorf,** Christian Bernhard, Frhr. v., Staatsmann, geb. auf Schloß Berga bei Berga an der Elster (im Weimarschen) 12. Dez. 1804; studirte 1823—27 die Rechte in Leipzig, wurde dann Auditor u. 1830 Rath beim Oberhofgericht daselbst, 1833 Kriegsgerichtsrath in Dresden, 1835 Appellationsgerichtsrath in Zwickau u. im Dez. 1840, nachdem er in diesem Jahre als Oberappellationsgerichtsrath nach Dresden zurückgekehrt war, Ministerialrath im Gesammtministerium. 1843 verließ er den königl. sächs. Staatsdienst u. trat ins sächs.-weim. Staatsministerium ein, welches er seit März 1848 (nach Gersdorff's u. Schweizer's Rücktritt) allein leitete. 1849 vom Reichsverweser als Reichskommissar nach Sachsen geschickt u. auf dem Erfurter Reichstage Vizepräsident des Staatenhauses, nahm er dann auch Theil an den Dresdener Konferenzen. Als sächs.-weimar. Staatsminister fungirte er bis an seinen am 15. Sept. 1870 zu Weimar erfolgten Tod, u. während dieser langen Zeit blieb er in edelster Selbstlosigkeit den Prinzipien von 1848 treu u. machte sich um die Gesetzgebung u. Verwaltung des Landes hochverdient.

**Watzmann,** Name eines zweigipfeligen, mit Schnee bedeckten, 2658 (nach Lamont 2684) m. hohen Berges der Berchtesgadener Gruppe, an der Westseite des Königssees, südsüdwestl. von Berchtesgaden im bayer. Reg.-Bez. Oberbayern (Abb. s. Bd. II, S. 695).

**Wau** (Reseda luteola), auch Wauk, Waude od. Gaude, Wiede, Gelb- u. Gilbkraut, Färbergras, Streich-, Sterk-, Hexen-, Horn- u. Rorischkraut, Ackerpfrieme ꝛc.; Pflanzenart der Resedagewächse, ursprünglich einheimisch auf wüsten sonnigen Hügeln u. an Wegrändern, später als Sommer- u. Winterwau häufig zum Gelbfärben gebaut. Der W. ist eine zweijährige Pflanze von etwa 1 m. Höhe von dem Habitus der Reseda, aber mit langen ruthenartigen Blumenähren. Stengel u. Blätter enthalten einen gelben Farbstoff, das Luteolin; der französische W. soll der beste sein. In China u. Cochinchina finden R. sinensis u. Cochinchinensis entsprechende Anwendung.

**Wauters,** Charles Augustin, belgischer Historien- u. Genremaler, geb. 1812 zu Boom (Prov. Antwerpen); machte seine Studien auf der Akademie in Mecheln u. später auf der in Antwerpen unter Matthieu van Brée, hielt sich dann längere Zeit in Paris auf u. erregte 1836 zuerst Aufsehen durch sein alle späteren an poetischem Gehalt übertreffendes Bild „Die unglückliche Familie" u. durch den „Tod der Maria von Brabant". Sowol für die Historie als für das Genre in hohem Grade beanlagt, versuchte er sich auch auf anderen Gebieten der Malerei, aber mit weit geringerem Erfolg u. zum Schaden seines künstlerischen Rufes. Unter seinen historischen Bildern zeichnen sich, auch durch ihre Größe, aus die „Episode aus der Geschichte der Marie von Burgund" (1839) u. „Das Martyrium des heil. Laurentius" (1840); bekannt sind auch sein „Peter v. Amiens den Kreuzzug predigend", „Der Durchgang durchs Rothe Meer", „Karl der Kühne, in Mecheln den Großen Rath u. das Parlament einsetzend", „Dante u. Beatrice" ꝛc. W. war eine Zeit lang Direktor der Akademie in Mecheln, zog später nach Brüssel u. starb in Mecheln 9. Nov. 1869.

**Wavellit** (Lasionit), ein aus wasserhaltiger phosphorsaurer Thonerde bestehendes Mineral, welches einen Phosphorsäuregehalt von 35% besitzt. Der W. erscheint gewöhnlich in nadelförmigen Krystallen, die um einen Mittelpunkt sternförmig gruppirt sind, zuweilen auch halbkugelige Massen bilden, u. perlmutterglänzend, meist weiß od. grau, zuweilen auch gelblich od. grün gefärbt sind. Die Härte ist = 4, das spez. Gew. = 2,3. Fundorte sind: Langenstriegis bei Freiberg, Amberg in Bayern, ferner Devonshire u. Pennsylvanien. Die Mineralien Barrandit, Striegisan u. Planerit sind als Varietäten des W. zu betrachten.

**Waxholm,** Stadt mit etwa 1100 E. auf der Insel Waxöe, 2 M. von Stockholm, ein Vergnügungsort der Stockholmer. Die starken Befestigungen der Stadt u. Insel decken Stockholm von der Seeseite.

**Weben,** das, ein Verfahren, Fäden in rechtwinkelig sich durchkreuzenden Lagen mit einander zu verflechten, so daß dieselben einen mehr od. weniger dichten zusammenhängenden Stoff, das Gewebe, bilden. Die Arbeit des W.s selbst geschieht am Webstuhl. Die nach der Länge des Zeugstückes laufenden Fäden werden die Kette, der Aufzug, Schweif, Anschweif, Zettel od. Werft genannt, während man die nach der Breite hin u. her geführten Fäden als Einschuß, Schuß, Einschlag od. Eintrag bezeichnet. Die Verbindung zwischen Kette u. Einschuß, also der Zusammenhang des Gewebes, entsteht dadurch, daß die Einschußfäden bei ihrer Kreuzung mit der Kette in regelmäßiger Abwechselung bald auf od. vor, bald unter od. hinter den Kettenfäden weggehen. Durch die Regel od. das Gesetz, wonach diese Lage der Schußfäden bezüglich zur Kette geordnet ist, werden die mannichfaltigen Arten des Gewebes gebildet, wenn man hierbei von allen blos durch das Material, die Feinheit, Farbe u. sonstige Beschaffenheit der Fäden bewirkten Verschiedenheiten sowie von der größeren od. geringeren Dichtheit des Gewebes u. von dessen nachträglicher Zurichtung (Appretur) absieht. — Zunächst zerfallen mit alleiniger Rücksicht auf Fädenverschlingung die gewebten Stoffe in zwei Hauptklassen; bei den Geweben der einen Klasse ist die Verschlingung in der ganzen Flächenausdehnung gleich, u. diese Stoffe werden als glatte od. schlichte bezeichnet. Bei den Geweben der zweiten Klasse dagegen kommen auf verschiedenen Theilen der Fläche zwei od. mehrere Arten von Verschlingungen vor, so daß gewisse Stellen sich besonders auszeichnen u. mit beliebigen Begrenzungen sichtbar für das Auge hervortreten; auf diese Weise entstehen die gemusterten od. façonnirten Stoffe, in welchen man die bes. ausgezeichneten Theile das Muster, die Figur, das Dessin nennt, im Gegensatz zum Grunde, worunter man die übrigen Theile der Fläche versteht.

Die einfachste Art der glatten od. schlichten Stoffe sind die mit sog. leinwandartigem Gewebe, welche außer der Leinwand den Batist, Kattun, Musselin, das Tuch, den Taffet ꝛc. begreifen. Bei denselben wechselt der Einschuß von einem Kettenfaden zum andern seine Lage zwischen oben u. unten; dasselbe ist bei den Kettenfäden mit Bezug auf die Einschußfäden der Fall, so daß die Fäden sich immer von einem zum andern über- u. unterschlingen. Da auf diese Weise die Kettenfäden durch die Einschußfäden einzeln von einander entfernt gehalten werden, so ist der Dichtigkeit des Gewebes, d. h. der Zusammendrängung des Materials im kleinsten Raume, eine gewisse Grenze gesetzt. Zwar kann die Dicke des Stoffes vermittels Anwendung dicker Fäden vergrößert werden; allein einerseits geht dadurch das feine schöne Aussehen verloren, andererseits verhindert dicker Einschuß nur um so mehr die gegenseitige Annäherung der Kettenfäden, zwischen welchen er sich hindurchzieht. Um ohne sehr starke Fäden ein dickes, schweres Fabrikat zu erzeugen, kann man zwei auf einander liegende leinwandartige Gewebe zusammen herstellen, daß sie fest mit einander sich verbinden, wobei sich durch die Art des Heraustretens des einen od. des andern Gewebes Musterung hervorbringen läßt. Bei solchen Doppelgeweben bleibt entweder das eine Gewebe immer u. überall das obere, mithin das andere Gewebe stets das untere, u. beide sind nur nach feinen, beliebig gezogenen, eine Art Musterung bildenden Linien zusammengewebt, wodurch das Ganze eine ähnliche Beschaffenheit erhält, wie eine gesteppte Bettdecke; dies ist z. B. der Fall bei dem Piqué. Oder es wechseln die beiden Gewebe, welche von verschiedenen Farben sein können, dergestalt in ihrer Lage mit einander ab, daß stellenweise das eine, stellenweise das andere sich oben befindet; von dieser Art sind die Kidderminsterteppiche.

Dann aber erreicht man den Zweck der Herstellung dichter Stoffe auch durch besondere Art des W.s, die man Kopern nennt. Das Wesentliche dabei ist, daß nicht, wie bei den leinwandartigen Geweben, eine ganz gleichmäßige Verflechtung stattfindet, sondern daß abwechselnd breitere Höhenstreifen u. schmälere Furchen, welche durch freiliegende Ketten- u. verdeckte Schußfäden gebildet werden, infolge der besonderen Bindung entstehen. Eine sehr gewöhnliche Art der gekoperten Zeuge od. der Köper ist diejenige, wobei der Einschuß die Kette in Abtheilungen von je abwechselnd drei Fäden u. einem Faden abtheilt. Abänderungen dieses Köpers entstehen dadurch, daß in jeder Abtheilung der Kette statt drei eine andere Anzahl Fäden, z. B. zwei od. fünf, beisammen zu liegen kommen, od. daß die Kette durch jeden Schußfaden in Abtheilungen von zwei Fäden geschieden wird ꝛc. Verwandt mit dem Köper ist der Atlas. Während bei dem Köper der Kettenfaden bald über, bald unter einer größeren Anzahl von Einschußfäden liegt, deckt bei dem Atlas ein Kettenfaden stets nur oberhalb eine größere Anzahl von Einschußfäden, während auf der Unterseite ein Kettenfaden stets nur über einen Einschußfaden hinweggeht. Bei beiden Gewebearten, bei dem eigentlichen Köper sowol als bei dem Atlas, werden Muster dadurch erzeugt, daß der Weber die Schußfäden in beliebiger Abwechselung bald unter, bald über den größeren (mehrere Fäden enthaltenden) Abtheilungen der Kette hingehen läßt. Bei anderen gemusterten Stoffen kommen oft mehrere der bisher erwähnten Fadenverschlingungen (nämlich schlichtes Gewebe, Köper u. Atlas) neben einander, mitunter auch ganz abweichende, eigenthümliche Webearten vor, wie bei der Gaze (s. d.), dem Sammt (s. d.) ꝛc.

Was die Webstühle für glatte Stoffe betrifft, so haben dieselben als Handstühle (zum Betriebe durch Hände u. Füße des Webers) keine wesentliche Veränderung in ihrer allbekannten, althergebrachten Einrichtung

erlitten, wohl aber sind Einzelheiten in ihrer Konstruktion verbessert worden, so daß sie ein schnelleres u. gleichmäßigeres Arbeiten gestatten. In dieser Beziehung sind der Schnellschütze, die Wechsellade, der Regulator u. die verbesserten Breithalter zu nennen. In der Hauptsache besteht der einfache Webstuhl aus einem hölzernen, auf vier Säulen ruhenden mannshohen Gestell, worin zwei lange horizontale Walzen, der Kettenbaum an der Hinterseite u. der Brustbaum an der Vorderseite, eingelagert sind. Der Kettenbaum dient zum Aufwinden der vorräthigen, in der Breite des Webstuhles dicht neben einander horizontal liegenden Kettenfäden, deren vordere Enden am Brustbaume befestigt sind, welcher zum Aufrollen des fertigen Gewebes dient. Zwischen beiden Bäumen befinden sich die Schäfte, welche aus zwei Paar hinter einander liegenden horizontalen Leisten bestehen, von denen sich ein Paar über u. ein Paar unter der Kette befindet; zwischen diesen Leisten sind starke Zwirnfäden (die Litzen) ausgespannt, welche je in der Mitte mit einer Schlinge versehen sind; durch jede dieser Schlingen geht ein Kettenfaden hindurch, so daß so viele Litzen als Kettenfäden vorhanden sein müssen, u. zwar enthält jeder Schaft die Hälfte der Litzen. Während der eine Kettenfaden durch eine Litze des einen Schaftes geht, geht der nächste Kettenfaden durch die nächste Litze des andern Schaftes, so daß durch das mittels des Fußes abwechselnd bewirkte Heben u. Senken der beiden Schäfte bald die eine, bald die andere Hälfte der Kettenfäden nach oben od. nach unten bewegt u. so zwischen beiden Lagen der Kette ein freier Raum (das Fach) zum Durchschießen des mit dem Schiffchen od. Schützen verbundenen Einschußfadens gebildet wird. Dicht vor den Schäften befindet sich das aus dünnen Metallstreifen rostartig hergestellte Riet- od. Weberblatt, auch Weberkamm, welches mit einem hölzernen Rahmen (der Lade) verbunden ist. Zwischen je zwei Stäbchen od. Zähnen des Rietblattes geht ein Kettenfaden hindurch, u. das Blatt selbst hat den Zweck, den mittels des hindurch geworfenen Schützen frisch eingeführten Schußfaden durch einen Schlag dicht an den vorhergehenden Schußfaden zu drängen, um so dem Gewebe die gleichmäßige Dichtheit zu geben. Der Schnellschütze wird nicht mit der Hand geworfen, sondern durch Federkraft bewegt u. dient zum W. breiter Stoffe. Die Wechsellade wird benutzt, wenn Stoffe mit häufig wiederkehrender Abwechselung von Einschußfäden gewebt werden, u. sie besteht im Wesentlichen aus einer Einrichtung, bei welcher an jeder Seite der Lade — wo sonst gewöhnlich nur ein Schützenkasten mit derselben verbunden ist — sich zwei od. mehrere Schützenkästen befinden, die durch einen Handgriff schnell an die Wirkungsstelle gebracht werden können, um den darin befindlichen Schützen mit dem entsprechenden Schußfaden zu benutzen. Der Regulator ist ein Apparat, durch welchen selbstthätig die Dichtheit des Gewebes auf den gewünschten Grad gebracht wird, u. endlich dienen die Breithalter dazu, die gleiche Breite des Gewebes u. die Geradlinigkeit von dessen Seitenrändern zu sichern. Diese Grundbestandtheile kehren in den mechanischen od. Maschinenwebstühlen wieder, welche sich der Hauptsache nach nur durch die Art der Bewegung von den Handwebstühlen unterscheiden. Dagegen haben die ebenfalls Webstühle (Strumpfwirkerstühle) genannten mechanischen Apparate zur Herstellung von Strumpfwaaren u. tricotartigen Stoffen eine wesentlich andere Einrichtung, die sie den Strickmaschinen nahe stellt. Ueber die Einrichtung des Jacquardstuhles für gemusterte Stoffe s. „Jacquardmaschine“.

**Weber,** Bernhard Anselm, deutscher Komponist, geb. zu Mannheim 18. April 1766; wurde daselbst frühzeitig in die Musikschule des Abt Vogler aufgenommen, studirte später in Heidelberg Theologie, entsagte aber der letzteren nach kurzer Zeit, ging wieder zu Vogler, der sich damals in München befand, u. folgte diesem seinem Lehrer auch nach Stockholm, wo er aber nicht lange blieb, sondern als Klavierspieler reiste. 1787 wurde er in Hannover Musikdirektor bei der Großmann'schen Schauspielergesellschaft, begab sich dann abermals nach Stockholm zu Vogler u. ging 1792 nach Berlin, wo er alsbald neben Wessely als Musikdirektor am Nationaltheater angestellt wurde. Zu Anfang 1804 wurde er zum Kapellmeister ernannt u. starb als solcher 23. März 1821, einen besonders guten Ruf als Dirigent hinterlassend. — Als Komponist war er bes. für das Theater thätig u. wurde in dieser Sphäre weniger durch seine Opern (z. B. „Diodata“, „Hermann u. Thusnelda“, „Der Kosak“, „Mudarra“) als durch Musiken zu Dramen — z. B. zu Schiller's „Tell“, „Braut von Messina“, „Jungfrau von Orleans“, zu Werner's „Weihe der Kraft“ — bekannt. Außerdem lieferte er Gelegenheitscantaten, Einlagstücke in Opern, Lieder u. Gesänge u. einige Instrumentalsachen.

**Weber,** Karl Julius, Schriftsteller, geboren zu Langenburg (Württemberg) 16. April 1767; studirte 1785—88 in Erlangen die Rechte, faßte dann, während er auf der Regierungskanzlei in seiner Vaterstadt arbeitete, ein akademisches Lehramt ins Auge u. ging daher 1789 nochmals nach Göttingen, sah aber sein Vorhaben nicht begünstigt u. übernahm 1790 eine Hofmeisterstelle zu Bougy bei Aubonne in der franz. Schweiz, wo er sich während eines zweijährigen Aufenthalts mit der franz. Literatur u. Philosophie bekannt machte. Nach einer Reise durch das südl. Frankreich ward er 1792 Privatsekretär des regierenden Grafen v. Erbach-Schönberg, in dessen Begleitung er dem Rastatter Kongresse beiwohnte. Seit des Grafen Tod (1799) erster Rath der Regierungskanzlei in dem Marktflecken König im Odenwalde, nahm er 1802 seine Entlassung u. wurde mit dem Hofrathstitel Reisegefährte des 21jähr. Erbgrafen v. Isenburg-Büdingen. Die auf zwei Jahre berechnete Reise erreichte jedoch bald ihr Ende, da der Graf, angeblich von unüberwindlichem Heimweh getrieben, in Potsdam seinem Führer entfloh. W. erhielt gegen eine Abfindung von 5000 fl. seine Entlassung aus dem isenburg. Dienst, lebte als Privatmann seit 1804 in Jarthausen, seit 1809 in Weikersheim, seit 1830 in Künzelsau u. zuletzt in Kupferzell, wo er 20. Juli 1832 starb. 1820—24 gehörte er als Abgeordneter der württembergischen Ständeversammlung an. Die besten u. bekanntesten Werke dieses witzigen u. zur Satire geneigten Schriftstellers sind: „Deutschland, od. Die Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen“ (4 Bde., Stuttg. 1826—28; 6 Bde., 3. Aufl. 1844) u. „Demokritos, od. Hinterlassene Papiere eines lachenden Philosophen“ (5 Bde., ebd. 1832—35; 12 Bde., 8. Aufl. 1868 f.). Außerdem sind zu nennen: „Möncherei, od. Geschichtliche Darstellung der Klosterwelt u. ihres Geistes“ (3 Bde., ebd. 1818—20) u. „Das Ritterwesen“ (3 Bde., ebd. 1822—24). Seine „Sämmtlichen Werke“ erschienen zu Stuttgart 1834—45 in 30 Bdn. (n. Aufl. 1849).

**Weber,** Gottfried, Jurist, musikal. Theoretiker u. Komponist, geb. 1. März 1779 zu Freinsheim in Rheinbayern, wo sein Vater Bürgermeister war; besuchte in Mannheim das Gymnasium, studirte 1796—1800 in Heidelberg u. Göttingen die Rechte, praktizirte hierauf 1801—1802 am Reichskammergericht zu Wetzlar u. nahm dann 1802—14 seinen Aufenthalt in Mannheim, wo er zuerst Dikasterialadvokat u. seit 1804 Fiskalprokurator war. 1814—18 fungirte er in Mainz als Tribunalrichter, wurde dann als Hofgerichtsrath u. Generaladvokat am Kassationshofe nach Darmstadt berufen, zählte seit 1825 mit zu der Kommission, welche mit dem Entwurf einer neuen Civil- u. Strafgesetzordnung beauftragt war, u. wurde endlich 1832 großherzogl. hessischer Generalprokurator, als welcher er zu Kreuznach 12. Sept. 1839 starb. Seine juristischen Schriften sind: „Ueber das öffentliche u. mündliche Rechtsverfahren“ (Darmst. 1819) u. „Betrachtungen über das System u. die Natur der Disziplinarsachen“ (Mainz 1830). — W.'s musikalische Erziehung war Anfangs nur die eines Dilettanten; er erlernte zuerst das Klavierspielen u. erwarb sich dann Fertigkeit auf der Flöte u. dem Violoncell. Die Theorie studirte er, u. zwar als Autodidakt, erst während seines zwölfjährigen Aufenthalts in Mannheim (nachdem er jedoch schon vorher Kompositionsversuche gemacht hatte); seinem Hauptwerk: „Versuch einer geordneten Theorie der Tonsetzkunst“ (Mainz 1817; 3. Aufl. 1830 bis 1832), muß das Verdienst zugesprochen werden, in das Chaos der verschiedenen theoretischen Systeme u. in den Wust von Regeln u. Bestimmungen, der bis auf W. die Harmonielehre bedeckte, Ordnung u. Klarheit gebracht zu haben. Weitere theoretisch-didaktische Werke von ihm sind: „Allgemeine Musiklehre für Lehrer u. Lernende“ (Darmst. 1822; 3. Aufl., Mainz 1831); „Die Generalbaßlehre zum Selbstunterricht“ (Mainz 1833). Endlich hat er noch verschiedene Abhandlungen (vor Allem über die Echtheit des Mozart'schen Requiems) u. zahlreiche Aufsätze in musikalische Zeitschriften geliefert (u. a. in die von ihm 1824 begründete u. in den ersten 80 Heften redigirte treffliche „Cäcilia“). Von seinen gediegenen Kompositionen sind gedruckt: mehrere Messen, ein Tedeum, ein Requiem für Männerstimmen, eine zweichörige Hymne, ein- u. mehrstimmige Lieder u. Gesänge, eine Klaviersonate, ein Streichtrio 2c.

**Weber,** Karl Maria Friedrich Ernst, Freiherr v., einer der gefeiertsten deutschen Tonsetzer, geb. 18. Dez. 1786 zu Eutin, wo sein Vater Franz Anton **v. W.** — früher Militär u. Verwaltungsbeamter in verschiedener Herren Dienste, dann Musiker — fürstbischöflicher

Kapellmeister war. Diese Stelle gab derselbe indessen 1787 auf, um sich Theaterunternehmungen zu widmen u. ruhelos in Deutschland umherzuziehen. Das musikalische Talent Karl Maria's trat, bei anderweitiger vielfacher Begabung desselben, anfänglich wenig hervor, u. der erste Musikunterricht, den ihm ein älterer Bruder **Fritz** (Fridolin) ertheilte, war daher wenig fruchtbringend. Erst 1796, nachdem die Familie nach Hildburghausen übergesiedelt u. Karl Maria dem gründlichen J. P. Heuschkel behufs Unterweisung im Klavierspielen übergeben worden war, nahm das Talent des Knaben einen bemerkenswerthen Aufschwung, u. als 1797 Franz Anton W. in Salzburg ein Theaterunternehmen leitete, wurde Michael Haydn der Lehrer Karl's in der Tonsetzkunst, u. zwar mit solchem Erfolg, daß bereits 1798 sechs Fughetten als des Knaben erstes Werk im Druck erscheinen konnten. 1798 folgte Karl seinem Vater nach München, wo der Hoforganist J. N. Kalcher seine kompositorische Weiterbildung übernahm u. er auch nebenbei bei Valesi (Walleshauser) Gesangstudien machte. Bald entstand nun eine namhafte Anzahl von Kompositionen — eine Messe, Trios, Sonaten, Variationen, Lieder, Kanons 2c., u. selbst W.'s erste Oper: „Die Macht der Liebe u. des Weins" — welche Arbeiten durch Zufall ein Raub der Flammen wurden, mit Ausnahme von 6 Klaviervariationen, die, seinem Lehrer Kalcher gewidmet, 1800, u. zwar von Karl Maria eigenhändig lithographirt, als dessen Op. 2 zu München im Selbstverlag erschienen.

Nr. 5487. Karl Maria Friedrich Ernst v. Weber (geb. 18. Dez. 1786, gest. 4. 5. Juni 1826)

Denn dem im Zeichnen geschickten Knaben hatte die damals von A. Senefelder erfundene Kunst der Lithographie ein so hohes Interesse abgewonnen, daß er bald selbst eine verbesserte, dahin einschlagende Maschine erfunden zu haben glaubte, deren Resultate er in dem genannten, von ihm selbst auf Stein geschriebenen Op. 2 darlegen wollte. Diese Bestrebungen erfüllten ihn u. den Vater dergestalt, daß Beide Ende 1800 — nachdem Karl Maria, durch Erfurt, Gotha u. Leipzig reisend, in Konzerten als Klaviervirtuos aufgetreten war — nach Freiberg in Sachsen übersiedelten, um die Lithographie im Großen zu betreiben. Doch bald bewog das Mechanische, Geisttödtende des Geschäfts Karl Maria, das Unternehmen aufzugeben u. die Komposition mit doppelter Lust fortzusetzen. So schrieb er denn zu Freiberg im Herbst 1800 seine zweite Oper: „Das Waldmädchen", welche daselbst durch die Truppe ihres Dichters, eines Ritters von Steinsberg, im Nov. 1800 zur Aufführung kam, bald darauf auch in Chemnitz u. nachgehends in Wien, Prag u. sogar in Petersburg mit Erfolg gegeben wurde. Zur Regelung früherer Theatergeschäfte ging 1801 Franz Anton wieder nach Salzburg, u. aufs Neue wurde Karl Maria der musikalischen Leitung Mich. Haydn's übergeben. Hier schrieb nun 1801 der noch nicht voll fünfzehnjährige Knabe seine dritte Oper: „Peter Schmoll u. seine Nachbarn", die aber bei ihrer ersten Bühnenaufführung zu Augsburg (1803) keinen sonderlichen Erfolg hatte. 1803 gingen Vater u. Sohn nach Wien, wo der Letztere Schüler des Abtes Vogler wurde. Nach einem einjährigen Kursus bei demselben, während welcher Zeit er nur wenig komponirte (zwei Hefte Variationen Op. 5 u. 6), trat W. im Nov. 1804 die Kapellmeisterstelle am Breslauer Stadttheater an u. hatte dieselbe bis zum Mai 1806 inne, wo er sie nach Zerwürfnissen mit seinem Direktor niederlegte. In die Zeit dieses Breslauer Aufenthaltes fallen wiederum nur wenige eigene Schöpfungen; das Bedeutendste davon waren: Ouverture sowie einige sonstige Nummern zu der unvollendet gebliebenen Oper „Rübezahl" u. die „Overtura Chinesa", 1809 von W. vor seine Turandot-Musik gestellt u. zu diesem Zwecke umgearbeitet. Von Breslau aus folgte er einer Einladung des Prinzen Eugen von Württemberg nach Karlsruhe in Schlesien u. trat im Herbst 1806 als Kapelldirektor in dessen Dienste; hier entstanden u. A. einige Sinfonien u. Ouverturen, Konzerte für verschiedene Instrumente u. vor allen Dingen dasjenige Pianofortewerk, welches seinen Namen zuerst in die große musikalische Welt tragen sollte — die Variationen über „Vien qua, Dorina bella" (Op. 7). Aber der Krieg führte Anfang 1807 zur Auflösung der Kapelle in Karlsruhe u. W. machte nun zunächst eine Kunstreise durch Sachsen u. Franken; dann trat er, vom Prinzen Eugen empfohlen, als Geheimsekretär in die Dienste des Herzogs Ludwig von Württemberg, führte in Stuttgart, dem ihm vom dortigen Hofe gegebenen Beispiele folgend, ein lockeres Leben u. wurde schließlich sogar Anfang 1810 nebst seinem Vater, der 1809 zu ihm gekommen war u. sich schwere Unbesonnenheiten hatte zu Schulden kommen lassen, des Landes verwiesen. Bei Alledem war der Aufenthalt in Stuttgart seiner künstlerischen Weiterentwicklung nicht ungünstig; er komponirte fleißig während dieser immerhin vielfache Anregungen bietenden Zeit, u. sind von seinen damaligen Arbeiten hauptsächlich zu nennen: die im J. 1810 zuerst in Frankfurt a. M. aufgeführte Oper „Sylvana" (die Handlung derselben ist nach der des „Waldmädchens" umgebildet), die Cantate „Der erste Ton", ein Klavierquartett, die Es-dur-Polonaise, Op. 21, der „Momento capriccioso", die vierhändigen Stücke Op. 10 2c. Von Stuttgart ging W. zuerst nach Mannheim u. dann nach Darmstadt, wo er in Gemeinschaft mit Meyerbeer u. Gänsbacher bei Abt Vogler wiederum Studien machte u. neben Anderem sein erstes Klavierkonzert (C-dur, Op. 11) u. die Operette „Abu Hassan" schuf. Das J. 1811 verlebte W. zum größten Theil in München, war aber auch gegen Ende desselben in Prag u. Leipzig. An Kompositionen brachte er u. A. Konzerte u. Variationen für den großen Klarinettvirtuosen Heinrich Baermann, ein Fagottkonzert, die Konzertarie „Miserame" u. die vollständige Umschmelzung der alten Ouverture zu „Rübezahl" in die zum „Beherrscher der Geister". Das J. 1812 sah W. in Gotha, Weimar, Berlin u. Leipzig u. an besonders nennenswerthen Kompositionen fallen in dasselbe: die große Klaviersonate in C (Op. 24), das zweite Klavierkonzert (Es-dur, Op. 32), die Hymne „In seiner Ordnung schafft der Herr". Im März 1813 nahm er die Stelle als Kapellmeister am landständischen Theater zu Prag an u. bekleidete dieselbe bis Ende Sept. 1816. Den ihm kontraktlich zustehenden alljährlichen Urlaub benutzte er zu Reisen, u. a. nach Wien, Berlin, Thüringen, München, u. an hervorragenden Kompositionen aus der Zeit von 1813 bis Ende 1816 sind zu nennen: Instrumentalsachen u. Lieder (1813); die mit Begeisterung aufgenommenen Kriegslieder aus Th. Körner's „Leyer u. Schwert" (1814; das „Schwertlied" u. „Lützow's Jagd" zuerst komponirt, u. zwar während eines Aufenthalts beim Herzog von Gotha auf dem Jagdschloß Tonna in Thüringen); ital. Konzertarien, Quintett für Klarinette u. Streichinstrumente, die Cantate „Kampf u. Sieg" (1815); die großen Klaviersonaten in As-dur u. D-moll, das große konzertante Duo für Klavier u. Klarinette, viele Lieder (1816). Das ebengenannte Jahr brachte vor seinem Abschluß noch zwei für W. hochwichtige Ereignisse: seine Verlobung mit der vortrefflichen Sängerin u. Schauspielerin Karoline Brandt (mit der er sich im Nov. 1817 verheirathete) im Okt. zu Berlin) u. seine Berufung als königl. sächs. Kapellmeister

an der neubegründeten deutschen Oper zu Dresden. Am 13. Jan. 1817 trat er diese Stellung an u. überkam mit ihr einen schweren Stand gegenüber der von Hof u. Publikum viel begünstigten ital. Oper u. deren neidischem u. eifersüchtigem Kapellmeister Morlacchi. Das J. 1817 brachte, außer Musiken zu einigen Dramen, Gelegenheitssachen für den sächsischen Hof, einigen Klaviersachen, Liedern rc., die ersten Anfänge zu derjenigen Oper, die W. auf den Gipfel des Ruhmes heben u. ihn in die Herzen des deutschen Volkes als einen seiner Lieblinge einschreiben sollte — des „Freischütz". Der Dichter Friedrich Kind in Dresden hatte ihm den nach einer Erzählung Apel's gearbeiteten Text bereits zu Anfang 1817 geliefert, aber die Komposition wurde erst im Mai 1820 beendet. Inzwischen wartete W. treulich seines Amtes u. komponirte fleißig, u. A. 1818: eine Messe in Es-dur, die bekannte Jubel-Ouverture, einige Gelegenheitscantaten für den sächs. Hof, Musiken zu „Heinrich IV." von Gehe u. „Sappho" von Grillparzer, Lieder u. Gesänge; 1819 eine kürzere Messe, die Pianofortesachen: Es-dur-Rondo (Op. 62), die „Aufforderung zum Tanz", die Polacca in E-dur (Op. 72), das Trio für Klavier, Flöte u. Violoncell (Op. 63), Lieder rc. Ins J. 1820 fällt außer der Vollendung des „Freischütz" die geniale Musik zu dem Schauspiel „Preciosa" u. der Beginn einer komischen Oper: „Die drei Pinto's", welche aber unvollendet blieb; ferner machte W. in demselben Jahre eine größere Kunstreise durch Mittel- u. Norddeutschland nach Kopenhagen. Nachdem die Preciosa-Musik bei der ersten Aufführung des Schauspiels in Berlin im März 1821 sehr gefallen hatte, beschritt ebendaselbst 18. Juni 1821 der „Freischütz" zum ersten Male die Breter, u. zwar mit einem beispiellosen Erfolge. In Berlin, wo W. die ersten Aufführungen des „Freischütz" in Person geleitet hatte, war es auch, wo er eins seiner berühmtesten Klavierstücke — das Konzertstück in F-moll — zuerst öffentlich hören ließ. Noch im Nov. 1821 erhielt er von Wien aus, wo unterdeß der „Freischütz" ebenfalls gezündet hatte, die Aufforderung zur Komposition einer Oper; er wählte die von Helmine von Chezy gedichtete „Euryanthe", ging, nachdem er eine Reise nach Wien gemacht hatte, an die Arbeit, sah aber diese durch mancherlei mit seinem Dresdner Amte verbundene Verpflichtungen (z. B. Lieferung von Gelegenheitssachen für den Hof) öfter unterbrochen u. vollendete sie erst im Sommer 1823. Gegeben wurde „Euryanthe" in Wien zum ersten Male 25. Okt. 1823; der Erfolg war in den ersten Vorstellungen ziemlich bedeutend, erwies sich aber nicht als nachhaltig u. ist auch im Verlaufe der Zeit überhaupt nicht annähernd zu einer solchen Intensität gelangt wie der des „Freischütz", woran wol hauptsächlich die Mängel des Libretto die Schuld tragen. Nach der „Euryanthe" stellte sich bei W. eine körperliche u. geistige Abspannung u. Ermüdung ein, vermöge deren er seinen Amtsgeschäften nur unter Schwierigkeiten obliegen u. längere Zeit wenig od. gar nichts produziren konnte. Erst zu Anfang 1825 vermochte er an die Komposition der ihm inzwischen von London aus aufgetragenen Oper „Oberon" zu gehen (der englische Text derselben, welchen W. auch ursprünglich in Musik gesetzt hat, ist von Planché; ins Deutsche übersetzt wurde er von Theodor Hell). Trotz verstärkt auftretender Leiden — durch eine Lungenkrankheit, wie sich inzwischen herausgestellt hatte — u. trotz der Unterbrechung durch eine in Ems durchgemachte Badekur, wurde die Arbeit an der Oper im Verlaufe des J. 1825 wacker gefördert, u. Mitte Febr. 1826 konnte er die Partitur bis auf die Ouverture u. noch einige wenige andere Nummern vollendet mit nach London nehmen. Hier kam er, nachdem er in Paris einer überaus ehrenvollen Aufnahme seitens der dortigen ersten Künstler sich zu erfreuen gehabt, am 3. März an. Im Hause des ihm befreundeten Musikers Sir George Smart wohnend, beendete er den „Oberon", leitete die Proben zu dieser Oper, führte im philharmonischen Konzert Stücke seiner Komposition mit größtem Beifall auf, dirigirte u. spielte in eigenen u. fremden Konzerten u. sah am 12. den „Oberon" mit glänzendstem Erfolg in Scene gehen, starb aber bereits in der Nacht vom 4. auf den 5. Juni 1826. Die Beisetzung der Leiche des Meisters erfolgte, da dieser katholisch war, auf feierlichste Weise in der Moorfields-Kapelle; von da wurden 1844 seine Gebeine nach Dresden gebracht u. der Familiengruft auf dem katholischen Friedhofe übergeben. Im Okt. 1860 wurde ihm in Dresden ein von Rietschel entworfenes Denkmal errichtet. W. war ein Künstler von größter Originalität, verbunden mit tiefer Empfindung u. seltener Phantasie. Im Besondern zeichnen sich seine Schöpfungen aus durch reiche Melodik, interessante Harmonik, Frische des Rhythmus, Wahrheit des Ausdrucks u. geistreiche Verwendung der Kunstmittel, insonderheit der Instrumentation, welche er in ganz neue Bahnen leitete. Die Gebiete seiner vorzüglichsten Leistungen waren die Oper, dann die brillante Klaviermusik u. das Lied. Daß er in der Orchestermusik (abgesehen von seinen Opern-Ouverturen) wie in der Kammer- u. Kirchenmusik weniger Ausgezeichnetes leistete, ist theils in seinem Naturell, theils in den Verhältnissen seiner Ausbildung u. Entwicklung begründet. Durch seine drei Hauptwerke „Freischütz", „Euryanthe" u. „Oberon" wurde er der Schöpfer der romantischen Oper, wodurch wiederum das musikalische Drama in eine neue u. bedeutungsvolle Entwicklungsphase getreten ist. Die Nachwirkungen, welche diese drei Werke ausgeübt haben, sind auch heutigen Tages noch nicht vorüber, wie denn überhaupt W. einer der einflußreichsten Tonsetzer genannt werden muß, die es je gegeben; denn fast die gesammte deutsche musikalische Produktion seit 1825 trägt mehr od. weniger den Stempel des W.'schen Geistes. Daß W. auch in hervorragender Weise als musikalischer Schriftsteller sich bethätigt hat, beweisen die Aufsätze u. Abhandlungen, welche er in verschiedene Zeitschriften geliefert hat u. welche gesammelt als „Hinterlassene Schriften" von Theod. Hell (Dresd. 1828) herausgegeben worden sind. — Die ausführlichste Biographie W.'s hat sein Sohn Max Maria v. W. (s. d.) verfaßt (3 Bde., Lpz. 1864); ein vollständiges chronologisch-thematisches Verzeichniß seiner Werke findet sich in F. W. Jähns' trefflichem Werke „Karl Maria v. W. in seinen Werken rc." (Berl. 1871).

**Weber**, Ernst Heinrich, einer der bedeutendsten Forscher der Neuzeit auf dem Gebiete der Anatomie u. Physiologie, wurde geboren zu Wittenberg 24. Juni 1795; besuchte seit 1805 die Fürstenschule zu Meißen u. studirte von 1812 auf der Universität seiner Vaterstadt Medizin, vornehmlich Anatomie u. Physik. Die Belagerung Wittenbergs veranlaßte die zeitweise Verlegung der Universität nach Schmiedeberg, u. hier promovirte W. auch 1815. Vorher aber u. unmittelbar nach der Schlacht bei Leipzig hatte W. die Universität dieser Stadt bezogen u. seinen Studien hier bis 1815 obgelegen. Nach der Promotion begab er sich noch auf kurze Zeit nach Halle, kehrte aber bald nach Leipzig zurück, wo er sich 1817 habilitirte, zunächst der vergleichenden Anatomie mit Untersuchungen über das Gehörorgan der Fische sich zuwendend. Eine Berufung an die neu begründete Universität Bonn (1819) bewirkte seine Ernennung zum außerord. Professor; 1821 nach Rosenmüller's Tode wurde W. ord. Professor der Anatomie, nach Kühn's Tode erhielt er dazu noch den Lehrstuhl der Physiologie, die er vordem schon vorgetragen hatte. Der Universität Leipzig ist W. bis an seinen 26. Jan. 1878 erfolgten Tod treu geblieben. Sein äußeres Leben bot wenig Bemerkenswerthes; mit seinen Leistungen in der Wissenschaft u. seinen nicht minder großen Erfolgen als Lehrer mehrten sich Anerkennungen u. Ehrenämter. Nach Gründung der Akademie der Wissenschaften 1846 übernahm W. 1849 das Amt eines Sekretärs, das er bis zu seinem Tode fortgeführt; an Stelle Johannes v. Müller's erhielt er den preuß. Orden pour le mérite, wie er auch zum auswärtigen Mitgliede der engl. Gesellschaft der Wissenschaften ernannt wurde. Als Forscher zeichnet sich W. durch eine scharfsinnige Verwerthung des Materials, durch feine Beobachtung u. durch die Unbefangenheit u. Originalität seiner Methoden aus; für einzelne Zweige ist er bahnbrechend geworden. Aus der großen Zahl seiner Werke u. Arbeiten seien nur erwähnt: „Anatomia comparata nervi sympathici" (Lpz. 1817); „De aure et auditu hominis et animalium" (Lpz. 1820). In den Jahren 1823—27 besorgte er die Herausgabe von Hildebrand's „Anatomie" (Braunschweig), deren erster Band W. ganz allein angehört u. worin er die mikroskopische Anatomie od. Gewebelehre zuerst in Deutschland einführte. Gemeinschaftlich mit seinen Brüdern Wilhelm W. (s. d.) u. Eduard W. (s. d.) führte er eine Reihe von Arbeiten aus, von denen die „Wellenlehre" (Lpz 1825) durch ihre für Optik wie Akustik wichtigen Fundamentalversuche zuerst von eminentem Einflusse wurde.

Es folgten Arbeiten über den Tastsinn, den Temperatursinn u. Ortssinn in der Haut, bei denen zuerst die physikalische Methode auf Aufgaben der Physiologie angewandt wurde, über den Kreislauf des Blutes ꝛc., deren Resultate in zahlreichen Abhandlungen veröffentlicht

Nr. 5488. Ernst Heinrich Weber (geb. 24. Juni 1795 gest. 26. Jan. 1878).

wurden. Die akademischen Gelegenheitsschriften erschienen unter dem Titel „Annotationes anatomicae et physiologicae" (Lpz. 1851) gesammelt. — Wilhelm Eduard **W.**, Bruder des Vorigen, einer der hervorragendsten Physiker, geb. zu Wittenberg 24. Okt. 1804; besuchte seit 1815 die Unterrichtsanstalten des Waisenhauses u. Pädagogiums, dann die Universität daselbst; während seiner Studienjahre war er in Gemeinschaft mit seinem älteren Bruder Ernst Heinrich mit Experimentaluntersuchungen beschäftigt, deren Resultate beide Brüder gemeinsam in dem Werke veröffentlichten: „Die Wellenlehre auf Experimente gegründet ꝛc." (Lpz. 1825). 1826 erwarb

Nr. 5489. Wilhelm Eduard Weber (geb. 24 Okt. 1804).

sich W. die philosophische Doktorwürde; bereits im folgenden Jahre habilitirte er sich in Halle mit einer physikalischen Abhandlung über die Gesetze der Schwingungen zweier mit einander verbundenen Körper („Leges oscillationis oriundae si duo corpora diversa celeritate oscillantia ita conjunguntur etc."). In dieser Schrift wird zum ersten Male die Theorie der Zungenpfeifen entwickelt u. durch Experimente bestätigt. Im J. 1828 wurde W. zum außerordentl. Professor der Physik ernannt u. folgte im J. 1831 einem Rufe als ordentl. Professor der Physik nach Göttingen, wo er jedoch 14. Dez. 1837 infolge seiner gegen die Aufhebung der Konstitution abgegebenen Erklärung seines Amtes entsetzt wurde. Gleiches Schicksal mit ihm theilten seine Kollegen die Gebrüder Grimm, Dahlmann, Gervinus, Ewald u. Albrecht. Von diesen sog. „Göttinger Sieben" ist W. gegenwärtig noch der Einzige am Leben. Seit seiner Amtsentsetzung lebte W. als Privatmann in Göttingen, wo sich nun jene nahen, wissenschaftlichen u. freundschaftlichen Beziehungen zu Gauß entwickelten, die bis zu dem am 23. Febr. 1855 erfolgten Tod von Gauß in ungetrübter Weise fortbestanden. 1843 wurde W. als Professor der Physik nach Leipzig berufen, kehrte aber von hier zu Ostern 1849 in seine frühere Stellung als Universitätslehrer nach Göttingen zurück, welche er noch gegenwärtig in voller Rüstigkeit u. Frische bekleidet. W. veröffentlichte die Mehrzahl seiner umfangreichen u. bahnbrechenden Schriften in den „Abhandlungen der Königl. Sächs. Gesellschaft der Wissenschaften", deren Mitbegründer er im J. 1846 war. Von selbständigen Schriften sind außer dem schon genannten „Die Wellenlehre ꝛc." als die bedeutendsten zu erwähnen: „Mechanik der menschlichen Gehwerkzeuge" (in Gemeinschaft mit seinem jüngeren Bruder Eduard Friedrich W., Gött. 1836) u. „Resultate aus den Beobachtungen des magnetischen Vereins 1836—41" (in Gemeinschaft mit Gauß, Gött. 1837 ff.). Bereits im J. 1833 hatte W. die ersten, von praktischem Erfolge gekrönten Versuche über elektromagnetische Telegraphie angestellt. Gauß stattete hierüber am 9. Aug. 1834 der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften mit folgenden Worten Bericht ab: „Wir können .... eine großartige u. bisher in ihrer Art einzige Anlage nicht unerwähnt lassen, die wir unserem Herrn Professor Wilhelm Weber verdanken. Dieser hatte bereits im vorigen Jahre (1833) von dem physikalischen Kabinet aus über die Häuser der Stadt hin bis zur Sternwarte eine doppelte Drahtverbindung geführt, welche gegenwärtig bis zum magnetischen Observatorium fortgesetzt ist. ... Die Leichtigkeit u. Sicherheit, womit man durch den Kommutator die Richtung des Stromes u. die davon abhängige Bewegung der Nadel beherrscht, hatte schon im vorigen Jahre (1833) Versuche einer Anwendung zu telegraphischer Signalisirung veranlaßt, die auch mit ganzen Wörtern u. kleinen Phrasen auf das Vollkommenste gelangen. Es leidet keinen Zweifel, daß es möglich sein würde, auf ähnliche Weise eine unmittelbare telegraphische Verbindung zwischen zweien, eine beträchtliche Anzahl von Meilen von einander entfernten Orten einzurichten." (Vgl. Gauß' Werke, Bd. V, S. 519 u. 524.) Infolge der in Göttingen vollständig gelungenen Versuche erstattete Prof. Ernst Heinr. W. zu Leipzig im Sommer von 1835 auf Veranlassung des Staatsministers v. Lindenau einen Bericht an das Direktorium der Leipzig-Dresdener Eisenbahn, worin der Vorschlag gemacht wurde, einen elektromagnetischen Telegraphen zwischen Dresden u. Leipzig zu konstruiren. Nach einem Ueberschlage von W. würde für eine Doppelleitung von Kupfer ein Draht von 1,6 mm. Durchmesser u. von 60 Ctr. Gewicht zwischen beiden Orten erforderlich sein. Ein Eisendraht müßte dagegen die Dicke von 3,8 mm. u. 330 Ctr. Gewicht haben. E. H. Weber hatte schon damals die volle Bedeutung der großen Erfindung gefühlt u. er schließt seinen Bericht mit den merkwürdigen Worten: „Wenn einst die Erde mit einem Netze von Eisenbahnen, mit Telegraphenlinien überzogen sein wird, so wird dieses Netz ähnliche Dienste leisten als das Nervensystem im menschlichen Körper, theils die Bewegung, theils die Fortpflanzung der Empfindungen u. Ideen blitzschnell vermittelnd" (vgl. die Schrift von Sartorius v. Waltershausen, „Gauß zum Gedächtniß", Lpz. 1856). Ist nach dem Vorstehenden der Name W.'s aufs Engste mit der praktischen Begründung unserer gegenwärtigen Kommunikationsmittel verknüpft, so ist dies in nicht minder bedeutender Weise bezüglich der theoretischen Seite der Physik der Fall. Sein berühmtes, nach ihm benanntes Gesetz der Wechselwirkung zweier elektrischen Atome wurde von ihm bereits im J. 1846 abgeleitet u. veröffentlicht. Durch dieses Gesetz wurden sämmtliche Erscheinungen

der Elektrizität u. des Magnetismus auf ein einziges Prinzip zurückgeführt, so daß es möglich war, ähnlich wie in der Astronomie mit Hülfe des Newton'schen Gesetzes, unter gegebenen Bedingungen im Voraus die daraus folgenden Erscheinungen abzuleiten. Während jedoch dieses Gesetz bisher nur die erwähnten Gebiete der Physik umfaßte, indem es lediglich aus Erfahrungsthatsachen (dem Ampère'schen Gesetze) abgeleitet war, hat W. es in einer erst kürzlich veröffentlichten Abhandlung („Elektrodynamische Maßbestimmungen insbesondere über die Energie der Wechselwirkung" [Lpz. 1878]) unternommen, sein Gesetz als eine nothwendige Konsequenz des allgemeinen Prinzips von der Erhaltung der Kraft abzuleiten. Hierdurch verwandelt sich jenes Gesetz W.'s in ein Universalgesetz der Natur, welches alle Bewegungen materieller Körper, sowol der Himmelskörper als der chemischen Atomgruppen, umfaßt. Näheres über die hierauf bezüglichen Thatsachen u. theoretischen Untersuchungen findet man bei F. Zöllner, „Prinzipien einer elektrodynamischen Theorie der Materie", Bd. I (1876) u. „Wissenschaftliche Abhandlungen", Bd. I u. II (1878). — Eduard Friedrich **W.**, Bruder der beiden Vorigen, ausgezeichneter Anatom u. Physiolog, geb. zu Wittenberg 10. März 1806, wurde 1835 Prosektor u. 1840 Professor in Leipzig u. starb daselbst 18. Mai 1871. Die von ihm in Gemeinschaft mit dem Vorigen verfaßte „Mechanik der menschlichen Gehwerkzeuge" (Gött. 1836) u. seine Arbeiten über Muskelbewegung wurden für die Physiologie epochemachend.

**Weber,** Beda, Schriftsteller u. Dichter, geb. zu Lienz im Pusterthale 26. Okt. 1798; erlernte erst die Schuhmacherei, besuchte aber seit 1814 das Gymnasium in Botzen, studirte dann seit 1818 in Innsbruck Theologie, trat 1820 im Stifte Marienberg (Vintschgau) in den Benediktinerorden u. legte 1821 das. die Ordensgelübde ab. Nachdem er dann noch 2 Jahre seine theologischen Studien in Innsbruck fortgesetzt hatte, ward er 1824 Pfarrer im Stifte Marienberg u. 1825 Geistl. Rath u. Gymnasialprofessor in Meran. Hier 1848 in die Deutsche Nationalversammlung gewählt, gehörte er derselben bis April 1849 an, worauf er das ihm vom Domkapitel in Limburg übertragene Amt eines Pfarrers der katholischen Gemeinde zu Frankfurt a. M. antrat. Er starb das. 28. Febr. 1858. W. war eingestandenermaßen ein vollblütiger Ultramontaner, u. wenn auch in seinen Gedichten eine reiche Phantasie u. Gestaltungsgabe nicht zu verkennen ist u. seine Naturbilder kräftig gezeichnet sind, so verschwimmen doch seine Gedanken meist in mystischer Ueberschwänglichkeit, die an Clemens Brentano erinnert. Zu seinen Schriften gehören insbes.: „Lieder aus Tirol" (Stuttg. 1842); „Vormärzliche Lieder aus Tirol" (anonym erschienen, Jena 1850); „Das Land Tirol" (3 Bde., Innsbr. 1838); „Tirol u. die Reformation" (ebd. 1841); „Handbuch für Reisende in Tirol" (ebd. 1842; 2. Aufl. 1853); „Andreas Hofer u. das J. 1809" (ebd. 1852); „Charakterbilder" (Frankf. 1853). Auch gab er die „Gedichte Oswald's v. Wolkenstein" (Innsbr. 1847) heraus u. beschrieb dessen Leben in „Oswald v. Wolkenstein u. Friedrich mit der leeren Tasche" (ebd. 1850).

**Weber,** Johann Jakob, Verlagsbuchhändler, geb. zu Basel 3. April 1803; erlernte daselbst seit 1819 den Buchhandel, konditionirte seit 1825 nach einander in Paris, Leipzig u. Freiburg, wurde 1830 Geschäftsführer bei Bassenge père in Leipzig u. begründete 1834 ein eigenes Geschäft daselbst, in welchem er bes. auf dem Gebiete der Illustration eine große Thätigkeit entfaltete. Seit 1843 giebt er die wöchentlich erscheinende „Illustrirte Zeitung", seit 1846 den „Illustrirten Kalender" u. seit 1851 „Illustrirte Katechismen" heraus, welch letztere populäre Belehrungen aus dem Gebiete der Wissenschaft u. Kunst in katechisirender Form enthalten. Ein ähnliches Unternehmen ist seine „Illustrirte Reisebibliothek". Auch die freimaur. Vierteljahrsschrift „Latomia", das „Bibliographische Jahrbuch" u. das „Akademische Jahrbuch" erscheinen bei ihm. Mit dem Verlagsgeschäft ist seit 1858 ein xylographisches Atelier u. seit 1862 eine Buchdruckerei verbunden. Seit einer Reihe von Jahren ist überdies W. schweiz. Konsul für Sachsen.

**Weber,** Karl v., Historiker, Sohn des kgl. sächs. Konsistorialpräsidenten Karl Gottlieb v. W., geb. zu Dresden 1. Jan. 1806; studirte 1824—28 in Leipzig u. Göttingen die Rechte, bereiste dann Frankreich u. die Schweiz, ward 1832 Referendar im Kirchenrath zu Dresden, 1833 auch im evang. luth. Landeskonsistorium, 1835 Beisitzer im Appellationsgericht daselbst, 1839 Appellationsrath, 1843 Ministerialrath u. Geh. Referendar im Gesammtministerium, war auch Mitglied der Kommission zur Ausarbeitung des sächs. Civilgesetzbuchs u. der sächs. Prozeßordnung u. ist seit 1849 Direktor des Kgl. Haupt Staats Archivs in Dresden, jetzt mit dem Range eines Geh. Raths u. dem Titel eines Dompropstes zu Bautzen. Er schrieb „Maria Antonia Walpurgis, Kurfürstin zu Sachsen, geb. Prinzessin in Bayern" (2 Bde., Dresd. 1857); „Aus vier Jahrhunderten" (Mittheilungen aus dem Haupt Staats-Archiv, 4 Bde., Lpz. 1857 bis 1861); „Zur Chronik Dresdens" (ebd. 1859); „Moritz, Graf von Sachsen, Marschall von Frankreich" (ebd. 1863); „Anna, Kurfürstin zu Sachsen, aus dem Hause Dänemark" (ebd. 1865). Seit 1862 (seit 1865 mit Prof. Wachsmuth) giebt er das „Archiv für sächs. Geschichte" (Lpz.) heraus.

**Weber,** Georg, Geschichtschreiber, geboren zu Bergzabern (Bayer. Pfalz) 10. Febr. 1808; studirte 1828—31 in Erlangen u. Heidelberg Philologie u. Geschichte, übernahm dann eine Hauslehrerstelle in einer englischen Familie, machte 1833—35 Reisen in der Schweiz u. in Italien, lebte hierauf ein Jahr in Paris, wurde 1836 Lehrer an der Lateinschule in Bergzabern u. 1839 an der Höheren Bürgerschule in Heidelberg, die er 1848—72 auch leitete. Seine Hauptschriften sind: „Lehrbuch der Weltgeschichte" (2 Bde., Lpz. 1847; 16. Aufl. 1874); „Die Weltgeschichte in übersichtlicher Darstellung" (ebd. 1851; 12. Aufl. 1868); „Allgemeine Weltgeschichte" (Bd. 1—13, ebd. 1857—77); „Geschichte der deutschen Literatur" (ebd. 1847; 10. Aufl. 1874); „Geschichte der Kirchenreformation in Großbritannien" (2 Bde., ebd. 1845—53; n. Ausg. 1856); „Geschichte des Volkes Israel u. der Entstehung des Christenthums" (mit Holtzmann, 2 Bde., ebd. 1867); „Zur Geschichte des Reformationszeitalters" (ebd. 1874) u. „Fr. Chr. Schlosser, der Historiker" (ebd. 1876).

**Weber,** August, namhafter Landschaftsmaler der Düsseldorfer Schule, geb. 10. Jan. 1817 in Frankfurt a. M.; erhielt dort seinen ersten Unterricht von dem Maler Rosenkranz u. seit 1835 von dem Hofmaler Schilbach in Darmstadt, mit dem er auch eine größere Studienreise machte. Nachdem er 1836—38 Eleve des Städel'schen Instituts in Frankfurt gewesen war, zog er nach Düsseldorf, gründete ein eigenes Atelier u. bildete später eine große Zahl von Schülern heran. Seine Landschaften, meistens aus deutschen Wäldern u. Gebirgen, sind stilisirte Stimmungsbilder von sehr poetischer, sinniger Auffassung, ungesucht u. anspruchslos in den Motiven, meistens in etwas bräunlichem Ton; bes. gern malte er sie in Mondschein od. Abendbeleuchtung. Mit gleichem Glück versuchte er sich in der Aquarellmalerei u. in der Lithographie. In den letzten Jahren seines Lebens durch eine Augenkrankheit am Schaffen verhindert, starb W. in Düsseldorf 11. Sept. 1873.

**Weber,** Max Maria, Frhr. v., Sohn Karl Maria v. W.'s, Eisenbahntheoretiker u. Schriftsteller, geb. zu Dresden 25. April 1822; bildete sich auf der dortigen Polytechnischen Schule, der Berliner Universität, in der Maschinenfabrik zu Uebigau bei Dresden u. bei A. Borsig in Berlin theoretisch u. praktisch zum Ingenieur u. Eisenbahntechniker aus, fungirte dann als Ingenieur bei verschiedenen Eisenbahnen, bereiste Deutschland, Belgien, Frankreich u. England, arbeitete hier 1844 unter J. K. Brunel's u. G. Stephenson's Leitung an der Great Western- u. Britannia-Bahn, machte nachher noch Reisen nach Nordafrika u. dem hohen Norden Europa's, leitete 1846—49 den Bau der Chemnitz-Riesaer Bahn, trat 1850 als Direktor der Staatstelegraphen in den königl. sächs. Staatsdienst u. wurde 1856 Staatseisenbahndirektor mit dem Titel eines Geh. Finanzraths. Im Mai 1870 folgte er einem Rufe des österr. Handelsministers v. Plener als vortragender Technischer Rath nach Wien, wo er nam. das in Oesterreich grassirende Schematisiren beim Bau u. Betrieb der Eisenbahnen bekämpfte u. das Prinzip der Individualisirung, des Anpassens jedes Eisenbahnorganismus an die gegebenen Existenzbedingungen verfocht. Dies veranlaßte auch später den preußischen Handelsminister Achenbach, ihn zur Abfassung eines Gutachtens über die Gestaltung der Sekundärbahnen aufzufordern, u. da W. seine

amtliche Stellung in Oesterreich zu Anfang des Jahres 1875 aufzugeben sich veranlaßt gefunden hatte, so führte die glänzende Lösung jener Aufgabe zu seiner Berufung nach Berlin, wo er seit März 1878 im preuß. Handelsministerium wirkt. Nicht blos als praktischer Fachmann, sondern auch gewissermaßen als „Eisenbahnphilosoph“ ist W. stets bestrebt gewesen, unser Eisenbahnwesen auf die Stufen einer höheren Aus- u. Durchbildung zu erheben. Eine glänzende schriftstellerische Begabung, phantasievolle poetische Anschauung gewähren allen Darstellungen W.'s einen hohen Reiz. Unter seinen Fachschriften sind insbes. zu nennen: „Die Technik des Eisenbahnbetriebs“ (Lpz. 1854); „Die Schule des Eisenbahnwesens“ (ebd. 1857; 3. Aufl. 1873; fast in alle europäischen Sprachen übersetzt); „Das Telegraphen- u. Signalwesen der Eisenbahnen“ (Weim. 1857), welches Werk die Direktion der franz. Chemins de fer du Nord sowie die holl. u. portugies. Bahnen veranlaßte, ihr Signalwesen von einem Deutschen bearbeiten zu lassen; „Die Stabilität des Gefüges der Eisenbahngleise“ (ebd. 1869); „Die Praxis des Baues u. Betriebes der Sekundärbahnen“ (ebd. 1873); „Die Bahnen minderer Ordnung“ (ebd. 1878); „Das Tantièmesystem“ (Chemnitz 1849);

Nr. 5490. Gesellige Webervögel.

„Die Lebensversicherung der Eisenbahnpassagiere in Verbindung mit der Unterstützung u. Pensionirung der Eisenbahnbeamten“ (Lpz. 1855); „Die Gefährdungen des Personals beim Maschinen- u. Fahrdienst der Eisenbahnen“ (ebd. 1862); „Die Haftpflicht der Eisenbahnen“ (Weim. 1868); „Die rauchfreie Verbrennung der Steinkohle“. Außerdem schrieb er: „Roland's Graalfahrt“ (Romanzencyklus, Lpz. 1852); „Ein Ausflug nach dem französischen Nordafrika“ (ebd. 1855); „Algerien u. die Auswanderung dahin“ (ebd. 1854); „Karl Maria v. W.“ (eine Biographie seines Vaters, 3 Bde., ebd. 1864); „Aus der Welt der Arbeit“ (Berl. 1868); „Werke u. Tage“ (Weim. 1869); „Schauen u. Schaffen“ (ebd. 1877).

**Weber**, Albrecht, einer der bedeutendsten Kenner ind. Sprache u. Literatur, geb. 17. Febr. 1825 zu Breslau, wo sein Vater Professor der Nationalökonomie war; besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt wie die Klosterschule zu Roßleben, studirte 1842—45 in Breslau u. Bonn klassische u. orientalische Philologie, war dann noch in Berlin Bopp's Schüler u. promovirte 1845 in Breslau mit seiner Erstlingsschrift „Yajurvedae specimen cum commentario“. Von einer längeren wissenschaftlichen Reise nach Frankreich u. England zurückgekehrt, habilitirte er sich 1848 in Berlin für Sanskrit u. ließ alsbald jener Probe aus dem die Opfer behandelnden Theil des Veda (eben des Jadschur-Veda) die ganze Ausgabe desselben folgen: „The white Yajurveda“ (3 Bde., Berl. u. Lond. 1849—59), während er zu gleicher Zeit sein anderes Hauptwerk, die mehr den Charakter einer periodischen Publikation tragenden „Indischen Studien“, begründete, in denen er bis heute die Hauptfrüchte seines großen Wissens auf indologischem Gebiet niedergelegt (Bd. I—VIII, Berl. 1849—64, IX bis XIV, Lpz. 1865—76). Von seinen zahlreichen sonstigen Arbeiten seien noch genannt die „Akademischen Vorlesungen über indische Literaturgeschichte“ (Berl. 1852, 2. Aufl. 1876), die 1857, ein Jahr, nachdem er außerord. Prof. in Berlin geworden, erschienenen „Indischen Skizzen“, die „Indischen Streifen“ (3 Bde., Berl. 1868 u. 1869, Lond. 1878), in beiden letzteren Büchern bes. kleinere Aufsätze gesammelt u. vereinigt, wie die ihn auch auf dem Gebiet der Tochtersprachen des Sanskrit als Meister ausweisende Schrift: „Ueber das Sapta çatakam des Hâla“, einen Prakrittext (Lpz. 1870). Auch nahm W. hervorragenden Antheil an der Mitarbeit des großen Petersburger Sanskritwörterbuches von Roth u. Boehtlingk. — Seit 1867 wirkt W. als ord. Prof. an der Berliner Universität; Mitglied der Berliner Akademie ist er seit 1857.

**Weberdistel**, s. „Dipsacus“.

**Webervögel**, die geschicktesten Nestbauer unter den Vögeln, sind mehrere Gattungen theils afrik., theils ostind. Sperlingsvögel (Ploceus, Euplectes) mit großem, oberseits etwas gewölbtem Schnabel. Die Gestalt ihrer, aus Gras u. allerlei Halmen zusammengeflochtenen Nester ist überaus verschieden. Von besonderem Interesse sind die Nester der geselligen W. (Ploceus socius) Südafrika's. Es bauen da nämlich Gesellschaften von 600—1000 Paaren ihre Nester in der Weise an einander, daß das Ganze eine großartige, auf einem Baume hängende Masse bildet, die durch ein gemeinschaftliches Schirmdach aus Stroh ꝛc. bedeckt wird. Andere W. bauen beutelförmige Nester, die an tauartigen Stielen an Baumzweigen in der Weise aufgehängt sind, daß ihre Oeffnung den feindlichen Angriffen anderer Thiere nicht zugänglich ist (vgl. „Nestbau“).

**Webspinnen** (Sedentariae) s. „Spinnen“.

**Webster**, Daniel, nordamerikan. Staatsmann, geb. zu Salisbury (New Hampshire) 18. Jan. 1782, widmete sich der Rechtspraxis, die er seit 1807 als Advokat zuerst in Portsmouth ausübte. Schon 1812 in die Gesetzgebende Versammlung von New-Hampshire gewählt, schloß er sich hier den Föderalisten an u. gewann durch sein Rednertalent großen Einfluß. 1817 ließ er sich in Boston (Massachusetts) nieder, u. nachdem er sich auch dort als Sachwalter u. Redner Ruf erworben, erhielt er 1820 von der Grafschaft Suffolk (Mass.) ein Mandat in den Kongreß der Vereinigten Staaten, wo er Mitglied des Comites für die Auswärtigen Angelegenheiten ward. 1827—39 Senator, trat er insbes. für die Aufrechterhaltung der Nationalbank u. als Gegner der Politik Jackson's u. der südstaatlichen Sezessionsbestrebungen auf. Ueberhaupt übte er auf die innere u. äußere Politik der Union einen maßgebenden Einfluß aus, u. daß er nicht blos bei seinen Mitbürgern in hohem Ansehen stand, zeigte sich 1839 bei seinem kurzen Besuch in Europa. Vom Präsidenten Harrison 1841 als Staatssekretär an die Spitze des Ministeriums gestellt, behielt W. dieses Amt auch nach Harrison's baldigem Tode bis 1843 u. konnte so durch den Vertrag von Washington 9. Aug. 1842 dem 15jähr. Grenzstreit mit England ein Ende machen. Auch die Beilegung des Oregonstreites mit England war größtentheils seinem diplomatischen Talent zu verdanken. Das Uebergewicht, welches die Demokratenpartei fortwährend behauptete, verhinderte W.'s Wahl zum Präsidenten. Dagegen wurde er 1845 wieder in den Senat gewählt u. 1850 nochmals Staatssekretär. Er starb auf seinem Landsitze Marshfield in Massachusetts 24. Okt. 1852. Daß W. auch ein erfahrener Landwirth war, bewiesen mehrere vortrefflich von ihm bewirthschaftete Farms. Eine ziemlich vollständige Sammlung seiner „Speeches, forensic arguments and diplomatic papers“ erschien 1853 zu Boston (6 Bde.). Seine Biographie schrieben Lanman „Private life of D. W.“ (Lond. 1853) u. Curtis (2 Bde., New York 1870).

**Wechabiten** od. Wachabiten, mohammedanische Sekte, die man als die Protestanten od. genauer die Puritaner des Islam bezeichnen kann. Der Stifter derselben, Mohammed Ibn Abd-el Wachab, nahm auf seinen Wanderungen in den Ländern des Islam an der Entartung desselben Anstoß u. predigte daher die unbedingte Rückkehr zu den ursprünglichen Geboten des Islam, wie sie im Koran u. der ältesten Ueberlieferung (Sunna) über die Aussprüche des Propheten u. seiner Gefährten enthalten sind. Er verwarf nicht nur den Götzendienst, der mit den zahllosen Heiligengräbern, wie mit dem des Propheten selbst, getrieben wurde, sondern auch den eingerissenen Luxus (bes. das Tabakrauchen als eine Art Berauschung) u. die Abweichungen vom Koran in Rechtspflege, Sittenzucht u. im Verhalten gegen die Ungläubigen. In letzterer Beziehung erneuerte er die Vorschrift der rastlosen Bekriegung. Als er 1787 zu Deräjeh im Nedschd (Innerarabien) starb, waren seine Lehren bei Saud, dem Häuptling dieser Stadt, bereits auf fruchtbaren Boden gefallen. Derselbe unterwarf die Beduinenstämme des mittleren Arabiens, indem er sie gleichzeitig für die Lehre Abd-el-Wachāb's begeisterte; eine nicht geringe Rolle spielte bei dem reformatorischen Eifer auch der nationale Haß des Vollblut Arabers gegen das Perserthum u. vor Allem gegen die herrschende Macht der Türken. Saud's Sohn, Abd-el-Azīz, ging von der vorsichtigen Politik seines Vaters zur Eroberung über, fiel in Persien ein, zerstörte u. plünderte das gefeierte Grab Husein's u. wendete sich seit 1792 auch gegen das (türkische) Gebiet von Mekka. Als er 1803 von einem fanatischen Perser ermordet wurde, war die Eroberung des Hedschaz (Westarabiens) vollendet u. die W. standen auf dem Höhepunkt ihrer Macht. Eine Zeit lang behaupteten sie dieselbe auch unter dem Sohne des Abd-el-Azīz, dem weisen u. tapfern Saud. Als derselbe jedoch 1810 auch im Hauran bis gegen Damaskus vordrang, raffte sich die Pforte endlich auf u. gebot dem Pascha von Aegypten, Mohammed Ali (s. d.), die W. zu bekriegen. Infolge dessen entspann sich ein äußerst wechselvoller Krieg, der nach Saūd's Tode (1814) von dessen Sohn Abdallah fortgesetzt wurde u. auch nach der Gefangennahme desselben in Derajeh 1818 (er wurde später in Konstantinopel hingerichtet) sein Ende nicht erreichte. Abdallah's Sohn Turki vertrieb die Aegypter u. befestigte in der neubegründeten Hauptstadt er-Rijād (fast genau in der Mitte Arabiens) die Macht der W. aufs Neue. Zwar gelang es den Aegyptern im Auftrag der Pforte (seit 1832) nochmals, Turki's Sohn Feisul zu stürzen u. bis 1849 in Aegypten gefangen zu halten. In diesem Jahre entrann er jedoch nach Rijād u. die zunehmende Schwäche der Pforte vermochte seitdem der abermaligen Befestigung der Wechabitischen Macht durch Feisul's Söhne, Abdallah u. Saūd, keinen Widerstand entgegen zu setzen. Allerdings haben sich die W. in den letzten Jahrzehnten direkter Angriffe auf das Hedschaz enthalten; doch scheint ihre Herrschaft über ca. $1\frac{1}{2}$ Millionen kriegslustiger Araber bedeutend genug, um früher od. später bei dem Sturz der türk. Macht eine wichtige Rolle zu spielen. Die große Unsicherheit über die frühere Geschichte der W. u. die fast gänzliche Unkenntniß der inneren Verhältnisse des Wechabitenreichs hat ihren Grund in der überaus strengen Absperrung des Reiches, die jetzt fast noch sorgfältiger gehandhabt wird, als zur Zeit des Reisenden Burckhardt, dessen „Bemerkungen über die Beduinen u. Wahaby" (Weim. 1831, zuerst englisch, Lond. 1830) wir noch immer die zuverlässigste Kunde (bis 1816) verdanken. Denn Palgrave's „Reise nach dem Innern Arabiens" (Lond. 1865, deutsch Lpz. 1867—68) ist dringend verdächtig, zu einem großen Theile auf Erfindung zu beruhen.

**Wechsel** (Wechselbrief) ist ein schriftliches unbedingtes Versprechen, durch welches der Aussteller sich verpflichtet, an eine darin genannte Person eine gewisse Summe Geldes zu einer bestimmten Zeit an einem gewissen Orte entweder selbst zu zahlen od. durch einen Dritten zahlen zu lassen. Dieses Versprechen genießt eines besonderen Rechtsschutzes durch die Wechselgesetzgebung (Wechselrecht). Der W. ist aus dem kaufmännischen Verkehr entstanden. Die erste Anwendung ist den Italienern zuzuschreiben u. fällt wahrscheinlich in die zweite Hälfte des 12. Jahrh. Die große Mannichfaltigkeit der Münzen machte den vielfach nothwendigen Austausch der verschiedenen Geldsorten, die meist nur in ihrem Heimatslande volle Geltung besaßen, zu einem ausschließlichen Geschäft Einzelner, die einer speziellen Verleihung bedurften, deren Scheine u. Bucheinträge aber auch an vielen Orten den Glauben öffentlicher Akte genossen, der sog. Campsoren (campsores = Wechsler). In den italienischen Städten bildeten dieselben eine Innung, deren Vorsteher (consules) die Rechtsprechung in den Angelegenheiten ihrer Mitglieder besaßen. Außer dem eigentlichen Wechslergeschäft gaben sie Darlehne an Staat, Gemeinden u. Private, nahmen Gelddepositen an, besorgten die Zahlung von Geldanweisungen an Dritte u. besuchten zur Vermittlung des Geldverkehrs die wichtigeren Messen als damalige Sammelstätten alles größeren Handels. Nach u. nach breiteten sie ihre Kontore über einen großen Theil Europa's, das nördl. Afrika u. Kleinasien aus, hielten aber auch in der Fremde an den Satzungen der heimatlichen Innung fest. Kam es darauf an, mit anderen Orten u. fremden Ländern Zahlungen zu begleichen, so wurde dies durch Anweisungen u. Scheine bewirkt, für deren Richtigkeit u. pünktliche Zahlung der Aussteller haften mußte. Auch wer in der Ferne, ohne Campsor zu sein, eine größere Summe erheben wollte od. gewisse Geldbeträge auf der Reise, zu Einkäufen an fremden Orten ꝛc. brauchte, zog es vor, seinen Bedarf durch einen Wechsler auf einen andern Handelsplatz sich anweisen zu lassen, als größere Geldsummen mitzuschleppen, an der Umwechslung zu verlieren u. sich der Gefahr der Beraubung auszusetzen. Das Wechselrecht selbst blieb lange Gewohnheitsrecht; die älteste geschriebene Wechselordnung war diejenige der Stadt Bologna vom J. 1569. Trotz der erheblichen Vortheile des Wechselverkehrs hat sich der W. doch nur langsam u. vorzüglich erst seit den letzten zwei Jahrhunderten zu seiner Bedeutung u. Ausbreitung erhoben. Anfangs nur auf die kaufmännischen Kreise beschränkt, ist heute der W. ein für alle Kreise erschlossenes, seitdem in allen civilisirten Staaten Wechselgesetze bestehen, die wenigstens in den Grundzügen übereinstimmen, sogar ein weltbürgerliches Institut, ein Diener des Welthandels geworden.

Das Wechselrecht legt jedem Wechselschuldner gegenüber Demjenigen, welcher den Wechsel von ihm übernommen hat, u. gegenüber allen Denen, welche ihn später erwerben, eine besondere Verantwortlichkeit auf u. läßt, falls der W. in andere Hände übergegangen, keine Einreden des Wechselschuldners zu, welche diesem sonst gegen den Nehmer des Papiers zustehen. Diese Eigenthümlichkeiten bilden das Wesen der Wechselstrenge, die den Schuldner mit seinem Vermögen für sofortige Deckung der Schuld haftbar macht, früher, als die Wechselhaft in Deutschland noch bestand, auch mit seiner Person. Hierdurch erlangt der W. einen sehr beachtenswerthen Rechtsvorzug (Rechtsschutz) vor allen anderen Schuldverschreibungen. Seine eigentliche Bedeutung hat der W. aber erst dadurch erlangt, daß das Recht der Einforderung des vom Aussteller gegebenen Summenversprechens ein übertragbares geworden ist. Der W. wird „an die Ordre des Nehmers" gestellt, d. h. Letzterer wird ermächtigt, an seiner Stelle einen Andern zum rechtmäßigen Nehmer zu ernennen, sei es, daß er den W. verkauft od. damit eine Schuld abträgt. Der Nehmer kann dasselbe thun. Da er den W. nicht selten zu einer Zahlung nach auswärts benutzt (remittirt), wird er Remittent genannt. Giebt der Nehmer den W. weiter, so vermerkt er die Uebertragung seines Anrechts äußerlich auf der Rückseite des Papiers. Die betreffende Erklärung wird deshalb Indossament, auch Giro (d. h. Kreislauf) genannt. Der Remittent wird durch das Indossament zum Indossanten, sein Nachmann zum Indossatar. Soll die Uebertragung gehindert werden, so muß auf dem W. ausdrücklich bemerkt werden: „nicht an Ordre", doch fehlt einem solchen Wechselbrief gerade seine charakteristische Eigenthümlichkeit. Rektawechsel werden solche W. genannt, welche schon ursprünglich das Verbot der Uebertragung enthalten.

Je nachdem der Aussteller die Wechselsumme selbst bezahlt od. durch einen Dritten bezahlen läßt, entstehen zwei Hauptarten des W.s: 1. der eigene od. trockene W., Eigenwechsel, bei welchem der Aussteller selbst die Zahlung leistet, eigentlich nur ein wechselmäßiger u. wechselkräftiger Schuldschein. In Frankreich heißt derselbe billet, in England u. Nordamerika promissory note. 2. Der gezogene od. trassirte W., Tratte, der durch einen Dritten gezahlt wird. Die Tratte soll ihrem innern Wesen nach an einem andern als dem Ausstellungsorte zahlbar sein, schon seit dem 17. Jahrh. kommen jedoch auch Platztratten vor, welche an demselben Orte ausgestellt u. zahlbar sind. Einige Wechselrechte erkennen Platztratten nicht als berechtigt an, so in Frankreich, Holland, Spanien, Dänemark u. Norwegen. In England vertreten die checks die Stelle der Platztratten. In der That liegt auch in der Uebertragbarkeit des W.s, wie solche durch den gezogenen W. gewährleistet wird, der große Nutzen des Wechselverkehrs, da erst dadurch die Verbindlichkeiten zwischen verschiedenen Orten ausgeglichen werden u. die umständliche, kostspielige, bisweilen sogar gefährliche Sendung baaren Geldes erspart wird. Da der nämliche W. als Zahlungsmittel durch viele Hände u. Orte gehen u. vielfache Verbindlichkeiten tilgen kann, so erlangt derselbe im Verkehr den Charakter eines Kreditgeldes. Für Großbritannien wurde schon 1860 der Werthbetrag der gleichzeitig umlaufenden W. zu ca. 150 Mill. Pfd. Sterl. = 3000 Mill. Mk. angenommen; in Deutschland mag der Wechselumlauf gegenwärtig (1878) kaum geringer sein.

Die meisten Wechselordnungen schreiben vor, was ein W. nothwendig zu enthalten habe, um als solcher besonderen Rechtsschutz erlangen zu können. In Deutschland werden als Erfordernisse für den gezogenen W. verlangt: 1. die Bezeichnung als „W.", 2. die Angabe der zu zahlenden Geldsumme, 3. der Name der Person od. die Firma, an die od. an deren Ordre gezahlt werden soll (des Remittenten), 4. Zeit der Zahlung, 5. Unterschrift des Ausstellers, 6. Ort u. Datum der Ausstellung, 7. Person

od. Firma, welche die Zahlung leisten soll (des Bezogenen od. Trassaten), 8. Angabe des Orts, wo die Zahlung erfolgen soll. — Den Ansprüchen aller Wechselordnungen u. zugleich der üblichen Form dürften diese Wechselbeispiele, u. zwar Nr. 1 als eigener, Nr. 2 als gezogener W. entsprechen:

Görlitz, 26. Aug. 1878. Für Mk. 1800—

Drei Monate nach heute zahle ich gegen diesen meinen Sola-Wechsel an Herrn Friedrich Hofmann in Lauban den Betrag von Achtzehnhundert Mark. Den Werth (baar) erhalten. Hans Markgraf.

Sola

Leipzig, 27. Aug. 1878. Für Mk. 2000.

Am 15. Okt. 1878 zahlen Sie für diesen Prima-Wechsel an die Ordre der Herren Gebrüder Angermann in Hof den Betrag von Zweitausend Mark. Den Werth in Rechnung. Sie stellen ihn auf Rechnung laut Bericht.

Herrn Gustav Guttentag in Berlin. Gut für Zweitausend Mark. Alfred Pöge.

Prima

In Bezug auf die Wechselfrist u. die Verfallzeit unterscheidet man 1. Datowechsel, zahlbar eine bestimmte Zeit nach dem Tage der Ausstellung; 2. Sichtwechsel, zahlbar entweder eine bestimmte Zeit nach Vorzeigung des W.s, od. sofort bei der Vorzeigung, bei Sicht, nach Sicht, bei Ansicht, stracks auf Sicht, a vista; 3. Tagwechsel auf einen bestimmten Tag, z. B. wie oben in Nr. 2. am 15. Oktober zahlbar, auch Präcisewechsel genannt; 4. Meß- od. Marktwechsel, zahlbar am Zahlungstage einer Messe. In anderen Ländern außer Deutschland kennt man noch den Usowechsel, zahlbar in einer durch die Usance geheiligten Frist, die aber je nach den Provinzen u. Städten, selbst nach Handelsbranchen sehr verschieden ist, bald 15, bald 30 Tage, bald auch nach Sicht bedeutet. Der W. lautet dann meist: „All' uso zahlen Sie . . . . .“. — Soll eine Tratte an einem andern Orte als dem Wohnplatze des Bezogenen bezahlt werden, so heißt der W. Domizilwechsel, der Zahlplatz sein Domizil, der Bezogene Domiziliant. Wird der gezogene W. im Auftrage u. für Rechnung eines Dritten trassirt, so nennt man ihn Kommissionstratte. — Das Wechselrecht gestattet ferner, daß sich der Aussteller selbst als Remittenten bezeichnet. Es besteht nämlich der Brauch, gleichzeitig mit Ertheilung der Rechnung über gelieferte Waaren deren Betrag zu trassiren u. über die Trassirung dem Schuldner Bericht zu geben. Hat nun der Aussteller augenblicklich keinen Nehmer für das Papier (keinen Remittenten) u. will er im Dokument an der betreffenden Stelle keine Lücke lassen (dann wäre es kein vollständiger W., auch ist es Brauch, dem Bezogenen den Namen des Remittenten mit anzuzeigen); so kennzeichnet der Aussteller seine Remittentenqualität durch die Worte: „Zahlen Sie an meine eigne Ordre“. Dies ist der W. an eigne Ordre. Im Valutabekenntniß sagt er: „Den Werth in mir selbst“. Findet sich später ein Nehmer, so wird Letzterem der W. durch Indossament übertragen. Das Indossament eines W.s wird gewöhnlich mit den Worten ausgedrückt: „Für mich an die Ordre des Herrn N. N.“, dann folgt das Bekenntniß, die Zahlung (Valuta) erhalten zu haben, Ort, Datum u. Unterschrift des Indossanten.

Jeder Inhaber eines W.s ist zu jeder Zeit berechtigt, die Annahme od. Acceptation eines gezogenen W.s von dem Bezogenen (gewissermaßen als Nachweis des Einverständnisses od. des Schuldbekenntnisses) zu fordern. Diese Präsentation ist nur bei Meßwechseln nach den verschiedenen Meßordnungen auf eine bestimmte Präsentationsperiode beschränkt. Die Annahme (Accept) erfolgt durch einen kurzen Vermerk (Angenommen u. Unterschrift) auf dem W. selbst, u. zwar auf dessen Hauptseite (Vorderseite). Wird von dem Bezogenen die Acceptation verweigert, so läßt der Präsentant, wenn er auf Grund dessen Sicherungsmaßregeln gegen seine Vorgänger nehmen od. die Letzteren zur Ergreifung solcher Maßregeln in den Stand setzen will, durch einen Notar od. Gerichtsbeamten den Protest Mangels Annahme erheben (Regreß auf Sicherstellung). Eigene W. bedürfen keiner Acceptation, da hier Aussteller u. Zahler identisch sind u. mit der Ausstellung bereits die Anerkennung der Schuld ausgesprochen ist.

Der im W. angegebene Zahlungstag (Verfalltag) bezeichnet den Termin, an dem die Wechselsumme zu berichtigen ist. Fällt dieser Tag auf einen Feiertag, so ist nach deutschem Recht die Zahlung erst am nächsten Werktage zu begleichen; in Frankreich dagegen am Werktage vor dem Feiertage. Außerdem lassen einige Wechselordnungen (England, Rußland, Amerika) noch besondere Respekttage, Diskretions- od. Ehrentage zu, denen zufolge der Bezogene erst einige Tage nach Verfall zu zahlen braucht. Diese Einrichtung hatte so lange ihre Berechtigung, als der frühere unregelmäßige Postenlauf Datowechsel bisweilen verspätet in die Hände des letzten Inhabers gelangen ließ. Das deutsche Wechselrecht hat die Respekttage beseitigt, doch bestehen bei uns noch zwei Respekt-, richtiger Protesttage zu Gunsten des Inhabers, damit dieser den Protest Mangels Zahlung rechtsgiltig noch am zweiten Werktage nach dem eigentlichen Zahlungstage erheben kann. Die Protesttage sind deshalb nicht zu entbehren, weil es, zumal auf dem platten Lande, nicht immer möglich ist, den Protest rechtskräftig noch am Zahlungstage zu beschaffen. Endlich besteht an einigen Handelsplätzen (in Deutschland am längsten in Augsburg u. Bremen) die Einrichtung, für W. bestimmte Wochentage als allgemeine Zahltage, Kassir- od. Scontrotage, von Alters her beizubehalten. An solchen Orten ist der Usus bestehen geblieben, die Verfalltage bis zu den Scontrotagen auszudehnen, wodurch zu Gunsten des Bezogenen eine Respektfrist von ein bis drei Tagen erreicht wird.

Ist der W. bezahlt, so geht das Dokument in den Besitz des Zahlenden über; in der Regel quittirt der Empfänger auf dem W. selbst, der Zahlende kann dies wenigstens verlangen. Wird dagegen die Zahlung verweigert, so hat der Wechselinhaber den Rückgriff od. Regreß gegen seine Vormänner (Regreß Mangels Zahlung). War der W. acceptirt, so kann der Inhaber, statt Regreß zu nehmen, sich auch an den Acceptanten wenden u. gegen diesen den Wechselprozeß anstrengen. Andernfalls ist durch einen Notar od. Gerichtsbeamten Protest Mangels Zahlung zu erheben. Die Regreßansprüche des letzten Inhabers umfassen die nicht bezahlte Wechselsumme nebst 6 % Zinsen vom Verfalltage ab, die Protestkosten u. sonstigen Auslagen, hier u. da auch eine Provision von $^1/_3$ bis $^1/_2$ %. Der Regreßnehmer kann sich auch dadurch bezahlt machen, daß er über den Betrag seiner Forderung einen W. auf den Regreßpflichtigen abgiebt (Rückwechsel od. Ritratte). — Liegt die Wahrscheinlichkeit vor, daß der Bezogene die Annahme od. Zahlung verweigern werde (nothleidender W.), so kann eine andere Firma am Zahlplatze aufgefordert werden, eintretenden Falls an Stelle des Bezogenen den W. anzunehmen u. zu zahlen. Diese Aufforderung geht nicht selten vom Aussteller, der sich in einer vorübergehenden Geldverlegenheit befindet, selbst aus. Aeußerlich giebt sie sich zu erkennen durch eine am unteren Rande der Vorderseite des W.s angebrachte Notiz, die Nothadresse, Neben- od. Hülfsadresse, u. lautet „Nöthigenfalls (im Fall, im Nothfall) bei Herrn N. N. (Nothadressat) für N. N.“ (Nothadressant). Wird der W. wirklich nicht gezahlt, so sucht der Inhaber die Intervention des Nothadressaten nach, dessen Annahme auch Ehrenannahme (Acceptation per onore), dessen Zahlung auch Ehrenzahlung (Zahlung per onore) genannt wird. Dann heißt der Nothadressant Honorat.

Die vorzeitige Zahlung eines gezogenen W.s sowie eines indossirten Eigenwechsels ist nicht immer empfehlenswerth. Sie kann den Zahlenden in Nachtheil bringen, falls der Empfänger der Zahlung vor der Verfallzeit in Konkurs gerathen od. unrechtmäßiger Eigenthümer des W.s gewesen sein sollte. Zuweilen ist es zweckmäßig, von demselben gezogenen W. ein zweites, auch wol drittes Exemplar (Wechselduplikate) auszustellen. Ein Duplikat kann zunächst bestimmt sein, das verloren gegangene erste Exemplar (Prima, Primawechsel) durch die Secunda zu ersetzen. Duplikate können aber auch den Umlauf erleichtern, insofern die Secunda in Umlauf gesetzt, inzwischen die Prima zur Einholung der Acceptation versendet ist. Ein W., der absichtlich nur einmal ausgestellt wird, heißt Solawechsel. Selbstverständlich machen die verschiedenen Exemplare nur einen u. den nämlichen Wechsel aus; derselbe wird nur einmal acceptirt, nur einmal bezahlt, deshalb muß auf der Secunda für alle wechselmäßigen Akte bemerkt sein, daß eine Prima vorhanden ist u. umgekehrt. Um die Sicherheit eines W.s zu verstärken od. wechselunfähigen Personen die Ausstellung eines W.s zu ermöglichen, wird bisweilen von der Wechselbürgschaft od. dem Aval Gebrauch gemacht. Dies geschieht durch die vom Bürgen unterschriebenen Worte: „Als Bürge“; auch durch die bloße Mitunterschrift ohne jeden weiteren Vermerk. An größeren Handelsplätzen finden die W., bes. solche, welche nach dem Ausland gehen, als Waare Umsatz. Was bei anderen Waaren die Sorte, der Feinheitsgrad, das Genre, das ist bei den W.n ihr Zielplatz. W. auf London, Paris, Wien, Petersburg, New York sind Wechselsorten von sehr verschiedener Bedeutung u. mitunter sehr abweichendem Wechselkurs, dessen Höhe durch Angebot u. Nachfrage regulirt wird. Sind von Deutschland aus viele Forderungen in London zu begleichen, so werden die W. auf London stark gesucht sein, ihr Kurs wird steigen; hat Petersburg viel nach Berlin zu zahlen, so wird in Berlin der Kurs für russ. W. fallen. Nicht selten bietet sich Gelegenheit, durch einen dritten scheinbar unbetheiligten Platz, z. B. Berlin-London über Paris, Berlin-Petersburg über Wien, die etwa fehlenden Wechselverbindungen zu ergänzen. Dafür die geeignetsten u. billigsten Wege aufzusuchen u. zweckmäßig zu operiren, ist so recht Aufgabe des Bankiers an den großen Wechselplätzen u. Gegenstand einer eigenen Rechnung, der Arbitrage (Wechselarbitrage, von arbitriren, d. h. entscheiden). Der Stand des Wechselkurses ist überdies in jedem einzelnen Falle von der Zeit der Zahlung des W.s abhängig; man unterscheidet daher kurze Sicht (meist 8—10 Tage), Ein-, Zwei- u. Dreimonatwechsel.

**Wechselfieber** (kaltes Fieber, intermittirendes Fieber, Intermittens) ist eine durch Infektion mit Malaria (s. d.) entstehende fieberhafte Krankheit, die sich durch rhythmische Anfälle (Paroxysmen, mit Frost, Hitze u. Schweiß u. nachfolgender krankheitsfreier Pause (Apyrexie) kenntlich macht. Die Anfälle kehren in bestimmten Zeiträumen (rhythmisch), d. h. entweder täglich zu bestimmten Tageszeiten, also aller 24 Stunden, od. zweitägig, einen Tag um den andern, d. h. aller 48 Stunden, od. dreitägig, mit Zwischenpausen von zwei fieberfreien Tagen, d. h. aller 72 Stunden, wieder. Treten aller 24 Stunden zwei Anfälle ein, wie es in einzelnen Fällen des täglichen W.s geschehen kann, so bezeichnet man diese Form als doppeltes tägliches W. Tritt täglich ein Anfall ein, doch so, daß einen Tag um den andern ein stärkerer, an dem dazwischen liegenden Tage ein schwächerer Anfall erscheint, so nennt man die Krankheit ein doppeltes zweitägiges W. Beim W. ist die Milz stets mehr od. weniger angeschwollen. Die Fieberanfälle leiten sich mit einem Frostschauer od. einem stärkeren Schüttelfrost ein, dem das durch trockene Hitze charakterisirte Hitzestadium mit nachherigem Schweißausbruch folgt. Jeder Anfall dauert gewöhnlich mehrere Stunden. Die mit dem Thermometer zu messende Temperatur des Körpers steigt schon während, in einzelnen Fällen schon vor Beginn des Froststadiums; sie erreicht im Hitzestadium wenigstens 39° C., in selteneren Fällen 42–43° C., u. sinkt während des Schweißes wieder zur Norm herab. Meist zeigt nach dem Anfall der Urin einen ziegelmehlrothen Niederschlag, u. bisweilen tritt an Lippen u. Nase ein Bläschenausschlag auf. Sehr oft sieht man, daß die Anfälle zwar ihren Rhythmus innehalten, jedoch entweder einige Stunden zu früh od. zu spät eintreten. Noch lange Zeit nach der Genesung bleibt eine große Neigung zu Rückfällen zurück. Bei Kindern fehlt oft der Frost u. der Anfall macht sich dann nur durch die Temperatursteigerung bemerklich. Außer diesem regelmäßigen Verlaufe des W.s kommen noch unregelmäßige Formen vor: 1. Das larvirte W. entbehrt der eigentlichen Fieberanfälle, u. statt derselben zeigen sich Störungen im Cirkulations- u. Nervensystem, welche einen mehr od. weniger bestimmte Pausen einhaltenden (intermittirenden) Charakter haben. Am häufigsten kommen vor Neuralgien (Nervenschmerzen) im Gebiete der Kopfnerven, am Gesicht, über dem einen Auge, am Kiefer 2c., auch Magenkrampf od. andere Krampferscheinungen. Die Erkennung des Uebels als W. ist hier oft schwierig, doch giebt die Periodizität, ein den Anfall begleitendes leichtes Fieber, u. die günstige Wirkung des Chinin den bestimmten Nachweis eines versteckten W.s. — 2. Perniciöses W. heißt jene Form, die unerwartet schnell, bisweilen schon im ersten od. zweiten Anfall tödlich ist. In der Regel zeigen jedoch die einzelnen Erscheinungen des ersten od. zweiten Anfalls selten schon etwas Lebensgefährliches; nach diesen Anfällen aber tritt häufig keine vollständig fieberfreie Pause ein, sondern ein Anfall geht in den andern über, od. es bleibt auch nur ungewöhnliche Ermattung zurück. Der nächste Anfall jedoch äußert sich bereits durch die bedrohlichsten Symptome: Delirien, Konvulsionen, Betäubung, Lähmung, Stickfluß unter Kaltwerden aller Theile des Körpers; u. in diesem Zustand tritt schnell das tödliche Ende ein. — 3. Remittirendes W. nennt man solche Formen, die keine völlig fieberfreie Pause zeigen, doch gleichfalls durch Malaria entstanden sind u. dem Chinin weichen. Bei genauerem Beobachten des Verlaufs mittels des Thermometers konstatirt man hier noch immer ein- od. mehrmals täglich vorkommende Erhöhungen des Fiebers, die eine gewisse Regelmäßigkeit wahrnehmen lassen. Innerhalb 1—3 Wochen ist meist der Krankheitsprozeß beendet, der gewöhnlich große Schwäche zurückläßt. — 4. Die Wechselfieberkachexie (Malariasiechthum) entsteht infolge öfterer überwundener Fieberanfälle u. charakterisirt sich bes. durch allgemeine Blutarmuth, Speckmilz u. Speckleber, bleiches, fahles Gesicht, Abmagerung u. Wassersucht. Das W. herrscht in manchen Gegenden endemisch, nam. dort, wo Sumpf- u. Moorboden vorwiegt (das norddeutsche Flachland, Theißgegenden Ungarns, Maremmen Toscana's, Campagna Roms, Westküste Afrika's, Algerien, Mexiko 2c.). Bei starker Durchfeuchtung des Bodens kommt es epidemisch vor, nam. in den Sommermonaten u. bei starkem Temperaturwechsel.

Die Behandlung des W.s hat ihr Augenmerk zu richten auf die Vorkehrungsmaßregeln, auf Beseitigung der Anfälle u. schließlich auf möglichste Heilung der durch die Anfälle herbeigeführten krankhaften Veränderungen. Der Aufenthalt in Fiebergegenden ist zu meiden. Wenn dies nicht möglich ist, so gehe man wenigstens nicht bei großer Sommerhitze aus, verschließe die Schlafstube vor der nebeligen Abend-, Nacht- u. Morgenluft, hüte sich vor Erkältungen u. der Nähe sumpfiger Orte. Das Trinkwasser muß ganz rein u. frei von organischen Stoffen sein, der Sicherheit wegen wird das in dieser Hinsicht verdächtige Wasser vor dem Genusse abgekocht. Beim Reisen nach „Fiebergegenden" versehe man sich mit Chinin u. nehme dasselbe wol auch zur Vorsorge ein. In Italien schützen sich die, welche sich Malariadünsten aussetzen müssen, angeblich erfolgreich mittels des Schleiers. Treten Anfälle wirklich ein, so ist sofort ein wirksames Fiebermittel anzuwenden; das früher übliche Abwarten einiger Anfälle ist durchaus nicht angezeigt. Es ist auch nützlicher, das Fiebermittel in einer einzigen od. in wenigen größeren Dosen zu nehmen, als in zahlreichen kleineren Mengen. Als sicherstes Mittel ist Chinin anerkannt: Erwachsene nehmen vom schwefelsauren Chinin [illegible]–1 Gr., Kinder von 10–14 Jahren $^1/_3$–$^3/_4$ Gr., Kinder von 4–6 Jahren [illegible] Gr. auf einmal. Bleibt der Fieberanfall nicht aus, so nimmt man eine zweite Dosis. Am besten braucht man das Chinin in der fieberfreien Zwischenzeit, doch bei der perniciösen Form im Anfall selbst, u. zwar in weit größeren Dosen bis zu 2 od. 3 Gr. innerlich, od., wenn der Kranke nicht schlucken kann, in Form subkutaner Injektion. Statt des schwefelsauren wird salzsaures, citronensaures 2c. Chinin angewandt, wenn jenes wegen Magenschwäche nicht vertragen wird. Bleibt das Chinin wirkungslos, so verbindet man es mit kleinen Gaben Opium. Bei altem, verschlepptem W. mit unregelmäßigen Anfällen u. häufig wiederkehrenden Rückfällen muß man Chinin längere Zeit fortgebrauchen, od. man nimmt seine Zuflucht zu Arsenikpräparaten (Fowler'sche Solution). Weniger sicher als Chinin ist der Gebrauch von Chinarinde, Chinawein, Chinatinktur. Von anderen Alkaloiden der Chinarinde sind noch das Cinchonin u. das Chinidin (die schwefelsauren Salze) in Gebrauch. In den letzten Jahren wurden auch vielfältig u. mit Erfolg die Blätter von Eucalyptus globulus, einer in Australien vorkommenden Myrtacee, als Fiebermittel benutzt, sowie das aus den Blättern gewonnene ätherische Oel (Eucalyptol). Andere Fiebermittel-Surrogate sind Piperin, Bebeerin, Buxinsulphid, Karbolsäure, Kochsalz od. Seesalz 2c., doch sind sie sämmtlich sehr unzuverlässig. Die Kaltwasserkur, insbes. die Anwendung kalter nasser Abreibungen u. Einwicklungen sowie der Douche auf die Milzgegend, kann nur als Unterstützungsmittel der Behandlung mit Chinin betrachtet werden. Ebenso zweifelhaft ist der Werth der Spirituosen, wie Cognac, Rum 2c., als direkter Fiebermittel. Sind die Anfälle gehoben, so nimmt man zweckmäßig noch einige Wochen lang an den Tagen, an welchen ein Fieberanfall zu erwarten gewesen wäre, Morgens ein Pulver von $^1/_3$ Gr. Chinin, am besten in Verbindung mit Eisen. Erst wenn drei Wochen lang kein neuer Anfall dagewesen ist, kann man die Beseitigung der Anfälle als gelungen betrachten. Häufig ist noch längere Nachbehandlung nöthig: bei großer Schwäche u. Blutarmuth Bitterstoffe, z. B. Chinoidintinktur, Eisenpräparate, guter alter Wein, bei Milzvergrößerung Jodeisen od. Jodkali, Eisensalmiak, alkalisch-salinische Brunnen (Karlsbad, Marienbad), u. bei Verdauungsstörungen mit Blutarmuth die salinischen Eisenquellen (Elster, Franzensbad, Rippoldsau). Längere Zeit muß man in der Rekonvalescenz nur leicht verdauliche Kost genießen, sich warm bekleiden u. in frischer Gebirgsluft Bewegung machen.

**Wechselrecht** (vgl. auch „Wechsel"). Viele Jahrhunderte hindurch fehlte es in Deutschland an einer einheitlichen Wechselgesetzgebung; es gab nur eine große Anzahl von Wechselordnungen an den wichtigsten Handelsplätzen. Auf Anregung von Seiten Preußens trat indeß 1847 in Leipzig eine Konferenz von Abgeordneten der deutschen Bundesstaaten zur Abfassung einer allgemeinen deutschen Wechselordnung zusammen. Deren Arbeit, die noch jetzt geltende „Allgemeine deutsche Wechselordnung", wurde am 26. Nov. 1848 durch das damalige Reichsgesetzblatt publizirt u. hat in allen deutschen Staaten Geltung erlangt. Später ist durch Gesetz vom 5. Juni 1869 die Allgem. deutsche Wechselordnung nebst den später hinzugekommenen sog. „Nürnberger Novellen" als deutsches Reichsgesetz veröffentlicht worden. Die bei od. nach der Einführung der Wechselordnung u. der Nürnberger Novellen im Wege der Landesgesetzgebung erlassenen Vorschriften sind in §. 1 des gedachten Bundesgesetzes ausdrücklich als fortbestehend anerkannt worden. — Der Wechsel war zwar anfänglich nur ein kaufmännisches Kreditpapier, er ist jedoch allmählich zu einem allgemeinen Rechtsinstitut geworden. Ueber seine rechtliche Natur wird vielfach gestritten, darüber ist man jedoch einig, daß man unter Wechsel ein an bestimmte Formen geknüpftes Summenversprechen sich zu denken habe. Den Wechsel charakterisirt vor anderen Handelspapieren die sog. Wechselstrenge. Dieselbe ist eine doppelte, eine materielle u. eine formelle. Die materielle äußert sich darin, daß der Gebrauch des Wortes Wechsel u. die Beobachtung der sonstigen Formenvorschriften genügt, um eine Schuldverbindlichkeit für alle Diejenigen, welche auf den Wechsel ihren Namen schreiben, zu begründen, ohne daß darauf etwas ankommt, ob der Betreffende dafür eine Gegenleistung (Valuta) erhalten hat. Die formelle Wechselstrenge besteht darin, daß die dem Beklagten zustehenden Einreden nur beschränkt zugelassen werden u. das Verfahren ein besonders beschleunigtes ist. Auch die deutschen Prozeßordnungen kennen ein besonderes Wechselprozeßverfahren. Die Ansprüche aus Wechseln über 300 Mk. sind danach den Kammern für Handelssachen bei den Landgerichten zugewiesen; die Wechselsachen gehören zu denjenigen Rechtssachen, welche während der Ferien erledigt

werden müssen. Wechselforderungen können im Urkundenprozesse geltend gemacht werden. Wechselklagen können sowol bei dem Gerichte des Zahlungsortes als bei dem Gerichte angestellt werden, bei welchem der Beklagte seinen allgemeinen Gerichtsstand hat. Wenn mehrere Wechselverpflichtete gemeinschaftlich verklagt werden, so ist außer dem Gerichte des Zahlungsortes jedes Gericht zuständig, bei welchem einer der Beklagten seinen allgemeinen Gerichtsstand hat. Die Klage muß die Erklärung enthalten, daß im W.e geklagt werde. Die Einlassungsfrist beträgt, wenn die Klage am Sitze des Gerichts zugestellt wird, mindestens 24 Stunden; wenn sie an einem andern Orte im Bezirke des Gerichts zugestellt wird, mindestens 3 Tage; wenn sie an einem andern deutschen Orte zugestellt wird, mindestens eine Woche. Das materielle W. dagegen anlangend, so ist wechselfähig Jeder, der sich durch Verträge giltig u. rechtswirksam verpflichten kann. Es sind daher namentlich auch Frauen u. Nichtkaufleute wechselfähig. Die Hauptarten des Wechsels sind der gezogene Wechsel (die Tratte) u. der trockene, eigene Wechsel; letztere Art liegt vor, wenn nur zwei Betheiligte, Gläubiger u. Schuldner, im Wechsel vorkommen u. der Letztere an Ersteren gegen seinen Wechsel die verschriebene Summe zu zahlen verspricht; die erstere Gattung ist die häufigere u. enthält einen Zahlungsauftrag des Ausstellers (Trassanten) an den Bezogenen (Trassaten, Adressaten), an den im Wechsel Genannten (Remittenten) die verschriebene Summe gegen Aushändigung des Wechsels zu zahlen. Der Wechselgläubiger erscheint befugt, an eine ihm beliebige Person die Wechselforderung durch Indossament (d. i. eine auf den Rücken des Wechsels gebrachte Bemerkung der Weiterbegebung) zu übertragen, ein Rechtsgeschäft, durch welches sich der Begebende (Indossant) dem Wechselnehmer (Indossatar) zugleich wechselmäßig dafür verpflichtet, daß zu der im Wechsel angegebenen Zeit von dem zunächst Wechselverpflichteten selbst od. an dem im Wechsel bezeichneten Orte (Domizile) Zahlung geleistet werden würde. Die Nichterfüllung der durch den Wechsel dem Schuldner auferlegten Verbindlichkeiten muß regelmäßig durch Protest (s. d.) festgestellt werden.

**Wechselreiterei.** Obgleich der Wechsel (s. d.) von Haus aus nicht dazu helfen soll, dem Kaufmann Kredit zu verschaffen, so dient doch der besondere Rechtsschutz, der dem Wechselgläubiger zu Theil wird, u. das verschärfte Rechtsverfahren gegen einen Schuldner, der seinen Wechselverbindlichkeiten nicht nachkommen kann, dazu, die Kreditgewährung gegen die Ausstellung von Wechseln seitens des Schuldners erheblich zu erleichtern. So vortheilhaft dies für den ehrlichen u. soliden Kaufmann ist, so leicht wird es auch für den unsoliden Geschäftsmann, sich mit Hülfe des Wechsels Kredit zu verschaffen, u. man bezeichnet mit W. die Ausstellung von Wechseln, deren Deckung nur durch vorherige Begebung neuer Wechsel, welche immer größere Summen annehmen werden, erfolgt.

**Wechselwinkel** nennt man in der Geometrie Winkel, welche sich beim Durchschnitt zweier Parallelen durch eine gerade Linie bilden, u. zwar alle diejenigen, welche paarweise auf entgegengesetzten Seiten der Parallelen u. zugleich auch der schneidenden Linie liegen, so sind z. B. in Nr. 5491 a u. b ein Paar W., ebenso c u. d. Erstere sind ein Paar innere, letztere ein Paar äußere W.

Nr. 5491. Wechselwinkel.

**Wechselwirkung** heißt die gegenseitige Einwirkung zweier irgendwie zusammenhängender Dinge auf einander. So übt die Gesundheit od. Krankheit des leiblichen Organismus unleugbar einen Einfluß auf die Art der geistigen Thätigkeit aus; umgekehrt aber ist die Gestaltung u. Entwicklung des leiblichen Organismus von dem geistigen od. seelischen Zustande des Menschen abhängig: somit findet zwischen Leib u. Seele (od. Geist) das Verhältniß der W. statt. Auf dem Felde der Logik stellt sich die W. in den sog. korrelaten od. Wechselbegriffen dar, d. h. solchen Begriffen, deren einer ohne den andern nicht gedacht werden kann (z. B. Ursache u. Wirkung, oben u. unten, rechts u. links 2c.).

**Weckelsdorf,** Flecken mit 2133 E. (1869) im böhm. Kreise Königgrätz, liegt am Südabhange des Sandsteingebirges von Politz u. Adersbach, unfern der schles. Grenze, hat ein Schloß u. bedeutende Flachsspinnerei. Die W.er Felsen, ³/₄ Stunden von dem bekannten Adersbacher Felsenlabyrinth (s. d.) entfernt, fast von demselben Charakter wie jenes, übertreffen dasselbe aber an Großartigkeit u. Ausdehnung. In ihrer Nähe ist der wunderbare, versteinerte Wald von Radowenz.

**Weckherlin,** Georg Rodolf, deutscher Dichter, geb. 15. Sept. 1584 zu Stuttgart; studirte seit 1601 zu Tübingen die Rechte u. sammelte seit 1604 auf ausgedehnten Reisen durch Deutschland, Frankreich u. England Welt- u. Menschenkenntniß. 1613 in seine Heimat zurückgekehrt, wurde er vom Herzog Johann Friedrich von Württemberg zu seinem Sekretär ernannt, als welcher er zugleich das Amt eines Hofdichters versah. Um 1620 aber, wo unter Jakob I. anscheinend in London eine Deutsche Abtheilung des Geheimen Rathes gegründet wurde, wurde der sprachgewandte W. als Sekretär bei derselben berufen u. erscheint seitdem dort in angesehener u. einflußreicher Stellung. Sein Tod scheint 13. Febr. 1653 erfolgt zu sein. Noch bis in seine letzten Lebensjahre war W. dichterisch thätig gewesen; die 1618, 1619 u. 1641 veröffentlichten Gedichtsammlungen hatte er 1648 zu einer vollständigen Sammlung vereinigt. W. suchte sein poetisches Verdienst nicht in der formellen Behandlung des Verses od. der Sprache überhaupt, sondern er wollte die Dichtung hoffähig machen, ihr die Theilnahme der Großen u. Vornehmen wieder zuwenden; für diese suchte er eine Poesie zu schaffen, um ihre Gunst mühte er sich u. gab mit vollem Bewußtsein den volksmäßigen Charakter auf. Dennoch bricht ein volksmäßiger Ton zuweilen durch, nam. in seinen Liebesgedichten, die wir deshalb für die besten seiner Poesien zu halten geneigt sind. Auf dem didaktischen Gebiete haben wir von W. wohlgelungene Epigramme, doch ist er von dem Fehler des unpassenden Prunkens mit Gelehrsamkeit, der durch die Opitz'sche Schule bald darauf für eine Zeit lang zur Regel wurde, nicht freizusprechen. Die Neuerungsvorschläge, welche Opitz für die Metrik machte, wandte W. an, ohne sich ihnen in der Theorie anzuschließen. Uebrigens führte er zuerst das Sonett in die deutsche Dichtung ein u. war einer der Ersten, welche den franz. Alexandriner im Deutschen zur Anwendung brachten. Eine neue Ausgabe seiner Gedichte besorgte Goedeke (als Bd. 5 der „Deutschen Dichter des 17. Jahrh.", Lpz. 1873). Vgl. Conz, „Nachrichten von dem Leben u. den Schriften W.'s" (Ludwigsburg 1803); Höpfner, „G. R. W.'s Oden u. Gesänge" (Berl. 1865).

**Weckherlin,** August v., ausgezeichneter Agronom, geb. 1794 zu Stuttgart; studirte seit 1814 auf der Landwirthschaftlichen Anstalt zu Hofwyl in der Schweiz u. wurde bereits Ende 1816, als König Wilhelm I. den württemberg. Thron bestiegen hatte, in dessen Dienste berufen. Die Neugestaltung u. Leitung des landwirthschaftlichen Betriebes auf den königl. Privatdomänen Weil, Scharnhausen, Kleinhohenheim, Seegut, Achalm 2c. bot ihm die erste Gelegenheit zu einer umfänglichen u. musterhaften Wirksamkeit, deren Ergebnisse er in seinen „Landwirthschaftlichen Beschreibungen der königl. Besitzungen Weil 2c." (Stuttg. 1825) niederlegte. Zur Fortsetzung seiner Studien u. zur Sammlung von Erfahrungen ließ ihn der ihm persönlich sehr wohlwollende König Reisen durch Deutschland, Belgien u. Holland, nach Italien, Oesterreich, Frankreich u. England machen. W. wurde Mitglied der königl. Centralstelle der Landwirthschaft. Seine „Abbildungen der Rindvieh- u. anderer Hausthierrassen auf den Privatgütern des Königs von Württemberg" (Stuttg. 1827—34) u. seine Schrift über „Die Rindviehzucht Württembergs" (ebd. 1839) gaben die Richtschnur für die Maßnahmen zur Verbesserung u. Veredlung der Rindviehzucht in Württemberg. Von 1837—45 Direktor der Land- u. Forstwirthschaftlichen Akademie Hohenheim, wirkte W. vielfach reformirend; der Hohenheimer Pflug ist durch ihn wesentlich verbessert u. seine Verbreitung bewirkt worden. Unter ihm erlangte die Anstalt eine zuvor nie erreichte Frequenz u. wurden noch eine Gartenbauschule, eine Schule für Wiesenbewässerung u. eine Schule für Bereitung des Flachses ins Leben gerufen sowie die technische Werkstatt für landwirthschaftliche Gewerbe erweitert. Trotzdem gelang es ihm jedoch nicht, eine selbständigere Stellung für die Akademie zu gewinnen, u. folgte er deswegen einem Rufe des damals noch souveränen Fürsten von Hohenzollern als Wirklicher Geheimer Rath an die Spitze der Hofkammer u. der gesammten Domänenverwaltung in Sigmaringen, in welcher Stellung er für Verbesserungen der Domänen eine sehr erfolgreiche Thätigkeit entfaltete. W. starb zu Stuttgart 18. Dez. 1868. Einen weit über Deutschlands Grenzen hinausreichenden Einfluß auf die Entwicklung der Landwirthschaft haben die Schriften

W.'s „Ueber engl. Landwirthschaft" (preisgekrönt, Stuttg., 3. Aufl. 1832) u. über „Die landwirthschaftliche Thierproduktion" (3 Bde., ebd., 4. Aufl. 1865) gehabt, durch die er bes. das Verständniß der neueren Wirthschaftssysteme verallgemeinerte.

**Wedekind,** Anton Christian, Historiker, geb. zu Visselhövede (Herzogthum Verden) 14. Mai 1763; studirte seit 1782 in Helmstedt u. Göttingen die Rechte, praktizirte dann als Advokat in Hannover, bis er 1790 das Amt eines Gerichtsschreibers in Neustadt unterm Hohnstein erhielt, wurde 1793 Amtsschreiber in Lüneburg, unter der franz. Herrschaft Präfekturrath des Dep. der Elbemündungen u. interimistischer Unterpräfekt des Bezirks Lüneburg, führte als Amtmann 1816—20 die Verwaltung der Schulanstalt im Michaeliskloster (der nachmaligen Ritterakademie), ward 1831, nachdem er sich von den Justizgeschäften hatte entbinden lassen, Oberamtmann an jener Anstalt u. starb zu Lüneburg 14. März 1845. Durch seine historiographische Thätigkeit, zu der er durch die ihm 1797 übertragene Ordnung des reichhaltigen Klosterarchivs angeregt wurde, hat er sich mannichfach verdient gemacht. Er schrieb: „Welthistorische Erinnerungsblätter" (Lüneb., 2. Aufl. 1845); „Handbuch der Welt- u. Völkergeschichte" (ebd. 1813; 3. Aufl. 1824); „Chronologisches Handbuch der neueren Geschichte" (2 Bde., ebd. 1816); „Noten zu einigen Geschichtschreibern des deutschen Mittelalters" (3 Bde., Hamb. 1821—37); „Stammtafeln des Hauses Braunschweig-Lüneburg in Rücksicht auf Erbtheilungen" (Braunschweig 1802 u. 1826); „Die Eingänge der Messen" (Lüneb. 1815); „Tabula Waldemari, primi regis Daniae" (ebd. 1817); „Hermann, Herzog zu Sachsen" (ebd. 1817) u. A. m. Auch betheiligte er sich an Wagner's Ausgabe des „Chronicon" des Bischofs Dietmar von Merseburg (Nürnb. 1807). Rühmlich zu erwähnen ist schließlich seine Gründung einer Preisstiftung für deutsche Geschichte, welche unter der Verwaltung der historisch-philologischen Klasse der königl. Sozietät der Wissenschaften in Göttingen von zehn zu zehn Jahren drei namhafte Preise für die Bearbeitungen von Gegenständen der deutschen Geschichte zur Vertheilung bringt.

**Wedekind,** Georg Wilhelm, Frhr. v., Sohn des Arztes Georg Christian Gottlieb Freiherr v. W. (geb. 1761 zu Göttingen, gest. 28. Okt. 1831), Forstmann, geb. zu Straßburg 28. Juli 1796; besuchte 1812 die Universität Göttingen, bildete sich 1813 in Dreißigacker für sein Fach aus u. ward noch in demselben Jahre Assessor beim Forstkollegium in Darmstadt, wohin er auch wieder zurückkehrte, nachdem er als freiwilliger Jäger u. später als Ingenieurleutnant am Kriege gegen Frankreich Theil genommen hatte. 1815 bezog W. noch einmal die Göttinger Universität, machte 1816 eine große forstwissenschaftliche Reise u. wurde nach seiner Rückkehr als Forstmeister Mitglied des hessen-darmstädtischen Oberforstkollegiums, 1821 Oberforstrath u. 1848 Geheimer Oberforstrath, trat 1852 in Ruhestand u. starb zu Darmstadt 21. Jan. 1856. Seine patriotische Gesinnung ließ ihn 1848 ins Vorparlament treten, doch verhinderte eine spätere, wiederholt ihm angetragene landständische Vertretung die Regierung, welche ihm als Liberalen den Urlaub verweigerte. Seine Hauptwerke sind: „Grundriß zu einem System der Forststatistik" (Lpz. 1818); „Beiträge zur Kenntniß des Forstwesens in Deutschland" (4 Hefte, ebd. 1819—21); „Versuch einer Forstverfassung im Geiste der Zeit" (ebd. 1821); „Anleitung zur Forstverwaltung u. zum Forstgeschäftsbetriebe" (Darmstadt 1831); „Anleitung zur Betriebsregulirung u. Holzertragsschätzung der Forsten" (ebd. 1834); „Umriß der Forstwissenschaft für Staatsbürger u. Staatsgelehrte" (Altona 1839); „Encyklopädie der Forstwissenschaft" (Stuttg. 1847); „Neue Jahrbücher der Forstkunde" (1. Folge, Lpz. u. Darmst. 1828—50; 2. Folge, Frkf. 1851 ff.). Seit 1840 war W. Mitredakteur u. seit 1847 alleiniger Herausgeber der „Allgemeinen Forst- u. Jagdzeitung". — Sein ältester Sohn, Georg, Frhr. **v. W.**, geb. zu Darmstadt 17. Sept. 1825, ist seit 1854 Hofgerichtsadvokat in Darmstadt, war wiederholt Mitglied der II. hess. Kammer u. gehörte 1871—74 auch dem Deutschen Reichstage an, wo er sich zu den Nationalliberalen hielt. Als Probe seiner gelehrten Studien gab er eine Uebersetzung des Claudianus (Darmst. 1868) heraus.

**Wedgwood** (spr. Ueddschwud), Josiah, der Begründer der neueren engl. Thonwaarenindustrie, wurde geb. 12. Juli 1730 zu Burslem (Staffordshire) als das 13. Kind eines armen Töpfers. Die väterliche Beschäftigung frühzeitig ergreifend, zog er sich infolge der Anstrengungen eine Krankheit des Beines zu, welche schließlich die Abnahme desselben herbeiführte u. dadurch W. außer Stand setzte, die Töpferscheibe noch zu drehen. Auf seinen erfinderischen Geist angewiesen, suchte dieser nun durch Erforschung der chemischen Bedingungen einerseits die Masse seiner Geschirre zu vervollkommnen, dann aber auch deren Form zu veredeln u. die Töpferei auf einen künstlerischen Standpunkt zu heben. Er begründete 1760 ein eigenes Geschäft, nachdem er vorher bereits zwei Compagnons gehabt hatte; die Errichtung weiterer Etablissements folgte sehr bald, da die in der Masse gefärbten Steinzeuge (Bamboo strohgelb, Basaltes blaugrau, Jasper 2c.), welche aus denselben hervorgingen, sowol durch ihre Härte u. Dauerhaftigkeit als auch durch ihre Schönheit sich rasch in allgemeine Aufnahme brachten. Die besten Künstler, unter ihnen bes. Flaxman, wußte W. für seine Bestrebungen zu interessiren, u. aus ihrer Mitwirkung entstanden jene antik geformten u. häufig mit mythologischen Scenen dekorirten Gefäße, Platten u. dgl., bei denen das Ornament häufig in weißer, opaker Masse auf den farbigen (bes. blauen) Grund aufgelegt erscheint.

Nr. 5492. Josiah Wedgwood (geb. 12. Juli 1730, gest. 3. Jan. 1795).

Nachdem W. das Privilegium erhalten hatte, einen Kanal aus dem Trent nach dem Mersey zu führen, der für den Bezug der Materialien sowol als für den Transport seiner Fabrikate höchst wichtig war, verlegte er seine Etablissements etwas weiter u. gründete damit 1771 die Töpferstadt Etruria, aus der eine enorme Menge von Büsten, Reliefs, Statuetten 2c. von der feinsten künstlerischen Ausführung bis herab zu den gewöhnlichsten Gebrauchsgeschirren hervorgegangen sind. Außer den in der Masse gefärbten matten Steinzeugen wurden von hier auch jene glasirten Geschirre gefertigt, welche, gewöhnlich blau od. schwarz bedruckt, ihrer durch Zusatz von Feuerstein unverwüstlichen Glasur wegen auf dem Kontinente viel Absatz fanden u. hier eigenartig als Wedgwoodwaare Ruf erhielten. W. selbst, der übrigens auch ein Pyrometer (s. d.) erfunden u. selbst mehrere Abhandlungen in den „Philos. Transactions" veröffentlicht hat, starb zu Etruria 3. Jan. 1795.

**Weenix,** Jan Baptist, holländischer Maler, geb. zu Amsterdam 1621 (n. A. 1623); bildete sich unter unbedeutenden Lehrern aus, ging aber dann, 22 Jahre alt, nach Rom, wo ihn bes. der Kardinal Pamfili beschäftigte. Nach vier Jahren kehrte er in seine Heimat zurück u. that sich in verschiedenen Fächern der Malerei hervor, am meisten in der Darstellung des idyllischen Lebens in südlicher Umgebung, z. B. in dem Bilde „Erminia unter den Hirten" (Museum in Berlin). Obwol er bereits 1660 starb, so ist doch die Zahl seiner Bilder sehr groß. — Sein Sohn u. Schüler Jan **W.**, geb. zu

Amsterdam um 1640, strebte dem Vater nach u. übertraf ihn im Kolorit. Auch er war zwar auf verschiedenen Gebieten der Malerei thätig, doch liegt seine Stärke in der Darstellung des todten u. lebenden Wildes. Todte Hasen, an denen man jedes Härchen wahrnehmen kann, sind seine Spezialität. Ausnahmsweise malte er auch Blumen. Im Auftrage des Kurfürsten Johann Wilhelm von der Pfalz schuf er für dessen Schloß Bensdorf bei Köln 1702—12 große Jagdstücke, von denen mehrere sich jetzt in der Pinakothek in München befinden. Später lebte W. wieder in Amsterdam, wo er 20. Sept. 1719 starb. Seine Bilder sind in fast allen größeren Galerien zerstreut; eins der schönsten ist wol im Louvre die Vase mit verschiedenem todten Wild u. einem Jagdhunde (aus dem J. 1696).

**Wega,** ein Stern erster Größe, der hellste Stern im Sternbilde der Leier. Der Name W. kommt vom arab. el waki, d. i. „der sich senkende Adler", im Gegensatz zu dem sich daneben befindenden Stern Altair (d. i. der steigende Adler) im Sternbilde des Adlers. Der Stern selbst ist einer von den wenigen Fixsternen, deren Entfernung annähernd bestimmt worden ist, u. zwar beträgt diese Entfernung von unserm Sonnensystem ungefähr 1,146,000 Sonnenweiten od. 18 Lichtjahre, wo eine Sonnenweite gleich der Entfernung der Erde von der Sonne, die gleich 20 Mill. M. ist, u. ein Lichtjahr, d. i. der Weg, den das Licht in einem Jahre zurücklegt, 63,392 Sonnenweiten beträgt.

**Wegbreite** (Plantago), Pflanzengattung der Wegbreitartigen od. Plantagineen, mit zahlreichen, auch inländischen Arten, welche überall wahre Charakterpflanzen ihrer Wohnorte u. zum Theil vielfach verwerthete Nutzpflanzen sind. Sie zeichnen sich durch breite, mehr od. weniger der Erde angedrückte od. durch grasartig-pfriemenförmige Blätter aus, aus deren Mitte sich eine Blumenstengel erhebt, welcher mit einer dichtgedrängten Blumenähre abschließt. Am meisten fallen bei uns auf Pl. major, media u. lanceolata, erstere mit ansehnlich langem Blattstiele u. langer dünner Aehre aus kleinen weißröthlichen Blüten; bei der zweiten Art ist der Stiel kurz u. breit, bei der dritten stehen die lanzettlichen Blätter aufrecht u. sind in den Stiel verschmälert. Die W. wächst auf grasreichen Stellen u. Wegen, daher auch noch Wegerich, Wegeblatt u. Wegetritt genannt. Auf Salzboden erscheint Pl. maritime, auf den Alpen Pl. alpina, auf dem Sandlande Pl. arenaria, alle drei mit pfriemlichen Blättern, auf dem Küstenlande Pl. Corónopus mit fiederspaltigen Blättern. Eine im Süden wachsende Art (Pl. Psyllium) giebt den bekannten Flohsamen, eine Samenart, welche im Wasser gebrüht viel Schleim erzeugt u. deshalb früher technisch, z. B. bei der Tuchmacherei, benutzt wurde. Die W. nimmt unter den Pflanzengattungen, welche dem Menschen folgen, die erste Stelle mit ein; eine Eigenthümlichkeit, welche den kalifornischen Indianern Gelegenheit gab, die Pflanze „Fußstapfe der Weißen" zu nennen.

**Wegdorn,** s. v. w. „Kreuzdorn".

**Wegemesser** od. Hodometer sind mechanische Vorrichtungen, um die Länge einer begangenen Strecke zu messen. Die einfachste u. beste Konstruktion des W.s besteht in einem auf dem Wege rollenden Rade von genau gemessenem Umfange, dessen Umdrehungszahl durch ein in seine Achse eingreifendes Zählwerk bestimmt wird. Der hiermit verwandte Pedometer od. Schrittzähler ist ein kleines, taschenuhrartiges Zählwerk, welches, in der Westentasche getragen, die Schritte dadurch zählt, daß durch die Bewegung des Schreitenden bei jedem Schritte ein im Pedometer befindliches Pendel angestoßen u. durch dessen Schwingungen das Zählwerk um einen Zahn fortgerückt wird.

**Wegscheider,** Julius August Ludwig, der Hauptdogmatiker des sog. Rationalismus (s. d.), geb. 17. Sept. 1771 zu Kübbelingen im Braunschweigischen; studirte seit 1791 in Helmstedt Theologie u. war dann 1795—1805 als Privaterzieher in Hamburg thätig. Nach kurzer Wirksamkeit als Repetent in Göttingen wurde er 1806 ord. Prof. der Theologie zu Rinteln in Hessen; 1810 siedelte er in gleicher Eigenschaft nach Halle über u. trug seitdem neben Gesenius, Niemeyer u. A. in hervorragendem Grade zum Aufblühen der theologischen Studien in Halle bei. Erst 1830 zog ihm die neuerwachte Berliner Orthodoxie empfindliche Maßregelungen zu u. sein Einfluß als Dozent begann zu sinken. Doch waren die mannichfachen Angriffe, die er auch später zu erdulden hatte, höchstens in Bezug auf sein dogmatisches System, keineswegs aber in Bezug auf seinen ehrenwerthen persönlichen Charakter berechtigt. W. starb zu Halle 29. Jan. 1849. Von seinen Schriften heben wir hervor den „Versuch einer vollständigen Einleitung in das Evangelium Johannis" (Gött. 1806) u. die „Institutiones theologiae christianae dogmaticae" (Halle 1815, 8. Aufl., Lpz. 1844; deutsch von Weiß, Nürnb. 1831). Diese ehedem hochgefeierte Dogmatik, das Hauptwerk W.'s, beruht durchaus auf dem Grundsatz des Rationalismus, daß in religiösen Fragen die Vernunft (in Wahrheit ist es jedoch nur der gewöhnliche Menschenverstand) den obersten Maßstab abgebe.

**Wehrgeld** u. **Wehrwolf,** s. „Wergeld", „Werwolf".

**Wehrpflicht** heißt die Verpflichtung, im Heere od. in der Marine eine gewisse Zeit zu dienen. Sie ist in Deutschland eine allgemeine, fast ausnahmslose Verpflichtung, für die Vertheidigung des Vaterlandes persönlich mit Gut u. Blut einzustehen. Eine Stellvertretung in Ausübung dieser Pflicht findet nicht statt. Ausgenommen von der W. sind nur die Mitglieder regierender u. mediatisirter, vormals reichsständischer Familien. Die W. beginnt mit dem vollendeten 17. u. dauert bis zum vollendeten 42. Lebensjahre. Alle größeren Staaten Europa's haben jetzt die auf die Scharnhorst'schen Vorschläge (s. „Scharnhorst") begründete Wehrverfassung Deutschlands nach den Erfolgen Preußens u. Deutschlands 1866 u. 1870 mehr od. weniger modifizirt angenommen (s. „Deutschland", „Preußen", „Frankreich", „Rußland", „Oesterreich").

**Weibertreue,** s. „Weinsberg".

**Weichbild** bedeutet nach Einigen ein heiliges Zeichen (Heiligenbild), welches zur Bestimmung der Grenze benutzt worden sei, nach Anderen das in einem geschützten Orte geltende Recht. Zweifellos wurde in späterer Zeit unter W. ein Stück Landes verstanden, welches eine für sich bestehende Gemeinde bildete u. von deren Mitgliedern besessen wurde; ingleichen damit die Menge von Satzungen politischen u. rechtlichen Inhalts bezeichnet, die in der betreffenden Gemeinde im Gegensatz zum Landesrecht zur Entstehung gelangt waren u. deren Geltung sich daher anfänglich auf das Gebiet der betreffenden Gemeinde beschränkte. Allmählich erlangten diese Weichbildrechte größerer Städte indeß auch anderwärts Ansehen u. Geltung; insbesondere soweit sie persönliche u. privatrechtliche Verhältnisse der Einwohner regelten. So waren nam. die Weichbild- od. Stadtrechte von Münster, Soest, Lübeck, Magdeburg, Freiburg u. Frankfurt als Stadtrecht in vielen anderen deutschen Städten angenommen worden, u. bildeten dann die Behörden der Mutterstädte eine Art von Oberhof für die jüngeren Städte.

**Weichsel** (lat. Vistula od. Visulla, poln. Wisla), polnisch-deutscher Fluß, entspringt in etwa 630 m. Seehöhe auf den östl. Nebenbergen des Jablunkapasses in Oesterreichisch-Schlesien. Ihr ungefähr 1050 Km. langer Stromlauf theilt sich in vier charakteristische Abschnitte. Der erste ist das Quellgebiet, in welchem sie selbst aus der Schwarzen, der Kleinen u. der Weißen W. zusammenfließt u. rechts die Biala u. Sola, links die Gostyne u. Przemsa aufnimmt. Sie richtet sich hier zunächst nach N., bildet dann mit östl. Laufe die Grenze erst zwischen Oesterr.- u. Preuß.-Schlesien, später in nordöstl. Richtung zwischen Galizien u. Preuß.-Schlesien, u. fließt nun von der Mündung der Przemsa an durch den Nordosttheil Galiziens. Durch den Einfluß der letzteren bei Zabrzech wird sie schiffbar. Der zweite Abschnitt kann von der Mündung der Sola bis zu der des Wiprz gemacht werden. In diesem fließt sie an Krakau vorüber, bildet dann die Grenze zwischen Polen u. Galizien u. wendet sich nach dem Einflusse des San dem Herzen Polens zu. Sie nimmt hier rechts die Skawa, Raba, den 28 M. langen Donajez, die Wysloka, den sehr beträchtlichen, 270 Km. aufwärts bis Sanok schiffbaren San u. endlich den Wiprz aus den Hügellande von Zamos her auf. Links erhält sie nur die kleinen Zuflüsse der Nida u. Kamienna. Die W. läuft auf dieser Strecke lange am Rande des Hügellandes hin, das ihr nach N. den Weg verlegt, während sich nach S. weite Ebenen dehnen. Sie durchbricht das Hügelland von der Mündung des San bis zu der des Wiprz, so daß sie links die Höhenzüge von Sandomirz, rechts die von Niedoborze zur Seite hat, von der Mündung des Wiprz an aber in die Ebene tritt. Der völlig der Ebene angehörige dritte Abschnitt von der Wiprz bis zur Brahemündung ist durch sehr tragen Lauf des Flusses charakterisirt, der zu zahlreichen Inselbildungen u. Versandungen Veranlassung wird. Die W. empfangt hier rechts, unterhalb Warschau, den sehr bedeutenden Bug, dessen Gebiet sich auf 64,640 □ Km. berechnet u. der schon kurz nach seinem Austritte aus Galizien schiffbar wird, von Brest Litowsky aus durch den Muchowez u. die Kanalverzweigungen des oberen Pripet mit dem Dnjepr u. dem Njemen (Memel) verbunden ist u. überdies durch die Aufnahme des schon 28 Km. oberhalb Tikotschin schiffbaren Narew mit den ostpreuß. Seen Verbindung hat. Unterhalb der Bugmündung erhält die W. noch rechtsseitig die Skrwa u. kurz nach ihrem Austritte aus Polen die 75 Km. bis Leibitsch schiffbare Drewenz. Ihre linken Zuflüsse sind hier die 240 Km. lange u. schon unterhalb Sulejow schiffbare Pilica, die Bzura, Ochnia, Tonenna u. endlich die Brahe, die durch den Bromberger Kanal mit der Netze, Warthe u. Oder in Verbindung steht. Im ganzen dritten Abschnitt hat der Strom eine allgemein nordwestl. Richtung; den letzten unterhalb der Brahemündung.

beginnt er mit einer fast rechtwinkeligen Wendung, indem er in nordnordöstl. Richtung den baltischen Höhenrücken durchbricht u. den pommerschen u. preuß. Landrücken trennt. Unterhalb Mewe ist der Durchbruch vollendet, u. indem der Fluß mit dem Eintritte in die Niederung einer vorgelagerten Barre zu beiden Seiten ausweicht, beginnt die erste u. größte Gabelung in W. u. Nogat. Die jetzige Gabelung ist eine künstliche, nördlich der ursprünglich natürlichen. Zur bessern Vertheilung des Hochwassers nämlich u. zur Verringerung der Gefahren des Eisganges wurde 1818 bis 1854 durch die Landzunge der sog. Montauer Spitze der Kanal von Pieckel als Abzug zur Nogat gegraben, der bisherige Abgang der Nogat coupirt u. somit die Gabelung etwas nördlicher gelegt. Beide Arme laufen zunächst noch, die W. bis Dirschau, die Nogat bis Marienburg, die Uferhöhen entlang, dann aber durchfließen sie in vielen Verzweigungen ein theilweise mehrere Fuß unter dem Meeresspiegel liegendes, durch Dämme geschütztes u. künstlich entwässertes Deltaland. Die Schiffahrt aber ist nur auf wenige Arme beschränkt. Der Hauptstrom geht von Dirschau nördl. bis zum Danziger Haupt u. theilt sich hier zum zweiten Male in die Danziger u. in die Elbinger W. Erstere erreichte früher nur über Danzig u. Neufahrwasser das Meer. 1840 aber brach das Hochwasser infolge von Eisversetzungen durch die Nehrung bei Neufähr u. bahnte dem Strome einen direkten Ausgang, der jetzt als Hauptmündung anzusehen ist. Hier werden jetzt die Eismassen abgeführt, die früher den Schiffen, welche den Stromtheil von Danzig bis Weichselmünde als Hafen benutzten, große Gefahren brachten. Um schließlich die Gefahr des Eisganges für den Danziger Arm ganz zu beseitigen, ist bei Plehnendorf, nahe bei Neufähr, eine Stauschleuße errichtet worden, deren Schluß das Hochwasser vollständig nach Neufähr weist; der Stromtheil unterhalb der Plehnendorfer Schleuße führt infolge dessen jetzt den Namen Todte W. Die Elbinger W. ergießt sich ebenso wie die Nogat in das Frische Haff. Seit dem Durchbruch bei Neufähr aber ist durch die starke Aenderung des Gefälles dieser Arm u. selbst auch die Nogat so wasserleer geworden, daß die Hauptschiffahrtverbindung zwischen W. u. Frischem Haff der 1846 bis 1850 hergestellte u. mittels Schleußen geschützte Kanal von Rothebude bis Tiegenhoff ist. In diesem vierten Abschnitte erhält die W. nur geringe Zuflüsse, die sämmtlich der baltischen Seenplatte entfließen; rechts die Ossa u. Liebe, links das Schwarzwasser, die Ferse u. die Mottlau. Letztere mündet erst in Danzig, obwol bei Hochwasser auch oberhalb Verbindungen mit dem Strome entstehen. Nach Danzig ist auch noch die von den Höhen von Karthaus kommende Radaune auf längerer Strecke den Rand der Niederung entlang in einem künstlichen Kanale geleitet. Schließlich kann auch noch der Elbingfluß in das Bereich der W. gezogen werden. Er bildete bis 1843 die eigentliche Nogatmündung. Damals wurden aber ihre Wassermassen durch eine Coupirung bei Robach über die Lachen bei Zeier ins Frische Haff gewiesen, so daß die Verbindung mit Elbing nur durch den schon 1495 vollendeten Kraffohlkanal gegeben ist, u. der Elbingfluß nur noch den Abzug des schon im Stau des Haffs liegenden Drausensees bildet. — Von dem Gesammtlaufe der W. liegen 71,5 M. in Polen, 33,3 M. in Preußen. Ihre Benutzung ist weniger stark, als die Wassermenge erwarten läßt. Bei Thorn passirten 1876 nur 1219 Schiffe zu Berg u. 1542 zu Thal den Fluß. Stark nur ist sie auf der Danziger W. Die Plehnendorfer Schleuße benutzten in demselben Jahre 5252 zu Berg u. eben so viel zu Thal gehende Schiffe. Das Gesammtgebiet der W. wird auf 3200 □M. geschätzt, von welchen ungefähr die Hälfte dem Gebirgs- u. Hochlande angehört.

**Weichselkirsche** (Prunus Mahaleb), eine bei uns von Basel durch das Reichsland bis zum Siebengebirge einheimische, aus dem Orient stammende u. von Konstantinopel aus verbreitete Kirschenart, welche als Strauch od. Baum von malerischer Tracht sich entwickelt u. zu den Traubenkirschen, also in die Nähe der Faul- od. Ahlkirsche gehört, sich aber durch rundlich eiförmige Blätter, gestielte einfache u. gewölbte Ebensträuße von diesen leicht unterscheidet: der Baum hat ein röthliches Holz, dessen Rinde sehr wohlriechend ist, u. werden die feinen Stämmchen u. die geraden langen Aeste gern zu Pfeifenröhren (Weichselröhren) verarbeitet, aber auch zu anderweitigen feinen Tischler- u. Drechslerarbeiten benutzt. Es ist bekannt als St. Gregorius- od. St. Lucien-Holz. Die erbsengroßen bitteren Früchte bergen einen wohlriechenden Samen, während die Blätter wie bittere Mandeln schmecken.

**Weichselzopf** (ursprünglich Wichtelzopf, poln. Koltun, lat. Plica polonica) ist ein sich durch Verfilzung des Kopfhaars charakterisirendes Leiden. Bisweilen liegt demselben eine vermehrte Absonderung der behaarten Kopfhaut, ein Schmerfluß, auch „Gneis" genannt, zu Grunde, wodurch die Haare vom Sekrete übersalbt werden u. unter einander verkleben. Der Haarfilz bildet entweder mehrere verworrene Zöpfe od. einen unentwirrbaren Knäuel (sog. Medusenhaupt). In der Regel ist jedoch arge Unreinlichkeit, welche die von den Talgdrüsen erzeugte schmierige Masse durch unterlassenes Waschen u. Auskämmen nicht fleißig genug beseitigt, die alleinige Ursache, u. man giebt dem W. deshalb seitens der Aerzte jetzt nicht mehr wie früher die Bedeutung einer besonderen Krankheitsform. Auch Bart u. Schamhaare können dieser Affektion unterworfen werden. Die Behandlung besteht in kurzem Abschneiden der verfilzten Haare u. in der Sorge für Reinlichkeit durch Waschung des Haarbodens mit warmem Seifenwasser, mit Abkochung von Mandelkleien mit Zusatz von etwas Lauge; ist die Hautfläche mit Geschwüren bedeckt, so werden Salicylsäure od. Boraxlösungen, Karbolöl 2c. angewendet.

**Weichthiere** (Mollusken) nennt man eine Hauptgruppe des Thierreichs, die durch einen, den bilateralen, spiraligen od. unregelmäßig gebauten Körper umhüllenden Hautsack od. Mantel charakterisirt wird, auf welchem sich häufig Hautskelete od. Kalkschalen (sog. Conchylien, s. d.) ablagern. Diese Thiere besitzen ein vollständiges Verdauungssystem, ihr Nervensystem besteht aus Gruppen von Ganglien, die durch Nervenfaden mit einander verbunden sind, Athmungswerkzeuge fehlen den niedersten Formen, u. sind bei den höheren entweder als Lungen od. als Kiemen ausgebildet. Gegliederte Bewegungswerkzeuge fehlen ihnen; viele sind an den Boden geheftet, andere haben an der Bauchseite ihres Körpers eine eigenthümliche Fleischmasse, den „Fuß", als Bewegungsorgan. Die Mehrzahl der Weichthiere lebt im Wasser. Man theilt sie in Kopfweichthiere u. in Kopflose; erstere umfassen die Klassen der Kopffüßler (Tintenfische od. Kephalopoden) u. die Schnecken (Kephalophoren); letztere die der Muscheln (Akephalen od. Lamellibranchier), der Brachiopoden u. der bald als Molluskoiden den anderen gegenübergestellten, bald auch den Würmern eingereihten Tunicaten u. Bryozoen (Moosthiere). Da jeder dieser Klassen ein erschöpfender Artikel gewidmet ist, kann hier von allem Weiteren abgesehen werden.

**Weide** (Salix), Pflanzengattung der gleichnamigen Familie der Weidengewächse od. Salicaceen aus der Klasse der Julifloren od. Kätzchenträger, mit vielen einheimischen u. ausländischen Arten, meist der gemäßigten und selbst der kalten Zone angehörig, überall von höchster landschaftlicher Bedeutung, im Ganzen von ziemlich gleichmäßiger Gestaltung. In der kalten Zone giebt es Arten, welche so klein sind, daß man einen ganzen Strauch bequem in die Tasche zu stecken vermag, wie z. B. die Heidelbeer-, Kraut-, Pyrenäen- u. Netzweide (Salix myrtilloides, herbacea, Pyrenaica, reticulata). Dort im hohen Norden od. auch auf den höchsten Alpen überziehen dieselben oft ganze Strecken als grüne Rasen, welche der Erde angedrückt sind, od. flüchten sich in die wärmeren Felsenspalten, wo sie alljährlich nur ein Paar Blütenkätzchen treiben. Gegen die wärmeren Zonen hin erhebt sich der Stamm aufrecht, um, je nach seiner Art, einen Strauch od. einen Baum, oft von 10—15 m. Höhe u. oft beträchtlichem Umfange, bis über 1 m. im Durchmesser, zu bilden. Unser Vaterland besitzt etwa zwei Dutzend Arten, welche man in Bruch-, Mandel-, Schimmel-, Purpur-, Korb-, Grau-, Sahl-, Schwarz-, Spieß-, Heidelbeer-, Kriech-, Alpen- u. Gletscherweiden gliedert; je nachdem ihre Zweige brüchig, ihre Tracht mandelbaumartig, ihre Aeste bereift, ihre Staubbeutel roth, ihre Sprossen biegsam, ihre Blätter grau u. schmal, od. grau u. breit, od. im Trocknen schwarz werdend, od. spießförmig gestaltet, od. heidelbeerartig u. klein, ihre Aeste niederliegend u. kriechend sind 2c. Am stattlichsten entwickeln sich die Bruch-, Purpur- u. Korbweiden; die übrigen sind kleinere Bäume od. Sträucher. Im Allgemeinen nimmt das Blatt der W.n die Lanzettform an, geht aber bei S. herbacea in eine Kreisform über u. zeigt entweder eine grüne glänzende od. eine graue u. filzige Oberfläche. Am meisten sticht es bei der Korb- od. Dotterweide gegen dottergelbe Zweige, od. bei der Schimmelweide (S. daphnoides) gegen blau bereifte Zweige ab. Das Holz ist zwar ein zähes, hat aber eben so wenig lange Dauer wie das der gattungsverwandten Pappeln u. zerfällt auch leicht bei wiederholtem Köpfen der Aeste zu Humus. Doch ist die Lebenskraft der W.n nichtsdestoweniger eine zähe

Nr. 5493. Weidenblüten.
a Männliches Blütenkätzchen, b eine einzelne Staubblüte, c weibliches Blütenkätzchen, d einzelne weibliche Blüte, an ihrem Grunde die Honigschuppen.

u. reicht bei den größeren baumartigen Formen unter günstigen Bedingungen wol über ein Jahrhundert hinaus. Die Rinde aller Arten ist gerbstoffreich, die der jungen Schößlinge enthält ein bitteres Alkaloid, Salicin, das man häufig gegen Wechselfieber statt Chinin verwerthete.

Nr. 5494. Die Netzweide (Salix reticulata).

Einige Arten zeichnen sich darin besonders aus, z. B. S. Russeliana, ein Bastard der Bruch- u. Weißweide, S. rubra, ein Bastard der Korb- u. Purpurweide, die Korbweide (S. viminalis) selbst u. die S. Chilensis aus Chile. Die Blumen sind überaus einfach gestaltet. Zunächst trennen sie sich in männliche u. weibliche Kätzchen, welche auf verschiedenen Stämmen vorkommen. Die männliche Blume besteht aus zwei von einem Deckblättchen geschützten Staubgefäßen, die weibliche aus einem Fruchtknoten mit ein paar Narben, der ebenfalls von einem Deckblättchen u. einer sog. Honigschuppe gestützt wird. Es giebt Arten, welche nur an Flußufern, andere, welche nur auf Oedland wachsen, obgleich die W.n im Allgemeinen das Wasser vorziehen u. darum wichtige Bestandtheile der Ufervegetation sind. Von ausländischen Arten hat sich bei uns vorzugsweise die Trauerweide (S. Babylonica) eingebürgert, von welcher eine Abart mit locken förmig geringelten Blattern (S. annularis) die sog. Ringel- od. Napoleonsweide ist. Sie entstammt dem Orient u. soll zuerst durch ein Korbgeflecht zu uns gekommen sein, das aus dem Oriente an den Dichter Pope nach England gelangte u. noch einen lebensfähigen Zweig enthielt. Von diesem Exemplare sollen alle unsere Trauerweiden abzuleiten sein. Daraus wird sich auch erklären, daß wir bei uns nur die weibliche Pflanze kennen. Man vermehrt alle W.n leicht durch Stecklinge für Korb- od. Flechtweiden, durch Setzstangen für baumartige Formen. Auch pfropft man Spielarten mit hängenden Zweigen auf andere Arten, am besten auf S. caprea (Sahlweide). Unter allen Gehölzen vertragen die W.n das Beschneiden am leichtesten, wodurch man selbst baumartige Formen in Strauchform zu ziehen vermag. Als Flechtmaterial sind die Weidentriebe ganz bes. geeignet, u. wird die W. zu diesem Zwecke in manchen Gegenden in großartigem Maßstabe angepflanzt.

Nr. 5495. Die Pyrenäenweide (Salix pyrenaica).

**Weide,** Grasland, welches durch Abweiden ausgenutzt wird, unterscheidet sich von der Wiese, welche abgemäht u. nur zeitweilig beweidet wird. Durch die W. wird der Boden am einfachsten u. mit den geringsten Betriebskosten ausgenutzt; sie eignet sich daher für extensive Verhältnisse, wo der Grund u. Boden billig, Arbeit u. Kapital dagegen theuer zu beschaffen sind, u. ist auch dort am Platze, wo infolge feuchten Klimas u. günstiger Bodenverhältnisse die Graswüchsigkeit des Bodens eine leichte u. billige Ernährung des Viehes anzeigt. Wirthschaftlich gerechtfertigtes Weideland findet sich daher sowol in weniger entwickelten Gegenden, wie in Osteuropa, Südamerika, Australien 2c., als in den feuchten Niederungen der Meeresküsten, an der Nordsee, in der Theißgegend, an den Ufern großer Ströme, in der Nähe ausgedehnter Wälder, auf den Berghöhen der Schweiz 2c., also auch in Gegenden intensivster Kultur. Zu den Grundstücken, welche die Beweidung ausschließen, gehören solche von so thoniger Beschaffenheit, daß in nassen Jahren od. andauernden Regenperioden ein Zertreten der Pflanzen in dem erweichten Boden eine wesentliche Verminderung seiner Ertragsfähigkeit zur Folge haben würde. Ferner giebt es Futterpflanzen, welche sich ihrer Natur nach zum Abweiden entweder gar nicht eignen od. wenigstens beim Abmähen einen erheblich größeren Ertrag gewähren (Mais, die Grünwicken, Rothklee, Luzerne 2c.). Wird der Nutzen der Rinder ausschließlich nach dem produzirten Milchquantum bemessen, so wird eine zweckmäßige Sommerstallfütterung dem Weidegange vorzuziehen sein. Der Vortheil des letzteren tritt dagegen bei der Aufzucht unserer grasfressenden Hausthiere ganz bes. hervor. Schöne, kräftige, gebrauchstüchtige Pferde u. Rinder können nicht bei ausschließlicher Stallfütterung gezogen werden. Stuten, die lediglich Zuchtzwecken dienen, werden bei fortdauernder Ernährung im Stalle keine befriedigende Nachzucht liefern. Desgleichen ist das Vortheilhafte der Haltung von Woll- u. Fleischschafen mit dem Weidebetriebe innig verbunden, u. zwar auf solchen Ländereien mit leichteren Bodenarten, wo kürzere, feinstengelige, aromatische Pflanzen wachsen. Für Schafe eignen sich daher auch die sog. Nebenweiden, d. h. die Nachweide auf den gemähten Wiesen od. nach der Aberntung des Getreides die Stoppelweide, welche durch keine Viehgattung besser verwerthet werden kann. Sagt dem Schaf ein auf trockenem Standorte gewachsenes, gewürzreiches Futter zu, so ist das Rind auf saftige, voluminöse Futtermittel, auf hoch emporgewachsene Pflanzen angewiesen. Auf kurzem Rasen u. bei niedrigem Pflanzenwuchse darbt das Rind, wo das Schaf noch reichliche Nahrung findet. Die Rinder bedürfen längeren Grases als die Pferde, weil erstere das Gras mit der Zunge erfassen u. wegen Mangels der Schneidezähne im Oberkiefer dasselbe nicht so kurz abbeißen können.

**Weidenröschen** (Epilobium), Pflanzengattung der Onagrariaceen, mit vielen, zum Theil sehr stattlichen, durch ihre schönen rosenartigen Blumen ausgezeichneten Arten. Die schönste ist unstreitig E. angustifolium, eine Staude von weidenartiger Tracht mit langen reichblumigen Blütenrispen; auf frischen Waldschlägen, wo die Gebirgslehnen ihr günstig sind, nimmt sie oft weite Strecken ein. Man genießt das Kraut in Kamtschatka u. auf Grönland als Gemüse, während man aus der Samenwolle Lampendochte macht.

**Weiderecht,** Weidegang, Hutungsrecht, besteht in den Befugniß, sein Vieh auf einem od. allen Grundstücken eines Andern zur Weide gehen zu lassen. Nam. ist das Abhängigkeitsverhältniß, in dem sich der Bauer dem Gutsherrn gegenüber befand, die Veranlassung zur Entstehung dieses lastigen Rechtes geworden. Es hat sich dieses W. in sehr verschiedenem Umfange entwickelt. Im Zweifel kann der Berechtigte jede Gattung Vieh, die er in seiner Wirthschaft zu halten für gut findet, auf die Weide des dienstpflichtigen Gutes schicken. Um Ueberschreitungen vorzubeugen, wird regelmäßig angenommen, daß der Berechtigte soviel Vieh halten u. auf die Weide des Verpflichteten treiben darf, als er, der Berechtigte, von dem auf seinem Gute gezogenen Futter durchwintern kann.

**Weigel,** Valentin, protestantischer Mystiker u. Urheber der nach ihm benannten Sekte der Weigelianer, geb. 1533 zu Großenhain in Sachsen; studirte seit 1554 zu Leipzig u. Wittenberg Theologie u. wirkte von 1567 bis an seinen Tod (10. Juni 1588) als Pfarrer zu Zschopau im sächs. Erzgebirge. Seine zum Theil kirchenfeindliche Mystik, die er sich wahrscheinlich erst in reiferen Jahren aus den mystischen Schriften des Paracelsus u. A. zusammengestellt, aber sorgfältig geheim gehalten hatte, kam erst ziemlich lange nach seinem

Tode an den Tag. Zu den wenigen Eingeweihten gehörte bes. W.'s Kantor, Weichert od. Weikert. Derselbe wurde wegen des Abschreibens W.'scher Schriften von seinem Amte vertrieben, muß aber noch anderweitige Genossen gehabt haben, da die Bücher W.'s seit 1611 an verschiedenen Orten zum Druck befördert wurden. Es sind dies bes.: die „Kirch- od. Hauspostille" (Neust. 1611—18); „Der güldene Griff, d. i. Anleitung, alle Dinge ohne Irrthum zu erkennen" (Halle 1613 u. ö.); das „Büchlein vom Ort der Welt"; das Buch „Vom alten u. neuen Jerusalem" ꝛc. Das System W.'s beruht vor Allem auf einem tiefen Widerwillen gegen die scholastische Theologie des damals herrschenden orthodoxen Lutherthums. Wie von dieser, so dachte er auch von dem äußeren Kirchenwesen u. seinen Wirkungen sehr geringschätzig; die kirchlichen Glaubenslehren, bes. die von der Dreieinigkeit u. der Gottheit Christi, wollte er nur als Sinnbilder tieferer Wahrheiten gelten lassen. Das eigentliche Ziel des Menschen ist nach ihm die Selbsterkenntniß, natürlich nicht die moralische, sondern die mystische, durch die sich der Mensch als Ausfluß, ja als Darstellung der Gottheit im Kleinen fühlt u. so zum höchsten Ziel, der innerlichen Vereinigung mit der Gottheit, gelangt. Die letztere wird somit (wie meist von den Theosophen) fast ganz pantheistisch aufgefaßt; demgemäß leugnet W. auch die Thatsächlichkeit der Sünde u. folgerichtig auch die der Erlösung. — Die Schriften W.'s erregten nach ihrem Bekanntwerden solches Aufsehen, daß der Kurfürst von Sachsen 1624 einen Theil derselben zu Chemnitz verbrennen ließ. Aber trotz dieser Warnung u. trotz der zahlreichen Gegenschriften, die im Laufe des 17. Jahrh. erschienen, fand W. noch lange Zeit eifrige Leser u. Anhänger. In Erinnerung daran bezeichnete der Volksmund noch im 18. Jahrh. die Vertreter u. Anhänger auch anderer mystischer Richtungen (z. B. Jakob Böhm's, s. d.) als Weigelianer.

**Weigel**, Karl Christian Leberecht, Arzt, geb. 1. Dez. 1769 zu Leipzig; studirte seit 1785 dort u. in Göttingen Medizin, bereiste dann Frankreich, Italien u. die Schweiz, lebte hierauf eine Zeit lang in Wien, seit 1796 in Leipzig, wo er als Privatdozent Vorlesungen hielt, siedelte aber 1799 nach Meißen u. 1801 nach Dresden über. 1813 wurde er, weil er kranken russ. Offizieren Vorschub geleistet hatte, auf Befehl gefangen nach Erfurt gebracht, aber durch die Ereignisse im Herbst des genannten Jahres befreit. Er starb zu Dresden 17. Jan. 1845. W. hatte schon in seiner Jugend sich lebhaft mit dem Alt- u. Neugriechischen befaßt u. den alten griechischen Aerzten ein besonderes Studium gewidmet, wovon seine Ausgabe von des Aretäos Schrift „De pulmonum inflammatione" (Lpz. 1790) Zeugniß ablegt. Auch schrieb er ein „Neugriechisch-deutsch-ital. Wörterbuch" (ebd. 1796) u. ein „Deutsch-neugriech. Wörterbuch" (ebd. 1804). Von seinen sonstigen Werken sind zu erwähnen „Aelianarum exercitationum specimen" (Lpz. 1791), seine in Gemeinschaft mit Kühn herausgeg. „Italienische mediz.-chirurg. Bibliothek" (ebd. 1793 ff.) u. seine Uebersetzung von Strambi's Buch „Ueber den Pellagra" (ebd. 1796). — Sein Bruder Johann August Gottlob **W.**, Buchhändler u. Kunstkenner, geb. zu Leipzig 23. Febr. 1773, erlernte, nachdem er die dortige Nikolaischule besucht hatte, den Buchhandel, übernahm bereits 1793 die Leitung der ehemaligen Müller'schen Buchhandlung, wurde im Jan. 1795 an Stelle seines verstorbenen Vaters Auktionator der Universität, errichtete hierauf ein Antiquariatsgeschäft u. dann auch eine eigene Verlagshandlung, aus der bes. viele treffliche philologische Werke u. Klassikerausgaben hervorgegangen sind. Die Herausgeber derselben unterstützte W. mit seinen eigenen Sammlungen von Kollationen der Handschriften ꝛc. Auch legte er als eifriger Kunstfreund u. Kunstkenner eine werthvolle Sammlung von Handzeichnungen, Gemälden, Kupferstichen, Holzschnitten ꝛc. an, von denen eine Beschreibung unter dem Titel „Aehrenlese auf dem Felde der Kunst" (3 Abth., Lpz. 1836—45) erschien. Einen Katalog seines großartigen Antiquariats hatte W. schon früher als „Apparatus literarius" (ebd. 1807; neueste Aufl. 1834) herausgegeben. Er starb zu Leipzig 25. Dez. 1846, nachdem er bereits einige Jahre vorher sein Amt als Universitätsauktionator niedergelegt u. sein Geschäft seinem jüngsten Sohne, Theodor Oswald **W.**, übergeben hatte. Letzterer, geb. zu Leipzig 5. Aug. 1812, erweiterte das väterliche Geschäft durch Ankauf mehrerer anderer Verlagsbuchhandlungen sowie durch eigene große Unternehmungen auf dem kunstwissenschaftlichen, naturhistorischen ꝛc. Gebiete. Eine von ihm angelegte Sammlung xylographischer Werke, frühester Kupferstiche, Spielkarten ꝛc., beschrieben in „Die Anfänge der Druckerkunst in Bild u. Schrift" (2 Bde. mit 115 Taf. Facsimiles, Lpz. 1866), wurde im Mai 1872 versteigert. Seine Sammlung von Autographen beschrieb er im „Autographen-Prachtalbum" (ebd. 1848 f.). — Rudolf **W.**, Bruder des Vorigen, geb. zu Leipzig 19. April 1804, gest. das. 22. Aug. 1867, gründete 1831 ein Kunstgeschäft, über dessen Bestand er einen wissenschaftlich geordneten „Kunstlagerkatalog" (35 Abth., Lpz. 1833—67) herausgab. Außerdem veröffentlichte er: „Holzschnitte berühmter Meister" (ebd. 1851—57, mit 66 Facsimiles) u. „Die Werke der Maler in ihren Handzeichnungen" (ebd. 1865). Auch lieferte er die Literatur zu Rumohr's „Holbein" u. Supplemente zu Bartsch' „Peintre-graveur" (Bd. 1, Lpz. 1843), sowie Zusätze zu verschiedenen in seinem Verlag erschienenen kunsthistorischen Werken.

**Weigl**, Joseph, namhafter Komponist, geb. 28. März 1766 zu Eisenstadt in Ungarn, woselbst sein Vater als Violoncellist u. seine Mutter in der fürstl. Esterhazy'schen Kapelle angestellt waren. Mit diesen seinen Eltern als kleines Kind nach Wien gekommen, wurde er mit 9 Jahren von dort aus nach Korneuburg geschickt, wo er beim Chorregenten Witzig den ersten musikalischen Unterricht erhielt. Nach Wien zurückgekehrt, besuchte er dort die lat. Schule u. wurde in der Kompositionslehre Albrechtsberger's Schüler. Mit 16 Jahren schrieb er für ein Privattheater seine erste Oper: „Die unnütze Vorsicht", welche dann auch nicht ohne Beifall auf dem kaiserlichen Theater zur Aufführung gelangte. Trotz Alledem sollte W. Jurist werden u. fing auch die nöthigen Studien an; es bedurfte des ganzen Einflusses Salieri's, der das Talent des jungen W. erkannt hatte, um den Vater zu bestimmen, seinem Sohne das Betreten der tonkünstlerischen Laufbahn zu ausschließlichem Beruf zu gestatten. Joseph wurde nun Salieri's Schüler u. in der Folge auch dessen Adjunkt im Kapellmeisteramte bei der kaiserlichen Ital. Oper. Als solcher brachte er die Buffa-Oper „Il Pazzo per forza" mit ungemeinem Beifall in Scene, u. diesem Erfolg schloß sich eine lange Reihe anderer seinen Ruf von Tag zu Tag steigernder Werke an; 1790 wurde W. Salieri's Nachfolger als wirklicher Kapellmeister der Ital. Oper, bekleidete dieses Amt bis ins J. 1825 u. trat dann als zweiter Kapellmeister zur k. k. Hofkapelle über, von nun an nichts mehr fürs Theater, sondern nur noch für die Kirche arbeitend. Gestorben ist er als Ehrenbürger der Stadt Wien 3. Febr. 1846. Von seinen etwa 30 Opern (ital. u. deutschen) mögen angeführt sein: „L'Amor marinaro" („Der Korsar aus Liebe"), „L'Uniforma", „La Principessa d'Amalfi", „Das Dorf im Gebirge", „Das Waisenhaus", „Der Bergsturz", „Nachtigall u. Rabe", „Adrian van Ostade" u. vor allen Dingen „Die Schweizerfamilie", welche, zuerst 1809 in Wien aufgeführt, sich in ganz Deutschland einer langanhaltenden u. verdienten Popularität erfreute. Außerdem setzte er viele Ballete, Ouverturen zu Schauspielen, Einlagstücke, Lieder u. Gesänge, Tänze ꝛc., sowie zahlreiche Kirchensachen aller Art, die nicht unverdienstlich sind.

**Weihbischöfe** heißen solche Bischöfe der katholischen Kirche, die zwar die bischöfliche Weihe, aber keinen wirklichen Sprengel besitzen, vielmehr als Gehülfen od. Vikare anderer Bischöfe thätig sind. Die W. führen ihren Titel stets nach Bisthümern „in partibus infidelium" (s. d. u. „Bischof").

**Weihe** (Circus) heißen gewisse Falken (s. d.) mit abgerundetem, kurzem Schwanze u. einem schleierartigen Federkranz um die Augen. Sie nisten an der Erde u. leben meist in der Nähe von Gewässern von kleinen Säugethieren, aber auch von kleinen Vögeln. Man unterscheidet den weißen od. blauen Kornweihe (Circus cyaneus), der auf Wiesen u. Getreidefeldern gemein ist, u. (Circus rufus) den Sumpf- (Rohr- od. Rost-) W., der im Schilfe nistet. Auch ein Falke aus der Abtheilung der Milane (Milvus), die durch den Gabelschwanz charakterisirt sind, heißt „W.", es ist der gemeine Gabelweihe (Milvus regalis) od. „Schwalbenschwanz". Alle drei sind deutsche Zugvögel.

**Weihe der Priester**, s. „Ordination".

**Weihkessel**, das Gefäß mit dem sog. Weihwasser (s. d.), welches an den Eingängen aller kathol. Gotteshäuser angebracht ist. Die W. traten

seit dem 9. Jahrh. an die Stelle der Brunnen, die sich bis dahin überall in den Vorhöfen der Kirchen befanden u. theils zur Reinigung der in die Kirche Eintretenden, theils zur Bewahrung vor den Dämonen dienten.

**Weihnachten**, das Fest der „geweihten Nacht" zur Erinnerung an die Geburt Christi (daher auch „Christfest" schlechthin genannt), ist trotz seiner nachmaligen starken Bevorzugung am spätesten von den christl. Hauptfesten ausgebildet worden. Wie die älteste Kirche nicht die Geburts-, sondern die Todestage der Märtyrer feierte (u. zwar letztere als Tage der Geburt zum höheren Leben), so trat auch das Interesse an dem Geburtstage Christi durchaus in den Hintergrund vor der Feier des Todes u. der Auferstehung am Osterfeste. Erst gegen Ende des 3. Jahrh. scheint die Feier des Weihnachtsfestes in der abendländischen (röm.) Kirche aufgekommen zu sein; ausdrücklich erwähnt wird dasselbe jedoch erst um die Mitte des 4. Jahrh. Doch fand es alsdann auch in der morgenländischen (griech.) Kirche, wo bis dahin der 6. Jan. als Geburtstag Christi gefeiert worden war, sehr rasch allgemeinen Eingang. Bei der Ansetzung des Festes auf den 25. Dez. scheint eine doppelte Veranlassung mitgewirkt zu haben. Die Kirche strebte nach einem christl. Gegengewicht, theils gegen die heidnischen Saturnalien (s. d.) u. Sigillarien (24. Dez., bei welchen die Kinder mit Puppen aus Wachs etc. beschenkt wurden), theils gegen das Fest der Brumalien (25. Dez.), durch welches man den Sieg des Sonnengottes in der Wintersonnenwende feierte. Letzteres Fest erhielt nun eine christliche Deutung auf Christus als die geistige Sonne, eine Deutung, die auch gegenüber dem hochgefeierten Julfest der alten Germanen verwendet werden konnte (der Name Julfest für W., von jule, d. i. das Sonnenrad, dessen Umdrehung am 25. Dez. gefeiert wurde, hat sich bis heute im Plattdeutschen erhalten). Bei Alledem verdient noch die Annahme Cassel's (s. u.) Erwähnung, daß die Wahl des 25. Dez. ursprünglich aus einer besondern Deutung der Stelle Haggai 2, 19 hervorgegangen sei. Dort ist allerdings von der Gründung des Tempels am 24. Tag des 9. Monats die Rede; setzte man aber den 1. Monat (Nisan) des jüd. Kalenders dem röm. April gleich, so kam man in der That auf die Nacht vom 24. zum 25. Dez. — Ueber W. als Mittelpunkt des „Weihnachtsfestkreises" s. „Feste". — Die zahlreichen Bräuche, die sich an W. als das größte Freudenfest der christl. Kirche knüpfen, sind zum Theil heidnischen Ursprungs. So vor Allem trotz ihrer naheliegenden u. sinnigen christlichen Deutung die **Weihnachtsgeschenke**, eine Nachahmung der an den Saturnalien u. Sigillarien (s. o.) üblichen Geschenke an die Kinder; heidnische Anklänge haben sich außerdem bes. in den mannichfaltigen Formen des weihnachtlichen Festgebäckes erhalten. Das Anzünden zahlreicher Lichter zu W. ist zunächst höchst wahrscheinlich von dem jüd. Fest zur Erinnerung an die (makkabäische) Tempelweihe herübergenommen. Auch der **Weihnachtsbaum** mag ursprünglich auf einer Nachahmung des Tempelleuchters beruhen. Aber schon sehr frühzeitig verband sich damit die Deutung auf den Baum des wiedererschlossenen Paradieses. Daher stammt nicht nur die Sitte, den Weihnachtsbaum mit Aepfeln zu behängen (denn der Baum der Erkenntniß war nach uraltem Glauben ein Apfelbaum), sondern auch die hier u. da noch übliche Anbringung einer Ruthe zur Warnung vor der Austreibung aus dem Paradies. Zugleich ist die Tanne, die fast überall als Weihnachtsbaum verwendet wird, das Bild des immer Grünenden. — Die sog. **Weihnachtskrippen** sind ein kümmerlicher Ersatz für die ehedem an allen Orten üblichen **Weihnachtsspiele**, d. h. dramatische Darstellungen der Verkündigung an die Hirten (nach Luk. 2, 8 f.) u. der Anbetung der sog. heiligen drei Könige (nach Matth. 2). Daß in den Krippen gerade Ochse u. Esel als nothwendige Figuren erscheinen, beruht auf einer alten Deutung von Jes. 1, 3. — Wie die übrigen hohen Feste, wurde W. in der alten Kirche durch eine Vigilie, d. h. einen nächtlichen Vorgottesdienst, eingeleitet, daher der engl. Name Christmas (Christmesse) für W. überhaupt. Als Reste jener Vigilie sind noch die Christmetten (s. „Mette") zu betrachten sowie der Gebrauch, in verschiedenen Stunden der Christnacht das Christkindlein durch Lichterschwenken zu wiegen. — Vgl. P. Cassel, „W., Ursprünge, Bräuche u. Aberglauben" (Berl. 1862).

**Weihrauch** (Olibanum); dieses bekannte, schon in der Bibel erwähnte Produkt des Orients gehört zu den Gummiharzen u. stammt von verschiedenen Bäumen aus der Familie der Burseraceen, nam. von Boswellia floribunda (*Royle*) u. Boswellia serrata (*Stackh.*). Man sammelt den W. längs der Somaliküste in Ostafrika bis Kordofan u. bringt ihn theils über Aegypten, theils über Bombay in Indien u. England in den Handel. Indien selbst liefert keinen W. — Derselbe besteht aus blaßgelben, zuweilen röthlichen, durchscheinenden od. undurchsichtigen Stücken mit mehligem Ueberzug, welche hart u. spröde sind, einen schwachen balsamischen Geruch u. einen bittern Geschmack besitzen. Beim Erhitzen schmilzt der W. nur unvollkommen unter Verbreitung eines angenehmen Geruchs; er wird deshalb zum Räuchern in kathol. Kirchen u. zur Anfertigung verschiedener Räuchermittel, auch als Zusatz zu gewissen Pflastern in Apotheken benutzt. Der W. besteht aus Harz, Gummi u. ätherischem Oel.

**Weihwasser.** Der Gebrauch des geweihten, d. h. vom Priester gesegneten Wassers, wie er in der Griech. u. Röm.-kathol Kirche verbreitet ist, beruht auf der Weiterbildung eines sowol jüdischen als heidnischen Brauchs. Juden u. Griechen pflegten sich nicht nur vor jeder Mahlzeit, sondern auch jedesmal vor dem Betreten heiliger Stätten die Hände u. selbst die Füße zu waschen. Zu diesem Zweck dienten die Brunnen od. Wasserbecken im Vorhofe der Tempel. Bei den Griechen kam dazu noch die Besprengung mit Wasser durch den Priester vermittels eines Zweiges. Die christl. Kirche verschmähte zwar letzteren Brauch als heidnisch; aber die Waschungen blieben Sitte, wenn auch ohne andere Bedeutung, als die sinnbildliche, nach welcher nur die Reinen vor Gott treten sollten. Erst im 4. Jahrh. fing man an, dem Wasser (im Zusammenhang mit der Bedeutung desselben bei der Taufe) eine wunderbare Wirkung zuzuschreiben. Vor Allem erwartete man von der Besprengung die Vertreibung der Dämonen u. sonstigen Uebel od. Gefahren. Diese Kraft des Wassers dachte man natürlich noch gesteigert durch die priesterliche Weihe, u. so wurde das W. ein nothwendiger Bestandtheil der heiligen Dinge, der nicht nur am Eingang in die Kirchen (zum Eintauchen der Finger u. nachheriger Bekreuzigung mit denselben), sondern auch zur Besprengung aller dem Gottesdienst gewidmeten Gegenstände gebraucht u. selbst in die Häuser übertragen wurde. Wie sehr dabei die Erwartung einer rein magischen Wirkung des W.s überwiegt, zeigt am besten die Besprengung der Thiere sowie die der Leichen u. Särge.

**Weikert,** Johann Wolfgang, nächst Grübel (s. d.) der bedeutendste Nürnberger Volksdichter, geb. zu Nürnberg 14. Juni 1778; erlernte daselbst das Schneiderhandwerk, durchwanderte als Geselle einen großen Theil Deutschlands u. ließ sich dann als Meister in seiner Vaterstadt nieder. Später betrieb er eine von seinem Schwiegervater geerbte Nachtlichterfabrikation u. starb zu Nürnberg 18. Nov. 1856. G. K. Frommann gab seine „Sämmtlichen Gedichte in Nürnberger Mundart u. in hochdeutscher Sprache" mit Anmerkungen u. einem Wörterbuch versehen (Nob. 1842) u. „Ausgewählte Gedichte in Nürnberger Mundart" (Nürnb. 1857) heraus.

**Weil,** Gustav, berühmter Orientalist, bes. auf historischem Gebiet, geb. 24. April 1808 zu Sulzburg in Baden von jüd. Eltern; studirte 1828—30 in Heidelberg Philologie u. Geschichte, ging 1830, um die schon in Heidelberg begonnenen oriental. Studien fortzusetzen, nach Paris, bald darauf aber in den Orient selbst, wo er in Algier, Konstantinopel u. Kairo mit nur kurzer Unterbrechung bis 1836 im Verkehr mit arab. Scheikhs stand. 1836 wurde er an der Bibliothek in Heidelberg angestellt u. habilitirte sich zugleich an der Universität für oriental. Sprachen. In dieser Zeit erschien seine Erstlingsarbeit, die Uebersetzung von „Zamakhschari's goldenen Halsbändern" (Stuttg. 1836), das mehr populäre „Die poetische Literatur der Araber" (ebd. 1837) u. die Uebersetzung von „Tausend und eine Nacht" (4 Bde., ebd. 1837—41; 3. Aufl., ebd. 1866), die beste deutsche Uebertragung dieses oriental. Märchenbuches. Noch bevor er 1843 u. 1845 seine wissenschaftlichen Reisen nach London u. Paris unternahm, veröffentlichte er sein erstes Hauptwerk: „Mohammed der Prophet, sein Leben u. seine Lehre" (Stuttg. 1843), dem nachher als Frucht langjähriger Studien wie jener Reisen sein berühmtestes Buch folgte: „Die Geschichte der Khalifen" (5 Bde., Mannh. u. Stuttg. 1846—62). 1845 wurde er zum außerord., 1861 zum ord. Professor an der Heidelberger Universität ernannt. Von seinen sonstigen zahlreichen Aufsätzen u. kleineren Schriften sei nur noch das 1844 erschienene Büchlein „Historisch-kritische Einleitung in den Koran" (2. Aufl., Bielefeld 1878) erwähnt.

**Weiler,** ein Komplex ländlicher Wohn- od. Wirthschaftsgebäude, die wegen ihrer geringen Anzahl den Namen eines Dorfes noch nicht verdienen.

**Weimar,** das Stammland des Großherzogthums Sachsen-Weimar-Eisenach (s. d.), die Kreise W. u. Neustadt umfassend, ist ein in zwei getrennte Partien u. viele Exklaven zerfallendes Gebiet von 43,84 □M. u. 206,119 E. — Der **Kreis W.** ist derjenige Theil des Großherzogthums, der im Gebiete der Ilm, einiger Zuflüsse der Gera u. zu beiden Seiten der Saale liegt u. einschließlich der Exklaven Ilmenau u. Allstedt 32,17 □M. mit 156,211 E. umfaßt. — Die **Stadt W.**, die Hauptstadt des Großherzogthums, mit 17,322 E. (1875), liegt in 204 m. Seehöhe an der Ilm, an der Strecke Gerstungen-Erfurt-Halle der thüring. Eisenbahn u. ist Ausgangspunkt der W.-Geraer Bahn. W. ist die großherzogl. Residenz

Sitz der obersten Landesbehörden, hat ein Kunstinstitut, eine Zeichenschule, Gymnasium u. andere höhere Unterrichtsanstalten, eine große Bibliothek im Grünen Schloß von fast 200,000 Bdn., über 8000 Landkarten, etwa 500 alten Stammbüchern, Gemälden u. den Marmorbüsten Goethe's, Schiller's, Herder's u. Wieland's; eine Kunstsammlung im Palais bei dem Theater, reich an Kupferstichen u. Handzeichnungen; ein Museum für die Gemälde Preller's; das sächs. Münz- u. Medaillenkabinet; das Gesammtarchiv für die Ernestinischen Lande, Theater &c. Das Innere des unter Goethe's gutachtlicher Leitung 1790–1803 aufgeführten Residenzschlosses zieren Fresken von Neher, Preller u. Jäger; im sog. Bernhardszimmer wird die Rüstung Herzog Bernhard's des Helden aufbewahrt, vier andere Zimmer enthalten Erinnerungen an Goethe, Schiller, Herder u. Wieland &c. In Verbindung mit dem Schlosse stehen das Fürstenhaus, das Rothe, Grüne u. Gelbe Schloß. Der sich anschließende Park, der Lieblingsaufenthalt Karl August's u. Goethe's, mit dem Röm. Hause u. dem Tempelherrenhause hat in letzterem die marmorne Kolossalstatue Goethe's von Steinhäuser. Das gothische Rathhaus ist 1841 von Heß erbaut; die um 1400 erbaute Stadtkirche enthält Denkmäler weimarischer Fürsten, das Grabmal Herder's, dessen ehernes Standbild seit 1850 vor derselben steht, u. als Altargemälde Luk. Cranach's „Kreuzigung“. Das Grabmal von Luk. Cranach, Musäus, Bode &c. ist bei der Jakobskirche; die Särge von Schiller u. Goethe ruhen mit denen Karl August's u. seiner Gemahlin Luise in der Fürstengruft auf dem neuen Friedhofe. Ebendort ist auch das Mausoleum der Großfürstin Maria Paulowna u. liegen ferner der Komponist Hummel, der Satiriker Joh. Falk, der Freund Goethe's J. P. Eckermann u. A. begraben. Von freistehenden Statuen sind noch zu erwähnen das Reiterstandbild Karl August's von Donndorf auf dem Fürstenplatze (seit 1875), das eherne Doppelstandbild Goethe's u. Schiller's auf dem Theaterplatz, nach Rietschel's Entwurf von Ferd. Miller in München gegossen, 4. Sept. 1857 enthüllt, u. die Statue Wieland's von Gasser in Wien, an demselben Tage enthüllt. Die ehemaligen Wohnhäuser der drei Dichter sind in einfach bürgerlichem Stile erbaut (Abb. des Goethe- u. des Schillerhauses sowie der Fürstengruft in W. s. unter „Goethe“ u. „Schiller“). Am 12. Mai 1878 wurde in W. ein Landeskriegerdenkmal enthüllt, ein Werk des Bildhauers Robert Härtel. — W.s Industrie u. Handel ist ohne Belang. — In seiner nächsten Nähe liegt auf der Höhe Schloß **Belvedère** mit Gewächshäusern u. Park; 3/4 Stunde östl. der Herzogin Schloß u. Park **Tiefurt** u. 1½ Stunde nördl. die Sommerresidenz **Ettersburg**. — W. soll seine Entstehung um 880 dem Grafen der Soravischen Mark Poppo zu verdanken haben. Gegen Ende des 10. Jahrh. wurde es Residenz der Grafen von W., einer Seitenlinie der Grafen v. Orlamünde. Nach dem Aussterben derselben 1376 kam es an die Landgrafen v. Thüringen, mit Thüringen 1440 an Sachsen u. bei dessen Theilung 1485 an die Ernestinische Linie. Seit 1572 ist es Residenz. Herzog Ernst August beabsichtigte W. zur Festung zu machen u. errichtete zu dem Zwecke das Fort Falkenburg; in der Folge aber wurde der Plan wieder aufgegeben u. mehr die Verschönerung der Stadt ins Auge gefaßt. Diese wurde am meisten gefördert durch Herzog Karl August, der dem äußeren Glanze auch die innere Weihe brachte, indem er neben dem bereits durch seine Mutter, die Herzogin Anna Amalie, nach W. berufenen Wieland die Koryphäen der deutschen Literatur, Goethe, Schiller u. Herder, an seinen Hof zu fesseln wußte.

**Wein**, **Weinstock**, **Weinbau**. W. ist der durch Gährung veränderte Traubensaft der edlen Weinrebe, *Vitis vinifera L.*, aus der Familie der Ampelidaceen (Rebengewächse). Die Weinrebe ist ein aus dem Süden stammendes baum- od. strauchartiges Gewächs mit herzförmigen, meist fünflappigen Blättern, welche grob gezähnt, kahl od. filzig sind. Die angenehm duftende Blüte hat fünf aufrecht stehende Staubfäden mit einer knopfigen stumpfen Narbe. Der Blumenkelch ist grün, sehr klein u. mit fünf Einschnitten versehen. Die Blumenkrone besteht aus fünf kleinen grünlich-gelben Blättchen. Die Blütezeit ist im Juni u. Juli. Der freie Fruchtknoten ist länglich-eiförmig. Die sehr saftige, kugel- od. eiförmige Beere hat zwei Fächer mit je einem birnenförmig gestalteten Samen. Den Blättern gegenüber liegen wechselständig die Ranken, welche vorn gabelförmig enden u. im Herbste verholzen. An den älteren Stammtheilen löst sich die Rinde faserig ab. Die jungen Zweige sind schlaff, rankend u. behaart, die älteren knotig u. biegsam. Die Varietäten der Weinrebe sind außerordentlich zahlreich. Bei uns unterscheidet man solche mit niedrigem Stamm, gedrängten Knoten u. gewöhnlich kleinen u. dichtbeerigen Trauben von solchen mit höherem, stärkerem Stamm, weiterem Abstand der Knoten u. lockeren großen Trauben. Diese letzteren Varietäten eignen sich nam. zu Spalieren, Lauben &c. Schon Homer (884 v. Chr.) berichtet von den verschiedenen Abarten des Weinstockes u. ihren Eigenschaften. Platon 430 v. Chr. betrachtet ihn als das schönste Geschenk der Götter; auch Cato schreibt über den Weinstock sowie über die Verfahrungsarten bei der Produktion der verschiedenen We. Die alten Germanen lernten bei ihren Streifzügen in das Röm. Reich den W. kennen; die Kultur der Rebe begann jedoch erst, als die Römer ihre Herrschaft über die deutschen Nachbarländer am Rheine, in dem heutigen Baden u. Württemberg, ausdehnten, u. man vermuthet, daß die schon von Horaz so geschätzte „Falerner Traube“ unser Kleinrießling gewesen. Die Weinrebe, welche in den Gegenden zwischen dem Kaukasus, Ararat u. Taurus heimisch ist, kann mit Vortheil nur in wärmeren Klimaten kultivirt werden, u. zwar dort, wo der Mandel- u. Pfirsichbaum sicher gedeihen, wo ein zeitiges Frühjahr sowie beständiger Sommer vorwaltet. An der Westküste Europa's reicht die Nordgrenze der Weinkultur bis zur Mündung der Loire, von da geht sie im Innern Frankreichs nordwärts bis zur Vereinigung der Mosel u. des Rheins, 51° n. Br. Oestlich von da wird noch in Sachsen, Thüringen u. Schlesien stellenweise W. gebaut, dann sinkt die Weingrenze in Ungarn bis zu 46° n. Br. In den Tropen wächst der W. sehr üppig, aber die Trauben vertrocknen schon vor der Reife. Im Westen Afrika's ist die Südgrenze des Weinbaues 27,50° n. Br.;

Nr. 5496. Das Schloß zu Weimar.

sie reicht in Nordamerika bis zu 38° n. Br. Was die Verbreitung des Weinstocks in vertikaler Richtung anlangt, so erreicht diese Grenze in Württemberg die Höhe von 470 m., in der Schweiz 520 m., am Südabhange der Alpen 620 m., im Himalaja bis 3100 m. In Europa, nam. an der nördl. Grenze der Weinbauregion, haben **Lage** u. **Beschaffenheit des Bodens** einen hervorragenden Einfluß auf eine gewinnbringende Rebenkultur. Da der Weinstock einen entsprechenden Wärmegrad verlangt, so pflanzt man ihn bei uns nicht auf Ebenen, sondern nur an Bergabhängen in warmer, geschützter Lage gegen Süden, damit die Sonnenstrahlen auf die Erdoberfläche mehr senkrecht einfallen können. Einen wohlthätigen Einfluß übt auch die Wasserfläche vor einem solchen nach Mittag geneigten Abhang aus, sei es, daß die von der Spiegelfläche des Wassers auf die Bergwände reflektirten Lichtstrahlen eine erhöhte Wärme hervorrufen od. durch die größere Wasserverdunstung die für die Vegetation so angemessene feucht-warme Luft erzeugt wird. Diesen klimatischen Einfluß des Wassers beobachtet man in allen berühmten Weingegenden, so z. B. außer dem Rheingau in Hochheim, Nierstein, Oppenheim, am Stein bei Würzburg, an den Geländen des Neckar, an den meisten Schweizerseen, am Lago maggiore in Italien. — Der Boden für den Weinstock muß warm u. trocken, hinlänglich locker u. kräftig sein. Zu fettes u. stark gedüngtes Erdreich erzeugt viele Holztriebe, aber weniger u. geringwerthige Trauben.

Bei der **Anlage eines Weinfeldes** ist bes. zu beachten, daß der **Boden u. Untergrund tiefgelockert** u. mit **geeigneten Rebsorten** bepflanzt werde. Um steile Abhänge besser zu bebauen, d. h. in kleine ebene Flächen umzuwandeln u. ein Abschwemmen der obern Krume zu verhindern, führt man terrassenförmige Mauern auf. Bei seichteren Bergabhängen bringt man Wasserabzüge, kleine Gräben von 15 cm. Tiefe u. in einer Entfernung von 10—15 m. von einander an.

Die **Wahl der Rebsorten** richtet sich nach Klima, Lage u. Boden;

sie muß so getroffen werden, daß die Reife nicht nur in guten, sondern auch in mittleren Jahren erfolgen kann. Man unterscheidet Weintrauben u. Tafeltrauben. Zu den ersteren, aus denen die feinsten weißen W.e bereitet werden, gehört der weiße Rießling (s. d.). Der rothe Klevner (Ruländer) mit einem mittelgroßen Rebstock, länglichen dichten Trauben u. länglichen bis fast runden bläulich-rothen Beeren, welche sehr saftig u. zartfleischig, süß u. angenehm schmeckend sind. Der rothe Klevner gilt bei uns als eine der edelsten Traubenarten, man gewinnt von ihm einen sehr feinen, süßen, angenehmen W., der sich jedoch nicht so gut wie die eben bezeichneten fürs Lager eignet. In der Champagne u. in Württemberg dient er vorzugsweise zur Champagnerfabrikation.

Nr. 5167. Rappen der Trauben in Frankreich.

Der rothe Traminer (s. d.) verlangt eine geschützte Lage u. macht wenig Ansprüche bezüglich der Bodenart. Die kleinen, dichten, röthlichen Trauben geben die lieblichen, süßen, feurigen u. haltbaren Pfalzweine, den Wachenheimer, Deidesheimer, Forster u. Ruppertsberger. Der weiße Traminer ist bes. in Ungarn u. Frankreich verbreitet. Der blaue Klevner (Burgunder, Süßroth), dessen Rebstock von mittlerer Größe ist, hat dichte Trauben mit dunkelblauen, dünnhäutigen Beeren von süßem, angenehmem Geschmack. Er ist in Burgund u. in der Champagne sehr verbreitet u. kommt in fast allen Weingegenden Deutschlands vor. Er reift sehr früh, eignet sich daher für Gegenden, wo Rießlinge nicht mehr gedeihen. Von ihm entstammen die edelsten Rothweine, der köstliche Aßmannshäuser, Ingelheimer Weinheimer u. a. Doch werden auch weiße W.e sowie Champagner aus den Trauben bereitet, wenn diese, noch ehe der Farbstoff aus den Hülsen extrahirt ist, gleich nach dem Abnehmen gekeltert werden. Zu den Trauben, von welchen ein guter, meist starker W. gewonnen wird u. der auch fürs Lager paßt, gehört: Gelber Orleans, mit großem Rebstock, dichten, ästigen Trauben, fast runden, weißgelben u. sehr wohlschmeckenden Beeren. Die Rebe gelangte zu Karl's d. Großen Zeiten nach dem Rüdesheimer Berg u. von da nach Nierstein, an den Haardt u. die Bergstraße. Sie verlangt eine bes. warme Lage, da das Reifen viel später als beim Rießling erfolgt. Der Ertrag ist sehr reichlich, doch fehlt dem W. Bouquet u. Gewürz. Zu den Trauben, von welchen ein mittelmäßiger, meist leichter Weißwein gewonnen wird, gehören: der Weiße Gutedel mit kräftigem Rebstock. Die Traube ist locker u. ästig, seltener dicht; die Beeren rund, grüngelb, braun, hell, dünnhäutig. Diese Rebe kommt in Frankreich häufig vor, ferner im Elsaß, am Neckar u. Main, weniger ist er am Niederrhein gekannt; nicht selten baut man ihn auch in Oesterreich, Ungarn u. Steiermark. Er verlangt einen kräftigen, nahrhaften Boden, in welchem er bei gehöriger Düngung äußerst ertragreich, dabei auch früh reifend ist; keineswegs paßt er für lockere sandige Plätze. Der daraus gekelterte W. ist leicht u. angenehm, muß aber möglichst jung verbraucht werden. Als Tafeltraube nimmt der Gutedel den ersten Rang ein. Der Krachgutedel (Krachmost, Kracher) hat dichtere, größere Trauben als der letztere; die Beeren sind hartfleischig, wohlschmeckend u. reifen frühzeitig. Er ist in Baden, Württemberg u. im obern Elsaß verbreitet, wo der W. unter dem Namen „Markgräfler" sehr beliebt ist. Rothgutedel, Königsgutedel: die Blätter sind meist röthlich, tief fünfspaltig, die Traube groß u. schlaff, die Beeren purpurn mit blauem Anflug. Er wird bei Durlach in Weinbergen, häufiger in Gärten als Tafeltraube u. an Spalieren gebaut. Der Alben, Elben, Elbling, hat große Trauben mit graulich-weißen, punktirten Beeren, ist in Deutschland außerordentlich verbreitet; er giebt viel, aber sehr leichten W. ohne besonderes Bouquet u. eignet sich nicht fürs Lager; in neuerer Zeit wird er durch bessere Sorten mehr u. mehr verdrängt. — Grüner Sylvaner (Oesterreicher), besitzt einen ziemlich kleinen Rebstock, sehr dichte Trauben mit kurzem dicken Stiel u. runde gelblich-grüne Beeren, welche sehr süß u. wohlschmeckend sind, sich daher besser für die Tafel als zur Weinbereitung eignen. Er ist in Oesterreich u. Ungarn, auch in Deutschland sowol in Gärten wie in Weinbergen ziemlich häufig anzutreffen. Der W. hat nur geringe Haltbarkeit. Der späte weiße Burgunder, mit kleiner, dichter Traube u. gelbgrünen, punktirten, dünnhäutigen Beeren, wächst an der Bergstraße, im Breisgau u. Elsaß. Man erhält von den Trauben einen mittelmäßigen, leichten, weißen, wenig lange haltbaren W. Diese aus Frankreich stammende Rebsorte heißt dort Morillon blanc, Bourguignon blanc. Der weiße Kleinedel, gleichfalls aus Frankreich stammend, ist mit dem weißen Burgunder am nächsten verwandt, doch sind die Beeren von feinerem Geschmack. Zu den feinsten Tafeltrauben gehören neben den schon oben erwähnten Rießling, gelben Orleans, dem weißen, rothen u. Krachgutedel noch: der Pariser Gutedel, welcher sich durch weißgelbliche, angenehm süßschmeckende, etwas hartfleischige Beeren auszeichnet. Er stammt aus der Umgebung von Paris u. wird in Deutschland häufig am Spalier in Gärten gezogen. Der Muskatellergutedel, Muskatgutedel, Chasselas musqué stammt aus Frankreich, ist frühreifend u. sehr fruchtbar. Die Trauben, vom feinsten Muskatgeschmack, lassen sich gut aufbewahren. Weißer Muskateller, Muscat blanc, hat einen kräftigen Rebstock mit einfachen dichten Trauben. Das Fleisch der gelben geäderten Beeren ist fest u. sehr aromatisch. Diese Rebsorte wird vorzugsweise in Spanien, Italien u. im südl. Frankreich angebaut, kommt aber auch häufig in Oesterreich u. Ungarn vor. Im südl. Deutschland wird er nur am Spalier in Gärten als köstliche Tafeltraube gezogen, denn sie erreicht bei uns nicht die volle Reife, um dem W.e das schöne Bouquet zu geben, wie es die berühmten Frontignac u. Muskat de Lunel im südlichen Frankreich u. die Muskat-Tokayer in Ungarn besitzen. Weitere Spielarten sind noch der graue, rothe, violette u. schwarze Muskateller. Als ausgezeichnet feine Tafeltraube ist noch zu empfehlen der aus Frankreich stammende weiße Muskatsylvaner. Zu den Rebsorten, welche sich wegen der Größe der Stöcke bes. zur Bekleidung großer Lauben od. Gebäude eignen, gehört der blaue Trollinger. Er ist nam. als Tafeltraube sehr beliebt u. liefert auch in günstigen, warmen Jahren einen guten, dunkelrothen, haltbaren W. Trauben, von denen die vorzüglichsten rothen W.e (Lagerweine) gewonnen werden, sind: der schwarze u. blaue Klevner. In günstigen Jahren u. guten Lagen erzielt man vom Trollinger sowie vom Schwarz- u. Rothurben einen guten, lagerbaren W. Der Liverdoner u. der blaue Portugieser liefern einen süßen, dunkelrothen u. haltbaren W. Auch der Rothgipfler ist eine empfehlenswerthe neue Rebsorte, deren Stock sich sehr kräftig entwickelt, außerordentlich ergiebig ist u. einen sehr gewürzreichen W. giebt. Zu den frühreifenden Trauben rechnet man: Frühen Gutedel, frühe Lahntraube, gelbe Seidentraube, frühen weißen Malvasier, frühen blauen Klevner, rothen Traminer. Für geringere Lagen eignen sich der Ruländer, weiße Burgunder, Gutedel u. Sylvaner.

Fehlerhaft ist es, einen Weinberg mit Rebsorten von verschiedener Reifezeit u. verschiedener Güte unter einander anzupflanzen. Bei Anlage eines Weinbergs sind nur etwa 2—3 Sorten, welche dem Klima, der Lage u. dem Boden entsprechen, bes. für sich anzupflanzen u. später getrennt zu behandeln. Die Vermehrung od. Verjüngung des Weinstockes geschieht, wenn auch seltener, durch Erziehung von Stöcken aus den

Traubenkernen. Da nicht vorauszusehen ist, ob die Trauben denen der Mutterpflanze entsprechen werden, so veredelt man auch die aus Kernen gezogenen Reben durch Pfropfreiser. In vielen Gegenden benutzt man noch Ableger, Senker, d. h. Setzreben, welche im Frühjahr vom Rebstocke nicht getrennt, sondern niedergebogen u. zum Theil mit Erde bedeckt werden, um über Sommer einige Wurzeln zu bilden u. dann vom Mutterstocke abgelöst zu werden. Das Versetzen mit dem ganzen Erdballen ist am Bodensee sehr üblich. Es geschieht dies in der Weise, daß man durch das Loch eines Blumentopfes, eines Korbes od. sonstigen Behälters die zur Absenkung bestimmte Rebe einführt u. nach gehöriger Bewurzelung das Gefäß od. Geflecht entfernt. — Zur Fortpflanzung durch Stecklinge gebraucht man gut gereifte, vieläugige, wenig markige Reben von einem fruchtbaren, nicht zu alten Stocke. Die Stecklinge müssen 45—54 cm. lang sein u. 3—4 Augen haben. Man bringt je 50 Stück zunächst in Wasser od. vergräbt sie in Erde. Sobald die Augen stark zu treiben beginnen, werden die Stecklinge in den Anlagen so verpflanzt, daß nur ein Auge über den Boden ragt. Dasselbe umgiebt man mit Moos u. hält den Boden feucht, damit der Steckling nicht vertrocknet u. sich gut bewurzelt. Die weitere Erziehung u. Pflege der Reben richtet sich nach der Lage, der Bodenbeschaffenheit u. den zu wählenden Sorten. Bei der Kopferziehung bildet man durch Abschneiden der Jahrestriebe einen Wulst od. Kopf auf der Wurzelbasis. Beim Schenkelschnitt werden die Zweige aus dem Wurzelstock herangezogen. Wegen der eigenartigen Wachsthumsverhältnisse des letzteren verdient das Verschneiden des Stockes Beachtung, weil nur die aus den Augen der Rebe hervorsprossenden grünen Ruthen Trauben tragen. Der Bockschnitt wird dort ausgeführt, wo der Rebstock nicht unterstützt wird. Gewöhnlich erhält derselbe eine Stütze durch Pfähle, Drahtgitter, Spaliere, Lauben, od. die Reben ranken wie in Italien an den Baumstämmen u. Zweigen. Der Drahtbau vermindert die Arbeit im Weinberg ganz erheblich u. wird deshalb heute mehr u. mehr angewandt. Um den Fruchtansatz zu befördern u. eine frühere Reife der Früchte zu erzielen, werden die Ruthen gebogen, so daß die Trauben der Erde sich nähern. Triebe, welche keine Früchte versprechen u. auch für den folgenden Schnitt nicht verwerthet werden können, bricht man frühzeitig aus. Das Ablösen eines Rindenringes (Ringeln) geschieht bisweilen, um den Saft den Trauben zu ihrer besseren Ausbildung zuzuführen. — Die Weinrebe hat eine große Zahl thierischer u. Pflanzenparasiten, von denen die verheerendsten die in den Artikeln „Reblaus" u. „Traubenkrankheit" beschrieben sind. Dazu gehören noch der schwarze, dem gemeinen Mistkäfer ähnliche Rebenschneider, Lethrus cephalotes, mit breitem Brustschild, großem Kopf u. stark gekrümmten, an der Innenseite gekerbten Kiefern, welche beim Männchen mit einem nach abwärts gerichteten Zahn bewehrt sind. Er kommt im südöstlichen Europa, bes. in Ungarn u. der Türkei vor. In Italien u. Frankreich tritt der Rebenstecher, Rhynchites Betuleti, oft verheerend auf. Er ist 4—6 mm. lang, von Farbe stahlblau od. grünlich-golden u. hat einen geraden, mit kurzen, keuligen Fühlern versehenen Rüssel. Eine Düngung der Weinstöcke ist von Zeit zu Zeit erforderlich. Schwerer kräftiger Boden wird aller 3—4 Jahre stärker, leichter Boden alle Jahre schwach gedüngt; an Bergabhängen düngt man öfter als in der Ebene, in kälteren Gegenden lieber im Frühjahr, in wärmeren im Herbst. Man rechnet pro Hektare etwa 600—800 Ctr. Stalldung, wobei man den Rindviehmist bevorzugt, weil er nachhaltig wirkt. Ebenso ist die Verwendung von Torferde u. Mergel empfehlenswerth. Die Ernte, die Traubenlese, verlangt ganz besondere Sorgfalt. Als Kennzeichen der Traubenreife gelten, wenn die Beeren weißer Trauben bräunlich-gelb u. durchscheinend, die der rothen u. blauen schwarz erscheinen; die Traubenstiele sind dann braun, welk u. brechen leicht am Gelenk (Insertionsstelle) ab; die Beeren lösen sich vom Kamme (Beerenstiel) leicht ab; die Kerne sind braun u. trennen sich leicht vom Fleisch, der Saft ist süß u. klebrig. Bräunt sich die reife Beere am Stock, so nennt man sie edelreif, ist die Reife schon weiter vorgeschritten, so spricht man von edelfaulen Beeren. Die Lese ist möglichst weit hinauszuschieben, denn selbst gelinder Frost schadet den Trauben nicht; dagegen nimmt der Zuckergehalt mit der Zeit immer noch zu, während die Säure sich vermindert. Die Lese soll bei trockenem Wetter u. bei jeder Traubensorte für sich geschehen; desgleichen werden halb u. ganz reife, frische u. vertrocknete, gesunde u. faule Trauben gesondert, bezw. verschiedene Male gelesen. In warmen Herbsttagen ist es rathsam, immer nur so viel abzulesen, als nach einigen Tagen ausgepreßt werden kann.

Die zur Weinbereitung bestimmten Trauben werden zunächst abgebeert, d. h. die Beeren werden auf siebartigen Horden von den Stielen (Kämmen) getrennt, eine Arbeit, welche man das Rappen nennt u. durch die man die Güte des W.es verbessert, indem durch das Abscheiden der Kämme der Gehalt an Gerbsäure verringert wird. Nach dem Rappen folgt das Zerstoßen der Beeren durch Mostern (hölzerne Keulen) od. Zerquetschen in der Traubenmühle zwischen zwei kannelirten, in entgegengesetzter Richtung rotirenden Walzen, welche so weit von einander abstehen, daß die Kerne nicht zerdrückt werden. Die gesammte Masse wird in durchlöcherte Bottiche gebracht, aus denen zunächst der Vorlauf abfließt, welcher, für sich vergohren, eine bessere Qualität, den sog. Vorwein, giebt, das Uebrige liefert durch die Kelter den Preßwein. Um den Gehalt der Preßrückstände (Trester) an Weinsäure sowie an den eigenthümlichen

Nr. 5198. Austreten der Weintrauben in Frankreich.

ätherischen Bestandtheilen noch auszunutzen, werden jene gewöhnlich noch mit einer Zuckerlösung übergossen, nochmals gekeltert (gepreßt) u. geben den Nachwein. Dieses Verfahren der Weinvermehrung nennt man Petiotisiren (s. d.). Das Gallisiren (s. d.) bezweckt die Herstellung des erwünschten Zucker- u. bezw. Säuregehaltes im Most durch Behandlung desselben mit Wasser unter Zusatz von Traubenzucker. Durch das Chaptalisiren (s. d.) wird die Weinsäure durch kohlensauren Kalk (Marmormehl) neutralisirt u. dem W. noch Zucker zugesetzt. Die aus den Trauben abgepreßte Flüssigkeit ist der Most. Das Gähren des Mostes geschieht ohne Hefezusatz in Fässern od. Gährkufen u. zerfällt in die Hauptgährung, welche 3—4 Wochen währt, in die Nachgährung, welche bis zum Frühjahr dauert, u. in die Lagergährung. Läßt man die farbstoffhaltigen Beerenhülsen blauer Trauben die Hauptgährung mit durchmachen, so geht deren Farbstoff in den W. über u. es entsteht Rothwein, sonst, auch aus blauen Trauben, stets Weißwein. Bei der Nach- od. Jungweingährung u. der Lagergährung sondern sich einestheils die Eiweißstoffe sowie der Weinstein ab, anderntheils bilden sich diejenigen Stoffe, von denen das Bouquet, das eigenthümliche Aroma des W.es, abhängt. Während der Gährung u. nachher bei der Lagerung im Keller erfordert der W. aber eine sehr sorgfältige Pflege, um seine guten Eigenschaften zu erhalten, seine weniger guten zu verbessern. Die Kellerwirthschaft ist daher durchaus keine so einfache Sache. Die Verbesserung einer Weinsorte durch Vermischen mit einer andern nennt man Verschneiden. Das Klären (Schönen) trüben Weißweins geschieht durch Hausenblase; andere Schönungsmittel sind Auflösungen von Leim, Gelatine od. Eiweiß, welche im W. gerinnen u. beim Niederschlag die trübenden Bestandtheile mit absetzen. Die Haltbarkeit u. frühe Reife des

W.es wird durch Erwärmung desselben auf 40—45° C. erzielt. Um starke, geistreiche W.e haltbarer u. für den Transport tauglicher zu machen od. schwache W.e aus schlechten Jahrgängen zu verbessern, setzt man aus den Trestern gewonnenen Weinspiritus od. auch entfuselten Kartoffelbranntwein zu ꝛc. Der **fertige**, vollständig vergohrene W. enthält in 1000 Theilen 890—900 Theile Wasser, etwa 80 Theile Alkohol u. 20—30 Theile Zucker, Gummi, Pektin, Fett, Farbstoff, Eiweißkörper, Gerbsäure, Weinstein=, Trauben- u. Apfelsäure, Glycerin, Kohlensäure, Essig=, Milch= u. Bernsteinsäure, Aetherarten u. Mineralstoffe. Der Gehalt an Alkohol ist bei gut gereiften Sorten u. südlichen W.en größer, als in schlechten Weinjahren u. bei W.en aus nördlichen Distrikten. Portwein enthält 20—23 Raumprozente Alkohol, Madeira 18—22, Xeres 17—18, Bordeauxwein 10—14, Champagner 9—12, Burgunder 9—11, Rheinwein 8—12, Tokayer 10½, Grünberger 6½ Prozent. Der Zuckergehalt ist bei den Likörweinen am größten; er beträgt beim Madeira 10—14 Prozent, bei den Rheingauweinen 3½—4½ Prozent. — Man versteht unter schwerem W. einen solchen, welcher reich an Alkohol u. Extrakt ist. Ein harter W. enthält viel Weinsteinsäure u. Gerbstoff; fetter, schmalziger W. viel Extrakt. **Bouquet** (Blume) ist die Bezeichnung für den Weingeruch der bestimmten Sorte. Wird die bei der Nachgährung u. durch Zusatz von Zucker in vermehrtem Maße erzeugte Kohlensäure im W. gewaltsam zurückgehalten, so erhält man **Schaumweine** od. Champagner (s. d.). Der alte Ruf der Champagnerweine hat eingebüßt, seitdem man es verstanden hat, ebenso stark moussirende Rhein=, Main= u. Moselweine zu produziren, welche noch das vor dem echten Champagner voraus haben, daß sie ein köstliches Bouquet u. mehr Feuer besitzen.

Durch fehlerhafte Gährung, Lagerung u. Behandlung verdirbt der W. nur zu leicht, es entstehen mancherlei **Weinkrankheiten**: das **Kahmigwerden** erfolgt bei unvollständiger Auffüllung u. loser Verspundung der Fässer durch einen weißen Schimmelpilz, Mycoderma vini, welcher das Entstehen der Säure im W. anzeigt. Durch regelmäßiges Nachfüllen (nach 8—14 Tagen), durch Schwefeln der Fässer u. durch Fernhaltung des Luftzutritts kann diese Krankheit verhütet werden. Kahmigen W. seiht man durch dichte Leinwand od. füllt mittels einer langen Röhre so lange W. nach, bis die Schimmeldecke aus dem Spundloch abfließt; solcher W. muß möglichst rasch verbraucht werden. Das **Braunwerden** des Weißweines wird von faulen Beeren bedingt. Mittel dagegen sind Schönen durch Eiweiß ꝛc., Aufrühren der Hefe od. Zusatz von gesunder Hefe. Das **Langwerden**, **Zähewerden**, tritt häufig bei süßen jungen W.en ein, während gerbstoffreiche W.e (Rothweine) davon nicht so leicht betroffen werden. Stehenlassen bei 27—30° C., Zusatz von Gerbstoff od. Ablassen u. Peitschen des W.es, um ihn in kurzer Zeit mit viel Luft in Berührung zu bringen, sind Mittel dagegen.

Die besten W.e **Deutschlands** werden im Rheingau u. in Rheinhessen produzirt; ihnen fast gleichwerthig sind die Erzeugnisse Rheinpreußens, die Pfälzer (, Neckar=, Mosel-, Nahe-, Ahr- u. Saarweine. Diesen **Rheinweinen** (s. d. Art.) entsprechen zum Theil die Frankenweine in Bayern (Leistenwein, Steinwein ꝛc.), welche theilweise in niedrigen Flaschen, sog. Bocksbeuteln, auf den Markt kommen. Die besten W.e des Elsaß wachsen bei Colmar u. Molsheim u. haben Aehnlichkeit mit dem Markgräfler Badens. Die besten thüring. W.e werden zwischen Freiburg u. Kösen gewonnen. In Oesterreich ist der Weinbau sehr ausgedehnt, die Produkte werden meist im Lande selbst verbraucht. Sehr gute edle W.e, der Kloster Neuburger, Vöslauer, Grinzinger, Nußdorfer, stammen aus der Nähe von Wien. Unter den Weißweinen Böhmens gilt der Czernoseker, von den Rothweinen der Melniker als feine, gewürzreiche Erzeugnisse. Aus dem Süden Oesterreichs kommen der Maraschino von Sebenico, der Malvasier von Calmota, der Muskat von Almissa. Ueber **Ungarweine** s. diesen Artikel. Von den besten Schweizer W.en sind zu nennen die am Neufchâteler= u. Genfersee. In Bezug auf Quantität u. Qualität der Weinproduktion steht **Frankreich** allen Ländern voran. Weltberühmt sind die Bordeaux= u. Burgunderweine, die W.e des Rhône u. der Provence, die weißen u. rothen Roussillonweine, die Languedocweine. Die besten rothen Bordeauxweine wachsen auf den Weinbergen von Lafitte, Latour, Château Margaux, Haut=Brion; die besten weißen Sorten kommen von den Graves=Bergen u. vom linken Ufer der Garonne (Sauternes). Die **spanischen** W.e sind meist stark, feurig, dick u. süß. Sie sind fast durchweg aus ganz reifen Trauben be[illegible]t u. werden häufig unter Zusatz von eingekochtem Most dargestellt. Die hervorragendsten Weingegenden sind in Andalusien, wo der Tinto [illegible] rosa (Rothwein) u. [illegible] bei Xeres de la Frontera (, wo die Weißweine Praxete, Vino seco u. Avocado erzeugt werden; ferner die Berge um Malaga (Malvasier) in Neu Castilien bei la Mancha, in Alicante, in Arragonien mit den ausgezeichneten Sorten des Sabayes u. Carignena ꝛc. Die meisten span. W.e werden mit Traubenzucker u. Alkohol nachgebildet. Von den **portugiesischen** W.en sind zu nennen der rothe Portwein aus dem Dourothal. Er wird rein wol kaum versandt, kommt vielmehr mit Mostsirup u. Weinbranntwein vermischt in den Handel. Von weißen W.en wird fast nur der von Carcavellos u. nächstdem der von Setuval u. Bucellas ausgeführt. Obschon **Italien** viel W. produzirt, so ist derselbe doch weniger geschätzt, weil die Qualität durch die schlechte Behandlung der Reben wie des Produktes sehr viel Einbuße erleidet. Die vorzüglichsten Sorten sind: der Vino Santo von Castiglione u. Lonato, ein goldgelber, süßer Likörwein. Aus derselben Gegend stammt der leichte, schöngefärbte Toscolana. In Toscana wird der würzige, übersüße Aleatico od. rothe Muskateller bei Florenz am meisten geschätzt. Ein ebenso süßer, aber nicht gleichwürziger W. wird auf den felsigen Bergen von Chianti gewonnen. Sardinien liefert kräftige Likörweine, den Malvasier von Sorso, Alghiere, Posa, die dunkelrothen starken W.e von Bosa, Ogliastra u. Sassari, welche den spanischen W.en ähnlich sind. Am Vesuv wachsen: Lacrymae Christi, roth u. süß, Vino greco u. ein Muskatwein. Die sizilianischen W.e von Mazzara u. Marsala sind von vortrefflichem Bouquet u. Geschmack, ebenso auch die rothen u. weißen Syrakuser Muskatweine. Die **griechischen** W.e gehören zu den übersüßen. Berühmt sind die Likörweine der Halbinsel Morea, hauptsächlich aus der Gegend von Patras, Vlattero, Vostizza u. Kalavrita, doch überwiegt mehr die Produktion von Rosinen als von W. Auf den Jonischen Inseln u. den Inseln des Archipels wachsen vorzügliche W.e; ebenso gehören die Cyperweine zu den vortrefflichsten der Erde. **Rußland** besitzt in der Krim u. in Bessarabien süße W.e von Mittelstärke; ebenso wird W. in Astrachan u. in Kaukasien gewonnen. — Im Süden Afrika's wird der edle Kapwein, der Constantia, Kapmadeira u. Steinwein gewonnen. In Amerika bringt die heimische Catawbarebe neben den eingeführten Reben hohe Erträge u. nimmt der Weinbau nam. in Pennsylvanien, New=Orleans, Louisiana, Ohio, in Texas u. Kalifornien einen mächtigen Aufschwung. Die Weinproduktion beträgt in Preußen 389,000 Hl., in Bayern 590,000, Baden 640,000, Württemberg 450,000, Hessen 186,000; in Oesterreich 21,050,000, in Frankreich 46,000,000, in Italien 27,515,000, in Spanien 22,900,000, in Portugal 4,900,000, in der Schweiz 1,700,000, in Rußland 600,000, in Griechenland 1,100,000, in Rumänien 1,000,000 Hl. Die Einfuhr von W. in das deutsche Zollgebiet hat bedeutend zugenommen, die Ausfuhr hat sich dagegen vermindert.

| | Einfuhr | Ausfuhr | Mehreinfuhr | |
|---|---|---|---|---|
| 1868: | 438,810 | 419,700 | 19,110 | Ctr. netto. |
| 1872: | 816,800 | 370,000 | 446,800 | „ „ |
| 1875: | 1,180,000 | 285,000 | 895,000 | „ „ |

Literatur: v. Gock, „Die Weinrebe u. ihre Früchte“ (Stuttg. 1836); Bronner, „Weinbau in Deutschland“ (Lpz. 1833—42); Derselbe, „Die wilden Trauben des Rheinthales“ (Heidelb. 1857); Babo, „Die Wein- u. Tafeltrauben“ (Stuttg. 1851); Derselbe, „Der Weinstock u. seine Varietäten“ (1857); Derselbe, „Erzeugung u. Behandlung des Traubenweins“ (Frankf. 1851); Mulder, „Chemie des W.s“ (Lpz. 1856); Balling, „Die Weinbereitung“ (Prag 1855); Hlubek, „Versuch einer neuen Charakterisirung u. Klassifizirung der Rebsorten“ (Graz 1841); Schultze, „Geschichte des W.s u. der Trinkgelage“ (Berl. 1867); Neubauer, „Chemie des W.s“ (Wiesb. 1870); Goethe, „Atlas der für den Weinbau Deutschlands u. Oesterreichs werthvollsten Traubensorten“ (Wien 1873—76); Gillon, „Klassifikation der bekanntesten u. beliebtesten W.e“ (1859); Neßler, „Die Behandlung des W.s“ (1872); Maier, „Die Ausbrüche, Sekte u. Südweine“ (Wien 1875); Hellenthal, „Hülfsbuch für Weinbesitzer“ (Wien 1873); Hamm, „Das Weinbuch“ (2. Aufl. Lpz. 1874); Dahlen, „Die Weinbereitung“ (Braunschw. 1878); Rendu, „Ampélographie française“ (Par. 1862); Odart, „Ampélographie universelle“ (1862); Jullien, „Topographie de tous les vignobles connus“ (1871); Pulliat u. Mas, „Le vignoble“ (1875); Planchon, „Les vignes américaines“ (1875); Guyot, „Les vignobles de la France“ (3 Bde., 1876); Pasteur, „Études sur le vin“ (1873).

**Weinbrenner**, Friedrich, namhafter Architekt der klassischen Richtung, geb. 9. Nov. 1766 zu Karlsruhe; wollte sich Anfangs dem Zimmermannshandwerk widmen, doch fand er Gelegenheit, sich seit 1788 in Zürich fürs Baufach auszubilden. Nachdem er dann noch in Wien die antike Baukunst studirt u. Dresden u. Berlin besucht hatte, zog er 1791 nach Italien, wo er die Bauten des Alterthums in ihrem ganzen Umfang, nam. aber, der Richtung seiner Zeit gemäß, die dorischen Tempelruinen Unteritaliens u. Siziliens zum Gegenstande seines Studiums machte. Nach kurzem Aufenthalt in Straßburg fand W. dann in Karlsruhe ein dankbares Feld der Thätigkeit. Er wurde Bauinspektor, später Baudirektor u. schuf in seiner Vaterstadt im Laufe der Jahre eine Reihe von öffentlichen u. Privatgebäuden, in denen er die klassischen Formen, nam. die dorischen, meistens sehr glücklich, aber auch etwas monoton verwendete. Die bedeutendsten

dieser Bauten sind die dem Pantheon frei nachgebildete katholische Kirche mit ionischer Vorhalle, die ziemlich nüchterne protestantische Kirche, das Rathhaus, das (1847 abgebrannte) Theater, die Münze u. mehrere Privatgebäude. Auch als Fachschriftsteller leistete W. Bedeutendes in den Werken „Ueber das Theater in architektonischer Hinsicht“ (1809) u. in der „Perspektivlehre“ (1824). Er starb als Oberbaudirektor in Karlsruhe 1. März 1826. Zu seinen Hauptschülern sind Moller (s. d.), Hübsch u. Eisenlohr (s. d.) zu zählen.

**Weingeist**, s. v. w. Alkohol (s. d.). **Weinkauf**, s. „Leihkauf“.

**Weinlig**, Christian Theodor, Komponist u. Theoretiker, geb. zu Dresden 25. Juli 1780; studirte seit 1797 in Leipzig die Rechte u. praktizirte 1800—1804 in Dresden als Advokat, gab aber dann die Jurisprudenz auf u. studirte bei seinem Oheim Christian Ehregott W., der Kantor an der Kreuzschule in Dresden war, die Komposition, ging 1806 nach Italien, wo er zu Bologna unter der Leitung des Pater Mattei das Studium des Kontrapunktes fortsetzte, ward auch 1807 Mitglied der dortigen Philharmonischen Akademie. Nach kurzem Aufenthalt in Wien kehrte er 1808 nach Dresden zurück u. privatisirte dort, bis ihm 1814 das Kantorat an der Kreuzschule (als Nachfolger seines Oheims) übertragen wurde. Dieses Amt bekleidete er bis Ende 1817 u. trat in das Privatleben zurück, Kompositionsunterricht gebend u. die Dreyßig'sche Singakademie dirigirend. Im März 1823 wurde er als Kantor der Thomasschule u. Musikdirektor der beiden Hauptkirchen nach Leipzig berufen (als Nachfolger Schicht's) u. entfaltete in diesen Aemtern eine verdienstliche Wirksamkeit bis zu seinem am 6. März 1842 erfolgten Tode. Von W.'s gehaltvollen u. gediegenen Kirchenkompositionen ist wenig od. nichts im Druck erschienen, wol aber einige Hefte sehr brauchbarer Singübungen; nach seinem Tode erschien „Theoretisch-praktische Anleitung zur Fuge“ (Dresd. 1845).

**Weinlig**, Christian Albert, geb. zu Dresden 9. April 1812; bezog bereits 1829 die Universität Leipzig, um sich dem Studium der Naturwissenschaften u. Medizin zu widmen, begann daselbst 1833 die ärztliche Praxis, gab diese aber bald zu Gunsten der Naturwissenschaften auf u. verband mit deren Studium das der Nationalökonomie. Nachdem er kurze Zeit Lehrer der Naturgeschichte an der Leipziger Handelslehranstalt gewesen, habilitirte er sich als Privatdozent der Mineralogie an der Universität u. wurde schriftstellerisch thätig. Ein Aufsatz über das Patentwesen in einer von ihm herausgegebenen „Technologischen Zeitschrift“ erregte solches Aufsehen in kompetenten Kreisen, daß W. 1845 als ord. Professor der Staatswirthschaft nach Erlangen berufen ward. Schon 1846 jedoch kehrte er von dort zurück, um als Geheimer Regierungsrath ins königl. sächs. Ministerium des Innern zu treten, dem er seitdem ununterbrochen angehörte. Als das sog. Märzministerium 24. Febr. 1849 zurücktrat, wurde W. selbst Minister des Innern, doch gerieth bald die Mehrheit des Kabinets (Held, v. Ehrenstein u. W.) hinsichtlich der Frankfurter Reichsverfassung in Konflikt mit der Minderheit (v. Beust u. Rabenhorst), welch letztere für Ablehnung der Verfassung war. Die Entscheidung des Königs fiel nach längerem Schwanken gegen die Mehrheit aus, u. so nahm W. mit seinen beiden Genossen Ende April 1849 seine Entlassung u. trat wieder an die Spitze der von ihm schon vorher geleiteten Abtheilung für Handel, Ackerbau u. Gewerbe. Die Geschichte seines Wirkens in diesem Amte fällt zusammen mit der Geschichte des Aufschwungs der sächs. Industrie. Ihm hauptsächlich verdankt es diese, daß ihr freiere Bahnen eröffnet u. sie von den Fesseln befreit wurde, die ihr eine von den Zeitbedürfnissen überholte Gesetzgebung auflegte. Was er auf diesem Gebiete gesetzgeberisch geschaffen, gilt in der Hauptsache heute als Norm im Deutschen Reiche. Als Vertreter der sächs. Regierung gehörte W. 1871—72 dem Bundesrathe an, doch zeigten sich damals bereits die Symptome seiner letzten Krankheit, an der er 19. Jan. 1873 zu Dresden starb. Geschrieben hat W.: „Pflanzenchemie“ (Lpz. 1839); „Lehrbuch der theoretischen Chemie“ (ebd. 1840); „Grundriß der mechanischen Naturlehre“ ebd. 1843). Auch redigirte er 1835—45 das „Pharmazeutische Centralblatt“ u. mit Hülße (s. d.) das „Polytechnische Centralblatt“.

**Weinsäure** (Weinsteinsäure, Tartarsäure, Acidum tartaricum), eine der verbreitetsten organischen Säuren, die sich aber nur in der Pflanzenwelt theils frei, theils an Kali od. Kalk gebunden findet. Die verhältnißmäßig größte Menge enthalten die Weinbeeren, u. daher benutzt man auch den aus dem Weine sich absetzenden Weinstein (s. d.) zur Darstellung der W. In Italien hat man versuchsweise auch die Blätter des Eucalyptus globulus auf weinsauren Kalk verarbeitet. Die aus dem weinsauren Kalke durch Zusatz von Schwefelsäure abgeschiedene u. durch ein wiederholtes Umkrystallisiren gereinigte W. erscheint in schönen farblosen, durchsichtigen Krystallen, die einen sehr sauren Geschmack besitzen, geruchlos sind u. sich in Wasser leicht auflösen lassen; auch in Weingeist sind dieselben löslich, aber unlöslich in Aether. Beim Erhitzen erleidet die W. unter Wasserverlust verschiedene Veränderungen, indem sich hierbei mehrere neue Säuren bilden, je nach der Temperatur, die auf die W. einwirkt. Die W. ist eine starke Säure; sie bildet mit den Basen die weinsauren Salze od. Tartrate, von denen man zwei Reihen kennt; neutrale u. saure weinsaure Salze; ferner giebt es weinsaure Doppelsalze, die zwei verschiedene Basen enthalten. Von diesen weinsauren Salzen werden mehrere medizinisch verwendet, so das saure weinsaure Kali oder gereinigter Weinstein (s. „Weinstein“); ferner neutrales weinsaures Kali (Tartarus tartarisatus), weinsaures Natronkali (Seignettesalz); weinsaures Antimonoxydkali (Brechweinstein, s. d.); weinsaures Ammoniakkali; weinsaures Eisenoxyduloxydkali (Eisenweinstein); dieses Präparat wird gewöhnlich in Form von Kugeln unter dem Namen „Stahlkugeln“ (Globuli Martis) in den Handel gebracht u. für Bäder, seltener für den innern Gebrauch verwendet. Die freie W. wird theils zu medizinischen Zwecken, zur Darstellung von Brausepulver, theils in der Färberei u. Zeugdruckerei verwendet. — Außer der gewöhnlichen beschriebenen W. findet sich in manchen Sorten von Weinstein noch eine andere W., die genau dieselbe Zusammensetzung wie die gewöhnliche W. besitzt, auch dieselben chemischen Eigenschaften zeigt, aber sich durch ihre Krystallform u. ihr optisches Verhalten auffallend von ihr unterscheidet. Während nämlich die Lösung der gewöhnlichen W. die Ebene des polarisirten Lichtes nach rechts ablenkt, so bewirkt die erwähnte Modifikation eine eben so starke Drehung nach links; man hat daher beide W.n auch mit dem Namen Rechtsweinsäure od. Dextroracemsäure u. Linksweinsäure od. Levoracemsäure, auch Antiweinsäure belegt. Beide Säuren u. ihre Salze krystallisiren in denselben Krystallformen, die sich aber von einander unterscheiden wie die rechte Hand von der linken u. dadurch die Möglichkeit geben, die beiden Säuren von einander zu trennen. Bringt man beide Säuren od. deren Salze zu gleichen Aequivalenten in Lösung zusammen, so resultirt beim Krystallisiren eine Säure, die optisch inaktiv ist u. auch inaktive Salze bildet; die polaren Eigenschaften der Rechts- u. Linksweinsäure gleichen sich aus.

Nr. 5499. Weinsberg mit der Weibertreue.

Diese Säure heißt Traubensäure u. sie findet sich in manchen Weinsteinsorten bereits fertig gebildet vor. Die Krystalle dieser optisch unwirksamen Traubensäure zeigen niemals die Rechts- u. Linksverschiedenheit der Weinsäurekrystalle. Die Traubensäure besitzt selbstverständlich dieselbe chemische Zusammensetzung, wie die beiden W.n, zeigt aber sonst manche Verschiedenheiten: so ist sie auch in Wasser schwerer löslich als die W.; ferner wird sie schon durch Kalksalze gefällt, was bei freier W. nicht der Fall ist, sondern nur mit den Salzen derselben. Die Traubensäure läßt sich durch Neutralisiren mit zwei verschiedenen Basen wieder in Rechts- u. Linksweinsäure spalten.

Nr. 5500. Weinschwärmer.

**Weinsberg,** Stadt mit 2103 E. (1875) im württemberg. Neckarkreise, liegt in 219 m. Seehöhe an der Sulm, einem rechten Neckarzuflusse, u. an der Kocherbahn Heilbronn-Hall-Crailsheim. Die frühere Reichsstadt ist Sitz eines Oberamtes, hat eine hübsche roman. Säulenbasilika, Gipsbrüche u. Weinbau. In W. lebte bis an seinen Tod 1819 Justinus Kerner (s. d.), dem auch ein Denkmal gesetzt ist, als Oberamtsarzt. Auf einer Anhöhe bei der Stadt liegen die Ruinen der 1525 zerstörten Burg Weibertreue, von welcher die Sage von der Treue der Weiber von W. erzählt wird. Als nämlich 1140 Kaiser Konrad III. in dem Kampfe zwischen Welfen u. Ghibellinen den Grafen Welf v. Altorf hier besiegt u. nach langem Widerstande die Stadt am 21. Dez. zur Uebergabe genöthigt hatte, wollte er, ergrimmt über die hartnäckige Vertheidigung, die Männer tödten u. nur den Weibern mit der Erlaubniß, ihr Liebstes mit sich zu nehmen, freien Abzug gewähren. Da nahmen die Weiber als ihr Liebstes ihre Männer auf den Rücken u. trugen sie zur Stadt hinaus. Der Kaiser, hierdurch gerührt, begnadigte die Stadt u. schenkte auch den Männern das Leben. Die Ruinen der Burg gingen 1824 durch Kauf in den Besitz König Wilhelm's über; dieser schenkte sie dem dortigen Frauenvereine, welcher sie restauriren u. den Berg in eine Gartenanlange umwandeln ließ.

Nr. 5501. Raupe des Weinschwärmers.

**Weinschwärmer** heißen gewisse Schwärmer od. Dämmerungsfalter, deren Raupen hauptsächlich von Rebenblättern sich nähren. Man unterscheidet den kleinen W. (Sphinx porcellus), den gemeinen od. mittlern W. (Sphinx elpenor) u. den großen W. (Sphinx celerio). Die Färbung der Falter ist im Allgemeinen grünlich u. rosenroth, mit schwarzer u. weißer Zeichnung, die braune, gelblich gezeichnete Raupe hat bei den beiden letzteren Arten ein Schwanzhorn, beim kleinen W. dagegen keines.

**Weinstein** (Tartarus), ein nie fehlender Bestandtheil des Saftes der Weinbeeren u. des Weines, der sich aus letzterem bei fortschreitender Gährung u. damit verknüpfter Alkoholbildung allmählich auch als steinartige, krystallinische Kruste an den Wandungen der Fässer absetzt. Bei rothem Wein besitzt derselbe eine graurothe, bei weißem eine gelbliche od. grauweiße Farbe. Der W. ist hart, spröde, in Wasser schwer löslich, sauer schmeckend. Dies ist der rohe W. od. Tartarus crudus, der einen bedeutenden Handelsartikel der weinbauenden Länder bildet. Außer etwas Farbstoff enthält er hauptsächlich saures weinsaures Kali nebst etwas weinsaurem Kalk. Durch Auflösen in heißem Wasser, Absetzenlassen, Entfernung des Farbstoffs durch Kohle u. wiederholtes Umkrystallisiren erhält man den gereinigten W., welcher harte, durchscheinende, fest zusammenhängende Krystallkrusten von rein weißer Farbe bildet. Durch schnelle Abkühlung konzentrirter Lösungen u. bei lebhafter Bewegung kann man das saure weinsaure Kali als fein krystallinischen, pulverähnlichen, weißen Niederschlag zu Boden fällen (Weinsteinrahm od. Cremor tartari). Dieser letztere ist ein bekanntes Volksheilmittel. Der meiste W. wird zur Darstellung von Weinsäure verwendet; man benutzt ihn auch als Beize in der Färberei in Verbindung mit Alaun od. Zinnsalz.

**Weisbach,** Julius, ausgezeichneter Ingenieur u. Mathematiker, geb. auf der Eisenhütte Mittelschmiedeberg bei Annaberg (Sachsen) 10. Aug. 1806; studirte seit 1822 auf der Bergakademie in Freiberg, seit 1827 in Göttingen u. seit 1829 in Wien, machte 1830 eine bergmännische Reise durch den größten Theil Oesterreichs, kehrte dann nach Freiberg zurück, wo er sich bes. mit dem Studium der höheren Mathematik beschäftigte, wurde 1833 Dozent der angewandten mathematischen Wissenschaften an der Bergakademie, erhielt 1836 den Professorentitel, später auch den eines Oberbergrathes u. starb zu Freiberg 24. Febr. 1871. W., der übrigens auch Mitglied der europ. Gradmessung war, hinterließ den Ruf eines Reformators der Markscheidekunst u. der Hydraulik. In letzterer Beziehung wurden nam. seine Untersuchungen über die Kontraktion des Wassers beim Ausfluß aus Röhren u. Gefäßen von großer Wichtigkeit. Seine Hauptwerke sind: „Lehrbuch der Ingenieur- u. Maschinenmechanik“ (3 Bde., Braunschw. 1845—54; 1. Bd., 5. Aufl. 1870—75; 2. Bd., 4. Aufl. 1868; 3. Bd., 2. Aufl. 1870—77); „Die neue Markscheidekunst“ (2 Bde., ebd. 1850—59) u. „Der Ingenieur“ (ebd. 1848; 6. Aufl. 1874—77). Außerdem sind zu nennen: „Handbuch

Nr. 5502. Puppe des Weinschwärmers.

der Bergmaschinenmechanik“ (2 Bde., Lpz. 1835 f.); „Versuche über die Leistungen eines einfachen Reaktionsrades“ (Freiberg 1851); „Experimentalhydraulik“ (Braunschw. 1855). Auch lieferte W. viele Beiträge in das „Polytechnische Centralblatt“, in den „Ingenieur“ u. „Civilingenieur“ sowie in die „Polytechnischen Mittheilungen“ von Volz u. Karmarsch. — Albin **W.**, Sohn des Vorigen, Physiker u. Mineralog, geb. zu Freiberg 6. Dez. 1833, ward 1857 Lehrer der Mineralogie an der Bergschule u. Assistent an der Bergakademie daselbst, 1860 Dozent der Physik an letzterer, 1863 Professor der Physik, 1866 Professor der Mineralogie u. erhielt 1876 den Titel eines Bergraths. Er schrieb: „Ueber die Monstrositäten tesseraler Mineralien“ (Freib. 1858); „Tabellen zur Bestimmung der Mineralien“ (Lpz. 1866) u. „Synopsis mineralogica“ (Freib. 1875) sowie Abhandlungen in Poggendorff's „Annalen“, Leonhard's „Jahrbuch“ u. in andere Fachzeitschriften.

**Weise,** Christian, Dichter u. Schulmann, geb. als Sohn eines Lehrers zu Zittau 30. April 1642; eignete sich auf der Leipziger Universität eine ungewöhnliche u. umfassende Bildung an, übernahm 1668 bei einem Grafen v. Leiningen die Stelle eines Sekretärs, um „sein bisheriges Studiren am Probirstein des politischen (d. i. weltmännischen) Hoflebens zu urtheilen“, wurde 1670 Gymnasialprofessor in Weißenfels u. 1678 Rektor des Gymnasiums in Zittau, welchem Amte er bis kurz vor seinem 21. Okt. 1708 daselbst erfolgten Tode vorstand. Als Jugendbildner richtete er sein, der alten „Schulfüchserei“ abgewandtes Streben dahin, seine Schüler „nicht mit vergebener Mühe zu belästigen, sondern stracks gleichsam einen Schritt in das gemeine Leben thun zu lassen, damit sie, wie die jungen Adler, allgemach zu dem Lichte der hellen Sonne mitten in dem Schatten

angewiesen würden". Auch als Dichter hatte er einen Widerwillen gegen alles Künstliche, Affektirte u. Schwülstige. Ihm waren daher die Bestrebungen der Sprachreiniger eben so sehr wie die der zweiten Schles. Schule zuwider, u. die von ihm aufgestellten Grundsätze hätten der Poesie einen bedeutenden Umschwung geben müssen, wenn sie von einem bedeutenderen Kopfe als W. war in Anwendung gebracht worden wären; denn ihm selbst fehlten ausgeprägte u. glänzende Dichtergaben, auch besaß er nicht die Fähigkeit, sich zu den höchsten Anschauungen der Poesie emporzuschwingen. Den größten Ruf erwarb sich W. als dramatischer Dichter. Er verfaßte nicht weniger als 54 Schauspiele (Tragödien u. Komödien), welche theils im „Zittauischen Theatrum" (Zittau 1683), in „Jugendlust" (Frankf. 1684), in den „Proben von der vertrauten Redenskunst" (Dresd. 1700) ꝛc. gesammelt wurden, theils ungedruckt blieben, u. zwar schrieb er dieselben zunächst für die Schule, da er einen hohen Werth auf theatralische Darstellungen legte als Mittel, Fertigkeit der Rede u. äußern Anstand anzulernen. Um auch möglichst alle Schüler zu beschäftigen, ließ er z. B. in der „Verkehrten Welt" 103 Personen auftreten. Außer diesen „Schulkomödien", die übrigens, mit Ausnahme einer einzigen, in Prosa geschrieben sind, u. in denen er ein großes Geschick für die Gestaltung des Stoffes an den Tag legte, verfaßte W. lyrische Gedichte („Ueberflüssige Gedanken der grünenden Jugend", Lpz. 1668; „Reife Gedanken", ebd. 1683; „Der grünenden Jugend nothwendige Gedanken", ebd. 1690; „Tugendlieder", Bautzen 1719; „Buß- u. Zeitandachten", ebd. 1720) u. lehrhafte Romane, wie „Siegesmund Gleichviel" (Lpz. 1671); „Die drei ärgsten Erznarren in der ganzen Welt" (ebd. 1672); „Die drei klügsten Leute in der ganzen Welt" (ebd. 1673) u. a., die lange Zeit gern gelesen wurden u. viele Nachahmer fanden. Vgl. Kornemann, „Christ. W. als Dramatiker" (Marb. 1853); Palm, „Christ. W." (Bresl. 1854) u. „Beiträge zur Geschichte der deutschen Literatur" (ebd. 1877).

**Weisel**, s. v. w. Bienenkönigin, s. „Bienen".

**Weisflog**, Karl, Verfasser komischer Erzählungen, geb. 27. Dez. 1770 zu Sagan, wo sein Vater Kantor war; studirte seit 1790 in Königsberg die Rechte, übernahm dann die Stelle eines Hauslehrers in Gumbinnen, begann später seine juristische Laufbahn als Referendar in Tilsit u. Memel, wurde 1802 Stadtrichter u. 1827 Stadtgerichtsdirektor in seiner Geburtsstadt u. starb im Bade Warmbrunn 17. Juli 1828. Seine zahlreichen, von einem gutmüthigen Humor durchwehten Erzählungen fanden früher viel Beifall, auch gehören sie wegen der Gewandtheit in der Erfindung u. der Treue in der Darstellung zu den besseren der zu W.'s Zeit einer blos flüchtigen Unterhaltung dienenden Arbeiten. Ein großer Theil erschien gesammelt unter dem Titel: „Phantasiestücke u. Historien" (12 Bde., Dresd. 1824—29; neue Ausgabe 1839; Auswahl daraus, 4 Bde., ebd. 1868).

**Weishaupt**, Adam, der Stifter des Illuminatenordens (s. d.), geb. 6. Febr. 1748 zu Ingolstadt; studirte daselbst die Rechte u. trat 1768 als Repetent in die juristische Fakultät ein. Nachdem er seit 1772 als außerord., seit 1775 als ord. Professor des Natur- u. Kirchenrechts gewirkt hatte, wurde er 1785 auf Betrieb der Geistlichkeit entlassen, weil er für seine Weltverbesserungsideen u. die Ausbreitung des Illuminatenordens auch unter den Studenten gewirkt hatte. 1786 ging er nach Gotha u. lebte daselbst unter dem Titel eines Legations- u. Hofraths als Privatmann bis zu seinem am 18. Nov. 1830 erfolgten Tode. Die Schriften W.'s beziehen sich theils auf den Illuminatenorden („Apologie der Illuminaten", Frankf. u. Lpz. 1786; „Verbessertes System der Illuminaten", 1787; 3. Aufl., Lpz. 1818), theils auf Sittenlehre u. Lebensführung („Apologie des Mißvergnügens u. Uebels", 2 Thle., Frankf. u. Lpz. 1787; 2. Aufl. 1790, „Pythagoras, od. Betrachtungen über die geheime Welt- u. Regierungskunst", Frankf. 1790; „Die Leuchte des Diogenes, od. Prüfung unserer Moralität u. Aufklärung", Regensb. 1804 ꝛc.).

**Weisheit Salomo's** ist der Titel eines griech. geschriebenen apokryphischen Buches (s. „Apokryphen"), welches unter der Maske des Königs Salomo das Lob der „Weisheit" singt u. zur Erlangung derselben anspornt. Die W. S. bildet einen hervorragenden Theil der sog. jüd. Chochma- (Weisheits-) Literatur, in welcher ein eigenthümliches religionsphilosophisches, vor Allem aber ethisches System niedergelegt ist. Die Grundlage desselben bilden die Glaubenslehren (obenan der Gottesbegriff) des Alten Testaments, jedoch im Lichte der griech., bes. Platonischen Philosophie. Verfaßt ist das Buch der W. S. von einem hellenistischen griech. redenden u. griech. gebildeten Juden, höchst wahrscheinlich zu Alexandria, u. zwar nicht vor Mitte des 2. Jahrh. v. Chr. Den besten Kommentar lieferte Grimm (Lpz. 1860).

**Weiß**, Christian Samuel, Mineralog, geb. zu Leipzig 26. Febr. 1780; studirte auf der dortigen Universität die Naturwissenschaften, später bei Klaproth in Berlin in praktisch chemischen Arbeiten u. widmete sich 1802–3 auf der Bergakademie in Freiberg unter A. G. Werner (s. d.) hauptsächlich dem Studium der Mineralogie. Nachdem er sich sodann in Leipzig als Privatdozent der Physik habilitirt u. Deutschland, die Schweiz u. Frankreich besucht hatte, wurde er an genannter Universität ord. Professor, folgte aber schon 1810 einem Rufe als Professor der Mineralogie an die neubegründete Universität in Berlin, wo er auch bis an sein Ende wirkte. Er starb auf einer Reise zu Eger 1. Okt. 1856. W. hat nicht blos als Lehrer sehr fruchtbar gewirkt, er hat sich auch um die Ausbildung seiner Wissenschaft selbst sehr große Verdienste dadurch erworben, daß er die geometrische Auffassung der Krystallformen als Grundlage einer rationellen Krystallographie hinstellte. Seine Abhandlung „Ueber die natürlichen Abtheilungen der Krystallisationssysteme" (Lpz. 1813) ist für die Geschichte der Krystallographie epochemachend. Obwol seine Arbeiten nur spezielle Gegenstände behandelten u. er zwar eine große Menge von Abhandlungen, aber kein größeres zusammenfassendes Werk veröffentlicht hat, sind die von ihm aufgestellten Gesichtspunkte doch maßgebend geworden für die Krystallographie, welche später durch C. F. Naumann ihre vollkommene Ausbildung erhielt. Als Mineralog legte W. für die Systematik zwar den Schwerpunkt vorzugsweise auf die morphologischen Eigenschaften, indessen erkannte er bereits der chemischen Zusammensetzung eine gewichtige Stimme zu. Vgl. Martius, „Denkrede auf Chr. Sam. Weiß" (Münch. 1857).

**Weiß** nennt man den Lichteindruck, den das unveränderte Sonnenlicht od. ein anderes ebenso zusammengesetztes Licht erregt. Einen Körper, dessen Oberfläche solches Licht unverändert reflektirt, nennt man ebenfalls w. Das w.e Sonnenlicht kann prismatisch u. durch Interferenz in eine Reihe verschiedenfarbiger Strahlen zerlegt werden (s. „Farbe", „Farbenspektrum" ꝛc.). Doch können auch nach Helmholtz' Untersuchungen immer je zwei Farben in ihrer Gesammtwirkung w.es Licht ergeben, so z. B. Roth u. Grün, Orange u. Blau, Gelb u. Violett (Komplementarfarben, s. „Farben"). Nach Brücke's Untersuchungen ist im W. des Sonnenlichtes ein Ueberschuß von Roth. Gegenständen ertheilt man eine w.e Farbe theils durch Zerstörung ihres Farbstoffes (Bleichen), theils durch Ueberziehen ihrer Oberfläche mit w.en Farbstoffen, z. B. mit Bleiweiß, Zinkweiß, Schwerspath (Permanentweiß).

**Weissagung**, die feierliche Vorherverkündigung des Zukünftigen auf Grund einer besondern Erleuchtung od. geradezu göttlicher Inspiration (s. d.). Durch Beides, die feierliche Form des Ausspruchs u. ihren Ursprung aus göttlicher Begeisterung, unterscheidet sich die W. scharf von der auf äußeren Künsten beruhenden Wahrsagung (s. d.); zugleich bringt es der oben dargelegte Begriff der W. mit sich, daß sie sich zwar nicht nothwendig auf religiöse, wol aber stets auf bedeutungsvolle Dinge bezieht, u. sodann, daß sie nur auf dem Boden höherer geistiger Religiosität auftreten kann. Daher finden wir sie auf dem Boden der Naturreligion nur in Vermischung mit den niederen Formen der Wahrsagung od. doch insofern auf einer niedrigeren Stufe, als sie nicht aus reiner göttlicher Begeisterung, sondern aus einer Art Verzückung (Ekstase) hergeleitet wird. So schrieben die Griechen ihren Sehern u. nicht minder der Pythia, welche die Sprüche des Delphischen Apollon verkündigte, einen heiligen Wahnsinn (mania) zu, der sich bisweilen sogar zur Raserei steigere. Auch das Alte Testament kennt in seinen älteren Theilen diese Form der W., die auf unwiderstehlicher Verzückung beruht (vgl. die Erzählung 1. Sam. 19, 20 ff., sowie die Begeisterung Elisa's durch Saitenspiel, 2. Kön. 3, 15). Dagegen tritt uns die W. in ihrer reinsten Gestalt, d. h. als ein Ergriffensein vom göttlichen Geiste bei sonst klarem Bewußtsein, in den großen hebr. Propheten seit Joel u. Amos entgegen (s. Näheres unter „Prophet"; über die sog. Messianischen W.en unter „Messias"). Nach dem Exil erlosch im Judenthum die W., um erst mit dem Erscheinen Christi wieder aufzutauchen (vgl. z. B. Luk. 1, 41 ff., 67 ff., 2, 26 ff.). Von Christus selbst gehören hierher bes. die sog. eschatologischen (auf die „letzten Dinge" bezüglichen) Reden, d. h. die W.en von der Zerstörung Jerusalems, seiner Wiederkunft u. dem Weltgericht (Matth. 24 ff.). Noch im apostolischen Zeitalter spielt die W. eine wichtige Rolle als eine der sog. geistlichen Gnadengaben, wie sie nach dem Zeugniß des Apostels Paulus

bes. in der Gemeinde zu Korinth) im Schwange waren (vgl. 1. Kor. 12). Im nachapostolischen Zeitalter erlosch die W. mit den übrigen geistlichen Gaben; doch werden auch aus späterer Zeit noch mancherlei merkwürdige Fälle von W.en in der Kirchengeschichte berichtet. Die berühmtesten derselben ist die angeblich von dem Erzbischof Malachias von Armagh († 1148) herrührende W., welche die Geschichte von 111 Päpsten von Cölestin II. (1143) an in kurzen Aussprüchen prophezeit. Der Urheber dieser W. ist wahrscheinlich der Benediktiner Wion, der sie 1595 zuerst veröffentlichte. Daher sind die Aussprüche bis auf Sixtus V. († 1590) sehr zutreffend, von da an aber unbestimmt u. vielfach durch die Geschichte nicht bewahrheitet. Auf Pius IX. kommt der Spruch crux de cruce (Kreuz vom Kreuze), auf Leo XII. lumen in coelo (Licht im Himmel); Letzterem sollen bis zum Jüngsten Gericht noch 10 Päpste folgen. — Erwähnung verdient noch, daß die Gabe der W. nach uraltem Glauben bei den verschiedensten Völkern (vgl. schon 1. Mos. 49) bes. den Sterbenden eignet. — Einen besonderen Zweig der W.en bildet endlich die sog. **Apokalyptik** (s. d.); in der reichen Literatur derselben pflegen W.en über schon Geschehenes (sog. vaticinia post eventum, d. h. W.en nach dem Eintreffen) zusammen mit W.en über Künftiges u. das Weltende älteren Propheten in den Mund gelegt zu werden (vgl. dazu auch „Sibylle").

**Weißbinder,** s. v. w. „Böttcher".

**Weißdorn** od. Hagedorn, s. „Crataegus".

**Weiße,** Christian Felix, Dichter u. Jugendschriftsteller, geb. zu Annaberg 8. Febr. 1726; studirte seit 1745 Theologie u. Philosophie in Leipzig, wo sein Studiengenosse Lessing auf ihn einen großen Einfluß ausübte, u. nahm 1750 bei einem Grafen v. Geyersberg eine Hofmeisterstelle an. Nach Lessing's Entfernung von Leipzig schloß sich W. besonders an Ecthof, Rabener u. Gellert an, widmete sich hauptsächlich philologischen u. schönwissenschaftlichen Studien u. schrieb für die Koch'sche Schauspielergesellschaft Theaterstücke, von denen gleich das erste, „Die Matrone von Ephesus", ein Lustspiel, Beifall fand. Sein nach dem Englischen bearbeitetes Lustspiel „Der Teufel ist los" verwickelte ihn in einen Streit mit Gottsched, welch Letzterer dabei seine schon sehr erschütterte Autorität in Bezug auf das Theater vollends einbüßte. 1759 reiste W. mit seinem Zögling nach Paris, wo er bis 1760 verweilte; dann war er eine Zeit lang Gesellschafter eines Grafen Schulenburg in Burgscheidungen (Thüringen) u. 1761 erhielt er das Amt eines Kreissteuereinnehmers in Leipzig, dem er bis an sein Lebensende vorstand. Seit 1790 im Besitz des ererbten Rittergutes Stötteritz bei Leipzig, starb er daselbst 16. Dez. 1804. W. entwickelte eine äußerst fruchtbare literarische Thätigkeit, die zwar an sich nicht bedeutend, mittelbar jedoch, zumal auf dem dramatischen Gebiet von großem u. zum Theil wohlthätigem Einfluß war. Seine künstlerischen Grundsätze sprach er in der von ihm eine Zeit lang mit Geschick redigirten Nicolai'schen „Bibliothek der Schönen Wissenschaften" aus. Insbes. trat er schon früh gegen die sog. franz. Regelmäßigkeit auf. Auch war er der Erste, der statt des Alexandriners den reimlosen fünffüßigen Jambus in seinen griech. Dramen „Die Befreiung Thebens" (1764) u. „Atreus u. Thyest" (1766) anwandte. Im Uebrigen wählte er gern Shakespeare'sche Stoffe, wie „Richard III." (1759) u. „Romeo u. Julie" (1768). Von seinen Lustspielen sind noch zu nennen: „Die Haushälterin", „Der Mißtrauische gegen sich selbst" u. „Die neue Weiberschule". Seine lyrischen Dichtungen erlangten trotz aller Mängel große Popularität, nam. die von Hiller komponirten Singspiele „Lottchen am Hof", „Die Jagd", „Die Liebe auf dem Lande" u. „Der Erntekranz", ebenso seine „Scherzhaften Lieder" (1758), „Amazonenlieder" (1760) u. „Kinderlieder" (1766). Am bekanntesten u. beliebtesten aber wurde W. durch seine pädagogischen Jugendschriften, die unter dem Titel „Der Kinderfreund" (24 Bde., 1776—82) u. „Briefwechsel der Familie des Kinderfreundes" (12 Bde., 1783—92) lange Zeit die verbreitetste Lektüre der deutschen Jugend u. das Hauptlesebuch in deutschen Schulen waren. Vgl. W.'s „Selbstbiographie" (Lpz. 1807) u. Jphofen, „Lebensgeschichte Christ. Fel. W.'s" (Freiberg 1806). — Sein Sohn Christian Ernst **W.**, Jurist u. Historiker, geb. in Leipzig 19. Nov. 1766; studirte seit 1781 die Rechte erst an der Universität seiner Vaterstadt, dann in Göttingen, habilitirte sich 1788 als Privatdozent in Leipzig, lebte seit 1790, von der Regierung unterstützt, in Wetzlar, Regensburg u. Wien, mit dem Studium des praktischen Staatsrechts beschäftigt, u. kehrte 1792 nach Leipzig zurück, wo er historische u. staatsrechtliche Vorlesungen hielt, 1796 außerord. Professor, 1800 Obergerichtsassessor u. 1805 ord. Professor des Lehnrechts, 1809 Beisitzer der Juristenfakultät, 1813 Professor des Kriminalrechts wurde u. 6. Sept. 1832 starb. Von seinen historischen Schriften sind hervorzuheben seine „Geschichte der kursächs. Staaten" (4 Bde., Lpz. 1802—6) u. „Neueste Geschichte des Königreichs Sachsen nach dem Prager Frieden" (3 Bde., Lpz. 1808—12), von den juristischen „Einleitung in das gemeine deutsche Privatrecht" (Lpz. 1817; 2. Aufl. 1832) u. „Lehrbuch des sächsischen Staatsrechts" (2 Bde., Lpz. 1824—27). Auch gab er das „Museum für sächsische Geschichte ꝛc." (3 Bde., Lpz. 1794—96) u. dessen Fortsetzung „Neues Museum ꝛc." (4 Bde., Freiberg 1800—4) heraus.

**Weiße,** Christian Hermann, hervorragender deutscher Philosoph, geb. 10. Aug. 1801 zu Leipzig als Sohn von Christian Ernst W. (s. o.); studirte daselbst seit 1818 die Rechte, wendete aber bald seine Neigung ausschließlich der Philosophie zu, habilitirte sich für dieselbe 1823 zu Leipzig u. erhielt 1828 eine außerord. Professur, privatisirte seit 1837 einige Jahre auf seinem Landgute zu Stötteritz bei Leipzig, erhielt 1845 eine ord. Professur der Philosophie u. starb 19. Sept. 1866 zu Stötteritz an der Cholera. Bis in die 20er Jahre hatte sich W. als einer der eifrigsten Anhänger Hegel's gezeigt. In der Schrift „Ueber den gegenwärtigen Standpunkt der philosophischen Wissenschaft" (Lpz. 1829) betonte er jedoch die Nothwendigkeit einer Weiterbildung der Hegel'schen Philosophie u. schlug in seinen „Grundzügen der Metaphysik" (Hamb. 1835) ganz von Hegel abweichende Bahnen ein. Wegen seiner Stellung zwischen der sog. Rechten u. Linken, die sich um diese Zeit in der Schule Hegel's (s. d.) bildete, pflegt man die Philosophie W.'s als das Centrum der Schule zu bezeichnen. Und zwar behielt W. von Hegel die Methode des Philosophirens, insbesondere die Resultate der Hegel'schen Logik bei, strebte aber vom Hegel'schen Pantheismus immer bestimmter einem christlichen Theismus zu, zum Theil nicht ohne philosophische Umdeutung der christlichen Glaubenslehre. Seine Auffassung des Urchristenthums legte er nieder in dem Werke „Die evangelische Geschichte, kritisch u. philosophisch bearbeitet" (2 Bde., Lpz. 1838); sein Hauptwerk aber ist die „Philosophische Dogmatik od. Philosophie des Christenthums" (3 Bde., Lpz. 1855—62), ein hervorragender Versuch des Ausgleichs zwischen Glauben u. Wissen, Theologie u. Philosophie. Von seinen sonstigen zahlreichen Schriften ist noch hervorzuheben das „System der Aesthetik" (2 Bde., Lpz. 1830); nach seinem Tode gab sein treuester Schüler, R. Seydel in Leipzig, die „Kleinen Schriften zur Aesthetik u. ästhetischen Kritik" (Lpz. 1867) heraus. Vgl. Seydel, „Chr. Herm. W., ein Nekrolog" (Lpz. 1866).

**Weiße Frau,** s. „Agnes v. Meran".

**Weißenburg** od. Kronweißenburg, auch W. im Wasgau u. W. am Rhein (franz. Wissembourg), Kreisstadt mit 6157 E. (1875), im Reg. Bez. Niederelsaß des Reichslandes Elsaß Lothringen, mit Wallgraben u. Mauern gut befestigt, liegt an der Lauter u. an den Strecken Neustadt-W. Maximiliansau der pfälzischen Maximiliansbahn u. Straßburg W. der Elsaß Lothring'schen Eisenbahn. Es ist Sitz der Kreisbehörden, hat zwei Kirchen, Strumpfwirkerei, Wollen- u. Baumwollenspinnerei, Strohhutfabrikation, Kesselschmiederei, Weinbau u. blühenden Handel. W. kommt als Stadt des Spiragau's unter dem Namen Wizzenburg schon zur Zeit der Merovinger vor; es wurde 1247 freie Reichsstadt u. Sitz einer 1524 aufgehobenen Abtei. Im letzten Deutsch franz. Kriege trafen hier am 4. Aug. 1870 die Vortruppen der 3. deutschen Armee die franz. Division Douay, welche die Stadt u. bei den südl. davon liegenden Gaisberg besetzt hielt. An dem bald heftig entbrannten Kampfe nahmen deutscherseits bes. die 4. bayer. Infanteriedivision Bothmer u. das 5. preuß. Armeecorps Theil; er endete mit der Niederlage der Franzosen, dem Tode ihres Führers u. einem Verluste von über 800 Gefangenen. Die Weißenburger Linien sind eine etwa 4 M. lange Kette von Verschanzungen, die sich vom Scharholdberge rechts an der Lauter bis Lauterburg hinziehen. Sie wurden 1704—1706 von Villars zum Schutze des Elsaß gegen einen Angriff von Norden her angelegt, bestanden aus Brustwehr u. Graben u. wurden durch Redouten flankirt. Sie sind, seitdem sie durch die Oesterreicher unter Wurmser 13. Okt. 1793 umgangen u. erobert wurden, allmählich zerfallen.

**Weißenfels,** Kreisstadt mit 16,956 E. (1875) im Reg. Bez. Merseburg der preuß. Prov. Sachsen, liegt in 103 m. Seehöhe rechts an der

Saale, über welche zwei Brücken führen, an der Strecke Gerstungen-Erfurt-Halle der thüring. Eisenbahn u. an der Bahn Gera-W. Es ist Sitz der Kreisbehörden u. eines Landrathamtes, hat ein Schullehrerseminar, ein Taubstummeninstitut, ein großes, 1664—90 erbautes Schloß, Augustenburg, einst Residenz der Herzöge v. Sachsen-W., jetzt Kadettenhaus u. Kaserne, Porzellanfabrik, Manufakturwaaren u. Tabakfabrikation, Wollspinnerei, Sandsteinbrüche, Handel mit Holz, Getreide ꝛc. W., im Mittelalter in griech. Uebersetzung Leukopetra genannt, hat seinen Namen wahrscheinlich von seinen weißen Sandsteinbrüchen. Es kam, nachdem es Privatbesitzthum gewesen war, schon früh in den Besitz der Landgrafen v. Thüringen, wurde durch Markgraf Otto den Reichen, der es mit anderen Herrschaften für seinen Sohn Dietrich den Bedrängten gekauft hatte, zur Grafschaft erhoben u. ging durch Letzteren an die Markgrafschaft Meißen über. Bei der Theilung der sächs. Lande durch Ernst u. Albrecht 1485 kam es an die Albertinische Linie. Im Dreißigjähr. Kriege wurde es 1632 von den Kaiserlichen zerstört, aber bald wieder besser aufgebaut u. 1657 zur Residenz der von Herzog August gestifteten u. 1746 mit Adolf II. wieder erloschenen Linie der Herzöge von Sachsen-W. erhoben. In den Napoleonischen Kriegen hat es bes. 1806 u. 1812 bis 1813 stark zu leiden gehabt; 11. Sept. 1813 wurde es von Thielemann den Franzosen abgenommen. 1815 kam es an Preußen.

**Weißenthurn**, Johanna Veronika **Franul v.**, Schauspielerin u. dramatische Schriftstellerin, geb. 1773 zu Koblenz als Tochter des Schauspielers Benjamin Grünberg (gest. 1781). Dessen Wittwe verheirathete sich abermals mit einem Schauspieler, Namens Teichmann, der mit ihren Kindern Vorstellungen von Stücken aus Weiße's „Kinderfreund" gab. Dabei zeichnete sich Johanna durch ihr natürliches Spiel u. die Anmuth ihres Wesens so sehr aus, daß sie 1787 am Münchener Hoftheater engagirt ward, von dem sie 1789 zum Wiener Burgtheater überging. Hier gehörte sie zu den hervorragendsten Schauspielerinnen, so daß z. B. Napoleon, als er sich 1809 in Schönbrunn aufhielt, ihr für die Darstellung der Phädra ein Geschenk von 3000 Frcs. zustellen ließ. 1791 verheirathete sie sich mit Franul v. W. aus Fiume, dem Kassirer des Arnstein'schen Handlungshauses in Wien (gest. 29. Nov. 1817), u. seitdem fand sie Gelegenheit, sich auch wissenschaftlich auszubilden. Sie war 25 Jahre alt, als sie mit ihrem ersten Drama auftrat, dem sie schnell hinter einander eine große Zahl anderer dramatischer Arbeiten folgen ließ. Ihre Stücke waren bes. auf Rührung des Publikums angelegt; sie wählte daher am liebsten romanhafte Stoffe: „Adelheid von Burgund", „Agnes von der Lille", „Die Bestürmung von Smolensk". Bedeutender als ihre ernsten Dramen waren die Lustspiele „Liebe u. Entsagung", „Ein Mann hilft dem andern", „Die Radikalkur" u. a., die sich durch eine glücklich erfundene Fabel u. wahrhaft komische Situationen auszeichnen. Am 3. März 1842 zog sie sich von der Bühne zurück u. 17. Mai 1847 starb sie zu Hietzing bei Wien. Ihre Schauspiele erschienen in 14 Bdn. (Wien 1804—36).

**Weißes Meer** (russ. Bjeloje More) ist der etwa 1700 □M. große Theil des Nördl. Eismeeres, der bis 64° n. Br. in das russ. Gouvernement Archangel hineingreift, vorzugsweise durch die Halbinsel Kola vom offenen Meere abgetrennt wird u. durch die gegen 7 M. breite Straße zwischen dem westl. Orlow Noß (Adler-Kap) u. dem östl. Kap Woronin zugänglich ist. Seine Küsten sind im N., an der Südseite von Kola, im W. u. S. granitisch u. häufig mit Klippen besäet, im O. von Archangel an durchweg sandig u. wenig erhöht. Seine größte Tiefe, 360 m., erreicht es erst meilenweit von der Küste; die Fluthöhe beträgt im Innern 2,3 m., am Eingange 5,2 m. Es gliedert sich vorwaltend in 3 Buchten, von denen die breiteste die nach SO. gerichtete Dwinabai, genannt nach der hier mündenden Dwina, die südlichste die Onegabai mit der Mündung des gleichnamigen Flusses, u. die längste die zwischen der Halbinsel Kola u. dem Festlande in nordwestl. Richtung tief in das Land hinein schneidende Kandalak'sche Bucht od. Kandalahtibai ist. Die Fahrbarkeit des Meeres beginnt erst Mitte Mai u. dauert kaum bis in den November; denn schon Ende Okt. erscheint am Ufer ein oft mehrere Seemeilen breiter Eisstreifen, u. von Mitte November an bilden auch die Eismassen im Innern zusammenhängende Felder, die durch Stürme hier u. da zu Bergen aufgethürmt werden. Die Küsten sind häufig während des Winters in dichte Nebel gehüllt, vor Allem aber treten solche von Anfang Frühling bis Mitte Juli im nördl. Theile auf, u. selbst noch während des Herbstes entstehen sie plötzlich bei Südwind. Der Fischfang ist unbedeutend, ebenso die Bernsteingewinnung, obgleich das Meer reich daran zu sein scheint. An der Küste sind vereinzelte Salzsiedereien; der wichtigste Handelshafen an derselben ist Archangel (s. d.).





**Weißfisch** ist der Volksname für verschiedene Süßwasserfische der Karpfenfamilie, bes. für die gemeine Laube od. den Ukelei, Alburnus lucidus, franz. Ablette), einen 13—18 cm. langen, in Form u. Farbung sehr variirenden Fisch. Er laicht im Mai, lebt gern gesellig u. schwimmt oft ganz oberflächlich, wobei er leicht den Moven zur Beute wird. Man fängt den übrigens ganz werthlosen Fisch bes. im Rhein, schon seit dem vorigen Jahrhundert, um aus dem Silberglanz seiner Schuppen in Paris die Essence d'Orient zur Anfertigung falscher Perlen zu bereiten.

**Weißgerberei** u. **weißgar**, s. „Gerberei".

**Weiß-Kunig** (d. h. sowol der weise als auch der weiße König) ist der Titel eines chronikartigen Romanes, entworfen von Kaiser Maximilian I. u. 1512 von seinem Geheimschreiber Marx Treizsaurwein von Ehrentreiz († 1527) ausgeführt. Dieser Roman, das prosaische Gegenstück zum „Theuerdank" (s. „Pfinzing"), behandelt die Geschichte Kaiser Friedrich's III. u. seines Sohnes Maximilian, aber mit Verhüllung aller Eigennamen; der dichterische Werth des Werkes ist sehr gering, dagegen sind von kulturhistorischem Interesse die zahlreichen schönen Holzschnitte von Hans Burgmair, die zu seiner Illustrirung dienen (Proben s. unter „Deutschland", Tafel LIV). Gedruckt wurde der W. K. 1775 (2 Bde., Wien).

**Weißling** (Pieris), eine Gattung von Tagfaltern mit abgerundeten, mehr od. weniger weißen Flügeln u. mit feinbehaarten, durch hellere u. dunklere Rückenstreifen charakterisirten Raupen. Die beiden gewöhnlichsten u. dem Garten- u. Obstbau schädlichsten Arten sind: der Baumweißling (P. crataegi) u. der Kohlweißling (P. brassicae, s. d.); eine kleinere Art ist der zierliche Aurorafalter (P. cardamines), dessen Hinterflügel unterseits grasgrün gescheckt sind u. dessen Vorderflügel (beim Männchen) einen rothen Fleck tragen. Seine Raupe lebt auf dem Wiesenschaumkraut (Cardamine pratensis).

**Weißpfennig**, s. „Albus".

**Weißrußland** (Weißreußen od. Westrußland), eine nicht offizielle, sondern nur im Volke gebräuchliche Bezeichnung für die 8 westl. russ. Gouvernements, welche Theile des ehemaligen Polens waren. Es sind das die Gouvernements (nach den offiziellen Berechnungen für 1870):

| | | | |
|---|---|---|---|
| Grodno | mit 703,906 □M. | u. 1,008,521 E. |
| Kowno | „ 738,081 „ | „ 1,156,041 „ |
| Wilna | „ 771,974 „ | „ 1,001,909 „ |
| Minsk | „ 1659,145 „ | „ 1,182,230 „ |
| Mohilew | „ 872,561 „ | „ 947,625 „ |
| Witebsk | „ 820,270 „ | „ 888,727 „ |
| Podolien | „ 763,085 „ | „ 1,933,188 „ |
| Wolhynien | „ 1304,666 „ | „ 1,704,018 „ |
| | 7633,688 □M. | u. 9,822,259 E., |

die eine sehr gemischte Bevölkerung enthalten, denn sie bestanden nach der Zählung von 1867 aus 3,333,391 Kleinrussen, 2,834,697 Weißrussen, 1,117,972 Juden, 746,207 Lithauern, 642,950 Polen, 193,537 Letten, 120,913 Großrussen, 72,623 Syrgänen, 55,237 Deutschen ꝛc. W. war ehemals die Hauptprovinz der Griechisch-unirten Kirche. Die hiesigen griech. Christen hatten sich schon seit dem 16. Jahrh. mit Rom vereinigt. Nachdem aber durch die Theilungen Polens alle Bischofssitze der Unirten Kirche an Rußland gekommen waren, wurde der Uebertritt zur Staatskirche offiziell begünstigt, durch den Ukas vom 22. April 1828 die Organisation u. durch weitere fünf Ukase die Selbständigkeit der Unirten Kirche vollständig zerstört, so daß am 12. Febr. 1839 selbst 3 Bischöfe u. 1305 Geistliche ihren Abfall von der Römischen Kirche vollzogen, dem später weitere Uebertritte gefolgt sind.

**Weisthum** hieß im Mittelalter die von den Schöffen gegebene Rechtsnachweisung, in weiterem Sinne jede urkundlich von Gemeinden u. Schöffenkollegien abgegebene Erklärung über bestehendes Recht, bes. Gewohnheitsrecht. „Deutsche W.er" gab Jak. Grimm heraus (6 Bde., Gött. 1840—70), „Oesterreichische W.er" die Wiener Akademie (Wien 1870 ff.).

**Weitsichtigkeit** (Presbyopie) besteht in der Unfähigkeit, nahgelegene feinere Objekte zu erkennen u. ist ein durch Abnahme des Anpassungsvermögens des Auges (s. d.) herbeigeführter Zustand, infolge dessen der Patient genöthigt ist, nahe Gegenstände zum Behufe einer deutlichen Erkenntniß weiter vom Auge abzuhalten, als dies bei einem normalen Auge der Fall zu sein braucht; sehr entfernte Objekte werden dagegen von Weitsichtigen oft mit großer Schärfe wahrgenommen. Dieser Zustand ist in der Regel nichts als eine Alterserscheinung der im Auge befindlichen Linse und braucht mit einer Abnahme des wirklichen Sehvermögens durchaus nichts zu thun zu haben. Die Linse nämlich flacht sich mehr u. mehr ab, u. verliert dadurch immer mehr das Vermögen, die aus einander gehenden Strahlen naher Objekte auf der Netzhaut so zu vereinigen, wie es zu einem scharfen Bilde nöthig ist. Der wirkliche Konvergenzpunkt solcher Strahlen würde erst hinter der Netzhaut liegen. Wird der Gegenstand vom Auge entfernt, so daß die von

ihm ausgehenden Strahlen weniger divergirend in dasselbe einfallen, so läßt sich dadurch jener Fehler der Linse in etwas ausgleichen; es hat jedoch dieses Aushülfsmittel seine nahgezogenen Grenzen, einmal, weil man diese Anpassung der Entfernung nicht immer in der Hand hat, dann aber vorzüglich, weil mit dem Abstande vom Auge die Intensität der in das Auge fallenden Lichtstrahlen abnimmt, u. zwar nicht im einfachen, sondern im quadratischen Verhältnisse. Im höheren Alter kommt es vor, daß die Linse überhaupt eine nennenswerthe Wölbung nicht mehr zeigt; dann nützt auch das weiteste Abhalten der Druckschrift nichts, um dieselbe überhaupt noch erkennen zu können. — Die W. tritt selten vor dem 35. Jahre ein; früher findet sie sich bei Leuten, die ihre Augen in der Jugend andauernd in der Nähe hochgradig anstrengen mußten, u. bei welchen dann eine Ueberarbeitung theils des Anpassungsmuskels, theils der Linse selbst schuld an der trägen Brechkraft für die Nähe ist. Man konstatirte, daß schon bei unserer Schuljugend die W. in schreckenerregender Weise überhand nimmt, u. daß einestheils die Unzweckmäßigkeit der Schulbänke daran schuld ist, welche veranlaßt, daß die Kinder ihre Augen der Tischplatte zu sehr nähern, daß aber auch anderntheils die Unvollkommenheit der Beleuchtung sowie die langdauernde Anstrengung beim Lesen u. Schreiben zu beschuldigen sind. Am häufigsten tritt diese verfrühte W. bei Blutarmuth u. allgemeiner Körperschwäche ein.

Die an W. leidenden Personen sind genöthigt, sich sobald als möglich mit einer passenden Brille zu versehen, deren Auswahl jedoch erst nach genauer augenärztlicher Untersuchung erfolgen soll. Ohne diese Unterstützung durch eine angemessene Brille würde dem weitsichtigen Auge fortwährend eine Arbeit zugemuthet werden, welche dasselbe ohne künstliches Hülfsmittel überhaupt nicht zu leisten vermag. Die Folge dieser übermäßigen Anstrengung müßte eine rasche Zunahme des Leidens sein. In der Regel erfüllt aber auch die passendste Brille ihren Zweck anfänglich nur für einen verhältnißmäßig kurzen Zeitraum, etwa 2—3 Jahre lang; denn trotz aller Schonung pflegt die Linse des Auges bei W. von Jahr zu Jahr spröder u. weniger wölbungsfähig zu werden, so daß immer stärker brechende Gläser aushelfen müssen; mit steigenden Jahren geht jedoch die Wölbungsverminderung der Linse immer langsamer vor sich u. überschreitet schließlich nicht ein gewisses Maß, welches immer noch durch die Brillen bekämpft werden kann. Vgl. „Auge u. Brille; gemeinverständlich dargestellt von Dr. Br. Florschütz" (2. Aufl., Cob. 1873).

**Weizen** (Triticum), Pflanzengattung der Getreidegräser mit vielen Arten, von denen einige bei uns einheimisch, die meisten fremd sind. Koch unterschied für Mitteleuropa 16 Arten, von denen sieben kultivirt werden, während die übrigen 9 Arten einen queckenartigen Charakter haben. Die Quecke selbst ist eine Weizenart (Tr. repens) mit kriechendem Wurzelstocke, den übrigens auch Tr. junceum an unseren Meeresküsten, Tr. strictum in Mecklenburg, Tr. acutum u. purgans an dem Meeresstrande besitzen, während die übrigen wilden Arten (Tr. rigidum, villosum, biflorum u. caninum) eine faserige Wurzel haben. Alle Arten tragen denselben Charakter an sich, indem sie auf derben Halmen eine gedrungene Aehre erzeugen, deren mehrblütige Aehrchen einzeln, die eine flache Seite der Spindel zugekehrt, stehen, wodurch das Ganze eine eigenthümliche Tracht erhält. Gebaut werden: Tr. vulgare od. der gemeine W., Tr. turgidum od. engl. W., Tr. durum od. Bartweizen, Tr. polonicum od. poln. W., Tr. Spelta gleich Dinkel od. Spelz, Tr. dicoccum od. Emmer, Tr. monococcum od. Einkorn. Alle diese Arten sind ein- bis zweijährig. Der gemeine W. wird, mit Ausnahme Griechenlands u. der Türkei, in ganz Europa gebaut, u. zwar in einer großen Anzahl von Abarten, die sich aber auf eine begrannte u. eine grannenlose Form zurückführen lassen. Auch Sommer- u. Winter-W. sind nicht verschieden. Die Spindel aller dieser Formen ist elastisch, wodurch sie sich augenblicklich von der brüchigen des Spelzes unterscheiden. In Deutschland scheint der W. zur Zeit der Römer noch nicht gebaut worden zu sein; Tacitus erwähnt seiner nicht; nach Langethal ist er dahin erst um die Mitte des 6. Jahrh. aus Gallien gekommen. Er verlangt ein wärmeres Klima als die übrigen Getreidearten, in Europa gedeiht er bis zum 60.° n. Br., am Aequator bis zu einer Höhe von 3000 m. Außer in Deutschland wird er bes. angebaut in England u. Frankreich, wo er die Hauptfrucht darstellt, ferner in Spanien, Portugal, Kleinasien, Persien, Ungarn u. Rußland. In Bezug auf den Standort sagen ihm thon- u. lehmhaltige humusreiche Bodenarten am besten zu, auf Sandboden gedeiht er nur bei starker Düngung u. hinreichender Feuchtigkeit. Der gemeine W. kommt als weißer u. als gelber od. brauner W. vor. — Der engl. W. hat breiter gedrückte dickere Aehren von der Tracht der Gerste. Auch von ihm, dem stattlichsten unter allen Arten, giebt es viele Formen, unter denen nam. die mit ästigen Aehren (Wunder-, Pyramiden- od. Mumienweizen) hervorsticht. Der Bartweizen (auch wol Glasweizen, Tuneser od. arab. W.) zeichnet sich durch sehr lange Grannen u. ein hornartig durchsichtiges Korn aus, weswegen er bes. zu Maccaroni, Graupen 2c. verarbeitet wird; er ist nur Sommerfrucht, u. da er als solche viel Wärme verlangt, so hat er bei uns keine größere Bedeutung erlangen können. Der polnische W. (auch podolischer W., Ganer, Gummer, Gümmer, astrachanisches od. walachisches Korn, Mogador 2c.), mit roggenartiger Tracht, bringt eine oft fußlange lockere Aehre hervor, an welcher die Aehrchen zwei- od. dreireihig od. unordentlich stehen; er imponirt zwar als Gartenfrucht durch seine Ueppigkeit u. Größe, spielt jedoch als Feldfrucht in Deutschland keine Rolle. Der Spelz od. Dinkel (s. d.) hat gleichmäßig vierkantige Aehren an brüchiger Spindel, so daß beim Dreschen die vollen Aehrchen (Vesen) abspringen, welche nun erst auf der Mühle von ihren Spelzen zu befreien sind. Er wird bes. in Schwaben u. bei den allemannischen Stämmen seit uralter Zeit gebaut, indem man von ihm bis in die Schweiz hinein das bekanntlich sehr poröse u. blasenreiche Brot bäckt. Sein Mehl ist das beliebte Nürnberger od. Frankfurter Mehl.

Nr. 5503—6. Zum Artikel „Weizen".
1 Triticum vulgare. 2 Triticum turgidum 3 Triticum polonicum.
4 Triticum spelta.

Im Uebrigen ähnelt der Spelz dem Emmer, nur ist die Aehre des Emmer gedrängt voll, beim Spelz mehr unterbrochen. Jedes Aehrchen bringt nur zwei Körner, bei einer Form, dem ägyptischen Spelz (Tr. amylaceum), allerdings drei. In der Schweiz u. in Schwaben baut man ihn als Sommer- u. Winterfrucht hauptsächlich zur Verwendung als Grütze od. Graupen. Das Einkorn (auch Spelzreis, Schwabenweizen, Blick, Peterskorn 2c.) hat eine ziemlich dünne Aehre von gelblich-grüner Färbung, deren Aehrchen zwar vier Blüten, aber nur ein einziges Korn hervorbringen. Von diesen Kulturarten weiß Niemand, woher sie stammen; man glaubt nur, daß sie ursprünglich Asien angehören. Für unsere Landwirthschaft sind sie von großem Werth u. haben auf den ganzen Charakter derselben außerordentlich eingewirkt. Von den übrigen Weizenarten ist die Quecke (Tr. repens) ein lästiges Unkraut, dagegen dienen einige andere der oben genannten Arten den Bewohnern des Seestrandes, indem sie durch ihre weithin kriechenden Wurzelstöcke zur Befestigung der Dünen nicht unwesentlich beitragen. Außerdem giebt es noch eine Menge Arten von W. in anderen Ländern, sowol der gemäßigten als der warmen Zone. Selbst die tropische Zone kennt die Grasgattung, wenn auch nur auf Berghöhen; so kommt auf der Hochebene von Quito noch Tr. attenuatum (*Humboldt*) vor; die meisten ausländischen Weizenarten aber gehören Nord- u. Mittelasien an.

**Welcker,** Friedrich Gottlieb, Alterthumsforscher, geb. zu Grünberg (Großherzogthum Hessen) 4. Nov. 1784 als Sohn eines Landpfarrers; studirte in Gießen, wurde 1803 Lehrer am dortigen Pädagogium, reiste 1806 nach Italien, wo er eine Zeit lang Hauslehrer bei Wilh. v. Humboldt in Rom war u. sich seine wissenschaftliche Richtung entschied, u. erhielt 1809 die ordentliche Professur der Archäologie u. griech. Literatur in Gießen. Als Freiwilliger nahm er am Befreiungskriege Theil, u. 1816 folgte er einem Rufe nach

Göttingen, nahm aber 1819 eine Professur u. das Amt eines Oberbibliothekars an der neuerrichteten Universität zu Bonn an, wo übrigens wegen seiner edlen Freimüthigkeit die Demagogenriecherei auch ihn nicht verschont ließ. Erst 1859 gab er sein Lehramt auf, zog sich 1861 wegen eines Augenleidens ganz von der öffentlichen Thätigkeit zurück u. starb zu Bonn 17. Dez. 1868. Was Winckelmann (s. d.) begann, hat W. weiter fortgesetzt; wie Jenen, charakterisirt auch ihn eine Vereinigung von seltenem philologischen Wissen u. strenger Kritik einerseits u. feinem Geschmack u. künstlerischem Sinne andererseits; zur rechten Behandlung der Archäologie, die ihm zahlreiche u. wichtige Entdeckungen verdankt, u. ihrer Hülfswissenschaften, z. B. der Mythologie, hat W. erst den Weg gewiesen. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: „Ueber eine kretische Kolonie in Theben, die Göttin Europa u. Kadmos" (Bonn 1824); „Die Aeschyleische Trilogie" (Darmst. 1824; Nachtrag dazu, Frkf. 1826); „Der epische Cyklus od. die Homerischen Dichter" (2 Bde., Bonn 1835—49; 2. Aufl. 1865); „Die griech. Tragödien mit Rücksicht auf den epischen Cyklus" (3 Bde., ebd. 1839—41); „Kleine Schriften zur griech. Literaturgeschichte" (5 Bde., ebd. 1844—67); „Alte Denkmäler" (5 Bde., Gött. 1849—64); „Die Hesiodische Theogonie" (Elberf. 1865); „Tagebuch einer (von ihm 1842 gemachten) griech. Reise" (2 Bde., Berl. 1865) ꝛc. Von seinen mit reichhaltigen Erklärungen versehenen Uebersetzungen sind bes. die der „Wolken" u. der „Frösche" des Aristophanes (2 Bde., Gieß. 1810 f.) zu erwähnen u. von seinen Ausgaben die der „Fragmenta Alcmanis lyrici" (ebd. 1815), „Hipponactis et Ananii iambographorum fragmenta" (ebd. 1817), „Theognidis reliquiae" (Frkf. 1826) u. „Philostratorum imagines et Callistrati statuae" (mit F. Jacobs bearb., Lpz. 1825). Auch gab W. „Zoega's Leben, Sammlung seiner Briefe u. Beurtheilung seiner Werke" (2 Bde., Stuttg. 1810) heraus, besorgte die Sammlung von Dissen's „Kleinen lat. u. deutschen Schriften" (zusammen mit Thiersch u. Otfr. Müller, Gött. 1839) u. von Näke's „Opuscula" (2 Bde., Bonn 1842), war seit 1834 Mitredakteur des „Rheinischen Museum für Philologie" u. errichtete u. vermehrte das Akademische Kunstmuseum in Bonn, dessen Schätze er in zwei Schriften (Bonn 1841 u. 1845) beschrieb. — Sein Bruder, Karl Theodor **W.**, Rechtsgelehrter u. Publizist, geb. im Dorfe Oberofleiden (Oberhessen) 29. März 1790, studirte 1807—11 in Gießen u. Heidelberg die Rechte, gab als patriotisch begeisterter Jüngling schon in Gießen die Anregung zu einer Studentenverbindung, die ihren Tendenzen nach eine Vorläuferin der Burschenschaft war, u. begründete gleichsam schon als Student seinen Schriftstellerruf durch das Werk „Die letzten Gründe von Recht, Staat u. Strafe" (Gieß. 1813). 1813 habilitirte er sich in Gießen u. im folgenden Jahre ward er außerord. Professor. Seinem Wunsche, als Freiwilliger den Befreiungskrieg mitzumachen, konnte er nicht genügen, da ihm der Urlaub verweigert wurde. Er gab daher sein Lehramt in Gießen ganz auf u. ging 1814 als Professor der Rechte nach Kiel, wo er dann in Gemeinschaft mit Dahlmann, Falk u. Twesten die damals viel Aufsehen erregenden „Kieler Blätter" herausgab. Von der dän. Regierung bei der Kommission zur Uebernahme des Herzogthums Lauenburg mit ihrer Vollmacht u. zugleich mit der Aufgabe betraut, für das Herzogthum eine eigene neue Verfassung auszuarbeiten, kam er zwar diesem Auftrage nach, auch fand seine Arbeit in Kopenhagen Beifall u. Anerkennung, zur Ausführung gelangten aber nur die wenigsten seiner Vorschläge. 1816 folgte W. einer Berufung nach Heidelberg u. 1819 nach Bonn. Hier wegen angeblicher demagogischer Umtriebe zur Rechenschaft gezogen, ward er zwar freigesprochen, doch veranlaßte ihn dieser Vorfall 1823, eine Professur an der Universität Freiburg i. Br. zu übernehmen, wo er seine „Aktenmäßige Vertheidigung gegen die Verdächtigung der Theilnahme an demagogischen Umtrieben" (2 Abth., Stuttg. 1823 f.), sowie dann das Werk über „Das innere u. äußere System der praktischen, natürlichen u. röm.-christl.-german. Rechts-, Staats- u. Gesetzgebungslehre" (Bd. 1, ebd. 1829) verfaßte. 1830 reichte er beim Deutschen Bundestage die Forderung vollkommener Preßfreiheit ein, für die er auch in Baden, 1831 Mitglied der dortigen II. Kammer u. Hauptwortführer der Liberalen geworden, zu wirken suchte. In diese Zeit fällt auch der Beginn seiner Freundschaft mit Karl v. Rotteck (s. d.) u. der Anfang ihrer gemeinsamen Thätigkeit in der von Beiden begründeten Zeitschrift „Der Freisinnige", welche aber bald verboten wurde, u. deren Herausgabe 1833 die Amtsentsetzung Rotteck's u. W.'s zur Folge hatte. Hierauf vereinigten sich Beide zur Herausgabe des „Staatslexikons" (12 Bde., Altona 1834—44; 14 Bde., 3. Aufl. 1855—66), welches für die politische Bildung der Nation von nachhaltigem Einfluß geworden ist. Im Aug. 1840 wurde W. wieder in seine Professur eingesetzt, aber nach seiner Rückkehr von einer Reise durch Norddeutschland, auf der er als „alter Soldat der Freiheit" gefeiert worden war, im Okt. 1841 von Neuem vom Amte entfernt. Seitdem in Heidelberg privatisirend, sah er sich als Verfasser der Schriften „Wichtige Urkunden über den Rechtszustand der Nationen" u. „Die geheime Inquisition, die Censur u. Kabinetsjustiz in unheilvollem Bunde" in einen dritten Prozeß verwickelt, ohne jedoch der gegen ihn gerichteten Anklage zu unterliegen. Als 1848 die Revolution zum Ausbruch kam, trat W. auf Seite der gemäßigten Liberalen, wurde nun zuerst badischer „Vertrauensmann" beim Bundestage u. dann von der Stadt Frankfurt ins Parlament gewählt, wo er seinen Platz im rechten Centrum nahm u. später zum Verfassungsausschuß gehörte. Im Juli 1848 als Bevollmächtigter des Deutschen Bundes nach Ratzeburg u. im August als Gesandter der Centralgewalt nach Stockholm geschickt, erhielt er nach den Wiener Oktoberereignissen zugleich mit dem Obersten Mosle den Auftrag, beim Fürsten Windischgrätz u. beim Kaiser Ferdinand „für die Geltendmachung des Ansehens der Centralgewalt, für den Schutz der Interessen Deutschlands in Oesterreich u. für die unblutige Lösung der österr. Wirren" Sorge zu tragen. Diese Sendung war eine vergebliche. Trotzdem fiel W. nach seiner Rückkehr nach Frankfurt von der Gagern'schen Partei ab u. gründete mit Jürgens die sog. „großdeutsche" Partei. Als freilich 7. März 1849 der Reichstag zu Kremsier aufgelöst u. den österr. Staaten eine Gesammtverfassung oktroyirt ward, schloß er sich vollständig den „Kleindeutschen" wieder an u. stellte 12. März den Antrag, dem preuß. Könige die deutsche Kaiserwürde zu übertragen. Als dies keinen praktischen Erfolg hatte, schied W. im Juni 1849 aus der Nationalversammlung aus u. legte zugleich seine Stelle als Bevollmächtigter Badens bei der Centralgewalt nieder. 1850 ward er abermals Mitglied der bad. zweiten Kammer, u. auch nach dem Siege der Reaktion wirkte er in Abgeordneten- u. Volksversammlungen in liberalem Sinne. Er starb zu Heidelberg 10. März 1869. Von den Schriften seines späteren Lebens sind noch zu nennen: „Die rechtliche Begründung unserer Reform" (Frankf. 1861) u. „Der preuß. Verfassungskampf" (ebd. 1863).

**Welden**, Ludwig, Frhr. v., österr. General u. Militärschriftsteller, geb. zu Laupheim in Württemberg 16. Juni 1780; trat 1802 aus dem württemb. in den österr. Kriegsdienst, nahm als Hauptmann im Generalquartiermeisterstabe am Feldzuge von 1805, als Major im Hauptquartier des Erzherzogs Karl am Kriege von 1809, als Oberstleutnant 1813 am Feldzuge gegen den Vizekönig von Italien u. 1815 am Kampfe gegen das Corps Suchet's Theil, leitete später das Topographische Bureau u. die militärische Landesbeschreibung, wurde 1832 als Generalmajor Bevollmächtigter bei der Militärkommision des Deutschen Bundes u. rückte 1836 zum Feldmarschallleutnant auf. Seit 1843 Generalkommandant in Tirol, sicherte er 1848 beim Aufstande der Lombardei durch seine Operationen von Tirol aus die Verbindung Radetzky's mit den Erblanden u. schloß Venedig ein. In demselben Jahre zum Militär- u. Civilgouverneur in Dalmatien ernannt, wurde er nach den Oktoberereignissen Gouverneur von Wien. Diesen Posten behielt er, die Zeit vom April bis Juni 1849 abgerechnet, in der er das ungar. Heer befehligte, bis zu seinem Rücktritt aus dem aktiven Dienst im Juni 1851. Den Rang eines Feldzeugmeisters hatte er 1849 erhalten. Verdient machte er sich noch durch Errichtung eines Scharfschützencorps u. durch Stiftung eines nach ihm benannten Invalidenfonds. Er starb 6. Aug. 1853 zu Graz, wo er seit seiner Pensionirung gelebt, u. wo ihm auf dem Schloßberge, dessen Anlagen zumeist seine Schöpfung sind, 1859 ein von Hans Gasser modellirtes Standbild errichtet wurde. Als Militärschriftsteller hat sich W. bekannt gemacht durch folgende Schriften: „Episoden aus meinem Leben" (Beiträge zur Geschichte

der österr. Armee in den J. 1848 u. 1849, Graz 1853; 3. Aufl. 1855); „Der Krieg der Oesterreicher in Italien 1813 u. 1814" (ebd. 1853; neue Aufl. 1875); „Geschichte der Feldzüge der österr. Armee 1848 u. 1849" (ebd. 1855; neue Aufl. 1875); „Der Feldzug der Oesterreicher gegen Rußland" (ebd. 1870); „Der Krieg von 1809 zwischen Oesterreich u. Frankreich" (ebd. 1872). W. war auch ein tüchtiger Botaniker; nach ihm ist die zur Familie der Melanthaceae-Colchiceae gehörige Pflanzengattung **Weldenia** benannt.

**Welfen** (nach deutschem Sprachgebrauch s. v. w. junge Hunde, Wölfe u. vor Allem junge Löwen), in Italien Guelfen, ist der Name eines der mächtigsten Herrschergeschlechter des Mittelalters. Nach Jak. Grimm („Geschichte der deutschen Sprache") verliert sich die Abstammung der W. bis in die altdeutsche Göttersage. Die Familientradition geht auf die Markgrafen von Tuscien, ja bis auf Odoaker zurück. Die Geschichte kennt ein älteres Haus der W., dessen nachweislicher Stammvater Welf I. († um 824) sogar nach der Sage erst von seinem Vater den Beinamen W. bekommen haben soll. Obwol von Anfang an in Schwaben u. Bayern reichbegütert, wurde er es noch mehr durch Erhöhung seiner Machtstellung nach dem Sturze Tassilo's, durch Vermählung mit Heilwig, welche in Sachsen Ländereien besaß, u. durch die Verheirathung seiner Tochter Judith 818 od. 819 mit Kaiser Ludwig dem Frommen. Von seinem jüngeren Sohne, Konrad († 862), der eine Tochter des genannten Kaisers zur Gemahlin bekam, stammen die Könige von Oberburgund, deren männliche Linie mit Rudolf II. 937 ausstarb; von dem älteren, Eticho I., die Grafen des Argen- u. Linzgaues, welche mit Ausnahme eines Einzigen (des Sohnes von Rudolf I. u. Vaters von Rudolf II., der 999 starb) urkundlich mit ihren Namen bis auf Welf III., den Herzog von Kärnthen u. Markgrafen von Verona, nachweisbar sind. Als dieser 1055 kinderlos verstarb, bemächtigte sich seiner sämmtlichen Güter, die er dem Kloster Weingarten vermacht hatte, der Gemahl seiner Schwester Kunigunde, Markgraf Albert Azzo II. von Este († 1097) u. wurde mit seinen Söhnen, Welf IV., der als Schwiegersohn Otto's von Nordheim 1070 das Herzogthum Bayern bekam, u. Fulco, dem Stammvater der Herzöge von Ferrara u. Modena, der Stifter des jüngeren Hauses der W. Der italienische Zweig verlor zwar die Este'schen Lande in Toscana, erwarb aber nach einander Ferrara (das Clemens VIII. später einzog), 1336 Modena, 1633 Correggio, 1710 Mirandola, 1737 Novellara, 1743 Massa u. Carrara u. starb 1803 mit Ercole III. Rinaldo aus, dessen einzige Tochter Maria Beatrice mit ihrem Gemahl, Erzherzog Ferdinand von Oesterreich, das Haus Oesterreich-Este stiftete, welches (in der Person Franz' V.) 1860 das Herzogthum Modena an Italien abtreten mußte. Der deutsche Zweig gelangte durch Heinrich's des Schwarzen († 1126; s. d.) Vermählung mit der sächs. Herzogstochter Wulfhild zu dem Besitz eines Theils von Lüneburg, durch Vermählung Heinrich's des Stolzen († 1139; s. d.) mit Gertrud, der Tochter Kaiser Lothar's III. (s. d.), zu dem von Supplinburg, Braunschweig u. Nordheim, endlich sogar zu dem des Herzogthums Sachsen. Diese Verbindung zweier Herzogthümer, Bayern u. Sachsen, in einer Hand führte seit der Thronbesteigung des Staufers Konrad III. (s. d.) 1138 zu dem erbitterten Kampfe zwischen W. u. Waiblingern (s. d.) od. Ghibellinen, welcher nur vorübergehend durch die Friedensschlüsse von 1142 u. von 1156 (s. „Heinrich der Löwe") unterbrochen wurde, aber nach der Schlacht bei Legnano 1176 von Neuem begann. Trotzdem Heinrich der Löwe 1180 geächtet wurde u. beide Herzogthümer an die Familien Wittelsbach u. Askanien verlor, bestieg in seinem Sohne Otto IV. (s. d.) das Haus der W. sogar den Kaiserthron, der freilich bald nach der unglücklichen Niederlage bei Bouvines (1214) unter ihm zusammenbrach. Dennoch blieben die Allodialgüter des Hauses noch immer so umfangreich, daß sie für Otto's Neffen, Otto das Kind, 1235 in ein Herzogthum mit dem Namen Braunschweig-Lüneburg verwandelt werden konnten. Während in Italien noch lange nach dem Aussterben der Waiblinger (Staufer) die Parteien des Kaisers u. des Papstes, der deutschen Herrschaft u. der Unabhängigkeit sich unter dem Namen der Ghibellinen u. Guelfen blutig bekämpften, war der Friede in Deutschland festgestellt u. das Haus der W. fuhr fort, seine Besitzungen durch Erbschaft u. Heirath zu erweitern. Nach wiederholentlichen Spaltungen in verschiedene Linien wurde Herzog Ernst von Braunschweig-Celle u. Lüneburg († 1546) der Stammvater der beiden noch bestehenden Häuser Braunschweig u. Lüneburg. Das letztere, unter Ernst August 1692 zum Kurfürstenthum Hannover erhoben, erbte wegen seiner Verwandtschaft mit den Stuarts 1714 den Thron von Großbritannien (s. „England. Geschichte") u. behielt ihn bis zum Tode Wilhelm's IV. (s. d.) 1837, während ihr Oheim Ernst August König von Hannover wurde. Seitdem dessen Sohn Georg V. (s. d.) 12. Juni 1878 verstarb, ist der letzte Sproß dieses Zweiges der W. der Erbprinz Ernst August, geb. 1845. — Der ältere Zweig des welfischen Hauses, im Anfange des vorigen Jahrhunderts noch in vier Linien gespalten, erlischt einst mit dem gegenwärtigen Herzoge von Braunschweig, Wilhelm (geb. 1806).

**Uebersicht der Welfischen Linien.**

Welf, Graf in Schwaben u. Bayern. † 824.

Judith. Gemahl: Ludwig der Fromme. — Hemma. Gemahl: Ludwig der Deutsche. — Eticho I. — Konrad. † 862. Gemahlin: Adelheid, Tochter Ludwig's d. Fr.

Welf II. † 1030. — Konrad II., König von Oberburgund. † 937.

Welf III. von Kärnthen. † 1055. — Kunigunde. Gemahl: Azzo II. v. Este. † 1097, Stifter des jüngeren Welfenhauses.

Welf IV., Herzog von Bayern 1070. † 1101. — Fulco, Stammvater der Herzöge von Ferrara, Modena u. a.

Welf V., Herzog v. Bayern. 1101—19. Gem.: Mathilde von Toscana. — Heinrich d. Schwarze, Herz. v. Bayern. 1119—26. — Ercole III. † 1803.

Heinrich der Stolze, Herz. v. Bayern 1126—39, v. Sachsen 1137—39.

Heinrich der Löwe, Herzog von Sachsen 1142—80, von Bayern 1156—80.

Heinrich von Braunschweig, Hannover u. der Pfalz. † 1227. — Otto IV., Kaiser 1198—1214. — Wilhelm von Lüneburg. † 1213.

Otto das Kind, Herzog von Braunschweig 1235—52.

Ernst, Herzog von Braunschweig Celle u. Lüneburg. † 1546.

Heinrich von Braunschweig. † 1598. — Wilhelm von Lüneburg. † 1592.

Herzog Karl Wilh. Ferdinand. † 1806. — Ernst August, Kurfürst v. Hannover 1692—98. Gem.: Sophie v. d. Pfalz, Enkelin Jakob's I. von Großbritannien.

Herzog Wilh. Friedrich. † 1815 bei Quatrebras. — Georg I. von Großbritannien, 1714—27.

Herzog Karl, abgesetzt 1830. † 1873 zu Genf. — Wilhelm, geb. 1806, Herzog seit 1831. — Wilhelm IV. 1830—37. — Eduard v. Kent. — Ernst August, König v. Hannover 1837—51

Victoria, geb. 1819, seit 1837 Königin v. Großbritannien. — Georg V., 1851—66. † 1878.

Ernst August, geb. 1845

**Welhaven**, Johann Sebastian Cammermeyer, namhafter norweg. Dichter u. Literarhistoriker, geb. 22. Dez. 1807 zu Bergen, wo sein Vater, Joh. Ernst W. (geb. das. 30. Okt. 1775, gest. ebd. 10. März 1828), Prediger an der Domkirche war; studirte in Christiania Philosophie u. Schöne Wissenschaften, ward 1840 an der dortigen Universität angestellt, erhielt 1846 eine Professur der Philosophie u. starb ebd. 21. Okt. 1873. Gleich durch seine erste Schrift: „Henrik Wergeland's Digtekunst og Polemik" (Christ. 1832), in welcher die ultranationale Richtung Wergeland's (s. d.) bekämpft wurde, erregte W. großes Aufsehen. Dann begründete er mit Schweigaard u. Birch Reichenwald das literarische Wochenblatt „Widar" u. veröffentlichte das polemische Gedicht „Norges Dämring" (Christ. 1834; 2. Aufl. 1835), dessen Tendenz dahin ging, daß sich das norweg. Volk nicht isoliren dürfe, sondern dem allgemeinen Weltleben anzuschließen habe. Auch fand damit W. viel Anklang, u. als er 1835 das Erscheinen des „Widar" eingestellt hatte, riefen Parteigenossen ein anderes Organ seiner Richtung ins Leben: den „Constitutionelle". Ebenso gewann er auf dem Kunstgebiete, theils als Direktor des Kunstvereins in Christiania, theils durch persönliche Einwirkung, großen Einfluß. In politischer Beziehung war er einer der eifrigsten Vertreter der sog. skandinavischen Idee. Zu seinen Schriften gehören noch: „Digte" (Christ. 1839); „Nye Digte" (ebd. 1844); „Halvhundret Digte" (Kopenh. 1848); „Reisebilleder og Digte" (Christ. 1851); „Ueber die Opposition der norwegischen Dichterschule gegen die Ewald'sche Poesie" (ebd. 1849); eine Anthologie aus Frimann's „Gedichten" (ebd. 1851); „Ludwig Holberg's Leben" (ebd. 1854) ꝛc. Seine gesammelten Schriften erschienen zu Kopenhagen 1868 (8 Bde.).

**Welle** nennt man im Maschinenwesen die materielle Achse eines Rades, wenn ihr Durchmesser eine gewisse Stärke übersteigt. Die Form der W. ist gewöhnlich cylindrisch, doch hat man auch vier- u. sechsedige W.n. An ihren Enden trägt sie Zapfen, mit denen sie sich im Achsen- od. Wellenlager dreht.

**Welle** nennt man in der Physik sowie in der Mechanik der Flüssigkeiten u. der Gase eine periodisch wiederkehrende Schwingungsform dieser flüssigen Medien. Bei den Aetherwellen bewegen sich die einzelnen Theilchen in Querschwingungen, bei den Schallwellen der Luft in Langsschwingungen, bei den Wasserwellen in Kreisen, Ellipsen od. nichtgeschlossenen Kurven. Bei den Wasserwellen unterscheidet man die Maxima der Ausweichung nach entgegengesetzten Richtungen als Wellenberg u. Wellenthal, u. benennt so im bildlichen Sinne jene Maxima auch bei den Schall- u. Lichtwellen. Bei der **Wellenbewegung** schreiten nicht die einzelnen Theile des bewegten Mittels fort, sondern nur die Bewegungsform ist es, die sich immer weiter ausbreitet. Durch Reflexion können auch sog. stehende W.n entstehen, wie in den Pfeifen, bei schwingenden Stäben, Saiten rc. Die Erklärung der Lichterscheinungen durch Wellenschwingungen des Lichtäthers heißt auch die W.-, Vibrations- od. Undulationstheorie. Klassische Untersuchungen über die Wellenbewegungen des Wassers haben die Gebrüder Ernst Heinrich u. Eduard Wilhelm Weber in dem Werke „Die Wellenlehre auf Experimente gegründet" (Lpz. 1825) niedergelegt.

**Wellerwand,** eine Wand aus einem Gemisch von Lehm u. Wirrstroh od. Häckſel, das mit den Füßen zusammengetreten u. dann auf ein Bruchsteinfundament entweder nach einer Bretlehre, od. blos aus freier Hand mit einer Gabel, ähnlich der Mistgabel, auf einander gehäuft u. etwas festgeschlagen wird. Nachdem die so hergestellte Wand etwa 1 m. Höhe erreicht, läßt man sie einige Tage stehen u. häuft erst, nachdem sie eine gewisse Trockenheit u. Festigkeit erlangt hat, neue Masse auf. Fenster- u. Thüröffnungen, welche in solchen Wänden vorkommen, erhalten Rahmen aus Holzwerk.

**Wellesley** (spr. Uëllſ'li), Provinz der engl. Kolonie Straits-Settlements (s. d.), gegenüber der Insel Pulo Pinang, umfaßt 11,1 □M. u. zählt nach dem Census von 1871: 71,433 E. Der Distrikt, seit 1802 erworben, besteht aus einem 8 M. langen Küstenland mit der gleichnamigen Küstenstadt, einer guten Rhede, Sumpfboden u. dichtem Wald, ist aber zu Zuckerrohrplantagen geeignet u. bietet einen bequemen Landungsplatz für die Chinafahrer.

**Wellesley** (spr. Uëllſ'li) ist der Name einer durch zwei Mitglieder weltberühmten engl. Familie. Sie läßt sich bis zu ihrer Uebersiedelung von England nach Irland unter Heinrich VIII. zurückverfolgen u. hieß ursprünglich Cowley od. Colley. 1728 nannte sich Richard Cowley nach einem Familiengute W., erhielt später den Titel eines Barons von Mornington u. starb 1758 als Peer von Irland. Sein Sohn Garret, seit 1760 zum Viscount **W.** u. Grafen v. Mornington erhoben (gest. 1784), war der Vater von fünf Söhnen, die sich in engl. Staatsdiensten hervorgethan haben: 1. Rich. **W.**, geb. 20. Juni 1760 zu Dangan Castle in der irischen Grafschaft Meath (nach Anderen zu Dublin), seit dem Tode seines Vaters Viscount W. u. Graf von Mornington, trat 1793 als Vertreter der Stadt Windsor in das engl. Unterhaus, ward durch den jüngeren Pitt Lord der Schatzkammer, Kommissar für die ostind. Angelegenheiten u. 1797 Generalgouverneur von Ostindien, als welcher er die tief erschütterte Herrschaft Englands in Ostindien wieder herstellte u. zu einem Weltreiche erweiterte. Um einen Angriff von Seiten Napoleon's, der in Aegypten stand, zu verhindern, ließ er die Straße von Bab el Mandeb sperren, warf sich im Frühjahr 1799 mit ganzer Energie auf Tippo Saïb (s. d.) u. bemächtigte sich, nachdem Jener 4. Mai 1799 bei der Erstürmung seiner Hauptstadt Seringapatam den Tod gefunden hatte, des ganzen Königreiches Mysore, dehnte die Herrschaft in Bengalen bis zur Dschumna aus u. entsandte im Febr. 1801 von Ceylon aus ein Hülfscorps von 7000 Engländern u. Sepoys nach Aegypten gegen Menou. Nach seiner Rückkehr 1805 erntete W. ebenso für seine Erfolge das Lob des Königs, wie für die Kostspieligkeit seiner Verwaltung den Tadel des Parlamentes. 1809 war W. engl. Botschafter bei der span. Centraljunta in Sevilla, dann bis 1812 Staatssekretär der auswärtigen Angelegenheiten. Vergebens war er später als Abgeordneter bemüht, das Parlament von Gewaltmaßregeln gegen die irischen Katholiken zurückzuhalten, hinterließ aber von seiner Verwaltung als Lordleutnant von Irland (1821—28 u. 1833—34) den Ruf höchster Energie u. Mäßigung. Seitdem lebte er in Zurückgezogenheit zu Kingstonhouse bei Brompton, wo er 26. Sept. 1842 kinderlos verstarb. Seine Memoiren u. Briefe gab R. R. Pearce heraus (3 Bde., Lond. 1845). — 2. William **W.-Pole**, geb. 20. Mai 1763, nahm als Erbe eines Vetters den Namen Pole an u. wurde Baron v. Maryborough, 1809—12 Staatssekretär für Irland, 1821 Peer von England, eine kurze Zeit (vom Dez. 1834 bis April 1835) Generalpostmeister u. starb 22. Febr. 1845. — 3. Arthur **W.**, s. „Wellington". — 4. Gerald Valerian **W.**, geb. 7. Dez. 1770, starb 21. Okt. 1848 als Kaplan der Königin. — 5. Henry **W.**, seit 1828 Lord **Cowley**, geb. 20. Jan. 1773, 1797—1803 mit seinem ältesten Bruder in Indien u. eine Zeit lang Vizegouverneur von Audh, wurde 1807 Sekretär des Schatzamtes, 1809—22 engl. Gesandter in Madrid, 1823—31 in Wien, 1841—46 in Paris, wo er auch nach seinem Rücktritt lebte u. 27. April 1847 starb. Auch sein ältester Sohn, Henry Richard Charles **W.**, Lord **Cowley**, geb. 17. Juli 1804, ist vielfach mit diplomatischen Sendungen betraut worden u. war vor Allem in Paris 1856 bei den Friedensverhandlungen u. 1859 bei dem vergeblichen Versuche thätig, den Krieg zwischen Oesterreich u. Italien abzuwenden.

Nr. 5507. Arthur Wellesley Herzog von Wellington (geb. 30. April 1769, gest. 14. Sept. 1852).

**Wellington** (spr. Uëllingt'n), Arthur Wellesley, Herzog v., britischer Staatsmann u. Feldherr, geb. (nach dem Kirchenbuche zu St. Peters) in Dublin 30. April od. (nach seiner eigenen Angabe) in Dangan-Castle 1. Mai 1769 als dritter Sohn des Grafen Garret v. Mornington (s. „Wellesley"); erhielt seine wissenschaftliche Ausbildung in Eaton, seine militärische auf der Kriegsschule zu Angers, trat 1787 in die Armee ein u. machte als Oberstleutnant 1794 den unglücklichen niederländ. Feldzug unter dem Herzog v. York mit. Die bedeutendste Gelegenheit zur Ausbildung u. Auszeichnung empfing er in Ostindien durch seinen Bruder Richard Wellesley (s. d.), dem er 1797 als Oberst mit seinem Regimente dorthin folgte. Für seine Energie beim Sturm auf Seringapatam (4. Mai 1799) ernannte ihn General Harris zum Gouverneur dieser Stadt. Seit 1800 Generalmajor, kämpfte er gegen die Mahratten, die ihren Peischwah (ihr Oberhaupt) vertrieben hatten, u. zwang sie durch den Sieg bei Assyn (24. Sept. 1803) zum Frieden u. zur Unterwerfung. Nach seiner Heimkehr (1805) trat W. 1806 als Abgeordneter für Newport in das Unterhaus, war eine Zeit lang Sekretär des Statthalters von Irland u. schloß 1807 nach der Wegnahme der dän. Flotte vor Kopenhagen die Kapitulation ab. 1808 begann er, zum Generalleutnant erhoben, seine Siegeslaufbahn in Portugal. Nachdem er die Franzosen 17. Aug. bei Roliça zurückgeworfen, zwang er Junot 21. Aug. durch

die Schlacht bei Vimieira zur Räumung von Portugal. Nach kurzem Aufenthalt in England stand er im April 1809 wieder an der Spitze eines britisch-portugiesischen Corps, zwang Soult durch seinen Uebergang über den Douro zur Räumung von Oporto u. schlug den Marschall St. Victor 28. Juli entscheidend bei Talavera, wurde aber durch das Ungeschick seines Genossen, des span. Generals Cuesta, verhindert, nach Madrid vorzudringen u. ging nach Portugal zurück, wo ihn ein Fieber viele Wochen hindurch an das Krankenbett fesselte. Inzwischen vom Prinzregenten (Georg IV.) zum Baron Douro v. Wellesley u. Viscount W. v. Talavera, vom portugies. Könige zum Marquis v. Vimieira erhoben, schützte er gegen den siegreich vordringenden Masséna die Hauptstadt Lissabon durch den blutigen Kampf bei Busaco 27. u. 28. Sept. 1810, durch die Verwüstung der Umgegend u. die unangreifbare Stellung von Torres Vedras.

Nr. 5508. Der gemeine Wels.

Als Masséna, nachdem er ein halbes Jahr davor gelegen u. die Hälfte seiner Armee verloren hatte, sich im Mai 1811 nach Spanien zurückzog, folgte ihm W., der inzwischen von Portugal zum Marquis von Torres Vedras erhoben war, mit großer Vorsicht nach u. nahm 12. Febr. 1812 Ciudad-Rodrigo mit Sturm, wofür ihn die span. Regierung zum Herzog von Ciudad-Rodrigo u. Grand erster Klasse, der Prinzregent zum Grafen von W. ernannte. Durch die Einnahme von Badajoz 7. April 1812 u. den Sieg über Marmont bei Salamanca 22. Juli gewann er den Zugang zu Madrid, das er 13. Aug. besetzte. Doch mißlang ihm die Einnahme von Burgos, das er 20. Okt. aufgab. Langsam u. vorsichtig weiterrückend, drängte W. die geringen franz. Truppenmassen, die meisten waren nach Rußland abgerufen, über den Ebro u. erfocht 21. Juni 1813 über Jourdan u. den König Joseph den glänzenden Sieg bei Vittoria, der ihm von England den Feldmarschallsstab, von Spanien den Titel eines Herzogs von Vittoria u. das Landgut Solo de Roma in Granada einbrachte. Dann warf er in immerwährenden Kämpfen (24. Juli bis 1. Sept.) Soult zurück, nahm 8. Sept. San Sebastian, 31. Okt. Pampelona, siegte 27. Febr. 1814 bei Orthez u. 10. April bei Toulouse, wo er die Nachricht von dem Einzug der Verbündeten in Paris empfing. Nachdem er diesen einen kurzen Besuch abgestattet u. seine Erhebung zum Herzog von W., Marquis von Douro u. Ritter des Hosenbandordens erfahren hatte, begab er sich zu Ferdinand VII. nach Madrid u. dann im Juni nach London, wo ihm nach den ausgesuchtesten Huldigungen das Parlament noch 400,000 Pfd. Sterl. zum Ankauf von Ländereien schenkte. Als er nur fünf Monate als außerord. Gesandter in Paris zugebracht hatte, berief ihn der Prinzregent an Stelle des Lord Castlereagh zum ersten Bevollmächtigten auf dem Fürstenkongreß zu Wien, wo er 1. Febr. eintraf u. schon 13. März 1815 die Achtserklärung gegen Napoleon unterzeichnete. Nachdem er 6. April in Brüssel das Kommando über ein zum größeren Theile aus Deutschen bestehendes Corps von etwa 70,000 Mann übernommen hatte, erkämpfte er 18. Juni, rechtzeitig von Blücher unterstützt, den entscheidenden Sieg bei Waterloo (s. d.) u. zog bereits 5. Juli in Paris ein. Zu der langen Kette von Titeln u. Ehren, die er schon besaß, fügte der neue König der Niederlande noch den Namen eines Fürsten von Waterloo u. das Parlament ein Geschenk von 200,000 Pfd. Sterl. zum Aufbau eines Prachtpalastes. Als Oberbefehlshaber des Okkupationsheeres der Verbündeten, das einstweilen die Ruhe in Frankreich bewachte, übte W. einen bedeutenden Einfluß auf die innere Politik König Ludwig's XVIII., den er für konstitutionelle Grundsätze zu stimmen suchte, u. erwarb sich den Dank der Franzosen durch die vortreffliche Disziplin in seinem Heere. Mit dem Abmarsche desselben beginnt W.'s diplomatische Laufbahn. Er vertrat England 1818 auf dem Kongreß von Aachen, 1822 auf dem von Verona u. versuchte in demselben Jahre in Paris umsonst den Krieg Frankreichs mit Spanien abzuwenden. Unter dem Ministerium Canning betrieb er zwar als Gesandter in Petersburg die Unterstützung Griechenlands gegen die Pforte, bekümmerte sich aber weniger darum, als er 1828 selbst erster Lord des Schatzes u. Chef des Toryministeriums geworden war. Gegen seine eigene Partei setzte er dann die Emanzipation der Katholiken durch u. wurde dafür von dem Grafen Winchelsea durch beleidigende Aeußerungen zu einem Pistolenduell gezwungen; allein sein hartnäckiger Widerstand gegen die Reformbill führte schon 16. Nov. 1830 seinen Sturz herbei, da das Parlament ihm sogar die Civilliste des neuen Königs (Wilhelm's IV.) verweigerte. Als er nochmals 7. Mai 1832 ein Kabinet gebildet hatte, das der Reform entgegen war, mußte er schon 15. Mai der allgemeinen Entrüstung weichen. Seine Unbeliebtheit war so groß, daß er im Nov. 1834 den Auftrag des Königs, ein Kabinet zu bilden, freiwillig lieber an Robert Peel übergab u. nur kurze Zeit Minister des Auswärtigen wurde. Unter Peel's zweitem Ministerium (1841—46) übernahm W. das Oberkommando über die gesammte Landmacht, wurde Gouverneur des Tower, Lord Warden of the Cinque Ports, Kanzler der Universität Oxford u. behielt diese Würden auch nach 1846 auf Bitten Russell's bei, der ein Whigministerium bildete. Seit seinem Rücktritte von der politischen Thätigkeit wieder im vollen Besitz der Liebe des Volkes u. überdies stets im Genuß des vollkommensten Vertrauens der Königin, starb er zu Walmer-Castle bei Dover 14. Sept. 1852. Seine Leiche wurde 18. Nov. in der Paulskirche beigesetzt. Denkmäler wurden ihm errichtet in London, Glasgow, Edinburgh, Woolwich u. a. O. Seine Depeschen u. Briefe gab Gurwood heraus (12 Bde., Lond. 1836 ff., dazu Supplemente, 16 Bde., 1860—72). Außer zahlreichen engl. Biographien von Elliot, Clarke (nach diesen eine deutsche anonym, Lpz. 1817), Wright, Maxwell, Stoqueler, Macfarlane, Grey u. A., ist von Wichtigkeit Bauer, „Leben u. Feldzüge des Herzogs von W." (Quedlinb. 1840).

**Wels**, Stadt mit 6673 E. (1869) im Erzherzogthum Oesterreich ob der Enns, liegt in 274 m. Seehöhe am linken Ufer der Traun, an der Strecke Wien-Salzburg der Kaiserin Elisabethbahn u. ist Ausgangspunkt der Zweiglinie W.-Passau. Die freundliche Stadt ist Sitz der Behörden des gleichnamigen Bezirks, hat Realschule, Theater, das Schloß Polheim, die Burg W., eine schöne Pfarrkirche, Kattun-, Leder- u. Oelfabrikation, Papiermühle, Kupferhammer u. lebhaften Holz- u. Getreidehandel. W. ist das röm. Ovilabis; auf seiner Burg starb Kaiser Maximilian I. — Welser Heide ist der von der Traun durchflossene, 4 M. lange, einförmige Landstrich von W. bis Linz an der Donau; er ist durch Anbau neuerdings belebter geworden.

**Wels** (Waller, Saluth der Schweizer, Silurus glanis), ein schuppenloser Süßwasserfisch aus der Abtheilung der Weichflosser, der eine beträchtliche Länge u. ein Gewicht von einigen hundert Pfunden erreicht. Seine grauschwarze od. olivengrüne Haut ist an den Seiten dunkelgefleckt, die Unterseite sieht weißlich aus. In der Mitte zwischen den Brust- u. Bauchflossen steht die sehr kurze Rückenflosse. Was ihn vor allen anderen auszeichnet, ist der breitgedrückte Kopf mit dem ungeheuer weiten Maul, gegen welches die ungemein kleinen Augen auffallend abstechen. Der Oberkiefer tragt zwei lange Bartfäden, der Unterkiefer vier kurze. Er laicht im Juni u. zählt zu den Raubfischen. Sein fettes Fleisch wird gern gegessen, die Blase wie Hausenblase benutzt. Während er die Ströme Deutschlands bewohnt, ist eine verwandte Art, der Buschelwels (Heterobranchus anguillaris), der gemeinste Nilfisch Aegyptens u. der ärmern Volksklasse ein wichtiges Nahrungsmittel, ebenso der ägyptische W. (Pimelodes Bayad), während der Vulkanwels (Pimelodes cyclopum), ein kleiner, kaum 15 cm. großer Fisch, in den unterirdischen Seen

Quito's lebt u. von den wasserspeienden Vulkanen Cotopaxi ꝛc. dann u. wann, theils halbgesotten, theils noch lebend mit ausgeworfen wird. Hierher gehört schließlich noch der afrikan. Zitterwels (Malapterurus, s. d.).

**welsch,** auch wälsch, fremdländisch, bes. franz. od. ital.; welschen, fremdländisch, unverständlich reden.

**Welsche Nüsse** od. Walnüsse, s. „Juglans“.

**Welschkorn,** s. v. w. Mais (s. d.). **Welschland,** s. v. w. Italien.

**Welschtirol** od. Südtirol, Name des Kreises Trient (115,46 □M.).

**Welser** ist der Name eines freiherrlichen Geschlechts in Bayern, dessen Ursprung sich in die Sagenzeit verliert. Als ältester Stammvater, dessen Name bekannt ist, gilt Philipp **Walser,** der 859 im Kloster Dissentis in der Schweiz begraben wurde. Dessen Enkel war ein Feldhauptmann Otto's des Gr. Seit 1074 erscheint der Name W. bereits als der einer Augsburger Patrizierfamilie. Um die Mitte des 15. Jahrh. wurde Lukas **W.**, ein Senator von Augsburg, durch seine beiden Söhne Anton, der in Augsburg blieb, u. Jakob, der nach Nürnberg übersiedelte, der Stifter der beiden noch blühenden Linien. Der zweite Sohn des älteren, Barthelmä (Bartholomäus), gehörte zu den angesehensten u. reichsten Bürgern Augsburgs, den die Bürgerschaft 1531 nach der Schweiz schickte, damit er zwischen den alten Kantonen u. Zürich vermittle, u. 1537 trotz seiner Weigerung zum Bürgermeister machte. Als solcher schaffte er den kathol. Gottesdienst ab. Ebenso wie die Fugger (s. d.) lieh er Karl V. Geld u. erhielt für 12 Tonnen Gold die Landschaft Venezuela (s. d.) als Pfand. 1528 nahm er sie in Besitz, verlor sie aber nach des Kaisers Tode an die Spanier. Von seinen beiden Enkeln Christoph u. Heinrich stammen die Augsburger u. Ulmer W. ab, von welchen die Ersteren 1797 erloschen, die Letzteren noch blühen. Barthelmä's Nichte ist die berühmte Philippine **W.**, in welche sich der junge Erzherzog Ferdinand, ein Neffe des Kaisers, 1548 bei Gelegenheit des Reichstages verliebte. 1550 wurde sie heimlich mit ihm getraut, fand aber erst acht Jahre später durch ihren Liebreiz Gnade vor den Augen ihres Schwiegervaters, Kaiser Ferdinand's I. Auf das eidliche Versprechen hin, daß ihre Verbindung vollkommen geheim bleibe, gab er seine Einwilligung u. ernannte Philippine zur Markgräfin von Burgau. 1576 ließ Erzherzog Ferdinand sich durch Gregor XIII. von dem seinem Vater geleisteten Eide entbinden u. veröffentlichte seine Ehe mit Philippine W., die erst durch ihren Tod 14. April 1580 (zu Innsbruck) gelöst wurde. Ihre Söhne, Andreas u. Karl, welche den Titel „Markgrafen von Burgau“ führten, starben 1600 u. 1618 ohne Erben. Zur Heldin eines Drama's machte sie O. v. Redwitz. — Ein Seitenverwandter ist der gelehrte Markus **W.**, der 1591 die zu Tegernsee von Konrad Celtes aufgefundene u. an Peutinger (s. d.) geschenkte Tafel zuerst herausgab. — Von der Nürnberger Linie, die von Lukas' zweitem Sohne Jakob (s. o.) abstammt, ging ein Zweig um 1600 in österr. Dienste, wurde 1651 in den Reichsfreiherren-, 1719 in den Reichsgrafenstand mit dem Namen **W.-Welsersheimb** erhoben u. blüht noch.

**Welt,** im nächsten u. eigentlichen Sinn der Inbegriff aller geschaffenen Dinge, jedoch immer mit dem Nebenbegriff des Zusammenhängenden u. Geordneten; ausdrücklich haftet dieser Begriff auch an dem griech. κόσμος u. dem lat. mundus, während andere Sprachen (wie z. B. die semitischen) ein besonderes Wort für den Begriff W. überhaupt nicht besitzen. Die Beschränkung des Wortes W. auf die geschaffenen Dinge ergiebt sich schon aus der üblichen Gegenüberstellung von Gott u. W. Im Sinn einer unendlichen Summe von zusammenhängenden Dingen steht W. auch in den (sehr modernen) Wendungen, welche von einer „W. von Gefühlen“ od. von der „W. von Gedanken, Hoffnungen“ ꝛc. reden, in der Jemand lebe. — Von den Zusammensetzungen mit W. schließen sich dem oben dargelegten Gebrauche an: Weltall, wobei noch stärker die geordnete Gesammtheit der geschaffenen Dinge betont wird; Weltgebäude, bes. im astronomischen Sinne, indem die gegenseitige Stellung u. Abhängigkeit der Gestirne (Weltkörper) unter dem Bilde eines wohlgeordneten Baues aufgefaßt wird. Die besonderen Anschauungen über die Anordnung des Weltgebäudes heißen Weltsysteme; die wichtigsten derselben sind die des Ptolemäus (s. d.), welcher die Umdrehung der Gestirne um die feststehende Erde annahm, u. des Kopernikus (s. d.), der das jetzt herrschende System aufstellte. In noch weiterem Sinne, als Weltsystem, braucht man Weltlehre (Kosmologie); dieselbe umfaßt sowol die Lehre von der Weltentstehung (Kosmogonie, s. d. u. „Schöpfung“ u. vgl. dazu das unten Bemerkte), als die von der Welterhaltung u. Weltregierung, der Weltordnung einschließlich der sittlichen Weltordnung, ein Begriff, der bes. in der Philosophie Fichte's eine Rolle spielt, u. dem Weltzweck. Der letztere fällt in den religiös beeinflußten Weltlehren fast ausnahmslos mit den Zwecken u. Zielen der Menschheit zusammen; dagegen leugnen einige philosophische Systeme entweder den Zweckbegriff (s. d.) überhaupt u. somit auch den Weltzweck, od. sie lassen einzig das Dasein des Geschaffenen als Weltzweck gelten, ohne besondere Rücksicht auf die Menschheit od. gar auf die Beglückung derselben. Die besondere Weltlehre, zu der sich Jemand bekennt, bildet seine Weltanschauung; so spricht man im Einzelnen von einer christlichen, heidnischen, philosophischen (pantheistischen, materialistischen ꝛc.) Weltanschauung. Ueber die gleichfalls hierher gehörenden Ausdrücke Weltseele u. Weltvergötterung s. „Pantheismus“; über Weltei s. „Kosmogonie“; vgl. überhaupt „Weltgericht“ u. „Weltuntergang“. — In engerem Sinne steht W. von der Gesammtheit einer bestimmten Gattung von Geschöpfen; so in den Ausdrücken: Menschenwelt, Thierwelt; vgl. auch die modernen Wendungen: die feine W., die halbe W. (s. „Demi-monde“). In obigem Sinne werden oft auch die früheren Pflanzen- u. Thierschöpfungen, welche die Geologie (s. d.) unter der Erdoberfläche nachweist, als „untergegangene W.en“ bezeichnet. — In engstem Sinne dagegen steht W. gleichbedeutend mit Erde. So in den zahllosen Verbindungen, wie Welttheile, Weltmeer, Weltgeschichte ꝛc. Auch die Lehre von der Weltschöpfung (s. o.) beschränkt sich meist auf die Entstehung der Erdwelt. Ganz bes. aber gehört hierher der religiöse Begriff von W., wie er vornehmlich durch das Evangelium Johannis in den christlichen Sprachgebrauch übergegangen ist. Danach ist W. die Gesammtheit der irdischen, sinnlichen Dinge, welche der Sünde, der Eitelkeit u. daher dem Fluche u. der Vergänglichkeit unterworfen sind, im Gegensatz zu den ewigen, geistigen u. göttlichen Dingen, mit einem Worte zu der „höheren Welt“. Aus diesem Sprachgebrauch erklären sich Ausdrücke, wie Weltliebe, Weltlust (Gegensatz: Weltflucht), weltlicher, d. h. auf das Eitle gerichteter, Sinn u. nicht minder die Bezeichnung des Teufels als des „Fürsten dieser W.“

**Weltachse** nennt man in der sphärischen Astronomie die bis an das scheinbare Himmelsgewölbe verlängerte Erdachse. Die Punkte, in denen sie dieses Gewölbe trifft, heißen die Himmelspole. In der Nähe des nördl. Himmelspoles steht der Polarstern. Infolge der Präzession (Vorrücken) der Nachtgleichen dreht sich die W. in dem Zeitraume von 26,000 Jahren einmal nach einem der Bewegung der Erde um die Sonne entgegengesetzten Sinne um die Achse der Ekliptik, mit welcher sie immer nahe denselben Winkel von $23\frac{1}{2}$ Grad (Schiefe der Ekliptik) macht.

**Weltgeistliche,** auch Welt- od. Leutpriester heißen in der Katholischen Kirche alle die Geistlichen, welche nicht (wie die Kloster- od. Regularkleriker) an eine besondere Ordensregel gebunden sind, sondern (abgesehen von ihrem Stande u. ihren Pflichten als Kleriker) inmitten der „Welt“, d. i. der bürgerlichen Gesellschaft, stehen.

**Weltgericht,** auch Jüngstes (d. i. letztes) Gericht od. Jüngster Tag, heißt in der Lehre der christlichen Kirche das Gericht, welches Christus nach seiner Wiederkunft (s. d.) über die „Lebendigen u. die Todten“, d. h. über die alsdann noch Lebenden u. die wieder vom Tode Erweckten, halten wird. Die Hauptstelle des Neuen Testaments über das W. ist die bilderreiche Rede Christi Matth. 25, 31 ff. Das Alte Testament kennt bereits ein göttliches Gericht über die Heidenvölker, welches nach dem Anbruch der messianischen Zeit stattfinden soll (vgl. bes. Joel, Kap. 4, u. Daniel 7, 9 ff.). Der Schauplatz dieses Gerichts ist nach Joel 3, 7 das Thal Josaphat, d. i. nach sehr alter Auslegung das Kidronthal zwischen dem Tempelberg u. dem Oelberg. Daher verlegten die Kirchenväter auch das W. Christi in dieses Thal; seit dem Mittelalter wurde jedoch die Ansicht herrschend, daß das W. vielmehr irgendwo im Luftraum stattfinden werde. Ueber die mohammedanische Lehre vom W. (gleichfalls im Kidronthale) s. „Religion“ (Bd. VII, Sp. 159). — Die Folge des W.s ist der ewig unabänderliche Zustand der Seligkeit für die Gerechten, der Verdammniß für die Gottlosen (Matth. 25, 46). Unter den bildlichen Darstellungen des W.s ist die berühmteste die von Michelangelo (s. d.) in der Sixtinischen Kapelle zu Rom.

**Welthandel u. Weltverkehr,** jene auf Austausch von materiellen od. geistigen Gütern gerichteten Beziehungen der Völker zu einander, welche, über den ganzen Erdball ihre Fäden spannend, einen Organismus von Einrichtungen hervorgerufen haben, aus welchem keines der zahlreichen einzelnen Glieder herausgerissen werden kann, ohne das Ganze wesentlich zu alteriren. Zwei Gruppen sind hierbei zu unterscheiden, die Träger u. das Getragene. Unter der ersten Kategorie begreifen wir den ganzen mechanischen u. administrativen Apparat der Schiffahrt, der Eisenbahnen, der Post u. der Telegraphie, zur zweiten zählen wir Alles, was durch diese Anstalten bewegt wird, den Handelsverkehr in Geld u. Waaren, wie er sich in den großen Gruppen gestaltet, welche eine internationale Bedeutung gewonnen haben.

**Die Verkehrsmittel.** A. Schiffahrt, Flußschiffahrt. Ehe der Mensch gelernt hatte, die Hindernisse hinwegzuräumen, welche ihm die Natur in Wald u. Berg entgegenstellte, waren die Flüsse die natürlichsten Straßen u. die bequemsten. Daher war die Flußschiffahrt schon früh ausgebildet. Wir wissen, daß in Afrika schon in den ältesten Zeiten der Nil eine belebte Verkehrsstraße war, auf der von den Katarakten bis zum Mittelländischen Meere Tausende von Barken schwammen. Die Schiffahrt auf ihm wird durch die Nordwinde begünstigt, welche acht Monate lang wehen. Die übrigen Flüsse dieses Erdtheils haben bei weitem nicht die Bedeutung wie jener Strom. Der gewaltige Niger ist zwar schon von europ. Dampfern befahren, u. wir wissen jetzt, daß der mächtige Kongo auf weite Strecken große Schiffe zu tragen im Stande sein wird, aber nur der Senegal ist bis jetzt auf einer verhältnißmäßig kleinen Strecke für den Verkehr von Werth gewesen. In Asien sind die mächtigen Ströme China's für den Verkehr des Reiches der Mitte von höchster Wichtigkeit. Auf dem Jangtsekiang fahren die Dampfer der Nordamerikaner u. Engländer schon weit hinauf. Auch der Menam, an dem Bangkok liegt, ist in seinem unteren Wasserlaufe ein breiter u. tiefer Strom mit starker Schiffahrt. Der große Amur verspricht für die zukünftige Entwicklung des östl. Sibiriens von der höchsten Bedeutung zu werden u. schon jetzt fahren russische Dampfer regelmäßig 1600 Km. aufwärts von der Mündung bis Usst-Strelka. Die Ströme Sibiriens sind von der See aus schwer erreichbar, doch hat in jüngster Zeit ein schwed. Schiff das Wagniß glücklich bestanden, in den Jenissei einzulaufen. Amerika hat gewaltigere Ströme als irgend ein Erdtheil. Der ungeheure Amazonas, der größte Fluß der Erde, ist aber erst in jüngster Zeit mit in den Dienst des Verkehrs gezogen worden. Bis 1853 war er so gut wie unbenutzt. Seit diesem Jahre wird er von Dampfern befahren, seit Sept. 1867 ist er für die Handelsschiffe aller Völker eröffnet u. die Dampferflotte unter Leitung einer engl. Gesellschaft wächst von Jahr zu Jahr, ihre Dampfer befahren ihn in einer Länge von 3800 Km. Andere wichtige Wasserläufe — u. gerade in Südamerika sind diese für den Verkehr von der größten Bedeutung — sind der Purus, Negro, Madeira, Tapajos, Ober-Tocantins, Paraguay u. La Plata. Welche Zukunft diesem großen Halbkontinente seine Wasserstraßen einst eröffnen werden, läßt uns ein Blick auf die Karte errathen. Ein weitverzweigtes Netz großer schiffbarer Ströme breitet sich östl. der Cordilleren aus u. tritt bis dicht an die pacifische Küste heran. Vermochte doch der Dampfer Morona aus Liverpool den ganzen Amazonas u. die Nebenflüsse Ucayale, Pachitea u. Pozozu hinaufzudampfen, so daß er, als endlich sein Anker im Mairohafen fiel, nur 50 M. in gerader Linie vom Großen Ozean entfernt war. Der Norden Amerika's hat seinen Mississippi, den Vater der Ströme, mit zahlreichen großen schiffbaren Nebenflüssen, u. lange ist er der wichtigste Träger des nordamerikan. Binnenverkehrs gewesen, bis Eisenbahnen den größten Theil desselben an sich zogen. Dagegen wächst die Schiffahrt auf dem St. Lorenzstrom von Jahr zu Jahr u. erstreckt sich, durch Kanäle gefördert, bis zu den Großen Seen. Die Flüsse unseres Erdtheils lassen sich in Bezug auf Größe mit den eben erwähnten nicht vergleichen. Die größten u. meisten schiffbaren Flüsse hat das Russische Reich, aber sie sind für den Verkehr auf lange Zeit durch Eis u. Eisgang geschlossen, dennoch sind sie seine wichtigsten Träger. Von Sibirien her kommen im Winter die Schlittenkarawanen u. speichern an den Ufern dieser Ströme ungeheure Mengen von Vorräthen auf, welche auf den frei gewordenen Wasserstraßen nach Westen u. Süden geführt werden. Deutschland hat in der Donau eine Straße nach Osten, Weichsel, Oder, Elbe, Weser u. der Rhein vermitteln den Verkehr von Süden nach Norden. Lange Zeit war die deutsche Flußschiffahrt durch schwere Zölle gehemmt. Die Weser hatte 19, der Rhein von Straßburg bis zur holland. Grenze 30, der Main von Bamberg bis Frankfurt 33, die Elbe von Melnik bis Hamburg 35 Zollstätten u. erst in der Neuzeit sind diese Hindernisse durch Verträge u. Ablösungen weggeräumt worden. Der Verkehr auf der Elbe ist ein sehr bedeutender, denn außer den Seehandelsplätzen Hamburg, Altona u. Harburg liegen auch Magdeburg u. Dresden an ihren Ufern. Die Oder wird mit größeren Kähnen bis Breslau, mit Flußdampfern bis Frankfurt u. mit Seeschiffen bis Stettin befahren. Auf der Weichsel verkehren jährlich 4000—4500 Flußfahrzeuge u. gegen 1600 bis 2000 Holztraften; ein besserer Zustand des Flußbettes würde der Schiffahrt hier eine weit größere Ausdehnung geben, wie denn auch erst in neuerer Zeit die Weser eine größere Bedeutung dadurch erlangt hat, daß man den Verkehr auf diesem Flusse möglichst erleichterte. Die Ladungsfähigkeit ihrer Schiffe vermehrte sich in den letzten drei Jahrzehnten um 229,73 Proz. Von 373 Schiffen mit 84,003 Registertons im J. 1847 erhob sich der Verkehr auf 504 Schiffe von 279,979 Registertons im J. 1876. Der Rhein, von Alters her eine Heerstraße, auf der ein bewegtes Verkehrsleben statthatte, ist dennoch erst im J. 1868 von Basel bis ins offene Meer für die Schiffahrt frei geworden. Die Donau, nur von der Wolga an Länge u. Ausdehnung des Flußgebiets übertroffen, ist schon auf ihrem Oberlaufe von Ulm ab schiffbar, doch hindert die starke Strömung die Bergfahrt. Von Donauwörth wird sie mit Dampfern befahren, von Regensburg an trägt sie schon Schiffe von 1800 Ctr. u. ist von Wien abwärts für Schleppdampfer von 120—160 Pferdekraft, die bis 14,000 Ctr. auf einmal befördern, fahrbar. Einen wahrhaft internationalen Charakter hat der Fluß erhalten einmal durch die Schiffahrtsakte von 1858, wonach die Schiffahrt von Ulm bis zur Mündung frei gegeben ist, u. dann durch die Einsetzung der Kommission an der Sulinamündung, welche für Schiffahrt des Flusses Sorge zu tragen u. die Freiheit des Verkehrs zu überwachen hat. Weit mehr Aufmerksamkeit als in Deutschland hat man in Frankreich u. England auf die Verbesserung der Wasserstraßen gewendet. Trotzdem aber, daß Frankreich große Flüsse besitzt, leidet ihre Schiffahrt doch unter mancherlei Schwierigkeiten. Der Rhone, mit vielen Mühen in seinem Oberlaufe verbessert, hat keine Einfahrt für Seeschiffe; die Loire, obschon auf 882 Km. schiffbar, ist bei ihrer Mündung verstopft u. nur für Seeschiffe von 200 Tons bis Nantes zugänglich, u. die Garonne hat in ihrer Mündung der Gironde einen Kanal voll Inseln u. Sandbänke, den überdem noch eine Barre gefährlich macht. Die britischen Flüsse sind kurz u. für die Schiffahrt von keiner großen Bedeutung, aber die Mündungen der Themse, des Severn, Humber, Mersey u. Clyde (mit großen Kosten kanalisirt) haben an ihren Ufern die bedeutendsten Handelsstädte des Königreichs.

B. Kanäle. Künstliche Wasserwege stellten wol zuerst die Chinesen her. Noch jetzt ist das Land von unzähligen Kanälen durchschnitten, wenn schon die alten Bauten zum Theil in Verfall gerathen sind, wie auch der große Kaiserkanal von Hangtscheufu bis Peking bes. dadurch, daß sich der Jangtsekiang ein neues Strombett suchte, seine Bedeutung für den Verkehr fast gänzlich einbüßte. Doch soll selbst die an Wasserstraßen ärmste Provinz Schensi 350 größere Kanäle besitzen. Ebenso besaß Aegypten schon in ältester Zeit Kanäle, die freilich auch, wie der zwischen Nil u. Rothem Meer, zum Theil in Verfall gerathen sind, indessen bestehen jetzt in Aegypten doch immer noch 11 Kanäle, von denen der Kanal von Sues (s. d.) auf das Verkehrswesen der Neuzeit die weittragendsten Einflüsse ausgeübt hat; Einflüsse, die doppelt merkwürdig deswegen sind, weil durch die Eröffnung der genannten Wasserstraße der Weltverkehr in alte Bahnen zurückgeführt worden ist, in denen er sich schon in den frühesten Zeiten u. noch im Mittelalter bewegte. Das Mittelmeer hat wenigstens theilweise die große Bedeutung wiedergewonnen, welche ihm die Entdeckung des Seeweges um das Kap der Guten Hoffnung nahm. Freilich wird dem letztern immer ein großer Theil des Verkehrs bleiben müssen. Wo es sich um Zeitersparniß handelt, wird der Kanal gewählt werden, ebenso werden solche Güter, welche eine höhere Fracht vertragen, wie Edelmetall, Seide, Thee, Gewürze u. dgl., diesen Weg nehmen. Aber da der Kanal u. das Rothe Meer nur für Dampfer fahrbar sind u. die kostspielige Dampferfahrt noch durch Zölle vertheuert wird, so bleibt den Segelschiffen, welche ihren Weg um das Kap der Guten Hoffnung nehmen, immer noch für viele Frachten eine ausschlaggebende Konkurrenzfähigkeit. Ueber die Ersparnisse von Zeit, welche wir durch den Kanal erhalten, giebt Dr. Zencker nachstehende interessante Berechnung:

| | Um das Kap. Seemeilen. | Ueber Sues. Seem. | Abkürzung. | Differenz. Seem. | Differenz. Tage. |
|---|---|---|---|---|---|
| Von Hamburg nach Bombay . . . . | 11,220 | 6420 | 43 % | 4800 | 24 |
| „ London nach Bombay . . . . | 10,912 | 6112 | 44 % | 4800 | 24 |
| „ „ „ Hongkong . . . . | 13,352 | 9672 | 28 % | 3680 | 18½ |
| „ Triest u. Venedig nach Bombay | 11,504 | 4188 | 63 % | 7316 | 36½ |
| „ Odessa nach Hongkong . . . . | 14,460 | 7596 | 47 % | 6864 | 34½ |
| „ Marseille nach Bombay . . . | 10,560 | 4368 | 59 % | 6192 | 31 |
| „ Konstantinopel nach Sansibar | 8932 | 3796 | 57 % | 5136 | 25½ |
| „ Rotterdam nach Sundastraße | 11,524 | 8504 | 26 % | 8478 | 42½ |

Die Ersparniß an Zeit wird aber thatsächlich noch größer für den Reisenden, welcher nicht die ganze Fahrt per Schiff zu nehmen gedenkt, sondern die Bahn bis Brindisi, Triest od. Venedig benutzt.

Dann stellt sich folgende Zeitersparniß für Deutschland heraus:

| | Von Hamburg od. Bremen um das Kap | Nach Triest über Sues. | Ersparniß. |
|---|---|---|---|
| Bombay . . . . . . . . . . | 104 Tage | 23 Tage | 81 Tage |
| Point de Galle . . . . . . | 104 „ | 27 „ | 77 „ |
| Kalkutta . . . . . . . . . . | 107 „ | 32 „ | 75 „ |
| Singapore . . . . . . . . . | 107 „ | 34 „ | 73 „ |
| Sundastraße . . . . . . . . | 104 „ | 35 „ | 69 „ |
| Hongkong . . . . . . . . . . | 114 „ | 43 „ | 71 „ |

Wie der Sueskanal Asien u. Afrika trennt, so soll auch durch einen Kanal das nördl. Amerika von dem südl. geschieden werden, doch hat man sich über die Stelle, an welcher dies hochwichtige Unternehmen durchgeführt werden soll, bis jetzt noch nicht zu einigen vermocht.

In Nordamerika wurde schon 1789 ein 27 engl. M. langer Kanal zwischen Boston Hafen u. Concord River eröffnet, heute beträgt die gesammte Länge des Kanalnetzes der Union 1325,5 geogr. Meilen; der größte dieser Kanäle, der 590 Km. lange Eriekanal, verursachte allein einen Kostenaufwand von 41,873,738 Doll. Große Anstrengungen hat Canada gemacht, seine Wasserverbindung durch Kanäle zu verbessern; sechs große Kanäle, unter denen der Wellandkanal mit einem Jahresverkehr von 1½ Tonnen Gütern der wichtigste ist, bringen eine jährliche Einnahme von 420,000 Doll.

In Europa hat man vor Allem in den Niederlanden, dann in England, Frankreich, Rußland, Schweden u. leider verhältnißmäßig wenig in Deutschland für den Kanalbau gethan. In Holland bewegen sich 80 % alles Verkehrs auf den Wasserstraßen, von denen der Nordholländische Kanal, der Kanal von Voorn, der Zuyd-Willemskanal u. der von Rotterdam nach Hellevoetsluys die bedeutendsten sind. England besitzt an 4680 Km. Kanäle, Frankreich ca. 5600. Unter den engl. sind nam. der 174 Km. lange Grand Junctionkanal, der 150 Km. lange Oxfordkanal, der großartige, 209 Km. lange Leeds-Liverpool-Kanal mit über 90 Schleußen u. 135 Brücken u. Aquädukten, der 61 Km. lange Forth-Clyde Kanal, den Segelschiffe von 120 Tonnen befahren, von Wichtigkeit für den Binnenverkehr. Die 77 Kanäle Frankreichs stellen Wasserwege her, welche das Land in allen Richtungen durchschneiden, den Kanal u. den Golf von Biscaya mit dem Mittelmeer u. mit dem Rhein verbinden. Daher ist der Verkehr auf den inneren Wasserstraßen Frankreichs so angewachsen, daß er im J. 1874 über 1500 Mill. Tonnen Waaren u. 200 Kbm. Flöße beförderte. Rußland hat bei 34,500 Km. natürlichen Wasserstraßen mehrere große Kanalanlagen, darunter den 110 Km. langen Ladogakanal mit über 30 Schleußen, welcher die wichtigste Verbindung der Ostsee mit dem Kaspischen See sowie mit dem Schwarzen Meere herstellt; ferner die Verbindung des Onegasees mit dem Weißen Meer u. a. Auch Schweden hat durch den Göta- u. den Trollhättakanal eine wichtige Verbindungsstraße zwischen Nord- u. Ostsee geschaffen.

Die Gesammtlänge der deutschen Kanäle beträgt nur etwa 1500 Km., wovon bei weitem der größte u. wichtigste Theil auf Preußen fällt. Der Donau-Main-Kanal in Bayern muß als eine völlig verfehlte Anlage bezeichnet werden. Aber der Elbing-Oberländische Kanal, der in die ostpreuß. Seenregion hineinführt, der Bromberger Kanal, der Oder- u. Weichsel-, der Finow- u. Müllroser Kanal, der Elbe u. Oder verbindet, sind für den Verkehr von großer Bedeutung. Und eine Reihe anderer, nicht minder wichtiger, wie der Holsteiner Kanal zur Verbindung zwischen Nord- u. Ostsee, der Elb-Spree-Kanal, Berlin-Rostocker Kanal u. a. m., sind schon in Angriff genommen od. stehen doch in Aussicht.

C. Die Landseen. Die Binnenseen tragen für den Verkehr weit weniger bei als die Flüsse. Von den großen Gewässern Asiens wird der 7370 □M. große Kaspisee, gleich dem Aral, regelmäßig von Dampfern befahren, u. der Baikalsee, auf dem ebenfalls Dampfer verkehren, ist für das innere Sibirien von Bedeutung. Afrika's große, erst vor kurzer Zeit entdeckte Seen, der Victoria Nyanza, Tanganjika, Njassa u. a., mögen vielleicht einst eine wichtige Rolle in dem Verkehr der afrikanischen Völker erlangen, heute sind sie aber fast unbenutzt. — Dagegen sind die Seen Nordamerika's für den Verkehr der Union von eminenter Bedeutung. Die fünf großen canadischen Seen nehmen zusammen einen Flächenraum von 4370 □M. ein, ihre Küstenlänge wird auf 1000 bis 1200 deutsche M. geschätzt. Der Obere See nimmt 1524, der Huronsee 952, der Michigansee 1143, Erie 457 u. Ontario 300 □M. ein. Bis zum J. 1800 schwammen auf ihnen nur die Kähne der Indianer, heute (1877) fahren 4660 Schiffe von 760,351 Tonnen auf ihnen u. bewegen eine Gütermenge, deren Werth man auf 700 Mill. Doll. geschätzt hat. In Mittelamerika wird vielleicht der Nicaraguasee einst ein wichtiges Glied in der Kette werden, die den Atlantischen mit dem Pacifischen Ozean verbinden soll.

Europa's größte Seen liegen in Rußland; hier befindet sich der Ladogasee mit 413, der Onega mit 228, der Peipus mit 51, Enare mit 49, Saima 47 □M. Flächenraum u. noch eine Anzahl größerer Seen; aber nur die beiden erstgenannten sind durch das Marinekanalsystem in den Verkehr gezogen worden. Nach Rußland besitzt Schweden die größten Seen in seinem Wener- (99 □M.), seinem Wetter- (35 □M.) u. Mälarsee (25 □M.), denen noch eine große Anzahl anderer sich anreiht, u. in diesem Lande hat sich auf auf den Seen, durch Kanalverbindung unterstützt, ein lebhafter Verkehr entwickelt; die schwedischen Binnengewässer wurden 1865 erst von 18,000, im J. 1872 aber von 71,072 Fahrzeugen befahren. Die Seen der Schweiz sind klein im Verhältniß zu jenen, aber die Gunst der Umstände erhält ein reges Leben auf ihnen. Den Genfersee, 577 □Km. groß, befahren 13 Dampfer u. 100 Segelschiffe, den Luganer See 2, Lago maggiore 8, Züricher See 13, Vierwaldstätter See 14, Zuger See 2, Brienzer See 5, Thuner See 6, Neuenburger See 3 Dampfer. Einen mehr internationalen Charakter hat aber die Schifffahrt auf dem 539 □Km. großen Bodensee, den 26 Dampfer vier verschiedener Staaten befahren, während außerdem ein bedeutender Güterverkehr durch zahlreiche größere Segelschiffe vermittelt wird.

D. Der Ozean. Es giebt heute keinen Strich Landes, der von so zahlreichen Straßen durchschnitten wäre, als der Meereskanal zwischen England u. Frankreich od. die Strecke zwischen Liverpool u. New-York u. zwischen Lissabon u. Southampton. Dadurch, daß sich die Neuzeit durch die Anwendung der Dampfkraft auf die Fortbewegung der Schiffe von den Zufälligkeiten der Winde frei gemacht hat, sind erst die Sicherheit der Verbindungen, die Gewißheit der Zeitdauer garantirt worden, jene beiden unerläßlichen Faktoren, auf die der Weltverkehr seine Rechnungen stützen muß. Ein Segelschiff mag immerhin unter günstigen Umständen eine eben so schnelle od. auch wol schnellere Fahrt machen als ein Dampfer, aber es bleibt von Wind u. Strömungen stets abhängig. Von England nach New-York braucht ein Segler durchschnittlich 32, ein Dampfer nur 10—12 Tage, von England nach der Kapstadt ein Segler 62, die Dampfer der Union Steamship Company nur 34 Tage, von England um das Kap der Guten Hoffnung nach Kalkutta ein Segler je nach der Jahreszeit 100—111, ein Dampfer nur 68 Tage.

Handelsflotten. Im J. 1866 hatte Großbritannien 2718 Handelsdampfer, die britischen Kolonien 501, die Vereinigten Staaten von Nordamerika 2270, Frankreich 345, Italien 90, Spanien 127, Oesterreich 71, Schweden u. Norwegen 400, Dänemark 82, der Norddeutsche Bund 88, Belgien 8 ꝛc., ausschließlich der Dampffahrzeuge auf Flüssen u. Landseen u. in der Kriegsmarine. In den letzten Jahren hat die Zahl der Dampfschiffe fortwährend zugenommen, die Zahl der Segelschiffe aber ist mit einigen Schwankungen heruntergegangen u. ihr Tonnengehalt nahezu derselbe geblieben, während der der Dampfschiffe ein stetiges Wachsthum zeigt. Nachstehende Zusammenstellung des Bureau Veritas beweist das in Ziffern.

| | Segelschiffe. | | Dampfschiffe. | |
|---|---|---|---|---|
| | Zahl. | Tonnengehalt. | Zahl. | Tonnengehalt. |
| 1872: | 56,527 | 14,563,868 | 4335 | 3,680,670 |
| 1873: | 56,281 | 14,185,856 | 5148 | 4,328,193 |
| 1874: | 56,289 | 14,523,630 | 5365 | 5,225,888 |
| 1875: | 57,228 | 15,099,001 | 5519 | 5,364,492 |
| 1876: | 58,208 | 15,553,368 | 5771 | 5,686,842 |
| 1877: | 51,912 | 14,799,139 | 5471 | 5,507,699 |

Da außerdem Dampfschiffe ihre Lieferungen in kürzeren Zeiten zu bewerkstelligen vermögen, als Segelschiffe, so hat man jede Tonne Tragfähigkeit eines Dampfers 3—4mal so hoch angeschlagen als die eines Segelschiffs. Wenn auch die statistischen Angaben auf diesem Gebiete gerade an ziemlicher Unsicherheit zu leiden pflegen, die ihren Grund darin hat, daß die Art der Registrirung hier u. da eine sehr verschiedene ist, so zeigen sie doch, daß die relative Tragfähigkeit während eines Zeitraumes von 15 Jahren um 41,2 Tonnen per Fahrzeug zugenommen hat, was für das J. 1875 eine Erhöhung der Transportleistung um 36 Prozent ergiebt. Es betrug nämlich in Europa nach Neumann-Spallart:

| | Gesammtzahl der Handelsschiffe. | Tragfähigkeit in Reg.-Tonnen. | Durchschnittl. Kapazität eines Schiffes. |
|---|---|---|---|
| Ende 1860: | 95,246 | 10,800,647 | 113,4 |
| „ 1865: | 100,014 | 12,436,208 | 124,3 |
| im J. 1868—69: | 100,298 | 12,761,875 | 127,2 |
| „ „ 1870—71: | 96,877 | 12,607,627 | 130,1 |
| „ „ 1872—73: | 99,006 | 14,800,194 | 149,5 |
| „ „ 1875: | 97,330 | 15,054,527 | 154,6 |

Bei diesen Uebersichten ist als Norm ein bestimmter Tonnengehalt festgehalten worden. Aber es giebt eine große Anzahl von Staaten, deren Handelsflotte vornehmlich in kleinen Fahrzeugen besteht, weil ihr Handel sich weniger auf den großen Verkehr als auf die eigenen u. die benachbarten Küsten erstreckt. So haben bes. Italien, Skandinavien, Griechenland starke Küstenflotten, ebenso Frankreich u. die Vereinigten Staaten; bei den letzteren kommen beispielsweise von 29,806 Fahrzeugen aller Art 8216 von 1,007,307 Tonnen auf Schiffe ohne Takelage. Einige Staaten berücksichtigen in ihren Aufstellungen die kleinen Fahrzeuge gar nicht, so daß Staaten wie Argentina, das seine 6438, Japan, das 20,000, China, das 8000 Seeschiffe besitzt, für allgemeine Schlußfolgerungen ohne Berücksichtigung bleiben müssen. Im Allgemeinen aber darf der Tonnengehalt der Flotten als maßgebend angesehen werden für die Bedeutung der Handelsflotten der Länder. So haben wir nach O. Hübner's Aufstellungen von 1878:

Die Handelsflotten der Welt:

| | Zahl der Schiffe. | Tonnen à 2000 Pfd. | | Zahl der Schiffe. | Tonnen à 2000 Pfd. |
|---|---|---|---|---|---|
| Aegypten . . . . | 600 | 61,000 | Brasilien . . . . | 755 | 232,000 |
| Arabien . . . . | 260 | 24,000 | Guatemala . . . | 106 | 16,000 |
| Argentinien . . | 6438 | 130,528 | St. Salvador . | 64 | 4000 |
| Belgien . . . . | 48 | 44,980 | Honduras . . . | 30 | 1800 |
| Bolivia . . . . | 38 | 7000 | Nicaragua . . . | 80 | 9000 |

| | Zahl der Schiffe. | Tonnen à 2000 Pfd. | | Zahl der Schiffe. | Tonnen à 2000 Pfd. |
|---|---|---|---|---|---|
| Costa Rica . . | 40 | 4000 | Norwegen . . | 7447 | 1,200,000 |
| Chile . . . . . | 75 | 17,090 | Oest.=Ungarn | 573 | 282,100 |
| Chines. Reich. | 8000 | 616,000 | Persien . . . . | 200 | 65,000 |
| Columbia . . | 100 | 16,000 | Peru . . . . . | 110 | 24,234 |
| Dänemark . . | 1299 | 244,541 | Portugal . . . | 432 | 108,000 |
| Deutschland . | 4809 | 1,103,650 | Rumänien . . | 332 | 10,600 |
| Frankreich . . | 15,904 | 1,038,071 | Rußland . . . | 2534 | 230,000 |
| Franz.Kolonien | 148 | 4263 | Finnland . . . | 1900 | 270,000 |
| Griechenland . | 5202 | 250,077 | Sandwichinseln | 58 | 8561 |
| Großbritannien u. Irland . | 25,479 | 6,263,333 | Schweden . . | 2967 | 469,341 |
| Brit.Kolonien | 9289 | 866,677 | Siam . . . . . | 98 | 37,404 |
| Haiti . . . . . | 144 | 28,000 | Spanien . . . | 4514 | 690,700 |
| Japan . . . . | 20,000 | — | Spanische Kolonien . . . | 8085 | 236,374 |
| Italien . . . . | 11,045 | 1,078,369 | Tripolis . . . | 110 | 6000 |
| Marokko . . . | 400 | 18,800 | Tunis . . . . | 410 | 12,000 |
| Maskat . . . . | 2000 | 140,000 | Türkei . . . . | 335 | 75,500 |
| Mexiko . . . . | 280 | 54,000 | Uruguay . . . | 37 | 2828 |
| Niederlande . | 1827 | 541,780 | Ver. Staaten. | 29,806 | 4,456,783 |

Ein Rückblick auf die letzten sieben Jahre giebt uns folgendes Bild von dem Anwachsen der Handelsflotte unserer eigenen Nation:

Bestand der deutschen Seeschiffe.

| Am 1 Jan. | Segelschiffe. Zahl | Registertons. | Handelsschiffe Zahl. | Registertons. | Schiffe überhaupt Zahl. | Registertons. | Kubikmeter. | Regelmäßige Besatzung. |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 1871: | 4372 | 900,361 | 147 | 81,994 | 4519 | 982,355 | 2,779,010 | 39,475 |
| 1872: | 4354 | 891,660 | 175 | 97,030 | 4529 | 988,690 | 2,798,737 | 39,909 |
| 1873: | 4311 | 869,637 | 216 | 129,521 | 4527 | 999,158 | 2,828,207 | 40,239 |
| 1874: | 4242 | 866,092 | 253 | 167,633 | 4495 | 1,033,725 | 2,926,453 | 41,396 |
| 1875: | 4303 | 878,385 | 299 | 189,998 | 4602 | 1,068,383 | 3,026,731 | 42,424 |
| 1876: | 4426 | 901,313 | 319 | 183,569 | 4745 | 1,084,882 | 3,073,489 | 42,362 |
| 1877: | 4491 | 922,704 | 318 | 180,946 | 4809 | 1,103,650 | 3,126,583 | 41,844 |

Für den gleichen Zeitraum zeigt der Oesterreich=ungarische Kaiserstaat die umgekehrte Erscheinung einer stetigen Abnahme, sowol hinsichtlich der Segelschiffe als der Dampfer, die erst 1876 zum Stillstand kam.

Stand der Oesterreich=ungarischen Handelsflotte.

| Jahr | Oesterreich. Schiffe | Tonnen | Bemannung | Ungarn. Schiffe. | Tonnen | Bemannung |
|---|---|---|---|---|---|---|
| 1871: | 7323 | 307,289 | 25,065 | 566 | 83,762 | 2818 |
| 1872: | 6623 | 276,930 | 25,034 | 581 | 76,089 | 2864 |
| 1873: | 6648 | 273,221 | 24,869 | 559 | 68,246 | 2695 |
| 1874: | 6655 | 262,362 | 24,700 | 548 | 69,643 | 2681 |
| 1875: | 6926 | 257,131 | 24,886 | 514 | 72,089 | 2620 |
| 1876: | 7028 | 262,271 | 25,184 | 510 | 68,027 | 2466 |

**1. Dampferlinien.** Ueber die Dampferlinien, welche zwischen den verschiedenen Theilen der Welt regelmäßige Verbindungen herstellen, haben wir unter dem betreffenden Artikel in Bd. III, S. 676 ausführlich berichtet. Inzwischen sind Veränderungen eingetreten, welche eine Ergänzung jener Angaben erheischen. Außer den genannten vermitteln den Verkehr von deutschen Linien zwischen Europa u. Südamerika: die „Hamburg=Südamerikanische Dampfschiffahrtsgesellschaft“ nach Montevideo monatlich zweimal über Lissabon, Bahia, Rio=Janeiro; die Gesellschaft „Kosmos“ nach Valparaiso über Havre, Lissabon u. Rio=Janeiro, dann monatlich einmal durch die Magalhaesstraße; die „Deutsche Dampfschiffsrhederei zu Hamburg“ nach Schanghai bis Japan durch den Sueskanal über Bombay, Penang, Singapore, Hongkong, eine deutsch=englische Linie zwischen Kalifornien u. Ostasien seit 1873; dagegen ist der „Baltische Lloyd“ wieder eingegangen. Zu den französischen Gesellschaften sind hinzugetreten: die „Société générale des Transports maritimes à vapeur“ von Marseille nach Buenos Aires; die „Compagnie Marseillaise de Navigation à vapeur“ von Marseille nach Konstantinopel u. Aegypten. — Von österreichischen Gesellschaften verdient auch die „Oesterreichische Donau=Dampfschiffahrtsgesellschaft“ Erwähnung. Spanische u. portugiesische Linien: die „Companhia Lopez“ zwischen Cadix u. Veracruz über Teneriffa, Portorico, Matanzas; die „Companhia portugueza de navegacar a vapor“ von Lissabon nach Madeira. — Italienische Gesellschaften: die „Sozieta di Navigazione Adriatica Orientale“ von Venedig, Brindisi bis Alexandrien; die „Sozieta Rubattino“ zwischen Genua u. Alexandrien (bez. Bombay). Amerikanische Linien: zwischen Nordamerika u. Westindien: die „American Steam Ship Company Atlas“ zwischen New York u. Jamaica; die „West India Mail Steam Ship Company“ zwischen New=York u. St. Thomas, die „United States and Mexican Mail Steam Ship Company“ zwischen New-York, Belize u. Honduras. Nach Südamerika: die „Companhia Brazileira dos Paquetes a vapor“ u. die brasilianische „Companhia intermediaria dos Portos do Sul“; die „Companhia Sud Americana dos Vapores“ zwischen Panama u. Valparaiso; die „North Pacific Transportation Company“ zwischen Nordamerika u. Ostasien.

Von englischen Linien: nach Nordamerika: die Temperley=Linie, die Dominion=Linie die „State Line Steamship Company“ von Liverpool nach New=York u. von Glasgow nach New=Orleans; nach Westindien u. Südamerika: die „Red Cross-Booths- & Ryde Line“, die Cunard=Linie („British Westindia Steam Ships“) von Glasgow nach Barbados, Trinidad, Demerara; nach Afrika: die „British and African Steam Ship Co.“; nach Ostindien u. China: die „British India Steam Navigation Comp.“, „Bombay and Bengal Steam Ship Comp.“, „China Mercantile Steam Navigation Comp.“, „Shangai Steam Navigation Comp.“, „Ocean Steam Navigation Comp.“; nach Australien: die „Australasian Steam Navigation Comp.“, die „California New Zealand & Australian Mail Line“, die „Circular Saw Line of Steam Ships“.

**2. Die Eisenbahnen.** Wie die Dampfschiffe, so sind auch die Eisenbahnen Kinder dieses Jahrhunderts. Noch sind nicht 50 Jahre verflossen, seit mit der Eröffnung der Bahn von Manchester nach Liverpool die eisernen Schienenwege aus dem kleineren Dienste, den sie bei Bergwerken leisteten, in die Wirksamkeit des allgemeinen Verkehrs gezogen wurden. Mit dem 15. Sept. 1830 brach eine neue Aera an. An jenem Tage sah das Publikum zum ersten Male große Wagenzüge voll Passagiere mit einer Schnelligkeit von mehr als 15 engl. Meilen per Stunde befördert. In späterer Zeit ist diese Schnelligkeit weit überholt worden. Am Ende jenes Jahres hatten die Schienenwege eine Länge von 332 Km., nach 20 Jahren waren sie auf 38,022, nach abermals 20 Jahren auf 221,859 Km. gewachsen, Ende 1877 berechnete man die Gesammtlänge aller Eisenbahnen der Welt auf 320,759 Km. Wie die einzelnen Erdtheile an diesen Arbeiten Theil nahmen, zeigen uns folgende Zahlen:

Die Eisenbahnen der Erde in ihrer historischen Entwicklung.

| Ende. | Europa. Km | Asien. Km | Afrika. Km | Amerika. Km. | Australien. Km. | Total. Km. |
|---|---|---|---|---|---|---|
| 1830: | 245 | — | — | 87 | — | 332 |
| 1835: | 646 | - | — | 1773 | | 2419 |
| 1840: | 3057 | — | — | 5534 | — | 8591 |
| 1845: | 9162 | — | — | 8262 | — | 17,424 |
| 1850: | 23,766 | | — | 14,256 | — | 38,022 |
| 1855: | 34,027 | 251 | — | 33,837 | 33 | 68,148 |
| 1860: | 51,544 | 1397 | 446 | 53,235 | 264 | 106,886 |
| 1865: | 75,149 | 5568 | 837 | 62,735 | 825 | 145,114 |
| 1870: | 103,744 | 8132 | 1773 | 96,398 | 1812 | 221,859 |
| 1875: | 142,807 | 12,302 | 2279 | 133,914 | 2820 | 294,122 |
| 1876: | 146,799 | 12,418 | 2503 | 143,855 | 3694 | 309,259 |
| 1877: | 152,293 | 12,739 | 3166 | 148,294 | 4267 | 320,759 |

Wir sehen, wie nach den ersten Jahren der alte Welttheil, der die ersten Schritte gethan hatte, hinter dem neuen zurückblieb, der eine nahezu dreifache Schienenlänge sein Eigenthum nannte. Die Vorurtheile, welche sich in den alten Kulturstaaten der Neuerung hemmend entgegenstellten, konnten in dem jungfräulichen Boden Amerika's keine Wurzeln schlagen. Zudem machten in der ungebahnten Wildniß keine Kunststraßen den eisernen Wegen Konkurrenz u. die Bahnen waren nicht Bänder zwischen schon bestehenden Städten u. Dörfern, sie waren die Begründer neu aufblühender Ortschaften. Aber seit dem J. 1845 ist Europa wieder an die erste Stelle getreten u. hat sie behauptet, wenn auch, wie ein Blick auf vorstehende statistische Tabelle uns belehrt, Amerika nur wenig hinter ihm zurückblieb.

Ordnet man die Erdtheile nach dem Verhältniß der Länge ihrer Bahnen zu Bevölkerung u. Flächeninhalt, so erhalt man folgende Uebersicht:

| | Bewohner auf 1 M. Eisenbahn. | □M. auf 1 M. Eisenbahn. |
|---|---|---|
| Nord= u. Mittelamerika . . | 3000 | 26 |
| Europa . . . . . . . . . . | 13,000 | 8 |
| Australien u. Polynesien . . | 14,000 | 600 |
| Südamerika . . . . . . . . | 45,000 | 600 |
| Afrika . . . . . . . . . . . . | 450,000 | 4600 |
| Asien . . . . . . . . . . . . | 500,000 | 500 |

Von sämmtlichen Bewohnern der Erde aber, deren Zahl sich ungefähr auf 1350 Millionen beläuft, kommen gegenwärtig je 34,000 auf 1 M. Eisenbahn u. von den 2,441,640 □M. Land je 62.

Die obigen Zahlen zeigen, wie verschiedenartig die Betheiligung der einzelnen Erdtheile an diesen Unternehmungen ist. In Amerika, wo die Eisenbahnbauten mit so großer Energie in Angriff genommen wurden, fällt bei weitem der größte Theil auf die Union; nur ein verhältnißmäßig kleiner Theil gehört anderen Staaten. Von einer Gesammtlänge von 148,294 Km. gehören 129,446 den Vereinigten Staaten an, und es sind bes. ihre Bahnen, welche den Kontinent für den Weltverkehr öffnen, indem sie denselben von Ost nach West durchschneiden. Nur noch an einer andern Stelle ist eine solche eiserne Brücke über den Erdtheil geschlagen, auf der Landenge von Panama; in Südamerika sind die verschiedenen Pläne, die atlantische mit der pacifischen Küste durch Schienenwege zu verbinden, noch in der Ausführung begriffen. Wie in Amerika, so fällt in Asien der Hauptantheil an der Entwicklung der Eisenbahnen einem

Staate zu, dem Indischen Reiche Englands, das im J. 1867 von 5893 Km asiatischer Eisenbahnen 5438, im J. 1877 aber von 12,739 Km. Gesammtlänge 11,164 Km. besaß. Klein dagegen sind die Strecken der Holländer auf Java, der Spanier auf den Philippinen, in der Asiatischen Türkei; aber das sich schnell europäischer Kultur öffnende Japan fangt an, das neue Kommunikationsmittel einzuführen, während der streng konservative Nationalcharakter der Chinesen feindlich entgegentritt u. selbst die kleine Strecke von 16 Km. wol mit Billigung der Regierung vom Pöbel zerstört wurde. Die britischen Kolonien in Australien hatten 1867 erst 885 Km. Eisenbahnen, 1877 haben sie sich bis 4263 Km. vermehrt. Unter ähnlichen Verhältnissen wie in den Vereinigten Staaten dienen sie hier zur Erschließung des noch unbekannten Landes für die Kultur u. zur Gründung neuer Ansiedelungen, die sich bald um die angelegten Stationen sammeln. Von allen am ärmsten steht Afrika da. Der Khedive von Aegypten hat schon früh den Eisenbahnbau begünstigt, u. schon erstrecken sich 1763 Km. über das Land u. werden weiter hinauf am Nil geführt bis zu den Ländern des Sudân. Franzosen in Algier u. Engländer am Kap legen Schienenwege durch ihre sich erweiternden Besitzungen u. Projekte verschiedenster Art tauchen auf, um das Dampfroß bis in das Herz des Kontinents zu führen. In Europa war die Bewegung von England ausgegangen. Aber die erste Stellung unter den europäischen Nationen, welche das britische Inselreich hinsichtlich der Ausdehnung seines Schienennetzes noch vor 10 Jahren behauptete, ist auf unser Vaterland übergegangen, das gegenwärtig (1877) 30,303 Km. Eisenbahnen sein eigen nennt, während Englands Bahnen nur 27,152 Km. messen, u. doch bestanden 1867 in Deutschland erst 14,455 Km., während England schon 24,621 besaß. Aber wenn schon alle Staaten einen erstaunlichen Fortschritt auf diesem Gebiete zeigen, so läuft doch allen europäischen Nationen das Zarenreich den Rang ab. Der frühere Beherrscher desselben, Nikolaus, war den Eisenbahnen keineswegs freundlich gesinnt, aber unter seinem Nachfolger begann es sich zu regen, u. wenn 1867 auch erst 4494 Km. fertig gestellt waren, so waren 1877 schon nahe an fünfmal so viel, 21,166 Km., im Betrieb.

Die Eisenbahnen aller Länder der Erde.

| Länder. | (1867) Km. | Länder. | (1877) Km. | Anlagekapital in Mill. Mk. |
|---|---|---|---|---|
| England | 24,621 | Deutschland | 30,303 | 7116,80 |
| Frankreich | 14,908 | England | 27,125 | 13164,28 |
| Deutschland | 14,455 | Frankreich | 22,671 | 5814,88 |
| Oesterreich | 6305 | Rußland | 21,166 | 3609,88 |
| Spanien | 5110 | Oesterreich | 17,487 | 2716,60 |
| Italien | 4840 | Italien | 7942 | 1913,68 |
| Rußland | 4494 | Spanien | 6579 | 1501,80 |
| Belgien | 2566 | Skandinavien | 5408 | 714,20 |
| Skandinavien | 2047 | Belgien | 3633 | 1355,56 |
| Schweiz | 1295 | Schweiz | 2343 | 363,68 |
| Niederlande | 1049 | Niederlande | 2236 | 452,00 |
| Portugal | 700 | Türkei | 1595 | 408,44 |
| Dänemark | 478 | Dänemark | 1366 | 233,60 |
| Türkei | 286 | Rumänien | 1266 | 310,72 |
| | | Portugal | 1134 | 222,24 |
| | | Griechenland | 12 | 2,00 |
| Europa: | 83,154 | | 152,293 | 39896,36 |
| Britisch-Indien | 5438 | Britisch-Indien | 11,164 | 2187,28 |
| Asiatische Türkei | 233 | Java | 477 | 68,88 |
| Java | 163 | Asiatische Türkei | 401 | 83,24 |
| Ceylon | 59 | Philippinen | 386 | 69,88 |
| | | Japan | 148 | 16,76 |
| | | Ceylon | 147 | 39,96 |
| | | China | 16 | 0,80 |
| Asien: | 5893 | | 12,739 | 279,52 |
| Vereinigte Staaten | 59,377 | Vereinigte Staaten | 129,446 | 592,24 |
| Britisch-Nordamerika | 3922 | Britisch-Nordamerika | 7150 | ? |
| Cuba | 640 | Peru | 2790 | 806,88 |
| Brasilien | 601 | Argentina | 2346 | 445,12 |
| Chile | 600 | Brasilien | 2290 | 556,24 |
| Argentina | 525 | Chile | 1689 | 361,20 |
| Mexiko | 122 | Cuba | 734 | 130,80 |
| Britisch-Guyana | 96 | Mexiko | 645 | 155,28 |
| Peru | 89 | Uruguay | 376 | 58,12 |
| Columbia | 77 | Bolivia | 130 | ? |
| Paraguay | 73 | Ecuador | 122 | 23,12 |
| Jamaica | 22 | Venezuela | 113 | 11,88 |
| Venezuela | 15 | Columbia | 103 | 13,20 |
| | | Britisch-Guyana | 96 | 15,48 |
| | | Honduras | 90 | 19,84 |
| | | Paraguay | 73 | 10,76 |
| | | Costarica | 59 | 11,28 |
| | | Jamaica | 42 | 4,80 |
| Amerika: | 66,159 | | 148,294 | 3216,24 |
| Aegypten | 898 | Aegypten | 1763 | 288,08 |
| Kapkolonie | 106 | Algerien | 939 | 108,40 |
| Algerien | 44 | Kapkolonie | 257 | 29,84 |
| Natal | 3 | Mauritius | 106 | 7,44 |
| | | Tunis | 67 | 8,84 |
| | | Natal | 34 | 3,00 |
| Afrika: | 1051 | | 3166 | 446,[illegible] |
| Britische Kolonien in Australien | 885 | Victoria | 1123 | 275,10 |
| | | Neuseeland | 926 | 108,32 |
| | | Neusüdwales | 886 | 173,92 |
| | | Südaustralien | 523 | 64,21 |
| | | Queensland | 477 | 72,72 |
| | | Tasmanien | 267 | 31,84 |
| | | Westaustralien | 61 | 6,44 |
| | | Tahiti | 4 | ? |
| Australien: | 885 | | 4267 | 733,[illegible] |

Eisenbahnlänge aller Erdtheile 1867: 157,143 Km., 1877: 320,759 Km., Zunahme in 10 Jahren: 163,616 Km. — Nach J. v. Neumann Spallart's Berechnungen beträgt das gesammte in 1876 in den Eisenbahnen Europa's engagirte Anlagekapital 41,544 Mill. Mk. Das in allen Eisenbahnen der Erde investirte Gesammtkapital veranschlagt er für 1866 auf 37,500 Mill. Mk., für 1876 wird es auf über 70,000 Mill. Mk. anzuschlagen sein. Die Gesammteinnahmen aller Bahnen der Welt für 1876 erreichen nach Stürmer die Höhe von 6745 Mill. Mk., die Ausgaben 4085 Mill. Mk., so daß der Gesammtgewinn für die Welt auf 2660 Mill. Mk. zu stehen kommt. Welchen Antheil die Eisenbahnen im heutigen Verkehrsleben haben, zeigen uns die Ziffern, welche den Betriebspark repräsentiren. Auf sämmtlichen Schienenstraßen Europa's arbeiteten im J. 1876 nicht weniger als 42,000 Lokomotiven, 90,000 Personenwagen u. 1,000,000 Lastwagen, auf den Eisenbahnen der ganzen Erde aber 62,000 Lokomotiven, 112,000 Personenwagen u. 1,465,000 Lastwagen. Diesen gewaltigen Beförderungsmitteln entsprechen auch die riesigen Transportleistungen. Es reisen jährlich auf den Eisenbahnen Europa's nicht weniger als 1140 Mill. Personen, auf den Eisenbahnen der Welt aber 1550 Mill., es werden in Europa 10,800 Mill., in der ganzen Welt 16,150 Mill. Ctr. Güter befördert. An jedem Tage des Jahres bewegten sich auf allen Schienenwegen der Erde 1866 etwa 3 Mill., 1876 mehr als 4 Mill. Menschen, gingen 1866 an 27 Mill., 1876 an 44 Mill. Ctr. Frachten ihrem Bestimmungsorte zu.

**Deutsche Bahnen.** Werfen wir mit Stürmer einen vergleichenden Blick auf den beschränkteren Entwicklungsgang, welchen das deutsche Eisenbahnwesen nahm, so begegnen wir nicht minder überraschenden Resultaten. Am Schluß des Jahres 1850 hatte das deutsche Eisenbahnnetz eine Länge von 5888 Km. erreicht, wovon 2067 Km. Staatsbahnen, 515 Km. Privatbahnen in Staatsverwaltung u. 3306 Km. Privatbahnen in eigener Verwaltung waren; die gesammten Anlagekosten betrugen 956 Mill. Mk. od. 162,360 Mk. pro Km. Damals schlossen sich die deutschen Eisenbahnen nur an drei Punkten an fremdländische Bahnen an; in Herbesthal an die belgische Bahn, in Oderberg u. Myslowitz an die österreichischen Bahnen. Nach 15 Jahren, am Schluß des Jahres 1865, hatte sich das deutsche Eisenbahnnetz nahezu verdreifacht; es umfaßte 14,165 Km., worunter 6658 Km. Staatsbahnen, 1505 Km. Privatbahnen in Staatsverwaltung u. 6002 Km. Privatbahnen in eigener Verwaltung waren; das verwendete Anlagekapital betrug 2895 Mill. Mk. für 13,910 Km., war also auf 208,269 Mk. pro Km. gestiegen. Die Zahl der Anschlüsse an ausländische Bahnen war von 3 auf 50 gewachsen: 5 an die Niederlande u. Luxemburg, 1 an Belgien, 3 an Frankreich, 2 an die Schweiz, 10 an Oesterreich u. 3 an Rußland. Am Schluß des Jahres 1877 bestand das deutsche Eisenbahnnetz aus 9 preußischen u. 9 anderen Staatsbahnen, 6 preußischen u. 4 sächsischen Privatbahnen in Staatsverwaltung, endlich 34 preußischen u. 16 anderen Privatbahnen in eigener Verwaltung, zusammen aus 78 einzelnen Gesellschaften mit einer Betriebslänge von 30,452 Km., von denen 14,674 auf die Staatsbahnen, 3551 auf die Privatbahnen in Staatsverwaltung u. 12,227 Km. auf die anderen Privatbahnen kommen. Die Zahl der Anschlüsse an fremde Bahnen ist heute von 50 im J. 1865 auf 61 gestiegen. Mit den Niederlanden u. Luxemburg ist das Deutsche Reich durch 11, mit Dänemark durch 1, mit Belgien durch 2, mit Frankreich durch 6, mit der Schweiz durch 7, mit Oesterreich durch 28, mit Rußland durch 6 Anschlüsse verbunden.

Die Einnahmen sämmtlicher deutschen Bahnen, die bayerischen eingeschlossen, betrugen im J. 1877 für die Staatsbahnen 391,611,299 Mk., für die Privatbahnen in Staatsverwaltung 124,572,870 Mk., für die anderen Privatbahnen 307,404,212 Mk., zusammen 823,588,381 Mk. Ein Bild des gesteigerten Verkehrs wird ferner das Anwachsen des Betriebsmaterials, welches auf diesen Bahnen thätig ist, geben. Es waren 1866

zum Betriebe auf den deutschen u. österreichischen Bahnen vorhanden 5297 Lokomotiven, die eine Zugkraft von 1,321,250 Pferdekräften repräsentirten u. im Ganzen 15,560,000 M. durchliefen. Die gesammten verbrauchten Brennmaterialien repräsentirten einen Werth von 7,048,582 Thalern. An Personenwagen waren 10,564 Stück vorhanden mit 454,882 Plätzen, an Gepäckwagen 2369 Stück u. an Lastwagen 107,052 theils offene, theils bedeckte. Dagegen waren 1877 auf den deutschen Bahnen allein vorhanden 10,412 Lokomotiven mit 23,699 Triebachsen (3939 Personenzugslokomotiven, 4915 Güterzugslokomotiven u. 1558 Rangir- u. Tenderlokomotiven). Es hatte sich also der Bestand der bewegenden Kraft verdoppelt. Ebenso mächtig war das Wachsen der Personen-, Gepäck- u. Güterwagen. Dem gesammten Verkehr auf den deutschen Bahnen dienten 18,427 Personenwagen mit 42,479 Achsen, 4607 Gepäckwagen mit 10,611 Achsen u. 202,229 Güterwagen (63,695 bedeckte, 5205 Vieh- u. Pferdewagen, 133,329 offene Güterwagen) mit 410,527 Achsen.

**3. Die Post** (vom lat. posita) ist die großartige, ihre Wirksamkeit jetzt über den ganzen bewohnten Erdball ausdehnende öffentliche Verkehrsanstalt zur Beförderung von Briefen, Zeitungen, Geldern, Waaren u. Personen, wovon die letztgenannte Branche ihrer Wirksamkeit in neuerer Zeit bei der Ausbildung des Eisenbahnwesens immer mehr gegen die ersteren in ihrer Bedeutung zurücktritt. Die ältesten Nachrichten über postalische Einrichtungen finden wir bei Herodot, Xenophon u. anderen griechischen Schriftstellern. Danach verdankte das alte persische Postwesen dem Cyrus seine Entstehung u. wurde später von Darius weiter ausgebildet u. vervollkommnet. An den großen Verkehrsstraßen, deren Anlegung u. Unterhaltung die genannten Herrscher mit Eifer u. Sorgfalt betrieben, waren in Entfernungen von 3—4 M. von einander Stationshäuser errichtet, in denen jederzeit Leute u. Pferde bereit standen, um Gegenstände, nam. Briefe, bis zur nächsten Station zu überbringen. Die Reiter legten ihren Weg mit so großer Schnelligkeit zurück, daß auf diese Weise Briefe von Sardes bis Susa, d. h. auf eine Entfernung von mehr als 330 deutsche Meilen, in sechs Tagen befördert wurden. Diese Posteinrichtung diente aber lediglich zu Staatszwecken; sie war für Privatpersonen nicht zugänglich. Alexander d. Gr. verpflanzte sie auch nach Aegypten. Mit dem Verfalle der makedonischen Herrschaft verlor dieser Beförderungsdienst seine Bedeutung u. wurde infolge dessen nicht weiter gepflegt. In Griechenland fand die Einrichtung keinen Eingang, weil die geringe Ausdehnung der einzelnen Ländergebiete das Bedürfniß dazu nicht sehr hervortreten ließ, auch weil bei der bedeutenden Küstenentwicklung des Landes der Weg zur See bequemer war als auf den durchgängig schlechten Straßen. Aehnliche Einrichtungen wie in Persien entstanden jedoch im Röm. Reiche, nam. organisirte Kaiser Augustus sog. Cursus publici, um Nachrichten schnell in alle Theile seines weiten Reiches übermitteln u. aus ihnen empfangen zu können. Auf den großen Verkehrsstraßen waren Hauptstationen (mansiones) eingerichtet, die etwa eine Tagereise von einander entfernt lagen, mit je 5—8 zwischengelegenen kleineren Stationen (mutationes), auf welchen die Pferde gewechselt wurden. Die röm. Posten dienten auch zur Beförderung von Personen. Auf den Hauptstationen befanden sich oft umfangreiche Gebäulichkeiten, um den Reisenden für die Nacht ein Unterkommen zu gewähren. Wer die Post zur Reise benutzen wollte, mußte mit einer kaiserlichen Ermächtigung (diploma) dazu versehen sein. Die Unterhaltung der Posten lag lediglich den Provinzen u. Gemeinden ob. Mit der Auflösung des Röm. Reiches gingen auch diese postalischen Einrichtungen zu Grunde. Später ließ Karl d. Gr. es sich angelegen sein, zur Verbindung der einzelnen Theile seines Reiches Botenanstalten einzurichten. Er soll drei Haupt-Postkurse aus Frankreich nach Spanien, Italien u. Deutschland angelegt haben. Zuverlässige Nachrichten hierüber fehlen uns jedoch. Erst gegen das Ende des Mittelalters, wo die lebhaftere Entwicklung des Handelsverkehrs nam. unter den Städten engere Beziehungen hervorrief, sehen wir bes. in Deutschland, Italien u. Frankreich von Neuem Anstalten entstehen, durch welche Briefe ꝛc. von einem Orte zum andern befördert werden konnten. Diese Beförderungsgelegenheiten, welche als die eigentlichen Vorläufer unserer heutigen Posten anzusehen sind, waren aber nur für einzelne Klassen der Bevölkerung bestimmt u. anfänglich mit einem Wechsel der Beförderungsmittel nicht eingerichtet. Die Kaufleute der verschiedenen Städte unterhielten eigene Boten, durch welche sie ihre Briefe besorgen ließen; die Klöster entsandten Mönche an andere Klöster, um Nachrichten auszutauschen; die Universitäten schickten Boten aus, um sich mit anderen Universitäten, nam. aber um die Studirenden mit ihren Angehörigen in Verkehr zu setzen. Diese Gelegenheiten wurden auch von anderen Personen zur Mitgabe von Briefen benutzt; an eine Regelmäßigkeit war nicht zu denken. Später nahmen solche Einrichtungen eine festere Gestalt an. Insbesondere bildeten die zum Hansabunde gehörigen Städte das Botenwesen weiter aus u. fingen an, in bestimmten Fristen wiederkehrende Verbindungen zwischen den wichtigeren Verkehrsorten herzustellen. Infolge dessen entstanden regelmäßige Botenpostzüge zwischen Riga, Königsberg i. Pr., Danzig, Stettin, Rostock, Lübeck, Hamburg, Bremen, Köln a. Rhein, Frankfurt a. M., Augsburg, Nürnberg, Leipzig, Breslau, Wien, Salzburg ꝛc. Neben den städtischen Boten unterhielten schon gegen das Ende des 14. Jahrh. die Deutschen Ordensritter durch sog. Briefjungen in Preußen u. darüber hinaus wohlorganisirte Postverbindungen, die aber nur für die Zwecke des Ordens bestimmt waren.

Die ersten ordentlichen Posten im heutigen Sinne, d. h. regelmäßige Verbindungen zur allgemeinen Benutzung mit Wechsel der Transportmittel, wurden 1464 in Frankreich von Ludwig XI. gegründet; ihnen wurde hier auch zum ersten Male die Benennung „Posten" beigelegt. Im J. 1516 übertrug Franz von Taxis die neue Einrichtung auf Deutschland, indem er mit Genehmigung des Kaisers einen Postkurs zwischen Wien u. Brüssel herstellte, welcher bald eine Quelle reichen Gewinnes für seinen Urheber wurde. Dieser sowie seine Nachfolger waren daher eifrig bemüht, das ihnen vom Kaiser gewährte Privilegium weiter auszudehnen. Doch stellten sich dem erhebliche Schwierigkeiten entgegen seitens der Landesherren, welche sich sträubten, Taxis'sche Posten auf ihren Gebieten zuzulassen, indem sie das Postrecht für sich in Anspruch nahmen, ein Streit, in welchem sich die betreffenden Fürsten auf den Kaiser selbst zu ihren Gunsten beriefen, der in seinen österreichischen Erblanden ein eigenes Postwesen errichtet hatte. Trotzdem gewannen die Taxis'schen Posten in Deutschland immer mehr Boden, u. 1615 erhielt der Reichsgraf Lonnoral von Taxis zur Belohnung für seine eigenen sowie seiner Vorfahren Verdienste um das deutsche Postwesen das Reichsgeneralpostmeisteramt für sich u. seine männlichen Erben zu Lehen. Als aber nach Beendigung des Dreißigjähr. Krieges der Reichsgeneralpostmeister die durch den Krieg sehr geschädigten Posten von Neuem zu organisiren u. ihnen auch weitere Ausbreitung zu verschaffen suchte, stieß er zunächst beim Kurfürsten von Brandenburg auf energischen Widerstand, welcher 1649 in seinen Landen eigene Posten einrichtete u. trotz darüber beim Kaiser geführter Beschwerde sie auch unterhielt. Dem von Brandenburg gegebenen Beispiele folgten allmählich auch andere Fürsten. Zunächst waren es Sachsen, Braunschweig, Hannover u. Hessen, später auch Württemberg u. a., die eigene Posten anlegten. Daneben blieben zwar die Taxis'schen Posten u. die städtischen Botenanstalten in den betreffenden Ländern einstweilen noch bestehen, denselben wurde jedoch damit die Möglichkeit weiterer Entwicklung genommen, u. die ihnen bereitete gefährliche Konkurrenz bewirkte, daß sie sich nach u. nach aus jenen Ländern ganz zurückziehen mußten. Wenn nun auch die Taxis'sche Post in den Händen einer Privatfamilie den öffentlichen Verkehr nicht in dem Maße begünstigte, wie dies von Seiten der Regierungen, die ein eigenes Postwesen besaßen, geschah, da jene Familie bei Ausübung ihrer Postgerechtsame natürlicherweise ihre eigenen finanziellen Interessen immer in erster Linie ins Auge faßte, so läßt sich doch nicht verkennen, daß das Bestehen dieser Post für Deutschland Jahrhunderte lang ein großer Segen war, weil sie immerhin eine große Zahl von Staatsgebieten einheitlich umfaßte. Gegenüber Frankreich u. Deutschland war man in England ehedem mit postalischen Einrichtungen sehr im Rückstande. Denn während in Frankreich schon um die Mitte des 15. u. in Deutschland zu Anfang des 16. Jahrh. ordentliche Posten eingeführt wurden, ging man in England erst im J. 1635 mit der Herstellung derartiger Verkehrsmittel vor. Zwar war schon anderthalb Jahrhunderte früher, zur Zeit des Schottischen Krieges, eine Reitpost angelegt u. diese nach u. nach vervollkommnet worden; selbige war indeß lediglich für Regierungszwecke bestimmt, für das Publikum also nicht benutzbar. Erst im J. 1678 wurde die erste regelmäßig abgehende Postkutsche zwischen Edinburgh u. Glasgow errichtet. Die Briefe wurden aber ausschließlich durch Reitposten befördert, bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts der Theaterdirektor Palmer in London auf den Gedanken kam, die Personenfahrten zur Beförderung der Briefe mitzubenutzen u. ihren Gang dergestalt zu beschleunigen, daß die Briefe ihren Bestimmungsort noch schneller erreichten als mit den Reitposten. In Deutschland waren Fahrposten, die gleichzeitig zur Beförderung von Korrespondenzen dienten, schon viel früher eingeführt worden. Zu denselben wurden anfänglich unbedeckte Wagen verwendet; später versah man sie mit einem Verdeck von Wachsleinen. Die Sitze für den Führer des Gefährtes (Postillon) u. für die Reisenden waren aus Bretern hergestellt, mit keinerlei Polsterung versehen u. auch der Rücklehne entbehrend. Hinten am Wagen befand sich eine Schoßkelle, in welcher die Packete untergebracht wurden. Für die Bequemlichkeit der Reisenden u. die Sicherheit der Sendungen war hiernach damals wenig gesorgt.

In den österr. Erblanden war die Verwaltung des Postwesens ursprünglich den Grafen von Paar übertragen; in der 1. Hälfte des vorigen Jahrhunderts stellte man aber die Posten unter die unmittelbare Leitung der Regierung; ebenso in Hannover, wo bis dahin der Graf v. Platen das Postrecht

ausgeübt hatte. In Preußen wurde das Postwesen mit großer Vorliebe gepflegt. Friedrich d. Gr. führte versuchsweise die franz. Regieverwaltung ein, kehrte aber schnell zu der bewährten früheren Verwaltungsform zurück. Die Zwistigkeiten zwischen dem Hause Thurn u. Taxis u. den Reichsständen über die Rechte u. Befugnisse der Taxis'schen Post dauerten inzwischen fort, bis endlich in dem Reichsdeputationshauptschlusse vom J. 1803 die Postgerechtsame des Fürsten von Thurn u. Taxis in denjenigen Ländern, in denen damals Taxis'sche Posten bestanden, vertragsmäßig bestimmt u. anerkannt wurden. Diese Anerkennung ward in der Wiener Schlußakte vom J. 1815 bestätigt. Die Napoleonischen Kriege hatten dem im vorigen Jahrh. zu einer gewissen Blüte gelangten Postwesen in Deutschland harte Schläge versetzt. In dem Bestreben, dasselbe wieder aufzurichten u. ihm eine den Verkehrsbedürfnissen entsprechende Gestaltung zu geben, ging Preußen den übrigen deutschen Postverwaltungen voran, nam. durch Verträge behufs Regelung des gegenseitigen Postverkehrs mit den nachbarlichen Verwaltungen. Unterstützt wurde es dabei freilich in nicht geringem Grade durch den Eintritt eines Ereignisses, welches einen vollständigen Umschwung in dem Verkehrsleben herbeiführte: die Entstehung der Eisenbahnen in den 30er Jahren; obwol es immer schwer empfunden werden mußte, daß Deutschland in nicht weniger als 18 verschiedene Postgebiete zerstückelt war u. in jedem derselben das Postwesen nach besonderen Grundsätzen verwaltet wurde. Um den daraus entspringenden Unzuträglichkeiten möglichst zu begegnen, wurde versucht, unter den deutschen Postverwaltungen einen Verein zu gründen. Die zu diesem Zwecke im J. 1848 zu Dresden abgehaltene Konferenz von Bevollmächtigten deutscher Postverwaltungen führte indeß zu keinem Ergebnisse. Erst zwei Jahre später gelang die Gründung des Deutsch-österr. Postvereins. Der bezügliche Vertrag wurde am 6. April 1850 von den Bevollmächtigten der beiden Staaten zu Berlin unterzeichnet. Die Regierungen von Sachsen, Bayern, Mecklenburg-Schwerin, Mecklenburg-Strelitz sowie die oberste Postbehörde von Schleswig-Holstein u. späterhin alle übrigen deutschen Postverwaltungen traten alsbald bei. Dieser Verein bezweckte die Festsetzung gleichmäßiger Bestimmungen für die Tarifirung u. postalische Behandlung aller derjenigen Brief- u. Fahrpostsendungen, welche sich zwischen verschiedenen zum Vereine gehörigen Postgebieten od. zwischen dem Vereinsgebiet u. dem Auslande bewegten. Für die Briefpostsendungen wurde eine einheitliche Taxe bestimmt, so daß die Gegenstände nicht mehr, wie bis dahin, für jedes Postgebiet mit einer besonderen Taxe belegt, sondern für die ganze Strecke, welche sie innerhalb des Vereinsgebiets durchliefen, einer einzigen Taxe unterworfen wurden. Hinsichtlich der Tarifirung der Fahrpostsendungen wurde eine ähnliche Bestimmung erst im J. 1857 durch die Münchener Postkonferenz beschlossen. Mußte auch die Bildung des Deutsch-österr. Postvereins als ein großer Fortschritt auf dem Gebiete des Verkehrswesens anerkannt werden, so war dieselbe doch nicht hinreichend, um dem korrespondirenden Publikum alle diejenigen Vortheile zu sichern, welche die einheitliche Verwaltung eines großen Postkomplexes zu bieten vermag. Nam. zeigte es sich, daß die Bestimmung des Vereinsvertrages, nach welcher alle wichtigeren Veränderungen nur mit Stimmeneinhelligkeit sämmtlicher Vereinsverwaltungen beschlossen u. ins Werk gesetzt werden konnten, für die weitere gedeihliche Entwicklung der Postverhältnisse in Deutschland ein Hemmschuh war, zu dessen Beseitigung es so mächtiger politischer Umwälzungen bedurfte, wie sie das J. 1866 brachte. Bei Errichtung des Norddeutschen Bundes wurde daher die Post für das ganze Gebiet desselben zu einer gemeinsamen Bundesanstalt erhoben u. unter die Leitung einer Centralbehörde in Berlin gestellt, nachdem zuvor durch Vertrag vom 28. Jan. 1867 das Taxis'sche Postwesen von Preußen erworben war. Dadurch wurde die Zahl der Postverwaltungen in Deutschland auf sechs vermindert. Mit der Wiederherstellung des Deutschen Reiches im J. 1871 wurde endlich die neue deutsche Reichspost geschaffen. Trotz der erst kurzen Zeit seines Bestehens hat dieses wohlorganisirte u. trefflich geleitete Nationalinstitut doch schon nicht nur namhafte Erfolge im Innern aufzuweisen, sondern auch nach außen hin in der Gründung des Weltpostvereins einen großartigen Triumph gefeiert.

Bereits im J. 1863 waren auf Anregung der Regierung der Verein. Staaten von Amerika Bevollmächtigte verschiedener Postverwaltungen zu Paris zusammengetreten, um Normen für eine gleichmäßige Behandlung der internationalen Korrespondenz festzustellen. Das Ergebniß der Verhandlungen war indessen nicht von wesentlicher Bedeutung. Zehn Jahre später unternahm es die deutsche Reichspostverwaltung, den Regierungen die Bildung eines Allgemeinen Postvereins u. zum Zwecke der Konstituirung desselben die Beschickung eines Kongresses in Vorschlag zu bringen. Am 15. Sept. 1874 trat der internationale Postkongreß in Bern zusammen, am 9. Okt. war der „Allgemeine Postverein" gegründet u. Normen für die gleichmäßige Behandlung der Korrespondenz festgestellt.



Der Vertrag, den die deutsche Reichspostverwaltung im Entwurf geliefert hatte, wurde von allen auf dem Kongresse vertretenen Staaten mit Ausnahme Frankreichs unterzeichnet. Bald trat auch dieses sowie andere Länder hinzu. Am 2. Mai 1878 versammelte sich abermals ein internationaler Postkongreß im Palais Bourbon zu Paris. 10 Staaten, die dem Allgemeinen Postverein noch nicht angehörten, hatten Vertreter geschickt; der Berner Vertrag war von 22, der Pariser Vertrag wurde von 32 vertragschließenden Theilen unterzeichnet. Zur Zeit der Gründung des Vereins umfaßte derselbe ein Gebiet von 716,000 □M. mit 345 Mill. E., nach dem Pariser Vertrag ist dieses Gebiet auf 1,300,000 □M. mit gegen 750 Mill. E. angewachsen. Der „Weltpostverein" zählt zu seinen Mitgliedern: Deutschland, die Argentinische Republik, Oesterreich-Ungarn, Belgien, Brasilien, Dänemark u. die dän. Kolonien, Aegypten, Spanien u. die span. Kolonien, die Vereinigten Staaten von Amerika, Frankreich u. die franz. Kolonien, Großbritannien u. verschiedene brit. Kolonien, Britisch-Indien, Canada, Griechenland, Italien, Japan, Luxemburg, Mexiko, Montenegro, Norwegen, Niederland u. die niederländ. Kolonien, Peru, Persien, Portugal u. die portugies. Kolonien, Rumänien, Rußland, Serbien, Salvador, Schweden, die Schweiz u. die Türkei. Ein schlagender Beweis dafür, daß die Grundsätze desselben, auf welchen für alle zwischen den verschiedenen Vereinsländern sich bewegenden Briefpostsendungen einheitliche Taxen u. gleiche Versendungsbedingungen in Anwendung kommen, sich schon in der ganzen gebildeten Welt Anerkennung verschafft haben. Wichtige Reformen für den internationalen Verkehr sind bereits in der kurzen Zeit seines Bestehens bewerkstelligt worden. Vor Begründung des Vereins bestanden in Deutschland für Briefe nach den nunmehr zum Verein gehörigen Ländern noch 55 verschiedene Portosätze; die Anzahl der Portosätze, welche in den 32 Staaten des Weltpostvereins für den gegenseitigen Briefaustausch in Geltung waren, betrug mehr als 1200.

Die Verwaltung des Postwesens in den einzelnen Ländern wird durch eine Centralstelle geführt. Dieser sind die Betriebsstellen (Postanstalten) untergeordnet, od. es bestehen zwischen der ersteren u. den letzteren noch Mittelbehörden, denen der Verwaltungsdienst mit beschränkten Befugnissen für bestimmte Landestheile übertragen ist, so im Gebiete der deutschen Reichspostverwaltung, in Bayern, Oesterreich-Ungarn, Italien 2c., während in Württemberg, Luxemburg 2c. die Betriebsstellen unmittelbar unter der Centralverwaltungsstelle stehen. Im Deutschen Reiche wird das Postwesen gemäß den Bestimmungen der Reichsverfassung als einheitliche Staatsverkehrsanstalt verwaltet. In Beziehung auf Bayern u. Württemberg steht dem Reiche aber nur die Gesetzgebung über die Vorrechte der Post, über die rechtlichen Verhältnisse derselben zum Publikum, über die Portofreiheiten u. das Posttaxwesen, jedoch ausschließlich der reglementarischen u. Tarifbestimmungen für den internen Verkehr innerhalb Bayerns bez. Württembergs sowie die Regelung des Postverkehrs mit dem Auslande zu, ausgenommen den eigenen unmittelbaren Verkehr Bayerns u. Württembergs mit seinen, dem Reiche nicht angehörenden Nachbarstaaten. Die oberste Leitung der Postverwaltung des Deutschen Reiches liegt in der Hand des Kaisers. Die Verwaltung des Postwesens wird unter der Verantwortlichkeit des Reichskanzlers von dem Generalpostmeister, der zugleich Chef des Telegraphenwesens ist, selbständig geführt. Unter seiner Leitung werden die Angelegenheiten des Postwesens von dem Generalpostamte in Berlin bearbeitet. Das deutsche Reichspostgebiet, welches alle Staaten des Deutschen Reichs mit Ausschluß von Bayern u. Württemberg umfaßt, ist in 40 Bezirke eingetheilt. In jedem dieser Bezirke wird der spezielle Verwaltungsdienst sowol für das Post- als auch für das Telegraphenwesen durch eine Oberpostdirektion wahrgenommen, welcher die Post- u. Telegraphenanstalten des Bezirks untergeordnet sind. Die Oberpostdirektionen haben in folgenden Städten ihren Sitz: Aachen, Arnsberg, Berlin, Braunschweig, Bremen, Bromberg, Breslau, Danzig, Darmstadt, Dresden, Düsseldorf, Erfurt, Frankfurt a. M., Frankfurt a. d. O., Gumbinnen, Halle a. d. S., Hamburg, Hannover, Karlsruhe, Kassel, Kiel, Koblenz, Köln a. Rh., Königsberg in Pr., Köslin, Konstanz, Leipzig, Liegnitz, Magdeburg, Metz, Minden in Westfalen, Münster i. Westfalen, Oldenburg, Oppeln, Posen, Potsdam, Schwerin i. Meckl., Stettin, Straßburg i. Elsaß, Trier. Die Postanstalten sind, je nach dem Umfange u. der Bedeutung des Betriebes, in vier Klassen eingetheilt: Postämter I., II. u. III. Klasse u. Postagenturen. Die letzteren unterscheiden sich von den ersteren im Wesentlichen noch dadurch, daß sie hinsichtlich des Abrechnungswesens nicht selbständig fungiren, sondern einem benachbarten Postamte zugewiesen sind. Von vielen Postanstalten wird auch der Telegraphendienst mit besorgt. Zur Wahrnehmung des Postbetriebes auf den Eisenbahnzügen bestehen besondere Postanstalten, welche die Benennung „Bahnpostamt" führen.

Die Befugniß, Posten anzulegen, ist in den meisten Staaten ein

besonderes Vorrecht der Regierung, das **Postregal**. Im Deutschen Reiche wird dieses Vorrecht von der Regierung nur noch bezüglich solcher Transportanstalten in Anspruch genommen, welche sich mit der Beförderung von Gegenständen befassen, die nach den Gesetzen dem **Postzwange** unterliegen, d. h. deren Versendung auf andere Weise, als durch die Post, im Allgemeinen untersagt ist. Es sind dies verschlossene Briefe u. Zeitungen politischen Inhalts. Die Staatspost befaßt sich in Großbritannien u. Irland, Frankreich, Spanien, Portugal, Belgien, Niederland, Italien, Griechenland u. der Türkei nur mit der Beförderung von Briefpostgegenständen, in den übrigen Ländern Europa's hingegen auch mit dem Transport von Fahrpostsachen u. Personen. Zu den **Briefpostgegenständen** gehören: gewöhnliche u. eingeschriebene Briefe u. Postkarten, Briefe mit Behändigungsschein, Sendungen von gedruckten Sachen unter Band, Waarenproben- u. Mustersendungen in Brief- od. ähnlicher Form, Postanweisungen, Postauftragsbriefe, Zeitungen u. in manchen Ländern auch Briefe mit angegebenem Werth; zu den **Fahrpostgegenständen** werden gezählt: gewöhnliche u. eingeschriebene Packete sowie Packete mit Werthangabe u. in verschiedenen Ländern (z. B. im Deutschen Reiche) auch Briefe mit angegebenem Werthe. — Die Entrichtung der Gebühren kann für die meisten Arten von Postsendungen entweder im voraus durch den Absender geschehen od. dem Empfänger überlassen werden. Bei den Postkarten, Postanweisungen u. Postauftragsbriefen sowie bei den Sendungen mit Drucksachen od. Waarenproben, wenn auf dieselben die ermäßigte Taxe Anwendung finden soll, ist jedoch die Vorausbezahlung der Gebühren Bedingung. Die Bezahlung der Gebühren für Briefpostsendungen am Aufgabeorte muß durch Verwendung von Postwerthzeichen (Postfreimarken od. gestempelte Briefumschläge) erfolgen. Die Beförderung geschieht entweder durch Postfußboten (**Botenposten**) od. durch Pferde u. Wagen (**Kariol-, Reit-, Personen-, Schnell- u. Güterposten**), od. auf Eisenbahnen (**Bahnposten**). Zur Fortschaffung der Posten durch Pferde u. Wagen werden von der Postverwaltung an den betreffenden Orten geeignete Unternehmer (**Posthalter**) engagirt, welche in einem kontraktlichen Verhältnisse zur Postverwaltung stehen u. für ihre Leistungen Bezahlung nach bestimmten Sätzen pro Pferd u. Kilometer, bez. pro Wagen u. Kilometer empfangen. Einen besonderen Zweig des Postbeförderungsdienstes bildet das **Extrapost-, Kurier- u. Estafettenwesen**, welches bei der fortschreitenden Verdichtung des Eisenbahnnetzes zwar sehr an Bedeutung verloren hat, für solche Gegenden aber, welche der Eisenbahnen noch entbehren, immerhin von großem Werthe ist, weil man an denjenigen Orten, wo nach der Bestimmung der Postverwaltung Extraposten ꝛc. gestellt werden, jederzeit zu Reisen od. zur Versendung nicht umfangreicher Gegenstände geeignete Transportmittel gegen angemessene Bezahlung von der Post erlangen kann. Die Beförderung der Postsachen auf den Eisenbahnen geschieht entweder unter Begleitung von Postbeamten u. Postschaffnern (Bahnposten), od. unter Begleitung eines Postschaffners allein (Schaffner-Bahnpost), od. auch durch Vermittlung des Eisenbahnpersonals. Dem letzteren werden aber nur Briefpostgegenstände mitgegeben. Diejenigen Gegenstände, über deren Einlieferung zur Post dem Absender eine Bescheinigung ertheilt worden ist, werden auch dem Empfänger nur gegen Quittung verabfolgt. Wenn auf der Post Einschreibbriefe, Briefe mit angegebenem Werthe od. Packete in Verlust gerathen, od. Gegenstände der letztgenannten beiden Gattungen eine Beschädigung erleiden, so leistet die Postverwaltung innerhalb gewisser Grenzen u. unter bestimmten, durch Gesetz genau bezeichneten Voraussetzungen dem Absender Schadenersatz. Für gewöhnliche Briefe wird jedoch weder in Verlust- noch in Beschädigungsfällen von Seiten der Postverwaltung irgend ein Ersatz gewährt. Die **Gebührentaxen** für die Beförderung der Postsendungen wurden ehedem für jeden Postkurs besonders festgesetzt. Später legte man bei Feststellung der Posttaxen die direkte Entfernung des Abgangs- vom Bestimmungsorte der Sendungen zum Grunde; außerdem kam das Gewicht u. der etwa angegebene Werth der Gegenstände in Betracht. Eine vollständige Umwälzung auf dem Gebiete des Posttaxwesens wurde im J. 1840 von **Rowland Hill**, dem berühmten Urheber der britischen Portoreform, herbeigeführt. Während bis dahin die Briefportotaxen, je nachdem Aufgabe- u. Bestimmungsort der Sendungen mehr od. weniger von einander entfernt lagen, verschieden normirt u. ziemlich hoch waren, wurde plötzlich für den inneren Verkehr des vereinigten Königreichs von Großbritannien u. Irland ohne Rücksicht auf die Entfernung ein einziger niedriger Portosatz (1 Penny) für den einfachen Brief eingeführt. Infolge der dadurch hervorgerufenen Erleichterung des Briefverkehrs stieg letzterer in kurzer Frist ganz enorm; die finanziellen Resultate der Maßregel entsprachen aber anfänglich nicht den gehegten Erwartungen. Die übrigen europ. Postverwaltungen folgten allmählich dem von England gegebenen Beispiele. 1850 wurde das Briefporto für den Verkehr im Innern des Deutsch-österr. Postvereinsgebietes für Entfernungen bis 10 Meilen auf 1 Groschen, für Entfernungen über 10—20 Meilen auf 2 Groschen u. für alle übrigen Entfernungen auf 3 Groschen für den einfachen Brief festgesetzt. 1867 entschloß man sich, das Porto für den einfachen, nicht über die Grenzen Deutschlands u. Oesterreich-Ungarns hinausgehenden Brief ohne Rücksicht auf die Entfernung auf 1 Groschen festzusetzen. Demselben Grundsatze ist man bei der Gründung des Allgemeinen Postvereins im J. 1874 gefolgt, indem man für das ganze Vereinsgebiet einen einzigen billigen Portosatz (25 Centimes) für den einfachen Brief annahm.

Diese Ermäßigungen des Portotarifs haben eine außerordentliche Vermehrung der Korrespondenz zur Folge gehabt. In England stieg nach Einführung des Pennyporto's die Korrespondenz 1845 auf 271,400,000, 1850 auf 347 Mill., 1857 auf 504 Mill., 1866 auf 750 Mill.; 1876 wurden befördert 1,018,955,200 Briefe (31 per Kopf der Bevölkerung), 92,935,700 Postkarten, 298,790,800 Streifbandsendungen (darunter 125,065,800 Zeitungen) u. 5,095,116 eingeschriebene Briefe. In anderen Staaten war die Zunahme eine ähnliche.

**Der Korrespondenzverkehr in den Staaten Europa's u. den Vereinigten Staaten.**

| | Briefe: 1867. | Briefe: 1876. |
|---|---|---|
| Großbritannien u. Irland | 808,120,000 | 1,111,890,000 |
| Deutsches Reichspostgebiet | 271,790,000 | 594,994,310 (zusammen mit Baden) |
| Baden | 14,920,000 | |
| Bayern | 41,190,000 | 57,996,500 |
| Württemberg | 17,690,000 | 25,072,638 |
| Frankreich | 354,180,000 | 366,506,169 |
| Oesterreich-Ungarn (Reichsrathsgebiet) | 106,630,000 | 216,959,301 |
| Ungarn | 31,970,000 | 68,291,178 |
| Italien | 79,780,000 | 119,551,651 |
| Schweiz | 42,360,000 | 72,991,755 |
| Belgien | 44,760,000 | 68,371,371 |
| Rußland ohne Finnland | 43,630,000 | 64,760,175 |
| Schweden | 17,000,000 | 24,400,000 |
| Norwegen | 4,400,000 | 11,200,000 |
| Niederlande | 31,330,000 | 58,400,000 |
| Vereinigte Staaten von Nordamerika | 631,010,000 | 737,100,000 |

Es fielen auf einen Einwohner in:

| | 1867. | 1876. |
|---|---|---|
| Großbritannien u. Irland | ? Stück | 34,5 Stück. |
| Deutsches Reichspostgebiet | 6,9 " | 15,6 " (zusammen mit Baden) |
| Baden | 10,3 " | |
| Bayern | 7,2 " | 11,5 " |
| Württemberg | 8,2 " | 13,3 " |
| Frankreich | 9,3 " | 10,2 " |
| Oesterreich (Reichsrathsgebiet) | 4,1 " | 10,6 " |
| Ungarn | ? | 4,1 " |
| Italien | 3,1 " | 4,1 " |
| Schweiz | 15,0 " | 23,5 " |
| Belgien | 7,8 " | 13,1 " |
| Rußland | 0,3 " | 0,9 " |
| Vereinigte Staaten | 15,0 " | 18,1 " |
| Australien | ? | 21.7 " |
| Niederlande | ? | 15,1 " |
| Dänemark | ? | 8,6 " |
| Canada | ? | 6,7 " |
| Norwegen | ? | 6,2 " |
| Schweden | ? | 5,5 " |
| Spanien | ? | 4,5 " |
| Uruguay | ? | 3,1 " |
| Chile | ? | 2,9 " |
| Argentina | ? | 2,5 " |
| Griechenland | ? | 1,8 " |
| Brasilien | ? | 1,3 " |
| Rumänien | ? | 1,2 " |
| Serbien | ? | 0,9 " |
| Japan | ? | 0,6 " |
| Britisch Indien | ? | 0,5 " |

**Postkarten.** Schon im J. 1866 machte der damalige Oberpostrath Stephan auf der Deutschen Postkonferenz zu Karlsruhe den Vorschlag, offene u. besonders billig zu tarifirende Korrespondenzkarten im Postverkehre einzuführen. Dieser Vorschlag wurde jedoch nicht angenommen; erst 1869 führte Oesterreich diese Neuerung ein. Der Verbrauch betrug im Okt. 1869 sofort 1,401,522 Stück, sank aber bis Febr. 1870 auf 419,223 Stück. Im Okt. 1870 hatte er sich wieder auf 867,511 Stück gehoben. Die Postkarten fanden allmählich auch in anderen Ländern Eingang, zuerst in der Schweiz, dann in Bayern, Württemberg, Baden, am 1. Juli 1870 auch im Norddeutschen Bunde. Jetzt findet die Postkarte ausgedehnte Verwendung außer in den genannten Staaten auch in Frankreich, den Niederlanden, den Vereinigten Staaten von Nordamerika, Norwegen, Portugal, Schweden, Spanien, England, Belgien, Italien u. anderen Staaten des Weltpostvereins. Das Porto für diese Karten stellte Oesterreich sogleich auf 2 Kreuzer; im Norddeutschen Bunde betrug

das Porto anfänglich eben so viel wie für einen gewöhnlichen Brief. 1871 gelangten die Postkarten auch in den internationalen Verkehr. Deutschland, Oesterreich, Dänemark, Frankreich, Großbritannien, die Niederlande, Norwegen, Portugal, Rumänien, Schweden, die Schweiz, Spanien u. die Vereinigten Staaten vereinigten sich, Postkarten gegenseitig zuzulassen. Auf dem Pariser Postkongreß, der am 2. Mai 1878 zusammentrat, erfuhren die früheren Vereinigungen noch die Modifikation, daß bei den Postkarten statt der bisherigen beiden Sätze von 10 u. 20 Pfennig für alle betheiligten Staaten ein einheitlicher Satz von 10 Pfennig eingeführt wurde. Damit ist denn auch dieses Verkehrsmittel in Wirklichkeit in den Weltverkehr übergegangen.

Verwendung von Postkarten während des Jahres 1876.

| | |
|---|---|
| Vereinigte Staaten | 150,815,000 Stück. |
| England | 92,935,700 „ |
| Deutsches Reich | 78,586,580 „ |
| Belgien | 9,984,320 „ |
| Italien | 9,899,070 „ |
| Japan | 4,020,957 „ |
| Bayern | 2,494,344 „ |
| Württemberg | 1,660,868 „ |
| Spanien | 1,609,860 „ |
| Rußland | 1,419,094 „ |
| Niederländisch-Ostindien | 22,888 „ |

Die großen Summen, welche den Postkassen an Porto, Abonnementsgeldern für Zeitungen, Versicherungsprämien ꝛc. fortwährend zugehen, führen zu einem festen Bestande der Kassen, welcher der Post die Ausübung solcher Geschäfte gestattet, die eigentlich (Postsparkassen ꝛc.) in das Gebiet der Bankgeschäfte gehören. So vermittelt die Post auch die Uebersendung von Geld, Zahlungen auch in der Weise, daß die Summe in die Postamtskasse am Aufgabeort eingezahlt, von diesem aber nicht in Wirklichkeit fortgeschickt, sondern nur das Postamt am Wohnorte des Empfängers angewiesen wird, diesem Letzteren die eingezahlte Summe auszuzahlen. Andrerseits besorgt sie die Einziehung von Geldbeträgen, nam. im Wechselverkehr, durch ihre Beamten. Die Einrichtung dieser sog. **Postauftragsbriefe** ist ganz jungen Datums, hat aber sogleich nach ihrer Einführung eine sehr allgemeine Benutzung durch das Publikum erfahren. Im Deutschen Reichspostgebiete wurden 1872 erst 143,000 solcher Postauftragsbriefe mit 9,432,000 Mk., 1876 aber 2,275,870 Stück mit 260,717,378 Mk. befördert. In Bayern betrug die Zahl der Postauftragsbriefe 1875: 97,406 Stück, in Württemberg 1874/75: 38,790 mit 5,302,829 Mk., 1875/76 aber 65,905 Stück mit 8,720,500 Mk.; in Belgien, wo seit dem 1. Okt. 1876 die Postanstalten mit Wahrnehmung dieses Dienstes beauftragt sind, betrug die Zahl der durch die Post einkassirten Wechsel innerhalb drei Monaten 33,287 Stück mit 8,372,711 Francs. Die Schweiz hat ebenfalls diese Einrichtung in ausgedehntem Maße zur Benutzung gebracht. In Oesterreich wurden 1875: 46,299, 1876 aber 34,855 Postauftragsbriefe im Inlande befördert außer denjenigen aus u. nach dem Auslande.

**Zeitungen.** Die Entdeckung der Neuen Welt rief schon die ersten schwachen Anfänge der Zeitungen ins Leben, allein erst seit dem 17. Jahrh. kann man von einer eigentlichen Tagespresse reden, deren Erzeugnisse zu vertreiben eine der Hauptaufgaben der Post ist. Man nimmt an, daß gegenwärtig auf der ganzen Erde gegen 23,000 verschiedene Zeitschriften erscheinen, an denen an 50,000 Redakteure u. außerdem ein zahlreiches unberechenbares Gefolge von Mitarbeitern thätig sind. Auf die einzelnen Erdtheile vertheilen sich die Zeitungen folgendermaßen:

| 1. Europa. | |
|---|---|
| Deutschland (1877) | 3775 |
| Großbritannien | 2500 |
| Frankreich | 2000 |
| Oesterreich-Ungarn | 1200 |
| Italien (1876) | 1126 |
| Rußland | 500 |
| Schweiz | 450 |
| Spanien | 400 |
| Schweden | 296 |
| Dänemark | 250 |
| Portugal | 250 |
| Holland | 250 |
| Belgien | 250 |
| Türkei u. Griechenland | 200 |
| Norwegen | 178 |
| Zusammen 13,625. | |
| **2. Amerika.** | |
| Nordamerika (1876) | 8129 |
| Mittel- u. Südamerika | 1000 |
| Zusammen 9129. | |
| **3. Asien.** | |
| Ostindien | 250 |
| Japan | 75 |
| China | 50 |
| Persien | 2 |
| Uebriges Asien | 10 |
| Zusammen 387. | |
| 4. Afrika | 50 |
| 5. Australien | 100 |

Von allen Zeitungen haben die in franz. Sprache die größte internationale Verbreitung, dann kommen die englischen, hierauf die deutschen. In deutscher Sprache erscheinen auf der ganzen Erde etwa 5400 Zeitungen, wovon auf Oesterreich-Ungarn 700, Nordamerika 600, die Schweiz 300, Großbritannien, Frankreich u. Italien 10, Rußland 50, das übrige Europa 5 kommen. In Deutschland selbst werden 3693 periodische Schriften veröffentlicht.



Zeitungsversand an Exemplaren durch die Post.

| | 1867 | 1876 |
|---|---|---|
| Belgien | 38,970,000 | 68,969,000 |
| Norddeutscher Bund | 115,960,000 | 310,421,781 |
| Baden | 12,570,000 | |
| Bayern | 52,920,000 | 78,050,947 |
| Württemberg | 15,700,000 | 25,721,840 |
| Großbritannien u. Irland | ? | 125,065,800 |
| Italien | ? | 61,979,370 |
| Oesterreich, Reichspostgebiet | 34,500,000 | 59,116,285 |
| „ Ungarn | 13,100,000 | 27,186,106 |
| Schweiz | 30,020,000 | 46,031,765 |
| Rußland ohne Finnland | ? | 42,141,563 |
| Dänemark | ? | 15,134,812 |
| Canada | ? | 31,300,000 |
| Britisch-Ostindien | ? | 9,365,586 |
| Chile | ? | 8,911,982 |
| Japan | ? | 5,122,456 |
| Uruguay | ? | 1,192,087 |
| Samos | ? | 13,325 |

Wir beschließen diese Darstellung der Entwicklung u. Thatigkeit des Postwesens, indem wir einen Beleg für das Anwachsen unseres eigenen Reichsinstituts in nachfolgenden Zahlen geben.

Verkehrs-, Betriebs- u. Ertragsergebnisse der deutschen Reichspost.

| | 1872 | 1876 |
|---|---|---|
| Zahl der Postanstalten | 5755 | 6664 |
| „ „ Briefkasten | 27,578 | 38,422 |
| „ „ Beamten u. Unterbeamten | 42,736 | 56,731 |
| „ „ täglich zu Postzwecken benutzten Eisenbahnzüge | 2291 | 3065 |
| „ „ Landposten | 5388 | 5902 |
| „ „ von den Posten zurückgelegten Kilom. | 108,402,000 | 129,543,840 |

| | 1872 | 1876 |
|---|---|---|
| Befördert wurden: Briefe, Postkarten, Drucksachen, Waarenproben | 479 Mill. | 695 Mill. |
| Packete ohne Werthangabe | 33 „ | 49 „ |
| Packete u. Briefe mit Werthangabe | 17 Mill. mit 13,146 Mill. Mk. | 11 Mill. mit 10,294 Mill. Mk. |
| Postanweisungen | 12,786,000 mit 474 Mill. Mk. | 31,230,302 mit 1753 Mill. Mk. |
| Postvorschußsendungen | 2,484,000 mit 48,387,000 Mk. | 2,937,300 mit 53,385,500 Mk. |
| Postauftragsbriefe | 143,000 mit 9,432,000 Mk. | 2,275,870 mit 260,717,378 Mk. |
| Zeitungsnummern | 226 Mill. | 310 Mill. |
| Die Einnahmen beliefen sich auf | 88,743,000 Mk. | 116,967,739 Mk. |
| Die Ausgaben auf | 74,571,000 „ | 109,414,845 „ |

Es muß hierbei bemerkt werden, daß seit der Vereinigung der Post- u. Telegraphendirektion in einer Hand die Einnahmen sowol wie die Ausgaben für beide Zweige zusammen aufgeführt werden.

**4. Die Telegraphen.** Erst in der allerneuesten Zeit ist dieses jüngste der modernen Verkehrsmittel als wirksamer Faktor in den Weltverkehr eingetreten. Früher allein auf die engeren Grenzen einzelner Staaten beschränkt, wurde erst durch die im J. 1865 zu Paris abgehaltene Konferenz der Grund zu der bedeutenden Erweiterung seiner Wirksamkeit gelegt; die Konferenz zu St. Petersburg aber setzte durch die Errichtung internationaler Linien u. einer Anzahl speziell für diesen Dienst bestimmter Drähte nicht allein sämmtliche Staaten Europa's, sondern auch diese mit vielen Ländern außerhalb unseres Erdtheiles in Verbindung. Vor 38 Jahren hatte der Telegraph seine ersten schwachen Anfänge in England, wo er an der Blackwall-Bahn zuerst zur praktischen Verwendung gelangte; 1843 wurde die erste deutsche Leitung in Deutschland von der Direktion der Rheinischen Eisenbahn bei Aachen hergestellt, 1844 fand sie in Amerika Eingang, Washington u. Baltimore wurden telegraphisch verbunden, 1845 folgte Frankreich, 1847 Holland, 1849 Belgien, 1851 Rußland, 1852 die Schweiz, 1855 Norwegen, 1857 Portugal. Im J. 1866 hatten sämmtliche Telegraphenlinien der Erde die Länge von 365,476 Km. erreicht, während die Länge der verwendeten Drähte durch die Ziffer von 866,555 Km. repräsentirt wurde. Im J. 1876 war die Länge der Telegraphenlinien auf 671,723 Km., die der Drähte auf gegen $1\frac{1}{2}$ Mill. Km. angewachsen.

Telegraphennetz der Erde.

| | 1866. | 1876 |
|---|---|---|
| In Europa | 188,027 Km. | 336,925 Km. |
| „ Amerika | 105,654 „ | 168,347 „ |
| „ Asien | 35,146 „ | 39,965 „ |
| „ Australien | 13,670 „ | 28,847 „ |
| „ Afrika | 11,160 „ | 12,639 „ |
| Submarine Kabel | 11,819 „ | 85,000 „ |
| | 365,476 Km. | 671,723 Km. |

Für die einzelnen Länder erhalten wir nachstehende den neuesten Berechnungen folgende Tabelle:

Ausdehnung des Telegraphenverkehrs der Erde.

| | Linien in Km 1866. | Länge. 1876. | Drähte. 1876. | Bureaux. 1876. | Depeschen. 1876. |
|---|---|---|---|---|---|
| 1. Vereinigte Staaten | 92,759 | 122,776 | 303,000 | 7218 | 18,730,000 |
| 2. Rußland | 32,220 | 65,373 | 126,199 | 766 | 3,919,000 |
| 3. Frankreich | 29,669 | 54,550 | 145,300 | 2890 | 10,052,000 |
| 4. England | 25,855 | 40,650 | 182,296 | 3739 | 21,437,000 |
| 5. Deutschland | 23,966 | 49,091 | 171,837 | 3784 | 12,845,000 |
| 6. Oesterreich | 19,670 | 36,610 | 109,458 | 1384 | 6,846,000 |
| 7. Britisch-Ostindien | 18,550 | 26,794 | ? | 225 | 883,000 |
| 8. Italien | 15,735 | 22,349 | 78,354 | 1221 | 5,618,000 |
| 9. Türkisches Reich | 13,750 | 25,232 | 48,650 | 444 | 1,210,000 |
| 10. Britische Kolonien in Australien | 13,670 | 36,723 | ? | 680 | ? |
| 11. Canada | 12,060 | 16,121 | 26,142 | 829 | 1,142,000 |
| 12. Spanien | 10,003 | 12,260 | 29,648 | 264 | 1,299,000 |
| 13. Schweden | 5746 | 8022 | 19,643 | 327 | 1,105,000 |
| 14. Niederl. Kolonien in Asien | 3791 | 5504 | ? | 66 | 823,000 |
| 15. Algier | 3752 | 5349 | 9005 | 98 | 557,000 |
| 16. Aegypten | 3573 | 6550 | 13,900 | 78 | ? |
| 17. Schweiz | 3559 | 6462 | 15,796 | 989 | 2,919,000 |
| 18. Belgien | 3500 | 5086 | 22,081 | 519 | 2,909,000 |
| 19. Rumänien | 3204 | 4046 | 7024 | 79 | 3,919,000 |
| 20. Norwegen | 3065 | 7143 | 13,186 | 127 | 749,000 |
| 21. Niederlande | 1972 | 3470 | 12,666 | 162 | 2,444,000 |
| 22. Portugal mit Cuba | 1809 | 3608 | 7788 | 157 | 583,000 |
| 23. Dänemark | 1536 | 3035 | 8587 | 116 | 941,000 |
| 24. Chile | 1500 | 6420 | ? | 62 | 375,000 |
| 25. Brasilien | 1450 | 6230 | ? | 104 | ? |
| 26. Mexiko | 970 | 11,697 | ? | 252 | ? |
| 27. Persien | 801 | 3966 | 7646 | 46 | 675,000 |
| 28. Serbien | 786 | 1461 | 2146 | 37 | 152,000 |
| 29. Griechenland | 501 | 2730 | 3320 | 67 | 268,000 |
| 30. Tunis | 500 | 964 | ? | 18 | ? |
| 31. Argentina | — | 7650 | 15,392 | ? | 275,000 |
| 32. Japan | — | 5625 | ? | ? | 396,000 |
| 33. Columbia | — | 2045 | ? | ? | 98,000 |
| 34. Guatemala | — | ? | 1727 | 42 | ? |
| 35. Uruguay | — | 1542 | ? | ? | ? |
| 36. Costa Rica | — | 320 | 600 | 16 | ? |
| 37. Montenegro | — | 114 | ? | 7 | ? |
| 38. China | — | 29 | ? | ? | ? |

Die älteste große Welttelegraphenlinie ist die von Rußland durch seine asiatischen Besitzungen bis zum Gestade des Stillen Ozeans. Im J. 1862 begann man den Bau der sibir. Linie von Kasan nach Irkutsk u. Kiachta (ca. 4000 Werst), welche ein Jahr darauf vollendet war. Von Kiachta nach Peking besteht auch heute noch nur Verbindung durch Reitpost, da die chines. Regierung der Anlage von Telegraphen nicht sehr geneigt ist. Trotzdem braucht eine Depesche von London nach Peking nicht länger als 12 Tage u. kostet nicht mehr als 4 Pfd. Sterl. 7½ Sh. od. 87½ Mk. Von Nikolajewsk sollte eine andere Linie über Ochotsk zum Golf von Anadyr gehen, dort die Behringssee überschreiten u. dann, der Westküste des nordamerik. Kontinents folgend, sich an die schon vollendete Telegraphenlinie, welche von San Francisco nördl. nach Dixon Entranca in Brit.-Columbia geht, anschließen. Aber seitdem das Territorium Alaska aus russ. Händen in nordamerik. Eigenthum übergegangen ist, hat man den Ausbau dieser wichtigen Linie nicht mehr betrieben. Den amerik. Kontinent durchschneiden verschiedene Telegraphenlinien vom Atlantischen zum Pacifischen Ozean; der Kontinent von Australien wird von N. nach S., von O. nach W. vom elektrischen Draht durchschnitten, u. schon plant man die Verbindung der brit. Besitzungen am Kap mit dem Reich des Khedive durch das kurzlich entdeckte Innere. Bevor man den Boden des Ozeans als Träger telegraphischer Leitungen zu benutzen lernte, war der telegraphische Verkehr immer ein beschränkter. Seit dieser Zeit erst u. vornehmlich seitdem es gelang, den alten mit dem neuen Kontinent zu verbinden, ist die Telegraphie in ihre Weltstellung gerückt. Jetzt dienen alle Meere diesem Verkehr.

**Die bedeutendsten submarinen Kabel.** I. Atlantischer Ozean. Von Irland nach Nordamerika 1. Kabel gelegt 23. Juli bis 2. Aug. 1865, 2. Kabel vom 13.–27. Juli 1866, 3. Kabel im J. 1873, alle drei nach Heart's Content, Neufundland; 4. Direct United States Cable 1875. Von Frankreich nach Nordamerika: Brest St. Pierre, St. Pierre Duxbury bei Boston. Von England nach Spanien u. Frankreich: Penzance Lissabon Gibraltar, Penzance Santander, Penzance Brest. Von Portugal nach Südamerika: Lissabon Madeira, Lissabon St. Vincent, St. Vincent Pernambuco Bahia Rio Janeiro Santos Rio Grande do Sul-Maldonado Buenos Aires. Zwischen Nord u. Südamerika: Kap Romano (Florida) Havana, Batabano (Cuba) Jagua Santiago de Cuba-Port Royal-Colon, Port Royal-St. Juan (Portorico)-St. Thomas-Antigua-Guadeloupe-Dominica-Maria Galante-S. Lucia-S. Vincent-Grenada-Trinidad (Port of Spain)-Georgetown-Cayenne-Para-Pernambuco. II. Nordsee. Brough (Nordschottland)-Pomona-Mainland (Shetlands); Peterhead-Egersund (Norwegen); Newbiggin-Nordjütland; Newbiggin-Södervig (Westjütland); Lowestoft-Westjütland; Lowestoft-Norderney-Emden (2 Kabel); Lowestoft-Zandevoort (Holland); Arendal-Nordjütland. III. Ostsee. Fünen-Korsör-Bornholm-Libau; Grisehamn (Schweden)-Nystad; Rügen-Skanör (Schweden). IV. Mittelmeer. Gibraltar-Malta-Alexandria; Otranto-Zante-Kandia-Alexandria; Kandia-Rhodos-Kleinasien; Malta-Sizilien; Marseille-Bona; Marseille-Algier; Marseille-Barcelona; Livorno-Korsika; Malta-Tripolis-Alexandria. V. Schwarzes Meer. Konstantinopel-Odessa. VI. Ind. Ozean. Sues-Aden-Bombay; Fao (Euphratmündung)-Bushire-Kurrachee; Madras-Penang-Singapur-Batavia; Banjoewangie-Palmerston (Nordaustralien); Hobson's Bai (Melbourne)-Launceston. VII. Stiller Ozean. Singapur-St. James (Saigon)-Hongkong-Schanghai Nagasaki-Wladiwostock; Swomori (Nipon)-Hakodadi (Yeso); Sydney-Neuseeland; Lima-Islan-Iquique-Porto Copialo. Projektirt ist eine Linie von San Francisco zu den Sandwichinseln (2100 Seemeilen), von dort zu den Fidschiinseln (3000 Seemeilen), nach Neucaledonien (810 Seemeilen) u. nach Australien (800 Seemeilen). Ein anderes Projekt ist die Legung eines Kabels von San Francisco nach Yokohama in drei Abschnitten. Die Länge durch den Ozean würde 5540 M. betragen, nämlich von San Francisco nach Honolulu 2087 M., von da nach der Midwayinsel 1164 M. u. von dort nach Yokohama 2289 M. Wenn eine dieser Linien vollendet ist, wird der Gürtel um die Erde geschlossen sein. Auf keinem Gebiet ist die Privatthätigkeit so erfolgreich gewesen, wie in den Unternehmungen für submarine Telegraphie, u. vornehmlich sind es engl. Gesellschaften, denen wir ihre Entwicklung verdanken. Die jetzt bestehenden 118,497 Km. Privatkabel gehören fast ausschließlich sechs großen engl. Gesellschaften an. Wie schnell der Entwicklungsgang der submarinen Telegraphie war, erhellt daraus, daß wir 1866 erst 11,819 Km., 1876 aber 118,497 Km. Kabel besaßen.

Stand der unterseeischen Telegraphenkabel 1866.

| | | | |
|---|---|---|---|
| Transatlant. Kabel von 1862 | 3368 Km. | England-Kontinent | 1427 Km. |
| Transatlant. Kabel von 1865 | 3235 „ | Spanien Balearen | 620 „ |
| Malta-Alexandrien | 2469 „ | Versch. kleine Kabel | 700 „ |

Gesammtlänge 11,819 Km.

Stand der unterseeischen Telegraphenkabel 1876.

| | Kabel. | Gesammtlänge. | Länge der Drähte. |
|---|---|---|---|
| 1. Privatgesellschaften gehörig | 268 | 110,272 Km. | 121,361 Km. |
| 2. Regierungen | 756 | 8225 „ | 10,601 „ |
| | 1024 | 118,497 Km. | 131,962 Km. |

A. Staatstelegraphenkabel.

| | Kabel. | Km |
|---|---|---|
| Norwegen | 193 | 431,5 |
| Schweden | 4 | 41,6 |
| Dänemark | 29 | 187,0 |
| Holland | 18 | 66,7 |
| Rußland | 3 | 114,8 |
| Deutschland u. Oesterr. | 46 | 436,1 |
| Türkei | 11 | 264,8 |
| Griechenland | 2 | 6,5 |
| Italien | 12 | 218,5 |
| Spanien | 6 | 524,1 |
| Frankreich | 26 | ? |
| England | 52 | 1779,3 |
| Java-Sumatra | 1 | 93,7 |
| Japan | 9 | 132,5 |
| Neuseeland | 1 | 37,9 |

B. Privatkabel.

| | Kabel. | Km. |
|---|---|---|
| Great Northern Tel. Co. | 3 | 7408,0 |
| Anglo-American Tel. Co. | 17 | 22,807,3 |
| Eastern Tel. Co. | 39 | 26,859,1 |
| Eastern Extension Co. | 9 | 13,669,6 |
| Westind. Gesellschaft | 19 | 7352,4 |
| Western and Brasilian Tel. Co. | 9 | 6945,0 |
| do. do. | 6 | 3089,9 |
| Direct U. S. Cable Co. | 1 | 4381,8 |

11 neue Kabel sind in Arbeit, mit einer Gesammtlänge von 17,000 M.; die größten davon die zwischen Aden u. Mauritius, 2777 M., u. zwischen Honolulu u. den Fidschiinseln, 2876 M. Das ganze unterseeische Netz ist im Besitz von 16 Gesellschaften, die ein Kapital von 500 Mill. Fres. repräsentiren. Davon sind die bedeutendsten die Anglo-American Co. mit einem Kapital von 175 Mill. Fres., Eastern Submarine Tel. Co. mit einem Kapital von 75 Mill. Fres., West India and Panama Co. mit 1,750,000 Fres., Eastern Extension Australian and China Co. mit 41,500,000 Fres., Western and Brazilian Co. mit 33,500,000 Fres.

**5. Auswanderung.** Eine sehr natürliche Folge erleichterter Verkehrsbedingungen ist eine Zunahme der Bewegung der Bevölkerung durch Auswanderung gewesen. Es genügt hier, diese Bewegung durch statistische Nachweise zu illustriren, da wir im Uebrigen auf Art. „Auswanderung" verweisen können. Die Auswanderung aus unserem Vaterlande hat zwar nach allen Richtungen stattgefunden; es giebt keinen Staat Europa's, in dem sich nicht Deutsche in größerer od. geringerer Zahl befänden, aber der Hauptstrom hat sich übers Meer nach Westen gewandt, u. zwar sind es vornehmlich die beiden großen Seehäfen Bremen u. Hamburg, welche schon seit Jahren den Auswandererzug aufnehmen u. fortführen

Was noch sonst über belgische u. französische Häfen (Antwerpen u. Havre) zog, ist dagegen verschwindend klein. Wie diese Auswanderung seit 1832 wuchs, wie sie bis auf über 150,000 Seelen in einem Jahre anschwoll, u. wie sie nachmals bis auf ein Drittel heruntersank, veranschaulicht nachstehende Zusammenstellung.

Auswanderung über Bremen u. Hamburg:

| Aus | über Bremen total. | über Hamburg direkt. | über Hamburg indirekt. | über Hamburg total. | Zusammen. |
|---|---|---|---|---|---|
| Deutschland . . . . . . . . | 10,972 | 9805 | 2903 | 12,708 | 23,680 |
| Anderen Staaten . . . . . | 10,693 | 11,374 | 4651 | 16,025 | 26,718 |
| Total 1876: | 21,665 | 21,179 | 7554 | 28,733 | 50,398 |
| „ 1875: | 24,503 | 21,938 | 9872 | 31,810 | 56,313 |
| „ 1874: | 30,633 | 30,625 | 12,818 | 43,443 | 74,076 |
| „ 1873: | 63,241 | 44,578 | 24,598 | 69,176 | 132,417 |
| „ 1872: | 80,418 | 53,223 | 21,183 | 74,406 | 154,824 |
| „ 1871: | 60,516 | 35,143 | 7081 | 42,224 | 102,740 |
| „ 1870: | 46,781 | 27,442 | 5114 | 32,556 | 79,337 |
| Durchschnittlich 1870—76: | 46,822 | — | — | 46,050 | 92,872 |
| „ 1865—69: | 62,093 | | — | 45,579 | 107,672 |
| „ 1860—64: | 21,580 | | | 20,085 | 41,665 |
| „ 1855—59: | 32,541 | — | — | 21,892 | 54,433 |
| „ 1850—54: | 51,361 | — | — | 25,804 | 77,165 |
| „ 1845—49: | 31,290 | — | — | 5416 | 36,706 |
| „ 1836—44: | 12,949 | — | — | 1704 | 14,653 |
| Total seit 1832: | 1,477,339 | | | 889,154 | 2,366,493 |

Ein freilich noch bedeutenderes Kontingent lieferte das brit. Inselreich, nam. Irland. Aber ein Blick auf die nachfolgende Tabelle zeigt, daß auch eine nicht unbeträchtliche Zahl solcher Personen, die nicht der brit. Nationalität angehörten, von England aus ins Ausland gingen. Und wir werden nicht zu hoch greifen, wenn wir behaupten, daß die Hälfte davon Deutschland angehörte. Der Gothaische Hofkalender 1878 giebt uns folgende Zusammenstellung.

Auswanderung aus Großbritannien u. Irland (1853—76).

| Nach | Ver. Staaten von Nordamerika. | Engl. Kolonien von Nordamerika. | Australien u. Neuseeland. | Andere Länder. | Total. |
|---|---|---|---|---|---|
| Engländer . . . . . | 928,898 | 181,128 | 476,863 | 91,109 | 1,677,998 |
| Schotten . . . . . . | 168,573 | 71,712 | 120,461 | 14,018 | 374,764 |
| Irländer . . . . . | 1,569,572 | 121,628 | 206,948 | 12,608 | 1,910,756 |
| Fremde . . . . . . . | 570,702 | 85,146 | 19,638 | 24,042 | 699,528 |
| Nicht unterschieden . | 164,749 | 52,682 | 30,882 | 49,991 | 298,304 |
| 1853—76: | 3,402,494 | 512,296 | 854,792 | 191,768 | 4,961,350 |
| 1815—76: | 5,467,075 | 1,549,010 | 1,165,628 | 243,229 | 8,424,942 |

Viel weniger wanderlustig sind die Franzosen. Die Gesammtzahl derer, welche Frankreich von 1865—74 verließen, beträgt nur 415,531 Seelen, von denen wiederum nur 82,616 Angehörige Frankreichs waren, während 332,915 fremden Nationen angehörten. Auch hier hat die Auswanderung von Einheimischen beträchtlich abgenommen; dagegen wuchs die Auswanderung von Fremden zwischen 1872 u. 1874 nahezu um das Doppelte, eine Erscheinung, die wir wol als eine Folge des Krieges von 1870 ansehen dürfen.

Auswanderung über die Ostgrenze u. zu Wasser.

| | | 1872. | 1873. | 1874. | 1865—74. |
|---|---|---|---|---|---|
| Ueber die Ostgrenze | Franzosen . . . . | 4591 | 410 | 218 | 9855 |
| | Fremde . . . . . . | 4052 | 7705 | 4169 | 63,205 |
| Zu Wasser über Bayonne | Franzosen . . . . | 182 | — | — | 2512 |
| | Fremde . . . . . . | 243 | — | — | 6520 |
| Bordeaux | Franzosen . . . . | 1869 | 1724 | 1584 | 17,741 |
| | Fremde . . . . . . | 2005 | 3656 | 3096 | 17,648 |
| Havre | Franzosen . . . . | 12,752 | 5913 | 4798 | 46,195 |
| | Fremde . . . . . . | 22,912 | 24,844 | 40,969 | 191,477 |
| Marseille | Franzosen . . . . | 1026 | 767 | 781 | 6313 |
| | Fremde . . . . . . | 8690 | 11,120 | 9128 | 54,065 |
| Total | Franzosen . . . . | 20,420 | 8814 | 7381 | 82,616 |
| | Fremde . . . . . . | 37,902 | 47,325 | 57,362 | 332,915 |

Von allen Ländern empfingen die Verein. Staaten den bei weitem größten Theil der Auswanderung. Wenn schon die obigen engl. Tabellen uns zeigen, daß von der Gesammtauswanderung des brit. Königreichs von 8,424,942 Seelen in den J. 1815—76 allein auf die Ver. Staaten 5,467,075 kamen, so können wir in den nachstehenden Veröffentlichungen des Statistischen Büreaux zu Washington die allgemeine Einwanderung aus nahezu allen Ländern der Erde verfolgen.

Einwanderung in die Vereinigten Staaten.

| 1820—40. | 1841—50. | 1851—60. | 1861—70. | 1871—77. |
|---|---|---|---|---|
| 1,000,949 | 1,713,251 | 2,598,214 | 2,491,451 | 2,028,040 |

Eine Uebersicht der letzten sechs Jahre zeigt, in wie außerordentlichem Maße die Zahl der Auswanderer nach diesem sonst so gesuchten Gebiete abgenommen hat. Es kamen in den Verein. Staaten an:

| 1872. | 1873. | 1874. | 1875. | 1876. | 1877. |
|---|---|---|---|---|---|
| 437,750 | 422,545 | 260,814 | 191,231 | 157,440 | 130,526 |





Wenn wir die Summen zusammenfassen, welche innerhalb dieser Periode die verschiedenen Länder beisteuerten, so stellt sich in die erste Reihe Großbritannien mit 561,660 Seelen, es folgt Deutschland mit 440,970, Brit. Nordamerika mit 167,153, China mit 91,738, Frankreich mit 53,793, Norwegen mit 49,865, Schweden mit 16,341, Oesterreich mit 35,396, Italien mit 30,286, Rußland mit 26,774 Seelen. Es haben also die Verein. Staaten seit dem J. 1820 durch Einwanderung einen Zuwachs von 9,831,905 Seelen erhalten. Im Gegensatze zu Nordamerika, welches unausgesetzt Arbeitskräfte durch Einwanderung an sich zieht, hat das Kaiserreich Brasilien es nicht vermocht, die ihm zugeführten Elemente festzuhalten. Von den zwischen 1864 u. 1873 eingewanderten 103,754 Seelen verließen nicht weniger als 56,240 wiederum das Land.

Einwanderung 1864—73.

| | Portugiesen. | Deutsche. | Nordamerikaner | Franzosen | Engländer | Italiener. | Spanier. | Andere |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Angekommen | 66,258 | 3435 | 3691 | 6714 | 6454 | 10,651 | 4107 | 2444 |
| Abgereist . . | 32,132 | 2273 | 2309 | 5032 | 4188 | 5602 | 2603 | 2101 |
| Blieben | 34,126 | 1162 | 1382 | 1682 | 2266 | 5049 | 1504 | 343 |

**Konsulatswesen**, eine für den Weltverkehr eminent wichtige Einrichtung, deren Organisirung völkerrechtlich geregelt ist. Da das Betreffende bereits in dem Artikel „Konsul" besprochen worden ist, so haben wir hier zu dem dort ebenfalls gegebenen Verzeichniß der Konsuln des Deutschen Reiches nur einen Nachtrag zu geben.

Es wurden seit dem Erscheinen jenes Artikels Konsulate errichtet od. Konsulate zu Generalkonsulaten erhoben in folgenden Orten: In Nicaragua: Leon u. San Juan del Norte; in Belgien: Lüttich u. Roulers; in Bolivia: Cochabamba; in Chile: Coquimbo; in China: Tientsin; in Frankreich: Cette, Rochefort u. St. Martin auf der Insel Rhé; in Großbritannien u. Irland: Bradford u. Southampton; in den Kolonien: Akyab in Burmah, Mauritius; in Haiti u. San Domingo: Porto Plata, San Domingo; in Italien: Bologna, Messina (Generalkonsul), in Marokko: Rabat; in Mexiko: Colima; in Peru: Tacua; in Portugal: Ilha do Sal (Kapverd. Inseln), San Miguel (Azoren); in Rußland: Kiew; in Schweden u. Norwegen: Fahlun, Hammerfest, Westerwik; in Spanien: Mahon, San Sebastian.

**Verkehrsgegenstände.** Wie sich in unserer Zeit die Produktion auf allen Gebieten enorm gesteigert hat, so ist auch der Verbrauch gewachsen. Wir verdanken diese Zunahme ebenso dem internationalen u. kosmopolitischen Kommunikationswesen, wie der Erleichterung des Güteraustausches durch die Unifikation des Maß-, Münz- u. Gewichtswesens, durch eine weltwirthschaftliche Organisation des Kredits, durch eine freisinnigere Handelspolitik. Während der Werthumsatz im Generalhandel 1860 in Großbritannien, Frankreich, Deutschland, Vereinigten Staaten von Amerika, Belgien, Rußland, Oesterreich-Ungarn, den Niederlanden, Italien u. Britisch-Ostindien noch 23,054 Mill. Mk. betrug, hatte er 1872 schon 43,108 Millionen, 1874: 43,913 Millionen Mk. erreicht. Danach folgte freilich eine Reaktion u. der Handel sank. Da nicht von allen Staaten gleichmäßig Berichte über die im Handel umgesetzten Werthe erscheinen, so ist eine Gruppirung der verschiedenen Länder u. Erdtheile nur soweit möglich, als die Statistik der letztverflossenen Jahre sie bietet. Eine Zusammenstellung aus dieser Periode ist aber um so eher zulässig, als gerade in der jüngsten Zeit sehr bedeutende Schwankungen in dem Gesammthandel der einzelnen Staaten nicht bemerklich geworden sind. Fassen wir sogleich das Resultat für die ganzen Erdtheile in großen Zahlen zusammen, so erhalten wir für

| | Einfuhr. (in Millionen Mark) | Ausfuhr. (in Millionen Mark) | Gesammter Außenhandel. (in Millionen Mark) |
|---|---|---|---|
| Europa . . . . . | 21,742 | 17,780 | 39,522 |
| Amerika . . . . . | 3902 | 4244 | 8147 |
| Asien . . . . . . . | 1901 | 2328 | 4229 |
| Australien . . . . | 886 | 790 | 1676 |
| Afrika . . . . . . | 575 | 650 | 1225 |
| Summa: | 29,006 | 25,792 | 54,798 |

des Außenhandels der ganzen Erde.

Werfen wir einen vergleichenden Rückblick auf das hinter uns liegende Jahrzehnt, so finden wir, daß der Außenhandel in schnellem Schritte zunahm, bis er durch den Einfluß der eintretenden Krise aufgehalten u. zurückgedrängt wurde. Es wurden umgesetzt (in Millionen Mark)

| | In Europa. Einfuhr. | In Europa. Ausfuhr. | In Europa. Außenhandel. | In allen Ländern der Erde. Einfuhr. | In allen Ländern der Erde. Ausfuhr. | In allen Ländern der Erde. Außenhandel. |
|---|---|---|---|---|---|---|
| 1866: | 15,770,0 | 14,442,0 | 30,212,0 | — | — | 36,641 |
| 1870: | 17,350,2 | 14,579,2 | 31,929,4 | 24,326,8 | 22,014,4 | 46,341,2 |
| 1873: | 22,498,8 | 17,695,6 | 40,194,4 | 31,088,8 | 26,676,8 | 57,765,6 |
| 1875: | 21,741,9 | 17,779,8 | 39,521,7 | 29,005,8 | 25,793,1 | 54,798,9 |

Nach diesen allgemeinen Uebersichten lassen wir die von Prof. R. v. Neumann-Spallart zusammengestellten Tabellen folgen, welche die interne sog. Handelsbilanz jedes Staates anschaulich machen sollen u. die Ein- u. Ausfuhr für den heimischen Verbrauch, also den Spezialhandel, darstellen.

Handelsverkehr aller Länder der Erde (in Mill. Mk.).

| | Einfuhr. | Ausfuhr. | Gesammter Außenhandel. |
|---|---|---|---|
| Großbritannien u. Irland | 7,478,8 | 5,632,2 | 13,111,0 |
| Deutsches Reich | 3,673,0 | 2,326,2 | 5,999,2 |
| Frankreich | 2,829,6 | 3,097,5 | 5,927,1 |
| Rußland | 1,559,8 | 1,407,9 | 2,967,7 |
| Oesterreich Ungarn | 1,098,6 | 1,101,8 | 2,200,4 |
| Niederlande | 1,170,4 | 911,7 | 2,082,1 |
| Belgien | 1,034,0 | 891,6 | 1,925,6 |
| Italien | 972,3 | 846,0 | 1,818,3 |
| Spanien | 305,6 | 322,4 | 628,0 |
| Türkei | 372,0 | 200,0 | 572,0 |
| Schweden | 297,0 | 249,4 | 546,4 |
| Dänemark | 258,9 | 199,6 | 458,5 |
| Norwegen | 206,2 | 134,5 | 340,7 |
| Malta | 171,6 | 153,4 | 325,0 |
| Portugal | 126,8 | 106,8 | 233,6 |
| Rumänien | 64,8 | 113,7 | 178,5 |
| Griechenland | 96,2 | 60,4 | 156,6 |
| Serbien | 26,3 | 24,7 | 51,0 |
| Europa: | 21,741,9 | 17,779,8 | 39,521,7 |
| Vereinigte Staaten | 1,842,2 | 2,160,0 | 4,002,2 |
| Britisch-Nordamerika | 450,0 | 386,7 | 836,7 |
| Brasilien | 343,5 | 426,8 | 770,3 |
| Argentinische Republik | 239,9 | 216,3 | 456,2 |
| Chile | 163,4 | 154,5 | 317,9 |
| Cuba | 120,0 | 140,0 | 260,0 |
| Peru | 100,0 | 120,0 | 220,0 |
| Mexiko | 113,8 | 101,6 | 215,4 |
| Britisch-Westindien | 104,0 | 102,3 | 206,3 |
| Uruguay | 84,3 | 65,2 | 149,5 |
| Franz. Kolonien in Westindien | 56,6 | 55,9 | 112,5 |
| Venezuela | 49,6 | 60,0 | 109,6 |
| Portorico | 64,2 | 36,4 | 97,6 |
| Republik von Centralamerika | 40,0 | 53,2 | 93,2 |
| Britisch-Guyana | 37,4 | 55,2 | 92,6 |
| Columbia | 27,7 | 39,9 | 67,6 |
| Haiti | 30,2 | 33,0 | 63,2 |
| Bolivia | 23,0 | 20,0 | 43,0 |
| Ecuador | 3,9 | 8,1 | 12,0 |
| Englisch-Honduras | 3,4 | 4,8 | 8,2 |
| San Domingo | 3,6 | 4,2 | 7,8 |
| Französisch-Guyana | 4,7 | 0,3 | 5,0 |
| Amerika: | 3,902,4 | 4,244,4 | 8,146,8 |
| Britisch-Indien | 770,3 | 1,124,2 | 1,894,5 |
| China | 461,0 | 468,5 | 929,5 |
| Straits Settlements | 219,0 | 161,5 | 380,5 |
| Java u. Madura | 55,8 | 142,7 | 198,5 |
| Japan | 102,8 | 72,2 | 175,0 |
| Ceylon | 87,4 | 84,1 | 171,5 |
| Sumatra u. andere holländische Kolonien in Ostindien | 55,8 | 65,6 | 121,4 |
| Cochinchina | 34,8 | 66,4 | 101,2 |
| Russische Besitzungen | 31,6 | 67,9 | 99,5 |
| Persien | 51,2 | 30,4 | 81,6 |
| Siam | 17,6 | 19,9 | 37,5 |
| Franz. Besitzungen in Indien | 5,6 | 15,2 | 20,8 |
| Formosa | 6,4 | 7,8 | 14,2 |
| Labuan | 1,7 | 1,9 | 3,6 |
| Asien: | 1,901,9 | 2,328,3 | 4,229,3 |
| Victoria | 339,0 | 308,8 | 647,8 |
| Neusüdwales | 216,6 | 179,1 | 395,7 |
| Neuseeland | 162,4 | 105,0 | 267,4 |
| Südaustralien | 79,6 | 88,0 | 167,6 |
| Queensland | 56,6 | 75,0 | 131,6 |
| Tasmanien | 25,0 | 18,5 | 43,5 |
| Sandwichinseln | 5,9 | 7,3 | 13,2 |
| Westaustralien | 0,7 | 8,5 | 9,2 |
| Australien: | 885,8 | 790,2 | 1,676,0 |
| Aegypten | 117,1 | 264,1 | 381,2 |
| Algier | 164,8 | 121,6 | 286,4 |
| Kapkolonie | 111,1 | 84,3 | 195,4 |
| Mauritius | 48,5 | 53,8 | 102,3 |
| Reunion | 25,2 | 24,4 | 49,6 |
| Marokko | 25,6 | 28,6 | 54,2 |
| Tunis | 20,3 | 22,8 | 43,1 |
| Natal | 25,3 | 16,7 | 42,0 |
| Franz. Kolonien am Senegal | 12,5 | 12,0 | 24,5 |
| Sansibar | 9,2 | 7,9 | 17,1 |
| Portug. Kolonien an der Ostküste | 7,1 | 5,1 | 12,2 |
| Tripolis | 5,4 | 5,5 | 10,9 |
| Gambia | 2,6 | 3,6 | 6,2 |
| Afrika: | 571,7 | 650,4 | 1,225,1 |

**Produktenhandel.** A. Verzehrungsgegenstände. 1. Getreide. Gewiß darf man mit nicht geringer Befriedigung darauf hinsehen, daß die heutige Organisation des Verkehrs den Menschen nicht mehr von den Zufälligkeiten der Erträge seines eigenen Landes abhängig macht, sondern daß er sich aus dem Reichthum der gesammten Erde seine Vorräthe sammeln kann. Die Zufuhren aus Amerika, Australien, aus dem Innern Rußlands werden uns auf unsere Märkte gebracht u. eben so billig verkauft wie die Erzeugnisse unserer nächsten Umgebung. Wir können von den Bewohnern aller Länder kaufen; die Transportspesen sind durch vervollkommnete Verkehrsverhältnisse so verringert worden, daß selbst für sehr entlegene Länder die Differenz des Bodenwerthes u. der Arbeitspreise diese Spesen zu übertragen vermag. Infolge dessen ist denn der Handel mit Getreide ein vollständig internationaler geworden, der enorme Summen in Bewegung setzt. Ueber seine Ausdehnung geben wir für die bedeutendsten Länder, Neumann-Spallart folgend, nachstehende Zusammenstellung.

Getreideertrag der bedeutendsten Produktionsländer.

(In Millionen Hektoliter.)

| | Weizen. | Roggen. | Gerste. | Hafer. | Mais. | Total. |
|---|---|---|---|---|---|---|
| Rußland | 100,0 | 245,0 | 45,0 | 180,0 | — | 635,0 |
| Vereinigte Staaten | 96,9 | 5,3 | 10,7 | 89,5 | 334,3 | 536,8 |
| Deutsches Reich | 49,0 | 94,0 | 30,0 | 87,0 | — | 260,0 |
| Frankreich | 100,6 | 26,9 | 18,1 | 69,5 | 10,4 | 242,2 |
| Oesterreich-Ungarn | 32,8 | 38,6 | 26,5 | 42,3 | 23,3 | 171,0 |
| Großbritannien u. Irland | 28,0 | 0,6 | 30,0 | 62,0 | — | 118,6 |
| Italien | 51,8 | 6,7 | | 7,4 | 31,1 | 102,6 |
| Spanien | 53,0 | 9,0 | 27,0 | 14,0 | — | 90,0 |
| Untere Donauländer | 27,4 | 6,2 | 12,3 | 2,9 | 21,8 | 73,6 |
| Canada | 13,2 | 2,5 | — | 18,7 | 1,2 | 35,6 |
| Dänemark | 1,4 | 5,4 | 8,0 | 10,4 | — | 25,2 |
| Schweden | 1,2 | 7,0 | 4,4 | 10,9 | 1,5 | 25,1 |
| Belgien | 8,2 | 6,0 | 1,5 | 7,8 | — | 23,5 |
| Aegypten | 5,6 | — | 3,9 | — | 4,8 | 14,3 |
| Niederlande | 1,8 | 2,9 | 1,6 | 3,9 | — | 11,2 |
| Portugal | 2,7 | 2,1 | 0,5 | 0,2 | 5,4 | 11,1 |
| Australien | 7,3 | · | 0,4 | 1,9 | 1,5 | 11,1 |
| Chile | — | — | — | — | — | 6,0 |
| Norwegen | 0,1 | 0,2 | 1,2 | 2,9 | 0,6 | 5,1 |
| Griechenland | 1,8 | 0,6 | 0,8 | 0,1 | 1,1 | 4,4 |
| Schweiz | · | — | – | — | — | 3,5 |
| | | | | | | 2,423,9 |

Diese Ernte von 2,423,9 Millionen HL. Körnerfrüchten repräsentirt aber einen Werth von wenigstens 20—25 Milliarden Mk.; der vierte Theil etwa mag davon in den Außenhandel gelangen. Es hat sich dieser Handel mit Brotfrüchten u. Mehl in den letzten Jahren in ganz überraschender Weise gesteigert, in 5 Jahren um 40 Proz., so daß er alle anderen Welthandelsgüter weit überholt hat u. unter ihnen in erster Linie stehend, jetzt einen jährl. Umsatz in der Höhe von 4900 Mill. Mk. bewirkt, der sich auf die einzelnen Hauptproduzenten folgendermaßen vertheilt:

| | Werth in Mill. Mk. Einfuhr. | Ausfuhr. | | Werth in Mill. Mk. Einfuhr. | Ausfuhr. |
|---|---|---|---|---|---|
| Großbritannien und Irland | 1,021,4 | 30,1 | Dänemark | 14,2 | 48,4 |
| Deutsches Reich | 503,1 | 214,1 | Schweden | 21,1 | 39,1 |
| Rußland | — | 679,3 | Schweiz | 54,3 | 0,9 |
| Vereinigte Staaten | 50,4 | 570,0 | Norwegen | 43,5 | 0,8 |
| Frankreich | 3,309,4 | 171,8 | Chile | | 36,1 |
| Oesterreich-Ungarn | 166,9 | 123,7 | Spanien | 15,9 | 17,9 |
| Belgien | 177,3 | 48,8 | Australien | | 30,0 |
| Italien | 125,5 | 39,9 | Indien | | 21,7 |
| Untere Donauländer | 0,9 | 110,0 | Aegypten | | 16,0 |
| Niederlande | 84,1 | 17,6 | Tunis | | 13,2 |
| Canada | | 73,9 | Griechenland | 8,0 | 0,5 |
| | | | Portugal | 5,6 | 0,4 |

Zusammen: 2,601,6 Einfuhr, 2,304,2 Ausfuhr.

2. Fleisch u. andere animalische Nahrungsmittel. Es ist eine auffallende Thatsache, daß in allen Staaten, welche sich der Industrie in hervorragendem Grade widmen, der Viehstand zurückgeht, daß wenigstens das relative Verhältniß zur Einwohnerzahl eine Abnahme zeigt. Wenn noch vor 30 Jahren auf 1000 Einwohner Europa's 764 Schafe kamen, so hat sich diese Ziffer heute auf 700 reduzirt; wenn damals auf dieselbe Zahl 197 Schweine fielen, so ist dieses Verhältniß heute auf 150 zurückgegangen. Es tritt also hier ein Bedürfniß ein. Glücklicherweise findet sich in anderen Theilen der Erde in der Viehzucht stellenweise eine große Ueberproduktion; wiederum sind es Rußland, Nord- u. Süd-Amerika, sowie Australien, welche dadurch für Industrieländer ausgleichend eintreten können. Die Vereinigten Staaten senden in Gestalt von frischem, konservirtem, gesalzenem Fleisch, von Speck u. Schinken, von Butter u. Käse enorme Vorräthe, nam. nach England u. Deutschland; die La Plata-Staaten verschicken gegenwärtig jährlich für 80 Mill. Mk. an Salzfleisch, trockenem u. konservirtem Fleisch, Extrakt u. lebenden Rindern; im Ganzen hat die Ausfuhr von Fleischprovisionen in Amerika

eine kolossale Ausdehnung erreicht, die trotzdem noch in stetem Wachsen ist. Diese erst wenige Jahre alte Industrie führte 1877 78 für über 206 Mill. Mk. Speck u. Schinken, 120 Mill. Mk. Schmalz, 56 Mill. Mk. Käse, 17 Mill. Mk. Schweinefleisch, 20 Mill. Mk. konservirtes Fleisch, 31 Mill. Mk. Rindfleisch, 15 Mill. Mk. Butter u. A. m. nach Europa aus.

3. Kolonialwaaren. a. Zucker. Eine den gegenwärtigen Verhältnissen genau entsprechende Uebersicht der Zuckerproduktion zu geben, ist nicht möglich, weil aus vielen Ländern eine solche Statistik überhaupt nicht zu erlangen ist, so weit nicht die Exportziffern Rückschlüsse gestatten, aus andern entferntern Gegenden die Berichte erst nach längerer Zeit u. zu verschiedenen Terminen zu uns gelangen. Daher sind die Uebersichten über die Produktion des Rohrzuckers für das J. 1876 berechnet, während die Rübenzuckererzeugung für die Campagne 1877, 78 gegeben werden konnte. Einen die Totalsumme in bedeutender Weise ändernden Einfluß hat dieser Umstand indeß nicht.

Jährlicher Zuckerexport der Erde.

Rohrzucker.

| | Zollctr. | | Zollctr. |
|---|---|---|---|
| Cuba | 11,391,080 | China | 1,140,000 |
| Portorico | 1,500,000 | Aegypten | 540,000 |
| Brasilien | 3,000,000 | Sandwichinseln | 200,000 |
| Louisiana | 1,440,000 | Natal u. Australien | 240,000 |
| Französ.-Westindien | 1,719,940 | Andere Länder | 300,000 |
| Dänisch-Westindien | 100,000 | Zusammen: | 37,489,740. |
| Niederl.-Guyana | 240,000 | | |
| Britisch-Westindien u. Guiana | 4,770,000 | | |
| Mauritius | 2,088,720 | | |
| Java | 3,980,000 | | |
| Manila | 2,520,000 | | |
| Reunion | 620,000 | | |
| Indien | 600,000 | | |
| Peru | 1,100,000 | | |

Rübenzucker. (1877/78).

| | |
|---|---|
| Deutschland | 7,100,000 |
| Frankreich | 6,500,000 |
| Rußland | 5,000,000 |
| Oesterreich | 4,700,000 |
| Belgien | 1,200,000 |
| Holland, Schweden, Italien, Dänemark, England, Rumänien | 500,000 |
| Zusammen: | 25,000,000. |

Wir haben also hier eine Gesammtsumme von ca. 63 Millionen Zollcentnern Rohr- u. Rübenzucker, u. wenn wir für Sorghum- u. Palmzucker, Ahornzucker u. den im Deutschen Reiche stark produzirten Stärkezucker die sicherlich nicht zu hoch gegriffene Summe von 2—3 Mill. Ctr. hinzurechnen, so giebt uns dies eine jährliche Produktion von 65—66 Mill. Centnern, wogegen die Durchschnittserlangung in den Jahren 1867—72 nur erst mit 55—60 Mill. Ctr. veranschlagt werden konnte.

b. Kaffee. Die Hauptstätte für die Produktion dieses nach dem vorigen am weitesten verbreiteten Genußmittels ist Brasilien, das die Hälfte der Menschheit mit seinen Kaffeebohnen versorgt; ihm am nächsten stehen Java u. Sumatra. Bei einem Versuch, einen ziffermäßigen Ausdruck für die Ausdehnung der Produktion zu geben, müssen wir auch hier uns wiederum lediglich an die Ausfuhrlisten halten. Im J. 1873 belief sich die Kaffeeausfuhr aus den verschiedenen Produktionsländern auf 8,079,653 Ctr., von diesen kamen auf:

| | | | |
|---|---|---|---|
| Brasilien | 4,210,214 Ctr. | Columbia | 98,204 Ctr. |
| Java u. Sumatra | 1,415,105 „ | San Salvador | 92,000 „ |
| Ceylon | 850,000 „ | Cuba | 24,800 „ |
| Ostindien | 606,000 „ | Mokka | 19,054 „ |
| Venezuela | 230,000 „ | Menado | 18,450 „ |
| Portorico | 192,645 „ | Französ. Besitzungen in Westindien und Afrika | 16,993 „ |
| Costarica | 185,472 „ | | |
| Guatemala | 12[illegible],716 „ | | |

Rechnen wir nun für den einheimischen Konsum 2—3 Mill. Ctr., so erhalten wir eine Gesammtproduktion von gegen 12 Mill. Ctr. Kaffee. Der größte Theil des ausgeführten Kaffees wird von Europa verbraucht; hier waren die Zufuhren von 4,984,496 Zollctr. im J. 1870 auf 7,200,000 Zollctr. im J. 1875 angewachsen. Davon gingen nach

| | 1875. | 1876. |
|---|---|---|
| Holland | 1,484,000 Ctr. | 902,000 Ctr. |
| Belgien | 621,000 „ | 537,000 „ |
| Hamburg | 1,540,000 „ | 1,508,000 „ |
| Triest | 246,000 „ | 251,000 „ |
| Hävre | 871,000 „ | 710,000 „ |
| England | 1,441,000 „ | 1,239,000 „ |
| | 6,203,000 Ctr. | 5,147,000 Ctr. |
| Vereinigte Staaten | 2,464,880 „ | 1,784,980 „ |
| | 8,667,880 Ctr. | 6,931,980 Ctr. |

c. Thee. Das am meisten produzirende Land ist China, das freilich in Japan u. Britisch-Ostindien bedeutende Konkurrenten hat. Aus den Vertragshäfen wurden 1870: 166,5 Mill. Pfd., 1872: 214,4 Mill. Pfd. u. 1875: 220,0 Mill. Pfd. ausgeführt. Rechnet man dazu noch den Export von Hankau den Han- u. Fanch'eng-Fluß in die Mongolei hinein, so erhält man mit Neumann-Spallart einen Gesammtexport von 237,8 Mill. Pfd. im Werth von 232 Mill. Mk. Die Theeernte Japans wird von der Japan Weekly Mail für 1876 auf 29,326,000 Pfd. angegeben, wovon 28,382,666 Pfd., u. zwar zumeist nach Amerika, ausgeführt wurden, denn dieses nahm aus den drei Häfen Yokohama, Hiogo u. Nagasaki allein 18,967,779 Pfd., während nur 500,000 Pfd. nach London gingen. Ostindien versendet 25,[illegible] Mill. Pfd. u. Java u. Madura gegen 2 Mill. Der ganze Export aller asiatischen Länder läßt sich daher auf ca. 288 Mill. Pfd. veranschlagen. Wie viel in den Produktionsländern selber verbraucht wird, entzieht sich jeder Berechnung. Ueber die Hälfte alles in den Verkehr gehenden Thees nimmt England, das für eigenen Bedarf 1877 ca. 150 Mill. Pfd. entnahm, während es 35,[illegible] Mill. Pfd. ausführte; die Vereinigten Staaten führten 1877—78 65,3 Mill. Pfd. zum eigenen Verbrauch ein, der Import Rußlands 1876 hatte einen Werth von 38,6 Mill. Rubel, dagegen betrug der Konsum Deutschlands 1877 nur 1,471,050 Kg.

d. Tabak. Auch dieses Genußmittel ist durch seinen über die ganze Erde verbreiteten Verbrauch zur Weltwaare geworden.

Jährliche Tabaksproduktion der Erde.

| | | | |
|---|---|---|---|
| Vereinigte Staaten | 3,380,000 Ctr. | Ostindien | 150,000 Ctr. |
| Deutschland | 1,080,000 „ | Oesterreich | 100,120 „ |
| Cuba | 610,000 „ | Italien | 93,260 „ |
| Brasilien | 300,000 „ | Niederlande | 84,850 „ |
| Philippinen | 200,000 „ | Uebrige Länder | 7,000,000 „ |
| Rußland | 180,000 „ | Zusammen: | 13,178,230 Ctr. |

Insgesammt gelangen also jährl. in den Handel der Hauptverkehrsländer:

| | | | |
|---|---|---|---|
| Zucker | 65,0 Mill. Ctr. | Thee | 2,9 Mill. Ctr. |
| Kaffee | 8,5 „ „ | Tabak | 13,0 „ „ |

B. Rohstoffe zu Industriezwecken. Von solchen können wir nur diejenigen betrachten, welche zu allgemeinen Bedürfnissen geworden sind. In erster Reihe stehen Kohle u. Eisen, sodann Petroleum; dann folgen die textilen Stoffe, welche vornehmlich zur Bekleidung des menschlichen Körpers dienen, Baumwolle, Wolle, Seide, Flachs, Hanf u. Jute.

a. Kohle. Dieses in so vielfacher Weise dem modernen Leben dienende, für unsere Verhältnisse ganz unentbehrliche Mineral, das nicht allein eine Grundbedingung für den Betrieb unserer Eisenindustrie u. anderer Großindustrien ist, das auch unsere Schiffe u. Lokomotiven treibt, in Bergwerken arbeitet, unsere Beleuchtung giebt u. in unseren Haushaltungen mithilft, liegt in so ungeheuern Mengen unter unserer Erdoberfläche, daß nach den Berechnungen des franz. Ingenieurs Laur eine Erschöpfung der erschlossenen Kohlenfelder für Frankreich erst in 1143 Jahren, für England in 800, für Belgien in 750, für Deutschland in 300 Jahren eintreten würde. Nach neuesten Angaben beträgt die Ausdehnung der Kohlenfelder für

| | | | |
|---|---|---|---|
| China | 200,000 engl. □M. | Großbritannien | 9000 engl. □M. |
| Nordamerika | 193,870 „ „ | Deutschland | 3600 „ „ |
| Ostindien | 35,000 „ „ | Frankreich | 1800 „ „ |
| Belgien | 900 engl. □M. | | |

Die bedeutendste Kohlenproduktion findet in Großbritannien statt; die Vereinigten Staaten stellen sich zur Zeit erst Deutschland gleich, während Frankreich weit zurücksteht u. vom Auslande, nam. von England kaufen muß. China ist in allen 18 Provinzen sehr kohlenreich u. betreibt den Abbau schon seit uralter Zeit, während in Ostindien erst in neuerer Zeit Gruben durch Engländer in Betrieb gesetzt wurden. Auch in Australien ist der Bergbau auf Kohlen schon von Bedeutung u. in stetem Steigen.

Kohlenproduktion der Erde.

| Länder. | Jahr. | Metr. Tonnen. | Jahr. | Metr. Tonnen. | Prozentzunahme. |
|---|---|---|---|---|---|
| Großbritannien | 1866 | 103,069,804 | 1876 | 135,611,788 | 31,57 |
| Deutschland | „ | 28,162,805 | 1877 | 48,296,367 | 71,48 |
| Frankreich | „ | 12,234,455 | „ | 16,889,201 | 38,04 |
| Belgien | „ | 12,774,662 | 1876 | 14,329,578 | 12,17 |
| Oesterreich-Ungarn | „ | 4,893,933 | „ | 13,362,586 | 175,08 |
| Rußland | „ | 271,533 | 1875 | 1,709,269 | 529,49 |
| Spanien | „ | 432,664 | 1876 | 706,814 | 63,36 |
| Italien | „ | 70,000 | 1875 | 102,149 | 45,91 |
| Schweden | „ | 36,467 | 1876 | 92,352 | 153,25 |
| Uebrige Länder Europa's | „ | ? | „ | 80,000 | ? |
| Vereinigte Staaten | „ | 21,856,844 | 1875 | 48,273,447 | 120,85 |
| Canada | „ | 558,519 | 1876 | 709,646 | 27,06 |
| Uebrige Länder Amerika's | „ | ? | „ | 400,000 | ? |
| Asien | „ | ? | „ | 4,120,000 | ? |
| Afrika | „ | ? | „ | 100,000 | ? |
| Australien | „ | 774,000 | „ | 1,380,000 | 78,29 |
| Summa: | | 185,135,686 | | 286,163,188 | |

Es ist natürlich, daß von der Beschaffung dieses mächtigen Quantums die Existenz eines Heeres von Arbeitern abhängt, das weit über eine Million zählt. Denn es beschäftigen die Kohlenbergwerke von

| | | | |
|---|---|---|---|
| England (1875) | 535,845 Personen in | ? | Gruben |
| Deutschland (1875) | 208,079 „ „ | 1362 | „ |
| Frankreich (1875) | 96,554 „ „ | 502 | „ |

| | | |
|---|---|---|
| Belgien (1875) | 107,902 Personen | in 283 Gruben |
| Oesterreich (1873) | 66,742 „ | „ ? „ |
| Vereinigte Staaten (1870) | 95,000 „ | „ ? „ |

b. Eisen. Mit Recht hat man behauptet, daß der Verbrauch dieses Metalls als ein ziemlich verläßlicher Maßstab der Kultur angesehen werden kann. Darum finden wir auch diese Industrie desto mehr u. desto höher entwickelt, je hervorragender die Stellung eines Staates in kultureller Hinsicht unter den Nationen ist. Um auch hier den Fortschritt zu illustriren, stellen wir die Produktionsziffern aller Länder der Erde von 1866 mit denen zusammen, welche sich für ein Jahrzehnt später ergeben.

Roheisenproduktion der Erde.

| Länder. | Jahr. | metr. Tonnen. | Jahr | metr. Tonnen. | Zunahme in Proz. |
|---|---|---|---|---|---|
| Großbritannien | 1866 | 4,596,279 | 1876 | 6,660,893 | 44,92 |
| Deutschland | „ | 1,000,492 | „ | 1,614,687 | 61,38 |
| Frankreich | „ | 1,260,348 | 1877 | 1,453,112 | 15,30 |
| Belgien | „ | 482,404 | 1876 | 490,508 | 1,68 |
| Rußland | „ | 314,850 | 1875 | 426,896 | 35,59 |
| Oesterr.-Ungarn | „ | 284,638 | 1876 | 400,426 | 40,68 |
| Schweden | „ | 230,670 | „ | 351,718 | 52,48 |
| Luxemburg | „ | 46,460 | „ | 231,658 | 398,62 |
| Spanien | „ | 39,254 | 1873 | 42,825 | 8,92 |
| Italien | „ | 22,200 | 1875 | 20,278 | — |
| Uebriges Europa | „ | ? | 1876 | 60,000 | ? |
| Vereinigte Staaten | „ | 1,225,031 | 1877 | 2,351,618 | 91,96 |
| Uebriges Amerika | „ | ? | „ | 115,000 | ? |
| Asien | „ | ? | „ | 60,000 | ? |
| Afrika | „ | ? | „ | 30,000 | ? |
| Australien | „ | ? | „ | 15,000 | ? |
| Summa: | | 9,502,626 | | 14,324,619 | |

Unter dem Druck, der gegenwärtig auf der Produktion im Allgemeinen lastet, hat dieser hervorragende Industriezweig natürlich in allerhöchstem Maße gelitten; in vielen Gegenden stehen die Hälfte der Eisenwerke kalt od. arbeiten unter erheblich vermindertem Betriebe. Mag aber auch in diesem Industriezweige gerade die Produktion sich mehr als in jedem andern überstürzt haben u. die darauf eingetretene Zurückhaltung eine ganz natürlich bedingte sein, so sind derartige Schwankungen wie Wellenberge u. Wellenthäler doch vorübergehend; das allgemeine Niveau der Eisenproduktion der ganzen Erde, die durchschnittlich auf ungefähr 3800 Mill. Mk. an Werth veranschlagt werden kann, wird auf die Dauer davon nicht beeinflußt. Sein Steigen u. Fallen hängt von ganz anderen Faktoren ab.

c. Petroleum. Dieser Handelsartikel ist erst in den letzten 20 Jahren von Bedeutung geworden. Der erste wichtige Fund in den Vereinigten Staaten datirt von 1859; im J. 1868 waren schon 380 Gesellschaften für Petroleumausbeute thätig mit Betriebskapitalien von 5—25 u. mehr Mill. Doll. Die amtlichen Berichte berechnen die Produktion für

| | 1868. | 1869. | 1870. | |
|---|---|---|---|---|
| Pennsylvanien | 3,715,000 | 1,215,000 | 5,650,000 | Fässer |
| Westvirginien | 125,000 | 365,000 | 511,000 | „ |
| Kentucky | 25,000 | 27,000 | | |
| Canada | 100,000 | 210,000 | 365,000 | „ |
| Summa: | 3,965,000 | 4,817,000 | 6,526,000 | Fässer. |

In neuester Zeit sind Petroleumquellen auch in Kalifornien entdeckt worden. In Rumänien wird das Mineralöl in bedeutenden Quantitäten gewonnen u. exportirt, ebenso sind in Rußland reiche Naphtha u. Petroleumquellen entdeckt worden, bes. in der Balachanischen Ebene (14 Mill. Pud jährlich) u. in Baku. Aber Hauptproduzent bleibt Amerika. Der Werth des Exports betrug von 1866 77 in Mill. Dollars:

| 1866 | 1868 | 1870. | 1872 | 1871. | 1876 | 1877 |
|---|---|---|---|---|---|---|
| 24,83 | 21,81 | 32,10 | 34,06 | 41,25 | 32,91 | 61,80 |

Dieser Export verbreitet sich über nahezu alle Länder der Erde. Ordnen wir die bedeutendsten Abnehmer nach der Quantität ihrer Einfuhr von Nordamerika, so finden wir, daß bei der Gesammtausfuhr der Vereinigten Staaten, die 1877 262,441,844 Gallonen betrug, folgende Länder mit Hauptposten figurirten.

Ausfuhr von Petroleum nach den bedeutendsten Ländern 1877 (in Millionen Gallonen).

| | | | |
|---|---|---|---|
| Deutschland | 91,2 | Gibraltar | 8,1 |
| Großbritannien | 38,6 | Schweden u. Norwegen | 7,8 |
| Belgien | 32,5 | Türkisches Reich | 5,0 |
| Frankreich | 25,0 | Rußland | 4,7 |
| Spanien | 12,8 | Brasilien | 3,5 |
| Dänemark | 12,1 | Britisch Australien | 3,2 |
| Italien | 11,4 | Cuba | 2,1 |
| Niederländisch-Indien | 10,5 | Britisch-Ostindien | 1,9 |
| Oesterreich | 8,7 | Portugal | 1,6 |
| Niederlande | 8,6 | China | 1,3 |

d. Textile Stoffe. 1. Baumwolle. Hauptproduktionsländer für diesen Welthandelsartikel sind heute die Vereinigten Staaten, Indien, China, Aegypten, Centralasien, die Levante, Brasilien, Westindien 2c., in denen jährlich gegen 45 Mill. Zollcentner produzirt werden. Von diesem Quantum verspinnen die einheimischen Bevölkerungen mit der Hand gegen 20 Mill., so daß noch 25 Mill. für die Maschinenstühle Europa's u. der Vereinigten Staaten verbleiben. Da England Hauptabnehmer ist, so wird folgende Uebersicht eine Vorstellung von dem Anwachsen dieses Handels geben.

Einfuhr von Baumwolle nach England (in Millionen Pfund).

| | Ver. Staaten. | Brit.-Ostindien | Aegypten. | Mittelmeerländer. | Brasilien. | Neugranada u. Venezuela. |
|---|---|---|---|---|---|---|
| 1830 -50: | 4285,75 | 669,51 | 80,6 | 30,36 | 215,5 | 0,18 |
| 1851—60: | 7770,13 | 1614,44 | 323,36 | 6,29 | 224,4 | 1,75 |
| 1861—65: | 989,45 | 2148,59 | 495,78 | 69,61 | 56,6 | 25,15 |
| 1866—77: | 8854,22 | 4939,65 | 1950,38 | 78,95 | 911,4 | 70,7 |

| | Brit.-Westindien u. Brit.-Guyana. | China u. Japan. | Mexiko. | Andere Länder. | Total. |
|---|---|---|---|---|---|
| 1830 -50: | 12,41 | 0,001 | — | 13,96 | 5308,29 |
| 1851—60: | 6,29 | 0,93 | 0,002 | 53,34 | 10,006,0 |
| 1861—65: | 74,51 | 167,73 | 84,61 | 111,53 | 4323,64 |
| 1866 77: | 22,25 | 9,05 | 0,52 | 311,15 | 17,148,38 |

An der Verarbeitung auf mechanischem Wege betheiligen sich außer Europa noch in hervorragender Weise die Vereinigten Staaten. Nach der „Annual Review" von Ellison und Co. war der Stand der Spinnereien 1875—76 folgender:

Die Baumwollspinnereien u. ihr Verbrauch.

| | Anzahl der Spindeln. | Verbrauch per Spindel Pfd. engl. | Total. Mill. Pfd. |
|---|---|---|---|
| Großbritannien | 39,000,000 | 32 | 1270 |
| Amerika | 9,539,364 | 60 | 577 |
| Frankreich | 5,000,000 | 42 | 210 |
| Deutschland | 4,650,000 | 55 | 256 |
| Rußland u. Polen | 2,500,000 | 60 | 150 |
| Schweiz | 1,850,000 | 25 | 46 |
| Oesterr. Ungarn | 1,555,000 | 67 | 104 |
| Spanien | 1,750,000 | 46 | 80 |
| Belgien | 800,000 | 50 | 40 |
| Italien | 800,000 | 56 | 45 |
| Skandinavien | 305,000 | 65 | 20 |
| Holland | 230,000 | 60 | 14 |
| | 67,979,364 | — | 2812 |

Je feiner die Gespinnste, desto geringer ist der Verbrauch, u. daraus erklärt es sich, warum die englischen Spindeln, obschon sie über die Hälfte aller vorhandenen zählen, nicht ganz die Hälfte der Baumwolle verbrauchen. Wie Amerika u. der europäische Kontinent England ein wenig zurückdrängten, beweist nachstehender Vergleich:

Baumwollverbrauch.

| | 1860 Ballen (in Tausenden) | 1860 Proz. | 1876 Ballen (in Tausenden) | 1876 Proz. | Zunahme Ballen (in Tausenden) | Zunahme Proz. |
|---|---|---|---|---|---|---|
| Großbritannien | 2817 | 49,1 | 3187 | 44,6 | 370 | 13,1 |
| Europ. Kontinent | 1794 | 31,5 | 2362 | 33,0 | 568 | } 37,6 |
| Ver. Staaten von Amerika | 1088 | 19,1 | 1441 | 20,1 | 353 | |
| Bombay | - | - | 164 | 2,3 | 164 | |
| Summa: | 5699 | 100 | 7154 | 100 | | |

2. Wolle. Wenn auch Europa der bedeutendste Konsument dieses Rohstoffes ist, indem es fast ausschließlich dessen Verarbeitung übernimmt, so steht es dagegen in der Produktion den übrigen Erdtheilen weit nach. Nach Neumann-Spallart beträgt

Die Wollproduktion der Erde:

| 1. In Europa. | | 2. Außer Europa | |
|---|---|---|---|
| Großbrit. u. Irland | 137,7 Mill. Pfd. | Australien | 320,0 Mill. Pfd. |
| Rußland | 117,8 „ „ | Argentinien | 196,8 „ „ |
| Frankreich | 100,1 „ „ | Vereinigte Staaten von Nordamerika | 132,1 „ „ |
| Deutsches Reich | 70,0 „ „ | Kapkolonie | 42,0 „ „ |
| Spanien | 66,0 „ „ | Natal | 40,4 „ „ |
| Oesterr.-Ungarn | 48,5 „ „ | Uruguay | 38,0 „ „ |
| Italien | 18,0 „ „ | Britisch Ostindien | 21,7 „ „ |
| Portugal | 9,6 „ „ | Asiatische Türkei | 8,0 „ „ |
| Belgien | 4,0 „ „ | | |
| Schweden | 3,0 „ „ | | |
| Die übrigen Staaten | 8,0 „ „ | | |
| Summa | 582,7 Mill. Pfd. | Summa | 799,3 Mill. Pfd. |

Macht man für den einheimischen Verbrauch einiger Länder Außereuropa's, der sich freilich nur ganz allgemein taxiren läßt, einen Zuschlag, so dürfte die Wollproduktion der Erde auf 1400 Mill. Pfd. anzunehmen sein. Europa verbraucht selber nahe an 1200 Mill. Pfd., es ist daher eine sehr bedeutende Einfuhr erforderlich, die sich 1864 auf 458,000, 1865 auf 567,000, 1866 auf 609,000, 1867 auf 739,000 Ballen belief. Der Jahresbericht von Hellmuth Schwarze u. Co. in London giebt folgende Uebersicht.

Zufuhren aus überseeischen Ländern. (In Tausenden von Ballen.)

| Aus | 1868. | 1869 | 1870 | 1871. | 1872 | 1873. | 1874. | 1875 | 1876. | 1877. |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Australien | 491 | 499 | 549 | 567,0 | 522,9 | 552,0 | 651,6 | 699,6 | 771,2 | 823,8 |
| Kapländer | 141 | 131 | 121 | 118,8 | 151,9 | 160,3 | 164,2 | 175,6 | 170,9 | 167,9 |
| La Plata-Gebiet | 234 | 234 | 213 | 221,8 | 237,7 | 264,3 | 245,9 | 247,8 | 272,1 | 277,1 |
| Summa: | 866 | 867 | 886 | 937,6 | 915,5 | 976,6 | 1061,7 | 1123,0 | 1211,2 | 1268,8 |

Die Hälfte aller Zufuhr kommt aus Australien, das 1807 nur 245 Pfd., 1820 noch nicht 100,000 Pfd. ausführte; 1875 aber führte die Kolonie Neusüdwales allein ca. 90 Mill. Pfd. u. Victoria 85 Mill. Pfd. aus. Zur Verarbeitung der Rohwolle waren 1875 thätig in Großbritannien 5,348,361 Spindeln u. 139,090 Maschinenstühle, in Frankreich 3,303,000 Spindeln u. 141,650 Webstühle, in Deutschland 1,650,000 Spindeln, in Oesterreich-Ungarn 650,000 Spindeln, in den Vereinigten Staaten 2891 Anstalten mit 80,053 Arbeitern u. 8336 Stühlen.

Wolleverbrauch Europa's u. der Vereinigten Staaten.

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| Großbritannien | 340 Mill. Pfd. | | Spanien | 63 Mill. Pfd. |
| Frankreich | 310 „ „ | | Oesterreich-Ungarn | 57 „ „ |
| Vereinigte Staaten | 180 „ „ | | Italien | 33 „ „ |
| Deutschland | 165 „ „ | | Uebrige Staaten Europa's | 30 „ „ |
| Belgien | 102 „ „ | | | |
| Rußland | 85 „ „ | | Zusammen: | 1365 Mill. Pfd. |

3. Seide. Ueber die Produktion stehen uns ebenfalls nur Ausweise aus den europ. Staaten zu Gebote. Für China, Japan u. die anderen asiat. Länder, in denen sehr viel Rohseide verbraucht wird, stehen uns die Ziffern über die Zufuhren, welche aus jenen Ländern nach Europa gelangen, zu Gebote. Die nachstehende Zusammenstellung entnehmen wir der „Union des marchands de soie" zu Lyon.

Europäische Rohseidengewinnung u. Zufuhr.

1. Europ. Seidenernten. (In Kilogr.).

| | 1873. | 1874. | 1875. | 1876. | 1877. |
|---|---|---|---|---|---|
| Italien | 2,336,000 | 2,860,000 | 2,606,000 | 993,000 | 1,506,000 |
| Frankreich | 549,000 | 731,000 | 731,000 | 155,000 | 872,000 |
| Spanien | 130,000 | 131,600 | 115,100 | 85,500 | 66,000 |
| Türkei | 89,000 | 163,000 | 130,700 | 93,700 | 67,700 |
| Griechenland | 18,000 | 13,000 | 16,000 | 16,000 | 11,000 |
| | 3,122,000 | 3,898,600 | 3,598,800 | 1,343,200 | 2,522,700 |

2. Außereurop. Zufuhren.

| | 1873. | 1874. | 1875. | 1876. | 1877. |
|---|---|---|---|---|---|
| Türkei | 100,000 | 206,000 | 152,000 | 105,000 | 75,000 |
| Syrien | 150,000 | 170,700 | 135,700 | 117,500 | 140,000 |
| Persien | 317,000 | 400,000 | 310,000 | 310,000 | 310,000 |
| Algier | — | — | 6300 | 18,700 | 18,700 |
| China | 3,543,300 | 4,197,300 | 4,308,700 | 4,481,000 | 3,740,000 |
| Japan | 711,800 | 568,100 | 691,900 | 1,055,400 | 1,040,000 |
| Ostindien | 644,700 | 604,200 | 386,400 | 564,800 | 671,700 |
| | 5,466,800 | 6,146,300 | 5,991,000 | 6,652,400 | 5,995,400 |
| Gesammtmenge: | 8,588,800 | 10,044,900 | 9,589,800 | 7,995,600 | 8,518,100 |

Allen Ländern steht China in der Produktion voran. Hauptexportplätze sind Shangai, das 1877: 2,340,000 Kg., u. Kanton, das 585,000 Kg. ausführte. Aus China wurden exportirt nach

| | London. | Marseille. | Italien. |
|---|---|---|---|
| 1871: | 25,728 | 5960 | 305 Ballen. |
| 1872: | 34,963 | 10,022 | 1443 „ |
| 1873: | 38,367 | 10,748 | 2285 „ |
| 1874: | 35,055 | 14,376 | 2953 „ |

In China selber wurden nach dem „North China Herald" 1866—68 nur 23,000 Ballen od. 1,150,000 Kg., 1875—76 aber 51,500 Ballen od. 2,575,000 Kg. verbraucht. In dem nächstwichtigsten Lande Japan schätzt man die Seidenproduktion auf 36,500 Ballen od. 1,730,000 Kg. In Europa sind Hauptproduktionsländer Italien u. Frankreich. Diese beiden Länder verbrauchen auch bei weitem den größten Theil aller Seide, wie aus den Umsätzen an den Konditionirungs- od. Trockenanstalten ersichtlich ist.

Die Konditionsumsätze in Europa.

| | 1876. | 1877. |
|---|---|---|
| In Lyon | 5,675,208 Kg. | 3,323,184 Kg. |
| „ St. Etienne | 1,059,195 „ | 777,541 „ |
| Im übrigen Frankreich | 1,919,385 „ | 1,137,224 „ |
| Ganz Frankreich | 8,653,788 Kg. | 5,237,949 Kg. |
| In Turin | 984,981 „ | 489,752 „ |
| „ Mailand | 3,636,475 „ | 1,966,340 „ |
| Im übrigen Italien | 1,336,962 „ | 424,422 „ |
| Ganz Italien | 5,958,418 Kg. | 2,880,514 Kg. |
| In Zürich | 701,545 „ | 515,527 „ |
| „ Basel | 361,370 „ | 224,862 „ |
| Ganze Schweiz | 1,062,915 Kg. | 740,389 Kg. |
| In Krefeld | 479,346 „ | 359,454 „ |
| „ Elberfeld | 205,920 „ | 164,200 „ |
| Ganz Deutschland | 685,266 Kg. | 523,654 Kg. |
| In London | 75,675 „ | 48,471 „ |
| Ganz Großbritannien | 75,675 Kg. | 48,471 Kg. |



Verarbeitet wird die Rohseide in Frankreich in 970 Fabriken mit 3630 Pferdekraften u. 73,255 Arbeitern, in England in 696 Fabriken mit 718,282 einfach gehenden u. 138,151 doppelt gehenden Spindeln; Italien beschäftigt in der Seidenzwirnerei etwa 3 Mill. Spindeln; in den Vereinigten Staaten zeigt sich bezüglich der Seidenweberei eine bedeutende Zunahme; 1870 bestanden 86 Anstalten mit 1139 mechanischen Webstühlen u. 6649 Arbeitern. Die Zahl der deutschen Webstühle in u. um Krefeld, Elberfeld, Königreich Sachsen, Berlin u. Augsburg wird auf 60,000 geschätzt, der Werth der Produktion auf 90 Mill. Mk.

4. Flachs. Hauptproduzent dieses Artikels ist Europa, doch liefert auch Aegypten groben Flachs über Alexandrien nach Livorno u. Marseille sowie nach der Türkei, u. die Ernte der Vereinigten Staaten wird für 1870 auf 27,133,034 Pfd. angegeben. Nach dem Bericht der „Flax Supply Association" zu Belfast war der Ertrag für 1877:

Flachsbau in Europa.

| | Ausdehnung. Acres = 0,[illegible] Hektaren | Einh.-Ertrag. Stones = 6,[illegible] Kg | Total-Ertrag. Tons = 1016 Kg |
|---|---|---|---|
| Rußland | 1,928,568 | 20,60 | 241,071 |
| Deutschland | 530,642 | 22,50 | 74,621 |
| Frankreich | 194,571 | 34,81 | 42,368 |
| Oesterreich | 253,323 | 21,18 | 34,009 |
| Belgien | 140,901 | 33,59 | 29,580 |
| Italien | 201,023 | 18,14 | 22,791 |
| Irland | 123,362 | 28,74 | 22,159 |
| Holland | 48,027 | 31,77 | 9536 |
| Schweden | 37,500 | 20,00 | 4688 |
| Ungarn | 19,903 | 20,00 | 2488 |
| Dänemark | 17,686 | 20,00 | 2211 |
| Aegypten | 15,000 | 20,00 | 1875 |
| Großbritannien | 7481 | 28,50 | 1333 |
| Griechenland | 957 | 20,00 | 119 |
| | 3,518,944 | — | 488,849 |

5. Hanf. Außer Europa sind nur die Vereinigten Staaten u. Canada nennenswerth, wovon die ersteren früher 74,493 Tons, jetzt nur ca. 13,000 Tons liefern. Die größten Mengen bringt Rußland an den Markt, dessen Jahresproduktion auf 150 Mill. Kg. Brechhanf geschätzt wird, während Oesterreich-Ungarn 87 Mill. Kg., Italien 50,8 Mill. Kg., Holland 88,5 Mill. Kg., Frankreich nahezu 50 Mill. Kg. u. Spanien, Deutschland, Finnland, Dänemark u. Skandinavien etwa dieselbe Menge produziren.

6. Jute. Die Faser dieser Textilpflanze ist erst seit dem Krimkriege von Bedeutung für den Handel geworden. Jute wird fast ausschließlich in Bengalen gewonnen. Ein großer Theil davon wird in Ostindien selber verarbeitet; Mitte 1876 stellten in Bengalen 4500 Jutestühle jährlich 96 Mill. Säcke her, die einen Werth von 719,478 Pfd. Sterl. repräsentirten. Trotz der zunehmenden Industrie hat der Export jedoch einigermaßen abgenommen, wie aus Nachstehendem ersichtlich ist.

Ausfuhr von Rohjute.

| | | |
|---|---|---|
| 1873—74: | 6,127,279 Ctr. | im Werthe von 3,436,000 Pfd. Sterl. |
| 1874—75: | 5,493,957 „ | „ „ „ 3,246,882 „ „ |
| 1875—76: | 5,206,570 „ | „ „ „ 2,803,339 „ „ |
| 1876—77: | 4,533,255 „ | „ „ „ 2,636,664 „ „ |

Für die Verarbeitung von Flachs, Hanf u. Jute in Europa gab Neumann-Spallart folgende statistische Aufstellung.

Die Leinen-, Hanf- u. Jute-Industrie Europa's.

| | Anzahl der Spindeln. | Anzahl der Kraftstühle. | Handstühle. |
|---|---|---|---|
| Irland | 918,182 | 20,958 | ? |
| Frankreich | 500,000 | 23,036 | 64,910 |
| Oesterreich-Ungarn | 414,676 | 500 | 60,000 |
| Deutschland | 326,538 | 8000 | ? |
| England | 291,735 | 5624 | ? |
| Belgien | 289,000 | 4755 | ? |
| Schottland | 275,119 | 18,529 | ? |
| Rußland | 150,000 | 2000 | 11,460 |
| Italien | 55,000 | 750 | ? |
| Schweiz | 9000 | — | ? |
| Holland | 7700 | 1200 | ? |
| Schweden | 3810 | 98 | ? |
| Spanien | — | 1000 | ? |
| Summa: | 3,240,760 | 86,450 | |

**Umlaufsmittel.** Um den Austausch der Güter unter den Nationen zu ermöglichen, bedarf man gewisser werthmessender Ausgleichsmittel, unter denen in erster Reihe die Edelmetalle stehen, welche in Gestalt von Geld dem Verkehre dienen u. sodann ihre Repräsentanten, die Geldsurrogate, Banknoten u. Wechsel.

1. Die Edelmetalle. a. Produktion. Bei den unzuverlässigen Nachrichten, die aus früheren Jahrhunderten uns überkommen sind, können wir über die Erträge der Gold- u. Silberbergwerke nur ungefähre

Schätzungen bringen. Folgen wir Kolb's Angaben, so hätten wir an Edelmetallen eine ungefähre jährliche Ausbeute:

| | | | |
|---|---|---|---|
| Um 1500 jährl. von | 3 Mill. Mk. | Um 1700 jährl. von | 91½ Mill. Mk. |
| „ 1550 „ „ | 12 „ „ | „ 1750 „ „ | 147 „ „ |
| „ 1600 „ „ | 45 „ „ | „ 1800 „ „ | 228 „ „ |
| „ 1650 „ „ | 70½ „ „ | „ 1850 „ „ | 532½ „ „ |

Vertheilt man die Erträge nach den einzelnen Produktionsländern so erhält man für diesen Zeitraum von 350 Jahren eine

Gesammtproduktion der Edelmetalle von 1500–1850.

| | Gold. | Silber. | Summa. | |
|---|---|---|---|---|
| In Amerika | 8103 | 21,921 | 30,024 | Mill. Mk. |
| „ Europa excl. Rußland | 420 | 1590 | 2010 | „ „ |
| „ Rußland | 900 | 264 | 1164 | „ „ |
| „ Afrika u. Sundainseln | 2040 | — | 2040 | „ „ |
| | 11,463 | 23,775 | 35,238 | Mill. Mk. |
| Vorrath aus dem Mittelalter | 240 | 600 | 840 | „ „ |
| Total: | 11,703 | 24,375 | 36,078 | Mill. Mk. |

Für den letzten 25jähr. Zeitraum giebt Ad. Soetbeer folgende Schätzung:

Produktion der Edelmetalle von 1851—75.

| | Gold. | | Silber. | |
|---|---|---|---|---|
| | Kg. | Werth Mill. Mk. | Kg. | Werth Mill. Mk. |
| Australien | 1,793,000 | 5002,47 | — | — |
| Vereinigte Staaten | 1,840,500 | 5134,99 | 5,200,000 | 963,00 |
| Mexiko u. Südamerika | 238,900 | 666,53 | 18,020,000 | 3243,60 |
| Rußland | 667,860 | 1863,33 | 403,000 | 72,54 |
| Andere Länder | 77,050 | 214,97 | 6,674,000 | 1201,32 |
| Zusammen: | 4,617,310 | 12,882,29 | 30,297,000 | 5480,46 |

Ein Vergleich zwischen jener 350jähr. Produktion u. dieser 25jährigen läßt uns die riesige Zunahme sehen, welche in dem letzten Zeitraume stattfand. Es wird daher von vielen Seiten die Behauptung aufgestellt, daß der Werth des Goldes u. Silbers als Tauschmittel gegenüber dem Werthe der Güter gesunken sei, daß sich also die Kaufkraft der Edelmetalle vermindert habe, eine Frage, die indeß von anderer Seite durch den Hinweis auf die Erhöhung aller Produktionskosten verneint wird. Fassen wir die Produktionsgebiete ins Auge, so tritt uns Nordamerika als hauptsächlichster Produzent der Edelmetalle entgegen. Die Angaben über die Ausbeute weichen außerordentlich ab; folgen wir aber den offiziellen Ausweisen, so gelangen wir für den Gesammtertrag an Gold u. Silber während der sechs Jahre 1871—76 zu folgenden Ergebnissen:

Funfjähr. Gold- u. Silbergewinnung in den Verein. Staaten.

| | | | |
|---|---|---|---|
| 1871: | 66 Mill. Doll. | 1874: | 78,0 Mill. Doll. |
| 1872: | 64,7 „ „ | 1875: | 85 „ „ |
| 1873: | 71,7 „ „ | 1876: | 84 „ „ |

Für die einzelnen Produktionsgebiete, die vornehmlich in Kalifornien u. Nevada zu suchen sind, wo man den Werth der leicht abzubauenden Erzgänge des „Comstock" allein auf ca. 300 Mill. Doll. veranschlagt, giebt die offizielle Statistik folgende Uebersicht:

Durchschnittliche Produktion der Gold- u. Silberbergwerke in den Verein. Staaten.

| Staat od. Territorium. | Gold. (in Mill. Doll.) | Silber. | Total. | Staat od. Territorium. | Gold. (in Mill. Doll.) | Silber. | Total. |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Kalifornien | 15,00 | 1,00 | 16,00 | Oregon | 1,00 | 0,10 | 1,10 |
| Nevada | 18,00 | 26,00 | 44,00 | Washington | 0,30 | 0,05 | 0,35 |
| Montana | 3,20 | 0,75 | 3,95 | Dakota | 2,00 | — | 2,00 |
| Idaho | 1,50 | 0,25 | 1,75 | Obere See | — | 0,20 | 0,20 |
| Utah | 0,35 | 5,07 | 5,42 | Virginia | 0,05 | — | 0,05 |
| Colorado | 3,00 | 4,50 | 7,50 | Nordcarolina | 0,10 | — | 0,10 |
| Arizona | 0,30 | 0,50 | 0,80 | Georgia | 0,10 | - | 0,10 |
| Neumexiko | 0,17 | 0,50 | 0,67 | Andere Gegenden | 0,02 | 0,02 | 0,01 |

Summa: Gold 45,09, Silber 38,94, Total 84,03.

Den zweiten Platz nehmen die engl. Kolonien in Australien ein, obschon sich hier eine bedeutende Abnahme in jüngster Zeit bemerklich macht. Australien produzirt nur Gold; Silber wenigstens nur in unbedeutender Menge. Unter allen Kolonien nimmt Victoria den ersten Rang ein, wenn auch die Produktion, die 1856 mit 2,762,461 Unzen im Werth von 11,9 Mill. Pfd. Sterl. ihren Höhepunkt erreichte, sehr erheblich zurückgegangen ist. In den letzten Jahren sind die Erträge indeß ziemlich stationär geblieben.

Goldausfuhr u. Ausmünzung der Kolonie Victoria.

| | Netto-Export. | Ausmünzung |
|---|---|---|
| 1871: | 7,60 Mill. Pfd. Sterl. | 2,81 Mill. Pfd. Sterl. |
| 1872: | 7,59 „ „ „ | 2,74 „ „ „ |
| 1873: | 9,35 „ „ „ | 2,31 „ „ „ |
| 1874: | 6,50 „ „ „ | 3,39 „ „ „ |
| 1875: | 6,50 „ „ „ | 4,01 „ „ „ |
| 1876: | 5,00 „ „ „ | 3,76 „ „ „ |

An dritter Stelle steht Mexiko, das von 1699 bis 1863 etwa 9½ Milliarden Mk. in Silber u. fast ½ Milliarde Mk. in Gold lieferte; jetzt schlägt man die jährliche Produktion auf 90 Mill. Mk. Silber u. 4 Mill. Mk. Gold an. Ueber den Ertrag der sehr reichen Minen Südamerika's liegt eine genaue Statistik nicht vor, eben so wenig von Ostasien u. Afrika. Dagegen sind wir im Stande, eine übersichtliche Darstellung über Europa's Edelmetallgewinnung zu geben, wobei wir Rußland ausschließen, dessen Bergwerke ja zum großen Theil außerhalb des Erdtheils liegen. W. v. Lindheim giebt folgenden Durchschnittswerth an für

Die Edelmetallproduktion in Europa 1864—74.

| | Gold. | Silber. |
|---|---|---|
| Deutschland | 423,424 Mk. | 18,842,312 Mk. |
| Ungarn | 4,327,971 „ | 4,142,852 „ |
| Frankreich | 1,750,236 „ | 6,586,540 „ |
| Spanien | — „ | 4,946,841 „ |
| Großbritannien | 66,427 „ | 3,917,545 „ |
| Oesterreich | 48,771 „ | 2,861,658 „ |
| Schweden | 26,315 „ | 188,553 „ |
| | 6,643,144 Mk. | 41,486,301 Mk. |

Wir fügen noch die Gewinnung von Edelmetallen im Russ. Reiche, im Ural, Sibirien (Soetbeer), der Kirgisensteppe, in Turkestan u. im Amurlande für den Zeitraum von 1869—74 hinzu.

Werth der Gold- u. Silbergewinnung in Rußland.

| | Gold. | Silber. |
|---|---|---|
| 1870: | 98,55 Mill. Mk. | 2,56 Mill. Mk. |
| 1871: | 109,66 „ „ | 2,41 „ „ |
| 1874: | 94,75 „ „ | 2,22 „ „ |

b. Verwendung. Wir sehen hier von dem Verbrauch der Edelmetalle in Gewerben u. im Kunsthandwerk ab, indem wir nur bemerken, daß nach den neuesten Schätzungen der Verbrauch von Gold in dieser Weise auf ungefähr 240–400 Mill. Mk., der von Silber auf 80–100 Mill. Mk. veranschlagt wird, u. beschränken uns auf eine statistische Darstellung des Verbrauchs von Edelmetallen zu Geldzwecken.

Die Währung fällt hier ganz bes. ins Gewicht. In einigen Staaten herrscht Goldwährung, in anderen Silberwährung, u. noch andere sind Doppelwährungsländer. Diese Gruppen setzen sich in folgender Weise zusammen:

1. Goldwährungsländer.

| | | | |
|---|---|---|---|
| Deutsches Reich | mit 42,7 Mill. E. | Canada | mit 3,7 Mill. E. |
| Großbritannien u. Irland | „ 33,8 „ „ | Brit. Kolonien in Australien | „ 2,5 „ „ |
| Brasilien | „ 10,1 „ „ | Dänemark | „ 1,9 „ „ |
| Persien | „ 5,0 „ „ | Norwegen | „ 1,8 „ „ |
| Schweden | „ 4,4 „ „ | Argentinien | „ 1,8 „ „ |
| Portugal | „ 4,0 „ „ | Kapland | „ 0,7 „ „ |
| Niederlande | „ 3,9 „ „ | Zusammen: | 116,3 Mill. E. |

2. Silberwährungsländer.

| | | | |
|---|---|---|---|
| China | mit 405,9 Mill. E. | Mexiko | mit 9,3 Mill. E. |
| Brit. Indien | „ 188,1 „ „ | Siam | „ 5,7 „ „ |
| Rußland | „ 51,3 „ „ | Centralamerika | „ 2,8 „ „ |
| Ver. Staaten | „ 38,9 „ „ | Peru | „ 2,7 „ „ |
| Oesterr.-Ungarn | „ 37,4 „ „ | Ecuador | „ 1,1 „ „ |

Zusammen: 743,2 Mill. E.

3. Doppelwährungsländer.

| | | | |
|---|---|---|---|
| Frankreich | mit 36,9 Mill. E. | Schweiz | mit 2,7 Mill. E. |
| Japan | „ 33,7 „ „ | Algier | „ 2,4 „ „ |
| Italien | „ 27,8 „ „ | Chile | „ 2,1 „ „ |
| Spanien | „ 16,5 „ „ | Finnland | „ 1,9 „ „ |
| Europ. Türkei | „ 8,5 „ „ | Venezuela | „ 1,8 „ „ |
| Belgien | „ 5,3 „ „ | Griechenland | „ 1,4 „ „ |
| Aegypten | „ 5,2 „ „ | Paraguay und Uruguay | „ 0,5 „ „ |
| Rumänien | „ 5,1 „ „ | | |
| Columbia | „ 2,8 „ „ | Zusammen: | 154,6 Mill. E. |

Dabei haben aber Rußland u. Oesterreich gesetzlichen Papiergeldumlauf u. Italien Zwangspapiergeld. Man darf auch bei Betrachtung der Bevölkerungsziffern nicht vergessen, daß in vielen außereurop. Ländern das Geld bei weitem nicht dieselbe Cirkulation hat als in den alten Kulturstaaten, daher die kleine Bevölkerung eines gewerbsthätigen u. handeltreibenden Landes in Europa weit bedeutendere Geldmittel verbraucht, als z. B. ein großes asiat. Reich.

Wenden wir uns zu der Frage über den Münzvorrath in den verschiedenen Ländern, so stoßen wir bei einem Versuche der Beantwortung auf bedeutende Schwierigkeiten, da aus den meisten Ländern darauf bezügliche Ausweise nicht vorliegen. Für Deutschland können wir unter Berücksichtigung des Reichskriegsschatzes von 120 Mill. Mk. Vorrath an gemünztem Gelde u. Barren für 1877 mit Soetbeer folgendermaßen veranschlagen:

Münz- u. Barrenvorrath Deutschlands.

| | |
|---|---|
| Reichsmünzen im Ganzen | 1,600,000,000 Mk. |
| Aeltere Landesmünzen (1/3 u. 1/6 Thlr.) | 560,000,000 „ |
| Oesterreichische Thaler | 60,000,000 „ |
| Gold in Barren u. fremden Münzen bei den Banken | 50,000,000 „ |
| Zusammen: | 2,270,000,000 Mk. |

Durch die große, Ende 1871 begonnene Münzreform wurden Massen von Silber eingezogen u. auf den Markt geworfen, während zur Ausprägung der Goldmünzen ein Mehrbedarf von 1500 Mill. Mk. sich herausstellte. Die Operationen, welche die Reichsregierung von Anfang 1872 bis Juli 1877 zur Durchführung der Goldwährung u. der sonstigen Münzreform vorgenommen hat, sind diese: Es wurden bis Ende Juli 1877 für Rechnung des Reichs eingezogen:

| | |
|---|---|
| an früheren Landesgoldmünzen . . . . | 90,959,896 Mk. |
| „ „ Landessilbermünzen . . . | 839,755,327 „ |
| „ „ Landeskupfermünzen . . . | 3,191,773 „ |

Dagegen sind bis zum 1. Aug. 1877 an Reichsmünzen geprägt worden:

| | |
|---|---|
| Goldmünzen . . . . . . . . . . . | 1,500,817,265 Mk. |
| Silbermünzen . . . . . . . . . . | 407,261,768 „ |
| Nickel- u. Kupfermünzen . . . . | 44,765,276 „ |

Die eingezogenen Silbermünzen lieferten ein Feinsilberquantum von nahezu 9,151,000 Pfd., zur Ausmünzung des neuen Silbergeldes waren 4,074,000 Pfd. Feinsilber zu verwenden, so daß zum Verkauf ins Ausland etwa 5,077,000 Pfd. fein übrig blieben. Deutschland war bemüht, seinen Ueberfluß an Silber abzustoßen, andererseits aber seinen Mangel an Gold durch Einfuhr zu ersetzen, ein Bestreben, das sich bes. im Verkehr mit England bemerkbar macht. Im 14jährigen Zeitraum von 1864 bis 1877 betrug der Goldexport aus Deutschland dorthin 3,9 Mill. Pfd. Sterl., der Silberexport dagegen 27,9 Pfd. Sterl.

Ausfuhr von Deutschland nach England.
(in Tausenden Pfd. Sterl.)

| | Gold. | Silber. | | Gold. | Silber. |
|---|---|---|---|---|---|
| 1864: | 208 | 663 | 1871: | 922 | 1184 |
| 1865: | 15 | 169 | 1872: | 453 | 1211 |
| 1866: | 503 | 820 | 1873: | 118 | 424 |
| 1867: | 55 | 162 | 1874: | 85 | 2351 |
| 1868: | 42 | 333 | 1875: | 409 | 1152 |
| 1869: | 25 | 397 | 1876: | 703 | 5364 |
| 1870: | 21 | — | 1877: | 430 | 13,747 |
| Zusammen: | 869 | 2544 | Zusammen: | 3120 | 25,433 |

Bei der Einfuhr zeigt sich das umgekehrte Verhältniß. Der Silberimport war mehr gleichbedeutend, der Goldimport erreichte jedoch eine kolossale Steigerung u. es betrug derselbe während der ganzen 14jährigen Periode in Münzen u. Barren 43,2 Mill. Pfd. Sterl., der Silberimport dagegen nur 7,2 Mill. Pfd. Sterl.

Einfuhr nach Deutschland aus England.
In Tausenden Pfd. Sterl.

| | Gold. | Silber. | | Gold. | Silber. |
|---|---|---|---|---|---|
| 1864: | 46 | 202 | 1871: | 8487 | 3092 |
| 1865: | 106 | 458 | 1872: | 8151 | 1246 |
| 1866: | 623 | 1697 | 1873: | 7262 | 279 |
| 1867: | 154 | 1110 | 1874: | 132 | 117 |
| 1868: | 1094 | 903 | 1875: | 6405 | 101 |
| 1869: | 19 | 372 | 1876: | 2222 | 190 |
| 1870: | 180 | 707 | 1877: | 8343 | 64 |
| Zusammen: | 2222 | 5449 | Zusammen: | 41,002 | 5089 |

Das Verhältniß zwischen beiden Metallen war folgendes:

| | Gold Mill. Pfd. Sterl. | Silber. | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| Ausfuhr . . . . . | 3,9 | 27,9 | + | Silber | 24,0 |
| Einfuhr . . . . . | 43,2 | 7,2 | + | Gold | 36,0 |
| Gesammtverkehr | 47,1 | 35,1 | | | |

Fassen wir die Ausprägungen der zum sog. Lat. Münzverein gehörigen Staaten (Frankreich, Belgien, Italien u. Schweiz), Großbritanniens u. der Ver. Staaten zusammen, so erhalten wir folgende Uebersicht:

Gesammtausprägung an Edelmetallen von 1872—77 innerhalb der Lat. Münzkonvention.

| | Gold. | Silber. |
|---|---|---|
| 1872: | 66,100 Frcs. | 46,226,115 Frcs. |
| 1873: | 20,404,140 „ | 308,779,525 „ |
| 1874: | 91,166,120 „ | 139,974,260 „ |
| 1875: | 319,841,500 „ | 139,904,705 „ |
| 1876: | — | — |

| | Großbritannien. Gold. | Silber. | Ver. Staaten. Gold. | Silber. |
|---|---|---|---|---|
| | Pfd. Sterl. | | Dollars. | |
| 1872: | 15,261,442 | 1,243,836 | — | — |
| 1873: | 3,384,569 | 1,081,674 | — | — |
| 1874: | 1,461,565 | 890,604 | 50,442,690 | 2,394,701 |
| 1875: | 243,264 | 594,000 | 33,553,965 | 10,070,368 |
| 1876: | 4,696,649 | 222,354 | 38,178,962 | 12,994,452 |

Edelmetallausfuhr nach Asien. Seit etwa 40 Jahren sind Brit.-Indien, Ceylon, Siam, China u. Japan sehr starke Abnehmer von Gold u. Silber geworden, u. es hat diese zunehmende Ausfuhr naturgemäß eine starke Einwirkung auf die Preise derselben gehabt, welche ungeachtet der gewaltig wachsenden Produktion sich dadurch so ziemlich auf einer gleichmäßigen Höhe erhalten haben.

Ausfuhr aus England u. den Mittelmeerhafen

| | | Gold | | Silber | |
|---|---|---|---|---|---|
| Durchschnitt 1851 | 1866: | 31,1 | Mill. Mk. | 202,2 | Mill. Mk. |
| „ im J. | 1867: | 29,9 | „ „ | 11,0 | „ „ |
| „ „ „ | 1868: | 130,6 | „ „ | 71,2 | „ „ |
| „ „ „ | 1869: | 52,5 | „ „ | 131,3 | „ „ |
| „ „ „ | 1870: | 11,7 | „ „ | 11,6 | „ „ |
| „ „ „ | 1871: | 65,6 | „ „ | 77,8 | „ „ |
| „ „ „ | 1872: | 67,8 | „ „ | 130,6 | „ „ |
| „ „ „ | 1873: | 59,1 | „ „ | 69,6 | „ „ |
| „ „ „ | 1874: | 54,3 | „ „ | 155,1 | „ „ |

Ueber die Silbersendungen nach Ostasien giebt eine neueste Tabelle von Pixley u. Abell folgende Daten:

| | Von Europa aus England u. den Mittelmeerhafen | Von San Francisco nach China u. Japan. |
|---|---|---|
| 1873: | 49,86 Mill. Mk. | 31,16 Mill. Mk. |
| 1874: | 141,86 „ „ | 30,60 „ „ |
| 1875: | 74,28 „ „ | 30,60 „ „ |
| 1876: | 218,28 „ „ | 45,84 „ „ |
| 1877: | 340,14 „ „ | 67,66 „ „ |

Von allen Ländern nimmt Indien die bedeutendsten Summen von Silber auf, 1835—76 empfing es von den während dieses Zeitraumes gewonnenen 7500 Mill. Mk. beinahe 4800 Mill., während es von der 14,200 Mill. Mk. betragenden Goldgewinnung nur 2200 Mill. Mk. erhielt.

Nettoimporte von Gold u. Silber nach Indien.

| | Gold in Mill. Mk. | Silber in Mill. Mk. | | Gold in Mill. Mk. | Silber in Mill. Mk. |
|---|---|---|---|---|---|
| 1835—36: | 6,7 | 32,2 | 1872—73: | 50,8 | 14,0 |
| 1836—66: | 134,3 | 303,1 | 1873—74: | 27,6 | 49,0 |
| 1866—70: | 383,6 | 569,2 | 1874—75: | 37,4 | 92,8 |
| 1870—71: | 45,6 | 18,8 | 1875—76: | 30,8 | 31,2 |
| 1871—72: | 71,2 | 120,2 | 1876—77: | 4,1 | 143,9 |

Ein Blick auf die obigen Ziffern giebt uns auch eine Erklärung für die veränderte Werthrelation zwischen Gold u. Silber. Wir sehen nach 1872 eine enorme Verminderung des Silberexportes nach Indien, während die Silberproduktion wächst u. gleichzeitig eine Demonetisirung in Deutschland u. Skandinavien, sowie eine zeitweilige Einstellung od. Beschränkung der Prägung in Frankreich, Belgien, Schweiz, Italien, Holland u. Spanien eintritt, ein großer Theil der Banknoten im Deutschen Reiche beseitigt wird u. Amerika die Baarzahlungen in Gold wieder aufnimmt. Diese um dieselbe Zeit eintretenden Umstände mußten naturgemäß eine erhöhte Nachfrage nach Gold u. damit eine Höherbewerthung desselben zur Folge haben, während der Werth des Silbers herunterging.

Silberpreise in London.

| | Preis von Barren Silber per Unze Standard. | Werthsrelation. | | Preis von Barren Silber per Unze Standard. | Werthsrelation. |
|---|---|---|---|---|---|
| 1863: | $61\frac{3}{8}$ Pence | 1 : 15,38 | 1874: | $58\frac{5}{16}$ Pence | 1 : 16,16 |
| 1868: | 60 „ | 1 : 15,72 | 1876: | 53 „ | 1 : 17,79 |
| 1870: | $60\frac{7}{16}$ „ | 1 : 15,63 | 1877: | $54\frac{13}{16}$ „ | 1 : 17,02 |
| 1872: | $60\frac{5}{16}$ „ | 1 : 15,67 | | | |

2. Repräsentanten des Geldes. a. Anleihen, Banknoten, Papiergeld. Trotz der gesteigerten Edelmetallgewinnung u. Ausprägung von Gold- u. Silbermünzen hat der Umlauf von Geldsurrogaten, d. h. von Papieren, welche Geld repräsentiren, in neuester Zeit in außerordentlichem Maße zugenommen. Der „Moniteur des int. mat." giebt eine Zusammenstellung der in den letzten 4 Jahren erfolgten Emissionen, wobei aber zu bemerken ist, daß auch die nur theilweise aufgenommenen u. die zur Konvertirung älterer Schulden bestimmten mit einbegriffen sind. Danach betrugen:

Die Emissionen von 1874—77 (umgerechnet in Mark).

| In | 1877 | 1876 | 1875 | 1874 |
|---|---|---|---|---|
| Deutschland . | 166,645,000 | 348,800,000 | 346,400,000 | 236,800,000 |
| Oest.-Ungarn. | 160,000,000 | 80,800,000 | 121,600,000 | 210,400,000 |
| Belgien. . . . | 6,354,528 | 19,200,000 | — | — |
| Spanien . . . | 101,085,600 | 33,600,000 | 21,600,000 | — |
| Frankreich . | 1,501,457,869 | 392,800,000 | 64,800,000 | 182,400,000 |
| England und Kolonien . | 237,813,000 | 272,800,000 | 266,400,000 | 775,200,000 |
| Griechenland . | 8,000,000 | — | — | — |
| Italien . . . . | 81,277,372 | 37,600,000 | 108,000,000 | 47,200,000 |
| Schweden und Norwegen . | 7,000,000 | 26,400,000 | 20,000,000 | 43,200,000 |
| Niederlanden. Kolonien . | 40,905,056 | 26,400,000 | 35,200,000 | 89,600,000 |
| Portugal . . . | 130,000,000 | 6,400,000 | — | — |
| Rußland . . . | 904,800,000 | 327,200,000 | 73,600,000 | 218,400,000 |
| Schweiz . . . | 28,455,640 | 69,600,000 | 62,400,000 | 252,000,000 |
| Türkei u. Aegypten . . . | 100,000,000 | — | 22,400,000 | 348,000,000 |
| Amerika . . | 2,818,027,000 | 1,252,800,000 | 177,600,000 | 793,600,000 |
| Asien . . . . . | 32,085,520 | 5,600,000 | — | — |
| | 6,323,906,585 | 2,900,000,000 | 1,320,000,000 | 3,196,800,000 |

Der enorme Zuwachs im J. 1877 (3424 Mill.) setzt sich in der Hauptsache zusammen aus 1550 Mill. Mehremission von Amerika, 1110 Mill. Mehremission von Frankreich, 577 Mill. Mehremission von Rußland, 100 Mill. Emission der Türkei ꝛc., meist außergewöhnliche Staatsanleihen. Amerika brauchte 17 Mill. für Eisenbahnzwecke, den Rest von 2801 Mill. zur Einziehung von alten Bonds. Von Frankreichs Emissionen fallen nur 128,5 Mill. auf Staatsanleihen, 226 Mill. auf Kreditinstitute, der Rest von 1146,5 Mill. auf Eisenbahn- u. Industriegesellschaften. Rußland nahm für Banken u. Bahnen nur 32 Mill., die ganzen restlichen 872 Mill. für Kriegszwecke auf. Von den 166,6 Mill. Deutschlands waren 121 Mill. Staatsanleihen, 39,6 Mill. von Eisenbahnen, kaum 3 Mill. von Kreditinstituten emittirt. Von den Emissionen Großbritanniens sind 153 Mill. Staatsanleihen, 85 Mill. von Eisenbahnen u. Industrie emittirt. Die 101 Mill. Spaniens setzen sich zusammen aus 56 Mill. von Kreditinstituten u. 45 Mill. von Eisenbahnen u. Industriegesellschaften. Italiens Aufnahmen bestehen fast ausschließlich, nämlich 77,5 Mill., aus Staatsanleihen. Wenn wir die Zwecke, für welche diese Geldanleihen in Anspruch genommen wurden, ins Auge fassen, so haben wir ebenfalls nach der oben genannten Quelle folgende Uebersicht:

Verwendung der Anleihen 1870—76 (in Mill. Mk.).

| Jahre | An Staats- u. Kommunalanleihen. | Von Kredit-instituten. | Von Eisenbahn- u. Industriegesellschaften. | Zusammen. |
|---|---|---|---|---|
| 1870: | 3070 | 150 | 1330 | 4550 |
| 1871: | 9350 | 3110 | | 12,470 |
| 1872: | 4380 | 1560 | 4170 | 10,110 |
| 1873: | 3470 | 1400 | 3860 | 8730 |
| 1874: | 1250 | 200 | 1750 | 3200 |
| 1875: | 370 | 230 | 630 | 1320 |
| 1876: | 2350 | 60 | 490 | 2900 |
| 1870—76: | 24,240 | 19,040 | | 43,280 |

Danach wurde die Nachfrage nach Kapitalien von Seiten der Staaten u. Kommunen seit 1871 lebhaft. Im nächsten Jahre vermehrte nur der französische Staat seine Schuld um 3,5 Milliarden Frcs., die übrigen Länder verwendeten aber sehr bedeutende Summen für Begründung, Erweiterung od. Umwandlung von Kreditinstituten, Eisenbahnen u. gewerblichen Anlagen. Im J. 1874 zeigt sich ein plötzlicher Abschlag, der 1876 nur scheinbar stieg, indem die Vereinigten Staaten in diesem Jahre 1,5 Milliarden zur Abzahlung einer älteren Schuld aufnahmen.

Vergleichende Uebersicht der Anleihen einiger Länder (in Millionen Mark).

| In | An Staats- u. Kommunalanleihen. 1872 u. 1873. | An Staats- u. Kommunalanleihen. 1874 bis 1876. | Von Kredit-instituten. 1872 u. 1873. | Von Kredit-instituten. 1871 bis 1876. | Von Eisenbahn- u. Industriegesellsch. 1872 u. 1873. | Von Eisenbahn- u. Industriegesellsch. 1874 bis 1876. |
|---|---|---|---|---|---|---|
| Deutschland | 26 | 320 | 1058 | 280 | 986 | 330 |
| Oesterreich-Ungarn | 200 | 246 | 454 | 8 | 617 | 159 |
| Frankreich | 2806 | 190 | 233 | 53 | 173 | 397 |
| Großbritannien u. Kolonien | 64 | 293 | 414 | 90 | 1857 | 931 |
| Italien | 13 | 130 | 357 | 9 | 153 | 53 |
| Rußland | 302 | 396 | 228 | 77 | 646 | 145 |
| Amerika | 2526 | 1640 | 81 | 7 | 2825 | 577 |

Ganz im Anschluß an diese finanziellen Operationen können wir die wirthschaftlichen Zustände der einzelnen Länder verfolgen. Wir geben im Nachfolgenden eine Uebersicht des augenblicklichen Bestandes der Schulden aller Hauptländer Europa's sowie der Vereinigten Staaten:

Die Staatsschulden der bedeutendsten Länder.

| | | |
|---|---|---|
| Deutsches Reich | 77,731,321 | Mk. |
| Preußen | 1,085,953,053 | „ |
| Bayern | 1,108,954,854 | „ |
| Württemberg | 339,469,999 | „ |
| Sachsen | 404,882,925 | „ |
| Oesterreich-Ungarn | 411,999,175 | fl. |
| Oesterreich (Reichsrath) | 3,036,551,296 | „ |
| Ungarn | 488,717,830 | „ |
| Belgien | 1,056,021,614 | Frcs. |
| Dänemark | 181,773,245 | Kronen. |
| Frankreich | 23,403,000,000 | Frcs. |
| Großbritannien | 775,873,713 | Pfd. Sterl. |
| Italien | 9,883,589,226 | Lire. |
| Niederlande | 922,192,152 | fl. |
| Portugal | 348,601,250 | Milreis. |
| Rußland | 2,524,273,375 | Rubel. |
| Schweden u. Norwegen | 246,619,737 | Kronen. |
| Spanien | 48,634,110,246 | Pesetas. |
| Türkei | 4,335,237,191 | Frcs. |
| Ver. Staaten | 2,081,770,975 | Doll. |

Werfen wir einen Blick auf das Verhältniß zwischen Geldsurrogaten u. Geld, so stellt sich im Hinblick auf die früheren Uebersichten über die Gold- u. Silberbestände ein Münzvorrath von ca. 15 Milliarden Mk. heraus. Unabhängig davon liefen ungedeckt Noten im Betrage von ca. 7 Milliarden um, so daß der Weltverkehr über eine Gesammtsumme von ca. 22 Milliarden an Umlaufsmitteln zu gebieten hatte.



Notenumlauf u. Baarvorrath in sechs Hauptländern.

(In Millionen Mark)

| | Bank v. England. Noten. | Bank v. England. Baar. | Bank v. Frankreich. Noten. | Bank v. Frankreich. Baar. | Oester. Nationalbank. Noten. | Oester. Nationalbank. Baar. | Deutsche Bank Noten. | Deutsche Bank Baar. |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 1860: | 439,9 | 304,8 | 599,7 | 409,8 | 949,7 | 178,3 | 463,3 | 296,7 |
| 1870: | 478,7 | 415,1 | 1152,8 | 996,8 | 593,8 | 228,6 | 851,1 | 396,0 |
| 1871: | 500,8 | 471,8 | 1639,4 | 511,4 | 634,7 | 287,0 | 1058,7 | 654,0 |
| 1872: | 517,6 | 451,7 | 1908,9 | 585,9 | 636,7 | 285,9 | 1342,0 | 777,0 |
| 1873: | 521,4 | 454,0 | 2287,9 | 611,0 | 717,9 | 287,7 | 1352,0 | 847,0 |
| 1874: | 533,1 | 445,9 | 2051,6 | 916,6 | 587,5 | 278,7 | 1325,0 | 744,0 |
| 1875: | 554,0 | 478,5 | 1964,2 | 1236,5 | 572,5 | 268,8 | 1050,4 | 609,0 |
| 1876: | 555,1 | 588,4 | 1986,8 | 1593,7 | 591,8 | 273,2 | 990,4 | 610,9 |
| 1877: | 558,7 | 507,1 | 1985,4 | 1754,9 | 564,6 | 275,0 | 918,0 | 553,0 |

| | Russ. Reichsbank. Noten. | Russ. Reichsbank. Baar. | Ver. Staatenbanken. Noten. | Ver. Staatenbanken. Baar. | Ver. Staatenkasse. Noten. | Ver. Staatenkasse. Baar. |
|---|---|---|---|---|---|---|
| 1860: | 2307,3 | 272,3 | 882,0 | 358,3 | — | 21,3 |
| 1870: | 2316,3 | ? | 1253,9 | 85,3 | 1915,0 | 477,7 |
| 1871: | 2343,5 | ? | 1270,9 | 110,9 | 1910,7 | 473,4 |
| 1872: | ? | ? | 1364,8 | 127,9 | 1838,3 | 345,5 |
| 1873: | 2541,1 | 703,4 | 1441,6 | 81,0 | 1769,9 | 315,6 |
| 1874: | 2305,9 | — | 1458,6 | 115,1 | 1851,0 | 392,4 |
| 1875: | — | ? | 1407,5 | 72,4 | 1772,2 | ? |
| 1876: | 2293,0 | 584,1 | 1370,0 | 140,2 | 1672,0 | 287,9 |
| 1877: | 3339,1 | 579,9 | 1349,6 | 96,7 | 1588,5 | 569,1 |

Keine der oben aufgeführten Banken zeigt gesundere Verhältnisse als die Bank von England, bei der der Baarvorrath dem Notenumlauf am nächsten steht. Interessant u. hinweisend auf den Reichthum der Quellen des Landes ist ein Verfolgen der allmählichen Annäherung von einer enormen Differenz im J. 1871 zu einem annähernden Gleichgewichte in Frankreich. Weniger günstig als bei der Bank von England sind die Verhältnisse bei unserer Reichsbank; geradezu abnorm aber sind sie bei der Russischen Reichsbank, wo nur zu oft die Angaben über den Baarbestand gänzlich mangeln; nur die Vereinigten Staaten mit ihrer ganz unverhältnißmäßig großen Notenemission stehen in noch ungünstigerem Lichte. Ob diese letzteren den Plan, ihre Baarzahlungen aufzunehmen u. die Staatsnoten zu kassiren, werden durchführen können, steht wol sehr in Frage.

Statistik der deutschen Banknoten Ende Dez. 1877.

| Bezeichnung der Notenbanken. | Banknoten der Reichswährung. Im Umlauf. Mk. | Banknoten der Reichswährung. Im Bestand. Mk. | Noten alter Währung. Mk. | Gesammt-Umlauf. Mk. |
|---|---|---|---|---|
| Reichsbank | 713,038,600 | 754,561,400 | 2,783,340 | 715,821,940 |
| Städt. Bank zu Breslau | 2,458,500 | 541,500 | — | 2,458,500 |
| Kölnische Privatbank | 2,589,500 | 386,800 | 17,250 | 2,606,750 |
| Magdeb. Privatbank | 2,964,100 | 36,900 | | 2,963,100 |
| Danziger Priv. Aktienb. | 2,264,700 | 735,300 | | 2,264,700 |
| Provinzial Aktienbank des Großherzogthums Posen | 2,151,600 | 848,400 | | 2,151,600 |
| Hannoversche Bank | 6,394,400 | 905,600 | | 6,394,400 |
| Frankfurter Bank | 12,989,000 | 15,011,000 | | 12,989,000 |
| Bayerische Bank | 65,909,500 | 4,059,900 | | 65,909,500 |
| Sächs. Bank zu Dresden | 45,617,300 | 40,882,700 | | 45,617,300 |
| Leipziger Kassenverein | 2,937,500 | 62,500 | | 2,937,500 |
| Chemnitzer Stadtbank | 510,000 | — | | 510,000 |
| Württemb. Notenbank | 19,793,600 | 5,806,400 | | 19,793,600 |
| Badische Bank | 11,147,800 | 27,852,200 | | 11,147,800 |
| Bank f. Süddeutschland | 14,422,200 | 21,577,800 | | 14,422,200 |
| Braunschw. Bank | 2,974,700 | 10,420,300 | | 2,974,700 |
| Kommerzbank in Lübeck | 1,167,300 | 1,232,700 | | 1,167,300 |
| Bremer Bank | 5,933,200 | 4,066,800 | | 5,933,200 |
| Summa: | 915,262,500 | 888,988,200 | 2,800,590 | 918,063,090 |

Von den umlaufenden Noten waren in Abschnitten zu 100 Mark: 541,594,800 Mk., zu 200 Mk.: 469,200 Mk., zu 500 Mk.: 137,635,500 Mk., zu 1000 Mk.: 235,545,000 Mk.

b. Wechselkredit. Die meisten geschäftlichen Abmachungen werden nicht durch Baarzahlungen, sondern durch Wechsel beglichen, u. dieser erst seit der neueren Zeit entwickelte, den Weltverkehr unendlich erleichternde Zahlungsmodus hat die größten Ausdehnungen gewonnen u. weist in seinen Fluktuationen aufs Deutlichste auf die wirthschaftlichen Zustände verschiedener Jahre hin. Nach Neumann-Spallart betrug:

Das Wechselportefeuille der bedeutendsten Zettelbanken (in Millionen Mark).

| | 1868. | 1872. | 1873. | 1874. | 1875. | 1876. | 1877. |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Bank von England | 370 | 480 | 456 | 423 | 446 | 350 | 369 |
| Bank von Frankreich | 394 | 816 | 954 | 648 | 510 | 393 | 518 |
| Deutsche Nationalbanken | 348 | 920 | 809 | 773 | 746 | 725 | 689 |
| Oester. Nationalbanken | 164 | 334 | 362 | 284 | 257 | 293 | 215 |
| Belgische Nationalbanken | 116 | 218 | 217 | 217 | 215 | 194 | 182 |
| Niederländ. Nationalbanken | 65 | 135 | 99 | 134 | 117 | 107 | 108 |
| Amerikanische Nationalbank | 2622 | 3534 | 4012 | 4056 | 4185 | 3959 | 3774 |
| | 4079 | 6137 | 6909 | 6535 | 6476 | 6021 | 5855 |

Mit den Wechselportefeuilles stehen die Umsätze in den Clearinghouses (Bd. III, S. 416) in engem Zusammenhange. Dasselbe Steigen u. nachherige Fallen ist auch dort bemerkbar. Nach Sir John Lubbock's Berichten betrugen:

Die Gesammtumsätze des Clearinghouse zu London.

| 1. Mai bis 30. April | Mill. Pfd. Sterl. | An den stärksten Abrechnungstagen der Stock Exchange |
|---|---|---|
| 1867—68: | 3257,4 | 414,2 |
| 1868—69: | 3534,0 | 550,6 |
| 1869—70: | 3720,6 | 591,8 |
| 1870—71: | 4018,5 | 635,9 |
| 1871—72: | 5359,7 | 942,4 |
| 1872—73: | 6003,3 | 1032,4 |
| 1873—74: | 5993,6 | 970,9 |
| 1874—75: | 6013,3 | 1076,6 |
| 1875—76: | 5407,2 | 962,6 |
| 1876—77: | 4873,0 | 718,8 |
| 1877—78: | 5066,5 | 745,7 |

Bedeutender noch als in London sind die Gesammtumsätze in New-York u. auch hier können wir dieselbe Wahrnehmung des Steigens bis zum Jahre 1872 u. späteren Fallens, nur noch in mehr ausgesprochener Weise, machen. Das Clearinghouse zu New-York setzte in dem Zeitraum von 1869—70 35,3 Milliarden mehr um als das in London; seine Umsätze gestalteten sich während dieses Zeitraumes folgendermaßen:

Gesammtumsätze des Clearinghouse zu New-York (in Millionen Dollars).

| | | | |
|---|---|---|---|
| 1868: | 32,351,9 | 1873: | 31,199,1 |
| 1869: | 36,302,8 | 1874: | 25,807,1 |
| 1870: | 28,127,9 | 1875: | 25,708,1 |
| 1871: | 31,906,3 | 1876: | 22,783,8 |
| 1872: | 37,876,1 | 1877: | 24,687,7 |

Für das Deutsche Reich ist Hamburg der bedeutendste Platz für den Wechselverkehr. Von dem Gesammtertrage der Wechselstempelsteuer im Deutschen Reiche entfielen im J. 1877 auf die 6 Oberpostdirektionsbezirke:

| | | | |
|---|---|---|---|
| Hamburg . . . . | 12,63 Prozent. | Leipzig . . . . . | 5,08 Prozent. |
| Berlin . . . . . | 10,14 „ | Frankfurt a. M. | 4,88 „ |
| Düsseldorf . . . | 6,25 „ | Köln . . . . . . . | 2,54 „ |

Für diesen Hauptwechselplatz stellte sich während der letzten acht Jahre der Verkehr folgendermaßen:

Wechselverkehr in Hamburg.

| | | | |
|---|---|---|---|
| 1870: | 1,027,750,500 Mk. | 1874: | 1,617,938,000 Mk. |
| 1871: | 1,142,235,000 „ | 1875: | 1,547,466,000 „ |
| 1872: | 1,685,803,000 „ | 1876: | 1,513,812,000 „ |
| 1873: | 1,703,740,000 „ | 1877: | 1,556,047,350 „ |

Auch hier bemerken wir wie in London u. New-York ein ungeheures Anwachsen des Wechselverkehrs, das im J. 1873 seinen Kulminationspunkt erreicht, u. ein stetiges Fallen von da ab, dem erst im J. 1877 Einhalt geschieht, wo sich eine nicht unbedeutende Zunahme zeigt. Die Erklärung liegt hier wie dort in dem Rückschlage, den die Ueberspekulation auf allen volkswirthschaftlichen Gebieten zur Folge hatte u. von dem man sich erst in allerjüngster Zeit erholte.

c. Sparkassen u. Genossenschaften. Wir haben über die Sparkassen in Bd. VII, S. 1254 ausführlich gesprochen. Zu den schon gegebenen Daten geben wir nachstehende Aufstellung:

Die Privatsparkassen Englands.

| | 1866. | 1875. |
|---|---|---|
| Zahl der Kassen auf 100,000 Einwohner | 1,86 | 1,43 |
| Gesammtsumme der Ersparnisse in Mk. . | 774,905,960 | 847,766,321 |
| 100,000 Einwohner ersparten in Mk. . . | 2,577,181 | 2,588,869 |
| Zahl der Bücher auf 100,000 Einwohner | 4885 | 4517 |

Die Genossenschaften sind Bd. IV, S. 626 behandelt worden, doch fügen wir ergänzend aus dem inzwischen gesammelten Material einige neueste Daten hinzu. In England datiren die ersten Anfänge aus dem J. 1844, in welchem die Rochdale Equitable Pioneers Society Limited von 28 arbeitslosen Webern mit einem Kapital von 28 Pfd. Sterl. begründet wurde. Bereits 1850 zählte die Gesellschaft 600 Mitglieder mit einem Kapital von 46,763 Mk., einem Umsatz von 269,240 Mk. u. einem Gewinn von 17,840 Mk.

Entwicklung der englischen Genossenschaften.

| | Mitglieder. | Kapital Mk. | pro Mitglied. Mk. | Umsatz. Mk. | Gewinn. Mk. |
|---|---|---|---|---|---|
| 1860: | 3450 | 770,396 | 223 | 3,106,571 | 324,951 |
| 1870: | 5560 | 1,640,305 | 295 | 4,556,207 | 515,007 |
| 1877: | 9722 | 5,725,877 | 589 | 6,368,978 | 1,055,142 |

Im J. 1875 bezifferte sich die Summe der in England eingetragenen Erwerbsgenossenschaften auf 1942, 1877 auf 2075. Davon hatten 1173, nämlich 936 engl., 237 schott., ihre Berichte eingesandt.

Stand der Genossenschaften 1877

| | in England | in Schottland | Zusammen. |
|---|---|---|---|
| Mitglieder . | 120,024 | 59,260 | 179,284 |
| Aktienkapital | 91,482,034 Mk. | 6,599,790 Mk. | 98,081,824 Mk. |
| Einkäufe . . | 287,454,488 „ | 11,216,883 „ | 298,671,368 „ |
| Aktiva . . . | 126,647,905 „ | 13,780,812 „ | 140,428,717 „ |
| Gewinn . . . | 25,508,344 „ | 3,588,615 „ | 29,096,959 „ |

In England ist die Zahl der Produktivgenossenschaften sehr klein, die genossenschaftliche Bewegung konzentrirt sich dort fast ausschließlich in Distributivgenossenschaften, wogegen sie in Deutschland vornehmlich in den Kreditgenossenschaften zu Tage tritt. Es bestanden 1877 im Deutschen Reiche 1827 Kreditgenossenschaften, 622 Genossenschaften in einzelnen Gewerbzweigen, 624 Konsumvereine, 50 Baugenossenschaften, zusammen 3123 Genossenschaften mit mehr als einer Million Mitglieder, einem Kapitalumsatz von 2200 Mill. Mk., 150—160 Mill. Mk. eigenen Kapitalien u. 400—410 Mill. Mk. auf Kredit entnommenen Geldern.

Entwicklung der deutschen Volksbanken.

| | Zahl der Volksbanken. | Mitglieder. | Vorschüsse. Mk. | Eigene Fonds. Mk. | Auf Kredit entnommene Gelder. |
|---|---|---|---|---|---|
| 1859: | 80 | 18,676 | 12,394,308 | 830,538 | 3,042,435 |
| 1865: | 498 | 169,595 | 202,709,709 | 14,557,674 | 52,970,328 |
| 1870: | 740 | 314,656 | 622,854,861 | 43,989,981 | 137,997,486 |
| 1875: | 815 | 418,251 | 1,495,648,437 | 91,969,989 | 330,164,901 |
| 1876: | 806 | 431,216 | 1,525,389,219 | 98,891,166 | 334,472,580 |
| 1877: | 929 | 468,652 | 1,550,402,483 | 110,700,993 | 351,019,103 |

In Oesterreich bestanden 1876: 1037 Volksbanken u. 569 sonstige Genossenschaften, also zusammen 1606 Genossenschaften. Nach den Mittheilungen der Mailänder Centralstellen, welche 1874 die Jahresberichte von 137 u. 1876 die Abschlüsse von 152 Kreditgenossenschaften erhielten, war der Stand der italienischen Genossenschaften:

| | 1874. | 1876. |
|---|---|---|
| Nominalkapital . . . | 71,701,889 Frcs. | 65,400,225 Frcs. |
| Eingezahltes Kapital | 58,331,913 „ | 59,927,630 „ |

In Deutschland, England u. Italien sind die Genossenschaften trotz der Konkurrenz des Großkapitals erstarkt, haben wirthschaftliche u. politische Krisen überstanden u. haben sich selbständig zu volksthümlichen Institutionen entwickelt.

**Welttheil,** s. v. w. Erdtheil (s. d.).

**Weltuntergang.** Die Annahme einer dereinstigen völligen Vernichtung aller geschaffenen Dinge, wie sie sich in den verschiedensten religiösen u. philosophischen Systemen findet, ist die natürliche Kehrseite zu der Annahme einer einstmaligen (zeitlichen) Schöpfung. Was in der Zeit entstanden gedacht wird, muß mit der Zeit auch wieder vergehen können. Dabei macht es jedoch einen wichtigen Unterschied, ob der W. als die Rückkehr zu dem reinen Nichts aufgefaßt wird od. als Durchgang zu einer neuen Weltbildung. Letzteres ist die christliche Lehre. Nach derselben wird unmittelbar auf das Weltgericht (s. d.) die Verbrennung der Welt folgen (2. Petr. 3, 7. 12 fg.), alsdann aber ein neuer Himmel u. eine neue Erde als sündloser Wohnsitz für die Gerechten geschaffen werden. Das Weltende gestaltet sich also zugleich zu einer Welterneuerung u. Weltverklärung. Merkwürdig ist die Uebereinstimmung dieser biblischen Lehre mit der altgermanischen vom Weltbrand (s. „Götterdämmerung"). Vom christlichen Standpunkte aus ist diese Erwartung des Weltbrandes behandelt in dem althochdeutschen Gedicht „Muspilli" (s. d.). Erwähnung verdienen noch die Erwartungen eines nahen W.s, wie sie wiederholt in der Geschichte zu bestimmten Zeiten gehegt worden sind u. eine krankhafte Erregung ganzer Völker herbeigeführt haben; so bes. beim Anbruch des J. 1000 n. Chr. (in verkehrter Auslegung von Offenb. Joh. 20, 7), dann unter der Herrschaft der Pest 1348—50 u. noch im 19. Jahrh. in Süddeutschland infolge der Berechnungen Bengel's (s. d.), der für 1836 den Anbruch des 1000jährigen Reiches ansetzte; zuletzt 1856, wo der Aberglaube den W. am 13. Juni erwartete.

**Weltweisheit,** s. v. w. Philosophie (s. d.).

**Welwitsch,** Friedrich, Botaniker u. Forschungsreisender, geb. 1806 in Kärnthen; studirte erst Jura u. dann Medizin in Wien, widmete sich aber schließlich ganz dem Studium der Botanik u. beschäftigte sich anfänglich bes. mit den Kryptogamen. In botanischem Interesse nach Portugal gegangen, legte W. daselbst reichhaltige Sammlungen an, fungirte auch längere Zeit als Direktor des Botanischen Gartens in Lissabon u. begab sich 1853 im Auftrage der portugies. Regierung nach Angola, um das dortige Gebiet naturgeschichtlich zu durchforschen. Er blieb daselbst bis 1861, unternahm lange u. mühevolle Entdeckungsreisen, von denen er reiche Sammlungen mitbrachte. Zur Ordnung derselben wandte er sich nach London, wo er 20. Okt. 1872 starb. Ein großer Theil seiner aus Pflanzen, Conchylien u. Insekten bestehenden Sammlungen ist in England geblieben, der

andere ist von portugies., österr. u. preuß. Museen erworben worden. Eine von ihm entdeckte merkwürdige Pflanze, Welwitschia mirabilis, ist nach ihm benannt worden.

**Welwitschia,** Pflanzengattung der Coniferen od. Nadelhölzer, Abtheilung der Gurtaceen, mit einer einzigen Art: W. mirabilis, von der Westküste Südafrika's. Sie ist seit dem 16. Aug. 1860 den Botanikern Europa's bekannt u. wurde von Dr. Welwitsch (s. d.) auf den sandigen Hochebenen des Kap Nero, u. zwar auf sonst völlig vegetationslosem trockenen Wüstenboden, welcher aus harten quarzigen Schiefern besteht, entdeckt. Hier wächst die Pflanze in kleinen Vertiefungen, getränkt nur von dem nächtlichen Thaue. Ihr Verbreitungsgebiet erstreckt sich wahrscheinlich vom 14.—23.° n. Br. Die W. ist ein Baum, der bis an den Hals in der Erde wächst, sie trägt keine Blätter u. treibt ihre Blüten u. Früchte auf einem Gipfel, der sich zu einer Scheibe ausbreitet. Man könnte den ganzen Stamm mit einem Kreisel vergleichen, der auf seiner flachen Oberfläche Blumen u. Früchte treibt. Mittels einer Pfahlwurzel, von welcher nur wenige zartere Würzelchen auslaufen, haftet sie in dem Boden fest;

Nr. 5510. Durchschnitt. Nr. 5509. Die Welwitschia. Nr. 5511. Blütenstiel.

aus ihrem Gipfel sendet sie dann, von dessen Seiten aus, zwei gegenüberstehende blattartige Gebilde aus, welche im ausgewachsenen Zustande 2 m. lang sind. Jedes einzelne breitet sich flach auf dem Boden aus, u. zwar als ein lederartiger Lappen von lanzettlicher Form, schurzfellartig, im Alter häufig in unzählige gleichbreite Lappen von zungenartiger Gestaltung bis zum Grunde zerschlissen, so daß jeder einzelne Lappen sich dann lockenartig aufrollt. Man deutet sie als die beiden Samenlappen, welche nicht abfallen, sondern der Pflanze das ganze Leben hindurch bleiben. Die Blumen brechen als zapfenartige Gebilde gestielt aus einer Rille neben je einem Samenlappen hervor u. erlangen die Größe eines Kiefernzapfens, dessen Theile sich scharlachroth färben. Die männliche Blume besteht aus vier Blättern u. sechs zur Hälfte in eine Röhre verwachsenen Staubfäden, welche ein kegelförmiges nacktes Ei umgeben, das aber nicht befruchtet werden kann. Die weibliche Blume besteht aus einem einzigen aufrechten Ei in einer zusammengedrückten schlauchartigen Kelchhülle. Der reife Zapfen ist viereckig u. beherbergt zwischen jeder Schuppe einen Samen mit geflügelten Rändern. Wenn die Pflanze, die sich nach Organisation der Blumen u. Früchte noch am meisten den Nadelhölzern nähert, obwol sie Zwitterblumen hervorbringt, welche jenen völlig fremd sind, den Coniferen nicht zugezählt werden sollte, so würde man sie als den Typus einer eigenen kleinen Familie anzusehen haben, die man nach dem Vorschlage Karl Müller's von Halle die „Welwitschiaceen" nennen könnte.

**Wendehals** (Yunx torquilla), ein europäischer Klettervogel aus der Familie der Spechte. Er hat einen langen, geraden, kaum zusammengedrückten Schnabel, sieht oberseits aschgrau, unterseits rostgelb aus u. ist überall schwarzbraun gesprenkelt, meist quergewellt, vorzüglich auf der graugelblichen Gurgel. Seinen Namen erhielt er von seinen eigenthümlichen, gleichsam konvulsivischen Halsdrehungen, die er mit Augenverdrehen, Kopfnicken u. Federsträuben in der wunderlichsten Art verbindet. Er schreit „wät wät wät", hüpft zwischen Zweigen u. Stämmen nach Raupen umher u. liest auch gern Ameisen vom Boden auf. In Deutschland lebt er von April bis August als Zugvogel in Gärten u. Vorhölzern u. baut in Baumlöchern. Sein Fleisch ist wohlschmeckend u. wird er deshalb z. B. auf Malta, wo er zur Zugzeit massenhaft eintrifft, körbeweis zu Markte gebracht.

**Wendekreise** heißen in der mathematischen Geographie die beiden Parallelkreise, deren einer 23½° nördl. u. der andere eben so viel südl. vom Aequator liegt u. zwischen denen die Ekliptik verläuft. Der nördliche heißt der Wendekreis des Krebses (Tropicus cancri), der südliche Wendekreis des Steinbocks (Tr. capricorni). Die Punkte, in denen sie von der Ekliptik berührt werden, sind die beiden Sonnenwendepunkte od. Solstitien (s. d.).

**Wendel** od. St. W., Kreisstadt mit 3347 E. (1871) im Reg.-Bez. Trier der preuß. Rheinprovinz, liegt in 282 m. Seehöhe an der Blies, einem Nebenflusse der Saar, u. an der Rhein-Nahe-Bahn. Sie war bis 1834 Hauptstadt des sachsen-koburgischen Fürstenthums Lichtenberg, das jetzt den Kreis W. bildet, ist Sitz der Kreisbehörden, hat protestantische u. katholische Kirche, Progymnasium, Tuchfabrikation, Spinnerei, Lein- u. Wollenweberei, Strumpfwirkerei 2c.

**Wendelstein** od. die Wendelsteine, eine 1840 m. hohe Gebirgspartie der Bayer. Alpen östl. von Tegern- u. Schliersee im bayer. Reg.-Bez. Oberbayern. Der W. wird von Bayerisch-Zell u. von Brannenburg aus in 2½—3 Stunden erstiegen u. gewährt eine großartige Fernsicht.

**Wenden** ist nach Plinius (der sie Venedi nennt) der älteste Name, welchen die Germanen ihren östl. Grenznachbarn gaben. Ebenso nennt sie Tacitus (Veneti) im Osten des Baltischen Meeres u. unterscheidet sie von den Sarmaten. Auf der Peutinger'schen Tafel (Anfang des 3. Jahrh.) erscheint ihr Name schon im Norden von Dakien u. an den Donaumündungen. Nach 500 nennt man sie in der weiten, von den Deutschen verlassenen Ebene von der Elbe- bis zur Donaumündung u. bald auch über die Gebirge hin bis zum Adriatischen Meere; gleichzeitig geschieht auch (von Jornandes u. Prokop) die erste Erwähnung des Namens Slawene od. Sklaveni, d. i. Slaven (s. d.), wie sie sich selbst zu benennen pflegten. Dennoch blieb ihr Gesammtname im Munde der Deutschen noch Jahrhunderte lang W. Von den W. an der Oberelbe ist die erste Nachricht aus dem J. 623, von denen an der Niederelbe erst aus der Zeit Karl's d. Gr., der den Plan verfolgte, auch das ehemals deutsche Gebiet auf dem rechten Elbufer in Besitz zu nehmen. Mit dem 9. Jahrh. kommt reichlichere Kunde von den Moraven in Mähren, den Czechowé in Böhmen, den Soraben nördl. davon zu beiden Seiten der Elbe, den Daleminziern zwischen Elbe u. Mulde von Meißen bis Torgau, den Milcienern bei Bautzen, den Lusizern von der Spree bis zur Schwarzen Elster, den Hevellern an der Havel, den Wilzen bis zur Oder, den Rugianern ihnen gegenüber auf der Insel Rügen, den Polonen von der Oder bis über die obere Weichsel hinaus, den Pomeranen zwischen Oder u. Weichsel an der Ostsee, den Obotriten in Mecklenburg, endlich den Polaben bei Ratzeburg u. den Wagriern (s. „Wagrien") bei Lübeck. Durch Jahrhunderte langen Krieg wurde das wendische Element auf dem Gebiete des heutigen Mecklenburg, Preußen u. Sachsen fast ganz durch das deutsche verdrängt (1327 hörte man in Leipzig auf, Sorbisch zu sprechen); es verräth sich aber noch überall durch die Orts- u. Familiennamen. Seitdem lebt wendische Sprache u. Sitte nur inselartig an einzelnen Stellen des heutigen Deutschlands — denn die Bewohner Westpreußens, Masurens u. Posens bezeichnet man wegen ihrer früheren Zusammengehörigkeit mit Polen als Slaven —, im Westen von der Weichselmündung bei den Kassuben (s. d.), im Kreise Kottbus (vgl. „Spreewald"), in der sog. Niederlausitz u. in der sächs. Oberlausitz um Bautzen u. Zittau. Außer den genannten Gebieten finden sich wendische Ortschaften in Thüringen, am oberen Main u. auf dem linken Elbufer um Wustrow u. Lüchow von der Jeetzel bis zur Ohre. An der letzten Stelle wurde noch 1751 wendischer Gottesdienst gehalten. Während man jene W. für kriegsgefangene Leibeigene erklärt, die scharenweise dort angesiedelt wurden, nimmt man an, daß die Slaven in dem zuletzt genannten „hannöverschen Wendlande" bereits seit dem ersten Erscheinen sich fest angesiedelt haben, da schon eine Urkunde von 937 slavische Namen am Ufer der Ohre nennt. — Vgl. Zeuß, „Die Deutschen u. die Nachbarstämme" (Münch. 1837); Giesebrecht, „Wendische Geschichten" (3 Bde., Berl. 1843 ff.).

**wendische Sprache,** s. „slavische Sprache u. Literatur".

**Wenersee,** der größte See Schwedens, 20 M. lang, 10 M. breit, bis 89 m. tief u. 101,28 □M. bedeckend, liegt 44 m. über dem Meere zwischen den Läns Wermland, Elfsborg u. Skaraborg. Durch zwei im W. vorspringende Halbinseln ist er in den eigentlichen W. u. in den Dalbosee getheilt, beide aber bilden wieder durch Landvorsprünge eine große Anzahl von Busen u. Buchten, u. zahlreiche Felseninseln begleiten ihre Ufer. Von den gegen 30 wasserreichen Flüssen u. Bächen, die in den See münden, ist der bedeutendste die 54 M. lange Klarelf. Sein Abfluß geschieht durch die Götaelf, die die berühmten Trollhättafälle (s. d.) bildet. Durch den Götakanal (s. d.) steht er mit dem Wettersee in Verbindung. Die Schiffahrt auf ihm ist wegen der plötzlich auftretenden heftigen

Windstöße gefährlich. Sehr bedeutend ist sein Fischreichthum. Der größte Hafenort ist Karlstad mit rund 7500 E.

**Wengern-Alp** (Plural von Wang, d. i. Feld), eine sanft abfallende, grüne Matte zwischen dem Grindelwald u. Lauterbrunner Thale im Berner Oberland mit herrlicher Aussicht auf die Jungfrau u. ihre Nachbarn. Ihr Gasthaus, Hôtel de la Jungfrau, ehemals eine Sennhütte, in 1882 m. Seehöhe, ist während der Sommermonate von Reisenden aller Länder besucht. Die Wengern-, Kleine od. Lauterbrunner Scheideck, die Wasserscheide zwischen der Schwarzen u. Weißen Lütschine, liegt mit ihrem Gasthaus noch 191 m. höher als das der W.-A.

**Wenzel** (eigentl. Wenzeslaw), der heilige, Herzog von Böhmen 928 bis um 936, war ein Sohn des Herzogs Wratislaw u. der heidnischen Drahomira. Nach dem frühen Tode seines Vaters wurde er von seiner Großmutter, der heiligen Ludmila (s. d.), im Christenthum erzogen u. übernahm nach der Ermordung derselben durch Drahomira die Regierung in einem Alter von 18 Jahren. Nach fast zehnjähriger segensreicher Regierung, während welcher er die Verbreitung des Christenthums theils durch sein Beispiel, theils durch die Berufung fremder Geistlicher mit allen Kräften gefördert hatte, beabsichtigte er, nach Rom zu pilgern u. Mönch zu werden, wurde aber noch vor der Abreise von seinem heidnischen Bruder Boleslaw ermordet (28. Sept. 936 od. 938). Drei Jahre später wurden seine Gebeine in die von ihm erbaute Veitskirche in Prag übergeführt. Die Verfolgung der Christen durch Boleslaw ließ W. in den Augen des Volkes um so mehr als Märtyrer erscheinen; die Erinnerung an seine Milde u. Frömmigkeit stempelte ihn zugleich bald zum Heiligen u. so wird er noch jetzt, 28. Sept., als ein Haupheiliger u. Schutzpatron Böhmens gefeiert.

**Wenzel**, deutscher König (1378—1400), König von Böhmen (als **W. IV.**) 1373—1419, geb. 26. Febr. 1361, war der älteste Sohn Kaiser Karl's IV. (s. d.). Schon 1363 wurde er zum Mitregenten von Böhmen ernannt u. zum künftigen Könige gekrönt, im Alter von 12 Jahren trat er dem Namen nach die Regierung für seinen Vater an. Nach zehnjährigen Verhandlungen wurde W. 31. Mai 1376 von der Mehrzahl der Kurfürsten zum röm. Könige gewählt u. 6. Juli in Aachen gekrönt, ehe noch die erbetene Zustimmung Gregor's XI. von Avignon eingetroffen war. Am 29. Nov. 1378 trat er nach dem Tode seines Vaters die Regierung des Deutschen Reiches an, welches durch das eben entstandene päpstliche Schisma (s. d.), durch Fürsten, Ritter- u. Städtebünde in einen Zustand heilloser Anarchie verfallen war. Vergeblich war sein Bemühen, die Macht des 1376 geschlossenen Schwäbischen u. des 1381 errichteten Rheinischen Städtebundes durch Landfriedensgesetze zu bekämpfen, wie sie zu Frankfurt 1379, zu Nürnberg 1383, durch die Heidelberger Stallung 1384, zu Mergentheim 1387, zu Eger 1389 u. endlich zu Frankfurt 1397 beschlossen wurden. Gleichzeitig wurde seine Thätigkeit mehr noch in Anspruch genommen durch die Besitznahme von Luxemburg 1383 nach dem Tode seines kinderlosen Oheims Wenzel u. durch die Erhebung seines Bruders Sigismund (s. d.) auf den Thron von Ungarn. Ueberdies wechselte er selbst die Partei, da man schon 1384 u. mehr noch 1387 von seiner Absetzung sprach, bestätigte 1387 den Städten urkundlich alle ihre Freiheiten u. Rechte, vermittelte aber doch wieder den Landfrieden von Mergentheim. Während dessen erfreute sich Böhmen zehn Jahre lang einer ungestörten Ruhe u. eines seltenen Wohlstandes. Allein bald verwickelten übermüthige Günstlinge aus dem niederen Adel den leidenschaftlichen u. charakterlosen Monarchen in Streitigkeiten mit der Geistlichkeit u. dem Adel. Am 20. März 1393 ließ W. den Generalvikar des Prager Erzbischofs, Johann von Pomuk (s. „Nepomuk"), nachdem er selbst bei dessen Folterung geholfen hatte, von der Moldaubrücke herabstürzen u. erbitterte dadurch den gesammten Klerus. Andererseits traten die Häupter des böhmischen Adels im Einverständnisse mit Sigismund von Ungarn u. Jobst von Mähren zu einem Bunde zusammen, um W.'s Kabinetsregierung zu stürzen, überfielen ihn 1383 auf einer Reise u. brachten ihn gefangen auf die Königsburg zu Prag. Erst durch die bewaffnete Hülfe seines Bruders Johann von Görlitz u. nach dessen plötzlichem Tode durch die Vermittlung Sigismund's wurde er 1396 wieder frei. Nach dem Besuche des Frankfurter Reichstages (1397) u. nach einem kurzen Aufenthalte in Frankreich (1398), wo er vergebens für die Absetzung der beiden Päpste thätig war, verfiel er in Prag in eine langwierige Krankheit 1399, während welcher der böhmische Herrenbund sich gegen seinen Statthalter, den Markgrafen Prokop von Mähren, erhob u. die deutschen Kurfürsten seine Absetzung beschlossen. Vor Allem der Verkauf des Herzogstitels an Johann Galeazzo Visconti (s. d.) 1395 hatte die Letzteren erbittert. Auf einer Versammlung zu Oberlahnstein beschlossen vier Kurfürsten 20. Aug. 1400, W. „als einen unnützen, versäumlichen Entgliederer des Reiches" abzusetzen u. wählten Tags darauf Ruprecht (s. d.) von der Pfalz zum König. Auf ihre Vorladung hatte W. nicht erscheinen können, weil er in Böhmen selbst von seinen Verwandten u. seinem Adel bedrängt war. Kaum war es mit diesen 1401 zu einem Vertrage gekommen, nach welchem W. sich einen Regentschaftsrath gefallen lassen wollte, so gewann er seinen Bruder Sigismund durch nochmalige Uebertragung des Vikariats im Römischen Reiche (wie schon 1396) u. wünschte mit seiner Hülfe nach Rom zur Krönung zu ziehen. Der aber führte ihn im Aug. 1402 gefangen nach Wien, von wo W. erst im Nov. 1403 entkam. Durch maßvolleres Benehmen in Böhmen gesichert, suchte W. seit 1406 im Bunde mit einigen Reichsstädten, seit 1409 mit den Kardinälen des Konzils zu Pisa gegen Ruprecht die Anerkennung als Reichsoberhaupt durchzusetzen, verständigte sich aber nach dessen Tode 1410 mit Jobst von Mähren, der ihn als „älteren röm. König u. künftigen Kaiser" anzuerkennen versprach, u., als auch dieser schon im Jan. 1411 starb, mit seinem Bruder Sigismund auf dieselbe Bedingung hin. Damals wurde zugleich Mähren u. die Lausitz, welche Jobst besessen, für immer mit Böhmen vereinigt. Inzwischen kam es zwischen der Partei des Johannes Hus (s. d.) u. der des Prager Erzbischofs Zbynek zu immer ernstlicherem Streite. W. hatte Anfangs das Auftreten jenes gegen den Ablaß gut geheißen u. sogar durch ein Dekret vom 18. Jan. 1409, welches den böhm. Professoren an der Universität drei, den Ausländern nur eine Stimme in dem Regierungssenat ertheilte, seine Wahl zum Rektor begünstigt. Er protestirte auch gegen die Vorladung nach Rom (Aug. 1410), bestrafte aber 1411 Leute, die den Papst geschmäht hatten, mit dem Tode, bewegte Hus selbst, 1412 die Stadt Prag zu verlassen u. ließ seine Verbrennung zu Kostnitz (1415) geschehen. Theilnahmlos schaute er den Rüstungen der Katholiken u. Hussiten (s. d.) in Prag zu. Als man seinem Gebot, die Waffen auszuliefern, von keiner Seite gehorchte, entwich er auf den festen Wenzelstein bei Kunratic u. wurde von zwei Schlaganfällen getroffen, als er erfuhr, daß die Hussiten sieben Rathsherren zum Fenster hinausgestürzt hätten. Er starb 16. Aug. 1419. Seine beiden Ehen mit bayer. Prinzessinnen, sowol mit Johanna, die 31. Dez. 1386 von seinem Hunde getödtet wurde, als auch mit Sophia († 1425), blieben kinderlos. — Vgl. Pelzel, „Lebensgeschichte des böhm. u. röm. Königs W." (2 Thle., Prag 1788 ff.); Palacky, „Geschichte von Böhmen" (Bd. III, Prag 1845); Lindner, „Geschichte des Deutschen Reiches vom Ende des 14. Jahrh. bis zur Reformation" (Bd. I [bis 1387], Braunschw. 1875).

**Werbesystem** heißt die Art der Aufbringung eines Heeres durch Annahme von Leuten, welche sich gegen eine bestimmte Summe verpflichten, eine bestimmte Zeit zu dienen. Das W. entstand aus dem Landsknechtwesen, blühte zur Zeit des Dreißigjähr. Krieges, bestand noch, wenn auch nicht ausschließlich, während des Siebenjähr. Krieges u. ging erst durch den Amerikanischen Freiheitskrieg u. die erste Franz. Revolution in die heutige Art der Heeresaufbringung über. Von europ. Staaten bringt nur noch England sein Landheer durch Werbung auf. Werbeoffiziere mit einer Anzahl Soldaten, Werbern, befanden sich an verschiedenen Orten jahraus, jahrein, um für ihre vaterländischen Truppen Leute anzuwerben, wobei oft Gewalt geübt wurde. Die Erlaubniß, solche Werbestationen in anderen Staaten zu errichten, wurde durch Verträge festgestellt.

**Werdau**, Stadt mit 11,689 E. (1875) in der königl. sächs. Kreishauptmannschaft Zwickau, liegt an der Pleiße, an der Linie Leipzig-Hof der sächs. Staatsbahn, von der sich hier die Linie nach Zwickau 2c. abzweigt, u. an der sächs.-thüring. Ostwestbahn W.-Weida. Es ist Sitz eines Gerichtsamtes u. einer Superintendentur u. hat wichtige Vigognespinnerei, Wollenweberei u. Tuchfabrikation. — Der ursprünglich sorbische Ort kommt seit 1304 als Stadt vor, ging 1398 von den Reußen von Plauen in den Besitz der Markgrafen zu Meißen über u. kam bei der Theilung der sächs. Lande 1485 an die Ernestinische, 1547 aber an die Albertinische Linie.

**Werder,** August v., deutscher Feldherr, Sohn des 1837 zu Glogau als preuß. Generalleutnant außer Dienst verstorbenen Hans Christoph **v. W.**, geb. zu Schloßberg bei Norkitten in Ostpreußen 12. Sept. 1808; begann 1825 seine militärische Laufbahn im preuß. Heere beim Regimente der Gardes-du-Corps, trat jedoch bereits 1826 ins erste Garderegiment zu Fuß über. Nach mehreren anderweitigen Verwendungen bei der Allgemeinen Kriegsschule in Berlin, der 8. Pionierabtheilung, dem Kadettencorps in Berlin u. dem Topographischen Bureau wohnte er 1842 u. 1843 im russ. Heere den Kämpfen im Kaukasus bei, 1846 wurde er als Hauptmann in den Großen Generalstab u. dann in den Generalstab des 1. Armeecorps versetzt, stand seit 1851 als Major beim 33. Infanterieregiment, befehligte seit 1853 ein Landwehrbataillon des 40. Regiments u. seit 1856 das 1. Jägerbataillon, rückte in letztgenanntem Jahre zum Oberstleutnant auf, kommandirte seit 1857 das Füsilierbataillon des 2. Garderegiments zu Fuß, führte seit 1858 die Geschäfte der Inspektion der Jäger u. Schützen sowie des Kommandos des reitenden Feldjägercorps, wurde 1859 zum Obersten u. Inspekteur der Jäger u. Schützen befördert, kommandirte seit 1863 die 8. Infanteriebrigade, seit 1864, inzwischen Generalmajor geworden, die 4. Gardeinfanteriebrigade in Berlin u. seit 1865 die 3. Division in Stettin u. ward 8. Juni 1866 Generalleutnant. Im Kriege gegen Oesterreich verdiente er sich durch seinen rühmlichen Antheil an den Tagen von Gitschin u. von Königgrätz den Orden pour le mérite.

Nr. 5512. August v. Werder (geb. 12. Sept. 1808).

Beim Ausbruch des Deutsch franz. Krieges 1870 zunächst dem Stabe des Kronprinzen von Preußen zu besonderer Verwendung beigegeben, befehligte W. am 6. Aug. bei Wörth das bad. württemb. Armeecorps u. sah sich 14. Aug., nach Erkrankung des Generals v. Beyer, zum Oberbefehlshaber der gesammten, wider Straßburg aufgebotenen Belagerungstruppen ernannt. Am Tage der Kapitulation Straßburgs (28. Sept.) erfolgte die Beförderung W.'s zum General der Infanterie u. 30. Sept. erging an ihn der Befehl zur Bildung eines XIV. Armeecorps aus preuß. (meist Landwehr ) Truppen u. der bad. Division. Mit diesem Corps focht er siegreich in den Vogesen, am Ognon, bei Dijon u. Nuits gegen die Garibaldi'schen Freischaren, das Corps des Generals Cremer u. das Gambetta'sche Massenaufgebot (Okt. bis Dez. 1870) u. hielt die franz. Ostarmee unter Bourbaki, nachdem er deren linken Flügel 9. Jan. 1871 bei Villersexel geschlagen hatte, durch einen denkwürdigen dreitägigen Kampf bei Héricourt (15.–17. Jan.) von der Entsetzung Belforts ab, wodurch der Feind zugleich am Vordringen nach Südwest Deutschland verhindert ward – Thaten, welche W. nicht nur die ehrenvollste Anerkennung seines Kriegsherrn verschafften, sondern auch seinen Namen zu einem der populärsten unter den deutschen Generalen machten. Nach der Rückkehr der bad. Truppen erhielt W. definitiv das Generalkommando über das neuformirte von Baden, Hohenzollern u. dem Oberelsaß zu stellende XIV. Armeecorps mit dem Sitz in Karlsruhe; überdies wurde er zum General à la suite des Kaisers Wilhelm ernannt. Zum Andenken an die Verdienste W.'s u. seines Armeecorps ward 3. Okt. 1876 in Freiburg i. Br. ein von Moest in Karlsruhe modellirtes u. von Lenz in Nürnberg gegossenes kolossales sog. Werder-Denkmal enthüllt. — Vgl. Löhlein, „Die Operationen des Corps des Generals v. W." (Berl. 1874).

**Werder** od. Wörth, eine Insel in einem Flusse, auch ein Landstrich zwischen Flüssen u. stehenden Gewässern, dann eine ehemals aus Sumpf bestehende, nun trocken gelegte u. urbar gemachte Gegend.

**Werder-Gewehr** hieß das 1868 in Bayern eingeführte, von dem technischen Direktor der Kramer-Klett'schen Fabrik in Nürnberg, J. L. Werder, konstruirte Infanteriegewehr. Dasselbe war eine Modifikation der Konstruktion des Amerikaners Peabody, hatte ein Kaliber von 11 mm. Metallpatrone mit Centralzündung (s. „Feuerwaffen"). Bayern machte mit diesem vortrefflichen Gewehre den Feldzug 1870/71 mit, opferte es aber, trotzdem es sich vortrefflich bewährt hatte, dem ganz richtigen Prinzip der völligen Gleichheit in der Bewaffnung des Deutschen Heeres u. nahm das Mausergewehr an (s. d.). Die nachstehende Illustration versinnlicht mit Hülfe nachfolgender Beschreibung die Konstruktion des Verschluß- u. Schloßmechanismus des W.-G.s. Die Stütze d in unserer Abbildung wird, wenn das W.-G. nach vorhergegangenem Schusse geladen, geschlossen u. wieder zum Feuern fertig gemacht werden soll, vorgedrückt, der Verschlußblock A dreht sich um a nach vorn abwärts u. wird durch die Verschlußstückfeder f so heftig an der hinteren Laufmündung heruntergeschleudert, daß er den Ejektor e zum kräftigen Ausschleudern der leeren Patronenhülse veranlaßt. Nunmehr wird die neue Patrone eingeschoben.

Nr. 5513. Schloßmechanismus des Werder-Gewehrs.

Durch Zurückziehen des Hahnes B, welcher mit der Friktionsrolle b' unter das Verschlußstück A greift, dieses zum Anschluß an die hintere Rohrmündung emporhebt u. mit seinem unteren als Nuß eingeschnittenen Theile b an dem als Stange fungirenden Abzuge hergleitet, wird das Gewehr geschlossen u. gespannt (Zustand, in welchem die Illustration es zeigt), indem die Abzugsfeder h ein Austreten des Abzugs aus der Rast des Hahnes verhütet. Wird der Abzug nun, wie es durch den Pfeil in unserer Figur angedeutet ist, zurückgezogen, so wird die Rast frei u. die halbkreisförmige Schlagfeder g schleudert den oberen Theil des Hahnes gegen den Schlagstift i. Dieser letztere stößt in den Boden der Patrone, bewirkt dadurch die Entzündung der Ladung u. tritt seinerseits, durch die Spiralfeder k veranlaßt, sofort wieder aus der Patronenhülse heraus in das Verschlußstück A zurück, so daß er bei dem demnächstigen Oeffnen des Gewehres kein Hinderniß bildet. Die Waffe erfordert demnach zwei Griffe: 1. Oeffnen u. Auswerfen durch Vorwärtsdrücken der Stütze d, 2. Spannen u. Schließen durch Aufziehen des Hahnes B.

**Werff,** Adrian van der, holländ. Maler, geb. zu Kralinger Ambacht bei Rotterdam 21. Jan. 1659; gelangte erst nach Ueberwindung großer Schwierigkeiten zur Kunst u. lernte Anfangs bei einem mittelmäßigen Portraitmaler, bald darauf bei Eglon van der Neer, bei dem er vier Jahre blieb. 17 Jahre alt, begann er selbstständig aufzutreten mit Portraits, die allgemein gefielen, worauf er dann auch mehrere Kabinetsstücke folgen ließ. Seit 1696 arbeitete er meist für den Kurfürsten Joh. Wilhelm von der Pfalz, der ihn auch adelte. Seine Gemälde, von denen sich ein großer Theil in der Münchener Pinakothek befindet, sind Historien u. Genrebilder, auch Portraits, die meisten u. gerade die besten von kleinen Dimensionen,

geschickt in Komposition u. Zeichnung, aber von fast kleinlicher Durchführung, glatter, geleckter Fläche, ohne geistvolle Charakteristik u. in den Fleischtönen ohne Klarheit u. Durchsichtigkeit. W. starb in Rotterdam 12. Nov. 1722. — Auch sein jüngerer Bruder, Pieter **v. d. W.**, geb. 1665, gest. 1718, der sein Schüler war, suchte in ähnlicher Weise zu malen, kommt ihm aber an technischem Geschick nicht gleich u. verräth noch weniger Geist als jener.

**Werft** od. Schiffswerft heißt der zur Herstellung von Schiffen eingerichtete Bauplatz.

**Werg**, Abgang beim Hecheln des Flachses, der als wirre, unreine Fasermasse, ähnlich der Rohbaumwolle, durch Bearbeitung auf der Kratzmaschine in Bänder verwandelt u. alsdann, in ähnlicher Weise wie Flachs versponnen, zur Herstellung von Seilerwaaren u. grober Leinwand dient.

**Wergeland**, Henrik Arnold, norweg. Dichter, geb. zu Christiansand 17. Juni 1808; studirte seit 1825 Theologie in Christiania, lebte seit 1829 als Kandidat meist in Eidsvold, bis er 1834, da er wegen seiner politischen Freisinnigkeit kein Amt erhielt, wieder nach Christiania ging, um sich dem Studium der Medizin zu widmen. 1836 ward er Kustos der Universitätsbibliothek daselbst, 1840 norweg. Reichsarchivar u. starb zu Eidsvold 12. Aug. 1845. Als Dichter zeichnete sich W. durch Originalität, Gefühlstiefe u. kühne u. gewandte Handhabung seiner Muttersprache aus. An die Oeffentlichkeit trat er zuerst 1827 mit dramatisirten Satiren, den nach seinem Pseudonym Siful Sifadda genannten „Sifulinischen Farcen“. Weiterhin schrieb er einige Trauerspiele, ein Schauspiel („Die Venetianer“), ein Singspiel („Die Campbells“) u. ein Vaudeville, das didaktische Gedicht „Die Schöpfung, der Mensch u. der Messias“ (1830), die Dichtungen „Jan van Huysum's Blumenstück“ u. „Der Spanier“ u. lyrische Gedichte. Eine Auswahl von letzteren erschien 1846, eine Gesammtausgabe seiner Werke besorgte Lassen (9 Bde., Christ. 1852—57; Auswahl in 1 Bd., 3. Ausg. 1859). Seit 1836 gab W. das radikale Blatt „Der Staatsbürger“ heraus, durch das er sich einen großen Anhang schuf, doch trat ihm bald Welhaven (s. d.) mit Erfolg entgegen. Seine Biographie schrieb Lassen (1867).

**Wergeld** (d. h. Manngeld). Im Mittelalter konnten verbrecherische Handlungen durch Vermögensbuße gesühnt werden, die der Verletzer dem Geschädigten od. seinen Angehörigen gewährte, zum Theil wol auch an das Gemeinwesen entrichten mußte. Bestand die Verletzung in einer Tödtung od. Körperverletzung, so bezeichnete man die Buße, durch welche sich der Thäter loskaufen konnte, als sog. W., welches an den Verletzten, bez. seine Wittwe u. Kinder zu zahlen war. Die Größe des W.es hing davon hauptsächlich ab, welchem Geburtsstande (Adliger, Bürgerlicher ꝛc.) der Geschädigte angehörte. Bald bestanden feste Taxen für die einzelnen Vergehen, bald hing die Festsetzung vom richterlichen Ermessen ab. Die neuere deutsche Strafgesetzgebung, insbes. auch das Deutsche Reichsstrafgesetzbuch, kennt ähnliche Privatstrafen nicht mehr. Denn obschon im §. 231 des gedachten Gesetzbuches eine Buße erwähnt wird, welche in allen Fällen der Körperverletzung auf Verlangen des Verletzten dem Letzteren zugebilligt werden u. bis auf 6000 Mk. ansteigen kann, so unterscheidet sich diese Buße doch dadurch wesentlich vom W., daß sie nicht statt, sondern neben der Strafe erkannt werden kann u. hierdurch also nicht die originelle Bestrafung, sondern nur die Geltendmachung eines weiteren civilrechtlichen Entschädigungsanspruches ausgeschlossen wird.

**Werkzeugmaschinen** werden zum Unterschiede von den Kraft- od. Betriebsmaschinen diejenigen Maschinen genannt, welche behufs Verrichtung bestimmter Arbeitsprozesse die Führung eines Werkzeuges zu besorgen haben, um dadurch die Arbeitsausführung kräftiger, schneller, genauer u. wohlfeiler zu bewirken, als dies bei der Handführung des Werkzeuges möglich ist. Man theilt die W. in zwei große Klassen: in Metallbearbeitungsmaschinen u. in Holzbearbeitungsmaschinen. In der ersten Klasse unterscheidet man wiederum Scher-, Hammer-, Walz-, Bohr-, Hobel-, Stoß-, Fräs-, Loch-, Niet-, Biegmaschinen ꝛc., während die zweite Klasse hauptsächlich in Säge-, Stemm-, Hobel-, Dreh-, Fräs-, Schnitz- u. Biegemaschinen besteht.

**Wermland**, schwed. Län, 316,885 □M. mit 267,081 E. (Ende 1875), grenzt westl. u. nördl. an Norwegen, nordöstl. an den Län Kopparberg, östl. an die Läne Westmanland u. Oerebro u. südl. an Skaraborg u. Elfsborg. Es ist im N. ein waldiges Gebirgsland, überaus reich an Eisenerz, im S. am Wenersee fruchtbares Flachland, die langen, den Län durchziehenden, von N. nach S. gerichteten Thäler, theils lieblich u. fruchtbar, theils großartig u. mit Seen erfüllt, sind das natürliche Bett der vielen wasserreichen Flüsse, die sämmtlich zum Wenersee gehen. Der größte ist die 51 M. lange Klarelf. Die Gesammtoberfläche der Seen, mit Ausschluß desjenigen Theils vom Wenersee, der zum Län gerechnet wird, beträgt 28,621 □M. Die Bewohner, von feurigem Temperament, mit Liebe zum Gesang u. überaus großer Gastfreundschaft, treiben vorwaltend Viehzucht u. Ackerbau. Die Zahl der 1866 bearbeiteten Eisengruben betrug 61, die über 2 Mill. Ctr. Eisenerz lieferten; in 26 Hohöfen wurden 925,500 Ctr. Roheisen, in 75 Hammerwerken 860,700 Ctr. Stabeisen u. in 59 Werken über 77,000 Ctr. Stahl ꝛc. hergestellt. Der Hauptort ist Karlstad auf der Insel Tingvalla am Wenersee mit etwa 7500 E.

**Wermuth** (Artemisia Absinthium), ursprünglich Wurmholz, im Englischen noch heute wormwood, woraus durch Lautveränderung (vermis = Wurm) u. Zusammenziehung Wermuth entstand, sonst wol noch: Wurmtod, Wiegen- u. Grabekraut, Els, Alsei, Alsen, bitterer Beifuß ꝛc.; eine Pflanzenart der über die ganze gemäßigte Zone, bes. die Steppen, verbreiteten Gattung Artemisia, einer Komposite. Sie hat ganz die Tracht des Beifuß (A. vulgaris), unterscheidet sich aber von diesem durch ihre außerordentliche Bitterkeit, wodurch der W. auch Sinnbild alles Bitteren u. alles Leides wurde. Die Pflanze ist eine Staude von oft mehreren Fuß Höhe u. buschartiger Verästelung u. hat tief eingeschnittene Blätter, welche auf der Oberseite u. Unterseite einen grauweißen Haarüberzug besitzen. Einheimisch in ganz Europa bis Sibirien, kommt sie gern an Zäunen vor, in die sie aus den Gärten entflieht, od. überhaupt an wüsten Stellen, auf Schutt ꝛc. Sie wird in der Likörfabrikation sowie als Zusatz zu Wein verwendet u. verdanken der in Frankreich sehr beliebte Absinth sowie der nam. in Oberitalien bereitete Wermuthwein dem W. ihren charakteristischen Geschmack.

Nr. 5514. Abraham Gottlob Werner (geb. 25. Sept. 1750, gest. 30. Juni 1817).

**Werner**, Abraham Gottlob, berühmter Mineralog u. Begründer der Geognostik als Erfahrungswissenschaft, wurde 25. Sept. 1750 zu Wehrau bei Görlitz geb. u. war zuerst Hüttenschreiber auf den gräfl. Solms'schen Hüttenwerken daselbst, gab aber 1769 diese Stelle auf, um auf der seit 1766 bestehenden Bergakademie in Freiberg die Bergwissenschaften u. dann in Leipzig die Rechte u. die Naturkunde zu studiren. 1775 ward er nach Freiberg berufen, um mit der Beaufsichtigung der Sammlungen den Lehrstuhl für Mineralogie u. Bergbaukunde an der Bergakademie einzunehmen. Von da an datirt der enorme Aufschwung, den die Akademie in sehr kurzer Zeit nahm; die alte Bergstadt wurde durch W. zur Wiege der mineralogischen u. geologischen Wissenschaften u. zur Pflanzstätte einer nationalen Berg- u. Hüttenkunde. Aus allen Ländern strömten W. Schüler zu u. nach allen Theilen der Erde zogen sie von ihm wieder aus. Vor seiner Berufung hatte sich W. nur erst durch seine Schrift „Von den äußerlichen Kennzeichen der Fossilien“ (Lpz. 1774) bekannt gemacht, durch die er den Grundstein zu der von ihm geschaffenen oryktognostischen Doktrin legte u. die Dürftigkeit der bisherigen mineralogischen Ausdrücke, die schwankenden, unsicheren Bezeichnungen

durch eine genau bestimmte u. nach allen Seiten hin scharf umgrenzte Sprache, eine wohlgeordnete u. faßliche Beschreibung ersetzte. Eine scharfe Beobachtungsgabe u. ein für die äußere Erscheinung unvergleichlich empfänglicher Sinn kamen ihm hierfür auf das Günstigste zu statten. Freiberg eröffnete ihm ein weites Feld für seine Untersuchungen u. es entstand hier seine kurze Klassifikation u. Beschreibung der Gebirgsarten (Dresd. 1782), durch die er eigentlich epochemachend wirkte, denn er schied hiermit zuerst die Mineralogie von der Geognosie, welch letztere er 1785 auch zuerst als selbständige Disziplin vortrug. Seine eminente Bedeutung erlangte W. überhaupt als Lehrer durch die Ueberzeugungskraft seiner einfachen, klaren Darstellung, welche in seinen Schülern keinen Zweifel aufkommen ließ. Mögen auch manche der W.'schen Theorien im Laufe der Zeit Wandlungen erfahren, mag auch seine Systematik als einseitig erkannt u. überholt worden sein, für seine Zeit hat er bewundernswürdig befruchtend gewirkt u. nicht nur in der Mineralogie u. Geognosie, sondern auf dem Gebiete der Bergbau- u. Hüttenwerkskunde überhaupt. W. war Neptunist, für ihn waren Bildung u. Umbildung des festen Erdkörpers durch die Einwirkung des Wassers bedingt; sein Mineralsystem gründet sich vorzugsweise auf die morphologischen Eigenschaften, in deren Erfassung u. Wiederausprägung durch Worte W. ein Meister war. Seine Kennzeichenlehre u. Mineralbeschreibung werden für alle Zeiten klassisch bleiben. Schriftstellerisch war er nur wenig thätig. Wir erwähnen von ihm „Neue Theorie von der Entstehung der Gänge" (Freib. 1791); „Ausführliches u. systematisches Verzeichniß des K. E. Pabst v. Ohain'schen Mineralienkabinets" (2 Bde., ebd. 1791—92); „Oryktognosie od. Handbuch für die Liebhaber der Mineralogie" (Lpz. 1792). Sein letztes „Mineralsystem" (herausgeg. von Freiesleben, Freiberg 1818). Einzelne Abhandlungen enthalten das „Bergmännische Journal", Höpfner's Magazin &c. Auch übersetzte W. Cronstedt's „Mineralogie" (I. Thl., Freib. 1780). Seit 1800 Bergrath, starb W. zu Dresden 30. Juni 1817. Begraben liegt er im Dom zu Freiberg. An seinem hundertjährigen Geburtstag, der an vielen Orten gefeiert wurde, enthüllte man in Freiberg sein Denkmal. Sein Leben beschrieben: Frisch (Lpz. 1825), Consigliachi (Padua 1827) u. Hasse (Lpz. 1848).

**Werner,** Anton Alexander v., einer der bedeutendsten Historienmaler der Gegenwart, geb. 9. Mai 1843 in Frankfurt a. d. O.; kam mit 14 Jahren zu einem dortigen Stubenmaler in die Lehre, ermöglichte es aber 1860, die Berliner Akademie zu beziehen u. ging 1862 auf Veranlassung seines späteren Schwiegervaters Ad. Schrödter nach Karlsruhe, wo er sich unter Schrödter, Lessing u. Gude weiter ausbildete u. sich schon damals durch mehrere Illustrationen zu Scheffel's Dichtungen bekannt machte, die von reicher Phantasie, vielem Humor u. wunderbarer Darstellungsgabe zeugten. Seinen eigentlichen Ruf begründete er 1865 durch das Historienbild „Luther vor Cajetan in Augsburg im Okt. 1518", eine durch Energie der Gestalten u. Harmonie der Farbe bedeutende Leistung; aus derselben Zeit stammt auch eine seiner gelungensten Schöpfungen, „Das Quartett". Weniger befriedigten einige andere historische Bilder, z. B. „Konradin von Schwaben mit Friedrich von Baden beim Schachspiel" (1866) u. der „Erzbischof Hanno von Köln, der den Knaben Heinrich IV. entführt". 1867 ging er nach Paris, wo u. A. das reizende kleine Bild „Die vertrauliche Unterredung" entstand, durchwanderte 1868 Italien, nahm in Rom einen längern Aufenthalt u. kehrte zu Anfang 1870 nach Karlsruhe zurück, um sich der Ausführung zweier inzwischen erhaltener Aufträge zu widmen: für die Aula des Gymnasiums zu Kiel sollte er „Luther auf dem Reichstage zu Worms" u. „Die nationale Erhebung Deutschlands 1813" malen. Schon im Sept. 1870 waren diese Bilder vollendet, u. sofort erhielt W. den Auftrag zu einem Bilde für das Kieler Museum, „Die Ankunft des Generals v. Moltke mit den deutschen Truppen vor Paris", begab sich im Interesse dieses Gemäldes zu den Truppen nach Frankreich u. fand Aufnahme im Hauptquartier des Kronprinzen von Preußen in Versailles; auf diese Art war er auch Zeuge der Kaiserproklamation 18. Jan. 1871, welche er in einem 1877 dem deutschen Kaiser von den deutschen Fürsten geschenkten Bilde darstellte. Zum Einzug der Truppen in Berlin schuf W. dann jenen Fries, Farbenskizze auf Goldgrund, der dann, in Oel ausgeführt, die Vorlage bildete zu Salviati's Mosaikbild auf der cylindrischen Oberfläche des Fußes der Siegessäule in Berlin. Von den dann folgenden Werken nennen wir noch: „Moltke in seinem Arbeitszimmer in Versailles", „Luther auf einem Familienfeste" u. den Fries am Pringsheim'schen Hause in Berlin. Seit 1873 ist W. Direktor der Kunstakademie in Berlin. 1878 beauftragte ihn der Berliner Magistrat mit der Ausführung eines großen Gemäldes zur Erinnerung an den Berliner Kongreß, für den großen Saal des Berliner Rathhauses bestimmt.

Nr. 5515. Anton Alexander v. Werner (geb. 9. Mai 1843).

**Werner,** Friedrich Ludwig Zacharias, Dichter, geb. zu Königsberg i. Pr. 18. Nov. 1768 als Sohn eines dortigen Professors der Geschichte u. Beredsamkeit; erhielt, da er den Vater früh verlor, seine erste Erziehung von seiner Mutter, einer zwar begabten, doch überspannten Frau, die später geisteskrank wurde u. sich in diesem Zustande mit der Idee trug, daß sie die Jungfrau Maria u. ihr Sohn der Heiland wäre. Auf das Gemüth des Sohnes blieben der Charakter u. die Krankheit der Mutter nicht ohne Einfluß, wenn sich auch die Folgen erst später zeigten. W. studirte seit 1784 in seiner Vaterstadt die Rechte u. Kameralwissenschaft u. hörte nebenbei die Vorlesungen Kant's. Seine ersten, übrigens unbedeutenden poetischen Erzeugnisse, die „Vermischten Gedichte" (Königsb. 1789), zeigen ihn noch sehr fern von jeder religiösen Schwärmerei, aber erfüllt von starker Sinnlichkeit, der er schon als Student die Zügel schießen ließ. Seit 1793 Kammersekretär, stand er diesem Amte bei verschiedenen Landeskollegien im damaligen Südpreußen vor, am längsten bei der Kriegs- u. Domänenkammer in Warschau, wo er insbes. mit E. T. A. Hoffmann u. seinem nachmaligen Biographen Hitzig verkehrte. Binnen 10 Jahren verheirathete er sich ebenso leichtsinnig, wie er die Ehen löste. Mit seiner dritten Gattin, einer jungen Polin, lebte er 1801 bis 1804, in welch letzterem Jahre seine Mutter starb, in Königsberg, wo sich in ihm schon vollständig vorbereitete, was er später wurde. Dies erhellt sowol aus den mystisch-freimaurerischen Ideen, welche seinem ersten u. wol auch besten dramatischen Hauptwerke, „Die Söhne des Thals" (1. Thl.: „Die Templer auf Cypern", 2. Thl.: „Die Kreuzesbrüder", Berl. 1803 f.), zu Grunde liegen, als aus der damit verbundenen Absicht: einen auf der Freimaurerei u. einem idealisirten Katholizismus fußenden Bund zu gründen, der es sich zur Aufgabe mache, dem Leben seiner Zeit die prosaische Nüchternheit zu nehmen u. es mit einem neuen geistigen Inhalte zu erfüllen. Die Keime für eine solche Verbrüderung glaubte er in dem Verein der jungen Berliner Dichter zu entdecken, die er durch Chamisso's u. Varnhagen's „Musenalmanach" kennen lernte. Nach Warschau zurückgekehrt, dichtete er „Die Brautnacht", den 1. Theil seines

Trauerspiels „Das Kreuz an der Ostsee“ (Berl. 1806; der 2. Theil kam nicht zur Ausführung). Im Herbste 1805 ging W. nach Berlin, wo er durch seinen Gönner, den Minister v. Schrötter, eine amtliche Stellung erhielt, die ihm alle wünschenswerthe Muße ließ. W. verkehrte dort viel mit Fichte, A. v. Schlegel, Iffland, Schadow, Joh. v. Müller u. bes. mit der Schauspielerin Bethmann-Unzelmann, aber auch mit Christian Mayer, einem wegen seiner religiösen Exzentrizitäten berüchtigten früheren Sekretär des Ministers Wöllner.

Nr. 5516. Friedrich Ludwig Zacharias Werner (geb. 18. Nov. 1768, gest. 17. Jan. 1823).

Von W.'s Dichtungen entstand in Berlin die Tragödie: „Martin Luther, od. Die Weihe der Kraft“ (Berl. 1807; mit Einleitung neu herausgeg. von Julian Schmidt, Lpz. 1876), welche daselbst 1806 auch zur Aufführung gelangte. Im nächsten Jahre ließ er sich auch von seiner dritten Frau scheiden, verließ den Staatsdienst u. schweifte (er hatte von seiner Mutter 12,000 Thaler geerbt) in Deutschland umher; 1808 besuchte er die Schweiz, wo er eine Zeit lang die Gastfreundschaft der Frau v. Staël in Coppet genoß, verbrachte den Spätherbst in Paris u. wandte sich dann nach Weimar; hier ließ Goethe, der sich für ihn interessirte, im Jan. 1808 W.'s romantische Tragödie „Wanda“ (Stuttg. 1810) zur Aufführung bringen. Vom Fürsten-Primas v. Dalberg erhielt W. 1809 ein Jahrgehalt, welches später der Großherzog von Weimar fortzahlte, u. vom Großherzog von Hessen den Hofrathstitel. In demselben Jahre verlebte er den Sommer wieder bei Frau v. Staël u. reiste dann nach Italien, wo er (April 1810) in Rom zum Katholizismus übertrat u. Theologie studirte, kehrte dann im Juli 1813 nach Deutschland zurück u. hielt sich zuerst in Frankfurt auf (hier erschien 1813 „Die Weihe der Unkraft. Ein Ergänzungsblatt zur deutschen Haustafel“ u. ein „Kriegslied für die zum heil. Kriege verbündeten Heere“), bis er 1814 ins Priesterseminar zu Aschaffenburg eintrat. Am 16. Juli 1814 zum Priester geweiht, begab er sich in der Kongreßzeit nach Wien, wo seine Predigten außerordentliches Aufsehen erregten. Dies veranlaßte ihn, als Reiseprediger Ungarn, Steiermark u. Venedig zu besuchen. In Podolien, wo er sich 1816—17 bei einer gräflichen Familie aufhielt, ward er zum Ehrendomherrn des bischöflichen Kapitels von Kamenez ernannt, doch nahm er dann seinen Wohnsitz wieder in Wien u. zwar im Hause des dortigen Fürstbischofs. Die Absicht, in den Redemptoristenorden zu treten, ließ er zwar plötzlich fallen, doch predigte er bis kurz vor seinem Tode, der infolge eines Lungenleidens 17. Jan. 1823 zu Wien erfolgte. Von seinen poetischen Werken sind noch zu nennen: die Schicksalstragödie „Der 24. Februar“ (dies war der Todestag seiner Mutter u. eines Freundes), schon 1808 vollendet, aber erst 1815 (Lpz.) gedruckt; die romantische Tragödie „Attila, König der Hunnen“ (Berl. 1808); das romantische Schauspiel „Kunigunde, die Heilige“ (Lpz. 1815) u. die Tragödie „Die Mutter der Makkabäer“ (Wien 1820). W. ist als Dichter ganz u. gar Romantiker u. lehnte sich vorzugsweise an Tieck an. Seine Fähigkeit für Anlage u. Durchführung eines Dramas übertrifft aber bei weitem Alles, was Tieck, Brentano, Arnim u. Schlegel in dieser Beziehung geleistet haben, er ist daher auch der einzige Dramatiker der „romantischen Schule“, der Bühnenerfolge gehabt hat. Die lyrischen Gedichte W.'s (geistliche Lieder, Sonette u. Canzonen) zeichnen sich durch fließende Sprache aus, sind sonst aber werthlos. Seine Predigten, die sich mit in den „Ausgewählten Schriften“ (13 Bde., Grimma 1841) befinden, müssen von einem besonderen Standpunkte aus beurtheilt werden. Vgl. Hitzig, „Lebensabriß F. L. Z. W.'s“ (Berl. 1823); Schütz, „Z. W.'s Biographie u. Charakteristik nebst Originalmittheilungen aus dessen Tagebüchern“ (2 Bde., Grimma 1841); Düntzer, „Zwei Bekehrte: Z. W. u. Sophie v. Schardt“ (Lpz. 1873).

**Werner,** Karl Friedrich Heinrich, namhafter Aquarell-, insbes. Architekturmaler, geb. 4. Okt. 1808 zu Weimar; wurde Schüler der Leipziger Akademie unter der Direktion von Julius Schnorr, ging später nach München, wo er viele Zeichnungen für das Puttrich'sche Werk über Sachsens mittelalterliche Baudenkmale lieferte, u. 1838 nach Italien, wo er während seines 20jährigen Aufenthaltes eine Menge von architektonischen u. landschaftlichen Aquarellen von trefflicher Auffassung u. mit geistvoller Staffage ausführte. 1856 bereiste er Spanien, 1863 u. 1864 war er in Aegypten u. Syrien, später eine Zeit lang in Griechenland u. wußte hier überall das Charakteristische der einzelnen Länder u. Lokalitäten in seinen Aquarellen wiederzugeben. Dahin gehören: „Das Innere eines Hofes in Kairo“, „Eingang zu einem altarab. Palast daselbst“, „Die große Moschee zu Damaskus“ ꝛc. Die Ergebnisse seiner Orientreise erschienen größtentheils in den Prachtwerken „The holy places“ u. den allbekannten „Nilbildern“. Gegenwärtig lebt W. in Leipzig.

**Werner,** Reinhold, Seemann u. Schriftsteller, geb. zu Weferlingen (Provinz Sachsen) 10. Mai 1825; besuchte das Gymnasium in Helmstädt, ging 1842 auf ein Hamburger Handelsschiff, mit dem er die ostasiat. u. afrik. Gewässer befuhr, u. hatte es bis zum Obersteuermann gebracht, als er 1849, von patriotischem Eifer getrieben, als Hülfsoffizier in die neubegründete Deutsche Flotte eintrat. Nach deren Auflösung (1852) ging W. als Leutnant zur See in den preuß. Dienst über. Seit 1856 Kapitänleutnant, führte er 1859—62 auf der ostasiat. Expedition das Transportschiff „Elbe“ (vgl. sein Werk: „Die preuß. Expedition nach China, Japan u. Siam“, 2 Bde., Lpz. 1863; 2. Aufl. 1873). Nach der Heimkehr erhielt er zunächst das Kommando über das Schulschiff „Gefion“ u. 1863 über die Dampfkorvette „Nymphe“, mit welcher er 17. März 1864 rühmlichen Antheil am Gefecht bei Jasmund auf Rügen nahm. Dafür zum Korvettenkapitän befördert, nahm er 1866 mit dem Panzerschiff „Arminius“ die hannov. Küstenforts an der Elbe, Weser u. Ems, fungirte 1867—69 als Oberwerftdirektor in Danzig u. besuchte im Auftrage des Marineministeriums die engl. Kriegshäfen. Während des Deutsch-franz. Krieges führte W. als Kapitän zur See das Kommando der Panzerfregatte „Kronprinz“, fand aber nicht Gelegenheit, sich mit dem Feinde zu messen. Im Okt. 1872 erhielt er den Oberbefehl über ein aus der Fregatte „Prinz Friedrich Karl“, den Schraubenkorvetten „Elisabeth“, „Vineta“ u. „Gazelle“ u. dem Schraubenkanonenboot „Albatroß“ bestehendes Geschwader, ursprünglich mit dem Auftrage, in allen bedeutenden Häfen der Erde die deutsche Flagge zu entfalten. Indessen blieb es bei einem Besuche der Kapverdischen u. westind. Inseln, sowie verschiedener Häfen Südamerika's, denn infolge der in Spanien eingetretenen Wirren ward W. 1873 ins Mittelmeer gesandt, um den in Spanien lebenden Deutschen, soweit nöthig u. möglich, Schutz zu bieten. Ueber diesen Auftrag ging er allerdings hinaus, als er 24. Juli 1873 das der span. Regierung von den Insurgenten weggenommene Schiff „El Vigilante“ u. 1. Aug. gemeinsam mit der engl. Panzerfregatte „Swiftsure“ vor Malaga die Insurgentenschiffe „Vitoria“ u. „Almansa“ aufbrachte, u. so sah sich W., dem dieser Aufsehen erregende Vorfall (s. u. A. Tecklenborg, „Der „Vigilante“-Fall, völkerrechtlich u. praktisch

beleuchtet", Kiel 1873) vielfache Sympathien auch außerhalb Deutschlands verschafft hatte, im Aug. vom Kommando des deutschen Mittelmeergeschwaders abberufen u. vor ein Kriegsgericht gestellt, indeß sprach dasselbe den verdienten Offizier frei. Schon damals hatte er die Absicht, seinen Abschied zu nehmen, doch gelang es, ihn noch im Dienste zu erhalten. Er wurde zunächst mit dem technischen Decernat für Schiffsausrüstung betraut u. später (19. Jan. 1875) zum Contreadmiral u. Chef der Marinestation der Ostsee ernannt. Infolge der Rede aber, welche der Admiralitätschef v. Stosch (s. d.), hinsichtlich des Untergangs des „Großen Kurfürsten" interpellirt, 13. Sept. 1878 im Reichstage hielt, reichte W. sein Entlassungsgesuch ein, u. nach einer am 16. Sept. in Kiel mit Stosch gepflogenen Erörterung trat er auch sofort von den Geschäften zurück. Sein Entlassungsgesuch wurde im Oktober durch Kabinetsordre bewilligt, worauf W. Kiel verließ u. in Wiesbaden seinen Wohnsitz nahm. Durch seine Schriften, nam. sein „Buch von der Deutschen Flotte" (Bielefeld 1868; neue Aufl. 1874), hat W. viel dazu beigetragen, die deutsche Marine populär zu machen. Außer diesem Werke veröffentlichte er: „Die Schule des Seewesens" (Lpz. 1866; Atlas dazu, ebd. 1872); „Seebilder" (ebd. 1876) rc. u. gab 1852—57 die von ihm begründete Zeitschrift „Hansa" (Hamb.) heraus. Endlich ist W. Mitbegründer der Deutschen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger u. hat regen Antheil an den Bestrebungen für die deutsche Nordpolarforschung genommen.

**Wernher**, Name mehrerer mittelalterlicher deutscher Dichter. — **W.**, gewöhnlich der Pfaffe genannt, schrieb 1172 nach einem apokryphischen Evangelium („Liber de infantia Mariae et Christi salvatoris", herausgeg. von Schade, Halle 1869) seine „Driu liet von der maget", eine bis zur Rückkehr aus Aegypten reichende Lebensgeschichte der Jungfrau Maria; das durch Sprache, Versbau u. Darstellung hervorragende Werk ist in seiner ursprünglichen Gestalt nur in Bruchstücken erhalten, vollständig dagegen in zwei Umarbeitungen (die erste herausgeg. von Hoffmann v. Fallersleben in den „Fundgruben", Bd. 2; die zweite von Feifalik, Wien 1860). Mit ihm wurde früher fälschlich identifizirt W. von Tegernsee, ein für jene Zeit bedeutender Miniatur- u. Glasmaler, dem man auch fälschlich eine der ältesten Zeit des deutschen Minnesanges angehörige Liedstrophe u. ein Osterspiel „De adventu et interitu Antichristi" beigelegt hat. — Bruder **W.**, wahrscheinlich Laienbruder in einem Kloster, vielleicht aus Oesterreich stammend, jedenfalls dort längere Zeit lebend, schon vor 1220 u. noch bis 1266 dichterisch thätig, ein Nachahmer Walther's von der Vogelweide, gehört zu den besseren Spruchdichtern des 13. Jahrh. (vgl. K. Meyer, „Untersuchungen über das Leben Reinmar's von Zweter u. Bruder W.'s" (Basel 1866). — **W.** von Elmendorf, ein Didaktiker des 12. Jahrh., ein Geistlicher, verfaßte eine großentheils aus Sittensprüchen alter Klassiker geschöpfte „Tugendlehre" (herausgeg. von Hoffmann v. Fallersleben in Haupt's „Zeitschrift", Bd. 4). — **W.** der Gartener, wahrscheinlich Pater Guardian im Kloster Ranshofen in Oberbayern, dichtete zwischen 1234—50 die vortreffliche Erzählung vom „Meier Helmbrecht", die älteste deutsche Dorfgeschichte (herausgeg. von Haupt in seiner „Zeitschrift", Bd. 4; von Keinz, München 1865; von Lambel in „Erzählungen u. Schwänke", Lpz. 1872; übertragen von Schröder, Wien 1865; von Pannier, Köthen 1876). — **W.** vom Niederrhein, wahrscheinlich aus Köln, ein Geistlicher, dichtete in der zweiten Hälfte des 12. Jahrh. ein geistliches Gedicht „Von den vier Scheiben, d. h. Rädern" (herausgegeben von W. Grimm, Gött. 1839).

**Wernicke** (Wernigk, Warneck), Christian, deutscher Dichter, in Preußen geboren; studirte 1685 in Kiel u. wurde hier durch Morhof (s. d.), an den er sich bes. angeschlossen hatte, zu Versuchen in epigrammatischer Poesie angeregt. Nachdem er Holland u. Frankreich bereist, in England eine Zeit lang als Sekretär einer Gesandtschaft verweilt hatte, lebte er ohne Amt in Hamburg, wurde dann vom König von Dänemark zum Staatsrath u. Residenten am franz. Hofe ernannt u. starb zu Paris im 2. Jahrzehnt des 18. Jahrh. W.'s literarisches Verdienst liegt in seinen Epigrammen, von ihm selbst „Ueberschriften" genannt, deren Spitze er hauptsächlich gegen das Verkehrte u. Verwerfliche in den Manieren der zweiten schlesischen Schule richtete, obwol er in seiner Jugend ein Verehrer Lohenstein's u. Hoffmannswaldau's gewesen war; auch zog er gegen Zesen's (s. d.) Sprachreinigungseifer u. Sprachneuerungen sowie neben andern Uebelständen u. Gebrechen des damaligen deutschen Lebens bes. gegen das literarische Treiben seiner Zeit zu Felde. Durch seine Angriffe auf die talentlosen Nachahmer Lohenstein's u. Hoffmannswaldau's zog W. sich die Feindschaft des Hamburger Operndichters Christ. Heinr. Postel (geb. 1658, gest. 1708) zu, der ihn in einem Sonett zu züchtigen unternahm u. dafür von W. in einem übrigens mittelmäßigen sog. Heldengedicht „Hans Sachs" (Altona 1703) verspottet wurde. Postel's Partei ergriff dann Christ. Friedrich Hunold (geb. 1680, gest. 1721), der eine Reihe gemeiner Schriften gegen W. verfaßte; doch antwortete W. nur durch einige Epigramme. Dieser an sich unwichtige Streit hat doch eine gewisse Berühmtheit erlangt, weil er die Reihe der bedeutungsvolleren literarischen Kämpfe des 18. Jahrh. eröffnete. Die von W. mit Vorreden u. Anmerkungen, in denen er sich als bedeutenden Prosaisten zeigt, versehenen „Ueberschriften" (1. Ausg., Amsterd. 1697; 2. Ausg., Hamb. 1701; 3. Ausg. in 10 Büchern, Hamb. 1704; n. Ausg. von Bodmer, Zür. 1749 u. 1763, u. von Ramler [stark überarbeitet], Lpz. 1780) stehen trotz ihrer oft harten u. dunkeln Ausdrucksweise hoch über dem Niveau der zeitgenössischen Dichtung u. zeichnen sich durch Gedankenfülle u. Kraft des Stils so sehr aus, daß Lessing, der in Martial den ersten aller Epigrammatisten verehrte, sagen konnte: aus allen Zeiten u. Völkern komme W. dem Martial am nächsten.

Nr. 5517. Das Rathhaus zu Wernigerode.

**Wernigerode**, Kreis- u. Hauptstadt der Standesherrschaft Stolberg-W., mit 7580 E. (1875) im Reg.-Bez. Magdeburg der preuß. Provinz Sachsen, liegt in 243 m. Seehöhe höchst romantisch am Nordostfuße des Brockens, am Einflusse des Zillicher Baches in die Holzemme u. an der Zweiglinie Heudeber-W. der Magdeburg-Halberstadter Bahn. Es ist Sitz der Behörden von Kreis u. Grafschaft, hat ein Gymnasium, auf der Höhe das schöne gräfl. Residenzschloß mit Bibliothek von 40,000 Bänden u. Thiergarten, drei Kirchen, ein altes goth. Rathhaus, Waisenhaus, Fabrikation von Leinwand, Tuch u. Tabak, Kalk- u. Ziegelbrennerei, Kupferhammer rc. Ueber die Grafschaft s. „Stolberg".

**Werra**, der rechte Quellfluß der Weser, entspringt in 812, bez. 840 m. Seehöhe in zwei Quellbachen, als Trockene u. Nasse W., an der Südseite des Thüringer Waldes, 1 M. nordöstl. vom Eisfeld im Herzogthum Sachsen-Meiningen. Die von Schwarzenbrunn an vereinigte W. durchfließt das breite Thal zwischen Thüringer Wald u. Rhöngebirge mit allgemein nordwestl. Richtung, nördl. der Rhön wendet sie sich nördl. u. wird erst durch die Vorberge des Eichsfeldes wieder zum nordwestl.

Laufe bis zu ihrer Vereinigung mit der Fulda bei Münden gezwungen. Im Herzogthum Sachsen Meiningen, das sie fast seiner ganzen Länge nach durchfließt, empfängt sie bes. viele Zuflüsse vom Südabhange des Thüringer Waldes, wie Schleuse, Schwarze u. Schmalkalde. Im Großherzogthum Sachsen Weimar Eisenach geht ihr links aus der Rhön die Felda u. Ulster u. später vom Nordabhange des Thüringer Waldes die Hörsel zu. Ihre Flößbarkeit beginnt bei dem Einflusse der Schleuse, die schon von Schleusingen ab selbst flößbar ist; schiffbar wird sie bei Wanfried in der preuß. Provinz Hessen Nassau; doch können ihre Schiffe nicht in den Hauptfluß gelangen, weil sie bei dem Zusammenflusse mit der Fulda durch Wehre abgesperrt ist. Ihre Gesammtlauflänge beträgt 347,5 Km. Nach ihr ist benannt u. großentheils ihr zur Seite geführt die W.-Eisenbahn Eisenach-Lichtenfels mit den Zweiglinien Koburg Sonneberg u. Wernshausen-Schmalkalden.

**Werre** (Maulwurfsgrille), s. „Grille".

**Werst,** die russische Meile zu 500 Saschen od. Faden à 7 Fuß = 1066,781 m. 15 W. = 16 Km., 100 W. = 14²/₉ deutsche Neumeilen.

**Werth,** ein volkswirthschaftlicher Begriff, über den die verschiedensten Definitionen vorhanden sind. Wir möchten mit Ad. Smith W. erklären als das Urtheil über die Tauglichkeit eines Dinges (Gegenstandes) für wirthschaftliche Zwecke. Damit stimmt auch nahezu überein die Erklärung von Say, nach welcher die Nutzbarkeit der Dinge deren W. bestimmt. Man unterscheidet zwischen Gebrauchs- u. Tauschwerth (Preis), da sich beide Begriffe in vielen Fällen nicht decken. Ein Diamant kann einen sehr hohen Preis u. doch nur einen äußerst geringen Gebrauchswerth besitzen. 1 Ctr. Steinkohlen, 1 Hl. Getreide sind 1000mal billiger, können aber 1000mal größeren Nutzen schaffen, als jener hochbezahlte Edelstein. Der W. wird durch das Urtheil, der Preis durch einen Kauf- od. Tauschvertrag erzeugt. Den W. kann man kaum, den Preis stets in Zahlen ausdrücken. Der W. eines Gutes od. einer Leistung ist um so höher aufzufassen od. zu veranschlagen, je brauchbarer dieselben für wirthschaftliche Zwecke u. Ziele sind; der Preis richtet sich dagegen nach der Höhe der Produktionskosten od. nach dem Reinertrag eines Gegenstandes od. einer Leistung, sodann danach, ob dieselben viel od. wenig begehrt, oft od. selten vorhanden sind; ob dafür viel od. wenig gefordert u. bezahlt wird. — Der Affektionswerth berücksichtigt kaum noch die Brauchbarkeit irgend eines Gegenstandes, eben so wenig die Momente, welche den Preis zu beeinflussen vermögen; er wird vielmehr in seiner Werthschätzung nicht durch berechnende u. taxirende Erwägung, sondern durch gewisse, seelische Vorgänge bestimmt, welche in hier u. da krankhaft gesteigerter Weise nicht selten in ihrer Werthschätzung über Maß u. Ziel hinausschießen.

**Werth,** Johann v., bayer. Reitergeneral im Dreißigjährigen Kriege, wahrscheinlich Sohn eines wallonischen Bauern aus dem belg. Weert, daher Jan de Weert genannt, stieg in den Diensten Spinola's vom gemeinen Reiter in 10 Jahren bis zum Oberst auf u. trat 1633, etwa 30 Jahre alt, als General in das Heer des Kurfürsten Maximilian ein. Nachdem er sich aus Bayern vor Bernhard von Weimar hatte zurückziehen müssen, brach er im Sommer 1634 wieder in das Bayerland ein, verwüstete Franken u. Schwaben, half mit zum Siege bei Nördlingen (5. u. 6. Sept.) u. eroberte Calw, wofür ihn Kaiser Ferdinand zum Freiherrn ernannte. Im Sommer 1635 durchstreifte er Elsaß u. Lothringen, belagerte mehrere Monate vergebens Lüttich, plünderte u. brandschatzte ganz Nordfrankreich u. ängstigte im Aug. 1636 das schlecht verschanzte Paris, wagte jedoch nicht in die Stadt selbst einzudringen. Dann wandte er sich nach dem Nordosten u. entriß den Franzosen nach langer Belagerung 26. Juni 1637 die kurtriersche Festung Hermannstein. Einen Monat später vertheidigte er mit äußerster Kühnheit u. Grausamkeit die Wittenweirer Schanzen am Oberrhein gegen Bernhard von Weimar, der den Angriff im Okt. aufgab, u. bekam durch Kapitulation die festen Rheinauer Schanzen in seine Hand. Schon war er im Febr. 1638 in einem heißen Ringen bei Rheinfelden Sieger geblieben, als er durch plötzlichen Ueberfall 3. März von dem auf der Flucht umkehrenden Herzog Bernhard besiegt u. gefangen nach Paris geführt wurde, wo er eine ehrenvolle Behandlung erfuhr u. bis zu seiner Auswechselung gegen den General Horn (1642) verblieb. Als Generalleutnant der Reiterei kämpfte er 1642 am Niederrhein u. brachte im Nov. 1643 fast das ganze franz.-weimar. Heer durch den Ueberfall bei Tuttlingen an der Donau zur Ergebung. Im Juli 1644 half er Mercy bei der Einnahme von Freiburg u. widerstand energisch den Angriffen Enghien's, der es wiedergewinnen wollte (3.—5. Aug.), verlor aber mit Gallas, Hatzfeld u. Götz zusammen die Schlacht bei Jankau 6. März 1645. Bei Allersheim warf er allein mit der Reiterei 3. Aug. den rechten franz. Flügel, mußte aber auf Donauwörth zurückgehen, da das übrige Heer geschlagen war. Entrüstet über den Waffenstillstand, den Maximilian im März 1647 zu Ulm abgeschlossen hatte, u. von seinen jesuitischen Begleitern gereizt, versuchte er das ganze bayer. Heer zum Kaiser hinüberzuführen, wurde aber von den Kommissarien seines Herrn daran gehindert u. flüchtete nun, geächtet, von Maximilian mit dem Tode bedroht u. seiner Güter beraubt, nach Böhmen, wo ihn der Kaiser zum General der Kavallerie ernannte. Auf kurze Zeit mußte ihn auch der Kaiser auf Verlangen des Kurfürsten, der den Waffenstillstand wieder gekündigt hatte, entlassen, aber im letzten Kriegsjahre stand er, mit Beiden ausgesöhnt, neben Piccolomini an der Spitze des Heeres, überfiel die schwed. Feldherren bei Dachau 6. Okt. 1648 auf der Jagd u. hatte Turenne u. Wrangel aus Bayern vertrieben, als der Abschluß des Friedens verkündigt wurde. Er war der letzte General, der die Waffen niederlegte. Zum Reichsgrafen ernannt, zog er sich auf die Herrschaft Benatek in Böhmen zurück, mit der ihn der Kaiser beschenkt hatte, u. starb daselbst 16. Sept. 1652, in Volkslied u. Sage von Freund u. Feind gefeiert. Vgl. Barthold, „Joh. v. W." (Berl. 1826).

**Wertheimer Bibel** heißt eine deutsche Uebersetzung od. vielmehr Umschreibung der Bibel, von welcher 1735 die fünf Bücher Mosis zu Wertheim im Druck erschienen (unter dem Titel: „Die göttlichen Schriften vor den Zeiten des Messie Jesus, der erste Theil, worinnen die Gesetze der Jisraelen enthalten sind ꝛc."). Die Arbeit zeigt von Gelehrsamkeit, ist aber in Sprache u. Auffassung der Bibel vom Geiste der seichtesten Aufklärung beherrscht u. höchstens geschichtlich als Vorläufer des ordinären Rationalismus von Bedeutung. Als Verfasser wurde bald Lorenz Schmidt aus Zelle bei Schweinfurt bekannt, damals (seit 1725) Erzieher bei dem Grafen von Löwenstein zu Wertheim in Franken. Der Sturm der Entrüstung, der sich gegen ihn erhob, bewog 1737 die kaiserliche Regierung zur Konfiskation des Buches u. zur Verhaftung des Verfassers. Nach längerem Hausarrest wurde Schmidt 1738 in Ansbach gefangen gesetzt; seine späteren Schicksale sind nicht näher bekannt. Doch veröffentlichte er selbst noch 1738 eine Sammlung von Schriften für u. gegen das Bibelwerk. Vgl. Schattenmann, „Joh. Lor. Schmidt, der Verfasser der Wertheimer Bibelübersetzung. Ein Lebensbild" (Programm der Schweinfurter Studienanstalt 1878).

**Werther,** Karl Anton Philipp, Frhr. v., preuß. Diplomat, Sohn des Frhrn. Heinrich August Alex. **v. W.** (geb. 1772 zu Königsberg, 1837—41 preuß. Minister des Auswärtigen u. zuletzt Oberstmarschall, gest. 7. Dez. 1859 zu Berlin), wurde zu Königsberg 31. Jan. 1809 geb.; war 1833—34 der preuß. Gesandtschaft, bez. seinem Vater, in Paris attachirt u. fungirte dann als Gesandtschaftssekretär nach einander in München, im Haag, in London u. Paris. Seit 1842 Gesandter in Bern, seit 1845 in Athen, seit 1849 in Kopenhagen, ging er 1854 in gleicher Stellung nach Petersburg, wo er während des Krimkrieges die freundschaftlichsten Beziehungen zwischen Preußen u. Rußland unterhielt u. sich des besonderen Vertrauens des Kaiser Nikolaus erfreute. Als mit dem drohenden Ausbruche des Ital. Krieges die Verhältnisse zwischen Oesterreich u. Preußen eine bes. vorsichtige Behandlung erforderten, wurde W. nach Wien versetzt. Hier begegnete er zwar einem wachsenden Mißtrauen, gleichwol gelang es ihm, in der schleswig-holstein. Frage 1864 ein preuß.-österr. Bündniß abzuschließen u. 1865 die Konvention von Gastein zu Stande zu bringen. Je mehr aber die Dinge ihrem Bruche entgegenreiften, desto schwieriger u. peinvoller wurde W.'s Verhältniß zum kaiserl. Hofe, bis endlich im Juni 1866 fast gleichzeitig mit dem Ausbruche des Krieges seine Abberufung erfolgte. Während des Krieges versah er die Geschäfte Bismarck's als Minister des Auswärtigen u. im Aug. 1866 nahm er zu Nikolsburg an den Verhandlungen über die Friedenspräliminarien u. dann in Prag an denen über den Abschluß des Friedens Theil. Nach diesem erhielt W. abermals den Posten eines Botschafters in Wien, obgleich dies unter den obwaltenden Umständen den herkömmlichen Gebräuchen in der Diplomatie nicht entsprach. Seit Okt. 1869 fungirte er als Botschafter für Preußen u. den Norddeutschen Bund in Paris; als er hier beim Beginn der Verwicklung zwischen Frankreich u. Preußen 13. Juli 1871 von der franz. Regierung aufgefordert wurde, seinen König zu veranlassen, daß sich dieser beim Kaiser Napoleon wegen der dem Prinzen Leopold von Hohenzollern zur Annahme der span. Krone

ertheilten Erlaubniß entschuldige, befahl ihm König Wilhelm, Paris zu verlassen. Im Frühjahr 1871 trat er zwar aus dem Staatsdienste, doch übernahm er 1873 noch den deutschen Botschafterposten in Konstantinopel, auf dem er bis April 1877 verblieb, nahm dann seinen Abschied u. ließ sich in München nieder.

**Werwolf** (d. h. Mannwolf) ist nach alter u. weit verbreiteter Volkssage ein Mann, der von Zeit zu Zeit Wolfsgestalt annimmt. Schon bei den alten Indiern findet sich der Glaube, daß der Leib, ohne daß die Seele ihn verläßt, seine Gestalt durch Umwerfen eines Gewandes od. durch Aussprechen des Zauberwortes verwandelt, allein die älteste Werwolfsage kommt in der griech. Mythologie vor. Es soll nämlich Lykaon, der Sohn des Pelasgos, des ersten Königs von Arkadien, einst beim Opfern eines Menschenkindes auf dem Altar des Jupiter denselben mit Blut bespritzt haben u. deshalb in einen Wolf verwandelt worden sein (Pausan. VIII, 1.; Ovid, „Metam.", I, 198 f.). Weiter wird erzählt, daß später den Priestern, welche dem Jupiter Lyceus (von λύκος, Wolf) Menschenopfer brachten, von diesem die Gabe ertheilt worden sei, durch den Genuß der Eingeweide sich in das Lieblingsthier der Gottheit, den Wolf, zu verwandeln. Daher schrieb sich dann die Sage von der Lykanthropie bei ihnen (λύκος, Wolf, ἄνθρωπος, Mensch). Die Wolfsverwandlung als Zauberkunst erwähnt schon Vergil (Ecl. VIII, 95 f.) u. eine erste Werwolfsgeschichte wird berichtet in Petronius' „Gastmahl des Trimalchio". Eine reiche Fülle von Verwandlungssagen bietet die germanische Mythologie, in welcher bekanntlich die Wölfe Odin's als symbolische Thiere eine bedeutende Rolle spielen. Die Verwandlung in Wölfe geschieht hier vorzugsweise durch Wolfshemden, u. die Völsunga Saga (Kap. 5—8) berichtet uns in ihrer Sage von Sigmund u. Sinfjötli eine merkwürdig wilde Werwolfsgeschichte. Im Norden, nam. in Dänemark, Schweden, Norwegen u. Finnland, hat sich der Werwolfsglaube bis in die neueste Zeit erhalten. Die mittelalterliche Poesie hat sich ebenfalls dieses Stoffes bemächtigt; so dichtete ein ungenannter englischer Dichter um 1360 nach einem französischen Original ein längeres romantisches Gedicht: „William and the Werwolf" (Lond. 1832), u. die französische Literatur kennt außer dem „Lai du Bisclaveret" der Marie de France noch ein ähnliches Gedicht: „Lai de Melion", aus dem 13. Jahrh. In Deutschland kommt das Wort W. erst um 1000 n. Chr. vor, u. im 15. bis 17. Jahrh. entsteht dann hier ein großer Streit über die Wirklichkeit der Verwandlungssage, doch kommt der W. in Hexenprozessen wenig vor. Gleichwol finden sich noch jetzt verschiedene Sagen vom W. im Norden u. Osten von Deutschland, wo aber die Verwandlung durch einen Gürtel, der an die Stelle des alten Wolfshemdes tritt, statthat. Die Entzauberung des W.es findet durch Verwundung sowie Nennung seines Taufnamens statt. Im Osten Europa's bekommt der W. seine unheimlichste Gestalt durch seine Verbindung mit dem Vampyr (s. d.), u. deshalb führt er auch bei den Slaven mit letzterem einen u. denselben Namen. Verwandt mit ihm ist der walachische Priccolitch, ein lebender Mensch, der des Nachts als Hund herumschweift, Thiere durch Anstreifen tödtet, deren Lebenssäfte an sich zieht u. dadurch gesund u. blühend aussieht. Daß bei solchen Zuständen eine Art pathologischer Lykanthropie od. epidemischer Wolfswahnsinn zu Grunde lag, lehrten schon die Aerzte Oribasius u. Avicenna (s. „Böttiger's „Kleine Schriften", Bd. I, S. 135 f.). Vergl. Leubuscher, „Ueber die Werwölfe und Thierverwandlungen im Mittelalter" (Berl. 1850); W. Hertz, „Der W." (Stuttg. 1862).

**Wesen,** eigentlich Infinitiv des Zeitworts „wesen", d. i. sein, existiren, welches sich noch in „gewesen" u. „verwesen" erhalten hat. Das Hauptwort W. wird in dreifachem Sinne gebraucht: 1. für ein einzelnes lebendiges Geschöpf (Individuum), so in den Ausdrücken „ein lebendiges, vernünftiges, menschliches W." rc.; 2. von der Art u. Weise, zu existiren u. sich zu bethätigen, z. B. gottloses W., sein W. an einem Orte treiben rc.; dieselbe Bedeutung hat W. auch in „Staatswesen", d. i. die Gesammtheit der Formen, in denen der Staat existirt; 3. in philosophischem Sinne von der wirklichen, innern Beschaffenheit im Gegensatz zu der mehr od. weniger zufälligen äußern Erscheinung. So spricht man vom W. einer Sache im Gegensatz zum Schein, den sie hervorruft; von den wesentlichen, d. h. unentbehrlichen, Merkmalen eines Begriffs (Gegensatz: accidentielle, d. i. zufällig hinzutretende, Merkmale). Danach ist Wesenheit so viel als „wesentliche od. wahre Beschaffenheit eines Dinges".

**Weser** (lat. Visurgis, althochdeutsch Wisera u. Wisura), der einzige, größere durchaus deutsche Strom, wird durch den Zusammenfluß der beiden Quellflüsse Werra u. Fulda (s. d.) bei Münden gebildet. Mit allgemein nördlichem Laufe bildet sie die Grenze zwischen den preuß. Prov. Hessen-Nassau u. Hannover, zwischen Braunschweig u. Westfalen, zwischen Lippe u. Westfalen u. zwischen Oldenburg u. Hannover u. durchfließt hessisches, braunschweigisches, westfälisches, hannoversches u. bremisches Gebiet, hat überhaupt einen so mannichfachen Wechsel der Uferstaaten, wie kein deutscher Fluß, so daß der Schiffer früher von Münden bis Elsfleth unter kurhessischer, hannoverscher, braunschweigischer, preußischer, lippescher u. oldenburgischer Hoheit an 23 Orten Zoll zahlen mußte. Die W. hat von Münden bis Minden fast durchgängig romantische Ufer, denn links treten die Vorberge vom hessischen Berglande, von der Egge, vom Pyrmonter u. lippeschen Berglande u. endlich die Mindener Berge, rechts der Bramwald, Solling, Süntel u. zuletzt das Wesergebirge hart an sie heran. Eine bes. interessante Stelle ist die Porta Westphalica (s. d.). Die größten linken Zuflüsse der W. sind die fischreiche Diemel bei Karlshafen, die 6 M. lange Nethe, die 13 M. lange Werre kurz vor der Westfälischen Pforte, die Aue bei Nienburg u. die Hunte bei Elsfleth, die rechten der Abzugskanal des Steinhuder Meers bei Nienburg, die über 34 M. lange Aller (s. d.), ihr größter Nebenfluß, die Wümme mit der Hamme bei Vegesack, die Lune u. die Geest zwischen Geestemünde u. Bremerhafen. Die W. bildet eine 365,5 Km. lange Wasserstraße, die zwar nicht bes. wasserreich ist u. wegen der gebirgigen Ufer in vielen Windungen mit starkem Gefälle der Niederung zueilt, aber doch einen größeren Theil des Jahres der Schiffahrt günstigere Verhältnisse bietet als Elbe u. Oder. Noch im Hügellande können Fahrzeuge mit 3600—4000 Ctr. Tragfähigkeit, unterhalb Stolzenau zwischen Minden u. Nienburg solche bis mit 7000 Ctr. benutzt werden. Von den in die W. einmündenden Nebengewässern ist die Aller in ihrem Hauptflusse bereits von Celle ab, in der Leine von Hannover ab fahrbar. Die Wümme steht durch die Hamme über den Oste-Hamme-Kanal mit der Oste u. Elbe u. die Geeste durch den Geestekanal mit dem Bederkesaer See u. weiter durch den Hadeler Kanal mit der Elbe in schiffbarer Verbindung. Auch die Lune wird eine kurze Strecke aufwärts befahren. Die Hunte ist für Dampfschiffe zugänglich bis Oldenburg. Der Stromabschnitt unterhalb Bremen, die Unterweser, gehört schon überwiegend der Seeschiffahrt an, doch können bis Bremen selbst nur Schiffe bis 2,3 m. Tiefgang kommen, bis Elsfleth an die Huntemündung solche mit 4,5 m. u. bis Geestemünde u. Bremerhafen bis mit 7,5 m. 1876 kamen nach Bremen von der Unterweser 4806 Schiffe, darunter 487 Dampfer, mit einer Gesammttragfähigkeit von 9,694,266 Ctr., von der Oberweser 698 Schiffe, darunter 6 Dampfer, mit 1,748,320 Ctr. Tragfähigkeit. Bei Hameln passirten zu Berg 299 Schiffe mit 821,160 Ctr. u. zu Thal 223 mit 696,520 Ctr. Ladung. Die Gesammtgröße des Flußgebietes, von welchem über $^2/_3$ dem Gebirgs- u. Hügellande angehört, berechnet sich auf 47,000 □Km. An großen Städten liegen in diesem Gebiete Hannover, Bremen, Braunschweig u. Kassel.

**Wesergebirge** in weiterem Sinne ist das im Gebiete der Weser liegende Gebirgsterrain vom hessischen Berglande nördl. bis an die westfalische Pforte mit Ausschluß des Harzes u. Eichsfeldes. Es umfaßt also links vom Flusse den Teutoburger Wald in seiner weitesten Bedeutung, das Lippesche u. Pyrmonter Bergland, die Mindener Bergkette, die Lübbeschen, Bramschen u. Kappeler Berge, rechts den Solling u. von hier das ganze Gebirgsland bis Süntel u. Deister u. den Gebirgszug von da bis zur Weser. In engerem Sinne ist es nur der letztere Zug, die 4 M. lange, mit dichtem Laubwald bedeckte Kette zwischen Süntel u. Porta Westphalica, die in ihrem höchsten Punkte 362 m. erreicht, nach N. hin einen sanften Abfall zeigt, im W. aber mit dem 181,5 m. hohen Jakobsberge ziemlich schroff zur Weser abfällt.

**Wesley** (spr. Uesli), John, der Stifter der Methodisten (s. d.), geb. 17. Juni 1703 als der Sohn eines Geistlichen zu Epworth in der englischen Grafschaft Lincoln; neigte seit früher Jugend zu energischer praktischer Frömmigkeit, wie sie das Wesen des Methodismus ausmacht, studirte Theologie zu Oxford, wurde 1725 daselbst zum Diakonus geweiht, blieb aber auch dann noch in enger Verbindung mit dem Kreise der Studenten, aus welchem im Nov. 1729 die erste methodistische Genossenschaft hervorging. Ueber die großartige Wirksamkeit W.'s unter den Methodisten s. d. Art. Trotz seiner früheren Abneigung gegen die Ehe hatte er sich 1749 verheirathet, aber so unglücklich, daß er sich nachmals wieder scheiden ließ. Seine mehr als 100 Bände umfassenden Schriften bestehen in Predigten (deren er gegen 50,000 gehalten haben soll), erbaulichen Traktaten u. geschichtlichen Abhandlungen. Sammlungen seiner Werke erschienen London 1774 (in 32 Bdn.) u. ö., noch 1857 (15 Bde.); eine Auswahl seiner Predigten ist mehrfach auch ins Deutsche übersetzt worden, u. A. von W. Nast (2 Bde., Brem. 1861). Von den zahlreichen Biographien über W. sind hervorzuheben die von Hampson (deutsch von Niemeyer, 2 Bde., Halle 1793), Southey (deutsch von Krummacher, 2 Bde., Hamb. 1828), Moore (2 Bde., Lond. 1824), Watson (Frankf. 1839), Schmidt (Halle 1849), Taylor (Lond. 1851). Vgl. auch Jacoby „Geschichte des Methodismus" (2 Bde., Bremen 1871).

**Wespen** (Vesparíae), eine Familie von mit einem Stachel bewehrten Hymenopteren, hauptsächlich gekennzeichnet dadurch, daß von ihren langen schmalen Flügeln das vordere Paar der Länge nach faltbar ist. Sie haben meist deutlich gebrochene Fühler, nierenförmige, innen stark ausgeschnittene Augen, deutliche Nebenaugen auf der Stirn, langgezogene, hervorstehende Oberkiefer, mehr od. weniger verlängerte Unterkiefer mit sechsgliederigen Tastern u. eine verlängerte Unterlippe mit Nebenzungen u. drei bis vier gliederigen Tastern. Die W. sind im Allgemeinen schlanker u. weniger behaart als die Bienen, schließen sich diesen jedoch an durch die Bildung ihrer Mundtheile sowol, wie durch die Art Nester zu bauen, durch das vielen von ihnen (den Sociales) eigenthümliche Leben in Staaten u. das damit verbundene Vorkommen geschlechtsloser Individuen (sog. Arbeiter). Die in Form u. Größe sehr verschiedenen, papierartigen Wespennester bestehen aus sechseckigen regulären Zellen u. werden frei an Blättern u. Baumzweigen od. in hohlen Bäumen, in Erdhöhlen 2c. aufgehängt. Sie sind entweder für nur wenige Bewohner eingerichtet u. dann meist offen, od. aber für viele Tausende, u. werden dann gewöhnlich von einer gemeinschaftlichen sackartigen Hülle umgeben u. mit einem besondern Flugloch versehen. Den Baustoff zu diesen Nestern bilden abgenagte Pflanzentheile, meist Holztheilchen, die von der W. durch ihren kleberigen Speichel verbunden werden. Wie bei den Bienen, werden die fußlosen Larven von Arbeitern mit Honig gefüttert, den diese aus ihrem Magen von sich geben. Der Honig ist entweder vorher Bienen abgejagt worden, od. die W. hat ihn aus ihrem eigenen Fraße, der in Früchten, Zucker, Fleisch besteht, bereitet. Der Wespenstaat bildet sich in der Weise, daß ein im Herbste begattetes, überwintertes Weibchen (Wespenkönigin) im Frühjahr zunächst Arbeiter erzeugt, mit deren Hülfe sie den Bau fortsetzt, um im Spätsommer auch Männchen u. fruchtbare Weibchen aufzufüttern. Nach dem Ausflug u. der Begattung der letzteren löst sich der Staat auf. Von dergleichen sozialen W. nennen wir vorerst die schwarzgelbe gemeine Wespe (Vespa vulgaris), sodann die größere, bes. in hohlen Bäumen nistende Hornisse (V. crabro). Beide sind gefürchtet wegen des Giftstachels der Weibchen u. Arbeiter. Was die solitären W. betrifft, so legen die Weibchen derselben ihre Brutzellen im Sande, an Mauern, Pflanzenstengeln 2c. an u. füllen dieselben (in seltneren Fällen) mit Honig od. (so bei den meisten Arten) mit Raupen, Larven, Spinnen 2c. als Nahrung für die junge Larve. Nam. angeführt sei die Pillenwespe (Eumenes), die Mauerwespe (Odynerus). Eine Familie der Pflanzenwespen sind die Holzwespen (Siricidae, Urocerata, Xylophaga), bei welchen das Weibchen mit ihrer über die Hinterleibsspitze herausragenden Legeröhre seine Eier in das Holz der Bäume einbringt, in u. von welchem dann die augenlosen, mit sechs kurzen Beinen u. einem aufwärts gerichteten Afterbohrer ausgerüsteten farblosen Larven meist zwei volle Jahre leben, u. es kommt mitunter vor, daß das entwickelte Insekt erst unter dem Werkzeuge des Tischlers hervorkriecht. Man kennt selbst Fälle, wo durch Kisten hindurch Blei- u. Zinkplatten angebohrt wurden. Diese Holzwespen leben vorzugsweise in Europa u. Nordamerika. Am häufigsten ist die Riesenwespe od. gelbe Fichtenwespe (Sirex gigas), von schwarzer Farbe, mit gelbgeflecktem Kopfe u. roth u. schwarzem Hinterleibe, die in Tannen, ferner die etwas kleinere, ebenfalls schwarze, gelbrothbeinige Fichtenholzwespe (Sirex spectrum), mit dem sehr langen Legestachel, die in Fichten u. Lärchen lebt, endlich die stahlblaue, auf dem Hinterleibe rothbandirte gemeine Kiefernholzwespe (Sirex juvencus) mit kurzem Legstachel, in Kiefern. — Im Ganzen kennt man etwa 900 Wespenarten. Ein Hauptwerk über die W. gab de Saussure. — Blumenwespen, s. „Bienen".

**Wespenbussard** (Pernis apivorus), ein Falke mit gelber Wachshaut u. ebensolchen Beinen, aschgrauem od. rostrothem Oberkopf, dunkelbraunem Mantel, weißer, ins Gelbliche od. Bräunliche ziehender Unterseite, mit sehr variirenden, herz- od. wellenförmigen Querflecken, u. drei- bis viermal querbandirtem, über die Flügel hervorragendem, abgerundetem Schwanze. Er lebt in Deutschland als Zugvogel vom April bis Oktober u. frißt Insekten, bes. Wespen, Bienen, Hummeln, denen er jedoch vorher, um sich vor dem Stachel zu schützen, den Hinterleib abreißt.

**Wessel,** Johann, einer der bedeutendsten Vorläufer der Reformation, nach dem ursprünglichen Sitze seiner Familie, dem Dorfe od. Gute Gansfort in Westfalen, auch W. Gansfort od. Gansevort genannt, wurde 1420 (n. A. 1400) zu Gröningen geboren u. nach dem frühen Tode seiner Eltern bei den Brüdern vom gemeinsamen Leben zu Zwoll erzogen. Unter Anderen genoß er dort noch den Umgang des Thomas a Kempis (s. d.), weigerte sich aber, obschon er bereits zu Zwoll als Lehrer aufgetreten war, Mitglied der dortigen Brüderschaft zu werden. Von brennendem Lerneifer getrieben, bezog er nach einander die Universitäten Köln, dann Löwen, endlich (um 1452) Paris. Hier verweilte er gegen 16 Jahre in unermüdlichem Studium u. im Verkehr mit den ausgezeichnetsten Theologen u. Humanisten jener Zeit (u. A. mit Kardinal Bessarion, Reuchlin,

Nr. 5518. Das Nest der gemeinen Wespe (Vespa vulgaris).

Agricola, dem Franziskaner General Franz v. Rovere, nachmals Papst Sixtus IV. 2c.). Nach längerem Aufenthalt in Rom, wo ihm das Verderben der Katholischen Kirche aus eigener Anschauung klar wurde, kehrte er nochmals nach Paris zurück, lehrte dann einige Zeit

Nr. 5519. Das Nest der Pillenwespe (Eumenes).

in Heidelberg Philosophie u. wandte sich endlich um 1479 in seine Heimat zurück. In diese letzte Zeit seines Lebens, die er theils in einem Nonnenkloster zu Gröningen, theils auf dem Agnetenberg bei Zwoll zubrachte, fallen hauptsächlich seine Bemühungen um die Verbreitung reformatorischer Grundsätze in rein evangelischem Geiste. So lehrte er bes. die Rechtfertigung allein aus dem Glauben mit solcher Bestimmtheit, daß Luther nachmals über seine wörtliche

Uebereinstimmung mit W. hoch erstaunt war. Von seinen zahlreichen Freunden wurde er durch den Beinamen lux mundi (Licht der Welt) geehrt; seine scholastischen Gegner hatten ihm früher wegen seines Eifers im Disputiren den Beinamen magister contradictionum (Magister des Widerspruchs) gegeben. W. starb zu Gröningen 4. Okt. 1489. Bei Lebzeiten hatten ihn der Ruf seiner Gelehrsamkeit u. mächtige Freunde vor der Inquisition geschützt; nach seinem Tode rächten sich die Bettelmönche an dem verhaßten Gegner durch die Verbrennung seiner Schriften. Doch wurde ein Theil derselben gerettet u. zuerst 1521 od. 1522 von Luther unter dem Titel „Farrago (Mengfutter) rerum theologicarum uberrima", am vollständigsten von Lydius (Amsterd. 1617) herausgegeben. Vgl. Ullmann, „Johann W., ein Vorgänger Luther's" (Hamb. 1834; 2. Aufl. 1842 als 2. Band der „Reformatoren vor der Reformation").

**Wesselenyi** (spr. Weschelehnje), Nikolaus, Baron, s. Z. Führer der ungar. u. siebenbürg. Opposition, geb. 1794 auf Schloß Zsibó im Szamosthale in Siebenbürgen, machte im österr. Heere die letzten Feldzüge gegen Napoleon mit u. kehrte 1818 in seine Heimat zurück, wo er dann aufs Eifrigste die Agitation gegen das ohne Mitwirkung des Siebenbürg. Reichstags erlassene Urbarialgesetz leitete, bis sich endlich 1834 die österr. Regierung zur Wiedereinberufung des Reichstags verstand. Inzwischen (1825) hatte sich W. auch an die Spitze der liberalen Bewegung in Ungarn gestellt. Schon 1835 wegen „Mißbrauchs der Oeffentlichkeit u. Redefreiheit" in zwei Prozesse verwickelt, ward er 1837 mit L. Kossuth verhaftet u. wegen „Hochverraths" zu vierjähr. Haft verurtheilt. Zwar wurde er 1840 amnestirt, doch hatte er im Gefängniß das Augenlicht verloren. Seitdem blieb er, mit Ausnahme des J. 1848, dem politischen Schauplatze fern u. unterstützte seine Partei nur durch seinen Rath. Er starb zu Pest 27. April 1850. Vgl. Csengery, „Ungarns Redner u. Staatsmänner" (2 Bde., Wien 1851).

**Wessenberg,** Ignaz Heinrich, Frhr. v., einer der edelsten u. weitherzigsten katholischen Kirchenfürsten u. Schriftsteller, wurde den 4. Nov. 1774 zu Dresden geboren, wo sein Vater, Johann Philipp Karl v W., damals Konferenzminister war. Von Jugend auf zum Geistlichen bestimmt, studirte W. seit 1790 auf der Jesuitenschule zu Augsburg, 1792—94 zu Dillingen, wo bes. Sailer (s. d.) einen nachhaltigen Einfluß auf ihn ausübte, nach der Vertreibung desselben zu Würzburg, endlich seit 1796 zu Wien. Empört über das undeutsche Wesen der österreichischen Politik, zog er sich jedoch bald auf seine Dompfründe in Konstanz zurück, um ungestört seinen Studien zu leben. Doch schon 1800 wurde er von Dalberg (s. d.) zum Generalvikar des Bisthums Konstanz berufen. In dieser Stellung entfaltete W. eine wahrhaft großartige Wirksamkeit nicht nur als Kirchenpolitiker, sondern vor Allem als geistlicher Oberhirt des Bisthums. Er hielt auf strenge Sittenzucht, regte die Geistlichen zu wissenschaftlichen Studien an, lehrte auch selbst an dem geistlichen Seminar in Meersburg u. ließ Geistliche u. Lehrer zur Hebung des Schulwesens bei Pestalozzi ausbilden. Alle diese Dinge erregten jedoch in immer stärkerem Grade das Mißtrauen der ultramontanen Partei. Als W. vollends den Muth hatte, den Gebrauch der deutschen Sprache in der Liturgie u. dem Kirchengesang zu begünstigen u. das Neue Testament in deutscher Uebersetzung in den Schulen einzuführen, entlud sich der Haß seiner Gegner zunächst in der Abtrennung der kathol. Schweiz von dem Bisthum Konstanz (1814). W. ließ sich dadurch so wenig beirren, daß er 1815 auf dem Wiener Kongreß nachdrücklich den großen Gedanken befürwortete, die Katholische Kirche Deutschlands zu einer deutschen Nationalkirche unter einem Primas zu vereinigen. Gerade dieser Vorschlag erschien den Ultramontanen als die schlimmste Ketzerei. Als daher W. nach Dalberg's Tode (1817) vom Domkapitel einstimmig zum Bischof von Konstanz gewählt worden war, verweigerte der Papst in schroffster Form seine Bestätigung. Der Großherzog von Baden erklärte zwar trotzdem die Wahl für giltig, aber W. verzichtete aus Ehrfurcht vor den Ordnungen der Kirche selbst auf den Bischofstitel, nachdem er sich im Sommer 1817 vergebens in Rom bemüht hatte, seine Sache zu vertheidigen. So blieb W. nach wie vor Generalvikar des Bisthums Konstanz. Bei der Auflösung des letzteren u. der Errichtung des Erzbisthums Freiburg (1827) wurde von der katholischen Geistlichkeit Badens allseitig die Erhebung W.'s zum Erzbischof gewünscht; seine Wahl scheiterte jedoch an dem Widerwillen des neuen Großherzogs Ludwig. Ein Versuch des Königs von Württemberg, ihn zum Bischof von Rottenburg zu gewinnen, wurde wieder durch päpstlichen Einspruch vereitelt. Auf diese Weise aus dem geistlichen Amte verdrängt, widmete er sich bis 1833 nur noch der Thätigkeit in der ersten badischen Kammer, deren Mitglied er bereits 1819 geworden war. Seiner Anregung verdankte Baden in dieser Zeit manche segensreiche Neuerung, bes. auf dem Gebiete des Schulwesens. Seit 1833 lebte er in der Zurückgezogenheit zu Konstanz, wo er 6. Aug. 1860 starb. — Das Hauptwerk W.'s ist: „Die großen Kirchenversammlungen des 15. u. 16. Jahrhunderts" (4 Bde., Konstanz 1840). Von seinen pädagogischen u. erbaulichen Schriften erwähnen wir: „Die Elementarbildung des Volks" (Zür. 1814 u. 1835); „Die christlichen Bilder" (2 Bde., Konst. 1827; 2. Aufl., St. Gallen 1845). Dem Gebiete der Philosophie gehört an: „Gott u. die Welt od. das Verhältniß aller Dinge zu einander u. zu Gott" (Heidelb. 1857). Seine „Sämmtlichen Dichtungen" erschienen Stuttgart u. Tübingen 1834—44 (6 Bde.). Auch ein Trauerspiel „Kaiser Friedrich II." wurde aus seinem Nachlaß herausgegeben (2. Aufl., Freiburg 1863). Vergl. J. Beck, „Freiherr J. G. v. W., sein Leben u. Wirken" (ebd. 1862).

Nr 5520. Ignaz Heinrich v. Wessenberg (geb. 4. Nov 1774, gest. 6. Aug. 1860).

**Wessex** (Westsachsen) ist der Name eines angelsächsischen Königreiches, das — der Sage nach — der Sachse Cerdic, der Nachkomme Wodan's im neunten Gliede, 494 mit seinem Sohne Cynric zusammen in Besitz nahm u. 501, unterstützt von Port u. seinen beiden Söhnen, gegen die aus dem ganzen Lande herbeiziehenden Briten vertheidigte. Um 518 nannte Cerdic sich „König", obgleich sein Land sich kaum über die „Grenzen des heutigen Southamptonshire u. des Landes der Sumorsäten" hinaus erstreckte. Doch war schon die Insel Wight, von Jüten bevölkert, in Lehnsabhängigkeit von W. Cynric (534—560), der in Wintanceastir (Winchester) residirte u. die Grenzen weiter ausdehnte; sein Enkel Ceolwulf (597—611) drang bis zum Severnflusse vor. Ein neuer Geist kam nach W., als Cynegil (611—643), bewegt durch den Bischof Birinus u. durch seinen Schwiegersohn, den frommen König Oswald von Bernicia (Northumberland), sich 635 zu Dorcic (Dorchester) taufen ließ. Sein Sohn Cenwealh († 672) versuchte noch eine Reaktion, mußte aber, von seinem eigenen Schwager vertrieben, flüchten u. wurde durch Anna, den König der Ostanglen, erst zurückgeführt, nachdem er sich wieder bekehrt hatte. Klöster, Kathedralen u. Bischofssitze (Winchester) erhoben sich seitdem in W., u. bei der Weitereroberung (656 bis an den Parretfluß) verschonte man auch die christlichen Kultstätten der Briten. Ceadvalla machte sich 685 Sussex unterthänig u. ließ die 1200 heidnischen Familien auf der Insel Wight 696 fast alle niederhauen, um seine Westsachsen dorthin überzusiedeln u. den vierten Theil an den Bischof

Wilfrid zu verleihen. Sein Vetter Ine (688–725), der ihm folgte, veranstaltete die erste Gesetzsammlung. Er, wie sein Vorgänger, entsagte der Krone, um unter Bußübungen in Italien zu sterben u. gab dadurch Anlaß zu einem langen Thronstreite, während dessen W. bis 752 unter die Oberherrschaft von Mercia gerieth. Ekbert, der rechtmäßige Nachkomme Cerdic's, wurde 787 aus dem Lande vertrieben, das er in Besitz nehmen wollte, vermuthlich nur, weil sein Vater König von Kent war. Anfangs bot ihm Offa von Mercien, dann 13 Jahre lang König Karl d. Gr. ein Asyl. Zurückgerufen (regierte 800 bis 836), erfocht er am Tage seiner Krönung einen Sieg über die Mercier u. gab dem ganzen sächsischen Lande in Britannien den Namen England. Dann vereinigte er Cornwales 809 mit W., machte die Südbriten zinsbar, besiegte 823 nochmals die Mercier, setzte in Kent seinen Sohn Ethelwulf auf den Thron, empfing Tribut u. Geiseln von Northumbrien, vertrieb den König von Essex u. drang sogar verheerend in Wales bis zum Fuße des Snowdon vor. So vereinigte er 829 die Oberherrschaft über ganz England (s. d.) mit Ausnahme von Cumberland u. Strathclyde, deren Herrscher durch friedliches Gebahren jeden Kampf vermieden. — Vgl. Lappenberg, „Geschichte von England" (Bd. I, Hamb. 1834).

**Wessobrunn,** Pfarrdorf mit gegen 500 E. im Bezirksamt Weilheim, bayer. Reg.-Bez. Oberbayern, am Fuße des Hohen Peißenberges. Das ehemalige berühmte Benediktinerkloster, 744 durch Bonifacius gegründet, besaß eine werthvolle Bibliothek (jetzt in München), unter deren Handschriften sich auch das hochwichtige sog. Wessobrunner Gebet befindet, das älteste süddeutsche Sprachdenkmal, Ende des 8. od. Anfang des 9. Jahrh. aufgezeichnet u. mit rohen, aber kulturhistorisch interessanten Federzeichnungen versehen. Dasselbe besteht aus drei Theilen, von denen die beiden ersten, in mehr od. weniger deutlich erkennbaren alliterirenden Versen geschrieben, aus einer noch älteren poetischen Schöpfungsgeschichte entlehnt sein werden, während den dritten Theil ein prosaisches Gebet zu Gott bildet. Herausgegeben wurde das Wessobrunner Gebet von Wackernagel (Berl. 1827), Müllenhoff („De carmine Wessofontano", ebd. 1861), Müllenhoff u. Scherer („Denkmäler deutscher Poesie u. Prosa ꝛc.", 2. Aufl., ebd. 1873) u. A. Im J. 1877 ließ Prof. Sepp (s. d.) in W. ein Siegesdenkmal im Kyklopenstil, „Hunnenstein" genannt, zur Erinnerung an Pipin's des Kleinen Sieg über Herzog Odilo v. Bayern 742 u. an den Sieg Kaiser Otto's I. über die Hunnen auf dem Lechfelde 955 aufstellen, sowie einen Denkstein, auf welchem das Wessobrunner Gebet eingemeißelt ist.

**West** ist eine von den vier Himmelsgegenden. An der Seite des Horizonts, an welcher der Westpunkt liegt, findet der Untergang der Gestirne statt.

**West,** Thomas u. Karl August, Pseudonym für Joseph Schreyvogel (s. d.).

**West,** Benjamin, amerikanischer Historienmaler, geb. 10. Okt. 1738 zu Springfield in Pennsylvanien; bildete sich Anfangs ohne Lehrer aus u. trat zuerst in Philadelphia mit Portraits in die Oeffentlichkeit, ging 1760 nach Rom, studirte hier, sowie in Florenz u. Venedig, unter der Leitung erfahrener Künstler u. ließ sich 1763 in England nieder. Sehr gefördert wurde seine Thätigkeit hier durch den Erzbischof von York, der ihn beim König Georg III. einführte, von welchem W. fast ausschließlich länger als 30 Jahre (1767 bis 1802) beschäftigt wurde. Zu den damals entstandenen Bildern gehören z. B. „Der Abschied des Regulus", „Der Schwur Hannibal's", „Orestes u. Pylades" (Nationalgalerie in London), „Der Schiffbruch des Paulus" (Kirche des Hospitals in Greenwich), „Die Seeschlacht von la Hogue" u. „Der Tod des Generals Wolfe" (beide im Grosvenor House in London), worin W. zuerst den glücklichen Versuch machte, die Gestalten im Kostüm ihrer eigenen Zeit darzustellen. 1792 wurde er an Reynolds' Stelle Präsident der Akademie, legte aber dieses Amt schon 1805 nieder. Infolge der Gemüthskrankheit des Königs zog er sich vom Hofleben zurück u. führte noch eine Reihenfolge religiöser Bilder in großem Maßstabe aus, die aber zum Theil an prosaischer Auffassung, Kälte u. Nüchternheit leiden. Er starb zu London 11. Okt. 1820. W. hat das große Verdienst, durch Strenge u. Kühnheit in der Komposition dem bis dahin herrschenden Gezierten u. Extravaganten der Malerei ein Ende gemacht zu haben, was ihn freilich hin u. wieder in das andere Extrem der Nüchternheit u. gezwungenen Regelrechtigkeit führte. — Vgl. Galt, „Life and studies of Benj. W." (Lond. 1820) u. Cunningham, „Lives of British artists" (Bd. 2).

**Westafrika-Settlements** nennt man die seit Febr. 1866 unter einem Generalgouverneur zusammengefaßten vier britischen Besitzungen an der Westküste von Afrika: Sierra Leone, Gambia, Goldküste u. Lagos, die seit 24. Juli 1874 in zwei unter je einem Gouverneur stehende Kolonien: Sierra Leone u. Gambia, Goldküste u. Lagos zerlegt sind. Ihr Umfang wird angegeben mit 805 deutschen □M., ihre Bevölkerung auf 633,400 Köpfe (1878). Von britischen Truppen stehen im Ganzen 641 Mann hier. Die Einnahmen betrugen 1872: 173,000 Pfd. Sterl., die Ausgaben: 179,000 Pfd. Sterl., die Einfuhr 834,000 Pfd. Sterl., die Ausfuhr 821,000 Pfd. Sterl.

**Westaustralien** (engl. Western Australia), britische Kolonie auf dem Festlande von Australien, grenzt, den ganzen Westen einnehmend, im O. an Südaustralien u. das nördliche Territorium, hat den 129.° östl. L. von Greenwich als offizielle östl. Grenzlinie, wird im NW. u. S. vom Indischen Ozean bespült u. soll nach planimetrischer Berechnung mit allen Küsteninseln u. Salzseen 45,898,1 □M. umfassen, auf denen es Ende 1876 nur 27,321 Bewohner gab. Es ist die am meisten zurückgebliebene der britisch-austral. Kolonien; seine gänzliche Abgeschlossenheit von den übrigen durch die jede Landpassage verhindernden Sand- u. Skrubwüsten, sein trockenes Klima u. sein Wassermangel, seine allen Lebens baren Salzseen vereiteln jeden Aufschwung. Zwar die Küste ist nicht ungegliedert; von der Cambridgebai im äußersten NO. an, die bis zum Mount Cockburn reicht, ist nach W. bis 122° östl. L. die Küste viel getheilt in zahlreiche Halbinseln u. kleine Baien, hat bis zum 114.° östl. L. zwar wenig Einschnitte, aber dafür den Dampierarchipel vor sich liegen u. besitzt an der Westseite vom Exmouthgolf u. dem Nordwestkap an in dem Geographe u. Naturaliste Channel, der Sharkesbai, mit ihren südl. Enden: Hamelin Pool, Charidonbai, dem Denhamsund u. dem Freycinethafen, der Gantheaumebai, dem Geelvink Channel wichtige Meeresarme, während die südwestl. Halbinsel von der Geographe- u. Flindersbai u. die Südküste außer von der Doubtful Islandbai von dem westl. Theil der großen Australbucht bespült wird. Auch die Küste aber ist schon an ungeheuren Strecken von Sand bedeckt od. mit Skrub u. Giftpflanzen überzogen, so daß ein Anbau selbst hier am Meere nur stellenweise möglich ist. Durch die Forschungsreisen der letzten Jahrzehnte ist nun festgestellt, daß mit Ausnahme des 50–60 M. breiten, wenigstens zum Theil fruchtbaren Küstenstrichs das ganze Land eine Wüste ist, welche im W. zwischen Murchison u. Gascoyne das Meer erreicht, im N. bereits an der 3. Terrasse von der Küste aus beginnt, im S. aber weithin mit ihren Skrub- u. Sandflächen den Strand bildet u. in welcher nur weit verstreut kleine Anfänge guten Landes sich finden mit Quellplätzen, die freilich dem Reisenden oft lange verborgen bleiben. Diese Wüste hat in ihrer Bodenformation durchaus den Charakter der Sahara, ist nicht absolut eben, sondern bildet Hochebenen u. kleine Gebirge, von denen schon manche bekannt geworden, die aber noch in keinen allgemeinen Zusammenhang wissenschaftlich gebracht sind. Von den die innere, auch Große Viktoriawüste benannte, Hochebene begrenzenden u. zum Meere sich senkenden Gebirgen sind die wichtigsten: die Hamersley Range am linken Fortescue 760 m., aber auch 1400 m. hoch, an welche südöstl. der Mount Vigors u. der Mount Bruce von 1158 m. Höhe auf einem über 800 m. im Durchschnitt sich erhebenden Hochlande anstoßen, im Quellgebiet des Gascoyne der 1035 m. hohe Labouchère u. von ihm nach NW. der Augustus (1092 m.), am obern Murchison der Mount Gould (792 m.), westl. von Lake Austin der Mount Farmer (695 m.) u. im äußersten SW. die Stirling Range, welche im Toolbrunup 914 u. im Kyennerup 1166 m. Höhe erreicht. Hart an der Westküste ziehen sich vom Murchison bis zum Blackwood im S.: die Viktoria Range, die Herschel Range u. bes. die Darling Range, in welcher der Mount William u. der Mount Keats fast 1100 m. erreichen. Die einzig bis jetzt bewohnte u. wol auch bewohnbare Westküste kann man in drei Regionen theilen: eine südliche bis 29° südl. Br., in welcher heute die meisten Ansiedelungen liegen, eine öde Hochebene mit 300–450 m. durchschnittlicher Höhe, sehr wenig entwickeltem Flußsystem, dem Blackwood, Murray u. Avon als größten Wasserläufen, vielen Salzseen u. Sümpfen u. mangelndem Thierleben, eine mittlere zwischen 29° u. dem Wendekreise, mit mehr geneigten Ebenen, daher weniger Salzseen u. Sümpfen, den bedeutenden Flußgebieten des Murchison u. Gascoyne u. grasreichen, von jagdbaren Thieren u. Eingeborenen belebten Strichen in ihren Thälern, an der Küste allerdings nur südl. vom Murchison mit einem fruchtbaren hügeligen Distrikt, sonst mit trostlosen, wasserarmen, zum Theil von undurchdringlichem Dickicht bewachsenen Flächen bedeckt, endlich eine nördliche mit den Flußgebieten des Ashburton, Fortescue, Sherlock, Yule u. de Grey, ein Terrassenland mit günstigerem Boden u. besserer Bewässerung, aber wegen des tropischen Klimas für den Anbau weniger geeignet. Von den Salzseen, die im Innern u. am westl. Rande bis jetzt bekannt sind, seien erwähnt: der Lake Austin, der Lake Barlee, weiter nach W. der Lake Moore u. Lake Monger, der Lake Lefroy, Cowan u. der Küste am nächsten der Cow-Cowinglake.

Das südwestl. Bergland hat vom ganzen Lande die meisten Produkte hervorgebracht, als der einzig angebaute Theil, doch ist auch die Australische Wüste kaum irgendwo von Vegetation ganz entblößt, vielmehr meist von Skrub (Gebüsch) bedeckt. Für die Ausfuhr von großer Bedeutung ist der Sandelholzbaum, welcher 60—80 M. von der Küste auftritt u. sich ziemlich weit landeinwärts verbreitet. Von Mineralien werden bes. Bleierze im NO. u. am Murchison ausgebeutet. Von der menschlichen Bevölkerung werden die Eingeborenen gar nicht mit gezählt, die weißen Eingewanderten, von denen die ersten sich 1829 am Swan River südl. von Perth niederließen, waren schon 1848 gewillt, die Kolonie wieder aufzugeben, baten hierauf die Regierung um Zufuhr von Verbrechern u. haben deren infolge dessen bis 1872 auch 6000 erhalten. Sie betrug 1850 nur 5293, 1859: 14,837, jetzt 27,321 Köpfe u. ist am dichtesten um Perth u. an der Championbai südl. vom Murchisonfluß. Die Einwanderung führte 1874: 660, 1875: 733 Neulinge dazu, die Auswanderung fiel von 601 (1874) auf 520. Die Hauptbeschäftigung ist Viehzucht, daneben haben sich in neuerer Zeit gehoben der Handel, Perl- u. Fischfang, auch der Berg- u. Weinbau. Die Perlfischerei, welche erst 1868 begann u. an der Nordwestküste getrieben wird, lieferte z. B. 1874 eine Ausfuhr allein nach London von 240 Tonnen à 250—280 Pfd. Sterl. u. nach Singapore von 67 Tonnen. Die Einfuhr betrug 1875: 350,000 Pfd. Sterl., die Ausfuhr 391,000 Pfd. Sterl., worunter an Wolle 2,428,000 engl. Pfd. Außer letzterer werden bes. Sandelholz nach Singapore u. China, Perlmuscheln u. Perlen, Bauholz, Blei, Kupfer u. Pferde nach Indien exportirt. Der Schiffsverkehr zeigte 1875 305 ein- u. ausgehende Schiffe von 134,161 Tons auf. Im Verhältniß sehr viel ist in neuester Zeit für die Verkehrswege u. Unterrichtsanstalten gethan worden. In Betrieb sind von Eisenbahnen 61, im Bau 53 Km.; die fertigen Telegraphenlinien haben eine Länge von 1233 Km., im Bau sind 1336 Km. Seit 8. Dez. 1877 ist W. auch telegraphisch mit Südaustralien verbunden. Seit 1870 hat man die Wahlkreise abgegrenzt u. durch die Herstellung eines Gesetzgebenden Rathes u. einer Legislativen Versammlung den inneren Ausbau der Kolonie begonnen; die Exekutive hat ein Gouverneur. Die Ausgaben beliefen sich 1875 auf 169,230 Pfd. Sterl., die Einnahmen auf 157,775 Pfd. Sterl., die Schulden betrugen Ende 1874: 135,000 Pfd. Sterl. Für die Verwaltung wird W. in 26 Counties u. 3 Distrikte eingetheilt, von welchen die ersteren nur die südlichen u. südwestlichen Küstenländer bis zum 30.° südl. Br. u. 121.° östl. L. einnehmen. Hauptstadt ist **Perth** mit gegen 7000 E., andere kleinere Orte sind: der Hafen von Perth **Freemantle** mit 4000 E., **Greenough** mit 1557 E. (1878), **Guilford**, **York**, **Albany**, **Augusta**, im N. **Gregory** u. **Geraldine** (1297 E.), beide mit Bergbaudistrikten. — Die wichtigsten Reisen zur Erforschung von W. u. der großen Wüste von W. unternahmen im S. u. in der Mitte: Eyre 1840, Roe 1848—49, C. u. A. Dempster, Clarkson u. Harper 1861, Lefroy 1863, Hunt 1864, C. u. A. Dempster 1865, J. u. A. Forrest 1869—71, Brown 1871, im N. 1846 die 3 Gregory, R. Austin 1854, A. Gregory 1856, F. Gregory 1858 u. 61, endlich überhaupt in neuster Zeit J. u. A. Forrest 1874, Gosse 1873, Roß 1874, Warburton 1873 u. Giles 1873—76.

**West-Bromwich** (spr. Uĕst-Brömmitsch), Dorf mit 49,918 E. (1871) in der engl. Grafschaft Stafford, 1 M. von Birmingham, mit der vielleicht größten Gasfabrik, die die stark bevölkerten Orte innerhalb eines Radius von gegen 3 M. mit Leuchtgas versorgt. Von seinen Bewohnern sind über 5000 Eisenarbeiter, gegen 1000 Maschinenbauer, über 300 Wagenbauer, 277 Nagelschmiede u. 322 Ziegelmacher.

**Westenrieder**, Lorenz v., bayer. Geschichtsforscher, geb. zu München 1. Aug. 1748; ward erst Weltpriester, dann, nach Aufhebung des Jesuitenordens, 1773 Prof. der Poesie in Landshut, 1774 Professor der Rhetorik in München, 1776 Büchercensurrath, 1778 Mitglied der Akademie der Wissenschaften, 1786 Geistlicher Rath u. 1800 Domkapitular, Scholastikus u. Hofkaplan. 1813 geadelt, starb er 15. März 1829 zu München, wo ihm 1854 ein von Widnmann modellirtes Standbild errichtet wurde. Um Bayerns Geschichte u. Landeskunde hat sich W. vielfach verdient gemacht, dagegen war in den letzten 25 Jahren seines Lebens sein Wirken ein dem Fortschritt sehr feindliches. Unter seinen zahlreichen Schriften sind bes. anzuführen: „Akademische Reden u. Abhandlungen" (Münch. 1779); „Geschichte der bayerischen Akademie der Wissenschaften" (2 Bde., ebd. 1779—1800); „Bayer. Beiträge zur schönen u. nützlichen Literatur" (ebd. 1779—81); „Leben des guten Jünglings Engelhof" (2 Bde., ebd. 1782); „Beschreibung von München" (ebd. 1782); „Jahrbuch der Menschengeschichte in Bayern" (2 Bde., ebd. 1783); „Geschichte von Bayern" (2 Bde., ebd. 1785); „Bayerisch-historischer Kalender" (21 Bdchn., ebd. 1787 ff.); „Beiträge zur vaterländisch-historischen Geographie, Statistik u. Landwirthschaft" (12 Bde., ebd. 1788 ff.); „Hundert Sonderbarkeiten 2c." (ebd. 1824; Forts. 1828). Seine „Sämmtlichen Werke" erschienen zu Kempten (10 Quart Bde., 1831—38; 29 Bde., 1831—37).

**Westerås**, Hauptstadt des schwed. Läns Westmanland mit 5448 E. (1874), liegt an der Svärtanmündung in den Mälarsee, ist Bischofssitz, hat das älteste Gymnasium Schwedens mit einer interessanten Bibliothek, ein Landgericht, einen prächtigen goth. Dom aus dem 11. Jahrh. von 92 m. Länge, 36,2 m. Breite, mit 3 Reihen mächtiger Säulen im Innern, dem Grabe König Erich's XIV. u. einem 97,4 m. hohen Thurme, hat ferner ein altes Schloß, Schiffswerfte, etwas Tabakfabrikation, Handel mit Eisen- u. Messingwaaren 2c., bes. auf dem See, u. den Gesundbrunnen **Emaus**. — Hier siegte 1521 Gustav I. Wasa über die Dänen u. fand 1544 ein Reichstag statt, der die Erfolge des Hauses Wasa sicherte.

**Westerbotten**, schwed. Län, 978,239 □M. mit nur 98,043 E. (Ende 1875), bildet den 15 u. mehr M. breiten Küstenstreifen am Bottnischen Meerbusen von der Grenze Westernorrlands bis an die Torneå-Elf u. Finnland u. ist nach W. hin von dem gleichlangen Norbottens-Län begrenzt. Das im W. noch gebirgige, nach dem Meer zu tiefer liegende u. theilweise gut bewaldete Gebiet wird von zahlreichen Flüssen, die sämmtlich in südöstl. Richtung dem Bottnischen Meerbusen zueilen u. den Namen Elf tragen, durchzogen. Viele bilden in ihren Thälern langgestreckte Seen, deren Gesammtoberfläche 53,809 □M. beträgt. Der Ackerbau ist durch die Rauheit des Klimas sehr beschränkt, günstiger sind die Verhältnisse für die Viehzucht. Sie u. die Ausnutzung der Wälder u. Jagd u. Fischfang sind die Hauptbeschäftigung der abgehärteten Bevölkerung. Der Hauptort ist der Hafenplatz **Umeå** mit über 2500 E.

**Westergaard**, Niels Ludwig, berühmter dänischer Orientalist, bes. Sanskrit- u. Zendforscher, geb. 27. Okt. 1815 in Kopenhagen; studirte 1834—38 in seiner Vaterstadt, dann 1838—39 in Bonn ind. Philologie, machte darauf 1839 eine Studienreise nach Paris, London u. Oxford, 1841 mit königlichen u. Universitätsmitteln eine große wissenschaftliche Reise nach Indien u. Persien, von wo er 1844 über Tiflis, Moskau u. St. Petersburg zurückkehrte u. an der Kopenhagener Universität Lektor, 1845 außerord. Prof. der indisch-orientalischen Philologie u. Literatur wurde. Schon vor seiner Orientreise hatte W. das für die indogermanische Sprachvergleichung wie für ind. Lexikographie wichtige Werk „Radices linguae Sanscritae" (Bonn 1841) veröffentlicht. Nach seiner Anstellung folgten dann eine kurzgefaßte Sanskritgrammatik u. ein Lesebuch der Sanskritsprache (beide in dän. Sprache, Kopenh. 1846), wie ein wissenschaftlicher Katalog der Kopenhagener Sanskrithandschriften („Codices indici bibliothecae regiae Havniensis", Kopenh. 1846). 1850 erhielt W. die ordentliche Professur, welche er bis zu seinem Tode inne hatte. Seither erschienen von ihm: „Bundehesh, liber Pehlevicus, e vetustissimo codice Havn. descripsit" (Kopenh. 1851), dann sein berühmtestes Werk, die große Ausgabe der heiligen Bücher der Perser („Zendavesta, edited and interpreted", Kopenh. 1852—54), wie zwei Abhandlungen: „Ueber den ältesten Zeitraum der indischen Geschichte mit Rücksicht auf die Literatur" u. „Ueber Buddha's Todesjahr" (dänisch, Kopenh. 1860; deutsch, Bresl. 1862). Er starb zu Kopenhagen 9. Sept. 1878.

**Westerhemd** (vom lat. vestis, Kleid) heißt seit dem Mittelalter das weiße Tuch, welches als Sinnbild der durch die Taufe erlangten Reinheit über den Täufling gehalten od. gebreitet wird. Dieser katholische Gebrauch hat sich an vielen Orten auch in der Protestantischen Kirche erhalten u. zwar pflegt das W. nach der Taufe während der Einsegnung des Täuflings von den Pathen über denselben gehalten zu werden. Ursprünglich war übrigens das W. ein wirkliches Kleid, in Nachahmung des weißen Kleides, in welchem die erwachsenen Täuflinge der alten Kirche bei der Taufe erschienen.

**Westermann**, Anton, Philolog, geb. zu Leipzig 18. Juni 1806; studirte das. seit 1825, habilitirte sich 1830 ebd. als Privatdozent, wurde 1833 außerord. u. 1834 ord. Prof. der Alterthumskunde, war seit 1849 auch Mitdirektor des Philologischen Seminars u. Universitäts-Programmatarius, trat 1865 in Ruhestand u. starb zu Leipzig 24. Nov. 1869. Sehr verdient hat sich W. nam. durch seine mit einem reichen kritischen Apparat ausgestatteten Bearbeitungen griech. Schriftsteller gemacht, wie insbes. der „Vitae decem oratorum" (Quedlinb. 1833), der „Paradoxographi" (Braunschw. 1839), des Stephanus von Byzanz „De urbibus" (Lpz. 1839), von Plutarch's

„Vita Solonis" (Braunschw. 1840), der „Mythographi" (ebd. 1843), der „Biographi" (ebd. 1845), der sämmtlichen Werke des Philostratus (Par. 1848), der Reden des Lysias (Lpz. 1853), der „Ausgewählten Reden" des Demosthenes (3 Bde., ebd. 1850—52; öfters aufgelegt). Weiter sind von ihm zu nennen: eine „Geschichte der Beredsamkeit in Griechenland u. Rom" (2 Bde., Lpz. 1833—35), „Untersuchungen über die in die attischen Redner eingelegten Urkunden" (ebd. 1850) u. eine Reihe akademischer Gelegenheitsschriften. Auch gab er die von ihm gemeinschaftlich mit Funkhänel begründeten „Acta societatis graecae" (2 Bde., Lpz. 1836—40) heraus u. übersetzte Leake's „Demen von Attika" (Braunschw. 1840) u. ausgewählte Reden des Demosthenes, Aeschines u. Lysias (Stuttg. 1856 bis 1863). — George **W.**, Bruder des Vorigen, Verlagsbuchhändler, geb. zu Leipzig 23. Febr. 1810; erlernte, nachdem er in Freiberg den Gymnasialkursus durchgemacht, bei Friedr. Vieweg (s. d.) in Braunschweig den Buchhandel, konditionirte dann in Königsberg, Leipzig u. Hamburg, verlebte hierauf ein Jahr in England u. begründete 1838, in welchem Jahre er sich auch mit einer Tochter Vieweg's verheirathete, ein eigenes Geschäft in Braunschweig. Er begann mit dem Verlag von Uebersetzungen engl. Klassiker u. moderner Romanschriftsteller, gab indeß durch die Herausgabe des franz. Wörterbuchs von Molé seinem jungen Geschäft eine bestimmtere Richtung, die er mit wachsender Energie verfolgte, seit er 1845 auch eine eigene Druckerei errichtet hatte. Den Ruf seines geschichtlichen Verlags begründete er durch den Ankauf von Rotteck's „Weltgeschichte" u. durch Sporschil's „Große Chronik". Im Dez. 1848 errichtete er unter der Firma G. and B. Westermann Brothers ein deutsches Sortimentsgeschäft in New-York, dessen Leitung er seinem jüngeren Bruder, Hermann **W.**, übertrug. Trotz der ungünstigen Zeitverhältnisse hatte dieses erste derartige Unternehmen den besten Erfolg, doch trat W. schon nach 3 Jahren, da inzwischen auch das Braunschweiger Geschäft sehr gewachsen war, von der New-Yorker Firma wieder zurück. 1855 begann W. die Herausgabe der gediegenen „Illustrirten deutschen Monatshefte", früher von Ad. Glaser u. seit Okt. 1878 von Friedr. Spielhagen redigirt.

**Western-Islands** (spr. Uestern-Eiländs), s. v. w. Hebriden.

**Westernorrland** od. Hernösands Län, der größte Theil des früheren Ångermanland, schwed. Län, 422,706 □M., wovon 25,542 □M. auf Binnenseen kommen, mit 150,234 E. (Ende 1875), grenzt nördl. an die Läne Norrbotten u. Westerbotten, östl. an den Bottnischen Meerbusen, südl. an Gefleborg u. westl. an Jemtland. Die ganze Provinz ist ein malerisches Hügelland, hat reizende Flußlandschaften u. liebliche Seen; ein großer Theil derselben ist noch Wald; die stattlichen Dörfer liegen meist in den Thälern, die den reichsten Graswuchs bieten u. die Viehzucht begünstigen. Das Ackerland wird vorzugsweise zum Flachsbau benutzt, der ein ausgezeichnetes Produkt liefert, aus dem die feinste Leinwand gefertigt wird. An den Flußläufen giebt es viele Schneidemühlen, u. Holz-, Breterhandel u. Schiffsbau beschäftigen vielfach die Küstenbevölkerung. Die Provinzialhauptstadt ist Hernösand (s. d.); größer ist der Hafenplatz Sundsvall mit über 7500 E.

**Westerwald** ist derjenige Theil des niederrhein. Schiefergebirges, der rechts des Rheines liegt, von der Lahn u. Sieg begrenzt wird u. etwa 83 □M. umfaßt. Er ist ein mit der Braunkohlenformation überdecktes Grauwackenplateau, das von neueren eruptiven Gesteinen, von Basalt, Trachyt u. Phonolith durchbrochen wird, deren Kegelberge oben mit Felsblöcken übersäet sind. Hier u. da finden sich moorartige Ebenen dazwischen u. im SW. halten die Basaltmassen kleine Seen umschlossen. Das Ganze trägt den Charakter der Rauheit u. Unwirthlichkeit, u. die feuchten Nebel u. der viele kalte Regen gestatten oben selbst nicht mehr den Ackerbau, obgleich die Mittelhöhe kaum 400 m. erreicht. Hafer u. Gerste, zu denen hier u. da noch Kartoffeln u. Flachs kommen, sind in den höchsten Lagen nicht mehr möglich. Die starke Windströmung verweist den Obstbau in die Thäler u. doch braucht die Kirsche nach dem Volkswitze zwei Jahre Zeit zur Reife: „das erste Jahr reift die eine, das zweite die andere Backe". Waldbäume finden sich nur selten in Gruppen od. kleineren Holzungen vereinigt. Aber Viehweiden giebt es bis oben hinauf u. die niedrigeren Bergflächen nach dem Rheine hin tragen herrliche Wiesen, denen man hier besondere Aufmerksamkeit schenkt. Hier ist auch kräftiger Wald. — Das Volk gebraucht den Namen W. nur für die mittlere Gegend und belegt die einzelnen Partien mit besonderen Namen. So heißt die rauhe Partie zwischen der oberen Sieg u. der oberen Lahn die Kalte Eiche, in der Hainicher Höhe 607 m. hoch; der Strich westl. davon ist das Weite Feld; der Südwesttheil nach der unteren Lahn zu ist der Wald von Montabaur, bis 546 m. hoch. Die höchsten Berge in der Mitte sind der Saalberg od. Salzburger Kopf (654,5 m.) u. die Fuchskauten bei Willingen (657 m.). Bergbau findet sich im W. sowol im oberen Siegthale, wo die Grauwacke reich an Eisenspathgängen ist, die theilweise in Roth- u. Brauneisenerz umgewandelt sind u. mit denen Kupfer- u. Silbererze vergesellschaftet vorkommen, als auch im Lahnthale an mehreren Punkten auf Kupfer-, Silber- u. bleihaltige Erze.

**Westfalen,** preuß. Provinz, 366,868 □M. mit 1,905,697 E. (1875), wird begrenzt nördl. von Holland u. der Provinz Hannover, östl. von derselben, von Schaumburg-Lippe, Braunschweig, Waldeck u. der Provinz Hessen-Nassau, südl. von letzterer u. von der Rheinprovinz u. westl. wieder von der Rheinprovinz u. von Holland u. zerfällt in die drei Reg.-Bez. Minden (95,528 □M. u. 480,612 E.), Münster (131,502 □M. u. 443,344 E.) u. Arnsberg (139,835 □M. u. 981,741 E.). Die Bestandtheile der Provinz gehörten mit Ausnahme des Herzogthums W. zum Westfälischen Kreise des ehemaligen Deutschen Reiches u. bestehen im Reg.-Bez. Minden aus dem Fürstenthum Minden, der Grafschaft Ravensberg, der Abtei Herford, dem Fürstenthum Paderborn, dem Fürstenthum Corvey, der Grafschaft Rietberg, der Herrschaft Rheda u. dem zum Bisthum Osnabrück gehörigen Amte Reckenberg; im Reg.-Bez. Münster aus dem größeren Theile des Hochstifts Münster, aus den Grafschaften Tecklenburg, Lingen, Recklinghausen u. Steinfurt u. den Herrschaften Anholt u. Gehmen, u. im Reg.-Bez. Arnsberg aus der altpreuß. Grafschaft Mark u. den neueren Erwerbungen, dem Herzogthum W., dem Fürstenthum Siegen, den Grafschaften Wittgenstein u. Hohen-Limburg, der Reichsstadt Dortmund u. dem ehemals lippe'schen Lippstadt. Dieses heterogene Ganze ist in ethnographischer Beziehung eine wirkliche Einheit, denn seine Bewohner bilden die westl. Volksgruppe des Sachsenstammes, die ihre Eigenthümlichkeit so wesentlich festhaltenden Westfalen; anders in geographischer Beziehung, denn der S., der Reg.-Bez. Arnsberg, gehört vorwaltend dem niederrheinischen Schiefergebirge mit dem Sauerlande an u. liegt damit u. mit dem langgestreckten Hardtstrang im Gebiete des Rheins, während schon der O. des Bezirks durch das Plateau von Brilon, dem Verbindungsgliede zwischen dem niederrhein. Schiefergebirge u. Wesergebirge, durch den Oberlauf der Diemel u. südl. den der Eder u. sehr vorwaltend der Reg.-Bez. Minden mit Theilen des Teutoburger Waldes, der Weser- u. der Mindener Berge im Gebiete der Weser liegen, u. der Reg.-Bez. Münster, fast vollständig Tiefland u. nur im NW. die letzten Ausläufer des Teutoburger Waldes, die Berge von Ibbenbüren ꝛc. tragend, theils im Rhein-, theils im Emsgebiet liegt. Der Rhein empfängt von größeren Zuflüssen aus W. die Sieg, Ruhr u. Lippe, die Weser die Diemel, Nethe u. Werre, u. die Ems hat in der Provinz ihren verzweigten Oberlauf. Die Kulturfähigkeit des Bodens ist begreiflicherweise eine sehr verschiedene. Die rauhen Grauwackenplateaux des Arnsberger Bezirks lohnen kaum den Ackerbau, u. der Kreis Wittgenstein, im SO. des Bezirks, ist einer der dürftigsten Landstriche in ganz Preußen. Nur in den Thälern, wo Kalk dem Boden beigemischt ist, sind die Verhältnisse günstiger. Nordwestl. des Grauwackengebiets, in der Kohlenformation bei Dortmund, tritt bereits höchst werthvoller Ackerboden auf u. der sog. Hellweg u. der Emscher Bruch zeichnen sich geradezu durch große Fruchtbarkeit aus. Der daran grenzende südl. Theil des Bezirks Münster, die Hohe Mark u. die Hardt, haben dürren Quadersandsteinboden, u. davon wieder nördl. liegt bei Koesfeld eine weite, öde Heide von gelbem Grobsand. Die nördl. daran stoßenden Baumberge sind wieder günstiger beschaffen; die Gegend von Altenberge u. Münster hat schweren Kleiboden, u. Sand u. Moor bedeckt den übrigen Theil des Bezirks. Im Bezirk Minden findet sich vortreffliches Marschland in der Weserniederung, ausgezeichneter Ackergrund um Lübbecke, ein höchst fruchtbares Gebiet in der Warburger Börde; nur im Paderborner Gebirgslande ist dieser Bezirk weniger begünstigt. Im Allgemeinen gewinnt die Provinz, was sie bedarf. Export würde nur dann möglich werden, wenn der Westfale auf Verbesserungen od. neue Kulturzweige denken wollte. In den fruchtbaren Strichen baut man mehr Weizen als Roggen, in den Gebirgsgegenden nur Roggen u. Hafer od., wenn der Boden noch schlechter ist, Buchweizen, welche Frucht hier mehr als anderswo in Preußen zum Nahrungsmittel wird. Für die heimische Industrie wird viel Hanf u. Flachs gewonnen, hin u. wieder Hopfen. Der Obstbau ist unbedeutend. Mit Wald, darunter viel Laubwald, sind nur etwa 17% bedeckt, u. das Holz ist selbst in den Gebirgsgegenden nicht mehr hinlänglich vorhanden. Die Viehzucht ist im Ganzen vernachlässigt. Der Viehstand war Anfang 1873: 115,674 Pferde, 48 Maulthiere, 2822 Esel, 567,552 Rinder, 481,811 Schafe, 251,764 Schweine, 191,903 Ziegen, 95,635 Bienenstöcke. Berühmt sind die westfälischen Schinken, die der guten Schweinemast u. dem eigenthümlichen Bau der

Bauernhäuser ihre Vortrefflichkeit verdanken. Der Rauch nämlich, im Sauerlande durch Verbrennen der Wachholderbüsche erzeugt, wird so geleitet, daß er längs des Daches hinziehen u. die dort aufgehängten Schinken langsam räuchern muß. Das Mineralreich liefert im westl. u. im nördl. Theile u. bei Minden ganz gewaltige Mengen von Steinkohlen, dagegen wenig Braunkohlen, über 13 Mill. Ctr. Eisenerz, Zink bei Brilon u. Iserlohn, Blei, Kupfer u. Silber im Siegenschen, etwas Kobalt, Schwefelkies u. Thon, schönen Marmor bei Recklinghausen, Salz, Schiefer u. Bausteine. Große Bedeutung hat die westfälische Gewerbthätigkeit. Obenan steht die Eisenindustrie. Die Roheisenproduktion belief sich 1872 auf 6¼ Mill. Ctr.; Eisen- u. Stahlwaaren liefert bes. die Gegend zwischen Iserlohn u. Schwelm u. Altena, Dortmund, Hagen, Brilon, Siegen, Bochum u. Hörde. Im Sauerlande ziehen sich in der Nähe der reichen Eisengruben oft Stunden weit die Eisen- u. Stahlhämmer, Polir- u. Schleifmühlen in den Thälern hin. Von großer Bedeutung sind ferner die Dampfmaschinen-, Messing-, Bronzewaaren- u. Neusilberfabrikation u. die Pulver- u. Schrotfabriken. Das Münsterland hat großartige Baumwollenspinnerei u. Baumwollen- u. Leinenweberei; aber auch Bielefeld, Minden, Herford, Soest, Dortmund u. Siegen behaupten ihren alten Ruhm in der Leinwandindustrie. Minden, Borken, Hagen 2c. verfertigen viel Tuch. In der Stückbleicherei geht W. allen preuß. Provinzen voran u. anerkennenswerth ist seine Lederwaaren-, Papier- u. Glasfabrikation. Der Handel beschäftigt sich größtentheils mit den einheimischen Produkten u. Fabrikaten u. wird begünstigt durch 1101,4 Km. Eisenbahn (1872) u. 50,8 Km. Wasserstraße. — Die Bewohner sind scharfsinnig, durchaus konservativ, von großem Rechtssinn u. thatkräftiger Vaterlandsliebe. Dem Bekenntnisse nach sind ziemlich 54 % katholisch unter den Bischöfen von Münster u. Paderborn, etwas über 45 % evangelisch u. gegen 1 % jüdisch. Die Volksbildung hält mit der der anderen Provinzen gleichen Schritt. Man hatte am Schlusse des Wintersemesters 1875/76 20 Gymnasien mit 3927 Schülern, 3 Progymnasien mit 121, 9 Realschulen erster Ordnung mit 1727, 6 höhere Bürgerschulen mit 598 Schülern. Die Akademie zu Münster besuchten im Sommer 1876: 415 Studenten. Für die Vorbereitung zum Lehrerberufe sorgten 3 evangelische, 2 katholische Lehrer- u. 2 katholische Lehrerinnenseminare. Bochum hat eine Bergschule. Andere Fachschulen giebt es dem Bedürfnisse entsprechend. Die Landbevölkerung lebt zerstreut in einzelnen Höfen, in welchen ein halb patriarchalisches Wesen herrscht, das Alle umfaßt, die der große Hof ernährt. Mehrere solcher Höfe, meist über 20, machen eine Bauernschaft od. ein Dorf aus. Man zählt deren 1507. Von den gerade 100 Städten hatten nach der Zählung von 1875 über 10,000 E.: Dortmund (57,742), Münster (35,535), Bochum (28,423), Bielefeld (26,574), Hagen (24,218), Hamm (18,904), Witten (18,140), Minden (17,088), Iserlohn (16,868), Paderborn (13,728), Soest (13,122), Siegen (12,902), Hörde (12,852) u. Herford (12,012).

Nr. 5521. Westfälische Volkstrachten.

**Geschichte.** W., welches zur Zeit Karl's d. Gr. von dem westlichsten, W. genannten Stamme der Sachsen (s. d.) bewohnt wurde, grenzte in der Nähe des Niederrheins an die Franken, im NW. an die Friesen, im NO. an die sächs. Engern des Wesergebietes, im SO., durch die Eder getrennt, an die Hessen. Von Karl unterjocht u. dem Christenthum gewonnen, gehorchte es Anfangs seinen Sendboten u. Markgrafen, wurde aber seit ca. 860 mit dem Gebiete der Ostfalen, Engern u. Nordalbingier zum Herzogthum Sachsen vereinigt u. theilte dessen Schicksale bis zur Achtung Heinrich's des Löwen (1180). Denn Bernhard von Anhalt erhielt von Friedrich I. nur die östl. Hälfte des Herzogthums, während die westliche als Herzogthum W. u. Engern an den Erzbischof Philipp von Köln, der schon zahlreiche Güter darin besaß, für seine in Italien geleisteten Dienste gegeben wurde. Doch gelangte er erst nach Heinrich's Verbannung 1182 in den wirklichen Besitz desselben. Auch gehörte zu diesem Herzogthum W. durchaus nicht das ganze ehemalige Westfalenland, von dem bei weitem der größte Theil inzwischen unter die Herzöge von Berg, die Grafen von der Mark, von Wittgenstein, Lippe, Rietberg, Arensberg u. A., die Bischöfe von Münster, Osnabrück, Paderborn gefallen war. Dennoch zeigte sich im Verlaufe des Mittelalters in allen Gebieten W.s dieselbe Stammeseigenthümlichkeit. Während mit der Auflösung der Gauverfassung u. der Ausbildung der Territorialhoheit fast überall die alten Volks- u. Grafengerichte durch die herrschaftlichen verdrängt wurden, erhielten sie sich in W. u. gelangten zur Zeit des Interregnums zu neuem Leben u. Ansehen weit über die Grenzen des Herzogthums hinaus. Anfangs durchaus öffentlich, unter dem Vorsitz ihres Oberstuhlherrn, des Erzbischofs von Köln, wurden sie im 14. Jahrh. heimliche od. „Fehmgerichte" (s. d.), weil sie vor Zwang u. Gewalt in Sorge sein mußten. Vollkommen wurde die Zerreißung W.s durch die Kreiseintheilung vom J. 1512. Man rechnete nämlich das genannte Herzogthum W. zum Niederrheinischen Kreise, in dem das übrige Gebiet des Erzbischofs von Köln lag, u. zog die Bisthümer Lüttich, Utrecht, Osnabrück, Münster, Paderborn, sowie Jülich-Kleve-Berg u. Mark zum N i e d e r l ä n d i s c h e n od. W e s t f ä l i s c h e n K r e i s e. Von einer verfassungsmäßigen Verwaltung desselben erfahren wir jedoch sehr selten etwas, u. der einzige Faden der Geschichte W.s läßt sich darin finden, daß nach u. nach die nichtsächs. Bestandtheile sich lostrennen u. die Sprengstücke des eigentlichen W.- u. Engernlandes wieder vereinigt werden zur Provinz W. Die Reformation drang mit großer Schnelligkeit von Wittenberg u. von den Niederlanden her ein. Der Bischof Erich von Osnabrück u. Paderborn gehörte schon 1529 in Speier zu den protestirenden Fürsten, 1530 erklärten sich Minden, Herford, Lippstadt, Soest für evangelisch, nicht lange danach Corvey u. Münster. Allein die Ausschreitungen der Wiedertäufer (s. d.) unter Rothmann, Knipperdolling u. Krechting führten 1535 zur ersten katholisirenden Reaktion. Die Vernichtung des Humanismus, zum Theil auch des Protestantismus u. des Wohlstandes in W. geschah in der ersten Hälfte des Dreißigjährigen Krieges (1622–29) durch die Scharen Tilly's, Pappenheim's u. Wallenstein's, allein gleichzeitig begann auch die allmähliche Besitznahme eines Theils von W. durch die Hohenzollern. Schon 1614 hatten sie mit dem rheinischen Kleve auch die Grafschaften Mark u. Ravensberg in Besitz genommen u. erhielten 1648 nun noch das säkularisirte Bisthum Minden, während der nordwestl. Theil des Kreises W. mit den übrigen Niederlanden für frei erklärt wurde u. das Bisthum Osnabrück zwischen der Herrschaft eines katholischen Bischofs u. der des Hauses Braunschweig-Lüneburg wechselte. Nachdem anderthalb Jahrhunderte die Reste des Westfälischen Kreises durch das kaum fühlbare Band der Kreisverwaltung zusammengehalten waren, zerriß dieses im Frieden zu Luneville 1801 durch die Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich u. die Verwendung der säkularisirten geistlichen Güter zur Entschädigung aller dadurch entstandenen Verluste. So erhielt im Reichsdeputationshauptschlusse 1803 Preußen eine Vergrößerung durch die Bisthümer Münster u. Paderborn, die Abteien Herford u. Essen, Hessen-Darmstadt durch das ehemals kölnische Herzogthum W., welches die vier Quartiere Brilon, Rüthen, Bilstein u. Werl umfaßte. Eine neue Theilung veranlaßte jedoch schon der Friede zu Tilsit 1807 durch die Gründung des Großherzogthums Berg, mit welchem das preuß. Münster u. Essen verbunden wurden, u. des K ö n i g r e i c h s W., welches von dem eigentlichen Gebiete W.s nur Osnabrück, Minden, Ravensberg, Paderborn, Arnsberg, Lippstadt u. Corvey enthielt, aber durch die bisher preuß. Besitzungen am Harz, durch die Altmark, Magdeburg, das Eichsfeld, Braunschweig u. den größten Theil von Kurhessen auf 692 □M. gebracht wurde. Am 15. Nov. 1807 erhielt es eine neue Eintheilung in

das Weser-, Elbe-, Saale-, Leine-, Ocker-, Werra- u. Fuldadepartement u. in Jérôme Napoleon (s. „Bonaparte") einen König, der durch Einführung des franz. Rechtsbuches, Heersystems u. Finanzwesens, wie durch Anstellung berühmter deutscher Persönlichkeiten, wie Johannes v. Müller (s. d.), sich allmählich eine gewisse Sympathie bei seinen Unterthanen zu erwerben wußte. Dennoch führte sein u. seiner Franzosen unsauberes Privatleben in Kassel, wie das Erwachen des nationalen Geistes in Oesterreich u. Preußen, schon 1809 zu bedenklichen Unruhen. Mehrere vormals hessische Offiziere u. Beamte, v. Malsburg, Buttlar, Spiegel, Wolff u. vor Allem der Oberst Dörnberg (s. d.) betrieben den Aufstand im April 1809. Der Letztgenannte, von seinen Soldaten verlassen, stellte sich an die Spitze von Bauern, wurde aber schnell zur Flucht nach Böhmen genöthigt, wo er in das Freicorps des Herzogs von Braunschweig-Oels eintrat. Eine Zeit lang scharmützelte dieser, von Oesterreichern unterstützt, in Sachsen umher, bemächtigte sich Dresdens u. erschien im Juli über Halle u. Halberstadt vor Braunschweig, mußte aber Anfang August W. räumen u. floh nach England. Nicht so glücklich war Schill (s. d.), der Anfang Mai vergebens vor Wittenberg u. Magdeburg erschienen war, das Elbe-, Saale- u. Ockergebiet durchstreift hatte u. in Stralsund ein tragisches Ende nahm; desgleichen der Major Emmerich, der in Marburg einen Aufstand erregte u. erschossen wurde. Seitdem wurde der Zustand W.s immer unerträglicher. Die Besoldung u. Bekleidung von 18,000 Franzosen in den Festungen, die Versorgung des verschwenderischen Hofes in Kassel, die Verschleuderung der Domänen, die massenhafte Konskription, die unerschwinglichen Steuern u. die Kontinentalsperre vernichteten fast den ganzen Wohlstand des Landes u. trieben zur Verzweiflung. Die Staatsschuld war bis 1809 auf den vierfachen Betrag (112 Mill. Thlr.) angewachsen u. die Vergrößerung des Königreichs durch hannöverische Gebiete bis auf 825 □M. hatte nur eine neue Verstärkung der Armee zur Folge. Im russ. Feldzuge wurden 24,000 Westfalen, Anfangs unter dem Oberbefehl ihres Königs, dann unter dem Davoust's u. Junot's, am Dnjepr von Bagration aufgerieben. Ein neues Truppencorps wurde während des Freiheitskrieges zum Theil am 23. Aug. 1813 unter Oudinot bei Großbeeren, zum Theil 27. Aug. unter Girard bei Hagelberg, zum Theil unter St. Cyr nach der Schlacht bei Dresden geschlagen. Schon am 1. Okt. nöthigte der russ. General Tschernitscheff (s. d.) den König Jérôme durch einen Ueberfall, Kassel zu verlassen; kaum war dieser mit Verstärkung zurückgekehrt, so machte die Leipziger Schlacht dem Königreiche W. für immer ein Ende. Am 26. Okt. flüchtete Jérôme zum zweiten Male, am 28. besetzten die Russen Kassel, im Nov. u. Dez. zogen die 1807 verdrängten Besitzer wieder ein. Nur Hessen-Darmstadt wurde 1815 anderweitig entschädigt, so daß für Preußen durch das Herzogthum W., das Fürstenthum Siegen, die Wittgensteinschen Grafschaften, viele mediatisirte Reichsstände u. einen Theil von Lippstadt — den Rest trat der Fürst von Lippe 1851 gegen eine Jahresrente ab — die **Provinz** W. (s. d.) zusammengelegt werden konnte. — Vgl. Seibertz, „Landes- u. Rechtsgeschichte des Herzogthums W." (2 Thle. u. Urkundenbuch, Arnsb. 1845 ff.).

**Westfälische Pforte,** s. „Porta westphalica".

**Westfälischer Friede** wird derjenige genannt, welchen Deutschland nach dem Dreißigjährigen Kriege (s. d.) am 24. Okt. 1648 mit Frankreich zu Münster, mit Schweden zu Osnabrück abschloß, u. welcher in territorialer, kirchlicher u. politischer Beziehung die Grundlage der deutschen Verhältnisse bis zu den Tagen Napoleon's bildete. **Vorbereitet** war er 1635 durch den Prager Frieden, den Kursachsen u. nach ihm der Niedersächs. Kreis, der Kurfürst von Brandenburg, die Herzöge von Mecklenburg, Wilhelm von Weimar u. viele deutsche Reichsstädte mit Oesterreich geschlossen hatten. Doch waren Württemberg, Baden, Hessen-Kassel, Lüneburg u. A. noch im Bunde mit den Schweden geblieben. Weitere Friedensbesprechungen in Regensburg 1640 u. 1641 führten zur Bestimmung, daß in Osnabrück u. Münster mit den beiden fremden Monarchien verhandelt werden, für die Restitution der weltlichen Güter das J. 1630, der geistlichen das J. 1627 gelten sollte. Gleichzeitig hatten sich auch die Vertreter Frankreichs, Schwedens u. des Kaisers am 25. Dez. 1641 in Hamburg über Zeit, Ort u. Formalien der Kongresse geeinigt. Aber zum festgesetzten Termin, dem 25. März 1642, erschien noch keiner von den Friedensgesandten, da der Krieg inzwischen mit größter Anstrengung weiter geführt wurde u. ein Jeder bessere Konjunkturen abwarten wollte. Der Kaiser selbst bestätigte den Vertrag von 1641 erst am 22. Juli 1642, u. die Auswechselung der Geleitsbriefe, welche nun im März 1643 stattfinden sollte, war erst im März 1645 beendigt, so daß endlich im April 1645 die Verhandlungen, gestört durch den Streit um Vorrang, Titel u. Würden, durch die Entfernung der beiden Kongreßorte von einander u. durch die Ereignisse des Krieges selbst, ihren Anfang nehmen konnten. Die geistig bedeutendsten Mitglieder der Kongresse waren: der päpstliche Botschafter Chigi (s. „Alexander VII."), der venetianische Contareno, die kaiserlichen Graf Johann Ludwig von Nassau u. Isaak Volmar in Münster, Graf v. Trautmannsdorf in Osnabrück, die französischen d'Avaux, Servien u. der Herzog von Longueville, die schwedischen Johann Oxenstierna u. Salvius, die reichsständischen Adami, Lampadius u. A. m. Die Verhandlungen, obwol lateinisch niedergeschrieben, waren oft schon in franz. Sprache geführt. Der **Inhalt** des Friedens ist folgender: 1. **Territoriale Veränderungen.** **Frankreich** erhielt die volle Hoheit über die einst von Moritz 1552 verpfändeten Bisthümer Metz, Toul, Verdun, u. für eine Entschädigung von 3 Mill. Livres an die Söhne des Erzherzogs Leopold die bisher österr. Landgrafschaft im Elsaß, den Sundgau, die Stadt Breisach, das Besatzungsrecht in Philippsburg u. die Landvogtei über die 11 elsässischen Reichsstädte, denen aber ebenso wie den Bischöfen, Aebten, Grafen u. Herren ihre Reichsfreiheit zugesichert wurde. **Schweden** empfing außer einer Kriegsentschädigung von 5 Mill. Thlrn. Vorpommern mit Rügen, Usedom u. Wollin, von Hinterpommern die Bezirke von Stettin, Garz, Damm, Gollnow, das mecklenburgische Wismar, die säkularisirten Bisthümer Bremen u. Verden u. alle Rechte eines deutschen Reichsstandes mit freier Wahl zwischen dem Reichshofrath u. dem Kammergericht. **Brandenburg** erhielt den Rest von Hinterpommern u. die säkularisirten Bisthümer Cammin, Halberstadt, Magdeburg u. Minden; doch blieb der sächs. Administrator Prinz August noch bis zu seinem Tode (1680) im Besitze von Magdeburg. **Mecklenburg-Schwerin** bekam als Entschädigung für Wismar die säkularisirten Bisthümer Schwerin u. Ratzeburg, **Braunschweig-Lüneburg** die Klöster Walkenried u. Gröningen, sowie das Recht, über Osnabrück abwechselnd mit einem katholischen Bischofe zu herrschen, die Herzogin Amalia von **Hessen-Kassel** die Abtei Hersfeld u. die Grafschaft Schauenburg (s. d.) an der Weser. **Bayern** blieb im Besitze der Oberpfalz u. der Kurwürde, doch wurde für Karl Ludwig, den Sohn des geächteten Friedrich's V., die Unterpfalz mit der achten Kurwürde bestimmt. **Baden-Durlach, Baden-Baden, Württemberg** behielten ihren Länderbestand. Ueber Donauwörth u. das Jülich-Klevesche Erbe kam es zu keiner Entscheidung. Die **Niederlande**, welche durch einen gleichzeitigen Friedensschluß von Spanien als frei anerkannt wurden, traten ebenso wie die **Schweiz** aus dem deutschen Reichsverbande aus. Nur der Bischof von Basel blieb noch in demselben. Im Uebrigen sollte Alles hergestellt werden, wie es 1618 bestanden. Doch verweigerte Oesterreich die Herausgabe derjenigen Güter, die vor dem Eintritte der Besitzer in feindliche Dienste schon konfiszirt waren. 2. In Betreff der **Religion** wurde bestimmt, daß die Festsetzungen des Augsburger Friedens von 1555 auch auf die Reformirten ausgedehnt würden, doch sollten lutherische Fürsten ihren reformirten Unterthanen u. umgekehrt vollkommen ungekränkte Freiheit der Religionsübung gewähren; für den Bestand der geistlichen Güter sollte das J. 1624 als Normaljahr gelten. 3. In **staatsrechtlicher** Beziehung wurde die Auflösung der deutschen Reichsverfassung fast vollkommen. Der Kaiser besaß nur noch sog. Reservatrechte, d. h. Berufung der Reichstage, Besetzung einiger Stellen in den Reichsgerichten, Verleihung von Privilegien, Titeln, Standeserhöhungen, Bestätigung von Verträgen u. Hausgesetzen u. dgl. In allen wichtigeren Dingen war er entweder an die Zustimmung des Reiches gebunden od. mußte doch des Einspruches gewärtig sein. Das Kollegium der 8 Kurfürsten stand unter dem Direktorium des Erzbischofs von Mainz. Der Reichsfürstenrath (mit ca. 100 Stimmen) zerfiel in eine geistliche u. eine weltliche Bank. Den Vorsitz auf der ersteren führten abwechselnd Oesterreich u. der Erzbischof von Salzburg; zur weltlichen gehörten alle Herzöge, Fürsten u. Grafen. Dem Kollegium der 51 Reichsstädte präsidirte diejenige Stadt, in welcher der Reichstag abgehalten wurde. Die Berathung aller vorliegenden Propositionen geschah in den drei Kollegien nach einander gesondert, die Abstimmung nach der Mehrheit. Doch galt bei allen Angelegenheiten, welche mit der Konfession zusammenhingen, eine Scheidung jedes Kollegiums nach dem Bekenntniß, u. der Beschluß erfolgte dann nach gütlicher Vereinbarung. Ein giltiger Beschluß kam überhaupt nur zu Stande, wenn eine Einigung der drei Kollegien erzielt u. die Ratifikation von Seiten des Kaisers erfolgt war. Da die meisten Fürsten die unbeschränkte Landeshoheit erhielten, so blieb die Kompetenz der Reichsjustiz, welche durch das Kammergericht u. den Reichshofrath in Wien repräsentirt wurde, eine äußerst beschränkte. Selbst über Achtserklärung u. Reichsexekution sollte endgiltig immer nur der Reichstag entscheiden. Ueber eine ständige Wahlkapitulation (s. d.) u. ob eine Königswahl bei Lebzeiten des Kaisers vorzunehmen sei, konnte man sich 1648 noch nicht einigen. Ein Reichsheer wurde erst im Kriegsfalle nach Beschluß des Reichstages aus den ungleichartigen u. undisziplinirten Kontingenten der einzelnen Kreise, welche die Vertheilung selbst übernahmen, gebildet. Neue Festungen im Reiche zu erbauen, alte herzustellen, war dem Kaiser ausdrücklich untersagt. Reichsfinanzen gab es kaum. Die geringe Steuer, „Kammerzieler" genannt, zur Unterhaltung

des Reichskammergerichtes ging ebenso unregelmäßig ein, wie die für besondere Fälle vom Reichstage ausgeschriebenen „Römermonate“. Schließlich blieben alle Leistungen für das Reich dem Belieben der einzelnen Reichsstände überlassen u. die Reichseinheit war nur zum Scheine da; die Verhandlungen der Reichstage, am lebhaftesten über die äußerlichsten u. kleinlichsten Angelegenheiten, Titel, Würden u. Ceremoniell, dienten nur zum Spott des Auslandes. Ein Deutsches Reich existirte nicht mehr. — Vgl. Meiern, „Acta pacis Westphalica publica“ (6 Bde., Hann. 1734 f.); Woltmann, „Geschichte des W. F.ns“ in Woltmann's sammtlichen Werken (4 Lfg., Bd. 1, Lpz. 1819); Senkenberg, „Geschichte des Osnabrücker u. Münsterschen od. sog. W. F.ns nach der Ordnung der Artikel“ (Frankf. 1805).

**Westgothen**, s. „Gothen“.

**Westgothland**, eine schöne Landschaft zwischen dem Wener u. Wettersee im südl. Schweden, welche jetzt den Län Skaraborg, 148,267 □M. mit 252,724 E. (Ende 1875) bildet u. nördl. an die Läne Wermland u. Oerebro, östlich an Oestergothland, südlich an Jönköping u. Elfsborg u. westl. an letzteres grenzt. An den fruchtbaren u. anmuthigen Ufergegenden, in dem Goldwinkel, wie die Schweden diesen Landestheil nennen, wechseln Aecker, Wiesen u. Haine mit Ortschaften u. Landhäusern. Das Innere hat noch große Nadelholzwaldungen u. steinige u. unfruchtbare Striche, gemischt mit Heidegegenden. Die Flüsse gehen größtentheils in nördl. Richtung dem Wenersee zu; Seenbildung kommt vielfach vor, die Gesammtoberfläche derselben beträgt ohne den Antheil, den der Län am Wener- u. Wettersee hat, 7,263 □M. Mitten hindurch ist der Götakanal (s. d.) geführt. Ackerbau u. Viehzucht bilden die Hauptbeschäftigung; Industrie ist noch unbedeutend. Die Hauptstadt ist Skara mit etwa 3000 E., größer ist Lidköping am Wenersee mit über 4000 E.

**Westindien** nennt man im Gegensatz zu dem asiat. Ostindien die amerik. Inselreihe zwischen 10 u. 28° n. Br. u. 60–85° westl. Länge von Greenwich, welche vor den Maternilloriffen der Bahamagruppe im N. in der Hauptrichtung von NW. nach SO. sich bis zu der vor dem Orinocodelta liegenden Insel Trinidad hinzieht, den Mexikanischen Golf u. das Karaibische Meer von dem offenen Atlantischen Ozean trennt u. 4440 □M. mit 4,352,500 E. zählt. Es zerfällt in die Großen Antillen (3935 □M. mit 3,374,700 E.), die Bahamainseln (264 □M. mit 43,900 E.), die Virginischen Inseln (12,6 □M. mit 47,457 E.), die Kleinen Antillen (205,1 □M. mit 852,376 E.) u. die Inseln unter dem Winde (23,2 □M. mit 34,112 E.) u. hat infolge seiner Lage vor Centralamerika, von Europa aus u. zwischen Nord u. Südamerika große kommerzielle u. politische Wichtigkeit. Während die nördlichste Gruppe, die Bahamainseln, niedrige Kalkinseln u. Kalkklippen zwischen Korallenriffs sind, finden sich auf allen anderen Inseln gebirgige Erhebungen, die bedeutendsten auf Haiti, wo der Loma Tina 3140 m., der Pico del Yaqui nach Gabb sogar 4155 m. erreicht. Das Klima ist durchaus tropisch, doch durch die Seewinde u. die theilweise bedeutende Bodenerhebung gemildert. Die Küstenstriche, bes. die großen Städte, sind durch das hier fast nie ganz fehlende gelbe Fieber heimgesucht, andere Plagen von W. bilden die in der Regenzeit außerordentlich heftigen Gewitter, ferner die nirgend anderswo so verheerend auftretenden Orkane u. Tornado's, endlich die sehr häufigen, oft von Sturzfluten begleiteten Erdbeben. In Betreff der Fauna u. Flora ist das Gebiet von W. von dem übrigen Amerika in vielfacher Hinsicht verschieden, nur Trinidad u. die benachbarten Inseln haben eine größere Uebereinstimmung mit Südamerika. Im Allgemeinen schließt sich die Flora mehr an die Vegetation von dem südl. als dem centralen u. nördl. Amerika. Schon Columbus hob die eigenthümliche Mischung von Palmen u. Nadelhölzern hervor, sodann sind charakteristisch der reiche Waldwuchs, die Wälder von Mahagoni- u. Farbholzbäumen, die Lianen u. Epiphyten, worunter bes. Farrn u. Orchideen, dazu die üppigen Plantagen von Kaffee, Zuckerrohr, Baumwolle 2c. Die Fauna vertreten, ungerechnet die eingeführten Arten, eigenthümliche Flatterthiere, Insektenfresser, Beutelratten u. Nager, während größere Säugethiere fehlen. Ferner sind zahlreich giftige Schlangen, die von denen Nordamerika's verschieden sind, prachtvolle Insektenarten, große Schildkröten u. zahllose Landkrabben. Von Mineralien werden Kupfer, Asphalt u. Schwefel gefunden; das einst so massenhaft vorkommende Gold ist jetzt selten. Die menschliche Urbevölkerung, zerfallend in die auf den Bahamainseln u. Großen Antillen wohnenden, dem mexikan. Indianerstamm verwandten, von Kaziken beherrschten Indianos, wie die Entdecker sie nannten, u. die Kariben auf den virgin. u. allen südl. Inseln, ist ganz ausgerottet. Da mit den Eingeborenen auch das Flußgold verschwand (das Maximum des jährlichen Ertrags betrug 1513 1,800,000 Thlr.), so warfen sich die weißen Einwanderer auf Plantagenbau u. Viehzucht. Schon 1516 war die erste Ausfuhr von Häuten, u. die Wälder wurden rasch gelichtet durch Zuckersiedereien. An die Kultur des schon 1493 von Columbus eingeführten Zuckerrohrs knüpft sich die Einführung der jetzt über die Hälfte der Bevölkerung von W. ausmachenden Neger. Der Dominikaner Las Casas wollte durch die Einfuhr schwarzer Sklaven die Eingeborenen retten; schon 1522 aber war der erste Negeraufstand auf Haiti, 1545 nochmals einer von 7000 Aufrührern. 1560 gab es schon 30,000 Neger, während die span. Ansiedler z. B. 1520: 3–4000 Köpfe betrugen. Heute weist W. die gedrängteste Bevölkerung in ganz Amerika auf. Sechs europ. Nationen u. die Neger haben sich in W. getheilt: Spanien, England, Frankreich, die Niederlande, Schweden u. Dänemark haben hier Kolonien, die Schwarzen in Haiti eine Negerrepublik, u. neben den Letzteren, die der Zahl nach überhaupt vorwiegen, rechnet man über 600,000 Mischlinge, weit über 1 Mill. Europäer u. Kreolen u. 80,000 Asiaten. Die Letzteren sind aus Indien u. China erst in unserem Jahrh. herbeigezogen worden, in welchem die Sklaverei auf allen Inseln aufgehoben worden ist, in den span. Kolonien seit 1872. Die freigewordenen Neger zeigten hier wie überall solche Unlust zur Arbeit, daß man, um die Plantagenwirthschaft überhaupt zu erhalten, zur Kulieinfuhr greifen mußte, die 1843–66 allein 191,076 Asiaten herbeizog, von denen aber Viele in die Heimat zurückgekehrt sind mit ihrem erworbenen Vermögen. Die Hauptbeschäftigungen sind der Ackerbau u. Handel. Zucker, Kaffee (1720 eingeführt), Tabak u. Baumwolle (beide einheimisch), Kakao (seit 1664), Gewürze u. Indigo sind die wichtigsten Exportartikel. Die Viehzucht ist noch stark auf den Großen Antillen, die Industrie nicht bedeutend. Entdeckt wurde W. 1492 von Columbus, der 12. Okt. auf einer Bahamainsel Guanahani landete, u. dessen Glaube, daß er das gesuchte Goldland Indien vor sich habe, zu den Bezeichnungen: Westindien u. Indianer den Anlaß bot. Von Insel zu Insel fahrend, erreichte er 27. Okt. Cuba, 5. Dez. Haiti, während Portorico, Jamaica u. die meisten Kleinen Antillen u. Virginien auf der zweiten Reise 1493 u. 94, die von Martinique südl. gelegenen auf der dritten 1498, die Inseln unter dem Winde noch später entdeckt wurden. Genaueres über die einzelnen Inseln s. unter diesen, bes. unter Bahamainseln, Antillen, Cuba, San Domingo 2c.

**Westmacott** (spr. Uestmäkott), Sir Richard, einer der bedeutendsten engl. Bildhauer, geb. zu London 1775; bildete sich Anfangs in seiner Vaterstadt, seit 1792 in Paris u. später in Rom aus. Nach London zurückgekehrt, trat er zuerst 1806 mit der Statue Addison's auf (Westminster-Abtei) u. erhielt seitdem zahlreiche Aufträge zu monumentalen Portraitstatuen u. anderen Werken zum Schmuck der engl. Hauptstadt, nam. für die Paulskirche u. die Westminster-Abtei. Zu den hervorragendsten derselben gehören die Reiterstatue des Generals Sir Ralph Abercromby, des Admirals Nelson, des Lord Collingwood, des Herzogs von Bedford (Russell-Square) und Georg's III. (Windsor), die Kolossalstatue Fox' u. des Feldmarschalls Herzogs v. York (Yorksäule), die Statue Canning's neben der Westminsterhall, die Kolossalfigur des Achilles (Hydepark) u. die Skulpturen an der Außenseite des British Museum. Auch in kleineren Genredarstellungen hat W. sich mit Glück versucht. Als Professor an der Akademie in London hielt er eine Zeit lang Vorlesungen über die Geschichte der Plastik. Er starb 1. Sept. 1856. — Sein ältester Sohn Richard **W.**, geb. 1799, erbte vom Vater das künstlerische Talent, zeichnete sich aber mehr in anmuthigen Genredarstellungen als in monumentalen Werken aus. Von seinem Vater unterrichtet, ging er nach einem zweijährigen Kursus an der Akademie nach Italien, wo er von 1820–26 verweilte. Nach seiner Rückkehr trat er zuerst mit der anziehenden u. geschmackvollen Marmorstatue „Ein Mädchen mit Vogel“ auf, die großen Beifall fand, u. ließ dann einige Büsten u. Statuen folgen, unter anderen eine solche für ein Denkmal Warren Hasting's in Kalkutta. 1849 wurde er Mitglied der Akademie, 1852 Professor der Bildhauerkunst. Zu seinen besten idealischen Werken gehören „Der Cymbalspieler“, „Mädchen mit Faun“, „Venus unterrichtet den Amor“, „Paolo u. Francesca“, „Engel auf der Wacht“. Dazu kommt die allegorische Gruppe im Giebelfeld der Börse zu London u. eine große Zahl von Büsten. Nachdem er sich ein bedeutendes Vermögen erworben, vertauschte W. den Meißel mit der Feder u. schrieb mehrere Werke über die Bildhauerkunst, z. B. „Handbook of ancient and modern sculpture“ (Lond. 1864). Er starb zu Kensington 19. April 1872.

**Westmanland**, schwed. Län, 117,802 □M. mit 123,057 E. (Ende 1875), grenzt nördl. an die Läne Kopparberg u. Gefleborg, östl. an Upsala u. Stockholm, südl. an Södermanland u. westl. an Oerebro. Der südl. Theil partizipirt an der großen Ackerebene am Mälarsee, der nördl. gehört zur Bergwerksregion u. liefert Silber, Eisen, Kupfer u. Blei.

Die Flüsse sind sämmtlich nach S. zum Mälarsee gerichtet u. bilden zuweilen ansehnliche Seen, deren Gesammtoberfläche 5,579 □M. beträgt. Außerdem gehört noch die nördl. Hälfte des Mälarsees zum Lan. Die Hauptbeschäftigung der Bewohner sind Ackerbau u. Viehzucht, Bergwerksbetrieb, einige Fabrikation von Baumwollwaaren u. Tischlerarbeiten. Hauptort ist **Westerås** mit 5448 E. (1874).

**Westmeath** (spr. Uöstmihß), irische Grafschaft, 33,326 □M. mit 78,432 E. (1871; 1841 noch 204,000) in der Provinz Leinster, grenzt nördl. an die Grafschaften Longford u. Cavan, östl. an Meath, südl. an Kildare u. Kings County u. westl. an Roscommon u. den Lough Reagh. Es ist ein im Ganzen ebenes Gebiet mit mehreren Seen, wie der Dereveragh u. Ennelsee, hat ziemlich viel Sumpfterrain u. mit Ausnahme der Brosna nur unbedeutende Flüsse. Der Shannon bleibt westl. Grenzfluß. Durch die Grafschaft ist in ostwestl. Richtung der große Royalkanal von Dublin zum Shannon geführt, ebenso die Eisenbahn von Dublin nach Galway mit einer nördl. Abzweigung von Mullingar nach Longford u. Cavan. Hauptbeschäftigung der Bevölkerung sind Ackerbau, Viehzucht, Torfgräberei, Leinweberei u. etwas Handel. Die Hauptstadt ist **Mullingar** mit 5103 E. (1871).

**Westminster**, Stadttheil von London (s. d.).

**Westminster-Abtei** od. St. Peters Kollegiatkirche, gelegen in dem Stadttheile Westminster in London, gilt als das Pantheon des brit. Ruhmes, in welchem fast sämmtliche engl. Könige beigesetzt u. zahlreiche verdiente Männer durch Denkmäler geehrt sind. Der Platz, auf welchem die W.-A. steht, war einst eine Themse-Insel (Thorney Island), auf der König Sebert von Essex eine Kirche baute, die 1065 eingeweiht wurde. Einen gänzlichen Umbau derselben unternahm Heinrich III. 1245 u. führte ihn, von Osten anfangend, so weit, daß der Chor 1269 feierlich eingeweiht wurde. Das Uebrige wurde in ziemlich ununterbrochener Bauführung hinzugefügt, die Westfaçade 1483—1505 unter Heinrich VII. im spätgoth. (Perpendikular-) Stil; nur die beiden Westthürme erhielten erst 1735 u. 36 nach dem Plane des Erbauers der Paulskirche, Christopher Wren, ihren Oberbau, leider zum Theil in verdorbenem klassischen Stil. Der Grundplan der Abtei schließt sich fast ganz dem franz. System an, sowol in dem vieleckigen Chorschluß u. dem Kranze von Chorkapellen, deren mittlere durch die große, prachtvolle Kapelle Heinrich's VII. (1502–10) verdrängt wurde, als in dem dreischiffigen Querhause, dem ausgebildeten System der Strebebogen u. in der im Verhältniß zu den sonstigen engl. Kirchen bedeutenden Höhe des Mittelschiffs von 30 m. Die größte Länge mit Einschluß der genannten östl. Kapelle beträgt 161 m. Den besten Anblick der Außenseite gewährt der freie Platz vor der Westfaçade, noch reicher aber entfaltet sich die Ornamentik an der Nordseite, wo der stark vorspringende Kreuzarm mit seiner Fensterrose wahrscheinlich den Haupteingang für die großen Prozessionen sowie für die Krönungs- u. Leichenzüge der engl. Könige bildete. Einen großen Theil der Rückseite nehmen die Kreuzgänge ein, von denen aus man am Ostende in das von Heinrich III. erbaute achteckige Kapitelhaus gelangt. Den vollsten Gesammteindruck des Innern hat man beim Eintritt durch das Westportal, aber auch am Durchkreuzungspunkt neben dem Chor u. den Kreuzarmen, wo sich auch die Mehrzahl von Glasmalereien älterer u. neuerer Zeit, mit denen die Fenster geschmückt sind, überblicken lassen. Unter den überaus zahlreichen, dem Ruhm großer Männer gewidmeten Denkmälern sind die meisten von zweifelhaftem Kunstwerth, doch finden sich auch einige künstlerisch bedeutende darunter, z. B. von den modernen Bildhauern Westmacott dem Aelteren, Chantrey, Gibson, Nollekens, Woolner u. A. Größeres Interesse gewähren die Chorkapellen, nam. die schon genannte Kapelle Heinrich's VII. Aus einem Hauptschiff mit fünf kleineren Kapellen bestehend, ist sie von einer prachtvollen fächerartigen Decke überwölbt, einer naturgemäßen Entwicklung des engl. dekorirten Stils. Unter ihren zahlreichen Grab- u. Ehrendenkmälern ragt hervor das des Erbauers, Heinrich's VII., von dem Italiener Torrigiano. Von nicht minderem Interesse ist die Kapelle Eduard's des Bekenners; sie enthält den Schrein dieses Heiligen u. unter den Grabmalen einige von großem Kunstwerth.

**Westminster-Palast** heißt das ebenso kolossale als prachtvolle Parlamentsgebäude Englands, gelegen in London hart an der Themse neben der Westminsterbrücke, mit der östl. Front dem Flusse, mit der westl. der Westminsterabtei zugewandt. An Stelle des alten Parlamentsgebäudes, das ursprünglich der Palast Eduard's des Bekenners war u. 16. Okt. 1834 durch Feuer zerstört wurde, begann 1837 der Bau des jetzigen Palastes nach den Entwürfen Charles Barry's, als ein längliches Viereck goth. Stils, u. wurde 15. April 1847 so weit vollendet, daß er mit dem Hause der Lords u. fünf Jahre später mit den Sitzungslokalitäten für beide Häuser eröffnet wurde. Das ganze Aeußere wurde 1868 vollendet, aber die bis jetzt nicht überall glückliche Ausschmückung des Innern harrt noch der Vollendung. Leider ist die Wahl des für den Bau verwendeten magnesischen Kalksteines aus Anston (Yorkshire) u. des Caensteins keine glückliche gewesen, denn das Gestein verwittert bereits merklich. Außer dem Architekten Barry sind als Bildhauer des Baues John Thomas, als Holzschnitzarbeiter Welby Pugin zu nennen. Das einen Flächenraum von 3,21 Hektaren bedeckende Gebäude enthält 1100 Zimmer mit zum Theil großartigen Wohnungen für die Beamten, hat über den sichtbaren Holzdecken feuerfeste Gewölbe, Dächer mit galvanisirten Eisenplatten bedeckt u. ein sehr gelungenes Heizungs- u. Ventilationssystem. Was aber die künstlerische Bedeutung der Außenseite u. die Ausschmückung des Innern betrifft, so ist gegen Beides mit Recht mancher Tadel erhoben worden. Der meiste Tadel trifft den Freskenschmuck des Innern, sowol wegen der Wahl der Gegenstände, als wegen der Ausführung; ein freilich geringerer die Einförmigkeit der 286 m. langen östl. Hauptfaçade, die

Nr. 5522. Die Westminster-Abtei zu London.

im Verhältniß zu ihrer Länge zu niedrig ist. An der Nordseite, wo der reich vergoldete Glockenthurm 97,5 m. hoch aufsteigt, begrenzen zwei Flügel den New Palace Yard, weiter nach S. den Old Palace Yard mit dem Reiterdenkmal des Richard Löwenherz von Marochetti, mäßig große Plätze, verbunden durch die architektonisch hervorragende Façade der Westminsterhalle. An der Südwestecke des Gebäudes erhebt sich der mit seinen vier bekrönenden Zinnenthürmen 102,4 m. hohe Viktoriathurm. Von diesem aus pflegt der Besucher das Innere zu betreten, als dessen sehenswertheste Räume zunächst die Royal Gallery zu nennen ist, von deren 18 historischen Fresken freilich erst zwei (von Maclise), der Tod Nelson's u. Wellington u. Blücher bei Waterloo, vollendet sind. Durch das prachtvolle Prinzenzimmer gelangt man ins **Haus der Lords**, die prächtigsten aller Räume, in den 12 Fenstern mit Glasmalereien, Bildnissen sämmtlicher Könige Englands, Schottlands u. des vereinigten Königreichs, an den Wänden mit Fresken u. in den Nischen zwischen den Fenstern mit Statuen geschmückt; am südl. Ende des Saales steht der königl. Thron. Reiche Freskomalereien entfalten sich auch in dem Korridor, welcher zu der achteckigen Centralhall führt, deren vier große Portale eine Fülle von Statuen enthalten. Von hier führt ein gleichfalls mit Fresken versehener Korridor durch eine Vorhalle (Commons Lobby) ins **Haus der Gemeinen**, das, mit dem Hause der Lords verglichen, einen einfacheren, geschäftsmäßigeren Eindruck macht. Am südl. Ende desselben befindet sich eine Galerie für das diplomatische Corps u. das Publikum. Aus der Centralhall führt auch der Weg durch die Stephanshall zu dem geschichtlich interessantesten Theile des Ganzen, der **Westminsterhall** (nach welcher auch wol der ganze Palast genannt wird), die einst der größte, meist von Säulen getragene Raum der Welt u. der Schauplatz vieler bedeutungsvoller Ereignisse war. Hier feierten alle Könige Englands bis auf Georg IV. ihr Krönungsfest; hier wurde Karl I. zum Tode verurtheilt, Oliver Cromwell als Protektor installirt u. mancher

Hochverrathsprozeß verhandelt. Ursprünglich erbaut von William Rufus, dem Sohne des Eroberers, als der zu großen Banketten bestimmte Theil des Palastes, brannte sie 1291 ab u. wurde erst unter Richard II. 1397 bis 1399 wieder aufgebaut. Das Dach gilt für ein Meisterstück der Holzkonstruktion. Da der Plan des Architekten Barry, den Wänden Fresken zu verleihen u. die Bildsäulen berühmter Engländer hier aufzustellen, nicht zur Ausführung kam, so placirte man daselbst die für andere Räume zu kolossalen Statuen einiger engl. Könige. Seit dem J. 1224 befinden sich hier die vier höchsten Gerichtshöfe Englands, der Court of Chancery, of Queens Bench, of Common Pleas u. of Exchequer. Neben der Treppe der Westminsterhall steigt man hinab in die St. Stephan's Krypta, die, zwischen 1290 u. 1345 erbaut, vor Kurzem trefflich restaurirt worden ist. Abb. der Ostfront s. Bd. III. S. 1405.

**Westmoreland** (spr. Uëstmohrländ), Grafschaft im nordwestl. England, 36,813 □M. mit 65,010 E. (1871), grenzt nördl. an Cumberland, östl. an Durham u. York, südl. an letzteres u. ans Irische Meer u. westl. an Lancaster. Es ist durch Züge des Peakgebirges mit dem 931,6 m. hohen Helvellyn, dem zweitgrößten Berge Englands, zum größeren Theile gebirgig, trägt viele nackte Hügel u. schwarze, öde Moore, ist aber anderwärts auch wieder reich an Naturschönheiten, wird deshalb im Sommer viel von Reisenden besucht u. hat, wie z. B. um Windermere, viele herrlich gelegene Landsitze. Die Flußthäler u. die tieferen Lagen am Meere sind fruchtbar. Der nach N. laufende Eden mit dem Famont u. Lowther u. die südl. der Morecombebai zufließende Kent u. Lune sind die Hauptflüsse. Viehzucht u. Ackerbau, Bergbau auf Schiefer, etwas Eisen u. Kohlen u. Fabrikation von baumwollenen Waaren u. gröberen Wollstoffen (Kendal) sind die Hauptbeschäftigung der am schwächsten bevölkerten Grafschaft Englands. Hauptort ist Appleby mit 1989 E. (1871); größer ist die Fabrikstadt Kendal (13,446 E.).

**Westmoreland** (spr. Uëstmohrländ), John Fane, 11. Graf v., engl. Diplomat, Geschichtschreiber u. Komponist, geb. zu London 3. Febr. 1784 als Sohn u. Erbe des gleichnamigen 10. Grafen **v. W.** (geb. 1. Jan. 1759, unter Pitt Lordleutnant von Irland, dann bis 1827 Großsiegelbewahrer, gest. 12. Dez. 1841); stammt aus einer alten wallisischen Familie, deren jüngere Linie sich Vane schreibt u. zu welcher der berühmte republikanische Parteiführer Sir Harry Vane (enthauptet 1662) u. dessen Nachkommen, die Herzoge von Cleveland u. Grafen von Darlington, gehören. Der erste Graf war Sir Francis Fane, der in Anbetracht der Abkunft seiner Mutter von den Grafen v. W. aus dem Hause Neville 1624 zum Baron Burghersh u. Grafen v. W. erhoben wurde. Der 11. Graf hieß bis zum Tode seines Vaters Lord Burghersh, machte die Feldzüge in Spanien u. Portugal unter Wellington mit, dessen Nichte er 1811 heirathete, wurde 1814 engl. Gesandter in Florenz, 1829 Mitglied des Geheimen Raths u. 1841 Gesandter in Berlin. 1851—55 Botschafter in Wien, nahm er als zweiter Bevollmächtigter neben Lord John Russell an den dortigen Konferenzen Theil, nach denen er sich vom öffentlichen Leben zurückzog. Er starb auf seinem Landsitze Apthorpehouse in Northamptonshire 16. Okt. 1859. Als Geschichtschreiber veröffentlichte W.: „Operations of the allies in Portugal" (Lond. 1818); „Operations of the allied armies in 1814" (ebd. 1822); „Erinnerungen aus den ersten Feldzügen des Herzogs von Wellington in Portugal u. Spanien" (deutsch vom Grafen v. d. Goltz, Berl. 1845) u. „The great European Congresses: Vienna, Paris, Aix-la-Chapelle, Troppau and Laibach" (Lond. 1855). Auch spielte er in seiner Jugend virtuos die Geige u. komponirte Symphonien, Kantaten, Oratorien u. zwei Opern („Il Torneo" u. „L'Eroe di Lancastro"). Sein Sohn u. Erbe, Francis William Henry Fane, 12. Graf **v. W.**, früher gleichfalls Lord Burghersh, geb. 19. Nov. 1825, ist Oberst in der engl. Armee.

**Westphalen,** s. „Westfalen".

**Westpoint** (spr. Uëstpeunt), Dorf im Staate New York der Ver. Staaten von Nordamerika, liegt in reizender Gegend am rechten Ufer des Hudson, ist ein vielbesuchter Sommeraufenthaltsort u. enthält die 1802 gegründete Militarakademie der Ver. Staaten. Die am Ufer des Hudson aufgestellte Marmorstatue Kosciuszko's wurde auf Kosten des Kadettencorps errichtet. Zur Zeit des Revolutionskrieges war W. eine wichtige Position der Patrioten; noch heute sieht man in der nächsten Umgebung des Ortes die Ruinen mehrerer Forts.

**Westpreußen,** seit 1878 eine eigene Provinz der preuß. Monarchie, 462,76 □M. mit 1,342,750 E. nach der Zählung von 1875, grenzt nördl. an die Ostsee (Danziger Bucht), östl. an Ostpreußen, südl. an Polen u. Posen u. westl. an Brandenburg u. Pommern u. umfaßt die Reg.-Bez. Danzig mit 144,655 □M. u. 542,316 E., u. Marienwerder mit 318,3322 □M. u. 800,434 E. Es hat somit in sich vereinigt die alten Landschaften Pomerellen, Pomesanien, das Kulmer Land, die unmittelbaren Städte Danzig, Elbing, Thorn ꝛc. u. bildet eine von geringen Höhen unterbrochene Ebene, die im Weichselwerder sogar unter dem Meeresspiegel liegt u. durch Deiche geschützt werden muß. Die höchsten Erhebungen, der Schöneberger Thurmberg, südwestl. von Danzig, u. andere übersteigen kaum 300 m. Der Boden ist in den Flußniederungen fett u. fruchtbar, in den höheren Lagen, wie in der 9 M. langen Tuchler Heide u. anderwärts, sandig u. mit Heiden bedeckt, hin u. wieder auch morastig. Doch wachsen Getreide, Hülsenfrüchte, Oelgewächse, Flachs, Tabak ꝛc. über den Bedarf; die Viehzucht liefert gute Pferde u. schönes Rindvieh, u. der Elbinger u. Tiegenhofer Käse ist berühmt. Der Hauptfluß ist die Weichsel, die sich hier in Nogat, Elbinger u. Danziger Weichsel ꝛc. theilt (s. „Weichsel"); sie empfängt in der Provinz rechts die Drewenz u. die Ossa, links Schwarzwasser, Ferse u. Motlau. Die Brahe, deren hauptsächlichstes Gebiet W. ist, mündet in der Provinz Posen. Zur Netze u. somit zur Oder fließt die Küddow. Einige kleinere Flüsse gehen direkt in die Ostsee. Eine große Anzahl von Seen findet sich fast in der ganzen Provinz zerstreut. — Die wenig entwickelte Industrie zeigt Eisenwerke, Eisengießereien, Maschinenbau u. Schiffsbau (Danzig), Leinweberei (Kulm, Preuß.-Friedland ꝛc.), Wollen- u. Baumwollenweberei, Strumpfstrickerei (Graudenz), Glasfabrikation (Hammerstein), Oel-, Loh- u. Sagemühlen, Pfefferküchlerei (Thorn), Tabakfabrikation, Bierbrauerei, Branntweinbrennerei ꝛc. Der Handel ist hauptsächlich auf die Städte Danzig, Elbing u. Thorn beschränkt; ihn begünstigen 67,3 M. Eisenbahn (1872), die Weichsel u. das Meer. Von den Bewohnern sind etwa 400,000 westl. von Danzig u. im Reg.-Bez. Marienwerder Polen. Dem Bekenntnisse nach sind gegen 51 % evangelisch, 48½ % katholisch, über 2 % jüdisch u. ziemlich 1 % Mennoniten. Für die Volkserziehung ist es in den polnischen Kreisen weniger gut bestellt als in den deutschen. An höheren Anstalten gab es Anfang 1876: 11 Gymnasien, 1 Progymnasium, 4 Realschulen erster Ordnung, 2 höhere Bürgerschulen, eine Handelsakademie (Danzig) u. verschiedene andere Fachschulen. Die Provinz hat gegen 2500 Dörfer, aber nur einige 50 Städte. Von diesen hatten über 10,000 E. nach der Zählung von 1875: Danzig (97,931), Elbing (33,510), Thorn (18,667) u. Graudenz (14,533).

**Westvirginien,** ein Staat der Vereinigten Staaten von Nordamerika, bildete früher die Westhälfte des Staates Virginia, trennte sich aber 1862 von ihm los, ging zu den Nordstaaten über u. wurde 1863 als selbständiger Staat in die Union aufgenommen. W. grenzt im N. an Maryland, Pennsylvanien u. Ohio, im W. an Ohio u. Kentucky, im S. u. O. an Virginia, u. hatte 1870 auf 1081,8 □M. 442,014 E. (darunter 424,033 Weiße u. 17,980 Farbige, von den 17,091 Fremden 6232 Deutsche u. 6832 Irländer). Das Land liegt auf dem Westabhang der Alleghanies u. reicht von den rauheren u. weniger fruchtbaren Plateaux dieses Gebirges bis in das Thal des Ohio. Im SO. erheben sich an der Grenze die hochlandartig nach N. sich ausdehnenden Great Flat Top Mountains, zu denen die Huff Mountains als nördl. Vorposten gehören; an sie schließen sich nach NO. hin immer an der Grenze die New u. Greenbrier Mountains an, während im W. der Kanawha Ridge am westl. Ufer des Great Kanawha sich hinzieht. Diese bis 600 m. hohen Gebirgsketten sind meist mit schönen Wäldern bedeckt, in denen Ahornzuckerfabrikation u. Bienenzucht blüht; auf den Bergweiden u. Prairien wird in weiter Ausdehnung Viehzucht getrieben, besonders auf der nach W. sich senkenden, gut bewässerten u. auch für den Ackerbau gut passenden Hochebene. Von den Flüssen gehört nur der im äußersten NO. entspringende Potomak nicht zum Gebiet des Ohio; letzterem, der die Grenze gegen den gleichnamigen Staat bildet, strömen, in der Reihenfolge von SW. nach NO. aufgezählt, zu: der W. von Kentucky trennende Sandy-River, der Guyandotte, ferner als der wichtigste Fluß der Great Kanawha mit seinen Nebenflüssen Coale im W., Elk, Gauley u. Greenbrier, der ein nach SW. sich öffnendes Längenthal durchzieht, im W., endlich der Little Kanawha u. der Monongahela, der von rechts den Cheat-River empfängt. Das Klima ist gesund, aber etwas rauher als in Ostvirginien; der Boden birgt bedeutende Steinkohlen-, Salz- u. Petroleumlager, die vorzüglich im N. bei Wheeling eifrig ausgebeutet werden. Die Hauptbeschäftigung ist der Ackerbau, nicht der Plantagenbau, woher sich die geringe Zahl von Negern u. die Sympathien für die der Sklaverei feindlichen Nordstaaten erklären; Weizen, Hafer u. Mais sind die wichtigsten Produkte, von letzterem wurden 1870 fast 8½ Mill., 1871 aber fast 9½ Mill. Bushels geerntet. Die Tabakskultur ergab 1870: 2,046,452 Pfd., der Flachsbau liefert noch gute Resultate, weit weniger die Baumwollenkultur. Bedeutend ist auch die Schafzucht, ebenso die Eisenwaarenindustrie, die 1870 für mehr als

11 Mill. Doll. Produkte lieferte, während der Gesammtwerth der Industrieproduktion über 21 Mill. betrug. Große Holzschneide- u. Mehlmühlen, Gerbereien u. Salzsiedereien liefern außerdem Ausfuhrartikel. Eisenbahnlinien giebt es nur zwei: eine südliche, die von Virginia das Great Kanawhathal hinab, eine nördliche, die von Maryland aus in das Ohiothal führt u. welche sich in zwei Haupt- u. mehrere lokale Seitenarme theilt; 1871 betrug ihre Länge 107 M. Im Unterrichtswesen steht W. zwar hoch über Ostvirginien, doch immer noch tief unter den Neuenglandstaaten. Von kirchlichen Genossenschaften herrschen die Methodisten u. Baptisten vor. In den Unionskongreß sendet W. zwei Senatoren u. drei Repräsentanten, in den Einzelkongreß 24 auf 2 Jahre u. 65 auf 1 Jahr gewählte Vertreter. Die Staatsschuld betrug 1873: 561,797 Doll., jetzt scheint sie ganz abgetragen zu sein. Die Hauptstadt Wheeling am Ohio, im N. von W. in der Mitte zwischen Pittsburg u. Parkersburg gelegen, hat starke Industrie, die durch die Kohlen der Umgegend gefördert wird, eine schöne Eisenbahnbrücke über den Ohio u. 19,280 E. Die zweitgrößte Stadt ist Parkersburg an der Mündung des Little Kanawha in den Ohio mit 5546 E.; südl. davon, ebenfalls im W., am Great Kanawha liegt Kanawha mit Salzquellen u. Kohlenlagern in der Umgegend u. hat 3162 E.

**Wette.** Darunter versteht man einen Vertrag, bei dem Behauptung gegen Behauptung aufgestellt wird u. derjenige Theil, dessen Behauptung sich als unwahr od. unrichtig herausstellt, dem andern einen Vermögensvortheil zu gewähren hat. Wesentlich ist hierbei, daß jeder von beiden Wettenden sich für den Fall des Unterliegens zu einer Leistung verpflichtet hat. Die sog. einseitigen W. sind regelmäßig unverbindlich. Die W.n lassen sich in verschiedener Gestalt denken; es kann gewettet werden über den Eintritt einer ungewissen Thatsache, zu deren Hervorbringung eine od. beide Parteien mitwirken; od. über den Eintritt eines Ereignisses, bei dem keine Partei mitwirken kann od. darf; endlich kann den einzigen Gegenstand der W. die Wahrheit einer unter den Parteien bestrittenen Behauptung bilden. Die Forderungen aus einer W. sind vielfach den Spielschulden gleichgestellt u. können daher weder mittels Klage noch mittels Einrede geltend gemacht werden. Das Geleistete dagegen darf der Obsiegende regelmäßig behalten u. kann dasselbe von dem Verlierer nicht zurückgefordert werden, ausgenommen wenn die W., infolge deren geleistet wurde, verboten ist.

**Wetter,** ein rechter Nebenfluß des Mainzuflusses Nidda, entspringt westl. am Vogelsberge im Großherzogthum Hessen, durchfließt in allgemeiner südl. Richtung die fruchtbare Wetterau u. mündet oberhalb Vilbel in die Nidda.

**Wetter,** in der Bergmannssprache die in unterirdischen Höhlungen, Bergwerken, Schachten, Brunnen 2c. befindliche, oft mit ungesunden, unathembaren od. auch mit entzündlichen Gasen gemischte Luft, welche durch bauliche u. maschinistische Vorrichtungen, die Wetterlosung, entfernt u. durch gute Luft ersetzt wird. Gute athembare Luft, welche der atmosphärischen gleichkommt, nennt der Bergmann gute W., dagegen die mit schädlichen Gasen, insbes. mit Kohlensäure gemischte Luft Schwaden u. die mit entzündlichem Kohlenwasserstoff gemischte explodirbare Luft böse od. schlagende W. Die letzteren entwickeln sich nam. in Kohlenbergwerken od. solchen Räumen, die mit Kohlenlagern in Verbindung stehen. Die Mittel zur Wetterlosung beschränken sich im Allgemeinen darauf, durch eine Oeffnung äußere atmosphärische Luft in die Grubengänge zu leiten u. durch eine andere Oeffnung die schlechte Luft abzuführen. Die Mittel zur Herstellung der Cirkulation sind theils schon bei der Anlage der Stollen, Strecken u. Schächte zu berücksichtigen, theils bestehen sie in der Anlage von Wetterthüren, Wetterlutten, Wetteröfen u. Wettermaschinen, welche die schlechte Luft ansaugen u. nach außen abführen, so daß die frische atmosphärische Luft von oben durch die Wetterschächte in das Bergwerk eintreten kann (vgl. „Bergbau", Bd. II, S. 725).

**Wetterau** heißt der ziemlich ebene, 12 Stunden lange u. 6 Stunden breite u. etwa 15 □M. große Landstrich zwischen dem Taunus im W., dem Vogelsberge im NO. u. dem Main u. der Kinzig im S., der von der Wetter, Use, Horla u. Nidda durchflossen wird u. großentheils großherzoglich hessisches Gebiet umfaßt. Den Untergrund bildet Dyas, auf welcher tertiäre Schichten ruhen, die von flachkuppigen Basalt- u. Doleritmassen durchbrochen sind. Das Ganze ist wie ein Garten angebaut u. mit fruchtbaren Feldern, Obsthainen u. Reben bedeckt, so daß selbst bei der sehr starken Bevölkerung noch Export möglich ist. — Die W. war zu Reichszeiten ein sehr zerstückeltes Gebiet, das den Fürsten u. Grafen von Solms, Ysenburg, Stolberg 2c. gehörte, die das ehemalige Wetterauische Grafenkollegium bildeten. Die vier Wetterauischen Reichsstädte waren Frankfurt, Gelnhausen, Friedberg u. Wetzlar.

**Wetterhorn** (vielleicht von wetaro, die Gabel), von den Haslern u. Unterwaldnern auch die Hasli-Jungfrau genannt, ein 3708 m. hoher Berg der Berner Alpenkette, fällt fast senkrecht gegen die Hasli-Scheidek nach N. zu ab u. verzweigt sich oben in 3 Gipfel. Der westliche, die eigentliche Hasli-Jungfrau, wurde zum ersten Male 1844 erstiegen, ebenso der östliche, das Rosenhorn; das Mittelhorn zum ersten Male 1845. Die vier Lawinenzüge, die sich im Frühling vom W. herabsenken, führen oft solche Schneemassen in die Tiefe, daß sie der Sommer nicht zu schmelzen vermag.



**Wetterleuchten** ist eine elektrische Lichterscheinung, die sich bei an heißen Sommerabenden als eine oft wiederkehrende momentane Erleuchtung fernstehender Wolken ohne begleitenden Donner zeigt. Die Ursache des W.s kann entweder in der großen horizontalen Entfernung der elektrischen Wolken liegen, aus welcher der Schall des Donners bis zum Beobachter nicht gelangt, od. aber, u. das ist der häufigere Fall, in der großen Höhe, in welcher die Entladung stattfindet u. in der die Luft so verdünnt ist, daß jene mit hörbaren Schallwirkungen nicht verbunden ist.

**Wetterscheide** ist nach der Meinung des Volkes ein Berg, Gebirgszug, Baum, Fluß 2c., der die Regenwolken, Hagelwetter u. andere atmosphärische Niederschläge entweder zur Richtungsänderung nöthigen od. sie dermaßen zerstreuen soll, daß die dahinter liegenden Gegenden davon nicht betroffen werden. Derartige Wirkungen vermögen aber nur höhere Gebirgszüge hervorzubringen, wenn die mit Wasserdampf gesättigte Luft senkrecht od. ziemlich senkrecht auf sie trifft, wodurch dieselbe zu einem Niederschlage genöthigt werden kann, infolge dessen sie nach ihrem Niederstieg in die dahinter liegenden tieferen Gegenden ihre schon gebildeten Wolken wieder auflöst. In diesem Sinne ist z. B. in Deutschland das Erzgebirge oft die W. für die von NW. kommenden Regenwolken, ebenso der Harz, der Böhmerwald 2c., u. sind es in Asien vor Allem die Ghats in Vorderindien für die Südwestmonsune u. der Himalaja für alle Südwinde.

**Wettersee,** der zweitgrößte Binnensee Schwedens, eine Fläche von 34,48 □M. bedeckend, dehnt sich in nordsüdl. Richtung mit einer Breite von 2—3 M. gegen 18 M. weit, läuft an beiden Enden spitz zu u. hat eine Tiefe bis 135 m.; sein Spiegel liegt 86 m. über der Ostsee. Er gliedert sich im N. in viele kleine Buchten, zeigt aber nur wenig Inselbildung; seine Ufer sind stellenweise recht steil, seine Umgebung ist allerwärts höchst romantisch. Es gehen ihm gegen 90, aber nur kleine Flüßchen zu, da er, fast auf der Wasserscheide zwischen Ostsee u. Kattegat liegend, nur ein kleines Gebiet zu seinen Seiten hat. Sein Abfluß geschieht östlich zur Ostsee durch die Motala-Elf. Das Seewasser ist überaus klar u. schön grün gefärbt; er ist sehr fischreich. Der Schiffahrt werden durch das plötzliche Aufwallen u. durch seine eigenthümlichen Wirbel, Strömfalde genannt, nicht geringe Schwierigkeiten bereitet. Der Götakanal (s. d.), dessen höchster Punkt nur 3,5 m. über ihm u. westl. von ihm liegt, verbindet ihn durch den Botten- u. Wickensee mit dem Wenersee.

**Wettin,** ein bergiges Städtchen mit 3399 E. (1875) im Saalkreise des Reg.-Bez. Merseburg der preuß. Provinz Sachsen, liegt am rechten Ufer der Saale, hat ein Schloß, Ruinen der Stammburg der Grafen von W., Winkel genannt, Bierbrauerei, Cichorien- u. Tabakfabrikation u. bedeutende Kohlengruben.

**Wettin,** das Haus, eines der ältesten Fürstengeschlechter, welches sich über neun Jahrhunderte in ununterbrochener Erbfolge erhalten hat u. im Königs- u. Herzogsstamme von Sachsen blüht, hat zum Stammvater Dietrich, welchen Thietmar von Merseburg als „aus dem Hause Buzici' (vielleicht Pausitz bei Leipzig) stammend bezeichnet. Seinen Stamm von Wittekind dem Sachsen abzuleiten, wie die Altzelle'schen Annalen im 14. Jahrh. thun, od. von Herzog Burchard von Thüringen, wie Eckard will, ist genealogische Willkür. Nur Dietrich's Vater ist wahrscheinlich im Grafen Teti im Hosgau bekannt, welcher nach dem Todtenbuch von Fulda 957 starb; er selbst fiel am 13. Juli 982 im Kampfe gegen die Araber in Unteritalien. Seine Stammburg war W. an der Saale im N. von Halle. Konrad der Große, der fünfte Nachkomme Dietrich's, ist der nächste Stammvater aller noch lebenden W.er; er erhielt 1127 die Markgrafschaft Meißen, erwarb 1136 die Niederlausitz u. einen Theil der Allodialbesitzungen der Grafen von Groitzsch u. 1143 die Reichsdomäne Rochlitz, so daß er fünf Söhne ausreichend versorgen konnte. Sein Urenkel Heinrich der Erlauchte († 1288) erbte 1247 noch die Landgrafschaft Thüringen u. später fast den ganzen Besitz Konrad's, während ein entfernter Verwandter, Otto III., die Grafschaft W. 1288 an das Erzbisthum Magdeburg vererbte. Unter Friedrich dem Streitbaren († 1428) kam 1423 auch das Herzogthum Sachsen-Wittenberg mit der Kurwürde an das Haus W. u. durch die Theilung seiner Enkel Ernst u. Albert wurden 1485 die beiden noch regierenden Linien gestiftet. Während die jüngere Linie, die Albertinische, unter Moritz (s. d.) im Schmalkaldischen Kriege 1547 die Kur u. den größten Theil der ehemals Ernestinischen Gebiete erwarb, war die ältere durch eine reichere Nachkommenschaft ausgezeichnet, so daß 1680 im Ganzen fünfzehn Wettiner als selbständige Fürsten regierten. Durch Aussterben u. durch Einführung der Primogenitur

wurden die Ernestinischen Wettiner 1825 auf vier regierende Linien (Weimar, Altenburg, Koburg-Gotha, Meiningen) reduzirt (s. „Geschichte des Ernestinischen Sachsens“, Bd. VII., S. 522). Der Albertinische Stamm, welcher mit August dem Starken (s. d.) 1697 die katholische Konfession annahm, bestieg gleichzeitig den Thron von Polen (s. d.) u. behauptete ihn mit Unterbrechungen bis 1762. Kurfürst Friedrich August III. wurde im Dez. 1806 als König Friedrich August I. in den Rheinbund aufgenommen u. erhielt 1807 das Großherzogthum Warschau, verlor aber 1813 das letztere an Rußland u. mehr als die Hälfte des Königreichs an Preußen, so daß die Lande der Albertinischen Wettiner von 700 auf 272 □M. reduzirt wurden, während den Ernestinischen ihre kleineren Gebiete mit im Ganzen 170 □M. erhalten blieben. Vgl. Böttiger Flathe, „Geschichte des Kurstaates u. Königreichs Sachsen“ (Bd. 1, Gotha 1867); Hofmeister, „Genealogie des Hauses W.“ Ronneburg 1858); Oertel-Richter, „Genealogische Tafeln“ (Lpz. 1877). — Die Stammtafel der Wettiner s. „Sachsen“ Bd. VII, S. 505 u. 506).

**Wettrennen** od. Pferderennen gehören zum Sport (s. d.) u. haben von Haus aus den Zweck, auf die Veredelung der Pferdezucht zu wirken. Die Pferderennen stammen aus England (s. „Pferd“), u. von da haben sie sich auf den Kontinent ausgedehnt. Man unterscheidet vorzugsweise Glatt- od. Flachrennen, bei welchem nur die Schnelligkeit des Pferdes den Ausschlag giebt, Hindernisse nicht zu überwinden sind u. die Rennbahn die geringste Länge hat; Hürdenrennen, bei welchem die Pferde während des Durchlaufens der Bahn mehrere, etwa 1 m. hohe Hürden von Strauchwerk zu überspringen (zu nehmen) haben; Jagdrennen (Steeple chase), bei welchem die Hindernisse zahlreicher u. verschiedener Art sind, auch der zu durchlaufende Weg größer ist als bei den anderen Rennen. An Hindernissen kommen vor: feste Barrièren, Hürden, Breterzäune, niedrige Mauern von 0,75 m. Höhe, Wassergräben u. trockene Gräben von 2 m. oberer Breite u. mehr, auch Hecken mit dahinter liegenden Gräben; eine solche bildet gewöhnlich den sog. Tribünensprung, d. h. das Hinderniß, welches zunächst der Zuschauertribüne übersprungen wird. Als weiteres Hinderniß wird auch der sogenannte irische Wall angelegt, ein Erdaufwurf mit breiter oberer Fläche u. steilen Böschungen, auf welchen das Pferd hinaufspringt, oben Fuß faßt u. auf der andern Seite wieder hinuntersetzt. Außerdem zieht man neben den vorgenannten, meist künstlich angelegten Hindernissen auch wirklich vorhandene Terrainschwierigkeiten in den Bereich der Bahn, z. B. tiefen Ackerboden, nasse Wiesen, Bäche, Waldstrecken 2c. Die Bahn hat oft eine Länge von 5–6000 m. Es kommt bei dem Jagdrennen noch mehr als bei dem vorigen die Sicherheit des Reiters u. Pferdes in Ueberwindung aller möglichen Schwierigkeiten sowie die Ausdauer beider zur Geltung. Die Hürden- u. Jagdrennen sind deshalb vorzugsweise Herren-Reiten, d. h. solche, bei denen die Pferdebesitzer od. deren Freunde die Pferde selbst reiten, während die glatten Rennen fast ausschließlich von den Jockeys geritten werden. Handicap (s. d.) wird ein Rennen dann genannt, wenn die Gewichtsausgleichung keine absolute, sondern eine relative, d. h. eine solche ist, bei welcher Pferde, die schon gesiegt haben, mehr Gewicht tragen müssen als andere. Die Flachrennen werden in der Carrière, die übrigen im Galopp, im Kenter, dem sog. Renngalopp, der seine Schnelligkeit nach Maßgabe der Konkurrenten, des Terrains u. der zurückzulegenden Strecke mit ihren Hindernissen regelt, geritten. Die Bahn hat meist die Gestalt eines großen Ovals für die Flachrennen, während sie sich für die übrigen Rennen der größeren Entfernung willen in verschiedenen größeren od. geringeren Kurven über das zur Verfügung stehende Terrain hinzieht. Der Anfangspunkt des Rennens heißt der Start od. auch der Pfosten, Derjenige, welcher die Zeichen zum Ablaufen giebt, der Starter, der Endpunkt heißt das Ziel, an welchem die Preisrichter stehen. Solche vertheilen sich auch auf der Bahn, um das richtige Einhalten derselben zu überwachen. Ein Rennen, welches entweder wegen Verfehlens gegen die Rennregeln od., bei vollständig gleichzeitigem Eintreffen zweier od. mehr siegender Pferde am Ziele, unentschieden ist, heißt ein todtes Rennen. Trabrennen ist ein Rennen, bei welchem kein einziger Galoppsprung ungestraft vorkommen darf. Ein Pferd, welches beim Trabrennen in den Galopp fällt, muß sofort eine Volte gehen u. darf erst dann auf der Bahn weiter traben. Wagenrennen, schon bei Griechen u. Römern im Gebrauche, werden heutzutage ebenfalls zuweilen veranstaltet. Die Hauptpferderennen der Gegenwart finden statt zu Ascott u. Epsom in England, Longchamps bei Paris, Wien, in Deutschland zu Baden Baden, Hamburg, Frankfurt a. M., Hannover, Hoppegarten bei Berlin.

**Wettstein,** Johann Jakob, namhafter reformirter Theologe, geb. 5. März 1693 zu Basel; studirte daselbst Theologie u. besuchte dann bis 1717 die bedeutendsten Bibliotheken Frankreichs, Englands u. Hollands, hauptsächlich um die ältesten griech. Handschriften des Neuen Testaments zu vergleichen. 1717 übernahm er zu Basel ein Diakonat, hielt daneben auch Privatkollegien u. setzte eifrig seine texkritischen Studien fort. Letzteres machte ihn der Basler Orthodoxie verdächtig. Aus ganz nichtigen Gründen wurde er im Mai 1730 als Irrlehrer abgesetzt; die Akten dieses Prozesses, ein trauriges Denkmal der Beschränktheit, erschienen in demselben Jahre zu Basel. 1733 folgte W. einem Rufe an das Remonstrantengymnasium zu Amsterdam u. wirkte hier bis an seinen Tod (22. März 1754). Zu spät erkannte man in Basel, was man an ihm verloren hatte; aber alle Versuche, ihn wiederzugewinnen, blieben vergeblich. Das Hauptwerk W.'s, auf welches er schon durch die „Prolegomena ad novi test. editionem“ (Amsterd. 1730) vorbereitet hatte, ist seine Ausgabe des Neuen Testaments mit den Varianten aus Handschriften, alten Uebersetzungen u. Kirchenvätern (2 Bde., Amsterd. 1750 u. 1751), eine der reichsten Fundgruben für Kritik u. Exegese des Neuen Testaments.

**Wetzel,** Karl Friedrich Gottlob, Schriftsteller u. Dichter, geb. als Sohn eines Tuchmachers zu Bautzen 14. Sept. 1779; studirte unter kümmerlichen Verhältnissen in Leipzig u. Jena erst Medizin, dann Philosophie, lebte seit 1802 ohne bestimmten Beruf, aber schriftstellerisch thätig in Sachsen u. Thüringen u. seit 1805 bei G. H. Schubert (s. d.), der damals in Dresden weilte. Hier hielt W. Vorlesungen über Homer u. veröffentlichte seinen „Magischen Spiegel, darinnen zu schauen die Zukunft Deutschlands 2c.“ (1805), in dem er prophetisch die Ereignisse der J. 1806 u. 1807 an sich vorüberziehen sah. Nachdem er um 1808 mit Schubert nach Nürnberg gegangen war, übernahm er infolge eines ihm von Hegel gewordenen Auftrags 1809 die Leitung des „Fränkischen Merkur“ in Bamberg. Dieses Blatt brachte er zu solcher Bedeutung, daß es sich den geachtetsten politischen Zeitungen Deutschlands anreihte, ja selbst der „Allgemeinen Zeitung“ den Rang streitig machte. W. war ein trefflicher, gewissenhafter, unerschrockener Redakteur, ein Feind jeder Lüge, ein Unterdrücker des Gemeinen u. Oberflächlichen. 1815 ward aber sein Blatt sistirt, u. um es nicht ganz eingehen zu lassen, mußte er von der Redaktion nominell zurücktreten, doch beeinflußte er es nach wie vor. Er starb zu Bamberg 29. Juli 1819. Hochbegabt, gemüthvoll u. kenntnißreich, hätte W. unter äußerlich günstigeren Verhältnissen eine der hervorragendsten Erscheinungen in der Literatur werden können; dies zeigen von seinen Schriften insbes. die Trauerspiele „Jeanne d'Arc“ (Lpz. 1817; 2. Aufl. 1819) u. „Hermanfried, letzter König von Thüringen“ (Berl. 1818), die „Schriftproben“ (Mythen, Romanzen u. lyrische Gedichte, Bamb. 1814), die Lieder „Aus dem Kriegs- u. Siegesjahre 1813“ (Lpz. u. Altenb. 1815) u. die satirisch-humoristischen Gedichte „Rhinozeros“ (Nürnb. 1810; neue Aufl. 1828) u. „Prolog zum großen Magen“ (Lpz. u. Altenb. 1815). K. F. Zunk gab unter dem Pseudonym Z. Funk „W.'s gesammelte Gedichte u. Nachlaß“ (Lpz. 1838) heraus u. schrieb: „Aus dem Leben zweier Dichter, E. T. W. Hoffmann's u. F. G. W.'s“ (ebd. 1838).

**Wetzlar,** Kreisstadt mit 6856 E. (1875) im Reg.-Bez. Koblenz der preuß. Rheinprovinz, liegt in 152 m. Seehöhe an der Lahn, an der Strecke Deutz-Gießen der Köln-Mindener u. Frankfurt Wiesbaden-W. der nassauischen Eisenbahn u. wird überragt von der Ruine Kalsmunt. W. ist Sitz der Kreisbehörden, hat ein Gymnasium, protestantische u. katholische Kirchen, darunter den Dom mit Theilen (den Heidenthurm) aus dem 11. Jahrh., Synagoge, Strumpf-, Handschuh- u. Tabakfabrikation, Leinweberei, Brauerei 2c. – W., ursprünglich eine deutschkönigliche Villa, war zu Friedrich Barbarossa's Zeiten die wichtigste der vier Wetterauischen Reichsstädte (s. „Wetterau“). Das Reichskammergericht wurde 1693 von Speyer hierher verlegt u. blieb bis zur Auflösung des Reichs 1806 hier. Am 15. Juni 1796 siegten hier die Oesterreicher u. Sachsen unter Erzherzog Karl über die Franzosen unter Jourdan. 1803 verlor W. seine Reichsfreiheit u. kam an Nassau, dann an den Großherzog von Frankfurt u. 1814 an Preußen.

**Wexford** (spr. Uexforrd), Grafschaft von 42,375 □M. u. 132 666 E. (1871; 1841 noch 202,003) in der irischen Provinz Leinster, bildet die Südostspitze Irlands, liegt mit der Ostseite am Georgskanale, mit der Südseite am Atlantischen Ozean, ist durch die Waterfordbai westl. von der Grafschaft Waterford geschieden u. grenzt weiter westl. an Kilkenny u. nordl. an Carlow u. Wicklow. Mit den Vorgebirgen Cahore, Greenore u. Carnsore ragt es weit in den Georgskanal, mit dem Hock Head in den

Atlantischen Ozean hinein u. durch die Bannow-, Ballyteigue-, W.- u. andere Baien tritt das Meer wieder tief ins Land. Der westl. Grenzfluß Barrow u. der Slaney sind die größten Flüsse. Das Terrain ist im W. u. N. Gebirgsland, flach u. sandig an der Küste. Hauptbeschäftigung der Bevölkerung, der man Sittlichkeit u. Arbeitsamkeit nachrühmt, sind Ackerbau, Viehzucht u. Fischerei. Der Hauptort **W.** mit 12,819 E. (1871), an der Slaneymündung in die Wexfordbai, hat einen schwer zugänglichen, flachen Hafen, treibt Austernzucht u. einigen Handel.

**Wexiö**, Hauptstadt von Kronoberg Län im südl. Schweden mit 4093 E. (1875), liegt in 172 m. Seehöhe am Södrasee, unweit des Helgasees, ist Bischofssitz, hat Gymnasium, eine Bibliothek von 14,000 Bdn., einen sehr alten Dom, Eisenhütten u. Viehhandel. Auf einer nahen Insel im Helgasee liegen die Ruinen vom Schloß Kronoberg, das aus den Trümmern des 1581 niedergerissenen, vom heil. Siegfried erbauten Benediktinerstiftes aufgebaut wurde. Noch zeigt man die Quelle, aus welcher Siegfried taufte.

**Weyde**, von der, Roger, s. „Roger“.

**Weymouth** (spr. Uehmaß), Stadt in der südengl. Grafschaft Dorset, die mit dem gegenüberliegenden Melcombe Regis 1871: 13,259 E. zählte, liegt am Kanal an der Mündung des Wey, über den nach Melcombe Regis eine Brücke führt, hat Hafen, Seebad, Schiffswerfte, Sägefabrik u. Handel, sendet zwei Mitglieder ins Parlament u. giebt dem Marquis of Bath den Viscounttitel. W. war Georg's III. Sommeraufenthalt u. noch jetzt wohnen viele vornehme Familien in dem anmuthigen Badeorte.

**Weymouthskiefer** (Pinus Strobus), auch Weiß- od. Büschelkiefer, weil ihre langen prismatischen Nadeln zu fünf in einer Scheide büschelförmig stehen; durch ihre Länge sowol, als auch durch ihre Schmalheit ertheilen sie diesen Büscheln ein zierliches Ansehen. Der ziemlich schnurgerade Stamm trägt eine glatte weißgraue Rinde u. soll in Nordamerika, dem Vaterlande des schönen Baumes, einige 60 m. hoch werden. Seine Zapfen sind walzenförmig u. oft 30 cm. lang; seine Samen reifen aber erst im Oktober des nächsten Jahres. Wegen seiner Schönheit hat man den Baum längst in unseren Anlagen eingeführt, wo er auch rauhe Winter leicht überdauert; ja selbst in Wäldern hat man angefangen ihn zu ziehen, da sein Holz hoch geschätzt wird. In seiner Heimat liefert er deshalb auch gute Mastbäume. Er liebt einen etwas feuchten Boden.

**Weyprecht**, Karl, deutscher Seemann, bekannt insbes. durch seine Nordpolfahrt, geb. als dritter Sohn des 1873 verstorbenen gräflich Erbach-Schönberg'schen Kammerdirektors W. zu Michelstadt (Hessen) 8. Sept. 1838; trat 1856 als Seekadett in die österr. Marine u. wurde 1861 Offizier, später wegen seiner außerordentlichen Befähigung eine Zeit lang als Lehrer an der Marine-Akademie zu Fiume verwendet u. zeichnete sich 1866 in der Seeschlacht bei Lissa so sehr aus, daß er damals bereits zum Linienschiffsleutnant aufrückte. Als solcher begleitete er 1867 mit dem kleinen Kriegsdampfer „Elisabeth“ die „Novara“, auf welcher Admiral Tegetthoff die Leiche des Kaisers Maximilian aus Meriko abholte. Als sich 1871 in Oesterreich ein Komité behufs einer Nordpolexpedition gebildet hatte, wurde W. nebst Julius Payer (s. d.) mit der Leitung des Unternehmens betraut. Beide unternahmen zunächst in demselben Jahre auf der norweg. Yacht „Isbjörn“ eine Rekognoszirungsfahrt in das Meer zwischen Spitzbergen u. Nowaja-Semlja u. stellten dann auf Grund der Ergebnisse derselben den Plan für die eigentliche Expedition fest, welche auf dem für fast 3 Jahre ausgerüsteten Schraubendampfer „Tegetthoff“ mit 24 Mann am 13. Juni 1872 Bremerhaven verließ (s. „Nordpolfahrten“, Sp. 959). Noch im Sept. 1874 ward W. zum österr. Schiffskommandanten ernannt u. ist jetzt in Triest stationirt. Seine Berichte über die österr.-ungar. Nordpolexpedition befinden sich im 35. Bde. der Druckschriften der Wiener Akademie der Wissenschaften; außerdem veröffentlichte W. zahlreiche Aufsätze in Petermann's „Mittheilungen“ (Jahrg. 1875 u. 1876), im „Archiv für Seewesen“, in den „Mittheilungen der Wiener Geograph. Gesellschaft“ 2c. Selbständig erschien: „Die Metamorphosen des Polareises“ (Wien 1879).

**Wezel**, Johann Karl, Romanschriftsteller u. Lustspieldichter, geb. 31. Okt. 1747 zu Sondershausen; studirte 1764—67 Philosophie u. Jurisprudenz in Leipzig, wurde 1769 Hauslehrer bei einem Grafen v. Schönburg in der Lausitz, wirkte, nachdem er längere Reisen gemacht, in Wien eine Zeit lang als Theaterdichter, von Kaiser Joseph II. bes. begünstigt, u. widmete sich später in Leipzig lediglich schriftstellerischen Arbeiten. 1786 verfiel er in Wahnsinn. Seitdem bezeichnete er sich auf dem Titel seiner Bücher als „Gott W.“, ließ sich Bart u. Nägel wachsen u. gewährte überhaupt den ihn Besuchenden ein Bild des entsetzlichsten Elends. In diesem Zustande lebte er noch, zuletzt in seiner Vaterstadt, bis 28. Jan. 1819. Als dramatischer Dichter lehnte sich W. zuerst an Goethe an, was z. B. in seinem Trauerspiel „Graf v. Wickham“ (Lpz. 1774) ersichtlich ist. Seine Lustspiele (4 Bde., ebd. 1778—87), wie „Rache für Rache“, „Die komische Familie“, „Wildheit u. Großmuth“ 2c., enthalten treffliche Züge, einen fließenden Dialog u. sehr geschickte Charakterzeichnung. Bedeutenderes aber leistete er im Roman. Insbes. sind die „Lebensgeschichte Tobias Knaut's, des Weisen“ (4 Bde., Lpz. 1773—76), „Peter Marks u. die wilde Betty“ (zwei Ehestandsgeschichten, ebd. 1779) u. der komische Roman „Hermann u. Ulrike“ (4 Bde., ebd. 1780) reich an Erfindung, an genialen komischen Zügen u. feiner Beobachtungsgabe. Seine Bearbeitung des „Robinson Crusoe“ (2 Bde., ebd. 1779 f.) verwickelte ihn in einen ernsten Streit mit dem Verfasser (Campe).

**Whampoa** (Hoang-pou, d. i. gelber Ankerplatz), ist ein chinesisches Inselchen in der Bocca Tigris, 2½ M. östl. von Kanton, wo bis zum Frieden von 1842 alle Europäer ihre Fracht ausladen u. visitiren lassen mußten, u. wo noch jetzt alle größeren Schiffe wegen der weiter oberhalb den Fluß sperrenden Sandbänke anlegen u. ihre Güter auf Dschunken u. andere Flußschiffe verladen. W. ist also der große Stapelplatz für diesen wichtigen chinesischen Traktathafen.

**Wheaton** (spr. Uiht'n), Henry, nordamerikan. Staatsmann u. Schriftsteller, geb. zu Providence (Rhode Island) 27. Nov. 1785; studirte die Rechte, zu welchem Behuf er sich 1804 u. 1805 auch in Frankreich, Holland u. England aufhielt, ließ sich dann als Advokat in Rhode-Island nieder u. ging später nach New-York, wo er ein politisches Journal: „The National Advocate“, herausgab u. 1812 Mitglied des Seegerichts wurde. Seit 1816 Advokat beim Obergerichtshof in Washington, dessen Entscheidungen er (12 Bde., 1816—27) veröffentlichte, ward er 1825 Mitglied des für den Staat New-York niedergesetzten Verfassungsausschusses. 1827—34 hielt er sich, mit einer diplomatischen Sendung betraut, in Kopenhagen auf, bekleidete 1835—45 den Gesandtschaftsposten in Berlin u. starb zu Norbury (Massachusetts) 11. März 1848. Seine Hauptwerke sind: „Digest of the law of maritime captures and prices“ (New York 1815); „Life of William Pinckney“ (ebd. 1826); „History of the Northmen, or Danes and Normans“ (Lond. 1831); „Elements of international law“ (in franz. Bearbeitung: „Éléments du droit international“ (2 Bde., Lpz. 1848; 8. Aufl. 1866); „History of the law of nations“ (New-York 1842) u. „Histoire des progrès du droit des gens en Europe depuis la paix de Westphalie“ (2 Bde., Lpz. 1841; 3. Aufl. 1854). Sein Leben beschrieb Lawrence (1868).

Nr. 5523. Endzweig der Weymouthskiefer.

**Wheatstone** (spr. Uihtstohn), Charles, berühmter engl. Physiker, der sich nam. um die Einführung u. Verbesserung des elektromagnetischen Telegraphen Verdienste erworben hat, wurde 1802 in Gloucester geboren u. wandte sich erst der Verfertigung musikalischer Instrumente zu, ehe er, im Verlauf seiner Thätigkeit zu physikalischen Untersuchungen über den Schall hingeführt, sich ausschließlich der experimentalen Physik widmete. Seine erste Schrift (in den „Philos. Transact.“, 1833) behandelt denn auch die Erscheinung der Klangfiguren, später befaßte er sich auch mit elektrischen Versuchen, die sich

bes. auf die Messung der Geschwindigkeit der Elektrizität bezogen; infolge davon erhielt er die Professur der Physik am Kings College zu London. Hier wurde er durch Fothergill Cooke mit den Versuchen bekannt, welche dieser bei dem Heidelberger Physiker Muncke über die Anwendbarkeit des elektrischen Stromes zu telegraphischen Zwecken gesehen hatte, u. welche mit dem telegraphischen Apparate Schilling's von Cannstadt angestellt worden waren. Cooke, der die praktische Tragweite der neuen Erfindung (die übrigens in Deutschland durch den elektromagnetischen Telegraphen von Gauß u. Weber in Göttingen schon seit 1833 ausgeführt u. benutzt war [s. „Weber, Wilh."]) begriff, aber nicht genügende physikalische Kenntnisse hatte, um dieselbe zu verfolgen u. den verschiedenen Zwecken anzupassen, vereinigte sich mit W., u. Beide nahmen im Mai 1837 ihr erstes Patent „For improvements in giving signals and sounding alarms in distant places by means of electric currents transmitted through metallic circuits". Der W.'sche Telegraph war anfänglich ein etwas abgeänderter Schilling'scher Nadelapparat, für den späterhin sogar das Gauß-Weber'sche System mit nur einer Nadel angenommen wurde, von einer Erfindung des elektromagnetischen Telegraphen seitens W.'s, wie sie die Engländer immer im Munde führen, kann also nicht die Rede sein, dagegen verdankt ihm die praktische Telegraphie auch in der Folge noch eine Anzahl wichtiger Verbesserungen, für die ihm sehr einträgliche Patente ertheilt wurden. Eine wirkliche Erfindung W.'s dagegen ist die des Stereoskops (1838 u. 1852).

Nr. 5521. Charles Wheatstone (geb. 1802, gest. 19. Okt. 1875).

Seine sonstigen Arbeiten sind in den britischen Fachzeitschriften verstreut. W. war seit 1836 Mitglied der Royal Society zu London, wurde 1868 in den Ritterstand erhoben u. starb 19. Okt. 1875 zu Paris. Seine Leiche wurde einbalsamirt u. nach England übergeführt.

**Whewell** (spr. Juhel), William, berühmter engl. Gelehrter, insbes. Philosoph, geb. zu Lancaster 24. Mai 1794 (nach Anderen 1795); studirte 1812—16 in Cambridge, wurde 1817 Fellow des dortigen Trinity College u. beschäftigte sich seitdem insbes. mit dem Studium der Mathematik, welche auch seine ersten Schriften betrafen; zu diesen gehörte insbes. der „Mechanical Euclid" (deutsch als „Elementarbuch der Mechanik", Braunschw. 1841). Weiterhin wandte er sich der Mineralogie zu, deren Lehrstuhl er 1828 erhielt; fußte er bei seinen mathematischen Studien hauptsächlich auf Euler, so schloß er sich bei seinen mineralogischen nam. an Mohs an, den er auch 1829 besuchte. 1833 unterbrach W. seine Lehrthätigkeit, um dieselbe erst 1838 als Prof. der Moralphilosophie wieder aufzunehmen. Inzwischen verfaßte er: die Abhandlung „Astronomy and general physics, considered in reference to natural theology" (ein Theil der sog. Bridgewaterbücher, Lond. 1834, deutsch: „Die Sternenwelt als Zeugniß für die Herrlichkeit des Schöpfers", Stuttg. 1837); die beiden, ihrem Wesen nach ein Ganzes bildenden Werke: „History of the inductive sciences" (3 Bde., ebd. 1837; neue Ausgabe 1857; deutsch von Littrow, 3 Bde., Stuttg. 1839—42) u. „Philosophy of the inductive sciences" (2 Bde., Lond. 1840); „Architectural notes on German churches" (ebd., 2. Aufl. 1835) u. „On the principles of English university education" (ebd., 2. Aufl. 1838; deutsch von Schnuse, Braunschw. 1845). Seit 1841 Master des Trinity-College u. seit 1855 Vizekanzler der Universität, starb er zu Cambridge 6. März 1866. Als Philosoph war er ein Gegner der Bacon-Locke'schen Lehre von den Induktionen u. den angeborenen Begriffen u. suchte den Lehren Kant's in England Eingang zu verschaffen. Von seinen philosophischen Schriften sind noch zu nennen: „Elements of morality, including polity" (2 Bde., Lond. 1845; 4. Aufl. 1864); „Lectures on systematic morality" (ebd. 1846) u. „Lectures on the history of moral philosophy in England" (ebd. 1852); auch übersetzte er die moralischen Dialoge Platon's (3 Bde.) u. besorgte eine Ausgabe von Grotius' „De jure belli et pacis" mit engl. Uebersetzung u. Anmerkungen (3 Bde., Cambridge 1854). Als Kenner u. Verehrer der deutschen Literatur übersetzte er Goethe's „Hermann u. Dorothea" u. Auerbach's „Frau Professorin" ins Englische. Seine Biographie schrieb Todhunter (2 Bde., Lond. 1876).

**Whigs**, s. „Tories u. Whigs".

**Whisky**, ein in England u. Irland sehr beliebter Branntwein, dessen bessere Sorten nur aus Gerstenmalz od. Weizenmalz mit einem geringen Zusatz von Hafer, die geringeren Sorten aus ungemalztem Getreide mit einem Zusatz von Gerstenmalz bereitet werden. Das Trocknen od. Darren des Malzes geschieht auf Rauchdarren mittels Torf; dem Rauche dieses Brennmaterials verdankt der W. jedenfalls auch seinen charakteristischen rauchigen Geruch u. Geschmack.

**Whist** (vom engl. whist, still, weil das Spiel große Aufmerksamkeit erfordert) ist ein aus England herübergekommenes Kartenspiel, das unter vier (ausnahmsweise auch drei) Personen mit den 52 Blättern einer franz. Karte betrieben wird. Je zwei Personen spielen zusammen, nachdem vorher durchs Los entschieden wurde, wer zusammenkommt. Derjenige, welcher das niedrigste Blatt gezogen hat, wählt seinen Platz u. giebt an; sein Mitspieler (Partner, Aide) ist der mit dem zweitniedrigsten Blatte Herausgekommene. Das dritte Blatt bezeichnet den Platz links, das vierte den rechts vom Kartengeber. Letzterer läßt rechts abheben u. giebt links herum dreizehnmal je eine Karte. Die letzte Karte zeigt an, welche Farbe Trumpf (Atout, a tout) ist; sie bleibt so lange offen auf dem Tische liegen, bis ihr Besitzer sie benöthigt, od. aber man benutzt zwei Spiele Karten u. läßt abwechselnd mit dem einen Trumpf machen, während mit dem andern gegeben wird. Die Karten zählen in der Reihenfolge As, König, Dame, Bube, Zehn . . . zwei; Farbe muß allemal bekannt, sie braucht aber nicht getrumpft zu werden. Diejenige Partei, welche die meisten Stiche macht, gewinnt, u. zwar so viele Tricks, als sie mehr denn sechs Stiche ihr eigen nennt. Jeder Trick wird mit zwei Points berechnet; außerdem zählen aber auch noch die Honneurs, d. h. diejenige Partei, welche die meisten Matadore (As, König, Dame, Bube u. Zehn) in Trumpf hat, rechnet zwei (deux d'honneurs), vier (quatre d'honneurs) od. sechs (six d'honneurs) Points, je nachdem sie drei, vier od. fünf Matadore hat. Die gemachten Points werden mit vier Geldstücken od. runden Marken auf eigenthümliche Weise angelegt. Wer zuerst zehn Points hat, gewinnt eine Partie, wer zwei Partien hinter einander gewinnt, macht einen großen Robber, dagegen einen kleinen Robber (s. d.), wenn die Gegenpartei unter drei Partien eine gewinnt. Mit dem Robber ist das Spiel zu Ende; soll weitergespielt werden, dann muß von Neuem gezogen werden. Eine Partie wird gewonnen: a. simple, wenn die Gegner sechs od. acht, b. double, wenn sie vier, c. triple, wenn sie zwei u. d. quadruple, wenn sie gar nicht markirt (angelegt) haben. Diese Partien zählen in der eben angeführten Reihenfolge 1, 2, 3 u. 4 Points. Eine Partie kann nur mit Tricks zu Ende geführt werden, nicht mit Honneurs allein. Hat man mehr Stiche gemacht, als zur Beendigung einer Partie nothwendig ist, so darf man überlegen, d. h. die Points über 10 für die folgende Partie berechnen. Eine Partie macht groß od. klein Schlemm, wenn sie in einem Spiele alle od. nur 12 Stiche macht; es zählt dies 8 bez. 4 Points, u. eben so viel rechnet man für einen gewonnenen großen od. kleinen Robber, jedoch beruhen diese Berechnungssätze gewöhnlich auf vorheriger Uebereinkunft. Auch das Anlegen mit den Marken erfolgt nach verschiedenen Grundsätzen; hier u. da markirt man nur gerade Zahlen, an anderen Orten auch ungerade. In manchen

Gegenden werden sogar vier Asse, eine gewisse Anzahl von Trümpfen ꝛc. honorirt; was man „mit Schäfchen spielen" nennt. Wollen drei Personen W. spielen, dann muß eine den Strohmann (le mort) übernehmen, d. h. er verwaltet auch die Karten des fehlenden vierten Mannes, indem er sie vor dessen Platz auf den Tisch legt, worauf das Spiel in der gewohnten Weise seinen Verlauf nimmt. Bei dieser Art des Spieles findet der Ausgleich der Chancen dadurch statt, daß jeder Spieler einmal den Strohmann zu übernehmen hat. Bei dem sog. Cayennewhist darf der Kartengeber aus der Hand Trumpf bestimmen od. dies seinem Partner überlassen. Wird hierbei die am zweiten Kartenspiele abgehobene Farbe zu Trumpf gemacht, dann ist Cayenne Trumpf u. alle Tricks zählen doppelt. Der größeren Abwechselung wegen spielt man auch bei dem sog. Sturmwhist „Grand" (möglichst viele Stiche machen), „Null" (möglichst wenig Stiche machen), „halb Grand, halb Null" (sechs Grand- u. sieben Nullstiche), „Manteuffel" (wobei sich die beiden Spieler einer Partei überbieten können) ꝛc.

**Whitby** (spr. Uittbih), Stadt mit 13,094 E. (1871) in der engl. Grafschaft York, in malerischer Umgebung an der Mündung des Esk in die Nordsee u. an der Eisenbahn New-Malton-W. Die sehr alte Stadt hat einen Hafen mit zwei großen Molen u. schönem Kai, ein Museum, Bäder, Schiffbau u. Handel. Auf den Klippen vor der Stadt liegen die großen Ruinen einer Abtei u. in 1—2 M. Entfernung berühmte Alaunwerke.

**White** (spr. Ueit), Charles, engl. Schriftsteller, geb. auf seinem Familiengute in Shropshire 16. Jan. 1793; trat jung in das Heer, nahm seit 1809 an den Feldzügen in Spanien u. Portugal Theil, wurde 1812 beim Sturm auf Badajoz dem Generalstabe Wellington's zugetheilt, fungirte später als Generaladjutant des Generals Williams u. seit 1814 des Herzogs von Cambridge u. ging 1815 als Major mit seinem Regimente nach Frankreich. Nachdem er, inzwischen zum Obersten befördert, 1827 seinen Abschied genommen, beschäftigte er sich literarisch u. nahm seinen Aufenthalt häufig auf dem Kontinente, nam. in Berlin; auch machte er 1830—33 den Unterhändler in den belg. Angelegenheiten. Er starb zu Brüssel im Okt. 1861. Er schrieb u. A. die Romane: „Almacks revisited" (deutsch als „Herbert Milton", 3 Bde., Aachen 1828); „The King's page" (deutsch: „Arthur Beverley", 3 Bde., ebd. 1830); „The married unmarried" (deutsch: „Die heimliche Ehe", 3 Bde., ebd. 1837); „The Cashmere shawl" (deutsch, 3 Bde., ebd. 1840) u. a., sowie: „The Belgic revolution in 1830" (2 Bde., Lond. 1835) u. „Three years in Constantinopel" (2. Aufl., 3 Bde., ebd. 1846; deutsch, 2 Bde, Berl. 1844 f.).

**White**, Henry Kirke, engl. Dichter, geb. zu Nottingham 21. Aug. 1785; war erst Fleischer- u. dann Strumpfwirkerlehrling, bis er endlich auf seinen Wunsch zu einem Advokaten in die Lehre gethan wurde, erwarb sich durch eifriges Selbststudium ein tüchtiges Wissen, wurde Mitarbeiter am „Monthly mirror", veröffentlichte 1803 die erste Sammlung seiner Gedichte u. gewann durch diese die Gönnerschaft Southey's, der ihm behülflich wurde, noch in Cambridge Studien zu machen; doch starb W. bereits 19. Okt. 1806. Southey gab 1807 seinen dichterischen Nachlaß heraus, der viele Auflagen erlebte.

**Whiteboys** (spr. Ueitbeus), zu deutsch „Weiße Burschen", nannte sich 1760 die zahlreichste unter den vielen Vereinigungen von Defenders, welche sich im 18. Jahrh. in Irland bildeten. Als nämlich 1727 den Iren das Stimmrecht bei den Parlamentswahlen entzogen war, u. noch mehr, als sich gleichzeitig mit dem schott. Aufstande der Jakobiten auch bei ihnen Freiheitsregungen gezeigt hatten, traten die Engländer nach dem Siege bei Culloden (1746) mit fast grausamer Härte gegen die irischen Katholiken auf, die ihrerseits durch geheime Verbindungen, Defenders genannt, sich gewaltsam Recht od. Rache suchten. Die W., so genannt wegen des über die Kleider gezogenen Hemdes, brachen bei Nacht in die Häuser grausamer Grundherren, Pfarrer u. Beamten, nahmen durch Mißhandlung od. Mord Rache u. verschwanden wieder, ehe die Polizei sie erreichen konnte. Von derselben Art waren die 1763 gestifteten Hearts of oak (spr. Hahrts of ohk), „Eichenherzen", welche Rache an Allen nahmen, die drückende Wegebaufrohnden forderten, ebenso 1786 die Rightboys (spr. Reitbeus), welche sich eidlich verpflichteten, den Pfarrern der anglikanischen Kirche den Zehnten zu verweigern u. Jeden aus ihrer Verbindung zu tödten, der diesen Eid brechen würde. Durch Aufhebung der strengen Strafgesetze u. mildere Verwaltung gelang es, das Unwesen der W. bisweilen in Vergessenheit zu bringen, doch tauchten sie immer wieder auf, bis nach der Katholikenbill von 1832 durch O'Connell (s. d.) die große Repealassociation gestiftet wurde, welche alle Elemente des irischen Widerstandes gegen England in sich vereinigte. Das Volk sprach früher wol auch vom „Capitain Rock" (vielleicht nach dem weißen Kittel, den die W. bisweilen statt des Hemdes trugen) als dem Vollstrecker der Volksjustiz, wie in Nordamerika vom Richter Lynch. — Vgl. Moore, „Memoirs of the life of Captain Rock" (Lond. 1824).



**Whitefield** (spr. Ueibtfihld), Georg, der zweite Hauptstifter der Methodisten, geb. 16. Dez. 1714 zu Gloucester in England; studirte seit 1733 zu Oxford Theologie u. trat dabei mit Wesley (s. d.) in Verbindung. Ueber sein späteres Verhältniß zu Wesley u. seine Thätigkeit als Sektenstifter s. „Methodisten". W. starb 30. Sept. 1770 zu Newbury bei Boston. Eine Sammlung seiner Werke (Briefe, Predigten ꝛc.) erschien 1771 (6 Bde.). Eine engl. Biographie W.' (Edinb. 1826) wurde deutsch von Tholuck herausgegeben (Lpz. 1834).

**Whitehaven** (spr. Ueithehw'n), Stadt mit 17,003 E. (1871) in der nordwestengl. Grafschaft Cumberland, liegt regelmäßig, dicht an den Höhen gebaut in einer Bucht der Irischen See u. der Eisenbahn von Carlisle nach Broughton u. ist durch ein unterseeisches Kabel mit der Insel Man verbunden. Es hat einen Hafen mit drei Molen, Schiffswerfte, Segeltuch-, Vitriol- u. Taufabrikation u. ansehnlichen Handel nach Westindien, Nordamerika ꝛc. W. sendet ein Mitglied ins Parlament. Seinen Aufschwung verdankt es bes. den reichen Kohlengruben des Earl von Lonsdale, die sich selbst einige Seemeilen unter das Meer erstrecken. Auch Kalk- u. Eisenwerke finden sich in der Nähe.

**White Mountains** (spr. Ueit Mauntins), d. h. Weiße Berge, der höchste Theil einer der nordöstlichsten Parallelketten der Alleghanies, des östl. Hauptgebirges der Ver. Staaten von Nordamerika, liegen im N. des Staates New-Hampshire, dehnen sich nur 3—4 M. aus, erreichen aber im Mount Washington eine Höhe von 1916 m. u. sind fast $^3/_4$ des Jahres mit Schnee bedeckt, woher sie auch den Namen haben. Diese reizenden Gebirgslandschaften ziehen, den Niagara ausgenommen, die meisten Vergnügungsreisenden Nordamerika's an u. werden wegen ihrer Mannichfaltigkeit u. Großartigkeit „die Schweiz von Amerika" genannt. Die von Portland nach dem Champlainsee führende Bahn durchschneidet das Gebirge; die beiden wichtigsten hier entspringenden Flüsse sind der Saco im O., der bei seinem Durchbruch den berühmten Notch bildet, eine an vielen Stellen kaum 6—7 m. breite, $^1/_2$ M. lange Schlucht, durch welche eine sehr belebte Straße führt, u. der Merrimac im W. mit vielen Stromschnellen.

**Whitney** (spr. Uittni), William Dwight, berühmter amerik. Indolog u. Sprachgelehrter, geb. 9. Febr. 1827 zu Northampton in Massachusetts; studirte zuerst 1849 in Newhaven unter Salisbury, dann seit Herbst 1850 in Deutschland unter Albrecht Weber in Berlin u. darauf unter Rudolf Roth in Tübingen, dessen Hauptschüler er wurde, Sanskrit, besuchte um Ostern 1853 die Bibliotheken zu Paris, Oxford u. London u. ging im Herbst desselben Jahres nach Amerika zurück, wo ihm 1854 die Professur des Sanskrit in Newhaven übertragen wurde. 1856 erschien (in Berlin) seine mit Roth zugleich unternommene Ausgabe des Atharvaveda u. in demselben J. wurde er neben seiner Professur in Newhaven, die er heute noch bekleidet, Bibliothekar der American Oriental Society des nahegelegenen Boston, in deren Journal er außer vielen kleineren Arbeiten auch einige wichtige Werke größeren Umfanges, so seine Uebersetzung der „Sûrya-Siddhânta" (in Bd. VI) u. Text, Uebersetzung u. Kommentar der „Atharva-Veda-Pratiçâkhya" (in Bd. VIII) veröffentlichte. Außer seinen Sanskritstudien, die er auch zu wichtigen Beiträgen zum großen Petersburger Sanskritwörterbuch von Böhtlingk u. Roth verwerthete, u. neben einer speziell für seine Landsleute berechneten „German grammar" (New-York 1869) u. einem „German reader" (New-York 1870) wurde er weit über die fachwissenschaftlichen Kreise hinaus bekannt u. populär durch seine vorzüglichen Arbeiten allgemeinen sprachwissenschaftlichen Inhalts, nämlich „Language and the study of language" (New-York u. Lond. 1867, deutsch von Jolly, „Die Sprachwissenschaft", München 1874) u. „Life and growth of language" (Lond. 1875; deutsch von Leskien: „Leben u. Wachsthum der Sprache", Lpz. 1876), während eine Sammlung kleinerer Aufsätze: „Oriental and linguistic studies" (New-York 1872; 2. Serie, New-York 1874) auch allgemeinere Fragen aus der ind. Philologie u. Alterthumskunde behandeln.

**Whitstable** (spr. Uitstehb'l), Stadt mit 5481 E. (1871) an der Nordküste der südengl. Grafschaft Kent, unweit der Swalemündung in die Themse u. in Eisenbahnverbindung mit Canterbury, hat einen Hafen, ein Seebad, reges Geschäftstreiben, schickt über 100 Fischerboote aus u. liefert London die berühmten Native-Austern.

**Whitworth** (spr. Uitworß), Joseph, engl. Maschinenbauer u. bes. als Begründer des Werkzeugmaschinenbaues berühmt, wurde geb. um 1805 in Lancashire. Eine Maschinenfabrik, die er in Manchester errichtet hatte, wurde, nachdem sie eine große Ausdehnung erlangt hatte, von einer Aktiengesellschaft erworben. Aus dieser Fabrik machten zuerst die von W. erfundenen Hobelmaschinen, welche 1851 auf der Londoner Weltausstellung prämiirt wurden, allgemeines Aufsehen; ihnen folgten Werkzeugmaschinen für alle Branchen der Metallbearbeitung, u. ihre Konstruktion ist für die Folgezeit maßgebend geblieben, wie auch das W.'sche Schraubensystem von allen Maschinenbauern angenommen worden ist. 1860 wandte sich W. dem Geschützbau zu, worin er durch die seinen Namen führende gezogene Hinterladerkanone mit der Armstrongkanone erfolgreich in Konkurrenz trat; 1857 bereits hatte er der engl. Regierung eine Gewehrkonstruktion (Whitworthbüchse) übergeben, deren System er auf die Kanonen anwandte. Sein 80-Pfünder für die Marine galt so lange für das beste Schiffsgeschütz, bis derselbe von der Thomaskanone übertroffen wurde. W., dem seine Erfindungen ein großes Vermögen eingetragen, hat davon einen sehr wohlthätigen Gebrauch gemacht, u. A. durch eine Stiftung von 100,000 Pfd. Sterl., deren Zinsen alle drei Jahre zu Stipendien an 30 Techniker zu ihrer Fortbildung verwendet werden sollen.

Nr. 5525. Joseph Whitworth (geb. 1805).

**Wiarda,** Tilemann Dothias, fries. Geschichtschreiber u. Kulturhistoriker, geb. zu Emden 18. Okt. 1746; studirte in Duisburg u. Halle die Rechte, wurde 1770 Justizkommissar beim Stadt- u. Landgericht in Aurich, 1781 (an Stelle seines verstorbenen Vaters) erster Sekretär der ostfries. Landschaft daselbst, 1808 Landsyndikus, bald darauf, nach Aufhebung der ständischen Verfassung Frieslands, Assessor beim holl. Landdrostenamte u. 1811, unter der franz. Herrschaft, Präfekturrath. Nach der Besetzung Ostfrieslands durch die Preußen, bez. nach Abschaffung der Präfektur, 1814 auf Wartegeld gesetzt, erhielt er 1818 sein Amt als Landsyndikus zurück u. blieb in demselben bis zu seinem am 7. März 1826 erfolgten Tode. Früchte seiner eingehenden Studien der vaterländischen Geschichte, Sprache, Sitten u. Gesetze sind bes. folgende seiner Schriften: „Ostfries. Geschichte" (9 Bde., Aurich 1791–98; 10. Bd., Leer 1817); „Von den Landtagen der Friesen bei Upstalsboom" (Bremen 1777; 2. Aufl., Leer 1818); „Altfries. Wörterbuch" (Aurich 1786); „Asegabuch, ein altfries. Gesetzbuch der Rüstringer" (Berl. 1805); „Geschichte u. Auslegung des Salischen Gesetzes u. der Malbergischen Glossen" (Brem. 1808) u. „Willküren der Brockmänner eines freien fries. Volkes" (Berl. 1820).

**Wiasma,** Kreisstadt mit 9457 E. (1867) im russ. Gouvernement Smolensk, liegt in 200 m. Seehöhe an der W., an der Eisenbahnlinie Moskau-Bresk u. ist Ausgangspunkt der Bahn W.-Bjasïschsk, hat eine Kreisschule, über 20 Kirchen, Pfefferküchlerei u. sonstige Industrie u. ist Hauptstapelplatz der nach Riga gehenden Waaren. — 1634 wurde hier zwischen Rußland u. Schweden Friede geschlossen u. 3. Nov. 1812 fand hier ein Gefecht zwischen Russen u. Franzosen statt, wobei die Stadt in Flammen aufging.

**Wiatka** (Wjatka), russisches Gouvernement, 2780,577 □M. mit 2,406,024 E. nach den offiziellen Berechnungen für 1870, grenzt nördl. an das Gouvernement Wologda, östl. an Perm, südl. an Ufa u. westl. an Kasan, Nishnij-Nowgorod u. Kostroma. Es umfaßt großentheils das Gebiet der Wjatka, eines rechten Zuflusses der Kama, die ihrerseits links in die Wolga geht, u. das Quellgebiet der Kama, reicht im O. bis in die Vorberge des Ural, im W. in das niedere Hügelland u. hat kaltes u. rauhes Klima, doch lohnt im S. noch Ackerbau auf Roggen, Gerste, Hafer, Hülsenfrüchte, Flachs u. Hanf. Aber nur $^1/_3$ des Ganzen ist Kulturland, das Uebrige ist Wald. Ueber 350 □M. gehören dem uralischen Bergwerksdistrikte an u. liefern Kupfer u. bes. Eisen. Ackerbau, Viehzucht, Jagd, Fischerei, Waldkultur, Pech- u. Theersiederei, Bergbau, etwas Industrie in Leder, Eisenwaaren, Tuch, Leinwand, Branntweinbrennerei, Schiffsbau u. Handel sind die Haupterwerbsquellen. Die sehr gemischte Bevölkerung ergab bei der Zählung von 1867: 1,900,915 Großrussen, 218,989 Wotjaken, 100,513 Tscheremissen, 98,359 eigentliche Tataren, 19,976 Baschkiren, 614 Polen, 570 Juden, 190 Deutsche u. 57 Zigeuner. Dem Bekenntnisse nach waren über 93 % griech.-kathol., 9465 waren Heiden. Die Volksbildung ist dürftig. Von 179,000 Knaben im Alter von 7–14 Jahren besuchten 1873 nur 22,000 die Schule u. von 193,000 Mädchen nur 6000. Das Gouvernement zerfällt in die Kreise W., Glasow, Jaransk, Jelabuga, Kotelnitsch, Malmysch, Nolinsk, Orlow, Ssarapul, Sslobodskoj u. Ushum. Die größten Städte sind nach der Zählung von 1867 W., Ssarapul (7153 E.), Sslobodskoj (6904 E.) u. Jelabuga (5652 E.). — Die Landschaft W. wurde schon 1174 von Nowgorod aus kolonisirt u. hier eine unter Nowgorod stehende slawon. Republik Chlynow od. Wjatchana gegründet. Es kam später unter tatar. Botmäßigkeit, 1489 aber zum Großfürstenthum Moskwa. Seit 1780 bildet es ein eigenes Gouvernement. Die Gouvernementshauptstadt **W.**, früher Chlynow, mit 19,886 E. (1867), liegt in 134 m. Seehöhe am linken Ufer der Wjatka, hat Citadelle u. einige andere Befestigungen, ist Sitz eines griech. Bischofs, hat viele Kirchen u. Klöster, Gymnasium, Lehrerseminar rc., fabrizirt Seife, Leder, Silber- u. Kupferwaaren u. treibt bedeutenden Handel mit Getreide, Flachs, Talg, Leder rc.

**Wiborg**, s. „Viborg".

**Wichern,** Johann Heinrich, der bedeutendste Förderer der sog. Innern Mission (s. d. u. „Mission" II.) in Deutschland, geb. 21. April 1808 zu Hamburg; studirte bis 1830 in Göttingen u. Berlin Theologie u. widmete sich dann sofort in Hamburg mit Eifer der Armensache. Schon 1. Nov. 1833 eröffnete er im „Rauhen Hause" (s. d.) zu Horn bei Hamburg eine Rettungsanstalt für Verwahrloste, welche seinen Namen weithin berühmt machte. Nachdem er Jahre lang bei der Errichtung ähnlicher Anstalten, auch im Auslande, mitgewirkt, schuf er 1848 mit Anderen auf dem Kirchentage zu Wittenberg den Centralausschuß für Innere Mission, um für seine großartigen Pläne einen geeigneten Mittelpunkt zu haben. Seitdem galt W. auch den Regierungen als erste Autorität auf dem Felde des Armen-, Gefängniß- u. Rettungswesens. Eine offizielle Stellung erhielt er 1858 durch die Ernennung zum Mitglied des preuß. Oberkonsistoriums; zugleich wurden ihm als vortragendem Rath im Kultusministerium sämmtliche Straf- u. Korrektionsanstalten der preuß. Monarchie unterstellt. Von den Schriften W.'s ist bes. die über „Die innere Mission der deutschen evangel. Kirche. Eine Denkschrift an die deutsche Nation" (2. Aufl., Hamb. 1849) hervorzuheben. Seit 1844 redigirte W. die trefflichen „Fliegenden Blätter aus dem Rauhen Hause". Die Oberleitung des letzteren hat er auf seinen Sohn Johannes übertragen.

**Wichmann,** Karl Friedrich u. sein Bruder Ludwig Wilhelm, zwei Bildhauer der klassisch idealen Richtung. Der ältere, Karl Fr., geb. zu Potsdam 1775, hatte Anfangs zwei unbedeutende Bildhauer zu Lehrern, bis er in Schadow's Werkstatt kam. Der jüngere, Ludwig Wilhelm, geb. 1785, wurde schon um 1800 Schadow's Schüler, ging dann 1807 nach Paris, wo er unter David u. Bosio arbeitete u. durch sie zur klassisch-idealen Richtung geführt wurde. Nach seiner Rückkehr führte er für Schadow die Modelle der Statuen Blücher's für Rostock

u. Luther's für Wittenberg aus. Der ältere Bruder schuf zuerst eine Statue des Hercules für das Brandenburger Thor, führte Schadow's Denkmal des Fürsten Leopold von Dessau aus, ging dann 1819 ebenfalls nach Paris u. zusammen mit dem jüngeren Bruder nach Rom. Von dieser Zeit an bis zu dem 1836 erfolgten Tode Karl Friedrich's arbeiteten die Brüder meistens gemeinschaftlich, so daß ihre Werke nur schwer von einander zu sondern sind, zumal den Beiden der Sinn für Anmuth u. sorgfältige Durchführung in gleicher Weise eigen war u. Beide für die Portraitstatue am liebsten die antike Auffassung wählten, z. B. für die unbekleidete Marmorstatue Kaiser Nikolaus' von Rußland u. für die im klassischen Gewande erscheinende Kaiserin Alexandra, beide von Karl Fr. W. Unter den zahlreichen Werken des jüngeren Bruders nennen wir nur die Figuren für das Denkmal auf dem Kreuzberg bei Berlin, die Nike mit dem verwundeten Krieger auf der Schloßbrücke, die Statue Winckelmann's in Stendal u. im Museum zu Berlin, Amor u. Psyche im Marmorpalais bei Potsdam, die Wasserschöpferin u. eine große Zahl von Büsten, von denen mehrere in der Walhalla. Er starb 29. Juni 1859 in Berlin. Zu seinen bedeutendsten Schülern gehören Schievelbein, Hagen u. Hopfgarten.

**Wick** (spr. Uick), Hauptstadt der schott. Grafschaft Caithneß, mit 8145 E. (1871), liegt im äußersten NO. des Landes an der Mündung des gleichnamigen Flusses in die Nordsee, ist Hauptsitz der schott. Heringsfischerei u. hat bedeutenden Handel. Ihm gegenüber liegt die Vorstadt Pulteney-Town mit dem künstlichen Hafen.

**Wicke** (Vicia); Pflanzengattung der Hülsengewächse mit vielen, zum Theil einheimischen Arten, welche alle sog. Schmetterlingsblumen tragen, deren Griffel unterhalb der Narbe mit Haaren besetzt sind. Einige dieser Arten sind für den Haushalt des Menschen von großer Bedeutung geworden. Obenan steht als wichtiges landwirthschaftliches Sommergewächs die gemeine od. Feldwicke (Vicia sativa) mit blauen Fahnen, purpurrothen Flügeln u. weißlichen Schiffchen in den Blumen; sie wird 30—50 cm. hoch. Eine ebenso beliebte Futterpflanze ist die Vogelwicke (V. Cracca) mit röthlich-violetten Blumen u. rankenden Blättern, welche im Juni bei uns auf Wiesen, sonst auch in Hecken u. Gesträuchen wächst. Eine Wickenart ist auch die bekannte Sau-, Buff-, Futter- od. Pferdebohne (V. Faba) aus Asien mit kräftigem Stengelbaue u. ebenso kräftigen breiten Blättern. Man genießt ihre Früchte als Gemüse, benutzt aber auch die ganze Pflanze zum Grünfutter. Außerdem besitzt unsere einheimische Flora noch eine ganze Reihe schöner Arten, von denen wir die Heckenwicke (V. dumetorum) nennen mit roth-violetten Blumen, die Zaunwicke (V. sepium) mit violetten od. blaßgelben Blumen als rankende Arten, V. lutea mit gelben Blumen u. V. angustifolia, welche der V. sativa ähnelt, aber schwarze Hülsen trägt.

**Wickler** (Tortricina) sind kleine, zarte Falter (Kleinschmetterlinge od. Mikrolepidopteren) mit borstenförmigen Fühlern, wenig vorstehenden Tastern, deutlichen Nebenaugen, einer nur kurzen, spiralen Rollzunge u. mehr od. weniger unbestimmt gefärbten, bei manchen Arten metallisch glänzenden, in der Ruhe dachförmig aufliegenden Flügeln, deren Vorderpaar langgestreckt ist u. 12 Rippen hat, während die Hinterflügel breit sind u. 8 Rippen u. 3 Innenrandsadern haben. Ihre 16füßigen Raupen leben in von ihnen selbst zusammengerollten Blättern (daher der Name) od. in Knospen u. Früchten. Viele Arten werden durch massenhaftes Auftreten, nam. wenn sie die Knospen u. jungen Triebe befallen, den Obst- u. Waldbäumen sehr schädlich. Sie verpuppen sich am Orte ihrer Raupenthätigkeit innerhalb eines Cocons. Von der sehr artenreichen (in Untergattungen gespaltenen) Gattung Tortrix giebt es in Europa allein 500 verschiedene Arten, von denen der Apfelwickler (T. [Carpocapsa] pomonana), dessen Raupe die bekannte Aepfelmade ist, u. die forstschädlichen Arten: T. viridana auf Eichen, T. buoliana u. turionana auf Nadelhölzern, beispielsweise genannt seien.

**Wicklow** (spr. Uicklo), Grafschaft in der irischen Provinz Leinster, 36,759 □M. mit 78,697 E. (1871; 1841 noch 125,000), grenzt südl. an die Grafschaft Wexford, westl. an Carlow u. Kildare, nördl. an Dublin u. mit der Ostseite an den Georgskanal. Das Gebiet ist fast durchaus gebirgig mit zahlreichen kleinen Gebirgsseen u. Wasserfällen u. daher wegen der Mannichfaltigkeit u. Schönheit der Landschaften berühmt. Die höchste Spitze der Berge von W. ist der Lugnaquilla (926 m.); viele andere Gipfel übersteigen 600 m.; der interessante Zuckerhut ist nur 502,5 m. hoch. Die Küstengegenden sind ebener, aber theilweise versandet. Die Flüsse gehen, wie Leitrim u. Ovoca, entweder direkt zum Meere, od. entwickeln sich, wie der Slancy ihren Weg durch andere Grafschaften nehmend, zu bedeutenderer Größe. Die Hauptbeschäftigungen der Bevölkerung sind Schaf- u. Rindviehzucht, etwas Ackerbau, Wollenweberei, Bergbau auf Kupfer, Blei, Eisen rc. Torfstecherei, Fischerei u. Handel. Der Hauptort **W.**, mit 3141 E. (1871), liegt an der Mündung des Leitrim in den Georgskanal, hat einen kleinen u. unbedeutenden Hafen, Alebrauereien u. Handel mit Vieh u. Getreide.

**Wickram,** Jörg (d. h. Georg), deutscher Schriftsteller des 16. Jahrh., starb als Stadtschreiber zu Burgheim im Breisgau um 1560; über seine näheren Lebensumstände ist wenig mit Sicherheit bekannt, doch wissen wir, daß er 1546 in Kolmar eine Meistersängerschule begründete, also vermuthlich daselbst Handwerksmeister war. W. entfaltete eine äußerst rege schriftstellerische Thätigkeit, überarbeitete ältere deutsche Dichtungen, wie Albrecht's v. Halberstadt „Ovid" (Mainz 1551), schrieb eine ganze Reihe von Dramen, z. B. „Die zehn Alter" (Straßb. 1534), „Das Narrengießen" (1538), „Der treue Eckart" (Straßb. 1538), „Der verlorene Sohn" (Kolmar 1540), „Tobias" (Straßb. 1551) rc. Sein bedeutendstes literarisches Verdienst aber beruht in seinen erzählenden Prosawerken, durch welche er einer der Begründer des deutschen Romans geworden ist. Seine hierher gehörigen Schriften sind: „Gabriotto u. Reinhart" (Straßb. o. J., oft wiederholt), „Der Knabenspiegel" (ebd. 1554 u. öfter), „Von guten u. bösen Nachbarn" (ebd. 1556 u. öfter) u. „Der Goldfaden" (ebd. 1557 u. öfter; erneuert von Klemens Brentano, Heidelb. 1809). Eine größere Sammlung von Schwänken u. Erzählungen gab er unter dem Titel „Rollwagenbüchlein" 1555 heraus (neue Ausg. von H. Kurz, Lpz. 1865); der Name bedeutet, daß die darin enthaltenen Geschichten dazu bestimmt sind, „auf Schiffen u. Rollwägen (Reisefuhrwerke), desgleichen in Scherhäusern u. Badstuben" erzählt zu werden. — Vgl. Bobertag, „Geschichte des Romans in Deutschland" (Bd. I, Bresl. 1876 f.) u. Scherer, „Die Anfänge des deutschen Prosaromans u. Jörg W." (Straßb. 1877).

**Wiclif** (auch Wiclef, Wycliffe u. ähnlich genannt), John, der bedeutendste unter den Vorläufern der Reformation, wurde um 1324 in einem Dorfe der engl. Grafschaft York geboren; als sein Geburtsort wird theils Spreswell, theils Hipswell od. W. angegeben. Ueber seinen Lebensgang ist nur Weniges sicher bekannt. Dahin gehört, daß er 1361 Vorsteher eines Kollegiums zu Oxford war, im Mai 1363 die Pfarrei Fillingham in Lincolnshire erhielt u. bis 1368 meist auf dieser, dann auf der Pfarrei Ludgershall in Buckingham lebte, ohne deshalb aus dem Verbande der Universität auszuscheiden. Die Würde eines Doktors der Theologie, die er wahrscheinlich schon 1363 erhielt, gab ihm überdies das Recht, theologische Vorlesungen zu halten u. in kirchlichen Fragen einen bedeutenden Einfluß auszuüben. Aufsehen erregte er zuerst seit 1366 durch die Vertheidigung des Parlamentsbeschlusses, welcher die päpstliche Forderung eines Lebenszinses nachdrücklich zurückwies, sodann 1369 durch die Vertheidigung eines andern Beschlusses, welcher die Steuerfreiheit der Kirchengüter in England aufhob. 1374 wurde W. von Eduard III. mit Anderen nach Brügge abgeordnet, um daselbst mit den Gesandten des Papstes über die hohen Gebühren zu verhandeln, die bei der Besetzung geistlicher Aemter an den päpstl. Stuhl entrichtet werden mußten. Seine Bemühungen blieben ohne Erfolg; doch belohnte ihn der König schon im April 1374 durch die Verleihung der reichen Pfarrei Lutterworth in der Grafschaft Leicester. Hier lebte er den größten Theil des Jahres, wenn ihn nicht Predigten od. Disputationen nach Oxford riefen. Die Kühnheit, mit welcher er unter dem Schutz des Hofes u. des Adels gegen das Verderben der Kirche, die Ueppigkeit der Geistlichen u. vor Allem gegen die Faulheit u. Unwissenheit der Bettelmönche vorging, bewog endlich den Bischof von London, W. zur Verantwortung vor ein geistliches Gericht zu ziehen. In der diesbezüglichen Sitzung in der Londoner Paulskirche (23. Febr. 1377) kam es zu einem heftigen Streit zwischen dem Bischof u. dem Herzog u. die Wuth des von den Geistlichen aufgestachelten Volkes richtete sich gegen W.'s Gönner, Herzog Johann von Lancaster, der W. begleitet hatte, während W. unbehelligt blieb. Doch schon im Mai 1377 erlangten die Bettelmönche von Papst Gregor XI. mehrere Bullen, welche die Erneuerung des Prozesses gegen den Ketzer W. befahlen. Die Universität Oxford zögerte unschlüssig; allein W. stellte sich Anfangs 1378 freiwillig den Bischöfen in London. Schon sollte der Prozeß beginnen, als durch eine Botschaft der Regentin Johanna u.

durch die thatkräftige Verwendung der Londoner Bürger für W. Einhalt geboten wurde. Letzterer mußte sich nur verpflichten, widerrufen zu wollen, falls er der Ketzerei überführt werde; dazu kam es jedoch natürlich nicht. Vielmehr wurde W. durch den Ausbruch des päpstlichen Schismas (1378) zu noch kühnerer Thätigkeit als Reformator angetrieben. Er begann die Uebersetzung der (lat.) Bibel ins Englische u. griff 1381 in 12 Artikeln die röm. Lehre von der Brotverwandlung im Abendmahl an. Letzteres regte auch die Universität Oxford gegen ihn auf. Eine theologische Kommission erklärte jene 12 Artikel für ketzerisch u. verbot, sie fernerhin zu lehren od. auch nur anzuhören. W. vertheidigte sich jedoch in einem lat. Bekenntniß über das Abendmahl u. gewann außerdem durch ein populäres Schriftchen (das „Pförtchen") über denselben Gegenstand großen Anhang unter dem Volke. Um so größer war der Zorn der bischöflichen Partei. Die von dem früheren Bischof von London, jetzt Erzbischof von Canterbury, Courtenay, auf den 17. Mai 1382 nach London berufene Synode verdammte zuerst im Allgemeinen 24 Sätze, welche der Gegenpartei schuld gegeben wurden, als ketzerisch, u. forderte dann vom Parlament Verhaftung u. Aburtheilung der Verbreiter jener Sätze. Als das Unterhaus seine Zustimmung verweigerte, erwirkte der Erzbischof eine königl. Vollmacht zum eigenen Einschreiten. Doch vermochte er Anfangs nur, die Hauptanhänger W.'s an der Universität zum

Nr. 5526. John Wiclif (geb. 1324, gest 31 Dez. 1384). Vom Lutherdenkmal zu Worms.

Widerruf zu bewegen. Erst nachher wagte man, W. selbst auf den 18. Nov. 1382 vor eine Synode zu Oxford vorzuladen. W. erschien u. vertheidigte sich; mehr als dies nützte ihm jedoch die vorher eingereichte Petition an den König u. das Parlament, indem infolge derselben die dem Erzbischof ertheilte Vollmacht zurückgezogen wurde. Die Synode mußte sich daher mit W.'s Ausstoßung aus der Universität begnügen, ohne seine Thätigkeit als Pfarrer von Lutterworth antasten zu können. Einer Vorladung Urban's VI. nach Rom (Anfang 1384) konnte er wegen Kränklichkeit nicht mehr entsprechen; unbehelligt starb er 31. Dez. 1384. Auch seine Feinde konnten ihm das Zeugniß eines tadellosen sittlichen Wandels nicht versagen; seinen Anhängern aber erschien er schon bei Lebzeiten als eine Art von Heiliger. Fast mehr noch als in England selbst, wo die Wiclifiten als Lollharden (s. d.) bezeichnet wurden, ging die Saat, die er ausgestreut hatte, in Böhmen auf. Durch Hieronymus von Prag (s. d.) u. A. wurden dort seine Lehren u. Schriften verbreitet u. trugen mächtig zur Stärkung der hussitischen Bewegung bei (s. „Hus"). Die Folge war, daß auf dem Konstanzer Konzil (1415) auch W. nachträglich als Ketzer verdammt wurde; zugleich befahl das Konzil die Verbrennung seiner Bücher, sowie die Ausgrabung u. Verstreuung seiner Gebeine. Letzterer Befehl wurde indeß erst 1428 auf Betrieb Martin's V. vollzogen; die Gebeine W.'s wurden sogar verbrannt u. die Asche ins Wasser geworfen. Das Hauptwerk W.'s, welches über sein theologisches System am besten Aufschluß giebt, ist der „Trialogus" (Dreigespräch zwischen Wahrheit, Lüge u. Vernunft), den er gegen das Ende seines Lebens (nicht vor 1382) vollendete. Den Namen eines Doctor evangelicus, den ihm seine Freunde gaben, verdient W. vor Allem durch seine Stellung zur Bibel, die er hoch über alle kirchlichen Satzungen u. Lehren stellte u. nach Kräften zu verbreiten trachtete, ferner durch seine Bemühungen um die Predigt des Evangeliums in der Volkssprache, endlich durch die fast ganz evangel. Auffassung solcher Lehren, wie die von der Person Christi als des alleinigen Mittlers, vom Abendmahl (s. d.), von der Prädestination (s. d.) u. von den Pflichten des geistlichen Amtes. An einer kritischen Gesammtausgabe der Werke W.'s fehlt es immer noch; eine Anzahl handschriftlich erhaltener Werke ist noch nicht einmal gedruckt. Der „Trialogus" erschien zuerst 1525; die Bibelübersetzung, in welcher das Alte Testament größtentheils von Nikolaus v. Hereford bearbeitet ist, wurde vollständig erst 1850 von Forshall u. Madden zu Oxford in 4 Bdn. herausgegeben (das Neue Testament schon 1848 von Wilson zu London). Die Schrift „De officio pastorali" gab Lechler (Lpz. 1863) heraus; ein Verzeichniß der Schriften W.'s lieferte Stirley (Oxford 1865). Von den Biographien W.'s ist bes. zu nennen G. Lechler, „Joh. v. W. u. die Vorgeschichte der Reformation" (2 Bde., Lpz. 1873). Ueber die Wiclifiten schrieb Mackay, „The Wycliffites" (Edinb. 1851).

**Widder,** das männliche Schaf.

Nr. 5527. Der Widder oder Sturmbock.

**Widder** od. Sturmbock, eine Belagerungsmaschine, welche vor Einführung der Feuerwaffen in Gebrauch war. Sie bestand in einem langen, schweren, horizontal aufgehängten Balken mit eisenbeschlagenem Kopf, welcher, in schwingende Bewegung gesetzt, gegen die feindliche Mauer anstieß u. diese nach u. nach zu Fall brachte. Die Mannschaften, welche den W. in Bewegung setzten, wurden durch ein Schirmdach geschützt.

**Widder,** hydraulischer, s. unter „Hydraulischer Widder".

**Widder** heißt in der Astrognosie ein Sternbild in der Ekliptik u. zwar ungefähr im Zeichen des Stiers, zwischen den Sternbildern Perseus, Fliege, Triangel, Fische, Walfisch u. Stier. Es enthält nur schwach leuchtende Sterne. Bes. zu bemerken sind zwei, leicht kenntlich am Kopfe; einer, der hellste, ist zweiter Größe u. steht an der Stirn, der andere, von der dritten Größe, am Ohr des W.s. In seiner Nähe befindet sich ein Stern vierter Größe, der Rektaszension nach der erste Stern im W., Mesarthin genannt. Im Ganzen enthält das Sternbild W. etwa 66 sichtbare Sterne.

**Widderchen** (Widderschwärmer, Blutflecke, Zygaenidae), eine Gruppe ehemals zu den Schwärmern, von neueren Systematikern in die Familie der Chelonarier gestellten Falter mit Nebenaugen, langen keulenförmigen Fühlern, dickem Leibe u. schmalen, auf dunklem Grunde hell (gewöhnlich roth) gefleckten Vorderflügeln u. kleinen Hinterflügeln; sie fliegen bei Sonnenschein auf Wiesen u. sind in zahlreichen Arten bes. in der Alten Welt verbreitet. Der Umstand, daß verwandte Arten sich unter einander begatten u. Varietäten erzeugen, erschwert ihre Unterscheidung. Die dicken, walzen- od. schildförmigen, weißlich gelben, schwarzgefleckten, leichtbehaarten Raupen leben frei auf Pflanzen (z. B. Klee, Gräsern, Wegerich, Ehrenpreis, Löwenzahn, Steinbrech 2c.) u. spinnen sich zur Verpuppung in papierartige, glatte, tonnen- od. spindelförmige an Pflanzenstengel geheftete Cocons. Namentlich angeführt sei der Steinbrechschwärmer (Zygaena filipendulae), mit blutrothen Flecken auf den dunkelstahlblauen od. grünen Vorderflügeln u. rothen Hinterflügeln.

**Widdin** od. Biddin (türk. Kikadówa, ungar. Bodun), starke Festung mit etwa 20,000 großentheils türk. E., im osman. Donauvilajet, gehört nach dem Berliner Vertrage vom 13. Juli 1878 zum neuerrichteten Staate Bulgarien u. soll binnen Jahresfrist geschleift werden. Die Stadt liegt am rechten Donauufer, gegenüber dem rumän. Kalafat, auf der Landseite von Morästen umgeben, ist Sitz eines griech. Erzbischofs, hat ein großes, festes Schloß, über 30 Moscheen u. 5 Kirchen, u. ist durch Handel u. Industrie wohlhabend. In seiner Nähe lag im Alterthum die Stadt Bononia. 1801 wurde hier der Hospodar Suzzo von Paswan Oglu geschlagen.

**Widdmannstätt'sche Figuren**, s. „Figur".

**Widnmann**, Max, namhafter Bildhauer der Münchener Schule, geb. zu Eichstädt 16. Okt. 1812; besuchte die Münchener Akademie unter Eberhard u. unter Schwanthaler, dessen Modelle er häufig in Marmor ausführte, u. wandte sich 1836 auf einige Jahre nach Rom, wo er unter Thorwaldsen die Antike studirte u. mehrere Statuen u. Reliefs meistens aus dem Kreise der griech. Mythe schuf. Seit 1839 in München, hatte er das Glück, von Ludwig I. wie von dessen Nachfolger Max II. mit der Ausführung zahlreicher Denkmäler beauftragt zu werden. Zu seinen Hauptwerken gehören: der Schild des Hercules nach Hesiod (1842), die Kolossalstatue des Bischofs Aechter von Möspelbrunn, die Bronzestatuen von Orlando di Lasso (1849), von Westenrieder (1854), von Gärtner, die Marmorbilder Rauch's, Michelangelo's u. Giovanni's da Bologna an der Außenseite der Glyptothek (1856—61), die große Reiterstatue Ludwig's I. (1862) u., vielleicht seine schönste Arbeit, das Erzdenkmal Schiller's (1863) in München; für Bamberg schuf er die Statue des Fürstbischofs v. Erthal; für Mannheim die Denkmäler Iffland's (1864) u. Dalberg's (1866); für Regensburg das Standbild Joh. Mich. Sailer's (1868), für die kathol. Kirche in Darmstadt den Marmorsarkophag der Großherzogin Mathilde 2c. Unter den Werken privaten Charakters sind hervorzuheben „Der Raub des Hylas", „Helena von Venus zum Paris geführt" u. bes. ein jugendlicher Hermes.

**Widukind** od. Wittekind, deutscher Quellenschriftsteller des 10. Jahrh., war Mönch im Benediktinerkloster Korvei in Westfalen. Er unternahm es 963, als Kaiser Otto I. aus dem sächs. Kaiserhause auf dem Gipfel seiner Macht stand, die Geschichte seines Volkes, der Sachsen, zu schreiben u. nannte sein Werk „Res gestae Saxonicae". In der Widmung desselben an die Aebtissin Mathilde von Quedlinburg, die Tochter Kaiser Otto's I., bezeichnet er jedoch genauer als seinen Gegenstand die Thaten Heinrich's I. u. Otto's I. Das in drei Bücher getheilte Werk zeichnet sich durch die naturfrische Lebendigkeit der Darstellung u. durch eine gewisse epische Färbung aus. In Allem, was ihm nahe lag, zeigt sich W. durchaus zuverlässig, unbefangen u. wahrheitsliebend in der Schilderung der handelnden Personen. Wie die meisten Geschichtschreiber damaliger Zeit, liebt er es, in der Redeweise sich an die Autoren des klassischen Alterthums anzulehnen, u. so ist es nam. Sallust, dessen Stil er sich zum Muster genommen hat. Sein Werk wurde von den späteren Schriftstellern viel benutzt, jedoch seit dem 12. Jahrh. nicht mehr unmittelbar, sondern nur durch die Vermittlung der großen Weltchronik des Ekkehart, in welche es fast ganz aufgenommen worden ist. Herausgegeben wurden die „Res gestae Saxonicae" am besten von Waitz im 3. Bde. der „Monumenta Germaniae", ins Deutsche übersetzt von Schottin (Berl. 1852). — Vgl. Köpke, „W. von Korvei" (Berl. 1867).

**Wiebeking**, Karl Friedrich, Ritter v., ausgezeichneter Architekt u. Ingenieur, geb. zu Wollin (Pommern) 25. Juli 1762; zeichnete schon 1779—88 große topograhische Karten von Mecklenburg-Strelitz u. Mecklenburg-Schwerin u. 1792—94 eine solche vom bayer. Antheil des Herzogthums Berg; auch beschäftigte er sich zugleich mit Wasserbaukunde. Seit 1788 kurpfalzbayer. Wasserbaumeister im Herzogthum Berg, trat er 1790 als Steuerrath u. Oberrhein-Bauinspektor in dessen darmstädt. u. 1802 als Hofrath u. Referent im Bauwesen bei den höchsten Stellen in österr. Dienste, doch folgte er schon 1805 einem Rufe als Chef der Ministerialsektion für Straßen- u. Wasserbau nach München, wo er 1817 zum Generaldirektor des Brücken- u. Straßenbaues ernannt wurde. 1818 entsagte er dem Staatsdienste, um sich nur noch wissenschaftlich zu beschäftigen, u. starb zu München 28. Mai 1812. Als die bedeutenderen seiner zahlreichen Werke sind hervorzuheben: „Theoretisch-praktische Wasserbaukunst" (5 Bde., Mannheim 1798—1805; neue Aufl., 4 Bde. mit 153 Kupfern, 1811—17) u. „Theoretisch-praktische bürgerliche Baukunde" (4 Bde. mit 109 Kupfern, München 1821—26; franz., 7 Bde. mit 260 Kupfern, ebd. 1822—30).

**Wieck**, Friedrich, ausgezeichneter Klavierpädagog, geb. zu Pretzsch bei Wittenberg 18. Aug. 1785; zeigte schon früh große Neigung zur Musik, für deren Befriedigung indessen die in sehr beschränkten Verhältnissen lebenden Eltern nichts thun konnten, wurde aber durch Unterstützung wohlthätiger Freunde in den Stand gesetzt, das Gymnasium in Torgau zu besuchen u. bezog 1803 die Universität Wittenberg, um Theologie zu studiren. Hier verschaffte er sich nothdürftige Unterweisung auf verschiedenen Instrumenten, auf dem Klavier speziell bei dem Musikdirektor Milchmayer. Nach beendeten Studien

Nr. 5528. Widdin.

wurde W. Lehrer der Söhne eines Edelmanns in der Nähe von Querfurt u. fand durch den in demselben Hause engagirten Musiklehrer Bargiel musikalische Förderung. Nachdem er in der Folgezeit noch mehrere ähnliche Stellen innegehabt, wandte er sich nach Leipzig, etablirte daselbst ein Leihinstitut für Musikalien u. Pianofortes u. ertheilte Klavierunterricht, zunächst nach dem Logier'schen System, das er jedoch im Laufe der Jahre mit einer eigenen, auf rationelle Anschauung begründeten u. durch scharfsinnige, feine Beobachtungen nach u. nach ausgestatteten Methode vertauschte. 1840 siedelte er von Leipzig nach Dresden über, beschäftigte sich später auch erfolgreich mit Unterrichtgeben im Gesang, u. starb zu Loschwitz bei Dresden 6. Okt. 1873. Die glänzendsten Resultate entfaltete seine Methode in der Ausbildung seiner beiden Töchter Klara (nachherige Frau Schumann, s. d.) u. Marie; Letztere, geb. zu Leipzig 17. Jan. 1832 u. 1845 zuerst als Pianistin in die Oeffentlichkeit getreten, hat verschiedentlich erfolgreiche Kunstreisen gemacht u. lebt meist zu Dresden.

**Wied**, altes Dynastengeschlecht, welches seinen Namen nach der ehemals reichsunmittelbaren Grafschaft W. im Westfälischen Kreise führt. Diese Grafschaft theilte sich, nachdem infolge Verheirathung die Herrschaft Runkel mit ihr vereinigt worden war, in der Mitte des 15. Jahrh. in die an der Lahn im ehemaligen Herzogthum Nassau gelegene obere Grafschaft W.-Runkel (220 □Km.) u. die untere

Grafschaft W.-Neuwied (606 □Km.). Beide Grafschaften verloren 1806 ihre Reichsunmittelbarkeit, wurden theils unter nass., theils unter berg. Landeshoheit gestellt u. kamen, mit Ausnahme der Aemter Runkel u. Selters, welche unter Nassau blieben, durch die Wiener Kongreßakte als Standesherrschaften unter preuß. Landeshoheit. Das Geschlecht W. kommt urkundlich zuerst 1093 vor. 1179 erlosch es im Mannesstamme, worauf die Grafschaft W. an Bruno II. v. Isenburg, den Sohn der Erbtochter, fiel, der den Namen W. annahm. Als auch diese Linie 1462 im Mannesstamme ausstarb, brachte die Erbtochter Anastasia den väterlichen Besitz ihrem Gemahl Dietrich v. Runkel aus dem Hause Leiningen-Westerburg zu, u. dieser wurde der Stifter des gegenwärtigen Hauses W. Nach dem Tode des Grafen Friedrich (1698) zerfiel das Haus in die zwei Linien: **W.-Runkel** u. **W.-Neuwied**, von denen die letztere 1784, die erstere 1791 in den Fürstenstand erhoben wurde. Beide hatten eine Stimme im Westfälischen Grafenkollegium. Mit dem Ableben des Fürsten Friedrich Ludwig (geb. 19. Jan. 1770), der als österr. Generalfeldmarschall 28. April 1824 kinderlos starb, erlosch die Linie W.-Runkel u. fielen deren Besitzungen an die Linie W.-Neuwied, welche nun unter dem Namen **W.** sämmtliche Lande vereinigte. Aus derselben sind zu erwähnen: 1. Prinz Maximilian Alexander Philipp, ein Sohn des Fürsten Friedrich Karl aus dessen Ehe mit der Gräfin Luise v. Wittgenstein-Berleburg, geb. zu Neuwied 23. Sept. 1782, trat ins preuß. Heer ein u. rückte rasch zum Generalmajor auf, als welcher er später seinen Abschied nahm. Seine Mußezeit widmete er der Naturforschung. In deren Interesse unternahm er 1815 in Begleitung von Sellow u. Freireiß eine Reise nach Brasilien, wo er sich zwei Jahre aufhielt. Zu den Ergebnissen dieser Forschungsreise (Beschreibung derselben, Frankf. a. M. 1819, 2 Bde. mit Atlas) gehörte insbes. auch die nähere Kenntniß der Botokuden, deren der Prinz zwei mit nach Europa brachte, u. anderer wilden Stämme am Rio-Doçe. 1832—34 bereiste er ferner die Vereinigten Staaten von Nordamerika bis zum oberen Missouri (Beschreibung dieser Reise Kobl. 1838—41). Auch schrieb er „Beiträge zur Naturgeschichte Brasiliens" (4 Bde., Weim. 1824 ff.), sowie verschiedene Abhandlungen in den Ephemeriden der kaiserl. Leop.-Karol. Akademie u. veröffentlichte „Abbildungen zur Naturgeschichte Brasiliens" (15 Hfte., Weim. 1823 ff.). Er starb unvermählt zu Neuwied 3. Febr. 1867. — 2. Fürst Wilhelm Hermann Karl (geb. 22. Mai 1814, gest. 5. März 1864), der sich als philosophischer Schriftsteller bekannt gemacht. Letzterem folgte sein Sohn, Fürst Wilhelm Adolf Maximilian Karl, geb. 22. Aug. 1845, der bis 8. März 1869 unter Vormundschaft seiner Mutter, der Fürstin Marie, einer Tochter des Herzogs Wilhelm von Nassau, stand. Die Schwester des gegenwärtigen Fürsten, Prinzessin Elisabeth, geb. 29. Dez. 1843, ist seit 1869 mit dem Fürsten Karl von Rumänien vermählt.

**Wied**, ein rechter Nebenfluß des Rheins, entspringt im Reg.-Bez. Wiesbaden der preuß. Prov. Hessen-Nassau, tritt bald in den Reg.-Bez. Koblenz der Rheinprovinz, durchfließt in einem nach SO. offenen Bogen den rechtsrheinischen Theil des Bezirks u. mündet kurz unterhalb der Stadt Neuwied.

**Wiedehopf** (Upupa epops) od. Puppergesell, ein europäischer Sperlingsvogel aus der Familie der Baumläufer (Certhiaceen) mit langem, schwachgebogenem Schnabel, rostrothem Federkleid, schwarzen, weißbandirten Schwanz u. Schwingen u. einer schwarzgespitzten, zweireihigen, aufrichtbaren Federhaube auf dem Kopfe. Er treibt sich mit dem Rufe: hopp hopp auf Waldwiesen u. Viehweiden herum, mit hangenden Flügeln u. drolligen Verbeugungen, u. sucht sich Insekten, Larven u. Würmer, indem er den Schnabel in den Erdboden steckt, die gefundene Beute aber in die Luft wirft, um sie mit dem offenen Schnabel aufzufangen. Sein kunstloses Nest baut er in Baum- od. Felslöcher, seltener auf ebene Erde. Berüchtigt ist das brütende Weibchen durch den aus der Bürzeldrüse stammenden ammoniakalischen Gestank, der sich auch den Nestvögeln mittheilt, jedoch nicht von deren Kothe herrührt. In Deutschland lebt der W. vom März bis in den September als Zugvogel.

**Wiedemann**, Ferdinand Johann, berühmter Gelehrter im Gebiet der ugro-finnischen Philologie u. Sprachvergleichung, geb. zu Hapsal in Esthland 30. März 1805; studirte 1821—27 die Rechte in Dorpat, fungirte dann drei Jahre als Hauslehrer u. wurde 1830 Gymnasiallehrer in Mitau u. 1837 Oberlehrer des Griechischen am Revaler Gymnasium, dem er selbst früher als Schüler angehört hatte, 1857 auch Mitglied der Petersburger Akademie. Unter seinen linguistischen Arbeiten sind bes. zu nennen seine syrjänische, tscheremissische u. wotjakische Grammatik (die beiden ersten Reval 1847, die letztere Reval 1851), dann seine „Livische Grammatik" mit Wörterbuch (2. Band der gesammelten Werke von J. A. Sjögren, 1861), die „Ersa-mordvinische Grammatik" (1865) u. endlich sein Hauptwerk: „Vergleichende Grammatik der esthnischen Sprache" (1875), welcher schon 1869 ein „Esthnisch-deutsches Wörterbuch" vorausgegangen war. Außer mehreren anderen kleineren Arbeiten sprachlichen Inhalts sind noch die mehr ins Gebiet der Länder- u. Völkerkunde gehörigen: „Flora von Esth-, Liv- u. Kurland" (Reval 1852) u. „Aus dem inneren u. äußeren Leben der Esthen" (Petersb. 1876) rühmend hervorzuheben.

Nr. 5529 Der Wiedehopf (Upupa epops).

**Wiedemann**, Gustav Heinrich, Physiker, geb. zu Berlin 2. Okt. 1826; studirte daselbst Medizin u. Naturwissenschaften; widmete sich dann ausschließlich dem Studium der Physik, erhielt 1854 einen Ruf als Professor der Physik an die Universität in Basel, war darauf mehrere Jahre am Polytechnikum in Karlsruhe thätig u. wirkt seit 1870 als Professor der Physik an der Universität in Leipzig. Sein Hauptwerk bildet „Die Lehre vom Galvanismus u. Elektromagnetismus" (2 Bde., Braunschw. 1861; 2. Aufl. 1872—74). Außerdem hat er in verschiedenen Fachblättern zahlreiche Abhandlungen über physikalische Untersuchungen, nam. auf dem Gebiete der Elektrizität u. des Magnetismus, veröffentlicht. Seit 1877 redigirt er die von Poggendorff begründeten „Annalen der Physik u. Chemie".

**Wiederbringung aller Dinge**, s. „Apokatastase".

**Wiedereinsetzung in den vorigen Stand**, s. „Restitution".

**Wiedergeburt** heißt nach dem Ausspruch Christi im Ev. Joh. 3, 3 f. die geistige Umschaffung des Sünders zu einer „neuen Kreatur" (2. Kor. 5, 17). Nach der älteren, auch protestantischen Kirchenlehre erfolgt die W. auf Grund der göttlichen Berufung u. Erleuchtung bereits bei der Taufe (vgl. Röm. 6, 4) u. vollzieht sich während des irdischen Lebens durch immer erneute Buße, den Gebrauch des Abendmahls u. des Wortes Gottes (der sog. Gnadenmittel) u. durch fortgesetzte Heiligung. Eine besondere Bedeutung bekam die Lehre von der W. im Pietismus (s. d.), indem derselbe abgesehen von der Taufe eine besondere W. der ausdrücklich von Gott Erwählten behauptete. Der Methodismus (s. d.) hat diese Lehre zu der Forderung gesteigert, daß jeder wahrhaft Wiedergeborene

ausdrücklich Zeit u. Stunde müsse angeben können, wo nach tiefster Angst um die Seligkeit der sog. „Durchbruch der Gnade" erfolgt sei.

**Wiederkäuer** (Ruminantia, Zweihufer od. Spalthufer, Bisulca), eine Ordnung pflanzenfressender Säugethiere, deren Füße zwei große mit Hufen umkleidete Zehen u. meist noch zwei nicht auftretende kleinere Zehen (Afterzehen) hinter jenen haben. Ihre Beine sind nur zum Gehen, nie zum Klettern eingerichtet, weshalb dem Schultergürtel das Schlüsselbein fehlt. Sie haben im Unterkiefer acht, oben entweder keine od. zwei u. dann unten nur sechs schaufelförmige Vorderzähne, mit einigen Ausnahmen (Kameele, gewisse Hirsche) keine Eckzähne u. (meist) oben wie unten jederseits je sechs schmelzfaltige Backzähne. Von besonderem Interesse ist ihr mehrfacher Magen u. das hiermit zusammenhängende Wiederkäuen des Futters. Dies letztere gelangt nämlich durch die Speiseröhre zunächst in den ersten Magen, den meist nach links gelegenen, nach unten gewöhnlich in zwei gipfelförmige Fortsätze auslaufenden, beträchtlich weiten Pansen (rumen, frz. la panse, l'herbier). Derselbe ist innen mit zahlreichen harten, hier u. da fast verhornten Warzen besetzt. An der Mündungsstelle der Speiseröhre in den Pansen steht dieser letztere auch mit dem, an seiner rechten Seite gelegenen, viel kleineren, rundlichen zweiten Magen, dem Netzmagen od. der Haube (reticulum, le bonnet), in Verbindung, dessen Inneres nicht blos mit Wärzchen besetzt, sondern auch durch Vorsprünge seiner Schleimhautauskleidung in vier-, fünf- od. sechseckige Zellen getheilt ist, auf deren Rändern sich die Wärzchen als Spitzen erheben. Zur Seite des zweiten Magens u. mit ihm durch eine enge Oeffnung verbunden liegt, gleichfalls nach rechts, der längliche, dritte Magen, der Löser, Psalter, Blätter- od. Kalendermagen (echinus, omasum, le feuillet). Seiner Innenfläche sitzen zahlreiche (beim Ochsen z. B. 100) große Längsfalten wie die Blätter eines Buches auf, welche abwechselnd eine mehr od. minder bedeutende Höhe haben. Aus diesem dritten Magen endlich führt eine weite Oeffnung in den ansehnlich großen, vierten, den eigentlichen, Fett- od. Labmagen (abomasum, la caillette), von der ungefähren Gestalt unseres menschlichen Magens. Derselbe trägt innen spärliche, nicht eben hohe Längsfalten. Der Pansen, der seine volle Ausbildung erst erhält, wenn das Thier nicht mehr saugt u. dann oft $^3/_4$ des Volumens der Bauchhöhle beträgt, ist ein bloßer Behälter, nur dazu bestimmt, die großen Mengen der auf der Weide aufgenommenen, nur wenigen relativen Nährwerth habenden vegetabilischen Nahrung bis auf Weiteres aufzunehmen u. einzuweichen. Faßt er doch beim Rind 1 Ctr. Futter! Er entspricht physiologisch etwa den Backtaschen mancher Säugethiere. Aus dem Pansen geht das eingeweichte Futter in den zweiten Magen über, wo es in Ballen geformt wird, um so, während der Ruhe der Thiere, durch heftige Zusammenziehungen der Haube durch die Speiseröhre in die Mundhöhle zurückbefördert u. da einem nochmaligen Kauen unterworfen zu werden, wird aber dann nicht wieder in die früheren Behälter, Pansen u. Haube, hinabgeschluckt, sondern gelangt durch eine an der Innenfläche der Haube hinablaufende Rinne sogleich in den dritten Magen. Hier, wie schließlich u. bes. im vierten Magen wird die Nahrung von dem saueren Magensafte durchdrungen. Flüssige Nahrung, wie Schlämpe u. Milch, ebenso das Wasser, gelangen unmittelbar in den Labmagen. Einigen W.n, z. B. den Kameelen, fehlt der Blättermagen (Abb. s. unter „Anatomie" Bd. I Nr. 528 u. 530). Der Darmkanal der W. ist, entsprechend der vegetabilischen Nahrung, sehr lang, beim Schafe z. B. von 28facher Körperlänge. Die W. leben polygamisch in Herden u. viele von ihnen sind dem Menschen als Jagdthiere u. bes. als Hausthiere überaus wichtig. — Man theilt die Ordnung der W. in die ungehörnten Schwielensohler od. Tylopoden (Kameele u. Lamas), die Hohlhörnigen od. Cavicornien (Rinder, Schafe, Antilopen, Ziegen), die Giraffen (Camelopardaliden), die Hirsche (Cerviden) u. Moschusthiere (Moschiden).

**Wiederkunft Christi** od. Parusie heißt nach der biblischen Lehre das dereinstige Wiedererscheinen Christi zur Vollendung des Gottesreiches u. zum Jüngsten Gericht (s. „Weltgericht"). Im Evang. Matthäi 24, 15 f. wird die W. in engster Verbindung mit der Zerstörung Jerusalems geweissagt, obschon Jesus das Wissen um Zeit u. Stunde Gott allein zuschreibt (24, 36). Im Hinblick auf Stellen, wie Matth. 24, 34; Joh. 21, 22 f. 2c., erwartete jedoch die Apostolische Kirche mit größter Bestimmtheit eine ganz nahe W. Chr. (vgl. bes. 1. Kor. 15, 51; 1. Thess. 4, 15 f.; 1. Joh. 2, 18), u. auch später haben sich Prophezeiungen dieser Art in der Kirchengeschichte immer wiederholt; bes. beruhen die Sekten der Mormonen (s. d.) u. Irvingianer (s. d.) auf der Erwartung einer baldigen W. Chr. Der Schauplatz der W. ist nach der ursprünglichen Lehre die Erde; nach der späteren, als die Annahme eines irdischen Reiches Christi für ketzerisch erklärt worden war (s. „Chiliasmus"), der Luftraum, wofür man sich bes. auf 1. Thess. 4, 17 stützte.

**Wiedertäufer,** s. „Anabaptisten", „Baptisten", „Menno Simons" u. „Mennoniten".

**Wieland,** Christoph Martin, berühmter deutscher Dichter, geboren in dem schwäb. Pfarrdorfe Oberholzheim 5. Sept. 1733 als Sohn des Predigers Matthäus W. (gest. 1772), der bald darauf nach der damaligen Reichsstadt Biberach im württ. Oberschwaben versetzt wurde. Unter des Vaters Leitung u. der Biberacher Stadtschule entwickelten sich die großen Anlagen des Knaben sehr schnell; insbes. versuchte er sich schon in seinem 12. Jahre in allerlei lateinischen u. deutschen Versen. Von den vaterländischen Dichtern wurde Brockes sein Liebling, u. von ihm empfing er Eindrücke, deren Nachwirkung er sein ganzes Leben hindurch empfand. In den alten Sprachen u. anderen Lehrgegenständen gut vorbereitet, kam er in seinem 14. Jahre auf die unter dem Abte Steinmetz stehende Schule zu Kloster Bergen bei Magdeburg, welche damals völlig in dem Spener'schen, bez. Halle'schen Pietismus befangen war. Auch gab sich der junge, sehr fromm erzogene u. schon von selbst zur Schwärmerei neigende W. Anfangs ganz den pietistischen Einflüssen seiner Lehrer hin. Bald aber brachten ihn die alten Klassiker (nam. Cicero u. Xenophon) u. die Schriften der Encyklopädisten, die ihm in die Hände fielen, in Widerstreit mit der frömmelnden Richtung. 1749—50 hielt sich W. in Erfurt bei dem mit ihm verwandten Prof. Baumer auf, der ihn in der Philosophie vervollkommnen u. für die Universität vorbereiten sollte, im Uebrigen aber auch ihn mit dem „Don Quixote" bekannt machte u. ihm dadurch zuerst Menschen- u. Weltkenntniß beibrachte. Den Sommer 1750 verlebte W. in Biberach, u. dort faßte er eine schwärmerische Neigung zu Sophie v. Gutermann, einem sehr geistvollen, feingebildeten u. kenntnißreichen Mädchen, das etwas älter u. mit ihm gleichfalls verwandt war. Diese Liebe belebte u. entwickelte rasch sein Dichtertalent — er verfaßte damals sein erstes, der Oeffentlichkeit übergebenes Werk, das philosophische Lehrgedicht: „Die Natur der Dinge, od. die vollkommenste Welt" (1752 vom Aesthetiker Meier in Halle herausgeg., dem es W. anonym zugeschickt hatte) — u. entschied für die nächste Zeit die Richtung seines Geistes u. Strebens. Denn in Tübingen, wohin er zu Michaelis 1750 ging, um die Rechte zu studiren, wandte er sich von diesem Studium bald der Beschäftigung mit der neueren Schönen Literatur u. der eigenen poetischen Produktion zu. Unter dem Einfluß des Klopstock'schen „Messias" entstanden seine „Zwölf moralische Briefe in Versen" (Heidelb. 1752), sein „Anti-Ovid" (Amsterd. 1752), sein unvollendetes Epos „Hermann" u. andere Dichtungen. Die fünf Gesänge der letztgenannten sandte er an Bodmer (s. d.), was einen intimen Briefwechsel zwischen Beiden u. dann eine Einladung W.'s seitens Bodmer's nach Zürich zur Folge hatte. So wurde die Schweiz der Boden, auf dem W. für sein glückliches Talent diejenige Reife gewinnen sollte, welche ihn befähigte, einer der bedeutendsten Vorläufer zu werden für die Größeren, die nach ihm kamen u. denen er sodann in rühmlicher Bescheidenheit den Platz räumte. Im Hause Bodmer's lebte W. 1752—54. Dieser Zeit gehören an: seine „Briefe von Verstorbenen an hinterlassene Freunde" (Zür. 1753) u. sein episches Gedicht „Der geprüfte Abraham" (ebd. 1753). Auch veranstaltete er eine neue u. vermehrte Auflage der 1741—44 erschienenen „Züricher Streitschriften" (gegen Gottsched). Im Dez. 1753 erhielt W. plötzlich die Nachricht, daß sich Sophie Gutermann, seine „göttliche Doris", die er zu ehelichen gedachte, mit dem Mainzer Hofrath La Roche verheirathet hatte (s. „Marie Sophie Laroche"). Dies trug dazu bei, daß er, zumal schon Bodmer seinen Sinn wieder auf biblische u. religiöse Stoffe gelenkt hatte, länger in einer Geistesrichtung festgehalten wurde, die seiner eigentlichen Natur sehr wenig entsprach. Zum Ausdruck kam das nam. in seinen „Hymnen" (Zür. 1754) u. „Empfindungen eines Christen" (ebd. 1755). Allerdings unterscheiden sich diese Dichtungen von denen der Bodmer-Klopstock'schen Schule durch eine elegante u. fließende Sprache; sie lassen aber auch erkennen, daß ihr Inhalt dem Dichter nicht aus tiefer Seele entsprossen ist. Daher sagte Nicolai in einer Kritik: „W.'s Muse, die junge Frömmigkeitslehrerin, werde sich demnächst in eine muntere Modeschönheit verwandeln", u. Lessing meinte hinsichtlich der „Empfindungen eines Christen": „Der Verfasser sei ein witziger Kopf, der seine Religion zu ehren glaube, wenn er

ihre Geheimnisse zu Gegenständen des schönen Denkens mache." Allmählich wurde W., der seit Juni 1754 die Söhne eines Herrn von Grebel in Zürich unterrichtete, in seiner Denkart u. Schriftstellerei wirklich ein Anderer. Das Studium der Geschichte, das fleißige Lesen der alten Klassiker u. der freiere Zug, den das deutsche Literaturleben annahm, entrissen ihn seiner bisherigen Schwärmerei. Dazu kam, daß sich die Ackermann'sche Schauspielergesellschaft infolge des Sieben jähr. Krieges in die Schweizer Berge geflüchtet hatte. Der Besuch ihrer Vorstellungen regte ihn alsbald an, das Trauerspiel „Lady Johanna Gray" (1758) zu schreiben, worin er zeigte, daß er, wie Lessing sagte, „die ätherische Sphäre verlassen hatte u. wieder unter den Menschenkindern wandelte." Im Uebrigen erhellte aus dem Stück (dem ersten deutschen Drama in fünffüßigen Jamben), daß W. nicht die geringste Befähigung fürs Drama besaß. 1758 übernahm er eine Hauslehrerstelle in Bern. Hier verwandelte sich der Mystiker bereits in ein fröhliches Weltkind. Er lernte Rousseau's spätere Freundin, die geistreiche Julie Bondeli, kennen, welche er zu heirathen gedachte. Bald indeß (1760) erhielt er von Hause die Aufforderung,

Nr. 5530. Christoph Martin Wieland (geb. 5. Sept. 1733, gest. 20. Jan. 1813).

nach Biberach zurückzukehren, um in die erledigte Stelle eines Stadtschreibers einzutreten; aus Pietät gegen seinen Vater folgte er diesem Rufe, u. die Entfernung führte allmählich einen Bruch mit Julien herbei. Trotz der wenig erquicklichen Amtsarbeiten u. der kleinbürgerlichen Verhältnisse in Biberach brachte doch der damalige Aufenthalt daselbst unsern Dichter auf die Sonnenhöhe seines Lebens, u. zwar spielte sich seine eigentlich noch jugendliche Glückszeit auf dem Schlosse des alten Grafen Stadion im nahen Warthausen ab, wo La Roche, der Liebling dieses gelehrten Diplomaten u. Weltmannes, nachdem er den kurmainz. Dienst quittirt hatte, die Stelle eines Güterverwalters bekleidete. W. wurde durch Frau v. Hillern, eine Schwester der Sophie La Roche, auf das Musenleben in Warthausen aufmerksam gemacht, von dem Ehepaar La Roche aufs Freundlichste empfangen u. beim Grafen Stadion eingeführt, der ihn zu sich einlud, ihm Zimmer im Schlosse u. auch seine Bibliothek zur Verfügung stellte. Binnen Kurzem war W. ein unentbehrliches Glied in der Warthauser Gesellschaft, u. für ihn selbst wurde Warthausen zum Parnaß; gern u. muthig gab er sich dem fröhlichen Leben hin, in dem sein Genius die Fittige freier u. glänzender entfaltete, vermehrte sein Wissen, erweiterte seinen praktischen Gesichtskreis u. begann jene schriftstellerische Thätigkeit, durch welche er eigentlich erst in der Geschichte unserer Literatur u. Geistesbildung bedeutend wurde u. eine tonangebende u. einflußreiche Rolle spielte. W. schrieb damals neben u. nach einander: die „Geschichte des Agathon" (Frankf. 1766), einen Roman, in dem er seine eigene Bildungsgeschichte schilderte; „Don Silvio von Rosalva, od. der Sieg der Natur über die Schwärmerei" (Ulm 1764), eine Nachahmung des „Don Quixote"; „Komische Erzählungen" (1765); „Musarion, od. die Philosophie der Grazien" (Lpz. 1768), ein bes. berühmt gewordenes Gedicht in 3 Büchern; „Idris u. Zenide" (ebd. 1768), ein romant. Gedicht, das eine Art Philosophie der Liebe ausmachen sollte, aber Fragment blieb; „Nadine" (ebd. 1769), eine Erzählung; „Der neue Amadis" (ebd. 1771), komisches Gedicht in 18 Gesängen ꝛc. Außerdem übertrug er Shakespeare's „Theatralische Werke" (8 Bde., Zür. 1762—66). Mittlerweile (1765) verheirathete er sich auf Wunsch seiner Eltern mit Anna Dorothea Hillenbrandt (geb. zu Augsburg 8. Juli 1746, gest. zu Osmannstädt bei Weimar 8. Nov. 1801), die ihm eine treue, liebevolle Lebensgefährtin wurde, u. folgte im Sommer 1769 einem Rufe als erster Professor der Philosophie mit dem Charakter eines kurmainz. Regierungsraths an die Universität in Erfurt. Mit Eifer widmete er sich dort der Lehrthätigkeit, doch fand er daneben auch Zeit für dichterische Arbeiten. Zu diesen gehören nam. die „Dialoge des Diogenes von Sinope" (Lpz. 1770) u. „Der goldene Spiegel, od. Die Könige von Scheschian" (ebd. 1772). Nach Erscheinen des letztgenannten Werkes wurde ihm auf Empfehlung des Grafen Görtz von der verwittweten Herzogin Amalie von Sachsen-Weimar die Leitung der wissenschaftlichen Bildung ihrer beiden Söhne übertragen. So siedelte W. im Okt. 1772 als herzoglicher Hofrath mit einem Gehalt von 1000 Thalern nach Weimar über, wo er dann auch nach dem 1775 erfolgten Regierungsantritte Karl August's im fortdauernden Genusse seines vollen Gehalts bis an seinen Tod wohnen blieb, abgesehen von seinem Aufenthalte in den J. 1798—1803 auf seinem Gute Osmannstädt bei Weimar. Hatte W. bis zu seiner Weimarer Zeit nur wenig Verbindungen mit anderen namhaften Schriftstellern gehabt, so erweiterte sich nun der Kreis seiner Freunde, nam. seitdem er auf den Rath Fr. H. Jacobi's die Zeitschrift „Der deutsche Merkur" (Weim. 1773 bis 1789; fortgesetzt als „Der neue deutsche Merkur", 1790—1810) gegründet hatte, in welcher er, so lange er die Redaktion behielt (bis 1796), alle seine neuen Sachen zuerst abdrucken ließ, so insbes.: die originelle „Geschichte der Abderiten" (Lpz. 1781), worin er den beschränkten Horizont deutscher Kleinstädter geißelte, das romantische Gedicht „Oberon" (Weim. 1781), welches, um mit Goethe zu reden, als ein Meisterstück poetischer Kunst stets geliebt u. bewundert werden wird, die poetischen Erzählungen „Das Wintermärchen", „Geron der Adelige", „Schach Lolo", „Pervonte" ꝛc. (gesammelt in den „Auserlesenen Gedichten", Jena 1784—87). Daneben übte er eine ausgebreitete krit. Thätigkeit (vgl. Burkhardt, „Repertorium zu W.'s deutschem Merkur", Jena 1873). Auch für das geistige Leben am Hofe im Großen u. Ganzen ward er in Anspruch genommen; so entstanden seine Singspiele u. Opern („Aurora", „Alceste") u. viele Gelegenheitsgedichte. Im Uebrigen war seine Stellung eine ziemlich freie u. unabhängige; er lebte glücklich im Kreise seiner Familie (von seinen 14 Kindern blieben ihm drei Söhne u. sechs Töchter am Leben), glücklich in der Freundschaft mit den großen Männern, die der Hof von Weimar um sich versammelte, glücklich in dem immer zwangloser werdenden Verkehr mit seiner fürstlichen Gönnerin, der von ihm als Olympia gefeierten Herzogin Amalie. Von Reisen, die er machte, sind nur zwei zu erwähnen: eine an den Rhein, die einer Begegnung mit Merck aus Darmstadt galt, u. (1796) eine in die Schweiz, wo eine seiner Töchter an den Sohn Salomon Geßner's verheirathet war. Als er den „Merkur" abgegeben hatte, gründete er 1796 das „Attische Museum", welches er 1802—10 in Gemeinschaft mit J. J. Hottinger u. Fr. Jacobs als „Neues att. Museum" fortsetzte. Seine schriftstellerischen Arbeiten waren seit Abschluß des „Oberon" nur prosaischen Darstellungen gewidmet. Zu denselben gehören: der Roman „Peregrinus Proteus" (1791), die Geschichte eines schwärmerischen Wüstlings, der sein Leben durch einen selbstgewählten Feuertod beschließt, die „Göttergespräche" (1791—93), der Roman „Agathodämon" (1797—99), der die Geschichte des heidnischen Wunderthäters Apollonius von Tyana behandelt, der Roman „Aristipp u. seine Zeitgenossen" (1800—1802), in welchem Hauptwerke seiner letzten Periode er das Geheimniß menschlicher Glückseligkeit lehrt, u.

„Euthanasia, od. Gespräche über das Leben nach dem Tode". Außer diesen meist durch das Studium des Platon, Lukian u. anderer griech. Schriftsteller veranlaßten Schriften lieferte W. Uebersetzungen von Werken des Horaz, Lukian, Aristophanes u. Cicero. Sein Lebensabend gestaltete sich immer einsamer, doch wußte er sich mit philosophischer Standhaftigkeit zu wappnen, wie er sich auch stets allen literarischen Angriffen gegenüber die Heiterkeit des Gemüths wahrte. Seinen 80. Geburtstag feierte „Vater W." in der Loge „Amalia", der er seit 4. April 1809 angehörte, obwol er in seinen Mannesjahren alles Mysteriöse befehdet hatte. Am 11. Jan. 1813 traf ihn ein Schlaganfall, an dessen Folgen er 20. Jan. zu Weimar verschied. Seine Leiche ward in Osmannstädt beerdigt neben den Ueberresten seiner Gattin u. der im Sept. 1800 daselbst verstorbenen Sophie Brentano, einer Enkelin der Sophie Laroche. Gleichzeitig mit dem Rietschel'schen Goethe-Schiller-Denkmal wurde 1857 auch ein von Gasser gefertigtes Standbild W.'s in Weimar errichtet. — Trotz der Reinheit seines Lebenswandels kam W. durch die Werke seiner mittleren Periode in den Ruf der Frivolität u. unsittlicher Tendenzen; allein wenn es nach seiner genialen Selbstvertheidigung im „Verklagten Amor" noch eines Wortes darüber bedarf, so lassen sich unschwer verschiedene andere Gesichtspunkte für eine weniger zelotische Beurtheilung finden. W. war Erotiker in einem Sinne, wie es vor ihm kein anderer Schriftsteller gewesen war: der Philosoph, der Natur- u. Geschichtsforscher der Liebe; sein Grundgedanke war, die Sinnlichkeit in ihre von Phantasterei u. Sentimentalität gleich sehr wie von Frömmigkeit u. Asketik verkannten Rechte wieder einzusetzen, ohne jedoch der sinnlichen Liebe vorzugsweise das Wort zu reden od. ihre gegen Sittenreinheit gerichteten Uebergriffe zu begünstigen; vielmehr erklärte er sich entschieden für die Liebe des Herzens, welche allein in den Zustand einer schönen Menschheit versetze u. Geist u. Gemüth in wohlthätiges Gleichgewicht bringe. Als Philosoph hat W. s. Z. nicht wenig zu dem Umschwunge der Philosophie in Deutschland beigetragen. Auch für die Sitten u. gesellschaftlichen Zustände wie für die Anschauungen seines Zeitalters war W.'s literarisches Schaffen von größter Bedeutung, u. endlich hat er, denn er war nicht nur Meister im Versbau u. in der Behandlung des Reims, durch seine Prosa einen gewaltigen Einfluß auf die Ausbildung unserer Sprache gehabt; durch seinen leichten u. gefälligen Stil bildete sich erst unsere feinere Umgangssprache u. ward allmählich die französische aus den höheren Gesellschaftskreisen verdrängt. — Seine sämmtlichen Werke wurden von Gruber herausgegeben (53 Bde., Lpz. 1818—28; n. Aufl., ebd. 1839—40, u. 36 Bde., Stuttg. 1853); „Ausgewählte Werke" von H. Kurz (3 Bde., Hildburgh. 1870); „Ausgewählte Briefe an verschiedene Freunde" (Zür. 1815 f.); „Auswahl denkwürdiger Briefe", von seinem ältesten Sohne Ludwig (Wien 1818); „Briefe an Sophie Laroche" von Fr. Horn (Berl. 1820). Vgl. „Die W.-Literatur in Deutschland" (Kassel 1852); Gruber, „C. M. W." (2 Bde., Altenb. 1815 f.; neu bearbeitet, 4 Bde., Lpz. 1827 f.); Döring, „C. M. W.'s Biographie" (Jena 1853); Löbell, „Entwicklung der deutschen Poesie von Klopstock bis zu Goethe's Tod" (Bd. 2, Braunschw. 1858); Buchner, „W. u. die Weidmann'sche Buchhandlung" (Berl. 1871); Ofterdinger, „C. M. W.'s Leben u. Wirken in Schwaben u. der Schweiz" (Heidelb. 1877).

Nr. 5531—35: Aus dem Salzbergwerk Wieliczka.
Antonskapelle. Kammer Kaiser Franz.
Arbeits- und Verpackungskammer.
Eingang in die Kammer Roselli. Kammer Przykos.

**Wieland** der Schmied (althochd. Violant, altnord. Völundr), eine Gestalt der deutschen Heldensage, war der Sohn des Meerriesen Wate, welch letzteren die Meerfrau Wachilt dem König Wilkinus geboren hatte. Zuerst lehrte ihn der weitberühmte Schmied Mimir seine Kunst, dann brachte ihn sein Vater über das Meer zu den noch geschickteren Zwergen, die er bald selber übertraf. Hierauf lebte er u.

seine beiden Brüder, Eigil der Schütz u. Slagfidr, sieben Jahre lang mit drei Schwanjungfrauen in Ulfdalir (d. i. Wolfsthal), bis diese als Walküren (s. d.) davonflogen. Dann kam er an den Hof des Königs Nidung u. besiegte dessen Waffenschmied Amilias im Wettkampfe mittels des selbstgefertigten furchtbaren Schwerts Mimung, wofür ihn der König durch Zerschneidung der Fußsehnen lähmen u. gefangen setzen ließ. W. rächte sich, indem er des Königs beide Söhne tödtete, seine Tochter Badohild entehrte, die dann Wittich, einen der gewaltigsten Sagenhelden, gebar, u. endlich mit einem Federkleide durch die Lüfte entfloh, das erst sein Bruder Eigil versucht hatte, doch war derselbe dabei herabgestürzt. Wie dieser letzte Zug der Sage an die von Dädalos u. dessen Sohn Ikaros erinnert, so finden sich in dem oben Erzählten unverkennbare Anklänge an die Mythen vom Hephästos. Die einst sehr verbreitete u. beliebte Sage von W. ist uns in der älteren Edda, ausführlicher in der Wilkinasage überliefert; andere Dichtungen, die sie bes. darstellten, sind verloren gegangen. Simrock hat auf Grund des Vorhandenen die Sage zum Stoffe eines gelungenen Epos gemacht (Bonn 1835, dann im 4. Theile des Heldenbuchs, Stuttg. 1843). Als Galant od. Veland kommt W. auch in altfranz. Gedichten vor (vgl. Depping u. Michel, „Veland le forgeron", Par. 1833). Ueber die Bedeutung u. Entwicklung der Sage vgl. J. Grimm's „Deutsche Mythologie" u. Kuhn, „Die Sprachvergleichung u. die Urgeschichte der germanischen Völker" in der „Zeitschrift für vergleichende Sprachwissenschaft" (Bd. 4, Berl. 1854).

**Wieliczka** (spr. Wiälitschka), Stadt mit 4945 E. (1869) in Galizien, liegt in 255 m. Seehöhe in einem Thale, 2 M. südöstl. von Krakau, an der Zweiglinie Bierzanow-W. der galizischen Karl-Ludwigsbahn, ist Sitz eines Bezirksamtes, einer Berghauptmannschaft, einer Berg- u. Salinendirektion, hat ein Soolbad u. das berühmteste Salzbergwerk der Erde. Das vorwaltend aus Thon mit Gips bestehende Gebirge, das sich in südöstl. Richtung vielleicht bis Ungarn, Siebenbürgen u. weiter erstreckt, enthält große Steinsalzflötze u. -Stöcke eingesprengt. Die ersteren, oft schon über 30 m. mächtig, haben in der Regel ein weniger reines u. daher weniger geschätztes Salz, während es in den darunter liegenden Stöcken oft ohne alle Beimischung ist. Der Steinsalzstock von W. erstreckt sich bis gegen 400 m. Tiefe, wird in drei Stockwerken abgebaut u. seine Gruben stehen in Verbindung mit denen der etwa 2 M. östl. liegenden Stadt Bochnia, mit 7480 E. (1869), deren bis 500 m. tiefe Steinsalzwerke jährlich 300,000 Ctr. liefern. Das obere Stockwerk der Gruben von W. hat durch Baumstämme gestützte Gänge; die unteren werden zur Verhütung von Feuersgefahr durch Salzsäulen gestützt. Die Gruben enthalten 16 Teiche, von denen einer mit Nachen befahren wird. Von den etwa 70 ausgebrochenen großen Hohlräumen von 20 bis über 30 m. Höhe dienen mehrere als Magazine, einer ist zu einem Tanzsaale mit Salzkronleuchtern, ein anderer zu einer Kapelle hergerichtet, u. zur Erinnerung an die Anwesenheit hoher Personen sind Monumente aus Salz gehauen ꝛc. Die Steinsalzstücke werden theils durch Pulver herausgesprengt, theils durch Hauen u. mit Brecheisen gewonnen. Gegen 900 Arbeiter fördern jährlich etwa 600,000 Ctr.; der Staat hat hiervon u. von den Werken Bochnia's einen jährlichen Reingewinn von gegen 2 Mill. fl. Die Form der gewonnenen Stücke ist entweder die quadratische (Formalstücke), od. die walzenartige (Balwanensi, die gewöhnlich nach Rußland verkauft werden), od. die unregelmäßige (Naturalstücke); der Farbe nach ist das Salz weiß, grün u. roth. Das reine weiße wird gewöhnlich gestoßen, aus dem ganz durchsichtigen werden Kruzifixe, Rosenkränze ꝛc. gefertigt. Das Salzflötz soll 1233 durch den Hirten Wieliczet zufällig aufgefunden worden sein; es ist schon seit der Mitte des 13. Jahrh. in Bearbeitung. 1112 wurde es an Juden verpachtet u. vorzugsweise durch deutsche u. ungar. Bergleute bearbeitet; 1772 kam es an Oesterreich u. ist seit dieser Zeit planmäßig abgebaut worden. Den Wassereinbruch vor einigen Jahren hat man endlich glücklich zu beseitigen gewußt.

**Wielopolski** (spr. Wje ), Markgraf Gonzaga-Myszkowski, Graf Alexander, poln. Staatsmann, geboren zu Wieltie-Dezo bei Jaroslau (Galizien) 15. März 1802; erhielt seine Erziehung im Wiener Theresianum u. studirte an den Universitäten zu Warschau, Göttingen u. Paris. 1830 ging er als Anhänger der Czartoryiski'schen Partei im Auftrag der poln. Revolutionsregierung nach London, um für die Anerkennung der Unabhängigkeit Polens zu wirken; er fand aber dort kein Gehör, u. da er nach seiner Rückkehr nach Warschau bei der Spaltung der Parteien auch keine Hoffnung für sein Vaterland sah, so begab er sich nach der Bezwingung des Aufstandes wieder ins Ausland. Auch in der Folgezeit fand sich keine Hülfe für Polen; in der Ueberzeugung, daß sich ohne solche Polen selbst nicht helfen könne, rieth W. daher zur Aussöhnung mit Rußland u. zur Verbindung aller slavischen Völker unter Rußlands Schutz u. Führung; dies that er nam. in dem 1846 geschriebenen „Briefe eines poln. Edelmanns an den Fürsten Metternich". 1855 kehrte er nach Polen zurück u. im März 1861 wurde er zum poln. Kultus- u. Unterrichtsminister ernannt. Seit August dess. J. auch Vizepräsident des Staatsraths, behielt er letztern Posten auch, nachdem er im Dezember als Minister entlassen worden war. Im April 1862 nach Petersburg berufen, um dort seine Ansichten über die in Polen zu ergreifenden Maßregeln kundzugeben, wurde er im Juni 1862 als Chef der Civilverwaltung dem Großfürsten Konstantin (s. d.) beigegeben, welcher als Statthalter des Königreichs Polen nach Warschau kam, um die Unzufriedenheit der Polen durch eine nationale Regierung u. gemäßigte Reformen zu beschwichtigen. Aber W. vertraute seiner eigenen Kraft zu sehr u. unterschätzte die Fehler u. Untugenden seiner Landsleute, die er ohne u. wider ihren Willen auf eine bessere Bahn leiten wollte. Schon im Aug. 1862 ward ein, übrigens erfolgloses Attentat auf ihn gemacht, u. bald sah er sich durch den Widerstand der nationalen Partei gegen seine Bestrebungen zur Ergreifung ernsterer Mittel gegen seine Landsleute getrieben. Infolge dessen wurde W., früher der Liebling u. die Hoffnung seiner Nation, zu ihrem ärgsten Feinde u. Verräther gestempelt, u. als 1863 eine neue Revolution ausbrach, zog er sich nach Dresden zurück, wo er nach langem Siechthum 30. Dez. 1877 starb. Seine Leiche ward nach Polen zurückgebracht.

**Wien**, die Haupt- u. Residenzstadt von Oesterreich, liegt an der bedeutsamen Stelle, wo die Alpen unmittelbar u. jäh an die Donau abfallen u. mit den Karpaten die hier wichtige Unterbrechung jener mächtigen Gebirgszüge bilden, welche Europa in zwei Hälften scheiden. Dieses Terrain, in welchem das Alpenland, das böhmisch-mährische Gebirgs- u. Terrassenland, das ungar. Karpaten-Hochland u. das obere Donau-Tiefland zusammenstoßen, gewinnt noch dadurch an Wichtigkeit, daß sich hier der von W. nach O. ziehende Donaustrom mit den Eisenbahnlinien kreuzt, welche Nord- u. Ostsee mit der Adria verbinden. Die Niveauverhältnisse bilden eine große Mannichfaltigkeit; der tiefste Punkt des ganzen Gebietes, der Nullpunkt des Pegels an der über den Donaukanal führenden Ferdinandsbrücke, liegt 151,719 m., der höchste Punkt, der Westbahnhof, 204,82 m. über dem Spiegel des Adriatischen Meeres. Die Gewässer, welche in ihrem Laufe W. berühren, sind: die Donau, welche in einer Entfernung von etwa ½ Stunde vor W. vorüberzieht u. bei Nußdorf einen Arm, den Donaukanal, abzweigt, welcher die innere Stadt von der Leopoldstadt scheidet; der Wienfluß, im W.er Walde entspringend u. sich innerhalb des Gemeindegebietes in den Donaukanal ergießend; ferner der Ottakringer- u. der Alserbach, u. endlich der 1795 angelegte W.er Neustädter Schiffahrtskanal mit einem am Rennwege gelegenen Hafen. Der Flächenraum des eigentlichen Gemeindegebietes beträgt 56,243,695,956 □m., auf welchem nach der Zählung des J. 1869 10,250, nach jener von 1872: 10,896 Häuser standen. Rechnet man hierzu aber auch noch die Häuser der mit W. zusammenhängenden Vororte Hernals, Fünfhaus, Rudolfsheim, Ottakring, Unter- u. Obermeidling, Wilhelmsdorf, Währing, Simmering, Gaudenzdorf, Sechshaus, Neulerchenfeld, Ober- u. Unterdöbling, Nußdorf, Hietzing, Heiligenstadt u. Weinhaus, welch letztere ihr Entstehen nur der Stadt W. verdanken u. durch eine gemeinsame Armenpflege u. sonstige Zweige der Verwaltung ohnehin im engsten Verbande mit der Stadt stehen, so ergiebt sich, daß W. in seiner Gesammtausdehnung mehr als 18,000 Gebäude zählt. Nach der letzten offiziellen Zählung hatte die Stadt W., die sich in die Gemeindebezirke I. Innere Stadt, II. Leopoldstadt, III. Landstraße, IV. Wieden, V. Margarethen, VI. Mariahilf, VII. Neubau, VIII. Josefstadt, IX. Alsergrund u. X. Favoriten gliedert, eine Civilbevölkerung von 607,615 u. mit Hinzurechnung der, wie erwähnt, mit W. naturgemäß ein Ganzes bildenden Vorortgemeinden von 810,592 Seelen. Die 1872 u. 1875 von Seiten der Polizei vorgenommenen Zählungen hatten ergeben, daß die Bevölkerung des W.er Gemeindegebietes 1872 auf 628,053 u. 1875 auf 673,865, bez. mit Einrechnung der Vororte auf 911,271 u. 1,001,999 Bewohner gestiegen war. Nach der Religion vertheilte sich die Bevölkerung von W. zu Ende 1869 auf 545,506 Katholiken der Röm. Kirche, 469 der Griech. Kirche u. 44 Katholiken der Armenischen Kirche, auf 1295 nichtunirte Griechen u. 65 nichtunirte Armenier. Evangelische Augsburger Konfession wurden gezählt 16,767, helvetischer Konfession 2673, Unitarier 44, u. Bekenner anderer christlichen Religionen 287. Die Zahl der in steter Vermehrung begriffenen Israeliten belief sich auf 40,230, der übrigen Nichtchristen

auf 134. 270,911 waren als einheimisch konskribirt. 336,607 Personen waren Fremde. Die Verwaltung der Stadtgemeinde ist autonom u. liegt in den Händen eines aus 120 Mitgliedern bestehenden Gemeinderathes u. der Bezirksausschüsse, welch ersterem als Exekutivorgan der Magistrat zur Seite steht. Der überaus großen Geschäftsgebarung der Kommunalverwaltung entsprechen auch die hohen Ziffern im städtischen Haushalte. So bezifferten sich die Einnahmen der Stadt 1877 mit 15,810,360 fl. 2½ kr., die Ausgaben mit 15,549,310 fl. 61 kr. Als einer der stärksten Posten figurirt unter den letzteren der Aufwand, den das städtische Schulwesen erforderte, der sich 1877 allein auf 2,244,155 fl. belief. Außerdem verausgabte die Gemeinde für Schulbauten 1870–76 fast 4 Millionen. Mit Einschluß der Privatschulen bestanden 1876 in W. 176 Volks- u. Bürgerschulen, an welchen 2137 Lehrkräfte wirkten. Die Kommune W. erhält von diesen Lehranstalten allein 115 u. bestreitet außerdem, ohne gesetzlich verpflichtet zu sein, aus ihren Mitteln die gesammten Kosten für 2 Realgymnasien, 2 Oberrealschulen u. eine Realschule, welche 1877 einen Aufwand von 327,272 fl. 27 kr. verursachten. An Mittelschulen bestehen in W. ferner 7 Gymnasien u. ein Untergymnasium, 10 Realschulen u. eine Handelsmittelschule (Akademie). Hochschulen besitzt W. vier: die Universität (1876: 3581 Studirende), die technische Hochschule (1509 Hörer), die Hochschule für Bodenkultur (124 Hörer) u. die Akademie der bildenden Künste (210 Hörer). Außerdem bestehen zahlreiche Fach- u. Erziehungsanstalten. Für die öffentliche Ordnung u. Sicherheit sorgt die Polizeidirektion mit 17 ihr unterstehenden Polizeikommissariaten, u. neben einer Civilwache eine Sicherheitswache mit einem Stande von 2627 Mann. Die Fortschritte des Gewerbefleißes u. der Industrie haben sich bei der 1873 in W. veranstalteten Weltausstellung glänzend gezeigt. W. ist der Mittelpunkt des österr. Handels, zu dessen Verkehr die Börse, die Oesterr.-ung. Bankgesellschaft, die Anglo-österr. Bank, die Oesterr. Kreditanstalt für Handel u. Gewerbe, die Oesterr. Escomptbank u. zahlreiche andere Finanzinstitute u. endlich das vom Gemeinderathe hergestellte Lagerhaus (in der Maschinenhalle der Weltausstellung vom J. 1873 untergebracht) dienen. Das Verkehrswesen ist auf das Beste geregelt. W. besitzt außer einer Pferdeeisenbahn, welche die wichtigsten Vororte mit der Ringstraße verbindet, noch eine große Anzahl eleganter Fiaker u. einspänniger Fuhrwerke, Gesellschafts- u. Stellwagen, die den Verkehr innerhalb u. außerhalb der Stadt vermitteln. In W. laufen auch die Nordbahn, die Staatsbahn, Südbahn, Westbahn, Franz Josefsbahn u. Nordwestbahn radial zusammen, doch ist eine direkte Verbindung des Personenverkehrs zwischen den einzelnen Bahnhöfen noch nicht hergestellt, wenn auch der Frachtentransport zwischen den meisten Bahnen durch die sog. Verbindungsbahn ermöglicht wird. Die Bedeutung des Donaustromes als einer der Hauptverkehrsstraßen von Mitteleuropa u. für W. insbes. wurde bereits erwähnt. Die W.er sind längst nicht mehr das viel verschrieene Phäakenvolk, od. waren es in Wirklichkeit nie, denn kurz vor der Zeit, als sie jener Spott traf, traten hier eine Reihe Institutionen ins Leben, die den regen Sinn der Bevölkerung für Kunst u. Wissenschaft bezeugten. Durch die Reformen des Leibarztes der Kaiserin Maria Theresia, Gerard van Swieten, trat die bereits 1365 gegründete Universität wieder in den Vordergrund u. wurde W. ein Sammelpunkt hervorragender Koryphäen auf allen Gebieten des Wissens u. der Gelehrsamkeit. Wir erinnern hier nur an Männer wie den Professor des Naturrechts K. A. Martini, den Staatsrath u. Dichter Tobias Frhrn. v. Gebler, den Professor der deutschen Sprache u. Literatur Sigm. Popowitsch, den Schriftsteller u. Professor der Kammeralwissenschaften Jos. v. Sonnenfels, an den Begründer der Deutschen Gesellschaft Paul Jos. v. Riegger, an die Schriftsteller Joh. Melchior v. Birkenstock u. Stefan Rautenstrauch, den Direktor der Hofbibliothek Franz Adam Kollar u. den Astronomen Maximilian Hell. Während der Regierungszeit der Kaiserin entstanden außer den allgemeinen Erziehungs- u. Unterrichtsanstalten noch die Theresianische adelige Ritterakademie (1747), die Savoyische adelige Ritterakademie u. das Löwenburg'sche adelige Konvikt (1748), die Ingenieur-Akademie (1754) u. die Orientalische Akademie (1754). Josef II. vermehrte diese Institute durch die Gründung der Medizinisch-chirurgischen Akademie, der Thierarzneischule, des Taubstummeninstitutes, des Erziehungspensionates für Töchter österr. Offiziere u. des Civilmädchenpensionates zur Bildung von Lehrerinnen. Später entstanden das Polytechnische Institut (1810), die Handelsakademie (1857) u. die Hochschule für Bodenkultur (1872).

Mit dem Aufschwunge des öffentlichen Unterrichts entwickelte sich auch das wissenschaftliche Leben, welches seinen Ausdruck in zahlreichen neu entstandenen Instituten u. Anstalten fand. Am 11. Mai 1847 wurde die kaiserliche Akademie der Wissenschaften gegründet, u. bald darauf entstanden die Geologische Reichsanstalt, die Centralkommission zur Erhaltung u. Erforschung der Baudenkmale, die Centralanstalt für Meteorologie u. Erdmagnetismus, die Zoologisch-botanische Gesellschaft, der österr. Reichsforstverein, der Alterthumsverein, die Geographische Gesellschaft, die Juridische Gesellschaft u. zahlreiche andere Vereine u. Institute. Was die Männer betrifft, die sich an dem wissenschaftlichen Aufschwunge betheiligten u. deren Namen der Stadt zur hohen Zierde gereichen, so sind in der Josefinischen Zeit zu nennen: Johann v. Brambilla, Joh. Herchenhahn, v. Jenisch, Jos. Frhr. v. Lichtenstern, Jos. Edl. v. Retzer, Georg Vega u. Franz Zeiller. Zu den hervorragenderen Gelehrten unter den Kaisern Franz u. Ferdinand gehörten der Rechtsgelehrte Joachim Füger, die Historiker Franz v. Buchholz, Jos. Chmel, Jos. Ritter v. Hammer, Jos. Frhr. v. Hormayr, Andreas v. Meiller, Johann W. Riedler, die Philologen Jos. Diemer, Theod. v. Karajan, Barth. Kopitar, die Naturhistoriker Thom. Dolliner, Franz Unger u. Ed. Fenzel

Nr. 5536. Ansicht von Wien im J. 1483, Nordseite der Stadt nach dem Donaukanal zu. (Nach den Berichten des Wiener Alterthumsvereins.)

(Botaniker), L. Fitzinger (Zoologe), Karl W. Haydinger (Geologe), Paul Partsch (Mineraloge), die Chemiker u. Physiker Johann J. Prechtl, Paul J. Meißner, Andreas Ritter v. Baumgartner, Jos. R. v. Scherer, Jos. Redtenbacher u. Anton Schrötter u. endlich die Mediziner Karl Christ. Hartmann, Friedr. Jager, Theodor Oppolzer, Jos. Hyrtl u. Karl Frhr. v. Rokitansky (Anatomen). Aber nicht nur die Gelehrsamkeit, auch die Poesie fand in W. frühzeitig eine heimische Stätte. W. war von jeher sang- u. liederreich. Halb sagenhaft grüßen uns aus alter Zeit die Minnesänger Ulrich v. Liechtenstein, Walther v. d. Vogelweide, der Teichner, der Stricker, u. der märchenumwobene Ritter Tannhäuser. Später treffen wir Suchenwirth, den Reimchronisten Michael Beheim, die gekrönten Dichter Konrad Celtes u. Joh. Stabius, ferner die Hofpoeten Apostolo Zeno u. P. Metastasio, u. noch später Denis, den Barden, Mastalier, den Parodisten A. Blumauer, dann Ratschki, Johann Alxinger u. Leopold Haschka. Ungemein rege ward die Betheiligung an dem Theater; die Hanswurstkomödien, in welchen Stranitzky, Prehauser u. Kurz (Letzterer als Bernardon) excellirten, wurden um 1747 durch regelmäßige Stücke verdrängt, wobei die Bestrebungen des Hofrathes v. Sonnenfels den größten Einfluß hatten. Zu den W.er Dramatikern der Theresianischen Zeit gehörten Cornel. v. Ayrenhoff, Joh. Bergopzoomer, Tob. Frhr. v. Gebler, Ch. G. Klemm, Joh. Rautenstrauch, Paul v. Riegger, Gottl. C. Stephanie u. Paul Weidmann. Als Vorläufer der W.er Lustspiel- u. Possendichter sind zu nennen Philipp Hafner u. Franz Hensfeld. Unter Josef II. ward durch Schröder

dem großen Briten die Bühne eröffnet, neben welchem Goethe, Lessing u. Schiller abwechselnd mit Uebersetzungen franz. Dramen das Repertoire beherrschten. Zu ganz besonderer Bedeutung gelangte unter den W.er Theatern das Hofburgtheater. Unvergänglich werden in der deutschen Theatergeschichte Namen sein wie die der Künstler Löwe, La Roche, Fichtner, Jos. Wagner, Dawison, Lewinsky, Rettich, Enghaus (Hebbel), Gabillon, Haitzinger, Goßmann, Neumann, u. in neuester Zeit vor Allen Charlotte Wolter, welche dort wirkten. Aber auch die besten heimischen Dichter widmeten dieser Bühne ihre Kräfte, wie Heinr. v. Collin, Zacharias Werner, Franz Grillparzer, Friedrich Halm, Friedrich Hebbel, Bauernfeld, Mosenthal, Nissel u. v. A. In den Vorstadttheatern fand vorzugsweise die Lokalposse, das Zauberspiel u. später das Volksstück Pflege. Zu den Vertretern der beiden ersteren gehörten Jos. Richter, A. Gleich, A. Meisl, Hopp, Ad. Bäuerle, Ferd. Raimund, Johann Nestroy, das bedeutendste Talent unter den W.er Lokaldichtern. Unter den Volksstückdichtern sind zu nennen Anton Langer, Friedrich Kaiser, O. F. Berg u. Anzengruber, der Dichter der Bauernkomödien. Aber auch auf den übrigen Gebieten der Poesie waren hier hervorragende dichterische Talente thätig; wir verweisen nur auf Frhrn. v. Zedlitz, Feuchtersleben, L. A. Frankl, die Dialektdichter Jg. F. Castelli u. Joh. Gabr. Seidl, auf Joh. N. Vogl u. die beiden Lyriker ersten Ranges: Anastasius Grün (Anton Graf Alex. Auersperg) u. Nikolaus Lenau.

Was die W.er Journalistik anbelangt, so zählt diese eine große Anzahl hervorragender Vertreter. Die 1848 ertheilte Preßfreiheit rief zahlreiche Journale ins Leben u. heute bestehen neben der 1703 als „Wiener Diarium" gegründeten „W.er Zeitung" als größere Blätter die „Neue freie Presse", „Die Presse", die „Deutsche Zeitung", das „Fremdenblatt", das „Neue Wiener Tageblatt", die „Morgenpost", das „Illustrirte Extrablatt", die „Vorstadtzeitung", das „Vaterland", ferner zahlreiche illustrirte Wochenschriften, Fachzeitungen u. Witzblätter.

Einen ganz außerordentlichen Aufschwung nahm hier auch die Pflege der Musik. W. war die Heimat der klassischen Tonkunst, wie Weimar jene der klassischen Dichtung war, denn hier schufen H. Ritter v. Gluck, Wolfgang Amad. Mozart, Jos. Haydn u. Beethoven ihre unvergänglichen Werke, u. neben ihnen glänzten Franz Schubert, Salieri, Ritter v. Seyfried, Clement, Jos. Weigl, Johann Hummel, Albrechtsberger u. Gyrowetz. Daß in dem musikalischen W. auch das Konzertwesen u. die Oper die sorgfältigste Pflege fanden, bedarf wol kaum einer besonderen Erwähnung. An der letzteren waren u. sind Künstler ersten Ranges, wie Wild, Staudigl, Ander, Hölzl, Beck, Scaria, Rokitansky u. die Sängerinnen Czillag, Tietjens, Bettelheim, Dustmann, Wilez, Ehn u. Materna thätig. Auf dem Gebiete der Tanzmusik sei hier noch der Walzerkönige Strauß u. Lanner u. des Ersteren Söhne, Johann, Jos. u. Eduard Strauß gedacht.

Was die bildenden Künste betrifft, auf deren Entwicklung die Gründung einer eigenen Akademie (1705) einen weitgehenden Einfluß übte, so werden wir in dem folgenden Abschnitte „Topographie" der Stadt wiederholt Gelegenheit finden, auf die Bedeutung hinzuweisen, zu welcher dieselben in W. gelangten. Als die hervorragendsten Vertreter auf diesem Felde der Kunst seien erwähnt: die Maler Johann Kupetzky, Peter v. Stendel, J. E. Auerbach, Anton Faistenberger, Jakob van Schuppen, Hubert Maurer, Christ. Brand, Heinr. Füger, Joh. Ritter v. Lampi, Adolf Abel, Jos. Führich, Leopold Kupelwieser, Karl Ruß, Friedr. Amerling, L. Pollak, Schrotzberg, Pet Fendi, Jos. Danhauser, Franz Waldmüller, Franz Steinfeld, Jos. Feid, Thom. Ender, Karl Marko, Joh. Fischbach, Joh. Dallinger, Math. Raffalt, E. Engerth, Moritz Schwind, C Rahl E. Laufberger, Bitterlich, Eisenmenger, Ch. Ruben, Fritz d'Allemand, F. Gaul, H. Markart, Canon, Jos. Selleny, A. v. Thoren, L. Schilcher u. J. Decker, u. die Bildhauer: Balth. Herold, A. Corradini, Lorenz Mathielli, Raph. Donner, Jakob Schletter, J. Mader, Balth. Moll, J. W. Beyer, Fr. Messerschmidt, Mart. Fischer, Franz v. Zauner, Canova, Jos. Käsmann, Jos. Klieber, dann Bauer, Preleuthner, Rammelmayer, H. Gasser, Fr. Melnitzky, E. Pilz, Karl Radnitzky, Casar, J. Meixner u. endlich A. R. v. Ferntorn, der Schöpfer des Prinz Eugen u. Erzherzog Karl Monumentes.

An bedeutenden Architekten zählt W. zu den seinen: die beiden Fischer v. Erlach, Lukas v. Hildebrand, A. E. u. Dominik Martinelli, Lv. w. Burnacini, Henrici, Gerl, Opel, Loscher, Tommasoni, Vinc. F. cher, Ferd. v. Hohenberg, Franz v. Hildebrand, Th. Valeri, Nigelli u. Schemerl, Pet. v. Nobile, A. Pichl, Ludwig Förster, Karl Rösner, Leop. Ernst, Eduard v. d. Nüll u. A. v. Siccardsburg, Friedr. Schmidt, Heinr. Ferstel, Theophil Hansen, C. Hasenauer, M. Löhr, Aug. Weber, Garben, Tietz, Romano u. Schwendenwein.

Topographie. Unter den zahlreichen Plätzen W.s nennen wir an erster Stelle den St. Stephansplatz, an welchem der Dom mit dem mächtigen Wahrzeichen, seinem Hochthurme, emporragt u. der als der Mittelpunkt der Stadt gilt. Der St. Stephansplatz, welcher erst in neuerer Zeit bedeutende Erweiterungen erfuhr, diente bis 1783 größtentheils als Begräbnißort, auf welchem sich außer dem Dome der am Anfange des 18. Jahrh. demolirte Heilthumsstuhl, ein Gebäude, von welchem aus alljährlich zur Osterzeit dem Volke Reliquien gezeigt wurden, die alte Kantorei u. die Magdalenenkirche befanden, welch letztere 12. Sept. 1781 ein Raub der Flammen wurde. Der majestätische St. Stephansdom, dessen Façade auf verschiedene Bauperioden hinweist, befindet sich an der Stelle einer wahrscheinlich im 12. Jahrh. erbauten Pfarrkirche, deren Chor aber bereits zwischen 1300 u. 1310 unter Herzog Albrecht I. in den heutigen Dom verbaut worden ist. Die romanischen Ueberreste der alten Kirche sind noch gegenwärtig an der Westfaçade mit dem großen Portale (Riesenthor) u. mit den beiden die Stirnseite des Domes flankirenden, 63 m. hohen sog. Heidenthürmen zu erkennen. Der Bau, dessen ursprünglicher Entwurf dem Baumeister Wenzla aus Klosterneuburg zugeschrieben wird, währte im Ganzen bis 1510. Im J. 1359 legte Herzog Rudolf IV. den Grund zum Langhause (vollendet 1446) u. zum Hochthurme (beendet 1433). Die Grundsteinlegung des nördl. Hochthurmes erfolgte 1450, während in die J. 1470—74 der Bau der beiden Seitenchöre u. des mittleren Chores fällt. 1562 endlich wurde der Bau des nördl. Thurmes abgeschlossen, womit die eigentliche Baugeschichte der Kirche ihr Ende erreicht. Der Dom ist eine Hallenkirche mit dreischiffigem Langhaus u. Chor u. zeigt im Grundrisse mit Hinzurechnung der beiden Hochthürme die Form eines lat. Kreuzes. Seine ganze Länge beträgt 108 m., die Breite des Mittelschiffes 10,6 m., der Seitenschiffe 8,8 m., die Höhe des Schiffes 27,2 m. Unter den Einzelheiten an der Außenseite des Domes zeichnet sich vor Allem das im romanischen Stile gehaltene Riesenthor aus. An der Südseite befindet sich ein, irrthümlich dem Meistersänger Nithart Fuchs zugeschriebenes Grabmal, welches leider in den Invasionsjahren 1805 u. 1809 in bedauerlicher Weise verstümmelt wurde. Ueberhaupt bildet diese südl. Längenseite die interessanteste Partie der Kirche, denn in harmonischer Vollendung repräsentirt sich hier ein mächtiges Bauwerk aus den besten Zeiten der Gothik, in dessen Mitte der weltberühmte Thurm sich zu den Wolken emporhebt. Dieser Thurm, von Meister Wenzla von Klosterneuburg, Peter v. Brachawitz u. Hans Puchsbaum erbaut, verjüngt sich in zahlreichen, fast unmerklichen Absätzen immer mehr zur schön durchbrochenen Pyramide, ist vollständig aus Quardersteinen gebaut u. erreicht eine Höhe von 136,67 m. Der an der Spitze derselben angebrachte bewegliche Doppeladler, zu dessen Vergoldung 427 Stück Dukaten verwendet wurden, mißt über 2½ m. in der Höhe, u. 2 m. in der Breite. Im Thurme selbst hängen 5 Glocken, unter welchen die 402 Ctr. schwere, aus eroberten türk. Kanonen 1711 gegossene „Josephinische" Glocke die berühmteste ist. An der Nordseite erhebt sich der unausgebaute Thurm. Am Fuße befindet sich das Grabmal des gekrönten Dichters Konrad Celtes u. in nächster Nachbarschaft die steinerne Kanzel, auf welcher 1456 der Franziskanermönch Johann Capistran seine Predigten hielt. Nächst dieser ist der Eingang zu den Katakomben, einer langen Reihe von Grabgewölben, welche eine zahllose Menge menschlicher Gebeine beherbergen. Im Innern der Kirche sind der 1647 errichtete Hochaltar, das prächtige Grabmal Kaiser Friedrich's IV. (1493—1513 mit einem Kostenaufwande von 40,000 Dukaten hergestellt), die 1512 vom Meister Anton Pilgram erbaute Kanzel, ferner die prächtigen Glasmalereien aus alter u. neuester Zeit u. die große, 1720 von G. Neuhauser erbaute Orgel die interessantesten Sehenswürdigkeiten. Am Eingange in die in den St. Stephansplatz mündende Rothenthurmstraße steht das Palais des Erzbischofs, 1632—41 erbaut; die rechts befindliche Bäckerstraße führt auf den Universitätsplatz, wo die sich schön repräsentirende, 1628—31 erbaute Universitätskirche mit Fresken u. Altarblättern vom Maler Pozzo u. das einstige Universitätsgebäude, seit 1857 Akademie der Wissenschaften, sich befinden. Dasselbe wurde 1753—55 von Dietrich u. Enzenhofer erbaut u. bildet ein nach allen vier Seiten freistehendes Rechteck mit einer imposanten Säulenhalle im Erdgeschoß u. einem prächtigen, mit Fresken von Gregor Guglielmi geschmückten Saale, der sog. Aula, im ersten Stockwerke. Nach der Einnahme W.s (Okt. 1848) wurde der Palast durch den Bezwinger W.s, den Fürsten Windischgrätz, in eine Kaserne verwandelt u. die Hörsäle später meist in das gegenüberliegende Gebäude des ehemaligen Stadtkonviktes verlegt. Am Universitätsplatze fand 12. März 1848 jene Versammlung der Studenten statt, welche die Petition um zeitgemäße Reformen an den Kaiser unterschrieben. Von hier ging 13. März der imposante Zug nach dem Landhause ab u. hier befand sich auch während jener ereignißreichen Epoche das Hauptquartier der akademischen Legion. Die Universität selbst, die drittälteste in Deutschland, wurde von Herzog Rudolf IV. u. seinen Brüdern Albrecht III. u. Leopold III. 1365 nach dem Muster der Hohen Schulen zu Rom u. Paris gestiftet u. mit besonderen Privilegien begabt.

Lazaristenkirche.

Schubert-Denkmal.

Elisabethkirche.

Schottenring mit dem Ringtheater.

Der Volksgarten mit dem Burgthor.

Graben.

Nordbahnhof.

Kursalon im Stadtpark.

Prater-Straße.

Stadttheater.

Künstlerhaus.

Nr. 5537. Erklärung zu Tafel CXVIII: Wien aus der Vogelschau.

I. Bez. Innere Stadt. II. Leopoldstadt u. Brigittenau. III. Landstraße. IV. Wieden. V. Margarethen. VI. Mariahilf. VII. Neubau. VIII. Josefstadt. IX. Alsergrund. X. Favorita (südl. außerhalb Wien). — 1 Kahlenberg. 2 Leopoldsberg. 3 Bisamberg. 4 Regulirter Donaustrom. 5 Nord-West-Bahn-Brücke. 6 Nord-Bahn-Brücke. 7 Franz Josef-Brücke. 8 Reichsstraßenbrücke. 9 Brigittakirche (Brigittenau), zum II. Bezirk gehörig. 10 Augarten. 11 Nord-West-Bahnhof. 12 Nord-Bahnhof. 13 Reichsstraße. 14 Praterstern. 15 Hauptallee. 16 Verbindungsbahn (Südbahn mit Nordbahn). 17 Centralbureau der Donaudampfschiffahrt u. Landungsplatz. 18 Hauptzollamt. 19 Franzensbrücke. 20 Judentempel. 21 Circus (Renz). 22 Johann v. Nepom.-Kirche. 23 Karltheater. 24 Kirche St. Leopold. 25 Karmeliterkloster u. Spital. 26 Barmherz. Brüder Spital. 27 Kavalleriekaserne. 28 Militär-Verpflegsmagazin. 29 Brigittabrücke. 30 Augartenbrücke. 31 Karlssteg. 32 Griechisch nichtunirte Kirche. 33 Ferdinandsbrücke. 34 Aspernbrücke. 35 Mündung des Wienflusses in den Donaukanal. 36 Radetzkybrücke. 37 Stubenbrücke. 38 Eislaufplatz u. Skating Rink. 39 Invalidenhaus. 40 Elisabethinerkloster u. Spital. 41 Central-Markthalle. 42 Franz Josef-Bahnhof. 43 Lichtenthaler Kirche. 44 Servitenkirche. 45 Hotel Oesterreichischer Hof. 46 Rudolfskaserne. 47 Versorgungshaus. 48 Irrenanstalt. 49 Allgemeines Krankenhaus. 50 Alserkaserne. 51 Votivkirche. 52 Josephinum u. Anatom. Museum. 53 Militär-Geographisches Institut. 54 Landesgericht. 55 Rathhaus. 56 Militärkommando. 57 Universität. 58 Liechtenstein Galerie u. Park. 59 Parlamentshaus. 60 Justizpalast. 61 Naturhistorisches Museum. 62 Kunsthistorisches Museum. 63 K. k. Hofstallung. 64 Geniedirektion. 65 Theater an der Wien. 66 Akademie der bildenden Künste. 67 K. k. Hofburg. 68 Hofburgtheater (im Bau). 69 Minoritenkirche. 70 Schottenkirche. 71 Ringtheater. 72 Börse. 73 Maria am Gestade (Kirche). 74 Bürgerliches Zeughaus u. Feuerwehr-Central-Bureau (Unterkammeramt). 75 Telegraphenamt. 76 Peterskirche u. Platz. 77 St. Ruprecht Kirche (älteste Kirche). 78 St. Stephansdom. 79 Universitätskirche. 80 Sternwarte. 81 Dominikanerkirche u. Kloster. 82 Hauptpostamt. 83 Franz Josef Kaserne. 84 Museum für Kunst u. Industrie u. Gewerbeschule. 85 Zelinka-Monument. 86 Schubert Monument. 87 Stadtpark. 88 Kursalon. 89 Karolinenbrücke. 90 Tegetthoffbrücke. 91 Palais Erzherzog Wilhelm. 92 Markthalle (Detail). 93 Gartenbaugesellschaft (Blumensäle). 94 Franziskanerkloster u. Kirche. 95 Deutsche Ordensritterkapelle. 96 Ursulinerkloster. 97 St. Anna. 98 Johanniterordenskirche. 99 Kloster der Kapuziner u. Gruft des kaiserlichen Hauses. 100 Michaeler Kirche u. Platz. — (1) Augustinerkirche. (2) Palais Erzherzog Albrecht. (3) Desgl. (neues Gebäude). (4) Opernhaus. (5) Heinrichshof. (6) Evangelische Schule. (7) Polytechnisches Institut. (8) Karlskirche. (9) Handelsakademie. (10) Künstlerhaus. (11) Gesellschaft der Musikfreunde. (12) Schwarzenberg Monument. (13) Grand Hotel. (14) Hôtel Imperial. (15) Akademisches Gymnasium. (16) Schwarzenbergbrücke. (17) Hochstrahlbrunnen (von der Quelle Kaiserbrunn). (18) Heumarktkaserne. (19) Münzamt. (20) Deutsche Botschaft. (21) Thierspital. (22) Palais Fürst Metternich. (23) Salesianerkloster. (24) Belvedere, Bildergalerie. (25) K. k. Ambraser Sammlung. (26) Palais Fürst Schwarzenberg u. Park. (27) Paulanerkirche. (28) Naschmarkt (Obstmarkt). (29) Elisabethbrücke. (30) Ressel-Monument. (31) Erzherzog Karl-Monument. (32) Prinz Eugen Monument. (33) Burgthor. (34) Stadttheater. (35) Palais Erzherzog Ludwig Victor. (36) Donauarm. (37) Die Wien (Fluß). (38) Neue Sternwarte auf der Höhe der Türkenschanze (1683). — a Schillerplatz u. Schiller Monument. b Franzensplatz mit Kaiser Franz-Monument. c Josefsplatz mit Kaiser Josef Monument. d Freiung. e Hof. f Hoher Markt. g Graben. h Neuer Markt. i Schwarzenbergplatz. — Von 30—34 Franz Josef-Kai. 34—91 Stubenring. 91—93 Parkring. 93—i Kolowratring. i—4 Kärnthner-Ring. 4—33 Opernring. 33—59 Burgring. 59—45 Franzensring. 45—30 Schottenring.

In der nahegelegenen **Postgasse** befindet sich das **Kloster** u. die 1361 erbaute, mit Kuppelfresken von Pozzo u. Denzalo geschmückte **Kirche der Dominikaner**, ersteres von Leopold dem Glorreichen gegründet. Nächst der Kirche steht der 1852 entstandene Palast des **Handelsministeriums** u. neben diesem die 1654 erbaute **Kirche der unirten griech. Gemeinde zu St. Barbara**. Auch befinden sich daselbst die Gebäude der **Postdirektion** u. die 1828 erbaute **Universitätsbibliothek**, welche schon 1423 gegründet wurde u. ihren reichsten Zuwachs unter Kaiser Josef II. durch Schenkung zahlreicher Werke aus den Büchersammlungen der aufgehobenen Klöster erhielt. Sie besitzt gegenwärtig etwa 187,000 Bände. Auf dem Fleischmarkte, den wir nunmehr erreichen, zeigt sich uns die zu Ende des vorigen Jahrhunderts erbaute **Kirche der nichtunirten Griechen**, dessen neue, im byzantinischen Stile ausgeführte Façade von Theophil Hansen herrührt, während an der innern Ausschmückung Rahl, Bitterlich, Eisenmenger u. Thiersch mitwirkten. Durch eine kleine Strecke der schon erwähnten Rothenthurmstraße, in welche der Fleischmarkt ausmündet, geht es über den Lichtensteg nach dem **Hohen Markt**, wo sich angeblich das Forum des röm. Standlagers mit dem Prätorium befunden hat. Auf diesem Platze, dessen Mitte ein überaus schönes, 1732 von Kaiser Karl VI. nach Plänen J. B. Fischer's errichtetes **Votiv-Denkmal**, die Vermählung Joseph's mit Maria vorstellend, ziert, trieben einst die Kaufleute, Münzer u. Tuchscherer, dann die Fisch- u. Geflügelhändler ihr Gewerbe. Auch befanden sich hier u. zwar seit 1441 bis in unser Jahrhundert das Gerichtshaus, die „Schranne“, ferner bis 1707 das Hochgericht, der Narrenkotter, worin feile Dirnen, Trunkenbolde, Tumultuanten u. Zauberer eingesperrt wurden, u. endlich der Pranger, der bis 1845 im Gebrauch war. Sehenswerth ist das hier stehende **Palais des Freiherrn v. Sina**,

dessen Façade 1859—60 nach Entwürfen des Architekten Theophil Hansen entstand. An der auf den Hohen Markt ausmündenden Wipplingerstraße liegt das alte W.er Rathhaus, dessen ältesten Theil das gegen die Salvatorgasse gelegene Familienhaus des zu Anfang des 14. Jahrh. mächtigen Bürgergeschlechtes der Haymen bildete, welches sammt der dazu gehörigen Kapelle die Stadt infolge Schenkung Herzog Friedrich's des Schönen (1316) erhielt, nachdem dieser Familie ihre Besitzungen strafweise entzogen worden waren. Unter Leitung des Baumeisters Lorenz fand bereits 1455 eine Erweiterung statt, wodurch der dem Haupteingange gegenüberliegende Trakt entstand. Neuerliche Vergrößerungen des Rathhauses wurden um 1530, 1777, 1780 u. 1842 vorgenommen.

Nr. 5538. Der Stephansdom.

Die Façade stammt aus dem J. 1706. Im großen Hofe befindet sich ein sehr werthvolles Basrelief von Rafael Donner, „Andromeda von Perseus befreit". Eine weitere Sehenswürdigkeit ist der im ersten Stockwerke gelegene Rathssaal des Magistrates, den eine große Reihe von Bildnissen der Habsburg lothring. Kaiserdynastie schmückt. In demselben Geschosse ist die Bibliothek der Stadt, 1856 angelegt, die Münz- u. Medaillensammlung, die Sammlung der auf die Topographie, Geschichte u. das Volksleben der Stadt Bezug nehmenden Abbildungen u. endlich das Archiv der Stadt untergebracht, welch letzteres einen reichen Schatz von Urkunden (die älteste aus dem J. 1172), Privilegien, Handschriften ꝛc. verwahrt. Den größten Theil des zweiten Stockwerkes nimmt außer dem Bureau des Bürgermeisters der zwischen 1851 u. 1853 erbaute Sitzungssaal des Gemeinderathes ein, mit Statuen von Rammelmayer, Hans Gasser u. Bauer. Diesen Saal, in welchem wochentlich zweimal öffentliche Sitzungen der Stadtrepräsentanz stattfinden, schmücken außerdem lebensgroße Portraits der letzteren Bürgermeister. Die Rathhaus- od. Salvatorkapelle, mit einem schönen, im 16. Jahrh. hergestellten Renaissanceportale, ist aus zwei in den J. 1360 u. 1540 entstandenen Kapellen zusammengesetzt. Ueber diese Kirche ist gegenwärtig das Interdikt verhängt, weil in derselben seit 15. Okt. 1871 altkatholischer Gottesdienst abgehalten wird. In der Salvatorgasse befindet sich ferner das Kloster der Liguorianer (Jesuiten), welches 1842 von Grund aus neu erbaut wurde. Die schöne Kirche Maria Stiegen (Maria am Gestade), aus der Blütezeit des gothischen Stiles, wurde in ihren ältesten Theilen (Chor) von Meister Michael Weinwurm 1340—65 erbaut; das Langhaus u. der schöne Thurm stammen aus den J. 1394—1427. Bemerkenswerth im Innern sind der 1820 von Thomas Maschek hergestellte gothische Hochaltar, ein im Chore befindlicher Weihwasserkessel (1490), ein spätgoth. Wandtabernakel u. die farbenprächtigen, aus dem 14. Jahrh. stammenden Glasmalereien. Dem Magistratsgebäude in der Wipplingerstraße gegenüber erhebt sich der prachtvolle, 1716 von Fischer v. Erlach erbaute Palast des Ministeriums des Innern, welcher 1753 vergrößert wurde u. auch eine sehenswerthe Façade gegen den Judenplatz besitzt. In diesem Theile der Stadt befand sich übrigens auch die alte Judenstadt. In der Fortsetzung der Wipplingerstraße, ungefähr auf der Stelle des ehemaligen, am 6. Okt. 1848 von den W.ern gestürmten kaiserl. Arsenals, steht das neue Gebäude des Telegraphenamtes, 1872—73 nach Winterhalter's Plänen erbaut, u. an der Ecke gegen den Schottenring die nach Entwürfen des Architekten Theophil Hansen erbaute, 19. März 1877 dem Verkehr übergebene neue Börse. In der Wipplingerstraße bemerken wir endlich auch noch die Ueberbrückung der Passage „tiefer Graben", die durch die hier herrschenden Terrainverhältnisse bedingt ist, u. an dieser Stelle die immerhin auffallende Merkwürdigkeit zeigt, daß eine Straße sich oberhalb einer beträchtlich tiefer gelegenen befindet u. diese kreuzt. Durch die Färbergasse gelangt man von hier aus auf den „Hof", einem geräumigen, in den Morgenstunden zu Marktzwecken benutzten Platz, auf welchem sich einst die Hofburg der ersten Babenberger befand u. an den sich zahlreiche Erinnerungen an glänzende Turniere, prunkvolle Hoffeste ꝛc. knüpfen; später wurden hier die Revuen über die alte Bürgerwehr abgehalten. Von der Terrasse der dort befindlichen Kirche ertheilte 31. März 1782 Papst Pius VI. der Bevölkerung den Segen. Am 13. u. 14. März 1848 war der Platz Zeuge von der außerordentlichen Begeisterung der Studirenden u. Bürger W.s, als in dem bürgerlichen Zeughause Waffen unter dieselben ausgetheilt wurden. Hier fiel aber auch 6. Okt. desselben Jahres der Kriegsminister Graf Baillet v. Latour der Erbitterung des fanatisirten Pöbels zum Opfer. Die schon erwähnte Kirche „zu den 9 Chören der Engel" wurde im 15. Jahrh. von den Karmelitern erbaut u. erfuhr um 1554, wo dieselbe an die Jesuiten gelangte, eine durchgreifende Umgestaltung. Die Façade baute 1662 Carlo Cannevale. Unmittelbar neben der Kirche, u. zwar an derselben Stelle, wo sich ehemals die alte Burg der Markgrafen u. Herzöge aus dem Hause Babenberg u. im 15. Jahrh. der Lehens- u. Gerichtshof der Herzöge von Oesterreich stand, befindet sich gegenwärtig das Reichskriegsministerium, bis 1776 als Profeßhaus der Jesuiten benutzt. Außerdem liegen am Hof die päpstliche Nuntiatur, 1768 erbaut, das Gebäude der Kreditanstalt, nach Entwürfen des Architekten Fröhlich 1858—60 erbaut u. mit Figuren von Hans Gasser geschmückt, u. endlich das Stadtbauamt mit dem 1732 unter der Leitung des Stückhauptmanns Anton Ospel entstandenen bürgerlichen Zeughause, in welchem gegenwärtig das reichhaltige städtische Waffenmuseum untergebracht ist. (Beiläufig sei bemerkt, daß für das neue Rathhaus die Anlage eines historischen Museums geplant ist, für welches die Stadt ein überaus reiches u. höchst werthvolles Material besitzt.) Die vor der Kirche befindliche Votivsäule der unbefleckten Empfängniß Maria's wurde 1668 von Balth. Herold ausgeführt. In unmittelbarer Nähe des Hofes befindet sich ein zweiter größerer Platz, die „Freiung", der seinen Namen von dem Asylrechte erhielt, welches das hier befindliche Schottenkloster dereinst besaß. Heute in den Vormittagsstunden ebenfalls als Marktplatz benutzt, war die Freiung vormals der Tummelplatz von Gauklern, Marktschreiern u. Komödianten, welch letztere in hölzernen Buden Hanswurstiaden u. die sog. Haupt- u. Staatsaktionen aufführten. Der berühmte Hanswurst

Stranitzky feierte hier seine ersten Triumphe. Die nördl. Seite der Freiung nimmt das Schottenkloster mit der dazu gehörigen Kirche ein, gestiftet 1158 von Herzog Heinrich Jasomirgott. 1827—32 wurde das wiederholt abgebrannte Klostergebäude ganz neu in seiner gegenwärtigen Gestalt vom Architekten Kornhäusel hergestellt. Die Kirche enthält außer sehenswerthen Gemälden das Denkmal des Kommandanten der Stadt im zweiten Türkenkriege, Graf Rüdiger v. Starhemberg, im Kreuzgange interessante alte Grabsteine u. in der Gruft die Ueberreste des Herzogs Heinrich Jasomirgott. Das auf der Freiung befindliche neue Bankgebäude, früher auch als Börse benutzt, wurde 1856—60 nach Plänen des Architekten Ferstel im reichsten ital. Renaissancestile ausgeführt. Es wendet seine Façaden nach der Strauchgasse u. der Herrengasse, in welch letztere man durch einen hübschen Bazar gelangt. In dem mit einer Glaskuppel überwölbten Mittelhofe befindet sich ein reizender monumentaler Brunnen, nach Motiven aus der Sage vom Donauweibchen, von Ferstel entworfen u. von Fernkorn in Erz ausgeführt. Die Gesammtkosten des Baues betrugen mehr als anderthalb Millionen Gulden. Die Freiung schmücken außerdem das 1851—52 erbaute Palais des Fürsten Montenuovo mit einer besonders schönen Reiterstatue des heil. Georg vom Bildhauer R. v. Fernkorn, das fürstl. Kinsky'sche Fideikommißhaus, erbaut 1710 von dem Grafen Daun durch den Architekten Hildebrand, u. der um 1689 entstandene Palast des Grafen Harrach mit schönem Wintergarten u. bedeutender Gemäldegalerie. Der am 18. Okt. 1846 auf der Freiung eröffnete Brunnen, die Flüsse Donau, Po, Weichsel u. Elbe um die Austria gruppirt darstellend, ist ein Werk L. v. Schwanthaler's. Nördlich schließt sich an die Freiung die Herrengasse an, in früherer Zeit Hochstraße (Strata alta) genannt, in welcher 13. März 1848 der erste blutige Zusammenstoß des Militärs mit der unbewaffneten Bürgerschaft erfolgte. In dieser Gasse befinden sich das alte Gebäude der Nationalbank, erbaut 1820—23 vom Architekten Ritter v. Moreau, das niederösterr. Landhaus, nach Entwürfen des Architekten Pichl 1839 ausgeführt, mit dem großen Sitzungssaale für die Landtags- u. Herrenhaussitzungen; ferner das Gebäude der Statthalterei, 1845 nach Plänen Springer's vollendet u. im Innern mit Fresken von Kupelwieser geschmückt, u. endlich die Paläste der Erzherzöge von Modena (heute Ministerium für Landesvertheidigung) u. des Fürsten Liechtenstein, ersterer 1810, letzterer 1792 erbaut. Auf dem nächst der Herrengasse befindlichen Ballhausplatze steht die uralte Minoritenkirche, angeblich von König Ottokar an der Stelle eines 1276 abgebrannten Gotteshauses erbaut. Im Innern sind das 1855 aufgestellte Denkmal des Dichters P. Metastasio u. eine bes. schöne Mosaikkopie des Abendmahls von Leonardo da Vinci sehenswerth. Unweit der Kirche befindet sich der Palast des Ministeriums des Aeußeren, 1767 hergestellt.

Durch die Herrengasse gelangen wir auf den Michaelerplatz, der seinen Namen von der hier befindlichen Hofpfarrkirche zu St. Michael erhielt. Dieses Gotteshaus, dessen ganzes Lang- u. Querschiff sammt Krypta, mit Ausschluß der 1288 neu hergestellten Gewölbe, aus der Zeit der Gründung desselben (1219—21) herrührt, erfuhr eine bedeutende Erweiterung unter Albrecht V., welcher 1416 auch den Bau des goth. Chores in Angriff nahm. Die dürftige Façade datirt von 1791. Gegen den Michaelerplatz richten auch einzelne Theile der kaiserl. Hofburg ihre Front. Nachdem sich die engen Räume des ehemals auf dem Hofe bestandenen Herzogenhofes als ungenügend erwiesen hatten, wurde wahrscheinlich schon am Ausgange des 12. Jahrh. — auf dem Platze, wo heute der Schweizerhof steht — der Bau einer neuen Burg in Angriff genommen. Nach den 1442—47 geschehenen Erweiterungen stellte sich derselbe als ein starkes, im regelmäßigen Viereck angelegtes Gebäude dar, das durch massive Mauern, einen Graben u. vier feste Thürme sich zur Vertheidigung bes. eignete u. dessen Grundform sich noch heute deutlich erkennen läßt. Die Widerstandsfähigkeit dieses alten Schlosses wurde bei mehr als einer Gelegenheit erprobt, so insbes. bei der volle acht Wochen andauernden Belagerung durch die aufrührerischen Bürger während des Bruderzwistes zwischen Kaiser Friedrich IV. u. Herzog Albrecht VI. im J. 1462. Seit Kaiser Ferdinand I., von dem das prächtige Renaissanceportal im Schweizerhofe herrührt u. welcher überhaupt zwischen 1536 u. 52 mehrfache Veränderungen mit der alten Burg vornahm, liegt die fernere Baugeschichte derselben ziemlich klar vor. Dieser Monarch legte unter Anderem auch gegen den Michaeler- u. Josefsplatz einen großen neuen Lust- u. Irrgarten an, ließ an der Stelle des 1525 abgebrannten kaiserl. Zeughauses ein neues Gebäude (den heutigen Amalienhof) aufführen u. erbaute auch für seinen Sohn Maximilian die sog. Stallburg. Leopold I. begann 1660 den Bau des nach ihm benannten Leopoldinischen Traktes, welcher den Schweizerhof mit dem Amalienhof verbindet. Karl VI. erbaute die Botschafter- u. die Säulenstiege im Schweizerhof, führte nach Entwürfen Fischer's v. Erlach das Bibliothekgebäude, die Reichskanzlei u. das prächtige Theater auf, welch letzteres sich an der Stelle der heutigen Redoutensäle befand u. zur Darstellung der damals beliebten ital. Opern diente. Das Reichskanzleigebäude, unzweifelhaft der künstlerisch vollendetste Theil der Burg, ist leider nicht in seiner ganzen ursprünglichen Anlage zur Ausführung gekommen. Maria Theresia ließ das vorige Ballhaus in das unscheinbare Burgtheater umgestalten. Später wurde auch das große Opernhaus in die Redoutensäle umgewandelt u. gleichzeitig der Bau des Augustinerganges, des Münz-, Antiken- u. Naturalienkabinets in Angriff genommen. Unter Josef II. wurde nicht nur dieser letztere Trakt

Nr. 5539. Musikvereinsgebäude.

Nr. 5540. K. k. Hofoper.

vollendet, sondern auch die Ueberwölbung des damals noch vorhandenen Burggrabens verfügt. Franz I. ordnete 1804 u. 1805 die Demolirung der alten Auffahrt hinter der sog. span. Bastei an u. ließ nach den Entwürfen des Hofarchitekten Montoyer den Ceremonien-(Ritter-)Saal erbauen. Unter Franz Josef endlich wurde infolge einer durch die Stadterweiterung bedingten Niveauregulirung die Herstellung eines neuen Abschlusses des Amalienhofes gegen den Volksgarten nothwendig, welche erst kürzlich vollendet wurde.

Diejenigen Theile der Burg, welche den Michaelerplatz abschließen, sind links die zwischen 1729 u. 1735 erbaute kaiserl. Winterreitschule, mit reicher, prächtiger Façade u. einem Kuppeldache geschmückt, eine der größten u. imposantesten Räumlichkeiten dieser Art, u. das Burgtheater, ein unansehnliches Gebäude, nach einem Entwurfe von Weiskorn 1741 erbaut, 1748 erweitert u. 1760 in seiner gegenwärtigen Gestalt mit vier Galerien hergestellt. Durch ein riesiges Einfahrtsthor nächst dem Burgtheater in der unvollendet gebliebenen Rotunde des Reichskanzleipalastes betritt man den Franzensplatz, der in seinen Längenseiten von der prachtvollen Front des eben genannten Palastes mit den Zimmern des Kaisers u. dem sog. Leopoldinischen Trakte, dann links von Theilen der alten Burg mit dem 1552 erbauten schönen Schweizerthore u. vom Amalienhofe, den die Kaiserin bewohnt, begrenzt ist. Das hier befindliche, 16. Juni 1846 enthüllte Monument Kaiser Franz' I. wurde nach einem Modelle Pompeo Marchesi's ausgeführt. Vom Franzensplatz aus führen vier geräumige Durchfahrten nach dem äußeren Burgplatz, welcher südl. von dem imposanten, 1821—24 nach Entwürfen Pet. v. Nobile's im griech. Stile erbauten Burgthore, links von dem kaiserl. Hofgarten, u. rechts von dem 1809 nach Sprengung der alten Festungswerke angelegten Volksgarten eingeschlossen ist. In letzterem liegt der 1819 von Nobile nach dem Vorbilde des gleichnamigen Tempels in Athen erbaute Theseustempel mit der prächtigen Marmorgruppe Canova's, „Theseus' Sieg über die Kentauren". Von großer Wirkung sind die den Platz, den sog. Heldenplatz (Abb. Bd. VI, Taf. LXXXIV), zierenden Reitermonumente des Erzherzogs Karl u. des Prinzen Eugenius, von Fernkorn modellirt u. in Bronze gegossen u. 22. Mai 1860 bez. 18. Okt. 1865 enthüllt. Das Schweizerthor vermittelt eine Verbindung mit dem Schweizerhofe, von wo aus rechts eine Treppe in die 1449 erbaute Burgpfarrkirche führt, welche am Hochaltar ein Kruzifix von Rafael Donner u. Altarblätter von Fetti Maurer u. Füger enthält. Unter den Sammlungen, welche in den den Schweizerhof umgebenden Räumlichkeiten untergebracht sind, nimmt unbedingt die Schatzkammer des österr. Kaiserhauses den ersten Rang ein. Sie enthält u. A. die Kleinodien u. Reliquien des ehemals heiligen Röm. Reiches deutscher Nation, den Privatschmuck des Kaiserhauses (österr. Krönungsinsignien, der sog. „Florentiner" [s. „Diamant"]), die Sammlung der Uhren u. Automaten, der Gefäße von Gold u. Silber u. zahlreiche historische Kuriositäten. Die von Kaiser Franz I. begründete, im zweiten Stockwerke gelegene Familienfideikommißbibliothek zählt gegenwärtig 75,000 Bde., viele werthvolle Inkunabeln, Manuskripte u. eine nach Hunderttausenden zählende Kupferstich- u. Handzeichnungensammlung (180,000 Blätter Portraits). Im sog. Augustinergang befinden sich das Münz- u. Antikenkabinet (werthvolle Sammlung von Vasen, Bronzen, altnord. Steinwaffen u. Terracotten, Pretiosen, geschnittenen Steinen u. Kunstarbeiten in Edelsteinen u. edlen Metallen, endlich von Münzen u. Medaillen) u. das Hofmineralienkabinet (1748 begründet) mit einer überaus werthvollen Meteoriten- u. einer allgemeinen geolog.-paläontologischen Sammlung. Vom Schweizerhofe führt ein Durchgang auf den Josefsplatz, welcher mit Recht als der architektonisch schönste Platz von W. bezeichnet wird. Ihn schmückt das berühmte, von E. Zauner modellirte Reiterstandbild Kaiser Josef's II. (24. Nov. 1807 enthüllt). Der prachtvolle Mitteltrakt der Gebäude, welche den Josefsplatz von drei Seiten einschließen, birgt die Hofbibliothek, von Kaiser Max I. gegründet u. in der Folge durch die Sammlungen Kaiser Friedrich's III., Matthias Corvinus', Konrad Celtes', Dr. W. Lazius', Tengnagel's, des Prinzen Eugen, Kaiser Franz' II. u. der durch Kaiser Josef II. aufgehobenen Klöster bereichert, gegenwärtig weit über 300,000 Bde., 12,000 Inkunabeln, 20,000 Bde. Manuskripte mit seltenen, herrlichen Miniaturen zählend u. mit einer Sammlung von Holzschnitten u. Kupferstichen (300,000 Nummern) verbunden. Im rechten Seitenflügel befinden sich die kaiserl. Redoutensäle, überaus prächtig ausgestattet, im linken endlich das reichhaltige Zoologische Kabinet, durch Kaiser Franz I. 1795 begründet. Die vierte Seite des Josefsplatzes schließen der Palast des Grafen Pallavicini, erbaut vom Grafen Moritz v. Fries an Stelle des dort dereinst bestandenen Königsklosters durch den Architekten v. Hohenberg (1783), u. das gräfl. Palffy'sche Majoratshaus ab. In der in nächster Nähe gelegenen Dorotheergasse befinden sich, neben einander erbaut, die Bethäuser der beiden evangel. Konfessionen, 1783 u. 1785 eröffnet.

Vom Josefsplatz über den Michaelerplatz zurück gelangen wir auf den Kohlmarkt, der mit dem in rechtem Winkel auf ihn stoßenden Graben rücksichtlich der glänzenden u. eleganten Verkaufsläden wetteifert. Als einer der hervorragendsten Plätze der Stadt war der Graben bereits im Mittelalter der Hauptschauplatz aller öffentlichen Festlichkeiten, Aufzüge u. Ereignisse; er ist auch heute die belebteste Stelle W.s. An ihm liegen an hervorragenden Gebäuden die 1835—36 erbaute erste österr. Sparkasse, der vom Architekten Hasenauer im prächtigen Renaissancestil erbaute sog. Aziendahof, mit sehenswürdigem Bazar, der in neuester Zeit vollendete Grabenhof u. der 1776 durch den Baumeister P. Mollner erbaute Trattnerhof. Die hier befindliche Dreifaltigkeitssäule wurde von Kaiser Leopold I. zur Erinnerung an das Erlöschen der Pest 1682 gestiftet u. nach einem Entwurfe von L. Burnaccini von J. B. Fischer von Erlach ausgeführt; von Fischer sind auch die Figuren der beiden ebenfalls auf dem Graben stehenden Brunnen modellirt. Die Peterskirche, welche man vom Graben aus erblickt, ein großer Bau von effektvoller perspektivischer Wirkung, wurde von Kaiser Leopold 1702 gegründet u. nach dem Vorbilde von St. Peter in Rom, angeblich nach Plänen Fischer's von Erlach, an Stelle eines schon seit 1137 dort bestandenen Gotteshauses ausgeführt. Der Graben mündet auf den mit dem St. Stephansplatz (s. o.) zusammenhängenden Stockimeisenplatze, welch letzterer seinen Namen von einem uralten Wiener Wahrzeichen, einem dort stehenden, vollständig mit Nägeln beschlagenen Baumstücke, erhielt. Gleich am Eingange das Waarenhaus der Teppichfabrik Ph. Haas u. Söhne, nach Entwürfen der Architekten Siccardsburg u. Rumpelmayer 1867 im reichsten franz. Barockstile erbaut. Die hier rechtwinkelig sich anschließende, höchst belebte, aber enge Kärnthnerstraße bietet mit Ausnahme des kleinen Kirchleins des Johanniterritterordens u. der an Stelle des alten Bürgerspitals in neuester Zeit aufgeführten Häuser (Kärnthnerbazar) keine hervorragenden baulichen Merkwürdigkeiten. Die links einmündende Weihburggasse führt auf den Franziskanerplatz, benannt nach dem daselbst befindlichen Kloster u. der Kirche des Franziskanerordens, beide aus dem ersten Viertel des 17. Jahrh. Vor der Kirche steht ein Brunnen mit der von Fischer 1789 modellirten Statue Moses. In dem der Singerstraße zugewendeten Theile des Klostergebäudes befindet sich heute die seit 1804 bestehende Staatsdruckerei mit ihren zahlreichen Sammlungen u. Ateliers für Buch-, Stein- u. Kupferdruck, Stempelschneiderei, Galvanoplastik, Schriftgießerei, Stereotypie, Holzschnitt 2c. Auf die Singerstraße stößt die Seilerstatte mit dem Palais des Herzogs von Koburg, 1843—47 nach Planen des Architekten Schleps gebaut. Außerdem befindet sich dort das schöne, nach

Nr. 5541. Votivkirche.

Entwürfen Fellner's jun. erbaute u. im Herbst 1872 eröffnete Stadttheater, ein Aktienunternehmen, unter der artistischen Leitung Laube's. Der prächtig ausgestattete Saal, welcher das Parterre u. drei Galerien umfaßt, bietet für 2600 Personen Raum. Bemerkenswerth ist der von Makart entworfene Vorhang mit Motiven aus Shakespeare's „Sommernachtstraum". In der auf die Seilerstätte mündenden Johannsgasse erhebt sich die Kirche u. das Kloster der Ursulinerinnen, 1665 eingeweiht, u. das Finanzministerium, von dem Grafen Joh. v. Questenburg 1690 erbaut. Durch dieses letztere gelangt man in die Himmelpfortgasse, in welcher sich der prächtige Palast „des edlen Ritters" Eugen v. Savoyen befindet. In demselben, der 1703 von Fischer von Erlach im großartigsten Barockstil ausgeführt wurde, ist gegenwärtig das Finanzministerium untergebracht. Prinz Eugen starb hier am 21. April 1736. Unter den in die Seilerstätte einbiegenden Gassen ist noch die Annagasse zu erwähnen, in welcher sich die 1415 erbaute u. um 1582 von den Jesuiten gänzlich umgestaltete St. Annakirche erhebt. Gegenwärtig ist dieselbe französische Nationalkirche. Das Innere ist im Barockstile reich verziert, die Bilder der Kuppel stammen von Pozzo, das Hochaltarblatt u. die Bilder der Seitenaltäre von Schmitt. Begeben wir uns von hier aus in die Kärnthnerstraße zurück, so gelangen wir durch die Schwanengasse auf den Neuen Markt, in den Frühstunden zum Marktplatze für Mehl- u. Hülsenfrüchte bestimmt. Das hier befindliche Hotel Munsch, das Schild „Zur Mehlgrube" führend u. vormals ein beliebter Unterhaltungsort, entstand 1698 nach Plänen Fischer's von Erlach; links von diesem erhebt sich das Palais des Fürsten von Schwarzenberg, um 1688 vollendet, u. nächst diesem die unscheinbare, zwischen 1622 u. 1632 erbaute Kapuzin'erkirche, unter welcher sich die 1622 von Kaiser Ferdinand II. gegründete u. von Leopold I., Maria Theresia u. Franz I. vergrößerte Kaisergruft, der Begräbnißort der Mitglieder des Hauses Habsburg-Lothringen, befindet, größtentheils äußerst kostbare Särge, darunter bes. bemerkenswerth das Doppelbegräbniß Maria-Theresia's u. ihres Gemahls, Franz' I., von Balthasar Moll, 1765 vollendet. Ein ganz vorzügliches Kunstwerk ist der auf dem Platze befindliche, 1739 von Rafael Donner modellirte Brunnen, dessen Figuren in neuester Zeit in Bronze umgegossen wurden. Der Neue Markt ist durch die Tegetthoffgasse mit der Augustinerstraße verbunden, benannt nach der hier befindlichen Augustinerkirche, die 1330—39 von Herzog Friedrich dem Schönen erbaut u. 1632—40 einer bedeutenden Umgestaltung unterzogen wurde. Die Kirche birgt eines der prachtvollsten Werke Canova's, das sog. Christinendenkmal, welches Herzog Albert von Sachsen-Teschen 1805 dem Andenken seiner Gemahlin errichten ließ. Nicht minder sehenswürdig ist der in neuerer Zeit aufgestellte goth. Hochaltar. An der Epistelseite des Chors liegt die 1341 gegründete St. Georgskapelle u. die 1784 erbaute Lorettokapelle, in welcher die Herzen der verstorbenen Mitglieder des österr. Kaiserhauses beigesetzt werden. Nächst der Kirche breitet sich der Lobkowitzplatz aus mit dem im reichen Barockstil 1685—90 erbauten Palais des Fürsten Lobkowitz. Die unweit dieses Palastes aufsteigende Rampe führt zu dem auf der Augustinerbastei befindlichen Palais des Erzherzogs Albrecht (vormals Erzherzog Karl), 1801 bis 1804 von Montoyer erbaut u. in neuerer Zeit durch eine gedeckte Brücke mit dem neuen, 1863 nach den Plänen des Architekten Heft vollendeten Palais verbunden. Im alten Palaste ist die berühmte „Albertina" (Bibliothek, verbunden mit einer der reichsten u. sehenswürdigsten Sammlung von Handzeichnungen) untergebracht. Die Zahl der letzteren wird auf 24,000 Blätter geschätzt. Die oben erwähnte Rampe selbst ist gegen die Operngasse mit einem 1869 enthüllten monumentalen Brunnen von Meixner, einem Geschenk Kaiser Franz Josef's I. an die Stadt, geschmückt.

Die letztgenannten Baulichkeiten bezeichnen die Grenze der Altstadt; wir betreten nunmehr den durch die Stadterweiterung (1857—65) entstandenen, fast eine Stunde langen u. durchgängig über 50 m. breiten, mit mehreren Baumreihen bepflanzten Ring, eine um die ganze Stadt führende Straße, die in Bezug auf die Pracht der dort befindlichen Gebäude, ihre räumliche Ausdehnung, die überaus schönen perspektivischen Ausblicke in die zahlreichen neuentstandenen Passagen u. Plätze u. den ungemein belebten Verkehr zu den schönsten zählt, deren sich eine Stadt rühmen kann. Die Stadterweiterung wurde von Kaiser Franz Josef I am 20. Dez. 1857 anbefohlen. Um dieselbe ins Werk zu setzen, wurden die Basteien, Forts u. die Gräben um dieselben aufgelassen, das dadurch gewonnene Bauareal sammt den Glacisgründen als Baugründe veräußert u. aus dem Erlöse ein Baufonds zur Bestreitung der Durchführung der Stadterweiterung u. zur Herstellung einer großen Reihe öffentlicher

Nr. 5542. Akademie der bildenden Künste.

Bauten gegründet. Technisch durchgeführt wurde die Stadterweiterung auf Grund der preisgekrönten Pläne der Architekten Friedrich Stache, Ludwig Förster u. van der Nüll u. Siccardsburg, nach welchen Ministerialrath Moritz R. v. Löhr einen zur praktischen Ausführung geeigneten Plan ausarbeitete, welcher am 1. Sept. 1859 die Genehmigung des Kaisers erhielt. Das Kaiserl. Opernhaus auf dem Opernring, welches zum größten Theil auf dem ehemaligen Stadtgraben steht, wurde

Nr. 5543. Albrechtsbrunnen.

1861 nach den preisgekrönten Entwürfen der Architekten van der Nüll u. Siccardsburg im Stile der modernen franz. Renaissance begonnen u. 1869 unter der Leitung der Ingenieure Jos. Stork u. Gustav Gugitz vollendet. An der Ausschmückung des Hauses betheiligten sich die meisten bedeutenden künstlerischen u. kunstgewerblichen Kräfte W.s, so u. A. Rahl, Schwind, Ed. Engerth, Laufberger, Hähnel, Hans u. Jos. Gasser, Radnitzky, Bauer u. Melnitzky. Der Tadel, daß das Gebäude von außen zu wenig imponirt, ist bei dem Mangel eines verhältnißmäßigen Unterbaues

leider nicht ganz ungerecht; auch ist die fernere Entwicklung u. Gliederung des Baues keine allzu glückliche. Dafür ist aber das Innere von wirklich glänzender Großartigkeit u. Harmonie. Das Stiegenhaus gehört unbestreitbar zu den prachtvollsten Bauten dieser Art. Der Zuschauerraum, die beiden Treppen für den kaiserlichen Hof, der Empfangssaal, das Foyer, die Loggia ꝛc. sind mit verschwenderischer Pracht ausgestattet, ohne daß irgendwo der Eindruck der Ueberladung störend entgegentritt. Der Zuschauerraum faßt bei vollem Hause 3000 Personen u. theilt sich in vier Stockwerke. Die sog. Festhofloge befindet sich in der Mitte, die Loge für den Kaiser, die Kaiserin u. jene für die Erzherzöge nächst der Bühne zu beiden Seiten des Zuschauerraums. Die Beleuchtung wird mittels eines großen Kronleuchters u. Sonnenbrenner bewerkstelligt. Akustik, Ventilation u. Beleuchtung sind tadellos. Die beiden Vorhänge, nam. der für die tragische Oper, die Orpheusmythe darstellend, sind von hohem künstlerischen Werthe. Die Bilder an der Decke des Zuschauerraums

Nr. 5544. Die Karlskirche.

sind nach Entwürfen des verstorbenen Malers Rahl von dessen Schülern Bitterlich u. Griepenkerl ausgeführt. Der glänzenden Ausschmückung des Zuschauerraumes entspricht auch die Ausstattung der Opern u. Ballets, welche mit wahrhaft kaiserlicher Pracht ins Werk gesetzt wird. Eröffnet wurde die Oper 25. Mai 1869, u. dann das hinter dem neuen Hause stehende alte Opernhaus, das sog. Kärnthnerthortheater, abgebrochen. Gegenüber erhebt sich das prachtvollste Zinshaus der Ringstraße, der 1861—63 von Architekt Th. Hansen erbaute Heinrichshof, dessen drittes Stockwerk Fresken auf Goldgrund von Rahl u. Eisenmenger schmücken. Nächst der Oper bietet die verlängerte Kärnthnerstraße mit dem auf das Prächtigste ausgestatteten Palast des Freiherrn v. Todesko (1860—61 im Renaissancestil von L. Förster erbaut) den Ausblick gegen den IV. Bezirk Wieden u. die prächtige, mit acht Marmorstandbildern berühmter Oesterreicher von Cäsar, Gasser, Melnitzky, Preleutner, Pilz u. Purkartshofer geschmückte Elisabethbrücke, 1850—54 von L. Förster auf Kosten der Stadt aus Stein erbaut. An den Opernring reiht sich der Kärnthnerring, mit den Palästen des Grafen Hoyos Sprinzenstein (von Förster), Otto Graf Abendsberg Traun (von Romano), Freiherrn v. Wertheim (von Ferstel) u. des Herzogs Philipp von Württemberg (von Zanetti), letzterer gegenwärtig zum Hôtel Impérial umgestaltet. Das ferner hier befindliche Grand Hôtel erbaute Tietz. Am Ende des Kärnthnerringes liegt der harmonisch schöne Schwarzenbergplatz mit der von Hähnel modellirten bronzenen Reiterstatue des Fürsten Karl Schwarzenberg, des Siegers in der Völkerschlacht bei Leipzig (enthüllt 20. Okt. 1867). Von hier aus erblickt man das reizende fürstlich Schwarzenberg'sche Palais auf der Landstraße u. die über die Wien führende, 1865 nach Plänen Hornbostel's aus Stein erbaute Schwarzenbergbrücke sowie den imposanten Springbrunnen der Franz Josefs-Hochquellenleitung, welcher seine Wassermassen 32 m. hoch emporwirft. Bezüglich dieser von der Gemeinde 1869—73 erbauten Leitung sei erwähnt, daß sie aus einem 13 M. langen gemauerten Aquädukte besteht, in welchem der am Fuße des Schneeberges gelegene Kaiserbrunnen u. die Stixensteinerquelle hereinfließen. Durch diese beiden Quellen wird der Stadt ein Quantum des köstlichsten Alpenwassers zugeführt, welches bisher in den Wintermonaten täglich mindestens 500,000 Eimer betrug u. in den Sommermonaten bis auf mehr als 2 Millionen Eimer per Tag stieg. Um die prächtige Ausstattung der den Platz umgebenden Gebäude wetteiferten die Architekten Tietz, Schlaf, Romano, Derffel, Westmann, Schumann u. Ferstl. Von Letzterem rührt der prächtige, 1863 im Stile der ital. Renaissance erbaute Wohnpalast des Erzherzogs Ludwig Victor her. Auf dem nun folgenden Kolowratring befinden sich größtentheils Zinshäuser, ebenfalls Werke der namhaftesten österr. Architekten. Auf den Grundkomplexe hinter den bereits erwähnten Theilen des Ringes gegen die Wien befinden sich der schöne Schillerplatz mit dem prächtigen Gebäude der Akademie der bildenden Künste, erbaut 1872—77 von Theoph. Hansen, dem ehemaligen Hotel Britannia (von den Architekten Claus u. Groß) u. dem von Johann Schilling entworfenen u. modellirten Standbilde Schiller's (enthüllt 10. Nov. 1876), ferner das Künstlerhaus in der Lothringerstraße, 1865—68, nach den Entwürfen August Weber's im ital. Renaissancestil erbaut u. zur Abhaltung von Kunstausstellungen ꝛc. bestimmt, ebendaselbst die Handelsakademie, 1860—62 vom Architekten Jos. Fellner, in der Künstlergasse das Konservatorium für Musik, Renaissancebau von Theoph. Hansen aus dem J. 1868 mit prachtvollen Konzertsälen, im Fasching zu Redouten benutzt, u. das Akademische Gymnasium in der Christinengasse, 1863—65 nach Entwürfen des Dombaumeisters Friedr. Schmidt im goth. Stile erbaut. Dem Kolowratring folgt der Parkring, dessen rechte Seite 1863 von dem vom Stadtgärtner Siebeck (gest. 1878) angelegten Stadtparke begrenzt wird. Dieser Park, ein vorzügliches Werk der schönen Landschaftsgärtnerei, enthält unter Anderem die Brunnenstatue des Donauweibchens von Hans Gasser, ein am 15. Mai 1872 enthülltes Denkmal des Komponisten Franz Schubert vom Bildhauer Kundtmann, u. ein Monument des Wiener Bürgermeisters Andreas Zelinka. Von prächtigster Wirkung ist der nach Plänen Garben's im ital. Renaissancestil erbaute Kursalon, mit einem reich ausgestatteten Festsaale. Das Ufer des großen Teiches ziert ein reizender eiserner Kiosk. Zu dem am jenseitigen Ufer der Wien gelegenen Theile des Stadtparkes gelangt man über die Karolinenbrücke, 1857 nach dem Neville'schen System erbaut. Ueber die Wien führen nächst dem oberen u. unteren Ende des Parkes ferner die 1872 von den Ingenieuren Stehlin u. Hornbostel ausgeführte Tegetthoffbrücke u. die alte Stubenbrücke. Gegenüber dem Stadtparke erhebt sich der Ausstellungspalast der Gartenbaugesellschaft, welcher, 1862 vom Architekten Weber im Stile der ital. Renaissance erbaut, einen großen u. zwei kleinere Säle zu Blumenausstellungen, Promenadekonzerten, Soireen ꝛc. enthält, u. das Palais des Erzherzogs Wilhelm, ebenfalls im Stil der ital. Renaissance 1865—67 nach Plänen Theoph. Hansen's erbaut. Die übrigen Häuser sind nach Entwürfen Romano's ausgeführt. Der sich nunmehr anschließende Stubenring enthält gleich Anfangs das Gebäude des österr. Museums für Kunst u. Industrie, 1868—71 nach Plänen Ferstel's im Charakter der ital. Renaissance erbaut, künstlerisch ausgestattet von Schönbrunner, König, Melnitzky, Laufberger ꝛc., mit prachtvollem Treppenhaus u. vortrefflich eingerichteten Ausstellungsräumen. Neben dem Museum erhebt sich die Kunstgewerbeschule. In der Verbindungsmauer dieser zwei Gebäude ist ein riesiges Mosaikbild, „Pallas Athene", eingefügt. Die schrag gegenüberstehende Franz Josefs Kaserne mit dem schönen von Rzionaz erbauten Franz Josefs Thor ist ein 1852—55 entstandener Ziegelrohbau, der einen Theil der militärischen Defensivwerke bildet, welche man 1848 auf den Basteien zum Schutze der Stadt zu errichten beschlossen hatte.

Am Ende des Stubenringes, wo die Wien in die Donau mündet, führt über den ersteren Fluß die Radetzkybrücke, 1855 von J. Mack aus Stein gebaut, u. über den Donauarm die 1864 von den Architekten Fillunger u. Schnirch ausgeführte Aspernbrücke, mit Figuren von Melnitzky geschmückt. Bei dieser letzteren beginnt der zuerst entstandene Theil des Ringes, welcher zur Erinnerung an den Schöpfer der Stadterweiterung

den Namen Franz Josefs Kai erhielt u. der rechts von dem Donau kanale u. einer anmuthigen mit Springbrunnen gezierten Gartenanlage, dem Franz Josefs Park, begrenzt wird. Unter den hier befindlichen Gebäuden ist bes. das 1871—72 nach Plänen L. Tischler's erbaute Hôtel Métropole bemerkenswerth, dessen Herstellung ein Aktienkapital von mehreren Millionen erforderte. Auf dem Franz Josefs-Kai stand auch das 1860 erbaute freundliche Treumann'sche Kai-Theater, welches 8. Juni 1863 ein Raub der Flammen wurde. Ueber die Donau führen längs des Kais drei Brücken (Ferdinands-, Karls- u. Augartenbrücke), unter welchen jedoch nur die letztere, 1873 eröffnet, von architektonischem Werthe ist. Zwischen Karls- u. Augartenbrücke mündet auf den Kai der Schottenring, auf welchem sich nebst kolossalen Zinshäusern die schon erwähnte Börse, das ehemalige Hotel Austria (heute Polizeidirektion), das Hôtel de France u. die Komische Oper, heute „Ringtheater", ein wiederholt verunglücktes Aktienunternehmen, befinden. Das Gebäude der letzteren entstand nach Entwürfen E. Fellner's u. repräsentirt sich von außen u. von innen gleich freundlich u. harmonisch. Am Ende des Schottenringes bietet sich ein schöner Ausblick gegen den IX. Bezirk u. die Votivkirche (s. u.) mit der hübschen Gartenanlage, welche binnen Kurzem das Denkmal Tegetthoff's, des Siegers von Lissa, zieren wird. Der folgende Theil des Ringes, der Franzensring, dürfte wol die interessanteste Partie der reizenden W.er Boulevards sein, denn die daselbst befindlichen u. zum großen Theile schon vollendeten Gebäude können sich jedem andern Bauwerke ihrer Art zur Seite stellen. Reichsrathsgebäude, Universität u. Rathhaus sind hier in der wirksamsten Weise gruppirt, u. zwar in der Art, daß die beiden ersteren den kolossalen, mit Gartenanlagen gezierten Rathhausplatz flankiren u. das letztere den wirksamen dekorativen Hintergrund des Platzes bildet. Das Reichsrathsgebäude (links), ein Werk Theophil Hansen's, ist im griech. Stile ausgeführt. Die Universität, von Heinrich Ferstl erbaut, zeigt die blühendsten Formen der Renaissance, während das nach den preisgekrönten Plänen des Dombaumeisters Schmidt erbaute Rathhaus sich rücksichtlich seiner Architektur an die prachtvollsten Façadenbauten Oberitaliens aus dem 13. u. 14. Jahrh. anschließt. In gerader Achse, gegenüber dem Rathhause, wird sich künftig der von den Architekten G. Semper und C. Erich v. Hasenauer ausgeführte Neubau des Hofburgtheaters erheben. Auf dem nun folgenden Burgringe befinden sich rechts die beiden kaiserlichen Museen (seit 1871 nach Plänen der Architekten Semper u. Hasenauer im Bau), welche bestimmt sind, die schon erwähnten kunst- u. naturhistorischen Sammlungen des kaiserl. Hofes in ihren Räumen aufzunehmen. Auf den Stadterweiterungsgründen hinter dem Franzens- u. dem Burgringe verdienen der nach Plänen C. Wileman's 1875—78 erbaute Justizpalast u. das in der Eschenbachgasse befindliche Haus des niederösterr. Gewerbs- u. Ingenieur- u. Architektenvereins, 1872 nach E. Schachner's Plänen erbaut, Erwähnung.

Nr. 5545. Oesterreichische Kreditanstalt für Handel und Gewerbe.

Nr. 5546. Die neue Börse.

Vom I. Bezirk (Stadt) wenden wir uns zum II. Bezirk, der Leopoldstadt, einer durch den Donaukanal gebildeten Insel u. aus der Vereinigung der ehemaligen Vorstädte Leopoldstadt u. Jägerzeile, dann der Brigittenau u. Zwischenbrücken entstanden. Der II. Bezirk ist gegenwärtig im raschen Aufschwunge begriffen u. geht nam. durch die vom Kaiser am 12. Sept. 1869 genehmigte u. am 30. Mai 1875 vollendete Donauregulirung einer großartigen Zukunft entgegen. Diese Regulirung des Strombettes von Nußdorf bis Fischamend — ein Werk, das füglich den großartigsten Unternehmungen der Neuzeit zur Seite gestellt werden kann — hat vor Allem die Bestimmung, die Stadt W. u. einen großen Theil des Landes Niederösterreich vor der jährlich drohenden Gefahr der Ueberschwemmung u. Verwüstung sicher zu stellen. Durch sie wurde endlich aber auch W. als bisheriger Knotenpunkt der mitteleurop. Eisenbahnen zum Hauptstapelplatze, zum Emporium für den Handel zwischen Orient u. Occident erhoben. Nach dem genehmigten Projekte der Ingenieure Sexauer u. Abernethy wurden mit Ausnahme des W.er

Donaukanales alle Nebenarme des Stromes abgebaut u. in ein Normalbett vereinigt. Der Lauf der Donau bewegt sich nunmehr von Nußdorf bis unter halb der Stadlauer Eisenbahnbrücke in einer schwachgekrümmten, konkav geführten Linie; das Strombett ist aus zwei Theilen zusammengesetzt, der eine für die gewöhnlichen Wasserstände, der andere für die Hochwasser. Die Breite des Hauptbettes für mittlere Wasserstände ist 316,1 m., die Breite des Nebenbettes 442,41 m. Zur Verhinderung des Eindringens der Eismassen in den Kanal wird an der Einmündung desselben im Winter eine Absperrvorrichtung, das sog., nach einem Projekte der Hofräthe Wex u. Engerth konstruirte Schwimmthor eingehängt. In dem Dreiecke, gebildet durch das Freudenauer Ufer, den Kanal u. das neue Strombett, wird mit Benutzung des alten Strombettes ein Handels- od. Winterhafen angelegt, der mit allen in W. einmündenden Kommunikationen in direkter Verbindung stehen u. bei einem Flächenmaße von 66 Hektaren u. 9670 m. Landungsuferraum hinlänglich Platz für Magazine, Silos, Docks u. Lagerhäuser bieten wird. Ueber den regulirten Donaustrom führen folgende, durch Konstruktion ausgezeichnete Brücken: Nordwestbahnbrücke, von der Nordwestbahn erbaut u. 1871 eröffnet;

Nr. 5547. Spinnerin am Kreuz, das Wahrzeichen Wiens.

Kaiser Franz-Josefsbrücke, vom Donauregulirungsfonds erbaut u. 1874 eröffnet, Nordbahnbrücke, von der Kaiser Ferdinands Nordbahngesellschaft erbaut u. 1873 eröffnet, die Kronprinz Rudolfs-Brücke, vom Staate erbaut, 1876 eröffnet u. die Stadlauerbrücke, von der Staatseisenbahngesellschaft erbaut u. 1870 eröffnet. — Die nächste Folge der mit einem Kostenaufwande von mehr als 25 Millionen Gulden ins Werk gesetzten Donauregulirung wird das Entstehen eines neuen Stadttheils, der Donaustadt, sein, der sich längs des rechten Donauufers in der Strecke von der Nordwestbahnbrücke bis zur Stadlauerbrücke nächst dem Lusthause im Prater erheben wird. Aber kehren wir nach dieser Abschweifung zu dem Bezirke Leopoldstadt selbst zurück u. begeben uns durch die schöne u. belebte Praterstraße in den Prater, einen der herrlichsten Naturgärten, welchen zu besitzen W. vor anderen Städten mit Recht sich rühmt. Der Prater, seit 1570 Eigenthum des Hofes, wurde der allgemeinen Benutzung des Publikums 7. April 1776 übergeben u. ist seit dieser Zeit der Lieblingsbelustigungsort der Wiener geblieben. Die höchsten wie die niedrigsten Schichten der Bevölkerung finden sich hier gleich heimisch, denn die prächtige, zu einem kaiserlichen Lusthause führende Hauptallee bietet Gelegenheit zur Entwicklung eines glänzenden Corsos, während in der andern Partie des Praters, dem Volks- od. „Wurstel"-Prater, durch zahlreiche Gasthäuser, Schaustellungen ꝛc. für die Unterhaltung aller übrigen Stände genügend gesorgt ist. Abgesehen von den jährlich stattfindenden Praterfahrten am Ostersonntage u. am 1. Mai, fanden hier in neuerer Zeit, 1854 (anläßlich der Vermählung des Kaisers) u. in den J. 1863—65, größere Volksfeste, ferner 1868 das III. deutsche Bundesschießen u. endlich 1873 die imposante Weltausstellung statt, an welche die von der Demolirung verschonte Rotunde des Ausstellungspalastes u. ein Theil der Gebäude der Kunstausstellung noch heute erinnern. Eine gleichfalls großartige Anlage ist der sog. Augarten, ehemaliges Besitzthum des Grafen Fr. v. Trautson, 1683 vom kaiserl. Hofe erworben u. zum kaiserl. Lustgarten od. alte Favorita umgestaltet. Der von den Türken zerstörte Palast wurde 1701 bis 1706 wieder in Stand gesetzt. Eine Inschrift oberhalb des Eingangsthores erinnert, daß der „Schätzer der Menschen", Josef II., diesen Park dem Publikum als Erlustigungsort eröffnete. Unter den Bauwerken der Leopoldstadt sind zu erwähnen die Pfarrkirche des heil. Leopold (große Pfarrgasse), an der Stelle der Synagoge der alten „Judenstadt im unteren Werd" erbaut 1722 von Anton Ospel, die Pfarrkirche des heil. Joseph in der Sperlgasse u. des Konvents der Barmherzigen Brüder in der Taborstraße, beide aus dem 17. Jahrh.; die in der Praterstraße befindliche Pfarrkirche zu St. Johann, nach Plänen C. Rösner's 1842 erbaut, mit 14 Frescogemälden von J. Führich, L. Kupelwieser u. A.; dann die Pfarrkirche der heil. Brigitta (am Brigittenplatz), im gothischen Stile von Fried. Schmidt 1869—72, u. endlich die Synagoge (Tempelgasse), in maurischem Charakter nach Plänen L. Förster's 1853—58 ausgeführt. Außerdem befindet sich in der Leopoldstadt das 1847 nach Plänen der Architekten van der Nüll u. Siccardsburg erbaute Karltheater (Praterstraße), wo Nestroy, Scholz u. Treumann ihre Triumphe feierten, dann der großartige Nordbahnhof, 1859—66 von Ehrenhaus u. Hofmann erbaut u. mit dem von Meixner verfertigten Marmorstandbild des Gründers dieser 1838 eröffneten Bahn, Sal. Frhrn. v. Rothschild's, geschmückt; der Nordwestbahnhof, 1872 vom Architekten Bäumer vollendet, die ehemaligen Hotels „Tauber" u. „Donau", letzteres im griech. Renaissancestile, das im massiven röm. Stile erbaute großartige römische Bad u. endlich das am 15. Mai 1876 eröffnete, im regulirten Donaubett gelegene städtische Bad mit einer Wasserspiegelfläche von 5064,54 □m.

Im III. Bezirke, Landstraße, erwähnen wir die auf der Hauptstraße gelegene Pfarrkirche zum heil. Rochus aus dem 17. Jahrh., mit einem angeblich von Lukas Cranach gemalten Altarblatt, u. die Kirche des Elisabethinerklosters, von M. Gerl 1711 erbaut u. 1734 von A. Pilgram erweitert, ferner am Rennwege die 1768 von Großmann vollendete Pfarrkirche zu Mariä Geburt u. die Kirche der Salesianerinnen, einen großen Centralbau mit Kuppelgewölbe, nach dem Vorbilde der Peterskirche in Rom 1719 errichtet, u. endlich die neue, im gothischen Stile 1865—72 von Friedr. Schmidt erbaute Pfarrkirche des heil. Othmar (Löwengasse), mit figuralischen Arbeiten von F. Melnitzky. Unter den Profanbauten in diesem Bezirke nimmt das kaiserl. Belvedere, 1715—25 als Sommerpalast des Prinzen Eugen von Savoyen nach Plänen des Architekten L. v. Hildebrand erbaut, den ersten Rang ein. Nach Eugen's Tode ging der Palast sammt dem von Girard angelegten Garten in den Besitz des kaiserl. Hofes über, welcher den großen oberen Palast 1776 zur Aufstellung der überaus werthvollen kaiserl. Gemäldegalerie u. das untere Gebäude zur Unterbringung der sog. Ambraser-Sammlung (Harnische, römische, griechische u. ägyptische Skulpturen u. Alterthümer ꝛc.) bestimmte. Ferner befindet sich hier, u. zwar ebenfalls am Rennweg, der in einem zur allgemeinen Benutzung überlassenen Garten gelegene Sommerpalast des Fürsten Schwarzenberg, 1706—10 vom Fürsten Mannsfeld Fondi nach Plänen Fischer's v. Erlach begonnen u. 1720—25 vom Fürsten Adam Schwarzenberg vollendet, das Invalidenhaus (Invalidenstraße), einst Sommerpalast des Prinzen Maximilian von Hannover, seit 1784 zu dem gegenwärtigen Zwecke bestimmt; ferner die 1836 von P. Sprenger erbaute Hauptmünze, das Hauptzollamt, ein Werk desselben Architekten (1841—47), die Villa Metternich (am Rennweg), von Romano 1840 errichtet, die städtische Centralmarkthalle u. endlich das Arsenal vor der Belvederelinie, 1849—54 nach Plänen der Architekten Förster, Th. von Hansen, van der Nüll, Siccardsburg u. Rösner erbaut. Das hier befindliche Waffenmuseum, eine auserlesene Sammlung von Waffen u. reiche Erinnerungen aus der österr. Kriegsgeschichte enthaltend, ist mit Fresken von Rahl u. Blaas u. in der Vorhalle mit Marmorstatuen der österr. Feldherren von verschiedenen Bildhauern geschmückt. Noch sei hier des unter Maria Theresia angelegten botanischen Gartens auf dem Rennwege Erwähnung gethan, einer vorzüglichen Anlage mit überaus reichen Pflanzenschätzen. Außerhalb des III. Bezirkes liegt der St. Marxer Friedhof mit dem großartigen Monumente W. A. Mozart's u. der neu angelegte, 1. Nov. 1874 eröffnete Centralfriedhof (in der Gemeinde Kaiser Ebersdorf), dessen Gesammtanlage von den Architekten Mylius u. Bluntschli entworfen ist.

Im IV. Bezirke, Wieden, ist das bedeutendste Bauwerk die Pfarr- u. Votivkirche des heil. Karl Borromäus, gewöhnlich Karlskirche genannt (Technikerstraße), infolge eines Gelübdes Kaiser Karl's VI. zur Abwendung der 1713 in W. herrschenden Pest, nach Plänen von Fischer v. Erlach 1716—37 erbaut, das schönste Denkmal des Barockstils, welches W. besitzt. Die zweite Pfarrkirche des Bezirks, zu den heil. Schutzengeln (Hauptstraße), 1651 vom Paulaner Orden erbaut u. nach der Türkenbelagerung neu hergestellt, ist unbedeutend. Den Platz vor der Kirche ziert ein 1843 nach Plänen v. d. Nüll's u. Siccardsburg's errichteter Brunnen mit der Statue des heil. Schutzengels v. Preleuthner. Ein hübscher Bau ist die Pfarrkirche der heil. Elisabeth in der Karolinengasse, 1864—66 im goth. Stile nach Plänen Bergmann's ausgeführt. Außerdem sind auf der Wieden zu erwähnen das Polytechnische Institut (Hochschule) in der Technikerstraße, 1815 von J. Schemerl vollendet, die protestantische Schule, ebendaselbst, 1861 von Theoph. Hansen, u. die kaiserliche Theresianische Ritterakademie in der Favoritenstraße, welche vom Kaiser Leopold I. als kaiserl. Lustschloß (die neue Favorita) gestiftet u. von der Kaiserin Maria Theresia 1746 zur Akademie umgestaltet u. erweitert wurde. Der sich hinter dem Gebäude ausdehnende Park war einstmals der Schauplatz glänzender Hoffeste.

Arm an nennenswerthen Gebäuden ist der V. Bezirk, Margarethen; die dort befindlichen Kirchen zum heil. Joseph (Margarethnerstraße), 1769 von Tuschinger erbaut, u. zu St. Florian (Matzleinsdorferstraße) bieten eben so wenig Interesse wie der zu Anfang des 18. Jahrh. erbaute Palast des Fürsten Schönburg (Rainerstraße).

Vortheilhafter zeichnet sich in dieser Richtung der VI. Bezirk, Mariahilf, aus. An der äußerst frequenten Mariahilferstraße liegen die Pfarrkirchen zum heil. Joseph u. zu Mariahilf, letztere 1713 erbaut, auf der Grumpendorferstraße die 1770 von Jos. Reymund vollendete Pfarrkirche zum heil. Egidius u. die schöne Kirche der evangelischen Gemeinde, von L. Förster u. Th. Hansen 1846—49 im romanischen Stile erbaut. Der einstige Sommersitz des Fürsten v. Kaunitz ist sammt seinem prächtigen Parke gegenwärtig Eigenthum der Gemeinde. Noch zu erwähnen ist endlich das in der Magdalenenstraße stehende Theater an der Wien, von den Theaterdirektoren Zitterbart u. Schikaneder 1797—1801 nach Plänen des Hofarchitekten N. Rosenstängel erbaut u. 11. Juni 1801 eröffnet. Außerhalb des Bezirks Mariahilf befindet sich der Schmelzer Friedhof, auf welchem ein riesiger Obelisk die Grabstätte der Märzgefallenen des J. 1848 bezeichnet.

Im VII. Bezirk, Neubau, nimmt unter den sechs Kirchen die als Backsteinbau im italienisch-romanischen Stile nach Plänen des Architekten Müller von E. Sitte u. J. Fiedler 1853—61 ausgeführte Pfarrkirche zu den sieben Zufluchten in der Schottenfeldergasse den ersten Rang ein. An der innern Ausstattung dieses imposanten Gotteshauses betheiligten sich die ersten Künstler W.s, wie Führich, Kupelwieser, van der Nüll, Blaas, Ed. v. Engerth, Preleuthner, Gasser 2c. Eine fernere Sehenswürdigkeit bildet die Kirche der Lazaristen-Kongregation (Kaiserstraße), gleichfalls ein Backsteinbau im frühgothischen Stil, 1860—62 nach Entwürfen des Dombaumeisters Schmidt ausgeführt. Weniger interessant sind die übrigen Kirchen dieses Bezirkes zu St. Ulrich, zu St. Laurenz (Westbahnstraße) aus den J. 1784—86, die Kirche zum heil. Kreuz auf der Mariahilferstraße, 1763 erbaut, u. die Kirche der Mechitaristen-Kongregation (Neustiftplatz), ein Neubau des Architekten Sitte aus den Jahren 1873—74. An öffentlichen Gebäuden besitzt der Bezirk Neubau außerdem den Palast der ungar. Leibgarde des Kaisers, mit einer gegen die Hofstallstraße gerichteten, angeblich von Fischer v. Erlach herrührenden Façade (einst Palast des Grafen Trautsohn), u. das kaiserl. Hofstallgebäude, 1725—30 nach den Plänen des ebengenannten Architekten erbaut u. zwischen 1850—54 erweitert, wo sich die kaiserl. Sattelkammer, die Hofgewehrkammer u. der kaiserliche Marstall befindet.

Wenig hervorragende Gebäude hat wieder der VIII. Bezirk, Josefstadt, welcher außer der Pfarrkirche zu Maria Treu (Piaristengasse), 1718 erbaut, u. der Pfarrkirche zur heil. Dreieinigkeit, aus den Jahren 1690—95 stammend, als Sehenswürdigkeit nur den Palast des Fürsten Auersperg enthält, 1724 nach Plänen Fischer's v. Erlach d. Jüngeren erbaut u. von Rossi u. Henrici dekorirt.

Unter den Kirchenbauten des IX. Bezirks, Alsergrund, zeichnet sich ganz bes. die zum Andenken an die glückliche Errettung Kaiser Franz Josef's I. von den Folgen des auf ihn 1853 verübten Attentates erbaute Heilands- (Votiv-) Kirche auf dem Maximilianplatze aus, welchen künftig das Monument Tegetthoff's zieren wird. Die Kirche, von Ferstl im gothischen Stile 1856—78 ausgeführt, besteht aus einem dreischiffigen Langbau mit Chorumgange u. sieben Absidialkapellen, einem Kreuzschiffe u. sich daran anschließenden Eckkapellen u. hat zwei Thürme an der Westfaçade. Besonders bemerkenswerth sind die Glasmalereien im Innern derselben. Ferner finden sich in diesem Bezirke die Pfarrkirche bei den Serviten (Servitengasse), 1651—70 von Karl Canneval erbaut, die Kirche im Waisenhause, von 1723 datirend, u. die Pfarrkirche zu den 14 Nothhelfern (Liechtensteinstraße), 1712 bis 1730 erbaut. Von den übrigen Gebäuden dieses Bezirkes sind erwähnenswerth: der Sommerpalast des Fürsten Liechtenstein mit Gemäldegalerie, 1701—12 nach Plänen Martinelli's erbaut, im Innern mit Fresken v. And. Pozzo geschmückt. Den Neubau am Ende des prachtvollen Parkes schuf 1873—75 Ferstl. Ferner das von Josef II. 1784 gegründete Allgemeine Krankenhaus, gegen 100 Säle mit 2000 Betten enthaltend, mit den Kliniken der Universität; neben diesem das schöne, 1858 ausgeführte Gebäude der Pathologisch-anatomisch-chemischen Lehranstalt, hinter welchem sich das alte, von Josef II. erbaute Tollhaus (der Narrenthurm) erhebt, die nach Plänen Canneval's erbaute, nunmehr aufgelöste medizinisch-chirurg. Militärakademie (Josephinum) mit dem reichhaltigen anatomischen Museum (Währingerstraße), die Bürgerversorgungsanstalt ebendaselbst, 1858—60 nach Entwürfen Fellner's ausgeführt, Sigl's Maschinenfabrik u. Eisengießerei, die 1864—70 unter der Leitung Pilhal's u. Markl's erbaute Rudolfskaserne, am Schlickplatz, die allgemeine Versorgungsanstalt, 1864—67 nach Plänen des Stadtbaudirektors Niernsee, u. die Landes-Irrenanstalt, 1848—52 nach Entwürfen Fellner's aufgeführt, letztere in neuester Zeit erweitert; ferner das chemische Laboratorium der Universität, 1870—72 von Ferstl, der Franz Josefs-Bahnhof (1870—71) u. endlich der Palast des Herzogs von Württemberg (Strudelgasse), 1871 erbaut. Außerhalb des IX. Bezirkes befindet sich der sog. Allgemeine Währinger Friedhof mit den Gräbern der Komponisten Eybler, Gyrowetz, Weigl, der Sängerin Stöckl-Heinefetter, der Dichterin Karoline Pichler 2c., endlich im Wiener Vororte Währing der Ortsfriedhof dieses Ortes, auf welchem Beethoven, Schubert, Grillparzer, der Schauspieler Nestroy, der Volksmann Mühlfeld u. viele andere berühmte Wiener bestattet sind.

Der neuentstandene X. Bezirk, Favoriten, ist unter allen Bezirken an öffentlichen Gebäuden der ärmste; nur die Pfarrkirche, in neuester Zeit nach Plänen Bergmann's ausgeführt, der Südbahnhof, 1838 erbaut u. 1871—72 nach Entwürfen J. Flattich's in imposanter Weise umgestaltet, u. endlich der Staatsbahnhof, 1840 erbaut u. 1871 ebenfalls (nach Plänen Ruppert's) erweitert, verdienen Erwähnung. In dem Weichbilde dieses Bezirkes liegen auch der Matzleinsdorfer Friedhof mit den Gräbern Gluck's, Salieri's, Czerni's, des Sängers Ander 2c., ferner der Friedhof der evang. Gemeinde mit einer schönen, von Theoph. Hansen im byzant. Stile erbauten Kapelle u. den Ueberresten Friedr. Hebbel's, Saphir's u. der Schauspieler Anschütz, Beckmann, Rettich 2c., endlich der sog. Hundsthurmer Friedhof, in welchem einst die Gebeine Jos. Haydn's beigesetzt waren. In der Triesterstraße dieses Bezirks, in der sich früher auch das Hochgericht befand, erhebt sich eine von Hans v. Puchsbaum 1451 erbaute gothische Denksäule, das alte u. berühmte Wiener Wahrzeichen „Spinnerin am Kreuze“, über dessen Entstehung manche romantisch klingende Sage kursirt.

Die Stadt umgeben, wie schon erwähnt, im weiten Ringe die Wiener Vororte, theilweise mit hübschen Kirchen u. Profanbauten geschmückt, wie den Kirchen in Meidling, Fünfhaus 2c.; dem Westbahnhofe (nach Plänen Löhr's) in Fünfhaus, der Privatheilanstalt für Geisteskranke in Döbling, wo Nik. Lenau endete, 2c. Die vielgepriesenen landschaftlich schönen Partien um W. liegen im Süden u. Westen der Stadt, da die Gegend, welche sich nach den übrigen Himmelsrichtungen ausdehnt, theils Heide-, theils fruchtbares Ackerland ist, wie z. B. das am linken Donauufer gelegene Marchfeld. Es befinden sich im Süden das prächtige Lustschloß Schönbrunn (s. d.), Hetzendorf, ebenfalls mit einem kaiserl. Lustschlosse, die schön gelegenen Orte Mauer, Rodaun, Kalksburg, Kaltenleutgeben, die Stadt Mödling mit den herrlichen Felsenthälern der Klause u. Brühl; unfern von Mödling liegt ein drittes kaiserliches Lustschloß, Laxenburg (s. d.; Abb. s. Bd. VI, Tafel LXXXIV). Im Westen der Stadt liegen das schöne Hütteldorf, St. Veit mit der Sommerresidenz des Erzbischofs, Mariabrunn mit der Hochschule für Forstwirthschaft, Weidlingau, Purkersdorf (unfern von diesen die beiden interessanten Aussichtspunkte Troppberg u. Tulbinger Kogel), Mauerbach, Dornbach mit schönem Park u. Aussicht vom nahen Gallizinberg, u. Heuberg, Sievring u. Heiligenstadt, beide mit uralten, theilweise noch aus der Römerzeit stammenden Kirchen, Grinzing am Fuße des Kahlen- (Josefs-) Berges, der nächst dem naheliegenden Leopoldsberge die reizendste Aussicht auf W. gewährt, ferner Klosterneuburg (s. d.), Weidling mit den Gräbern Lenau's u. Hammer-Purgstall's, Greifenstein am Fuße eines Hügels, auf welchem sich das alte, einen großen Theil der Donaugegend dominirende Ritterschloß erhebt, 2c. Der größte Theil der

hier angeführten Orte liegt fast genau an der Südbahn, der Westbahn u. der Franz-Josefsbahn. Mit der Südbahn erreicht man in wenigen Stunden den Semmering (s. d.), einen der beliebtesten Ausflugspunkte der Wiener sowol als die die Stadt stets zahlreich besuchenden Fremden.

**Geschichte.** Bei der strategisch wichtigen Bedeutung des Punktes, auf welchem sich W. erhebt, läßt sich mit ziemlicher Bestimmtheit annehmen, daß sich hier bereits lange vor der röm. Besitznahme eine größere keltische Ansiedelung, Vindomina, befand. Sichere Anhaltspunkte zur Beurtheilung der Entwicklung der Stadt indeß ergeben sich erst, als um 69 n. Chr. in dem bereits zum röm. Standlager erhobenen Vindobona auf Vespasian's Befehl eine volle Legion, die XIII. gemina, nebst einem Reitergeschwader (ein Theil der ala I Flavia Britannica civium Romanorum) zum Schutze der offenen Grenze gegen die Markomannen einrückte. Die unter Kaiser Trajan nach Vindobona beorderte X. Legion pia fidelis verblieb mehr als 300 Jahre hier u. brachte eine vollständige Romanisirung des Ortes zu Stande. Aber erst unter Kaiser Probus fand die erste feste Kolonisirung deutscher Stämme statt u. wandelte sich die ursprüngliche militäre Ansiedelung (die wir auf dem Flächenraume vom Hohen Markte bis gegen den Donauarm zu suchen haben) in ein Municipium um, wo sich unter dem Einflusse röm. Kultur rasch ein bürgerliches Gemeinwesen entwickelt haben mag. Mit dem Einfalle der Avaren verschwindet Vindobona plötzlich aus der Geschichte u. nur im Munde des Volkes lebte die Ueberlieferung fort, daß W., auf dessen Boden sich bald deutsche, bald slavische u. schließlich auch magyarische Stämme niedergelassen haben mochten, auch damals eine nicht unwichtige Rolle spielte. In diesem Sinne ist die 12. Aventiure des Nibelungenliedes, worin das Beilager Etzel's mit Chrimhilde in W. beschrieben wird, als Beweis für den Fortbestand der Stadt von hohem Werthe. Im J. 976 wurde die Verwaltung der Ostmark von Kaiser Otto II. dem Grafen Leopold von Babenberg übertragen, wodurch für die Zukunft derselben der erfolgreichste u. wichtigste Schritt geschah. Heinrich Jasomirgott aus dem Hause Babenberg, den Friedrich Barbarossa 1156 mit der Ostmark als einem selbständigen Herzogthume belehnt hatte, erwählte W. zur bleibenden Residenz, u. in seine Regierungsepoche fällt die Gründung des Schottenklosters, die Bestallung eines Stadtrichters, der Umbau des Kirchleins zu St. Stephan u. die Ummauerung, resp. bessere Befestigung der Stadt. Die räumliche Ausdehnung des Städtchens war damals sehr gering, denn es nahm wesentlich das noch heute auf den Plänen deutlich erkennbare Viereck ein, welches von dem Steilrande der Donau, dem tiefen Graben, der Naglergasse, dem Graben u. etwa dem Stephansplatze u. der Rothenthurmstraße eingeschlossen ist. Derselbe bürgerfreundliche Sinn erfüllte auch die übrigen Babenberger, so nam. Leopold den Glorreichen, unter dem sich die Stadt so rasch entwickelte, daß sie schon damals, zu Anfang des 13. Jahrh., unter die bedeutendsten Städte Süddeutschlands gezählt werden konnte. Um 1200 erfolgte die zweite Vergrößerung der Stadt gegen Osten, u. zwar in der Weise, daß die drei neuen Grenzlinien durch die Singerstraße, die Riemerstraße u. eine in ihrer Fortsetzung gedachte Linie gegen die Donau u. endlich durch diese selbst gebildet wurden. Eine dritte Vergrößerung schloß sich der früheren Stadt in der ganzen Länge vom tiefen Graben bis zur Riemerstraße gegen Süden an. Die neue Begrenzung bildete dort die jetzige Strauchgasse, die Herrengasse, die Stallburggasse, eine von dieser gegen die Himmelpfortgasse gedachte Linie u. die letztgenannte Gasse selbst. Die Parteinahme der Bürger für Kaiser Friedrich II. in seinem Konflikte mit Herzog Friedrich dem Streitbaren hatte die Erhebung W.s zur freien Reichsstadt u. eine Erweiterung seiner Rechte 1237 zur Folge. Nicht lange nach dem Tode Herzog Friedrich's veranlaßten die Bürger neuerliche Verwicklungen, sich dem Markgrafen Ottokar von Böhmen zuzuwenden, der denn auch wirklich bereits 9. Dez. 1251 in W. seinen Einzug hielt u. gegen 25 Jahre, bis zu seiner Besiegung durch Rudolf von Habsburg, die Zügel der Regierung führte. Unter Ottokar fand die letzte mittelalterliche Vergrößerung W.s statt u. erhielt damals die innere Stadt im Wesentlichen dieselben Grenzen, die sie bis zur Zeit der Stadterweiterung im J. 1857 hatte. Obschon Rudolf von Habsburg die alten Privilegien bestätigt u. W. durch weise Verordnungen zur Hauptstation eines lebhaften Handelsverkehrs erhoben hatte, so konnte er mit dem Bürgerthume doch keine vollkommene Verständigung erzielen; ja die W.er traten sogar dem Sohne des Kaisers, Herzog Albrecht, feindselig entgegen, was sie mit dem Verluste eines großen Theiles ihrer Privilegien büßen mußten. 1291 führte König Andreas ein Ungarnheer nach W., welches erst nach mehrmaliger hartnäckiger Belagerung abzog. Unter Albrecht II., der sich um das Aufblühen u. die Stärkung des Gemeinwesens hohe Verdienste erwarb, brach 1349 in W. eine der schrecklichsten Epidemien, der sog. schwarze Tod, aus, durch welchen an einem einzigen Tage über 1200 Menschen hingerafft wurden. Rudolf IV. begann den in großartigem Stile unternommenen Umbau der Stephanskirche 1359 u. gründete die Universität 1365. Bis zum Ausgange des Mittelalters fallen in die J. 1404—85 noch drei Begebenheiten von großer Wichtigkeit für W.: es sind dies der Streit der Herzöge Ernst u. Leopold IV. um die Vormundschaft Albrecht's V., in welchem Bürgermeister Konrad Vorlauf u. zwei Stadträthe ihre Pflichttreue im Widerstande gegen die ungerechten Forderungen Herzog Leopold's mit dem Tode durch Henkershand bezahlen mußten (11. Juli 1408); ferner die mit abwechselndem Glücke geführten blutigen Kämpfe Kaiser Friedrich's III. mit seinem Bruder Albrecht VI. um den Besitz der österr. Erblande, welche abermals die Hinrichtung eines Bürgermeisters, des wankelmüthigen Wolfgang Holzer, zur Folge hatten, u. endlich die Belagerung u. Einnahme der Stadt durch den Ungarnkönig Matthias Corvinus 1485. Unter Ferdinand I. wurde die Stadt 1529 von den türkischen Heermassen umschlossen, die Sultan Soliman nach erfolgreichen Kämpfen in Ungarn hierher geführt hatte, doch zwangen die W.er das Türkenheer nach mehrwöchentlicher Belagerung zum Abzuge. Nunmehr wurde W. in eine wohlausgerüstete Festung umgewandelt, an der man fast das ganze 16. Jahrh. hindurch baute. — Unter Leopold I. wurde die Stadt dauernder Aufenthaltsort des Monarchen u. dadurch die Haupt- u. Residenzstadt des Deutschen Reiches. Aber sie sollte sich nicht lange eines ungetrübten Glückes freuen. 1679 raffte die Pest mehr als 120,000 Menschen dahin u. 1683 erfolgte die zweite Türkenbelagerung. Trotz rühmlichster Vertheidigung hätte W. diesmal erliegen müssen, wäre nicht in der höchsten Noth das Entsatzheer unter der Anführung des Prinzen Karl von Lothringen, des Polenkönigs Sobiesky u. der Kurfürsten von Bayern u. Sachsen zu Hülfe geeilt. Nach einer erbitterten Schlacht an den Abhängen des Kahlengebirges sahen die W.er das gefürchtete Osmanenheer in wilder Flucht von dannen ziehen. Leopold I. arbeitete ungeachtet der nunmehr eingetretenen furchtbaren Finanznoth an der Kräftigung des Bürgerthums fort. So erhielt die Stadt ein eigenes Kommerzkollegium, die erste Straßenbeleuchtung, eine verbesserte Feuerordnung, eine Straßenpolizei- u. Marktordnung, die Rumorwache u. namhafte Mauth- u. Zollermäßigungen. Unter den Architekten jener Zeit, in der sich auch die Baulust in bemerkenswerther Weise hob, nimmt Fischer v. Erlach den ersten Rang ein. 1703 entstanden zur Abwehr der gegen W. vorgedrungenen Kuruzzen auf Vorschlag des Prinzen Eugen die heute noch bestehenden Linienwälle, welche bis in die neuere Zeit das eigentliche Territorium von W. begrenzten. Josef I. gründete die Akademie der bildenden Künste u. errichtete die W.er Stadtbank, welch letztere 1. März 1706 ihre Thätigkeit begann. Unter Karl VI. brach neuerdings die Pest aus, welcher damals 8644 Personen zum Opfer fielen. Der Begeisterung Karl's für Kunst u. Wissenschaft verdankt W. die Gründung der orientalischen Akademie, seiner Prachtliebe eine Reihe vorzüglich schöner u. kunstreicher Bauten, wie die Paläste der Hofbibliothek, der Reichskanzlei, der Winterreitschule, der Karlskirche 2c. Im Oesterr. Erbfolgekriege ward W. nicht beunruhigt, obwol es auf eine Belagerung gefaßt war u. sich gerüstet hatte. 1746 errichtete Maria Theresia das Theresianum, 1762 die Zahlenlotterie; 1754 ließ sie die Universität durch van Swieten reorganisiren u. stiftete die Militärschule. Von Josef's II. Verdiensten um die Stadt sei hier nur erwähnt die Gewährung der Preßfreiheit u. der Toleranzgesetze, die Aufhebung zahlreicher Klöster, die Gründung eines Generalseminars zur Heranbildung junger Geistlicher, die Gründung des Armeninstituts, die Duldung der Freimaurerlogen, die Verlegung der im Innern der Stadt bestandenen Friedhöfe vor die Linien, die Hebung des deutschen Theaters u. die Gründung des Allgemeinen Krankenhauses, der Josefs-Akademie u. des Thierarznei-Instituts. Die Reaktion unter seinen Nachfolgern Leopold II. u. Franz I. übte ihren Einfluß auch auf das öffentliche Leben W.s aus; dazu gesellten sich noch die Drangsale, welche die franz. Kriege im Allgemeinen u. insbes. die zweimalige Okkupation W.s durch Napoleon I. (1805 u. 1809) im Gefolge hatten. Zu so großen Opfern sich die W.er auch bereit fanden, konnte ihnen doch die große Finanzkatastrophe (Staatsbankerott) 1811 nicht erspart bleiben, durch welche Tausende von Familien, die ihr Vermögen im edelsten Patriotismus dem Staate anvertraut hatten, an den Bettelstab gebracht wurden. Aber nicht nur die materiellen Verhältnisse der Bürgerschaft waren erschüttert; mit der Beendigung der Franzosenkriege trat auch jene traurige Epoche ein, in welcher Polizei, Censur u. Geistlichkeit den unerträglichsten Druck auf die Bevölkerung ausübten u. der erst mit der Erhebung des J. 1848 sein Ende erreichte. Nach der Bezwingung der Stadt durch den Feldmarschall Windischgrätz fand 2. Dez. 1848 ein Regierungswechsel statt, welcher Franz Josef I., den eigentlichen Schöpfer des neuen W., auf den Thron erhob. Unter diesem Fürsten entwickelte sich die Stadt in fast unglaublicher Weise. Durch die 20. Dez. 1857 anbefohlene Stadterweiterung fiel nicht nur jener finstere Festungsgürtel, der die Kommunikation mit den Vorstädten in jeder Weise hemmte, sondern es entstanden auf den ehemaligen Glacisgründen

auch jene prächtigen Stadttheile, welche die Ringstraße durchzieht. Das von Seiten des Monarchen an die Stadt erfolgte Geschenk des Kaiserbrunnens, einer mächtigen Quelle am Fuße des Schneeberges, ermöglichte die leichtere Durchführung der Hochquellenleitung, u. durch die 14. Mai 1870 begonnene u. 1875 beendete Donauregulirung ward W., wie wir oben gesehen haben, dem Hauptstrome näher gerückt u. ein weites Territorium zur Anlage eines großartig gedachten neuen Stadttheiles, der Donaustadt, geschaffen. Vgl. Felder, „Die Verwaltung der Stadt W. in den J. 1874–76" (Wien 1878); „W.er Kommunalkalender für das J. 1878"; Weiß, „Geschichte der Stadt W." (ebd. 1872) u. „Topographie der Stadt W." (ebd. 1876); „Topographie von Niederösterreich" (herausgeg. vom Verein für Landeskunde in Niederösterreich; 1. Bd.: „Volkscharakter u. Volksleben", von Aug. Silberstein, ebd. 1872); Seis, „Führer durch W. u. Umgebung" (4. Aufl., ebd. 1878).

**Wienbarg,** Ludolf, Schriftsteller, geb. zu Altona 25. Dez. 1802; studirte in Kiel u. Bonn zuerst Theologie, dann Philosophie, habilitirte sich 1834 in Kiel als Privatdozent für Aesthetik u. deutsche Literatur u. ging 1835 nach Frankfurt a. M., um in Gemeinschaft mit Gutzkow (s. d.) die „Deutsche Revue" zu gründen, die aber bald unterdrückt wurde. Eine seiner ersten Schriften, die „Aesthetischen Feldzüge" (Hamb. 1834), hatte W. dem „Jungen Deutschland" (s. d.) gewidmet; diese Bezeichnung erhielten dann bes. die in gleicher Richtung wirkenden Schriftsteller. Auch W. traf 1836 das vom Bundestage über dieses „Junge Deutschland" ausgesprochene Interdikt. Aus Frankfurt ausgewiesen, begab er sich an den Rhein u. später nach Hamburg, wo er längere Zeit den kritischen Theil der „Börsenhalle" besorgte u. dann nach einander in der Redaktion der „Hamburger neuen Zeitung", des „Altonaer Merkur" u. der „Literarisch kritischen Blätter" thätig war (bis 1847). Im Begriff, nach Amerika auszuwandern, ließ er sich durch die Nachricht der Pariser Februar-Revolution zurückhalten u. betheiligte sich am Schleswig-holsteinischen Kriege, den er 1848 als Stabsadjutant im Freicorps u. 1849 als freiwilliger Jäger mitmachte, worauf er sich in seine Vaterstadt zurückzog; daselbst starb er, fast verschollen, 2. Jan. 1872. Den einst auf ihn in literarischer Beziehung gesetzten Hoffnungen hat W. nicht entsprochen; seine ganze schriftstellerische Thätigkeit blieb fragmentarisch u. trug einen gleichsam zufälligen Charakter an sich. Die besten seiner Schriften sind: „Holland in den J. 1831 u. 1832" (2 Bde., Hamb. 1833); „Tagebuch von Helgoland" (ebd. 1838) u. „Darstellungen aus den schleswig-holsteinischen Feldzügen" (2 Bde., Kiel 1850 f.), die letzten: „Das Geheimniß des Worts" (Hamb. 1852) u. eine „Geschichte Schleswig Holsteins" (2 Bde, ebd. 1862).

**Wiener Kongreß.** Der W. K., welcher nach Uebereinkunft der Mächte zwei Monate nach dem Abschlusse des ersten Pariser Friedens (30. Mai 1814) zusammenkommen sollte, um die Bestimmungen desselben zu vervollständigen u. in endgiltiger Form bekannt zu machen, wurde wegen der Sitzung des engl. Parlamentes u. der nothwendigen Heimreise des Kaisers Alexander von Rußland zuvörderst bis zum 1. Okt. hinausgeschoben u. dann doch erst 1. Nov. 1814 eröffnet. Da die Grundzüge der neuen Staatenordnung aber im Ganzen durch frühere Einzelverträge festgestellt waren u. viele Minister u. Fürsten schon im Sept. eintrafen, so erwartete Jedermann, vor Allem das harrende u. wünschende deutsche Volk, einen baldigen Abschluß. Als jedoch nach vier Monaten kein weiteres Ergebniß bekannt wurde, als die Vereinigung Genua's mit Sardinien u. die Erhebung Hannovers zum Königreiche, als die Spalten der öffentlichen Blätter sich ausschließlich mit Schilderung der Hof- u. Privatbälle, Maskeraden, Feuerwerke, Jagden, Truppenrevuen 2c. od. gar der wunderbaren Leistungen der Wiener Hofküche füllten — Kundige geben die Kosten der österr. Gastfreundschaft auf 30 Mill. Gulden an — da verwandelte sich die Hoffnung Deutschlands in Gleichgiltigkeit, Bitterkeit, ja Verachtung. Daß in Betreff der russisch-preuß. Entschädigungen u. der deutschen Verfassung sich gleich zu Anfang unerwartete Schwierigkeiten erhoben hatten, daß der Zwiespalt schon im Jan. 1815 eine Appellation an die Kanonen befürchten ließ, war allein den Eingeweihten bekannt. Ueberdies war eine solche Verzögerung England angenehm, Rußland nicht unbequem, Frankreich im höchsten Grade erwünscht, für Deutschland freilich, das am meisten gelitten u. geopfert, äußerst gefährlich. Stein, der nur als Rathgeber Alexander's, ohne offizielle Stellung, zugegen war, empfand dieses zumeist, aber nicht er, sondern der schlaue, finessirende Metternich spielte die Hauptrolle, u. der Umstand, daß man in den Ausschuß, welcher die europ. Angelegenheiten zu ordnen hatte, alle Unterzeichner des Pariser Friedens, also nicht nur die vier alliirten Großmächte England, Rußland, Oesterreich u. Preußen, sondern auch



Schweden, Frankreich, Spanien u. Portugal aufgenommen hatte, verschaffte Talleyrand einen bedeutenden Einfluß. Für die deutschen Angelegenheiten wurde ein Ausschuß der fünf größeren deutschen Mächte, Oesterreich, Preußen, Bayern, Hannover u. Württemberg, gebildet.

Den ersten u. Hauptgegenstand der Berathung u. des Streites bildete die Zukunft von Sachsen u. Polen. Da Kaiser Alexander den größten Theil des ehemals preuß. Polens zu nehmen beabsichtigte u. andererseits Preußen die Wiederherstellung auf die Größe von 1805 zugesichert hatte, so erschien die Einverleibung Sachsens, dessen König Friedrich August noch am 19. Okt. der Aufforderung der Alliirten u. der Bitte seiner Offiziere, sich von Napoleon zu trennen, widerstanden hatte u. seit 23. Okt. als Gefangener in Berlin saß, fast selbstverständlich. Rußland hatte bereits eingewilligt u. Metternich sich nicht abgeneigt erklärt. Infolge dessen übergab bereits am 8. Nov. der russ. Generalgouverneur u. Administrator, Fürst Repnin, die Regierung Sachsens an den preuß. Minister Reck u. General Gaudy. Inzwischen aber waren sowol in diesem Königreiche selbst, wie im sächs. Heere, welches unter General Thielmann in Marburg stand, die Stimmen immer lauter geworden, welche den gefangenen Monarchen zurückwünschten. Kaiser Franz erklärte aus persönlicher u. verwandtschaftlicher Zuneigung zu Friedrich August in dessen Absetzung nicht willigen zu wollen, auch mehrte sich die Zahl der Stimmen, welche die Schuld des Wettiners nicht viel schlimmer fanden, als die der anderen Rheinbundsfürsten u. überdies die Verstärkung Preußens durch eine so willkommene Abrundung nicht wollten. Nur Castlereagh (s. d.), der Botschafter Englands, erklärte das Verhalten Sachsens für eine „politische Immoralität", war mit der Einverleibung des Landes in Preußen einverstanden, doch nur unter der Bedingung, daß diese Macht, ebenso wie Oesterreich, eine sichere militärische Ostgrenze gegen Rußland gewinne u. diesem nicht gestatte, ganz Polen zu nehmen. Allerdings beabsichtigte Alexander, trotz seiner Versprechungen an Preußen in dem Vertrage von Kalisch (28. Febr. 1813) u. an Oesterreich in dem von Reichenbach (15. Juni 1813), das ganze Polen mit Thorn, Czenstochau u. Krakau zu nehmen, um „ihm eine Konstitution zu geben, die das Glück des großen Volkes verbürge", u. wurde täglich gereizter über den Widerspruch, den er nicht nur bei England u. Oesterreich, sondern selbst bei Stein u. bei Preußen fand. Das letztere versuchte eine Zeit lang mit Oesterreich zusammenzustehen, scheiterte aber an der Doppelzüngigkeit Metternich's u. warf sich, wie der König persönlich schon im November gethan, Rußland vollkommen in die Arme. Trotzdem beide zu einer gewissen Nachgiebigkeit geneigt waren, brachte eine kecke Erklärung Hardenberg's, „Preußen werde seine Rechte schon zu vertheidigen wissen", Oesterreich, England u. Frankreich sofort zum Abschluß einer Defensivallianz am 3. Jan. 1815. Selbst der Kriegsplan wurde bereits von einer Kommission, in der zwei Oesterreicher, ein Franzose u. ein Bayer saßen, in Berathung gezogen. Dennoch wollte es weder England noch Rußland u. Preußen zum Aeußersten kommen lassen u. selbst Metternich wurde zweifelhaft, als er erfuhr, die Bourbonen seien der Armee nicht so gewiß, wie Talleyrand meinte. So kam es durch die Nachgiebigkeit Englands, das einige hannöversche u. niederländische Bezirke, Rußlands, das Thorn u. einen Theil von Großpolen an Preußen abtrat, endlich Preußens selbst, das auf die Stadt Leipzig verzichtete, u. einen Theil von Sachsen mit 1,182,000 Einwohnern abzugeben versprach, 10. Febr. zu einer Einigung. Außer den genannten Gebieten erhielt Preußen auf dem linken Rheinufer ein Territorium mit 1,100,000 Seelen, auf dem rechten das Herzogthum Berg, die Enklave Königswinter, das Herzogthum Westfalen (s. d.), Corvey, Dortmund, die Hälfte von Fulda u. Schwedisch-Pommern, wofür es im Kieler Frieden (Jan. 1814) Lauenburg an Dänemark abgetreten hatte, mit zusammen 629,893 Seelen, so daß es gegen 1805 schließlich noch einen Zuwachs von 41,630 Seelen verzeichnen konnte. Da die Zustimmung des seit Ende Febr. nach Preßburg übergesiedelten Königs von Sachsen selbst durch die persönlichen Bemühungen Metternich's, Talleyrand's u. Wellington's, der an Castlereagh's Stelle getreten, durchaus nicht zu erlangen war, so beschlossen die acht Kongreßmächte 12. April, dieselbe nicht länger abzuwarten, sondern die Theilung sofort zu vollziehen, u. nothgedrungen ratifizirte nun auch Friedrich August den Vertrag 21. Mai. Inzwischen war auch die Vertheilung Polens am 8. April zum Abschluß gebracht, Krakau allein in einen unabhängigen, neutralen Freistaat verwandelt, der unter den Schutz der Kongreßmächte gestellt wurde. Während auf diese letzten Abmachungen der Eindruck der Nachricht einwirkte, daß Napoleon wieder in Frankreich sei, waren andere Festsetzungen schon vorher ohne großen Widerstand fertig geworden. Oesterreich war für die Abtretung von Belgien, Breisgau u. den schwäbischen Besitzungen durch Lombardei, Venedig, Tirol u. Salzburg vortrefflich abgerundet. Erzherzog Ferdinand III. hatte den Thron von Toscana (s. d.) wieder bestiegen u. erhielt Piombino, die neapolitanischen Küstenorte u. später

Elba. Herzog Herkules Rinaldo von Este erhielt Modena wieder, die Gemahlin Napoleon's, Marie Luise, Parma, der Infant Karl II., welcher ehemals König von Etrurien gewesen war, das Herzogthum Lucca, wozu später (1817) die Aussicht auf die Erbfolge in Parma gefügt wurde. Der Papst mußte Oesterreich das Besatzungsrecht in Ferrara u. Commacchio einräumen u. die Wiedereinsetzung des Königs Ferdinand in Neapel wurde durch das voreilige Auftreten Murat's zu Gunsten Napoleon's schon im Mai 1815 ermöglicht. Die bedeutendste Vergrößerung seines Landes erhielt durch das eifrige Bemühen Englands der Prinz Wilhelm von Oranien, welcher als König den Thron der vereinigten Niederlande (das heutige Holland u. Belgien) bestieg u. als Großherzog von Luxemburg Mitglied des Deutschen Bundes wurde.

Alle diese Angelegenheiten waren entweder erledigt od. zum Abschluß vorbereitet, als 7. März 1815 Metternich vom Generalkonsul von Genua die Nachricht erhielt, daß Napoleon Elba verlassen habe, am 11. die zweite, daß er in Frankreich gelandet sei, vierzehn Tage später, daß er als Kaiser in den Tuilerien residire. Schon am 13. erklärten die acht Kongreßmächte ihn als Störer der Ruhe Europa's außerhalb des Schutzes der Gesetze, u. 25. März schlossen Oesterreich, Preußen, England u. Rußland einen Allianztraktat, dem nach einander die übrigen Mächte außer Schweden u. Spanien beitraten. Alle Versuche Napoleon's, die Freundschaft Oesterreichs u. Rußlands zu gewinnen, blieben vergeblich.

Unter dem gewaltigen Eindruck dieser Vorgänge kamen auch die deutschen Angelegenheiten zum Abschlusse. Zur Befriedigung aller Entschädigungsansprüche war freilich noch die Thätigkeit einer Kommission bis zum Juli 1819 nothwendig, aber die Erhebung Weimars, Oldenburgs u. der beiden Mecklenburg zu Großherzogthümern, die des Landgrafen von Hessen-Homburg zum souveränen Fürsten, die Mediatisirung der Fürsten Isenburg u. Leyen, die Erklärung der vier Städte Frankfurt, Bremen, Hamburg u. Lübeck für Freistaaten, endlich die Schöpfung der Deutschen Verfassung wurde doch bis zum 10. Juni zu Stande gebracht. Daß man von der Herstellung einer einheitlichen Kaisergewalt absehen müsse, ergab sich schon aus den mit Bayern u. Württemberg abgeschlossenen Verträgen, durch welche diesen die volle Souveränetät gewährleistet war; infolge dessen hatte schon im März 1814 der Minister Stein den Plan einer Direktorialverfassung ausgearbeitet. Preußen, Oesterreich, Bayern u. Hannover sollten ein Direktorium, Vertreter sämmtlicher Fürsten u. Ständekammern eine Bundesversammlung bilden, direkte Reichseinkünfte die Ausgaben des Bundes decken, jeder Deutsche bestimmte Grundrechte haben, ein allgemeines Gesetzbuch, ein Bundesgericht, eine kräftige Militärverfassung, gleiches Münzwesen, Regulirung der Zölle, Posten u. anderer Verkehrsanstalten die einheitliche Gestaltung befestigen. Modifizirt im Juli 1814 durch Berathung mit Hardenberg u. dem Grafen Solms-Laubach, wurde er dem Kongreß vorgelegt, aber schon 14. Nov. 1814 durch die Erklärung von 29 Kleinstaaten beiseite geschoben, ein gemeinsames Oberhaupt thue der deutschen Nation noth. Ein zweiter Plan, nach dem Deutschland in 7 Kreise getheilt werden solle, deren Kreisoberste in zweien Oesterreich, in zweien Preußen, sonst in je einem Bayern, Hannover u. Württemberg sein sollten, war 16. Okt. von Preußen u. Oesterreich gemeinsam vorgelegt, aber ebenfalls mit der Erklärung abgewiesen, daß Württemberg u. Bayern dieselbe Stimmenzahl wie Oesterreich u. Preußen u. den Wechsel des Vorsitzes verlangten; endlich stellten 2. Febr. 1815 32 Fürsten u. Städte, „die Mindermächtigen", die Forderung nach einem allgemeinen deutschen Kongreß. Zwei modifizirte Entwürfe, die der preuß. Gesandte W. v. Humboldt 10. Febr. einbrachte, wurden noch besprochen u. bestritten, als Napoleon's Rückkehr allein Denen eine bequeme Hülfe brachte, die überhaupt nur etwas Unvollkommenes schaffen wollten. Nachdem auch ein mecklenburgischer Verfassungsentwurf zurückgelegt war, nahm man einen österr. aus der Feder des Freiherrn v. Wessenberg zur Grundlage, welcher allen Mitgliedern des Deutschen Bundes gleiche Rechte, Oesterreich das Präsidium gab, den einzelnen Ländern Verfassungen zusicherte, die binnen Jahresfrist ertheilt sein sollten, u. einige Grundrechte für das ganze deutsche Volk versprach. Nachdem Metternich diesen Entwurf noch im österr., Humboldt im preuß. Sinne umgearbeitet hatten, verhandelte man 11.—23. Mai über einen vereinbarten Plan, der zuerst einer ständigen Bundesversammlung mit 15 Stimmen die Leitung der deutschen Angelegenheiten übergab, u. forderte nun erst die mittleren u. kleineren Staaten zur Theilnahme an den Konferenzen auf. In 11 übereilten Sitzungen wurde das ganze Werk bis 8. Juni zum Abschluß gebracht. Die meisten volksthümlichen Zugeständnisse des Wessenberg'schen Entwurfs waren bereits von Oesterreich beseitigt, eine Reihe freisinniger Anträge kleinerer Staaten wurden ohne Weiteres abgelehnt u. der Artikel 13, auf den die Völker hofften, erhielt die Fassung, in allen Ländern „werde eine landständische Verfassung statthaben", während der König von Preußen noch 22. Mai eine „repräsentative Verfassung" versprochen hatte. Württemberg u. Baden hatten gar nicht an den Berathungen Theil genommen u. verweigerten auch die Unterzeichnung der Bundesakte. Bayern hatte noch in den letzten Sitzungen die Ablehnung eines Bundesgerichts durchgesetzt, auch wurden die Kuriatstimmen, die Anfangs den Mediatisirten versprochen waren, zuletzt wieder abgeschafft. Ihnen blieb nur die Befreiung von der Militärpflicht, die Gerichtsbarkeit auf ihren Besitzungen u. die Ebenbürtigkeit ihrer Familien mit den regierenden Häusern. So hatte endlich die Ansicht gesiegt, daß ein möglichst loser Bund das einzig Wünschenswerthe u. ein unvollkommener im Augenblick noch werthvoller sei als gar keiner. Mit dieser Erklärung unterzeichneten auch die preuß. Bevollmächtigten u. sprachen die Hoffnung aus, die auf den 1. Sept. 1815 angekündigte erste Bundesversammlung werde allen Mängeln abhelfen.

Am 9. Juni 1815 wurde auch die Kongreßakte mit ihren 121 Artikeln unterzeichnet, unter welchen wenigstens einer war, der ein großes u. edles Ziel verfolgte, die Abschaffung des Sklavenhandels. Durch eine Erklärung vom 8. Febr. 1815 bezeichneten die Kongreßmächte dieselbe als höchst wünschenswerth, überließen freilich den Zeitpunkt dem Ermessen jeder einzelnen Regierung. — Vgl. Klüber, „Akten des W. K.es in den J. 1814 u. 1815" (9 Bde., Erl. 1815 ff.); Derselbe, „Uebersicht der diplomatischen Verhandlungen des W. K.es" (ebd. 1816); Flassan, „Histoire du congrès de Vienne" (3 Bde., Par. 1829, deutsch von Hermann, 2 Bde., Lpz. 1830); Pertz, „Das Leben des Ministers Freiherrn v. Stein" (6 Bde., Berl. 1849 ff.); Derselbe, „Das Leben des Feldmarschalls Grafen N. v. Gneisenau" (2 Bde., ebd. 1864 f.); de Lagarde, „Fêtes et souvenirs du congrès de Vienne" (2 Bde., Par. 1843; deutsch von Eichler, 3 Bde., Lpz. 1845); Varnhagen v. Ense, „Denkwürdigkeiten", „Vermischte Schriften", „Blätter aus preuß. Geschichte", „Tagebücher" 2c.; Gervinus, „Geschichte des 19. Jahrh." (Bd. I, Lpz. 1855); Bernhardi, „Geschichte Rußlands u. der europ. Politik 1814—31" (Bd. I, ebd. 1863).

**Wiener-Neustadt,** Stadt in Niederösterreich mit 18,070 E. (1869), mit Felixdorf u. Heide 19,173 E., liegt auf dem Steinfelde unweit der Leitha an der Kleinen Fischa, dem Rohrbache, dem Neustädter Kanale, der von hier nach Wien geführt ist, u. an der Linie Wien-Triest der österr. Südbahn, ist Sitz der Bezirksbehörden, hat eine von Maria Theresia gegründete Militärakademie (seit 1752 in der die Stadt überragenden, ehemals herzogl. Burg der Babenberger untergebracht), Gymnasium, Realschule u. andere Unterrichtsanstalten, ansehnliche Kirchen, Rathhaus, Theater, eine 1678 errichtete Mariensäule auf dem Hauptplatze, das Grabmal Kaiser Maximilian's I. in der goth. Georgskapelle der alten Burg u. seit 31. Aug. 1862 ein Monument für Maria Theresia. Die äußerst industriöse Stadt hat große Maschinenbauerei, Zuckerraffinerie, Baumwollen- u. Seidenweberei, Band-, Papier-, Leder- u. Fayencefabrikation 2c. u. lebhaften Handel, bes. mit ungar. Produkten. — W.-N. verdankt seine Gründung 1192 Leopold VI.; die Kaiser Friedrich IV. u. Maximilian I. wurden hier geboren. 1246 siegten bei W. N. die Ungarn über die Oesterreicher.

**Wienerwald** ist der etwa 7 M. lange Zug des Sandsteingebirges, der sich vom Araberge in nordöstl. Richtung bis an die Donau, Korneuburg gegenüber, erstreckt. Er erreicht im Schöpfel 893 m. u. theilt das rechts der Donau liegende Niederösterreich in die Kreise Ober- u. Unterwienerwald. Gewöhnlich aber rechnet man hierzu den 542 m. hohen Kahlenberg (s. d.).

**Wieprecht,** Friedrich Wilhelm, verdienter deutscher Musiker, geb. zu Aschersleben 10. Aug. 1802; erlernte bei seinem Vater, der Stadtmusikus war, die meisten gangbaren Instrumente u. bildete sich speziell auf der Violine seit 1814 bei Ludwig Haase in Dresden aus. 1821—23 war er im Leipziger Gewandhaus- u. Theaterorchester engagirt u. trat damals auch als Posaunist in Konzerten auf, kam 1824 als Violinist in die königl. Kapelle nach Berlin, richtete sein Augenmerk bes. auf die Militärmusik, komponirte fleißig, machte auch noch tüchtige akustische Studien, die ihn auf verschiedene Verbesserungen an Blasinstrumenten u. auf Erfindungen neuer (z. B. die chromatische Baßtuba, das Holzblasinstrument Batyphon) führten, wurde 1838 Chef sämmtlicher preuß. Gardemusikchöre, später mit dem Titel „Generalmusikdirektor" Chef der gesammten preuß. Militärmusik u. starb zu Berlin 4. Aug. 1872. Er lieferte zahlreiche Kompositionen u. Arrangements für Militärmusik.

**Wiertz,** Anton Joseph, belg. Maler, geb. zu Dinant 22. Febr. 1806; zeichnete schon als Kind von 4 Jahren unaufhörlich, malte mit 10 Jahren, ohne einen Lehrer gehabt zu haben, das erste Portrait u. verfertigte u. druckte 12jährig die ersten Holzschnitte. Ungefähr um dieselbe Zeit wurde er durch den Inhaber einer Dorfschenke zur Anfertigung eines als Aushängeschild dienenden Oelbildes, ein schwarzes

Roß darstellend, veranlaßt, welches großen Beifall fand u. dem bald ein zweites, „Le Commis-Voyageur", folgte. Nun beschloß W., sich ganz der Oelmalerei zu widmen, wagte die kühnsten Kompositionen u. begab sich, durch ein Traumgesicht getrieben, nach Antwerpen, der Stadt Rubens', der sein Hauptvorbild werden sollte. Um sich an Entbehrung u. Armuth zu gewöhnen, weil er gelobt hatte, daß seinen Pinsel nie die Liebe zum Gewinn führen sollte, bezog W. dort ein kleines Mansardenstübchen, dessen kahle Wände er mit allerlei phantastisch-großartigen Gestalten bedeckte, u. in welchem er daneben, mehrere Instrumente mit Virtuosität spielend, eifrig musizirte. So eifrig er schuf, war er doch nie dahin zu bewegen, ein Bild zu verkaufen, lebte vielmehr lediglich von dem kleinen Jahrgehalt von 100 Gulden, welches die Regierung dem sonderbaren, aber talentvollen Jüngling bewilligte, u. von dem Ertrage gelegentlicher Portraits. Von Antwerpen aus besuchte er zweimal Paris u. führte auch dort, während er das Leben u. die Kunstschätze der Weltstadt eifrig studirte, ein entsagungsvolles Leben, bis sich seine Technik so weit vervollkommnet hatte, daß er bei einer Konkurrenz in Antwerpen den Preis davontrug u. damit die Möglichkeit erhielt, nach Italien zu gehen. Hier, wo er die Museen eifrig u. nicht ohne Vortheil studirte, schuf er sein erstes kolossales Bild (9 m. hoch), den „Kampf um den Leichnam des Patroklos", das er 1839 selber auf die Ausstellung in Paris geben wollte. In Paris zwar wurde es abgelehnt, rief aber in Antwerpen bei einem großen Theile des Publikums die höchste Bewunderung hervor, während es freilich andererseits einem mit Neid gemischten scharfen Tadel begegnete. An der Pariser Jury rächte W. sich dadurch, daß er unter ein Bild von Rubens seinen Namen setzte u. es 1840 nach Paris einsandte, wo es allerdings ebenfalls abgelehnt wurde, aber als Originalwerk von Rubens triumphirend nach Brüssel zurückkehrte. Als W. nun von der Regierung die Erbauung eines eigenen großen Ateliers forderte, worin auch die künftigen Früchte seiner Arbeit Aufnahme finden könnten, wurde ihm dieser Bau, dessen Einrichtung er selbst leiten sollte, bewilligt. Er füllte es mit den Produkten seines excentrischen Geistes u. vermachte es testamentarisch der Nation, so daß es jetzt eine Hauptsehenswürdigkeit Brüssels bildet. Es enthält etwa 42 Bilder, die dem religiös-historischen od. dem mythologischen Gebiet angehören, zum Theil in Dimensionen entworfen, wie sie sonst die Oelmalerei nicht kennt, nirgends in der Welt, zugleich aber auch in der Ausführung von solcher Kühnheit u. Großartigkeit, daß sie die verwegensten Kompositionen Rubens', dem sie als dem Vorbilde im Kolorit am nächsten stehen, doch weit übertreffen. Ganz anders die dem Genre angehörenden Bilder, wenn man die darunter befindlichen Ausgeburten einer grauenhaften, haarsträubenden Phantasie so nennen darf, die aber daneben doch mit einer in ihrer Art bewundernswürdigen Feinheit u. Eleganz ausgeführt sind. Zur Gruppe der religiös-historischen Bilder gehört eine Art von Trilogie, deren Inhalt apokalyptisch sein soll: der „Phare de Golgatha", gemalt in der von W. erfundenen, dem Fresko sehr ähnlichen Technik, die er Peinture mate nennt, „Die Empörung der Hölle gegen den Himmel", die als das kolossalste von allen Bildern, auf einer Leinwand von etwa 1200 □m., den Beschauer in ein über die Phantasie gewöhnlicher Menschen weit hinausliegendes Gebiet versetzt, u. das viel weniger kühne „Jüngste Gericht". Viel ruhiger u. milder ist ein Triptychon mit dem Mittelbilde der Grablegung Christi, u. sogar wunderbar lieblich das Bild „Wiedersehen im Himmel". Unter den mythologischen Bildern ist das interessanteste der erwähnte „Kampf um Patroklos' Leichnam", das berühmteste Werk unseres Meisters; wiederum höchst barock der „Grand de la terre", nämlich der Riese Polyphem, so kolossal, daß, wenn der gebückt vor uns stehende Riese sich emporreckte, er das Dach des Ateliers in die Luft stoßen würde; ebenso interessant das allegorische Bild „Die letzte Kanone", die das auf Gewölk seinen Einzug haltende Reich des Friedens darstellt. In ähnlicher Weise zeigen sich die Genrebilder bald abenteuerlich u. phantastisch, bald grausam erschütternd, bald unschuldig neckend, aber stets überraschend u. durch Vollendung der Technik fesselnd. Hierher gehören auch diejenigen, in denen der Künstler sich auf die ärgsten, allem ästhetischen Gefühl Hohn sprechenden Abwege verliert, Bilder voll raffinirter Grausamkeit, z. B. „Die Visionen eines Hingerichteten", „Das verbrannte Kind", „Hunger, Wahnsinn u. Verbrechen", „Der Scheintodte" u. a. Zur Erholung von den Schreckensscenen u. zur Beruhigung der Gemüther hat W. auch einige artige, sehr täuschende malerische Neckereien hinzugefügt, die der Beschauer sich gern gefallen läßt. Außerdem enthält das Atelier eine Reihe von Werken der Bildhauerkunst, die der Künstler bereits in früher Jugend betrieb u. nam. in den letzten Jahren seines Lebens wieder aufnahm. Er starb zu Brüssel 18. Juni 1865. Sein Leben beschrieben Labarre u. Watteau, „Catalogue raisonné du Musée Wiertz" (1861). — Vgl. Herm. Grimm, „Fünfzehn Essays" (Berl. 1875).

Nr. 5548. Anton Joseph Wiertz (geb. 22. Febr. 1806, gest. 18. Juni 1865).

**Wiesbaden,** ehemalige Hauptstadt des Herzogthums Nassau, jetzt Hauptstadt des Reg.-Bez. W. der preuß. Provinz Hessen-Nassau, mit 43,674 E. (1875), liegt in 109 m. Seehöhe am Ostfuße des Taunus im reizenden Thalkessel des Salzbaches u. an der Strecke Frankfurt-W.-Wetzlar der nassauischen Eisenbahn. Es ist Sitz der Behörden des Reg.-Bez., hat ein 1840 erbautes, ehemaliges herzogliches Schloß am Markte, ein anderes, 1842 im Stile der Alhambra erbaut, eine goth., 1853—62 erbaute evangel. Kirche mit den marmornen Kolossalstatuen von Christus u. den vier Evangelisten, eine 1844—49 erbaute schöne kathol. Kirche, im sog. Schlößchen ein Museum mit Alterthümersammlung, Bildergalerie, naturhistorische Sammlung u. Bibliothek, ein Gymnasium, ein Realgymnasium (Realschule erster Ordnung), ein chemisches Laboratorium, landwirthschaftliche Lehranstalt auf dem Geisberge, ein Pädagogium, Zuchthaus u. Waisenhaus ꝛc. Seine größte Bedeutung besteht aber in seinen 29 Mineralquellen, die es zu dem besuchtesten u. glänzendsten Badeorte Deutschlands gemacht haben. Der Kursaal, an einem großen Platze vor der Stadt, wurde 1809—10 erbaut u. enthält auf das Eleganteste eingerichtete Gesellschafts-, Tanz-, Lesesäle ꝛc. Den Platz schmücken 2 Springbrunnen u. umgeben geräumige Kolonnaden im dorischen Stile mit glänzenden Verkaufsläden. Daneben ist der Theaterplatz mit Theater, Bade- u. Gasthäusern, u. dahinter erstrecken sich die ausgedehnten Parkanlagen bis an die, Dintenmühle genannte, 1862 eröffnete Wasserheilanstalt, die Ruine Sonneberg u. den Neroberg hinan zur 1855 vollendeten griech. Kapelle, in welcher die 1847 verstorbene Herzogin Elisabeth ruht. Unfern davon ist die Wasserheilanstalt Nerothal u. das Jagdschloß Platte mit weiter Fernsicht. — Die bis 70° C. warmen Quellen, die schon den Römern als Fontes Mattiaci (bei Plinius) od. Aquae Mattiacae (bei Ammianus Marcellinus) bekannt waren, enthalten viel Chlornatrium, ziemlich viel Chlorcalcium, weniger kohlensauren Kalk, etwas schwefelsauren Kalk, Chlormagnesium, kohlensaure Magnesia, Thonerde u. viel freie Kohlensäure. So bes. der Kochbrunnen, die bedeutendste Quelle, seit 1854 durch eine lange eiserne Trinkhalle mit dem Kursaale in Verbindung stehend. Bis 20,000 Kurgäste u. doppelt so viel Fremde verweilen jährlich in W. Es wird bes. von solchen aufgesucht, die an

Skropheln, Rheumatismus, Hautkrankheiten, an Krankheiten der Harnorgane, der Nieren, der Luftwege rc. leiden. Das Wasser erweist sich hier reizend, belebend u. auflösend u. wird sowol zum Baden wie zum Trinken u. selbst zu Klystieren benutzt. — Die vielen hier gefundenen röm. Alterthümer, wie Waffen, Geräthe, Grabsteine rc., beweisen den lebhaften Verkehr der Römer in hiesiger Gegend; der Heidenberg zeigt noch die 1838 aufgefundenen Ueberreste eines röm. Kastells; der Neroberg trägt die Ruinen einer fälschlich Nero zugeschriebenen röm. Villa u. die sog. Heidenmauer ist die ehemalige, aus Tempeltrümmern, Votivsteinen rc. erbaute Stadtmauer. Die Karolinger benutzten W. als königl. Pfalz; Otto d. Gr. erhob es zur Stadt. Zur Verschönerung der Stadt hat bes. der 1816 verstorbene Herzog Friedrich August von Nassau-Usingen beigetragen; das Meiste ist aber erst in diesem Jahrhundert geschehen. Seit 1866 ist W. preußisch.

Nr. 5549. Der Kursaalplatz zu Wiesbaden.

**Wiese,** Ludwig, hervorragender Pädagog u. pädagogischer Schriftsteller, geb. 30. Dez. 1806 zur Herford in Westfalen; studirte zu Berlin Theologie u. Philologie u. wirkte seit 1830 als Gymnasiallehrer zu Berlin, Klausthal, Prenzlau, dann seit 1838 wieder zu Berlin am Joachimsthal'schen Gymnasium. Nachdem er sich auf wissenschaftlichen Reisen nach Süddeutschland (1847) u. England (1850) eine nähere Kenntniß des dortigen höheren Schulwesens erworben hatte, trat er 1852 als Referent für Gymnasien u. Realschulen in das preuß. Kultusministerium ein. Seitdem hat W. theils als Mitglied verschiedener Kommissionen für das höhere Schulwesen u. für staatliche Prüfungen, theils als Reorganisator des höheren Schulwesens in den seit 1865 von Preußen annektirten Provinzen eine höchst erfolgreiche Thätigkeit entwickelt. Unter seinen Schriften gilt bes. „Das höhere Schulwesen in Preußen. Historisch-statistische Darstellung" (3 Thle., Berl. 1864–74) als das Muster einer derartigen Arbeit. Ferner nennen wir: „Deutsche Briefe über englische Erziehung nebst einem Anhang über belgische Schule" (ebd. 1852; 3. Aufl. 1877, dazu Bd. II, 1877); „Die Bildung des Willens" (3. Aufl., ebd. 1872); „Zur Geschichte u. Bildung der Frauen" (2. Aufl., ebd. 1873); „Verordnungen u. Gesetze für die höheren Schulen in Preußen" (2. Aufl., ebd. 1875).

**Wiese,** Grasland, welches zum Abmähen u. Heuwerben bestimmt ist u. zum Unterschied vom Ackerland nicht gepflügt wird. Zeitweilig erfolgt auch als Nebennutzung die Nachweide der W. Bei der sog. Egartenwirthschaft in den österr. u. süddeutschen Alpengegenden werden die Grundstücke abwechselnd als W. u. Ackerland benutzt. Die naturgemäße Lage einer W. ist in frischem Boden, feuchter Lage an Flüssen, in Gebirgsthälern, wo die Möglichkeit einer genügenden Bewässerung gegeben ist, auf graswüchsigem Boden, dessen Umwandlung in Ackerland bei zu großer Entfernung vom Wirthschaftshofe zu kostspielig od. weniger rentabel sein würde. Wegen der Einfachheit der Benutzungsweise wird sich das Niederlegen größerer Grasflächen mehr für eine extensive Betriebsweise eignen. Sinkt der Ertrag einer W. unter 40 Ctr. pro Ha. so wird es sich vortheilhafter erweisen, dieselbe als Weide- od. Waldland zu benutzen. Vor der Einführung des Kleebaues legte man besonderen Werth auf das Vorhandensein von W.n, weil man damals bei der Winterfütterung gänzlich auf das Heu angewiesen war. Als dann Schubart von Kleefeld den Kleebau einführte, glaubte man der W.n entbehren zu können, vernachlässigte sie mehr u. mehr, so daß Moos u. Riedgräser bald die werthvollen Futtergräser verdrängten od. die W.n in Ackerland umgewandelt wurden. Die Vortheile der Wiesennutzung bestehen darin, daß die frisch od. getrocknet gewonnenen Futtergräser unseren Hausthieren die naturgemäße Nahrung bieten, in welcher die Nährstoffe in dem erwünschten Verhaltnisse vertreten sind; andererseits tragen auch die W.n, welche keinerlei Düngung aus der Wirthschaft, sondern lediglich durch Bewässerung erhalten., wesentlich dazu bei, die Fruchtbarkeit des Ackerlandes zu erhöhen. Die Güte einer W. laßt sich am besten aus der Zusammensetzung der Grasnarbe beurtheilen. In derselben sollen die Süßgräser (Gramineen) u. Kleepflanzen vorherrschen. Unter- u. Obergräser sollen gleichzeitig vorhanden sein; die ersteren treiben zahlreiche Blattbüschel aus dem Wurzelstock, die letzteren bilden Halme. Zu den besten Wiesengräsern gehören: engl. Raygras (Colium perenne), liebt frischen, gebundenen Boden u. eignet sich zum Abweiden, da es sich leicht bestockt; das ital. Raygras (Colium italicum), ein Obergras, entwickelt sich frühzeitig u. eignet sich bes. für Bewässerungswiesen; das Knaulgras (dactylis glomerata) gedeiht in feuchten Lagen ebenso gut wie auf trockenem Standorte, wird zwar leicht hart, giebt aber hohe Ertrage; das Kammgras (cynosurus cristatus) liefert zwar keinen reichlichen Ertrag, ist jedoch anspruchslos u. wächst daher auch auf trockenem Boden; die Rispengraser (poa) sind sehr ertragreich u. nahrhaft; der Wiesenschwingel (festuca pratensis), ein Obergras, treibt auf bindigem, nicht nassem Boden zahlreiche Grasbuschel u. hohe weiche Halme, weshalb er sich fur Wasserungswiesen eignet; der Schafschwingel (festuca ovina) ist ein gutes Weidegras fur leichte Bodenarten; Timotheegras (phleum pratense) liebt schwere Bodenarten u. einen feuchten, selbst nassen Standort; es liefert bedeutende Ertrage, jedoch von geringerer Qualitat; endlich der

Wiesenfuchsschwanz (alopecurus pratensis), findet sich in frischen Lagen auf thonigem Boden u. gewährt eine bedeutende, sehr werthvolle Futtermasse; für trockene W.n paßt er nicht. Außer diesen verdienen noch Beachtung die verschiedenen Kleearten, die Vogelwicke (vicia cracca) u. die Wiesenplatterbse (lathyrus pratensis). Der gemeine Kümmel (carum carvi) liefert auf feuchten W.n ein gedeihliches Futter, auf trockenen wird er zu leicht holzig. Schlechte, versumpfte, saure W.n enthalten die binsenartigen Scheingräser (Cyperaceen), die Simsenarten (Juncaceen), Kalmus (acorus calamus), Schachtelhalm (equisetum) ꝛc. Schädliche, bezw. giftige Wiesenunkräuter sind: die Herbstzeitlose (colchicum autumnale), deren Samen nam. sehr giftig ist; um sie zu vertilgen, ist ein Umbruch u. neue Aussaat der W. zweckmäßig; der gefleckte Schierling (conium maculatum) ist bes. in den Wurzeltheilen giftig, das Bilsenkraut (hyoscyamus niger), die Wolfsmilcharten (Euphorbiaceen), der Taumellolch, der Wassermerk sind in sämmtlichen Theilen giftig. Zur neuen Ansaat einer umgebrochenen W. empfehlen sich folgende Saatmischungen:

| Grasarten. | Wässerungswiesen. Kg. | Feuchte Wiesen mit schwerem Boden. Kg. | Trockene Wiesen mit fruchtbarem Boden. Kg |
|---|---|---|---|
| Wiesenfuchsschwanz . . | 1/2 | 1 | 1/4 |
| Englisches Raygras . . | 1 | 1 | 2 |
| Französisches Raygras | 1 | 2 | 3 |
| Italienisches Raygras . | 1 | 1 | – |
| Rispengras. . . . . . . | 3 | 3 | 1/2 |
| Knaulgras . . . . . . . | 1 1/2 | 1 | 3 |
| Fioringras . . . . . . | 1 | 1 | 1/2 |
| Timotheegras . . . . . | 2 | 2 | 2 1/2 |
| Goldhafer . . . . . . . | 1/2 | 1 | 1 |
| Wiesenschwingel . . . . | 3 | 4 | 4 |
| Wiesenrispengras . . . | 1/2 | | 2 |
| Ruchgras. . . . . . . . | 1/4 | 1/4 | 1/4 |
| Rohrschwingel . . . . . | - | 1/2 | - |
| Zittergras . . . . . . . | – | - | 1/4 |
| Weichhaariger Hafer . | — | — | 1/2 |
| Rother Schwingel . . . | - | 1/2 | 1/2 |
| Bastardklee . . . . . . | 1/2 | 1/2 | |
| Weißer Klee . . . . . . | 1/2 | 1/2 | 1 |
| Rother Wiesenklee . . . | 1 | 1 | 1 1/2 |
| Hopfenklee . . . . . . . | 1/4 | 1/4 | 1/4 |
| | 17 1/2 | 20 1/2 | 23 |

Zur Pflege der W.n gehört die Ebnung der Maulwurfs- u. Ameisenhaufen, Vertilgung der Mäuse, am besten durch Anlage von Bewässerungseinrichtungen. Entfernung von Gestrüpp, Steinen, aufgeschlämmtem Gras, Schutt, Sand u. dgl., Ausräumen der Gräben, Unterhaltung der Brücken, der Uferbauten u. Bewässerungsanlagen; Eggen u. Moosvertilgung; ferner Ueberstreuen mit Kalisalzen, Trockenlegung od. Umbruch, wo Bodenarmuth das Vermoosen veranlaßt, Vertilgung der Unkräuter durch Ausstechen, nam. solcher, welche Träger der den Kulturpflanzen nachtheiligen Pilzformen sind, u. die zeitweise Besamung. Fehlerhaft ist es, durch späte Ernte u. dadurch veranlaßten Samenausfall die W. zu verjüngen; man verwende vielmehr nur guten Samen, mähe in der Vollblüte u. verbessere schlechte Stellen durch Ueberstreuen mit gutem Kompost. Durch die fortgesetzte Entnahme von Heu wird der Nährstoffvorrath auch im Wiesenboden vermindert. Ersatz für diese Verluste gewähren Ueberschwemmung, Bewässerung od. Düngung. Die letztere erfolgt durch Stallmist, nam. Schweinemist, welcher den Acker zu sehr verunkrautet, durch Gülle, welche man im Frühjahr od. Spätherbst ausführt, durch Kompostdünger, Rasenerde, Teichschlamm, Mergel, Kalk, Asche od. durch künstliche Düngemittel, nam. Kalisalze. Stauendes Wasser wird am häufigsten durch offene, seltener durch bedeckte Gräben od. Röhrendrainage abgeleitet. Mit jeder natürlichen od. künstlichen Bewässerung muß auch eine Entwässerung erfolgen. Die Bewässerung kann unterirdisch od. oberirdisch ausgeführt werden. Die oberflächliche Wasserzufuhr geschieht durch Ueberstauung (Stauwiese) od. durch Ueberrieselung (Rieselwiese), indem man entweder nach einer (Hangbau) od. nach zwei entgegengesetzten Richtungen (Rücken-, Beetbau) das Wasser über eine geneigte Wiesenfläche fließen läßt. Durch die Petersen'sche Drainbewässerung wird das Wasser ober- u. unterirdisch zugeführt. Die Entwässerung geschieht durch die Röhrendrainage, wobei jedoch die Saugdrains nicht wie bei der gewöhnlichen Drainage in das größte Gefälle, sondern in der Richtung der Horizontalen gelegt werden; die Sammeldrains kommen in das Hauptgefälle der W.n zu liegen. Das Mähen der W. erfolgt, wenn die Obergräser in der Blüte stehen, jährlich ein- bis dreimal (ein-, zwei- u. dreischürige W.n) u. zwar mittels der Sense od. der Mähemaschine. Es werden durchschnittlich 40 bis 120 Ctr. Heu pro Hektar im Jahre gewonnen.

Literatur: Dünkelberg, „Der Wiesenbau in seinen landwirthschaftlichen u. technischen Grundzügen"; L. Vincent, „Der rationelle Wiesenbau"; Toussaint, „Anleitung zum rationellen Grasbau", wo auch die Petersen'sche Wiesenbaumethode ausführlich beschrieben ist.

**Wiesel** (kleines Wiesel, Mustela vulgaris), die kleinste mit dem kurzen Schwanze nur 20 cm. messende Marderart (s. „Marder"), welche denselben schlanken Bau wie ihre Stammesgenossen, dagegen überaus kurze Beine u. sehr kurze, feine, anliegende Behaarung hat. Die Färbung des W.s ist oberseits röthlichbraun, unten weiß, das Schwänzchen braun, nicht wie bei dem etwas größeren Hermelin („großen W.", Mustela erminea) mit schwarzer Spitze. Wie der Hermelin (s. d.), färbt es sich, in Deutschland indeß nur in seltenen Fällen, im Winter weiß. Seine Schlankheit befähigt das mordlustige, überaus flinke Thierchen zum Eindringen in die Löcher der Mäuse, Hamster, Maulwürfe, Ratten, mit gleicher Mordlust aber verfolgt es auch Hühner, Kaninchen, Tauben, u. fällt selbst Hasen an. Die kleinen Thiere frißt es, von größeren nur das Gehirn. Es paart sich im März u. wirft Ende Mai vier bis sieben blinde Junge. Sein Vaterland erstreckt sich vom Mittelmeer bis Lappland, von Persien bis Sibirien; in Deutschland ist das W. überall häufig. Jung eingefangen, läßt es sich bis zu einem gewissen Grade zähmen; die alten Griechen hielten es statt der Katzen zum Mausen. Sein Pelz findet keine Verwendung.

Nr. 5550. Das Wiesel (Mustela vulgaris).

**Wieselburg** (ungar. Mosony), ungar. Komitat, 35,31 □M. mit 75,486 E. (1869), grenzt östl. an das Komitat Raab, südl. an Oedenburg, westl. an den Neusiedler See u. an Niederösterreich u. ist nördl. durch die Leitha von letzterem u. durch die Donau vom Komitat Preßburg getrennt. Es ist mit Ausnahme der nördl. Ecke, in die ein Stück Leithagebirge hineinragt, durchaus eben u. von großer Fruchtbarkeit, die nur im Süden durch die Hanságsümpfe beeinträchtigt ist. Kräftiger Weizenboden u. schöne Wiesen wechseln bes. auf dem Theile der Kleinen Schütt (s. „Schütt"), der zum Komitat gehört, mit einander ab. Die Bewohner, meist deutsch, sind etwa 6/7 kathol. Der Hauptort W. mit 4429 E. (1869), rechts an dem Donauarme, der die Kleine Schütt umschließt, u. an der Linie Wien-Neu-Szöny der österr. Staatsbahn, hat Seidenspinnerei, Stärkefabrikation, permanente Ausstellung landwirthschaftl. Maschinen, bedeutende Schaf- u. Pferdezucht u. ist Ungarns größter Getreidemarkt. — Am 18. Dez. 1849 bestand hier Jellachich ein glückliches Gefecht u. nahm W. ein.

**Wieselgren**, Peter, schwed. Historiker, geb. im Kirchspiel Wieslanda (Småland) 1. Okt. 1800; studirte in Lund, ward daselbst 1824 Dozent der Literaturgeschichte u. Adjunkt für die Aesthetik, 1830 Vizebibliothekar, 1833 Pastor zu Westerstad in Schonen, 1847 Pastor zu Helsingborg u. 1857 Domprobst zu Gotbenburg, wo er 10. Okt. 1877 starb. Als Schriftsteller war er nam. auf dem Gebiete der Geschichte u. Literaturgeschichte sehr thätig. Von seinen

bedeutenderen Arbeiten sind hervorzuheben: „Sveriges sköna literatur“ (5 Bde., Lund 1833—49 u. ö.); „Ny Smålands beskrifning“ (3 Bde., Wer. 1845—47) u. „Sydskandinavernes förstfödslorätt“ („Das Erstgeburtsrecht der Südskandinavier“, Upsala 1846). Schon von Anfang an ein fleißiger Mitarbeiter am „Biographiskt lexikon öfver namnkunnige Svenska män“ (23 Bde., Upsala 1836—56), übernahm W. nach Palmblad's Tode (1852) die Hauptredaktion desselben, sowie dann auch die der neuen Folge (6 Bde., Oerebro 1858—65). Auch veranstaltete er eine Ausgabe von „De la Gardiska Archivet“ (20 Bde., Lund 1831—43; Anhang, ebd. 1844).

**Wiesenbad**, ein zum Rittergut Wiesa gehöriges Mineralbad in der sächs. Kreishauptmannschaft Zwickau, liegt anmuthig an der oberen Zschopau u. an der Linie Flöha-Annaberg der sächs. Staatsbahn. Das lauwarme schwefelhaltige Wasser von 21° C. wird bes. gegen Rheumatismus, Nervenschwäche u. Hautkrankheiten empfohlen, kommt in seinen Wirkungen denen von Warmbrunn in Schlesien am nächsten u. wird schon seit 1501 benutzt. An die wohleingerichteten Brunnenanstalten schließt sich ein schöner Park.

**Wietersheim**, Eduard Karl August Wilhelm v., Staatsmann, geb. zu Zerbst 10. Sept. 1787 als Sohn eines anhaltischen Majors, der bald darauf das Kommando des in Luxemburg garnisonirenden anhaltischen Kontingents erhielt u. 1794 seinen Abschied nahm, um sich auf sein, damals zum Königreich Sachsen gehöriges Rittergut Mennsdorf bei Eilenburg zurückzuziehen; studirte 1804 bis 1807 in Leipzig die Rechte, trat dann als Oberhofgerichtsauditor in den königl. sächs. Staatsdienst u. wurde 1809 Assessor bei der Landesregierung, über deren Wirkungskreis u. ebenso eigenthümliche als komplizirte Verfassung er mehrmals im Weber'schen „Archiv für sächs. Geschichte“ (Bd. 3, Heft 4) eine Darstellung veröffentlichte. 1813 übernahm er eine Anstellung beim Fürsten Repnin, dem damaligen Generalgouverneur des Königreichs Sachsen, u. 1814 zog er als Freiwilliger mit ins Feld, doch war bereits der erste Pariser Friede geschlossen, als dieselben an Frankreichs Grenzen anlangten. Nach Sachsen zurückgekehrt, trat W. als Supernumerar bei der Landesregierung wieder ein. Auch nach der Theilung Sachsens blieb er, obwol seitdem seine Güter auf preuß. Gebiet lagen, im sächs. Staatsdienst. 1817 als Hof- u. Justizrath zum ord. Mitglied der Landesregierung befördert, ward er 1827 Kreishauptmann in Plauen u. 1828 in Zwickau, 1830 Direktor der Kommerzdeputation u. Brandversicherungskommission in Dresden u. 1831 zugleich Präsident der interimistischen Landesdirektion, sowie 1832 ord. Mitglied des Staatsraths, nahm 1830—40 als Regierungskommissar auch an der gesetzgeberischen Thätigkeit des Landtags einen regen u. fruchtbaren Antheil, wurde 1835 Kreisdirektor in Dresden, Chef der Abtheilung für die gewerblichen Angelegenheiten im Ministerium des Innern, Mitglied des Ordensrathes u. Spruchmann des zur Schlichtung von Streitigkeiten zwischen Regierungen u. Ständen eingesetzten Bundesschiedsgerichts, u. übernahm 1840 die Leitung des Ministeriums des Kultus u. öffentlichen Unterrichts, in welcher Stellung er u. A. die königl. sächs. Gesellschaft der Wissenschaften in Leipzig stiftete u. das neue Reglement für die Gelehrtenschulen Sachsens ꝛc. erließ. Die 1848er Bewegung veranlaßte seinen Rücktritt, doch behielt er noch die Aufsicht über die Kunstanstalten, bis er sich 1853 auf sein väterliches Gut Neu Pouch bei Bitterfeld zurückzog, wo er 16. April 1865 starb. Von seinen Schriften sind zu nennen: „Die Demokratie in Deutschland“ (Lpz. 1849); „Der Feldzug des Germanicus an der Weser“ (ebd. 1850); „Zur Vorgeschichte deutscher Nation“ (ebd. 1852); „Geschichte der Völkerwanderung“ (4 Bde., ebd. 1858—64). — Vgl. v. Witzleben, „Eduard v. W.“ (Lpz. 1866).

**Wigan** (spr. Uiggän), hübsch gebaute Fabrikstadt mit 39,110 E. (1871) in der engl. Grafschaft Lancaster, liegt auf einem Hügel am Douglas, am Leeds-Liverpool-Kanal, ist Knotenpunkt der Eisenbahnen zwischen Manchester, Liverpool u. Lancaster u. hat Baumwollenfabrikation, Maschinenbauerei, Nagelschmiederei, Eisenarbeiten u. großartigen Kohlenbergbau, der die beste Cannelkohle liefert. Ins Parlament sendet W. zwei Mitglieder. In der Nähe ist ein Schwefelbad.

**Wigand**, Paul, deutscher Geschichtsforscher u. Rechtshistoriker, geb. 10. Aug. 1786 zu Kassel; studirte zu Marburg die Rechte u. Geschichte u. gab nach vollendeten Studien die „Politische Zeitung“ zu Kassel heraus. Hierauf arbeitete er als Prokurator bei den Gerichten zu Kassel u. bekleidete im neuen Königreich Westfalen die Stelle eines Friedensrichters in Höxter. Als Frucht seiner historischen Studien, denen er sich mit großer Vorliebe zuwandte, veröffentlichte er mit Zugrundelegung eines reichen urkundlichen Materials 1819 zuvörderst den Band seiner „Geschichte der gefürsteten Reichsabtei Korvei“. Als 1824 der Alterthumsverein für Westfalen gegründet wurde, nahm W. lebhaften Antheil daran u. gab als Organ desselben das „Archiv für Geschichte u. Alterthumskunde Westfalens“ (7 Bde., Hamm u. Lemgo 1826—38) heraus. Von rechtshistorischen Werken schrieb er zu jener Zeit: „Das Fehmgericht Westfalens“ (Hamm 1825); „Die Dienste“ (ebd. 1828); „Der Korvei'sche Güterbesitz“ (Lemgo 1831); außerdem „Ueber Oeffentlichkeit u. Mündlichkeit des gerichtlichen Verfahrens“ (ebd. 1828); „Die Provinzialrechte der Fürstenthümer Paderborn u. Korvei“ (3 Bde., Lpz. 1832) u. „Die Provinzialrechte des Fürstenthums Minden, der Grafschaften Ravensberg u. Rietberg, der Herrschaft Rheda u. des Amtes Reckenberg“. 1833 als Stadtgerichtsdirektor nach Wetzlar versetzt, wurde er mit der Bearbeitung eines Theiles der Partikularrechte der Rheinprovinz beauftragt. Als tüchtiger Geschichtsforscher bewies er sich sodann durch die Schrift „Die Korvei'schen Geschichtsquellen“ (Lpz. 1841) u. durch die kritische Ausgabe der „Traditiones Corbeienses“ (ebd. 1843), die er für eine Fälschung erklärte. 1839 wurde W. Mitglied der von der Deutschen Bundesversammlung bestellten Kommission für Ordnung u. Verwaltung des ehemaligen Reichskammergerichtsarchivs. Von seinen späteren Schriften sind noch zu erwähnen die „Denkwürdigkeiten“ (Lpz. 1854) u. die „Denkwürdigen Beiträge für Geschichte u. Rechtsalterthümer aus westfäl. Quellen“ (ebd. 1858). Er starb 4. Jan. 1866 zu Wetzlar.

**Wiggers**, Julius, Gelehrter u. Politiker, geb. zu Rostock 17. Dez. 1811; studirte seit 1831 dort sowie in Berlin u. Bonn Theologie habilitirte sich 1837 in Rostock als Privatdozent, ward 1840 außerord. u. 1848 ord. Professor der Theologie u. gehörte sowol der im Herbst des letztgenannten Jahres zusammengetretenen Konstituirenden Versammlung als auch dem im Febr. 1850 einberufenen Landtage an. Schon 7. Juli 1852 wegen „lebhafter Betheiligung an den Bewegungen der neueren Zeit in ihren revolutionären Beziehungen“ seines Lehramtes entsetzt, wurde W. im Mai 1853 auch noch in den Rostocker Hochverrathsprozeß verwickelt u. nach langer Untersuchungshaft 1856 zu $1\frac{1}{4}$ Jahr Zuchthaus verurtheilt. Seit Abbüßung dieser in ein Jahr Festungshaft verwandelten Strafe lebt er als Privatgelehrter in Rostock. 1867 in den konstituirenden u. dann in den ordentlichen Norddeutschen Reichstag gewählt, hielt er sich hier zur nationalliberalen Partei. Auch ist er seit 1877 Mitglied des Deutschen Reichstags. Unter seinen Schriften sind am bemerkenswerthesten: „De Cornelii Nepotis Alcibiade quaestiones criticae historicae“ (Lpz. 1833); „Kirchengeschichte Mecklenburgs“ (Parchim 1840); „Kirchliche Statistik“ (eine Darstellung der gesammten christlichen Kirche nach ihrem derzeitigen äußeren u. inneren Zustande, 2 Bde., Gotha 1842 f.); „Geschichte der evangel. Mission“ (2 Bde., Hamb. u. Gotha 1845 f.); „Tileman, Heshusius u. Joh. Draconites“ (Rost. 1850); „Die mecklenburg. konstituirende Versammlung“ (ebd. 1850); „Grammatik der plattdeutschen Sprache“ (2. Aufl., Hamb. 1858); „Grammatik der ital. Sprache“ (mit dem Folgenden, ebd. 1859); „Grammatik der span. Sprache“ (ebd. 1860); „Das Verfassungsrecht im Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin“ (Berl. 1860); „Vierundzwanzig Monate Untersuchungshaft“ (ebd. 1861) u. „Die mecklenburg. Verfassungsfrage“ (ebd. 1869). — Moritz **W.**, Bruder des Vorigen, Politiker u. Volkswirth, geb. zu Rostock 17. Okt. 1816; studirte in Rostock, Heidelberg u. Göttingen die Rechte u. betrieb seit 1843 in seiner Vaterstadt die advokatorische Praxis. 1848 war er Präsident der mecklenburg. konstituirenden Versammlung u. ebenso 1850 der neuen konstitutionellen Kammer. Als 1. Juli 1850 die Kammer aufgelöst worden, berief W. dieselbe nach Schwerin, doch wurde deren Zusammentritt gewaltsam gehindert, W. selbst aufs Polizeibureau geschleppt u. die alte Feudalverfassung wieder hergestellt. Eine Anklage auf Begünstigung der Flucht Kinkel's (s. d.) aus Spandau (Nov. 1850) führte zur Freisprechung W.' Dagegen ward

er im Rostocker Hochverrathsprozeß, nachdem er vom 1. Mai 1853 bis 9. Jan. 1857 im Kriminalgefängniß zu Bützow in Untersuchungshaft gesessen, zu dreijähriger Zuchthausstrafe verurtheilt. Am 21. Okt. 1857 befreite ihn ein Befehl des Großherzogs aus der Haft, die Advokatur durfte er aber nicht wieder ausüben. Seitdem privatisirt er gleichfalls in Rostock. Für den Norddeutschen Reichstag erhielt W. vom 3. Berliner Wahlkreis ein Abgeordnetenmandat; seit dem ersten Deutschen Reichstag vertritt er jedoch den mecklenburg-schwerin. Wahlkreis Parchim-Ludwigslust. Er gehört zur Fortschrittspartei. Von seinen zahlreichen politischen u. volkswirthschaftlichen Schriften sind hervorzuheben: „Der Vernichtungskampf wider die Bauern in Mecklenburg" (Lpz. 1864); „Die Wiederherstellung der Leibeigenschaft in Mecklenburg" (anonym, Koburg 1864); „Die Finanzverhältnisse des Großherzogthums Mecklenburg-Schwerin" (Berl. 1866); „Die Vererbpachtung der Domanialbauerngehöfte in Mecklenburg-Schwerin" (Rostock 1868); „Die Reform der bäuerlichen Verhältnisse im Domanium des Großherzogthums Mecklenburg-Schwerin" (ebd. 1869); „Das Projekt des Rostock-Berliner Schifffahrtskanals" (ebd. 1873).

**Wight** (spr. Ueiht), brit. Insel im Kanal (La Manche), zur engl. Grafschaft Southampton gehörig, 6,4 □M. mit rund 48,000 E., hat die Gestalt eines stumpfwinkeligen Dreiecks, dessen breite Seite dem Lande zugekehrt u. nur 1–3 M. von ihm entfernt ist. Die überaus liebliche Insel, der Garten Englands, durch Schönheit u. Mannichfaltigkeit ihrer Natur ausgezeichnet, hat an der Küste im S. u. W. groteske, romantische Felsengestade, an welche die starke Brandung schlägt. Hier sind bes. zwei Stellen bemerkenswerth: die Needles (Nadeln) am Westufer, eine Reihe in das Meer laufender, wunderbar gestalteter, bis 180 m. hoher Felsen aus Kreide u. Feuerstein, die wie Obelisken aus dem Meere ragen, u. an der Südwestküste das Undercliff, ein, wie es scheint, gegen das Meer herabgeglittener, über 1 M. langer Küstenstrich von ungleicher u. allerlei sonderbare Gestalten zeigender Beschaffenheit, mit Felsen besäet u. von springenden Quellen befruchtet. Das Innere wird von einer von W. nach O. streichenden Hügelreihe durchzogen, die im St. Catharine's Beacon 241,4 u. im Boniface Down 239 m. erreicht. Eine große Zahl kleiner Flüßchen eilt raschen Laufes dem Meere zu. Der größte, der nach N. fließende Medham (Medina), theilt die Insel in Ost- u. Westmedina. Der Boden ist fruchtbar u. fast überall zum Anbau geeignet u. benutzt. Das Klima ist höchst angenehm u. mild. Eine große Anzahl wohlgebauter u. reinlicher Ortschaften, Landsitze u. Villen schmücken die Insel. Der Hauptort ist Newport mit 7956 E. (1871). Größer noch ist Ryde mit 11,260 E. Der Sommersitz des Hofes ist Osborne an der Nordseite. — Die Insel war schon den Massiliern bekannt; bei den Römern hieß sie Vectis od. Vecta u. wurde von Vespasian erobert. Im Mittelalter bildete sie ein eigenes Königreich.

Nr. 5551. Sandown auf der Insel Wight.

**Wigtown** (spr. Uiggtaun), schott. Grafschaft, 24,099 □M. mit 38,830 E. (1871), den südwestl. Vorsprung des Landes bildend, grenzt nördl. an die Grafschaft Ayr, ist westl. durch den Cree von Kirkcudbright getrennt u. ragt südl. u. westl. ins Irische Meer u. in den Nordkanal; letzterer trennt es von Irland. W. besteht wesentlich aus 2 großen Halbinseln, die durch die Lucebai von einander geschieden sind. Das Gebiet ist durch Zweige der Cheviott Hills gebirgig; die höchsten Spitzen, Larg u. Cairnsmuit, erreichen nahezu 500 m.; seine kleinen, nach S. gerichteten Flüsse bilden im Gebirge kleine Seen. Ein großer Theil des tiefer liegenden Gebietes besteht aus Mooren. Das milde Klima begünstigt, wo der Boden sich eignet, sehr den Ackerbau. Man baut Gerste, Hafer, Kartoffeln, Flachs, züchtet Vieh, bes. Schafe, treibt Austernzucht, Fischerei u. gewinnt Kohlen, Blei, Schiefer, Mergel 2c. Hauptstadt ist **W.** nahe der Mündung des Wigtownflusses in die Wigtonbai mit 2027 E. (1871). Größer sind Stranraer (5977 E.) u. Patrick (2189 E.).

**Wigwam,** ein Zelt der Indianer.

**Wikinger** heißen die normännischen Seeräuber, welche seit Anfang des 9. Jahrh. scharenweise in zahlreichen kleinen Schiffen ihre Heimat zu verlassen pflegten, um ihrer Wander-, Abenteuer- u. Raublust nachzugehen. Meistens waren es jüngere Söhne, denen kein Erbe zufiel, od. mißvergnügte Häuptlinge. Was ihnen auf der See begegnete, Krämerschiffe od. Wikingerschiffe, mußte siegen od. sich ergeben. Zogen Kaufleute das letztere vor, so setzte man sie ans Land u. nahm ihr Schiff sammt der Habe. Oft fuhren die W. in die Mündungen der großen Flüsse u. selbst in die kleinsten Nebenflüsse aufwärts, überfielen die Städte u. waren auf ihren schnellen, kleinen Schiffen mit ihrer Beute auf u. davon, ehe man Krieger gesammelt hatte, um sich zu vertheidigen od. zu rächen; oft auch blieben sie den Winter über in ihren Lagern an der Meeresküste u. trieben auf geraubten Pferden, bald hier-, bald dorthin stürmend, ihren Tribut ein. Unter ihren Seekönigen waren sie überall Herren, wohin sie kamen, da man öfter vorzog, in den Kirchen Gott um Hülfe anzuflehen, als sich rechtzeitig zu waffnen. Weniger die Siege Arnulf's (d. D.) bei Löwen 891, Alfred's d. Gr. bei Eddington 880 2c. machten den Zügen der W. ein Ende, als die Sättigung ihrer Raublust u. die Milderung ihrer Sitten, seitdem sie in reichen Besitzungen seßhaft wurden u. das Christenthum annahmen. Ueber ihre Wanderzüge u. Staatenbildungen in Frankreich, Deutschland, England, Italien, Rußland, Island, Grönland, Winland vgl. „Normannen".

**Wilberforce** (spr. Uilberforß), William, englischer Philanthrop u. Haupturheber der Abschaffung der Negersklaverei in den englischen Kolonien, geb. 24. Aug. 1759 zu Hull; studirte seit 1776 zu Cambridge u. trat bereits 1780 als Vertreter Hulls in das Unterhaus des engl. Parlaments u. damit in ausgedehnte politische Verbindungen ein. Sein Ansehen wuchs mit den Erfolgen des jüngeren Pitt, mit welchem er sich schon in Cambridge befreundet hatte u. dem er seitdem unbedingt anhing. Auf philanthropische Bestrebungen wurde jedoch W. erst durch den Einfluß des frommen Isaak Milner hingelenkt, mit welchem er 1784 u. 1785 Reisen auf dem Festland unternahm. Milner erneuerte in ihm die Eindrücke, die er in früher Jugend nach dem Tode seines Vaters von einer methodistisch gesinnten Tante empfangen hatte; jetzt aber war die Frömmigkeit W.'s durchaus auf praktische Ziele gerichtet. Die Sklavenfrage nahm er 1787 in Angriff u. eröffnete 12. Mai 1789 die Parlamentsverhandlungen über dieselbe mit einer vierstündigen Rede. Den weiteren Verlauf des großen Kampfes, in welchem W. auch den Bedrohungen seines Lebens gegenüber unerschütterlich blieb, s. unter „Sklaverei". W. erlebte den endgiltigen Abschluß der Sklavenbefreiung, für den er nach dem großen Erfolge vom 23. Febr. 1807 wieder seit 1823 unermüdlich thätig gewesen war, nicht mehr. Er starb 27. Juli 1833 während der Verhandlungen über die Sklavereibill; 28. Aug. dess. Jahres wurde die letztere vom Könige bestätigt. Auch in anderen politischen Fragen (so bes. 1816 bei der Abschaffung der Einkommensteuer) hat die gewaltige Beredsamkeit W.'s wiederholt nachhaltige Siege erfochten. Außerdem förderte er kräftig die englische Mission unter den Heiden, begründete 1801 die einflußreiche religiöse Zeitschrift „The Christian observer" u. hatte an der Gründung der englischen Bibelgesellschaft (1804) einen wesentlichen Antheil. Als eine hervorragende

That muß auch sein Werk „A practical view of the prevailing religious system of professed christians contrasted with real christianity“ (Lond. 1797 u. oft) bezeichnet werden. Eine umfassende Biographie W.'s wurde von seinen Söhnen Robert u. Samuel W. (5 Bde., Lond. 1838; deutsch im Auszug von Uhden, Berl. 1840) herausgegeben; von denselben auch sein Briefwechsel (2 Bde., ebd. 1840) u. die „Familiengebete“ (deutsch von Lüders, 2. Aufl., Berl. 1857). — Von den vier Söhnen W.'s hat sich nam. Samuel **W.** als fruchtbarer theologischer Schriftsteller, gewandter Redner im Oberhaus u. vor Allem als ein Hauptvertreter der englischen hochkirchlichen Partei bekannt gemacht. Geb. 7. Sept. 1805 zu Broomfield, studirte er in Oxford, wurde, nachdem er mehrere Pfarrstellen bekleidet, 1845 zum Bischof von Oxford, 1869 zum Bischof von Winchester ernannt u. starb 19. Juli 1873 infolge eines Sturzes vom Pferde bei Dorking. Eine Sammlung seiner „Essays“ in der „Quarterly Review“ erschien 1874 (2 Bde.).

**Wilbrandt**, Adolf, Dichter, geb. zu Rostock 24. Aug. 1837 als Sohn des Universitätsprofessors Christian W.; studirte zuerst in seiner Vaterstadt die Rechte, wandte sich aber bald der Philosophie u. Geschichte zu u. setzte deren Studium in Berlin u. München fort.

Nr. 5552. Adolf Wilbrandt (geb. 24. Aug. 1837).

In letztgenannter Stadt war er 1859—61 Mitredakteur der neu gegründeten, national gesinnten „Süddeutschen Ztg.“ Darauf lebte er, schriftstellerisch thätig, theils in Berlin, theils in Frankfurt a. M., sowie in Südfrankreich u. Italien, kehrte 1865 nach München zurück, siedelte jedoch 1871 nach Wien über, wo er noch jetzt seinen Wohnsitz hat. W. trat zuerst mit der trefflichen Monographie „Heinrich v. Kleist“ (Nördl. 1863) auf, der er den goethesirenden Roman „Menschen u. Geister“ (ebd. 1865) folgen ließ. Später hat er zwar noch die Studie „Hölderlin, der Dichter des Pantheismus“ (Münch. 1870) u. auf dem erzählenden Gebiete eine größere Anzahl von sehr beifällig aufgenommenen Novellen geschrieben, auch eine Sammlung seiner „Gedichte“ (Wien 1874) veröffentlicht; seine Hauptthätigkeit hat er aber der Bühnendichtung gewidmet, in der er ein ungewöhnliches Talent, aber auch gelegentlich eine Vorliebe für bedenkliche Stoffe, wie in der Tragödie „Arria u. Messalina“ (1874), od. verfängliche Probleme, wie in dem nach seiner Erzählung „Fridolin's heimliche Ehe“ verfaßten Lustspiel „Die Reise nach Riva“ (1877), bethätigt. Außer den genannten Dramen schrieb er bis jetzt: das Schauspiel „Der Graf v. Hammerstein“ (1870), die Tragödien „Gracchus, der Volkstribun“ (1873), für welche W. 1875 den von Franz Grillparzer gestifteten Preis erhielt, „Giordano Bruno“ (1874), „Nero“ (1876) u. „Kriemhild“ (1877) u. die Lustspiele „Unerreichbar“, „Die Vermählten“ (1872), „Die Maler“ (1872), „Jugendliebe“ (1873), „Der Kampf ums Dasein“ (1873), „Die Wege des Glücks“ (1876), „Auf den Brettern“ (1878) u. „Der Thurm in der Stadtmauer“ (1878). W. gehörte 1878 zu den drei deutschen Dichtern, welchen der Schiller-Preis (je 1000 Thlr. in Gold) zugesprochen wurde. Zu erwähnen ist noch, daß W. die „Nachgelassenen Schriften“ seines Landsmannes Fritz Reuter mit dessen Biographie (enthalten in den „Sämmtlichen Werken“ Reuter's) herausgegeben hat. — Auguste **W.**, geb. **Baudius**, seit 1871 Gattin des Vorigen, geb. als Tochter des Schauspielers Karl Baudius (s. d.) zu Leipzig 1844, hat sich als ausgezeichnete Schauspielerin im naiven Genre einen Namen gemacht u. gehörte längere Zeit zu den Koryphäen des Wiener Burgtheaters, verließ dasselbe 1877, gastirte in verschiedenen größeren Städten Deutschlands u. trat neuerdings im Wiener Stadttheater wieder auf.

**Wild**, Franz, berühmter Tenorist, geb. zu Niederhollabrunn in Niederösterreich 31. Dez. 1791 als der Sohn schlichter Landleute; erhielt vom Schulmeister des Ortes die erste musikalische Unterweisung, kam dann mit 7 Jahren als Sängerknabe in das Chorherrenstift zu Klosterneuburg u. im 11. Jahre in gleicher Eigenschaft nach Wien, wo er in das k. k. Hofkapellkonvikt aufgenommen wurde u. bis zur Mutation seiner Stimme blieb. In den Besitz einer kräftigen Tenorstimme gelangt, trat er als Chorist beim Josephstädter u. nach kurzer Zeit beim Leopoldstädter Theater ein, worauf er 1810 ein Engagement für Chor u. kleine Gesangspartien beim Kärnthnerthortheater erhielt. Hier hörte ihn Hummel, damals fürstlich Esterhazy'scher Kapellmeister, u. gewann ihn als Solosänger für die Kapelle seines Fürsten in Eisenstadt. 1811 gastirte W. am Theater an der Wien zu Wien u. wurde daselbst engagirt, trat aber 1814 zum Kärnthnerthortheater als erster Tenorist über. Dieses verließ er 1816, machte eine größere Gastreise durch Deutschland u. trat noch in demselben Jahre in ein festes Engagement am Hoftheater in Darmstadt, wo er bis 1824 verblieb, u. dann, nachdem er Paris besucht u. an der dortigen ital. Oper gesungen hatte, 1825 zum Kasseler Hoftheater überging. 1830 kehrte er zum Kärnthnerthortheater nach Wien zurück, wo er bis 1845 sang, dann Oberregisseur der Oper wurde, schließlich aber sich ganz ins Privatleben zurückzog. Er starb auf seiner Besitzung zu Ober-Döbling bei Wien 31. Dez. 1859. In Beziehung auf Kraft, Umfang u. edlen Klang der Stimme, auf Leben u. Geist der Darstellung ist W. vielleicht der größte Tenorist, den Deutschland je gehabt hat.

**Wilda**, Wilhelm Eduard, der Begründer der vergleichenden germanischen Rechtsgeschichte in Deutschland, geb. zu Altona 17. Aug. 1800, hieß eigentlich Seligmann, nahm aber von seinem Stiefvater den Namen W. an; studirte seit 1821 in Göttingen, Heidelberg, Kiel u. Kopenhagen die Rechte, bereiste 1826 Deutschland, die Schweiz u. Frankreich, ließ sich dann als Advokat in Altona nieder, ward 1831 Privatdozent u. bald darauf Professor der Rechte in Halle, ging 1842 in gleicher Stellung nach Breslau u. 1854 nach Kiel, wo er 9. Aug. 1856 starb. Er schrieb u. A.: „Das Gildenwesen im Mittelalter“ (Preisschrift, Halle 1831; n. Ausg., Berl. 1838) u. „Das Strafrecht der Germanen“ (ebd. 1842). Mit A. L. Reyscher gab er die „Zeitschrift für deutsches Recht u. deutsche Rechtswissenschaft“ (3 Bde., Lpz. 1838—40) heraus.

**Wildbad**, Stadt mit 2587 E. (1871) im württemberg. Schwarzwaldkreise, liegt in 434 m. Seehöhe von waldigen Höhen umgeben im engen, wilden Thale der Enz u. an der württ. Enzbahn Pforzheim-W., hat ein königl. Schloß, Papier- u. Sägemühlen, Potaschesiederei u. ist Badeort mit stattlichem Kurhaus. Die Heilquellen von 31—36° C. Temperatur enthalten kohlensaures u. schwefelsaures Natron, Chlornatrium, schwefelsaures Kali, kohlensauren Kalk, kohlensauren Talk, kohlensaures Eisenoxyd, freie Kohlensäure ꝛc. Sie sind hell u. klar, schmecken salzig laugenhaft, werden fast nur zum Baden benutzt u. beweisen ihre Heilkraft bes. bei chronischen Nervenleiden, Lähmungen, Rheumatismus, Hautkrankheiten ꝛc. Die Zahl der Kurgäste steigt bis 5000 jährlich.

**Wildbad Gastein**, s. „Gastein“. **Wildbann**, s. v. w. Jagdhoheit.

**Wilddiebstahl.** Das widerrechtliche, unbefugte Jagen in fremden Jagdrevieren, sowie das unbefugte Fischen u. Krebsen in wilden fließenden Gewässern, in welchen ein Anderer die ausschließliche Fischereigerechtigkeit hat, enthält zwar keinen eigentlichen Diebstahl, wird aber bei uns als unbefugter Eingriff in fremde Vermögensrechte für strafbar erklärt. Demgemäß wird auch nach §. 292 des Reichsstrafgesetzbuches Derjenige, welcher an Orten, an denen zu jagen er nicht berechtigt ist, die

Jagd ausübt, auf Antrag des eigentlich Befugten mit einer geringen Geld- od. Gefängnißstrafe belegt. Als besonderer Erschwerungsgrund wird es hierbei betrachtet, wenn dem Wilde nicht mit Schießgewehr od. Hunden, sondern mit Schlingen, Netzen, Fallen od. anderen Vorrichtungen nachgestellt od., wenn das Vergehen während der gesetzlichen Schonzeit, in Wäldern, zur Nachtzeit od. gemeinschaftlich von Mehreren begangen wird. Zugleichen wird strenger bestraft, wer unberechtigtes Jagen gewerbmäßig ausübt. Neben der durch das Jagdvergehen verwirkten Strafe ist auf Einziehung des Gewehrs, des Jagdgeräths u. der Hunde, welche der Thäter bei dem unberechtigten Jagen bei sich geführt hat, ingleichen der Schlingen, Netze, Fallen u. anderen Vorrichtungen zu erkennen, ohne Unterschied, ob sie dem Verurtheilten gehören od. nicht. Schwerere Strafe endlich trifft auch Den, welcher zur Nachtzeit, bei Fackellicht od. unter Anwendung schädlicher od. explodirender Stoffe unberechtigt fischt od. krebst.

**Wilde Jagd,** auch Wüthendes Heer nennt man in vielen Theilen Deutschlands, nam. in Thüringen, Hessen, der Rheingegend 2c. einen Haufen Nachtgespenster, welcher zu gewissen Zeiten, bes. vor dem Ausbruche eines Krieges in Feld u. Wald, mit Geschrei, Peitschenknall, Hundegebell u. Jagdruf durch die Lüfte ziehend, sein Unwesen treiben soll. Voran schreitet in den meisten Fällen der treue Eckhardt (s. d.), der die ihm begegnenden Menschen warnt, dem Wilden Heere nicht in den Weg zu kommen, dann folgt, begleitet von zahlreichem Jagdgefolge mit feurigen Augen, der wilde Jäger zu Roß mit seinen Hunden, endlich reitet auf einer fahlen Mähre der Tod als Gerippe dem Zuge nach; zuweilen hat der wilde Jäger auch eine Begleiterin bei sich u. vor der w. n J. fliehen schemenhafte Hirsche u. Rehe. — Anklänge an diese Sage finden sich schon bei den Griechen u. Römern, deren Dichter von Stimmen erzählen, die man in den Wäldern höre u. Pan u. seinen Genossen gehören (Vergil, „Georgica" I, 476 ff.). Im Konzile zu Ancyra vom J. 314 wird ein solcher gespenstiger Jagdzug unter Führung der Diana od. Herakles bereits bestimmt erwähnt, u. als namhaften Anführer dieser Geisterschar nennen schon 1107 die Annalen des Mönches Gottfried von Cölln den alten Sagenhelden Dietrich von Bern, der heute noch in der Lausitz als Pan Dietrich das Wutes, Wudes-, Wudens-, Wodans- od. Muotisheer anführt, dort aber auch noch unter den Beinamen Bern-Dietrich, Ulrich, Ruprecht, Toller Junker, Heidut, Blauhütel, Schömbrich, Nachtjäger, Eiserner Polenz gekannt ist. Auch in anderen Theilen Sachsens, dem Reußischen, dem Mansfeldischen, in ganz Thüringen, dem Harze, wo er aber mit Hackelberg (s. d.) identifizirt wird, in Ostfriesland, Holstein (hier heißt er Wod), Oldenburg, Mecklenburg (hier heißt er Jenn), in der Altmark, dem Magdeburgischen, Vorpommern (hier heißt er Wod, Wohljäger 2c.), Schlesien, Westfalen, an der Eifel, im Nassauischen, dem Waldeckischen, im Elsaß, Oberhessen, nam. aber im Odenwalde, wo die einstigen Ritter von Rodenstein u. Schnellerts seine u. des Lindenschmidt Stelle einnehmen, in Schwaben (hier heißt er der Schimmelreiter, Junker Jäkele, Weltsjägerle), in der Pfalz, in Bayern, Oesterreich, Kärnthen, dem Salzkammergut, Tirol u. in der Schweiz (hier heißt er Türst) spielt er eine große Rolle im Volksaberglauben. Ueber die mythologische Grundlage der Sage s. „Hackelberg". — Vgl. auch Gräße, „Jägerbrevier" (2. Aufl., Wien 1869) u. „Hubertusbrüder" (Wien 1875).

**Wildenfels,** gräflich Solms'sche Standesherrschaft in der sächs. Kreishauptmannschaft Zwickau, 1 □M. mit etwa 10,000 E., liegt an den nördl. Abhängen des Erzgebirges zu beiden Seiten der Zwickauer Mulde mit großentheils industrieller Bevölkerung, bes. vielen Webern. Das einzige Städtchen darin ist W. mit 3133 E. (1875); es ist Sitz eines Gerichtsamtes, hat ein schönes Residenzschloß mit Garten, der durch Feigenbau bemerkenswerth ist, in der Kirche ein Gemälde, „Christi Versuchung", von dem hier geborenen Maler Vogel, Weberei für halbwollene Waaren, Strumpfwirkerei 2c. In der Nähe bricht man schwarzen u. bunten Marmor, der zu Bildhauerarbeiten verwendet wird. Als erste Besitzer der Standesherrschaft erscheinen urkundlich 1222 die Herren od. Freiherren von W. Sie standen unter Lehnshoheit der Burggrafen von Meißen u. erwarben später auch Ronneburg. Die Lehnsherrschaft kam 1428 an das sächs. Kurhaus, u. 1602 starben die Standesherren mit Friedrich von W. aus. Durch Erbschaft ging W. nun an die Grafen von Solms-Laubach über, die sie noch jetzt besitzen u. demzufolge den dritten Platz in der ersten Kammer der sächs. Ständeversammlung einnehmen. Die Herrschaft war kraft Rezeß vom J. 1706 gegen eine Abfindungssumme von 500 Thlr. abgabenfrei u. nur der Grenzaccise- u. Salzregie u. der Einquartierung unterworfen. 1846 aber ist sie für diese Befreiung entschädigt u. den übrigen Landestheilen gleichgestellt worden.

**Wildermuth,** Ottilie, Schriftstellerin, geb. zu Rottenburg am Neckar 22. Febr. 1817 als Tochter des Kriminalraths Rooschütz, der bald darauf als Oberamtsrichter nach Marbach versetzt wurde. Seit 1843 mit Dr. W., Gymnasiallehrer in Tübingen, verheirathet, schrieb sie 1847 auf Anregung desselben ihre erste Novelle: „Eine alte Jungfer", die anonym im „Morgenblatt" erschien u. Beifall fand. Hierdurch ermuthigt, setzte sie ihre Schriftstellerei fort u. verstand es, auch in die fernsten deutschen Gaue die eigenartigen Gebilde ihrer Muße einzuführen, obgleich dieselben vorherrschend das charakteristische Lokalgewand ihrer schwäbischen Heimat tragen. Mit Vorliebe weilte sie innerhalb der engen Schranken des Hauses u. machte sich durch ihre Schriften nam. um die weibliche Jugend verdient. Zu denselben gehören: „Bilder u. Geschichten aus Schwaben" (2 Bde.; 5. Aufl., Stuttg. 1865); „Olympia Morata" (ebd. 1854); „Bilder aus dem Frauenleben" (2 Bde.; 5. Aufl., ebd. 1865); „Auguste" (ein Lebensbild, 5. Aufl., ebd. 1865); „Die Heimat der Frau" (4. Aufl., ebd. 1865); „Sonntag Nachmittage daheim" (Erbauliches, nach dem Englischen, ebd. 1860); „Im Tageslicht" (Bilder aus der Wirklichkeit, ebd. 1861); „Lebensräthsel" (Erzählungen, ebd. 1863); „Dichtungen" (Bas. 1863); „Erzählungen" (Zwickau 1866); „Perlen aus dem Sande" (Stuttg. 1867); „Zur Dämmerstunde" (ebd. 1871); „Die Jugend- u. Kinderschriften" (gesammelt, 16 Bdchn., ebd. 1871 bis 1877); „Aus dem Kinderleben", „Kindergruß", „Von Berg u. Thal", „Aus Schloß u. Hütte", „Jugendgabe", „Für Freistunden", „Von Nord u. Süd" 2c. Eine Gesammtausgabe ihrer „Werke" erschien in 8 Bdn. (Stuttg. 1862). Nach ihrem am 12. Juli 1877 zu Tübingen erfolgten Tode wurden noch Gedichte von ihr unter dem Titel „Mein Liederbuch" (ebd. 1877) u. (von ihrer Tochter Agnes Willms) eine Sammlung von Erzählungen, betitelt „Beim Lampenlicht" (ebd. 1879) herausgegeben.

**wilder Wein,** s. „Ampelopsis".

**wildes Fleisch** nennt man das bei Geschwüren u. eiternden Wunden auftretende Neugebilde, Fleischwärzchen od. Granulationen, sobald dieselben über das Maß wuchern u. einen schwammigen Charakter annehmen u. insbes. über das Niveau der Hautoberfläche stark hervorwachsen. Sie sind gewöhnlich sehr weich, der abgesonderte Eiter schleimig, glasig, zäh. Die häufigste Veranlassung zur Entwicklung des wilden Fleisches ist irgend ein örtliches Hinderniß, welches der Heilung u. Ueberhäutung der Wunde od. des Geschwürs entgegensteht, z. B. Starrheit der umgebenden Haut, ein fremder Körper, der in der Tiefe der Wunde steckt 2c. So lange nun w. F. besteht u. die Hautränder überwuchert, pflegt die Benarbung der Wunde nicht vorzuschreiten. Unter diesen Umständen behandelt man die Oberfläche des wilden Fleisches mit Aetzmitteln (Höllensteinstift od. durch Bestreuen der Wunde mit gepulvertem rothen Quecksilberpräcipitat), bis durch das Abstoßen des gebildeten Schorfs die Granulationsfläche geebnet ist. Sind die Granulationen sehr dick, so muß sie der Arzt wol auch mittels der Schere entfernen. Bei geringen Wucherungen reichen Umschläge mit Abkochungen von Eichen- od. Chinarinde, mit Bleiwasser 2c. aus.

**Wild- od. Rheingrafen** nennen sich noch heute die Fürsten von Salm (s. d.). Der erste bekannte W. war Gerhard um 1190, unter dessen Enkeln sich die Linien Kyrburg u. Dhaun bildeten, deren Besitzungen in der Pfalz lagen. Der Titel der Rheingrafen, welchen nachweislich der 1157 verstorbene Embricho im Rheingau führte, erbte mit dessen Gütern schon 1223 an Wolfram v. Stein, dessen Mutter die Tochter Embricho's war. Als später (1350) der Rheingraf Johann II. v. Stein von seiner Mutter die Wildgrafschaft Dhaun, u. Johann III. ebenso von der seinigen die Wildgrafschaft Kyrburg, endlich Johann V. 1475 von seiner Gemahlin die halbe Grafschaft Ober-Salm geerbt hatte, wozu Johann VI. durch Heirath noch die Hälfte der Vinstingen'schen Besitzungen in Lothringen gewann, waren die W. od. Grafen von Salm eines der mächtigsten Geschlechter am Rhein. Die Söhne Johann's VI. theilten 1514 die Besitzungen, so daß die Linien Dhaun u. Kyrburg gebildet wurden. Der ersteren gehörte Philipp Franz an, dessen drei Söhne die Linien Salm, Grumbach u. Dhaun stifteten, u. dessen Enkel Philipp Otto für seinen Uebertritt zum Katholizismus u. für seine Dienste im Dreißigjähr. Kriege 1623 in den Fürstenstand erhoben wurde. Bekannter sind der Bruder von Philipp Franz, Johann Philipp, der, obwol Protestant, bisweilen mit seinen deutschen Landsknechten im Dienste Frankreichs stand, in Passau 1552 vom Kaiser amnestirt wurde, aber noch Ende 1553 für Heinrich II. Cambrai eroberte u. 1566 starb, u. Otto Ludwig aus der Kyrburg'schen Seitenlinie Mörchingen, der 1634 in einem schimpflichen Vertrage an Frankreich Oberelsaß auslieferte, für Hülfe gegen den Kaiser, die er doch nie empfing. Nachdem die übrigen Linien (1810) ausgestorben sind, führen den Titel W.- u. Rh. die drei fürstl. Linien Salm-Salm, Salm-Kyrburg u. Salm-Horstmar fort.

**Wildkalb**, ein weiblicher Hirsch im ersten Jahre.

**Wildschwein** (Sus scrofa) od. Schwarzwild, ein schwarzbraunes Schwein der europ., asiat. u. nordafrikan. Wälder. Die langen starken Borsten kleben nicht selten durch den Schlamm u. Schmuz, in dem es sich gern wälzt, od. durch Reiben an harzigen Stämmen zu einem förmlichen Harnisch zusammen, der dicht behaarte Schwanz ringelt sich spiralig. Wie andere Schweine, hat das W. oben wie unten 6 Vorderzähne u. 7 Backzähne, seine dreikantigen, im Bogen aus dem Maule herausragenden gewaltigen Eckzähne aber erreichen bes. beim männlichen W., dem Eber, Keiler od. Keuler, eine namhafte Länge (bis zu 0,25 m.) u. werden zur furchtbarsten Angriffs- u. Vertheidigungswaffe. Der Keuler ist erst im sechsten Jahre ausgewachsen u. hat dann 1,5 m. Länge u. 0,75 m. Schulterhöhe, bei einem Gewichte von 500 Pfd. Er soll das Alter von 30 Jahren erreichen. Vom dritten Jahre an lebt er einsiedlerisch. Die Weibchen (Bachen) dagegen halten sich in Rudeln bis zu 40 Stück in Begleitung ihrer Jungen (der Frischlinge), die sie muthig gegen Angreifer vertheidigen. Im November u. Dezember gesellen sich zu ihnen auf 4 Wochen die Keuler. Nach 18—20 Wochen „frischt" die Bache im Lager von Reisern u. Laub 4—12 Junge, die nach etwa 14 Tagen schon der Mutter überall hin folgen u. ca. 3 Monate saugen.

Nr. 5553. Eine Wildschweinfamilie.

Diese Frischlinge haben während ihres ersten Lebensjahres ein gelbliches Borstenkleid mit schwarzen Streifen. Die W.e gehen Nachts auf Nahrung aus u. richten durch ihre Gefräßigkeit u. ihr Wühlen in Wäldern u. in der Saat großen Schaden an. Im Frühjahr gehen sie bes. nach jungem Grün u. Wurzelwerk, im Sommer fallen sie in die Kartoffel- u. Getreidefelder u. in die fetten Wiesen; sie wühlen nach Insektenlarven, nach Würmern u. Mäusen, mästen sich mit Eicheln u. Bucheckern, greifen im Winter aber auch zu Aas. Ihr Wildpret ist sehr geschätzt; Borsten, Haut u. Hauer finden ebenfalls Verwendung. Die Schweinsjagd ist gefährlich, da die Thiere sehr bösartig u. die Hauer ihnen eine fürchterliche Waffe sind. Früher hatte man dafür eigens abgerichtete Hunde (Saurüden), die den Kampf auf Leben u. Tod aufnahmen, u. ging dem Wild mit dem Speer (Saufeder) od. auch nur mit dem Jagdmesser entgegen; jetzt hat die Kugelbüchse die Oberhand. Der namhafte Schaden, welchen die W.e nam. den Saaten zufügen, nöthigte in manchen Gegenden zu ihrer Ausrottung. So sind sie aus England schon zur Zeit Heinrich's II. verschwunden, u. in Deutschland werden sie meist nur noch in fürstlichen Waldungen gehegt.

**Wildungen** od. Nieder-Wildungen, Stadt mit 2201 E. (1871) im Fürstenthum Waldeck, liegt an der Wilde, einem rechten Ederzuflusse, ist bes. bekannt durch seine 4 Mineralquellen (Georg-Viktor-Quelle, Helenen-Quelle, Thalquelle u. Stahlquelle), die ein erdiges Stahlwasser von 10,5° C. geben; die Hauptbestandtheile desselben, das sowol an Ort u. Stelle getrunken als auch stark versandt wird, sind Glaubersalz, Kochsalz, schwefel- u. kohlensaurer Talk, kohlensaurer Kalk, kohlensaures Eisenoxyd u. freie Kohlensäure. Es erweist sich bes. wirksam bei Steinleiden u. ähnlichen Krankheiten. W. wird jährlich von etwa 1500 Kurgästen besucht, welche im Bade- u. Logirhaus wie in einer Anzahl von Hotels u. Villen Unterkommen finden. Unter den sonstigen Gebäuden der Stadt ist zu nennen die Stadtkirche mit einem Denkmal des Grafen Josias von Waldeck, das ihm hier die Republik Venedig errichten ließ. — W. gegenüber liegt das Städtchen Altwildungen mit dem Felsenschlosse Friedrichstein.

**Wilfrid**, Bischof von York, bes. bekannt als Apostel der Friesen, für die engl. Kirchengeschichte aber wichtiger durch seinen Eifer für die Einführung der päpstlichen Hierarchie, wurde 634 in Northumberland geb. u. von seinem 14. Jahre an in dem schott. Kloster Lindisfarne erzogen. Nach längerem Aufenthalt in Lyon ging er 654 nach Rom, verweilte 655—58 wieder in Lyon u. wurde nach seiner Rückkehr in die Heimat Abt des Klosters Ripon, 664 Erzieher des Northumbrischen Prinzen Alchfrid, eines Sohnes des Königs Oswy. Noch in demselben Jahre unterstützte W. kräftig auf der Synode von Streaneshalch die Bemühungen des Königs um die Einführung des sog. röm. Bekenntnisses (in Bezug auf die Osterfeier, die Tonsur 2c.) gegenüber dem britischen u. wurde dafür 665 mit dem Bisthum York belehnt. Doch trat er sein Amt erst um 669 wirklich an u. wurde bereits 677 wieder vertrieben, da er sich den Zorn des Königs Egfrid zugezogen hatte. Im Begriff, bei dem Papste sein Recht zu suchen, wurde er durch einen Sturm an die friesische Küste verschlagen u. wirkte hier bis zum nächsten Frühjahr mit großem Erfolg als Missionär. Von Rom nach England zurückgekehrt, wurde er von Egfrid eingekerkert u. erst 686 wieder in York eingesetzt. Nach abermaliger Verbannung (seit 692) u. einer dritten Reise nach Rom (um 704) erhielt er endlich 705 sein Bisthum zurück u. starb in demselben 12. Okt. 709. Die Hauptquelle für W.'s Leben ist die Biographie, welche sein Freund Eddy (Heddius) verfaßte u. Beda's (s. d.) „Englische Kirchengeschichte".

**Wilhelm**, Friedrich Ludwig, Deutscher Kaiser u. König von Preußen, ward als der zweite Sohn Friedrich Wilhelm's III. u. der Königin Luise 22. März 1797 zu Berlin geboren. In seiner frühesten Jugend ließ eine augenscheinliche Körperschwäche für sein Leben fürchten, u. doch sollte ihm nach einem wunderbaren Wechsel der Geschicke ein hohes Alter, wie wenigen Menschen, beschieden sein. Bald 10 Jahre zählte er, als das alte System in Preußen u. mit ihm die preuß. Monarchie zusammenbrach. Am Neujahrstag des Jahres 1807, also nach der Katastrophe von Jena, wurde Prinz W. in Königsberg zum Gardeoffizier ernannt, doch konnte er, da ihn auf der Flucht nach Memel ein Nervenfieber befiel, in der ersten Zeit keinen Dienst thun u. erhielt auch erst 22. März das Fähnrichspatent. Als solcher in Memel der Leibcompagnie der von Friedrich Wilhelm III. aus den Stämmen der alten errichteten neuen Garde zu Fuß zugetheilt, stand Prinz W. am 3. Okt. 1807 zum ersten Male bei einer Revue in der Front u. marschirte, nachdem er 24. Dez. 1807 Sekondeleutnant geworden, im Jan. 1808 mit seinem Bataillon wieder nach Königsberg, wo er an allen Uebungen Theil nahm. Ueberhaupt zeigte er anhaltenden Fleiß u. große Aufmerksamkeit beim Unterricht, u. einer seiner Erzieher, der als Militärschriftsteller bekannte damalige Hauptmann u. spätere General v. Reiche (die anderen waren Joh. Friedrich Ferd. Delbrück u. der Reorganisator der preuß. Volksschule, Karl Aug. Zeller aus Württemberg), hat ihm auch schnelles Auffassen, praktischen Verstand, Ordnungsliebe u. einen ernsten u. gesetzten Charakter nachgerühmt. Mit der Rückkehr der königlichen Familie nach Berlin im Dez. 1809 wurde die inzwischen zu einem Regiment formirte Garde zu Fuß gleichfalls nach Berlin u. dann in ihre eigentliche Garnison Potsdam gezogen. Am 19. Juli 1810 verlor Prinz W. seine edle, unvergeßliche Mutter, welche ihre letzte Lebenszeit nur noch dazu benutzt hatte, die Seele ihrer Söhne zu stählen u. zum

Heroismus zu erziehen, auf daß sie einst die ihrem Hause u. ihrem Volke widerfahrene Schmach rächen könnten, ein Wunsch, der durch den Prinzen W. die glänzendste Erfüllung finden sollte. Mit einem auf den 15. Mai 1813 zurückdatirten Patent erhielt dieser 15. Juni desselben Jahres seine Ernennung zum Premierleutnant, u. als der König 30. Okt. nach Breslau kam, wohin inzwischen seine Familie gegangen war, heftete er seinem zweiten Sohne unter gleichzeitiger Ernennung zum Kapitän das erste Probepaar der damals neu eingeführten Epauletten auf die Schultern. Die ersten Eindrücke eines Gefechts empfing Prinz W. bei Gelegenheit des Uebergangs des Sacken'schen Corps bei Mannheim über den Rhein in der Neujahrsnacht des J. 1814, welchem der König mit seinen beiden ältesten Söhnen beiwohnte. Seitdem blieb Prinz W. während des ganzen Feldzugs von 1814 an der Seite des Vaters u. nahm fast an allen Aktionen desselben Theil. Die erste war das siegreiche Gefecht bei Bar-sur-Aube (27. Febr.), in welchem er eine solche Unerschrockenheit an den Tag legte, daß ihm der Kaiser von Rußland am 5. März das Georgenkreuz 4. Klasse u. sein Vater am 10. März (dem Geburtstage der Königin Luise u. zugleich dem ersten Jahrestage der Stiftung) das Eiserne Kreuz verlieh. Weiter wohnte der Prinz den Gefechten bei Arcis-sur-Aube (20. März) u. bei La Fere Champenoise (25. März), sowie der Schlacht vor Paris (31. März) bei. Das am 30. Mai desselben Jahres in Paris befohlene Armee-Avancement brachte ihm die Beförderung zum Major. Nachher begleitete er den König nach England u. der Schweiz, von wo sie im Aug. nach Berlin zurückkehrten. Am 8. Juni 1815 konfirmirt, führte Prinz W. zwar ein Bataillon des 1. Garderegiments von Neuem nach Frankreich, doch war inzwischen der Feldzug beendet. Seit 1. Jan. 1816 kommandirte er das Stettiner Gardelandwehrbataillon u. am 30. März 1817 wurde er zum Oberst ernannt, womit er zugleich Sitz u. Stimme im Staatsrathe erhielt. Zum Beweis der besonderen Zufriedenheit des Königs mit seinen militärischen Leistungen machte dieser ihn 7. Juni 1817 zum Chef des 7. Infanterieregiments (heute Königsgrenadiere). Auch verlieh ihm 1818 Kaiser Alexander I. von Rußland zum Andenken an den Tag von Bar-sur-Aube das Regiment Kaluga. In demselben Jahre (30. März) rückte Prinz W. zum Generalmajor auf, als welcher er eine Gardeinfanteriebrigade u. seit 1. Mai 1820 die 1. Gardedivision befehligte, bis er 18. Juni 1825 mit dem Range eines Generalleutnants das Kommando über das 3. Armeecorps erhielt. Letzteres vertauschte er 1838 mit dem über das Gardecorps, an dessen Spitze er (seit 10. Sept. 1840 als General der Infanterie) bis 1848 blieb. Außerdem wurde er theils mit der Leitung u. dem Vorsitze in allen Kommissionen, welche neue Dienstreglements u. Instruktionen zu verfassen hatten, theils mit der vorübergehenden Führung von größeren Kavalleriemassen, der Anordnung von Manövern u. Revuen, theils mit militärischen Missionen nach dem Auslande (nam. nach Rußland u. England) betraut. So bildete sich Prinz W. durch seine Theilnahme an organisatorischen, administrativen u. anderen Arbeiten u. mittels einer regen Dienstpraxis zum ersten Soldaten des preuß. Heeres aus, dessen Stimme Vater u. Bruder als eine der gewichtigsten anerkannten. Am 11. Juni 1829 vermählte er sich mit der 30. Sept. 1811 geborenen Prinzessin Augusta (s. d.) von Sachsen-Weimar, deren Schwester Marie die Gemahlin seines jüngeren Bruders, des Prinzen Karl, war. Dieselbe gebar ihm 18. Okt. 1831 den Prinzen Friedrich Wilhelm (s. d. im IV. Bde., S. 400) u. 3. Dez. 1838 die Prinzessin Luise (seit 20. Sept. 1856 Großherzogin von Baden). Als präsumtiver Thronfolger seines Bruders Friedrich Wilhelm's IV. erhielt Prinz W. nach seines Vaters Tode (7. Juni 1840) den Titel „Prinz von Preußen".

Bald zogen schwere Stürme heran. Die Revolution erschütterte die alten Ordnungen u. bedrohte den Thron seines königlichen Bruders, dessen genialer Natur die Festigkeit mangelte, die zu den vornehmsten Tugenden eines Herrschers zählt. Der politische Blick des Prinzen erkannte das Richtige u. seine Willenskraft wollte die Krone vor schmählicher Demüthigung bewahren. Deshalb war er beim Berliner Aufstand vom 18. März 1848 zwar für Bewilligung einer konstitutionellen Verfassung, aber zuvor für energische Unterdrückung der Revolution. Da man ihn überdies für die Seele der volksfeindlichen Hofpolitik hielt, so ward er vom blinden Haß der aufgeregten Menge (sie nannte ihn den „Kartätschenprinzen") verfolgt. Man hielt es daher für angemessen, ihn sich für einige Zeit entfernen zu lassen. Der Prinz begab sich 22. März nach London, wo er mit dem Prinzen Albert, R. Peel, J. Russell, Palmerston u. anderen Staatsmännern verkehrte u. sich seine politischen Anschauungen klärten. Auf Antrieb des Ministeriums Camphausen im Juni nach Berlin zurückgerufen, ward er in die preuß. Nationalversammlung gewählt, doch nahm er hier, nachdem er in einer kurzen Rede seine konstitutionellen Grundsätze dargelegt hatte, keinen weiteren Antheil an den Verhandlungen. Am 8. Juni 1849 erhielt er den Oberbefehl über die zur Niederwerfung des Aufstandes in Baden u. der Pfalz bestimmten Truppen. Unter seiner festen u. einheitlichen Leitung wurden die Insurgenten durch die Gefechte bei Kirchheim-Bolanden (14. Juni), Ludwigshafen u. Rinnthal (15. u. 16. Juni) aus der Pfalz gedrängt u. die von ihnen eingeschlossene u. bedrohte Festung

Nr. 5554. Wildungen.

Landau entsetzt. Bei Waghäusel, Upstadt, Durlach, überall wurden sie geschlagen, so daß der Prinz bereits 25. Juni von der frei aufathmenden Hauptstadt Badens Besitz nehmen konnte. Bis 7. Juli war dann auch das Oberland bis Freiburg gesäubert, u. 23. Juli kapitulirte Rastatt. Bei Eröffnung des damit erfolgreich beendeten Feldzugs war der Prinz bei Mainz glücklich der Kugel eines Meuchelmörders entgangen; statt seine Person hatte sie ein Pferd u. den Postillon getroffen. Mit bewegtem Herzen trennte er sich von seinen Soldaten, mit denen er alle Gefahren getheilt, als ihn sein königlicher Bruder im Okt. 1849 bei Auflösung des Operationscorps zum Militärgouverneur der Rheinprovinz u. Westfalens, sowie zum Oberbefehlshaber der Okkupationstruppen in Baden, Hohenzollern u. Frankfurt a. M. ernannte. Infolge dessen nahm er seinen Wohnsitz in Koblenz. Zu jener Stellung trat 1. März 1854 noch die eines Generalobersten der Infanterie mit Feldmarschallsrang u. eines Gouverneurs der Bundesfestung Mainz. Dort beging der Prinz 1. Jan. 1857 die Feier seines 50jähr. Dienstjubiläums, bei welcher Gelegenheit er zum Chef des 7. Husarenregiments in Bonn ernannt wurde. Inzwischen hatte er sich bei seinem lebhaften Gefühl für nationale Ehre u. seiner Treue im Halten des gegebenen Wortes voll Widerwillen von der unwürdigen Politik abgewandt, welche die Reaktionspartei nach außen, u. von dem Mißbrauch, den sie mit der wiedergewonnenen Macht nach innen trieb, so daß er zwar persönlich von dem Uebermuthe dieser Partei zu leiden hatte, die ihm früher so ungünstige Meinung des Volkes aber in das Gegentheil umschlug. Als er daher während der Krankheit Friedrich Wilhelm's IV. am 23. Okt.

1857 als dessen Stellvertreter u. am 7. Okt. 1858 — trotz aller Machinationen der Manteuffel'schen Partei — als Regent an die Spitze der Regierung getreten war, erhofften von ihm alle Patrioten u. Liberalen die Anbahnung lange vernachlässigter Reformen, die Lösung der deutschen Frage. In der That berief der Prinz-Regent, nachdem er 26. Okt. 1858 den Eid auf die Verfassung geleistet, 5. Nov. das liberale Ministerium Hohenzollern. Indeß die Geschicke erfüllten sich nicht so schnell, u. auf den hoffnungsfreudigen Jubel der „neuen Aera" folgte zunächst eine tiefe Verstimmung. Schon in dem Erlaß vom 8. Nov. 1858, in welchem der Prinz-Regent seine Regierungsgrundsätze u. Ziele darlegte („in beiden Kirchen muß mit allem Ernste den Bestrebungen entgegen getreten werden, welche dahin abzielen, die Religion zum Deckmantel politischer Bestrebungen zu machen"; „in Deutschland muß Preußen moralische Eroberungen machen"; „die Welt muß wissen, daß Preußen überall das Recht zu schützen bereit ist"), hob er hervor, wie eine 40jähr. Erfahrung u. zwei kurze Kriegsepisoden die Nothwendigkeit von Reformen im Heerwesen ergeben hätten, denn Preußens Heer müsse angesehen u. mächtig sein, um, wenn es gälte, ein schwer wiegendes Gewicht in die Wagschale legen zu können. Während man nun diesen Passus des Erlasses

Nr. 5555. Wilhelm, Deutscher Kaiser und König von Preußen (geb. 22. März 1797).

nur wenig beachtete, erblickte der Prinz gerade in einer zeitgemäßen Vervollständigung der Wehrkraft des Landes seine nächste Hauptaufgabe, worin ihn der Verlauf der Ereignisse im J. 1859 nur noch bestärkte. Infolge dessen ward dem Landtag 1860 eine Mehrkostenforderung für die Heeresreorganisation vorgelegt; diese aber erregte den Widerspruch der Majorität der Volksvertretung, welche ihrerseits doch erst thatsächliche Beweise einer energischen, erfolgreichen deutschen Politik sehen wollte, ehe sie die Ausgaben für die Heeresreorganisation zu bewilligen gedachte. Damit begann der langjährige sog. Militärkonflikt zwischen der Krone u. der Volksvertretung, der sich mehr u. mehr verschärfte, dem Nachfolger Friedrich Wilhelm's IV. — durch dessen 2. Jan. 1861 erfolgtes Ableben war Prinz W. definitiv auf Preußens Königsthron gelangt — die Liebe des Volkes zu entfremden u. das ganze Staatsleben zu zerrütten drohte. Am 14. Juli 1861 machte sogar ein Student, Oskar Becker (s. d.), in Baden-Baden einen Mordversuch auf König W., verwundete ihn aber nur leicht. Durch die am 18. Okt. 1861 in Königsberg veranstaltete Krönung ward das Mißtrauen in seine konstitutionellen Absichten nur noch vermehrt. So fielen die Neuwahlen 6. Dez. 1861 im Sinne der Fortschrittspartei aus, u. dies hatte wiederum 17. März 1862 die Entlassung des Ministeriums der „neuen Aera" u. die Berufung eines reaktionären Kabinets unter dem Prinzen v. Hohenlohe zur Folge, an dessen Stelle 23. Sept. 1862 v. Bismarck-Schönhausen (s. d.) berufen wurde. Unerschütterlich hielt König W. an der bereits thatsächlich durchgeführten Heeresreorganisation, „seinem eigensten Werke", fest, auch dann noch, als im Okt. 1862 aus dem Streite darüber zwischen Regierung u. Volksvertretung ein Verfassungskonflikt geworden war. Wie sehr darunter seine Popularität litt, zeigte sich bes. bei den 50jähr. Festen zur Erinnerung an die Befreiungskriege u. an die Vereinigung verschiedener Provinzen 1863—65. Auch die entschiedene Politik, welche König W. unter Bismarck's kühnem u. staatsklugem Beirath in der deutschen Frage verfolgte, u. der siegreiche Krieg gegen Dänemark (1864) vermochten den Konflikt nicht zu beschwören, sondern schufen nur neue Verwicklungen. Erst der unerwartet glänzende Feldzug des J. 1866, mit dem sich die längst zur geschichtlichen Nothwendigkeit herangereifte Trennung Deutschlands u. Oesterreichs vollzog, löste endlich die unheilvolle Spannung zwischen Krone u. Volk in Preußen. Und wie König W. im Interesse der genialen Politik Bismarck's seine Legitimitätsansichten zum Opfer gebracht hatte, so wendete er, in strenger Auffassung seiner Berufspflichten, nur erst auf die dringenden Vorstellungen u. Bitten seiner obersten Rathgeber der eigenen Person diejenige Rücksicht zu, welche die von ihm selbst im Kriege gegen Oesterreich übernommene oberste Führung des Heeres erheischte. Namentlich setzte er sich durch einen Ritt über das Schlachtfeld bei Königgrätz (beim Anmarsch der mit Ungeduld erwarteten Zweiten Armee vom Roskoberge nach Chlum u. dann zu dem großen Kavalleriegefecht bei Langenhof u. Stresetitz) der Gefahr aus, von einem feindlichen Reitertrupp gefangen zu werden. Auch bei den Friedensverhandlungen verzichtete er im Interesse der deutschen Einigungspläne Bismarck's auf persönliche Wünsche. Schon beim Ausbruch des Krieges hatte sich in Preußen wieder ein Umschwung der Volksstimmung vollzogen, u. der Sonnenschein des Kriegsruhms verwandelte sie dann in Begeisterung für den königlichen Oberfeldherrn, dessen militärische Fürsorge sich so glänzend bewährt hatte. Dazu kam, daß König W. nach seiner Rückkehr aus dem Felde durch Vorlegung eines Indemnitätsgesetzes für die Zeit des budgetlosen Regiments dem Landtag die Hand zum Frieden bot. Dieselbe ward freudig ergriffen, u. damit begann die große Zeit in W.'s Leben, die Zeit der Erfüllung. Die Gründung des Norddeutschen Bundes, dessen Verfassung vom 1. Juli 1867 das Präsidium ihm u. seinen Nachkommen in der Krone Preußen übertrug, gab Preußen den Einfluß in Deutschland, der ihm gebührt, u. dem geeinten Deutschland die Weltstellung, deren es nur zu lange entbehrt hatte. Noch freilich war das Einigungswerk zu vollenden, noch war der Main nicht überbrückt. Daß dies, ungehindert von außen, in friedlicher Entwicklung geschehe, war W.'s lebhaftester Wunsch. Vier Jahre hindurch gelang es der Friedensliebe des siegreichen Königs, den drohenden Krieg mit Frankreich hinauszuschieben, dessen Eifersucht durch die unerhörten Erfolge des 1866er Krieges gereizt war, u. das sich in seiner Anmaßung u. Vergrößerungsgelüsten durch die plötzliche Macht des früher verachteten Nachbars gehemmt fühlte. Im Juni 1867 besuchte sogar König W. zusammen mit dem russ. Kaiser, der ihm übrigens beim 100jähr. Jubiläum des Georgsordens (8. Dez. 1869) für den Sieg bei Königgrätz die erste Klasse dieses Ordens verlieh, die Pariser Weltausstellung u. den Kaiser Napoleon III. Dieser aber suchte mit Ungeduld nach einem Vorwande zu einem kriegerischen Bruche, u. drei Jahre später fand er endlich einen solchen in der span. Thronkandidatur des Erbprinzen Leopold von Hohenzollern. In der Hoffnung, nicht nur Preußen zu isoliren, sondern auch dessen König persönlich vor seinen Bundesgenossen, vor der ganzen Welt zu erniedrigen, ließ er durch seinen Botschafter Benedetti im Bade Ems erniedrigende Forderungen an König W. stellen. Aber Napoleon's Hoffnung wurde durch den würdevollen u. furchtlosen Sinn König W.'s zu Schanden. Nun mußten die Waffen entscheiden. Ganz Deutschland scharte sich voll hoher Begeisterung um den greisen Heerführer, der, ein Siebziger, die Strapazen des Feldzugs nicht scheute. Am 13. Juli 1870 spielte die Brunnenscene in Ems, am 15. Juli kehrte W. nach Berlin zurück, um in Gemeinschaft mit dem Bundesrathe u. dem Reichstage die nöthigen Maßregeln für den Deutsch-franz. Krieg (s. d.) zu treffen,

am 19. erneuerte er den Orden des Eisernen Kreuzes, am 31. verließ er seine Hauptstadt wieder, am 2. Aug. übernahm er in Mainz den Oberbefehl über die gesammte deutsche Heeresmacht, am 3. Aug. er ließ er ebendaselbst „aus Anlaß der patriotischen Einmüthigkeit, mit welcher sein Volk sich zu dem jetzt aufgedrungenen Kampfe erhoben habe", eine Amnestie für politische Verbrechen u. Preßvergehen u. am 11. überschritt er mit dem Großen Hauptquartier die franz. Grenze. Dann folgte ein Siegeslauf, wie die Weltgeschichte kaum einen zweiten je gesehen. Nachdem er 18. Aug. die große Schlacht bei Gravelotte geleitet, ertheilte W. am 25. Aug. den Befehl zur Rechtsschwenkung an die III. u. die sog. Maas Armee, kommandirte 1. Sept. in der zweiten großen Schlacht, bei Sedan, wo sich der Franzosenkaiser ihm ergab, u. regelte 2. Sept., an welchem Tage er auch eine Zusammenkunft mit Napoleon im Schlößchen Bellevue bei Fresnoy hatte, die Kapitulation des gefangenen feindlichen Heeres. Am nächsten Tage gab er die Befehle zur Fortsetzung des Marsches nach Paris, woselbst das königl. Hauptquartier am 19., u. zwar im Schlosse Ferrières, eintraf. Nach der vollständigen Einschließung von Paris verlegte W. am 5. Okt. sein Hauptquartier nach Versailles. Von dort aus leitete er die drei zur Bekämpfung der neugebildeten Heere des Feindes entsendeten Armeen u. die Belagerung der franz. Hauptstadt; dort, in der glänzenden Residenz eines Ludwig XIV., vollzog sich auch die Wiedergeburt des Deutschen Reichs, insofern W. am 18. Jan. 1871 im dortigen Spiegelsaale in Gegenwart vieler deutschen Fürsten u. Würdenträger u. von Deputationen aller deutschen Heerestheile zum Kaiser des neuen Deutschen Reichs proklamirt ward, dessen friedlicher Charakter in der ersten kaiserlichen Proklamation an das deutsche Volk durch folgende Worte kundgegeben wurde: „Uns u. unseren Nachfolgern an der Kaiserkrone wolle Gott verleihen, allezeit Mehrer des Deutschen Reichs zu sein, nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an den Gütern u. Gaben des Friedens auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit u. Gesittung." Am 19. Jan. wohnte Kaiser W. dem großen Ausfallgefecht in der Ebene des Mont Valérien bei u. am 2. März ratifizirte er die deutsch-franz. Friedenspräliminarien. Hierauf verließ er 7. März mit seinem Hauptquartier Versailles, um über Ferrières, Nancy, Saarbrücken u. Frankfurt a. M. nach Berlin zurückzukehren, wo er 15. März wieder eintraf u. 21. März den ersten Deutschen Reichstag eröffnete. Der Empfang an der preuß. Landesgrenze in Saarbrücken, wo die Vertreter des dankbaren Rheinlandes das Silberhaar des kaiserl. Siegers mit dem goldenen Lorber schmückten, u. die Einfahrt in Berlin bildeten die hervorragendsten Momente der einem Triumphzuge gleichenden Rückkehr aus dem Felde. Mit den ruhmgekrönten Truppen, bez. den Vertretern der einzelnen Heerestheile, auch der süddeutschen Kontingente, hielt Kaiser W. am 16. Juni einen glänzenden Einzug in der Hauptstadt des neuen Deutschen Reiches. Schon vorher war Elsaß-Lothringen, das Frankreich im Frankfurter Frieden 10. Mai definitiv an Deutschland abgetreten hatte, durch Reichsgesetz vom 9. Juni der unmittelbaren Hoheit des Kaisers u. Reichs unterstellt worden. In rastloser, emsiger Thätigkeit u. unermüdlicher Treue widmete sich Kaiser W. seit dem Friedensschlusse wieder den Regierungsgeschäften, sowol der Vollendung der militärischen Organisation des Deutschen Reiches als auch der inneren Reform des preuß. Staatswesens. Auch den äußeren Frieden suchte er durch Versöhnung der Gegensätze u. Feindschaften der Nachbarmächte, wie durch persönliche Zusammenkünfte zu sichern. Das gute Einvernehmen zwischen Deutschland u. Oesterreich hatte sich schon während des Deutsch-franz. Kriegs vollends wiederhergestellt; ein Besuch, den Kaiser W. am 11. Aug. 1871 dem Kaiser Franz Joseph in Ischl machte, u. ein Zusammensein beider Kaiser am 6.—8. Sept. in Salzburg, bei dem auch die beiden Reichskanzler Bismarck u. Beust zugegen waren, befestigten das freundschaftliche Verhältniß noch mehr. Auch die Sympathien zwischen Deutschland u. Italien wurden um so lebendiger, je mehr Papst Pius IX. gerade diese beiden Mächte anfeindete; dies kam insbes. durch einen Besuch, den der ital. Kronprinz u. dessen Gemahlin Margarethe 28. Mai bis 6. Juni 1872 in Berlin abstatteten, um bei der Taufe der jüngsten Tochter (Margarethe) des Kronprinzen Friedrich Wilhelm Zeuge zu sein, zu beredtem Ausdruck. Am 5. u. 6. September weilten ferner die Kaiser von Rußland u. Oesterreich nebst ihren Premierministern Gortschakoff u. Andrassy in Berlin; bei dieser Zusammenkunft, bei welcher auch fast sämmtliche deutsche Bundesstaaten durch ihre Souveräne od. Prinzen vertreten waren, kam der sog. Dreikaiserbund zu Stande. Die Besuche der beiden Kaiser erwiederte Kaiser W. 1873 in Petersburg u. Wien. In demselben Jahre (2. Sept.) wohnte er der Enthüllung der Siegessäule in Berlin bei, welche als Denk- u. Ehrenmal für das preuß. Heer u. als Wahrzeichen deutscher Wehrhaftigkeit u. Einigkeit errichtet wurde. Auch ließ er es sich stets angelegen sein, durch den Eindruck persönlichen Verkehrs bei Besuchen neu erworbener Landestheile beschwichtigend u. versöhnend für die Einheit der deutschen Nation zu wirken. Im sog. „Kulturkampf" hielt er, allen ultramontanen Schmeicheleien od. Drohungen zum Trotz, fest zu seinen Ministern u. wies die Anmaßung des Papstes Pius IX. in seinem berühmten Schreiben vom 3. Sept. 1873 ebenso entschieden als würdig zurück. In demselben Monat empfing er den Besuch König Viktor Emanuel's II. von Italien (s. d.), dem er im Okt. 1875 einen Gegenbesuch in Mailand machte. Ein paar Monate vorher, 16. Aug., war er zugegen gewesen, als auf der Grotenburg bei Detmold mit der feierlichen Enthüllung des Hermann-Denkmals eine begeisterte Huldigung für ihn selbst, den neuen Befreier u. Einiger Deutschlands, verbunden wurde. Noch großartigere, von allen Ständen des deutschen Volks ausgehende Huldigungen wurden dem greisen Heldenkaiser anläßlich seines 70jähr. Militärjubiläums (1. Jan. 1877) u. seines 80. Geburtstags dargebracht.

Ein großer Theil des Volkes war aber inzwischen bereits müde geworden, für die neu errungene Macht u. Größe des deutschen Namens weitere Opfer zu bringen, u. die 1873 nicht nur über Deutschland hereingebrochene Krisis in Handel u. Industrie bildete einen unerschöpflichen Quell von Mißbehagen u. Klagen; letzterer war auch mit die Ursache, daß man den sozialdemokratischen Volksbeglückern, deren Agitation die liberalen Gesetze des Reichs den freiesten Spielraum ließ, vielfach willig Glauben schenkte u. sie für ihre destruktiven Tendenzen große Volksmassen gewinnen konnten. Das hierdurch angerichtete Unheil sollte sich bald auf die entsetzlichste Weise offenbaren. Als 11. Mai 1878 Kaiser W. mit seiner Tochter, der Großherzogin von Baden, in offenem Wagen durch die Linden in Berlin fuhr, feuerte ein Klempnergeselle aus Leipzig, Namens Max Hödel, mittels eines Revolvers mehrere, glücklicherweise erfolglose, Schüsse auf ihn ab. Und noch hatte sich die Aufregung über dieses ruchlose Attentat kaum gelegt, als schon ein anderes wieder auf den Kaiser gemacht wurde. Als derselbe am Sonntag, 2. Juni, seine gewohnte Spazierfahrt nach dem Berliner Thiergarten machte, wurden fast an der nämlichen Stelle, aus einem Fenster der zweiten Etage des Hauses Nr. 18 Unter den Linden, zwei Schüsse auf ihn abgefeuert, die ihn diesmal (mit 30 Schrotkörnern in Kopf u. Arme) erheblich verwundeten. Der Thäter, Dr. Karl Eduard Nobiling (geb. zu Kolno bei Birnbaum in der Provinz Posen 16. April 1848), hatte, bevor man ihn ergriffen, bereits einen Selbstmordversuch gemacht, an dessen Folgen er später starb (Hödel wurde im Hofe des Zellengefängnisses zu Moabit 16. Aug. enthauptet). Die durch die Verwundung u. den großen Blutverlust herbeigeführte Erkrankung des Kaisers veranlaßte diesen, am 6. Juni den Kronprinzen Friedrich Wilhelm zu seinem Stellvertreter zu ernennen; erst nach einem Kuraufenthalte in Teplitz, Gastein u. Wiesbaden kehrte er 5. Dez. 1878 nach Berlin zurück u. übernahm wieder die Regierung. Schon das Hödel'sche Attentat hatte die Vorlage eines gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie gerichteten Ausnahmegesetzes im Reichstage zur Folge. Da aber dieser die Regierungsvorlage ablehnte, so wurde er nach dem Nobiling'schen Attentate aufgelöst u. durch Neuwahlen an das Volk appellirt, welche denn auch zu einer beträchtlichen Stärkung der konservativen Partei führten. Dies u. eine Aenderung in den Anschauungen der nationalliberalen Partei bewirkten schließlich die Annahme eines dem neuen Reichstage vorgelegten Sozialistengesetzes, so daß dasselbe 21. Okt. 1878 publizirt werden konnte. — Kaiser W. ist bei allem Wandel der Dinge — u. welche großen Kontraste zeigt sein langes, thatenreiches Leben! — wie nach allen noch so schmerzlichen Erfahrungen sich immer gleich geblieben. Nicht blos in seiner

freundlichen Milde, seiner Herzensgüte, seiner Demuth u. Bescheidenheit, womit er alles Verdienst von sich selbst ablehnt u. die Verdienste Anderer dankbar anerkennt, ja selbst die mitunter seine eigene Person in Schatten stellende Glorifikation seiner Rathgeber u. Gehülfen, wie nam. Bismarck's u. Moltke's, ohne Eifersucht ertragen hat; nicht blos in der Frische u. Rüstigkeit des Leibes u. der Seele, die wenigstens für die Gebrechen des Alters unangreifbar scheinen, sondern vor Allem in der Bethätigung aller wahren Herrschertugenden, die in so seltener Weise in ihm sich vereinigen, u. in der nimmer ruhenden hingebungsvollen Pflichterfüllung, deren Wahlspruch das Wort seines Ahnherrn, Friedrich's d. Gr., ist: „Ich bin der erste Diener des Staates!" Im Einzelnen der Einwirkung seiner Umgebung zugänglich, dabei gelegentlich sowol der zornigen Aufwallung wie einer gewissen Weichheit ausgesetzt, eher langsam im Entschluß, aber in allen entscheidenden Augenblicken selbständig u. sicher, nach einmal gefaßtem Entschluß willensstark, ausdauernd, energisch, dabei im Glücke maßvoll, des möglichen Umschwungs der Dinge stets gewärtig, ohne verletzenden Uebermuth, von seltener Liebenswürdigkeit im persönlichen Verkehr, hat er sich seinen Platz verdient durch die strenge Arbeit seines ganzen Lebens — ein Musterbild der echten, gediegenen Mannestüchtigkeit, ein leuchtendes Beispiel dafür, daß im Staatsleben ein Charakter weit größeren Werth hat als ein Talent. — Vgl. die geschichtlichen Artikel über Preußen u. Deutschland, sowie die Werke: L. Schneider, „König W., militärische Lebensbeschreibung" (Berl. 1869; Forts. bis 1871, ebd. 1875); L. Hahn, „Gedenkbuch Kaiser W.'s" (ebd. 1874); W. Müller, „Kaiser W. 1797—1877" (ebd. 1877); „Siebzig Dienstjahre Sr. Maj. des Kaisers u. Königs W." (ebd. 1877); Ferd. Schmidt u. Fr. Otto, „Kaiser W., der Wiederhersteller des Deutschen Reichs u. seine Zeit" (2 Bde., 2. Aufl., Lpz. 1878).

**Wilhelm,** Graf von Holland, deutscher König (1247—56), ein ritterlicher u. ehrgeiziger Mann von 20 Jahren, ergriff als Gegner Kaiser Friedrich's II. die von den Geistlichen am Rhein auf einem Konzil zu Neuß (Sept. 1247) ihm angebotene Ehre, deutscher König zu heißen. Da seine Familienverbindungen, seine Gnadenerweisungen u. die 20,000 Mk., welche ihm Papst Innocenz IV. schickte, ihm in Süddeutschland einigen Anhang verschafften, vermochte er im Oktober 1248 die Stadt Aachen zu erobern u. sich in derselben am 1. Nov. krönen zu lassen, wenn auch nicht mit der echten Krone Karl's d. Gr., da Friedrich II. diese besaß. Im ganzen Westen, Süden u. Osten Deutschlands kam es nun zu einem erbitterten Parteikampf selbst innerhalb der Städte u. Familien. Nach Friedrich's II. Tode (1250) mehrte sich W.'s Anhang, da Innocenz, zu dem er sich persönlich nach Lyon begab, alle Hohenstaufen nochmals exkommunizirte u. ihre reichen Güter ausbot. Die Entfernung Konrad's IV. (s. d.), welcher sich 1251 nach Italien wandte, die Ehe mit Elisabeth, der ältesten Tochter des Welfenherzogs Otto von Braunschweig, die Ueberlassung mancher Hoheitsrechte, sowie bereitwillige Anerkennung u. Sanktionirung alles Raubes in dieser gesetzlosen Zeit verschafften W. einen Schein von Macht, während seine eigenen Wähler, die rhein. Erzbischöfe, ihn aus ihren Gebieten verdrängten u. seine Gemahlin einmal von einem gemeinen Raubritter eine Zeit lang gefangen gehalten wurde. Der Tod Konrad's IV. u. die Aussöhnung mit den Wittelsbachern verstärkten 1254 seinen Anhang in Deutschland, aber er selbst zog es vor, seine Tapferkeit in den kleinen Fehden der Niederländer zu bezeugen, anstatt sich im Reiche viel zu zeigen, wo weder ihm noch seinem Reichsstatthalter, dem Grafen Adolf von Waldeck, irgend Jemand gehorchte. Bei einem Kampfe mit den Friesen, die seine Beamten verjagt hatten, ritt er über ein gefrorenes Gewässer, brach ein u. wurde unerkannt von Bauern erschlagen (28. Sept. 1256). Mühsam fand sein Sohn 1282 das Bauernhaus, unter dessen Thürschwelle man die Leiche verscharrt hatte, u. ließ die Ueberreste nach der Klosterkirche zu Middelburg schaffen. — Vgl. Meermann, „Geschiedenis van graaf W. v. H. Roomisch koning" (4 Bde., Haag 1783 ff., deutsch von Eschenbach, 2 Bde., Lpz. 1787 f.).

**Wilhelm** August Ludwig Maximilian Friedrich, Herzog von Braunschweig, geb. 25. April 1806 als zweiter Sohn des 1815 bei Quatrebras gefallenen Herzogs Friedrich W. (s. d.), aus dessen Ehe mit der Prinzessin Marie Elisabeth Wilhelmine von Baden, welche sich nach der Schlacht bei Auerstädt im Okt. 1806 mit W. u. seinem älteren Bruder Karl nach Schweden u. dann nach Bruchsal begab, wo sie 20. April 1808 starb. Seit 1809 wurden die beiden Prinzen unter der Aufsicht ihrer Großmutter, der verwittweten Herzogin Auguste, Schwester Georg's III., in England u. seit 1814 unter der Vormundschaft Georg's IV. von Großbritannien vom Hofrath Eigner in Braunschweig erzogen. W. besuchte 1822—23 die Universität Göttingen, trat dann als Major in ein preuß. Kürassierregiment, erhielt 1826 von seinem Bruder, dem Herzog Karl (s. d.) von Braunschweig, das Fürstenthum Oels in Schlesien, u. nach Karl's Vertreibung am 7. Sept. 1830 übernahm er 28. Sept. provisorisch die Regierung des Herzogthums, die ihm 20. April 1831 definitiv übertragen wurde (über seine Regierung s. „Braunschweig, Geschichte"). Die Leitung der Staatsgeschäfte fast ganz seinen Ministern überlassend, pflegt Herzog W. einen großen Theil des Jahres außer Landes, nam. in Oels, zuzubringen. Er ist unvermählt geblieben; das Haus Braunschweig wird demnach mit ihm erlöschen.

**Wilhelm I.,** erster Kurfürst von Hessen, vorher als Landgraf W. IX., geb. zu Kassel 3. Jan. 1743, war ein Sohn des Landgrafen Friedrich II. aus dessen Ehe mit der Prinzessin Maria, Tochter Georg's II. von England. Da sein Vater zur Kathol. Kirche übergetreten war, so kamen beim Regierungsantritt desselben (1760) die Maßregeln zur Ausführung, welche man getroffen hatte, um dem Lande u. der Regentenfamilie die ungestörte Beibehaltung der reform. Konfession zu sichern. Friedrich's Gemahlin überkam mit der Vormundschaft ihrer Söhne zugleich die Regierung der Grafschaft Hanau. W. studirte in Göttingen, lebte während des Siebenjährigen Krieges am Hofe seines Oheims, König Friedrich's V. von Dänemark, vermählte sich 1764 mit dessen zweiter Tochter, Wilhelmine Karoline, u. trat gleichzeitig die Regierung in der Grafschaft Hanau an. 1776 schloß er mit England den berüchtigten Subsidienvertrag ab, infolge dessen er für Geld Hülfstruppen zur Bekämpfung der vom Mutterlande abgefallenen nordamerik. Kolonien lieferte. Als preuß. Generalmajor nahm er 1778 am Bayer. Erbfolgekrieg Theil, u. seitdem bildete sich bei ihm eine leidenschaftliche, aber kostspielige u. für sein Land drückende Vorliebe für das Militärwesen aus. 1785 folgte er seinem Vater als Landgraf von Hessen-Kassel. Er führte ein strenges u. gerechtes Regiment, sorgte für Verbesserung des Kirchen- u. Schulwesens, drückte aber andererseits sein Volk durch Geiz u. seine Soldatenwirthschaft; in einem neuen Subsidienvertrag mit England verpflichtete er sich zur Stellung von 12,000 Mann. Am franz. Revolutionskrieg betheiligte er sich auf der Seite Preußens; er eroberte 22. Dez. 1792 Frankfurt a. M. zurück u. ließ 1793 im engl. Solde stehende Truppen in Flandern gegen die Franzosen kämpfen. Durch den Baseler Frieden verlor er 1795 seine Besitzungen auf dem linken Rheinufer, doch wurde er dafür 1803 durch mehrere kurmainzische Aemter u. die Reichsstadt Gelnhausen, sowie durch die Kurwürde entschädigt, die er 15. Mai als W. I. antrat. Als 1806 nach der Schlacht bei Jena die Franzosen sein Land besetzten, floh er nach Holstein, u. als ihm der Friede von Tilsit seine Länder genommen hatte, ging er nach Prag. Von dort aus erließ er 1809 beim Ausbruch des österr.-franz. Krieges einen Aufruf an die Hessen u. bei Eger sammelte er behufs der Wiedereroberung seiner Staaten ein kleines Heer; die schnelle u. üble Wendung des Krieges vereitelte indeß sein Unternehmen. Erst nach der Schlacht bei Leipzig räumten die Franzosen die mit dem Königreich Westfalen vereinigt gewesenen kurhess. Länder, so daß W. 21. Nov. 1813 in seine Hauptstadt wieder einziehen konnte. Alsbald stellte er den Verbündeten 20,000 Mann Hülfstruppen, denen er 1815 noch 12,000 Mann folgen ließ. Sein auf Wiederherstellung des deutschen Kaiserthums gerichteter Vorschlag drang auf dem Wiener Kongresse eben so wenig durch wie sein Wunsch, als König der Katten anerkannt zu werden; aus letzterem Grunde behielt er den kurfürstlichen Titel bei u. verband mit demselben das Prädikat „Königl. Hoheit"; überdies nahm er 1816 den Titel eines Großherzogs von Fulda u. eines Fürsten von Isenburg an. In der Verbannung, deren Zeit er für seine Länder als nicht gewesen betrachtet wissen wollte, war sein Charakter noch härter, seine Neigung zu

rücksichtsloser Willkürherrschaft noch größer geworden. So stellte er Alles, selbst ganz veraltete Einrichtungen u. Mißbräuche im Civildienst u. Militärwesen (hier z. B. den Zopf u. die Stockschläge) wieder her, vertrieb die Ausländer aus seinem Staate, reduzirte die Staatsobligationen auf 1/3 ihres Werthes u. nahm Denen, welche in der westfälischen Zeit Staatsdomänen durch Kauf erworben hatten, dieselben ohne Entschädigung weg. Auch löste er seine Verpflichtung, mit den althess. Ständen eine Verfassung zu vereinbaren, nicht ein, da diese auf ihrer Forderung beharrten, das Staatsvermögen von seinem großen Privatschatze zu trennen; infolge dessen oktroyirte er 4. März 1817 ein Haus- u. Staatsgesetz. 1820 verlor er seine Gemahlin durch den Tod; er selbst starb plötzlich zu Kassel 27. Febr. 1821 an einem Schlagfluß.

**Wilhelm II.**, Kurfürst von Hessen, Sohn u. Nachfolger des Vorigen, geb. 28. Juli 1777; studirte in Marburg u. Leipzig, vermählte sich 1797 mit der Prinzessin Auguste, einer Tochter König Friedrich Wilhelm's II. von Preußen, ging 1806 mit seinem Vater nach Holstein u. Prag u. 1809 nach Berlin, nahm 1813 im preuß. Heere an der Schlacht bei Leipzig Theil, erließ 30. Okt. von Kassel aus den Aufruf an die Hessen zum Kampfe gegen Napoleon, befehligte seit März 1814 die zur Einschließung der Festungen Metz, Thionville, Luxemburg u. Saarlouis bestimmten Truppen u. lebte nach dem Pariser Frieden in Hanau. 1821 auf den Thron gelangt, verstand er sich zwar zu verschiedenen Reformen in der Verwaltung, zeigte sich aber einer zeitgemäßen Verfassung hartnäckig abgeneigt; erst die revolutionären Bewegungen des J. 1830 nöthigten ihm eine solche ab; dieselbe kam 5. Jan. 1831 zu Stande. Auch in seiner Familie war es zu Zerwürfnissen gekommen, als W. seine Geliebte, Emilie Ortlöpp (geb. 1791 als Tochter eines Berliner Goldarbeiters), 1821 zur Gräfin v. Reichenbach (später Reichenbach-Lessonitz) erhoben hatte. 1826 zog sich die beim Volke sehr beliebte Kurfürstin vom Hofe nach Bonn zurück, u. der Kurprinz ging nach Berlin; Letzterer söhnte sich 1830 mit seinem Vater wieder aus. Die Rückkehr der Gräfin Reichenbach-Lessonitz nach Kassel erregte 11. Jan. 1831 neue Unruhen, infolge deren W. seine Residenz nach Hanau verlegte; auch übertrug er 30. Sept. dess. J. die Regentschaft dem Kurprinzen Friedrich Wilhelm. Nach dem Tode seiner Gemahlin (19. Febr. 1841) vermählte sich W. morganatisch mit der Gräfin u. nach deren 12. Febr. 1843 zu Frankfurt a. M. erfolgten Tode ging er 28. Aug. dess. J. eine gleiche Ehe mit Karoline v. Berlepsch (geb. zu Kassel 1820), einer Tochter des kurhess. Generalmajors Ludwig Hermann v. Berlepsch, ein, die er zu einer Gräfin v. Bergen erhob. W. starb zu Frankfurt a. M. 20. Nov. 1847. Ihm folgte in der Regierung sein Sohn Friedr. Wilhelm (s. d.). Die Gräfin v. Bergen heirathete 1851 den Grafen Adolf v. Hohenthal-Knauthain, der später sächs. Wirklicher Geheimer Rath u. Mitglied der I. sächs. Ständekammer ward, wurde 1875 abermals Wittwe u. starb 1877.

**Wilhelm I.** Friedrich Karl, König von Württemberg, wurde 27. Sept. 1781 zu Lübben in Schlesien geb., wo sein Vater, der nachmalige König Friedrich I. von Württemberg, als preuß. Generalmajor u. Chef eines Dragonerregiments in Garnison lag; seine Mutter, Auguste (gest. 1788), war eine geb. Prinzessin von Braunschweig-Wolfenbüttel (aus dieser Ehe seines Vaters stammte sonst nur noch eine Tochter, Katharine, die spätere Gemahlin König Hieronymus' von Westfalen). Die Verhältnisse seiner Familie führten ihn als Knaben nach Rußland, in dessen Dienste der Vater 1787 als Generalgouverneur von Finnland getreten war, dann in die Schweiz (nach Monrepos bei Lausanne), nach Badenheim bei Mainz u. erst 1790 nach Württemberg, das er aber nebst den übrigen Mitgliedern der herzoglichen Familie 1796, beim Andringen der Franzosen, wieder verlassen mußte, um bis 1800 theils in Ansbach, theils in Wien u. London zu leben. Dann trat er als Freiwilliger in das österr. Armeecorps unter Erzherzog Johann u. focht mit Auszeichnung in der unglücklichen Schlacht bei Hohenlinden (3. Dez. 1800). 1803 bis 1806 bereiste er Frankreich u. Italien, worauf er als Kronprinz seinen bleibenden Aufenthalt in Stuttgart nahm. 1808 vermählte er sich mit der Prinzessin Charlotte von Bayern, doch ward diese Ehe 1814 wieder aufgelöst (s. „Karolina Augusta, Kaiserin von Oesterreich"). Als 1812 Napoleon an Rußland den Krieg erklärte, mußte sich W. auf Befehl seines Vaters an die Spitze des württemberg. Rheinbundskontingents stellen, kam indessen selbst nur bis nach Wilna, wo er, schwer erkrankt, zurückbleiben mußte. Nach der Schlacht bei Leipzig, in deren Folge auch Württemberg auf die Seite der Verbündeten trat, erhielt er das Kommando über das 7., aus den württemberg. Truppen u. mehreren österr. u. russ. Regimentern bestehende Armeecorps, focht mit diesem bei Epinal, Brienne u. Sens (31. Jan. 1814) unter Blücher u. deckte bei Montereau (18. Febr.) den Rückzug der Alliirten. Auch 1815 führte er ein Kommando im Elsaß, wo er den General Rapp nach Straßburg zurückwarf. 1816 vermählte er sich mit der Großfürstin Katharina Paulowna von Rußland, der Wittwe des Prinzen Peter von Holstein-Oldenburg, die er aber schon 1819 durch den Tod wieder verlor, nachdem sie ihm zwei Töchter geboren hatte: Maria (geb. 1816), seit 1840 Gemahlin des württemberg. Generalmajors Grafen Alfred von Neipperg, u. Sophie (geb. 1818, gest. 1878), seit 1839 Gemahlin des jetzigen Königs Wilhelm III. der Niederlande (s. d.). Mit der Thronbesteigung König W.'s, 30. Okt. 1816, begann eine neue Aera in der Geschichte seines Landes. In allen Zweigen der Verwaltung ward die Beamtenaristokratie zur Ordnung zurückgeführt, die geheime Polizei, sowie das Censurkollegium u. die Bücherfiskale aufgehoben, der Prunk der früheren Hofhaltung wurde gemildert, u. ohne Beschränkung gab der König jedem Unterthan das Recht, seine Bitten u. Wünsche ihm persönlich vorzutragen. Weiter vereinbarte er mit den Volksvertretern eine freie Verfassung, die er 25. Sept. 1819 in Ludwigsburg vom Thron herab verkündete u. die später weiter entwickelt wurde. In der Folgezeit galt W.'s eifrigstes Bestreben vornehmlich der Hebung der materiellen Wohlfahrt des Landes. Unter ihm ward Württemberg ein Musterland für die Landwirthschaft, ein Land mit rastlos aufstrebender Industrie u. einem blühenden Zustande der Finanzen. Ein Mann von feiner Geistesbildung u. nicht ohne sarkastische Laune, liebte W. die freie Regung der Wissenschaft, die frische Entfaltung geistigen Lebens u. achtete er echten Freimuth. Sparsam für den Staat, ernst u. streng gegen jede Verschleuderung einschreitend, war er doch, wo es würdige Zwecke galt, von größter Munifizenz. Auf seinen deutsch-nationalen Patriotismus that er sich etwas zugute, nur bestand dieser hauptsächlich in seiner Abneigung gegen Preußen. König W. starb auf Schloß Rosenstein 25. Juni 1864 u. wurde auf dem Rothenberg neben seiner zweiten Gemahlin begraben. Am 15. April 1820 hatte er ein drittes Ehebündniß mit der Prinzessin Pauline (geb. 4. Sept. 1800), einer Tochter seines verstorbenen Oheims, Herzog Ludwig's von Württemberg, geschlossen, welche ihm den jetzigen König **Karl** (geb. 6. März 1823) u. zwei Töchter gebar: die Prinzessin **Katharina** (geb. 24. Aug. 1821), vermählt seit 1845 mit dem Prinzen Friedrich von Württemberg (gest. 9. Mai 1870), u. die Prinzessin **Auguste** (geb. 4. Okt. 1826), seit 1851 Gemahlin des Prinzen Hermann von Sachsen-Weimar. Vgl. „Württemberg, Geschichte" u. Rick, „W. I. u. seine Regierung" (Stuttg. 1864).

**Wilhelm I.**, der Eroberer, König von England (1066—87), geb. 1027 zu Falaise, war der einzige, übrigens uneheliche Sohn des Herzogs Robert „der Teufel" (s. d.) von der Normandie u. der Tochter eines Kürschners. Während einer von den Baronen nach dem andern das Herzogthum an sich riß, wußte den achtjährigen Herzog seiner Mutter Bruder, Gautier, oft dadurch allein zu retten, daß er ihn in den Hütten der Armen verbarg. Erst durch den Sieg bei Val des Dunes, unweit Caen, verhalf ihm 1047 König Heinrich von Frankreich zur Anerkennung. Nach manchen weiteren Kämpfen mit Nachbarn u. Vasallen ging W. 1051 zum Besuch nach England, wo er von dem schwachen König Eduard III. ein Versprechen wegen der Erbfolge empfing, u. heirathete 1053 Mathilde, die Tochter Graf Balduin's V. von Flandern. Die kanonischen Hindernisse, welche dieser Ehe entgegenstanden, veranlaßten zwar ein päpstliches Interdikt gegen die Normandie, aber W. wußte den unterhandelnden Mönch Lanfranc (s. d.) für sich einzunehmen u. gewann an ihm für die ganze spätere Zeit den gewandtesten Vermittler mit dem Papste. 1060 war W. mächtig genug, den König selbst u. den Herzog von Anjou, die ihn überfielen, zurückzuwerfen, erlangte halb durch Erbschaft, halb mit

Gewalt 1062 den Besitz von Maine u. ließ wahrscheinlich den Herzog Conan von Bretagne vergiften, der Ansprüche an die Normandie erhob. So im eigenen Lande gesichert, unternahm er die Eroberung Englands, welches nach dem Tode Eduard's III. von König Harold beherrscht wurde. Zu St. Valery versammelte er an 50,000 Abenteurer u. Vasallen unter der geweihten Kreuzesfahne, die Papst Alexander II. auf Rath seines Archidiakonus Hildebrand (s. „Gregor VII.) ihm übersandt hatte, u. landete 29. Sept. 1066 zu Pevensey u. Hastings. Hier kam es bei dem kleinen Orte Senlac 14. Okt. zu jener blutigen Schlacht, die Harold das Leben kostete u. W. das Königreich England verschaffte. Kaum im Besitz des zehnten Theiles, ließ er sich am 1. Weihnachtsfeiertage durch den Erzbischof von York in London salben u. krönen. Bis hier eine neue Burg, vermuthlich der Tower, erbaut war, durchzog W. das Land, empfing die Huldigung zahlreicher angelsächs. Earle, ließ einen großen Theil der reichen Beute nach Rouen schaffen u. belebnte seine Getreuen mit den Grafschaften der Erschlagenen od. mit Krongütern. Das Osterfest 1067 feierte er zu Fécamp in der Normandie, umgeben von seinen Großen u. vielen angelsächs. Geiseln. Allein die Härte u. Beutesucht seiner Beamten in England trieb viele angesehene Angelsachsen zur Auswanderung. Aber durch seine Gegenwart, durch Strenge u. Milde zugleich, stellte W. 1067 den Frieden her u. ließ Ostern 1068 seine Gemahlin, Mathilde von Flandern, in Winchester krönen. Im Juni hatte er eben zwei Söhne Harold's, welche an der Südküste gelandet waren, zurücktreiben lassen, als die Dänen bei Norwich landeten u. viele Angelsachsen sich ihnen anschlossen. Kaum hatte er jene verjagt u. an diesen grausame Rache geübt, als König Malcolm von Schottland verheerend in Northumbrien einbrach. Nachdem er zwei Jahre mit ihm gekämpft, setzte er überall franz. Priester an Stelle der abtrünnigen angelsächs. u. machte den gelehrten Lanfranc aus Pavia 1070 zum Erzbischof von Canterbury u. Primas von England. Die Mehrzahl aller geistlichen u. weltlichen (ca. 1400) Kronvasallen waren seitdem franz. Abkunft u. ihre Sprache wurde die herrschende in England; nur in den niederen Gerichten u. im Verkehr des Volkes lebte das Angelsächs. fort. Während W. seine ganze Aufmerksamkeit auf sein Königreich richtete, beunruhigten Feinde sein Erbland. Graf Fulco von Anjou entriß ihm Maine, u. der König trat es 1072 im Vertrage zu Blancaland an ihn wirklich ab unter der Bedingung, daß er seinen ältesten Sohn Robert damit belehne. Ebenso zog er es vor, den Grafen von Bretagne, den er für die Unterstützung eines Verräthers in England nicht zu strafen vermochte, 1075 durch ein Freundschaftsbündniß u. durch die Hand seiner Tochter Konstanze dauernd sich zu verpflichten. Auch seinem eigenen Sohne Robert, dem der König schon 1066 als Knaben zum Scheine die Normandie übergeben u. 1072 Maine verschafft hatte (s. o.), u. der nach Flandern u. endlich zum Könige von Frankreich geflüchtet war, weil W. ihm beide Länder vorenthielt, gab er 1075 nach erbittertem Kampfe nach u. söhnte sich mit ihm aus. Dennoch stand Robert bald wieder an der Spitze von Empörern. Wenige Jahre später brach der eigene Bruder des Königs, Odo, Bischof von Bayeux, welcher während seiner Abwesenheit England verwaltete, heimlich verlockt von Gregor VII., mit einer großen Schar von Normannen ohne W.'s Wissen u. Willen auf, um sich nach Rom zu begeben u. durch tapferen Kampf gegen die Deutschen vielleicht die Nachfolge auf dem Stuhle Petri zu erwerben, allein der König trat ihm 1084 auf der Insel Wight entgegen u. nahm ihn mit eigener Hand gefangen. Vergebens war die Fürbitte des Papstes, noch vergeblicher das Verlangen seines Legaten Hubert, daß W. sein Königreich von Rom zu Lehn nehme. So ergeben W. sich in Betreff der Kirchenlehre u. des Peterspfennigs erwies, so entschieden wies er jede weitere Unterordung zurück, vielmehr besetzte er alle Bisthümer u. Abteien nach eigenem Ermessen od. nach dem seiner weltlichen Räthe, oft sogar für Geld. Dieses letztere schätzte er als Waffe ebenso hoch als das Eisen. Als 1084 König Kanut von Dänemark, Robert von Flandern u. König Olaf von Norwegen rüsteten, um W. aus England zu vertreiben, erhob dieser überall ein hohes „Danegeld“ u. schreckte die Feinde nicht nur durch die außerordentlichen Vorbereitungen zu ihrer Abwehr, sondern wußte ihnen durch Geld im eigenen Lande allerlei Aufruhr zu erregen, so daß das ganze Unternehmen aufgegeben werden mußte. Von W.'s praktischem Sinne zeugt vor Allem das im J. 1086 zuerst genannte u. wahrscheinlich damals vollendete „Domesdaybook“, ein vollständiges Register aller unmittelbaren u. mittelbaren Lehnsleute, aller freien Einsassen, ihres Besitzstandes, ihrer Einkünfte u. der Möglichkeiten der Ertragsverbesserung, aus dem man genau die Steuerkraft des Landes zu erkennen vermochte. Unmäßig jedoch war seine Jagdlust. 60 Kirchspiele ließ er unbarmherzig niederbrennen, um einen Wald um 17,000 Acker zu vergrößern. Im Kampfe gegen Philipp I. von Frankreich, der den abtrünnigen Robert wieder aufgenommen hatte, fand W. sein Ende. Beim Eintritt in die zerstörte Stadt Mantes stürzte er mit dem Pferde u. erhielt einen gefährlichen Bruch. Nachdem er für Robert die Normandie, für Wilhelm (s. d.) England, für Heinrich ein Legat von 5000 Pfd. Silber bestimmt hatte, starb er 7. Sept. 1087 in der Kirche St. Gervais bei Rouen u. wurde später in Caen beigesetzt. — Vgl. Lappenberg, „Geschichte von England“ (Bd. 1 u. 2, Hamb. 1834 u. 1837); Freeman, „History of the Norman conquest of England“ (Bd. 4: „The Reign of W. the Conqueror“, 2. Aufl., Lond. 1877, Bd. 5, 1876).

**Wilhelm II.**, der Rothe, König von England (1087—1100), des Vorigen zweiter Sohn, erhielt die Krone allein durch den Willen des Vaters, der den Muth, die Gewandtheit u. Klugheit des 27jährigen für den schwierigen Kampf mit den Gegnern des neuen Herrscherhauses geeigneter fand, als den zerfahrenen Sinn des abenteuerlustigen ältesten Sohnes Robert. Vom Sterbebette des Vaters eilte W. II. mit einem Brief desselben zum Erzbischof von Canterbury, empfing schon 25. Sept. in der Westminsterabtei die Krone u. die Eide der Vasallen u. öffnete dann nach des Verstorbenen Wunsch die Schatzkammer desselben zu Winchester, um durch reiche Spenden sich Anhänger zu werben. Trotzdem waren die 13 Jahre seiner Regierung mit beständigen Kämpfen gegen Abtrünnige erfüllt. Mühsam zwang er seinen Oheim Odo, der den Kerker verlassen u. sich an die Spitze vieler Barone gestellt hatte, welche die Vereinigung mit der Normandie unter Robert's Herrschaft wünschten, mit Hülfe von 30,000 Angelsachsen in Rochester (Sept. 1088) zur Kapitulation. Mit Robert selbst, zu welchem sich auch der jüngste Bruder Heinrich gewandt hatte, gelang es W. erst 1091, unter persönlicher Vermittlung Philipp's von Frankreich, in Caen einen Frieden zu machen, durch den dem überlebenden von den beiden älteren Brüdern das ganze normannische Erbe bestimmt wurde. Prinz Heinrich, der sich diesem Frieden widersetzen wollte, wurde in Mont-St.-Michel belagert, erhielt aber das Recht des freien Abzugs, als der König Malcolm von Schottland einen Einfall in England gemacht hatte. Da der Letztere 1093 zusammen mit seinem ältesten Sohne Edward durch Verräther ermordet wurde, ließ sich W. von dem Prinzen Duncan, der als Geisel an seinem Hofe lebte, den Lehnseid leisten u. schickte ihn dann nach Schottland, damit er, von Franzosen u. Angelsachsen unterstützt, den Thron besteige. Unter derselben Bedingung verhalf er wenige Jahre später, als Duncan ermordet war, dem jüngeren Prinzen, Edgar, zur schott. Krone. Vergebens suchte W. Wales zu erobern; mehrmals zurückgedrängt, überließ er es 1097 dem Guerillakriege der normann. Nachbarn, die übrigens auf Anglesey 1098 bei diesen Kämpfen plötzlich von König Magnus von Norwegen angegriffen wurden, dessen Herrschaft sich schon bis zur Insel Mona (Man) erstreckte. Schonungslos verfuhr W. mit der Kirche Englands. Das Primat ließ er, wie die meisten erledigten Bisthümer u. Abteien, nach Lanfranc's Tode (1089) vier Jahre lang unbesetzt, erkannte 10 Jahre lang keinen Papst an, ließ keinen Peterspfennig einsammeln u. beraubte Anselm (s. d.) von Canterbury, den er 1093 eingesetzt hatte, als dieser sich 1097 nach Rom begeben hatte, um die Angelegenheiten der engl. Kirche mit Urban II. zu berathen, sofort seiner Güter. Als Robert während seiner Theilnahme am Kreuzzuge ihm für 10,000 Mark Silber auf fünf Jahre die Normandie verpfändet hatte, war er eifrigst bemüht, im Kampfe mit franz. Baronen u. dem Könige selbst seine Herrschaft nach Süden hin zu erweitern, als man ihn auf der Jagd 2. Aug. 1100 in Newforest von einem Pfeile durchbohrt fand, entweder durch eigene Schuld od. durch Fehlschuß eines Freundes, od. durch Meuchelmord. — Vgl. Lappenberg, „Geschichte von England“ (Bd. 2, Hamb. 1837).

**Wilhelm III.** von Nassau-Oranien, König von Großbritannien u. Irland (1688–1702), geb. 4. Nov. 1650, acht Tage nach dem Tode seines Vaters, Wilhelm's II., des Generalkapitäns u. Statthalters von Holland u. Seeland, wurde schon als Knabe seines Fürstenthums Oranien durch Ludwig XIV. u. im Alter von 17 Jahren durch das „ewige Edikt" der republikanischen Partei (s. „De Witt") jeder Aussicht auf eine Machtstellung beraubt, obwol seine Oheime, Karl II. von England u. Friedrich Wilhelm von Brandenburg, sich lebhaft für ihn bemühten. Frühzeitig (1661) durch den Tod auch der Mutter, Marie Henriette von Stuart, beraubt, u. durch die ihm von den Generalstaaten beigegebenen Erzieher mehr bewacht als unterwiesen, ward er zeitig in sich gekehrt u. schweigsam. Dennoch war bald der Ruf seiner kaltblütigen Entschlossenheit, seines festen calvinistischen Glaubens, seiner feinen Klugheit im Volke so verbreitet, daß man nach dem ersten Unglück im Kriege mit Ludwig XIV. (s. d.) 1672 die Führer der republikanischen Partei niedermachte u. den 22jährigen W. in der Stellung seines Vaters an die Spitze des Staates rief. Während nun Tromp u. Ruyter (s. d.) durch drei Seetreffen die engl. franz. Flotte an der Landung verhinderten, vermied er ein feindliches Zusammentreffen mit der überlegenen Landarmee, ließ die Dämme durchstechen u. zwang jene zu langsamem Rückzuge. Schon 1674 wurde W. der Mittelpunkt einer großen antifranz. Allianz u. brachte 11. Aug. 1674 an der Spitze von österr. u. niederländ. Truppen die Schlacht von Senef zum Stehen. Seit es ihm geglückt war, den holländ. Krieg in einen europ. zu verwandeln, war sein Vaterland trotz mancher Schlappe, die er in den span. Niederlanden (bei Mont Cassel 1676, bei St. Omer 1677) erlitt, gerettet. Endlich glückte es auch, England von Ludwig XIV. zu trennen, da W. sich 15. Nov. 1677 mit seiner Cousine Maria, der ältesten Tochter des Herzogs Jakob (s. „Jakob II.") von York, verheirathete; aber die Generalstaaten, welche seitdem W. im Verdachte autokratischer Gelüste hatten, beeilten sich, die dargebotene Friedenshand des franz. Königs zu ergreifen u. 12. Aug. 1678 mit ihm zu Amsterdam einen Vertrag zu schließen, durch welchen sie Handelsvortheile u. die Rückgabe von Mastricht erlangten u. der Prinz Oranien zurückerhielt. Wider Willen mußte dieser sich auf dem Kongreß zu Nymwegen (5. Febr. 1679) in den Abschluß des Kampfes gegen Frankreich fügen, in dem er seine Lebensaufgabe erblickte. Er behielt sein Ziel im Auge, trotzdem die Generalstaaten ihm 1683 nur ein kleines Hülfscorps zur Unterstützung der Spanier in Luxemburg bewilligten, das den Anfall dieser Stadt an Frankreich nicht aufhalten konnte, trotzdem sie 1684 dem schmachvollen Regensburger Waffenstillstande beistimmten, den Ludwig XIV. Deutschland abgerungen hatte, trotzdem die republikan. Partei sogar im Bunde mit dem franz. Gesandten im Stillen an der Beseitigung der Statthalterwürde arbeitete. W.'s unermüdlichem Eifer gelang es 1686 zu Augsburg, eine Liga deutscher Fürsten gegen Frankreich zu Stande zu bringen, an welche sich auch Schweden u. Spanien anschlossen. Schon rüstete man auf beiden Seiten zum Kriege, als die Geburt eines Prinzen von Wales (s. „Jakob III."), den die Protestanten Englands u. mit ihnen in einem eigenen Manifeste auch W. für untergeschoben erklärten, Jakob II. um den Thron brachte. Im Nov. 1688, als eben die franz. Kriegserklärung erfolgt war, landete W. 5. Nov. mit starker Macht in England, wo ihm alsbald alle Freunde der kirchlichen u. politischen Freiheit zufielen, u. schon 8. Nov. zog er in Exeter, 6. Dez. in Hungerford, 18. Dez. in London ein, das Jakob am Morgen für immer verlassen hatte. Am 13. Febr. 1689 einigten sich die beiden Häuser des Parlaments in der sog. Declaration of right, zur Wahrung ihrer Rechte u. Freiheiten die erledigte Königswürde W. u. Maria zu übertragen. Denn Jener hatte entschieden erklärt, daß er nur, wenn sie ihm die Krone auf Lebenszeit anböten, im Lande bleiben würde. Am 11. April fand die feierliche Krönung statt, doch verweigerte ein großer Theil der bischöflichen Geistlichkeit den Eid, da man von dem calvinistischen König eine Milderung der strengen Kirchengesetze zu Gunsten der Dissenters fürchtete. Das Parlament erklärte aber nach kurzer Zeit die Absetzung aller Eidesverweigerer. Am 11. Mai bot auch das schott. Parlament mit einer ähnlichen Wahrung seiner Rechte u. Freiheiten dem Königspaare die Krone an. Den Titel eines Königs von Irland nahm W. ohne besonderen Halt an, aber zwei Jahre vergingen, ehe er dort wirklich die Herrschaft erlangte. Das am 20. Mai 1689 in Dublin versammelte Parlament erklärte sich mit großer Majorität für Jakob II., der bereits 12. März mit einer franz. Flottille in Kinsale gelandet u. schon 24. in die Hauptstadt eingezogen war. Allein W. kam im Juni 1690 herüber u. nöthigte durch die Schlacht an der Boyne (30. Juli) seinen Gegner zur Flucht u. erneuerte 1691 die harten Maßregeln Cromwell's (s. d.) zur Unterwerfung der Iren. Nicht so glücklich war er im Kampfe gegen Ludwig XIV. auf dem Festlande. Da England 1689 der Wiener Allianz beigetreten war, so begab sich W. nach Holland, wurde aber bei Steenkerken am 4. Aug. 1692 zurückgeworfen, 29. Juli 1693 bei Neerwinden mit überlegener Macht geschlagen u. vermochte erst nach dem Tode Luxembourg's Namur im Sept. 1695 zurückzuerobern. Jene Unglücksfälle trugen nicht wenig dazu bei, die Partei der Anhänger des vertriebenen Königs zu verstärken. Allein der glänzende Sieg der engl.-holl. Flotte bei la Hogue (19. Mai 1692), durch welchen ein Landungsversuch Jakob's vereitelt wurde, sowie eine lange Reihe von Reformen auf dem Gebiete des Verfassungs-, Steuer- u. Finanzwesens, vor Allem auch die Gründung der Londoner Bank, stellten das Gleichgewicht nach außen u. innen wieder her. Trotz seiner persönlichen Unliebenswürdigkeit erlangte W. allmählich einige Popularität. Der Tod der Königin (28. Dez. 1694) änderte darin nichts, die Entdeckung eines beabsichtigten Attentates (13. Febr. 1696) verbesserte noch die Stimmung. Gestützt auf solche Macht, erlangte er im Frieden zu Ryswick 1697 die Anerkennung als König auch von Ludwig XIV. u. die Versicherung, daß man keinen seiner Feinde künftig unterstützen werde. Dennoch behielt er sein großes Lebensziel, der Vergrößerungssucht Frankreichs entgegenzuwirken, fest im Auge. Da das Parlament durchaus abgeneigt war, sich in die span. Erbfolgefrage einzumischen, vielmehr die engl. Landmacht 1699 bedeutend beschränkte, so betheiligte er sich nur insgeheim an den Verträgen über die Theilung der span. Monarchie u. benutzte seine Stellung als Statthalter der niederländ. Union, um durch den thätigen Rathspensionär Heinsius England an sein Versprechen der Hülfsleistung mahnen zu lassen, als Ludwig XIV. nach der Besetzung des span. Throns durch seinen Enkel Philipp V. (s. d.) Holland immer fester umklammerte. So erklärten sich endlich im Mai 1701 beide Häuser des engl. Parlamentes zur Ausführung der alten Verträge bereit u. versprachen dem Könige zur Aufrechterhaltung der europ. Freiheit beizustehen. Kaum war 5. Sept. 1701 im Haag die „große Allianz" mit Holland u. dem Kaiser abgeschlossen u. gleichzeitig die protestantische Thronfolge für England zum Gesetz erhoben, als die Kunde, daß Ludwig XIV. 16. Sept. an Jakob's II. Sterbebette dessen Sohn, Jakob III., als Herrscher der drei Königreiche anerkannt habe, die ganze engl. Nation zum Kampfe begeisterte; ein neugewähltes Parlament gab im Febr. 1702 bereitwillig alle Mittel zum Kriege. So wurde W. zum dritten Male die Seele der großen Angriffsbewegung gegen die bourbon. Monarchie, aber seine Lebenskraft war beinahe verzehrt. Lange schon hatte er schweres Siechthum nur durch die Energie seines Willens niedergehalten; jetzt beschleunigte eine an sich unbedeutende Verletzung beim Sturz vom Pferde seinen Tod, der am 8. (19.) März 1702 erfolgte. Die Nachwelt verehrt in ihm den Begründer der engl. Großmachtsstellung u. den unermüdlichen Vorkämpfer des german. u. protest. Wesens. Seine deutschen u. franz. Erblande fielen theils an Wilhelm Friso von Nassau-Dietz, theils an Friedrich I. von Preußen, den Sohn von W.'s Tante Louise Henriette (s. „Oranien"). — Vgl. Vernon, „Court and times of W. III." (3 Bde., Lond. 1841); Macaulay, „History of England" (Lond. 1844 u. oft); Ranke, „Englische Geschichte" (Bd. 4—6, Berl. 1863 ff.); Noorden, „Europ. Geschichte des 18. Jahrh." (Bd. 1, Düsseldorf 1870).

**Wilhelm IV.**, Heinrich, König von Großbritannien, Irland u. Hannover (1830—37), geb. 21. Aug. 1765; war der dritte Sohn König Georg's III. (s. d.) u. hieß vor seiner Thronbesteigung Herzog von Clarence u. St. Andrews, Graf von Munster. Anfangs ohne Aussicht auf die Königswürde, wählte er den Beruf eines Seemanns, trat 1778 in die Marine, wohnte dem Seekriege gegen Spanien u. Frankreich bei, wurde 1786 Leutnant u. kommandirte als solcher die

Fregatte „Pegasus" in Westindien. Als Contreadmiral (1789) verband er sich mit der reizenden Schauspielerin Dora Jordan, welche ihm 10 Kinder, die Fitzclarences, gebar, aber 1811, von ihm verlassen, zur Bühne zurückkehrte. Durch den Tod seiner Nichte Charlotte (s. „Leopold I. von Belgien") dem Throne bedeutend näher gerückt, schloß er 11. Juli 1818 eine standesgemäße Ehe mit Adelheid, der Schwester des Herzogs Bernhard von Sachsen-Meiningen, doch blieb diese, nachdem zwei Töchter bald nach der Geburt gestorben waren, kinderlos. Der Tod des Herzogs von York (5. Jan. 1827) machte W. zum nächsten Thronerben u. verschaffte ihm eine Apanage von 40,000 Pfd. Sterl., zu welcher der Minister Canning den glänzenden u. einträglichen Posten eines Großadmirals des Königreiches hinzufügte. Als solcher empfing er 10. Nov. 1827 den Bericht Codrington's über den glorreichen Sieg bei Navarino vom 20. Okt. u. sprach offen seine Billigung aus, während die Tories über jenes blutige Ereigniß zürnten u. König Georg IV. (s. d.) es in der Thronrede „ein leidiges Ereigniß" schalt. Kaum war daher Wellington (s. d.) an des verstorbenen Canning Stelle getreten, so verlangte er W.'s Entfernung aus jener einflußreichen Stellung. Trotzdem ließ W. ihn selbst an der Spitze des Ministeriums, als er 26. Juni 1830 im Alter von 65 Jahren König wurde. Als Nachfolger des menschenscheuen, schuldbewußten Georg's IV. errang W. durch sein wohlwollendes, offenes Wesen, durch seine Uneigennützigkeit, sein musterhaftes häusliches Leben u. durch die Einfachheit seiner Sitten die allgemeinste Liebe. Große Schwierigkeit bereitete ihm jedoch das immer dringender ausgesprochene Verlangen nach einer Parlamentsreform. Die Tories wehrten sich dagegen, u. der König selbst hielt wegen der allgemeinen Aufregung durch die Julirevolution den Zeitpunkt für ungünstig. Als jedoch das neugewählte, großentheils whiggistische Parlament im November durch Ablehnung der Civilliste dem Minister Wellington sein Mißtrauen kund that, berief der König 16. Nov. 1830 den Earl Grey an die Spitze des Ministeriums, u. nun brachte John Russell (s. d.) 1. März 1831 die Reformbill im Unterhause ein. Jedoch wurde diese in der dritten Lesung so sehr umgeformt, daß der König 22. April zu einer Auflösung schritt. Da das Oberhaus durch eine Adresse diesen Schritt widerrathen wollte, erklärte W. ihm persönlich seinen Willen u. schnitt dadurch die Debatte ab. Das neugewählte Unterhaus nahm nun 21. Sept. die neue Vorlage mit großer Majorität an, aber die Lords lehnten sie ebenso entschieden ab. Lange scheute der König vor der Anwendung des äußersten gesetzlichen Zwangsmittels zurück u. betraute im Mai 1832 Wellington mit der Bildung eines neuen Ministeriums. Um so mehr stieg die Aufregung des Volkes. Der Reformverein in Birmingham, der 50,000 Mitglieder zählte, drohte die Waffen zu ergreifen, 90,000 Schotten erklärten sich bereit, ihnen beizustehen, der König selbst wurde mit Steinwürfen empfangen; da legte Wellington nach wenigen Tagen sein Portefeuille nieder u. die Erklärung W.'s an den wiederberufenen Grey, daß er 41 neue Peers zu ernennen bereit sei, genügte, um das Oberhaus zum Nachgeben zu bewegen. Am 4. Juni nahm es die Reformbill mit wenigen Aenderungen an u. 7. Juni 1832 wurde sie vom König unterzeichnet. Der Wohlstand, dessen England seitdem genoß, zeigt sich in der großmüthigen Bewilligung von 20 Mill. Pfd. Sterl. zum Loskauf von 750,000 Sklaven in Westindien. In neue Verlegenheiten gerieth der König durch das drohende Auftreten der Iren, die unter der Führung O'Connell's (s. d.) den Widerruf (s. „Repeal") der Union verlangten. Als das Verlangen einiger Minister, daß in allen unruhigen Bezirken das Kriegsrecht gebraucht werde, im Parlamente heftig bekämpft wurde, ließ der König den Urheber der Zwangsbill, Lord Grey, 9. Juli 1834 fallen u. berief den freisinnigeren Lord Melbourne an die Spitze der Geschäfte, wandte sich aber, da dessen Vorschläge ihm zu weit gingen, nochmals den Tories zu u. ernannte im Nov. 1834 Wellington, der in richtiger Erkenntniß seiner Unbeliebtheit den Auftrag, ein Ministerium zu bilden, im Dez. an Peel (s. d.) weitergab. Als jedoch das Unterhaus den Vorschlag Russell's, die Ueberschüsse der irischen Kircheneinkünfte zu Unterrichtszwecken zu verwenden, annahm, dankte auch Peel ab u. Melbourne trat im April 1835 wieder an seine Stelle. Nun wuchs der Geheimbund der Orangemen (s. „Orangelogen") zu einer Größe von 300,000 Mitgliedern, an deren Spitze der Herzog von Cumberland stand, u. hegte sogar die Absicht, diesen Prinzen an Stelle Victoria's auf den Thron zu erheben. Doch gelang es der Wachsamkeit der Regierung, die Orangelogen niederzuhalten u. ihre Ausbreitung im Militär zu verhindern. Sowol bei dieser Gelegenheit wie bei der Verhandlung über ein neues Armengesetz (1834) u. über eine Reform der Städteordnung (1835 bis 1837) zeigte sich der schneidende Gegensatz zwischen den Whigs u. Radikalen im Unterhause u. den unbeugsamen Tories im Oberhause. Während aller dieser Vorgänge im Innern wahrte Palmerston (s. d.) das Ansehen Englands nach außen, schloß 1832 mit Frankreich ein Bündniß zum bewaffneten Schutze Belgiens, trat 1833 mit einer Flotte unter Napier's (s. d.) Führung für Maria da Gloria (s. d.) in Portugal ein u. brachte zur Herstellung der Ruhe in Spanien (s. d.) 1834 die Quadrupelallianz zu Stande. Hannover, welches seit 1831 des Königs Bruder Adolf von Cambridge als Vizekönig verwaltete, erhielt im Sept. 1833 eine freisinnige Verfassung. Als König W., niedergebeugt durch den Tod einer geliebten Tochter, Lady de L'Isle, 20. Juli 1837 starb, folgte in England seine Nichte Victoria (s. d.) von Kent u. in Hannover sein Bruder Ernst August (s. d.) von Cumberland. — Vgl. Pauli, „Geschichte Englands seit 1814" (2 Bde., Lpz. 1864 f.).

Nr. 5556. Wilhelm der Schweigsame (geb 25. April 1533, gest. 10. Juli 1585).

**Wilhelm**, der Schweigsame, Prinz von Oranien u. Graf von Nassau, aus der ottonischen Linie, der Begründer der niederländischen Freiheit, war ein Sohn Wilhelm's von Nassau-Dillenburg, welcher die luther. Reformation in seinem Lande einführte. Geb. 25. April 1533 zu Dillenburg, erregte er frühzeitig die Aufmerksamkeit Karl's V. u. wurde dessen Schwester Maria, welche als Oberstatthalterin in den Niederlanden zu Brüssel residirte, zur Erziehung übergeben. Durch den Tod seines Vetters Renatus (er fiel 15. Juli 1544 vor St. Dizier) erbte W. nicht nur die umfangreichen niederländischen Besitzungen desselben, sondern auch Chalons u. Orange u. nannte sich seit 1545 Prinz von Oranien. Obwol die Statthalterin insgeheim sich zur Reformation neigte, wurde W. katholisch erzogen. Ein Freund der Jagd, des Kriegslebens, des heiteren, geselligen Tafellebens, ließ er in den Jünglingsjahren nicht ahnen, welch ein brennender Ehrgeiz ihn beseelte u. welch geniale Eigenschaften ihn zu großen Thaten befähigten. Fortdauernd genoß er die höchste Gunst des Kaisers. Durch seine Vermittlung erhielt er schon 1550 die reiche Erbin Anna von Egmont zur Gemahlin u. wurde 1555 Oberbefehlshaber der vereinten Streitkräfte gegen Frankreich. Doch war er 25. Okt. wieder in Brüssel, als Karl V. die Regierung der Niederlande niederlegte, u.

überbrachte im Jan. 1556 die Krone Deutschlands an Ferdinand von Oesterreich. Philipp II. wußte den Prinzen Anfangs in sein Interesse zu ziehen, machte ihn zum Staatsrath, zum Ritter des Goldenen Vließes u. 1558 zum Statthalter von Holland, Seeland, Friesland, Utrecht, Voorne u. Briel, während er schon die eigentliche Gewalt in den Niederlanden an seine Schwester Margarethe (s. d.) von Parma u. an eine ihm blind gehorchende Consulta gegeben hatte. Als W. bei der Vollziehung des Friedensvertrages von Château-Cambresis in Paris war u. aus des franz. Königs Munde erfuhr, daß man eine gleichzeitige Vertilgung der Ketzer in Spanien u. in Frankreich beabsichtige, sandte er sofort die Kunde davon nach den Niederlanden, unterzeichnete in Gent den Antrag der Stände auf Entfernung der span. Truppen u. hüllte sich seitdem in vorsichtiges Schweigen. Noch ließ er es geschehen, daß 13. März 1567 in nächster Nähe von Antwerpen die Geusen, welche einen Angriff versuchten, von den Königlichen abgeschlachtet wurden, u. hielt die Thore Antwerpens verschlossen, aus denen die Bürger den Calvinisten zu Hülfe eilen wollten. Er hoffte noch den Zorn Philipp's abzuwenden. Als dennoch Alba im Aug. 1567 nach Brüssel kam, war W. bereits nach Deutschland entwichen. Jener begnügte sich daher mit der Gefangennahme Egmont's, Hoorn's u. vieler Anderer, schleppte W.'s 13jährigen Sohn Philipp Wilhelm aus Löwen, wo er studirte, in einen Kerker Spaniens (bis 1595) u. citirte ihn selbst durch ein Mandat 18. Jan. 1568 bei Strafe ewiger Verbannung u. Konfiskation seiner Güter vor den Blutrath. Oranien, schon jetzt durch den Führer der Geusen, Philipp Marnix von St. Aldegonde, für die evangel. Konfession gewonnen, warb nun im Bunde mit seinen vier Brüdern 30,000 Mann, wurde aber von Alba nach Frankreich gedrängt u. war eine Zeit lang in der Haft seiner Soldaten, die er nicht bezahlen konnte. Besseren Erfolg hatte er zur See. Auf den Rath Coligny's — wie man sagte — gab Oranien Kaperbriefe aus, u. schon am Palmsonntage 1572 brachten die Meergeusen unter dem Grafen von der Mark das Hafenstädtchen Briel in ihre Gewalt, welches für den Schlüssel der Nordprovinzen galt. Nun warfen Vlissingen, Harlem u. andere Städte Hollands u. Seelands, bald auch ganz Geldern, Over-Yssel u. Friesland das span. Joch ab, stellten im Juli 1572 auf der Ständeversammlung zu Dordrecht den Prinzen an die Spitze ihrer gesammten Land- u. Seemacht u. huldigten ihm von Neuem als ihrem königl. Statthalter. Dieser hatte sich inzwischen nach dem Süden gewandt, wo sein Bruder Ludwig die Stadt Mons genommen, u. wollte sich mit den Hugenotten vereinigen, aber sein Heer wurde bei Jemappes geschlagen u. zwang ihn zur Rückkehr nach Geldern. Mons u. Harlem geriethen in die Hand Alba's, Philipp Marnix in span. Gefangenschaft. Dennoch erklärte sich W. jetzt offen (in Dordrecht) im Okt. 1573 für den Calvinismus u. rettete Alkmar, indem er seine Dämme durchstechen ließ. Ein Sieg seiner Flotte über die span., die Abberufung Alba's u. die Eroberung von Middelburg im Jan. 1574 gaben neue Hoffnung, aber die blutige Schlacht auf der Mooker Heide (14. April 1574) entriß zwei Brüdern W.'s, Ludwig u. Heinrich, Sieg u. Leben. Dennoch verzagte W. nicht. Indem er die Dämme durchstechen u. die Springflut u. die Wassergeusen bis Rotterdam u. Leyden vordringen ließ, rettete er im Okt. 1574 das letztere von Hunger u. Belagerung. Da alle Verhandlungen mit Requesens 1574 u. 1575 scheiterten, schlossen Holland u. Seeland 4. Juni 1575 noch eine engere Union „unter des Prinzen von Oranien Gehorsam" u. erlangten nach Requesens' Tode sogar die Theilnahme der Südstaaten an der Genter Pacifikation vom 8. Nov. 1576, in welcher Verjagung der Spanier, Abschaffung der Inquisition, Herstellung der Verfassungen, Duldung beider Bekenntnisse vereinbart wurden. Nun ernannten auch die Stände von Brabant W. zu ihrem Ruward, u. die Südstaaten riefen gegen Don Juan d'Austria (s. „Joh. von Oesterreich") den jungen Erzherzog Matthias (s. d.) zum Oberstatthalter aus, aber unter der Bedingung, daß Oranien als „Generalleutnant des Reiches" ihm zur Seite stehe. W.'s überlegener Geist u. seine uneigennützige Vaterlandsliebe überwanden das Unbehagliche dieser untergeordneten Stellung. Mit allem Eifer war er bemüht, die Versöhnung der Parteien, ja der Konfessionen herzustellen. Nach der Niederlage bei Gemblours (31. Jan. 1578) hoffte er den „Religionsfrieden" (22. Juli 1578) auf paritätischer Grundlage herstellen zu können; allein vergebens widersetzte er sich den Ausschreitungen der Calvinisten in Gent, vergebens ordnete er sich auch Franz von Anjou unter, der in selbstsüchtiger Absicht als „Retter der Niederlande" erschien. Als im Jan. 1579 mehrere Landschaften des Südens sich zum Schutze des Katholizismus vereinigten, als die geschickte Diplomatie u. Feldherrnkunst Alexander's von Parma mehr u. mehr Boden gewann, blieb ihm keine andere Aussicht, als die Freiheit der nördl. Provinzen zu erkämpfen, welche 23. Jan. 1579 unter seinem Bruder Johann die Utrechter Union „zu gemeinschaftlicher Abwehr feindlicher Angriffe" gebildet hatten, aber Jedem frei stellten, seine Ansicht frei zu bekennen u. seinen Gottesdienst frei zu üben. Am 5. Mai unterzeichnete er die Urkunde dieses Bundes, zu welchem sich, noch immer „im Namen des Königs", Holland, Seeland, Utrecht, Geldern, Zütphen, Friesland, bald auch Gröningen u. Over-Yssel vereinigt hatten. Als der letzte Versuch, einen Frieden mit Spanien herzustellen, auf den Konferenzen zu Köln trotz der Vermittlung Rudolf's II. gescheitert war, als Philipp II. 15. März 1580 W. in die Acht erklärte u. einen hohen Preis auf seinen Kopf setzte, kündigten neun Provinzen 26. Juli 1581 Spanien den Gehorsam auf. Während Brabant die Herzogswürde an Franz von Anjou übergab, den 19. Febr. 1582 W. selbst zu Antwerpen den herzoglichen Hermelinmantel anlegte, verhandelten die nördl. Provinzen noch lange hadernd mit ihrem Befreier über seine Stellung als „Graf u. Oberherr". Ungebeugt durch den Mordanfall des Spaniers Juan Jauregui (18. März 1582), leitete W. mit höchster Uneigennützigkeit die Verhandlungen der Stände zur Aussöhnung mit Franz von Anjou, der auf die Nachricht von W.'s Ermordung sich mehrerer Städte durch Ueberfall bemächtigt hatte. Dennoch konnte Franz das Vertrauen nicht wiedergewinnen, ging nach Frankreich zurück, u. Alexander rückte schnell in Brabant u. Flandern ein. Unter solchen Eindrücken wurde die erste monarchisch-republikanische Verfassung der Nordstaaten fertig u. konnte 31. Dez. 1583 von den Vertretern der Stände u. von W. unterzeichnet werden, allein zur feierlichen Uebernahme seiner Würde kam dieser nicht. Als er sich im Sommer 1584 in Delft aufhielt, lauerten fünf Attentäter auf sein Leben, ohne von einander zu wissen, u. einer derselben, Balthasar Gérard, schoß ihn 10. Juli 1584 mit drei Kugeln nieder, als er eben an der Seite seiner Gemahlin den Speisesaal verließ. — W. war viermal verheirathet. Von Anna von Egmont († 1558) stammte **Philipp Wilhelm**, der 1595 aus der span. Gefangenschaft entlassen wurde, 1609 in der Theilung Orange erhielt u. 1618 verstarb; von Anna, der Tochter Kurfürst Moritz' von Sachsen, die 1574 wegen Untreue geschieden wurde, W.'s Nachfolger **Moritz** (s. d.); von Charlotte von Montpensier, die fünf Tage nach dem Dankfeste für W.'s Genesung 1582 (5. Mai) starb, sechs Töchter, von Coligny's Tochter, Louise, der Wittwe des Marquis von Teligny, **Friedrich Heinrich**, der 1625 Nachfolger von Moritz wurde. — Vgl. Gachard, „Correspondance de Guillaume le Taciturne" (5 Bde., Brüssel 1847 ff.); Groen van Prinsterer, „Archives ou correspondance inédite de la maison d'Orange-Nassau" (15 Bde., Utrecht 1856 ff.); Motley, „History of the United Netherlands" (4 Bde., Lond. 1867) u. „Rise of the Dutch Republic" (New-York u. Lond. 1856, deutsch, 3 Bde., Dresden 1857 f.); Klose, „W. von Oranien" (herausgeg. v. Wuttke, Lpz. 1864); Holzwarth, „Abfall der Niederlande" (Apologie Philipp's II., Schaffh. 1865 ff.); Juste, „Histoire de la révolution des Pays-bas sous Philippe II" (Brüssel u. Lpz. 1855—63).

**Wilhelm I.** Friedrich, König der Niederlande, Prinz von Oranien-Nassau, Sohn Prinz Wilhelm's V. von Oranien, geb. im Haag 24. Aug. 1772; lebte eine Zeit lang am Hofe seines Oheims, König Friedrich Wilhelm's II. von Preußen, bevor er 1790 die Universität in Leyden bezog, u. vermählte sich 1791 mit der Prinzessin Wilhelmine von Preußen, einer Tochter des genannten Königs. Im franz. Revolutionskrieg (1793—95) befehligte er als Prinz von Oranien die niederländ. Truppen, bis die Eroberung Hollands durch Pichegru seinen Vater im Jan. 1795 zum Niederlegen der Erbstatthalterwürde u. zur Flucht nach England zwang. W. selbst ging nach Berlin, um mit Hülfe des preuß. Hofes eine günstige Wendung seines Schicksals zu erzielen. Am 29. Aug. 1802 trat ihm sein Vater das demselben im Reichsdeputationsschlusse als Entschädigung in Deutschland

zugefallene Fürstenthum Fulda nebst Korvei, Dortmund u. a. Orten ab, u. seitdem residirte W. meist in Fulda. Nach dem am 9. April 1806 erfolgten Tode seines Vaters übernahm er auch die Regierung der nassauischen Stammlande. In dems. J. erhielt er das Kommando einer preuß. Division, fiel aber nach der Schlacht bei Jena infolge der Kapitulation Möllendorf's in Erfurt (15. Okt.) in franz. Gefangenschaft, verlor seine Länder, welche Napoleon an Berg u. Westfalen vergab, u. blieb nur noch im Besitz seiner Privatgüter in Posen u. Schlesien. Für seine Person erhielt er übrigens die Erlaubniß, sich bei seiner Gemahlin in Preußen aufzuhalten, u. so lebte er dann in Danzig u. Pillau. 1809 kämpfte er als Freiwilliger im Heere Erzherzog Karl's wieder gegen Frankreich u. nahm nach dem Wiener Frieden seinen Aufenthalt abermals in Berlin, von wo er sich Ende Okt. 1813 nach England begab. Als sich dann die Holländer gegen die franz. Herrschaft erhoben, kehrte er nach seinem Vaterlande zurück u. landete 29. Nov. in Scheveningen, worauf die Freiheit der Niederlande u. W. als souveräner Fürst des Landes proklamirt wurde. Alsbald ließ er von einer Kommission eine Verfassung entwerfen, welche die Volksvertreter 29. März 1814 annahmen u. er selbst dann beschwor. Nach Beschluß des Wiener Kongresses wurde Belgien u. Holland zu einem Königreich der Niederlande vereinigt u. W. am 16. März 1815 im Haag als W. I. zum König ausgerufen. Am 31. Mai dess. J. vertauschte er seine Erbländer in Deutschland gegen Luxemburg, welches zum Großherzogthum erklärt u. 22. Juli 1815 dem Deutschen Bunde einverleibt wurde. Unter seiner Regierung ward zwar viel für die Verbesserung der Rechtspflege, die Hebung der Finanzen, die Förderung des Ackerbaues u. der Gewerbe u. die Belebung des Handels gethan, aber der feindliche Gegensatz zwischen den Belgiern u. Holländern war nicht zu beseitigen, u. 1830 verlor W. durch einen Aufstand der Ersteren Belgien wieder; auch sanktionirte die Londoner Konferenz 20. Dez. 1830 die Trennung Belgiens u. Hollands. W. protestirte hiergegen u. suchte die abgefallenen Provinzen zurückzuerobern, doch hatte dies nur zur Folge, daß der schließliche Friede 1839 nam. in finanzieller Beziehung sehr ungünstig für die Niederlande ausfiel. Auch in den Generalstaaten machte sich dann wegen Verweigerung der geforderten Reformen eine große Mißstimmung gegen W. geltend, u. diese ward durch seine Absicht, die Gräfin Henriette d'Oultremont zu heirathen (er war seit 1837 Wittwer), so gesteigert, daß er es für angezeigt hielt, 7. Okt. 1840 zu Gunsten seines Sohnes (s. „Wilhelm II., König der Niederlande") abzudanken. Unter dem Namen eines Grafen von Nassau nahm er hierauf seinen Wohnsitz in Berlin, wo er sich 17. Febr. 1841 mit der Gräfin d'Oultremont (geb. 1792, gest. 1864) morganatisch trauen ließ. Daselbst starb er auch 12. Dez. 1843. Von seinen Kindern leben noch: Prinz Friedrich, geb. zu Berlin 28. Febr. 1797, niederländ. Feldmarschall u. Admiral der Flotte sowie preuß. Generaloberst der Infanterie, vermählt 1825 mit der Prinzessin Luise von Preußen, einer Tochter König Friedrich Wilhelm's III., u. seit 1870 Wittwer, u. die Prinzessin Marianne, geb. zu Berlin 9. Mai 1810, welche seit 1830 mit dem Prinzen Albrecht von Preußen (gest. 1872) verheirathet war, 1849 aber geschieden wurde.

**Wilhelm II.** Friedrich Georg Ludwig, König der Niederlande, Sohn des Vorigen, geb. im Haag 6. Dez. 1792; erhielt seine Erziehung in der Berliner Militärakademie, studirte in Oxford u. trat hierauf in das engl. Heer ein. Im Kriege auf der Pyrenäischen Halbinsel Adjutant des Herzogs von Wellington, that er sich beim Sturme auf Ciudad Rodrigo u. Badajoz sowie in der Schlacht bei Salamanca hervor. Als Kronprinz der Niederlande führte er 1815 den Oberbefehl über die niederländ. Truppen u. zeichnete sich bei Quatrebras u. Waterloo, in welch letztgenannter Schlacht er verwundet ward, aufs Neue aus. Als 1830 die Belgier sich erhoben, begab er sich, um versöhnend zu wirken, nach Antwerpen u. Brüssel, überschritt aber seine Vollmacht, indem er 16. Okt. die Unabhängigkeit Belgiens anerkannte, u. da sein Vater dieses Zugeständniß nicht genehmigte, ging W. nach London, doch kehrte er 1831 nach Holland zurück. Hierauf erhielt er wieder den Oberbefehl über das holländ. Heer, mit dem er siegreich gegen Belgien focht, bis ihn das bewaffnete Auftreten Frankreichs zu Gunsten der Belgier zum Rückzug zwang. Infolge der Thronentsagung seines Vaters übernahm er 7. Okt. 1840 die Regierung. Während er als König der zunehmenden Finanznoth energisch abzuhelfen suchte, zögerte er mit den immer lauter geforderten politischen Reformen u. willigte erst 1848 in die völlige Umgestaltung der Verfassung (vgl. „Niederlande, Geschichte"). Er starb zu Tilburg in Nordbrabant 17. März 1849. Seit 21. Febr. 1816 war er mit der Großfürstin Anna Paulowna (geb. 18. Jan. 1795, gest. 1. März 1865), einer Schwester Kaiser Alexander's I. von Rußland, vermählt. Aus dieser Ehe stammen: Wilhelm (s. unter „Wilhelm III., König der Niederlande"), Prinz Heinrich, Admiralleutnant der niederländ. Flotte u. Statthalter des Großherzogthums Luxemburg, geb. zu Soestdyk 13. Juni 1820, in erster Ehe vermählt seit 1853 mit der Prinzessin Amalie (geb. 1830, gest. 1872), einer Tochter Herzog Bernhard's von Sachsen-Weimar, u. in zweiter Ehe seit 1878 mit der Prinzessin Marie, der ältesten Tochter Prinz Friedrich Karl's von Preußen; Prinzessin Sophie, geb. im Haag 8. April 1824 u. seit 1842 vermählt mit dem Großherzog Karl Alexander (s. d.) von Sachsen-Weimar.

**Wilhelm III.** Alexander Paul Friedrich Ludwig, König der Niederlande, Prinz von Oranien u. Nassau, Großherzog von Luxemburg, ältester Sohn des Vorigen, geb. 19. Febr. 1817; folgte 17. März 1849 seinem Vater auf dem Throne. Alsbald kam er durch freiwillige Abminderung der Civilliste einem Verlangen der öffentlichen Meinung entgegen, auch berief er im Okt. 1849 das liberale Ministerium Thorbecke, dann aber zog er sich mehr u. mehr von der Leitung des Staates zurück u. überließ dieselbe den von der Mehrheit der Generalstaaten abhängigen Ministerien. Seit 18. Juni 1839 war der König mit der Prinzessin Sophie (geb. 17. Juni 1818) von Württemberg vermählt, der Tochter des früheren Königs Wilhelm I. aus dessen zweiter Ehe mit der russ. Großfürstin Katharina, welche die Schwester von W.'s III. Mutter war. Die Königin Sophie war eine geistig bedeutende Frau, welche mit eben so viel Leidenschaft „große Politik" trieb u. z. B. für die „Revue des deux mondes" Artikel schrieb, als sie feindselig der preuß. Aktion u. der deutsch-nationalen Bewegung gegenüberstand. Sie starb im Haag 3. Juni 1877; am 29. Sept. 1878 verlobte sich der König wieder mit der Prinzessin Emma (geb. 1858), einer Tochter des Fürsten Georg V. von Waldeck. Von W.'s beiden Söhnen hält sich der 4. Sept. 1840 geb. Kronprinz Wilhelm seit Jahren außer Landes (in Paris) auf u. weigert sich beharrlich, standesgemäß zu heirathen; der Prinz Alexander (geb. 25. Aug. 1851) ist geistig leidend.

**Wilhelm** Nikolaus, Herzog von Württemberg, österr. Feldzeugmeister, ein Sohn zweiter Ehe des 1857 verstorbenen Herzogs Eugen (s. d.) von Württemberg u. der Prinzessin Helene von Hohenlohe-Langenburg, geb. 20. Juli 1828; bildete sich in Preußen für den Militärstand aus u. trat 1848 in das Heer Radetzky's in Italien, wo er sich durch seine Tapferkeit 1849 den Hauptmannsrang erwarb. Nach Beendigung des Krieges begab er sich auf Reisen, die ihn insbes. nach dem Orient führten. Der Krieg gegen Italien u. Frankreich 1859 sah ihn wieder in den Reihen der Kämpfer u. verschaffte ihm die Ernennung zum Generalmajor. Im Deutsch-dän. Feldzuge von 1864 ward er an der Spitze seines Regiments „König der Belgier" 6. Febr. bei Oeversee schwer verwundet. Als Kommandant einer Brigade der 7. österr. Division machte er auch den Krieg von 1866 mit, nach welchem er Feldmarschallleutnant u. Kommandant der in Triest u. im Küstenlande garnisonirenden 7. Division wurde. Mit dieser nahm er 1878 an der blutigen Okkupation Bosniens Theil, wo er aufs Neue sich auszeichnete. Am 18. Nov. wurde er als Feldzeugmeister an Stelle des bisherigen Oberbefehlshabers des gesammten Okkupationsheeres, Frhrn. v. Philippowitsch, zum Kommandirenden in Bosnien u. Chef der dortigen Landesregierung ernannt.

**Wilhelm von Herle** (bei Köln), gewöhnlich genannt Meister Wilhelm, der Hauptmeister der gegen die Mitte des 14. Jahrh. sich entwickelnden Kölner Malerschule, der in den Urkunden 1370—78 vorkommt u. in der Limburger Chronik aus dem J. 1380 „der beste Maler in deutschen Landen" genannt wird. Nach ihm werden die zahlreichen Werke der dortigen Malerschule der letzten Hälfte des 14. Jahrh. benannt, die in der Bildung der Gesichter u. Körper, im

Faltenwurf der Gewänder, in der idealen Auffassung der Gegenstände u. Personen sowie in den leuchtenden Farben der Temperamalerei eine unverkennbare innere Verwandtschaft zeigen. Doch läßt sich kein einziges Bild mit voller Sicherheit dem W. v. H. beilegen; nur mit großer Wahrscheinlichkeit gehören ihm an im Museum zu Köln eine „Kreuzigung Christi" u. ein kleiner Flügelaltar, im Hansesaale des dortigen Rathhauses einige Ueberreste von Wandgemälden, in der Moritzkapelle zu Nürnberg eine Madonna mit einer Erbsenblüte, im Privatbesitz zu Kleve eine Darstellung der unbefleckten Empfängniß Mariä u. in der Pinakothek zu München das berühmte Bild vom Schweißtuch der heiligen Veronika. Andere ihm häufig zugeschriebene Bilder sind zweifelhaften Ursprungs.

**Wilhelm,** Graf von Aquitanien, einer der mächtigsten Vasallen unter dem Königshause der Capetinger in Frankreich. Derselbe erklärte sich nach der Wahl des Papstes Innocenz II. (1130) für dessen Gegenpapst Anaclet II., wurde aber 1135 durch das energische Auftreten des heiligen Bernhard v. Clairvaux (s. d.) zur Unterwerfung genöthigt. — Mit diesem Grafen W. wurde frühzeitig Wilhelm der Heilige verwechselt, der sich nach der Legende zur Abbüßung eines lasterhaften Lebens nach San Jago u. Jerusalem begab, 1153 aber in eine wüste Gegend Toscana's zurückzog u. 10. Febr. 1157 starb. Auf diesen W. führte sich der Mönchsorden der Wilhelmiten zurück, der sich seit Ende des 12. Jahrh. als eine Genossenschaft von Einsiedlern in Italien, Deutschland u. Frankreich verbreitete u. im 18. Jahrh. erlosch. Infolge der erwähnten Verwechselung ließ man auch Wilhelm den Heiligen vom heil. Bernhard bekehrt sein.

Nr. 5557. Karl Wilhelm (geb. 5. Sept. 1815, gest. 26. Aug. 1873)

**Wilhelm,** Karl, der Komponist von Max Schneckenburger's „Wacht am Rhein", geb. als Sohn eines Organisten zu Schmalkalden 5. Sept. 1815; erhielt von seinem Vater, dann von Baldewein, Bott u. Spohr in Kassel u. nachher von Aloys Schmitt u. André in Frankfurt a. M. musikalischen Unterricht, wirkte 1840—65 als Musiklehrer u. Direktor der „Liedertafel" in Krefeld u. lebte hierauf zurückgezogen in seiner Geburtsstadt. Von seinen Kompositionen ist keine so bekannt u. populär geworden, wie jener patriotische Männerchor. Schon 11. Juli 1854 ließ er anläßlich der Silbernen Hochzeit des jetzigen Deutschen Kaisers Wilhelm die „Wacht am Rhein" von 100 Sängern in Krefeld zum Vortrag bringen, doch erst 1870, beim Ausbruch des Krieges gegen Frankreich, zeigte es sich, wie sehr W. zu den zündenden Worten auch die rechten Töne gefunden hatte. Als wohlverdiente Ehrengabe erhielt der Komponist, der übrigens bereits 1860 zum königl. preuß. Musikdirektor ernannt worden war, 1871 eine Jahrespension von 3000 Mk., doch starb er schon 26. Aug. 1873 zu Schmalkalden. Dort ward 2. Sept. 1876 sein von Walger geschaffenes Denkmal enthüllt.

**Wilhelmshafen,** Stadt mit 10,171 E. (1875) in dem durch Vertrag vom 16. Febr. 1861 von Oldenburg an Preußen abgetretenen Jahdegebiet, liegt an der südl. Spitze des die Einfahrt zum Jahdebusen einengenden westl. Vorsprungs u. an der preuß. Staatsbahnlinie Oldenburg-W. Es ist eine neue (der Grundstein wurde erst 1859 gelegt) u. zu bestimmtem Zwecke geschaffene Stadt von regelmäßiger Anlage. Als erster Kriegshafen Deutschlands umschließt es außer den Hafenanlagen u. den Befestigungen, die es zu einem festen Platze ersten Ranges machen, mehrere Kasernen, Magazine, Depots aller Art, Laboratorium, Maschinenbau- u. Reparaturanstalten, Schiffswerfte 2c. Es war eine großartige Aufgabe, im Fieberklima eines Landes ohne Trinkwasser, ohne jeden natürlichen Vortheil gegen Flut u. starke Strömung, gegen Sturmfluten 2c., im beweglichen weichen Schlickboden solid aufgeführte Bauwerke zu schaffen, so daß man behaupten kann, kein zweiter Hafen der Welt habe solche Mühe erfordert, wie der zu W. Der erste Plan dazu wurde am 25. Juni 1856 genehmigt u. setzte die Anlagen, da sie zunächst nur für Preußen bestimmt u. von ihm ausgeführt werden sollten, in nur bescheidenen Dimensionen fest, die durch Konstituirung des Norddeutschen Bundes u. später des Deutschen Reiches Erweiterungen erfahren mußten. Und doch waren schon bis 1872 etwa 60. Mill. Mk. dafür verausgabt. Außer den Deichen u. Steindämmen zur Sicherung des Fahrwassers, dem Aufschütten von Landstrichen, die unter der Flutgrenze standen u. unbedingt in die Anlage gezogen werden mußten, sind es die speziellen Kriegshafenanlagen, welche die großartigsten Arbeiten veranlaßten. Der Hafen ist ein sog. Fluthafen, dessen Bassins durch eiserne Schleußenthore abgesperrt, auch bei der Ebbe die für die Schiffe nöthige Wassertiefe zu erhalten gestatten. Molen, Kaimauern, Schutz- u. Fangdämme schützen vor der zerstörenden Gewalt der stark strömenden Nordseefluten. Aus der Hafeneinfahrt gelangen die Schiffe durch eine erste Schleuße in den 200 m. langen u. 120 m. breiten, stets auf 4 m. Tiefe gehaltenen Vorhafen, aus diesem durch eine zweite Schleuße in den 1200 m. langen u. 70 m. breiten Kanal u. durch diesen in den 400 m. langen u. über 200 m. breiten Kriegshafen mit drei Trockendocks u. zwei zum Bau der Schiffe bestimmten Hellingen. Südlich des Kanals wird jetzt noch ein großer Handelshafen ausgebaggert, welcher mit dem Kriegshafen in Verbindung, diesem eine zweite Ausfahrt sichern soll. Zahlreiche Werkstätten, große, die gesammte Seeausrüstung enthaltende Depots liegen am Hafen u. am Kanal entlang. An die Marineetablissements schließt sich mittels der Arbeiterkolonien Metz, Elsaß, Lothringen die in rechtwinkeliger Straßenführung sehr weitläufig gebaute Stadt an. Zum Schutze sind dem Kriegshafen in nordwestl. Richtung drei Forts vorgeschoben u. in der Fertigstellung begriffen. In östl. u. nordöstl. Richtung liegen ausgedehnte Küstenbefestigungen, welche, schon zur Zeit des Dän. Krieges begonnen, aus Fort Heppens, der linken Flügelbatterie, mehreren der Küste entlang laufenden Emplacements u., südl. Heppens, aus der Dauernfelder Batterie bestehen. Torpedoanlagen sind überall verbreitet. Sämmtliche Befestigungsanlagen sind unter sich u. mit einer Centralstation verbunden. Observatorien an der Küste machen es möglich, mittels des von Siemens u. Halske konstruirten elektrischen Apparates die Torpedos in dem Momente zu entzünden, in welchem sich das feindliche Schiff über ihnen befindet. Die schwierige Aufgabe der Herbeischaffung brauchbaren Trinkwassers wurde durch Herstellung artes. Brunnen gelöst. Das erste Bohrloch, 1862—65 gebohrt, ist 201,6 m. tief, das zweite 1865—69 gebohrt, erreicht gar 270,27 m. Tiefe. Das Emporblühen W.s als Handelsplatz, zu dem viele Bedingungen gegeben sind, bleibt vorerst der Zukunft überlassen.

**Wilhelmshöhe,** ein Dörfchen mit 334 E. (1871) u. prächtigem, ehemals kurfürstlichem, jetzt königl. preuß. Schloß, Park 2c., liegt in 285 m. Seehöhe am Abhange des Habichtswaldes, eine Stunde westl. von Kassel u. durch Lindenallee mit ihm verbunden, an der Main-Weser-Bahn Kassel-Frankfurt u. an der Strecke Marburg-Kassel-Gerstungen (hess. Nordbahn) der Bergisch-Märkischen Eisenbahn. Das im altröm. Stile erbaute imposante Schloß hat mit Einschluß der Flügel 208 m. Länge. Es wurde an der Stelle des früheren Klosters u. späteren Schlosses Weißenstein vom Landgrafen Karl 1701 zunächst als Karlsstein begonnen, 1788—98 aber vom Landgrafen Wilhelm IX. u. später vom Kurfürsten Wilhelm I. als W. erbaut. Im daranschließenden Parke, der sich an den östl. Abhängen des Habichtswaldes mit zwei Stunden Umfang hinzieht, ist das auf dem höchsten Punkte liegende, vom ital. Baumeister Guernieri erbaute Riesenschloß od. das Oktogon bemerkenswerth. Es besteht aus drei riesigen, über einander gestellten Bogengewölben von 78 m. Durchmesser, auf welchen sich eine 26,3 m. hohe Pyramide aus Quadersteinen erhebt, die einen weithin sichtbaren, 8,87 m. hohen kupfernen Hercules, eine Nachbildung des Farnesischen in Neapel, trägt, dessen Keule 2,49 m. Durchmesser hat u. sechs Personen faßt. Vom Oktogon steigt man auf 525 Stufen zu den Kaskaden hinab, die sich mit 282,6 m. Länge u. 13 m.

Breite den Berg hinabziehen u. durch große Wasserbecken unterbrochen werden. An ihrem Ende ist die Grotte des Neptun. Andere Sehenswürdigkeiten sind der in der Mitte eines 113,9 m. im Durchmesser haltenden Bassins 0,28 m. starke u. 63 m. hoch springende Wasserstrahl; der gegen 30 m. hohe Wasserfall, zu welchem das Wasser aus einem aus 14 gewaltigen Bogen bestehenden Aquädukt geleitet wird; die Löwenburg, die Nachahmung einer Ritterburg auf jähem Felsen, 1793 von Wilhelm IX. erbaut; der Apollotempel, die Venusgrotte mit Wasserleitung, die künstlichen Ruinen einer röm. Wasserleitung, die Fasanerie, die Schweizerei, das im chines. Geschmacke gebaute Dörfchen Mulaing, der Tempel des Mercur 2c. Die für die Anlagen erforderlichen Wassermassen werden auf der Höhe des Habichtswaldes angesammelt u. vereinigen sich wieder in dem sog. großen Lac in der Nähe des Schlosses. Nach der Kapitulation von Sedan (2. Sept. 1870) wurde W. dem Kaiser Napoleon als Aufenthaltsort angewiesen u. bis zum Friedensschlusse von Versailles 1871 von ihm bewohnt.

**Wilibald Alexis**, s. „Alexis".

**Wilken**, Friedrich, Historiker, geb. zu Ratzeburg 23. Mai 1777; studirte seit 1795 in Göttingen Theologie sowie klassische u. oriental. Philologie u. Geschichte, wurde daselbst 1800 Repetent der theologischen Fakultät u. 1803 Lehrer des jungen Fürsten Georg Wilhelm von Schaumburg-Lippe. Seit 1805 Professor der Geschichte u. seit 1807 zugleich Direktor der Universitätsbibliothek in Heidelberg, vermittelte er 1815 in Rom die Rückgabe eines Theils der im Dreißigjährigen Kriege von Tilly dem Papste Urban VIII. geschenkten palatinischen Bibliothek. 1817 ging W. als Professor u. Oberbibliothekar der Universität nach Berlin, wo er 1819 Historiograph des preuß. Staates, Professor an der Kriegsschule u. Obercensurrath wurde.

Nr. 1558. Die großen Molen vor Wilhelmshafen.

Nachdem er 1826—27 schon Italien im wissenschaftlichen Interesse bereist hatte, ging er 1829 auch nach Frankreich u. England. In demselben Jahre wurde er beständiger Sekretär der Akademie der Wissenschaften, deren ordentliches Mitglied er bereits seit 1819 war. In der letzten Zeit seines Lebens geistig gestört, starb er zu Berlin 24. Dez. 1840. Sein Hauptwerk ist die „Geschichte der Kreuzzüge" (7 Bde., Lpz. 1807—32). Außerdem sind zu nennen: „Geschichte der Heidelberger Büchersammlungen" (Heidelb. 1817), „Geschichte der königl. Bibliothek zu Berlin" (Berl. 1828) u. einige die pers. Sprache betreffende Schriften.

**Wilkes** (spr. Uilks), John, engl. Publizist, geb. zu London 17. Okt. 1727; studirte in Leyden u. ward 1757 für Aylesbury ins Unterhaus gewählt, wo er bis zur Thronbesteigung Georg's III. die Regierung unterstützte. Als da der Minister Bute seinem Gesuche um ein Staatsamt nicht entsprach, griff W. nicht blos diesen in mehreren Flugschriften heftig u. rücksichtslos an, sondern trat in seiner seit Juni 1762 herausgegebenen Zeitschrift „North Briton" auch gegen die Politik der Regierung auf u. schonte selbst die Person des Königs nicht. Infolge dessen ward er auf Grund eines vom Staatssekretär Halifax ausgefertigten, gegen die Habeascorpusakte verstoßenden Haftbefehls verhaftet u. vor Gericht gestellt; doch sprach dieses ihn frei u. erkannte sogar den von ihm gegen Halifax erhobenen Anspruch auf Entschädigung an. Als dann W. nach Paris gegangen war, zog er sich dort durch ein Duell wieder eine längere Haft zu. Zurückgekehrt nach London, setzte er im „North Briton" seine Angriffe auf die Regierung in früherer Weise fort; nunmehr beschloß das Unterhaus 1768, daß dieses Blatt als eine Schmähschrift durch den Henker zu verbrennen sei, u. stieß W. selbst aus dem Parlament. Hierauf ging dieser wieder nach Paris, ließ sich aber bei der nächsten Parlamentswahl aufs Neue wählen, während ihn das Unterhaus abermals ausstieß, u. dieser, stets mit einer großen Volksaufregung verbundene Vorgang wiederholte sich noch zweimal. Damit wuchs aber W.' Popularität so, daß er 1772 zum Sheriff u. 1774 sogar zum Lordmayor von London gewählt wurde, in welchen Aemtern er sich allgemeine Achtung erwarb. Nun durfte er auch wieder ins Unterhaus treten. Seit 1779 Kämmerer der Stadt London, starb W. 26. Dez. 1797. Seine „Correspondance" (5 Bde., Lond. 1805) gab Almon heraus. — Vgl. Rae, „W., Sheridan, Fox, the opposition under George IV." (ebd. 1874).

**Wilkie**, Sir David, namhafter engl. Genremaler, geb. 18. Nov. 1785 zu Cults in der Grafschaft Fife (Schottland), wo sein Vater Prediger war; kam 1799 auf die Akademie in Edinburgh, wo er 1803 mit seinem Bilde „Kallisto in dem Bade der Diana" den ersten Preis davontrug. 1805 trat er in die Akademie zu London u. begründete seinen Ruf durch das Bild „Die Dorfpolitiker"; dasselbe verschaffte ihm zahlreiche Aufträge, deren Ausführung ihn zu einem der beliebtesten Maler seiner Zeit machte. Dahin gehören „Der blinde Fiedler" (1807, Nationalgalerie in London), „Die Kartenspieler", „Der Zahltag", „Der verwundete Finger", „Das Kirchweihfest" (1811, Nationalgalerie) 2c. Seit 1811 Mitglied der Akademie, brachte er bis 1825 noch viele sehr ansprechende Genrebilder, unter denen wir nur „Das Blindekuhspiel", „Die Pfändung", „Die Pfennighochzeit", „Die Testamentseröffnung" (Neue Pinakothek in München) u. die für den Herzog von Wellington gemalten „Invaliden von Chelsea" nennen. Infolge seiner 1825—28 in Frankreich, Deutschland, Italien u. Spanien gemachten Reisen, auf denen er vorzugsweise Correggio, Rembrandt u. Velasquez studirte, wandte er sich mehr der Historie u. dem Portrait zu u. führte seine Bilder in einer breiteren, fast dekorativen u. nachlässigen Malweise aus. Unter den in dieser zweiten Manier gehaltenen Werken ist das bedeutendste „Die Predigt des John Knox" (1832). 1836 wurde er zum Ritter geschlagen, ging im Herbst 1840 nach Konstantinopel, wo er den Sultan portraitirte, dann nach Palästina u. Aegypten, starb aber auf dem Rückwege 1. Juni 1841 in Gibraltar. Die meisten seiner Bilder sind durch engl. Kupferstecher vervielfältigt. Sein Standbild befindet sich in der Vorhalle der Nationalgalerie in London. — Vgl. Allan Cunningham, „The Life of Sir David W." (3 Bde., Lond. 1843).

**Wilkinson** (spr. Uilkins'n), Sir John Gardner, verdienter Erforscher u. Kenner altägyptischer Alterthümer u. Baukunst, geb. 1797 in Harendale, Westmoreland, als der Sohn eines Geistlichen; wurde in Harrow u. im Exeter College zu Oxford erzogen u. gebildet. Während eines langjährigen Aufenthaltes in Aegypten widmete er sich dem eifrigen Studium der alten Geschichte u. der Baualterthümer dieses Landes u. wurde wegen seiner schätzenswerthen Beiträge zur archäologischen Literatur 1839 in den Ritterstand erhoben. Unter seinen zahlreichen Publikationen sei vor Allem erwähnt das heute noch einzig dastehende „Manners and Customs of the Ancient Egyptians" (3 Bde., Lond. 1837; 2. Serie, 3 Bde., 1841), von welchem Werke nächstens der berühmte Aegyptolog Birch am Brit. Museum eine neue Ausgabe („With additions by the late author" u. mit eingehender Berücksichtigung der altägypt. Literatur, was in W.'s Werk

noch fehlte) veranstalten wird; ferner „History of modern Egypt and Thebes" (Lond. 1844); „Egyptians in the time of Pharaohs" (Lond. 1857). Außerdem war er Mitarbeiter an G. Rawlinson's neuer Ausgabe des Herodot. Er starb in London Ende Okt. 1875.

**Wille,** Joh. Georg, einer der geschicktesten Kupferstecher des 18. Jahrh., geb. 5. Nov. 1715 in einer Mühle bei Gießen; lernte in Gießen das Büchsenmacherhandwerk u. wanderte als Gesell nach Straßburg, machte hier die Bekanntschaft des später berühmten Kupferstechers Georg Friedrich Schmidt u. ging mit diesem nach Paris, wo er, Anfangs noch immer seiner Profession getreu, Verzierungen auf Flinten u. metallene Uhrgehäuse grub. Dann machte er mit Portraits die ersten Versuche in der Kupferstecherkunst u. erwarb sehr bald einen solchen Namen, daß Rigaud u. andere Maler in Paris ihn veranlaßten, ihre Bilder zu stechen. Abgesehen von einem einjährigen Aufenthalt in Deutschland (1746), blieb er in Paris wohnhaft, verlor aber später durch die Revolution sein Vermögen, wurde zuletzt blind u. starb 7. April 1808 (nach Anderen 8. Aug. 1806). Seine Blätter, Portraits u. Historienbilder zeichnen sich bei korrekter Zeichnung durch Reinheit des Grabstichels, treffliche Wiedergabe des Helldunkels u. der Gewandstoffe aus; die besten darunter sind „Die väterliche Ermahnung" nach Terburg, „Das Familienkonzert" nach Schalken, „Das gegenseitige Anerbieten" nach Dieterich, „Die holländische Strickerin" nach Mieris u. mehrere Portraits. Seine bedeutendsten Schüler waren Bervic, J. G. v. Müller u. Schmutzer. — Sein Sohn, Peter Alexander **W.**, geb. 1748 in Paris, war ein unter Vien u. Greuze ausgebildeter, nicht unbedeutender Maler u. Radirer.

**Willems,** Jan Frans, vlämischer Philolog, Geschichtsforscher u. Dichter, geb. 11. März 1793 in Bouchout unweit Antwerpen; nahm noch sehr jung an den religiös-dramatischen Aufführungen der Rederijkerkammer zu Lier Theil u. bekam dadurch Anregung zu dichterischer Thätigkeit, kam 1809 in die Lehre zu einem Advokaten in Antwerpen u. errang schon 1811 einen auf das beste Lobgedicht auf die Schlacht bei Friedland u. den Tilsiter Frieden gesetzten Preis. Seitdem war er ununterbrochen dichterisch thätig. Sein patriotisches Gedicht „An die Belgier" (1818) fand bes. in den eigentlich niederländischen Provinzen lebhaften Anklang u. bewirkte, daß ihm die Regierung eine Steuereinnehmerstelle übertrug; in Belgien selbst hielt man ihn jahrelang für ein Werkzeug der Regierung. Eine Reihe trefflicher wissenschaftlicher Werke, bes. die Schrift „Over de nederduitsche taal en letterkunde" (2 Bde., Antw. 1819—20), verschafften ihm die Mitgliedschaft der Amsterdamer Akademie. Eine inzwischen erlangte Anstellung als Archivar in Antwerpen diente ihm zu neuen historischen u. ähnlichen Studien, deren Früchte in statistischen u. topographischen Werken über Stadt u. Provinz Antwerpen, einer wissenschaftlichen Sprüchwörtersammlung (1824) rc. ans Licht traten. Wegen seiner niederländ. Sympathien versetzte ihn die neue belgische Regierung 1831 auf einen untergeordneten Posten in Eecloo, wo er sich mit dem vlämischen Text des „Reinete Fuchs" beschäftigte; 1831 erschien eine Ausgabe der ältesten Gestalt desselben, von W. mit einem Aufruf an die Vläminger, für die Erhaltung u. den Ausbau ihrer Sprache bedacht zu sein, begleitet. Damit begann die niederdeutsche Sprachbewegung in Belgien, deren Urheberschaft W. den ehrenden Namen des „Vaters der Vlamingen" eintrug. 1834 wurde er Mitglied der belg. Geschichtskommission, was ihn abermals zu archivalischen Forschungen u. Publikationen veranlaßte. Dahin gehören „Rymkronyk van Jan van Helu" (Brüss. 1836); „Van den derden Edewaert, rymkronyk geschreven door J. de Klerk" (Gent 1840); „De brabantsche yeesten" (Brüss. 1839—43) rc. Seit 1835 bekleidete er wieder eine bessere Stellung in Gent, wo er seit 1836 die gehaltreiche Zeitschrift „Belgisch Museum" herausgab. Er starb zu Gent 14. Juni 1846. Nach seinem Tode erschien seine Sammlung altvlämischer Lieder (Gent 1846), 1856 sein „Nachlaß". Seine Biographie schrieb Snellaert (Gent 1847).

Nr. 5559. Wilhelmshöhe.

**Williamsport,** Stadt im Staate Pennsylvanien der Vereinigten Staaten von Nordamerika, mit 16,030 E. (1870), liegt am West Branch of Susquehanna, an dem Knotenpunkte der von Baltimore nach dem Erie- u. dem Ontariosee führenden Bahnen, noch in den Alleghanies in gesunder, deshalb auch zur Kur aufgesuchter Gegend u. hat Eisen- u. Kohlenlager.

**Willibrord,** der Heilige, Apostel der Friesen, geb. 658 in Northumberland; wurde als Mönch in einem irischen Kloster 690 nach

Friesland geschickt, um das bes. von Wilfrid (s. d.) begonnene Werk der Heidenbekehrung wieder aufzunehmen. In diesem Unternehmen fand er kräftige Unterstützung bei Pipin von Heristall, der 689 dem friesischen König Radbod einen Theil seines Gebietes entrissen hatte. 693 holte er sich beim Papste Sergius besondere Vollmacht für seine Missionsthätigkeit u. wirkte nach der Rückkehr mit solchem Erfolge, daß ihn Pipin 696 abermals nach Rom schickte, damit er sich vom Papste zum Bischof der friesischen Kirche weihen lasse. Als Bischof führte er seitdem den Namen Clemens; zum Bischofssitze verlieh ihm Pipin die Stadt Utrecht. Unter den noch von Radbod beherrschten Friesen blieben seine Erfolge gering, ebenso in Dänemark u. auf Helgoland, wo er um 699 Eingang zu finden suchte. Beim Ausbruch des Krieges zwischen Radbod u. den Franken (714) zog sich W. in das von ihm gegründete Kloster Echternach zurück, nahm aber nach Radbod's Tode 719 seine Missionsthätigkeit wieder auf u. starb inmitten derselben 6. Nov. 739. Vgl. über sein Leben Beda's (s. d.) „Englische Kirchengeschichte" u. eine vielfach legendenhafte Biographie von Alcuin (s. d.), sowie Alberdingk Thijm, „Der heilige W." (Münster 1863).

**Willisen**, Wilhelm v., preuß. General, geb. zu Staßfurth im Magdeburgschen 30. April 1790; trat 1805 als Junker ins preuß. Heer ein, bezog nach der Jenaer Katastrophe 1806 die Universität Halle, suchte sich 1809 der Konskription seines neuen Vaterlandes Westfalen, zwar vergeblich, zu entziehen, ward vielmehr verhaftet u. nach Kassel gebracht, entfloh aber von da glücklich nach Wien u. kämpfte dann in einem österr. Freicorps in Italien u. Tirol mit. 1811 kehrte er in den preuß. Militärdienst zurück; an den deutschen Befreiungskriegen nahm er als Hauptmann im Generalstabe Blücher's Theil. Zu Anfang der zwanziger Jahre als Lehrer der Kriegsgeschichte u. Kriegskunst an die Kriegsschule in Berlin berufen, arbeitete er sich ein eigenes System der Kriegführung aus, welches vorzüglich die Lehre von Verbindungen des Feindes in ein neues Licht stellte. Der polnisch-russ. Krieg 1830—31 gab ihm Gelegenheit, seine Theorie durch praktische Beispiele zu belegen; der politische Freimuth aber, mit dem er zugleich die betreffenden Artikel schrieb (im „Militärischen Wochenblatt"), zog ihm auf einige Zeit die Ungnade des Königs zu. 1840 ließ er seine „Theorie des großen Krieges" in einem besonderen Werke erscheinen. Seit demselben Jahre Oberst u. Generalstabschef des 5. Armeecorps in Posen u. seit 1843 Generalmajor u. Kommandant einer Brigade in Breslau, wurde er bald nach den Berliner Märztagen 1848 zum Bevollmächtigten für das Großherzogthum Posen ernannt, um die beabsichtigte Reorganisation durchzuführen, doch fehlte dazu seinem milden Charakter die nöthige Energie; so verscherzte er die Gunst der poln. wie der deutschen Partei u. konnte auch dem Blutvergießen nicht Einhalt thun. Er mußte daher unverrichteter Dinge seine Stellung verlassen, erhielt eine vertrauliche Sendung nach Paris u. ging dann im Winter 1848 nach Italien, um den soeben beendeten österr.-sardin. Krieg an Ort u. Stelle zu studiren; die Beschreibung findet sich in dem oben genannten Werke (Bd. 3). Bei den Beförderungen im preuß. Heere 1849 übergangen, kam W. um seinen Abschied ein, den er mit dem Titel eines Generalleutnants bewilligt erhielt. Am 10. April 1850 übernahm er an Bonin's Stelle den Oberbefehl über die schleswig-holsteinsche Armee, nachdem er seine Beziehungen zu Preußen vollständig gelöst hatte. Die auf ihn gesetzten großen Erwartungen wurden indeß getäuscht. Seine Operationen endigten mit dem zwecklosen u. blutigen Angriff auf Friedrichstadt (vom 29. Sept. bis 1. Okt. 1850). Nachdem er 7. Dez. 1850 seine Entlassung genommen, lebte er einige Jahre in Paris u. kehrte dann nach Preußen zurück. Er schrieb noch: „Akten u. Bemerkungen über meine Sendung nach dem Großherzogthum Posen" (Kiel 1850) u. übersetzte Baucher's „Méthode d'équitation" ins Deutsche (4. Aufl., Berl. 1852). — Adolf, Frhr. **v. W.**, Bruder des Vorigen, geb. 11. Aug. 1798; diente seit 1815 im preuß. Heere, rückte zum General der Kavallerie u. Generaladjutanten des Königs auf u. starb als preuß. Gesandter am päpstlichen Stuhl 21. Aug. 1864 zu Genzano bei Rom.

**Willkomm**, Ernst, Romanschriftsteller, geb. zu Herwigsdorf bei Zittau 10. Febr. 1810; studirte seit 1830 in Leipzig zuerst Jurisprudenz, dann Philosophie u. Aesthetik u. widmete sich hierauf ausschließlich der literarischen Thätigkeit. 1845—46 bereiste er Italien u. 1849 begab er sich auf den Kriegsschauplatz in Schleswig; in demselben Jahre übernahm er die Redaktion der „Lübecker Zeitung", die er bis 1852 führte; dann siedelte er nach Hamburg über, wo er 1859 ein Familienpensionat für junge Mädchen gründete u. noch jetzt lebt. Vielschreiberei ist der künstlerischen Entwicklung seines Talentes hinderlich gewesen. Sein bester Roman ist wol „Die Familie Ammer" (3 Bde., Frankf. 1855); sein erster trägt den Titel „Julius Kühn" (2 Bde., Lpz. 1833), u. von seinen späteren nennen wir: „Verirrte Seelen" (2 Bde., ebd. 1860); „Ein Stiefkind des Glücks" (3 Bde., ebd. 1867); „Gesellen des Satans" (6 Bde., Jena 1866—69); „Im Glücke verwildert" (3 Bde., Berl. 1873) u. „Wunde Herzen" (ebd. 1875). Außerdem sind seine volksthümlich sittenschildernden u. sagenhaften Erzählungen hervorzuheben, wie: „Grenzer, Narren u. Lootsen" (Lpz. 1842); „Sagen u. Märchen aus der Oberlausitz" (Hann. 1845) u. „Aus deutschen Gauen in Nord u. Süd" (Gotha 1862). 1837—39 redigirte er mit Alex. Fischer die „Jahrbücher für Drama, Dramaturgie u. Theater" u. 1853—57 die Hamb. „Jahreszeiten" sowie das Feuilleton zum „Hamburger unparteiischen Korrespondenten". — Sein Bruder Heinrich Moritz **W.**, Botaniker u. Forschungsreisender, geb. zu Herwigsdorf 29. Juni 1821, studirte seit 1841 in Leipzig Medizin u. Naturwissenschaften, bereiste 1844—46 im Auftrag einer botanischen Gesellschaft Spanien, kehrte dann nach Leipzig zurück, um seine Studien in der Botanik, Geognosie u. Meteorologie fortzusetzen, u. unternahm 1850 eine zweite Reise nach Spanien. Seit 1852 Privatdozent der Botanik in Leipzig, wurde er 1855 Professor der organischen Naturgeschichte in Tharandt, folgte 1868 einem Rufe als Professor der Botanik nach Dorpat u. wirkt seit 1873 in gleicher Stellung sowie als Direktor des Botanischen Gartens zu Prag. In letztgenanntem Jahre machte er eine dritte Reise nach Spanien. Von seinen zahlreichen Schriften nennen wir: „Zwei Jahre in Spanien u. Portugal" (3 Bde., Dresd. 1847); „Recherches sur l'organographie et la classification des globulariées" (Lpz. 1850); „Die Strand- u. Steppengebiete der Iberischen Halbinsel u. deren Vegetation" (ebd. 1852); „Wanderungen durch die nordöstl. u. centralen Provinzen Spaniens" (2 Bde., ebd. 1852); „Icones et descriptiones plantarum novarum, criticarum et rariorum Europae austro-occidentalis, praecipue Hispaniae" (2 Bde. mit 158 Tfln., ebd. 1852—64); „Anleitung zum Studium der wissenschaftlichen Botanik" (2 Bde., ebd. 1853 f.); „Die Halbinsel der Pyrenäen ꝛc." (ebd. 1854); „Die Wunder des Mikroskops" (ebd. 1855; 4. Aufl. 1877); „Deutschlands Laubhölzer im Winter" (Dresd. 1859); „Prodromus florae Hispanicae" (3 Bde., Stuttg. 1861—78; in Gemeinschaft mit Lange verfaßt); „Führer ins Reich der deutschen Pflanzen" (Lpz. 1863); „Streifzüge durch die baltischen Provinzen" (Dorp. 1872, Bd. 1: „Liv- u. Kurland"); „Die mikroskopischen Feinde des Waldes" (Dresd. 1866 f.); „Forstliche Flora von Deutschland u. Oesterreich" (Lpz. 1875); „Atlas der Botanik" (ebd. 1873); „Der Botanische Garten der Universität Dorpat" (Dorp. 1873); „Spanien u. die Balearen" (Berl. 1876); „Der Böhmerwald" (Prag 1878). Auch bearbeitete er für Stein-Hörschelmann's „Handbuch der Geographie" Spanien u. Portugal.

**Wilmington** (spr. Uilmingt'n). — 1. **W.**, größte Stadt u. wichtigster Hafenort des Staates Delaware in der nordamerikan. Union, mit 30,841 E. (1870), liegt an der Mündung des Delaware, 6 M. oberhalb der Delawarebai in der Mitte zwischen Philadelphia u. Baltimore an dem Knotenpunkte von 5 Bahnen, ist regelmäßig gebaut, hat mehrere höhere Schulen, zahlreiche Kirchen u. viele Fabriken in Tuch, Baumwollenwaaren, Mehl, Eisen u. Branntwein. Der Handel, durch einen genügenden Hafen unterstützt, ist sehr lebhaft, bes. der Küstenhandel. In der Nähe der Stadt liegt der vielbesuchte Badeort Brandywine Springs. — 2. **W.**, bevölkertste Stadt u. bedeutendster Handelsplatz des Staates Nordcarolina der Nordamerikan. Union, mit 13 446 E. (1870), worunter 7920 Farbige, liegt am linken Ufer wenig oberhalb der Mündung des Cape Fear Flusses, hat den besten Hafen des Staates, der aber nicht für Schiffe von größerem Tiefgang brauchbar ist, ist Knotenpunkt dreier Bahnen nach Charleston, Richmond u. Atlanta, hat bedeutende Terpentinfabriken, Dampfsägemühlen u. Reisschälereien u. exportirte 1871: 115 202 Barrels Holz, 66 607 B. Terpentinöl u.

41,919 Ballen Baumwolle. W. wurde 13. Jan. bis 21. Febr. 1865 von den Unionstruppen belagert u. endlich erobert, nachdem schon 21. u. 25. Dez. 1861 ein vergeblicher Sturm auf das Hauptfort, Fisher, unternommen worden war.

**Wilms,** Robert Friedrich, Arzt, geb. als Apothekerssohn zu Arnswalde in der Neumark 9. Sept. 1822; studirte seit 1842 in Berlin Medizin, machte 1846—47 wissenschaftliche Reisen u. wurde dann Assistenzarzt im Diakonissen-Krankenhause Bethanien zu Berlin, wo er bereits 1850 zum Oberarzt der chirurgischen Station aufrückte. 1858 ward er als ständiges Mitglied in die Oberexaminationskommission berufen, seit 1861 ist er Leibarzt des Prinzen Georg u. war in den Kriegen von 1866 u. 1870—71 als konsultirender Generalarzt thätig. Ein öffentliches Lehramt hat W. nicht, auch wird er als Autor in der Fachliteratur nicht genannt, aber er gehört zu den berühmtesten Aerzten Berlins u. gilt insbes. als eine Autorität in der Diagnose u. als ein Meister auf dem operativen Gebiete.

**Wilna,** russ. Gouvernement in West- od. Weißrußland, 771,971 □M. mit 1,001,909 E. (nach den offiziellen Berechnungen für 1870), grenzt im N. an die Gouvernements Kowno u. Witebsk, östlich an Witebsk u. Minsk, südl. an Minsk u. Grodno u. westl. an Polen. Das schwach hügelige Terrain gehört im W. zum Gebiete des Niemen, östl. zu dem der Düna (beide Flüsse selbst bleiben aber nur Grenzflüsse), u. der SO. mit dem Quellgebiete der Beresina liegt im Gebiete des Dnjepr. Quer durch das ganze Gouvernement fließt die schiffbare Wilia, der Hauptzufluß des Niemen. Im O. liegen mehrere große Seen mit einer Gesammtoberfläche von 11,285 □M. Der Boden ist, obgleich hier u. da sumpfig u. anderwärts wieder sandig, doch nicht unfruchtbar, u. Ackerbau ist die Hauptbeschäftigung der geringen Bevölkerung. Gegen 30% des Ganzen sind Wald, in dem noch Elenthiere, Bären, Wölfe, Wildschweine, Vielfraße 2c. hausen. Die Bienenzucht ist Lieblingsbeschäftigung. Die Industrie ist sehr unentwickelt; Handel, meist in den Händen der Juden, wird bes. mit Getreide, Vieh, Honig u. Wachs getrieben. Von den 973,574 Bewohnern, welche W. 1867 zählte, waren 439,787 Weißrussen, 341,126 Lithauer, 105,890 Juden, 68,756 Polen, 14,793 Großrussen, 2625 Tataren u. 597 Deutsche. Der Adel ist meist polnisch. Das Gouvernement zerfällt in die Kreise W., Oschmjany, Wilejka, Swenzjany, Troki, Dißna u. Lida. Die Gouvernementshauptstadt **W.** mit 79,265 E. liegt, von Hügeln umgeben, in 118 m. Seehöhe an der hier schiffbaren Wilia u. an der Strecke St. Petersburg-Warschau der „Großen russ. Eisenbahngesellschaft", hat einige Befestigungen, ist Sitz des Gouverneurs u. der Gouvernementsbehörden, eines katholischen Bischofs, hatte ein lutherisches Konsistorium, eine medizinisch-chirurgische Akademie (die 1576 gestiftete Universität wurde 1831 aufgehoben), eine theologisch-röm.-katholische Akademie, ein griechisch-theologisches Kollegium, Piaristenkollegium, 2 Gymnasien, ein Lehrerseminar, Ritterakademie 2c., von welchen Anstalten aber in den sechziger Jahren mehrere wegen Parteinahme W.'s für die polnische Sache geschlossen wurden, so daß die ehemals durch ihre wissenschaftlichen Anstalten für Polen bedeutende Stadt immermehr an dieser Bedeutung verlieren muß. Von den vielen röm.-kathol. Kirchen ist erwähnenswerth die Kathedrale od. Schloßkirche, 1387 an die Stelle des Perkunastempels gebaut, mit dem 30 Ctr. schweren Sarge des heiligen Kasimir in einer Marmorkapelle. Außerdem hat W. 2 protest. u. 3 griech. Kirchen, 2 Synagogen u. 1 Moschee. Auf dem Berge steht das ehemalige Schloß der Großfürsten von Lithauen, jetzt Citadelle. W. ist hauptsächlich Handelsstadt; der Werth seiner Aus- u. Einfuhr übersteigt jährlich 5 Mill. Mk. — W., schon in heidnischer Zeit ein heiliger Ort der Slaven, wurde 1305 zur Stadt erhoben u. Residenz der Herzöge von Lithauen. 1387 führte Wladislaw Jagello das Christenthum ein u. 1581 schlossen hier die Dissidenten der Griech. u. Protest. Kirche eine Konföderation. 1610 u. 56 nahmen u. verwüsteten die Russen die Stadt; 1702 war sie in den Händen der Schweden, 1734 wieder in denen der Russen. Bei der Theilung Polens (1795) kam sie endgiltig an Rußland. 1812 organisirte Napoleon von hier aus den lithauischen Aufstand, u. 1830 u. 31 war W. während der Poln. Revolution Schauplatz bedeutender Verschwörungen, wurde aber durch die Entfaltung starker russ. Streitkräfte niedergehalten.

Nr. 5560. Wilna.

**Wilson** (spr. Uils'n), Richard, namhafter engl. Landschaftsmaler, geb. 1713 als Sohn eines Geistlichen in Montgomeryshire; kam, mit großem Zeichentalent begabt, nach London u. that sich zunächst als Schüler eines mittelmäßigen Malers im Porträt hervor, wurde aber, als er 1749 nach Italien gegangen war, dort durch Joseph Vernet veranlaßt, sich der Landschaft zu widmen, worin Poussin einen großen Einfluß auf ihn ausübte, weshalb er auch der engl. Poussin hieß. 1755 kehrte er nach London zurück u. stellte 1760 sein Bild „Niobe" (Nationalgalerie) aus, welches aber nur getheilten Beifall fand. Erst später drang er mit seinen Bildern durch, bes. mit einer Ansicht von Rom von der Villa Madama aus, u. mit dem Landhause des Cicero, worin er die großen Charakterzüge einer Landschaft mit poetischem Geiste u. lebhaftem Kolorit darzustellen wußte. Mehrere seiner Werke befinden sich in der Nationalgalerie zu London. W. starb im Mai 1782 zu Llanverris in Denbigshire.

**Wilson** (spr. Uils'n), Horace Heyman, berühmter Sanskritist u. einer der ersten Mitbegründer der ind. Philologie in Europa, geb. 1786 in London; trat 1808 als Mediziner in die Dienste der Ostind. Compagnie u. studirte in Kalkutta neben seinen Amtsbeschäftigungen auf der Münze noch Sanskrit; 1813 schon erschien daselbst die erste Frucht seiner Thätigkeit auf diesem Gebiete, eine Ausgabe u. engl. Uebersetzung des Gedichts „Megha-duta" (Wolkenbote), u. bereits 1819 war W. im Stande, das lange Zeit grundlegend gebliebene „Sanscrit Dictionary" (3. Aufl., Kalkutta 1856) zu veröffentlichen, durch welches erst ein erfolgreiches Studium des Sanskrit in Europa möglich wurde. In Benares, wohin W. 1820 als Lehrer der dortigen Universität für Neubelebung der ind. Studien berufen worden war, kam sein „Hindu Theatre" (3 Bde., Kalkutta 1826 f.; 2 Bde., Lond. 1835; 3. Aufl. 1877 [Bd. IX u. X seiner Werke]) zu Stande, worin außer einer reichen sachlichen Einleitung u. einer Analyse von 23 ind. Dramen sechs vollständig übersetzt sind. Im Frühjahr 1832 ging W., einem Rufe nach Oxford Folge leistend, nach Europa zurück, nachdem er in Indien bes. auch für das dortige Unterrichtswesen wie für die eifrige Wiederaufnahme der Sanskritstudien in den ind. Schulen u. Universitäten in erfolgreichster Weise gewirkt. Von seinen nach 1832 in Europa erschienenen zahlreichen u. bedeutenden Arbeiten sei nur noch seine zum Theil erst nach seinem Tode veröffentlichte Uebersetzung der Hymnen des Rig-Veda (Bd. 1—4, Lond. 1850—66) genannt, die freilich in neuester Zeit überholt u. jetzt antiquirt ist. W. starb 8. Mai 1860; nach seinem Tode erschienen seine bedeutendsten Arbeiten gesammelt als „Works" (10 Bde., Lond. 1861—77).

**Wilson,** Sir Robert Thomas, engl. General, geb. als Sohn des Malers Benjamin W. (gest. 1788) zu London 17. Aug. 1777; diente seit 1793 im brit. Heere, zeichnete sich als Dragonerleutnant

1794 in Flandern mehrfach aus, wo er insbes. Kaiser Franz II. im Treffen bei Cambrai (24. April) vor Gefangennehmung rettete, stand später, während des Aufstandes, als Hauptmann in Irland, machte 1799 im Gefolge des Herzogs von York dessen zweite unglückliche Expedition nach Holland mit, folgte 1801 als Major dem General Abercromby nach Aegypten (vgl. W.'s „Historical account of the British expedition to Egypt", 2 Bde., Lond. 1802 u. ö.), ging 1805 unter Sir David Baird mit nach Brasilien u. nahm im Jan. 1806 an der Eroberung des Kaps der Guten Hoffnung Theil. Hierauf begleitete er den General Hutchinson nach Petersburg u. blieb während des Krieges mit Frankreich beim russ. Heere (vgl. sein „Account of the campaigns in Poland in 1806 and 1807", Lond. 1811). 1808 bildete er in Portugal die dann auch von ihm geführte Lusitanische Legion, welche den Engländern wesentliche Dienste leistete. Seit 1810 Oberst, ward W. 1812 als Brigadegeneral der engl. Gesandtschaft in Konstantinopel beigegeben, vermittelte den Frieden zwischen Rußland u. der Pforte, hielt sich dann als Berichterstatter seiner Regierung im russ. u. 1813 meist im österr. Hauptquartier auf u. erhielt nachher eine Mission nach Italien. Im Dez. 1815 half er den zum Tode verurtheilten franz. General Lavalette aus der Pariser Conciergerie nach Belgien entführen, weshalb er eine dreimonatliche Gefängnißstrafe erhielt. Auch tadelte 1816 der Prinzregent in einem Tagesbefehl an das engl. Heer die That W.'s. Um unter Bolivar zu kämpfen, ging W. 1818 nach Südamerika, veruneinigte sich aber bald mit jenem u. kehrte daher nach England zurück. 1819 ins Unterhaus gewählt, schloß er sich der Reformpartei an u. glänzte durch seine Rednergabe. Wegen seines Auftretens zu Gunsten der Königin Karoline Amalie Elisabeth (s. d.) ward er aus den Listen der Armee gestrichen. Beim Ausbruch des franz. span. Krieges begab er sich 1823 nach Spanien, um den Cortes zu dienen, ward aber bei Coruña schwer verwundet u. flüchtete nach Gibraltar; Rußland, Oesterreich u. Preußen nahmen ihm hierauf die früher verliehenen Orden. 1826 bis 1831 war W. abermals Parlamentsmitglied. König Wilhelm IV. nahm ihn 1830 wieder ins Heer auf u. ernannte ihn zum Generalleutnant, indem er das Patent auf den 27. Mai 1825 zurückdatirte. Seit Nov. 1841 wirklicher General u. seit 1842 Gouverneur von Gibraltar, starb er zu London 9. Mai 1849. Er schrieb noch: „A sketch of the military and political power of Russia in the year 1817" (Lond. 1817); „Narrative of the invasion of Russia" (ebd. 1860; deutsch von Seybt, Lpz. 1861). Randolph veröffentlichte aus seinem Nachlasse: „Private diary of travels, personal services and public events during mission and employments with the European armies in the campaigns of 1812—14" (2 Bde., Lond. 1861). Vgl. Forgues, „Le général Sir Rob. W." (Naumb. 1861) u. „Life of General Sir Rob. W." (herausgeg. von seinem Neffen, 2 Bde., Lond. 1863).

**Wilson**, Alexander, engl. Ornitholog, geb. zu Paisley (Schottland) 6. Juli 1766; erlernte die Weberei, suchte sich indeß auch geistig auszubilden u. versuchte sich in der Dichtkunst. Seine poetische Begabung bekundet bes. sein Gedicht „Watty and Meg", das er 1792 drucken ließ. Da er wegen eines Pasquills auf einen seiner Mitbürger Gefängniß erhalten hatte u. dann als Mitglied der Gesellschaft der Volksfreunde der Polizei verdächtig geworden war, wanderte er um 1794 nach Nordamerika aus, wo er erst als Weber seinen Lebensunterhalt sich verdiente u. später Schullehrer in verschiedenen Städten Pennsylvaniens war. Der Naturforscher Bertram u. der Kupferstecher Lawson weckten sein Talent für die Naturforschung, insbes. für die Ornithologie. Von seiner werthvollen „American ornithology" (Philad. 1808 ff.) waren 7 Bde. erschienen, als W. 23. Aug. 1813 zu Philadelphia starb. Auf Grund von W.'s Sammlungen verfaßte dann Ord noch 2 Bde. (1814) u. Lucian Bonaparte ließ dazu 4 Supplementbände (1825—33) erscheinen. Vgl. Paton, „W., the ornithologist" (Lond. 1863).

**Wiltshire** (spr. Uiltschörr) od. Wilts, Grafschaft im südl. England, 63,152 □M. mit 257,177 E. (1871), d. i. 4072 E. auf die □M., grenzt nördl. an die Grafschaft Glocester, östl. an Berkshire u. Hampshire, südl. an letztere u. an Dorset u. westl. an Somerset. Es ist ein im Ganzen hochliegendes Terrain, das Quellgebiet zweier Flüsse Namens Avon, von welchen der eine westl. zur Severn, der andere südl. zum Kanal sich wendet, u. des Kennet, eines rechten Themsezuflusses mit östl. Laufe. Der tiefer gelegene N. ist der fruchtbarste Strich der Grafschaft, der S. ist zum Theil gute Schafweide. Ackerbau, starke Viehzucht, berühmte Käserei, Wollen-, Leinen- u. Stahlwaarenfabrikation u. Handel sind Haupterwerbsquellen. Mehrere Eisenbahnen zwischen Bristol, Oxford, Reading u. Salisbury durchziehen die Grafschaft, durch welche auch der Avon- u. der Wilts- u. Berkskanal geführt ist. Die Hauptstadt ist Salisbury (s. d.); über 10,000 E. hat noch Trowbridge (11,508).

**Wimpel**, lange schmale Fahnen auf Schiffen.

**Wimpern** u. **Wimpernbewegung**, s. „Flimmern".

**Wimpfen**, Stadt mit 2063 E. (1871) in der zur Provinz Starkenburg gehörigen großherzogl. hess. Exklave W., liegt zwischen Württemberg u. Baden auf einer Anhöhe (daher gewöhnlich W. am Berge) am linken Neckarufer, unweit der Jagstmündung u. an der Strecke Meckesheim-Jagstfeld der bad. Eisenbahn, hat ein Kreisamt, eine goth. Kirche aus dem 15. Jahrh., Leinweberei, Bleicherei u. Weinbau. Die Umgegend ist reich an röm. Alterthümern. Der daneben liegende Marktflecken W. im Thal, mit 474 E., hat eine schöne Stiftskirche, 1262—78 erbaut, u. einen berühmten Tuchmarkt. Unweit davon liegen die Saline Ludwigshall u. das Soolbad Mathildenbad. — W. soll an der Stelle des röm. Cornelia stehen, das Attila zerstörte. Es war später freie Reichsstadt, kam 1802 an Baden u. wurde 1803 von Hessen eingetauscht. Am 6. Mai 1622 kämpfte hier Tilly mit dem Markgrafen Georg Friedrich von Baden-Durlach. 1796 fand bei W. eine Schlacht zwischen den Oesterreichern u. Franzosen statt.

**Wimpffen**, ein altes schwäb., ehemals reichsunmittelbares Adelsgeschlecht aus dem Kraichgau, das schon im 11. Jahrh. genannt wird. Der Sohn des kaiserl. Feldobersten Siegmund Heeremann **v. W.**, welch Letzterer 1273 auf dem Reichstag zu Speyer von Kaiser Rudolf von Habsburg zum Ritter geschlagen wurde, verpflanzte die Familie nach Nürnberg; im 16. Jahrh. breitete sich dieselbe nach dem Elsaß später nach Oesterreich, Preußen, Dänemark u. Frankreich aus. Von den beiden heute bestehenden freiherrlichen Linien (Freiherrendiplom vom 13. Nov. 1658) wird die erste, der vom kaiserl. Feldobersten Frhrn. W. v. Hirschbach (geb. 1581, gest. 1668) abstammende Johann-Friedrichs-Stamm, im Mannesstamme nur noch von dem dän. Oberförster Friedrich Ferdinand Franz, Frhr. **v. W.** (geb. zu Glücksburg 31. März 1805) repräsentirt. Dagegen blüht die zweite u. jüngere Linie, der vom kaiserl. Feldobersten Johann Dietrich v. W. (geb. 1583) entsprossene Johann-Dietrichs-Stamm, seit 1767 in vier, nach den Brüdern Stanislaus, Franz, Georg u. Felix benannten Aesten. Dem Franzensaste entstammt eine reichsgräfl. Linie in Oesterreich, die Descendenz des württemberg. Generalmajors Franz Karl Eduard, Frhrn. **v. W.** (geb. zu Stuttgart 2. Jan. 1776, gest. zu Graz 8. Dez. 1842), welcher 8. April 1797 von Kaiser Franz II. gegraft wurde. Der Sohn des ersten Reichsgrafen, Graf Franz **v. W.**, geb. zu Prag 2. April 1797, diente seit 1813 im österr. Heere, wohnte den Feldzügen von 1813—14 in der Hauptarmee der Verbündeten u. dem von 1815 in der Frimont'schen Armee in Italien bei, ward 1838 Generalmajor u. Brigadier in Triest, 1846 Feldmarschallleutnant, zeichnete sich 1848 bes. bei Vicenza u. Custozza aus, zwang als Oberbefehlshaber der zur Intervention im Kirchenstaate bestimmten Truppen Bologna u. Ancona durch Bombardement zur Kapitulation, fungirte seit Okt. 1849 als Civil- u. Militärgouverneur in Triest u. als Statthalter im Küstenlande, bekleidete seit derselben Zeit den Rang eines Feldzeugmeisters, wurde später provisorischer Oberkommandant der Marine, befehligte seit Sept. 1854 eine Zeit lang das 1. Armeecorps, trat 1861 als Generalfeldzeugmeister in Ruhestand u. starb zu Görz 26. Nov. 1870. Gegenwärtiges Haupt der gräflichen Familie ist der älteste Sohn des Letztgenannten, Graf Heinrich Emil **v. W.**, geb. zu Wien 1. Mai 1827, Vizepräsident des österr. deutschen Vereins für Handel u. Eisenbahnbau. Ein Oheim desselben ist der Geheime Rath Graf Felix **v. W.**, geb. zu Brunnsee in Steiermark 16. März 1827; derselbe war 1866—72 österr.-ungar. Gesandter in Berlin, dann in Rom u. wurde im Juli 1876 Botschafter in Paris, auf welchem Posten er 1878 den Grafen Beust zum Nachfolger erhielt. Franz Ludwig Herold, Frhr. **v. W.**, der Stifter des Franzensastes, geb. auf Schloß Minfelden im Zweibrücken'schen 2. April 1732, trat in franz. Militärdienste, machte als Major den Siebenjährigen

Krieg mit, stand 1760—76 als General in württemberg. Diensten u. war einer der vertrautesten Theilnehmer an den glänzenden Festen des Herzogs Karl, dessen Maitresse seine Schwester Juliane war. Nachher wieder Kommandeur eines deutschen Regiments in franz. Sold, wurde er 1789 Kommandant von Neubreisach u. war zuletzt Divisionsgeneral u. Präsident des militärischen Revisionsgerichtshofs; er starb zu Nancy 24. Dez. 1800. Seine „Mémoires“ erschienen 1788 zu Paris. — Felix, Frhr. **v. W.**, Bruder des Vorigen, geb. zu Zweibrücken 5. Nov. 1744; begann seine militärische Laufbahn als Fähnrich bei dem im franz. Dienste stehenden Regiment Zweibrücken, befehligte später ein Freicorps auf Korsika, nahm mit dem Regiment Bouillon an der Belagerung von Gibraltar Theil u. zog sich nach dem Frieden auf ein Gut in der Normandie zurück. Dort 1789 zum Deputirten des Adels gewählt, schloß er sich dem dritten Stande an u. verfaßte die Protestation gegen die Adelsmehrheit, welche von demselben getrennt bleiben wollte; indeß blieb er stets gemäßigt. 1792 ward er als General wieder aktiv u. vertheidigte Diedenhofen (Thionville), worauf er das Kommando der Küstenarmee bei Cherbourg übernahm. Als 31. Mai 1793 die Gironde gestürzt worden, erklärte sich W. gegen den Konvent, stellte sich an die Spitze eines Parteigängercorps in der Normandie u. hielt sich nach dessen Besiegung in Bayeur versteckt, bis die Schreckensherrschaft vorüber war. Unter dem Konsulat Divisionsgeneral u. später Generalinspektor der Stutereien, starb er 1814. — Emanuel Felix, Frhr. **v. W.**, Enkel des Vorigen u. Neffe des ersten Grafen v. W., geb. zu Laon 13. Sept. 1811 als Sohn des 1814 zu Frankfurt a. M. verstorbenen franz. Obersten Frhrn. Felix v. W.; besuchte bis 1832 die Militärschule zu St. Cyr, trat dann in ein Infanterieregiment u. diente dann meist in Algerien, wo er die Turcos organisirte; ein Regiment derselben befehligte er im Krimkriege. Seit 1856 Brigadegeneral bei der Kaisergarde, zeichnete er sich 1859 in Italien, nam. in der Schlacht bei Magenta, aus u. kehrte nach dem Frieden als Divisionsgeneral nach Afrika zurück, wo er zuerst die Territorialdivision Algier, dann in Oran kommandirte u. im März 1870 einen gefährlichen Aufstand unterdrückte. Nach dem Ausbruche des Krieges gegen Deutschland 1870 nach Paris berufen, erhielt er 28. Aug. an Failly's Stelle das Kommando über das 5. Armeecorps unter Mac Mahon, traf 31. Aug. bei der Armee in Sedan ein, übernahm 1. Sept. nach Mac Mahon's Verwundung den Oberbefehl u. unterzeichnete 2. Sept. in Frénois die Kapitulation. Als Kriegsgefangener ward er dann in Stuttgart internirt, von wo er nach Abschluß des Präliminarfriedens nach Frankreich zurückkehrte. Hier verlangte er wiederholt, doch vergeblich, eine militärgerichtliche Untersuchung seines Verhaltens bei Sedan u. veröffentlichte dann zu seiner Rechtfertigung die Schrift „Sedan“ (Par. 1871) sowie eine „Réponse au général Ducrot par un officier supérieur“ (ebd. 1871). Zur Reserve versetzt, ging er dann wieder nach Afrika, wo er als Gutsbesitzer zu Obermustapha bei Algier lebt. Im Febr. 1875 mußte er es erleben, daß, als er gegen Paul Granier de Cassagnac, der ihm Verrath vorgeworfen hatte, einen Verleumdungsprozeß anstrengte, die Geschworenen des Seine-Departements seinen Gegner freisprachen. — Maximilian, Frhr. **v. W.**, ein Sohn des 1816 verstorbenen österr. Feldmarschallleutnants Georg, Frhrn. v. W., des Stifters des Georgsastes, geb. zu Münster 19. Febr. 1770; trat 1786 in ein österr. Infanterieregiment ein, machte seit 1787 den Krieg gegen die Türken u. dann den gegen Frankreich mit, wurde 1805 als Oberst im Hofkriegsrath verwendet, leitete hierauf den Bau von Befestigungen vor u. hinter Olmütz u. ward nachher dem Generalstabe des russ. Hauptquartiers unter Kutusoff beigegeben. Seit 1806 war er Generaladjutant des Erzherzogs Karl, bis er nach der Schlacht bei Regensburg als Generalmajor zum Generalstabschef bei der Großen Armee ernannt wurde; doch legte er, als der Erzherzog Karl vom Kommando zurücktrat, sein Amt gleichfalls nieder. 1810—12 befehligte er eine Brigade in Siebenbürgen, erhielt dann als Feldmarschallleutnant eine Division, mit der er an der Schlacht bei Leipzig u. an mehreren Gefechten in Frankreich Theil nahm, fungirte 1816—19 als Militärkommandant in Troppau u. seit 1820 als Generalkommandant im Venetianischen, ward 1824 Chef des Generalquartiermeisterstabes in Wien u. 1830 unter gleichzeitiger Beförderung zum Feldzeugmeister mit dem Generalkommando in Österreich betraut. Als charakterisirter Feldmarschall u. Kapitän der 1. Arcierenleibgarde nahm er 1844 seinen Abschied u. starb zu Wien 29. Aug. 1854.

**Winchester** (spr. Uintschester), Stadt mit 16,366 E. (1871) in der südengl. Grafschaft Southampton, am Itchin u. an der Eisenbahn von London nach Southampton, eine der ältesten Städte des Landes, aber in seiner Bedeutung zurückgegangen, ist Sitz eines Bischofs, hat eine Kathedrale (erbaut 1079—1486), 171,7 m. lang u. 28,3 m. breit, eine der imposantesten u. größten goth. Kirchen Englands, u. neun andere Kirchen (früher soll es 90 Kirchen u. Kapellen gehabt haben), eine berühmte Schule; das St. Mary College vom J. 1339, das älteste öffentliche Schulgebäude Englands, das für Eton, Westminster ꝛc. zum Muster genommen wurde; einen Obelisk zur Erinnerung an die Pest, ansehnlichen Handel u. Gewerbe. Es sendet zwei Mitglieder ins Parlament. — W. hieß zu altbrit. Zeit Caer Gwent (Gwint), war bei den Römern das Venta Belgarum, später das angelsächs. Wintanceaster u. Hauptstadt von Wessex, u. wurde, nachdem Westsachsen zu Anfang des 9. Jahrh. unter Egbert die Uebermacht erhalten hatte, Hauptstadt von England bis in die Mitte des 11. Jahrh. Wilhelm der Eroberer baute in W. ein festes Schloß u. die Kaiserin Mathilde wurde hier 1141 od. 1142 von der königl. Partei belagert, bis sie sich durch die Flucht rettete.

**Winckell,** Georg Franz Dietrich aus dem, Forst- u. Jagdschriftsteller, geb. auf Priorau in Sachsen 2. Febr. 1762; studirte zuerst in Leipzig die Rechte, ging dann zum Forstfach über, ward 1794 Kammerjunker in Dessau, privatisirte seit 1802 in Obernitzschka bei Wurzen u. seit 1807 in Machern, bis er 1812 vom bayer. Kammerherrn v. Thüngen mit der Verwaltung der Thüngen'schen Familienforste betraut wurde, zog sich 1832 nach Schierau im Anhaltischen zurück u. starb daselbst 31. Mai 1839. Sehr geschätzt ist noch heute sein „Handbuch für Jäger, Jagdberechtigte u. Jagdliebhaber“ (Lpz. 1804 ff.; 5. Aufl. von Tschudi, ebd. 1878).

**Winckelmann,** Johann Joachim, der berühmte Erforscher der Kunst des klassischen Alterthums u. Begründer der Kunstgeschichte in Deutschland, geb. zu Stendal 9. Dez. 1717 als Sohn eines armen Schuhflickers; sollte die Profession seines Vaters erlernen, zeigte aber eine solche Wißbegierde, daß seine Eltern ihn in die dortige „lat. Schule“ schickten, wo er sich durch ungewöhnliche Fortschritte auszeichnete, durch Unterrichten einige Unterstützung für seine Eltern erwarb u. der Vorleser des alten erblindeten Rektors der Anstalt wurde. 1735 gelang es ihm, nach Berlin zu kommen u. sich auf dem köln. Gymnasium für die Universität vorzubereiten. Zu Ostern 1738 bezog er zunächst die Universität Halle, um dem Wunsche seiner Eltern gemäß Theologie zu studiren, fühlte sich aber viel mehr zum Studium der alten Literatur u. der schönen Wissenschaften hingezogen. Nachdem er dann in Osterburg bei Stendal ein Jahr Hauslehrer gewesen war, setzte er seine Studien in Jena fort, wo er auch mathematische u. medizinische Wissenschaften betrieb; dann war er noch eine Zeit lang Hauslehrer in Hadmersleben bei Halberstadt u. erhielt 1743 das kärglich besoldete Konrektorat in Seehausen, das er fünf Jahre lang, überhäuft mit mühseliger u. widerwärtiger Arbeit, inne hatte, legte es aber schließlich nieder u. wurde Bibliothekar des Grafen von Bünau in Nöthnitz bei Dresden, in welcher Stellung er zwar auch nur geringe Einnahmen hatte, doch bot ihm die Nähe der an Kunstschätzen reichen Stadt u. der Verkehr mit ihren Künstlern anderweitige Entschädigung u. seinem Lerneifer reiche Nahrung. Durch Männer wie Hagedorn, Lippert u. Oeser wurde er in das Studium der Kunst, nam. der klassischen, tiefer eingeführt, mit dem Handwerklichen u. Technischen bekannt u. faßte während seines Aufenthaltes in Dresden einen immer größeren Widerwillen gegen die ihm dort in Architektur u. Plastik entgegentretende Geschmacklosigkeit des Rococostils. Als ihm nun der dortige päpstl. Nuntius Archinto eine Bibliothekarstelle in Rom unter der Bedingung des Uebertritts zum Katholizismus anbot, fand er bei seiner Sehnsucht nach Italien dies Anerbieten zu verlockend, als daß er es um diesen Preis ausschlagen konnte. Nach langen Verhandlungen u. Schwankungen trat er 11. Juli 1754 nicht aus innerer Ueberzeugung, sondern aus rein äußerlichen Gründen in der Privatkapelle des Nuntius über. Noch ein Jahr widmete er sich in Dresden ausschließlich dem Studium der alten Kunst u. begab sich dann nach Rom, wo er im

Herbste 1755 eintraf u. in den kunstliebenden Kardinälen Passionei u. Albani u. in dem genannten Archinto, der inzwischen ebenfalls Kardinal geworden war, einflußreiche Gönner fand. Von noch größerer Bedeutung für seine wissenschaftliche Richtung wurde sein Verkehr mit Rafael Mengs. Mit dem größten Eifer ergab er sich dem Studium der Antiken u. faßte schon damals den Gedanken, eine Geschichte der Kunst des Alterthums zu schreiben. Nachdem er 1758 Neapel, Herculanum u. Pompeji besucht hatte u. mit neuen Anschauungen bereichert nach Rom zurückgekehrt war, ging er auf Einladung des Barons Muzell-Stosch nach Florenz u. katalogisirte die große Gemmensammlung des Barons Philipp Stosch (s. d.). Als Bibliothekar u. Aufseher der Alterthümer des Kardinals Albani machte er mit dem sächs. Grafen Brühl eine zweite Reise nach Neapel u. führte dann sein Hauptwerk, die „Geschichte der Kunst des Alterthums" (Dresden 1764; neue Ausg. 1870), zu Ende. Später besuchte er Neapel noch zweimal, um einige Dunkelheiten in seinen Mittheilungen über die Entdeckungen von Herculanum aufzuklären, u. faßte den Plan einer Reise nach Deutschland, um dort eine franz. Ausgabe seiner Kunstgeschichte erscheinen zu lassen. Am 10. April 1768 zog er in Gesellschaft des Bildhauers Cavaceppi über Venedig u. Verona nach Tirol, kam aber nur bis Regensburg, wo er, von trüben Ahnungen u. Schwermuth ergriffen, beschloß, allein nach Italien zurückzukehren.

Nr. 5561. Johann Joachim Winckelmann (geb. 9. Dez. 1717, gest. 8. Juni 1768)

Mit Mühe bewog Cavaceppi ihn, wenigstens bis Wien mit ihm zu reisen, wo er die glänzendste Aufnahme fand; dort aber wurde die Sehnsucht nach Italien übermächtig in ihm, u. ohne seinen Begleiter wandte er sich wieder dem Süden zu, um möglichst schnell nach Rom zu gelangen. Am 1. Juni kam er in Triest an u. machte dort im Albergo grande die Bekanntschaft des Italieners Francesco Arcangeli, der, bereits wegen mehrfacher Verbrechen bestraft, sich W.'s Vertrauen zu erwerben wußte, so daß dieser ihm seine Ehrengeschenke u. goldenen Schaumünzen zeigte. Unter einem nichtigen Vorwande trat Arcangeli am 8. Juni in W.'s Zimmer, warf dem am Schreibtisch Sitzenden einen Strick um den Hals, um ihn zu erdrosseln, u. brachte ihm, als der Angegriffene sich verzweiflungsvoll wehrte, fünf Wunden bei, an denen dieser, da ärztliche Hülfe zu spät erschien, nach einigen Stunden unter den heftigsten Schmerzen verschied, nachdem er zuvor den Kardinal Albani zum Erben eingesetzt hatte. Wenige Tage nachher wurde der Mörder ergriffen u. schon 20. Juni in Triest gerädert. Dem Ermordeten aber errichtete man 1823 im dortigen Alterthumsmuseum ein Denkmal in Gestalt eines Sarkophags; 1859 setzte ihm auch seine Vaterstadt ein Standbild, entworfen von Ludwig Wichmann, von dem auch W.'s Marmorstandbild in der Vorhalle des Alten Museums in Berlin herrührt. — W.'s hohes Verdienst besteht vor Allem darin, daß er zuerst den wahren Geist der antiken u. insbes. der klassischen Kunst erkannte u. in seinen stilistisch trefflichen Schriften auch seine Nation zu derselben Erkenntniß zu leiten wußte. So wurde er der Begründer nicht nur der eigentlichen Kunstwissenschaft u. Kunstgeschichte, sondern auch der Kunstkennerschaft, indem er zuerst ein verständiges, wohlbegründetes System der Kunstbetrachtung aufstellte, in das Chaos der durch einander geworfenen Werke Ordnung brachte u. durch seine Art der Beschreibung den Beschauer zur Einsicht in die charakteristischen Eigenschaften u. mannichfaltigen Schönheiten der Kunstwerke führte. In diesem Streben war er freilich durchaus nicht unabhängig von der Bildung u. den Anschauungen seiner Zeit, insofern er der Schönheit der Form u. der Richtigkeit der Zeichnung gegenüber den inneren Gehalt u. die Motive der Darstellung nicht genug in Betracht zog u. gegen das Große u. Gewaltige einer Kunstidee oft unempfindlich war, wie er z. B. die Leistungen seines Zeitgenossen Rafael Mengs über die Werke des Urbinaten Rafael stellte. Das Verständniß der christlichen Kunst des Mittelalters ist ihm immer versagt gewesen. Unter seinen zahlreichen Schriften erwähnen wir außer den oben genannten nur die „Gedanken über die Nachahmung der griech. Werke in der Malerei u. Bildhauerkunst" (Dresd. u. Lpz. 1754 u. ö.) sowie die dazu gehörenden „Sendschreiben über die Gedanken von der Nachahmung" u. die „Erläuterungen der Gedanken über die Nachahmung" (Dresden 1756); ferner die „Anmerkungen über die Baukunst der Alten" (1761), die „Abhandlung von der Empfindung des Schönen in der Kunst" (1763), den allerdings verfehlten „Versuch einer Allegorie" (1766, neue Ausg. 1866) u. die mit der Kunstgeschichte in Verbindung stehenden „Monumenti antichi inediti" (2 Bde., Rom 1767—68; neue Ausg. 1821). Eine Hauptausgabe seiner deutschen Werke besorgten Fernow, Heinrich Meyer, Schulze u. Siebelis (8 Bde., Dresd. 1808—20). Die Mehrzahl seiner Briefe wurde nach seinem Tode gesammelt von Förster (3 Bde., Berl. 1824—25) u. A. Aus der reichhaltigen Literatur über W.'s Leben, Werke u. Verdienste nennen wir nur die Schriften von Gurlitt (Magdeb. 1797), Petersen in der „Einleitung zum Studium der Archäologie" (Lpz. 1829), Heyne's „Lobschrift auf W." (Kassel 1778 u. öfter), Goethe in seiner Schrift „W. u. sein Jahrh." (zuerst Tüb. 1805), Otto Jahn (Greifswald 1844), Friederichs (Hamb. 1862) u. vor Allem Justi, „W., sein Leben, seine Werke u. seine Zeitgenossen" (2 Bde., Lpz. 1866 u. 72). Noch gegenwärtig begehen das archäologische Institut in Rom u. mehrere deutsche Universitäten durch einen feierlichen Akt (das Winckelmannsfest) den Geburtstag des Begründers der Kunstgeschichte.

**Wind** nennt man jede Luftströmung in der Atmosphäre, welche dadurch entsteht, daß die Luft von den Stellen größeren nach der Stelle geringeren barometrischen Druckes, nach einem sog. Minimum des Druckes hinströmt, u. zwar hängt die Stärke des Hinzuströmens, d. i. die Stärke des W.es, von der Größe der barometrischen Druckdifferenz zwischen dem Minimum u. seiner Umgebung ab. Wird der W. sehr heftig, so wird er zum Sturm (s. d.), in noch höherem Grade zum Orkan. Die verheerenden Wirkungen, welche diese atmosphärischen Erscheinungen hervorzurufen vermögen, sind Veranlassung gewesen, sich mit der Erforschung ihrer Gesetzmäßigkeit zu beschäftigen. Bei jedem W.e sind Richtung u. Stärke ins Auge zu fassen. Die Richtung des W.es wird in den oberen Schichten der Atmosphäre durch den Lauf der Wolken, in den unteren durch den Zug des Rauches der Schornsteine od. durch den Stand der bekannten sog. Wind- od. Wetterfahnen angegeben. Die Verzeichnung der Windrichtungen auf einer Scheibe vom Mittelpunkte aus nach den verschiedenen Punkten des Horizontes nennt man eine **Windrose.** Zu meteorologischen Zwecken benutzt man zur Angabe der Windrichtung gewöhnlich nur die vier Hauptpunkte der Windrose Ost, Süd, West, Nord u. die vier Zwischenrichtungen (Südost, Südwest, Nordwest u. Nordost). Zu nautischen Zwecken theilt man jedoch die Windrose schon seit Dampier (1701) in 32 Theile (Striche od. Rumbe), so daß z. B. der Raum zwischen Nord u. Nordost noch folgende Richtungen zeigt: Nord gen Ost, Nordnordost, Nordost gen Nord, der Raum von Nordost bis Ost aber noch Nordost gen Ost, Ostnordost u. Ost gen Nord enthält. Ganz gleich werden auch die drei anderen Viertel der Windrose eingetheilt. Man bezeichnet die Windrichtung durch die Anfangsbuchstaben der Himmelsrichtung (O. Ostwind, WNW. Westnordwest) 2c. Die Alten hatten zahlreiche Benennungen für die verschiedenen W.e, so hieß der Südwind Notus, der Feuchte od. Auster, der Nordwind Boreas, der Brausende od. Septentrio, der von Norden her stürmende, der Westwind, der den Griechen gewöhnlich Sturm u. Regen brachte, Zephyros, der Dunkle, der Ostwind Eurus 2c. Aeolus (s. d.) war der Beherrscher der W.e. Zur Messung der Windstärke hat man

verschiedene Windstärkemesser od. Anemometer ersonnen, von denen als das praktischste jetzt fast ausnahmslos nur noch das sog. Robinson'sche Schalenkreuz benutzt wird. Eine durch das Dach des Beobachtungsgebäudes hinausragende, leicht drehbare aufrechte Achse trägt am oberen Ende ein horizontales Kreuz, an dessen vier Enden halbkugelförmige Blechschalen, mit ihren hohlen Seiten alle nach derselben Drehungsrichtung hin, angebracht sind. Der W., er mag herkommen, wo er will, verfängt sich mindestens in einer der Schalen u. versetzt das Schalenkreuz in Drehung, stets nach derselben Richtung, aber mit verschiedener Geschwindigkeit, je nach seiner Stärke, u. zwar beträgt die Umdrehungsgeschwindigkeit der Schalen nach den Versuchen immer ein Drittel von der Geschwindigkeit des W.es. Die Umdrehungszahl der Achse wird durch ein an deren unterem Theile eingreifendes, leichtes Zahnradwerk gemessen. Auf einem andern Prinzip beruht das Prestel'sche Anemometer (s. d.). In der praktischen Meteorologie hat man für die Bestimmung des Grades der Windstärke die zwölftheilige Skala des Admirals Beaufort angenommen, bei welcher der erste Grad einer Windgeschwindigkeit von etwa $1/2$ m. in der Sekunde, der letzte zwölfte aber einer solchen von etwa 50 m. entspricht. In Worte läßt sich die Beaufort'sche Skala so übersetzen: 1 = sehr leichter Zug, 2 = leichter, 3 = schwacher, 4 = mäßiger, 5 = frischer, 6 = starker, 7 = steifer, 8 = stürmischer Wind, 9 = Sturm, 10 = starker Sturm, 11 = heftiger Sturm, 12 = Orkan. Die Seeleute unserer deutschen Küsten wenden zur Bezeichnung der Windstärke gewöhnlich folgende Skala an: Windstille, leichte Brise, scharfe Brise, Bramsegelskühlte, gereffte Marssegelskühlte, doppelt gereffte Marssegelskühlte, Sturm, fliegender Sturm, Orkan. Beim ersten Grad der Beaufort'schen Skala beträgt die Stoßkraft des W.es auf die Fläche eines Quadratmeters nur etwa 24 gr., während ein Orkan dagegen auf die eben so große Fläche ungefähr das 10,000fache, also einen Druck von etwa 240 Kg. auf den Quadratmeter, ausübt.

Je nach der lokalen Ausdehnung der luftverdünnten Stelle in der Atmosphäre (des sog. Druckminimums) u. dem Grade der Verdünnung in derselben ist auch das in der Form von W.en erfolgende Zuströmen von Luft nach dem Minimum mehr od. weniger lokal od. über ganze Länder, Kontinente u. Ozeane sich erstreckend. Oft ist das Entstehen solcher Minima u. der daran sich knüpfenden W.e an zufällige Bedingungen gebunden. Jene tauchen plötzlich infolge größerer Erwärmung der Luft irgendwo auf u. schreiten mit dem durch sie bedingten System von W.en bald schneller, bald langsamer nach irgend einer Richtung fort. Derartige über unsern Kontinent od. nördl. davon fortschreitende Minima verursachen auch die bei uns wehenden W.e so wie den Richtungswechsel derselben. Daß dieser in der Regel in derselben Richtung wie die tägliche Umdrehung der Sonne erfolgt (von O. durch S. nach W. 2c.), hatte schon Dove erkannt u. in dem nach ihm genannten Dove'schen Drehungsgesetz der W.e ausgesprochen (s. unter „Sturm"). In tropischen Gegenden treten diese fortschreitenden Luftwirbel meist intensiver auf u. bilden dort die verheerenden Cyklonen, Tornados, Typhons 2c. Kleinere Minima mit sehr starker Verdünnung geben Veranlassung zu den Wirbelwinden sowie zu den sog. Wind- u. Wasserhosen (s. d.). Oft wechseln die Luftverdünnungen, welche Druckminima hervorrufen, in täglichen Perioden; so weht in der Nähe der Küsten den Tag über wegen stärkerer Erwärmung der Luft über dem Festlande ein Seewind, des Nachts, wegen schnellerer Abkühlung des Landes ein Landwind. Ein sehr starkes Luftdruckminimum wird fortwährend innerhalb der ganzen Aequatorialzone durch die Einwirkung der Sonnenwärme erzeugt, u. zwar wandert dasselbe im Sommer mit der Sonne etwas nördlich, im Winter etwas südlich vom Aequator. Am deutlichsten markirt es sich über den tropischen Meeren, dem Atlantischen, Stillen u. Indischen Ozean; über den Kontinenten wird es durch den Einfluß der Erhitzung des Festlandes mehr verwischt. Durch das Hinzuströmen der Luft nach diesem Minimum bilden sich auf beiden Seiten in einem etwa 25—30 Grad breiten Streifen W.e, die sog. Passatwinde (vents alizés der Franzosen, trade-winds der Engländer). Diese wehen das ganze Jahr über, der eine von Norden, der andere von Süden in die Gegend des geringsten Luftdruckes, die sog. Region der Kalmen od. Windstillen (s. „Kalmen"). Die Richtung der Passate nach den Kalmen ist aber nicht rein nördlich u. südlich, vielmehr findet eine Abweichung statt, weil die aus höheren Breiten dem Aequator zuströmenden Luftmassen eine geringere Umdrehungsgeschwindigkeit mitbringen, als am Aequator herrscht, u. deshalb hinter dem Laufe der Erdoberfläche etwas zurückbleiben. Der Nordstrom wird dadurch zu einem Nordostpassate, der Südstrom zu einem Südwestpassate. Aus demselben Grunde fließt die in den Kalmen emporsteigende erhitzte Luft oben einerseits als Südwest-, andererseits als Nordweststrom ab. In dem Wendekreise des Krebses u. auf der südlichen Halbkugel in dem des Steinbocks findet sich ebenfalls eine Region der Windstillen od. vielmehr der sich bekämpfenden W.e, da hier der vom Aequator her strömende Wind (s. Nr. 5562) in den oberen Höhen abgekühlt u. schwerer geworden, wieder zu Boden sinkt u. dabei auf den nach dem Aequator zu fließenden Polarstrom stoßt. Die Kräfte dieser beiden W.e gleichen sich nun entweder, wenn sie einander gerade entgegengerichtet sind, aus u. bewirken Windstille od. aber sie vereinigen sich zu heftigen Stürmen. Im Indischen Ozean wird im Sommer die Bildung der Passate durch die Nähe des asiat. Kontinents gestört. Die starke Erhitzung desselben giebt Veranlassung zur Bildung der Monsune (s. d.). Ueberhaupt bewirkt die Nähe großer Länderkomplexe einen sehr verändernden Einfluß auf die Richtung der Passate, deren regelmäßiger



Nr. 5562. Schema der Windrichtungen auf der Erde.

Verlauf, wie wir ihn angedeutet haben, nur auf einer vollkommen runden, ganz u. gar mit Wasser bedeckten Erde statthaben konnte. — Der Charakter der W.e ändert sich je nach der Beschaffenheit der Gegenden, die sie durchstreichen. Je nachdem das Gebiet von der Sonne durchglühte, vegetationslose Wüstenei, eine ausgedehnte Wasserfläche od. eine gletscherreiche Alpenlandschaft ist, wird der W., der von dort herkommt, heiß u. trocken od. feucht od. eisig kalt erscheinen. Ob er feucht od. trocken ist, hängt, außer von seinem absoluten Feuchtigkeitsgehalte, von seiner Temperatur, von seinem Sättigungsgrade mit ab, u. wie sich seine Temperatur ändert, so mit ihr die Fähigkeit, Niederschläge zu bilden od. aufzulösen. Die heißen W.e, welche in den tropischen Gegenden der großen Kontinente wehen od. wenigstens von dort ihren Charakter mitbringen, sind in Bezug auf den Einfluß, den sie nam. in sanitärer Hinsicht ausüben, ganz bes. bemerkenswerth. Von furchtbarer Wirkung wird in den Alpen der plötzlich hereinbrechende Föhn (s. d.), ein heißer Südwind, der mit dem Sirocco (s. d.) wol eine Folge des Harmattan (s. d.) der Wüste Sahara ist. Fortschreitende Entwaldung des Kulturlandes hat eine höchst nachtheilige Wirkung auf die Beschaffenheit der W.e, insofern dadurch der Temperatur u. Feuchtigkeit regulirende Einfluß, den die Wälder ausüben, wegfällt od. wenigstens verringert wird.

**Windbruch,** das Entwurzeln, Abbrechen u. Umlegen der Baumstämme durch heftigen Wind, dem vorzüglich die Nadelholzarten wegen ihrer flachgehenden Wurzeln ausgesetzt sind.

**Windbüchse,** ein Schießgewehr, welches durch die Treibkraft stark komprimirter Luft Geschosse fortschleudert. Die Verdichtung der Luft wird mittels einer kleinen Druckpumpe bewirkt. Als Windkessel dient eine Hohlkugel aus starkem Kupferblech, welche je nach ihrer Größe für mehr od. weniger Schüsse, die aber immer weniger kräftig werden, ausreicht. Infolge der umständlichen Handhabung u. wegen der geringen Schußweite ist die W. nie zur Bedeutung einer Kriegswaffe od. eines eigentlichen Jagdgewehres gelangt, sondern nur eine Spielerei geblieben, deren Erfindung in Nürnberg gemacht wurde u. entweder einem gewissen Gester (1430) od. Hans Lobsinger (1560) zugeschrieben wird.

Nr. 5563. Windrose des Steuerkompasses.

**Winde,** Pflanze, s. „Convulvulus".

**Winde,** eine aus einer Kombination von Hebeln u. Zahnrädern zusammengesetzte Maschine, um große Lasten auf geringe Höhen zu heben. Man unterscheidet hauptsächlich Wagen- u. Bauwinden, welche in ihrer älteren u. noch jetzt häufig benutzten Form als wirksamen Theil eine in einem vierseitigen Kasten gehende Zahnstange besitzen, die mittels einer Kurbel durch ein Rädergetriebe bewegt wird. Die Zahnstange, welche oben eine Auflagerung hat, wird so unter die zu hebende Last gesetzt, daß sie, durch das Getriebe vorwärts geschoben, diese letztere in die Höhe heben muß, indem sie selbst ihren Stützpunkt auf dem Boden hat. Bei stärkeren W.n neuerer Konstruktion ist die Zahnstange durch eine Schraubenspindel u. die einfache Kurbel durch eine Schraube ohne Ende ersetzt. In neuester Zeit sind auch hydraulische W.n konstruirt worden, welche nach dem Prinzip der hydraulischen Presse (s. d.) wirken.

Nr. 5564. Windrose mit Gradeintheilung.

Mitunter bezeichnet man auch Maschinen, welche durch ein Räderwerk mittels eines auf einen Cylinder aufzuwindenden Seiles wirken, als W.n, dieselben werden jedoch richtiger „Haspel" genannt.

**Winden,** Slowenzen, s. „Slowenen".

**Windhose,** s. „Wind" u. „Wasserhose".

**Windische Mark,** Name des von Winden (d. h. Slowenen, s. d.) bewohnten Landstriches im Herzogthum Krain zwischen den Flüssen Gurk, Kulpa u. Save.

**Windischgrätz,** ein uraltes deutsches, der kathol. Konfession anhängendes, jetzt reichsfürstliches Dynastengeschlecht, als dessen Stammvater Veriand, Herr zu Grätz in der Windischen Mark, der zweite Sohn des Markgrafen Ulrich von Kärnten, urkundlich genannt wird. 1551 wurden die Glieder seiner beiden Linien, der Ruprecht'schen u. Siegmund'schen, zu Freiherren auf Waldstein u. im Thal erhoben, u. 1557 erhielt ein Zweig der letztgenannten Linie vom Kaiser Ferdinand I. die Grafenwürde. Derselbe Zweig erwarb 1565 das Oberst Erbland-Stallmeisteramt u. die Magnatenwürde in Ungarn, ward 1682 reichsgräflich, brachte 1804 die reichsunmittelbaren Herrschaften Egloffs u. Siegen in Schwaben (seit der Mediatisirung im J. 1806 unter württemberg. Landeshoheit) an sich u. wurde hierauf (24. Mai 1804) vom Kaiser Franz II. in den Reichsfürstenstand nach dem Erstgeburtsrechte aufgenommen, erhielt auch Sitz u. Stimme im schwäbischen Grafenkollegium. 1822 ward der Fürstenstand auf alle Glieder des Hauses ausgedehnt. Dasselbe ist in Böhmen, Niederösterreich u. Steiermark reich begütert. Gegenwärtiger Standesherr, bez. Chef des ersten Zweiges, ist Fürst Alfred August **zu W.**, geb. 31. Okt. 1851, erbliches Mitglied des österr. Herrenhauses, Sohn des österr. Feldmarschallleutnants Fürsten Alfred Nikolaus **zu W.**, der, 28. März 1819 geb., 28. April 1876 auf seinem Gute Tachau in Böhmen starb. Der Vater des Letztgenannten war der Feldmarschall Fürst Alfred **zu W.** Geboren zu Brüssel 11. Mai 1787, trat derselbe 1804 als Reiteroffizier in österr. Dienste, machte die Schlacht bei Leipzig mit, wurde dann als Oberst Kommandant des Kürassierregiments Großfürst Konstantin, an dessen Spitze er 1814 bes. bei Troyes u. bei La Fère-Champenoise sich hervorthat, ward 1826 Generalmajor, erhielt 1830 den Orden vom Goldenen Vließ u. rückte 1833 mit dem Range eines Feldmarschallleutnants zum kommandirenden General in Böhmen auf. Während der 48er Märztage zufällig in Wien anwesend, wurde er (15. März) mit dem Generalkommando über die Truppen von Niederösterreich betraut u. ergriff sofort, um dem Ausbruche neuer Unruhen vorzubeugen, die strengsten Maßregeln; da sich aber die öffentliche Meinung aufs Entschiedenste gegen ihn erklärte, so ward er 11. April seines Kommandos wieder entboben u. nach Böhmen zurückgeschickt, um dort das Treiben der tschechischen Partei zu überwachen. Als nach dem Slavenkongresse 11. Juni der Aufstand in Prag ausbrach, unterdrückte W. zwar denselben rasch, doch beobachtete er diesmal bei aller Energie auch dann noch viel Mäßigung, als seine Gemahlin, Eleonore geb. Prinzessin zu Schwarzenberg, 12. Juni in ihrem Zimmer erschossen u. sein Sohn tödlich verwundet worden war. Am 16. Okt. zum Feldmarschall u. Kommandirenden aller österr. Heere (mit Ausnahme der ital. unter Radetzky) ernannt u. zur Niederwerfung der Revolution wieder nach Wien berufen, drang er 31. Okt. in diese Stadt ein u. besiegte die Aufständischen. Vom neuen Kaiser, Franz Josef, in seiner Stellung bestätigt, eröffnete er Mitte Dez. 1848 den Feldzug gegen die Ungarn, besetzte Preßburg, Raab u. 5. Jan. 1849 Pest, versäumte aber hier durch Regierungsmaßregeln u. standrechtliche Verurtheilungen so viel Zeit, daß sich inzwischen die Ungarn sammeln u. verstärken konnten. Die Folgen davon wurden bald so empfindlich für die Oesterreicher, daß W. 12. April abgesetzt wurde u. den Oberbefehl in die Hände Welden's niederlegen mußte. Hierauf zog er sich auf seine böhm. Güter zurück. 1859 vom Wiener Hof nach Berlin gesandt, um Preußen zur Theilnahme am Kriege gegen Italien u. Frankreich zu bewegen, richtete er gleichfalls nichts aus. In dem nämlichen Jahre ward er Gouverneur von Mainz u. erbliches Mitglied des österr. Reichsraths. Er starb zu Wien 21. März 1862. In seinem Auftrage erfolgte die Veröffentlichung der Schrift: „Der Winterfeldzug 1848—49 in Ungarn" (Wien 1851). — Jetziges Haupt des andern Zweiges ist der pensionirte österr. Generalmajor u. Erblandstallmeister in Steiermark Fürst Hugo **zu W.**, geb. 26. Mai 1823.

**Windischmann,** Karl Joseph, kathol. Philosoph, geb. 24. Aug. 1775 zu Mainz; studirte daselbst seit 1792 Philosophie, dann zu Würzburg u. Wien bis 1797 Medizin u. wirkte seit 1801, nachdem er längere Zeit privatisirt, als Leibarzt des Kurfürsten von Mainz zu Aschaffenburg, indem er gleichzeitig an der von Mainz dorthin verlegten Universität Vorlesungen hielt. 1803 erhielt er an derselben

Universität die ord. Professur der Philosophie, siedelte jedoch 1818 als Professor der Medizin u. katholischen Philosophie nach Bonn über. Seine philosophische Richtung, die eben so streng katholisch, wie theosophisch u. auf dem Gebiet der Heilkunde dem Geheimnißvollen zugeneigt war, machte ihn zu einem Hauptgegner seines Kollegen Georg Hermes (s. d.). W. starb zu Bonn 23. April 1839. Von seinen Schriften ist bes. „Die Grundlagen der Philosophie im Morgenlande" zu nennen, welche als erster Band der „Philosophie im Fortgange der Weltgeschichte" (Bonn 1827—34) erschien. — Sein Sohn, Friedrich **W.**, namhafter Zendgelehrter, geb. 13. Dez. 1811 in Mainz, studirte katholische Theologie u. Orientalia u. wurde 1836 Priester. Nachdem er schon vorher seine erste Schrift auf oriental. Gebiet: „Sancara, seu de theologumenis Vedanticorum" (Bonn 1833) veröffentlicht, wurde er 1838 außerord. Professor des Kirchenrechts u. des Neuen Testaments in München, 1839 Domkapitular, 1846 Generalvikar des Erzbischofs, war seit 1842 auch ord. Mitglied der Münchener Akademie u. starb zu München 24. Aug. 1861. Seine wissenschaftlichen Arbeiten erstreckten sich hauptsächlich auf die Alterthümer u. Sprache des alten Iran. Wir nennen noch: „Die Grundlagen des Armenischen im arischen Sprachstamm" (Münch. 1844); „Ueber den Somakultus der Arier" (ebd. 1845); „Ursagen der arischen Völker" (ebd. 1852); „Die persische Anahita od. Anaitis" (ebd. 1856); „Mithra, ein Beitrag zur Mythengeschichte des Orients" (Lpz. 1857). Aus seinem Nachlasse gab Spiegel heraus: „Zoroastrische Studien. Abhandlungen zur Mythologie u. Sagengeschichte des alten Iran" (Berl. 1863). — Vergl. Sighart, „Dr. Friedr. W. Ein Lebensbild" (Augsb. 1861).

**Windlade**, s. „Orgel". **Windmesser**, s. „Anemometer".
**Windmühle**, s. „Mühlen". **Windpocken**, s. „Pocken".
**Windrose**, s. „Wind".

**Windscheid**, Bernhard Joseph Hubert, ausgezeichneter Rechtslehrer (Pandektist), geb. zu Düsseldorf 26. Juni 1817 als Sohn des damaligen Regierungsreferendars u. späteren Oberzollinspektors u. Steuerraths W.; studirte 1834—35 in Bonn u. dann in Berlin die Rechte, arbeitete seit 1838 als Auskultator beim Landgerichte in Düsseldorf u. habilitirte sich 1840 als Privatdozent in Bonn. Nachdem er seine Lehrthätigkeit durch eine Reise nach Italien unterbrochen hatte u. 1847 zum außerord. Professor ernannt worden war, folgte er in demselben Jahre einem Rufe als ord. Prof. nach Basel. 1852 ging er in gleicher Eigenschaft nach Greifswald, 1857 nach München, 1871 nach Heidelberg, wo er den Titel eines Geh. Rathes erhielt, u. 1874 nach Leipzig. Gleich ausgezeichnet als Lehrer wie als Schriftsteller auf dem Gebiete des Röm. Rechts, hat W. zur Vertiefung der juristischen Studien insbes. durch sein bei Studirenden wie bei älteren Juristen allgemein verbreitetes „Lehrbuch des Pandektenrechts" (3 Bde., Düsseld. 1862—70; Register 1874; 4. Aufl. 1875—78) wesentlich beigetragen. Außerdem hat er bis jetzt geschrieben: „Zur Lehre des Code Napoléon von der Ungiltigkeit der Rechtsgeschäfte" (ebd. 1846); „Die Lehre des Röm. Rechts von der Voraussetzung" (ebd. 1850); „Die Actio des Röm. Civilrechts" (ebd. 1856); „Die Actio" (Abwehr gegen Th. Muther, ebd. 1857) u. „Wille u. Willenserklärung" (Lpz. 1878).

**Windsor** (spr. Uinsörr), Marktflecken mit 11,769 E. (1871), in der engl. Grafschaft Berks, liegt 5 M. westl. von London am rechten Ufer der Themse, über die eine Brücke nach dem gegenüberliegenden Eton mit berühmtem Kolleg führt, u. an der Südwestbahn. Es hat eine schöne neue goth. Kirche, sehenswerthes Rathhaus, Theater, zahlreiche Gasthäuser u. fabrizirt berühmtes Ale. Auf einer Anhöhe erhebt sich das weltbekannte königl. Schloß Windsor-Castle, das seit länger als 700 Jahren der Hauptsommeraufenthaltsort der großbritannischen Herrscher ist. Es ist eine große Ritterburg, bestehend aus zwei Höfen mit großem, rundem Thurme zwischen ihnen. Starke viereckige goth. Thürme bilden die Ecken des Schlosses. Der obere viereckige Hof enthält den 61 m. langen Rittersaal od. die Georgshalle mit gegen 700 Wappenschildern u. dem Throne, die metallene Bildsäule Wilhelm's des Eroberers 2c., um den unteren sind auf der Nordseite die prächtigen königl. Gemächer u. in der Mitte die im goth. Stile erbaute St. Georgskapelle gelegen, aus dem J. 1474, eine der schönsten im Reiche, worin die Ritter vom Hosenbandorden installirt u. Ordenskapitel gehalten werden. Ein unterirdischer Gang führt vom Altare derselben zum Mausoleum der Könige von England. Das Schloß ist auf drei Seiten von der herrlichsten, in ihrer Art einzigen Terrasse umgeben; sie erhebt sich etwa 23 m. über die Wiesen, ist über 500 m. lang u. verhältnißmäßig breit u. gewährt die reizendste Aussicht über die mit kräftigem Wiesenwachs, mit Dörfern u. Landhäusern geschmückte Ebene am Themseufer. Die neue, halbkreisförmig von Wilhelm IV. angelegte Terrasse umschließt 52 Aren Land, die zu einem Blumengarten bestimmt sind. Das Ganze ist zunächst im N. u. O. von dem kleinen Parke mit 500 Acres Areal u. im S. von dem großen mit 1800 Acres u. einer 4 Km. langen Ulmenallee umgeben. Hier befindet sich auf einem Hügel die bronzene Reiterstatue Georg's III. auf 8,12 m. hohem Sockel u. südl. vom Hügel das Virginiawasser, ein Teich mit chinesischem Fischertempel. Der Wald von W., Windsor-Forest, hat 10 M. im Umfang, umschließt die Stadt Wockingham u. mehrere Dörfer, das Lustschloß des Herzogs v. Cumberland, Windsor-Lodge, u. Herschel's Observatorium. Unweit von W. liegt ferner das Schloß Frogmore-

Nr. 5565. Windsor-Castle.

Lodge, die ehemalige Residenz der Königin Charlotte u. der Herzogin von Kent, der Mutter der jetzigen Königin. Hier sind die königl. Küchen- u. Obstgärten u. die riesigen Treibhäuser. Windsor-Castle verdankt seine Entstehung Wilhelm dem Eroberer. Eduard III. ist hier geboren worden. Für Karl I. war es Gefängniß. Georg III., Georg IV., Wilhelm IV. u. die Königin Victoria haben es vorzugsweise bewohnt.

**Windthorst**, Ludwig, Staatsmann u. Politiker, geb. im Osnabrück'schen 17. Jan. 1812 von bäuerlichen kathol. Eltern; wurde zwar auf dem Carolinum in Osnabrück für den geistlichen Stand vorbereitet, studirte aber dann in Göttingen u. Heidelberg die Rechte, begann hierauf zunächst die advokatorische Praxis in Osnabrück, ward später ritterschaftlicher Syndikus u. vorsitzender Rath des Konsistoriums daselbst u. 1848 Oberappellationsgerichtsrath in Celle. Im nächsten Jahre in die Zweite hannov. Kammer gewählt, wo er es mit den partikularistischen, preußenfeindlichen Bestrebungen Stüve's (s. d.) hielt, wurde er 1851 mit dem Kammerpräsidium u. im November dess. Jahres, als die hannov. Politik in scharfen Gegensatz gegen Preußen trat, im Kabinet Schele mit dem Justizministerium betraut. 1853 trat er zurück u. wieder in die Zweite Kammer, doch übernahm er 1862 in dem verfassungsfeindlichen Ministerium Brandis-Platen das Justizministerium aufs Neue u. leitete es bis Oktober 1865. Seitdem Kronoberanwalt in Celle, legte er 1866 nach der Depossedirung des Königs von Hannover sein Amt nieder u. führte 1867 mit Bismarck die den welfischen Hausschatz betreffenden Verhandlungen, deren Ergebniß der Vertrag vom 29. Sept. 1867 war. In demselben Jahre ward er als Vertreter des Wahlkreises Lingen-Meppen Mitglied des Reichstags u. dann auch des preuß. Abgeordnetenhauses, welchen beiden er noch heute angehört. Auch betheiligte er sich 17. Juni 1869 an dem Berliner antiinfallibilistischen Laienkonzil, das sich in einer Adresse an die deutschen Bischöfe gegen die päpstliche Unfehlbarkeit aussprach. Als sich im März 1871 die ultramontane Centrumspartei bildete, trat W. an die Spitze dieser Partei, deren gewandtester u. schlagfertigster Redner er auch ist. — Eduard **W.**, Neffe des Vorigen, geb. zu Halle in Westfalen 25. Aug. 1834; studirte in Bonn u. Berlin die Rechte, trat 1857 als Auskultator in den preuß. Staatsdienst, ward 1861 Gerichtsassessor, 1866 Kreisrichter bei der Gerichtskommission in Werne an der Lippe u. 1873 Kreisgerichtsrath in Bielefeld. Seit 1867 ist er Mitglied des preuß. Abgeordnetenhauses u. 1871—73 saß er auch im Deutschen Reichstage. Seine politische Richtung ist die der Fortschrittspartei; auch gehört er in Westfalen zu den Führern der Altkatholiken.

**Winer**, Georg Benedikt, hochverdienter protest. Gelehrter u. Schriftsteller, geb. 13. April 1789 zu Leipzig; besuchte bis 1809 die Nikolaischule daselbst u. studirte dann Theologie u. Philologie an der Universität seiner Vaterstadt. 1817 habilitirte er sich an derselben als Privatdozent der Theologie, erhielt 1819 eine außerord. Professur, folgte aber 1823 einem Rufe als ord. Professor der Theologie nach Erlangen. 1832 kehrte er auf den Lehrstuhl der neutestamentlichen Exegese nach Leipzig zurück u. starb daselbst nach einer überaus gesegneten Wirksamkeit 12. Mai 1858. Der außerordentliche Einfluß, den W. auf mehrere Generationen der sächs. Geistlichkeit ausgeübt hat, beruhte theils auf dem hohen sittlichen Ernst seiner Persönlichkeit, theils auf seiner staunenswerthen Gelehrsamkeit. Von seinen Schriften sind als bes. wichtig hervorzuheben: „Grammatik des neutestamentlichen Sprachidioms“ (Lpz. 1822; 7. Aufl. von G. Lünemann 1867); „Biblisches Realwörterbuch“ (2 Thle., ebd. 1820; 3. Aufl. 1847 bis 1848); „Handbuch der theolog. Literatur“ (2 Bde., ebd. 1821; 3. Aufl. 1837—40, nebst Ergänzungsheft 1842); „Komparative Darstellung des Lehrbegriffs der verschiedenen christlichen Kirchenparteien“ (ebd. 1824; 3. Aufl. von Preuß, Berl. 1866); der lateinische Kommentar über den Galaterbrief (Lpz. 1821; 4. Aufl. 1859). Außerdem verdienen Erwähnung die treffliche Neubearbeitung von Simonis' hebräischem Lexikon (ebd. 1828) u. die „Grammatik des biblischen u. targumischen Chaldäismus“ (ebd. 1824; 2. Aufl. 1841), welcher 1825 ein „Chaldäisches Lesebuch aus den Targumim des Alten Testamentes“ folgte (2. Aufl. von Fürst, ebd. 1824).

**Winfried**, s. „Bonifacius“.

**Wingolf** (d. i. Freudenort od. Freundschaftssaal) ist in der nordischen Mythologie der Name des auf dem Idafelde erbauten Saales, in welchem die Göttinnen wohnen. Klopstock gab die Ueberschrift „W.“ der Ode, in welcher er seine Leipziger Freunde besang. Seit 1850 nahm mit Bezug hierauf eine schon 1836 in Erlangen aufgetauchte, gegenwärtig auf mehreren deutschen Universitäten bestehende Studentenverbindung mit christlicher Tendenz den Namen W. an (zuerst in Halle).

**Winipeg-See**, der Große (aus der Creeksprache: Wi s. v. a. schlammig, Nipi s. v. a. Wasser), ist der zweitgrößte der im britischen Nordamerika liegenden Seen auf der Grenze der Provinz Manitoba u. des Nordwestterritoriums, 457,6 □M., bildet in der reichen Umgebung anderer Seen, wie des Kleinen W. (113 □M.) im W., des Manitobasees im SW., des Wood-, Sal- u. Josephsees im SO., des Granville- u. Waskayanwahgosees im N. u. noch vieler kleiner im O., u. mit seinen zahlreichen durchströmenden Flüssen den Mittelpunkt eines noch unfertigen Stromsystems, das sich in die Hudsonsbai ergießt, zwischen dem zum Atlantischen Ozean strömenden Lorenzo- u. dem zum Eismeer eilenden Mackenziefluß. Er hat süßes Wasser u. empfängt an seiner Südspitze den Red-River od. Rothen Fluß, dessen linke Nebenflüsse der Shayenoju u. bes. der Große Assiniboine sind. Im SO. nimmt der W. den gleichnamigen, aus dem Woodsee kommenden Fluß auf, welcher mit dem Rainysee u. durch eine Seenportage auch mit dem Oberen See zusammenhängt. Im Westen strömen in den W. der Abfluß des Manitobasees, welcher wieder vermittels des Winipigus mit dem Kleinen W. in Verbindung steht, u. weiter nördl. der Saskatschewan. Heraus fließen aus dem W. der letztere, der von hier ab Nelson heißt, an der Nordspitze, ferner der Wastikiwa, welcher als Severn in die Hudsonsbai mündet u. mit dem der Jamesbai zufließenden Albany zusammenhängt. In der Nähe des W. hat man Gold, Silber, Kupfer u. Kohlen gefunden. Am Südende liegt die kleine Stadt **Winipeg**, Hauptstadt der britischen Provinz Manitoba.

**Winkel** nennt man in der Geometrie den Unterschied in der Richtung zweier geraden, sich winkelig od. in der Verlängerung durchschneidenden Linien (Nr. 5566). Der Durchschnittspunkt (a) der Linien heißt der Scheitel des W.s u. die Linien ab u. ac selbst seine Schenkel. Man bezeichnet einen W. durch Zusammenziehung der Buchstaben, mit denen seine Schenkel bezeichnet sind, derart, daß der gemeinschaftliche Buchstabe am Scheitel in die Mitte gestellt wird; bac ist also der W., den die beiden Linien ba u. ca bilden. Die Größe des W.s hängt nicht von der Länge der Schenkel, sondern von der Größe des Unterschiedes ihrer Richtung ab. Man bestimmt diesen Unterschied der Richtung, also den W., dadurch, daß man die Größe der Drehung angiebt, welche nöthig ist, um den einen Schenkel so lange um den Scheitel zu drehen, bis er mit dem andern in der Richtung zusammenfällt. Da bei dieser Drehung jeder Punkt des gedrehten Schenkels einen Kreisbogen beschreibt, so kann man den W. dadurch messen, daß man angiebt, welchen Theil dieser Bogen vom ganzen Umkreise aus macht. Man hat zu diesem Zwecke den vollen Kreis in 360 gleiche Theile (Grade = °) getheilt, jeden derselben wieder in 60 Theile (Minuten = ') u. jeden der letzteren wieder in 60 Theile (Sekunden = ''). — Ein W., der einer halben Umdrehung von 180 Grad entspricht, heißt ein flacher od. gestreckter (dab), jeder kleinere ein konkaver, jeder größere ein konvexer W.; ein W. von 90 Grad heißt ein rechter, jeder, der größer als 90° ist, ein stumpfer, dagegen jeder solche, der kleiner ist, ein spitzer W. Von den vier W.n, welche entstehen, wenn sich zwei gerade Linien durchschneiden, nennt man diejenigen, welche nur mit den Scheiteln aneinander stoßen (also cab u. dae od. dac u. bae) Scheitelwinkel; dieselben sind sich stets gleich; diejenigen zwei W., welche einen Schenkel gemeinschaftlich haben, wie dac u. cab od. cab u. bae, heißen Nebenwinkel u. bilden zusammengenommen einen flachen W. od. sind gleich 180°. Zwei solcher Nebenwinkel, die sich gegenseitig zu 180° ergänzen, heißen auch Supplementwinkel, zwei solche, die sich zu 90° ergänzen, Komplementwinkel.

Nr. 5566. Zum Artikel „Winkel“.

**Winkelhaken**, s. „Buchdruckerei“.

**Winkelmessen** heißen nach einem Ausdruck Luther's die Privatmessen (s. „Messe“ zum Schluß) in der katholischen Kirche, sofern sie nicht am Hauptaltar, sondern an einem Seitenaltar (also gleichsam im Winkel) gefeiert werden.

**Winkelmessung** nennt man die Bestimmung der Größe eines Winkels in Graden u. Bruchtheilgraden durch ein entsprechend eingerichtetes Meßinstrument. Diese bestehen in der Regel aus einer Kreisscheibe (Astrolabium u. Theodolit) od. einem Kreissektor von 180° (Transporteur) od. 90° (Quadrant) od. 60° (Sextant) od. 45° (Oktant) aus Metall, Holz, Horn od. Karton mit deutlicher Angabe des Kreismittelpunktes u. einem in Grade u. wenn möglich noch in Bruchtheilgrade getheilten Rande od. Limbus. Gewöhnlich ist damit auch noch ein um den Mittelpunkt

drehbares Lineal (Regel od. Alhidade) verbunden, welches Visirvorrichtungen (Diopteru) od., wenn fernere Objekte einvisirt werden sollen, ein mit Federkreuz versehenes Fernrohr trägt. Bei der enormen Wichtigkeit, welche die W. für die verschiedensten Gebiete des praktischen Lebens hat, ist der Vervollkommnung dieser Meßinstrumente von jeher die größte Aufmerksamkeit zugewendet worden. Die Astronomie u. mit ihr die Seefahrt sind in erster Reihe auf W.en bez. der Unterlagen für ihre Berechnungen angewiesen. Die Baukunst, Feldmeßkunst, der Bergbau, nicht minder die rein wissenschaftliche Disziplin der Chemie, Physik, Mechanik, Mineralogie ꝛc. haben der W. denselben Werth für ihre Untersuchungsmethoden beizulegen, welchen irgend eine andere Maßmethode beanspruchen kann. Vgl. „Astrolabium", „Boussole", „Goniometer", „Kompaß", „Kippregel", „Meßknecht", „Oktant", „Quadrant", „Sextant", „Spiegelsextant", „Theodolit" (Abb. Bd. I, Nr. 968) u. „Transporteur".

**Winkelried,** Arnold Struthan v., ist der Name — die Familie ist seit 1248 bekannt — eines schweizer Ritters aus Unterwalden, der nach Johannes v. Müller's bekannter Darstellung (vgl. „Werke" X, 147) in der Sempacher Schlacht 1386 mit den Worten: „Ich will euch eine Gasse machen; sorgt für mein Weib u. meine Kinder!" vor die Linie sprang, die Lanzen der österreichischen Ritter, so viele er umfassen konnte, in seine Brust bohrte u. im Fallen auf den Boden drückte. — Schon 1860 sprach O. Lorenz („Leopold III. u. die Schweizerbünde", Wien 1860) einen Zweifel aus, daß diese That, welche kein Zeitgenosse berichtet, die Schlacht entschieden habe. Ihm gegenüber berief sich Rauchenstein („W.'s That ist keine Fabel", Aarau 1861) auf die Klingenberg'sche Chronik vom J. 1388 u. eine dabei befindliche alte Federzeichnung. Gleichzeitig aber bewies Scherer („Mittheilungen zur vaterländischen Geschichte", St. Gallen 1861), daß die sog. Klingenberg'sche Chronik im 15. Jahrh. in Zürich von verschiedenen Gelehrten zusammengestellt sei. Endlich zeigte O. Kleißner („Die Quellen zur Sempacher Schlacht u. die Winkelriedsage", Gött. 1873), daß die erste Erzählung der That W.'s in jener Züricher Chronik vom 15. Jahrh. später eingeschoben sei. Das bekannte Lied von Halbsuter (bei Tschudi) ist aus drei anderen zusammengesetzt. Eine ganz ähnliche That wie die W.'s wird ohne Nennung eines Namens schon von Johann von Winterthur, der 1386 wol nicht mehr lebte, bei einer viel früheren Schlacht erwähnt. Vgl. O. Lorenz, „Deutschlands Geschichtsquellen" (Berl. 1870, S. 46).

**Winkler,** Karl Gottfried Theodor, Schriftsteller, bekannt unter dem Pseudonym Theodor **Hell,** geb. zu Waldenburg im Schönburg'schen 9. Febr. 1775; wurde, nachdem er in Wittenberg die Rechte studirt, 1796 beim Stadtgericht u. 1801 beim Geheimen Staatsarchiv in Dresden angestellt, bereiste 1812 Frankreich u. Italien, war während des russ. Gouvernements bei der vom König von Sachsen zurückgelassenen Regierungskommission als Sekretär beschäftigt u. redigirte das „Generalgouvernementsblatt", ward nach des Königs Rückkehr Sekretär beim Hoftheater u. 1816 auch bei der königl. Kunstakademie, fungirte seit 1841 als Vizedirektor des Hoftheaters u. der königl. musikalischen Kapelle u. starb zu Dresden 24. Sept. 1856. Am bekanntesten hat er sich durch die Herausgabe der belletristischen „Abendzeitung" (Dresd. 1817—43) u. seine zahlreichen Uebersetzungen u. Bearbeitungen franz. Dramen u. Opern im Sinne des Tagesgeschmacks gemacht. Auch übersetzte er metrisch die „Lusiade" des Camoëns (Dresden 1807, in Gemeinschaft mit Fr. Kuhn) u. Byron's „Mazeppa" (1820). Seine eigenen, zum Theil als „Lyratöne" (2 Bde., Dresd. 1821) u. „Neue Lyratöne" (Braunschw. 1830) gesammelten Gedichte haben zwar eine gewandte Form, zeigen aber keine Spur wirklicher Produktivität od. poetischer Innerlichkeit. Außer verschiedenen „Taschenbüchern" gab W. die hinterlassenen Schriften Karl Maria v. Weber's (3 Bde., Dresd. 1828 f.) heraus u. schrieb „Studien der Staatseinrichtungen, Literatur ꝛc. in Spanien" (2 Bde., Lpz. 1836).

**Winland,** s. „Vinland".

**Winter** ist in der gemäßigten u. Polarzone die kälteste Jahreszeit. man hat jedoch den W. im astronomischen u. im meteorologischen Sinne zu unterscheiden. Der erstere währt auf der nördl. Hemisphäre vom 21. od. 22. Dez. bis gegen den 21. März, etwa 89 Tage, auf der südl. dagegen vom 21. od. 22. Juni bis zum 22. Sept., dauert also etwa 93 Tage, weil die Erde in der Sonnennähe langsamer geht als in der Sonnenferne. Im meteorologischen Sinne rechnet man als Wintermonate in der nördl. Hemisphäre den Dezember, Januar u. Februar, in der südl. den Juni, Juli u. August. In den Tropen u. den angrenzenden Theilen der gemäßigten Zone giebt es gar keine W., nur zwei durchaus nicht kalte Regenzeiten. Allein schon in Oberitalien ist Eis u. Schnee nichts Ungewöhnliches. Weiter nördl. nimmt die Strenge des W.s immer mehr zu, bis endlich in Rußland, Sibirien u. der Polarzone die Winterkälte einen ganz unglaublich hohen Grad erreicht. Durch das Seeklima wird die niedrige Temperatur im Allgemeinen gemildert, durch das Kontinentalklima bedeutend verschärft.

**Winter,** Peter, Komponist, geb. 1755 zu Mannheim; zeichnete sich so frühzeitig schon im Violinspielen aus, daß er mit 11 Jahren bereits in der Mannheimer Kapelle angestellt wurde. In der Tonsetzkunst war er wahrscheinlich Autodidakt. 1776 wurde er Orchesterdirektor bei der Marchand'schen Schauspielergesellschaft, die der Kurfürst von der Pfalz in seine Dienste genommen hatte, u. 1778 ging er mit der übrigen kurfürstl. Kapelle nach München, der nunmehrigen pfalzbayer. Residenz. Hier setzte er die Musik zu mehreren Melodramen u. 1780 seine ersten deutschen Opern „Helena u. Paris" u. „Bellerophon", von denen nam. die erstere Glück machte. 1783 brachte er in Wien einige Ballete seiner Komposition auf die Bühne, debutirte, nach München zurückgekehrt, als Kirchenkomponist mit einem großen Psalm u. wurde 1788 an Abt Vogler's Stelle Kapellmeister. 1791, nachdem er in München noch verschiedene Opern u. Kantaten geliefert hatte, reiste er nach Italien u. schrieb dort die Opern „Antigona" (für Neapel), „Catone in Utica", „I Fratelli rivali" u. „Il Sacrifizio di Creta" (alle drei für Venedig). Wieder in München, brachte er die Opern „Psyche" u. „Der Sturm" (nach Shakespeare) auf die Bühne, welche aber keinen Erfolg hatten. 1794—96 in Wien weilend, schrieb er die Opern „Das Labyrinth" (Text von Schikaneder, als zweiter Theil der „Zauberflöte" angekündigt), „Die Pyramiden von Babylon" (mit Gallus gemeinschaftlich komponirt, Text ebenfalls von Schikaneder) u. vor Allen „Das unterbrochene Opferfest" (Text von Huber), diejenige Oper, durch welche er am bekanntesten geworden ist u. die eine ziemlich lang anhaltende Beliebtheit genossen hat. Von Wien aus besuchte er Prag u. brachte dort die Oper „Ogus, ossia il trionfo del bel sesso" zur Aufführung. Seine nächste bedeutendere Arbeit in München war die Oper „Maria von Montalban"; nach deren Aufführung ging er nach London, ließ daselbst 1803—5 die Opern „Calypso", „Zaïra" u. „Proserpina" nebst einigen großen Balleten aufführen u. wandte sich dann nach Paris, wo sein „Tamerlan" in der Großen Oper mit ziemlichem Glück gegeben wurde. 1806 wieder in München, schrieb er daselbst die Musik zu Babo's Drama „Der Frauenbund", ging 1807 wieder nach Paris, wo er die Oper „Castor et Pollux" auf die Bühne brachte u. kehrte dann nach München zurück, wo er nun eine Reihe von Jahren blieb, 1809 die Oper „Colmal" über die Breter gehen ließ, 1811 die große Kantate „Die Tageszeiten" u. 1814 bei Gelegenheit eines Siegesfestes eine große Schlachtsymphonie lieferte. 1816 ging er mit der von ihm gebildeten Sängerin Sigl (nachgehends Sigl-Vespermann) auf Reisen, zuerst nach Norddeutschland, dann nach Oberitalien. In Mailand brachte er in der Karnevals-Stagione 1816/17 den „Maometto" u. das Jahr darauf „Valdomiro" u. „Etelinda" auf die Bühne. Sein letztes Werk fürs Theater war die komische Oper „Der Schneider u. der Sänger", 1820 in München gegeben. Er starb 17. Okt. 1825. Außer den Bühnenwerken hat W. zahlreiche kleinere Sachen komponirt, die sich, wie Alles was er schrieb, mehr durch Formenglätte u. Korrektheit als durch Eigenartigkeit u. Tiefe auszeichnen. Außerdem gab er eine mit Recht geschätzte große Gesangsschule (Mainz 1824) heraus.

**Winterberg,** der große W., die höchste Erhebung der Sächs. Schweiz (557 m.), liegt auf der sächs.-böhm. Grenze inmitten des Elbsandsteingebirges u. verdankt seine Entstehung einem Basaltdurchbruche, dessen Gesteinsmasse die höchste Spitze seines langgestreckten Rückens bildet. Er ist von allen Seiten dicht mit Wald bedeckt; auf seinem höchsten Punkte steht ein von Touristen viel besuchtes Gasthaus, das eine weite Fernsicht gewährt.

**Winterfeldt,** Hans Karl v., preuß. General u. Freund Friedrich's d. Gr., geb. 4. April 1709 zu Vanselow an der Tollense in demjenigen Theile Vorpommerns, welcher 1720 von Schweden an

Preußen gegeben wurde; trat 1725 in ein Kürassier-, später in ein Garde-du-Corpsregiment u. wurde 1740 von Friedrich d. Gr., der ihn schon in Rheinsberg zu seinen Lieblingen zählte, zum Major erhoben. Als Gesandter in Petersburg gewann er den damals allmächtigen General Münnich (s. d.), mit dessen Stieftochter er verheirathet war, 1740 so sehr für Preußen, daß dieser mit Friedrich einen Bundesvertrag abschloß, der freilich keinen Bestand hatte, da Münnich gleich darauf durch Ostermann gestürzt wurde. An der Spitze eines Grenadierbataillons war W. mit thätig bei der Einnahme von Glogau (8. u. 9. März 1741) durch Leopold von Dessau u. wurde 10. April bei Mollwitz verwundet. Als Oberst zeichnete er sich im zweiten Schles. Kriege durch kecke Streifzüge mit seinen Reitern in Oberschlesien gegen die brandschatzenden Kroaten aus (Mai 1745), kämpfte gleich darauf bei Striegau (4. Juni) u. half bei Katholisch-Hennersdorf 23. Nov. 1745 den Sieg vollenden. Zum Generalmajor u. bald auch zum Generaladjutanten des Königs ernannt, richtete er frühzeitig seinen u. des Monarchen Blick auf einen neuen Krieg mit Oesterreich, den er für unvermeidlich hielt. Während der Einschließung der sächs. Truppen bei Pirna versuchte er, inzwischen zum Generalleutnant aufgerückt, vergebens, den König August III. von der Sache Oesterreichs zu trennen u. schloß dann mit Rutowski 14. Okt. 1756 die Kapitulation von Pirna ab. Vor Prag rieth W. in der Heftigkeit seines Temperamentes am 6. Mai 1757 zu jenem vorzeitigen Angriff, bei dem er selbst an Schwerin's Seite verwundet wurde. Als Prinz August Wilhelm nach der Schlacht bei Collin den verlustreichen Rückzug durch die Lausitz ausführte, war W. der einzige General, dem Friedrich keinen Vorwurf machte u. kam dadurch in den Verdacht, jenen bei dem Könige angeklagt zu haben. Am 7. Sept. 1757 fand er auf dem Holzberge bei Movs unweit Görlitz den Tod, als er, getrennt von dem Hauptcorps des Herzogs von Bevern, durch den General Nadasdy mit Uebermacht angegriffen wurde. Auf dem Wilhelmsplatze in Berlin ist ihm ein Denkmal errichtet. Vgl. Varnhagen v. Ense, „Leben des Generals W." (Berl. 1836).

Nr. 5567. Das Winterfeldt-Denkmal zu Berlin. (W. geb. 4. April 1709, gest. 7. Sept. 1757).

**Wintergrünöl,** s. v. w. Gaultheriaöl, s. unter „Gaultheria".

**Winterhalter,** Franz Xaver, berühmter Portraitmaler, geb. 20. April 1805 zu Menzenschwand in Baden; besuchte die Schule in Karlsruhe, ging dann, um Kupferstecher zu werden, auf die Akademie in München, wo er sich unter Langer der Malerei widmete u. sich zugleich, um sein Brot zu verdienen, mit Lithographiren beschäftigte, u. ließ sich 1828 in Karlsruhe als Portraitmaler nieder. Als solcher erlangte er bald einen bedeutenden Ruf, nam. seitdem er den Großherzog u. dessen Gemahlin portraitirt hatte, begab sich 1834 nach Paris, wo er zwar gute Aufnahme fand u. namhafte Erfolge erzielte, aber doch bald zum Bewußtsein kam, daß er, um sich neben Horace Vernet, Delaroche u. A. zu behaupten, noch tieferer Studien bedürfe. Er ging daher 1835 nach Rom, wo er als erstes bedeutenderes Werk das dem literarischen Genre angehörende Bild aus der Einleitung zu Boccaccio's „Decamerone" malte. Wie in diesem, so wirkt W. auch in seinen übrigen Genrebildern vornehmlich durch den Reiz weiblicher Schönheit u. aristokratischer Gesellschaft; reizende Gruppirungen u. eine gewisse Koketterie lassen über den Mangel an tieferer Auffassung hinwegsehen. Derartig sind z. B. seine „Neapolitan. Fischerfamilie", „Die schlafende Albaneserin", „Die Tambourinspielerin aus Ariccia", „Das Dolce far niente", „Die badenden Trasteverinnen" ꝛc. Nach seiner Rückkehr nach Paris, wo sein „Decamerone" mit großem Beifall aufgenommen war u. er später ein ziemlich frivoles Gegenstück zu demselben schuf, „Die Prinzessin Florinde im Bade von König Sancho belauscht", trat aber an die Stelle der in allen diesen Bildern unleugbar vorhandenen poetischen Stimmung allmählich eine größere Neigung zu äußerem Glanze u. flitterhaftem Effekt. Er beschränkte sich immer mehr auf Portraitmalerei, zog die Aufmerksamkeit König Ludwig Philipp's auf sich u. wurde, empfohlen durch seine weltmännischen Formen, alsbald der Portraitmaler nicht nur des ganzen franz. Hofes, sondern auch, um fürstliche Personen zu portraitiren, an den engl. u. belg., später auch den span. Hof berufen. Eines seiner Hauptwerke dieser Art ist das große Bild der engl. Königsfamilie auf der Terrasse von Windsor. Nach dem Sturze des Julikönigthums wußte sich W. auch mit Napoleon III. auf guten Fuß zu stellen u. malte ihn (1854) sammt seinem ganzen Hofstaate, blieb auch fernerhin der begünstigte Portraiteur der europ. Fürsten, doch zeigte sich schon damals eine entschiedene Abnahme seiner künstlerischen Kraft. Der Krieg des J. 1870 zwang ihn zur Rückkehr nach Deutschland; er ließ sich in Karlsruhe nieder, wo er seine künstlerische Laufbahn begonnen hatte, u. starb in Frankfurt a. M. 8. Juli 1873.

**Winterkönig,** s. „Friedrich V. von der Pfalz".

**Winterschlaf,** s. unter „Schlaf".

**Winterthur,** Hauptstadt eines Bezirkes im schweiz. Kanton Zürich, mit 9404 E. (1870), darunter etwa 1000 Katholiken, liegt am Flüßchen Eulach, von anmuthigen Hügeln u. vielen Villen umgeben, ist Knotenpunkt der Bahnen nach Rorschach, Zürich, Schaffhausen u. Romanshorn u. hat lebhaften Handel, nam. in Baumwolle, u. bedeutende Industrie: große Maschinenfabriken u. Eisengießereien, schweiz. Lokomotivenfabrik, mechanische Seidenweberei, ein kartographisches Institut ꝛc.; ferner ist W. Sitz eines Technikums (seit 1874) u. eines Lehrerinnenseminars. Unter den Gebäuden ragen hervor: die protest. Haupt- u. die neue kathol. Kirche, das prächtige, nach Semper's Plan in antik griech. Stil erbaute Rathhaus u. die großartigen Schulhäuser. Bis vor Kurzem eine der reichsten Städte der Schweiz, ist W. in der neuesten Zeit tief in Eisenbahnschulden hineingerathen. Bei W. fand 27. Mai 1799 ein Gefecht zwischen den Franzosen u. Oesterreichern statt. Eine Stunde entfernt liegt das wegen seiner herrlichen Aussicht u. seiner schönen Gemäldesammlung oft besuchte Schloß Kyburg, einst der Wohnsitz Rudolf's von Habsburg, von welchem W. 1264 Stadtrechte erhielt. Eine halbe Stunde nordöstl. von W. liegt das gewerbreiche Ober-W. an der Stelle des altröm. Vitodurum.

**Winther,** Rasmus Villads Christian Ferdinand, dän. Dichter, geb. zu Fensmark in Seeland 29. Juli 1796; studirte seit 1815 in Kopenhagen Theologie, bereiste später Deutschland, die Schweiz u. Italien, ward 1841 Lehrer der dän. Sprache bei der Prinzessin Karoline von Mecklenburg-Strelitz (der nachmaligen Königin von Dänemark) in Neustrelitz u. privatisirte dann in Kopenhagen. Die letzten Jahre seines Lebens verbrachte er in Paris, wo er auch 30. Dez. 1876 starb. Seit 1859 bezog er eine dän. Staatspension. Seine bedeutendste Dichtung, welche ihm einen hohen Rang unter den zeitgenössischen Poeten anweist, ist „Hjortens Flugt" (1856; 8. Aufl. 1877; deutsch, „Des Hirsches Flucht", Berl. 1857). Hohen Werth haben seine unter dem Titel „Träsnit" (2. Aufl. 1874) erschienenen idealisirten Bilder aus dem Volksleben. Die erste Sammlung seiner Gedichte gab W. 1828 heraus (vermehrte Ausgabe unter dem Titel: „Digte, gamle og nye", 7. Aufl. 1877). Ihr folgten: „Nogle Dygte" (Kopenh. 1835; 2. Aufl. 1852); „Sang og Sagn" (1840); „Digtninger" (1843); „Lyriske Digte" (1849); „Nye Digte" (1851); „Nye Digtninger" (1853). Das Epos „Judith" (1837) blieb unvollendet. Zuletzt erschien eine Sammlung seiner Gedichte in 11 Bänden (Kopenh. 1860—72). Eine Anzahl seiner trefflichen Novellen erschien unter den Titeln „Haandtegninger" (1840;

2. Aufl. 1845); „Fire Noveller“ (1843) u. „Tre Fortällinger“ (2. Aufl. 1851; deutsch in 2 Bdn., Lpz. 1851). Ferner verfaßte W. mehrere Jugendschriften u. übersetzte „Reinecke Fuchs“ (1849) u. Hey's Fabeln (2. Aufl. 1848) ins Dänische. Auch gab er eine „Udvalg of Kjämpeviserne“ (1839) sowie „Hundrede Romanzer of Danske Digtere“ (3. Aufl. 1851) heraus u. redigirte eine Zeit lang das „Danske Kunstblad“. Vergl. Brandes, „Danske Digtere“ (Kopenh. 1877).

**Wintzingerode,** ein altes, aus W. auf dem Eichsfelde stammendes, in den preuß. Provinzen Sachsen u. Hessen-Nassau begütertes Adelsgeschlecht, in seinen Hauptlinien freiherrlich u. in einem Zweige seit 21. Aug. 1794 reichsgräflich. Der erste Reichsgraf war Georg Ernst Levin, Graf **v. W.**, geb. 27. Nov. 1752. Zuerst Offizier in hess. Diensten, trat er später in den württemb. Staatsdienst, wurde 1801 Minister des Auswärtigen u. 1806 erster Minister, nahm nach dem Regierungsantritte König Wilhelm's 1816 seine Entlassung, fungirte indessen 1820—25 noch als württemb. Gesandter successive in Berlin, Dresden, Hannover u. Kassel, lebte seitdem in Gotha od. auf seinem Schlosse Bodenstein im Eichsfelde u. starb zu Stuttgart 24. Okt. 1834. — Sein Sohn, Heinrich Levin Friedrich Karl, Graf **v. W.**, geb. 16. Okt. 1778, vertrat Württemberg als Gesandter nach einander in Karlsruhe, München, Paris, Petersburg u. Wien, sowie 1814 u. 15 im Hauptquartiere der Verbündeten, wohnte dann als württemberg. Staatsminister dem Wiener Kongreß bei, zog sich später auf Schloß Bodenstein zurück u. starb daselbst 15. Sept. 1856. Seine Lebensbeschreibung (Gotha 1866) veröffentlichte sein Sohn, Graf Wilko **v. W.**, geb. 12. Juli 1833, Landesdirektor der Provinz Sachsen, gegenwärtiges Haupt des gräfl. Zweiges. — Ferdinand, Frhr. **v. W.**, geb. 15. Febr. 1770, trat erst in hess., dann in österr. u. 1799 in russ. Kriegsdienste u. ward 1802 Generalmajor u. Generaladjutant Kaiser Alexander's I. Im Juni 1805 ging er im Auftrag der russ. Regierung nach Berlin, um Preußen zur Allianz gegen Frankreich zu bestimmen, dann nach Wien, um das Bündniß zwischen Rußland u. Oesterreich abzuschließen, u. befand sich während des Krieges in der Umgebung Kaiser Alexander's. Der Krieg von 1809 fand ihn wieder in österr. Diensten u. nach der Schlacht bei Aspern ward er Feldmarschallleutnant. 1812 kehrte er nach Rußland zurück u. übernahm die Führung eines leichten Corps bei der Avantgarde, mit dem er bei Napoleon's Abzug aus Moskau 22. Okt. daselbst eindrang, gerieth aber, da er sich zu weit vorwagte, in franz. Gefangenschaft, wurde indeß schon 20. Nov. zwischen Minsk u. Wilna durch Kosaken des Generals Tschernitscheff befreit, worauf er den Befehl über das 2. Corps der russ. Hauptarmee erhielt. 1813 nahm er an den Schlachten bei Kalisch u. Lützen Theil, schloß sich nach dem Waffenstillstand der Nordarmee unter dem schwed. Kronprinzen an, trug zu den Siegen bei Großbeeren u. Dennewitz bei u. erwarb sich bei Leipzig den Rang eines russ. Generals der Kavallerie. In Frankreich zeichnete er sich bei verschiedenen Gelegenheiten aus. Als die Verbündeten gegen Paris vordrangen, folgte er mit 8000 Mann dem Heere Napoleon's nach Osten, um ihm den Marsch des Hauptheeres zu verdecken. Am 26. März 1814 ward aber W. von Napoleon bei Dizier geschlagen u. zum Rückzug nach Bar-le-Duc u. Châlons gezwungen. Auch 1815 befehligte er ein russ. Corps gegen Frankreich. Er starb zu Wiesbaden 17. Juni 1818. — Philipp, Frhr. **v. W.**, geb. 4. Febr. 1812, Bruder des als preuß. Regierungspräsident zur Disp. 28. Sept. 1870 zu Bonn verstorbenen Frhrn. Friedrich **v. W.** (geb. zu Hanau 25. Aug. 1799) u. des preuß. Generalleutnants zur Disp. Frhrn. Adolf **v. W.** (geb. 16. Febr. 1811), welch Letzterer gegenwärtig das Haupt der freiherrlichen Linien bez. des Hauses Ohmfeldt u. Tilleda ist; wurde im Okt. 1849 Minister des Innern im Kurfürstenthum Hessen, gab aber schon im Febr. 1850 mit dem ganzen Kabinet seine Entlassung, worauf die Reaktion in Hessen eintrat u. W. nach Schmalkalden versetzt ward. Von dort bald darauf als Justiz- u. Kultusminister nach Weimar berufen, behielt er diese Departements bis 1867 u. kehrte dann nach Hessen zurück, wo er 1869 zum preuß. Landesdirektor des Regierungsbezirks Kassel ernannt wurde. Er starb zu Kassel 8. April 1871.

**Wipper** od. pommerische W., entspringt in 106 m. Seehöhe im Deepsee an der Südgrenze des Kreises Rummelsburg im Reg.-Bez. Köslin der preuß. Provinz Pommern, fließt in allgemein nordwestl. Richtung durch die Kreise Rummelsburg u. Schlawe, deren Hauptstädte an ihr liegen, nimmt kurz vor ihrer Mündung die 15 Km. südl. von Pollnow entspringende u. von dieser Stadt an flößbare Grabow auf u. mündet nach etwa 15 M. langem Laufe unweit Rügenwalde in die Ostsee. Sie ist von Techlip nahe bei Varzin, an floßbar; ihre breite Mündung dient Rügenwalde als Hafen. Ihr Gebiet berechnet sich auf 2180 □Km.

**Wiprecht** der Aeltere, Graf von Groitzsch, geb. um 1050; stammte von einem slav. Häuptling Wulf in Pommern ab, der sich schon zur Zeit der großen Slavenerhebung 882 zum Herrn des Balsamerlandes um Stendal u. Arneburg gemacht hatte. Zu diesen Besitzungen des Vaters erbte W. von seiner Mutter Sigena (der Tochter Graf Goswin's v. Leige) Morungen u. Gatersleben u. erhielt von seinem Vormund, dem Grafen Udo von Stade, noch Tangermünde zu Lehen, vertauschte aber alles dies 1056 gegen die Burg Groitzsch (s. d.) u. anderes Eigenthum seines Vormunds. Eine Zeit lang in Diensten Herzog Wratislaw's von Böhmen, kämpfte er mit diesem zusammen bei Flarchheim u. Mölsen für Heinrich IV. gegen Rudolf von Schwaben, begleitete den Kaiser 1083 nach Rom u. erhielt zum Lohne Leisnig, Dornburg u. ansehnliche Güter in Allstedt, dazu vom Erzbischof von Köln den Orlagau, vom Herzog Wratislaw 1086 die Landschaften Budissin u. Nisani (die Elbufer von der Müglitz bis Meißen) u. die Hand seiner Tochter Judith. Durch das Bündniß mit dem Kaiser zu solcher Macht gelangt, ließ er sich von dem Erzbischof von Magdeburg u. dem Bischof von Merseburg zu einer Wallfahrt nach Rom bewegen, da er als Anhänger Heinrich's IV. im Banne war u. überdies die Jakobskirche in Zeitz niedergebrannt hatte. Der Papst schickte ihn zur Sühne nach San Jago de Compostella u. befahl ihm, zu Ehren des heiligen Jakobus ein Kloster zu gründen. Darum erbaute er 1092 das Stift Pegau im Merseburg. Sprengel. Zum offenen Abfall gelangte W. erst 1105: als er den Kaiser, welcher auf der Flucht vor dem eigenen Sohne sich seinem Schutze anvertraut hatte, nach dem Rhein führte, zwang er ihn in Böckelheim zur Auslieferung der Reichsinsignien u. ging als Gesandter des jungen Heinrich nach Rom; um den Papst nach Deutschland einzuladen. 1108 erhielt W. noch die Vogtei des Klosters Oldisleben, indem er sich nach Judith's Tode mit Kunigunde, der Wittwe Kuno's

Nr. 5568. Winterthur.

von Beichlingen, verband. 1110 gerieth W. bereits in Streit mit Kaiser Heinrich V., der seinen Schwager Borivoi von Böhmen u. seinen Sohn, W. den jüngeren, widerrechtlich festnahm, um Borivoi's Bruder auf den böhm. Thron zu erheben. Da der jüngere W. sich schnell mit dem Kaiser einigte u. gegen Verleihung von Eckartsberga in die Abtretung von Leisnig u. Morungen an Hoier von Mansfeld willigte, so wurde der ältere W., der seine Einwilligung versagte, vom Kaiser, vom Böhmenherzoge u. vom eigenen Sohne 1112 in Groitzsch angegriffen, doch erfolgte eine Versöhnung zwischen Vater u. Sohn. Indessen schon 1113 gerieth W. im Kampfe über die Orlamündische Erbschaft verwundet in die Gefangenschaft des Kaisers, wurde durch ein Fürstengericht aller seiner Güter verlustig erklärt u. erst in Freiheit gesetzt, als sein Sohn den Grafen Hoier 1115 im Zweikampfe erschlagen, die Burg Groitzsch wiedergenommen u. des Kaisers Anhänger, den Grafen Heinrich „mit dem Haupte", gefangen genommen hatte. Da der jüngere W. kurz darauf starb, wurde die Aussöhnung W.'s des älteren mit dem Kaiser vollständig. Er erhielt 1117 das 1112 abgetretene Budissin zurück u. 1123 die Mark Meißen, die ihm freilich vom ersten Augenblicke an durch Konrad von Wettin bestritten wurde. Inzwischen war er 1118 durch seinen Neffen, den Erzbischof Adelgot, auch Burggraf von Magdeburg geworden. An schweren Wunden leidend, die er in Halle bei einem Brande in seinem Schlafgemach erhalten hatte, ging er in das Kloster Pegau u. starb daselbst 19. od. 20. Juni 1124. Mit seinem zweiten Sohne u. Erben, der 1131 noch die Lausitz erhielt, starb 1136 der Stamm des Slaven Wulf aus. — Vgl. Flathe, „W. von Groitzsch" (im „Archiv für sächs. Geschichte" III, 82—127).

**Wirbelsäule**, s. „Wirbelthiere".

**Wirbelthiere** (Vertebrata; Knochenthiere, Osteozoa; Rückgratthiere, Spondylozoa; Rückenmarksthiere, Mieloneura) sind Thiere mit rothem Blut, einem, mit Ausnahme der Eingeweide des Bauches u. zum Theil auch der Brust, streng seitlich symmetrischen Körperbau u. einem inneren Skelet (Endoskelet), dessen Achsentheil aus dem Rückgrat od. der **Wirbelsäule** (columna vertebralis) gebildet wird, einer Reihe von Ringen, den **Wirbeln**, welche das centrale Nervensystem umschließen. Die W. haben meist vier Extremitäten, die von Knochengürteln (Schultergürtel u. Beckengürtel) gebildet werden. Ihr in der Mehrzahl der Fälle verknöcherndes Skelet geht aus einem knorpeligen Strange, der **Rückensaite** (chorda dorsalis), hervor, in welchem Entwicklungsstadium es bei den niedersten Formen (Lanzettfisch) sich erhalten hat, während es bei den anderen eine Reihe von Veränderungen durchläuft. Am **Wirbel** selbst unterscheiden wir den **Körper** u. die **Fortsätze**. Der Körper ist in seiner Grundform eine Scheibe mit konkaven, ebenen u. konvexen Flächen. Aus dieser Scheibe erheben sich verschiedene Fortsätze. Vom obern (beim Menschen, wegen seiner aufrechten Stellung, hintern) Theil entspringen fast immer zwei bogenförmige Schenkel, die **oberen Bögen** (Neurapophysen), die durch ein unpaares Knochenstück, den **oberen Dornfortsatz**, geschlossen werden, während die beiden **unteren Bögen** (Hämapophysen) durch einen **unteren Dornfortsatz** geschlossen werden. Der von den oberen Bögen gebildete Ring umschließt das Nervensystem, der von den unteren Bögen gebildete nimmt ein Blutgefäß auf. Zwischen den oberen u. unteren Bögen treten **Querfortsätze** (Diapophysen, Parapophysen od. Pleurapophysen) auf, an welche sich bei allen höher entwickelten W.n Knochenstäbe anlegen, die bogenförmig den Leibesraum umspannen. Nach ihrer Lage unterscheidet man Kopf-, Hals-, Brust-, Bauch-, Lenden-, Kreuz- u. Schwanzwirbel. Die Kopfwirbel bilden den Schädel (s. d.), die das Hirn umschließende Kapsel u. sind nur bei niederen Formen als solche zu erkennen, wie denn auch die anderen Wirbel mancherlei Umwandlungen u. Verwachsungen unterliegen u. der Normalwirbel sich nur bei den Fischen findet. Die W. zerfallen in zwei Gruppen, in **niedere** u. **höhere**, welche hauptsächlich durch die Art ihrer Entwicklung unterschieden sind. Von ihnen entwickeln sich die niederen ohne die den höheren zukommenden Embryonalhäute Amnion u. Allantois; sie haben rothes, kaltes Blut u. athmen entweder durch Kiemen (Fische) od., wie die Amphibien, durch Lungen u. (zeitweilig od. beständig) Kiemen zugleich. Die höheren W. od. **Allantoidthiere** dagegen haben rothes, mit Ausnahme der Reptilien warmes Blut u. athmen durch Lungen. Zu ihnen zählen die Reptilien, Vögel u. Säugethiere. Der Begriff der W. u. der die weißblutigen, d. h. alle anderen Thiere zusammenfassenden „Wirbellosen" (à vertèbres u. sans vertèbres) wurde 1797 von de Lamarck aufgestellt.

**Wirnt von Gravenberg**, mittelhochdeutscher Dichter, aus einem fränk. Adelsgeschlecht stammend (ein Städtchen Gräfenberg liegt im bayer. Reg.-Bez. Oberfranken), lebte zu Anfang des 13. Jahrh. am herzogl. Hofe in Meran. W. ist der Verfasser eines seinerzeit berühmten Rittergedichtes, betitelt „Wigalois", welches er zwischen 1201 u. 1210 in Anlehnung an das Muster Hartmann's von Aue nach der mündlichen Erzählung eines Knappen dichtete. Der Held dieses Gedichtes, dessen Name aus Vitus Gallensis entstanden ist u. der von seinem Wappen den Zunamen „der Ritter mit dem Rade" führt, ist einer der Ritter der Tafelrunde (s. d.), dessen Herkunft u. Thaten ausführlich berichtet werden. Vermuthlich ist die Wigaloissage aus Frankreich gekommen, doch ist uns ihre eigentliche Quelle noch nicht bekannt. W. selbst wurde später von Konrad von Würzburg (s. d.) zum Helden einer kleinen allegorischen Erzählung gemacht, betitelt „Der Welt Lohn". Verdienen die Angaben dieser Erzählung Glauben, so hätte W. als Theilnehmer an einem Kreuzzuge (wahrscheinlich 1228) im heil. Lande seinen Tod gefunden. Ausgaben des „Wigalois" lieferten Benecke (Berl. 1819) u. Pfeiffer (Lpz. 1847); ins Neudeutsche übertrug ihn W. v. Baudissin (Lpz. 1848).

**Wirth**, Johann Georg August, politischer Schriftsteller, geb. zu Hof in Bayern 20. Nov. 1798; studirte in Erlangen die Rechte, betrieb dann in Schwarzenbach a. S. u. seit 1823 in Bayreuth die advokatorische Praxis, siedelte 1831 nach München über u. wandte sich der Journalistik zu, übernahm die Redaktion der Cotta'schen Zeitschrift „Das Inland" (damals noch Organ der bayer. Regierung), trat aber bald, durch die wachsende Strenge der Censur gereizt, auf die Seite der Opposition u. gründete, nachdem „Das Inland" im Juni 1831 eingegangen war, die „Deutsche Tribüne". Dieselbe wurde jedoch schon im März 1832 vom Bundestag verboten u. W. selbst wegen einer beim Hambacher Fest 27. Mai dess. J. gehaltenen Rede (neu herausgeg. Kaiserslautern 1872) im Juni verhaftet, nach Zweibrücken gebracht u. der Aufforderung zum Umsturz der deutschen Verfassung angeklagt. Im Gefängniß verfaßte er die Flugschrift: „Die politische Reform Deutschlands" (Straßb. 1832). Von den Assisen in Landau ward er zwar im Aug. 1833 freigesprochen, das Zuchtpolizeigericht dagegen verurtheilte ihn im Nov. 1833 wegen Beleidigung inländischer u. ausländischer Behörden zu zweijähriger Gefängnißhaft in Kaiserslautern. Nach Abbüßung dieser Strafe mußte er in Hof unter polizeilicher Aufsicht leben, flüchtete aber Ende 1836 nach Frankreich u. ging 1839 nach Thurgau, von wo aus er die in Konstanz erscheinende „Deutsche Volkshalle" redigirte. Als er 1847 endlich die Erlaubniß zur Rückkehr nach Deutschland erhalten, ließ er sich in Karlsruhe nieder u. gab daselbst das „Deutsche Nationalblatt" heraus. Die reuß. Fürstenthümer sandten ihn 1848 als ihren Vertreter in die Deutsche Nationalversammlung, doch starb er bereits 26. Juli dess. J. zu Frankfurt. Von seinen Schriften sind noch zu nennen: „Fragmente zur Kulturgeschichte der Menschheit" (2 Bde., Kaisersl. 1835); „Geschichte der Deutschen" (4 Bde., Stuttg. 1843 bis 1845; 4. Aufl., fortgesetzt von W. Zimmermann, 1860—62). — Sein Sohn Max **W.**, Nationalökonom u. Publizist, geb. zu Hof 27. Jan. 1822; studirte die Rechte u. Nationalökonomie, widmete sich aber dann gleichfalls dem Journalismus, wurde vom Volkswirthschaftlichen Kongresse u. vom Nationalverein in deren Vorstand gewählt, leitete vom 1. Jan. 1865 bis Ende Mai 1873 das schweiz. Statistische Bureau in Bern, war dann Mitredakteur der neubegründeten „Schles. Presse" in Breslau u. trat 1875 in die Redaktion der „Neuen Freien Presse" in Wien ein, der er noch jetzt angehört. An selbständigen Werken veröffentlichte er: „Grundzüge der Nationalökonomie" (4 Bde., Köln 1855—73; Bd. 1, 4. Aufl. 1871); „Geschichte der Handelskrisen" (2. Aufl., Frankf. a. M. 1874); „Die deutsche Nationaleinheit in ihrer volkswirthschaftlichen, geistigen u. politischen Entwicklung" (ebd. 1859); „Deutsche Geschichte in der Periode der german. Staatenbildung" (ebd. 1862); „Allgemeine Beschreibung u. Statistik der Schweiz" (7 Bücher, Zür. 1870—75); „Oesterreichs Wiedergeburt aus den Nachwehen der Krisis" (Wien 1876); „Kultur- u. Wanderskizzen" (ebd. 1876). Seine Gattin Bettina **W.**, geb. Greiner, geb. zu München 7. Febr. 1849, schrieb: die Novelle „Künstler u. Fürstenkind" (Stuttg. 1876), den Roman „Die Stiefgeschwister" (Wien 1877) 2c.

**Wirth,** Johann Ulrich, Philosoph, geb. zu Dizingen in Württemberg 17. April 1810; studirte 1828—33 in Tübingen Theologie u. Philosophie, wurde dann Helfer in Weinsberg, bald darauf Stadtpfarrer in Kleingarlach u. ist seit 1842 erster Pfarrer in Winnenden. Im Verein mit Weiße, Ulrici u. J. H. Fichte begründete W. die sog. Theïstenschule, deren Organ die von ihm seit 1852 mitredigirte „Zeitschrift für Philosophie u. philosophische Kritik" ist. Seine Hauptwerke sind: „System der spekulativen Ethik" (2 Bde., Heilbronn 1841 f.); „Die spekulative Idee Gottes" (Stuttg. 1845) u. „Philosophische Studien" (ebd. 1851; 2. Aufl. 1854).

**Wirthschaftssysteme** geben die Richtung an, in welcher sich die landwirthschaftliche Produktion zu bewegen hat. Sie sind verschieden je nach den herrschenden volkswirthschaftlichen Zuständen, den bestehenden klimatischen u. Bodenverhältnissen sowie den aufzuwendenden Produktionsmitteln, d. h. dem Umfang des zu bewirthschaftenden Gutes einerseits u. dem Aufwand von Arbeit u. Kapital andererseits, u. es läßt sich daher keines der in der Praxis geübten W. als ein unter allen Umständen vortheilhaftestes bezeichnen. Zu den W.n gehört als einfachstes die *reine Graswirthschaft*, bei welcher die gesammte Fläche als natürliches Grasland nur durch die Viehzucht genutzt wird. Bei der *wilden Feldgraswirthschaft* benutzt man den Acker, so lange er reichlich trägt, worauf man ihn sich selbst überläßt u. ein neues Stück Land aufgebrochen wird. Die *Brandwirthschaft* besteht in der abwechselnden Benutzung des Kulturlandes als Wald u. Acker. Ein ähnlich extensives W. ist die *Moorbrandwirthschaft* in den Moor- u. Heidegegenden, bei welcher der Rasen abgeschält, nach dem Austrocknen angezündet, die Asche mit der Erde vermischt u. hierauf die Saat untergebracht wird. Nach einer drei- bis achtjährigen Kultur bleibt der Boden 10 bis 20 Jahre unbestellt ruhen. Im nördl. Deutschland giebt es noch etwa 250 Brandkolonien, welche in der Emsgegend jährlich 7500—10,000 Ha. benutzen. Bei vorgeschrittener Kultur entwickelt sich die *Feldgraswirthschaft*, bei welcher in bestimmter Folge Kornbau u. Graswuchs nach mehrjähriger Benutzung abwechseln. Die Weidenutzung bleibt mindestens drei Jahre hindurch bestehen, wobei die Weiden durch die Körnernutzung sich verbessern. Dieses System ist aber nur im feuchten Klima angezeigt, durch welches eine üppige Entfaltung der Blattorgane u. eine schnellere Berasung der abgeernteten Felder herbeigeführt wird. Um die Feldgraswirthschaft intensiver zu machen, kürzt man die Grasjahre mit Hülfe von künstlichen Grassaaten ab. In Mecklenburg, Holstein, Brandenburg (*Koppelwirthschaft*), in Holland, England u. im Nordwesten von Frankreich sowie in einigen Alpengegenden Oesterreichs u. Süddeutschlands ist die Feldgraswirthschaft sehr verbreitet. In den Alpen wird der Graswuchs als Wiese od. Weide benutzt (*Egartenwirthschaft*). Unter *Felderwirthschaft* (Körnerwirthschaft) versteht man dasjenige W., in welchem die Kultur der Halmfrüchte überwiegt od. wenigstens zwei Halmfrüchte nach einander gebaut werden; dieses W. ist auf einen Wiesenbestand angewiesen, der meistens auch dabei gehalten wird. Zu der eigentlichen Felderwirthschaft gehören die Ein-, Zwei-, Drei- u. Mehrfelderwirthschaft, von denen in Europa die Dreifelderwirthschaft (s. d.) am meisten verbreitet ist. An Stelle der reinen Dreifelderwirthschaft (Brache, Winterung, Sommerung) ist seit Einführung des Kartoffel- u. Kleebaues in vielen Gegenden die *verbesserte* od. *besömmerte Dreifelderwirthschaft* getreten, nach welcher man das Brachfeld im Sommer mit Früchten, Kartoffeln, Kraut, Rüben, Tabak, Klee, Gemengfutter u. dgl., bestellt od., da die Winterfrüchte nach Hackfrüchten wegen des zu pulverig u. trocken hinterlassenen Bodens leicht auswintern, Knollen- u. Wurzelfrüchte nach Winterung folgen läßt. Die verbesserte Dreifelderwirthschaft bringt man alsdann in einen sechs- od. neunfelderigen Umlauf, z. B. Brache, Raps, Winterfrucht — Grünfutter, Winterfrucht, Sommerfrucht — Hackfrüchte, Sommerfrucht, Klee. Die Vier- u. Fünffelderwirthschaft hat bisweilen folgende Fruchtfolge: Brache (gedüngt), Winterfrucht, Sommerfrucht, Sommerfrucht, u.: Hackfrüchte, Gerste, Klee, Roggen, Hafer. — Bei der *Fruchtwechselwirthschaft* wechseln Blatt- u. Halmfrüchte, d. h. beschattende u. den Boden nicht beschattende Pflanzen, erstere entziehen dem Boden vorzugsweise Kali, letztere entnehmen ihm zur Körnerbildung mehr Phosphorsäure. Dieses System bedarf viel Arbeit u. Kapital; es eignet sich nam. für ein kontinentales, minder feuchtes Klima u. ermöglicht auch eine den wechselnden Konjunkturen entsprechendere freie Benutzung des Bodens. Stallfütterung ist damit verbunden; die Viehnahrung wächst auf einem verhältnißmäßig kleinen Raume u. wird abgemäht. Das Abweiden geschieht nur auf den sog. Nebenweiden (Getreidestoppeln 2c.). Bei der Fruchtwechselwirthschaft gewährt der Boden einen bei weitem höheren Rohertrag als bei den vorher genannten W.n; freilich wird er aber auch mehr ausgesaugt, so daß einer dadurch herbeigeführten Erschöpfung an den Nahrstoffen, Kali, Phosphorsaure, Stickstoff, durch Düngung, Futterzukauf 2c. entgegen gearbeitet werden muß. Dieses System ist in allen sehr wohlhabenden u. dichtbevölkerten Landern zu finden u. war in Belgien zumal in Flandern, schon im 15. Jahrh. bekannt. Beispiele von Fruchtfolgen in Fruchtwechselwirthschaften sind 1. der Norfolker Fruchtwechsel: Hackfrucht (Rüben) gedüngt, Sommerung (Gerste), Klee (Rothklee) u. Winterung (Weizen). Beim Thaer'schen Fruchtwechsel treten zu diesen Fruchten noch: Hulsenfrüchte, Winterung, Grünwicken-Winterung od. Sommerung. Neunschlägiger Fruchtwechsel: Raps gedüngt, Weizen, Kartoffeln (gedungt mit Phosphaten), Gerste (Malz), Rothklee, Roggen gedüngt, Kartoffeln, Hafer, Gräser. Es gilt hierbei als Regel, daß die Vorfrucht das Feld für die Nachfrucht in chemischer, physikalischer u. wirthschaftlicher Beziehung verbessern soll. Zu den Körner- (Felder-) Wirthschaften gehoren diejenigen W., bei welchen die Ausdehnung des Marktfrucht u. Futterpflanzenbaues sich in dem Anbauverhältniß von 67 % Marktfrucht zu 33 % Futterpflanzen bewegt; bei den Fruchtwechselwirthschaften ist dieses Verhältniß zwischen 67—33 % Marktfrucht : 33—67 % Futterpflanzen, bei den Feldgraswirthschaften unter 33 % Marktfrucht : 67 % Futterpflanzen. Den höchsten Grad von landwirthschaftlicher Intensität erreicht jedoch die *freie* od. *Spekulationswirthschaft*. Dieselbe unterscheidet sich von den obigen Betriebssystemen dadurch, daß sie sich an keine bestimmte Fruchtfolge bindet, sondern bei freier Wahl der Kulturgewächse höchstens ein gewisses Verhältniß zwischen Markt- u. Futterpflanzen inne hält. Indessen erfordert eine derartige Bewirthschaftung viel Kapital, Arbeit u. Intelligenz, u. da sie außerdem mit größerem Risiko verbunden ist, so wird sie nur bei *Eigenbewirthschaftung* u. auf *kleineren Flächen* durchführbar sein. Hierher gehört vornehmlich der in der Nähe großer Städte betriebene Gartenbau (Gemüse- u. Handelsgärtnerei). Alle W. müssen übrigens bis zu einem gewissen Grade eine freie Beweglichkeit zulassen, welche nam. bei einer Fehlsaat nothwendig wird. — Diesen allgemeinen W.n lassen sich gewisse lokalisirte anreihen, welche nur unter gewissen Verhältnissen praktische Bedeutung erlangen können, wie in dünn bevölkerten Waldgegenden *Brennwirthschaft* (Waldbrand-, Hack-, Haubergs- od. Gereuthbrennwirthschaft), wobei der Boden abwechselnd als Wald u. Acker benutzt wird. Im Siegen'schen, im südl. Odenwald, im Schwarzwald u. ähnlichen Gebirgsgegenden auf steilen Bergabhängen, bei welchen die Krume nicht durch Regengüsse abgeschwemmt werden soll, werden Hänge mit Eichen bepflanzt, von welchen man hauptsächlich die Rinde für Gerbereien gewinnen will (Schälwald). Nach dem Entrinden hackt man die Stangen ab, die Wurzelstöcke verbleiben im Boden. Alles kleine Gestrüpp, der Rasen u. das kurze Astholz werden dann verbrannt, darauf wird der Boden oberflächlich behackt, einige Jahre mit Getreide 2c. bestellt u. dann so lange beweidet, bis das wieder ausschlagende Holz Schonung verlangt. Der Moorbrandwirthschaft, die neuerdings immer mehr verschwindet, haben wir schon gedacht. In Steiermark findet man folgende Bestellung: 1 Jahr Roggen, Hafer od. Buchweizen, dann 4—6 Jahre Hutweide, hierauf 6—10 Jahre Niederwald (Gestrüpp) 2c.

**Wisby,** Hauptstadt der Insel Gottland (s. d.), mit 6314 E. (1875), liegt auf der Schweden zugekehrten Westseite der Insel, hat einen jetzt etwas versandeten Hafen u. ist durch seine Bauart einer der merkwürdigsten Orte des nördl. Europa, eine Stadt des Mittelalters, die bis jetzt weniger verändert worden ist, als andere Städte gleichen Alters. Die zahlreichen Ueberreste seiner Kirchen u. anderer Gebäude, Mauerthürme 2c. sind klassische Muster des reinsten goth. Stiles. Die von deutschen Kaufleuten erbaute große Marienkirche, die einzige, die jetzt noch gebraucht wird, mit 3 Thürmen, ist ein Prachtbau aus dem J. 1190. Die Kirche zum heiligen Geist stammt aus dem 11. Jahrh. Alte, gutgepflasterte Straßen kreuzen sich nach verschiedenen Richtungen; ihre Fahrwege sind durch 2 od. 3 parallele Streifen eines gröberen Pflasters meistentheils andersfarbiger Steine markirt; aber die Häuser sind ärmlich, von Gärten u. kleinen Feldern umgeben u. stehen in starkem Kontraste mit der Mosaikarbeit des Straßenpflasters u. den malerischen Ruinen. — W. ist Sitz der Länsregierung u. eines Bischofs, hat Tabakfabrikation u. Gerberei u. ist in Hinsicht auf seinen Handel die vierte Seestadt Schwedens. Es besitzt selbst 2 Dampfer u. gegen 80 Segelschiffe u. in seinen Hafen liefen 1873: 687 Schiffe ein u. 713 aus. — W. ist von deutschen Kaufleuten der Sage nach von Vineta aus gegründet. Es kann mit Recht als die Mutterstadt des Hansabundes betrachtet werden, insofern durch die Verbindung, in welche hier die Kaufleute der verschiedenen deutschen Seestädte traten, der Bund vorbereitet wurde. W. war dann eine der wichtigsten Städte des Bundes selbst u. im 11. Jahrh. Hauptstapelort des Nordhandels. Es rief zuerst Seegesetze (Waterrecht) ins Leben u. hatte damals etwa 24,000 E. Dabei herrschte das deutsche Element so bedeutend vor, daß selbst in Schweden der

Handel fast nur von Deutschen betrieben wurde. Die Stadt sank rasch, nachdem sie 1361 durch Waldemar III. von Dänemark erstürmt u. geplündert wurde u. Jahrhunderte hindurch Gegenstand des Streites zwischen Dänemark u. Lübeck blieb. Im 15. Jahrh. war W. eine Zeit lang Sitz des Seeräuberkönigs Erich; von seinem 1468 zerstörten Schlosse ist keine Spur mehr vorhanden.

**Wischehrad** (tschechisch Vysehrad), die südl. Vorstadt von Prag, mit 3460 E. (1869), liegt auf einem Berge 152 m. über der Moldau u. besteht fast nur aus einer einzigen Straße. Die Citadelle überragt das kleine Bergstädtchen; denn als man Prag befestigte, zog man W. in den Befestigungsrayon innerhalb der Ringmauer u. wußte die schon an u. für sich starke Position von W. trefflich auszunutzen. Jetzt ist es wie Prag ein offener Platz, hat eine Kollegiatkirche u. Brauerei. — Hoch oben stand ehemals die Burg der Libussa (s. d.); hier residirten die böhm. Herzöge, u. während des Mittelalters galt W. für eine uneinnehmbare Festung, hatte prachtvolle Paläste u. 14 Kirchen; am 3. Nov. 1420 aber wurde es von den Hussiten erstürmt u. fast vollständig vernichtet.

**Wischnij-Wolotschok**, Kreisstadt im russ. Gouvernement Twer mit 15,133 E. (1867), liegt in 183 m. Seehöhe an der Zna an dem Kanale, der die Twerza mit der Msta u. somit die Wolga mit der Newa verbindet, u. an der Eisenbahn St. Petersburg-Moskau. Die Stadt hat einen kaiserl. Palast, Kreisschule, Kaufhaus u. ist bedeutender Stapelplatz für Getreide. Hier sammeln sich die Schiffe, die auf dem erwähnten Kanale nach Petersburg gehen; ihre gemeinschaftliche Abfahrt wird durch ein Fest gefeiert.

**Wischnu** (d. i. der Wirksame od. der Durchdringer), das zweite, die Welt erhaltende Prinzip in der Götterdreiheit (Trimurti, s. d.) der späteren Religion der Inder, wo bes. seine zehn Inkarnationen eine Hauptrolle spielen u. von den Indern mit der üppigsten Phantasie poetisch ausgeschmückt worden sind. In der vedischen Zeit schon gehörte W. zu dem zahlreichen Götterpantheon dieser Periode, tritt aber dort noch vor höheren Gottheiten, wie Indra, Agni ꝛc., verhältnißmäßig zurück; am häufigsten sprechen die vedischen Lieder von ihm als dem Genossen des Götterfürsten Indra beim Somatrunke.

**Wisconsin**, ein nördl. Binnenstaat der Vereinigten Staaten von Nordamerika, 2536,3 □M. mit 1,236,591 E. (1875), begrenzt im N. durch den Oberen See u. Michigan, im O. durch den Michigansee, im S. durch Illinois u. im W. durch Iowa u. Minnesota; besteht aus einem wellenförmigen Plateau von 180–370 m. Höhe, zieht sich bis zum Mississippi u. dessen Nebenfluß St. Croix im W., doch so, daß die Wasserscheide zwischen diesen u. dem Michigansee fast gar nicht hervortritt, vielmehr während der Frühjahrsüberschwemmungen sogar eine Wasserverbindung zwischen beiden existirt, u. hat nur im N. eine Hügelkette von 490 m. Höhe, welche die Mineralberge von Michigan fortsetzt, u. im S. isolirte Berge, unter welchen die Blue Mounts fast 520 m. erreichen. Groß ist der Wasserreichthum: die südwestl. Spitze des Oberen Sees mit den Baien Fond du Lac u. Chaqwamega u. den Apostle Islands u. der mittlere Theil der Westküste des Michigansees mit dem südl. Ufer der Greenbai gehören zu W. Von den zahlreichen kleinen Seen innerhalb W.s, die nam. im NW. liegen, ist der Winnebago 6⅓ M. lang u. 2 M. breit. Aus dem Vieux-Desert-See entspringt der Hauptfluß des Landes, der Wisconsin, 90 M. lang, aus zwei Quellflüssen entstehend, wegen seiner vielen Sandbänke aber nur bei hohem Wasserstande mit Dampfschiffen zu befahren, in den Mississippi mündend u. durch einen Kanal mit dem Foxriver verbunden. Letzterer durchfließt den Winnebago u. stellt vermittels dieses Kanals eine direkte Wasserverbindung zwischen New York u. Mississippi her, da er in die Greenbai mündet. In den Michigansee ergießt sich außerdem der die Grenze mit Michigan bildende Menomonee, in den Winnebago bes. der Wolfriver. Dem Mississippi gehören außer dem Wisconsin u. St. Croix die zwischen ihnen strömenden Chippewa u. Blackriver, jeder 40 M. lang. Das Klima ist gesund, im N. die Regenmenge größer als im S., der Gegensatz zwischen Sommer u. Winter bedeutend. Zwischen dem dichtbevölkerten u. sehr fruchtbaren S. u. dem mehr zur Viehzucht geeigneten N. besteht auch in Betreff der Flora ziemliche Verschiedenheit: den ganzen nördl. Theil bedecken noch ungeheure, allerdings an den Flüssen schon stark gelichtete Urwälder aus Kiefern, mit Tannen, Eichen u. a. untermischt, während im S. nur kleinere Waldbestände, bes. von Eichen, auftreten. Bedeutend sind auch die mineralischen Schätze von W. Der SW. ist reich an Bleierzen, der SO. an Zinkerzen; Eisen, weißer Marmor, Gips, Salpeter, Kupfer ꝛc. sind verstreut zu finden. Neben dem Bergbau u. der Landwirthschaft sind Jagd u. Handel, bes. mit Holz u. Pelzen, wichtige Erwerbsquellen. Hauptprodukte sind Weizen (1870 über 25½ Mill. Bushels), Hafer (über 20 Mill. B.), Mais (über 15 Mill. B.); auch Hopfen u. Flachs werden stark angebaut. Unter der menschlichen Bevölkerung befinden sich mehr als 160,000 Deutsche, 48,000 Iren u. 40,000 Norweger; von den Eingeborenen in W., deren Zahl Hunnius 1877 auf 10,455 angiebt, sind über 6500 Chippewäs, 1480 Menomanees, 1279 Oneida, 130 Stockbridges u. 860 umherziehende Winnebagoes. Die Industrie hat sich ganz außerordentlich schnell entwickelt, die Gesammtproduktion betrug 1850: 9 Mill. Dollars, 1860 fast 28, 1870 aber über 77 Mill. Dollars. Die Mühlen- u. Holzschneideindustrie sind neben großartigen Gerbereien, Wagen- u. Maschinenfabriken, Brennereien u. Brauereien die einträglichsten. Die erste Eisenbahnlinie wurde 1850 eröffnet, 1870 gab es 380 Meilen Bahn neben verschiedenen Kanälen. Auch in Betreff des Unterrichts steht W. unter den Staaten der Union in erster Reihe: 1870 gab es gegen 5000 Schulen, 3 Universitäten, 12 Colleges u. noch 14 höhere Anstalten. Von den religiösen Genossenschaften sind die Methodisten die zahlreichsten, dann folgen die Katholiken, Baptisten ꝛc. Die Indianer sind meist noch nicht für das Christenthum gewonnen. W. wurde 1669 zuerst besiedelt durch canadische Pelzhändler, welche hier eine Station gründeten; 1836 wurde es als besonderes Territorium, 1848 als Staat in die Union aufgenommen. Es sendet nach Washington 2 Senatoren u. 8 Repräsentanten u. hat neben dem Gouverneur, bei dem die Exekutive ruht, einen eigenen Kongreß von 33 auf 2 Jahre gewählten Senatoren u. 100 Repräsentanten, die jährlich erneuert werden. Die Finanzen sind im besten Zustande, die Schulden, welche 1873 noch 5,903,552 Dollars betrugen, sind völlig abgezahlt. Eingetheilt ist W. in 61 Counties; Hauptstadt ist Madison mit 9176 E., größte Stadt Milwaukee (s. d.). Andere wichtige Orte sind Racine mit 13,447 E. (1870), Fond du Lac (12,764 E.), Oshkosh (12,663 E.), Janesville (8790 E.), La Crosse (7785 E.), Watertown (5364 E.), Green-Bai (4666 E.) u. Prairie du Chien (2700 E.).

**Wiseman** (spr. Ueis'män), Nicolas, katholischer Kirchenfürst u. von epochemachender Bedeutung für die neueste Geschichte der Katholischen Kirche in England, geb. 2. Aug. 1802 als der Abkömmling einer irischen Familie zu Sevilla; kam sehr jung nach England u. wurde im katholischen Kollegium St. Cuthbert zu Ushaw erzogen. 1818 bezog er das engl. Kollegium zu Rom, erhielt daselbst die Priesterweihe, lehrte dann am engl. Kolleg bis 1835 u. kehrte darauf nach England zurück, um das Rektorat zu Ushaw zu übernehmen. Auf seine Vorstellungen hin willigte Gregor XVI., sein Gönner, in die Vermehrung der apostolischen Vikariate in England. W. ward Coadjutor des Bischofs Walsh u. Präsident des Kollegiums St. Mary in Oscott. Voller Begeisterung für die Katholische Kirche, erhoffte er von einer förmlichen Wiederaufrichtung der Hierarchie in England die Bekehrung zahlreicher Protestanten. Nachdem er 1847 Pius IX. persönlich für seine Pläne gewonnen hatte, wurde er 1848 apostolischer Provikar von London, 1849 apostolischer Vikar u. 30. Sept. 1850 während seiner Anwesenheit in Rom Kardinal sowie Erzbischof von Westminster u. Primas der Katholischen Kirche Englands. Die Entrüstung der Protestanten machte sich in der sog. „Kirchentitelbill" geltend, welche die Führung auswärts verliehener Titel bei Strafe verbot. Das Ansehen u. die Klugheit W.'s wußte jedoch die Titelbill gegenstandlos zu machen, daher dieselbe 1871 wieder aufgehoben wurde. W. starb zu London 15. Febr. 1865. Seiner Bedeutung als Kirchenfürst kommt diejenige als Schriftsteller mindestens gleich. Durch die Kunst lebendiger Schilderung u. vor Allem durch eine Idealisirung der Katholischen Kirche, die er im Gewande strenger Geschichtlichkeit vollzieht, hat sich W. auch unter den Protestanten einen großen Leserkreis verschafft. Das gilt bes. von seinem berühmten Roman „Fabiola od. die Kirche der Katakomben" (Lond. 1855; deutsch von Reiching, 6. Aufl., Regensb. 1878, u. von Reusch, 11. Aufl., Köln 1877). Weite Verbreitung fanden auch seine kleinen christlichen Dramen, bes. „Der verborgene Edelstein" (deutsch, 1. Aufl., Köln 1877). Dem wissenschaftlichen Gebiet gehören an die „Horae Syriacae" (Rom 1828); dem populärwissenschaftlichen Gebiet die 12 Vorträge über den „Zusammenhang der Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung mit der geoffenbarten Religion" (deutsch von Haneberg, Regensb. 1840, 3. Aufl. von Weinhart 1866) u. „Die vornehmsten Lehren u. Gebräuche der Katholischen Kirche" (deutsch von Haneberg, 3. Aufl., Regensb. 1867). Auf den Streit über die Titelbill (s. o.) bezieht sich das „Manifest od. Appellation an den Rechts- u. Billigkeitssinn des engl. Volkes in Betreff der katholischen Hierarchie" (deutsch, Regensb. 1851). Eine Sammlung von „Abhandlungen über verschiedene Gegenstände" erschien 1853

(3 Bde., Lond.; deutsch, Regensb. 1851). Eine kurze Biographie W.'s enthalten die „Erinnerungen an die letzten vier Päpste" (Lond. 1858; deutsch von Reiching, 3. Aufl., Regensb. 1859; von Reusch, 4. Aufl., Köln 1870).

**Wisent,** altdeutsche Benennung des Auerochsen (s. „Rind").

**Wisent,** ein rechter Nebenfluß der Regnitz (Rednitz) im bayer. Reg. Bez. Oberfranken, entspringt nördl. von Hollfeld, fließt zunächst südlich, wendet sich bei Gößweinstein nach NW. u. bei Streitberg nach SW. u. ergießt sich in die Regnitz kurz unter Forchheim. Ihr anmuthiges Thal u. die Thäler ihrer Nebenflüsse bilden die vielbereiste Fränkische Schweiz. Das krystallklare Wasser der W. ist reich an Forellen.

**Wislicenus,** Gustav Adolf, bekannt durch seinen hervorragenden Antheil an der Begründung der sog. „Freien Gemeinden" (s. d.), geb. 20. Nov. 1803 zu Battaune bei Eilenburg; studirte seit 1821 zu Halle Theologie, wurde 1824 wegen seiner Betheiligung an der Burschenschaft zu 12jähr. Festungshaft verurtheilt, aber 1829 begnadigt u. setzte nun in Berlin das Studium der Theologie fort. 1834 wurde er Pfarrer zu Kleineichstedt, 1841 Pfarrer an der Neumarktskirche zu Halle. Als eifriges Mitglied der sog. Protestantischen Freunde hielt er 29. Mai 1844 zu Köthen den Vortrag, welcher das polizeiliche Einschreiten gegen jenen Verein zur Folge hatte (Näheres s. unter „Freie Gemeinden"). Nachdem W. in der Broschüre „Ob Schrift, ob Geist? Verantwortung gegen meine Ankläger" (1.—4. Aufl., Lpz. 1845) seinen Standpunkt dargelegt u. dadurch einen heftigen Schriftenwechsel hervorgerufen hatte, wurde er auf Grund zweier Kolloquien mit den kirchlichen Behörden zu Magdeburg (8. Mai 1845) u. Wittenberg (14. Mai) zuerst suspendirt, dann 23. April 1846 seines Amtes entsetzt (vgl. die Darstellung des Prozesses von W. selbst in der Schrift: „Die Amtsentsetzung des Pfarrers G. A. W. in Halle. Aktenmäßig dargestellt", Lpz. 1846). Am 26. Sept. eröffnete W. die erste „Freie Gemeinde" zu Halle. Wegen der Schrift „Die Bibel im Lichte der Bildung unserer Zeit" (Heft 1—5, Magdeb. 1853; Heft 6 u. 7, Lübeck 1854) aufs Neue in Untersuchung verwickelt, verließ W. Preußen u. wanderte im Nov. 1853, nachdem er im Sept. zu zweijähr. Gefängniß verurtheilt worden war, nach Amerika aus. Hier begründete er im Mai 1854 eine Erziehungsanstalt in der Nähe von New-York, kehrte aber 1856 nach Europa zurück u. nahm seinen Wohnsitz in Zürich, wo er 14. Okt. 1875 starb. Von seinen Schriften ist noch zu erwähnen: „Die Bibel für denkende Leser betrachtet" (2 Bde., Lpz. 1864; 2. Ausg. 1866); „Gegenwart u. Zukunft der Religion" (Lpz. 1873). Mit Anderen gab W. 1846—48 zu Halle die Monatsschrift „Kirchliche Reform" heraus; 1849 bis 1852 die „Neue kirchliche Reform" als Wochenschrift.

**Wislicenus,** Hermann, Historienmaler, geboren zu Eisenach 20. Sept. 1825 als Sohn eines Arztes; besuchte seit seinem 17. Jahre die Dresdener Akademie u. schloß sich hier bes. an Bendemann u. Schnorr an. Seine höchst gelungene Erstlingsarbeit „Abundantia u. Miseria" (Carton im Museum zu Leipzig, in Oel ausgeführt in Dresden) hatte zur Folge, daß er vom Großherzog von Weimar die Mittel zu einer Reise nach Italien erhielt. Aber der Eindruck, den Rom auf ihn machte, war mehr hemmend als fördernd, so daß seine dort entstandenen Arbeiten, z. B. „Die heilige Elisabeth, Almosen austheilend", hinter den früheren zurückstehen. Nach Deutschland zurückgekehrt, arbeitete er sich wieder empor u. brachte die trefflichen, echt monumentalen Bilder: „Die Nacht mit ihrem Gefolge", eine „Charitas" (beide in Weimar), „Die Phantasie von den Traumgöttern umgeben" (Schack'sche Galerie in München). Nachdem er sich bei einer Konkurrenz für die Malereien in der Loggia des Leipziger Museums betheiligt hatte, schuf er für die Goethe-Stiftung in Weimar den seine ganze Künstlernatur am meisten offenbarenden Carton „Der Kampf des Menschen mit den Elementen", für das Treppenhaus des Römischen Hauses zu Leipzig die herrlichen Fresken einer „Cornelia, Mutter der Gracchen" u. „Die Verurtheilung der Söhne des Brutus". Später brachte er noch in einer zwar etwas kalten, aber schön gruppirten Komposition eine Ruhmeshalle der deutschen Poesie, erlangte 1869 den Preis für seine Entwürfe zur Ausmalung des Treppenhauses im Museum zu Weimar, malte 1871 eine „Wacht am Rhein" u. neuerdings die Fresken im Kaiserhause in Goslar. 1866 wurde er Professor an der Kunstakademie in Weimar u. folgte 1869 einem Rufe in das Direktorium der Akademie in Düsseldorf.

**Wismar,** eine Herrschaft im Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin, etwa 3 □M. mit 22,096 E. (1871), wovon 15,347 auf die Stadt u. städtische Güter, 85 auf freie, jedoch nicht ritterschaftliche Güter u. 6-69 auf das landesherrliche Domanium kommen. Sie umfaßt die vor der Bucht von W. gelegenen Inseln Poel, Walfisch u. Liepz, das Gebiet der im innersten Winkel der Bucht liegenden Stadt u. das südöstl. von derselben liegende Amt Neukloster u. entstand durch die Abtretung dieser Gebietstheile an Schweden im Westfälischen Frieden, welches die Herrschaft W. im J. 1803 für 1,250,000 Thlr. Hamb. Banco an Mecklenburg-Schwerin verpfändete, dieselbe aber 1903 gegen die gedachte Summe mit Zins auf Zins zu 3% wieder einzulösen berechtigt ist. — Die gleichnamige Stadt W., die zweite Seestadt Mecklenburgs, mit 14,171 E. (1875), liegt am Südostende des Meerbusens, der einen großen u. sicheren Hafen bildet, u. an der Zweigbahn Kleinen-W. der mecklenb. Friedrich-Franz-Bahn. Die regelmäßig u. gut gebaute Stadt hat viele stattliche Häuser, meist Giebelhäuser, u. ein solides Ansehen. An dem großen Marktplatze liegt das 1817—19 ausgebaute Rathhaus. Bemerkenswerth sind die großen Pfarrkirchen St. Marien aus dem 14. Jahrh., mit

Nr. 5569. Wismar.

einem älteren, im Mauerwerke 97,9 m. hohen Thurme, St. Nicolai aus dem 15. Jahrh. u. St. Georg aus dem 14. u. 15. Jahrh., die Alte Schule u. einzelne Privathäuser. Das städtische Theater wurde 1842 erbaut. Der 1554 erbaute Fürstenhof diente vorübergehend als Residenz, dann als Sitz des höchsten Gerichts für die schwedisch-deutschen Provinzen u. ist jüngst renovirt u. für ein Amtsgericht zurecht gebaut. W. hat Gymnasium u. Realschule, Navigations-Vorschule, eine Waisenanstalt u. viele milde Stiftungen. An Fabriken sind solche für Cichorien, Tabak, Oefen 2c. vorhanden, eine Eisengießerei, einige Branntweinbrennereien, mehrere Bierbrauereien u. Essigfabriken. Die Fischerei ist nicht erheblich u. der Handel nimmt seit den letzten Jahren mehr u. mehr ab. 1871 liefen 260 Schiffe von 16,265 Lasten aus u. 264 Schiffe kamen an. W. führte bis dahin eine eigene Flagge, viermal weiß u. viermal roth gestreift. Der W.sche Hafen wird 1211 zuerst genannt; der Ort selbst wird nicht lange vor 1229 Stadt geworden sein, wuchs durch seinen Handel u. bildete ein wichtiges Glied der Hansa, mit welcher es gleichzeitig im 16. Jahrh. in Verfall gerieth. 1628 wurde W. von den Wallenstein'schen besetzt, welche die vorhandenen Befestigungen u. A. noch durch eine Citadelle verstärkten, u. ging 1631 durch Akkord an Schweden über, welches es besetzt hielt u. Stadt u. Herrschaft 1648 definitiv zugesprochen erhielt. 1675 wurde W. von den Dänen erobert, von diesen aber 1679 im Frieden von Fontainebleau an Schweden zurückgegeben, welches nunmehr die Festung total umbaute u. ein starkes Fort auf dem Walfische im Hafen anlegte. 1712 wurde die

Stadt von den Dänen blockirt u. 1716 von diesen, den Hannoveranern u. Preußen zur Kapitulation genöthigt, welche die Festungswerke demolirten, 1721 die Stadt aber den Schweden wieder zurückgaben mit der Bedingung, sie nicht wieder befestigen zu wollen. Die Stellung der Stadt der Landesherrschaft gegenüber ist eine verhältnißmäßig sehr freie, wenn auch nicht in dem Umfange, wie es bei Rostock der Fall ist; doch ist sie auf dem Mecklenburgischen Landtage nicht vertreten u. daher in ihren Interessen wiederholt auf das Empfindlichste geschädigt worden.

**Wismuth,** Wismut (lat. Bismuthum), ein chemischer Grundstoff, der zuerst 1529 von Agricola als eigenthümliches Metall beschrieben wurde, dessen Eigenschaften aber erst Stahl, Cronstedt u. Kirwan näher kennen lehrten. Die Verbindungen des W. wurden von vielen Chemikern, nam. Berzelius, Davy, Jacquelain, Stromeyer u. in neuerer Zeit von Schneider, Arppe, Schiff, Bödecker u. A., näher untersucht. — Das W. gehört zu den selteneren Elementen, da es nur vereinzelt in Gebirgen auf Erzgängen od. in Quarz des Urgebirges eingewachsen vorkommt, u. zwar findet es sich gediegen noch häufiger als in Verbindungen. Das gediegene W. wurde früher Markasit (Marcasita) genannt. Sein Vorkommen beschränkt sich auf das Erzgebirge, Bieber in Hessen, Schweden u. Norwegen, England u. Nordamerika. In Erzen tritt das W. mit Sauerstoff verbunden als Wismuthocker auf, mit Tellur als Tellurwismuth od. Tetradymit (sehr selten), mit Schwefel als Wismuthglanz u. mit anderen Sulphiden verbunden im Nadelerz, Kupferwismuthglanz u. Wismuthnickelkies; diese Erze kommen zum Theil an den oben angegebenen Fundorten vor; außerdem finden sie sich noch zu Wittichen im Schwarzwald, Grünau in Westfalen, im Ural, Peru, Bolivia, Australien 2c. Früher wurde das W. nur aus denjenigen Erzen bereitet, die das Metall gediegen enthalten, u. dies sind auch die am häufigsten vorkommenden. Die Gewinnungsweise war eine sehr einfache. Man erhitzte das Erz in schräg in einem Ofen liegenden eisernen, röhrenförmigen Retorten, bis das Metall geschmolzen war; dieses lief dann aus den Retorten am unteren Ende in untergesetzte eiserne Schalen. Diese unrationelle Methode wird nur noch ganz vereinzelt angewendet. Die sächsischen Blaufarbenwerke, welche die Hauptproduzenten von W. überhaupt sind, schmelzen die Erze, auch diejenigen, welche das W. gediegen enthalten, zugleich mit Kobalt- u. Nickelerzen unter Zusatz von Kohle, Eisen u. Schlacke in den Häfen der Smalteglasöfen mit ein, nachdem die Erze zuvor einem Röstprozeß unterworfen worden sind. Es bilden sich in der geschmolzenen Masse drei Schichten, oben das blaue Kobaltglas, dann die Kobaltspeise (Verbindungen des Arsens mit Nickel, Kobalt u. Eisen) u. zu unterst das metallische W., welches sich wegen seines niedrigen Schmelzpunktes leicht absondern läßt, da es noch flüssig bleibt, wenn die Speise bereits erstarrt. Das so erhaltene Rohwismuth enthält noch kleine Mengen anderer Metalle beigemengt, von denen es durch das Raffiniren befreit werden muß, was am sichersten durch Umschmelzen mit einem Zusatz von Salpeter geschieht. — In Freiberg gewinnt man auch bei der Verarbeitung wismuthhaltiger Blei- u. Silbererze etwas W., ca. 3700 Kg. jährlich, während die Produktion der Werke von Oberschlema u. Pfannenstiel auf 18,000 Kg. veranschlagt wird. Die jährliche Produktion von W. im Deutschen Reiche beträgt durchschnittlich 30,000 Kg.; in Oesterreich ca. 1400 Kg.; in England aus peruanischen u. bolivianischen Erzen ca. 2500 Kg. — Reines W. besitzt eine zinnweiße Farbe mit einem schwachen Stich ins Röthliche, starken Glanz, blätterig-krystallinische Struktur; es ist spröde, sein spez. Gew. ist 9,9; sein Schmelzpunkt liegt bei 270° C.; in der Weißglühhitze ist es flüchtig. Das chemische Zeichen des W. ist = Bi, das Aequivalent u. Atomgewicht = 208. An trockener Luft behält es seinen Glanz unverändert bei, an feuchter Luft oxydirt es sich, jedoch nur sehr langsam u. oberflächlich. Man kennt drei verschiedene Verbindungen des W. mit Sauerstoff: das Wismuthoxydul od. Wismuthbioxyd, das Wismuthoxyd od. Wismuthtrioxyd u. die Wismuthsäure od. das Wismuthpentoxyd. Von diesen hat blos das Wismuthoxyd allgemeineres Interesse; diese Verbindung ist ein gelbes, beim Erhitzen vorübergehend dunkler werdendes Pulver, welches bei starkem Feuer zu einer glasartigen Masse schmilzt, die beim Erkalten gelb u. krystallinisch ist. Mit Wasser bildet das Wismuthoxyd ($BiO_3$) ein weißes Hydrat, Wismuthoxydhydrat, u. mit den Säuren die Wismuthsalze od. Wismuthoxydsalze. Unter diesen hat das basisch salpetersaure Wismuthoxyd als Arzneimittel medizinische Anwendung gefunden u. war schon gegen Ende des 17. Jahrh. unter dem Namen Magisterium bismuthi bekannt. In der Porzellanmalerei wird es als Flußmittel u. zur Herstellung von Wismuthlüster verwendet, auch als weiße Schminke unter dem Namen Spanisch Weiß, W.-Weiß, wird es benutzt, ist aber der Haut u. der Gesundheit bei fortgesetztem Gebrauche eben so schädlich wie das für diese Zwecke noch mehr zur Verwendung kommende basische Chlorwismuth (Perlweiß, Schminkweiß). In reinem Chlorgas verbrennt das W. zu einer grauweißen, nicht krystallinischen, destillirbaren Masse, dem Chlorwismuth od. Wismuthtrichlorid ($BiCl_3$); dasselbe wurde früher Wismuthbutter genannt u. kann auch durch Destillation von Quecksilberchlorid mit metallischem W. bereitet werden. Mit anderen Metallen zusammengeschmolzen giebt das W. die Wismuthlegirungen, von denen einige sehr merkwürdige Eigenschaften haben. So giebt das W. mit Blei, Zinn, Silber u. einigen anderen Metallen Legirungen, deren Dichte über das Mittel der Dichte der Einzelbestandtheile hinausgeht. Andererseits wird der Schmelzpunkt der Metalle u. Legirungen durch einen Gehalt von W. wesentlich herabgedrückt; man nimmt daher das W., eben so wie das Kadmium, welches dieses Verhalten in noch höherem Grade zeigt, zur Herstellung leichtflüssiger Metalllegirungen, von denen die bekanntesten das Rose'sche u. Wood'sche Metall (s. d.) sind.

**Wispel,** à 2 Malter à 12 Scheffel, ein früheres Getreidemaß in Deutschland. Der preuß. W. war = 1319 L. = 26,38 deutsche Scheffel = 13,19 HL. Der Dresdener W. war = 2895,64 L. = 57,9128 deutsche Scheffel = 28,9564 HL. 11 preuß. W. waren annähernd = 5 sächs. W.

**Wissenschaft** heißt ursprünglich das Wissen um eine Sache. Der neuere Sprachgebrauch verbindet mit W. theils einen weiteren, theils einen engeren Begriff. Im weiteren Sinn ist W. der Inbegriff aller der Bestrebungen, welche auf die Vermehrung der menschlichen Erkenntnisse gerichtet sind. Allerdings verdient nicht jedes Streben nach Erkenntnissen den Namen eines „wissenschaftlichen" Strebens. Vielmehr beruht der Begriff der W. auf drei Voraussetzungen: ihr Ziel ist lediglich die Erforschung Dessen, was wahr ist, unbekümmert um irgend welche sonstige Folgerungen, um Nutzen od. Schaden, die aus den gewonnenen Erkenntnissen etwa entspringen könnten. Zweitens: ihre Grundlage sind die allgemein anerkannten Prinzipien, welche in der Natur des menschlichen Geistes liegen, u. nach welchen sich die Grenzen der menschlichen Erkenntniß bestimmen. So hätte z. B. die Astrologie (s. d.) nie als ein Theil der W. bezeichnet werden sollen; denn sie ruht auf dem gänzlich unbeweisbaren Prinzip, daß zwischen dem Lauf der Sterne u. den Schicksalen der Menschen ein innerer Zusammenhang stattfinde. Drittens: das Verfahren, durch welches wissenschaftliche Erkenntnisse gewonnen werden, ist streng gebunden an die Gesetze der Logik; die logische Beweisführung wieder muß eine bestimmte u. zweckentsprechende Methode einhalten u. schließlich zu der Aufstellung eines wohlgeordneten, in sich geschlossenen Systems führen. Bes. in letzterem vollendet sich erst der Begriff der W.; die bloße Aufhäufung von Wissensstoff im Gedächtniß verdient höchstens den Namen der Gelehrsamkeit. Diese beruht auf Kenntnissen, die wahre W. aber auf Erkenntnissen, d. h. auf der Zurückführung des Gewußten auf seine tiefer liegenden Gründe sowie auf der Verknüpfung der Bestandtheile des Wissens unter einander. — Im engern Sinn heißt W. (wofür dann auch „Einzel-W." od. „Fach-W." gebraucht wird) der Inbegriff derjenigen Erkenntnisse, die sich auf ein einzelnes, bestimmtes Wissensgebiet beziehen. Was von den Kennzeichen der W. überhaupt bemerkt wurde, gilt auch von den Einzel- od. Sonder-W.en. Auch sie haben die Aufgabe, ein zu Grunde liegendes einheitliches Prinzip nach den Gesetzen der Logik u. methodisch zu entwickeln, die so gewonnenen Erkenntnisse zu einem System zu verbinden u. die innere Wahrheit desselben zu beweisen. Nur ist das Einheitsprinzip hier nicht allgemeiner Natur (wie bei der W. im weiteren Sinn), sondern ein besonderes od. spezielles: so für die Mathematik der Satz, daß jede Größe sich selbst gleich sei, für die Jurisprudenz der Begriff des Rechts 2c. Allerdings muß dabei jede W. (auch die Mathematik nicht ausgenommen) von der Forderung ausgehen, daß ihr Prinzip einfach anerkannt werde; denn es gehört eben zum Wesen des „Prinzips", daß es nicht weiter bewiesen werden kann. Je nachdem der Wissensstoff (u. damit auch das Prinzip) bereits gegeben (objektiv vorhanden) ist od. nicht, unterscheidet man zwischen positiven (historischen, exakten) u. spekulativen od. Geistes-W.en. Zu den ersteren gehört das ganze Gebiet der Naturkunde, Physik, Mathematik, Astronomie, Weltgeschichte 2c.; zu den letzteren vor Allem die Philosophie, Aesthetik u. überhaupt die wissenschaftliche Theorie der Künste, so sehr sich auch die Kunst selbst nach ihren Voraussetzungen u. Zielen von der W. unterscheidet. — Ueber die von Alters her gemachten Versuche, den stofflichen Inhalt einzelner W.en od. auch den gesammten Wissensstoff eines Zeitalters übersichtlich darzustellen, s. „Encyklopädie". Anderer Art sind die Versuche, den inneren (formalen) Aufbau u. Zusammenhang aller W.en nachzuweisen u. so von den Einzel-W.en zum System der Gesammtwissenschaft aufzusteigen. Der jetzt dafür übliche Name der Wissenschaftskunde (nicht zu verwechseln mit der „Wissenschaftslehre" Fichte's, s. d.) wurde zuerst von Eschenburg in seinem „Lehrbuch der W." (Berl. 1792 u. ö.) gebraucht; der Sache nach aber gehört hierher bereits das „Organon" des Bacon v. Verulam von 1621 u. andere ältere Werke. Als die höchsten Leistungen auf dem Gebiet der Wissenschaftskunde (wofür Jäsche in Dorpat 1816 den Namen „Architektonik

der Welt" einzuführen versuchte) sind zu nennen: Fichte, „Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten" (Jena 1794) u. Schelling, „Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums" (Tüb. 1803).

**Witebsk,** ein west- od. weißrussisches Gouvernement, 820,27 □ M. mit 888,727 E. nach den offiziellen Berechnungen für 1870, grenzt nördl. an Livland, westl. an die Gouvernements Pskow u. Smolensk, südl. an Mohilew u. Minsk u. westl. an Wilna u. Kurland. Es umfaßt vorzugsweise das Gebiet der oberen Düna u. ihrer rechten Nebenflüsse; nur die nordöstl. Striche werden von der Jssa u. Sineia, die zum Peipussee gehen, u. von der Lowat, einem Zuflusse des Jlmensees, bewässert. Das Terrain ist großentheils eine mit leichtem Humus bedeckte Ebene, die Flachs-, Lein- u. Getreidebau reichlich lohnt; 42% sind noch Waldland; die zahlreichen Binnenseen machen zusammen 11,285 □ M. aus. Acker- u. Gartenbau, Obstzucht, Waldkultur u. Viehzucht sind Haupterwerbszweige. Die Industrie erstreckt sich auf etwas Leinwand-, Tabak-, Leder- u. Branntweinfabrikation. Bedeutend ist der Handel mit den Bodenprodukten, mit Vieh, Wachs u. getrockneten Stinten, an welch letzteren die Gewässer sehr reich sind. Von den 838,046 Bewohnern nach der Zählung von 1867 waren 48,753 Großrussen, 510,924 Weißrussen, 21,898 Polen, 175,290 Letten, 851 Deutsche, 158 Zigeuner, 79,003 Juden u. 1169 Esthen. Das Gouvernement zerfällt in die Kreise W., Welish, Polozk, Drißa, Gorodok, Lepel, Ljuzin, Newel, Dünaburg, Rjeshiza u. Sjebesh. Städte mit über 5000 E. waren nach der Zählung von 1867 Dünaburg (29,613), W. (28,944), Welish (8624), Rjeshiza (7306) u. Newel (5702). — Das Gouvernement war ursprünglich eine eigene lithauische Starostei, wurde 1772 von Polen abgerissen, 1796 mit Mohilew als Weißrußland vereinigt u. 1802 wieder eigene Statthalterschaft. — Die Gouvernementshauptstadt **W.**, am Einflusse der Witeba in die Düna u. an den Bahnen Dünaburg-W. u. Orel-W., ist von einer vielthürmigen Mauer umgeben, hat ein altes Schloß, viele Kirchen, darunter drei röm.-katholische, drei Synagogen, zahlreiche Klöster, Gymnasium u. treibt bes. Gerberei u. Handel.

**Witherit,** ist natürlicher kohlensaurer Baryt, ein in meist kugeligen, nierenförmigen u. derben Krystallaggregaten vorkommendes Mineral, welches gewöhnlich farblos, zuweilen etwas gelblich od. grau gefärbt erscheint. Seine Härte ist = 3–3,5, das spez. Gew. = 4,3. Der W. besteht in 100 Theilen aus 77,7 Theilen Baryumoxyd u. 22,3 Theilen Kohlensäure; er findet sich in England, in Steiermark, den Salzburger Alpen u. anderen Orten. Der W. ist das geeignetste Material zur Bereitung der Barytpräparate u. ein vortreffliches Mittel zur Vertilgung der Haus- u. Feldmäuse; man verkauft ihn zu diesem Zwecke in gemahlenem Zustande.

**Witowd** od. Witold, Fürst von Lithauen (s. d.), geb. um 1350; war ein Vetter Jagello's (s. d.), des späteren Königs von Polen, der ihn 1382 hinterlistig mit seinem Vater Konstut gefangen nahm u. eben so wie diesen hätte umbringen lassen, wenn er nicht durch seine Gemahlin aus dem Kerker befreit worden wäre. Als Flüchtling fand W. bei dem Deutschen Orden Hülfe, nachdem er sich in Tapiau hatte taufen lassen, u. wurde 1383 nach Lithauen zurückgeführt, erschien aber schon am Ende dess. Jahres wieder als Vertriebener in Königsberg. Dennoch versöhnte er sich 1384 mit Jagello, nahm zusammen mit ihm zum zweiten Male die Taufe 14. Febr. 1386, nannte sich jetzt Alexander u. kämpfte 1388 selbst gegen den Deutschen Orden. Allein erst, als er 1390 zum dritten Male durch große Versprechungen den Orden zur Hülfsleistung gegen den König von Polen vermocht hatte, erlangte er von diesem die längst verheißene Würde eines Großfürsten von Lithauen u. betrieb seit 1398 die Erlangung der Königskrone, da die Großen von Lithauen u. den dazu gehörigen russischen Landen sich von Polen loszureißen wünschten. Obwol aber W. bei der blutigen Niederwerfung des Ordens in der Schlacht bei Tannenberg 1410 die Hauptrolle gespielt hatte, wußte Jagello durch fortgesetzte Intriguen die Krönung zu hindern. Als endlich der römische König Sigismund W. versprach, die ersehnte Krone mit bewaffneter Macht nach Wilna zu schicken u. die Krönungsgäste bereits versammelt waren, starb W. 27. Okt. 1430 durch einen Sturz vom Pferde.

**Witt,** Jan de, Rathspensionär von Holland, geb. 1625 zu Dortrecht; war der Sohn des Bürgermeisters de W., der mit fünf anderen Deputirten durch den Generalstatthalter Wilhelm II. als Gefangener auf die Festung Löwestein gebracht wurde, u. deshalb von Jugend auf ein erbitterter Feind der Monarchie u. des Hauses Oranien. Er verhinderte geschickt, daß Wilhelm III. (s. d.), der nachgeborene Sohn des 1650 verstorbenen Statthalters, in Seeland die Würde seines Vaters erhielt, u. ließ sich im Frieden von Westminster 1654 gern von Cromwell die Bedingung gefallen, daß die Statthalterwürde überhaupt abgeschafft werden sollte. Als Staatsmann, Financier u. Politiker von seltener Begabung, leitete W. in der Stellung eines Rathspensionärs von Holland die Geschicke der Republik. 1658 unterstützte er Friedrich Wilhelm von Brandenburg mit einer Flotte gegen Karl X. von Schweden, stritt mit Portugal um den Vorrang in den Kolonialländern u. erlangte durch den Krieg mit Großbritannien im Frieden zu Breda 1667 eine Milderung der Navigationsakte (s. d.). Allein durch die Verhältnisse wurde er zu einem Wechsel der Politik gedrängt. Bisher hatte er, um Schutz gegen England zu gewinnen, dessen König mit Portugal im Bunde war u. seine Nichte Maria an Wilhelm von Oranien vermählt hatte, mit Ludwig XIV. über die Verwandlung der katholischen Niederlande in eine Republik verhandelt u. auch sonst stets zu ihm gestanden; jetzt zwang ihn das kecke Vordringen des ländersüchtigen Königs im Revolutionskriege zum engern Anschluß an England u. Schweden. Er selbst vermittelte mit William Temple zusammen im Jan. 1668 die Tripelalliance (s. d.), u. seitdem sann der König auf Rache an Holland. Während W. eifrigst bemüht war, den Einfluß der Monarchisten zu bekämpfen u. 1668 durch die „Harmonieakte" die Zustimmung aller Staaten erlangte zu dem „ewigen Edikte", welches für immer die Vereinigung der Statthalterschaft mit der Würde eines Oberbefehlshabers verbot, während er mit Energie u. Intelligenz die Kriegs- u. Handelsmarine vermehrte, durch die Holland die Herrin aller Meere wurde, schloß Frankreich seine Geheimbünde mit England, Schweden u. den deutschen Fürsten am Rhein u. rüstete sich zum Ueberfall. Eingewiegt durch die Friedensversicherungen des franz. Gesandten Pomponne, sparte W. die Kosten zur Armirung der Festungen u. des Landheeres u. widerstand auch dem dringenden Verlangen der meisten Provinzen, daß Oranien zum Oberbefehlshaber ernannt werde. Als Ludwig XIV. im Juni 1672 plötzlich an der Grenze der Provinz Holland stand u. die Republikaner vergebens sich bemühten, durch Abtretungen ihn zum Frieden zu bewegen, brach die Wuth des Volks gegen Jan u. Cornelius de W. aus. Der Letztere, geb. 1623, seit 1652 an der Seite Ruyter's Befehlshaber auf der Flotte, später Admiral, Kriegskommissar u. Ruward, wurde zuerst als Verräther angeklagt u. im Haag eingekerkert. Als Jan am 29. Juni auf der Straße verwundet u. der Thäter hingerichtet wurde, feierte das Volk diesen als einen Märtyrer. Zwei Monate später (20. Aug. 1672) erbrach eine wüthende Schar das Gefängniß, in dem Jan seinen Bruder besuchte, riß Beide auf die Straße hinaus u. ermordete sie. W.'s „Memoiren" (Regensb. 1709) u. „Briefe" (Amsterd. 1725) geben zugleich ein Bild von seinen vielseitigen Interessen u. vor Allem seinen mathematischen Studien. — Vgl. Simons, „Jan de W." (2 Bde., Amsterd. 1832 f.).

**Witte,** Karl, Rechtsgelehrter u. berühmter Dante-Forscher, geb. 1. Juli 1800 zu Lochau bei Halle, wo sein, auch als Schriftsteller u. Dichter bekannter Vater, Karl Heinrich Gottfried **W.** (geb. zu Pritzwalk in der Priegnitz 8. Okt. 1767, gest. zu Berlin 1. Aug. 1845), Prediger war; trieb schon seit seinem 5. Jahre ältere u. neuere Sprachen, u. zwar mit solchem Erfolg, daß er bald für ein Wunderkind galt u. für den Vater ein Jahresgeld von 550 Thlrn. in Leipzig zusammenkam, damit er sich der Ausbildung seines Sohnes gänzlich widmen konnte. Schon im Jan. 1810 bezog der Knabe, von seinem Vater begleitet, die Universität Leipzig u. Michaelis desselben Jahres auf Wunsch des Königs Hieronymus von Westfalen die Universität Göttingen, wo der junge W. alte u. neue Sprachen, Geschichte, Mathematik, Naturwissenschaften u. Philosophie studirte u. bereits in seinem 12. Jahre eine lat. Schrift über die Konchoïde des Nikomedes, eine Kurve des 4. Grades, schrieb, die ihm im April 1814 die Doktorwürde der philosophischen Fakultät in Gießen einbrachte. Dann studirte er noch bis 1816 in Heidelberg als Pensionär des Königs von Preußen die Rechte, Diplomatik u. Kameralwissenschaften, worauf er sich an der Berliner Universität habilitiren wollte; seine Jugend wurde aber diesem Wunsche hinderlich, u. so bewilligte ihm das Ministerium eine Unterstützung zu einer wissenschaftlichen Reise nach Italien, wo sich dann W. während eines mehr als zweijähr. Aufenthalts theils mit juristischen Forschungen, theils u. hauptsächlich mit

dem Studium der Kunstgeschichte u. ital. Literatur beschäftigte. Seit 1821 Privatdozent der Rechte in Breslau, wurde er daselbst 1823 außerord. u. 1829 ord. Professor u. folgte 1834 in gleicher Stellung einem Rufe nach Halle, wo er er 1855 zum Ordinarius der Juristenfakultät aufrückte u. zum Geh. Justizrath ernannt wurde. Auf jurist. Gebiete hat W. insbes. über „Das preuß. Intestaterbrecht" (Lpz. 1838) geschrieben. Am bekanntesten hat er sich durch die verdienstvollen Ergebnisse seiner ital. Studien gemacht. Zu diesen gehören: Uebersetzungen von Boccaccio's „Decameron" (3 Thle., 3. Aufl., Lpz. 1859), von Dante's „Lyr. Gedichten" (mit Kannegießer, 2 Bde., 2. Aufl., ebd. 1842) u. „Göttliche Komödie" (metrisch u. reimlos, mit einem Kommentar versehen, 2 Bde., Berl. 1865; 3. Aufl. 1876); kritische Ausgaben von Dante's „Divina commedia" (ebd. 1862), „De monarchia" (3. Aufl., Wien 1874) u. „Vita nuova" (Lpz. 1876); „Dante-Forschungen" (Halle 1869). Auch bearbeitete er die 5. Aufl. von Kannegießer's Uebersetzung der „Göttlichen Komödie" (3 Thle., Lpz. 1873) u. schrieb „Alpinisches u. Transalpinisches" (Berl. 1858). Zu der unter dem Protektorate des Königs Johann von Sachsen ins Leben gerufenen Dante-Gesellschaft hat W. die Anregung gegeben. Vgl. die von seinem Vater herausgegebene Schrift: „Karl W., der Jüngere, od. Erziehungs- u. Bildungsgeschichte desselben" (2 Bde., Lpz. 1819). — **Hermann W.**, Sohn des Vorigen, geb. zu Breslau 22. Nov. 1833, starb als Professor der Rechte zu Greifswald 26. Jan. 1876. Derselbe schrieb: „Die Bereicherungsklagen des gemeinen Rechts" (Halle 1859) u. „Das Interdictum uti possidetis" (Lpz. 1863).

**Wittekind** od. Widukind, der angesehenste Führer der Sachsen gegen Karl d. Gr.; wird zuerst 777 genannt, als er, wie Einhard (s. d.) in seinen Annalen erzählt, „im Bewußtsein seiner vielen Uebelthaten" zum Dänenkönige Siegfried entfloh, dessen Tochter Geva er zur Gemahlin gehabt haben soll. Wahrscheinlich war er also der Anführer der Westfalen in den früheren Kämpfen von 772, 774, 776 gewesen, wol auch 778 u. 783 der Anstifter des Aufruhrs, doch fehlen darüber bestimmte Nachrichten. Dagegen ist es sicher, daß er 784 die Friesen zur Empörung u. zum Abfall vom Christenthum bewog u. sich 785 mit Abbio (Albion), damals Anführer der Ostfalen, nach Nordalbingien flüchtete. Von hier lud ihn Karl d. Gr. zur Verhandlung, indem er ihm Bürgschaft u. Geiseln gab. Nun erschien W. mit Abbio zu Attigny u. ließ sich taufen. Karl selbst versah Pathenstelle u. ehrte ihn durch reiche Geschenke. Seitdem trat W. Karl nicht mehr entgegen, sondern lebte auf seinen Besitzungen, die er in Engern, Westfalen u. Hessen gehabt zu haben scheint. Die Angaben über sein Todesjahr schwanken zwischen 803 u. 812, als Todestag wurde später der 7. Jan. bezeichnet. Sein Grab mit einer Inschrift, die ihn als Herzog der Engern u. Gründer des Stifts bezeichnete, zeigte man später in Enger. Doch sollen seine Gebeine nach Paderborn gebracht worden sein, wo das Volk ihn später wie einen Heiligen ehrte. Die Sage läßt W. Herzog von Sachsen sein, macht ihn zum Gründer vieler altsächsischer Kirchen, Klöster u. selbst des Bisthums Minden, vor Allem aber zum Stammvater vieler vornehmer Familien. Hinreichend bezeugt ist nur, daß W. der Ahnherr der Königin Mathilde war, der Gemahlin Heinrich's I., doch läßt sich seine Nachkommenschaft mit Sicherheit nicht über seinen Urenkel hinaus verfolgen. — Vergl. S. Abel, „Jahrbücher des Fränkischen Reiches unter Karl d. Gr." (Bd. 1, Berl. 1866).

**Wittekind**, deutscher Geschichtschreiber, s. „Widukind".

**Wittekind**, Soolbad bei Halle im Reg.-Bez. Merseburg der preuß. Provinz Sachsen, liegt zwischen Giebichenstein u. Trotha in einem anmuthigen, von Porphyrhöhen eingeschlossenen Seitenthalchen der Saale. Das Bad wurde 29. Juli 1846 eröffnet.

**Wittelsbach**, das Stammhaus der Könige von Bayern, wird abgeleitet von Herzog Arnulf dem Bösen von Bayern (gest. 937). Seine Nachkommen nannten sich Anfangs Grafen v. Scheyern (s. d.), nahmen aber 1108 von ihrer neuen Residenz bei Aichach in Oberbayern den Titel Grafen von W. u. Scheyern an. 1180 erhielt der Pfalzgraf Otto (s. d.) nach der Achtung Heinrich's des Löwen durch Friedrich Barbarossa das Herzogthum Bayern zu Leben, 1215 sein ältester Sohn Ludwig I. von Friedrich II. die Pfalzgrafschaft bei Rhein.

**Uebersicht der Wittelsbach'schen Linien.**

Otto, Pfalzgraf von Bayern. † 1155.

Otto I., Herzog von Bayern. 1180—83. — Otto, Pfalzgraf. † 1189.

Ludwig I., 1215 Pfalzgraf bei Rhein. † 1231. — Otto, Mörder Philipp's v. Schwaben. † 1209.

Otto II., der Erlauchte. † 1253.

Heinrich I. v. Niederbayern. † 1290. Seine Linie stirbt 1340 aus. — Ludwig II. v. Oberbayern u. Pfalz. † 1294.

Rudolf I. v. d. Pfalz. † 1319. — Ludwig (IV.), Kaiser 1314—47, erbt 1340 Niederbayern.

Ludwig d. ältere, seit 1324 v. Brandenburg. † 1355. Ludwig der Römer. † 1365. Otto, d. Finner, vertauscht Brandenburg 1373 gegen die böhmische Oberpfalz. — Stephan v. Landshut. † 1375. — Wilhelm v. Straubing. † 1377 ohne Kinder. — Albrecht v. Straubing u. Holland. † 1404. Seine Linie stirbt 1417 aus.

Adolf. † 1327. — Stephan v. Ingolstadt, dessen Linie 1445 ausstirbt. — Friedrich v. Landshut, dessen Linie 1503 ausstirbt. — Johann v. München † 1397.

Ruprecht II., Kurfürst. † 1398. — Ernst. † 1438.

Ruprecht III., König v. Deutschland. † 1410. — Albert III. † 1460.

Alte Kurlinie. Ludwig III. † 1436. — Simmern. Stephan. † 1459. — Mosbach. Otto I. † 1461. — Johann IV. † 1463. — Sigmund, res. 1367. — Albert IV. † 1508.

Ludw. IV. † 1449. — Friedr I. † 1476. — Zweibrücken. Friedr. † 1480. — Ludwig. † 1489. — Otto II. † 1499 ohne Kinder. — Wilhelm IV. † 1550.

Philipp. † 1508. — Johann I. † 1509. — Alexander. † 1514. — Albert V. † 1579.

Ludw. V. † 1544. — Frdr. II. † 1556. — Ruprecht. — Joh. II. † 1557. — Ludwig. † 1532. — Wilhelm V., res. 1598.

Wolfgang. † 1569. — Maximilian I., Kurfürst 1623. † 1651.

Otto Heinrich. † 1559 ohne Kinder. — 2. Kurlinie. Friedrich III. † 1576. — Neuburg. Phil. Ludwig. † 1614. — Zweibrücken. Karl. † 1600. — Ferdinand Maria. † 1679.

Ludwig VI. † 1583. — Wolfgang. † 1653. — Sulzbach. August. † 1632. — Christian I. † 1654. — Maximilian II. Emanuel, 1706 geächtet, 1714 hergest. † 1726.

Friedrich VI. † 1610. — 3. Kurlinie. Phil Wilh. † 1690. — Christ. Aug. † 1708. — Christian II. † 1717. — Josef Ferdinand, Erbe Spaniens. † 1699. — Karl Albert. Kaiser Karl VII. † 1745.

Friedrich V., König v. Böhmen 1619, geächtet 1623. † 1632. — Theodor. † 1732. — Christian III. † 1735. — Maximilian Josef. † 1777.

Karl Ludwig. † 1680. — Joh. Christ. † 1733. — Frdr. Michael. † 1769.

Karl. † 1685 ohne Kinder.

Joh. Wilh. † 1716. — Karl Philipp. † 1712 ohne Kinder.

4. Kurlinie. Karl Theodor, Kurfürst von der Pfalz 1742, von Bayern 1777. † 1799.

Bayern. Maximilian I. Josef, Kurfürst von Pfalzbayern 1799—1806, König von Bayern 1806. † 1825.

Ludwig I. res. 1848. † 1868.

Maximilian. † 1864. — Otto, König von Griechenland 1832—62. † 1867.

Ludwig II., geb. 1845.

Durch die Theilung von 1253 kam Oberbayern u. die Rheinpfalz an Ludwig II., den Strengen (gest. 1294), Niederbayern an seinen Bruder Heinrich, dessen Geschlecht schon in der dritten Generation 1340 erlosch. So war das Haus W. durch die Gunst der Hohenstaufen, als deren Erbe sich Ludwig II. seit 1268 betrachtete, weil seine Schwester Elisabeth die Mutter Konradin's (s. d.) war, zu einer solchen Macht emporgestiegen, daß es 1314 den Kampf mit dem Hause Habsburg aufnehmen konnte u. auf dem Kurverein von Rhense (s. d.) 1338 nicht weniger als fünf Familienmitglieder erschienen, um zusammen mit vier anderen Kurfürsten für die Wahl Kaiser Ludwig's IV. (s. d.) einzutreten. Durch diesen kam auch das Kurfürstenthum Brandenburg (s. d.) von 1324—73, die Grafschaft Tirol von 1342—63, die Grafschaft Holland von 1345—1417 an seine Familie. Den deutschen Königsthron bestieg W. zum zweiten Male mit dem pfälzischen Kurfürsten Ruprecht (s. d.) von 1400—10, ohne dadurch an Macht u. Ansehen zu gewinnen. Erst der Dreißigjährige Krieg verschaffte Friedrich V. (s. d.) von der Pfalz für kurze Zeit (1619—23) das Königreich Böhmen, u. Maximilian I. (s. d.) 1623 für immer die bayerische Kurwürde. Während die pfälzische Kur, 1648 wieder hergestellt, 1685 von der Linie Simmern an die Linie Neuburg u. 1742 an die Nebenlinie Sulzbach überging, ging der bayerischen Linie W. für kurze Zeit die Hoffnung auf, fast die ganze Erbschaft des Hauses Habsburg zu erhalten, da Maximilian's I. ältester Urenkel Josef Ferdinand (gest. 1699) zum Erben von Spanien bestimmt war u. dessen Bruder Karl Albert 1741 vorübergehend Erzherzog von Oesterreich, König von Böhmen u. als Karl VII. (s. d.) 1742—45 Deutscher Kaiser wurde. Allein durch den Oesterr. Erbfolgekrieg verlor er sogar Bayern, u. mit seinem Sohne Maximilian Josef, der sein Stammland zurückerhielt,

erlosch diese Linie 1777 u. die ältere pfälzische vereinigte nun 29 Jahre beide Kurfürstenthümer, bis die Pfalz 1806 durch Napoleon zertrümmert wurde u. Maximilian I. Josef aus der Linie Zweibrücken König von dem durch Ansbach u. Bayreuth vergrößerten Bayern wurde. Sein Urenkel ist der heutige König Ludwig II. (s. d.). Endlich herrschte das Haus W. zeitweilig auch im neugegründeten Königreich Griechenland (1832—62) in der Person Otto's (s. d.), des Sohnes Ludwig's I. (s. d.).

**Witten**, Stadt mit 18,140 E. (1875) im Kreise Bochum des westfälischen Reg.-Bez. Arnsberg, liegt in 81,5 m. Seehöhe am rechten Ufer der Ruhr u. an der Strecke Herdecke-Dortmund mit Zweiglinie nach Bochum der Bergisch-märkischen Eisenbahn; es hat protestantische u. katholische Kirche, starke Industrie, Puddlings- u. Walzwerke, Fabrikation von Eisen-, Stahl- u. Blechwaaren, Glashütte, Fabriken in Papier, Tabak, Stärke 2c. u. bedeutende Steinkohlengruben. In der Nähe liegt die Burg Steinhausen.

**Wittenberg**, Kreisstadt u. bis 1873 Festung dritten Ranges mit 12,479 E. (1875) im Reg.-Bez. Merseburg der preuß. Prov. Sachsen, liegt in 73 m. Seehöhe am rechten Ufer der Elbe, über die eine 1847 neu gebaute steinerne Brücke auf 11 Pfeilern u. eine noch längere in 12 Bogen gespannte Eisenbahnbrücke führt, an der Strecke Berlin-Halle der Berlin-Anhalter Bahn mit Abzweigung nach Dessau, Köthen 2c. Die Stadt ist Sitz der Kreisbehörden, hat Gymnasium, Seminar, Lutherschule im ehemaligen Augustinerkloster; das Schloß, bis 1542 Residenz der sächs. Kurfürsten, bildete später die Citadelle der Festung, in der 1499 erbauten Schloßkirche, an deren Thür Luther 1517 seine 95 Thesen anschlug, ruhen die Kurfürsten Friedrich der Weise u. Johann der Beständige u. die Reformatoren Luther u. Melanchthon; sie hat Bildnisse der Letzteren von L. Cranach, der hier Bürgermeister war, ein Erzbild Friedrich's des Weisen von Peter Vischer u. ein solches Johann's des Beständigen von Hans Vischer. Die Stadtkirche besitzt ein Altargemälde von Cranach, im Rathhause sind andere Gemälde von ihm. Auf dem Markte steht seit 1821 die kolossale Bronzestatue Luther's von Schadow. W.'s Industrie erstreckt sich auf Wattefabrikation, Leinen- u. Wollenweberei, Färberei, Zeugdruckerei, Bierbrauerei 2c. — W. verdankt wahrscheinlich im 12. Jahrh. eingewanderten Niederländern seine Entstehung. 1175 wird ein Graf Dietrich v. Witburc u. 1227 das Schloß erwähnt. Unter dem Askanier Albrecht I., Herzog von Sachsen, der W. u. Umgegend als Sohn Heinrich's des Löwen zu seinem Antheil erhielt, wurde W. Residenz u. führte den Titel einer solchen bis zur Schlacht von Mühlberg 1547. Nach Aussterben der Wittenberg'schen Linie des Hauses Sachsen 1422 kam W. an Friedrich den Streitbaren, Markgrafen von Meißen. Am 25. Febr. 1423 schlossen Brandenburg u. Sachsen den Wittenberger Vertrag, nach welchem Brandenburg seinen Ansprüchen auf Sachsen entsagte u. Sachsen dafür 10,000 Schock böhmische Groschen an Brandenburg zahlte. 1502 wurde von Friedrich dem Weisen die Universität gegründet, an der Luther u. Melanchthon wirkten; sie wurde 1817 mit der Halle'schen vereinigt u. nur das Predigerseminar in W. gelassen. Am 31. Okt. 1517 schlug Luther die Thesen an die Schloßkirche, am 10. Dez. 1520 verbrannte er vor dem Elsterthore die gegen ihn geschleuderte Bannbulle; die Luthereiche bezeichnet noch die Stelle der letzteren That. 1547 ergab sich die Stadt nach der Schlacht von Mühlberg dem Kaiser Karl V. u. in der darauf abgeschlossenen Wittenberger Kapitulation (Wittenberger Vertrag) entsagte der sächs. Kurfürst Johann Friedrich der Großmüthige der Kur, in deren Besitz Moritz gelangte (s. „Schmalkaldischer Bund"). Im Siebenjähr. Kriege wurde W. von den Preußen besetzt, 1760 aber wieder von den Oesterreichern u. der Reichsarmee erobert. Später nochmals von den Preußen in Besitz genommen, aber nach dem Frieden zur offenen Stadt gemacht. Erst Napoleon I. ließ 1812 u. 13 W. wieder befestigen. Den 13. Jan. 1814 wurde es erstürmt von der Brigade Dobschütz unter General Tauenzien, der dafür zum Grafen von W. erhoben wurde. Nachdem W. mit der Prov. Sachsen an Preußen gekommen war, wurden seine Festungswerke zunächst verstärkt; seit 1873 aber wird es wieder als offene Stadt behandelt.

**Wittenberge**, Stadt mit 7647 E. (1875) im Kreise Westpriegnitz (Perleberg) des Reg.-Bez. Potsdam der preuß. Prov. Brandenburg, liegt an dem Einflusse der Stepnitz in die Elbe, an der Berlin-Hamburger Bahn u. an der Strecke Stendal-W. der Magdeburg-Halberstädter Bahn, welche hier mittels einer auf 35 Pfeilern ruhenden, 1250 m. langen Eisenbahnbrücke die Elbe überschreitet. Es hat ein Hauptzollamt, Dampfmaschinenfabriken, eine Shoddy-, Steinpappe- u. Seifefabrik, Koksöfen, Ziegeleien, Oel- u. Getreidemühlen, Weberei, viel Schifffahrt u. bedeutenden Handel. W. wird bereits 1264 erwähnt.

**Witterung** od. Wetter nennt man die Gesammtheit der meteorischen Zustände über einen kleineren od. größeren Bezirk der Erdoberfläche. Ueber Witterungskunde od. Meteorologie s. d. Artikel. Die Vorhersagung der künftigen W. od. Wetterprophezeiung hat in neuerer Zeit bei in der Sturmwarnung es zu großen Erfolgen gebracht. Vgl. „Sturm" u. „Sturmwarnungssignale".

**Wittgenstein**, fürstl. Geschlecht, s. „Sayn u. W."

**Witthum**, s. „Wittwe".

**Wittich**, Friedrich Wilhelm Ludwig v., preuß. General, geb. zu Münster 15. Okt. 1818; trat, nachdem er im Berliner Kadettenhause seine Vorbildung erhalten, 1835 als Sekondeleutnant in das preuß. Heer ein u. rückte bis 1861 zum Oberstleutnant auf. 1863 wurde er Generalstabschef beim 2. u. 1864 beim 5. Armeecorps. In dieser Stellung blieb er auch nach seiner Ernennung zum Obersten u. 1866 während des Krieges gegen Oesterreich, in welchem er sich den Orden pour le mérite erwarb. Nach dem Frieden befehligte er eine Infanteriebrigade in Stettin. 1868 ward er als Generalmajor der großherzogl. hess. Division zugetheilt, welche er auch 1870 in den Schlachten bei Gravelotte u. Noisseville befehligte. Seit Sept. 1870 Generalleutnant u. Kommandant der 22. Division, nahm er mit dieser an den ruhmvollen Kämpfen an der Loire u. an den Operationen unter dem Großherzog von Mecklenburg Theil, erhielt im März 1872 das Kommando der 31. Division in Straßburg u. nahm 1873 seinen Abschied. W. veröffentlichte: „Aus meinem Tagebuche 1870 bis 1871" (Kassel 1872).

Nr. 5570. Das Lutherhaus in Wittenberg.

**Wittig**, Friedrich August, namhafter deutscher Bildhauer, geb. 22. März 1826 zu Meißen; bezog 1843 die Akademie in Dresden, machte dort im Atelier Rietschel's große Fortschritte u. erfreute sich des näheren Umgangs mit Hähnel u. Schnorr. Infolge seiner ersten selbständigen Arbeit, eines Basreliefs „Der Raub des Hylas", erhielt er den Auftrag, ein Landhaus bei Leipzig mit Reliefs zu schmücken, wozu er die allegorischen Darstellungen der Landwirthschaft u. des Gartenbaues wählte. Mit einem Reisestipendium versehen, ging er im Frühjahr 1849 nach München, weilte dann längere Zeit in Florenz u. richtete sich in Rom ein Atelier ein. Hier entstanden seine Statue einer „Charitas" u. mehrere Reliefs, wie der den Adler tränkende „Ganymed", eine „Hebe mit den Pfauen der Juno" u. eine „Loreley". Ins Jahr 1852 fällt die treffliche Idealgestalt eines Jägers, sowie die erste Entstehung seines Meisterwerkes „Hagar u. Ismael" u. das Relief einer „Grablegung Christi" für eine Kapelle

in Ostpreußen. 1859 als Professor der Skulptur an die Akademie in Düsseldorf berufen, um dort eine Bildhauerschule zu gründen, folgte er diesem Rufe erst 1864 u. begann seine organisatorischen Arbeiten. 1865 nahm er seine Gruppe „Hagar u. Ismael" wieder auf u. führte sie in einer von Ernst u. Adel durchdrungenen Auffassung bis 1871 in Carrara aus (Nationalgalerie in Berlin). Ihr folgten später noch mehrere Büsten, von denen einige bei dem Brande des Akademiegebäudes in Düsseldorf zu Grunde gingen.

**Wittstock,** Stadt mit 6866 E. (1875) im Kreise Ostpriegnitz (Kyritz) des Reg.-Bez. Potsdam der preuß. Provinz Brandenburg, liegt an der Dosse, hat zwei alte Kirchen, ein Gymnasium, ein Landarmenhaus, Irrenanstalt, bedeutende Wollspinnerei, Tuchfabrikation, Färberei u. Walkerei, Knopffabrikation 2c. — Am 24. Sept. 1636 siegten hier die Schweden unter Banner über die Kaiserlichen u. Sachsen unter Hatzfeld.

**Wittwe.** Nach Auflösung der Ehe durch den Tod des Ehemannes erhält die überlebende Ehefrau nicht blos ihr eigenes Vermögen zur freien Verfügung zurück, sondern regelmäßig auch Etwas aus dem Vermögen ihres verstorbenen Gatten als Wittwenversorgung. Bald ist dies ein gesetzlich bestimmter Theil der ganzen Verlassenschaft (Viertel, Drittel, Hälfte des Nachlasses), bald sind es bestimmte Summen od. Gegenstände. Das Deutsche Recht hat von jeher, nam. auch bei den adeligen W.n darauf gehalten, daß die überlebende Ehefrau eine derartige Versorgung bekomme. Häufig wurde ein solches Witthum gleich bei der Verheirathung bestimmt, oft auch durch Testament od. Erbvertrag festgesetzt. Wird die Ehe durch Scheidung getrennt, erhält die Ehefrau einen derartigen Vermögensvortheil nicht.

**Wittwenkassen** sind bestimmt, hinterlassenen Ehefrauen aus gewissen Berufsklassen (Prediger, Lehrer, Beamte, Kaufleute, Handwerker, Berg- u. Hüttenarbeiter 2c.) bis zu deren Tode einen gewissen Jahresgehalt zu zahlen, dessen Höhe sich meist nach den von den Ehemännern bei Lebzeiten erfolgten Zahlungen, nach den etwa vorhandenen Reservefonds u. Stiftungen richtet. W. sind eine Art von Lebensversicherungsanstalten auf Gegenseitigkeit, nur mit dem Unterschied, daß bei dem Tode des Ehemanns nicht die versicherte Summe an die Wittwe ausgezahlt, sondern der entfallende Betrag als eine Leibrente bis zu deren Tode gewährt wird.

**Witz** im engeren Sinn ist die Hervorhebung einer Aehnlichkeit zwischen zwei Dingen od. Vorstellungen, die an sich weit aus einander liegen. Der W. ist um so „treffender" od. „schlagender", je mehr der Vergleichungspunkt (die sog. Pointe) in die Augen springt u. doch zugleich überrascht. Solche W.e dagegen, die auf zu nahe liegenden od. zu weit hergeholten Aehnlichkeiten beruhen, bezeichnet man als „stumpfe, schlechte, wohlfeile od. faule" W.e. Die komische Wirkung eines W.es beruht, wie alle Komik, auf dem Kontrast der ursprünglichen u. der durch die Vergleichung herbeigeführten Vorstellung. Aber auch ein guter W. braucht nicht nothwendig komisch zu wirken; mit Recht spricht man auch von „beißenden" W.en, d. h. solchen, die zugleich eine Satire enthalten. Solche W.e, deren Pointe lediglich in dem Gleichklang verschiedener Worte liegt, heißen Wortwitze; vgl. die zahlreichen Beispiele von solchen in der Kapuzinerpredigt in Schiller's „Wallenstein's Lager". Im weiteren Sinn braucht man W. auch für die Gabe, treffende W.e zu machen (z. B. in der Wendung: er hat einen gesunden W.), sogar für „gewandtes, schlagfertiges Wesen" überhaupt, entsprechend dem franz. esprit (s. d.); so z. B. auch in dem Ausdruck „Mutterwitz", womit die natürliche, nicht erst erlernte Kunst, sich durchzuschlagen, bezeichnet wird.

**Witzleben,** Karl August Friedrich v., belletristischer Schriftsteller, geb. 27. März 1773 auf dem väterlichen Gute Tromlitz in Thüringen, nach welchem er sich später den Autornamen **A. v. Tromlitz** beilegte; trat, kaum 13 Jahre alt, ins preuß. Heer ein u. machte 1792 bis 1795 als Offizier die Rheinfeldzüge mit. Schon damals versuchte er sich auf dem literarischen Gebiete, indem er auf Anregung eines Frankfurter Buchhändlers den 2. Theil zu den „Aventuren der Deutschen am Rhein" schrieb. Als Oberstleutnant im Hauptquartier des Fürsten von Hohenlohe fiel er 1806 nach der Schlacht bei Jena in Kriegsgefangenschaft. Nach dem Frieden von Tilsit trat er in großherzogl. bergische Dienste, wurde hier 1809 Großmajor u. machte 1811 den Feldzug in Spanien mit. 1812 nach Deutschland zurückgekehrt, nahm er seinen Abschied, ging aber 1813 in russ. Dienste u. führte zuletzt im Kriege gegen Frankreich als Oberst die hanseat. Legion. Nach dem ersten Pariser Frieden zog er sich auf sein Gut Beuchwitz bei Halle zurück, nahm 1821 in Berlin seine schriftstellerische Thätigkeit wieder auf, lebte seit 1826 in Dresden u. starb daselbst 5. Juni 1839. Seine meist in der Dresdener „Abendzeitung" u. dem historisch-romantischen Taschenbuche „Vielliebchen" (Lpz. 1828—41) zuerst veröffentlichten Novellen u. Erzählungen, trotz ihrer Mängel seiner Zeit viel gelesen, erschienen als „Sämmtliche Schriften" in drei Sammlungen (108 Bde., Dresd. 1829—43; 5. Aufl., 20 Bde., Lpz. 1867).

**Witzleben,** Job Wilhelm Karl Ernst v., preuß. Kriegsminister, geb. zu Halberstadt 20. Juli 1783; ward 1794 Leibpage des Königs von Preußen, trat 1799 als Fähnrich beim ersten Bataillon Leibgarde ein u. erhielt 1802 das Offizierspatent. 1806 infolge der Kapitulation von Erfurt kriegsgefangen, 1807 aber ausgewechselt, machte er die Freiheitskriege mit, ward 1815 dem Generalstabe Blücher's beigegeben u. dann als Oberst u. Generalstabschef zum norddeutschen Bundescorps versetzt, bei welchem er unter General Haake die Belagerungen der Festungen Sedan, Mézières u. Montmedy leitete, bis er die Civiladministration des Departements der Ardennen übertragen erhielt. Seit 1816 Direktor der 3. Abtheilung im preuß. Kriegsministerium u. vortragender Adjutant König Friedr. Wilhelm's III., rückte er 1818 zum Generalmajor u. Generaladjutanten des Königs u. 1831 zum Generalleutnant auf, als welcher er 1833 bis 1835 das Kriegsministerium leitete. Er starb zu Berlin 9. Juli 1837. W. hat sich um das preuß. Militärwesen, insbes. durch die Erhöhung des Pensionsfonds, die Errichtung der Unteroffizierschule, die Gründung der Kadettenhäuser in Schlesien u. am Rhein, vornehmlich aber durch die größere Verschmelzung des Linienmilitärs mit der Landwehr, verdient gemacht. Auch hatte er als Vertrauensmann des Königs auf die politischen u. kirchlichen Angelegenheiten Einfluß. Vgl. v. Minutoli, „Der Graf Haugwitz u. Job v. W." (Berl. 1844).

**Wjasma, Wjatka,** s. „Wiatka". **Wlachen,** s. „Walachen".

**Wladimir** (Wolodomer, ursprünglich Ssusdal), ein großruss. Gouvernement, 887,272 □M. (wovon 2,040 □M. Binnenseen) mit 1,259,923 E. nach den offiziellen Berechnungen für 1870, grenzt nördl. an die Gouvernements Jaroslaw u. Kostroma, östl. an Nishnij-Nowgorod, südl. an Tambow u. Rjäsan u. westl. an Moskau u. Twer. Das sanft gewellte Terrain ist hier u. da morastig u. sandig, aber nahezu zur Hälfte Kulturland; 47% sind Wald. Es wird hauptsächlich von der Kljasma durchflossen, die hier links u. rechts zahlreiche Flüsse aufnimmt; die Oka, in welche sie mündet, berührt nur den SO. des Gouvernements. Der Ackerbau deckt gewöhnlich den Bedarf an Getreide, Hülsenfrüchten, Hanf u. Flachs. Sehr verbreitet ist der Gemüse- u. Obstbau; die Kirschen u. Aepfel von W. werden weithin versandt. In industrieller Beziehung wird W. nur von Moskau übertroffen. Es giebt weit über 300 Fabriken mit über 50,000 Arbeitern, die für gegen 80 Mill. Mk. Waare liefern. Man fertigt leinene, baumwollene u. wollene Waaren, Schafpelze, Leder, Heiligenbilder fürs ganze russ. Reich. W. hat Eisen- u. Kupfergießerei, chemische Fabriken 2c. Von den Bewohnern waren der Nationalität nach bei der Zählung von 1867: 1,237,552 Großrussen, 855 Polen, 237 Deutsche, 383 Juden u. 22 Tataren. Das Gouvernement zerfällt in die Kreise W., Alexandrow, Gorochowez, Jurgew Polskij, Kowrow, Melenki, Murom, Pereslawl-Saljeßkij, Pokrow, Schuja, Ssudogda, Ssusdal u. Wjasniki. Städte mit über 5000 E. waren nach der Zählung von 1867: W. (15,478), Murom (11,286), Schuja (9888), Pereslawl (7452), Ssusdal (6861), Alexandrow (5810) u. Melenki (5167). W. bildete ursprünglich ein Fürstenthum unter der Oberherrlichkeit der Großfürsten von Kiew, wurde aber nach Besiegung der Letzteren durch Fürst Andreas 1170 selbst Großfürstenthum. Es war damals das Hauptland in ganz Rußland; es besiegte Nowgorod, schützte Galizien gegen Ungarn u. legte mehrmals die Fehden unter den russ. Fürsten bei. 1240 aber kam es unter die Lehnsherrschaft der Mongolenkhane, dann zum Großfürstenthum Twer u. endlich zu Moskau. — Die Hauptstadt W. liegt in 158 m. Seehöhe am linken Ufer der Kljasma u. an der Bahn Moskau-Nishnij. Die sehr ansehnliche Stadt hat einen Kreml, 28 Kirchen u. 2 Klöster, starke Industrie, fertigt bes. viel Holzschnitte von Heiligenbildern u. treibt starken Garten- u. Obstbau. Sie wurde gegen das Jahr 1000 von Wladimir I. von Rußland erbaut, 1238 von den Mongolen erobert u. 1848 durch eine große Feuersbrunst stark beschädigt.

**Wladimir,** der Große, Großfürst von Rußland (980—1015), der Urenkel Rurik's (s. d.); empfing als der jüngste von drei Brüdern von seinem Vater Swätoslaw 972 nur Nowgorod. Als aber sein ältester Bruder Jaropolk den zweiten Oleg vertrieb, holte sich W. Hülfe von den Warägern jenseit des Meeres, verjagte jenen aus Kiew u. ließ ihn bei der Friedensunterhandlung meuchlings tödten. So besaß er 980 das ganze damalige Rußland, warf dann die Petschenegen nieder, zwang die „weißen Bulgaren" zum Frieden u. eroberte Cherson. Hier feierte er 988 seine Vermählung mit Anna, der

Tochter des byzantinischen Kaisers Romanos, u. ließ sich seinem Versprechen gemäß taufen. Da das Christenthum durch seine normänn. Großmutter Olga in Rußland bereits Boden gewonnen hatte, so folgten seinem Beispiele viele Bojaren, durch Drohungen bewogen auch ein großer Theil des übrigen Volkes. W. selbst errichtete Kirchen u. Schulen, erbaute Städte u. zog fremde Kolonisten aus gebildeten Ländern herbei. Als Gründer der sprachlichen, politischen u. kirchlichen Einheit Rußlands (s. d.) wurde er später der Große u. von den Priestern der Heilige genannt. Sein Todestag (28. Juli) wird noch heute in allen Kirchen gefeiert. Während die religiöse Einheit unter dem Metropolitan von Kiew, welcher vom Patriarchen von Konstantinopel bestätigt wurde, bestehen blieb, legte W. selbst durch Theilung des Reiches unter seine 12 Söhne den Grund zur Zersplitterung. Er starb 1015 zu Kiew. 1782 stiftete Katharina ihm zu Ehren den W.-Orden (s. „Orden, Rußland").

**Wladislaw** od. Ladislaus ist der Name von sieben Königen von Ungarn (s. d.), drei Herrschern von Böhmen (s. d.), endlich von drei Herzögen u. vier Königen von Polen (s. d.). Nur die Letzteren sind historisch bedeutend. — **W. I.**, Hermann, poln. Herzog (1081 bis 1102), wurde durch Verheirathung mit Judith Schwager Kaiser Heinrich's IV. u. war lange Zeit vor Allem thätig, um die Pommern zu besiegen u. den Missionspredigten Otto's von Bamberg, „des Apostels der Pommern", mit Gewalt Eingang zu schaffen. Dann verfiel er durch die habsüchtige Reichsverwaltung seines Günstlings, des Palatins Sieciech, in einen lange dauernden Kampf mit dem Adel u. seinen eigenen Söhnen Zbigniew u. Boleslaw. — **W. II.**, nach dem Testamente seines Vaters, Boleslaw's III., seit 1139 Großherzog von Polen, neben seinen drei jüngeren Brüdern, ließ sich von seiner Gemahlin Agnes, einer Halbschwester Kaiser Konrad's III., verleiten, die Alleinherrschaft zu erstreben, wurde aber 1146 vertrieben, u. als er, von seinem Schwager zum alleinigen Herzog von Polen erklärt, mit deutschen Söldnern zurückkehrte, abermals verjagt. Auch ein Kriegszug Konrad's III. selbst blieb erfolglos. Erst Friedrich I. zwang 1157 Boleslaw, den Bruder W.'s, zur Unterwerfung u. zum Versprechen, seinen Streit der Entscheidung des Kaisers anheimzustellen, aber er erschien nicht; Friedrich war mit Italien beschäftigt u. W. starb 1162 als Flüchtling in Deutschland; doch erhielten seine drei Söhne Besitzungen in Schlesien, welche mit der Zeit zu eigenen Fürstenthümern wurden. — **W. III.**, der 1202 Großherzog wurde, gerieth über die Besetzung der geistlichen Stellen mit Innocenz III. in Streit, wurde 1206 durch den Erzbischof von Krakau in den Bann gethan, mußte Krakau verlassen, stritt von Großpolen aus 20 Jahre lang mit einem Neffen um das Land an der Netze u. Warthe u. starb noch vor Beendigung dieses Krieges 1231. — **W. IV.** (als König I.) Lokietek, mußte 1288 nach dem kinderlosen Tode seines Bruders Lesko von Cujavien in Verkleidung aus Krakau fliehen, weil der Adel Heinrich IV. von Breslau u. nach dessen Tode Wenzel, Ottokar's Sohn, von Böhmen u. Großpolen auf den Thron wählte, kehrte aber, nachdem auch dieser gestorben, 1306 in sein Erbherzogthum zurück, ließ sich freilich 1310 durch den Deutschen Orden Pomerellen (auf dem linken Weichselufer) entwenden, benutzte aber die Abneigung der nationalen Partei gegen den wachsenden Einfluß der Deutschen, um Heinrich von Glogau aus Großpolen zu verdrängen u. 1312 die Herrschaft in beiden poln. Fürstenthümern zu vereinigen. Nun ließ er sich mit Erlaubniß des Papstes 1320 in Krakau zum König krönen u. gewann bald darauf durch die Vermählung seines Sohnes Kasimir mit Anna, einer Tochter König Gedimin's von Lithauen, einen mächtigen Bundesgenossen zum Kampfe gegen den Deutschen Orden. Doch starb er 1333, ohne demselben Pomerellen entrissen zu haben. — **W. II.**, König von Polen (1386—1434 [s. „Jagello"]). — **W. III.**, König von Polen 1434, von Ungarn 1440—44, Sohn des Vorigen, kam im Alter von 10 Jahren auf den Thron unter der Vormundschaft eines königl. Rathes von Adeligen u. erlangte die Krönung erst, nachdem seine Mutter sich eidlich verbürgt hatte, daß W. einst alle Rechte u. Freiheiten des Adels beschwören werde. Die Aussicht, durch die hussitische Partei 1437 auch die Krone von Böhmen zu erlangen, zerschlug sich, allein die Ungarn beriefen den jungen König nach dem Tode Albrecht's II. 1340 auf den Thron, um dadurch die Hülfe Polens gegen die Türken zu gewinnen. Als er jedoch den von Johann Hunyadi (s. d.) 1443 abgeschlossenen Frieden von Szegedin auf Andringen des päpstlichen Legaten Cesarini brach u. an der Spitze eines Kreuzheeres in den Kampf zog, fiel er 10. Nov. 1444 bei Varna unter den Säbeln der Janitscharen. — **W. IV.**, König von Polen (1632—48), Sohn Sigismund's III. (s. d.) aus dem Hause Wasa, war schon 1610 von einer mächtigen Partei in Rußland zum Großfürsten gewünscht, aber die poln. Besatzung mußte Moskau 1612 überliefern, ehe W. u. sein Vater bis dorthin vordrangen. Als er kaum den Thron bestiegen, sollte er vom Großfürsten Michael Romanow der Stadt Smolensk beraubt werden, zwang ihm jedoch 1634 im Frieden von Palänowka das Versprechen ab, Polen nie wieder anzugreifen. Vergeblich suchte er die egoistische Aristokratie durch Begünstigung der Städter, der Bauern u. der Dissidenten zu schwächen, immer durchkreuzte jene sein Vorhaben, um die Verfassung der „Republik" unversehrt zu erhalten. Als die griech.-kathol. Kosaken unter Bogdan Chmelnicki sich 1647 mit Hülfe der Tataren empört u. eben seinen Feldherrn Potocki geschlagen hatten, starb W. im Mai 1648 zu Merecz in Lithauen.

**Wladiwostok**, Hafenplatz am Stillen Ozean, liegt in der Küstenprovinz von Sibirien an der Bai Peter's d. Gr. 43° n. Br. u. 132° östl. Länge u. hat 510 E. (Struve 1878). Sein Hafen ist bes. wichtig, da er auch im Winter eisfrei bleibt, u. bildet eine Hauptstation für die russ. Flottille des östl. Ozeans. Seit 1867 ist es telegraphisch mit Nikolajewsk verbunden u. soll den Ausgangspunkt submariner Kabel nach Japan u. Amerika bilden.

**Wlasta**, auch Wlaska u. Valasca, die Anstifterin des ins Bereich der Sage zu verweisenden sog. „Böhm. Mägdekrieges" im 8. Jahrh., war die Freundin od. Dienerin der Libussa (s. d.) u. machte sich nach deren Tode vergebliche Hoffnung auf die Hand ihres Gemahls Přemysl, verband sich daher mit einer Schar von Weibern u. Mädchen, erbaute eine Burg u. ließ sich von ihren Anhängerinnen als Fürstin ausrufen. Auch gelang es ihr, einen Theil des Landes zu unterwerfen; da sie aber zu Gunsten der Mädchen ein barbarisches Gesetz erließ, stand die Bevölkerung gegen sie auf. Unter Anführung Přemysl's ward die Mägdeburg belagert u. genommen, nachdem W. schon bei einem Ausfalle ihr Leben verloren hatte. Die Sage ward von Hajek als geschichtlich dargestellt u. von K. E. Ebert in dem böhm.-nationalen Heldengedicht „W." (Prag 1829), sowie von van der Velde in dem Roman „Der böhm. Mägdekrieg" bearbeitet.

**Wöbbelin**, Dorf mit etwa 650 E. im Amte Neustadt des Großherzogthums Mecklenburg-Schwerin, liegt 1 M. nördl. von Ludwigslust, an der Straße von hier nach Schwerin. Unter einer großen Eiche (Körnerseiche) vor dem Dorfe liegt der am 26. Aug. 1813 in dem Gefecht bei Rosenberg, unweit Gadebusch, gefallene Theodor Körner (s. d.) begraben. Ein einfaches, eisernes Denkmal schmückt den umfriedigten Platz. Neben dem Dichter ruhen auch seine 1815 gestorbene Schwester Emma u. der Vater (gest. 1831).

**Woche**, ein Zeitraum von sieben Tagen. Die Eintheilung der Zeit nach W.n od. Wochencyklen ging ohne Zweifel von der Beobachtung des Mondwechsels aus. Hatte man einmal in dem regelmäßig wiederkehrenden Mondumlauf eine größere Zeiteinheit (den Mondmonat) gefunden, so lag es nahe, dieselbe weiter nach den vier Mondphasen in vier Abschnitte von je sieben Tagen zu theilen, obschon eine Mondphase noch neun Stunden über sieben Tage beträgt. Aus Obigem erklärt sich auch, daß die verschiedensten Völker unabhängig von einander auf die Wocheneintheilung kommen konnten; dieselbe findet sich sowol bei den Chinesen u. den alten Aegyptern, wie bei den Peruanern ꝛc. Eine bes. wichtige Rolle spielt die siebentägige W. bei den Hebräern, indem sie hier durch den je siebenten Tag (s. „Sabbath") einen feierlichen Abschluß erhielt. 1. Mos. 2, 2 wird die Rechnung nach W.n bereits auf die Schöpfung zurückgeführt, auch 1. Mos. 29, 27 für die Patriarchenzeit vorausgesetzt. Nach Anderen haben jedoch die Hebräer die siebentägige W. erst von den Aegyptern entlehnt. Die ganze Rechnung sammt der Zählung der Wochentage ging von den Juden nachmals zu den Christen über, nur daß jetzt nicht mehr der siebente Tag, sondern der erste (Sonntag) zum Feiertag ward. Durch den Einfluß des Christenthums wurde die siebentägige W. auch bei den Griechen u. Römern herrschend. Erstere rechneten vorher nach Dekaden (Tagzehnten); doch ist nicht unmöglich, daß sie bereits vor der Einführung des Christenthums, vielleicht durch die Aegypter, mit der Zählung nach W.n bekannt wurden. Das griech. ἑβδομάς (d. i. ein Siebent) für W. kam indeß erst in nachchristlicher

Zeit auf als Uebersetzung des hebr. Wortes schăbûa. Die Römer hatten etwas der W. Entsprechendes in dem sog. nundĭnum, dem Zeitraum zwischen zwei Wochenmärkten, die jedesmal am neunten Tage (nono die, daher der Name nundinum) stattfanden. Ein nundinum umschloß sonach eigentlich eine achttägige Woche u. diese Rechnung wurde erst von Konstantin dem Großen im 4. Jahrh. offiziell aufgehoben. Daß aber bei den Römern auch die siebentägige Woche schon frühzeitig Eingang gefunden hatte (zum Theil wol durch jüdischen Einfluß), lehrt die Bezeichnung der Wochentage nach den sieben Planeten (einschließlich Sonne u. Mond), die gegen das Ende der vorchristlichen Zeit herrschend wurde u. welcher sich trotz des heidnischen Beigeschmacks auch die Christen nicht entziehen konnten. Von den Römern scheint die Wochenrechnung auch zu den alten Germanen übergegangen zu sein, nur daß diese bei der Benennung der einzelnen Tage die fremden Götter zum Theil durch die einheimischen ersetzten (s. das Nähere in den Art. über die einzelnen Wochentage). Wie bei den Völkern der Christenheit, so wurde durch Mohammed die siebentägige W. auch auf dem Gebiet des Islam herrschend, nur daß dort der Freitag als Feiertag gilt. Erwähnung verdient noch der Versuch der Franzosen in der großen Revolution, das Dezimalsystem auch auf die Zeitrechnung auszudehnen. Diese Zählung nach Dekaden (Tagzehnten) währte jedoch nur vom 22. Sept. 1792 bis Ende 1805.

**Wochenbett**, s. „Kindbett". **Wodan**, s. „Odin".

**Wogulen**, ein Volk mongol. Rasse, zu dem ural-altaischen Stamme gehörig, dessen größerer Theil, 4527 Individuen stark (nach Rittich), auf der Ostseite des Ural im sibir. Gouvernement Tobolsk lebt, während der kleinere von 2031 Köpfen die nordöstl., auf der Westseite des Ural liegenden Theile des russ. Gouvernements Perm bewohnt. Die W. sind ein einfaches Naturvolk, das sich in seinen Wäldern u. Sümpfen kümmerlich durch Jagd u. Fischfang ernährt, zum Theil nominell Christen, in Wahrheit alle noch dem Schamanismus ergeben. Sie gelten für die echtesten Repräsentanten der ugrischen Völker, u. ihr Land ist noch heute, wie Ugria im Alterthum, außerordentlich pelzreich.

**Wohlau** od. Wolau, ehemaliges Fürstenthum Niederschlesiens, 28 □M., hatte südl. die Oder zur Grenze, grenzte westl. an die Fürstenthümer Liegnitz u. Glogau, östl. an Oels, bildet jetzt den nordwestl. Theil des Reg. Bez. Breslau u. zerfällt vorwaltend in die Kreise W. (14,31 □M. u. 49,155 E. [1871]) u. Steinau a. d. Oder (7,41 □M. u. 24,031 E.). Das ebenfalls zum Fürstenthum gehörige Herrnstadt liegt im Kreise Guhrau. Als selbständiges Herzogthum tritt es zuerst im 15. Jahrh. unter Konrad VIII. auf. Derselbe vereinigte es später mit Oels. 1586 kam es an Johann Georg, den zweiten Sohn Herzog Georg's II. von Brieg, u. von seinen Erben wurde es 1639 mit den Herzogthümern Brieg u. Liegnitz vereinigt, bis es nach dem Tode des letzten piastischen Herzogs Wilhelm, der 1675 starb, an die Krone fiel. — Die Kreisstadt **W.**, rechts von der Oder an der Bahn Breslau-Stettin, mit Krummwohlau od. Schloß u. Polnischdorf 4033 E. (1871), wovon 2859 auf die Stadt kommen, ist Garnisonsort, hat evang. u. kathol. Kirche, Leinweberei, Färberei u. Brauerei.

**Wöhler**, Friedrich, einer der bedeutendsten Chemiker, wurde im ehemalig kurhessischen Dorfe Eschersheim bei Frankfurt a. M. 31. Juli 1800 geb. Nachdem er das Gymnasium zu Frankfurt besucht hatte, bezog er im J. 1819 die Universität Marburg, um Medizin zu studiren. In Heidelberg jedoch, wo er seine Studien fortsetzte, wandte er sich, unterstützt von seinem berühmten Lehrer L. Gmelin, ausschließlich der Chemie zu. Er ging dann auf Gmelin's Betrieb nach Schweden zu Berzelius, u. der intime Verkehr mit diesem berühmten Forscher u. eine mit ihm u. Brogniart gemeinschaftlich unternommene Reise durch Schweden u. Norwegen wurden von großem Einfluß auf seine wissenschaftliche Entwicklung. Im J. 1824 kehrte W. nach Deutschland zurück u. hielt sich bis zum Frühjahr 1825 in Frankfurt a. M. auf. In dieser Zeit übernahm er die Uebersetzung des 1822 von Berzelius gegründeten „Jahresberichtes über die Fortschritte der Chemie u. Mineralogie", welchen er bis zum J. 1848 fortführte. 1825 kam W. auf Leopold v. Buch's Empfehlung als Lehrer der Chemie u. Mineralogie an die städtische Gewerbeschule in Berlin, sah sich aber 1832 genöthigt, diese Stellung zu verlassen u. Familienverhältnisse halber nach Kassel überzusiedeln. Aus der Zeit seines Berliner Aufenthaltes, der ihn zugleich mit Liebig zusammenführte, datirt eine der wichtigsten Entdeckungen W.'s, die für die Entwicklung der organischen Chemie von der größten Bedeutung wurde, nämlich die Bildung des künstlichen Harnstoffs aus anorganischen Substanzen, aus Cyansäure u. Ammoniak. Vor W. war es noch keinem Chemiker gelungen, einen Stoff, der durch die Lebensthätigkeit des thierischen u. pflanzlichen Organismus erzeugt wird, auf künstlichem Wege herzustellen. An Stromeyer's Stelle als Professor der Chemie u. Pharmazie berufen, siedelte W. 1835 nach Göttingen über, wo bald das von ihm geleitete, von der damaligen hannoverschen Regierung mit bedeutenden Mitteln ausgestattete chemische Laboratorium zu einer Musteranstalt ersten Ranges für die damalige Zeit u. zu einem Anziehungspunkte für zahlreiche Jünger der Wissenschaft des In- u. Auslandes wurde u. bis heute geblieben ist. In seinem Umgange von höchst liebenswürdigem, gewinnendem Wesen, von jener Einfachheit u. Urbanität, welche das Kennzeichen gleichmäßiger Herzens- u. Geistesgröße ist, hat er durch seinen persönlichen Einfluß als Lehrer nicht minder bedeutend gewirkt, denn als Forscher durch die Strenge seiner Methode u. die Folgerichtigkeit seiner Ideen. Aus der großen Zahl der wichtigsten seiner chemischen Arbeiten u. Entdeckungen, mit denen er die Wissenschaft bereichert hat, können nur die wenigsten hier angeführt werden; so entdeckte er 1827 in der Thonerde das Aluminiummetall, das metallische Beryllium u. Yttrium stellte er ebenfalls zuerst dar u. lehrte durch Arbeiten über das Cer- u. Chrommetall diese Elemente zuerst genauer kennen.

Nr. 5571. Friedrich Wöhler (geb. 31. Juli 1800).

1849 zeigte er, daß das bisher für metallisches Titan (s. d.) gehaltene, kupferroth glänzende Produkt der Hohöfen kein einfacher Körper, sondern Cyanstickstofftitan sei. Auch über andere Stickstoffmetalle, über Bor u. Silicium, über Wolfram-, Vanad- u. Tantalverbindungen lieferte er wichtige Untersuchungen. Seine Arbeiten auf dem Gebiete der organischen Chemie sind nicht minder bedeutend, viele wurden grundlegend für die Ausbildung der neueren Theorien; 1840 stellte W. das Telluräthyl, 1844 das Hydrochinon dar; bekannt sind seine Arbeiten über das Chinon, Narkotin, die Euchronsäure, salicylige Säure 2c. Von ganz bes. wichtigem Einfluß auf die Entwicklung der organischen Chemie waren die Arbeiten, welche W. gemeinschaftlich mit Liebig (s. d.) über das Amygdalin, das Bittermandelöl u. die Benzoesäure ausführte, nicht minder die über das Alloxan, Alloxantin u. die Harnsäure. — Die literarische Thätigkeit W.'s ist eine sehr umfassende; außer seinem „Grundriß der Chemie" (Berl. 1831), von dem zahlreiche neue Auflagen erschienen, machte er sich nam. durch die Uebersetzung von Berzelius' großem Lehrbuch der Chemie in das Deutsche sehr verdient. Im Verein mit Liebig u. Poggendorff gab er das „Handwörterbuch der reinen u. angewandten Chemie" (Braunschw.) heraus u. redigirt noch heute mit Kopp u. A. W. Hofmann die „Annalen der Chemie" (Lpz., Winter).

**Wohlfahrtsausschuß** (franz. Comité de salut public, später einfach Comité genannt) hieß eine Behörde, welche der Konvent durch

Beschluß vom 25. März 1793 dem Ministerium zur Seite stellte, um, geschreckt durch den Abfall Dumouriez' u. den schlechten Zustand der Heere, eine strenge Aufsicht über die Thätigkeit der vollziehenden Gewalt auszuüben. Er bestand Anfangs aus 25 Mitgliedern, die zum größten Theile der Gironde (s. d.) angehörten, wurde aber durch die Anhänger der Bergpartei zur mächtigsten Behörde der Revolution u. des Terrorismus. Schon 5. April wurde die Zahl seiner Mitglieder auf 9 vermindert, denen man bisweilen drei, dann fünf zugesellte, u. er ermächtigt, in dringenden Fällen alle Maßregeln zur inneren u. äußeren Vertheidigung zu ergreifen, welche dann sofort auszuführen seien. Obwol er allmonatlich u. zwar am 10. neu gewählt werden sollte, blieb er doch ein Vierteljahr fast unverändert, selbst nach dem Sturze der Girondisten (2. Juni). Auch die wöchentlich abzulegende Rechenschaft fand im Konvent stets einfache Billigung, da der W. seine Stütze in dem mächtigen Jakobinerklub hatte, u. unterblieb später ganz. Von der Gründung an gehörten Danton (s. d.) u. Barrère, seit dem Juni Couthon (s. d.) u. St. Just (s. d.) dazu. Als man jedoch 10. Juli 1793 die Mitgliederzahl wieder auf 9 beschränkte, blieben nur die drei Letzten darin, u. 27. Juli wurde Robespierre (s. d.) hineingewählt, der ihn bald zum Organ seiner Diktatur machte, während Carnot (s. d.), seit 14. Aug. Mitglied, durch die geschickte Organisation der levée en masse die großen Siege über die äußeren Feinde vorbereitete. Schon 10. Okt. wurden alle Militär- u. Civilbehörden dem W. untergeordnet u. verantwortlich gemacht, so daß er nicht nur nach Belieben als „unumschränkter Herr alle Reichthümer requiriren, sondern auch die Bürger auf das Schlachtfeld, das Schaffot od. in den Kerker schicken konnte" (Thiers). Bald aber zeigte es sich, daß alle Gewalt allein in den Händen von Robespierre, St. Just u. Couthon lag, welche man als „Triumvirat" bezeichnete, u. daß diese sich aller anderen Führer der Revolution zu entledigen suchten. Nach der Hinrichtung Danton's, Camille Desmoulin's u. A. (5. April 1794) erfolgte gar 15. April die Abschaffung aller bisherigen obersten Behörden u. es traten 12 Konventskommissionen an die Stelle, die ebenfalls bequeme Werkzeuge in der Hand des Triumvirats wurden. Selbst mit der öffentlichen Meinung schloß dieses einen Bund durch die Anerkennung eines höchsten Wesens u. der Unsterblichkeit der Seele (7. Mai 1794) statt des bisher herrschenden Vernunftkultus. Um so größer wurde der Zwiespalt im Schoße des W.s selbst. Billaud-Varennes u. Collot d'Herbois, welche seit dem Sept. 1793 Mitglieder waren, verband die Furcht für das Leben insgeheim mit Barrère, Carnot u. vor Allem mit dem Konventsdeputirten Tallien (s. d.) zum Sturze des Triumvirats am 9. Thermidor (27. Juli). Wenige Tage darauf wählte man Tallien u. andere gemäßigte Deputirte in den W., entzog diesem die Befugniß, Deputirte verhaften zu lassen, bestimmte, daß der vierte Theil der Mitglieder nach Ablauf eines Monats ausscheiden müßte u. stellte ihn, indem man seine Mitgliederzahl auf 12 erhöhte, bei der neuen Organisation 13. Aug. 1794 nur gleichberechtigt neben die übrigen 15 Comités. Seitdem blieb dem W. nur die Leitung der militärischen u. diplomatischen Geschäfte, welche er 4. Nov. 1795 in traurigem Zustande an das Direktorium abgab. — Vgl. v. Sybel, „Geschichte der Revolutionszeit" (5 Bde., 4. Aufl., Düsseld. 1877).

**Wohlfahrtspolizei** begreift diejenige Abtheilung der Polizei, welche sich mit der Verhütung u. Beseitigung von, die Allgemeinheit betreffenden u. durch polizeiliche Maßregeln zu entfernenden Gefahren u. Störungen des öffentlichen Wohlbefindens befaßt. Zweck u. Aufgabe der Polizei wird von den einzelnen Staatsrechtslehrern u. Politikern sehr verschieden aufgefaßt. Die Sicherheit des Staates, der Gemeinde, der einzelnen Person vor Angriffen durch Dritte mag ihre ursprüngliche Aufgabe gewesen sein (Sicherheitspolizei), sehr bald mußte man aber dazu gelangen, die einmal vorhandenen Beamten zur Förderung anderer auf das Wohlbefinden der Bevölkerung hinzielender Zwecke mit zu benutzen, od. auch, sobald für die Erreichung solcher Zwecke spezielle Kenntnisse erforderlich sind, besondere Personen damit zu beauftragen. Diese Abtheilung der Polizei, welche speziell für das materielle Wohlbefinden der Bevölkerung Sorge zu tragen hat, wird unter dem Namen W. begriffen. Obgleich jeder größere Ort die Aufgabe seiner W. anders begrenzt, den dafür angestellten Beamten bald mehr, bald weniger Obliegenheiten überweist, so sind doch im Allgemeinen hierher zu rechnen: alle Einrichtungen, Maßregeln, Verordnungen in Betreff der Gesundheit der Bewohner, unter Anderm die Sorge für gute Luft u. für Licht durch zweckmäßige Anlage der Straßen u. Plätze, Beseitigung u. Verhütung von Verunreinigungen, geeignete Abfuhr von Abfällen aller Art, die Beschaffung guten Trinkwassers, die möglichste Reinhaltung der laufenden Gewässer; Ueberwachung der Wochenmärkte in Bezug auf das Einbringen verdorbener od. unreifer od. gefälschter Lebensmittel; Freihaltung u. Förderung des Verkehrs in den Straßen, Aufsicht über das Droschkenwesen; Anlage u. Fürsorge in den Krankenhäusern, Unterbringung von Obdachlosen, Errichtung von Findelhäusern, Anstalten für Irre, Blinde, Taubstumme, Blödsinnige, Sieche rc.; Ueberwachung u. Beschaffung öffentlicher Badeanstalten; Sorge für Straßenbeleuchtung; Organisation des Feuerlöschwesens; Maßregeln bei Ueberschwemmungen. Nicht selten ist auch die gesammte Armenpflege mit ihren mannichfachen Abzweigungen der W. mit überwiesen. Fast ausnahmelos ist die Ausübung der W. Aufgabe u. Recht der Gemeinde, selbst in solchen Orten, in denen (wie in einigen Hauptstädten) der Staat aus politischen Gründen die Ausübung der Sicherheitspolizei seinen eigenen Organen vorbehalten hat.

**Wohlgemuth,** Michael, Hauptmeister der Nürnberger Schule der Malerei u. Holzschnitzerei, geb. zu Nürnberg 1434; erhielt in der Kunst den ersten Unterricht wahrscheinlich von seinem Vater, begab sich dann, wie es scheint, für lange Zeit auf die Wanderschaft nach den Niederlanden, so daß er erst 1474 in Nürnberg ansässig erscheint, wo er bis zu seinem 1519 erfolgten Tode in einer Werkstatt mit zahlreichen Gesellen thätig war u. eine große Menge von Altarschreinen aus buntem Schnitzwerk, mit od. ohne Malerei, schuf, wie sie in Nürnberg u. den umliegenden Ortschaften noch zahlreich vorhanden sind. Durch ihn erhielt auch Albr. Dürer seine künstlerische Ausbildung. Fast keines deutschen Künstlers Werke sind von so ungleichem Werthe wie die seinigen, vermuthlich weil er bei der Menge von Bestellungen die Ausführung der Altarschreine oft ungeschickten Gesellen überlassen mußte; nur seine Malereien zeigen fast immer eine große Kraft u. Klarheit der Farbe. Häufig ist bei ihm eine schroffe Zusammenstellung von edler Schönheit u. übertriebener Häßlichkeit, weil er, der allgemeinen realistischen Tendenz seiner Zeit folgend, durch solche äußere Mittel das moralisch Edle wie das sittlich Verworfene zu charakterisiren strebte. Zu seinen besten Werken gehören der geschnitzte Altarschrein in der Marienkirche zu Zwickau (1479), bes. die vier gemalten Darstellungen aus dem Leben der Maria, ebenso eine wol in seine frühere Zeit fallende Tafel mit der Geburt Christi (Pinakothek in München), die vier Flügel des Peringsdorfer'schen Hochaltars (1487) in der Moritzkapelle zu Nürnberg, u. nam. das umfangreichste seiner Werke, der Altar zu Schwabach (1506—1508) u. der herrliche Altarschrein des Markgrafen Friedrich IV. (um 1500) in der Kirche zu Heilsbronn (bei Nürnberg). Mitunter schnitt er auch in Holz u. malte Miniaturen mit großer Sorgfalt, wie ein für Kaiser Maximilian verfertigtes Gebetbuch in der Sammlung zu Maihingen (bei Nördlingen) beweist.

**Wohnung** ist die Zufluchtsstätte, welche der Mensch zum Schutz gegen die Unbilden der Witterung, gegen die Angriffe von Feinden sowie zur Aufbewahrung seiner Habe erwählt od. errichtet u. nach seinen Bedürfnissen einrichtet. Je nach klimatischen Verhältnissen, nach Lebensweise u. Kulturzustand wird die W. eine sehr verschiedene Beschaffenheit zeigen. Sucht das Thier schon den Schutz auf, den überhängende Felsen, Höhlen, das dichte Gebüsch od. hohle Bäume gewähren, so wird der Mensch auf den niedrigsten Stufen der Kultur diese von der Natur gebotenen Verstecke auch benutzt haben, nur daß er mit seiner fortschreitenden Bildung sie für seine Zwecke umgestaltete. Natürliche Höhlen waren, wie die Funde an mehreren Orten in Frankreich, Belgien, England u. Deutschland nachweisen, schon in vorhistorischer Zeit als Wohnstätten benutzt (s. „Höhlenmenschen"); u. selbst gegenwärtig findet man noch Wohnhöhlen in Spanien, Frankreich, im Kaukasus rc., wo sie oft hohe, schöne Säle enthalten, die mit modernem Luxus ausgestattet sind. Auf Canaria sind noch immer die von den untergegangenen Ureinwohnern, den Guanchen, einst benutzten Felswohnungen, die bisweilen 1000 m. über dem Meere liegen, als Miethwohnungen in Gebrauch. Da sich Höhlen lediglich in felsigen Gegenden, bes. im Kalkgebirge, finden, so war man da, wo zerklüftete Gesteine nicht auftreten, u. nam. in der Ebene gezwungen, sich künstliche Deckungsmittel zu schaffen. Je nach dem Klima gestalteten diese sich mehr od. weniger dicht. Wenn die Buschmänner auf Streifzügen ihre Höhlen verlassen, so bedecken sie sich mit Sand, so oft sie im Freien übernachten, od. sie flechten sich im Dickicht aus Aesten ein Wetterdach. Der eingeborene Australier kampirt mit seiner Familie im Busch od. in hohlen Bäumen; in der Ebene schützen sie sich in milder Jahreszeit mit Windschirmen aus Laub, od. sie spannen abgelöste Baumrinden über ein kegelförmiges Gerüst zeltartig aus.

Durch Zusammenstellen großer Rindenstücke, od. in Ländern, wo Bäume überhaupt nicht, wenigstens nicht mehr von entsprechendem Durchmesser vorkommen, wie im Norden, in Steppen u. Wüsten, durch Zusammenfügen von Thierfellen od. filzartigen Stoffen, entsteht die ursprüngliche Form des Zeltes, welche die W. herumziehender Völkerschaften

charakterisirt u. von diesen selbst bei hohem Kulturstande noch beibehalten wird, während schon in früher Zeit sich bei seßhaften Völkern aus der Hütte das Haus entwickelt. Das Lederzelt geht von Lappland durch ganz Sibirien bis in die Prairien der Verein. Staaten zum 35. Breitengrade, nur im äquatorialen u. im südl. Amerika verschwindet es, um aber einmal bei den Patagoniern wieder aufzutauchen, die ein Gerippe aus Stangen mit zusammengenähten Guanacohäuten bedecken (Peschel).

Nr. 5572. Altägyptische Felsenwohnung.

Nr. 5573. Altägyptisches Wohnhaus.

Nr. 5574. Assyrisches Wohnhaus.

Die Indianer Nordamerika's bauen sich zeltartige Hütten (Wigwam), welche bei den Fischerstämmen aus Baumrinde, bei den Jägerstämmen aus zusammengenähten Büffelhäuten verfertigt werden. Erstere sind halbkugelförmig, letztere dagegen oben spitz zulaufend. Das Gerüst der Hütte bilden mehrere Stangen, die mittels Thiersehnen zusammengebunden werden. Die deckenden Büffelhäute sind mit Pflöcken am Boden befestigt, außen mit verschiedenen Figuren bemalt u. mit Fransen reichlich verziert. An einer Seite ist die Decke etwas zurückgeschlagen, so daß eine kleine Thür entsteht; oben an der Spitze befindet sich ein Loch zum Abzug des Rauches. Die Zelte der Tungusen sind leicht u. kegelförmig zusammengestellt, mit Birkenrinde od. Renthierfell bedeckt. Die Jakuten im hohen Norden Asiens bewohnen im Sommer leichte Zelte, im Winter Hütten (Jurten) aus schwachen Balken in Form abgestumpfter Pyramiden, außen dick mit Erde u. Rasen belegt, mit zwei kleinen Oeffnungen, die im Winter mit Eisstücken, im Sommer mit Fischblase od. geöltem

Nr. 5575. Altgriechisches Wohnhaus (Jonien).

Papiere geschlossen werden. Die W. der nomadisirenden Kirgis Kaissaken ist die Kibitke, d. i. ein aus leichtem Gitter u. Stangenwerk u. Filzdecken gebildetes Zelt, die ansässigen Ackerbauer dagegen wohnen in Hütten, die zum Theil in die Erde eingegraben sind. Die Ostjaken im Norden wohnen in Zelten (Dschum), die aus einem konischen, mit Birkenrinde, seltener mit Fellen umkleideten Stangengerüst bestehen, im Süden jedoch auch in Jurten, aus leichten Balken gezimmert. Die Zelte der nomadisirenden Tschuktschen bestehen aus einem kegelförmigen Stangengerüst,

dessen unterer Theil auf eingeschlagenen Pfählen ruht, u. das im Sommer mit glattem Renthierleder, im Winter mit rauhen Fellen derartig umhüllt wird, daß nur oben ein Rauchloch bleibt. Im Innern, das 6—10 m. im Durchmesser hat, befinden sich die eigentlichen Wohnzelte (Pologi); diese sind nichts als doppelte Säcke, welche durch hineingestellte Stäbe die Form eines Kastens von 2 m. Breite, $1\frac{1}{2}$ m. Höhe u. $3\frac{1}{4}$—$3\frac{3}{4}$ m. Länge erhalten. Im Innern dieser Pologi brennt in einem Topfe ein Büschel Moos in Walfischthran zur Erwärmung. Oft stehen in einem Zelte mehrere solcher Pologi für verschiedene Familien. Auch die Beduinenstämme Arabiens, wie die wandernden Völker im Norden der Wüste Afrika's bedienen sich leichter Zelte, die sie mit Matten od. Baumwollgewebe bedecken. Ganz analog diesen heute noch üblichen W[illegible]en waren schon die Zelte der alten Hebräer, welche ursprünglich nur aus rauhen Woll- od. Haardecken bestanden, die über einige Stäbe ausgebreitet waren. Ihre festen Häuser waren dann wol der Form der Zelte nachgeahmt: ein Gestock war platt mit Zeltdecke od. mit Erde u. Ziegelsteinen eingedeckt. Das Zelt aus Filz, eine Erfindung der ural-altaischen Völker, gehört demnach schon dem hohen Alterthume an; es hat sich aus Innerasien

Nr. 5576. Wohnung eines pelasgischen Edlen.

Nr. 5577. Triclinium einer altrömischen Villa.

Nr. 5578. Edelhof in Frankreich unter den Merowingern.

Nr. 5579. Palais aus der Zeit der Renaissance (Paris).

asien in der Richtung des Passatwindes u. innerhalb der Passatzone über die Sahara bis zum Waldgebiete Mittelamerika's verbreitet, unterwegs aber hier u. da mitunter in ein luftiges Zelt aus gewebten Stoffen verwandelt. Wenn Völkerschaften bleibend auf demselben Landstriche leben, so genügt das wenig geräumige Zelt den Ansprüchen, welche die Aufbewahrung des vermehrten Geräthes zur Bebauung des Bodens, der geernteten Früchte, der erworbenen Gegenstände etc. erfordern, bald nicht mehr; auch ist der Schutz, den es gewährt, ein sehr geringer; es wird eine festere W. hergestellt. Völker, die in rauhem Klima hausen, begnügen sich wol noch mit ausgegrabenen Erdlöchern, wie sie z. B. nicht nur bei den Lappen, sondern auch bei der schwed. u. norweg. Landbevölkerung heute noch in Gebrauch sind. Die Kamtschadalen bewohnen im Winter Erdlöcher, die mit Rasen u. Erde bedeckt werden u. ein viereckiges Loch als einzige Oeffnung haben, die als Thür, Fenster u. Rauchfang dient, u. durch die man mittels kleiner Leitern ins Innere dringt. Im Sommer halten sie sich in Breterhütten auf, die auf hohen Gerüsten ruhen. Auch die alten Germanen gruben nach Tacitus Löcher in die Erde, die sie mit Dünger bedeckten, um darin theils ihre Vorräthe zu bergen, theils um selbst darin Schutz vor Winterkälte u. Feinden zu finden, u. wir kennen jetzt noch Ueberreste, welche eine Vorstellung solcher alteurop. W.en gewähren. Unweit Triest, in der Schweiz, am Harz, in Mecklenburg, Pommern u. auf der Insel Fehmarn wurden Erdgruben entdeckt, die jedenfalls als Wohnräume dienten. Die aus Steinen od. Eisblöcken, oft auch aus Treibholz errichteten Winterhäuser der Eskimo, mit einem langen Gang versehen u. mit Erde u. Schnee bedeckt, bieten im härtesten Winter Schutz.

Andere Völker hingegen wandeln das Zelt zu einem festeren Bau um, den sie viereckig od. rund aus Stangen errichten, indem sie letztere mit Flechtwerk od. Rindenstücken verbinden. Die so entstehende **Hütte** kann als Uebergang zu dem späteren **Hause** angesehen werden. Die Hütten der Hottentotten sind halbkugelförmig, von $3^1/_8$—$3^3/_4$ m. Durchmesser u. $1^1/_4$ m. Höhe u. gleichen großen Bienenkörben; sie bestehen aus einem Gestell von krummgebogenen Baumästen, welches käfigartig zusammengestellt u. wieder aus einander genommen werden kann; dieses Gestell wird entweder mit Fellen u. Matten überspannt, od. mit trockenen, auf einander gelegten Büschen zugedeckt. Die Hütten der Kaffern sehen ebenfalls Bienenkörben ähnlich, sind halbkugelförmig aus Flechtwerk aufgerichtet, mit 2—4 Stützen in der Mitte u. mit Gras bedeckt. Unten befindet sich der Eingang von etwa [illegible] m. Höhe u. $^1/_2$ m. Breite, der zugleich als Fenster dient. Auch das Haus des Negers ist bienenkorbähnlich, hat jedoch meist ein Spitzdach; die $1^1/_4$—$1^1/_2$ m. hohen Wände bestehen aus einfachen in die Erde eingetriebenen Pfählen od. Stöcken, deren Zwischenräume mit Schilf od. Erde ausgefüllt sind (nur einige Negerstämme stellen sie aus Thonerde od. Stein her), das Dach ist mit Stroh, Schilf, Bambus od. Blättern bedeckt; die Thür ist so klein, daß man nur kriechend hindurchgelangt; der Durchmesser der Hütte beträgt $1^7/_8$—$3^1/_8$ m. Die W. der Maori auf Neuseeland gleicht der der anderen Polynesier; viereckige, $1^1/_4$—$1^7/_8$ m. hohe Hütte mit einem giebelförmigen od. gewölbten Dache aus Schilf, das oft bis auf den Boden herunterreicht; auch hier muß man in den an der vorderen Wand gelegenen Eingang kriechen; charakteristisch bildet das Dach eine Art Veranda. Diese Bauart findet sich auch auf Sumatra. Das Haus der Javanen ist niedrig, aus Bambus erbaut u. mit Palmblättern od. Gras gedeckt; auch hier springt das Dach in Form einer Veranda vor; manchmal ist das Haus in Java vom Boden erhoben, dann ist eine Leiter angelegt. Das Haus des Samoaners (in einem Archipel der polynesischen Inseln) gleicht einem riesigen Bienenstock von etwa 30 m. im Umfang, in der Mitte von 2—3 Pfeilern von gegen 10 m. Höhe gestützt; rund herum laufen Pfähle von etwa 3,2 m. Höhe u. eben so weit von einander entfernt. Der Dachstuhl, ein Holzgerippe, ist mit Blättern von Zuckerrohr bedeckt. Bisweilen sind diese Bauten viel größer u. werden dann gemeinschaftlich von mehreren Familien bewohnt. Dergleichen Gemeindehäuser giebt es auf Neu-Guinea bei den Arfaki, auf Borneo bei den Dajaks, ferner auf den Charlotte- u. Vancouver-Inseln im Nordwesten Amerika's etc. Eine häufig vorkommende Form solcher Holzbauten sind die sog. Pfahlbauten (s. d.), die durch einen luftigen Unterbau die Bewohner vor ungesunder Ausdünstung des Bodens u. vor den Angriffen wilder Thiere u. Feinde schützen u. des letzteren Zweckes wegen oft mitten in Seen, Flüssen od. Morästen erbaut worden sind u. noch werden. Die Wohnungen der Papua auf Neu-Guinea sind Pfahlbauten, ebenso wie verschiedene malayische Völker solche Häuser errichten. Hier sind die Pfähle 2—$2^2/_3$ m. hoch; auf ihnen ruht der aus 10—12 cm. dickem Bambusrohr bestehende Fußboden; der Zugang findet auf einem mit Einkerbungen versehenen Block od. mittels einer Leiter statt. Daß ein großer Theil der Urbewohner Europa's während der Stein-, Bronze- u. Eisenzeit in Pfahlbauten wohnte, ist durch die vorgeschichtlichen Funde in der Schweiz, Frankreich, Italien u. Deutschland bekannt, während es in England einst Seeburgen od. Crannoges gab, die auf künstlich im See errichteten Steininseln lagen (vgl. die betreffenden Artikel). Wegen des Schutzes, den die schwierige Zugänglichkeit gewährt, werden in gebirgigen Landstrichen die steilsten Felswände zu Wohnstätten eingerichtet; so bewohnen die Lesghier u. Tschetschenzen die schwindelerregenden Abstürze des Kaukasus. Die Arier, welche in Asiens Hochgebirgen hausen, bauen sich Blockhäuser, die sich an eine Felswand lehnen u. in ihrem Innern zwei Abtheilungen haben, die eine für die Menschen, die andere für die Hausthiere. — Zur Herstellung dieser verschiedenartigen W.en sind eben so verschiedenartige Materialien in Gebrauch gewesen u. noch in Gebrauch: Pflanzen- u. Thierprodukte, plastische Erdarten, Steine u. Artefakte. Die Hüttenwände der schweizer Pfahlbauten in der Stein- u. Bronzezeit bestanden schon aus Flechtwerk, das mit Letten u. Thon ausgestrichen u. bedeckt war. Unsere Vorfahren, die Germanen, besaßen zu Tacitus' Zeit nicht blos jene obenerwähnten Erdlöcher als Winterasyle, sondern sie bauten sich auch schon W.en ohne Cement u. Mörtel, aus Lehm u. Estrich, die sie dann mit einem glänzenden Anstrich überzogen. Die Kunst, den Lehm vor seiner Verwendung zu formen u. daraus trockene Steine zu Bauzwecken herzustellen, bezeichnet jedenfalls schon einen merklichen Fortschritt. Der Bau mit Luftziegeln od. Adoben ist charakteristisch für die trockenen Hoch- u. Tiefländer Neu-Mexiko's, Mexiko's u. Mittelamerika's, während Mittelafrika wieder seine Thonhütten besitzt, deren Mauern aus gestampftem Lehm bestehen. Auch schon die W.en der alten Aegypter waren aus lufttrockenen Ziegelsteinen aufgeführt, u. aus der Bibel wissen wir, daß zu Moses' Zeit hier bereits Ziegel gebrannt wurden. Aegypten u. die Kulturgestade des Mittelmeeres überhaupt waren es auch, wo die W. zuerst die umfassende Einrichtung des eigentlichen **Hauses** mit seinen abgesonderten, bestimmten Zwecken dienenden Räumen fand. Die **Häuser** der Vornehmen bestanden in dem alten Aegypten bereits aus 2—3 Stockwerken, die sich zu beiden Seiten eines geräumigen Hofes erhoben; zwischen diesen, dem Eingang gegenüber, zog sich eine offene Halle hin, die Fenster der Gemächer gingen nach dem Hofe; auf der oberen Plattform brachte man die warmen Nächte zu. Das platte Dach ist noch jetzt für einen großen Theil des Orients charakteristisch, eben so wie die Kleinheit der Fenster, welche der heißen Tagesluft den Eingang möglichst wehren soll. Aus demselben Grunde u. um das Haus mit seinen Bewohnern von dem, was draußen ist, abzusperren, läßt man auch alle Wohnräume nur auf den inneren Hof ausgehen, der durch Gewächse u. Springbrunnen kühl gehalten werden kann. Das Haremsleben begünstigt diese Anordnung, obwol es dieselbe nicht hervorgerufen hat, denn schon die alten Hebräer bauten ihre Häuser in ähnlicher Weise. Die W.en der Chinesen sind aus Backsteinen errichtet, nie höher als ein Stockwerk, u. haben Fenster, welche stets nach innen, nie auf die Straße hinaussehen; die Räume des Hauses sind sehr klein im Verhältniß zur Zahl der Bewohner. Das Nomadenleben der alten Chinesen ist den jetzigen W.en noch deutlich aufgeprägt: die Form des Daches läßt das Zelt deutlich erkennen. In ähnlichem Stile sind die W.en vornehmer Tibetaner gebaut, diejenigen der niederen Stände dagegen von rohen Steinen errichtet, die ohne Mörtel über einander liegen; wegen der rauhen Winde besitzen sie nie über drei od. vier kleine Oeffnungen, um Licht einzulassen; das Dach ist eine flache Terrasse mit einer ca. 1 m. hohen Brustwehr umgeben. Die W.en der Japaner haben wegen der häufigen Erdbeben nach einem ausdrücklichen Gesetze nur ein, höchstens zwei Geschoß u. sind, den steinernen Grund ausgenommen, blos von Holz u. im Innern durch Wände die sich leicht beseitigen lassen, in einzelne Räume gesondert; das mit Firniß überzogene Dach springt, um Schatten zu geben, weit vor; oft läuft um das Haus ein gedeckter Gang. — Bei den kriegerischen Völkern muß das Haus zur Schutzwehr gegen oft sehr mächtigen Feindesanprall werden; in Montenegro, Griechenland, Korsika, manchen Gegenden des Kaukasus findet man daher viele **befestigte Steinhäuser**, die in kleinerem Maßstabe den Burgen des Mittelalters vergleichbar sind.

Die Geschichte der Kulturvölker Europa's zeigt im Bau der Wohnhäuser natürlich die größten Verschiedenheiten, je nach der Natur des Klima's, des zu Gebote stehenden Materials u. der Eigenart u. Beschäftigung seiner Bewohner. Eben so groß sind die Wandlungen, welche die W.en durch die sich ändernden Kulturverhältnisse erfahren haben. In den ältesten Zeiten hatten die Häuser der **Griechen** zwei Stockwerke; im unteren wohnte der Mann, im oberen die Frau, die Dächer waren platt u. sprangen weit über das Gebäude hervor. Das Haus war von der Straße durch eine Mauer getrennt; durch eine Thür gelangte man in den Vorhof (aule), wo meist ein Altar stand; zu beiden Seiten war ein Porticus, der sich an das Hauptgebäude anschloß; in letzteres führte eine Thür mit zwei Flügeln; die Fenster waren nichts als Oeffnungen in der Mauer. Diese alte Einfachheit verlor sich, als der Luxus die Häuser mehr u. mehr erweiterte. Die älteren Wohngebäude der Römer hatten vor der Hausthür einen kleinen Vorhof (vestibulum), aus dem man

durch die Thür in einen großen Saal (atrium, s. d.) trat, welcher das Wohnzimmer, zugleich den Empfangs- u. Speisesaal darstellte; im Hintergrunde war der häusliche Herd u. an der Seite standen Ahnenbilder. Im oberen Theile befanden sich die Schlafräume, u. hinter dem Hause war bisweilen ein kleiner, mit Seitengebäuden umgebener Hof (impluvium) angebracht. Diese Anordnung erhielt sich bei den röm. Wohngebäuden bis in die spätere Zeit, nur wurde Alles prächtiger u. geräumiger. Die Ausgrabungen von Pompeji (s. d.) haben vollständig erhaltene W.en in großer Zahl wieder aufgedeckt. Zur Verhütung des Rauches hatten weder die Griechen noch die Römer Schornsteine. Um im übrigen Europa die W.en allmählich zur jetzigen Stufe von Bequemlichkeit u. Gesundheit zu bringen, war eine sehr lange Zeit erforderlich. Wegen des rauheren Klima's konnten die römischen W.en Vorbilder nicht abgeben, vielmehr mußten hier ganz eigenthümliche Stilrichtungen sich ausbilden. Allein selbst in Betreff der Materialien u. derjenigen Dinge, welche die Bequemlichkeit, die doch unter allen Himmelsstrichen dieselbe ist, erfindet, war für das mittlere u. nördl. Europa Dasjenige, was Rom erfunden hatte, fruchtlos geblieben. Noch im 14. u. 15. Jahrh., wo die Ritterburg die W. der Vornehmen war, waren die meisten W.en selbst in Städten in Deutschland, Frankreich, Britannien 2c. aus Holz gebaut; das Landvolk wohnte in Lehmhütten. Die Häuser waren zumeist mit Stroh, Rohr od. Schindeln gedeckt, ohne Kamine, Oefen, Schornsteine, u. Glasfenster. Erst im 14. Jahrh. wurden in Deutschland Glasfenster eingeführt, nachdem bereits 1180 in vielen Privathäusern Englands dergleichen angebracht worden waren. Die allgemeine Unsicherheit zwang zu Befestigungen, die häufig auf Bergen angelegt wurden. Die W. des Vornehmen wurde dadurch zur Burg (s. „Ritterburg"), die einer zahlreichen Gefolgschaft Raum gewähren mußte. Erst seit dem Aufblühen des Bürgerthums sind die Wohnhäuser in den Städten offen geworden, u. die jetzige Anlage derselben datirt erst aus der Zeit der Renaissance. Eine Darstellung der unendlich verschiedenen Erscheinungsformen, welche das moderne Wohnhaus zeigt, ist unmöglich, da jede Individualität ihrem eigenthümlichen Bedürfnisse auch durch eigenthümliche Anlage der W. gerecht zu werden sucht. Nur etwa die Miethkasernen in großen Städten könnten generell in ihren nicht immer vortheilhaften Eigenschaften behandelt werden. Anders war es mit der Bauart des Bauernhauses (s. „Bauer"), das seinen bei den verschiedenen deutschen u. slavischen Stämmen verschiedenen Charakter durch viele Jahrhunderte treu bewahrt hat. Eigenthümlich ist der Holzbau der W.n mit vorspringendem Dach, wie er noch heute in der Schweiz, in Tirol u. in Skandinavien heimisch u. den Bedürfnissen des Klima's angemessen ist. In hygienischer u. komfortabler Hinsicht hat der Engländer sein Wohnhaus am meisten vervollkommnet; das Cottagesystem u. der Villenbau, nach dem eine Familie immer ein besonderes Haus bewohnt, findet neuerdings auch auf dem Kontinente mehr u. mehr Aufnahme.

**Wohnungsfrage, Wohnungsnoth.** Der Einfluß, den die Wohnung auf den moralischen u. physischen Zustand der Bevölkerung macht, ist ein so unbestreitbarer u. zugleich ein so eminenter, daß die Wohlfahrtspolizei neuerdings der Wohnungsfrage allerorten mit Recht ganz besondere Aufmerksamkeit zuwendet. Wo zwischen der Größe der Bevölkerung u. der Anzahl der vorhandenen Wohnungen ein derartiges Mißverhältniß besteht, daß die berechtigten Ansprüche gewisser Klassen der Gesellschaft betreffs der Wohnungen nicht erfüllt werden können, spricht man von Wohnungsnoth. Dieselbe wird hauptsächlich durch unvermuthet raschen Arbeiterzuzug von auswärts hervorgerufen, äußert ihre Wirkung aber naturgemäß durch Fortpflanzung des Druckes bis in die höchsten Kreise. Noch vor wenig Jahrzehnten waren die Gebirgsthäler mit ihren Wasserkräften die Hauptsitze der Großindustrie. Seitdem indessen die Dampfkraft als Motor die ausgedehnteste Anwendung gefunden, bes. auch seitdem den Eisenbahnen der Bezug der Rohstoffe (darunter der der Kohlen) u. der Versandt der Fabrikate vorzugsweise zugefallen ist, hat die Industrie ihre Anlagen mehr u. mehr nach den Knotenpunkten der Eisenbahnen verlegt. In der Regel sind dies größere Städte. Der höheren Lohnsätze u. des besseren Verdienstes wegen findet nach solchen Centralpunkten ein starker Zuzug von dem platten Lande u. den kleineren Städten statt, u. für viele solcher Plätze, zu denen auch bes. begünstigte Industriedörfer gehören können, steigt dann mitunter die Vermehrung der Bevölkerung höher an als die Zahl der jährlichen Neubauten. Die Folge ist zeitweilig ein absoluter Mangel nam. an sog. kleineren u. mittleren Wohnungen, welcher die Verwendung solcher Lokalitäten zu Wohnungsräumen u. Schlafstellen bedingt, die der Gesundheit wenig zuträglich sind, eine stärkere Benutzung bewohnbarer Lokalitäten, als mit Rücksicht auf Luft u. Licht wünschenswerth ist, in jedem Falle aber ein erhebliches Steigen der Miethpreise. Dies führt wieder dazu, daß die weniger bemittelten Klassen mehr u. mehr in die Vorstädte u. in die benachbarten Dörfer hinausgedrängt werden u. nam. die Arbeiter genöthigt sind, einen großen Theil ihrer Arbeitszeit allein für die Zurücklegung des Weges zwischen Wohnung u. Arbeitsstätte zu verwenden. In der Regel dauert eine solche Kalamität, die sich sogar bis zu einem wirklichen Nothstand steigern kann, nur einige Zeit fort, so lange nämlich, bis die durch die höheren Miethpreise gesteigerte Häuserrente die Bauspekulation weckt. Dann entstehen in solchen Orten rasch neue Straßen, die Zahl der Wohnungen vermehrt sich in weit höherem Grade, als in den Jahren vorher, u. nicht selten, zumal wenn Industriekrisen den Zuzug der Arbeiter gleichzeitig wieder einschränken, tritt dann das umgekehrte Verhältniß ein, daß mehr Wohnungen vorhanden sind, als zeitweise begehrt werden. Die Jahre von 1871—78 haben in Deutschland für viele Städte beide Phasen, Wohnungsmangel u. Wohnungsüberfluß, in kurzer Aufeinanderfolge zur Erscheinung gebracht. Der industrielle Aufschwung vermehrte den Zuzug nach den Industrieplätzen in den J. 1871—72 in solcher Weise, daß es an Wohnungen fehlte u. die Miethpreise rapid in die Höhe gingen. Als dann die Krisis für die Gewerbe in den Jahren 1873 u. 1874 eintrat, war die inzwischen erwachte Bauspekulation in vollster Thätigkeit, u. schon von 1876 begann in vielen größeren Ortschaften das Fallen der Miethpreise. Nachdem bis 1878 die bereits in Angriff genommenen Bauten ausgeführt waren, fanden sich für dieselben kaum noch die Miether, die Hausbesitzer geriethen in schlimme Lage, da für manchen Ort das Angebot von Wohnungen — sicher wiederum aber auch nur zeitweise — die Nachfrage überstieg. — Im Allgemeinen gelten zahlreiche Neubauten als ein erfreuliches Symptom für den steigenden Wohlstand. Je weniger Menschen durchschnittlich in einem Gebäude wohnen, für desto günstiger könnte man — Ausnahmen vorbehalten — den Vermögenszustand des ganzen Volkes halten. Nach Hausner („Statistik der europäischen Staaten") kamen (etwa für 1860) auf ein Wohngebäude:

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| in Frankreich . . . | 4,6 | Bewohner. | in Preußen . . . . | 8,0 | Bewohner. |
| „ Belgien . . . . | 5,6 | „ | „ Rußland . . . . | 6,2 | „ |
| „ Großbritannien | 5,4 | „ | „ der Schweiz . . | 7,25 | „ |
| „ Holland . . . . | 5,45 | „ | „ Italien . . . . | 8,1 | „ |
| „ Oesterreich . . . | 6,75 | „ | „ Norwegen . . . | 8,3 | „ |

Hierbei kommt indessen sehr viel auf Sitte u. Gewohnheit in den Wohnungsverhältnissen der verschiedenen Nationen an, auch ist für obige Tabelle durchaus nicht zu übersehen, daß ein Haus in der Schweiz, in Italien, in Preußen durchschnittlich größer gebaut wird, als in Frankreich u. in England. In letzterem Lande strebt sogar der Bessersituirte danach, mit seiner Familie ein Haus allein (ohne andere Miether) zu bewohnen. — Seitens der Behörden wird für die Beschaffung von Wohnungen, abgesehen von bes. dringlichen Ausnahmefällen, nichts weiter geschehen können, als daß der Bauspekulation andere Vorschriften u. Hindernisse nicht auferlegt werden, als letztere durch nothwendige Anforderungen einer liberalen Baugesetzgebung sich rechtfertigen lassen. Eine wichtige Unterstützung ist der Abwehr der Wohnungsnoth in den Großstädten durch die der Neuzeit angehörenden Baugenossenschaften u. durch den Bau von Arbeiter-Wohnhäusern seitens der größeren Fabriketablissements erwachsen. Sehr Hervorragendes haben darin nach einem trefflich durchgearbeiteten u. ebenso ausgeführten Plane die Fabrikbesitzer in Mühlhausen im Elsaß geleistet (s. „Arbeiter").

**Wojwod,** ein slav. Titel, bedeutet s. v. a. „Anführer von Kriegern". In Polen war er von den ältesten Zeiten bis zum Untergange üblich. Der polnische W. war zunächst der militärische Anführer einer Wojwodschaft (1772 zerfiel Polen noch in 29 Wojwodschaften), erlangte später auch administrative u. richterliche Gewalt u. wurde der eigentliche Vertreter der poln. Adelsherrschaft, da er die Wahl der „Landboten" leitete u. Mitglied des regierenden Senates war. Im russ. Polen erhielt sich der Titel des W.en ohne dessen Bedeutung bis zur Vernichtung seiner Selbständigkeit im J. 1832. — In der Walachei u. Moldau standen seit ihrer Befreiung von der Herrschaft der Tataren (1241 u. 1290) W.en an der Spitze der Fürstenthümer, die abwechselnd von Polen, Ungarn, der Türkei, Oesterreich od. Rußland abhängig wurden. Seit 1716 gab die Türkei dem gewählten Fürsten den Titel Hospodar. — In Siebenbürgen (s. d.) hieß der vom Könige von Ungarn ernannte Fürst seit 1224 „Königsgraf" od. W., doch verschwindet der Titel unter der habsburgischen Herrschaft.

**Wola,** Dorf mit anmuthigem Parke in der Nähe von Krakau u. durch Gärten u. Landhäuser mit ihm verbunden. Es wurde im Poln. Revolutionskriege stark befestigt. In der Nähe wurden ehemals auf freiem Felde die poln. Könige gewählt.

**Wolchonski'scher Wald,** s. „Waldaigebirge".

**Wolf,** Ferdinand, bedeutender Romanist, geb. 8. Dez. 1796 zu Wien; erhielt seine erste Bildung auf einem Gymnasium zu Wien u. auf der Universität zu Graz, wurde, nachdem er 1819 seine Studien

abgeschlossen hatte, als Scriptor u. Custos an der kaiserlichen Hofbibliothek zu Wien angestellt u. bekleidete dieses Amt bis zu seinem am 18. Febr. 1866 erfolgten Tode. W. darf neben Raynouard u. Diez als einer der Begründer der roman. Philologie bezeichnet werden; besondere Verdienste aber hat er sich durch die Begründung einer streng wissenschaftlichen Behandlung der Literaturgeschichte der roman. Völker erworben, u. es ist in dieser Beziehung sein Wirken ein geradezu bahnbrechendes gewesen. Seine zahlreichen Schriften sind zum größten Theile in Zeitschriften u. Abhandlungen gelehrter Gesellschaften zerstreut. Von seinen selbständig erschienenen Werken mögen nam. genannt werden: „Ueber die Lais, Sequenzen u. Leiche" (Heidelb. 1841), eine verdienstvolle Untersuchung über die ältesten mittelalterlichen Dichtungsformen; „Ueber die neuesten Leistungen der Franzosen für die Herausgabe ihrer National-Heldengedichte" (Wien 1833), ein sehr werthvoller Beitrag zur altfranz. Literaturgeschichte; „Studien zur Geschichte der span. u. portug. Nationalliteratur" (Berl. 1859); „Le Brésil littéraire" (Lpz. 1862), der erste Versuch einer umfassenden brasilian. Literaturgeschichte, u. die mit Konrad Hofmann gemeinsam herausgegebene spanische Romanzensammlung „Primavera y flor de romances" (Berl. 1856). Vgl. den Nekrolog von Ebert in dem von W. mitbegründeten „Jahrbuch für roman. u. engl. Literatur" (Bd. 8 [1867]).

Nr. 5780. Der Wolf (Canis lupus)

**Wolf**, Friedrich August, berühmter Alterthumsforscher u. Philolog, geb. als Sohn eines Schullehrers zu Haynrode bei Nordhausen 15. Febr. 1759; studirte seit 1777 in Göttingen Philologie, ward 1779 Kollaborator an der Klosterschule in Ilfeld u. 1782 Rektor der Stadtschule zu Osterode am Harz, folgte aber schon 1783 einem Rufe als Professor der Philologie u. Direktor des Pädagog. Instituts nach Halle, wo er 1784 die Professur der Beredsamkeit übernahm u. 1805 den Geheimrathstitel erhielt. Nach Aufhebung der dortigen Universität siedelte er 1807 als Mitglied der königl. Akademie der Wissenschaften nach Berlin über. Hier nahm er an der neuen Einrichtung der Berliner Hochschule wesentlich Theil, wurde dann wieder Professor u. fungirte 1809 auch als Mitglied der Sektion für den öffentlichen Unterricht im Ministerium des Innern. Seit 1811 hielt er nur noch als Akademiker freie Vorlesungen an der Universität. Auf einer aus Gesundheitsrücksichten nach Südfrankreich unternommenen Reise starb er zu Marseille 6. Aug. 1824. Von W. datirt eine neue Epoche in der Philologie. Seinen Ruf begründete er durch die Herausgabe von Platon's „Gastmahl" (Lpz. 1782; 2. Ausg. von G. Stallbaum, ebd. 1828). Großes u. weitgehendes Aufsehen machten sodann seine „Prolegomena in Homerum" (Halle 1795; 4. Aufl. von J. Bekker, mit Zusätzen aus W.'s Nachlaß, Berl. 1875), in denen er aufs Scharfsinnigste u. Gelehrteste nachzuweisen suchte, daß die „Odyssee" u. die „Ilias" in ihrer jetzigen Gestalt nicht das Werk Homer's, sondern das mehrerer Homerischer Rhapsoden seien. Diese Ansicht verwickelte ihn in vielseitige Streitigkeiten, in deren Verlauf er u. A. auch die „Fünf Briefe an Heyne, eine Beilage zu den neuesten Untersuchungen über Homer" (Berl. 1797) schrieb. Eine Ausgabe des Homer besorgte W. selbst (4 Bde., Halle 1794 f.). Außerdem gab er heraus: Hesiod's „Theogonia" (ebd. 1783); die „Oratio adversus Leptinem" (ebd. 1790; neue Ausg. von Bremi, Zür. 1831); verschiedene Schriften Lukian's (Halle 1791); Herodian's „Historiae" (ebd. 1792); Cicero's „Quaestiones Tusculanae" (Lpz. 1792; 3. Aufl. 1825) u. „Orationes quatuor" (Berl. 1801), welch letztere er eben so wie dessen Rede „Pro Marcello" (ebd. 1802) für unecht erklärte; den Sueton (4 Bde., Lpz. 1802); eine Auswahl aus Platon's Dialogen, „Dialogorum delectus" (Berl. 1812 u. 1820) u. die Erklärungen zu Platon's „Phaedon" (ebd. 1811). Er veröffentlichte ferner die deutsche Uebersetzung von Aristophanes' „Acharnern" (Berl. 1811) u. „Wolken" (ebd. 1812), sowie von „Horaz' erster Satire" (ebd. 1813). Weiter sind von ihm zu nennen: das „Museum der Alterthumswissenschaften" (mit Buttmann, 2 Bde., Berl. 1807—9), das „Museum antiquitatis studiorum" (Bd. 1, ebd. 1808—11), die „Literarischen Analekten" (4 Bde., ebd. 1817—20) u. die „Vermischten Aufsätze in lat. u. deutscher Sprache" (Halle 1802; neue Ausgabe von Bernhardy, 2 Bde., ebd. 1869). Nach W.'s Tode erschienen: „Vorlesungen über die vier ersten Gesänge von Homer's Ilias" (von Usteri herausgegeben, 3 Bde., Bern 1831); seine Anmerkungen zu Cicero's „Quaestiones Tusculanae" (in der besonderen Ausgabe derselben von Orelli, Zür. 1829) u. zu Hesiod's „Scutum Herculis" (in der Ausgabe von Ranke, Quedlinb. 1840); die „Encyklopädie der Philologie" (herausgeg. von Bergk, Lpz. 1830; 2. Ausg. 1845); „Vorlesungen über die Alterthumswissenschaften" (herausgeg. von Gürtler, 5 Bde., ebd. 1831—35); die „Darstellung der Alterthumswissenschaften" (herausgeg. von Hoffmann, ebd. 1833); „Consilia scholastica" (herausgeg. von Föhlisch, 2 Hefte, Wertheim 1829 f.) u. die „Ideen über Erziehung, Schule u. Universität" (herausgeg. von Körte, Quedlinb. 1835). Vergl. Hanhart, „Erinnerungen an F. A. W." (Basel 1825); Körte, „Leben u. Studien F. A. W.'s, des Philologen" (2 Bde., Essen 1833); Lotholz, „Das Verhältniß F. A. W.'s u. Wilh. v. Humboldt's zu Goethe u. Schiller" (Wernigerode 1863); Bernays, „Goethe's Briefe an F. A. W." (Berl. 1868); Varnhagen v. Ense, „Zum Andenken an F. A. W." (in „Vermischte Schriften", Bd. 1, Lpz. 1875); Volkmann, „Geschichte u. Kritik der W.'schen Prolegomena zu Homer" (ebd. 1874).

**Wolf** (Canis lupus), eine große, hochbeinige, magere Hundeart der Alten Welt u. Amerika's, mit gelblichgrauem, schwarzmelirtem, unterseits schmuzig gelblichweißem Pelze, schwarzem Ohrrand, einem schwarzen Streif auf den Vorderbeinen u. einem bis zur Ferse reichenden, hangenden, buschigen Schwanze. Der W. ist eins der gefräßigsten u. schädlichsten nächtlichen Raubthiere. Er stinkt widerlich, bellt nicht, heult aber gräßlich, ist bei aller Körperkraft feig, u. nur wenn er hungert, beherzt u. zudringlich wild. Auf die Jagd geht er herdenweise u. fällt alles Vieh, vom Pferde u. Stier bis zum Frosch u. der Eidechse, an. Auch Aas frißt er gar nicht ungern, wie er auch Leichen ausgraben soll (daher „Werwolf"). Besondern Schaden macht er den Schafherden u. Hühnerhöfen; bes. fürchterlich sind Wölfe, die schon einmal Menschenfleisch gekostet haben. In der äußersten Noth frißt der W. auch Obst, Baumknospen 2c., u. wenn er selbst diese nicht erlangen kann, füllt er den Magen mit den unverdaulichsten Substanzen, Leder, alten Kleidern 2c., was ihm gerade vorkommt. Sein Alter bringt er auf 15 Jahre. Er ranzt im Winter, nach 11 Wochen wirft die Wölfin in einem erweiterten Fuchs- od. Dachsbau 3—7 Junge, die von beiden Alten mit großer Liebe gepflegt werden. Jung eingefangen, wird der W. ganz zahm. In Deutschland war er

früher häufig, ist aber fast ganz ausgerottet; in England kommt er schon seit 1710 nicht mehr vor; häufig ist er noch in Polen, Rußland, den Pyrenäen u. im Juragebirge. Sein Pelz (Wildschur) findet nützliche Verwendung, die Sommerfelle geben Leder u. Pergament, die Därme Saiten. Nach der Färbung u. Heimat unterscheidet man mehrere Spielarten.

**Wolfe** (spr. Wulf), James, engl. General, geb. 2. Jan. 1726 zu Westerham als Sohn eines Militärs; zeichnete sich schon im Alter von 17 Jahren in der Schlacht von Dettingen (1743), mehr noch in der von Lafeld (1747) aus, so daß er im Alter von 22 Jahren (1748) Brigadegeneral wurde. 1758 mit dem Admiral Boscawen nach Amerika gesandt, zeigte er sich geschickt beim Kapern franz. Schiffe, half Louisbourg erobern, die Edwardsinsel besetzen u. nahm dabei über 5000 Franzosen gefangen (27. Juli 1758). Im folgenden Jahre reichlicher von England u. von den Kolonien ausgerüstet, beschloß er, gegen Quebec vorzugehen. Auf der Flotte unter Lord Saunders fuhr er den Lorenz aufwärts, legte die Stadt in Asche u. wagte, nachdem er lange vergeblich auf den Beistand des Generals Amherst gewartet hatte, 13. Sept. 1759 in einer sternenhellen Nacht den Angriff auf das von Montcalm geschickt u. tapfer vertheidigte Fort. Von einer tödlichen Kugel in die Brust getroffen, ließ er sich hinter die Armee tragen u. erfuhr sterbend die Flucht der Feinde. Wenige Stunden nach ihm fiel auch Montcalm, u. 17. Sept. ergab sich Quebec, so daß ganz Canada den Engländern zufiel.

**Wolfenbüttel.** Das Fürstenthum W., welches den größten Theil des Herzogthums Braunschweig bildet, 58,4 □M. mit 289,227 E. (1871), umfaßt die Kreise Braunschweig, W., Helmstedt, Gandersheim u. Holzminden, mit 11 Städten, 10 Flecken u. 407 Landgemeinden. Der Kreis W., 13,84 □M. mit 60,741 E., zerfällt in die Bezirke W. Stadt, W. Amt, Schöppenstedt, Salder u. Harzburg u. wurde infolge des Vertrages vom 9. März 1874 über die Theilung des Kommunion-Unterharzes mit Preußen um 0,021 □M. u. 406 E. vergrößert. — Die Stadt W. mit 11,105 E. (1875) liegt in niedriger Gegend an der Ocker u. an der Strecke Oschersleben-Braunschweig der braunschweigischen Eisenbahn, die hier eine Linie südl. nach Kreiensen ꝛc. abzweigt. W. ist Sitz des herzogl. Obergerichts, dessen erster Senat zugleich Oberappellationsgericht für das Fürstenthum Schaumburg-Lippe ist, Sitz des Landeskonsistoriums, einer Generalsuperintendentur, eines Kreis- u. Amtsgerichts, eines Hauptsteueramtes ꝛc., hat ein Gymnasium u. Seminar, drei evang. Kirchen, darunter die schöne Haupt- od. Liebfrauenkirche mit den fürstl. u. herzogl. Erbbegräbnissen, eine kathol. Kirche, Synagoge, zwei Theater, Krankenhaus, Strafanstalt, u. im oberen Theile des 1723 vom Herzog August Wilhelm in Form des Pantheons zu Rom aufgeführten Gebäudes die berühmte, 1604 vom Herzog August im Schlosse Hitzacker gestiftete u. 1644 hierher verlegte Bibliothek von gegen 300,000 Bänden u. 10,000 Manuskripten, an der Lessing Bibliothekar war; ihm ist auf dem Bibliothekplatz ein Marmordenkmal errichtet. In der Nähe von W. liegt das evangelische Fräuleinstift Staterburg u. das Lustschloß Antoinettenruhe. W.'s Industrie erstreckt sich bes. auf Tapeten-, Leder-, Tabak-, Lack- u. Leinwandfabrikation, sein Handel auf Garn u. Getreide; die Umgebung hat starken Gemüsebau. — W. entstand um das feste Schloß Dom Nestring herum, welches 1046 vom Markgrafen Eckbert von Sachsen gebaut sein soll. Es wurde 1193 von Heinrich dem Löwen erobert, vom braunschweiger Herzog Albert d. Gr. 1255 zerstört, von Heinrich dem Wunderlichen 1283 wieder aufgebaut, zur herzogl. Residenz erhoben; unter ihm wurde die Stadt W. gebaut. Diese, durch Festungswerke, Wälle u. nasse Gräben stark bewehrt, wurde 1542 von den Hessen u. Sachsen genommen, aber infolge des unglücklichen Ausganges der Schlacht von Mühlberg wieder geräumt. Im Dreißigjährigen Kriege siegten hier am 19. Juni 1641 die Schweden über die Kaiserlichen, welcher Sieg durch das Prägen der sog. Glockenthaler gefeiert wurde. Seit 1754 hat W. aufgehört, Residenz zu sein; das ehemalige Residenzschloß enthält eine Tapetenfabrik u. seine Wälle sind in Promenaden verwandelt.

**Wolfenbüttler Fragmente,** s. unter „Fragment".

**Wolff,** Albert, ausgezeichneter Bildhauer, geb. 14. Nov. 1814 zu Neustrelitz; wurde durch seinen Landesherrn in den Stand gesetzt, sich der Bildhauerei zu widmen u. in Berlin Schüler Rauch's zu werden, dessen Büste eines seiner ersten Werke war. Nachdem er sich dann in Italien weiter ausgebildet hatte, ließ er sich in Berlin nieder, beschäftigte sich mit Rauch's Hulfsmodell zum Denkmal Friedrich's d. Gr. u. schuf sowol eine Anzahl von Portraitstatuen, wie z. B. die Reiterstatue Friedrich Wilhelm's III. im Lustgarten zu Berlin, des Herzogs Albrecht von Preußen in Königsberg u. die bes. gelungene des Königs Ernst August in Hannover, u. die Statuen des Großherzogs Georg von Mecklenburg Strelitz (für Neustrelitz) u. des Großherzogs Friedrich Franz I. von Mecklenburg Schwerin (für Ludwigslust), als auch zahlreiche Idealfiguren. Unter den letzteren dürften bes. hervorzuheben sein die Gruppe der Pallas, die den Krieger in den Kampf führt, auf der Schloßbrücke in Berlin, u. die freilich im Vergleich mit der Kiß'schen Amazone zurücktretende Löwentödtergruppe an der Treppe des alten Museums, ferner die vier Evangelisten für die Schloßkirche in Neustrelitz, die Standbilder der vier Fakultäten in Königsberg u. die Marmorausführung der Rauch'schen Gruppe des Moses im Gebet. Seit 1866 ist W. Professor an der Berliner Kunstakademie.

**Wolff** (auch Wolf [Wolfius]), Christian, namhafter deutscher Philosoph, geb. 24. Jan. 1679 zu Breslau als der Sohn eines Gerbers; studirte seit 1699 zu Halle Theologie, daneben aber mit größerer Neigung auch Philosophie u. Mathematik, habilitirte sich 1703 in der philosophischen Fakultät zu Leipzig u. folgte 1707, nachdem er sich durch seine mathematischen Schriften weithin berühmt gemacht hatte, einem Rufe als Professor der Mathematik nach Halle.

Nr. 5581. Lessing's Wohnhaus und die Bibliothek in Wolfenbüttel.

Die Klarheit u. Ueberzeugungskraft seiner Vorträge sowie das Geschick, mit welchem er seine „mathematische Methode" (s. u.) auf das Gebiet der Philosophie übertrug, machten ihn bald zu einem gefeierten Dozenten. Desto mehr aber grollten ihm die Theologen, u. ihren Verdächtigungen gelang es endlich, 8. Nov. 1723 eine Kabinetsordre Friedrich Wilhelm's I. zu erwirken, welche W. bei Strafe des Stranges befahl, binnen 24 Stunden Halle u. binnen 48 Stunden die preußischen Lande zu verlassen. W. begab sich jetzt nach Kassel u. erhielt dort eine Professur an der Universität Marburg. Nach dem Tode Friedrich Wilhelm's I., der übrigens unterdeß durch den Ausgang des Prozesses gegen W. von der Ungerechtigkeit seines Verfahrens überzeugt worden war, wurde W. sogleich (1740) von Friedrich II. als Professor des Natur- u. Völkerrechts sowie als Vizekanzler der Universität mit dem Titel eines Geheimraths nach Halle zurückgerufen, 1743 zum Kanzler, 1745 auch zum Range eines Reichsfreiherrn erhoben u. starb zu Halle 9. April 1754. — Die Bedeutung W.'s als Philosoph beruht weniger auf der Neuheit seines Systems, als in der Neuheit seiner Methode. Indem er die Erkenntnißgrundlagen früherer Systeme (vor Allem desjenigen von Leibnitz, s. d.)

einfach voraussetzte, bemühte er sich, die Folgerungen aus jenen Grundlagen auf dem Wege einer zwingenden mathematischen Beweisführung zu ziehen. Mochte nun auch der Beweis in vielen Fällen nur ein formeller (logischer) sein, so hatte er doch den Schein völliger Untrüglichkeit für sich, u. dies erklärt den ungeheuren Beifall, den W. seiner Zeit erntete. Man glaubte damals, die schwierigsten Probleme durch bloße Formeln spielend lösen zu können, übertrug die „mathematische od. demonstrative" Methode auch auf ganz ungehörige Gebiete u. machte sie in populären Schriften für alle Bildungsstufen u. Geschlechter zurecht. Bes. wiegte sich auch die Theologie lange Zeit in dem Traum, mit Hülfe der W.'schen Philosophie die christlichen Dogmen „beweisen" zu können. Aus diesem Traum wurde sie, wie die Philosophie selbst, erst durch Kant (s. d.) aufgerüttelt, welcher dem Dogmatismus W.'s, d. h. dem Vertrauen auf die überlieferten Erkenntnißgrundlagen, seinen „Kritizismus" entgegensetzte. Durch letzteren wurde die Auffassung W.'s von der Philosophie als der „Wissenschaft vom Möglichen" (möglich aber ist nach W. Alles, was keinen inneren Widerspruch enthält) eben so überwunden wie die Eintheilung der Philosophie in Metaphysik u. praktische Philosophie; mit ersterer hat es nach W. das Erkenntnißvermögen, mit letzterer das Willensvermögen zu thun. Bei Alledem kann W. das Verdienst nicht bestritten werden, daß er die Bedeutung der Methode für die philosophische Erörterung ins rechte Licht gestellt hat; ferner daß er zuerst einen eben so festen

Nr. 5582. Christian Wolff (geb. 24. Jan. 1679, gest. 9. April 1754).

als klaren deutschen Sprachgebrauch für das Gebiet der Philosophie geschaffen hat, u. endlich, daß durch ihn zum ersten Male wieder alle die zerstreuten Theile der Philosophie u. des menschlichen Wissens überhaupt zu einem einheitlichen System vereinigt worden sind. Unter den Schülern u. Anhängern der W.'schen Philosophie, den sog. Wolffianern, sind als die bedeutendsten hervorzuheben: Thümming (gest. 1728), Bilfinger (gest. 1750), Baumgarten (gest. 1762), Meier (gest. 1777) u. Baumeister (gest. 1785). — Die überaus zahlreichen Schriften W.'s enthalten theils eine ausführliche Behandlung aller Theile der Philosophie (außer der Aesthetik) in lat. Sprache, theils eine kürzere in deutschen Lehrbüchern. Vgl. Wuttke, „Ch. W.'s eigene Lebensbeschreibung" (Lpz. 1841).

**Wolff,** Emil, namhafter Bildhauer, geb. zu Berlin 2. März 1802; bildete sich unter seinem Verwandten Joh. Gottfried Schadow, ging aber schon 1823 nach Rom, wo er das Atelier des 1822 verstorbenen Rudolf Schadow übernahm u. zunächst mehrere angefangene Werke desselben zu Ende führte. Schadow's u. Thorwaldsen's klassisch-ideale Richtung übte einen großen Einfluß auf ihn u. förderte ihn in seinen Werken, die meistens dem heroischen od. dem Genrefache angehören. Bes. ausgezeichnet ist er in der Darstellung der entwickelten weiblichen Schönheit. Zu seinen Hauptwerken gehören ein Jäger als Vogelsteller, ein Jäger mit Hund, ein sitzender Fischer, Thetis mit den Waffen des Achilleus auf einem Delphin reitend, eine Amazonengruppe (1831), ein Nereide, Penelope mit dem Gewande des Laertes, Jephta u. seine Tochter (1858) u. eine herrliche Judith (1868, Nationalgalerie in Berlin). Weniger gelungen ist die Nike mit dem Knaben auf der Schloßbrücke in Berlin (1846). Seit einer Reihe von Jahren ist er, obwol Protestant, Direktor der Akademie von S. Luca in Rom.

**Wolff,** Friedrich Wilhelm, nambafter Bildhauer u. Erzgießer, bes. in der Darstellung der Thierwelt, geb. 6. April 1816 zu Fehrbellin; ging als Eleve der Berliner Gewerbe-Akademie mit Staatsstipendien nach Paris u. begann bereits dort seine Thätigkeit sowol als Bildner wie als Erzgießer; später gründete er in Berlin eine Erzgießerei. Die meisten seiner Werke sind der Thierwelt entnommen, die er mit großer Naturwahrheit zu bilden weiß. Zu seinen besten Werken gehört das Modell zu einem silbernen Tafelaufsatz für den Vizekönig von Aegypten mit Jagd- u. Thierscenen u. das herrliche Modell zu einer Löwengruppe mit der sterbenden Löwin. Er schuf auch eine sehr gelungene Marmorstatue der brandenburg. Kurfürstin Henriette für Oranienburg bei Berlin u. mehrere Reliefportraits.

**Wolff,** Oskar Ludwig Bernhard, Deutschlands erster Improvisator, auch Schriftsteller, jüdischer Abkunft, geb. zu Altona 26. Juli 1799; studirte in Berlin u. Kiel Medizin, beschäftigte sich aber vorzugsweise mit den Naturwissenschaften sowie mit Philosophie u. Geschichte, wurde dann Lehrer in Hamburg u. versuchte sich hier 1825 zuerst in poetischen Improvisationen. Der Beifall, den er damit fand, veranlaßte ihn, Kunstreisen in Deutschland zu unternehmen. So lernte ihn auch Goethe kennen, durch dessen Vermittlung 1826 W. eine Professur für die neueren Sprachen am Gymnasium in Weimar erhielt. Seit 1832 Universitätsprofessor in Jena, starb er daselbst 16. Sept. 1851. Sein Improvisationstalent beeinträchtigte bei W. die dichterische Entwicklung; seine poetischen Werke lassen daher die künstlerische Ausführung vermissen. Er schrieb u. A.: „Erzählungen eines deutschen Improvisators" (2 Bde., Gera 1827 f.); den historischen Roman „Mirabeau u. Sophie" (2 Bde., Lpz. 1834; 2. Aufl., ebd. 1836); den Cyklus epischer Dichtungen „Abälard u. Heloise" (Bielefeld 1838); „Portraits u. Genrebilder" (3 Thle., Kassel 1839); „Einhundert Bilder u. Lieder" (Jena 1840); als Plinius der Jüngere „Naturgeschichte des deutschen Studenten" (Lpz. 1842; 2. Aufl. 1843); „Die kleinen Leiden des menschlichen Lebens" (ebd. 1842; 2. Aufl. 1846); „Träume u. Schäume des Lebens" (Frankf. 1844) u. eine „Geschichte des Romans" (Jena 1841; 2. Aufl. 1850). Von seinen zahlreichen liter.-historischen Anthologien sind hervorzuheben: der „Poetische Hausschatz des deutschen Volks" (Lpz. 1839; 26. Aufl. 1874) u. der „Hausschatz deutscher Prosa" (ebd. 1845; 11. Aufl. 1875). Eine Gesammtausgabe seiner Romane u. Novellen erschien unter dem Titel „Schriften" (14 Bdchn., Jena 1841—43). Auch veröffentlichte W. mehrere linguistische Hülfsbücher u. viele Uebersetzungen u. war 1832—42 Mitherausgeber der „Schnellpost für Moden" (Lpz.), die dann mit dem „Hellermagazin" vereinigt wurde.

**Wolff,** Pius Alexander, der bedeutendste Schauspieler der Goethe'schen Schule u. dramatischer Dichter, geb. 3. Mai 1784 (nach Anderen 1782) zu Augsburg; begann erst Theologie zu studiren, widmete sich dann dem Handel u. wandte sich, als er auch dabei keine Befriedigung fand, an Goethe mit der Bitte, ihn am Weimarischen Theater zu engagiren. Goethe willfahrte diesem Wunsch, wurde selbst der Lehrer W.'s, dessen Talent sich rasch u. in seltenster Weise entfaltete. Goethe sagte von W., er sei der einzige Mensch, der sich ganz nach seinem Sinne von Grund auf gebildet habe, u. nie hätte er an ihm auch nur den Schatten eines Verstoßes gegen seine Regeln wahrgenommen. Am 1. Okt. 1803 betrat W. zum ersten Mal die Breter in Weimar als Cinna u. Marcellus in Shakespeare's „Julius Cäsar", u. zwar mit Erfolg. Am 26. Sept. 1805 heirathete er die schöne u. talentvolle Schauspielerin Amalie Malcolmi (geb. 17. Dez. 1780 zu Leipzig), die in Weimar 15. Dez. 1791 als Gustel im „Alchymisten" debutirt u. 1802 einen Herrn Miller, nach dessen Tod 1803 den Regisseur Becker (eigentlich v. Blumenthal) geehelicht hatte, von dem sie sich scheiden ließ. Das W.'sche Ehepaar war bald der

Stolz u. die Zierde der Weimarischen Bühne, fand auch in Leipzig u. Berlin bei Gastspielen großen Anklang, u. während er ein bewunderter Darsteller des Tasso, des Don Fernando im „Standhaften Prinzen", Hamlet, Leicester, Pygmalion, Klingsberg ꝛc. war, glänzte sie als Iphigenie, Klärchen, Eboli, Jungfrau, Isabella („Braut von Messina") ꝛc. Zu Goethe's Schmerz nahmen 1816 die Beiden Engagements am Nationaltheater zu Berlin, wo Amalie 18. Aug. 1851 starb. Ihr Gatte war bereits 28. Aug. 1828 auf der Rückreise von Ems nach Berlin in Weimar verstorben. Ein gründlich gebildeter, ideal angelegter, immer würdevoller Schauspieler, der in Weimar selbst im literarischen Sinn einen guten Einfluß auf die Gestaltung des Repertoirs übte, ist W. auch als Dramatiker aufgetreten. Sein bekanntestes Stück, das vieraktige Schauspiel „Preciosa", zu dem Weber die Musik geschrieben, ist in den „Dramatischen Spielen" (Berl. 1823) neben einem Lustspiel u. Drama abgedruckt, 1865 auch separat erschienen (Lpz.). Das „Jahrbuch deutscher Nachspiele" enthält von W. drei Lustspiele (1822, 1829, 1830), ein Schauspiel (1828) u. die 1864 neu herausgegebene Posse „Der Kammerdiener" (1832). Eine Biographie des W.'schen Ehepaares schrieb der weimarische Hofschauspieler Martersteig (Lpz. 1879).

**Wölffl**, Joseph, berühmter Klavierspieler u. tüchtiger, fruchtbarer Komponist, geb. zu Salzburg 1772; erhielt von Leopold Mozart im Klavierspielen u. von Michael Haydn in der Komposition Unterricht. 1792 ging er nach Warschau, wo er glänzende Aufnahme fand, sah sich aber 1794 durch die Revolution genöthigt, Warschau zu verlassen, u. siedelte nach Wien über. Hier, wo er durch sein virtuoses Spiel u. seine eminente Fähigkeit im freien Phantasiren Alles entzückte, kamen auch seine Opern „Der Höllenberg", „Das schöne Milchmädchen", „Der Kopf ohne Mann" u. „Das trojanische Pferd" zur Aufführung. 1798 begab er sich auf eine Kunstreise durch Deutschland u. nach London, lebte 1801—1804 in Paris, wo im letztgenannten Jahre auf dem Theater Feydeau seine Oper „L'Amour romanesque" aufgeführt wurde, aber ohne sonderlichen Erfolg zu erringen, ging dann nach Brüssel u. von hier aus zu Anfang 1805 wieder nach London, hatte sich jedoch inzwischen dem Spiel ergeben, machte sich durch sein liederliches Leben bald unmöglich u. endete, nachdem er noch ein Ballet, „Die Ueberraschung der Diana", auf die Bühne gebracht u. noch viele Klavierkompositionen herausgegeben hatte, schließlich im tiefsten Elend zu London 21. Mai 1812. Von seinen Klavierkompositionen sind gedruckt: 7 Konzerte, 36 Sonaten, 6 bis 8 Sammlungen Sonaten mit Begleitung, theils der Violine, theils der Flöte u. des Violoncells, 6 Hefte Trio's, ein Duo für zwei Klaviere, viele kleinere Stücke (Variationen, Rondo's, Fantasien ꝛc.), Sinfonien für Orchester, Streichquartetten, Trio's für Blasinstrumente ꝛc.

**Wolfgang**, Fürst von Anhalt, einer der eifrigsten Anhänger u. Beförderer der Reformation, geb. 1. Aug. 1492 zu Köthen, war der Sohn Waldemar's VI. u. der Gräfin Margarethe von Schwarzburg. Nachdem er schon 1508 dem Vater in der Regierung gefolgt war, unternahm er 1510 mit seinem Vetter Adolf von Zerbst eine Reise nach Rom, um dem Papste seine Devotion zu bezeugen, wurde aber 1521 in Worms Luther's treuester Anhänger u. machte seitdem alle Phasen der Reformation durch. In Speyer unterzeichnete er 1529 die Appellation der protestirenden Fürsten, in Augsburg 1530 die Konfession, in Schmalkalden 31. Dez. 1530 die Bundesakte, verweigerte kühn im J. 1532, Ferdinand als römischen König anzuerkennen, u. war im April 1541 beim Religionsgespräch in Regensburg zugegen. 1544 vertauschte er seinen Antheil an Zerbst, in dem er früher als die meisten anderen protestantischen Fürsten die Reformation eingeführt hatte, mit einer Hälfte von Bernburg, verlor aber sein Land nach dem Ausbruche des Schmalkaldischen Krieges u. wurde 12. Jan. 1547 in die Acht erklärt. Nachdem er mehrere Jahre sich im Harz verborgen gehalten, erlangte er durch den Passauer Vertrag 1552 sein Fürstenthum wieder, gab es aber schon 1562, da er unvermählt geblieben war, an seine Vettern u. starb 23. März 1566.

**Wolfram**, Scheel (Wolframium), Name eines Minerales sowie des in diesem enthaltenen Metalles. Schon 1781 hatte Scheel in einem andern schwedischen Minerale, dem Tungstein (Schwerstein), eine eigenthümliche Säure gefunden, welche er Tungsteinsäure nannte, u. die 1785 von den Gebrüdern d'Elhuyart auch in dem Minerale W. aufgefunden sowie von denselben aus ihr auch zuerst das darin enthaltene Metall abgeschieden u. W. genannt wurde. Von anderer Seite erhielt das neue Metall zu Ehren Scheel's den Namen Scheelium od. Scheel; die Engländer nannten es Tungsten, doch ist der Name W. im Laufe der Zeit der allgemeinere geworden. Das W. findet sich nie in unverbundenem Zustande in der Natur, sondern stets nur in Verbindung mit Sauerstoff als Wolframsäure. Letztere kommt als Mineral, Wolframocker, nur selten vor. Ueberhaupt gehören die Wolframerze zu den auf der Erde nur wenig verbreiteten Stoffen, wo sie aber vorkommen, ist dies oft wenigstens in einer für die bergmännische Gewinnung genügenden Menge der Fall. Von ihnen wird in Europa der Wolframit od. W. abgebaut u. technisch verwendet. In Connecticut hat man Tungstein od. Scheelit (wolframsauren Kalk) in großen Massen gefunden. Der Wolframit erscheint in schwarzen, glänzenden großen, schweren Krystallen des rhombischen Systems, zuweilen auch in derben braunschwarzen bis schwarzen Massen u. besteht aus einer Verbindung von wolframsaurem Eisenoxydul mit wolframsaurem Manganoxydul; seine Härte ist = 5,5, das spez. Gew. = 7,2. Es findet sich auf den Zinnerzlagerstätten des Erzgebirges u. von Cornwallis, bei Nertschinsk u. a. O. Der Name W. soll von „wolfrig" abstammen, was bei den Bergleuten so viel als fressend bedeutet, da das Wolframerz den Zinngehalt beim Zinnausschmelzen verringert. Der Scheelit findet sich an denselben Fundorten wie der Wolframit, gewöhnlich jedoch nur in unbedeutender Menge; er bildet gelbliche, graue, seltener weiße Krystallkrusten, deren Flächen starken Glas- bis Diamantglanz zeigen, hat eine Härte von 4,5, ein spez. Gew. von 6—6,2 u. besteht aus 80,65 % Wolframsäure u. 19,35 Kalkerde, ist daher für die Darstellung der erstern besser geeignet als der Wolframit. Ein sehr seltenes Mineral ist das Scheelbleierz od. der Stolzit, natürliches wolframsaures Bleioxyd u., wie der Scheelit, im tetragonalen Systeme krystallisirend. Das reine Wolframmetall ist glänzend stahlgrau, sehr hart u. spröde u. außerordentlich schwer schmelzbar. Sein chem. Zeichen ist W, sein Aequivalent = 92, sein Atomgewicht = 184; das spez. Gewicht 17,2—17,6. Durch die Luft wird das Metall bei gewöhnlicher Temperatur nicht verändert, es behält seinen Glanz; beim Glühen an der Luft aber oxydirt es sich zu Wolframsäure. Das reine Wolframmetall wird technisch nicht verwendet; das, was unter diesem Namen im Handel vorkommt u. zur Bereitung des Wolframstahls, welcher durch große Härte sich auszeichnet, gebraucht wird, ist ein eisen-manganhaltiges W. mit 20—60 % Wolframgehalt. — Mit dem Sauerstoff bildet das W. zwei Verbindungen: das Wolframoxyd od. Wolframbioxyd = $WO_2$, u. die Wolframsäure = $WO_3$. Ersteres ist ein schwarzes, letztere ein gelbes Pulver (Wolframgelb); beide sind geruch- u. geschmacklos u. in Wasser u. Säuren unlöslich. Von den Salzen wird das wolframsaure Natron zum Unverbrennlichmachen leicht entzündlicher Gegenstände verwendet, wie z. B. Vorhänge, Ballkleider von Tarlatan u. dgl.; auch zur Beize in der Zeugdruckerei, anstatt des Zinnsalzes, hat man dieses Salz empfohlen. Durch seine schöne dunkelblaue Farbe ist das wolframsaure Wolframoxyd ausgezeichnet: Wolframblau. Wolframweiß ist wolframsaures Zink- (od. auch Blei-) Oxyd, als Anstrichfarbe von großer Deckkraft u. blendender Weiße. Unter dem Namen Wolframbronze ist eine zum Bronziren dienende, aus prachtvoll goldgelb glänzenden Flitterchen bestehende Verbindung bekannt, die aus wolframsaurem Wolframoxydnatron besteht u. durch Schmelzen von wolframsaurem Natron mit überschüssiger Wolframsäure u. Eintragen von Zinn in die geschmolzene Masse erhalten wird. Verwendet man anstatt des Natrons hierzu Kali, so erhält man eine Bronze, welche eine violettrothe, metallisch glänzende Farbe besitzt. Mit dem Chlor bildet das W. zwei, ihrer Zusammensetzung nach den Sauerstoffverbindungen des W. entsprechende Verbindungen: das Wolframbichlorid ($WCl_2$) u. Wolframtrichlorid ($WCl_3$), beide sind dunkelrothe, krystallinische, in der Hitze flüchtige Körper.

**Wolfram von Eschenbach**, einer der größten deutschen Dichter, lebte in den letzten Jahrzehnten des 12. u. den ersten des 13. Jahrhunderts. Er war gebürtig aus dem noch heute vorhandenen Städtchen Eschenbach unweit Ansbach, wo der Stammsitz seines edlen Hauses lag, an dessen Besitzungen W. als nachgeborener Sohn keinen Theil hatte. W. besaß nur ein kleines Gut, Namens Wildenberg, auf dem er sich zeitweilig aufhielt. Lange lebte er am Hofe des kunstsinnigen Landgrafen Hermann von Thüringen auf der Wartburg, wo er auch seine großen Dichtungen schrieb; infolge dessen wird er als Mitkämpfer im Wartburgkriege (s. d.) genannt. Auch ein Graf von Wertheim u. ein anderer von Abenberg scheinen Gönner des Dichters gewesen zu sein. Wahrscheinlich lebte er in glücklicher Ehe.

Gelehrte Bildung besaß er nicht u. konnte weder lesen noch schreiben; wenn er, der Mode folgend, seine Werke gelegentlich mit französischen Brocken durchstreute, so braucht daraus noch nicht auf eine tiefere Kenntniß geschlossen zu werden. W.'s Todesjahr, das etwa um 1230 zu setzen ist, ist uns unbekannt, doch wissen wir, daß er in seiner Vaterstadt begraben lag u. noch zu Anfang des 17. Jahrh. sein Grabmal daselbst gezeigt wurde. Sittlicher Ernst u. Gedankentiefe, zu denen sich gelegentlich ein liebenswürdiger Humor gesellt, bilden den Charakter seiner Dichtungen, deren Werth durch Häufung der Begebenheiten u. dunkle Sprache nur hier u. da beeinträchtigt wird. Die abenteuerlichen, oft leichtfertigen Stoffe, die er französischen Vorbildern entnommen hatte, belebte u. durchgeistigte er zu Verkörperungen der höchsten Ideale des christlich-germanischen Ritterthums; freilich ist trotzdem eine gewisse Vorliebe für das Seltsame u. Abenteuerliche nicht zu verkennen; bekannt ist das Urtheil Gottfried's von Straßburg, W. sei ein Erfinder u. ein Jäger wilder Märe. W. ist vorwiegend epischer Dichter; einige Liebeslieder von ihm haben geringere Bedeutung. Sein Meisterwerk ist der „Parcival“ (s. d.), in dem die Artus- u. die Gralsage ineinander gearbeitet sind, wobei jene den Stoff zur Darstellung des weltlichen, diese zu der des geistlichen Ritterthums giebt. Der Gang der Erzählung ist kurz folgender: Parcival, der Sohn Gamuret's aus dem königlichen Hause Anjou, wird, nachdem Letzterer auf einem Zuge nach dem Orient umgekommen, von seiner Mutter in Waldeseinsamkeit erzogen. Als er aber eines Tages drei mit prangenden Rüstungen angethanen Rittern, die zum Hofe des Königs Artus ziehen, begegnet, duldet es ihn nicht mehr bei der Mutter. Vergebens kleidet ihn dieselbe in Narrentracht u. giebt ihm thörichte Lehren mit, in der Hoffnung, er werde sich lächerlich machen u. bald zu ihr zurückkehren. Nach allerlei Abenteuern kommt der junge Held an Artus' Hof u. erlangt, nachdem ihn der greise Gurnemanz höfische Sitte gelehrt hat, durch seine ritterlichen Thaten Aufnahme unter die Helden der Tafelrunde. Nun zieht er zur Errettung der von übermüthigen Freiern bedrängten u. in ihrer Residenz belagerten Königin Konduiramur aus, befreit sie u. erhält ihre Hand. Aber sein Thatendurst treibt ihn bald wieder, auf Abenteuer zu ziehen. Eines Abends kommt er auf die Burg des Gral (s. d.) u. sieht alle Wunder desselben, sieht den todwunden Anfortas, seinen Oheim, u. den schneeweißen Greis Titurel, seinen Urgroßvater. Aber der Vorschrift Gurnemanz' getreu, bleibt er Alledem gegenüber stumm u. fragt nicht nach seiner Bedeutung, so daß er am andern Morgen mit Hohn fortgeschickt wird, während er, wenn er gefragt hätte, die Erlösung des Anfortas vollbracht u. das Gralkönigthum erlangt haben würde. So hat sich Parcival durch seine weltliche Klugheit das höchste Glück verscherzt. Parcival wird durch von Artus ausgesandte Ritter zur Tafelrunde zurückberufen, aber da erscheint die Fluchbotin des Gral, die Zauberin Kundrie, u. flucht ihm, worauf er der weltlichen Ritterschaft der Tafelrunde entsagt. Vier Jahre irrt er nun verzweifelnd umher, bis er endlich zu einem frommen Einsiedler, seinem Oheim Trevrizent, kommt, der ihm alle seine Zweifel hebt. Nun ermannt er sich u. besiegt Gawein, einen der Helden der Tafelrunde, der hier als Vertreter der weltlichen Ritterschaft erscheint. Von Neuem in die Tafelrunde aufgenommen, zieht er zur Gralburg u. erlöst seinen siechen Oheim, worauf ihn dieselbe Gralbotin, die ihm einst den Fluch gebracht, des Gralkönigthums würdig erklärt. — Dieses Werk verfaßte W. zwischen 1205 u. 1215; man hat vielerlei Allegorien darin finden wollen, aber in Bezug auf den Grundgedanken des Ganzen wol mit Unrecht — derselbe ist spezifisch christlich u. mittelalterlich, aber keineswegs allgemein menschlich. Von dem „Titurel“, einer Jugendarbeit des Dichters, deren Stoff gleichfalls dem Gebiete der Gralsage angehört, ist nur ein Fragment vollendet, das die Liebe Schionatulander's zu Sigune, einer Urenkelin Titurel's, erzählt u. von außerordentlicher Formschönheit ist. W.'s letztes Werk, der „Willehalm“, behandelt die Thaten des heiligen Wilhelm von Orange, der dem Karolingischen Sagenkreis angehört. Eine meisterhafte kritische Ausgabe der Werke W.'s besorgte Karl Lachmann (Berl. 1833; 3. Ausg., herausgeg. von M. Haupt, ebd. 1872); Parcival u. Titurel gab heraus K. Bartsch (3 Bde.; 2. Aufl., Lpz. 1875—77); Uebersetzungen veranstalteten San Marte in „Leben u. Dichten W.'s v. Eschenbach“ (2 Bde., Magdeb. 1836—41; 2. Aufl., Lpz. 1858) u. „Wilhelm v. Orange“ (Halle 1873) sowie Simrock, „Parcival u. Titurel“ (2 Bde., Stuttg. 1842; 5. Aufl. 1876). Vergl. noch San Marte u. Wolfart, „Parcival-Studien“ (3 Hefte, Halle 1861—62); K. Kant, „Scherz u. Humor in W.'s v. E. Dichtungen“ (Heilbr. 1878).

**Wolfsbohne**, s. v. w. Lupine (s. d.).

**Wolfsgruben** gehören zu den Annäherungshindernissen in der Befestigung u. bestehen in trichterförmig ausgehobenen, beinahe mannstiefen Gruben, in deren Mitte ein oben scharf zugespitzter Pfahl, den man von außen nicht sieht, hervorragt. Die Wolfsgruben werden in der Regel schachbrettförmig angelegt.

**Wolfskirsche** od. Tollkirsche, s. „Atropa“.

**Wolfsmilch**; Pflanzengattung der Euphorbiaceen mit einer großen Reihe von Arten, die sich sowol über die gemäßigte wie über die warme u. heiße Zone verbreiten u. zum Theil zu sehr charakteristischen Landschaftspflanzen werden. Die meisten enthalten einen Milchsaft, der nicht selten sehr starke giftige Eigenschaften hat, in der Regel aber eingetrocknet kautschukähnliche Substanzen liefert. Es giebt strauchförmige u. krautartige Wolfsmilcharten. Erstere gehören nur der heißen Zone an u.

Nr 5583. Der dornige Wolfsmilchbaum des Sudan (als Typus der kaktusartigen Euphorbiaceen).

ähneln häufig den Kaktusarten, welche sie in Afrika, wo sie bes. häufig erscheinen, gewissermaßen vertreten. Da viele von ihnen dornig sind, so verbarrikadirt man in Binnenafrika die Dörfer mit diesen seltsamen u. undurchdringlichen Kaktus-Euphorbien. Einige dieser blattlosen Arten liefern das Euphorbium, den an der Luft getrockneten äußerst scharfen Milchsaft, einen Stoff, der in Pulverform auch bei geringster Menge schon heftiges Niesen, sonst Entzündung u. Anschwellung des Gesichts veranlaßt, in Pflastern als blasenziehendes Mittel verwendet wird, innerlich aber giftig, selbst tödlich wirkt. Vorzugsweise kommt dasselbe von E. officinarum, L., in Mittel- u. Nordwestafrika. Eine ziemlich durchgreifende Eigenschaft der Euphorbiaarten ist die purgirende Wirkung ihres Saftes. In dieser Beziehung stand E. Lathyris, L., aus Südeuropa bei den alten Aerzten u. selbst beim Volke in hohem Ansehen u. ist deshalb auf Gebot Karl's d. Gr. in unsere Gärten eingeführt worden, wo man sie als Springkraut u. Springwurzel kennt. Uebrigens ist die Anzahl der Arten, die man arzneilich od. ihrer Gifte wegen verwerthet, sehr groß, doch gehören die meisten derselben fremden Ländern, bes. den heißeren, an. — Die Gattung W. ist der Typus einer eigenen großen Familie, der Euphorbiaceen, geworden, von der viele Glieder zu stattlichen Bäumen heranwachsen u. einzelne, wie die Kautschukbäume, eine große wirthschaftliche Bedeutung erlangt haben. Wir besitzen hier zu Lande nur den Buchsbaum als einziges Holzgewächs dieser Familie.

**Wolfsrachen,** s. „Hasenscharte".

**Wolga** (von den Mordwinen Rau od. Rha, von den Tscheremissen Jul, d. i. Fluß, von den Kalmüken u. Tataren Edel, Idel, Atyl, bei den Alten Oarus genannt), der längste u. wasserreichste europäische Fluß, entfließt dem Jordanbrunnen bei dem Dorfe Wolgó Werchowje im Kreise Ostaschkow des russ. Gouvernements Nowgorod. Das schlammige u. ungenießbare Wasser sickert aus einer weiten, 228 m. hoch gelegenen Sumpfebene der Alaunischen Höhen od. des Wolchonski-Waldes zusammen, fließt aus dem Brunnen durch eine tiefe Waldschlucht zum Owsselugsee, der auf einer Insel das Neussolowetzki'sche Eremitenkloster trägt, erweitert sich dann zum Großen u. Kleinen Werchitasee, fließt durch den Sstersh, durch den Peno- u. endlich durch den Wolgósee u. nimmt links die Sselisharowka, den Abfluß des Sseligersees, auf. Von ihrer Quelle bis Subzow fließt sie in allgemein südöstl. Richtung, wendet sich dann bis zur Mündung der Mologa nach NO. Auf dieser Strecke durchbricht sie niedrige Hügel der Kohlenformation u. wird durch den Einfluß der Twertza bei Twer für flachgehende Fahrzeuge schiffbar, unter günstigen Verhältnissen aber ist sie selbst bis in die oben genannten Seen u. bis zum Sseligersee benutzbar. Unterhalb Twer empfängt sie die 36 M. lange schiffbare Medwjediza u. an ihrem nördlichsten Punkte die 73 M. lange u. zur Schiffahrt sehr geeignete Mologa. Hier beginnt das 3. Stromstück; der Fluß läuft reizlos in ostsüdöstl. Richtung durch eine wenig unterbrochene Ebene der permischen Formation bis Kasan; durch starke Zuflüsse entwickelt er sich zu großer Mächtigkeit u. erreicht schon bei Nishnij-Nowgorod bis 750 m. Breite. Sein erster linker Nebenfluß hier ist die 58 M. lange, schiffbare Scheksna, gegenüber von Rybinsk, wo die Schiffahrt für schwere Fahrzeuge beginnt. An weiteren schiffbaren Zuflüssen erhält er hier links die 40 M. lange Kostroma, die noch längere Unsha, die über 90 M. lange Wetluga u. die 20 M. lange Kasanka, rechts vor Allem die über 200 M. lange u. weithin schiffbare Oka, die gegen 140 M. lange Ssura u. die nach N. parallel der W. fließende, 50 M. lange Swiaga. Das 4. Stromstück reicht von Kasan bis Zarizyn; hier läuft der Fluß fast durchaus südl., mit Ausnahme des 20 M. langen Ssamarabogens, bildet rechts ein hohes, wellenförmiges, oft von schroffen Schluchten durchschnittenes, mit Wald bewachsenes Ufer, dem Jura u. der Kreide angehörig u. als altes Meeresufer zu betrachten, links eine flache, ungeheure Grasniederung, die im Frühjahre meilenweit überschwemmt wird. An schiffbaren Zuflüssen gehen ihr hier links die über 220 M. lange Kama u. der etwa halb so lange Steppenfluß Irgis zu. Der 36 M. lange Ssok u. die gleich lange Ssamara sind ohne Schiffahrt, wie auch die rechts mündende, 36 M. lange Tereschka. Im 5. Stromstück, von Zarizyn bis zur Mündung, läuft sie südöstl.; ihr bis dahin hohes rechtes Stromufer wendet sich vom Flusse ab, u. zu beiden Seiten dehnt sich eine unabsehbare Ebene, rechts die Kunia-, links die Kalmükensteppe, aus. Der Fluß fängt schon oberhalb Zarizyn an, sich zu theilen, indem er links die Achtuba abschickt, die später, mit dem Bereket vereinigt, als Bereket in den Kaspisee mündet. Zwischen ihr u. dem Hauptarm entwickelt sich bald ein 1—4 M. breites Insellabyrinth, das bis Astrachan reicht u. dann in das Wolgadelta übergeht, von dessen endlos verschlungenen Wasserarmen hauptsächlich acht den Abfluß leiten. — Die Gesammtlauflänge des Flusses beträgt 462,5 M., der Abstand der Quelle von der Mündung 218, das Stromgebiet 24,330 □M. Die W. ist die hauptsächlichste Wasserader Rußlands, leidet an keinen Stromschnellen, hat aber viele die Schiffahrt hindernde sandige Untiefen, wechselt häufig ihr Fahrwasser, hat viele unbenutzbare Seitenarme u. Uferteiche u. langen Eisstand, der in Kostroma durchschnittlich 160, in Kasan 153, in Twer 147, in Saratow 132 u. selbst in Astrachan noch 106 Tage währt. Durch mehrere Kanäle ist sie mit den Gewässern des Baltischen Meeres in Verbindung gebracht worden. Schon 1703 befahl Peter d. Gr., die Twertza durch einen Kanal mit der in den Mstasee mündenden Zna zu verbinden. Der Mstasee sendet die Msta in den Ilmensee, dessen Abfluß, der Wolchow, sich in den Ladogasee ergießt, welcher seinerseits durch die Newa mit dem Finnischen Busen kommunizirt. Dieses sog. Wyschni-Wolotschok-System wurde 1719 durch Verbindung der Flüsse Zna u. Schlina verbessert, u. durch die Grabung des Sievers- u. des Wischera-Kanals wurde 1743 die Fahrt auf dem Ilmensee u. durch Erbauung der Kanäle Peter's I. u. Alexander's II. die auf dem Ladogasee vermieden. Das Tichwinkasystem verbindet die Tschagodoschtscha, einen Nebenfluß der Mologa, durch den Tichwinkakanal mit der Tichwinka, einem Zuflusse des dem Ladogasee zugehenden Ssjaß. Das Mariensystem benutzt die aus dem Bjelojesee kommende Scheksna, längs dessen Süd- u. Westufer der Bjelosersktkanal zur Kowsha geführt ist, die ihrerseits wieder durch den Marienkanal mit der in den Onegasee fließenden Wytegra verbunden ist. Aus dem Onegasee führt der Sswir zum Ladogasee u. von hier die Newa zur Ostsee. Zur Vermeidung der Fahrt auf dem Onegasee ist am Südufer desselben der Onegakanal geführt. Endlich noch führt das Kanalsystem Herzog Alexander's von Württemberg aus der Scheksna zur Ithla, von da zum Blagoweschtschenskojesee, durch die Porosowiza, ihren Ausfluß, in den Kubenskojesee, dem die Suchona, ein Quellfluß der Dwina, entströmt, u. somit Kaspisee, Weißes Meer u. Ostsee verbindet. Die Zahl der Wolgafahrzeuge ist demnach eine sehr bedeutende. Es mögen im Durchschnitt gegen 14,000 Schiffe die obere, gegen 7000 die mittlere u. untere W. befahren. Schon vor Jahrhunderten bestanden die mächtigen u. reichen Handelsemporien Bolgar, Kasan u. Nishnij-Nowgorod an der mittleren u. Atel, Ssarai, Astrachan an der unteren W., u. die Nowgoroder betrieben schon zur Hansazeit einen schwungvollen Handel von ihrer an der Twertza gelegenen Grenzfestung Torshok. Jetzt sind Twer, Rybinsk, Jaroslawl, Kostroma, Nishnij Nowgorod, Kasan, Ssimbirsk, Ssamara, Saratow u. Astrachan die wichtigsten Handelsplätze an ihr. Fast eben so wichtig aber wie die Schifffahrt ist die Fischerei des Stromes. Hechte, Sander, Barben, Welse, Störe u. Hausen, Sterlete u. Sewrugen finden sich in solcher Menge, daß der Pacht für die zum Regal erhobenen Fischereien bis zu 700,000 Rubel Banco dem Staatsschatze einbringt. Die beständigen Fischereien finden sich nur an der unteren W. aufwärts bis Ssimbirsk. Wegen dieses Reichthums an Fischen ist die W. dem Russen ein heiliger Strom, den er gewöhnlich als Matuschka W., Mütterchen W., bezeichnet.

**Wolgast,** Stadt mit 7269 E. (1875) im Kreise Greifswald, Reg.-Bez. Stralsund der preuß. Provinz Pommern, liegt links an der Peene, eine M. vor ihrer Mündung u. an der Zweiglinie Züßow-W. der Berlin-Stettiner Eisenbahn, hat einen für kleine Fahrzeuge zugänglichen Hafen (die größeren werden auf dem Ruden, einer kleinen Insel vor der Peenemündung, gelichtet u. geladen), eine Navigationsschule, Reste eines alten Schlosses, Leder- u. Tabakfabrikation, Weberei, Schiffsbau u. Seehandel. Die Stadt besitzt selbst einige 60 Schiffe, einschließlich eines Dampfers, u. in ihrem Hafen verkehren jährlich über 150 Schiffe. — Die sehr alte Stadt, ehemals Sitz der Herzöge von Pommern-W., war schon im 12. Jahrh. stark befestigt, wurde 1628 von Wallenstein, 1630 von den Schweden, 1637 von den Kaiserlichen u. 1638 wieder von den Schweden erobert; 1675 vom Großen Kurfürsten eingenommen, 1713 von den Russen geplündert u. 1715 von den Schweden zurückerobert. Von den ehemaligen Befestigungen ist wenig mehr zu sehen.

**Woljsk,** Kreisstadt mit 26,853 E. (1867) im russ. Gouvernement Saratow, liegt anmuthig am linken Wolgaufer, hat Kreis- u. Gartenbauschule, vielfache Fabrikation, wichtigen Flußhafen, große Märkte u. treibt bedeutenden Handel. In der Nähe liegen mehrere deutsch-schweizerische Kolonien, W. gegenüber Schaffhausen.

**Wolken** sind in höheren Regionen der Atmosphäre sich bildende Nebel, welche durch Kondensation des in der Atmosphäre befindlichen Wasserdampfes entstehen. Die Verdichtung in die tropfbar-flüssige Form findet aber nicht in Gestalt von kleinen Tröpfchen statt, sondern zunächst, wie schon Halley (1694) vermuthete, in Gestalt von kleinen hohlen Bläschen, den sog. Nebelbläschen, od. auch, bei Temperaturen unter 0°, in Gestalt von sehr feinen Eiskrystallchen, den Nebelkrystallchen. Das Vorhandensein dieser Nebelbläschen ist durch die Untersuchungen späterer Forscher, wie Kämtz, Fraunhofer, Clausius 2c., bestätigt worden, bes. durch den Nachweis, daß gewisse optische Meteore, wie z. B. die Höfe um Sonne u. Mond, sich nur durch die Reflexion des Lichtes an solchen Nebelbläschen erklären lassen. Das Bedenken, daß, obgleich Nebelkrystalle u. Nebelbläschen durch ihre Schwere sich fortwährend senken müssen, doch die W. oft tagelang an derselben Stelle schweben, wird dadurch beseitigt, daß, wie schon Leopold v. Buch u. ausführlicher Dove nachwies, eine W. nichts Fertiges ist, kein Produkt, sondern ein Prozeß. Sie besteht nur, indem sie entsteht u. vergeht. Wie die weiße Schaumstelle in einem sonst klaren Gebirgsbach von der Höhe aus zwar stets an derselben Stelle erscheint, aber doch nichts Festes ist, ebenso ist es mit der W., die den Gipfel des Berges umhüllt. Der Stein, an dem gewissermaßen der Bach zerschäumt, ist der Berg, der Bach die Luft, der Schaum die W. — Jede kältere Luftschicht muß die Dämpfe zum Theil zu Bläschen verdichten, die beim Herabsinken in eine wärmere Schicht sich sofort wieder auflösen, aber darüber durch neu entstehende Bläschen sofort ersetzt werden. Die Benennung der verschiedenen Formen der W. geschieht allgemein nach der von Luke-Howard in seinem 1820 erschienenen Buch „Climate of London etc." eingeführten Terminologie. Man unterscheidet danach drei Hauptarten: Cirrus od. Federwolken, Cumulus od. Haufenwolken u. Stratus od. Schichtwolken. Zu den Federwolken gehören die sog. Windbäume. Die Haufenwolke bildet abgerundete Massen, ihre Farbe ist je nach dem Stande der Sonne ganz dunkel bis schneeweiß. Die Schichtwolke breitet sich mit horizontaler Oberfläche unmittelbar über dem Boden aus. Zwischenformen sind: die federige Haufenwolke (Cirrocumulus), welche die sog. Schäfchen od. das Lämmergewölk bildet, die federige Schichtwolke (Cirrostratus), die gethürmte

Haufenwolke (Cumulostratus), die sich in der Regel meist sehr bald verdichtet u. am häufigsten Regen fallen läßt, endlich die Regenwolke (Nimbus od. Cirrocumulostratus), die durch Verdichtung u. Verdunkelung aus den anderen Wolkenformen, am häufigsten aus dem Cumulostratus, entsteht. Die Höhe der W. kann man aus ihrer Lage an od. über den Gebirgen od. durch Winkelmessungen bestimmen. Am höchsten erheben sich die Cirrus u. Cirrocumulus. Bouguer u. v. Humboldt sahen die Federwolken weit über den Gipfeln der Cordilleren schweben. Ihnen an Höhe zunächst kommt der Cirrostratus, der aber durch alle Höhen herabsinkt, bis er als Stratus die Erdoberfläche berührt. Der Cumulus u. Cumulostratus nehmen die mittleren Regionen zwischen 3000 bis 6000 m. ein. Die Fortbewegung der W. in horizontaler Richtung ist eine Folge der Bewegung der Luftströme, in denen sie sich befinden, Richtung u. Geschwindigkeit ist daher auch bei beiden dieselbe. — Die Ursache der Kondensation der Wasserdämpfe innerhalb einer Luftmasse, die Ursache der Wolkenbildung also, ist immer eine Temperaturerniedrigung, welche auf verschiedene Art vor sich gehen kann. Ueber warmen Wasserflächen od. von der Sonne erwärmtem feuchten Erdboden können sich Luftschichten mit Wasserdampf sättigen, die infolge ihrer durch die Wärme bedingten Ausdehnung in die Höhe steigen u. sich daselbst mit kalter Luft mischen, od. an hohen felsigen Bergwänden, Gletschern, Schneefeldern 2c. hin streichen u. dabei ihre Wärme verlieren od. durch rasche Ausdehnung in den Höhen geringen barometrischen Druckes erkalten, von der Wärmeausstrahlung in den Weltraum, von elektrischen u. magnetischen Einwirkungen ganz abgesehen. In gebirgigen Gegenden treffen diese Vorbedingungen für die Wolkenbildung viel häufiger zusammen als in weit ausgedehnten Ebenen. Die Bewölkung ist deshalb auch in den Gebirgen häufiger u. dauernder. Sie breitet sich von ihnen über die Niederung aus, u. nicht mit Unrecht gilt die Bewölkungsart der Berghöhen als ein Zeichen für die lokale Witterungsänderung. Alle Aenderungen innerhalb der W., mögen dieselben auf Temperatur, Druckverhältnisse, Feuchtigkeitsgehalt 2c. sich beziehen, sind wahrscheinlich auch mit Aenderungen des elektrischen Zustandes verbunden; leider ist die Untersuchung der einschlagenden Erscheinungen so schwierig, daß zur Zeit eine vollständige Theorie der atmosphärischen Elektrizität noch nicht hat gegeben werden können. Die W. üben einen der Stärke nach mannichfach wechselnden, bald positiv, bald negativ elektrischen Einfluß aus, nicht nur, wenn es in ihnen blitzt, sondern auch, wenn sie sich zu Regen u. Schneefall verdichten, ja überhaupt, wenn sie über den Beobachtungsort hinziehen, wie dies schon von Volta, Saussure, Schübler u. A. nachgewiesen worden ist. Nach den Beobachtungen von Schübler sind die Regen der Mehrzahl nach negativ, die Schneefälle dagegen positiv elektrisch. Nebel sind stets stark positiv elektrisch, in der kälteren Jahreszeit, wo sie dichter sind, stärker als in der wärmeren (vgl. „Gewitter“).

Nr. 5584. Cirrus oder Federwolke.

Nr. 5585. Cumulus oder Haufenwolke.

Nr. 5586. Stratus oder Schichtwolke.

Nr. 5587. Cirrocumulus oder federige Haufenwolke.

Nr. 5588. Cirrostratus oder federige Schichtwolke.

Nr. 5589. Cumulostratus oder getürmte Haufenwolke.

**Wolkenbruch** nennt man einen ganz ungewöhnlich starken Regen, bei welchem das Wasser nicht mehr in einzelnen Tropfen zu fallen, sondern in ganzen Strahlen herabzukommen scheint. Der Grund ist eine durch plötzliche Abkühlung hervorgerufene Kondensation großer Wasserdampfmassen in der Luft; verbunden ist die Erscheinung, welche in engen Thälern sehr verderblich werden kann, in der Regel mit heftigen elektr. Gewittern.

**Wolkenstein,** Oswald v., deutscher Dichter u. einer der Epigonen des Minnesanges, geb. 1367 als Sprößling eines tirolischen Adelsgeschlechtes; führte ein unstetes, abenteuerreiches Leben, that unter verschiedenen Herren Kriegsdienste in Preußen, Böhmen, Tirol, Italien, selbst in Armenien u. Persien, unternahm Reisen nach England, Spanien, Portugal, Afrika u. Palästina, lebte, seit er 1119 zuletzt gegen die Hussiten gekämpft hatte, auf seiner Burg Hauenstein u. starb 2. Aug. 1445. Die wichtigste Quelle für sein Leben bilden seine Gedichte, in welche er seine Schicksale zu verflechten liebt. Diese Lieder (herausgeg. von Beda Weber, Innsbr. 1847) sind äußerlich im Tone der alten Minnepoesie gehalten, leiden aber durchweg an Geschraubtheit u. Verkünstelung. Vgl. Beda Weber, „Oswald v. W. u. Friedrich mit der leeren Tasche“ (Innsbr. 1850) u. Zingerle, „Beiträge zur älteren tirol. Literatur. I. Oswald v. W.“ (Wien 1870).

**Wolkenstein,** Stadt mit 2242 E. (1875) in der sächs. Kreishauptmannschaft Zwickau, liegt am Berggehänge links an der Zschopau u. an der Linie Flöha-Annaberg der sächs. Staatsbahn, hat ein Schloß auf hohem Felsen, jetzt Sitz eines Gerichtsamtes, treibt ansehnliche Posamentenfabrikation, bes. Gorl- u. Soutachenähterei, Schuhmacherei, Flachs- u. Baumwollenspinnerei u. hat eine Holzschleifmühle. Im nahen Hüttengrunde liegt das W.er Warmbad, eine schon seit dem 14. Jahrh. bekannte Schwefelquelle von 29° C. von der Wirkung des Bades Warmbrunn in Schlesien, mit Badeanstalten u. Anlagen.

**Wollaston** (spr. Uolläst'n), William Hyde, engl. Physiker u. Chemiker, geb. zu East-Dereham (Norfolkshire) 6. Aug. 1766; studirte in Cambridge Medizin, praktizirte dann als Arzt zu Bury St. Edmunds (Suffolkshire) u. London, gab aber später seine Praxis auf u. widmete sich dem Studium der Physik u. Chemie. Schon seit 1793 Mitglied der königl. Sozietät der Wissenschaften in London, wurde er 1806 deren Sekretär. Er starb zu London 22. Dez. 1828. Viele seiner Abhandlungen finden sich in den „Philosophical transactions“, in Thomson's „Annals of philosophy“ u. in Gilbert's u. Poggendorff's „Annalen“. Berühmt hat er sich hauptsächlich gemacht durch die Entdeckung der Schmiedbarkeit des Platins; gelegentlich der Untersuchung dieses damals noch wenig bekannten Metalles entdeckte er zwei neue Metalle, das Palladium u. das Rhodium; weiterhin vervollkommnete er die Einrichtung des Mikroskops u. die Konstruktion der galvanischen Batterien durch die nach ihm benannte Doppelplatte, den Fingerhutapparat 2c. Eine wichtige Erfindung war die des Reflexionsgoniometers (s. „Goniometer“), auch verdanken wir W. die Erfindung des Kryophors sowie die Verbesserung der Hooke'schen Camera lucida. Ihm zu Ehren nannte man ein Mineral, welches meist in tafelförmigen Krystallen des monoklinischen Systemes vorkommt, farblos od. röthlichweiß u. graulichweiß u. glasglänzend ist u. aus kieselsaurem Kalk mit einem Gehalte von 47,6 Kalk u. 52,4 Kieselsäure besteht: Wollastonit.

**Wolle** nennt man das Haarkleid des Schafes u. einiger verwandter Thiere aus dem Geschlecht der Ziege. Unter dem Mikroskop zeigt sich das Wollhaar bestehend 1. aus der äußeren od. der Epithelialschicht, aus ganz dünnen, dachziegelförmig über einander lagernden Hornblättchen; 2. aus der mittleren Schicht od. Faser- u. Rindensubstanz, welche aus verhornten Zellen von spindelförmiger Gestalt bestehen, sowie aus Luftlücken, deren Vorhandensein die Hygroskopie des Haares nicht unwesentlich beeinflußt; u. 3. aus der Marksubstanz, d. h. aus unverhornten, rundlichen od. polygonalen Zellen. Markfrei sind die feineren Wollhaare, das unter dem Grannenhaar befindliche Unter- od. Flaumhaar. Markhaltige Haare kommen als straffe, kurze Stichelhaare od. mehr od. weniger gewellte sog. Grannen- od. Oberhaare vor, welche bei den langwolligen engl. Rassen eine Länge bis zu 30 cm. erreichen. Das Oberhaar ist gleichmäßig auf der Haut vertheilt; das Unterhaar wird in einzelnen Bündeln, Strähnchen, durch Bindehaare gruppenweise zusammengehalten. Die Substanz der W. ist übereinstimmend mit der des Hornes; sie besteht bei der Merinowolle aus 50,46 % Kohlenstoff, 7,37 % Wasserstoff, 15,74 % Stickstoff, 3,43 % Schwefel u. 21,01 % Sauerstoff. In der Asche sind vorzugsweise Kalk, Kali, Kieselsäure u. Eisen vorhanden. — Hinsichtlich der Eigenschaften des Wollhaares kommt behufs seiner technischen Verwendung vorzugsweise die Kräuselung in Betracht, welche das markfreie Wollhaar auszeichnet. Schlichte W. hat nur schwachwellige Kräuselungsbogen, welche einen Halbkreis nicht erreichen; bei normaler Kräuselung müssen die einzelnen Krümmungen annähernd Halbkreise darstellen. Wird der Halbkreis überschritten, so wird die W. hochbogig; für die Tuchfabrikation ist ein solcher Zustand erwünscht, weil daraus eine bessere Verfilzung u. Walkbarkeit der tuchartigen Gewebe resultirt u. diese dadurch fester u. dichter werden. Nähern sich die einzelnen Bogen mehr der Kreisform, so spricht man von Zwirn. Solche W. läßt sich schlecht zu einem haltbaren Faden verspinnen. Flachbogige W.n, bei welchen sich die halbkreisförmigen Bogen immer mehr verflachen, werden für die Kammgarnspinnerei resp. für die Fabrikation glatter Stoffe geschätzt. Diese flachbogige Wellung entspricht weniger der Natur des Merinohaares, wenn man die Mauchamps hiervon ausnimmt; sie ist in der Regel den kurzen u. mittelwolligen englischen Schafrassen eigen. Das Extrem der Schlichtheit erreichen entweder die ganz langen groben W.n der Landschafe od. die Merinoschafe mit verworrener W., deren Kräuselung kaum noch od. nicht mehr wahrzunehmen ist. Dieser Charakter der W. ist gewöhnlich vererbt, kann aber auch durch Krankheit u. schlechte Haltung erworben werden. Die Feinheit der W. resp. des Wollhaares wird durch dessen Querdurchmesser bedingt; je kleiner derselbe, desto größer die Feinheit. Derselben wurde früher ein viel höherer Werth beigelegt als heute, da durch die Verbesserung der Maschinen die feinsten Stoffe auch aus minder feinen W.n hergestellt werden können. Da aber das Wollhaar nicht vollkommen rund ist, so geschieht die Beurtheilung des Feinheitsgrades nicht durch Bestimmung des Durchmessers, sondern durch Meßinstrumente, sog. Wollmesser, welche die Zahl der in einer bestimmten Länge vorhandenen Kräuselungsbogen feststellen; denn die Zahl der Bogen in einer bestimmten Längeneinheit ist um so größer, je feiner das Wollhaar ist. Nach der Feinheit wird das Sortiment der W. für den Markt hergestellt, für den Fabrikanten dagegen kommen bez. des Sortiments noch andere werthbestimmende Eigenschaften in Betracht. Betreffs des mittleren Durchmessers ergeben sich bei den verschiedenen Wollsorten große Differenzen. Es beträgt derselbe

| | | | |
|---|---|---|---|
| bei der Heidschnucke | a. Oberhaar | 0,0833 | mm. |
| | b. Flaum. . | [illegible] | „ |
| „ dem Zigajaschaf | a. Oberhaar | 0,0657 | „ |
| | b. Flaum. . | 0,0373 | „ |
| „ „ Fruttigschaf | a. Oberhaar | 0,0584 | „ |
| | b. Flaum. . | 0,0286 | „ |
| „ „ Southdownbock | . . . . . | 0,0391 | „ |
| „ „ Mauchampmerino | . . . . | 0,0323 | „ |
| „ „ Kammwollmerino | . . . . | 0,0262 | „ |
| „ der Merinowolle | . . . . . . | 0,0177 | „ |

während der feine Faden des Seidenwurmes nur 0,0146 mm. dick ist. Zur Beurtheilung des Wollsortiments Feinheit ist das Schulterblatt des Schafes maßgebend. Die Farbe der W. ist gewöhnlich weiß, seltener grau, braun, schwarz, gelblich, röthlich. Die weißen W.n sind stets werthvoller, weil die von Natur farbigen nicht alle Farben annehmen u. deshalb nur zu schwarzen Zeugen verwendet werden. Die W. besitzt einen gewissen Glanz, welcher gewöhnlich bei mittelfeinen u. selbst groben Sortimenten am stärksten hervortritt. In natürlichem Zustande ist die W. mit einem Absonderungsprodukt der Schweiß- u. Talgdrüsen, dem sog. Fettschweiß, überzogen; die Menge u. Beschaffenheit desselben hat Einfluß auf die Haltbarkeit u. Wäsche der W. Der Fettschweiß erhält die Wollhaare geschmeidig u. schützt sie vor schädlichen äußeren Einflüssen. Auch außerdem ist die W. sehr unrein, so daß sie in rohem Zustande nur von 30—35 (Tuchwolle) bis zu 41 % (Kammwolle) reine Haarsubstanz enthält. Dieser Beimengungen wegen wird die W. das erste Mal schon auf dem Rücken der Thiere gewaschen (Rückenwäsche, Vließwäsche), wobei die rohe W. 20—70, im Mittel 40—60 % an Gewicht verliert. Nach dem Trocknen werden die Schafe geschoren. Die auf den Extremitäten, den Backen wachsende (Stückenwolle) sowie die durch Harn od. Kletten verunreinigte W. (Locken) wird, da sie einen geringeren Werth als die des zusammenhängenden Vließes hat, bes. verkauft. Die Schafschur geschieht gewöhnlich einmal im Jahr (Einschur); bisweilen werden jedoch auch langwollige Schafe zweimal, im Frühjahr u. im Herbst, geschoren (Zweischur). Von dieser Schurwolle unterscheidet man noch die von den gefallenen Thieren geschorene Sterblingswolle, welche minder fest ist u. die Farbe schlecht annimmt. Behufs der Verarbeitung der W. muß diese in den Fabriken nochmals u. viel sorgfältiger gewaschen u. entfettet werden; dabei ergiebt sich noch ein Waschverlust von bis 30 %. Das Entfetten geschieht bei der Streichgarnspinnerei durch gefaulten Urin, welcher mit 50 % Wasser verdünnt wird. Der Kammgarnspinner entfettet die W. durch heißes Seifenwasser von 75° C., zu welchem noch Soda hinzugesetzt werden kann. Die technische Verwendung der Schafwolle zu Filzen u. Geweben ist schon seit den ältesten Zeiten bekannt. Die heutige Industrie verarbeitet auch die Haare anderer Thiere, namentlich: die Alpakawolle, das Haarkleid des in Amerika heimischen Pako; die Vicuña- (Vigogne-) W. des Vicuña, ebendort heimisch; die Kaschmirwolle der Kaschmirziege; das Angorahaar der Angoraziege; das Kameelhaar, flaumartiges Unterhaar des Kameels. Rein wird nur die Kaschmirwolle verarbeitet; die übrigen Wollhaare werden gewöhnlich mit Schaf- od. Baumwolle zusammen versponnen. Die Wollenweberei

stellt entweder tuchartige Zeuge dar (gewalkte Stoffe, Tuch, Buckskin, Kasimir, Flanell, Fries etc.) od. glatte Wollenzeuge: Merino's, Wollmusseline, Kamelot, Tibets, Orleans, Schals, Teppiche grobe Decken. Bei der Streich- od. Kratzgarnspinnerei erhalten die tuchartigen gewalkten Zeuge durch die Behandlung in der Walke eine filzartige Oberfläche, so daß bei der fertigen Waare die Kreuzung der ineinander verwebten Fäden nicht mehr zu erkennen ist. Die W. wird zu diesem Behufe durch Kratzen od. Streichen vor dem Spinnen besonders zubereitet, weil bei dem rauhen Faden möglichst viel Haarenden hervorragen sollen, welche dann, wenn das Tuch gewebt ist, sich mit einander verfilzen lassen. Für die Tuchweberei wählt der Streichgarnspinner feinere u. kürzere W.n, welche eine entschieden ausgesprochene Kräuselung besitzen, sog. Tuchwolle. Für die Zeugweberei fertigt dagegen der Kammgarnspinner (Spinnerei u. Weberei sind gewöhnlich getrennte Industriezweige) nicht rauhes, sondern glattes Garn, bei dem möglichst wenig Haarenden hervorstehen. Die daraus hergestellten Zeuge werden nicht gewalkt, erhalten keine filzartige Decke u. dürfen auch nicht od. nur wenig zusammenlaufen, das Wollhaar darf daher auch keine Krimpkraft besitzen, eventuell wird ihm dieselbe vor dem Verspinnen benommen. Man nennt die für diesen Fabrikationszweig verwendete W. Kammwolle, weil sie vor der Verarbeitung erst gekämmt wird, wodurch alle zu kurzen u. zu stark gekräuselten Haare entfernt werden, die zu verwendenden aber schlicht u. gerade neben einander zu liegen kommen. — Im Deutschen Zollverein war die Ein- u. Ausfuhr roher Schafwolle folgende:

| | Einfuhr | Ausfuhr | Mehreinfuhr |
|---|---|---|---|
| | (in Centnern brutto) | | |
| 1846–49: | 181,151 | 123,621 | 57,530 |
| 1850—54: | 205,060 | 100,576 | 104,484 |
| 1855—59: | 343,150 | 105,590 | 237,550 |
| 1860—64: | 426,759 | 130,666 | 296,093 |
| 1865—69: | 847,753 | 290,492 | 557,261 |
| | (in Centnern netto) | | |
| 1872: | 1,070,000 | 357,000 | 713,000 |
| 1873: | 1,060,000 | 237,000 | 823,000 |
| 1874: | 1,090,000 | 432,000 | 658,000 |
| 1875: | 1,130,000 | 399,000 | 791,000 |

1875 hat die Einfuhr im Verhältniß zum Durchschnitt von 1872–74 um 5,3% infolge der Abnahme der Schafzucht zugenommen. Man kann annehmen, daß zwei Drittel der Einfuhr überseeischen Ursprungs sind. 1874 wurden in Großbritannien eingeführt aus Australien 225,383,000 Pfund, Südafrika 42,232,000, Ostindien 19,127,000, Südamerika 11,308,000, Deutschland 7,163,000, Spanien 100,000, den übrigen europ. Ländern 27,406,000, den übrigen außereurop. Ländern 11,451,000, zusammen 344,470,000 Pfund.

Literatur: Settegast, „Bildliche Darstellung des Baues u. der Eigenschaften der Merinowolle" (Berl. 1869); Derselbe, „Thierzucht" (Bresl. 1878); Janke, „Wollproduktion" (ebd. 1861); Bohm, „Die Schafzucht" (Berl. 1873); Sella, „Studien über die Wollenindustrie" (Wien 1876); v. Nathusius-Königsborn, „Das Wollhaar des Schafes" (Berl. 1866); Grothe, „Die Wolle" (ebd. 1874).

**Wollgras** (Eriophorum L.), Pflanzengattung der Cypergräser, ausgezeichnet durch den Wollschopf, den sämmtliche Arten nach ihrer Blüte aus derselben entwickeln. Alle Arten bewohnen die Sumpf- u. Bruchländereien, von den Niederungen bis zu der Alpenregion hinauf. Am bekanntesten ist E. latifolium, von dem Volke unter vielen Namen unterschieden: Baumwollengras, Flachsgras, Buchenheide, Binsenwatte, Quispel-, Flocken-, Feder-, Seidenbinse, Wiesenwolle, Judenfeder, Moorseide etc. Hier u. da sammelt man die Wollköpfchen zum Ausstopfen von Kissen, wie man sie auch früher mit Seide u. Thierwolle verspann. Die zähen Halme enthalten ein Mark, das man bei Brandwunden gebrauchte, sowie man aus der Wolle auch Dochte machte. Deutschland besitzt von der Gattung Eriophorum sechs Arten.

**Wollin**, eine zur preuß. Provinz Pommern, Reg.-Bez. Stettin gehörige Insel an den Odermündungen, ist westl. durch die Swine von der Insel Usedom (s. d.), südl. durch das große Stettiner Haff u. östl. durch die Dievenow vom Festlande getrennt. Ihre Küste ist mit Dünen u. Flugsandhügeln besetzt, ihr Inneres eine nur von den Lebbinschen Höhen unterbrochene, wenig fruchtbare Ebene mit zahlreichen Seen, einigen Waldungen u. hier u. da guten Weideplätzen. Viehzucht u. Heringsfang sind Hauptbeschäftigung der Bewohner. W. bildet mit der Insel Usedom den Kreis Usedom-W. (12,23 □M. u. 42,593 E. [1871]), wovon etwa 1/3 auf W. kommen. Die Stadt **W.** mit 5230 E. (1875), der größte Ort der Insel, liegt an der Dievenow, über welche drei Brücken zum Festlande führen, hat starke Fischerei, Schiffsbau u. nicht unwichtige Rhederei. 2 M. nordwestl. von der Stadt liegt Misdroy (s. d.).

**Wöllner**, Christoph v., der Urheber des berüchtigten „W.'schen Religionsedikts", geb. 19. Mai 1732 zu Döberitz bei Spandau; studirte zu Halle Theologie u. wurde dann Erzieher bei dem Generalmajor v. Itzenplitz zu Groß-Behnitz bei Nauen. 1755 erhielt er von dem Genannten die Pfarrei Groß-Behnitz, legte aber nach sechs Jahren dieses Amt nieder, um gemeinschaftlich mit seinem früheren Zögling die Rittergüter zu Behnitz in Pacht zu nehmen. Von seinem Eifer u. Verständniß für die Landwirthschaft zeugen neben anderen Schriften bes. die zahlreichen Beiträge, die er seit 1765 in Nicolai's „Allgemeine deutsche Bibliothek" lieferte. 1770—86 war er als Kammerrath bei der Domänenkammer des Prinzen Heinrich zu Berlin u. Rheinsberg thätig. Durch seinen 1776 zu Wiesbaden erfolgten Eintritt in den Geheimbund der neuen Tempelherren, welcher Aufschlüsse über alle Geheimnisse der Natur versprach, kam er in Berührung mit dem Kronprinzen, dem nachmaligen König Friedrich Wilhelm II., hielt demselben 1782—86 Vorträge über Staatswirthschaft u. wurde von ihm nach seiner Thronbesteigung (1786) unter Verleihung des Adels zum Geheimen Oberfinanzrath u. Vorsteher des Hofbauamtes, 3. Juli 1788 zum Minister der Justiz u. geistlichen Angelegenheiten erhoben. Als solcher gab W. schon 9. Juli 1788 dem Widerwillen des Königs gegen die sog. Aufklärung in dem „Religionsedikt" Ausdruck. Dasselbe wollte zwar dem persönlichen Glauben keinen Zwang anthun, verbot aber unter Androhung der Absetzung u. noch härterer Strafen jede Abweichung von den in der Landeskirche geltenden symbolischen Büchern (s. d.). Das Thörichte dieses Edikts lag in der Einbildung, die Alles beherrschende rationalistische Richtung durch Polizeimaßregeln unterdrücken zu wollen, sowie in der Forderung, daß Geistliche u. Lehrer gegen die eigene (ihnen freigegebene) Ueberzeugung lehren sollten. So konnte der Sturm der Entrüstung, der sich in ganz Deutschland erhob, auch durch das Censuredikt vom 19. Dez. 1788 nicht beschwichtigt werden. W. selbst war keineswegs sehr bemüht, das Edikt praktisch auszuführen; die Einsetzung der sog. Immediat-Examinationskommission (1791), welche Kandidaten u. Pfarrer bezüglich der Lehre überwachen sollte, war mehr des Königs, als sein Werk. Nach dem Tode Friedr. Wilhelm's II. (1797) wurde die Immediatkommission aufgehoben, W. jedoch im Amte belassen. Als er aber Ende 1797 das Religionsedikt in Erinnerung zu bringen wagte, belehrte ihn eine scharfe Kabinetsordre Friedrich Wilhelm's III. vom 11. Jan. 1798 über die veränderte Lage der Dinge. Noch in demselben Jahre nahm er daher seine Entlassung u. starb 10. Sept. 1800 auf seinem Gute Großkietz bei Beeskow.

**Wologda**, ein Gouvernement im nördl. Großrußland, 7313,911 □M., wovon 11,012 □M. Binnenseen sind, mit nur 1,003,039 E. (nach den offiziellen Berechnungen für 1870), grenzt nördl. an das Gouvernement Archangelsk, östl. im Ural an Asien, südl. an die Gouvernements Perm, Wjatka, Kostroma u. Jaroßlaw, westl. an Nowgorod u. Olonez. Es umfaßt vorwaltend das Gebiet der oberen u. mittleren Dwina u. anderer zum Eismeer gehender Flüsse, wie Mezen u. Petschora; nur der südl. Rand liegt im Gebiete der Wolga. Das Terrain ist im W., N. u. in der Mitte eben, im S. etwas hügelig u. im O. durch das Uralgebirge bergig; das Klima rauh, aber gesund, der Ackerbau im S. noch möglich; im gut bevölkerten Gebiete der oberen Suchona, des linken Hauptquellflusses der Dwina, liegen sogar noch reiche Dörfer u. große adelige Besitzungen. 87% des Ganzen bedeckt aber noch der Wald, der im NO. nur längs der Flüsse gelichtet ist u. hier oft streckenweise niedergebrannt wird, um Ackerboden zu gewinnen. Belangreiche Industrie ist nur in den wenigen größeren Städten des Landes, wie in der Gouvernementshauptstadt W., in Totma u. in Ustsjug-Welikij. Von den Bewohnern waren bei der Zählung von 1867 der Nationalität nach 894,744 Großrussen, 1306 Weißrussen, 998 Polen, 173 Deutsche, 238 Juden, 1161 Tschuden, 72,623 Syrjänen u. 42 Tataren. Das Gouvernement zerfällt in die Kreise W., Grjassowez, Jarensk, Kadnikow, Nikolsk, Ssolwytschegodsk, Totma, Ustsjug Welikij, Ustsyssolsk u. Welsk. Ueber 5000 E. hatten nach der Zählung von 1867 nur die Städte W. (17,859) u. Ustsjug Welikij (7722). W. zerfiel früher in die Fürstenthümer Jugorien u. Udorien, dann bildete es einen Theil von Archangelsk; seit 1780 ist es eine eigene Statthalterschaft. — Die Hauptstadt **W.**, in 137 m. Seehöhe an der Wologda, die zur Suchona geht, u. an der Eisenbahn Jaroßlaw-W. gelegen, ist Sitz der Gouvernementsbehörden, eines Bischofs, hat theologisches Seminar, Gymnasium, mehrere Klöster, Fabriken von Drillich, Segeltuch, Leder, Seife, Lichten, Leinwand, Glas, Bleiweiß, Bijouterien u. ist Stapelplatz der von Nowgorod nach Nordasien gehenden Produkte.

Die Blockhäuser, aus denen die Stadt besteht, liegen in den breiten, un gepflasterten Straßen meist weit von einander, so daß die Stadt ½ M. Durchmesser hat. W. kommt nachweislich schon im 12. Jahrh. vor.

**Wolowski,** Louis François Michel Raymond, franz. Nationalökonom, geb. als Sohn des ehemaligen poln. Reichstags präsidenten W. zu Warschau 31. Aug. 1810; hielt sich 1823—27 behufs seiner Bildung in Frankreich auf u. kehrte auch, nachdem er sich am poln. Aufstande von 1830 betheiligt hatte, nach Paris zurück, wo er sich 1834 naturalisiren ließ. Er that sich bald als volkswirth schaftlicher Schriftsteller, bez. als eifriger Anhänger der freihändle rischen Schule hervor u. ward 1839 Professor der Gesetzgebung am Konservatorium der Künste u. Handwerke. 1848—51 war er Mit glied der Konstituirenden, dann der Gesetzgebenden Versammlung, wo er sich zur gemäßigten Linken hielt. Auch in der Nationalver sammlung von 1871—75, in der er als Abgeordneter von Paris saß, gehörte er dem linken Centrum od. der Fraktion der gemäßigten Republikaner an. Am 10. Dez. 1875 auf Lebenszeit in den Senat gewählt, starb er zu Gisors 14./15. Aug. 1876. W.'s Spezialität waren Studien über die Finanzen, das Bank- u. Geldwesen; hierbei gab er sich als Anhänger der Doppelwährung. Auch in die Praxis griff er ein, denn er war einer der Begründer des „Crédit Foncier" in Frankreich. Die Akademie der moralischen u. politischen Wissen schaften hatte ihn 1855 unter ihre Mitglieder aufgenommen. Zu seinen Schriften gehören: „Des sociétés par actions" (Par. 1838); „Mobilisation du crédit foncier" (1839); „Des fraudes commerciales" (1843); „De l'organisation du travail" (1845); „Études d'économie politique et de statistique" (1848); „De l'organisation du crédit foncier" (1849); „Introduction de l'industrie de la soie en France" (1855); „Introduction de l'économie politique en Italie" (1859); „La question des banques" (1864); „Enquête sur les principes et les faits généraux qui régissent la circulation monétaire et fiduciaire" (1866); „La banque d'Angleterre et les banques d'Écosse" (1867; deutsch von Holtzendorff, Berl. 1870); „La liberté commerciale et les résultats du traité de commerce de 1860" (1868); „Le change et la circulation" (1869); „L'or et l'argent" (1870); „La question monétaire" (2. Aufl. 1869). Auch gab er seit 1833 eine Zeit lang die „Revue de législature et de jurisprudence" heraus u. übersetzte Roscher's „System der Volks wirthschaft" („Principes d'économie politique", 2 Bde. 1856). — Vgl. Lavasseur, „La vie et les travaux de W." (Par. 1877).

**Wolseley** (spr. Uölß'li), Sir Garnet Joseph, engl. General, geb. 1833 als Sohn eines Majors; ging frühzeitig in den Militär dienst, stand meistens bei einer Kolonialtruppe u. erwarb sich verhält nißmäßig rasch den Rang eines Obersten. Als solcher unterdrückte er 1870 in den von der Hudsonsbaigesellschaft an Canada abgetretenen Gebieten einen Aufstand u. erhielt dafür die Ritterwürde. Im Aug. 1873 nach Ausbruch des Krieges gegen das mächtige Negerreich der Aschanti in Guinea als Generalmajor mit der Führung des haupt sächlich aus indischen Truppen bestehenden Expeditionsheeres betraut, drang Sir W. von Cape Coast Castle an der afrikanischen Goldküste aus gegen die feindliche Hauptstadt Kumassi vor u. zwang die Aschanti zum Frieden u. zur Unterwerfung unter die brit. Macht. Seit April 1874 Generalinspektor der Hülfstruppen (Miliz, Yeomanry 2c.) in England, ward er im Febr. 1875 zum Gouverneur von Natal er nannt, wo er das widerstrebende Parlament zu wesentlichen Reformen in Verfassung u. Verwaltung bestimmte, kehrte aber schon im Sept. 1875 nach London zurück. Beim Drohen eines Feldzugs gegen Ruß land zu Anfang des Jahres 1878 wurde Sir W. zum Generalstabs chef des zum Oberbefehlshaber designirten Lords Napier of Magdala (s. d.) bestimmt. Als aber der Berliner Kongreß zur Sicherung des Friedens geführt hatte, erhielt er den Posten eines Gouverneurs der durch die Konvention vom 4. Juni 1878 der engl. Regierung zur Okkupation überlassenen Insel Cypern, wo er zugleich das englische Besatzungscorps befehligt.

**Wolsey** (spr. Uolßä), Thomas, katholischer Kirchenfürst u. Kanzler Heinrich's VIII. von England, geb. 1471 zu Ipswich in der Grafschaft Suffolk; studirte zu Oxford Theologie u. begann seine Laufbahn 1500 als Pfarrer von Lymington. Auf die Empfehlung des Bischofs Fox von Winchester ernannte ihn Heinrich VII. 1505 zu seinem Kaplan u. verwendete ihn 1507 als Gesandten an Kaiser Maximilian nach Brügge; für die bei dieser Gelegenheit geleisteten Dienste wurde er 1508 zum Dechanten von Lincoln ernannt. Nach Heinrich's VII. Tode (1509) trat W. als Almosenier in die Dienste Heinrich's VIII. u. wußte sich diesem durch seine glänzenden Gaben, die er unter dem Scheine der größten Unterwürfigkeit vor Allem zur Befriedigung seines Ehrgeizes verwerthete, bald unentbehrlich zu machen. 1510 wurde er Domherr zu Windsor, 1513 Bischof von Tournay, welches Bisthum er nachmals wieder verkaufte, 1514 Bischof von Lincoln u. in demselben Jahre Erzbischof von York. Sein allmächtiger Einfluß bei Heinrich VIII. vermochte jetzt selbst den Papst Leo X., durch die Verleihung des Kardinalshutes (1515) um seine Gunst zu buhlen. In demselben Jahre stieg W. auch zu der höchsten Würde in England, der des Lordkanzlers, empor u. schaltete nun, da die übrigen Großwürdenträger bei seiner Erhebung zum Kanzler zurückgetreten waren, als unumschränkter Beherrscher Englands. Mit der Würde des Kanzlers verband er seit 1516 auch die eines päpstlichen Legaten; die Verleihung noch dreier Bisthümer (Bath 1518, Durham 1523, Winchester 1529) außer dem Erz bisthum York u. der Abtei St. Alban, die er seit 1512 inne hatte, setzte ihn in Stand, seine Prachtliebe in mehr als königlicher Weise zu befriedigen. Das Parlament wurde seit 1515 zum ersten Male 1523 wieder einberufen. Als sich aber dann das Unterhaus weigerte, die Geldforderungen W.'s zu bewilligen, ließ es dieser fortan ganz unberücksichtigt. Die Gewaltmittel, zu denen er infolge dessen greifen mußte, um der Krone Geld zu verschaffen, steigerten den Haß seiner Gegner. Bedenklicher als sein willkürliches Regiment im Innern war jedoch für England die Doppelzüngigkeit, mit welcher W. die Gunst Englands bald an den Papst, bald an Kaiser Karl V., bald an dessen Gegner, König Franz I. von Frankreich, für hohe Summen verkaufte. Mehr als das Staatsinteresse leitete ihn dabei das Streben nach der päpstlichen Krone, dem letzten Ziel seines Ehrgeizes. Der Reformation war er persönlich abgeneigt, so sehr er auch eine Er neuerung der Kirche in Bezug auf die Sittenzucht der Geistlichen für nöthig hielt; nur sollten die Einkünfte u. die Machtstellung der Kirche davon unberührt bleiben. So hatte er auch wahrscheinlich an dem gegen Luther gerichteten Buche Heinrich's VIII. über die sieben Sakramente (1522) einen wesentlichen Antheil. W.'s Sturz erfolgte endlich durch einen persönlichen Konflikt mit dem König. Er hatte die Scheidung desselben von Katharina von Aragonien gebilligt, fürchtete aber von der Vermählung des Königs mit Anna Boleyn eine Schmälerung seines Einflusses. Als sich nun auch der Papst aus Rücksicht auf Karl V. (den Neffen Katharina's) der Scheidung abgeneigt zeigte, wurde diese von W. fortan nur lässig betrieben. Von dem darüber erzürnten Könige wurde W. 18. Okt. 1529 seiner Staats ämter entsetzt u. aus London verbannt; doch blieb ihm noch das Erz bisthum York u. das Bisthum Winchester. Als aber im Nov. 1529 das Parlament wieder zusammentrat, wurden gegen W. eine Reihe von Anklagen erhoben, die seine Verurtheilung zu ewigem Gefäng niß unter Verlust seiner Güter zur Folge hatten. Zwar begnadigte ihn Heinrich noch einmal (Febr. 1530) u. gestattete ihm die Rückkehr in sein Erzbisthum; doch schon im Nov. 1530 wurde er zu Cawwood abermals verhaftet, um in London wegen Hochverraths abgeurtheilt zu werden. Auf der Reise dahin starb er 28. Nov. 1530 in der Abtei Leicester an der Ruhr. Die Geschichte hat W. von manchen Anklagen gereinigt, die seine Zeitgenossen gegen ihn erhoben. Der Ruhm eines Gelehrten u. eines hochsinnigen Gönners der Wissenschaften (für letzteres spricht bes. die Stiftung des Christ-Church-College in Oxford 1525) kann ihm so wenig bestritten werden, wie die Treue gegen seinen König trotz alles persönlichen Ehrgeizes; auch die Theilnahme des Volkes bei seinem Sturz u. die Würde, mit der er denselben er trug, lassen seinen Charakter in einem besseren Lichte erscheinen. — Die reichste Quelle über das Leben W.'s ist die von George Caven dish, dem Bruder seines Ceremonienmeisters William Cavendish (s. d.), verfaßte Biographie, zuletzt (Lond. 1852) von Holmes herausgegeben. Vgl. auch die Biographien von Fiddes (Lond. 1724), Galt (ebd. 1812 u. öfter), Martin (Oxford 1862).

**Wolter**, Charlotte, die größte deutsche Tragödin der Gegenwart, wurde 1. März 1834 zu Köln, wo ihr Vater Schneider, ihre Mutter Hebamme (nach Anderen Kehrfrau) war, geboren. Ihr erster Theaterbesuch begeisterte sie zu dem Gedanken, Schauspielerin zu werden, u. ein glückliches Geschick führte sie zu der früheren Hofschauspielerin Gottdank nach Wien, die ihr eine aufopferungsvolle Lehrerin u. mütterliche Freundin wurde. Zuerst in Pest engagirt, wurde Charlotte W. durch den Bankrott des dortigen Direktors gezwungen, bei kleineren Gesellschaften ihre Zuflucht zu nehmen, bis sie 1858 am Wiener Karltheater für zweite u. dritte Liebhaberinnen eine angenehme Stellung fand. Hier sah sie Laube; er entdeckte hinter Schwächen u. Mängeln das große tragische Talent der jungen Künstlerin u. veranlaßte sie, in Brünn einige große, ernste Rollen zu spielen, die durchaus seine günstige Annahme bestätigten. Da ein Engagement am Burgtheater vorläufig nicht möglich war, ging Charlotte W. 1859 nach Berlin ans Viktoriatheater, dessen artistischer Direktor, Hein, im Verein mit Frau Peroni-Glaßbrenner wesentlich zu ihrer künstlerischen Ausbildung beitrug. Nach erfolgreichem Gastspiel als Adrienne Lecouvreur am Hamburger Thaliatheater gewann sie Direktor Maurice

Nr. 5590. Charlotte Wolter (geb. 1. März 1834)

für dieses Institut, welches sie indeß 1862 mit dem Wiener Burgtheater vertauschte, auf dem sie schon im Juni 1861 in sechs Gastrollen stürmischen Beifall geerntet. 1863 erhielt sie das Dekret als k. k. Hofschauspielerin. Vermählt ist die Künstlerin mit einem belgischen Diplomaten, Graf O'Sullivan. Sie ist eine durchaus naturalistische Schauspielerin, von großartigster dramatischer Kraft, die stets erschüttert u. fortreißt, auch wenn der Aesthetiker eine zu wenig gleichmäßige Behandlung ihrer Leistungen rügt. Das Vollendetste, was die Künstlerin geschaffen, ist ihre Messalina (Wilbrandt's „Arria u. Messalina"), als welche sie Makart gemalt hat. Neben Messalina sind Sappho, Medea, Orsina, Lady Macbeth, Phädra, Hebbel's Chriemhild u. a. die bewundertsten Schöpfungen ihres Repertoirs.

**Woltmann**, Karl Ludwig v., Historiker, geb. zu Oldenburg 9. Febr. 1770; studirte seit 1788 in Göttingen Jurisprudenz u. dann Geschichte, hielt seit 1792 in Oldenburg für die dortigen Gymnasiasten u. seit 1794 in Göttingen für die Studenten Vorlesungen über Geschichte, wirkte dann als Universitätsprofessor in Jena, siedelte 1799 nach Berlin über, wo er 1800 Resident des Landgrafen von Hessen-Homburg, 1801 Geschäftsträger des Kurerzkanzlers u. 1806 auch Vertreter der Städte Bremen, Hamburg u. Nürnberg wurde, mußte 1813 nach der Schlacht bei Lützen vor Napoleon I. fliehen, da er, früher ein Lobredner desselben, dem Minister v. Stein seine Dienste angeboten hatte, u. ging nach Prag, wo er 19. Juni 1817 starb. In den Adelsstand war er 1806 erhoben worden. Zu seinen Schriften gehören: „Grundriß der älteren Menschengeschichte" (Bd. 1, Jena 1790); „Grundriß der neueren Menschengeschichte" (2 Bde., ebd. 1796—1800); „Kleine historische Schriften" (2 Bde., ebd. 1797); „Geschichte Frankreichs" (2 Bde., Berl. 1797); „Geschichte der Reformation" (3 Bde., Altona 1800 f.); „Geschichte des Westfälischen Friedens" (2 Bde., Berl. 1808; eine Fortsetzung von Schiller's „Dreißigjährigem Krieg"); „Geschichte Böhmens" (2 Bde., Prag 1815). Auch gab W. eine „Zeitschrift für Geschichte u. Politik" (Berl. 1800—1805) u. „Deutsche Blätter" (1813—14) heraus, übersetzte den Tacitus (6 Bde., ebd. 1811 bis 1817) u. veröffentlichte die „Memoiren des Frhrn. v. S(ommario)a" (Prag 1815; neue Aufl. von Müldener, Altona 1874). Seine „Sämmtlichen Werke" (12 Bde., Berl. 1818—21) gab heraus seine Wittwe: Karoline **v. W.**, geb. v. Stosch. Dieselbe, geb. zu Berlin 6. März 1782, war in zweiter Ehe seit 1805 mit W. verheirathet, an dessen Arbeiten sie vielfachen Antheil hatte. Die Erzählungen u. Gedichte Beider sind enthalten in „Karl u. Karoline v. W.'s Schriften" (5 Bde., Berl. 1806 f.). Als Wittwe kehrte Karoline v. W. später nach Berlin zurück; sie starb daselbst 18. Nov. 1847. Sie schrieb noch u. A.: „Volkssagen der Böhmen" (2 Bde., Prag 1815); „Neue Volkssagen der Böhmen" (Halberst. 1820; 2. Aufl. 1835); „Historische Darstellungen" (ebd. 1820); „Ueber Beruf, Verhältniß, Tugend u. Bildung der Frauen" (Prag 1820).

**Woltmann**, Alfred, Kunsthistoriker, geb. zu Charlottenburg 18. Mai 1841; studirte in München u. Berlin, lebte, nachdem er 1863 in Breslau promovirt, in Berlin, wo er sich Michaelis 1867 als Privatdozent habilitirte, wirkte seit Michaelis 1868 als ord. Prof. der Kunstgeschichte am Polytechnikum in Karlsruhe, übernahm Ostern 1874 eine Professur an der Universität zu Prag, wo er anläßlich eines von ihm veröffentlichten Artikels über die gefälschten Miniaturen im Böhm. Museum die Zielscheibe vielfacher Angriffe in der tschech. Presse wurde, u. folgte Michaelis 1878 einem Rufe an die Universität Straßburg. Abgesehen von zahlreichen Aufsätzen in Kunstblättern u. in Dohme's „Kunst u. Künstler", schrieb W.: „Holbein u. seine Zeit" (2 Bde., Lpz. 1866; 2. Aufl. 1873—76); „Baugeschichte Berlins" (Berl. 1872); „Geschichte der deutschen Kunst im Elsaß" (Lpz. 1876); „Die deutsche Kunst in Prag" (ebd. 1877) u. „Geschichte der Malerei von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart" (ebd. 1878 ff.). Auch bearbeitete er für die 2. Aufl. von Schnaase's „Geschichte der bildenden Künste" gemeinschaftlich mit dem Herausgeber die „Entstehung u. Ausbildung des gothischen Stils" (Düsseld. 1872) u. gab Waagen's „Kleine Schriften" (Stuttg. 1875) heraus.

**Wolverhampton** (spr. Ulwerhämpt'n), Stadt mit 68,291 E. (1871) in der engl. Grafschaft Stafford, liegt inmitten reicher Steinkohlengruben, umgeben von zahlreichen Eisenhütten, ist Knotenpunkt mehrerer Eisenbahnen u. hat Kanalverbindungen nach allen Himmelsgegenden. Von seinen Kirchen gilt als die schönste die Kollegiatkirche zu St. Peter mit Grabmonumenten, schönem Taufbecken, Glockenspiel 2c. Die rauchgeschwärzte Stadt ist mit ihrer Umgebung Hauptsitz der engl. Eisenfabrikation; sie zählt unter ihren Bewohnern 3—4000 Schlösserschmiede, 700 Maschinenarbeiter, 260 Werkzeugmacher, gegen 300 Nagelschmiede, über 100 Feilenhauer, eben so viel Gewehrarbeiter, gegen 600 Roth- u. Gelbgießer, etwa 600 Lackirer, 900 Schuhmacher u. über 3000 Kohlenbergleute. Ihre Hauptartikel sind Werkzeuge, Feilen, Schrauben 2c., lackirte Waaren u. verzinnte Teller. Die Umgegend liefert bes. viel Nägel.

**Wolzogen**, Karoline, geb. **v. Lengefeld**, Dichterin, geb. zu Rudolstadt 3. Febr. 1763; erhielt eine ausgezeichnete Erziehung u. wurde bereits in ihrem 16. Lebensjahre mit dem schwarzb.-rudolstädt. Kammerjunker, nachherigen Geheimrath u. Vizekanzler Wilhelm v. Beulwitz verheirathet, doch ward die Ehe 1783 wieder getrennt, worauf Karoline ins Haus ihrer Mutter zurückkehrte. Im Aug. 1796 ging sie eine zweite Ehe ein mit dem weimar. Oberhofmeister Wilhelm **v. W.** (geb. 1762, gest. 1819), einem Jugendfreunde ihres Schwagers Schiller von der Karlsschule her. Mit Letzterem stand sie im innigsten Freundschaftsverhältnisse; auch setzte sie demselben ein schönes Denkmal in ihrem Hauptwerke: „Schiller's Leben, verfaßt aus den Erinnerungen der Familie, seinen eigenen Briefen

u. den Nachrichten seines Freundes Körner" (2 Bde., Stuttg. 1830; 5. Aufl. 1876). Ihr Briefwechsel mit Schiller ist mit in dem Buche „Schiller u. Lotte" (Stuttg. 1856) enthalten. Als ihr Gatte 1804 Geheimrath u. Mitglied des Ministeriums geworden, trat sie in nähere Beziehungen zu dem weimar. Hofe, die auch der Tod ihres Gatten nicht zerstörte. Nachdem sie aber auch ihren einzigen Sohn zweiter Ehe verloren hatte, siedelte sie nach Jena über, wo sie 14. Jan. 1847 starb. Ihr durch inneren Gehalt u. anmuthige Darstellung ausgezeichneter Roman „Agnes v. Lilien" (2 Bde., Berl. 1798) ward anfänglich, selbst von den beiden Schlegel, für ein Werk Goethe's gehalten. Wie diesen veröffentlichte sie anonym: „Erzählungen" (2 Bde., Stuttg. 1823) u. den Roman „Cordelia" (2 Bde., Lpz. 1840). Andere ihr zugeschriebene Novellen rühren von einer Frau v. Wiedburg her. Ihr „Literarischer Nachlaß" erschien zu Leipzig 1848 f. in 5 Bdn. (2. Aufl. 1867, 2 Bde.).

**Wolzogen,** Justus Philipp Adolph Wilhelm Ludwig, Frhr. v., Schwager der Vorigen, preuß. General, geb. zu Meiningen 4. Febr. 1773; wurde seit 1781 in der Karlsschule zu Stuttgart erzogen, trat 1792 in die württemb. u. 1794 in die preuß. Armee, war 1802—1805 Erzieher des Prinzen Eugen von Württemberg, worauf er in württemb. Kriegsdienste zurücktrat u. als Major, bez. als Quartiermeister beim Generalstabe den Feldzug von 1805 mitmachte. Zwar rückte er 1806 zum Oberstleutnant u. Kommandeur der Garde zu Fuß auf, doch sah er sich wegen seiner Verbindungen in Preußen mannichfachen Gehässigkeiten ausgesetzt; infolge dessen verließ er 1807 Württemberg abermals u. ging als Major im Generalstabe in russ. Dienste. Hier seit 1811 Oberstleutnant u. Flügeladjutant des Kaisers u. seit 1812 Oberst, nahm er am Feldzuge von 1813 im Gefolge des Kaisers Theil. Unmittelbar nach der Schlacht bei Leipzig zum Generalmajor ernannt, half er dann die deutschen Heere organisiren u. wurde dem Herzog Karl August von Weimar, welcher das 3. Armeecorps nach den Niederlanden führte, als Generalstabschef beigegeben. Auch ging er mit dem Herzog zum Wiener Kongreß. Während desselben trat er aufs Neue in preuß. Dienste, worauf er mit dem kriegswissenschaftlichen Unterricht des nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm IV. betraut wurde. Seit 1818 preuß. Militärkommissär beim Deutschen Bundestage u. seit 1820 Generalleutnant, trat W. 1836 als General der Infanterie in Ruhestand u. starb 4. Juli 1845 zu Berlin. Er hinterließ „Memoiren" (Lpz. 1851), welche der Folgende herausgab. — Karl August Alfred, Frhr. **v. W. u. Neuhaus,** älterer Sohn des Vorigen aus dessen 1820 geschlossener Ehe mit Emilie v. Lilienberg (geb. 1797, gest. 1872), geb. zu Frankfurt a. M. 27. Mai 1823; studirte seit 1841 in Berlin u. Heidelberg die Rechte, begann seine Laufbahn 1844 als Auskultator beim Stadtgericht in Erfurt, wurde später Regierungsreferendar in Potsdam, bereiste 1852—53 Italien, die Schweiz, Frankreich, Spanien, Belgien, England, Schottland u. Holland, war dann Regierungsassessor im preuß. Ministerium des Innern, wurde Ende 1859 zu der Regierung in Breslau versetzt, rückte 1863 zum Regierungsrath auf u. ist seit 1867 Intendant des Hoftheaters in Schwerin. Er schrieb u. A.: „Preußens Staatsverwaltung mit Rücksicht auf seine Verfassung" (Berl. 1854); „Reise nach Spanien" (Lpz. 1857); „Geschichte des reichsfreiherrl. v. W.'schen Geschlechts" (2 Bde., ebd. 1859); „Ueber Theater u. Musik" (Bresl. 1860); „Ueber die scenische Darstellung von Mozart's Don Giovanni" (ebd. 1860); „Wilhelmine Schröder-Devrient" (Lpz. 1863); „Schinkel als Architekt, Maler u. Kunstphilosoph" (Berl. 1864); „Rafael Santi" (Lpz. 1865); „Peter v. Cornelius" (Berl. 1867) u. verschiedene „Dramatische Werke" (Lpz. 1866). Auch lieferte er eine freie Bühnenbearbeitung von Kalidasa's „Sakuntala" (Schwerin 1869) u. veröffentlichte: „Fr. v. Schiller's Beziehungen zu Eltern, Geschwistern u. der Familie v. W." (Stuttg. 1859) u. „Aus Schinkel's Nachlaß" (4 Bde., Berl. 1862—64).

**Wombat** (Phascolomys ursinus), ein 70 cm. großes, schwerfälliges Beutelthier, das in den Wäldern von Vandiemensland lebt. Es hat ein bärenartiges Aeußere u. mit seinen großen Krallen, deren es 5 an jedem Vorderbein hat, gräbt es Höhlen, die es nur Nachts verläßt, um der Nahrung, die in Pflanzenstoffen besteht, nachzugehen. Der W. hat oben u. unten 2 Vorderzähne, seine Backzähne haben einen schmelzfaltigen Saum, Eckzähne fehlen. Der dichte Pelz sieht bräunlichgelb aus, der Schwanz ist wie der Daum der Hinterfüße verkümmert. Das Fleisch ist wohlschmeckend.

**Wood's** (spr. Uúdd's) **Metall,** eine leicht schmelzbare Metalllegirung, die bei 71° C., also schon in heißem Wasser, flüssig wird. Diese Legirung besteht aus 1—2 Theilen Kadmium, 2 Theilen Zinn, 4 Theilen Blei u. 7—8 Theilen Wismuth.

**Woodstock** (spr. Uúddstock), Stadt mit 7477 E. (1871) in der engl. Grafschaft Oxford, am Evenlode, mit starker Handschuhfabrikation. In der Nähe liegt Blenheimhouse (s. d.).

**Woollet** (spr. Uúllet), William, einer der besten älteren engl. Kupferstecher, geb. zu Maidstone (Kent) 15. Aug. 1735; beschäftigte sich schon in der Kindheit mit Portraitiren u. wurde dadurch mit dem Kupferstecher Tinney bekannt, der ihn in sein Atelier aufnahm. Später machte er als Schüler u. Freund des nach England übergesiedelten Franzosen Vivares große Fortschritte, doch bediente er sich weniger als dieser der Radirnadel u. arbeitete mehr mit dem Grabstichel, mit dem er sich durch Lebendigkeit u. Kühnheit, durch treffliche Wiedergabe des Helldunkels u. der Luftperspektive auszeichnete.

Nr. 5591. Der Wombat (Phascolomys ursinus)

Er war der Erste, der Aetzen, Grabstichel u. Radirnadel bisweilen in einer Platte vereinigte u. dadurch große Wirkung erzielte. Besonders gelungen sind seine Landschaften, weniger seine historischen Darstellungen. Seine besten Blätter sind nach den engl. Malern Smith, Wilson, Wright u. Hodges u. nach Claude Lorrain. Er starb 23. Mai 1785 zu London.

**Woolwich** (spr. Uúllitsch), ein 1 M. unterhalb London am rechten Themseufer gelegener u. jetzt zu London gehöriger Stadttheil mit 73,369 E. (1871) in der Grafschaft Kent, hat eine 1719 gegründete u. von etwa 200 Zöglingen besuchte königl. Militärakademie, ein Repositorium aller Modelle der befestigten Plätze, Schiffe, Kriegsinstrumente, Maschinen, Trophäen 2c., ein Observatorium für Offiziere, ein Museum, ist Hauptquartier der Artillerie- u. Genietruppen u. enthält das Hauptdepot für dieselben mit Arsenal, Werften, Kanonengießereien u. Werkstätten zur Anfertigung aller militärischen Bedürfnisse. Das Arsenal mit dem dazu gehörigen Prüfungsplatze, der 1719 gebauten Erzgießerei, dem Laboratorium, dem Karren-, Laffeten-, Wagen- 2c. Departement, dem freien Platze, auf welchem über 20,000 Geschützstücke lagern 2c., umfaßt allein gegen 300 Acker. Die Docks, die ältesten des Königreichs, erstrecken sich 1220 m. am Flusse entlang u. nehmen 62 Acker ein. In kolossalen Gebäuden werden die Dampfer der königl. Flotte gebaut u. ihre Maschinen gefertigt; die Schmiede hat 37 Herde. Die Zahl sämmtlicher hier beschäftigten Beamten u. Arbeiter beträgt selbst in Friedenszeiten 12,000. Auf den abgetakelten Kriegsschiffen in der Themse werden mehrere hundert Verbrecher eingesperrt, die man zur Reinigung der Sandbänke 2c. verwendet.

**Worcester** (spr. Uúster), engl. Grafschaft im westlichen Innern, 34,722 □M. mit 338,837 E. (1871), d. i. 9759 auf die □M., nördl. an

die Grafschaften Salop u. Stafford, östl. an Warwick, südl. an Gloucester u. westl. an Hereford grenzend, liegt ganz im Gebiete der Severn, deren schönes u. weites Thal die Mitte bildet, u. die hier den Teme u. links den Stour aufnimmt. Der SO. wird vom Avon durchflossen, der das reizende Thal von Evesham bildet, sich aber erst in Gloucester in die Severn ergießt. Gut bewaldetes Hügelland, wie die Malvern Hills im W., die Abberley Hills im N. u. die Lickey u. Hagley Hills östl. der Severn, umgrenzt die reich gesegnete Mitte, die nirgends ohne Grün u. überall gut kultivirt ist. W. bringt in seinem lehmigen Alluvialboden viel Weizen u. Hopfen, u. Aepfel u. Birnen gewinnt man in solcher Menge, daß der daraus bereitete Cider u. Perry in manchen Strichen das hauptsächlichste Getränk der Landbevölkerung ausmacht. Außer Landwirthschaft bilden Leder-, Metallwaaren- u. Wollindustrie u. Glas- u. Porzellanfabrikation die Hauptbeschäftigung. Zahlreiche Eisenbahnen u. mehrere Kanäle durchschneiden die Grafschaft. Die Hauptstadt W. mit 33,226 E. (1871), in fruchtbarem Thale rechts an der Severn gelegen, Knotenpunkt der Eisenbahnen nach Birmingham, Oxford u. Gloucester, ist eine sehr alte Stadt u. doch einer der schönsten Orte Englands; seine Vorstädte sind mit reizenden Gärten u. Wiesen umgeben. Es ist Sitz eines Bischofs; die Kathedrale, von 1089–1344 erbaut, mit dem Grabmale König Johann's, hat 134,5 m. Länge, der sehr schöne Thurm 63 m. Höhe. Die Industrie, früher Wollenmanufaktur, liefert jetzt hauptsächlich Handschuhe u. ausgezeichnetes Porzellan (die königl. Porzellanfabrik beschäftigt allein 500 Arbeiter), außerdem gemusterte Pferdehaarzeuge zu Sitzen; ferner Spitzen, Leder, Nägel, Spiritus &c. In der nächsten Umgegend liegen große Eisengießereien. — Bei W. siegte am 3. Sept. 1651 Cromwell über Karl II. von Schottland.

Nr. 5592. William Wordsworth (geb. 7. April 1770, gest. 23. April 1850).

**Worcester** (spr. Uúster), die zweitgrößte Stadt des Staates Massachusetts der Ver. Staaten von Nordamerika, mit 41,105 E. (1870), liegt im W. von Boston an einem wichtigen Kreuzungspunkte verschiedener Eisenbahnen u. einem Kanal, der nach New Providence in Rhode Island führt, u. ist eine in neuester Zeit ungemein aufblühende Fabrikstadt. Es besteht fast nur aus einer langen Straße, ist aber schön gebaut u. besitzt außerordentlich bedeutende Stuhl- u. Wagen-, ferner Draht- u. Eisenwaarenfabrikation, Eisengießereien, Kesselschmieden, Teppichfabriken &c.; hier befindet sich auch die berühmte Crompton'sche Webestuhlfabrik.

**Wordsworth** (spr. Uordsuorß), William, engl. Dichter, geb. als Sohn eines Rechtsanwalts zu Cockermouth in Cumberland 7. April 1770; studirte seit 1787 in Cambridge, bereiste 1791–93 Frankreich, die Schweiz u. Italien u. ließ sich dann im Dorfe Alforden an der Küste von Somersetshire nieder, wo er mit Coleridge (s. d.) in innigster Freundschaft lebte. Schon 1795 erbte W. von einem Bewunderer seines Genies 900 Pfd. Sterl., 1798 unternahm er mit Coleridge eine Reise nach Deutschland, 1803 verheirathete er sich u. nahm seinen Wohnsitz zu Graßmere in Westmoreland u. 1813 siedelte er nach Rydalmount an „den Seen" über. Er hatte seitdem eine Sinecure als Stempelverwalter mit einem Jahreseinkommen von 500 Pfd. Sterl., auf welche er 1842 zu Gunsten eines seiner Söhne verzichtete; doch bezog er seit 1843 als Poet-laureate eine Regierungspension von jährlich 300 Pfd. Sterl. bis an seinen Tod; er starb zu Rydalmount 23. April 1850. Sein eigenthümlich idyllischer, gegen äußere Wechselfälle gesicherter Lebenslauf erklärt seine poetische Stärke, aber auch deren Beschränkung. Die Naturumgebungen u. die kleine unansehnliche Menschenwelt, in der W. lebte, erfüllten ganz sein Gemüth. Der Charakter seiner Poesien ist der kontemplative u. didaktische; mit der Naturverehrung vereinigt sich bei ihm das moralisirende u. protestantisch-christliche Element, welches in England höchst populär ist; deshalb stehen auch seine Dichtungen dort in hohem Ansehen, obwol ihn seine Begeisterung für die Sprache des gemeinen Volkes auf dem Lande gelegentlich zur Trivialität verführt. Zu seinen Dichtungen gehören: „Lyrical ballads" (3 Bde., Lond. 1798 bis 1807); „The excursion" (1814, wol sein bestes Gedicht); „The white doe of Rylstone" (1815); „Peter Bell" (1819, seiner Zeit von der Kritik verspottet); „The waggoner" (1819, handelt in 4 Gesängen von einem trunkfälligen Diligencekutscher u. dessen Amtsentsetzung); „The river Duddon" (ein Sonettenkranz); „Vaudracour and Julia" u. „Ecclesiastical sonnets" (1820); „Memorials of a tour on the continent" (1822); „Description of the lakes in the north of England" (1822); „Yarrow revisited" (1835) &c. Eine Gesammtausgabe seiner „Poetical works" (6 Bde.) erschien 1852 zu London (neue Aufl. 1874) u. eine Sammlung seiner „Prose works" (3 Bde.) zuletzt 1876. Zu seinem Andenken ließen seine Freunde u. Schüler, die sog. Lake school od. die Lakisten, die alte Kirche seines Geburtsortes wieder herstellen. W.'s Sohn Christopher gab seines Vaters „Memoires" (2 Bde., Lond. 1852) heraus. — Vgl. den Aufsatz über W. im 4. Bde. von G. Brandes' „Hauptbestrebungen der Literatur des 19. Jahrh." (deutsch von A. Strodtmann, Berl. 1875).

**Wörlitz**, Stadt mit 1842 E. (1875), einschließlich des Schlosses, Domänen- u. Forstbezirks im Herzogthum Anhalt, in flacher Gegend 1½ M. östl. von Dessau gelegen, mit schöner goth. Kirche u. einer Synagoge, ist bes. bekannt wegen seines von Herzog Leopold Friedrich Franz 1796–1802 angelegten Parkes. Derselbe hat 2 Stunden im Umfang u. erscheint dadurch, daß er weder durch Mauern noch Umzäunung geschlossen, sondern allseitig von Triften, Aeckern, Wäldern, Wiesen &c. umgeben wird, noch größer. Er breitet sich zu beiden Seiten des Wörlitzer Sees aus u. ist durch geschmackvolle Anlage u. den reichen Wechsel reizender Partien einer der vorzüglichsten Deutschlands. Außer dem schönen herzoglichen Schlosse sind in ihm bes. hervorzuheben das Labyrinth, das Nymphaum, das goth. Haus, der Floratempel, die Kettenbrücke, die Einsiedelei, die Luisenklippe, der Gang durch die Elemente mit den Grotten des Vulkan u. Neptun, der Venustempel, der Dianenhain, die Drehbrücke, das Pantheon, die Sonnenbrücke, die Grotte der Egeria, die Seespitze, wo der See eine Insel bildet, auf welcher die Trümmer eines antiken Gymnasiums, der eingestürzte Krater eines erloschenen Vulkans, die Höhle der Nacht &c. liegen.

**Worms**, eine zum russ. Gouvernement Esthland gehörige Ostseeinsel, 1,59 □M. mit etwa 1500 E. schwedischen Ursprungs, die viel von ihren eigenthümlichen Sitten u. Gebräuchen bewahrt haben. W. ist im Innern ziemlich flach, hat aber steile Ufer, an welchen heftige Brandung u. Meeresströmungen oft Monate lang die Landung unmöglich machen.

**Worms**, Stadt mit 16,597 E. (1875) in der großherzogl. hess. Provinz Rheinhessen, liegt 15 Minuten vom linken Rheinufer entfernt an den Strecken Mainz–W., W.–Alzey–Bingen u. W.–Bensheim der hess. Ludwigsbahn u. W.–Ludwigshafen der pfalzischen Eisenbahn; es ist Sitz eines Kreisamtes u. eines Hauptzollamtes, hat kathol. u. evangel. Dekanat, Handelskammer, Gymnasium, landwirthschaftliche Lehranstalt, Brauerschule, großes Hospital u. Militärlazareth &c. Die Hauptplätze der unregelmäßig gebauten u. zum Theil noch mit Mauern u. Thürmen umgebenen Stadt sind der Markt u. der Domplatz. Von den kirchlichen Gebäuden ist das bedeutendste der zum katholischen Gottesdienst benutzte Dom, 1016 in Kaiser Heinrich's II. Gegenwart eingeweiht, aber bis Ende des 12. Jahrh. noch mannichfach verändert; der nordwestl. Thurm ist erst 1472 durch Bischof Reinhardt aufgeführt worden, nachdem der alte eingestürzt war. Er ist mit seinen vier schlanken Thürmen u. den beiden Kuppelbauten u. Chören ein schöner romanischer Bau, dessen Inneres nam. durch großartige Einfachheit imponirt. Bemerkenswerth an ihm ist

bes. das mit Steinbildern reich verzierte südl. spitzbogige Portal; im Innern befindet sich neben vielen anderen Steinbildwerken der Grabstein der 3 fränk. Königstöchter St. Embede, St. Barbede u. St. Willebede aus dem 14. Jahrh. Für Alterthumsforscher interessant ist die äußerlich un ansehnliche Synagoge aus dem 11. Jahrh.; die W.er Judengemeinde ist eine der ältesten Deutschlands. Außerhalb der Stadt steht die Liebfrauenkirche, als einziger Rest der von den Schweden u. Franzosen zerstörten Mainzer Vorstadt, ein schlichter Bau aus dem Ende des 15. Jahrh. mit schönem Portal, das treffliche Steinbilder zieren. In ihrer nächsten Umgebung wächst der berühmte Wein Liebfrauenmilch. Andere hervorragende Gebäude sind das alte Rathhaus, die jetzt als Kaserne benutzte Domdechantei, das städtische Münzhaus. Das hauptsächlichste Monument von W. ist Rietschel's Reformationsdenkmal vom J. 1868 (Abb. s. unter „Luther"). Die W.er Industrie liefert bes. Lacklederwaaren, womit gegen 2000 Arbeiter beschäftigt sind; Kunstwolle, Tabak, Seife, Bier, Bernsteinwaaren u. allerhand Kleider werden viel in der Umgebung fabrizirt; der Handel beschäftigt sich vorwaltend mit Lederwaaren u. Wein.

W., der Schauplatz der Nibelungensage, war in den ältesten Zeiten eine Stadt der Trevirer, wurde von Cäsar erobert u. als Borbeto- od. Bormitomagus u. Augusta Vangionum Hauptstadt der Vangionen. Durch Attila zerstört, wurde es 486 von Chlodwig wieder aufgebaut; er sowol wie die Könige von Austrasien residirten oft in W. Brunhilde hielt sich 613 hier auf u. gründete ein Bisthum. Karl d. Gr. beschloß hier 772 den Krieg gegen die Sachsen. Durch die Theilung des Reichs unter Ludwig des Frommen Söhne kam W. an Ludwig den Deutschen u. wurde freie deutsche Reichsstadt, deren Schutzherr zunächst der Kurfürst von der Pfalz war. Es war bereits 1255 Mitglied des rhein. Städtebundes u. hatte zur Zeit Friedrich Barbarossa's 70,000 E. In der Folgezeit wurden hier mehrere wichtige Reichstage gehalten, so der 1495 unter Kaiser Maximilian I., auf welchem der ewige Landfriede beschlossen u. das Reichskammergericht eingesetzt wurde. Der wichtigste für die Protestanten ist der vom J. 1521 unter Karl V. (s. „Luther" u. „Reformation"). Seitdem hat W. schwere Tage erlebt. 1632 ließ der schwed. Oberst Haubold alle Vorstädte niederreißen; noch grausamer aber wütheten 1689 Ludwig's XIV. Mordbrenner unter Melac u. dem jungen Herzog v. Créqui; sie verwandelten 31. Mai durch einen furchtbaren Brand, dem nur die festen Mauern des Doms u. der Synagoge Widerstand leisteten, die ganze Stadt in einen wüsten Schutthaufen. Im Sept. 1792 wurde die Stadt wieder von den Franzosen unter Custine überfallen u. theilweise zerstört. Der Luneviller Friede gab W. 1801 an Frankreich, von wo es erst wieder durch den Pariser Frieden 1814 an Deutschland u. 1815 durch den Wiener Kongreß an Hessen-Darmstadt kam. — Sein Bisthum, schon durch Brunhilde errichtet, umfaßte schließlich 8 □M., lag rechts u. links des Rheines, wurde zuletzt vom Erzbischof von Mainz verwaltet u. kam links des Rheines 1801 an Frankreich, rechts desselben 1803 an Hessen-Darmstadt.

**Wormser Joch,** s. „Stilfser Joch".

**Woronesh,** auch Woronez u. Woronesk, Gouvernement im südl. Großrußland, 1196,557 □M. mit 2,152,696 E. nach den offiziellen Berechnungen für 1870, grenzt nördlich an die Gouvernements Orel u. Tambow, östl. an Saratow u. das Land der Don'schen Kosaken, südl. an dasselbe u. an Charkow u. westl. an Charkow, Kursk u. Orel. Das sanft wellige Terrain, das im S. in das Gebiet der südruss. Steppe übergeht, wird in seiner ganzen Ausdehnung in südöstl. Richtung vom Don durchflossen, der hier außer vielen kleineren Flüssen den Woronesh u. die Bitjuga links aufnimmt. Der größte Theil des Gouvernements liegt im Bereiche der sog. schwarzen Erde u. hat daher ausgezeichnetes Ackerland, [illegible] des Ganzen sind urbar u. mit Getreide, Hanf u. Hirsefeldern bebaut; auch Gartenfrüchte u. treffliches Obst werden reichlich gewonnen. Bei guten Ernten kann fast die Hälfte der Bodenprodukte zur Ausfuhr gelangen.

Nr. 5593. Das heutige Worms.

An den Ufern der Bitjuga werden Rußlands beste Pferde (die sog. Bitjuki), ausgezeichnet durch Stärke, Ausdauer u. Schnelligkeit, gezüchtet; hier hat fast jeder Bauer sein Gestüt. Stark verbreitet ist ferner die Bienenzucht. Der steppenartige S. ist vorzugsweise auf Schafzucht angewiesen. Der Wald, nur im nördl. Theile, bedeckt noch etwa 9 % des Ganzen, u. gegen 20 % im S. gelegenes Land sind unkultivirt. Die Industrie tritt gegen die Kultur des Bodens zurück. Nur Rübenzuckerfabrikation, die fast mit jedem Großgrundbesitz verbunden

Nr. 5594. Das alte Worms.

ist, u. Talgschmelzereien gehen über das gewöhnliche Maß. Man fertigt für den Bedarf leinene u. wollene Stoffe, bes. Tuch, Töpferwaaren, Leder, Seife 2c. Von den Bewohnern waren nach der Zählung von 1867: 1,331,470 Großrussen, 729,485 Kleinrussen, 1820 Polen, 2847 Deutsche, 2568 Zigeuner, 654 Juden u. 154 Tataren. Das Gouvernement zerfällt in die Kreise W., Birjutsch, Bobrow, Bogutschar, Korotojak, Nishnedewizk, Nowochopersk, Ostrogoshsk, Pawlowsk, Sadonsk, Semljansk u. Walujki. Von den Städten hatten nach der Zählung von 1867 über 5000 E.: W. 41,592, Korotojak (8413), Ostrogoshsk (7352), Nowochopersk (7289), Sadonsk (7209), Pawlowsk (6544), Walujki (5764), Semljansk (5691) u. Bogutschar (5151). W. ist seit 1779 eine eigene Statthalterschaft; vorher bildete es einen Theil von Tambow, u. noch früher gehörte es zum Großfürstenthum Rjäsan. — Die Gouvernementshauptstadt W., Sitz der Behörden u. eines Bischofs, liegt in 150 m. Seehöhe am Woronesh, unweit seiner Mündung in den Don u. an der Bahn Koslow-W.-Rostow. Die ansehnliche Stadt hat breite gepflasterte Straßen, schöne Plätze u. elegante Häuser, unter denen hervorragen die Paläste des Bischofs u. des Gouverneurs, der Kaufhof, das Theater u. mehrere der 22 Kirchen. Andere nennenswerthe öffentliche Gebäude sind das Kadettenhaus, das Gymnasium, das Priesterseminar, das Invalidenhaus 2c. Vor dem Hause, in dem Peter d. Gr. gewohnt hat, ist ihm zu Ehren ein Obelisk errichtet. W. ist Hauptort für Getreide- u. Tabakhandel, der bis nach Sibirien getrieben wird. Seine Industrie erstreckt sich auf Tuch-, Leder-, Talg-, Seife- u. Schwefelsäurefabrikation. — W. verdankt seine Entstehung den Chazaren u. wird bereits im 12. Jahrh. genannt.

**Woronicz** (spr. Woronitsch), Jan Pawel, poln. Dichter u. Kanzelredner, geb. 1756 in Volhynien; trat als Gymnasiallehrer zu Ostrog in den Jesuitenorden, ging nach dessen Aufhebung zur Kongregation der Missionäre in Warschau, wo er die Weihen empfing, wurde 1808 Dekan in Ostrog, 1815 Erzbischof von Krakau u. 1828 Primas von Polen u. starb auf einer Reise zu Wien 4. Dez. 1829. Er gehört zu den vorzüglichsten poln. Dichtern; unter seinen durchaus volksthümlich gehaltenen Gedichten (Krakau 1822) stellt das Epos „Sibylle" die Hauptepochen der poln. Geschichte dar. Als Kanzelredner zeichnete er sich durch Kraft, Ideenfülle u. Begeisterung aus; eine Sammlung seiner Predigten findet sich in seinen prosaischen Werken (3 Bde., Krakau 1832).

**Woronzoff**, Name einer berühmten russ. gräflichen u. fürstlichen Familie, deren Stammvater, Gawrilo W., 1678 bei der Belagerung von Tschigirin in Kleinrußland den Heldentod starb. Ein Enkel desselben, Graf Michail Larionowitsch W., geb. 12. Juli 1714, gewann die Gunst der Kaiserin Elisabeth, welche ihn 1742 mit ihrer Cousine Anna Karolowna Skawronski (geb. 1723, gest. 1775) verheirathete, 1744 zum Vizekanzler u. Minister des Auswärtigen ernannte u. durch Kaiser Karl VII. in den Reichsgrafenstand erheben ließ. 1745 schloß W. den russ.-schwed. Frieden sowie einen Vertrag mit Maria Theresia zur Vertheidigung ihrer Erbstaaten u. 1747 den Subsidienvertrag mit England ab; infolge des letzteren rückte ein russ. Corps bis an den Main vor, u. dies führte 1748 zum Abschluß des Aachener Friedens. Seit dem Sturze Bestuscheff's Reichskanzler, ward W. unter Katharina II. von den Staatsgeschäften entfernt u. starb zu Moskau 15. Febr. 1767. Seine Nichte, Elisabeth Romanowna W., war die Geliebte Peter's III., nach dessen Tode sie in die Nähe von Moskau verwiesen, später aber an den Admiral Palanski verheirathet wurde. Eine Schwester derselben war die Fürstin Katharina Romanowna Daschkoff (s. d.), eine andere war die gleichfalls durch Schönheit u. Geist ausgezeichnete Gräfin Buturlin. — Graf Alexander Romanowitsch W., Bruder der Vorigen, geb. 4. Sept. 1741, wurde, nachdem er Gesandter an mehreren europäischen Höfen gewesen, 1802 Reichskanzler, zog sich aber schon 1804 nach Moskau zurück, wo er 2. Dez. 1805 starb. — Graf Ssemen Romanowitsch W., Bruder des Vorigen, geb. zu Moskau 1744, schloß als Gesandter am engl. Hofe 1805 mit England u. Oesterreich die dritte Koalition gegen Frankreich ab, lebte später als Privatmann in London u. starb daselbst 21. Juni 1832. — Fürst Michail Ssemenowitsch W., Sohn des Vorigen, geb. zu Moskau 17. Mai 1782, diente seit 1801 im Heere, kämpfte zuerst im Kaukasus mit, dann unter Kutusoff in Italien, führte mit Auszeichnung 1813 u. 1814 im Kriege gegen Frankreich eine Brigade u. befehligte dann die in Frankreich zurückgebliebenen russischen Okkupationstruppen. Nachdem er 1818 am Aachener Kongresse Theil genommen, wurde er Militärgouverneur von Odessa, Neurußland u. Bessarabien sowie 1826 Mitglied des Reichsraths. 1828—29 befehligte er im Kriege gegen die Türken das Belagerungscorps von Varna. 1840 unter Belassung in seinem bisherigen Wirkungskreise auch mit dem Kommando der kaukas. Armee u. der Statthalterschaft über Georgien, Armenien u. Transkaukasien betraut, zerstörte er im Juli 1845 Dargo, die Hauptfeste Schamyl's, wofür ihn der Kaiser in den Fürstenstand erhob. Wichtiger aber als seine Waffenthaten war seine Thätigkeit für die Verwaltung jener Länder. Wegen Kränklichkeit machte er im Frühjahr 1854 eine Reise nach Deutschland u. nahm 31. Okt. dess. J. seine Entlassung. Um der Krönung Alexander's II. in Moskau beizuwohnen, kehrte er 1856 nach Rußland zurück. Bei dieser Gelegenheit erhielt er den Rang eines Feldmarschalls. Dann ging er nach Odessa, wo er 18. Nov. 1856 starb. Daselbst wurde ihm ein Denkmal gesetzt. Ein Sohn, Fürst Ssemen Michailowitsch W., ist General, u. seine Schwester, Katharina Ssemenowna W., geb. zu Moskau 24. Okt. 1783, gest. zu London 27. März 1856, war seit 1808 die Gemahlin des elften Grafen v. Pembroke u. als solche die Mutter des engl. Staatsmannes Sidney Herbert (s. d.).

**Worsaae** (spr. Wörsö), Jens Jakob Asmussen, dän. Alterthumsforscher, geb. zu Veile (Jütland) 14. März 1821; studirte in Kopenhagen Theologie u. dann Jurisprudenz, vorzugsweise aber skandinavische Geschichte u. nordische Alterthumskunde, war 1838 bis 1843 Assistent beim königl. Museum für nordische Alterthümer in Kopenhagen, bereiste hierauf Skandinavien, Deutschland, Großbritannien u. Frankreich, wurde 1847 Generalinspektor der vaterländischen Alterthümer u. Mitglied der königl. Kommission für Aufbewahrung der Alterthümer Dänemarks, bildete 1849, nachdem diese Kommission sich aufgelöst hatte, mit Thomsen eine eigene Kommission zu dem nämlichen Zwecke, bereiste 1854 nochmals Deutschland u. Frankreich, sowie auch Italien, erhielt hierauf eine Professur in Kopenhagen u. wurde 1865 Direktor des Museums für nordische Alterthümer u. der Sammlungen auf Schloß Rosenborg. Am 14. Juni 1874 trat er als Kultusminister in das neugebildete Ministerium Fonnesbech, welches aber bereits 11. Juni 1875 wieder seine Entlassung gab, worauf W. seine vorige Stellung wieder einnahm. Von W.'s Schriften sind hervorzuheben: „Danmarks Oldtid" (Kopenh. 1843; deutsch, ebd. 1844); „Blekingske Mindesmärker fra Hedenold" (ebd. 1846; deutsch: „Zur Alterthumskunde des Nordens", Lpz. 1846); „Die nationale Alterthumskunde in Deutschland" (Kopenh. 1846); „Minder om de Danske og Nordmändene i England, Skotland og Irland" (ebd. 1852; engl., Lond. 1852); „Afbildninger fra det kongelige Museum for Nordiske Oldsager" (Kopenh. 1854); „Den Danske Erobring af England og Normandiet" (ebd. 1863); „Om Slesvigs eller Sönderjallareds Oldtidsminder" (ebd. 1865); „Om Danmarks tidligste Bebyggelse" (ebd. 1861); „Den jydske Halvö og den Fortidsminder" (ebd. 1864); „Ruslands og del skandinaviske Nordens Bebyggelse og äldste Kulturforhold" (1872); „Nordens Forhistorie efter samtidige Mindesmärker" (deutsch unter dem Titel: „Die Vorgeschichte des Nordens nach gleichzeitigen Denkmälern", von J. Mestorf, Hamb. 1878) 2c. Im Vorwort zu letzterem Werke (von W.'s Hand) sowie in der Abhandlung „Om bewaringen af de fädrelandske Oldsager og Mindesmärker i Danmark" (in „Aarboger f. Nord. Oldk. og Historie", 1877, Heft 1) ist Genaueres über W.'s amtliche u. literarische Thätigkeit enthalten.

**Wort** heißt eine solche Verbindung von Sprachlauten, durch welche ein sinnlicher od. geistiger Begriff dargestellt wird. Sonach besteht alle menschliche Sprache, sei es in Rede od. Schrift, aus einzelnen W.en als den Grundbestandtheilen der Sätze (s. Satz), in welchen sich die Gedankenmittheilung vollzieht. Lautverbindungen, die nicht schon für sich eine Vorstellung erwecken, können nicht W.e im grammatischen Sinne genannt werden. Näher betrachtet, sind die W.e entweder mehrsilbig (s. Silbe) od. einsilbig. Auch in letzterem Falle bedürfen sie mindestens eines Vokals neben einem od. mehreren Konsonanten; doch kann unter Umständen schon ein Vokal eine Silbe u. somit auch ein Wort bilden, z. B. lat. a „von", i „geh!" 2c. Hinsichtlich der Wortbildung kommt

in Betracht: erstlich die zu Grunde liegende unveränderliche u. stets ein silbige Wurzel. Dieselbe drückt stets in allgemeinster Weise irgend einen sinnlichen Grundbegriff aus, ist aber in den aus ihr entwickelten Wort stämmen vielfach nur für den Sprachforscher noch erkennbar. Die Wortstämme selbst treten zwar häufig in ihrer reinen u. gleichfalls unveränderlichen Gestalt auf, unterliegen aber andererseits auch manchen Umbildungen, je nachdem sie zur Bildung von Nennwörtern (nomina) od. Zeitwörtern (verba) verwendet sind; erstere zerfallen dann wieder in pronomina od. Fürwörter, substantiva od. Hauptwörter, adjectiva od. Eigenschaftswörter (s. die einzelnen Art. unter den lat. Stichwörtern). Als dritte Hauptklasse kommen zu den obigen noch die sog. Partikeln (s. d.). Auf einer andern Betrachtungsweise beruht dagegen die Eintheilung sämmtlicher Wörter in Stoff- u. Formwörter. Erstere dienen zum Ausdruck sinnlicher Vorstellungen, z. B. Tisch, rund, rollen; letztere zum Ausdruck der gegenseitigen Beziehung von Dingen u. Vorstellungen zu einander (so z. B. alle sog. Partikeln). Ueberaus mannichfaltig ist die Art u. Weise, wie die Wurzeln u. die aus ihnen entwickelten Stämme in den verschiedenen Sprachen zur Wortbildung im Einzelnen verwendet werden. Während die sog. isolirenden Sprachen (Chinesisch 2c.) die nackten Wurzeln neben einander setzen, zeigt sich anderwärts ein großer Reichthum an Wortstämmen, die durch Veränderung der Konsonanten sowie der Vokale (Umlaut u. Ablaut) aus der Wurzel entwickelt sind. Kommt dazu noch (wie z. B. auch im Deutschen) die Möglichkeit der Zusammensetzung (z. B. Hausthür, Reibeisen 2c.), so steigert sich dadurch die Zahl der möglichen Wortbildungen geradezu ins Unendliche. Die kürzeste u. zugleich genaueste Wiedergabe der Vorstellungen wird jedoch erst durch die sog. Wortbeugung od. Flexion (s. d.) erreicht. Dieselbe tritt bei den Nennwörtern als Deklination (s. d.), bei den Zeitwörtern (s. „verbum" sowie „modus" u. „tempus") als Konjugation auf; immer aber besteht sie in der Verbindung der Stammsilbe (z. B. „leb" in: Leben, gelebt, lebe, lebte) mit verschiedenen Vor- od. Zusatzsilben od. auch nur mit einzelnen Lauten. — Die Fügung der so gebildeten u. flektirten Wörter im Satze ist Gegenstand der Syntax (s. d.). Schließlich sei die seit dem 18. Jahrh. aufgekommene Unterscheidung der Mehrzahl „Wörter" u. „Worte" erwähnt; erstere Form bezeichnet die Redetheile an sich (daher auch der Ausdruck „Wörterbuch", s. d.), letztere in ihrer Verbindung zur mündlichen od. schriftlichen Rede. In weiterem Sinne braucht man endlich W. auch für „Ausspruch", z. B. in der Wendung „Ein W. zu rechter Zeit".

**Wörterbuch,** ein irgendwie (bes. alphabetisch) geordnetes Verzeichniß von Wörtern einer od. mehrerer Sprachen. Die niedrigste Stufe unter den zahlreichen Arten von Wörterbüchern nimmt das Vokabular ein, d. h. eine Zusammenstellung ausgewählter Wörter zum Behuf des Auswendiglernens od. als Probe einer bestimmten Sprache; in beiden Fällen pflegt die Bedeutung der einzelnen Wörter in der Muttersprache des Lernenden beigefügt zu sein. Begnügt sich ein W. mit der Erklärung einzelner dunkler Wörter innerhalb eines bestimmten Schriftwerks, so heißt es ein Glossarium (s. „Glosse"). Umfaßt es dagegen den gesammten Wortschatz einer Sprache unter Beifügung der entsprechenden Bedeutung aus einer andern Sprache, so heißt es Lexikon od. Dictionarium (gewöhnlich franz. Dictionnaire). Solche mehrsprachige Wörterbücher, z. B. lateinisch-deutsche, deutsch-französische u. umgekehrt, bilden neben den Grammatiken die unentbehrlichsten praktischen Hülfsmittel zur Erlernung u. Betreibung einer Sprache. Und zwar stehen sie um so höher, wenn sie außer den verschiedenen Formen der Wörter auch die wichtigsten Wendungen des Sprachgebrauchs berücksichtigen u. dieselben mit Beispielen aus den besten Schriftstellern belegen. Wörterbücher, welche nur den Wortschatz eines bestimmten Schriftstellers berücksichtigen, heißen Spezialwörterbücher. Zu diesen gehören in anderem Sinne auch die Onomastica (s. „Onomastikon") od. Verzeichnisse von Personen- u. bes. Ortsnamen; ferner die Etymologica, welche die Abstammung u. ursprüngliche Bedeutung der Wörter enthalten; die synonymischen Wörterbücher, welche die Aehnliches bedeutenden Wörter zusammenstellen u. ihre feineren Unterschiede lehren; endlich im weitesten Sinne die Realwörterbücher (vgl. „Encyklopädie"), welche weniger das Sprachliche als das Sachliche unter den einzelnen Stichwörtern besprechen. Einen noch höheren Rang, als die oben erwähnten mehrsprachigen Lexika, die in der Hauptsache praktischen Zwecken dienen, nehmen solche Wörterbücher ein, welche den gesammten Wortschatz einer Sprache in alphabetischer Anordnung vorführen, indem sie zugleich die Abstammung der einzelnen Wörter, ihren Zusammenhang mit denen verwandter Sprachen u. vor Allem die allmähliche Entwicklung der Bedeutung u. Gebrauchsweise berücksichtigen. Auf dem Gebiete der deutschen Sprache sind die älteren Versuche dieser Art (wie das W. Adelung's [1774 f.], Campe's [1807 f.]) an Umfang u. Reichthum des Inhalts weitaus überboten worden durch das „deutsche W." der Gebrüder Grimm (s. d.). Nur in sehr beschränktem Sinne kann sich mit diesem wahrhaft nationalen Unternehmen das „Dictionnaire de l'Académie française" (letzte Ausgabe 1878) messen, dasselbe hat mehr die Bedeutung einer höchsten Autorität für die Rechtschreibung u. die Wahl der Wörter in der Schrift- u. feineren Umgangssprache. Eine ähnliche Bedeutung hat für das Italienische das von der Florentiner Akademie herausgegebene W. der zur Schriftsprache erhobenen toscanischen Mundart. Eher läßt sich mit dem Grimm'schen W. das franz. W. Littré's (s. d.) vergleichen; ebenso das (Leyd. 1865) von de Vries u. te Winkel begonnene „Nederlandsch Woordenboek". Einen besonderen u. für den Sprachforscher sehr wichtigen Zweig von Wörterbüchern bilden die sog. Idiotika, welche den Wortschatz einzelner Mundarten (Dialekte) od. Länder enthalten. Als das Muster eines Idiotikon gilt mit Recht das „Bayerische W." von Schmeller (s. d.); ein umfassendes Schweizerisches Idiotikon wird seit Jahren vorbereitet. — Einen Versuch, die geradezu ungeheure Literatur der Wörterbücher zu verzeichnen, machte Vater in der „Literatur der Grammatiken, Lexika u. Wörtersammlungen aller Sprachen der Erde" (2. Aufl. von Jülg, Berl. 1847), für die orientalischen Sprachen Zenker in seiner „Bibliotheca orientalis" (2 Bde., Lpz. 1846—61).

**Wörth,** Dorf mit 1081 E. (1875) im Kreise Weißenburg des Reg.-Bez. Nieder-Elsaß, in einem schönen Thale an der Sauer u. an der Zweiglinie Winden-Maximiliansau der pfälzischen Eisenbahn, treibt Land- u. Obstbau. Hier traf am 6. Aug. 1870 die deutsche Südarmee unter dem Kronprinzen von Preußen die franz. unter Mac Mahon. Der Kampf begann bald am Vormittag u. wurde 4 Uhr Nachmittags zu Gunsten der Deutschen entschieden. Deutscherseits waren dabei zuerst das 5. u. 11. preuß. u. das 2. bayer. Armeecorps engagirt, die später durch das 1. bayer. Corps u. die 1. württemberg. Brigade energisch unterstützt wurden. Die franz. Armee bestand in einer Gesammtstärke von 50 bis 60,000 Mann vorzugsweise aus Truppen des 1. Corps. Der heiße Kampf kostete den Deutschen über 11,000 an Todten u. Verwundeten; die Franzosen, die in Unordnung u. in kleine Trupps aufgelöst in die Flucht geschlagen wurden, hatten noch stärker gelitten. Sie verloren allein an Gefangenen über 6000 Mann, u. 36 Kanonen; bedeutender Train, die Kriegskasse mit 360,000 Frcs. 2c. fiel in die Hände der Sieger. Auf ihrer Flucht wendeten sie sich theils auf Niederhofen u. Bitsch, theils auf Zabern u. vermochten erst jenseit der Maas wieder zu fester Organisation zu kommen.

**Wortspiel** heißt eine Zusammenfügung von Wörtern, die bei völlig gleichem od. doch sehr ähnlichem Klange eine verschiedene Bedeutung haben. Zu ersterer Gattung gehört das Schleiermacher zugeschriebene W. „Eifersucht ist die Leidenschaft, die mit Eifer sucht, was Leiden schafft", zu letzterer z. B. das Sprüchwort „Ehestand — Wehestand" u. zahlreiche andere, die gleichfalls auf dem Reim beruhen. Das W. ist eine Abart des Witzes (s. d.); enthält es zugleich eine komische u. satirische Spitze (wie z. B. die Bezeichnung des Nero als Mero, d. i. Trinker), so wird es zum Calembourg (s. d.).

**Wortstamm,** s. „Wort".

**Woten** od. Waddjalaiset, wie sie sich selbst nennen, ein finnischer Stamm, bewohnen etwa 12,000 Seelen stark den westl. Theil des russ. Gouvernements St. Petersburg (Ingermanland), vorzugsweise den Kreis Jamburg u. das Gouvernement Nowgorod. Sie sind griech.-kathol., verstehen noch nicht Alle Russisch u. sind sämmtlich freie Grundbesitzer. In ihrer Lebensweise ähneln sie sehr den Esthen.

**Wotjaken,** ein finnischer Stamm, mit rothblondem Haar u. hellfarbigen Augen, der schon seit seiner Unterwerfung unter russ. Botmäßigkeit vom Nomadenleben zum Ackerbau übergegangen ist, Bienen züchtet, Rindenmatten u. Säcke fertigt, Musik u. Gesang liebt, eine arme, aber harmonische, dem Syrjänischen nahestehende Sprache spricht u. vorzugsweise im russ. Gouvernement Wjatka heimisch ist, dessen östl. Hälfte zwischen den Flüssen Kama u. Wjatka er in kompakter Masse bewohnt. Die Zählung von 1867 ergab für dieses Gouvernement 218,989 W.; außerdem fanden sich zerstreut 12,361 im Gouvernement Ufa, 7785 im Gouvernement Kasan u. 1355 im Gouvernement Ssamara vor. Ihre Dörfer bilden Gruppen von Gehöften inmitten dichter Baumpartien. Sie zerfallen in drei Unterstämme: in die schmuzigen Malmyisko-Sarapulski, die alte Sitte u. Sprache bewahrt haben; in die in Kleidung, Sitte u. Sprache den Russen näher getretenen Glaßovsko-Sarapulski u. in die Jelatniski, die tatarischen Einflüssen zugänglich gewesen sind. Sie sind theilweise noch Bekenner der schamanischen Religion, u. Diejenigen, die sich zum Christenthum bekehrt haben, haben mancherlei schamanische Gebräuche mit ihrem neuen Glauben zu vereinigen gewußt.

**Wouverman** (spr. Wauwermann), Philipp, holländischer Maler, geb. zu Harlem 1619; erhielt den ersten Unterricht von seinem Vater, einem mittelmäßigen Historienmaler, wurde dann im landschaftlichen Fache wahrscheinlich Schüler von Jan Wynants u. nahm für menschliche

Figuren den damals in Holland beliebten Peter von Laar zum Vorbild, um ihn aber bald zu übertreffen. Er starb 19. Mai 1668. In der Darstellung der innigen Verbindung der Natur mit der Menschen- u. Thierwelt wird W. von keinem seiner Zeitgenossen übertroffen. Jagd- od. Lagerscenen, Soldaten, Gefechte &c. bilden meistens die natürliche, geistvolle, korrekt gezeichnete Staffage seiner Bilder, in denen die Pferde stets eine große Rolle spielen; nam. pflegt ein Schimmel nie zu fehlen. Auch das Landschaftliche ist von großer Anmuth, meist in einem zauberischen Helldunkel ausgeführt. Doch zeigt W. sowol hierin als in der Staffage je nach den verschiedenen Perioden seines Lebens eine gewisse Verschiedenheit; seine besten Bilder gehören der mittleren Zeit seines Lebens an. W.'s Gemälde, deren man über 500 zählt, meist von mäßigen Dimensionen, finden sich in fast allen namhaften Galerien, am zahlreichsten (über 60) in Dresden. — Auch seine zwei jüngeren Brüder, Peter **W.** (1626 bis 1683) u. Jan **W.** (1629—66), widmeten sich demselben Zweige der Malerei. Ersterer kommt in einigen Bildern seinem älteren Bruder nahe, hat aber einen schwereren Farbenton. Von Letzterem sind nur wenige, aber geistreich behandelte Bilder bekannt.

Nr. 5595. Philipp Wouverman (geb. 1619, gest. 19. Mai 1668).

**Wrack** heißt der Rumpf eines gescheiterten Schiffes.

**Wrangel,** Karl Gustav, Graf u. schwed. Feldmarschall, geb. am 13. Dez. 1613 auf dem Landsitze Skokloster in Upsala-Län; stammte aus einer uralten deutschen Familie, die der Deutsche Orden in die Ostseeprovinzen geführt hatte, u. war der Sohn des 1644 verstorbenen Feldmarschalls Hermann W., der im Schwed.-poln. Kriege bis zum Frieden von 1635 kommandirte. Im Alter von 17 Jahren folgte er Gustav Adolf nach Deutschland u. zeichnete sich zuerst 1639 bei Banér's kühnem Zuge quer durch Deutschland nach Böhmen aus, den er bereits als Generalmajor mitmachte. Mühsam hielt er im Verein mit Guébriant nach dem Tode des Generalissimus 1641 die meuterischen Truppen in Niedersachsen bis zur Ankunft Torstenson's zusammen u. folgte diesem auf seinem Siegesweg durch Schlesien u. Sachsen bis zur Schlacht bei Leipzig am 2. Nov. 1642, dann, Ende 1643, nach Holstein, wo Christian IV. von Dänemark eingebrochen war. Nachdem er, unterstützt von Horn u. von der schwed. Flotte, den Krieg durch den günstigen Frieden von Brömsebro (Aug. 1645) beendigt hatte, empfing er von der Königin Christine im Dez. 1645 den Oberbefehl in Deutschland, den Torstenson niedergelegt hatte. Nach dem Plane seines Vorgängers verlegte er sofort den Kriegsschauplatz in das Gebiet der Gegner, vereinigte sich im Juli 1646 bei Fritzlar mit Turenne, eilte der kaiserlich-bayerischen Armee, die in der Nähe des Main stand, über Franken u. Württemberg nach Bayern voraus, umlagerte Augsburg (Okt.) u. erzwang vom Kurfürsten Maximilian im Waffenstillstand von Ulm (14. März 1647) die Räumung der Reichsstädte Ueberlingen, Memmingen u. Augsburg, in welche er schwedische Besatzungen legte. W. hatte kaum mit der Eroberung Böhmens begonnen, als ihn Maximilian durch plötzliche Kündigung des Waffenstillstandes im Sept. 1647 nöthigte, sich nach dem Norden zu wenden, um aus Niedersachsen Verstärkungen herbeizuziehen. Kaum aber war er zurückgekehrt u. hatte sich im März 1648 am Rhein wieder mit Turenne vereinigt, so brach er von Neuem in Bayern ein, schlug allein mit der Reiterei unter Königsmark (s. d.) das feindliche Heer bei Zusmarshausen unweit Augsburg am 17. Mai 1648 in die Flucht, mußte aber vor einer neuen Armee des Kaisers u. des Kurfürsten aus dem verwüsteten Lande zurückweichen u. bemühte sich vergebens, Prag zu erobern, als die Glocken den Westfälischen Friedensschluß (s. d.) verkündeten. Zornig warf er seinen Generalshut zur Erde u. trat ihn mit Füßen. Nachdem er einige Jahre unter seinen, zum Theil hochinteressanten (u. noch heute vorhandenen) Beutestücken in Skokloster verlebt hatte, folgte er Karl X. (s. d.) 1655 nach Polen, siegte im Verein mit Friedrich Wilhelm von Brandenburg im Juli 1656 in der dreitägigen Schlacht vor Warschau, vertrieb im Juli 1657 die Dänen aus dem Bisthum Bremen u. machte sich im Sept. 1658 durch Eroberung von Kronenburg zum Herrn des Sundes, vermochte aber an der Spitze der Flotte trotz des rühmlichen Gefechtes im Oeresund den holländischen Admiral Opdam nicht an der Einfahrt in Kopenhagen zu hindern. Der Tod seines Königs (am 23. Febr. 1660) u. der Friede von Kopenhagen (am 5. Juni 1660) zwangen ihn wieder zu einer längeren Ruhe, bis Karl XI. (s. d.) sich 1674 von Ludwig XIV. zu einem Einfall in Brandenburg bewegen ließ, während der Kurfürst mit seinen Truppen am Rhein stand. Aus Bremen u. Pommern hatte W. die schwedischen Regimenter in der Ukermark vereinigt u., da er erkrankte, durch seinen Stiefbruder, den General Wolmar W., das Havelland den tapfer kämpfenden Bauern entreißen u. verwüsten lassen, als Friedrich Wilhelm in Eilmärschen heranzog, die Mitte der schwedischen Aufstellung am 15. Juni 1675 bei Rathenow durchbrach u. am 18. Juni den glänzenden Sieg bei Fehrbellin erfocht. Von Neuem erkrankt, übergab W. das Kommando über die flüchtige Armee seinem Bruder u. starb am 24. Juni 1676 auf Rügen.

**Wrangel,** Friedrich Heinrich Ernst, Graf v., preuß. Feldmarschall, geb. 13. April 1784 zu Stettin, wo damals sein Vater als Infanterieoberst in Garnison lag; trat bereits 1796 als Junker in das Dragonerregiment von Auer, in welchem er 1798 Leutnant wurde, verdiente sich schon 1807 bei Heilsperg den Orden pour le mérite u. blieb auch in jenem Regimente, als es nach dem Tilsiter Frieden in das Kürassierregiment verwandelt wurde, dessen Chef er später ward. Seit 1809 Rittmeister, rückte er 1813 nach dem Reitertreffen bei Haynau zum Major u., als er sich bei Beaumont mit seinem bereits verloren gegebenen Regiment mitten durch den Feind geschlagen hatte, im April 1814 zum Oberstleutnant u. Kommandeur des 2. westpreuß. Dragonerregiments auf. 1815 zum Obersten ernannt, erhielt er 1819 das 5. Kürassierregiment u. 1821 die 10. Kavalleriebrigade, ward 1823 Generalmajor u. als solcher 1834 Kommandeur der 13. Division zu Münster, wo er 1837 die durch die Wirren mit dem Erzbischof von Köln hervorgerufenen Unruhen mit Energie unterdrückte. Seit 1838 Generalleutnant, kam er 1839 als kommandirender General nach Königsberg, von wo er aber wegen Mißhelligkeiten mit dem ihm zu freisinnigen Oberpräsidenten v. Schön 1842 als Kommandeur des 2. Armeecorps nach Stettin versetzt wurde. Das Kürassierregiment Nr. 3, welches noch heute seinen Namen führt, ward ihm 1845 verliehen. 1848 wurde W. mit dem Oberbefehl über die seitens des Deutschen Bundes gegen Dänemark aufgebotenen Truppen in Schleswig-Holstein betraut. Dort vollbrachte er wieder manche rühmliche Waffenthat, insbes. siegte er bei Schleswig u. drang in Jütland ein. Indeß legte er nach Abschluß des Malmöer Waffenstillstandes (26. Aug.) den Oberbefehl nieder (8. Sept.) u. übernahm alsbald den in den Marken, rückte 10. Nov. 1848 mit den bei Berlin versammelten Truppen in die Hauptstadt

ein, um der demokratischen Bewegung den Fuß auf den Nacken zu setzen, trat aber ebenso persönlich als entschieden auf, verhängte zwar 12. Nov. den Belagerungszustand über Berlin, stellte jedoch ohne Blutvergießen die Autorität der Regierung wieder her. Auch machte sich der damals bestgefürchtete General bald ungemein populär, denn wie sehr er auch immer das Urbild eines strammen preuß. Militärs blieb, die Härten desselben wurden bei ihm durch eine gewisse Urbanität u. eine biedere Charakteranlage gemildert; dazu kam die merkwürdige Jugendlichkeit, die er sich bis ins Greisenalter zu bewahren wußte. 1849 erhielt W. neben dem Oberbefehl in den Marken noch das Generalkommando des 3. Armeecorps. Inzwischen auch zum General der Kavallerie befördert, bereiste er im Sommer 1852 auf Einladung des russ. Kaisers u. in dessen Gefolge Rußland u. besuchte Konstantinopel. Vom Kommando des 3. Armeecorps ward er bei seiner Ernennung zum Generalfeldmarschall gelegentlich seines 60jährigen Dienstjubiläums (15. Aug. 1856) wieder entbunden. Beim Ausbruch des Deutsch-dän. Krieges im Jan. 1864 mit dem Oberbefehl über die verbündeten österr.-preuß. Truppen betraut, gab er denselben schon im Mai dess. J. an den Prinzen Friedrich Karl ab. Gleichzeitig (18. Mai) erfolgte seine Erhebung in den Grafenstand. Im Feldzuge von 1866 erhielt er kein Kommando, begleitete indeß sein Kürassierregiment als Kriegsfreiwilliger nach Böhmen. „Papa W." — so ward der greise Feldmarschall allgemein genannt — starb zu Berlin 1. Nov. 1877. Von seinen drei Söhnen überlebte ihn keiner. Nur ein Enkel, der 21. Okt. 1847 geb. Graf Gustav **W.**, Legationssekretär in Brüssel, ist von der Familie noch übrig. Seinen militärischen Vorbildern, den Ziethen u. Seidlitz, war W. auch darin gleich, daß er zur Reform der Kavallerie einen erfolgreichen Anstoß gab, indem er 1843 zum ersten Male u. dann 1856 u. 1857 auf dem Tempelhofer Felde bei Berlin jene großen Kavalleriemanöver ausführen ließ u. leitete, welche, dazu bestimmt, die Reiterei von einer während der Schlacht regellos hin- u. herwogenden Masse zu einer bewußt u. regulär operirenden Truppe zu erheben, in der gesammten Militärgeschichte einen Ruf erhalten haben. — Vgl. v. Meerheimb, „Lebensbeschreibung des Grafen v. W." (Berl. 1877).

**Wrangell**, Ferdinand Ludwig, Frhr. v., russ. Vizeadmiral u. berühmter Seefahrer, geb. in Esthland 1795; bereitete sich im Seekadettencorps zu Petersburg für den Marinedienst vor, machte unter Golownin 1817—19 eine Reise um die Erde u. unternahm 1820 als Schiffsleutnant im Auftrage der Regierung eine selbständige Expedition ins Nördl. Eismeer; auf derselben gelangte er zuerst nach Nishnij Kolimsk in Ostsibirien, drang auf Hundeschlitten bis zum Kap Schelagin vor, untersuchte dann die Bäreninseln, kam im Sommer 1821 bis zu den mittelkolimaischen Jakuten, erreichte im März 1822 72° 2′ n. Br. u. untersuchte während der Sommermonate die Seeküste an der Kolimamündung sowie das Tschuktschenland. Eine neue Expedition über das Kap Schelagin zurück nach Norden brachte ihn bis 70° 51′ n. Br., wo er umkehren mußte. Im Aug. 1824 langte er wieder in Petersburg an. Zum Kapitänleutnant ernannt, umschiffte W. 1825—27 zum zweiten Male die Erde. 1829—34 war er Gouverneur von Russ.-Amerika, leitete dann als Kontreadmiral die russ. Marineverwaltung u. erhielt 1847 den Rang eines Vizeadmirals. Seit 1849 Direktor der Russ.-amerik. Handelscompagnie, wurde er 1854 erster Direktor der hydrographischen Abtheilung des Marineministeriums u. 1858 Mitglied des Reichsrathes. Er starb zu Dorpat 6. Juni 1870. Die von W. auf der Reise ins Nördl. Eismeer gemachten „Physikalischen Beobachtungen" (Berl. 1827) gab Parrot heraus, u. eine ausführliche Beschreibung dieser Expedition nach den handschriftlichen Aufzeichnungen W.'s veröffentlichte Engelhardt (2 Bde., Berl. 1839; russ., 2 Bde., Petersb. 1841).

**Wrangell-Land**, Insel der nördl. Polarländer, im NW. der Beringsstraße, vom Nordostende Sibiriens durch die Longstraße getrennt, 178° östl. L. v. Gr. u. 71° n. Br., von den englischen Admiralitätskarten als westl. Fortsetzung der Südküste des Kellettlandes aufgefaßt. Sie wurde 16. Aug. 1867 von dem Walfischfahrer Long entdeckt, aber auch von ihm nur aus einer Entfernung von 15—18 Seemeilen beobachtet, nicht betreten, wie überhaupt bisher von Niemand, ist daher auch sehr unbekannt. Nach der Aussage Long's enthielt die Insel in den hinter der Küste sich erhebenden Bergen einen Vulkan. Benannt wurde sie nach dem Seefahrer v. **Wrangell** (s. d.).

Nr. 5596. Friedrich Heinrich Ernst Graf v. Wrangel (geb. 13. April 1784, gest. 1. Nov. 1877).

**Wranitzki**, Paul, Komponist, geb. 1756 zu Neureusch in Mähren; erhielt im Prämonstratenserstift seiner Vaterstadt sowie in Iglau u. Olmütz Schul- u. Musikunterricht u. ging mit 20 Jahren, um Theologie zu studiren, nach Wien. Hier machte er die Bekanntschaft des schwedischen Kapellmeisters Jos. Kraus, der ihn veranlaßte, sich der Tonkunst zu widmen, u. selbst sein Lehrer in der Theorie wurde. Seine große Fertigkeit auf der Violine verschaffte ihm nachgehends eine

Nr. 5597. Wrangell-Land. Nach Petermann's „Mittheilungen".

Anstellung in der fürstl. Esterhazy'schen Kapelle, damals unter Jos. Haydn's Direktion stehend; 1785 vertauschte er diese Stellung mit der eines Orchesterdirektors der k. k. Hoftheater in Wien. In diesem Amte starb er 28. Sept. 1808. — W.'s ungemein zahlreiche Kompositionen hatten ehedem ihrer Natürlichkeit u. fließenden Melodik

wegen ein großes Publikum. Von seinen Opern machte „Oberon, König der Elfen" (1790 in Frankfurt bei der Krönung Kaiser Leopold's I. zuerst aufgeführt) das meiste Glück. Sonst hat er noch Balletkompositionen, Musiken zu Dramen, Sinfonien, Kammermusiksachen, Konzerte für verschiedene Instrumente &c. in großer Zahl geliefert. — Sein Bruder, Anton **W.**, geb. zu Neureusch 1761, war ebenfalls tüchtiger Violinspieler u. Komponist (von Kammermusiksachen, Violinstücken, Kirchenstücken &c.) u. starb 1819 als Konzertmeister des Fürsten von Lobkowitz. Seine Töchter, Karoline, geb. 1790, nachherige **W.=Seidler**, u. Katharina, geb. 1801, nachherige **Kraus=W.**, haben sich bis zu den 30er Jahren unseres Jahrhunderts als Sängerinnen einen vortrefflichen Namen gemacht.

**Wrede**, Adolf v., Orientreisender, entstammte einer westfäl. Adelsfamilie; ging in den 30er Jahren nach Griechenland, für das er eine Zeit lang die Waffen führte, u. lebte dann in Aegypten, wo er sich mit der Sprache u. den Sitten des Landes völlig vertraut machte. Im Juli 1843 unternahm er in der Tracht eines Arabers u. unter dem Vorgeben einer Wallfahrt zum Grabe des Propheten Hud (weshalb er sich Abd el Hud nannte) eine Reise nach Hadhramaut, wo er von dem Wadi Doan u. der Stadt Choreibeh aus das noch von keinem Europäer betretene Land nach allen Richtungen durchforschte, doch nöthigte ihn der Argwohn der Eingeborenen schon im Sept. zur Rückkehr. 1852 begab sich W. nach Texas; dort ist er verschollen. Das Manuskript der Beschreibung seiner Reise in Hadhramaut, welches in England übersetzt u. veröffentlicht werden sollte, galt lange für verloren, gelangte aber endlich in die Hände Heinrich v. Maltzan's, der es als „W.'s Reise in Hadhramaut, Beled Beny Yssa u. Beled el Hadschar" (Braunschw. 1870) herausgab.

**Wrede**, Karl Philipp, Fürst, bayerischer Feldmarschall, geb. am 29. April 1767 zu Heidelberg; hatte Jurisprudenz u. Forstwissenschaft studirt, stand später im pfälzischen Civildienst u. begleitete von 1793—98 die österreichischen Heere als pfälzischer Oberlandeskommissar. Bei dieser Gelegenheit entdeckte er seine Neigung zum Militärdienste u. kämpfte schon Ende 1799 in Schwaben u. am 3. Dez. 1800 bei Hohenlinden als Oberst eines pfälzischen Corps unter Erzherzog Karl mit. Größere Auszeichnung gewann W., als er, zum Generalleutnant erhoben, 1805 zuerst an Deroy's Seite u., als dieser verwundet wurde, an dessen Stelle die Bayern mit Napoleon gegen Oesterreich führte, obwol er am letzten Tage des Krieges, am 5. Dez., bei Iglau gegen Erzherzog Ferdinand im Nachtheil blieb. 1807 kämpfte er zusammen mit den Franzosen in Polen, 1809 wieder bei Abensberg u. Landshut gegen die Oesterreicher, so daß den Bayern wie den Württembergern Napoleon seine höchste Zufriedenheit aussprach. Nicht so glücklich erging es W. bei der Bekämpfung der aufständischen Tiroler. Schon am 10. April mußte er an der Brücke zu St. Lorenzen, am 12. zusammen mit dem französischen General Bisson vor Innsbruck zurückweichen, das er schon von den Tirolern besetzt fand; nach wenigen Tagen war nur Kufstein noch in seiner Hand. Aber Anfang Mai kehrte er zurück, nahm am 11. Mai den Paß Strub, siegte den 13. bei Wörgl, besetzte am 19. Innsbruck u. kurz darauf auch Salzburg. Napoleon ernannte ihn nach dem Frieden von Wien zum französischen Reichsgrafen, sein eigener König zum General der Kavallerie. Als solcher begleitete er, zusammen mit dem alten Deroy, 1812 Napoleon an der Spitze des bayerischen Corps nach Rußland. Auf dem unglücklichen Rückzuge unterstützte er mit seinen auf 2000 Mann zusammengeschmolzenen Truppen im Okt. den Marschall St. Cyr gegen Wittgenstein bei Polock u. erreichte Mitte November Wilna. Noch einmal gebrauchte W. seine Feldherrngabe für Deutschland gegen Napoleon, als Bayern durch den Vertrag von Ried am 8. Okt. 1813 sich für die Verbündeten erklärt hatte. Mit einem Corps von 56,000 Oesterreichern u. Bayern brach er am 18. Okt. vom Inn auf u. traf am 28. in Hanau ein, um Napoleon den Rückweg zu verlegen, mußte aber selbst nach den Kämpfen vom 30. u. 31. Okt. weichen u. wurde bei der Kinzigbrücke, die er durchaus halten wollte, durch eine Kugel schwer verwundet. Nach seiner Genesung stand er mit 27,000 Mann in Frankreich, unterstützte am 1. Febr. 1814 den Sieg Blücher's bei La Rothière durch Besetzung von Chaumesnil, hielt nach Blücher's Niederlage am 11. Febr. den Seineübergang bei Bray so lange besetzt, bis die Truppen sich wieder konzentrirt hatten, half am 27. Febr. bei dem Siege von Bar=sur=Aube u. hielt in der Schlacht bei Arcis=sur=Aube den ganzen ersten Tag, den 20. März, den Kampf fast allein aus, um dann am 21. mit den Verbündeten zusammen entscheidend zu siegen. Schon am 7. März war er zum Feldmarschall, am 9. Juni wurde er zum Fürsten ernannt u. erhielt ein Jahr später das Kronlehen Ellingen u. die damit verbundene Reichsrathswürde. Die letztgenannten Ehren verdankte er mehr seinem diplomatischen als seinem militärischen Verdienst. Er hatte nämlich schon am 3. Juni 1814 zu Paris mit Metternich einen geheimen Vertrag geschlossen, nach welchem Bayern für die Abtretung Tirols, Vorarlbergs u. Salzburgs mehr als vollständige Entschädigung erhalten sollte. Trotzdem bemühte er sich vergeblich, auf dem Wiener Kongreß das Zugeständniß der Großmächte zur Besitznahme der badischen Pfalz u. Hanau's &c. zu erhalten; der Streit überdauerte die gemeinsamen Verhandlungen. Inzwischen eilte W. 1815 wieder auf den Kriegsschauplatz, den er aber erst nach der Schlacht bei Waterloo erreichte. Obwol seit 1822 Generalissimus der bayerischen Armee, ist er meistens in diplomatischen Geschäften auf verschiedenen Kongressen thätig gewesen u. erschien nur 1832 an der Spitze von Truppen in der Rheinpfalz, um der schwärmerischen u. wilden Erregung der Gemüther nach dem Hambacher Feste (s. d.) durch Verhaftungen u. Kriegsgesetze ein Ende zu machen. Er starb am 12. Dez. 1838 zu Ellingen. Seine Statue in Erzguß nach Schwanthaler's Modell ließ König Ludwig I. in der Feldherrenhalle zu München aufstellen.

**Wren** (spr. Renn), Sir Christopher, berühmter englischer Baumeister, geb. 20. Okt. 1632 zu East=Knoyle (Wiltshire); machte schon in seinem 16. Jahre Entdeckungen in der Astronomie, Statik u. Mechanik u. war dann seit 1652 Lehrer der Astronomie im Gresham=College zu London u. später an der Universität zu Oxford. Nachdem er hier als Baumeister zuerst mit dem Sheldonian=Theater (nach dem Grundplan des Theaters des Marcellus in Rom) aufgetreten war u. dann auch das Pembroke=College in Cambridge erbaut hatte, ging er nach Frankreich, bis der große Brand von London 1666 ihn veranlaßte, dem Parlament einen umfassenden Plan zum Wiederaufbau der Stadt vorzulegen, der allerdings nur theilweise angenommen wurde. Bald darauf entwarf er auch einen Plan zum Wiederaufbau der Paulskirche, wobei er bes. den Bedürfnissen des protestantischen Gottesdienstes Rechnung trug. Aber der Wille des Herzogs von York (später Jakob II.), der immer noch auf die Wiedereinführung des Katholizismus hoffte, nöthigte ihn, trotz des klassischen Stils, die Merkmale mittelalterlich=gothischer Kirchen in Chor, Querschiff u. Seitenschiffen beizubehalten. 1675 begann der Bau, der, nach 35 Jahren vollendet, sich bes. durch die Schönheit der Westfaçade u. der Kuppel auszeichnet. Während dieses Baues errichtete W. 1671—77 auch die 61 m. hohe Feuersäule an der Stelle, wo 1666 der große Brand entstanden war. In demselben klassischen Stile wie die Paulskirche erscheint auch die im Innern imposante St. Stephanskirche (Wallbrook, London), die Bowkirche (1673), die Bridekirche (1703), das Marlborough House, die von außen geschmacklose, im Innern aber elegante St. Jameskirche, die Christkirche (1704), die St. Michaelskirche in Cornhill, das Chelsea Hospital, die jetzige Kaserne (ehemals königl. Palast) in Windsor &c. Die letzten Jahre seines Lebens verlebte W. in Zurückgezogenheit u. starb, fast vergessen, 25. Febr. 1723, erhielt aber ein Grabdenkmal in der Paulskirche. Vergl. Elmes, „Memoirs of the life and works of Sir Chr. W." (Lond. 1823; neue Ausg. 1852).

**Wriezen**, Stadt mit 7928 E. (1875) im Kreise Ober Barnim des Reg. Bez. Potsdam der preuß. Provinz Brandenburg, liegt links an der Alten Oder, am Oderbruche u. an der Zweiglinie Eberswalde=Frankfurt a. O., der Berlin=Stettiner Eisenbahn, ist Sitz eines Kreisgerichts, hat eine protest. u. eine kathol. Kirche u. treibt Weberei, Eisengießerei, Fischerei, Brauerei, Branntweinbrennerei, hat Braunkohlengruben u. Obst= u. Gemüsebau.

**Wright** (spr. Reit), Thomas, hochverdient als Beförderer des Studiums der altengl. Sprache u. Literatur, wurde geb. in Wales 21. April 1810; studirte in Cambridge, wurde später am dortigen

Trinity College Professor der Theologie, gehört zu den Mitbegründern der Camden-Society u. der British archaeological Association u. starb zu Chelsea (Lond.) 23. Dez. 1877. Von seinen zahlreichen Schriften nennen wir: „Political songs of England from the reign of John to that of Edward II.“ (1839); „Political ballads“ (1841); „Popular treatises on science written during the middle ages in Anglo-saxon, Anglo-norman and English“ (1841); „Early mysteries and other latin poems of the XII. and XIII. centuries“ (1844); „The Chester plays“ (geistliche Dramen des 14.—16. Jahrh. enthaltend, 1841); „Essays on the literature, superstition and history of England in the middle ages“ (2 Bde., Lond. 1846); „Biographia britannica literaria“ (2 Bde., 1842—46); „The latin poems commonly attributed to W. mapes“ (1847); „England under the house of Hannover“ (2 Bde., 1848); „Narratives of magic and sorcery“ (2 Bde., ebd. 1851); „The Celt, the Roman and the Saxon“ (ebd. 1853) u. „Wanderings of an antiquary“ (ebd. 1854); „The History of Ireland“ (3 Bde., 1857); „Dictionary of obsolete and provincial English“ (1858); „History of France“ (2 Bde., 1858—60); „Domestic manners in English during the middle ages“ (1861); „History of the grotesque and caricature in literature“ (1865) u. „Womankind in western Europe from the earliest ages to the XVII. century“ (1869); „Uriconium“ (1872; Berichte über seine Entdeckungen über die alte Römerstadt Uriconium bei Shrewsbury). W. verdankt man auch die erste kritische Ausgabe der Werke Chaucer's (3 Bde., 1847 bis 1851) u. eine Ausgabe von Francis Bacon's „Essays“ (1863).

**Wucher** wird durch das Bestreben gekennzeichnet, im Handel u. Verkehr durch sittlich nicht zu billigende Mittel die Nothlage Anderer zu benutzen, wol gar eine solche herbeizuführen, um die Preise zu steigern u. daraus erhöhten Gewinn zu erzielen. Der W. kommt in den verschiedensten Gestalten u. in den verschiedensten Geschäftsbranchen vor. Von *Wucherpreisen* hat man überhaupt meist da zu reden, wo für das Angebot die Konkurrenz fehlt, zunächst also da, wo der Verkäufer irgend eines unentbehrlichen Artikels für ein größeres od. kleineres Gebiet das Monopol des alleinigen Verkaufs besitzt. Wenn z. B. ein Bankhaus den Besitz von Quecksilberminen dazu benutzt, den Preis des Quecksilbers übertrieben hoch zu halten; wenn, wie dies mehrfach geschehen, engl. u. holl. Großhandelshäuser sich vereinigen, von gewissen Stapelartikeln, wie Indigo, bestimmte Gewürzsorten, Thee, Kaffee, die überseeischen Vorräthe aufzukaufen u. die Waaren erst zu den höchsten Preisen wieder loszuschlagen; wenn in irgend einem abgelegenen Gebirgsdorfe ein Fabrikant seine Arbeiter zwingt, ihre Bedürfnisse an Material- u. Ausschnittwaaren zu hohen Sätzen aus seinem eigens dazu etablirten Kramladen zu entnehmen: so sind dies mehr od. weniger Erscheinungen des W.s, die um so gravirender u. um so tadelnswerther sind, je schärfer u. ausgesprochener die Absicht vorliegt, die erst künstlich geschaffene Nothlage auszubeuten. Hierher gehören als *Kornwucher* auch die Fälle, in denen zu Zeiten der Theuerung u. Hungersnoth Getreidehändler die Preise durch Aufkaufen größerer Vorräthe künstlich weit über das reguläre Maß hinaus zu steigern versucht haben, um — nam. so lange die neueren Kommunikationsmittel noch fehlten — irgend einer vom Verkehr abgelegenen Gegend ihre Preise diktiren zu können. Aehnlich liegen die Verhältnisse bei dem *Zinswucher*, an den in der Regel zunächst gedacht wird, sobald von dem W. u. den *Wuchergesetzen* die Rede ist. Der Zinswucher geht darauf aus, dem nahezu Kreditlosen doch Kredit zu sehr hohen Zinssätzen, gewöhnlich unter sofortigem Abzug der Zinsen u. Verschreiben einer größeren Summe, als wirklich gegeben wird, zu leihen, wobei der Wucherer sich außerdem durch Faustpfand, Hypothek ꝛc. gedeckt weiß, darauf rechnet, daß im Nothfall Verwandte für den Schuldner einstehen werden, zugleich aber darauf spekulirt, daß die ausgeliehene Summe zur Verfallzeit nicht beglichen u. in ein noch größeres u. noch gewinnreicheres Anlehen umgeschrieben werde. Derartige, oft sehr unsaubere Geschäfte waren früher durch die Wuchergesetze verboten. Als W. wurde danach betrachtet: 1. die Ueberschreitung des gesetzlich erlaubten Zinsfußmaximums (5 bis 6 %); 2. das sofortige Abziehen der Zinsen von der geliehenen Summe; 3. das Verkürzen der geliehenen Summe, z. B. durch Aufdrängen von übermäßig hoch berechneten Waaren statt des Geldes, od. durch die verlangte Verschreibung einer höheren Summe, als wirklich geliehen worden war; 4. das Fordern von Zinsen für die rückständigen Zinsen (Zinseszinsen, *Anatocismus*); 5. das Verabreden einer Provision od. die verlangte Zusage, bei Nichtzahlung eine höhere Summe einklagen zu können ꝛc. — So sehr nun auch derartige Geldgeschäfte, bes. wenn die Absicht, den Schuldner immer tiefer sich verwickeln zu lassen, vorliegt, zu tadeln sind, so hat doch die neuere Gesetzgebung die Wuchergesetze aufgehoben, weil in deren Anforderungen sehr viele Fälle als strafbar angesehen wurden, bei denen eine wucherische Absicht des Gläubigers nicht vorlag, u. weil der wirkliche W. trotzdem Mittel u. Wege fand, mit deren Hülfe selbst sehr strenge Wuchergesetze umgangen wurden. Beispielsweise wird Jemand, der nothwendig Kapitalien braucht u. damit z. B. 15 % verdienen kann, gern bereit sein, mehr als 6 % an Zinsen zu zahlen, u. der Gläubiger braucht noch kein Wucherer zu sein, wenn er, davon unterrichtet, 7—8 % Zinsen beansprucht u. mit dem höheren Zinsenertrage das etwaige Risiko, das ganze Kapital verlieren zu können, deckt. Erfahrungsgemäß haben die Wuchergesetze nur dazu gedient, die Geldgeschäfte zwischen dem ehrlichen Schuldner u. dem ehrlichen Gläubiger zu erschweren, während sie den sog. Halsabschneider kaum gehindert haben, auf gröblichste Weise den leichtsinnigen Kreditnehmer gänzlich zu ruiniren. Man hat deshalb auch in der neueren Gesetzgebung vorgezogen, dieselben aufzuheben, von der möglichsten Förderung der freien Konkurrenz in Geldgeschäften wie im Waarenhandel die Beseitigung des W.s zu erwarten, im Uebrigen aber den leichtsinnigen Schuldner die Folgen übereilter Handlungen selbst tragen zu lassen.

**Wucherblume**, s. „Chrysanthemum“.

**Wühlmaus** (Hypudaeus), eine Nagergattung aus der Familie der Mäuse, mit kurzer, stumpfer, breit abgerundeter Schnauze, nur wenig aus dem Pelze hervorstehenden Ohren u. nackten Fußsohlen. Ihre Backzähne haben keine Wurzel u. sind aus (3—9) dreiseitigen, außen vom Schmelze umzogenen Prismen zusammengesetzt, welche abwechselnd stehen, so daß die Seitenwände zackig ausgeschnitten sind. Nach der Zahl dieser Prismen u. Kanten unterscheidet man verschiedene Arten von Wühlmäusen; dieselben können bei ihrer großen Fruchtbarkeit Feldern u. Gärten höchst schädlich werden. Nam. anzuführen ist, als die schlimmste von allen, die *gemeine* od. *kurzgeschwänzte Feldmaus* (H. arvalis), welche über ganz Europa verbreitet ist. Diese W. hat eine gelblichgraue, unten weißliche Färbung u. weißgraue Füße. Sie lebt auf Feldern u. in Wäldern, kommt aber im Winter auch in die Häuser, gräbt geschickt u. schwimmt gut, wirft jährlich sechsmal, jedesmal 6—12 Junge, die nach wenig Wochen selbst wieder Junge haben können. Ihre Vertilgung ist sehr schwierig. Ein bewährtes Mittel, um sie zu fangen, sind eingegrabene glasirte Töpfe; Schweine, Hunde, Marder, Raben, Raubvögel sind ihre Feinde. — Eine andere, in England, Frankreich u. Deutschland verbreitete Art von Wühlmäusen ist die etwas größere *Röthel-* od. *Harzmaus* (H. glareolus), ausgezeichnet vor den anderen durch stärkere Behaarung der Schwanzspitze. Ihr Pelz ist braunroth, unten abgesetzt weiß, der Schwanz oben schwärzlich, unten gelblichweiß. Eine dritte von den etwa 30 Arten der Wühlmäuse ist die graubraune, zuweilen ganz schwarze, unten graue *Wasserratte* od. der *Erdwolf* (H. amphibius), bei welcher das ganz im Pelze versteckte Ohr durch einen Deckel verschließbar ist. Sie lebt in Erdlöchern am Wasser, schwimmt gut, benagt Wurzeln u. frißt Wasserthiere u. Fischlaich. An Größe übertrifft sie die vorgenannten fast um das Doppelte.

**Wuhnen** (in Niederdeutschland *Waken*) sind Löcher, die man in das Eis ganz zugefrorener Gewässer haut, um der Luft den Zutritt zu dem Wasser zu verschaffen.

**Wullenweber**, Jürgen, Bürgermeister von Lübeck, 1492 zu Lübeck geboren; war Kaufmann, wurde später Rathsherr u. von 1533 bis 1535 Bürgermeister. Begabt mit lebhaftem Geiste, brennendem Ehrgeiz u. glänzender Beredsamkeit, unterstützt von dem Rechtsgelehrten Oldendorp u. dem tapferen u. unternehmenden Lübecker Hauptmann Marcus Meyer, faßte er den kühnen Plan, die reformatorischen u. demokratischen Elemente in seiner Vaterstadt zur Herrschaft zu bringen u. diese selbst mit Benutzung der Thronstreitigkeiten zur Herrin über die drei nord. Königreiche zu machen. Durch neue Mitglieder, durch Beiordnung eines Bürgerausschusses, endlich durch Erneuerung einer alten Bestimmung, nach welcher kein Rathsherr länger als zwei Jahre dem Kollegium angehören dürfe, raubte er diesem seinen aristokratischen Charakter u. zwang viele Patrizier u. Katholiken, darunter die bisherigen Bürgermeister Plönnies u. Brömse, zur Auswanderung. Um ungehindert seine weiteren Absichten verfolgen zu können, schloß er im März 1534 zu Hamburg einen Vergleich mit den Niederländern u. erhielt zugleich von den Bürgermeistern von Kopenhagen u. Malmö die Zusicherung, daß sie der evangelischen Lehre u. der Demokratie in ihren Städten zum Siege verhelfen würden. Durch die Aussicht, den seit Friedrich's I. Tod (10. April 1533) erledigten Thron von Dänemark an den vertriebenen Christian II. (s. d.) zu bringen, gewann W. dessen Vetter,

den Grafen Christoph von Oldenburg, mit seinen Soldknechten; durch die Hoffnung, Statthalter von Schweden zu werden, bewog er den Grafen Johann von Hova, gegen seinen Schwager, den König Gustav Wasa, den Kampf zu beginnen. Selbst von Heinrich VIII., mit welchem Marcus Meyer Beziehungen angeknüpft hatte, ließ sich Beistand erwarten. Schon im Juni 1534 war Christoph Herr von Kopenhagen u. bald von ganz Seeland, Fühnen, Jütland u. Dithmarschen, wo überall die Bauern den Anschluß an den protestantisch-demokratischen Bund erzwangen. Allein der schleswig-holstein. Adel u. bald auch der norwegische erklärte sich eben so wie die gesammte Ritterschaft Jütlands u. der Inseln entschieden für Christian (später Christian III.), Friedrich's I. ältesten Sohn, welcher jede Verbindung mit W. abgelehnt hatte u. doch auch von zweifellos protest. Gesinnung war. Als dieser nach dem Siege bei Stockelsdorf über Marcus Meyer Lübeck selbst im Okt. 1534 bedrängte, eilte W., ihn durch Herausgabe der besetzten holstein. Gebiete zum Rückzug zu bewegen. Bald darauf zeigte sich, daß Christoph von Oldenburg die Statthalterschaft in Dänemark für sich selbst in Anspruch nähme u. vom Kaiser die Bestätigung zu erlangen suche. Sofort gewann W. den Herzog Albrecht von Mecklenburg durch die Aussicht, an Stelle seines Schwagers, Christian's II., die Verwaltung zu erlangen, fuhr mit ihm u. mit dem Grafen Hova, der durch Gustav Wasa verdrängt war, zunächst nach Fühnen, das sich für Christian III. erklärt hatte, wurde aber bei Assens 11. Juni 1535 geschlagen u. vermochte, als jener auch auf Seeland anerkannt wurde, nur noch Kopenhagen zu halten, das Christoph u. Albrecht tapfer vertheidigten. Inzwischen hatten W.'s Gegner in Lübeck sich erhoben u. verlangten, daß man einem Mandat des Reichskammergerichts vom 7. Juni Folge leiste, welches die Herstellung der alten Verfassung bei Androhung der Acht befahl. Im August wurde trotz seiner Abmahnung u. trotz seiner Hülfegesuche bei Fürsten u. Städten die Demokratie abgeschafft u. der Bürgermeister Brömse zurückgerufen. Als W. von einer Reise zum Herzog Heinrich von Mecklenburg heimkehrte, fand er sein ganzes Werk vernichtet. Nachdem er sein Amt niedergelegt, begab er sich nach Bergedorf, dessen Verwaltung er sich hatte übertragen lassen, wurde aber vom Erzbischof von Bremen gefangen genommen, als er Truppen sammelte, um sie nach Kopenhagen zu führen, u. an dessen Bruder, den eifrig kathol. Herzog Heinrich von Braunschweig, ausgeliefert. Durch die Folter erpreßte man ihm das Eingeständniß wiedertäuferischer Ansichten, ließ ihn über ein Jahr im finstern Kerker auf dem Schlosse Steinbrück schmachten u. führte ihn endlich am 24. Sept. 1537 zum Tode. Am Tollenstein bei Wolfenbüttel wurde er enthauptet, seine Leiche geviertheilt u. auf vier Räder geflochten. — Vgl. Waitz, „Lübeck unter J. W. u. die europ. Politik" (3 Bde., Berl. 1855).

**Wundarzneikunde** (Chirurgie) ist ein Theil der gesammten Heilkunde, der, obgleich er sich vorzugsweise als „äußere" Medizin bezeichnen lassen muß, doch mit der sog. „inneren" Heilkunde u. Klinik aufs Innigste u. völlig untrennbar zusammenhängt. Die W. hat es ebenfalls mit wissenschaftlicher Erkenntniß der Krankheitsprozesse, ihrer Ursachen, ihres Verlaufs u. ihres Ausgangs zu thun; allein sie führt hinsichtlich ihrer Aufgabe, zu heilen, zur operativen Kunst u. zu einer Technik in „Hand"-Leistungen (das griech. Wort Chirurgie bedeutet Handwirkung) u. mit Geräthschaften (chirurgischen Instrumenten u. Apparaten). Schon altindische Aerzte (z. B. Susruta im „Ayur-Veda") bildeten die W. anerkennenswerth aus; bei den Griechen mußten die in den Tempeldienst des Asklepios (Aesculap) eintretenden Priester einen sich auf den Steinschnitt beziehenden Eid schwören, u. Hippokrates erwähnt eine Anzahl schwieriger Operationen. Der hervorragendste unter den röm. Aerzten, Galenus, hat eben so wie auch Oribasius, Paulus v. Aegina ꝛc. die W. zwar nur wenig gefördert, von den arabischen Aerzten Rhazes, Avicenna, Abulcasem ꝛc. wurde ihr zwar große Aufmerksamkeit zugewandt, allein erst mit dem Aufblühen der Naturwissenschaften im 16. Jahrh. vollzog sich für die W. ein wirklicher Aufschwung, nachdem Vesal, Falloppia, Eustachio die Anatomie begründet hatten u. von Harvey der Blutkreislauf entdeckt worden war. Die deutschen Chirurgen (Brunschwig, geb. 1430, Fabry v. Hilden, 1560—1634, Gottfr. Purmann 1674—79) holten ihr Wissen noch zumeist vom Ausland; in Frankreich glänzten Ambroise Paré (1517—90), J. J. Petit Desault; in England während des 18. Jahrh. Pott, W. u. J. Hunter, Benj. Bell, Monro ꝛc. (Gegen diese Männer stehen die deutschen Chirurgen des 18. Jahrh. L. Heister, Bilguer, Theden) sehr zurück; erst mit Eintritt in unser Jahrhundert gewinnt die deutsche W. eine höhere Stellung, nam. durch C. C. v. Siebold, Aug. Gottl. Richter u. A., während die franz. Chirurgie in Boyer, Delpech, bes. Dupuytren, J. D. Larrey u. A., die engl. in Astley Cooper ihre Koryphäen feierte. Die glänzende Ausbildung der deutschen Chirurgie knüpft sich an eine lange Reihe berühmter Namen, von denen wir nur die hervorragendsten nennen, wenn wir Joh. Nep. Rust in Berlin (1775 bis 1840), Phil. v. Walther in München (1782—1849), Karl Ferd. v. Gräfe in Berlin (1787—1840), Konr. Joh. Martin Langenbeck in Göttingen (1776—1850), Joh. Friedr. Dieffenbach (1795—1847), Cajetan v. Textor in Würzburg (1782—1860), Chelius in Heidelberg erwähnen. Ihnen schlossen sich in der Neuzeit würdig an: Stromeyer in Hannover, Roser in Marburg, v. Langenbeck, Bardeleben u. Wilms in Berlin, Esmarch in Kiel, v. Pitha in Prag, Dumreicher u. Billroth in Wien, Wernher in Gießen, Simon in Heidelberg, Busch in Bonn, v. Nußbaum in München, Thiersch in Leipzig, Volkmann in Halle, v. Bruns in Tübingen, Ried in Jena, Hüter in Greifswald u. viele Andere. — Das Gebiet der W. abzugrenzen, will nicht wohl gelingen, denn wenn man auch die sog. „chirurgische Krankheit" als eine „äußerlich vorkommende mechanische Krankheitseinheit" definirt, so bestimmt ein solcher Begriff nicht die Grenzen des Zweiges der Medizin, welche sich allerdings vorzugsweise mit der Behandlung der chirurgischen Krankheiten befaßt; denn die W. hat es in ihrem allgemeinen Theil immerhin auch mit Ernährungsstörungen, Verletzungen u. Mißbildungen zu thun, während sie im Speziellen sich allerdings mit den eigentlich chirurgischen Krankheiten (Geschwülsten, Geschwüren, Fisteln, Gefäßerweiterungen ꝛc.) der einzelnen Körpertheile, mit den Abnormitäten der Form u. Lage (z. B. Brüchen), krankhaften Ansammlungen (von Wasser, Gas, Blut ꝛc.), mit Anomalien des Zusammenhangs (Wunden, Spaltungen, Verwachsungen, Verengerungen, Knochenbrüchen, Verrenkungen) beschäftigt. Als besondere Theile der W. kann man die Operations-, die Verband- u. die chirurgische Instrumentenlehre betrachten, welche insbes. zur chirurgischen Technik gehören.

**Wunde** ist eine durch mechanische Wirkung plötzlich entstandene Trennung organischer Weichtheile. Je nach der Beschaffenheit des verletzenden Gegenstandes unterscheidet man Schnitt-, Hieb-, Stich-, Schuß-, gequetschte u. gerissene W.n. Jede Verwundung ist für den Patienten mit mehr od. weniger Schmerz verbunden. Von den Erscheinungen, welche W.n sonst darbieten, ist zunächst die Blutung hervorzuheben; durch den direkten Reiz, Zutritt der Luft, Eindringen fremder Körper ꝛc., entsteht dann unter Anschwellung u. Röthung der Wundränder ein stärkerer od. geringerer Grad von Entzündung, u. je nach der Ausdehnung u. Heftigkeit der letzteren ein **Wundfieber** (s. d.). Die **Heilung** der W.n erfolgt, je nachdem die Trennungsflächen in unmittelbarer Berührung sich befinden od. freiliegen, durch die sog. schnelle Vereinigung od. durch Eiterung. Bei dem erstgenannten Prozesse schwitzt zwischen den getrennten Geweben eine geringe Menge plastischer Flüssigkeit aus, die gerinnend die Trennungsflächen zu verkleben scheint, u. an deren Stelle später eine gallertartige, mit Zellen u. Kernen durchsetzte Masse, schließlich Bindegewebe tritt. Es entsteht ein Narbengewebe, in das sich allmählich auch Blutgefäße verästelten, worauf sich endlich die als feiner rother Strich erscheinende Narbe bildet. In manchen Fällen bedeckt sich auch die W. mit einem Schorfe, der aus getrocknetem Blute u. Wundenabsonderung besteht; unter demselben entwickelt sich auf der Wundfläche vom Rande aus neue Oberhaut, worauf sich der Schorf löst u. abfällt. Bei der **Heilung durch Eiterung** sondert sich zunächst nach Aufhören der Blutung eine dünne, röthliche, dann dickliche Flüssigkeit ab, welche die Wundfläche als graue Schicht überzieht u. aus Faserstoff u. eingeschlossenen Eiterkörperchen besteht. Von den verletzten normalen Gewebselementen geht eine Wucherung von Zellen aus, die theilweise zu Eiterzellen werden; die W. erscheint nun (meist schon am dritten Tage) gelblich, die Wundfläche wird dann immer ebener u. gleichmäßig roth; auf ihr treten in großer Anzahl kleine, kaum hirsekorngroße Knötchen auf, die sog. **Fleischwärzchen** od. **Granulationen**. Die abgesonderte Flüssigkeit wird immer gelblicher, rahmartig, dies ist der **Eiter**. Sobald die wachsenden Granulationen das Niveau der Wundränder erreicht haben, werden sie allmählich von neugebildeter Oberhaut überzogen, u. bilden sich zur **Narbe** (s. d.) um. Dadurch, daß eine W. nicht heilt, sondern als Eiter absondernde Fläche fortbesteht, wird sie zum **Geschwür** (s. d.). Bisweilen kommen schlimme **Komplikationen** der W. vor: bei Quetsch- u. Rißwunden der Nerven tritt leicht Starrkrampf (Tetanus) ein; bei Aufnahme von Eiter in die Blutgefäße entsteht die Eitervergiftung (Pyämie, s. d.); wenn Eiteraufnahme in die Lymphgefäße erfolgt, so entzünden sich diese; es kann auch eine eiterig-jauchige Zellgewebsentzündung, schließlich der Hospitalbrand od. die Wundrose auftreten, sämmtlich das Leben bedrohende Uebel. Bei der Behandlung der W. schreitet man zuvörderst zur Blutstillung (s. Blutung

Nervenzufälle erfordern zuweilen besondere Maßregeln, heftiger Schmerz z. B. Gaben von Opium od. Chloroform, Ohnmachten Einflößung von Wein od. Hoffmann'schem Likör 2c. Nachdem sodann die W. gut gereinigt ist, auch etwa vorhandene fremde Körper daraus entfernt wurden, ist die erste Vereinigung zu erzielen durch zweckmäßige Aneinanderlagerung der Wundflächen, Verbindung mit klebenden Mitteln, wie Heftpflasterstreifen, die man mit Baumwolle, Charpiekompresse bedeckt u. durch umgelegte Binden unterstützt; bei oberflächlichen W.n, nam. am Gesicht, mittels engl. Heftpflaster od. ostind. Pflanzenpapier. Eine mehr od. weniger häufige Erneuerung des Heftpflasterverbandes ist geboten, sobald der entstehende Eiter zurückgehalten wird. Wo Pflaster nicht gut anzubringen sind, bildet Kollodium, über Gaze gestrichen, ein passendes Mittel. Bei tiefgehenden W.n, bei Gesichts- u. Halswunden u. bei Querwunden der Muskeln muß die Vereinigung oft durch eine Naht bewirkt werden. Gelingt die erste Vereinigung nicht, od. kann die W. ihrer Beschaffenheit nach (bei Substanzverlust, gequetschten od. zerrissenen Rändern) nicht geschlossen werden, so ist meist die Heilung durch Eiterung u. Granulation abzuwarten. Während man bis noch vor Kurzem hierbei sich damit begnügte, die W. einfach mit Charpie (Plumasseaux) od. mit entfetteter Baumwolle zur Aufnahme der Absonderung zu bedecken, diese Charpie mit milden Salben, Oel, Glycerin zu bestreichen od. zu tränken, schließlich Aufschläge mit kaltem Wasser od. Goulard'schem (Wund-) Wasser zur Verhütung der Entzündung zu machen, hat man neuerdings ein Verfahren eingeschlagen, das nam. durch den Edinburger Chirurgen Lister unter der Bezeichnung „antiseptischer od. aseptischer Verband" (s. „Verband") eingeführt wurde. Man beugt mittels desselben der schädlichen Einwirkung der Luft sowie dem zersetzenden Einflusse der in derselben befindlichen Fäulnißerreger vor, u. erzielt dadurch die großen Vortheile, daß die W. fast gar nicht eitert, auch fast kein Wundfieber eintritt, u. daß infolge dessen die bösartigen, auf Infektion der W. beruhenden Krankheiten, wie Wunddiphtheritis, Hospitalbrand u. Wundrose, fast ganz verhütet werden. Einige Wundärzte erzielten gute Erfolge mit der sog. offenen Wundenbehandlung, d. h. sie legen gar keinen Verband an u. überlassen die Heilung der W., die sie unbedeckt der reinen Luft aussetzen, lediglich der Natur. Wenn in der Tiefe einer W. sich Eiter sammelt, so wird es wol nothwendig, sie zu drainiren, d. h. eine durchlöcherte Kautschukröhre einzulegen, um dem Eiter Abfluß zu bewirken. Um bei schwer heilenden W.n die Ueberhäutung schneller zu fördern, hat man nach Reverdin's Vorgang auch häufig mit Erfolg die Transplantation (s. d.) angewendet.

**Wunder** (miracŭlum) heißt ein solcher Vorgang, welcher den gewöhnlichen Naturgesetzen schlechthin widerspricht, indem er eine zeitweise Aufhebung derselben voraussetzt. Nicht die Unerklärlichkeit eines Vorgangs macht den Begriff des W.s aus — denn sie könnte schwinden bei genauerer Einsicht in die Naturgesetze – sondern der ausdrückliche Widerspruch mit den wirklich feststehenden u. bekannten Naturgesetzen. Daher beruft sich die Kirchenlehre in ihrer Bestimmung des Wunderbegriffs stets auf ein unmittelbares Eingreifen Gottes als des Beherrschers u. Lenkers der Natur; nach ihr sind die W. Vorgänge, welche „außerhalb des Naturverlaufs", obschon nicht „gegen denselben", von Gott bewirkt werden. Abgesehen von dem Thatbestand aller einzelnen in der Bibel erzählten W., ist die Annahme der Möglichkeit von W.n ein nothwendiger Ausfluß sog. theistischen Gottesbegriffs, welcher Gott die Eigenschaften absoluter Allmacht u. bewußter Fürsorge für den Weltlauf (der „Weltregierung") beilegt. Die Leugnung des W.s ist dagegen stets verbunden mit der deistischen, pantheistischen od. materialistischen Weltanschauung. Bei der wichtigen Rolle, welche das W. in den Urkunden auch der christlichen Religion spielt, sind die zahlreichen Versuche begreiflich, jene biblischen W. zu erklären, d. h. streng genommen zu beseitigen. Denn jede Zurückführung der W. auf natürliche Ursachen (z. B. damals unbekannte Naturgesetze, magnetische Einwirkung auf Kranke 2c.) od. auf Mißverständnisse u. Selbsttäuschung der Berichterstatter hebt den Begriff des W.s selbst auf u. thut meist dem Wortlaut des Berichts Gewalt an. Dadurch wird nicht ausgeschlossen, daß sich in der That die Entstehung einzelner Wunderberichte auf dem Wege der Kritik erklären läßt, wie z. B. die Erzählung von dem Stillstehen der Sonne nach Jos. 10, 13 deutlich aus der buchstäblichen Auffassung einer dichterischen Schilderung geflossen ist. Noch weniger kann bestritten werden, daß die zahllosen W. von Heiligen der nachapostolischen Zeit vor der geschichtlichen Kritik nirgends Stand halten. Dagegen unterscheiden sich die biblischen u. bes. die neutestamentlichen W. dadurch sehr wesentlich von den abgeschmackten Wunderberichten des Islam u. anderer Religionen, daß sie fast ausnahmslos (als Segnungs- u. Heilungswunder) eine religiös-sittliche Bedeutung haben, u. sodann dadurch, daß die Wahrheit der Religion selbst nirgends von ihnen abhängig gemacht wird; so findet sich keine Stelle des Neuen Testamentes, nach welcher Jesus auf seine W. einen besonderen Werth gelegt hatte. — Erwähnung verdient noch die eigenthümliche Erklärung der W. durch Bonnet u. A. aus der sog. Präformation, d. h. einer solchen göttlichen Vorausordnung des Naturverlaufs, nach welcher zu einer bestimmten Zeit auf naturgemäßem Wege ein W. geschehen mußte.

**Wunderlich**, Karl Reinhold, ausgezeichneter Arzt u. Lehrer der Heilkunde, geb. 4. Aug. 1815 zu Sulz in Württemberg, wo sein Vater Arzt war. Im Stuttgarter Gymnasium vorbereitet, besuchte er, nachdem er 1832 die Maturitätsprüfung bestanden, bevor er die Universität Tübingen, um Medizin zu studiren, bezog, noch ein Jahr lang das Polytechnikum zu Stuttgart, behufs seiner Ausbildung in der Chemie u. Physik; in Tübingen selbst beschäftigte sich W. ganz bes. auch mit der engl. u. franz. medizinischen Literatur, da die deutsche Medizin in ihrem damaligen Zustande ihm nur wenig Befriedigung gewährte. Um sich praktisch in der Untersuchung des Kranken auszubilden, bereiste er 1838 mehrere Universitäten Deutschlands, Oesterreichs, Frankreichs u. Belgiens, übernahm nach seiner Rückkehr die Stelle eines Unterarztes im Stuttgarter Hospital, habilitirte sich jedoch, nachdem er 1839 seine erste Schrift („Nosologie des Typhus") herausgegeben, im J. 1840 als Dozent in Tübingen, trat daselbst als Assistent in die Klinik ein, wurde 1843 zum außerordentlichen, 1846 zum ordentl. Professor sowie zum Direktor der inneren Klinik ernannt.

Nr. 5598. Karl Reinhold Wunderlich (geb. 4. Aug. 1815, gest. 25. Sept. 1877).

In dieser Zeit schon veröffentlichte W. mehrere Schriften, die für die Heilkunde bahnbrechend wurden, indem er durch dieselben der von Rokitansky u. Skoda begründeten „neuen Wiener Schule", in der er allein die rechte Zukunft für die Medizin sah, mit einem solchen Eifer zur allgemeinen Anerkennung verhalf, daß in raschem Anlauf unter seiner Mitwirkung sich die Neugestaltung der Heilkunde vollzog. In seinem Schriftchen „Wien u. Paris" (1841) charakterisirte u. rühmte er die neuen Bestrebungen auf dem Gebiete der Pathologie mit beredtem Wort; nam. aber warf er in der von ihm mit dem Chirurgen Roser begründeten Zeitschrift „Archiv für physiologische Heilkunde" das ganze dogmatische Gebäude der bisher in der Medizin herrschenden naturphilosophischen Schule rückhaltlos nieder, u. gab mit größtem Erfolg die Richtschnur zur Erforschung der Krankheitsvorgänge, zur exakten Untersuchung der Krankheitserscheinungen mittels physikalischer Hülfsmittel u. zur Anwendung zuverlässiger Heilmethoden. Mit dem J. 1843 begann er die Herausgabe eines mehrbändigen „Handbuchs der Pathologie u. Therapie" (2. Aufl., Stuttg. 1856), für jene Zeit ein meisterhaftes Werk, dem später ein „Grundriß" (1858) folgte, als orientirendes Hülfsmittel für seine Schüler. An Oppolzer's Stelle als Kliniker an die Universität Leipzig berufen, siedelte W. dahin 1850 über; die Zahl seiner Schüler, die er am Krankenbette

unterrichtete, nahm von Jahr zu Jahr zu; neben E. H. Weber war W. für die Jünger der Medizin ein glänzender Anziehungspunkt. Durch seinen lebendigen, strenge Methodik verfolgenden Vortrag sowol als durch die auf exakte Forschung begründete Autorität seiner Lehre, sowie durch die mit Humanität u. Noblesse verbundene Liebenswürdigkeit seiner Persönlichkeit übte er auf seine Schüler einen überaus fruchtbaren Einfluß; durch seine Umsicht erwarb er sich als Arzt ein weithin reichendes Vertrauen. Zu den großen Verdiensten W.'s gehört ganz bes. die Einführung des Krankenthermometers („Das Verhalten der Eigenwärme in Krankheiten", 1. Aufl. 1868) zur Feststellung der fieberhaften Prozesse u. ihrer rationellen Behandlung. Er verfaßte auch eine „Geschichte der Medizin" (Stuttg. 1859) u. war ein thätiger Förderer der öffentlichen Gesundheitspflege (mit Pettenkofer u. Griesinger veröffentlichte er 1866 ein „Choleraregulativ"). W. starb zu Leipzig am 25. Sept. 1877.

**Wundfieber** ist ein auf allgemeiner Reaktion des Körpers nach einer Verwundung eintretendes Entzündungsfieber. Bisweilen schon am ersten Tage, andere Male am dritten u. vierten Tage fühlt sich der Patient heiß, er hat viel Durst, schlechten Schlaf, große Mattigkeit; im Laufe desselben u. des nächsten Tages steigern sich die Erscheinungen; die Temperatur des Körpers erhöht, der Puls beschleunigt sich; es tritt Kopfweh u. Appetitlosigkeit dazu. Die Höhe dieses Fiebers ist abhängig vom Zustande der Wunde; es kann nachlassen u. wieder beginnen, je nachdem örtlich die Entzündung sich ausbreitet, aufhört od. von Neuem auftritt („Nachfieber"); die Temperatur ist Abends wesentlich gesteigert. Mit der Entzündung u. dem Fieber stehen gewisse nervöse Erscheinungen im Zusammenhange: Delirien, Reflexkrämpfe, Ohnmachten 2c. — Hinsichtlich der Behandlung kann man nichts thun, um das W. völlig zu verhindern od. zu coupiren. Sehr häufig ist das W. Folge einer stattgefundenen Aufnahme fauliger od. eiteriger Stoffe in das Blut. Diese Fälle werden vermieden od. treten nur in geringem Grade ein, wenn die Wunde (s. d.) mit dem antiseptischen Verfahren Lister's behandelt wird. Im Allgemeinen sind diätetische Maßregeln nothwendig u. der Verletzte muß, so lange das Fieber dauert, eine knappe Diät führen u. auch noch längere Zeit nachher mäßig sein.

**Wundmale,** s. „Stigma".

**Wünschelruthe** od. Wündschelruthe, ein unter Bergleuten schon vor langer Zeit gebräuchlicher, aus einer zwieseligen Ruthe bestehender Apparat, der, in gewisser Art in der Hand getragen, durch zuckende „schlagende" Bewegungen das Vorhandensein von edlen Metallen, Erzen, Wasser, verborgenen Schätzen 2c. andeuten sollte. Den Namen leiten Viele von Wünschen — eine Ruthe, die Gewunschtes finden läßt — Andere von Winden, d. h. der Art der Bewegung der W., od. von dem niederdeutschen Wort Wicken od. Wicheln, was so viel als Wahrsagen bedeutet, ab. Eine kräftige W. sollte eigentlich aus einem gabelförmig gewachsenen Haselzweig bestehen, der zu gewisser Zeit (in der Nacht od. vor Aufgang der Sonne) u. unter Beobachtung gewisser geheimnißvoller Förmlichkeiten, nam. unter Hersagen des beschwörenden „Ruthensegens", geschnitten wurde. Doch kam es nach Anderen weniger darauf, als auf die dem Menschen innewohnende Kraft an u. konnte einem richtigen „Ruthengänger" jedes gabelig gespaltene od. gekrümmte Stück Holz dienen. Die Handhabung der W., welche übrigens zur Bethörung des Landvolkes noch heute gebraucht wird, ist die, daß das eine Ende derselben von der rechten, das andere von der linken Hand so erfaßt wird, daß die Ruthe eine aufrechte Stellung annimmt. In dieser Stellung werden die Hände etwas vom Körper ab gerade vor der Brust gehalten, während der Ruthengänger damit über das zu untersuchende Terrain geht. Eine mehr od. weniger starke wippende Bewegung des freistehenden Theiles der W. soll andeuten, daß unterhalb des Punktes, auf welchem dieses „Schlagen" der Ruthe erfolgt, die gesuchten Gegenstände sich befinden. In früheren Zeiten glaubte man je nach den verschiedenen Zwecke die W. in besonderer Weise „schneiden" u. besprechen zu müssen. Heutzutage, wo die W. nur noch in den Händen von Betrügern ihr Spiel treibt, hauptsächlich um Wasser zu suchen, wird dieselbe wol von ihren Führern auf die einfachste Weise aus einem Haselbusch geschnitten. Ihr Werth als Verkünder unterirdischer Schätze ist gleich Null u. ihre Bewegung beruht, wo eine solche wirklich eintritt, auf der unkontrolirbaren Thätigkeit der erschlaffenden Muskeln, wie solche in ganz analoger Weise beim Tischrücken (s. d.) u. beim Hantiren mit dem Psychographen (s. d.) eintritt.

**Wunsiedel,** Stadt mit 3877 E. (1875) im bayer. Reg.-Bez. Oberfranken, liegt in 522 m. Seehöhe im Fichtelgebirge an der Rößlau, einem Egerzuflusse, u. an der Strecke Nürnberg-Oberkotzau der bayer. Staatsbahn. Der saubere u. stattliche Ort ist Sitz eines Landgerichts, eines Bezirks-, eines Rent-, Forst- u. Bergamtes, hat Gewerbeschule, ein reiches 1486 gestiftetes Hospital, Leinen- u. Baumwollenweberei, Strumpfwirkerei, Eisenwerke, Nagelschmiederei, Glas- u. Löffelfabrikation, Kalk- u. Marmorbrüche 2c. W. ist Geburtsort Ludwig Sand's, des Mörders Kotzebue's, u. des Dichters Jean Paul, dem 1845 eine von Schwanthaler modellirte Erzbüste errichtet worden ist. — Zu W.s reizender Umgebung gehört die 3/4 Stunde von der Stadt entfernte wilde Felsenpartie der Luisenburg od. Luchsburg, das 1/2 Stunde östl. davon liegende Alexandersbad, etwas weiter die Kösseine 2c. — W. wird schon 1326 als eine Stadt der Burggrafen von Nürnberg angeführt.

**Wupperthal** ist im engeren Sinne das 2 Stunden lange Thal der Wupper od. Wipper (entspringt bei Kierspe am Ebbegebirge im westfälischen Sauerland u. mündet nach 98 Km. Lauflänge zwischen Deutz u. Düsseldorf in den Rhein) von Barmen bis Elberfeld, einschließlich der beiden Städte, die durch eine ununterbrochene Reihe von Fabriketablissements mit einander verbunden sind; im weiteren u. gewöhnlicheren Sinne der industriereiche Bezirk im Gebiete der Wupper, der sich auf die Kreise Wipperfürth, Lennep, Solingen u. die genannten Stadtkreise erstreckt u. auf etwa 17 □M. 1871 über 324,000 E. zählte, d. i. etwa 19,000 E. auf die □M. Vorzugsweise sind es Spinnereien, Webereien, Tuchfabriken, Bleichereien, Färbereien, Eisenhämmer u. Schleifmühlen, die das Hauptthal u. seine Nebenthäler beleben u. sich auf die Orte Wipperfürth, Lindlar, Lennep, Remscheid, Ronsdorf, Burg, Hückeswagen, Rade vorm Walde, Lüttringhausen, Solingen, Dorp, Höhscheid, Gräfrath, Wald, Merscheid, Leichlingen, Burscheid 2c. u. die Hauptplätze Elberfeld u. Barmen vertheilen.

Nr. 5599. Der Dorndreher (Lanius spinitorquus). Zum Artikel „Würger".

**Würfel** od. Kubus, auch Hexaëder, d. i. Sechsflach, heißt ein bekannter regulärer geometrischer Körper, welcher von sechs gleich großen Quadraten eingeschlossen ist. Der W., dessen Seitenkante der Längeneinheit gleich ist, heißt, je nachdem diese Längeneinheit Meter, Fuß od. Meile ist, Kubikmeter, Kubikfuß, Kubikmeile 2c. u. wird als Maßeinheit bei der Körperausmessung benutzt. Da man den Inhalt eines Parallelepipedon durch Multiplikation der Grundfläche mit der Höhe erhält, beim W. von irgend einer Seitenlänge a also der Werth dafür den Ausdruck $a^3$ erhält, so heißt in der Arithmetik allgemein die dritte Potenz auch der Kubus od. W. Ueber die Aufgabe von der „Verdoppelung des W.s" od. das „Delische Problem" (s. d.).

**Wurfmaschine,** s. „Ballisten". **Wurflehre,** s. „Ballistik".

**Würger** (Lanius) sind Sperlingsvögel aus der Abtheilung der Zahnschnäbler, mit kräftigem, am Grunde seitlich zusammengedrücktem, auf der Rückenfirste gebogenem Schnabel mit starkem Zahn u. Haken u. steifen Borstenfedern am Grunde. Sie sind mordsüchtige, zänkische Thiere, welche hauptsächlich von Kerbthieren leben u. bei ergiebiger Jagd die erbeuteten Thierchen, um sie später stückweise zu verzehren, vorsorglich auf Dornen aufspießen (s. „Dorndreher"), doch greifen sie auch kleine Vögel u. Säuger an, die sie ebenfalls aufspießen, um mundgerechte Bissen abzureißen. Ihre Gesangsbegabung ist nicht groß, doch ahmen sie brockenweise die Stimme anderer Vögel nach. Von über 50 bekannten Arten ist der große W. od. die Bergelster (L. excubitor) bei uns Standvogel, während der kleine od. schwarzstirnige W. (L. minor) u. der rothrückige W., Dorndreher od. Neuntödter (L. collurio s. spinitorquus), Zugvögel sind. Die beiden ersten haben einen aschgrauen, der

letztere einen rostbraunen Rücken, der große W. ist außerdem dadurch ausgezeichnet, daß die äußersten Handschwingen von der Wurzel bis zur Hälfte, die Armschwingen an der Wurzel, die Oberarmschwingen dagegen an der Spitze u. inneren Fahne weiß, im Uebrigen schwarz sind. Er erreicht eine Länge von 25 cm. Der kleine W., der nur bis 20 cm. lang wird, ist schöner gefärbt, an der Brust roth angehaucht u. hat auf den schwarzen Flügeln einen einfachen weißen Fleck.

**Wurm,** Johann Friedrich, Astronom u. Schulmann, geb. zu Nürtingen 19. Jan. 1760; studirte, nachdem er in den Klosterschulen zu Denkendorf u. Maulbronn seine Vorbildung erhalten, 1778—83 in Tübingen Theologie, wurde 1788 Lehrer in Nürtingen, 1797 Pfarrer in Grubingen bei Göppingen, 1800 Professor am Theolog. Seminar in Blaubeuren u. 1807 am oberen Gymnasium in Stuttgart, trat 1824 in Ruhestand, erblindete zuletzt u. starb zu Stuttgart 23. April 1833. Als Astronom hat er sich bes. durch seine Untersuchungen in Bezug auf die Periodizität des Lichtwechsels bei den veränderlichen Sternen, durch seine Berechnungen der Längen zahlreicher Orte in beiden Welttheilen aus Finsternissen u. Sternbedeckungen u. durch seine Korrektion des sog. Bode'schen od. Titius'schen Gesetzes über die Abstände der Planeten von der Sonne (Wurm'sche Reihe) einen Namen gemacht; das genannte „Gesetz“ trifft übrigens auch mit der W.'schen Modifikation weder im Allgemeinen genau zu, noch insbes. beim Neptun. Geschrieben hat W. u. A.: „Geschichte des neuen Planeten Uranus“ (Gotha 1791); „Praktische Anleitung zur Parallaxenberechnung“ (Tüb. 1804); „De ponderum, numorum, mensurarum ac de anni ordinandi rationibus apud Romanos et Graecos“ (ebd. 1821). — Julius Friedrich **W.**, Sohn des Vorigen, geb. zu Nürtingen 1791, war erst gleichfalls Professor am Seminar in Blaubeuren u. starb 1839 als Stadtpfarrer zu Waldenbuch. Seine „Auszüge aus der Schrift: Das Leben Luther's, kritisch bearbeitet von Dr. Casuar“ (Tüb. 1836) sind eine Parodie auf Dav. Strauß' „Leben Jesu“. — Christian Friedrich **W.**, Bruder des Vorigen, geb. zu Blaubeuren 1803; widmete sich dem Studium der Theologie, hielt sich 1825—27 in England auf u. ließ sich dann in Hamburg nieder, wo er 1828—30 den „Gleaner“ u. 1830—34 die „Kritischen Blätter der Börsenhalle“ redigirte u. 1835 eine Professur am akademischen Gymnasium erhielt. Im Frankfurter Parlament vertrat er einen württemberg. Wahlbezirk. Er starb in der Wasserheilanstalt zu Reinbeck in Holstein 1. Febr. 1859. Zu seinen zahlreichen historischen, handelspolitischen u. völkerrechtlichen Arbeiten gehören insbes.: „Die Aufgabe der Hansestädte“ (Hamb. 1847); „Die Diplomatie, das Parlament u. der deutsche Bundesstaat“ (Braunschw. 1849); „A letter to Viscount Palmerston concerning the question of Schleswig-Holstein“ (Lond. 1850; deutsch, Hamb. 1850); „Vier Briefe über die freie Donauschiffahrt“ (Lpz. 1855); „Fünf Briefe über die Freiheit der Flußschiffahrt u. über die Donauakte vom 7. Nov. 1857“ (ebd. 1858); „Diplomatische Geschichte der Oriental. Frage“ (ebd. 1858). Vergl. Schleiden, „Dem Andenken W.'s“ (Hamb. 1859).

**Würmer** (Vermes), eine der Hauptgruppen des Thierreichs, die sich indeß bei der mannichfachen Eigenart der ihr beizuzählenden od. von ihr auszuscheidenden Formen in Kürze nur schwer charakterisiren läßt. Während Linné in seiner Wurmklasse Alles vereinigte, was zu den Wirbelthieren od. Gliederthieren (seinen „Insekten“) nicht gehört, bezeichnet die heutige Zoologie unter W.n skeletlose Thiere mit mehr od. weniger gestrecktem, cylindrischem od. abgeplattetem Leibe, um dessen Längsachse die Organe sich symmetrisch lagern, so daß eine rechte u. linke, eine Rücken- u. eine Bauchseite zu unterscheiden sind. Die Ausbildung der Organe ist bei den verschiedenen Formen eine sehr verschiedene. Bei vielen ist der Körper homonom, d. h. in gleichwerthige Segmente gegliedert, gegliederte Bewegungsorgane dagegen fehlen ihnen. Sind äußere Anhänge vorhanden, so bestehen dieselben aus Haftapparaten (Saugnäpfen, Chitinhaken), od., wie bei der Mehrzahl der Ringelwürmer, aus Borstenbüschcheln, die dann sehr regelmäßig über die Segmente vertheilt sind. Mitunter finden sich auch Kiemen, während in anderen Fällen die Athmung nur durch die Haut vollzogen wird. Die W. besitzen einen Hautmuskelschlauch u. ein Wassergefäßsystem, der Verdauungsapparat ist bei den einen hoch organisirt, bei anderen nur rudimentär ausgebildet bis zur Mund- u. Darmlosigkeit, ebenso zeigen Nervensystem, Gefäßsystem u. Muskulatur große Verschiedenheiten. Sie pflanzen sich auf geschlechtlichem Wege fort, mit od. ohne Metamorphose, durch Theilung u. durch Generationswechsel. Ihr Aufenthalt ist im Wasser od. an feuchten Orten, viele sind Parasiten (daher der allgemeine Name W. für Eingeweidethiere). Die in die Wurmgruppe gehörenden Klassen sind folgende: Strudelwürmer (Turbellarien), Bandwürmer (Cestoden), Saugwürmer (Trematoden), Blutegel (Hirudineen), Fadenwürmer (Nematelmien mit den Kratzern [Acanthocephalen], Drahtwürmern [Gordiaceen] u. Spulwürmern [Nematoden]), die Spritzenwürmer (Gephyreen) u. Borstenwürmer (Chätopoden) [vgl. die betr. Art.]. Viele stellen die anderweit als Krebse aufgefaßten Räderthiere zu den W.n; ebenso mit mehr od. weniger Unrecht die den Mollusken zuzuzählenden Bryozoen od. Moosthierchen.

**Wurmkrankheit** ist im engeren Sinne das Leiden an Darmwürmern (Helminthiasis), während man im weiteren Sinne sämmtliche auf Einwanderung thierischer Parasiten (Entozoen) in den menschlichen Körper beruhenden Krankheiten gemeinschaftlich hiermit bezeichnet. Im Darm des Menschen kommt eine große Zahl, gegen 24 Arten, von Parasiten vor, unter denen jedoch verschiedene Infusorien mitbegriffen sind, wie überhaupt der zoologische Begriff der Würmer (s. d.) auf die hier in Betracht kommenden Schmarotzerthiere keine strenge Anwendung erleidet. Die wichtigsten sind die zu den Klassen der Band- u. Rundwürmer gehörenden Parasiten, deren Auftreten eine Reihe von Gesundheitsstörungen zur Folge hat. So bewirken die Bandwürmer (Cestoden), von denen nam. Taenia solium, Taenia mediocanellata, Bothriocephalus latus in Betracht kommen, mannichfache Beschwerden, die jedoch keineswegs immer ganz charakteristisch sind u. je nach der Individualität, der besonderen Reizbarkeit des Darmes ꝛc. sehr wechseln. Es kommen bisweilen Fälle vor, daß Personen Bandwürmer beherbergen, ohne nur im Geringsten davon behelligt zu sein, andererseits wieder sind mitunter die Symptome höchst schmerzhaft u. unangenehm. Am häufigsten werden von den Patienten oft wiederkehrende Kolikschmerzen in den tieferen Gegenden des Unterleibes, nam. rechterseits, empfunden, bes. stark nach dem Genusse gewisser Speisen (Heringssalat, Zwiebeln, scharfgewürzte Früchte), während milde, schleimige Substanzen, wie Milch, mehlige Suppen, Minderung der Schmerzen bewirken. Bisweilen stellt sich Durchfall abwechselnd mit Verstopfung ein, u. es wird in größeren Mengen Darmschleim entleert. Appetitlosigkeit, Brechneigung, Sodbrennen u. Magenkrampf kommen in Anfällen, auch wird die Absonderung des Speichels gesteigert. Einzelne Kranke behaupten, an gewissen Stellen des Bauches Bewegungen u. zeitweilig Auftreibungen des Unterleibes zu fühlen. Die gesammte Ernährung des Körpers zeigt sich mehr od. weniger gestört, die Kranken werden blaß u. mager. Nervöse Symptome, wie Pupillenerweiterung, Schielen, Zähneknirschen im Schlafe, Herzklopfen, selbst epileptische Krämpfe u. Lähmungen, treten, wenn auch nicht in allen Fällen, begleitend auf. Häufiger dagegen entwickelt sich eine hypochondrische Verstimmung. Allein alle diese Symptome lassen die Anwesenheit eines Bandwurmes noch nicht mit Bestimmtheit entscheiden; konstatirt wird dieselbe erst durch den Abgang von Wurmgliedern nach Anwendung eines leichten Mittels. Zur Verhütung einer Erkrankung an Bandwurm ist es nöthig, sich des Genusses des rohen Schweinefleisches u. Rindfleisches gänzlich zu enthalten, da mit diesen die Blasenwürmer (gewöhnlich „Finnen“ genannt), aus welchen sich die Bandwürmer entwickeln, in den Verdauungskanal gelangen. Nur durch vollständiges Kochen u. Braten kann finniges Fleisch unschädlich gemacht werden. Zu bemerken ist, daß Taenia mediocanellata, welche von der Finne des Rindes stammt, weit schwieriger abzutreiben ist als Taenia solium aus der Finne des Schweines. Die Bandwurmkur kann zu jeder Zeit vorgenommen werden, sobald der Kranke nicht durch eine andere zufällige Krankheit zu sehr leidend ist; bei schwachen Kindern, Greisen, überhaupt bei sehr geschwächten Personen sollte sie nicht angewandt werden. Die Kur selbst zerfällt in die „Vorbereitung“ u. in die Anwendung des spezifischen Bandwurmmittels (vgl. die Art. „Bandwurm“ u. „Bandwurmkur“). — Der Spulwurm (s. d. [Ascaris lumbricoides]) verursacht, bes. wenn er in mehreren Exemplaren im Darm des Menschen sich aufhält, in der Regel katarrhalische Zustände, Ernährungsstörungen, wenn auch nur in geringerem Grade; Blässe des Gesichts, unruhigen Schlaf, Reizbarkeit, vermehrte Speichelabsonderung, bisweilen auch Jucken in der Nase ꝛc., im Ganzen alles leichtere Krankheitserscheinungen. Die Abtreibung gelingt meist sehr leicht durch Zittwersamen (Semina cinae), von dem 1—4 Gr. mit Honig od. Sirup genommen werden, od. noch sicherer durch das aus Zittwersamen hergestellte Santonin, od. Pulver von Santonin u. Calomel, Rhabarberpulver u. Zucker. Küchenmeister wendet santoninsaures Natron an ꝛc. — Gegen die Madenwürmer (Oxyuris vermicularis), auch Springwürmer (s. d.) genannt, helfen die bisher genannten Wurmmittel nichts. Vielmehr wendet man dagegen erfolgreich Kaltwasserklystiere, die man täglich ein- bis zweimal eine bis zwei Wochen lang fortsetzt, od. noch sicherer Klystiere von einer schwachen Sublimatlösung od. einer Auflösung von Santonin od. einer Knoblauchabkochung an. —

W. od. Wurm heißt auch in der Thierarzneikunde eine Krankheit des Pferdes, bei der sich in der Haut kleine, bis wallnußgroße Beulen bilden, die dann aufbrechen u. Geschwüre bilden. Nach längerer Dauer führt das Leiden meist zum Tode durch Abzehrung. Diese Affektion entsteht nur durch Ansteckung u. steht mit der Rotzkrankheit des Pferdes in gewisser Beziehung; sie wird auch „Hautrotz“ genannt.

**Wurmsamen**, s. v. w. Zitwersamen.

**Wurmschleiche**, Blindwühle (Caecilia lumbricoidea), ein früher zu den Schlangen gerechnetes fußloses Amphibium von wurmförmiger Gestalt, mit weicher, schleimiger quergefalteter Haut, verkümmerten, von der Haut verdeckten Augen u. kleinen pfriemenförmigen Zähnen in den Kiefern u. im Gaumen. Sie lebt in Surinam nach Art der Regenwürmer in feuchtem Boden u. nährt sich von Insekten u. deren Larven.

**Würmsee**, s. v. w. Starnberger See (s. d.).

**Wurmser**, Dagobert Siegmund, Graf, österr. Feldmarschall, geb. 1724 im Elsaß; diente Anfangs im franz. Heere, trat aber während des Siebenjährigen Krieges in österr. Dienste über, zeichnete sich im Bayer. Erbfolgekriege aus u. wurde nach dem Frieden von Teschen (1779) kommandirender General in Galizien u. 1787 General der Kavallerie. Die Franz. Republik beraubte ihn, als einen Emigranten, seiner Familiengüter im Elsaß. Im ersten Koalitionskriege erhielt er 1793 das Kommando am Oberrhein. Vom Breisgau aus, wo er sich mit 7000 Mann schwäbischer Kreistruppen u. dem 6000 Mann starken Corps Condé's verband, zog er, obwol fast ein Siebziger, doch jugendlich kühn, nach Norden, um mit dem Herzog von Braunschweig in Verbindung zu treten, ging Ende März über den Rhein u. wehrte den Sommer hindurch Houchard u. Beauharnais ab, welche von der Mosel u. Saar aus Mainz zu entsetzen suchten. Als dieses 22. Juli kapitulirte, wandte er sich nach dem Süden, um sein Heimatland für Oesterreich zurückzugewinnen. Mit Hülfe von 12,000 Preußen nahm er 13. Okt. die Weißenburger Linien u. 14. Nov. das Fort Louis, aber ein Ueberfall auf Bitsch mißlang, die Hoffnung, durch seine Verbindungen im Elsaß die deutsche Gesinnung wiederzuerwecken, schlug fehl, u. nachdem er 26. Dez. 1793 seine Stellung auf dem Geisberge bei Weißenburg gegen Hoche mühsam vertheidigt hatte, sah er sich genöthigt, das linke Rheinufer aufzugeben. 1794 unter den langsamen u. wenig energischen Clerfait gestellt, sah er sich am Mittelrhein u. in Belgien fast zur Unthätigkeit verurtheilt u. mußte auch dort am Ende des Jahres über den Rhein zurückgehen, nicht anders im J. 1795, das am 12. Dez. mit einem Waffenstillstande abschloß. Ein eigenes Kommando erhielt W. erst im Sommer 1796 in Italien, als Beaulieu von Napoleon geschlagen u. die österr. Armee bis in die Alpen zurückgedrängt war. Seine nächste Aufgabe war, Mantua zu entsetzen, das durch Serrurier umlagert u. bombardirt wurde. Indem er mit der größeren Hälfte seines Heeres die Etsch abwärts zog, drängte er Massena u. Sauret Ende Juli 1796 zurück u. konnte in Mantua einrücken, dessen Belagerung Napoleon aufgehoben hatte. Allein die Niederlagen von W.'s Unterfeldherrn Quosdanovich, der an der Westseite des Gardasees nach Süden zog (31. Juli u. 3. Aug.), W.'s eigene Niederlage bei Castiglione (5. Aug.) vereitelten die Aussicht, die ganze Armee zu vereinigen. Nachdem auch ein neues Heer unter Davidovich 4. Sept. bei Roveredo u. W. selbst am 7. Sept. bei Primolano, am 8. Sept. bei Bassano geschlagen war, blieb diesem nichts Anderes übrig, als sich 13. Sept. durch Massena's Armee hindurch den Weg nach Mantua zu öffnen. Allein aus der Vorstadt San Giorgio drängte ihn Napoleon selbst 14. u. 15. Sept. in die Festung hinein, welche seinen 24,000 Mann nicht genügenden Unterhalt bieten konnte. Vergebens überstieg ein neues Heer unter Alvinczy u. Davidovich die Alpen, um W. u. Mantua zu retten. Nachdem es in einer langen Reihe von Gefechten vom Anfang November bis zum Jan. 1797 geschlagen war, erfolgten die letzten Niederlagen Alvinczy's bei Rivoli 15. Jan., Provera's 16. Jan. bei San Giorgio. W., dessen Ausfall an demselben Tage zurückgeschlagen war, konnte sich nicht länger halten. Ohne Lebensmittel, ohne Arznei für Tausende von erkrankten Soldaten, ohne Hoffnung auf Ersatz, kapitulirte er 2. Febr. 1797. Ihm selbst wurde freier Abzug mit 700 Mann u. 6 Kanonen bewilligt, die übrige Armee gerieth in Gefangenschaft. In Wien erhielt W. den Posten eines kommandirenden Generals in Ungarn, starb aber, ehe er denselben angetreten hatte, 22. Aug. 1797.

**Wurmzüngler** (Vermilinguia) heißt eine Säugethierfamilie aus der Ordnung der Edentaten, die durch eine sehr lange spitze Schnauze mit kleiner Mundöffnung u. durch die, wenn überhaupt vorhanden, faserigen Backenzähne charakterisirt sind. Die W. haben ihren Namen von der lang vorstreckbaren Zunge, an der die Ameisen od. Termiten hängen bleiben, wenn dieselbe in den mit den starken, fingerlangen Grabkrallen aufgerissenen Bau gesteckt wird. Es zählt zu ihnen der Ameisenfresser (Myrmecophaga) u. der Ameisenbär (Orycteropus [s. d.]) u. das durch sein horniges Schuppenkleid ausgezeichnete Schuppenthier (Manis). — Dann nennt man W. (Vermilinguia) auch eine Abtheilung der Eidechsen od. Saurier, die vier Kletterfüße, einen Wickelschwanz u. eine lange, weit vorstreckbare, kleberige, an der Spitze verdickte Zunge haben. Vertreter dieser Familie ist das Chamäleon (s. d.).

**Wursten** (das Land W., Worthsati) heißt der Küstenstrich längs der Wadden am Ostufer der Norder-Weser von Bremerhafen bis zum hamburgischen Amte Ritzebüttel in der Landdrostei Stade der preuß. Provinz Hannover. Es ist ein reiches Marschland mit Einwohnern friesischen Stammes. Der Hauptort ist Dorum mit gegen 1000 E.

**Wurstgift.** Es ist öfter vorgekommen, daß nach dem Genusse von Wurst Erkrankungen u. selbst Todesfälle eingetreten sind, die man nur einem besonderen Gifte, das man W. nannte, zuschreiben zu können glaubte. Dasselbe soll sich in schlecht geräucherten u. lange aufbewahrten Würsten bilden, welche verdorben, weich, schmierig u. übelriechend geworden seien. Bis jetzt ist jedoch dieses Gift als chemischer Stoff noch nicht isolirt worden u. ist es daher auch seiner chemischen Natur nach ganz unbekannt.

**Wurstwagen** hieß der Wagen, auf welchem österr. sog. Kavalleriebatterien einen Theil ihrer Bedienungsmannschaften transportirten. Der lange Ledersitz auf dem mittleren Theile dieses Wagens heißt die Wurst. Durch die Konstruktion des J. 1875 sind die Kavalleriebatterien unter Beibehaltung dieses Namens in Reitende Batterien umgewandelt worden, bei welchen sämmtliche Bedienungsmannschaften beritten sind.

**Württemberg**, das der Größe nach dritte, der Einwohnerzahl nach vierte Königreich Deutschlands, liegt zwischen 7° 52' 29'' u. 10° 29' 45'' östl. Länge von Greenwich u. zwischen 47° 35' u. 49° 35' 30'' nördl. Br. Seine größte Länge zwischen dem nördlichsten u. südlichsten Punkte fällt nahezu auf die Ostgrenze u. beträgt 224,5 Km., die größte Breite zwischen dem westlichsten u. östlichsten Punkte, nahezu in der Mitte des Landes gelegen, mißt 169,8 Km. Es ist ein gut abgerundetes Gebiet, wenn auch kein geographisches Ganzes; es grenzt mit 696,15 Km. Länge südwestl., westl. u. nordwestl. an Baden, mit 14,625 Km. im NW. an die zwischen württemb. u. bad. Gebiete gelegene kleine hess. Exklave Wimpfen am Neckar, mit 678,15 Km. nordöstl., östl. u. südöstl. an Bayern, mit 22,875 Km. im S. an den Bodensee u. mit 383,175 Km. ebenfalls im S. an Hohenzollern. Der Flächeninhalt des Landes beläuft sich ausschließlich der zu W. gehörigen Theile des Bodensees auf 19,503,69 □Km. od. 354,2877 □M.; es umschließt drei bad. u. zwei hohenzollernsche Exklaven, während drei kleine württemberg. Gebietstheile von Baden u. ein größerer von Hohenzollern enklavirt sind u. ein fünfter kleiner Gebietstheil zwischen Baden u. Bayern liegt.

**Bodengestalt u. Klima.** W. ist im Ganzen ein Hochland, denn die mittlere Höhe des Landes beträgt gegen 490 m. Es ist aber sehr uneben u. aus mannichfaltigen Stufen von sehr verschiedener Höhe zusammengesetzt; denn der höchste, zugleich der westlichste Punkt, der Katzenkopf, einer von den Gipfeln der Hornisgrinde im Schwarzwald, hat 1153 m. Höhe, während der niedrigste, da wo der Neckar unterhalb Gundelsheim bei Böttingen das Land verläßt, nur 136 m. über dem Meere liegt. Die Gebirge des Landes gehören durchaus zu den sog. Mittelgebirgen. An der Westgrenze zieht sich der Schwarzwald 12 M. weit von der Gegend von Schramberg nördl. bis in die von Neuenburg hin. Seine sehr allmählich abfallende Ostseite, die wenig mehr das Urgestein des Schwarzwaldes, Granit u. Gneis, zeigt, sondern meist mit Buntsandstein überlagert ist, ragt weit in das W.er Land hinein; ihre Höhen bleiben bedeutend hinter denen des bad. Schwarzwaldes zurück, auch die engen Thalschluchten u. die hochgelegenen Seen im Moorgrunde u. die Mineralquellen fehlen fast hier, doch sind einige interessante Thäler, wie die Quellthäler der Eschach u. der Glatt, die sämmtlichen Thäler des oberen Enzgebietes, das Enachthal, das Thal der Kleinen Enz, das Nagold-, das Waldach- u. das Teinachthal, u. einige Seen, wie die beiden Wilden Seen an der Landesgrenze u. der Hutzenbacher-, der Ellbach- u. der Poppelsee, im Lande selbst zu erwähnen, u. gegenüber den 16 bad. Schwarzwaldbädern hat W. 5, nämlich Wildbad, Teinach, Liebenzell, Calw u. Reinerzau. Das zweite Mittelgebirge, der Schwäb. Jura od. Alb (Alp), zieht quer durch das Land von SW. nach NO. Zwischen Wutach u. Rhein beginnend, tritt die Schwäb. Alb bald in den südwestlichsten Theil W.s u. erlangt hier im Heuberge ihre größte Erhebung. Als höchster Punkt gilt

der Lemberg (1013,6 m.), der zweithöchste ist der Oberhohenberg (1010 m.), die höchsten bewohnten Orte hier sind die Dörfer Burgfelden (909,6 m.), Obernheim (898,8 m.) u. Bitz (883 m.). Vom Heuberg an senkt sich das Gebirge fortwährend bis zum Nordende an W.s Ostgrenze, die Flachenausdehnung seines Plateaux aber u. überhaupt seine Breite nimmt zu u. erreicht im Mittel nahezu 5 M. Das Plateau senkt sich vom Kamm aus nur sehr allmählich von N. nach S., u. die Thäler der Südseite durchschneiden dasselbe oft seiner ganzen Breite nach, der Nordabfall dagegen ist steil u. seine Thäler greifen wenig in das Plateau hinein. Von den drei Haupttheilen des Schwäb. Jura, dem Randen, der eigentlichen Alb u. dem Härdtfeld, gehören die letzteren beiden fast vollständig, der erstere nur im Nordostende, zu W. Die Hauptmasse des Gebirges besteht aus weißem Jurakalk; am Nordabhange zieht sich ein schmaler Streifen aus braunem Jura hin, dem schwarzer Jura od. Lias an den Fußflächen vorgelagert u. der schon zum Neckarlande zu rechnen ist. Als ein drittes Mittelgebirge ragt von den Vorbergen der Allgäuer Alpen ein kleiner Theil in den äußersten SO. des Landes hinein, die sog. Adelegg, deren höchste Erhebung der Schwarze Grat (1118,3 m.) ist. Sie zieht an der Landesgrenze in einer Länge von nur drei Stunden hin, fällt hoch u. steil gegen die Thalfläche von Isny ab; an ihren Abhängen befinden sich nackte Felsen, Nadelwälder u. Viehweiden. — Die Lage dieser Gebirge u. die Beschaffenheit des Mittellandes rechtfertigt den alten Gebrauch, fünf Naturabtheilungen des Landes aufzustellen; es sind das 1. das Schwarzwaldland, 2. das Nordostland, d. i. das nördl. Muschelkalkplateau u. die nordöstl. Gruppen der Keuperhöhen, im Allgemeinen das Gebiet von Kocher, Jagst u. dem württemberg. Tauberstück, 3. das Mittelland od. das Land am mittleren Neckar mit den Muschelkalkflächen u. Keuperhöhen zu beiden Seiten des Flusses, 4. das Albland u. 5. das Südostland, d. i. das oberschwäb. Plateau mit der Adelegg. — Die Flüsse, die entweder dem Rhein- od. dem Donaugebiet angehören, lassen sich in mehrere einzelne Gruppen bringen. Unmittelbare Rheinzuflüsse aus dem württemberg. Schwarzwalde mit allgemein westl. Richtung, sämmtlich dem Westabhange des Gebirges angehörend u. bald nach Baden übertretend, sind in der Richtung von S. nach N.: die Kinzig, die etwa 4 Stunden in W. läuft, die Murg, deren dritter Theil zu W. gehört, die Alb u. die Pfinz, von denen beiden wenig mehr als die Quelle in W. liegt; das Gesammtgebiet dieser Flüsse beträgt nur 8 □M. Ein direkter Mainzufluß ist die ansehnliche Tauber mit 15 □M. württemberg. Gebiets. An ihrem etwa 25 M. langen Laufe ist W. mit 10½ M. betheiligt; sie nimmt hier rechts u. links Zuflüsse auf, von denen der Vorbach u. der Wachbach links die größten sind. Zwischen beiden Gruppen liegt W.s Hauptfluß, der Neckar (s. d.); von seinem gegen 50 M. langen Laufe gehören 37 M., von dem etwa 230 □M. großen Gebiete über 200 □M. zu W. Außer der 15 M. langen Enz, dem 24 M. langen Kocher u. der 26 M. langen Jagst empfängt der Neckar hier an kleineren Zuflüssen im Oberlaufe bis Rottenburg die Eschach, die Prim, die Schlichem, die Glatt, die Eyach u. die Starzel, im Mittellaufe bis Cannstatt die Steinlach, Ammer, Echaz, Erms, Aich, Lauter, Fils, Körsch u. einige andere u. im Unterlaufe bis zur Landesgrenze die Rems, die Murr, die Zaber, die Schotzach, den Leinbach u. die Sulm. Von der Donau kommen 20 M. auf W. mit 97 □M. Gebiet. Sie tritt oberhalb Tuttlingen in das Land ein, verläßt es aber wieder, geht durch bad. u. hohenzollernsches Gebiet, um bei Scheer wieder nach W. überzutreten u. dasselbe in nordöstl. Richtung bis Ulm zu durchfließen. Ihre hauptsächlichsten württemberg. Nebenflüsse sind die Elta bei Tuttlingen, die Ostrach, die Schwarzach, die Kanzach, die Lauter, die Schmiech, die Riß, die Westernach, die Roth, die Iller, der Grenzfluß gegen Bayern, u. die Blau. Die württemberg. Zuflüsse des Bodensees sind die Rothach, die Schussen u. die Argen; ihr Gebiet umfaßt etwa 34 □M. — Im Ganzen ist die Bewässerung des Landes günstig, es giebt weder große wasserlose, wüste, noch überwässerte, sumpfige Distrikte; quellenlos ist nur der Boden auf den Scheitelflächen der Alb, von denen ein großer Theil ganz auf Regen u. Schnee angewiesen ist u. in trockenen Zeiten der Wasserzufuhr bedarf. — Das Klima W.s ist im Allgemeinen ein westeurop., charakterisirt durch ein Ueberwiegen der warmen Jahreszeit über die kalte u. dadurch, daß unter vorherrschenden Westwinden die Winter mild, die Sommer nässer u. daher minder heiß sind als in anderen Erdstrichen gleicher geographischer Breite; ferner dadurch, daß Frühling u. Herbst eine konstantere heitere Temperatur haben u. nur ausnahmsweise außergewöhnlich strenge Winter u. außergewöhnlich heiße u. dürre Sommer eintreten. Die klimatischen Unterschiede innerhalb des Landes sind bei der geringen Differenz der geographischen Breite (nur 2°) fast einzig bedingt durch die Unterschiede in der Höhenlage.

**Produkte.** Von der Gesammtfläche des Landes, die sich auf 1,950,368 Hektaren beläuft, waren Anfang 1877 etwas über 30% mit Wald bedeckt, wovon 189,722 Hekt. auf die Staatswaldungen kommen. Ein beinahe ununterbrochener, schwarzer Wald von Nadelbäumen bedeckt die langgedehnten, röthlichen Sandsteinhöhen des östl. Schwarzwaldes; die Fichte herrscht entschieden vor, in milderen, tieferen Gegenden gesellt sich die Tanne zu ihr, u. die Kiefer besetzt die rauhesten u. felsigsten Stellen. Die Alb, deren Anblick an den Karst od. die Apenninen erinnert, trägt vorwaltend, bes. im S., Laubholz; auf den Höhen die Buche u. als Unterholz die Haselnußstaude, auf Abhängen die Hainbuche, Esche, Linde, Ulme, Ahorn, Espe u. Weide. Oberschwaben, das Südland von der Donau bis zum Bodensee, hat zahlreiche, aber meist kleine u. unzusammenhängende Wälder. Das Nadelholz mit Fichte, Tanne u. Kiefer herrscht vor; hierzu gesellt sich zuweilen der Eibenbaum u. von den Laubbäumen bes. Birke u. Eiche. Die Keuper- u. Muschelkalkbildungen des Neckar- u. Taubergebiets, mit verhältnißmäßig wenig Wald, haben bei Ellwangen, im Welzheimer u. Mainhardter Wald Miniaturbilder des Schwarzwaldes, während im Schönbuch, Schurwald, am Stromberg ꝛc. die Buche dominirt u. wiederum an anderen Stellen ein bedeutender Reichthum von Eichen vorhanden ist. Für die Verwaltung der Forste sind 25 Forstämter mit 150 Revierämtern bestellt. — Die Gesammtfläche des Ackerlandes betrug 1876: 866,701 Hekt., d. i. 44,14% des Gesammtareals. Hiervon kamen 259,777 Hekt. auf Winterhalmfrüchte, 259,730 auf Sommerhalmfrüchte, 103,786 auf Futtergewächse, 76,422 auf Kartoffeln, 28,861 auf Handelsgewächse (Raps, Rübsen, Mohn, Flachs, Hanf, Hopfen, Tabak), 31,974 auf Wurzelgewächse (Rüben, Möhren) u. Kopfkohl u. 21,693 auf Hülsenfrüchte u. Mais. Das ergiebigste Ackerland enthalten die Plateaux des Muschelkalkes nördl. der Alb, die südl. Abdachung der Alb gegen die Donau u. Oberschwaben. Die Hauptfrucht des Landes ist der Dinkel; der Ertrag an Körnern war 1876: 2,543,921 HL. Der Roggen, in den nordöstl. Theilen des Landes u. im Schwarzwalde, ergab als Winterfrucht 451,588, als Sommerfrucht 88,666 HL. Der Weizen, in geringer Menge im ganzen Lande gebaut, lieferte 178,743 HL. Winter- u. 125,148 HL. Sommerfrucht. Die Sommergerste, hauptsächlich von den ärmeren Leuten in milderen Strichen kultivirt, ergab 2,030,730 HL., die Wintergerste, zum Brauen benutzt, nur 32,106 HL. Der Hafer, die hauptsächlichste Sommerfrucht, brachte 3,381,914 HL. Der Ertrag der Hirse war 4663, der des Buchweizens 743 u. der vom Mais 31,584 HL. Durch diese Erträgnisse ist W. zu einem Getreideexportland für die Schweiz u. für Vorarlberg geworden. Von den Futterkräutern ist das hauptsächlichste der rothe Klee mit 6,596,474 Ctr. Ertrag; der Luzernebau, im ganzen Gebiete des Muschelkalkes neuerdings eingeführt, ergab bereits 1,955,857 Ctr. u. die Esparsette, vorwaltend in den steinreicheren Muschelkalkgegenden u. auf der Alb, 853,227 Ctr. Andere Futterkräuter, wie Lupine ꝛc., kennt man in W. noch nicht. Die Kartoffel, jetzt überall verbreitet, brachte 8,152,334 Centner. Von den Handelsgewächsen war der Ertrag an Raps u. Rübsen, seit dem vorigen Jahrhundert durch die Mennoniten in W. eingeführt, 93,728 Ctr., an Mohn, am unteren Neckar u. der Enz, 20,434 Ctr., an Flachs nur 16,797, an Hanf, in größerem Umfange nur in den Thälern gebaut, 26,329, an Hopfen, hauptsächlich bei Rottenburg, Tübingen, Gmünd, Lauchheim, Weil, Altshausen, Tettnang u. da, wo größere Brauereien sind, 30,769 Ctr. u. an Tabak, in Maulbronn von Alters her heimisch, 5332 Ctr. Für das landwirthschaftliche Fortbildungswesen bestehen 944 Anstalten, die 1875 von 19,642 Personen besucht waren; außerdem giebt es noch fünf landwirthschaftliche Winterschulen in Hall, Heilbronn, Ravensburg, Reutlingen u. Ulm mit einer Gesammtfrequenz von 98 Schülern, drei Ackerbauschulen in Ellwangen, Ochsenhausen u. Kirchberg mit zusammen 36 Schülern u. die land- u. forstwirthschaftliche Akademie in Hohenheim mit 76 Studirenden (1875/76). — Das Areal der Wiesen beträgt nach der letzten, 1865 gemachten Aufnahme 266,857 Hektaren, wovon 36% auf den Donau-, 30 auf den Jagst-, 19 auf den Schwarzwald- u. 15 auf den Neckarkreis kommen; der Ertrag war 1876: 20,488,033 Ctr. Die Weiden umfassen gegen 15 □M. u. vertheilen sich hauptsächlich auf den Donau- u. Schwarzwaldkreis. — In Gemüse- u. Gartenbau sind die Umgebungen von Ulm, Stuttgart u. Heilbronn berühmt; bedeutender Obstbau wird in fast allen Theilen des Landes getrieben, am meisten aber, in ganzen Waldungen, im Neckarkreise. Die Gesammtzahl der Obstbäume betrug schon 1852 rund 8 Mill. u. hat sich seitdem noch vermehrt. Der Ertrag des J. 1876, durch Spätfröste u. heftige Stürme sehr beeinträchtigt, war 222,673 HL. Kernobst (etwa 23⅓% des Durchschnittsertrags) u. 3256 HL. Steinobst = 1,9% des Durchschnitts. Lehrkurse in der Zucht feinerer Obstfrüchte werden in Hohenheim u. an der Thierarzneischule in Stuttgart abgehalten. — Der Weinbau ist von Bedeutung im Neckarthal, Remsthal, Enzthal, Zabergäu, Kocher- u. Jagstthal, Taubergrund u. in der Bodenseegegend. Die Weinbaufläche war 1876: 23,610 Hekt. und lieferte 383,572 HL. Gesammtertrag. Eine Weinbauschule ist in Weinsberg. — Der Viehstand ist bedeutend. Nach der letzten Zählung (1873) hatte W. 96,779 Pferde, nahezu die Hälfte im Donaukreise, 237 Esel u. Maulthiere,

943,934 Rinder, etwa 1/3 im Donaukreise, 575,930 Schafe, über 1/3 im Jagstkreise, 266,977 Schweine, 38,246 Ziegen, über 1/3 im Schwarzwaldkreise, 106,164 Bienenstöcke, über 1/3 im Donaukreise. Die Seidenzucht ergab 237 Pfd. Cocons; das Geflügel zählte über 2 Mill. Stück. Fischerei u. Jagd sind nicht unbedeutend u. auf der Alb treibt man starke Schneckenzucht. – Die mineralischen Schätze W.s sind zwar mannichfaltig, von

Nr. 5600. Reutlingen.

besonderer Wichtigkeit sind aber nur die im Flötzgebirge gelagerten Schätze von Eisenerzen u. Steinsalz. 1872 wurden aus 20 Gruben mit 292 Arbeitern 534,789 Ctr. Eisenerz (vorzugsweise Thoneisenstein u. Bohnerz) gefördert, woraus man 121,677 Ctr. Masseleisen u. 79,744 Ctr. Gußeisen gewann. Die fünf Salinen des Landes: Hall mit Wilhelmsglück, Friedrichshall bei Jagstfeld, Clemenshall bei Offenau, Sulz u. Wilhelmshall bei Rottenmünster u. Schwenningen (von denen die beiden

Nr. 5601. Marktplatz in Heilbronn.

ersten zugleich Steinsalz gewinnen) hatten 1871 eine Ausbeute von 1,156,188 Ctr. Steinsalz u. 488,386 Ctr. Kochsalz, so daß W. nicht unbedeutenden Salzexport hat. Etwas Vitriolschiefer gewinnt man bei Gaildorf, Schwerspath bei Freudenstadt. Gipsbrüche sind bei Heilbronn, Asperg, Untertürkheim, in Eltingen u. Neufra bei Rottweil &c.; ihre Ausbeute beträgt über 1 Mill. Ctr. Einen großen Reichthum besitzt das Land an vortrefflichen Bausteinen, von dem harten Granit des Schwarzwaldes bis zu dem mit der Säge zu bearbeitenden Kalktuff der Albthäler. Von brennbaren Fossilien ist hauptsächlich Torf anzuführen; das jährliche Erzeugniß übersteigt schon längst 300 Mill. Stück.

**Bevölkerung.** W. hatte nach der Zählung vom 1. Dez. 1875 eine Gesammtbevölkerung von 1,881,505 Seelen. Dieselben vertheilten sich auf die vier Kreise: Neckarkreis 60,4180 □M. mit 587,834 E., Schwarzwaldkreis 93,3281 □M. mit 454,937 E., Jagstkreis 86,6865 □M. mit 390,703 E. u. Donaukreis 113,7748 □M. mit 448,031 E. Die Bevölkerung lebt in 142 Städten, 1266 Pfarrdörfern, 433 anderen Dörfern, 119 Pfarrweilern, 3080 anderen Weilern, 2630 Höfen, 2188 einzelnen Wohnsitzen, überhaupt also in 9858 Wohnplätzen. Da die Bevölkerung 1871 nur 1,818,484 betrug, so hat sich dieselbe in dem vierjährigen Zeitraume um 63,021 Seelen od. um 3,44% vermehrt, d. i. eine geringere Vermehrung, als sich durch den Ueberschuß der Geburten gegenüber den Sterbefällen herausstellen würde; es muß in diesem Zeitraume demnach eine kleine Auswanderung stattgefunden haben. Von den Städten haben über 10,000 E. nur Stuttgart (107,273), Ulm (30,222), Heilbronn (21,208), Eßlingen (19,602), Reutlingen (15,246), Cannstatt (15,065), Ludwigsburg (14,709), Gmünd (12,838), Tübingen (10,471) u. Ravensburg (10,034). Da demnach 132 Städte weniger als 10,000, bei weitem die meisten sogar weniger als 3000 E. haben, so ist W. (darin ähnlich Sachsen) ein Land der kleinen Städte. Nicht ohne Bedeutung ist es, daß die Hauptstadt nicht, wie in anderen deutschen Ländern, eine nach Einwohnerzahl, politischer u. sozialer Bedeutung rivalisirende Stadt neben sich hat; die Provinzen Schwarzwald- u. Jagstkreis sind ohne natürliche Hauptstädte. Demnach könnte das Land ein centralisirtes genannt werden. Gleichwol sind die nächstgrößeren Städte keineswegs nur uniforme Abdrücke der Hauptstadt. Da sie meist als alte Reichsstädte Jahrhunderte lang im Besitze politischer Selbständigkeit waren, so hat sich in jeder derselben ein eigenthümlicher, in manchen Beziehungen sogar der Hauptstadt widerstrebender Geist u. Charakter erhalten. Ulm, Heilbronn, Reutlingen, Eßlingen, Gmünd, Hall, Biberach, Ravensburg sind von ausgeprägter Individualität. Nur die altwürttemb. Landstädte haben wenig Eigenthümlichkeit. Für die ländliche Bevölkerung, die etwas mehr als 3/4 (76,89% [1871]) der ganzen Bewohnerschaft ausmacht, ist der wichtigste Unterschied, ob sie in eingeschlossenen Dörfern, od. zerstreut auf Weilern u. Höfen lebt. Das erstere ist vorherrschend im Neckarland, auf der Alb u. im Schwarzwald der Fall; die Weiler- u. Hofwirthschaft ist im Allgemeinen in Oberschwaben zu Hause. – Die Klassifikation der Einwohner nach ihren Berufsarten ergiebt, daß 33,80% von der Landwirthschaft, Forstwirthschaft &c. leben, 40,05% von der Industrie, dem Bergbau, Hüttenwesen, Baufach &c., 8,52% von Handel u. Verkehr, 7,26% Dienstleistende ohne Angabe des Berufs sind, 0,67% zur Armee, 5,66% zu den übrigen Berufsarten gehören u. 4,01% ohne Beruf sind. Erläuternd ist noch beizufügen, daß mehr als die Hälfte der Grundeigenthümer in ihrer Hauptbeschäftigung nicht zu den Landwirthen zu zählen ist, sondern nebenbei ein Gewerbe, bes. Weberei, treibt. Denn W. ist das Land der Güterzerstückelungen u. der Zwergwirthschaften. Güter von über 1000 Morgen sind sehr selten. In Oberschwaben machen die Güter von 50—200 Morgen die größere Hälfte des Areals aus, im Jagstkreise schon solche von 30–100 Morgen, u. im Neckarkreise fällt über 1/3 auf Güter zwischen 10 u. 30 Morgen. – Dem Geschlechte nach sind 907,314 männlich u. 974,191 weiblich, u. nach dem Bekenntnisse hat W. 1,296,650 Protestanten (d. i. 68,92%), 567,578 Katholiken (d. i. 30,17% der Gesammtbevölkerung), 1167 andere Christen, 12,881 Israeliten u. 229 Andere. – In Betreff der Abstammung sind etwa 2/3 der Bewohner Schwaben, 1/3 Franken; ein kleiner Rest vertheilt sich auf die Nachkommen einiger Kolonien von fremden Stämmen u. auf die zerstreute jüdische Bevölkerung.

**Industrie.** W. hat erst in den letzten 50 Jahren, wie schon oben erwähnt wurde, den Uebergang aus vorherrschend landwirthschaftlichen Zuständen zur Entwicklung der Manufakturkraft u. der Großindustrie gemacht.

Nr. 5602. Die Wilhelma bei Stuttgart.

Nr. 5603. Die Solitude bei Stuttgart.

Nr. 5604. Trachten aus Württemberg.

Nr. 5605. Hochzeit in Schwaben.

Nr. 5606. Der Hohenasperg.

Nr. 5607. Wildbad.

In der Mitte der 20er Jahre war das Verhältniß der Handwerker zu den als Fabrikanten Aufgeführten etwa wie 99,82 : 0,18; 1861 bereits wie 80 : 20. Die Gründung des Deutschen Zollvereins, die Aufhebung des Zunftzwanges, die Verbesserung der Kommunikation, die Einführung von Handels- u. Gewerbekammern, die Eröffnung eines größeren Kredits durch Leihkassen ꝛc. sind bes. mächtige Hebel für die Hebung der Industrie geworden. Ein Hauptindustriezweig ist die Textilindustrie. Sie beschäftigte am 1. Dez. 1875: 39,759 Personen. Einer ihrer wichtigsten Zweige ist die Leinenfabrikation mit dem Hauptsitze in Urach; andere Webereiorte sind Stuttgart, Göppingen, Kirchheim am Teck, Ravensburg, Heilbronn, Blaubeuren, Laichingen. Der Flachs wird auf der Alb meist mit der Hand gesponnen, Maschinenspinnereien sind in Urach, Ravensburg, Freudenstadt ꝛc. Die Baumwollfabrikation hat ihre Hauptsitze in Göppingen, Heidenheim, Kirchheim, Balingen, Böblingen ꝛc. Die Weberei beschäftigt über 100 Fabriken, die Spinnerei 20. In Verbindung mit Weißstickerei ist sie der wichtigste Industriezweig Oberschwabens. Die Wollfabrikation u. Tuchmacherei ist am stärksten in Heidenheim, Eßlingen, Göppingen, Reutlingen ꝛc. Streichgarn- u. Kammgarnspinnereien giebt es über 70. Die Seidenfabrikation ist als Zwirnerei in Bönnigheim, Isny ꝛc. u. als Weberei in Böblingen, Waiblingen u. Gmünd vertreten u. beschäftigt einige hundert Arbeiter. — Die Metallindustrie beschäftigte 1875: 22,864 Arbeiter. Die größte Eisengießerei mit Walzwerk u. dgl. hat Wasseralfingen, das bedeutendste Hammerwerk Abtsgemünd. Eisendraht- u. Stahlwerke sind mehrere vorhanden. In Biberach fertigt man lackirte Blech-, in Ulm Messing-, in Gmünd u. Heilbronn Gold- u. Silber- u. anderwärts Neusilberwaaren. — Die Maschinenfabrikation, in der mit Werkzeug-, Instrumenten- u. Apparatenfabrikation 15,543 Arbeiter thätig sind, hat W. seit 40 Jahren die größten Fortschritte gemacht. Das größte Etablissement dieser Art ist die Lokomotivenfabrik in Eßlingen; andere sind in Heilbronn, Berg, Ravensburg, Friedrichshafen, Cannstatt ꝛc. u. fertigen Dampfmaschinen, Lokomobilen, Nähmaschinen, Papiermühlen, Brückenwagen, Buchdruckerpressen, landwirthschaftliche Maschinen ꝛc. 26,030 Arbeiter waren 1875 mit der Industrie der Holz- u. Schnitzstoffe beschäftigt, 10,357 mit der Fabrikation von Papier u. Leder. Bedeutende Rothgerbereien bestehen in Tuttlingen, Calw, Heilbronn, Reutlingen, Ulm ꝛc., u. die Schuhmacherei wird hier u. da fabrikmäßig betrieben. Chemikalien fertigten 1633 Personen. Glasfabriken giebt es auf der Alb u. im Schwarzwalde, Porzellan- u. Steingutfabrikation in Schramberg. Ansehnlich ist ferner die Tabakfabrikation u. die Rübenzuckersiederei ꝛc. Zur Hebung der Industrie bestanden 1875: 152 gewerbliche Fortbildungsschulen mit zusammen 11,635 Schülern, eine Kunstschule in Stuttgart (90 Schüler), ebendort eine Baugewerkenschule (949 Schüler) u. ein Polytechnikum (466 Studenten).

**Handel u. Verkehr.** Der Handel ist meist dem Binnenverkehr gewidmet; seine Hauptorte sind Stuttgart, Ulm, Heilbronn, Cannstatt, Reutlingen, Friedrichshafen, Calw u. Tuttlingen. Holzhandel aber, Getreidehandel u. Buchhandel gehen weit über das engere Vaterland hinaus; letzterer ist sogar nächst dem von Leipzig u. Berlin der bedeutendste in Deutschland. Die Ausfuhr übertrifft die Einfuhr. Der Verkehr findet eine vortreffliche Unterstützung in den guten Straßen, welche das Land nach allen Richtungen hin durchziehen. Die Länge der Staatsstraßen war 1875: 2,678,802 m., der mit Staatsbeiträgen unterhaltenen Vizinalstraßen 970,481 m. Der Etat der Straßenbauverwaltung war 1876/77 1,717,380 Mk. 96 Pf. ordentliche u. 640,000 Mk. außerordentliche Ausgabe. — Die Wasserstraßen werden theils zur Langflößerei, theils zur Schiffahrt benutzt. Erstere wird auf dem Neckar mit der Glatt, der Enz u. deren Nebenflüssen Nagold u. Würm, auf der Iller, der Murg u. der Kinzig betrieben. Scheitholzflößerei findet nur noch in ganz geringem Maße auf der Enz statt. Die Neckarschiffahrtsstraße beträgt von Cannstatt bis an die Landesgrenze 98 Km. Heilbronn passirten 1876 auf der Thalfahrt 592 Schiffe, 1013 Nachen mit 151,228 Ctr. (Getreide, Bausteine, Erzeugnisse der Oelfabrikation), auf der Bergfahrt 962,529 Ctr. (vorwiegend Steinkohlen, Brennholz, Kolonialwaaren, Zuckerrüben). Außerdem gingen noch von Heilbronn ab 722 Langholzflöße u. 652 Schiffe mit Bretern. Die Bodenseedampfschiffahrt hatte 1875/76: 3605 Fahrten, wovon 126 auf das Trajektschiff kommen. Die Beförderung betrug 139,269 Personen, 71,692,580 Kg. Güter u. 17,084,686 Kg. Getreide. Die Länge der Staatseisenbahnen war 1. Juli 1877: 1304,49 Km., die der Privatbahnen 17,1 Km., der Personenverkehr war 1875/76: 7,971,149, der Frachtgüterverkehr 2,849,140,005 Kg., der Reinertrag 3,48 % des Gesammtanlagekapitals. Die Post unterhielt 1875/76: 498 Postbureaux. Die Länge der Telegraphenlinien war 1876: 2491,5 Km., die Zahl der Bureaux 359. — Zur Hebung des Handels besteht eine Reichsbankhauptstelle in Stuttgart mit Nebenstellen in Heilbronn, Ulm u. Reutlingen. — Jahrmärkte werden im Ganzen an 390 Orten abgehalten. Diese Krammärkte sind auf dem Lande fast immer mit Viehmärkten verbunden; anderwärts, wie auf dem Schwarzwalde, gestalten sie sich meist zu Flachs-, Hanf- u. Leinwandmärkten; einen Fässermarkt hat Eßlingen, Ledermärkte Ulm u. Heilbronn, wozu in Heilbronn auch ein Markt für Gerberrinde gekommen ist. Im Ganzen hat das Land 1146 Kram-, 1083 Vieh- (vorzugsweise Hornvieh), 202 Pferde-, 39 Schweine-, 98 Flachs-, Hanf- u. Leinwand-, 26 Holz-, 8 Leder- u. 6 Wollenmärkte. Für die Wahrnehmung der Interessen des Handels- u. Gewerbestandes sind 8 Handelskammern vorhanden.

**Geistige Kultur.** Nach dem Volksschulgesetze vom 29. Sept. 1836 u. der Novelle vom 6. Nov. 1858 ist jedes Kind vom 7.—14. Jahre schulpflichtig. In jedem Orte mit 30 od. mehr Familien muß eine Volksschule bestehen. Die Gesammtzahl der Volksschullehrerstellen war Anfang 1877: 3910; davon gehörten 2676 in den Geschäftskreis der evangelischen, 1234 in den der katholischen Oberschulbehörde. Schullehrerseminarien gab es 6, u. zwar 3 evangelische u. 1 katholisches Staats- u. 2 evangelische Privatseminarien; 2 Privatpräparandenanstalten bereiten ebenfalls zum Lehrerberufe vor. Für Lehrerinnen ist ein Staatsseminar in Markgröningen u. ein höheres Seminar in Stuttgart vorhanden. Oeffentliche Realschulen gab es 79, darunter waren 15 sog. Realanstalten, d. h. mit Oberklassen versehene Realschulen. Die Zahl der Lehrerstellen betrug 261, die der Schüler 7607, worunter 766 Oberrealschüler. Die Zahl der öffentlichen Gelehrtenschulen war 90, u. zwar 4 niedere evangelische theologische Seminarien, 8 Landesgymnasien, 8 Lyceen u. 70 niedere Lateinschulen mit zusammen 7846 Schülern. Die Landesuniversität in Tübingen zählte Winter 1876/77 88 Dozenten u. 898 Studenten. Außerdem hat W. noch ein Konservatorium für Musik in Stuttgart mit 258 Schülern (1875/76), eine land- u. forstwirthschaftliche Akademie in Hohenheim mit 76 Studenten, eine Thierarzneischule, eine Kunstschule, ein Polytechnikum, eine Turnlehrerbildungsanstalt, sämmtlich in Stuttgart, u. viele niedere technische u. Ackerbauschulen ꝛc. Die öffentliche Bibliothek in Stuttgart zählt gegen 400,000 Nummern; die mit ihr verbundene Münz-, Medaillen-, Kunst- u. Alterthumssammlung enthält 17,000 Münzen u. Medaillen, die Naturaliensammlung über 200,000 Stück. Für die sorgfältige Erhaltung der im Lande befindlichen Denkmäler der Kunst u. des Alterthums existirt seit 1858 ein besonderes Konservatorium. Wissenschaftliche Vereine sind an vielen Orten. Für die religiösen Bedürfnisse ist gesorgt in der Evangelischen Kirche durch 855 Pfarreien (1875) mit über 1000 Geistlichen, in der Katholischen durch 661 Pfarreien mit über 900 Geistlichen u. für die Israeliten existiren 49 Kirchengemeinden. Für die noch nicht schulpflichtige Jugend giebt es Kinderpflegen u. Bewahranstalten, für die Verwahrlosten Rettungsanstalten in Schönbühl u. Leonberg, für die Verwaisten Waisenhäuser in Stuttgart, Markgröningen u. Ochsenhausen, für Schwachsinnige u. Epileptische Heil- u. Pfleganstalten in Stetten, Cannstatt, Pfingstweide u. Mariaberg, für mangelhaft Organisirte Taubstummenanstalten in Gmünd, Eßlingen, Nürtingen, Winnenden ꝛc., Blindeninstitute in Stuttgart ꝛc.; Staatsirrenanstalten sind in Schussenried, Winnenthal u. Zwiefalten, für Unheilbare in Liebenau.

**Verfassung u. Verwaltung.** Die Grundlage der gesammten Staatsordnung bildet die Verfassungsurkunde vom 25. Sept. 1819. Ihr zufolge ist W. eine konstitutionelle erbliche Monarchie, das Haupt des Staates ist der König. Die Thronfolge vererbt sich im Mannsstamme nach dem Rechte der Linealerbfolge u. der Erstgeburt u. geht nur im Falle des Erlöschens des Mannsstamms auf eine weibliche Linie über. Die oberste Staatsbehörde ist der Geheimrath. Er besteht aus einem Präsidenten, den Ministern od. Vorständen der 6 Departements u. den von dem Könige ernannten ordentlichen u. außerordentlichen weiteren Mitgliedern. Die gesetzgebende Gewalt übt die Regierung gemeinsam mit der Landesvertretung aus. Dieselbe besteht aus 2 Kammern. In der Kammer der Standesherren sitzen die volljährigen Prinzen des königl. Hauses, die Häupter derjenigen fürstlichen u. gräflichen Familien u. die Häupter der standesherrlichen Gemeinschaften, auf deren Besitzungen im Lande vormals eine Reichs- od. Kreistagsstimme geruht hat, u. die vom Könige erblich od. auf Lebenszeit ernannten Mitglieder, deren Zahl jedoch nicht den dritten Theil der übrigen Mitglieder übersteigen darf. Die Kammer der Abgeordneten besteht aus 13 Mitgliedern des ritterschaftlichen Adels, aus den 6 protestantischen Generalsuperintendenten, aus dem Landesbischof, einem Mitgliede des Domkapitels u. dem der Amtszeit nach ältesten Dekane katholischer Konfession, aus dem Kanzler der Landesuniversität, aus einem Abgeordneten von jeder der 7 Städte Stuttgart, Tübingen, Ludwigsburg, Ellwangen, Ulm, Heilbronn u. Reutlingen u. aus je einem Abgeordneten der 64 Oberamtsbezirke. Zur Wählbarkeit gehört das Alter von 30 Jahren. Eine Neuwahl der Abgeordneten der Ritterschaft, des Domkapitels, der Städte u. der Oberamtsbezirke tritt nur aller 6 Jahre ein. In den deutschen Reichstag wählt W. 17 Abgeordnete. Zum gerichtlichen Schutze der Verfassung ist der

Staatsgerichtshof bestimmt. Er besteht aus einem von dem Könige aus den ersten Vorständen der höheren Gerichte ernannten Präsidenten u. aus 12 Richtern, wovon der König die Hälfte aus den Mitgliedern jener Gerichte ernennt u. die Ständeversammlung die andere Hälfte außerhalb ihrer Mitte wählt. Die Gemeindeverfassung beruht auf dem Edikte vom 1. März 1822 u. dem Gesetze vom 6. Juni 1849. Nach ihr bilden sämmtliche Gemeinden eines Oberamts eine Amtskörperschaft, die durch die aus den Abgeordneten der Gemeinderäthe bestehende Amtsversammlung vertreten wird. Die Organe der Gemeinde sind der auf Lebenszeit ernannte Gemeindevorsteher (Schultheiß u. Stadtschultheiß), der auf 6 Jahre gewählte Gemeinderath od. Stadtrath u. als größere Vertretung der Bürgerausschuß. – Die oberste Verwaltung geschieht durch 6 königliche Ministerien mit dem Sitze in Stuttgart. Das Justizministerium übt die Rechtspflege aus 1. durch die Gemeinderäthe, bez. die Ortsvorsteher, welch letztere zugleich Friedensrichter sind, 2. durch 64 Oberamtsgerichte (die Patrimonialgerichtsbarkeit u. Polizei ist durch das Gesetz vom 4. Juli 1849 aufgehoben), 3. durch die vier Kreisgerichtshöfe, 4. durch die Schwurgerichtshöfe, seit 14. Aug. 1849 eingeführt, u. 5. durch das Obertribunal, die oberste Gerichtsstelle für das Königreich, das sich wie auch die Kreisgerichtshöfe in 4 Senate, den Kriminalsenat, den Civilsenat, den ehegerichtlichen Senat u. den Pupillensenat, gliedert. Strafanstalten sind die Zuchthäuser, Arbeitshäuser, Kreisgefängnisse u. Zuchtpolizeihäuser u. die Civilfestungs- u. Civilarrestanstalt zu Hohenasperg. Das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten ist zugleich Ministerium des königlichen Hauses u. mit der Leitung der Verkehrsanstalten (Eisenbahn, Post, Telegraphie) betraut. Das Ministerium des Innern hat als ihm untergeordnete Behörden die Kreisregierungen u. Oberämter, die Abtheilung für das Staatsstraßen- u. Wasserbauwesen, das Kommando des Landjägercorps, das Medizinalkollegium, die Aufsichtskommission für die Staatskrankenanstalten, die Ablösungskommission, die Centralstellen für Handel u. Gewerbe, für die Landwirthschaft, für Landeskultursachen, den Verwaltungsrath der Gebäudebrandversicherungsanstalt, die Landgestütskommission, die Centralleitung des Wohlthätigkeitsvereins u. die Armenkommission, mit der die Staatssparkasse in Verbindung steht, die zum Besten der ärmeren Volksklassen 1818 errichtet wurde u. in jedem Oberamtsbezirke einen Agenten hat. Das Ministerium des Kirchen- u. Schulwesens, seit 1848 vom Ministerium des Innern getrennt, hat als Centralbehörde für die Evangelische Kirche das evangelische Konsistorium in Verbindung mit den 6 vom Könige ernannten Generalsuperintendenten. Unter ihm stehen 49 Dekanate. Die Leitung der inneren Angelegenheiten der Katholischen Kirche steht dem Landesbischof nebst dem Domkapitel, mit dem Sitze in Rottenburg, zu. Das Verhältniß des bischöflichen Ordinariats zur Staatsgewalt ist durch Gesetz vom 30. Jan. 1862 geregelt. Die 661 Pfarreien sind in 29 Dekanate eingetheilt. Die israelitische Religionsgesellschaft hat seit 1831 eine besondere Oberkirchenbehörde. Die Zahl der Rabbinatsbezirke beträgt 12. Die Aufsicht über das Volksschulwesen ist evangelischerseits dem Konsistorium, katholischerseits dem katholischen Kirchenrath übertragen. Unter ihnen stehen zunächst Bezirksschulaufseher, die mit dem Oberamtmann das gemeinschaftliche Oberamt in Schulsachen bilden. Die Lokalschulbehörde ist der Kirchenkonvent. Für das höhere Schulwesen besteht eine besondere Abtheilung im Ministerium. Das Ministerium des Krieges zerfällt in eine Militär-, eine Oekonomie-, eine Militär-Medizin-, eine Justizabtheilung u. eine Oberbaudeputation. Die württemb. Truppen bilden das 13. deutsche Armeecorps; sie zählen 8 Infanterieregimenter (Nr. 119–126), 4 Kavallerieregimenter, 2 Feldartillerieregimenter, 1 Fußartillerie-, 1 Pionier- u. 1 Trainbataillon, 8 Landwehrregimenter u. 1 Reservelandwehrbataillon. Das Ministerium der Finanzen hat als ausführende Behörden die Domänendirektion mit 64 Kameralämtern; die Forstdirektion mit 25 Forst- u. 150 Revierämtern; die Bergdirektion mit 1 Bergamt, 5 Hüttenämtern, dem Münzamt u. den Aufsichtsbehörden über die Gewehrfabrik zu Oberndorf, die Salinen u. den Salzhandel; die Oberrechnungskammer; die Staatskassenverwaltung; das Zoll- u. Steuerkollegium mit 16 Hauptzoll- u. Hauptsteueramtsbezirken; das statistisch-topographische Bureau u. die Katasterkommission. — Das Budget für die Finanzperiode 1. Juli 1877 bis 30. Juni 1878 stellt in Einnahme vom Kammergute (Domänen, Forsten, Berg- u. Hüttenwerke 2c., Verkehrsanstalten u. dgl.) 21,285,293 Mk., an direkten Steuern 12,213,715, an indirekten 10,399,551, aus der Restverwaltung 4,440,229, also als Gesammteinnahme 48,338,788 Mk. auf; als Ausgabe dieselbe Summe, wovon 1,851,184 auf die Civilliste, 17,482,596 zur Verzinsung u. Amortisation der Staatsschulden u. 6,669,984 Matrikularbeiträge fürs Deutsche Reich sind. Die Summe der Staatsschulden war am 9. Juni 1877: 339,469,999 Mk.; die darin enthaltene Eisenbahnschuld beläuft sich auf ca. 289,000,000 Mk. Im Bundesrathe hat W. 4 Stimmen. Das Landeswappen zeigt 3 quer über einander liegende schwarze Hirschgeweihe auf gelbem Grunde, u. als Embleme der Hohenstaufen u. der schwäbischen Herzöge 3 schwarze leopardirte Löwen. Der Wahlspruch heißt „Furchtlos u. treu". Die Landesfarben sind roth u. schwarz. W.s Orden s. „Orden".



**Geschichte.** W. war in den ältesten Zeiten von Kelten, zur Zeit Cäsar's von suebischen Völkerschaften, insbes. von Markomannen bewohnt. Nachdem diese unter Marbod um 9 v. Chr. nach Böhmen gewandert waren, rückten Gallier u. Germanen aus den röm. Provinzen in das verlassene Land nach, das wahrscheinlich unter Domitian (86 n. Chr.) den Namen Decumatland empfing u. durch einen Grenzwall von der Lahn bis zur Altmühl (limes Romanus) unter Trajan gegen das freie Ostgermanien geschützt wurde. Allein schon 150 Jahre später drangen die suebischen Alemannen über denselben vor u. bevölkerten das Neckarthal u. die Schwäbische Alb. Vergebens warf sie Probus 287 zurück u. errichtete eine Mauer, deren Reste man heute „Teufelsmauer" nennt, anstatt des Walles; vergebens drangen seine Nachfolger im 4. Jahrh. u. bes. Julian nach dem Siege bei Straßburg (357) tief in ihr Land ein: ihre Siege galten nur der Vertheidigung der Rheingrenze, während das ostrheinische Gebiet frei blieb u. seit 400 nicht mehr von den Römern betreten wurde. Die Alemannen, deren Namen seit 430 abwechselnd mit dem der Sueven (s. d.) od. Schwaben genannt wird, zerstörten alle römischen Städte, vernichteten alle röm. Kultur u. erhielten sich auch nach Chlodowech's Sieg 496 südl. vom Main noch ihre Selbständigkeit, indem sie für die Abtretung des von ihnen eroberten Rhätiens den Schutz des Ostgothenkönigs Theodorich (s. d.) erhielten. Allein schon 536 gerieth auch dieser südl. Theil von Alemannien unter die Botmäßigkeit des Frankenkönigs Theudebert, blieb aber länger dem Heidenthum u. der alten Gauverfassung treu als Gothen, Burgunder u. Franken. Erst mit der Bekehrung zum Christenthum, welches im 8. Jahrh. von Konstanz u. Augsburg aus Eingang fand, hellt sich seine Geschichte etwas auf. 746 erschien der Hausmeier Karlmann auf der „Malstätte" zu Cannstatt, ließ den abtrünnigen Alemannenherzog Theutbald mit anderen Großen hinrichten u. machte das Land 748 reichsunmittelbar. Nach vielen vergeblichen Versuchen erlangte es jedoch 917 unter Burkhard seine Selbständigkeit als Herzogthum Schwaben (s. d.) wieder u. hatte seine ruhmvollste Zeit unter der Herrschaft der Hohenstaufen von 1079–1254. Seit ihrem Untergange treten mehr u. mehr die Grafen von W. hervor, deren Stammschloß auf dem „rothen Berge" zwischen Cannstatt u. Eßlingen noch 1818 sichtbar war. Der älteste Herr von W., **Konrad**, wird 1090 genannt u. erscheint in einer Urkunde vom 2. Mai 1092 als Zeuge. 1139 befinden sich schon „Grafen" von W. im Gefolge Konrad's III. u. 1252 wird der Graf **Hartmann** von W. von König Wilhelm von Holland als „des heiligen Reiches Fahnenträger" mit der rothen Reichssturmfahne belehnt. Sein Vetter **Ulrich** „mit dem Daumen", mit welchem die urkundlich nachweisbare Geschlechtsfolge des württemb. Hauses beginnt, trat schon 1246 für Heinrich Raspe gegen Friedrich II. auf u. erhielt von König Richard von Cornwallis (s. d.) hohenstaufische Güter zu Lehen, von Konradin's Vormündern aber, als er sich für diesen erklärte, 1259 das Marschallamt von Schwaben u. die Vogtei über Ulm. Durch König Rudolf's Bestreben, die ehemals staufischen Besitzthümer an sich zu ziehen u. unter schwäbische Reichsvögte zu stellen, wurde Ulrich's I. zweiter Sohn, **Eberhard I.** (1279—1325) zum Widerstande gereizt u. erst durch den Frieden von Eßlingen 1287 zur Unterwerfung gezwungen. Albrecht I., dem er in der Schlacht bei Göllheim beigestanden hatte, trat vergebens seiner Eroberungssucht 1305 entgegen, aber Heinrich VII. schickte 1311 ein Heer zur Unterstützung der Reichsstädte, die Eberhard zu Landstädten machen wollte, u. nöthigte ihn zur Flucht aus seinem Lande; aber nach des Kaisers Tode nahm jener 1315 Alles wieder, verlegte, da sein Schloß W. zerstört war, seine Residenz 1320 nach Stuttgart u. erhielt auch von Kaiser Ludwig (s. d.), zu dem er 1323 von Friedrich überging, die Landvogtei in Niederschwaben wieder. Auch sein Sohn **Ulrich III.** (1325—44) erwarb durch Kauf viele schwäbische Herrschaften, darunter Burg u. Stadt Gröningen, an deren Besitz seit der Zeit Hartmann's (s. oben) das Recht der Reichssturmfahne hing, u. die Pfalzgrafschaft Tübingen. **Eberhard II.**, „der Greiner" (1344—92), regierte bis 1362 mit seinem Bruder **Ulrich IV.** zusammen u. tummelte sich in beständigem Kampfe mit den Grafen von Eberstein, der Ritterverbindung der „Martinsvögel" u. den Reichsstädten, die 1377 durch den Sieg bei Reutlingen über den jungen Grafen Ulrich die Oberhand gewannen u. es vom Kaiser Karl IV. erlangten, daß durch den Frieden von Nürnberg 1378 den Grafen von W. für immer die Landvogtei genommen wurde. Als sie es aber auf seinen Untergang absahen, wurden sie in der Schlacht bei Döffingen am 3. Aug. 1388 vollkommen geschlagen. Sein Enkel **Eberhard III.** (1392—1417) u. sein Urenkel **Eberhard IV.** führten eine friedlichere Regierung, nachdem es dem Ersteren gelungen war, 1396 den Ritterbund der „Schlegler" gänzlich zu vernichten. Durch die Heirath des Zweiten mit der Erbin der Grafschaft Mömpelgard in der Franche-Comté wurde diese für

400 Jahre mit W. vereinigt, welches im J. 1420 nach einem amtlichen Verzeichniß 17 Reichslehen, 3 böhm. Lehne u. 40 Allodien umfaßte. Eine Theilung dieses Besitzes zwischen die Stuttgarter u. die Uracher Linie wurde 1441 zu Wege gebracht, aber Eberhard V., der Aeltere, genannt „Graf im Bart" (1457—96), wußte 1473 durch den Uracher Vertrag seinen jüngeren Vetter Heinrich durch Mömpelgard abzufinden u. mit dem älteren, Eberhard, im Münsinger Vertrage 1482 die Erbfolge des Seniorats u. die Untheilbarkeit des Landes für alle Zeiten zu vereinbaren. Durch die Zuziehung der städtischen Deputirten zu den Landtagsversammlungen seit 1457, durch die Gründung der Universität Tübingen 1477, endlich durch seine Erhebung zur Würde eines Herzogs auf dem Reichstage zu Worms 1495 wurde Eberhard gewissermaßen der neue Gründer des Staates. Nachdem Herzog Eberhard II. 1498 in Gegenwart des Kaisers wegen Unfähigkeit von seinen eigenen Ständen abgesetzt war, kamen unter der Regierung seines Neffen Ulrich (1498 bis 1550 [s. d.]) die schlimmsten Zeiten über W. Zwar brachte der Bayer. Erbfolgekrieg Maulbronn, Weinsberg, Löwenstein u. a. m. im Frieden von 1505 ein, zwar wurde dem gefährlichen Aufstande des Landvolks, das sich unter dem Namen des „armen Konrad" verbunden hatte, durch den Tübinger Vertrag 1514 ein Ende gemacht, allein die Ermordung des Ritters Hans v. Hutten am 8. Mai 1514, die Flucht der Herzogin Sabina vor dem jähzornigen u. rauhen Gemahl, endlich die Einnahme der Reichsstadt Reutlingen 1519 führten zur Vertreibung des Herzogs durch den Schwäbischen Bund, der das Land für Ersatz der Kriegskosten an den Kaiser abtrat. 14 Jahre beherrschte es Erzherzog Ferdinand wie eine österr. Provinz, bis Landgraf Philipp von Hessen nach dem Siege bei Lauffen ihn zum Vertrage von Cadan (Kaaden in Böhmen) 1534 nöthigte u. den vertriebenen Herzog wieder einsetzte, der sofort 1535 die Reformation einführte. Nochmals verlor der Herzog 1546 durch den Schmalkaldischen Krieg (s. d.) sein Land, erhielt es zwar nach wenigen Monaten im Jan. 1547 wieder, mußte sich aber span. Besatzungen in seinen Festungen gefallen lassen, eine schwere Kontribution zahlen u. 1548 das Augsburger Interim annehmen. Ihm folgte Christoph (1550—68), der edelste Regent W.s, dem es schon 1551 gelang, die span. Besatzungen zu entfernen, 1552 durch Anerkennung der Afterlehenschaft u. durch Zahlung von 250,000 fl. dem Prozeß mit Ferdinand ein Ende zu machen. Mit Hülfe von Brenz u. Jakob Andreä gab er dem Lande seine protestantische Kirchenverfassung, die im Wesentlichen noch heute besteht, verbesserte das von Ulrich 1537 gegründete u. 1547 nach dem ehemaligen Augustinerkloster in Tübingen verlegte Theologenstift, verwandelte die aufgehobenen Klöster in Schulen u. Seminarien, gründete 1559 in allen kleineren Orten deutsche, in allen Städten lat. Schulen, führte die Tauf-, Todten- u. Ehebücher ein u. erließ in demselben Jahre die große Kirchenordnung. Von 1552—55 wurde ein allgemeines Landrecht ausgearbeitet u. zugleich eine verbesserte Polizei- od. Landesordnung gegeben. Dazu kam 1557 eine neue Hofgerichtsordnung, Einführung von gleichem Maß u. Gewicht u. Schiffbarmachung des Neckar. 1554 vereinbarte Christoph mit dem Landtage die „ständigen Ausschüsse", 1565 wurden die Prälaten als „anderer Stand" in den Landtag aufgenommen, aus dem die Ritter infolge ihrer 1561 erlangten Reichsunmittelbarkeit ausgeschieden waren. Sein Sohn Ludwig (1568—93) fügte nur zu den großartigen Gründungen Christoph's das Collegium illustre (1592) zu Tübingen hinzu als eine Bildungsanstalt für weltliche Staatsdiener. Ihm folgte sein Vetter Friedrich I. (1593—1608), bisher Graf von Mömpelgard, das dadurch sammt den Besitzungen im Elsaß mit W. vereinigt wurde. Durch Zahlung von 400,000 fl. u. Anerkennung der österr. Anwartschaft befreite er W. 1599 im Prager Vertrage von der Afterlehensherrlichkeit u. erlangte durch das Geschick seines Kanzlers Enzlin nach kurzem Kampfe mit dem Landtage, daß dieser 1607 eine Abänderung des Tübinger Vertrages von 1514 zu Stande brachte, durch welche die Entscheidung über Krieg u. Frieden dem Herzoge allein zukam, u. zugleich die seit Christoph aufgehäuften Schulden auf das Land übernahm. Der älteste von seinen fünf Söhnen, Johann Friedrich (1608—28), stiftete, entgegen der längst eingeführten Untheilbarkeit, 1617 durch den „fürstbrüderlichen Vertrag" die Seitenlinien Mömpelgard u. Weiltingen, von welcher letzteren sich später noch die Linie Oels abzweigte. Seine Schwäche führte zur Wiederherstellung des Tübinger Vertrags, zur Hinrichtung Enzlin's (22. Nov. 1613) u. zu beständigen finanziellen Verlegenheiten, die noch durch die Wirren des Dreißigjähr. Krieges vermehrt wurden. Als Eberhard III. (1628—74), der Anfangs unter Vormundschaft stand, 1637 die Regierung selbst übernahm, war das Land bereits durch die fünfmalige Invasion katholischer Heere (1622, 1627, 1629, 1631, 1635) verwüstet, zum größten Theile an kaiserliche Generäle verschenkt u. die Bevölkerung von 69,000 auf 18,000 Familien herabgekommen. Erst 1638 nahm der Herzog, der so lange in Straßburg wohnte, den Rest mit Stuttgart in Besitz u. erlangte ganz W. im Frieden von 1648 wieder. Nach offizieller Schatzung betrug der Schaden W.s über 118 Mill. Gulden. Trotzdem unterließ Eberhard nicht, wie alle seine Vorgänger, das Land durch Erwerbungen zu erweitern u. hinterließ, nachdem er selbst freilich 1649 die Nebenlinie W.-Neuenstadt gestiftet hatte, ein neues Grundgesetz über die Untheilbarkeit. Während der kurzen Regierung Wilh. Ludwig's (1674—77) u. der langen, bis 1693 vormundschaftlichen, Eberhard Ludwig's (1677—1733) litt W. außerordentlich durch die Kriege mit Frankreich. Der Holländ. Krieg kostete ihm 1 Mill. Gulden durch Einquartierung u. Durchzüge u. noch standen die eigenen Truppen zum Theil in Ungarn zur Abwehr der Türken, zum Theil in venetianischen Diensten, um Geld einzubringen, als Melac 1688 das Land verwüstete u. der Dauphin 1692 den Herzog-Administrator Friedrich Karl bei Oetisheim gefangen nahm u. nach Frankreich wegführte. Die Lücken in der Bevölkerung füllten seit 1686 hugenottische Einwanderer u. seit 1699 Waldenser, die sich vornehmlich im Maulbronner Amt ansiedelten. Während des Spanischen Erbfolgekrieges hatte W. von 1702—9 einen Schaden von $15\frac{1}{2}$ Mill. Gulden; aber der Herzog selbst kämpfte u. siegte für Oesterreich, ward schwäbischer u. Reichsfeldmarschall, hielt einen glänzenden Hofstaat, gründete 1702 den ersten württembergischen Orden, den St. Hubertus- od. Großen Jagdorden, legte 1704 die neue Residenzstadt Ludwigsburg an, welche 1718 für die dritte Hauptstadt erklärt wurde, u. verschwendete zu Gunsten eines Fräulein v. Grävenitz, der späteren Gräfin v. Werben, von 1708—31 grenzenlos. 1708 wurde, um Geld zu schaffen, die Leibrentenbank, 1709 die Tabaksregie eingeführt; doch vollendete man auch 1714 die Schiffbarmachung des Neckar. Sein Vetter Karl Alexander von Winnenden (1733—37), seit 1712 katholisch u. seit längerer Zeit als kaiserlicher Feldmarschall in österreichischen Diensten, unterhielt ein stehendes Heer von 12,000 Mann u. war im beständigen Streit mit der Landschaft wegen der drückenden Finanzmaßregeln des Juden Süß-Oppenheimer (s. d.). Sein ältester Sohn Karl Eugen (1737 bis 1793 [s. d.]) stand bis 1739 unter der Vormundschaft Karl Rudolf's von Neuenstadt, bis 1744 unter der Karl Friedrich's von W.-Oels, erhielt seit 1741 seine Bildung am Hofe Friedrich's II. u. trat im 16. Lebensjahre (1744) die Regierung selbst an. Auch er gerieth durch seine Prachtliebe, seine Bauten (das neue Residenzschloß, ein Opern- u. ein Schauspielhaus in Stuttgart, die Karlstadt mit Arsenal u. Opernhaus in Ludwigsburg, die Schlösser Monrepos, Solitude, Grafeneck, Einsiedel, Hohenheim u. Scharnhausen), seine Betheiligung am Siebenjähr. Kriege gegen Friedrich d. Gr., durch verfassungswidrige Steuern, Monopole u. gewaltsame Entsetzungen u. Verhaftungen in einen langen Streit mit der Landschaft, die sich an das Reich, an Friedrich, ja an England um Hülfe wandte u. endlich 1770 für die Uebernahme der Privatschulden des Herzogs Zusicherung ihrer Rechte u. Freiheiten erhielt. Schon während dieser Zeit des Konfliktes nahm W. trotzdem einen Aufschwung durch neu angelegte herzogliche Fabriken, durch Chausseen, Errichtung von Wittwen- u. Waisenkassen, einer Feuerversicherungsanstalt, Gründung einer Bibliothek u. der Akademie der Künste (1761), die 1770 zur Karlsakademie u. 1781 zur Hochschule erweitert wurde. Seit dem Manifeste vom J. 1778, in welchem der Herzog offen seine Mißgriffe eingestand, herrschte Frieden u. Wohlstand in W., das zugleich mehrfach vergrößert wurde. Unter Karl Eugen's Brüdern, Ludwig Eugen (1793—95), der 1794 die Karlsschule aufhob, u. Friedrich Eugen (1795—97), der erst Geistlicher in Oesterreich, dann preußischer Offizier, seit 1786 Statthalter von Mömpelgard, seit 1792 preußischer Statthalter in Ansbach u. Bayreuth gewesen war, litt W. durch die Franzosen, welche 1796 unter Moreau eindrangen, u. die Oesterreicher, die sie 1797 wieder vertrieben, gegen 18 Mill. Gulden Schaden. Unter Friedrich II. (1797—1816) wiederholte sich dieselbe Situation, u. nach der Vertreibung Jourdan's 1799 durch Erzherzog Karl gab W. den Frieden, den es 1796 mit Frankreich gemacht hatte, auf u. verband sich mit Oesterreich gegen jenes. Aber 1800 überschwemmte Moreau abermals das Land mit Franzosen, nahm Hohentwiel u. nöthigte den Herzog, der ohnedies mit seinen Ständen im Streite lag, Anfangs zur Flucht u. endlich zum Vertrage von 1802, in dem Friedrich für die überrheinischen Besitzungen Entschädigung versprochen wurde, die er auf dem Reichsdeputationshauptschluß 1803 zugleich mit der Kurwürde erhielt. Die Schlacht bei Austerlitz machte ihn 1805 sogar zum souveränen Könige („Friedrich I."), nachdem er durch plötzliches Erscheinen Napoleon's in Ludwigsburg zur Theilnahme am Kriege gezwungen war. Am 1. Jan. 1806 wurde die Annahme der Königswürde feierlich proklamirt, am 2. alles Kirchengut eingezogen u. nach der Aufhebung der alten Landesverfassung (am 30. Dez. 1805) die neue Organisation des Landes am 18. März bekannt gemacht. Dann folgte schon am 12. Juli 1806 die Verkündigung des Rheinbundes, zu dem W. auch gehörte, im Okt. die Betheiligung an dem Preußischen, 1809 die am Oesterreichischen Kriege. Durch alle diese Kriege u. Friedensschlüsse (1803, 1805, 1806 u. 1809) war W.s Gebiet u. Einwohnerzahl von 650,000 auf 1,400,000 mehr als verdoppelt, doch waren die Opfer an Geld u.

Truppen fast unerschwinglich u. der Russische Krieg von 1812 kostete fast allen 18,000 Württembergern, die dabei waren, das Leben. Zur richtigen Zeit wechselte daher König Friedrich 1813 nach der Schlacht bei Leipzig die Partei, ließ seit dem Vertrage von Fulda (2. Nov.) 12,000 Mann unter dem Kronprinzen Wilhelm mit den Verbündeten kämpfen, schickte 1815 nach der Rückkehr Napoleon's ein Corps von 20,000 Mann über den Rhein gegen die Franzosen u. erhielt infolge dessen nicht nur von der Kriegskontribution 5 Mill. Gulden, sondern auch die Anerkennung seines ganzen (d. i. des gegenwärtigen) Länderbestandes. Den Streit über Herstellung der alten ständischen od. Einführung einer Repräsentativverfassung erbte der Nachfolger, König Wilhelm I. (1816–64 [s. d.]), dem es nach langem Kampfe endlich 26. Sept. 1819 gelang, mit den Ständen über eine Konstitution einig zu werden, u. welcher während der Berathung der Wiener Schlußakte seine Verwandtschaft mit Kaiser Alexander von Rußland benutzte, um den Mittelstaaten die volle Selbständigkeit u. Gleichberechtigung mit den deutschen Großstaaten zu verschaffen. Auf dem Bundestage hatte er sogar die Kühnheit, seinen Minister v. Wangenheim seit 1821 in so entschiedener Opposition gegen die Großstaaten auftreten zu lassen, daß Preußen, Rußland u. Oesterreich ihre Gesandten aus Stuttgart abriefen. Doch gab er 1823 nach u. rief Wangenheim ab. Geschickt wich er 1831 dem Sturm liberaler Begeisterung aus, der infolge der Julirevolution Deutschland durchwehte, u. ebenso dem Wunsche Einiger, daß er an die Spitze eines geeinigten freien süddeutschen Musterstaates trete, Anderer, wie Paul Pfizer's, daß er sich eng an Preußen anschließe, durch Vertagung des liberalen Abgeordnetenhauses bis 1833, dann durch Auflösung nach zwei Monaten, endlich durch Verhaftung eines Tübinger Studenten, der die Bauern, u. des Buchhändlers Frankh, der die Soldaten zum Aufstande zu bewegen versucht hatte. Am 22. März 1833 trat W. mit Bayern zusammen in den preußischen Zollverein (s. d.). Der Liberalismus W.s war bereits so eingeschüchtert, daß der neue Landtag von 1839 fast nur aus Vertretern der Regierungspartei bestand. Erst 1847 regte jener sich wieder, u. der König selbst machte im Einklange mit oft geäußerten Wünschen am Bundestage vergebliche Reformanträge. Als wenige Monate später infolge der französischen Februarrevolution die Forderungen der Liberalen kühner, die Unruhen im Landvolke bedenklicher wurden, gab der König nach, berief an Stelle des Ministeriums Schlayer am 9. März 1848 die Führer der Opposition Römer, Pfizer, Duvernoy u. Goppelt u. versprach seine Mitwirkung zur Neugestaltung der deutschen Verfassung im liberalen Sinne. Während die 28 württembergischen Abgeordneten, meistens Mitglieder der Linken, auf der Frankfurter Nationalversammlung thätig waren, beschäftigte sich die neue Abgeordnetenversammlung seit dem 21. Sept. mit der Ablösung der Feudallasten, Abschaffung der Privilegien, Aufhebung der Todes- u. Prügelstrafe u. Berathung eines neuen Wahlgesetzes. Auch die in Frankfurt beschlossenen Grundrechte erkannte W. sofort an u. verhandelte am Ende des Jahres mit Friedrich Wilhelm IV. über einen Fürstenbund ohne Oesterreich mit Preußens Vorsitz. Da dies ohne Erfolg blieb, verweigerte König Wilhelm im April 1849 Anfangs entschieden die von seinen Ständen mit 70 gegen 7 Stimmen geforderte Annahme der deutschen Reichsverfassung, flüchtete am 23. von Stuttgart nach Ludwigsburg, gab aber, von Aufruhr u. Absetzung bedroht, schon am 24. nach u. erkannte selbst die Kaiserwahl an. Da diese Zugeständnisse durch die Ablehnung des preußischen Königs gegenstandslos wurden, bekämpfte er im Einverständniß mit dem liberalen Minister Römer, der württembergischen Kammer u. selbst der Bürgerwehr den revolutionären „Rumpf" des Reichstages, welcher seit dem 6. Juni unter Löwe's Vorsitz seine Sitzungen in Stuttgart hielt, u. machte ihm am 18. Juni mit Militärgewalt ein Ende. Nach monatelangen Verhandlungen lehnte er auch das von Preußen geplante u. von W. Anfangs gebilligte Dreikönigsbündniß am 26. Sept. definitiv ab u. berief im Okt. wieder den Minister Schlayer, um die Reaktion zu beginnen. Nachdem die erste Landesversammlung im Dez. 1849 drei Wochen nach ihrem Zusammentritt aufgelöst war, eröffnete der König am 15. März 1850 eine zweite mit einer Thronrede, in welcher er der Abneigung des Schwaben gegen Preußen, insbesondere gegen die preußischen Unionsprojekte, einen so heftigen Ausdruck lieh, daß Friedrich Wilhelm IV. seinen Gesandten abrief u. zu rüsten begann. Obwol die Abgeordneten im Allgemeinen jenes Gefühl ihres Königs theilten, kam es über die deutschen Angelegenheiten eben so wenig wie über die Verfassungsrevision zu einem Einverständniß. Der Auflösung der Versammlung folgte die Ersetzung Schlayer's durch den noch reaktionäreren Freiherrn v. Linden, der ein neues Abgeordnetenhaus, das die Mittel zum Kriege gegen Preußen verweigerte, im Nov. auflöste u. die Ständeverfassung von 1819 wieder herstellte. Seitdem kehrten auch die alten Zustände wieder zurück, doch sah sich der König im März 1861 gezwungen, der liberalen Mehrheit nachzugeben, das 1857 mit dem Papste abgeschlossene Konkordat zu kündigen u. den Kultusminister Rümelin fallen zu lassen. In seiner antipreußischen Richtung war König Wilhelm auch der Zustimmung der württembergischen Demokratie gewiß u. betheiligte sich sowol an den Würzburger Konferenzen 1859 wie an dem Fürstenkongreß, den Oesterreich 1863 nach Frankfurt berief. Als er bereits die Erklärung abgegeben hatte, daß er sich an die von Oesterreich u. Preußen anerkannte Londoner Konferenz in Betreff Schleswig-Holsteins nicht gebunden erachte u. zur Vertheidigung Friedrich's VIII. rüstete, starb er am 24. Juni 1864. Sein Sohn, König Karl I. (geb. 6. März 1823), behielt von den bisherigen Ministern nur den des Kultus, v. Golther, bei u. stellte den österreichisch gesinnten Freiherrn v. Varnbüler im September an die Spitze der Verwaltung, welcher durch Zugeständnisse in Betreff der Presse u. des Vereinswesens sowie durch Vermehrung der Eisenbahnen u. andere Mittel zur Hebung des Verkehrs eine große Popularität gewann. Als 1866 der Krieg zwischen Oesterreich u. Preußen bevorstand, bewilligten die Stände fast einstimmig die verlangten 8 Mill. Gulden zur Rüstung gegen das letztere. Nun drängte gerade W. die beiden Nachbarstaaten zum Aufgeben der Neutralität, versammelte die Vertreter der Mittelstaaten am 11. Mai in Stuttgart zu einer militärischen Konferenz, u. der Minister selbst warf im Voraus der nordischen Großmacht in einer Rede vor den Ständen ein „Vae victis" entgegen. Nachdem der württembergische Gesandte am 14. Juni 1866 in Frankfurt für Mobilmachung der Bundesarmee gegen Preußen gestimmt hatte, marschirten schon am 16. zwei Regimenter, bald das ganze Bundeskontingent, nach der Gegend von Frankfurt, um sich als Theil der Mainarmee unter den Oberbefehl des Prinzen Alexander von Hessen zu stellen. Vergebens bot Preußen nach der Schlacht bei Königgrätz (3. Juli) den Frieden an; W. hoffte noch auf die inzwischen erbetene Hülfe Napoleon's. Erst nach den Niederlagen bei Kissingen (10. Juli), bei Aschaffenburg (14. Juli), der Besetzung Frankfurts durch die Preußen u. dem blutigen Treffen bei Tauberbischofsheim (24. Juli) gab der König den zahlreichen Bitten um Verhinderung des weiteren Blutvergießens nach u. sandte Varnbüler nach Nikolsburg. Schon am 13. Aug. wurde hier der Friede geschlossen, durch welchen W. sich zu einer Kriegskontribution von 8 Mill. Gulden verpflichtete u. insgeheim ein Schutz- u. Trutzbündniß mit Preußen einging. Da dieses erst bei Gelegenheit des Luxemburger Streites im Frühjahr 1867 bekannt wurde, bestrebte man sich ernstlich um die Konstruktion eines Südbundes aus den vier Staaten im S. des Main. Dennoch nahm vor Allem in der zweiten Kammer W.s allmählich die Stimmung für Eintritt in den Norddeutschen Bund mehr u. mehr zu, so daß hier nicht nur die Verträge von 1866 am 31. Okt., sondern auch der neue in Berlin am 8. Juli auf 8 Jahre beschlossene Zollvertrag am 6. Nov. 1867 mit 73 gegen 16 Stimmen genehmigt wurde, durch welchen sich W. schon am Zollparlamente zu betheiligen versprach. Um so eifriger waren die Gegner, durch allerlei Klagen u. Einschüchterungen Haß gegen Preußen zu säen u. die Hoffnungen auf Frankreich zu richten. So kam es, daß unter W.s 17 Vertretern im Zollparlamente von 1868 sechs Regierungskandidaten u. 11 entschiedene Preußenhasser waren, daß das neue, dem preußischen angenäherte Militärwesen überall auf Widerstand stieß, ja die republikanische Partei, deren Organ der „Beobachter" war, in dem Abgeordnetenhause von 1868 beinahe die Hälfte der Plätze besetzte. Obwol nun die Anhänger der Regierung mit den Republikanern den Haß gegen Preußen theilten, so verband sie doch mit den Deutschgesinnten die Furcht vor jenen. So nöthigte schon die Erhaltung des Rechtszustandes zur Vereinigung der Parteien. Als 1870 zahlreiche Adressen Abschaffung des Wehrgesetzes verlangten, beantragte der Finanzausschuß nur eine Herabsetzung des Militäretats, u. der König fand im Obersten v. Suckow (s. d.) einen treuen Anhänger der Verträge mit Preußen, der es übernahm, auch mit dem geringeren Militärbudget das Heer in gutem Stande zu halten. Seinem Verlangen gemäß wurde der einzige Anhänger der „Volkspartei" im Ministerium, der Kultusminister v. Golther, entlassen u. die Kammer vertagt, ehe sie noch ihre Empörung darüber äußern konnte. Schnell wandte sich die Stimmung in W., als unerwartet im Juli der Krieg mit Frankreich hereinbrach. Nach dem Vorgange Bayerns wies man die von Napoleon angebotene Neutralität zurück, u. mit allen gegen eine Stimme bewilligte die Kammer am 21. Juli die verlangten Mittel zur Kriegsausrüstung. Als schon im Anfange des August die Württemberger bei den ersten Siegen im Elsaß ihren rühmlichen Antheil hatten, siegte mehr u. mehr im ganzen Lande das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit des Südens mit dem Norden. Vom 31. Aug. an stand Varnbüler nicht mehr an der Spitze des Ministeriums u. die Neuwahl der Kammer im Okt. 1870 brachte der deutsch-nationalen Partei einen glänzenden Sieg. Schon begannen die Konferenzen mit dem Kanzler des Norddeutschen Bundes über den Eintritt in denselben, als plötzlich der König Karl sich durch Bayern bestimmen ließ, zurückzuweichen. Als er seinen Ministern Mittnacht u. Suckow am 13. Nov. telegraphisch untersagte, den Vertrag zu unterzeichnen, boten diese ihre Entlassung an. Aber der

schnelle Abschluß mit Hessen u. Baden wirkte auch auf W., das nun durch dieselben Männer am 15. Nov. 1870 seine Verträge mit dem Norddeutschen Bunde abschloß, 4 Stimmen im Bundesrathe, 17 im Reichstage erhielt u. durch eine Militärkonvention seine Truppen zu einem eigenen Armeecorps formirte. Am 22. u. 23. Dez. bestätigte das am 5. Dez. neugewählte Abgeordnetenhaus diese Verträge u. beschloß zugleich die Annahme der Bezeichnungen „Deutsches Reich" u. „Deutscher Kaiser". Von dem 1871 beginnenden Konflikte mit der katholischen Geistlichkeit wurde W. weniger berührt, da der friedliebende Bischof Karl Joseph von Rottenburg sich zuletzt auch dem Dogma von der Unfehlbarkeit unterwarf u. andererseits die Regierung erklärte, daß sie jeden Uebergriff der Kirche in das staatliche Gebiet mit allen Mitteln bekämpfen werde. Ein Versuch der partikularistischen Partei, die Entwicklung des Reiches u. insbesondere die Herstellung einer größeren Einheit des Rechtes in demselben durch den Antrag von Oesterlen (7. Dez. 1871) zu hindern, daß jede Aenderung der Verträge vom 25. Nov. 1870 der Bestätigung durch die Kammer bedürfe, scheiterte an dessen Verwerfung (8. Febr. 1872). Bald darauf schaffte W. auch seine Gesandtschaften außer der in Petersburg, Berlin, Wien u. München ab, u. im Aug. empfing man überall den deutschen Kronprinzen, der zur Truppeninspektion erschien, mit Begeisterung. Im Dez. 1873 begann der Landtag die Debatte über Abänderung od. Aufhebung der die Geschäftsordnung betreffenden Verfassungsparagraphen u. kam damit am 29. Jan. 1874 zum Beschluß. Dem Antrage auf Aufhebung des Geheimen Rathes, Errichtung eines Staatsgerichtshofes u. eines verantwortlichen Staatsministeriums entsprach die Regierung durch die betreffenden Vorlagen, aber sowol die über den Staatsgerichtshof als die über die Verantwortlichkeit der Minister scheiterte im Juni 1876 an dem Widerspruche der ersten Kammer, die über Bildung eines Staatsministeriums erhielt am 1. Juni Gesetzeskraft u. der Minister der Justiz u. der auswärtigen Angelegenheiten, v. Mittnacht, wurde Ministerpräsident. Am 3. Nov. einigte man sich auch über Bildung eines Verwaltungsgerichtshofes aus Mitgliedern des obersten Landesgerichtes u. des Geheimen Rathes.

**Stammtafel der Grafen, Herzöge u. Könige von Württemberg.**

Ulrich I. mit dem Daumen, Graf von Württemberg 1241. † 1265.

Ulrich II., 1265–79. Eberhard I. der Erlauchte, 1279–1325.

Ulrich III., 1325–44.

Eberhard II. der Greiner, 1341–92. Ulrich IV., bis 1362. † 1364.

Ulrich. † 1388.

Eberhard III., 1392–1417.

Eberhard IV., 1417–19.

Ludwig von Urach, 1419–50. Ulrich V. von Stuttgart, 1419–80.

Eberhard (V.) I., 1450–96, d. 21. Juli 1495 Herzog von Württemberg. Eberhard II., Herzog 1496–98. † 1504. Heinrich, seit 1473 Graf von Mömpelgard. † 1519.

Ulrich, Herzog 1503–19, 1534–50. Georg, seit 1526 von Mömpelgard. † 1558.

Christoph, Herzog 1550–68. Friedrich, seit 1581 v. Mömpelgard, Herzog 1593–1608.

Ludwig, Herzog 1568–93.

Johann Friedrich v. Stuttgart, Herzog 1608–28. Ludwig Friedrich v. Mömpelgard, 1617–31. Julius Friedrich v. Weiltingen, 1617–35.

Eberhard III in Stuttgart, Herz. 1628–74. Friedrich von Neuenstadt, 1649–82. Leop. Friedrich. † 1662. Georg. † 1699. Silvius Nimrod. † 1664. Gem.: Elis. Marie v. Oels. Manfred von Weiltingen. † 1626.

Frdr. Aug. † 1716. Ferd. Wilh. † 1701. Karl Rudolf. † 1742. Neuenstadt kommt an Stuttgart. Leopold Eberhard v. M. † 1723. Mömpelgard kommt an Stuttgart. Frdr. Ferd. v. W. † 1705. Weiltingen kommt an Stuttgart.

Wilh. Ludw., Herz. 1674–77. Frdr. Karl von Winenden. † 1698.

Silv. Frdr. v. Oels. † 1697. Christ. Ulr. v. Bernstadt. † 1704.

Eberhard Ludwig, Herz. 1677–1733. Karl Alexander v. W., kath. 1712, Herzog 1733–37.

Karl Frdr. v. Oels. † 1761.

Karl Eugen, Herzog 1737–93. Ludwig Eugen, Herzog 1793–95. Friedrich, Herzog 1795–97.

Karl Christ. Erdmann. † 1792.

Friederike. † 1789. Gem.: Friedr. Aug. von Braunschweig.

Königl. Linie. Herzogliche Linien.

Friedrich I., Herzog 1797, Kurfürst 1803, König 1805–16. Ludwig † 1817. Eugen. † 1822. Wilhelm. † 1830. Ferdinand. † 1834. Alexander. † 1833. Heinrich. † 1833.

Wilhelm I. 1816–64. Paul. † 1852. Adam. † 1847. Alexander. geb. 1804. Alexander, Graf von W. † 1844. Wilhelm, Herzog von Urach. † 1869. Alexander. geb. 1801. Ernst † 1868.

Friedrich. † 1870. August. geb. 1813. Fürsten von Teck. Wilhelm, Herz. v. Urach, geb. 1863. Karl, Fürst v. U., geb. 1865. Philipp. geb. 1838.

Wilhelm, geb. 1845. Eugen. † 1857. Paul. † 1860. Albrecht, geb. 1865. Robert, geb. 1873.

Karl I., geb. 6. März 1823, König 25. Juni 1864. Wilh. geb. 1828. Nikolaus, geb. 1833. Eugen, geb. 1820. Maximilian, geb. 1828.

Eugen, geb. 1871.

Inzwischen hatte die häufige Verwendung der barmherzigen Schwestern beim Schulunterrichte u. das Gesuch der Franziskanerinnen um Zulassung 1875 eine solche Aufregung in der protestantischen Bevölkerung herbeigeführt, daß das letztere zurückgezogen wurde. Die Neuwahlen für 1877 bestätigen den Sieg der deutsch-nationalen Gesinnung, welcher im Ganzen auch die Regierung huldigte. Der am 6. Febr. 1877 eröffnete Landtag zählte 29 Mitglieder der Regierungs-, 26 der „deutschen", 14 der Volks- u. 11 der katholischen Landespartei. — Vgl. Stälin, „Wirtemb. Geschichte" (4 Bde., Stuttg. u. Tüb. 1841–70 [bis 1550]); Spittler, „Geschichte W.s unter der Regierung der Grafen u. Herzöge" (bis 1733 [Gött. 1783]); Pfister, „Pragmatische Geschichte von Schwaben" (4. Th., Heilbr. 1803–17); Derselbe, „Geschichte der Verfassung des württembergischen Hauses u. Landes" (bearbeitet von Jäger, Heilbr. 1838); „Das Königreich W. Eine Beschreibung von Land, Volk u. Staat" (herausgeg. vom königl. Statistisch-Topographischen Bureau, Stuttg. 1863); Fricker, „Die Verfassungsurkunde für das Königr. W." (Tüb. 1865).

**Württemberg,** Christian Friedrich Alexander, Graf v., lyrischer Dichter, Sohn des Herzogs Wilhelm v. W. aus dessen Ehe mit der Burggräfin Wilhelmine Rhodis, einer geborenen Freiin v. Tunderfeldt, geb. 5. Nov. 1801 zu Kopenhagen, wo sein Vater, Herzog Wilhelm, als Gouverneur in dän. Diensten stand; erhielt in Württemberg u. in der Schweiz seine erste Bildung u. trat früh in württemberg. Militärdienste; bei seinem Thatendurste wurde ihm aber das Soldatenleben im Frieden immer mehr verhaßt, u. so nahm er mit dem Range eines Obersten seine Entlassung. Seitdem lebte er an verschiedenen Orten, zumeist aber in Stuttgart u. in Wien. 1832 vermählte er sich mit der Gräfin Helene v. Festetics-Tolna (geb. 1812, jetzt mit einem Frhrn. v. Bourget verheirathet). Er starb, nachdem er in Italien vergeblich Heilung für seine, durch ein Gemüthsleiden zerrüttete Gesundheit gesucht, zu Wildbad 7. Juli 1844. Graf Alexander v. W., der zuerst im „Morgenblatt" unter dem Namen Sandor als Dichter auftrat, hatte zwar kein unbedeutendes poetisches Talent, doch war er von Natur zu unruhig, als daß es zur vollen Entfaltung hätte kommen können. Der Weltschmerz, der seinem krankhaften Zustand entsprungen war, ward später noch durch sein Freundschaftsverhältniß zu Lenau genährt. Die Sammlungen seiner Poesien führen die Titel: „Gedichte" (Stuttg. 1837); „Lieder des Sturms" (ebd. 1839); „Gesammelte Gedichte" (ebd. 1841) u. „Gegen den Strom" (Sonette, ebd. 1843).

**Württemberg,** Christine Charlotte, Prinzessin von, Tochter des Herzogs Eberhard III. von W.; geb. 21. Okt. 1645; vermählte sich 1662 mit dem Fürsten Georg Christian von Ostfriesland u. führte nach dessen Tode 1665–90 die Regentschaft für ihren unmündigen Sohn Christian Eberhard. Sie starb 14. Mai 1699.

**Württemberg,** Eugen, Herzog v., s. unter „Eugen".

**Württemberg,** Friedr. Paul Wilh., Herzog v., s. unter „Paul".

**Wurzbach, Edler v. Tannenberg,** Constant, Ritter v., Schriftsteller u. Dichter, insbes. Biograph, geb. als Sohn eines Juristen zu Laibach 11. April 1818; widmete sich in Graz dem Rechtsstudium, vertauschte dasselbe aber nach einiger Zeit mit dem Militärdienst, diente in dem damals als Okkupationstruppe in Krakau stehenden Infanterieregiment Nugent von der Pike auf, beschäftigte sich aber daneben mit wissenschaftlichen Studien, insbes. mit dem der polnischen Sprache u. Literatur. Nach etlichen Jahren zum Offizier befördert u. nach Lemberg versetzt, ward er des Soldatenlebens im Frieden müde, erwarb 1843 zunächst die philosophische Doktorwürde u. wurde 1844, nachdem er den Waffenrock abgelegt, Scriptor bei der Lemberger Universität, von wo er 1849 nach Wien berufen ward, um im k. k. Ministerium des Innern eine administrative Bibliothek zu schaffen. Bei Ernennung zu deren Vorstande wurde er zugleich Ministerialsekretär im Staatsministerium. Als der Minister v. Bach eine österreichische Bibliographie herstellen lassen wollte, in welcher alle innerhalb der Marken des Kaiserstaates erscheinenden geistigen Erzeugnisse veröffentlicht werden sollten, ward W. damit betraut. So entstand seine „Bibliographisch-statistische Uebersicht der Literatur des österr. Kaiserstaates" (Wien 1853–56). Sein größtes Verdienst hat sich aber W. durch sein „Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich" (ebd. 1855 ff.) erworben, von welchem bis 1876 36 Bde. erschienen sind. Um dieses, ein Ehrendenkmal seines Sammelfleißes u. Forschens bildende Riesenwerk zu Ende zu führen, ohne sich vorzeitig aufzureiben,

nahm er 1874 einen längeren Urlaub, bei dessen Gewährung ihn der Kaiser (28. Febr.) in den Ritterstand erhob. Seitdem lebt W., der übrigens schon früher den Rang eines Hof- u. Regierungsraths erhalten hatte, in Berchtesgaden. Außer jenen Werken veröffentlichte er: „Die Sprüchwörter der Polen" (Lemb. 1847; 2. Aufl., Wien 1852); „Die Volkslieder der Polen u. Ruthenen" (Lemb. 1846; 2. Aufl., Wien 1852); „Historische Wörter, Sprüchwörter u. Redensarten" (Prag 1862; 2. Aufl., Hamb. 1866); „Glimpf u. Schimpf in Spruch u. Wort" (Wien 1864; 2. Aufl. 1866); „Die Kirchen der Stadt Krakau" (ebd. 1853); „Das Schillerbuch" (ebd. 1859); „Joseph Haydn u. sein Bruder Michael" (ebd. 1862); „Mozartbuch" (ebd. 1868); „Franz Grillparzer" (ebd. 1871) 2c. Als Dichter ließ er unter dem Pseudonym **W. Constant** erscheinen: „Mosaik" (Krakau 1841); „Parallelen" (Wien 1849; 2. Aufl., Lpz. 1852); „Aus einer verschollenen Königsstadt" (Wien 1850; 2. Aufl., Hamb. 1857); „Gemmen" (ebd. 1855); „Kameen" (Düsseld. 1856); „Cyklamen" (Wien 1873); „Aus dem Psalter eines Poeten" (Darmst. 1874) 2c.

**Würzburg,** ehemaliges reichsfreies Bisthum. W., schon im 7. Jahrh. als Residenz der ostfränkischen Herzöge genannt, wurde dem Christenthum durch den britischen Missionar Kilian (s. d.) gewonnen, der hier nach der Sage ein Bisthum errichtet u. auf Befehl der heidnischen Herzogin getödtet sein soll. Die Geschichte kennt als ersten Bischof den von Bonifacius (s. d.) 741 eingesetzten u. geweihten Burkhard. Allmählich stieg der Umfang u. die Macht des Bisthums durch Schenkungen u. Verleihungen weit über das gewöhnliche Maß. Regalien, wie der Wildbann, das Fährgeld (über den Main), das Münz-, Zoll-, Marktrecht u. ganze Grafschaften fielen ihm zu. Schon 1030 übte der kaiserliche Burggraf den Blutbann nur im Namen des Bischofs. Fünfzig Jahre später wurde das Bisthum der Hauptschauplatz des Kampfes gegen Kaiser Heinrich IV., der Adalbero 1085 daraus vertrieben. Allein von Heinrich V. erhielt Bischof Erlong 1121 für seinen Uebertritt zur kaiserlichen Partei die richterliche Gewalt im ganzen Ostfranken u. von Kaiser Friedrich I. der Bischof Herhold am 10. Juli 1168 sogar die herzogliche Würde für W. (ducatus Wirceburgensis). Obwol dies nichts mehr zu bedeuten hatte als die Landesherrlichkeit, so nannten sich die Bischöfe seitdem „Herzöge von Franken" u. gründeten diesen Titel später auf drei ältere Urkunden (von 1018, 1032 u. 1049), welche jedoch als unecht erwiesen sind. Die Kompetenz eines „kaiserlichen Landgerichtes des Herzogthums Franken", dessen Ursprung dunkel ist, ging nicht über das Gebiet des Hochstiftes hinaus. Gegen die oft tyrannische Gewalt der habsüchtigen Bischöfe empörten sich 1525 vergebens die Bürger der Stadt u. die Bauern der Umgegend. Auf dem Schlosse Frauenberg hielt sich Bischof Konrad von Thüngen, bis Truchseß von Waldburg mit dem Fürstenheere heranzog u. nun Beide an Städtern u. Bauern grausame Rache übten. Als ein Jahrhundert später Gustav Adolf bei Breitenfeld gesiegt hatte, ergab sich ihm W. ohne Widerstand (Okt. 1631) u. wurde zusammen mit Bamberg am 20. Juni 1633 als Herzogthum Franken von dem Reichskanzler Oxenstierna an Bernhard von Weimar gegeben, kehrte aber gleich nach der Schlacht bei Nördlingen (Sept. 1634) in die Hand des Bischofs zurück. Nach einer Bestimmung des Luneviller Friedens (Febr. 1801) wurde W., wie viele andere geistliche Besitzungen, säkularisirt, der Bischof, Georg Karl v. Fechenbach (gest. 10. April 1808 zu Bamberg), am 29. Nov. 1802 pensionirt u. von seinen 87 Quadratmeilen durch den Reichsdeputationshauptschluß von Regensburg im Febr. 1803 der größte Theil (70 □M.) an Bayern, das Uebrige an Löwenstein, Hohenlohe, Leiningen, Württemberg u. Baden gegeben. Zwei Jahre später führte der Preßburger Friede am 26. Dez. 1805 abermals eine Aenderung herbei, indem W. als Kurfürstenthum an den ehemaligen Großherzog von Toscana, Ferdinand III., kam, der dafür Salzburg an Oesterreich abtrat u. am 25. Sept. 1806 als „Großherzog von W." Mitglied des Rheinbundes wurde. Erst nach dem Sturze Napoleon's u. der Rückkehr Ferdinand's in sein Erbland Toscana wurde W. als Fürstenthum in dem Pariser Vertrage vom 3. Juni 1814 endgiltig von Oesterreich an Bayern abgetreten. — Vgl. Clarmann, „Geschichte des Hochstifts W." (Nürnb. 1803); Jäger, „Geschichte des Frankenlandes" (3 Bde., Rudolst. 1806 f.); Henner, „Die herzogliche Gewalt der Bischöfe von W." (Würzb. 1874).

**Würzburg,** Hauptstadt des bayer. Reg.-Bez. Unterfranken u. Aschaffenburg, mit 44,984 E. (1875), liegt in reizender Gegend vorwaltend am rechten Ufer des Main, über den eine 185 m. lange, siebenbogige, mit 12 Statuen von Heiligen geschmückte Brücke nach Klein W. u. der Festung Frauen- od. Marienberg führt, u. an den Strecken Bamberg-Schweinfurt-W. u. Treuchtlingen-Ansbach-W. der bayer. Staatsbahn u. Heidelberg-Mosbach-W. der badischen Eisenbahn. Die theilweise noch mit Mauern u. Wall umgebene, seit 1856 aber offene Stadt, deren Festung, nämlich der Frauen- od. Marienberg mit Citadelle (1650 errichtet), allein noch im vertheidigungsfähigen Zustande ist, ist Sitz der Bezirksbehörden, eines Bischofs (seit 741) u. eines Domkapitels, hat Stadt- u. Schwurgericht, zwei Landgerichte für die Verwaltungsdistrikte W. rechts u. W. links des Mains, eine katholische Universität, gestiftet 1403 von Bischof Johann v. Egloffstein, 1582 von Bischof Julius wieder hergestellt u. 1803 vom Kurfürsten Maximilian abermals erneuert u. Julius-Maximilians-Universität genannt (Sommer 1877: 1006 Studenten, darunter mehr als 1/3 Mediziner), mit Bibliothek von über 200,000 Bdn. u. 2000 Handschriften, botanischem Garten, Naturalienkabinet, physikalischem, archäologischem u. Münzkabinet, astronomischer Anstalt, chemischem Laboratorium u. in dem 1576 vom Bischof Julius Echter v. Mespelbrunn gegründeten u. 1852 vergrößerten Julinshospital mit großen medizinischen Sammlungen, Entbindungsanstalt 2c., u. ein musterhaftes Krankenhaus. Von weiteren Schulen sind zu erwähnen die landwirthschaftliche Schule, das Hebammeninstitut, Priester- u. Lehrerseminar, Gymnasium 2c. Zu den zahlreichen Wohlthätigkeitsanstalten W.s gehören außer dem Juliushospital, das täglich 600 Personen versorgt, das Damenstift zu Sancta Anna, das schon 1319 gegründete Bürgerspital, das 1494 gestiftete Vierzehn-Nothhelferspital, die Dienstbotenpflege, das Waisenhaus, das Siechenhaus, die Taubstummenanstalt, Irrenanstalt 2c. Die von außen schöne Stadt ist auch im Innern anziehend u. gut gebaut. Die Domgasse, der Graben u. die untere Promenade u. der Residenzplatz verdienen bes. Erwähnung. Das königl. Residenzschloß, einst Residenz der Bischöfe u. des Großherzogs, erbaut 1720—44, 167 m. lang u. 92,6 m. breit, ist vier Stockwerke hoch, hat fünf Höfe, 284 Zimmer, eine herrliche Haupttreppe mit Deckengemälden von Tiepolo. Im zugehörigen, hochgewölbten Keller ist Raum für 50,000 Eimer. Der große vierthürmige Dom, 1189 eingeweiht, enthält viele Denkmäler von Bischöfen. Die Kirche zum Neuen Münster mit großer Kuppel u. einem byzantinischen Thurm umschließt das Grab des heil. Kilian, des Schutzpatrons der Franken, u. das Walther's von der Vogelweide. Die Stiftskirche zu St. Johannis in Haug ist nach dem Muster der Peterskirche in Rom 1670—92 erbaut. Die schönste Kirche ist die zierliche gothische Marienkapelle auf dem Markte, 1377 bis 1409 erbaut, 1844 hergestellt, mit Bildhauerarbeiten von Riemenschneider. Von anderen Gebäuden verdienen die Universität, das Rathhaus, das Museum, das Theater 2c. Erwähnung; eine schöne Statue ist die eherne Bildsäule des Bischofs Julius Echter v. Mespelbrunn, v. Schwanthaler, seit 1847 vor dem Juliushospital aufgestellt. W.s Industrie erstreckt sich auf Tabak-, Karten-, Leder-, Möbelfabrikation, Fertigung von chirurgischen Etuis, musikalischen Instrumenten, Bierbrauerei 2c. Es hat viel Handel u. Schiffahrt u. die ganze Umgebung starken Weinbau. Am Südabhange des Marienberges, die Leiste genannt, wächst der Leistenwein u. ihm gegenüber auf dem rechten Ufer, an den Terrassen des Steines, der Steinwein, der in Bocksbeutelflaschen versendet wird. Die Gründung

Nr. 5608. Würzburg.

der Stadt scheint im 6. Jahrh. erfolgt zu sein; als Castellum Virteburch war sie bereits in der Mitte des 7. Jahrh. Residenz ostfränkischer Herzöge. (Die lat.-griech. Uebersetzung von W. in Herbipolis kommt erst seit dem 12. Jahrh. vor, während es vom Abte Trithemius Paeonio, Preapolis, Paepolis, Hereburgum u. von Konrad Celtes Erebipolis genannt wird.) Nach dem Tode des letzten Franken 740 schenkte Pipin die Stadt dem ersten Bischofe zu W., St. Burkhard I., der die Ernennung Pipin's zum Könige der Franken betrieben hatte (s. „W., Bisthum“). 902 wurde es vom Grafen Albert v. Bamberg erobert u. vorübergehend besetzt gehalten, im Bauernkriege 1526 von fränk. u. schwäb. Bauern eingenommen. 1631 übergab sich die Stadt ohne Schwertstreich Gustav Adolf, die Citadelle aber mußte von ihm erstürmt werden. Nach der Schlacht von Nördlingen 1635 überrumpelte der kaiserl. General Götz W. u. ließ es befestigen; die eigentlichen Festungswerke ließ aber erst Bischof Johann Philipp 1719 ausführen. Den 24. Juli 1796 ergab sich W. den Franzosen unter Jourdan, aber schon am 1. Sept. cernirten die Oesterreicher die Stadt u. schlugen die Franzosen am 3. in der Schlacht bei W. Nach Säkularisirung des Bisthums W. 1802 kam W. 1803 an Bayern, mußte aber 1805 an den ehemaligen Großherzog von Toscana, den Kurfürsten Ferdinand von Salzburg, abgetreten werden; erst 1814 gelangte es wieder an Bayern. 1866 wurde die Festung am 27. Juli von den Preußen beschossen, wodurch das Zeughaus in Brand gerieth u. andere Gebäude beschädigt wurden. Infolge des Waffenstillstands zwischen Preußen u. Bayern nahmen Erstere am 2. Aug. von der Stadt Besitz, während die Festung in bayer. Händen blieb.

**Wurzel** (radix) im Allgemeinen der abwärts steigende unterirdische, für die Ernährung der ganzen Pflanze überaus wichtige Stammtheil, ohne Blätter u. grüne Theile überhaupt, so daß alle unterirdischen Stammtheile mit Blättern als Wurzelstöcke von den W.n zu unterscheiden sind. Außer den unterirdischen W.n giebt es auch oberirdische od. sog. Luftwurzeln (Adventivwurzeln), welche in dem Boden festwachsen können, sobald sie vom Stamme herab auf denselben gelangen, wie es z. B. bei den tropischen Feigenbäumen der Fall ist. Ganz eben so wie der oberirdische Stammtheil läßt auch die W. eine Hauptachse od. Hauptwurzel u. Nebenachsen od. Nebenwurzeln unterscheiden, die sich genau so wie Stamm u. Astwerk verhalten (s. „Pflanze“). Bei manchen Pflanzen verdicken sich die Nebenwurzeln zu knollenartigen Auftreibungen, z. B. beim Scharbock, wie auch andere W.n knollenartig werden. In diese Rubrik gehört aber nicht die Kartoffel; dieselbe ist vielmehr ein unterirdischer verdickter Stengel, den man einen Knospenkuchen nennen könnte, weil an ihrer Oberfläche diejenigen Knospen hervorbrechen, aus denen sich später die Stengelausläufer bilden. Daß die W. nach unten wächst, ist einfach eine Folge der Begünstigung, welche das Vorhandensein von Nahrung auf die Wachsthumsrichtung ausübt u. keineswegs eine Wirkung der Schwerkraft, wie mancherseits behauptet worden ist. Denn es giebt auch W.n, die thatsächlich aufwärts wachsen, also zeigen, daß sie nur dahin streben, wo ihre Nahrung gegeben ist; z. B. bei den Rhizophoren od. Manglebäumen an tropischen Meeresküsten. Eigenthümliche Klammerwurzeln entwickeln solche Gewächse, welche, aufwärts klimmend, sich an ihrer Unterlage anlegen, z. B. der Epheu. Unter den Gefäßpflanzen ist keine eigentlich wurzellos, wenn auch manche Schmarotzerpflanze, wie die Mistel, ihre W.n mit dem Holze der Mutterpflanze verschmilzt. Nur die einfachsten Zellenpflanzen, sog. einzellige Algen, dann aber auch andere Algenarten überhaupt, sind völlig wurzellos.

**Wurzelfüßer**, s. „Rhizopoden“.

**Wurzelmaus**, s. „Wühlmaus“.

**Wurzeln** einer Zahlen- od. Buchstabengröße nennt man in der Arithmetik die gleichen Faktoren, in welche man die betreffende Zahl od. Größe zerlegen kann, u. man spricht von zweiten, dritten, vierten &c. W., je nachdem als das Resultat jener Zerlegung zwei, drei, vier &c. gleiche Faktoren hervorgehen. Die zweite Wurzel heißt auch: Quadratwurzel, wie die dritte: Kubikwurzel. Das Zerlegen in gleiche Faktoren heißt das Wurzelausziehen od. Radiziren u. ist eine Aufgabe der Arithmetik. Das Zeichen dafür ist ein vor die arithmetische od. algebraische Größe gesetztes $\sqrt{}$, welches ein verstümmeltes r vorstellt, von radix, die Wurzel. Die Ordnungszahl der W., welche die Anzahl der gleichen Faktoren bezeichnet, setzt man oben an das Wurzelzeichen, wobei jedoch die 2 bei der Bezeichnung der Quadratwurzel häufig weggelassen wird. Es bedeutet also $8 = \sqrt[2]{64}$ od. schlechthin $8 = \sqrt{64}$ so viel, als 8 ist die zweite od. Quadratwurzel aus 64, weil man 64 in die zwei gleichen Faktoren $8 \times 8$ zerlegen kann. Ebenso ist $5 = \sqrt[3]{125}$, denn 125 ist gleich $5 \times 5 \times 5$ u. $2 = \sqrt[10]{1024}$, denn $2 \times 2 \times 2 \times 2 \times 2 \times 2 \times 2 \times 2 \times 2 \times 2 = 1024$. In der Algebra nennt man die Werthe der in den Gleichungen enthaltenen unbekannten Größen auch die W. der Gleichung.

**Wurzen**, Stadt mit 8165 E. (1875) in der sächs. Kreishauptmannschaft Leipzig, liegt in 123,5 m. Seehöhe am linken Ufer der hier zweimal überbrückten Mulde, an der Leipzig-Dresdener Eisenbahn u. der Muldenthalbahn Glauchau-W. Es ist Sitz eines Gerichtsamtes u. einer Superintendentur, hat ein 1114 vom Meißener Bischof Herwig errichtetes Kollegiatstift, einen schönen Dom mit bischöfl. Gräbern u. der prächtigen Salhäuser Kapelle, ein vom Bischof Johann von Salhausen erbautes Schloß, das oft Residenz Meißener Bischöfe war, u. ein Kapitelhaus, in welchem sich die Meißener protest. Domherren alljährlich versammeln. W. hat eine der besteingerichteten Mahlmühlen Deutschlands, Tapeten-, Teppich-, Cigarren-, Papierfabrikation, eine chemische u. eine Thonwaarenfabrik &c. u. ist Geburtsort des Fabeldichters Lichtwer (geb. 1719). — Das ursprünglich sorbenwendische W. kommt schon 961 urkundlich als Stadt vor. 994 verkaufte es der Merseburger Graf Esiko an das Bisthum Meißen. Im April 1542 wurde W. die Veranlassung zum unblutigen sog. Fladenkriege. Als nämlich der sächs. Kurfürst Johann Friedrich der Großmüthige für das Stift W., das unter dem gemeinschaftlichen Schutze der Ernestinischen u. Albertinischen Linie stand, eigenmächtig die Türkensteuer ausschrieb, zog Moritz mit seinem Heere heran, um sein Recht zu wahren.. Die Heere der beiden Fürsten standen sich in der Charwoche feindlich gegenüber, als durch Luther's u. des Landgrafen Philipp von Hessen Vermittlung in der Osterwoche ein Vertrag zu Stande kam u. die Truppen friedlich ihre Osterfladen verzehren konnten. 1581 kam W. an Kursachsen, wurde 1601 stark von der Pest heimgesucht u. hatte im Dreißigjährigen Kriege mehr als eine andere sächs. Stadt von den Schweden unter Banner zu leiden; die Charwoche 1637 heißt noch jetzt die W.er Kreuz- u. Marterwoche.

**Wüste** ist ein wegen ungünstiger Bodenbeschaffenheit, bes. aber wegen Wasserarmuth od. vollständigen Wassermangels aller od. fast aller Vegetation entbehrender Landstrich. Die Ungunst des Bodens kann begründet sein in der harten u. felsigen Natur desselben, in dem Vorhandensein einer Geröll-, Kies- u. Flugsanddecke od. in allzu großem Salzreichthum, u. man unterscheidet danach Stein- u. Felsen-, Sand- u. Salzwüsten. Die in großen Wüsten hier u. da auftretenden bewässerten u. daher meist sehr fruchtbaren Partien, Oasen (s. d.), erhalten ihren Wasserzufluß durch Quellen, deren Wasser auf geneigt liegenden Erdschichten aus wasserreicheren Gegenden zugeleitet wird, niemals verdanken sie ihre Existenz lokalen Regenmengen. Die Wüstenregion gehört hauptsächlich dem tropischen u. subtropischen Theile der nördl. Erdhälfte an. Sie erstreckt sich auf der Alten Welt zwischen dem 15. u. 31.° n. Br. von der Westküste Afrika's mit geringen Unterbrechungen bis zum Indus u. umfaßt hier vor Allem die Sahara (s. d.) mit Sahel u. die Libysche W. (s. u. „Libyen“), die Arab. Wüste (s. u. „Arabien“) u. Iranische W. Asien hat außerdem noch die W. Gobi (s. d.) u. Wüstengebiete im Tieflande Turan. Die Neue Welt hat ihre W.n im Innern des Australkontinents, an der Westküste Südamerika's (W. Atacama), im nördl. Mexiko u. im W. der Verein. Staaten (Utah). Die W.n der Bibel sind keine W.n in dem angegebenen Sinne, sondern wegen felsiger Beschaffenheit des Untergrundes u. Wasserarmuth nur als Viehtrift benutzbare Gebiete, im Gegensatz zu den Ackerbauebenen, also mehr Steppen (s. d.) als W.n.

**Wuthkrankheit**, (Hundswuth, Hydrophobie, Wasserscheu, Rabies, Lyssa), ist eine ursprünglich bei Hunden u. Katzen, durch Uebertragung auch bei Pferden, Rindern, Schafen, selbst Hühnern, nicht minder bei Menschen vorkommende Infektionskrankheit, bei welcher die Infektion durch ein Thiergift stattfindet, dessen Träger der Speichel u. das Blut des wuthkranken Thieres ist. Die Empfänglichkeit für das Wuthgift ist sowol bei Menschen wie bei Thieren des Hundegeschlechts (Hund, Wolf, Fuchs, Hyäne, Schakal), unter denen die W. manchmal seuchenartig auftritt, eine ungleiche. Infektion selbst tritt nur ein, wenn das Wuthgift bei verletzter Oberhaut sich dem Blute unmittelbar beimischt, auf unverletzte Hände &c. hat der giftige Speichel od. das Blut wuthkranker Thiere keinen Einfluß. In welcher Weise aber das in die Säftemasse eingedrungene Gift wirkt, ist völlig unbekannt. Es lassen sich nur die Symptome der Vergiftungskrankheit konstatiren, u. zwar weisen die ersten Erscheinungen auf eine Affektion der Centralstelle der Athmungs- u. Schlingnerven hin, während später das ganze Gehirn sich affizirt zeigt. Charakteristisch ist, daß von der Aufnahme des Wuthgiftes in das Blut bis zum Eintritt der ersten Vergiftungserscheinung ein längerer Zeitraum, ein Incubationsstadium, vergeht, das in einigen Fällen nur zwei Wochen, in anderen bis zu neun Monaten dauern kann. Dem Ausbruche der eigentlichen Wuthkrämpfe gehen bisweilen Veränderungen in der schon vernarbten od. noch nicht geheilten Wunde voraus. Dieselbe bricht wieder auf, od. es entstehen von der Narbe aus dem Verlaufe der Nerven folgende Schmerzen, die Wunde wird mißfarbig u. sondert schlechten Eiter ab. Nach Marochetti sollen sich unter der Zunge Bläschen (Wuthbläschen, Lyssa) als erste Erscheinung bilden, durch deren Zerstörung die Wuth nicht zum Ausbruch

komme; indessen wird die Existenz solcher Bläschen von Anderen geleugnet. Sicher ist, daß der Kranke anfänglich schon verstimmt, reizbar wird, er fröstelt, schreckt im Schlafe auf u. athmet oft seufzend ein; Halsschmerzen, wie bei einer gewöhnlichen Halsentzündung, ziehende Schmerzen im Genick, Brennen in Schlund u. Magen gesellen sich dazu. In einigen Fällen treten jedoch die Symptome der ausgebildeten Krankheit plötzlich u. ohne solche Vorboten ein. Die eigentlichen Krankheitserscheinungen bestehen in Schlund- u. Athemkrämpfen, welche in einzelnen Anfällen auftreten u. durch die geringsten Reize auf die Sinnesorgane erregt werden. Ein solcher Anfall beginnt mit dem Gefühl einer Zusammenziehung im Schlunde, des Erwürgtwerdens, die Einathmungen gehen absatz- od. stoßweise vor sich, zuletzt bleibt der ganze Brustkasten in der tiefsten Einathmungsstellung 10–20 Sekunden stehen. Den mit der höchsten Erstickungsnoth einhergehenden Anfall beendigt eine langgedehnte Ausathmung. Gewöhnlich werden diese Schling- u. Athmungskrämpfe durch den Versuch, Wasser zu trinken, erregt (deshalb nennt man die Krankheit „Wasserscheu"), u. es scheint, als ob die Furcht vor dem Akte des Hinunterschluckens sie hervorrufe, nicht aber der Anblick des Wassers selbst. Doch können auch Luftzug, die Berührung der Haut, intensive Gerüche, der Anblick glänzender Gegenstände, kurz die verschiedenartigsten Ursachen jene Krampfanfälle bewirken, deren mehrere oft binnen $^1/_4$–$^1/_2$ Stunde eintreten. Schließlich bemächtigt sich des Kranken ein Zustand der Verzweiflung mit förmlichen Wuthanfällen u. Delirien. In den Zwischenpausen ist der Patient jedoch bei vollem Bewußtsein, bittet dann seine Umgebung um Verzeihung u. warnt sie sogar vor seiner in der Raserei des Anfalls auftretenden Zerstörungssucht. Die traurige Scene beschließt der Eintritt des Todes durch Erstickung od. Erschöpfung. Die eigentliche Krankheit dauert nur 1–2 Tage. — Bei **Hunden** kommt die W. epidemisch nam. in heißer Jahreszeit vor (Tollwuth); sie stellt sich bald als „rasende", bald als „stille" Wuth dar. Der Hund, bei dem die Krankheit auszubrechen droht, zeigt Unruhe, Auffahren aus dem Schlafe, Abnahme der Freßlust; doch ist bei ihm nicht Wasserscheu, vielmehr gerade der Drang nach häufigem Saufen bemerkbar; die Thiere lecken den eigenen Urin, nehmen ungenießbare Körper (Holz, Eisen 2c.) ins Maul u. äußern eine Unruhe, die auf innere Angst deutet. Schon früh wird die Stimme verändert u. die Speichelung vermehrt. Die Stimme ist rauh u. bekommt einen eigenthümlichen, zwischen Bellen u. Heulen stehenden Laut. Bald steigert sich die Unruhe zum Entweichen aus dem Hause u. unsteten Umherirren; schon nach 1—3 Tagen wird eine gefährliche Bissigkeit wahrgenommen. Die eigentlichen Wuthanfälle treten mehrfach, durch Nachlässe unterbrochen, auf; Stubenhunde fahren unversehens in die Hand, die sie liebkosen will, Schäferhunde beißen auf die Thiere ein, die sie treiben sollen. Es ist nicht richtig, daß ein toller Hund, wie man meint, immer geradeaus auf der Straße, u. zwar mit eingezogenem Schwanze läuft. Ist der tolle Hund eingesperrt, so beißt er sich in vorgehaltene Stöcke ein, od. er schnappt in die Luft, wie beim Fliegenfangen; er verschlingt Mörtel, Erde, Stroh, seinen eigenen Unrath; seine Stimme wird immer rauher, zuletzt ganz heiser, sein Athem keuchend, bis am 5. od. 8. Tage die äußerste Erschöpfung den Tod herbeiführt. **Zur Verhütung** der fürchterlichen Krankheit im Allgemeinen können zwar die wohlfahrtspolizeilichen Maßregeln helfen, welche auf die Erschwerung des Haltens überflüssiger Hunde hinzielen, vor Allem hohe Hundesteuer, die Anordnung zweckmäßiger Maulkörbe sowie die gesetzlich ausgesprochene Verantwortlichkeit jedes Hundebesitzers für den von seinem Hunde angerichteten Schaden. Indessen werden selbst die strengsten Vorschriften solcher Art nicht im Stande sein, jede Gefahr zu beseitigen. Unabweislich bleibt schließlich das sofortige Einfangen u. Tödten aller von einem tollen Hunde gebissenen Thiere u. strenges Gebot des Einsperrens aller Hunde, sobald in einer Gegend die W. unter den Hunden ausgebrochen ist. Solche Maßregeln sind um so dringender geboten, als noch kein sicheres Mittel gegen die W. bekannt ist, welcher alljährlich immer noch zahlreiche Menschen unter fürchterlichen Leiden erliegen. Ist ein Mensch von einem der Wuth verdächtigen Hunde gebissen worden, so ist, zur Verhütung der Aufnahme des Giftstoffes in das Blut, die Wunde mit Wasser zu reinigen u. entweder durch einen trockenen Schröpfkopf auszusaugen od. durch das Glüheisen tüchtig auszubrennen; unter den alsdann noch anzuwendenden ätzenden Mitteln ist Kali causticum das beste. Ist kein Arzt zur Stelle, der dies ausführen kann, so wasche man die Wunde zunächst mit recht heißem Wasser aus u. gieße dann eine vom Apotheker schnell bereitete Auflösung von Phenyl- (od. Karbol-) Säure auf Leinwandläppchen, die man auf die offenen Stellen legt, um mit diesem Verbande vorläufig die Wunde so gut als möglich zu desinfiziren. **Zur Heilung** u. Verhütung der W. hat man zwar eine Menge innerlich zu gebrauchender Geheimmittel vorgeschlagen, ihr Nutzen aber ist mehr als zweifelhaft; viele derselben enthalten Kampher, Canthariden, Calomel 2c., in Südrußland wendet man die Blätter der dort heimischen Spitzklette (Xanthium spinosum) an. Dem Sontag'schen Mittel (eine Latwerge aus Feilspänen, einer Legirung von Blei, Zinn u. Silber, aus Theilen des Käfers Meloë proscarabaeus u. aus Honigzucker bestehend) ist kein Erfolg sicher nachzuweisen, ebenso steht es auch mit dem Kowats'schen Mittel, das aus einer Abkochung von Knoblauchzwiebeln mit Schwalbenkrautwurzel (Asclepias vincetoxicum) u. Elsbeerbaumrinde (Crataegus torminalis) bereitet wird. Zur Verminderung der Leiden können Einathmen von Chloroform, Morphiumeinspritzungen od. große Gaben von Chloralhydrat angewendet werden. In einzelnen Fällen soll die Anwendung des Curare (Pfeilgiftes) Hülfe geleistet haben. — Vgl. Lenhossek, „Die W." (Pest u. Lpz. 1837); Sauter, „Die Behandlung der Hundswuth" (Konstanz 1838); Faber, „Die W. der Thiere u. des Menschen" (Karlsr. 1846); Johnen, „Die W.; eine Belehrung für Nichtärzte" (Düren 1874).

**Wuttke,** Heinrich, hervorragender Geschichtsforscher u. Publizist, geb. 12. Febr. 1818 zu Brieg in Schlesien, wo sein Vater Bürgermeister war; erhielt seine Vorbildung auf dem Breslauer Magdalenengymnasium, studirte seit 1835 an der Universität Breslau Geschichte u. veröffentlichte 1838 eine kritische Abhandlung über das „Tagebuch Valentin Gierth's", dessen Echtheit er auch in einer noch folgenden Schrift siegreich bekämpfte. Mit einer trefflichen Dissertation „De Thucydide, scriptore belli Peloponnesiaci" promovirte er u. begab sich dann nach Berlin, 1840 nach Leipzig u. habilitirte sich Ostern 1841 an der dortigen Universität, der er von da an sein ganzes Leben hindurch seine Lehrthätigkeit mit dem größten Erfolge widmete. W.'s historische Studien erstreckten sich zunächst auf sein Heimatland Schlesien; Kapitel aus der Geschichte desselben behandeln die Schriften: „Die Entwicklung der öffentlichen Verhältnisse Schlesiens, vornehmlich unter den Habsburgern" (2 Bde., Lpz. 1842—43), „Die schles. Stände 2c." (ebd. 1847), „Die Versuche der Gründung einer Universität in Schlesien" (Bresl. 1841), „Persönliche Gefahren Friedrich's d. Gr. im ersten Schles. Kriege" (Lpz. 1841); seinem Landsmanne Chr. v. Wolff hat W. ein Denkmal gesetzt in der Schrift „Christian Wolff's eigene Lebensbeschreibung mit einer Abhandlung über Wolff" (ebd. 1841). Neben dem wissenschaftlichen Interesse war in W. von jeher das politische in hohem Grade lebendig; von seinen zahlreichen politischen Broschüren seien genannt: „Polen u. Deutsche" (1. u. 2. Aufl., Lpz. 1847), worin er wol als der Erste mit Eifer den damals in ihrer ersten Vorbereitung begriffenen panslavistischen Ideen entgegentrat u. sich dadurch Anfeindungen seitens der preuß. u. österr. Regierung zuzog; „Deutschlands Einheit, Reform u. Reichstag" (Lpz. 1848) u. „Der Stand der deutschen Verfassungsfrage" (ebd. 1850); als 1846 der „Offene Brief" des Königs von Dänemark erschien, verfaßte W. die erste Adresse an die Schleswig-Holsteiner. W.'s politische Richtung war von dem deutsch-nationalen Gedanken getragen u. erfüllt, aber er faßte die deutsche Einheit im sog. großdeutschen, dem Ausschlusse Oesterreichs feindlichen Sinne, u. konnte sich darum später nie in die Verhältnisse nach 1866 finden. Das J. 1848 brachte W. die Wahl ins Frankfurter Vorparlament u. die ordentliche Professur der historischen Hülfswissenschaften. Nach dem Tode Robert Blum's im Herbst wurde W. an dessen Stelle in die Deutsche Nationalversammlung zu Frankfurt gewählt, wo er der Mitbegründer u. eines der thätigsten Mitglieder der Großdeutschen Partei wurde. In den folgenden Jahrzehnten erschienen von W. wieder eine lange Reihe größere u. kleinere Werke, von denen hervorzuheben sind: „Ueber Erdkunde u. Karten des Mittelalters" (Lpz. 1853); eine Ausgabe der „Kosmographie des Istriers Aithikos im lat. Auszuge des Hieronymus (1. u. 2. Ausg., ebd. 1854) sowie eine Untersuchung über die Echtheit derselben (ebd. 1854); „Gedenkbuch an Friedrich Schiller" (ebd. 1855); „Die Völkerschlacht bei Leipzig" (1.—3. Aufl., Berl. 1863); „Städtebuch des Landes Posen" (Lpz. 1864, Nachtrag dazu 1866); „Ueber die Gewißheit der Geschichte" (ebd. 1865); „Denkschrift über das geistige Eigenthum" (ebd. 1866); „Zur Geschichte der Erdkunde im letzten Drittel des Mittelalters" (Dresd. 1871) 2c. Die großartig angelegte „Geschichte der Schrift u. des Schriftthums" blieb leider unvollendet (Bd. 1, Lpz. 1872; ein Heft Abbildungen, ebd. 1873). Am bekanntesten aber wurde W.'s Buch „Die deutschen Zeitschriften u. die Entstehung der öffentlichen Meinung. Ein Beitrag zur Geschichte des Zeitungswesens" (Hamb. 1866; 4. Aufl., Lpz. 1877), welches die Korruption

eines Theils der periodischen Presse geißelt, aber sich doch manche Uebertreibung u. Ungerechtigkeit zu Schulden kommen läßt. Außer den genannten eigenen Schriften veröffentlichte er, mit eigenen Zusätzen versehen, aus J. F. Huschberg's Nachlaß „Die drei Kriegsjahre 1756, 1757, 1758 in Deutschland" (Lpz. 1856), aus K. L. Klose's Nachlaß „Wilhelm I. von Oranien, der Begründer der niederländ. Freiheit" (ebd. 1864), u. aus dem K. A. Menzel's „Religion u. Staatsidee in der vorchristlichen Zeit" (ebd. 1872); mit Mosig v. Aehrenfeld bearbeitete W. Schafarik's „Slavische Alterthümer" (2 Bde., ebd. 1843—44), mit Gerstäcker u. Kühne gab er das „Album fürs Erzgebirge" (ebd. 1847) heraus, worin sich von ihm ein schöner Aufsatz über das deutsche Volkslied befindet. W. starb 14. Juni 1876, mitten in umfassenden Vorarbeiten zu neuen großen Werken begriffen.

**Wyatt** (spr. Ueiatt), James, engl. Architekt, geb. 3. Aug. 1748 zu Burton-on-Trent (Staffordshire); besuchte schon als Jüngling Italien u. zählte, in die Heimat zurückgekehrt, bereits im Alter von 20 Jahren zu den geschicktesten Meistern seiner Zeit. Sein Plan zu dem (ehemaligen) Pantheon in der Oxfordstraße, der großen Beifall fand, zog ihm eine Reihe von Aufträgen zu, z. B. die Erbauung des Palais in Kew, der Kirche zu Hanworth, des (nicht mehr vorhandenen) Schlosses zu Fonthill u. anderer Bauten, die er überall da, wo er die Regeln des griech. Stils streng befolgte, mit Geschmack u. Harmonie ausführte, die aber weniger gelangen, wo er seinen eigenen Inspirationen folgte od. im goth. Stil bauen wollte. Seit 1806 Präsident der Akademie der Künste in London, starb er infolge eines Unglücksfalles zu Marlborough 5. Sept. 1813.

**Wyatt**, Sir Matthew Digby, Architekt u. verdienstvoller Kunstschriftsteller, geb. 1820 zu Rowde in Wiltshire; trat als angehender Architekt bei seinem älteren Bruder Thomas in die Lehre, bereiste seit 1844 den Kontinent u. gab nach seiner Rückkehr als Ergebniß dieser Reise 1848 das Werk „The geometrical Mosaics of the middle ages" heraus. Bei Gelegenheit der ersten internationalen Ausstellung (1851) entwarf er in Gemeinschaft mit Owen Jones, Joseph Parton u. A. den Plan u. die Details des Ausstellungsgebäudes im Hydepark u. leitete die Ausführung des Baues. Eben so thätig war er bei der Uebertragung des Palastes nach Sydenham, insbes. (in Gemeinschaft mit Owen Jones) bei der Einrichtung der Höfe desselben. Eins seiner Hauptwerke ist der in Gemeinschaft mit Brunel erbaute Bahnhof der Great-Western-Eisenbahn in Paddington. Verdienstvoller noch als seine Bauten sind seine vielfachen u. einflußreichen Schriften über die Kunstindustrie u. die dekorativen Künste, von denen bes. zu nennen sind: „Metal work and its artistic designs" (1852); „Industrial arts of the nineteenth century" (1853); „Art treasures of the United Kingdom" (1857); „An architects notebook in Spain" (1872) u. die mit Tymms herausgegebene „Art of illuminating" (1860). Er starb 21. Mai 1877 in Dimland's Castle, Cowbridge (Glamorganshire).

**Wyck**, Insel, s. „Föhr".

**Wydenbrugk**, Oskar, Frhr. v., deutscher Staatsmann, geb. 1815 zu Aschhausen (Thüringen); studirte in Jena, Berlin u. Heidelberg die Rechte, ließ sich 1841 als Amtsadvokat in Eisenach nieder u. begann seine politische Laufbahn 1846 als Mitglied des sachs.-weimar. Landtags, wo er sofort eine hervorragende Rolle spielte u. seinen Ruf durch die siegreiche Durchführung des Gedankens begründete, die fürstlichen Güter in Staatseigenthum zu verwandeln. Die Märztage des J. 1848 brachten seine Ernennung zum Staatsrath u. Chef des Justiz- u. Kultusdepartements in Sachsen-Weimar, als welcher er bedeutsame Reformen einführte. Von Weimar u. Umgegend in das Frankfurter Parlament entsendet, schloß er sich hier der Partei des „Württemberger Hofs" an. Klein von Gestalt (ein Unglücksfall in der Jugend hatte sein Rückgrat gekrümmt), erschien er doch wie ein Held auf der Tribüne, wo er „mit einer Kinderstimme die Donnerworte eines Löwenzornes vortrug". Er galt als ein Dialettiker ersten Ranges in der Paulskirche. W. war es, der den Antrag stellte, einen Appell an das Volk behufs Durchführung der Reichsverfassung zu richten. Er harrte in Frankfurt aus bis zum Aufbruche des Rumpfparlaments nach Stuttgart. In der Zeit der Reaktion verblieb er noch einige Jahre im Amte u. machte seine liberale Vergangenheit vergessen durch seine Mitwirkung an der Beseitigung der Grundrechte u. des liberalen Wahlgesetzes. Nach seinem Rücktritte (1854) siedelte er nach Bayern über u. spielte längere Zeit in der Münchener Gesellschaft eine Rolle. 1862 trat er an die Spitze der großdeutschen Partei, deren Tendenzen er in fein ausgearbeiteten Schriften vertrat u. 1864 ging er als Bevollmächtigter des Erbprinzen Friedrich von Augustenburg nach Wien. 1867 erwarb er den Landsitz Schöffau bei Oberaudorf in Oberbayern; er starb zu Kiefersfelden bei Kufstein 9. Juni 1876. An selbständigen Schriften (journalistisch war er außerordentlich thätig) erschienen von ihm: „Briefe über deutsche Nationalgesetzgebung" (Jena 1848); „Die Neugestaltung des deutschen Vaterlandes. Ein Programm" (Weim. 1848); „Die Umbildung des Feudalstaates in den modernen Staat an dem Beispiele Frankreichs" (Münch. 1861); „Die deutsche Nation u. das Kaiserreich" (ebd. 1862) u. „Reichstag od. Parlament" (Jena 1862) ꝛc.

**Wynants** (spr. Weinants), Jan, der erste Maler, der die Landschaft in Holland zu einer wirklichen Kunstform ausbildete, geb. zu Harlem um 1615 u. wahrscheinlich kurz nach 1679 gestorben; nähere Nachrichten über sein Leben fehlen. Seine zahlreichen Landschaften, oft Gegenden mit sandigen Hügeln, sind von einfacher Wahrheit, geschmackvoller Komposition u. feiner Luftperspektive, bis ins kleinste Detail ausgeführt, aber auch von einer gewissen Eintönigkeit. Die figürliche Staffage seiner Landschaften malten meistens Adrian v. d. Velde, Lingelbach od. Wouverman. Mehrere seiner besten Gemälde befinden sich in der Eremitage in Petersburg, in Privatgalerien Englands u. in den Museen zu Amsterdam, Haag, Dresden, München u. im Louvre. In letzterem bes. zwei Landschaften mit Staffage von v. d. Velde.

**Wyoming** (spr. Ueioming), ein Territorium der nordamerik. Union zwischen 41 u. 45° n. Br. u. 104—111° westl. Länge von Greenwich, 4603,9 □M. mit nur 9118 E. (1870) ohne Einrechnung der Indianer, grenzt im N. u. NW. an Montana, im W. an Idaho, im SW. u. S. an Utah, im S. an Colorado, im SO. an Nebraska u. im O. an Dacotah u. hat von allen Gebieten die höchste durchschnittliche Höhe, 2200 m. nach Toner, u. bildet ein Plateau mit einer großen Zahl aufgesetzter Gebirgsketten, die zum System der Rocky Mountains (s. d.) gehören; die bemerkenswerthesten sind im S. die Bishop Mountains, Medicine Bow Mountains u. der Laramie Range, in der Mitte die Sweetwater Mountains u. die Rattlesnake Hills, die jedoch alle überragt werden von den drei Hauptketten im NO., bes. dem Windriver Range u. den Bighorn Mountains. Von den Flüssen strömen der Yellowstone mit dem Bighorn- u. Powderriver im N. u. die Nebraska im O. zum Missouri, während die Südwestecke mit dem Greenriver zum Gebiet des Colorado, also mittelbar des Stillen Ozeans, gehört. Das Klima ist rauh, die Schätze des Landes bestehen in den ausgedehnten, wildreichen Wäldern u. in den noch wenig erschlossenen Braunkohlenlagern, bes. am Greenriver, neben denen auch Eisenerze, Gold- u. Silberfelder gefunden werden. Ueber das 1870 unter 44° 30' n. Br. am Yellowstone entdeckte, an vulkanischen Bergen, Seen u. Quellen reiche Gebiet, welches 1872 vom Kongreß zum Nationalpark erklärt wurde, s. „Yellowstone". Die menschliche Bevölkerung zerfallt in 8726 Weiße, 183 Farbige, 143 Chinesen u. wenigstens 15,000 Indianer (nach Hunnois [1877]). Von diesen Letzteren sind über 6320 Sioux, 4000 Utes, 2000 Shoshones, 1200 Cheyennes, eben so viel Bannocks u. 1092 Arapohoes. Nur im S. sind die weißen Ansiedler dichter gedrängt, deren wichtigste Beschäftigungen der Bergbau u. die Viehzucht sind. Wegen der Höhe u. des Wassermangels ist der Ackerbau unbedeutend; sehr zurück ist W. auch in Betreff des Unterrichtswesens. Doch lockt der Bergbau, zumal die Pacificbahn die Südhälfte durchschneidet, immer mehr Kolonisten hierher. Das erst 1868 gebildete Territorium sendet 1 Delegirten in den Kongreß nach Washington u. hat einen eigenen Rath von 9 u. ein Haus von 13 Repräsentanten. Es ist eingetheilt in 5 Counties. Hauptstadt ist Cheyenne mit 1450 E.; westl. davon, auch an der Pacificbahn, liegt Carbon, an der Nebraska Benton City.

Ende des Buchstaben W.

# X

**X, x, X, x,** der 24. Buchstab des deutschen Alphabets, wenn j als besonderer Buchstab gilt; der 21. im lat., der 14. im griech. Alphabet, klingt in der Aussprache wie ks, im Spanischen jedoch wie stark gutturales ch. Das Lateinische verwandte X nur in griech. Fremdwörtern u. im An- u. Auslaut; die Italiener brauchen es ebenfalls nur in Fremdwörtern u. verwandeln es im Uebrigen in ss od. s. Das Schwedische u. Dänische kennen x gleichfalls nur in Fremdwörtern, ebenso die Slaven, die es mit ks wiedergeben. Das Deutsche hat ein x auch in einheimischen Wörtern, doch schwankt die Schreibung zuweilen (wie bei Axe u. Achse). Als Zahlzeichen ist X = 10 u. bedeutet in röm. Schriften Denarius (= 10 As), auf franz. Münzen die Münzstätte Amiens u. als mathematisches Zeichen eine unbekannte Größe.

**Xalisco** (spr. Chalisko [das ch zu sprechen wie in: ach]), besser Jalisco i Tepic, Küstenstaat der Republik Mexiko, 1842 □M. mit 984,447 E. (1873), grenzt im W. an den Großen Ozean, im S. an Colima u. Michoacan, im O. an Guanaxuato u. Zacatecas, im N. an Durango u. Sinaloa. Die Küste ist lagunenreich, bes. in der Gegend der Punta Bayona mit Wald bedeckt, fruchtbar, aber heiß, ungesund u. dünn bevölkert. Vor ihr liegt die zu X. gehörige Inselgruppe Tres Mariab. Der Haupttheil des Staates liegt auf den Ebenen, die im W. von der Sierra Madre, dem westl. Randgebirge des Plateau von Anahuac, sich hinziehen u. von einer noch westlicheren Küstencordillere im W. begrenzt werden, einige Gebiete liegen aber auch auf dem Centralplateau. Der größte Fluß des wasserreichen Staates, zugleich der größte von ganz Mexiko, ist der Rio Grande de Santjago, welcher an der Ostgrenze aus dem 57 □M. großen, von steilen u. kahlen Bergen umgebenen, fischreichen Chapalasee tritt, im Ganzen nach NW. strömt u. bei San Blas in einem Delta den Großen Ozean erreicht. Das Klima ist subtropisch, wie auch die Fauna u. Flora, im Ganzen, außer an der Küste, gesund. Die Bevölkerung ist bes. an der Ostseite u. im Thale des San Jago zusammengedrängt, es überwiegen die Urbewohner, u. zwar von den Chichimeken abstammende, jetzt alle seßhafte Ackerbauer; an der Küste sind sie ersetzt durch Neger u. Sambos. Landbau ist der Haupterwerbszweig, der an der Küste tropische Nutzhölzer, Zuckerrohr, Tabak u. Baumwolle liefert; die Cochenillezucht ist gering. Der Bergbau u. das Manufakturwesen bilden eine weitere Quelle des Wohlstandes für X. Die Küste liefert Seesalz. Bahnlinien sind projektirt, doch noch nicht ausgeführt, dagegen Telegraphenleitungen in Betrieb. Die Hauptstadt ist Guadalaxara (s. d.), der wichtigste Handelsplatz der Küstenregion ist Tepic mit ca. 10,000 E.; 4 M. davon entfernt liegt am Meere der Freihafen San Blas im Mündungsgebiet des San Jago, mit trefflichem Hafen u. starkem Handel. Ein lebhafter Handelsplatz im Innern, mehr im O. gelegen, ist San Juan de los Lagos mit 6000 E.; im N. an dem gleichnamigen Nebenfluß des San Jago liegt Bolaños, der wichtigste Bergbauort.

**Xanten,** Stadt mit 3292 E. (1875) im Kreise Mörs des Reg.-Bez. Düsseldorf der preuß. Rheinprovinz, liegt in 27 m. Seehöhe unweit des linken Rheinufers, hat eine evangelische u. eine bes. schöne katholische Kirche, die Kollegiatkirche zu St. Victor, ein Meisterstück goth. Baukunst, 1213 begonnen, 1522 vollendet u. 1861 wieder hergestellt, mit Gemälden von J. v. Calcar, de Bruyn u. A. Auf dem Kirchhofe steht die 1811 errichtete Spitzsäule zur Erinnerung an den Alterthumsforscher Corn. de Paw († 1799). X.s Industrie umfaßt Streichgarnspinnerei, Weberei, Strumpfwirkerei, Färberei u. Zeugdruckerei. — Das sehr alte X. ist die Castra vetera u. Colonia Ulpia der Römer, das Standquartier der 30. (Ulpia victrix) u. der 18. u. 19. Legion, die in der Schlacht im Teutoburger Walde zu Grunde gingen. Auf dem nahen Fürstenberge war das Prätorium des Quintilius Varus. In X. stand der Sage nach die Burg der Nibelungen u. wurde Siegfried geboren. Am 12. Nov. 1614 wurde hier der Jülich'sche Erbfolgevergleich abgeschlossen.

**Xanthin** (Xanthinoxyd, harnige Säure, Harnoxyd), ein eigenthümlicher stickstoffhaltiger organischer Körper, Bestandtheil des Fleisches der Säugethiere u. Fische, der Bauchspeicheldrüse, des Harns u. der Harnsteine; es erscheint, genügend gereinigt, in harten, weißen, wachsartigen Stücken. In kaltem Wasser schwer, in kochendem etwas leichter löslich, in Alkohol u. Aether unlöslich, gehört das X. zu den amidartigen Körpern u. bildet sowol mit Säuren als auch mit Basen Verbindungen, die jedoch sehr unbeständig sind. Beim Erhitzen wird es zersetzt u. liefert Blausäure u. kohlensaures Ammoniak.

**Xanthippe,** die Gattin des Sokrates (s. d.), eine Frau von lebhaftem, vielleicht heftigem Temperament, die sich aber bei dem Besuche, den sie dem Sokrates im Gefängniß abstattete, als treue u. liebevolle Ehefrau zeigte u. wol nur mit Unrecht später zum Typus eines bösen, zanksüchtigen Weibes geworden ist. Vergl. Zeller, „Vorträge u. Abhandlungen" (2. Aufl., Lpz. 1875).

**Xanthippos.** — 1. **X.**, athenischer Feldherr aus vornehmem Geschlecht, Vater des Perikles (s. d.); unterstützte den Kleisthenes bei seinen Reformen u. übernahm nach ihm mit Aristides zusammen die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten, gehörte 489 v. Chr. zu den Anklägern des Miltiades (s. d.), schlug 479 als Oberbefehlshaber der athenischen Flotte vereint mit Leotychides in der ruhmvollen Seeschlacht bei Mykale die Perser, unternahm darauf einen Zug nach der thrakischen Halbinsel, eroberte Sestos u. wurde, wie angegeben wird, später verbannt. — 2. **X.**, ein Lakedämonier, kam als Söldnerführer dem durch Regulus (s. d.) bedrängten Karthago (s. d.) zu Hülfe, erhielt hier den Oberbefehl, schlug 255 v. Chr. den Regulus, verließ aber bald darauf, um dem Neide u. der Eifersucht der vornehmen Karthager zu entgehen, die Stadt wieder u. soll nach den Angaben einiger alten Historiker auf der Rückfahrt nach Sparta auf Anstiften der Karthager ermordet worden sein.

**Xanthophyll** od. Phylloxanthin, ein in den grünen Blättern der Pflanzen enthaltener gelber Farbstoff, der in diesen mit einem blauen Farbstoff, dem Phyllocyanin, gemengt ist; beide zusammen bilden das sog. Chlorophyll od. Blattgrün. In den gelben Blättern zur Herbstzeit ist das X. allein noch vorhanden.

**Xanthos.** 1. **X.**, griech. Lyriker, etwas älter als Stesichoros (630—550), behandelte wie Stesichoros die Herakles- u. Orestessage. — 2. **X.**, einer der griech. Logographen, als Sohn des Kandaules zu Sardes in Lydien geboren, lebte um 500 v. Chr. Er schrieb vier Bücher lydische Geschichte, „Λυδιακά", aus denen Menippos einen Auszug anfertigte u. welche Dionysios Skytobrachion (2. Jahrh. v. Chr.) umarbeitete. In dieser Gestalt wurde das Werk von Späteren, z. B. von Dionysios von Halikarnassos u. A., vielfach benutzt. Auch Herodot schöpfte aus des X. Werken.

**Xanthos,** die bedeutendste u. berühmteste Stadt Lykiens, an dem Flusse X. (s. u.), ward zuerst um 546 v. Chr. von den Persern, dann 43 v. Chr. von den Römern unter Brutus im großen Bürgerkriege nach tapferer Gegenwehr der Einwohner erobert u. zerstört. Von diesem zweiten Schlage erholte sich die Stadt nicht wieder. Bedeutende Ueberreste des alten X. liegen bei dem heutigen Kunik u. sind eingehend geschildert in Fellow's „Asia minor" (S. 255 ff.) u. in desselben Werke: „Lycia" (S. 164 ff.). Ein Theil der Marmordenkmäler von X. wurde 1843 dem Britischen Museum einverleibt (Xanthian marbles). — Der Fluß X. (heute Kodscha Tschai) entspringt auf dem Taurus an der Grenze von Lykien u. Pisidien, durchfließt mitten in Lykien eine nach ihm benannte große Ebene u. mündet etwa 2 M. unterhalb der Stadt X. (s. o.), der Südspitze von Rhodos gegenüber. X. ist die griech. Uebersetzung des arab. u. phönik. Zirba (d. h. rothgelb), bei Strabon Sirbes. Bei Homer ist X. der Name, mit dem „die Götter den Fluß benennen, welcher bei den Menschen Skamander heißt".

**Xaver,** der Heilige, s. „Franz Xavier".

**Xaver,** Franz August, Administrator des Kurfürstenthums Sachsen (s. d.) 1763—68, Prinz von Sachsen u. Polen, geb. am 25. Aug. 1730; war der zweite Sohn König August's III. (s. d.). Bei dem Ausbruche des Siebenjährigen Krieges begleitete er seinen Vater in das Lager bei Pirna u. nach der Kapitulation vom 16. Okt. nach Polen, trennte sich aber bald von ihm, um aus Scharen von sächs. Soldaten, welche aus den preuß. Garnisonen entflohen waren, in Böhmen ein eigenes Corps von 10,000 Mann zu bilden, welches er in Ungarn neu bewaffnete u. durch Bayern nach dem Elsaß führte. Seitdem zeichnete er sich als französischer Generalleutnant unter dem Oberbefehl von Soubise u. Contades bei Lutterberg am 10. Okt. 1758, bei Bergen am 13. April 1759 aus u. deckte allein mit seinen Truppen den Rückzug nach der Niederlage bei Minden am 1. Aug. 1759. Doch wurde er 15. Febr. 1761 bei Langensalza empfindlich geschlagen, nahm dann zwar Wolfenbüttel am 10. Okt., verlor aber am 23. Juli 1762 bei Lutterberg 13 Kanonen u. 1200 Gefangene. Kaum war X. nach dem Abschlusse des Friedens in seine Heimat zurückgekehrt, so mußte er nach dem Tode des liebenswürdigen Kurfürsten Friedrich Christian für dessen minderjährigen Sohn Friedrich August (s. d.) am 17. Dez. 1763 die Administration des Kurfürstenthums übernehmen. Da er durch Vertrag vom 20. Dez. der verwittweten Kurfürstin Marie Antonie (Tochter Kaiser Karl's VII.) nicht nur die Erziehung der Kinder, sondern auch die Direktion des Finanz- u. Kassenwesens überließ u. die Regierung mit ihr gemeinsam zu führen versprach, so erzeugte dies oft ärgerliche Spannung. Genöthigt, zu Gunsten von Stanislaus August von Poniatowski jeder Bewerbung um die Krone Polens sowol für seinen Neffen als auch für seinen Bruder Karl u. für sich selbst 1764 zu entsagen, sorgte X. um so eifriger für Reformen im Innern. Nachdem er untüchtige Beamte entfernt u. durch fähigere, zum Theil von auswärts berufene ersetzt hatte, stellte er das von August einst eingeführte Amt der Kreishauptleute wieder her, bildete 1765 eine Kammerkreditkasse zur ordnungsmäßigen Zinszahlung u. Schuldentilgung, zahlte allmählich die rückständigen Gehälter nach, revidirte die Acciseordnung u. verbesserte das bisher langsame u. parteiische Gerichtswesen. 1765 wurde in Dresden ein Sanitätskollegium zur Oberaufsicht über die Gesundheitspflege u. zur Prüfung der Aerzte, 1764 eine Landes-Oekonomie-, Manufaktur- u. Kommerziendeputation zur Hebung der Industrie gestiftet. Auch ließ X. zur Hebung der Schafzucht die ersten Merinoschafe über die Pyrenäen kommen u. ermuthigte die Tuchfabrikanten theils durch Prämien, theils durch die Verordnung, daß Uniformen nur aus inländischem Stoffe zu fertigen seien. Von höchstem Werthe endlich war die Gründung der Bergakademie zu Freiberg am 4. Dez. 1765. Dennoch gehörte X.'s persönliches Interesse vor Allem dem Militärstande an, welchem er in der neuen Hofrangordnung zuerst den Vorzug vor dem Civilstande einräumte. Als er nun zur Reorganisation u. Vergrößerung der Armee nach dem Rathe des französischen Generalmajors Martagnes u. nach dem Muster Friedrich's II. jährlich eine halbe Million Thaler mehr verlangte, gerieth er seit 1766 mit Ständen u. Ministern in immer ernsteren Konflikt, während durch unmäßige Steuern der Wohlstand des Landes sank. Dieser Verlegenheit entzog er sich am 13. Sept. 1768 durch Niederlegung der Administration u. Vormundschaft, siedelte mit der ihm 1767 morganatisch vermählten Gräfin Clara Spinucci 1769 nach Paris über u. lebte auf den von ihm erkauften Herrschaften Chaumont u. Pont-sur-Seine, bis er vor der Revolution flüchten mußte. Nach längerem Aufenthalte in Rom, wo seine zur Gräfin von der Lausitz ernannte Gemahlin 1792 starb, kehrte er 1796 nach Sachsen zurück u. starb am 21. Juni 1806 auf der ihm vom Kurfürsten geschenkten Herrschaft Zabeltitz. Sein einziger Sohn, Joseph, Chevalier de Saxe, stand in neapolitanischen, später in russischen Diensten u. blieb 1802 im Zweikampfe mit einem Fürsten Tscherbatow.

**Xenien** (griech. ξένια), Gastgeschenke, d. h. Geschenke, meist in ausgesuchten Leckerbissen bestehend, welche bei den Griechen u. Römern der Wirth als Zeichen der Gastfreundschaft seinen Gästen zu spenden pflegte. „Xenia" betitelte Martial (s. d.) das 13. Buch seiner Epigramme u. nach dessen Vorbilde dichteten Schiller u. Goethe gemeinsam die „Xenien", welche im „Musenalmanach" für 1797 erschienen. Schiller, durch verschiedene Angriffe gereizt, hatte schon Ende 1795 an Goethe geschrieben, daß er Lust habe, „eine kleine Hasenjagd in unserer Literatur" anzustellen; diesen Gedanken griff Goethe auf u. machte Schiller den Vorschlag, gemeinschaftlich ein Strafgericht über alle Zeitschriften in Epigrammen nach Art der X. des Martial zu halten. Nach mancherlei Erweiterungen u. Abänderungen des Planes wurden in genannter Zeitschrift die X. losgelassen, „eine wahre poetische Teufelei", wie Schiller sagte, „das Meiste wilde, gottlose Satire, bes. auf Schriftsteller u. schriftstellerische Produkte, untermischt mit einzelnen poetischen, auch philosophischen Gedankenblitzen." Am meisten betroffen wurden durch dieses literarische Strafgericht Nicolai, Reichardt, der jüngere Stolberg, Fr. Schlegel u. A., aber auch Alles, was in den letztvorhergegangenen Jahren Mittelmäßiges u. Falsches, Geschmackloses u. Halbes auf den Gebieten der schönen u. zum Theil auch der wissenschaftlichen Literatur hervorgebracht war, die engherzige u. abgelebte Kritik in den literarischen Zeitschriften, die moralisirenden Aesthetiken 2c. wurde hier schonungslos gezüchtigt. So machten denn auch die X. gleich beim ersten Erscheinen des „Musenalmanachs" höchstes Aufsehen in ganz Deutschland u. versetzten die ganze lebende Schriftstellerwelt in außerordentliche Aufregung. — Eine neue Ausgabe der X. veranstaltete Ad. Stern (in Reclam's „Universalbibliothek", Lpz. 1872). Vgl. Boas, „Goethe u. Schiller im Xenienkampf" (2 Bde., Stuttg. 1851); Sauppe, „Die Schiller-Goethe'schen X." (Lpz. 1852).

**Xenil** od. Jenil, auch Genil (spr. Chenil), ein linker Nebenfluß des Guadalquivir, entsteht aus den Gletscherwässern des Corral de Veleta in der Sierra Nevada der span. Provinz Granada. Sein wunderbar klares u. smaragdgrünes Wasser behält er bis zum Einfluß des Flusses Aguas blancas, der ihn trübt. Aus einem prachtvollen Gebirgskessel tritt er am Fuße der Sierra in die fruchtbare Vega von Granada, deren Berieselung großentheils durch sein Wasser bewirkt wird. In Windungen durchzieht er von Ulmen u. Silberpappeln umrahmt die Vega, wird dann Grenzfluß zwischen den Provinzen Malaga u. Sevilla auf der linken u. Cordova auf der rechten Seite, tritt als solcher bei Benameji in die Bätische Steppe u. durchschleicht sie in westl. Richtung 12 M. weit, bewässert dann die fruchtbare Ebene von Ecija, die vor der Stadt mit Baumwollenfeldern bedeckt ist, u. mündet nach 30 M. langem Laufe kurz unterhalb Palma. Das seichte Bett des X. macht ihn für die Schiffahrt unbrauchbar.

**Xenodochium** (griech. ξενοδοχεῖον, von ξένος, fremd, u. δέχεσθαι, aufnehmen), Ort zur Aufnahme der Fremden, Herberge, Pilgerhaus, auch Hospital.

**Xenokrates** aus Chalkedon, griech. Philosoph, Schüler des Platon, geb. um 396 v. Chr. Obwol Platon von ihm geäußert haben soll, er bedürfe des Sporns, wie Aristoteles des Zügels, so wurde doch X. ein Hauptvertreter der Platonischen Philosophie, indem er als zweiter Nachfolger Platon's nach dem Tode des Speusippos von 339—14, in welch letzterem Jahre er starb, der sog. älteren Akademie in Athen vorstand. Eigenthümlich ist dem X., daß er die Platonischen „Ideen" (s. d.) für gleichbedeutend nahm mit Zahlen u. mathematischen Begriffen; die Seele erklärte er demgemäß für die sich selbst bewegende Zahl. Auch rührt von X. die ausdrückliche Eintheilung der Platonischen Philosophie in Ethik, Physik u. Dialektik her. Seiner Rechtschaffenheit u. Sittenreinheit wird von den Alten das höchste Lob gespendet.

**Xenophanes** aus Kolophon, der Stifter der sog. Eleatischen Schule (s. d.), geb. um 569 v. Chr.; wanderte nach seiner Vertreibung aus der Heimat (um 544) nach Griechenland, Sizilien u. schließlich nach Elea in Unteritalien, wo er um 477 starb. Die Lehre der

Eleaten von der Einheit alles Seienden tritt bei X. erst in ihren unvollkommenen Anfängen auf. Gegenüber der von ihm verspotteten Götterwelt eines Homer u. Hesiod lehrte er eine Alles beherrschende Gottheit, die in Kugelgestalt existirt, übrigens aber nicht erst geworden ist, sondern als ewige Denkkraft ohne jegliche Bewegung u. Veränderung Alles durch die Macht ihrer Gedanken lenkt. Diese Gottheit ist aber andererseits auch völlig eins u. dasselbe mit der Welt; daher ihre Kugelgestalt zum Behuf der allseitigen Ausfüllung des Raumes. Von den Gedichten des X. — denn in solchen stellte er seine Lehre dar — sind nur Bruchstücke vorhanden (herausgeg. von Karsten im 1. Bd. der „Philosophorum veterum Graecorum reliquiae", Haag 1830). Die neuesten Untersuchungen über X. hat Kern in einem lateinischen (Naumb. 1864) u. zwei deutschen Programmen (Danzig 1871 u. Stettin 1874) niedergelegt.

**Xenophon,** griech. Geschichtschreiber, geb. wahrscheinlich 431 v. Chr. (nach anderen Angaben um 445), war der Sohn des Gryllos aus dem athenischen Bezirk Erchеia. Von seinem Vater sorgfältig erzogen, war X. später Schüler des Sokrates u. des Sophisten Prodikos aus Keos. X. soll früh in Kriegsdienste getreten u. 412 Kriegsgefangener der Böotier geworden sein. Sein Freund Proxenos lud ihn nach Beendigung des Peloponnesischen Krieges nach Sardes zu dem jüngeren Kyros ein, der eben damals (401 v. Chr.) gegen seinen älteren Bruder Artaxerxes zu Felde zog. X. betheiligte sich ohne einen militärischen Rang an dieser Unternehmung u. führte nach der für Kyros unglücklich verlaufenen Schlacht bei Kunaxa die ca. 10,000 griech. Söldner mit ausnehmender Geschicklichkeit durch Innerasien nach Thrakien. Nachdem er dort dem König Seuthes geholfen hatte, sich sein Reich wieder zu erobern, führte X. seine Streitkräfte auf Ansuchen der Spartaner, für die er, wie fast alle Sokratiker, allezeit Sympathien gehabt hat, deren Feldherrn Thimbron zu, der in Kleinasien gegen die Perser kriegte. Dafür von den Athenern verbannt, nahm er Theil an dem Kriege der Spartaner unter Derkyllidas sowie unter Agesilaos (399). Letzteren begleitete X. durch Thrakien u. Thessalien, wurde dann nach Böotien berufen u. kämpfte in der Schlacht bei Koroneia gegen seine Landsleute. Die Spartaner zeichneten X. aus u. schenkten ihm ein Landgut bei Skillus in Elis, wo er mit seiner Gattin Philesia, die ihm zwei Söhne, Diodoros u. Gryllos, gebar, längere Zeit in Ruhe lebte u. sich der Jagd, der Pferdezucht u. dem Landbau widmete, auch die meisten seiner Schriften verfaßte. Als jedoch die Eleer sich des ihnen ehemals entrissenen Länderstrichs, in dem des X. Gut lag, wieder bemächtigten, ward dieser vertrieben, erhielt indessen von den Eleern später sein Besitzthum wieder. Durch den Einfluß des Eubulos wurde auch in Athen die Aufhebung seiner Verbannung erwirkt; so konnten seine beiden Söhne in der Schlacht bei Mantineia auf Athens Seite kämpfen, wobei der eine von ihnen, Gryllos, ruhmreich fiel. Beim Empfange der Nachricht davon sprach X. die im Alterthum gefeierten Worte: „Ich wußte, daß ich einen Sterblichen gezeugt." Er selbst starb zu Korinth 354 od. 353 v. Chr. Seine zahlreichen Schriften, in einem klaren, durchsichtigen Stil geschrieben, geben uns das vollendetste Bild eines reinen Attizismus; schon die Alten nannten X. deshalb die attische Muse od. die attische Biene. Diese Schriften sind: Die „Kyropädie" („*Κύρου παιδεία*"), d. i. die Erziehung des Kyros, geschrieben nach 362 v. Chr., enthält in acht Büchern die Jugendgeschichte des älteren Kyros, der aber in diesem Werke, welches man einen politischen Roman nennen könnte, sehr idealisirt u. als vollkommener Fürst nach sokratischen Grundsätzen erscheint (herausgegeben u. A. von Dindorf, Lpz. 1824; von Bornemann, ebd. 1840; von Jacobitz, ebd. 1843; von Hertlein, 2 Bde., ebd. 1853); die „Anabasis" („*Ἀνάβασις Κύρου*") in sieben Büchern, um 380 geschrieben, schildert die Expedition des Kyros gegen seinen Bruder, hauptsächlich aber die Heimführung der 10,000 Griechen nach Byzanz durch X. selbst, der in dieser Schrift von sich in der dritten Person berichtet (herausgeg. u. A. von Krüger, 6. Aufl., Berl. 1871; von Rehdantz, 3. Aufl., 2 Bde., ebd. 1873 f.; von Vollbrecht, 2 Bde., 5. Aufl., Lpz. 1873—75); die „Hellenika" („*Ἑλληνικά*"), d. i. griechische Geschichte, in 7 Büchern, an Thukydides anschließend, den Peloponnesischen Krieg von 417 v. Chr. bis zu seinem Ende u. von da ab die Zeit bis zur Schlacht bei Mantineia (363 v. Chr.) mit ausgesprochener Vorliebe für Sparta behandelnd, beendet kurz vor X.'s Tode (herausgeg. u. A. von Büchsenschütz, 2 Bde., 3. Aufl., Lpz. 1871—73; von Breitenbach, 2 Bde., Berl. 1873 f.; von Dindorf, 2. Aufl., Lpz. 1874); „Agesilaos", eine Lobschrift auf diesen Feldherrn u. Freund X.'s (herausgeg. von Breitenbach, Gotha 1846 u.; von Heiland, Lpz. 1846; von Sauppe, Helmstädt 1841; von Graf, Lpz. 1842); „Die Staatsverfassung der Lakedämonier" („*Λακεδαιμονίων πολιτεία*") u. „Die Staatsverfassung der Athener" („*Ἀθηναίων πολιτεία*"), beide von zweifelhafter Echtheit (erstere herausgeg. von Haase, Berl. 1833; letztere von Schmidt, Jena 1876); „Finanzen od. über Staatseinkünfte" („*Πόροι ἢ περὶ προσόδων*"); „Hiero" („*Ἱέρων*"), ein Dialog zwischen dem sizilischen Tyrannen Hiero u. Simonides über die Mittel u. Wege, sein Land glücklich zu machen (herausgeg. von Frotscher, Lpz. 1822; von Breitenbach, Gotha 1847); „Ueber die Reitkunst" („*Περὶ ἱππικῆς*") u. „Der Reiterführer" („*Ἱππαρχικός*") (beide Schriften herausgeg. mit franz. Uebersetzung von Courrier, Par. 1818; erstere deutsch von Jacobs, Gotha 1828); „Ueber die Jagd" („*Κυνηγετικός*"); „Memorabilien des Sokrates" („*Ἀπομνημονεύματα Σωκράτους*"), mit dankenswerthen Aufschlüssen über Person u. Lehren des Sokrates, in Gesprächsform (herausgeg. u. A. von Sauppe, Lpz. 1834; von Kühner, 2. Aufl., ebd. 1871; von Breitenbach, 4. Aufl., Berl. 1870; von Seyffert, 3. Aufl., Lpz. 1869); „Vertheidigung des Sokrates vor seinen Richtern" („*Ἀπολογία Σωκράτους πρὸς τοὺς δικαστάς*"), worin die Gründe erörtert werden, warum Sokrates lieber sterben als durch Flucht sein Leben retten will (herausgeg. von Bornemann, Lpz. 1824; von Herbst, Halle 1830); „Das Gastmahl der Philosophen" („*Συμπόσιον φιλοσόφων*"), eine Art Tischreden des Sokrates (herausgeg. von Bornemann, Lpz. 1824; von Herbst, Halle 1830; von Sauppe, Helmstädt 1841; von Mehler, Leid. 1850); „Ueber den Haushalt" („*Οἰκονομικὸς λόγος*"), Gespräch über die Verwaltung des Hauswesens (herausgeg. von Herbst, Lpz. 1840; von Breitenbach, Gotha 1841). Unecht u. offenbar Machwerke aus Rhetorenschulen sind die dem X. zugeschriebenen Briefe.

Nr. 5610. Xenophon.
Nach einer antiken Büste.

Gesammtausgaben erschienen zuerst Schwäbisch-Hall 1540 (3 Bde., mit Vorrede von Melanchthon), dann u. A. von Schneider (n. Aufl. von Bornemann u. Sauppe, 6 Bde., Lpz. 1825—40), von Dindorf (Par. 1839), von Bornemann, Breitenbach u. Kühner (4 Bde., Gotha 1828—54). Uebersetzungen lieferten u. A. Osiander u. Schwab (Stuttg. 1854 ff.) u. Verschiedene in der „Neuesten Sammlung ausgewählter griech. u. röm. Klassiker" (12 Bde., ebd. 1854 bis 1872). — Vgl. Krüger, „De Xenophontis vita quaestiones criticae" (Halle 1822).

**Xeres** od. **Jeres** (spr. Chhĕres) **de la Frontera,** Stadt mit 52,158 E. (1860) in der span. Provinz Cadix (Andalusien), liegt unweit rechts vom Guadalete, in weiter, mit Rebenhügeln bedeckter Ebene, ist theilweise noch von Mauern umgeben, hat aber sonst trotz seines keltiberischen Ursprungs einen durchweg modernen, eleganten Anstrich. Seine geraden Straßen sind mit stattlichen Häusern besetzt; die Kaufläden, Cafés, Promenaden erinnern an eine Großstadt. X. hat ein altes königl. Schloß (Alcazar), zehn theilweise recht schöne Kirchen, Theater, Stiergefechtscirkus, mehrere Institute u. höhere Unterrichtsanstalten, eine Bibliothek ꝛc., ist überhaupt eine im Aufschwunge befindliche Stadt. In seiner Umgebung wächst der berühmte Xereswein (Sherry), der großentheils nach England geht. — Bei X. siegten 711 die Araber unter Tarik über die Westgothen unter ihrem Könige Roderich; das zum Andenken an dieses Ereigniß erbaute Karthäuserkloster mit prachtvoller Kirche ist aufgehoben.

**Xerxes,** Name zweier Könige von Persien. — 1. **X. I.,** der Sohn Dareios' I. u. der Atossa, dessen zweiter Gemahlin, folgte 485 v. Chr. seinem Vater auf dem Throne u. eröffnete seine Regierung mit einem schon lange vorbereiteten Feldzuge gegen Aegypten u.

Babylonien, den er siegreich beendete. Von seinem Feldherrn Mardonios zum Kriege gegen Griechenland aufgestachelt, begann er denselben, ungeachtet der Warnungen seines Oheims Artabanos, nach mehrjährigen sorgsamen Rüstungen. Mit 800,000 Mann (nach Ktesias; Herodot giebt weit größere Zahlen) ging er 480 über den Hellespont, unterwarf Thrakien u. Makedonien u. drang bis Athen vor, war aber dann Augenzeuge der gänzlichen Niederlage seiner gesammten Flotte bei Salamis (s. „Themistokles"). Nun eilte X. nach Sardes zurück, u. von da ab erfahren wir von ihm nur noch, daß er, ganz seinen sinnlichen Begierden hingegeben, die häuslichen Verhältnisse seiner Angehörigen zerrüttete u. 465 v. Chr. von dem Hyrkanier Artabanos, dem Befehlshaber seiner Leibwache, ermordet wurde. Er hinterließ zwei Töchter, Amytis u. Rhodogune, u. drei Söhne, Dareios, Hystaspes u. Artaxerxes, von denen der Letztere, der jüngste, ihm auf dem Throne folgte (s. „Artaxerxes I."). — 2. **X. II.**, Sohn Artaxerxes' I., folgte seinem Vater 425 v. Chr. in der Regierung, wurde aber schon 45 Tage darauf von seinem Halbbruder Sogdianos ermordet.

Nr. 5611. Xeres de la Frontera.

**Ximenes** od. Jimenes (spr. Chhimenes), Augustin Marie, Marquis de, franz. Schriftsteller, geb. als Abkömmling einer ursprünglich spanischen Familie 26. Febr. 1726 zu Paris; widmete sich Anfangs dem Militärstande, entsagte aber demselben 1746, gab sich nun ganz literarischen Studien u. Arbeiten hin u. starb hochbetagt zu Paris 31. Mai 1817. Eine gewisse Bedeutung für die französische Literaturgeschichte besitzt X. nur dadurch, daß er, in intim freundschaftlichen Beziehungen zu Voltaire stehend, gelegentlich dessen Streitschriften mit seinem Namen deckte, so nam. die „Lettres sur la nouvelle Héloïse". X.' eigene Dichtungen u. Prosawerke (nam. die Tragödien „Epicharis" 1753, „Amalazonte" 1754 u. „Don Carlos" 1764, sowie das geschichtliche Werk „Histoire de la guerre de 1741") sind heute fast vergessen. Mitglied der Akademie war X. seit 1801 gewesen. Seine „Oeuvres complètes" erschienen in Paris 1772, ein „Choix de poésies anciennes et inédites" in Paris 1806.

**Ximenes**, eigentlich **Ximenez de Cisneros**, Francisco, span. Kardinal u. Staatsmann, geb. 1436 zu Torrelaguna, war der Sohn eines Advokaten aus alter, aber herabgekommener Familie. Nachdem er in Alcala alte Sprachen, in Salamanca Rechtsstudien getrieben hatte u. zum Baccalaureus promovirt war, ging er 1459 nach Rom u. brachte, durch den plötzlichen Tod seines Vaters zurückgerufen, eine päpstliche Bulle mit, welche ihm die erste im Bisthum Toledo erledigte Pfründe zusagte. Als er daher 1473 die von Uzeda in Besitz nahm, ließ ihn der Erzbischof Carillo ergreifen u. einsperren, gab ihm aber nach sechs Jahren die Freiheit u. die Stelle wieder. Schon 1480 vertauschte X. diese mit einer Kaplanstelle zu Siguenza, dessen Bischof, Kardinal Gonzalez Mendoza, ihn zu seinem Vikar ernannte, während der Graf Cifuentes ihm die Verwaltung seiner umfangreichen Güter übergab. Obwol seine Einnahmen sich bald auf 2000 Dukaten beliefen, legte er plötzlich seine Stellen nieder u. trat zu San Juan de los Reyes bei Toledo in den Franziskanerorden, nahm statt seines eigentlichen Vornamens, Gonzalo, den des Stifters an u. übte sich in jeder härtesten Kasteiung. Da der Ruf seiner Heiligkeit Scharen von Beichtenden herbeilockte, bezog er eine Einsiedelei in einem entlegenen Kastanienwalde, wurde aber bald durch den Befehl seiner Vorgesetzten zum Guardian des Klosters von Salzeda u. 1492 sogar zum Beichtvater der Königin Isabella (s. d.), 1494 zum Provinzial seines Ordens in Castilien berufen. Schon in dieser Stellung war er eifrig mit der Abschaffung von Mißbräuchen beschäftigt, mehr noch, als er nach halbjähriger Weigerung sich genöthigt sah, 1495 die Stelle eines Erzbischofs von Toledo u. Großkanzlers von Castilien anzunehmen. Mit unbeugsamer Strenge setzte er trotz aller Gegenmaßregeln seine Reform des gesammten Klerus durch u. betrieb durch Geschenke, Ueberredung u. Härte auf das Eifrigste die Bekehrung der Mauren von Granada. 1500 gründete er eine Hochschule zu Alcala, ließ durch die bedeutendsten Gelehrten die berühmte Complutensische Polyglottenbibel (vollständig in 6 Foliobänden 1517) verfertigen u. plante sogar eine Ausgabe des Aristoteles in ähnlicher Art. Als an die Stelle der 1504 verstorbenen Königin Isabella Philipp von Burgund, der Gemahl ihrer Tochter Johanna, getreten war, behielt er seinen Einfluß auf die Staatsgeschäfte u. bekämpfte auch nach dem frühzeitigen Tode jenes 1506 mit seiner auf eigene Kosten geworbenen Mannschaft einen Aufstand des Adels. Nachdem er auf Bitten Ferdinand's von Aragonien durch Julius II. zum Kardinal erhoben war, betrieb er eifrigst einen Kreuzzug nach Oran u. konnte im Mai 1509 daselbst seinen Einzug halten. Trotz der Ehren, welche ihm Ferdinand bei seiner Rückkehr zu Valladolid erwies, mißtraute er ihm, da der König wiederholentlich versucht hatte, seinem natürlichen Sohne Alfonso, dem Bischof von Zaragoza, das Erzbisthum von Toledo zu verschaffen. Stets jedoch wußte X. auch solchen Widerstand durch die demüthige Erklärung zu bekämpfen, er wolle lieber in die Stille des Klosters zurückkehren. Nach dem Tode des Königs (am 23. Jan. 1516) nahm er die ihm testamentarisch bestimmte Statthalterschaft in Castilien in Anspruch, einigte sich friedlich mit Adrian von Löwen, der für dieselbe Würde von Karl (s. „Karl V.") bestimmt war, u. setzte durch seine Strenge u. Energie durch, daß der neue Herrscher in allen Hauptstädten als König ausgerufen wurde, trotzdem er selbst diese Maßregel als unklug widerrathen hatte. Als der Adel ihn durch eine Deputation nach seinem Rechte zu einer so harten Regentschaft fragte, deutete er auf die Kanonen unter seinem Fenster als seine „Beglaubigungsschreiben" u. wies bald darauf die Bürgerschaften an, sich zu bewaffnen, um unter eigenen Anführern ihre Freiheiten zu beschützen. Durch Sparsamkeit u. Abschaffung überflüssiger Aemter füllte er die Kassen, setzte Heer u. Flotte in den besten Stand u. sicherte das neu eroberte Königreich Navarra durch Niederreißung der Festungen. Selbst das Schicksal der Eingeborenen von Hispaniola suchte er zu bessern u. sprach es schon damals aus, daß die Einführung der Neger einen Sklavenkrieg veranlassen werde. Freilich dehnte er auch die Ketzergerichte auf die Neue Welt wie auf Oran aus. Obwol auf Wunsch Adrian's noch ein zweiter u. ein dritter Gesandter nach Castilien geschickt wurden, um die Regierung mit X. zu theilen, so behielt er sie doch allein in starker Hand u. wußte noch immer die Unzufriedenheit, welche durch die Erpressungen der Niederländer erregt wurde, niederzuhalten, als Karl im Sept. 1517 landete u., eingenommen durch verleumderische Zwischenträger, den Kardinal entließ u. auf den Dank des Himmels vertröstete. Durch Alter, Krankheit u. Undank gebeugt, hauchte X. im 81. Jahre am 8. Nov. 1517 zu Roa sein Leben aus u. wurde in Alcala bestattet. — Vergl. Gomez,

„De rebus gestis Ximenis" (Alcala 1569); Hefele, „Der Kardinal X. u. die kirchlichen Zustände Spaniens am Ende des 15. u. Anfange des 16. Jahrh." (Tüb. 1844); Havemann, „Francesco X." (Gött. 1848) u. Prescott, „Geschichte der Regierung Ferdinand's u. Isabella's" (2 Bde., deutsch, Lpz. 1842).

**Xiphias,** s. „Schwertfisch".

**Xiphodon,** eine den Anoplotherien nahestehende fossile Säugethiergattung (Ordnung der Vielhufer) von schlanker Gestalt mit verlängertem Kopf u. langen dünnen Beinen, gehört ausschließlich den älteren Tertiärgebilden an u. hatte die Natur u. wahrscheinlich auch die Lebensweise der Gazellen. Ueberreste von X. gracile sind aus dem Pariser Gips u. von Apt bekannt.

**Xylander,** Joseph Karl August, Ritter v., Militärschriftsteller, geb. zu München 4. Febr. 1794; war seit 1812 bayer. Ingenieuroffizier, als welcher er 1813 die Befestigung Augsburgs u. den Bau des Brückenkopfes bei Friedberg leitete u. 1817—18 der Kommission für die Berichtigung der franz. Grenze angehörte, wurde dann Lehrer der Taktik beim Kadettencorps in München u. 1831 Mitglied der Militärkommission des Deutschen Bundestags, was er bis zu deren Auflösung im Juli 1848 blieb. Seit Dezember dess. Jahres Oberst u. Vertreter Bayerns bei der provisorischen Centralgewalt, ward er Ende 1849 Generalmajor sowie Bevollmächtigter Bayerns bei der Bundescentralkommission u. bei der auf Oesterreichs Einladung 1. Juli 1850 in Frankfurt zusammengetretenen Versammlung der Deutschen Staaten bayer. Gesandter. Letzteren Posten behielt er auch nach der Reaktivirung des Bundestags, bis er im Nov. 1851 wieder als Mitglied zur Bundesmilitärkommission zurücktrat. X. starb zu Frankfurt a. M. 2. Nov. 1854. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: „Lehrbuch der Taktik" (4 Bde., Münch. 1820 bis 1823; 4. Aufl., ebd. 1858 f.); „Betrachtungen über die Infanterie" (ebd. 1827); „Untersuchungen über das Heerwesen unserer Zeit" (ebd. 1831) u. „Zur Sprach- u. Geschichtsforschung neuerer Zeit" (ebd. 1837). Auch gab er die Zeitschriften „Kriegsschriften" (1820 f.) u. „Militärische Mittheilungen" (1828—31) heraus u. übersetzte aus dem Schwedischen: „Die Vertheidigung der Festungen im Gleichgewicht mit dem Angriff" (Münch. 1819); „Ueber Kriegsentwürfe mit Rückblicken auf ältere u. neuere Kriege" (Augsb. 1824); „Beitrag zur Geschichte des Schwed. Kriegs von 1808—1809" (Berl. 1825).

**Xylander** (d. i. Holzmann), Wilhelm, verdienter Humanist des 16. Jahrh., geb. 26. Dez. 1532 zu Augsburg; studirte seit 1549 in Tübingen, seit 1556 in Basel Philologie u. Mathematik, wurde 1558 Professor der griech. Sprache in Heidelberg u. starb daselbst 10. Febr. 1576. In der Kirchengeschichte ist er als Sekretär der Reformirten bei dem Religionsgespräch zu Maulbronn (1564) bekannt. Von seinen sehr zahlreichen Schriften sind bes. die lat. Uebersetzungen des Dio Cassius, Plutarch, Strabon u. des Mathematikers Diophantus sowie die Ausgaben verschiedener griech. Schriftsteller hervorzuheben.

**Xylograph** (vom griech. ξύλον, Holz, u. γράφειν, schreiben), Holzschneider.

**Xylographie** od. Holzschneidekunst, auch Formschneidekunst, ist die älteste der vervielfältigenden Künste. Sie stellt ihre Druckplatten in folgender Weise her: Nachdem das zu vervielfältigende Bild, u. zwar verkehrt (als Spiegelbild) auf eine Holztafel (Holzstock) gezeichnet ist, welche aus Buchsbaum od. einer andern harten Holzart von feinfaseriger Textur besteht, werden die vom Zeichner leer gelassenen Stellen mit dem Messer od. Stichel bis auf eine gewisse Tiefe so genau herausgeschnitten, daß die Zeichnung völlig unverletzt bleibt, sich also infolge dieser Vertiefungen als erhaben darstellt. Das Holz wird gewöhnlich so verwendet, daß die Hirnseite die Druckfläche bildet. Die Zeichnung selbst wird in der Regel mit dem Bleistift gemacht u. zu diesem Zwecke der Stock grundirt, d. h. mit einer dünnen Zinkweißauflösung überzogen, damit die feinsten Striche auch sich deutlich markiren. Beim „Schneiden" werden die stehenzulassenden Striche der Zeichnung erst mit einem feinen Stichelzuge abgegrenzt, so daß die Zeichnung selbst das Aussehen erhält wie es Nr. 5613 zeigt, u. darauf erst die zwischenliegenden Holzpartien herausgestochen (Nr. 5614). Ist der Schnitt fertig, so wird die Platte mit Buchdruckerschwärze eingerieben, das Papier od. Pergament darauf gelegt u. durch eine Pressung von oben od. durch eine darüber hinfahrende Walze auf den Stock gedrückt, so daß die geschwärzten hervorstehenden Theile, welche die Zeichnung bilden, sich darauf abdrücken. Die ersten Anfänge der X. gehen nicht bis ins Alterthum zurück, das wol die Verwendung von geschnittenen Holzplatten zu trockenem Stempeldruck aber nicht zu nassem Drucke kannte; sondern sie liegen erst im Mittelalter, wo zuerst bei den Chinesen nachweislich schon im 10. Jahrh. mittels Holztafeln gedruckte Bücher vorkommen, wie sie heute noch daselbst in ganz gleicher Weise hergestellt werden. In Europa finden sich die ersten Spuren in den Ländern deutscher Zunge, in denen sich zuerst das Bedürfniß nach rascher u. leichter Herstellung der mit Malereien u. Federzeichnungen geschmückten Volksbücher u. der von den sog. Briefmalern gefertigten Heiligenlegenden, Spielkarten u. Kalender geltend machte. Diese Briefmaler hatten früher ihre Bilder vermittels Patronen durchgezeichnet u. ausgemalt, bis sie darauf verfielen, durch farbigen Abdruck von geschnittenen Holz- od. auch Metallstempeln die Fabrikation schneller u. wohlfeiler zu machen. So wurden die Briefmaler zu Briefdruckern, die zwar noch nicht die jetzige Druckerschwärze gebrauchten, sondern Lampenruß mit Wasser od. mit Oel, u. vor dem 14. Jahrh. nur Pergament od. Baumwollenpapier, von da an aber auch dünnes Leinenpapier.

Nr. 5612. Der heilige Christoph. Facsimile-Reproduktion eines alten Holzschnittes aus dem Jahre 1423.

Solche Farbedrucke, von denen es freilich oft ungewiß ist, ob sie Holzschnitt- od. Metallschnittdruck sind, finden sich neueren Untersuchungen zufolge bereits seit dem 12. Jahrh. Als das erste datirte Denkmal der Holzschneidekunst gilt der heil. Christoph mit der Jahreszahl 1423, aus der Karthause Buxheim bei Memmingen stammend (einmal in England u. einmal in Basel), dem bald nachher 1437 ein Blatt mit der Marter des heil. Sebastian u. etwas später ganze Bücher folgten, in denen Text u. Bilder auf denselben Holztafeln enthalten waren. Mit solchen Holztafeln druckte bekanntlich Anfangs auch Gutenberg, bis er auf den Gedanken kam, die Tafeln in einzelne Worttypen u. diese wieder in Buchstabentypen zu zerschneiden. Der Inhalt dieser selten über 50 Seiten starken illustrirten Bücher, in denen entweder der Text od. die Bilder die Hauptsache waren, war meistens geistlichen od. populär poetischen Inhalts, z. B. die Armenbibel (s. d.), der Heilsspiegel, „das puch der haymlichen Offenbarungen Sant Johans", die „Ars moriendi" u. a. Gegen das Ende des 15. Jahrh. vervollkommnete sich allmählich die Technik des Schnittes, indem zu den bis dahin üblichen parallelen Stichlagen der Kreuzschnitt hinzutrat, den M. Wohlgemuth, der bekannte Lehrer Albrecht Dürer's, eingeführt haben soll. Er, sowie Martin Schongauer, Joh. Schnitzer, Albrecht Dürer, Hans Sebald Beham, Hans Schäuffelin u. andere Nürnberger bilden die älteste Schule der Formschneider, aus

der eine große Menge von Holzschnitten hervorgingen, die, wenn auch nicht von diesen Meistern selbst, doch unter ihrer Aufsicht nach ihren Zeichnungen entstanden. Das umfangreichste der damaligen Holzschnittwerke ist die sog. „Schedel'sche Chronik", die fast 2000 Holzschnitte von Wohlgemuth od. seinen Schülern enthält. Weit bekannter u. vollendeter sind die großen Holzschnittwerke Dürer's, nämlich die nach seinen Blättern zur Offenbarung Johannis (aus dem J. 1498) viel später entstandenen u. weit vollendeteren Werke: „Das Leben der Maria", „Die große Passion", „Die kleine Passion" (alle drei aus dem J. 1521), u. der Riesenholzschnitt „Der Triumphwagen Maximilian's". Neben dieser Nürnberger Schule arbeiteten auch in anderen Städten die als Maler bekannten Hans Burgkmair, Lucas Cranach, Hans Baldung Grien u. vor Allen Hans Holbein d. J. viel für den Holzschnitt; von Letzterem sind bes. die Kompositionen des Todtentanzes (s. d.) u. das Todtentanzalphabet, das von dem Baseler Xylographen Hans Lützelburger geschnitten wurde, zu erwähnen.

Nr. 5613. Holzplatte im ersten Stadium des Schnitts.

Nr. 5614. Holzplatte zum Druck fertig.

Dazu kamen in den Niederlanden Lucas v. Leyden u. in Italien, wo auch Rafael u. Tizian für den Holzschnitt Zeichnungen lieferten, bes. Ugo da Carpi (s. d.), dem die Italiener die Erfindung des Chiaroscuro zuschreiben. Auf diese Periode der höchsten Blüte, die sich bis in die Mitte des 16. Jahrh. erstreckte u. den Holzschnitt nam. in Deutschland sehr populär gemacht hatte, folgt bis zu Ende des Jahrhunderts eine Periode, in welcher der Holzschnitt durch den in höheren Aufschwung gekommenen Kupferstich einen gefährlichen Nebenbuhler erhielt, der ihn in geistiger Beziehung auch überflügelte. Bedeutende Repräsentanten dieser Periode sind noch die Nürnberger Jost Amman u. Virgil Solis. Langsamer als in Deutschland ging freilich der Verfall in anderen Ländern vor sich, ja in Italien nahm der Holzschnitt in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. sogar wieder einen namhaften Aufschwung. Aber gegen das Ende des Jahrhunderts wird der Verfall in allen Ländern, wo diese Kunst sonst geblüht hatte, allgemein u. erstreckt sich nicht allein durch das ganze 17., sondern sogar bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrh. hinein. Erst mit dem Engländer Thomas Bewick (s. d.), 1753—1828, dessen Landsleute sich bis dahin in der Holzschneidekunst wenig hervorgethan hatten, beginnt ein neuer Aufschwung. Durch sein Verfahren, die Fläche des Holzstocks als tiefe Schattenunterlage zu behandeln u. dann vom Dunkeln ins Helle zu arbeiten u. mit dem Stichel auf Hirnholz, statt wie früher mit dem Messer auf Langholz zu arbeiten, bewirkte er eine wesentliche Veränderung im Holzschnitt, der dadurch, wie noch jetzt in England üblich, der Stahlstichmanier nahe kommt. Geistvolle u. charakteristische Thierbilder waren sein Hauptgegenstand. Aus der von ihm gestifteten Schule ging eine Reihe bedeutender Künstler hervor, die aber auf die Wiedererweckung des Holzschnitts in anderen Ländern nur von geringem Einfluß waren. Im eigentlichen Mutterlande der Holzschneidekunst, in Deutschland, thaten sich im 18. Jahrh. nam. die beiden Unger, Vater u. Sohn, hervor, denen dann in unserem Jahrhundert zunächst F. W. Gubitz (s. d.) in Berlin u. Blasius Höfel in Wien (geb. 1792), später auch F. W. Unzelmann (s. d.) in Berlin folgten. Der Letztere eröffnete wenigstens in Deutschland die neueste, ums J. 1830 beginnende Periode, die zweite große Blütezeit des Holzschnitts, die wir nicht allein den um diese Zeit entstehenden illustrirten Journalen („Pfennigmagazin" 1833, „Illustrirte Zeitung" 1843), sondern auch der Theilnahme verdanken, welche unsere bedeutendsten Maler u. Zeichner, wie Ad. Menzel, Ludw. Richter, Neureuther, Schnorr, Bendemann u. Julius Hübner, dem Holzschnitt widmeten. In Unzelmann's Fußstapfen, der in seinen zahlreichen Schnitten vor Allem auf die treueste Wiedergabe der Zeichnung bis in ihre speziellsten, dem Zeichner angehörigen Eigenthümlichkeiten ausging, traten in Leipzig Ed. Kretschmar (s. d.), die Brüder Otto u. Albert Vogel u. J. G. Flegel (s. d.), in München Braun u. Schneider, die Herausgeber der „Fliegenden Blätter", in Dresden Hugo Bürkner (s. d.) u. A. Gaber, in Göttingen Heinrich Loedel (1798—1861), der vorzugsweise die alten Meisterwerke der Holzschneidekunst reproduzirte, u. eine große Reihe Anderer, die es dahin brachten, daß in unseren Tagen der Holzschnitt bei allen civilisirten Völkern der Erde als das Hauptillustrationsmittel gilt. England blieb zwar der von Bewick eingeschlagenen Bahn, bes. in seinen illustrirten Zeitschriften, im Allgemeinen treu — wir erinnern nur an die Schnitte im „Art-Journal" — kehrte aber auch, bes. durch die Brüder Dalziel, hin u. wieder zu der einfachen Manier der freien Handzeichnung zurück. Frankreich dagegen sagte sich in dieser neuesten Periode infolge der Bemühungen seiner großen Künstler, wie Grandville (s. d.), Gavarni (s. d.), Tony Johannot, Vernet u. A., zwar einerseits von jener Stahlstichmanier los, verfiel aber in den letzten Dezennien immer mehr dem entnervenden Einfluß der industriellen Spekulation. — Eine wesentliche Unterstützung hat die praktische X. in der Neuzeit einerseits gefunden durch die Photographie, mit deren Hülfe Zeichnungen, Vergrößerungen sowol als Verkleinerungen, in jedem Maßstab direkt auf den grundirten Holzstock in der Art übertragen werden, daß der Holzschneider ohne Weiteres danach arbeiten kann, andererseits durch die Galvanoplastik, welche die genaueste Abformung der Holzdruckplatte in Kupferniederschlag beliebig oft ermöglicht, so daß bei großen Auflagen od. bes. kostbaren Schnitten der Druck gar nicht von dem Holzstock selber, sondern nur erst von dem davon gewonnenen Galvanotyp bewirkt wird. Vgl. K. Fr. v. Rumohr, „Zur Geschichte u. Theorie der Formschneidekunst" (Lpz. 1837); M. Schaßler, „Schule der Holzschneidekunst" (Lpz. 1866); T. O. Weigel u. Zestermann, „Die Anfänge der Buchdruckerkunst in Bild u. Schrift" (Lpz. 1866).

**Xylol** (Xylen, Tolylhydrür), ein in dem Steinkohlentheer enthaltener Kohlenwasserstoff, der durch fraktionirte Destillation des leichten Steinkohlentheeröles u. Auffangen der zwischen 128 u. 130° C. übergehenden Partien erhalten werden kann. Außerdem findet sich das X. auch im Holztheer u. im Erdöle von Burmah (dem sog. Rangunthéer). Es ist eine dem Benzin ähnliche, ölige, stark lichtbrechende, aromatisch riechende, farblose Flüssigkeit u. wurde vor einigen Jahren als Mittel gegen die Pocken empfohlen, ist aber wieder in Vergessenheit gekommen. Durch Behandlung von X. mit rauchender Salpetersäure geht das X. in Nitroxylol, einen dem Nitrobenzol ähnlichen Körper, über, u. wie sich aus den aus dem letzteren durch Reduktion mit Wasserstoff sich entwickelnden Mischungen eine stickstoffhaltige organische Basis, das Anilin, bilden läßt, so entsteht auf dieselbe Weise aus dem Nitroxylol eine ähnliche Base, das Xylidin.

**Xystos** (griech., d. h. eigentlich geebnete Bahn, lat. xystus od. xystum), ein bedeckter Säulengang in den griech. Gymnasien (s. „Gymnasium"); bei den Römern eine offene Terrasse vor den Säulengängen der Villen od. auch der gewöhnlich Ephebeum genannte Hauptsaal in den Thermen. Daher heißt X. bisweilen auch ein mittelalterlicher Kreuzgang.

Ende des Buchstaben X.

# Y

**Y, y, Y, y,** der 25. Buchstabe im deutschen Alphabet, wenn j als besonderer Buchstabe gilt, der 22. im lat. u. der 20. im griech. Alphabet. Das Zeichen y (griech. υ) wurde von den Griechen erfunden zur Bezeichnung des Vokals u, aber bald wie ü gesprochen. Im Lateinischen fand y erst spät Verwendung, von den roman. Sprachen kennen es nur das Französische, das Spanische u. das Portugiesische, die es sämmtlich wie i sprechen. Im Deutschen, wo es (abgesehen von der offiziellen Schreibung Bayern) heute nur noch in einzelnen aus dem Griechischen entlehnten Fremdwörtern mit der Aussprache y vorkommt, erscheint es handschriftlich schon früh gleichzeitig mit i u. hat sich in der Verbindung ey bis in unser Jahrhundert erhalten. Im Angelsächsischen u. Altnordischen den Laut ü bezeichnend, hat das y sich auch ins Schwedische, Dänische u. Englische herübergerettet, in letzterer Sprache bald als Halbvokal wie das deutsche j gebraucht, bald wie i od. wie ei gesprochen. Im Holländischen, wo die Schreibungen y u. ij wechseln, lautet es immer ei. Von den slavischen Sprachen kennen es nur das Böhmische (wo es, wenn betont, wie ui lautet) u. das Polnische (ei gesprochen, wenn der Ton darauf liegt). Auf franz. Münzen bezeichnet Y die Münzstätte Bourges, in der Mathematik y eine zweite unbekannte Größe.

**Y** od. **Ij** (spr. Ei; holländ. Het Y), ein Binnensee od. Meerbusen in der niederländ. Provinz Nordholland, der durch den breiten Pampusbusen mit der Zuidersee in Verbindung steht. An ihm liegt an der Mündung der Amstel Amsterdam. Der nordholländ. Kanal setzt het Y mit dem Helder in Verbindung, ein anderer geht durch die Dünen direkt zur Nordsee. Man beabsichtigt gegenwärtig, den See trocken zu legen.

**Yacht** ist ein leicht u. elegant gebautes Segelschiff, ein Klipper (s. d.) im Kleinen, welcher gewöhnlich von Privatleuten zum Vergnügen gehalten u. zu Küstenfahrten, gelegentlichen Reisen, Regatten od. Wettfahrten benutzt wird. Yachtklubs veranstalten solche Yacht-Races. 1866 fand das größte Rennen dieser Art von 3 amerikan. Y.en statt, welche die Segelfahrt von New-York nach England in 14 Tagen zurücklegten. Es giebt indessen auch Y.en, welche mit Dampf getrieben werden.

**Yak** (Grunzochs, Bos grunniens), eine Rinderart von der Größe des Hausochsen, mit drehrunden, nach hinten gekrümmten Hörnern, langem, zottigem Haar u. einem langen, feinbehaarten Roßschwanz. Die Farbe ist der Hauptsache nach schwarz, zuweilen aber ist Schwanz, Stirn u. Scheitel weiß, auch an anderen Körpertheilen zeigen sich weiße Haare, wie denn die langen zottigen Haare, welche Schenkel u. Oberarm bekleiden, häufig dieselbe Farbe haben. Der Y. lebt wild in den tibetanischen Gebirgen; er wird aber von Kalmüken u. Mongolen gezähmt, da er sich sehr gut zum Reit- u. Lastthier in den Alpenpässen eignet u. die Kuh eine treffliche Milch liefert. Seinen lat. Namen u. die deutsche Bezeichnung Grunzochse verdankt das Thier seiner eigenthümlichen Stimme, die mit dem gewöhnlichen Brüllen der Rinder durchaus keine Aehnlichkeit hat, sondern eher mit dem Grunzen des Schweines verglichen werden kann. Der stattliche Schweif des Y. dient den türk. Großwürdenträgern (als „Roßschweif") zum Zeichen der Gewalt.

**Yakub-Bey,** richtiger **Yakub-Khan,** Mohammed, Beherrscher von Kaschgar (s. d.) od. Alti Schahar 1865—77, geb. um 1820 im Dorfe Pischbek (Piskend) zwischen Taschkend u. Chokand, war der Sohn eines chokanzischen „Schreibers" u. wurde selbst Schreiber. Dann stieg er unter Mohammed-Ali-Khan zum Oberzolleinnehmer, unter dem Kyptschakenhäuptling Alim-Kul (1847) zum Pansad-Baschi od. Kommandanten über 500 Mann auf. Als solcher vertheidigte er 1853, wenn auch vergeblich, mit großer Energie die Festung Ak-Mesdsched am Syr-Darja gegen die Russen. Als nun die Bewohner von Ostturkestan sich von China losreißen wollten, das selber durch den Kampf mit den Taipings bedrängt war, u. von Alim Kul Hülfe begehrten, schickte er ihnen Y. als Kuschbegi (Großvezier) u. dieser warf zuvörderst die barbarischen Dunganen (chinesische Mohammedaner) nieder, welche sich schon 1863 der Städte Kaschgar u. Yarkand bemächtigt hatten. Nachdem er jene im Winter 1864/65 bei Kyzyl geschlagen u. Yarkand genommen, eroberte er für Buzurg-Khan, das Haupt der alten Fürstenfamilie, Anfang 1865 die Hauptstadt Kaschgar, setzte aber dann Buzurg-Khan gefangen, ließ Walli Khan, der 1857 Schlagintweit (s. d.) getödtet hatte, hinrichten u. nahm den alttürkischen Titel Atalik-Ghazi (Vormund der Kämpen) an. In wenigen Jahren unterwarf er sich auch das übrige Ostturkestan u. beherrschte nun ein Land von fast 20,000 □M. mit unbarmherziger Strenge. Anfangs scheute er auch nicht ein feindseliges Zusammentreffen an der Nordgrenze mit den Russen; als sie jedoch in Samarkand eingerückt waren, schickte er 1868 seinen Neffen Schadi Mirza zum russischen Gouverneur von Turkestan (s. d.), dem General v. Kaufmann (s. d.), um diesen nach St. Petersburg zu begleiten u. dort Frieden zu erbitten, beschäftigte sich aber gleichzeitig auf das Eifrigste mit der Befestigung der Nordgrenze u. empfing Hayward u. Shaw, die Gesandten des englischen Vizekönigs von Ostindien, mit großem Pompe. Aber weder diese Sendung noch die des Dr. Forsyth (1870) brachte es zum Abschluß eines Vertrages, u. Y., der durch solche Bewerbungen um seine Gunst die Vorstellung von Englands Schwäche u. seiner eigenen Bedeutung erhalten haben mochte, empfing im April 1872 eine russische Gesandtschaft unter Baron Kaulbars mit noch größerer Auszeichnung, ließ die Mitglieder derselben frei im Lande umherreisen, zeigte ihnen seine Streitkräfte u. schloß am 21. Mai einen Handelsvertrag mit Rußland ab. Dieser Vertrag hinderte ihn zwar nicht, im Juni 1873 auch dem türkischen Sultan in Konstantinopel, den er als Khalifen verehrte, seine Unterthänigkeit anzubieten, aber der Fall von Khiwa machte ihn schnell wieder andern Sinnes u. er ließ durch Torap-Chodscha dem Kaiser Alexander 3. Aug. 1873 in Krasnoje-Selo ein äußerst unterthäniges Schreiben überreichen. Schon Ende 1873 erschien unter Forsyth eine Gesandtschaft von 350 Mitgliedern, welche dem Emir, der das Opfer eines Einverständnisses zwischen Rußland u. China zu werden fürchtete, nicht nur den Abschluß eines günstigen Handelsvertrages (17. Febr. 1874), sondern auch die Erlaubniß abgewann, die Grenzgebirge u. Pässe im Norden u. Süden Monate lang zu untersuchen u. den Dr. Shaw als englischen Residenten in Kaschgar aufzunehmen. Dennoch verhinderte diese neue Bundesgenossenschaft nicht den Untergang Y.'s. China, welches endlich der Aufstände im Süden Herr geworden war, aber mit äußerst unzureichenden Mitteln gegen die Dunganen im Osten von Alti-Schahar ankämpfte, empfing seit 1875 von Rußland reichliche Unterstützung durch Proviant u. Hinterlader, bewältigte endlich mit barbarischer Grausamkeit die letzten Städte der Dunganen u. stand 1876 an der Ostgrenze von Y.'s Reich, in welchem alsbald die Partei Hakim-Khan-Töre's, eines Sohnes des verdrängten Buzurg-Khan (s. o.), gegen die Tyrannei des Herrschers sich erhob. Als die Chinesen gegen Turfan heranzogen u. dieses abzufallen drohte, zog Y. mit einer Armee von 20,000 Mann dorthin, fand aber im

Juni 1877 seinen Tod. Von seinen zehn Söhnen bemächtigte sich der zweite, Beg Kuli-Beg, der Regierung, ließ Hatim Khan Töre, den er besiegte, erschießen, verlor aber sein Reich 1878 stückweise an China, welches nun der Grenznachbar der englischen, afghanischen u. russischen Besitzungen geworden ist.

**Yamswurzel**, s. „Dioscoreen“.

**Yang-tse-Kiang**, s. „Jang tse Kiang“.

**Yankee** (spr. Jänki, nach Einigen die durch die Indianer verderbte Aussprache von Anglais [Engländer]) bezeichnet in Amerika einen Bewohner der Neuenglandstaaten, in Europa allgemein einen Nordamerikaner.

**Yankee-Doodle** (spr. Jänki Dudl), ehemaliges amerikan. Nationallied, soll während des Feldzugs gegen die Franzosen in Canada 1755 von einem engl. Arzte, Namens Schuckburgh, komponirt sein. Einer andern Version zufolge rührt die Melodie von einem Militärmarsche her, der bei den im engl. Solde stehenden hessischen Truppen während des amerikan. Revolutionskriegs üblich war.

**Yard** od. Imperial Yard zu 3 Fuß à 12 Zoll, die Elle Englands, welche die Länge des Arms König Heinrich's I. hat, = 914 mm. Das Square (Quadrat-) Y. hat 9 □Fuß = 0,836 □m. 4840 solche □Y.s = 1 Acre od. Acker. Das Kubikyard hat 27 Kubikfuß = 0,7645 Kbm.

**Yatagan**, ein türk. Dolch, dessen Schneide nach innen gekrümmt ist. Das Bestreben nach Erleichterung der Infanteristen veranlaßte die Franzosen schon in den 40er Jahren, an Stelle des Infanteriesäbels u. des Bajonnets einen Y. einzuführen, welcher zum Aufpflanzen auf das Gewehr eingerichtet war. Diesem Beispiele ist man nun auch in der deutschen Armee gefolgt, indem an Stelle von Säbel u. Bajonnet überall ein Faschinenmesser getreten ist, welches eintretenden Falles als Bajonnet aufgepflanzt werden kann.

**Yates** (spr. Jäbts), Edmund Hodgson, engl. Feuilletonist u. Romanschriftsteller, geb. als Sohn eines Schauspielers zu London im Juli 1831; widmete sich dem Postfache, in dem er noch beim Londoner Generalpostamt thätig ist. Auf dem literarischen Gebiete trat er zuerst 1854 mit der Skizzen- u. Gedichtsammlung „Mirth and metre by two merry men“ (in Gemeinschaft mit Frank Smedley herausgeg.) u. dem Skizzenbuche „My haunts and their frequenters“ auf. Dann ward er Mitarbeiter an Dickens' „All the Year Round“, sowie Theaterkritiker der „Daily News“ u. gab 1857 f. mit R. B. Brough das Wochenblatt „Our Miscellany“ heraus. 1858 machte er viel durch einen Streit mit Thackeray von sich reden u. seit 1865 veröffentlichte er eine große Reihe vielgelesener Sensationsromane, wie „Broken to harness“, „Running the gauntlet“, „Kissing the rod“, „Black sheep“, „The forlorn hope“, „Land at last“ (deutsch von Hel. Lobedanz, Lpz. 1868), „The rock ahead“, „Wrecked in port“, „Dr. Wrainwright's patients“, „Nobody's fortune“, „Castaway“, „A waiting race“ 2c. Außerdem sind von ihm zu nennen: „Life and correspondence of C. Matthews the elder“ (1860) u. das Skizzenbuch „After office hours“ (1861).

Nr 5616. Das untere Geyser-Becken am Yellowstone, von den Twin Buttes aus.

**Yarkand** od. Jarkand, Stadt in Ostturkestan, also seit Ende 1877 wieder in dem einst Thianschan nanlu genannten chinesischen Tributarland, liegt 38° 21' n. Br. u. 77° 28' ö. L. von Greenwich in einer Höhe von 1167 m. in dem gleichnamigen Distrikt am Flusse Y., welcher, am Karakorumpasse entspringend, zuerst nach NW., dann nach N. u. NO. fließt, am Südostende der Kisil-Yartkette in die Ebene tritt u. einen Hauptquellfluß des Tarim bildet. Y. hat nach Bellew, 1873 5060 Häuser also nicht viel über 20,000 E., seine Vorstädte, incl. Jangischar, eben so viel, hat enge Straßen, aber gut gebaute Häuser, einen Palast, eine Citadelle, 12 Karawanserais, 160 Moscheen, zahlreiche Bildungsanstalten u. ist von einem 12—14 m. hohen u. $1^1/_2$ M. langen Walle umgeben. Es ist ein Centralplatz des Handels zwischen China, Indien, Rußland u. Westturkestan. Hauptzweige der Industrie sind Teppich- u. Tuchweberei, Alaunbereitung u. Nephritwaarenfabrikation. Die Umgegend ist mit Gärten u. Anpflanzungen bedeckt, auch in der Stadt hat jede Straße ihren Kanal. Bis 1864 Residenz des chinesischen Statthalters gehörte es seitdem zu dem Reiche Yakub Beg's (s. d.), bis es 21. Dez. 1877 die Chinesen wieder besetzten.

**Yarmouth** (spr. Jahrmauß) od. Great Y. (d. i. Groß-Y.), zur Unterscheidung von dem südlicher liegenden Little- (Klein-) Y., Stadt mit 41,819 E. (1871) in der engl. Grafschaft Norfolk, liegt auf einer Landzunge zwischen der Nordsee u. dem Mündungsbusen der Yare (lat. Garienis), dem Busen Breydon, u. ist Kopfstation der Eastern-Counties-Eisenbahn. Die etwas befestigte Stadt, mit gutem Hafen u. schönem, großem Kai, hat eine der größten Kirchen des Landes, 72,8 m. lang, 34 m. breit, mit 4 achteckigen Thürmen, u. eine 45,5 m. hohe Denksäule zu Ehren Nelson's. Sie ist Hafenplatz für Norwich u. eine wichtige Handelsstadt, die vorzugsweise mit dem nördl. Europa in Handelsverbindung steht; sie hat die größte Ausfuhr von Gerste in England, Seidenmanufaktur u. Schiffsbau, ist Hauptsitz der engl. Heringsfischerei u. ein besuchter Badeort. In der Nähe liegen die ausgedehnten Ueberreste des röm. Garia nonum.

**Yarriba**, s. v. w. Joruba (s. d.).

**Yawari** ist ein oberer rechter Nebenfluß des Amazonenstromes in Südamerika, im Ganzen von S. nach N. fließend, bekannt als Grenzfluß zwischen der brasilischen Provinz do Alto Amazonas u. dem östl. Peru. Er scheint in der Nähe von Sarayacu in den Anden zu entspringen; seine wichtigsten Nebenflüsse sind von rechts der Tecuachy, die Curuza u. der Pavianda, von links der Sawary mirim u. der Rio Galvez. Er wurde 1867 von einer peruanisch-brasilianischen Grenzregulirungskommission befahren, die aber in dem oberen Laufe durch die anwohnenden Ureinwohner zur Umkehr genöthigt wurde. In der Gegend der Mündung liegt am Amazonenstrom die kleine Ansiedelung Tabatinga.

**Yell** ist eine der größeren Shetlandinseln, nördl. von Schottland, 7 □M. mit 1843 E. (1871), durch den Yellsound von der Hauptinsel Mainland getrennt. Die zwar gebirgige, aber nicht unfruchtbare Insel gestattet Ackerbau u. Viehzucht; auch treiben die Bewohner viel Fischfang.

**Yellowstone** (spr. Jellostohn, d. h. Gelbsteinfluß), einer der bedeutendsten rechten Zuflüsse des oberen Missouri in Nordamerika, entspringt im Territorium Wyoming, durchströmt Montana u. mündet an der Grenze von Montana u. Dakota. Während der untere u. mittlere Lauf bes. von Raynolds, wurde das Quellgebiet erst 1871 durch eine Expedition unter Professor Hayden gründlich erforscht, nachdem schon 1856 General Warren seltsame Erzählungen über dasselbe verbreitet hatte. Der Y. entspringt in einem außerordentlich vulkanischen u. bis über 3000 m. sich erhebenden Theile der Rocky Mountains, zwischen 110—111° w. L. von Greenwich u. 44° n. Br., als Upper Y. River,

u. tritt in den Yellowstone Lake, 44½° n. Br., 2263 m. über dem Meere. Westlich u. nördl. von diesem See, innerhalb einer großartigen Alpenregion, befinden sich zahllose heiße Quellen u. Geyser, welche die von Island an Großartigkeit weit übertreffen. Bis zu einer Höhe von 60 m. erheben sich die in größeren u. kleineren Zeitintervallen hervorbrechenden heißen Gewässer, von denen auf einem Raume von 10 engl. □M. allein 50 Geyser u. über 1000 heiße Quellen gefunden wurden. Das ganze, den oberen Y. u. den westlicheren Madison mit seinen heißen Seen umfassende Gebiet von ca. 168 deutschen □M. wurde durch Gesetz vom 1. März 1872 von der Unionsregierung zur Staatsdomäne u. zum Nationalpark erklärt u. wird, wenn auch erst in ferner Zukunft, wegen der Heilkraft seiner Gewässer sicher große Bedeutung erlangen. Seine nördl. Richtung hält der Y. zuerst auch in Montana in einem engen Thale fest, bis er sich nach O. u. schließlich nach NO. wendet u. in weithin schiffbarem Laufe die Prairien von Montana durchschneidet. Trotz mehrfacher Stromschnellen u. Untiefen ist der 175 M. lange Fluß besser für Dampfschiffe zu befahren als der Missouri. Seine wichtigsten Nebenflüsse, von W. nach O. aufgezählt, sind: Clarke-, Priors-, Bighorn-, Tongue u. Powder-River.

**Yeoman** (engl., spr. Johmän) ist Landeigenthümer, Freisasse, Kriegsmann, Dienstmann. Yeomanry cavalry ist die aus Freisassen, Landleuten ꝛc. bestehende, zu den Miliztruppen Englands gehörige Reiterei (s. „Heerwesen Englands").

**Yokohama**, s. „Jokuhama".

**Yonne** (spr. Jonn'). 1. **Y.** (lat. Incaunus u. Sichiona), linker Nebenfluß der Seine, entspringt bei Château Chinon im Morvangebirge im Departement Nièvre, durchfließt dieses u. das Depart. Y. (s. u.) in nördl. Richtung u. mündet nach 36,8 M. langem Laufe, wovon 15,8 M. schiffbar sind, bei Montereau-Fault-Y. im Dep. Seine et Marne. Ihre größten Nebenflüsse sind Cure, Serein u. der 27,5 M. lange Armançon, neben welchem anfänglich der Canal de Bourgogne geführt ist, der Y. u. Saône in Verbindung bringt. Der Kanal von Nivernais verbindet Y. u. Loire. — 2. Das **Departement Y.**, im alten Herzogthum Burgund, 134,9 □M. mit 363,608 E. (1872), d. i. 2695 auf die □M., grenzt östl. an die Dep. Aube u. Côte d'or, südl. an Nièvre, westl. an Loiret u. nördl. an Seine et Marne u. an Aube. Das Terrain ist hügelig, stark bewaldet u. im Ganzen fruchtbar; Gerste u. Hafer werden über den Bedarf gewonnen; unfruchtbare Heiden (pâtures) finden sich fast nur im S. Die berühmten Weinberge liefern geschätzte Weiß- u. Rothweine, sog. Unterburgunder. Der Obstbau erstreckt sich bes. auf die Kultur von Walnuß-, Kastanien- u. Pflaumenbäumen. Die Viehzucht steht noch auf geringer Stufe. Das Mineralreich gewährt Eisen u. Kohlen. Die Industriezweige der fast ausschließlich katholischen Bewohner sind Tuch- u. Baumwollenweberei, Leder-, Glas-, Fayence-, Eisenwaarenfabrikation ꝛc. Der Handel befaßt sich bes. mit Wein, Getreide, Holz, etwas Vieh ꝛc. Das Departement zerfällt in die Arrondissements: Auxerre, Joigny, Avallon, Sens u. Tonnerre. Die Hauptstadt ist Auxerre (14,978 E.). Ueber 5000 E. hatten nach der Zählung von 1872 noch Sens (11,449), Joigny (6079) u. Avallon (5223).

**Yorik**, Pseudonym für Laurence Sterne (s. d.).

**York** (Yorkshire), die größte Grafschaft Englands, 285,26 □M. mit 2,436,355 E. (1871), grenzt östl. an die Nordsee u. ist auf der Landseite von S. durch W. nach N. von den Grafschaften Lincoln, Nottingham, Derby, Lancaster, Westmoreland u. Durham umgeben. Es ragt mit den Vorgebirgen Flamborough- u. Spurn-Head weit in das Meer hinein, ist an der Küste meist eben u. sandig, wird aber um so gebirgiger, je weiter man nach W. fortschreitet u. trägt im äußersten W. einen großen Theil des Peakgebirges mit mehreren Bergen bis über 1000 m. Seine Flüsse haben meist einen östl. od. südöstl. Lauf; der größte ist die Ouse, deren ganzes Gebiet der Grafschaft angehört; der Trent ist nur südöstl. Grenzfluß u. ihr gemeinschaftlicher Mündungsbusen, der Humber, bildet die Grenze gegen Lincoln. Von den Küstenflüssen ist der Esk im N. der größte. Der Tees bildet die Nordgrenze gegen Durham. Mehrere Kanäle, wie der Leeds-, Rochdale- u. Barnsleykanal, durchziehen das Gebiet. Seenbildungen sind unbedeutend. Das Klima ist im Gebirge rauh u. kalt, nach der Küste zu milde. Der nördl. u. östl. Theil eignet sich zum Ackerbau. Hier ist auch starke Pferde-, Rindvieh-, Schaf- u. Schweinezucht. Der steinkohlenreiche südl. Theil u. der W. sind Manufakturland. Hier ist der Hauptsitz der engl. Wolleverarbeitung mit Leeds, Bradford, Halifax. Anderwärts, wie in Sheffield, florirt die Messerschmiedekunst. Der Handel mit den eigenen Produkten beschäftigt einen andern Theil der Bewohner; ein engmaschiges Eisenbahnnetz begünstigt den Verkehr. Die Grafschaft zerfällt in drei Distrikte od. Ridings, in East Riding mit 55,180 □M. u. 268,466 E., North Riding mit 100,072 □M. u. 293,278 E. u. in West Riding, einschließlich Y. City mit 130,108 □M. u. 1,874,611 E. Die Hauptstadt ist Y. (s. u.) mit 43,796 E. (1871). Größere Städte waren nach der Zählung von 1871 Leeds mit 259,212, Sheffield mit 239,946, Bradford mit 145,830, Hull mit 121,892, Huddersfield mit 70,253 u. Halifax mit 65,510 E. — Die **Hauptstadt Y.**, dem Range nach die zweite Stadt des Königreichs, liegt inmitten einer schönen Ebene an der Mündung des Foß in die Ouse, mit 4 Brücken über ersteren u. einer dreibogigen über letzteren Fluß, an der großen engl. Nordbahn u. durch 4 andere Bahnlinien mit den meisten Städten der Grafschaft in Verbindung. Y. ist Sitz des zweiten engl. Erzbischofs mit dem Titel Primas von England; seine erste Magistratsperson (Mayor) führt laut eines 1389 verliehenen Rechtes nebst dem Mayor von London den Titel Lord. Die Stadt ist noch mit einer alten, vielthürmigen Mauer aus dem J. 1280 umgeben; 5 größere Thore (Bars) u. 5 kleinere (Posterns) durchbrechen dieselbe; die Straßen sind eng, die Häuser altmodisch, zuweilen noch mit vortretenden Stockwerken; das gesellige Leben aber steht höher als in den meisten Provinzialstädten.

Nr. 5617. Die heißen Quellen am White Mountain (Yellowstone).

Die Domkirche (Yorkminster, Cathedrale of St. Peters), 1291—1330 in Gestalt eines Kreuzes erbaut, ist die größte u. schönste Englands, außen von 168, im Innern von 158 m. Länge. Das Schiff ist 80 m. lang u. 35 m. breit, der Transept 71,5 u. der Chor 41,25 m. lang. Der Hauptthurm, wahrscheinlich unvollendet, hat 64 m., die Westthürme 59,7 m. Höhe. Der Transept ist im altengl., die Krypta im rein normännischen Stile erbaut, das Schiff ist dekorirten Stils. Die Westfront, voller Nischen, ist die schönste, in Reichthum u. Schönheit mit der von Reims vergleichbar; sie trägt die berühmte Rosette. Der merkwürdige steinerne Schirm zwischen Schiff u. Chor ist mit 15 Statuen engl. Könige geschmückt. Außer dieser hat Y. noch 22 Kirchen (früher 41), 17 Kapellen u. 9 ehemalige Klöster, unter denen sehr schöne Gebäude. Höchst interessant sind die Ruinen der 1088 gegründeten Marienabtei. Das Schloß, York Castle, ist ein kolossales Gebäude; der Cliffordsthurm rührt noch von Wilhelm dem Eroberer her. Die Guildhall aus dem J. 1446 hat eine 30,2 m. lange, 13,64 m. breite u. 9,4 m. hohe schöne goth. Halle. Andere hervorragende Gebäude sind das Assemblyhouse mit 144 korinth. Säulen u. einem Konzertsaal für 1700 Personen, u. das große Museum mit bedeutenden Sammlungen. Außerdem hat Y. viele Wohlthätigkeits- u. höhere Unterrichtsanstalten, unter anderen das Hauptunitarierkollege. Die Industrie in Fabrikation von Kattun- u. anderer Weberei, in Eisengießerei, Druckerei, Brauerei, Glasfabrikation ist nicht sehr bedeutend, eben so wenig der Handel, mit Ausnahme des für Droguen. — Y. war zur Römerzeit als Eboracum die bedeutendste Stadt der Briganter. Die Römer kolonisirten sie u. verlegten hierher die Legio VI. victrix, um von da aus Eroberungszüge gegen die nördl. Völkerschaften zu unternehmen. Y. war in der Folge oft Residenz röm. Kaiser, so z. B. des Hadrian, Septimius Severus, Geta u. Caracalla; der Kaiser Constantius Chlorus starb hier u. sein Sohn, Konstantin d. Gr., wurde hier zum

Kaiser ausgerufen. Aus dieser Zeit sind noch Reste des kaiserl. Palastes, des Prätoriums, eines Tempels, eines Bades ꝛc. vorhanden. Noch größere Bedeutung erhielt die Stadt unter den Angelsachsen, sie war als Eoforwic Hauptstadt von Northumbrien. 622 schon hatte Paulinus hier das Christenthum gepredigt; im bald darauf errichteten Bisthum Y. war er der erste Bischof. 867 eroberten die Dänenführer Inguar u. Ubbo die Stadt. 1644 wurde sie von den Parlamentstruppen u. den Schotten belagert u. genommen.

Nr. 5618. Kathedrale von York.

**York**, Stadt im südöstl. Theile des Staates Pennsylvania der Vereinigten Staaten von Nordamerika, liegt südl. vom Susquehanna in getreidereicher, fruchtbarer Gegend, am Knotenpunkte mehrerer Bahnen, darunter der Baltimore-Susquehanna-Bahn, u. ist eine freundlich gebaute Industriestadt mit 11,003 E. (1870). In der Nähe liegen besuchte Bäder.

**York**, die größte Halbinsel Australlands, zur Kolonie Queensland gehörig, springt im NO. des Kontinents zwischen der Carpentariabucht u. dem Korallenmeere nach Neuguinea vor u. endigt in dem Kap Y., als dem nördlichsten Punkte des Australkontinentes an der Torresstraße. Im S. breiter, spitzt sie sich nach N. zu. Sie ist hoch u. wohlbewässert u. besitzt viele Einbuchtungen u. Hafenplätze an der Ostküste, vor der allerdings viele Korallen- u. andere kleine Inseln lagern. Das Innere ist von gutem Weideland bedeckt.

**York**, ein Herzogstitel, welchen zuerst König Eduard III. (s. d.) von England seinem vierten Sohne Edmund verlieh, von welchem sich also das Haus Y. herleitete, das mit Edmund's Enkel Richard, dem Protektor (gest. 1460), zunächst die Regentschaft u. mit dessen Sohne Eduard IV. (s. d.) 1461 den Thron von England erhielt. Als nach dem Dreißigjähr. Kampfe der „Weißen Rose" (Y.) gegen die „Rothe Rose" (Lancaster) Richard III. (s. d.) 1485 bei Bothworth fiel, blieb die einzige Vertreterin des Hauses Y. Elisabeth, die Schwester des ermordeten Eduard's V. (s. d.), welche mit ihrem Gemahl Heinrich VII. (s. d.) von Tudor (s. d.) den Thron erbte. — Von den Gliedern des Hauses Tudor führten Heinrich VIII. u. Karl I. den Herzogstitel von Y., bis der Tod des älteren Prinzen ihnen das Recht der Thronfolge verschaffte. — Im Hause Stuart (s. d.) führte ihn nicht nur Jakob II. (s. d.) bis zu seiner Thronbesteigung 1685, sondern auch der letzte Nachkomme desselben, der Kardinal u. Vizekanzler der röm. Kirche, Heinrich Benedikt († 1807), erhielt ihn von seinem Vater, dem „Prätendenten" Jakob III. (s. d.). Im Hause Hannover kehrt der genannte Titel dreimal wieder. Zuerst in Ernst August, einem Bruder Georg's I. (s. d.), welcher 1728 als Fürstbischof von Osnabrück verstarb, sodann in Eduard August († 1767), einem Bruder Georg's III. (s. d.), endlich in Friedrich, dem Bruder Georg's IV. (s. d.). Dieser, geb. am 16. Aug. 1763 u. schon 1764 zum Fürstbischof von Osnabrück ernannt, welches 1803 mit Hannover vereinigt wurde, trat frühzeitig in die Armee ein, erhielt 1780 das Patent als Oberst u. wurde, während er im preuß. Heere den Militärdienst erlernte, 1784 zum Herzog von Y. u. von Albany, bald auch zum Grafen von Ulster ernannt. Nach kurzem Aufenthalt in England kehrte er 1791 wieder nach Preußen zurück, verheirathete sich (29. Dez. 1791) mit Friederike, der Tochter Friedrich Wilhelm's II., u. führte seit dem Frühjahr 1793 ein britisches Hülfscorps nach Belgien, um dieses unter dem Oberbefehl des österr. Feldherrn, des Prinzen von Koburg, den Franzosen wieder zu entreißen. Vergebens lagerte er hier im Sept. vor Dünkirchen, das von Hoche vertheidigt wurde, zog dann den Hannoveranern zu Hülfe, wurde aber von Houchard am 8. Sept. bei Handscote geschlagen u. hob jene Belagerung mit solcher Eile auf, daß er 52 Geschütze mit Munition u. Bagage im Stich ließ. Auch 1794 wurde er durch die Schlacht bei Fleurus, welche der Prinz von Koburg (26. Juni) verlor, zum Rückzug nach den Niederlanden gezwungen u. ging, vor Pichegru weichend, am 2. Dez. nach England zurück. Trotzdem ernannte ihn sein Vater Georg III. 1795 zum Feldmarschall u. Oberbefehlshaber des britischen Heeres u. schickte ihn 1799 an der Spitze von 25,000 Mann nach dem Kontinent, um im Verein mit 20,000 Russen Holland für den Prinzen von Oranien wieder zu gewinnen. Obwol 25 Schiffe der holländ. Flotte sich für ihn erklärten u. die Zurüstung seiner Armee vortrefflich war, verlor er am 19. Sept. 1799 die Schlacht bei Bergen, kämpfte zwar am 2. Okt. glücklich bei demselben Orte, wurde aber am 6. Okt. bei Castricum von Brune zum Rückzuge genöthigt u. schloß am 18. Okt. die schmähliche Kapitulation von Alkmaar, in welcher er die Gefangenen zurückzugeben, die von England vermehrten Festungswerke am Helder in gutem Zustande zu überliefern u. bis zum 30. Nov. das Gebiet der „Batavischen Republik" zusammen mit den Russen zu räumen versprach. Dennoch legte er erst am 20. März 1809 die Oberbefehlshaberstelle nieder, als die Rache einer verlassenen Maitresse, der Mrs. Clarke, ihm eine Anklage wegen Veruntreuung vor dem Unterhause zugezogen hatte, von der er übrigens freigesprochen wurde. Obwol er schon 1811 durch seinen Bruder, den Prinz-Regenten (Georg IV.), wieder zum Oberbefehlshaber der Landmacht erhoben wurde, nahm er an dem Kriege gegen Napoleon nicht mehr persönlich Antheil, galt aber für einen vortrefflichen Organisator. Ein einziges Mal übte der Herzog als Peer einen bedeutenden Einfluß u. erntete die lebhafteste Verehrung der Tories, als er am 25. April 1825 durch eine überaus heftige Rede die Emanzipationsbill im Oberhause zum Scheitern brachte. Dieser Umstand erweckte jener Partei um so größere Hoffnungen, als ihm nach dem Tode des Königs, dessen einzige Tochter Charlotte am

6. Nov. 1817 gestorben war, der Thron zufallen mußte. Doch starb er am 5. Jan. 1827, tief betrauert von den Anhängern der Reaktion u. mit Hinterlassung ungeheurer Schulden.

**York von Wartenburg,** Hans David Ludwig, Graf, preuß. Feldmarschall, geb. am 26. Sept. 1759 zu Potsdam; war der natürliche, später legitimirte Sohn eines Leutnants, dessen Familie im Lande Bütow in Hinterpommern ansässig u. nach alter Tradition zu Cromwell's Zeit aus England eingewandert war, sich übrigens früher „Jork" schrieb u. wahrscheinlich ursprünglich Jarcken hieß. Y. trat im Alter von 12 Jahren als Junker in ein Königsberger Regiment, wurde mit 17 Jahren Leutnant, aber mit 20 Jahren wegen einer heftigen Aeußerung über einen Vorgesetzten entlassen u. mit Festungsarrest bestraft. Als er 1782 frei wurde, trat er in holländische Dienste u. machte 1783 u. 1784 den Feldzug in Ostindien gegen die Engländer mit, kehrte aber, trotzdem man ihn zum Oberstleutnant machte, 1785 nach Preußen zurück u. wurde nach Friedrich's d. Gr. Tode Kapitän bei einem Füsilierbataillon. 1793 wurde er Major u. zeichnete sich sowol im Polnischen Kriege wie 1799 durch die Ausbildung u. Einübung eines ihm übergebenen Jägerregimentes aus. 1800 zum Oberstleutnant, 1803 zum Oberst avancirt, sicherte er dem Corps des Herzogs Karl August von Weimar am 26. Okt. 1806 bei Altenzaun durch ein meisterhaftes Gefecht den Rückzug über die Elbe. Eben so tapfer stritt er als Führer der Nachhut des Blücher'schen Corps am 1. Okt. bei Waren, wurde aber verwundet, gefangen genommen u. erst nach der Schlacht bei Friedland ausgewechselt. Zum Generalmajor ernannt, erhielt er 1807 das Kommando über die westpreuß. Division, 1810 die Generalinspektion über alle leichten Truppen, deren vortreffliche Ausbildung für den Felddienst er leitete, u. wurde 1811 mit ausgedehntester Vollmacht Generalgouverneur der Provinz Preußen. Als Mann von strengster Disziplin, von unbeugsamem Willen u. von finsterem Ernst, war er von seinen Untergebenen mehr gefürchtet als geliebt. Arndt nannte ihn „scharf, wie gehacktes Eisen", die Soldaten „den alten Isegrimm". Er war ein Feind alles Liberalismus, der „Kosmopoliten u. Raisonneurs", des Tugendbundes, Stein's u. selbst Blücher's. Dennoch gab gerade Y. v. W. das Zeichen zur Befreiung Deutschlands. Als Kommandeur des preuß. Hülfscorps im russ. Feldzuge Napoleon's (seit dem Aug. 1812) kämpfte er bei Macdonald's Armee am 29. u. 30. Sept. 1812 wacker bei Eckau gegen Wittgenstein, mußte sich aber nach Mitau zurückziehen u. später bis zur preuß. Grenze. Als nun im Dez. die Russen mit überlegener Macht heranzogen, um dem fast vernichteten franz. Corps Macdonald's den Rückzug abzuschneiden u. Y. auf alle Anfragen von seinem Könige nur ausweichende Antworten erhalten hatte, ohnehin bei Macdonald bereits wegen seiner Gesinnung verdächtigt war, schloß er auf eigene Verantwortung am 30. Dez. 1812 mit dem russ. General Diebitsch in der Poscherun'schen Mühle bei Tauroggen den berühmten Vertrag ab, durch welchen das Gebiet zwischen Memel, Tilsit u. dem Haff, welches von dem preuß. Corps besetzt war, neutral bleiben solle, bis die Befehle des Königs angelangt wären. Durch diesen Schritt, den er sofort in einem Briefe an Friedrich Wilhelm III. rechtfertigte, trieb er nicht nur diesen selbst zum Kampfe für die Freiheit, sondern auch den Kaiser Alexander zur Fortsetzung des Krieges über die Grenzen seines Reiches hinaus. Trotzdem die Zeitungen am 19. Jan. 1813 die Nachricht brachten, daß der Vertrag gemißbilligt, Y. entsetzt sei u. sich vor ein Kriegsgericht stellen solle, behielt er auf Bitten seiner Offiziere das Kommando, da ihm nichts in dienstgemäßer Weise angezeigt sei. Im Febr. 1813 half er mit Stein zusammen, oft auch mit ihm im Streite, in Königsberg, das er schon am 8. Jan. besetzt hatte, die neugebildete Landwehr organisiren, zog dann hinter den Russen her weiter nach Westen u. besetzte am 17. März 1813 Berlin, wo er von der Bevölkerung mit endlosem Jubel empfangen wurde. Der König, welcher ihn durch eine Kommission erst wenige Tage zuvor (am 11. März) für „vorwurfsfrei" hatte erklären lassen, übergab ihm nun auch den Oberbefehl über das Bülow'sche Corps. Schon am 5. April zwang er durch die Gefechte bei Möckern den Vizekönig von Italien, Eugen Beauharnais, über die Elbe zurückzuweichen, aber vergebens rang er mit einer dreifachen Feindeszahl bei Königswartha am 19. u. endlich bei Bautzen am 22. Mai 1813. Bei der Wiedereröffnung führte er die Vorhut des schlesischen Corps unter Blücher, mit dem er fast beständig im Streite war, da er ihn für einen zu wenig gebildeten u. übrigens unvorsichtigen Führer hielt. Noch am Abend des 25. Aug. kam Y. beim Könige um seine Entlassung ein, da Blücher's Kommando das Heer zu Grunde richte. Dennoch leistete er am folgenden Tage das Meiste beim Siege über Macdonald an der Katzbach, wofür er den Schwarzen Adlerorden erhielt, u. erstritt ganz allein mit seinem Corps gegen die Uebermacht des Feindes am 3. Okt. den Elbübergang bei Wartenburg. In der großen Völkerschlacht bei Leipzig war sein Hauptverdienst der Sieg am 16. Okt. bei Möckern über Marmont; dann marschirte er am 19. über Halle, Merseburg, das Unstrutthal bis nach Eisenach, wo er am 26. Bertrand zurückwarf, u. zog bereits am 14. Nov. in Wiesbaden ein. In der Neujahrsnacht zu 1814 überschritt er zuerst den Rhein bei Caub, drang über den Hundsrück nach Frankreich vor, siegte bei La Chaussée an der Marne über Macdonald, mußte aber am 11. u. 12. Febr. 1814 bei Montmirail u.

Nr. 5619. York von Wartenburg (geb. 26. Sept. 1759, gest. 4. Okt. 1830).

Château-Thierry vor Napoleon zurückweichen. Um so entschiedener war sein u. Blücher's Sieg bei Laon am 4. März über Napoleon u. vor Paris am 30. März über Mortier u. Marmont. Dabei hatte er auf seinem ganzen Siegeslaufe das Aeußerste gethan, um Raub u. Plünderung zu hindern. Im Anfange des J. 1814 hatte der König ihn bereits zum General der Infanterie ernannt, am 3. Juni erhob er ihn auch zum Grafen von Wartenburg u. dotirte ihn mit der Herrschaft Klein-Oels im schlesischen Kreise Ohlau. Y. übernahm dann das Generalkommando über alle Truppen u. Festungen von Schlesien, empfand es aber, da er nach Napoleon's Wiederkehr 1815 zum Befehlshaber eines Reservecorps an der Elbe, des fünften, ernannt wurde, als eine so tiefe Kränkung, daß er so lange um seinen Abschied einkam, bis er ihn empfing. Doch lehnte er die Ernennung zum Feldmarschall ab u. nahm sie erst 1821 an, als sie ihm zum zweiten Male angeboten wurde. Am 4. Okt. 1830 starb er zu Klein-Oels. Gegenüber der Königswache in Berlin steht seit 1855 sein Standbild in Erz an der Seite Blücher's, modellirt von Rauch. — Vgl. Droysen, „Leben des Feldmarschalls Y. v. W." (3 Bde., 6. Aufl., Berl. 1868).

**Yoruba,** s. „Joruba".

**Young** (spr. Jöng), Edward, engl. Dichter, geb. als Sohn eines Geistlichen zu Upham bei Winchester (Hampshire) im Juni 1684; studirte in Oxford die Rechte, trat 1712 als Dichter auf u. gewann

1711 durch sein Gedicht „On the last day" die Gunst des Herzogs von Wharton, den er 1717 nach Irland begleitete. Seit 1719 lebte er in London, auf eine Anstellung beim Gerichtshofe wartend. Da sich diese Hoffnung nicht erfüllte, trat Y. 1724 in den geistlichen Stand. Ein Lobgedicht auf den König Georg II. brachte ihm 1728 das Amt eines Hofkaplans ein, u. 1730 ward er Pfarrer zu Wetwyn in Hertfordshire; daselbst starb er 12. April 1765. Sein Nachruhm gründet sich hauptsächlich auf die durch Todesfälle in seiner Familie angeregten lyrisch-erhabenen Betrachtungen über Tod u. Unsterblichkeit, veröffentlicht unter dem Titel: „The complaint, or night-thoughts" (Lond. 1741 u. ö.). Diese, im sog. Blankvers geschriebene u. aus neun unter einander nicht zusammenhängenden Büchern bestehende Dichtung ist lange Zeit überschätzt worden u. lieferte die Hauptnahrung für die von Nicolai als „affektirte Scheinheiligkeit" bezeichnete schwermüthig-religiöse Richtung, welche während der 50er Jahre des vor. Jahrh. in der deutschen Poesie immer weiter um sich griff. In Deutschland wurden die „Nachtgedanken" vornehmlich durch Ebert's Uebersetzung (5 Bde., Braunschw. 1760 ff.; n. Aufl. 1790—95) allgemeiner bekannt, u. die „Nachtgedankenmacher", wie die Nachahmer Y.'s genannt wurden, waren bald zahllos. Die heutige Anschauung vermißt in den Y.'schen Versen bei aller Anerkennung für die sittliche Kraft u. Hoheit doch Klarheit u. Bestimmtheit der Gedanken u. tadelt das Gesuchte u. Schwülstige der Sprache (neuere Uebersetzungen der „Nachtgedanken" lieferten Benzel-Sternau, Frankf. 1825; Schmidt, Dresd. 1825; Elise v. Hohenhausen, Kass. 1844; 2. Aufl. 1873). Außer den „Nachtgedanken" schrieb Y. einige Trauerspiele u. Satiren. Von letzteren (gleichfalls von Ebert übersetzt) brachte ihm die gegen „The universal passion" (die Ruhmsucht) gerichtete 3000 Pfd. Sterl. ein, die er aber bald wieder verlor. Noch eine nicht unbedeutende Erscheinung bildeten übrigens s. Z. seine „Conjectures on original composition" (in Briefform, 2. Aufl., Lond. 1759, deutsch, Lpz. 1760), worin Y. zum ersten Male den Unterschied zwischen genialer u. gelehrter Dichtung, zwischen Originalität u. Nachahmung im Schaffen scharf ins Auge faßte u. als einer der wärmsten Vertheidiger Shakespeare's auftrat. Eine neuere Ausgabe seiner „Complete works" (mit Biographie) erschien 1854 zu London (2 Bde.), eine seiner „Poetical works" ebd. 1871.

**Young** (spr. Jöng), Brigham, Oberhaupt u. Prophet der Mormonen (s. d.), wurde 1. Juni als der Sohn eines Farmers zu Whitingham im Staate Vermont geboren. Ohne irgendwelche Schulbildung (er selbst rühmte sich, nur $11\frac{1}{2}$ Tage in der Schule zugebracht zu haben), versuchte er sein Glück bald als Farmer, bald als Glaser od. Zimmermann; die Befriedigung seiner religiösen Bedürfnisse suchte er Anfangs bei den Baptisten od. Methodisten. 1831 trat er zu den Mormonen über, wurde 1835 zu einem der 12 Apostel erwählt u. trat im Aug. 1844 nach Smith's Ermordung an die Spitze der Sekte. Ueber seine weiteren Geschicke u. Thaten s. „Mormonen". In der Frage der Vielweiberei wurde Y. von der Regierung der Verein. Staaten schließlich zum Nachgeben gezwungen. 1874 erzwang seine 15. Frau die gerichtliche Scheidung von ihm u. Y. wurde zu 3000 Dollars Prozeßkosten u. zur Auszahlung einer monatlichen Pension von 900 Dollars an die Geschiedene verurtheilt. Seitdem trug er sich mit dem Gedanken, den sinkenden Staat der Mormonen auf den Sandwichinseln neu zu begründen. Er starb jedoch nach kurzer Krankheit 29. Aug. 1877 in der Salzseestadt. Sein Nachlaß, der an ca. 200 Erben fiel, soll sich auf 10 Mill. Dollars belaufen haben. Die Leitung der Mormonenkirche ist übrigens seit seinem Tode, und zwar zufolge einer „göttlichen Botschaft" auf das Kollegium der 12 Apostel übergegangen.

**Ypern** od. Iipern (spr. Eipern; franz. Ypres), Stadt u. Festung mit 16,495 E. (1874) in der belg. Provinz Westflandern, liegt zwischen a[illegible]getrockneten u. urbar gemachten Sümpfen unweit der Yperlée u. an den Eisenbahnstrecken Ostende-Thourout-Y. u. Courtrai-Poperinghe. Es ist Sitz eines Friedensgerichtes u. einer Handelskammer, hat ein königl. Kollegium, Börse, eine große, im goth. Stil erbaute Tuchhalle, mit dem viereckigen Belfried in der Mitte, jetzt als Rathhaus dienend, 44 Standbilder von souveränen Grafen von Flandern, eine goth. Kathedrale mit dem Grabmale des in Y. geborenen Jansen, des Gründers der Jansenisten, Fabriken in Spitzen, Wollstoffen, Bändern, Leder u. Oel, Bierbrauerei u. Handel. Y., anfänglich nur ein Schloß, wurde 800 von den Normannen zerstört. Balduin II. von Flandern stellte es wieder her, u. unter seinen Nachfolgern entwickelte sich die Stadt Y., welche 1128 u. 1213 von den Franzosen erobert wurde. In den folgenden Jahrhunderten wurde es die erste Industriestadt Flanderns mit gegen 200,000 E.; bes. war die Tuchmacherei stark vertreten u. ihre Weber waren oft Anstifter unruhiger Bewegungen. Seit Philipp von Burgund die Stadt stark befestigte, verließen viele Weber dieselbe u. die Tuchmacherei ging hier fast ganz zu Grunde. 1584 wurde Y. von Alexander Farnese für König Philipp II., 1648 von den Franzosen u. 1649 von Erzherzog Leopold für Spanien erobert. 1658 eroberte es wieder der franz. Feldherr Turenne, u. erst durch den Pyrenäischen Frieden erhielt es Spanien wieder. Von 1678 bis zum Nimweger Frieden war es wieder in den Händen Frankreichs u. wurde zu einer der wichtigsten Festungen in den Niederlanden gemacht. Der Barrièretraktat von 1715 erklärte es zu einem der Barrièreplätze; 1744 aber eroberte es wieder Ludwig XV. Joseph II. ließ die Befestigungen 1781 schleifen, u. 17. Juni 1794 fiel Y. nach kurzer Belagerung den Franzosen in die Hände. 1815 wurden die Befestigungsarbeiten wieder aufgenommen.

**Ypsilantis** ist der Name einer berühmten Fanariotenfamilie, die nach der Familientradition ihren Fürstenadel von dem Kaiserhause der Komnenen herleitet, vor der Weltgeschichte ihn aber einzig durch ihre Bemühungen für die Befreiung Griechenlands erworben hat. — Der ältere Alexander **Y.**, geb. 1725, erhielt für seine dreimalige milde Regierung in den rumän. Fürstenthümern den Beinamen des „Großvaters" u. lebte seit 1798 als Privatmann in Konstantinopel, obwol zwei junge Söhne schon 1782 den voreiligen Versuch zur Befreiung Griechenlands gemacht, obwol er selbst 1790 den Feinden der Pforte, Oesterreich u. Rußland, einen Plan zur Befreiung Griechenlands vorgelegt hatte, u. obwol der berühmte Rhigas (s. d.), der im Mai 1798 hingerichtet wurde, sein Staatssekretär gewesen war. Scheinbar auf des Sultans Selim Reformideen eingehend, ließ er durch seinen Sohn Konstantin (s. d.) den Plan einer Umgestaltung des türk. Heeres ausarbeiten, in welchem zur Kräftigung beider Nationalitäten Griechen u. Türken verschmolzen werden sollten. Allein der Anschluß des Sultans an die Politik Napoleon's führte den Sturz der Y.'s herbei u. der 80jährige Greis wurde im Herbst 1806 martervoll hingerichtet. — Konstantin **Y.**, Sohn des Vorigen, flüchtete, als sein Plan zur Befreiung Griechenlands entdeckt wurde, nach Wien, erhielt später die Erlaubniß zurückzukehren, u. trieb, seit 1796 Großdragoman der Pforte, nach Napoleon's Landung in Aegypten den Sultan zu einer franzosenfeindlichen Politik u. zum Eintritt in die große Koalition mit Rußland u. England. Als er jedoch 1799 beabsichtigte, den Griechen der Jonischen Inseln unter der unmittelbaren Oberhoheit der Pforte eine fast selbständige Stellung zu verschaffen, durchkreuzte Kaiser Paul seinen Plan, nahm jene selbst unter seinen Schutz u. bewirkte seine Ernennung zum Hospodar der Moldau, um ihn aus Konstantinopel zu entfernen. 1802 erbaten u. erhielten ihn auch die Walachen zu ihrem Hospodar, u. mit kluger Benutzung der allgemeinen Verwirrung stellte er in kurzer Zeit in ganz Rumänien (s. d.) Ruhe u. Sicherheit her. Seine eigentliche Absicht ging dahin, durch preuß. u. russ. Verwendung sowie durch heimliche Unterstützung des serb. Aufstandes (seit 1804, s. „Serbien") vom Sultan die Erlaubniß zur Bildung eines dacischen Heeres zu erhalten, mit welchem er einst die Griechen zu befreien gedachte. Schon glaubte er im Bunde mit seinem Vater (s. o.) den Sultan für seine Idee gewonnen zu haben, als die Sendung des franz. Generals Sebastiani 1806 den Anschluß der türk. Politik an die Napoleon's herbeiführte. Seinem Todesurtheil kam er durch Flucht nach Oesterreich zuvor, trieb im Dez. 1806 Rußland zum Kriege mit der Pforte, wurde 1807 in Jassy wieder zum Hospodar beider Fürstenthümer gewählt, aber von dem Kaiser Alexander genöthigt, zu verzichten, da dieser allein dort Einfluß besitzen wollte. Eine kurze Hoffnung brachte Y. der Sturz Selim's am 29. Mai 1807, aber im Frieden zu Tilsit gab Rußland die Türkei preis u. verhinderte ihn, der bis zu seinem Tode (1816) in Kiew verweilte, durch seine Polizei an jedem Verkehr mit Serbien od. Rumänien. — Alexander **Y.**, der älteste Sohn des Vorigen, geb. 1792; trat frühzeitig in russ. Kriegsdienste u. empfing vergebens bei seinem Abschiede vom Vater die Mahnung, daß die Griechen bei ihrem Kampfe um die Freiheit sich nur auf sich selbst stützen dürften.

Als russ. Gardeoffizier machte er den Krieg gegen Napoleon mit u. verlor in der Schlacht bei Dresden die rechte Hand; 1814 wurde er Oberst, 1817 Generalmajor, seit dem ersteren Jahre zugleich Adjutant des Kaisers. Obwol er die Hoffnung hatte, durch russ. Vermittlung alle von der Pforte eingezogenen Güter seiner Familie zurückzuerhalten, folgte er auf den Rath seines Freundes Kapodistrias (s. d.) dem Rufe der griech. Hetärie (s. d.) u. trat an die Spitze derselben als „General-Ephoros“. Nachdem er durch Briefe die Begeisterung aller Hellenen u. Philhellenen für die Befreiung Griechenlands wachgerufen, drängte ihn das Ungestüm der jungen Patrioten zu schnellerem Handeln, als er selbst für richtig hielt. Am Anfang Juli 1820 nahm er Urlaub „zu einer Badereise“ u. begab sich mit seinen Brüdern Nikolas u. Georg über Kiew, Odessa, Kischenew nach Jassy, wo er am 6. März 1821 eintraf u. in seinen Manifesten die Versicherung gab, an die er selbst ohne genügenden Grund glaubte, daß Rußland ihn unterstützen werde, sobald es zum Losschlagen gekommen sei. Während er mit der geringen Schar von 800 Reitern in die Walachei aufbrach, wo eben Theodor Wladimiresco einen Aufstand erregt hatte, der aber mit der Freiheit der Griechen durchaus nichts zu schaffen hatte, kam ihm aus Laibach die Nachricht, daß Alexander, an den er von Jassy aus geschrieben hatte, sein Unternehmen mißbillige u. als verbrecherisch bezeichne, daß er aber trotzdem im geselligen Verkehr seine Sympathien mit Y. ausgesprochen habe. Zu gleicher Zeit nun machte Y. Vorschläge an den Kaiser über die Autonomie der Griechen, versicherte nach wie vor seine Anhänger der russ. Hülfe, verscherzte durch Grausamkeiten die Sympathie der Rumänen, machte kriegerische Vorbereitungen u. näherte sich mit seinen 3000 Mann der österr. Grenze, um sich nöthigenfalls hinüber zu retten. Nachdem die Türken den größten Theil der Walachei eingenommen hatten u. Wladimiresco am 12. Juni als Verräther von den eigenen Truppen getödtet worden war, kam es zwischen jenen u. der „heiligen Schar“ unter Nikolas Y. bei dem Dorfe Dragatschan am 19. Juni zur Entscheidung. Alexander, in die Flucht der Seinigen mit fortgerissen, stand am 21. Juni nahe der österr. Grenze u. verdeckte mühsam seine Absicht zu fliehen durch gefälschte Briefe des österr. Befehlshabers in Siebenbürgen, welche von einer Kriegserklärung des Kaisers Franz an die Türkei sprachen, bis die ersehnte Erlaubniß zum Uebertritt nach Siebenbürgen am 27. Juni eintraf. Während der tapfere Rest seiner Anhänger niedergemacht wurde, rettete er sich mit seinen Brüdern über die Grenze u. wurde 6½ Jahre, zuerst in Munkacz, dann in Theresienstadt, in unwürdiger Gefangenschaft gehalten, während Rußland durch fiskalische Maßregeln seine Familie in Dürftigkeit stürzte. 1827 freigelassen, starb Y. am 1. Aug. 1828 in Wien an einer Herzerweiterung. — Demetrios **Y.**, Bruder des Vorigen, geb. 25. Dez. 1793 u. ebenfalls in russ. Kriegsdiensten, ging im Auftrage Alexander's 1821 nach Morea. Obwol nicht so schön u. redegewandt wie sein Bruder, sondern klein, kahlköpfig u. von näselnder Stimme, aber menschlicher u. ehrenhafter, überdies von seiner Schwester Maria (gest. 1863 zu Paris) mit einem Theile ihrer Mitgift ausgerüstet, gelangte er schnell zu Ansehen, verlor es aber bald wieder, als die Katastrophe seines Bruders bekannt wurde u. sein Versuch, Nauplia zu nehmen, scheiterte. Im Streit mit Maurokordatos, dem Präsidenten der Centralregierung, zog er im März 1822 über den Isthmos nach Thessalien, rettete im Juli die Burg von Argos, vertheidigte im Aug. den Isthmos, zog sich aber, da seine Partei auch auf der zweiten großen Volksversammlung zu Astros nicht zur Geltung kam, im April 1823 vollkommen zurück u. lebte in Tripolitza. Erst gegen das Ende des Befreiungskrieges nahm er von dem Präsidenten Kapodistrias im Jan. 1828 das Kommando über die Truppen von Osthellas, legte es aber, da er mit Kapodistrias' Bruder Augustin in Streit gerieth, schon 1831 nieder u. starb 3. Jan. 1832 in Wien. — Vergl. Gervinus, „Geschichte des 19. Jahrh.“ (Bd. 5—7, Lpz. 1861—65).

**Yrieix**, vollständig Saint-Y.-la-Perche (spr. Szängt-Jriäks-la-Persch'), Hauptstadt eines Arrondissements im franz. Dep. Haute-Vienne, mit 3502 E. (1872), in 358 m. Seehöhe an der Loue, hat einige Fabrikation von Eisenwaaren, Fayence, wollenen Zeugen, Leder 2c. In der Nähe der schlecht gebauten, aber reichen Stadt findet man vortrefflichen Kaolin u. körnigen Feldspath, pétunze genannt, der zur Herstellung der Glasur des Porzellans benutzt wird.

**Ysop** (Hyssópus), Pflanzengattung der Lippenblütler, in Deutschland durch eine Art (H. officinalis) vertreten, welche ursprünglich dem Süden von Europa entstammt, aber vielfach verwilderte, nachdem sie häufig in Gärten als gewürziges Suppenkraut gebaut worden war. Sie bildet einen Halbstrauch, welcher 0,5 m. hohe Stengel mit lanzettlichen Blättern u. stark belaubten Aestchen treibt. Die Blütenäste entwickeln ihre Blumen an der Spitze des Stengels in einseitigen Quirlen, u. zwar erscheinen über den oft bläulich angelaufenen Kelchen blaue, weiße od. rothe Lippenblumen mit vier Staubgefäßen. Man verwendet das äußerst aromatische Kraut in Krankheiten der Brustorgane u. destillirt aus ihm auch ein ätherisches Oel, das innerlich wie äußerlich Verwendung findet. Der Y. der Bibel dagegen dürfte eine andere Pflanze gewesen sein.

**Yssel** od. Ijssel (spr. Eissel) heißen drei Flüsse der Niederlande. Die Geldernsche, Oude (spr. Aude, d. i. alte) od. Ober-Yssel (ehemals Sala, Hisla od. Isala, davon salische Kaiser, salisches Recht 2c.) entspringt bei Borken in Westfalen, bildet dann die Grenze zwischen der Rheinprovinz u. Westfalen, tritt bei Dinxperlo nach Holland über u. vereinigt sich bei Doesburgh mit der Nieuwen (neuen) Y., d. i. mit demjenigen Arme des Rheins, der sich oberhalb Arnheims rechts vom Hauptstrome abzweigt. Beide vereinigt gehen in einer Breite von 100 m. in nördl. Richtung bei Zutphen u. Deventer vorüber, erweitern sich bei Kampen bis auf 220 m., bilden ein kleines Delta u. münden kurz unterhalb der Stadt in die Zuidersee. Ihre rechten Nebenflüsse sind Berkel u. Schipbeck. — Die Holländische od. Goud'sche Y. ist ein rechter Arm des Lek, der sich kurz oberhalb Ijsselstein von ihm abzweigt, jetzt durch Damm u. Schleuße von ihm geschieden ist, Gouve u. Vlist aufnimmt u. gegenüber der Insel Ijsselmonde in die Maas fällt.

**Ystad** (ursprünglich Oiestad), Stadt mit 6576 E. (1875) im südschwed. Län Malmöhus, liegt an der Südküste u. an den Bahnen Eslöf-Y. u. Malmö-Y., hat einen vortrefflichen Hafen mit drei großen Hafendämmen, verschiedene Fabriken u. ausgedehnte Schiffahrt. Y. steht in regelmäßiger Dampfschiffverbindung mit mehreren Häfen der deutschen Ostseeküste, hat starke Ausfuhr von Weizen, Hafer u. Roggen u. nicht unbedeutende Einfuhr, bes. von Guano.

**Yttrium**, ein in einigen sehr seltenen Mineralien vorkommendes metallisches Element, welches seinen Namen von der schwed. Stadt Ytterby erhalten, in deren Nähe man einige jener Mineralien (Gadolinit, Orthit, Ytterocerit 2c.) findet. Das Y. kommt nur als Silikat entweder mit Sauerstoff od. mit Fluor verbunden in der Natur vor. Die Sauerstoffverbindung wird Yttererde od. Yttriumoxyd genannt; sie wurde von Gadolin im J. 1794 entdeckt, von Eckeberg, Klaproth, Berzelius, Vauquelin u. A. näher untersucht. Wöhler stellte zuerst das metallische Y. dar. Letzteres ist ein schwarzgrünes Pulver, welches unter dem Polirstahle schwarzen, metallisch glänzenden Strich zeigt. Beim Erhitzen verbrennt es mit lebhaftem Glanze u. schwach röthlichem Lichte zu Yttriumoxyd. Das chemische Zeichen des Y. ist: Y, das Aequivalent: 30,8, das Atomgewicht: 61,6. Die Yttererde, Yttriumoxyd od. Yttria (YO) ist ein gelblichweißes Pulver, geruchlos u. geschmacklos, unlöslich in Wasser, unschmelzbar u. nicht flüchtig; beim Glühen verbreitet sie ein starkes weißes Licht. Mit den Säuren bildet die Yttererde die Yttererdesalze, dieselben sind farblos, reagiren sauer u. schmecken süßlich adstringirend. Charakteristisch ist es für dieselben, daß sie weder ein direktes, noch in ihren Lösungen ein Absorptionsspektrum zeigen. Eine Verwendung haben die Yttriumverbindungen ihrer Seltenheit wegen bis jetzt noch nicht finden können.

**Yuca**, s. „Yucca“.

**Yucatan**, die größte Halbinsel Centralamerika's, schiebt sich auf der Ostseite desselben in der Richtung von SW. nach NO. zwischen den Golf von Mexiko u. das Karaibische Meer, wird durch den 30 M. breiten Yucatankanal von dem Westende der Insel Cuba getrennt u. umfaßt die mexikan. Staaten Campeche u. Y. u. das brit. Honduras. Die dürre u. niedrige, in einem seichten inneren Meere gelegene Halbinsel springt vor zwischen dem Golf von Veracruz od. Campeche im W. u. dem Golf von Honduras od. dem dazu zu rechnenden Busen von Amatique im O. u. endet in dem dem cuban. Kap San Antonio gegenüberliegenden Kap Catoche. Die Küste hat nur an der ungesunden Südwestseite gute Hafenplätze; auch größere Flüsse fließen nur in diesem südlichsten Theile. Der mexikan. Staat **Y.**, 1390,4 □M. mit 282,934 E. (1873; mit Hinzurechnung der Indianer 422,365 E.), ist auf drei Seiten von Meer umgeben, nur im S. an Campeche u. Belize grenzend, genießt aber wenige Vortheile eines Küstenlandes, da der Strand, bes. im N. u. O., von Lagunen u. Korallenbänken umsäumt ist u. keinen einzigen guten Hafen aufweist. Von den Küstenniederungen erhebt sich das Land allmählich zu einem Plateau von ca. 100 m. Höhe, auf welches nur wenige unbedeutende Berggruppen aufgesetzt sind. Wassermangel charakterisirt die

wellenförmige Ebene, u. selbst an der Nord- u. Westküste müssen sich die Bewohner natürlicher Cisternen bedienen, kein größerer Fluß, nur ein einziger See, der von Chichancanab, in der Mitte der Halbinsel gelegen, 3 4 M. lang, mit brakigem Wasser, ist bemerkenswerth. Trotz der außerordentlichen Hitze ist Y. gesund. Fauna u. Flora stehen der Westindiens näher als der des übrigen Mexiko, sie sind durchaus tropisch. Von größter Bedeutung für die im Ganzen wenig fruchtbare Halbinsel ist der reiche Waldwuchs. Den Reichthum von Y. bilden die ausgedehnten Mahagoni u. Farbeholzwaldungen, welche außerdem Sassafras,

Nr. 5620. Typus der Yucca in drei verschiedenen Arten: Yucca filamentosa, aloëfolia u. gloriosa

Guyac, Copaiva- u. Tolubalsam liefern. Zu diesen Exportartikeln tritt noch der Sisalhanf, so genannt nach dem Haupthafen Sisal. Ackerbau, Industrie u. Viehzucht wie auch die Kommunikationsmittel sind gering fügig. Es gedeiht Zucker, Kaffee, Tabak, Indigo u. Baumwolle. Die größere Hälfte der menschlichen Bevölkerung besteht aus Mischlingen, Negern u. Weißen; besonderes Interesse bieten die indian. Urbewohner, zum Mayastamme gehörig, welcher durch die toltekisch aztekische Einwanderung zusammengedrängt wurde, hier aber frei blieb. Sie nennen sich Macegual u. hatten schon vor der Entdeckung durch die Spanier eine höchst bedeutende, aber damals bereits im Sinken begriffene Kultur, an welche heute nur die großartigen, von der Vegetation immer mehr überwucherten Ruinen der mit Bildern u. unerklärbaren Inschriften bedeckten Tempel u. Paläste, ja großen Städte erinnern. Die kolossalsten sind die Kabah u. Uxmal, die Ueberreste der großen Stadt Itzalane. Von den europ. Einwanderern sind die im Allgemeinen als friedfertig geschilderten Indianer bis auf den heutigen Tag arg gedrückt worden, so daß sich ihre Erbitterung öfter in Rassenkämpfen Luft machte. Der Diktator Santa Anna hat viele von ihnen als Sklaven nach Cuba verkauft. — Die heutige Hauptstadt von Y. ist Mérida (s. d.). Weiter östl., in der Mitte des Landes liegt Valladolid (ca. 10,000 E.). Erst seit 1537 haben sich die Spanier auf der Halbinsel dauernd festsetzen können. Von der Republik Mexiko hat sich Y. verschiedene Male unabhängig erklärt, z. B. 1841, während des großen Indianeraufstandes 1850 u. 1867, ist aber seit 1868 wieder dauernd mit Mexiko verbunden.

**Yucca,** Palmenlilie; Pflanzengattung der Liliengewächse, deren Urname von den Eingeborenen St. Domingo's stammt u. 1570 zum ersten Male in Europa vorkommt. Es giebt mehrere Arten der Y., welche von palmenartigem Wuchse sind, ähnlich den bekannten Drachenbäumen, u. eine Blumenrispe entwickeln, deren Blütenschaft sich aus der Mitte eines aloëartigen Blätterschopfes erhebt u. eine Anzahl großer, tulpenförmiger, hängender Blüten trägt. Die Y. kommen ausnahmslos in den westlicheren Theilen der Vereinigten Staaten von Nordamerika auf wüstem Grasboden vor, nam. in dem Süden des Landes (Carolina, Georgia rc.), u. treten von da nach dem tropischen Theile Amerika's, nach Venezuela, den Antillen, Mexiko, über. Schon 1825 unterschied Kurt Sprengel 17 Arten mit ganzrandigen, wimperrandigen, gesägt- u. dornigrandigen Blättern, von denen einige Arten baumartigen Wuchs annehmen. Die Stattlichkeit ihrer Erscheinung hat die Y. nicht allein zu charakteristischen Landschaftspflanzen, sondern auch für uns zu werthvollen Zierpflanzen gemacht, die in Parkanlagen auf Grasplätzen wirkungsvolle Verwendung finden. Da sie jedoch bei uns im Winter meist nicht ausdauern, so müssen sie als Topf- od. Kübelpflanzen behandelt werden. Manche sind kraut-, manche holzartig. Als die bekanntesten pflegt man: Y. aloëfolia, gloriosa, recurva angustifolia, filamentosa, flaccida, glauca, glaucescens, stricta, recurva. Die meisten Arten lieben als Strand- u. Wüstenpflanzen einen sandreichen Boden.

**Yünnan** od. Jünnan, südwestliche Provinz von China (s. d.).

**Yussuf,** franz. General, s. „Jussuf Bei".

**Yverdon** (spr. Iwerdong), deutsch Iferten, das Eburodunum der Römer, Stadt mit 5889 E. (1870) im Schweizerkanton Waadt, liegt an der Mündung der Orbe am Südufer des Neuenburger Sees u. an der Strecke Lausanne-Neufchâtel der schweizer. Westbahn. In dem 1135 erbauten Schlosse Konrad's v. Zähringen, das später bis 1789 Wohnung des Berner Amtmanns war, hatte Pestalozzi 1805 25 seine berühmte Erziehungsanstalt. Jetzt ist es Gymnasialgebäude. Y. hat noch mehrere Privatinstitute, eine Taubstummenanstalt, Schwefelbäder u. treibt etwas Fabrikation u. Handel.

**Yvetot** (spr. Iw'to), Hauptstadt eines Arrondissements im franz. Dep. Seine inférieure, mit 7937 E. (1872), liegt rechts von der Seine an der Strecke Paris-Havre der franz. Westbahn, hat ein Handelsgericht, Fabrikation wollener, baumwollener, leinener u. seidener Waaren, viel Färberei u. Handel, bes. mit toile cretonne (starkes, weißes Hanfleinen). Die Herren des kleinen Ländchens nahmen im 14. Jahrh. den Titel der Könige von Y. an, verloren aber 1681 ihre Souveränetät u. erhielten nun den Titel Princes d'Y.; das Ländchen blieb bis zur Revolution abgabenfrei.

**Yzer** od. Ijser (spr. Eiser), ein belg. Küstenfluß, entspringt im franz. Dep. Nord, tritt mit östl. Richtung bald nach Belgien über, durchfließt die Provinz Westflandern in einem nach NW. offenen Bogen, nimmt rechts Vleter u. Yperlée auf u. mündet unterhalb Nieuwepoort in die Nordsee. Er ist eine große Strecke seines Laufes schiffbar u. durch Kanäle mit den benachbarten Küstenflüssen verbunden.

Ende des Buchstaben Y.

# Z

**Z, z, Z, z,** im griech. Alphabet der 6., im goth. der 7., in allen anderen abendländischen Alphabeten der letzte Buchstab, wurde von den Griechen aus dem phönikischen Alphabet, wo er wie s lautete, herüber genommen zur Bezeichnung des Doppellautes ds u. Zeta genannt. Die Römer erhielten den Buchstaben erst gegen Ende der republikanischen Zeit, setzten ihn ans Ende des Alphabets u. schrieben ihn nur in Fremdwörtern, wie er zu Beginn eines Wortes auch im Gothischen, Schwedischen u. Dänischen nur in Fremdwörtern erscheint, in diesen Sprachen wie im Französischen, Englischen, Niederländischen u. in den slav. Sprachen wie weiches s gesprochen (tschech. ž wie franz. j), während das z im Spanischen wie scharfes s, im Italienischen wie weiches ds klingt. Das hochdeutsche z ist in der Lautverschiebung (s. d.) aus t hervorgegangen; geschrieben wurde es in der älteren Schrift häufig auch für das jetzt mit ß bezeichnete scharfe s, u. dafür das z mit cz od. zc. Als Zahlzeichen ist es im Hebräischen = 90, im Lateinischen = 2000, griech. ζ = 7, ͵ζ = 7000; als symbolisches Zeichen bedeutet Z auf röm. Inschriften $\frac{1}{3}$ As, ZZ $\frac{2}{3}$ As, bei den alten Aerzten bald $1\frac{1}{2}$, bald $\frac{1}{8}$ od. $\frac{1}{3}$ Unze; ZZ war bei den alten Aerzten die Myrrhe, im Mittelalter der Ingwer; auf älteren franz. Münzen bezeichnet Z die Münzstätte Grenoble, in der Mathematik z die dritte vorkommende unbekannte Größe.

**Zaandam,** s. „Saardam“.

**Zabern** od. Elsaß-Z. (im Gegensatze zu Rhein-Z. u. Berg-Z.), franz. Saverne, Kreisstadt mit 5774 E. (1875) im Reg.-Bez. Niederelsaß des Reichslandes Elsaß-Lothringen, liegt in 187 m. Seehöhe im malerischen Thale der Zorn in den Vogesen (Paß von Z.), an der Strecke Straßburg-Avricourt der Elsaß-Lothringenschen Eisenbahn u. am Rhein-Marnekanal, hat ein stattliches, 1667 aus rothen Sandsteinquadern vom Straßburger Bischof Egon v. Fürstenberg erbautes Schloß, das vor der deutschen Annexion 1871 als Stiftsgebäude den Wittwen u. Töchtern von Mitgliedern der Ehrenlegion diente, auf dem baumbepflanzten Orte vor demselben eine 1666 errichtete Spitzsäule mit Angabe der Entfernung von 100 verschiedenen Städten, auf einem Brunnen eine von Friedrich von Straßburg hübsch gearbeitete Hora u. im ehemaligen Collége einige röm. Alterthümer. Ueber den stillen Ort, dessen Bewohner Tuch-, Steingut-, Papier-, Lederfabrikation 2c. u. Weinbau (Strohwein) treiben, erhebt sich auf der einen Seite der Thurm der alten Feste Greifenstein, auf der andern die Ruine Hoh-Barr u. etwas weiter entfernt Groß- u. Klein Geroldseck. — Z. ist das röm. Tabernae od. Tres Tabernae, war später Hauptstadt des Wasgaues, im 10. Jahrh. den Bischöfen von Metz u. dann denen von Straßburg angehörig. Im Bauernkriege wurden in der damals stark befestigten Stadt 8000 Bauern von Herzog Anton v. Lothringen überwunden u. auf seinen Befehl niedergemacht. 1870 flüchtete nach der Schlacht von Wörth die franz. Armee unter Mac Mahon durch den Paß von Z. u. 1871 kam Z. an Deutschland.

**Zacatécas,** einer der auf dem Plateau von Anahuac liegenden Binnenstaaten von Mexiko, 1081,5 □M. mit 409,608 E. (1873), grenzt im O. an San Luis Potosi, im S. an Aguas Calientes, im W. an Jalisco u. im N. an Durango u. Cohahuila. Die Sierra Madre durchzieht das Land von SO. u. NW., erfüllt mit ihren Ausläufern den S. u. geht nach N. u. NO. in eine weite, öde u. wasserarme, über 2100 m. sich erhebende Hochebene über. Ueberhaupt ist das ganze Land hoch gelegen, trocken u. ohne größere Flüsse, daher für Ackerbau wenig, höchstens für Viehzucht geeignet. Den Gebirgen mangelt es an allem Grün, die Hochfläche bedecken nur einförmige Steppen. Wichtig ist das Land durch seine Metallschätze; an Silberreichthum steht es in Mexiko nur hinter Guanaxuato zurück; freilich hat auch hier der Bergbau erhebliche Rückschritte gemacht. Industrie u. Handel sind gering. Die Hauptstadt Z., mit 31,051 E., liegt in öder Umgebung am Berge La Bufa, inmitten eines reichen Silberbergbaudistrikts, hat enge, steile u. schmuzige Straßen, aber einen schönen Marktplatz auf der Höhe, welchen die prächtige Kathedrale beherrscht, viele Klöster u. Kirchen, im Franziskanerkloster eine der größten Bibliotheken Mexito's (ca. 10,000 Bde.), eine Münze, ein Bergamt u. starke Silberausfuhr. Die zweitgrößte Stadt ist Fresnillo, mit großartigen Amalgamirwerken u. reichen Minen in dem nahe gelegenen Cerro de Proaño. Ein dritter bekannter Bergort ist Sombrerete.

**Zach,** Franz Xaver, Frhr. v., Astronom, geb. zu Preßburg 4. Juli 1754; wurde, nachdem er eine Zeit lang in österr. Kriegsdiensten gestanden, Hauslehrer beim sächs. Gesandten v. Brühl in London, von wo er später mit einem Sohne dess. nach Gotha kam. Hier trat er 1786 als Oberstwachtmeister in die Dienste des Herzogs Ernst, welcher für ihn auf dem Seeberg bei Gotha eine Sternwarte erbauen ließ, deren Direktion Z. 1787 übernahm. Seit 1804 begleitete derselbe als Oberhofmeister die verwittwete Herzogin Charlotte von Sachsen-Gotha auf ihren Reisen nach Frankreich u. Italien, lebte mit ihr seit 1815 bes. in Genua, wo er eine Sternwarte errichtete, u. nach ihrem Tode (1827) in Marseille, Genua, Frankfurt a. M. u. zuletzt in Paris, wo er 2. Sept. 1832 starb. Z. machte zahlreiche astronom. Beobachtungen, berechnete neue Sonnentafeln („Tabulae motuum solis novae et correctae“, Gotha 1792) u. veröffentlichte außerdem: „Astronomische Tafeln der mittleren geraden Aufsteigungen der Sonne“ (ebd. 1804); „Tabulae speciales aberrationis et nutationis“ (2 Bde., ebd. 1806) sowie „Nouvelles tables d'aberration et de nutation pour 1404 étoiles“ (Mars. 1812; Suppl. dazu, ebd. 1813); ein Verzeichniß von 1830 Zodiakalsternen u. eine Schrift über „L'attraction des montagnes et ses effets sur les fils de plomb“ (2 Bde., Avign. 1814). Am bekanntesten aber hat er sich gemacht durch die von ihm redigirten „Allgemeinen geographischen Ephemeriden“ (1796) u. deren Fortsetzung: „Monatliche Korrespondenz zur Beförderung der Erd- u. Himmelskunde“ (28 Bde., Gotha 1806—13), die er dann in Italien als „Correspondance astronomique“ (13 Bde., Genf 1818—25) erscheinen ließ. — Anton, Frhr. **v. Z.**, älterer Bruder des Vorigen, geb. zu Pest 17. Juni 1744, leitete als österr. Generalmajor den ital. Feldzug von 1799, war zuletzt Kommandant der Festung Olmütz, trat 1825 als Generalfeldzeugmeister in Ruhestand u. starb zu Graz 22. Nov. 1826.

**Zachariä,** Justus Friedrich Wilhelm, deutscher Dichter, geb. 1. Mai 1726 (nach Anderen 1723) zu Frankenhausen; studirte seit 1743 in Leipzig die Rechte, hielt sich dann eine Zeit lang zu Hause, seit 1747 in Göttingen auf, wurde 1748 Lehrer („Hofmeister“) am Carolinum in Braunschweig, 1761 Professor der Dichtkunst daselbst, erhielt später noch ein Kanonikat am St. Cyriakusstift u. starb 30. Jan. 1777. Schon in Leipzig hatte sich Z. weit mehr

mit der schönen Literatur als mit dem Rechtsstudium beschäftigt u. sich anfänglich bes. an Gottsched angeschlossen, auf dessen Veranlassung Z.'s in Alexandrinern abgefaßtes komisches Heldengedicht „Der Renommiste" 1744 in Schwabe's „Belustigungen des Verstandes u. Witzes" erschien (neue Ausg., Berl. 1840); bald darauf sagte er sich von Gottsched los u. hielt sich zu den Mitarbeitern der „Bremer Beiträge", für welche Zeitschrift er sein zweites komisches Heldengedicht, die „Verwandlungen" (1744) lieferte. Andere gleichartige Werke Z.'s sind; „Lagosiade od. die Jagd ohne Jagd" (in Prosa), „Das Schnupftuch" (in Alexandrinern), „Der Phaëton" u. „Murner in der Hölle" (beide in Hexametern), „Hercynia" u. a. Letzteres Werk, obwol von Z. selbst als „scherzhaftes Heldengedicht" bezeichnet, gehört übrigens mehr in die Klasse der beschreibenden Gedichte, in welchem Genre er auch „Die Tageszeiten" (in 4 Abth.: „Morgen", „Mittag", „Abend", „Nacht"; Rost. 1755) u. „Die vier Stufen des weiblichen Alters" (in 4 Abth.: „Das Mädchen", „Die Jungfrau", „Die Frau",

Nr. 5622. Justus Friedrich Wilhelm Zachariä (geb. 1. Mai 1726, gest. 30. Jan. 1777).

„Die Matrone"; ebd. 1757), beide in Hexametern, schrieb. Von Z.'s sonstigen Werken sind noch zu erwähnen: „Fabeln u. Erzählungen in Burkard Waldis' Manier" (zuerst Braunschw. 1771), „Zwei neue schöne Märlein" (ebd. 1772), „Die Pilgrime auf Golgatha" (musikalisches Drama; ebd. 1756), „Tayti, od. die glückliche Insel" (ebd. 1777) u. die beiden unvollendet gebliebenen: „Cortes" (historisches Epos in reimlosen Jamben; ebd. 1766) u. das an Klopstock's „Messias" sich anlehnende Gedicht „Die Schöpfung der Hölle" (Altenb. 1760). Sammlungen von Z.'s Werken sind: „Scherzhafte epische Poesien ꝛc." (2 Bde., Braunschw. 1754; neue Aufl. unter dem Titel „Scherzhafte epische u. lyrische Gedichte", ebd. 1761) u. „Poetische Schriften" (9 Bde., ebd. 1763—65); die „Hinterlassenen Schriften" gab Eschenburg heraus (ebd. 1781). Uebersetzungen lieferte Z. von Milton's „Verlorenem Paradies" (in Hexametern; 2 Bde., Altona 1760) u. in Gemeinschaft mit K. Gb. Gärtner von Linguet's „Théâtre espagnol" (3 Bde., Braunschw. 1770—71).

**Zachariae,** Heinrich Albert, berühmter Staatsrechtslehrer, geb. zu Herbsleben (Sachsen-Gotha) 20. Nov. 1806; studirte seit 1825 in Göttingen die Rechte, habilitirte sich daselbst 1829 als Privatdozent, wurde 1835 außerord. u. 1842 ord. Prof. der Rechte. 1848 war er Mitglied des Vorparlaments u. dann Bevollmächtigter d. Krone Hannover im Vertrauenskollegium des Bundestags sowie Mitglied der Deutschen Nationalversammlung. Die Reaktivirung des in jenem Jahre aufgelösten Bundestags suchte er in einer Flugschrift (Gött. 1850) als rechtswidrig darzustellen. 1863 wurde er Mitglied des hannov. Staatsraths u. Bevollmächtigter der deutschen Standesherren in Frankfurt a. M. Die Ereignisse des Jahres 1866 machten ihn zu einem Gegner Preußens, als welcher er im Febr. 1867 von den Partikularisten im Göttinger Wahlkreise in den Reichstag des Norddeutschen Bundes gewählt ward; hier nahm er an den Berathungen über die Bundesverfassung hervorragenden Antheil. 1867 als Vertreter der Universität Göttingen in das preuß. Herrenhaus berufen, war er 1873 auch Mitglied der Bundeskommission zur Prüfung des Entwurfs der deutschen Strafprozeßordnung. Er starb auf einer Ferienreise zu Cannstatt 29. April 1875. Auf den Gebieten des Staatsrechts u. des Strafprozeßrechts war Z. ausgezeichnet als Lehrer wie als Schriftsteller. In letzterer Beziehung erwarb er sich nam. durch sein „Deutsches Staats- u. Bundesrecht" (2 Bde., Gött. 1841—45; 3. Aufl. 1865—67) u. sein „Handbuch des deutschen Strafprozesses" (3 Bde., ebd. 1861—68) den Ruf einer Autorität. Außer diesen Werken sind bes. zu nennen: „Die Lehre vom Versuche der Verbrechen" (2 Thle., Gött. 1836—39); „Die deutschen Verfassungsgesetze der Gegenwart" (ebd. 1855—63); „Das Successionsrecht im Gesammthause Braunschweig-Lüneburg" (Lpz. 1862); „Das Eigenthumsrecht am deutschen Kammergute" (Gött. 1867); „Zur Frage von der Reichskompetenz gegenüber dem Unfehlbarkeitsdogma" (Braunschw. 1871); „Das moderne Schöffengericht" (Berl. 1872).

**Zachariae v. Lingenthal,** Karl Salomo, namhafter Rechtsgelehrter u. Publizist, geb. zu Meißen 14. Sept. 1769; studirte seit 1787 in Leipzig zuerst Philosophie u. Philologie, dann die Rechte, begleitete 1797 einen jungen Grafen zur Lippe nach Wittenberg, wo er seine Studien fortsetzte, habilitirte sich daselbst 1795 als Privatdozent, wurde 1797 außerord. u. 1802 ord. Prof. der Rechte, folgte 1807 in gleicher Eigenschaft einem Rufe nach Heidelberg u. starb daselbst 27. März 1843. Im J. 1842 war er als Z. v. L. geadelt worden. Außer seinem Hauptwerke: „Vierzig Bücher vom Staate" (5 Bde., Stuttg. u. Heidelb. 1820—32; n. Bearbeitung, 7 Bde., ebd. 1839—43) schrieb er: „Handbuch des kursächs. Lehnrechts" (Lpz. 1796; 2. Aufl., besorgt von Weiße u. v. Langenn, ebd. 1823); „Die Einheit des Staats u. der Kirche" (ebd. 1797); „Ueber die Erziehung des Menschengeschlechts durch den Staat" (ebd. 1802); „Die Wissenschaft der Gesetzgebung" (ebd. 1806); „Handbuch des franz. Civilrechts" (2 Thle., Heidelb. 1808; 6. Aufl., 4 Bde., von Puchelt, 1875); „Staatswissenschaftliche Betrachtungen über Cicero's wiedergefundene Werke vom Staate" (ebd. 1824); „L. Cornel. Sulla" (2 Bde., ebd. 1834) ꝛc. Seinen „Biographisch. u. jurist. Nachlaß" (Stuttg. 1843) gab sein Sohn, Karl Eduard **Z. v. L.**, heraus. Letzterer, geb. zu Heidelberg 21. Dez. 1812, studirte in Leipzig, Heidelberg u. Berlin, wirkte seit 1835 in Heidelberg als Privatdozent u. seit 1842 als außerord. Professor, bereiste 1837—38 den Orient u. lebt seit 1845 auf seinem Rittergute Großkmehlen bei Ortrand in Sachsen. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: „Jus graeco-romanum" (6 Thle., Lpz. 1856—70) u. „Innere Geschichte des griech.-röm. Rechts" (3 Abth., ebd. 1856—64; 2. Aufl., Berl. 1877).

**Zacharias,** einer der sog. kleinen Propheten, s. „Sacharjah".

**Zacharias,** röm. Papst 741—752; befestigte durch Thatkraft u. Klugheit unter schwierigen Verhältnissen die Macht des päpstlichen Stuhles, indem er die Fortschritte der Langobarden in Italien hemmte, die Erfolge des heiligen Bonifacius (s. d.) für die Ausbreitung der Hierarchie in Deutschland ausnutzte u. vor Allem die Dynastie Pipin's des Kurzen (s. d.) dadurch nachhaltig an den röm. Stuhl fesselte, daß er es ausdrücklich billigte, daß Pipin den letzten König der Merovinger, Childerich III., stürze u. selbst den fränkischen Thron besteige.

**Zachtleeven,** s. „Saftleven".

**Zackelschaf,** ungar. Schafrasse, s. „Schaf".

**Zacken,** linker Zufluß des Oderneben flusses Bober, entspringt auf dem Riesengebirge, durchfließt das westliche Becken des gewerbreichen Hirschberger Thales, geht an Warmbrunn vorüber u. mündet unterhalb Hirschberg. Seine gleichfalls auf dem Riesengebirge entspringenden Nebenflüsse sind der Zackerle, der den 25 m. hohen Zackenfall, einen der sehenswerthesten Wasserfälle des Riesengebirges, bildet, u. der Kochel mit dem 11 m. hohen Kochelfall.

**Zaffer** od. Zaffra, geröstetes Kobalterz zur Smaltebereitung.

**Zagazig,** ägyptische Stadt im östlichen Delta, Knotenpunkt der von Alexandrien, Damiette u. Kairo nach Suez führenden Bahnen u. am

Süßwasserkanal gelegen, welcher den Nil u. Sues verbindet, mit 40,000 E., ist die Hauptstadt der Provinz Scherkiye, Sitz des Mudir u. gilt für den Hauptsitz des ägyptischen Baumwollen- u. Getreidehandels u. hat große Spinnereien u. europäische Kaufmannskontore. Der Umsatz an Baumwolle soll jährlich ungefähr 2,000,000 Kantar betragen (à 44½ Kg.). In der Nähe sind die Trümmer des alten Bubastis.

**Zahl** ist ein abstrakter Begriff, welcher sich ergiebt, wenn man bei Betrachtung einer gewissen Menge von Dingen von Allem absieht, außer von ihrer Menge selbst. Je nach der verschiedenen Größe dieser Menge erhält man auch verschiedene Z.en. Die Z.en od. Zahlengrößen können wie alle anderen Größen mit einander verglichen werden. Diejenige Z., mit welcher alle anderen am besten verglichen werden u. die sich selbst ohne philosophische Spitzfindigkeiten nicht weiter definiren läßt, ist die Einzahl od. Einheit. Indem man die Einheit unaufhörlich immer wieder zu sich selbst hinzugefügt denkt, erhält man die natürliche Zahlenreihe, die von der Einheit bis ins Unendliche fortgesetzt gedacht werden kann. Da der Gang in dieser Zahlenreihe ein sprungweiser immer um eine Einheit sich steigernder, nicht wie beim Fortschreiten auf einer Linie ein stetiger ist, so heißen die Z.en auch diskrete Größen im Gegensatze zu den Raum- od. stetigen Größen. Diese Eigenschaft einer diskreten Größe verliert die Z. auch dann nicht, wenn man sich die Einheit wiederum in kleinere Einheiten getheilt denkt. Eine Quantität solcher Theileinheiten nennt man auch eine gebrochene Z. od. einen Bruch. Die Anzahl der Theileinheiten, welche auf die ganze Einheit gehen, heißt der Nenner, die wirklich vorhandene Anzahl derselben der Zähler des Bruches. Negative Z.en sind keine wirklichen Größen, sondern nur eine Fiktion, indem man durch dieselben lediglich angiebt, daß bei einer Subtraktion dem Minuenden noch so u. so viel Einheiten od. Bruchtheile hinzugefügt werden müßten, damit der gegebene Subtrahent überhaupt von ihm abgezogen werden könne. Auch die sog. imaginären Z.en sind eben so wenig wirkliche Größen, sondern nur eine Bezeichnung dafür, daß eine gewisse verlangte arithmetische Operation, nämlich die Wurzelausziehung, unter gewissen Bedingungen überhaupt nicht ausführbar ist. Die versuchte geometrische Deutung der imaginären Z. läuft auf reine Spitzfindigkeiten hinaus. Die Summe der Regeln, nach welchen die Z.en mit einander verbunden u. verglichen werden, heißt die Zahlenlehre od. Arithmetik (s. d.).

**Zahlenlotterie** u. **Zahlenlotto**, s. „Lotto“.

**Zahlensystem** nennt man die Art u. Weise, wie man alle in der natürlichen Zahlenreihe vorkommenden Zahlengrößen durch bestimmte Symbole od. Zahlzeichen sowie durch Zahlworte bezeichnet. Das einfachste Z. würde man erhalten, wenn man für jede Zahlengröße ein besonderes Zeichen u. ein besonderes, von allen anderen unabhängiges Zahlwort schaffen wollte. Auf diese Weise eine Zahlenreihe von auch nur mäßigem Umfange zu beherrschen, ist jedoch unmöglich u. man hat sich dadurch geholfen, daß man eine bestimmte mäßige Anzahl von Gliedern der Zahlenreihe, z. B. 10, als neue größere Einheit betrachtet, nun eine der gewählten Grundzahl gleiche Anzahl der größeren Einheiten zu einer dritten größeren Einheit zusammenfügt u. so nach Bedürfniß weiter. Anstatt Zahlengruppen von 10 Einheiten könnte man auch solche von sechs, sieben 2c. Einheiten zur Grundlage des Z.s machen. Ein solches mit Gruppen von 12 Einheiten (dodekadisches Z.) würde sogar vor unserm dekadischen System in der praktischen Handhabung mancherlei Vorzüge voraus haben. Das bei allen kultivirten Völkern angenommene Z. mit der Grundzahl 10 od. das dekadische Z. (s. d.) verdanken wir den Indern, von denen es durch die Araber auf uns kam. Die alten chaldäischen Astronomen scheinen ein sexagesimales Z. mit der Grundzahl 60 gehabt zu haben. Ueberreste desselben sind noch die Kreistheilung in 360 Grad zu 60 Minuten, diese zu 60 Sekunden. Ueberreste eines dodekadischen (s. d.) Z.s sind das Dutzend zu 12 u. das Groß zu 12 × 12 Stück.

**Zahlwörter** (lat. numeralia) heißen in der Grammatik solche Wörter, welche zur Angabe der Anzahl von Gegenständen od. zur näheren Bestimmung von Raumbegriffen dienen. Sie zerfallen in unbestimmte (z. B. einige, viele 2c.) u. bestimmte Z. Letztere sind grammatisch betrachtet entweder Adjektiva od. Adverbia. Zu ersteren gehören: die Kardinal- od. Hauptzahlen, wie einer, zwei 2c., ferner die Ordinal- od. Ordnungszahlen, wie der erste, zweite 2c., u. die Theilungszahlen, z. B. ein Drittel, Viertel 2c. Im Lateinischen kommen dazu noch als besondere Klasse die distributiva od. Vertheilungszahlen, z. B. singuli, je einer, bini, je zwei 2c. Die Zahladverbien drücken entweder eine Ordnung aus (wie erstens, zweitens 2c.) od. eine Wiederholung (sog. multiplicativa, z. B. zweimal, dreimal 2c.) od. eine Vervielfachung, z. B. zweifach, dreifach 2c. Letztere beide Klassen können indeß auch als Adjektiva auftreten u. alsdann deklinirt werden, z. B. ein dreimaliges Untertauchen, ein dreifacher Mord 2c. Manche Sprachen unterscheiden die besonderen Verhältnisse noch genauer durch eigene Formen; so ist im Lateinischen triplus dreimal so viel, dagegen triplex dreifältig, d. h. aus drei Theilen bestehend, ter dreimal 2c.



**Zahn,** Joh. Karl Wilh., Archäolog u. Maler, geb. 21. Aug. 1800 zu Rodenberg als Sohn eines Dekorationsmalers, der später Gastwirth in Nenndorf wurde; widmete sich in Rinteln dem Baufach u. trat 1817 als Schüler in die Akademie in Kassel, wo er zu den Anfängen der Erfindung des Farbensteindrucks gelangte, besuchte seit 1823 in Paris die Ateliers von Gros, Chatillon u. Bertin u. ging 1824 nach Rom, im Frühjahr 1825 nach Neapel, ließ sich in Pompeji häuslich nieder u. begann die antiken Wandgemälde über die Originale durchzuzeichnen u. farbig nachzubilden. In Rom erregten diese Arbeiten das größte Aufsehen. Dann ging er mit dem Maler Schulz aus Danzig u. Schnorr aus Dresden im August 1826 nach Sizilien u. widmete sich hier der Erforschung der antiken Tempelruinen. Eine Frucht dieser Studien waren seine „Neu entdeckten Wandgemälde in Pompeji“ (Münch. 1828), denen er, inzwischen nach Berlin gegangen, noch in demselben Jahre das erste Heft seines in lithographischem Farbendruck ausgeführten Hauptwerkes: „Die schönsten Ornamente u. merkwürdigsten Gemälde aus Pompeji, Herculanum u. Stabiä“ (zusammen 30 Hefte, Berl. 1828—59) folgen ließ. 1829 zum Professor ernannt, ging Z. 1830 abermals nach Italien, verweilte lange in Pompeji, wo ihm gestattet wurde, die Bronzen von Herculanum u. Pompeji abzuformen, durchforschte ganz Unteritalien u. Sizilien u. die Gräberstädte Etruriens u. kehrte 1842 nach Berlin zurück, nachdem inzwischen die ersten Hefte der „Ornamente aller klassischen Kunstepochen“ (20 Hefte, Berl. 1832—48; 3. Aufl. 1869 bis 1871) erschienen waren. In Berlin veröffentlichte Z. dann noch „Auserlesene Verzierungen aus dem Gesammtgebiet der bildenden Kunst“ (5 Hefte, ebd. 1842—44). Nachdem Z. dann noch 1846 bis 1854 wissenschaftliche Reisen in Deutschland, Belgien, Frankreich u. England gemacht hatte, trug er sich mit dem Gedanken, zu weiteren Studien noch einmal nach Italien zu gehen, doch wurde dieser Plan durch seinen am 22. Aug. 1871 in Berlin erfolgten Tod vereitelt.

**Zähne** sind mehr od. weniger zapfenförmige, knochenähnliche Körper, die alle übrigen Organe an Härte, Festigkeit u. Sprödigkeit übertreffen u. ihre Stellung am Rande der Kiefern (bei niederen Wirbelthieren auch an anderen Orten der Mundhöhle) haben. Beim Menschen u. den Säugethieren wie auch bei den Krokodilen sind sie daselbst in besondere Höhlen (Alveolen) eingekeilt, bei den anderen Wirbelthieren ohne Weiteres den betreffenden Knochen an- od. aufgewachsen. Den Vögeln, deren Kieferränder bekanntlich zum Schnabel umgebildet sind, fehlen sie ganz, ebenso den Schildkröten; unter den Säugethieren sind nur wenige (Edentaten) zahnlos (od. fast zahnlos). Man unterscheidet am Zahne den über das Zahnfleisch frei hervorragenden Theil od. die Krone u. den in der Alveole steckenden, die Wurzel. Von ihr aus treten Blutgefäße u. Nerv in das Innere des Zahnes ein. Der Stellung nach unterscheidet man (obere u. untere) mehr od. weniger meißelförmige Vorder- od. Schneidezähne (dentes incisivi) — beim Menschen je vier — keilförmige Eck-, Schneide-, Augen- od. Hundszähne (dentes canini), von denen sich je einer rechts u. links der oberen wie unteren Reihe der Vorderzähne anfügt, u. die Seiten des Gebisses einnehmenden Back- od. Mahlzähne (dentes molares), beim Menschen je fünf rechts u. links, oben wie unten. Die Z. dienen zum Festhalten, Ablösen u. Zerkleinern (Beißen, Kauen) der Nahrung, in vielen Fällen (z. B. beim Wildschwein, Elefant, Walroß) als Vertheidigungs- u. Angriffswaffe; bei manchen Schlangen (s. d.) tritt eine Giftdrüse mit ihnen in Verbindung. Bau u. Zahl der genannten drei Arten von Zähnen sind bei den Säugethieren, entsprechend der Art der Nahrung, mancherlei Modifikationen unterworfen u. geben für diese Thierklasse wichtige Unterscheidungsmerkmale ab. Bei Pflanzenfressern haben die Backzähne breite Kauflächen, bei Fleischfressern sind diese Kauflächen sägeblattartig schneidend, zum Zertheilen des Fleisches, wie dort zum Zermahlen der vegetabilischen Substanzen geeignet, bei den auf gemischte Kost angewiesenen, den sog. Omnivoren, wie z. B. dem Bär, stumpfhöckerig (ähnlich beim Menschen), bei Insektenfressern u. Fledermäusen endlich spitzhöckerig, um die harten Insektenpanzer zermalmen zu können. Eckzähne, bes. zum Festhalten u. Zerfleischen der Beute, sind stark ausgebildet bei den Fleischfressern u. fehlen den Pflanzenfressern mehr od. weniger. Die Vorderzähne fehlen den Pflanzenfressern theilweise, eigenthümlich ausgebildet sind sie bei den Nagern (s. d.) als Nagewerkzeuge, die, dem Grade ihrer Abnutzung entsprechend, vom Grunde aus fortwachsen (wie die Nägel), bei dem Elefanten entwickeln sich die oberen zu gewaltigen Stoßzähnen,

während die Stoßzähne des Narwal (s. d.) eben so wie die mächtigen Hauer im Oberkiefer des Walrosses deren Eckzähne sind 2c.

Was die Zahlenverhältnisse der genannten Zahnarten anbelangt, so werden sie kurz in einem Bruche (der Zahnformel) ausgedrückt, dessen Zähler die Z. der oberen, dessen Nenner die der unteren Reihe ausdrückt. Das Gebiß des Menschen hat z. B. folgende Formel: $\frac{5.\ 1.\ 4.\ 1\ 5.}{5.\ 1.\ 4.\ 1.\ 5.}$, oder abgekürzt nur einseitig: $\frac{5.\ 1.\ 2.}{5.\ 1.\ 2}$, d. h. je 4 Vorderzähne oben u. unten, eben so oben u. unten wie auch rechts u. links je einen Eckzahn u. 5 Backzähne. Für das Gebiß des Hundes, als Beispiel eines Raubthiergebisses, lautet die Formel $\frac{6.\ 1\ 6.\ 6}{7.\ 1.\ 6\ 1.\ 7}$, wird aber für die Backzähne dadurch komplizirter, daß man $\frac{3}{4}$ vordere Backzähne (oder Lückenzähne), darauffolgend $\frac{1}{1}$ Fleisch od. Reißzahn, den für das Raubthiergebiß charakteristischen, durch einen eigenthümlichen Vorsprung gekennzeichneten Backzahn, u. zu hinterst $\frac{2}{2}$ Mahl-, Kau od. Höckerzähne unterscheidet. Die Backzahnzahl ist bei den verschiedenen Raubthiergattungen verschieden. Bei der Katze z. B. nur $\frac{4}{3}$ (d. h. $\frac{2}{2}$ Lückenzähne, $\frac{1}{1}$ Reißzahn, $\frac{1}{0}$ Höckerzahn). Das Nagergebiß hat $\frac{2}{2}$ Vorderzähne, $\frac{0}{0}$ Eckzahn u. $\frac{2-6}{2-6}$ Backzähne 2c.

Nr. 5623. Durchschnitt eines menschlichen Backzahns.

Bei den niederen Wirbelthieren, wo der Unterschied von Vorder-, Eck- u. Backzähnen wegfällt, werden die Z. trotzdem ebenfalls, so bes. bei den Fischen, als zoologisches Unterscheidungsmerkmal verwendet, wenn auch in anderer Weise. Auch der feinere Bau der Z. ist nach ihrer Stellung u. nach der Thierart mehr od. weniger verschieden, so die Art u. Weise, wie sich die an ihrer Zusammensetzung Theil nehmenden Gewebe, die eigentliche Zahnsubstanz (Dentine, Zahnbein, Elfenbein), der Schmelzüberzug (der verschiedentlich ins Innere des Zahnes vordringen kann) u. der (die Wurzel überziehende) Cement od. Zahnkitt an sich u. gegenseitig zu einander verhalten. Man vermag aus dem Gebiß eines Thieres nicht blos auf dessen Lebensweise mit Bestimmtheit zu schließen, sondern auch aus einem einzelnen Zahne ja aus dem mikroskopischen Splitter eines solchen (vgl. Owen's „Odontographie"). Und wie sich aus dem Grade der Abnutzung der Z. das Alter des Thieres ersehen läßt (bei Pferden bekanntlich praktisch verwerthet), so bieten in den Gesteinsschichten aufgefundene fossile Z. die Möglichkeit, aus ihnen, als den einzig vorhandenen Resten, die ganze Gestalt u. Lebensgeschichte des ausgestorbenen Thieres nachzuweisen.

Nr. 5624. Milchzähne und bleibende Zähne des Menschen im Alter von 6½ Jahren.
i Vorderzähne, c Eckzähne, p vordere Backzähne, m hintere (bleibende) Backzähne.

Die Entwicklung des Zahnes erfolgt in einem eigenthümlichen, den Kieferrändern eingelagerten Zahnsäckchen, u. zwar beginnt dieselbe mit der, einer Schleimhautpapille gleichwerthigen Zahnpapille od. dem Zahnkeim im Grunde des letzteren. Während ein Theil des Gebisses (die hinteren Backzähne) nur einmal entstehen, sind die übrigen Zähne einer einmaligen Erneuerung unterworfen (Zahnwechsel), u. gehen den (fürs Leben) bleibenden Zähnen sogar Milchzähne voraus. Die Bildung der Milchzähne beginnt beim Menschen bereits im 5. Fötalmonat, im 7. Monate sind dieselben bereits in der Verknöcherung begriffen. Der Durchbruch das Zahnen geschieht beim Menschen, für dessen Lebensgeschichte es von besonderer Wichtigkeit ist, wie folgt. Im 6.—8. Monate brechen die inneren Schneidezähne des Unterkiefers durch, einige Wochen später die des Oberkiefers; im 7.—9. Monate die äußeren Schneidezähne, u. zwar auch hier die unteren zuerst; im 12. bis 14. Monat die vorderen Backzähne (die unteren zuerst); im 15.—20. die Eckzähne, während die zweiten Backzähne zwischen dem 20. u. 30. Monate hervorkommen u. der hinterste (der Weisheitszahn) oft erst nach vollendetem Wachsthum erscheint. Die bleibenden Zähne entwickeln sich genau in der nämlichen Weise wie die Milchzähne. Ihre Verknöcherung beginnt etwas vor der Geburt in den ersten großen Backzähnen, schreitet im 1.—3. Jahre auf die Schneidezähne, Eckzähne u. kleinen Backzähne fort, so daß im 6. u. 7. Jahre zu gleicher Zeit 48 Z. in beiden Kiefern enthalten sind (20 Milchzähne u. alle bleibenden mit Ausnahme der Weisheitszähne). Beim Zahnwechsel werden die knöchernen Scheidewände, welche die Alveolen der bleibenden von denen der Milchzähne trennen, aufgesaugt, u. zugleich schwinden die Wurzeln der letzteren von unten her, so daß die bleibenden Z., deren Wurzeln sich inzwischen verlängern, gerade unter die lose gewordenen Kronen der Milchzähne kommen, welche endlich ausfallen u. ihnen den Platz räumen. Die bleibenden Z. brechen in folgender Weise hervor. Im 7. Jahre bricht der erste große Backzahn hervor, im 8. der innere Schneidezahn, im 9. der seitliche Schneidezahn, im 10. der erste kleine Backzahn, im 11. der zweite kleine Backzahn, im 12. der Eckzahn, im 13. der zweite große Backzahn, im 17. bis 19. endlich der (Weisheits- od.) dritte Backzahn.

Nr. 5625. Gebiß des Löwen.

**Zahnkrankheiten, Zahnheilkunde.** Die Zähne sind ungemein harte Organe, bestehen aber nicht aus einer durchweg gleichmäßigen Substanz, sondern lassen ganz deutlich dreierlei verschiedene Gewebe erkennen. Die Grundsubstanz des Zahnes, die im Allgemeinen die Form desselben bedingt, heißt Zahnbein, u. zeichnet sich durch zahlreich in dieselbe eingebettete Röhrchen aus, welche von der in der Längsachse befindlichen Höhle (Pulpahöhle) strahlenförmig nach den Wandungen des Zahnes hinlaufen. Dieses Zahnbein besteht aus organischer, leimgebender Substanz ca. 21% u. anorganischer, mineralischer 79%, vorzugsweise phosphorsaurem u. kohlensaurem Kalk u. Fluorcalcium. Soweit das Zahnbein über die Oberfläche des Zahnfleisches frei in die Mundhöhle ragt u. die Krone bildet, ist es mit einer noch härteren Substanz, dem Schmelz, kappenförmig überzogen. Dieser Ueberzug ist auf der Schneide, resp. Kaufläche des Zahnes am dicksten, verdünnt sich nach dem sog. Zahnhalse, d. h. dem Uebergangstheile von der Krone zur Wurzel, u. setzt dort mit scharfem Rande ab. Der Schmelz ist die härteste Substanz des Zahnes, giebt am Stahl Funken u. enthält nur ca. 5% organische, dagegen 95% mineralische Substanz; u. zwar besteht die letztere wieder vorzugsweise aus phosphorsaurem Kalk mit Fluorcalcium u. kohlensaurem Kalk. Der dritte Bestandtheil endlich, welcher den Zahn bilden hilft, ist die sog. Cementschicht, die ihrer Struktur nach am meisten dem Knochen ähnelt, sie beginnt am Zahnhalse, da, wo der Schmelz aufhört, in ganz dünner Lage, u. überzieht in nach unten immer zunehmender Stärke die Wurzel. Sie tritt in unmittelbare Berührung mit der Zahnzelle (d. h. dem Knochenfache, in welches der Zahn eingekeilt ist, u. ist von einer sehr gefäßreichen dünnen Haut, der Wurzelhaut überzogen, welch letztere eine unmittelbare Fortsetzung der Beinhaut des Kiefers ist u. mit dieser, folglich auch mit dem Kieferknochen selbst, in direkter Gefäßverbindung sich befindet. Der Zahn ist aber nicht ein durchaus solider Körper, sondern enthält in seinem Innern einen natürlichen Hohlraum, welcher in verjüngtem Maße die Gestalt seiner Krone u. Wurzel resp. Wurzeln wiedergiebt. Dieser Hohlraum schließt das Ernährungs- u. Empfindungsorgan des Zahnes ein, im gewöhnlichen Leben der Nerv genannt. Ueber den Wurzelspitzen im Oberkiefer u. unter denselben im Unterkiefer laufen nämlich ein Nervenstamm u. Gefäße (Adern), von welchen feine Zweige durch ein Löchelchen in jede Wurzel (den Wurzelkanal) eintreten u. sich bis in die Krone fortsetzen. Dieses Bündel, aus

Nerven u. Gefäßen bestehend, ist der sog. Zahnnerv, die Quelle der gefürchteten Zahnschmerzen. Obwol seine Lage hinter der starken doppelten Mauer von Schmelz u. Zahnbein eine ungemein geschützte ist, gelingt es gleichwol zerstörenden Einflüssen u. krankmachenden Ursachen, den Nerven seiner schützenden Hülle allmählich zu berauben, ihn endlich bloszulegen u. eine Reihe von krankhaften Erscheinungen hervorzurufen, denen in der Regel ein Symptom, der *Zahnschmerz*, gemeinsam ist. Diese allmähliche Zerstörung der Zahngewebe bezeichnet man als das *Hohlwerden der Zähne*, Brand in den Zähnen, od. als Caries der Zähne. Es ist diejenige Krankheit, von welcher die Zähne am häufigsten befallen werden, u. zugleich in den allermeisten Fällen der Ausgangspunkt für die übrigen Erkrankungen, die wir an den Zähnen selbst u. den ihnen benachbarten Gebilden, nam. den Zahnzellen u. dem Zahnfleische, beobachten. Erst in neuerer Zeit ist durch sorgfältige Untersuchungen festgestellt worden, daß die Caries der Zähne im Wesentlichen eine chemische Zersetzung der Zahngewebe, eine Entkalkung derselben sei, die, einmal begonnen, nicht wenig beschleunigt wird durch die zersetzende Wirkung von pilzlichen Elementen (Leptothrix buccalis), die sich in dem Zerstörungsherd einnisten u. weiter entwickeln. Die eigentliche chemische Zerstörung des festen Zahngewebes wird aber von Säuren bewirkt, sowol von solchen, die mit der Nahrung eingeführt werden, noch weit mehr aber von solchen, die sich im Munde bilden, wenn Speisereste in Zersetzung übergehen od. der Speichel selbst aus anderen Ursachen, nam. durch Erkrankungen des gesammten Verdauungskanales, eine abnorm saure Beschaffenheit hat. Das Vorhandensein solcher Säuren würde nun zwar noch nicht genügen, einen ganz unversehrten Zahn zu zerstören, denn der unverletzte Schmelz widersteht den Einwirkungen selbst stärkerer Säuren; ist aber ein Defekt im Schmelze vorhanden, wie er zufällig u. leicht durch Stoß, Schlag od. scharfes Aufbeißen entstehen kann, od. aber, ist durch den Bau des einzelnen Zahnes od. durch das gegenseitige Stellungsverhältniß ein solcher Defekt im voraus gegeben, so ist hier jenen schädlichen Einwirkungen die Angriffsstelle bereitet. Betrachtet man die Krone eines Mahlzahnes u. nam. seine Kaufläche, so wird man finden, daß dieselbe nicht glatt, sondern höckerig ist u. daß sich zwischen diesen Höckern spaltenähnliche Furchen finden, die sich an verschiedenen Stellen kreuzen.

Diese Kreuzungspunkte der Furchen sind die beliebten Ausgangspunkte für die Caries; einmal deshalb, weil an diesen trichterförmig vertieften Stellen sich am leichtesten Speisereste ablagern u. trotz aller Sorgfalt beim Reinigen des Mundes verweilen u. in Fäulniß übergehen können, u. zweitens deshalb, weil an diesen Kreuzungspunkten der Furchen die Schmelzschicht in der That meist sehr dünn, wenn nicht gar von Haus aus in ihrem Zusammenhange unterbrochen ist. Ist einmal der Schmelz zerstört, so macht die Caries in dem weicheren Zahnbeine raschere Fortschritte, u. häufig findet sich hinter einem winzigen Loche im Schmelze eine bei weitem mehr fortgeschrittene Zerstörung unterhalb desselben. Die an den Berührungsflächen der Zähne auftretenden brandigen Stellen entstehen häufig durch Abschleifen des Schmelzes infolge gegenseitigen Aneinanderreibens der nicht ganz unbeweglichen Zähne. Nicht minder als die genannten lokalen Bedingungen, unter denen das Hohlwerden zu Stande kommt, wirken allgemeine in dem Gesundheitszustand des Individuums begründete konstitutionelle Ursachen sowie erbliche Anlage mit. Im Beginn des Hohlwerdens ist der Zahn nicht eben sehr empfindlich, salzige od. süße Speisen, die mit ihm in Berührung kommen, rufen vielleicht einen flüchtigen Schmerz hervor, in seinen Funktionen ist er aber noch nicht behindert. Bei sehr dauerhafter Zahnmasse kann eine lange Zeit vergehen, ehe die Zerstörung wesentliche Fortschritte macht (sog. trockener Brand), oft aber dringt sie auch ungemein rasch vor (feuchter Brand). Ist es so weit gekommen, daß der Nerv nur durch eine dünne Schicht Zahnbein noch einigermaßen geschützt ist, so beginnen die Schmerzen intensiver zu werden; sie treten auf, wenn die kranke Stelle einen Druck erfährt od. wenn Kälte od. Wärme einwirken; selbst ohne besondere äußere Veranlassung (spontan) entstehen sie lediglich infolge der Reizung des Nerven durch stärkeren Blutzufluß nach den Gefäßen im Innern des Zahnes.

In diesen beiden Stadien kann mitunter noch eine Art von Heilung eintreten, indem die gereizte Pulpa, das als Nerv bezeichnete Ernährungsorgan des Zahnes, ihre schöpferische Thätigkeit wieder aufnimmt u. durch Bildung von neuem Zahnbein im Innern, gegenüber der kranken Stelle, dem Zerstörungsprozesse einen Riegel vorschiebt. Solche Naturheilungen sind aber außerordentlich selten. Gewöhnlich schreitet der Brand weiter, die im Innern des Zahnes gelegene Höhle der Pulpa wird geöffnet, letztere freigelegt, u. zu den chemischen Einwirkungen treten nun noch sehr leicht entzündliche hinzu (Zahnentzündung). Die leiseste Berührung des freiliegenden Nerven bewirkt heftige Schmerzen, seine strotzend vollen Gefäße rufen schmerzhafte Druckempfindungen hervor, bei selbst leiser Berührung des Zahnes hat der Patient das Gefühl, als ob der Zahn länger wurde. Die Empfindlichkeit gegen Einwirkung extremer Temperaturen steigert sich u. der entzündliche Prozeß pflanzt sich auf die die Wurzel umkleidende Haut fort, dort selbst wieder Entzündung hervorrufend (Wurzelhautentzündung). Im günstigen Falle zertheilt sich die Entzündung od. der Nerv selbst geht zu Grunde u. der Zahn kann kürzere od. längere Zeit schmerzfrei bleiben. Im ungünstigen Falle steigern sich die Erscheinungen; es tritt eine faulige Zersetzung des Zahnnerven ein u. als Folge derselben eine stärkere Entzündung der Wurzelhaut, die meist mit einer Anschwellung des Zahnfleisches u. der Wange einhergeht. Diese Anschwellung zertheilt sich od. es kommt zur Eiterbildung in der Nachbarschaft des Zahnes. Der Eiter entleert sich entweder, indem er durch das Zahnfleisch seinen Ausgang in die Mundhöhle nimmt (*Zahngeschwür*), od. aber er findet diesen Ausweg nicht, zieht den Knochen in Mitleidenschaft, ruft in demselben eine Entzündung hervor, durchbohrt diesen u. erscheint auf der äußeren Fläche des Gesichts (Zahnfistel). Tritt weder das Eine noch das Andere ein, so bleibt neben dem Zahne, mit dem Sitz unter der Knochenhaut eine dauernde, härtere Anschwellung u. Auftreibung des Knochens. Nicht unwichtig ist die Thatsache, daß die von kranken Zähnen ausgehenden Schmerzen oft an solchen Stellen der betreffenden Nervenäste u. Zweige erscheinen, die von der eigentlichen Ursprungsstelle weit entfernt sind, u. an diesen viel schmerzhafter empfunden werden als am Zahn selbst, so daß nicht selten das sog. Gesichtsreißen, Ohrenreißen, selbst Nervenschmerzen, die nach Hals u. Arm ausstrahlen, einzig u. allein in der Reizung eines Zahnnerven ihren Grund haben u. erst mit Heilung, bez. Entfernung des kranken Zahnes schwinden. Gegenüber dem Hohlwerden der Zähne mit seinen Folgezuständen treten die übrigen Affektionen der Zähne sehr zurück.

Am meisten kommt noch zur Beobachtung die Bildung von *Zahnstein*, auch irrthümlich *Weinstein* genannt, u. der *grüne Belag* der Zähne. Der Zahnstein ist ein Niederschlag von Kalksalzen, die im Speichel enthalten sind, u. findet sich vorzugsweise gegenüber den Ausführungsgängen der Speicheldrüsen, also an der hinteren Fläche der unteren Zähne u. der äußeren, der Wange zugekehrten Fläche der ersten oberen Mahlzähne. Die Ablagerung wird begünstigt, wenn gewisse Zähne od. eine ganze Seite des Gebisses wegen ihrer mangelhaften Beschaffenheit zum Kauen nicht verwendet werden. Der Zahnstein wirkt dadurch schädlich, daß er das Zahnfleisch unter leichten od. heftigeren Entzündungserscheinungen allmählich zurückdrängt u. selbst das Knochenfach, in welchem der Zahn festsitzt, zum Schwinden bringt. Auf diese Weise kann der reichliche Ansatz von Stein Lockerwerden u. schließliches Ausfallen eines sonst gesunden Zahnes zur Folge haben. Der *grüne Zahnbelag* kommt meist an den oberen Schneidezähnen u. Eckzähnen im jugendlichen Alter vor, wenn dieselben eine unebene Oberfläche haben. Er ist nicht ohne nachtheiligen Einfluß auf den Schmelz, jedoch nicht Ursache von tieferen Zerstörungen. — Die *Zahnheilkunde* beschäftigt sich mit der Behandlung der obengedachten Affektionen der Zähne, des Zahnfleisches u. der Kieferknochen u. hat auch die Aufgabe, den Kauapparat in möglichster Vollständigkeit u. Wirksamkeit zu erhalten, also auch fehlende einzelne Zähne od. ganze Zahnreihen zu ersetzen. Sie leistet dem ganzen Organismus wesentliche Dienste, insofern sie durch ein möglichst vollständiges Kauen u. Zerkleinern der Speisen die Verdauung derselben im Magen u. infolge dessen die Ernährung u. die richtige Blutbildung aufrecht erhält. Obwol es bereits bei den alten Aegyptern Aerzte gab, die sich vorzugsweise mit der Behandlung kranker Zähne beschäftigten u. die Aerzte aller späteren Zeiten, von Hippokrates angefangen, den Krankheiten der Zähne Aufmerksamkeit geschenkt haben, so hat es doch lange gedauert, ehe die Zahnheilkunde eine systematische Ausbildung erlangte. Erst in der Mitte des 18. Jahrh. begann in Frankreich ein fruchtbares Studium der Zahnheilkunde, zugleich eine Vervollkommnung des technischen Theiles, während in England dieselbe nam. durch Männer wie Hunter gefördert wurde. Epochemachende Fortentwicklung erhielt aber in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrh. die Zahnheilkunde von Amerika aus, wo zuerst Fachschulen für Zahnärzte errichtet wurden, welche eine vortreffliche technische Ausbildung der Studirenden ermöglichten, obgleich in Bezug auf allgemeinere ärztliche Ausbildung die dortigen Einrichtungen Manches zu wünschen übrig lassen. Die größte Bereicherung in wissenschaftlicher Hinsicht hat die Zahnheilkunde unstreitig durch gründliche deutsche Forscher erfahren. Das Zusammenwirken beider Richtungen hat aber diesen Zweig der Medizin heute zu einer so vorzüglichen Ausbildung gebracht, daß derselbe anderen gesonderten Disziplinen, wie Ohren- u. Augenheilkunde, ebenbürtig zur Seite steht.

Die Aufgabe der Zahnheilkunde ist eine dreifache. Einmal lehrt sie Erkrankungen der Zähne u. des Mundes zu verhüten (Diätetik), zweitens vorhandene Schäden zu heilen (Therapie) u. drittens theilweise od. gänzlich mangelnde Zähne auf zweckmäßige Art zu ersetzen (zahnärztliche Technik od. Prothese). Da die Bildung von Säure im Munde durch

daselbst einwirkende u. in Zersetzung übergehende Speisereste den schädlichsten Einfluß auf die Beschaffenheit der Zähne ausübt, so ist vor Allem angezeigt ein fleißiges, nach jeder Einnahme von Speise, früh u. Abends wiederholtes Reinigen des Mundes mit kaltem od. lauem Wasser, dem man irgend einen alkoholischen Zusatz geben kann, u. ordentliches Putzen sämmtlicher Zähne auf allen ihren Flächen, bes. auf den Kauflächen der Backenzähne, mit einer nicht zu harten Zahnbürste, unter Zuhülfenahme von Zahnpulver, Zahnpasta od. Seife. – Die Putzmittel müssen säuretilgend, alkalisch sein u. dürfen nur ganz feingepulvert angewendet werden, damit sie nicht verletzen. Da jedoch selbst bei sorgfältigster Ausführung der Reinigung doch nur in seltenen Fällen das Hohlwerden der Zähne ganz ausbleiben wird, weil eine Prädisposition dazu entweder durch den Bau des Zahnes od. durch erbliche Anlage bereits vorhanden od. durch Krankheiten entstanden sein kann, durch rechtzeitiges Erkennen u. Vorbeugen aber dem Uebel wirksam Einhalt gethan werden kann, so ist weiterhin eine Untersuchung sämmtlicher Zähne in kürzeren Zwischenräumen nothwendig, um beginnende Schäden heilen zu können. Dem Hohlwerden, der Ursache der meisten schweren Zahnaffektionen, läßt sich mit großer Sicherheit, wenn das Mittel zur rechten Zeit u. in der rechten Weise angewendet wird, Einhalt thun durch das **Füllen der Zähne**, im gewöhnlichen Leben, aber nicht recht bezeichnend, **Plombiren** genannt, weil früher in der That Blei dazu verwendet wurde, jetzt eine längst vergessene Methode. Dem Füllen voraus geht die Herrichtung der zu füllenden Höhle, die darin besteht, daß das bereits Erkrankte am Schmelz u. im Zahnbein auf das Sorgfältigste weggeschnitten, ein etwa frei liegender Nerv getödtet od. extrahirt, bestehende Empfindlichkeit des Zahnbeins gehoben, etwaige entzündliche Reizung der Wurzelhaut beseitigt u. die Höhle nun so geformt wird, daß die Füllung auch wirklich unbeweglich fest in derselben halten kann. Das Füllungsmaterial muß sich leicht u. fest an die Wandungen der Höhle anschmiegen, so daß kein Atom Feuchtigkeit eindringen kann (es muß hermetisch schließen), es darf sich in der Höhle nicht zusammenziehen, sich nicht von der Oberfläche her durch den Kauakt verkleinern od. durch die Mundflüssigkeiten verändert od. gar aufgelöst werden. Am vollkommensten entspricht diesen Bedingungen das Gold, dann die sog. Platin- od. Silberplombe. Daneben werden aber auch verschiedene andere Präparate, sog. chemische Füllungen, Cemente, Guttapercha ꝛc., mit Nutzen angewandt. Gut gefüllte Zähne verhalten sich wie vollkommen gesunde; trotzdem darf eine Ueberwachung derselben nicht unterlassen werden, weil ein u. derselbe Zahn an mehreren Stellen nach einander hohl werden kann; sie werden oft erst dann verloren, wenn im Körper Altersveränderungen eintreten, in deren Folge überhaupt die Zähne ihren Halt im Kiefer verlieren. Beginnende Caries an den Berührungsflächen, nam. der Vorderzähne, kann nicht selten durch **Ausfeilen** an weiterem Fortschreiten gehindert werden. Oft aber ist sogar der Zahnarzt genöthigt, einen Zahn gänzlich auszuziehen, wenn das längere Verweilen eines solchen Ursache von Entzündungen od. von Gefährdung der benachbarten Zähne wird. Die Anwendung von verbesserten Instrumenten, in ganz besonders schwierigen Fällen von betäubenden, anästhetischen Mitteln, wie Chloroform, Aether, Stickoxydulgas (Lachgas), hat diese stets gefürchtete Operation ihrer Schrecknisse mehr u. mehr entkleidet. Der Ersatz verloren gegangener Zähne zur Wiederherstellung des Kauens u. Verdauens u. zur Herstellung einer deutlichen Aussprache ist eine dritte wichtige Aufgabe der Zahnheilkunde. Im frühesten Alterthume schon hat man künstliche Zähne aus Holz, Metall, Elfenbein ꝛc. eingesetzt, um den durch verloren gegangene Zähne verursachten Schönheitsfehler zu verbessern; in der Regel wurden dieselben mit Golddrähten an die benachbarten Zähne befestigt. Die neuere Zahntechnik, die, wie schon erwähnt, in Amerika eine hohe Vollkommenheit erlangte, hat, nachdem man lange Zeit hindurch Thier- u. Menschenzähne als Ersatzzähne verwandt hatte, endlich dem künstlichen Zahn aus einer porzellanähnlichen Masse, Porzellan- od. Emailzahn genannt, den ausschließlichen Vorzug gegeben. Diese Zähne, welche besonders in Amerika u. England von täuschendster Naturwahrheit hergestellt werden, sind aber nur das Rohmaterial, welches der Zahnarzt zur Herstellung seiner ganzen od. theilweisen Gebisse verwendet; sie müssen, um im Munde Halt zu haben, entweder (dies geschieht beim Verlust einzelner Vorderzähne, deren Wurzeln noch gesund sind) mit Gold- od. Holzstiften in den Wurzeln befestigt werden = Stiftzähne, od. sie werden zu mehreren od. in ganzen Reihen auf eine gemeinschaftliche Basis gebracht u. diese im Munde auf verschiedene Weise befestigt. Die Basisplatte besteht entweder aus edlen Metallen, Gold, Platin, seltener Silber, od., u. dies ist das jetzt gebräuchlichste Material, aus vulkanisirtem Kautschuk; neuerdings auch aus dem erst kürzlich erfundenen Celluloid. Die Befestigung der Platten geschieht entweder durch Klammern an noch vorhandene Zähne od. durch den Luftdruck mittels Zuhülfenahme einer Luft- od. Saugkammer (= Sauggebiß). Gilt die letztere Befestigungsweise für Platten am Oberkiefer, so werden solche für den Unterkiefer so eingerichtet, daß sie ihre Lage infolge ihrer Schwere ohne weitere Befestigung behalten od. sie werden durch Klammern befestigt. Im vollständig zahnlosen Munde werden beide Hälften mitunter auch durch goldene, elastische Spiralfedern verbunden (Federgebiß). Diese künstlichen Zähne ersetzen zu einem guten Theile die natürlichen u. sind zum Kauen sehr gut brauchbar, wenn sie zweckmäßig konstruirt sind u. der Patient sich daran gewöhnt hat. Sie stellen ferner eine deutliche Aussprache wieder her, die durch den Mangel an Zähnen, nam. an vorderen, welche zur Lautbildung unumgänglich nöthig sind, ungemein leidet. Außer diesen nicht hoch genug anzuschlagenden Vortheilen der Zahnheilkunde hat diese aber auch solchen Personen, welche am harten od. weichen Gaumen einen angeborenen od. erworbenen Defekt (Gaumenspalte, Wolfsrachen) haben, wesentlichen Nutzen gebracht, indem die Uebelstände, welche mit jenen Unvollkommenheiten zusammenhängen u. die daraus hervorgehen, daß Mund- u. Nasenhöhle nicht gegen einander abgeschlossen sind, durch Verschlußplatten aus Kautschuk, welche zu zahnärztlichen Zwecken verwendet werden, ohne Operation schmerzlos u. erfolgreich beseitigt werden.

**Zahnküste**, s. unter „Guinea“.

**Zahnschnäbler** (Dentirostres), eine Familie von Sperlings- od. Singvögeln, die durch den Bau ihres Schnabels eine Verbindung mit den Raubvögeln herstellen. Der Schnabel hat nämlich eine mehr od. weniger hakenförmig gekrümmte Spitze. An seinem Grunde sitzen borstenförmige Federchen. Zu dieser Gruppe zählen die **Würger** (s. d.) u. die **Fliegenschnäpper** (s. d.), Vögel, die sich ausschließlich von Insekten u. kleinen Vögeln nähren.

**Zähringen**, das Haus, von welchem die heutigen Großherzöge von Baden herstammen, hat seine Vorfahren wahrscheinlich in den Berchtolten u. Berchtilonen, die vom 8. bis 10. Jahrh. als Grafen vom Breisgau u. anderen benachbarten Gauen genannt u. wieder bis zu Herzog Gotefried von Schwaben im Anfange des 8. Jahrh. zurückgeführt werden; doch läßt sich keine nachweisbare Reihe aufstellen. Die sichere Geschichte des Hauses Z. beginnt erst mit dem Sohne des Grafen Bezelin von Villingen, mit **Bertold I.**, dem **Bärtigen**, welcher — aus unbekannten Gründen — sich schon 1050 „Herzog“ nannte, 1055 durch sein Verhalten gegen die verschworenen Fürsten sich das Vertrauen Kaiser Heinrich's III. erwarb u. von ihm die Anwartschaft auf das Herzogthum Schwaben erhielt; vielleicht, weil seine (erste) Frau Richwara eine Tochter des schwäbischen Herzogs Hermann II. war. Obwol er des Kaisers Siegelring als Unterpfand empfangen haben soll, wurde ihm von dessen Wittwe Agnes 1057 Rudolf von Rheinfelden vorgezogen, u. er selbst erhielt erst 1061 zum Ersatz das Herzogthum Kärnthen mit der Mark Verona. Er ist der Gründer der Burg Z., 3 Km. nördl. von Freiburg i. B., deren Ruinen noch heute sichtbar sind. Seit 1070 mit Rudolf von Schwaben ausgesöhnt, trat er als Widersacher Heinrich's IV. auf, der ihm nun sein Herzogthum absprach. Zwar fand im März 1073 zu Eichstädt eine Aussöhnung statt, u. Bertold theilte als treuer Genosse 9. Aug. die Gefahren der Flucht von der Harzburg; allein im Aug. 1076 stand er wieder auf der Seite der Gegner u. kämpfte für König Rudolf bei Melrichstadt 7. Aug. 1078. Als er von der Lintburg (oberhalb Weilheim) aus die Verheerung seiner Länder durch den Rachezug König Heinrich's sah, verfiel er in Irrsinn u. starb am 8. Nov. 1078. Von seinen Söhnen war der ältere, **Hermann I.**, Markgraf von Verona gewesen, hatte die Mark aber verloren u. starb bereits 1074 als Mönch in Clugny. Sein Sohn **Hermann II.** dagegen erheirathete durch Vermählung mit Judith von Baden im Ufgau die Landgrafschaft gleichen Namens u. ist dadurch der Gründer des Hauses Baden (s. d.) geworden. Der jüngere Sohn Bertold's des Bärtigen, **Bertold II.**, „Herzog von Z.“ (gest. 1111), erbte die Güter seines Schwiegervaters Rudolf von Schwaben; **Bertold III.**, der Gründer von Freiburg, fiel 3. März 1122 bei Molsheim. Sein Bruder u. Erbe **Konrad**, der den Grund zum Münster legte, wurde 1127 durch Kaiser Lothar „Rektor“ von Burgund, wo sein Sohn **Bertold IV.** (gest. 1186) u. sein Enkel **Bertold V.**, der Gründer von Bern (1191), reiche Besitzungen erwarben. Als Bertold V. 18. Febr. 1218 kinderlos verstarb, kamen seine umfassenden Ländereien weder an die nächsten Verwandten, die Herzöge von Teck, welche von einem Bruder Bertold's IV. stammten, noch an die ältere badensche Linie, sondern die schwäbischen an seine ältere Schwester Agnes, die Gemahlin eines Grafen von Urach, die

schweizerischen größtentheils an die jüngere Schwester Anna, welche mit einem Grafen von Kiburg verheirathet war. Der Rest, darunter die Städte Zürich, Bern, Solothurn u. Offenburg, fiel dem Testamente gemäß dem Kaiser zu u. wurde reichsfrei. — Vgl. Leichtlen, „Die Zähringer" (Freib. 1831); Vierordt, „Badische Geschichte im Mittelalter" (Tüb. 1865); Cohn, „Stammtafeln zur Geschichte der deutschen Staaten" (Braunschw. 1871).

**Zaine** nennt man die für das Münzen bestimmten, in Formen von der geeigneten Größe gegossenen Stücke der Gold- u. Silberlegirungen.

**Zainer**, auch **Zayner** od. **Zeiner**, Günther, berühmter Buchdrucker, geb. zu Reutlingen um 1430; ließ sich, nachdem er wahrscheinlich in der Fust-Schöffer'schen Offizin in Mainz seine Ausbildung erhalten, 1468 in Augsburg nieder u. starb daselbst 1478. Das erste in seiner Offizin mit Angabe des Jahres gedruckte Werk war Bonaventura's „Meditationes vitae domini nostri Jhesu Christi" (Augsb. 1468, Fol.). Den besten Druck lieferte er mit dem Werke „Joannis de Balbis de Janua summa quae vocatur Catholicon" (ebd. 1469). Im Druck der „Etymologia" des Isidorus von Sevilla, gen. Hispalensis (1472), führte er zuerst die Antiquaschrift in Deutschland ein, die sich aber wegen des noch vorherrschenden Geschmackes an den goth. Typen nicht halten konnte. — Johann Z., wahrscheinlich ein Bruder des Vorigen, errichtete 1473 eine Druckerei in Ulm. In demselben Jahre stellte dieser Z. in seinem „Boccaccio de claris mulieribus" das früheste typographische Prachtwerk her, in dem er das Titelblatt mit gedruckten Randleisten umzog u. die Kapitelanfänge mit Initialen in Holzschnitt versah (bis dahin wurden dieselben von den Rubrikatoren nachträglich gemalt). Ein berühmter Druck ist auch sein „Alberti Magni opus de mysterio misse" (1477, Fol.). 1493 wegen Schulden aus Ulm verwiesen, durfte er zwar bald wieder dahin zurückkehren, kam aber aus seinen Schuldverhältnissen u. Prozessen nie heraus. Er starb um 1525.

**Zakynthos**, s. „Zante".

**Zala**, ungar. Komitat jenseit der Donau mit 93 □M. (nach der Komitatstheilung von 1876) u. 333,237 E. (1869), grenzt nördl. an die Komitate Eisenburg u. Veszprim, östl. an den Plattensee u. an Somogy, südl. durch die Drau an Kroatien u. westl. an Steiermark. Es ist ein hügeliger u. bergiger Bezirk, der zu $^3/_5$ noch mit Wald, bes. mit ungeheuren Buchen- u. Eichenwaldungen, bedeckt ist, in denen die großen Schweineherden gute Mast finden, im Uebrigen aber ziemlich gut kultivirt ist, am Plattensee u. auf der Murinsel (Mura-Köz) ausgezeichneten Wein, u. hier u. anderwärts gutes Obst, Gemüse u. treffliche Melonen liefert. Bei dem Dorfe Zala-Apati finden sich Steinkohlen. Der Grenzfluß Drau (hier Drava), die an der Südostgrenze in sie mündende Mur (hier Mura) mit Lendva u. Kerka u. die zum Plattensee gehende Zala sind die Hauptflüsse. Die Mehrzahl der Bewohner sind kathol. Magyaren. Der Hauptort ist der Flecken Zala-Egerszeg an der Zala mit 5424 E. (1869).

**Zaleski**, Bohdan, poln. Dichter, geb. zu Bohaterka in der Ukraine 14. Febr. 1802; hielt sich später behufs seiner Ausbildung in Warschau auf u. lebt seit 1831 als politischer Flüchtling in Frankreich, von wo er übrigens wiederholt Reisen nach Deutschland, England u. Italien unternommen hat. Abgesehen von seinen zahlreichen originellen Liedern, hat er meist Gedichte geschrieben, deren Stoff der Geschichte seiner ukrainischen Heimat entnommen ist; so „Der Geist der Steppe" (ein lyrisches Epos), „Die allerheiligste Familie", „Damian Wiśniowiecki" ꝛc. Von den übrigen sind hervorzuheben: „Ritterliche Poesien" u. „Ein Spaziergang außerhalb Roms" (Sonette). Die erste Sammlung seiner Gedichte (darunter auch die romanzenartigen Dumki u. Rusalki) erschien 1841 zu Posen.

**Zaleszczyk** od. Zaleszczyki (spr. Saleschtschüki), Stadt in Galizien mit 5235 E. (1869), in reizender Lage in 300 m. Seehöhe am Dnjestr, ist Sitz der Kreisbehörde für den Czorttower Kreis, hat ein schönes Schloß, Krankenanstalt u. Handel mit Getreide u. Holz. — Z. ist eine Gründung Poniatowski's.

**Zaleukos**, der Gesetzgeber der unteritalischen Lokrer, lebte muthmaßlich im 7. Jahrh. v. Chr.; war nach der gewöhnlichen Annahme ein Sklave od. Schüler des Pythagoras. Er gab zuerst geschriebene Gesetze, über die indessen nur spärliche Angaben erhalten sind.

**Zaltbommel** od. Bommel, Stadt mit 3959 E. (1876) in der niederländischen Provinz Gelderland, liegt auf dem Bommelerwaard (d. h. Werder), einer ehemaligen, durch Waal u. Maas gebildeten Insel, links an ersterer u. mit mächtiger Eisenbahnbrücke der Linie Boxtel-Utrecht der niederl. Staatsbahn über dieselbe. Der St. Andreaskanal, der oberhalb Z. Maas u. Waal verband u. die Ursache großer Ueberschwemmungen wurde, ist durch Aufwerfen eines Dammes beseitigt u. somit dem Werder der insulare Charakter genommen worden. Die ehemals bei durch ihre günstige Lage am Wasser bedeutende Festung hat jetzt verfallene Werke. Der Küstenstrich wird gegenwärtig durch das am Zusammenfluß von Waal u. Maas gelegene Schloß Löwenstein beschützt. — Z. wird 999 als ein Geschenk Kaiser Otto's III. an die Martinskirche zu Utrecht erwähnt. Später war es im Besitze der Grafen u. Herzoge von Brabant. Durch Herzog Otto VII. von Geldern wurde es 1229 befestigt, 1599 von den Spaniern vergeblich belagert, 1672 von den Franzosen unter Turenne zur Kapitulation gezwungen u. bis 1674 besetzt gehalten. Die von ihnen bei dem Abzuge gesprengten Werke ließ Graf Horn wieder herstellen, aber die Stadt vertheidigte sich weder 1794 gegen die Franzosen noch 1814 gegen die Verbündeten.

**Zama** (von phönik. azam, d. h. stark sein), Stadt in der Landschaft Zeugitana an der Nordküste Afrika's, südwestl. von Karthago, Residenz der numidischen Könige. Am 19. Okt. 202 v. Chr. wurde hier Hannibal von Scipio entscheidend geschlagen, wobei die Stadt zerstört wurde; in Ruinen fand sie noch Strabon (s. d.), während sie zur Zeit des Plinius (23—79 n. Chr.) wieder aufgebaut war. Plinius nennt sie unter den freien Städten; ob sie röm. Kolonie war, ist nicht überliefert. Z. führt in den alten Schriftstellern u. auf Denkmälern u. Münzen häufig den Beinamen Regia, d. i. die Königliche.

**Zambesi** od. Sambesi, der einzige der Riesenströme Afrika's, der, im Ganzen nach O. fließend, zum Indischen Ozean gehört, hat trotzdem seine westlichsten Quellen nur 75 M. vom Atlantischen Ozean u. beherrscht das ganze Gebiet zwischen Congo u. Tanganjika im N., Oranjefluß u. Limpopo im S., also zwischen 12° u. 20° südl. Br. u. 20° bis 36° östl. L. von Greenwich. Er entsteht aus der Vereinigung des Kabompo, entspringend in der westlichen Fortsetzung des Lokinga- od. Babisagebirges, südwestl. vom Bangweolosee, u. des größeren, westlichen Liba, dessen eine Quelle im Dilolosee, $11^1/_2$° s. Br. u. 22—23° östl. L. von Greenwich liegt, während andere Quellflüsse, von rechts bes. der Luena, links der eigentliche Liba od. Limbaje sind. Diese gegen 1000 m. hohe Wasserscheide des Z. u. Congo ist von Livingstone 1854 zuerst überschritten u. von Cameron zuletzt 1875 besucht worden. Der obere Lauf des Z. liegt in einer großen fruchtbaren Centralmulde, nördl. vom Ngamisee- u. dem Salzpfannengebiet. Der hier Liambey genannte Fluß fließt von der Mündung des Kabompo an zunächst in der schon früher eingeschlagenen Richtung nach S. fort, westl. von Katongo durch das ehemalige Makolololand, von rechts bes. durch den Longe-bungo verstärkt, wendet sich immer weiter nach SO. u. erhält seit seiner Verbindung mit dem Madschita bei dem Oertchen Sescheke den Namen Z. Als solcher empfängt er zuerst rechts den in seinem mittleren Laufe noch ziemlich unbekannten großen Tschobe od. Zabese, fließt zuerst nach O., bildet hier die riesigen Victoriafälle (s. d.) u. wendet sich in seinem letzten großen Bogen erst nach NNO., dann O., endlich nach SW. sich drehend dem Meere zu. Auf dieser zweiten Hälfte seines Laufes empfängt er noch von rechts den Guay, Umnjati, Umfule u. Ganyana, endlich den Luje, alle aus Matebele's Reich, von links den Kafue u. bes. den Loangwa od. Zumbo Aruangoa. Nachdem er das Lupatagebirge durchbrochen, erreicht ihn sein letzter wichtiger Nebenfluß von links, der Schire (s. d.). Außer den großen Victoria- u. den 10 M. unterhalb liegenden Mosiotunyafällen machen noch zahlreiche Sandbänke u. Katarakte eine ununterbrochene Stromfahrt unmöglich. Bei Mazaro beginnt das sumpfige, mit dichten Waldungen bedeckte Delta. Von den Mündungsarmen ist der nördlichste, der Quelimane, nur bei Hochwasser gefüllt; der wichtigste, der Luabo, theilt sich in viele, bes. einen östl. u. einen westl. Luabo (auch Cuamo genannt). Nördlich von diesen sind noch zu merken der Muselo, Inhamiara u. Linde. Auch diese Mündungsarme stellen der Schiffahrt Hindernisse entgegen, doch haben sich englische Dampfschiffe schon mehrmals bis zu den Murchisonfällen des Schire hinaufgewagt. Die Länge des Z. wird verschieden, zwischen 300 u. 400 M., das Stromgebiet auf ca. 32,000 □M. angegeben. — Entdeckt wurde der Liambey 1851 von Livingstone, welcher ihn 1853 nach einer vorläufigen Befahrung aufwärts verfolgte, 1855—56 aber abwärts bis zur Mündung bei Quelimane aufnahm, wo er im Nov. 1855 die Victoriafälle entdeckte. Von der englischen Regierung unterstützt u. von seinem Bruder u. anderen wissenschaftlich gebildeten Reisenden begleitet, unternahm er 1858—64 eine eigentliche Zambesiexpedition. Seine wichtigsten Entdeckungen über den Z. veröffentlichte er in den „Missionary Travels and Researches in South-Afrika" (Lond. 1857) u. in „Narrative of an expedition to the Zambesi and its tributaries". Von noch neueren Reisenden, die den Z. berührten, sind Mohr, Mauch, Dawnen, Erskine u. bes. Holub zu nennen,

Letzterer aber stieß bei seinem Streben, von Seschete aus, 1876—77, bis zu den Quellen vorzudringen, auf Hindernisse, die ihn zur Umkehr nöthigten.

**Zamboni,** Giuseppe, ital. Physiker, geb. zu Verona 1. Juni 1776; war Professor am dortigen Lyceum u. starb das. 25. Juli 1846. Er ist insbes. durch die von ihm 1812 gemachte Erfindung der „Z.'schen Säule" od. trockenen Säule (s. u. „Galvanismus") bekannt geworden, die er in seiner Schrift „Della pila elettrica a secco" (Ver. 1812) beschrieben hat. Außerdem schrieb er: „Elettromotore perpetuo" (2 Bde., ebd. 1820); „Invenzione di un orologio elettrico" (ebd. 1831); „Sopra un micrometro magneto-elettrico" (ebd. 1842); „Sull' argomento delle pile secche etc." (ebd. 1836); „Sulla elettricità statica" (ebd. 1842); „Nuova maniera di sperimenti sulla misure delle forze centrifughe" (ebd. 1843) u. a. m.

**Zambos,** Mischlinge zwischen Indianern u. Negern.

**Zamojski** (Fortsetzung): Reichstagsmitgliedern zum Präsidenten gewählt. Auf sein Betreiben erfolgte die Wahl Heinrich's von Valois u. 1576 diejenige Stephan Báthori's, welch Letzterer ihn zum Großkanzler u. 1580 zum Krongroßfeldherrn ernannte. 1582 erzwang Z. den Frieden mit Rußland, in welchem dieses Livland, Dorpat u. Nowgorod abtrat. Nach Stephan Báthori's Tod (1586) hätte er leicht sich selbst auf den Thron erheben können, doch zog er es vor, die Wahl des Prinzen Sigismund von Schweden zum König von Polen zu begünstigen; auch bekriegte er den Kronprätendenten Erzherzog Maximilian von Oesterreich, nahm denselben 1588 in Schlesien gefangen u. schloß dann im Schlosse Krasnystaw den Frieden mit ihm ab. 1595 u. 1596 führte er glückliche Feldzüge gegen die Tataren u. Kosaken u. 1605 zog er sich nach der von ihm erbauten Stadt Zamosc (jetzt im Kreise Lublin in Russisch-Polen) zurück, wo er bald darauf, 3. Juni 1605, starb. Ein großer Freund der Kunst u. Wissenschaft, hatte er 1594 in Zamosc eine

Nr. 5626. Weberei am Zambesi

**Zamia,** Keulenpalme; Pflanzengattung der Cycadeen od. Zapfenpalmen (Palmenfarrnen) mit vielen Arten, welche in Westindien, Mittel- u. Südamerika sowie in Südafrika u. Neuholland vorkommen. Bei palmenähnlichem Wuchse treiben die Pflanzen Wedel, die wie bei den Farrnen Anfangs eingerollt sind u. sich erst später zu fiederigen Gebilden entwickeln u. schopfartig an den Gipfel des Stammes treten, wo aus ihrer Mitte eine zapfenförmige Blüte hervorsproßt, wie dies bei allen Cycadeen der Fall ist. Die Zamien sind Beispiele zweihäusiger Pflanzen, da der Zapfen des einen Stammes männliche, der eines andern weibliche Blumen liefert. Dabei sitzen die Staubbeutel kugelartig auf den Schuppen der Zapfen, während die weiblichen Theile als gestielte horizontale Schildchen auftreten. Die Zamien gehören zu den ansehnlichsten u. merkwürdigsten des Gewächsreiches u. erfreuen sich darum auch schon lange besonderer Pflege in unseren Gewächshäusern, für die ihre höchst zähe Natur sich dankbar erweist. Zu den bekanntesten Kulturarten gehören: *Z. Lindleyi*, *muricata* u. *Steinmeri*.

**Zamojski,** auch Zamoyski (spr. Samoiski), ein altes poln. Geschlecht, aus dem viele hohe Würdenträger in Staat u. Kirche hervorgegangen sind, welches 24. Nov. 1791 in den österr. Grafenstand erhoben wurde u. jetzt noch in Russisch-Polen, Oesterreich, Galizien, Ungarn u. Posen begütert ist. Am bemerkenswerthesten sind: Jan (Johann) **Z.**, geb. zu Stokow im Palatinat Chelm (Kulm) 1. April 1541; studirte in Paris, Padua u. Straßburg die Rechte, trat 1565 in den polnischen Staatsdienst, ordnete das Reichsarchiv u. ward 1573 von den zur Wahl eines Königs zusammenberufenen [Fortsetzung oben] Akademie gegründet u. selbst verschiedene Abhandlungen in lat. Sprache geschrieben. Vgl. Zurkowski, „Leben des Großkanzlers v. Z." (Lemb. 1860). — Graf Andrzej (Andreas) Stanislas Szarius; **Z.**, geb. 2. April 1800; erhielt seine Erziehung in der Schweiz, trat nach seiner Rückkehr nach Polen in den Staatsdienst u. ward bereits 1830 Direktor der Abtheilungen für Handel u. Ackerbau u. 1831 Minister des Innern in der Nationalregierung. Während der damaligen Revolution suchte er in Wien vergeblich für die Anerkennung eines unabhängigen Polens zu wirken. Nach dem Siege der Russen floh er nicht, sondern zog sich nur auf seine Güter in Polen zurück, um von dort aus soviel als möglich seiner Nation zu nützen. Er bereitete die Befreiung der Bauern vor, errichtete Schulen für die ländliche Bevölkerung, gründete eine Hypothekenbank für ganz Polen u. rief eine regelmäßige Dampfschifffahrt auf der Weichsel ins Leben. Seit 1842 ließ er „Jahrbücher der Landwirthschaft" erscheinen, durch welche 1857 die Gründung eines Landwirthschaftlichen Vereins herbeigeführt wurde; da dieser jedoch bald auch politische Zwecke verfolgte, so ward er von der russ. Regierung aufgelöst u. Z., sein Hauptbeförderer, verbannt. Seitdem lebte Z. in Paris, wo er einer der hervorragendsten Führer der poln. Emigration wurde. Er starb zu Krakau 29. Okt. 1874. Von seinen Brüdern starb der älteste, Graf Konstantin, 10. Jan. 1866 u. Graf Wladislaw (geb. 1808), gewesener poln. General, 12. Jan. 1868 zu Paris.

**Zamolxis,** einer der Weisen des Alterthums, um 560 v. Chr. lebend, war der Abstammung nach Gete od. Thrakier u. Sklave des Pythagoras, welcher ihn freiließ. Ausgestattet mit reicher Kenntniß griech. Kultur u. Gesittung, begab sich Z. darauf in sein Heimatland zurück u. trug dort in einer bes. dazu hergerichteten Räumlichkeit seine Lehre von der Unsterblichkeit der Seele, einem Orte der Seligen u. von der Seelenwanderung vor. Durch Weissagungen u. Zeichendeuterei bei dem Könige seines Stammes zu hohem Ansehen gelangt, waltete er des Priesteramtes der angesehensten Landesgottheit, hüllte aber dabei seine Person in tiefes Geheimniß u. zeigte sich dem Volke nur selten. Bedeutend soll er die Kulturentwicklung seiner Landsleute gefördert haben, so daß diese ihn mit dem Namen Gebeleïzis (d. i. Geber der Ruhe) auszeichneten u. nach seinem Tode als eine Art Landesgottheit verehrten.

**Zamora,** span. Provinz im Königreich Leon, 194,51 □M. mit 250,968 E. (nach den Berechnungen für 1870), grenzt nördl. an die Provinz Leon, östl. an Valladolid, südl. an Salamanca u. westl. an die portug. Provinz Tras os Montes u. an die span. Orense, ist im S. Hügelland, im NW. durch die Sierra Negra, Sierra Montezino u. Sierra de la Culebra stark gebirgig, im Uebrigen Ebene mit zwar fruchtbarem, aber sehr vernachlässigtem Boden; doch gehört sie zu den getreidereichen span. Bezirken mit Getreideausfuhr u. Produktion von Kichererbsen, Flachs u. Wein. Der Duero durchfließt die Provinz in ostwestl. Richtung u. empfängt hier von rechts die Nebenflüsse Valderaduey u. Esla. Z. zerfällt in die Bezirke Fermoselle, Fuente, Toro, Zamora, Benavente, Alcanizes u. Sanabria. Die Hauptstadt **Z.**, mit 12,416 E. (1860), liegt in 619 m. Seehöhe auf steilem Felsen rechts am Duero, über den eine schöne Brücke führt, u. an der Bahn Medina del Campo-Z., ist mit hohen, verfallenden Mauern umgeben, Sitz eines Bischofs, hat ein Schloß, eine goth. Kathedrale u. über 20 andere Kirchen, ein bischöfliches Seminar, eine Ingenieurschule u. fertigt etwas hanfene, leinene u. wollene Waaren. Die jetzt verarmte u. entvölkerte Stadt war im Mittelalter oft Residenz der Könige von Leon u. Castilien. 904 wurde hier der cordovische Feldherr Alcaman von Alfons III. geschlagen u. getödtet.

**Zamora,** Antonio de, span. Dichter, geb. zu Madrid um 1660; wurde Kammerherr Philipp's V. u. Sekretär im Dep. der ind. Angelegenheiten u. starb um 1740. Als Dramatiker ein Nachahmer Calderon's, dessen Fehler überbietend, ohne seine Vorzüge zu erreichen, fand er dennoch den Beifall seiner Zeitgenossen. Seine beste Komödie, das Intriguenstück „El hechizado por fuerza“, wird noch heute in Spanien gegeben; sein Stück „El convidado de piedra“ („Der steinerne Gast“) ist die unmittelbare Quelle des Libretto zu Mozart's „Don Juan“. Ausgaben seiner Komödien erschienen zu Madrid 1722 u. vermehrt (2 Bde.) 1744; vier der besten dieser Dramen sind abgedruckt in „Dramáticos posteriores á Lope de Vega“ (Bd. 2, Madr. 1859).

**Zampieri,** s. „Domenichino“.

**Zander** (Sander, Amaul, Schill, Lucioperca Sandra), ein durch den langgestreckten Körper u. den langgestreckten Hechtkopf ausgezeichneter deutscher Süßwasserfisch (Familie der Barsche), der indeß dem Rhein- u. Wesergebiet ganz fehlt. Rücken u. Leibesseiten des Z. sind grünlichgrau, der Bauch weißlich; vom Rücken ziehen sich an den Seiten herab braune verwaschene Flecke, die zuweilen in Querbinden verschmelzen. Die beiden Rückenflossen u. zuweilen auch die Schwanzflosse sind schwarz punktirt; Brust-, Bauch- u. Afterflosse gelblich. An Größe wie an Gefräßigkeit dem Hechte sehr wenig nachgebend, ist der Z. ein Raubfisch wie jener; sein Fleisch ist wegen seiner Zartheit u. Schmackhaftigkeit hoch geschätzt. Er laicht im April u. Mai.

**Zanesville** (spr. Sehnswihl), Stadt im Staate Ohio der Verein. Staaten von Nordamerika, mit 18,000 E. (seit der 1871—73 vollzogenen Einverleibung der Vorstädte), darunter gegen 5000 Deutsche, liegt an dem hier schiffbar gemachten Muskingum, zwischen Columbus u. Pittsburg, an dem Kreuzungspunkte zweier Bahnen, in kohlenreicher Gegend, hat 26 Kirchen, eine Hochschule neben zahlreichen anderen Unterrichtsanstalten, einen 18 Acres umfassenden Park u. ist wegen seines Handels u. seiner Fabriken (bes. Eisenschmelz- u. Walzwerke) von Wichtigkeit.

**Zanetti,** Graf Antonio Maria, Radirer, Stecher u. Formschneider, geb. zu Venedig um 1680; studirte auf längeren Reisen in Italien, Frankreich u. England die Meisterwerke der Stecher u. Holzschneider u. sammelte eine Menge von Kunstwerken, die sein Neffe Girolamo in einem Kupferwerk herausgab. Später schnitt er nach dem Vorgange des Hugo da Carpi (s. d.) viele Zeichnungen ital. Meister mit Anwendung des Clair-obscur, radirte eine Reihenfolge von biblischen u. von mythologischen Scenen u. gab mit seinem Vetter die Antiken der Bibliothek von San Marco heraus (2 Bde., Rom 1740—43). Unter seinen übrigen Werken erwähnen wir nur die „Raccolta delle lettere sulla pittura, scultura ed architettura“ (7 Bde., Rom 1754 ff.). Er starb um 1760.



**Zannoni,** Giovanni Battista, bedeutender Kunst- u. Alterthumsforscher, geb. zu Florenz 29. März 1771, setzte als Schüler Lanzi's dessen Forschungen im alten Etrurien fort u. schrieb „Degli Etruschi“ (Flor. 1810), „Illustrazione di due urne etrusche“ (1826) sowie Verschiedenes über Numismatik u. Epigraphik. Als Sekretär der Akademie della Crusca in Florenz schrieb er die Geschichte derselben (1818); sein Hauptwerk aber ist der archäologische Text zu der „Reale Galleria di Firenze“ (Flor. 1812 ff.), die er mit Ramirez di Montalvi, Bargigli u. Campi herausgab. Auch belletristisch war er für mehrere Journale thätig. Er starb 13. Aug. 1832.

**Zanotti,** Francesco Maria, ital. Gelehrter u. Dichter, geb. 6. Jan. 1692 zu Bologna; studirte auf der Universität seiner Vaterstadt Philosophie u. Naturwissenschaften, wurde bereits 1717 zum Professor der Philosophie an derselben Hochschule ernannt u. starb in diesem Amte 24. Dez. 1777. Die Dichtungen Z.'s („Poesie volgari e latine“, Flor. 1734) besitzen, so beifällig sie auch zur Zeit ihres Erscheinens aufgenommen wurden, einen höheren Werth nicht. Bedeutender sind seine philosophischen u. naturwissenschaftlichen Werke, nam. seine „Filosofia morale“ (Bologna 1754), in welcher er ein dem stoischen ähnliches Moralsystem aufstellte, u. sein Buch „De viribus centralibus“, durch welches er gewisse physikalische Theorien Newton's weiter ausbildete. Erwähnung verdienen auch seine „Tre orazioni sopra la pittura, la scultura e l'architettura“ (Bologna 1747; vermehrte Ausg., ebd. 1774) u. seine fünf Abhandlungen „Dell' arte poetica“ (ebd. 1768), in denen er Regeln für die einzelnen Gattungen der Poesie gab. Eine Gesammtausgabe der Werke Z.'s erschien in Bologna 1779 (9 Bde.), eine Auswahl („Opere scelte“, 2 Bde.) in Mailand 1818.

**Zante** (spr. Sante), das alte Zakynthos, eine der sieben Ionischen Inseln, 7,1 □M. mit rund 44,557 E. (1870), liegt im Ion. Meere, 2 M. westl. von der Halbinsel Morea u. 1½ M. südl. von Kephalonia entfernt. Sie erhebt sich in 4 M. Länge u. der halben Breite, im SO. gegabelt u. einen schönen Busen einschließend, ziemlich steil aus dem Meere, hier u. da als kahler Fels, im Innern aber mehr eben u. in hohem Grade herrlich kultivirten Boden besitzend. Ihr höchster Punkt ist der Vrachonis (670 m.). Ihrer Schönheit wegen wird die auch in klimatischer Beziehung bevorzugte Insel il fiore di Levante (die Blume der Levante) genannt. Ihr Hauptprodukt sind Korinthen, deren die Insel durchschnittlich jährlich 5,000,000 Kg. ausführt. Außerdem werden viel Oel u. Wein, Melonen, etwas Baumwolle u. Seide gewonnen. Die Wälder bestehen aus Oliven-, Maulbeer-, Myrtenbäumen ꝛc. In der Nähe der Bai von Chieri ist eine Erdpechquelle. Eine Schattenseite der natürlichen Verhältnisse sind die häufigen Erdbeben, welche die Insel heimsuchen. Die Zantioten sind meist griech. Ursprungs u. sprechen neugriechisch, die Vornehmen italienisch. Man rühmt ihre Rührigkeit. Die Hauptstadt **Z.**, mit 17,516 E. (1870), liegt im O. der Insel höchst malerisch an einer Bai, breitet sich rund um den durch einen Molo geschützten Hafen aus u. erhebt sich amphitheatralisch, mit Boskets u. Gärten untermischt, bis über 100 m. Höhe. Hier steht auf dem einen Hügel ein venet. Kastell, der andere ist mit Oel- u. Orangebäumen bedeckt. An den gegenüberliegenden steilen u. bewaldeten Hügeln ziehen sich viele Villen u. Gärten hin. Die hübsch gebauten Häuser sind meist mit Bogengängen geziert u. von minaretartigen Thürmen überragt. Die Stadt ist Sitz eines griech. Erzbischofs u. eines kathol. Bischofs, der Behörden der Nomarchie Z., hat ein Lyceum, einen Archivpalast, Theater, Börse, kathol. Kathedrale, drei griech. Kirchen, ein Arsenal u. auf dem Marktplatze das kolossale bronzene Monument des ehemaligen Lord-Oberkommissär Maitland; es treibt Schifffahrt u. Handel, Baumwollenspinnerei, Haarteppich-, Seidenzeug- u. Leinwandfabrikation. — Zakynthos, ursprünglich Hyrie, wurde durch aus dem Peloponnes eingewanderte Achäer bevölkert u. gehörte nach Homer zum Reiche des Odysseus. Später bildete es einen eigenen Staat, gerieth aber bald in Abhängigkeit von Athen u. gab sich nach Athens Sturze eine aristokratische Verfassung. Dann fiel es in die Hände der Römer, kam später an das Oströmische Reich, im 13. Jahrh. an Neapel u. im 14. an Venedig, in dessen Besitz es bis 1797 verblieb, u. gehörte dann zu dem unter Englands Schutz stehenden Freistaate der Ion. Inseln, der 1863 an das Königreich Griechenland abgetreten wurde.

**Zanth,** Karl Ludwig Wilhelm v., namhafter Architekt, geb. zu Breslau 6. Aug. 1796 als Sohn eines israel. Arztes, der nachher Christ wurde; erhielt den ersten künstlerischen Unterricht in Kassel, ging dann mit seinem Vater nach Paris u. kam 1813 nach Stuttgart, wo er mehrere Jahre Schüler des Architekten v. Fischer war. 1820 begann er eine größere Studienreise, wurde in Paris von Hittorff mit der Ausführung verschiedener Bauten nach dessen Plänen beauftragt, reiste mit ihm 1822 nach Italien u. Sizilien u. gab mit Hittorff zusammen heraus „Architecture antique de la Sicile“ (3 Bde., Par. 1826—30) u. „Architecture moderne de la Sicile“ (ebd. 1826 bis 1830). Infolge der Revolution von 1830 zog er von Paris wieder nach Stuttgart, wo er eine reiche Bauthätigkeit entwickelte (z. B. das Theater in Cannstatt, das Lustschloß Wilhelma, ein Meisterwerk arab. Stils 2c.) u. 7. Okt. 1857 starb.

Nr. 5627 Zanzibar.

**Zanzibar** od. Sansibar, Reich an der Ostküste Afrika's, unter einem arab. Sultan u. mit Arabern als herrschender Bevölkerung, liegt zwischen 2° n. Br. u. 10° südl. Br., doch mit so unbestimmten Grenzen, daß genauere Areal- u. Bevölkerungsangaben unmöglich sind. Als südlichster Punkt gegen das portug. Mozambique gilt das Kap Delgado. Nach N. wird gewöhnlich die Dschubamündung als Grenze angenommen, doch nominell beansprucht der Sultan von Z. auch die Somaliküste, u. die im Nov. 1875 von Seiten der Aegypter erfolgte Besitzergreifung der Orte Marka, Brava, Dschuba u. Kismayu auf der Somali-Halbinsel wurde durch engl. Intervention rückgängig gemacht. Aber selbst die zwischen Dschuba u. Delgado gelegene Küste ist nur als ganz schmaler Streifen u. nur um die wenigen arab. Kolonialstädte herum, demnach als öfters unterbrochener Küstenstrich, im Besitz des Sultans von Z., während den eigentlichen Kern des Reiches die drei großen Külsteninseln Pemba, Z. u. Mafia (Monfia), von N. nach S. aufgezählt, bilden. Von den theilweise abhängigen Negerstämmen der Küste sind die Suaheli, nach welchen dieses Ufer auch benannt wird, die bemerkenswerthesten. Nur die Mündungen der nicht sehr bedeutenden Flüsse, welche den östl. Küstengebirgen u. den dahinter liegenden Plateaux entströmen, sind arabisch; zu nennen sind von S. nach N. der Rufidschi od. Lufidschi, gegenüber Mafia, unter 8° südl. Br. mündend, 1873 von Kirk u. Wharton befahren, doch sowol seiner Schiffbarkeit als seinem angeblichen Ausflusse aus dem Nyassa See nach noch angezweifelt, der Kingani, der 1873 von Malcolm befahrene Wami, gegenüber der Insel Z. Noch nördlicher der gegenüber Pemba das Meer erreichende, von New 1874 verfolgte Pangani, auch Rufu od. Lufu genannt, u. der unter 3° südl. Br. mündende Sabacki, beide in der Gegend des Kilimandscharo entspringend; ferner der Dana u. der Ozi, beide aus der Gebirgslandschaft des Kenia kommend u. in die Formosabai fließend, endlich der große, das Galla- u. Somaliland trennende Dschuba. Das Klima der Küste wie der zahlreichen großen u. kleinen Inseln ist ungesund; Wärme- u. Regenverhältnisse sind wie Fauna u. Flora durchaus die allgemeinen der äquatorialen Ostküste von Afrika. Die Bevölkerung zerfällt in die eingewanderten Araber, welche eine Art Adel bilden, in die weit zahlreicheren, als Sklaven aus Innerafrika eingeführten Neger u. die zwar schwarzen, aber sonst nicht Negertypus zeigenden, dem Islam gewonnenen Suaheli u. beschäftigt sich mit Bodenkultur u. bes. mit Handel. Ananas, Orangen, Reis, Baumwolle, Zuckerrohr u. Gewürznelken werden auf der Insel Z., die auch herrliche Waldungen aufweist, sowie auf Pemba u. in dem Schwemmland der Küstenflüsse gezogen. Am wichtigsten ist Z. aber als Endpunkt der bedeutendsten Karawanenstraßen des mittleren Ostafrika, so daß es in der Ausfuhr tropischer Produkte selbst mit Indien wetteifert u. z. B. sein Pfeffer auf amerikan. Märkten den indischen verdrängt hat. Die Ausfuhr wurde 1875 auf 2,510,800 Maria Theresia-Thaler, die Einfuhr auf 2,768,387 Thlr. angegeben. Die werthvollsten Handelsartikel sind Elefantenzähne, Nelken, Häute, Gummi, Copal, Sesamsaat u. Orseille. Der Schiffsverkehr im Hafen der Stadt Z. betrug 1876: 136 Schiffe. An der Spitze des Staates steht der in der Stadt Z. residirende Sultan, dessen Haupteinkünfte aus den Zöllen fließen, die von ihm für ca. 900,000 Mk. verpachtet sind u. durch den Wegfall des Sklavenzolls stark geschmälert wurden. Die Hauptstadt Z., der größte Handelsplatz u. die größte Stadt von Ostafrika, auf der Westküste der Insel Z. (49 □M. mit 100,000 E.), ist eine eng u. unregelmäßig gebaute Stadt, deren schönster Theil mit dem neuen, von Zimmt-, Orangen- u. Mangobäumen umgebenen Palast des Sultans an dem tiefen u. sicheren Hafen liegt. Als Stapelplatz der europ. Waaren für Ostafrika besitzt es sehr bedeutende Bazars, ist Sitz von vier Konsulaten u. großen europ. u. amerikan. Handelshäusern u. hat 80,000 E. Oft genannt ist Z. auch als Ausgangspunkt von Entdeckungsreisen, so der von Cameron u. Stanley, u. vor 1873 als größter Sklavenmarkt. Die Umgebung der Stadt wie der größte Theil der ganzen unter 6° südl. Br. u. 39½° östl. L. von Greenwich gelegenen, von Korallen gebauten Insel ist bedeckt von den Landhäusern u. Plantagen der etwa 8—10,000 Köpfe zählenden Araber. Die höchste Bodenerhebung sind die ca. 125 m. hohen Kumbenyhügel, an der Ostseite liegt die Tschuakabai. Nördlich von Z. liegt unter 5° südl. Br. die reich gegliederte, 10 M. lange Insel Pemba,

ebenfalls sehr fruchtbar u. gut bewaldet, mit angeblich 60 Dörfern u. 10,000 E. Hauptort ist das an der gleichnamigen Bucht gelegene, mit Hafen u. Fort versehene Tschakka an der Westküste, während an der Südküste der Port Wanika liegt. Die dritte große Insel Mafia, unter 8° südl. Br., hat eine arab. Besatzung u. in Kissomangi seinen Hauptort an der Westküste. Von den arab. Kolonien an der Küste sind die wichtigsten, von N. nach S. gezählt: Mambrui, mit zahlreichen persischen Ruinen u. Grabmonumenten; ihm gegenüber, am Südufer der Sabackimündung, Malindi od. Melinda mit einem Fort u. Ruinen pers. od. arab. Ursprungs. Mombas, 4° südl. Br., mit gutem Hafen u. Fort, bedeutendem Handel, der berühmten engl. Missionsstation Rabbai M'pia in der Nähe u. 13–15,000 E.; ferner an der Mündung des Flusses gleichen Namens Pangani; der Insel Z. gegenüber die neu angelegte Stadt Missisima, mit Fort u. Palast des Sultans; endlich Kiloa Kibendsche (portug. Quiloa) an der Mündung des Coavo auf einem Inselchen in der gleichnamigen Bai, die wichtigste arab. Besitzung an der Küste wegen ihrer Häfen u. ihres Handels, mit 10–15,000 E. Neu ist das seit 1870 aufblühende Kismayu, mit 8600 E. u. lebhaftem Handel mit den Somali's. Die Geschichte von Z. ist schon seit ca. 1000 Jahren mit Asien verknüpft, Araber u. Perser hatten schon vor 1000 n. Chr. hier bedeutende Handelsniederlassungen. So entstand Anfang des 11. Jahrh. durch Letztere Kiloa, u. lebhafte, von Mohammedanern bewohnte Handelsplätze lagen an der Küste u. auf den Inseln, als Vasco de Gama 1498 hier erschien. Seitdem vernichteten die Portugiesen durch eigene Ansiedelungen den arab. Einfluß, welcher jedoch nach dem Sinken von Portugals Macht wieder überwog. Seit 1698 erlangte der Imam von Mascat in Ostarabien die Herrschaft, zuerst über Mombas u. nach u. nach über die ganze Küste nördl. von Mozambique, z. B. 1784 von der Insel Z. Nur zeitweilig, 1824–28, stand der nördl. Theil der Küste unter britischem Schutz, sonst war bis 1858 die Insel Z. der Sitz des arab. Fürsten über diesen afrikanischen Küstenstrich u. Mascat. Seitdem aber ist Z. unter einem eigenen Sultan, einem Nachkommen des Imam, unabhängig u. hat sich in neuester Zeit immer mehr dem europ. Einfluß geöffnet. Genauere Nachrichten über Z. lieferte u. A. vorzüglich Rich. Brenner, dessen 1866–67 u. 1870–71 hier unternommene Reisen zu seiner Anstellung als österr. Konsul führten, als welcher er 1874 in Z. starb. Die engl. Regierung erwirkte 1873 durch Sir Bartle Frere vom Sultan die Aufhebung des seit 1500 hier außerordentlich blühenden Sklavenhandels, u. engl. Kreuzer fahnden seitdem in diesen Gewässern auf Sklavenschiffe.

**Zäpfchen**, uvula, ein aus der Mitte des unteren, freien, bogenförmigen Randes des die Scheidewand zwischen Nasenhöhle u. hinterer Oeffnung der Mundhöhle bildenden weichen Gaumens od. Gaumensegels hervorragender, kegelförmiger, mit abgerundeter Spitze endender Vorsprung, an dessen Seiten der freie Rand des Gaumensegels in zwei bogenförmig sich abwärts senkende Hautfalten, die Gaumbögen, ausläuft.

**Zapfenstreich**, franz. la retraite, ist das Signal, welches jeden Abend geschlagen od. geblasen wird, um den Truppen die Zeit anzugeben, zu welchen sie sich in ihre Kasernen od. Quartiere zu begeben haben. In Festungen wird häufig auch ein sog. Retraiteschuß aus einem Geschütze abgegeben.

**Zapfenträger**, s. v. w. Coniferen, die Nadelhölzer.

**Zapolya** ist der Name einer mächtigen ungar. Familie, welche zuerst durch König Matthias Corvinus (s. d.) erhoben wurde, der Emerich **Z.** zum Grafen von Zips, dann zum Großschatzmeister, endlich zum Palatinus (s. d.) ernannte u. reichlich mit Gütern ausstattete. — Stephan **Z.**, des Vorigen Sohn, zuerst nur Kapitän der Heiduken in Gran, wurde von König Matthias 1485 als Stadthauptmann von Wien eingesetzt u. 1490 von den ungar. Magnaten herbeigerufen, um an Stelle seines Vaters, des Palatins, der noch vor dem Könige gestorben war, seine Stimme in Betreff der Königswahl abzugeben. Wider Erwarten entschied Z. sich nicht für Johann Corvinus, den Sohn seines Wohlthäters, sondern für den Jagellonen Wladislaw von Böhmen, welcher ihm dafür die an Polen verpfändeten Zipser Städte versprochen hatte. Stephan, zum Dank dafür mit der Würde eines Palatinus belohnt, trat jedoch bald auch gegen den schwachen Wladislaw auf, der sich der Geistlichkeit unterthänig zeigte, u. besetzte als „Hüter der Krone“ den Wissehrad, wo er fast als Herrscher schaltete u. die Befehle des Königs mißachtete. Nachdem er mit dem mächtigsten Magnaten Ujlaki eine Erbverbrüderung geschlossen, starb er 1499. — Johann **Z.**, des Vorigen Sohn, geb. 1487, seit 1510 Wojwode von Siebenbürgen, richtete frühzeitig sein Auge auf die ungar. Königskrone u. setzte an der Spitze eines Magnatenbundes schon 1505 den Reichstagsbeschluß durch, daß, wenn der König keine männlichen Erben hinterlasse, nur aus der Mitte der Nation sein Nachfolger gewählt werde. Sein Ansehen stieg, als es ihm 1514 gelang, den schrecklichen Bauernaufstand der Kuruczen in der Nähe von Temesvar mit einem Schlage niederzuwerfen u. ihren Anführer, den Szekler Georg Dosza, qualvoll hinrichten zu lassen. Dennoch vermochte er weder die Thronbesteigung Ludwig's II. (1516—26), noch die 1515 ohne Zustimmung der Stände mit Kaiser Maximilian (s. d.) verabredete Doppelheirath zu hindern. Als aber der König ihm auf den Rath der Hofpartei die große Erbschaft des Fürsten Lorenz Ujlaki entziehen wollte, erzwang er sich deren Uebertragung 1524 mit Hülfe des niederen Adels u. behauptete sich auch gegen eine geheime Gegenkonföderation, Kalandos genannt, bis der plötzliche Tod Ludwig's II. nach der Schlacht bei Mohacz ihn 1526 in dem von den Türken fast ganz besetzten Lande zum höchsten Ziele führte. Während die Partei der Königin Maria in Preßburg ihren Bruder Ferdinand von Oesterreich als König proklamirte, wurde Z. in Stuhlweißenburg von seinen Parteigenossen auf den Thron gehoben u. im Nov. 1526 durch den Bischof von Neutra gekrönt. Da er sich jedoch zu schwach fühlte, sich ohne Hülfe gegen Ferdinand zu behaupten, nahm er 1529 in Mohacz das Reich von Sultan Soliman zu Lehen u. gab ihm die Krone des heiligen Stephan zum Pfande. Trotzdem zog er es vor, am 24. Febr. 1538 mit Kaiser Karl V. u. König Ferdinand einen Vertrag zu schließen, in welchem er dem Bunde mit Soliman entsagte u. Ungarn, soweit es ihm unterthänig war, an den Erzherzog zu vererben versprach. Als ihm schon die Rache des Sultans drohte, kam er auf einem Zuge gegen die abtrünnigen Wojwoden von Siebenbürgen am 21. Juli 1540 um. — Der Sohn, Johann Sigismund **Z.**, welchen ihm neun Tage zuvor seine Gemahlin Isabella, die Tochter des Polenkönigs Sigismund I., geboren hatte, wurde von Soliman auf Siebenbürgen beschränkt, während Ofen die Residenz eines osmanischen Statthalters wurde, u. erhielt sich daselbst mit türk. Hülfe bis zu seinem Tode 1571.

**Zappi**, Giambattista Felice, ital. Dichter, geb. 1667 zu Imola; studirte zu Bologna u. wurde dort, kaum 13 Jahre alt, bereits zum Doktor der Rechte promovirt. Später lebte er in Rom, wo er verschiedene Verwaltungsämter bekleidete u. sich der besonderen Gunst des Papstes Clemens XI. erfreute. Daselbst starb er auch im J. 1719. Er ist der Begründer der nachmals berühmt gewordenen röm. Dichterakademie „Arcadia“. Seine zahlreichen eigenen lyrischen Dichtungen (Canzonen, Madrigale rc.) sind anmuthig u. formgewandt, können indeß auf höheren Werth keinen Anspruch erheben. Sie sind herausgegeben in Venedig 1723 (2 Bde.), 1748 u. öfter, in Rom 1757.

**Zar**, die altslavische Form von Cäsar od. Kaiser, war der Titel des Herrschers von Rußland (s. d.). Wenn auch die russ. Annalisten schon die russ. Großfürsten seit 1100 Z. von Moskau nennen, so erscheint doch der Titel nachweisbar zuerst in den Verhandlungen Iwan's III. († 1505) mit Maximilian von Deutschland u. geht auch auf Iwan's Sohn Wasilii († 1534) über. Iwan IV., der Schreckliche, ließ sich 1547 feierlich zum Z.en von Moskau krönen, Alexei nannte sich, nachdem ihm Polen Kleinrußland abgetreten, 1667 „Z. aller Reußen“, u. Peter d. Gr. (s. d.) nahm statt dessen 1721 den Titel „Kaiser“ an. Während früher die Gemahlin des Z.en Zariza, die Söhne u. Töchter Zarewitsch u. Zarewna genannt wurden, führte Paul I. für seinen zweiten Sohn, Konstantin, den Titel Cäsarewitsch ein, den auch der jetzige Kaiser vor seiner Thronbesteigung führte u. gegenwärtig der Großfürst Alexander trägt.

**Zara** (slav. Zadar), Hauptstadt des österr. Königreichs Dalmatien, mit 8014 E. (1869), liegt auf einer schmalen Landzunge, die durch einen Wassergraben zur Insel gemacht worden ist. Die stark befestigte Stadt bildet ein Areal, das durch zwei sich kreuzende Straßen in vier Stadttheile getheilt wird, hat vier Thore, breite Haupt-, aber sehr enge Nebenstraßen. Z. ist Sitz des dalmatinischen Statthalters u. der obersten Behörden des Königreichs, eines Erzbischofs mit Metropolitankapitel, eines griech. nichtunirten Bischofs, hat Handels- u. Gewerbekammer, ein röm.-kathol. erzbischöfliches u. ein griech. bischöfliches Seminar, ein Obergymnasium, eine Real- u. eine nautische Schule, eine Hebammenlehranstalt, ein 1839 gegründetes Provinzialmuseum rc. Von seinen Kirchen sind die schönsten der Dom Santa Caterina im byzantinischen Stile mit Marmoraltären, vom Dogen Dandalo Anfang des 13. Jahrh. erbaut, die Kirchen S. Grisogono, S. Simeone rc.; unter seinen sonstigen Gebäuden zeichnen

sich aus die Paläste der beiden Bischöfe, das Oberlandesgerichtspalais, das Obergymnasium, das Theater, das Arsenal, die neue Kaserne ꝛc. Die von den Venetianern angelegte große Cisterne cinque pozzi mit 5 Oeffnungen) aus dem 16. Jahrh. ist ein Meisterstück hydraulischer Baukunst. An Alterthümern besitzt Z. eine korinth. Säule am Brunnenplatze, Fragmente eines röm. Triumphbogens (zum Bau des Marinethors verwendet) u. viele röm. Ruinen in der Umgegend. Die Industrie erstreckt sich auf Rosogliobrennerei (Maraschino), Wollen-, Seiden- u. Lederwaarenfabrikation. Aus seinem Hafen gelangen Oel, Wein, Feigen, Sardellen, Häute, Wolle, Seesalz u. Maraschino zur Ausfuhr. Z. war als Jadera Hauptstadt von Liburnien. Durch Kaiser Claudius wurde es unter dem Namen Colonia Claudia Augusta Felix röm. Kolonie. Im Mittelalter gehörte es als Diadora zum Oström. Reiche, bis es sich um das J. 1000, durch die Plünderungen türk. Seeräuber genöthigt, unter venetian. Schutz begab. 1117 siegte hier der Kroatenkönig Stephan über die Venetianer u. 1200 wurde es vom ungar. König Ludwig d. Gr. erobert. Z. war nun bald ungarisch, bald venetianisch. 1490 wurde es von den Türken erobert, aber ihnen bald wieder durch die Venetianer entrissen. 1797 kam es mit Venedig an Oesterreich, 1809 an Frankreich, das es zu den illyrischen Provinzen schlug, u. seit dem Dez. 1813, an welchem Tage es die Oesterreicher zur Kapitulation zwangen, gehört es wieder den Letzteren.

Nr. 5628. Torre nueva zu Zaragoza.

**Zaragoza** (spr. Szaragossa), span. Provinz im Königreich Aragonien, 310,77 □M. mit 401 894 E. nach den Berechnungen für 1870, grenzt nördl. an Navarra, östl. an die Provinz Huesca, südl. an Teruel u. Guadalajara u. westl. an Soria u. Navarra, ist im SW. u. im N. stark gebirgig, in der Mitte ziemlich eben u. hier in südöstl. Richtung vom Ebro durchflossen, dem in der Provinz links die Nebenflüsse Arva u. Gallego, rechts Jalon, Huerba u. Rio Aguas zugehen u. zur linken Seite der Kaiserkanal, zur rechten der von Tauste geführt ist. Die Provinz ist größtentheils öde od. mit Wald u. niedrigem Gebüsch bedeckt, hat aber auch zwischen dem Ebro u. den beiden Kanälen u. am Jalon u. Gállego fruchtbare Striche u. erzeugt hier viel Weizen, Oel, Wein, Feigen, Mandeln, Hanf, Safran, Obst u. Gemüse. Die Berge enthalten Antimon, Blei, Kupfer u. mehrere Mineralquellen u. bei Bujalaroz, Castellar, Remolinos u. Sastaja wichtige Salinen. Z. zerfällt in die 11 Bezirke: Ejea de los Caballeros, Tauste, Tarazona, Alagon, Zuera, 2 Bezirke Z., Fraga, Caspe, Belchite, Cariñena, la Almunia, Calatayud u. Daroca. Die Hauptstadt **Z.**, mit 67,128 E. (1860), liegt in einer reichbewässerten u. bebauten Ebene, der Huerta de Z. in 181 m. Seehöhe rechts am Ebro, mit einer 1437 erbauten Steinbrücke über denselben, u. an den Bahnen Madrid-Z. u. Barcelona-Z.-Miranda. Die Stadt ist großentheils ein düsteres Gewirr von über 200 schlechten u. unsauberen Gassen, nur der Corso, die seit dem Bombardement von 1808 u. 1809 zerstörten u. wieder aufgebauten Bezirke u. die links des Ebro liegende Vorstadt sind schön. Die Bauart der Häuser ist festungsartig, oft geschmückt mit herrlichen Soffiten, Balkenköpfen u. Karniesen. Z. ist Sitz des Generalkapitäns für Aragonien, der Provinzialregierung, eines Erzbischofs, hat seit 1474 eine Universität, seit 1776 eine Akademie der schönen Künste, seit 1842 einen botanischen Garten, ein bischöfliches Seminar u. andere Institute. Die erzbischöfliche Metropolitankirche (Catedral de la Seo), im goth. Stil, hat 5 Schiffe; die Catedral de la Virgen od. die Kirche der Madonna del Pilar de Z., aus dem 17. Jahrh., ist ein moderner theatralischer Tempel, in wunderlichem Stil, aber groß u. prachtvoll. Stattliche Gebäude sind der erzbischöfliche Palast, die prächtige dorische Säulenhalle der Lonja (alter Börsenpalast) vom J. 1557, die Torre nueva, der durch Senkung in schiefe Stellung gerathene höchste Thurm ꝛc. Das westlich der Stadt liegende Castillo de Aljaferia, die Residenz der ersten Könige u. später Sitz der Inquisition, ist jetzt Citadelle u. vertheidigt nebst den Batterien des ehemaligen Klosters S. Engracia die von einer alten Mauer umgebene u. in der Vorstadt links am Ebro durch Redouten geschützte Stadt. Z.'s ehemals bedeutende Industrie beschränkt sich gegenwärtig auf Leder-, Wollen- u. Seidenwaaren, Knopf-, Hut-, Seife- u. Chokoladenfabrikation; bedeutender ist der Handel. — Z. hieß bei den Keltiberiern Salduba u. soll phönikischen Ursprungs sein. Unter Augustus wurde es als Colonia Caesarea-Augusta Salduba 27 v. Chr. röm. Kolonie u. Sitz eines Obergerichtshofes. Im 7. Jahrh. fiel es in die Gewalt der Mauren, die den Namen Caesarea-Augusta in Z. korrumpirten. 1118 kam es durch Alfons I. wieder unter christliche Herrschaft, u. 1317 wurde sein schon 255 urkundlich erwähntes Bisthum in ein Erzbisthum verwandelt. Am 20. Aug. 1710 wurde hier Philipp V. von König Karl III. von Oesterreich geschlagen. Besondere Berühmtheit erlangte Z. durch seine Vertheidigung vom Juni bis August 1808 u. vom Dez. 1808 bis 20. Febr. 1809. Beide Male vertheidigte Palafox die Stadt; bes. heldenmüthig war der Kampf vom 27. Jan. bis 18. Febr. Die schon am ersteren Tage durch drei Breschen eingedrungenen Franzosen mußten die Erstürmung in einem Tag u. Nacht andauernden, ober- u. unterirdischen Kampfe fortsetzen, bis es ihnen endlich am 17. Febr. gelang, das Universitätsgebäude durch Minen theilweise in die Luft zu sprengen u. sich am 18. der Vorstadt links am Ebro zu bemächtigen. Die erst jetzt spanischerseits nicht mehr zurückgewiesenen Unterhandlungen führten am 20. zu einem für die Stadt ehrenvollen Vertrage.

**Zarāte,** Francesco Lopez de, span. Dichter, geb. um 1590 zu Logroño in Altcastilien; diente erst im Heere, war dann Beamter im Ministerium des Auswärtigen, verlor aber seine Stellung, lebte nun ganz seinen Studien u. starb 5. März 1658 zu Madrid. Z.'s bedeutendstes Werk ist sein romantisch-religiöses, in Ottaven geschriebenes Epos „La invencion de la Cruz“ (12 Gesänge, Madr. 1648). Erwähnung verdienen außerdem bes. noch seine „Eklogen“ u. seine Tragödie „Hercules furente“, auch seine lyrischen Dichtungen, die unter dem Titel „Poesias varias“ (Alcalá 1619) u. später vermehrt als „Obras varias“ (ebd. 1651) erschienen, sind nicht ohne Werth.

**Zarizyn.** 1. Z., Kreisstadt u. alte Festung mit 12,394 E. (1867) im russ. Gouvernement Saratow, in reizender Lage auf den Ufervorsprüngen am Einflusse der Zariza rechts in die Wolga, an der Wolga-Don-Bahn u. der Bahn Grjasi-Z., hat einige Fabriken, treibt berühmte Melonen- u. Arbusenzucht u. hat bedeutenden Flußhafen. Die 1775 hier entdeckten Sauerbrunnen werden in neuerer Zeit stark benutzt. Die Z.sche Linie war eine Reihe von Befestigungen, welche, 1717 errichtet, von hier zum Don u. der Ilawlamündung führte. — 2. **Z.** od. Zarizyno, ein unvollendetes kaiserliches Lustschloß an einem See, $1\frac{1}{2}$ M. südl. von Moskau, wurde für die Kaiserin Katharina II. vom Fürsten Potemkin sehr großartig angelegt. Als die Kaiserin aber in den düsteren Schloßmauern, in der aus dunklen Eisenplatten bestehenden Bedachung u. in den acht thurmartigen Vorsprüngen an den Ecken die Gestalt eines mit Kandelabern umstellten ungeheuern Sarges zu erkennen glaubte, weigerte sie sich, es zu beziehen, u. so ist es bis heute unbewohnt. Einen freundlicheren Eindruck macht am andern Ufer des Sees das sog. kleinere Schloß Z., eine neuere kaiserliche Schöpfung mit Garten u. Park, gewöhnlich von dem Kommandanten von Moskau als Sommerresidenz benutzt.

**Zarlino,** Giuseppe, ital. Komponist u. Musiktheoretiker, geb. zu Chioggia bei Venedig 1519 (nach Anderen 1517); wurde Geistlicher

u. studirte dabei die Musik bei Hadrian Willaert, wurde 1565 Kapellmeister an der Markuskirche in Venedig u. bekleidete diese Stelle bis zu seinem am 14. Febr. 1590 erfolgten Tode. Das Wenige, was von seinen Kompositionen auf uns gekommen, läßt ihn als einen ziemlich steifen u. trockenen Tonsetzer erscheinen. Bedeutender ist er als Theoretiker; sein Hauptwerk „Istituzioni harmoniche etc." (Vened. 1558; 3. Aufl. 1573), lange Zeit Hauptquelle für die Theoristen, ist bes. auch darum merkwürdig, weil es zuerst die Regeln für den doppelten Kontrapunkt aufstellt. Weitere theoretische Schriften von ihm sind: „Dimostrazioni harmoniche etc." (Vened. 1571; 2. Aufl. 1573) u. „Sopplimenti musicali etc." (ebd. 1588).

**Zarncke**, Friedrich, hervorragender Germanist, geb. 7. Juli 1825 zu Zahrenstorf (Mecklenburg-Schwerin) als Sohn des dortigen Geistlichen; studirte seit 1844 in Rostock, Leipzig u. Berlin Philologie, spez. deutsche Sprache u. Literatur, lebte seit 1848 in Baumgartenbrück bei Potsdam, wo er die berühmte Bibliothek des Herrn v. Meusebach (s. d.) ordnete, siedelte 1850 nach Leipzig über, wo er das „Literarische Centralblatt" gründete, sich 1852 habilitirte u. 1858 zum ord. Professor der deutschen Sprache u. Literatur befördert wurde, in welcher Stellung er noch jetzt wirkt. Seine erste größere Schrift war „Der deutsche Cato" (Lpz. 1852); es folgten bald die meisterhafte Ausgabe von Seb. Brant's „Narrenschiff" (ebd. 1854; vergl. auch Z.'s Schrift „Zur Vorgeschichte des Narrenschiffs", ebd. 1868), die Schrift „Zur Nibelungenfrage" (ebd. 1854) u. die Ausgabe des „Nibelungenliedes" (ebd. 1856; 7. Aufl. 1876) nach der Handschrift C (vgl. „Nibelungen") sowie die „Beiträge zur Erläuterung u. Geschichte des Nibelungenliedes" (ebd. 1857) u. zahlreiche kleinere Schriften in den „Abhandlungen der Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften", wie z. B. „Beiträge zur mittelalterlichen Spruchpoesie" (1863 u. 1865), „Ueber die Trojanersage der Franken", „Ueber den fünffüßigen Jambus" (1865), „Der Graltempel" (1876), „Der Priester Johannes" (1876) 2c. Auch gehört Z. zu den Bearbeitern des mit Benutzung von Benecke's Nachlaß herausgegebenen „Mittelhochdeutschen Wörterbuches" (3 Bde., Lpz. 1847—67; Z. bearbeitete die 1. Abth. des 2. Bdes.) u. hat sich um die Geschichte der deutschen Universitäten, bes. Leipzigs, sehr verdient gemacht durch eine Reihe von Schriften, wie: „Die deutschen Universitäten im Mittelalter" (Lpz. 1857), „Die urkundlichen Quellen zur Geschichte der Universität Leipzig" (ebd. 1857), „Acta rectorum universitatis studii Lipsiensis etc." (2 Thle., ebd. 1860) u. „Die Statutenbriefe der Universität Leipzig 2c." (1861). Während des Deutsch-franz. Krieges bekleidete Z. zwei Jahre lang das Rektorat der Universität Leipzig.

**Zarskoje-Sselo** (d. h. Kaiserdorf), Hauptsommerresidenz des russ. Kaisers mit 14,465 E. (1875), liegt 3 M. südl. von Petersburg an den romantischen Duderhoff'schen Bergen u. ist durch Eisenbahn mit Petersburg verbunden. Z. hat 8 Kirchen u. 2 kaiserl. Lustschlösser. Das größere, von 238,4 m. Front, hat altmodische, aber prächtige, mit kostbaren Steinen ausgelegte Zimmer. Die an den 43 m. langen u. 15,3 m. breiten Ballsaal anstoßende berühmte Marmorgalerie des Architekten Cameron ist eine herrliche ionische Kolonnade von 82,5 m. Länge u. 8,1 m. Breite mit den Bronzebüsten berühmter Männer des Alterthums. Das kleinere u. einfachere Schloß ist die gewöhnliche Residenz. Der große, sorgfältig gepflegte Park enthält kolossale Treibhäuser, Tempel, Ruinen, Felsen, Seen, Brücken, Inseln, ein chinesisches Dörfchen mit Pagode, einen türk. Kiosk, die zierliche Meierei Marienthal, die 32,5 m. hohe marmorne Denksäule Orlow's 2c.

**Zastrow**, Heinrich Adolf v., preuß. General, geb. zu Danzig 13. Sept. 1801; diente seit 1819 als Infanterieoffizier im preuß. Heere, ward 1823—36 bei der Kriegsschule, dem Ingenieurcorps u. dem Topograpischen Bureau beschäftigt, wurde dann Generalstabsoffizier, verbrachte seit 1839 drei Jahre in der Türkei, machte 1848 bis 1850 als Major den Krieg gegen Dänemark mit, in welchem er erst eine Brigade, dann eine Division der Schleswig-Holsteiner führte, u. übernahm dann wieder ein Bataillonskommando im 2. preuß. Infanterieregiment. Seit 1852 Kommandant von Stralsund, erhielt er 1855 als Oberst die Führung des 28. Regiments, 1856 als Generalmajor die der 19. Brigade u. 1863 als Generalleutnant die der 11. Division, mit welcher er während der Poln. Revolution von 1864 die poln. Grenze besetzte u. 1866 am Feldzuge in Böhmen Theil nahm u. wesentlich zur Entscheidung der Schlacht bei Königgrätz beitrug. Hierauf zum Kommandeur des 7. Armeecorps mit dem

Nr. 5629. Palast zu Zarskoje-Sselo

Standquartier in Münster ernannt, rückte er 1868 zum General der Infanterie auf. Im Kriege gegen Frankreich 1870 focht er mit seinem Armeecorps Anfangs unter Steinmetz, darauf unter dem Prinzen Friedrich Karl, besetzte nach der Uebergabe von Metz diese Festung, belagerte dann Thionville u. rückte, nachdem dieser Platz 24. Nov. kapitulirt hatte, nach dem Vogesengebiete. Im Sept. 1871 ward Z. vom Kommando seines Corps entbunden u. unter Versetzung

Nr. 5630. Heinrich Adolf v. Zastrow geb. 13. Sept. 1801, gest. 13. Aug. 1875.

zu den Offizieren der Armee zum Mitglied der Landesvertheidigungskommission ernannt, 1872 trat er in den Ruhestand u. starb 13. Aug. 1875 zu Berlin. Schon früh mit der Theorie des Militärwesens beschäftigt, schrieb Z.: „Geschichte der beständigen Befestigungskunst" (Lpz., 3. Aufl. 1854) u. „Carnot u. die neuere Befestigung" (ebd. 1840). Auch übersetzte er Vauban's „Traités de l'attaque des places et de la défense".

**Zauberei.** Das Wort „zaubern" geht nach Grimm vielleicht auf goth. taujan, althochdeutsch zouwan (d. i. vollbringen) zurück. Der Sprachgebrauch verband jedoch damit frühzeitig den Begriff eines Vollbringens mit Hülfe dämonischer Mächte, bes. des Teufels. Dem entspricht vollkommen auch der biblische u. infolge dessen auch der kirchliche Begriff der Z. An mehreren Stellen der Bibel (z. B. in der Erzählung von den ägyptischen Zauberern, 2. Mos. 7, 22 ff.) scheint eine wirkliche Zauberkraft bei den Heiden vorausgesetzt zu werden. Weil sie aber nicht im Namen u. mit Hülfe des wahren Gottes geübt wird, erscheint sie durchweg als heidnischer Greuel u. wird als solcher streng verboten.

Nr. 5631. Kappzaum- und Schleifzügelzäumung.

Aus demselben Grunde verfolgte die christliche Kirche die Ueberreste der heidnischen Magie im Alterthum u. Mittelalter, obgleich sie an die Thatsächlichkeit derselben glaubte. Dagegen fallen die von den Propheten im Namen Gottes gewirkten Wunder so wenig unter den Begriff der Z., wie die Wunder der kathol. Heiligen. — Vgl. auch „Magie" u. „Hexen".

**Zauberlaterne,** s. „Laterna magica".

**Zaum, Zäumung** nennen wir das Gestell aus Lederriemen, mittels dessen wir dem Pferde, dem Esel, überhaupt dem Thier zum Reiten od. Fahren das Gebiß im Maule od. am Kopfe befestigen, um es nach unserem Willen zu lenken. Man unterscheidet Kantharen u. Trensenzäumung (s. „Kanthare" u. „Trense"). Für die Abrichtung der Pferde hat man noch besondere Hülfszäumungen u. Hülfszügel, als Kappzaum, Sprungzügel, Martingal (s. d.) u. Schleifzügel. Der Kappzaum besteht wie jeder andere Z. aus einem ledernen Hauptgestell, der Nasenriemen aber ist, soweit er die Nase des Pferdes umfaßt, in Gestalt eines eisernen Bügels gefertigt. Auf diesem Bügel sind drei Ringe, einer in der Mitte u. je einer zu beiden Seiten, angebracht. Der mittlere Ring wird beim Führen heftiger Pferde, z. B. bei Hengsten, zum Einschnallen einer Longe benutzt. Ein nur mäßiger schnellender Ruck giebt dem Pferde einen Schlag auf die Nase u. verhindert es am heftigen Vorwärtseilen. Als Dressurzaum wird der Kappzaum, wie unsere Illustration zeigt, in Verbindung mit Trense u. Schleifzügeln a, d. h. solchen Zügeln angewendet, welche in den Sattelösen b eingeschnallt, durch die Ringe des Kappzaums durch u. zurück in die Hand des Reiters laufen. Der Kappzaum mit Trense wird auch zur Bearbeitung des Pferdes an der Longe (s. d.) benutzt.

Nr. 5632. Der Zaunkönig (Troglodytes parvulus).

**Zauner,** Franz, Bildhauer, geb. zu Felpatan im Oberinnthal 1746; wurde 1766 in Wien Schüler des Bildhauers Schletterer u. dann, da er durch ein Brunnenmodell die Aufmerksamkeit des Fürsten Kaunitz auf sich zog, zu seiner weiteren Ausbildung nach Rom geschickt, wo er fünf Jahre verweilte. 1781 als Professor der Bildhauerkunst nach Wien berufen, entfaltete er dort eine Thätigkeit, die sich zwar noch nicht von der Manierirtheit des 18. Jahrh. lossagte, aber doch nach der Natur u. dem Geiste der Antike strebte. Unter seinen Hauptwerken ist das Grabmal Kaiser Leopold's II. in der Augustinerkirche noch ein Produkt aus der Periode der Geschmacksverirrung, während dagegen die 1807 vollendete eherne Reiterstatue Kaiser Joseph's II. nebst den Reliefs des Postaments rühmend hervorzuheben ist; als Anerkennung für dieses Werk erhob ihn Franz I. zum „Edlen von Felpatan". Z. starb zu Wien 3. März 1822.

**Zaunkönig** (Troglodytes parvulus), ein kleiner europ. Singvogel (Familie der Pfriemenschnäbler) mit geradem, vorn stark zusammengedrücktem Schnabel, abgerundeten Flügeln mit 10 Schwingen u. einem kurzen, aufrichtbaren Schwanz, dessen Federn stufig, d. h. paarig gleichlang sind. Das Rothbraun seines Gefieders wird einzig von den grellweißen Flecken der mittleren Flügel- u. unteren Schwanzdeckfedern unterbrochen. Er wohnt in Waldungen, bes. an Flüssen mit felsigen Ufern u. in Steinbrüchen u. ist nächst dem Goldhähnchen der kleinste Europäer unter den Sängern. Sein geschlossenes, mit einem Flugloch versehenes, eiförmiges Nest baut er nahe an den Boden, u. der Kukuk muthet gerade ihm es öfter zu, sein Ei auszubrüten. Die Nahrung des Z.s besteht in Insetten.

**Zaunlilie,** s. „Anthericum".

**Zaunrübe** (Bryonia), auch Zaunrebe; Pflanzengattung der Kürbisgewächse mit rübenartiger Wurzel, rebenartig klimmendem Stengel u. grüngelblichen, doldentraubigen Blumen zwischen herzförmig gestalteten, fünflappigen Blättern. Es giebt bei uns zwei Arten: Br. alba mit schwarzen Beeren, u. Br. dioica mit rothen Beeren u. zweihäusigen Blumen. Die Früchte sind giftig; die Wurzeln enthalten ebenfalls einen giftigen Bitterstoff (Bryonin od. Zaunrübenbitter). Doch wurde die Wurzel der Br. alba (weiße Z. od. Gicht- u. Teufelsrübe) früher sehr häufig in der Arzneikunde gegen verschiedene Krankheiten, vom Volke gegen Gicht benutzt.

**Zazikhofen,** Ulrich v., deutscher Dichter des Mittelalters, aus dem Thurgau stammend; dichtete um das Ende des 12. od. den Anfang des 13. Jahrh. (nicht vor 1195, da er Bekanntschaft mit Hartmann's v. Aue [s. d.] „Erec" verräth) in etwas alterthümlich gefärbter Sprache das Epos von „Lancelot" (s. d.) nach einer welschen Vorlage, die er durch Hug von Morville, einen der von dem gefangenen Richard Löwenherz dem Herzog Leopold gestellten Geiseln, erhielt, die aber noch nicht wieder aufgefunden ist. Herausgegeben wurde der „Lancelot" von Hahn (Frankf. 1845); einen modernisirten Auszug gab Hofstätter heraus („Altdeutsche Gedichte", Thl. 1, Wien 1811). Vgl. Bächtold, „Der Lancelot des Ulrich v. Z." (Frauenfeld 1870).

**Zéa** od. Zia, auch Kéa, griech. Insel, 3,3 □M. mit gegen 9000 E., zur Gruppe der westl. Kykladen gehörig, liegt 2 M. südöstl. von der Südspitze Attika's entfernt, ist im Innern gebirgig u. trägt hier den 568 m. hohen Eliasberg, ist aber sonst fruchtbar, hat gute Weiden u. großen Wasserreichthum. Hauptprodukte sind Gerste, Wein u. Seide, Haupthandelsartikel Knoppern. Die einzige Stadt der Insel, Z., mit 3789 E. (1870), liegt am Nordrande; ihre Bewohner treiben Wein- u. Getreidehandel u. fertigen Röcke aus Ziegenhaaren. Unfern des Ortes ist ein 8,77 m. langer, aus dem Felsen gehauener Löwe, u. im Hofe des Klosters Hagia-Marino steht der schönste antike Thurm ganz Griechenlands. Z., ursprünglich ihres Wasserreichthums wegen Hydrussa genannt, später Kos u. Keos, soll der Sage nach mit der nördl. davon gelegenen Insel Euböa in Verbindung gestanden haben u. durch Sturmfluten von ihr losgerissen worden sein. Es war die Heimat des berühmten Arztes Hippokrates, wurde 410 v. Chr. von Altibiades befestigt, kam später der Reihe nach unter die Herrschaft der Römer, der byzantinischen Kaiser u. an das Herzogthum Naxia. Die Venetianer, die es 1553 eroberten, gaben es den Naxiern bald wieder zurück. Mit der Zerstörung ihres Herzogthums aber durch die Türken 1566 wurde auch Z. türkisch u. blieb es bis zur Gründung des neugriech. Königreichs.

**Zea-Bermudez** (spr. Ssea Bermudes), Don Francisco, span. Staatsmann, geb. 1772 zu Malaga als Sohn eines Krämers; war erst gleichfalls für den kaufmännischen Beruf bestimmt, nahm aber bald eine Sekretärstelle beim span. Generalkonsul Grafen Colombi in Petersburg an, wo er sich bedeutende Konnexionen zu verschaffen wußte. Nach Colombi's Tode (1809) kehrte er nach Spanien zurück u. trat in die Dienste der Cortesregierung, die ihn 1812 als span.

Geschäftsträger wieder nach Petersburg sandte. 1820—23 Gesandter in Konstantinopel u. dann in London, wurde er 1821, nach dem Sturze der Cortes, Ministerpräsident. Da er aber als solcher ein durchaus gemäßigtes System verfolgte, feindeten ihn die gegnerischen Parteien aufs Heftigste an, u. als er dann gegen die Anhänger des Absolutismus mit Strenge vorging, mußte er dem Hasse der Camarilla weichen u. erhielt 25. Okt. 1825 seine Entlassung. 1826 wurde Z.-B. Gesandter in Dresden, 1828 in London. Von dort 1833 nach Madrid zurückberufen, leitete er während der Regentschaft der Königin Christine u. selbst nach dem Tode Ferdinand's VII. die Staatsgeschäfte, bis ihn die Konstitutionellen im Jan. 1834 verdrängten. In der Folgezeit lebte er meist in Paris u. trat selten wieder in die Oeffentlichkeit, blieb indeß der vertraute Rathgeber der Königin Christine; auch ward er 1845 zum Senator ernannt. Er starb zu Paris 5. Juli 1850.

**Zebaōth** (hebr.), die Heerscharen; daher im Alten Testament von 1. Sam. 1, 3 an häufig: „Jahve (Jehovah) Z." od. „Gott Z.", d. i. Gott der Heerscharen. Gemeint sind ursprünglich ohne Zweifel die irdischen Heerscharen Israels, welche im Namen u. unter der Führung Gottes als ihres Königs kämpfen (vgl. 1. Sam. 17, 45); da jedoch die Einzahl zābā auch das Himmelsheer, d. i. das Heer der Sterne u. Engel, bedeutet, so mag der Gottesname „Gott Z." später bes. von diesem verstanden worden sein.

**Zebra** (Equus Zebra), eine der gestreiften Pferdearten, mit weißer, ganz blaßgelblicher Grundfarbe u. den ganzen Körper deckenden schwarzbraunen Querstreifen. Seine Gestalt ist ebenmäßiger als die des Esels, den es an Größe übertrifft, nur der Schwanz gleicht dem eines Esels. Es bewohnt die rauhen felsigen Gebirgsgegenden Südafrika's von 10° nördl. bis zur Kapkolonie herab in kleinen Gesellschaften u. ist sehr menschenflüchtig, u. um deswillen auch die Jagd, die man sowol wegen seines Fleisches als wegen des schönen Felles betreibt, nicht leicht. Zu zähmen ist das Z. nur schwer, doch wird es in Menagerien u. zoologischen Gärten nicht selten gehalten (Abbild. s. Bd. VII Nr. 4532).

**Zebu** od. Buckelochse, Bezeichnung für einige südasiat. u. afrikan. Rinderrassen mit einem muskulösen, früher für Fettmasse gehaltenen Buckel auf dem Widerrist, welcher beim ind. Z. (Bos taurus indicus) z. B., der die Größe unserer stärksten Ochsen hat, bis zu 25 Kg. schwer wird. Mit der Verbreitung der Z.'s gegen Westen verkümmert dieser Höcker, u. bei den afrikanischen Z.'s fehlt er meist ganz. Die Z.'s werden in Indien u. Afrika als Hausthiere gehalten u. bewähren sich ausgezeichnet als Zug- u. Lastvieh. Auch in Deutschland kommen sie fort.

**Zebu** od. Cebú, auch Sebu, zu der Bissayasgruppe der Philippinen (s. d.) gehörige Insel, nördl. von Mindanao sich lang von SSW. nach NNO. streckend, parallel dem westl. Negros, 104,2 □M. (nach Jagor, 1873) mit gegen 450,000 E., treibt starken Kakaobau u. einträgliche Perlenfischerei u. liefert auf ihrem fruchtbaren Boden außerdem noch Reis, Baumwolle, Tabak 2c. Die Hauptstadt Z., mit ca. 40,000 E., liegt an der Ostküste, ist Residenz eines span. Gouverneurs u. eines Bischofs, dessen Sprengel die Bissayas, Mindanao, die Kalamianen u. Marianen umfaßt, u. hat einen durch ein Fort vertheidigten Hafen.

**Zeche**, nach altem Sprachgebrauch so viel wie Genossenschaft, Zunft od. Innung, speziell beim Bergbau das einer Gewerkschaft verliehene u. von dieser abgebaute Feld mit den dazu gehörigen Grubengebäuden. Eine solche Z. bestand in der Regel aus 32 Antheilen (Zechentheilen) od. 128 Kuxen.

**Zechine**, ital. zecchino, abgeleitet von la zecca, das Münzgebäude, war die Hauptgoldmünze der ehemaligen Republik Venedig. Sie wurde zuerst im J. 1280 geprägt, u. zwar von gediegenem Golde, hatte die Größe eines Dukaten u. war mit dem Bilde des heiligen Markus u. dem Namen des Dogen versehen. Ihr Werth betrug 9,70 M. Außer der venet. Z. gab es noch: die ägypt. Fondukli-Z. von 1789 = 4,85 M.; die genueser bis zum J. 1800 = 9,60 Mk.; die röm. bis 1835 = 9,55 Mk.; die toscan. Lilienzechine od. Zecchino gigliati war = 13⅓ Lire od. 9,75 Mk.; die tuneser bis 1773 = 6,25 Mk.; die türk. Fonduk-Z. von 1773 = 7,80 Mk.; die türk. Zermahbub-Z. von 1789 = 5,20 Mk., u. endlich die mailänder unter österr. Herrschaft = 9,55 Mk. In Venedig gab es ½ u. ¼ Z.n, in Toscana dreifache, welche man Ruspons nannte.

**Zechstein**, ist die obere Etage der Dyas, od. der Permischen Formation, liegt also unmittelbar über dem Rothliegenden, od., wo dieses fehlt, auf der karbonischen Formation. Während das Rothliegende dadurch charakterisirt ist, daß seine Schichten Ueberreste von Landpflanzen bergen, zeigt der Z. Ueberreste von Meerespflanzen u. Meeresthieren. Der Z. od. die Zechsteinformation ist in Deutschland hauptsächlich in der Gegend von Mansfeld sowie südl. u. östl. vom Harze mächtig entwickelt, außerdem auch in England. Der Z. besteht in den angeführten Gegenden Deutschlands aus dem Weißliegenden u. dem Zechsteinkonglomerate, dem Kupferschiefer, u. dem eigentlichen Z., einem thonhaltigen, dünngeschichteten, grauen Kalksteine. Die angeführten Gesteine bilden die untere Etage der Zechsteinformation, in der oberen finden sich Anhydrit, Gips, Rauchwacke, Dolomit u. Stinkstein sowie Steinsalz. Die reichen Steinsalzlager bei Staßfurt gehören der oberen Etage des Z.s an, die man früher mit zur Trias rechnete. Der Z. enthält zuweilen Eisensteinlager u. Kobaltgänge (bei Camsdorf in Thüringen, Riechelsdorf in Hessen), das Kupferschieferflötz führt Kupfer u. Silber, u. werden diese Metalle in der Gegend von Mansfeld daraus gewonnen. Trotzdem in diesem Kupferschiefer nur 2—3 % Kupfer enthalten sind, wurden doch 1872 nicht weniger als 110,000 Ctr. Kupfer daraus dargestellt, womit sich 8000 Arbeiter beschäftigten. Der Kupferschiefer ist ausgezeichnet durch zahlreiche Fischüberreste (Palaeoniscus u. Platysomus), der eigentliche Z. aber durch Conchilien, wie z. B. Spirifer undulatus, Productus horridus, Avicula speluncaria u. a. Der Silbergehalt des Gesteines beträgt nur 0,000125 od. $\frac{1}{80}$ %, u. doch giebt seine Ausscheidung einen namhaften Gewinn.

Nr. 5633. Zebu und Büffel.

**Zecken** (Holzböcke od. Teken), vom mittellat. teca für Ricinus, den Namen des bekannten „Wunderbaums", dessen Samenkorn die vollgesogene Z. ähnelt, eine Milbenfamilie (Ixodea) mit lederartiger, stark dehnbarer Haut, einem Hornschild auf dem Rücken u. einem von Tastern umscheideten Saugrüssel, den die trägen, auf Gebüsch lebenden Thiere in die Haut von vorübergehenden Menschen u. Säugethieren, wol auch Reptilien, auf die sie sich herabfallen lassen, tief einsenken, um sich von deren Blute zur hundertfachen Körpergröße vollzusaugen. Nach Koch sollen blos die Weibchen Blutsauger sein. Branntwein, Salzwasser, Oel 2c. veranlaßt das saugende Thier alsbald zum Loslassen, bei gewaltsamem Losreißen dagegen bleibt oft der Kopf zurück u. veranlaßt bösartige Geschwüre. Die gemeinste Art ist Ixodes ricinus, die Hunds- od. Schafszecke, der gemeine Holzbock; oval, gelbroth mit dunklerem Rückenschild u. fein behaartem Hinterleib. Nüchtern ist derselbe blos 2—3 mm. groß, während er vollgesoffen den Umfang einer Haselnuß erreichen kann. Eine der gemeinsten Z. der tropischen Wälder Amerika's, die Menschen u. Vieh, nam. Pferde, plagt, ist die amerik. Waldlaus, die Nigua Columbiens, die Tique od. Pique Peru's, auch Carapatos od. Garapattos (Amblyomma americanum od. Ixodes nigua), während die Randzecke od. „Giftwanze von Miana" (Persiens), Argas persicus, ein fataler Parasit des Orients, massenhaft in den Wänden lebt u. nach Art der Bettwanze Nachts den Menschen aufsucht.

**Zedekia** (hebr., s. v. a. „Jehovah ist meine Gerechtigkeit"), der letzte König von Juda (599—588 v. Chr.), war ein Sohn König Josia's (s. d.) u. hieß eigentlich Mattanja. Den Namen Z. erhielt er von Nebukadnezar, als ihn dieser nach der Wegführung seines Oheims Jojachin auf den Thron erhob (2. Kön. 24, 17). Erst 21 Jahre alt, dazu schwach u. leichtsinnig, ließ er dem Götzendienst in Juda freien Lauf u. beschleunigte durch seine wankelmüthige Politik den Fall des Reichs. Einige Jahre zwar hielt ihn der Prophet Jeremia (s. d.) von der Empörung gegen die Chaldäer zurück, zuletzt aber schenkte er den Einflüsterungen der Aegypter Gehör, schloß ein Bündniß mit dem Pharao Hophra u. fiel von den Chaldäern ab (590). Infolge dessen belagerten die Chaldäer Jerusalem; ein ägypt. Hülfsheer, welches sie eine Zeit lang zur Aufhebung der Belagerung nöthigte, wurde geschlagen u. Jerusalem 588 erobert. Z. floh hinab nach Jericho, wurde jedoch von den Chaldäern eingeholt u. nach Ribla im Norden des Landes vor Nebukadnezar gebracht, der die Söhne Z.'s vor dessen Augen schlachten, ihm selbst aber die Augen ausstechen ließ (2. Kön. 25, 5 fg.). Hierauf wurde Z. in Ketten nach Babylon gebracht u. starb daselbst im Gefängniß (Jer. 52, 11).

Nr. 5634. Joseph Christian Frhr. v. Zedlitz-Nimmersatt (geb. 28. Febr. 1790, gest. 16. März 1862).

**Zedlitz-Nimmersatt,** Joseph Christian, Frhr. v., deutscher Dichter, geb. 28. Febr. 1790 auf Schloß Johannesberg bei Jauernik in Oesterr. Schlesien als Sohn des dortigen Landeshauptmanns; erhielt seine Vorbildung in Breslau, trat 1806 in das österr. Heer, that sich als Leutnant u. Ordonnanzoffizier des Fürsten von Hohenzollern wiederholt, nam. bei Regensburg, Aspern u. Wagram, vortheilhaft hervor, nahm aber nach dem Friedensschluß seinen Abschied, um sich der Bewirthschaftung seiner in Ungarn gelegenen Güter zu widmen. Im J. 1836 verwittwet, trat er wieder in den Staatsdienst u. wurde, im Ministerium des Auswärtigen angestellt, von Metternich hauptsächlich damit beschäftigt, in Flugschriften u. Zeitungsartikeln, bes. in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung", die österr. Politik populär zu machen, welcher undankbaren Aufgabe er sich mit Geschick unterzog. 1845 wurde er Geschäftsträger des Herzogs von Nassau in Wien, verlor zwar diese Stellung 1848 wieder, unternahm dagegen 1851 neben seinem Amte im Ministerium die Vertretung mehrerer mitteldeutscher Kleinstaaten am kaiserl. Hofe. Ein unglücklicher Fall, den er 1860 that, zog ihm ein längeres Siechthum zu, dem er 16. März 1862 zu Wien erlag. Seit 1816 erschienen einzelne Dichtungen von Z., zunächst in Zeitschriften; selbständig veröffentlichte er zuerst einzelne von seinen Dramen: „Turturell" (Trauerspiel, Wien 1821); „Zwei Nächte in Valladolid" (Trauerspiel, ebd. 1825); „Liebe findet ihre Wege" (Lustspiel, ebd. 1827); „Der Stern von Sevilla" (Trauerspiel, nach Lope de Vega, Stuttg. 1830); „Kerker u. Krone" (Schauspiel, behandelt Tasso's letzte Lebenstage, ebd. 1834); „Die Königin Ehre" (Schauspiel); „Herr u. Sklave" (Trauerspiel); „Kabinetsintriguen" (Lustspiel), die dann später als „Dramatische Werke" (4 Bde., Stuttg. 1830—36) gesammelt wurden. Doch liegt der Schwerpunkt von Z.-N.'s Bedeutung in seinen „Gedichten" (ebd. 1832; 5. Aufl. 1855), in welche auch seine berühmten „Todtenkränze" (zuerst Wien 1827), eine Reihe von lebensvollen Bildern in Canzonenform, aufgenommen wurden; weiteste Verbreitung fand von jenen Gedichten nam. die Ballade „Die nächtliche Heerschau". Eine höchst anmuthige poetische Erzählung ist das „Waldfräulein" (Stuttg. 1843; 4. Aufl. 1856), auch die „Altnordischen Bilder" (ebd. 1850; 2. Aufl. 1860) enthalten viel Schönes, wogegen sein „Soldatenbüchlein. Der österr.-ital. Armee gewidmet" (2 Hefte, Wien 1849 bis 1850; letzte Ausgabe, Stuttg. 1860), für die reaktionären u. bigotten Theile des Heeres berechnet, wol mehr der Zeitstimmung im Moment seines ersten Erscheinens als wirklichem poetischen Gehalt seine großen Erfolge verdankt. Bemerkt sei schließlich, daß wir Z.-N. auch eine treffliche Uebersetzung von Byron's „Childe Harold" im Versmaße des Originals („Ritter Harold's Pilgerfahrt", Stuttg. 1836) verdanken.

**Zeeland** od. Seeland, niederländische Provinz, 32,3 □M. mit 187,046 E. (Ende 1876), grenzt nördl. an die Provinz Südholland, östl. an Nordbrabant, südl. an Belgien u. westl. an die Nordsee u. besteht im S. aus einem Küstenstrich, im Uebrigen nur aus Inseln, die zwischen dem Hond od. der Wester-Schelde, der Ooster-Schelde u. dem südl. Mündungsarme des Hollands-Diep, dem Krammer u. Volkrak u. den vielen Verbindungsarmen zwischen ihnen u. den Abzugs- u. Schiffahrtskanälen gelegen sind. Die größeren Inseln sind Zuid- u. Noord-Beveland (6,15 u. 1,11 □M.), Walcheren (3,75 □M.), Tholen (2,4 □M.), Duiveland (1,3 □M.) u. Schouwen (2,9 □M.) ꝛc. Es ist ein fruchtbares Tiefland, das die herrlichsten Ernten bringt, selbst auf den durch Hochfluten überschwemmten Theilen noch treffliche Weiden hat u. nur im S. mit Buschwerk bedeckt ist. Das übrigens milde Klima ist doch durch die große Feuchtigkeit u. Unbeständigkeit den Fremden gefährlich. Der Landbau steht in hoher Blüte; seeländischer Weizen, Flachs u. Hanf sind hochberühmt. Die Viehzucht beschäftigt sich mit Pferden, Rindern, Schafen u. Schweinen; an der Küste werden viel Eier von See- u. Sumpfvögeln gewonnen; das Meer liefert Austern u. Fische. Die Bewohner, Zeeuwen genannt u. zu ¾ Protestanten, wohnen meist in Dörfern od. zerstreuten Gehöften, treiben am liebsten Ackerbau u. Viehzucht; ihre Hauptindustrie ist Krapp- u. Garanceinfabrikation u. Calicotweberei; man braut aber auch viel Bier, brennt Branntwein, baut Schiffe, schlemmt Salz, treibt Fischerei, Handel u. Schiffahrt. Die Provinzialhauptstadt ist Middelburg mit 15,954 E. (1876). Ueber 5000 E. haben noch Vlissingen (10,004), Zierikzee (7617) u. Goes (6063). Z., zum großen Theile erst seit Anfang des Mittelalters durch Eindeichungen dem Meere abgewonnen, war zunächst Eigenthum der Kaiser, von denen es bald die Grafen von Flandern, bald die von Holland zu Lehen trugen; nach deren Unabhängigmachung war es lange Zankapfel zwischen beiden Grafenhäusern, bis es endlich 1269 definitiv an Holland fiel. 1810—13 zu Frankreich gehörend, bildete es das Departement der Scheldemündungen.

**Zegers,** Daniel, s. „Segbers".

**Zehen** heißen die gegliederten Endabschnitte der Gliedmaßen bei den Wirbelthieren. Wo die erste od. innere („große") Z. zum frei eingelenkten Daumen wird, wie beim Menschen u. den Affen, nennt man die Z. (speziell der Vordergliedmaßen) Finger (s. d.) u. das Glied selbst Hand (s. d.), während es sonst Fuß (s. d.) heißt. Jede Zehe hat drei (die erste nur zwei) gelenkig mit einander verbundene Glieder (Phalangen), deren erstes sich an den Mittelfuß-(hand-)knochen (den Metatarsal-, bez. Metacarpalknochen) gleichfalls gelenkig ansetzt, während die Endphalanx, das Nagelglied, mit einem Nagel, einer Kralle od. einem Hufe bekleidet ist. Die Normalzahl der Z. ist 5, indeß sinkt dieselbe, in dem zuerst (d. h. bei vierzehigen Füßen) die innere (große) Zehe, dann (bei dreizehigen), die 5., dann die 4. u. 2. verkümmerte, so daß (bei den Einhufern) nur die Mittelzehe übrig bleibt. Bei Wasserthieren (Fröschen, Schwimmvögeln, Robben) sind die Z. durch in verschiedenem Grade ausgebildete Schwimmhäute verbunden. Zahl, Stellung u. Bekleidung der Z. bilden Merkmale, die für die beschreibende Thierkunde, bes. bei Saugethieren u. Vögeln, von Bedeutung werden (vgl. Abb. zum Art. „Anatomie"). Die sog. Zehensaugethiere (Digitata, s. d.) haben mehr od. weniger freie u. bewegliche Z. mit Nägeln od. Krallen (z. B. die Raubthiere), während bei den Hufsäugethieren (Ungulata) die Z. mit Hufen

bekleidet sind, u. zwar haben die Vielhufer (Multungula, die Dickhäuter) 3—5 solcher Z., deren jede von einem Huf umkleidet wird; die Einhufer (Solidungula, die Pferde) nur eine von einem Hufe bedeckte Mittelzehe, die Rudimente der beiden äußeren Z. (Kastanien) liegen unter der Haut; die Zwei- od. Spalthufer (Bisulca, die Wiederkäuer) endlich haben zwei große, auftretende, mit Hufen umkleidete Z. u. meist noch zwei kleine äußere, nicht auftretende „Afterzehen". Bei den Flossenfängethieren (Pinnipedia) endlich sind die Z. zu Flossen verwachsen. Zehengänger (Digitigrada) s. unter „Digitata".

**Zehn Gebote,** s. „Gebot".

**Zehnt** (lat. Decem od. Decimae), die Abgabe eines gewissen, in der Regel des zehnten Theiles (lat. decima pars) der Naturalerträgnisse eines Grundstückes od. gewisser Erzeugnisse des Gewerbfleißes. Der Z., welcher in Deutschland nam. bei Bauergütern vorkam, muß auf kirchlichen Ursprung zurückgeführt werden. In Anlehnung an Vorschriften des Alten Testamentes wurde die Abentrichtung des zehnten Theiles des Einkommens an die Kirche u. ihre Diener als eine Gewissenspflicht betrachtet. Im Laufe der Zeit gingen jedoch viele derartige Einkünfte der Kirche, welche allmählich zu einem Rechte derselben sich ausgebildet hatten, in weltliche Hände, nam. auf die Gutsherren, über. Sie wurden zu einer bäuerlichen Last, welche theils in der Verabreichung von Naturalien (z. B. Getreide, Früchte, Vieh), theils in der Bezahlung von Geldabgaben bestand, welche an Stelle der ursprünglichen Zehntabgaben getreten waren. Die Z.en zerfallen daher in kirchliche u. weltliche, außerdem spricht man von Grundzehnten, wenn sie in Abgaben von den Erzeugnissen des bäuerlichen Grund u. Bodens bestehen, u. von Blutzehnten, wenn sie von den auf einem Bauerngute neugeborenen Thieren entrichtet werden müssen. Zum großen Feld- od. Grundzehnten gehören alle Getreidearten, zum kleinen Feldzehnten alle Baumfrüchte, Gemüse u. Wurzelgewächse. Neu gerodetes Land ist regelmäßig von der Zehntpflicht frei. Der Naturalzehnt wird nur von den wirklich gezogenen Früchten entrichtet; unterläßt der Bauer daher die Bestellung seiner Felder od. eines Theiles derselben, so kann er deshalb nicht zur Ersatzleistung angehalten werden. Anders verhält sich dies dagegen, wenn der Z. in Geld verwandelt (fixirt) ist od. überhaupt eine Art Pachtgeld (Canon) für Ueberlassung des Bauerngutes bildet. Neuerdings sind die Z.en, welche den Bauer bei intensiver Bewirthschaftung seines Bodens in übermäßiger Weise bedrückten, fast überall durch die Ablösungsgesetzgebung beseitigt.

**Zeichenkunst,** die Kunst, körperliche Gegenstände durch Linien auf einer Fläche darzustellen, für welche in der Mehrzahl der Fälle die Oberfläche des Papieres verwendet wird. Vor Erfindung des Papieres diente diesem Zwecke das Pergament, Elfenbein, blankpolirte Metallflächen, irdene od. steinerne Platten 2c. Je nach der Natur dieses Trägers der Z. ist das Material, mit welchem sie ausgeführt wird, verschieden, u. man unterscheidet Bleistift-, Kohle-, Kreide-, Federzeichnungen (mit Tinte od. Tusche) 2c. Die Zeichnung hat es nur mit der Wiedergabe der Form u. allenfalls der Andeutung der Lichtwirkungen, der Schattirung, zu thun, die Farbenwirkung darzustellen, ist ausschließlich Sache der Malerei. Sie ist deshalb auch die Grundlage jedes malerischen Kunstwerkes, da ihr die Darstellung derjenigen räumlichen Dinge zukommt, an welche die künstlerische Idee sich knüpft. Man spricht deshalb auch von zeichnenden Künsten, wenn man Malerei, Kupferstecherkunst, Stahlstich, Lithographie 2c. unter einen Gesammtnamen zusammenfaßt. Eben so wie man von Zeichnung eines Gefäßes, eines Möbels, der Façade eines Hauses 2c. spricht u. damit die Art meint, wie die jenem zu Grunde liegende künstlerische Idee darin Ausdruck gefunden hat. Weil sie die ursprüngliche Erfindung am unverfälschtesten geben, haben auch die Zeichnungen, Handzeichnungen (s. d.), großer Künstler einen ganz eigenartigen Reiz. Als Grundlage für das Zeichnen, die Z., ist das volle Verständniß der darzustellenden Formen, bei menschlichen od. thierischen Figuren also die Kenntniß der Anatomie, bei geometrischen Formen die Architektur, die Kenntniß der Perspektive (s. d.) sowie der Licht- u. Schattenwirkung nothwendig. Die systematische Ausbildung im Zeichnen hat einen eminenten pädagogischen Werth für die Schulung des Auges zu größerer Empfänglichkeit für Formenschönheit, u. damit für die Veredlung des Geschmackes. In Frankreich nimmt die Z. einen ganz hervorragenden Platz unter den Unterrichtsgegenständen der Schulen ein, u. hauptsächlich diesem Umstande verdankt die franz. Industrie ihr unbestreitbares Uebergewicht auf allen Gebieten, wo der Geschmack entscheidet. In England hat man neuerdings analoge Richtungen eingeschlagen, während in Deutschland diese Nothwendigkeit noch sehr wenig eingesehen ist.

**Zeidelgüter** nannte man die Besitzungen der Zeidler, d. h. derjenigen Personen, welche die Bienenzucht in den bei Nürnberg belegenen Reichsforsten zu beaufsichtigen hatten, u. dabei das Recht des Zeidelns, d. i. des Honigschneidens, ausübten, wofür sie jährlich ein sog. Honiggeld entrichten mußten. Die Zeidler standen unter einem besonderen Gericht, dem Zeidelgericht, u. hatten einen Zeidelmeister zum Vorgesetzten, dem wieder ein Oberrichter (Butigler, Buticularius) vorstand. Die Z. selbst unterschieden sich in Zeidelmutter, deren Besitzer bei der Stadt Nürnberg unmittelbar zur Lehen gingen, u. in Zeideltöchter, die von einer der Zeidelmütter belehnt wurden.



**Zeideln,** s. „Zeidelgüter".

**Zeisig** (Erlenzeisig, Erlenfink, Fringilla spinus), eine europ., lang- u. dünnschnäbelige Finkenart mit gelblichgrünem Gefieder, die in Deutschland als Zug- u. Strichvogel häufig lebt. Er hält sich gern in dunklen Nadelwäldern auf, in deren hohen Baumkronen er an geschützter, kaum aufzufindender Stelle sein Nest baut. Hier füttert er seine Jungen mit Insekten, bes. Raupen, nährt sich aber im Uebrigen von Waldsämereien u. Knospen. Baumlose Gegenden meidet er. Er ist beliebt als ein gelehriger, allerhand Kunststückchen erlernender, verträglicher u. anspruchsloser Stubenvogel (Abb. s. unter „Fink"). — Eine andere Finkenart, der Berg- od. Birkenzeisig (F. linaria), mit bräunlichem Gefieder, schwarzer Kehle, karminrothem Scheitel u. dunkelgrauen, weiß gesäumten Schwanzfedern u. Schwingen, lebt in Hecken u. Gebüschen fast überall in Deutschland als Zugvogel, wandert aber in Jahrgängen mit bes. reicher Ernte des Birkensamens nicht aus den Birkenwäldern seiner nordischen Heimat.

**Zeising,** Adolf, ein vielseitiger Schriftsteller, der sich bes. auf dem Gebiete der Aesthetik durch exakte Forschungen ausgezeichnet hat, geb. zu Ballenstedt am Harz 24. Sept. 1810 als Sohn eines Musikers; studirte in Halle u. Berlin, wurde später Gymnasialprofessor in Bernburg, betheiligte sich 1848 an der politischen Bewegung u. ward in den anhalt-bernburg. Landtag gewählt, gab 1853, weil in der Reaktionszeit der Regierung mißliebig geworden, seine Lehrthätigkeit auf u. ging nach Leipzig, siedelte 1856 nach München über u. starb daselbst 27. April 1876. Seine literarischen Sporen verdiente sich Z. als Lyriker in den 30er Jahren durch den im Chamisso-Schwab'schen „Musenalmanach" veröffentlichten Liedercyklus „Die Wolken". Seine politischen „Zeitgedichte" (1846) wurden unterdrückt. In der „Neuen Lehre von den Proportionen des menschlichen Körpers" (Lpz. 1854) bewährte er als Wiedererwecker der Lehre vom Goldenen Schnitte (s. d.) seinen Beruf für die Aesthetik. Diesem Buche folgten: „Aesthetische Studien über geometrische u. stereometrische Form" in der Cotta'schen „Vierteljahrsschrift" (1868 u. 1869); „Aesthetische Forschungen" (Frankfurt 1855) u. „Die Metamorphosen in den Verhältnissen der menschlichen Gestalt" (Bonn 1860). Auch schrieb er unter dem Titel „Religion u. Wissenschaft, Staat u. Kirche" (Wien 1873) ein philosophisches Werk. Von seinen Romanen seien erwähnt: „Ludwig Tieck's Heimgang" (Berl. 1854); „Die Reise nach dem Lorberkranze" (humoristisches Lebensbild, 2 Bde., ebd. 1861); „Hausse u. Baisse" (3 Bde., ebd. 1864); „Kunst u. Gunst" (3 Bde., ebd. 1865); „Zoppe u. Krinoline" (3 Bde., ebd. 1865). Auch schrieb er die Tragödie „Kaiserin Eudocia", welche in München zur Aufführung gelangte.

**Zeit.** Wie bei dem Begriff des Raumes (s. d.), ist auch bei dem der Z. zwischen dem populären Gebrauch u. der philosophischen (metaphysischen) Näherbestimmung zu unterscheiden. Die populäre Auffassung versteht unter Z. die Aufeinanderfolge des Geschehens, wie sie an äußeren Merkmalen (Wechsel von Licht u. Finsterniß, der Jahreszeiten 2c.) erkennbar ist u. sogar in gleichmäßige Abschnitte zerlegt werden kann. Mit der Frage dagegen, was Z. an sich sei, haben sich die Philosophen von Alters her vergebens abgemüht, bis Kant den Nachweis führte, daß der Zeitbegriff nichts sei, als eine der a priori (von vornherein) gegebenen u. dem menschlichen Geiste unentbehrlichen Formen der Anschauung u. des Denkens. Wie Raum der allgemeinste Ausdruck ist für das Nebeneinander der Dinge, so Z. der allgemeinste Ausdruck für das Nacheinander der Dinge u. des Geschehens. Daraus geht hervor, daß von einem Zeitbegriff nur dann die Rede sein kann, wenn Dinge u. Ereignisse zu einander in Beziehung gesetzt werden. Mit Recht behaupteten daher die Scholastiker (s. d.), daß die Welt nicht in, sondern mit der Z. erschaffen sei, u. daß Gott, abgesehen von der Welt, die Eigenschaft der Zeitlosigkeit zukomme; denn der Begriff der Z. würde den des Wechsels, der Veränderlichkeit, einschließen. Auch die übliche Zerlegung der Z. in Vergangenheit, Gegenwart u. Zukunft ist nur eine Form der Betrachtung der Dinge, die sich an den Wechsel derselben anlehnt; der Begriff der Ewigkeit im philosophischen Sinne schließt eine solche Zerlegung aus. Uebrigens lehrt schon der gewöhnliche Sprachgebrauch die Richtigkeit der

obigen (philosophischen) Auffassung des Zeitbegriffs, wenn er (im Gegensatz zur Ewigkeit) von „dieser Zeitlichkeit“ redet, als der Gesammtheit von Dingen, welche dem Wechsel unterworfen sind. In weiterem Sinne steht Z. bisweilen auch für Zeitalter (s. d.), z. B. „wir leben in einer großen Z.“ — Ueber Z. in astronomischem Sinne s. „Sonnenzeit“; in grammatischem Sinne s. „Tempus“.

**Zeitalter** heißt im Allgemeinen ein Zeitraum, welcher ungefähr die Lebensdauer gleichzeitig lebender Menschen (also ein sog. Menschenalter) umspannt, jedoch immer mit dem Nebengedanken, daß dieser Zeitraum von denselben Ideen u. Bestrebungen in politischer, wissenschaftlicher 2c. Hinsicht beherrscht wird. Deutlich tritt dieser Nebenbegriff z. B. hervor in Ausdrücken, wie: das Z. des Augustus, der Hohenstaufen, Ludwig's XIV. 2c., das Z. der Aufklärung 2c.

**Zeitgeist** heißt der Inbegriff der Anschauungen, welche ein bestimmtes Zeitalter (s. d.) auf allen seinen verschiedenen Gebieten unsichtbar beherrschen. Daher die landläufige Redensart: der Z. bringt Dies od. Jenes so mit sich. Diese Berufung auf den Z. ist berechtigt, wenn unter demselben die Summe wirklicher Erkenntnisse u. nützlicher Erfahrungen verstanden wird, die das vorangegangene Zeitalter dem nachfolgenden als Erbtheil hinterlassen hat. Freilich bleibt auch dann noch Z. immer ein schwankender Begriff u. wird der Grad seiner Einwirkung auf die einzelnen Menschen durch die verschiedene Persönlichkeit derselben bedingt. Je geringer die Bildung eines Menschen ist, desto stärker pflegt er dem Z. — u. zwar dem eines etwas zurückliegenden Zeitalters — unterworfen zu sein, während sich umgekehrt die höchste geistige Begabung (das Genie) in dem Bestreben offenbart, umbildend auf den Z. einzuwirken. Aus Alledem geht zugleich hervor, daß der wirkliche Bestand des Geistes eines Zeitalters erst von den nachfolgenden Geschlechtern der Wahrheit gemäß festgestellt werden kann. — Nicht selten aber beruft man sich auf den Z. auch zur Entschuldigung verkehrter od. doch vorübergehender Anschauungen u. Bestrebungen. Solchen gilt dann der Spott Goethe's im „Faust“: „Was ihr den Geist der Zeiten heißt, das ist im Grund der Herren eigner Geist, in dem die Zeiten sich bespiegeln.“

**Zeitgleichung** nennt man in der Astronomie den Unterschied, welcher sich täglich zu Mittage zeigt zwischen dem Stande einer richtig gehenden, nach Sonnenzeit regulirten mechanischen Uhr u. den Angaben einer Sonnenuhr, od., was dasselbe ist, den Unterschied zwischen mittlerer u. wahrer Sonnenzeit (s. „Sonnenzeit“). Die Z. ist Null, d. i. beide Uhren geben gleiche Zeit um den 15. April, 15. Juni, 1. Sept. u. 25. Dez. In den Zwischenzeiten geht die Sonnenuhr vor od. nach. Die größten Abweichungen zeigt sie um den 10. Febr. (15 Min. vor), den 15. Mai (4 Min. nach), den 28. Juli (6. Min. vor) u. den 2. Nov. (16 Min. nach). Die Z. ist nothwendig zur richtigen Stellung der Uhren nach der Sonnenuhr. Sie ist in fast allen Kalendern unter der Rubrik „mittlere Zeit u. wahrer Mittag“ angegeben.

**Zeitkauf** ist ein Kauf, der erst in einer im voraus bestimmten Zeit zur wirklichen Ausführung kommen soll. Bes. an den Fonds- u. Produktenbörsen üblich, betrifft der Z. meist ein Geschäft in Staatspapieren od. Aktien (Effekten) od. in Produkten (Getreide, Oel, Spiritus), die erst in gewisser Frist zu liefern sind. Hier u. da behält sich indessen der Käufer das Recht vor, die Waaren od. Effekten auch schon früher abnehmen zu können, sobald der dafür vereinbarte Betrag von ihm bezahlt wird. Oft liegt es aber gar nicht in der Absicht des Käufers, den gehandelten Gegenstand faktisch in Besitz zu nehmen, vielmehr rechnet jener darauf, daß inzwischen Umstände eintreten, welche dem Verkäufer die Lieferung des Artikels zur rechten Zeit u. unter den vereinbarten Bedingungen erschweren od. unmöglich machen, so daß derselbe sich zu einer Schadloshaltung des Käufers in Baar verstehen muß, od. daß das Verkaufsobjekt inzwischen im Preise steigen u. der Verkäufer vorziehen werde, die Differenz zu begleichen, anstatt die Objekte, die er vielleicht selbst noch nicht besitzt, erst zu beschaffen. Gilt dies vom Käufer, so rechnet ebenso der Verkäufer auf das Fallen der Preise u. hofft, daß dann der Käufer, anstatt die Waaren od. Effekten abzunehmen, sich zur Ausgleichung der Differenz bereit finden lassen werde. Der Z. spielt eine große Rolle bei den sog. Differenzgeschäften der Börse u. den Spekulationen auf Hausse u. Baisse. In manchen Gegenden gleicht der Z. geradezu, weil dem Zufall eine große Rolle überlassen bleibt, dem Hasardspiel, bei welchem auf der einen Seite große Summen gewonnen werden, die aber in der Regel auf der andern verloren werden müssen. Nicht selten werden auch die Kurse gewisser Effekten (Spielpapiere) u. die Preise mancher Handelsobjekte, nam. von Getreide, Spiritus, Oel 2c., durch Zeitkäufe innerhalb kurzer Fristen sehr verändert. Unter einen ganz andern Begriff fällt jene Form des Z.s, bei welcher bald der Käufer, bald der Verkäufer sich das Recht vorbehalten, innerhalb einer bestimmten Frist vom Kaufvertrage zurücktreten zu können. In dieser Weise kommt der Z. nicht selten bei dem Kauf von Häusern u. Landgütern vor.

**Zeitlose,** s. „Colchicum“.

**Zeitmaße** sind Maße, mit denen man die Größe der Zeit, d. i. der Dauer alles Geschehens, vergleichen, d. i. messen kann. Alles Geschehene in der Welt läßt sich auf Bewegungserscheinen zurückführen, u. indem man die Dauer irgend einer solchen Bewegung vergleicht mit der Dauer irgend einer andern bekannten, am besten der einer periodisch wiederkehrenden Bewegung, kann man jene bestimmen od. messen durch ihr Verhältniß zu dieser letzteren, welche man als Einheit annimmt. Solche periodisch wiederkehrende Bewegungen sind gewisse Centralbewegungen der Weltkörper, wie der Umlauf des Mondes mit dem Wechsel seiner Lichtgestalten, u. die scheinbare tägliche u. jährliche Bewegung der Sonne, welche uns als Z. die Monate, Tage u. Jahre liefern; ferner die schwingenden Pendelbewegungen, welche so abgeglichen werden können, daß sie als Z. für die Bruchtheile der Tage u. Jahre, für die Sekunden u. Sekundenbruchtheile dienen 2c. Durch Addition von Sekunden vermittels der Räderwerke unserer Uhren erhalten wir als größere Zeitmaßeinheiten die Minuten u. Stunden. Eine genaue, exakte Festsetzung eines Z.s ist übrigens strenggenommen unmöglich; denn die wirkliche, absolute Dauer einer periodischen Bewegung könnte nur im Vergleich zu einem absolut festen Punkte bestimmt werden. Da aber die Fixsterne, mit denen wir den Stand der Sonne vergleichen, uns nur wegen der Grobheit unserer Sinneswahrnehmungen als fest erscheinen, in der That aber eine uns übrigens so gut wie unbekannte Eigenbewegung besitzen, so sind unsere Jahre u. alle unsere anderen Z. von nur relativem, für unser praktisches Bedürfniß jedoch immerhin ausreichendem Werthe.

**Zeitrechnung u. Zeitkunde,** s. „Aera“ u. „Chronologie“.

**Zeitungen** u. **Zeitschriften** nennt man jene literarischen, an bestimmten Orten u. zu bestimmten Zeiten, meist auch mit einer gewissen Regelmäßigkeit erscheinenden Erzeugnisse, welche einen der wichtigsten Faktoren des modernen Kulturlebens bilden, insofern sie die Möglichkeit bieten, rasch einem großen Leserkreise mitzutheilen, was sonst nur langsam u. verhältnißmäßig Wenigen bekannt würde, u. für Hunderttausende fast die einzige Quelle der Belehrung u. des Unterrichts bilden. Im modernen Zeitungswesen od. Journalismus (s. d.) sind der Natur der Dinge nach alle denkbaren Anschauungen, Parteien, Zwecke u. Interessen vertreten, denn eine Zeitung ist das Mittel, Gesinnungsgenossen zu werben u. zu erhalten. Daß die Presse eine Macht, ja die größte in unserer Zeit ist, ist daher schon eine ganz triviale, weil allgemein anerkannte Wahrheit. Ein Franzose, Arnould Frémy, in seiner Schrift „Comment lisent les Français d'aujourd'hui“ (Par. 1878), meint sogar, daß der Besitz einer bedeutenden Zeitung mehr als Fürstenkronen u. Königsthrone gelte u. ganz einfach als das höchste irdische Gut zu betrachten sei. „Wir sind heute“, sagt er u. A. weiter, „eine Welt, die von den Zeitungen regiert wird . . . Allerdings herrschen sie nicht, aber sie regieren; denn sie sind es, die in allen für die Wohlfahrt der Völker wichtigen Fragen Vorschläge machen, berathen, diskutiren, kritisiren, urtheilen, entscheiden; Regierungsakte sind sehr oft nichts als in die Praxis übersetzte Leitartikel.“ Nicht von Anfang an natürlich hat die Presse eine so eminent einflußreiche Stellung im Kultur- u. politischen Leben eingenommen. Die Entwicklung der Zeitungen u. ihrer Macht geht vielmehr aufs Engste Hand in Hand mit der der öffentlichen Meinung. Letztere begann erst nach dem Dreißigjähr. Kriege Einfluß zu gewinnen, u. denselben allmählich zu steigern, wurde die Aufgabe der Zeitungen, indem sich diese zu ihren Trägern u. Organen machten. Darauf beschränkten sie sich aber später nicht; vielmehr fing die Presse, nachdem sie durch die öffentliche Meinung ihren Aufschwung erhalten, bald an, auch diese selbst zu beeinflussen u. sie selbst erst mit machen zu helfen, u. auf diesem wechselseitigen Verhältniß beruht die heutige Macht der öffentlichen Meinung wie die der Presse. Das Alterthum kannte ein Zeitungswesen in unserem Sinne nicht, obwol das Wort „Zeitung“ ursprünglich auch nichts weiter besagte, als was bei den alten Römern mit „Acta diurna“ (Tagesereignisse, tägliche Nachrichten) bezeichnet wurde. Das Wort „Zeitung“ ist, wie das entsprechende niederdeutsche Tîdinge, holl. Tijdinge, der altnord. Plural Tîdhindi, abzuleiten von althochdeutsch zît, angelsächs., fries. u. altsächs. tîd, altnord. tîdh, neuhochdeutsch Zeit, u. bedeutet: Nachricht, Bericht, Neuigkeit. So enthielten auch die ersten „Zeitungen“ nur trockene Berichte über merkwürdige u. wichtige Ereignisse, aber bei diesen welche Entwicklung! Die Acta diurna dagegen behielten ihren, wenn man will, an einen Staatsanzeiger erinnernden Charakter; fehlten doch den Alten alle Mittel jener raschen u. regelmäßigen Verbreitung, welche für den Begriff einer Zeitung im modernen Sinne ein so wesentliches Erforderniß bildet. Die Zeitungen u. die von Julius Cäsar begründeten Acta diurna (vgl. Reußen, „De diurnis aliisque Romanorum actis“, Gron. 1857 u. Hubner, „De senatus populique Romanorum actis“ in Jahn's „Jahrbuch für Philologie u.

Pädagogik“, Suppl., 3. Bd., 5. Heft, Lpz. 1860) stehen nicht einmal in einem historischen Zusammenhange. Einen solchen hat vielmehr das moderne Zeitungswesen, soweit das Moment der raschen Verbreitung in Frage kommt, erst mit dem in zahllosen Exemplaren verbreiteten u. in fast alle Sprachen übersetzten Flugblatte, welches 1493 den berühmten Brief des Columbus an den span. Schatzmeister Rafael Sanchez über die Entdeckung Amerika's zur Kenntniß der Alten Welt brachte. Dieses Flugblatt fand bald viele Nachahmungen unter dem Titel „Zeyttungen“, „Newe Zeyttungen“ ꝛc. (der Name „Zeitung“ beginnt in gedruckten Berichten erst mit dem J. 1505; vgl. Weller, „Die ersten deutschen Zeitungen“, Stuttg. 1872); ihren Inhalt bildeten gleichfalls Briefe, welche jene Entdeckung u. die Neue Welt betrafen. Weiteren Anlaß für die Aussendung solcher fliegenden Blätter gaben dann die kirchlichen Reformbestrebungen. Doch entbehrten diese „Zeyttungen“ noch eines wesentlichen Moments: des periodischen Erscheinens, welches erst mit der Entwicklung der Posten u. der Ausbreitung der Buchdruckerkunst sowie den, freilich durch die Entwicklung des Zeitungswesens mit bedingten, Fortschritt in der Papierfabrikation hinzutrat. Auch die „Notizie scritte“ (die geschriebenen Nachrichten), die seit etwa 1563 in der Republik Venedig an öffentlichen Orten ausgelegt wurden, waren noch keine eigentlichen Zeitungen, obgleich noch heute die Zeitungen in ital. (gazzetta), franz. (gazette), span. (gaceta), engl. (gazette) u. poln. (gazeta) Sprache nach jener kleinen Silbermünze (gazzetta) genannt werden, welche man für die Erlaubniß, die „Notizie“ lesen zu dürfen, zahlen mußte. (Mehrere Jahrgänge dieser „Notizie“ finden sich in der Magliabecchi'schen Bibliothek zu Florenz, ein Stück aus dem J. 1570 im Brit. Museum.) Als übrigens später auch in mehreren anderen Städten Italiens dergleichen „Notizie scritte“ erschienen, erweckte dies schon damals den Argwohn des päpstlichen Stuhls, so daß Gregor XIII. (1572—85) eine Bulle gegen die Zeitungsschreiber (menanti, d. h. Kopisten) erließ, die er darin durch ein Wortspiel als minantes, d. h. Drohende, bezeichnete. Die Priorität der Erfindung einer periodischen Presse machen sich zwar die Franzosen, Engländer u. Deutschen einander streitig, indeß hat neuerdings die Auffindung von Originalexemplaren alter deutscher Zeitungen die schon im vorigen Jahrhundert von Schwartzkopf aufgestellte Behauptung, daß die deutsche Presse die älteste sei, bestätigt. Schwarzkopf wollte ein Blatt („14. Aviso, Relation od. Zeitung“) mit unbekanntem Druckorte aus dem J. 1612 gesehen haben. Auch die später vielgelesene Frankfurter „Ober-Postamts-Zeitung“ soll bereits seit 1615 zuerst in Emmel's Verlag u. seit 1616 wöchentlich unter Leitung des Reichs-Postverwalters Johann von der Birghden gedruckt worden sein. Nun rührt zwar das bis jetzt bekannte älteste (in Halle a. d. S. befindliche) Exemplar einer gedruckten deutschen Zeitung nur aus dem J. 1619 her, der bei den Franzosen als Vater des Zeitungswesens geltende Arzt Renaudot (in Wahrheit übrigens ein Mann, „der seinen Beruf verfehlt hatte“) rief aber erst 1631 eine fortlaufende Zeitung ins Leben, u. in England wurde nachweislich erst 1622 die Herausgabe von Zeitungen (zuerst in franz. Sprache) versucht. Jene älteste regelmäßige deutsche Zeitung führte den Titel: „Zeitung Auß Deutschlandt, Welschlandt, Franckreich, Böhmen, Hungarn, Niederlandt vndt andern Orten Wöchentlich zusammengetragen Im Jahre 1619.“ Das Format derselben, an die früheren Flugblätter erinnernd, ist noch immer derart, daß die wöchentlich erschienenen Blätter nachher als Buch zusammengebunden werden konnten. Druckerei, Verleger, Redakteur, kurz, der gesammte Apparat bei unseren heutigen Zeitungen ist nicht genannt; Leitartikel fehlen; zuweilen findet sich eine Familiennachricht; meist besteht eine Zeitungsnummer aus einer Reihe von Originalbriefen, die je nach ihrem Eintreffen chronologisch aneinander gereiht sind; die Haltung ist zumeist keck oppositionell gegen die damals bestehenden Reichsgewalten u. Reichsordnungen gerichtet. Ein Blatt aus dem J. 1626 — ob in Berlin od. in Stettin gedruckt, ist ungewiß — war nam. im nordöstlichen Deutschland verbreitet, entschieden protestantisch gehalten u. mit Korrespondenzen aus Paris, London, Linz, Rom, Wien, Venedig, Köln u. anderen Orten versehen. Eine andere, wahrscheinlich in Berlin gedruckte Zeitung aus demselben Jahre, hatte augenscheinlich sehr weit ausgedehnte Beziehungen u. brachte Mittheilungen, die für den damaligen Gang des Wallenstein'schen Krieges im mittleren u. nördl. Deutschland sehr werthvoll u. zuverlässig erscheinen. Korrespondenzen aus Flensburg, Lauenburg, Bremen, Straßburg, Rom, Venedig, dem Haag, Brüssel, Köln, Nürnberg, Wien, Prag u. zahlreichen mitteldeutschen Orten treten uns hier entgegen. Ebenfalls im J. 1626 entstand ein Blatt, welches, wahrscheinlich von einem Berliner Postmeister begründet, äußerlich den heutigen lithographirten Korrespondenzen ähnlich war u. mehr briefartig verbreitet wurde. In Wien waren schon seit 1623 wenigstens zwei Zeitungsunternehmungen im Gange. Namentlich aus dem J. 1626 haben sich eine große Anzahl Wiener Zeitungen erhalten, von denen freilich das sonst sehr interessante Buch Winckler's: „Die periodische Presse Oesterreichs“ Wien 1875) nichts zu sagen weiß. Später entstanden neben den eigentlichen politischen Blättern auch Fach-Zeitungen, wie Literatur-, Kunst-, Handels-, Gewerbe-Zeitungen ꝛc., die zwar gleichfalls periodisch, aber seltener erschienen, bezw. noch erscheinen. Wie einzelne dieser Zeitungen nennt man alle solche periodischen Druckerzeugnisse Zeitschriften od. Journale (franz. u. engl. Journal, ital. Giornale, eigentlich Tageblatt, daher auch noch häufig ein Titel für Zeitungen), welche mit ihrem Inhalte einerseits die Erörterung u. Besprechung wissenschaftlicher u. künstlerischer Gegenstände u. Fragen, andererseits die Belehrung u. Unterhaltung eines größeren Leserkreises bezwecken. Nach den Zeiträumen, innerhalb welcher die verschiedenen Zeitungen u. Zeitschriften erscheinen, spricht man insbes. von Tageblättern, Wochenschriften, Monatsschriften, Vierteljahrsschriften (zu letzteren beiden gehören z. B. viele engl. u. amerik. Magazines, die Reviews, Revues u. Revuen, u. Jahrbüchern. Auch erscheinen einige Zeitschriften in zwanglosen Heften. Engländer u. Amerikaner bedienen sich in neuerer Zeit zur Gesammtbezeichnung für die Zeitschriftenliteratur des Namens Periodicals; deutsche Bibliographen begreifen unter der Rubrik Periodische Schriften nicht blos die Zeitungen u. Zeitschriften, sondern auch die regelmäßig erscheinenden Publikationen der Akademien u. Gelehrten-Gesellschaften, Kalender, Rechenschaftsberichte ꝛc. Ausgegeben werden die Zeitungen entweder des Abends (vor der letzten Post) od. des Morgens; erstere nennt man Abend-, letztere Morgenblätter. Einzelne größere Zeitungen erscheinen täglich zwei-, ja dreimal (Abend- u. Morgen-, bez. Mittagsausgabe). Fast jede Zeitung giebt noch Beilagen, welche entweder regelmäßig zu jedem Stück od. zu gewissen Stücken od. als außerordentliche Beilagen nach Belieben gegeben werden u. dann den zu sehr angewachsenen Stoff konsumiren, auch wol Ankündigungen u. Anzeigen aller Art enthalten. Bes. wichtige Neuigkeiten, bez. Telegramme werden oft in Extrablättern, mit größerer Schrift gedruckt, gegeben. Wie die Erscheinungsart, ist auch das Format der Zeitungen u. Zeitschriften höchst verschieden. Das kleinste Format (Oktav) zeigen gewöhnlich die Monats- u. Vierteljahrsschriften, das größte die Tageblätter. Das kolossalste Blatt, welches es je gegeben, war wol der „Universal Recorder“, der um 1840 in Boston erschien; dasselbe war 3 Ellen breit, $2^1/_4$ Elle hoch u. enthielt nächst den politischen u. anderen Berichten u. Nachrichten sowie einer Menge Anzeigen einen ganzen, drei Bände starken Roman von Walter Scott. Einzelne amerik. u. engl. Zeitungen haben noch heute ein geradezu riesiges Folioformat, so der „New York Herald“, die „New York Tribune“ u. die Londoner „Times“. Nun darf man zwar gewiß nicht die Größe des Zeitungsbogens als Gradmesser der Kultur aufstellen, immerhin aber giebt der Umfang der Blätter einen Anhaltspunkt zur Beurtheilung des Lesebedürfnisses bei den verschiedenen Völkern. Seitdem auch bei uns das Lesebedürfniß gewachsen ist u. sich verbreitet hat, haben manche deutsche Zeitungen gleichfalls ein großes Format angenommen; dahin gehören insbes. mehrere Berliner u. Wiener Blätter, die „Köln. Zeitung“ u. die „Magdeburger Zeitung“, welch letztere erst noch jüngst (1. Dez. 1878) ihr schon vorher nicht kleines Format bedeutend vergrößert hat. Uebrigens wird das Format durch äußere Umstände mit bedingt, u. zwar durch die für die Herstellung einer starken Auflage nöthigen Maschinen. Durch die riesigen Auflagen engl. u. amerik. Zeitungen sind erst die Schnellpressen entstanden, u. diese Pressen befördern wiederum die Vermehrung der Auflage, insofern sie den Zeitungsunternehmer in den Stand setzen, die letzten Nachrichten zuerst zu bringen. Eine Walter- od. Howe-Maschine bewältigt in einer Stunde eine Auflage von 8—10,000 Exemplaren. Durch die Druckerpresse ist überhaupt die ganze technische Herstellung einer Zeitung bedingt. Jene Maschinen sind sog. Rotationsmaschinen, bei denen das Papier zwischen Cylindern läuft u. beim Durchpassiren auf beiden Seiten gleichzeitig bedruckt wird. Dadurch ist schon der Druck vom Satz (von den Lettern) ausgeschlossen, denn die Lettern können auf dem Cylinder nicht angebracht werden. Der fertige Satz muß daher stereotypirt werden. Dieser umständliche Prozeß ist zwar bei einfachen Maschinen nicht nothwendig, aber bei diesen ist auch der gleichzeitig zweiseitige Druck u. das endlose Papier — zwei wesentliche Momente der schnellen Herstellung — nicht möglich; sie werden also immer hinter den rotirenden Maschinen zurückbleiben. Die rotirende Maschine bedingt aber wieder das endlose Papier, d. h. ein Papier, das nicht schon vorher in Bogen zerschnitten, sondern auf einem Eisenkern aufgerollt ist, u. das endlose Papier bedingt wieder die Einstellung eines Messers in die Maschine, eine allfällige Falzvorrichtung ꝛc. Wenn das Manuskript abgesetzt u. der Satz korrigirt ist, wird derselbe in Spalten zusammengestellt u. aus diesen werden die Kolumnen gebildet. Dies nennt man das „Umbrechen“, u. der damit Betraute, der unmittelbar unter dem Faktor, dem Leiter der Druckerei, steht, heißt der metteur-en-pages. Ihm liegt auch die Sammlung u. Vertheilung des gesammten Manuskriptes ob,

Was gesetzt u. gedruckt werden soll, muß durch seine Hand gehen. Er sammelt es von den verschiedenen Ressortredakteuren u. vertheilt es an die ihm unterstehenden Setzer. Es genügt aber nicht, zu wissen, was er Alles bekommen, der Metteur muß auch jederzeit wissen, wie viel ihm zum Vollwerden des Blattes noch fehlt u. was ihm fehlt. Bei großen Blättern steht ein Chefredakteur an der Spitze, der das Ganze zu überwachen u. in Stand zu halten hat, dessen Thätigkeit also in erster Linie eine organisatorische zu sein hat. Er muß aber auch schöpferische Kraft besitzen, muß Ideen haben, u. seine Gedanken u. Pläne müssen weiter reichen als das jeweilige Tagesbedürfniß; überhaupt sind die Anforderungen, welche an einen Chefredakteur, der am besten zugleich Herausgeber u. Eigenthümer der Zeitung ist, in intellektueller u. moralischer Hinsicht gestellt werden, sehr bedeutend. Hinter dem Generalissimus der Redaktion steht unmittelbar der Redaktionsstab. In demselben giebt es eigentlich keine Rangunterschiede, denn die politischen, die Fachredakteure wie die Lokalreporter sind alle gleichbedeutend. Die Bezahlung derselben ist allerdings verschieden, aber sie richtet sich nicht nach irgend einer Rangstufe, sondern ausschließlich nach Angebot u. Nachfrage. Ein guter Aufspürer lokaler Neuigkeiten wird manchmal mehr geschätzt u. besser honorirt als der beste Leitartikler. Die höchste Instanz für solche Fragen bleibt immer das Publikum. Was gern gelesen wird, wird auch gern bezahlt, mag es nun ein politischer Aufsatz, eine Theaterkritik od. ein Marktbericht sein. Allenfalls können auch die Ressortredakteure als höhere Offiziere des Redaktionsstabes aufgefaßt werden; ihre Zahl hängt natürlich mit dem Umfang u. der Organisation des Blattes innig zusammen. Das Amt eines Revisors u. bezw. eines Nachredakteurs füllt am ersten der verantwortliche Redakteur aus, der, um die Verantwortung tragen zu können, auch Alles lesen muß. Was insbes. noch den sog. Interviewer betrifft, so ist das Interviewen in Europa noch nicht zur stabilen Beschäftigung für eine bestimmte Persönlichkeit geworden. Mittlerweile werden eventuell hauptsächlich unternehmende Lokalreporter mit der Ausforschung berühmter Persönlichkeiten betraut. — Für die Arbeitsstunden der Redaktion sind zwei Momente bestimmend: die Ausgabezeit des Blattes u. die Abfahrtzeit der Postzüge. Ein Morgenblatt muß in der Nacht, ein Abendblatt in den Vormittagsstunden hergestellt werden. Bei einem zweimaligen Erscheinen giebt es natürlich auch zweimalige Arbeit. — Betriebsbehelfe für die Redaktionen bilden die von Privatunternehmern herausgegebenen lithographirten od. gedruckten „Korrespondenzen", in der jetzigen großen Anzahl solcher Publikationen zeigt sich der Fortschritt der Zeitungsindustrie. Am wichtigsten in dieser Beziehung sind aber die Bureaux für telegraphische Nachrichten. In Europa stehen die betreffenden Unternehmer meistens mit der Regierung in mehr od. weniger intimer Beziehung; infolge dessen erhalten durch diese Bureaux alle Blätter einen offiziösen Anstrich. In England u. noch mehr in Amerika sind die Depeschenbureaux im Großen u. Ganzen unabhängig von Regierungseinflüssen; es sind Privatunternehmungen, die sich mit dem Verkauf von Zeitungsnachrichten befassen. In Amerika haben die Zeitungen aus eigenen Mitteln ein Bureau zur Versorgung mit telegraphischen Nachrichten gebildet. Der Eintritt in diesen Verband, „American associated press", ist sehr theuer. Der Einkauf beträgt derzeit für jede neu eintretende Zeitung mehrere Tausend Dollars, aber die Leistungen des Unternehmens sind auch großartig. Dasselbe besitzt seine eigenen Dampfboote, welche den in New-York 2c. einlaufenden Schiffen meilenweit entgegenfahren, um Briefe, Zeitungen, Nachrichten für die Redaktion entgegen zu nehmen. Nach Uebernahme ihres Cargo legen sie an der nächsten Telegraphenstation an, um die Essenz der empfangenen Nachrichten allsogleich allen Verbandsredaktionen telegraphisch zukommen zu lassen. Lange bevor das Schiff in den Hafen eingelaufen, sind daher die Neuigkeiten, die es gebracht, auf dem ganzen amerikan. Kontinente bekannt. Wie Grant in seiner „Geschichte der engl. Presse" erzählt, ist es sogar schon vorgekommen, daß die Botschaft der Königin von England durch die Vermittlung der „American associated press" in New-York früher bekannt u. veröffentlicht war, bevor sie im engl. Oberhause verlesen wurde. Die Hauptquellen, aus welchen deutsche Zeitungen ihre Telegramme beziehen, sind: das Korrespondenzbureau in Wien, das Wolff'sche Bureau in Berlin, die Agence Havas in Paris, das Reuter'sche Bureau in London u. die Agenzia Stefani in Rom. Einige dieser Depeschenbureaux veröffentlichen auch lithographirte od. gedruckte Korrespondenzen, so z. B. das Wiener Bureau die „Politische Korrespondenz". Die meisten dieser Bureaux stehen im Wechselverkehr mit einander. Aber alle zusammen genügen noch nicht den Anforderungen einer großen Redaktion; die großen Blätter haben daher für ihren speziellen Bedarf noch einen eigenen Depeschendienst eingerichtet, wie sie auch für bes. wichtige Zeitereignisse, insbes. Kriege, ihre Spezialberichterstatter an Ort u. Stelle senden. — Die geschäftliche Seele eines Zeitungsunternehmens ist der Administrator. Ob derselbe unter dem Chefredakteur als höchster Funktionär zu stehen hat od. ob er diesem gleich zu stellen ist, hängt vom Charakter des Unternehmens ab. Ein Parteiblatt bedingt die uneingeschränkte Macht des Trägers der politischen Idee, des Herausgebers, u. bei einem rein geschäftlichen Unternehmen muß der geschäftliche Leiter auch das erste Wort haben. Am besten ist es freilich, wenn ein Mann beide Funktionen in seiner Person vereinigt, wenn er zugleich Chefredakteur u. Administrator ist. Wo eine solche Doppelnatur nicht zu haben ist, da müssen natürlich beide Departements ihre besonderen Vertreter erhalten, u. dem Administrator fällt dann Alles zu, was nicht redaktioneller Natur ist: die Buchhaltung, der Vertrieb u. die Inseratenmanipulation. Jeder dieser Zweige kann bei größeren Unternehmungen einen eigenen Abtheilungschef besitzen, so zwar, daß dem Administrator nur die Oberleitung über die Buchhaltung, über die Expedition u. über das Inseratenbureau obliegt; seine Hauptaufgabe bleibt aber unter allen Umständen, den Kontakt mit der Redaktion zu unterhalten, um jederzeit bereit zu sein, mit seinem Betriebsapparate die redaktionellen Bestrebungen kräftig zu unterstützen. — Was schließlich den Titel einer Zeitung od. Zeitschrift anbelangt, so hat zwar derselbe für die Prosperität gar keine Bedeutung, eine kurze prägnante Aufschrift ist indeß einer langathmigen Benennung vorzuziehen. Lange Titel pflegt das Publikum selbst zu kürzen; selbst schon bei zweiwortigen Namen spart man ein Wort; so verlangt man z. B. die „Kölnische", anstatt die „Kölnische Zeitung", die „Allgemeine", anstatt die „Allgemeine Zeitung" 2c. Auch ein historisches Interesse haben die verschiedenen Zeitungsköpfe; schon aus diesen kann man oft mit einiger Wahrscheinlichkeit ersehen, was die Taufpathen, die Gründer, gewollt haben; außerdem kann man aus den Titeln das organische Wachsthum der lokalen Zeitungsindustrie verfolgen: wo verwandte Titel vorherrschen, da kann man ohne Weiteres einen erbitterten Konkurrenzkampf voraussetzen. Ebenso läßt eine Fülle von Titeln auf eine Fülle von Ideen, auf eine große Verschiedenheit von Interessen, große Abstände in der Volksbildung, in den Sitten u. Gewohnheiten des Publikums schließen. Endlich hängt die Zeitungsnomenklatur mit der politischen Entwicklung zusammen, obwol der Name nicht immer der wirklichen Tendenz entspricht; hierfür bietet die in Berlin erscheinende ultramontane „Germania" ein schlagendes Beispiel. Nach der „Preisliste der durch das kaiserliche Postzeitungsamt u. die Postanstalten des deutschen Reichsgebietes im J. 1878 zu beziehenden Zeitungen, Zeitschriften 2c." kam im Titel von 146 Blättern das Wort „Deutsch" vor, in dem von 42 das Wort „Evangelisch", in dem von 28 die Bezeichnung „Katholisch", in 23 das Wort „Kirchlich"; 121 führten die Bezeichnung „Neue", „Neueste" 2c. in ihrem Titel; 4 „Pilger" gab es; eine monatlich in Paderborn erscheinende Zeitschrift nennt sich „Bogen des lebendigen Rosenkranzes", eine andere „Kleiner Herz Jesu-Bote"; ein Breslauer Blatt führt den Titel: „Der Klatscher", in Kassel erscheint allmonatlich „Der Krakehler". Die merkwürdigsten Namen kommen aber bei nordamerikan. Blättern vor; außer den 310 „Times", 302 „Heralds", 268 „Democrates", 211 „Republicans", 122 „Advocates" 2c., welche 1876 die 7626 Zeitungen u. Zeitschriften der Union zählten, gab es auch z. B. ein „Spirit Lake Beacon" (etwa „Leuchtthurm des Geistersees"), ein „Cape May Ocean Wave" („Die Ozeanwelle vom Kap May"), eine „Homer's Iliad", ein „Thistleton's Illustrated Jolly Giant" („Th.'s illustrirter lustiger Riese"). Insgesammt führte jener Zeitungskatalog 4596 in deutscher Sprache erscheinende Blätter, 831 franz., 704 engl., 80 holländ., 5 vläm., 142 ital., 27 span., 3 portug., 89 schwed., 26 norweg., 62 dän., 1 finn., 2 lith., 69 russ., 65 poln., 9 griech., 5 serb., 2 armen., 18 böhm., 6 wend., 3 kroat., 4 sloven., 1 slovak., 28 ungar., 32 rumän., 2 ruthen., 2 roman., 4 türk. u. 6 hebr. Zeitungen bez. Zeitschriften auf. Die größte internationale Verbreitung haben die in franz. Sprache erscheinenden Zeitungen u. Zeitschriften; dann folgen die engl. u. diesen die deutschen. Bei letzteren, von denen auf der ganzen Erde etwa 5400 erscheinen, hat sich die Zahl der Verlagsorte in einem halben Jahrhundert um 823 vermehrt, so daß es 1878 996 gab. Im Königreich Preußen kamen, nach der Kopfzahl der Bevölkerung gerechnet, an Personen auf je eine Zeitung in deutscher Sprache:

| Provinzen. | 1824. | 1850. | 1876. |
|---|---|---|---|
| 1. In der Rheinprovinz . . . . | 47,060 | 17,430 | 9700 |
| 2. „ „ Prov. Brandenburg | 21,120 | 10,440 | 6480 |
| 3. „ „ „ Schlesien | 50,280 | 25,800 | 15,600 |
| 4. „ „ „ Sachsen . | 26,700 | 15,760 | 13,400 |
| 5. „ „ „ Preußen . . . | 100,770 | 37,100 | 22,230 |
| 6. „ „ „ Westfalen . . | 59,230 | 18,000 | 14,700 |
| 7. „ „ „ Pommern . . | 65,130 | 18,450 | 14,370 |
| 8. „ „ „ Posen . . . . | 346,640 | 56,520 | 34,900 |

Von größtem Einfluß auf die Verbreitung der Zeitungen u. Zeitschriften wurden in den letzten 30 Jahren die Erleichterungen in der Beförderung derselben durch die Post, bez. die Ermäßigung ihrer Beförderungsgebühren; ebenso die 1874 erfolgte Aufhebung der Zeitungsstempelsteuer im Bereich des deutschen Postgebietes, welche seit 1822 für

jede im Inland erscheinende politische Zeitung jährlich 1 Thlr. u. für jede im Ausland erscheinende 1¼ Thlr. betrug. Mit ihr kam zugleich die Kautionspflicht der Verleger in Wegfall. Einen in seiner Art einzig dastehenden Ausdruck für ein Verhältniß eines Volksthums zu einem andern bildet übrigens der keineswegs zufällige Umstand, daß in Rußland das Entstehen einer in deutscher Sprache geschriebenen u. gedruckten Zeitung mit den Anfängen einer neuen geistigen u. staatlichen Epoche des russ. Volkes zeitlich zusammenfällt. Die Geschichte der russ. Presse **nennt einen Peter d. Gr. nicht nur als den Gründer der ersten russ. Zeitung, sondern auch als den ersten Redakteur in Rußland.** Auf seinen Befehl erschienen seit 2. Jan. 1703 in Moskau die bis 1711 in slavon. Lettern gedruckten „Nachrichten über Kriegs- u. andere Angelegenheiten", u. der Zar selbst gab in den ausländischen Zeitungen die Nachrichten an, welche übersetzt u. im russ. Blatte veröffentlicht werden sollten; auch übernahm er selbst zuweilen die Korrektur desselben. Seit 1711 abwechselnd in Moskau u. Petersburg erscheinend, nahmen die „Nachrichten" allmählich die jetzt gebräuchlichen russ. Typen an u. wurden seit 1717 ausschließlich in diesen gedruckt. Vom J. 1725 an nannte sich diese erste russ. Zeitung „Russische Nachrichten", schon 1727 aber ging sie aus nicht näher bekannten Gründen ein. Darauf nun begann im letztgenannten Jahre die Herausgabe der deutschen „St.-Petersburger Zeitung" bei der soeben gestifteten kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, der erst nach einem Jahre die russ. „St.-Petersburger Zeitung" sich anschloß.

Im Allgemeinen nimmt man an, daß jetzt auf der ganzen Erde etwa 23,000 Zeitungen u. Zeitschriften erscheinen, deren Herstellung vielleicht an 50,000 Berufsjournalisten beschäftigt. Die Zahl der Abonnenten allein wird auf etwa 2½ Mill. Menschen veranschlagt, die Zahl der Leser ist jedoch unvergleichlich größer, denn man darf wol sagen, daß sie identisch **ist mit der Zahl der Gebildeten überhaupt. Auf die einzelnen Erdtheile** vertheilen sich die Zeitungen u. Zeitschriften etwa wie folgt:

| I. Europa | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| 1. Deutschland (1877) . . . | | 3775 | 14. Belgien . . . | ca. | 250 |
| 2. Oesterreich-Ungarn . | ca. | 1200 | 15. Türkei u. Griechenland . . | ca. | 200 |
| 3. Schweiz . . . . . . . . | ca. | 450 | II. Amerika | | |
| 4. Großbritannien . . | ca. | 2500 | 1. Nordamerika (1876) . . . | | 8129 |
| 5. Frankreich . . . . . | ca. | 2000 | 2. Mittel- u. Südamerika | ca. | 1000 |
| 6. Italien (1876) . . . . . | | 1126 | III. Asien. | | |
| 7. Rußland . . . . . . | ca. | 500 | 1. Ostindien . . . . . . . | ca. | 250 |
| 8. Schweden (1877) . . . . | | 296 | 2. China . . . | ca. | 50 |
| 9. Norwegen (1876) . . . | | 178 | 3. Japan . . . . . | ca. | 75 |
| 10. Dänemark . . . . . . | ca. | 250 | 4. Persien . . . . . . . | ca. | 2 |
| 11. Spanien . . . . . . | ca. | 400 | 5. Uebriges Asien . . . | ca. | 10 |
| 12. Portugal . . . . . . | ca. | 250 | IV. Afrika . . . . . | ca. | 50 |
| 13. Holland . . . . . . . | ca. | 250 | V. Australien . . . . | ca. | 100 |

Eine Rundschau über die gesammte Presse der Welt unter dem Titel: „Die Publizistik der Gegenwart" (Würzb. 1879 ff.) giebt jetzt Leo Woerl heraus.

**Die hauptsächlichsten Zeitungen u. Zeitschriften nach Ländern geordnet** (mit Angabe der Auflagenhöhe, meist nach Mosse's Insertions-Katalog).

I. Deutsches Reich. A. Zeitungen.

Baden.

Badische Landeszeitung (Karlsruhe, 9000).
Karlsruher Zeitung (6000).

Bayern.

Allgemeine Zeitung (Augsburg, 10,000, im J. 1798 zuerst als „Neueste Weltkunde" in Tübingen begründet, mit wissenschaftl. Beilagen).
Augsburger Abendzeitung (25,000).
Augsburger Postzeitung (das anständigste Blatt der deutschen kathol. Presse, 4000).
Bayerischer Kurier (14,500).
Bayrische Vaterland, Das (München, ultramontan, 10,000).
Neueste Nachrichten (München, 28,000).
Süddeutsche Presse (München 10,000).

---

Fliegende Blätter (illustrirte humorist. Wochenschrift, München, 30,000).

Bremen.

Weser-Zeitung (liberal, 6000).

Elsaß-Lothringen.

Straßburger Bote (106,000).

Hamburg.

Hamburger Korrespondent.
Hamburger Nachrichten (18,000).
Hamburger Reform (20,000).
Hamburg-Altonaer Tribüne (20,000).

Preußen.

Altonaer Merkur (früher eines der gelesensten Blätter in Schleswig-Holstein, 1875 nach 177jähr. Bestehen eingegangen).
Berliner Börsen-Courier (liberal, 9000).
Berliner Börsen-Zeitung (liberal, 13,500).
Berliner Bürger-Zeitung (liberal, 18,000).
Berliner Freie Presse (sozialdemokr., im J. 1878 auf Grund des sog. Sozialistengesetzes unterdrückt).
Berliner Gerichtszeitung (21,000).
Berliner Tageblatt (liberal, 76,000) mit der besonderen Beilage „Berl. Stadt-Anzeiger" (36,000), dem humorist.-satir. Wochenblatte „Der Ulk" u. einem belletrist. „Sonntagsblatt".
Breslauer Morgen-Zeitung (liberal, 30,000).
Breslauer Zeitung (liberal, 10,000).
Deutsche Landeszeitung (Berlin, Organ der Agrarier, 4300).
Deutsches Montags-Blatt (Berlin, liberal, 10,000.
Deutscher Reichs- u. Kgl. Preuß. Staats-Anzeiger (Berlin, gegründet 1819, hieß früher — bis 1843 — „Allg. Preuß. Staatszeitung").
Dortmunder Zeitung (9000).
Frankfurter Journal (die älteste deutsche Zeitung, liberal, 10,000) mit dem Beiblatte „Didaskalia".
Frankfurter Zeitung (demokr., 16,500).
Germania (Berlin, ultramont., 6350).
Hannov. Kurier, Zeitung für Norddeutschland (Hannover, 12,500).
Haude- u. Spener'sche Zeitung (hieß eigentlich „Berlinische Nachrichten von Staats- u. gelehrten Sachen", ging 1874 nach mehr als 134jähr. Bestehen ein).
Kölnische Zeitung (liberal, 34,750, bekannt insbes. durch die Reichhaltigkeit ihrer Nachrichten u. ihres Feuilletons, wie ihrer zahlreichen Telegramme).
Kölnische Volkszeitung (ultramont., 8600).
Königsberger Hartung'sche Zeitung (Königsberg i. Pr., 8800).
Magdeburgische Zeitung (entstand in der westfälischen Zeit, 18,000).
National-Zeitung (Berlin, Hauptorgan der nat.-lib. Partei, 15,800).
Neue Preuß. Zeitung od. Kreuz-Zeitung (Berlin, 1848 als Organ der Reaktion gegründet, noch heute konservativ u. orthodox).
Norddeutsche Allgemeine Zeitung (Berlin, konservativ, Organ Bismarck's, 9000).
Ostsee-Zeitung (Stettin, liberal, 5000).
Post, Die (konservativ, 9000).
Schlesische Presse (Breslau, liberal, 9000, reichhaltiges Feuilleton, ersch. 3mal Wochentags).
Schlesische Zeitung (Breslau, liberal, 15,000, die älteste Zeitung der Provinz, 1740 durch ein Privilegium Friedrich's d. Gr. gegründet).
Staatsbürger-Zeitung, Die (Berlin, die alte Held'sche, liberal, 17,500).
Stettiner Zeitung (11,000).
Tribüne, Die (Berlin, liberal, 28,500), mit dem humorist.-satir. Wochenblatt „Die Wespen").
Volkszeitung, Die (Berlin, Hauptorgan der Fortschrittspartei, 23,000), mit einem „Sonntagsblatt" zur Unterhaltung u. Belehrung.
Vossische Zeitung, eigentl. „Königl. privilegirte Zeitung von Staats- u. gelehrten Sachen" (die älteste Zeitung Berlins, 1722 gegründet, liberal, 25,000).
Westfälisches Volksblatt (Paderborn, 7000).
Westfälische Zeitung (Dortmund, 8000).

---

Kladderadatsch (illustr. humorist.-satir. Wochenblatt, Berlin, 50,000).
Ulk, Der (desgl., ohne Inseratentheil, 76,000).
Wespen, Die (desgl., 32,000).

Sachsen.

Chemnitzer Tageblatt (liberal, 12,500).
Dresdner Journal (Regierungsblatt, 5000).
Dresdner Nachrichten (33,000).
Leipziger Zeitung (offiziöses Organ der sächs. Regierung, 5400, mit einer „Wiss. Beilage").
Leipziger Tageblatt u. Anzeiger (liberal, 14,600).
Vorwärts (Leipzig, Organ der Sozialdemokratie Deutschlands, 10,000, auf Grund des Sozialistengesetzes 1878 unterdrückt).

Württemberg.

Schwäbischer Merkur (Stuttgart, 14,200).
Staatsanzeiger f. Württemb. (Stuttgart, 7000).
Schalk, Der (illustr. Wochenbl. f. Humor, Stuttg.).

B. Zeitschriften (mit Ausnahme der strengen Fachzeitschriften).

Baden.

Stimmen aus Maria Laach (ultramont. Revue, Freiburg i. Br.).

Bayern.

Deutscher Hausschatz (Regensburg, 45,000, kathol. Wochenschrift).
Deutsche Vierteljahrsschrift (Augsburg, 1400).
Historisch politische Blätter (ultramont. Zeitschrift, München).

Braunschweig.

Westermann's illustrirte deutsche Monatshefte (Braunschweig, 17,000).

Preußen.

Allg. Konservative Monatsschrift f. d. christl. Deutschland (seit 1879, Quedlinb., Fortsetzung des „Volksblatt f. Stadt u. Land").
Bazar, Der (illustr. Modenzeitung, Berlin, 100,000, erscheint allwöchentlich).
Deutsche Revue (Berl., erscheint alle 14 Tage).
Deutsche Roman-Zeitung (Berlin, 18,000, jährlich 48 Nummern).
Deutsche Rundschau (Berlin, 10,000, Monatsschrift).
Deutsche Zeit- u. Streitfragen (Berlin, 3500, jährlich 16 Hefte).
Gegenwart, Die (Berlin, 6500, Wochenschrift).
Literarischer Handweiser (kath. krit. Journal, Münster, 4500, jährl. 18 Nummern).
Literarische Rundschau (kath. krit. Journal, Aachen, 2000, jährl. 18 Nummern).
Magazin für die Literatur des Auslandes (Berlin, 1500, Wochenschrift).
Nord u. Süd (Breslau, vorher Berlin, 8000, Monatsschrift).
Preußische Jahrbücher (Berlin, 2200, erscheinen monatlich einmal).
Sammlung gemeinverständl. wissenschaftl. Vorträge (Berlin, 4500, monatl. 2 Hefte).

Sachsen.

Allgem. Moden-Zeitung (Leipzig, 2000, illustr. Wochenschrift).
Blätter f. lit. Unterhaltung (Leipzig, 1000, Wochenschrift).
Daheim, Das (Leipzig, 60,000, illustr. Wochenschrift).
Deutsche Dichterhalle (Leipzig, 2600, erscheint monatlich 2mal).
Europa (Leipzig, 1250, Wochenschrift).
Gartenlaube, Die (Leipzig, ca. 380,000, illustr. Wochenschrift).
Grenzboten, Die (Leipzig, 1000, Wochenschrift).
Hausfreund, Der (Leipzig, illustr. Wochenschrift).

Illustrirte Zeitung (Leipzig, 15,000, wöchentl.).
Im neuen Reich (Leipzig, 1500, Wochenschrift).
Lit. Centralblatt (Leipzig, 1400, Wochenschrift).
Literar. Korrespondenz (Organ des 1878 begründeten „Allg. deutschen Schriftsteller verbandes“, Leipzig, 1500, jährlich 26 Nummern).
Neue Blatt, Das (Leipzig, Wochenschrift).
Salon, Der (Leipzig, 10,000, illustr. Monatsschrift).
Unsere Zeit (Leipzig, 8000, erscheint alle 14 Tage).

Sachsen-Weimar.

Literaturzeitung (Jena, 1000).

Württemberg.

Buch für Alle, Das (Stuttgart, 100,000, jährl. 26 Hefte).
Illustr. Welt (Stuttgart, 80,000, jährl. 20 Hefte).
Ueber Land u. Meer (Stuttgart, 145,000, illustr. Wochenschrift).
Illustr. Magazin (Stuttgart, 6000).

## II. Oesterreich-Ungarn. a. Oesterreich.

### A. Zeitungen. Böhmen.

Abendblatt (Prag, 48,000).
Bohemia (Prag, 9000).
Narodni Listy (Prag 8000).
Politik, Die (Prag 8000).

---

Humoristické Listy (Prag, 10,000).
Paleczek (Witzblatt, Prag, 8000).

Oesterreich ob u. unter der Enns.

Deutsche Zeitung (Wien, 15,000).
Fremdenblatt, Das (Wien, 15,000).
Illustr. Wiener Extrablatt (Wien, 21,000).
Montags-Revue, Die (Wien).
Morgenpost, Die (Wien, 14,000).
Neue Freie Presse (Wien, 32,000).
Neues Wiener Tageblatt (demokr., 40,000).
Presse, Die (Wien, 15,000).
Vorstadt Zeitung (Wien, 25,000).
Wiener Zeitung (amtl. Organ, besteht schon seit 1700), mit einem Wochenblatt f. Kunst u. Lit.

Bombe, Die
Böse Zungen,
Figaro,
Floh, Der
Kaktus, Der
Kikeriki, Der
Klic's humoristische Blätter,
Punsch, Der
} Wiener ill. hum.-sat. Wochenblätter.

Galizien.

Czas (Krakau, 4000).
Gazeta Narodowa (Lemberg, 4500).

Mähren.

Tagesbote aus Mähren u. Schlesien, Der (Brünn, 4000).

Steiermark.

Tagespost, Die (Graz, 12,000).

### B. Zeitschriften. Böhmen.

Svietozor (Prag, 10,000, Wochenschrift).

Oesterreich ob u. unter der Enns.

Freya (Damenzeitung, Wien, 10,000, erscheint alle 14 Tage).
Heimat, Die (Wien, 23,000, ill. Wochenschrift).
Kornelia (illustr. Modenzeitung, Wien, 15,000, Wochenschrift).
Literaturblatt (Wien, 6000, jährl. 26 Nummern).
Neue Illustr. Zeitung (Wien, 2000, Wochenschr.).
Oesterr. Gartenlaube (Wien, 10,000, illustr. Wochenschrift).

Siebenbürgen.

Zeitschrift f. vergleich. Lit. (Klausenburg, 1000).

Steiermark.

Heimgarten, Der (Graz, 6000, Monatsschrift).

## IIb. Ungarn. A. Zeitungen.

Pester Journal (15,000).
Pester Lloyd (15,000).
Buda-Pesti Közlöny (amtl. Organ, 4000).
Ellenör (oppos., Pest).
Hón, A (oppos., Wien, 10,000).
Pesti Napló (Wien, 10,000).

Borsszem Janko,
Üstökös,
} Pester Witzblätter.

### B. Zeitschriften.

Buda-Pesti Szemle (eine Revue).
Vasárnapi Ujság (illustr. Sonntags-Zeitung, Pest, 10,900).

## III. Die Schweiz. A. Zeitungen.

Aargauer Hausfreund (Brügg, 2200, erscheint 2mal in der Woche).
Aargauer Wochenblatt (Lenzburg, 3200).
Allg. Schweizer-Zeitung (Basel, 3000).
Appenzeller Zeitung (Herisau, 2600).
Berner Tagespost (3500).
Bote der Urschweiz (Schwyz, 2800, erscheint 2mal wöchentlich).
Bülach-Dielsdorfer Wochenzeitung (Bülach, 3600, erscheint 2mal wöchentlich).
Bund, Der (Bern 10,000).
Emmenthalerblatt (Langnau, 13,500, erscheint 2mal wöchentlich).
Estafette, L' (Lausanne, 2500).
Freie Rhätier, Der (Chur, 2800).
Freisinnige, Der (Wetzikon, 3200, erscheint 2mal wöchentlich).
Gazzetta ticinese (Lugano, 2500).
Grütlianer, Der (Winterthur, 6000, Wochenbl.).
Journal de Genève (Genf, 8000).
Jura, Le (Porrentruy, 5000, erscheint 2mal wöchentlich).
Luzerner Tagblatt (5000).
Neue Glarner Zeitung (Glarus, 3800, erscheint 3mal wöchentlich).
Ostschweizer Wochenblatt (Rorschach, 5500, erscheint 3mal wöchentlich).
Petit Lausannois, Le (Lausanne, 3000).
St. Gallener Tagblatt (8000).
St. Galler Volksblatt (Uznach, 3500).
Schweizer Grenzpost (Basel, 8000).
Schweizer Handelskurier (Biel, 2500).
Schweizer Volksblatt v. Bachtel (Wald, 3200, erscheint 3mal wöchentlich).
Schweizer Volksfreund (Basel, 2500).
Schweizer Volksztg. (Baden, 4000, Wochenbl.).
Semaine, La od. Gazette de campagne (Lausanne, 5000, erscheint 2mal wöchentlich).
Solothurner Tagblatt (4200).
Suisse illustrée, La (Lausanne, 2700, Wochenbl.).
Tagblatt f. d. Kanton Schaffhausen (Schaffhausen, 2500).
Tagblatt der Stadt Zürich (11,000).
Thuner Blatt (2600).
Thurgauer Zeitung (Frauenfeld, 8000).
Vaterland, Das (Luzern, 4000).
Weinländer, Der (Wülflingen, 6500).
Winterthurer Landbote u. Tagblatt (6500).
Winterthurer Volksblatt (Elgg, 2500, erscheint 2mal wöchentlich).
Züricher Freitagszeitung (5200).
Züricher Volksblatt (2500).

Carillon, Le (Genf, humor. sat. Wochenblatt).
Charivari suisse, Le (Lausanne, desgl.).

### B. Zeitschriften.

Alpenrosen (Bern, 5400, Wochenschrift).
Magazin illustré (Basel, 5500, Monatsschrift).

## IV. Belgien u. die Niederlande.

Allgemeen Handelsblad (Amsterdam).
Amsterdamsche Courant.
Courrier de Bruxelles.
Courrier de la Meuse (Maastricht).
Dagblad v. Zuid Holl. en 's Gravenhage (im Haag).
Echo du Parlement, L' (Brüssel).
Etoile belge, L' (Brüssel).
Flandre libérale, La (Gent).
Gazette de Liège, La (Lüttich).
Geïllustreerd Politienieuws (Amsterdam).
Gelderlander, De (Nymwegen).
Holl. Illustr. Zeitung (Amsterdam).
Indépendance belge, L' (Brüssel, hat einen Universalcharakter).
Journal de Bruxelles, Le (Organ der ultramontanen Partei).
Journal de Liège (Lüttich).
Leidsche Courant (Leyden).
Middelb. Courant (Middelburg).
Nederl. Financier, De (Amsterdam).
Nederl. Staats-Courant (im Haag).
Nieuwe Rott. Courant (Rotterdam).
Nieuws van den Dag, Het (Amsterdam).
Noordbrabanter, De (Herzogenbusch).
Nord, Le (Brüssel, Organ der russ. Regierung).
Oprechte Haarl. Courant (Haarlem).
Prov. Groninger Courant (Groningen).
Prov. Overijselsche en Zwolsche Courant (Zwolle).
Tijd, De (Brüssel, ist in holländ. Sprache geschrieben; unter demselben Titel erscheint auch in Amsterdam eine größere Zeitung).
Utr. Prov. en Sted. Dagblad (Utrecht).
Vaterland, Het (im Haag).
Zeepost, De (Amsterdam).

---

Asmodée, L' (im Haag, satir. Wochenblatt).
Scalpel, Le (Lüttich, desgl.).

## V. Frankreich.

(Siehe: Hatin, „Bibliographie hist. et crit. de la presse périod. franç.“, Paris 1866, u. Mermet, „La publicité en France. Guide annuaire“, Paris 1878).

### A. Zeitungen (erscheinen sämmtlich in Paris).

Assemblée nationale (Morgenblatt, legit.).
Bien public, Le (Abendblatt, republ.).
Constitutionnel, Le (Abendblatt seit 1815).
Défense sociale, La (Abendblatt, legit.).
Dix-neuvième Siècle, Le (Morgenbl., republ.).
Estafette, L' (Abendblatt, bonapart.).
Événement, L' (Morgenblatt, republ.).
Figaro, Le (Morgenblatt).
Français, Le (Abendblatt, orleanist.).
France, La (Abendblatt unter Leitung Em. de Girardin's, republ.).
Galignani's Messenger (erscheint in englischer Sprache seit 1814).
Gaulois, Le (Morgenblatt, bonapart.).
Gazette de France, La (Abendblatt, gegründet 1630, legit.).
Journal des débats (Morgenblatt, republ.).
Journal des villes et campagnes (erscheint alle 2 Tage).
Journal officiel de la République franç. (Morgenblatt).
Lanterne, La (Morgenblatt, radik.).
Liberté, La (Abendblatt).
Marseillaise, La (Organ der radikalen Partei).
Messager de Paris, Le (Abendblatt).
Monde, Le (Abendblatt, ultramontan).
Moniteur universel, Le (Abendbl., gegr. 1789).
National, Le (Abendblatt, republ.).
Ordre, L' (Abendblatt, bonapart.).
Paris-Journal (Morgenblatt, bonapart.).
Patrie, La (Abendblatt, bonapart.).
Pays, Le (Abendblatt unter Leitung Paul de Cassagnac's).
Petit Journal, Le (Morgenblatt, 500,000).
Peuple, Le (Morgenblatt, radik.).
Presse, La (Abendblatt, republ.).
Rappel, Le (Morgenblatt, republ.).
République franç., La (Morgenblatt, Organ Gambetta's).
Républicain, Le (Abendblatt, radik.).
Réveil, Le (Morgenblatt, radik.).
Siècle, Le (republ.).
Soir, Le (Abendblatt, republ.).
Soleil, Le (Morgenblatt, orleanist.).
Temps, Le (Abendblatt, republ.).
Union, L' (Abendblatt, gegründet 1812).
Univers, L' (Abendblatt, ultram.).

---

Caricatures Parisiennes.
Charivari, Le (illustr. Witzblatt).
Cri-Cri, Le (illustr. Sonntagsblatt f. Humor u. Satire).
Eclipse, L' (illustr. humor. Wochenblatt).
Grelot, Le (illustr. Wochenbl. f. Satire).
Journal amusant (illustr. Wochenblatt).
Journal pour rire (desgl.).
Lanterne de Boquillon, La (illustr. humor sat. Wochenblatt).
Lune rousse, La (desgl.).
Monde comique, Le (desgl.).
Nain jaune, Le (desgl.).

Petit Journal pour rire (illustr. humorist. sat. Wochenblatt).
Sifflet, Le (desgl.).
Tam-Tam, Le (desgl.).
Tintamarre, Le (illustr. Wochenblatt f. Politik, Satire u. Börse).
Tom Pouce (illustr. humor. satir. Wochenblatt).
Vie parisienne, La (desgl.).

B. Zeitschriften (erscheinen sämmtl. in Paris).
Bon ton, Le (illustr. Modenzeitung, wöchentl.).
Corbeille, La (illustr. Modenzeitung, monatl.).
Correspondant, Le (Revue).
Courrier de la mode et le follet (illustr. Wochenblatt f. die Mode).
Echo des feuilletons (illustr. Monatsschrift).
Écho du moniteur de la mode, L' (illustr. Modenzeitung, erscheint monatlich).
Élégance parisienne (illustr. Modenzeitung, erscheint wöchentlich).
Foyer, Le (illustr. Familienjournal, Wochenbl.).
France illustrée, La (Wochenblatt).
Galerie contemporaine (illustr. Wochenblatt).
Gazette des familles, La (desgl.).
Gazette rose, La (illustr. Revue f. Literatur u. Mode, erscheint alle 14 Tage).
Illustration, L' (illustr. Wochenblatt, nach Format u. Inhalt dem deutschen „Ueber Land u. Meer" ähnlich).
Journal des demoiselles (illustr. Modenzeitung).
Journal illustré (Wochenblatt).
Magasin d'éducation et de récréation (illustr. Familienjournal unter der Mitredaktion von Jules Verne, erscheint alle 14 Tage).
Magasin des familles (illustr. Modenzeitung, erscheint alle 14 Tage).
Magasin pittoresque, Le (illustr. Monatsschr.).
Magasin des demoiselles (illustr. Modenzeitung, erscheint alle 14 Tage).
Messager de la semaine (ultramontan, illustr. Wochenblatt).
Mode illustrée, La (Familienjourn., Wochenbl.).
Modes parisiennes illustrées, Les (Wochenbl.).
Monde illustré, Le (illustr. Wochenblatt).
Moniteur des dames (illustr. Modenzeitung, erscheint alle 14 Tage).
Musée des familles (illustr. Monatsschrift).
Paris-élégant (Monatsschrift f. d. Große Welt, Moden, Literatur u. Kunst).
Parisienne, La (illustr. Modenjournal, erscheint wöchentlich).
Passe-temps, Le (Wochenschr. f. Unterhaltung).
Petit messager des modes, Le (alle 14 Tage).
Psyché (Monatsschr. f. Mode, Lit., Kunst 2c.).
Revue britannique (internat. Monatsschrift).
Revue des deux mondes (erscheint alle 14 Tage).
Revue de France.
Revue littéraire.
Revue du monde catholique (Monatsschrift).
Revue polit. et litt. (hieß früher Revue des cours litt.).
Revue scientifique de la France et de l'Etranger (Wochenschrift).
Univers illustré, L' (illustr. Wochenblatt).
Voleur, Le (desgl.).

VI. Italien.

(Siehe: Cironi, „Die nationale Presse in Italien", deutsch von Ludm. Assing, Lpz. 1863.)

A. Zeitungen.

Capitale, La (Rom).
Courrier d'Italie (Rom, unter dems. Titel erscheint in ital. Sprache eine Zeitung zu Florenz).
Diritto, Il (Rom).
Eco, L' (Neapel).
Fama, La (Mailand).
Fanfulla, Il (Rom).
Gazzetta di Genova, La (Genua, das älteste ital. Blatt, gegründet 1797).
Gazzetta d'Italia, La (Florenz).
Gazzetta del Popolo, La (Turin, dens. Titel trägt eine Römische u. Florent. Zeitung).
Gazzetta di Torino, La (Turin).
Gazzetta Toscana, La (Florenz).
Gazzetta Uffiziale del Regno, La (Rom; auch Florenz).
Italian news, The (Rom, in engl. Sprache).
Liberta, La (Rom).
Movimento, Il (Venedig).
Nazione, La (Florenz).
Opinione, L' (Florenz; auch Rom).
Opinione Nazionale, L' (Florenz).
Osservatore Cattolico, L' (Mailand).
Osservatore Romano, L' (Rom, klerikal).
Perseveranza, La (Mailand).
Popolo Romano, Il (Rom).
Pungolo, Il (Mailand u. Neapel).
Riforma, La (Florenz).
Secolo, Il (Mailand).
Sole, Il (Mailand).
Soluzione, La (Rom u. Neapel).
Unita Italiana, L' (Mailand).
Voce della Verita (Rom, klerikal).

Asino, L' (Witzblatt, Florenz).
Diavolo, Il (hum.-sat. Blatt, Turin).
Don Pirloncino (illustr. Witzblatt, Rom).
Gas, Il (Witzblatt, Mailand).
Lampione, Il (illustr. Witzblatt, Florenz).
Lampo, Il (Witzblatt, Neapel).
Pasquino, Il (hum.-sat. Blatt, Turin).
Vespa, La (Witzblatt, Florenz).
(Im Ganzen sind in Italien mehr als 30 Blätter dem Humor u. der Satire gewidmet.)

B. Zeitschriften.

Annali delle scienze (Vicenza).
Corriere delle dame (Mailand; auch ein Unterhaltungsblatt in Lodi).
Gondoliere, Il (Venedig).
Moda, La (Mailand, Modenzeitung).
Museo di scienze e letteratura (Neapel).
Rivista Europea (Florenz).
Rivista Internationale (Florenz).
Rivista Scientifico-industriale (Florenz).
Tesoro delle famiglie, Il (Mailand).

VII. Spanien.

A. Zeitungen (erscheinen sämmtl. in Madrid).
Correspondencia, La.
Diario Español, El (liberal).
Epoca, La (das gelesenste Blatt).
Esperanza, La (absolutistisch).
Iberia, La.
Imparcial, El (liberal).
Mañana, La (konstitutionell).
Politica, La.
Popular, El.
Siglo futuro, El (klerikal).
Tiempo, El.

B. Zeitschriften.

Antologia española.
Revista de España y del estrangero.

VIII. Portugal.

Außer dem Regierungsorgane Jornal de Lisboa u. einigen Parteiblättern wie Revolução de setembro u. Diario Popular, keine Zeitung von mehr als lokalem Interesse.

IX. England.

A. Zeitungen (erscheinen sämmtl. in London).
Daily Chronicle.
Daily Express.
Daily News (Hauptorgan der Manchesterleute).
Daily Recorder.
Daily Telegraph (Aufl. über 315,000 Exempl.).
Echo (erscheint 12mal in der Woche).
Evening-Mail (erscheint seit 1789 3mal wöchentlich).
Examiner, The (ein whiggist. Wochenblatt).
Financier.
Globe (liberal).
Illustrated London News (seit 1842 wöchentl.).
Lloyd's List.
Lloyd's Weekly London-News Paper (demokratisches Wochenblatt).
Morning Advertiser.
Morning Herald.
Morning Post.
Morning Star.
Observer (whiggist. Sonntagszeitung, erscheint seit 1782).
Pall Mall Gazette.
Press and St. James' Chronicle, The (gegründet 1761; der berühmteste u. wahrscheinlich auch erste Herausgeber dieser Zeitung war Samuel Johnson).
Public Ledger.
Standard (erscheint 12mal in der Woche u. hat eine Auflage von ca. 182,000 Exempl.).
Tablet, The (ultramontan).
Times (gegründet 1780, erscheint auch in einer Wochenausgabe).
Weekly Dispatch (ein nam. in Handwerkerkreisen verbreitetes liberales Wochenblatt).

Punch (einflußreiches lib. Witzblatt).

B. Zeitschriften (Erscheinungsort London, wenn kein anderer angegeben ist).
Academy, The (literarkrit. Wochenschrift).
Athenaeum (desgl.).
Blackwood's Magazine (Lit.-Blatt).
Court Journal, The.
Edinburgh Review (Edinburg, whiggistisch).
Englishman, The (enthält gute Kunstkritiken).
Fraser's Magazine.
Gentleman's Magazine, The (besteht schon seit 1731 u. bildet nam. in Sachen der Alterthumskunde eine Art Autorität).
John Bull (ein Tory Blatt, das wegen seiner lit. Berichte in Ansehen steht).
Literary World, The.
Miscellany, The (belletr. u. kritisch).
Monthly Magazine (desgl.).
New Monthly Magazine (desgl.).
Public Opinion, The (Literaturblatt).
Quarterly Review (ultrakonservativ).
Queen, The (ein Organ für Frauen).
Reader, The (wiss.).
Recorder, The (Sonntagsblatt).
Saturday Review.
Sunday-Times, The (ein lib.-konserv. Wochenbl., wegen seiner Theaterkritiken von Bedeutung).
Westminster Review (radikal).
World of fashion, The.

X. Dänemark.

A. Zeitungen (erscheinen alle in Kopenhagen).
Berlingske Tidende (halbminist. Organ, seit 1749 erscheinend, ursprünglich in deutscher Sprache gedruckt; Morgen- u. Abendausgabe).
Dagbladet.
Dags-Telegrafen.
Faedrelandet (Oppositionsblatt).
Illustreret Tidende (Wochenblatt).
Nationaltidende (erscheint früh u. Abends).
Nyd Aftenblad.
Söndagsposten (Wochenblatt).

Nutiden (Witzblatt).

B. Zeitschriften.

Dame Tidende (Kopenh., erscheint alle 14 Tage).

XI. Schweden.

Zeitungen (erscheinen sämmtl. in Stockholm).
Aftonbladet.
Dagbladet.
Fäderneslandet.
Nya Dagligt Allehanda.
Ny Illusterad Tidning (Wochenblatt).
Svenska Weckobladet (desgl., Aufl. 36,000).

Kasper (Witzblatt).

XII. Norwegen.

Zeitungen (erscheinen sämmtl. in Christiania).
Morgenbladet.
Morgenposten.
Ny Illustreret Tidende (Wochenblatt).

Almuevennen (Witzblatt).

XIII. Rußland. A. Zeitungen.

Golos (Petersburg, das bedeutendste unabhängige Blatt).
Herold, Der (ebd., deutsch).
Illustr. Zeitung (ebd., russ., Wochenblatt).
Journal de St.-Pétersbourg (ebd., Leiborgan Gortschakoff's).
Kiewlanin (Kiew, klerikal).
Kurjer Warszawski (Warschau, poln.).
Moskauer Zeitung (Moskau, redigirt von Katkoff, das einflußreichste Blatt).

Neue Zeit, Die (Petersburg, russ.).
Odessaer Bote (Odessa).
Russische Invalide, Der (Petersburg, russ., steht unter der Aegide des Kriegsministeriums).
Russische Welt, Die (Petersburg, herausgegeben von Fadejeff, russ.).
St. Petersburger Zeitung (deutsch).
Sohn des Vaterlands, Der (Petersburg, russ.).
Zeitgenossen, Die (ebd., russ.).

Strekosá, d. h. die Libelle (ebd., russ. Witzbl.).

B. Zeitschriften.

Moday Swet (Petersburg, russ. illustr. Damenzeitung, Wochenblatt).
Niwa (illustr. Familienjournal, russ. Wochenblatt).
Neue russ. Bazar (illustr. Wochenblatt).
Tygodnik Mód (Warschau, poln. Moden-Ztg.).
Woche, Die (Petersb., russ. illustr. Wochenbl.).

XIV. Türkei.

Zeitungen (ersch. sämmtl. in Konstantinopel).
Bassiret (türk.).
Courrier de l'Orient (franz.).
Djeride-i-Havadis (türk.)
Journal de Constantinople (franz.).
Levant Herald (engl.).
Mediniet (türk., illustr.).

XV. Donaufürstenthümer. Zeitungen.

Epoche (Bukarest, rumän.).
Journal français polit. et commerc. (Bukarest, franz.).
Romanulu (desgl.).
Schuwadia (Belgrad, serb.).

XVI. Ver. Staaten von Nordamerika.

A. Zeitungen.

Boston Advertiser, The (Boston).
Daily Herald, The (New-York).
Demokrat, Der (Philadelphia; unter demselben Titel erscheint auch in Chicago u. in San Francisco eine Zeitung).
Evening Post, The (New-York).
Evening Star, The (Washington).
Frank Leslie's Illustrated Newspaper (New-York, Wochenblatt in einer engl. u. einer deutschen Ausgabe).
Freie Presse, Die (Philadelphia; dens. Titel trägt eine Zeitung in Chicago).
Harper's Weekly (Boston, Wochenblatt).
Intelligencer, The (Washington).
New-Yorker Abend-Zeitung.
New-Yorker Handels-Zeitung.
New York Herald (Aufl. 60–70,000).
New-Yorker Staats-Zeitung.
New-York Times.
New-York Weekly (Wochenblatt).
Staatszeitung (Chicago; dens. Titel trägt ein Wochenblatt in San Francisco).
Sun, The (New-York, Aufl. 140,000).
Tribune, The (New-York, Aufl. 60–70,000).
Wecker, Der (Baltimore).
Westliche Blätter (Cincinnati Wochenblatt).
Westliche Post, Die (St. Louis).

Atlantische Blätter u. New-Yorker Kladderadatsch (Witzblatt, Sonntagsbeilage der „New-Yorker Abend-Zeitung).
Comic Monthly, The (New-York).
Frank Leslie's Tag für Tag (New-York, Wochenblatt für Witz u. Humor).
Freischütz, Der (New-York, Witzblatt).
New-York Saturday Star Journal (Wochenblatt für Witz u. Humor).
Schnedderedeng (New-York, Witzblatt).
Spottvogel, Der (Indianopolis, Witzblatt).
Wespen, Die (Chicago, Witzblatt).

B. Zeitschriften.

Brownson's Quarterly Review (New-York).
Frank Leslie's amerikanische Gartenlaube (New-York).
Frank Leslie's Lady's Journal (New-York, Wochenblatt).
Harper's Bazar (New-York, illustr. Moden-Ztg.).
Nation, The (New-York, Literaturblatt, erscheint wöchentlich einmal).
New-Yorker Belletrist. Journal (Wochenblatt).
New-York Ledger, The (Wochenblatt).
New-York Saturday Review, The (Wochenbl.).

**Zeitwort**, s. „Verbum".

**Zeitz**, Kreisstadt mit 16,486 E. (1875) im Reg.-Bez. Merseburg der preuß. Provinz Sachsen, liegt in 154 m. Seehöhe malerisch einen Abhang zur Weißen Elster hinunter, über die eine steinerne Brücke führt, u. an den Bahnen Altenburg-Z., Weißenfels-Z. u. Leipzig-Eichicht. Es ist Sitz der Kreisbehörden, hat ein evangel. Domkapitel, Stiftsgymnasium mit werthvoller, an Handschriften reicher Bibliothek, Schullehrerseminar, großes Waisenhaus &c. Sein Schloß Moritzburg, 1644 erbaut u. ehemals Residenz der Herzöge von Sachsen-Z., ist jetzt Korrektionshaus mit Landarmen- u. Krankenhaus. Von den fünf evangel. Kirchen der Stadt umschließt die Trinitatiskirche die herzogl. Gruft. Die industrielle Stadt hat Spinnerei, Weberei in Baumwolle, Leinen u. Seide, Bleicherei, Färberei, Druckerei, Wachstuch- u. Lederfabrikation, bedeutenden Obst- u. Gemüsebau. Der bei der Stadt gelegene Thiergarten ist ein Wald mit Promenadenwegen. — Z. ist eine slavische Gründung. 968 legte Kaiser Otto d. Gr. hier das Hochstift an, das schon 1029 nach Naumburg verlegt wurde u. nur ein Kollegiatstift hier ließ. Z. ist 982 von den Wenden, 1002 vom Grafen v. Wettin, 1200 von den Böhmen, 1300 von Graf Philipp von Nassau, 1429 von den Hussiten genommen worden. Von 1663–1717 war es Residenz der Herzöge v. Sachsen-Z.

**Zell**. 1. **Z.** od. Liebenzell, Städtchen von 900 E. im Oberamte Calw des württemberg. Schwarzwaldkreises, in romantischer, gesunder Lage im Nagoldthale, hat Kupferhammer, Wollspinnereien, Papiermühle, Wetzsteinfabrikation u. zwei besuchte Badeanstalten mit Thermen von 22–25° C. Wärme, die schon zu Anfang des 15. Jahrh. genannt werden. Ueber dem Städtchen liegen die stattlichen Ruinen einer Burg. Z. war ursprünglich Besitzthum der Grafen von Calw u. wird bereits 1191 urkundlich genannt. Es hatte einen kräftigen Ortsadel, der auf der Burg residirte. Ludwig von Liebenzell verkaufte die Burg um 1272 an den Deutschorden, von dem sie bereits 1273 Markgraf Rudolf von Baden durch Kauf erwarb. 1603 kam Z. mit Altensteig an Württemberg. — 2. **Z.**, auch Z. am Main od. Mittelzell genannt, Flecken mit 1534 E. (1875) im bayer. Reg.-Bez. Unterfranken, am linken Mainufer, 1 Stunde westl. von Würzburg. In seiner unmittelbaren Nähe das ehemalige Prämonstratenser-Nonnenkloster Unterzell u. das ehemalige, 1128 gestiftete Prämonstratenserkloster Oberzell. In letzterem befindet sich seit 1817 eine großartige Maschinenfabrik für Buchdruckerschnellpressen. — 3. **Z.** od. Radolfzell, Stadt mit 1870 E. (1875) im Kreise Konstanz des gleichnamigen bad. Kreises, liegt in 422 m. Seehöhe am Untersee, an der Eisenbahn Konstanz-Schaffhausen u. ist Ausgangspunkt der Zweigbahn nach Sigmaringen u. über Mengen nach Ulm. Das Städtchen von mittelalterlichem Ansehen hat eine schöne, 1436 erbaute, goth. Pfarrkirche. Z. wurde im 9. Jahrh. durch den heiligen Ratoldus gegründet. — 4. **Z. am See**, Stadt mit 778 E. (1869) im Herzogthum Salzburg, liegt 754 m. über dem Meere in reizender Umgebung am Zellersee (s. d.) im Pinzgau u. an der Giselabahn, ist Sitz eines Bezirksamtes, hat eine alte Kirche mit goth. Skulpturen, Badeanstalt u. ist der natürliche Mittelpunkt für die interessantesten Partien im Pinzgau sowol wie im nordöstl. Tirol u. im bayer. Hochgebirge. Bei dem Bauernaufstande 1626 blieben die Zeller dem Erzbischof von Salzburg treu u. erhielten dafür die Erlaubniß zu einer jährlichen Wallfahrt nach Salzburg. Hierdurch ist das Volkslied entstanden: „Die Pinzgauer wollten wallfahrten gehn &c." — 5. **Z.** am Harmersbach, Stadt mit 1446 E. (1875) im Kreise Offenburg des Großherzogthums Baden, ehemals Reichsstadt, liegt 2 Km. von der Station Biberach-Z. der Linie Offenburg-Singen (Schwarzwaldbahn) der bad. Staatseisenbahn, am Harmersbach

Nr. 5685. Zell am See.

der in die Kinzig mündet. Der belebte Ort hat Seidenzwirnerei, Potaschesiederei u. Fabrikation von berühmten Porzellan u. Steingutwaaren. In der Nähe liegt die Mineralquelle Kleebad. – 6. **Z.** im Wiesenthal, Stadt mit 2156 E. (1875) im Kreise Lörrach des Großherzogthums Baden, Endstation der Strecke Basel Z. der bad. Staatseisenbahn, liegt in 445 m. Seehöhe an der Wiese, einem Nebenfluß des Rheins, u. ist ein sehr gewerbreicher Ort mit bedeutenden Spinnereien u. Webereien, Maschinenfabrikation, Eisengießerei, Gerberei ꝛc. Der nördl. davon gelegene Zeller Blauen (1073 m.) bietet eine prächtige Fernsicht.

**Zellen,** die wesentlichen, mehr od. weniger mikroskopischen Formeinheiten der Organismen (Pflanzen u. Thiere), sind im Allgemeinen vollkommen geschlossene Bläschen, die im ausgebildeten Zustande eine Hülle, die Zellhülle, Zellmembran, u. einen Inhalt unterscheiden lassen. Häckel bezeichnet neuerdings die Z. als Individuen erster Ordnung, als Plastiden (d. h. Bildnerinnen). – Jedes Thier, auch das vollkommenste Geschöpf, besteht ursprünglich aus einer Zelle, dem Ei; zahlreiche niedere Thiere, ebenso Pflanzen, sind einzellig od. wenigzellig. — Die Gestalt der Zelle ist eine überaus mannichfache. Was zunächst die thierische Zelle betrifft, so ist als ihre Grundform die Kugel anzusehen, indem sie mehr od. weniger alle Z. im ersten Lebensalter u. in vielen flüssigen Medien schwimmende Z. (den Fettzellen, farblosen Blutkörperchen ꝛc.) beständig zukommt. Außerdem aber giebt es linsen- od. scheibenförmige (rothe Blutkörperchen), polygonale (Pflasterepithelzellen), kegel- od. pyramidenförmige (Flimmerepithelzellen), cylindrische (Cylinderepithelzellen), spindelförmige (Epithelzellen der Gefäße), sternförmige (Nervenzellen). Ganz eben so mannichfach ist die Gestalt der Pflanzenzellen.

Die Zellhülle fehlt jugendlichen thierischen Z., gewissen Geschöpfen auch in erwachsenem Zustande. Solche hüllenlose Z. hat man Zellenkeime od. Urkeime genannt (Cytoblasten, Protoblasten). Bei den Pflanzen sind Z. mit deutlich ausgebildeten Hüllen die bei weitem vorwiegenden Elemente, während Protoblasten nur spärlich (Algen, Pilze) vorkommen. Während die thierische Zellmembran stickstoffhaltig, eiweißartig ist, besteht die Pflanzenzellhaut aus der stickstofffreien Cellulose (dem Zellstoff), sie ist das Abscheidungsprodukt der äußeren dichteren Schicht des Zelleninhalts (des Protoplasma), die man eine Zeit lang für eine besondere (innere) Haut, den Primordialschlauch (von Mohl), ansah. In vielen Fällen sind die Zellhüllen schichtweise verdickt u. oft von Kanälchen od. Poren durchsetzt, selbst auch von größeren Oeffnungen (Mikropyle der Eier, Ausmündung einzelliger Drüsen, Holzzellen ꝛc.).

Der Zellinhalt besteht aus einer eigenthümlichen, zähen, stickstoffhaltigen Flüssigkeit, dem Zellsafte (Protoplasma v. Mohl's, Cytoplasma Kölliker's, der Sarkode Dujardin's) u. einem meist rundlichen Körper, dem Zellenkern (Nucleus), welcher seinerseits wieder Flüssigkeit u. ein kleineres Körperchen, das Kernkörperchen (Nucleolus) enthält. Außerdem aber enthält das Innere der Zelle vielfach noch theils ungeformte, theils geformte Bestandtheile. Hierher gehören schleimige Substanzen, Fette, Eiweißkörnchen, Farbstoffe, gelöst u. in Form von Körnchen, bei den Pflanzen z. B. das Blattgrün od. Chlorophyll, die Stärke, das Klebermehl, das Inulin; ferner Krystalle verschiedener Art ꝛc. Alle diese verschiedenen Theile der Zelle, wie deren spezielle Struktur, werden vielfach erst durch Behandlung mit chemischen Mitteln unter dem Mikroskope erkennbar. — Was die Zellbildung anlangt, so unterschieden Schwann u. Schleiden eine „freie" Zellbildung u. eine solche durch Vermittelung schon vorhandener Zellen. In ersterem Falle sollten die Z. unmittelbar in einer gestaltungsfähigen Flüssigkeit, dem Cytoblastem, um „freie Kerne" entstehn, u. zwar sollte dies nach Schwann im Thierreich der bei weitem vorwiegende Bildungsmodus sein. Indeß hat die Neuzeit, nam. durch Virchow's Bemühungen, durch welche auch die Lehre von den Krankheiten in ein neues Stadium getreten ist (Cellularpathologie), dies als Irrthum erkannt u. nachgewiesen, daß sämmtliche Z. des Organismus wieder von Z., die des Thieres also von den Furchungskugeln des Eies, den aus einem Theilungsprozeß der Eizelle hervorgegangenen Z., abstammen. Die Zellvermehrung geschieht überall im Wesentlichen so, daß sich eine Zelle, die Mutterzelle, durch Kernvermehrung, Abschnürung, Scheidewandbildung, theilweise Resorption ꝛc., in Tochterzellen theilt. Wie der Gesammtorganismus, so zeigen auch seine einzelnen Z. die Erscheinungen nicht blos der Vermehrung, sondern auch des Wachsthums u. des Stoffwechsels; sie nehmen fremde Stoffe auf u. scheiden andere ab; hierbei spielt die Diosmose eine wichtige Rolle. Zu den Lebenserscheinungen der Zelle gehören endlich auch Bewegungserscheinungen, wie dergleichen an Embryonalzellen, an Blutzellen, Flimmerzellen, Eiterkörperchen, Pigmentzellen, Muskelzellen, Samenkörperchen (Samenfäden), einzelligen Thieren — u. im Pflanzenreiche bes. bei Schwärmsporen u. den einzelligen Algen, beobachtet sind. Ebenso kommen im Innern der Zelle Bewegungen vor, Saftströmungen, Molecularbewegung. Die Zelle ist sozusagen ein kleiner Organismus.

Nr. 5636. Thierische Zelle: Menschenei (100mal vergr.). a Kernkörperchen (Nucleolus), b Kern (Nucleus), c Protoplasma, d Zellhülle.

Nr. 5637. Thierische Zelle: Zelltheilung (Furchungsprozeß des Eies).

Nr. 5641. Pflanzenzelle: Strömung des Zellsaftes.

Nr. 5638—40. Pflanzenzellen: Zellformen.

Nr. 5642. Pflanzenzelle: Zelltheilung.
a Zellhülle der Mutterzelle, b c d die durch Scheidewandbildung entstandenen Hüllen der Tochterzellen, e Zellkerne.

Nr. 5643—46. Pflanzenzellen.
Ring- u. Spiralgefäße, poröse u. Treppengefäße, punktirte u. rosenkranzförmige Gefäße.

Wie der Organismus abstirbt, so sterben auch seine einzelnen Z. ab (Erscheinungen der Verödung, Mauser, Häutung ꝛc.), ohne indeß allemal dadurch sofort aus dem Verbande der noch lebenden, den Körper konstituirenden Z. zu scheiden. Die gesammten Formen u. Lebenserscheinungen eines jeden Organismus sind das Gesammtergebniß der Formen u. Lebenserscheinungen aller einzelnen ihn zusammensetzenden Z. Mit einander verbunden, bilden die Z. die verschiedenen Gewebe (s. d.), bald mit mehr od. weniger Beibehaltung ihrer individuellen Zellnatur, bald diese aufgebend od. nur spurweis erkennen lassend. Für die thierischen Gewebe sind außer dem sog. Zellgewebe (den Epithelien, dem Gewebe der echten Drüsen) zu nennen die Gewebe der Bindesubstanz (mit Knorpel, elastischem Gewebe, Knochen, Zahnbein), die Muskelgewebe u. das Nervengewebe. — Bei den Pflanzen unterscheiden wir außer den mit Beibehaltung der Individualität der einzelnen Z. aus solchen zusammengesetzten Geweben, als dem Merenchym, bei dem die Z. theilweis durch größere (lufthaltige) Zwischenräume von einander getrennt liegen (Intercellularräume, Zwischenzellräume), wie das z. B. sehr auffällig bei den sternförmigen Z. des Binsenmarkes stattfindet, dem Parenchym od. vollständigen Zellgewebe, u. dem Prosenchym od. Fasergewebe, wobei die Z. dicht aneinander geschlossen liegen, auch noch solche, wo Zellreihen durch totales od. partielles Aufgeben der sie scheidenden Zwischenwände zu Röhren verschmelzen (Gefäße, u. zwar je nach Verhalten ihrer Wände Spiral-, Ring-, Netz-, Treppen-, Tüpfel-, Porengefäße; Bastfasern, Siebröhren, Milchsaftgefäße). — Außer aus den Z. selbst, bestehen die Gewebe aus der durch diese ausgeschiedenen, theilweise auch aus ihrem Protoplasma selbst hervorgegangenen Zwischenzellsubstanz (Intercellularsubstanz), die sich sehr verschieden verhalten kann, u. den über die freie Fläche von Zellenlagen wegziehenden Cuticularbildungen. Die Lehre von den Z. ist zum Grundsteine der anatomischen wie physiologischen Kenntniß von den Organismen geworden; ihre Ausbildung hat sie betreffs der Thiere mit Einschluß des Menschen nam. durch die Forschungen u. Darstellungen von Kölliker, Frey, Leydig, betreffs der Pflanzenzelle durch Mohl, Schleiden, Schacht, Hofmeister, Nägeli erhalten.

**Zeller,** Christian Heinrich, verdienter Pädagog, geb. 29. März 1779 auf Schloß Hohen Entringen in Württemberg; besuchte die Schulen in Ludwigsburg, studirte 1797—1801 in Tübingen die Rechte, wandte aber schon damals seine eigentliche Neigung der Pädagogik zu, wirkte daher nach Beendigung seiner Studien zuerst als Hofmeister in Augsburg, dann 1803—9 an einer christlichen Privatschule in St. Gallen, hierauf bis 1820 als Leiter des gesammten Schulwesens im Bezirke Zofingen (Aargau). Unterdeß hatte Spittler in Basel einen bereits 1816 von Z. geäußerten Gedanken, die Begründung einer Rettungsanstalt für verwahrloste Kinder sowie zur Heranbildung freiwilliger Armenschullehrer, in Ausführung gebracht. Am 17. April 1820 zog Z. in das von der bad. Regierung ermiethete Schloß Beuggen am Rhein als „Inspektor" ein u. schuf bald aus der Beuggener Anstalt nach den Grundsätzen einer streng christlichen Pädagogik ein Muster für zahlreiche ähnliche Anstalten. Als Organ für seine Bestrebungen dienten ihm seit Jan. 1829 die gehaltvollen „Monatsblätter aus Beuggen"; nicht minder hat sein „Lehrbuch der Erfahrung für christl. Land- u. Armenschullehrer" (3 Bde., Basel 1827—28; 4. Aufl. 1865) weite Verbreitung gefunden. Z. starb 18. Mai 1860. Ein würdiges Denkmal setzte ihm die von seinem Schwiegersohne, Professor H. Thiersch, verfaßte Biographie (2 Bde., Basel 1876).

**Zeller,** Eduard, namhafter protest. Theolog u. Philosoph, geb. 22. Jan. 1814 zu Kleinbottwar in Württemberg; studirte zu Tübingen Theologie u. wurde hier bes. durch Baur (s. d.) für die theologischen u. geschichtlichen Anschauungen der sog. „Tübinger Schule" (s. d.) gewonnen, beendete seine Studien 1836—37 in Berlin, war dann in mehreren Stellungen in Württemberg thätig u. ließ sich 1839 als Repetent, 1840 als Privatdozent in Tübingen nieder. 1842 schuf er in den „Theologischen Jahrbüchern" einen einflußreichen Sprechsaal für die Glieder der Tübinger Schule. Da ihm jedoch wegen seines äußerst kritischen Standpunktes eine theologische Professur in Tübingen verschlossen blieb, folgte er 1847 einem Rufe als außerord. Professor der Theologie nach Bern. Auch hier erregte seine Berufung eine ungeheure Aufregung u. führte sogar zu einem Versuch, die radikale Regierung durch einen Volksaufstand zu stürzen (der sog. „Zellerhandel"). Dennoch behauptete sich Z., zuletzt als ord. Professor der Theologie, bis 1849, wo er in gleicher Stellung nach Marburg übersiedelte. Auf Betrieb seiner theologischen Gegner wurde er daselbst nochmals in die philosophische Fakultät versetzt, wirkte sodann mit wachsendem Ansehen seit 1862 als Professor der Philosophie in Heidelberg u. seit 1872 als Nachfolger Trendelenburg's in Berlin. Seinen Ruf als Schriftsteller begründete Z. mit den „Platonischen Studien" (Tüb. 1839), sodann bes. durch sein Werk über die „Philosophie der Griechen" (3 Thle., Tüb. 1844—52; Bd. I in 4. Aufl., Lpz. 1877; Bd. II in 3. Aufl. 1875; Bd. III in 2. Aufl. 1865). Außerdem nennen wir: „Geschichte der christlichen Kirche" (Stuttg. 1848); „Das theologische System Zwingli's" (Tüb. 1853); „Die Apostelgeschichte, kritisch untersucht" (Stuttg. 1854); „Vorträge u. Abhandlungen geschichtlichen Inhalts" (1. Sammlung, Lpz. 1865, 2. Aufl. 1875; 2. Sammlung, Lpz. 1877); „Staat u. Kirche. Vorlesungen an der Universität Berlin" (Lpz. 1873); „Geschichte der deutschen Philosophie seit Leibniz" (München 1873); „Ueber die Lehre des Aristoteles von der Ewigkeit der Welt" (Berl. 1878); „Ueber die griech. Vorgänger Darwin's" (ebd. 1878). Das Werk „David Friedrich Strauß in seinem Leben u. seinen Schriften geschildert" (Bonn 1874) bildete den Vorläufer zu Z.'s Herausgabe von „D. F. Strauß' gesammelte Schriften" (12 Bde., Bonn 1876—78).

**Zellerfeld,** Kreisstadt mit 4260 E. (1875) im Landdrosteibezirke Hildesheim der preuß. Provinz Hannover, liegt in 591 m. Seehöhe auf dem Oberharze u. ist nur durch den Zellbach von dem doppelt so großen Klausthal (8539 E.) geschieden. Die hauptsächlich von Bergleuten bewohnte Stadt ist Sitz der Kreisbehörden. — Ihren Namen hat sie von der Kapelle (Zelle), die der heilige Bonifacius im 7. Jahrh. hier baute, u. die später zu einem 1433 wieder aufgehobenen Benediktinerkloster wurde. Z. erhielt 1539 Stadtrecht u. gehörte bis 1788 zum Kommunionharze.

**Zellernuß,** eine Abart der Haselnuß mit größerem Fruchtkern.

**Zellersee.** 1. Z., ein 0,055 □M. großer See im Herzogthum Salzburg, in 752 m. Seehöhe im Pinzgau, zwischen Salzach u. Saale; er ist 1¼ Stunde lang, ⅓ Stunde breit, bis 190 m. tief, fließt zur Salzach ab u. wird hauptsächlich durch einen von O. kommenden Bach gespeist; seine schönen Ufer sind mit Villen geschmückt, sein Wasser ist grün, Bäder in ihm erweisen sich heilsam gegen Rheumatismus u. Nervenleiden. An der Westseite des Z.s läuft die Giselabahn mit der Station Zell am See (s. d.). — 2. Z. heißt auch der 1,14 □M. große untere Theil des Bodensees (s. d.) od. der Untere See zwischen Baden u. der Schweiz, in welchem die Insel Reichenau liegt. — 3. Z. od. Irrsee, ein See im Traunbecken Oberösterreichs, 0,06 □M., nördl. vom Mondsee gelegen u. dahin abfließend.

**Zelosis** griech. od. Zelose, auch Zelotismus, das Eifern, d. i. der rücksichtslose Eifer in der Durchfechtung eines Parteistandpunktes, bes. auf religiösem Gebiete. Ein so Handelnder heißt dann Zelot od. Eiferer. In der Geschichte bezeichnet man als „Zeloten" bes. die Anhänger der strenggesetzlichen Partei unter den Juden, welche das Volk in dem Kriege mit den Römern (66—70 n. Chr.) zum Verzweiflungskampfe u. in den Untergang trieben.

**Zelt,** ein im Freien von Leinwand über Stangen aufgeschlagenes leichtes Obdach, sowol zum Aufenthalt für das im Felde stehende Militär, als auch zu geselligen u. Vergnügungszwecken.

**Zelter,** franz. le traquenard, la haquenée, ist ein mittelgroßes Reitpferd, welches Paß geht u. in früheren Zeiten als Damenpferd sehr beliebt war (s. „Amble").

**Zelter,** Karl Friedrich, verdienter deutscher Tonsetzer, geb. zu Berlin 11. Dez. 1758 als der Sohn eines Maurers; besuchte das Joachimsthal'sche Gymnasium, ging dann im Alter von 17 Jahren in die Lehre, um das Handwerk seines Vaters zu erlernen, trieb daneben aber trotz des Widerstandes seines Vaters eifrig Musik, nahm nach erlangter größerer Selbständigkeit bei Fasch Kompositionsunterricht, u. als er 1783 als Meister in die Maurerinnung aufgenommen wurde, waren bereits einige Klavierstücke von ihm im Druck erschienen. 1789 trat er in die von Fasch gegründete Singakademie, unterwies auch im Singen u. Generalbaß, war Mitarbeiter an musikalischen Zeitschriften u. übernahm 1800, nach Fasch's Tode, die Direktion der Singakademie. Seit 1796 stand er in freundschaftlichem Verkehr mit Goethe. Ende 1808 stiftete Z. die Berliner Liedertafel, einen Verein, der in der Geschichte des Männergesanges epochemachend wurde u. viele Nachahmungen hervorrief, u. 1809 wurde er zum Professor der Musik an der königl. Akademie der Künste ernannt, zugleich auch zum Ministerialreferenten in musikalischen Angelegenheiten. Sein Handwerk gab er demzufolge auf u. entfaltete nun neben der Erfüllung

seiner Berufspflichten eine umfassende private Lehrthätigkeit (zu seinen Schülern gehörte unter vielen Anderen Felix Mendelssohn Bartholdy). Er starb 15. Mai 1832. Als Künstler wie als Mensch war Z. eine kernige, zuweilen derbe u. rauhe, aber durchweg bedeutende Natur; sein Wesen spricht sich am schönsten aus in dem bekannten Briefwechsel zwischen ihm u. Goethe (6 Bde., Berl. 1833—34). Von Z.'s Kompositionen erschienen im Druck: eine Sonate u. mehrere Hefte Variationen für Klavier, treffliche einstimmige Lieder, einige Cantaten, Lieder für gemischten Chor u. für Männerstimmen (unter den letzteren besonders die humoristischen vorzüglich). Ungedruckt blieben Motetten, durchkomponirte Choräle, das Oratorium „Christi Himmelfahrt", einige Cantaten ꝛc.

Nr. 5647. Karl Friedrich Zelter (geb. 11. Dez. 1758, gest. 15. Mai 1832).

**Zemplin** (Zemplén), ungar. Komitat diesseit der Theiß, 107,65 □M. (nach der Komitatstheilung von 1876: 112,5 □M.) mit 292,771 E. (1869), grenzt nördl. an Galizien, östl. an das Komitat Unghvar, südl. an Szabolcs, Bihar u. Borsod u. westl. an Abauj u. Sáros. Es neigt sich von N., wo es bis in das karpatische Waldgebirge reicht, allmählich nach S. u. bildet hier eine vollständige Ebene, so daß die Flüsse mehrarmig mit einander in Verbindung stehen u. Inseln bilden. Der Hauptfluß ist die Theiß, an der Südgrenze; durch einen großen Theil des Komitats fließen die aus den Karpaten kommenden Tapoly u. Ondova; Bodrog u. Labortza bilden mit dem Bache Titze die Insel Bodrogköz, wie später die Theiß mit Gomony u. Takta die Insel Taktaköz. Ein großer Theil des Gebiets im N. ist noch mit Wald bedeckt; im SW. baut man den trefflichen Tokaier Wein, u. der übrige Theil ist ein gesegnetes Ackerland, das viel Getreide, Hanf, Tabak ꝛc. bringt. Die Viehzucht ist sehr ausgebreitet. Die Bewohner sind großentheils Slaven u. zu ⅔ katholisch. Das Komitat hat seinen Namen von dem Schlosse Z., im gleichnamigen Marktflecken von Bodrog, mit 820 E. (1869). Flecken mit mehr als 5000 E. sind Sátoralja-Ujhely (9946 E.), Sáros-Patak (5366 E.) u. Tokaj (5012 E.).

**Zend** (von der Wurzel zan = wissen), bedeutet zunächst: Kenntniß, Erklärung, Kommentar; im weiteren Sinne versteht man darunter die Sprache des alten Baktrien u. speziell die Sprache, in welcher die dem Zoroaster zugeschriebenen Religionsbücher, der Avesta (etymologisch dem ind. Wort Veda entsprechend), abgefaßt sind. Sowol aus den assyrischen Inschriften als auch aus den Berichten Herodot's u. Strabon's können wir entnehmen, daß bereits um 1000 v. Chr. im NO. Erans (Airyana) das mächtige Reich der Baktrer unter heimischen Königen geblüht habe; sie wohnten in der mittleren fruchtbaren Thalebene des Oxus u. betrachteten die Stadt Baktra, das heutige Balch, als ihren politischen u. geistigen Mittelpunkt, bis sie durch Kyros ihre Unabhängigkeit verloren u. Provinzialen des großen Perserreiches wurden. Aus dem Umstande, daß sie sich selbst Arier nannten, u. aus identischen Begriffen in der eran. u. ind. Götterlehre u. Heldensagen läßt sich mit Sicherheit schließen, daß sie einstmals mit den ind. Ariern ein einziges Volk ausmachten; die Sprache, der sie sich in Wort u. Schrift bedienten, ist die sog. altbaktrische, das älteste Glied der eranischen Sprachen, sie ist auf das Engste mit dem vedischen Sanskrit verwandt u. von den Sprachformen der Achämenideninschriften nur dialektisch verschieden. Diese Sprache ist uns noch erhalten in dem sog. Z. Avesta (wörtlich Text mit Kommentar) od. der Sammlung der in den Stürmen der makedonischen Eroberung übriggebliebenen heiligen Schriften der Perser. Wie uns die Rivâjets, die sog. Sammlungen von Aussprüchen der Parsipriester, berichten, hat König Ardeschir im 4. Jahrh. n. Chr. eine kanonische Sammlung der zerstreuten heiligen Schriften veranstaltet; nach derselben hätten sie 21 Bücher (naçka) in 348 Kapiteln umfaßt. Die Ueberreste dieser Revision sind in drei Sammlungen enthalten: im Vendidâd-Sâdeh (neupers., s. v. w. rein, ungemischt, d. h. weder mit Kommentar noch mit Uebersetzung versehen), bestehend aus Yaçna (d. h. Verehrung), Viçpered u. Vendidâd, im Yescht-Sâdeh u. Bûn-Dehesh (Grund der Schöpfung, Kosmogonie); die beiden ersten Sammlungen sind in Z. geschrieben, der Bundehesh in Pahlawî, einer aus eranischen u. semitischen Elementen gemischten Stilgattung. Daß die einzelnen Fragmente verschiedenen Epochen angehören u. daß darin die vieljährige Arbeit einer ausgebildeten Priesterschaft niedergelegt ist, steht fest; allein über die chronologischen Beziehungen der einzelnen Stücke zu einander herrscht noch tiefes Dunkel. Als der älteste Bestandtheil erscheint mit Rücksicht auf die alterthümliche Sprache jener Theil des Yaçna, welcher die „Gâthâs" genannten Gesänge umfaßt. Der Avesta ist ein Religionsbuch von hoher reformatorischer Bedeutung; er setzt die Verehrung eines einzigen Gottes, des Ahura mazdâo (d. h. weiser Herr, neupers. Ormuzd), an die Stelle des alteranischen Polytheismus; die bestehenden Gottheiten, wie Mithra, Verethraghna (Genius des Sieges), Vayu (Todesgenius), werden aber nicht verdrängt, sondern ihr Kultus von dem neuen Gott sogar anbefohlen. Mazda wird mit den alten Göttern dadurch in Verbindung gebracht, daß er zu ihrem Schöpfer erhoben wird. Sein Wesen ist die Reinheit im weitesten Sinne des Worts; unter dem Symbol des Feuers wird er angebetet, u. die Aufgabe der Priester (Athravan) ist es, das ewige Feuer zu hüten; der Vendidâd, wol der kostbarste Theil des Gesetzes, enthält die minutiösesten Vorschriften über Reinhaltung u. Beseitigung der Unreinheit; er ist, wie schon der Name besagt, gegen die Daêva's gerichtet; diese bedrängen in der verschiedensten Weise die Menschen u. die ganze Natur; aber durch physische u. geistige Reinheit wird ihre Macht u. damit die Macht ihres Herrn, des Angromainyus (Ahriman), gebrochen. Die Moral des Avesta zerfällt in die drei immer wiederkehrenden Hauptbegriffe des hu-mata, hûkhta u. hvarsta, der guten Gesinnung, der guten Rede u. der guten Handlung. Wie Unwahrheit, soll auch Trägheit die Seele des Menschen nicht verunreinigen. Der Fromme soll fleißig sein u. arbeiten; als die beste Arbeit wird aber diejenige hingestellt, welche Nahrung u. Frucht für Menschen u. Thiere mehrt; daher legt der Avesta besonderes Gewicht auf den Feldbau u. die Anpflanzung fruchttragender Bäume.

Ein helles Licht auf die Beziehungen zwischen Eraniern u. Semiten wirft eine Reihe von Ideen, welche der Genesis u. dem Avesta gemeinsam sind, so z. B. die Lehre von den vier Weltaltern, der Schöpfungsbericht, die Beschaffenheit des Paradieses u. bes. die Stellung Zarathustra's (griech. Zoroaster). Mit diesem Namen, dessen Bedeutung als „muthige Kameele besitzend" erklärt wird, bezeichnen die heiligen Bücher den Reformator der alteranischen Religion. Als Zarathustra's Vaterland wird von Einigen West-Eran, von Anderen Baktrien angenommen; als die Zeit seines Wirkens dürfte das 15. Jahrh. v. Chr. anzusetzen sein; er ward der Sage nach seinem Vater geboren, während dieser das Haoma- (sanskr. Soma-) Opfer in Airyana Vaedscha darbrachte, stand mit Mazda in unmittelbarem Verkehr und verkündete die Sprüche, die ihn dieser gelehrt, zuerst seinen Familienangehörigen, dann weiteren Kreisen. Mit Hülfe König Viçtaspa's nahm er endlich den Kampf gegen die Daevaverehrer auf u. führte ihn siegreich durch. Der Avesta faßt seine Wirksamkeit dahin zusammen, daß er die Daeva's, die vorher in Menschengestalt auf der Erde waren, gezwungen, sich in die Erde zu verbergen; daher wird er geradezu als Gebieter der irdischen Welt verehrt. Seine Lehre ward bald bei Medern u. Persern die herrschende u. hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten. — Zoroaster ganz als mythische Person zu erklären, sind wir nicht berechtigt; wie Moses, mit dem er gern verglichen wird, ist er als ein in den Nimbus des Wunderbaren gehüllter Prophet zu betrachten. — Die ersten Zendhandschriften brachte 1762 der Franzose Anquetil Duperron nach Europa u. seine, freilich sehr mangelhafte Uebersetzung des ganzen Zendavesta („Zendavesta. Introduction, moeurs et usages religieux des Parses etc.", Par. 1771) blieb lange Zeit die einzige Quelle für die Kenntniß vom Z. u. den Zoroaster'schen Schriften. Der eigentliche Begründer eines wissenschaftlichen Zendstudiums war E. Burnouf in seinem „Commentaire sur le Yaçna" (Par. 1833) u. seinen „Études sur la

langue et sur les textes Zends" (ebd. 1850). Dem weiteren Bedürfnisse nach Ausgaben des Avesta genügten Westergaard („Zend texts", Kopenh. 1852) u. Spiegel („Avesta. Grundtext sammt der Huzvaresh-Uebersetzung", Lpz. 1851—58; „Kommentar über den Avesta", 1865—69). Die Expedition Anquetil's ward erneuert von M. Haug (s. d.), der die Resultate seiner Forschungen u. die Früchte seines persönlichen Verkehrs mit den Parsipriestern in den „Essays on the sacred language etc. of the Parsees" (Bombay 1862), in einem Zend-Pahlawi-Glossar u. vielen kleineren Abhandlungen niederlegte. Vergl. ferner Spiegel, „Eranische Alterthumskunde" (Bd. 1—3, Lpz. 1871—78), Justi's Uebersetzung des Bundehesh (ebd. 1868) u. sein „Handbuch der Zendsprache" (ebd. 1864) u. die Avesta Uebersetzung von De Harlez (Lüttich 1875); Duncker, „Geschichte des Alterthums" (Bd. IV) u. Maspero, „Geschichte der morgenländischen Völker im Alterthum" (deutsch von Pietschmann, Lpz. 1877).

**Zengg** (spr. Sengk) od. Senj, königl. Frei- u. Freihafenstadt mit 3231 E. (1869), im Fiumaner Komitat des Königreichs Kroatien-Slavonien, liegt am Morlakkakanale des Adriatischen Meeres, ist Sitz eines röm.-kathol. Bischofs, hat eine schöne Kathedrale, ein bischöfliches Seminar, Obergymnasium, große Salz- u. Getreidemagazine u. besorgt den vierten Theil des kroatischen Seehandels. — Z., ursprünglich Senia, später Segna u. Segnia, soll seine Entstehung den Senonischen Galliern verdanken. Es wurde unter der Kaiserzeit als Colonia Senensis römische Kolonie 452 von Attila u. später wiederholt erobert u. zerstört, aber immer wieder aufgebaut u. von König Matthias 1488 zur königlichen Freistadt erhoben.

**Zenith**, s. „Nadir".

**Zenker**, Julius Theodor, Orientalist, geb. zu Friedersdorf bei Zittau 1811; studirte in Halle u. Göttingen Theologie u. orientalische Sprachen, ging 1837 nach Leipzig u. 1840 nach Paris, wo er die Vorlesungen berühmter Orientalisten besuchte, nahm später eine Stelle als Erzieher im Hause des Fürsten Wittgenstein in Rußland an, kehrte 1844 nach Deutschland zurück, habilitirte sich, nachdem er noch zuvor von Berlin aus eine Reise nach England unternommen hatte, 1846 in Rostock, siedelte aber schon 1847 als Privatmann nach Leipzig über. Seine Hauptwerke sind: die „Bibliotheca orientalis" (eine orientalische Bibliographie, 2 Bde., Lpz. 1846 bis 1861) u. das „Wörterbuch der drei Hauptsprachen des Orients" (ebd. 1860 ff.). Außerdem schrieb er: „De statu imperii Chalifarum sub finem primi aerae Mohammedanorum saeculi" (Gött. 1837) u. gab heraus: „Aristotelis categoriae graece cum versione arabica Isaaci Honeini filii et variis lectionibus textus" (Lpz. 1846) u. „Quarante questions adressées par les docteurs juifs au prophète Mahomet" (türk., Wien 1852). Auch übersetzte er aus dem Russischen: „Grammatik der türk.-tatar. Sprache" (von Mirza A. Kasem-Beg, Lpz. 1848); „Beiträge zur Geschichte der Völker Mittelasiens" (von Weljaminoff-Zernoff, Bd. 1, ebd. 1867) u. „Das südl. Ufer des Kaspischen Meeres od. die Nordprovinzen Persiens" (von Melgunoff, ebd. 1868), sowie aus dem Englischen: Walsh, „Konstantinopel u. die sieben Kirchen Kleinasiens" (Braunsch. 1841); Tennent, „Das Christenthum in Ceylon" (Lpz. 1854); Lane, Sitten u. Gebräuche der heutigen Aegypter" (3 Bde., ebd. 1852); Layard, „Ninive u. Babylon" (ebd. 1852); Vaur, „Ninive u. Persepolis" (ebd. 1853); Fortune, „Wanderungen in China" (ebd. 1853) u. Fellow's „Ein Ausflug nach Kleinasien" (ebd. 1853).

**Zeno**, Apostolo, ital. Dichter, geb. 11. Dez. 1668 zu Venedig; widmete sich bereits seit 1684 ganz poetischen u. literarischen Bestrebungen, errang durch seine anmuthigen melodramatischen Dichtungen rasch glänzende Erfolge u. erwarb sich durch die Stiftung einer literarischen Gesellschaft, der „Accademia degli animosi", u. durch die Begründung einer großen literarischen Zeitschrift, des „Giornale de' letterati d'Italia" (1710) bedeutende Verdienste um die Förderung der damals sehr daniederliegenden ital. Literatur. 1718 von Kaiser Karl VI. als Hofdichter nach Wien berufen, blieb er bis 1729 in dieser Stellung, kehrte dann nach Venedig zurück u. starb daselbst 11. Nov 1750. Z. ist durch seine zahlreichen Melodramen der Begründer der modernen ital. Operndichtung geworden u. besitzt als solcher eine große Bedeutung nicht nur für die Literatur, sondern auch für die Musikgeschichte. Die ebenfalls sehr zahlreichen literargeschichtlichen u. kritischen Arbeiten Z.'s sind zum Theil noch heute werthvoll, zur Zeit ihres Erscheinens waren sie geradezu bahnbrechend. Dahin gehören sein „Compendio del vocabolario della Crusca" (2 Bde., Vened. 1705; 6 Bde., ebd. 1741—45); die „Notizie letterarie intorno a' Manuzj" (2 Bde., ebd. 1736); die „Dissertazioni istorico-critiche e letterarie agli istorici italiani" (2 Bde., ebd. 1752 bis 1753) rc. Z.'s „Poesie dramatiche" wurden von Gozzi herausgegeben (10 Bde., Vened. 1744), seine „Epistole" von Forcellini (3 Bde., ebd. 1752) u. von Monelli (6 Bde., ebd. 1785).

**Zenobia**, die durch Schönheit u. feine Bildung wie durch kriegerischen Sinn ausgezeichnete Königin von Palmyra (s. d.), war die Gemahlin des Syrers Odenathus u. schon bei Lebzeiten desselben Mitregentin über das Reich, welches — obwol seit Kaiser Trajan römische Provinz — 260 n. Chr. zu einer Art von Selbständigkeit gelangt war. Nach dem Tode des Odenathus (267) übernahm Z. die Regierung allein u. dehnte ihre Herrschaft in den folgenden Jahren von Syrien nach Aegypten u. Kleinasien aus. Endlich erschien Kaiser Aurelianus in Asien, schlug Z. in mehreren Schlachten, zuletzt bei Emesa, u. belagerte sie sodann in Palmyra. Auf der Flucht aus der Stadt wurde Z. eingeholt (273) u. nach Rom gebracht, wo sie im folgenden Jahre den Triumphzug des Kaisers zieren mußte. Doch wurden ihr alsdann Landgüter bei Tibur zum Wohnsitz u. Unterhalt angewiesen, während ihre Töchter an vornehme Römer verheirathet, einer ihrer Söhne sogar mit einem Fürstenthum in Armenien belehnt wurde. In der Kirchengeschichte ist Z. bes. als Beschützerin des ketzerischen Bischofs Paulus von Samosata bekannt. — Vergl. v. Sallet, „Die Fürsten von Palmyra unter Gallienus, Claudius u. Aurelian" (Berl. 1867).

**Zenon** ist der Name von vier griechischen Philosophen: 1. **Z.** aus Elea, Anhänger der Eleatischen Schule (s. d.), geb. um od. bald nach 490 v. Chr.; begründete mit besonderem Eifer die Lehre des Parmenides (s. d.), daß die Annahme eines Vielfachen u. Wechselnden einen inneren Widerspruch enthalte u. daher nur auf Sinnestäuschungen beruhe. So leugnete er nicht nur die Thatsächlichkeit des Raumes u. des Nebeneinanderseins der Dinge im Raum, sondern vor Allem auch die Bewegung; denn z. B. ein fliegender Pfeil befinde sich in jedem einzelnen Augenblick doch nur an einem Ort, folglich in Ruhe. Vgl. Wellmann, „Z.'s Beweise gegen die Bewegung u. ihre Widerlegungen" (Frankf. a. O. 1870). — 2. **Z.** von Kition auf der Insel Cypern, der Stifter der sog. Stoischen Schule, geb. um 354 v. Chr. als Sohn eines Kaufmanns Mnaseas; widmete sich in seiner Jugend gleichfalls dem Handel, wurde dann durch einen Schiffbruch (nach Anderen durch die von seinem Vater mitgebrachten philosophischen Schriften) nach Athen geführt u. hörte daselbst eifrig erst den Kyniker Krates, dann den Megariker Stilpo, schließlich auch die Platoniker Xenokrates (s. d.) u. Polemo. Aus dieser Mannichfaltigkeit seiner Studien erklärt sich auch der gemischte Charakter der um 308 v. Chr. in Athen von ihm begründeten Stoischen Schule (s. „Stoicismus"). Bereits Z. führte alle Tugenden auf die Phronesis, d. i. Klugheit u. weise Mäßigung, zurück; nur lehrte er statt der später von den Stoikern aufgestellten vier Haupttugenden nur drei Erweise der Phronesis: die Gerechtigkeit im Zuertheilen, die Besonnenheit im Handeln u. die Tapferkeit im Erdulden. Bei seinen Zeitgenossen stand Z. als das Muster eines weisen u. rechtschaffenen Mannes in höchstem Ansehen. Sein Leben soll er (spätestens 256 v. Chr.) durch Selbstmord geendigt haben, was übrigens den stoischen Grundsätzen keineswegs widersprechen würde. Z.'s Schriften sind sämmtlich verloren gegangen; über ihn u. seine Lehre schrieben neuerdings: Weygoldt (Jena 1872), Wellmann (Lpz. 1873) u. bes. Wachsmuth (Gött. 1874). — 3. **Z.** von Tarsos, stoischer Philosoph, stand als Nachfolger des Chrysippos der Stoischen Schule in Athen seit etwa 209 v. Chr. vor. — 4. **Z.** von Sidon, Anhänger der Schule Epikur's (s. d.), geb. um 150 v. Chr.; war ein Schüler des Apollodoros u. lehrte zu Athen um 100—78 v. Chr. Cicero, der ihn (79) in Athen hörte, rühmt ihn als würdigen Charakter u. scharfen Denker.

**Zenon** (Zeno), genannt Isauricus, oström. Kaiser, geb. 427 n. Chr. in Isaurien (daher sein Beiname); ward 468 von Kaiser Leo I. nach Konstantinopel berufen, mit den höchsten Ehrenstellen bekleidet u. mit des Kaisers Tochter Ariadne vermählt. Nach Leo's I. Tode (474) kam zunächst Z.'s Sohn als Leo II. auf den Thron des Oström. Reiches; derselbe starb aber schon nach wenigen Monaten,

u. nun machte sich Z., auf den übrigens der Verdacht ruht, seinen Sohn vergiftet zu haben, selbst zum Kaiser, wurde zwar schon 175 durch Basiliskus, den Bruder seiner Schwiegermutter, vertrieben, bemächtigte sich indessen bereits 177 wieder der Herrschaft. Vor seiner Vertreibung hatte er mit dem Vandalenkönig Geiserich einen schimpflichen Vertrag geschlossen, u. 482 gab er das sog. Henotikon, wodurch die kirchlichen, bez. monophysitischen Streitigkeiten beendigt werden sollten (s. „Monophysiten"). Z. starb 491. Der Sage nach ließ ihn seine Gemahlin, weil sie, gleich dem Volke, seiner überdrüssig war, während eines der scheintodartigen Zustände, in die Z. aus Trunkenheit gewöhnlich verfiel, begraben.

**Zeolith** ist der Name für eine Anzahl von Mineralien, die zu den wasserhaltigen, krystallinischen Doppelsilikaten gehören, im Wesentlichen aus Alkali-Thonerdesilikaten od. Kalk-Thonerdesilikaten bestehen, u. deren spez. Gewicht nicht mehr als 2,4 beträgt. Man zählt zu ihnen: Natrolith, Mesolith, Thomsonit, Chabasit, Phakolith, Desmin, Stilbit, Epistilbit, Lammontit u. Philliprit. Die Z.e finden sich häufig in Blasenräumen jüngerer Eruptivgesteine, nam. der Phonolithe u. Basalte; doch kommen auch einige, wie Lammontit, Stilbit, in älteren Gesteinen, z. B. im Syenit, vor.

**Zephanja**, der neunte unter den sog. Kleinen Propheten der Hebräer; weissagte unter dem jüdischen König Josia, u. zwar vor 624, da er noch gegen den Götzendienst eifert, welchen Josia seit 624 gründlich beseitigte. Das noch erhaltene Buch des Z. besteht aus zwei Abschnitten, deren erster (Kap. 1—3, 8) den Untergang des jüdischen Staates androht, zur Buße ermahnt u. die Züchtigung der Feinde des Volkes verheißt, während der zweite (3, 9—20) die künftige Wiederherstellung des gereinigten Staates verkündet. Kommentare zu Z. schrieben Strauß (Berl. 1843) u. Reinke (Münst. 1868).

**Zephyr** (a. d. Griech.), der Westwind, der den Griechen gewöhnlich Sturm u. Regen, den Abendländern aber erfrischende Kühle brachte.

**Zephyrgarn**, aus feinster Wolle gesponnenes Garn, das meist zu Stickereien Verwendung findet.

**Zerbst**, Stadt mit 12,878 E. (1875) im Herzogthum Anhalt, liegt in 66 m. Seehöhe an der Nuthe, an der Strecke Leipzig-Bitterfeld-Z.-Magdeburg der Anhaltischen Bahn, ist Sitz der Kreisdirektion des gleichnamigen Kreises, hat ein Gymnasium, drei evang. Kirchen, darunter die schöne St. Nicolaikirche, eine der schönsten Norddeutschlands, Synagoge, Hospital, Zucht- u. Zwangsarbeitshaus 2c. Sein 1681—96 erbautes ansehnliches Schloß war Residenz der 1793 ausgestorbenen Fürsten von Anhalt-Z. Vor dem alten Rathhause, auf dem von stattlichen Giebelhäusern umgebenen Marktplatze steht eine Rolandssäule u. die sog. Butterjungfer, ein messingenes Bild auf hölzener Säule, an deren Erhaltung Privilegien der Stadt geknüpft sein sollen. Der industrielle Ort hat Seidenplüschfabriken, fertigt Gold- u. Silberwaaren, Tuch, Leder, Porzellan, braut das berühmte Zerbster Bitterbier, hat großen Gemüsebau u. eine salinische Mineralquelle mit Badehaus.

**Zerclar** (auch Zerkläre od. Zirklere, lat. Zirclaria), Thomasin v., deutscher Dichter; stammte aus dem edlen Geschlechte der Cerchiari im Friaul, war Dienstmann des Patriarchen Wolfger von Aquileja, Kanonikus in Aquileja u. starb vor 1238. Im J. 1215 od. 1216 schrieb Z. ein seinerzeit berühmtes, von Gelehrsamkeit zeugendes, aber ziemlich trockenes Spruch- u. Sittengedicht: „Der welsche Gast", so betitelt, weil der Dichter, Italiener von Geburt, sich als „Gast" auf dem Boden deutscher Dichtung betrachtet (herausgeg. von Rückert, Quedlinb. 1852). Ein früheres Werk Thomasin's über höfisches Leben u. höfische Sitten, in italienischer Sprache, scheint verloren gegangen zu sein.

**Zerrenner**, Heinr. Gottlieb, pädagogischer u. Erbauungsschriftsteller im Geiste der sog. Aufklärung, geb. 8. März 1750 zu Wernigerode; besuchte die Schule zu Klosterbergen, studirte 1768—72 zu Halle Theologie, wirkte dann als Lehrer zu Klosterbergen u. als Pfarrer zu Beiendorf bei Magdeburg, wurde 1787 Oberprediger zu Derenburg, 1810 Generalsuperintendent zu Halberstadt u. starb daselbst 10. Sept. 1811. Von seinen zahlreichen Schriften fanden am meisten Verbreitung die „Predigten für Landleute" (Magdeb. 1779 f.; 4. Aufl. 1810); die „Christlichen Volksreden" (ebd. 1785 bis 1792); die „Schulbibel" (Halle 1799; 2. Aufl. 1805) u. bes. sein „Deutscher Schulfreund" (46 Bde., Erf. 1791—1811). Letzterer wurde bis Bd. 60 (Magdeb. 1823) fortgesetzt von seinem Sohne Karl Christoph Gottlieb Z. (geb. 15. Mai 1780 zu Beiendorf, gest. 2. März 1851 als Propst des Liebfrauenklosters u. Direktor des Klostergymnasiums zu Magdeburg), der sich gleichfalls als pädagogischer Schriftsteller verdient gemacht hat; so bes. durch das „Jahrbuch für das Volksschulwesen" (3 Bde., Magdeb. 1821—27), das „Methodenbuch für Volksschullehrer" (ebd. 1814; 5. Aufl. 1839), den „Neuen deutschen Kinderfreund" (23. Aufl., Halle 1854) u. den „Kleinen deutschen Kinderfreund" (8. Aufl., Halle 1867).

**Zertheilende Kur** ist diejenige Heilmethode, bei welcher man durch chemische (arzneiliche) od. mechanisch-physikalische Hülfsmittel nicht allein krankhafte Blutanschoppungen in den Haargefäßen durch Beförderung der Cirkulation des Blutes, sondern auch ausgeschwitzte Stoffe (Wasseransammlungen unter der Haut, d. i. Oedem, Exsudate, Geschwülste) durch Anregung der Aufsaugung im Lymphdrüsensystem zu beseitigen sucht. Diese Kur fällt zum Theil mit der „auflösenden" Kur zusammen. Zur Zertheilung frischer Blutanschoppungen dienen kalte Eisaufschläge, örtliche Kaltwasserbehandlung, Druck durch Verbände, Einwicklungen, die sog. Effleurage beim Massiren (d. i. leises, langsames Streichen mit flacher Hand von der Peripherie nach dem Centrum), sowie gewisse Arzneien, von deren Wirkung man eine Verengerung der Haargefäßchen erwartet (z. B. Quecksilberpräcipitat). Dann aber wirken bei langer bestandenen Anschoppungen u. Geschwülsten anregend auf die Haargefäßthätigkeit Einreibungen, Umschläge 2c. mit Arnica, Senega, Saponaria, Schöllkraut, Guajak 2c., die man theils äußerlich, theils innerlich anwendet. Auch viele spirituöse u. ätherisch-ölige Mittel, Jodeinreibungen, hautreizende Pflaster (mit Terpentin 2c.) fördern ebenfalls die Aufsaugung. Mehr noch leistet die kalte Douche (mittels eines Irrigateurs). Ferner zeigt die Elektrizität in gewissen Fällen eine entschieden auflösende Wirkung.

**Zesen** (von ihm selbst auch Zese, Caesius 2c. geschrieben; angeblich war der eigentliche Familienname Blau), Philipp v., deutscher Dichter u. Sprachgelehrter, geb. 8. Okt. 1619 zu Prierau (Kreis Bitterfeld); besuchte das Gymnasium zu Halle, studirte seit 1639 in Wittenberg, darauf in Leipzig u. wandte sich dann nach Hamburg, wo er 1643 die unter dem Namen der „Teutschgesinnten Genossenschaft" bekannte Sprachgesellschaft stiftete; er selbst führte in diesem Verein, dessen Vorstand er bis zu seinem Tode blieb, den Namen „Der Färtige"; in der „Fruchtbringenden Gesellschaft" (s. d.), welcher er seit 1648 angehörte, hieß er „Der Wohlsetzende". Später lebte Z. eine Zeit lang in Amsterdam, trieb sich dann unstet in Holland, Frankreich u. Norddeutschland umher, von seinen literarischen Arbeiten u. der Mildthätigkeit seiner Freunde u. Gönner lebend, häufig von Noth u. Mangel bedrängt; aber vom Kaiser geadelt u. zum Pfalzgrafen ernannt, von den sächs. Herzögen 1671 mit dem Rathstitel geschmückt, nahm 1683 seinen Wohnsitz wieder in Hamburg u. starb daselbst 13. Nov. 1689. Z. gehört zu den fruchtbarsten Schriftstellern seiner Zeit; schon 1672 hatte er über 70 Bde. zusammengeschrieben. Von diesen ist ein Theil sprachwissenschaftlichen Inhalts: Z. hatte sich die Reinhaltung der deutschen Sprache zum Grundsatz gemacht, bekämpfte die unwürdige Sprachmengerei seiner Zeit, suchte viele aus fremden Sprachen in die deutsche eingedrungene Wörter durch solche zu ersetzen, die er von wirklichen od. eingebildeten heimischen Stämmen ableitete, u. hat sich auf diese Weise entschiedene, auch z. B. von Leibnitz anerkannte, von Vielen hochgepriesene Verdienste erworben; andererseits kann nicht geleugnet werden, daß Z. u. noch mehr seine Nachfolger in ihrem puristischen Eifer u. ihren orthographischen Grillen viel zu weit gingen u. dadurch Tadel u. Hohn in reichem Maße auf sich luden. Von den didaktischen Schriften Z.'s sind die interessantesten: „Hochdeutscher Helikon 2c." (eine Poetik; 2 Bde., Wittenb. 1640 u. öfter); „Hochdeutsche Sprachübung 2c." (Hamb. 1643; Danzig 1645); „Rosenmänd 2c." (Hamb. 1651), nebst der Fortsetzung „Hochdeutsche helikonische Hechel od. des Rosenmänds zweite Woche" (ebd. 1668). Z.'s Gedichte, die ein nicht gemeines Talent verrathen, stehen überwiegend unter dem Einflusse von Opitz; dieselben sind meist vereinigt in den Sammlungen: „Frühlingslust, od. Lob-, Lust- u. Liebeslieder" (Hamb. 1642 u. öfter), „Dichterische Jugend- u. Liebesflammen 2c." (ebd. 1651) u. „Dichterisches Rosen- u. Lilienthal 2c." (ebd. 1670), wozu noch die ihrer volksthümlichen Tendenz wegen merkwürdigen „Reiselieder zu Wasser u. zu Lande 2c." (ebd. 1677) kommen. Von seinen geistlichen Poesien, welche Gattung Z. nam. im Beginn seiner Laufbahn pflegte, ist bes. zu nennen seine Dichtung „Salomonis 2c. geistliche Wollust od.

Hoheslied 2c." (Wittenb. 1641). Unter den deutschen Romanschriftstellern gehört Z. zu den ältesten. Schon in Leipzig, angeblich zu Ehren eines Wäschermädchens, schrieb er seine „Adriatische Rosemund" (Amsterd. 1645 u. öfter); es folgten dann „Assenat" (ebd. 1670 u. öfter) u. „Simson" (Nürnb. 1679), Romane, denen die Gegner nam. Mangel an Verwicklungen vorwarfen; gleichzeitig übersetzte er zwei Romane des Frl. v. Scudéry, „Ibrahim" (4 Bde., Amsterd. 1645 u. öfter) u. „Die afrikanische Sophonisbe" (ebd. 1647 u. öfter). Eine Art Lebensgeschichte Z.'s enthält sein warm empfundenes Gedicht „Priorau od. Lob des Vaterlandes" (Amsterd. 1680). Eine Auswahl seiner Dichtungen giebt Müller's „Bibliothek deutscher Dichtungen des 17. Jahrh." (13 Bde., Lpz. 1837).

**Zetergeschrei,** auch Waffengeschrei od. Heilalgeschrei, Gerüfte od. Geruchte (lat. clamor violentiae), im Mittelalter das Geschrei, welches man beim Ertappen eines Uebelthaters erhob. Man unterschied ein zwiefaches Z.: ein schlechtes od. außergerichtliches u. ein gerichtliches od. eigentliches. Das erstere ward bei dem Ertappen eines Verbrechers auf der That erhoben, um die Nachbarn theils zum Verfolgen, theils zum Bezeugen herbeizurufen. Man mußte dabei den Verbrecher mit einem bestimmten Worte (im Hessischen mit „heilalle") anschreien, die Klage aber noch an demselben Tage bei dem Richter od. in dessen Abwesenheit bei dem Frohnboten od. einem von den Umstehenden selbst gewählten Gaugrafen anbringen. Das gerichtliche Z., welches in Niedersachsen „to iodute schreien" hieß, bestand darin, daß der Zeterschreier od. Ankläger den Missethäter vor Gericht führte, u. zwar (nach dem Sachsenspiegel) in vier Fallen, wenn Frauen od. Mägde auf Nothzucht klagten, wenn man ertappte Diebe gefangen hatte, wenn man den Getödteten vor Gericht brachte, u. wenn man gewiß wußte, wohin der Rauber die gestohlene Sache gebracht hatte. Das Z. hat sich als Formalität beim hochnothpeinlichen Halsgericht in Deutschland bis in den Anfang des 19. Jahrh. erhalten.

**Zettelbanken** sind Kreditinstitute (Banken), welche mittels Ausgabe (Emission) von Banknoten Kredit aufnehmen (bank of issue, banque d'émission). Wer die Note einer Bank als Zahlung annimmt, kreditirt der betreffenden Zettelbank den Werth, der auf der Note verzeichnet ist; die Bank ist seine Schuldnerin geworden u. sie verspricht auch auf der Note ausdrücklich, daß der angegebene Werth dem Vorzeiger jederzeit in Baar (in Gold od. Silber) zurückgezahlt werden soll. An u. für sich hat die Note weder an dem Stück Papier noch in der Art ihrer sonstigen Ausführung einen besonderen materiellen Werth. Erst durch das darauf bemerkte Zahlungsversprechen u. durch die Gewißheit, daß die nothigen Deckungsmittel für die darauf anerkannte Schuld als baare Münzen, Gold- u. Silberbarren in den Kellern der Bank od. in den Portefeuilles als Wechsel 2c. vorhanden sind, kann sie für die darauf verzeichnete Summe gut erscheinen. Es ist daher Aufgabe jeder Z., sich ihren Gläubigern gegenüber — u. darunter in erster Linie den Inhabern ihrer Noten — stets in zahlungsfähigem Zustande zu erhalten, d. h. die stete sofortige Einlösbarkeit der Banknoten gegen baares Geld unter allen Umständen zu sichern. Aus diesem Grunde hat in allen Ländern die Gesetzgebung auch da, wo die übrigen (Noten nicht ausgebenden) Banken sich ziemlich großer Freiheit in ihrem Geschäftsbetrieb erfreuen, die Z. gewissen gesetzlichen Beschrankungen unterworfen. In Bezug auf die Durchführung bestehen mancherlei Verschiedenheiten; in der Hauptsache laufen die gesetzlichen Vorsichtsmaßregeln auf die Vorschriften der Notendeckung hinaus. Das System der vollständigen Baardeckung verlangt, daß für jede ausgegebene Note die Z. den vollen Betrag in Baar od. wenigstens in (ungeprägten) Gold- u. Silbermengen (Barren) reservire, so daß, wenn sämmtliche ausgegebenen Noten gleichzeitig zurück kämen, dieselben doch sofort entweder in Baar od. mindestens durch Edelmetall voll eingelöst werden könnten. Diese Forderung geht mit ihrer Vorsicht über die Grenzen hinaus, die in den Zeiten regulären Geschäftsverkehrs u. selbst während der Krisen einer gut geleiteten Bank gegenüber zu ziehen sein werden, zumal wenn die überall aufrecht zu haltende weitere Vorschrift besteht, daß jede Z. in nicht zu langen, etwa in monatlichen, in Zeiten der Krisen sogar in wöchentlichen Zwischenraumen ihren Status (Geschäftsstand) zu veröffentlichen hat, u. wenn ferner jedes derartige Institut, das binnen kürzester Frist seine Noten nicht einzulösen vermag, sofort in Liquidation tritt. Eine Bank, welche für ihre sämmtlichen ausgegebenen Noten den vollen Betrag in Edelmetall zurücklegen soll, genießt dann nur die Erleichterung, anstatt des schwer beweglichen Metalls das leichter zu versendende Papierzeichen benutzen zu können. Die Z. verbindet aber mit der Notenausgabe den Zweck, sich Kredit zu verschaffen, damit sie Anderen gleichfalls Kredit geben kann, u. dieser Zweck, dessen Ausführung dem gesammten Geschäftsverkehr namhafte Vortheile verschafft, wird durch die Forderung der vollen Baardeckung erheblich abgeschwächt, wenn nicht ganz vereitelt. Man ist daher davon mehr u. mehr zurückgekommen u. hat gesetzlich gestattet, daß nur ein bestimmter Theil der Notenausgabe durch vorhandenes Edelmetall gedeckt sein soll, während für den Rest die Deckung durch gute, leicht u. sicher realisirbare Wechsel für ausreichend gehalten wird. Hierunter sind jedoch nicht Wechsel zu verstehen, welche die Bank selbst ausstellt, sondern Wechsel auf andere Firmen, welche die Bank erworben hat u. die also zur Verfallzeit ihr immer wieder die Baarmittel für die Deckung ihrer Noten bringen. In anderen Staaten (z. B. Nordamerika) wird die Hinterlegung von Pfändern (meist Staatspapiere) an die Erlaubniß der Notenausgabe geknüpft. Falls eine solche Bank ihre Noten nicht einlösen kann, werden die Noteninhaber aus den Depositen entschädigt. — In England ist durch die Peel'sche Akte von 1844 die Notenausgabe geregelt worden. Zunächst ist der nicht durch Edelmetall gedeckte Notenumlauf der Bank von England auf (gegenwärtig) ca. 14½ Mill. Pfd. Sterl. fixirt worden. Als nominelle Deckung dieses Notenbetrages wurden die Schuld des Staats an die Bank (über 11 Mill. Pfd. Sterl.) u. verschiedene andere Staatspapiere betrachtet. Jede über diesen Betrag hinausgehende Note muß baar u. zwar nach der englischen Währung durch Gold (nur ⅕ durch Silber) gedeckt sein. In Zeiten der Krisen ist jedoch die Bankakte zeitweilig außer Kraft gesetzt, die Ausgabe nicht voll gedeckter Noten zur Erweiterung der von der Bank zu gewahrenden Kredite nachgelassen worden, u. während der höchsten Kreditnoth hat diese Ausnahmemaßregel Englands Handel u. Industrie vor großen Nachtheilen bewahrt. Aber auch nur der Bank von England konnte es nachgelassen werden, in bedrängten Zeiten in solcher Art zu operiren, weil sie ein fast unbegrenztes Vertrauen genießt. — In Deutschland ist die Notenausgabe durch das Bankgesetz von 1875 geregelt worden. Die Summe der steuerfrei auszugebenden Noten ist jeder Z. je nach Höhe ihres Stammkapitals vorgeschrieben, wird dieser Betrag überschritten, so ist von dem Ueberschuß über die kontingentirte Notenhöhe eine Steuer von 5 % des Betrages an die Reichskasse zu entrichten. Die Banknoten dürfen nur auf Beträge von 100, 200, 500, 1000 Mk. od. von einem Vielfachen von 1000 Mk. ausgefertigt werden. Ferner sind die Z. verpflichtet, ihre Noten sofort bei Präsentation zum vollen Nennwerth einzulösen, zu besserer Beurtheilung ihrer Kreditfähigkeit seitens des Publikums wöchentlich den Stand ihrer Aktiva u. Passiva u. vierteljährlich nach spezieller Vorschrift eine genaue Bilanz zu veröffentlichen. Den Banken, welche Noten ausgeben, ist nicht gestattet, Wechsel zu acceptiren u. Waaren oder Effekten (Börsenpapiere) für eigene Rechnung auf Zeit zu kaufen od. auf Zeit zu verkaufen. Gleichzeitig mit Erlaß des Reichsbankgesetzes wurde die Noten ausgebende preußische Bank in die deutsche Reichsbank mit einem Grundkapital von 120 Mill. Mk. u. mit der Befugniß, 250 Mill. Mk. an Banknoten steuerfrei auszugeben, umgewandelt.

**Zeugdruckerei,** s. „Drucken von Zeugen".

**Zeuge** (lat. testis). Die richterliche Ueberzeugung von der Wahrheit einer Thatsache stützt sich u. A. auch auf die Aussagen dritter Personen. Sind diese Aussagen auf eine früher gemachte Wahrnehmung zurückzuführen, so nennt man die Aussagenden Z.n. Dieselben sind entweder öffentliche od. private, wenn sie die Wahrnehmung bei Ausübung eines Amtes machten, od. dies nicht der Fall war. Die Antretung des Zeugenbeweises erfolgt durch die Benennung der Z.n u. die Bezeichnung der Thatsachen, über welche die Vernehmung der Z.n stattfinden soll. Die Z.n sind entweder einfache od. sachverständige Z.n, letzteres, wenn dazu, um die bezeugte Wahrnehmung machen zu können, besondere technische od. Fachkenntnisse erforderlich waren. Sowol in Untersuchungssachen als in bürgerlichen Streitigkeiten können Z.n vernommen werden. Früher unterschied man hinsichtlich der Beweiskraft von Zeugenaussagen zwischen völlig glaubwürdigen (sog. klassischen) u. unglaubwürdigen Z.n. Zu Letzteren gehörten solche Personen, welche man entweder schlechthin als unfähig zur Zeugnißablegung ansah, weil ihnen die Fähigkeit zur Wahrnehmung od. zur Mittheilung des Wahrgenommenen abgehe (z. B. Kinder, Wahnsinnige, Stumme, Taube, Blinde), od. solche, bei denen Zweifel darüber bestehen, ob sie der Wahrheit gemäß aussagen würden (sog. verdachtige Z.n, wie z. B. Meineidige u. Unmündige), zu denen in Rücksicht auf eine bestimmte Rechtssache auch Diejenigen gerechnet wurden, welche zu einer der Parteien in einem besonderen Pflichtsverhältniß standen (z. B. Ehegatten u. Verlobte) od. ein Interesse an der Sache hatten 2c. u. deshalb als verdächtig erschienen. Diese Unterscheidung kennen die neuen deutschen Reichsgesetze, welche auf der Theorie der sog. freien Beweiswürdigung basirt sind, im Uebrigen aber im Prinzip die Zeugnißpflicht als allgemeine u. erzwingbare anerkennen, nicht. Die Beweiskraft des einzelnen Zeugnisses ist vielmehr von dem Richter nach der Person u. dem Inhalte der Aussage wie nach den

besonderen Umständen des Falles zu bemessen. In Strafsachen gelten über Z.n folgende Grundsätze: Ein ordnungsmäßig geladener Z., welcher nicht erscheint, ist in die durch das Ausbleiben verursachten Kosten sowie zu einer Geldstrafe, u. für den Fall, daß diese nicht beigetrieben werden kann, zur Strafe der Haft zu verurtheilen. Auch ist die zwangsweise Vorführung des Z.n zulässig. Die Verurtheilung in Strafe u. Kosten unterbleibt, wenn das Ausbleiben des Z.n genügend entschuldigt ist. Zur Verweigerung des Zeugnisses sind der Verlobte, der Ehegatte, Verwandte des Beschuldigten in auf- u. absteigender Linie u. von der Seitenlinie die Verwandten bis zum zweiten bez. dritten Grade berechtigt; desgleichen Geistliche in Ansehung desjenigen, was ihnen bei Ausübung der Seelsorge anvertraut worden ist, der Vertheidiger des Beschuldigten in Ansehung desjenigen, was ihm in dieser seiner Eigenschaft anvertraut ist, Rechtsanwälte u. Aerzte in Ansehung desjenigen, was ihnen bei Ausübung ihres Berufs anvertraut ist. Jeder Z. kann die Auskunft auf solche Fragen verweigern, deren Beantwortung ihm selbst od. einem seiner vorher genannten Angehörigen die Gefahr strafgerichtlicher Verfolgung zuziehen würde. Neben den eigentlichen Z.n kommen übrigens noch sog. Auskunftspersonen vor. Hierher gehören nam. Personen, welche zur Zeit der Vernehmung das 16. Lebensjahr noch nicht vollendet od. wegen mangelnder Verstandesreife od. wegen Verstandesschwäche von dem Wesen u. der Bedeutung des Eides keine genügende Vorstellung haben; Personen, welche nach den Bestimmungen der Strafgesetze unfähig sind, als Z.n eidlich vernommen zu werden; Personen, welche hinsichtlich der den Gegenstand der Untersuchung bildenden That als Theilnehmer, Begünstiger od. Hehler verdächtig od. bereits verurtheilt sind. In **bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten** dagegen gelten folgende Vorschriften: Die Antretung des Zeugenbeweises erfolgt durch die Benennung der Z.n u. die Bezeichnung der Thatsachen, über welche die Vernehmung der Z.n stattfinden soll. Regelmäßig geschieht die Vernehmung der Z.n vor dem Prozeßgerichte; sie kann aber auch einem einzelnen Mitgliede des Prozeßgerichts od. einem andern Gerichte in gewissen, gesetzlich bestimmten Fällen übertragen werden. Die Ladung der Z.n erfolgt durch den Gerichtsschreiber von Amtswegen. Ein ordnungsmäßig geladener Z., welcher nicht erscheint, ist, ohne daß es eines Antrages bedarf, in die durch das Ausbleiben verursachten Kosten sowie zu einer Geldstrafe u. für den Fall, daß diese nicht beigetrieben werden kann, zur Strafe der Haft zu verurtheilen. Im Falle wiederholten Ausbleibens kann die Strafe noch einmal erkannt, auch die zwangsweise Vorführung des Z.n angeordnet werden. Die Verurtheilung in Strafe u. Kosten unterbleibt, wenn das Ausbleiben des Z.n genügend entschuldigt ist. Auch im Civilprozesse giebt es mehrere Klassen von Personen, welche zur Verweigerung des Zeugnisses u. beziehentlich des Zeugeneides berechtigt sind, so nam. Verlobte, Ehegatten, Eltern, Kinder, sonstige nahe Verwandte u. Verschwägerte ꝛc. Jeder Z. ist einzeln u. vor seiner Vernehmung zu beeidigen; die Beeidigung kann jedoch aus besonderen Gründen, nam. wenn Bedenken gegen ihre Zulässigkeit obwalten, bis nach Abschluß der Vernehmung ausgesetzt werden. Gewisse Gattungen von Personen (Z.n unter 16 Jahren, Verstandesschwache, Meineidige) sind unvereidigt zu vernehmen. Jeder Z. ist einzeln abzuhören; Z.n, deren Aussagen sich widersprechen, können einander gegenübergestellt werden. Ein Fragerecht steht den Mitgliedern des Gerichts wie den Parteien zu. Das Prozeßgericht kann nach seinem Ermessen die wiederholte Vernehmung eines Z.n anordnen. Die Partei kann zwar auf einen Z.n, welchen sie vorgeschlagen hat, verzichten, der Gegner kann aber, falls der Z. erschienen ist, verlangen, daß er vernommen u., wenn die Vernehmung bereits begonnen hat, daß dieselbe fortgesetzt werde. Jeder Z. erhält nach der Gebührenordnung für Z.n u. Sachverständige vom 30. Juni 1878 eine Entschädigung für die erforderliche Zeitversäumniß im Betrage von zehn Pfennigen bis zu einer Mark für jede angefangene Stunde. — Solche Z.n, welche blos zur Beurkundung eines Rechtsaktes (z. B. Testamentserrichtung) zugezogen werden, heißen Instruments- od. Solennitätszeugen.

**Zeughaus** heißt das Gebäude, welches Waffen u. Kriegsgeräthe aufzunehmen bestimmt ist.

**Zeugung** ist der die Entstehung der Organismen u. die Erhaltung ihrer Art bezweckende Vorgang. Man unterscheidet zunächst eine elternlose Z. od. Urzeugung (Archigonie, Generatio aequivoca, originaria od. spontanea) u. eine elterliche Z. od. Fortpflanzung, Tocogonie, bei welcher der neue Organismus durch einen bereits vorhandenen ebensolchen Organismus hervorgebracht wird. Dieselbe ist entweder eine ungeschlechtliche od. monogene od. vegetative (Monogonie), die im Allgemeinen nur den niederen Organismen zukommt; od. sie ist eine geschlechtliche (sexuelle, amphigone) Fortpflanzung (Amphigonie), wie sie als Regel bei den höheren Thieren u. Pflanzen auftritt; während bei der Urzeugung, die nur den allerniedersten Organismen zukommt, durch ein bloßes Zusammentreten chemischer Stoffverbindungen ein Organismus entsteht, u. bei der ungeschlechtlichen Z., nämlich der Theilung, Knospenbildung, Keimknospenbildung u. Keimzellenbildung eine abgetrennte Zelle (s. d.) od. Zellgruppe für sich allein im Stande ist, sich zum neuen Individuum auszubilden, mag dieses nun mit seinem Erzeuger im Zusammenhang bleiben, wie bei den Thierstöcken, od. nicht — so muß bei der geschlechtlichen Z. diese Zelle od. Zellgruppe, das Ei (s. d.), als der weibliche Zeugungsstoff, erst durch den Samen (s. d.) od. den männlichen Zeugungsstoff befruchtet, d. h. durch Vermischung seines Stoffs mit dem ihren zur Weiterentwicklung angeregt werden. Werden die beiderlei Zeugungsstoffe od. Geschlechtsprodukte von einem Individuum geliefert, so bezeichnet man dieses als Zwitter (s. d.), im anderen Falle spricht man von „getrenntem Geschlecht". — Die Befruchtung (s. d.) erfolgt in vielen Fällen erst nach einer vorausgegangenen Begattung (s. d.).

**Zeulenroda**, Stadt mit 6300 E. (1875) im Fürstenthume Reuß ältere Linie (Reuß-Greiz), liegt in 438,5 m. Seehöhe westl. von Greiz in einer reußischen Exklave, ist Sitz eines Kreisgerichts u. eines Justizamtes, hat Hospital, Zuchthaus u. sehr bedeutende Strumpfwaarenfabrikation.

**Zeune**, Johann Karl, Philolog, geb. zu Stolzenhayn bei Naumburg 29. Okt. 1736; studirte in Leipzig, wo er dann auch Professor der Philosophie wurde, folgte 1776 einem Rufe als Professor der griech. Literatur nach Wittenberg u. starb daselbst 8. Nov. 1788. Er gab u. A. den Terentius, Macrobius, mehrere Schriften des Xenophon u. des Viger mit kritischen u. erläuternden Anmerkungen heraus. — Sein Sohn, Johann August **Z.**, Geograph, geb. zu Wittenberg 12. Mai 1778, studirte daselbst u. habilitirte sich 1802 als Privatdozent für Erdkunde, übernahm 1803 das Amt eines Lehrers am Grauen Kloster in Berlin, gründete 1806 eine Blindenanstalt daselbst, ward 1810 Professor der Geographie an der dortigen Universität, bereiste 1820 u. 1824 Holland, Frankreich, England u. die Schweiz, um die dortigen Taubstummen- u. Blindenanstalten kennen zu lernen, u. starb zu Berlin 14. Nov. 1853. Der vielseitige Mann stiftete auch 1814 die Berliner Gesellschaft für deutsche Sprache u. 1828 die für Erdkunde, stellte zweckmäßige Reliefgloben her, wirkte für besseren Blindenunterricht u. schrieb: „Gäa, Versuch einer wissenschaftlichen Erdbeschreibung" (Berl. 1808; 3. Aufl. 1830); „Ueber die Basaltpolarität" (ebd. 1809); „Belisar, über den Unterricht der Blinden" (ebd. 1808 u. öfter); „Ueber Blinde u. Blindenanstalten" (ebd. 1817); „Ueber Schädelbildung zur festeren Begründung der Menschenrassen" (ebd. 1846) ꝛc. Auch übersetzte er „Der Nibelungen Not u. Klage" (ebd. 1813; 2. Aufl. 1836) u. gab den Urtext dieses Gedichtes heraus (ebd. 1815).

**Zeuner**, Gustav Anton, ausgezeichneter Technologe, geb. zu Chemnitz 30. Nov. 1828; studirte 1848—51 in Freiberg das Berg- u. Hüttenwesen u. hielt sich dann im Interesse seiner Studien längere Zeit in Paris auf. Zurückgekehrt, übernahm er das Lehramt für Mechanik an der Gewerbschule in seiner Vaterstadt u. später das an der Bergakademie in Freiberg, wo er sich auch an den markscheiderischen Arbeiten u. hydraulischen Untersuchungen seines Lehrers Julius Weisbach (s. d.) betheiligte. 1855 folgte Z. einem Rufe als Professor der technischen Mechanik u. theoretischen Maschinenlehre an das Polytechnikum in Zürich, mit dessen Direktion er 1859 betraut ward. Er führte dieselbe mit glänzendem Erfolge bis 1868, wo er als Direktor u. Professor der Mechanik u. Bergmaschinenlehre mit dem Titel eines Geh. Bergraths an die Freiberger Bergakademie ging, deren völlige zeitgemäße Umgestaltung er unternahm u. bis 1875 glücklich durchführte. Inzwischen, 1873, erhielt Z. zugleich die Direktion des königlichen Polytechnikums in Dresden übertragen, dem er jetzt ausschließlich angehört, u. welches ihm die bereits 1871 angebahnte Ausgestaltung zu einer technischen Hochschule u. überhaupt seinen ganz außerordentlichen Aufschwung verdankt. Von Z.'s Werken sind zu nennen: „Die Schiebersteuerungen mit besonderer Berücksichtigung der Lokomotivsteuerungen" (Freiberg 1858; 4. Aufl., Lpz. 1874; auch ins Franz. u. Engl. übersetzt); „Die Grundzüge der mechanischen Wärmetheorie" (Lpz. 1860; 2. Aufl. 1866; franz., Par. 1869); „Ueber das Wanken der Lokomotive" (Zür. 1861); „Das Lokomotivenblasrohr" (Lpz. 1863); „Abhandlungen aus der mathematischen Statistik" (ebd. 1869). Auch hat Z. zahlreiche Abhandlungen in Fachjournalen

veröffentlicht, 1853—57 den von ihm, Weisbach u. Bornemann gegründeten „Civilingenieur" redigirt u. giebt seit 1876 in Gemeinschaft mit Königsberger in Wien das „Repertorium der literarischen Arbeiten aus dem Gebiete der reinen u. angewandten Mathematik" (Lpz.) heraus.

**Zeus** ist in der griech. Religion der oberste Gott, der „Vater der Götter u. Menschen", wie er bei Homer öfter genannt wird, der eigentliche Herrscher der Welt, der die Beschlüsse des Schicksals zur Ausführung bringt. Nach der Sage war er der Sohn des Kronos u. der Rhea, daher er der Kronide heißt. Bei Homer ist er der älteste von allen Kindern des Kronos. Eine jüngere, vielfach mit orientalischen Elementen durchsetzte, anscheinend von Kreta aus nach dem übrigen Griechenland verbreitete Sage berichtet, Kronos habe aus Furcht, von seinem eigenen Sohn überwältigt zu werden, alle seine Söhne nach der Geburt verschlungen. Erst den jüngsten, Z., habe Rhea den Nachstellungen des Vaters zu entziehen gewußt u. dem Letztern statt des Kindes einen eingewickelten Stein gereicht. Z., schnell herangewachsen, zwang dann den Kronos, die verschlungenen Söhne wieder von sich zu geben, stürzte die Herrschaft desselben u. überwältigte auch die jenem beistehenden Titanen. Später besiegte Z. noch den feuerspeienden Riesen Typhon u. die Giganten. Nach dem Sturz des Kronos überließ er seinem Bruder Poseidon das Meer u. seinem Bruder Hades die Unterwelt, während er sich selbst den Himmel u. damit zugleich die Herrschaft der Welt vorbehielt; die Erde sollte allen Dreien gemeinsam sein. Die Wirksamkeit des Z. erkannte man also zunächst als die des Himmelsgottes. Er ist der Wolkensammler, Regenspender, Donnerer u. Schleuderer der Blitze. Letztere sollen ihm die Kyklopen zum Kampf gegen die Titanen geschmiedet haben. Eine weitere furchtbare Waffe des Z. als Himmelsgottes ist die Aegis, ein wunderbar schrecklicher Schild, in der Mitte darauf das Gorgonenhaupt, ein Entsetzen aller Feinde. Als seinen gewöhnlichen Wohnsitz dachte man sich ursprünglich wol nur einen hoch in die Wolken ragenden Berggipfel; später, aber schon vor Entstehung der Homerischen Gedichte, speziell den thessalischen Berg Olympos. Daher heißt Z. der Olympische. So waren ihm auch die Spitze des Lykäongebirges in Arkadien, der Berg Ithome in Messenien, der troische Ida, das Atabyrische Gebirge auf Rhodos u. andere Berge heilig. — Als Herrscher der Welt lag natürlich auch die Zukunft vor ihm offen, u. die Menschen glaubten von ihm Andeutungen u. Verkündungen derselben zu erhalten. Das Orakel des Z. zu Dodona war wol das älteste in ganz Griechenland. Das durch Alexander d. Gr. bekannt gewordene Ammonsorakel in Libyen, einem ägyptisch-äthiopischen Gotte angehörig, wurde von den Griechen gleichfalls als Orakel des Z. angesehen. — Dann ist Z. der Vertreter u. Wächter aller göttlichen u. menschlichen Rechte u. Ordnungen. Er schützt die Könige u. Obrigkeiten, daher die Ersteren bei Homer häufig „Zeusentsprossen" genannt werden. Von ihm leitet sich alle Rechtsprechung her, er wacht über der Heiligkeit des Eides u. der Verträge, über das Gastrecht u. das Recht der Schutzbedürftigen. Er wird als Schirmherr der größeren od. kleineren bürgerlichen Vereinigungen u. neben Hera auch als der der Ehe verehrt. Doch ist kein Gebiet des menschlichen Lebens, auf dem seine Hülfe nicht in Anspruch genommen werden könnte. Daher führt er häufig den Beinamen Soter, d. h. Retter, Helfer. Ein so allumfassender Gott konnte wol in einer patriarchalischen Zeit als Vater der Götter u. Menschen bezeichnet werden; doch hat die Sage diese ursprünglich bildliche Bezeichnung allmählich zum Theil in eine wörtliche umgesetzt, indem sie die meisten jüngeren Götter u. berühmten Heroen zu Kindern des Z. machte u. auch viele Heldengeschlechter mehr od. weniger direkt von Z. herleitete. So entstanden die Mythen von den vielen Ehen u. Liebschaften des Z., die in einer späteren, weniger naiven Zeit vielfach Anstoß erregten. Von den Göttern sind als Kinder des Z. zu nennen: Ares, Hephästos, Hebe, Apollon, Artemis, Hermes, Athene, Persephone, Dionysos, die Musen, Chariten u. Horen; von Heroen: Herakles, die Dioskuren, Perseus, indirekt auch Danaos u. sein Geschlecht, ferner Minos, Sarpedon, Rhadamanthys, Aeakos u. A. — Der Kultus des Z. war über das ganze Land verbreitet. Besonders hervorragend waren der Tempel u. heilige Bezirk des Olympischen Z. zu Olympia in Elis, wo alle vier Jahre die Olympischen Spiele gefeiert wurden. Auch die Nemeischen Spiele standen unter dem Schutz des Z. In Arkadien feierte man ihm die nach dem oben erwähnten Gebirge benannten Lykäen, auch mit Spielen verbunden, in Athen im Frühling die Diasien, im Sommer die Diipolien. In Kreta beschäftigte sich der Glaube hauptsächlich mit der Geburt des Z.; man zeigte dort die Idäische Grotte als Stätte derselben u. verehrte auch die Kureten, Dämonen, die durch den Lärm ihrer Waffentänze das neugeborene Kind vor den Nachstellungen des Kronos geschützt haben sollten. — In dem Tempel zu Olympia befand sich die berühmte Kolossalstatue des Z. von Phidias aus Gold u. Elfenbein (im Innern hohl, die nackten Theile von Elfenbein, die Gewandung von Gold). Sie blieb für das ganze Alterthum das Ideal der Zeusdarstellungen, als vollkommenster Ausdruck majestätischer Hoheit u. Würde, verbunden mit väterlicher Milde. Die rechte Hand des thronenden Gottes hielt eine Siegesgöttin (mit besonderm Bezug auf die Olympischen Spiele), die linke stützte sich auf ein Adlerscepter. Phidias soll die Idee der Statue nach den Versen der Ilias konzipirt haben, in denen es von Z. ungefähr folgendermaßen heißt: „Sprach's u. nickte Gewährung mit dunkeln Brauen, die herrlichen Locken wallten von dem Haupte des Gottes, u. es erbebte der mächtige Olymp." Außer den thronenden gab es aber auch stehende Zeusbilder. Die gewöhnlichsten Attribute des Gottes sind Blitzstrahl u. Adler. Unter den erhaltenen Bildwerken ist am hervorragendsten die in Otricoli gefundene Kolossalbüste des Z. (Abbild. s. Bd. VII, Tafel CIV). — Die Römer verehrten einen im Wesentlichen gleichartigen Gott unter dem Namen Jupiter (Jupiter ist zusammengezogen aus Jovispater, d. i. Vater Jovis; Jovis stammverwandt mit Z.). Er führte den Beinamen „der Beste u. Größte" (Optimus Maximus). Unter diesem Beinamen hatte er als Oberhaupt des Staates seinen Haupttempel auf dem Kapitol. Später baute Augustus ebendaselbst einen prächtigen Tempel des Jupiter Tonans, des Donnerers, dann Domitian noch einen des Jupiter Custos, des Wächters. Als Schirmherr des Latinischen Bundes hatte er unter dem Beinamen Latiaris einen Tempel auf dem Mons Albanus. Dem Letztern zu Ehren wurden die Feriae Latinae gefeiert, dem Kapitolinischen Z. mehrfache Spiele, nam. die Ludi Romani im September u. die Ludi Plebeji im November.

**Zeuß**, Joh. Kaspar, berühmter Historiker u. Linguist u. Begründer der keltischen Philologie, geb. 22. Juli 1806 zu Vogtendorf in Oberfranken als der Sohn eines Architekten; besuchte in Bamberg das Gymnasium u. nach Beendigung desselben 1825 noch die philologischen Kollegien am Lyceum daselbst, studirte dann in München u. machte dort die Staatsprüfung für das höhere Lehramt. Ein mehrjähriger Aufenthalt in einem gräflichen Hause daselbst als Hofmeister gewährte ihm Muße, sich ausschließlich mit historischen u. sprachvergleichenden Studien abzugeben. Die Resultate seiner eingehenden Studien über die europäischen Urvölker mit Ausschluß der Griechen u. Römer veröffentlichte er in seinem Erstlingswerk: „Die Deutschen u. die Nachbarstämme" (Münch. 1837), dem bald darauf die ebenfalls gediegene Schrift über „Die Herkunft der Bayern von den Markomannen" (ebd. 1839) folgte. In letzterem Jahre wurde er Professor der Geschichte am Lyceum in Speier, wo er u. A. „Die freie Reichsstadt Speier vor ihrer Zerstörung" (Speier 1843) schrieb, u. 1847 ging er, einen ehrenvollen Ruf an die Münchener Universität für Geschichte ablehnend, als Lycealprofessor nach Bamberg. Dort entstand sein berühmtestes Werk, die „Grammatica Celtica" (2 Bde., Lpz. 1853; 2. Aufl., besorgt von Ebel, Berl. 1868), welche auf indogermanisch-sprachvergleichendem Gebiet epochemachend war, u. auf welche sich, bes. auch in England, die wissenschaftliche Erforschung der gesammten Ueberreste keltischer Literatur noch heute gründet. Z. starb, in Ruhestand versetzt, 10. Nov. 1856 zu Vorstendorf bei Kronach in Oberfranken.

**Zeuxis**, berühmter griech. Maler aus Heraklea in Unteritalien, blühte 420—380 v. Chr.; er war ein Schüler des Apollodoros u. begründete die nach sinnlicher Illusion u. äußerem Reiz strebende Schule von Ephesos. Er war ein Mann von großem Künstlerstolz, ein Meister in der Technik u. im Effekt, aber ohne tiefere, ethische Auffassung. In einem Wettstreit mit Parrhasios (s. d.) malte er die Trauben so natürlich, daß Vögel sie für wirkliche hielten, ließ sich

seinerseits aber durch einen von Parrhasios gemalten Vorhang selber täuschen. Unter seinen Werken, die sämmtlich verloren gegangen, waren die vorzüglichsten eine Kentaurenfamilie, ein gebundener Marsyas, ein mit Rosen bekränzter Eros, ein Herakles als Kind, eine Penelope u. bes. eine wegen ihrer Schönheit berühmte Helena sowie ein von Göttern umgebener thronender Zeus.

**Zeyst** od. Zeist, Stadt mit 5626 E. (1876) in der niederländ. Prov. Utrecht, östl. von Utrecht in trefflich kultivirter Gegend gelegen, hat eine Herrnhuter Kolonie mit ansehnlichen Gebäuden, die als Bruder-, Schwestern-, Wittwenhaus, Erziehungsanstalt, Kirche 2c. dienen, einen Obelisk zur Erinnerung an die 1579 geschlossene Union der Sieben holländischen Provinzen u. mehrere Fabriken, nam. für Porzellanöfen. Die Stadt hieß ehemals Sethna.

**Zia,** Insel, s. „Zea".

**Zibeben,** die besten u. größten Rosinen.

**Zibethhyäne** od. der Erdwolf (Proteles Lalandii) ist ein nächtliches, in Höhlen Südafrika's lebendes Raubthier von blaßgelber Farbe mit schwarzbraunen Querstreifen, einer langen zugespitzten Schnauze, einer Mähne auf dem abschüssigen Rücken u. einer Drüsentasche über dem After. Von der eigentlichen Hyäne unterscheidet sie sich durch die fünf- (statt vier-) zehigen Vorderfüße u. den Mangel des Reißzahns.

**Zibethratte,** s. „Bisamratte".

**Zibeththier** (Viverra), eine Gattung von Raubsäugethieren (aus der Familie der Viverren) von langgestreckter Gestalt, mit halb zurückziehbaren Krallen, scharfer Zunge, körperlangem Schwanze u. außer zwei Afterdrüsen einer innen in zwei taubeneigroße Säcke getheilten Drüsentasche (Stinkloch, Schmierbeutel) zwischen After u. Geschlechtstheilen, in welcher der Zibeth abgesondert wird, eine gelbliche, später sich braunende, schmierige Fettmasse von sehr starkem, an den des Moschus erinnernden Geruche u. widerlich bitterem Geschmacke. Diese Absonderung ist in Wasser unlöslich, in heißem Alkohol dagegen leicht löslich. Wegen ihrer der Wirkung des Bibergeils ähnlichen Heilkraft wurde sie in früherer Zeit öfter angewandt als jetzt, bildet indeß in Aden u. Arabien einen bedeutenden Handelsartikel als Parfüm für die asiat. Bevölkerung. Im Naturzustande entledigen sich die Z.e ihres Zibeths durch Reiben an Bäumen; Thieren, welche zu diesem Zwecke gefangen gehalten werden, wird es ausgelöffelt, wöchentlich etwa zu 4 Drachmen. Die Z.e leben in den wärmeren Ländern der Alten Welt, würgen nach Marderart kleine Säugethiere u. Vögel u. plündern Nester. Unter mehreren bekannten Arten unterscheidet sich die mittelafrikanische Zibethkatze od. Civette (V. civetta) durch den Besitz einer starken, sträubbaren Rückenmähne von der asiat. Zibethkatze (V. zibetha), die, ursprünglich auf den Molukken zu Hause, über ganz Südasien als Hausthier verbreitet u. auch nach Guatemala, Mexiko u. Cuba gebracht worden ist. Erstere, von der Größe eines mittelgroßen Hundes, hat einen Schwanz, der nur halb so lang wie der Körper ist, u. ein lebhaft gezeichnetes Fell, dessen Grundfarbe schön Aschgrau, bisweilen ins Gelbliche fallend, durch zahlreiche schwarzbraune Flecken von verschiedener Form u. Größe unterbrochen wird. Letztere ist in der Grundfärbung bräunlichgelb, mit einer großen Zahl dichtstehender u. in Querstreifen geordneter dunkelrostbrauner Flecke, welche auf dem Rücken zu einem breiten schwarzen Streifen zusammenfließen. Im ausgewachsenen Zustande mißt sie 75 cm. in der Länge u. 30 cm. in der Schulterhöhe. Verwandte Thiere sind die Rasse (V. indica), der Lisang (V. gracilis) u. die Genette (V. genetta [s. d.]).

**Zichy** (spr. Sitschi) **zu Zich** (spr. Sitsch) **u. Vásanykeö**, eine der ältesten u. berühmtesten ungar. Familien, in deren Besitz das Stammgut Zich im Samegyer Komitate sich schon seit mehr als 900 Jahren befindet. Das im J. 1625 gegrafte Haus theilte sich im vorigen Jahrh. in zwei Linien: die auf Palota u. die auf Karlburg

Nr. 5648. Afrikanische Zibethkatze.

Beide blühen heute noch in je drei Zweigen. Am bemerkenswerthesten sind: Graf Eugen **v. Z.** vom ersten Zweige der Karlburger Linie, geb. 25. Sept. 1809, war Oberadministrator der Weißenburger Gespanschaft, als er in der Ungarischen Revolution mit dem Erzherzog Palatin nach Stuhlweißenburg ging, wo er nach dessen Abzug zurückblieb u. den Verdacht des Einverständnisses mit den anrückenden österr. Truppen auf sich lenkte. Infolge dessen von den Insurgenten gefangen genommen, ward er 30. Sept. 1848 vor ein von Arthur Görgey (s. d.) präsidirtes Standgericht auf der Insel Csepel gestellt u. durch den Strang hingerichtet. — Graf Karl **v. Z.**,

Nr. 5649. Asiatische Zibethkatze.

Oheim des Vorigen u. Stifter des zweiten Zweiges der Karlburger Linie, geb. zu Preßburg 4. März 1753, wurde 1782 Administrator des Bekeser Komitats, 1786 Obergespan des Raaber Komitats u. 1788 Judex curiae, als welcher er sich um die Beruhigung Ungarns sehr verdient machte. Seit 1802 Präsident der allgemeinen Hofkammer

u. als solcher Leiter der Finanzen, ward er 1808 Staats- u. Konferenzminister u. stand 1813—14 an der Spitze des Ministeriums des Innern. Er starb zu Wien 28. Sept. 1826. — Graf **Ferdinand v. Z.**, jüngerer Sohn des Vorigen, geb. 13. Mai 1783, kapitulirte als Festungskommandant von Venedig nebst dem Grafen Palffy 22. März 1848 mit den Insurgenten u. wurde deshalb im Juni 1848 zur Kassation u. zu zehnjähriger Festungshaft verurtheilt.

Nr. 5650. Kaschmirziege.

Vom Kaiser im Jan. 1851 begnadigt, starb er 7. Okt. 1862 zu Preßburg. — Graf Franz **v. Z.**, ein Oheim des jetzigen Hauptes des ersten Zweiges der Karlburger Linie, geb. 24. Jan. 1811, begann seine Laufbahn im Staatsdienst als Sekretär der ungar. Hofkanzlei, wurde dann Vizegouverneur von Fiume, 1841 Präsident des Wechselgerichts in Preßburg u. 1848 Staatssekretär im ungar. Handelsministerium unter Széchenyi, indeß trat er beim Ausbruch der revolutionären Bewegung zurück. An der Entwicklung des Eisenbahnwesens in Ungarn hatte er hervorragenden Antheil. Später ward ihm die Würde eines Obersthürhüters im Königreich Ungarn verliehen u. seit 1871 bekleidet er den Posten eines österr. ungar. Internuntius bei der Pforte, als welcher er an den diplomatischen Konferenzen zu Konstantinopel im Dez. 1876 u. Jan. 1877 Theil nahm. — Graf Joseph **v. Z.**, ältester Sohn des Vorigen, geb. zu Preßburg 13. Nov. 1841, war 1867—69 ungar. Handelsminister u. später ein paar Jahre Gouverneur von Fiume u. des ungar. kroat. Küstenlandes. Derselbe hat sich auch durch seine großen Reisen in Europa, Asien u. Amerika bekannt gemacht; mit seinem Bruder August (geb. 1852) durchreiste er insbes. die große Wüste Gobi (s. d.).

Nr. 5651. Die thebaische Ziege.

**Ziebland,** Georg Friedrich, namhafter Architekt, geb. 7. Febr. 1800 zu Regensburg; besuchte bereits seit 1813 die Akademie in München, wo er durch v. Fischer, den späteren Erbauer des Hoftheaters, in die klassische Architektur eingeführt wurde u. sein Talent bethätigte. Schon nach Fischer's Tode (1820) wurde Z. mit der Vollendung mehrerer Bauten beauftragt; seine glänzendste Zeit begann, als 1826 König Ludwig auf die von Z. ausgestellten Baupläne aufmerksam wurde, ihn nach Italien schickte (1827—29), um die altchristlichen Bauwerke zu studiren, nach seiner Rückkehr ihn zum Professor der Baukunst an der Akademie ernannte u. ihm ein reiches Feld künstlerischer Thätigkeit eröffnete. Von seinen Bauten sind bes. hervorzuheben: die im goth. Stil gehaltene Denksäule an den Abschied König Otto's von Griechenland, in Aibling (enthüllt 1835); die herrliche, dem heil. Bonifacius geweihte Basilika in München (1850 vollendet) u. das eben so zweckmäßige als elegante Kunstausstellungsgebäude mit einer Vorhalle korinthischen Stils (erbaut 1844—45). Daß er aber auch ein Meister im mittelalterlichen Stil war, bewies Z. durch die Vollendung des Schlosses Hohenschwangau u. der Mariahilfkirche in der Münchener Vorstadt Au, jene nach Domenico Quaglio's, diese nach Ohlmüller's Tode. Z. starb zu München 24. Juli 1873.

**Ziege** (Capra), eine Säugethiergattung aus der Familie der hohlhörnigen Wiederkäuer mit seitlich zusammengedrückten, an der Vorderseite querhöckerigen Hörnern, die nach innen u. außen fast gleichlaufend aufsteigen u. mit der Spitze sichelförmig nach hinten gebogen sind, ferner ausgezeichnet durch gedrungenen Rumpf, kurzen Hals, behaarte Oberlippe u. meist einen Kehlbart, bes. im männlichen Geschlechte. Die Z.n leben truppweise in Gebirgsgegenden, klettern u. springen mit der größten Geschicklichkeit, sind voll übermüthiger Laune, in der Kost wählerisch, gegen Wolfsmilch u. Schierling aber unempfindlich; ihre Stimme ist meckernd; das Männchen (der Bock) entwickelt zu gewissen Zeiten einen unangenehmen Geruch. Nach den Hörnern unterscheidet man eigentliche Z.n (Untergattung Hircus) u. Steinböcke (s. d., Untergattung Ibex); bei den ersteren sind die Hörner vorn gekielt, glatt; bei den letzteren vorn knotig abgeplattet. Zu den eigentlichen Z.n gehört die Hausziege (Capra hircus), die mit Ausnahme der Polargegenden in zahlreichen Varietäten mit u. ohne Hörner, mit glattem u. langem wolligen Haar, mit kurzen u. langen hängenden Ohren, über den ganzen Erdboden verbreitet ist. Ihre Brunstzeit fällt in den Herbst; nach 21 Wochen wirft die „Geiß" ein bis drei „Zicklein", welche vier bis fünf Monate am zweizitzigen Euter saugen. Bei guter Pflege liefern die Z.n eine reichliche, fette Milch, die Kindern u. Kranken gesund ist, zur Butterbereitung aber sich wegen des Bocksgeruchs nicht eignet, während der fette Käse („Zieger") sehr beliebt ist. Das Fleisch wird gegessen, steht aber dem Schöpsenfleische nach. Ziegenleder giebt gute Handschuhe, wird auch zu Pergament verarbeitet. Die Z.n sind sehr intelligente Thiere, die leicht begreifen u. sich daher auch zum Ziehen u. selbst zu Kunstproduktionen abrichten lassen. In Aegypten wird eine ihrer Kopfform wegen merkwürdige Z., die buckelnasige od. thebaische Z. gehalten. Berühmt sind seit den ältesten Zeiten die seidenhaarigen Kaschmir- u. Angoraziegen (s. d.) mit spiralgewundenen Hörnern u. langem Seidenhaar; die ersteren werden in Tibet bis in die Kirgisensteppen nördl. vom Kaspisee, letztere um Angora in Kleinasien gehalten, beide liefern in ihrem seidenweichen Haar das Material zu kostbaren Geweben. Man nimmt mit großer Wahrscheinlichkeit an, daß die seit den ältesten Zeiten domestizirten Z.n von der Bezoarziege (s. d., Capra [Hircus] aegagrus) des Kaukasus u. der pers. Gebirge u. einer andern, in den westl. Gebirgen Ostindiens lebenden Z. (Capra Falconerii) abstammen. Es giebt auch vielhornige Z.n, mit vier od. acht Hörnern, die von der Basis nach allen Richtungen hin divergiren. In den Diluvialschichten finden sich Reste von Z.n, die kaum von den lebenden Formen abweichen.

**Ziegel,** künstliche aus Thon od. thonhaltiger Erde (Lehm) geformte, entweder blos an der Luft scharf ausgetrocknete od. nach dem Trocknen noch mit Glühhitze in besonderen Oefen gebrannte od. . . wie man auch

sagt — gebackene Steine, daher auch Backsteine genannt. Die Z. haben seit uraltester Zeit als vielfach verwendetes Baumaterial gedient. Die alten Babylonier benutzten an der Sonne gedörrte Lehmsteine zu ihren Kolossalbauten. Altassyrische Ruinen zeigen zum Theil ein gleiches Material, doch verstand man auch schon damals Backsteine herzustellen, welche mitunter nach Art unserer Kacheln glasirt wurden. Daß bei den alten Aegyptern Bauwerke aus gebrannten Steinen ausgeführt wurden, wissen wir aus der Bibel. Es ist somit natürlich, daß später in allen Kulturländern die Ziegelfabrikation geübt wurde, u. bes. verstanden es die Römer, für ihre kühnen Gewölbebauten sehr gute Z. herzustellen. Im Mittelalter war ebenfalls die Ziegeltechnik hoch ausgebildet, wie die aus dieser Zeit herrührenden schönen Bauwerke in Italien zeigen. Von da ab kam aber die Ziegelfabrikation mehr u. mehr in Verfall, so daß man vor 100 bis 200 Jahren in manchen Gegenden Deutschlands vielfach wieder zum Lehmbau überging. Erst seit dem 19. Jahrh. hat sich diese Industrie wieder gehoben u. mit der Einführung geeigneter Maschinen u. rationeller Feuerungsanlagen einen hohen Aufschwung genommen. Die alte Handformerei ist mehr u. mehr durch die Maschinenformerei zurückgedrängt worden, wie auch die früher üblichen, den Kohlenmeilern ähnlichen Oefen durch Oefen mit kontinuirlichem Betrieb, Ringöfen u. dgl., verdrängt worden sind. Was die Ziegelmaschinen od. sog. Ziegelpressen betrifft, so unterscheidet man davon drei Hauptklassen, nämlich: Naßpressen, Halbtrockenpressen u. Trockenpressen. Die Naßpressen drücken den vorher mit Wasser zu einem steifen, plastischen Brei in einem Misch- u. Knetapparate verarbeiteten Lehm mittels Walzen od. einer Schnecke durch ein Mundstück in einem vierseitigen, der Länge u. Höhe der Z. entsprechenden Strange hervor, von welchem mittels eines besonderen Schneideapparates aus straff gespannten Drähten die Z. der Breite nach — meist 3—4 Stück auf einmal — abgeschnitten werden. Die größten derartigen Maschinen liefern per Tag 10—15,000 Steine mit vier Pferdekraft Betrieb. Die Halbtrocken- u. Trockenpressen haben das Eigenthümliche, daß sie mit Stempeln in Formkästen wirken, in denen je ein Z. Platz findet. Die Stempel werden meist durch Excenter od. Kurbeln betrieben. Bei manchen dieser Pressen befinden sich die Formen in einer horizontalen rotirenden Scheibe, bei anderen in einem festen Tische u. wieder bei anderen in einem hin- u. herfahrenden Wagen. Zu der letzteren Art gehört die von dem Amerikaner Gragg konstruirte Ziegelmaschine, welche in 10 Arbeitsstunden mit 15—16 Pferdekräften 35,000 bis 40,000 Steine liefert. Die Trockenpressen erfordern im Allgemeinen viel größere Betriebskraft als die Naßpressen u. können nur bei sehr gutem, reinem Material Verwendung finden. Der Vortheil ihrer Anwendung liegt darin, daß die Steine nicht erst an der Luft auszutrocknen brauchen, sondern direkt von der Presse in den Ofen wandern können, wodurch wesentlich an Raum u. Arbeit u. auch an Heizmaterial gespart wird. Neben den gewöhnlichen Z.n od. Vollsteinen werden auch Hohlziegel gefertigt, welche neben genügender Festigkeit den Vorzug großer Leichtigkeit besitzen. Sie wurden schon von den alten Römern zu Gewölbebauten verwandt, u. außer daß man solche Hohlsteine in Form von Töpfen u. Urnen herstellte (Topfgewölbe), gab man ihnen auch schon dieselbe Form wie den Vollsteinen, nur daß man sie mit mehreren Reihen von Kanälen durchsetzte. Die Anfertigung der Hohlziegel erfolgt auf Pressen mit Stempeln; ebensolche Pressen verwendet man auch zur Herstellung von Dachziegeln u. ornamentirten Steinen. — Thönerne Röhren, wie man sie bes. zur Drainage in der Landwirthschaft benutzt, werden auf Maschinen hergestellt, die ähnlich den unter den Naßpressen beschriebenen sog. Strangmaschinen sind.

**Ziegelthee**, s. unter „Thee".

**Ziegenbalg**, Bartholomäus, der Begründer der evangelischen Mission in Ostindien, geb. 24. Juni 1683 zu Pulsnitz in der Lausitz; studirte zu Halle Theologie unter A. H. Francke u. wurde von diesem an König Friedrich IV. von Dänemark zur Uebernahme der dän. Missionsstation in Trankebar empfohlen. Juli 1706 mit seinem Freunde Plütschow daselbst angelangt, wirkte Z. trotz des Widerstandes der dän. Beamten mit solchem Erfolg, daß 1714 die erste evangel. Kirche in Trankebar eingeweiht werden konnte. In demselben Jahre kehrte jedoch Z. zur Beilegung von mancherlei Schwierigkeiten nach Europa zurück, legte in Dänemark, Deutschland u. England seine Erfolge dar u. landete im Sept. 1716 abermals in Trankebar. Nach Anlegung einer portugies. u. tamulischen Druckerei starb er mitten in der aufopferndsten Thätigkeit 10. Febr. 1719. — Von seinen Arbeiten ist bes. die Uebersetzung des Neuen Testaments (Trankebar 1714) u. eines Theils des Alten Testaments in das Tamulische sowie die lat. Grammatik dieser Sprache (Halle 1716) von Wichtigkeit. Die von Z. u. Gründler verfaßte „Theologia thetica" in tamulischer Sprache, eine evangel. Dogmatik für die Heidenmission, wurde noch 1856 zu Halle neu aufgelegt. Ebenso wurden seine „Ausführlichen Missionsberichte" (Halle 1710 ff.) nach seinem Tode bis 1770 fortgesetzt.

**Ziegenbart** (Clavaria, auch Keulenschwamm), eine Pilzgattung, von welcher eine Gruppe (Sparassis) speziell unter dem Namen Z. bekannt ist. Selbige liefert in Nadelwäldern auf Sandboden zwei eßbare Arten (Sp. crispa u. brevipes), von denen die erstere ziemlich häufig einzeln od. gesellig große kohlkopfähnliche od. auch korallenartige Massen bildet, die ein beliebtes Nahrungsmittel abgeben. Der fleischige ockerfarbige Strunk theilt sich in eine Menge gekräuselter Aeste, deren Spitzen zurückgekrümmt u. gezähnelt sind, während die der zweiten Art gerade aufrecht wachsen u. keine Zähne führen.

**Ziegenhain**, ehemalige deutsche Grafschaft, seit dem 12. Jahrh. im Besitz eines Zweiges der Grafen von Reichenbach; das Geschlecht erlosch 1450 mit Johann dem Starken u. Z. ging nach vielen Streitigkeiten 1495 durch kaiserliche Entscheidung an den Landgrafen Ludwig von Hessen über. Bei der Theilung Hessens 1567 kam Z. an Kassel u. mit diesem 1866 an Preußen; es bildet jetzt einen Kreis des Reg.-Bez. Kassel (10,9 □M. mit 31,915 E. [1875]). Die Hauptstadt Z., Kreisstadt mit 1674 E. (1875) im Reg.-Bez. Kassel der preuß. Provinz Hessen-Nassau,

Nr. 5652. Guacharo (Steatornis caripensis). Zum Artikel „Ziegenmelker".

liegt in 210 m. Seehöhe an der Schwalm, einem rechten Nebenflusse der zur Fulda gehenden Eder, unfern der Station Treysa der Main-Weserbahn, besteht aus der sog. Festung u. der Vorstadt Weichhaus u. hat ein altes Schloß mit dem Gesammtarchiv der ehemaligen drei hess. Staaten, das jetzt als Staatsgefängniß dient. Z. wurde 1173 durch den dritten Sohn des Landgrafen Ludwig IV. von Thüringen u. Hessen, Grafen Friedrich, erbaut, der sich infolge dessen Graf von Z. nannte. Im 16. Jahrh. wurde es befestigt u. vertheidigte sich 1760 wacker gegen starke franz. Uebermacht, bis es 10. Aug. kapitulirte. Seit 1806 sind seine Werke geschleift.

**Zieheninseln**, s. „Aegatische Inseln".

**Ziegenmelker** (Nachtschwalben, Caprimulgiden), eine Familie spaltschnäbeliger Sperlingsvögel mit einem kurzen, dreieckigen, an der Spitze hakigen Schnabel, einer ungewöhnlich großen, weitöffnenden u. bis unter die Augen hinausragenden Mundspalte, einem schnurrbartähnlichen Borstenbesatz, langen Flügeln, lockerem u. weichem Eulengefieder u. kammartig gezähntem Nagel der Mittelzehe. Am Tage ruhend, durchschneiden sie mit geräuschlosem Fluge im Dämmerlichte die Luft, um Insekten, bes. Nachtschmetterlinge, zu fangen. Ein Nest bauen sie gar nicht, ihre Eier werden schlicht auf den Boden gelegt. Den Namen Nachtschwalbe haben diese Vögel einestheils von ihrer äußerlichen Schwalbenähnlichkeit — indeß ist der Schwanz nicht gegabelt — anderntheils von ihrer Gewohnheit, sich an das Weidevieh zu setzen, nicht aber, wie man früher ihrer großen Schnabelöffnung wegen glaubte, um ihnen die Milch abzunehmen, sondern nur, um die Insekten abzulesen. — Unser einheimischer Z. (Caprimulgus europaeus) hat ein aschgraues, braungewässertes Federkleid mit schwarzen Flecken u. Punkten; Nacken u. Flügel sind rostgelb gefleckt. Zu derselben Gattung gehört auch der Guacharo (Fettvogel, Nachtpapagei, Steatornis caripensis), welcher in den Höhlen des Thales Caripe in Cumana (Südamerika) lebt, sich aber nur von Früchten nährt u. ein wohlschmeckendes,

klares Fett (Guacharoöl) liefert, das sowol genossen als auch als Leuchtmaterial verwendet wird.

**Ziegenpeter**, s. v. w. Bauerwezel (s. d.).

**Zieger**, diesen Namen führen diejenigen Proteïnstoffe der Milch, welche nicht durch Laab, sondern nur durch Zusatz von Säuren aus jener abgeschieden werden können. Z. scheidet sich also ab, wenn man die bei der Süßmilch- od. Laabkäsebereitung abfallenden Molken noch mit einer Säure, z. B. Essig, versetzt. Der Z. wird ebenfalls als Käse verwendet; man setzt ihm jedoch gewöhnlich aromatisches Kräutermehl, d. h. getrocknetes u. feingemahlenes Kraut (mit Blüten) vom Honigklee (Melilotus coerulea), zuweilen auch etwas Foenum graecum-Samenpulver zu. Diese Käse kommen dann als Schabzieger, grüner Kräuterkäse od. Glowner Z. in den Handel. Um ihn zu genießen, wird er gerieben u. mit Butter zusammen gemengt.

**Ziegler**, Alexander, Reiseschriftsteller, geb. zu Ruhla bei Eisenach 20. Jan. 1822; studirte seit 1840 in Jena u. machte seit 1846 Reisen in fast allen Erdtheilen. So bereiste er 1846—47 Nordamerika u. Westindien, 1850—51 u. 1867 Spanien, 1854 bis 1855 Nordafrika, Vorderasien, Griechenland u. Italien, 1857 bis 1858 Großbritannien, die Orkney- u. Shetlandinseln, Norwegen, Lappland, Finnland u. Rußland u. wohnte 1869 der Eröffnung des Suezkanals bei. Diese Reisen gaben ihm den Stoff zu folgenden Werken: „Skizzen einer Reise durch Nordamerika u. Westindien" (2 Bde., Lpz. 1848); „Republikanische Licht- u. Schattenseiten, od. die Republik in Deutschland u. in den Vereinigten Staaten von Nordamerika" (ebd. 1849); „Der Geleitsmann, Katechismus für Auswanderer nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika, nach Mittel- u. Südamerika u. Australien" (ebd. 1855); „Reise in Spanien mit Berücksichtigung der nationalökonomischen Interessen" (2 Bde., ebd. 1852); „Meine Reise im Orient" (2 Thle., ebd. 1855); „Meine Reise im Norden" (2 Bde., ebd. 1860). Außerdem ist hier seine Schrift über Martin Behaim (s. d.) aus Nürnberg (Dresden 1859) u. seine geschichtlich-geographische Untersuchung über „Die Reise des Pytheas nach Thule" (ebd. 1861) zu nennen. 1859 bis 1862 lebte er meist in Dresden, wo er nebst dem Bürgermeister Hertel die vornehmste Stütze des Majors Serre (s. d.) bei der Schillerlotterie war. Zum Besten dieses Unternehmens u. zur Abwehr verschiedener Angriffe verfaßte Z.: „Geschichte deutscher Nationalunternehmungen: die Expeditionen nach Innerafrika; das Germanische Museum in Nürnberg; die Schillerlotterie u. ihre Folgen" (Dresd., 7. Aufl. 1863); „Die deutschen Erforschungsexpeditionen nach Innerafrika" (ebd., 7. Aufl. 1865); „Zur Geschichte der Schillerlotterie" (ebd., 8. Aufl. 1864) u. „Die Oeffentlichkeitsfrage der Deutschen Schillerstiftung" (ebd. 1864). Von Dresden siedelte er nach seinem Geburtsorte über, wo er noch jetzt als großherzogl. sächs. Hofrath lebt. Dort schrieb er noch: „Der Rennsteig des Thüringer Waldes" (Dresden 1862); „Das thüringer Walddorf Ruhla u. seine Umgebung" (ebd., 2. Aufl. 1867) u. „Zur Geschichte des Meerschaumes, mit besonderer Berücksichtigung der Meerschaumgruben bei Erki Schehr in Kleinasien u. der betreffenden Industrie zu Ruhla" (ebd. 1878); auch gab er mit H. Schwerdt ein „Neuestes Reisehandbuch für Thüringen" (Hildburgh. 1864; 2. Aufl. 1871) heraus.

Nr. 5653. Ziesel (Spermophilus citillus).

**Ziegler**, Franz Wilhelm, Politiker u. Schriftsteller, geb. zu Warchau bei Brandenburg a. H. 3. Febr. 1803; studirte die Rechte in Halle, praktizirte dann als Advokat u. wurde 1840 Oberbürgermeister in Brandenburg, als welcher er sich bereits in der Mark sehr populär machte. Als das Jahr 1848 kam, kehrte er als glühender Patriot Allem den Rücken, was seinem Leben bis dahin Fülle u. Glanz gegeben, u. ging ins Lager der Verfassungskämpfer. Berlin schickte ihn in die Nationalversammlung, wo er als sein erstes Wort im parlamentarischen Leben jenes berühmte: „Die Disziplin ist die Mutter der Siege" seiner eigenen Partei entgegenwarf. Unter den Steuerverweigerern war er 1849 der einzige, welcher, auf Hochverrath u. Aufruhr angeklagt, nicht nur seines Amtes entsetzt u. zu einer längeren Festungshaft verurtheilt wurde, sondern diese auch in den Magdeburger Kasematten verbüßte. Nachher noch auf ein Jahr aus seinem Wohnorte Brandenburg verbannt, ließ er sich in Berlin nieder, u. unter dem Drucke der Reaktion ward er, der schneidige Beamte, der scharfsinnige Jurist, der scharfkantige Politiker, zum Dichter. Freilich sind seine Erzählungen: „Nondum" (2 Bde., Berl. 1860), „Landwehrmann Krille" (ebd. 1865) u. „Bettler vom Kapitol" (ebd. 1869) im Grunde politische Schriften, deren Wirkung durch ihren echt poetischen Gehalt nur erhöht wird. In der Konfliktszeit (seit 1864) betheiligte sich Z. als Mitglied des preuß. Abgeordnetenhauses wieder am parlamentarischen Leben, das ihn 1867 auch in den Reichstag führte. Dort wie hier hielt er sich zur Fortschrittspartei, doch stand ihm immer das Vaterland über der Partei. Er war der letzte Vertreter jener altpreuß. Demokratie, welche ihre Ueberlieferungen nicht aus den Ideen von 1789, sondern aus dem Allgemeinen Landrechte, aus der Stein'schen Gesetzgebung schöpfte u. unfähig war, einen Gedanken zu denken, der nicht organisch aus der historischen Entwicklung des preuß. Staates emporgewachsen war. Daher erklärte auch Z. vor Beginn des Krieges von 1866 in einer zu Breslau gehaltenen Rede: „Das Herz der preuß. Demokratie ist da, wo die preuß. Fahnen wehen". Er starb zu Berlin 1. Okt. 1876. Von seinen Schriften sind noch „Gesammelte Novellen u. Briefe aus Italien" (3 Bde., Berl. 1871) zu nennen.

**Ziegler**, Klara, ausgezeichnete Schauspielerin, geb. zu München, wo ihr Vater eine Färberei besaß, 27. April 1844; widmete sich der Bühne u. trat unter dem Namen Herzberg 1862 zum ersten Mal in Bamberg als Adrienne Lecouvreur u. dann auf dem Münchener Hoftheater als Jungfrau von Orleans auf, ohne jedoch damals nennenswerthen Erfolg zu haben. Auch in Breslau, Regensburg u. Ulm, wie 1865—67 am neuen Aktien-Volkstheater in München hatte sie nur Mißerfolge. In Leipzig dagegen kam dann ihre Genialität zum ersten Durchbruch. Eine ernstere dramatische Richtung wurde damals am Leipziger Stadttheater eingeschlagen, u. plötzlich war in der Z. das tragische Darstellungstalent gefunden. Ihre hohe Gestalt, die Kraft u. Geschmeidigkeit ihrer Bewegungen, ihr treffliches Organ gaben ihr das geeignete Material für die heroischen u. idealen Jungfrauen u. Frauen der klassischen Dichter. Seitdem feierte sie Triumphe über Triumphe, u. schon im Okt. 1868 erhielt sie ein lebenslängliches Engagement am Hoftheater ihrer Vaterstadt. 1869 f. machte sie eine Gastreise durch Deutschland u. Oesterreich, wo sie auf allen größeren Bühnen unter dem größten Beifall ihre Glanzrollen vorführte. Auf ihr dringendes Verlangen wurde sie 1874 aus dem Verbande des Münchener Hoftheaters entlassen, u. 21. Aug. 1876

verheirathete sie sich mit ihrem einstigen Lehrer, dem als Charakterdarsteller der alten Schule rühmlichst bekannten bayer. Hofschauspieler Adolf Christen.

**Ziegler u. Klipphausen,** Heinrich Anselm v., Romandichter, geb. zu Radmeritz in der Oberlausitz 6. Jan. 1653; studirte in Frankfurt a. d. O. die Rechte, widmete sich aber nachher, ohne ein anderes Amt als das eines Raths des Stifts Wurzen zu bekleiden, hauptsächlich der Verwaltung seiner Güter u. dichterischen u. wissenschaftlichen Beschäftigungen. Er starb zu Liebertwoltwitz (das ihm gehörte) bei Leipzig 8. Sept. 1697. Sein Hauptwerk, der Roman „Asiat. Banise, od. blutiges, doch muthiges Pegu, in historischer u. mit dem Mantel einer Helden- u. Liebesgeschichte bedeckten Wahrheit beruhend" (Lpz. 1688 u. ö.), zu welchem später der Schlesier J. G. Hamann (gest. 1733 zu Hamburg) einen zweiten Theil schrieb, gehört zu denjenigen Büchern, in denen der deutsche Kunstroman des 17. Jahrh. seinen Gipfel erreichte u. welche die Geschmacksbildung mehrerer Generationen beeinflußten.

**Ziemer** s. unter „Drossel".

**Ziesel, Zieselmaus** (Erdeichhörnchen, Suslik, Spermophilus citillus), ein dem Murmelthier ähnliches u. verwandtes Nagethier von etwa 25—30 cm. Länge u. rostgelber, oben braunmelirter Färbung. Es hat Backentaschen u. im Pelze versteckte Ohren, sein Schwanz ist nur an der Endhälfte buschig behaart; es lebt im gemäßigten Osten von Europa, bes. häufig in den russ. Steppen, in selbstgegrabenen Höhlen u. hält Winterschlaf. Den Getreidefeldern macht es bedeutenden Schaden, doch gilt sein Fleisch den Steppenbewohnern als Leckerbissen. Die Fellchen, welche im Rauchwaarenhandel auch den Namen „Susselchen" führen, haben keinen bes. hohen Werth. Die Jungen, deren das Z. im Frühjahr 4—8 hat, lassen sich leicht zähmen. Von den übrigen Arten ist die schönste der Leopardenziesel der Hudsonsbailänder (Spermophilus Hoodii), dessen dunkelrostbraunes Fell 13 hellgelbe Längsbinden trägt.

**Zieten** (Ziethen), Hans Joachim v., Husarengeneral Friedrich's d. Gr., geb. 8. Mai 1699 auf dem Gute Wustrau in der Grafschaft Ruppin; trat im Alter von 15 Jahren in das Heer ein, verließ es aber 1724, weil er sich zu spät zum Offizier ernannt glaubte, nahm 1726 von Neuem Dienste beim Dragonerregiment v. Wuthenow, wurde aber bald darauf wegen eines ärgerlichen Auftrittes mit seinem Rittmeister auf die Festung gebracht u. dann kassirt. 1730 durch Verwendung einiger Generale in des Königs Leibhusarencompagnie aufgenommen, avancirte er 1731 zum Rittmeister, marschirte 1735 unter dem Kommando des österr. Generals v. Baronay gegen Frankreich u. wurde auf dessen Empfehlung 1736 Major. Nachdem er 1741 sein Geschick im Kleinkriege bewiesen, wurde Z. Oberstleutnant, gleich darauf Oberst u. Chef eines ersten für ihn gebildeten Husarenregiments. Mit diesem schlug er die österr. Kürassiere 13. Febr. 1742 bei Trebitsch in Mähren, streifte bis in die Nähe von Wien, machte 1744 den Feldzug in Böhmen mit, unternahm im Anfange 1745 einen abenteuerlichen Zug mitten durch die feindlichen Aufstellungen, um dem Markgrafen Karl nach Jägerndorf die Aufträge des Königs zu bringen, u. half mit bei den Siegen von Hohenfriedberg u. Hennersdorf, wo er verwundet wurde. Trotz aller dieser Erfolge fiel Z., seit 1744 Generalmajor, bei dem König in Ungnade, weil man ihn verleumdet hatte, u. verlangte seinen Abschied. Doch fand durch persönliche Zusammenkunft eine Aussöhnung statt, u. er wurde 1756 zum Generalleutnant erhoben. Im Siebenjähr. Kriege stand er Anfangs bei der Vorhut, siegte 1757 mit bei Prag, hielt mühsam den linken Flügel bei Kollin auf dem Schlachtfelde in Ordnung, verlor im November einen großen Theil seiner Truppen bei dem vergeblichen Bemühen, Schweidnitz u. Breslau zu halten, führte aber bei Leuthen 5. Dez. 1757 durch die Bewältigung des linken feindlichen Flügels den Sieg herbei u. ging an demselben Abend mit dem Könige zusammen zur Verfolgung des Feindes nach Lissa. Fortan blieb er beständig mit seinem Regimente bei der Armee des Königs. Auf dem Schlachtfelde bei Liegnitz 15. Aug. 1760 wurde er zum General der Kavallerie ernannt u. entschied 3. Nov. desselben Jahres den Sieg bei Torgau durch Erstürmung der Siptitzer Höhen. Im Lager bei Bunzelwitz (1761), von dem er geschickt die Russen fern zu halten wußte, war er der Einzige, dessen frommes Gemüth auch den sorgenvollen König wieder aufzurichten vermochte. Seine letzte kriegerische That war die Einnahme von Schweidnitz im Juli 1762. Nach dem Frieden lebte er abwechselnd auf seinem Gute Wustrau u. in Berlin in der Gesellschaft des Königs, der ihn ungern mißte. Hier starb er 26. Jan. 1786. Seine Familie ließ ihm in Wustrau, Prinz Heinrich in Rheinsberg, Friedrich Wilhelm II. in Berlin ein Denkmal setzen. Auf einer Ecke des Fußgestells von dem Standbilde Friedrich's d. Gr. formte ihn Rauch zu Pferde mit gekrümmtem Säbel aus einem Busch vorstürmend. Sein Leben schrieben Blumenhagen (Berl. 1800) u. Hahn (4. Aufl., Berl. 1867). — Z.'s einziger Sohn, Friedrich Emil, geb. 1765, seit 1840 Graf, starb als Landrath des Kreises Ruppin unvermählt 29. Juni 1854 zu Wustrau. — Hans Ernst Karl, Graf **v. Z.**, aus dem älteren katholischen Hause Dechtow, preuß. Feldmarschall, geb. 5. März 1770, zeichnete sich als Brigadekommandeur 1813 bei Dresden aus, indem er bei Peterswalde den Rückzug nach Böhmen deckte, kämpfte am 18. Okt. vor Leipzig bei Zuckelhausen mit der Division Marchand u. vollendete durch die Verfolgung Marmont's den Sieg bei Laon am

Nr. 5654. Hans Joachim v. Zieten (geb. 8. Mai 1699, gest. 26. Jan. 1786).

9. März 1814. Als Generalleutnant u. Anführer des 1. Armeecorps wurde er mit Blücher 16. Juni 1815 bei Ligny geschlagen, traf trotzdem schon am 17. Mittags in Wawre ein u. entschied am 18. durch rastloses Eindringen in den rechten Flügel der franz. Armee die Schlacht bei Waterloo. Als Befehlshaber der preuß. Besatzungstruppen gewann er das Lob der höchsten Gerechtigkeit gegen die Franzosen. Nach seiner Rückkehr wurde er zum Grafen u. zum kommandirenden General der Provinz Schlesien erhoben u. als er 1835 seinen Abschied nahm, zum Generalfeldmarschall. Er starb 3. Mai 1848 in Warmbrunn. Das gegenwärtige Haupt der Familie ist sein Enkel, der Graf Joachim **v. Z.**, auf Hermsdorf, geb. 1839.

**Ziffern** nennt man Symbole od. schriftliche Charaktere für die Zahlen. Die Z. zerfallen in zwei Klassen, in besondere u. allgemeine. Jene sind so beschaffen, daß bei jedem einmal gewählten Zeichen nur eine einzige bestimmte Zahl gedacht wird, diese dagegen drücken eine unbestimmte Menge aus. Das Bedürfniß der letzteren trat jedoch erst ein, als man sich mit der Verbindung der besonderen durch die verschiedenen Rechnungen bekannt gemacht hatte. Da fing man auch an, alle bestimmten Zahlen mit Hülfe einiger wenigen Zeichen nach einem bestimmten Gesetze auszudrücken. Die verschiedenen Arten aber, die Zahlen kurz durch sichtbare Zeichen auszudrücken, lassen sich nach Humboldt, mit Ausschluß unserer jetzigen Zahlensysteme, in 4 Klassen bringen: 1. die Juxtaposition od. Nebeneinanderstellung; 2. Vervielfachung od. Theilung des Werthes durch darüber od. darunter gestellte Zeichen; 3. Vervielfachungen des Werthes durch Koëffizienten; 4. Vervielfachung u. Theilung durch Abtheilung von Zahlschichten, deren Werth sich in geometrischer Progression

vermindert. Die erste Methode befolgten die Tusker, Römer, Aegypter, Mexikaner u. A., sowie theilweise die Griechen u. Hebräer, obwol diese anderntheils eben so wie die Inder u. Araber gleichzeitig der zweiten huldigten. Die Zahlzeichen der **Aegypter** waren ideographisch u. jede ihrer drei Schriftarten hatte auch ihre besondere Reihe von Zahlzeichen. Die hieroglyphische Schrift hatte für die Zahlen 1, 10, 100, 1000 u. 10,000 je ein besonderes Zeichen, man wiederholte dieselben so oft, als die auszudrückende Summe es verlangte. Um den Begriff 9 auszudrücken, wiederholte man das Zeichen der Einheit neunmal, neunmal das Zeichen der Zehn, um 90 zu bezeichnen, u. neunmal das Zeichen der Hundert, um die Zahl 900 anzudeuten (s. Nr. 5655). Die hieratische Schriftmethode dagegen hatte ein besonderes Zeichen für die Zahlen 1, 2, 3, 4 u. 9, die Zahlen 5, 6, 7 u. 8 drückte man durch die kombinirten Ziffern 3 u. 2, 3 u. 3, 3 u. 4, u. 4 u. 4. aus. Ein Zeichen für 10 existirte auch, u. um zweimal, dreimal, viermal zehn zu bezeichnen, fügte man die Ziffer der Einheiten bei. Ebenso verfuhr man bei 100, 1000 u. 10,000, wofür gleichfalls spezielle Zeichen existirten: man bezeichnete die Wievielheiten durch die Zusetzung der Einer. Wollte man eine noch höhere Zahl ausdrücken, so vereinigte man die Zeichen für 100 u. 1000 od. 10,000 u. las dazu: 100mal 1000 od. 100,000, 100mal 10,000 od. 1,000,000 2c. Dasselbe Zahlensystem findet sich auch in der demotischen Schrift, u. man bediente sich der Zeichen desselben für alle u. jede Gegenstände; nur für die Bezeichnung der Monatsdaten hatte man andere Zeichen, d. h. für die Zahlen 1, 2, 3 u. 4, für 9, 20 u. 30 desgleichen, die Zwischenzahlen dagegen stellte man aus Zusammensetzungen einzelner derselben zusammen, also 15 durch 10, 3 u. 2; 26 durch 20, 3 u. 3 2c. Zur Bezeichnung der Ordinalzahlen setzten die Aegypter ein besonderes Zeichen über die Kardinalzahlen. Die **Griechen** bezeichneten die Einer, Zehner u. Hunderter mit lauter verschiedenen Buchstaben ihres Alphabets, hatten jedoch drei anders woher entlehnte Zeichen für 6, 90 u. 900, nämlich die 6 durch ϛ (*στιγμα*), die 90 durch ϟ (Koppa, das hebr. Caph) u. die 900 durch ϡ (*σαμπι*, d. h. ein $\pi$ in einem alten *σιγμα*), so daß die Zahlenreihe so aussah: $\alpha$ 1, $\beta$ 2, $\gamma$ 3, $\delta$ 4, $\varepsilon$ 5, ϛ 6, $\zeta$ 7, $\eta$ 8, $\vartheta$ 9, $\iota$ 10, dann aber bezeichnete man mit $\varkappa$ 20, $\lambda$ 30, $\mu$ 40, $\nu$ 50, $\xi$ 60, $\pi$ 80, $\varrho$ 100, $\omega$ 800. Die stärkeren Zahlen wurden allemal links von den schwächeren gestellt, ein unter die Einer gestellter Strich vertausendfachte den Werth, also ͵$\alpha$ = 1000, ͵$\beta$ = 2000 2c. Ein Strich oben zur Rechten einer Zahl bedeutete einen Bruch, der 1 zum Zähler u. die Zahl zum Nenner hat $\zeta' = \frac{1}{7}$, $\pi\eta' = \frac{1}{88}$. Ein unter die Zahl gestelltes od. darein gezeichnetes $M$ (d. h. *μυριοι*, 10,000) bedeutete das 10,000fache des ursprünglichen Werthes, also $\underset{M}{\Pi}$ od. $\overline{\text{ΠM}}$ = 50,000. Die **Hebräer** bezeichneten die Einer mit den 9 ersten Buchstaben ihres Alphabets, die Zehner mit den 9 folgenden u. die 4 ersten Hunderter mit den letzten Buchstaben desselben, die 5 nächsten mit den Endzeichen der Buchstaben Kaph, Nun, Waw, Phe, Tsade; die Tausende werden wie die Einer mit zwei darüber gesetzten Punkten bezeichnet, die Zahlen aber bis an 1000 durch Nebeneinanderstellung ausgedrückt wie folgt:

| Einheiten | | | | Zehner | | | | Hunderter. | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Aleph | א | a | 1 | Jod | י | i | 10 | Koph | ק | q | 100 |
| Beth | ב | b | 2 | Caph | כ | c | 20 | Resch | ר | r | 200 |
| Gimel | ג | g | 3 | Lamed | ל | l | 30 | Schin | ש | sch | 300 |
| Daleth | ד | d | 4 | Mem | מ | m | 40 | Thau | ת | th | 400 |
| He | ה | h | 5 | Nun | נ | n | 50 | Endcaph | ך | | 500 |
| Waw | ו | v | 6 | Samech | ס | s | 60 | Endmem | ם | | 600 |
| Zaïn | ז | z | 7 | Aïn | ע | ö | 70 | Endwaw | ן | | 700 |
| Cheth | ח | ch | 8 | Phe | פ | ph | 80 | Endphe | ף | | 800 |
| Teth | ט | ts | 9 | Tsade | צ | ss | 90 | Endtsade | ץ | | 900 |

Die **Römer** bedienten sich ihrer Buchstaben als Zahlzeichen, also I für 1, II für 2, III für 3 u. IIII für 4, weil diese Linien die vier Finger der Hand bezeichneten, mit denen man zählte, 5 ward durch V ausgedrückt, weil der Daumen, wenn er geöffnet ist, mit dem Zeigefinger die Gestalt dieses Buchstabens hat, zwei V mit den Spitzen zusammengestellt bilden X, daher bedeutete dies 10. Ebenso entstanden ihre übrigen Zahlberechnungen D = 500, C = 100, L = 50 u. M = 1000. Ursprünglich formte man nämlich das M (mille, tausend) wie ein I mit einer Art Henkel an jeder Seite, nach u. nach trennte man diese Bezeichnung in drei Theile u. so entstand die Form CIƆ, schnitt man nun hiervon einen Theil weg, so blieb IƆ, also eine Art D, die Hälfte von M, also 500. Ebenso schrieb man früher das C (centum, hundert) wie ein langes E, nur ohne den Mittelstrich; theilte man nun dieses Zeichen in zwei Hälften, so blieben zwei L, also zweimal 50, denn ein L bedeutete die Hälfte von C, hundert, also 50. Aus diesen Zahlzeichen bildete man nun alle Zahlen, indem man die Zeichen für möglichst größere Werthe unmittelbar neben einander stellte, also 2 = II, 3 = III, 6 = VI, 40 = XXXX, 300 = CCC. Setzten sie aber das Zeichen für den kleinern Werth zur Linken des Zeichens für den größern Werth, so wollten sie andeuten, daß jenes subtraktiv zu nehmen sei, also IV = 4, IX = 9, XL = 40, XC = 90 2c.

Was nun unsere **jetzigen Zahlzeichen**, die sog. **arabischen Z.**, anlangt, so haben Einige sie für verderbte griech. Buchstaben erklärt, Andere dagegen ihre Erfindung den Pythagoräern zugeschrieben, während noch Andere behaupteten, der im J. 1003 als Papst Sylvester verstorbene Gerbert habe dieselben in Spanien von den Sarazenen kennen gelernt u. in das christliche Abendland verpflanzt. Jedenfalls ist erwiesen, daß seit dem 10. Jahrh. arabische Geometer zum Ausschreiben großer Zahlen sich dieser Z. bedienten. Seit indessen Silvestre de Sacy in einer Handschrift der Bibliothek der Abtei St. Germain d. Pr. die sog. Gobarschrift (Staubschrift) entdeckte, d. h. ganz anders gestaltete Z., bei deren Verbindung zu Zahlen über jeder Ziffer so viele Punkte sich fanden, als wir heute ihr Nullen nachsetzen würden, um ihre Stelle zu definiren, so konnte ein weiterer Zweifel an dem Ursprung unserer Zahlen nicht mehr statthaben. Die zwei Schreibarten stellen sich nun folgendermaßen:

| 1 | 2 | 3 | 4 | 5 | 6 | 7 | 8 | 9 | 0 | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| ١ | ٢ | ٣ | ٤ | ٥ | ٦ | ٧ | ٨ | ٩ | ٠ | heutige arabische Ziffern. |
| | | | | | | | | | | Gobarziffern. |

Ein eigentliches Nullzeichen findet sich zwar nicht bei den arabischen Mathematikern, jedoch kannten sie die Null. Inzwischen ist neuerlich von Wöpcke näher nachgewiesen worden (im „Journ. Asiat.“, 1863, Th. I, S. 27, 234, 442 ff.), daß sich die Araber überhaupt zweier Zifferarten bedienten, nämlich die im Oriente lebenden der östlichen (wie oben), die Araber Afrika's u. Spaniens aber der westlichen oder maghrebischen od. Gobarziffern. Erfunden haben aber die Araber sie auch nicht, sondern sie erhielten dieselben wahrscheinlich über Persien aus Indien im 8.—9. Jahrh. Ob aber der byzantinische Mönch Maximus Planudes, der in seinem Rechenbuch (*Ψηφοφορία*) eine Anweisung über die vier Grundrechnungsarten nach der indischen Methode (*κατ' Ινδοῦς*) lieferte, darin auch das Wort *τζίφρα* (sephira od. siffra, vom hebr. saphar, d. h. rechnen, zählen, davon unser „Ziffer“) zuerst anwendet (für die Null), aus arabischen od. indischen Quellen direkt schöpfte od. sich nur auf Nachrichten byzantinischer Kaufleute (1327) stützte, ist jetzt nicht nachzuweisen, seine Zahlzeichen sind indeß den ostarabischen (oben Nr. 1) sehr ähnlich. Wann in Indien aber dieselben erfunden sind, ist ebenfalls noch nicht nachgewiesen. Vielleicht hatte aber der Italiener Leonardo Fibonacci, der diese Zahlzeichen um 1202 in seinem Vaterlande einführte u. sie ausdrücklich als indische bezeichnete, sie aus derselben Quelle wie M. Planudes kennen gelernt. Nach England kam die Kenntniß derselben bald nachher (1233), nach Deutschland angeblich schon um 1306 (in Urkunden), obgleich sie eigentlich hier erst Adam Riese, seit 1522, durch seine Rechenbücher verbreitete; in Frankreich wurden sie erst unter Heinrich III. allgemein eingeführt (auf Münzen erst 1549) u. in Rußland erst unter Peter d. Gr. — Vgl. P. Treutlein, „Geschichte unserer Zahlzeichen u. Entwicklung der Ansichten über dieselben“ (Karlsruhe 1875).

1 2 3

10 11 12

20 33

100 200 122

1000 2000 112,000

10,000 20,000 10,514

Nr. 5655. Zahlzeichen der alten Aegypter.

**Zigeuner**, ein seit Anfang des 15. Jahrh. bei uns im Westen auftauchendes fremdartiges Wandervolk orientalischen Ursprungs u. Gepräges, welches bis heute noch seine aus dem fernen Osten mitgebrachte Sprache, wenn auch, je nach ihrem Wanderungsbezirk, mit europ. Wörtern vermischt, forterhalten hat u. bis jetzt weder durch Wohlthaten noch durch Androhungen u. Strenge der europ. Civilisation sich zugänglich zeigte. Die Z. haben braungelbe Hautfarbe, dichtes schwarzes, glänzendes Haar, welches stets lang u. wirr herabhängt, blendend weiße kleine Zähne, u. sind mittlerer Statur. Sie sind ein hochbegabtes Volk, aber arbeitsscheu, träge, leichtsinnig u. lügenhaft; ihre Geistesgaben verwenden sie mit Vorliebe dazu, die Christen zu betrugen (die Zigeunerinnen bes. durch ihre Wahrsagereien, die Männer durch Taschenspielerkünste 2c.), u. wo sie können, stehlen sie. Doch beweisen sie andererseits häufig ungemeine Dankbarkeit u. Anhänglichkeit gegen Die, welche sich ihrer angenommen

od. sie auch nur freundlich od. rücksichtsvoll behandelt haben. Religion haben sie gar keine, od. sie war ursprünglich eine sehr primitive (doch wie es scheint, nicht Polytheismus); bei uns geben sie sich stets, wo es von Gewinn für sie ist, für katholische Christen aus; so lassen sie gewöhnlich ihre Kinder oft mehrmals taufen, wegen der Pathengeschenke, nie werden aber dabei Z. selbst zu Pathen gebeten. Für Musik zeigen die Z. ganz außerordentliche Fähigkeiten. Die Poesie der Z. ist „im Ganzen dürftig u. armselig, u. nur selten begegnet man in ihren Liedern tiefer u. wahrer Empfindung in nicht sehr geschmückter poetischer Form" (Liebich). Man vergleiche jetzt die Märchen u. Lieder der rumänischen Z., welche Miklosich in seinen „Mundarten u. Wanderungen der Z." (IV u. V), wie die Poesien der engl. Z., die Leland in seinen „English-Gypsie Songs" (Lond. 1875) veröffentlicht hat, u. die das Urtheil Liebich's in Manchem etwas abschwächen u. mildern dürften. Dagegen sind die Z. durch ihr geheimnißvolles Aeußere u. Wesen, durch den Schleier, der über ihren ältesten Wanderungen bis vor Kurzem noch zu ruhen schien, wie durch den romantischen Anhauch ihrer unsteten Lebensweise u. ihres ganzen Treibens schon seit lange zu öfteren Malen Gegenstand der poetischen Darstellung geworden, vor Allem in Cervantes' Novelle „La Gitanilla", woraus dann später die verschiedenen Bühnenstücke, die den Namen „Preciosa" tragen, geflossen sind (vor allen die durch Weber's Musik bekannte Preciosa von Wolff, dann Longfellow's „The spanish student" u. a.), ferner W. Scott in mehreren seiner Romane, Puschkin in seinen „Zigeunern" ꝛc. Der den Z.n als typisch von Cervantes angedichtete Hang, Kinder zu rauben, ist sonst statistisch nicht nachzuweisen, in Verdachtfällen stellte sich meist die Unschuld der Z. heraus.

Was die verschiedenen Namen der Z. anlangt, so kommt der Name Z. selbst, mit dem sie nur von Anderen genannt wurden (mittelgriech. ἀτσιγκάνος, bulg. aciganj, cigan, magyarisch cigany, tschechisch cingan, cigan, daraus deutsch Z.), ursprünglich von der falschen Anschauung der Byzantiner her, daß die Z. mit der Sekte der Athinganoi in Phrygien, die im 9. Jahrh. auftauchte, identisch seien. Eine andere falsche Voraussetzung, zu der übrigens die Z. nach ihrer Einwanderung in Europa im 15. Jahrh. selbst Anlaß gaben, nämlich daß sie aus „Kleinägypten" kämen, gab den Namen Γύφτοι (neugriech.), Gypsies (engl.), Gitanos (span.) wie dem auf sie bezogenen Ausdruck Pharaoniten die Entstehung. Die Franzosen nannten u. nennen sie noch Bohémiens, weil die Z. zunächst aus Böhmen über Deutschland nach Frankreich kamen. In Südwestdeutschland u. in den Niederlanden hieß man sie Anfangs Heiden wie im Norden Tatern (verstümmelt aus Tataren, weil man sie dort zuerst für Mongolen hielt). Sie selbst nennen sich Kale od. Mellele, d. i. schwarze, Sinde od. Sind romi, d. i. Sindleute (Indusanwohner), Romani-tschave (d. i. Menschenkinder, daher romano, zigeunerisch) u. Romni-manusch, Romni-tschel (d. i. Menschenvolk). Der hindostanische Ursprung der Z., den zuerst Grellmann 1787 aus historischen Gründen (der bis dahin allgemein geltenden Ansicht, sie seien ägyptischen Ursprungs, gegenüber) nachzuweisen versuchte, wurde durch die späteren Forschungen über die Sprache der Z. (vor Allem durch Pott's Arbeiten) für immer sicher festgestellt. Dieselbe hat sich als einer der neuindischen, vom Sanskrit u. Prakrit abstammenden Volksdialekte (s. „Sanskrit") entpuppt u. steht dem Sindi, dem nordwestlichsten dieser Dialekte, am nächsten. Von dort her also muß ihre Wanderung den Anfang genommen haben, ja durch die Ausscheidung der verschiedenen Lehnworte in den einzelnen Zigeunerdialekten hat neuerdings Miklosich sogar die einzelnen Stationen ihrer Wanderung von Armenien u. dem Byzantinischen Reiche an bis ins westl. Europa, von denen man auf anderm Wege nie sichere Spuren gefunden hätte, nachgewiesen.

Nr. 5656. Zigeuner auf der Wanderung.

Bereits im 8. Jahrh. n. Chr. muß, von uns unbekannten Verhältnissen veranlaßt, die Auswanderung der Z. aus dem Indusgebiet stattgefunden haben, denn am Anfang des 9. Jahrh. tauchen sie in Byzanz von Phrygien u. Lykaonien her auf, wurden aber von den Griechen kurz darauf infolge ihrer Betrügereien wieder des Landes verwiesen. Von Indien aus waren sie über Persien u. Armenien nach Kleinasien gekommen. (Bestätigt wird dies durch eine schon im 10. Jahrh. von einem arabischen Historiker erzählte Geschichte, nur daß dieser ihre Wanderung nach Persien, die kaum vor dem 8. Jahrh. stattgefunden haben kann, sagenhaft an den im 5. Jahrh. lebenden Sassanidenkönig Behrâm-Gur anknüpft, welcher sich um 420 n. Chr. vom ind. Radscha von Kanodsch 12,000 Musiker nach Persien verschrieben haben soll; diese Leute hätten sich Luri genannt, wie noch heute die pers. Z. heißen.) Nachdem so jene kleinasiatischen Z. aus Byzanz wieder spurlos verschwunden, finden wir die Z. erst wieder 1241 in Europa, u. zwar in der Walachei, obwol Einige dieses Datum bestreiten. Sicher sind sie aber für das J. 1322 in Kreta nachgewiesen (dort heißen sie wieder Atsinkani, wie seinerzeit bei den Griechen), 1346 in Korfu, bald darauf an der Korfu gegenüberliegenden epirotischen Küste, u. 1370 in der Walachei. 1398 werden sie zuerst in Nauplia erwähnt, müssen aber im Peloponnes schon geraume Zeit vorher ansässig gewesen sein. Von der Balkanhalbinsel aus können wir nun weiter ihre Wanderung über Ungarn nach Böhmen verfolgen, in dessen Annalen sie zuerst 1416, u. zwar nicht mit Worten, die sie als ein erst gestern dort aufgetauchtes Volk erscheinen ließen, erwähnt werden. Mit dem J. 1417 endlich beginnt die Geschichte der Z. im Westen Europa's. Damals war

es, daß, wahrscheinlich von Ungarn her über Böhmen, 4—500 Mann als Vormarsch vorausgeschickt wurden, um einstweilen das Land zu besehen. Zu Konstanz, wo gerade das Konzil tagte, gelang es den Führern, sich Empfehlungsschreiben von Kaiser Sigismund zu verschaffen, und damit zogen sie nun ins Gebiet der deutschen Hansestädte. Bald kam man der wahren Natur dieser Leute u. ihren Diebereien u. Betrügereien auf den Grund, u. nun drückten sie sich von Stadt zu Stadt in Nord- u. Mitteldeutschland weiter, waren plötzlich 1418 in der Schweiz, 1419 in Südfrankreich, 1422 in Bologna, 1427 vor Paris, 1432 wieder auf deutschem Boden u. dann für mehrere Jahre scheinbar für immer verschwunden, bis 1438 der große Nachschub von Ungarn aus, viele Tausende stark, in Deutschland, u. zwar zuerst in Bayern, anlangte, von welcher Zeit ab Europa bis heute sie nicht wieder loswerden sollte. Von nun an ist ihre Geschichte trotz der oft barbarischen Maßregeln, die von den Regierungen, bes. im 16. Jahrh., zu ihrer Ausrottung angewandt wurden, nur die einer stets überhandnehmenden Verbreitung u. Vermehrung der Z. in den europ. Ländern, unter welchen wiederum Frankreich u. Italien sie am wenigsten haben aufkommen lassen, England (wo sie zuerst 1450 erschienen) u. vor Allem Spanien (dort seit 1447) für sie der günstigste Boden geworden sind. In letzterem Lande zählte man heut allein 40—50,000 Z.

Nr. 5657. Der Zillerthaler Ferner.

Erst seit dem vorigen Jahrh. fing man in Europa an, sie menschlich zu behandeln, worin vor Allen Maria Theresia u. Josef II. rühmlichen Anfang gemacht haben; die Civilisationsversuche, die Letztere an ihnen machen wollten, sind jedoch nicht gelungen. Das goldene Land ihrer Zukunft dürften wol die westl. Staaten Amerika's werden, wo sie vom St. Lorenzstrom bis zum Rio Grande schon jetzt in kleinen Banden anzutreffen sind.

Aus der reichen Literatur über die Z. nennen wir als das Wichtigste nur: Grellmann, „Historische Versuche über die Z." (Gött. 1787); Pott, „Die Z. in Europa u. Asien" (2 Bde., Halle 1844—45); Bataillard, „De l'apparition et de la dispersion des Bohémiens en Europe" (Par. 1844); Liebich, „Die Z." (Lpz. 1863); Hopf, „Die Einwanderung der Z. in Europa" (Gotha 1870); Miklosich, „Ueber die Mundarten u. die Wanderungen der Z. Europa's" (I—VIII, Wien 1872—77, aus den „Denkschriften der Akademie der Wissenschaften", Bd. 21—27); Leland, „The english Gypsies and their language" (Lond. 1873); Borrow, „Romano Lavo Lil or Wordbook of the english Gypsy-Language" (ebd. 1874); Smart u. Crofton, „Dialects of the english Gypsies" (ebd. 1875) u. endlich den sehr übersichtlichen Artikel „Origin and Wanderings of the Gypsies" in der „Edinburgh Review" (Juli 1878, S. 117—146).

**Zillerthal**, rechtes Seitenthal des Inn in Tirol, beginnt bei Straß im Innthale, zieht sich ziemlich 17 Stunden lang im Thonglimmerschiefer u. Gneis bis an die Pusterthaler Grenze u. an die Wasserscheide zwischen Etsch u. Inn; es verzweigt sich bei Mayerhofen in die vier Gründe des Zillers, der Stillupp, des Zemm- u. des Tuxer- od. Duxerbaches u. hat als größte Nebenthäler weiter unterhalb rechts das Gerlosthal u. den Murzengrund, links das Finsing- od. Pankrazen- u. das Oechselthal. Das ganze Gebiet des Zillerbaches umfaßt über 15 □M. mit wenigstens 16,000 E. Das Hauptthal selbst ist an seinem Eingange breit u. etwas einförmig; die Thalberge zeigen regelmäßige Formen u. sind bis hinauf bewaldet; der Thalgrund ist fruchtbar, nur theilweise etwas sumpfig. Gegen Zell hin wird es enger; im Hintergrunde zeigen sich Schneeberge u. Gletscher. Die anmuthigste Partie des Ganzen aber ist die Gegend um Mayerhofen, die von einem Cirkus schön geformter, durch großen Mineral- u. Pflanzenreichthum u. bedeutenden Gemsenstand ausgezeichneter Gebirge mit großartigster Hochgebirgsnatur umschlossen wird. Die Bewohner treiben Ackerbau u. Viehzucht; viele ziehen auch als Teppich- u. Handschuhhändler od. Sänger ins Ausland; ihre malerische Tracht ist indeß in ihrer Heimat im Verschwinden. Die Hinneigung zum Protestantismus veranlaßte einen Theil der Bewohner von Zell, Hippach, Mayerhofen, Finkenberg, Bransberg &c. in den 30er Jahren aus der katholischen Kirche auszutreten; im August 1837 verließen ihrer 448 die Heimat, wurden in Preußen freundlich aufgenommen u. gründeten die Kolonie Hoch-, Mittel- u. Nieder-Z. bei Erdmannsdorf in Schlesien, Kreis Hirschberg.

**Zillerthaler Alpen** (von Sonklar's Tuxer- u. Zillerthaler Alpen) ist eine Hochgebirgsgruppe, die sich von der Brennerstraße bis zur Birnlücke od. dem Ahren- u. Krimler-Achenthale erstreckt, aus Granit u. Gneis besteht u. über 40 □M. umfaßt. Sie zeichnet sich aus durch großartige Schönheit einzelner Theile u. durch absolut bedeutende Erhebung ihrer Hochgipfel; 93 Spitzen steigen über 3000 m., die höchste, der Hochpfeiler, bis 3556 m., der Olperer in der Tuxer Gruppe bis 3489 m. auf.

**Zimmer**, franz. le timbre de 40 peaux, engl. the timber of 40 skins, ein Zählmaß im Pelzhandel von 40 Stück.

**Zimmermann**, Albert, nambafter Landschaftsmaler, geb. zu Zittau 1809; erhielt seine erste künstlerische Ausbildung in Dresden, die weitere in München, wurde darauf an die Akademie in Mailand u. später nach Wien berufen, wo er auf die jüngeren Talente den wohlthätigsten Einfluß übt. Seine höchst poetischen Landschaften, meistens im Charakter der deutschen Hochgebirge, fesseln nach der Weise Ruysdael's durch ihre erhabenen Gedanken, wissen die Beleuchtung meisterhaft zu beherrschen u. haben sehr häufig bedeutungsvolle historische od. mythologische Staffage. Dahin gehören z. B. ein „Böhmischer Judenkirchhof" (1834), eine „Felsenlandschaft mit kämpfenden Kentauren" (Neue Pinakothek), „Der Chiemsee im Sturm", „Faust u. Mephistopheles am Hochgericht", „Ein Bergsturz", „Der Obersee bei Berchtesgaden", „Ave Maria bei Genazzano", „Fichtenlandschaft", „Sonnenuntergang am Hintersee" &c. Bisweilen entlehnte er seine Motive den Niederungen Norddeutschlands, doch ist der Süden mit seinen großen plastischen Formen mehr sein Terrain. — Auch seine sämmtlich in Zittau geborenen jüngeren Brüder haben sich als Landschaftsmaler bekannt gemacht. Der älteste, August Maximilian **Z.**, geb. 7. Juli 1811, war Anfangs Lithograph in Dresden u. widmete sich unter Anleitung seines Bruders Albert (s. o.) erst spät der Landschaftsmalerei, in der er sich nam. durch Stimmungsbilder auszeichnete u. mit Vorliebe Eichenwälder darstellte. Einige seiner besten, sowol Sommer- als Winterbilder, besitzt die Neue Pinakothek. Er starb in München 30. Dez. 1878. Bedeutender als der zweite Bruder, Robert **Z.** (geb. 1815, gest. 1864), der ebenfalls Bilder der südl. Gebirgswelt malte, war August Richard **Z.**, Landschafts- u. Genremaler, geb. 2. März 1820. Anfangs in Dresden ein Schüler von Ludwig Richter, folgte er 1838 seinen Brüdern Albert u. Max nach München. Gegen den Wunsch Albert's, der ihn gern zum Historienmaler bilden wollte, erwählte er die Landschaft, in der er aber zugleich der Staffage eine größere Bedeutung einräumte als gewöhnlich. Seine zahlreichen, meistens dem bayerischen Hochgebirge entlehnten Bilder sind sehr poetisch u. in harmonischer Farbe durchgeführt. Vier seiner besten besitzt die Neue Pinakothek, eine treffliche Winterlandschaft der deutsche Kaiser. Eine Zeit lang lebte Z. in Prag, später kehrte er nach München zurück, wo er 5. Febr. 1875 starb.

**Zimmermann**, Clemens v., Historienmaler, geb. 8. Nov. 1789 zu Düsseldorf; erhielt dort den ersten Unterricht in der Kunst von Langer u. folgte dann der Gemäldegalerie seiner Vaterstadt nach München, wo er zuerst 1814 mit einem „Opfer Noah's" auftrat. Nachdem er eine Zeit lang Direktor der Kunstschule in Augsburg gewesen war, ging er nach Italien, studirte dort die Werke Rafael's

u. ließ sich dann in München als Historien- u. Portraitmaler nieder, arbeitete an dem Bilderschmuck der Arkaden des Hofgartens u. der Säle des Königsbaues u. führte einige Fresken von Cornelius in der Glyptothek u. dessen Fresken in den Loggien der Pinakothek aus. Später besuchte er Italien noch mehrere Male. Seine Oelbilder, meist religiösen Inhalts, z. B. eine „Vermählung der heil. Katharina“, eine „Heilige Cäcilie mit singenden Engeln“, der „Abschied des jungen Tobias“, „Cimabue u. Giotto“ (Neue Pinakothek) 2c., sind voll Wärme u. Lieblichkeit des Ausdrucks, leiden aber noch an dem Gegensatz des früheren akademischen u. des romantischen Stils. Von 1846—65 war er Direktor der Centralgemäldegalerie zu München u. starb daselbst 24. Jan. 1869.

**Zimmermann**, Ernst, namhafter Kanzelredner, theologischer u. pädagogischer Schriftsteller, geb. 18. Sept. 1786 zu Darmstadt; studirte in Gießen Philologie u. Theologie u. wirkte zuerst seit 1805 als Lehrer zu Auerbach an der Bergstraße. Seine philologische Befähigung bewies er in dieser Stellung durch eine Ausgabe des Euripides (4 Bde., Frankf. 1808—15), wie später durch eine solche von der Kirchengeschichte des Eusebius (2 Bde., ebd. 1822). 1809 wurde Z. Diakonus zu Großgerau, 1814 Hofdiakonus u. 1816 Hofprediger zu Darmstadt, wo er zugleich mit der Erziehung mehrerer Prinzen des großherzoglichen Hauses betraut war. Er starb 24. Juni 1832 kurz nach seiner Ernennung zum Prälaten. Das größte Verdienst erwarb sich Z. durch die Begründung zweier einflußreicher Organe für die positiv kirchliche Mittelpartei, die „Allgemeine Kirchenzeitung“ (Darmst. 1822 f., nachmals fortgesetzt von seinem Bruder Karl Z.), mit der seit 1824 auch ein „Theologisches Literaturblatt“ verbunden war, u. die „Allgemeine Schulzeitung“ (ebd. 1824 f., seit 1832 fortgesetzt von Karl Z. u. A., seit 1875 von V. Stoy in Jena). Auch das von Z. begründete „Jahrbuch der theologischen Literatur“ (Bd. I, Essen 1832) wurde von Karl u. Georg Z. bis 1838 fortgesetzt. Weite Verbreitung fanden mit Recht Z.'s gesammelte „Predigten“ (8 Thle., Darmst. 1815—30). Außerdem gab er ein „Homiletisches Handbuch für denkende Prediger“ (4 Bde., Frankf. 1811—22), die „Monatsschrift für Predigerwissenschaften“ (6 Bde., Darmst. 1821—24) u. mit Anderen den „Geist aus Luther's Schriften“ (4 Bde., ebd. 1827—31) heraus. — Vgl. „Ernst Z., nach seinem Leben, Wirken u. Charakter geschildert von seinem Bruder Karl Z.“ (Darmst. 1833).

**Zimmermann**, Johann Georg, Ritter v., ausgezeichneter Arzt u. philosophischer Schriftsteller, geb. zu Brugg im Kanton Aargau 8. Dez. 1728; studirte in Göttingen Medizin u. legte bereits durch seine Doktordissertation „De irritabilitate“ (Gött. 1751) den Grund zu seiner Berühmtheit. Nach einer Reise durch Holland u. Frankreich übernahm er das Stadtphysikat in seiner Vaterstadt, von wo er 1768 als erster Leibarzt des Königs von England nach Hannover übersiedelte. Auch Friedrich d. Gr. berief ihn in seiner letzten Krankheit. Eigene Kränklichkeit u. leidenschaftliche Empfindlichkeit ließen allmählich in Z. eine seltsame düstere Ansicht von der Welt u. dem Leben aufkommen u. ihn durch diese immer mehr beherrschen, was auch in seinen letzten Schriften zum Ausdruck kam. Schließlich glaubte Z., die Franzosen stellten ihm, dem Aristokraten, nach, u. da er in diesem Verfolgungswahn jeden Augenblick fürchtete, sein Haus von den eindringenden Feinden zerstört zu sehen, brachte man ihn nach Eutin, doch kehrte er bald nach Hannover zurück, wo er 7. Okt. 1795 starb. Reich an tiefen u. originellen Gedanken, wie höchst anziehend geschrieben sind seine berühmten Schriften: „Ueber die Einsamkeit“ (Zür. 1755; gänzlich umgearbeitet, 4 Bde., Lpz. 1784 f.); „Vom Nationalstolze“ (Zür. 1758 u. ö.) u. „Von der Erfahrung in der Arzneikunst“ (2 Bde., ebd. 1764; 3. Aufl. 1831). Außerdem sind hervorzuheben: „Ueber Friedrich d. Gr. u. meine Unterredung mit ihm kurz vor seinem Tode“ (Lpz. 1788); „Vertheidigung Friedrich's d. Gr. gegen den Grafen Mirabeau“ (Hann. 1788) u. „Fragmente über Friedrich d. Gr.“ (3 Bde., Lpz. 1789). Vergl. Bodemann, „J. G. Z. Sein Leben u. bisher ungedruckte Briefe an denselben“ (Hann. 1878).

**Zimmermann**, Franz Joseph, deutscher Philosoph, geboren 21. März 1795 zu Wendlingen bei Freiburg i. Br.; wandte sich, nachdem er bis dahin als Bauer gelebt, 1814 zu Freiburg dem theologischen, später dem philosophischen Studium zu. Nach dreijähriger Thätigkeit als Lehrer bei E. von Fellenberg in Hofwyl habilitirte er sich 1823 für Philosophie in Freiburg, wurde 1828 außerord. Prof. daselbst, starb jedoch schon 23. Sept. 1833. Von seinen Schriften sind bes. zu nennen: „Untersuchung über Raum u. Zeit“ (Freib. 1824); „Metaphysik od. Lehre über Einheit, Vielheit u. Einzelheit“ (ebd. 1827) u. „Denklehre zum Gebrauche bei Vorlesungen“ (ebd. 1832), letztere ein geschätzter Abriß der Logik.

**Zimmermann**, Karl (Bruder von Ernst Z., s. d.), namhafter Kanzelredner, hochverdient als einer der Hauptbegründer des Gustav-Adolf-Vereins (s. d.), geb. 23. Aug. 1804 zu Darmstadt; bekleidete zuerst mehrere Schulämter, seit 1829 auch eine Predigerstelle daselbst, stieg 1842 zum ersten Hofprediger, 1847 zum Prälaten auf u. starb zu Darmstadt 12. Juni 1877. Seine literarische Thätigkeit war theils der Fortsetzung der von seinem Bruder Ernst (s. d.) gegründeten „Allgemeinen Schulzeitung“ sowie (bis 1852) der „Allgemeinen Kirchenzeitung“ gewidmet, theils der Herausgabe zahlreicher

Nr. 5658. Karl Zimmermann (geb. 23. Aug. 1804, gest. 12. Juni 1877).

gediegener Predigten, von denen wir hervorheben: „Die Bergpredigt“ (2 Bde., Neust. 1836—37); „Das Leben Jesu in Predigten“ (Darmst. 1837—39); „Die Gleichnisse u. Bilder der heil. Schrift“ (7 Bde., ebd. 1840—51). Außerdem gab er „Luther's reformatorische Schriften“ (4 Bde., ebd. 1846—50) u. seit 1834 die „Sonntagsfeier“, ein Wochenblatt für Kanzelberedsamkeit u. Erbauung, heraus. Seine eifrigsten Bemühungen galten jedoch bis an sein Ende der Förderung des Gustav-Adolf-Vereins, der erst durch seinen Aufruf vom 31. Okt. 1841 die nachmalige Bedeutung erlangte. Eine seiner letzten Thaten war die Anregung zu der großartigen Jubiläumsgabe für die Evangelischen in Oesterreich auf das J. 1881. Der bisherigen Thätigkeit des Vereins setzte er ein Denkmal in dem Werke „Die Bauten des Gustav-Adolf-Vereins“ (2 Bde., Darmst. 1860 ff., zuletzt 1876), u. in der ausführlichen Darstellung „Der Gustav-Adolf-Verein nach seiner Geschichte, seiner Verfassung u. seinen Werken“, aus seinem Nachlaß herausgeg. von Wilh. Z. (ebd. 1878).

**Zimmermann**, Reinhard Sebastian, vorzüglicher Genremaler, geb. 9. Jan. 1815 zu Hagnau am Bodensee; widmete sich Anfangs wider seine Neigung dem Kaufmannsstande u. war noch 1840 in einem Handlungshause in Freiburg i. Br. angestellt, bezog dann aber die Akademie zu München, wo sich bes. sein Landsmann, der Thiermaler Eberle, seiner annahm. 1844 ging er nach Paris, wo er nam. Portraits malte, bereiste noch England u. Belgien u. ließ sich darauf in München als Genremaler nieder. Einen glücklichen Griff that er

gleich mit seinem ersten Bilde in dieser Richtung, dem humoristischen Gemälde „Die heiligen drei Könige“. Zu den besten seiner übrigen Werke, die sich durch geschickte Motive, treffliche Charakteristik u. feinen Farbensinn auszeichnen, gehören „Die theure Zeche“, „Die junge Wohlthäterin“, „Landleute im Schlosse“, „Die Bettelmusikanten“, „Der Liebesbrief“ (Museum in Karlsruhe), „Die Fischerhütte“, „Der verirrte Sohn“, „Die Impfstube“, „Der Schrannentag in München“ (Museum in Köln), „Das Zweckessen“, „Das unterbrochene Kartenspiel“ ꝛc.

**Zimmermann,** Eberhard August Wilhelm v., Physiker u. Geograph, geb. zu Uelzen (Hann.) 17. Aug. 1743; studirte in Göttingen u. Leyden Naturwissenschaft, bekleidete 1766—1801 die Professur der Physik am Carolinum in Braunschweig, machte in wissenschaftlichem Interesse mehrere Reisen nach England, Italien, Frankreich (wo er den Ausbruch der Revolution erlebte), Rußland u. Schweden, ward 1801 geadelt u. erhielt den Titel eines Geh. Etatsraths u. starb zu Braunschweig 4. Juni 1815. Durch seine Freimüthigkeit u. seinen Franzosenhaß brachte er sich zu wiederholten Malen in Gefahr. Von seinen Schriften sind zu nennen: „Geographische Geschichte des Menschen u. der allgemein verbreiteten vierfüßigen Thiere“ (2 Bde., Lpz. 1778—83); „Ueber die Kompressibilität u. Elastizität des Wassers“ (ebd. 1799); „Allgemeine Blicke auf Italien“ (Gotha 1797); „Frankreich u. die Freistaaten von Nordamerika“ (Berl. 1795); „Allgemeine Uebersicht Frankreichs von Franz I. bis auf Ludwig XVI. u. der Freistaaten von Nordamerika“ (2 Bde., ebd. 1800); „Geographisches Taschenbuch od. Taschenbuch der Reisen“ (12 Bde., Lpz. 1801—13); „Die Erde u. ihre Bewohner“ (ebd. 1810—13, 5 Thle., ein Auszug aus dem vorgen. Werke) u. A. m.

**Zimmt,** der Name einer Anzahl gewürziger Rinden von Bäumen aus der Familie der Laurineen od. Lorbergewächse; im Handel pflegt man drei Hauptsorten zu unterscheiden, die sämmtlich als Gewürz benutzt werden: den echten od. Ceylonzimmt, die Cassia u. die Holzcassia. Hieran reihen sich noch einige andere Rinden, die eigentlich nicht zu den Zimmtarten gehören, gewöhnlich aber als solche bezeichnet werden, nämlich der weiße Z. u. der Nelkenzimmt. Die feinste Sorte ist der Ceylonzimmt od. echte Z., der von Cinnamomum ceylanicum (*Breyn.*) (s. „Cinnamomum“) stammt. Man hat den Baum schon längst nach anderen tropischen Ländern verpflanzt, nam. nach dem Festlande Indien, nach Java, Westindien u. Südamerika; doch kommen die in diesen Ländern gezogenen Rinden nicht der in Ceylon gewonnenen gleich. Die Zimmtbäume werden durch Samen vermehrt, u. es kann schon von dreijährigen Bäumchen Z. gewonnen werden. Da die dünnen Zweige den besten Z. liefern, so werden die Bäumchen wie bei uns die Korbweiden geköpft, wodurch der Stamm gezwungen wird, einen ganzen Busch von Trieben zu bilden. Bei der im Mai beginnenden Ernte schneidet man die Zweige ab, löst dann mit einem Messer die Rinde ab u. entfernt von dieser durch Abschaben die äußere Bedeckung; die so gereinigte Bastschicht legt man, nachdem man vorher 6—8 solcher Rinden in einander geschoben hat, zum Trocknen in die Sonne. Der so erhaltene Ceylonzimmt bildet lange zerbrechliche Röhren von heller, bräunlichgelber Farbe, feinem aromatischen Geruch u. süßlichem, zugleich etwas brennendem, gewürzhaftem Geschmack. Die einzelnen Rinden sind nicht dicker als ein Kartenblatt. Die bei der Zubereitung erhaltenen Abfälle sowie die stärkeren unverkäuflichen Rinden destillirt man in Colombo mit Wasser u. gewinnt so das Ceylonzimmtöl (s. „Zimmtöl“). Eine zweite Sorte, der chinesische Z. od. die Zimmtcassia, auch blos Cassia genannt (Cortex cassiae), ist die ganz eben so zubereitete Rinde od. Bastschicht von Cinnamomum Cassia (*Bl.*), eines im südl. China u. in Cochinchina heimischen Baumes, der dort sowie auch auf den Sundainseln kultivirt wird. Die Cassia ist dunkler als der Ceylonzimmt, fast röthlichbraun gefärbt, die einzelnen Rinden sind auch dicker, selten unter 1 mm.; Geruch u. Geschmack nicht so fein. Die dritte Sorte, Cassia lignea od. Holzcassia, ist die geringste; man glaubte früher, daß sie von einem besonderen Baume abstamme, den Linné Laurus Cassia nannte, allein neuere Untersuchungen haben ergeben, daß die Holzcassia nur eine verwilderte Form des ceylonischen Zimmtbaumes ist, der nach dem indischen Festlande gebracht wurde. Diese Sorte Z. steht der chinesischen Cassia nahe, ist jedoch weniger fein u. gewürzhaft als diese, der Geschmack nam. sehr schleimig. Man benutzt die verschiedenen Zimmtrinden als Gewürz sowie auch zu medizinischen Zwecken u. zur Herstellung aromatischer Liköre. Der Gebrauch des Z.s als Gewürz reicht bis in die ältesten Zeiten hinauf. Phönitier u. Aegypter trieben schon 400 Jahre v. Chr. Handel mit Z. Im Mittelalter wurde Z. von den Italienern aus dem Oriente nach Europa gebracht. Als der Seeweg um das Kap gefunden war, gerieth dieser Handel in die Hände der Portugiesen; Letztere wurden jedoch zu Anfang des 17. Jahrh. aus ihren Plätzen von den Holländern verdrängt, welche die Kultur des Z.s beschränkten u. Maßregeln trafen, um seine Kultur in anderen Theilen Indiens, als Ceylon, unmöglich zu machen. Die jährliche Ausfuhr von Z. aus Ceylon betrug zu jener Zeit schon ca. 200,000 Kg. Nachdem Ceylon 1796 in engl. Besitz übergegangen, wurde der Anbau u. Verkauf des Z.s Monopol der engl. Regierung; 1833 zwar wurde das Monopol wieder aufgehoben, dafür aber eine sehr hohe Ausfuhrsteuer eingeführt. Die Folge davon war, daß der Verbrauch von Cassia immer mehr zunahm. Hamburg allein bezieht jährlich an Zimmtcassia 30—50,000 Kisten à 30 Kg. Der sog. weiße Z. od. weiße Caneel ist die unbedeckte Rinde von Canella alba (*Murr.*), eines auf den Antillen wachsenden Baumes aus der Familie der Canellaceen; diese Sorte besteht aus dicken, gelblichgrauen Röhrenstücken von zimmtähnlichem Geruch u. beißendem gewürzhaften Geschmack. Man benutzt den weißen Z. gewöhnlich nur als Zusatz bei der Likörbereitung. Dasselbe gilt auch von dem Nelkenzimmt (Cassia caryophyllata), der Rinde eines südamerikanischen Baumes, Dicypellium caryophyllatum (*Nees*); diese Rinde ist dunkelbraun, ihr Geruch u. Geschmack erinnert gleichzeitig an Z. u. Nelken.

**Zimmtbaum,** s. „Cinnamomum“.

**Zimmtblüten** (Flores Cassiae), die nach dem Verblühen gesammelten u. getrockneten Blüten eines in Cochinchina heimischen Baumes, Cinnamomum Loureirii (*Nees*), möglicherweise aber auch verschiedener anderer wildwachsender Zimmtbäume. Die Z. sind kleine, umgekehrt kegelförmige, harte Körperchen von dunkelbrauner Farbe; sie besitzen einen süßen, zimmtartigen Geschmack, aber nur schwachen Geruch. Man benutzt sie als Gewürz; ihr Verbrauch ist jedoch bedeutend geringer als der der Zimmtcassia.

**Zimmtöl.** Die verschiedenen Sorten von Zimmt verdanken ihren aromatischen Geruch u. Geschmack größtentheils einem Gehalte von ätherischem Oele, welches durch Destillation mit Wasser od. Wasserdampf, meist aus Abfällen der Rinden, schon in ihrem Vaterlande destillirt u. von dort in bedeutenden Mengen importirt wird. Das feinste u. theuerste ist das Ceylonzimmtöl (Oleum Cinnamomi acuti); dasselbe ist hellgelb, wird aber mit der Zeit röthlichbraun u. besitzt den Geruch des Ceylonzimmts in höchstem Grade; es wird jedoch seines sehr hohen Preises wegen nur wenig verwendet. Das gewöhnliche Z. des Handels, das Cassiaöl, wird in China aus der Zimmtcassia destillirt, ist gelblichbraun, sehr dickflüssig, besitzt einen starken, aber nicht sehr feinen Zimmtgeruch. Man verwendet es meist zu Parfümeriezwecken. Dasselbe gilt von dem Nelkenzimmtöl. Der Hauptbestandtheil der Z.e ist das Cinnamylhydrür od. der Aldehyd der **Zimmtsäure** (Cinnamylsäure), eine der sog. aromatischen Säuren, welche sich im Perubalsam, Tolubalsam, Storax, in altgewordenem Zimmtöl u. einigen Sorten Benzoë vorfindet, aber auch künstlich durch Oxydation des Zimmtaldehyds erhalten werden kann. Sie erscheint in großen, farb- u. geruchlosen Krystallen des monoklinischen Systems u. besitzt einen gewürzhaften, hinterher schwach kratzenden Geschmack.

**Zingarelli,** Nicolo Antonio, ital. Komponist, geb. zu Neapel 4. April 1752; kam frühzeitig auf das Konservatorium di Loreto zu Neapel, wo Fenaroli sein Lehrer in der Setzkunst wurde, genoß nach dem Austritt aus dem Konservatorium noch die Unterweisung des Abbate Speranza u. brachte 1781 in Neapel seine erste Oper, „Montezuma“, zur Aufführung, aber ohne Erfolg. Mehr Glück hatten seine nächsten Opern „Alzinda“ u. „Telemacco“, 1785 zu Mailand aufgeführt, für welche Stadt er bis 1803 eine ganze Reihe von Opern lieferte, darunter die für seine beste gehaltene „Giulietta e Romeo“ (1796). Inzwischen war er 1789 auch nach Paris berufen worden, um für die Große Oper „Antigone“ zu setzen, welche aber mißfiel; 1792 wurde er Kapellmeister am Dom zu Mailand, vertauschte jedoch diese Stelle bereits 1794 mit der an der Santa Casa zu Loreto, wurde 1804, nachdem er inzwischen eine beträchtliche Anzahl von Opern für verschiedene ital. Städte geliefert hatte, Kapellmeister an der Kirche San Pietro in Vaticano zu Rom, 1811 aber auf seine Weigerung hin, zur Feier der Geburt des Königs von Rom in seiner Kirche ein Tedeum singen zu lassen, zwangsweise nach Paris gebracht, wo er indeß zu seinem Erstaunen nicht nur keine Strafe, sondern von Napoleon, der seine Musik liebte, sogar Geschenke u. den Auftrag, für die kaiserl. Kapelle eine Messe zu komponiren, erhielt. Inzwischen war seine Stelle in Rom vergeben worden u. Z. wandte sich nun gegen

Ende 1812 nach Neapel, wo er bald darauf Direktor der Musikschule San Sebastiano, 1816 Paesiello's Nachfolger als Kapellmeister an der Kathedrale wurde u. 5. Mai 1837 starb. — Z.'s Erfolge als Opernkomponist beruhten weniger auf dem Werthe seiner Werke, als darauf, daß er in denselben für die großen ital. Sänger u. Sängerinnen jener Zeit dankbare Partien schuf. Außer seinen gegen 40 Opern schrieb Z. zahlreiche Kirchensachen, die aber nur das Verdienst der Routine haben.

**Zingiber**, s. v. w. Ingwer.

**Zink** (Spiauder, Zincum), ein metallisches Element, welches in der Natur nie gediegen, sondern stets nur in Verbindung mit Sauerstoff od. Schwefel als Zinkerz vorkommt. Die Schwefelverbindung heißt Zinkblende u. enthält 67 % Zinkmetall; die Sauerstoffverbindung, das Zinkoxyd, findet sich theils mit Kohlensäure, theils mit Kieselsäure vereinigt als Galmei (s. d.); erstere Verbindung wird auch als edler Galmei od. Zinkspath bezeichnet. Außerdem kommt das Z. noch als Bestandtheil einiger anderer, jedoch seltener Mineralien vor. Der Galmei war schon den Alten bekannt; man benutzte ihn zur Bereitung des Messings, ohne jedoch zu wissen, daß Z. darin enthalten ist. Arabische Schriftsteller bezeichnen die messinggebende Substanz climia, aus welchem Worte calimia od. lapis calaminaris (Galmei) entstanden sein soll. Aristoteles berichtet im 4. Jahrh. v. Chr. von einer bei den Mossinöciern am Schwarzen Meere vorkommenden Erde, aus welcher beim Zusammenschmelzen mit Kupfer ein sehr glänzendes u. helles Metall entstehe. Möglicherweise ist das Wort Messing (Mössing) aus der Bezeichnung mössinöcisches Metall entstanden. Plinius bezeichnet das Zinkerz eben so wie die sog. Ofenbrüche als cadmia. Erst Agricola u. einige andere Schriftsteller (Libavius, Fabricius, Mathesius) brauchen gegen Ende des 16. Jahrh. das Wort Z., aber meinen damit das Zinkerz. Wenn schon im 15. Jahrh. bei Basilius Valentinus u. Paracelsus derselbe Name für ein eigenthümliches Metall vorkommt, ist wahrscheinlich damit das Wismuth gemeint, denn beide Metalle wurden bis in das 17. Jahrh. mit einander verwechselt. Stahl sprach 1718 zuerst die Ansicht aus, daß sich bei der Messingbereitung mittels Kupfer u. Galmei aus letzterem ein Metall reduzire u. daß das Z. das Metall des Galmeis sei. 1725 machte Henkel bekannt, es lasse sich aus Galmei ein Metall darstellen, er hielt aber sein Verfahren geheim; dagegen wurde 1742 durch v. Swab u. 1746 durch Marggraf Z. mittels Reduktion von Galmei in verschlossenen Gefäßen dargestellt. Die Eigenschaften des Z.s u. seiner Verbindungen wurden dann später von Bergmann, J. Smithson, Berzelius, Laurent, Stromeyer, Wackenroder, A. Vogel, Holms u. A. genauer untersucht. Die Abscheidung des Z.s aus den Zinkerzen geschieht im Großen auf den Zinkhütten unter Benutzung der Eigenschaft des Z.s, bei hoher Hitze sich zu verflüchtigen, auf die Weise, daß man die vorher gerösteten Erze in Destillationsapparaten mit Kohle erhitzt u. das infolge der reduzirenden Wirkung der Kohle auf das geröstete Erz abgeschiedene metallische Z. abdestillirt. Die hierzu dienenden Oefen u. Vorrichtungen sind in den verschiedenen Gegenden verschieden. Entweder erfolgt die Destillation in Tiegeln, in deren Boden eine eiserne od. thönerne Röhre befestigt ist, die einerseits bis nahe an den Rand des Tiegels, andererseits durch den Rost u. Boden des Ofens bis in ein untergesetztes Gefäß reicht (niedergehende od. absteigende Destillation), od. die Reduktion u. Destillation erfolgt in horizontalliegenden Cylindern (seitliche Destillation) od. endlich in großen Thonmuffeln (aufsteigende Destillation). Enthalten die Zinkerze Kadmium, was in der Regel der Fall ist, so verflüchtigt sich dieses zuerst u. kann für sich aufgefangen u. gesammelt werden. Die zunächst übergehenden Dämpfe des Z.s verdichten sich zu einem höchst feinen, metallischen Staub von grauer Farbe, aus Z. u. ca. 8 % Zinkoxyd bestehend, erst später, wenn die Vorlagen heiß genug sind, erhält man kompaktes Z. Jener feine Zinkstaub ist ein ausgezeichnetes Reduktionsmittel für organische Verbindungen u. wird z. B. jetzt zur Reduktion von Indigblau zu Indigweiß in der Färberei vielfach verwendet. Im Allgemeinen ist das aus Galmei dargestellte Z. reiner als das aus Blende erhaltene. Für manche Zwecke muß das auf den Hütten erhaltene Z. einer weiteren Reinigung unterworfen werden. Reines Z. besitzt eine bläulichweiße Farbe, starken Glanz, krystallinisch-blätteriges Gefüge, aber einen hakigen Bruch; bei niederer Temperatur ist es spröde, ebenso bei 200° C., während es zwischen 100 u. 150° C. so geschmeidig wird, daß es sich zu Blechen auswalzen läßt; bei 410° C. schmilzt das Z. u. bei 1040° siedet es (bei abgehaltener Luft) u. destillirt unverändert über, indem der Zinkdampf sich durch Abkühlung wieder zu starrem Z. verdichtet. Bei Luftzutritt jedoch entzündet sich sowol das siedende Z. als auch der Zinkdampf u. verbrennen mit bläulichgrünem, blendendem Lichte zu Zinkoxyd, welches sich als weißer Rauch verbreitet. Dieser weiße Rauch war auch schon den Alten bekannt; Dioskorides beschreibt ihn unter dem Namen Pompholyx. Der Grund, warum die Alten nicht auch das metallische Z. kannten, liegt nur darin, daß sie nicht darauf kamen, beim Erhitzen der Zinkerze mit Kohle die Luft abzuhalten, es mußte daher das reduzirte Z. stets wieder verbrennen. Im Mittelalter nannte man diesen weißen Rauch, wegen seiner lockeren Beschaffenheit, lana philosophica od. auch, wegen der Aehnlichkeit mit Schneeflocken, nix alba (weißer Schnee), woraus die vielfach gebräuchliche Benennung nihilum album (weißes Nichts) für das Zinkoxyd u. für Hüttenrauch überhaupt entstanden sein mag. Das Z. verliert schon bei gewöhnlicher Temperatur leicht seinen Glanz u. bedeckt sich mit einer dünnen grauen Oberfläche, die aus basisch kohlensaurem Zinkoxyd besteht u. das darunter liegende

Nr. 5659. Rösten der Zinkerze im Flammenofen.

Metall vor weiterer Einwirkung der Luft schützt. Das chemische Zeichen des Z.s ist: Zn; das Aequivalent: 32,5, das Atomgewicht: 65,0; das spez. Gewicht schwankt zwischen 7,13 u. 7,19. — Verwendung findet das Z. zu feineren Gußwaaren (Zinkguß), wozu es sich ganz bes. eignet, da es sich mit glatter Oberfläche gießt, alle Feinheiten der Form wiedergiebt u. das Gießen in einzelnen Theilen erlaubt, welche schließlich zusammengelöthet werden; für dekorative Zwecke hat daher der Zinkguß eine sehr große Ausdehnung gewonnen. Zur Bereitung von Zinkblech, welches zum Dachdecken, zur Herstellung von Gefäßen, zum Satiniren des Papieres ꝛc. dient, ferner zu Platten u. Cylindern für galvanische Apparate, zu Hochdruckplatten, da sich das Z. ätzen läßt (s. „Zinkdruck"); zur Herstellung verschiedener Legirungen, nam. Messing u. Tomback, zur Trennung von Silber u. Blei, zur Bereitung von Zinkweiß u. verschiedener anderer Zinkpräparate (Zinkvitriol, Chlorzink) ꝛc. — Mit dem Sauerstoff bildet das Z. nur eine Verbindung, das Zinkoxyd (Zincum oxydatum, Flores zinci, Zinkblumen), ZnO; dasselbe entsteht, wie schon erwähnt, durch Verbrennen des Z.s an der Luft, es wird im großen Maßstabe hergestellt u. unter dem Namen Zinkweiß als weiße Anstrich- u. Malerfarbe verwendet. Dieses Zinkweiß hat vor dem Bleiweiß den Vorzug, daß es durch schwefelwasserstoffhaltige Luft nicht braun od. schwarz wird, sondern immer seine weiße Farbe behält; dagegen ist seine Deckkraft geringer als die des Bleiweißes. In Apotheken wird das Zinkoxyd ebenfalls, u. zwar meist zur Bereitung von Zinksalbe verwendet. — Das Zinkoxyd ist eine starke Basis u. bildet mit den Säuren die Zinkoxydsalze od. Zinksalze, von denen das bekannteste der Zinkvitriol od. das schwefelsaure Zinkoxyd (Zinksulphat, Zincum sulphuricum od. weißer Galitzenstein) ist, welches in kleinen, weißen, spießigen Krystallen od. zusammenhängenden Krystallkrusten, gewöhnlich mit mancherlei anderen Salzen verunreinigt, im Handel vorkommt. Zu medizinischen

Zwecken muß es bes. gereinigt werden. Der Zinkvitriol ist in Wasser löslich, er wirkt wie alle Zinksalze giftig. Von diesen sind noch erwähnenswerth: das chromsaure Zinkoxyd, ein gelber Niederschlag, der in der Kattundruckerei Anwendung findet; ein basisch chromsaures Zinkoxyd kommt als Zinkgelb in den Handel; kohlensaures Zinkoxyd (Zincum carbonicum), weißes, in Wasser unlösliches Pulver, welches zur Darstellung anderer Zinksalze dient. Essigsaures Zinkoxyd (Zincum aceticum) u. baldriansaures Zinkoxyd (Zincum valerianicum) werden beide medizinisch verwendet; das baldriansaure Salz zeigt die merkwürdige Eigenschaft, in heißem Wasser schwerer löslich zu sein als in kaltem, so daß also eine kalt gesättigte Lösung dieses Salzes beim Erwärmen weiße blätterige, fettglänzende Krystalle abscheidet. Das Zinkeisencyanür (Ferrocyanzink, Cyaneisencyanzink, Zincum ferrocyanatum), ein weißes Pulver, durch Fällen von Zinkvitriol mit gelbem Blutlaugensalz erhalten, wird zuweilen noch medizinisch verwendet. Von den übrigen Verbindungen des Z.s hat nur noch das Chlorzink (Zn Cl) allgemeineres Interesse; man erhält es am bequemsten durch Erhitzen eines Gemenges von trockenem Kochsalz (Chlornatrium) mit wasserfreiem, schwefelsaurem Natron; dieses wasserfreie Chlorzink (Zincum chloratum, Zinkchlorür od. Zinkchlorid) ist eine weiße, in der Hitze flüchtige Masse, die wegen ihrer weichen Beschaffenheit auch den Namen Zinkbutter führt. Für viele Fälle der Verwendung genügt jedoch eine wässerige Lösung des Chlorzinks, die man noch einfacher u. billiger durch Auflösen von Z. in Salzsäure od. durch Behandlung von gemahlener Zinkblende mit heißer Salzsäure erhält, wobei in letzterem Falle der entweichende Schwefelwasserstoff noch auf Schwefelsäure verwerthet werden kann. Die Hauptverwendung dieser Chlorzinklösung ist die zum Imprägniren von Eisenbahnschwellen od. Holz überhaupt. Vermischt man eine Chlorzinklösung mit einer genügenden Menge Zinkweiß, so erhält man eine plastische, nach kurzer Zeit sehr fest u. hart werdende Masse (Sorel'sche Masse), aus Zinkoxydchlorür bestehend, die man als Metallkitt empfohlen hat. — In der Zinkproduktion steht Schlesien mit jährlich über 800,000 Ctr. obenan, dann folgt Belgien mit 630,000 Ctr., die Rheinprovinzen mit ca. 540,000, England mit 150,000, Spanien mit 30,000, Oesterreich mit 15,000, Frankreich mit 10,000 u. Sachsen mit 6700 Ctr. Z. Im Königreich Preußen belief sich die Zinkproduktion auf 1,403,540 Ctr. im J. 1874, 1,482,356 Ctr. im J. 1875, 1,660,816 Ctr. im J. 1876.

**Zinkblende** (Sphalerit), ein aus 67 % Zink u. 33 % Schwefel bestehendes Mineral, kommt theils in Krystallen des tesseralen Systemes, theils in derben u. körnigen Aggregaten vor, welche zuweilen auch nierenförmige u. traubige Gestalten von krummschaliger Struktur zeigen u. in letzterem Falle Schalenblende od. Leberblende genannt werden. Die Farbe der Z. ist gewöhnlich braun, seltener schwarz, roth, gelb, grün od. weiß; das Mineral besitzt einen starken Fettglanz bis Diamantglanz, ist halbdurchsichtig bis undurchsichtig. Manche Sorten von Z., so die von Przibram, sollen im hexagonalen Systeme krystallisiren; demnach wäre das Schwefelzink dimorph, u. sondern deshalb auch einige Mineralogen die hexagonalen Varietäten unter dem Namen Wurtzit ab. Fundorte für Z. sind Freiberg, Schwarzenberg, Aachen, Przibram, Schemnitz, Kapnik 2c. Die Z. wurde früher nur zur Bereitung von Zinkvitriol od. Chlorzink benutzt, jetzt wird sie auch auf Zink verarbeitet.

**Zinkeisen,** Johann Wilhelm, Geschichtschreiber, geb. zu Altenburg 11. April 1803; studirte 1823—28 in Jena u. Göttingen zuerst Theologie, dann Geschichte, war 1829 Lehrer am Blochmann'schen Institut in Dresden, wo er auch Vorlesungen über griech. Geschichte hielt, bereiste dann Deutschland u. die Schweiz, hielt sich bis Ostern 1831 in München auf u. habilitirte sich hierauf als Privatdozent in Leipzig. Seit 1833 im Interesse seiner Studien in Paris lebend, erhielt er 1840 auf Empfehlung Alex. v. Humboldt's die Stelle eines Oberredakteurs der „Preuß. Staats-Ztg." in Berlin. Dieselbe nahm 1848 ihren jetzigen Titel „Preuß. Staatsanzeiger" an u. wurde von Z. bis 1851 geleitet. Nachher privatisirte Z. in Berlin, woselbst er 5. Jan. 1863 starb. Zu seinen Schriften gehören insbes.: „Commentatio de Francorum Majore domus" (Preisschrift, Jena 1826); „Geschichte Griechenlands" (das Alterthum u. die mittl. Zeiten umfassend, Lpz. 1832); „Geschichte der griech. Revolution" (nach Gordon bearbeitet, 2 Thle., ebd. 1840); „Geschichte des Osman. Reichs in Europa" (7 Bde., Hamb. u. Gotha 1840—63); „Der Jakobinerklub" (2 Bde., Berl. 1852 f.); „Drei Denkschriften über die Orientalische Frage" (Gotha 1854).

**Zinken** (ital. Cornetto), ein uraltes, schon bei den Juden u. Griechen gebräuchliches Blasinstrument, in neuerer Zeit von Holz mit Leder bezogen. Es ist eine einfache, gerade od. auch etwas sichelförmig gebogene Röhre, am unteren Ende stärker als am oberen, jedoch ohne Schallbecher. Das mit nur kleinem Loche versehene Mundstück, von Holz u. abgedreht, ist dem einer Trompete ähnlich gleich an das Corpus mit angedreht od. aufgesetzt. Die Intonation ist sehr schwer. Die Z. wurden in verschiedenen Dimensionen gebaut; die gebräuchlichste Art hatte einen Umfang vom kleinen a bis zum zweigestrichenen a (gute Bläser konnten noch einige Töne mehr, nach der Tiefe wie nach der Höhe zu, herausbringen); von den sieben Tonlöchern lagen sechs auf der oberen Seite für die Finger beider Hände, eins auf der unteren, nahe dem Mundstück für den Daumen der linken Hand. Gegenwärtig ist der Z. ganz verschwunden; am längsten (bis ins 18. Jahrh.) hat er sich bei den Stadtpfeifern (auch Stadtzinkenisten genannt) als melodieführendes od. verstärkendes Instrument beim Abblasen der Choräle von den Thürmen erhalten. — In der Orgel ist Z. ein gewöhnlich acht- (selten vier-) füßiges offenes Rohrwerk.

**Zinkgref** (od. Zincgref), Julius Wilhelm, deutscher Dichter, geb. 3. Juni 1591 zu Heidelberg; studirte daselbst, machte seit 1611 mehrjährige Reisen durch die Schweiz, Frankreich, England u. die Niederlande, wurde darauf in seiner Vaterstadt Doktor der Rechte u. verweilte daselbst bis 1623, zuletzt in der Stellung als Generalauditeur. Um diese Zeit wurde er auch mit Opitz, der damals in Heidelberg studirte, befreundet. Nach Eroberung der Stadt durch die Bayern wanderte er aus u. büßte dabei fast seine ganze Habe ein, machte dann als Interpret eines franz. Gesandten mit diesem verschiedene Reisen an deutsche Höfe, lebte nach Auflösung dieses Verhältnisses eine Zeit lang in Straßburg, bekleidete dann erst in Worms, darauf in Alzei juristische Aemter, wurde aber von hier durch die Folgen der Nördlinger Schlacht vertrieben u. begab sich mit Lebensgefahr nach St. Goar, wo er 12. Nov. 1635 an der Pest starb. Z. war der Erste, der mit dem Bewußtsein u. dem Anspruch, damit eine neue Richtung zu beginnen, eine Sammlung von Gedichten herausgab u. dazu vorzugsweise unredigirte Gedichte von Opitz, zu dessen Mißvergnügen, benutzte (Straßb. 1624). Unter Z.'s eigenen Gedichten, die meist nach franz. Mustern gearbeitet sind, ist das bedeutendste das „Soldaten Lob od. Unüberwindlicher Soldaten Trutz" (1622 gedichtet; erschienen Frankf. 1632), in dem mit vielem Glück die Kriegsgesänge des Tyrtäos nachgeahmt werden. Großes Verdienst erwarb sich Z. durch seine reiche Sammlung „Der Teutschen scharfsinnige kluge Sprüche, Apophthegmata genannt", die er mit trefflichen Erläuterungen versah (Thl. 1, Straßb. 1626, Thl. 2, ebd. 1631, beide zusammen ebd. 1639; Thl. 3 von Z.'s Schwager Joh. Leonh. Weidner, Rektor zu Heidelberg, Leiden 1644; Thl. 4 u. 5, Amsterd. 1655 ff.; neue Ausg., mit Vorrede von Chr. Weise, Frankf. u. Lpz. 1693; Auswahl von Guttenstein, Mannh. 1835).

**Zinkographie** (Zinkdruck) werden die Verfahren genannt, wodurch Zeichnungen auf Zinkplatten mittels Aetzung druckfertig hergestellt werden. Zuerst ätzte man einfach die Zeichnungen vertieft in die Zinkplatten, ähnlich wie in die Kupferplatten ein u. stellte damit Tiefdruckplatten her. Eine derartige Methode der Z. wurde zuerst 1806 von Hermann Eberhard in Magdeburg versucht. Der neuere Zinkdruck ist aber anderer Art u. gründet sich ähnlich wie die Lithographie darauf, daß das Zink bei gehöriger Vorbereitung sehr leicht Fettstoffe annimmt. Schon der Erfinder der Lithographie (s. d.), Senefelder, versuchte das Zink in der Weise wie die Kalksteinplatten zu benutzen. Später wurde das Verfahren bes. von Rudolph Appel aus Schlesien (1841) unter der Bezeichnung „anastatischer Druck" (s. d.) in vervollkommneter Art zur Vervielfältigung von Druckschriften u. Kupferstichen nutzbar gemacht. Indessen waren die Vortheile derartiger Druckplatten, die immer nur auf der lithographischen Presse gedruckt werden konnten, verhältnißmäßig geringe. Wichtiger mußten die Methoden werden, die man erfand zur Herstellung erhabener Druckplatten von Zink, welche in der Buchdruckpresse abgedruckt werden konnten. In geschichtlicher Beziehung ist hierbei zuerst die von Piil 1843 erfundene Chemitypie (s. d.) zu nennen, bei welcher die Zeichnung auf Zink in Aetzgrund radirt, eingeätzt u. dann mit einer geschmolzenen Antimonlegirung ausgefüllt wurde. Bei wiederholtem Aetzen blieben die aus dieser Legirung gebildeten Linien u. Punkte stehen, während das Zink der Säure wich. Auch die Glyphographie (Galvanographie, s. d.), Galvanoglyphie benutzten in verschiedener Weise Zinkplatten, um von diesen die Zeichnung galvanoplastisch als Relief zu kopiren. Alle diese Verfahren sind jedoch sehr komplizirt u. daher immer nur zu ganz vereinzelten Zwecken in Anwendung gekommen. Vor allen Dingen vermochten sie nicht den Holzschnitt zu ersetzen, was durch das gewöhnliche Aetzverfahren erreicht wird, bei welchem die

Zeichnung mit lithographischer Tinte auf die Zinkplatte gemacht od. von autographirtem Papier übergedruckt u. die Platte hierauf an den freien Stellen geätzt wird, sodaß die Zeichnung schließlich ganz wie bei dem Holzschnitt heraussteht. Den größten Erfolg hat aber in der Neuzeit die Photozinkographie od. Chemiegraphie erlangt. Das Wesentliche derselben besteht darin, daß auf die mit einer Lösung aus Asphalt in Chloroform lichtempfindlich gemachten Zinkplatten die Zeichnung photographisch übertragen wird. Dabei wird an den belichteten Stellen der Asphalt unlöslich, während er an den übrigen Stellen mit Terpentinöl weggewaschen werden kann. Mit ätzender Säure behandelt, werden von dieser nur die freigelegten Theile der Platte angegriffen, die Zeichnung bleibt stehen u. läßt sich so hoch legen, daß der Abdruck wie von einem Holzstock erfolgen kann. Neben diesem älteren Verfahren hat sich in der neuesten Zeit ein anderes Eingang verschafft, welches das Negativ zunächst auf ein bes. zubereitetes sog. Ueberdruckpapier wirken läßt. Dieses Ueberdruckpapier wird dadurch wie ein lithographischer Stein für Farbe empfänglich u. auch wie ein solcher damit eingerieben, sodann auf die Zinkplatte übergedruckt, welche nun in der gewöhnlichen Art geätzt wird.

**Zinkweiß**, s. „Zink".

**Zinn** (lat. Stannum, franz. étain, engl. tin), ein allbekannter metallischer Grundstoff, der schon in den ältesten Zeiten in Gebrauch gewesen zu sein scheint, denn nach Herodot (im 5. Jahrh. v. Chr.) haben bereits die alten Phönikier das Z. (κασσίτερος) von den Kassiteriden-Inseln, dem heutigen Großbritannien, u. von Spanien geholt. Allerdings scheint man damals Z. u. Blei vielfach noch mit einander verwechselt zu haben; so paßt die Beschreibung des Bedil der alten Hebräer, des κασσίτερος u. μόλιβος der alten Griechen u. des stannum der Römer bald auf Z., bald auf Blei. Erst Plinius unterscheidet im 1. Jahrh. n. Chr. beide Metalle scharf in plumbum candidum (Z.) u. plumbum nigrum (Blei). Mit stannum bezeichnet Plinius ein Metallgemisch, welches ursprünglich kein Z. enthielt; später bereitete man Legirungen mit Z., wodurch der Name der Legirung wahrscheinlich auf das Metall übertragen wurde. Erst nach dem 4. Jahrh. n. Chr. wird stannum für das Z. allein gebraucht. Im 8. Jahrh. n. Chr. wurde das Z. seinen Haupteigenschaften nach von Geber (s. d.) genau beschrieben; von den abendländischen Alchemisten wurde es Jupiter od. auch diabolus metallorum genannt. Das Doppelchlorzinn wurde schon im 16. Jahrh. von Libavius entdeckt. Die genauere Kenntniß des Z.s u. seiner Verbindungen verdanken wir nam. den Untersuchungen von Proust, Pelletier, Berzelius u. J. Davy, von neueren Chemikern H. Rose, Fremy, Löwenthal, Graham, Deville, Frankenheim u. A. — Reines Z. ist ein stark glänzendes, weißes Metall, weich u. geschmeidig, biegsam, knistert beim Biegen dünner Stangen mit eigenthümlichem Tone (Zinngeschrei) u. entwickelt beim Berühren mit feuchten Fingern einen unangenehmen Geruch. Es hält sich, wenn es frei von anderen Metallen ist, an der Luft unverändert; schmilzt schon bei 235° C., siedet jedoch erst in der Weißglühhitze u. verflüchtigt sich dann bei abgehaltener Luft unverändert; beim Erhitzen an der Luft dagegen oxydirt es sich zu weißem Zinnoxyd. Geschmolzenes Z. hat große Neigung, beim Erkalten krystallinisch zu werden. Sein chemisches Zeichen ist: $Sn$; das Aequivalent: 59, das Atomgewicht: 118, das spez. Gew. schwankt, je nachdem das Metall gegossen, gewalzt 2c. ist, zwischen 7,178 u. 7,299. — Das Z. läßt sich in dünne Platten auswalzen u. in Formen gießen. Dasselbe gehört zu den auf der Erde weniger häufigen Stoffen, wo es aber vorkommt, findet es sich in der Regel auch in abbauwürdiger Menge. Unverbundenes, gediegenes Z. kommt nicht vor; alles Z. des Handels wird aus dem Zinnstein, Zinnerz od. Kassiterit gewonnen. Derselbe ist eine Verbindung von Z. mit Sauerstoff, enthält aber gewöhnlich etwas Eisen beigemengt. Das Zinnerz erscheint in schweren, stark glänzenden, braunen bis schwarzen Krystallen des tetragonalen Systems (meist Zwillingskrystalle), die gewöhnlich in quarzreichen Gesteinen eingewachsen u. von ganz bestimmten Mineralien begleitet sind. Durch zahlreiche Abstumpfungsflächen annähernd runde Zinnsteinkrystalle werden Zinngraupen genannt. Der Zinnstein findet sich jedoch auch derb, in fest verwachsenen, körnigen Massen, od. eingesprengt, zuweilen auch faserig (Holzzinnerz). Ein anderes Vorkommen des Z.s, der Zinnkies od. Zinnkupferkies, ist zu selten, um hüttenmännisch verwerthet werden zu können; er besteht aus Schwefelzinn mit Schwefelkupfer u. etwas an Schwefel gebundenes Eisen u. Zink. — Das zinnreichste Land der Erde ist Ostindien, nam. die Halbinsel Malakka, die Inseln Banka u. Billiton; nächstdem folgt Peru. Die früher sehr ergiebigen Gruben in Cornwall u. dem benachbarten Devonshire geben schon weniger Ausbeute, dasselbe gilt von Spanien. Etwas Zinnerz wird ferner in der Bretagne gefunden. In Deutschland u. Oesterreich ist die einzige Gegend, in der Z. produzirt wird, das Erzgebirge (Altenberg, Ehrenfriedersdorf in Sachsen, Zinnwald u. Schlackenwald in Böhmen). In der Altenberger Gegend wird der Zinnstein seit 1458 gewonnen, u. zwar in einem aus Quarz u. Glimmer bestehenden Gestein, das man Greissen nennt, sowie auch in dem benachbarten Quarzporphyr. Behufs des Abbaues müssen in den Bergwerken große Räume ausgearbeitet u. durch Theile des Gebirges, die man stehen läßt, sog. Bergfesten, gegen den Einsturz bewahrt werden. Man zählt in den Altenberger Revieren 11 solcher unterirdischen Räume, Stockwerke, über einander. Sie sind durch schmale Gänge mit einander verbunden. — In Malakka u. auf Banka ist die Gewinnung des Zinnerzes einfacher u. bequemer; dort findet sich das Zinnerz in den sog. Seifen (s. d.) od. Zinnseifen, aus denen es durch einen Schlämmprozeß nur von der beigemengten Gebirgsart getrennt zu werden braucht (Seifenzinn, im Gegensatz zu dem durch eigentlichen Bergbau gewonnenen Bergzinnerz u. Bergzinn). Die Zinnseifen auf Banka sollen seit 1710 im Betriebe sein. — Hat man es mit reinem Zinnstein zu thun, wie z. B. die Zinnseifen ihn liefern, so ist die Gewinnung des metallischen Z.s wenig umständlich, man braucht das Erz nur mit Kohle u. Zusatz von schlackenbildender Substanz auszuschmelzen. Anders ist es aber bei dem Bergzinnerz; hier ist das Zinnerz nicht allein oft in sehr kleinen Körnchen in dem Gestein eingewachsen, sondern auch noch mit einer Menge anderer Mineralien gemengt. Das zinnhaltige Gestein wird deshalb zunächst durch Pochen u. Schlämmen angereichert, d. h. möglichst von dem tauben Gestein befreit, sodann, um Arsen u. Schwefel zu entfernen, geröstet, wobei eine nicht unbeträchtliche Menge von arseniger Säure gewonnen wird, die sich in den sog. Giftfängen od. Giftkanälen absetzt. Endlich wird das geröstete Erz mit Kohlen u. Zinnschlacken geschichtet reduzirt. Um das so gewonnene Z. von den letzten Spuren Eisen, Arsen, Wismuth 2c. zu trennen, wird es auf einem Herde, der mit glühenden Kohlen bedeckt ist, ausgesaigert; das reine Z. schmilzt zuerst, fließt durch die Kohlen u. sammelt sich auf dem Stichherde an, während eine strengflüssigere Legirung von Z. mit Eisen 2c. in Form von Körnern zurückbleibt. Man nennt dieselbe Dörner u. die Operation des Aussaigerns Pauschen. Die entstehenden Zinnschlacken werden von Zeit zu Zeit wieder verschmolzen, was man das Schlackentreiben nennt; hierbei erhält man Zinn u. eine Art Ofensau, Härtlinge genannt, welche, ebenso wie die Dörner, aus einer Legirung von Eisen u. Z. bestehen. In Altenberg behandelt man den gerösteten Zinnschlich (Erzmehl) mit Salzsäure, welche Eisen-, Kupfer- u. Wismuthoxyd auszieht, u. reduzirt dann erst das Erz zu Metall. Durch dieses von Plattner in Vorschlag gebrachte Verfahren erhält man ein Z., welches nur noch $^{1}/_{10}$ Prozent fremder Metalle enthält. — Als feinste Sorte gilt im Handel das ostindische Z., von dem man wieder Bankazinn, Billitonzinn u. Straits (Malakkazinn) unterscheidet; erstere werden über Holland in den Handel gebracht u. dort verauktionirt, letzteres geht nach England. Nächst dem ostindischen folgt das englische u. sächsische (zugleich auch böhmische) Z. Das peruanische Z. ist oft sehr unrein u. muß noch bes. raffinirt werden. Seit einigen Jahren kommt über England auch australisches Z. u. solches von Tasmania in den Handel. Letzteres Land, das 1874 noch gar kein Z. produzirte, brachte 1877 schon 5000 Tons à 20 Ctr. auf den Markt. Die Totalzinnproduktion in den Straits (Küstenstrich auf der Halbinsel Malakka) schwankte in den Jahren 1872—75 zwischen 25,600 u. 35,643 Tons jährlich. Die englische Produktion wird auf 6700 Tons angegeben. Sachsen produzirt 2300—3000 Ctr. Z. jährlich, wovon $^{9}/_{10}$ auf das Altenberger Revier kommen. Die österreichische Produktion belief sich 1874 auf: 61,544 Kg. Finnland produzirte 1873 nur 50 Ctr. Die peruanische Produktion wird dagegen auf 30,000 Ctr. angegeben. — Das Z. wird sowol in reinem Zustande als auch mit anderen Metallen zusammengeschmolzen (Zinnlegirungen) vielfach verwendet. Ganz reines Z. wird seiner Beständigkeit wegen zu Geräthen u. Gefäßen für Apotheker u. chemische Fabriken sowie zu zinneren Röhren u. zum Verzinnen benutzt. Die beste Sorte Stanniol od. Blattzinn wird ebenfalls aus reinem Z. hergestellt; geringere Sorten enthalten Blei. Ebenso verarbeitet die Zinngießerei stets mehr od. weniger bleihaltiges Z. u. bestehen über den zulässigen Bleigehalt in den meisten Staaten besondere Vorschriften. Zum Gießen des Z.s dienen Sand- od. Messingformen. Von den Zinnlegirungen sind zu erwähnen: Bronze, Kanonenmetall, Glockenmetall, aus Z. u. Kupfer bestehend; Britanniametall, aus Z. u. Antimon; Stereotyp- u. Letternmetall, aus Blei, Antimon u. Z.; Metall für Zinngießer u. Löthmetall, aus Z. u. Blei; Spiegelbeleg, aus Z. u. Quecksilber; unechtes Blattsilber, aus Z. u. Zink 2c. Ein großer Theil Z. wird ferner zu chemischen Zwecken verarbeitet. — Das Z. geht mit Sauerstoff, mit Chlor u. mit Schwefel je zwei verschiedene Verbindungen ein. Die Sauerstoffverbindungen werden als Zinnoxydul u. Zinnoxyd od. Zinnsäure unterschieden. Ersteres, $SnO$, ist ein schwarzes Pulver, unlöslich in Wasser; sein Hydrat dagegen ist weiß u. wird erhalten durch Fällung von Zinnchlorür mit Aetzkalilauge od. mit kohlensaurem Natron.

Das dem Oxydul seiner Zusammensetzung nach entsprechende Zinnchlorür (Einfach Chlorzinn, Zinnmonochlorid), SnCl, erhält man im Handel gewöhnlich mit zwei Aequivalenten Wasser verbunden, als weiße krystallinische Masse unter dem Namen Zinnsalz. Dasselbe wird in der Färberei als Beize u. zur Erhöhung der Lebhaftigkeit der Farben sehr viel verwendet. Das Zinnsulphür od. Einfach-Schwefelzinn ist ein braunes Pulver u. wird durch Fällung von Zinnchlorür mit Schwefelwasserstoff erhalten. Das Zinnoxyd od. die Zinnsäure (Zinnbioxyd) enthält noch einmal so viel Sauerstoff als das Zinnoxydul u. hat die Formel $SnO_2$, ist im wasserfreien Zustande ein weißes od. gelblichweißes Pulver, das bei jedesmaligem Erhitzen vorübergehend braun wird. Man erhält das Zinnoxyd durch Verbrennen von Z. an der Luft u. benutzt es unter dem Namen Zinnasche als feines Polirmittel sowie auch zur Bereitung von Emaillen u. weißer, undurchsichtiger Gläser. Das Zinnoxyd spielt einestheils die Rolle einer Basis, indem es mit Säuren die Zinnoxydsalze bildet, anderntheils die einer Säure, weil es mit Basen zu zinnsauren Salzen (Stannaten) zusammentritt. Von zinnsauren Salzen wird das zinnsaure Natron unter dem Namen Grundirsalz od. Präparirsalz in der Färberei u. Zeugdruckerei vielfach angewandt. — Die der Zinnsäure entsprechende Chlorverbindung, das Zinnchlorid, Doppelchlorzinn od. Zinnbichlorid, $SnCl_2$, welches schon im 16. Jahrh. als Spiritus fumans Libavii bekannt war, ist eine farblose, sehr flüchtige; an der Luft stark rauchende Flüssigkeit, die auch mit Wasser ein krystallinisches Hydrat bildet. Eine Lösung dieses Doppelchlorzinns, mit Salpetersäure versetzt, ist die in der Färberei u. Zeugdruckerei benutzte Zinnkomposition, auch Physik od. Rosirsalz genannt. Mit Salmiak versetzt, giebt sie das Pinksalz, welches anstatt der Zinnkomposition benutzt wird. — Die der Zinnsäure u. dem Zinnbichlorid entsprechende Schwefelverbindung, das Zinnbisulphid od. Zweifach-Schwefelzinn, $SnS_2$, erscheint, auf trockenem Wege dargestellt, als zarte, goldgelb glänzende Krystallflitterchen, die unter dem Namen Mussivgold bekannt sind u. früher viel zum Bronziren verwendet wurden.

**Zinnen,** die mit schartenartigen Einschnitten versehene Bekrönung einer Mauer od. eines Thurmes, zunächst im Festungsbau, hier u. da auch im Profanbau verwandt, in Sizilien, England u. im Ordensland Preußen auch bei Kirchen vorkommend. Die einzelne Zinne bildet gewöhnlich drei Seiten eines Quadrats, in der Renaissancezeit die Form eines Postamentes, bekrönt von einem kleinen flaschenförmigen Ornament.

**Zinnia** (Zinnie), eine Pflanzengattung der Vereinsblütler od. Kompositen, welche ihren Namen zu Ehren des Joh. Gottfr. Zinn (Prof. der Medizin in Göttingen, gest. 1759) von Linné erhielt. Sie stammt aus Mexiko u. hat dem Blumengarten zwei werthvolle Zierblumen zugeführt, welche als Sommergewächse allbeliebt wurden, nämlich Z. elegans, die man auch mit gefüllten Blumen kennt, u. Z. raticillata. Die erstere bringt große, violett-purpurrothe Blumen mit gelben Scheibenblüten hervor; durch die Kultur sind auch verschiedene andere Färbungen erzielt worden. Die letztere hat scharlachrothe od. gelbe Blumen u. zeichnet sich durch gequirlt stehende Blätter aus, wogegen die Blätter von Z. elegans stengelumfassend sind.

**Zinnober** (Cinnabaris), eine allbekannte, prächtige rothe Farbe, welche ihrer Zusammensetzung nach fein vertheiltes Schwefelquecksilber (Quecksilbersulphid) ist u. auf 100 Theilen Quecksilber 16 Theile Schwefel enthält. Man findet den Z. schon fertig gebildet in der Natur als Mineral (Cinnabarit) theils in rothen derben Massen, theils in durchsichtigen rothen rhomboëdrischen Krystallen, u. ist dieser Z. das Hauptmaterial zur Gewinnung des Quecksilbers. Das sog. Merkurlebererz besteht aus einem innigen Gemenge von Z., Brandharz (Idrialin), Kohle u. erdigen Theilen. Man findet den Z. hauptsächlich in Spanien (Almaden), Idria; in Rosenau u. Szlana in Ungarn; bei Wolfsberg u. Moschellandsberg a. Rh. u. nam. in Kalifornien, sowie in kleiner Menge auch an anderen Orten, z. B. Hartenstein in Sachsen, Olpe in Westfalen 2c. Der natürliche Z. wird nur selten als Farbe benutzt, für diesen Zweck stellt man ihn künstlich, u. zwar sowol auf trockenem als auf nassem Wege dar. Quecksilber u. Schwefel innig mit einander gemengt, verbinden sich zu einem schwarzen Pulver (schwarzes Schwefelquecksilber). Wird dieses in eisernen Gefäßen bei mäßigem Feuer bis zum Schmelzen u. darauf in irdenen, nur lose verstopften Gefäßen im Sandbade erhitzt, so sublimirt es u. setzt sich an den oberen kälteren Theilen des Apparates als eine schwärzlich rothe Masse an, die beim Zerreiben den scharlachrothen präparirten Z. liefert. Außerdem giebt es zur Darstellung des Z.s noch verschiedene Methoden. Der Z. ist ein feurigscharlachrothes Pulver, unlöslich in Wasser u. verflüchtigt sich in der Hitze, ohne Rückstand zu hinterlassen, wodurch etwaige Verunreinigungen von Mennige, Kreide, Eisenoxyd 2c. leicht erkannt werden können. Er wird sowol als Farbe für Oel- und Wassermalerei, als auch zum Rothfärben von Seife u. Siegellack benutzt. Das oben erwähnte schwarze Schwefelquecksilber wird zuweilen noch als Arzneimittel in Apotheken unter dem Namen Quecksilbermohr verwendet.

**Zinnsalz,** s. „Zinn".

**Zinnwald,** Dorf mit 329 E. (1875) in der Kreishauptmannschaft Dresden des Königreichs Sachsen, liegt in 871 m. Seehöhe auf dem Kamme des Erzgebirges, unmittelbar an der böhm. Grenze u. dem böhm. Dorfe Z. gegenüber. Es verdankt seinen Namen dem wichtigen Zinnbergbau, der hier u. im nahen Städtchen Altenberg wie auch im böhm. Z. betrieben wird.

Römische Zinnen. Zinnen von der Burg Münzenberg (1130—50).

Welfische Zinnen. Ghibellinische Zinnen.

Frührenaissancezinnen von den Prokurazien in Venedig.

Rundzinnen. Arabische Zinnen.

Nr. 5660—67. Zinnenformen verschiedener Zeiten.

**Zins** (vom lat. census, d. i. Abschätzung), ein Ausdruck zur Bezeichnung von mancherlei Abgaben, bezeichnet den Miethpreis gewisser Kapitalien, insbes. des Geldes (Geld- od. Kapitalzins), der Häuser (Miethzins), auch des Grund u. Bodens (Pachtzins, Pachtschilling, Grundzins). Es handelt sich also bei dem Z. um eine zwischen dem Besitzer u. dem Pächter, dem Vermiether u. dem Miether, dem Gläubiger u. dem Schuldner vereinbarte Abgabe, die zu gleichfalls vorausbestimmten Zeiten meist in Geld, ausnahmsweise auch wol (z. B. bei dem Grundzins) in Naturalien entrichtet wird. In der Regel denkt man bei dem Worte „Zinsen" an den Miethpreis für eine geliehene Summe Geldes, die der Schuldner dem Gläubiger nach Vereinbarung zu zahlen hat. In den meisten Fällen erfolgt die Berechnung nach einem zwischen beiden Parteien vereinbarten Zinsfuß, welcher für je 100 Wertheinheiten (Mark, Francs, Gulden, Rubel) — also in Prozenten — auf die Dauer eines Jahres fixirt ist. Die Höhe des Zinsfußes folgt zunächst dem wirthschaftlichen Gesetz von Nachfrage u. Angebot. Sind viele Kapitalien vorhanden, welche Verwendung suchen, u. ist die Nachfrage nach zu borgenden Kapitalien gering, so fällt der Zinsfuß; tritt das Gegentheil ein, so steigt derselbe. Maßgebend für die Höhe des Zinsfußes ist in jedem einzelnen Falle außerdem die größere od. geringere Sicherheit, welche der Schuldner einerseits für die pünktliche Entrichtung der Zinsen, andererseits für die Rückzahlung des geliehenen Kapitals der Wahrscheinlichkeit nach zu bieten vermag. Finanziell gutsituirte Staaten, vermögende u. solide Grundbesitzer, bestkreditirte Kaufleute u. Industrielle, festangestellte Beamte erhalten daher Geld zu niedrigerem Zinsfuß geliehen, als in ihrem Finanzwesen zerrüttete Länder, verschuldete Grundbesitzer 2c. Die Abstufungen sind hierbei so bedeutend, daß zu einer u. derselben Zeit für sog. gute Kapitalanlagen nur 3 u. 4% an Zinsen verlangt wird, während die geringere Sicherheit für die Zinszahlung u. die volle Rückerstattung des Kapitals den Zinsfuß bis auf das Doppelte, auch Dreifache ansteigen lassen kann. Für erste Hypotheken werden oft nur 3, 3½, 4%, für dritte u. vierte Hypotheken, welche nahezu bis zu dem vollen Werth des beliehenen Grundstücks ansteigen, um 1—2% höhere Sätze verlangt. Als landesüblicher Zinsfuß wird der durchschnittliche Zinsbetrag bezeichnet, welcher zu

einer bestimmten Zeit für Darlehen von wenn auch nicht gerade vorzüglicher, so doch guter Sicherheit gefordert wird. Dieser Zinsfuß variirt je nach dem allgemeinen Vertrauen auf die Beständigkeit einer befriedigenden politischen Lage, je nach der Entwicklung von Handel u. Verkehr, je nach den zeitweiligen Erwerbsverhältnissen u. je nach dem Zinsfuß, den der Staat für seine aufgenommenen Darlehen zeitweilig zahlt. Der Zinsfuß, welchen die Handeltreibenden u. die Industriellen in ihrem geschäftlichen Verkehr zahlen, richtet sich dagegen nach den (gleichfalls wechselnden) Diskontsätzen derjenigen Bank, welche in dem betreffenden Lande den Geldverkehr vorzugsweise beherrscht. In der Regel beträgt dieser **kaufmännische** Zinsfuß 1 % über den Bankdiskont unter Zurechnung einer kleinen od. größeren Provision von $\frac{1}{8}$, $\frac{1}{4}$, $\frac{1}{2}$ od. 1 %, durch welche der größeren od. geringeren Sicherheit der Kapitalanlage in etwas Rechnung getragen werden soll. Ueber **Wucherzinsen**, s. „Wucher".

**Zins- u. Zinseszinsrechnung.** Die Zinsen $z$ eines Kapitals $k$ zu $p$ Prozent ($= p\,\%$) in $n$ Jahren ergeben sich, wenn man bedenkt, daß 1 Prozent in 1 Jahr $\frac{k}{100}$ Zinsen bringt u. zu $p\,\%$ in $n$ Jahr $pn$mal so viel als $z = \frac{kpn}{100}$, od. wenn man die Summe aus Kapital u. Zinsen mit $K$ bezeichnet, so ist $K = k + \frac{kpn}{100}$ od. $= k\left(1 + \frac{pn}{100}\right)$. Nach diesen Formeln lehrt die Zinsrechnung immer je eine der Größen: Kapital, Zins, Zinsfuß u. Zeit, berechnen, wenn die anderen gegeben sind; denn es ergeben sich aus jener Formel die anderen: $k = \frac{100\,z}{pn}$, $p = \frac{100\,.\,z}{kn}$ u. $n = \frac{100\,.\,z}{kp}$. Von dieser **einfachen Zinsrechnung** unterscheidet sich aber die sog. **Zinseszins- od. zusammengesetzte Zinsrechnung.** Wird nämlich der Zins eines Kapitals nach Ablauf einer bestimmten Zeit nicht erhoben, sondern zinstragend zum Kapital geschlagen u. der Zins dieses Zinses abermals zinstragend hinzugefügt u. so immer weiter, so sagt man, das Kapital stehe auf **Zinseszins**. Die hierauf sich gründende Zinseszinsrechnung ist übrigens auch anwendbar bei Bestimmung des Zuwachses aller solcher Dinge, die in ähnlicher Weise wie das oben erwähnte Kapital zunehmen od. sich vermehren, so z. B. bei den Zuwachsberechnungen von Wäldern, von Bevölkerungen ꝛc. Wenn in der vorhin bezeichneten Weise das Kapital 1 in einem Jahre um $p\,\%$ zunimmt, so wächst es um $\frac{p}{100}$ u. beträgt am Ende des ersten Jahres $1 + \frac{p}{100}$ od. kürzer geschrieben 1,0p; das ursprüngliche Kapital $k$ muß demnach ebenso zu 1,0p mal $K$ gewachsen sein, so daß die Gleichung $K = k\,.\,(1{,}0p)$ die Summe aus Kapital u. Zinsen nach Verlauf eines Jahres angiebt. Da nun nach zwei Jahren jede Einheit des Kapitals $K$ wieder auf 1,0p wächst, so ist nach Ablauf des zweiten Jahres: $K = k\,.\,(1{,}0p)\,.\,(1{,}0p) = k\,.\,(1{,}0p)^2$ u. ganz analog nach drei Jahren $K = k\,.\,(1{,}0p)^3$, nach vier Jahren $= k\,.\,(1{,}0p)^4$ ꝛc., im Allgemeinen nach $n$ Jahren $K = k\,.\,(1{,}0p)^n$, wo für $k$ der Werth des betreffenden ursprünglichen Kapitals, für $p$ der Prozentfuß u. für $n$ die Anzahl der gegebenen Jahre einzusetzen ist. Jede dieser Größen läßt sich nun wieder für sich aus dieser Gleichung berechnen, wenn in derselben die drei anderen bekannt sind. So ergiebt sich $k = \frac{K}{1{,}0p^n}$. Dieser Werth $k$ heißt auch der **Baarwerth**, d. h. der jetzige, wirkliche Werth desjenigen Kapitals, welches sich $n$ Jahre hindurch zu $p\,\%$ verzinsen u. durch Zinsenzuschlag die Höhe von $K$ erreichen soll. Hätte z. B. eine Person A einer andern B nach $n$ Jahren eine Zahlung von $K$ Mk. zu machen, u. A wünschte schon jetzt dafür das entsprechende Aequivalent abzustoßen, so würde er unter Annahme eines Zinsfußes von $p\,\%$ jetzt nur $k$ Mk. zu entrichten haben. Der Abzug, den sich der Gläubiger für eine Früherzahlung gefallen lassen muß, heißt das **Interusurium** od. der **Diskont**. Das nach der Zinseszinsrechnung berechnete Interusurium ist demnach $I = K - k$ od. $= K - \frac{K}{1{,}0p^n}$ u. heißt das **zusammengesetzte** od. **Leibnitz'sche Interusurium** im Gegensatz zu dem **einfachen** od. **Hoffmann'schen**, welches sich bei Zugrundelegung der einfachen Zinsrechnung ergiebt, das aber nach mathematischer Anschauung der wirklichen Wachsthumsweise eines Kapitals nicht entspricht.

**Zinzendorf,** Nikolaus Ludwig, Graf v., der Stifter der Herrnhuter (s. d.) od. Brüdergemeinde, geb. 26. Mai 1700; war der Sohn des kursächs. Ministers Georg Ludwig v. Z., der bald nach der Geburt des Sohnes starb, u. einer Freifrau v. Gersdorf; beide Eltern standen unter dem Einfluß des Spener'schen Pietismus, u. Spener selbst vertrat bei dem jungen Z. Pathenstelle. Erzogen wurde Z. von der Mutter in deren elterlichem Hause zu Großhennersdorf in der Lausitz; den meisten Einfluß gewann auf ihn seine Großmutter Katharina, geb. v. Friesen, zumal sich seine Mutter schon 1704 nach Berlin verheirathete. Aus dem vorwiegend weiblichen Einfluß auf seine Erziehung erklärt sich auch die religiöse Frühreife des Knaben. 1710 bis 1716 besuchte Z. das Pädagogium zu Halle u. behielt auch hier in allen Versuchungen die anerzogene religiöse Innigkeit bei, während sich äußerlich sein Charakter stählte, er sogar in ein trotziges Wesen verfiel. Doch dichtete er schon damals geistliche Lieder u. stiftete unter seinen Kameraden mehrere fromme Verbindungen. Im Herbste 1716 bezog Z. die Universität Wittenberg, um nach dem Willen seines Oheims u. Vormunds die Rechte zu studiren. Z. fügte sich, doch seine wahre Neigung galt der Theologie, obschon er nicht zu eigentlichen Studien in derselben gelangte. Nur widerstrebend begab er sich im Frühjahr 1719 auf die damals übliche Reise nach Holland, studirte

Nr. 5668. Nikolaus Ludwig Graf v. Zinzendorf (geb. 26. Mai 1700, gest. 9. Mai 1760)

auf der Universität Utrecht u. brachte dann den Winter auf 1720 in Paris zu, wo bes. die enge Verbindung mit dem Erzbischof Noailles für ihn von Wichtigkeit wurde. Den Winter auf 1721 verlebte er bei der Schwester seines Vaters zu Castell in Franken. Hier wurde er von heftiger Liebe zu seiner Cousine Theodore ergriffen, resignirte aber im folgenden Frühjahr in edler Entsagung zu Gunsten seines Freundes, des Grafen Heinrich von Reuß. Großen Einfluß übte in demselben Frühjahr der Aufenthalt zu Ebersdorf, welches schon damals ein Mittelpunkt des Spener'schen Pietismus war, auf Z. aus. Nach einem Besuch in Halle kehrte er im Sommer 1721 endlich nach Großhennersdorf zurück u. entschloß sich auf das Drängen seiner Verwandten im Herbste, als Hof- u. Justizrath zu Dresden in den Staatsdienst einzutreten. Entscheidend für Z.'s weiteres Leben wurde im April 1722 der Ankauf des Gutes Berthelsdorf in der Lausitz. Der noch unbestimmte Plan Z.'s, hier eine besondere Stiftung für das Reich Gottes zu gründen, gewann bald feste Gestalt durch die Ankunft der ersten Mährischen Exulanten u. die von ihnen begonnene Gründung von Herrnhut. Z. lernte die Ankömmlinge erst Ende 1722 kennen, als er mit seiner kurz zuvor ihm vermählten Gattin Erdmuth Dorothea, einer Schwester Graf Heinrich's von Reuß-Ebersdorf, sein Gut besuchte. Von da an ist sein Leben innig mit dem der Herrnhuter Gemeinde verflochten; in Dresden hielt er sich nur wenig auf u. schied 1727 ganz aus dem Staatsdienst, nachdem die pietistischen Versammlungen in seinem Hause von der Regierung untersagt waren. Ueber die rastlosen Bemühungen, die Z. seitdem der Sache der Brüdergemeinde widmete, vgl. „Herrnhuter". Wir stellen hier nur seine äußeren Lebensschicksale noch kurz zusammen. 1734 ließ sich Z. zu Stralsund als Kandidat der Theologie prüfen u. trat bald darauf zu Tübingen als Prediger auf. 1736 erfolgte die höchst ungerechte, erst 1747 wieder aufgehobene Verbannung Z.'s aus Sachsen. Er wirkte während dieser Zeit zuerst in Frankfurt, der Wetterau u. in Livland, erhielt 20. Mai 1737 von Jablonsky in Berlin die Bischofsweihe u. siedelte nach längerem Aufenthalte daselbst 1738 nach St. Thomas

in Westindien über, wo die Herrnhuter eine Mission besaßen. Im Sommer 1739 langte er wieder in der Wetterau an, legte aber Anfang 1741 sein Amt als Generalvorsteher der Gemeinde, das er noch von Herrnhut her bekleidet hatte, nieder, um in Pennsylvanien Gemeinden zu bilden u. Mission unter den Indianern zu treiben. Die unterdeß unter den deutschen Herrnhutern entstandene Gährung trieb ihn Ende 1742 zu schneller Rückkehr nach Deutschland. Durch energisches Eingreifen stellte er die Ordnung wieder her, gab aber andererseits das Beispiel zu manchen Extravaganzen, zu denen sich die Herrnhuter in dieser „Sichtungsperiode“ (bis 1750) hinreißen ließen. Seitdem meist auf Reisen abwesend, nahm Z. erst im Sommer 1755 seinen Wohnsitz wieder zu Berthelsdorf. Nach dem Tode seiner edlen Gemahlin († 19. Juni 1756), welche Z. nur zu lange zurückgesetzt hatte, so sehr sie sich auch um ihn u. die Gemeinde verdient machte, vermählte er sich 1757 mit Anna Nitschmann, die schon längst — obwol in durchaus reinem Verhältnisse — seine nächste Vertraute gewesen war u. ihn 1742 sogar zu den Indianern begleitet hatte. Noch 1759 unternahm Z. eine längere Reise nach Holland. Von dort Ende des Jahres zurückgekehrt, zog er nach Herrnhut u. starb daselbst 9. Mai 1760. — Vgl. hauptsächlich Schrautenbach, „Der Graf von Z. u. die Brüdergemeinde“ (1782 verfaßt, herausgeg. erst 1851 von Kölbing); ferner Spangenberg, „Leben des Grafen v. Z.“ (8 Bde., Barby 1772—75) sowie die Biographie von Bovet (Par. 1860); Plitt, „Z.'s Theologie“ (3 Bde., Gotha 1869—74). Sammlungen von Z.'s zahllosen, meist kleinen, Schriften sind die „Kleineren Schriften“ (Frankf. u. Lpz. 1740); die „Theologischen Bedenken“ (Büdingen 1742). 1725—26 gab Z. sogar (anonym) eine religiöse Wochenschrift, den „Dresdener Sokrates“, heraus (2. Ausg. als „Der deutsche Sokrates“, 1732). Die größte Bedeutung aber hat Z. für die evangelische Kirche als geistlicher Liederdichter; unter seinen mehr als 2000 Liedern sind zwar viele süßliche u. geradezu abgeschmackte, aber auch solche von erstem Range, die in allen Gesangbüchern Eingang gefunden haben, wie „Jesu, geh' voran“, „Herz u. Herz vereint zusammen“, „Die Christen gehn von Ort zu Ort“ u. a. m. Eine Auswahl (770 Nummern) gab A. Knapp, „Geistliche Gedichte des Grafen v. Z., gesammelt u. gesichtet“ (Stuttg. u. Tüb. 1845), doch zum Theil stark überarbeitet; den genaueren Text vieler giebt die Auswahl von H. A. Daniel (Bielefeld 1851) u. das Gesangbuch der Brüdergemeinde. — Fruchtbar als geistlicher Dichter war auch Z.'s einziger Sohn, Christian Renatus **v. Z.**, geb. 19. Sept. 1727 in Herrnhut, gest. 28. Mai 1752 zu London.

**Zion** (hebr., wahrscheinlich s. v. a. Bergstock, Bergkegel), der Hügel, auf welchem zu Jerusalem (s. d.) die Burg der Jebusiter lag, sodann diese Burg selbst, seit David's Eroberung „Stadt David's“ genannt (vgl. 2. Sam. 5, 6 f.). Die gewöhnliche Annahme erblickt den Z. in dem höheren südwestl. Hügel; nach der neuesten, zweifellos richtigen Ansicht ist jedoch der Name Z. vielmehr gleichbedeutend mit Moria, also dem Tempelberg im Osten der Stadt, so daß die Burg David's auf der südl. Fortsetzung dieses östl. Hügels zu suchen sein wird. Nur so wird verständlich, daß im Alten Testament der Z. häufig als der heilige Berg, der Sitz Gottes ꝛc., bezeichnet wird. Dichterisch wurde dann Z. für Jerusalem überhaupt, „Tochter Z.“ für die gesammte Bewohnerschaft dieser Stadt gebraucht.

**Zippe,** s. unter „Drosseln“.

**Zipperlein** ist die populäre Bezeichnung für die in den Zehengelenken auftretende Gicht (s. d.), das Podagra.

**Zips** (Szepes), ungar. Komitat diesseit der Theiß, 63,19 □M. (nach der Komitatstheilung von 1876: 66,0 □M.) mit 175,061 E. (1869), grenzt nördl. an Galizien, östl. an das Komitat Sáros, südl. an Abauj u. Gömör u. westl. an Liptau u. Galizien, umfaßt die Thäler des oberen Poprád u. Hernád, den Osttheil der Hohen Tatra mit der 2646 m. hohen Lomnitzer, der 2628,3 m. hohen Eisthaler Spitze u. anderen über 2000 m. hohen Bergen, das eocäne Sandsteingebirge der Zipser Magura u. einen Theil vom Gebiete des Weichselzuflusses Donajec u. ist ein im Ganzen unfruchtbares u. rauhes Land mit vielen Gebirgsseen u. Mineralquellen. Fast die Hälfte des Areals ist noch mit Wald bedeckt, der im Hochgebirge selbst noch Bären beherbergt. Auf dem wenig ergiebigen Kulturboden werden vorzugsweise Gerste, Hafer, Heidekorn, Erbsen, Flachs, Kartoffeln u. im S. Obst gebaut. Bienenzucht ist Lieblingsbeschäftigung, Leinweberei Hauptindustriezweig. Fast ²/₃ der Bewohner sind Slovaken, 57,000 luther. Deutsche, die übrigen Magyaren. Das Komitat führt seinen Namen nach dem Zipser Schlosse od. Zipshause (Szepesháza), einem Felsenschlosse bei Kirchdrauf. Von den mit der Z. verbündeten 24 Städten, die seit Stephan V. Kronstädte hießen, verpfändete 1412 Sigismund 13 an Polen; sie kamen mit noch drei anderen 1772 an Ungarn zurück u. heißen seitdem die Zipser Kronflecken. Sie sind durchgängig klein; die bedeutendsten sind Leutschau (6887 E.), Neudorf (6691 E.) u. Göllnitz (5205 E.).

**Zirbeldrüse,** Zirbel (Conarium, Glandula pinealis), ein in der zwischen dem großen Gehirn u. dem kleinen Gehirn sich hinziehenden Querspalte gelegenes, länglichrundes od. kugeliges, herzförmiges Klümpchen von Erbsengröße, dessen feste, röthlichbraune Substanz wahrscheinlich gar nicht nervöser Natur ist. Sie hängt an zwei, von den Sehhügeln entspringenden Schenkeln, hat bisweilen eine nach unten gegen den dritten Ventrikel hin offene Höhle im Innern u. führt rundliche, unregelmäßige, gelbliche, durchscheinende Körnchen, den sog. Hirnsand. Cartesius, der den Sitz der Seele in einem bestimmten Theile des Hirnes suchte, glaubte ihn in der Z. gefunden zu haben u. wollte den Beweis dafür darin sehen, daß alle anderen Theile des Gehirns doppelt vorhanden seien, was nicht statthaben dürfe bei einem solchen Organ, weil sonst die Seele die Objekte doppelt wahrnähme. Der Unwerth dieser Beweisführung bedarf keiner Erläuterung.

**Zirkel,** Ferdinand, Mineralog, einer der tüchtigsten Forscher auf dem neuen Gebiete der mikroskopischen Untersuchung der Gesteine, ist geb. zu Bonn 20. Mai 1838; studirte das Berg- u. Hüttenwesen, machte im Sommer 1860 eine Reise nach Island u. ging 1861 nach Wien, wo er sich am Hof-Mineralienkabinet u. an der Geolog. Reichsanstalt mit mineralischen u. geologischen Untersuchungen beschäftigte. Seit 1863 Professor in Lemberg, unternahm er von da aus wissenschaftliche Reisen in die Pyrenäen, nach Frankreich, Schottland u. Italien. 1868 auf den Lehrstuhl für Mineralogie u. Geologie nach Kiel berufen, verließ er die dasige Universität bereits 1870 wieder, um als Professor u. Direktor des Mineralog. Museums nach Leipzig zu gehen. Er schrieb: „Reise nach Island“ mit Preyer (Lpz. 1862); „Versuch einer Monographie des Bournonit“ (Wien 1862); „Mikroskopische Gesteinsstudien“ (ebd. 1863); „Lehrbuch der Petrographie“ (2 Bde., Bonn 1866); „Untersuchungen über die mikroskopische Zusammensetzung u. Struktur der Basaltsteine“ (ebd. 1870); „Die mikroskopische Beschaffenheit der Mineralien u. Gesteine“ (ebd. 1873) u. a. m., wie er auch die zehnte Auflage von Naumann's „Elementen der Mineralogie“ (Lpz. 1877) neu bearbeitete.

**Zirkel** (vom lat. circulus) heißt eigentlich der Kreis, dann aber auch jedes zur Herstellung der Kreislinie dienende mechanische Instrument. Von diesen letzteren giebt es Stangenzirkel, welche aus einem geraden Stab bestehen, auf dem zwei verschiebbare, gegen jenen senkrechte Spitzen befestigt sind; Charnierzirkel mit zwei gleichen, um ein Charnier drehbaren Schenkeln, deren eine Spitze auch oft durch einen anzuschraubenden Zeichenstift od. eine Reißfeder ersetzt wird; kann die eine Spitze desselben durch eine Schraube fein eingestellt werden, so heißt er ein Haarzirkel; Null- od. Federzirkel, deren einer Schenkel aus einer federnden Stahlplatte besteht, welche durch eine Schraube dem andern genähert werden kann; Tastzirkel, d. i. Charnierzirkel, welche zum Messen von Körperdicken mit nach innen gekrümmten Spitzen, zum Messen von hohlen od. lichten Weiten dagegen mit nach außen gekrümmten Spitzen versehen sind; Proportionalzirkel, deren Schenkel zwei Maßstäbe bilden, welche mit ihren Nullpunkten im Mittelpunkt des Charniers zusammenstoßen ꝛc. Um mittels eines Proportionalzirkels eine gerade Linie in eine bestimmte Anzahl gleicher Theile zu theilen, bringt man sie zwischen die dieselbe Zahl tragenden beiden gleichnamigen Theilpunkte des Z.s. Die Entfernungen der übrigen gleichnamigen Punkte geben solche Theilgrößen der Linie, wie sie Brüchen entsprechen, zu denen die Länge der Linie der Nenner, die Zahlen an den betreffenden Zirkelabständen die Zähler sind.

**Zirknitzer See** (Lacus Lugens bei Strabo), ein periodisch sich füllender u. verschwindender See im österr. Herzogthum Krain, etwa drei Stunden östl. von Adelsbach, liegt in 573 m. Seehöhe von hohen Bergen, bes. dem Javornik (1266 m.) im W. u. dem Slivenza im N., eingeschlossen, nur der östl. Rand ist flach u. geht allmählich in Wiesen u. Ackerland über, das erst in weiterer Entfernung von Bergen umgrenzt wird; er umfaßt bei mittlerem Wasserstande 1½ □M., schwillt aber bei Hochwasser um mehr als das Doppelte an. Er ist von unregelmäßig länglicher Gestalt, vorspringende Gebirgspartien gliedern ihn, u. Hügel bilden in ihm Inseln, deren größte das Dorf Goriza trägt; seine Tiefe beträgt nur wenige Fuß mit Ausnahme der trichterförmigen, oft sehr tiefen Löcher, die sich im Seeboden finden u. auch in der südl. u. östl.

davon liegenden Ebene, wie überhaupt im ganzen Karst, dem das Gebiet angehört, vielfach vorkommen. Nach anhaltendem Regenwetter wird der See theils durch Bäche, die wiederholt einen unterirdischen Lauf nehmen, theils durch Quellen im Seeboden selbst schon nach wenigen Tagen gefüllt, bleibt einige Zeit stehen u. verliert sich, wenn der Zufluß nicht andauert, allmählich wieder, bes. durch zwei große unterirdische Kanäle an der Nordwestseite, die große u. kleine Karlanza, u. durch die verschiedenen Trichter. Nur eine mit Schilf bewachsene Stelle, die Pijanza (d. i. Blutegelteich), trocknet nie u. hat schon manchem Stück Vieh Verderben gebracht. Das abgeflossene Wasser tritt theils bei Planina wieder hervor, theils soll es bei Freudenthal zum Vorschein kommen. Das periodische Füllen u. Verschwinden des Sees findet keineswegs regelmäßig u. jährlich statt. Das Wasser ist sehr reich an Hechten, Schleihen u. Rutten, die bes. in den Trichtern zurückbleiben u. dort gefangen werden. Der jährliche Pachtzins für die Fischerei beträgt über 200 fl. Der trocken gelegte Seegrund dient als Weide u. Jagdgrund, wird aber niemals beackert u. nur an den höher gelegenen Punkten zu Hirse- u. Buchweizenkultur benutzt. (Abbild. s. Bd. V Nr. 3644.)

**Zirkon,** ein aus kieselsaurer Zirkonerde bestehendes, ziemlich seltenes, in einzelnen eingewachsenen tetragonalen Krystallen, niemals derb vorkommendes Mineral, welches in schönen Exemplaren als Edelstein verwendet wird. In manchen Syeniten Norwegens ist der Z. so häufig in Form kleiner, stecknadelkopfgroßer Krystalle eingewachsen, daß man diese Gebirgsarten Zirkonsyenite zu nennen pflegt. Die Farbe des Z.s ist meist roth, braun, gelb, selten weiß; sehr schön lebhaft roth gefärbte, klare u. durchsichtige Varietäten führen den Namen Hyacinth. Die bedeutende Härte des Z.s (7,5) macht ihn sehr politurfähig; sein spez. Gewicht ist 4,5. Man findet ihn außer in Norwegen im Ural, Grönland, Nordamerika, auf Ceylon, in Siebenbürgen, Böhmen 2c.

**Zirkonerde** (Zirkoniumoxyd, Zirkonoxyd), eine in der Natur nur selten u. nur im Mineralreiche vorkommende Substanz, findet sich am häufigsten mit Kieselsäure verbunden im Zirkon (s. d.), Eudialith u. Malakon, ferner mit Niobsäure im Samaoskit u. Wöhlerit, mit Titansäure im Polymignit, Oerstedit u. Polykoas, mit Tantalsäure im Fergusonit; die letzteren sämmtlich sehr seltene Mineralien. Die Z. wurde zuerst von Klaproth im J. 1789 entdeckt; Berzelius unterschied darin ein Metall, welches er **Zirkonium** nannte, u. Sauerstoff. Von Troost u. Franz wurden die Eigenschaften dieses Metalls in neuerer Zeit genauer studirt; ähnlich wie Bor, Silicium u. Kohlenstoff tritt es in drei verschiedenen Zuständen auf. In amorphem Zustande stellt es ein schwarzes Pulver dar, dann aber bildet es graphitartige, leichte stahlgraue Schuppen u. kann auch krystallisirt als eine sehr harte, stark metallglänzende, im Aeußeren dem Antimon ähnliche Masse von blätterig krystallinischer Struktur u. 4,15 spez. Gewicht erhalten werden. — Das chemische Zeichen des Zirkoniums ist: Zr, das Aequivalent: 45, das Atomgewicht: 90. Das Oxyd des Zirkoniums, die Z., ist eine weiße, unschmelzbare Masse, welche beim Glühen mit starkblendendem Glanze leuchtet. Sie verhält sich gegen starke Basen wie eine Säure u. wird in diesem Falle Zirkonsäure genannt. Eine Verwendung hat die Z. bis jetzt noch nicht gefunden.

**Zirkonium,** s. „Zirkonerde". **Zirpen,** s. v. w. Cicaden.

**Ziska,** Johann, eigentlich Žižka von Trocnow, der berühmteste Führer der Hussiten (s. d.), geb. um 1360 in Trocnow; stammte aus niederem böhm. Adel u. war nur wenig begütert in der Gegend von Budweis. Obwol er schon als Knabe das linke Auge verlor, wurde er Page am Hofe König Wenzel's u. stieg später bis zum Kämmerer auf. Aus Kriegslust u. Deutschenhaß focht er als Söldnerführer 15. Juli 1410 bei Tannenberg für Polen gegen den Deutschen Orden, dann focht er für Ungarn gegen die Türken, für die Engländer (bei Azincourt 1415) gegen die Franzosen u. fand endlich im eigenen Lande einen Schauplatz für seine wilde Kriegslust u. sein Feldherrntalent. Nachdem sein Genosse, der ehemalige königliche Burggraf von Hus, Nikolaus von Pistna, durch seine Reden den hussitischen Fanatismus u. den Deutschenhaß der Böhmen entflammt, brachte es Z. 30. Juli 1419 zur ersten Demonstration, indem er einen wilden Haufen Hussiten, welcher die Herausgabe aller wegen religiöser Uebergriffe Verhafteten vom Rath nicht erlangen konnte, dazu anreizte, drei Rathsherren u. sechs Gerichtsdiener durch die Fenster in die Spieße der Untenstehenden zu werfen. Da König Wenzel (s. d.) unmittelbar darauf starb u. Sigismund (s. d.) fern war, organisirte Z. den Kampf für einen „urchristlichen Staat" mit kommunistischen u. republikanischen Ordnungen, zunächst aber gegen die Katholiken u. die Deutschen. Am 10. Nov. begann er mit 4000 Bauern die Plünderung der Kirchen u. Klöster in Prag, zog sich dann aber, da die Gemäßigteren einen Vergleich mit der Regentin Sophia machten, nach seinem Lagerplatz Tabor zurück, wo nicht nur die neuen Formen des tschechischen Gottesdienstes, sondern auch der Gebrauch von Schießwaffen, Dreschflegeln, Streitkolben u. die Errichtung von Wagenburgen geübt wurden. Unabhängig von den mäßiger gesinnten Calixtinern (s. „Hussiten"), zog er mit seinen wilden Taboriten mordend, brennend u. plündernd von Ort zu Ort. Obwol er schon im Frühjahr 1420 vor Rabi, dem Schlosse der Herren von Riesenberg, in welchem er sieben Priester verbrennen ließ, durch den Verlust des zweiten Auges erblindet war, kommandirte er, auf einem Karren fahrend, auch ferner seine Scharen. Von den Pragern zu Hülfe gerufen, vertheidigte Z. 14. Juli 1420 den Witkow-, jetzt Ziskaberg gegen das von Sigismund angeführte Kreuzheer, welches gleich darauf aus einander lief, u. durchzog dann bis Ende 1420 plündernd u. brennend den Süden, 1421 den Westen u. Norden von Böhmen. Am 8. Jan. 1422 siegte er bei Habern u. Deutschbrod über ein zweites Kreuzheer, zog durch Mähren bis nach Tyrnau in Ungarn u. fiel dann über die utraquistischen Prager her, welche inzwischen sich immer entschiedener gegen die Taboriten erklärt u. den Frieden mit Sigismund gesucht hatten. Nachdem er sie in der mörderischen Schlacht bei Moleschau 7. Juni 1424 besiegt u. man lange vergebens ihn für einen Friedensschluß zu gewinnen versucht hatte, starb er 11. Okt. 1424 bei der Belagerung von Pribislau an Pestbeulen. Sein Leichnam wurde zuerst in Königgrätz, später in der Kirche zu St. Peter u. Paul in Caslau bestattet, aber 1623 auf Ferdinand's II. Befehl fortgeschafft.

**Zither,** ein insbes. in den deutschen Alpen sehr verbreitetes Saiteninstrument. Das Corpus ist flach, mit niedrigen Zargen, an der einen Seite geschweift; beim Spielen liegt das Instrument fest auf dem Tische. Es ist, wenn vollständig, mit 29 Saiten (theils von Metall, theils von Därmen u. übersponnen) bezogen, deren tiefste in klein d, die höchste in zweigestrichen g gestimmt ist; vier derselben liegen über einem Griffbret, auf welchem die Halbtöne durch Bände von Messing markirt sind, u. werden durch den Daumen der rechten Hand, dessen Spitze mit einer Art Schlagring von Metall od. Horn bewaffnet ist, angespielt (von diesem Schlagring heißt die Z. auch Schlagzither). Die übrigen Saiten werden mit den fünf Fingern der linken u. vier Fingern der rechten Hand (außer dem Daumen) gerissen. — Ueber ältere Instrumente des Namens s. „Kithara".

**Zitrone,** s. „Citrone".

**Zittau,** Stadt mit 20,417 E. (1875) in der königl. sächs. Kreishauptmannschaft Bautzen od. in der sächs. Oberlausitz, liegt in 243 m. Seehöhe in herrlicher Gegend, unfern der böhm. Grenze an der Mandau, einem Nebenfluß der Görlitzer Neiße, an der Strecke Löbau-Z.-Reichenberg der sächs. Staatsbahn u. Nikrisch-Z. der Berlin-Görlitzer Bahn, ist Sitz einer Amtshauptmannschaft, eines Bezirksgerichtes u. eines Gerichtsamts, eines sächs. u. eines österr. Hauptzollamts u. eines preuß. Zollinspektorats, einer Handels- u. Gewerbekammer, der Oberlausitzer Bank, hat ein mit Realschule verbundenes, schon 1586 gegründetes Gymnasium (das Johanneum), ein Lehrerseminar, eine Baugewerkenschule, eine höhere Handelsschule, eine Rathsbibliothek mit 40,000 Bänden, vielen Handschriften u. Urkunden, ein Theater, treffliche Armenanstalten, darunter eine Augenheilanstalt, großes Hospital, Rettungshaus für Knaben 2c. In der durch Lage u. Bauart gleich schönen Stadt, anstatt der früheren Festungswälle jetzt durch freundliche Parkanlagen umschlossen, mit herrlichen Springbrunnen, welche durch eine 1864 vollendete große Wasserleitung gespeist werden, sind die schönsten Gebäude das Rathhaus mit dem großen Bürgersaale aus dem J. 1844, die nach Schinkel's Entwurfe erbaute Johanniskirche u. das 1871 vollendete Johanneum mit Glockenthurm. Z.'s Industrie erstreckt sich auf Fabrikation von Orleans u. halbwollenen Waaren, auf Bleicherei, Druckerei, Posamentengroßindustrie, Maschinenbauerei u. Glasmalerei; es ist Hauptplatz für den Handel mit den Rohprodukten u. Garnen der Lausitzer Gewebeindustrie. In der Umgegend blüht Gemüse-, Blumen- u. Kunstgärtnerei u. bei den nahen Dörfern Olbersdorf u. Harthau wird starker Braunkohlenbau getrieben (jährliche Ausbeute 1½ Mill. Hektoliter). Der schönste Punkt der Umgegend ist der 1 M. entfernte Oybin (s. d.). Z. ist Geburtsort des Rechenmeisters Pescheck (1676 geb.), des Komponisten H. Marschner (1798 geb.) u. des Philologen Moritz Haupt (s. d.), u. zu Ende des 16. Jahrh. lebte hier als Organist der Kirchenliederkomponist Hammerschmidt. Z. hat den größten Grundbesitz von allen Städten Sachsens; 7 Dörfer gehören ihm ganz, 13 theilweise u. in 20 anderen hat es Besitzungen; allein seine

Waldungen werfen jährlich 200,000 Mk. ab. — Z. verdankt seine Entstehung den Sorbenwenden, wurde 1255 durch König Ottokar II. von Böhmen zur Stadt erhoben u. befestigt u. 1287 unter Wenzel II. mit

Nr. 5669. Das Rathhaus in Zittau.

vielen Privilegien beschenkt. 1311 kam es vorübergehend an die Freiherren von Leippa, 1336 durch Heirath an Herzog Heinrich von Schlesien-Jauer, 1347 an Karl IV., nachdem es bereits 1346 mit Bautzen, Löbau, Kamenz, Görlitz u. Lauban den Bund der Sechsstädte zum gegenseitigen Schutze gegen die Raubritter geschlossen hatte. In den Hussitenkriegen hatte Z. viel zu leiden, ebenso im Dreißigjährigen Kriege. 1622 wurde es pfandweise mit der übrigen Lausitz von Kaiser Ferdinand II. an Sachsen abgetreten, im Prager Frieden 1635 kam es vollständig an Sachsen. Der schwerste Tag für Z. war der 23. Juli 1757, als die Oesterreicher die bei Kollin geschlagenen Preußen hierher verfolgten, die Stadt beschossen u. größtentheils einäscherten. Im Kriege von 1866 wurde Z. u. Umgegend durch die von hier nach Böhmen einbrechende preuß. Elbarmee stark betroffen.

Nr. 5670. Znaim.

**Zitterfische,** s. v. w. elektrische Fische (s. d.).

**Zittern der Glieder** (Tremor, Ballismus) entsteht durch fortwährende, kleine, schnell auf einander folgende Muskelkontraktionen u. tritt bes. an den Händen u. am Kopfe auf, bei psychischer Erregung zunehmend. Je nach der Ursache ist das Uebel von verschiedener Dauer. Das durch leidenschaftliche Erregung, durch übermäßigen Genuß starken Kaffees, durch Kältegrade, im Fieberfrost entstandene Z. schwindet nach Aufhebung der Ursache, wogegen das infolge des Greisenalters od. chronischer Quecksilber-, Blei- u. Alkoholvergiftung (Tremor potatorum), od. endlich durch Typhen od. andere konsumirende Krankheiten entstandene Z. gewöhnlich während des ganzen Lebens bestehen bleibt. Die Behandlung hat zunächst auf Beseitigung der Ursachen hinzuwirken. Bei Blutarmuth sowie beim Merkurialzittern, das zumeist nach Mißbrauch der Quecksilberpräparate sich einstellt, sind eisenhaltige Bäder od. der innerliche Gebrauch von Eisen, Chinadekokte mit Calmus empfohlen; gegen nervöses Z. kalte Waschungen, Douchen, Sool- u. Seebäder. Bisweilen nützen auch Elektrizität u. Heilgymnastik. Die als besondere Krankheitsform seit Parkinson's Schilderung des Zustandes aufgefaßte Schüttellähmung (Paralysis agitans) ist eine Steigerung des Z.s, die, fortwährend zunehmend, schließlich in Lähmung übergeht. Diese jahrelang dauernde u. jedenfalls auf Hirn- u. Rückenmarksleiden beruhende Krankheit hat nur in vereinzelten Fällen zur Genesung geführt, in der Regel erfolgt der Tod durch Erschöpfung. Als Ursachen werden Rheumatismus, Gemüthsbewegungen u. sexuelle Exzesse beschuldigt. Als Heilmittel haben sich Gaben von kohlensaurem Eisen, Schwefelbäder, kalte Uebergießungen im warmen Bade u. der konstante elektrische Strom am hülfreichsten erwiesen.

**Zitterpappel** (Populus tremula), auch Aspe, Espe, Katteler, Rausche, Beber-, Faul-, Flatter-, Klapper-, Pappelespe od. Esche 2c., ein Baum unserer Laubwälder, der bes. auf feuchtem Lehmboden gedeiht, wo er bis über 30 m. hoch wächst u. eine lichte Krone bildet, an deren Zweigen die fast kreisrunden Blätter auf langen beweglichen Stielen hängen u. darum auch bei jedem Lufthauche erzittern, woher auch das bekannte Sprüchwort: wie Espenlaub zittern, kommt. Gegen die übrigen Pappelarten mit ihrem ausgebreiteten Astwerke gehalten, ist die Z. ein sehr schlanker Baum, dessen Astwerk erst in beträchtlicherer Höhe sich zu entwickeln pflegt; im hohen Norden freilich sinkt er zu zwergartigem Wuchse herab. Die Z. blüht, wie alle übrigen Pappeln, zweihäusig in langen wolligen Kätzchen u. verbreitet aus ihrer grauen, leicht ablösbaren Rinde einen fast aromatischen Gerbstoffgeruch. Durch ihre vielen Wurzelausläufer verdrängt der Baum leicht seine anderweitigen Nachbarn u. wird so zu einem echten Lichtbaume, den der Forstwirth im Hochwald nicht gern duldet. Dennoch ist er über ganz Europa, in Norwegen sogar bis 70° n. Br. verbreitet; in Rußland nimmt er ausgedehnte Flächen ein, selbst in Vorderasien, China u. Japan wird er gefunden, wie er auch in Meereshöhen bis 1640 m. noch wächst. Sein Alter reicht aber nicht über 60—80 Jahre hinaus, obgleich man im hohen Norden noch Bäume von 150 Jahren u. darüber hinaus kennt. Trotz ihrer weiten Verbreitung ändert die Z. ihre Formen wenig; eine der im Gebirge häufigsten Abarten ist P. tremula s. villosa (*Lang.*) mit beiderseits wolligen Blättern. Sonst stehen ihr P. tremuloides (*Mich.*) u. P. grandidentata (*Mich.*) in Nordamerika, jene mit mehr herzförmigen, zugespitzten u. sägezähnigen, diese mit großzähnigen buchtigen Blättern, so nahe, daß sie vielleicht nur Varietäten der Neuen Welt sind. Gleich ihren Verwandten, stirbt sie an Gipfeldürre von oben herab. Das weiße Holz ist fein, jedoch ziemlich weich, es wird deshalb zu Schnitzarbeiten gern verwendet; nur dauert es im Freien nicht lange aus, so daß in Rußland, wo man es häufiger auf dem Lande als Zimmerholz verwerthet, die daraus gebauten Häuser nicht über 30 Jahre Bestand haben. In der neuesten Zeit ist es zur Bereitung des „Holzstoffes“ für Papierfabrikation sehr gesucht. Als Brennmaterial entwickelt es zwar eine recht intensive Hitze, verbrennt aber sehr rasch. Dagegen dient seine leichte Kohle zur Bereitung des Schießpulvers u. in Zeugschmieden.

**Zittwersamen** (Wurmsamen, flores cinae, flores Santonici), mit diesem unrichtigen Namen belegt man im Droguenhandel die noch unentwickelten Blütenköpfchen einiger nicht sicher bekannten Artemisia-Arten, wahrscheinlich der Artemisia Vahliana (*Kost.*) u. Artemisia Contra (*Vahl.*). Diese Blüten werden vorzüglich

in Persien u. den angrenzenden Ländern, in der Kirgisensteppe, nördl. von Turkestan, von nomadisirenden Kirgisen gesammelt u. über Orenburg u. Nishnij Nowgorod in den Handel gebracht. Die Waare besteht aus sehr kleinen, länglich prismatischen, nach beiden Enden verschmälerten, kahlen, etwas glänzenden, gelbgrünen Blütenköpfchen, die von einem ziegeldachartig geformten Hüllkelche umgeben sind. Der Z. besitzt einen starken, eigenthümlichen, den meisten Leuten widerwärtigen Geruch, den er einem Gehalte an ätherischem Oel verdankt. Die wurmabtreibende Wirkung des Z.s kommt aber einem andern in dem Z. enthaltenen Stoffe, dem Santonin, zu, welches in reinem Zustande in farblosen, perlglanzenden, tafelförmigen Krystallen erscheint, welche, an u. für sich geruch- u. geschmacklos, in weingeistiger Lösung einen bitteren Geschmack besitzen. Eine auffallende Eigenthümlichkeit nach dem Genusse selbst kleiner Mengen von Santonin ist das Auftreten von Gelbsehen (Xanthopsie), wobei alle weißen od. hellen Gegenstände gelb od. grüngelb erscheinen. Die früher sehr gebräuchliche Verwendung von Z. ist seit der Anwendung des reinen Santonins fast ganz außer Gebrauch gekommen.

**Zitz**, feiner bunter Kattun. **Zizyphus**, s. v. w. Judendorn (s. d.).

**Znaim** (Znojmo), Stadt mit 10,415 E. (1869) in der österr. Markgrafschaft Mähren, auf der Höhe des linken Thayaufers schön gelegen, an der österr. Nordwestbahn Wien-Tetschen u. an der Zweiglinie Grußbach-Z. der österr. Staatsbahn, ist Sitz der Bezirks- u. Kreisbehörden, hat eine Genie-Akademie, Obergymnasium, Haupt- u. Unterrealschule, einen Konvent der Dominikaner u. der Kapuziner, eine alte Burg, ehemals Markgrafensitz, jetzt Kaserne, eine alte roman. Burgkapelle, Heidentempel genannt, aus dem 12. Jahrh., mit Resten alter Wandmalereien, fünf Kirchen, darunter die Pfarrkirche St. Nicolaus, eine schlanke goth. Hallenkirche des 14. Jahrh., ein goth. Rathhaus mit stattlichem, 80 m. hohem Thurme aus dem 15. Jahrh., u. in den hübschen, die Stelle der früheren Festungswerke einnehmenden parkartigen Anlagen das sog. Kopaldenkmal, einen Granitobelisken mit Victoria zur Erinnerung an den Oberst Kopal. Die ansehnlichen Gebäude des Klosters Bruck an der Ostseite der Stadt dienen jetzt als Kaserne. Der gewerbfleißige Ort hat Essig- u. Porzellanfabrikation, fertigt Tuch, Leder, Chokolade, hat starken Gemüse-, bes. Gurkenbau u. hält den größten Wochenmarkt Oesterreichs ab. — Z. wurde an seiner jetzigen Stelle 1222 erbaut, nachdem es 1145, an anderer Stelle gelegen, von den Böhmen zerstört worden war. Als Hauptstadt Mährens war es Residenz der mährischen Markgrafen. Im Dreißigjährigen Kriege war es bald in den Händen der Oesterreicher, bald in denen der Schweden u. Sachsen. Nach der Schlacht von Wagram (1809) fand hier ein bald abgebrochenes Gefecht zwischen den Oesterreichern unter Erzherzog Karl u. den Franzosen unter Marmont statt, dem der Waffenstillstand von Z. u. schließlich der Friede von Wien folgte.

**Zoar**, uralte Stadt in der Nähe des Todten Meeres, die nach 1. Mos. 14, 2 ursprünglich Bäla hieß u. nach 1. Mos. 14, 20 f. bei der Zerstörung von Sodom u. Gomorrha um Lot's willen verschont wurde. Zu Christi Zeit war es in den Händen der Araber, diente später als Bischofssitz u. blühte unter dem Namen Segor noch unter den Kreuzfahrern, die es „Palmenstadt“ benannten. Nach der früher herrschenden Annahme lag Z. auf der Ostseite des Todten Meeres; neuerdings sucht man die Ruinen von Z. richtiger am Südostende desselben in der Niederung, die jetzt Es-Safieh heißt.

**Zobel** (Mustela zibelina), eine Marderart Mittel- u. Nordasiens, gleicht in seiner äußeren Erscheinung dem Steinmarder, nur ist sein Kopf gestreckter, der Schwanz kürzer, bes. aber sein schwarzbraunes Haar länger, glänzender u. feiner. Der Z. lebt in gebirgigen Wäldern u. felsigen Gegenden vom Ural bis Kamtschatka. Sein Pelz gehört zu den kostbarsten Artikeln; der Handel damit ist in Rußland Monopol der Krone u. zahlen die Bewohner Sibiriens ihre Steuern in Zobelfellen. Nach dem Schimmer der langen Konturhaare unterscheidet man Gold- u. Silberzobel u. bezahlt die schönsten (am Ud, Nertschinsk u. Baikal) mit mehreren hundert Rubeln. In Kamtschatka waren die Z. noch im 18. Jahrh. so häufig, daß die Kosaken für ein Messer 6, für ein Beil 18 Zobelfelle eintauschen konnten u. man das kostbare Pelzwerk zum Ueberziehen der Barken verwendet haben soll.

**Zobten** (vom slav. Sobotka gora, d. i. Feuerberg, im Volksmunde Zotenberg), ein kleines, aus Granit bestehendes Gebirge, östl. vom Eulengebirge im Reg.-Bez. Breslau der preuß. Prov. Schlesien. Der höchste Berg ist der fast überall in Schlesien sichtbare Zobten (718,5 m.). Auf der Wiese seines Scheitels von einigen hundert Schritten Ausdehnung erhebt sich der eine seiner Gipfel, der eine Felsmasse u. daneben eine Kapelle trägt, in welcher am Feste Mariä Heimsuchung od. den ersten Sonntag nach dem 2. Juli feierlicher Gottesdienst gehalten wird. Der zweite Gipfel des Berges zeigt noch die Spuren der gegen Ende des 15. Jahrh. zerstörten starken Zobtenburg. Das seit 1822 in dem Thürmchen über der Kapelle eingerichtete Observatorium gewährt die weiteste Aussicht über ganz Schlesien. Am Ostfuße des Berges liegt das Städtchen Z. mit 2077 E. (1875), von wo aus der Berg bestiegen, bez. befahren wird. Zwei andere Berge der kleinen Gebirgsgruppe sind südl. der Kölschener- u. der Geiersberg.

**Zodiacus** od. Thierkreis, s. die Art. „Astronomie“ u. „Ekliptik“.

**Zodiakallicht** od. Thierkreislicht nennt man einen blassen Schimmer, der im Frühjahr bald nach Sonnenuntergang u. im Herbste vor Sonnenaufgang von der Sonne ab am Horizonte schief aufwärts nach der Richtung der Ekliptik od. vielmehr des Sonnenäquators sich erstreckt u. spitzig zuläuft. Unter dem Aequator steht er fast senkrecht auf dem Horizonte; auf der südl. Halbkugel ist er nach Norden geneigt. Man hat sehr verschiedene Ansichten über die Natur dieser Lichterscheinung aufgestellt. Sehr wahrscheinlich wird dieselbe von einer durch die Sonne erleuchteten dunstartigen Materie hervorgerufen, welche als ein abgeplatteter Ring zwischen der Venus- u. Marsbahn ausgebreitet ist.

**Zoega** (spr. So-ega), Johann Georg, dän. Archäolog, geb. zu Dahler in Jütland 20. Dez. 1755; studirte seit 1773 in Göttingen, machte seit 1776 mehrere Reisen nach Italien u. nahm 1783 seinen bleibenden Aufenthalt in Rom, wo er, um die Tochter des Malers M. Pietruccioli heirathen zu können, heimlich katholisch wurde; auch genoß er am päpstlichen Hofe große Gunst u. erhielt das Amt eines Interpreten bei der Propaganda. Seit 1798 dän. Agent u. Konsul im Kirchenstaate, starb er zu Rom 10. Febr. 1809. Als Altertbumsforscher machte er sich nam. durch folgende Arbeiten berühmt: „Nummi Aegyptii imperatorii“ (Rom 1787); „De origine et usu obeliscorum“ (ebd. 1797); „Erläuterung der koptischen Schriftrollen im Museo Borgiano Veliterno“ (1810) u. „I bassirilievi antichi di Roma“ (von Picoli gefertigte Kupferstiche mit Z.'s Erklärung, 2 Bde., ebd. 1808, Fol.; deutsch von F. G. Welcker, 2 Bde., Gießen 1811 f.). Auch gab Welcker die „Zerstreuten Abhandlungen“ Z.'s (Gött. 1817) heraus u. beschrieb sein Leben (2 Bde., Gött. 1819).

Nr. 5671. Der Zobel (Mustela zibelina).

**Zoepfl**, Heinrich Matthias, hervorragender Rechtslehrer, geb. zu Bamberg 6. April 1807; studirte 1824—27 in Würzburg Jurisprudenz u. gehörte seit 1828, in welchem Jahre er sich als Privatdozent habilitirte, ununterbrochen der Heidelberger Universität an. Mit Mittermaier, Vangerow, u. Renaud trug er wesentlich dazu bei, dem Rechtsstudium an der Ruperto-Carolina zu jener Berühmtheit zu verhelfen, die bis in die 60er Jahre der Heidelberger Hochschule zu einem großen Zuspruch, man kann wol sagen aus allen

Welttheilen, verhalf. Seit 1839 Professor, verwaltete Z. während der Bewegungen von 1849 fest u. umsichtig auch das Prorektorat der Universität u. vertrat dieselbe seit 1850 in der bad. Ersten Kammer. Er starb zu Heidelberg 3./4. Juli 1877. Staatsrecht u. deutsche Rechtsgeschichte waren die Fächer, denen er seine literarische u. seine Lehrthätigkeit mit gleich großem Eifer widmete. Unter der großen Anzahl der von ihm verfaßten wissenschaftlichen Werke sind die wichtigsten: „Deutsche Staats- u. Rechtsgeschichte" (Heidelb. 1834 bis 1836, 3 Abhandlungen; 4. Aufl., 3 Bde., Braunschweig 1871 bis 1872); „Grundsätze des allgemeinen u. des konstitutionell-monarchischen Staatsrechts" (2 Bde., ebd. 1841; 5. Aufl., Lpz. 1863); „Alterthümer des deutschen Reichs u. Rechts" (3 Bde., ebd. 1860—61). Außerdem sind hervorzuheben: „Das alte Bamberger Recht" (Heidelb. 1839); „Die peinliche Gerichtsordnung Kaiser Karl's V. nebst der Bamberger u. der Brandenburger Halsgerichtsordnung" (ebd. 1842; 2. Aufl. 1876); „Ueber hohen Adel u. Ebenbürtigkeit nach dem deutschen Reichsstaatsrecht" (Stuttg. 1853); „Die Demokratie in Deutschland" (1. u. 2. Aufl., ebd. 1853). Auch bearbeitete Z. die 3. Aufl. von Guido v. Meyer's „Corpus juris confoederationis Germanicae" (3 Bde., Frankf. a. M. 1858—69). Nach seinem Tode erschien noch: „Grundriß zu Vorlesungen über Rechtsphilosophie" (Berl. 1878). Hervorragend war überdies Z.'s Thätigkeit auf praktischem Gebiete, denn fast in allen wichtigen staats- u. bundesrechtlichen Fragen wurde er von den Regierungen zu Rathe gezogen u. um sein Gutachten angegangen. Seiner politischen Richtung nach gehörte Z. der konservativen partikularistischen u. gemäßigten kathol. Partei an.

**Zolkjew,** Stadt mit 6029 E. (1869) im österr. Königreich Galizien, liegt in 258 m. Seehöhe 4 M. nördl. von Lemberg, ist Sitz der Behörden des gleichnamigen Kreises, hat ein altes Schloß, eine goth. Kirche mit den Grabmälern der Familien Sobieski (welche im Besitze von Z. war) u. Zolkjewski, 2 Klöster u. bedeutende Lederfabrikation. — Z. wurde 1623 u. 1687 von den Tataren fast gänzlich zerstört.

**Zolkjewski,** Stanislaus, polnischer Feldherr, geb. 1547 zu Turynta bei Zolkjew; gehörte unter Stephan Bathory (s. d.) zur Partei des Kanzlers Zamojski u. verhalf 1587 gegen die Partei der Zborowski dem Prinzen Sigismund Wasa auf den Thron. Als Senator, Wojwode u. Unterfeldherr warf er 1598 die abtrünnigen Kosaken bei Lublin nieder, bekämpfte siegreich 1607 u. 1608 eine rebellische Konföderation u. zog 1609 nach Rußland, wo er 1610 den Zaren Schuiski bei Kluschino besiegte u. Moskau besetzte, das dem polnischen Prinzen Wladislaw zu huldigen versprach. Vergebens bat Z., daß dieser od. sein königlicher Vater, der selbst nach dem russ. Throne verlangte, dorthin komme. Nachdem die polnische Besatzung durch Grausamkeiten u. durch die Verbrennung der Stadt allen Anhang unter den Russen verloren hatte, übergab Z., durch Hunger dazu genöthigt, im Okt. 1612 den Kreml u. zog ab. Wie hier, so hemmte ihn der schlechte Zustand der Regierung, vor Allem der Finanzen u. des schlecht od. gar nicht besoldeten Heeres, auch im Kampfe gegen die Türken, den er als Großfeldherr seit 1617 zu führen hatte. Als er dem bedrängten Hospodaren der Moldau zu Hülfe zog, fiel er 7. Okt. 1620 bei Cecora. Johann Sobieski ließ ihm in Zolkjew ein Denkmal errichten. Seine Geschichte des Feldzugs zur Unterstützung des Demetrius erschien zu Lemberg 1833.

Nr. 5672. Das Zodiakallicht. Nach einer Beobachtung von Heis in Münster.

**Zoll,** franz. pouce, engl. inche, der 10. od. der 12. Theil des Fußmaßes, eingetheilt in 10 od. in 12 Linien.

**Zölle** sind Abgaben, welche von ein- u. ausgehenden Waaren durch die betreffenden Staaten erhoben werden. Z. bestanden schon im Alterthum bei den Aegyptern u. Hebräern, bei den Griechen u. Römern, ebenso fand Cortez in Mexiko bei der Eroberung des Aztekenreichs Z. vor. In den europäischen Staaten der Neuzeit datirt ihre Entstehung aus der Periode des Mittelalters, in welcher sich aus dem Chaos der Völkerwanderung gewisse Territorien zu einem bald festeren, bald loseren Staatsverband freiwillig od. gewaltsam zusammenfanden. Dem Oberhaupte des Landes mußten Einnahmen verschafft werden zu seiner sowie zur Erhaltung des Gemeinwesens. Dieses Geldbedürfniß mit zu decken, dazu erschien der Handel sehr geeignet, welcher Waaren umherführte u. dafür die Flüsse u. die vorhandenen Straßen u. Brücken benutzte sowie Sicherheit in Geleitsbriefen od. in mitgegebenen Bedeckungsmannschaften rc. verlangte. Allein die Rechtsgrundlage, auf welcher solchergestalt von den Waaren eine Abgabe erhoben werden konnte, blieb, wenn sie je in Wirklichkeit angenommen wurde, die kürzeste Zeit nur maßgebend, und weniger ist jene selbst, als vielmehr das gleichbleibende Bedürfniß die Ursache gewesen, daß die Tendenz, durch die Erhebung von Z.n die Staatseinnahmen zu vermehren, bis heute unverändert beibehalten worden ist, nur daß man mit der Einführung gewisser Arten von Z.n bestimmte staats- u. volkswirthschaftliche Zwecke verbunden hat.

Am ausgeprägtesten tritt dies bei den Schutzzöllen (s. d.) hervor, bei denen zu Zeiten weniger die Absicht vorgelegen hat, hohe Staatseinnahmen zu erzielen, als vielmehr das Bestreben, die einheimische Industrie vor der ausländischen Konkurrenz zu schützen, den inländischen Gewerbtreibenden durch Abgaben, welche auf eingehende fremde Waaren gelegt waren, den inneren Markt zu erhalten u. dadurch den einheimischen Gewerbetrieb zu kräftigen u. zu fördern. Waren solche Z. so hoch bemessen, daß fremde Artikel der zu starken Belastung wegen kaum noch eingeführt wurden, der Eingang ausländischer Waaren also verhindert war, so nannte man sie: Prohibitivzölle. Lag ferner die Absicht vor, die inländische Industrie dadurch zu kräftigen, daß man ihr das Verbleiben wichtiger Rohstoffe im Inlande sichern wollte, so erschwerte man die Ausfuhr solcher Rohmaterialien, wie gewisser Erze, Kaolin für die Porzellanfabriken, Lumpen für die Papiermühlen, Felle u. Häute &c., durch Ausfuhrzölle im Gegensatz zu den Eingangszöllen, d. h. solchen Z.n, welche für von auswärts eingehende Waaren erhoben werden.

Grenzzölle sind die Abgaben, welche von ein- bez. ausgehenden Waaren an den Landesgrenzen erhoben werden. Unter Binnenzöllen, die allerdings in den meisten Ländern beseitigt sind, versteht man dagegen die Zollbelastungen, welche im Innern eines Landes, bei dem Uebergang aus einer Provinz in die andere früher nicht selten gefordert wurden, u. von gewissen Verzehrungsgegenständen (Wein, Branntwein, Fleisch, Brot, Mehl, Wildpret &c.) bei dem Eingang in eine Stadt als Accise, Octroi, städtische Mahl- u. Schlachtsteuer hier u. da noch verlangt werden. Durchfuhrzölle, Transitzölle (gegenwärtig fast überall beseitigt) wurden von den Gütern erhoben, welche für den Verbrauch im Lande selbst gar nicht bestimmt waren, sondern nur durch das Land hindurchgeführt wurden. Flußzölle, die jetzt gleichfalls aufgehoben od. hier u. da bis auf eine kleine Gebühr als Entschädigung für Flußregulirungen, Schleußenbauten, Anlegung von Leinpfaden u. dergl. reduzirt worden sind, waren von den Gütern zu entrichten, welche die Ströme u. Binnengewässer passirten. Es handelte sich bei ihnen annähernd um Dasselbe, wie bei den nur hier u. da noch bestehenden Brücken-, Pflaster- u. Wegezöllen (Chausseegeld), um Gebühren, welche die Zinsen für gewisse im Interesse des Verkehrs errichtete Baulichkeiten decken sollen. — Zu erwähnen sind ferner die Rückzölle (Exportbonifikationen) als Rückvergütungen entweder von inländischen Steuern od. von Eingangszöllen, in beiden Fällen jedoch nur, sobald die versteuerten od. verzollten Gegenstände nach dem Auslande verführt werden. So wird beispielsweise in Deutschland von der inländischen Rübenzuckerproduktion eine ziemlich hohe Steuer auf Zuckerrüben, von der Spiritusbrennerei die Maischraum-, von der Bierbrauerei die Malzsteuer erhoben. Gelangen nun die betreffenden Fabrikate im Inlande nicht zum Konsum, sondern werden dieselben ins Ausland verführt, so werden auf Verlangen dem Exporteur die darauf gezahlten Steuern wenigstens zum größten Theil rückvergütet, um die inländische Industrie konkurrenzfähig mit der ausländischen zu erhalten. In manchen Ländern besteht ferner die Einrichtung, daß gewisse Eingangszölle auf Rohstoffe u. Halbfabrikate (z. B. auf Garne) dann zurückgezahlt werden, sobald die daraus gefertigten Ganzfabrikate (hier Webwaaren) wieder ausgeführt werden.

Werden Z. auf eingehende bez. ausgehende Waaren in keiner andern Absicht aufgelegt, als um für die Staatskasse eine Einnahme zu erzielen, also nicht mit dem mehr od. minder deutlich ausgesprochenen Zweck, durch die Belastung von auswärts eingehender Güter der einheimischen Produktion einen Schutz zu gewähren, so nennt man solche Z. Finanz- od. Steuerzölle. Für die Belegung mit Finanzzöllen eignen sich vorzugsweise solche Artikel, die im Inlande nicht erzeugt werden, für unser Klima also: Kaffee, Thee, Gewürze. Auch solche Verbrauchsgegenstände, welche mehr od. weniger als Luxusartikel angesehen werden dürfen, z. B. Wein, Tabak, feine Spirituosen u. dergl., eignen sich zu Finanzzöllen, ebenso feine Luxuswaaren aller Art (Artikel aus Seide, feine Leder-, Glas-, Holz-, Kurzwaaren &c.), selbst wenn sie im Inlande erzeugt werden sollten. Nur dürfen in letzterem Falle die Z. nicht zu hoch bemessen sein, weil sie dann sofort als Schutzzölle wirken würden. Finanzzollsysteme dieser Richtung sind zur Zeit nur in wenig Ländern u. zwar in Staaten von sehr verschiedener wirthschaftlicher Entwicklung praktisch zur Ausführung gelangt. Am strengsten in England, das seine hochentwickelte Industrie gar nicht mehr zu schützen braucht, in Holland, Portugal, Dänemark, in der Türkei, welche nur wenig industriell entwickelt sind, u. in einigen halbwilden Staaten, auch in manchen englischen, französischen, holländischen Kolonien, welche gar keine Industrie besitzen. In den übrigen Ländern herrscht in Bezug auf das Zollwesen ein kombinirtes System von Finanz- u. Schutzzöllen vor, wobei allerdings in Bezug auf den einzelnen Zollsatz sehr schwer zu bestimmen ist, wo der Schutzzoll beginnt u. der Finanzzoll aufhört. Als Länder mit niedrigen Schutzzöllen sind zu nennen: Deutschland, die Schweiz, Schweden, Belgien; mit mäßig hohen Schutzzöllen: Oesterreich, Spanien, Italien, Ostindien, China, Japan, mehrere englische Kolonien; mit hohen Schutzzöllen: Frankreich, Rußland, vor allen Dingen aber Nordamerika.

Werden die Z. nach Gewicht, Maß od. Stückzahl der zollpflichtigen Güter erhoben, so nennt man sie spezifische Z. od. schlechthin Gewichtszölle im Gegensatz zu den Werthzöllen (ad valorem-Zöllen), von denen als Zoll ein bestimmter Prozentsatz (z. B. 5, 10, 15%) des ermittelten Werths erhoben wird. Der Werthzoll wird insofern als rationeller angesehen werden müssen, als er sich dem Werthe der Waare genauer anpassen läßt, während bei den Gewichtszöllen der Zoll für eine große Gruppe von theuern u. billigen Artikeln derselbe ist, bald zu hoch, bald zu niedrig bemessen, u. nur für die Artikel des mittleren Durchschnittswerths annähernd zutreffend sein kann. Dabei ist jedoch andererseits nicht zu übersehen, daß es unter allen Umständen sehr schwierig bleibt, den wahren Werth einer Waare zu ermitteln. Der Zollbeamte sucht denselben im Interesse der Zolleinnahmen höher anzunehmen, der Importeur den Werth zu Gunsten seiner Kasse niedriger anzugeben. Von den Zollbeamten ist auch kaum zu verlangen, daß sie die Tausende der eingehenden Artikel korrekt abschätzen sollen; deshalb besteht da, wo Werthzölle in größerer Anzahl vorhanden sind (z. B. in Frankreich) die Bestimmung, daß gewisse Güter nur auf bestimmten Straßen u. in größeren Häfen importirt werden dürfen, wo die für die Beurtheilung des Werths qualifizirten Zollbeamten vorhanden sind. Dies ist der sehr unbeliebte Straßenzwang für die ad valorem zollpflichtigen Güter. Für die Erhebung von Gewichtszöllen dagegen bedarf es kaum einer speziellen Waarenkenntniß, so daß das Gewichtszollsystem die Einfuhr aller Waaren an jedem beliebigen Grenzorte gestattet. Uebrigens läßt sich der nicht wegzuleugnende Nachtheil der Gewichtszölle, daß für Waaren derselben Gattung, aber von sehr verschiedenem Werth (z. B. für Baumwollengarne von der gröbsten bis zur feinsten Nummer), derselbe Zollsatz erhoben wird, durch Einführung der sog. Staffelzölle ausgleichen, d. h. solcher Gewichtszölle, welche sich den verschiedenen Werthstufen doch einigermaßen anschmiegen, für die theuern u. feineren Artikel derselben Gruppe höher, für die ordinäreren u. billigeren niedriger bemessen sind. Der deutsche Zolltarif enthält derartige Staffelzölle, z. B. mit der Unterscheidung zwischen feinen u. zwischen groben Holz-, Leder- u. Metallwaaren, freilich in einer bis jetzt noch viel zu wenig ausgebildeten Weise.

Die Z. gehören zu den indirekten Steuern u. theilen deren Nachtheile u. Vorzüge. Wie bei den anderen indirekten Abgaben, so ist auch hier die Ueberwälzung der Steuer, d. h. die Belastung des einzelnen Konsumenten im Gegensatze zur Gesammtheit, der der Zollertrag zugute kommen soll, als bes. bei hohen Z.n empfindliche Erscheinung zu beobachten. Nicht der Kaufmann, welcher die zollpflichtige Waare einführt, trägt die Abgabe, er verlegt sie blos u. belastet mit dem entsprechend höheren Preis den Zwischenhändler, dieser wiederum den eigentlichen Verbraucher des Artikels, der den Zoll schließlich zu tragen hat. In dieser Weise wirken vorzugsweise die Finanzzölle, u. zwar um so bemerkbarer, je höher sie veranlagt sind. Schutzzölle, bei denen die Erzielung einer Einnahme für die Staatskasse erst in zweiter Linie in Betracht kommt, dürfen schon aus dem vorstehend erörterten Grunde nicht zu hoch gegriffen werden, keinesfalls so hoch, daß die ausländische Konkurrenz ganz ausgeschlossen wäre. Sie sind höchstens als Ausgleichszölle zu veranlagen, d. h. sie sollen im Maximum die Differenz ausmachen, um welche für einen zollgeschützten Artikel die günstiger situirte ausländische Konkurrenz in der billigern Herstellung vor der einheimischen Industrie voraus ist. Und selbst diese Differenz möchte als Zoll nicht voll, sondern um eine Kleinigkeit geringer gewährt werden, um die inländische Industrie nicht siegessicher erschlaffen zu lassen, sondern zu fortdauernden Betriebsverbesserungen anzuspornen.

Was die formelle Ausbildung u. Einrichtung des Zollwesens betrifft, so wird durch Bewachung der Grenze (Zollbeamte, Grenzwächter, Grenzkontroleure) dem Schleichhandel (Schmuggel, Paschérei) entgegenzuwirken gesucht. Die Straßen, welche in das Ausland führen, werden als Zollstraßen bezeichnet. Hier befinden sich die Zollerhebungsstellen (Zollämter), wo die Waaren auf ihre Steuerpflichtigkeit geprüft werden. Die Ein- u. Ausfuhr von Waaren auf anderen Wegen (Nebenwegen) ist verboten. Da trotzdem die Hinterziehung der Zollgebühren nicht ganz zu unterdrücken ist, so ist längs der Grenze der Waarenverkehr in einem Streifen Land von 1—2 Meilen Breite (ebenso an der Meeresküste in das Meer hinaus) verschiedenen Zollvorschriften unterworfen, die nur im Grenzbezirk, nicht aber im Binnenland gelten. Unter Andern können alle Fuhrwerke u. Fahrzeuge, welche sich im Grenzbezirke auf den Straßen befinden, jederzeit der zollamtlichen Kontrole unterworfen werden. Bei dem Zollamte selbst findet auf Grund der vom Frachtführer abzugebenden Zolldeklaration

eine Besichtigung der Waaren (Zollrevision) statt, worauf nach den Sätzen des Zolltarifs die Zahlung zu leisten ist. Ist dies geschehen, so tritt die Waare in den freien Verkehr. Die Zollentrichtung kann indeß auch hinausgeschoben u. erst auf einem Hauptzollamt od. Nebenzollamt tief im Innern des Landes geordnet werden, eine Ausnahme, die indessen durch den Eisenbahn- u. Flußschiffahrtsverkehr für viele vom Ausland eingehende Güter zur Regel geworden ist. In solchen Fällen gehen die Waaren, damit Zolldefraudationen nicht möglich sind, unter Zollverschluß (verschlossen, verschnürt, verbleit ꝛc. mit zollamtlichem Siegel) bis an ihren Bestimmungsort, meist nach den Zollniederlagen, den Packhöfen, den Entrepots u. Docks, auch nach den unter Zollverschluß stehenden Privatlagern größerer Handelsfirmen, um hier entweder sofort verzollt zu werden od. so lange unverzollt zu lagern, bis sich der Empfänger entschieden hat, ob die Sendung ganz od. theilweise dem freien Verkehr überwiesen od. wieder ausgeführt werden soll. Von großem Vortheil ist hierbei für den Kaufmann der Zollkredit, d. h. eine Gestundung der bereits fälligen Zollgebühren bis zu einer gewissen Höhe.

**Zollikofer,** Georg Joachim, reformirter Theologe u. zu seiner Zeit gefeierter Kanzelredner, geb. 5. Aug. 1730 zu St. Gallen; besuchte die Gymnasien zu Frankfurt u. Bremen, studirte bis 1753 in Utrecht u. wirkte seit 1754 nach einander als Pfarrer zu Murten im Waadtland, zu Monstein in Graubünden u. zu Isenburg. 1758 wurde er als Prediger an die Reformirte Gemeinde zu Leipzig berufen u. stand hier bis an seinen Tod (22. Jan. 1788) als Prediger u. würdiger Charakter in höchstem Ansehen. Als Theologe huldigte er der sog. Aufklärung; seine Predigten sind daher meist rein moralische Erörterungen bis in die kleinsten Angelegenheiten des täglichen Lebens hinein, wie dies dem Geschmack der Gebildeten jener Zeit entsprach. Eine vollständige Sammlung seiner Predigten erschien in Leipzig 1789—1804 (15 Thle.). Durchaus im Sinne der Aufklärung ist auch sein mit Unterstützung Chr. Felix Weiße's herausgegebenes „Neues Gesangbuch" (für Reformirte) gehalten (zuerst Lpz. 1766, dann, nachdem Titel u. Vorrede der 1. Ausg. von den Lutheranern konfiszirt worden war, als „Sammlung geistlicher Lieder u. Gesänge zum Gebrauche Reformirter Religionsverwandten", 8. Aufl. 1786 u. 1794).

**Zöllner,** Johann Karl Friedrich, namhafter Astronom u. Physiker, geb. zu Berlin 8. Nov. 1834; studirte daselbst u. in Basel Naturwissenschaften, privatisirte darauf seit 1859 in Basel, Berlin u. Schönweide u. ging 1862 nach Leipzig, wo er sich 1865 als Privatdozent für physikalische Astronomie habilitirte, 1866 außerord. Professor wurde u. seit 1872 als ord. Professor der Astrophysik wirkt. Als Ergebnisse seiner verdienstvollen Untersuchungen in Bezug auf die Lichtmessung der Himmelskörper veröffentlichte er: „Grundzüge der allgemeinen Photometrie des Himmels" (Berl. 1861) u. „Photometrische Untersuchungen mit Rücksicht auf die physische Beschaffenheit der Himmelskörper" (Lpz. 1865); auch hat das von ihm erfundene Instrument zur Messung des Lichts u. der Farbe der Gestirne, der Astrophotometer, den betreffenden Zweig der Astronomie wesentlich gefördert. Weiter beschäftigte sich Z. erfolgreich mit der Spektralanalyse u. ihrer Anwendung auf die Himmelskörper, in welcher Beziehung er als Mitglied der Sächs. Gesellschaft der Wissenschaften (seit 1868) in deren Abhandlungen zahlreiche Beiträge zur Kenntniß u. Erforschung der physischen Beschaffenheit der Sonne u. Gestirne lieferte u. zur Beobachtung der Sonnenprotuberanzen das Reversionsspektroskop erfand. Selbständig erschienen von seinen Werken: „Ueber die Natur der Kometen" (Lpz. 1871; 2. Aufl. 1872); „Prinzipien einer elektro dynamischen Theorie der Materie" (Bd. 1, ebd. 1876); „Wissenschaftliche Abhandlungen" (2 Bde., ebd. 1877—78). Bereits in seinem Werke „Ueber die Natur der Kometen" lieferte er „Beiträge zur Geschichte u. Theorie der Erkenntniß", welche ihn auf das philosophische Gebiet hinüberführten. In den „Prinzipien einer elektrodynamischen Theorie der Materie" u. den neuesten „Wissenschaftlichen Abhandlungen" vertritt er mit Entschiedenheit den philosophischen Idealismus von Platon u. Kant. Auf Grund einer von Kant, Gauß u. Riemann erweiterten Raumanschauung versucht er die Erklärung gewisser Erscheinungen, welche er in Gegenwart des Amerikaners Slade beobachtet u. in seinen oben erwähnten Abhandlungen ausführlich beschrieben hat.

**Zöllner,** Karl, namhafter deutscher Komponist, bes. für Männergesang, geb. 17. März 1800 in dem weimarischen Dorfe Mittelhausen, wo sein Vater Kantor war; besuchte in Eisleben, wohin die Mutter nach des Vaters Tode sich gewendet, die Schule u. kam mit 14 Jahren nach Leipzig auf die Thomasschule. Hier entwickelte sich unter Schicht's Augen sein musikalisches Talent in bester Weise, u. bereits 1820, während er in Leipzig Theologie studirte, erhielt Z. die Gesanglehrerstelle an der Rathsfreischule daselbst. Seit 1822 widmete er sich ausschließlich der Musik, war in der Folge an verschiedenen Leipziger Schulen Singlehrer, zuletzt an der Thomasschule, u. starb zu Leipzig 25. Sept. 1860. Seine vierstimmigen Männergesänge sind in Deutschland sehr populär geworden; außerdem hat er noch verschiedene Sammlungen einstimmiger Lieder, einige Motetten u. Anderes für gemischten Chor im Druck erscheinen lassen. Auf Veranlassung des sog. Zöllnerbundes — aus verschiedenen Leipziger Gesangvereinen nach Z.'s Tode gebildet — wurde dem Komponisten im Frühling 1868 im Rosenthal bei Leipzig ein Denkmal gesetzt.

Nr. 5675. Karl Zöllner (geb. 17. März 1800, gest. 25. Sept. 1860).

**Zollverein,** Deutscher. In der Deutschen Bundesakte von 1815 war zwar eine Uebereinkunft über ein gemeinsames u. einheitliches Handels- u. Zollsystem in Aussicht gestellt, der Bundestag hat aber, so lange u. weil Oesterreich die Führung hatte, niemals ernstlich daran gedacht, sein Versprechen einzulösen. Oesterreich fürchtete von der Freigebung des Güterverkehrs an seinen Grenzen mit Bayern, Sachsen u. Preußen das gleichzeitige Eindringen freisinniger Ideen, nachtheilige Einwirkungen von dem dann gleichfalls nicht mehr zu haltenden Paßzwang, schädliche Einflüsse von dem freien Verkehr zwischen seinen Stämmen u. den deutschen Nachbarn. Damals — u. zwar bis zum J. 1833 — bestanden zwischen den deutschen Staaten in Bezug auf den wechselseitigen Güter- u. Personenverkehr Zustände, die heute selbst Denen unbegreiflich geworden sind, welche sie noch miterlebt haben. Fast jeder einzelne der zahlreichen deutschen Staaten war mit einer hier u. da allerdings sehr schlecht bewachten Zollschranke umgeben; die Zölle selbst aber belästigten weniger durch die Höhe ihrer Tarife, als weit mehr durch die Umständlichkeit ihrer Vorschriften, Deklarationen u. Untersuchungen, durch den verursachten Aufenthalt, den Straßenzwang u. andere Erschwerungen, die sich für eine Versendung von Gütern auf eine nur einigermaßen größere Entfernung durch ihre Wiederholung in jedem kleinen Ländchen, nicht selten in jedem größeren Orte bis zur Unerträglichkeit steigerten. Im J. 1818 hatte Preußen (Gesetz vom 26. Mai 1818) sein Zollwesen in sehr einsichtiger Weise geregelt. Erhoben wurde übereinstimmend an allen Grenzen des Staats von der Einfuhr fremder Waaren (dazu gehörten damals noch alle Artikel aus anderen deutschen Ländern) ein Gewichtszoll von 1/2 Thlr. pro Ctr. u. außerdem eine Verbrauchssteuer beim Verbleiben der Waaren im Inlande für Fabrik- u. Manufakturwaaren des Auslandes zu 10 % des Werthes, aber nach

Durchschnittspreisen als Gewichtszölle, ein Zolltarif, der später von dem Deutschen Z. adoptirt wurde. Aber es dauerte bis zum J. 1833, ehe man anfing, dem Verlangen der deutschen Nation nach einer freieren Gestaltung des inneren Güterverkehrs Rechnung zu tragen. Die ersten Anregungen dazu sind Friedrich List (s. d.), damals Professor in Tübingen, zu danken, welcher sich in Denkschriften an den Bundestag u. sämmtliche deutsche Regierungen mit Vorschlägen für einen großen Deutschen Z. wandte. Infolge von List's fortgesetzten Bemühungen fanden zwar 1821 in Darmstadt, 1823 in Arnstadt, 1825 in Stuttgart Konferenzen einzelner deutscher Regierungen statt; sie blieben aber erfolglos, da man sich über das zu wählende Zollsystem nicht zu einigen vermochte. Da traten 1826 Bayern, Württemberg u. die Fürstenthümer Hohenzollern zu einem süddeutschen Z. zusammen. In demselben Jahre schlossen sich die Herzogthümer Anhalt den östlichen, 1828 Hessen Darmstadt den westlichen preußischen Provinzen an. Ferner wurde am 24. Sept. 1828 zu Kassel ein mitteldeutscher Handelsverein zwischen Sachsen, Hannover, Kurhessen, Braunschweig, Oldenburg, Nassau, den meisten thüringischen Staaten, Hessen-Homburg u. Frankfurt a. M. gegründet. Zwischen den einzelnen Zollverbänden wurden schon von 1829 an Verhandlungen über die Vereinigung zu einem großen Deutschen Z. angeknüpft, die jedoch erst im März 1833 zu dem gewünschten Resultate führten. Mehrere deutsche Staaten waren indessen zu dem Beitritt noch nicht zu bewegen, so daß der Verein am 1. Jan. 1834 zwar Preußen, Sachsen, Bayern, Württemberg, beide Hessen, Anhalt u. Thüringen, d. h. ein Gebiet von 7719 □M. mit ca. 23 Mill. E., umfaßte, aber doch noch Hannover u. Oldenburg, welche für sich später einen eigenen Steuerverein gründeten, Braunschweig, Baden, Nassau, die beiden Lippe, Hessen-Homburg, Frankfurt a. M., beide Mecklenburg, Holstein, die Hansestädte, endlich auch Oesterreich u. Liechtenstein fehlten. Schon im J. 1835 wurde jedoch der Verein durch den Beitritt von Hessen-Homburg, Nassau u. Baden, 1836 von Frankfurt, 1842 von Braunschweig u. Luxemburg erweitert. Die zunächst nur auf 8 Jahre abgeschlossene Konvention, welche mit dem 31. Dez. 1841 ablief, wurde von 1842 an auf zwölf Jahre erneuert. Im J. 1851 traten auch noch Hannover, Oldenburg u. Schaumburg-Lippe ein, u. war dieser Anschluß insofern wichtig, als hierdurch nicht blos das ganze Zollgebiet besser arrondirt, sondern demselben auch die Nordsee geöffnet wurde. Dem Verbande fern blieben dagegen Oesterreich mit Liechtenstein, beide Mecklenburg, Holstein u. die drei Hansestädte. Mit den Jahren hatte allerdings die österreichische Regierung erkannt, wie wichtig nicht blos wirthschaftlich der Zollverband für alle dabei betheiligten Staaten war, sondern auch, welch großen politischen Einfluß Preußen durch die Führerschaft erlangt hatte. Deshalb trat die österreichische Regierung im Oktober 1849 mit dem Projekte eines Zollverbandes zwischen den deutschen Staaten u. Gesammtösterreich (einschließlich Ungarn, Galizien, Siebenbürgen rc.) auf, u. als Preußen, um seinen politischen Einfluß nicht zu gefährden, darauf nicht einging, suchte Oesterreich die süddeutschen Staaten zu sich herüberzuziehen u. den Z. zu sprengen. Nur mit Mühe gelang es, den Z. zusammenzuhalten; schließlich scheiterten aber doch Oesterreichs Bemühungen, die in gleicher Weise in den Jahren 1862—64, bei Ablauf der abermals auf 12 Jahre abgeschlossenen Verträge, vergeblich erneuert wurden: der Z. blieb als solcher erhalten. Auch das J. 1866 brachte nur insofern eine Aenderung, als beide Mecklenburg u. später Lübeck als Angehörige des norddeutschen Bundesstaats nunmehr in ihn hineingezogen wurden (Hamburg u. Bremen behielten ihre Freihafenstellung), während die süddeutschen Staaten: Bayern, Württemberg, Baden u. Hessen südlich vom Main, nach wie vor im Z. verblieben, bis im Januar 1871 mit der Bildung des Deutschen Reichs die politische Zusammengehörigkeit die Separatvereinigung des Z.s für die blos wirthschaftlichen, speziell für die Handels- u. Verkehrsinteressen unnöthig machte. Trotzdem besteht der Deutsche Z. noch fort, u. zwar zwischen dem Deutschen Reiche u. dem Großherzogthum Luxemburg, das seit 1866 politisch nicht mehr mit Deutschland verbunden ist. Hamburg u. Bremen nehmen noch heute (1879) ihre frühere Freihafenstellung ein; sie stehen außerhalb des deutschen Zollverbandes. — Der Z. ist für die Entwicklung der deutschen Industrie u. des deutschen Handels von außerordentlicher Bedeutung gewesen, zunächst durch die Beseitigung aller inneren Zollschranken, sodann durch seine einheitliche Handelspolitik, welche durch den Abschluß von Handelsverträgen mit anderen Nationen der Industrie in gewissen Artikeln Schutz vor der übermächtigen ausländischen Konkurrenz gewährte, u. wiederum der deutschen exportfähigen Industrie den Absatz nach anderen Ländern sicherte. So lange Deutschland politisch noch nicht geeint war, blieb allerdings die Handelspolitik, in welcher Preußen naturgemäß die Führung hatte, nicht frei von politischen, speziell Preußens Machtstellung betreffenden Nebenzwecken; auch war die Verfassung des Z.s keineswegs fehlerfrei, u. nam. die Bestimmung, daß Zollveränderungen durch die eine Stimme selbst des kleinsten Staates gehindert werden konnten, war sehr bedenklich; die Versuche, gewisse wirthschaftliche Reformen in Bezug auf Gewerbegesetzgebung, Freizügigkeit, Bank u. Münzwesen, Patente Musterschutz rc. durch den Zollverband gemeinsam zu regeln, erlangten zwar in u. durch die Zollvereinsverfassung keineswegs die wünschenswerthe Förderung. Trotz Alledem muß man behaupten: „Der Deutsche Z. hat die politische Einheit des Deutschen Reichs erst möglich gemacht; es bedurfte erst der wirthschaftlichen Einigung, um das nationale Gefühl der Zusammengehörigkeit der deutschen Stämme zu wecken, zu kräftigen u. so die politische Einigung zur That werden zu lassen."

**Zombor** (Sombor), königliche Freistadt mit einem Gebiete von 5,6 □M. u. 24,309 E. (1869) im ungarischen Komitat Bács, liegt in weiter Ebene unfern des die Theiß mit der Donau verbindenden Franzenskanals u. an der Allföld-Fiumaner Eisenbahn, ist Sitz eines griechischen Bischofs, hat ein griech. nichtunirtes Lehrerseminar, eine öffentliche Bibliothek, Seidenkultur, Kürbiszuckerfabrik u. starken Getreide-, Manufakturwaaren- u. Viehhandel. Die Hälfte der Bewohner besteht aus griech. nichtunirten Serben.

**Zonen** (vom griech. ζώνη, Gürtel), in der Stereometrie jeder von zwei parallelen Kreisen begrenzte Theil einer Kugeloberfläche, in der Geographie die von je zwei dem Aequator parallel laufenden Kreisen begrenzten fünf Abschnitte der Erdoberfläche, welche in sich eine gewisse klimatische Gleichmäßigkeit zeigen. Die heiße Zone (Tropen) erstreckt sich vom Aequator südl. u. nördl. bis zu den Wendekreisen; die gemäßigte Zone von den Wendekreisen bis zu den Polarkreisen auf der südl. sowol wie auf der nördl. Halbkugel, endlich die kalte Zone vom Polarkreis bis zu dem Pol.

**Zoologie,** Thierkunde, vom griech. ζῶον, Thier, u. λόγος, Lehre, umfaßt die Kenntniß von den Thieren in allen ihren Beziehungen. Die Z. zerfällt in die physikalische u. chemische Betrachtung des Thierkörpers, die Zoophysik u. Zoochemie, die Anatomie der Thiere od. Zootomie (vielfach auch vergleichende Anatomie genannt), die Lehre von den Lebensverrichtungen der Thiere od. Zoophysiologie; die Lehre von den Veränderungen der typischen Formen der Organe od. die Morphologie einerseits, u. die Lehre von den Seelenverrichtungen, Psychologie, andererseits lassen sich zusammenfassen unter dem Begriffe der Zoonomie (von ζῶον u. νόμος, Gesetz), während die Z. in engerem Sinne od. die Zoognosie die Thiere als natürliche Individuen auffaßt, indem sie dieselben im Allgemeinen beschreibt (Zoographie), wie auch im Vergleiche mit allen anderen Thieren (Systematik, Taxionomie); ihre Entwicklung aufzeichnet (Zoomorphose), ihre Thätigkeit nach außen (thierische Oekonomie, Biologie), ihre Verbreitung im Raume (Zoogeographie), in der Zeit (Zoogeologie). Unter Zooplastik endlich versteht man das kunstgerechte u. naturgetreue Ausstopfen von Thieren.

**Zoologische Gärten** sind Einrichtungen der Neuzeit, parkartig angelegte Gärten, in denen solche lebende Land- u. Wasserthiere Aufenthalt, Wohnungsräume u. Weideplätze finden, die für gewöhnlich der Beobachtung nicht zugänglich sind, entweder weil sie in der Gegend nicht heimisch sind od. nur sehr selten u. nur in wildem Zustande angetroffen werden. Zum Aufenthalt der Thiere sind demnach zweckentsprechende Anlagen geschaffen, die ihren natürlichen Lebensbedingungen auf möglichste Weise gerecht werden, stehende u. fließende Wässer für die Wasservögel, Seehunde, Fischottern rc.; felsige Partien für Gemsen, Steinböcke; Rasenflächen für Wiederkäuer; kühle Baumgruppen u. Dickicht für Auerochsen u. dgl.; feste Häuser für Raubthiere sowie für den Winteraufenthalt; in allen Fällen sind natürlich Vorkehrungen gegen das Entweichen getroffen. Da außerdem die Schaffung landschaftlich schöner Bilder durch die verschiedenartigen Bodenanlagen sowie durch den malerischen Charakter der Gebäude wesentlich unterstützt wird, so gewinnen dadurch die Z. G. einen anderweiten Reiz, der sie bei dem Publikum sehr in Gunst gebracht hat. Der wissenschaftliche Nutzen ist ohnedies aber ein nicht geringer. Denn es hat hier nicht allein der Beschauer bessere Gelegenheit, die Thiere in ihren verschiedenen Formen u. Lebensäußerungen zu beobachten, als in den beschränkten Räumen der Menagerien, sondern es können auch, bei der dem Naturzustande nahekommenden Behandlung, für Wissenschaft u. für Praxis (Züchtung) werthvolle Resultate erzielt werden. Demzufolge besitzt heute jede Großstadt ihren zoologischen Garten, u. in ihm einen nicht genug zu schätzenden Bildungs- u. Unterhaltungsort für alle Volksklassen u. nam. für die Jugend. Die früheste Anlage eines zoologischen Gartens in Europa fällt in die erste Hälfte des 17. Jahrh., indem Herouard u. Guy de la Brosse, die Leibärzte Ludwig's XIII., im J. 1635 ermächtigt wurden, ein Grundstück von 24 Morgen Landes in Paris anzukaufen, um einen botanischen Garten für Arzneigewächse zu gründen, den noch heute so benannten Jardin des Plantes in Paris. Als Buffon in das Direktorium dieses Gartens

eintrat, wurde die von Ludwig XIV. in Versailles angelegte u. von Ludwig XV. u. XVI. mit Vorliebe vermehrte Menagerie trotz der Revolution 1791 nach jenem Garten versetzt. Durch Cuvier erlangte der Pariser Garten einen hohen Grad der Berühmtheit. Nach dem Pariser ist der Z. G. zu Schönbrunn zu nennen, eine Schöpfung Maria Theresia's (1752). Alle übrigen sind neueren Ursprungs. Den Anfang machte Berlin 1844 durch ein Aktienunternehmen, das seit 1868 unter Dr. Bodinus' trefflicher Leitung alle ähnlichen Institute überstrahlt. 1857 folgte Frankfurt a. M., 1860 Köln, 1861 Dresden, 1863 Hamburg u. s. f. Im Auslande schloß sich dem Pariser Jardin des Plantes, außer welchem später noch der Jardin d'acclimatation im Bois de Boulogne angelegt wurde, als erster bedeutender Z. G. der im Regents Park 1825 von der Londoner zoologischen Gesellschaft angelegte an, 1838 der zu Amsterdam, sodann u. a. 1843 einer in Antwerpen, 1855 in Marseille, 1857 in Melbourne, 1859 in Philadelphia, 1860 in Moskau u. in Lyon.

Nr. 5674—78. Zopftrachten (in der Mitte König Friedrich Wilhelm I., der Erfinder des Zopfes).

**Zoophyten** (von ζῶον, Thier, u. φυτόν, Pflanze, also Pflanzenthiere), ein Kollektivbegriff für niedere Thiere verschiedener Art, benannt nach der blumenähnlich strahligen Gestalt, theilweise auch der gewächsartigen Gliederung vieler von ihnen. Die Fassung des Begriffs der Z. ist bei verschiedenen älteren, zum Theil auch neueren Zoologen verschieden. Während zunächst Ed. Wolton (geb. 1492) in seiner Schrift „De differentiis animalium" (Par. 1552) unter Z. die Holothurien, Seesterne, Medusen, Actinien u. Schwämme (also die Echinodermen u. die Cölenteraten) versteht, rechnet C. v. Linné's „Ordnung" die Z. seiner „Würmerklasse", in der ersten Ausgabe seines Natursystems (1735) auch die Cephalopoden (als Gattung „Sepia") zu. Von der 10. Ausgabe an dagegen faßt er die Z. in neuerem Sinne u. definirt sie als „vegetirende Pflanzen mit thierisch belebten Blüten", u. in der 12. Ausgabe als „zusammengesetzte Thiere mit einer nach Art der Pflanzen erscheinenden Effloreszenz", wobei er die Ansicht entwickelt, daß der Stamm dieser Stöcke wahre Pflanzen bilde, welche durch eine Metamorphose in Blüten übergehen, die wahre Thiere darstellen (vergl. den Art. „Cölenteraten"). Die neuere Fassung der Z. begreift nach Cuvier (1817) die Echinodermen, die Eingeweidewürmer (!), die Acalephen, die Polypen (noch mit Einschluß der Bryozoen od. Moosthierchen, der Spongien u. der Polythalamien) u. Infusorien (mit den Räderthieren); sie ist von der heutigen Wissenschaft als durchaus nicht naturgemäß beiseite gelegt, u. theilt Milne Edwards seine Zoophytes korrekter in Radiaires (Strahlthiere, d. h. die Cölenteraten u. die Echinodermen) u. in Sarcodaires (die Infusorien u. die heutzutage gewöhnlich den Cölenteraten beigezählten Spongien od. Schwämme).

**Zootherapie,** s. v. w. Thierheilkunde.

**Zopf** (niederdeutsch top), das spitz zulaufende Ende eines Dinges, z. B. in der Sprache der Forstleute des Baumgipfels, bes. des Nadelholzes, in der Seemannssprache (Top) das oberste Ende der Masten. Ganz bes. bezeichnet Z. das lange Haupthaar, wenn es zusammengeflochten od. zusammengebunden ist. Die alten Germanen u. später die Franken banden die Haare im Nacken in einen Knoten, u. ihre Anführer richteten sie auf dem Wirbel des Kopfes wie einen Federbusch auf. In der ersten Hälfte des 17. Jahrh. nannte man Zöpfe ein paar zusammengeflochtene Locken, welche die Stutzer in Deutschland u. Dänemark (die Könige Christian IV. u. Friedrich III. werden so dargestellt) vorn an der einen Seite des Gesichts rechts od. links vom Ohre od. auch auf beiden Seiten herabhängen ließen. Als man in Frankreich zu Anfang des 18. Jahrh. der lang gekräuselten Haare, die in Locken über die Schultern hingen u. die Ludwig XIV. eingeführt hatte, überdrüßig wurde, theilte man die Hinterhaare in zwei Theile, band sie den Sommer über in zwei Zöpfe (queues) zusammen, ließ sie aber im Winter wieder frei. Zuweilen band man aber auch das Haar in eine Strähne auf. Endlich führte Philipp von Orleans, der Regent, die in Preußen durch Friedrich Wilhelm I. im J. 1719 aufgebrachte Mode, das Hinterhauptshaar in einen Z. zusammenzubinden, ein, allein da diese Mode nur wenig Anklang fand, so erfand man dafür ein Surrogat, man band nämlich diese Haarmasse in einen viereckigen Beutel (crapaud, bourse), gemeiniglich von schwarzem Taffet u. schloß diesen mit einer Bandschleife. Jener preußische Z. aber blieb beim Militär vom Anfange des 18. Jahrh. stets in Gebrauch, u. weil er ein nicht unwichtiges Schutzmittel gegen Hiebverwundungen im Nacken schien, nahm ihn Ludwig XIV. für seine Truppen auch an u. andere Staaten folgten. Zuerst wurde er aber in Frankreich gegen das Ende der Revolutionszeit, dann 1805 bei den Schweden (eine Dame hatte Gustav IV. auf das Unzweckmäßige dieser Tracht aufmerksam gemacht), 1807 bei den Preußen, Russen u. Oesterreichern u. dann bei allen übrigen Armeen abgeschafft, nur der Kurfürst Wilhelm von Hessen behielt ihn bis an seinen Tod (1821) bei, auch bei der franz. Reiterei erhielt sich doch noch lange ein wenig sichtbarer, kurzer u. dicker Z. Für das bürgerliche Kostüm schaffte ihn in Frankreich das Revolutionsjahr 1793 ab, u. das übrige Europa beeilte sich, es nachzuthun, wobei der Großherzog von Weimar Karl August mit gutem Beispiel voranging. Gegenwärtig wird der Z. der Männer nur noch in einigen von Slaven bewohnten Gegenden (z. B. bei den Morlaken in Dalmatien) u. bes. bei den Chinesen getragen. In übertragener Bedeutung versteht man unter Z., zopfigem Wesen od. Zopfigkeit ein altfränkisches, pedantisches, philisterhaftes Wesen.

**Zopfstil.** Die von ungefähr 1710—80 herrschende äußerste Entartung des Renaissancestils, auch Rococo genannt (s. d.). Sie löste die Dekoration von allem organischen Zusammenhang mit der Konstruktion ab u. behandelte sie als durchaus unabhängig sowol von dem baulichen Organismus als von der Beschaffenheit des Materials. Erst mit der Franz. Revolution wich diese Entartung des Baustils einer nüchternen Nachahmung der Antike u. führte in Frankreich zu dem sog. Napoleonstil.

**Zorndorf,** Dorf mit 1109 E. (1871) im Kreise Königsberg des Reg.-Bez. Frankfurt der preuß. Provinz Brandenburg, 3 Stunden nördl. von Küstrin, an der Straßengabelung von hier nach Königsberg u. nach Soldin. Im Siebenjähr. Kriege schlug hier am 25. Aug. 1758 Friedrich d. Gr. die Russen unter Fermor dermaßen, daß sie sich mit einem Verluste von allein 19,000 Todten in die Provinz Preußen zurückziehen mußten. Am 25. Aug. 1826 wurde hier ein darauf bezügliches Denkmal enthüllt.

**Zoroaster,** s. unter „Zend".

**Zorrilla** (spr. Dsorrillja), Manuel Ruiz, span. Staatsmann, geb. 1833 zu Burgos del Osma; studirte in Valladolid u. Madrid die Rechte, ließ sich dann in letztgenannter Stadt als Advokat nieder, nahm in den Reihen der Progressisten auch an der politischen Bewegung Theil u. ward 1856 in die Cortes gewählt. 1866 wegen Betheiligung am Juniaufstand aus Spanien verbannt, kehrte er beim Ausbruch der Revolution im Sept. 1868 sogleich aus Frankreich zurück, schloß sich den Insurgenten in Cadix an u. wurde 8. Okt. Minister des Unterrichts, des Handels u. der öffentlichen Arbeiten in der provisorischen Regierung. Diesen Posten vertauschte er 13. Juli 1869 mit dem eines Justizministers, u. im Jan. 1870 übernahm er den Vorsitz in den Cortes. Hier stimmte er für das Königthum u. betrieb die Wahl des Prinzen Amadeo; auch stand er an der Spitze der Deputation, welche im Dez. 1870 diesem Prinzen die span. Krone anbot. Als Kultus- u. Unterrichtsminister trat Z. in das erste Kabinet des neuen Königs, u. 25. Juli 1871 bildete er selbst ein rein progressistisches Ministerium, in welchem er das Präsidium u. die Leitung des Innern übernahm. Allein bald spaltete sich die progressistische Partei in eine radikale u. konservative Hälfte, letztere mit Sagasta (s. d.) an der Spitze. Z. verband sich mit den Demokraten, mußte aber 3. Okt. 1871 zurücktreten. Immer kämpfte der ehrgeizige Mann gegen die Regierung, um selbst wieder ans Ruder zu kommen,

u. wirklich berief ihn der König 14. Juni 1872 als letzten Retter der sinkenden Monarchie an die Spitze des achten Ministeriums. Sogleich löste Z. die Cortes auf u. ordnete Neuwahlen an, die auch zu seinen Gunsten ausfielen, doch vermochte auch er durch sein die Trennung von Staat u. Kirche, die Reform der Gesetzgebung, die Einführung der Jury &c. umfassendes Programm das Königthum Amadeo's nicht zu befestigen. Als dieser am 11. Febr. 1873 abdankte, verließ Z. Spanien u. ging nach Elvas in Portugal. Zwar kehrte er 1874 zurück, doch mußte er im Febr. 1875 Spanien abermals verlassen. Diesmal wandte er sich nach Frankreich; auch hier im Juni 1877 ausgewiesen, lebt er seitdem in Genf.

**Zorrilla y Moral**, José, span. Dichter, geb. 21. Febr. 1817 zu Valladolid; widmete sich, dem Wunsche seines Vaters folgend, dem Studium der Rechtswissenschaft, brach aber bald, seiner überwiegenden Neigung zur Poesie u. Literatur folgend, 1836 gegen den Willen seines Vaters seine Universitätsstudien ab u. begab sich nach Madrid. Hier mußte er indessen beinahe ein Jahr unter den drückendsten Verhältnissen zubringen, bevor es ihm gelang, seiner poetischen Begabung Anerkennung zu erringen. Es geschah dies durch das Gedicht, welches er zur Feier des Leichenbegängnisses Larra's verfaßte u. öffentlich vortrug (21. Febr. 1837). Der junge Dichter wurde seitdem der Liebling des Publikums u. ward als eine der ersten Größen der span. Literatur gefeiert. Noch 1837 gab Z. seine erste Gedichtsammlung heraus, welche freilich, obwol beifällig aufgenommen, nur geringe poetische Selbständigkeit u. allzu große Anlehnung an die franz. Romantiker, nam. an Victor Hugo u. Lamartine, bekundete. In seinen späteren Dichtungen jedoch, von denen nam. seine „Cantos del trovador“ (3 Bde., Madrid 1840—41), „Flores perdidas“ (ebd. 1843) u. seine Dramen „El Zapatero y el Rey“ (1840), „A buen juez mejor testigo“, „Sancho Garcia“, „Don Juan Tenorio“ (deutsch von Wild, Lpz. 1850) u. „Traido, inconfesso y martir“ sowie die Epen „Granada“ (2 Bde., Par. 1852) u. „La Cruz y la media Luna“ zu nennen sind, versuchte Z. mit Glück eine selbständige Richtung einzuschlagen, indem er an die altspanischen Traditionen wieder anknüpfte u. Vaterlandsliebe u. Religiosität die leitenden Grundgedanken seines poetischen Schaffens werden ließ. Nachdem Z. längere Zeit in Paris gelebt hatte, ging er nach Amerika. Eine Ausgabe seiner „Obras completas“ erschien bereits 1843 (2 Bde., Par.; 2. Aufl., 3 Bde., ebd. 1853); eine Auswahl 1864 (2 Bde., ebd.).

**Zosimos**, griech. Geschichtschreiber, unter Theodosius II. (408 bis 450 n. Chr.) Staatsbeamter in Konstantinopel, schrieb eine „Ἱστορία νέα“ (herausgeg. u. A. von Bekker, Bonn 1837; deutsch von Seybold u. Heyler, 2 Bde., Frankf. 1804—1805), in welchem mit Kritik u. philosophischem Scharfsinn geschriebenen Werke er die Kaisergeschichte von Augustus bis zum Ende des 4. Jahrh. summarisch, von 395—410 ausführlicher behandelt u. als Hauptursache des Verfalles des Röm. Reiches den Abfall vom Heidenthum bezeichnet.

**Zosimus**, der Heilige, Bischof von Rom 417—18; stammte aus Griechenland u. ist in der Kirchengeschichte bes. durch die Anmaßung bekannt, mit welcher er den damals noch neuen Grundsatz verfocht, daß alle kirchlichen Streitigkeiten vor den röm. Stuhl gehörten. Doch erfuhr er für seine Beschützung des Ketzers Pelagius (s. d.) entschiedene Zurückweisung von den auswärtigen Bischöfen.

**Zrinyi**, Niklas, Graf v., österr. Feldherr im Kampfe gegen Soliman (s. d.), geb. 1508 aus dem slavonischen Geschlechte der Grafen v. Brebir u. nach deren Burg Zrin beigenannt; zeichnete sich schon 1529 bei der Vertheidigung Wiens unter Stahremberg, später gegen Zapolya (s. d.) u. Soliman aus. Als ein anderer Feldherr, Katzianer, der Feigheit u. des Verrathes beschuldigt, nach Kroatien entflohen war, begab sich Z. zu ihm, stieß ihm 1539 bei einer scheinbar vertraulichen Zusammenkunft den Dolch in die Brust u. schickte den Kopf dem König Ferdinand nach Wien. Dann vertheidigte er selbst, zum Ban ernannt, Kroatien 12 Jahre lang gegen die Türken, welche er 1562 bis Szigeth drängte u. daselbst schlug. 1566 hatte er dem Pascha von Ofen, Arslan, bei Niklos eine Niederlage beigebracht u. die Städte Veszprim u. Tata erobert, als Soliman u. sein Großvezier Mehemed-Sokolli mit mehr als 60,000 Mann heranzogen, um Rache zu nehmen u. womöglich bis Wien vorzudringen. Entschlossen u. todesmuthig vertheidigte Z. mit seinen 3000 Mann, die Alle geschworen hatten, für ihre Religion, ihren Kaiser u. ihr Vaterland zu sterben, das feste Szigeth, vor welchem Soliman am 5. Aug. erschien. Als Z. die alte Stadt nicht mehr zu halten vermochte, verbrannte er sie u. zog sich in die neue Stadt zurück. Als auch diese von dem Geschütze der Türken erreicht wurde, gab er auch sie den Flammen preis u. verschanzte sich in der festen Burg. Den Versuch der Feinde, das Wasser der Burggräben abzuleiten, vereitelte er durch einen glücklichen Ausfall. Fünf Tage lang widerstand Z. (26. Aug. bis 1. Sept.) etwa 40 Stürmen u. ebenso allen Versprechungen u. Drohungen des Sultans. In derselben Nacht (vom 5. zum 6. Sept.), in der Soliman starb, glückte es den Türken, das Hauptbollwerk durch Minen in Flammen zu setzen, so daß Z. sich in den einzigen Thurm, der aus den Trümmern hervorragte, zurückziehen mußte. Als die Türken, denen der Tod ihres Sultans verheimlicht war, 7. Sept. (1566) nochmals einen Sturm unternahmen, stürzte sich Z., festlich gekleidet, nur mit Helm, Säbel u. Schild bewaffnet, an der Spitze seiner 600 noch übrigen Streiter in das Kampfgewühl u. sank, von drei Kugeln getroffen, nieder. Da sie ihn noch lebend fanden, schnitten die Feinde ihm auf einer Kanone Katzianer's (s. o.) den Kopf ab u. stellten ihn, auf eine Lanze gesteckt, vor das Zelt des todten Sultans; doch schickte ihn der Großvezier an den kaiserlichen Feldherrn, den Grafen Salm, nach Raab. Alle Anhänger Z.'s u. mit ihnen über 3000 Türken kamen im brennenden Schlosse um, indem einer, dem Befehle des Verstorbenen gemäß, den Pulverthurm anzündete. — Eine „Geschichte der ersten Z.'s“ in ungar. Sprache schrieb Salomon (Pest 1865), ein Drama Z. Theodor Körner, ein Epos, „Zrinyiade“ der Urenkel des Helden, Niklas, Graf v. Z., geb. 1616; derselbe war seit 1647 ebenfalls Ban von Kroatien u. ging, tollkühn wie sein Ahn, ohne kaiserlichen Befehl 1660 auf Großwardein los, um es den Türken zu entreißen. Als ihm dieses von Wien aus untersagt wurde, weil der Sultan, der selbst rüstete, über die Störung des Friedens klagte, errichtete er ein eigenes Bollwerk Serinvar, unternahm von dort aus Streifzüge über die Drau hin u. machte es zum Sammelplatz der ungar. Nationalmacht. Mit Montecuccoli (s. d.), der zögernd u. ohne Energie den Krieg führte, zerfiel er vollkommen, als dieser Serinvar aufgeben wollte u. dieses während des Streites in die Hand der Feinde fiel. Z. kam 1664 auf der Jagd um. Er war zugleich Schriftsteller u. Dichter. Seine sämmtlichen Werke gab Toldy heraus (Pest 1852). — Peter, Graf v. Z., Bruder des Vorigen u. nach dessen Tode Ban von Kroatien, verband sich 1666 mit den angesehensten Magnaten Wesselenyi, Nadasdy u. A. zu einer Verschwörung gegen Leopold, der Ungarn durch Jesuiten zu katholisiren suchte. Z. hoffte sogar wie Zapolya unter türk. Schutze zu herrschen. Als aber seine Söldnerhaufen aus einander liefen, suchte er die Gnade des Kaisers, wurde nach Wien gebracht u. zusammen mit Frangepan u. Nadasdy 30. April 1671 in Wiener Neustadt hingerichtet. — Helene, die Tochter des Vorigen, war seit 1666 die Gemahlin Franz Rakoczy's (gest. 1676, s. d.), u. in zweiter Ehe die Emmerich Tököli's (s. d.). Sie starb 1703 in Nikomedien.

**Zschokke**, Joh. Heinrich Daniel, fruchtbarer historischer u. belletristischer Schriftsteller, geb. 22. März 1771 in Magdeburg. Früh verwaist, wurde er erst bei Verwandten, endlich bei einem alten Magister erzogen, erlangte 1788 das Zeugniß der Reife, sollte aber im Hinblick auf sein jugendliches Alter verhindert werden, die Universität zu beziehen, entfloh deshalb, wurde Hauslehrer in Schwerin, begleitete eine wandernde Schauspielertruppe als Theaterdichter durch Pommern u. Brandenburg u. bezog 1789 als stud. theol. die Universität Frankfurt a. d. O., wo sein Erstlingswerk, „Abällino, der große Bandit“ (Frankf. a. O. 1793 u. Aarau 1828), entstand. 1792 wurde er Doktor der Philosophie u. Privatdozent, sah sich aber, da er öffentlich gegen das Wöllner'sche Religionsedikt (s. „Wöllner“) aufgetreten war, am Fortkommen gehindert, wandte sich daher 1795 nach der Schweiz u. übernahm 1796 nach einem Aufenthalte in Paris die Leitung der Erziehungsanstalt in Reichenau bei Chur, in welcher kurz vorher Ludwig Philipp Mathematik u. Französisch gelehrt hatte. Hier entstand die „Geschichte des Freistaates der drei Bünde im hohen Rhätien“ (2. Aufl., Zür. 1817).

Am 9. Aug. 1798 schwamm er als Flüchtling, weil franz. Sympathien verdächtig, auf einem Floß den Rhein hinunter, u. die österr. Partei in Bünden setzte einen Preis auf seinen Kopf. Z. wendete sich nach Aarau, dem damaligen Sitze der helvetischen Regierung, welche ihn als Kommissar in die Kantone Unterwalden, Schwyz, Uri, Zug u. Tessin sandte. Damals begann er die Herausgabe des später so einflußreichen u. von ihm selbst über 30 Jahre lang geleiteten „Aufrichtigen u. wohlerfahrenen Schweizerboten" u. ließ „Alamontade, der Galeerensklave" erscheinen. 1802 zog er sich ins Privatleben auf das Schloß Biberstein im Aargau zurück u. heirathete 1805 die Pfarrerstochter Nanny Nüsperli, aus welcher Ehe zwölf Söhne u. eine Tochter entsproßten, die er alle selbst unterrichtete. 1808 erschienen, zuerst als Sonntagsblatt, die „Stunden der Andacht", als deren Verfasser er sich erst als Greis bekannte; die 26 Auflagen dieses vielgeschmähten Werkes beweisen, wie sehr es dem rationalistischen Religionsbedürfniß jener Zeit Genüge that. Sehr zahlreich sind seine Novellen, die einen weltklug moralisirenden Ton anschlagen u. witzig, hier u. da auch sentimental sind; zu den besten gehören unstreitig die drei schweizerischen: „Der Flüchtling im Jura", „Der Freihof in Aarau", „Addrich im Moos" (Aarau 1824 u. 1825).

Nr. 5679. Joh. Heinrich Daniel Zschokke (geb. 22. März 1771, gest. 27. Juni 1848).

Er starb 27. Juni 1848 auf seinem Landsitze Blumenhalde bei Aarau, wo er seit 1808 seinen Wohnsitz genommen hatte, mit Ehrenämtern aller Art überhäuft, obwol er Zeit seines Lebens als Mann der Revolution, Feind der Religion u. der bürgerlichen Ordnung galt u. von seinen Gegnern zahllose Anfeindungen zu erdulden hatte. Von seinen zahlreichen weiteren Schriften nennen wir noch: „Geschichte vom Kampf u. Untergang der schweiz. Berg- u. Waldkantone" (Zürich u. Bern 1801); „Historische Denkwürdigkeiten der helvetischen Staatsumwälzung" (3 Bde., Winterthur 1803—1805); „Der bayer. Geschichten 6 Bücher" (4 Bde., Aarau 1813—18); „Des Schweizerlands Geschichte für das Schweizervolk" (ebd. 1822); „Volksbildung ist Volksbefreiung" (Sissach 1836); „Ausgewählte historische Schriften" (16 Bde., Aarau 1837); „Die Schweiz, geschildert in ihren klassischen Stellen" (Karlsr. 1842; 2. Aufl., Stuttg. 1857); „Erheiterungen" (Aarau 1811—27); „Selbstschau" (eine Selbstbiographie, 2 Bde., ebd. 1842; 5. Aufl. 1853). Gegen Ende seines Lebens erschienen „Gesammelte Volksschriften" (Aarau 1846); seine „Gesammelte Schriften" (40 Bde.) zuerst Aarau 1826 (2. Aufl., 35 Bde., ebd. 1851—54). — Vergl. Münch, „H. Z., geschildert nach seinen vorzüglichen Lebensmomenten u. seinen Schriften" (Haag 1831) u. Emil Zschokke, „Heinrich Z., ein biographischer Umriß" (3. Aufl., Berl. 1876).

**Zschopau.** 1. Z., linker Nebenfluß der Freiberger Mulde, entspringt am Fichtelberge im sächs. Erzgebirge, fließt mit starkem Gefälle in fast genau nördl. Richtung, nimmt rechts die Sehma, Pöhl, Preßnitz u. Flöha auf u. mündet nach einem 105 Km. langen Laufe unterhalb Döbeln in die Mulde. Ihr Thal ist eins der schönsten des Erzgebirges; an ihr, bez. nur wenige Minuten von ihr entfernt, liegen die industriellen Städte Schlettau, Wolkenstein, Zschopau, Frankenberg, Mittweida u. Waldheim. — 2. Z., Stadt mit 8045 E. (1875) in der königl. sächs. Kreishauptmannschaft Zwickau, liegt in 331 m. Seehöhe links an der Z. u. an der Strecke Flöha-Annaberg der sächs. Staatsbahn, ist Sitz eines Gerichtsamts u. einer Oberforstmeisterei in dem alten Schlosse, hat Lehrerseminar, eine reichhaltige Stadtbibliothek u. beschäftigt sich hauptsächlich mit Weberei in Wolle u. Baumwolle. Z. ist eine sorbische Gründung u. kommt bereits 1292 als Stadt vor. Das Schloß soll schon Anfang des 12. Jahrh. existirt haben. Nach Aussterben der Wolkensteiner Linie der Herren von Waldenburg, der Z. schon im 13. Jahrh. gehörte, fiel es 1470 an das Kurfürstenthum Sachsen. Im Dreißigjähr. Kriege wurde es 1634 von den Kaiserlichen in Brand gesteckt.

**Zuaven** sind ursprünglich zum Kriegsdienst angeworbene Kabylen, denen sich später Franzosen zugesellten. Die Zuavenregimenter gehören gegenwärtig zur franz. Linieninfanterie (s. „Algerien"; auch „Heerwesen Frankreichs").

**Zuccaro** od. Zucchero, Taddeo u. Federigo, ein Brüderpaar, das sich in der Malerei der Manieristen des 16. Jahrh. hervorthat. Taddeo, geb. 1529 zu St. Angelo in Vado bei Urbino, erlernte die Anfänge der Kunst bei seinem Vater, bis er, 14 Jahre alt, nach Rom kam, wo er Anfangs mit der Noth kämpfte, bis er die Façade eines Palastes mit sinnbildlichen Darstellungen schmückte u. infolge dessen viele Aufträge erhielt. Am bekanntesten sind seine u. seines Bruders Fresken in dem architektonischen Meisterwerke Vignola's, dem Palast Caprarola zwischen Viterbo u. Rom, bes. die „Aurora" u. der „Einzug Karl's V.", die wenigstens in den Portraits sich an die Natur halten. In seinen übrigen Bildern hat er ein weiches, leichtes Kolorit, aber ohne Wahrheit im Ausdruck u. ohne Sorgfalt in der Ausführung. Er starb schon 1566. — Federigo, geb. 1542, wurde in Rom der Schüler seines Bruders, half ihm bei seinen Arbeiten u. setzte nach dessen Tode die von ihm angefangenen Werke fort. Später führte er die von Vasari begonnenen Fresken in der Kuppel des Domes zu Florenz (1579) zu Ende, die über 300 Figuren, zum Theil von kolossaler Größe, enthalten. Nachdem er sich in Paris, in den Niederlanden u. in England aufgehalten, wo er viele Portraits malte, kehrte er nach Rom zurück u. reiste auch nach Spanien, wo er für Philipp II. im Escorial malte. Später gründete er in Rom die Akademie von San Luca u. schrieb ein theoretisches Werk über die Kunst, das eben so manieristisch u. schwulstig ist wie seine Bilder. Er war reich an Erfindung, geschickt in der Technik, aber affektirt u. ohne alle Charakteristik. Er starb 1609 zu Ancona.

**Zuchthaus.** Seitdem seit Mitte des vorigen Jahrhunderts die Verbüßung von Freiheitsstrafen in geschlossenen Räumen als Strafmittel angenommen worden ist, hat man auch Strafanstalten errichtet, in denen die Verbrecher, sei es insgesammt, sei es getrennt von einander, zwangsweise zu Arbeiten angehalten werden. Die Strafe besteht hier in einer doppelten, in der Freiheitsberaubung u. in dem Zwang zur Arbeit. Die Sträflinge, welche meist schwerere Verbrechen begangen haben, sollen nun dadurch zur Thätigkeit u. Arbeit erzogen werden. Daher kommt der Name Z. Auch das deutsche Reichsstrafgesetzbuch kennt dieses Strafmittel. Die Zuchthausstrafe ist danach eine lebenslängliche od. eine zeitweilige, im Höchstbetrage von 15 Jahren, im Mindestbetrage von 1 Jahr. Die Zuchthausstrafe wird in bes. dazu eingerichteten Anstalten (Zuchthäusern), welche von Anstalten ähnlicher Art gesondert sein müssen, verbüßt; die Sträflinge sind nicht, wie in anderen Gefängnissen, ihrem Stande u. Bildungsgrade nach angemessen zu beschäftigen, sie müssen vielmehr ohne jede Rücksichtnahme die regulativmäßig eingeführten Arbeiten verrichten. Doch können sie auch zu Arbeiten außerhalb der Anstalt, insbes. zu öffentlichen od. von einer Staatsbehörde beaufsichtigten Arbeiten, verwendet werden. Diese Art der Beschäftigung ist indeß nur dann zulässig, wenn die Gefangenen dabei von anderen freien Arbeitern getrennt gehalten werden können. Die Zuchthausstrafe kann sowol für die ganze Dauer wie für einen Theil der erkannten Strafzeit in Einzelhaft vollzogen werden. Die Einzelhaft darf jedoch ohne Zustimmung des Gefangenen die Dauer von 3 Jahren nicht übersteigen. Die zu einer längeren Zuchthausstrafe Verurtheilten können, wenn sie drei Viertheile, mindestens aber ein Jahr der ihnen auferlegten Strafe verbüßt u. sich während dieser

Zeit gut geführt haben, mit ihrer Zustimmung od. auf ihr Ansuchen vorläufig entlassen werden; bei schlechter Führung des Entlassenen od. wenn derselbe den getroffenen Vorschriften zuwider handelt, kann die Entlassung widerrufen werden u. wird alsdann die währenddem verstrichene Zeit in die Strafdauer nicht mit eingerechnet. Die Verurtheilung zur Zuchthausstrafe hat die dauernde Unfähigkeit zum Dienste in dem Bundesheere u. in der Bundesmarine sowie die dauernde Unfähigkeit zur Bekleidung öffentlicher Aemter von Rechtswegen zur Folge. Neben der Zuchthausstrafe kann u. in einzelnen Fällen muß auf den Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte erkannt werden. Die Dauer dieses Verlustes beträgt bei zeitiger Zuchthausstrafe mindestens 2 u. höchstens 10 Jahre.

**Zuchtpolizeigericht**, in Frankreich u. anderen Ländern mit franz. Kriminalgerichtsverfassung ein Richterkollegium, welches in allen Fällen der sog. Zuchtpolizei (police correctionnelle), d. h. wegen der sog. délits (Vergehen), zu erkennen hat, während die crimes (Verbrechen) vor die Assisen, die contraventions (Uebertretungen) vor die einfachen Polizeigerichte (tribunaux de simple police) gehören. Nach der Deutschen Strafprozeßordnung sind die zuständigen Gerichte für die Vergehen die Strafkammern der Landgerichte, in leichteren Fällen die Schöffengerichte.

**Zuchtwahl**, die auf natürlichem od. künstlichem Wege ins Werk gesetzte Auswahl derjenigen Thiere, welche durch ihre besondere Ausstattung geeignet sind, Abänderung der Arten, Varietäten 2c. hervorzubringen u. zu vererben. Daß u. in welcher Weise in der Natur durch eine zweckdienliche Auswahl der Eltern Abänderungen entstehen, u. wenn dieselben sich tauglicher erweisen im Kampfe um das Dasein durch Fixirung u. Vererbung solcher tüchtigerer Eigenschaften neue Arten sich bilden, das ist bereits durch die Untersuchungen Lamarck's (s. d.) u. in der Neuzeit bes. durch Darwin's u. Wallace's Forschungen mit großer Ueberzeugungskraft nachgewiesen worden (vgl. die Art. „Darwin", „Descendenztheorie" u. „Selektionstheorie"). In dem fortdauernden Kampfe der verwandten Formen unter einander u. gegen ihnen feindliche Einflüsse der Außenwelt siegen diejenigen Individuen, welche mit vollkommeneren Mitteln zur Aufrechterhaltung u. Weiterführung der Existenz ausgestattet sind. Ihnen gegenüber nehmen andere mit weniger vollkommenen Mitteln der Erhaltung u. Vermehrung ausgestattete Einzelwesen an Zahl ab bis zu gänzlichem Erlöschen ihrer unvollkommneren Art. Der Vorzug der neueren Formen zeigt sich zunächst in längerer Lebensdauer, in leichterer Ernährung, in der Fähigkeit, unter dem natürlichen Schutz, den Form u. Färbung ihres Körpers gewähren, den Verfolgern u. anderen Gefahren leichter entgehen od. sich der Beute sicherer bemächtigen zu können, in größerer Begattungsfähigkeit, größerer Fruchtbarkeit 2c. Die Abänderungen können nützlich, aber auch wol schädlich od. bedeutungslos sein. Wenn daher solche Individuen, deren Organisation schädliche Veränderungen erfuhr, nur geringe Aussicht auf weitere Existenz u. Fortpflanzung haben, dagegen solche Wesen mit nützlichen u. den für ihre Lebensweise zweckmäßigsten Abänderungen sich rascher entwickeln, länger leben, sich fortpflanzen u., auf Kosten der anderen vorwiegend zur Weiterexistenz befähigt, die an ihnen zur Ausbildung gelangte nützliche Abänderung auf die Nachkommen vererben, so vermag doch infolge der an verschiedenen Orten verschieden sich geltend machenden natürlichen Einflüsse die Anpassung an diese vorhandenen Lebensbedingungen, Boden, Wohnung, Klima, Nahrung, Verfolgung 2c., aus einer einzigen Urform eine unendliche Mannichfaltigkeit von Formen in der Lebewelt hervorzubringen, aus denen sich in langen Zeiträumen dauernde Familien, Ordnungen, Klassen herausbilden können. Ja die Darwin'sche Theorie führt geradezu zu dem Schluß: Alle Lebewesen von sonst u. jetzt verdanken ohne Ausnahme ihr Dasein einigen wenigen ursprünglichen Stammformen (vielleicht nur einer einzigen), aus welchen sich durch langsame aber stetige Umgestaltung u. Vervollkommnung allmählich die heute existirenden Lebeformen entwickelt haben u. die zukünftigen durch diesen Einfluß entwickeln werden. Durch natürliche Z. bleibt nur das Lebensfähige erhalten. Wenn die natürliche Z., die sich von selbst durch die Nothwendigkeit bestimmt, ihre Resultate erst in langen Zeiträumen fixirt, so können durch eine absichtlich u. planmäßig geleitete Auswahl der Zuchtthiere gewünschte Abänderungen der Nachkommen in viel kürzerer Zeit hervorgebracht werden. Diese künstliche Z., auch Züchtung u. Wahlzucht genannt, hat demnach eine eminente praktische Bedeutung. Sie wird vom Thierzüchter geleitet u. ist die von Grundsätzen ausgehende, für gewisse Gebrauchszwecke geleitete Paarung der Hausthiere, welche den Zweck hat, in der Nachzucht die Vorzüge der Eltern möglichst zu erhalten u. etwaige Mängel derselben zu verbessern (vgl. „Viehzucht"). — Literatur: Ch. Darwin, „Ueber die Entstehung der Arten durch natürliche Z. od. die Erhaltung der begünstigten Rassen im Kampfe ums Dasein" (übersetzt von V. Carus, Stuttg. 1872); Alfred Russel Wallace, „Beiträge zur Theorie der natürlichen Z." (übersetzt von A. Meyer, Erlangen 1870); E. E. R. Hartmann, „Darwinismus u. Thierproduktion" (Münch. 1826); H. Settegast, „Die Thierzucht" (Bresl. 1878).

**Zucker**, mit diesem Namen bezeichnete man ursprünglich den aus dem Safte des Zuckerrohrs gewonnenen, festen, süßen Stoff, späterhin wurde der Name eine Gattungsbezeichnung für gewisse Süßstoffe, die eine chemische Uebereinstimmung zeigten. So führt außer dem Rohrzucker bes. der aus Rüben gewonnene Süßstoff im gewöhnlichen Leben kurzweg den Namen Z. Andere süße Stoffe, die man im Laufe der Zeit kennen lernte, bezeichnete man Anfangs ebenfalls als Z., dann, nachdem unterscheidende Merkmale von jenem aufgefunden worden waren, je nach der Abstammung als Stärkezucker, Traubenzucker, Mannazucker 2c. — In der Wissenschaft hat man für die einzelnen chemisch unterscheidbaren Zuckerarten besondere, sie charakterisirende Namen gewählt, so z. B. für den aus Stärkemehl durch Einwirkung schwacher Säuren darstellbaren Z., den man früher Stärkezucker nannte, u. für den mit diesem völlig identischen Traubenzucker den Namen Glucose, für Rohrzucker u. Rübenzucker den Namen Saccharose 2c. — Alle Zuckerarten sind Produkte des Pflanzenreichs, zum Theil auch des Thierreichs (Milchzucker, Inosit); einige lassen sich auch aus anderen organischen Verbindungen, z. B. aus Stärkemehl, Dextrin u. dgl., künstlich bilden od. aus gepaarten Verbindungen durch Spaltung abscheiden. Die Zuckerarten zeichnen sich sämmtlich durch einen mehr od. weniger süßen Geschmack aus; die meisten derselben sind fest u. krystallisirbar, löslich in Wasser, zum Theil auch in Alkohol. In der Hitze werden sie zersetzt, da keine von ihnen unverändert flüchtig ist. Obschon die Zuckerarten zu den chemisch indifferenten Körpern gerechnet werden, so können sich doch viele derselben mit einigen Säuren sowie auch mit Basen vereinigen u. Verbindungen bilden, die allerdings wieder leicht zersetzbar sind. Ihrer chemischen Zusammensetzung nach gehören die meisten Zuckerarten zu den sog. Kohlehydraten, d. h. sie bestehen nur aus den beiden Grundstoffen Kohlenstoff u. Wasserstoff. Man pflegt sie sämmtlich gewöhnlich in zwei Gruppen zu bringen, in gährungsfähige u. nichtgährungsfähige; erstere sind solche, die in ihrer wässerigen Lösung durch Einwirkung von Hefe direkt od. indirekt (d. h. nach Behandlung mit Säuren 2c.) in die geistige Gährung übergehen können, letztere solche, die der geistigen Gährung nicht fähig sind. A. Direkt gährungsfähige Zuckerarten sind: Glucose od. Rechtstraubenzucker, Levulose od. Linksfruchtzucker, Lactose od. Galactose, Mannitose. B. Indirekt gährungsfähige: Saccharose od. gewöhnlicher Rohrzucker, Milchzucker (s. d.), Melitose (in der austral. Manna), Melicitose (in der vom Lärchenbaum gewonnenen Manna von Briançon), Trehalose (in einer türk. Manna). C. Nichtgährungsfähige: Inosit (s. d.), Sorbin (im Safte der Vogelbeeren), Scyllit (dem Inosit ähnlich), Eucalyn (durch Zerlegung der Melitose entstehend), Mannit (s. d.), Dulcit (in der Manna von Madagascar), Quercit, Pinit (im Safte von Pinus Lambertina), Indiglucin u. mehrere andere.

Glucose (Rechtstraubenzucker od. auch blos Traubenzucker, Krümelzucker, Stärkezucker, Dextrose) ist ein Bestandtheil der meisten süßschmeckenden Früchte, nam. der Weintrauben, Kirschen, Pflaumen, Feigen 2c.; ferner des Honigs, kommt aber auch in verschiedenen Geweben u. Flüssigkeiten des thierischen Organismus vor, theils normal (in der Leber der Säugethiere, im Lebervenenblute, in der Allantoisflüssigkeit 2c.), theils abnorm (im Harn, Harnzucker, bei manchen Krankheiten [Diabetes mellitus]). Endlich läßt sich der Traubenzucker künstlich aus verschiedenen Körpern darstellen, so z. B. aus Cellulose, Stärke, Gummi, Saccharose u. Dextrin, wie er auch als Spaltungsprodukt mancher gepaarten Verbindungen (Glucoside) auftreten kann. Der Uebergang des Stärkemehls in Glucose findet sehr leicht durch Einwirkung verdünnter Säuren od. von der im Malze enthaltenen Diastase statt. Zur Fabrikation der Glucose benutzt man ausschließlich Kartoffelstärke, weshalb man diesen Z. auch zuweilen Kartoffelzucker nennt; die Umwandlung der Stärke in Z. geschieht gewöhnlich durch Behandlung mit verdünnter Schwefelsäure u. nachheriger Beseitigung dieser Säure durch Kreide od. Kalk; seltener wendet man Malz an Stelle der Säure an. Die vom schwefelsauren Kalk befreite Zuckerlösung wird dann noch weiter gereinigt u. entweder soweit verdampft, bis sie beim Erkalten fest u. hart wird, od. bis sie eine dicke Flüssigkeit (Stärkesirup) bildet. Letztere ist vollständig klar u. durchsichtig u. gewöhnlich gelblich gefärbt; ganz farbloser wird als Kapillarsirup verkauft, wie auch die beste u. ganz weiße Sorte des Stärkezuckers Kapillarzucker heißt. Die Glucose krystallisirt schwierig, am besten noch aus alkoholischer Lösung, u. zeigt daher das im Handel vorkommende Produkt keine Krystalle. Im Deutschen Reiche beschäftigten sich 1874: 47 Fabriken mit der Darstellung von Stärkezucker u. Stärkesirup u. produzirten 224,848 Ctr. von ersterem u. 296,660 Ctr. von letzterem. Beide werden von Zuckerwaaren- u. Bonbonfabrikanten, Likörfabrikanten 2c. verwendet, ferner als theilweiser Ersatz des Malzes in der Bierbrauerei (seitdem der Stärkezucker für Brauzwecke versteuert werden muß, hat der Verbrauch hierzu sehr bedeutend nachgelassen), sowie zum Gallisiren des Weines. —

Die Glucose schmeckt weniger süß als Rohrzucker; ihre Lösung lenkt die Ebene des polarisirten Lichtes nach rechts ab; verdünnte Säuren bewirken keine Veränderung, wol aber Alkalien, welche beim Erwärmen die Lösung braun färben. Beim Erhitzen schmilzt die Glucose, verliert Wasser u. färbt sich bei höherer Temperatur braun, indem sich **Caramel** bildet, eine dicke, sirupähnliche Lösung dieser braungewordenen Masse in Wasser; es ist dies die sog. **Couleur** od. **Zuckercouleur** des Handels, die ebenfalls in bedeutenden Mengen fabrikmäßig hergestellt u. zum Färben von Likören, Essig, Bier u. Bratensaucen verwendet wird. Die chemische Zusammensetzung der Glucose läßt sich durch die Formel $C_{12}H_{12}O_{12}$ ausdrücken. — **Levulose** (**Linksfruchtzucker**, **Schleimzucker**) findet sich neben dem Traubenzucker od. der Glucose im Honig u. vielen Früchten u. entsteht auch durch anhaltendes Kochen von Rohrzucker od. bei Behandlung des letzteren mit verdünnten Säuren neben Glucose. Man nennt das aus dem Rohrzucker auf die angegebene Weise entstandene Gemenge von Levulose u. Glucose gewöhnlich **Invertzucker** od. **invertirter Z.** Dieser Invertzucker ist der Hauptbestandtheil der **Melasse** od. des gewöhnlichen **Sirups**. Die Levulose ist bis jetzt noch nicht im festen Zustande dargestellt, sondern immer nur im bestgereinigten Zustande als ein farbloser, unkrystallisirbarer Sirup erhalten worden.

Nr. 5680. Inneres einer Zuckerrohrquetschmühle.

Derselbe schmeckt süßer als Rohrzucker. Die Ebene des polarisirten Lichtes wird durch die Levulose nach links abgelenkt, sonst stimmt dieser Z. in seinen Eigenschaften mit der Glucose überein, auch die chemische Zusammensetzung ist dieselbe. — **Lactose** od. **Galactose** bezeichnet die direkt gährungsfähige Zuckerart, welche aus dem Milchzucker durch Behandlung mit verdünnten Säuren entsteht. Im Aeußeren dem Traubenzucker sehr ähnlich, unterscheidet sie sich von demselben durch eine abweichende Krystallform u. bes. dadurch, daß sie beim Kochen mit Salpetersäure als Endprodukt nicht Oxalsäure liefert, wie die beiden erstbeschriebenen Zuckerarten, sondern Schleimsäure. — **Mannitose** ist ein noch wenig bekannter, unkrystallisirbarer Z., der durch Einwirkung von Salpetersäure auf Mannit erhalten werden kann.

Von den nur **indirekt gährungsfähigen** Zuckerarten ist der gewöhnliche Z. od. die **Saccharose** die wichtigste. Wir werden ihn im Folgenden schlechtweg als Z. bezeichnen. Derselbe wird aus dem Zuckerrohr (**Rohrzucker**), aus der Zuckerrübe (**Rübenzucker**), aus dem Safte mehrerer indischer Palmen (**Palmenzucker**) u. aus dem Safte des Zuckerahorns (**Ahornzucker**) im Großen dargestellt. In rohem Zustande zeigt dieser Z. allerdings Verschiedenheiten im Geschmack u. Aussehen, sowie er aber chemisch rein dargestellt ist, läßt sich ein Unterschied nicht mehr bemerken u. der verschiedenartige Ursprung nicht erkennen. Solcher reiner Z., **Saccharose**, ist vollkommen weiß, rein süß schmeckend, krystallinisch u. in Wasser leicht löslich. Große Krystalle werden **Kandiszucker** genannt. Er lenkt den polarisirten Lichtstrahl nach rechts ab, mit wenig Wasser über 200° C. erhitzt wird er optisch unwirksam. Wird der Z. über seinen Schmelzpunkt erhitzt, so bräunt er sich je weiter je mehr, indem sich **Caramel** (s. d.) bildet. In stärkerer Hitze entwickelt er brennbare Gase u. hinterläßt eine lockere Kohle (**Zuckerkohle**). Mit Wasser längere Zeit gekocht od. auch nur kurze Zeit mit verdünnten Säuren erwärmt, verliert der gewöhnliche Z. seine Krystallisirbarkeit u. wird optisch links drehend. Dieselbe Erscheinung tritt auch ein bei Einwirkung von Hefe; der erst nicht gährungsfähige Z. wird durch längere Berührung mit Hefe gährungsfähig, indem sich ein Gemenge von Rechtstraubenzucker u. Linksfruchtzucker zu gleichen Aequivalenten bildet. Die Saccharose ist im Stande, sich mit verschiedenen Basen zu verbinden, was bei den bisher betrachteten Zuckerarten nicht der Fall ist; dieselben werden vielmehr durch starke Basen, wie Kali, Kalk, Baryt, zersetzt. Die Verbindung der Saccharose mit Kalk, der **Zuckerkalk**, ist für die Zuckerfabrikation von Wichtigkeit. Durch Kochen mit verdünnter Salpetersäure geht der Z. zunächst in **Zuckersäure** (s. d.) u. bei fortgesetzter Einwirkung in Oxalsäure (s. d.) über. — Die Darstellung aus dem Zuckerrohre (s. d.) nimmt immer noch die wichtigste Stelle ein. Keine andere Pflanze enthält den Z. in so großer Menge u. keine liefert ihn auch so rein. Das Zuckerrohr enthält durchschnittlich 90% Saft, der einen Gehalt von 18—20% an krystallisirbarem Z. besitzt. Die eigentliche Heimat des Zuckerrohrs scheint Asien gewesen zu sein, wenigstens soll von hier aus die Pflanze zunächst über Cypern nach Sizilien gekommen sein, wo es im 12. Jahrh. in Menge gebaut wurde. Im 15. Jahrh. wurde es nach Madeira verpflanzt u. kam über die Kanarischen Inseln nach Amerika. Dort wird es vorzugsweise in Brasilien, Westindien u. dem südlichen Theile der Vereinigten Staaten gebaut. Die Bereitung des Rohzuckers aus dem Rohre ist viel einfacher als aus Rüben. Zur Gewinnung des Saftes dienen gewöhnlich kannelirte Walzen, zwischen denen das Rohr zerquetscht wird. Bei dieser Methode erhält man jedoch anstatt der oben angegebenen 90% nur 50 bis 75%. Der ausgepreßte Saft wird sofort mit soviel Kalk versetzt, als zur Neutralisation der freien Säure erforderlich ist. Auf 1000 L. Saft kommen höchstens 0,2 bis 0,3 Kg. Kalk (kaum $^1/_{10}$ soviel als beim Rübensafte). Die Flüssigkeit wird dann in Pfannen zum Kochen erhitzt, der sich bildende Schaum abgenommen u. der geklärte Saft in eine zweite Pfanne gebracht, in welcher das Kochen fortgesetzt u. der aufs Neue sich bildende Schaum wieder in die erste Pfanne zurückgegeben wird; auf diese Weise kommt der sich immer mehr verdickende Saft nach u. nach in noch drei neben einander befindliche, immer kleinere Pfannen, bis er in der letzten, fünften, bis zum Krystallisationspunkte gebracht wird. Die Krystallisation selbst läßt man in hölzernen Bottichen vor sich gehen, in deren Boden sich lose verstopfte Löcher zum Abtropfen des **Sirups** od. der **Melasse** befinden. Dies gänzliche Abtropfen erfordert 5—6 Wochen Zeit; die in den Bottichen zurückbleibende krystallinische Zuckermasse heißt **Rohzucker**, auch **Moscovade** od. **Puderzucker**. Sie wird meist erst in Europa der Raffination unterworfen, die im Wesentlichen dieselbe ist wie bei dem Rübenzucker (s. weiter unten), u. bedient man sich jetzt dazu derselben Apparate (Vacuumapparate) zum Einkochen des Klärsels, wie auch zum Klären anstatt des früher gebräuchlichen Ochsenblutes u. Kohlenstaubes jetzt nur gekörnte Kohle (Knochenkohle) angewendet wird. Aus **Zuckerrüben** (*Beta*, s. d.) wird Z., **Rübenzucker**, erst in der Neuzeit hergestellt. Die Gegenwart von Z. in den Rüben wurde zuerst 1747 vom Apotheker **Marggraf** in Berlin nachgewiesen, u. Marggraf war es auch, der damals schon auf die Wichtigkeit dieser Thatsache für die Landwirthschaft u. die Fabrikation von einheimischem Z. aufmerksam machte. Versuche, die man anstellte, scheiterten jedoch an der Unvollkommenheit der damaligen Methoden gegenüber der Konkurrenz des wohlfeileren Kolonialzuckers. Erst am Schlusse des 18. Jahrh. wurden die Versuche wieder aufgenommen u. auf Anordnung des Königs von Preußen auf dem Gute Cunern in der Niederlausitz durch **Achard** eine Musterfabrik errichtet; dieselbe lieferte aber infolge schlechter Rüben u. mangelhafter Apparate ebenfalls nur ungünstige Resultate; man erhielt nicht mehr als 6% krystallisirten Z. u. 4% Melasse. Erst in dem 3. u. 4. Jahrzehnt dieses Jahrhunderts entwickelte sich die Rübenzuckerindustrie zur Blüte, wozu nam. die Fortschritte der Chemie u. des Maschinenwesens beigetragen haben.

Ein Haupterforderniß sind natürlich gute Rüben, welche zu ihrem Gedeihen einen besonders geeigneten Boden verlangen. Um den Z. aus der Rübe zu gewinnen, müssen die Zellen, welche den Saft einschließen, zerstört u. ausgepreßt werden od. sie müssen in geeigneter Weise längere Zeit mit Wasser in Berührung kommen, um ausgelaugt zu werden. Das Verfahren der Saftgewinnung ist hiernach verschieden. Jedenfalls müssen aber die Rüben zunächst sorgfältig gewaschen werden. Die Zerkleinerung geschieht dann dadurch, daß man mittels geeigneter Reibmaschinen einen Rübenbrei herstellt od., wie bei dem Robert'schen Verfahren, die Rüben in kleine dünne Scheiben schneidet. Aus dem Rübenbrei wird der Saft entweder mittels hydraulischer Pressen od. durch Ausschleudern mit der Centrifugalmaschine ausgeschieden, od. man gewinnt ihn aus dem Brei sowol wie aus den Schnitten mittels des Macerations- od. Diffusionsverfahrens (Auslaugen mit Wasser). Von allen diesen Methoden ist das Preßverfahren die gebräuchlichste. Der auf die eine od. die andere Weise gewonnene Saft ist aber nicht blos eine Lösung von Z. in Wasser, sondern er enthält noch eine Menge anderer Substanzen

aufgelöst, die in der Rübe enthalten waren u., weil sie den Geschmack des Z.s beeinträchtigen würden, beseitigt werden müssen. Es geschieht dies durch das Läuterungsverfahren, bei welchem man den Saft in einem kupfernen Kessel mit doppeltem Boden mittels Dampf möglichst rasch bis zum Gerinnen des Pflanzeneiweißes erhitzt, dann gebrannten Kalk in Form verdünnter Kalkmilch zusetzt u. bis zum lebhaften Kochen weiter erhitzt. Durch den Kalkzusatz werden die in dem Safte enthaltenen freien Pflanzensäuren gebunden, ferner werden stickstoffhaltige Substanzen abgeschieden od., wie dies mit dem Asparagin der Fall ist, unter Ammoniakentwicklung zersetzt. Ein Theil des Z.s verbindet sich auch mit Kalk zu Zuckerkalk. Die Klärung des Saftes erfolgt sehr bald, indem sich einestheils ein schlammiger Bodensatz bildet, anderntheils eine dicke Schaumdecke entsteht, welche beide von dem klaren Safte getrennt werden.

werden, wird der unkrystallisirte Sirup weiter gekocht, so daß er von Neuem festen Z. ausscheidet. Selbstverständlich darf man das Kochen auf Korn nicht zu weit treiben, weil sonst ein Abfließen des dicken Sirups von den ausgeschiedenen Krystallen nicht mehr stattfinden würde. Die Zuckermasse, wie sie jetzt aus dem Apparate in die Krystallisationsgefäße kommt, wird Füllmasse genannt. Hat dieselbe beim Auslassen eine Temperatur von ca. 62° C., so entsteht der sog. Rohzucker, war die Temperatur höher, ca. 87° C., so erhält man Brotzucker od. Melis; im ersteren Falle enthält nämlich der flüssige Antheil wegen der niederen Temperatur nicht mehr genug Z. gelöst, um bei weiterem Erkalten noch so viel feste Masse auszuscheiden, daß die Zwischenräume zwischen den schon vorhandenen Krystallen, dem Korne, ausgefüllt u. die einzelnen Körner zu einer zusammenhängenden festen Masse verkittet würden, man erhält

Nr. 5681. Inneres einer Rübenzuckerfabrik.

Dieser letztere wird nun durch Einleiten von Kohlensäure von dem im Ueberschusse zugesetzten Kalk wieder befreit; die letzten Reste von Kalk werden mittels Filtriren durch Knochenkohle abgeschieden. Hierbei wird der Saft zugleich mit entfärbt u. der rübenartige Geschmack entfernt. Das Filtrat wird dann verdampft, was jetzt ganz allgemein im luftverdünnten Raume, in den sog. Vacuumapparaten, geschieht. Wenn der Saft genügend konzentrirt ist, findet beim Erkalten die Krystallbildung statt, u. zwar um so schneller u. vollständiger, je reiner der Saft war. Vorhandene, aus den Rüben herrührende Salze erschweren die Krystallisation; diese Salze können aber zuvor mittels Filtriren durch genügende Mengen von Knochenkohle entfernt werden. Die demnächst folgende Behandlung des Saftes bezweckt eine möglichst vollständige Trennung der mit den Zuckerkrystallen gemengten Melasse von jenen, u. hängt der Erfolg von verschiedenen Umständen ab. Entweder man läßt den Saft „blank kochen", d. h. man kocht ihn nur so weit ein, daß er klar u. blank bleibt, u. das Auskrystallisiren des Z.s außerhalb des Vacuumapparates bei weiterem Abkühlen erfolgt, od. man „kocht auf Korn", wobei die Krystallbildung schon im Vacuum stattfindet, zu welchem Zwecke das Verdampfen weiter fortgesetzt werden muß als beim Blankkochen. Das Kochen auf Korn hat den Vortheil, daß man durch die erste Krystallisation eine bedeutend größere Menge an festem Z. erhält; über den ausgeschiedenen Zuckerkrystallen und ohne daß diese abgesondert

vielmehr nur eine lose zusammenhängende Krystallmasse, d. i. der Rohzucker. Im zweiten Falle dagegen scheidet sich aus dem heißen Sirup beim Abkühlen noch fester Z. aus, durch den die vorher gebildeten losen Krystalle zu einer festen Masse zusammenbacken (Brotzucker). Um diesen letzteren zu erhalten, bringt man die Füllmasse, ehe man sie in die Formen füllt, in ein besonderes großes Gefäß (Kühler), in welchem man sie, um ein gleichmäßiges feines Korn zu geben, unter fortwährendem Umrühren, Stören, erkalten läßt. Uebrigens läßt sich nur solcher Zuckersaft auf Korn kochen od. auf Brotzucker verarbeiten, der nicht zu viel sirupbildende Stoffe enthält. Der aus Zuckerkrystallen u. Sirup bestehende Krystallbrei wird nun in Formen gefüllt, die unten eine Oeffnung zum Abtropfen des Sirups haben. Die größeren Formen, welche bis zu 75 Kg. Füllmasse aufnehmen können, heißen Basterformen, die kleineren von 15—17 Kg. Melisformen, die mittleren, von ca. 30 Kg. Inhalt, Lompsformen od. Lomps; sie dienen, wie die Basterformen, blos für die Nachprodukte. Die Formen, von bekannter Hutgestalt, wurden früher aus gebranntem Thon gefertigt, jetzt verwendet man allgemein solche von lackirtem Eisenblech. Da der Sirup aus den Formen nicht vollständig abtröpfelt, so müssen die noch zurückbleibenden Theilchen auf andere Weise entfernt werden. Es geschieht dies durch das sog. Decken, d. i. ein Auswaschen durch Aufgießen einer reinen, konzentrirten Zuckerlösung, welche die Melasse verdrängt u. nach unten treibt.

Diese Zuckerlösung setzt in den Zwischenräumen ebenfalls noch einen Antheil krystallinischen Z.s ab; die letzte im Innern der Zuckerbrote verbleibende Flüssigkeit wird gewöhnlich durch einen Saugapparat, die sog. Nutsche, entfernt. Bei dem Clairciren, welches man bisweilen, anstatt des Deckens, bes. zum Reinigen des zweiten Produktes anwendet, bringt man die krystallinische feuchte Zuckermasse in Kästen mit Böden aus feinem Metallgewebe (Schützenbach'sche Kästen), durch deren Löcher der Sirup abtröpfelt. Die zwischen den Zuckerkrystallen befindliche Melasse wird durch reine Zuckerlösung verdrängt u. die feuchte Masse in die Formen gefüllt. Vielfach ist zur Entfernung der Melasse auch die Centrifugalmaschine in Gebrauch. Die Brote werden schließlich aus den Formen entfernt u. anfänglich bei 25°, später bei 50° getrocknet. Vorher wird die äußerste Spitze abgeschlagen u. dem Brote eine neue Spitze angedreht. Der Melis od. Saftmelis hat jedoch immer noch einen gelblichen Schein; man stellt daher durch noch weitere Reinigung, wozu man aber Rohzucker verwendet, die Raffinade her, die ganz weiß ist. Unter dem Namen Farinzucker kommt gemahlener Z. in den Handel, der aus Rohzucker od. schlecht ausgefallenen Broten bereitet wird. — Der Palmenzucker wird nam. aus dem Safte der Kokospalme u. der Fächerpalme in Ostindien u. dem Indischen Archipel in nicht unbedeutender Menge gewonnen. Eine einzige Kokospalme liefert im Jahre mehr als 250 Kg. Saft, welcher bis zu 20% Z. enthält. Der durch Verdampfen des Saftes gewonnene Z. wird in den Schalen der Kokosnüsse geformt u. in solchen runden Broten in den Handel gebracht. Dieser Rohzucker ist zwar krystallinisch, hat aber eine gelblichbraune Farbe; was davon nach Europa kommt, wird hier noch bes. raffinirt. Der Ahornzucker, aus dem Safte des Zuckerahorns in den Vereinigten Staaten u. in Canada bereitet, wird nicht ausgeführt, sondern im Lande selbst verbraucht. Die Bäume werden im Februar angebohrt, und der klare, durchsichtige Saft sogleich an Ort u. Stelle eingekocht; man erhält von einem starken Baume bis zu 60 Kg. Saft, aus dem im günstigsten Falle 3 Kg. Z. gekocht werden können. Durch Raffiniren kann der Ahornzucker ganz weiß erhalten werden; er wird jedoch gewöhnlich im rohen Zustande verwendet. — Melasse. Von der bei der Zuckerbereitung aus den verschiedenen Pflanzen abfallenden Melasse od. dem Sirup wird nur die Rohrzuckermelasse als Versüßungsmittel benutzt; die Rübenmelasse eignet sich wegen ihres unangenehmen Geschmackes u. hohen Salzgehaltes nicht hierzu. Man benutzt dieselbe vielmehr nur zur Darstellung von Spiritus, ebenso wie man aus dem Rohrzuckersirup den echten Rum bereitet. — Die übrigen Zuckerarten haben meist ein nur wissenschaftliches Interesse. Vgl. übrigens „Milchzucker", „Mannit" u. „Inosit".

Statistisches. Die größte Menge von Z. wird immer noch aus dem Zuckerrohre produzirt, der gegenüber die übrigen Arten von krystallisirtem Z. bedeutend zurücktreten, wie aus folgenden Zahlen hervorgeht, denn es kommen von der Gesammtproduktion auf Z. aus

| | | | |
|---|---|---|---|
| Zuckerrohr | 73,5 Prozent | Palmensaft | 2,75 Prozent |
| Zuckerrübe | 22,5 „ | Ahornsaft 2c. | 1,25 „ |

Nach dem französischen Journal für Zuckerfabrikation beläuft sich der Verbrauch an Z. pro Jahr in den verschiedenen Ländern wie folgt:

| | | |
|---|---|---|
| England . . . . . . . . | 16,600,000 Ctr. | 26,00 Kg. pro Kopf. |
| Vereinigte Staaten . . | 15,400,000 „ | 20,00 „ „ „ |
| Holland . . . . . . . . | 800,000 „ | 11,00 „ „ „ |
| Belgien . . . . . . . . | 1,000,000 „ | 10,00 „ „ „ |
| Deutschland . . . . . . | 6,120,000 „ | 7,50 „ „ „ |
| Schweden . . . . . . . | 1,100,000 „ | 7,10 „ „ „ |
| Frankreich . . . . . . . | 5,000,000 „ | 7,00 „ „ „ |
| Oesterreich Ungarn . . | 3,400,000 „ | 4,75 „ „ „ |
| Argentinische Republik | 600,000 „ | 4,15 „ „ „ |
| Schweiz . . . . . . . . | 220,000 „ | 4,10 „ „ „ |
| Portugal . . . . . . . | 300,000 „ | 2,75 „ „ „ |
| Italien . . . . . . . . | 2,000,000 „ | 3,70 „ „ „ |
| Spanien . . . . . . . . | 1,000,000 „ | 3,00 „ „ „ |
| Rußland . . . . . . . . | 3,000,000 „ | 2,72 „ „ „ |
| Türkei . . . . . . . . | 500,000 „ | 1,50 „ „ „ |

Die Produktion von Z. aus Rüben im Deutschen Reiche wird für die Campagne 1875/76 (die Zuckerfabriken arbeiten nämlich blos den Winter hindurch) auf 6,655,600 Ctr. angegeben, für die vorhergehende Campagne 1874/75 auf nur 4,408,500 Ctr., welche in 335 Fabriken verarbeitet wurden. In Oesterreich wurden in 244 Fabriken 1875/76 12,201,409 [illegible] Rüben zur Versteuerung angemeldet gegen 10,568,561 in der vorhergehenden Campagne; hiervon kommt die Hauptmenge auf Böhmen. Die Rübenzuckerproduktion Frankreichs belief sich 1875 auf 438,000,000 Kg., 1876 auf 450,000,000 Kg., welche in 528 Fabriken hergestellt wurden. Rußland erzeugte im J. 1876 in 325 Fabriken 3,000,000 Ctr. Z.

**Zuckergast** (Silberfischchen, *Lepisma saccharina*), ein 5 Millimeter großes Insekt aus der Familie der Borstenschwänze (Ordnung der Orthopteren), dessen ungeflügelter, birnförmiger, flachgewölbter Körper nach Art der Schmetterlingsflügel mit silberglänzenden, sich schon bei leiser Berührung ablösenden Schuppen bedeckt ist. Die kleinen Augen bestehen aus etwa 12 getrennten Ocellen, vor ihnen entspringen die sehr langen, borstenförmigen, vielgliederigen Fühler; der zehnringelige Hinterleib läuft in drei fast gleichlange Borsten aus. Das Thierchen, dessen Uebersiedelung aus Amerika eine unbewiesene Annahme ist, findet sich in Häusern in Europa überall häufig, frißt jedoch durchaus nicht blos Zucker, sondern wird auch den Kleiderstoffen schädlich.

**Zuckerharnruhr**, s. „Diabetes".

**Zuckerkand**, s. „Kandis". **Zuckerpalme**, s. „Arenga".

**Zuckerrohr** (*Saccharum officinarum*), eines der wichtigsten Gräser der Welt, ist ursprünglich an den Ufern des Euphrat u. in Ostindien einheimisch, von wo man es über viele Tropengegenden, selbst über Länder der warmen gemäßigten Zone in verschiedenen Abarten verbreitet hat, um aus seinem Safte den Zucker zu gewinnen, von dem es bis zu 18% enthält. Es ist ein maisartig wachsendes Gras mit hohem Federschopfe, der, in mattem Silberglanze schimmernd, von unzähligen Härchen gebildet wird, die sich am Grunde der kleinen Aehren erzeugen, welche mit ihren Spitzen drei Staubfäden u. zwei Griffel umhüllen. So wächst es als $2\frac{1}{2}$—5 cm. dicker Halm mit einigen langen, breiten, dunkelgrünen Blättern, unter Umständen wol 6 m. in die Höhe, schlank u. ungetheilt, während die ausdauernde Wurzel faserig sich verbreitet. In Amerika, wo es gegenwärtig am meisten gebaut wird, kultivirt man hauptsächlich drei Abarten: das kreolische Z., welches einen niedrigen Wuchs, dunkelgrüne Blätter u. nahe beisammen stehende Halmknoten besitzt u. aus Ostindien über Sizilien u. die Kanarischen Inseln nach Amerika gelangte, das batav. Z. aus Java, mit breiten, purpurröthlichen Blättern, das man bes. zur Rumbereitung verwendet, endlich das otaheitische Z., welches durch Cook von Tahiti aus bekannt u. am meisten verbreitet wurde, da sein Halm der zuckerreichste u. dickste ist. Außerdem giebt es auch neuere Abarten, welche den Vortheil bieten, schon in 10 Monaten zu reifen, während jene älteren 12—20 gebrauchen. Bereits vor der Entdeckung Westindiens durch die Spanier (1492) u. Ostindiens durch die Portugiesen (1497) baute man auf Sizilien, Kreta, Rhodos u. Cypern Z. in beträchtlicher Menge, u. von hier soll dasselbe durch die Sarazenen auch nach anderen Theilen von Italien gebracht worden sein. In Spanien, wohin es von Afrika aus gelangte, wurde es in der Provinz Valencia, Granada u. Murcia gebaut. Aus Valencia kam es im 15. Jahrh. nach den Kanarien, von wo man es später nach Westindien u. Brasilien übersiedelte. Nach Anderen gelangte das otaheitische Z. nach Amerika, indem es von den Hawai-Inseln u. anderen Inseln der Südsee nach Jamaika übergeführt wurde. Eine Art, welche die Franzosen auf der Küste von Malabar fanden, soll von Bourbon stammen. Auf Jamaika wurde erst 1660 Z. gepflanzt, während dies auf Barbados schon 1647 der Fall gewesen sein soll. Nach den Verein. Staaten kam es durch die Jesuiten von St. Domingo, u. zwar wurde es zuerst an der Stelle gepflanzt, wo heute die Stadt New-Orleans steht. Lange Zeit fabrizirte man jedoch daraus nur Sirup, u. infolge dessen war der Anbau kein sehr bedeutender; erst als es einem Pflanzer in der Nähe von New-Orleans gelungen war, festen Zucker daraus darzustellen, fing man an, das Z. in großem Maßstabe zu kultiviren u. es von dem sog. Bottomboden, der alljährlich vom Mississippi überflutet wird, über alle geeigneten Ländereien bis nach Kentucky u. Tennessee, d. h. über 200 engl. M. weit an den Ufern des Stromes u. seinen Nebenflüssen, auszubreiten. Hier gleicht das Z. einem hohen Schilfe, dessen runder u. harter Stengel an jedem Knoten drei lange, in der Jugend frisch grüne, im Alter gelbe Blätter treibt, welche je ein Internodium so lange umhüllen, bis dasselbe reif ist. Diese Reife geschieht von unten auf von Knoten zu Knoten, während die oberen Theile bis zu dem letzten verlängerten Gliede, dem Pfeile, noch grünen u. letzteres im günstigen Klima sich mit einer Blumenrispe (der Feder) krönt. In allen Fällen bietet ein reifes Zuckerrohrfeld einen bezaubernden Anblick, wenn dasselbe noch in den oberen Theilen der Halme das freundliche helle Grün des Frühlings, in den mittleren Theilen u. weiter abwärts alle Schattirungen von Grün durch Purpurroth bis zum Gelb des verwelkenden untersten Theiles an sich trägt. Jedes dieser Glieder stellt, wie es für sich reift, ein Individuum für sich dar u. kann als solches zur Fortpflanzung benutzt werden, sobald das zur Ergänzung des Zuckerfeldes nöthig wird. Der Pflanzer nennt diese Operation das „Säen", obgleich sie nur ein Stecken ist, wie bei den Korbweiden. In heißeren Klimaten dauert die Wurzel derart aus, daß sie alljährlich neue Halme treibt, während sie in den südl. Verein. Staaten durch den Winter vernichtet wird. Hier muß die Ernte binnen 90 Tagen, bis Ende Dezember, geschehen, so daß die obersten Glieder nie reif werden. Man pflanzt die Stecklinge, je einen mit einem Auge, noch während des Winters in tiefe Furchen, welche 2—3 m aus einander stehen, u. bedeckt sie zum Schutze

gegen den Frost mit Erde. Von der Zeit des Auspflanzens bis zur Reife des Z.s giebt es neun schwere Arbeitsmonate, da das Feld sorgfältig gejätet u. während der ersten sechs Monate alle 14 Tage einmal umgearbeitet werden muß. Erst von Ende Juni od. Mitte Juli an läßt man das Rohr für sich selbst sorgen. Nach der Reife wird es geschnitten, um möglichst bald darauf zwischen Walzen behufs der Saftgewinnung zerquetscht zu werden (s. „Zucker"). Durch seinen Zuckergehalt sowie auch durch seinen Gehalt an Eiweißstoff wird das Z. sehr nahrhaft, u. ist die Zeit der Ernte bes. für die Süßigkeit liebende Kinderwelt ein besonderes Fest.

Nr. 5682. Das Zuckerrohr.

Im tropischen Amerika bereitet man aus dem Safte einen süßen Wein, den sog. „Guarapo". Außer dem gewöhnlichen Z., welches übrigens innerhalb des Tropenpunktes seinen vollen Ertrag giebt, weil hier sämmtliche Theile zu voller Reife gelangen, kennt man noch einige andere Zuckerrohrarten, die theils ebenfalls auf Zucker, theils auf Sirup od. geistige Getränke verarbeitet werden, so S. sinense in China, S. violaceum u. S. fasciolatum in Indien 2c. Der Name Zucker mit allen verwandten Bezeichnungen hat seine Wurzel in dem sanskritischen sarkara, während die ostasiat. Länder u. die Inseln des Stillen Meeres für denselben ganz andere Benennungen haben: Tao, Tu, To, Ko, Tang 2c., die ihrerseits auf China deuten, wo S. sinense die Stelle des S. officinarum schon seit uralter Zeit vertreten zu haben scheint.

**Zuckersäure,** dieser Name hat eine doppelte Bedeutung; im Handel u. in der chemischen Technologie versteht man unter Z. stets Oxalsäure (Kleesäure), in der wissenschaftlichen Chemie dagegen ist Z. eine besondere Säure, die gar nicht im Handel vorkommt u. durch Oxydation von Stärkemehl u. verschiedenen Zuckerarten mit Salpetersäure erhalten wird. Die eigentliche Z. ist demnach ein Zwischenprodukt zwischen jenen Körpern u. der Oxalsäure, welche das Endprodukt der Oxydation ist, denn durch fortgesetzte Behandlung mit Salpetersäure geht die Z. zuerst in Weinsäure u. schließlich in Oxalsäure über. Sie ist eine farblose, amorphe, in Wasser u. Alkohol leicht lösliche Masse u. bildet mit den Basen neutrale u. saure Salze.

**Zufall** heißt im gewöhnlichen Sprachgebrauch ein solches Zusammentreffen zweier Ereignisse, welches ohne darauf hinwirkende Ursachen stattfindet. So bezeichnen wir es z. B. als einen Z., wenn wir unvermuthet irgendwo mit Jemand zusammentreffen, wenn Geschwister am gleichen Monatstage geboren sind 2c. Im philosophischen Sprachgebrauch wird der Begriff des Z.s nicht blos auf die gegenseitige Berührung zweier Ereignisse od. Zustände, sondern überhaupt auf alle solche Wirkungen ausgedehnt, bei welchen sich eine dahinzielende Absicht (eine „vernünftige" Ursache) nicht nachweisen läßt. Der Z. ist dann gleichbedeutend mit dem Unvernünftigen. Die Streitfrage, ob thatsächlich Z. angenommen werden dürfe, wird je nach der Weltanschauung, von der man ausgeht, sehr verschieden beantwortet. Die streng christliche Betrachtung, welche alles Geschehen von einem weise vorbedenkenden Willen abhängig macht, erkennt den Begriff des Z.s nur in subjektivem Sinne an, d. h. als eine Form der menschlichen Beurtheilung der Dinge. Je mehr sich dagegen eine Weltanschauung dem Materialismus (s. d.) nähert, desto mehr wird sie dem Walten des Z.s Bedeutung beilegen, indem sie zwar in allen Fällen das Wirken unabänderlicher Naturgesetze annimmt, diesen aber die Richtung auf vernünftige Ziele abspricht. Freilich liegt hierbei ein starker Widerspruch in der Annahme, daß dieselben Kräfte nach gleichbleibenden Gesetzen u. doch unter der Herrschaft des sog. „blinden Z.s" wirken sollen. Erwähnung verdient endlich noch der Gegensatz von nothwendigen (wesentlichen) u. zufälligen Merkmalen eines Dinges. Zu den ersteren gehören alle die, welche durch den Begriff des betreffenden Dinges gefordert werden; zufällig od. accidentiell heißen dagegen die Merkmale, welche ganz fehlen od. in sehr verschiedener Gestalt vorhanden sein können. So ist z. B. die weiße Farbe für den Begriff „Schimmel" ein wesentliches, für „Pferd" aber ein zufälliges Merkmal.

**Zufall** (lat. casus) in juristischem Sinne begreift alle diejenigen Ereignisse od. Veränderungen im Rechte in sich, welche entweder ohne Mitwirkung des Willens einer Person sich zutragen od. wenigstens Demjenigen, durch dessen Willen sie herbeigeführt worden sind, nicht zur Schuld zugerechnet werden können. Nam. fällt unter den Begriff des Z.s jedes Ereigniß, welches entweder an sich durch menschliche Vorsicht u. Kraftanstrengung überhaupt od. unter den gegebenen Umständen nicht abgewendet werden konnte. Als zufällig sind ferner Verletzungen anzusehen, welche Dem, dessen Verpflichtung in Frage kommt, nicht zugerechnet werden können. Den Z. trägt regelmäßig Derjenige, welcher dadurch betroffen wird, wenn nicht ein Anderer dafür einzustehen versprochen od. den Z. verschuldet hat. Ein Z. kann ferner ein Forderungsrecht aufheben, indem er dessen Erfüllung ganz unmöglich macht; er kann ebenso dasselbe mindern, indem er die Leistung in ihrem ursprünglichen Umfange unmöglich macht. Bei Leistungen ferner, welche auf Veräußerung einer dem Stücke nach bestimmten Sache gehen, hat der auf die Leistung der Sache Berechtigte den Z., welcher die Leistung unmöglich macht, von Zeit des Vertragsabschlusses an zu tragen, sofern nicht besondere Gründe die Annahme des Gegentheiles rechtfertigen. Dasselbe gilt, wenn die Sache durch Z. verschlechtert worden ist. Sollen Sachen aus einer Gattung überlassen werden, so trägt der Berechtigte, wenn die einzelnen Sachen einer Ausscheidung aus der Gattung durch Zuzählung, Zumessung od. Zuwiegung bedürfen, den Z. erst von der erfolgten Ausscheidung an. Ist der Gebrauch einer Sache gegen eine Gegenleistung überlassen od. sind persönliche Leistungen gegen eine Gegenleistung versprochen worden, u. wird Demjenigen, welcher den Gebrauch der Sache od. die persönliche Leistung versprochen hat, die Leistung unmöglich, so wird der andere Theil von der Gegenleistung frei. Kann Derjenige, welchem der Gebrauch der Sache od. die persönliche Leistung versprochen worden ist, wegen eines in seiner Person eingetretenen Z.s die Sache od. die Dienste nicht gebrauchen, so hat er dessenungeachtet die Gegenleistung zu entrichten.

**Zug,** der kleinste der Schweizerkantone u. der Einwohnerzahl nach nur den Kanton Uri übertreffend, 4,343 □M., wovon 11 % auf den zu ²⁄₃ zu Zug gehörigen Zuger See (s. d.) u. den ganz im Kanton liegenden Aegerisee kommen, mit 20,993 E. (1870), grenzt nördl. an den Kanton Zürich, östl. u. südl. an Schwyz, westl. an Luzern u. an Aargau u. wird gebildet aus dem Gebiete des nördl. Zuger Sees, dem des lieblichen Aegerisees, dem Thale der aus letzterem zu ersterem fließenden Lorze u. der Ebene, die den Zuger See im N. umgiebt u. durch die eine zweite Lorze aus dem See zur Reuß fließt. Die Sihl ist Grenzfluß gegen Zürich. Der im S. mit bewaldeten Höhen bedeckte, im N. äußerst fruchtbare Kanton treibt vorwaltend Ackerbau, Viehzucht u. Käsebereitung. Sein Ackerland nimmt 6840 Hektare, ziemlich 30 % des Ganzen, sein Wiesen- u. Weidenboden 6480 Hektare ein. Der Obstbau ist bedeutend, selbst Edelkastanie u. Feige gedeiht hier u. da. Der Viehstand betrug 1866: 7226 Rinder, 515 Pferde, 755 Schafe, 552 Ziegen u. 2227 Schweine.

Bienenzucht u. Fischerei sind nicht unbeträchtlich. Die industrielle Thätigkeit beschränkt sich auf Baumwollenindustrie, Spinnerei u. Weberei, Seidenweberei, Papierfabrikation, Fabrikation von Kirschwasser u. kondensirter Milch u. auf einen Eisenhammer. Zum Export gelangen Vieh, Milch, Butter u. Käse, getrocknetes Obst, Obstmost, Getreide, Kirschwasser u. Baumwollenfabrikate. Die Bewohner sind bis auf 878 Reformirte sämmtlich katholisch. Die Unterrichtsstatistik zeigte 1870: 50 Primär- (Volks-) Schulen, 1 Lehrerseminar, 4 Sekundär- (höhere Volks-) Schulen, 1 Untergymnasium u. die Kantonschule, bestehend aus einer Gymnasial- u. einer Industrie-Abtheilung. Die Verfassung datirt vom 8. Jan. 1848. Danach ist Z. eine Repräsentativdemokratie. Die Souveränetät beruht auf der Gesammtheit des Volks, dessen stimmfähige Bürger die Verfassung zu sanktioniren u. die Wahl ihrer Vertreter in den Behörden vorzunehmen haben. Alle Kantonsbürger haben gleiche staatsbürgerliche Rechte. Freie Meinungsäußerung in Wort u. Schrift, Petitionsrecht an jede Behörde, freier Handel 2c. sind garantirt. Niemand darf seinem ordentlichen Richter entzogen werden. Das Stimmrecht erwirbt der Kantonsbürger u. der niedergelassene Schweizerbürger mit dem zurückgelegten 19. Jahre. Geistliche sind nicht stimmfähig. Die Volksvertretung, der Große Rath, besteht aus 67 Mitgliedern, wovon 62 durch das Volk am ersten Sonntag des Januar auf zwei Jahre gewählt werden;

Nr. 5683. Zug mit Gebirgspanorama.
Rigi. Schreckhorn Eiger. Jungfrau. Pilatus
Stanzerhorn Mönch

die noch fehlenden 5 Mitglieder wählt der Große Rath selbst. Er ist Gesetzgebende Behörde, beschließt die Steuern u. Abgaben, das Budget, genehmigt die Staatsrechnung, übt das Begnadigungsrecht aus, schließt Konkordate u. Verträge mit anderen Kantonen, wählt die Regierung, das Obergericht, das Kantonsgericht, die Staatsbeamten u. bestimmt ihren Gehalt. Die oberste Verwaltungsbehörde ist der Landammann mit dem aus neun Mitgliedern bestehenden u. auf vier Jahre gewählten Regierungsrath. Er vollzieht die Gesetze u. handhabt die Polizei, besorgt den Staatshaushalt u. hat Oberaufsicht über Militär-, Bau-, Straßen- u. Armenwesen, Sanität, Volkserziehung 2c. Jede der 11 politischen Gemeinden, in die der Kanton zerfällt, hat das ausschließliche Recht der Verwaltung ihres Kirchen-, Pfrunden-, Schul- u. Armenguts. Zur Handhabung der richterlichen Gewalt, die von der vollziehenden getrennt ist, ist in jeder Gemeinde ein Friedensrichter mit zwei Beisitzern u. zwei Ersatzmännern auf zwei Jahre gewählt. Er sucht die Forderungs- u. Injurienklagen vermittelnd zu erledigen. Das Kantonsgericht, das über Civilprozesse Recht spricht, besteht aus Präsident u. sechs Mitgliedern; das Kriminalgericht hat außer dem vollzähligen Kantonsgericht noch zwei Suppleanten; das Obergericht, aus neun Mitgliedern bestehend, ist die oberste Appellations-, Revisions- u. Kassationsbehörde. Kirche u. Schule unterstehen der Oberaufsicht des Staates. Für das Erziehungswesen besteht ein besonderer Erziehungsrath, der dem Regierungsrathe untergeordnet ist. Die Revision der Verfassung, die zunächst auf acht Jahre unverändert bleiben mußte, muß erst nach zweimaliger Berathung vom absoluten Mehr sämmtlicher Großrathsmitglieder angenommen sein, ehe sie der Volksabstimmung vorgelegt werden kann. — Die fünf größten Ortschaften waren nach der letzten Zählung (1870): Z. (4277 E.), Baar (3744 E.), Unter-Aegeri (2560 E.), Menzingen (2211 E.) u. Cham (2133 E.). — Die **Kantonshauptstadt** Z. liegt freundlich in 428 m. Seehöhe am Fuße des fruchtbaren Zugerberges am Nordostende des Zuger Sees u. an der Strecke Zürich-Luzern der schweizer. Nordostbahn, ist Sitz der Regierung u. der Kantonsschule, hat das Zeughaus mit alten Waffen, eine Burg mit Graben u. Ringmauern, mehrere Kirchen, darunter die Kirche St. Michael mit Altarblatt von Joh. Brandenberg u. die Kirche St. Oswald mit phantastisch dekorirtem Portal u. Altarblättern von Maratti u. Deschwanden, zwei Klöster, ein sehenswerthes goth. Schnitzwerk aus dem 15. Jahrh. im Rathhaussaal, Baumwollenweberei u. stark besuchte Wochen- u. Jahrmärkte. — Der Kanton Z. gilt für den ursprünglichen Sitz der alten Tugener. Unter den Karolingern war die Stadt Z. eine Gauhauptstadt, kam dann an die Herzöge von Zähringen, später an die von Oesterreich. Die Eidgenossen eroberten das inzwischen befestigte Z. 1352 u. nahmen es als selbständigen Kanton in die Eidgenossenschaft auf. Während der Zeit der Helvetischen Republik bildete es mit Schwyz, Uri u. Unterwalden den Kanton Waldstätten. Schon seit der Schlacht von Kappel (12. Okt. 1531) eng an die kathol. Kantone sich anschließend, trat es nach Aufhebung der Klöster im Aargau 1841 für die ultramontanen Grundsätze auf u. verfocht die Sache der Jesuiten; im Sonderbundskriege von 1847 war es daher auch ein Glied des Sonderbundes.

**Zuger See,** ein drei Stunden langer u. eine Stunde breiter Landsee in der Schweiz von 0,74 □M., zu ²⁄₃ zum Kanton Zug, zu ¹⁄₃ zu Schwyz gehörig, liegt in 417 m. Seehöhe, ist 390 m. tief, nimmt den Abfluß des Aegerisees u. einige bes. östl. ihm zugehende Bäche auf u. entsendet sein Wasser durch die Lorze zur Reuß. Seine Ufer sind im N. flach, erheben sich südlicher sanft zu mäßiger Höhe, u. nur im S. steigt die Rigigruppe steil aus dem See empor. Der Z. S. ist von sehr ruhigem Charakter, sehr fischreich, hat Karpfen bis 10 u. Hechte bis 50 Pfd., u. eine ihm eigene Forellenart, die Rötheln, gehören zu den delikatesten Fischen der Schweiz. Ein Dampfschiff verkehrt im Sommer zwischen den Stationen Zug, Waldwyl, Immensee u. Arth.

**Zugspitze,** höchster Berg (2960 m. Seehöhe) im Wettersteingebirge der bayer. Alpen, an der Grenze von Oberbayern u. Tirol, zugleich der höchste Punkt Bayerns u. Deutschlands. Der schneebedeckte Berg wird von Ehrwald od. Leutasch in Tirol aus in etwa fünf Stunden erstiegen, von Partenkirchen in Bayern aus braucht man 11—12 Stunden. Die Aussicht ist eine der prächtigsten in den Hochalpen. Man übersieht die Alpenkette vom Dachstein bis zur Bernina.

**Zugvögel** od. **Wandervögel** sind Vögel, die hauptsächlich der Kälte u. des Nahrungsmangels wegen beim Eintritt des Herbstes ihren Wohnort verlassen u. nach einer wärmeren südlichen Gegend ziehen, um von da im Frühjahr wieder zurückzukehren. Manche, wie der Pirol u. der Wendehals, ziehen einzeln, andere, wie die Krähen, Dohlen, Kraniche, Störche, Lerchen, Finken, Gänse, in großen, je nach ihrer Art verschieden angeordneten Zügen. Sie benutzen beim Ziehen wol günstige Luftströmungen, werden aber auch zuweilen von Stürmen verschlagen, so daß man z. B. Flamingos, Pelekane, Eiderenten auch in Mitteldeutschland angetroffen hat. Manche Z. unterbrechen ihren Flug durch Laufen od. Schwimmen. Es gehören zu ihnen zunächst alle Insektenfresser, denen ja doch im Herbste alle Nahrung gebricht, sodann viele Sumpf- u. Schwimmvögel. Die Abreise erfolgt bei den meisten, nach vorausgegangenen Versammlungen u. Flugprüfungen, des Nachts zur Zeit der Tag- u. Nachtgleiche; alle ziehen nordsüdl., nur die nordamerik. Wandertaube zieht der Nahrung nach westöstl. Die meisten Z. wandern bei Nacht, so die Stelzvögel, Schwimmvögel, Wachteln, Schwalben; manche dagegen ununterbrochen Tag u. Nacht, während Falken, Krähen, Dohlen, Staare, Lerchen, Finken bei Tage ziehen. Die Rückreise erfolgt rascher als die Herbstwanderung; bei manchen eilt das Männchen dem Weibchen als Quartiermacher voraus, od. es bleiben alte Männchen gleich ganz da (Fink, der deswegen „caelebs“ heißt, Amsel). Kein Zugvogel brütet in der Fremde. Raben, Dohlen, Lerchen u. manche Finken ziehen blos bis Südeuropa, nordische Vögel, wie die Wasservögel, Seidenschwänze, Schneeammer, kommen aus ihrer nordischen Heimat bis zu uns. Die meisten Z. aber ziehen ein paar Hundert Meilen weit, über das Meer, nach Nordafrika. Wie auf der östl. Halbkugel wandern auch Vögel auf der südl. Der Albatros ist der einzige Zugvogel, der den Aequator überschreitet, u. (den laichenden Fischen folgend) jährlich zweimal die heiße Zone durchzieht.

**Zuiderzee** (spr. Seudersee), Nordseebusen zwischen den niederländ. Provinzen Nordholland, Utrecht, Geldern, Over-Yssel u. Friesland mit

einer Größe von 57 bis gegen 90 □M., je nachdem man seine Grenze zwischen Medemblik u. Stavoren zieht od. sie am Inselgürtel von Texel, Vlieland, Terschelling u. Ameland verlaufen läßt. Die Z. nimmt mehrere Flüsse, wie Yssel u. Vecht, auf, steht durch den Pampus mit dem Y in Verbindung, trägt die Inseln Wieringen, Urk, Schotland, Mark rc. u. hat im südl. Theile die nur geringe Tiefe von wenig über 3 m. Zur Zeit des Tacitus stand an Stelle der südl. Z. der Binnensee Flevo, durch welchen wahrscheinlich die Yssel floß, um dann in dem noch jetzt tiefen Meeresarme Vlie zwischen Vlieland u. Terschelling in die Nordsee zu münden. Durch die großen Ueberschwemmungen, die im Laufe der folgenden Jahrhunderte Friesland heimsuchten, wurde die jetzt vorliegende Insel vom Festland gerissen u. die Außer Z. geschaffen, die durch die furchtbare Flut von 1170 eine übermäßige Vergrößerung erhielt; der südlichere Flevosee aber blieb noch durch eine breite Landstrecke von ihm getrennt. Die durch die Yssel hier unterhaltene Verbindung aber erweiterte sich immer mehr u. mehr, bis die Sturmflut vom J. 1395 den zwischen liegenden Isthmus ganz zerstörte u. die Süd- u. Nordbecken der Z. zusammenflossen, wodurch der Busen ungefähr seine jetzige Gestalt erhielt.

Nr. 5684. Junger Zulukaffer im Staatsanzug.

Nachdem man nun schon im Laufe der letzten Jahrhunderte einige kleinere Landstriche durch Eindeichungen wieder gewonnen hat, besteht seit einigen Jahren das Riesenprojekt, den ganzen südl. Theil der Z., etwa 32 □M., durch einen Damm von Enkhuizen in Nordholland über die Insel Urk bis südl. der Ysselmündung von dem nördl. Theile abzuscheiden u. ihn trocken zu legen. Mit einem Aufwande von etwa 124 Mill. Gulden glaubt man das Werk ausführen zu können.

**Züllichau**, Kreisstadt mit 7401 E. (1875) im Kreise Z.-Schwiebus des Reg.-Bez. Frankfurt der preuß. Provinz Brandenburg, an der Faulen Obra u. an der Zweiglinie Bentschen-Guben der Märkisch-Posener Eisenbahn, ist Sitz der Kreisbehörden, hat ein Pädagogium, ein reich dotirtes Waisenhaus, ein königl. Schloß mit Garten, drei evangel. Kirchen, bedeutende Tuchfabrikation u. lebhaften Handel.

**Zulukaffern** (Zulu s. v. w. himmlisch) ist der Name eines der kriegerischsten u. körperlich kräftigsten Stämme des südafrik. Volkes der Kaffern (s. d.), der sich zum größten Theil noch heute frei erhalten hat. Die Z. zeichnen sich durch glänzend schwarze Hautfarbe u. durch ihre eigenthümliche Haartracht, indem sie die in einen Schopf zusammengedrehten Haare mit Federn zieren, vor den übrigen Kaffern aus. Ihr Land liegt zwischen dem Maputafluß im S. u. dem Tugela im N. am Ind. Ozean, wird begrenzt im S. von Natal, im W. von Transvaal, ist also von brit. Gebiet fast umschlossen, u. ist ein gut bewässertes, gesundes u. fruchtbares Gebirgsland, von dessen Stromseen der St. Luciasee, u. von dessen Flüssen der Umvolosi der wichtigste ist. Der Hauptort ist Unodwengu mit 1200 Hütten. Die Z. sind oft genannt als erbitterte Feinde der ihnen immer mehr auf den Leib rückenden holl. u. brit. Ansiedler. So machten sie 1837 den Boers hartnäckig, aber erfolglos, Natal streitig; doch schienen sie in den letzten Jahrzehnten, in welchen von 17 Stationen verschiedener Missionsgesellschaften, bes. auch deutschen, das Christenthum unter ihnen verbreitet wurde, sich friedlicher gewöhnt zu haben. Seit der Einverleibung von Transvaal (s. d.) in brit. Gebiet jedoch scheinen die mit den Boers schon immer in Streit lebenden Z. sich zum Entscheidungskampfe gegen die brit. Kolonisten zu rüsten, u. Ende 1878 wurde dem Könige der Z., Ketschwäyo, vom Gouverneur von Natal ein Ultimatum gestellt, dessen Frist am 1. Jan. 1879 ablief. In diesem Ultimatum war vor

Nr. 5685. Zulukaffermädchen.

Allem die Auflösung von Ketschwäyo's Armee gefordert, die außer mit Assegais (Speeren) u. Schwertern auch mit Hinterladern bewaffnet ist u., da sie die gesammte waffenfähige Mannschaft des Landes umfaßt, auf mehr als 40,000 gut disziplinirte Krieger angegeben wird. Nach der Nichtbeantwortung des Ultimatums verließ 3. Jan. 1879 der engl. Resident das Gebiet des Königs, u. nachdem eine neue Frist gestellt u. am 11. Jan. die Unterwerfung abgelehnt war, begannen die Feindseligkeiten. Das engl. Heer, im Gesammtbetrage von ca. 14,000 Mann, worunter aber zahlreiche Eingeborene, war in 4 Kolonnen getheilt: die erste, mit dem Hauptquartier Durban, dem bedeutendsten Hafen Natals, bildete den rechten Flügel, das Centrum die zweite Kolonne mit dem Hauptquartier Maritzburg, der Hauptstadt Natals, den linken Flügel die dritte Kolonne mit dem Hauptquartier Helpmakaar in jenem Winkel, wo sich das Zululand zwischen Transvaal u. Natal hineinschiebt; an sie lehnte sich die vierte (süd-transvaalsche) Kolonne mit dem Hauptquartier Utrecht an. Am 12. Jan. nahm die dritte Kolonne am oberen Tugelafluß den nördl. von Roorke's Trift gelegenen befestigten Kraal des Häuptlings Usirayo, eines Bruders Ketschwäyo's, dagegen wurde eine Abtheilung derselben Kolonne 22. Jan. bei Isandula völlig vernichtet, auch das Lager mit aller Reservemunition u. dem Train der dritten Kolonne ging

verloren. Ein kleinerer Erfolg der Engländer beim Posten von Roorke's Drift am 23. Jan. vermochte die Niederlage vom 22. nicht auszugleichen, u. so ordnete der Oberbefehlshaber, Lord Chelmsford, den Rückzug sämmtlicher Kolonnen an, in Erwartung der sofort erbetenen Verstärkungen, die im Betrage von 8–9000 Mann von England nach dem Kap alsbald eingeschifft wurden. Die Z. ihrerseits wurden durch das starke Anschwellen des Tugelaflusses einstweilen an weiterem Vordringen gehindert.

**Zumbusch**, Kaspar, namhafter Bildhauer, geb. 23. Nov. 1830 zu Herzebrock in Westfalen; erhielt seine erste Ausbildung in Münster, ging aber im Herbste 1848 nach München, wo er bis 1853 Schüler von Halbig war. Als einer seiner Gönner ihn Canova's Flora nachbilden ließ u. ihm darauf eine Reise nach Italien ermöglichte, schloß er sich in Rom bes. an Martin Wagner an, dessen Umgang für ihn lehrreich u. bedeutungsvoll wurde. 1860 begann Z. seine Thätigkeit in München zunächst in kirchlichen Denkmalen, 1862 betheiligte er sich bei der Konkurrenz für das Denkmal Friedrich Wilhelm's III. in Köln u. lieferte dafür einen trefflichen, in den einzelnen Motiven sehr verständlichen Entwurf. Nachdem er noch mehrere Büsten geschaffen,

Nr. 5686. Kaspar Zumbusch (geb. 23. Nov. 1830).

konkurrirte er bei dem Nationaldenkmal König Max' II. in München u. hatte die Genugthuung, daß sein meisterhafter Entwurf prämiirt u. zur Ausführung bestimmt wurde. Bevor aber diese geschah, ging er 1867 abermals nach Rom u. Neapel, modellirte dort zahlreiche Büsten u. Statuetten für König Ludwig II. u. schuf die Statue Rumford's in München, das im Geist des Mittelalters ausgeführte Grabmal der Freifrau v. Frauenhofen u. das des Prinzen August von Preußen im Park des Schlosses Bellevue bei Berlin. Sein Meisterwerk aber wurde das dann ausgeführte Bronzedenkmal König Max' II. in München (1875 enthüllt). 1873 wurde Z. als Professor an die Akademie zu Wien berufen. Zu seinen neuesten Werken gehören eine Statue des Professor Herz für Erlangen, ein Siegesdenkmal für Augsburg (1877), mehrere Heldengestalten aus Wagner'schen Opern u. ein in der Ausführung weniger als im Modell gelungenes Denkmal Beethoven's für Wien.

**Zumpt**, Karl Gottlob, Philolog, geb. zu Berlin 20. März 1792; studirte seit 1809 in Heidelberg u. Berlin, erhielt hier 1812 eine Lehrerstelle am Werder'schen Gymnasium u. 1821 eine Professur am Joachimsthal'schen Gymnasium, legte dieselbe aber 1826 infolge einer Zurücksetzung freiwillig nieder. Hierauf zum Professor der Geschichte an der Kriegsschule ernannt, ward er 1827 außerord. u. 1836 ord. Professor der röm. Literatur an der Berliner Universität. 1831 unternahm er eine wissenschaftliche Reise nach Italien u. 1835 eine solche nach Griechenland. Er starb zu Karlsbad 25. Juni 1849. Am bekanntesten ist Z. durch seine „Lat. Grammatik" (Berl. 1818; 13. Aufl. 1874) geworden. Außerdem hat er sich verdient gemacht durch seine das röm. Alterthum betreffenden Untersuchungen: „Annales veterum regnorum et populorum etc." (ebd. 1819; 3. Aufl. 1842); „Ueber den röm. Ritterstand" (ebd. 1839); „Ueber den Stand der Bevölkerung u. die Volksvermehrung im Alterthum" (ebd. 1841); „Ueber den Bestand der philosophischen Schulen in Athen u. die Succession der Scholarchen" (ebd. 1843); „Ueber die bauliche Einrichtung des röm. Wohnhauses" (ebd. 1844; 2. Aufl. 1851); „Die Religion der Römer" (ebd. 1845); „Ueber die persönliche Freiheit des röm. Bürgers u. die gesetzlichen Garantien derselben" (Darmst. 1846) u. a., sowie seine Ausgaben lat. Schriftsteller, insbes. die der „Institutiones oratoriae" des Quintilianus (Lpz. 1831), die des Curtius (Berl. 1826), die Bearbeitung von Cicero's „Orationes in Verrem" (2 Bde., ebd. 1831) u. „De officiis" (Braunschw. 1838). Vgl. die Schrift des Folgenden: „De C. Tim. Z. vita et studiis narratio" (Berl. 1851). — August Wilhelm **Z.**, Neffe des Vorigen u. gleichfalls Philolog, geb. zu Königsberg 4. Dez. 1815; studirte seit 1833 in Berlin, wurde 1837 daselbst Lehrer am Joachimsthal'schen, dann am Werder'schen u. 1851 Professor am Friedrich-Wilhelms-Gymnasium u. starb, nachdem er bereits in Ruhestand getreten, 23. April 1877 zu Berlin. Er schrieb: „Commentationes epigraphicae" (2 Bde., Berl. 1850—54); „Studia romana" (ebd. 1859); „Das Kriminalrecht der röm. Republik" (2 Bde., ebd. 1865—69); „Das Geburtsjahr Christi" (Lpz. 1869) u. „Der Kriminalprozeß der röm. Republik" (Berl. 1871) u. gab mit Joh. Franz einen Kommentar zum „Monumentum Ancyranum" (ebd. 1840) heraus.

**Zumsteeg**, Johann Rudolf, namhafter deutscher Komponist, geb. zu Sachsenflur im Odenwalde 10. Jan. 1760 als Sohn eines ehemaligen Kammerlakaien Herzog Karl's von Württemberg; wurde in die Karlsschule aufgenommen u. Anfangs zum Bildhauer bestimmt, bethätigte aber schon früh ein überwiegendes Talent für Musik, bildete sich zunächst zu einem tüchtigen Violoncellisten u. studirte dann beim Kapellmeister Poli sowie aus guten Lehrbüchern die Tonsetzkunst. Von Einfluß auf seine Entwicklung war seine vertraute Freundschaft mit Schiller. Nachdem Z. durch verschiedene Arbeiten, darunter bes. die Oper „Zalaor" u. das Singspiel „Rinald u. Armida", sich die Gunst des Stuttgarter Hofes erworben hatte, erhielt er 1792 nach Poli's Abgang dessen Stelle als Kapellmeister, starb aber schon 27. Jan. 1802. — Z.'s Ruf als Komponist gründet sich auf seine Liederschöpfungen u. unter diesen wiederum bes. auf die Balladen („Die Büßende", „Leonore", „Die Entführung", „Die Pfarrerstochter von Taubenhayn" ꝛc.), die allerdings neben manchem heute veraltet Erscheinenden viel Vorzügliches u. selbst Geniales in der Charakteristik enthalten. Von seinen sonstigen Kompositionen mögen noch angeführt sein: die Opern „Die Geisterinsel", „Elbondokani", „Das Pfauenfest" u. verschiedene Kirchensachen. — Seine Tochter Emilie **Z.**, geb. zu Stuttgart 9. Dez. 1796, gest. daselbst 1. Aug. 1857 als hochgeachtete Klavier- u. Gesanglehrerin, hat sich durch verschiedene Pianoforte- u. Vokalsachen vortheilhaft bekannt gemacht.

**Zündhölzchen**, s. „Feuerzeuge".

**Zündhütchen** sind kleine cylinderförmige, auf der einen Seite offene, auf der andern geschlossene Kapseln von dünnem Kupferblech, in welchen ein durch Schlag explodirbarer Körper enthalten ist. Diese Z. werden auf den Piston der Handfeuerwaffen aufgesetzt u. durch das Zuschlagen des Hahnes zur Explosion gebracht, wodurch das Pulver der Patrone entzündet u. das Geschoß aus dem Laufe getrieben wird. Der Inhalt der Z., die, zuerst von Bellot in Paris 1820 hergestellt, die Feuersteinschlösser sehr bald verdrängten, besteht entweder aus Knallquecksilber, od. aus einer Mischung von 10 Theilen chlorsaurem Kali, 5 Theilen Schwefel u. 3 Theilen Schwefelantimon. Die Herstellung der Kapseln geschieht fabrikmäßig auf einer Art Prägemaschine mit horizontalwirkendem Stempel das Einfüllen der Zündmasse ebenfalls mit Maschinen. In neuerer Zeit hat der Gebrauch der Z. sehr abgenommen, da die Entzündung der Explosivmasse vielfach mittels einer sog. Zündnadel bewirkt wird.

**Zündnadelgewehr**. Das Z. ist die eigenste Erfindung des verstorbenen Geheimen Kommissionsraths J. N. Dreyse (s. d.). Ueber die Ansicht, daß Napoleon I. dem Erfinder, welcher in der Pauly'schen Gewehrfabrik 1809 in Paris als Schlossergeselle arbeitete, die erste Idee zu dem Z. gegeben habe, ist berichtigend zu bemerken, daß Napoleon auf

die Erfindung eines kriegsbrauchbaren Hinterladungsgewehrs einen Preis gesetzt u. den Pauly mit Anfertigung eines solchen beauftragt hatte. Dreyse hat aber bei der Erfindung seines Z.s nam. die Idee einer Einheitspatrone (s. „Feuerwaffen"), deren Zündpille mittels des Stiches einer vorgetriebenen Nadel entzündet würde, von Anfang an festgehalten. Damit war ein ganz neuer Weg der Gewehrkonstruktion betreten, dessen völlige Ausnutzung erst mit den Metallhülsenpatronen unserer heutigen Feuerwaffen erfolgte. Für die Konstruktion der Einheitspatrone erhielt Dreyse bereits unter dem 22. April 1828 ein Patent auf acht Jahre. Die ersten Nadelgewehre waren sämmtlich Vorderladegewehre u. wurden als solche von Dreyse Ende 1829 zu Weimar dem gerade dort anwesenden Kronprinzen, nachmaligen König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, persönlich vorgelegt. Friedrich Wilhelm IV. widmete der Erfindung von da an fortgesetzt seine Aufmerksamkeit. Die Perkussionszündung sollte zu jener Zeit gerade an Stelle des Feuersteinschlosses treten, u. die zur Begutachtung derselben zusammengesetzte Kommission preußischer Offiziere zu Berlin sowol, als auch die Gewehrfabriken in Sömmerda u. in Erfurt hatten sich auch mit der Dreyse'schen Erfindung schon im Laufe des J. 1830 zu beschäftigen. Aus diesen Versuchen u. auf Anregung des preuß. Kriegsministeriums entwickelte sich 1834 das Traubengewehr, welches in einer am hinteren Rohrende aufgeschraubten traubenförmigen Eisenhülse, die Spiralfeder u. den Nadelbogen enthielt. Infolge der Versuche, welche mit dem Traubengewehre 1834 angestellt worden waren, wurde 1835 das Cylindergewehr, bei welchem Nadelbolzen u. Feder in einer cylindrischen Hülse sich befanden, von Dreyse konstruirt, 1836 auch noch mit einer Kombination des Cylinder- u. Traubengewehres experimentirt. Der auch dabei immer noch hervortretende Hauptübelstand der Gefahr einer Explosion beim Laden, welche unvermeidlich eintreten mußte, sobald der Schütze nach dem Abschießen des Gewehrs vergaß, das Cylinderschloß mit der Nadel zurückzuziehen, bevor er eine neue Patrone in den Lauf gleiten ließ, führte endlich zur Hinterladung, welche 1836 zunächst an einer Zündnadelbüchse verwirklicht wurde. Bereits an diesem Modell begegnen wir den drei wichtigsten Fortschritten der gesammten neueren Waffentechnik, nämlich Eintreiben der Kugel in die Züge ohne Anwendung anderer Mittel als der Pulvergase, Vereinfachung des Ladens durch die Einheitspatrone u. einen soliden beweglichen Rohrverschluß. Der vierte u. vorläufig letzte Fortschritt, Anwendung eines möglichst kleinen Rohrkalibers zur besseren Verwerthung der Pulverladung u. zum Gebrauch möglichst langer, leichter Geschosse, blieb erst unseren Tagen vorbehalten. Die Einrichtung zur Hinterladung wurde nun alsbald auch an einer Muskete zur Ausführung gebracht u. zugleich diese Waffe durch Anbringung von Zügen in eine Perkussionswaffe umgewandelt. Die allgemeine Anerkennung u. Einführung gezogener Infanteriegewehre stand damals für alle übrigen europ. Heere noch in weiter Ferne. Von den Arbeiten Tamisier's, Thouvenin's, Delvigne's war Dreyse's Konstruktion gänzlich unabhängig. Das neue vierzügige Gewehr wurde unter dem Namen „Scharfschützengewehr" im J. 1837 größeren Versuchen unterzogen u. bewährte sich dabei vorzüglich. Unter weiteren Verbesserungen verflossen noch zwei Jahre. Die letzten Probeschießen fanden vom November 1839 bis August 1840 unter dem Ministerium von Rauch mit 150 Gewehren statt. Infolge davon gelangte das Scharfschützengewehr als Z. M/41 zur Einführung, indem Friedrich Wilhelm IV. die Anfertigung von 60,000 Stück solcher Gewehre in Sömmerda verfügte. Das 1841 fabrizirte Modell eines Z.s hatte ein Kaliber von 15,43 mm. u. gelangte 1848 an sämmtliche Füsilierbataillone der damaligen 32 Linienregimenter zur Ausgabe, um sich unmittelbar darauf in den Gefechten der sächs. u. bad. Insurrektion sowie in Schleswig als kriegstaugliche Waffe zu bewähren. 1857 war die Ausrüstung der Linie, 1859 auch diejenige der Landwehr durchgeführt. 1860 wurde das Zündnadelfüsiliergewehr M/60 konstruirt, 1862 das verbesserte Modell eines Liniengewehrs aufgestellt u. auch 1865 noch ein neues Modell angenommen. Auch Zündnadelbüchsen M/49 u. M/54 waren eingeführt worden für die Jäger. Die J. 1864 u. 1866 stellten die glänzenden Leistungen dieser Waffen der ganzen Welt vor Augen, u. selbst im Feldzuge 1870/71 behauptete sich das Z. seinem mehr vorgeschrittenen Rivalen, dem Chassepot, gegenüber immer mit Ehren. Die kurz vor dem Feldzuge geplanten Verbesserungen wurden gegenstandlos durch die Einführung des von den Gebrüdern Mauser konstruirten Infanteriegewehrs M/71 (s. „Mausergewehr"). — Unsere Illustrationen zeigen in Nr. 5687 den Verschluß der Modelle 1841—62 u. in Nr. 5688 u. 5689 die Ansicht des Gewehrs M/71 geöffnet, resp. geschlossen u. gespannt. Der Mechanismus des Ladens (Nr. 5687) war folgender, wenn wir von dem Zustande ausgehen, in welchem sich der Mechanismus nach dem Abfeuern befindet: der Sperrfedergriff wird erfaßt, die Sperrfeder niedergedrückt u. sodann das Schlößchen sammt der Nadel u. dem Nadelbolzen aus der Kammer gerade zurückgezogen bis an die Sperrfedernase K. Der Ansatz K des Nadelbolzens gleitet dabei hinter den aufwärts stehenden Stollen i der Abzugsfeder. Nunmehr wird mittels des knopfartigen Hebels die Kammer in der Hülse von rechts nach links gedreht u. in der Hülse zurückgeschoben, so daß das Rohrmundstück zur Einführung der Patrone frei wird. Die Patrone wird nun eingelegt, die Kammer wieder vorgeschoben, mittels des Knopfes nach rechts gedreht u. dadurch der feste Anschluß von Warze an Hülse, resp. von Kammer an Rohrmundstück erreicht. Da das Schlößchen diese Bewegung des Vorschiebens nicht mitmacht, so stand es über das hintere Ende der Kammer heraus. Durch Vordrücken desselben wird das Gewehr gespannt; denn der Absatz K bleibt am Abzugfederstollen i haften u. der Boden des vorwärtsgedrückten Schlößchens nimmt die auf dem Nadelbolzen befindliche Spiralfeder mit u. schiebt sie dadurch auf dem Nadelbolzen zusammen. Wird nun der Abzugfederstollen mittels des Drückers niedergezogen, so wird K frei, die Spiralfeder springt aus u. schnellt die Nadel durch das Nadelrohr u. durch die Pulverladung in die in dem Boden des das Geschoß umfassenden Spiegels von Pappe eingesetzte Zündpille, wodurch die Entzündung der Ladung u. somit das Forttreiben des Geschosses bewirkt wird. Wollte man das gespannte Gewehr in Ruhe setzen, so brauchte man nur den Sperrfedergriff niederzudrücken, u. die Spiralfeder schnellte nach rückwärts aus u. trieb das Schlößchen aus der Kammer heraus, bis es an der Sperrfedernase K seinen Halt fand.

Nr. 5687. Veranschaulichung der Konstruktion des Zündnadel-Mechanismus, Modell 1841—1862. (Schematische Darstellung, außer Verhältniß.)

**Zünfte** (Innungen, Gilden) sind, bez. waren Vereine von Gewerbtreibenden, die ein u. dasselbe Handwerk an einem Orte od. innerhalb eines bestimmten Bezirks betreiben u. dabei gewissen statutarischen, theils Vorrechte, theils Verpflichtungen enthaltenden Bestimmungen unterworfen sind. Die Z. datiren aus dem Mittelalter, aus jener Zeit im

10. 13. Jahrh., als die Städte sich zu entwickeln begannen. Die Handwerksarbeit, früher nur die Beschäftigung der Unfreien u. als solche wenig geachtet, fand zwar in den Städten bessere Stellung als auf dem platten Lande: die friedlose u. gewaltthätige Zeit aber, welche noch keine geordnete Rechtspflege, keine Volksschule u. keine technischen Lehranstalten, keine geregelte Armenunterstützung, keinen sicheren Verkehr, keine anständigen Herbergen kannte, nöthigte hier auch die Berufsgenossen, zusammenzutreten u. zusammenzuhalten, um ihre Person, ihre Familie, ihr Eigenthum vor Gewaltthätigkeiten zu schützen, in ihrem Kreise die erforderliche Wirthschafts- u. Sittenpolizei zu üben, die Lehrlinge technisch tüchtig heranzubilden, die Gesellen zu überwachen, die Ausführung unsolider Arbeit zu verhüten, für ihre Alten u. Kranken zu sorgen, Herbergen für zugereiste Zunftgenossen zu errichten, sich einer bestimmten Kirche anzuschließen u. deren Ausgaben decken zu helfen, auch zur Vertheidigung der Stadt innerhalb u. außerhalb des Weichbildes als Innungsfähnlein beizutragen. Nach dieser Richtung hin haben die Z. damals außerordentlich segensreich gewirkt. Die Fixirung der mehrjährigen Lehrzeit, der Wanderschaft des Gesellen, die Prüfungen für das Gesellen- u. Meisterstück haben die technische Leistungsfähigkeit des Handwerkers damals in hervorragender Weise gehoben, die strengen Anforderungen an Zucht u. Sitte die Moralität gefördert, die gegenseitige Unterstützung das materielle Wohlbefinden gesteigert, das geschlossene Vorgehen der Z. gegen die aristokratische Verwaltung ihrer Stadt sehr oft auf deren politische Entwicklung günstigen Einfluß ausgeübt. Jahrhunderte später mochten unter ganz anderen Verhältnissen der Zwang für Einrichtungen, die sich usuell eingelebt hatten, der Schutz für Rechte, die nicht mehr angefochten wurden, die Sorge für Schulbildung u. Stadtvertheidigung, die von anderer Seite übernommen worden waren, nicht mehr so nothwendig sein, u. mag dies wol die Veranlassung gegeben haben, daß die Z. mehr u. mehr ihre ursprüngliche Aufgabe vergaßen u. ausschließlich auf das materielle Wohl der Innungsmeister ihr Augenmerk richteten. Denn erst aus dieser Zeit datiren die rigorösen Bestimmungen über die geschlossene Zahl der in einer Stadt geduldeten Handwerksmeister, die eng bemessene, bis in die kleinsten Details bestimmte, nicht selten lächerliche Abgrenzung der Arbeitsleistung u. des Arbeitsmaterials zwischen den einzelnen Innungen, die chikanösen Anforderungen bei Etablirung eines neuen Meisters, die zopfigen Formalitäten in den Versammlungen der Zunftgenossen, bei der Aufnahme der Lehrlinge, bei der Gesellen- u. Meisterprüfung, bei den Verhandlungen vor der **Lade** (Aufbewahrungsort der Statuten, Embleme 2c.) in den Zunftherbergen, die Bestimmung der **Bannmeile**, der zufolge in gewisser Entfernung von der Stadt ein Handwerker derselben Branche sich nicht niederlassen, auch von fern her keine Arbeit dahin liefern durfte, die engherzige Verfolgung der **Bönhasen** u. Pfuscher, welche, ohne das kostspielige Meisterrecht erworben zu haben, doch selbständig zu arbeiten versuchten. Die Zeiten waren andere, die Vorrechte der Z. unhaltbar geworden, bes. seitdem die Leistungen der wachsenden Fabrikindustrie u. der Handel manche bisher nur von den Handwerkern hergestellten Verbrauchsgegenstände besser u. billiger zu liefern vermochten. In Deutschland haben sich die Z. in u. mit ihren zum größten Theil veralteten Einrichtungen am längsten erhalten, dafür bereitete ihnen die in den deutschen Staaten in den J. von 1859—67 eingeführte u. auch von dem Deutschen Reich angenommene Gewerbefreiheit ein um so jäheres Grab. Gewisse Innungen, nam. solche, welche über Geldmittel verfügen, fristen zwar ihr Dasein noch fort, es hat aber bisher nur erst in wenig Fällen gelingen wollen, diese Verbände von Handwerkern, welche auch jetzt noch in Bezug auf das Lehrlingswesen, die technische Weiterbildung ihrer Mitglieder, durch Vereinigungen zu Rohstoff- u. Verkaufsgenossenschaften, durch ihre Unterstützungskassen 2c. recht segensreich wirken könnten, eine neue gedeihliche Wirksamkeit entfalten zu lassen. Der Versuch, die noch vorhandenen Innungen den Anforderungen der Neuzeit entsprechend umzubilden, wird auch in Deutschland nicht aufgegeben werden dürfen, da die Zukunft des ohnehin schon hartbedrängten Handwerks, vor Jahrhunderten des stolzen u. mit Recht gefeierten Repräsentanten der deutschen Industrie, davon abhängt, ob u. in welcher Weise dasselbe seine Leistungen den Anforderungen der Neuzeit anzupassen verstehen wird. In neuester Zeit (Anfang 1879) hat man denn auch bei uns, vorzugsweise auf Anregung des bekannten Parlamentariers Miquél (Osnabrück) u. mit Unterstützung des Preuß. Handelsministeriums, den noch bestehenden Z. u. (Innungen) wieder größere Aufmerksamkeit zugewendet. Was früher nachtheilig einwirkte, ist durch die neuere Gesetzgebung beseitigt, damit sind aber auch manche Einrichtungen mit über Bord geworfen worden, die in anderer zeitgemäßer Umgestaltung manches Gute schaffen konnten. Dahin gehören z. B. die bessere Ueberwachung des Lehrlingswesens durch die Innungen, die Einführung von Rohstoff- u. Verkaufsgenossenschaften, die Beibehaltung von Unterstützungskassen, die gemeinsamen Bestrebungen, die Kunst im Handwerk weiter auszubilden u. zu pflegen, die Errichtung von Fortbildungsschulen u. A. m. Man wird sich sogar damit einverstanden erklären können, daß die Innungen für ihre Mitglieder die Lehrlingsprüfungen u. die Verpflichtung, durch das Meisterstück eine Probe erlangter Leistungsfähigkeit abzulegen, wieder einführen, nachdem durch die Gewerbeordnung die Garantie gegeben ist, daß Andere, welche der Innung nicht angehören, dazu nicht verpflichtet u. in der Ausübung ihres Gewerbebetriebs nicht behindert sind.

Nr. 5688. Preußisches Zündnadelgewehr zum Laden geöffnet.

Nr. 5689. Preußisches Zündnadelgewehr geschlossen und gespannt.

**Zunge, Seezunge** (Solea, Sohle, franz. sol od. soul, holl. tong), ein olivenbrauner, schwarzgefleckter Seefisch von zungenförmiger Gestalt, mit einseitig, u. zwar rechts, gelegenen Augen. Familie der Schollen u. einer Rücken- u. Afterflosse, die bis zur Schwanzflosse reichen. Die Z. bewohnt die europ. Meere, erreicht ein Gewicht bis zu sechs u. acht Pfund u. wird ihres wohlschmeckenden Fleisches wegen hoch geschätzt.

**Zunge,** ein im Boden der Mundhöhle gelegenes, muskulöses, nervenreiches, längliches, plattgedrücktes, sehr bewegliches Organ, das mit seinem hinteren Theile, der Zungenwurzel, mit einem hufeisenförmigen Knochen, dem Zungenbein, u. dem Kehldeckel zusammenhängt, während es vorn in eine abgerundete Spitze, die Zungenspitze, ausläuft. Die Oberfläche der Z., der Zungenrücken, ist gewölbt u. mit zahlreichen Wärzchen, den Geschmackspapillen, besetzt, während die untere auf dem fleischigen Boden der Mundhöhle ruhende Fläche mit ihrem mittleren Theile an diesem angewachsen u. vorn noch durch eine Schleimhautfalte, das Zungenbändchen od. frenulum, befestigt ist. Die derart beschaffene Z. des Menschen u. der Säugethiere ist Geschmacksorgan u. zugleich bei der Stimmbildung betheiligt, wie bei der Aufnahme der Nahrung (Lecken). Die Vogelzunge ist meist mit einem hornigen Ueberzuge versehen, zugespitzt u. mit Haken besetzt, wodurch sie mehr zum Greif- als zum Geschmacksorgane wird; nur bei einigen (Papagei, vielen Wasservögeln) ist sie fleischig. Sie dient den meisten Vögeln nur zum Niederschlucken od. zum Ergreifen der Nahrung, letzteres bes. beim Specht, der sie infolge einer besonderen Einrichtung seines Zungenbeines weit vorschnellen kann. Die harte Z. der Schlangen, ebenso die vieler Echsen (die man nach der Gestalt der Z. als Spaltzüngler, Dickzüngler, Wurmzüngler unterscheidet), ist an der Spitze tief gespalten u. liegt in einer Scheide, aus welcher sie vorgeschnellt wird: indeß nicht zum Stechen, sondern nur zum Tasten. Das Chamäleon kann ebenfalls seine kleberige Z. vorschnellen, um damit Insekten zu fangen. Beim Krokodil ist die Z. mit ihrer ganzen Unterfläche festgewachsen. Die weiche Z. der Frösche ist vorn festgewachsen u. hinten frei. Was endlich bei den Fischen als Z. bezeichnet, u. z. B. beim Karpfen als bes. delikat geschätzt wird, ist die fleischige Gaumenhaut. Bei den Insekten nennt man den an den Vorderrand des Kinnes sich anschließenden, oft nur lederartigen od. häutigen Theil „Z." (lingula) od. Lippe, an der man in gewissen Fällen auch noch Nebenzungen (Paraglossen) unterscheidet. Bei den Schnecken heißt Z. od. Radula ein den Unterkiefer ersetzender Längswulst auf der Unterfläche der Mundhöhle, welcher mit reihenweise zu Tausenden eingefügten Zähnchen od. Plättchen besetzt ist u. den Zoologen als wichtiges Moment zum Unterscheiden der Formen dient.

**Zungenkrankheiten.** An den Krankheiten der Mundhöhle u. des Magens, nam. an den in diesen Theilen auftretenden Katarrhen, betheiligt sich die Zunge in entsprechender Weise; die Oberfläche der Zungenschleimhaut bedeckt sich dann mit einem mehr od. minder dicken Beleg, der aus Schleim u. abgestoßenem Epithel, bisweilen vermischt mit mikroskopischen Pilzfäden, besteht. An der Spitze u. den Rändern der Zunge treten hierbei manchmal katarrhalische Geschwüre sowie kleine Bläschen auf. Meist ist infolge dessen der Geschmack gestört, pappig, die Zunge schmerzhaft, der Appetit vermindert. Fleißiger Gebrauch eines Mundspatels u. eines Mundwassers aus warmer Salbei- u. Malvenabkochung, aus Auflösung von Salicylsäure od. chlorsaurem Kali (ein Theelöffel auf eine Tasse warmen Wassers) kann das Uebel beseitigen. Zu unterlassen ist das Tabakrauchen, der Genuß salziger u. saurer Speisen. Wo Zungengeschwüre an den Rändern bestehen, ist darauf zu achten, ob sie Folge von scharfen u. spitzen Zähnen sind, die dann abgefeilt werden müssen. Die einfach katarrhalischen Geschwüre beseitigt man durch Bestreichen mit dem Höllensteinstift. Eine Entzündung der Zunge kommt bes. nach Insektenstichen, Quetschungen u. Verwundungen vor; dann schwillt dieses Organ bedeutend an, Anfangs geröthet, bedeckt es sich später dick mit Schleim, wird hart u. heiß u. kehrt nur allmählich zur normalen Größe zurück. Hier werden von den Aerzten wiederholte Incisionen in die obere Fläche der Zunge gemacht u. Eiswasserkompressen angewendet, um die Schwellung zu vermindern u. die Möglichkeit zu schlucken wieder herbeizuführen. — Der Soor od. die Schwämmchen sind eine am häufigsten bei schwächlichen Neugeborenen vom fünften Lebenstage an bis in die dritte Lebenswoche vorkommende Krankheit, die sich aber auch nicht selten bei Erwachsenen zu schweren Schwächezuständen (bes. bei Tuberkulose u. Magenkrebs) gesellt. Sie besteht in einer Pilzwucherung in den Epithelialschichten der Zungen- u. Mundhöhlenschleimhaut. Der verursachende mikroskopische Pilz ist das Oidium albicans. Die Schwämmchen bilden auf der Zunge, nachdem sich dieselbe geröthet hat, kleine inselartige, käsige Erhabenheiten, die sich ziemlich leicht mit einem Tuche abwischen lassen, jedoch leidet bei diesem Zustande die Ernährung wesentlich, häufig gesellt sich Durchfall hinzu. Die Dauer des Soor beträgt bei Neugeborenen 8—14 Tage, nach welcher Zeit meist Genesung erfolgt. Zur Verhütung dieser Krankheit ist häufige Reinigung der Zunge von Milchresten mittels eines reinen Leinwandläppchens nöthig. Zur Beseitigung dient Betupfen der Schleimhaut mit einer Boraxlösung (2–3 gr. auf 120 gr. Wasser) od. mit Lösung von chlorsaurem Kali (in gleichen Verhältnissen). Nicht zu verwechseln mit dieser Krankheit sind die Aphthen, die sich als linsen- od. hanfkorngroße Flecken darstellen u. nichts Anderes als ein unter dem Epithel sitzendes Faserstoffexsudat sind. Sie sind kaum über die Umgebung erhaben, werden intensiv gelb, stoßen das Epithel ab u. stellen nun runde, leicht konvexe Scheiben von verschiedener Größe dar, welche aus gelber verfilzter Masse bestehen. Nachdem sich diese Masse abgestoßen hat, überhäutet sich die Stelle schnell wieder, so daß in 8—14 Tagen der Krankheitsprozeß zu Ende ist. Auch diese Krankheit kommt öfters bei Säuglingen vor u. weicht am schnellsten bei Anwendung einer Auflösung von chlorsaurem Kali. Eine peinliche Affektion ist die Vergrößerung u. Verdickung (Hypertrophie) der Zunge, die sog. Makroglossie, welche auf einer starken Wucherung des die Zungenmuskeln umgebenden Bindegewebes beruht u. meist schon von Geburt an beginnt. Die Vergrößerung der Zunge kann allmählich so zunehmen, daß letztere durch den stets offengehaltenen Mund hervortritt. Zumeist wird es dann nöthig, die Zunge durch Amputation od. Resektion zu entfernen, denn nur in wenig Fällen gelang es, durch Abführmittel u. Chlorwaschungen Heilung zu erzielen. — Noch weit schlimmer ist der Krebs der Zunge. Meist an der Seite der Zunge zeigt sich zuerst ein Knoten unter der Schleimhaut, der später aufbricht u. in ein jauchiges Geschwür übergeht. Durch frühe Ausschneidung des Knotens sucht der Arzt dem Fortschreiten des Uebels vorzubeugen.

Nr. 5690. Seezunge (Solea).

**Zungenreden** (griech. γλωσσολαλια), eine der sog. Charismen od. Geistesgaben, die dem apostolischen Zeitalter eigenthümlich waren u. nach demselben wieder erloschen. Ueber das eigentliche Wesen des Z.s hat von jeher Streit geherrscht. Nach den Aussagen des Apostels Paulus (Hauptstelle 1. Kor. Kap. 14) hat man an ein Reden im Zustande der höchsten Begeisterung (Ekstase) zu denken, das an sich zwar nicht aus unartikulirten Lauten bestand, aber den Zuhörenden unverständlich blieb, so lange sich nicht ein Ausleger fand; diese Auslegung bildete dann selbst wieder eine besondere Gnadengabe. Der Apostel hat gegen die Ausdehnung des Z.s in der Gemeinde zu Korinth die größten Bedenken — wahrscheinlich, weil viel frommer Betrug dabei mit unterlaufen mochte — u. fordert auf jeden Fall eine nachfolgende Auslegung. Ganz irrig ist die Auffassung des Z.s als eines Redens in fremden Sprachen, obschon dieselbe bereits Apostelgeschichte 2, 4 f. dem Bericht über die Wirkung der Geistesausgießung zu Grunde zu liegen scheint. Der Ausdruck Z. (Glossolalie) beruhte nach 1. Kor. 14, 21 auf Jes. 28, 11 f., in welcher Stelle man eine Weissagung auf das dereinstige Reden in fremdartigen, unverständlichen Lauten erblickte.

**Zunz,** Leopold, einer der bedeutendsten jüd. Gelehrten des 19. Jahrh., der Bahnbrecher einer eigentlichen Wissenschaft des Judenthums, geb. 10. Aug. 1794 zu Detmold; studirte 1815—19 in Berlin Philologie u. war seitdem mit kurzer Unterbrechung (1835

bis 1839 als Prediger in Prag) beständig in Berlin thätig (1820 bis 1822 als Prediger an der Synagoge, bis 1823 als Redakteur der „Zeitschrift für die Wissenschaft des Judenthums", sodann bis 1832 als Redakteur der Spener'schen Zeitung, während er gleichzeitig 1825—29 die jüd. Gemeindeschule leitete, endlich seit 1840 als Direktor des jüd. Schullehrerseminars). Wie auf dem Gebiete der Politik, hat Z. auch auf dem des Schulwesens, der religiösen u. sozialen Fragen eine sehr einflußreiche Wirksamkeit nicht blos für die jüd. Gemeinde in Berlin, sondern für die Judenschaft überhaupt entwickelt. Seine literarische Laufbahn eröffnete er mit der Schrift „Etwas über die rabbinische Literatur" (Berl. 1818), die gleichsam das Programm zu seiner gelehrten Thätigkeit bildet. Von seinen späteren Werken erlangten epochemachende Bedeutung: „Die gottesdienstlichen Vorträge der Juden, historisch entwickelt" (Berl. 1832); „Zur Geschichte u. Literatur" (Bd. I, ebd. 1845); „Die synagogale Poesie des Mittelalters" (2 Thle., ebd. 1855—59); „Literaturgeschichte der synagogalen Poesie" (ebd. 1865, Nachtrag 1867). Eine Sammlung seiner Aufsätze, Reden 2c. begann das Kuratorium der Zunzstiftung („Gesammelte Schriften von Dr. Z.", 3 Bde., Berl. 1875—76).

Nr. 5691. Eidgenössisches Polytechnikum in Zürich.

**Zuppa** (Xuppa, slav. Gerbagl), eine Landschaft im Bezirke Cattaro der südlichsten Spitze des österr. Königreichs Dalmatien, bildet eine mit Hügeln besetzte Ebene, welche sich von einer der Seitenbuchten der Bocche di Cattaro gegen Budua hinzieht u. mit der Punta Tersteno ins Meer abfällt. Sie ist fruchtbar, die Getreidekammer von Cattaro, u. zerfällt in mehrere Grafschaften. In dem Aufstande der Bocchesen Ende 1869 u. 70 war sie ein Hauptstützpunkt der Insurrektion.

**Zurbarán**, Francisco, span. Heiligenmaler der Schule von Sevilla, geb. 1598 zu Fuente de Cantos (Provinz Badajoz); wurde in früher Jugend ein Schüler des Juan de las Roelas in Sevilla, wo er bes. die Natur studirte, sie mit größerer Sorgfalt als sein Lehrer nachahmte u. eine gewaltige Energie des Kolorits entwickelte. Im Helldunkel nahm er sich den Italiener Caravaggio zum Muster, den er zwar hierin nicht erreicht, aber an Ernst u. Würde übertrifft. Zu seinen Hauptbildern gehört der 1625 entstandene „Heilige Thomas von Aquino" (jetzt im Museum zu Sevilla), der die ganze Kraft seines Pinsels offenbart. Nachdem Z. noch eine Zeit lang in Guadalupe (Provinz Caceres) u. in Sevilla gearbeitet hatte, ging er später nach Madrid, wo er 1662 starb. Auch seine übrigen Bilder, fast alle religiösen Inhalts (viele derselben im Louvre), zeigen stets den Ausdruck schwärmerischer Andacht od. Verzückung, so z. B. die häufig von ihm gemalte „Reue des Petrus", „Die büßende Magdalena", „Der heilige Franciscus" 2c., nur seine Darstellungen der heiligen Jungfrau zeigen einen gewöhnlichen weltlichen Ausdruck. Einige bedeutende Bilder Z.'s befinden sich auch in Berlin, Dresden u. München.

**Zurechnung** (lat. imputatio) heißt das Urtheil über das Verhältniß einer Thatsache zu ihrem Urheber od. der Ausspruch, daß irgend eine Person als Ursache einer That anzusehen sei. Dabei ist zu unterscheiden zwischen der blos faktischen Z. (imputatio facti, Z. zur That), wenn z. B. Jemand den Tod eines Andern verschuldet hat, u. der rechtlichen Z. (imputatio juridica, Z. zur Schuld, wenn Jemand die willkürliche Ursache dieser Wirkung ist (auch sittliche Z., imputatio moralis, genannt). Unmittelbare Z. zur That (physische Urheberschaft) liegt vor, wenn Jemand eine Handlung selbst vornahm, mittelbare dagegen (intellektuelle Urheberschaft), wenn er sie durch einen Andern vornehmen ließ. Muß die Handlung als für sich allein hinreichende Ursache des Erfolges betrachtet werden (z. B. Tod durch eine für sich allein tödliche Verletzung, durch eine hinlängliche Dosis Gift 2c.), so ist die Z. zur That vollständig; unvollständig dagegen ist sie, wenn die Handlung für sich allein nicht hinreichte, den Erfolg zu haben, derselbe vielmehr erst durch Hinzutreten einer andern Ursache eintrat (z. B. eine neue Verletzung, verkehrte od. ungenügende ärztliche Behandlung 2c.). Für die Z. zur Schuld ist wichtig die Zurechnungsfähigkeit (imputabilitas) des Handelnden, d. h. die Voraussetzung, daß sich der Thäter zur Zeit der Ausführung der That in einem Zustande befand, daß er für den Erfolg seines Thuns u. Lassens verantwortlich erscheint, wozu erforderlich ist, daß er im Bewußtsein des Verbrecherischen od. der Pflichtwidrigkeit gehandelt hat. Fehlt es an den Voraussetzungen der freien Willensbestimmung, ist also Unzurechnungsfähigkeit vorhanden, so ist jede Bestrafung ausgeschlossen. Daher bestimmt das Deutsche Strafgesetzbuch (§. 51 ff.), daß eine strafbare Handlung nicht vorhanden sei, wenn der Thäter zur Zeit der Begehung der Handlung sich im Zustande von Bewußtlosigkeit od. krankhafter Störung der Geistesthätigkeit (wozu aber der Affekt nicht gerechnet wird, der höchstens ein Strafmilderungsgrund sein kann) befand, durch welchen seine freie Willensbestimmung ausgeschlossen war. Es wird ferner die Zurechnungsfähigkeit aufgehoben durch Kindesalter (in Deutschland begrenzt durch das 12. Jahr), durch totale Trunkenheit, Schreck, Nothwehr, unwiderstehliche Gewalt, thatsächlichen Irrthum (aber nicht Rechtsirrthum, d. h. Unkenntniß des Strafgesetzes) 2c.

**Zürich**, der der Größe nach 7., der Einwohnerzahl nach 2. Schweizerkanton, umfaßt 31,299 □M. mit 284,786 E. (1870), grenzt nördl. an Baden u. den Kanton Schaffhausen, östl. an die Kantone Thurgau u. St. Gallen, südl. an Schwyz u. Zug, westl. an Aargau u. wird gebildet durch das Gebiet zu beiden Seiten der unteren Thur u. des Rheinzuflusses Töß, durch das Gebiet der ebenfalls zum Rhein gehenden Glatt mit dem Greifen- u. Pfäffikersee, einer kleinen Parzelle rechts des Rheins, aus den prächtig angebauten Abhängen des nördlichen Züricher Sees, den beiden Seiten der oberen Limmat, der unteren Sihl u. dem Thale des zur Reuß fließenden Jonnen. Das Terrain ist im Norden wellenförmig u. mit gut bewaldeten Hügeln besetzt, wird nach Süden zu, bes. nach der St. Gallener Grenze hin, gebirgig u. trägt hier als höchsten Berg das 1295 m. hohe Schnabelhorn. Andere, ihrer schönen Aussicht wegen viel besuchte Berge sind in der Nähe des letztern das 1135 m. hohe Hörnli u. der 1119 m. hohe Bachtel westl. vom Züricher See in der Albiskette, der Uetliberg (873 m.) u. südl. davon der Dreiländerstein (1190 m.) auf dem Hohen Rhonen. Acker- u. Wiesenbau ist daher bes. im Norden verbreitet; der erstere umfaßt etwa 9 □M., der letztere 8; fast 1 □M. ist mit Reben bepflanzt; der beste Wein wächst in den Bezirken Winterthur u. Andelfingen; Obstbau wird stark betrieben, u. im Gemüsebau u. in der Blumenzucht ist Z. allen Kantonen überlegen. Der Ertrag der Bodenfläche deckt aber nur in Betreff der Kartoffel den Bedarf, Getreide muß zugeführt werden. Die Waldungen (bei Bülach u. Weiach große Eichen- u. Buchenwälder) bedecken noch über 10 □M. Die beträchtliche Viehzucht zeigte bei der Zählung von 1866: 70,199 Rinder, 1788 Pferde, 23,355 Schweine, 2110 Schafe, 16,472 Ziegen u. 21,009 Bienenstöcke. Butter u. Käse bilden Ausfuhrsartikel. Das Mineralreich liefert Kohlen bei Käpfnach, Durnten, Wetzikon 2c., an vielen Orten Torf u. an der Lagern Gips u. Kalkstein. Die sehr alte u. sehr verbreitete Industrie hat als bedeutendste Zweige die Baumwollen- u. Seidenmanufaktur. Die erstere hat ihren Sitz vorwaltend in dem Aa-, Töß-, Glatt- u. Sihlthal u. beschäftigt etwa 10% der Gesammtbevölkerung; schon 1871 zählte man 126 Baumwollenspinnereien u. -Webereien. Die Seidenmanufaktur, deren erste Spuren bis ins 14. Jahrh. verfolgt werden können, u. die dann hauptsächlich durch die 1555 aus Locarno vertriebenen Reformirten in Z. kultivirt wurde, hat sich bes. an den Seeufern etablirt u. führt jährlich für 36 Mill. Mk. Seidenwaaren meist nach Amerika aus. Die nicht unbedeutende Metallindustrie hat ihren Sitz in den beiden Städten

Z. u. Winterthur; eine große Maschinenfabrik in Z. liefert bes. Schiffs- u. Papiermaschinen. Ferner giebt es viele Färbereien u. Kattundruckereien, große Bleichen, Thonwaaren-, Steingut-, Leder-, Papier- u. chemische Fabriken, Drechslereien, über 300 Mahl-, Säge-, Oel- u. Gipsmühlen, Strohflechterei ꝛc. Die ehemals bedeutende Wollen- u. Leinenindustrie ist im Rückgange. Handel u. Verkehr sind durch das engmaschige Eisenbahnnetz, dessen Hauptknotenpunkt die Hauptstadt ist, sehr begünstigt. Der fast ausschließlich protestantische Kanton (außer 17,944 Katholiken, 2630 Bekennern anderer christlichen Konfessionen u. 505 Juden waren bei der letzten Zählung alle Uebrigen Protestanten) hat ein ausgezeichnetes Erziehungs- u. Schulwesen. Der Besuch der Volksschule ist obligatorisch u. unentgeltlich. Man zählte 1870: 563 Primär- (Volks-) Schulen, 62 Sekundär- (höhere Volks-) Schulen, Lehrer- u. Lehrerinnenseminare (Küßnacht u. Z.), 2 Gymnasien u. 2 mit ihnen verbundene Industrieschulen (Z. u. Winterthur), das eidgenössische Polytechnikum, eine Universität, eine Sternwarte, eine Thierarzneischule, eine Musikschule in Z., u. für Winterthur wurde 1873 die Errichtung eines kantonalen Technikums für Bauhandwerker, Mechaniker, Chemiker, Geometer u. für kunstgewerbliches Zeichnen u. Modelliren beschlossen u. 1874 eröffnet. — Nach der Verfassung vom J. 1869 beruht die Staatsgewalt auf der Gemeinsamkeit des Volkes. Alle Bürger sind vor dem Gesetze gleich; freie Meinungsäußerung durch Wort u. Schrift sind gewährleistet; Kantons- u. Schweizerbürger können sich in jeder Gemeinde niederlassen u. das Bürgerrecht erwerben. Stimmrecht u. Wahlfähigkeit zu allen Aemtern beginnen mit dem zurückgelegten 20. Jahre; dabei sind die niedergelassenen Schweizerbürger den Kantonsbürgern gleichgestellt. Das Volk wählt die Kantonal-, Bezirks- u. Kreisbeamten u. die Mitglieder des eidgenössischen Ständeraths durch das absolute Mehr; kommt es zu einem 3. Wahlgange, so entscheidet das relative Mehr. Die Wahl für den Kantonsrath, in welchem auf je 1200 Seelen ein Mitglied kommt, geschieht in Wahlkreisen, deren Umfang durch das Gesetz bestimmt wird. Die gesetzgebende Gewalt wird vom Volke unter Mitwirkung des Kantonsrathes ausgeübt; es hat das Vorschlagsrecht (Initiative) für Erlaß, Aufhebung od. Abänderung eines Gesetzes od. Kantonsrathsbeschlusses u. stimmt im Frühjahr u. im Herbst über die gesetzgeberischen Akte des Kantonsrathes ab (Referendum). Die vollziehende u. verwaltende Kantonsbehörde ist der aus 7 Mitgliedern bestehende Regierungsrath; er hat das Vorschlagsrecht für die Gesetze u. Beschlüsse, besorgt die Vorlagen zur Volksabstimmung, den Verkehr mit Bund u. Kantonen, übt die Oberaufsicht über Unterricht, Kirchen- u. Armenwesen u. ordnet den Staatshaushalt. Er theilt sich in Direktionen, denen je ein Mitglied vorsteht. Die Bezirksverwaltung handhabt die Polizei u. beaufsichtigt die Verwaltung der Gemeinden u. das Vormundschafts- u. Armenwesen. Die politische Gemeinde besorgt das Armenwesen, wozu der Staat angemessene Beiträge leistet. Die Gemeindegüter sind zunächst bestimmt, die Bedürfnisse der Gemeinde zu befriedigen. Die Kirchengemeinde wählt ihre Geistlichen selbst, ebenso die Schulgemeinde ihre Lehrer; dabei sind Geistliche u. Lehrer aller sechs Jahre einer Wiederwahl unterworfen. Die Beiträge zu den Staats- u. Gemeindelasten werden klassenweise nach dem Einkommen u. Vermögen vertheilt. Die Erbsteuer ist progressiv nach der Entfernung der Verwandtschaft u. der Größe der Erbschaft. Die höchst humane Rechtspflege gestattet keinen Zwang zur Erzielung des Geständnisses u. keine Schuldhaft u. läßt Verbrechen, politische Vergehen u. Preßprozesse von Geschworenen beurtheilen. Die evangelische Landeskirche u. alle übrigen kirchlichen Genossenschaften ordnen ihre Kultusverhältnisse selbstständig unter Oberaufsicht des Staates; dabei ist Glaubens-, Kultus- u. Lehrfreiheit gesichert u. das bürgerliche Recht vom Bekenntniß unabhängig. Revision der Verfassung kann nur auf dem Wege der Gesetzgebung vorgenommen werden u. die bezüglichen Vorlagen müssen zweimal im Kantonsrath geprüft worden sein. — Das Wappen ist ein schräg getheilter weiß u. blauer Schild. — Der Kanton zerfällt in die 11 Verwaltungsbezirke: Z., Affoltern, Horgen, Meilen, Hinweil, Uster, Pfäffikon, Winterthur, Andelfingen, Bülach u. Regensberg. Ueber 5000 E. hatten nach der Zählung von 1870: Z. mit 9 Vororten 56,695, ohne dieselben 21,199, Winterthur 9404, Wädensweil 6049, Uster 5808 u. Horgen 5199.

Der Kanton trat am 1. Mai 1351 in den Bund der Eidgenossen von Schwyz, Uri, Unterwalden u. Luzern, nachdem er 15 Jahre vorher seine Patrizierregierung gestürzt hatte. Infolge der Toggenburger Erbschaftsangelegenheiten kam er 1440 in Zwist mit Schwyz, der zwar bald durch das Schiedsgericht der Eidgenossen geschlichtet wurde, in Z. aber, das hierbei nachgeben mußte, einen derartigen Groll zurückließ, daß es sich 1442 mit Oesterreich gegen die Eidgenossenschaft verband, die ihrerseits in den folgenden Jahren den Kanton mit Krieg überzog u. ihn arg verwüstete, bis der Vertrag vom 13. Juni 1450 die friedlichen Verhältnisse wieder herstellte. In dem Kriege der Schweizer gegen Burgund 1474 bis 1478 nahm es thätigen Antheil, u. sein Bürgermeister Hans Waldmann (s. d.), der es zu hohem Ansehen brachte, entschied die Schlacht bei Murten. Die nachfolgenden inneren Kämpfe der Kantonsbürger untereinander, bes. der Landleute gegen den harten Bürgermeister Waldmann, endeten mit dessen Tode u. brachten den Landleuten durch eidgenössische Entscheidung viele Rechte. Mit Zwingli stellte sich Z. im 16. Jahrh. an die Spitze der Reformation der deutschen Kantone u. ward bald zum Kriege gegen das kathol. Schwyz, Uri, Unterwalden, Luzern u. Zug genöthigt, in welchem es am 11. Okt. 1531 in der Schlacht bei Kappel unterlag. Die konfessionellen Gegensätze führten in den beiden folgenden Jahrhunderten noch zweimal, 1655 u. 1712 im zweiten Toggenburger Kriege, zu Glaubenskämpfen. Seine innere Entwicklung nach der Seite des Liberalismus hin hat es bes. in diesem Jahrh. trotz mehrerer Rückschläge siegreich durchgemacht u. hat sich dadurch eine der freisinnigsten demokratischen Verfassungen verschafft.

Nr. 5692. Der Großmünster in Zürich.

Nr. 5693. Die Wasserkirche in Zürich.

Die Kantonshauptstadt **Z.** liegt reizend am Nordende des Züricher Sees, zwischen dem Züricherge u. der Albiskette, wird von der raschen, krystallhellen Limmat, dem Abfluß des Sees, durchströmt, ist Endpunkt der Bahnen Romanshorn-Winterthur-Z. u. Sargans-Z., Ausgangspunkt der linksuferigen Züricher Seebahn Z.-Ziegelbrück-Näfels, hat durch die

Strecke Z. Turgi Verbindung mit dem nördlichen Bahnnetz u. über Altstetten solche mit Zug u. Luzern. Es ist Sitz der Kantonsbehörden, einer eidgenössischen Kreispostdirektion, seit 1832 einer Universität u. seit 1855 des eidgenössischen Polytechnikums, hat Kantonsschule, Lehrerinnenseminar, stark besuchte Musikschule u. andere musterhafte Schulanstalten, Sternwarte, botanischen Garten, Stadtbibliothek mit über 100,000 Bdn. u. 3–4000 Handschriften, reiche Alterthumssammlung der Antiquarischen Gesellschaft, mit Ueberresten von Pfahlbauten aus den Schweizerseen, röm. Alterthümern u. dergl., alte Waffensammlung, Kunstsammlung mit guten Bildern von Ludw. Heß, Diday, R. Koller 2c., Theater, Blinden- u. Taubstummenanstalt, Irrenanstalt, großartiges Kantonsspital, Waisenhaus, Pfrundhaus, d. i. eine Pflegeanstalt für alte alleinstehende Leute, u. andere Wohlthätigkeitsanstalten, Zuchthaus 2c. Die eigentliche Stadt wird durch die Limmat in zwei Theile zerlegt, die durch 5 Brücken mit einander verbunden sind. Die Große Stadt auf dem rechten Ufer steigt an den Vorstufen des Zürichberges auf u. hat enge u. unebene Straßen, die Kleine Stadt am linken Ufer ist ebener u. von breiteren Straßen durchschnitten. Ueber ersterer liegt das großartige Polytechnikum, mit schöner Attika, nach einem Plane von Semper 1860–62 erbaut, das Pfrundhaus, das Kantonsspital, die Anatomie, die Sternwarte, die Blinden- u. Taubstummenanstalt, das Kunstgebäude, die Kantonsschule, u. tiefer unten das Theater u. unweit des Flusses das Groß-Münster, eine schmucklose Kirche im Rundbogenstil aus dem 11.—12. Jahrh. od. noch früher, mit unvollendeten Thürmen, die man 1779 durch einen helmartigen Aufputz mit vergoldeten Kreuzblumen abschloß. Sie war Ausgangspunkt der Zwingli'schen Reformation u. trägt oben am westlichen Thurme Karl d. Gr. sitzend mit Krone u. Schwert. Die Peterskirche, an der Lavater Pfarrer war, die Frau-Münsterkirche, aus Quadersandstein im 13. Jahrh. aufgeführt, mit hohem, roth gedecktem Spitzthurme, u. die katholische Augustinerkirche sind auf der linken Uferseite. Hier ist auch das 1840 erbaute Postgebäude, das alte Universitätsgebäude (jetzt ist die Universität in einem Flügel des Polytechnikums untergebracht), die Kaserne, der botanische Garten mit der Katz, einer ehemaligen Bastei der alten Festung, das Zuchthaus, das Zeughaus, der Bahnhof, der Lindenhof, jetzt ein schöner, erhöhter Platz, einst keltische Ansiedelung, dann röm. Grenzstation, später kaiserl. Pfalz u. dann der Ort, wo öffentlich Gericht gehalten wurde 2c. Der Limmat entlang, rechts oberhalb der innern Stadt u. am Seeufer hin, ziehen sich die prächtigsten Promenaden, welche herrliche Blicke auf den See u. die dahinter liegenden Alpenriesen gewähren, u. hier u. an anderen passenden Plätzen hat Z. seinen großen Mitbürgern Denkmäler gesetzt, so dem Liederkomponisten Nägeli auf der hohen Promenade, dem Idyllendichter Salom. Geßner an der Platzspitz, wo Sihl u. Limmat zusammenfließen, den Botanikern Decandolle, Konr. Geßner u. Zollinger im botanischen Garten, denn diese u. F. Hämmerli, Zwingli, Bullinger, Bodmer, die beiden Holtinger, Lavater, Pestalozzi, Kasp. v. Orelli, Konr. u. Arnold Escher von der Linth, Oswald Heer, Gottfr. Keller u. A. zählt Z. zu den Seinigen u. nimmt infolge dessen schon seit alter Zeit eine hohe Stelle in Kunst u. Wissenschaften ein, die ihm den Namen des schweizerischen Athens gebracht hat. In Bezug auf Industrie u. Handel ist Z. der bedeutendste Ort der Ost- u. Mittelschweiz. Seine Maschinenfabrikation hat großentheils die Maschinen der Dampfschiffe geliefert, welche die Alpenseen u. selbst Po, Rhein u. Donau befahren, u. für den Seidenhandel ist es Hauptmarkt. Die industriellen Regionen sind bes. die Vororte, die sich wie eine Doppelstadt an beiden Seeufern hinziehen. — Den historischen Kernpunkt Z.s bildet der erwähnte Lindenhof, wo ein röm. Castrum Turicense u. später die königl. Pfalz stand. Karl d. Gr. soll sich hier öfters aufgehalten u. den Ort

Nr. 5694. Zürich.

erweitert haben. Urkundlich wird Z. zuerst in einem am 21. Juli 853 von Ludwig dem Deutschen ausgefertigten Stiftungsbriefe der Frauenmünster-Abtei als Flecken erwähnt, über welchen die Aebtissin Hoheitsrechte ausübte. 1218 wurde es von Kaiser Friedrich II. zur Reichsstadt erhoben u. durch Rudolf v. Habsburg den Zürichern, die ihm im Kriege beigestanden, das Recht ertheilt, vor keinem fremden Richter erscheinen zu müssen. Von da ab theilt die Stadt das Schicksal des Kantons. 1799 wurden in Z.s Umgebung zwei Schlachten geschlagen; am 3. u. 4. Juni unterlagen östl. der Stadt bei Wytikon u. Zollikon die Franzosen unter Massena den Oesterreichern unter Erzherzog Karl u. am 25. u. 26. Sept. dicht bei der Stadt die österr.-russ. Truppen unter Korsakow den Franzosen unter Massena. Am 7. Aug. 1815 wurde in Z., seit 1803 einer der drei Vororte der Tagsatzung, die neue Schweizerverfassung beschworen, deren Aufheben im J. 1848 Z. um das Privilegium eines Vorortes gebracht hat. Im Züriputsch vom 6. Sept. 1839 erzwangen bewaffnete Bauern unter Anführung des Pastors Hirzel die Entlassung des in demselben Jahre an die Universität berufenen Prof. David Strauß u. die Einsetzung einer konservativ-liberalen Regierung mit Staatsrath Bluntschli an der Spitze. Am 6. Aug. 1859 begannen hier im Hotel Bauer die Verhandlungen von Oesterreich, Frankreich u. Sardinien über den Präliminarfrieden von Villafranca, die am 17. Okt. den definitiven Frieden zur Folge hatten.

**Züricher See**, ein $1\frac{3}{5}$ □M. großes Wasserbecken der Linth, das durch die Limmat entleert wird, von fast halbmondförmiger Gestalt, mit der konvexen Seite nach Südwest gekehrt, $8\frac{1}{2}$ Stunden lang, höchstens

$^3/_4$ Stunden breit u. vielfach über 100 m. tief, an seiner Oberfläche 409 m. über dem Meere, liegt zwischen den Schweizerkantonen Zürich, St. Gallen u. Schwyz. Durch eine weit vorspringende Halbinsel am linken Ufer, Rapperswyl gegenüber, wird das kleinere, flache, fast all jährlich zugefrierende Becken der Obersees, zwischen St. Gallener u. Schwyzer Gebiet, von dem größeren, belebteren u. fast nur vom Kanton Zürich umschlossenen Rumpfe abgeschieden. Ueber die Enge zwischen beiden, die seit dem Jahre 1350 durch eine auf 180 dreifachen Pfeilern von Eichenholz ruhende geländerlose Brücke überspannt war, führt seit Anfang Okt. 1878 ein Quaderdamm mit Schienenstrang u. stellt die Eisenbahnverbindung zwischen der linksuferigen Z. S. Bahn u. der Strecke Zürich-Sargans in Rapperswyl her. Unweit davon liegen im Hauptbecken die kleinen Inseln Ufnau (s. d.) u. Lützelau u. bei der kleinen Halbinsel Au die tiefste Partie des Sees von 195 m. Tiefe. Der wenig großartige, aber äußerst liebliche See wird von sorgsam bebauten Hügeln umgeben, die unten Wiesen od. üppiges Kornland, dann Weinberge u. Obstgärten u. nach dem nur wenige 100 m. über den See sich erhebenden Gipfel zu kräftigen Wald tragen. Eine ununterbrochene Reihe großer, stadtähnlicher Dörfer von 4—8000 E., mit Ackerbau, Weinbau u. Seidenindustrie beschäftigt, u. prächtige Villen umsäumen das Ufer beiderseits, so daß eine Bevölkerung von über 100,000 Menschen auf den See herabschaut. Der Verkehr wird links am Hauptbecken u. rechts am Obersee vielfach durch die Eisenbahn u. über den See durch eine Menge Segelboote, bes. aber durch 14 Dampfschiffe vermittelt, die denselben zu dem belebtesten Alpensee machen, so daß er oft mehr einem stark benutzten, breiten Strome als einem Binnensee gleicht. Sein Wasser nährt einige 20 Arten wohlschmeckender Fische, von welchen der Hecht der größte, die Lachsforelle u. die Trüsche die gesuchtesten sind. Am rechten Ufer bei Obermeilen sind Ueberreste von Pfahlbauten entdeckt worden.

**Zusammenlegung der Grundstücke,** Arrondirung, Verkoppelung, Konsolidation, Kommassation in Oesterreich, Separation in Preußen, Vereinödung in Bayern, wird durch bestimmte Gesetze geregelt, um den vielen Nachtheilen des Durcheinanderliegens der Grundstücke bei Bewirthschaftung derselben vorzubeugen. In Preußen ist die Z. d. G. gesetzlich zulässig, wenn die Besitzer von $^1/_4$ der betreffenden Grundstücke zustimmen. In Sachsen genügt dazu die einfache Mehrzahl seit 1861; in England (1836) $^2/_3$ nach Zahl u. Besitzstand; in Ungarn (1853) $^2/_3$ des Flächenraumes. Das bayerische Gesetz von 1861 fordert $^1/_5$ der Besitzer an Zahl, Fläche u. Steuerwerth. Der unverkennbare Nutzen der Z. d. G. besteht darin, daß die Bestellung derselben leichter ausgeführt werden kann, an nutzbarer Fläche durch Wegfall von Wegen, Rainen 2c. gewonnen, die Ent- u. Bewässerung erleichtert wird, zweckmäßigere u. bessere Wege angelegt werden können. Außerdem wird aber damit manche Ursache zu Streitigkeiten u. Prozessen beseitigt sowie viel an Zeit, an Handarbeiten u. Gespannvieh gespart.

**Zuständigkeit der Gerichte,** s. v. w. Kompetenz (s. d.).

**Zutphen** (spr. Sütphen), Stadt mit 14,513 E. (1876) in der niederländischen Provinz Gelderland, liegt am Einflusse der Berkel in die Yssel, an der Strecke Arnhem-Hengelo-Salzbergen der niederländischen Staatsbahn u. Amsterdam-Z. der holländischen Eisenbahngesellschaft, hat einige ältere Befestigungswerke, 6 Kirchen, unter denen die St. Walpurgiskirche aus dem 12. Jahrh. bes. bemerkenswerth ist, Gerberei, Loh-, Oel- u. Papiermühlen, Lederfabrikation, Getreide- u. Holzhandel. — Z. war schon im 10. Jahrh. Sitz eigener Grafen u. fiel nach deren Aussterben 1107 an Geldern u. gehörte zur Hansa. Im Niederländischen Kriege wurde es 1572 als die erste der rebellischen Städte von Alba erobert, sämmtliche Bürger wurden hingerichtet. Z. kam zwar bald wieder in die Hände des Prinzen von Oranien, ging aber 1583 nochmals an die Spanier verloren u. wurde erst 1591 durch List wieder gewonnen. 1672 eroberten es die Franzosen unter Philipp v. Orleans u. schleiften es, u. 1795 fiel es ihnen, obgleich wieder befestigt, doch ohne Schwertstreich in die Hände. Am 24. Nov. 1813 nahmen die schwach besetzte Stadt die Preußen unter Oppen.

**Zuydersee,** s. „Zuiderzee".

**Zwang** (vis ac metus, d. h. Gewalt u. Furchterregung) heißt die Bestimmung zu einem Thun od. Unterlassen gegen den Willen des handelnden Subjekts, sei es, daß die Handlung unmittelbar durch das physische Uebergewicht des Andern erzwungen wird (physischer Z., vis absoluta) od. durch widerrechtliche Androhung eines bedeutenden, selbst einen besonnenen u. festen Charakter einschüchternden Uebels der Bedrohte sich zum Handeln od. Unterlassen entschließt (psychischer Z., vis compulsiva). Derartigen Einwirkungen auf den Willen einer Person wird im Rechte ein gewisser Einfluß zugestanden, u. zwar sowol im Strafrechte wie im bürgerlichen Rechte. Eine strafbare Handlung ist insbesondere nach §. 52 des Deutschen Reichsstrafgesetzbuches nicht vorhanden, wenn der Thäter durch unwiderstehliche Gewalt od. durch eine Drohung, welche mit einer gegenwärtigen, auf andere Weise nicht abwendbaren Gefahr für Leib od. Leben seiner selbst od. eines Angehörigen verbunden war, zu der Handlung genöthigt worden ist (vgl. „Zurechnung"). Im bürgerlichen Rechte giebt der Z. Demjenigen, welcher durch widerrechtlich erregte gegründete Furcht zur Eingehung eines Vertrages genöthigt worden ist, die Befugniß zu wählen, ob er bei dem Vertrage stehen bleiben od. denselben anfechten will; dabei ist es gleichgiltig, ob die Erregung der Furcht von dem Andern, mit welchem der Vertrag geschlossen worden, od. von einem Dritten ausgegangen ist. Aehnliche Grundsätze gelten bei letzten Willen. Denn letztwillige Verfügungen, zu welchen der Erblasser durch Furcht bestimmt wurde, sind nichtig, u. erscheint es hierbei gleichgiltig, ob die Furcht erregende Handlung von dem in dem letzten Willen Bedachten od. von einem Dritten mit od. ohne Vorwissen des Bedachten ausgegangen ist. Bestraft wird der Z. an Demjenigen, der ihn übt, nach dem Deutschen Strafgesetzbuch als Nöthigung (Gefängniß bis zu 1 Jahr od. Geldstrafe bis zu 600 Mk.), wofern nicht etwa durch den Z. ein schwereres Verbrechen, wie Erpressung, Nothzucht, Raub, begangen wurde.

**Zwangsjacke** ist ein in Irrenanstalten häufig benutztes Mittel, um tobsüchtige Geisteskranke, die Alles mit ihren Händen verderben u. zerstören, od. auch solche Irre, die einem unwiderstehlichen Triebe zu gewissen Unarten anheimgefallen sind, auf eine ihnen möglichst wenig lästige Weise zu bändigen. Sie besteht aus einem gewöhnlichen Kamisol von festem Stoff, dessen Aermel vorn geschlossen sind u. an denen jedem dort ein Riemen befestigt ist. Bei Anwendung der Z. wird der Riemen, welcher am rechten Aermel sitzt, unter der linken Achsel hindurch, der am linken Aermel befindliche Riemen rechterseits unter der Achsel hindurch nach dem Rücken zugeschlagen, wo dann beide Riemen mit einander mittels einer Schnalle fest verbunden werden, so daß die Arme fort u. fort über einander geschlagen u. die Hände in der Achselhöhe gehalten werden müssen. Durch weitere Vorkehrungen kann das Umhergehen, überhaupt der Gebrauch der Beine gehindert werden.

**Zwanziger,** s. v. w. zwanzig Kreuzer, eine österr. Silbermünze, jetzt nicht mehr im Umlauf.

**Zweck.** Dieses jetzt nur in rein geistigem Sinne gebrauchte Wort bedeutet ursprünglich den Nagel (die Zwecke) inmitten einer Scheibe u. dgl., den der Schütz zu treffen sucht; daher noch die Verbindung „Z. u. Ziel". Erst im späteren Mittelalter entstand die gegenwärtige Bedeutung; nach dieser heißt Z. überhaupt jedes Ziel, auf dessen Erreichung eine bewußte Absicht gerichtet ist. Näher unterscheidet man dabei den Endzweck od. höchsten Z. als Bestimmungsgrund für eine ganze Reihe zusammenhängender Handlungen u. die mittelbaren Z.e, deren Erreichung vorhergehen muß, ehe der Handelnde zu seinem Endzwecke gelangt. Nebenzwecke heißen dagegen solche, die bei der Verfolgung des Hauptzwecks gelegentlich mit angestrebt werden. Alle Handlungen nun, welche die Erreichung des Z.s fördern, um dessentwillen sie unternommen werden, heißen zweckmäßig. Ebenso schreiben wir den Dingen selbst Zweckmäßigkeit zu, wenn sie den Z. erfüllen, zu welchem sie da sind. Auf philosophischem Gebiet herrscht bes. darüber Streit, ob das bewußte Hinstreben nach vernünftigen Z.en (der sog. Zweckbegriff) blos den mit Verstand begabten Geschöpfen zuzuschreiben od. auch auf die unvernünftigen Dinge u. die unbewußt wirkenden Naturkräfte auszudehnen sei. Letztere Annahme, daß alle Dinge so beschaffen seien, wie es der mit ihnen angestrebte Z. erfordere, sowie daß alle Wirkungen von Kräften auf ein bewußtes Ziel gerichtet seien, heißt Zwecklehre od. Teleologie (s. d.). Wenn von einigen pantheistischen Philosophen (z. B. Schopenhauer u. E. v. Hartmann) ein unbewußtes Hinstreben nach bestimmten Z.en behauptet wird, so ist damit der Zweckbegriff eigentlich aufgehoben; völlig geleugnet wird derselbe u. durch den Begriff des Zufalls (s. d.) ersetzt durch den Materialismus (s. d.).

**Zweibrücken** (lat. Bipontum, wegen der Lage der alten Burg zwischen zwei Brücken), Hauptstadt des ehemaligen Herzogthums Z., Stadt mit 9349 E. (1875) im bayer. Reg.-Bez. Pfalz, liegt am Erbach, einem Nebenflusse der zur Saar gehenden Blies, in einer von Höhen umgebenen Tiefe u. an der Strecke Homburg-Z. der pfälzischen Eisenbahn. Der stattliche Ort, der zwar viele enge u. krumme, aber auch breite u. gerade Straßen, massive Häuser u. eine bes. schöne Neustadt enthält, ist Sitz des Appellationsgerichts der bayer. Pfalz u. eines Bezirksgerichts, hat Rent-, Forst-, Hypothekenamt 2c., Gymnasium, Landwirthschafts- u. Gewerbeschule, ein großes Schloß mit kathol. Kirche, zwei protestant. Kirchen, darunter die 1497 erbaute Alexanderkirche mit herzogl. Gruft, u. bedeutende Gewerbthätigkeit, vorzügliche Maschinen-, Seidenplüsch-, Tuch- u. Flanellfabrikation, Baumwollenspinnerei u. Weberei, Cichorie-, Tabak- u. Lederfabriken 2c. In der gelehrten Welt ist Z. als Druckort der Ausgaben lat. u. griech. Klassiker (Editiones Bipontinae) bekannt. In dem verfallenen Tschiflik an der Straße nach Pirmasens wohnte

einige Zeit der flüchtige Polenkönig Stanislaus Leszczynski. — Die alte reichsunmittelbare Grafschaft Z. wurde 1208 von der Grafschaft Saarbrücken abgezweigt u. 1385 vom letzten Besitzer, dem Grafen Eberhard, zur Hälfte an Rheinpfalz (s. d.) verkauft, zur andern Hälfte 1393 vererbt. Nach dem Tode Ruprecht's, des deutschen Königs, gelangte sie 1410 an dessen jüngeren Sohn Stephan von Simmern, der sie an seinen zweiten Sohn Ludwig den Schwarzen († 1489) gab. Nachdem 1569 schon Z.-Birkenfeld abgezweigt war, spaltete sich die Linie Z. selbst 1604 noch in die drei Linien Z.-Z., Z.-Landsberg u. Z.-Kleeburg. Da die erste 1661, die zweite 1681 ausstarb, erbte die ganze Pfalzgrafschaft der Vertreter der dritten Linie, Karl (s. „Karl XI. von Schweden"), dessen Vater bereits 1654 als Karl X. den schwed. Königsthron bestiegen hatte. Nach Karl's XII. Tode fiel Z. 1718 an den katholischen Vetter desselben, Gustav Samuel, u. wurde, da die pfälz. Linien 1731 über sein Erbe in Streit geriethen, einstweilen von Kaiser Karl VI. sequestrirt. Erst 1733 gelangte es durch einen Vertrag mit diesem u. mit dem Kurfürsten von der Pfalz an die Linie Z.-Birkenfeld, u. zwar als Herzogthum. 1775 wurde es nach dem Tode Christian's IV. wieder von Birkenfeld getrennt, welches an die Linie Gelnhausen kam, u. an seinen Neffen Karl gegeben, für welchen Friedrich d. Gr. 1777—79 den Bayer. Erbfolgekrieg mit Joseph II. kämpfte. Der Bruder dieses Karl, Maximilian Joseph (s. d.), war 1799 der einzige Erbe aller wittelsbach. Länder, Kurfürst von Bayern u. Pfalz, kam aber schon nicht mehr zum Besitz von Z., das seit 1794 von den Franzosen besetzt u. mit dem Dep. Donnersberg verbunden war. Im Frieden von Luneville trat er es 1801 an Frankreich ab u. erhielt erst im Pariser Frieden 1814 den größten Theil zurück, der seitdem der bayer. Rheinpfalz einverleibt ist. Gleichzeitig wurden jedoch einige Ortschaften an Oldenburg, Homburg u. die preuß. Rheinprovinz abgegeben.

**Zweifel** heißt derjenige Zustand des Gemüths, in welchem es zwischen der Anerkennung entgegenstehender Gründe hin u. her schwankt. Der Z. kann sich entweder auf verschiedene Möglichkeiten des Handelns od. (so bes. bei dem religiösen Z.) des Erkennens u. Glaubens erstrecken. Wenn die letztere Art des Z.s zu einem dauernden Zustand, d. h. zum Verzicht auf die Möglichkeit fester Erkenntnisse wird, so heißt sie Skeptizismus (s. „Skepsis"). Zweifelhaft heißt, was dem Z. unterworfen ist, u. steht bald in subjektivem Sinne von Dem, der über die Wahl des Richtigen im Z. ist, bald objektiv von Dingen od. Urtheilen, sofern dieselben wahr od. falsch sein können.

**Zweifelderwirthschaft** ist diejenige Form der Körner- od. Felderwirthschaft (s. „Wirthschaftssysteme"), bei welcher immer nur je die Hälfte der Bodenfläche bebaut wird, während die andere Hälfte brach liegt. Sie ist den südeurop. Ländern, in den weniger kultivirten Distrikten Spaniens, in der ungar. Ebene ꝛc., verbreitet. Beim extensiven Betrieb der Z. wechseln Brache mit Sommer- od. auch Winterfrucht. Eine intensivere Z. findet sich in den kleineren Wirthschaften Steiermarks u. in Italien, wo gedüngter Mais mit Getreide bei Vorhandensein von Wiesen abwechselt. Größere Güter können von diesem System wegen der ungenügenden Vertheilung der Arbeitskräfte kaum einen Gebrauch machen.

**Zweiflügler**, s. v. w. Diopteren.

**Zweihänder** (Bimana), zoologische Bezeichnung für den Menschen, gegenüber den Affen od. Vierhändern.

**Zweihäusige Pflanzen** nennt man solche Gewächse, deren männliche u. weibliche Blumen getrennt von einander auf zwei verschiedenen Stämmen vorkommen, zum Unterschiede von solchen, deren getrennte Blumen auf einem u. demselben Stamme od. Stengel erscheinen. Zu jenen, botanisch auch diöcische im Gegensatz zu den monöcischen genannt, gehören z. B. alle in der 22. Linné'schen Klasse (Dioecia) vorkommenden Arten: Weiden, Pappeln, Wachholder, Sabine, Taxus, Hopfen, Hanf, Spinat, Gagel ꝛc.

**Zweihufer** (Bisulca) od. Spalthufer, s. v. w. Wiederkäuer (s. d.).

**Zweikammersystem** bezeichnet die in den meisten konstitutionellen Staaten vorhandene Einrichtung, die Vertretung des Volkes bei der Gesetzgebung, der Feststellung des Staatshaushaltes, überhaupt dessen Mitbetheiligung an der Regierung durch zwei selbständig für sich bestehende, nach verschiedenen Wahlgesetzen gewählte u. ernannte, getrennt berathende Körperschaften ausführen zu lassen. Man unterscheidet danach in England zwischen Ober- u. Unterhaus, in Frankreich zwischen Senat u. Nationalversammlung. Preußen besitzt ein Herrenhaus u. sein Haus der Abgeordneten, andere Staaten eine erste u. eine zweite Kammer. Die Betheiligung des Volkes an der Regierung, also eine Willensmeinung desselben über noch auszuführende Maßregeln od. eine Aeußerung über bereits vorliegende Thatsachen, gelangt erst dann zum giltigen Ausdruck, wenn für einen u. denselben Beschluß in jeder der beiden Kammern od. Häuser die Majorität der Stimmen erlangt worden ist. Gesetzesvorlagen sind in beiden Kammern zu berathen, Steuern u. Ausgaben von beiden Korporationen zu bewilligen. — In der Regel wird das Volkshaus (die II. Kammer, das Unterhaus) als eigentlicher Vertreter des Volkes, hervorgegangen aus einem entweder die Gesammtheit der Nation od. doch deren größeren Theil umfassenden Wahlgesetz, aufgefaßt, während die I. Kammer (Oberhaus, Senat, Herrenhaus) schon durch sein auf die besitzenden Klassen beschränktes Wahlgesetz u. durch die der Regierung überlassene Ernennung einer gewissen Mitgliederzahl als die Repräsentation der materiell bevorzugteren Bevölkerungsschichten, der alten Stände, angesehen werden kann. Schon aus diesem Grunde ist die I. Kammer meist konservativ od. doch regierungsfreundlich, die II. Kammer mehr demokratisch od. oppositionell gesinnt. Es fehlt nicht an Stimmen, welche eine derartige Zusammensetzung der Volksvertretung, des Landtags, als eine Einrichtung bezeichnen, welche die Verhandlungen ungebührlich verlängere, unnöthige Kosten verursache, bei Meinungsverschiedenheiten zwischen beiden Körperschaften zu keiner Entscheidung gelangen lasse, den Fortschritt hindere. Aus diesen u. anderen Gründen ist wiederholt das Einkammersystem empfohlen worden. Allerdings sind die Fälle nicht selten, in denen die I. Kammer berechtigte zeitgemäße Fortschritte auf politischem u. wirthschaftlichem Gebiete durch ihr Veto gehindert hat, dafür hat sie aber auch das Verdienst gehabt, in politisch erregten, zum Umsturz geneigten Zeiten mit ihrer konservativen Haltung das Land vor großem Schaden zu bewahren. Das Deutsche Reich besitzt in seinem Reichstage faktisch das Einkammersystem; der Bundesrath, in dem sämmtliche deutsche Regierungen vertreten sind, kann indessen mit einigem Vorbehalt als eine Art von I. Kammer od. Senat gelten, so daß die hier bestehende Ausnahme von dem Repräsentativsystem anderer Länder als eine vollgiltige kaum angesehen werden kann.

**Zweikampf** od. Duell (lat. Certamen singulare od. Pugna singularis, neulat. Duellum) ist ein Kampf zwischen zwei Personen mit gleichen Waffen u. nach bestimmten feststehenden Regeln, über deren Beobachtung gewählte Zeugen wachen. Ursprünglich, in der früheren christlich-german. Zeit, sollte der Z. ein Gottesurtheil herbeiführen. Den streitenden Parteien war es gestattet, den Ausgang eines Z.s, den entweder sie od. gewählte Stellvertreter ausfochten, über die Gerechtigkeit ihrer Sache entscheiden zu lassen. Das Duell war mithin ursprünglich ein Beweismittel, das der kindlich fromme Sinn für untrüglich hielt, weil Gott den Sieg des Unrechts nicht dulden könne. Der gerichtliche Z. (Wehading, Wehrding, in Frankreich später Plaid de l'épée genannt) war sogar eine der wesentlichsten Formen der Ordalien. Man erkannte jedoch bald, daß nicht die göttliche Gerechtigkeit, sondern menschliche Kräfte u. Zufälligkeiten den Ausgang bestimmten, u. die öffentliche Meinung richtete sich seitdem gegen den gerichtlichen Z., worauf derselbe aus den Gesetzen allmählich verschwand. Indeß finden sich, während schon der Langobardenkönig Rothar 643 gesetzliche Vorkehrungen gegen die Ueberhandnahme der Zweikämpfe getroffen, auch Dagobert u. Karl d. Gr. dieselben beschränkt u. die Päpste Nikolaus I., Stephan IV. (im 9. Jahrh.) u. Cölestin III. (gegen Ende des 12. Jahrh.) sie bekämpft hatten, zahlreiche Vorschriften über den gerichtlichen Z. (Kampfrecht, Jus duellicum) in den sog. Rechtsbüchern des 13. Jahrh., wie bes. in dem Sachsen- u. Schwabenspiegel, dem Magdeburger Weichbild ꝛc. In seiner heutigen Form ist das Duell aus den Turnieren u. aus dem Ritterwesen überhaupt hervorgegangen. Der Ritterstand legte sich ein Fehderecht bei, dessen Ausfluß der Z. war. Dieser war die ungefährlichere Form der Geltendmachung der Persönlichkeit durch Selbsthülfe. Die Betheiligten standen sich allein gegenüber, u. wie schlimm der Ausgang auch für Einen od. Beide sein mochte, so litt wenigstens kein Dritter. Ein großer Fortschritt würde es gewesen sein, wenn man das Fehderecht ganz im Z. hätte aufgehen lassen, doch diese Umwandlung vollzogen die Ritter nicht selbst, sie mußte vielmehr von der erstarkenden Fürstengewalt mit keineswegs sanften Mitteln erzwungen werden. Die Grumbach'schen Händel (s. d.), die in der unmittelbar auf die Reformation folgenden Zeit spielen, gelten gewöhnlich für die letzte Aeußerung des Fehderechts. Nicht lange nach ihnen suchte man so allgemein durch den Z. Selbstrache, daß die Staatsgewalt durch Gesetze u. oft mit äußerster Strenge Abhülfe suchte. In Gustav Adolf's Heer wurde zwar der Z. unter den Offizieren nicht gehindert, aber der Scharfrichter begleitete die Streitenden, um den überlebenden auf der Stelle hinzurichten. Wie der Schwedenkönig, so erreichten auch andere Heerführer, die nicht ganz so weit gingen, ihr Ziel nicht, u. man ließ dann mehr u. mehr eine Sitte gewähren, die von der öffentlichen Meinung entschieden in Schutz genommen wurde. Man schlug sich zu Fuß u. zu Pferde, u. wol immer hatten die Gegner mehrere Waffen: Schwert u. Dolch, Büchse u. Schwert, Pistole u. Schwert ꝛc. Der Z. mit mehreren Waffen zugleich erhielt sich lange. Die gewöhnlichste Verbindung war die des Schwertes u. des Dolches. Den letzteren,

der mehr die Bedeutung einer Schutzwaffe hatte, hielt der Duellant in der linken Hand, um damit Hiebe od. Stöße des Andern abzuwehren, aber es war ihm nicht versagt, den Dolch auch angriffsweise zu gebrauchen, u. er that dies bes. dann, wenn er mit seinem Schwerte die feindliche Klinge gebunden, d. h. durch starken Gegendruck für den Augenblick unschädlich gemacht hatte. Die Italiener u. Spanier sollen sich in diesem Gebrauch des Dolches am meisten ausgezeichnet haben. Die Deutschen fochten am liebsten auf den Hieb, obgleich sich auch bei uns eine Schule der Stoßfechtkunst ausbildete, aus der im vorigen Jahrh. berühmte Lehrbücher hervorgegangen sind; diese deutsche Schule des Stoßfechtens ist indeß jetzt ausgestorben. In der Zeit vom Dreißigjährigen bis zum Siebenjährigen Kriege ließen sich mehrere Perioden nachweisen, in denen das Duelliren zu einer wahren Wuth wurde. Je seltener die Kriege wurden, um so mehr tobte sich die Jugendkraft in Einzelkämpfen aus. Am franz. Hofe zumal wurde die Duellwuth zu einer förmlichen Pest, der die strengsten Verordnungen u. die Schrecken der Bastille keinen Einhalt zu thun vermochten. In der ersten Hälfte des genannten Zeitraums wurde das Blutvergießen dadurch vermehrt, daß die Sekundanten, die heute als Zeugen den regelmäßigen Hergang sichern, am wirklichen Kampfe Antheil nahmen. Diese Sitte war übrigens eine ältere, u. weder die Zeit ihres Entstehens, noch die ihres allmählichen Erlöschens ist nachzuweisen. In der langen Zeit seines Bestehens hat sich das Duell weit verbreiten, die verschiedensten Formen annehmen u. bis zu den Tiefen der Gesellschaft eindringen können. Es ist gewissermaßen auch ein Z., wenn belg. Stockfechter sich mit Besenstielen bearbeiten, wenn Engländer mit einander boxen ꝛc. Außerhalb Englands werden aber bei den gebildeten Ständen ausschließlich Pistolen, Säbel, Schläger u. Degen zum Z. benutzt. In den Verein. Staaten von Nordamerika tritt als fünfte Waffe die Büchse hinzu; auch ist dort als Pistole der Revolver in Gebrauch gekommen. Nirgends giebt es überhaupt rohere Duelle als dort. Die Renommisterei u. die grausame Gier nach Blut überbieten sich in Erfindung abschreckender Zuthaten zu den Zweikämpfen. Eine der nichtswürdigsten Variationen des modernen Duells, welche in jüngster Zeit aus Amerika sich leider auch nach Deutschland verirrt hatte, u. die ganz bes. unter dem Namen „amerik. Duell“ bekannt ist, ist die, daß die Gegner zwischen einer geladenen u. ungeladenen Pistole losen od. auch durch Würfel u. schwarze u. weiße Kugeln ihre „Ehrensache“ erledigen. In Europa gilt als Regel, daß jede Herausforderung eine motivirte sein muß. Welcher Art eine Beleidigung sein müsse, um zu einer Herausforderung zu berechtigen, läßt sich nicht erschöpfend angeben. In allen Ländern ist es Herkommen, die beiden Gegner, sobald eine Beleidigung gefallen ist, von fernerer persönlicher Berührung fernzuhalten. Was noch zu besorgen ist, übernehmen für Beide Freunde u. Bekannte. Jeder der beiden Gegner wählt sich aus diesen einen Vertrauensmann, der ihn später auch als Sekundant auf die Mensur begleitet. Die beiden Vertrauensmänner nehmen jeder das Interesse Dessen war, der sie gewählt hat, sollen aber ihr Möglichstes thun, eine Versöhnung herbeizuführen. Mißlingt ihnen dies, so bestimmen sie im Auftrage ihrer Freunde die Waffen, wie die besonderen Modalitäten über Zeit, Ort u. Charakter des Kampfes. Auf dem Kampfplatze haben sie unter der Aufsicht eines unparteiischen Dritten die Waffen in Ordnung zu bringen u. für die Beobachtung der Kampfregeln zu sorgen. Beim Duell auf Stoß od. Hieb springen sie dazwischen, wenn eine Verwundung vorgekommen od. ein „Gang“ beendet ist. Bei solchen Duellen müssen die Sekundanten geübte Fechter sein u. sind trotzdem nicht ganz gegen Verletzungen geschützt.

Das deutsche Studentenduell ist das häufigste von allen, u. man hat es eben darum mit der Zeit möglichst ungefährlich zu machen gesucht. Ueber eine Narbe, die ein Denkzettel fürs Leben bleibt, gehen heutzutage die Nachwirkungen der Duelle mit Schlägern od. Säbeln, die nach dem Verdrängen der Stoßwaffe die Herrschaft erhalten haben, selten hinaus, wenn auch keines ohne Lebensgefahr ist; selbst durch das Ende einer gesprungenen Klinge, das einem Paukanten in die Brust gefahren, ist schon ein tödlicher Ausgang herbeigeführt worden. Schon 1409, also gleich nach der Gründung der Universität Leipzig, erließ deren Rektor ein geharnischtes Mandat gegen das „Palgen“, wie man damals das studentische Duell nannte, doch ohne Erfolg. Dieses Palgen mittels der verschiedenartigsten Waffen war übrigens noch mehr ein Gelegenheitskampf od. gar ein hinterlistiger Angriff od. Ueberfall, als ein verabredetes Duell. Gewissermaßen künstlerisch ausgebildet u. behandelt wurde der studentische Z. zuerst in Jena. Schon 1550, also auch bald nach der Gründung der Universität, wurde dort eine akademische Fechtschule eröffnet u. ein Fechtmeister angestellt; der Degen erhielt eine „Rencontreklinge“, die für Hieb u. Stich gleich tauglich war. 1570 bat der akademische Senat von Wittenberg den Kurfürsten August von Sachsen um Bestätigung eines Statuts, durch das dem „Metzeln unter den Studenten gewehrt werden soll, damit die Universitäten nicht Lärmen- u. Palgeplätze od. Metzelhäuser seien.“ Doch wurde als Duellstrafe, selbst bei tödlichem Ausgange, nur einfache Relegation festgesetzt, die indeß nicht einmal zu strenger Ausführung kam. Bes. ward der Z. eine Lieblingsbeschäftigung des „Schoristen“, d. h. jenes alten rohen Studenten, der es für seine Lebensaufgabe hielt, dem jungen „Pennal“ das Studentenleben möglichst sauer zu machen. Seinen Höhepunkt erreichte das Duellwesen mit dem Dreißigjährigen Kriege. Ein Erfurter Professor schrieb 1636 hinsichtlich des Duells: „Sollte die gesammte Menge der Zerstummelten, Zerhackten, Gezeichneten u. Erwürgten beisammen sein, ich glaube, die dürfte ein volles Kriegsheer vorbilden!“ Als 1654 in Jena den Studenten wieder einmal ohne Erfolg das Degentragen auf der Straße durch ein fulminantes Mandat verboten worden war, raffte sich der Senat zu den allerstrengsten Strafandrohungen gegen den Duellunfug auf. Die Barbiere wurden vereidigt, jeden bei einer „Balgerei“ verwundeten Studenten bei Verlust des Handwerks u. Bürgerrechts der Universität anzuzeigen. Die in dieser „boshaften Selbststrafe betretenen Balger“ mit ihren Rathgebern, Beiständen u. Gesellen aber sollten sofort verhaftet, mit Güterentziehung, Infamirung ihrer Person, Landesverweisung, auch nach Umständen Lebens- u. Leibesstrafe belegt werden. Auch zwei- bis vierjährige Zucht-haus- u. Arbeitsstrafe u. bei Landeskindern Entziehung aller Benefizien u. der Aussicht auf ein Amt wurde angedroht. Der im Z. Gefallene sollte wie ein Missethäter durch den Nachrichter „auf der gemeinen Freien-Stätte“ begraben, der Mörder aber durch das Schwert hingerichtet u. sein Leichnam unterm Galgen begraben werden. Doch selbst dies half nicht viel. Das 18. Jahrh. war noch reicher an Studentenduellen als die wilde Zeit des Dreißigjährigen Krieges, obgleich die Roheit auf den Universitäten sich nach u. nach milderte; aber die jetzt entstandenen Studentenorden u. landsmannschaftlichen Verbindungen hatten in ihren Statuten den Hauptparagraphen: Die studentische Ehre kann nur durch das Duell rein erhalten werden. Auch in diesem Jahrh. war Jena der Haupttummelplatz des Duells, bes. des Duells mit tödlichem Ausgange. Daran war hauptsächlich der Stoßcomment Schuld, der sich seit dem Dreißigjährigen Kriege unter dem berühmten Fechtmeister Kreußler u. dessen Sohn hier eingebürgert u. ausgebildet hatte. Die vom alten Kreußler eingeführte Waffe war der deutsche Degen mit breiter Klinge, brauchbar für Hieb u. Stoß. Diese Waffe wurde noch gefährlicher, als man nach u. nach die Klinge um einige Zoll verlängerte u. die tellergroßen Stichblätter verkleinerte. Später traten an Stelle dieser mächtigen Stoßdegen die zierlichen, aber nicht minder gefährlichen „Parisiens“, nur auf Stoß berechnet, u. diese erhielten sich bis in die 40er Jahre des 19. Jahrh. Die alten Duellstrafen wurden 1709 umsonst wieder in Erinnerung gebracht u. verschärft. Erst gegen Ende des vorigen Jahrhunderts bereitete sich eine Aenderung vor. So konnte Schiller 1787 von Jena aus an seinen Freund Körner schreiben: „Im Ganzen sind die Sitten der hiesigen Studenten um sehr viel gebessert. Man hört auch wenig mehr von Duellen, doch vergeht keine Woche ohne irgend eine Geschichte.“ Fünf Jahre später verbanden sich mehr als 300 Jenaische Studenten zu Landsmannschaften u. richteten an den Landesherrn u. ersten Pfleger der Universität, Karl August von Sachsen-Weimar, die Bitte: er möge ihnen die Bildung eines Ehrengerichts aus der Mitte der Studenten zur Entscheidung über alle studentischen Ehrenhändel gestatten u. ihnen zur gemeinsamen Berathung u. Ausarbeitung eines Ehrencodex den Geheimen Rath v. Goethe u. die Professoren Schraubert u. Schütz als Kommissarien beiordnen, denn nur auf diesem Wege lasse sich das gemeingefährliche u. unsittliche Studentenduell gänzlich ausrotten. Karl August trat freudig diesem Plane bei. Ein vielparagraphiger Ehrencodex ward ausgearbeitet u. 3. Jan. 1792 in Goethe's Hände niedergelegt. Zugleich sandte man an alle deutschen Universitäten einen Abdruck des Codex nebst Rousseau's Briefen über den Z. mit der Aufforderung, gleichfalls das Duell abzuschaffen. Da erklärte Goethe plötzlich einer Studentendeputation: die Idee einiger Idealisten sei an u. für sich recht schön, aber der Geist des großen Haufens sei noch zu roh dafür. Hiermit war der ganze schöne Traum ins Wasser gefallen. Zwar wirkten die deutschen Befreiungskriege wie ein reinigendes Gewitter auf das studentische Duellunwesen, aber nur vorübergehend, denn die „Burschenschaften“, deren Bund auch mit gegen das blutige Duellspiel gerichtet war, wurden ja bald als demagogische Verbindungen verfolgt u. zertreten. Auch die Hoffnung, daß mit der endlichen Aufhebung, bez. Einschränkung der fast fünf Jahrhunderte alten akademischen Gerichtsbarkeit, womit man in neuester Zeit vorgegangen, dem Duellunfug unter den Studenten der Todesstoß gegeben worden sei, bez. werde, hat sich nicht erfüllt.

Hinsichtlich der Duelle unter den deutschen Offizieren hat Kaiser Wilhelm „in dem Vertrauen, daß edle Sitte u. guter Ton im Offiziercorps sich heimisch erhalten u. Privatstreitigkeiten u. Beleidigungen der Offiziere unter einander immer seltener vorkommen werden“, durch eine unterm 2. Mai 1874 erlassene Verordnung die Bildung von

Ehrengerichten bestimmt. Diesen Ehrengerichten ist von einem Offiziere, welcher mit einem andern Offiziere in eine die Ehre berührende Privatzwistigkeit geräth, hiervon Anzeige zu machen, worauf sie da, wo es die Standessitte irgend zuläßt, einen Sühneversuch vorzunehmen haben; falls dieser aber nicht gelingt, haben sie dahin zu wirken, daß die Bedingungen des Z.s zur Schwere des Falles in keinem Mißverhältnisse stehen. – In kriminalrechtlicher Beziehung kannte das Gemeine deutsche Recht keine Strafbestimmung wider den Z. als solchen, da sowol das Römische Recht als die Carolina darüber schweigen. Zwar kam, veranlaßt durch das infolge des Dreißigjährigen Krieges so sehr überhand genommene Raufen, unterm 30. Juli 1668 ein am 22. Sept. dess. J. auch vom Kaiser Leopold I. bestätigtes Reichsgutachten zu Stande, nach welchem schon die bloße Herausforderung sowie das wirkliche, jedoch ohne Tödtung vollzogene Duell an den Duellanten, Sekundanten u. anderen Gehülfen mit Entsetzung von allen Ehren nebst Landesverweisung od. nach Gelegenheit der Umstände an Leib u. Leben, das Duell aber, welches eine Tödtung zur Folge gehabt, an dem Tödtenden mit dem Schwerte u. an dem Entleibten mit der Entziehung eines ehrlichen Begräbnisses bestraft werden sollte. Allein dieses Reichsgutachten ist nie zur Publikation gelangt, also auch nie wahres Reichsgesetz geworden, wenn es auch in einigen Staaten als Landesgesetz publizirt wurde u. für andere Staaten die Veranlassung gegeben hat, daß bald darauf ähnliche Duelledikte u. Duellmandate erschienen. Das Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich nach den Gesetzen vom 15. Mai 1871 u. 26. Febr. 1876 bedroht schon die Herausforderung zum D. mit tödlichen Waffen sowie die Annahme einer solchen mit Festungshaft bis zu 6 Monaten. Festungshaft von 2 Monaten bis zu 2 Jahren tritt ein, wenn bei der Herausforderung die Absicht, daß einer von beiden Theilen das Leben verlieren soll, entweder ausgesprochen ist od. aus der gewählten Art des Z.s erhellt. Diejenigen, welche den Auftrag zu einer Herausforderung übernehmen u. ausrichten (Kartellträger), sollen gleichfalls mit Festungshaft bis zu 6 Monaten bestraft werden. Der Z. selbst zieht eine Festungshaft von 3 Monaten bis zu 5 Jahren nach sich, u. wenn der Z. ohne Sekundanten stattgefunden, so kann die verwirkte Strafe bis um die Hälfte erhöht werden. Wer endlich einen Andern zum Z. mit einem Dritten absichtlich, insonderheit durch Bezeigung od. Androhung von Verachtung anreizt, wird, falls der Z. stattgefunden hat, mit Gefängniß nicht unter 3 Monaten bestraft. Betreffs außerdeutscher Staaten ist bes. die Behandlung des Duells in Frankreich bemerkenswerth. Der Code pénal schweigt ganz über den Z. Hierdurch entstand viel Streit über die Strafbarkeit dieser Handlung. Bis zum J. 1818 erkannten die meisten Gerichtshöfe u. auch der Kassationshof, daß die im Duell vorgefallene Tödtung od. Verwundung unter die gewöhnlichen Strafgesetze über Tödtung od. Verwundung nicht subsumirt werden könne, wenn nicht Déloyauté (vorsätzliche Uebertretung der verabredeten od. konventionellen Kampfregeln) vorhanden sei. Seit dieser Zeit gerieth die Praxis aber ins Schwanken, u. im J. 1837 änderte auch der Kassationshof seine frühere Ansicht, indem er durch Arrêts vom 27. Juni u. 15. Dez. 1837 sowie vom 13. April 1838 die gewöhnlichen Strafgesetze auf den Z. für anwendbar u. nam. auch die Sekundanten u. Zeugen als Complicen der Tödtung od. Verwundung für strafbar erklärte. — Vgl. Thurmann, „Bibliotheca duellica“ (Lpz.); v. Bühler, „Ueber das Duell“ (Ulm 1837); Geniß, „Der Z.“ (Berl. 1848); Hengstenberg, „Das Duell u. die christl. Kirche“ (ebd. 1856); Edler v. Seidel, „Der Z. u. dessen Beurtheilung in der österr. u. preuß. Armee“ (Laibach 1869); Schramm, „Ein Pereat den Duellen“ (Lpz. 1869); Egenter, „Ueber Duell u. Ehre“ (mit besonderer Rücksicht auf Studentenduelle, ebd. 1875); Vallée, „Le duel, ses lois, ses règles, son histoire“ (Par. 1877).

**Zweischattige** heißen die Bewohner der heißen Zone, deren Schatten, weil die Sonne durch ihren Scheitelpunkt geht, bald nord-, bald südwärts fällt.

**Zweites Gesicht,** das second sight der Engländer, nennt der Aberglaube das durch erregte Phantasie entstandene Sehen eines Doppelgängers, wobei der Mensch sich selbst vor sich zu schauen meint; es soll dies ein böses Zukunftszeichen sein, weil der Mensch, so ist der Glaube, der das Z. G. habe, im Laufe des Jahres sterbe. In weiterem Sinne bezeichnet man als „Z. G.“ verschiedene Todesvorahnungen; dies sind nam. solche, wo man imaginäre Bilder von Leichenzügen, Todten im Sarge, den Tod auf ein Haus zuschreitend ꝛc. zu erblicken wähnt. Solcher Volksaberglaube ist nicht blos in Deutschland, sondern auch über fast ganz Europa verbreitet, u. der Spiritismus (s. d.) zieht aus Beispielen, wo die Vorahnung eingetroffen zu sein scheint, die angeblichen Beweise für einen thatsächlichen Verkehr mit dem Jenseits u. mit Geistern. Nach der abergläubischen Annahme haftet eine solche Sehergabe vorzugsweise an einzelnen Personen, auch soll sie in manchen Familien erblich sein. Die Erscheinung darf nicht angeredet werden, sonst wird der Mensch unglücklich, eben so wenig darf man das Gesehene weiter erzählen. Auch anderen Menschen, als denen, welche die Gabe des Z. G.s haben (Geistersichtigen), bekunde sich die Zukunft durch Gesichte u. Geräusch. Töne, Schall- u. Lichterscheinungen, die man meint sich nicht erklären zu können, werden als Hindeutungen auf Ereignisse aufgeführt, welche zeitlich od. räumlich noch weit entfernt sind. Solche sog. „Ahnungen“, Vorempfindungen, Visionen, prophetische Sinneswahrnehmungen sind gewissermaßen Traumbilder im wachen Zustande; sie haben ihren Ursprung in einer krankhaften Seelenverstimmung, die sich fixiren kann u. aus welcher die großen, bisweilen epidemisch auftretenden Erscheinungen der Visionäre, des religiösen Verzücktseins, andererseits die Clairvoyance des von Mesmer (s. d.) u. Puységur erfundenen „Lebensmagnetismus“ u. die Hellseherei im Somnambulismus (s. d.) ihren Ursprung herleiten.

**Zwenkau,** Stadt mit 3094 E. (1875) in der königl. sächs. Kreishauptmannschaft Leipzig, unfern der Weißen Elster u. an der Eisenbahnlinie Leipzig-Gaschwitz-Meuselwitz, ist Sitz eines Gerichtsamtes, hat eine Pulverfabrik, treibt viel Korbmacherei u. Strohflechterei u. fertigt Papierlaternen u. Cigarren. — Z. ist eine der ältesten Städte Sachsens, die schon 974 Kaiser Otto II. dem Stifte Merseburg schenkte.

**Zwentibold,** nur eine andere Form des Namens Swatopluk, hieß ein Fürst von Mähren, der sich 870 u. 872 Karlmann, dem Sohne Ludwig's des Deutschen (s. d.), unterwarf, aber von Karl dem Dicken u. von Arnulf von Kärnthen (s. d.) vergebens angegriffen wurde u. nicht zur Leistung des Lehnseides gezwungen werden konnte. Indem er die Völker an der Moldau, Oder u. Weichsel unterwarf, plante er ein slavisches Universalreich u. blieb unbesiegt, obwol Arnulf die Magyaren gegen ihn zu Hülfe rief. Sein Reich zerfiel mit seinem Tode 894. — **Z.** war auch der Name eines natürlichen Sohnes des Kaisers Arnulf, weil ihn — in der kurzen Zeit der Unterthänigkeit — jener Z. aus der Taufe gehoben hatte. Er wurde von seinem Vater 895 zum König von Lothringen u. Oberburgund gemacht, aber schon 900 verjagt u. fiel in einer Schlacht an der Maas 13. Aug. 900.

**Zwerchfell** (Diaphragma), ein dünner, platter, in seiner Mitte sehniger Muskel, der eine quere Scheidewand zwischen Brust- u. Bauchhöhle bei den Säugethieren bildet u. von der Speiseröhre u. den großen Gefäßstämmen durchsetzt wird. Das Z. unterstützt durch seine Zusammenziehungen, indem es den Brustraum erweitert, die Lungen im Akte der Einathmung, ebenso durch Verengern der Bauchhöhle im Verein mit den Bauchmuskeln die Unterleibsorgane bei ihrer Entleerung nach oben u. unten, wie auch den Geburtsakt. Bei den Vögeln ist ein Z. nur rudimentär vorhanden.

**Zwerg** nennt man einen Menschen von ungewöhnlich kleiner Statur. Das klassische Alterthum kennt verschiedene Sagen von sog. Zwergvölkern, welche es Pygmaen (vom griech. πυγμή, Elle) nannte. Schon Homer spricht von ihnen u. läßt sie an den Ufern des Ozeans wohnen, wo sie mit den Kranichen Krieg führen sollen (Il. III. 5 ff.). Plinius (H. N. VI. 35. VII. 2) versetzt sie in das Innere von Afrika an die Nilquellen. Auch die alte Kunst hat sie vielfach benutzt u. als Gegensätze zu Herakles gebraucht (Philostr. Imag. II. 21). Jedenfalls haben aber die Sagen der alten Geographen über Wundermenschen diese letztere Auffassung als Karikaturen hervorgerufen, u. man hat sich unter ihnen weder ein wirkliches Volk (nach Einigen die Chinesen), noch mythische Wesen zu denken. Etwas Anderes aber ist es mit ihnen in der germanischen Mythologie u. dem daraus entstandenen deutschen Volksglauben, in welchem sie noch lange eine große Rolle spielten. Nach der Edda entstanden die Z.e (Dverger) noch vor den Menschen (Voluspa 9) als eine Art Zwischenwesen zwischen diesen u. den Göttern, lebten Anfangs als Maden in dem Leichnam des Riesen Ymir, erhielten durch den Beschluß der Götter Menschengestalt u. Menschenverstand u. wohnten in der Erde u. den Steinen. In der älteren Edda werden sie als gleichbedeutend mit den Schwarzelfen dargestellt. In den alten deutschen Heldenliedern werden sie als verwandt mit den Helden geschildert; von ihnen kommen Zaubersteine, Gold, Waffen (sie sind vorzüglich geschickte Schmiede), Schmuckgegenstände ꝛc., allein ihre Geschenke sind immer verderblich, weil sie in Gold bestehen, mit dem die Sünde in die Welt kam. Sie sind sehr schlau, verstehen sich unsichtbar zu machen u. Denen zu schaden, welche sie beleidigt haben, sind aber an die Dunkelheit gebunden, können also bei Tage nicht arbeiten. Nach Mone's Erklärung bedeuten sie das unorganische Leben im Schoße der Erde u. stellen die Metall- u. Erzadern (als Maden in Ymir's Fleisch) vor, welche die Gebirge durchziehen. Während nun aber in der deutschen Sage die Riesen, ihre Gegensätze, nur der Vergangenheit angehören, haben sie sich im Volksglauben bis auf die Gegenwart erhalten u. sind in die Kobolde übergegangen, erscheinen bald als gutartige, aber leicht zu reizende Wesen, die in menschlichen Wohnungen

sich aufhalten u. zuweilen mit Menschen verkehren, bald als boshafte Gesellen (in den Bergwerken), welche die Menschen necken u. verderben. In der Oberlausitz (hier wohnen sie als Querxe im Breiten Berge bei Zittau) u. in Schlesien sowie auf den Shetländischen Inseln glaubt man noch immer an ihre Existenz u. ihr Einwirken auf das Leben der dortigen Bevölkerung, betrachtet sie aber stets als materielle Wesen. Z.e als Lustigmacher an Höfen zu halten, ist eine sehr alte Sitte. Schon die röm. Kaiser, z. B. Augustus (s. Sueton. Aug. 83), Tiberius (ebd. Tib. 61), Domitianus, der aus ihnen eine Fechtergesellschaft errichtete (Stat. Silv. I. 6, 57), Commodus (Lamprid. 17) vergnügten sich an solchen Persönlichkeiten, allein mit Alexander Severus, der Z. u. Zwerginnen von seinem Hofe verbannte (Lamprid. 34), hörte diese Mode wieder auf. Im Mittelalter scheint dieselbe wieder aufgekommen zu sein, denn es geschieht derselben mehrfach Erwähnung. In der Zeit nach der Reformation werden solche in Frankreich unter Franz I., Heinrich II. u. Ludwig XIII., in Oesterreich unter Erzherzog Ferdinand (1568), in Brandenburg unter Kurfürst Joachim Friedrich, in Rußland unter Peter d. Gr., der (24.) 13. Nov. 1710 die berühmte Zwergenhochzeit, bei der 72 Z.e erschienen, feierte, in der Türkei unter Kaiser Soliman II., in Lothringen (hier lebte am Hofe König Stanislaus Lesczynski's der kleinste Z. aller Zeiten, Bebe, nur 33 Zoll hoch, gest. 1764, 23 Jahre alt), in Spanien (unter Karl II. ein Hofzwerg Pepe), in Sachsen (unter August dem Starken werden der Azteke Hante, Hans Tramm, Paul Pischoffsky als Hofzwerge u. Anna Lentz als Hofzwergin angeführt) u. in Bayern (im Münchener Hofkalender von 1785 werden noch drei Hofzwerge aufgezählt) genannt. Im älteren deutschen Recht wurden die Z.e den Krüppeln gleichgeachtet; sie waren weder lehens- noch erbfähig, mußten aber von ihren nächsten Verwandten, die statt ihrer erbten, ernährt u. verpflegt werden.

**Zweter,** Raimar v., s. „Raimar".

**Zwetschen,** s. v. w. Pflaumen (s. d.).

**Zwickau,** Hauptstadt der gleichnamigen sächs. Kreishauptmannschaft (83,9 □M. mit 1,031,905 E. [1875]), mit 31,491 E., liegt in 260 m. Seehöhe in einem fruchtbaren, von sanften Höhen umschlossenen Becken an der Zwickauer Mulde, an den Linien Dresden-Reichenbach, Werdau-Schwarzenberg u. Z.-Falkenstein-Oelsnitz der sächs. Eisenbahnen, ist Sitz der Kreishauptmannschaft u. einer Amtshauptmannschaft, eines Appellationsgerichts u. eines Hauptsteueramts, hat ein Gymnasium mit einer 20,000 Bände starken Schulbibliothek, eine Realschule, eine Handelsschule 2c., das königl. Schloß Oberstein, jetzt Korrektions- u. Arbeitsanstalt für 900 Sträflinge, das 1843 gegründete Kreiskrankenstift, fünf Kirchen, darunter die im spätgoth. Stile erbaute Marienkirche mit Glasmalereien, kostbarem Flügelaltar u. wohlerhaltenen Grabmälern Zwickauer Patrizier, hat Porzellan-, Steingut u. Chamottewaarenfabrikation, eine Glasfabrik, eine Faßfabrik 2c. Seine Haupterwerbsquelle aber ist der Steinkohlenbau. Man zählt um Z., in den Dörfern Planitz, Bockwa, Oberhohndorf, Reinsdorf, Schedewitz, Neudörfel u. Marienthal 128 Schächte, deren tiefster, der Brückenberg-Schacht, erst in 650 m. die Kohle erreicht, bis 760 m. getrieben ist u. 7 Flötze mit 14 m. Gesammtmächtigkeit durchteuft. Im ganzen Kohlenbezirke sind 134 Dampfmaschinen (1876) mit Hebung der Kohlen u. der Grubenwässer beschäftigt. Die Zahl der Arbeiter beträgt nahezu 9000. In dem benachbarten Cainsdorf ist das Eisenhütten- u. Walzwerk „Königin Marienhütte" u. das Alaun-, Vitriol- u. Schwefelwerk „Wilhelmina." — Z. (neulat. Cynea, d. i. Schwanenstadt) soll den Namen von dem slav. Feuergott Zwicz haben; seine Entstehung verdankt es den Sorben, die es zum Hauptorte des Gaues Z. od. Schwanfeld machten. 1118 ging es von der böhm. Krone an die Stifterin der Marienkirche, Gräfin Bertha von Groitzsch, über u. fiel nach ihrem Tode an das Haus Wettin. 1212 erlangte Z. Stadtgerechtigkeit, wurde 1290 Reichsdomänenstadt u. kam 1348 in den erblichen Besitz der Markgrafen von Meißen. Zu großer Blüte gelangte die Stadt durch die Entdeckung der Schneeberger Silbererze 1470. Durch den Dreißigjährigen u. später noch durch den Siebenjährigen Krieg wurde Z. sehr hart mitgenommen u. hat sich vollständig erst in diesem Jahrh. durch Aufblühen des Kohlenbergbaues von den damaligen Schlägen erholt.

**Zwieback** (franz. biscuit), ein Gebäck aus Weizenmehl, durch Hefe aufgetrieben, welches ursprünglich seinen Namen daher hat, daß es zweimal gebacken wurde, indem aus einem einmal gebackenen Brote dünne Schnitte abgeschnitten werden, die nochmals gebacken od. vielmehr geröstet werden. Der Schiffszwieback ist ein hartes, schwer verdauliches, dem ungewohnten Gaumen nicht zusagendes Brot von großer Haltbarkeit.

**Zwiebel** (bulbus) eine Pflanzenbildung, die ihrer Entwicklung nach eigentlich als eine Knospe auf einem unterirdischen verkürzten Stengel anzusehen ist. Sie besteht aus der Zwiebelscheibe, welche den Stengel vertritt, aus schuppenförmig sich deckenden Rindenblättern, welche oft fleischig werden, u. aus einer Knospe, welche end- od. seitenständig sich zur eigentlichen Pflanze ausbildet. Die Rindenblätter treten entweder als Schuppen (Lilie), od. schalig (Hyacinthe), od. netzhäutig (bei vielen Schwertelarten u. a.). Die Zwiebelform selbst gehört nur der Pflanzenklasse der Monokotylen an u. kann eine große Menge von Gestalten durchlaufen, welche jedoch sämmtlich auf die vorstehend genannten sich zurückführen lassen. Unter Zwiebelbrut versteht man diejenigen kleineren Z.n, die zwischen den Rindenblättern aus der bewurzelten Zwiebelscheibe hervorwachsen. Mit dem Blühen ist das Leben einer einzigen Z. vollbracht, neue Blumen können sich nur aus Nebenzwiebeln entwickeln, die ihrerseits wieder zu Mutterzwiebeln auswachsen. Charakteristisch für manche Z.n ist ihr scharfer Saft, welcher sie als Nahrungsmittel od. Gewürze Verwendung finden läßt.

**Zwillinge** heißt in der Astronomie außer einem Zeichen der Ekliptik (s. d.) ein Sternbild auf der Ekliptik im Zeichen des Krebses zwischen den Sternbildern Fuhrmann, Teleskop, Luchs, Krebs, kleiner Hund, Orion u. Stier. Es zeigt drei Sterne 2. Größe, nämlich einen an den Füßen, zwei (Castor u. Pollux) an den Köpfen, ferner fünf Sterne 3. Größe sowie eine Anzahl noch kleinere. Den Namen hat es von einer Mythe der Alten, nach welcher das Dioskuren-Zwillingspaar an jene Stelle des Himmels versetzt worden sei.

Nr. 5695. Sternbild der Zwillinge.

**Zwillinge.** Der Fall, daß zwei od. mehr Kinder bei einer Geburt das Licht der Welt erblicken, ist ziemlich selten; im großen Ganzen stellt sich das Verhältniß der Einzelgeburten zu den Mehrgeburten so, daß man etwa eine Zwillingsgeburt auf 83 Geburten, eine Drillingsgeburt auf 8000 Geburten u. eine Vierlingsgeburt auf fast 400,000 Geburten rechnen kann. Von diesem Durchschnittsverhältnisse weichen die einzelnen Länder ein wenig ab: man zählte in Frankreich erst auf 92, in Preußen auf 89, in Württemberg auf 86, in Sachsen auf 87, in England auf 63, in Böhmen auf 51 Geburten eine Zwillingsgeburt. Bekanntlich zeichnen sich die Zwillingspaare öfters durch eine besondere Aehnlichkeit aus. In manchen Familien kommt die Geburt von Z.n relativ häufig vor. Von Zwillingsschwestern soll nicht selten die eine derselben unfruchtbar sein. Eine Zwillingsschwangerschaft kann auf zweifache Weise entstehen. Bei Lösung zweier Eier vom Eierstock des mütterlichen Organismus u. bei gleichzeitiger Befruchtung derselben werden sich Z. entwickeln, die gesonderte Eihüllen u. Mutterkuchen (Placenten) besitzen; dagegen läßt die Zusammenlagerung von Z.n in gemeinschaftlichen Eihüllen die Annahme zu, daß sich an ein u. demselben Ei der Keim getheilt u. zu zwei getrennten Organismen ausgebildet habe. In solchem Falle kann sich auch eine sog. Doppel- od. Zwillingsmißbildung durch Verschmelzung der beiden Organismen bilden, u. man unterscheidet drei Reihen solcher Mißbildungen: 1. vorderes, 2. hinteres, 3. paralleles Doppeltsein; unter diesen Doppelmonstren kommen als verschiedene Formen vor: Doppelgesicht (Diprosopus), Doppelkopf (Dicephalus), Doppeloberkörper (Ischiopagus, Hypogastrodidymus), Doppelsteiß (Dipygus), Scheitelvereinigung (Kraniopagus), Gesicht-, Hals- u. Brustverschmelzung (Prosopo-Thoracopagus), Brustverschmelzung (Thoracopagus, Synthorax), Aufsitzen eines unentwickelten Fötus am Gaumen eines reifen Fötus (Epignathus). Man hat diejenigen Fälle, bei denen einer normal entwickelten Frucht eine andere, unvollkommen gebildete Frucht äußerlich anhängt, od. bei denen letztere von

der ersteren umschlossen wird, als „Parasitenbildung" (Foetus in Foetu) bezeichnet. Die Fälle aber, wo neben einem gut entwickelten Fötus ein zweiter unentwickelter geboren wird, faßte man als Ueberschwängerung (Superfoecundatio) od. Ueberfruchtung (Superfoetatio) auf. Von lebenden Zwillingsmißbildungen wurden berühmt: die siamesischen Z. (s. d.), dann die sardin. Schwestern Ritta u. Christina, die zwei Köpfe u. Hälse, vier Oberextremitaten u. nur einen Unterkörper hatten, die ungarischen Schwestern Helena u. Judith, die nur am Kreuzbein zusammenhingen, u. A. Vgl. L. Kleinwächter, „Die Lehre von den Z.n" (Prag 1871).

**Zwinger** heißt bei den alten Stadtbefestigungen der Raum zwischen der Festungsmauer und der Stadt (s. „Befestigung"), wo sich die streitbare Mannschaft zur Vertheidigung aufhielt.

**Zwingli,** Huldreich (Ulrich), der Reformator der deutschen Schweiz, geb. 1. Jan. 1484 zu Wildhaus im obern Toggenburg als Sohn eines wohlhabenden Bauern; erhielt den ersten Unterricht seit 1492 zu Wesen, woselbst der Bruder seines Vaters Pfarrer war, seit 1494 auf der St. Theodorsschule in Basel, seit 1496 bei dem berühmten Humanisten Heinrich Wölflin in Bern. Die Versuche der dortigen Dominikaner, Z. für ihren Orden zu gewinnen, wurden noch rechtzeitig durch seine Familie vereitelt. Von 1499—1501 studirte er unter dem Namen Cogentius zu Wien, dann bis 1506 in Basel, wo er zugleich als Lehrer des Lateinischen an der Martinsschule thätig war. Nachdem er 1506 Magister geworden u. vom Bischof von Konstanz die Priesterweihe empfangen hatte, folgte er Ende des Jahres einem Ruf als Pfarrer nach Glarus. Mit einer damals seltenen Gewissenhaftigkeit verwaltete er dieses Amt u. setzte daneben eifrig das Studium der Klassiker sowie das der Bibel fort; doch erst um 1515 wurde sein Glaube an die Autorität der päpstlichen Kirche erschüttert. Mehr bekümmerte ihn bis dahin der politische u. sittliche Verfall seines Vaterlandes, dessen Hauptgrund er seit 1510 mit Recht in dem auswärtigen Söldnerdienst der Schweizer, dem sog. „Reislaufen", erblickte. Die Verwilderung des Lagerlebens lernte er 1512 u. 1515 als Feldprediger in der Lombardei aus eigener Anschauung kennen. Sein Eifern gegen diese Schäden zog ihm jedoch bittere Feindschaften zu, so daß er im Sommer 1516 seine Pfarrei mit der Stelle eines Pfarrhelfers zu Einsiedeln im Kanton Schwyz vertauschte. Obgleich Z. schon damals einfach das biblische Evangelium predigte, seit 1517 die Unhaltbarkeit des Papstthums klar erkannte u. 1518 energisch gegen den Ablaßkrämer Samson in Schwyz auftrat, so kam es doch keineswegs zum Bruch zwischen ihm u. seinen Oberen, da er bis dahin noch immer eine Reformation durch die Bischöfe selbst erhofft u. mündlich u. schriftlich oft begehrt hatte. In seine weltgeschichtliche Stellung trat er erst ein durch die Annahme der Stelle eines Leutpriesters am Großmünster zu Zürich (1518). Er begann mit der Erklärung vor dem Großen Rath, nur das biblische Evangelium predigen zu wollen, u. machte damit Neujahr 1519 den Anfang. Der Erfolg seiner Predigten war so gewaltig u. wurde durch seine Aufopferung während der Pest von 1519, durch die er selbst dem Tode nahe kam, so unterstützt, daß der Rath schon 1520 allen Predigern die Nachahmung Z.'s in der Verkündigung des Evangeliums gebot. Im April 1521 in die Stellung eines Chorherrn eingetreten, begann Z. 1522 die eigentliche Reformation mit dem Widerspruch gegen die Fastengebote; demselben Gegenstand galt auch seine erste reformatorische Schrift vom 16. April 1522. Vergebens forderte eine bischöfliche Deputation am 27. Mai von der eidgenössischen Tagsatzung zu Luzern ein Einschreiten gegen den Neuerer. Vielmehr begehrten nun die von Z. einberufenen evangelischen Prediger vom Bischof u. der Tagsatzung Freigebung der evangel. Predigt u. der Priesterehe (Z. selbst hatte um dieselbe Zeit mit Anna, geb. Reinhard, der Wittwe eines Joh. Meyer v. Knonau, eine sog. Gewissensehe geschlossen, die er erst 2. April 1524 kirchlich einsegnen ließ). Zur Schlichtung des Streits veranstaltete der Rath 29. Jan. 1523 das erste Religionsgespräch zu Zürich, aus welchem Z. mit seinen 67 Thesen als Sieger hervorging. Schon damals trat die Grundanschauung Z.'s über das Verhältniß von Staat u. Kirche klar zu Tage. Sein Ideal war (wie nachmals dasjenige Calvin's) die sog. Theokratie. Nicht die Kirche sollte den Staat beherrschen, aber der Staat sollte durch u. durch christlich u. kirchlich sein. Daher seine Forderung, daß die Kirche auf echt demokratischer Basis, dem Willen der Gemeinde, beruhen solle. Damit hing endlich auch für ihn die Hereinziehung politischer Fragen zusammen, die für ihn keineswegs, wie behauptet ist, im Vordergrunde standen. Aber ihm erschien die religiöse Reform unmöglich, so lange der Staat noch an solchen Gebrechen litt, wie sie das Reislaufen u. die Abhängigkeit der herrschenden Geschlechter von ausländischen Pensionen mit sich brachte. Dabei verfuhr er übrigens in der Abschaffung der Mißbräuche mit Besonnenheit. Als im Herbst 1523 von einigen Uebereifrigen Unruhen wegen der Bilderverehrung angezettelt wurden, ließ er diese Frage sowie die der Messe auf einem zweiten Religionsgespräch zu Zürich (26.—28. Okt.) zum Austrag bringen; gegen die Abschaffung erhob sich kaum eine Einrede. Auf Begehren des Rathes gab sodann Z. in der „kurzen christlichen Einleitung" vom 17. Nov. eine Anweisung zur friedlichen Fortsetzung der Reformation.

Nr. 5696. Huldreich Zwingli (geb. 1. Jan. 1484, gest. 11. Okt. 1531).

So wurden 15. Juni 1524 überall in aller Stille die Bilder entfernt; Ostern 1525 hielt Z. zum ersten Male das Abendmahl nach apostolischer Weise in Form eines sog. Liebesmahls. Bekanntlich bildete die Abendmahlsfrage einen Hauptstreitpunkt zwischen Z. u. den deutschen Reformatoren. Ersterer hatte bereits 1524 in einem Schreiben an Matth. Alber zu Reutlingen das Abendmahl im Sinne eines bloßen Gedächtnißmahles erklärt; die Worte „das ist mein Leib ꝛc." besagen nach Z. nur „das bedeutet meinen Leib". Alle Versuche eines Ausgleichs blieben erfolglos; so noch zuletzt das Religionsgespräch zu Marburg (1.—3. Okt. 1529), zu welchem Philipp von Hessen sowol Luther u. Melanchthon als Z. u. Oekolampadius von Basel berufen hatte. Luther wies die von Z. unter Thränen dargebotene Hand mit den Worten zurück: „Ihr habt einen andern Geist empfangen". Immerhin blieb jene persönliche Berührung nicht ohne gute Wirkung auf beide Theile. Eingehende Thätigkeit widmete Z. seit Ostern 1525 als „Schulherr" auch dem Schulwesen in Zürich u. legte den Grund zu der nachmals blühenden Pflanzschule für evangelische Prediger. Gleichzeitig gab er über seinen theologischen Standpunkt ausführlich Rechenschaft in dem „Commentarius de vera et falsa religione". Dabei hatte er im Innern langwierige Kämpfe (1523—27) gegen das Treiben der Wiedertäufer zu bestehen; zugleich erhob auch die katholische Partei immer drohender ihr Haupt u. setzte es durch, daß die längst geforderte öffentliche Disputation nicht in Zürich, sondern (16. Mai bis 8. Juni 1526, bes. zwischen Eck u. Oekolampadius) in dem strengkatholischen Baden stattfand. Z. selbst durfte sich auf Gebot des Rathes nicht der Lebensgefahr aussetzen. Das Resultat war die Verhängung des Bannes über Z. u. seine Anhänger. Dies hinderte jedoch nicht seine Betheiligung an dem wichtigen Religionsgespräch zu Bern (7.—27. Jan. 1528),

welches den Sieg der Reformation im größten Theile der deutschen Schweiz entschied. Dieser Erfolg, welcher Z. auf den Gipfel seiner Bedeutung erhob, wurde doch für ihn verhängnißvoll. Es bemächtigte sich seiner eine unruhige Hast, den Sieg des Evangeliums in der Eidgenossenschaft um jeden Preis zu vollenden; als eine Art von Volkstribun nahm er jetzt zu weitschauenden politischen Plänen seine Zuflucht. Da die fünf inneren Kantone nicht nur mit Freiburg u. Wallis einen Sonderbund geschlossen, sondern auch mit dem Erzherzog Ferdinand von Oesterreich Verbindungen angeknüpft hatten, stellte ihnen Z. einen protestantischen Bund, das sog. „christliche Bürgerrecht", gegenüber. Den ersten Auszug der Züricher gegen die fünf Kantone (5.—9. Juni 1529) begleitete Z. mit einer Hellebarde bewaffnet u. war sehr unzufrieden darüber, daß am 10. Juni durch den Landamman Aebli von Glarus der Friede bei Kappel nochmals vermittelt wurde. In Voraussicht des baldigen Kampfes war er sogar in Marburg (s. o.) bemüht, aus eigener Vollmacht ein Bündniß mit Philipp von Hessen zu Stande zu bringen. Doch schloß sich demselben im Sommer 1530 außer Zürich nur noch Basel an, u. die Verbindungen, die Z. um dieselbe Zeit mit Venedig u. Frankreich anknüpfte, blieben ohne Erfolg. In Zürich war unterdeß seine Stellung äußerst schwierig geworden. Die patrizische Partei war theils durch Z.'s Kampf gegen das Reislaufen u. die fremden Pensionen, theils durch die kirchliche Zucht gegen den Großen Rath u. das strenge „Sittenmandat" vom 26. März 1530 schwer gereizt; dazu scheuten die wahrhaften Patrioten den von Z. geforderten Bürgerkrieg. Obwol er selbst von düsteren Ahnungen erfüllt war u. öfter seinen nahen Tod vorhersagte, bot er doch die Hand zu der ziemlich gewaltsamen Einführung der Reformation in allen Gebieten, die zugleich dem Einfluß Zürichs u. der katholischen Kantone unterlagen. An dem Reichstage zu Augsburg betheiligte er sich indirekt durch die Einsendung seiner „Fidei ratio" an Karl V.; wichtiger ist jedoch seine (lat.) Abhandlung über die göttliche Vorsehung vom 20. Aug. 1530. Unterdeß war die gegenseitige Erbitterung in der Eidgenossenschaft auf den höchsten Grad gestiegen. Z. verstieg sich jetzt sogar zu dem Gedanken, mit Hülfe Berns eine völlige Umgestaltung des Schweizer Bundes herbeizuführen. Gegen seinen Willen ließ sich jedoch Bern nur zu einer Absperrung der Zufuhr für die inneren fünf Kantone herbei (15. Mai 1531). Vergebens forderte Z. 26. Juni vom Großen Rath seine Entlassung; in ehrenvollster Weise wurde sein Gesuch abgelehnt. Am 9. Okt. erschien plötzlich die Kriegserklärung der zur Verzweiflung gebrachten fünf Kantone. Zürich hatte ihnen nur eine kleine, schnell zusammengeraffte u. schlecht geführte Schar entgegenzustellen; Z. begleitete dieselbe als Feldprediger zu Pferde. Am 11. Okt. 1531 kam es bei Kappel zur blutigen Entscheidung, die für Zürich vernichtend ausfiel. Von einem Stein- u. Speerwurf verwundet, fiel Z. unerkannt den Siegern in die Hände; da er die Zumuthung der Beichte durch Kopfschütteln abwies, versetzte ihm der Hauptmann Vokinger aus Unterwalden den Todesstreich. Andern Tags wurde seine Leiche erkannt, geviertheilt u. vom Henker verbrannt, die Asche aber in alle Winde gestreut. — Ueber die politische Verirrung der letzten Jahre Z.'s hat die Geschichte gerichtet; nicht minder aber hat sie die echte Größe des Mannes, die Lauterkeit seines Charakters u. Strebens gegenüber allen Verunglimpfungen zu höchsten Ehren gebracht. Eine Sammlung der Schriften Z.'s wurde zuerst von seinem Schwiegersohne Gualtherus (4 Bde., Zür. 1545; auch 1581) besorgt; eine vollständige Ausgabe mit Einschluß der deutschen Originale veranstalteten Schuler u. Schultheß (8 Bde., ebd. 1828—42; Supplemente 1861), eine Auswahl endlich Christoffel (15 Bde., ebd. 1843 f.). Die Hauptquellen für das Leben Z.'s sind die Reformationsgeschichte Bullinger's (s. d.) u. die Biographie von O. Mykonius, die er sammt seinem Briefwechsel mit Z. (Basel 1536) herausgab. Von späteren Biographien sind hervorzuheben die von Schuler (Zür. 1819), Hottinger (ebd. 1842), Christoffel (Elberf. 1857) u. vor Allem Mörikofer (Lpz. 1867—69). Ueber die Theologie Z.'s vgl.: E. Zeller, „Das theolog. System Z.'s" (Tüb. 1853); Sigwart, „Z., Charakter seiner Theologie" (Stuttg. 1855), u. Spörri, „Z.-Studien" (Lpz. 1866).

**Zwirn**, ein Gespinnst, welches dadurch hergestellt wird, daß zwei od. mehrere bereits gesponnene, also gedrehte Garnfäden auf besonderen Maschinen (Zwirnmaschinen) zu einem einzigen Faden zusammengedreht werden. Je nach dem Material unterscheidet man Leinen-, Baumwollen-, Seidenzwirn ꝛc. Gezwirnte Garne, denen vor den einfach gesponnenen Garnen der Vorzug größerer Glätte u. Festigkeit zukommt, dienen vielfach in der Weberei, ferner zum Nähen u. Stricken, in der Strumpfwirkerei, zur Anfertigung von Spitzen u. Tüll (Bobbinet), zum Sticken, zur Fabrikation von Schnüren u. Posamenten ꝛc. Vor Erfindung der Spinnmaschine wurde Z. meist auf Spinnrädern hergestellt, wenigstens waren die ersten Zwirnmaschinen sehr unvollkommen. Sie bestanden aus einer Anzahl im Kreise herum od. in einer geraden Reihe angeordneten Flügelspindeln. Für schwach gedrehte Weberzwirne hat man diese Form auch jetzt noch, nur in verbesserter Konstruktion, beibehalten; die eigentlichen Zwirnmaschinen werden ähnlich den Spinnmaschinen (s. d.), u. zwar in drei Klassen: als Jenny-, Mule- u. Water-Zwirnmaschinen, gebaut. Die in neuerer Zeit sehr viel benutzten baumwollenen Nähzwirne (Glanzzwirne, Eisengarn) werden zum Verkauf ungemein dicht auf kleine Spulen gewunden, wobei ihnen zugleich durch besondere Pressung der Glanz gegeben wird.

**Zwirner**, Ernst Friedrich, namhafter Architekt, geb. zu Jakobswalde in Schlesien 28. Febr. 1802; studirte zunächst in Breslau die Architektur u. kam dann 1824 nach Berlin, wo er Schinkel's Schüler wurde, sich aber sehr bald mehr dem gothischen Stil zuwandte. Seit 1833 Bauinspektor am Dom zu Köln, betrieb er die damals kaum begonnene Wiederherstellung desselben mit großer Energie u. wußte ganz Deutschland, nam. Friedrich Wilhelm IV., für den Gedanken der Fortführung u. gänzlichen Vollendung des Baues zu gewinnen. 1853 erfolgte seine Ernennung zum Baumeister des Domes, in dessen Bauhütte er zahlreiche Schüler um sich versammelte. Er starb 22. Sept. 1861. Unter seinen übrigen gothischen Bauten sind die Apollinariskirche bei Remagen u. die Kirchen zu Frechen, Dormagen u. Mülheim am Rhein zu nennen.

**Zwittau** (tschech. Zvitava), Stadt mit 5800 E. (1869) in der österr. Markgrafschaft Mähren, Bezirkshauptmannschaft Mährisch-Trübau, liegt in 418 m. Seehöhe an der Zwittawa u. an der Linie Wien-Brünn-Prag-Bodenbach der österr. Staatsbahn. Die alte ummauerte Stadt ist Bezirkshauptort u. Sitz der Bezirksbehörden u. Hauptsitz der Baumwollenweberei, hat aber auch Leinweberei u. Wollenwaarenfabrikation u. bedeutenden Flachshandel.

**Zwitter** (Androgyn, Hermaphrodit), ein Organismus, der beide Geschlechter in sich vereinigt. Bei den Thieren besitzt der Z. weibliche Geschlechtsdrüsen (Eierstöcke) u. männliche (Hoden) zugleich u. befruchtet sich entweder selbst (eigentlicher Z.) od. einen andern Z., während er seinerseits von einem solchen befruchtet wird (Wechselzwitter; z. B. Schnecken). Zwitterbildungen sind im Allgemeinen nur in der niederen Thierwelt anzutreffen, während bei den höheren Thieren die Geschlechter auf verschiedene Individuen vertheilt sind (getrennt geschlechtig) u. Zwitterbildung entweder nur vereinzelt od. nur abnormer Weise vorkommt. Dieselbe ist bes. da zweckdienlich, wo Thiere, wie z. B. die Bandwürmer, einsiedlerisch in fremden Organismen schmarotzen u. ein Verkehr männlicher u. weiblicher Individuen ausgeschlossen wäre. Ebenso bei solchen, die ein seßhaftes Leben führen (Ascidien), während bei anderen, wie z. B. den Schnecken, den Blutegeln, den Rippenquallen, ein Grund dafür nicht anzugeben ist, warum gerade sie Z. sein müßten. Insektenzwitter, die mehrfach beobachtet u. beschrieben worden sind, zeigen eine männlich u. eine weiblich ausgebildete Körperhälfte. Es sind hier bes. diejenigen Fälle in die Augen springend, wo die Geschlechter in Kolorit u. Plastik der einzelnen Körpertheile (Fühler, Flügel, Beine) sich wesentlich unterscheiden, wie bei vielen Schmetterlingen, den Ameisen, dem Hirschkäfer ꝛc. Leider aber sind diese immerhin sehr seltenen Fälle von Mißbildung nicht auf die inneren Organe untersucht, obwol es nicht unwahrscheinlich ist, daß auch diese von beiderlei Art vertreten sind. Bei Blattläusen ist Hermaphroditismus irrthümlich behauptet worden. — Für die Reihe der Wirbelthiere findet sich ein Fall von konstantem Hermaphroditismus nur bei Fischen (Serranus), eben so selten bei den höheren Wirbelthieren, u. sind hier (mit Einschluß des Menschen) öfters bloße Mißbildungen der äußeren Geschlechtstheile als wirkliche Zwitterbildungen angesehen u. auf Märkten als solche gezeigt worden. — Im Pflanzenreiche nennt man solche Blüten, in welchen Staubblätter u. Pistill vereinigt sind, Zwitterblüten, während sie andernfalls getrennt geschlechtige sind.

**Zwölffingerdarm** (Duodenum), das Anfangsstück des Dünndarms, welches seinen Namen davon erhielt, daß es die Länge einer zwölffachen Fingerbreite hat.

**Zwölf Nächte** od. Zwölften heißen diejenigen zwölf Nächte (mit Einschluß der betreffenden Tage), welche vom Christtage (vom heiligen Abend zum ersten Weihnachtsfeiertage) bis zum Tage der heil. drei Könige (Groß-Neujahr), also vom 24., 25. Dez. bis 6. Januar gehen. Der Volksglaube umgiebt diese Zeit, auch Rauchnächte genannt, mit einer Menge abergläubischer Vorstellungen u. Bräuche, die sich noch aus der Zeit des german. Heidenthums herschreiben. Dieses glaubte, daß zu dieser Zeit ihre in der Sage noch lebenden Gottheiten Wodan u. Freia (später in den Wilden Jäger u. Frau Holle od. Frau Göde metamorphosirt) ihre Umzüge hielten. Diesen Zwölften im Mittwinter stehen andere Zwölften im Mai (1.—12.) gegenüber, in die ersten fällt Wodan's od. Odin's Brautwerbung um Freia, in die anderen seine Vermählungsfeier. Unter den verschiedenen abergläubischen Meinungen, die sich noch über die ersten Zwölften erhalten haben, gehört z. B., wenn man annimmt, daß das, was man in einer dieser Nächte träumt, genau in dem dieser entsprechenden Monat in Erfüllung gehe, also z. B. der Traum in der Nacht zum 6. Januar im Dezember desselben Jahres. Vorzüglich aber beobachtet man das Wetter in den Z. N.n mit der Christnacht anfangend, indem jede einen Monat bedeutet. Wie das Wetter von Abend bis Mitternacht, von Mitternacht bis Morgen, von Morgen bis Mittag, von Mittag bis Abend erscheint, so ist dasselbe in dem 1.—4. Viertel des korrespondirenden Monats. Der 6. Januar entscheidet, ob die Wetteranzeige für das Jahr giltig ist od. nicht: ist er trocken, ist das Erstere, ist er feucht, das Letztere der Fall. Zuweilen höhlt man am 24. Dez. auch zwölf Zwiebeln aus, füllt sie mit Salz, stellt sie auf den Tisch u. giebt jeder den Namen eines Monats; je nachdem nun das Salz mehr od. minder zerläuft, danach bestimmt man die Trockenheit od. Feuchtigkeit des betreffenden Monats. Aus diesem Aberglauben schreibt sich auch noch die irrige Meinung im Volke her, daß an diesen Tagen die Kalender gemacht würden. Der andere Name der Zwölften, Rauchnächte, endlich gilt eigentlich nur von vier, nämlich vom 21. Dez. (St. Thomas), Weihnacht, Neujahr u. Dreikönigsabend, weil in vielen Theilen Deutschlands an diesen Häuser u. Ställe nach dem Abendläuten ausgeräuchert u. gesegnet werden, damit im folgenden Jahre hier kein Feuer, keine Krankheit ꝛc. vorkommen sollen. — Vgl. auch Wuttke, „Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart" (2. Aufl., Berl. 1869).

**Zwölftafelgesetz** (lex duodecim tabularum od. blos duodecim tabulae, die zwölf Tafeln genannt), die erste schriftliche Aufzeichnung von Gesetzen bei den Römern. Der Tribun C. Terentillus Arsa beantragte 462 v. Chr. die Wahl von decemviri legibus scribundis (d. i. Zehnmännern zur schriftlichen Abfassung einer Gesetzsammlung), u. obwol die Patrizier diesem Antrage heftigen Widerstand entgegenstellten, kam doch 454 v. Chr. eine Einigung dahin zu Stande, daß zunächst drei Gesandte nach Griechenland geschickt wurden, um einschlagende Beobachtungen u. Studien zu machen. Nach Rückkehr derselben wurden 451 v. Chr. von den Zehnmännern unter dem Beistand des Hermodoros, der wahrscheinlich Uebersetzerdienste leistete, 10 Tafeln Gesetze zu Stande gebracht u. von den Centuriatcomitien angenommen. 450 v. Chr. wurden neue Decemvirn gewählt, welche noch zwei Tafeln hinzufügten, aber ihre Amtsgewalt widerrechtlich über das ihnen zustehende Jahr ausdehnten u. erst durch einen Aufstand der Plebejer zur Amtsniederlegung gezwungen wurden. Diese 12 ehernen Tafeln, welche auf dem Forum ausgestellt wurden, enthielten das gesammte öffentliche, private u. Sakralrecht (jus publicum, privatum u. sacrum). In der Hauptsache können sie als eine Fixirung des schon seither geübten Gewohnheitsrechts gelten, wenngleich griech. Elemente in sie Eingang gefunden haben mögen. Bezüglich des Privatrechts ist das Z. bis in die späteste Zeit die Grundlage für die röm. Gesetzgebung gewesen; an sie schlossen sich sowol die Edikte der Prätoren als die Gesetzauslegung der Juristen an. Die Zwölf Tafeln standen bis in das 3. Jahrh. n. Chr. auf dem Forum; gleichwol hat sich von ihnen nichts erhalten u. kennen wir von ihrem Inhalte nur Bruchstücke, welche sich bei den röm. Juristen u. anderen Schriftstellern finden. Eine Sammlung der Bruchstücke gab R. Schöll heraus („Legis duodecim tabularum reliquiae", Lpz. 1866).

**Zwolle**, Hauptstadt der niederländischen Provinz Over-Yssel mit 21,593 E. (1876), liegt zwischen Vecht u. Yssel am Zwarte Water u. an dem Kanale Willemsvaert, der seit 1819 Vecht u. Yssel verbindet, an der Strecke Zutphen-Z.-Leeuwarden der niederl. Staatsbahn u. Utrecht-Kampen der niederländ. Centralbahn. Der durch Reinlichkeit berühmte Ort, mit drei Vorstädten, ist Sitz der Provinzialregierung, hat Gymnasium, Zuchthaus, mehrere Kirchen (darunter eine schöne gothische mit einer prächtig geschnitzten Kanzel u. einer der berühmtesten Orgeln in den Niederlanden), Zuckersiederei, Gerberei, Wachsbleicherei, Seilerei u. nicht unbedeutenden Handel. Der eine Stunde davon entfernte Agnetenberg trug einst ein Kloster, in dem Thomas a Kempis lebte u. begraben wurde. — Z. wurde 1233 durch den Bischof von Utrecht, Wilbrand von Oldenburg, befestigt; es trat später als freie Reichsstadt der Hansa bei; 1580 verjagte es seine Katholiken u. schloß sich den Generalstaaten an; 1672 ergab es sich dem Bischof von Münster, verlor 1674 seine Befestigungen, die alle später nochmals errichtet wurden. Während Holland zu Frankreich gehörte, war es die Hauptstadt vom Departement der Ysselmündungen.

**Zwornik** (Swornik, Izwornik), Stadt u. Festung mit 8—10,000 meist serbischen E. im osmanischen Vilajet Bosnien, liegt links an der Drina, ist Bischofssitz, hat bedeutenden Holzhandel u. in der Nähe Bleigruben. Ihm gegenüber, auf der rechten Seite des Flusses, liegt das von den Serben längst beanspruchte Mali- (Klein-) Z., das ihnen endlich im Berliner Vertrage vom 13. Juli 1878 dadurch zuerkannt worden ist, daß die Drina künftig die Grenze zwischen Serbien u. Bosnien bilden soll. Bei der Okkupation Bosniens durch die Oesterreicher wurde Z. am 27. Sept. 1878 ohne Schwertstreich von Letzteren besetzt.

**Zygadenus** od. Zigabenus, Euthymius, berühmter byzantinischer Theologe, der in der ersten Hälfte des 12. Jahrh. als Mönch in einem Kloster bei Konstantinopel lebte u. bei Kaiser Alexius Komnenus sowie bei der gelehrten Kaiserin Anna Komnena in hohem Ansehen stand. Von seinen zum Theil noch ungedruckten Schriften wird bes. geschätzt der Kommentar zu den vier Evangelien (lat. Ausgabe, herausgeg. zuerst von Hentenius, Leeuwarden 1544, griech. von Matthäi, Lpz. 1792, 2. Aufl., Berl. u. Lond. 1845); demnächst der Kommentar zu den Psalmen (lat. Ausgabe von Phil. Saulus, Verona 1530 u. ö.; griech. u. lat. im 4. Bde. der Werke Theophylakt's, Ven. 1754 f.). Endlich verfaßte Z. im Auftrag Kaiser Alexius' ein polemisches Werk gegen 24 Arten von Ketzern (lat. Ausg., Ven. 1555 u. ö.; griech. Tergovist 1711), welches für die Kirchengeschichte des Mittelalters von Wichtigkeit ist.

**Zyme**, s. v. w. Gährungsstoff; Zymotechnik, die Gesammtheit der Gährungsgewerbe.

**Zype** od. Zijpe (spr. Seipe), Stadt mit 4961 E. (1876) in der niederl. Provinz Nordholland, treibt mit den Pfarrdörfern Nord- u. Zuid-Z. ausgezeichnete Zucht feinwolliger Schafe.

**Zywiec** od. Saybusch, Stadt mit 4413 E. (1869) im Westen des österr. Königreichs Galizien, liegt in 343 m. Seehöhe in einem von waldigen Höhen umgebenen Thale an dem rechten Weichselnebenflusse Sola, ist Sitz der Behörden des Kreises Wadowice, hat ein alterthümliches Schloß, viel Leinweberei, Eisenhammer u. bedeutenden Speditionshandel.

Ende des Buchstaben Z.

# Nachträge.

**Ammersee,** ein 0,819 □M. großes Wasserbecken im Reg.-Bez. Oberbayern des Königreichs Bayern, liegt in 384 m. Seehöhe nordwestl. vom Starnberger See u. fast parallel zu ihm; er dehnt sich in nordsüdl. Richtung 16 Km. lang, hat eine größte Breite von 6 Km., einen Umfang von 10 Stunden u. ist bis 83 m. tief. Seine vielfach flachen Ufer sind häufig moorig u. mit Wald bewachsen, u. dieser flachen Lage wegen ist er oft stark von Stürmen heimgesucht. Nur an der Ostseite erheben sich die Ufer etwas höher u. gewähren bes. von Andechs aus einen schönen Ueberblick über den See. Die Ammer od. Amper, deren Läuterungsbecken er ist, fließt unweit Diessen, dem größten Orte am See, in ihn u. verläßt ihn westl. von Inning. In seinem grünen Wasser gedeiht weder die Renke noch die Forelle, dagegen der sonst in den Alpenseen nicht vorkommende Amaul (der norddeutsche Sander, *Lucioperca sandra*, *C.*). Ein einziges kleines Dampfboot befährt den viel weniger als sein südöstl. Nachbar besuchten See, auf dem auch nur selten ein Segel- od. Ruderboot zu sehen ist.

**Beauharnais.** In Bd. II S. 523 Z. 9 u. 10 v. o. sind die Worte: „u. seit 15. Febr. 1830—Juni 1855" als auf einer Verwechselung mit der Tochter der Genannten beruhend zu streichen. Emilie Louise de B. wurde im Gefängniß wahnsinnig u. starb bald darauf. Vgl. „Lavalette, Antoine Marie Chamans, Graf de".

**Bleistifte** heißen die meist viereckigen od. runden, dünnen, abfärbenden Stengelchen von Graphit (s. d.), die entweder in Holz gefaßt werden od. auch frei in besonderen hierzu bestimmten Metallhaltern liegen u. zum Schreiben u. Zeichnen Verwendung finden. Die ersten B. wurden in England im J. 1665 gefertigt, nachdem man im Jahre zuvor bei Borrowdale in England ein Lager von so kompaktem Graphit entdeckt hatte, daß man denselben in dünne lange Stengelchen zersägen konnte, welche damals schon in Holz eingelegt wurden. In Bayern wurden schon um 1740 Bleistifte gemacht. 1761 gründete Kaspar Faber in Stein bei Nürnberg eine Fabrik, welcher dann 1766 die Fabrik in Jettenbach u. 1816 die in Regensburg folgte. Man verarbeitete auch hier zunächst englischen Graphit, dem man ebenfalls durch Zersägen die Form dünner Stengelchen gab; nachdem aber die Borrowdalegruben ihrer Erschöpfung entgegen gingen u. infolge dessen der von dorther bezogene Graphit theuer wurde, war man hier wie auch bald in England genöthigt, ein anderes Verfahren der Fabrikation einzuschlagen, denn der anderwärts vorkommende Graphit war nicht kompakt genug, um aus ihm zusammenhängende Stifte von den verlangten Dimensionen schneiden zu können. Es wurden daher zunächst die Abfälle des engl. Graphites, später auch Graphit aus anderen Gegenden aufs Feinste gemahlen, mit einem Bindemittel gemischt u. aus der Masse durch starkes Pressen feste Kuchen dargestellt, welche man zersägte, od. aber es wurden gleich aus der teigigen Masse die Stengelchen geformt. Als Bindemittel benutzte man anfänglich Gummi, Leim, Schellack u. dgl.; die hierdurch hergestellten B. hatten aber viele Uebelstände, die erst beseitigt wurden, als Conté in Paris 1795 auf die Idee kam, als Bindemittel für das Graphitpulver nur fein geschlämmten Thon anzuwenden, der auf das Innigste mit jenem gemischt wurde; u. dieses Verfahren benutzt man noch heute. Die so erhaltenen Stifte müssen dann in verschlossenen Gefäßen einer starken Glühhitze ausgesetzt werden. Durch ein solches Verfahren ist es möglich, B. von verschiedenen Graden der Härte u. Schwärze herzustellen. Jetzt benutzt man entweder Ceylongraphit od. sibir. Graphit aus den Alibertgruben (s. d.), welcher letztere dem engl. ganz ähnlich ist. Die geringeren Sorten von B.n werden in Erlenholz gefaßt, die besseren in das angenehm riechende röthlichbraune, sog. Cedernholz, welches jedoch nicht von einer Ceder, sondern von einer nordamerik. Wachholderart, *Juniperus Virginiana*, abstammt.

**Bona** (franz. Bône, arab. Annaba), Hauptort des gleichnamigen Arrondissements im Dep. Constantine des franz. Algeriens, liegt an der Mündung des Sebus ins Mittelmeer, hat eine feste Citadelle u. ist eine der hübschesten Städte Algeriens mit 16,196 E. (1872), wovon mehr als der dritte Theil Europäer sind. Es ist Sitz einer Unterpräfektur, hat mehrere Kirchen, darunter auch eine protestantische, Moscheen u. eine Synagoge, Schulen verschiedener Bekenntnisse, Waisenhaus, Lazareth, Sparkasse, Theater u. nicht unbedeutenden Handel mit Vieh, Getreide, Mehl, Wein, Oel, Honig, Wachs, Tabak, Wolle, Leder, Seife, Kork, Eisen 2c., obwol sein Hafen ungenügend ist. Die nächste Umgebung trägt Wälder von Korkbäumen u. hat Eisen- u. Marmorgruben. Die 11 □M. große, früher sumpfige, jetzt entwässerte Ebene von B. reicht bis an die Edoughberge mit den schönsten Wäldern u. reichen Eisenerzlagerstätten. Südwestl. von B. sind die Ruinen von Hippo Regius, dessen Hafenplatz Aphrodisium an der Stelle des heutigen B. lag. — B. verdankt seine Gründung den zurückgebliebenen Einwohnern der durch die Araber zerstörten Stadt Hippo (Hippona). Die arab. Gründer nannten die neue Stadt nach der ungeheuren Menge hier wachsender rother Beeren Annaba (d. i. Stadt der Beeren), die Christen dagegen B. (von Hippona). Sie kam nach Vertreibung der Mauren aus Spanien unter Karl V. in den Besitz Spaniens, mußte aber später, obgleich sie durch ein neu errichtetes Fort geschützt wurde, wieder aufgegeben werden. Im J. 1830 eroberte sie der franz. General Damrémont, nach dessen Abzuge sie dem vertriebenen Bey von Constantine, Ibrahim, in die Hände fiel, der durch seine Grausamkeit die umwohnenden Stämme so erbitterte, daß sie sich 1832 freiwillig den Franzosen unterwarfen. Die Citadelle von B. wurde bald darauf durch Ueberraschung genommen u. ist seitdem in ununterbrochenem Besitze Frankreichs geblieben.

**Borbeck,** Dorf im Kreise Essen des Reg.-Bez. Düsseldorf der preuß. Rheinprovinz, das mit Bocholt (5560 E.) u. Vogelsheim (3712 E.) einen Häuserkomplex mit 20,045 E. (1875) ausmacht, hat kathol. u. evangel. Kirche u. höchst ergiebigen Kohlenbergbau. Auf dem Bahnhofe Berge-B. der Köln-Mindener Eisenbahn werden jährlich weit über 10,000,000 Ctr. Kohlen verladen. In der Nähe ist das große Eisenhüttenwerk „Phönix" u. eine Zinkhütte.

**Brentano,** Lorenz. Die in Bd. II S. 1353 Z. 28 v. u. gegebene Nachricht vom Tode dieses Mannes war veranlaßt durch ein seinerzeit verbreitetes falsches Gerücht. B. zog 1859 nach Chicago, wo er zuerst als Advokat praktizirte u. dann 1860—67 die republikanische „Illinois-Staatszeitung" leitete, war auch 1862 Vertreter der Stadt Chicago in der Legislatur von Illinois u. 1868 Präsident des Erziehungsraths von Chicago. 1872 kehrte er nach Deutschland zurück, lebte anfänglich schriftstellernd in Kassel, war darauf von Ende 1872—76 amerikan. Konsul in Dresden u. siedelte danach wieder nach Chicago über. In den gegenwärtig (1879) tagenden 45. Kongreß der Verein. Staaten wurde B. von einem Wahlkreise (Stadt Chicago) des Staates Illinois gesandt.

**Bruch u. Bruchrechnung.** Bruch nennt man in der Mathematik jede Größe, welche kleiner als die Einheit ist. Ausgedrückt werden solche Größen, indem man die Einheit in irgend eine passende Anzahl gleicher

Theile getheilt denkt u. die Anzahl dieser Theile bezeichnet, welche der fraglichen Größe entsprechen, z. B. drei Viertel, sieben Zehntel ꝛc. Die Zahl, welche die Anzahl der Theile angiebt, in welche man sich die Einheit getheilt denkt, heißt der Nenner des Bruches, diejenige Zahl, welche angiebt, wie viel davon auf die Bruchgröße kommen, heißt der Zähler. Man schreibt den Bruch in der Regel so, daß man unter die Ziffer des Zählers die Ziffer des Nenners setzt u. beide durch einen Strich trennt, also $^{3}/_{4}$, $^{25}/_{38}$ ꝛc. Man kann aber natürlich auch jede andere Zahl, welche größer als Eins ist, in dieser Form schreiben; so sind bekanntlich $2^{1}/_{2}$ gleich $^{5}/_{2}$. Ein Bruch, dessen Zähler größer als der Nenner ist, heißt ein unechter Bruch. Addirt od. subtrahirt können mit einander nur Brüche werden, welche denselben Nenner haben; ist dies nicht der Fall, so müssen die Brüche zuvor auf gleichen Nenner, den Generalnenner, gebracht werden. Die Addition od. die Subtraktion erfolgt dann wie mit ganzen Zahlen. Bei der Multiplikation zweier Brüche wird Zähler mit Zähler u. Nenner mit Nenner multiplizirt, die beiden Produkte geben bez. Zähler u. Nenner des gemeinschaftlichen Produktes. Demnach wäre $^{1}/_{4} \times ^{2}/_{3} = ^{2}/_{12}$ od. kürzer $^{1}/_{6}$; denn man kann in einem Bruche, ohne daß dessen Werth dadurch geändert würde, Zähler u. Nenner mit derselben Zahl (hier 2) dividiren, u. den Bruch dadurch auf kürzeren Ausdruck bringen, ihn kürzen, umgekehrt auch Zähler u. Nenner mit derselben Zahl multipliziren, den Bruch erweitern. Bei der Division eines Bruches durch einen andern hat man jenen mit dem umgekehrten od. reziproken Werthe dieses zu multipliziren.

Nr. 5698. Lorenz Brentano (geb. 1810).

Es giebt $^{1}/_{4} : ^{2}/_{3}$ eben so viel als $^{1}/_{4} \times ^{3}/_{2}$, nämlich $^{3}/_{8}$. Den Brüchen mit ganz beliebigem Nenner od. den sog. gemeinen Brüchen stehen noch solche gegenüber, bei denen die Wahl der Nenner an eine gewisse Regel gebunden ist, wie beispielsweise bei den Dezimalbrüchen (s. d.). Die Rechnungsoperationen mit Dezimalbrüchen unterscheiden sich nicht von denen mit ganzen Zahlen. Nur hat man bei Addition u. Subtraktion Komma unter Komma zu setzen; bei der Multiplikation dagegen hat man zuletzt dem Produkte so viel Dezimalstellen zu geben, als die Faktoren zusammen besitzen u. fehlenden Falles die Stellen bis zum Komma durch Nullen zu bezeichnen, z. B. $7{,}3 \times 0{,}00002 = 0{,}000146$. Bei der Division werden Divisor u. Dividend auf gleiche Dezimalstellen gebracht u. wie ganze Zahlen behandelt; die Division geht aber weiter, wenn die Einer erreicht sind, jedoch muß dieser Punkt im Quotienten durch ein Dezimalkomma notirt werden. Die alten Babylonier, Griechen ꝛc. rechneten mit Brüchen, deren Nenner Potenzen von 60 waren. Ebenso schwerfällig war das von den röm. Feldmessern (Agrimensoren) ausgebildete Bruchsystem. Ueber Kettenbrüche siehe diesen Artikel.

**Brunft** od. **Brunst** ist der periodisch eintretende Zustand höherer Erregtheit zunächst der Zeugungsorgane u. in zweiter Linie des ganzen thierischen Organismus, welche die Ausübung des Fortpflanzungsgeschäfts bezweckt. Während die Geschlechtsdrüsen ihre Produkte reifen, ein vermehrter Blutandrang zu den inneren u. äußeren Geschlechtstheilen, flüssige, bez. blutige Absonderung aus denselben beobachtet wird, sind mit diesen Erscheinungen auch charakteristische andere verbunden, nam. sind es zunächst Hautgebilde, die um diese Zeit sich entwickeln od. doch ihre höchste Vollendung erreichen. Fische bekommen Hautausschläge, Tritonen Rückenkämme, das Gefieder der Vögel färbt sich aus (Hochzeitskleid), Hirsche bilden ihr Geweih aus, u. dgl. m. Sodann sind es Hautsekrete, meist von eigenthümlichem Geruch, die um diese Zeit abgesondert werden. Wie hierdurch die Geschlechter einander anlocken u. finden, so bes. auch durch Lautäußerungen, die meist nur zur Brunstzeit beobachtet werden, der Liebesgesang der Vögel, das Geschrei der brünstigen Katzen, Füchse, Hirsche ꝛc., das Quaken der Frösche, das Singen u. Schrillen der Cicaden, der Graspferde. Endlich sind es oft bis zur blinden Wuth gesteigerte Kraftäußerungen zu anderer Zeit harmloser Thiere, die den hohen Grad der Gereiztheit des Nervenlebens bekunden. — Die Brunstzeit ändert sich bis zu einem gewissen Grade nach dem Klima. Für die meisten Thiere fällt sie in den Frühling; im Sommer sind die Rinder brünstig, von Fischen z. B. die Schleihe; im Herbst die Mehrzahl der Wiederkäuer, der Dachs, der Biber, von Fischen Lachs u. Forellen; im Winter endlich verschiedene Raubthiere, das Wildschwein, von Vögeln die Raben u. Krähen. Auch nach dem Lebensalter ist die Brunstzeit bei der nämlichen Art oft verschieden, so tritt dieselbe z. B. bei alten Hirschen zeitiger ein als bei jüngeren. Bei Hausthieren u. gefangenen Thieren wird durch die veränderte Lebensweise die Periodizität eine minder bestimmte; männliche Hausthiere sind fast stets brünstig. Bei manchen gefangenen Thieren fällt die B. ganz weg. Die Dauer der Brunstzeit ist verschieden; während sie beim weiblichen Schafe blos 24 Stunden währt, hält sie bei Kühen u. Stuten einige Tage an, bei Hündinnen zehn Tage ꝛc.

**Burg** (an der Ihle), Stadt mit 15,238 E. (1875) im Kreise Jerichow I des Reg.-Bez. Magdeburg der preuß. Provinz Sachsen, liegt in 43 m. Seehöhe an der Ihle u. der Eisenbahn Berlin-Potsdam-Magdeburg, ist Sitz des Kreisgerichts, hat drei protest. u. eine kathol. Kirche, Gymnasium u. andere höhere Schulen, Erziehungsanstalt für verwahrloste Kinder, Armen- u. Krankenhaus ꝛc. u. ist ein bedeutender Industrieplatz bes. für Tuchweberei, Wollspinnerei, Walkerei, Färberei u. Gerberei u. hat außerdem Eisengießerei, Maschinenfabrikation, Oel-, Tabak-, Fettfabriken ꝛc. — Die Stadt soll wendischen Ursprungs sein u. bis in die Zeit Karl's d. Gr. zurückreichen. Sie war im Besitze des Erzbisthums Magdeburg, ging durch den Prager Frieden 1635 an Kursachsen u. 1687 an Brandenburg über. Zur Hebung ihrer Industrie trug bes. die Einwanderung vertriebener Franzosen u. Pfälzer Ende des 17. Jahrh. bei; sie war aber schon vorher vom 13. Jahrh. an ein Hauptsitz für Tuchmanufaktur.

**Cappello**, Bianca, die Tochter eines venetianischen Nobile, verließ im 15. Lebensjahre 1563 Venedig u. ihre Eltern u. floh mit ihrem Geliebten Pietro Bonaventuri vor den Nachstellungen ihrer Familie. In Florenz fanden Beide Schutz bei dem Kronprinzen Francesco dei Medici, welcher den Gatten durch Geschenke gewann u. Bianca's Liebe genoß. 1570 wurde jener wegen seines Uebermuthes auf der Straße getödtet, u. man gab mit Unrecht dem Prinzen die Schuld. So lange Francesco's Vater, der Großherzog Cosmo, lebte, suchte jener sein Verhältniß mit Bianca C. zu verheimlichen; seit dessen Tode (1574) aber wurde dasselbe nicht nur seiner Gemahlin, Johanna von Oesterreich, bekannt, sondern überall wurde der mächtige Einfluß der eben so klugen u. talentvollen als schönen Venetianerin offenbar. Nur kurze Zeit wandte sich der Großherzog (1577) von ihr ab, als Johanna einen Sohn geboren hatte. Kaum aber war diese 11. April 1578 u. bald darauf auch der junge Prinz gestorben, so ließ sich Francesco 5. Juni dess. J. heimlich mit Bianca C. trauen u. nahm sie als Gouvernante seiner drei Töchter in den Palast auf. Nachdem er Philipp's II. Einwilligung erhalten hatte, veröffentlichte er seine Heirath u. feierte 12. Okt. 1579 ein glänzendes Vermählungsfest, welches in einer Zeit des Elends u. des Mißwachses 300,000 Dukaten verschlang. Nun erschien auch Venedig mit Bianca C. ausgesöhnt, schickte eine Gesandtschaft zur Beglückwünschung u. ernannte sie, wie einst Caterina Cornaro (s. d.), zur „Tochter von San Marco". Ihr Bruder Vittorio gelangte zu angesehener Stellung u. reichen Einkünften. Den Brüdern des Großherzogs blieb sie verhaßt, da sie allein Einfluß auf ihren Gemahl u. auf dessen Regierung hatte, mehr noch, da sie wiederholentlich den Versuch machte, ihnen die Nachfolge auf dem Throne zu entreißen. Trotzdem man einen Knaben, der von ihr geboren sein sollte u. auf den Namen Antonio dei Medici getauft wurde, später als untergeschoben erkannte, versuchte sie dieselbe Täuschung noch zweimal u. wurde jedesmal durch die Späher der Verwandten überführt. Selbst der Großherzog begann argwöhnisch zu werden. Um sich seiner dauernden Zuneigung zu versichern, nahm sie ihre Zuflucht

zu allerlei geheimen Arzneien u. richtete dadurch ihrem Gatten u. sich selbst die Gesundheit zu Grunde, die jener ohnehin durch immer währende Diätfehler schwächte. Kaum hatte sie die Versöhnung mit dem Kardinal Ferdinand zu Stande gebracht, welche 25. Sept. 1587 durch ein großes Fest gefeiert wurde, so erkrankte der Großherzog an einem Fieber, das er sich auf der Jagd zugezogen, u. starb 19. Okt. 1587. Sie selbst, ebenfalls krank, erlag am folgenden Tage dem Schreck über die Nachricht von seinem Tode im Alter von 38 Jahren. Mit Unrecht gab man Ferdinand die Schuld. Er versäumte nicht, dem alten Bartolommeo Ch. in Venedig ein Kondolenzschreiben überreichen zu lassen; doch wurden die Gebeine der Großherzogin nicht in der Fürstengruft eingesargt u. später ihr Wappen u. ihr Andenken nach Möglichkeit überall vernichtet. Um so häufiger haben es Dichter, Musiker u. Maler verherrlicht. Vgl. Reumont, „Geschichte Toscana's" (Bd. 1, Gotha 1876).

**Chambéry** (spr. Schangberih), ital. Ciamberi (spr. Tschamberi), Hauptstadt des franz. Dep. Savoie mit 16,486 E. (1876), liegt in 264 m. Seehöhe in einem schönen Thale an der Laisse u. dem Albano u. an den Strecken Culoz-Modane (Mont-Cenis) u. Valence-Grenoble-Ch. der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn. Es ist Sitz der Departementsbehörden u. eines Erzbischofs, hat Appellhof u. Gewerbekammer, eine Akademie für die Departements Savoie u. Haute-Savoie, eine Bibliothek von einigen 20,000 Bänden, ein großes Seminar, Lyceum, Taubstummeninstitut, botanischen Garten, naturhistorisches Museum, Theater 2c. Die ehemals mit Gräben u. Mauern geschützte Stadt, mit engen, dunklen Straßen, hat gut gebaute Häuser u. ein fast großstädtisches Ansehen. Zu ihren schönsten Gebäuden gehören die kleine goth. Kathedrale aus dem 14. u. 15. Jahrh., die spätgoth. Sainte-Chapelle, das von Pellegrini erbaute Stadthaus, der neue Justizpalast, das Theater 2c. Das alte Schloß der Herzöge von Savoyen ist in diesem Jahrhundert restaurirt worden. Das Denkmal des Wohlthäters der Stadt, des Generals de Boigne, das sog. Elefantendenkmal, ist ein Brunnen mit der Statue des Generals, aus deren Piedestal vier Elefantenköpfe hervorragen, deren Rüssel Wasser geben. Die Industrie Ch.'s beschränkt sich auf Seidenspinnerei, Verfertigung von berühmter Seidengaze, Uhren- u. Hutfabrikation, Quincaillerie, etwas Wein- u. Branntweinfabrikation. Als Knotenpunkt der savoyischen Hauptstraßen treibt Ch. lebhaften Speditionshandel u. verkauft viel Zuckerwerk u. Früchte, bes. Kastanien. In seiner Umgebung sind Kohlenwerke u. vielbesuchte Mineralquellen, vor allen die Schwefelquelle von Challes. — Ch. wird urkundlich zuerst 1029 als Camberiacum erwähnt. Im 13. Jahrh. wurde es die Residenz der savoyischen Herzöge. 1525 gelangte es in den Besitz Frankreichs u. kam erst durch den Frieden von Utrecht wieder an Savoyen. Ebenso stand es 1792—1815 mit ganz Savoyen unter franz. Herrschaft, bis es durch den Vertrag vom 20. Nov. 1815 an Sardinien zurückfiel. Der Friede von Zürich am 10. Nov. 1859 hat es aufs Neue Frankreich übergeben.

**Chlotar**, Name von zwei fränk. Königen aus dem Geschlechte der Merovinger (s. d.). **Ch. I.**, der jüngste Sohn Chlodwig's (s. d.), erhielt aus der Erbschaft des Vaters 511 nur den kleinsten Theil, das altsalische Land u. das Gebiet zwischen Oise u. Seine mit der Hauptstadt Soissons, allein schon 524 theilte er mit seinem nächstälteren Bruder Childebert das Reich des zweitältesten, Chlodomer von Orléans, welcher bei einem gemeinsamen Unternehmen gegen Burgund gefallen war. Zwei Söhne des Verstorbenen tödtete er mit eigener Hand, den dritten steckte er in ein Kloster. 531 zog er mit dem ältesten Bruder, Theuderich, gegen die Thüringer, entzweite sich aber mit ihm über die Beute u. entging mühsam einem Anschlag desselben auf sein Leben. Mit Childebert zusammen eroberte er 532 das Burgund. Reich u. theilte es 534 nothgedrungen mit den beiden Königen von Metz u. von Paris. Trotzdem machten sie 534 den Versuch, ihm Land u. Leben zu entreißen; nur ein Unwetter, das „der heilige Martinus durch seine Fürbitte erregte", rettete ihm das Leben. Ein Versuch, sich des Westgoth. Reiches zu bemächtigen, scheiterte 542, aber durch den Tod seines Großneffen Theudebald erbte er 555 das Reich von Metz, durch den seines kinderlosen Bruders Childebert 558 das von Paris u. blieb bis zu seinem Tode 561 Alleinherrscher des Fränk. Reiches, von dem auch Thüringen, Alemannien u. Bayern abhängig waren. Den Sachsen vermochte er nur einen jährlichen Tribut von 500 Kühen abzugewinnen. — **Ch. II.**, Enkel des Vorigen, ein Sohn des neustrischen Königs Chilperich von Soissons u. der Magd Fredegunde (s. d.), erbte gleich nach seiner Geburt das Reich des 584 ermordeten Vaters, wurde schon 596 durch seine Mutter Herr von Paris, mußte aber 600 den größten Theil seiner Besitzungen an Theudebert von Austrasien u. Theuderich von Burgund abtreten. Als jener jedoch 613 besiegt u. umgebracht, dieser zu Metz gestorben, sein Sohn Siegbert ermordet u. seine Großmutter Brunhild (s. d.) hingerichtet war, wurde Ch. II. Alleinherrscher des Fränk. Reiches bis zu seinem Tode im J. 628; ein schwacher, von Frauen beeinflußter König, unter dessen Regierung zwar die Parteistreitigkeiten des Adels ein Ende nahmen u. die innere Ordnung durch ein Reichsgrundgesetz (614) befördert wurde, aber auch im ganzen Austrasien die Macht in die Hand des Bischofs Arnulf von Metz u. des Majordomus Pippin, der Stammväter des Karolingischen Hauses (s. d.), gelangte. — Vgl. Richter, „Annalen des Fränk. Reiches im Zeitalter der Merovinger" (Halle 1873).



**Croydon** (spr. Kreud'n), Stadt mit 55,652 E. (1871) in der südengl. Grafschaft Surrey, liegt 2 M. südl. von London an der Bahn London-Brighton, hat eine interessante Kirche aus dem 15. Jahrh. u. ist Lieblingsaufenthalt Londoner Kaufleute. In dem 4 Km. von C. entfernten Addingtonpark liegt die Sommerresidenz des Erzbischofs von Canterbury. Der alte bischöfliche Palast in der Stadt ist jetzt eine Kalikofabrik.

**Czenstochau** (Czenstochowa, Tschenstochow), Kreisstadt mit 14,167 E. (1867) im russ.-poln. Gouvernement Petrokow, liegt in 253 m. Seehöhe links an der Warta u. an der Warschau-Wiener Eisenbahn u. besteht aus den früher gesonderten, jetzt durch eine schöne Straße mit einander verbundenen Stadttheilen Alt- u. Neustadt. Altczenstochau, am Ufer der Warta, hat stark besuchte Kram- u. Viehmärkte u. handelt mit Tuch, Hüten u. Leinwand bis Petersburg, Moskau, u. weiter östl. Neuczenstochau, am Fuße des steilen Klarenberges (Jasnagóra), verfertigt Heiligenbilder, Rosenkränze, Skapuliere 2c. u. lebt großentheils von den Wallfahrern zum wunderthätigen Marienbilde im reichen Paulinerkloster auf dem Berge. Dasselbe, gewöhnlich das Eremitenkloster genannt, ist der berühmteste Wallfahrtsort für das röm.-kathol. Rußland u. wird jährlich von durchschnittlich 50,000 Pilgern von Rußland, Preußen u. Oesterreich besucht. Es wurde von König Wladislaw Jagiellow gestiftet u. mit dem heiligen Marienbilde aus Belcz in Galizien beschenkt; ihm gehörte ehemals od. war verpfändet der 15. Theil sämmtlicher Güter Polens. 1430 wurde es von den Hussiten geplündert, von 1500 an stark befestigt, so daß es 1704 den Schweden erfolgreichen Widerstand leisten konnte. 1772 aber nahmen es die Russen u. 1793 die Preußen u. seit 1813 sind seine Wälle geschleift.

**Düren**, Kreisstadt mit 14,516 E. (1875) im Reg.-Bez. Aachen der preuß. Rheinprovinz, liegt in 128 m. Seehöhe am rechten Ufer der Roer, einem rechten Nebenflusse der Maas, u. an der Hauptlinie Köln-Herbesthal u. den Nebenlinien D.-Neuß u. D.-Euskirchen der rheinischen u. der Zweiglinie Jülich-D. der bergisch-märkischen Eisenbahn, ist Sitz eines Bergamts, hat Gymnasium, Blindenanstalt, Kirchen verschiedener Konfessionen, Synagoge, ansehnliche Tuch- u. Teppichfabriken, bedeutende Papierfabrikation, große Flachsspinnerei, Garnbleichen, Färberei, Drahtzieherei, lebhaften Getreidehandel 2c. Auf einem nahen Berge liegt das ehemalige Kloster Schwarzenbroich. — D. ist eine alte Stadt u. war als Marcodurum schon den Römern bekannt. 69 n. Chr. überfiel hier der batavische Heerführer Civilis mehrere Kohorten der Ubier (Agrippinenser) u. hieb sie nieder. Unter den Karolingern war es als Dura u. Duria königl. Pfalz, in der 761 u. 779 Konzilien u. 775 Ständeversammlungen abgehalten wurden. 1244 wurde die vorher reichsunmittelbare Stadt von Kaiser Friedrich II. an den Grafen Wilhelm V. von Jülich verpfändet. Während der franz. Herrschaft bis 1814 gehörte es zum Roerdepartement.

**Eilenburg**, Stadt mit 10,312 E. (1875) im Kreise Delitzsch des Reg.-Bez. Merseburg der preuß. Provinz Sachsen, liegt auf einer Muldeinsel an der Hauptbahn Halle-Sorau-Guben u. ihrer Zweiglinie E.-Leipzig, hat zwei Kirchen, bedeutende Baumwollenweberei, Leinwand-, Strumpf- u. Bandweberei, Tabakfabrikation 2c. In seiner Nähe liegt die Eisengießerei Erwinhof.

**Friedrichroda**, Stadt im Amte Tenneberg des Herzogthums Sachsen-Koburg-Gotha, die mit dem ¼ Stunde davon entfernten herzoglichen Sommerschloß Reinhardsbrunnen 2845 E. (1875) zählt, liegt in 428 m. Seehöhe am Nordabhange des Thüringer Waldes im schönen, tiefen Thale des Schilfwassers u. an der Eisenbahn Fröttstedt-F., hat viele Bleichen, fertigt Holzarbeiten, treibt Viehzucht u. ist ein vielbesuchter Sommeraufenthalt Norddeutscher. Auf dem westl. davon gelegenen Abtsberge stand einst die von Ludwig dem Springer angelegte Schauenburg u. die Burg Hermannstein. — F. verdankt wahrscheinlich seine Entstehung dem Bergbau; Stadtrechte erhielt es 1597. Im Dreißigjährigen Kriege wurde es fast vollständig zerstört.

# Stammtafel des Hauses Habsburg in Oesterreich.

Albrecht IV., Graf von Habsburg. † bei Askalon 1240 (s. „Habsburg“). Gemahlin: Hedwig v. Kyburg, Enkelin Berthold's IV. von Zähringen (s. d).

Rudolf I., Graf von Habsburg, Deutscher König 1273—91.

Albrecht I., erster Herzog von Oesterreich 1282, Deutscher König 1298—1308. | Rudolf II., Herzog von Oesterreich 1282. † 1290. | Mathilde. † 1304. Gemahl: Ludwig v. Bayern. | Katharine. † 1283. Gemahl: Otto v. Bayern. | Hedwig. † 1303. Gemahl: Otto v. Brandenburg. | Clementia. † 1295. Gemahl. Karl Martell v. Ungarn. | Agnes. † 1322. Gemahl Albrecht v. Sachsen. | Jutta. † 1297. Gemahl Wenzel v. Böhmen.

Johann Parricida. † 1313.

Rudolf III., König von Böhmen 1306. † 1307. | Friedrich d. Schöne, Deutscher König 1314—30. | Leopold d. Glorwürdige, fällt 1315. | Albrecht II., d. Weise, erbt alle österreichischen Länder. † 1358. | Heinrich. † 1327. | Otto. † 1339.

Rudolf IV. von Oesterreich u. Steiermark, erbt 1363 Tirol. † 1365. | Albrecht III., erbt 1365 u. † 1395. | Leopold III. von Schwaben, Elsaß u. Steiermark, fällt 1386.

Albrecht IV. v. Oesterreich u. Krain. † 1404. | Wilhelm v. Steiermark u. Kärnthen. † 1406. | Ernst von Oesterreich, Steiermark u. Kärnthen. † 1424. | Friedrich, geächtet 1415. † 1439.

Albrecht V., erbt von seinem Schwiegervater Sigismund Böhmen u. Ungarn u. wird Kaiser 1438—40. | Friedrich III., Kaiser 1440—93. | Albrecht VI. v. Oberösterreich. † 1463. | Sigismund v. Tirol. † 1496.

Ladislaw Post., König v. Böhmen u. Ungarn. † 1457. | Maximilian, Kaiser 1493—1519, vermählt mit Maria von Burgund.

Philipp, 1494 Herzog von Burgund, 1504 für seine Gemahlin Johanna König von Castilien. † 1506. | Margarethe. † 1530.

Karl V., 1516 König von Spanien (s. d.), 1520—56 Kaiser. † 1558. | Ferdinand I., 1527 König von Böhmen u. Ungarn, 1556—64 Deutscher Kaiser. Gemahlin: Anna von Ungarn, Schwester Ludwig's II. | Marie, Gemahlin Ludwig's II. von Ungarn.

Maximilian II., Deutscher Kaiser 1564—76. | Ferdinand, Erzherzog von Niederösterreich. † 1595. Gemahlin: Philippine Welser. | Karl, Erzherzog von Steiermark † 1590. Gemahlin: Maria von Bayern.

Andreas. † 1600. | Karl. † 1618.

Anna. † 1580. Gemahl: Philipp II. von Spanien. | Rudolf II., Deutscher Kaiser 1576—1612. | Elisabeth. † 1592. Gemahl: Karl IX. von Frankreich. | Matthias Deutscher Kaiser 1612—19. | Albrecht. † 1621. Gemahlin: Isabella von Spanien. | Ferdinand II., Deutscher Kaiser 1619—37. | Leopold, 1625 Graf von Tirol. † 1633.

Ferdinand III, Deutscher Kaiser 1637. † 1657. | Maria Anna. † 1665. Gemahl: Kurfürst Maximilian von Bayern. | Cäcilie Renate. † 1644. Gemahl: König Wladislaw von Polen. | Leopold Wilhelm, Bischof von Passau, Straßburg, Olmütz u. Breslau. † 1662. | Ferdinand Karl von Tirol. † 1662. | Sigismund Franz. † 1665.

Claudia. † 1676. Gemahl: Leopold I.

Ferdinand Franz, 1653 Römischer König. † 1654. | Maria Anna. † 1696. Gemahl: Philipp IV. von Spanien. | Leopold I, 1658 Deutscher Kaiser. † 1705. 1. Gemahlin: Margarethe Therese von Spanien. 3. Gemahlin: Eleonore von der Pfalz. | Eleonore Marie Josephe. † 1697. 1. Gemahl: König Michael von Polen. 2. Gemahl: Karl Leopold, Herzog von Lothringen.

1 Marie Antonie. † 1692. Gemahl: Max Emanuel, Kurfürst von Bayern. | 3 Joseph I, Deutscher Kaiser 1705. † 1711. | 3 Marie Elisabeth. † 1741 als Statthalterin der Niederlande. | 3 Maria Anna. † 1754. Gemahl: Johann V. von Portugal. | 3 Karl VI., seit 1701 als Karl III. zum König von Spanien erklärt, 1711 Deutscher Kaiser. † 1740.

Maria Josephe. † 1757. Gemahl: August III. König von Polen. | Maria Amalia. † 1756. Gemahl: Kaiser Karl VII. | Maria Theresia, † 1780; 1736 vermählt mit Franz I., 1729 Herzog von Lothringen, 1737 Großherzog von Toscana, 1745 Deutscher Kaiser. † 1765. | Maria Anna. † 1744 Gemahl: Karl von Lothringen.

Joseph II., Deutscher Kaiser 1765. † 1790. | Christine, Erbin von Teschen. † 1798. | Leopold II., Großherzog von Toscana, Deutscher Kaiser 1790. † 1792. | Maria Karoline. † 1814. Gemahl: Ferdinand IV. von Sizilien. | Ferdinand. † 1806. 1803—5 Herzog von Modena. | Maria Antoinette, guillotinirt 1793. Gemahl: Ludwig XVI., König von Frankreich. | Maximilian † 1801 als Großmeister des Deutschen Ordens.

Franz I., 1792 Deutscher Kaiser, 1804 Kaiser von Oesterreich. † 1835. | Ferdinand. † 1824, Großherzog von Toscana (s. d.). | Maria Theresia. † 1827. Gemahl: König Anton von Sachsen. | Clementine. † 1801. Gem: König Franz I. von Sizilien. | Leopold. † 1795. Palatinus von Ungarn. | Karl. † 1847; Herzog von Teschen. | Anton. † 1835 als Großmeister des Deutschen Ordens. | Ludwig. † 1864, Generaldirektor der Artillerie. | Joseph. † 1847. Palatinus von Ungarn. | Johann. † 1859. Deutscher Reichsverweser 1848 bis 1849. | Rainer. † 1853. Vizekönig d. lombard.-venet. Königreichs 1817—48. | Rudolf. † 1831 als Fürst-Erzbischof von Olmütz.

Marie Luise. † 1847. Gemahl: Napoleon I. | Ferdinand I., Kaiser von Oesterreich 1835—48. † 1875. | Leopoldine. † 1826. Gem.: Pedro I, Kaiser von Brasilien. | Karoline. † 1832. Gem.: Friedrich August II. von Sachsen. | Franz Karl, verzichtet 1848. † 1877. | Stephan. † 1867. | Elisabeth, geb. 1831. Gemahl: Erzh. Ferdinand. | Joseph, geb. 1833, Feldm.-Leut. | Maria Henriette, geb. 1836. Gem.: Leopold II. von Belgien. | Adelheid. † 1855. G.: Victor Emanuel v. Italien. | Leopold, geb. 1823, General der Kavallerie. | Ernst, geb. 1824. General der Kavallerie. | Sigismund, geb. 1826. Feldm.-Leut. | Rainer, geb. 1827. Feldm.-Leut. | Heinrich, geb. 1828. Feldm.-Leut.

Franz Josef I., 1848 Kaiser von Oesterreich. Gemahlin: Elisabeth von Bayern. | Maximilian, 1864 Kaiser von Mexiko. † 1867. | Karl Ludwig geb. 1833, Feldm.-Leut. | Ludwig Viktor, geb. 1842, Generalmajor. | Maria, geb. 1867. | Margarethe Clementine, geb. 1870. | Joseph, geb. 1872.

Theresia. † 1867. Gem.: Ferdinand II. von Sizilien. | Albrecht, geb. 1817. | Karl Ferdinand, † 1847. | Friedrich. † 1847. Vizeadmiral. | Karoline, geb. 1825. Gem.: Erzherzog Rainer. | Wilhelm, geb. 1827. Großmeister des Deutschen Ordens.

Gisela, geb. 1856. Gem.: Leopold von Bayern. | Rudolf, geb. 1858. | Maria Valeria, geb. 1868. | Franz, geb. 1863. | Otto, geb. 1865. | Ferdinand, geb. 1868. | Margaretha, geb. 1870.

Maria Theresia, geb. 1845. Gem.: Herzog Philipp Alexander von Württemberg. | Mathilde. † 1867. | Friedrich, geb. 1856. | Maria, geb. 1858. | Karl Stephan, geb. 1860. | Eugen, geb. 1863.

**Geisklee** (Galega officinalis), auch Geisraute, Pockenraute, Pestilenz u. Flockenkraut genannt, eine Pflanzenart der Hülsengewächse aus der Gruppe der Galegeae, wohin auch das Süßholz gehört. Die ausdauernde Pflanze wächst zu einem buschigen Kraute mit 1–1½' m. hohem Stengel, gefiederten Blättern u. ansehnlichen blauen od. weißlich blauen Blumentrauben; die schmalen Hulsen haben dichtgestellte Längsstreifen. Sie liebt sumpfige Wiesen u. Ufergegenden u. kommt im südl. Schlesien u. in Böhmen an der Elbe wild vor od., wo sie sonst angetroffen wird, verwildert. Sie galt im Alterthum als hochgeschätztes Arzneimittel gegen Harnbeschwerden, Fieber, Pest, Schlangenbiß ꝛc., wird aber heute nur noch als Futterkraut, z. B. in der Schweiz, gepflegt. In Italien werden ihre schleimig bitteren Blätter als Salat genossen.

**Georg** Friedrich Karl Joseph, Großherzog von Mecklenburg-Strelitz, geb. zu Hannover 12. Aug. 1779, war ein Sohn des ersten Großherzogs Karl aus dessen erster Ehe mit der Prinzessin Friederike von Hessen-Darmstadt. Zu seinen vier Schwestern gehörten die Königin Luise von Preußen u. die Königin Friederike von Hannover; sein jüngerer Stiefbruder war jener geistvolle u. energische, aber starr absolutistische Herzog Karl (s. d.), der unter Friedrich Wilhelm III. eine so einflußreiche Rolle am preuß. Hofe spielte. G. verlor die Mutter in seiner frühesten Kindheit (22. Mai 1782), u. auch ihre Schwester Charlotte, mit der sich sein Vater 1785 vermählte, starb noch in dem nämlichen Jahre. Sein Vater war damals noch nicht zur Regierung gelangt u. siedelte, nachdem er zum zweiten Mal Wittwer geworden, von Hannover, wo er als Gouverneur fungirt hatte, nach Darmstadt über, um seine Kinder unter die Obhut ihrer Großmutter, der trefflichen Landgräfin Luise, zu bringen; dort blieben sie bis zu seinem Regierungsantritt im J. 1794. Bald darauf bezog G. die Universität Rostock, seit 1799 lebte er in Berlin, 1802—4 bereiste er Italien, 1807 unterhandelte er im Auftrag seines Vaters in Paris wegen Beitritts zum Rheinbunde, 1814 wohnte er dem Wiener Kongresse bei u. 1815 begleitete er seine Schwester Friederike nach England. Am 6. Nov. 1816 folgte er seinem Vater in der Regierung, zu der er einen wohlwollenden Sinn u. viel gesunde, praktische Einsicht mitbrachte. Die Verhältnisse lagen auch sonst in Strelitz günstiger als in Schwerin; zwar theilte es die allgemeinen Mißstände Mecklenburgs, doch traten diese in Strelitz minder scharf auf. Ueberdies gewährten die Familienverbindungen der Strelitzer Linie manche Vortheile, die auch dem Lande zu statten kamen. G. führte die Regierung in echt patriarchalischer Weise, u. das Ländchen befand sich wohl unter ihm. Die Bewegung von 1848 ging freilich auch an Mecklenburg-Strelitz nicht spurlos vorüber; eine Sturmpetition nöthigte den Großherzog zu den gewöhnlichen Konzessionen jener Tage; doch fand später die Reaktion in Strelitz nicht viel zu thun u. verirrte sich zu keinem Verfolgungsgeiste. G., der übrigens ein enthusiastischer Freund der Musik war, starb zu Neustrelitz 6. Sept. 1860. Vermählt hatte er sich 12. Aug. 1817 mit der Prinzessin Marie von Hessen-Kassel-Rumpenheim (geb. 21. Jan. 1796), welche ihm gebar: 1. den jetzigen Großherzog Friedrich Wilhelm (geb. 1819); 2. die Prinzessin Karoline (geb. 1821), seit 1846 geschiedene Gemahlin König Friedrich's VII. von Dänemark, gest. zu Neustrelitz 1. Juni 1876; 3. den Prinzen Georg (geb. 1824), der, seit 1851 mit der Großfürstin Katharina (geb. 1827), einer Tochter des Großfürsten Michael Paulowitsch vermählt, meist in Rußland lebte, russ. General der Artillerie u. Inspektor sämmtlicher russ. Schützenbataillone war u. 20./8. Juni 1876 in St. Petersburg starb.

**Hamlet,** Prinz von Dänemark, nur durch Shakespeare's berühmtes Trauerspiel zur Bedeutung gelangt, ist eine sagenhafte Persönlichkeit, deren Geschichte uns Saxo Grammaticus in seiner „Historia Danica“ (Bd. I, S. 135 ff. der Müller'schen Ausgabe) mitgetheilt hat. Sie lautet folgendermaßen: Im 2. Jahrh. v. Chr. war Hrodhrik od. Rorik König von Dänemark. Sein Statthalter in Jütland war Gerwandil (d. h. der mit dem Speer Arbeitende), der bei seinem Tode zwei Söhne hinterließ, Orwandil (d. h. der mit dem Pfeile Arbeitende) u. Feng (d. h. der Empfangende). Orwandil unternahm kühne Wikingsfahrten u. erhielt nach seiner Heimkehr von Hrodhrik dessen Tochter Geruta (d. h. Speerweib; bei Shakespeare Gertrud) zur Gemahlin. Dieselbe gebiert ihm einen Sohn Amleth (d. h. der Stammelnde). Aber Feng ermordet seinen Bruder Orwandil u. vermählt sich mit Geruta; Amleth, der sich zu schwach fühlt, seinen Vater zu rächen, u. Nachstellungen befürchtet, stellt sich blödsinnig. Doch giebt es am Hofe Personen, welche seinen Blödsinn für Verstellung halten, Feng warnen u. ihm rathen, Amleth's Seelenzustand auf die Probe zu stellen, wozu ihnen das beste Mittel erscheint, ihn in ein Liebesverhältniß mit einer schönen Frau zu verstricken. Amleth, durch seinen Milchbruder (bei Shakespeare Horatio) von dem Plane in Kenntniß gesetzt, willigt zwar in ein Stelldichein mit der Frau (Ophelia bei Shakespeare), gewinnt auch ihre Liebe, verläßt sie aber dann u. spielt seine Rolle weiter. Eine zweite Probe veranstaltet ein Höfling (bei Shakespeare Polonius genannt), der eine Zusammenkunft zwischen Amleth u. seiner Mutter herbeiführt u. sich als Lauscher unter dem Bette verbirgt, aber dabei von Amleth entdeckt u. scheinbar unabsichtlich getödtet wird; die Leiche wird von Amleth zerstückelt u. den Schweinen zum Futter vorgeworfen. Dann aber entdeckt sich Amleth seiner Mutter, macht ihr bittere Vorwürfe über ihre Handlungsweise u. erklärt nur deshalb sich toll gestellt zu haben, um desto bessere Gelegenheit zur Rache zu haben. Der immer mißtrauischer werdende Feng, der aber aus Furcht vor Hrodhrik nichts gegen Amleth zu unternehmen wagt, sendet nun Amleth mit zwei Begleitern (bei Shakespeare Rosenkranz u. Güldenstern) zum Könige von England u. giebt den Begleitern eine Runentafel mit, auf welcher er den König ersucht, den ihm zugesandten Jüngling tödten zu lassen. Diese Tafel entdeckt Amleth u. ändert ihren Inhalt dahin um, der König möge die beiden Begleiter tödten lassen, dem Jüngling (Amleth) aber seine Tochter zum Weibe geben. Der König thut Beides. Dann kehrt Amleth nach Dänemark zurück, während gerade seine, als des vermeintlich in England Gestorbenen, Todtenfeier mit großem Todtenmahle begangen wird, macht die Theilnehmer an demselben bis zur Sinnlosigkeit trunken, tödtet den schlafenden Feng, verbrennt den Palast mit allen darin Befindlichen, erklärt dem Volke die Gründe seines Thuns, erhält dessen Zustimmung u. geht nach England, wo er seinem Schwiegervater auf dessen Frage nach Feng's Ergehen Alles berichtet. Der König von England aber hatte mit Feng Blutbrüderschaft geschlossen u. muß deshalb Feng rächen. Um nicht selbst das Gastrecht zu verletzen, sendet er Amleth nach Schottland, um für den verwittweten König um die Hand der schott. Königstochter zu werben, wissend, daß dieselbe ledig bleiben wolle u. alle Freier tödten lasse. Diese aber, Ermentrud genannt, erhält durch List Kenntniß von dem ganzen Anschlage u. vermählt sich mit Amleth, dessen Gattin einwilligt, sich mit der Schottin in seine Liebe zu theilen. Der König von England, der seinen Plan mißlungen sieht, legt Amleth einen Hinterhalt, findet dabei aber selbst den Tod. Mit zwei Frauen kehrt Amleth nach Dänemark zurück, wo unterdessen Hrodhrik gestorben ist u. Wiglet die Herrschaft an sich gerissen hat. Amleth bekriegt ihn, ist Anfangs Sieger, wird aber in der zweiten Schlacht überwunden u. fällt. Ermentrud, welche ihm gelobt hatte, ihn nicht überleben zu wollen, ergiebt sich freiwillig dem Sieger als Beute u. ehelicht ihn. Noch lange zeigte man in Jütland Amleth's Grabmal, u. zur Zeit des Geschichtschreibers Pontanus („Rerum Danicarum Historia“, 1631, S. 20) nannte man noch das Schlachtfeld, wo er gefallen war („in campo Amlethi dicto“), nach ihm. Shakespeare, der die Geschichte des Saxo Grammaticus nicht kannte, hat zunächst aus einem älteren, dem Th. Kyd zugeschriebenen Trauerspiele gleichen Inhalts u. einer englischen Novelle („The history of Hamblett“) geschöpft, die aber selbst nur aus Boistuau's „Cent Histoires Tragiques“ (Par. 1564) entlehnt ist. Jene englische Erzählung mag schon manche Zusätze aufgenommen haben, und so ist es gekommen, daß nam. das Ende H.'s bei Shakespeare ganz anders ist als bei Saxo Grammaticus: er läßt ihn durch das Schwert des Laertes, des Bruders der Ophelia, der seine wahnsinnig gewordene Schwester rächen will u., um seiner Sache gewiß zu sein, die Spitze seiner Waffe vergiftet hat, fallen; Laertes wieder wird von ihm selbst, nachdem er ihm das Schwert entrissen hat, mit derselben Waffe getödtet, ebenso sein Oheim, der den Laertes zu der verrätherischen Handlung angestiftet hatte, u. seine Mutter stirbt an Gift, welches für H. bestimmt war, u. welches sie, ohne diese neue Verrätherei ihres Gatten zu kennen, getrunken hatte. Vergl. Zinzow, „Die Hamletsage“ (Halle 1877).

**Hasner,** Ritter **v. Artha,** Leopold, österr. Rechtsgelehrter u. Staatsmann, geb. als Sohn des 1864 verstorbenen Hofraths u. böhm. Kammerprokurators Leopold H. zu Prag 15. März 1818; studirte daselbst bis 1839 die Rechte u. erhielt 1842 eine Anstellung in der Wiener Hofkammerprokuratur. Während er daselbst amtirte, kandidirte er im damals gesetzlichen Konkurswege für einen Lehrstuhl der Rechtsphilosophie u. war auch sowol auf dem rechts- u. staatswissenschaftlichen, als auch auf dem kunsthistorischen u. kunstkritischen Gebiete literarisch thätig. Einem Rufe des damaligen Statthalters von Böhmen, Grafen Leo Thun, folgend, kehrte H. 1848 nach Prag zurück, um die Redaktion der „Prager Zeitung" zu übernehmen, welche er erfolgreich im österr. Sinne führte. Als Thun 1849 Minister geworden, erhielt H. eine außerordentliche Professur der Rechtsphilosophie an der Universität seiner Vaterstadt u. 1851 ward er ord. Professor der Nationalökonomie an derselben Hochschule. Seit 1860 Mitglied des Prager Gemeinderaths u. seit 1861 des böhm. Landtags, wurde er im letztgenannten Jahre auch in das Abgeordnetenhaus des österr. Reichsraths gewählt, wo man ihn zuerst mit der Stellvertretung des Präsidenten u. nach Hein's Ernennung zum Justizminister mit dem Vorsitze selbst betraute. Auch verlieh ihm der Kaiser nach Schluß der Session 1862 den Leopoldorden, womit die Erhebung in den Ritterstand verbunden war. Im Juni 1863 ward H. an die Spitze des von Schmerling errichteten Unterrichtsraths berufen; die Opposition aber, welche sich im Abgeordnetenhause gegen diese Institution geltend machte, veranlaßte ihn schon 1865 zum Rücktritt, worauf er im Sept. dess. J. als charakterisirter Hofrath die Professur der politischen Wissenschaften an der Wiener Universität übernahm. Auch legte er im Okt. 1866 sein Abgeordnetenmandat nieder; als jedoch mit dem Amtsantritte Beust's eine freiere Luft zu wehen anfing, erschien auch H. wieder auf dem parlamentarischen Schauplatze, u. zwar im März 1867 als Mitglied des böhm. Landtags. Seit April dess. J. abermals auch dem Reichsrathe angehörig, wurde er im Mai vom Kaiser zum lebenslänglichen Mitglied des Herrenhauses ernannt. Bei Bildung des ersten parlamentarischen Ministeriums für Cisleithanien, des sog. Bürgerministeriums, trat H. Ende 1867 als Unterrichtsminister in dasselbe ein. In dieser Eigenschaft verfaßte er insbes. ein als eine der besten legislatorischen Arbeiten auf diesem Gebiete anerkanntes neues Unterrichtsgesetz, das ihm den Orden der Eisernen Krone I. Klasse einbrachte. Auch arbeitete er jenes Memorandum der Mehrheit des Kabinets aus, welches den Rücktritt der Minister Taaffe, Potocki u. Berger zur Folge hatte. Darauf wurde er im Jan. 1870 selbst Ministerpräsident, doch gab er bereits zu Anfang April dess. J. mit seinen Kollegen seine Entlassung. Seitdem wirkt er aufs Neue im böhm. Landtage als Führer der Deutschen u. im Herrenhause des Reichsraths als ein hervorragendes Mitglied, bez. bedeutender Redner der Verfassungspartei. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: „Die Philosophie des Rechts u. seiner Geschichte im Grundrisse" (Prag 1851) u. das leider unvollendet gebliebene „System der politischen Oekonomie" (ebd. 1861).

**Heliometer** ist ein von dem franz. Astronomen Bouguer (geb. 16. Febr. 1698 zu Croisic in der Bretagne, führte mit Condamine die Gradmessung in Peru aus, beobachtete die Anziehung des Chimborasso auf das Pendel u. erwarb sich nam. Verdienste um die Nautik u. die Photometrie; starb 15. Aug. 1758) 1748 erfundenes u. von Fraunhofer verbessertes Instrument zum Messen sehr kleiner Winkel am Himmel. Dasselbe besteht im Wesentlichen aus einem astronomischen Fernrohre (s. d.), dessen Objektivglas in zwei Hälften geschnitten ist, welche durch eine Mikrometerschraube von einander entfernt u. wieder genähert werden können. Betrachtet man mit diesem Fernrohr ein entferntes Objekt, während die beiden Objektivhälften ein wenig von einander entfernt worden sind, so erblickt man im Sehfelde anstatt eines einzigen zwei Bilder des entfernten Objektes. Wenn man dann durch Umdrehung der Mikrometerschraube die Bilder so weit verschiebt, daß z. B. der rechte Rand des einen genau den linken Rand des andern berührt, so kann man aus der im Ganzen hierzu nöthigen Anzahl der Umdrehungen der Schraube die scheinbare Größe des entfernten Gegenstandes, d. i. den Gesichtswinkel, unter welchem er von unserem Standpunkte aus erscheint, finden. Den Namen H. erhielt dieses Winkelmeßinstrument, weil man es zunächst zur Messung der scheinbaren Größe der Sonne (griech. ἥλιος) benutzte.

**Hospitalbrand** (Gangraena nosocomialis) besteht in der Zersetzung (brandigem Zerfall) einer Wund- od. Geschwürsfläche u. ist eine höchst gefährliche, vorzugsweise in schlecht gelüfteten, überfüllten Hospitälern, insbes. in Kriegslazarethen auftretende Krankheit, welche jedenfalls durch die Einwirkung eines miasmatisch-kontagiösen Stoffes von einem Kranken zum andern weiter verbreitet wird, so daß sie häufig mehrere, mitunter alle in einem u. demselben Raume verpflegten Kranken befällt. Der H. tritt in zwei Formen, in der pulpösen u. in der geschwürigen (ulcerösen Form auf. Bei der pulpösen Form verwandelt sich die Oberfläche der Wunde in einen gelblich-schmierigen Brei, der sich zum Theil abwischen läßt, dessen tiefere Schichten aber festsitzen. Die Umwandlung in eine schmierige Masse erstreckt sich bald auch auf die nächste, bis dahin gesunde Haut, welche in der Umgebung der Wunde rosig geröthet ist, allmählich aber eine schmierig-gelbgraue Färbung annimmt, so daß sich die ursprüngliche Wunde der Fläche nach in 3—4 Tagen fast um das Doppelte vergrößert, während das Uebel nach der Tiefe hin geringere Fortschritte macht. — Bei der eiterigen Form gewinnt die Wunde od. ein granulirendes Geschwür sehr schnell eine Vertiefung, die sich kraterförmig nach innen senkt u. aus der sich eine dünne, jauchige Flüssigkeit absondert; der Fortschritt dieses brandigen Zerfalles erfolgt gewöhnlich in ziemlich scharf abgeschnittener Kreisform, verläuft schneller u. erstreckt sich nam. viel rapider in die Tiefe, als bei der pulpösen Form. — Dem H. sind keineswegs nur größere Wunden ausgesetzt, vielmehr kommt er in gleicher Weise auch bei Blutegelstichen, Schröpfwunden, überhaupt an Stellen vor, wo die Haut nur in geringem Umfange verletzt ist. An der Krankheit nimmt der ganze Körper leidend Theil; zwar ist oft wenig od. kein Fieber vorhanden, dafür aber treten Appetitlosigkeit, Brechneigung, allgemeine Abgeschlagenheit auf. Eine nicht geringe Gefahr bilden die bisweilen vorkommenden Blutungen, wenn durch den Brand eine Arterie zerstört wird. Unter den Ursachen des H.es wird zumeist Unreinlichkeit, Vernachlässigung u. schmuziges Gebahren mit den Verbänden beschuldigt. Bei den Uebertragungen sind wahrscheinlich mikroskopische Organismen im Spiel, wie solche auch bei Dyphtheritis eine Rolle spielen. Hinsichtlich der Mortalität ist der H. häufig, doch keineswegs immer tödlich. Der Ansteckung wegen müssen die Erkrankten streng abgesondert, auch muß Alles, was von Charpie, Bandagen 2c. beim Patienten benutzt wurde, verbrannt, selbst die gebrauchten Instrumente müssen ausgeglüht werden. Die Behandlung selbst verlangt ein energisches Verfahren, starkes Chlorwasser, Kampherspiritus od. Terpentin wird auf die Wunde applizirt; hilft dies nicht, so werden Aetzungen mit Kali causticum angewandt, wenn auch diese wirkungslos bleiben, so brennt man mit dem Glüheisen die Wunden bis in das Gesunde hinein; die Anwendung des Glüheisens (unter Chloroformnarkose) ist sofort u. zwar ohne weitere Heilungsversuche bei allen Kranken erforderlich, sobald der H. unter denselben schnelle Verbreitung gefunden hat. Die allgemeine Behandlung besteht in Darreichung von Stärkungsmitteln (Chinin, Fleisch, Wein, gute Luft 2c.). Seitdem man die sog. antiseptischen Verbände mit Karbolsäure (nach Lister) od. mit Salicylsäure (nach Thiersch) anwendet, kommt H. seltener vor (s. „Verband").

**Idus** (vom etrusk. iduare, theilen), im Kalender der alten Römer die Mitte des Monats, je nach der Länge der Monate verschieden: März, Mai, Juli u. Oktober der 15., in den übrigen der 13. Tag. Vergl. auch „Kalender".

**Jellinek,** Hermann, Publizist, jüngerer Bruder des Adolf J. (s. d.), geb. zu Drslowitz bei Ungarisch Brod in Mähren 22. Jan. 1822; folgte seinem Bruder nach Ungar.-Brod u. dann nach Proßnitz, um gleichfalls den Talmud zu studiren, fühlte sich aber nicht dadurch befriedigt, sondern beschäftigte sich hauptsächlich mit Sprachstudien. Später wandte er sich in Prag dem Studium der lat. Literatur u. der Philosophie zu, welches er nachher neben anderen Disziplinen in Leipzig fortsetzte. Sein stürmischer Charakter kam schon auf der Universität zum Durchbruch u. führte seine Trennung vom Bruder herbei, der ruhiger u. besonnener war u. eine andere Richtung verfolgte. Im Leipziger Redeübungsverein war J. auch der beständige Gegner Robert Blum's. Wegen seiner Schriften von der Polizei 1847 aus Leipzig ausgewiesen, ging er nach Berlin, um Vorlesungen über Nationalökonomie zu halten, doch widerfuhr ihm dort dasselbe Schicksal. So ging er im März 1848 nach Wien u. warf sich hier auf die Publizistik. Er schrieb die Leitartikel für die „Allgemeine österr. Zeitung" u. seit Sept. 1848 für Mahler's „Radikalen". Maß u. schrankenlos war, was er schrieb. Daher riethen ihm seine Freunde, als Wien fiel, die Stadt zu verlassen. Er blieb jedoch u. wurde 5. Nov. verhaftet. Am 20. Nov. vor das Kriegsgericht gestellt, führte

er auch hier die aufgeregteste Sprache, ward wegen hochverrätherischer Aufwiegelung des Volkes zur bewaffneten Empörung zum Tode verurtheilt u. 23. Nov. 1848 im Stadtgraben vor dem Wiener Neuthore erschossen. Von seinen Schriften, die alle einen polemischen, negirenden Charakter an sich tragen, sind zu erwähnen: „Uriel Acosta's Leben u. Lehre" (Zerbst 1847); „Das Verhältniß der lutherischen Kirche zu den reformatorischen Bestrebungen Crell's u. Christian's I. in seinen Wirkungen auf die neuesten Ereignisse" (Lpz. 1847); „Das Denunziationssystem des sächs. Liberalismus u. das kritisch-nihilistische System Hermann J.'s" (ebd. 1847); „Die gegenwärtige Krisis der Hegel'schen Philosophie" (ebd. 1847); „Die religiösen, sozialen u. literarischen Zustände der Gegenwart" (1. Theil, Zerbst 1847); „Kritische Geschichte der Wiener Revolution vom 13. März bis zum konstituirenden Reichstage" (ebd. 1848).

**Kesanlik** (Kazanlik), Stadt mit etwa 10,000 E. in der osmanischen Provinz Ostrumelien, liegt in 442 m. Seehöhe in reizender, fruchtbarer Thalebene an der Tundscha, einem linken Nebenflusse der Maritza, u. vor dem Aufgange des wichtigen Schipkapasses (s. d.) über den Balkan. Die Stadt ist Hauptfabrikationsort des Rosenöls; ihre ganze Umgebung ist ein großer, durch ein Netzwerk von Wassergräben bewässerter u. von Nußbaumalleen durchzogener Rosengarten. Außer mit Rosenöl handelt die Stadt mit prachtvollem Nußbaumholze u. mit Walnüssen. — Nach Gefangennahme der türk. Schipkaarmee am 9. Jan. 1878 besetzten die Russen die Stadt unter Fürst Mirski.

**Kleptomanie** (a. d. Griech.), Diebssucht, krankhafter Trieb zum Stehlen.

**Komparsen** (a. d. Franz.), im Schauspiel die stummen Personen, s. v. w. Statisten. — Komparserie, Einrichtung od. Anordnung der Aufzüge auf der Bühne.

**Krystallsysteme.** Der erstaunlich große Formenreichthum, den wir in der Krystallwelt (s. „Krystalle") begegnen, läßt sich aus nur einigen wenigen Grundtypen ableiten, die nach der gegenseitigen Lage ihrer Flächen u. nach der Größe u. Richtung ihrer Achsen Verschiedenheiten zeigen. Der Inbegriff aller auf ein solches bestimmtes Achsenverhältniß zurückführbarer möglicher Formen wird ein K. genannt. Man unterscheidet sechs solcher K.; von einem siebenten, dem diklinischen, ist es noch nicht erwiesen, ob es in Wirklichkeit existirt. In der Aufstellung dieser sechs Systeme, welche sich aus der Natur der Achsenverhältnisse als eine geometrische Nothwendigkeit ergeben, stimmen nun alle Krystallographen überein, dagegen finden in Beziehung auf die Bezeichnung, die Nomenklatur, große Verschiedenheiten statt. Am verbreitetsten ist die von C. F. Naumann eingeführte Nomenklatur. Nach ihr sind die sechs K. folgende: 1. Das Tesseralsystem od. tesserales K. (tessularisches nach Werner u. Mohs; reguläres nach Weiß; isometrisches nach Hausmann); diesem Systeme liegt ein Achsenkreuz zu Grunde, welches aus drei gleichlangen, rechtwinkelig auf einander stehenden Achsen besteht u. als die Grundform das Oktaëder ergiebt (Nr. 2). Die einfachste Form dieses Systemes ist das Tetraëder (Nr. 1). Andere häufig vorkommende Formen sind das Hexaëder od. der Würfel, die Dodekaëder (s. Abb. in Bd. III S. 1107), die Triakisoktaëder, Ikositetraëder (s. Abb. in Bd. III S. 20) u. Hexakisoktaëder. In dem tesseralen Systeme krystallisiren z. B. das Steinsalz, der Alaun, Bleiglanz, Flußspath, Diamant, Gold 2c. 2. Das Tetragonalsystem (das pyramidale nach Mohs, monodimetrische nach Hausmann, viergliederige od. zwei- u. einachsige nach Weiß) hat wie das vorige System drei rechtwinkelig auf einander stehende Achsen, von denen aber nur zwei gleichlang sind, während die dritte od. Hauptachse länger od. kürzer als die beiden anderen ist. In dieses System gehören die tetragonalen Pyramiden u. Prismen verschiedener Art, die Sphenoide u. Skalenoëder. Zwei Formen der tetragonalen Pyramiden mit langer u. kurzer Hauptachse zeigt Nr. 3 u. 4. Zirkon, Anatas, Zinnerz, Nickelsulphat, phosphorsaures Ammoniak 2c. krystallisiren tetragonal. 3. Das Hexagonalsystem (das rhomboëdrische nach Mohs, monotrimetrische nach Hausmann, sechsgliederige od. drei- u. einachsige nach Weiß), dessen Formen sich sämmtlich auf ein Achsensystem zurückführen lassen, welches aus drei in einer Ebene liegenden u. gleichlangen Achsen besteht, die sich unter Winkeln von 60° schneiden, während die vierte od. Hauptachse länger od. kürzer als die drei anderen Achsen ist u. diese in ihrem Durchschnittspunkte in senkrechter Richtung schneidet. Die Grundformen bilden die verschiedenen Arten der hexagonalen Pyramide (Nr. 5 u. 6); andere Formen sind die dihexagonalen Pyramiden, die verschiedenen Prismen, die Rhomboëder (Nr. 7 u. 8) u. Skalenoëder. Von häufiger vorkommenden Mineralien krystallisiren hexagonal: Quarz, Kalkspath, Eisenspath, Zinnober, Natronsalpeter, auch Eis 2c. 4. Das rhombische System (ein- u. einachsiges System nach Weiß, prismatisches od. orthotypes nach Mohs, anisometrisches nach Hausmann) dessen Achsensystem aus drei ungleichlangen, rechtwinkelig auf einander stehenden Achsen besteht, von denen eine jede als Hauptachse angesehen werden kann. Grundformen sind die rhombischen Pyramiden (Nr. 9); außerdem gehören noch in dieses System die verschiedenen Prismen, Domen, Pinakoide u. Sphenoide. Von den bekannteren Mineralien u. Salzen krystallisiren rhombisch: der Kalisalpeter, das Bittersalz, der Zinkvitriol, Schwerspath, Topas, Wolframit 2c. 5. Das monoklinische oder monoklinoëdrische System (augitisches

Nr. 5699—5707. Grundformen der Krystallsysteme.
Tesserale Systeme: 1 Tetraeder, 2 Oktaeder. — Tetragonalsystem: 3 Pyramide mit langer, 4 Pyramide mit kurzer Hauptachse. — Hexagonalsystem: 5 u. 6 Pyramiden mit verschiedenwerthiger Hauptachse, 7 u. 8 ebensolche Rhomboëder. — Rhombisches System: 9 Pyramide.

System nach Haidinger, zwei- u. eingliederiges nach Weiß, hemiorthotypes nach Mohs), mit drei gleichlangen od. ungleichen Achsen, von denen sich zwei unter einem schiefen Winkel schneiden, während die dritte Achse rechtwinkelig auf den beiden anderen steht. Als Hauptachse wird eine der beiden schiefwinkeligen Achsen angenommen. Die durch die Achse gehenden Ebenen bilden zwei rechte u. einen schiefen Winkel mit einander. Wie beim rhombischen Systeme, sind auch hier Pyramiden, Prismen, Domen u. Pinakoide die Hauptformen, die jedoch nicht einzeln, sondern nur kombinirt vorkommen. Monoklinische Formen zeigen Augit, Kalifeldspath, Gips, Soda, Borax, Weinsäure 2c. 6. Das triklinische System (ein- u. eingliederiges System nach Weiß, anorthisches nach Haidinger, anorthotypes nach Mohs); die Krystallformen dieses Systemes müssen auf drei ungleichlange, schiefwinkelig zu einander stehende Achsen zurückgeführt werden. Die Formen dieses Systemes sind theils Pyramiden, theils Prismen, theils Pinakoide u. kommen dieselben auch hier nur mit einander kombinirt vor. Der Charakter dieses Systems bringt es mit sich, daß die hierher gehörigen Formen die am wenigsten regelmäßigen von allen Krystallen sind. Natronfeldspath, Axinit, Kupfervitriol, Borsäure 2c. krystallisiren im triklinischen Systeme. Die einzelnen Formen dieser K. kommen nun in der Natur zwar vor, aber doch nur selten in allseitig so gleichmäßig ausgebildeter Gestalt, daß der Krystall alle Flächen, Kanten u. Ecken, welche ihm zukommen, auch in Wirklichkeit besitzt. In der Regel sind schon dadurch, daß der Krystall aufgewachsen od. mit anderen verwachsen ist, einzelne seiner Formbestandtheile verkümmert, andere verschwinden, indem die Entwicklung nach verschiedenen Richtungen verschieden fortschreitet, so daß die Grundformen der K. verhältnißmäßig selten für sich auftreten. Viel häufiger ist es der Fall,

daß sich zwei u. mehrere, mitunter sogar sehr viele Formen mit einander kombiniren u. an ein u. demselben Krystall die Flächen verschiedener Grundformen zugleich auftreten. Solche Vorkommnisse heißen Kombinationen; an denselben erscheinen die verschiedenen Formen selbstverständlich nicht ganz vollständig, sondern nur in einzelnen Flächen, welche Kanten od. Ecken der Hauptform abstumpfen, zuschärfen od. zuspitzen. Aus der gegenseitigen Lage dieser Flächen allein lassen sich die Formen, welche an einer Kombination vertreten sind, erkennen. Abbildungen von Kombinationen aus verschiedenen K.n sind in den Artikeln „Augit", „Amethyst", „Calcit", „Edelsteine", „Flußspath" ꝛc. gegeben worden.

**Kupferstechkunst** od. Chalkographie, die Kunst, auf einer ebenen, wohl geschliffenen Kupferplatte vertieft, zum Abdruck auf Papier bestimmte Zeichnungen hervorzubringen, wovon es je nach den verschiedenen mechanischen Hülfsmitteln folgende drei Hauptarten giebt: die Linien- od. Grabstichelmanier, die Radirmanier od. Aetzkunst u. die Schabkunst, auch Schwarzkunst genannt. Bei der Linienmanier wird zunächst die über Kohlenfeuer erwärmte Platte mit Aetzgrund, d. h. einer dünnen Schicht von Asphalt (ehemals auch eine Mischung von Wachs, Pech u. Mastix), überzogen; auf diesen Grund dann die auf dem Papier vorhandene Zeichnung übertragen u. zwar mittels einer Durchzeichnung auf Pauspapier u. mit Röthelpulver überzogenes Papier, welches mit der so gefärbten Seite zwischen Durchzeichnung u. Platte gelegt wird, so daß wenn die Umrisse der letzteren, welche die durchscheinende Rückseite oben zeigt, mit einem spitzen Stifte nachgezogen werden, vermittels des Röthelsteinstaubes die Zeichnung verkehrt auf dem Aetzgrunde der Platte zum Vorschein kommt. Sie wird zunächst mit der Radirnadel in die Platte selbst leicht eingeritzt od. radirt u. geätzt. Nachdem dann der Aetzgrund von der über Kohlenfeuer erwärmten Platte entfernt ist, beginnt die eigentliche künstlerische Arbeit des Stechers, der mit dem Grabstichel (s. d.) die einzelnen Linien (od. Taillen) mit sicherer, fester Hand nach der vorher eingeritzten Zeichnung zu ziehen u. die verschiedenen Schattirungen durch gerade od. geschwungene, parallele od. sich kreuzende, stärkere od. schwächere Linien (Schraffirungen u. Kreuzschraffirungen) auszuführen hat. Von der plastischen Wirkung dieser Linien, zu denen dann auch noch Punkte kommen, die in die kleineren Vierecke der Kreuzschraffirungen gesetzt werden, muß der Stecher in Bezug auf die Wiedergabe der einzelnen Körpertheile, der rauhen od. glatten Oberfläche der darzustellenden Gegenstände u. der Bekleidungsstoffe der Figuren eine genaue Kenntniß haben. Der durch das Ausschneiden der tieferen Schraffirungen auf der Kupferplatte entstehende Grat wird mit einem Schabeisen entfernt. — Die Radirmanier od. Aetzkunst führt auf dem oben erwähnten Aetzgrunde die Zeichnung zuerst mit der Radirnadel, einem in Form einer Bleifeder zugespitzten Stahlstifte, aus, indem aber nur der dünne Aetzgrund eingeritzt wird; dann wird die Platte mit einem festen Wachsrande umgeben u. mit Aetzwasser (1 Theil Schwefelsäure zu 3 Theilen Salzsäure mit Wasser verdünnt) übergossen, welches das freigelegte Metall auflöst u. die Nadelstiche vertieft; dabei ist nun genau abzuwägen, wie tief da u. dort die Aetzung gehen soll. An den Stellen, welche tief genug geätzt sind, wird die Platte gedeckt, d. h. in den Nadelritzungen mit Deckwachs ausgefüllt u. in solcher Weise mit Aetzen u. Decken fortgefahren, bis auch die tiefsten, dunkelsten Stellen zuletzt vollendet sind. Eine Nacharbeit mit der freien Nadel od. dem Grabstichel bleibt nicht ausgeschlossen. Da das Radiren mit der Nadel der Führung des Bleistiftes sehr ähnlich ist, so haben viele Maler statt auf Papier unmittelbar auf dem Aetzgrunde gezeichnet, so daß viele solcher Radirungen als Originalkompositionen u. unmittelbarer Ausdruck der Thätigkeit ihrer künstlerischen Phantasie anzusehen sind. Der Hauptmeister der Radirkunst ist Rembrandt (1607 bis 1669). — Die geschabte Manier od. die Schwarzkunst, Mezzotinto, wurde gegen die Mitte des 17. Jahrh. von dem hess. Oberstleutnant Ludwig v. Siegen erfunden, aber weniger auf Kupfer- als auf Stahlplatten angewandt. Sie besteht darin, daß die Platte, nachdem die Zeichnung aufgebaust u. radirt ist, mit einem stählernen Werkzeuge, Wiege genannt, gravirt, d. h. gekörnt, rauh gemacht wird, u. daß die lichteren Stellen mit einem Schabeisen je nach Maßgabe ihrer Helligkeit glätter gearbeitet werden u. die ganz lichten Stellen völlige Politur erhalten. Der rauhe Grund bildet dann die dunkelste Schattirung u. die Abdrücke von der so zubereiteten Platte zeigen eine der Kreidezeichnung ähnliche Wirkung, in den Lichtern freilich oft ein rauhes, unsauberes Aussehen, wodurch der künstlerische Werth der Schwarzkunst sehr beeinträchtigt wird. Sie vermag wol weiche Licht- u. Schattenübergänge recht effektvoll wiederzugeben u. nam. das Nackte sowie stoffliche Oberflächen gut darzustellen; da ihr aber die bestimmte Linie, mithin die Zeichnung fehlt, so wird sie in allen den Theilen ungenügend, wo es auf klaren, geistigen Ausdruck ankommt, wo die Zeichnung u. nicht die Farbe die Hauptsache ist. Die in ihrer Wirkung bes. auf die Ferne berechneten Stiche der Schwarzkunst waren im vorigen Jahrhundert nam. in England sehr beliebt, wo sich der Stecher Richard Earlom (1743—1822) darin hervorthat, der die geschabte Manier mit der Grabstichel-, Nadel- u. Aetzarbeit zu verbinden wußte u. dadurch seinen Blättern größeren Werth verlieh. Bloße Abarten dieser Manieren des Stechens, od. eine Verbindung mehrerer Manieren sind der Aquatintastich od. die Tuschmanier, die, bes. beliebt im Anfang unseres Jahrhunderts, auf dem Prinzip des Aetzens beruht, indem die Platte, wenn die Umrisse der Zeichnung leicht geätzt sind, mit ganz feinem Pulver aus Kolophonium gleichmäßig bestreut u. dann erwärmt wird, so daß dieses Pulver zu kleinen Kügelchen schmilzt. Nachdem dann auf die Stellen, welche hell bleiben sollen, mit dem Pinsel schwarzer Deckfirniß aufgetragen worden ist, wird die Platte geätzt u. Aetzen u. Decken so lange fortgesetzt, bis die verschiedenen Lichtgrade erreicht sind. Dieses Verfahren, das sich nam. zur Herstellung von Flächen innerhalb eines bestimmten Linienumrisses eignet u. sich leicht mit der Arbeit des Grabstichels u. der Nadel verbindet, wurde eine Zeit lang vorzugsweise angewandt für Abbildungen von Gebäuden, plastischen Werken u. dgl. — Von der Linienmanier ist eine Abart die schon im 16. Jahrh. in Nürnberg geübte Punktirmanier. Sie wendet statt der mit dem Grabstichel gezogenen Linien nur Punkte an, die mit der Nadel gemacht od. mit dem Punzen eingeschlagen werden, entbehrt also wie die Schwarzkunst der für den organischen Zusammenhang der Zeichnung nothwendigen Bewegung der Linien u. steht eben deswegen auch auf einer künstlerisch niedrigeren Stufe. — Behufs des Abdruckens wird nach Vollendung des Kupferstiches auf der Platte diese letztere in etwas erwärmtem Zustande mit einem Ballen, auf dem die Farbe aufgetragen ist, geschwärzt, so daß die Farbe in alle Vertiefungen eindringt; dann wieder sauber abgewischt, so daß die Farbe nur in den vertieften Stellen bleibt. Nachdem dann auf die Platte das gleichmäßig angefeuchtete u. zur besseren Aufnahme der Farbe rauh gebürstete Kupferdruckpapier u. auf dieses eine Schicht von glatten wollenen Tüchern od. von dünnem Filz gelegt ist, kommt sie in die Kupferdruckpresse, deren Haupttheile zwei nach entgegengesetzten Seiten sich drehende Stahlcylinder sind, zwischen welchen sich ein sog. Laufbret befindet. Dieses Laufbret wird, sobald die abzudruckende Kupferplatte mit Papier u. sonstiger Bedeckung darauf gelegt ist, zwischen den in Bewegung gesetzten Cylindern hindurchgezogen. Dabei drückt sich das weiche Papier fest an die Platte an u. nimmt an den geschwärzten Stellen die Farbe an. Der so hergestellte Abdruck wird nach dem Trocknen vorsichtig geglättet, die Platte aber vor jedem neuen Abdruck wieder erwärmt u. aufs Neue geschwärzt. Von einer in Linienmanier gestochenen Platte fallen die zehn ersten Adrücke noch ungenügend aus, die besten sind dann die etwa folgenden 300; die späteren Abdrücke nach den ersten 1500 werden allmählich stumpfer, blasser u. unreiner; Radirungen dagegen liefern nur etwa 300 gute Abdrücke. Wegen dieses Unterschiedes in der Güte der Abdrücke pflegt man die ersten u. besten Künstlerdrucke (épreuves d'artiste) zu nennen, die darauf folgenden 100 bis 200 „vor der Schrift" (avant la lettre), d. h. ohne Unterschrift, zu drucken u. die Unterschrift erst nachher auf die Platte zu bringen. Bes. gut fallen die Abdrücke auf chines. Papier aus, dessen gelblich-warmer Ton die Wirkung des Stiches vortheilhaft erhöht. Die Verminderung der Güte der Abdrücke ist in der Neuzeit fast ganz dadurch beseitigt worden, daß man von der Originalplatte, statt sie selber abzudrucken, galvanische Vervielfältigungen in beliebiger Zahl macht, od. auch dadurch, daß man die Originalplatte vor dem Abdrucken verstählt u. dadurch härter u. widerstandsfähiger macht. Was die Geschichte der K. anlangt, so datirt die Erfindung dieser künstlerisch am höchsten stehenden Vervielfältigungsmethode erst aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts; denn wenn auch bereits im klassischen Alterthum gravirte Zeichnungen auf altetrurischen Bronzespiegeln u. anderwärts vielfach vorkommen, so waren dieselben eben so wenig für den Abdruck bestimmt wie die Nielloarbeiten des Florentiner Goldschmieds Maso Finiguerra (1426—64), mit dem Vasari die Erfindung der K. in Verbindung bringt. Die Erfindung geschah vielmehr, wie die des Holzschnittes, in Deutschland, u. zwar, wie es scheint, im südwestlichen Deutschland ums J. 1440. Auch ist es sicher, daß die ältesten deutschen Blätter aus den J. 1446 u. 1451 stammen (jenes eine Geißelung Christi, dieses eine Madonna des Meisters P.), während von den ältesten ital. Blättern keins vor 1465 datirt ist. Jedenfalls hängt die rasche Verbreitung der K. in deutschen Landen mit der Blüte der Eyck'schen Malerschule zusammen, denn die ältesten Blätter, deren unbekannte Meister häufig nach ihren Monogrammen od. nach ihrem Hauptblatt benannt werden, haben das Gepräge der Eyck'schen Schule. Eine sehr gute Technik hat schon der Meister E. S. von 1466, der im südwestl. Deutschland lebte u. als der Lehrer Martin Schongauer's (s. d.), des Hauptmeisters der K. im 15. Jahrh., anzusehen ist. Seine Technik ging im 16. Jahrh. auf den Hauptmeister Nürnbergs Albrecht Dürer, über u. wiederum von diesem auf den Niederländer Heinrich Goltzius (s. d.) u. die deutschen

Kleinmeister (s. d.), die schon beeinflußt wurden von der Kunst der Renaissance in Italien. Nach einigen späteren Meistern des 16. Jahrh., wie Virgil Solis u. Jost Amman, zeigt das Ende desselben schon einen Verfall der Kunst, z. B. in Matthäus Merian dem Aelteren (1593–1650) u. der schon dem 17. Jahrh. angehörenden Familie Kilian. Nur Wenzel Hollar (s. d.) ragt um jene Zeit als ein besonderes Talent hervor. Erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. erhielt, wie die Malerei, so auch die K. einen neuen Aufschwung u. brachte Meister wie G. Fr. Schmidt (1712–75) u. Georg Wille (1717–1808) hervor, der den ersten Impuls zur Regeneration der Grabstichelmanier gab, die dann sein bester Schüler Joh. Gotthard v. Müller (s. d.) u. dessen vor dem Vater gestorbener Sohn Friedrich v. Müller (s. d.), der Meister des Stiches der Sixtinischen Madonna, Joh. Friedrich Bause (1738 bis 1814) u. A. zu noch größerer Vollendung brachten. In Berlin gründete Buchhorn (geb. 1770) eine Schule der K., die seit 1857 von Eduard Mandel (geb. 1810) fortgesetzt, als bedeutende Schüler in Linienmanier nam. Fr. Eduard Eichens (1804–77), Aug. Hoffmann (1810–72), Habelmann u. in Schwarzkunstmanier Gustav Lüderitz (geb. 1804) u. A. hervorgebracht hat. Neben ihnen sind zu nennen in Dresden Moritz Steinla (1791–1858), in Düsseldorf Joseph v. Keller (1811 bis 1870), der Stecher der Disputa u. der Sixtinischen Madonna von Rafael, in München Samuel Amsler (1793–1849), Julius Thaeter (1804–69), bes. in Cartonmanier, Friedrich Wagner (1803–76), Kaspar Heinrich Merz (1806–75) u. Joh. Bernh. Raab (geb. 1825), in Wien Karl Heinrich Rahl (1779–1843), K. B. Post (1833 bis 1877) u. Louis Jacoby (geb. 1828), der Schüler Mandel's; in Darmstadt der durch R. Morghen gebildete Jakob Felsing (1802 bis 1875). — In Italien, das die K. aus Deutschland empfing, sind die frühesten bedeutendsten Meister Baccio Baldini (blühte von 1460 bis 1480), der Schüler des genannten Finiguerra, Antonio Pollajuolo (1426–98), der Maler Andrea Mantegna (1431–1506) u. vor allen Anderen der nach Francesco Francia gebildete Marc Antonio Raimondi (1488–1534), der, bekannt durch seine Stiche nach Rafael's Zeichnungen u. Entwürfen, seine Kunst auf die Höhe der Technik brachte, die sie in Deutschland bereits besaß. Zahlreiche Schüler bildete er nicht nur in Italien, sondern auch in Deutschland, den Niederlanden u. Frankreich. Gleichzeitig mit Giorgio Ghisi in Mantua (1520–82) begründete der Niederländer Cornelius Cort (1536–78) in Rom eine weitverzweigte Schule, der unter Anderen auch Agostino Caracci (s. d.) angehört. Im 17. Jahrh. verdrängte die Radirkunst einigermaßen die Linienmanier, bis diese im 18. Jahrh. durch Giovanni Volpato (1738–1802) u. seinen noch berühmteren Schüler Rafael Morghen (1738–1803), den Stecher von Lionardo's Abendmahl u. Rafael's Transfiguration, einen Aufschwung nahm, der noch gesteigert wurde durch seinen jüngeren Freund u. Kunstgenossen Giuseppe Longhi (1766–1831). Aus der von diesem in Mailand geleiteten Kupferstecherschule gingen z. B. Pietro Anderloni, Paolo Caronni, Giovita Garavaglia und die Deutschen Steinla u. Felsing hervor. In keiner Schulverbindung mit ihnen standen Paolo Toschi in Parma (1790–1854), der Stecher von Volterra's Kreuzabnahme u. Correggio's Fresken in Parma, u. der nach Brüssel übergesiedelte Italiener Luigi Calamatta (1802–69).

In den Niederlanden, wo Lucas van Leyden (1494–1533), der sich nach Dürer bildete, als der Begründer der K. anzusehen ist, folgte diesem, nachdem die Gebrüder Sadeler vergebens versucht hatten, die Kühnheit des Michelangelo nachzuahmen, Heinrich Goltzius (1558–1617), der die Technik des Stiches auf eine sehr hohe Stufe brachte u. den Uebergang zu der kraftvollen, malerischen Schule des Rubens bildet, aus welcher Paul Pontius (geb. 1596), der jüngere Bolswert (1586–1659), Lucas Vorsterman (geb. 1578), Peter Soutman (1580–1653), Jonas Snyderhoef u. A. hervorgingen. Neben der Linienmanier dieser Meister entwickelte sich im 17. Jahrh. die Radirkunst vorzüglich durch Rembrandt zu hoher Blüte u. erlangte durch zahlreiche Schüler, wie Adrian v. Ostade (1610–85), Anton Waterloo (1618–62) u. den bekannten Thiermaler Paul Potter (1625–54) große Verbreitung. Etwas später verpflanzte der unübertreffliche Gerard Edelinck (1649–1707) die K. nach Frankreich u. verband die Vorzüge der niederländischen mit der damals blühenden franz. Schule.

In Frankreich ist der abenteuerliche, überaus produktive Jacques Callot (1594–1635) der Begründer der K., die zunächst durch die Glieder der Familie Audran, durch François de Poilly (1622 bis 1693) u. später durch dessen Sohn Jean Baptiste Poilly (1669 bis 1728), durch Pierre Drevet (1664–1739), Antoine Masson (1636 bis 1700) u. Nicolas Dorigny (1657–1746) noch vervollkommnet wurde u. dem oben erwähnten Georg Wille als Vorbild diente. Nach einer in den letzten Dezennien des 18. Jahrh. eingetretenen Zeit des Verfalles gewann in Frankreich in unserem Jahrhundert die K. wieder einen bedeutenden Aufschwung, insbes. durch Boucher Desnoyers (1779–1857), François Forster (1790–1872) u. dessen Schüler Achille Louis Martinet (1806–77), durch Achille Désiré Lefèvre (1798–1864), Henriquel Dupont (geb. 1797) u. dessen Schüler Alphonse François (geb. 1811), sowie durch Paul Mercuri (geb. 1808), Claude Ferdinand Gaillard (geb. 1834), Leopold Flameng (geb. 1831) u. A.

In England, das, bevor der genannte Hollar die K. dorthin verpflanzte, kaum einen namhaften Stecher aufzuweisen hatte, kam im 17. Jahrh. die Schwarzkunst sehr in Aufnahme u. ließ auch während des 18. Jahrh. fast keine andere Technik emporkommen. Hauptmeister waren darin der aus Holland dorthin übergesiedelte Joh. Faber (1684–1756), der oben erwähnte Earlom u. Valentin Green (1739–1813). Neben ihnen arbeiteten in Linienmanier nur Wenige, z. B. der mehr im Stich als in der Zeichnung meisterhafte Robert Strange (1723–92), der aber seiner Technik keinen großen Eingang verschaffen u. die damals beliebte Punktirmanier des Italieners Francesco Bartolozzi (1728–1815) nicht zu verdrängen vermochte. Ebenso William Woollett (1735 bis 1785), der in seinen Platten Aetzen, Grabstichel u. trockene Nadel geschickt zu vereinigen wußte. Auch im 19. Jahrh. ist die Zahl der Stecher in England zwar groß, aber die Leistungen in der Linienmanier sind wenig bedeutend. — Zu den brauchbarsten Werken über die K. u. ihre Geschichte gehören Bartsch, „Peintre-Graveur" (20 Bde., Wien 1802–21; neue Ausg., Lpz. 1866); v. Quandt, „Entwurf einer Geschichte der K." (Lpz. 1826); Perrot, „Manuel de gravure" (Par. 1830); Léon de Laborde, „Histoire de la gravure manière noire" (Par. 1839); Fielding, „Art of engraving" (Lond. 1841) u. Wessely, „Anleitung zur Kenntniß u. zum Sammeln der Werke des Kunstdruckes" (Lpz. 1876); aber an einer vollständigen, den Anforderungen unserer Zeit entsprechenden Geschichte der K. fehlt es wenigstens in Deutschland noch völlig.

**Löwenstein,** Rudolf, Dichter u. Publizist, geb. zu Breslau 20. Febr. 1819; wurde, früh verwaist, erst im Waisenhause zu Bunzlau erzogen, besuchte dann die Gymnasien zu Glogau u. Breslau u. studirte seit 1840 in seiner Vaterstadt u. in Berlin Philologie. Bereits 1836 veröffentlichte er in verschiedenen schles. Blättern lyrische Gedichte, u. 10 Jahre später wurde er allgemein bekannt durch seinen „Kindergarten" (Berl. 1846), eine Sammlung der reizendsten Lieder, die man mit Recht denen von Hey an die Seite stellte u. von denen die meisten sich bald Aufnahme in alle deutschen Anthologien u. Lesebücher verschafften. Ein eigenthümliches Talent bestimmte L., 1845 als Mnemoniker aufzutreten. Außerdem war er theils als Lehrer, theils als Schriftsteller für belletristische Blätter thätig. 1848 begründete L., dem auch eine ungewöhnliche Gabe des Witzes u. Humors zu Gebote steht, mit Kalisch (s. d.) den „Kladderadatsch", dessen Redaktion er bis zu seiner durch den Polizeipräsidenten v. Hinckeldey (s. d.) noch in demselben Jahre verfügten Ausweisung führte. L. begab sich hierauf nach Dessau u. Leipzig, kehrte aber nach Aufhebung des Belagerungszustandes nach Berlin zurück, wo seitdem der formgewandte Dichter unausgesetzt wieder am „Kladderadatsch" thätig gewesen ist. Seit 1863 verfaßt er auch die politische Rundschau in der Berliner „Gerichtszeitung". Zu den unter dem Titel: „Ehret die Frauen" erschienenen Bildern von Ed. Schulz (Berl. 1874) hat L. den Text geschrieben.

**Meiderich,** Fabrikdorf mit 11,879 E. (1875) im Landkreise Duisburg des Reg.-Bez. Düsseldorf der preuß. Rheinprovinz, liegt an den Zweiglinien Oberhausen-Ruhrort der Köln-Mindener u. Mühlheim-(Styrum-)Ruhrort der bergisch-märkischen Bahn, zerfällt in Ober-, Mittel- u. Niedermeiderich u. treibt, wie die Industrieplätze seiner nächsten Umgebung, Sterkrade, Oberhausen, Beek, Styrum 2c., Eisen-, Gußwaaren-, Eisenblech-, Dampfkessel- 2c. Fabrikation.

**Menin** (spr. M'näng), vläm. Meenen, Stadt u. Festung mit 11,337 E. (1876) in der belg. Provinz Westflandern, liegt nahe der franz. Grenze am linken Ufer des Lys, einem Nebenflusse der Schelde, u. an der Strecke Courtrai-Poperinghe der westflandrischen Eisenbahn, hat eine schöne Kirche (Liebfrauenkirche), Baumwollenweberei, Spitzenfabrikation, Tabakfabriken u. Saline. In seiner Umgebung ist starker Flachsbau. — Am 13. Sept. 1792 siegten hier die Franzosen über die Holländer.

**Museum.** Dieses Wort wird entweder von dem griech. Worte μοῦσα, die Muse, od. (fälschlich) von dem griech. Dichter Musäos, der auf einem hervorragenden Hügel in der Nähe von Athen seine Gedichte vorgelesen haben u. dort auch begraben worden sein soll, hergeleitet. In neuerer Zeit hat man jede Sammlung alter Kunstschätze, Statuen, Gemmen, Terracotten, Vasen, Münzen, Gemälde u. überhaupt bemerkenswerther Alterthümer, auch neuer Gegenstände, die einen geschichtlichen, technischen od. einen

wissenschaftlichen Werth haben (also auch Naturalien u. Erzeugnisse der Industrie), so genannt, obgleich man früher, vorzugsweise bis zum Anfang des 19. Jahrh., nur eigentliche Antikensammlungen darunter verstand. Die Liebhaberei, ein M. in besonders dazu bestimmten Gebäuden u. Räumen anzulegen, stammt aus Italien, wo im 15. Jahrh. Cosmus I. von Medicis das berühmte Florentiner Antikenmuseum anlegte. Papst Leo X. gründete dann zu Rom in der Villa der Mediceer, deren Familie er selbst angehörte, auf dem Monte Pincio das erste M., welches freilich durch die später zu den seinigen hinzugekommenen großartigeren Sammlungen der Päpste Clemens XIV. u. Pius VII. verdrängt ward. Ein M. in weiterem Sinne ward zu Paris auf Befehl Napoleon's I. aus zahlreichen, in den von ihm besiegten u. unterworfenen Staaten zusammengeraubten u. dort aufgestellten Kunstschätzen gebildet, das sog. Musée Napoléon, das später nach der Restauration Musée royal hieß. Das älteste engl. M. in weiterem Sinne schuf der gelehrte Antiquar u. Chemiker Elias Ashmole (geb. 1617, gest. 1692) zu Oxford (1679), das berühmteste aber ist das Britische M. zu London (s. d. Art.).

In Deutschland stellten die Kirchen, Domstifter u. Klöster mit ihren Schatzkammern die Museen des Mittelalters vor. Sie enthielten reiches Material zur Geschichte der Steinschneidekunst u. zur Gold- u. Silberbildnerei. Hier bewahrte man nämlich Gebeine u. Reliquien der Heiligen in kostbaren silbernen u. goldenen Fassungen, hier die Prachtmissalien, welche sowol durch Alterthum als durch kostbare Miniaturen u. reichen Einband besonderen Werth hatten; hier sieht man Monstranzen, Kelche, Patenen, Räuchergefäße, Abt u. Bischofsstäbe, hier Tragaltäre mit den kostbarsten Elfenbeinschnitzereien verziert, ja das Grabmal der heiligen Elisabeth zu Marburg in der nach ihr genannten Kirche war mit 824 zum Theil antiken geschnittenen Steinen besetzt. Solche Heiligthümer wurden den Gläubigen zu gewissen Zeiten gezeigt, so der Schatz der Domkirche zu Bamberg u. Aachen alle sieben Jahre, der der Stiftskirche zu Allerheiligen in Wittenberg jedes Jahr einmal. Ebenso waren Kölns Kirchen sehr reich an solchen Gegenständen, desgleichen Breslau, u. die Domschätze zu Prag u. Regensburg (in St. Emmeran) kann man ja heute noch bewundern. Vieles kam freilich während der Wirren des Dreißigjährigen Krieges u. bei der Auflösung der deutschen Stifter (25. Febr. 1803) weg. Ja mehrere Kirchen dienten noch als Aufbewahrungsstätten von Naturmerkwürdigkeiten; so sieht man Riesenknochen im Stephansdom zu Wien, eine Riesenrippe in der Kreuzkirche zu Breslau, Walfischknochen in der Peterskirche zu Lübeck 2c. Auch Fahnen, die man den Feinden abgenommen, hing man in Kirchen in der Nähe der Grabstätten der Sieger auf, wo gleichzeitig auch ihre Wappen u. Waffen eine Stelle fanden. Im 16. Jahrh. fingen einzelne Fürsten an, Kunst- u. Raritätenkammern anzulegen, so in Dresden Kurfürst August, dessen Kunstkammer in gewisser Weise jetzt noch durch das Grüne Gewölbe, Historische Museum 2c. repräsentirt wird. Andere ähnliche Museen waren das vom Erzherzog Ferdinand (seit 1567) auf dem Schlosse Ambras in Tirol errichtete, die Kunstkammer Herzog Friedrich's von Schleswig-Holstein auf dem Schlosse Gottorf (seit 1651), die Berliner (seit 1603), die zu Salzdahlum in Braunschweig, die Kasseler 2c. Auch einige Privatsammlungen dieser Art gab es, so die Peutinger'sche u. Fugger'sche zu Augsburg, das Praun'sche M. zu Nürnberg (seit 1563), die Hofmann'sche Sammlung zu Halle (seit 1625). Dresden kann sich rühmen, das erste dem Publikum geöffnete Naturalienkabinet (unter August III. von Polen), das erste M. für antike Bildwerke in Stein u. Erz (unter August II.) u. ebenso die erste größere Gemäldegalerie (angefangen unter Herzog Georg) besessen zu haben. Im laufenden Jahrhundert ist die sog. Museologie od. die Lehre von Anlegung u. Anordnen von Museen zu einer vollständigen Wissenschaft geworden. Ein Verzeichniß aller bisher gegründeten u. noch bestehenden Kunstsammlungen od. Museen ist indeß noch zu schreiben; ein eigenes Organ für Museumsangelegenheiten ist im J. 1878 zu Dresden von Dr. Gräße begründet worden. Ein Muster von Kunstgewerbemuseum ist das South Kensington Museum mit dem Bethnal Green Branch Museum in London, nach dessen Vorbild das Wiener, Nürnberger, Dresdener, Leipziger, Berliner 2c. eingerichtet ward. Das erste Privatmuseum von Bedeutung war das Museum Kircherianum zu Rom, welches sein Begründer, der Jesuit Kircher (s. d.), dem Jesuitenorden hinterließ. Rein spezielle Zwecke verfolgten das Germanische M. zu Nürnberg u. das Hôtel Cluny zu Paris, u. lediglich eines einzigen Mannes Wirksamkeit charakterisiren Museen, wie das Thorwaldsen-M. zu Kopenhagen u. das Rietschel M. zu Dresden. — Die Sitte, unter dem Namen M. Lesezimmer anzulegen, wo man die neuesten Zeitungen, Journale 2c. lesen kann, ist aus Frankreich od. Belgien nach Holland u. von da nach Deutschland gekommen. Das erste Lesekabinet ward nämlich zu Verviers im J. 1775 errichtet, dann folgte das zu Mastricht (1786) u. ein drittes zu Aachen (1788), an welches sich dann ähnliche Anstalten zu Frankfurt a. M. durch den Buchhändler Eßlinger (1789), zu Leipzig durch Beygang (1794), zu Dresden durch Pinther (1798), zu Hamburg durch die Gebrüder Campe (1802) u. a. anschlossen. In Halle nahm eine von den dasigen Professoren zu Unterhaltung u. Vergnügen gegründete Gesellschaft (im Kronprinz), mit der allerdings ein Lesezirkel u. Lesekabinet verbunden war, denselben Namen an. Figürlich ist endlich dasselbe Wort gegen Anfang dieses Jahrhunderts theils von einer Sammlung verschiedener, einer literarischen Richtung angehöriger Mittheilungen u. Aufsätze gebraucht worden, z. B. in dem „M. des Wundervollen" (Lpz. 1803 f.), im „M. für Künstler" (Mannh. 1787), im „M. des Neuesten u. Wissenswürdigsten aus dem Gebiete der Naturwissenschaften 2c." (Berl. 1814 f.) u. anderen ähnlichen Werken, theils in der Bedeutung vermischter literarischer Notizen u. Aufsätze, wie in Wieland's „Attischem M.", dem „Britischen M." (Lpz. 1775 f.), dem „Deutschen M." (1776 f. u. 1851 f.).

**Alexandrinisches M.** Das älteste M. der Welt ist das von Ptolemäus Philadelphus (284—246 v. Chr.) zu Alexandria in dem sog. Brucheion, dem festesten Theile der Stadt, wo sich auch die Königsburg befand, angelegte Institut dieses Namens. Es war etwas Aehnliches wie die jetzigen Akademien der Wissenschaften. Hier wurden griech. Gelehrte auf öffentliche Kosten verpflegt, welche dafür theils durch von ihnen verfaßte Schriften, theils durch öffentliche Disputirübungen, theils durch belehrenden Vortrag die zahlreich dorthin zusammenströmende Jugend unterrichten sollten. Als Material diente ihnen eine kostbare Bibliothek u. eine reiche Naturaliensammlung. Einer der dortigen Professoren, Alexander Dyskolos unter Antonius Pius, ward auch dort begraben. Der römische Kaiser Claudius fügte eine zweite ähnliche Anstalt hinzu, die er nach sich benannte. Unter den späteren Kaisern ward es zur bloßen Versorgungsanstalt u. Sinekure für servile Schriftsteller. Zum letzten Male wird es unter Theodosius bei Suidas erwähnt (Art. „Θεων"). Der König von Pergamos, Eumenes II. (179—158 v. Chr.), schuf demselben eine Konkurrenz durch die von ihm angelegte gleichnamige Anstalt u. Bibliothek, allein er gab dadurch ebenso, wie sein Vorbild in Aegypten, Gelegenheit zur Verheimlichung, Unterschiebung u. Verfälschung mancher älteren Werke. Die Museen zu Antiochia u. Konstantinopel endlich konnten sich in keiner Weise mit den eben genannten messen. Hauptschriften über das A. M. sind: Karl Parthey, „Das A. M." (Berl. 1837) u. G. H. Klippel, „Ueber das A. M." (3 Bücher, Gött. 1838 mit den wichtigen Zusätzen in der „Zeitschrift für Alterthumswissenschaften" 1839, Nr. 108 f., 1840 Nr. 23 f. u. 1841 Nr. 49 f.).

**Britisches M.** Dieses großartige Nationalinstitut verdankt seinen ersten Ursprung einem Privatmann, dem berühmten Londoner Arzte Sir Hans Sloane (gest. zu Chelsea 1753). Dieser hatte während seines langen Lebens sich unausgesetzt mit Sammeln von Büchern, Alterthümern u. naturwissenschaftlichen Gegenständen beschäftigt, u. weil er seine mit großen Kosten zusammengebrachten Schätze nicht zerstreut wissen wollte, so bestimmte er in seinem Testament, es sollten dieselben als Stamm zu einem künftigen Nationalmuseum dem Parlament für die Summe von 20,000 Pfd. Sterl. (50,000 Pfd. Sterl. hatten sie ihm selbst gekostet) angeboten werden; wolle dasselbe auf diesen Kauf nicht eingehen, so hatte er einige ausländische Gesellschaften bezeichnet, denen seine Sammlungen dann angetragen werden sollten, u. erst wenn auch diese abgelehnt hätten, sollten sie unter den Hammer kommen. Indeß nahm das Parlament dieses Vermächtniß an (in einer Parlamentsakte von 1753—54, die 26. unter Georg II.) u. bestimmte, daß die schon im Besitz der Regierung befindlichen „Cottonian Library" u. Major Arthur Edwards' „Library" (Manuskripte u. Bücher) mit der Sloane'schen Sammlung vereinigt werden sollten, ja man kaufte für 10,000 Pfd. Sterl. noch die Handschriftensammlung der Grafen von Oxford, Robert u. Edward Harley, die sog. „Harleian Library", dazu. Um nun die nöthige Summe aufzubringen u. auch noch Geld zum Bau eines Museums zu behalten, ward durch dieselbe Parlamentsakte das Abhalten einer Lotterie bestimmt, diese brachte 100,000 Pfd. Sterl. ein, u. nach Abzug der Kosten für dieselbe u. der 30,000 Pfd. Sterl. für jene Ankäufe blieb ein Ueberschuß von 65,195 Pfd. Sterl. 8 Sch. 2 P. Man kaufte nun im Frühjahr 1754 von Lord Halifax das sog. Montague House für 10,250 Pfd. Sterl. (erbaut im J. 1674, brannte es 1686 ab, ward aber bald wieder hergestellt), u. nachdem man dasselbe zu diesem Zweck eingerichtet hatte, ward es 15. Jan. 1759 dem Publikum geöffnet. Die erste Eintheilung des Museums umfaßte drei Branchen: gedruckte Bücher, Handschriften u. Gegenstände des Naturreichs, u. von diesem Augenblick an bekam jede dieser Abtheilungen unausgesetzt die werthvollsten Vermehrungen. Die hauptsächlichsten Vermehrungen der Abtheilung für gedruckte Bücher waren die Privatbibliotheken der engl. Könige von Heinrich VII. abwärts, eine Sammlung von politischen Pamphlets aus den J. 1640—60, die Musikbibliotheken der Herren J. Hawkins u. Ch. Burney, die dramatische Bibliothek Garrick's, die juristische Fr. Hargrave's, die botanische des

berühmten J. Banks, eine große Sammlung von Schriften über die Franz. Revolution, u. die Bibliotheken Georg's IV. (1823) u. Lord Grenville's (1847) 2c. Eben so zahlreich waren die Erwerbungen im Fache der Handschriften, so die „Landsdowne Manuscripts“, die „Hargrave Manuscripts“, die griech. u. röm. Handschriften Dr. Burney's, mehrere Sammlungen oriental. Handschriften, die „Norwood Arundel-Manuscripts“ u. a. Die naturwissenschaftlichen Sammlungen nahmen auf gleiche Weise zu, die Regierung scheute keine Kosten, um sie möglichst vollständig zu machen, z. B. zahlte man für die mineralogische Sammlung des Obersten Greville allein 13,727 Pfd. Sterl. Auch die botanische Abtheilung, welche nam. durch die hinterlassenen Sammlungen Dr. Banks' vergrößert ward, nahm so zu, daß sie jetzt die zweite ihrer Art (die erste ist die des Botanischen Gartens in Paris) in Europa ist. Der Sammlung der Alterthümer Sloane's ward die kostbare Sammlung griech. u. röm. Alterthümer u. Vasen Lord Hamilton's (1772 für 8400 Pfd. Sterl. erkauft), eine Sammlung ägypt. Alterthümer (1802, erbeutet bei der Kapitulation von Alexandria), die griech. u. röm. Skulpturen (Townley marbles) aus der Sammlung Lord Townley's (1805), erkauft für 20,000 Pfd. Sterl. (auch der Rest dieser Sammlung: Vasen, Bronzen 2c., ward 1814 für 8200 Pfd. Sterl. erworben), die Marmorskulpturen von Phigalia (erkauft 1815 für 20,000 Pfd. Sterl.), die Elgin'sche Sammlung von Marmorskulpturen (von Lord Elgin während seines Aufenthalts als Gesandter in der Türkei von 1801—12 zusammengebracht u. 1816 für 35,000 Pfd. Sterl. erkauft), die Bronzensammlung Sir Payne Knight's (von ihm 1824 geschenkt), die Xanthischen Marmorskulpturen (1842 von Fellows ausgegraben), die Marmorantiken aus Halikarnassos u. Kalymne (von Newton 1856 ausgegraben), die Barbetti'sche Sammlung sardin. Alterthümer, die Roach-Smith'sche Sammlung Londoner Alterthümer, eine Sammlung von Münzen u. Antiken aus Großgriechenland, zusammengebracht durch Sir W. Temple, die Sammlung mexikan. Alterthümer der Lady Webster u. die großen Sammlungen assyr. Alterthümer Layard's, Loftus' u. Rawlinson's hinzugefügt. Inzwischen hatte sich durch diese Ankäufe der Bestand des M.s bald so vergrößert, daß die alten Räume nicht mehr zureichten, u. so fing man im J. 1823 an, das Gebäude umzubauen, so daß im J. 1845 nichts mehr davon übrig war u. 1850 das neue B. M. gleichzeitig als eine der Hauptzierden Londons in architektonischer Hinsicht fertig dastand. Die Sammlung von Gemälden aus dem Vermächtniß Sloane's kam dagegen als Stamm zu der von Sir George Beaumont dem Staate abgetretenen (1823) u. mit der von der Regierung (für 57,000 Pfd. Sterl.) im J. 1824 erkauften Angerstein'schen Bildergalerie u. bildet mit diesen u. anderen später hinzugekommenen Sammlungen zusammen die heutige National Gallery. Die jetzige Eintheilung sämmtlicher im Museum aufgestellter Sammlungen zerfällt in das Ethnographical-, Naturalhistory- u. Sculpture-Department (12 Abth.) u. die Bibliothek, welch letztere in einem besonderen Flügel aufgestellt ist. An der Herstellung eines systematischen u. alphabetischen Katalogs derselben wird fortwährend gearbeitet u. über einzelne Abtheilungen existiren bereits besondere Verzeichnisse, z. B. der höchst interessante „Catalogue of prints and drawings in the British Museum. Division I. Political and personal satires“ (von 1320—1733; 2 Bde., Lond. 1870) von G. W. Reid. Zur Orientirung über die dem Publikum zugängliche Abtheilung der Bibliothek diente des Oberbibliothekars Panizzi „Guide to that portion of books now open to the public“ (Lond. 1851 u. ö.). Die erste weitläufigere Beschreibung lieferten W. u. R. Chambers in ihrem „The British Museum historical and descriptive“ betitelten Handbuche (Edinb. 1850), eine „Synopsis of the British Museum“ (Lond.) erscheint jährlich in einer neuen Auflage. Zu der regelmäßigen jährlichen Einnahme, die dem B. M. von Seiten des Staates u. infolge von Vermächtnissen theils zur Besoldung der Beamten (1850 waren 159, 1873 aber 249 angestellt), theils zur Vermehrung der Sammlung zufließt (ungefähr 40,000 Pfd. Sterl.), erhält dasselbe noch außerordentliche Zuschüsse, die das Parlament bei besonderen Anlässen bewilligt. Man schätzt die jährlichen Unkosten auf 112,000 Pfd. Sterl., wovon die Hälfte auf Ankäufe gerechnet wird. Die oberste Verwaltung liegt in einem dem Parlamente verantwortlichen Comité, den Trustees. Vergl. Edwards, „Lives of the founders, augmentors etc. of the Br. M.“ (2 Bde., Lond. 1870) u. Cowtan, „Memoirs of the Br. M.“ (ebd. 1871).

**Nivôse** (spr. Niwohs'), der Schneemonat, im Kalender der ersten französ. Republik der 4. Monat (21. Dez. bis 19. Jan.).

**Nutzhölzer.** Das Holz als Rohmaterial für technische Verarbeitung wird im Allgemeinen in Bau-, Werk- u. Kunsthölzer unterschieden, ohne daß sich jedoch bei dieser Eintheilung scharfe Grenzen angeben ließen. Der Holzhandel, der auch das als Brennmaterial dienende Holz umfaßt, unterscheidet einfach zwei Hauptklassen, Brennholz u. Nutzholz, u. theilt die N. alsdann in sehr viele verschiedene Sorten ein, wobei die Benennungen mit dem Verkaufsorte sich häufig ändern. Wir geben in dem



Folgenden eine Uebersicht, in welcher von all diesen Unterscheidungen abgesehen ist u. die Holzarten nur alphabetisch geordnet sind.

1. Ahorn (Acer), einige 30 Arten, wovon die wichtigsten a. der gemeine od. weiße Ahorn (A. pseudoplatanus), b. der Spitzahorn (A. platanoides) u. c. der Feldahorn (A. campestre). a. Gemeiner od. weißer Ahorn mit 1 mm. hohen Markflecken, schön weiß mit zahlreichen bräunlichen Spiegelfasern, wovon das gewässerte, seidenartig glänzende Aussehen, oft schön geflammt, geadert od. marmorirt, hat feine, gleimäßig dichte Fasern, ist sehr hart, fest, zäh u. ziemlich schwer, läßt sich mit dem Hobelspiegel glatt bearbeiten u. nimmt sehr schöne Politur an, unterliegt wenig dem Werfen u. Springen, ist im trockenen Zustande sehr dauerhaft, im Witterungswechsel dagegen nicht beständig, deswegen zu Drechsler- u. Tischlerarbeit, zum Formschneiden, zu Bildhauerarbeiten, zum Instrument- u. Maschinenbau geeigneter als zu Zimmererarbeiten. Das geflammte maserige Holz alter Stämme (Pfauenholz, Adlerholz, franz. Ahorn) läßt sich gleich Mahagoniholz beizen. b. Spitzahorn; weißer, dichter, härter, zäher, aber weniger fein als gemeiner Ahorn. c. Feldahorn; hart u. zäh, gut zum Drechseln, häufig gemasert u. dann zu Flintenschäften, Pfeifenköpfen, Dosen gern benutzt.

2. Akazie (Robinia pseudoacacia), schön gelb mit feinen rothen Adern, ausgewachsen ungemein fest u. zähe, hart u. schwer, außerordentlich dauerhaft u. witterungsbeständig, unterliegt nicht Fäulniß u. Wurmfraß, ist nach dem Austrocknen sehr schwer zu bearbeiten; zwar großporig, aber feinkörnig, nach der Bearbeitung atlasartig glänzend, läßt sich gut poliren u. beizen, dient zu Möbelarbeiten, in Amerika auch zum Schiffsbau, bes. zu Schiffsnägeln.

3. Amaranthholz, aus Südamerika; von dunkler Blutfarbe mit einem Stich ins Violette, zuweilen auch ganz dunkelviolett, bes. wenn die frisch bearbeitete Fläche der Luft ausgesetzt wurde; weniger hart u. schwer wie Palissander, aber von sehr feinem, gleichartigem u. etwas porösem Gefüge, gut spaltbar u. biegsam. Wohl geeignet zu feiner Tischlerarbeit, zu eingelegten Ornamenten u. Mosaik für Fußboden.

4. Apfelbaum (Pyrus malus), hat zahlreiche, 0,5 mm. hohe Markstrahlen, schön bräunlich, ist dunkler als Birnbaum, ebenso fein u. dicht, dabei aber noch härter u. schwerer, sehr dauerhaft, läßt sich schwer spalten, dagegen sehr glatt bearbeiten, u. ist vorzüglich politurfähig. Zu Tischler-, Drechsler- u. Schnitzereiarbeiten sehr wohl geeignet.

5. Aspe, s. „Pappel“.

6. Atlasholz, Satinholz (s. d.).

7. Die gemeine Birke (Betula alba), mit 0,5 mm. hohen Markstrahlen; schön weiß, im Alter gegen den Kern häufig röthlich, feinfaserig, mit breiten Jahrringen, aber sehr feinen Spiegeln, ziemlich hart u. schwer, äußerst zähe, aber gut spaltbar; unterliegt stark dem Wurmfraße u. ist im Freien gar nicht dauerhaft, indem das Holz leicht Nässe einsaugt, quillt, sich wirft u. fault. Selten zum Häuserbau benutzt; als Werkholz seiner Härte u. Zähigkeit wegen von Wagenbauern, Drechslern u. Tischlern benutzt; aus dem Maserholz werden Pfeifenköpfe, Dosen, Schalen, Löffel 2c. gefertigt.

8. Birnbaum (Pyrus communis), d. h. die wilde Art, mit zahlreichen, 0,2 mm. hohen Markstrahlen; in der Jugend weißlich u. spröde, ausgewachsen aber rothgelb bis rothbraun, kurz feinfaserig, homogen, öfter geflammt, zähe, hart wie Nußbaum, schwer u. glatt, läßt sich schön schwarz beizen (künstliches Ebenholz), erliegt zwar leicht dem Wechsel von Nässe u. Trockenheit sowie auch dem Wurmfraße, ist aber vorzüglich geeignet zu Modellen, Druckformen, Stampfen in Pochwerken, zu Radkämmen u. wird von Tischlern, Drechslern u. Bildschnitzern hochgeschätzt.

9. Brasilienholz (s. d.), echtes Pernambuk (Caesalpinia crista) aus Brasilien; sinkt im Wasser unter, ist sehr fest, feinfaserig, homogen, trefflich in der Politur, wird zu Möbeln, Fournieren, Kegelkugeln 2c. verarbeitet. Das unechte Pernambuk kommt von Ostindien u. den Antillen, sieht schmuzigroth aus u. ist weniger gut.

10. Buche in zwei Arten von verschiedener Gattung. a. Die gemeine Buche, Rothbuche od. Mastbuche (Fagus sylvatica), mit zahlreichen, 5 mm. hohen Markstrahlen, von ausgewachsenen Bäumen aus geschlossenem Stande stets röthlichweiß, von jungen Bäumen u. solchen aus freiem Stande aber weiß, fein- u. dichtfaserig, mit schwachen Jahrringen, aber auffällig dunklem Spiegel; ist in der Jugend zähe u. gut zu bearbeiten, im Alter aber sehr hart; leicht spaltbar, reißt u. springt nicht leicht, selbst beim Austrocknen, im Witterungswechsel dagegen von geringer Dauer, auch dem Wurmfraße sehr unterworfen. Als Bauholz ist die gemeine Buche nur im Trockenen od. unter Wasser, z. B. zu Grundbauten, zu benutzen; sehr brauchbar dagegen ist es zu Maschinentheilen, Schrauben, Stampfen, Rollen, auch gern von Wagenbauern u. Drechslern verarbeitet; in der Tischlerei nur für solche Dinge benutzt, die nicht polirt werden. b. Weißbuche, Hainbuche, Hornbaum (Carpinus betulus), hat zahlreiche, oft handhohe Markstrahlen, ist gelblichweiß, im Kern alter

Bäume braun gestreift mit dunkleren, dicken, gekrümmten Spiegeln u. wenig hervortretenden Jahrringen; ausgezeichnet durch Härte, Dichte, Festigkeit, Elastizität u. Zähigkeit, schwindet wenig, reißt nicht, fordert aber lange Zeit zum Austrocknen u. hält sich im Witterungswechsel nicht lange; bes. verwendet im Maschinenbau sowie zu Wagen- u. Drechslerarbeiten; giebt gute Hebebäume, Hammer- u. Axtstiele.

11. Buchsbaum (s. d.).

12. Ceder, weiße Lärche (Larix cedrus); stammt aus Syrien, ist fein langfaserig, leicht, fest, braunröthlich, glatt u. glänzend, wohlriechend, gegen Fäulniß u. Wurmfraß absolut widerständig. Als Ceder werden auch verschiedene andere Holzarten bezeichnet (s. d. Art. „Ceder").

13. Cypresse (Cupressus sempervirens), aus Südeuropa, Kleinasien u. Nordafrika; weißgelblich, feinfaserig, außerordentlich fest u. dauerhaft, fast unverweslich u. dient in der Levante als gewöhnliches Bauholz.

14. Citronholz (Citrum), hellgelb, von sehr feiner Struktur, dicht, schwer u. aromatisch; im Alterthum galt es als kostbares Material für Hausgeräthe.

15. Ebenholz, stammt in mehreren Sorten von ganz verschiedenen Bäumen u. wird in schwarzes, grünes u. rothes unterschieden; es ist in allen Varietäten durch große Dichtigkeit u. Einheit des Gefüges ausgezeichnet, hart u. schwer u. oft spröde. Es wird zu feinen Drechsler- u. Tischlerarbeiten benutzt, bes. gern auch zu Blasinstrumenten. Die Hauptlieferanten sind die der Gattung Diospyros (s. „Dattelpflaume") angehörigen Pflanzen, doch kommen auch von anderen Bäumen Hölzer, die man mit diesem Namen bezeichnet. a. Schwarzebenholz, kommt hauptsächlich von zwei Arten der Gattung Dattelpflaume (Diospyros ebenum u. Diospyros montana) auf Ceylon u. in Ostindien; vorzüglich schwarz ist das Kernholz; manchmal kommt es bräunlichschwarz od. mit hellen Streifen u. Flammen vor, hat aber dann viel geringeren Werth. Das Erkennungszeichen für echtes Ebenholz ist der Wohlgeruch, den es auf glühenden Kohlen verbreitet. b. Grünebenholz von Aspalanthus ebenus in Ostindien, olivengrün bis grünlichbraun, mit helleren u. dunkleren Längsstreifen, die von den sehr feinen Jahrringen herrühren; kommt nur in dünnen Stücken im Handel vor. Eine andere Art, das Lotusebenholz, kommt von Diospyros Lotus. c. Rothebenholz, Grenadill- od. Granatillholz, in Ostindien u. auf einigen afrik. Inseln, schön rothbraun mit dunklen Streifen u. Flammen.

16. Eberesche (Sorbus aucuparia), röthlichweiß, im Kern rothbraun, gegen die Mitte des Stammes oft dunkel geflammt; fein, ziemlich hart, schwer, zähe, gut zu bearbeiten u. sehr politurfähig, aber nur im Trocknen dauerhaft.

17. Eibenholz, Taxus (Taxus baccata), 0,3 mm. hohe Markstrahlen; röthlichbraun, im Splint gelbweiß; sehr fein u. dicht mit schmalen Jahrringen; unter den europ. Hölzern durch Härte, Festigkeit u. Schwere ausgezeichnet, sehr zähe u. federkräftig, dabei sehr dauerhaft; wird zu feinen Tischler- u. Drechslerarbeiten, wol auch im Maschinenbau verwendet.

18. Eiche, in zwei Arten: a. Winter- od. Steineiche, auch Traubeneiche (Quercus robor), u. b. Sommer- od. Stieleiche (Quercus pedunculata). Erstere durch Schwere, Härte u. Dauerhaftigkeit im Vorzug, hat zahlreiche bis fingerhohe Markstrahlen, ist bräunlich, im Splint u. von jungen Bäumen weiß; die Jahrringe an den inneren Rändern sind grobporig u. die Spiegelfasern sehr stark; dicht u. ziemlich fein, hart, fest u. schwer, zähe u. elastisch, leicht spaltbar u. sehr dauerhaft. Letztere ist etwas heller, mehr röthlichbraun, feiner in der Faser u. besser zu bearbeiten; dient bes. zu Bauzwecken, ist ausgezeichnet widerständig gegen Wechsel von Trockenheit u. Nässe, auch beständig im Wasser, daher zu Wasserrädern, Schleußen u. Brücken sowie zum Schiffsbau gut verwendbar. In der Tischlerei, bes. aber in der Böttcherei viel benutzt, muß aber zu letzteren Zwecken lange getrocknet werden, weil es sonst sich leicht wirft u. reißt.

19. Elsebeerbaum (Pyrus torminalis); jung gelblich, alt röthlich bis rothbraun; geflammt u. geadert, fein u. gleichförmig, dicht, hart, fest u. dauerhaft; wirft sich nicht leicht u. nimmt schöne Politur an.

20. Erle (Alnus glutinosa), mit zahlreichen, oft handhohen Markstrahlen; von ausgewachsenen Bäumen gelbröthlich bis braun, jung heller, fein, sehr gleichförmig, dicht, mit schwachen Jahrringen, aber ziemlich großen braunen Spiegeln, bei der Bearbeitung sehr geschmeidig; wenn nicht zu alt gut spaltbar u. wenig elastisch, weich, leicht u. an der Luft von geringer Dauer, dagegen im feuchten Boden od. Wasser sehr haltbar. Von Tischlern u. Drechslern gern benutzt, kann es durch Poliren u. Beizen das Aussehen von Mahagoni annehmen, auch zu Fournieren wird es verschnitten; die Maser ist sehr geschätzt zu eingelegten Arbeiten.

21. Esche (Fraxinus excelsior), mit sehr zahlreichen, 0,5 mm. hohen Markstrahlen; hart, dauerhaft u. sehr zähe; hellgelblich, im Kern fast braun, gegen den Splint weiß, oft schön geadert u. geflammt, weite Jahresringe, innen mit großen Poren, aber feinen Spiegeln; gut spaltbar u. leicht zu bearbeiten, reißt nicht leicht, verträgt jedoch Wechsel von Trockenheit u. Nässe nicht gut, im Trockenen wird es dagegen immer fester u. trotzt der Fäulniß sehr gut; ist gesucht zum Bau von Wagen, Ackergeräthen u. musikalischen Instrumenten, seiner Elastizität u. Zähigkeit wegen ist es auch zu Turngeräthen u. Rudern geeignet. Die Maser giebt schöne Fourniere.

22. Espe, s. „Pappel".

23. Faulbaum, s. „Kreuzdorn".

24. Fichte od. Rothtanne (Abies excelsa), hat zahlreiche, 0,5 mm. hohe Markstrahlen, ist röthlichgelb bis weiß, nach dem Kern geadert, grobfaserig, weich, leicht spaltbar, harzreich u. sehr elastisch (mehr als Föhren-, weniger als Weißtannenholz); dient als vorzügliches Bauholz; hält sich jedoch im Freien nicht gut, indem es beim Witterungswechsel leicht stockt, ganz unter Wasser ist es dagegen fast unverwüstlich, wie dies die Grundpfähle in Venedig u. Amsterdam nachweisen.

25. Fliederholz (Syringa vulgaris), gelblich od. grauweiß, von alten Stämmen rothgeflammt; fein, dicht, hart u. zähe.

26. Föhre, s. „Kiefer".

27. Guajak, Pockholz, Franzosenholz (Lignum sanctum), vom Guajakbaum (Guajacum officinalis) auf den westind. Inseln, im Handel oft in Blöcken von mehreren Centnern; sehr schwer, fest, hart, brüchig, vorzüglich dauerhaft, im Querschnitt glänzend mit zahlreichen feinen Markstrahlen, spaltet unregelmäßig, aber ohne zu fasern; dunkel- bis blaßbraun u. grün geadert, wird an der Luft olivengrün u. ist zu Achsenlagern, Walzen u. Rollen im Maschinenbau, ferner zu Kegelkugeln vorzüglich verwendbar.

28. Hartriegel, Grießholz, rother Hornstrauch (Cornus sanguinea), im Kern fleischroth, im Splint grüngelb, sehr schwer u. fest, wird seiner Härte wegen zum Drechseln geschätzt.

29. Haselnuß (Corylus avellana), hellröthlich bis weiß, sehr zähe u. fest, aber von sehr geringer Dauer, ziemlich hart, gut zu beizen u. zu poliren; meist nur zu Reifen, Flechtwerk u. Bandholz benutzt.

30. Hollunder (Sambucus nigra), schön gelb, fein, dicht, ziemlich hart, zähe u. fest; nur zu kleinen Drechslerarbeiten verwendbar; die Wurzeln geben schöne Masern.

31. Jacarande, s. „Palissanderholz".

32. Kastanie. a. Gemeine Kastanie (Castanea vesca), hat zahlreiche, 0,5 mm. hohe Markstrahlen; ist schön weiß od. hellbraun, sehr feinfaserig, ungemein geschmeidig, weich u. leicht, dabei äußerst dauerhaft; in Frankreich u. England zum Land- u. Schiffsbau benutzt, dient es auch zu Tischler- u. Drechslerarbeiten, in Weingegenden werden Weinfässer daraus gefertigt; die Wurzeln geben schöne Masern. b. Wilde od. Roßkastanie (Aesculus hippocastanum), mit ebenso hohen Markstrahlen; gelblichweiß od. röthlich; etwas grobfaserig, weich, fast schwammig u. leicht; von geringer Dauer, indem es leicht fault; dient nur zu geringen Tischler-, Bildhauer- u. Böttcherarbeiten.

33. Kiefer, Föhre (Pinus sylvestris), zahlreiche, 0,5 mm. hohe Markstrahlen; ziemlich grob, etwas glänzend, gelbröthlich, gegen den Splint heller, an den Rändern der Jahrringe rothbraun; ist schwerer, härter u. harzreicher als Fichten- u. Tannenholz, daher in Nässe u. Witterungswechsel dauerhafter, vorzüglich brauchbar zu Bauholz, bes. im Freien, wogegen für den inneren Ausbau die weniger harzreichen Hölzer tauglicher sind.

34. Kirschbaum, in vielen Arten, wovon die wichtigsten: a. Mahalebkirsche od. Steinweichsel (Prunus mahaleb); b. Sauerkirsche od. Weichsel (Prunus cerasus); c. Vogelkirsche (Prunus avium). a. Ausgezeichnet durch zahlreiche, 0,2 mm. hohe Markstrahlen; röthlich, sehr wohlriechend, sehr hart u. gut zu poliren, dient zu feinen Tischler- u. Drechslerarbeiten, die jungen Stämme geben geschätzte Pfeifenröhren; b. ist röthlichbraun, ausgezeichnet durch Härte, Feinheit u. schöne Farbe; als Wertholz geschätzt, giebt die echten Weichselrohre; c. zahlreiche, 0,1 mm. hohe Markstrahlen; gelb od. gelblichroth, gestreift, geflammt u. mit deutlichen Jahrringen, grob, aber glänzend, ziemlich hart, schwer spaltbar, aber leicht zu bearbeiten u. durch Beizen dem Mahagoni ähnlich zu machen; wird von Tischlern, Drechslern u. Instrumentmachern benutzt.

35. Königsholz (Lignum regium); aus Südamerika (wahrscheinlich vom Ebenum creticum), bräunlichviolett od. roth, auch braunroth gestreift, manchmal marmorirt, sehr fein, dicht u. schwer, dabei sehr hart u. dauerhaft; werthvoll für Tischler u. Drechsler zu feinen Arbeiten.

36. Kornelkirschbaum (Cornus mascula), gelbweiß od. bräunlich, im Kern schön braunroth; äußerst dicht u. fein, schwer u. hart, dabei sehr fest; von Tischlern u. Drechslern gesucht.

37. Kreuz- od. Wegedorn (Rhamnus catharticus), jung weiß, älter gelblich, im Kern schön röthlich, fein, dicht, sehr hart, zähe, fest u. dauerhaft, die Wurzeln schön gemasert, gut zu eingelegter Arbeit. Von einer andern Art, dem Faulbaum, dient das Holz zur Erzeugung einer feinen Kohle für die Schießpulverbereitung.

38. Lärche (Larix europaea), hat ziemlich zahlreiche, 0,5 mm. hohe Markstrahlen; braunröthlich bis rothgelb, im Alter manchmal dunkel geflammt, im Splint gelblich, ziemlich grob, aber glänzend, dichtfaserig, härter u. schwerer als Fichtenholz, reißt u. wirft sich nicht leicht, sehr zähe, fest u. elastisch, harzreich, ist dem Wurmfraß nicht ausgesetzt u. sehr dauerhaft, selbst im Witterungswechsel; viel zu Tischlerarbeiten, bes. zu Thüren, Fensterstöcken, sowie im Schiffsbau zu Wasserrädern, Gerinnen 2c. benutzt.

39. Ligusterholz (Ligustrum vulgare), weißlich, im Kern violett; äußerst hart u. zäh; zu feineren Schnitzarbeiten benutzt.

40. Linde, in zwei Arten: a. Winter-, Stein- od. Berglinde (Tilia parvifolia); b. Sommer- od. Wasserlinde (Tilia europaea); beide haben zahlreiche, 5 mm. hohe Markstrahlen; sind schön weiß, fein, gleichförmig, dichtfaserig, mit wenig merklichen Jahrringen u. Spiegeln; weich, sehr geschmeidig u. leicht; dem Werfen wenig ausgesetzt, lassen sich leicht u. glatt bearbeiten u. vorzüglich gut schneiden, sind aber dem Wurmfraß sehr unterworfen u. im Freien wenig dauerhaft; a ist weniger weiß u. etwas grobfaseriger, aber fester, zäher u. schwerer als b; zum Hochbau im Allgemeinen nicht geeignet, dagegen zum Schnitzen u. Modelliren gesucht.

41. Mahagoni, Acajou (Swietenia Mahagoni), auf den westind. Inseln, vorzüglich auf Cuba, Jamaica u. St. Domingo, in Afrika (Acajou bâtard), bes. auf Madeira; braunroth, bald hell, bald dunkel; schön gewässert, auch wol marmorirt, seltener gemasert; mit sehr schmalen, wenig ausgeprägten Jahrringen, seidenartig glänzenden Spiegeln u. Poren (ähnlich Nußbaum), wodurch es fein gestrichelt erscheint. Durch Feinheit, Schwere, Härte u. Festigkeit sowie Dauerhaftigkeit ausgezeichnet, dem Wurmfraße u. Schwinden nicht unterworfen, nimmt es die schönste Politur an; hauptsächlich wird es zu Fournieren verarbeitet; die geringsten Sorten, die grob, porös, leicht u. weich sind, dienen als Zuckerkistenholz.

42. Mispelbaumholz (Mespilus germanica), weißgelblich bis bräunlich; lang- u. feinfaserig; dicht, hart, zäh u. fest wie Birnbaum; wird gern zum Mühlenbau verwendet.

43. Olive (Olea europaea), in Nordafrika u. Südeuropa, grünlichgelb, schwarz geadert u. gefleckt, wohlriechend, außerordentlich fest, fein, schwer u. dauerhaft; Wurzeln schön gemasert; nimmt sehr schöne Politur an u. ist deshalb von Drechslern u. Kunsttischlern sehr geschätzt.

44. Nußbaum (Juglans regia), ausgewachsen bräunlich bis dunkelbraun, jung röthlichgelb bis weiß; fein, dicht-, aber kurzfaserig, hat kaum merkliche Spiegel, die Poren sind ähnlich wie beim Eichenholz. Das Holz ist schön geflammt, gewässert u. gemasert, am schönsten bei dem spanischen Nußbaum, sehr fest, schwer u. außerordentlich dauerhaft; seiner Kostbarkeit wegen fast nur zu Fournieren für Möbel u. Täfelwerk gebraucht. Da es sich schön schneiden läßt, von Bildhauern, Ornamentschnitzern u. Drechslern benutzt; auch im Maschinenbau ein sehr geschätztes Material.

45. Palissander (Bignonia brasiliana), in Südamerika u. Ostindien; dunkel- bis schwärzlich-carmoisinroth, sehr fein, fest, hart u. zähe, mit eigenthümlichen Poren. Es nimmt sehr schöne Politur an u. kommt am vorzüglichsten aus Rio de Janeiro. Als feines Fournierholz ist es von Tischlern u. Instrumentenmachern sehr geschätzt.

46. Pappel (Populus), in vielen Arten, darunter bes. Silber- od. Weißpappel u. Zitterpappel od. Espe geschätzt, weil sie ein gut bearbeitbares Holz geben. Meist ist dasselbe mit zahlreichen Markstrahlen versehen; weiß, oft gelblich, geflammt od. geadert, weich u. manchmal sogar schwammig, dabei aber dem Werfen u. Springen wenig unterworfen. Besser, weil zähe u. gut spaltbar, ist Weißpappel, daher auch von Tischlern, Drechslern u. Bildschnitzern viel benutzt; noch besser, dem Lindenholz ähnlich, aber härter, das Espenholz, welches zu Parquetfußböden, Vertäfelungen, Tischplatten 2c. benutzt wird.

47. Pernambuk, s. „Brasilienholz“.

48. Pflaume (Prunus domestica), mit zahlreichen, 0,2 mm. hohen Markstrahlen; braunroth u. sehr hart; besser als Kirschbaum; wird zu Möbeln u. feinen Drechslerarbeiten benutzt.

49. Pimpernuß (Staphylea pinnata), gelblich- bis grünlichweiß; dient nur zu Drechslerarbeiten.

50. Platane (Platanus occidentalis), mit sehr zahlreichen, 0,2 mm. hohen Markstrahlen; weiß u. fest, mit schönen Spiegeln, gleicht dem Ahorn, ist aber elastischer u. eignet sich außer zu Tischler- u. Drechslerarbeiten für Bauzwecke.

51. Rosenholz (lignum Rhodii), von Stamm u. Wurzel eines auf den Kanarischen Inseln heimischen Strauches (Convolvulus scoparius), kommt in krummen, cylindrischen Stücken mit weißgrauer, runzeliger Rinde in den Handel, ist von gelblicher Farbe mit röthlichen Adern u. riecht beim Reiben od. Schaben rosenartig. Es ist von zahlreichen hellen Markstrahlen durchzogen u. hat Poren, die ziemlich regelmäßig in konzentrischen Linien stehen; sehr dicht, so daß es im Wasser untersinkt.

52. Rothtanne, s. „Fichte“.



53. Rüster, s. „Ulme“.

54. Santelholz (Santalum album), in Ostindien, Malabar 2c. heimisch; mehr od. weniger gelblich, sehr feinfaserig, aber weder hart noch schwer, von einem eigenthümlich aromatischen Geruche. Es kommt in großen Stücken in den Handel. Das weiße Santelholz gleicht dem Kastanienholze, ist aber feiner u. härter, gelblichweiß u. nimmt schöne Politur an, ist fast geruchlos u. wird zu feinen Fournieren verwendet.

55. Schlehdornholz (Prunus spinosa), röthlich mit rothschwarzbraunem Kern; sehr fest u. gute Politur annehmend, dient es zu Drechslerarbeiten 2c.

56. Spindelbaum, Pfaffenhütchen (Evonymus europaeus), schön gelb wie Buchsbaum, aber weniger spröde, dabei sehr fein, zähe, leicht u. spaltbar, reißt u. springt nicht leicht; von Tischlern zu Einlegearbeiten, auch von Drechslern gesucht; giebt gute Zeichenkohle.

57. Stechpalme (Ilex aquifolium), gelblichweiß, ungemein hart, dicht u. zähe, wird leicht gelbbraun; nimmt schöne Politur an u. findet Verwendung zu Fournieren.

58. Tanne, Weiß- od. Edeltanne, auch Silbertanne, Edelfichte (Abies pectinata), hat zahlreiche, 5 mm. hohe Markstrahlen; das weißeste unter den Nadelhölzern, bes. wenn es auf trockenem Boden gewachsen, sehr fein, leicht spaltbar, weicher als Fichte, dabei zäher u. elastischer, aber nicht so harzreich u. deshalb im Freien weniger dauerhaft, dagegen hält es sich im Trockenen od. ganz unter Wasser sehr gut. Es giebt schöne weiße Breter zu Fußböden ohne viel Aeste, findet auch vielfache Verwendung in der Tischlerei, zum Drechseln u. Schnitzen, wird auch bes. zu Resonanzböden, Schachteln u. Siebrändern benutzt.

59. Ulme, Rüster (Ulmus campestris), mit zahlreichen, 1 mm. hohen Markstrahlen; im Alter röthlichbraun, jung u. im Splint gelblichweiß; fein u. dicht, mit schmalen Jahrringen, deren Rand etwas heller u. porös; Spiegel sehr klein, daher die Schnittfläche braun punktirt od. gestrichelt erscheint, überhaupt ausgezeichnet durch geflecktes, geadertes u. geflammtes Aussehen, ist äußerst zähe, hart, schwer spaltbar, bedeutend schwer u. sehr dauerhaft; wirft sich nicht leicht, ist nicht dem Wurmfraß ausgesetzt u. trotzt dem Witterungswechsel. Es eignet sich sehr gut als Bauholz, bes. beim Wasserbau, zum Schiffsbau besser als Eiche; viel benutzt im Mühlen- u. Maschinenbau, auch in der Tischlerei gern verwendet, weil es sich spiegelglatt bearbeiten läßt u. oft schöne Masern hat.

60. Vogelbeerbaum, s. „Eberesche“.

61. Zürbelkiefer, Zirbenholz, Arvenholz, europ. Ceder (Pinus cembra), wächst auf den hohen schweizer u. tiroler Bergen, ist schön weiß mit rosa Anflug u. übertrifft an Güte das Tannenholz, gehobelt glänzt es wie Seide, ist ausgezeichnet dauerhaft, fast unverweslich, hat angenehmen Geruch, den die Motten u. Würmer fliehen, u. giebt das Hauptmaterial für die berühmten tiroler Schnitzarbeiten.

**Omân**, der etwa 80 M. lange u. 30 M. breite Küstenstrich der gegen 60 M. weit vorspringenden südöstl. Halbinsel Arabiens, wird südl. u. östl. vom Arab. Meere, nördl. vom Pers. Meerbusen bespült u. trennt mit seinem Nordostvorsprunge, dem Râs (Kap) Mussândom, beide Meerestheile in der Straße von Hormûz; sein östlichster Punkt u. zugleich der östlichste ganz Arabiens ist das Râs-el-Hadd. Das Hinterland von O. ist Wüste. In einem 6—10 M. breiten Abstande vom Meere zieht sich in südöstl. Richtung fast durch die ganze Landschaft ein Kettengebirge, das im Dschebel Achdar gegen 2000 m. erreicht, im Durchschnitt aber nur 1000—1300 m. Höhe zeigt. An seinem Fuße liegen 2—3 M. breite fruchtbare Landstriche; westl. des Gebirges aber breitet sich bald die große Lehm- u. Sandwüste aus, in der sich nur sehr zerstreut Oasen vorfinden. Wo aber Bewässerung möglich ist, entsteht die üppigste Vegetation, u. der herrlichste Baumwuchs findet sich oft neben der schrecklichsten Oede; deshalb sind überall, selbst unterirdisch, Wasserleitungen hergestellt, wo solche möglich sind. Der Ostrand, von der Natur ziemlich gut bedacht, in dem fast immer fließende, wenn auch unbedeutende Flüsse angetroffen werden, erzeugt alle Produkte Arabiens, Persiens u. Indiens. O. zerfällt in die vier Landschaften Djeilan, O., Batna u. Dhorrah. An der Ostküste von O. liegt der dem Imâm von Maskât gehörige wichtige Handels- u. Hafenplatz Maskât (s. d.).

**Orchideen**, bei uns auch Kukuksblumen od. Knabenkräuter genannt, letzteres wegen der oft hodenförmigen beiden Wurzelknollen, welche vielen in der Erde wachsenden Arten zukommen u. die, wie die Knollen der Kartoffel od. der Topinambur (Helianthus tuberosus) verdickte unterirdische Stammestheile, gleichsam fleischig gewordene Aeste sind, welche aus ihren „Augen“ (Knospen) neue Stengel treiben. Wo an einer Pflanze zwei solcher Knollen vorhanden sind, pflanzt die eine, welche die jüngere ist, die Art fort, während die ältere aufgezehrt wird. Dadurch entfernt sich die Pflanze immer um ein Geringes von ihrem Standorte. Ihrer Substanz nach bestehen diese Knollen, welche in der Regel nur Haselnuß- od. Walnußgröße erlangen, aus einem beim Kochen schleimig werdenden

Stoffe, dem Bassorin od. Salepschleime, verbunden mit Gummi u. Stärkemehl; diese Beschaffenheit hat viele Orchideenknollen, nam. die von Orchis mascula, morio, coriophora u. a., als Nahrung für schwache Magen (Salep, s. d.), sowie als Arzneimittel bei Durchfall u. dgl. Verwendung finden lassen. Dagegen besitzen andere, z. B. Orchis Himantoglossum hircinum u. Platanthéra bifolia, einen eigenthümlichen Bocksgeruch, der sie zu jenen Zwecken nicht geeignet erscheinen läßt. Von einzelnen O. nehmen die Knollen eine handartige Form an u. bestehen dann nur aus einer einzigen Stengelverdickung. Noch andere Arten erzeugen gar keine Knollen, so bilden bes. diejenigen Arten, welche innerhalb der Tropenzone ein Baumleben führen, meist nur einen zwiebelartigen Stengelgrund od. eine falsche Knolle (pseudo-bulbus). Fast sämmtliche O. aber treiben lilienartige monokotylische Blätter, aus deren Innerem sich ein Blumenschaft erhebt, welcher seine Blüten bald einzeln, bald in einer Aehre od. einer Rispe treibt. Wie alle monokotylischen Blumen, besteht auch die der O. aus sechs Theilen: drei äußeren, welche als Blumenhülle od. Kelch gelten, u. drei inneren, welche die eigentliche Blumenkrone darstellen, obgleich alle sechs blumenartig, wie z. B. auch bei der Tulpe u. Lilie, entwickelt werden. Die einzelnen Blumenbestandtheile verwachsen jedoch bei den O. mehr od. weniger u. geben dadurch oft Veranlassung zur Entstehung von höchst wunderlichen u. phantastischen Formen. Die drei äußeren u. zwei inneren Blumenblätter bilden eine Art Helm (Oberlippe), während das dritte innere Blättchen die Unterlippe gestaltet, die sich häufig in einen hohlen Sporn verlängert.

Nr. 5708. Die epiphytische Orchideenform: Odontoglossum grande.

Das Ganze steht auf einem sich oft schraubenförmig drehenden Fruchtknoten u. umschließt die unscheinbaren, fast versteckten Befruchtungswerkzeuge: nämlich drei oberständige Staubgefäße, von denen meist nur das obere einen Staubbeutel entwickelt, u. einen Griffel, welcher, mit den Staubfäden verwachsend, in der Mitte der Blume ein Säulchen, mit einer feuchten Grube an der Spitze, bildet, an dessen Scheitel der (zweifächerige) Staubbeutel liegt. Die Befruchtung ist in der Natur nur durch die Vermittlung von Insekten möglich, in Treibhäusern kann sie künstlich hervorgebracht werden. Die Frucht ist eine in drei Klappen aufspringende Kapsel mit zahlreichen, außerordentlich winzigen eiweißlosen Samen. Schon hier zu Lande gehören die O. zu den seltsamsten, in höchst mannichfaltigen Formen auftretenden monokotylischen Gewächsen, welche in Mitteleuropa 61 ausdauernde Arten in 21 Gattungen zählen u. Blumenformen von überraschender Gestaltung erzeugen. So trägt, wie schon der Name andeutet, die Orchis muscifera fliegenartige Blüten, O. aranifera erinnert in gleicher Weise an Spinnen, O. apifera an Bienen, Aceros anthropophora an Todtenköpfe, Himantoglossum hircinum bildet Riemenzungen ähnliche Blumen, Cypripedium Calceolus blüht in Form von Frauenschuhen &c.; daneben entwickeln manche einen sehr wohlriechenden Blumenduft, der bei Gymnadenia odoratissima od. bei Platanthéra bifolia u. a. wahrhaft betäubend werden kann; Nigritella angustifolia (Brunelle) auf den Alpenhöhen strömt einen wahren Vanillenduft aus. Alles jedoch bleibt immer noch weit hinter dem zurück, was die tropischen O. an Wohlgeruch, Schönheit od. Absonderlichkeit in Formung der Blume leisten. Oft glaubt man Nachbildungen von Fröschen, Schlangen- u. Ochsenköpfen, Affen, behelmten Rittern, Wiegen, Taschen u. anderen Dingen zu sehen, wenn die oft elfenbein- od. porzellanartig glänzenden, in allen Farben u. Zeichnungen prangenden Orchideenblumen der Tropenwelt sich entwickeln. Von der aromatischen Potenz giebt die wirthschaftlich wichtige Vanille (s. d.), welche ebenfalls zu den O. gehört, ein sprechendes Beispiel. Diese tropischen Arten siedeln sich mit ihren falschen Knollen zwischen Moosen, Flechten u. Farrnkräutern bis in den höchsten Gipfel der Bäume des Urwaldes an, wo sie als sog. Epiphyten vegetiren. Obenan steht an Reichthum der Formen das äquatoriale Amerika, dessen Urwälder bes. auf dem Berglande eine geradezu unübersehbare Orchideenwelt beherbergen. Dann folgt das tropische Asien, nam. seine reiche Inselwelt, China u. Japan bringen zahlreiche u. prachtvolle O. hervor, ja in einzelnen Arten kommen dieselben sogar noch in Lappland vor; Afrika hat wenigstens bis jetzt noch keine so reiche Orchideenflora gezeigt; Südafrika u. bes. die Comoren u. Madagaskar sind bis jetzt die ergiebigsten Fundorte gewesen. Australien besitzt die O. gleichfalls, sowol terrestrische wie epiphytische; doch stehen dieselben denen von Amerika u. Asien weit nach. — Bei der ganz unvergleichlichen Art u. Schönheit der Formen, welche die O. entwickeln, ist es kein Wunder, daß diese eigenthümlichen Pflanzen in der europ. Gärtnerei eine außerordentliche Rolle spielen, wo sie häufig in eigens dazu eingerichteten Treibhäusern gepflegt werden. Unter den bei uns gezüchteten Arten sind die gewöhnlichsten Formen die der Luftorchis (Aërides) aus Ostindien, welche ihre Nahrung lediglich aus der Atmosphäre bezieht und darum leicht in Ampeln unter wenig vorsorglichen Bedingungen fortkommt. Die Orchideenliebhaberei ist ein vornehmer Sport der höheren Kunstgärtnerei, der sehr kostspielig sein kann, da Neuheiten oft mit enormen Preisen bezahlt werden. In London bestehen förmliche Auktionen für neu eingeführte Arten, außerdem sind in Chelsea, Exeter, Brüssel große Orchideenzüchtereien für den Handel. — Vgl. Lindley, „Genera and species of orchidaceous plants“ (London 1830—40); Reichenbach, „Xenia orchidacea, Beiträge zur Kenntniß der O.“ (3 Bde., Lpz. 1854—78); Derselbe, „Zur Orchideenkunde Centralamerika's“ (Hamb. 1866); Burbidge, „Die O. des temperirten u. kalten Hauses“ (Stuttg. 1875).

Nr. 5709. Die terrestrische Orchideenform: Cypripedium (Frauenschuh).

**Oswald**, der Heilige, Sohn Edelfrid's, König von Northumberland, war auf der Flucht vor seinem Oheim, der sich 617 des Thrones bemächtigt hatte, in Irland für das Christenthum gewonnen worden, bestieg 633 den väterlichen Thron u. verschaffte bald darauf durch die Besiegung des Bretonenhäuptlings Cedwal dem Christenthum Eingang in ganz Northumberland, bes. mit Hülfe des irischen Mönchs Aidan, für den er das Bisthum auf der Insel Lindisfarne gründete. O. fiel 642 im Kampfe gegen den heidnischen König Penda von Mercia. Sein Heiligentag ist der 5. August.

**Oeta** (griech. Οἴτη, jetzt Kumaita od. Katavothra), ein Gebirgszug im östl. Theile des nördl. Griechenland, zweigt sich vom Tymphrestos (dem südl. Theile des Pindos) nach Osten ab, bildet am Malischen Meerbusen den Thermopylenpaß (dieser Theil jetzt Patriotiko genannt) u. setzt sich im Kallidromos u. Knemis längs der Küste fort. Auf dem Gipfel des O., der sich über 2000 m. erhebt, soll nach der griech. Sage Herakles (s. d.) sich selbst verbrannt haben.

**Overskou** (spr. Owwerskau), Thomas, dän. Dichter, geb. 11. Okt. 1798 auf Christianshaven von armen Eltern; ward schon früh aus der Schule genommen u. bildete aus eigenem Antriebe seinen Geschmack für Dichtkunst, nam. für die dramatische aus, sah sich aber durch seine traurigen Verhältnisse gezwungen, zu einem Tischler in die Lehre zu geben. Damals schon machte er einen Versuch, für die

Bühne zu dichten, indem er ein Trauerspiel, „Alboin, König der Langobarden", schrieb. Nach vielen Mühen gelang es ihm im 21. Jahre auf der königl. Bühne eine kleine Rolle im „Käthchen von Heilbronn" zu bekommen, u. im J. 1823 wurde er als wirklicher Hofschauspieler angestellt, nach zwanzig Jahren aber auf sein Ansuchen mit Ruhegehalt entlassen, u. lebte von da an bis zu seinem im Nov. 1873 zu Kopenhagen erfolgten Tode ausschließlich der Schriftstellerei. Was ihm an dichterischem Talent abging, ersetzte er durch Formgewandtheit u. einen bewundernswerthen Fleiß. Außer einem, von der Kritik heftig angegriffenen fünfaktigen Drama: „Die Tage der Gefahr" schrieb er eine große Anzahl Lustspiele u. Vaudevilles, die allgemeine Anerkennung fanden u. von denen einige sogar ins Deutsche übersetzt wurden. Er verfaßte außerdem mehrere Operntexte u. lieferte eine Reihe Uebersetzungen deutscher, französischer u. englischer Theaterstücke. Seine verdienstlichsten Werke sind u. bleiben aber das „Verzeichniß aller seit Eröffnung des kgl. Hoftheaters vom 18. Dez. 1748 bis zum 31. Aug. 1838 auf demselben zur Aufführung gelangten dramatischen Werke" sowie: „Die dänische Schaubühne von ihrem ersten Anbeginn bis auf die jetzige Zeit" (4 Bde., Kopenh. 1854—62); „Taschenbuch für Freunde der dramatischen Kunst u. Literatur u. für ausübende Künstler" (Kopenh. 1856; Supplementband 1859). Gesammelt erschienen seine Bühnenstücke 1852 (5 Bde., Kopenh.).

**Paragium** (neulat.), bei fürstlichen Erbtheilungen die Abfindung nachgeborener Prinzen mit Land u. Leuten unter Oberhoheit des Regenten. So ist z. B. die Linie Reuß-Schleiz-Köstritz eine Paragiatslinie der Fürsten Reuß.

**Pluviôse** (spr. Plüwiohs'), der Regenmonat, im Kalender der ersten Französ. Republik der 5. Monat (20. Jan. bis 19. Febr.).

**Rustige,** Heinrich Franz Gaudenz v., Maler u. Dichter, geb. zu Werl in Westfalen 12. April 1810; war 1828—36 Schüler der Düsseldorfer Akademie unter Schadow, siedelte dann nach Frankfurt a. M. über u. machte von da längere Studienreisen nach Ungarn, später nach Belgien, Frankreich u. England. Seit 1845 ist R. Professor an der Kunstschule in Stuttgart. Seine überaus zahlreichen Bilder sind weniger durch bedeutende Erfindungsgabe als durch geschickte Komposition u. glänzende Technik ausgezeichnet. Seine frühesten Werke gehören fast alle dem zum Theil mit der Landschaft verbundenen Genre an (schwäbisches Volksleben); zu den besten zählen die „Ueberschwemmung" (National-Galerie in Berlin), „Die Spielhölle", „Die Heimkehr des Spielers", „Der Genesende am Sonntagmorgen" u. „Das wiedergefundene Kind". Später brachte R. auch mehrere Historienbilder, z. B. „Kaiser Otto I. an der jütischen Küste", „Herzog Alba u. die Gräfin von Rudolstadt", „Kaiser Otto's III. Leichenzug" u. „Friedrich's II. Hof in Palermo", denen es aber zum Theil an tieferer geistiger Auffassung fehlt. Wohlgelungen dagegen ist sein neuestes Bild: „Holbein zeigt dem König Heinrch VIII. einen Entwurf zu seinem Todtentanz". — Als Dichter trat R. zuerst mit „Gedichte" (Frankf. 1844) hervor, wandte sich jedoch später mehr dem Drama zu („Filippo Lippi", „Attila", „Kunrad Widerhold", „Ludwig der Bayer", „Eberhard im Bart"), ohne aber auf der Bühne festen Fuß fassen zu können.

**Rütimeyer,** Ludwig, schweiz. Naturforscher, geb. zu Biglen (Kanton Bern) 26. Febr. 1825; studirte in Bern zuerst Theologie, dann Medizin u. seit 1850 in Paris Naturwissenschaften, bereiste in naturhistorischem Interesse die Pyrenäen u. Seealpen sowie die Küsten des Mittelmeeres, wo er nam. in Nizza 1851 einen längeren Aufenthalt nahm, setzte 1852 seine Studien in London u. Leyden fort, bereiste Italien u. Spanien u. kehrte im Sommer 1853 in sein Vaterland zurück. Nachdem er sich 1854 an der Universität Bern als Privatdozent habilitirt hatte, nahm er 1855 eine Professur der Zoologie u. vergleichenden Anatomie in Basel an, die er noch jetzt bekleidet. In weiteren Kreisen hat er sich nam. durch seine Forschungen über die Pfahlbauten bekannt gemacht. Er schrieb: „Vom Meer bis nach den Alpen, od. Schilderungen vom Bau, der Form u. Farbe unseres Kontinents auf einem Durchschnitt von England bis Sizilien" (Bern 1854); „Die Fauna der Pfahlbauten in der Schweiz" (ebd. 1861); „Beiträge zur Kenntniß der fossilen Pferde" (Basel 1863); „Crania helvetica" (mit His, ebd. 1864); „Ueber die Herkunft unserer Thierwelt" (ebd. 1867); „Die Grenzen der Thierwelt" (ebd. 1868); „Ueber Thal- u. Seebildung" (2. Ausg., ebd. 1874) &c.

**Sech** od. Kolter, ein Bestandtheil des Pfluges, hat die Form eines großen Messers u. ist bestimmt, in bindigem Boden den Erdstreifen vor der Schar des Pfluges (s. d.) senkrecht abzuschneiden; im lockeren Boden genügt dazu schon die vordere Kante des Pflugkörpers. Beim Pflügen folgt nach dem senkrechten Schnitt der wagerechte durch die Schar, worauf der Erdstreifen vom Streichbret aufgenommen u. gewendet wird. Das S. besteht aus verstähltem Eisen, ist am Pflugbaum befestigt u. gegen die Furchensohle im Winkel von 30 Grad schräg gestellt.

**Sonntagsbuchstabe.** Der Artikel S. (Bd. VII. S. 1209) leidet an ei[illegible]gen Druckfehlern, welche zu berichtigen sind, weil durch sie Beispiele für die Berechnung alterirt werden, welche letztere ohne Berichtigung in Widerspruch mit den gegebenen Proben sich befinden würden. So ist einmal auf S. 1209 Zeile 3 von unten statt 1880 zu lesen 1780; dann aber muß der ganze letzte Satz: „Da C der dritte Buchstabe ist &c." heißen: Da C der dritte Buchstabe ist, so war der 3. Jan. 1813 ein Sonntag, woraus sich leicht ergiebt, daß der 18. Okt., d. i. der 289. Tag des Jahres nach dem 3. Jan. ein Montag war.

**Türr,** Stephan, politischer u. militärischer Abenteurer, geb. zu Baja in Ungarn 1822 (nach Anderen 1815), trat 1848 als Feldwebel in das österr. Infanterieregiment Franz Karl ein, mit dem er auf den lombardischen Kriegsschauplatz gelangte. Hier im Nov. 1848 zum Unterleutnant befördert, desertirte er 19. Jan. 1849 zu den Sardiniern, in deren Reihen er dann als Führer einer aus ungar. Ueberläufern gebildeten Legion an der Schlacht bei Novara Theil nahm. Als Flüchtling lebte er dann in London. Beim Ausbruch des Orientkrieges 1854 als engl. Agent nach den Donaufürstenthümern geschickt, um Pferde einzukaufen, ward er von den Oesterreichern in Bukarest verhaftet, nach Siebenbürgen abgeführt u. von einem Kriegsgericht zum Tode verurtheilt, infolge engl. Vermittlung aber begnadigt u. nach 15wöchentlicher Haft freigegeben. Nach dem Krimkriege widmete sich T. in Konstantinopel der Sache der Tscherkessen, stellte sich 1859 beim neuen Kriege zwischen Piemont u. Oesterreich Garibaldi zur Verfügung, der ihn zum Kommandirenden eines Bataillons Alpenjäger machte, u. schloß sich, obwol von einer schweren Verwundung noch kaum genesen, im Mai 1860 dem sizilischen Unternehmen Garibaldi's an, dessen erster Adjutant er wurde, der ihn auch zum General ernannte u. mit dem Kommando einer gegen Messina bestimmten Division betraute, welche Stellung anzutreten ihn aber Krankheit u. neue Verwundung hinderten. Nachdem er sich ein paar Monate in Aix les Bains aufgehalten, von wo er auch im Auftrage Garibaldi's nach Paris reiste, übernahm er den Befehl über eine der für den Einfall ins Neapolitanische organisirten Freiwilligen-Kolonnen, die aber 19. Sept. vor Capua eine große Niederlage erlitt. Seit 13. Okt. Platzkommandant von Neapel, gab er im November beim Rücktritt Garibaldi's von der Diktatur seine Entlassung. Im Winter 1860—61 beschäftigte er sich in Mailand mit der Organisation einer ungar. Legion u. trat dann als Generalleutnant in die aktive sardinische Armee; 1863 wurden aber von seinen eigenen Landsleuten so schwere Beschuldigungen gegen ihn erhoben, daß der Kriegsminister ihn suspendiren mußte. Er ging hierauf nach Paris, später nach England u. lebt jetzt in Konstantinopel. Seit 10. Sept. 1861 ist er mit der Prinzessin Adeline Wyse-Bonaparte verheirathet.

**Tyndareus,** ein Held der griech. Sage, Sohn des Oibalos u. einer Nymphe (nach Anderen des Perières u. der Gorgophone), ward von seinem Bruder Hippokoon u. dessen Söhnen aus Sparta vertrieben u. floh nach Aetolien zu Thestios, dessen Tochter Leda er zur Belohnung für Hülfe im Kriege zur Frau erhielt. Später setzte ihn Herakles wieder in Sparta in seine Herrschaft ein. Mit Leda erzeugte er außer drei Töchtern die Zwillinge Kastor u. Klytämnestra, während zu gleicher Zeit Leda vom Zeus Polydeukes u. Helena gebar. Um die Letztere warben viele Freier auf das Eifrigste, so daß T. auf Anrathen des Odysseus alle schwören ließ, Denjenigen, den Helena wählen würde, nicht zu verfolgen, sondern gegen jede Unbill gemeinschaftlich zu schützen. Aus Dankbarkeit für diesen Rath warb dann T. für Odysseus bei Ikarios um Penelope. Als Kastor u. Polydeukes unter die Götter aufgenommen worden waren, legte T. die Herrschaft

über Sparta in die Hände seines Eidams Menelaos nieder. In Sparta zeigte man sein Grabmal.

**Tyr**, angelsächs. Tiv, althochd. Zio, dessen Name den Leuchtenden, Glänzenden bedeutet (er stammt von der Wurzel div, der im Sanskrit djaus, Himmel, im Griech. Ζεύς, mit Lat. Jupiter angehören), ist in der german. Mythologie ein Sohn Odin's u. der Frigga, der Sonnen-, Schwert- u. Kriegsgott, auch Gott der Weisheit u. wird als solcher von den Skalden angerufen. Nach der nord. Sage war er einhändig: denn als die Götter den Wolf Fenrir (s. d.) überredeten, sich mit der Fessel Gleipnir binden zu lassen, steckte ihm T., als Unterpfand, daß er wieder gelöst werden sollte, die Hand in den Rachen; als aber schließlich die Götter die Lösung verweigerten, biß Fenrir dem T. die Hand ab. In der Götterdämmerung (s. d.) kämpft T. mit dem Riesenhunde Garmr u. beide tödten sich gegenseitig. Zio ist der Hauptgott der Sueven. Der dritte Wochentag (lat. dies Martis, wie denn die Römer T. mit Mars identifizirten) ist ihm heilig (altnord. Tysdagr, angelsächs. Tivesdag [daher engl. tuesday], althochd. Ziestac [wovon Dienstag]).

**Tzschirner**, Heinrich Gottlieb, namhafter protest. Theolog u. Kanzelredner, geb. 14. Nov. 1778 zu Mitweida in Sachsen; wurde auf dem Lyceum zu Chemnitz vorbereitet u. studirte seit 1796 zu Leipzig Theologie. 1800 habilitirte er sich zu Wittenberg in der philos. Fakultät, kehrte jedoch 1801 als Gehülfe seines Vaters nach Mitweida zurück u. erhielt in demselben Jahre das Diakonat daselbst. 1805 wurde er als Professor der Theologie nach Wittenberg, 1809 in gleicher Eigenschaft nach Leipzig berufen; seit 1814 bekleidete er zugleich das Amt eines Archidiakonus an der Thomaskirche, wurde 1815 Oberpfarrer daselbst u. Superintendent der Leipziger Ephorie, 1818 als zweiter Professor der Theologie auch Domherr des Meißner Stiftes, u. starb in hohem Ansehen zu Leipzig 17. Febr. 1828. T. war ein Hauptvertreter des sog. rationalen Supranaturalismus, welcher zwar eine übernatürliche Offenbarung in der Bibel anerkannte, dieselbe aber der Beurtheilung durch die Vernunft unterstellte. Von seinen Schriften nennen wir die „Geschichte der Apologetik" (1. Thl., Lpz. 1805); die Fortsetzung zu Schröckh's „Kirchengeschichte" (Bd. 9 u. 10 der Geschichte seit der Reformation, Lpz. 1810—12); „Der Fall des Heidenthums" (Bd. 1, herausgeg. von Niedner, Lpz. 1829); „Predigten in der Universitätskirche" (Lpz. 1812, 2 Sammlungen); „Predigten von 1817—28" (herausgeg. von Goldhorn, 2. Aufl., 4 Bde., Lpz. 1829). Seine „Vorlesungen über die christl. Glaubenslehre" gab Hase (Lpz. 1829) heraus. Außerdem erwarb sich T. ein Verdienst durch die von ihm u. Keil redigirten „Analekten für das Studium der exegetischen u. systematischen Theologie" (Lpz. 1812 bis 1822) sowie durch das „Archiv für alte u. neue Kirchengeschichte" (Lpz. 1813—22), welches er erst mit Stäudlin, sodann als „Kirchenhistorisches Archiv" (Halle 1823—26) mit Vater herausgab. Biographien T.'s schrieben Krug (Lpz. 1828), Pölitz (ebd. 1828) u. Tittmann (ebd. 1829).

**Vries**, Gerard de, geb. 1648 zu Utrecht, lebte eine Zeit lang in Leyden, dann wieder seit 1674 in Utrecht; er starb daselbst 1705 als Professor der Philosophie u. Theologie. Von seinen Schriften sind erwähnenswerth: „Exercitationes rationales de deo" (Utrecht 1685) u. „De Cartesii meditationibus a Gassendo impugnatis" (ebd. 1691).

**Wyß**, Joh. Rudolf, schweiz. Dichter, geb. 4. März 1782 zu Bern als Sohn eines Pfarrers; studirte in Bern, Tübingen, Göttingen u. Halle Theologie u. schöne Wissenschaften, wurde 1805 Professor der Philosophie in Bern, später auch Oberbibliothekar, u. starb 21. März 1831. W. gab 1811—30 die „Alpenrosen" heraus, die den Mittel- u. Sammelpunkt für die schöngeistigen Literaten der Schweiz bildeten. 1815 erschienen seine „Idyllen, Volkssagen, Legenden u. Erzählungen aus der Schweiz" (2 Bde., Bern), 1861 die „Reise ins Berner Oberland" (2 Bde., ebd.), 1827 der „Schweizerische Robinson" (4 Bde., Zür.), der fast in alle europ. Sprachen übersetzt wurde (neue Bearbeitung von Erka, ebd. 1874). 1819—25 besorgte W. die Herausgabe des „Bernischen Chronisten". Er ist auch der Dichter des schweiz. Nationalliedes „Rufst du, mein Vaterland".

**Wyttenbach**, Daniel Albert, einer der einflußreichsten u. gelehrtesten holländischen Humanisten neuerer Zeit, Sohn des 1779 als Professor der Theologie zu Marburg verstorbenen Daniel **W.**, geb. zu Bern 7. Aug. 1746; studirte seit 1760 in Marburg, Göttingen u. Leyden Philologie u. Philosophie, ward 1771 Professor der griech. Sprache am Kollegium der Remonstranten in Amsterdam, 1779 Professor der Philosophie am dortigen Athenäum, trat 1799 an Ruhnken's Stelle in Leyden, zog sich 1816 von seiner Lehrthätigkeit zurück u. starb zu Oesgeest 17. Jan. 1820. Für seine große Belesenheit, seine umfassenden Kenntnisse auf dem Gebiete der Alterthumswissenschaft u. seinen kritischen Verstand zeugen noch seine Schriften, zu denen insbes. gehören: „Epistola critica" (Gött. 1769); „Praecepta philosophiae logicae" (Amsterd. 1782; n. Aufl. von Maaß, Halle 1821); „Vita Ruhnkenii" (Leyd. 1800; n. Aufl. von Frotscher, Freiberg 1846); „Bibliotheca crit." (3 Bde., Amsterd. 1777 bis 1808); „Philomathia s. miscellanea doctrina" (3 Bde., ebd. 1809 bis 1817); sowie seine Ausgaben des „Phaedon" Platon's (Leyd. 1810; n. Ausg., Lpz. 1825), der „Moralia" Plutarch's (5 Bde., Oxf. 1795—1800) mit den „Animadversiones" (3 Bde., ebd. 1810—21) u. a. m. Nach W.'s Tode erschienen seine vermischten Abhandlungen als „Opuscula varii argumenti" (2 Bde., Leyd. 1821, n. Ausg. von Friedemann, Braunschw. 1825); sein „Index graecitatis" (2 Bde., Oxf. 1830) u. seine Briefe unter dem Titel „Epistolarum selectarum fasciculi tres" (herausgeg. von Mahne, Gent 1830). Vergl. Mahne, „Vita D. Wyttenbachii" (ebd. 1823). — Johanna **W.**, geb. **Gallien** aus Hanau, des Vorigen Gattin, mit der sich derselbe noch in seinem 72. Lebensjahre verheirathete, war nicht blos eine geistreiche, sondern auch eine wissenschaftlich so gebildete Frau, daß ihr die philosoph. Fakultät der Universität Marburg 28. Juli 1827 die Doktorwürde verlieh. Als Wittwe lebte sie meist in Paris u. starb 1830 auf einem Landgute bei Leyden. Sie schrieb: „Théagène" (Par. 1815; deutsch, Lpz. 1816); „Das Gastmahl des Leontis" (Ulm 1821); den Roman „Aleris" (Par. 1823) ꝛc.

Ende
der Nachträge.

# Todtenliste.

**Aali Pascha** (Nachträge u. Berichtigungen zu A): führte während der Reise des Sultans nach Paris die Regentschaft, übernahm nach dem Tode von Fuad Pascha (s. d.) wieder das Ministerium des Auswärtigen, starb zu Bebek 6. Sept. 1871.

**Abdul-Aziz** (I. 8): wurde 30. Mai 1876 entthront u. tödtete sich selbst durch Oeffnen der Pulsadern 4. Juni 1876.

**Adalbert Heinrich Wilhelm,** Prinz von Preußen (I. 38): gest. zu Karlsbad 6. Juni 1873.

**Afzelius,** Johann (I. 102): gest. zu Upsala 20. Mai 1837. — **A.,** Arvid August: gest. zu Enköping 25. Sept. 1871 (nicht 1863, wie in Z. 4 v. u. irrig angegeben ist).

**Agassiz,** Louis Jean Rodolphe (I. 107): gest. zu Boston 14. Dez. 1873.

**Ahrens,** Heinrich (I. 157): gest. zu Salzgitter bei Göttingen 2. Aug. 1874.

**Ainmiller** (nicht Ainmüller), Max Emanuel (I. 162): gest. zu München 8. Dez. 1870.

**Albrecht,** Wilhelm Eduard (I. 225): gest. zu Leipzig 22. Mai 1876.

**Alexis,** Wilibald (I. 275): gest. zu Arnstadt 16. Dez. 1871.

**Algreen-Ussing** (I. 297): gest. zu Taarbök bei Kopenhagen 25. Juni 1872.

**Alice,** Großherzogin von Hessen (s. unter „Victoria I.", VIII. 718): gest. zu Darmstadt 14. Dez. 1878.

**Allioli,** Franz Josef (I. 330): gest. zu Augsburg 22. Mai 1873.

**Amalia,** Prinzessin von Sachsen (I. 429): gest. zu Dresden 18. Sept. 1870. „Dramatische Werke" (herausgeg. von Waldmüller, 6 Bde., Leipzig 1874).

**Amalia,** Königin von Sachsen (s. unter „Johann", V. 299): gest. zu Dresden 8. Nov. 1877.

**Ambros,** August Wilhelm (I. 453): gest. 28. Juni 1876 zu Wien, wo er in letzter Zeit als Oberstaatsanwaltsvertreter u. zugleich als Prof. am Konservatorium wirkte, auch zeitweilig den Kronprinzen in der Aesthetik unterrichtete.

**Andersen,** Hans Christian (I. 604): gest. zu Kopenhagen 4. Aug. 1875.

**Anderssen,** Adolf (I. 607): gest. zu Breslau 14. März 1879.

**Andlau,** Franz Xaver v. (I. 608): gest. in Bad Homburg 4. Sept. 1876. — **A.,** Heinrich Bernhard v. (I. 609): gest. zu Hugstetten bei Freiburg i. Br. 4. März 1871.

**Andree,** Karl Theodor (I. 617): gest. zu Bad Wildungen 10. Aug. 1875.

**Antonelli,** Giacomo (I. 739): gest. zu Rom 6. Nov. 1876.

**Appiani,** Andrea (I. 814): starb nicht 1818, sondern 8. Nov. 1817.

**Arco,** Graf Maximilian v. (I. 904): gest. zu Venedig 23. Dez. 1875.

**Argelander,** Friedr. Wilh. Aug. (I. 916): gest. zu Bonn 19. Febr. 1875.

**Arndts,** Ludwig (I. 1021): in den österr. Ritterstand erhoben als Arndts Ritter von Arnesburg, gest. zu Wien 1. März 1878, beerdigt in München 5. März.

**Arrest,** Heinr. Louis d' (I. 1038): gest. zu Kopenhagen 14. Juni 1875.

**Arrowsmith,** John (I. 1041): gest. zu London Anfang Mai 1873, 83jähr.

**Aston,** Luise (I. 1151): gest. 1871.

**Astor,** Johann Jakob (I. 1151). Sein einziger überlebender Sohn, William B. A., geb. im März 1794, starb zu New-York 24. Nov. 1875.

**Auber,** Daniel François Esprit (I. 1244): gest. zu Paris 13. Mai 1871.

**Auer,** Max (I. 1249): gest. zu München 11. Mai 1878.

**Auersperg,** Anton Alexander Graf v. (I. 1254): gest. zu Graz 12. Sept. 1876.

**Aufseß,** Hans Frhr. v. u. zu (I. 1269): gest. zu Münsterlingen bei Konstanz 6. Mai 1872.

**Auguste,** Fürstin v. Liegnitz (I. 1297): gest. zu Homburg 5. Juni 1873.

**Autenrieth,** Joh. Heinr. Ferd. v. (I. 1360): gest. 2. Mai 1835.

**Avellaneda,** Doña Gertrudis Gomez de (I. 1373): gest. zu Sevilla 1. Febr. 1873.

**Babbage,** Charles (II. 7): gest. zu London 20. Okt. 1871.

**Babinet,** Jacques (II. 10): gest. zu Paris 21. Okt. 1872.

**Back,** Sir George (II. 37): gest. zu London im Juni 1878.

**Bähr,** Joh. Christ. Felix (II. 96): gest. zu Heidelberg 28. Nov. 1872.

**Bähr,** Karl (II. 96): gest. zu Offenburg 15. Mai 1874

**Baiter,** Joh. Georg (II. 106): gest. 9. Okt. 1877.

**Bake,** Jan (II. 113): gest. 26. März 1864.

**Bakunin,** Michael (II. 118): gest. zu Bern 1. Juli 1876. Seine extravaganten Bestrebungen — er versuchte innerhalb der Internationale einen revolutionären Geheimbund mit dem Ziele allgemeinen Umsturzes zu gründen — verfeindeten ihn mit den Führern der Internationale, so daß er mit seinen Freunden auf dem Kongreß im Haag 1872 ausgeschlossen wurde. Im Sommer 1873 auch mit Karl Marx zerfallen u. in der sozialistischen Presse lebhaft bekämpft, zog er sich ganz ins Privatleben zurück u. stellte seine propagandistische Thätigkeit ein.

**Baldasseroni,** Giovanni (II. 127): gest. 19. Okt. 1876.

**Baltard,** Viktor (II. 163): gest. zu Paris 13. Jan. 1874.

**Baltzer,** Johannes Baptista (II. 167): gest. 1. Okt. 1871.

**Bamberger,** Friedrich (II. 170): gest. zu Bad Soden 13. Aug. 1873.

**Bandel,** Ernst v. (II. 187): gest. zu Neudegg bei Donauwörth 25. Sept. 1876. Ihm wurde die Genugthuung, das Werk seines Lebens, das Hermannsdenkmal, unter allgemeinster Theilnahme 16. Aug. 1875 feierlich eingeweiht zu sehen.

**Baer,** Karl Ernst v. (II. 225): gest. zu Dorpat 28. Nov. 1876.

**Baraguay d'Hilliers,** Achille (II. 232): gest. 7. Juni 1878.

**Bardeleben,** Kurt v. (II. 247): gest. 13. Febr. 1854. Die Worte: „Später entschiedenster ... Minden ernannt" sind als irrig zu streichen.

**Baring,** Thomas (II. 254): gest. im Nov. 1873.

**Barjatinsky,** Fürst Alexander Iwanowitsch (II. 255): gest. zu Genf 9. März 1879.

**Barkow,** Hans Karl Leopold (II. 257): gest. zu Breslau 22. Juli 1873.

**Baroche,** Pierre Jules (II. 265): gest. auf der Insel Jersey 2. Nov. 1870.

**Barrot,** Camille Hyacinthe Odilon (II. 275): gest. zu Paris 7. Aug. 1873.

**Barye,** Antoine Louis (II. 291): gest. zu Paris 25. Juni 1875. Er war nicht 1796, sondern 24. Sept. 1795 geboren.

**Batz,** Jean de B. u. St. Croix (II. 351): starb 1822, nicht 1812.

**Bauer,** Franz (II. 368): gest. zu Wien 14. Mai 1872.

**Bauer,** Karoline (II. 368): gest. auf Villa Broëlberg bei Zürich 18. Okt. 1877.

**Bauer,** Wilhelm (II. 370): gest. zu München 18. Juni 1875.

**Baumbach,** Moritz v. (II. 446): gest. zu Kassel 15. Juni 1871.

**Baumgartner,** Gallus Jakob (II. 450): gest. zu St. Gallen im Juli 1870.

**Baumstark,** Anton (II. 453): gest. zu Freiburg i. Br. 28. März 1876.

**Bayer,** August v. (II. 473): gest. zu Karlsruhe 2. Febr. 1875.

**Bayerle,** Julius (II. 476): gest. zu Düsseldorf 8. Aug. 1873.

**Beaumont-Vassy,** Edouard Ferdinand de la Bonninière, Vicomte de (II. 526): gest. zu Paris 25. Juli 1875.

**Beaumont,** Jean Baptiste Armand Louis Léonce Elie de (II. 527): gest. auf seinem Schlosse Canon bei Caen 21. Sept. 1874.

**Becher,** Siegfried (II. 537): gest. 4. März 1873.

**Beck,** Karl (II. 541): gest. zu Währing bei Wien 9./10. April 1879.

**Becke,** Frhr. v. (II. 542): ist nicht 1817, sondern 31. Okt. 1818 geboren u. starb nicht 1869, sondern 15. Jan. 1870.

**Becker,** Jakob (II. 549): gest. zu Frankfurt a. M. 22. Dez. 1872.

**Becquerel,** Antoine César (II. 555): gest. zu Paris im Jan. 1878.

**Beke,** Charles Tilstone (II. 612): gest. zu London 1. Aug. 1874.

**Belcher,** Sir Edward (II. 616): gest. 18. März 1877.

**Bellermann,** Joh. Joachim (II. 645): gest. zu Berlin 5. Febr. 1874.

**Benediktow,** Wladimir (II. 667): gest. zu St. Petersburg im Mai 1873.

**Benedix,** Julius Roderich (II. 667): gest. zu Leipzig 26. Sept. 1873. Nach seinem Tode erschien: „Die Shakespearomanie. Zur Abwehr." (Stuttgart 1874).

**Bennet,** Sir William Sterndale (II. 674): gest. zu London im Febr. 1875.

**Benson,** Stephen Allen (II. 677): gest. 1865.

**Berg,** Graf Friedr. Wilh. Rembert (II. 701): gest. zu St. Petersburg 18. Jan. 1874.

**Berg,** Karl Heinr. Edmund Frhr. v. (II. 702): gest. zu Schandau 20. Juni 1874.

**Bergmann,** Karl (II. 739): gest. zu New-York 10. Aug. 1876.

**Bernard,** Claude (II. 780): gest. zu Paris 10. Febr. 1878.

**Bernhardi,** Karl Christian Siegmund (II. 786): gest. zu Kassel 1. Aug. 1874.

**Bernhardi,** Wilhelm (II. 786): gest. zu Berlin 24. Aug. 1878.

**Bernhardy,** Gottfried (II. 788): gest. zu Halle a. S. 14. Mai 1875.

**Bernstorff,** Graf Albrecht v. (II. 797): gest. zu London 26. März 1873.

**Beta,** Heinrich (II. 836): gest. zu Berlin 31. März 1876.

**Bethmann**, Philipp Heinrich Moritz Alexander v. (II. 842): gest. zu Frankfurt a. M. 2. Dez. 1877.
**Bethmann-Hollweg**, Moritz August v. (II. 842): gest. auf Schloß Rheineck bei Bonn 14. Juli 1877.
**Beulé**, Charles Ernest (II. 855): war vom 24. Mai bis 26. Nov. 1873 Minister des Innern, endete durch Selbstmord 4. April 1874 zu Paris.
**Bibra**, Frhr. Ernst v. (II. 920): gest. zu Nürnberg 5. Juni 1878.
**Bissing**, Henriette v. (II. 1009): geb. zu Warin (nicht Worm), gest. zu Anklam Ende Januar 1879.
**Bixio**, Girolamo Nino (II. 1019): starb in Atschin Ende 1873. — **B.**, Giacomo Alessandro, starb zu Paris im Dez. 1865.
**Blaeser**, Gustav (II. 1032): gest. zu Canstatt 20. April 1874.
**Blasius**, Ernst (II. 1033): gest. zu Halle a. S. 11. Juli 1875.
**Bleek**, Wilh. Heinr. Immanuel (II. 1052): gest. in der Kapstadt 17. Aug. 1875.
**Bluhme**, Friedrich (II. 1079): gest. zu Bonn 5. Nov. 1874.
**Bock**, Karl Ernst (II. 1106): gest. zu Wiesbaden 19. Febr. 1874.
**Boissy**, Hilaire Etienne Octave Rouillé, Marquis de (II. 1168). Die Schlußworte des Artikels müssen lauten: „Wurde zum Senator ernannt 4. März 1853, starb zu Marly-le-Roy 26. Sept. 1866."
**Bolintineanu**, Demeter (II. 1171): gest. zu Bukarest 1. Sept. 1872.
**Bonin**, Adolf v. (II. 1200): gest. zu Berlin 16. April 1872.
**Bonin**, Gustav v. (II. 1201, wo irrthümlich Friedrich Karl als die Vornamen angegeben sind): gest. zu Berlin 2. Dez. 1878.
**Borsig**, Aug. Jul. Albert (II. 1236): gest. zu Berlin in der Nacht vom 10. auf den 11. April 1878.
**Böttiger**, Karl Wilh., schwed. Dichter (II. 1261): gest. zu Upsala 24. Dez. 1878; war Mitglied der schwedischen Akademie.
**Bowring**, Sir John (II. 1282): gest. zu Claremont 23. Nov. 1872.
**Brachvogel**, Albert Emil (II. 1287): gest. zu Berlin in der Nacht vom 26. auf den 27. Nov. 1878.
**Bravo-Murillo**, Gonzalez (II. 1337): gest. zu Biarritz 2. Sept. 1871.
**Breithaupt**, Joh. Friedr. Aug. (II. 1343): gest. zu Freiberg 22. Sept. 1873.
**Breton de los Herreros**, Don Manoel (II. 1360): gest. im Nov. 1873.
**Brockhaus**, Heinrich (II. 1375): gest. zu Leipzig 15. Nov. 1874.
**Brockhaus**, Hermann (II. 1376): gest. zu Leipzig 5. Jan. 1877.
**Brüggemann**, Friedrich Adolf (II. 1404): gest. zu Aachen 13. Aug. 1878.
**Brunner**, Chr. Traugott (II. 1411): war nicht Organist, sondern Kirchner zu St. Jakob zu Chemnitz; starb in Chemnitz 13. April 1874.
**Brunnow**, Frhr. Philipp v. (II. 1411): gest. zu Darmstadt 12. April 1875.
**Bryant**, William Cullen (II. 1417): gest. zu London 12. Juni 1878.
**Bube**, Adolf (II. 1418): gest. zu Gotha 17. Okt. 1873.
**Büchner**, Luise (II. 1433): gest. zu Darmstadt 28. Nov. 1877.
**Bulwer-Lytton**, Sir Edward Geoffrey Earle (II. 1449): gest. zu London 18. Jan. 1873. Aus seinem Nachlaß herausgegeben die Romane: „Kenelm Shillingly" (deutsch von Lehmann, 3 Bde., Lpz. 1874) u. „The Parisians" (4 Bde., ebd. 1873); ferner: „Leben des Viscount Palmerston" sowie Biographien von Sir Robert Peel, Lord Melbourne u. Lafayette. Ausgabe seiner sämmtlichen Werke („The Knebworth Edition") London 1873 ff.
**Bulwer**, Sir Henry Lytton (II. 1450): gest. zu Neapel 24. Mai 1872.
**Bürklein**, Friedrich (II. 1466): gest. zu Werneck in Franken 4. Dez. 1872.
**Burrit**, Elihu (II. 1470): gest. laut Nachricht aus New-York vom 7. März 1879.
**Buß**, Franz Josef (II. 1472): gest. zu Freiburg i. Br. 1. Febr. 1878.
**Byström**, Johann Nikolaus (II. 1481): gest. 8. März 1848.
**Caballero**, Fernan (III. 1): gest. zu Sevilla 7. April 1877.
**Cabrera**, Don Ramon (III. 6): soll zu Windsor Ende August 1876 gestorben sein.
**Candidus**, Karl (III. 54): war später Prediger der Deutschen Gemeinde in Odessa, gest. im Bade Feodosia in der Krim 16. Juli 1872, 51jährig.
**Capefigue**, Jean Baptiste Honoré Raymond (III. 68): gest. Ende Dez. 1872.
**Carlowitz**, Albert v. (III. 86): gest. zu Kötschenbroda bei Dresden 9. Aug. 1874.
**Carpeaux**, Jean Baptiste (III. 94): gest. auf dem Schlosse Bécon bei Asnières 12. Okt. 1875.
**Casati**, Graf Gabrio (III. 113): gest. zu Mailand 16. Nov. 1873.
**Castilho**, Antonio Feliciano de (III. 123): gest. zu Lissabon 18. Juni 1875.
**Chacornac**, Jean (III. 195): gest. auf seiner Besitzung bei Lyon im Sept. 1873.
**Chaix d'Est-Anges**, Gustave Louis Adolphe Victor Charles (III. 196): gest. zu Paris 16. Dez. 1876.
**Changarnier**, Nicolas Aimé Théodule (III. 215): gest. zu Paris 15. Febr. 1877.
**Chasles**, Victor Euphemion Philarète (III. 232): gest. zu Venedig 19. Juli 1873.
**Chelius**, Maximilian Josef (III. 243): starb zu Heidelberg 17. Aug. 1876. Danach ist die falsche Angabe a. a. O. zu berichtigen.
**Cherbuliez**, André (III. 260): gest. zu Genf im Juni 1874.
**Chotek**, Graf Karl v. (III. 326): gest. 28. Dez. 1868.
**Church**, Sir Richard (III. 363). Der Schluß muß lauten: „Er starb zu Athen 21. März 1873."
**Clausen**, Henrik Nikolai (III. 413): gest. zu Kopenhagen 28. März 1877.
**Concha**, Don Manuel Gutierrez de la (III. 491): mit dem Oberbefehl gegen die Karlisten betraut, befreite er das von jenen belagerte Bilbao, fiel aber in der Schlacht bei Muro 28. Juni 1874.
**Coronini-Cronberg**, Graf Johann Baptist Alexius (III. 538): gest. zu Paris 29. Mai 1876.
**Corot**, Jean Bapt. Camille (III. 538): gest. zu Paris 22. Febr. 1875.
**Cotta v. Cottendorf**, Georg Astolf Frhr. (III. 554): gest. zu Hipfelhof bei Heilbronn 20. Mai 1876.
**Cotta**, Wilhelm v. (III. 555): gest. zu Tharand 14. Febr. 1874.
**Couder**, Louis Charl. Auguste (III. 557): gest. zu Paris 24. Juli 1873.
**Courbet**, Gustave (III. 560): gest. zu La Tour de Peilz bei Vevay 31. Dez. 1877.
**Couture**, Thomas (III. 563): gest. auf seinem Schlosse Villiers-le-Bel 30. März 1879.
**Croy-Havré**, Maximilian Fürst v. (III. 587): gest. auf Schloß Roeulx in Belgien 13. Okt. 1865.
**Cruikshank**, George (III. 588): gest. zu London 1. Febr. 1878.
**Cunard**, Samuel (III. 598): gest. 28. April 1865.
**Cusa**, Alexander Johann (III. 603): gest. zu Heidelberg 15. Mai 1873.
**Czermak**, Joh. Nepomuk (III. 621): gest. zu Leipzig 16. Sept. 1873.
**Czermak**, Jaroslaw (III. 622): gest. zu Paris 22. April 1878.
**Czermak**, Josef (III. 622): gest. als Direktor der Landesirrenanstalt u. Professor der Medizin zu Graz 24. Juli 1872.
**Danner**, Luise Christine, Lehnsgräfin (III. 708): gest. zu Genua 6. März 1874.
**Daubigny**, Charles François (III. 738): gest. zu Paris 19. Febr. 1878.
**Daumer**, Georg Friedrich (III. 738): gest. zu Würzburg 14. Dez. 1875.
**David**, Félicien (III. 744): gest. zu St. Germain bei Paris 29. Aug. 1876.
**David**, Ferd. (III. 745): gest. zu Klosters in der Schweiz 19. Juli 1873.
**Daxenberger**, Sebastian Franz (III. 753): gest. zu München 22. Jan. 1878.
**Deák**, Franz (III. 754): gest. zu Pest in der Nacht vom 28. auf den 29. Jan. 1876.
**Dechamps**, Adolphe (III. 759): gest. zu Manage im Hennegau 19. Juli 1875.
**Degenfeld-Schomberg** (nicht Schönburg), August Franz Johann Christoph Reichsgraf v. (III. 774): gest. zu Altmünster in Oberösterreich 5. Dez. 1876.
**Déjazet**, Virginie (III. 779): gest. zu Paris 1. Dez. 1875.
**Denis**, Paul (III. 819): gest. im Sept. 1872.
**Dessoir**, Ludwig (III. 846): gest. zu Berlin 30. Dez. 1874.
**Destouches**, Philippe Néricoult (III. 849): gest. zu Paris im Juli 1874.
**Devrient**, Phil. Eduard (III. 1003): gest. zu Karlsruhe 4. Okt. 1877.
**Diaz de la Peña**, Narcisse (III. 1026): gest. zu Mentone 19. Nov. 1876.
**Dick**, Dr. (s. unter „Irrenhäuser", V. 139): gest. zu Klingenmünster 22. Febr. 1879.
**Diday**, François (III. 1037): gest. zu Genf Ende Nov. 1877.
**Didot**, Ambroise Firmin (III. 1038): gest. zu Paris 22. Febr. 1876.
**Dietrich**, Johann Friedrich (III. 1049): gest. 17. Juni 1846.
**Dietsch**, Heinrich Rudolf (III. 1050): gest. zu Stötteritz bei Leipzig 30. Dez. 1875.
**Diez**, Friedrich Christian (III. 1052): gest. zu Bonn 29. Mai 1876.
**Dilke**, Charles Wentworth, Sohn (III. 1060): gest. zu St. Petersburg 10. Mai 1869.
**Dillens**, Adolf (III. 1060): gest. zu Brüssel im Jan. 1877.
**Dingler**, Emil Maximilian, Sohn (III. 1066): gest. zu Augsburg 9. Okt. 1874.
**Donati**, Alessandro (III. 1132): gest. zu Florenz 20. Sept. 1873.
**Dönhoff-Friedrichstein**, Graf August Heinrich Hermann (III. 1137): gest. 3. April 1874.
**Donner**, Joh. Jak. Chr. (III. 1139): gest. zu Stuttgart 29. März 1875.
**Döring**, Theodor (III. 1147): gest. zu Berlin 17. Aug. 1878.
**Dove**, Heinr. Wilh. (III. 1156): gest. zu Berlin 4. April 1879.
**Drouet**, Louis François Philippe (III. 1194): gest. zu Bern im Okt. 1873.
**Dufour**, Wilhelm Heinrich (III. 1217): gest. zu Genf 14. Juli 1875.

Aus seinem Nachlasse erschien: „Der Sonderbundskrieg u. die Ereignisse von 1856" (mit Biographie von Sayous, Basel 1876).

**Dupanloup,** Felix Antoine Philibert (III. 1228): gest. zu Lancey bei Grenoble 11. Okt. 1878.

**Dupin,** Charles (III. 1229): gest. zu Paris 18. Jan. 1873.

**Dupont,** Pierre (III. 1230): gest. zu Etienne 25. Juli 1870.

**Düringsfeld,** Ida v. (III. 1238): gest. zu Stuttgart 25. Okt. 1876; ihr Gatte tödtete sich Tags darauf durch Gift.

**Echter,** Michael (III. 1260): geb. zu München 5. März 1812, gest. ebd. 4. Febr. 1879 als Professor an der Kunstgewerbeschule u. Ehrenmitglied der Akademie der bildenden Künste.

**Eggers,** Karl (III. 1274): gest. zu Neustrelitz 1863.

**Ehrenberg,** Chr. Gottfried (III. 1278): gest. zu Berlin 27. Juni 1876.

**Ehrenseuchter,** Friedrich August Eduard (III. 1280): gest. zu Göttingen 20. März 1878.

**Eichens,** Friedrich Eduard (III. 1285): gest. zu Berlin 5. Mai 1877.

**Eichwald,** Eduard v. (III. 1287): gest. zu St. Petersburg im Dez. 1876.

**Eßler,** Therese (III. 1368): gest. zu Meran 19. Nov. 1878.

**Ender,** Thomas (III. 1383): gest. zu Wien 28. Sept. 1875.

**Erman,** Paul (III. 1470): gest. zu Berlin 12. Juli 1877.

**Espartero,** Don Baldamero (III. 1484): gest. zu Logroño 9. Jan. 1879.

**Esquiros,** Henri Alphonse (III. 1485): ging später doch nach Marseille zurück, wurde 8. Febr. 1871 zum Deputirten, 1876 zum Senator gewählt, starb zu Versailles 12. Mai 1876 u. wurde Ende Mai in Marseille begraben.

**Este** (III. 1490): Franz V. von Modena, aus dem Hause Oesterreich-E., starb 20. Nov. 1875. Mit ihm erlosch die lothring.-habsburg. Nebenlinie Oesterreich-E. im Mannsstamme.

**Ettmüller,** Ernst Moritz Ludwig (III. 1500): gest. zu Zürich im April 1877.

**Ewald,** Georg Heinrich August v. (III. 1525): gest. zu Göttingen 4. Mai 1875.

**Fairholt,** Frederick William (IV. 22): gest. 2. April 1866.

**Falke,** Johann Friedrich (IV. 27): gest. zu Dresden 2. März 1876.

**Faucher,** Julius (IV. 60): gest. zu Rom 12. Juni 1878.

**Fay,** Joseph (IV. 69): gest. zu Düsseldorf 27. Juli 1875.

**Fazy,** James (IV. 69): gest. zu Genf 6. Nov. 1878.

**Fenyes,** Alexius (IV. 91): gest. zu Neu-Pest 23. Juli 1876.

**Ferdinand I.,** Kaiser v. Oesterreich (IV. 93): gest. zu Prag 29. Juni 1875.

**Fernkorn,** Anton Dominicus (IV. 97): gest. in der niederösterr. Landesirrenstalt zu Wien 16. Nov. 1878.

**Fillmore,** Millard (IV. 156): gest. zu Buffalo 8. März 1874.

**Foley,** John Henry (IV. 245): gest. zu London 27. Aug. 1874.

**Foltz,** Philipp (IV. 246): gest. zu München 5. Aug. 1877.

**Forcade-Laroquette,** Jean Louis Victor Adolphe de (IV. 251): gest. im Aug. 1874.

**Fraas,** Karl (IV. 275): gest. zu München 9. Nov. 1875.

**Frankel,** Zacharias (IV. 283): gest. zu Breslau 13. Febr. 1875.

**Franklin** (IV. 291). Lady Jane Franklin starb 19. Juli 1875.

**Freiligrath,** Ferdinand (IV. 366): gest. zu Canstatt 18. März 1876.

**Fremont,** John Charles (IV. 372): gest. zu New-York im Mai 1878.

**Friedrich,** Andreas (IV. 408): gest. zu Straßburg 9. März 1877.

**Friedrich Wilhelm I.,** Kurfürst von Hessen (IV. 407): gest. zu Prag 6. Jan. 1875, beigesetzt in Kassel.

**Fries,** Elias Magnus (IV. 409): gest. zu Upsala 8. Febr. 1878.

**Fromentin,** Eugen (IV. 419): gest. zu St. Maurice bei La Rochelle im Sept. 1876, war geb. nicht 1819, sondern 24. Okt. 1820.

**Frossard,** Charles Auguste (IV. 422): gest. auf seinem Schlosse Villain (Dep. Haute-Marne) 1. Sept. 1875.

**Fugger-Kirchheim,** Graf Philipp v. (IV. 435): gest. zu München 3. Jan. 1878.

**Führich,** Joseph (IV. 435): gest. zu Wien 13. März 1876.

**Gabelentz,** Hans Conon v. d. (IV. 451): gest. zu Lemnitz bei Triptitz 3. Sept. 1874.

**Ganesco,** Grégory (s. unter „Journalismus" V. 348): gest. zu Paris 8. April 1877.

**Garnier-Pagès,** Etienne Joseph Louis (IV. 514): gest. zu Paris 31. Okt. (nach Anderen 1. Nov.) 1878.

**Geiger,** Abraham (IV. 584): gest. zu Berlin 23. Okt. 1874. „Nachgelassene Schriften", herausgeg. von Ludwig Geiger (Bd. I., Berl. 1875).

**Georg V.,** König von Hannover (IV. 660): gest. zu Paris 12. Juni 1878.

**Gerlach,** Ernst Ludwig v. (IV. 673): gest. zu Berlin 18. Febr. 1877.

**Geselschap,** Eduard (IV. 697): gest. zu Düsseldorf 5. Jan. 1878.

**Glais-Bizoin,** Alexandre (IV. 761): gest. zu Cesson bei St. Brieuc (Dep. Côtes du Nord) 7. Nov. 1877.

**Glaßbrenner,** Adolf (IV. 775): gest. zu Berlin 25. Sept. 1876.

**Golesco,** Nikolai (IV. 831): gest. zu Bukarest im Dez. 1877.

**Goluchowski,** Graf Agenor (IV. 840): gest. zu Lemberg 3. Aug. 1875.

**Goszczynski,** Sewerin (IV. 855): gest. zu Lemberg 25. Febr. 1876.

**Grabowski,** Graf Stanislaus (IV. 883): gest. zu Berg bei Stuttgart 6. Dez. 1874.

**Grimm,** Aug. Theodor v. (IV. 985): gest. zu Wiesbaden 28. Okt. 1878.

**Grote,** Harriet (IV. 1013): gest. zu Ridgeway bei Guildfort (Surrey) 29. Dez. 1878.

**Gruppe,** Otto Friedrich (IV. 1025): gest. zu Berlin 7. Jan. 1876.

**Guizot,** François Pierre Guillaume (IV. 1055): gest. auf seinem Gute Valricher bei St. Ouen 12. Sept. 1874.

**Gustav,** Prinz von Wasa (IV. 1066): gest. im Schlosse Pillnitz bei Dresden 4. Aug. 1877.

**Gutzkow,** Karl Ferdinand (IV. 1071): gest. zu Sachsenhausen bei Frankfurt a. M. in der Nacht vom 15. auf den 16. Dez. 1878. Von seinen Werken sind noch zu nennen: „Paris u. Frankreich in den J. 1834–74" (Jena), „Zur Geschichte unserer Zeit" (ebd. 1875), „Rückblicke auf mein Leben" (Berl. 1875), „Dschingiskhan" (Lustspiel, Wien 1876), „Die neuen Serapionsbrüder" (Roman, 3 Bde., Bresl. 1877), „In bunter Reihe. Briefe, Skizzen, Novellen" (ebd. 1877), „Dionysius Longinus od. über den ästhetischen Schwulst in der neueren deutschen Literatur" (Stuttg. 1878).

**Hackländer,** Friedrich Wilhelm, Ritter v. (IV. 1097): gest. in seiner Villa zu Leoni am Starnberger See 6. Juli 1877.

**Hammerich,** Peter Frederik Adolf (IV. 1147): gest. zu Kopenhagen 9. Febr. 1877.

**Hänel,** Gustav Friedrich (IV. 1172): gest. zu Leipzig 18. Okt. 1878.

**Hanfstängl,** Franz (IV. 1172): gest. zu München 18. April 1877.

**Härtel,** Dr. jur. Hermann (s. unter „Breitkopf" II. 1344): gest. zu Leipzig im Sommer 1875.

**Hartmann,** Julius v. (IV. 1209): gest. als General der Kavallerie z. D. (1874 hatte er seinen Abschied genommen) zu Baden-Baden 30. April 1878.

**Hartmann,** Richard (IV. 1211): gest. zu Chemnitz 16. Dez. 1878.

**Hauch,** Johannes Carsten v. (IV. 1227): gest. zu Rom 4. März 1877.

**Haug,** Martin (IV. 1230): gest. zu Ragatz 3. Juni 1876.

**Heinrich,** Prinz der Niederlande (s. unter „Wilhelm II." VIII. 1172): gest. im Schlosse Walferdange 13. Jan. 1879.

**Henckel v. Donnersmarck,** Graf Lazarus Emanuel Adam Aloysius (IV. 1346): gest. zu Berlin 15. Aug. 1876.

**Henneberg,** Rudolf (IV. 1349): gest. zu Braunschweig 4. Sept. 1876.

**Herculano de Carvalho e Araujo,** Alexandro (IV. 1371): gest. zu Santarem in Estremadura 13. Sept. 1877.

**Herwegh,** Georg (IV. 1401): gest. zu Baden-Baden 7. April 1875.

**Heuglin,** Theodor v. (IV. 1421): gest. zu Stuttgart 5. Nov. 1876.

**Hildebrand,** Bruno (IV. 1440): gest. zu Jena 29. Jan. 1878.

**Hirzel,** Salomon (IV. 1464): gest. zu Halle a. S. 9. Febr. 1877.

**Hitzig,** Ferdinand (IV. 1466): gest. zu Heidelberg 22. Jan. 1875.

**Hoffmann,** Kirchenrath in Leipzig (s. unter „Gustav-Adolf-Verein" IV. 1066, Z. 4 v. u.): gest. als Oberkonsistorialrath zu Dresden 25. Aug. 1875.

**Hofmann,** Johann Christian Konrad v. (IV. 1485): gest. zu Erlangen 20. Dez. 1877.

**Hofmeister,** Wilhelm (IV. 1485): folgte 1872 einem Rufe nach Tübingen, trat 1876 in den Ruhestand u. starb zu Lindenau bei Leipzig 12. Jan. 1877.

**Holtzmann,** Karl Julius (s. unter „Holtzmann, Heinrich Julius", IV. 1510): gest. als Präsident des Oberkirchenraths zu Karlsruhe 22. Febr. 1877.

**Homeyer,** Karl Gustav (IV. 1513): gest. zu Berlin 20. Okt. 1874.

**Horváth,** Michael (IV. 1530): gest. zu Karlsbad 18. Aug. 1878.

**Hosemann,** Theodor (IV. 1530): gest. zu Berlin 15. Okt. 1875.

**Huber,** Johannes Nepom. (IV. 1534): gest. zu München 20. März 1879.

**Hülße,** Julius Ambrosius (IV. 1548): gest. zu Dresden 26. Juni 1876.

**Hünten,** Franz (IV. 1564): gest. zu Koblenz 22. Febr. 1878.

**Isenburg-Philippseich,** Graf Georg (V. 151): gest. 26. April 1875.

**Jacoby,** Johann (V. 214): gest. zu Königsberg 6. März 1877.

**John,** Franz Xaver (V. 314): gest. zu Wien 25. Mai 1876.

**Johnson,** Andrew (V. 315): gest. in Carter County in Tennessee 31. Juli 1875.

**Kanaris,** Konstantin (V. 490): gest. zu Athen 15. Sept. 1877.

**Karl** Theodor Maximilian August, Prinz von Bayern (V. 566): gest. zu Tegernsee 16. Aug. 1875.

**Karl,** Herzog zu Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg (s. unter „Sonderburg" VII. 1203): gest. zu Schleswig 24. Okt. 1878.

**Karmarsch,** Karl (V. 576): gest. zu Hannover 24. März 1879.

**Karsten,** Hermann (V. 593): gest. zu Bad Reinerz 26. Aug. 1877.

**Kavanagh**, Julia (V. 657): gest. zu Nizza 28. Okt. 1877.
**Keil**, Ernst (V. 663): gest. zu Leipzig 23. März 1878.
**Keim**, Karl Theodor (V. 666): gest. zu Gießen 17. Nov. 1878.
**Ketteler**, Wilhelm Emanuel Frhr. v. (V. 691): gest. zu Burghausen in Bayern 13. Juli 1877.
**Kingsley**, Charles (V. 725): gest. zu Everley in Hampshire 23. Jan. 1875.
**Köchly**, Hermann August Theodor (V. 820): starb auf der Rückkehr von einer Reise nach Griechenland, die er als Begleiter des Erbprinzen von Sachsen-Meiningen unternommen hatte, zu Triest 3. Dez. 1876.
**Kohl**, Johann Georg (V. 827): gest. zu Bremen 27. Okt. 1878.
**Kreling**, August v. (V. 981): gest. zu Nürnberg 23. April 1876.
**Kriegk**, Georg Ludwig (V. 998): gest. zu Frankfurt a. M. 28. Mai 1878.
**Kriehuber**, Joseph (V. 998): gest. zu Wien 30. Mai 1876.
**Krüger**, Ferdinand Anton (V. 1016): gest. 24. April 1857.
**Kuh**, Emil (V. 1029): gest. zu Meran 30. Dez. 1876.
**Kühner**, Raphael (V. 1032): gest. zu Hannover Ende April 1878.
**Laguéronnière**, Louis Etienne Arthur Dubreuil-Hélion, Vicomte de (V. 1103): gest. zu Paris 23. Dez. 1875.
**La Marmora**, Alfonso Ferrero, Marchese del (V. 1112): gest. zu Florenz 5. Jan. 1878.
**Lanfrey**, Pierre (V. 1152): gest. zu Pau 15. Nov. 1877.
**Lang**, Heinrich (V. 1153): gest. zu Zürich 12. Jan. 1876.
**Lange**, Friedrich Albert (V. 1155): gest. zu Marburg 21. Nov. 1875.
**Lange**, Julius (V. 1155): gest. zu München 25. Juni 1878.
**Lassen**, Christian (V. 1184): gest. zu Bonn 8. Mai 1876.
**Laurentie**, Pierre Sébastien (V. 1201): gest. zu Paris Anfang Februar 1876.
**Ledebur**, Leopold Karl Wilhelm August v. (V. 1230): gest. zu Potsdam 17. Nov. 1877.
**Lemaître**, Frédéric (V. 1277): gest. zu Paris 26. Jan. 1876.
**Leo**, Heinrich (V. 1288): gest. zu Halle a. S. 24. April 1878.
**Leopold** Paul Alexander, Fürst zur Lippe (V. 1299): gest. zu Detmold 8. Dez. 1875.
**Leverrier**, Urbain Jean Jos. (V. 1328): gest. zu Paris 23. Sept. 1877.
**Lewes**, George Henry (V. 1331): gest. zu London 30. Nov. 1878.
**Littrow**, Karl Ludwig Edler v. (V. 1399): gest. zu Venedig 17. Nov. 1877.
**Ludwig III.**, Großherzog von Hessen (V. 1507): gest. zu Darmstadt 13. Juni 1877. Ihm folgte in der Regierung Ludwig IV. (geb. 12. Sept. 1837), Sohn des Prinzen Karl (gest. 1877).
**Madou**, Jean Baptiste (s. unter „Malerei“ VI. 102): gest. zu Paris 31. März 1877.
**Magne**, Pierre (VI. 43): gest. auf seinem Schlosse Montaigne im Périgord 17. Febr. 1879.
**Maltzan**, August Graf v. (VI. 110): gest. auf Schloß Dyhrnfurth in Schlesien 7. Jan. 1878.
**Manstein**, Albrecht Ehrenreich Gustav v (VI. 140): gest. zu Flensburg 11. Mai 1877.
**Maria**, Königin von Sachsen (s. unter „Friedrich August II.“ IV. 404): gest. zu Dresden 13. Sept. 1877.
**Maria Christina**, Königin von Spanien (VI. 172): gest. zu Havre 20. Aug. 1878.
**Marie**, Prinzessin von Sachsen-Weimar, Gemahlin des Prinzen Karl von Preußen (s. d. V. 566): gest. 18. Jan. 1877.
**Martineau**, Miß Harriet (VI. 212): gest. zu Amblesíde 29. Juni 1876.
**Mayer**, Jul. Rob. (VI. 278): gest. zu Heilbronn 20. März 1878.
**Meinicke**, Karl Eduard (VI. 323): gest. zu Dresden 26. Aug. 1876.
**Mellin**, Gustav Henrik (VI. 341): gest. in seinem Predigerhause zu Nörre-Wrams in Schonen 2. Aug. 1876.
**Melville**, Herman (VI. 346): gest. im Jan. 1874.
**Meyerheim**, Friedrich Eduard (VI. 441): gest. zu Berlin 18. Jan. 1879.
**Meyern-Hohenberg**, Frhr. Gustav Wilhelm v. (VI. 442): gest. zu Konstanz in der Nacht vom 8. auf den 9. März 1878.
**Miche**, Bertha, geb. Stich (s. unter „Crelinger“ III. 575): gest. zu Hamburg 18. Aug. 1876.
**Mieroslawski**, Ludwig v. (VI. 457): gest. zu Paris 23. Nov. 1878.
**Mohr**, Eduard (VI. 540): starb an der afrikan. Westküste 26. Nov. 1876.
**Montauban**, Graf **v. Palikao**, Ch. G. M. A. A. Cousin de (VI. 575): gest. zu Versailles 8. Jan. 1878.
**Montmorency**, Anne Edouard Louis Joseph v., Herzog **von Beaumont**, Prinz **von Luxemburg** (VI. 591): gest. zu Paris 15. Jan. 1878.
**Mosenthal**, Salomon Herm. (VI. 628): gest. zu Wien 17. Febr. 1877.
**Motley**, John Lothrop (VI. 636): gest. zu Kingston in Dorsetshire (England) 29. Mai 1877.
**Murat**, Prinz Napoléon Lucien Charles (VI. 695): gest. zu Paris 10. April 1878. Seine Gemahlin Carolina geb. Frazer starb zu Paris 10. Febr. 1879.
**Neher**, Michael (VI. 818): gest. zu München 4. Dez. 1876.
**Nettement**, Alfred François (s. unter „Journalismus“ V. 347): gest. 15. Nov. 1869.
**Nobbe**, Karl Friedr. August (VI. 942): gest. zu Leipzig 16. Juli 1878.
**Nöggerath**, Jakob (VI. 944): gest. zu Bonn 13. Sept. 1877.
**Os**, Georg Jakob Johannes (VI. 1119): gest. 11. Juli 1861.
**Otto**, Ernst Julius (VI. 1178): gest. zu Dresden 5. März 1877.
**Owen**, Robert Dale (VI. 1186): gest. zu New-York 24. Juni 1877.
**Paludan-Müller**, Frederik (VI. 1220): gest. zu Kopenhagen 29. Dez. 1876.
**Pardo** (nicht Prado), Ignacio (s. unter „Peru“ VI. 1358): gest. 16. Nov. 1878, nachdem er zuvor Präsident des Senats geworden war.
**Patterson**, Elizabeth (s. unter „Hieronymus“ IV. 1439): gest. zu Baltimore im Dez. 1877.
**Peel**, Sir Frederik (VI. 1308): gest. zu London 14. (?) Febr. 1879.
**Petermann**, August (VI. 1368): gest. zu Gotha 25. Sept. 1878.
**Pfeiffer**, Ludwig Georg Karl (VI. 1392): gest. zu Kassel 2. Okt. 1877.
**Picard**, Louis Joseph Ernest (VI. 1466): gest. zu Paris 13. Mai 1877.
**Pistorius**, Hermann Alexander (s. unter „Kutschke-Lied“ V. 1067): gest. zu Basedow 24. April 1877.
**Pius IX.** (VI. 1495): gest. zu Rom 7. Febr. 1878.
**Poggendorff**, Joh. Christian (VI. 1519): gest. zu Berlin 24. Jan. 1877.
**Pomare-Wahine**, Amatea (VI. 1543): gest. zu Papeiti 17. Sept. 1877.
**Preller**, Friedrich (VI. 1597): gest. zu Weimar 23. April 1878.
**Quaglio**, Simone (VII. 4): gest. zu München 8. März 1878.
**Raspail**, François Vincent (VII. 65); gest. zu Arcueil-Cachan bei Paris 8. Jan. 1878.
**Regnault**, Henri Victor (VII. 122): gest. zu Auteuil bei Paris 19. Jan. 1878.
**Reichenbach**, Heinrich Gottlieb Ludwig (VII. 129): gest. zu Dresden 17. März 1879.
**Rettich**, Karl (VII. 184): gest. zu Wien 18. Nov. 1878.
**Richter**, Ernst Friedrich Eduard (VII. 242): gest. zu Leipzig 9. April 1879.
**Rietz**, Julius (VII. 255): gest. zu Dresden 12. Sept. 1877.
**Riza-Pascha**, Hassan (VII. 287): gest. zu Konstantinopel 24. Nov. 1877.
**Rokitanski**, Karl Frhr. v. (VII. 311): gest. zu Wien 23. Juli 1878.
**Roon**, Albrecht Theodor Emil Graf v. (VII. 360): gest. zu Berlin 23. Febr. 1879.
**Ruhmkorff**, Heinrich Daniel (VII. 431): gest. zu Paris 21. Dez. 1877.
**Russell**, Graf John (VII. 453): gest. 28. Mai 1878.
**Rüstow**, Wilhelm (VII. 485): erschoß sich zu Zürich 14. Aug. 1878.
**Sacy**, Antoine Isaac Baron Silvestre de (VII. 536): gest. zu Paris 14. Febr. 1879.
**Sapieha-Kodenski**, Fürst Leo (VII. 631): gest. zu Lemberg 11. (10.?) Sept. 1878. In der vorletzten Zeile des Artikels lies „deren Haupt“ statt „dessen“.
**Sayn zu Sayn-Wittgenstein-Berleburg**, Prinz Emil (VII. 668): gest. zu Tegernsee im Sept. 1878.
**Schir Ali-Khan** (VII. 758): gest. zu Mazarischerif 21. Febr. 1879.
**Schneider**, Ludwig (VII. 832): gest. zu Potsdam in der Nacht vom 15. auf den 16. Dez. 1878.
**Schömann**, Georg Friedrich (VII. 845): gest. zu Greifswald 25. März 1879.
**Schwartzkoppen**, Karl Ferdinand Emil Friedrich Wilhelm v. (VII. 919): gest. zu Stuttgart 5. Jan. 1878.
**Scott**, Sir George Gilbert (VII. 978): gest. zu London 28. März 1878.
**Secchi**, Pater Angelo (VII. 985): gest. zu Rom 26. Febr. 1878.
**Stolberg-Stolberg**, Graf Franz zu (VII. 1435): gest. in El Biar bei Algier 9./10. März 1878.
**Strodtmann**, Adolf (VII. 1162): gest. zu Steglitz bei Berlin 17. März 1879.
**Stroganow**, Graf Grigorij (VII. 1463): gest. zu St. Petersburg 20. Febr. 1879.
**Taillandier**, René Gaspard Ernest (VIII. 16): gest. zu Paris 24. Febr. 1879.
**Taylor**, Bayard (VIII. 77): gest. zu Berlin 19. Dez. 1878.
**Villemessant**, Jean Hippolyte **Cartier** gen. (s. unter „Journalismus“ V. 347): gest. zu Monte Carlo bei Monaco 11. April 1879.
**Villoing** (nicht Willoing), Alexander (s. unter „Rubinstein“ VII. 414): gest. zu St. Petersburg Herbst 1878.
**Willisen**, Wilhelm v. (VIII 1179): gest. zu Dessau 24. 25. Febr. 1879.
**Wjatscheslaw Konstantinowitsch**, Großfürst von Rußland (s. unter „Konstantin Nikolajewitsch“ V. 892): gest. zu St. Petersburg 27. Febr. 1879.

# Namen- und Sachregister

Alphabetisch geordnete Zusammenstellung solcher Stichworte, Namen und Abbildungen, welche an anderer als an der alphabetischen Stelle Behandlung erfahren haben.

Die Stichworte für alle, durch im Werk bereits alphabetisch geordnete Artikel vertretenen Materien sind in diesem Register nicht berücksichtigt, sondern im Werk selbst an ihrer Stelle nachzuschlagen. Hier sind hauptsächlich solche Erklärungen oder Darstellungen nachgewiesen, welche bei der Behandlung anderer Stichworte sich ergeben haben, auf die jedoch im Texte des Werkes selbst nicht in allen Fällen durch eine Verweisung (s. d.) aufmerksam gemacht werden konnte. Bei längeren Artikeln giebt die beigefügte Ziffer die bezügliche Seite oder vielmehr Spalte an. Abbildungen sind durch ein schräg stehendes *A* hervorgehoben. Hierbei bezeichnet eine römische Ziffer den Band und die danebenstehende deutsche (arabische) die laufende Nummer der Illustration. Bei Abbildungen auf einer Bildertafel ist der Ordnungsnummer der Tafel ein *T* vorangestellt. Einzelne zu einer Tafel oder Gesammtillustration gehörige Abbildungen sind durch eine in Klammern gesetzte Zahl näher bezeichnet.

Artikel oder Namen, die unter C vermißt werden, sind unter K nachzuschlagen.

Artikel oder Namen, die unter C vermißt werden, sind unter K nachzuschlagen.

Artikel oder Namen, die unter C vermißt werden, sind unter K nachzuschlagen.

Ende des Werkes.